Digitized by Google

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Neunundfünfzigster Band.

Januar bis Juni.

1861.

Leipzig,

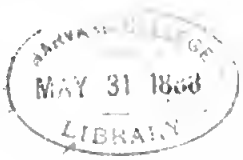
Verlag von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges vier Thaler

Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährig zu beziehen.

Digitized by Google

~~IX~~ G
BP 373.1 (59-60)



Subscription fund.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Deutschland und das Ausland.

Januar. Die Nationalität und die Kultur. S. 1. — Zur Verständigung über das sogenannte Recht, aus fremden Sprachen zu übersetzen. S. 13. — Fürst Metternich und seine Politik. S. 14. — Zwanzig Jahre in der Nähe Friedrich's des Großen. S. 37.

Februar. Triest, eine deutsche Stadt. S. 61. — Deutschthum und Polenthum im Großherzogthum Posen. S. 73. — Buchhändlerische Reminiscenzen einer Reise von Moskau nach Paris. S. 75. — Die von Professor C. Tischendorf entdeckte Sinaitische Bibel-Handschrift. S. 85. — Der Rheinische Chronist Immermann und Wolfgang Müller. S. 97.

März. Die Classification der Sprachen, nach Steinthal. S. 109.

April. Zur Friedrichs-Literatur. Les matinées royales. S. 169. — Schiller's Text, wie ihn der Verfasser schrieb. S. 169. — Kirchliche Chronik des Jahres 1860. Historisches, Theologisches und Legislatives. S. 201.

Mai. Die theologisirende Rechts- und Staatslehre und deren Gegner Stahl und De Maistre, Thiie und Laurent. S. 205. — Das Großherzogthum Posen und die Polen. S. 227. — Die christliche Gemeinde des neunzehnten Jahrhunderts. S. 237. — Chemische und physikalische Eigenschaften der Ackererde. S. 249. — Das Judenthum im christlichen Deutschland. S. 250.

Juni. Dichter-Standbilder in Berlin. S. 277. — Klöden's Handbuch der Erdkunde. S. 278. — Die Presse in Oesterreich. S. 280. — Tagebücher von Friedrich Gentz. S. 301. — Volkswirthschaftliches. I. Aus dem südwestlichen Deutschland. II. Der Rechts- und der Polizeistaat. S. 303.

Böhmen.

Januar. Čechische und deutsche Nationalität. S. 34.

März. Fiskalender aus Böhmen. S. 127. — Die neueste čechische Bewegung. S. 133.

Ungarn.

Februar. Professor Wuyer über die Donauländer. Die Magyaren. S. 79.

März. Das neueste Programm der ungarischen Emigration. S. 150.

April. Die ungarische Bewegung. S. 157.

Dalmatien.

Januar. Zur südslavischen Bibliographie. S. 9.

Frankreich.

Januar. Literarisches Echo aus Paris. Quinet's „Merlin" und Victor Hugo. Ratisbonne's „Kindliche Komödie." S. 19. — Der philosophische Liberalismus der Franzosen. S. 32. — Die Zukunft der Religion in der modernen Gesellschaft. S. 39. — Octave Feuillet's neues Drama. S. 41. — Literarisches Echo aus Paris. Ein pictographisches Monument vom Abbé Domenech. Die hieroglyphischen Schreibarten von Léon de Rosny. Das deutsche Gesellschaftshaus. S. 52.

Februar. Der Ultramontanismus in Frankreich. S. 76. — Wolfsjagden in Frankreich. S. 89.

März. Frau von Girardin, die französische Muse. S. 110. — Zur Rabelais-Literatur. S. 126. — Pater Lacordaire in der Akademie. S. 135. — Frankreich und der deutsche Zollverein. S. 148.

April. Die altfranzösischen Poeten, herausgegeben von F. Guessard. Das Urbild des Oberon. S. 163. — Die Centralisation in Frankreich. S. 174. — Salvador's „Paris, Rom und Jerusalem." S. 184. — Forschungen über die Entstehung der Insulerien. Schöpfung oder Zeugung? S. 198.

Mai. Ein Sprachverbesserer und politisch Unzufriedener. S. 222. — Deutsche Zeitungen in Paris. S. 232. — Der Tannhäuser und die französische Kritik. S. 247. — Französische Lyrik. S. 248. — Soziale Fragen der Gegenwart. II. Die Arbeit der Frauen in Frankreich. S. 263.

Juni. Künstliche Fischzucht. S. 285.

England.

Januar. Hans Ibeles in London. S. 2. — Literarische Korrespondenz aus England. Die Vieh-, Wurzel-, Frucht- und Geflügel-Ausstellung. Englische und deutsche Agrikultur. S. 25. — Die Eisenbahnen Englands. S. 47.

Februar. Literarische Korrespondenz aus England. Quellen der Literatur. Memoiren und Biographien. Publizistische und touristische Erscheinungen. S. 63. — Die gegenwärtige Lage Irlands und der Irländer. S. 98.

März. Literarische Korrespondenz aus England. Die englische Industrie und der Fluch der Cottonokratie. Der Frost im Januar und in den sozialen Verhältnissen. S. 113. — Oeffentliche Bibliotheken. S. 121. — Korrespondenz-Berichte aus London. Konservativer Charakter der Engländer. Schriftstellerinnen. Damen. S. 134. — Bedingungen des Nationalreichthums. Producten, Handel und Communicationsmittel. S. 145.

April. Korrespondenz-Berichte aus London. Kuriositäten der Civilisation des Lebens und Strebens. S. 161. — Payne-Collier's Shakspeare-Fabrication. S. 163. — Sir Walter Scott's Concurs. S. 170. — Shakspeare vom irischen Standpunkte. S. 186. — Mrs. Anna Jameson. S. 197.

Mai. Korrespondenz-Berichte über England. Der Londoner Korrespondent in Berlin. Die neuen Romane von Miß Evans. Der neue Ausstellungs-Palast. S. 219. — Die asiatische Politik Palmerston's. S. 229. — Soziale Fragen der Gegenwart. I. Die Mitarbeiter-Vereine in England und Frankreich. S. 241. — David Urquhart. S. 256. — Lord Stanhope's Biographie William Pitt's. S. 259.

Juni. Richard Löwenherz und Robin Hood. S. 269. — Briefliche Mittheilungen aus London. Das Volunteer-Movement. S. 289.

Italien.

Januar. Die Gräber-Symbolik der Alten. S. 9. — Revolution und Reaction in Italien. S. 21.

Februar. Italien seit dem Frieden von Villafranca. S. 86.

März. Zur Geschichte Italiens im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. S. 112. — Mezzofanti und der Umfang seiner Sprachkenntnisse. S. 124.

April. Napoleon und die Republik Venedig. Die Jonischen Inseln unter französischer Herrschaft. S. 165. — Savonarola. S. 176. — Bibliographie des einigen Italien. S. 185.

Mai. Literatur-Bericht aus Italien. I. Politik und Geschichte. II. Theater und Poesie. S. 235.

Juni. Marchese Paulucci und König Karl Albert. S. 284. — Literatur-Bericht aus Italien. Barcardo von Straßburg, nach Bianchi Giovini. S. 294. — Der Etna und die Stadt Catania. S. 306.

Spanien.

Januar. Elementar-Unterricht und Kirchlichkeit in Spanien. S. 54.

Belgien.

Januar. Karl V. in Belgien. Nach Alexander Henne. S. 49.

März. Schattenrisse der neuen vlamischen Literatur. Eugen Zetternam. S. 139.

April. Feudalismus und Kirche. S. 181. — Zur Geschichte der vlamischen Literatur. S. 183.

Juni. Das belgische Volk und die französischen Emissaire. S. 268. — Die Nationalitäten in Belgien. I. Sprachverschiedenheit. S. 279. — II. Zur Geschichte der Sprachen-Abgränzung in den Niederlanden. S. 293. — III. Germanen und Romanen. S. 304.

Holland.

Januar. Motley's Geschichte des Abfalles der Niederlande. Philipp II. und Wilhelm von Oranien. S. 17.

Juni. Briefe aus den Niederlanden. Der holländische Kaufmann als Typus des National-Charakters. S. 265. — Politische Wespen in der Naturgeschichte. S. 304.

Dänemark.

Mai. Wesen und Ursprung des Skandinavismus. S. 244.

Juni. Andersen's neue Mährchen und Geschichten. S. 290.

Schweden.

Mai. Die freiwillige Volksbewaffnung in Schweden. S. 211.

Norwegen.

Februar. Norwegische Dichter. Andreas Munch, Björnson und das Dänenthum. S. 62.

Rußland.

Februar. Zustände der russischen Juden. S. 102.

April. Zur Charakteristik der neuesten Bewegungen im slavischen Osten und Süd-Osten. S. 193.

Mai. Das adelige Nest, von Turgenieff. S. 223.

Finnland.

Februar. Beschwörung von Krankheiten bei den Finnen. S. 92.

April. Einige Parallelen zwischen serbischer und finnischer Poesie. S. 196.

Polen.

Januar. Literaturhistorisches über polnische Schriftsteller. I. Quellen der polnischen Literaturgeschichte. S. 55. — Reclamirung deutschen Eigenthums. S. 56.

Februar. Literaturhistorisches über polnische Schriftsteller. II. Einige Dichter aus dem 16. und 19. Jahrhundert. S. 80.

März. Studien der polnischen Literatur. Die Philosophie. III. Liebelt. S. 152.

April. Muchanow und die Juden in Polen. S. 190.

Mai. Die erste Theilung Polens. S. 208.

Juni. Die bäuerlichen Verhältnisse im Königreich Polen. S. 296.

Griechenland.

Januar. Ellissen's neugriechische Analekten. S. 34. — Neugriechische Lebensbeschreibungen. S. 45.

Türkei.

Januar. Die Theilung der Türkei. S. 5.

März. Die türkische Finanzwirthschaft. S. 129.

Juni. Die Lage der Christen in der Türkei. S. 270. — Verhältniß zwischen Christen und Türken in Klein-Asien und Syrien. S. 282. — Kolonisirung der Türkei. Finanzen und Engländer. S. 307.

Bosnien.

Mai. Die bosnische Schrift und Literatur. S. 236.

Asiatische Türkei.

April. Lycien als Kolonialland. S. 178

Armenien.

Februar. Armenische Volkslieder S. 81.

Syrien.

Januar. Die Religion der Drusen, nach H. Petermann. S. 41.

Palästina.

Mai. Die Zerstörung Jerusalems. S. 218.

Arabien.

Januar. Die Juden in Jemen S. 10.

April. Die Naturweisheit der Araber im zehnten Jahrhundert. S. 178.

Central-Asien.

Januar. Fortschritte der Russen in Central-Asien. S. 23

März. Adolf Schlagintweit und sein Mörder. S 142.

Ostindien.

Januar. Die Colonisation des Himálaja durch Europäer. S. 56.

März. Der englische Krieg in Indien im Jahre 1858. Die Einnahme von Lucknow. S. 115.

Juni. Orient und Occident S. 310.

Hinter-Indien.

Mai. Deutsche Briefe aus Annam. Das Neujahrsfest in Saigun. S 280.

Juni. Deutsche Briefe aus Annam. Scenen aus dem französischen Kriegslager in Cochin-China. Der Handel in Saigun. S. 309.

China.

Februar. Peking und seine Herrlichkeiten. S. 82. — Studenten in China. S. 106.

März. Lügen auf chinesische Rechnung. S. 142.

April. Die chinesischen Rebellen. S. 179.

Japan.

Januar. Die Verfassung des japanischen Staates S. 58.

Algerien.

März. Ein Engländer unter den Mauren in Algier. S 153

Aegypten.

Februar. Von Sakkara durch die Wüste nach Fayum. I. Das Kameel und die Wüste. S. 93. — II. Die Provinz Fayum. S. 103.

März. Von Sakkara durch die Wüste nach Fayum. III. Der Landbau im heutigen Aegypten. S. 118.

Westindien.

Juni. Gesellschaftliche Zustände der Insel Cuba. S. 272.

Hayti.

Februar. Geschichte Hayti's, von Handelmann. S. 71.

Nord-Amerika.

Januar. Präsident Lincoln und die Sklaverei in den Vereinigten Staaten. I. Abraham Lincoln. II. Zur Geschichte der Sklaverei in Amerika. S. 3. — Amerikanische Natur-Beobachtungen. Zur Naturgeschichte des Instinktes. S. 28 — Amerikanische Natur-Beobachtungen. Unter den Bäumen. S 46

Februar. Briefe aus den Vereinigten Staaten. Die amerikanische Secessions-Bewegung. S. 65.

April. Die Revolution in Nord-Amerika S. 159. — Die westliche Welt, nach Alexander Mac Kay. I. Der Kongreß und der Präsident. S. 173 — II. Soziale Zustände. Die Sklaverei. Volks- und Gesellschaftsleben. Handel und Handelspolitik. S. 189.

Mai. Die Revolution in Nord-Amerika. S. 217. — Die verurunirigten Staaten I. Deutsche Stimmen über die Erhaltung der Union. II. Amerikanisches Urtheil über die jetzige Krisis. S. 260.

Juni. Zur Racenfrage in den Vereinigten Staaten. S. 282. — Washington, die Kongreßstadt. S. 297.

Süd-Amerika.

Februar. Die spanischen Republiken Süd-Amerika's. S. 68.

Juni. Deutsche Auswanderung in Chile. S 286

Mannigfaltiges.

Januar. Arndt's Geist der Zeit. S. 11. — Alexander u. Humboldt und sein junger Freund. S. 11 — Deutsche Literatur in Spanien. S. 12 — Cokridge und Butwer. S 12. — Zur Geschichte des französischen Theaters S 12. — Oesterreich und die Nationalitäten S. 24. — Ein Ausspruch Daniel Manin's. S 24. — Rußlands Ausdehnung S. 24. — Herr Vogt. Von Karl Marx S 24. — Schiller's Laara S. 24. — Bunsen in England. S 35. — Preußische Expedition in Japan. S. 35 — Graf Joseph de Maistre als Vertäufer Garibaldi's. S. 36. — Griechische Uebersetzungen Goethe'scher Dichtungen S 36. — Das jüdisch-theologische Seminar zu Breslau. S. 36. — Ein neues Ballet. S. 36. — Klopstechterei gegen Friedrich den Großen. S. 47. — Zum 29. Januar 1861. S. 48 — Zur Gewerbegesetzgebung. S. 48. — Deutsche Literatur, in Frankreich beurtheilt S 48. — Slavische Agitation in Paris. S. 48. — Zur Lehre vom Eigenthumsrecht der Autoren auf die Uebersetzungen ihrer Werke. S. 59. — Deutsche Freizügigkeit und Gemeinde-Absperrung. S 59. — Zur italiänischen Sprachfrage. S 60. — Die Alpen, in Natur- und Lebensbildern. S 60. — Wilhiam de Normann. S. 60 — Die Frau in Weiß. S. 60. — Erklärung. S. 60.

Februar. Guizot und Lacordaire. S. 71. — Dr. von Heuglin's Expedition nach Inner-Afrika. S. 71. — Eduard Vogel. S. 71. — Reisen in Central-Afrika. S. 72. — Der Ritter St. Georg in Prag S. 72. — Englische Bartscheererei. S 72. — Berichtigungen von Deutschen in London. S. 72. — Zur Geschichte Elisabeth's von England. S 83 — England und Italien. S. 83 — Julius Faucher. S. 84. — Städler's italiänisches Lehrbuch. S. 84. — Allgemeine deutsche Strafrechts-Zeitung S. 84. — Bibliomanie in England. S. 84 — Havilah, eine Erzählung vom Libanon. S. 84. — Macculach's „Geld und Banken." S 94. — Deutsche Kuriositäten. S 95. — Englische Rechtspflege. S. 95. — Emerson's neuestes Werk S. 95. — Die deutsch-französische Revue S. 95. — Niederländisches Gymnasium in Indien. S. 95. — Bondel's Denkmal. S. 95. — John Halifax Gentleman. S. 95 — Deutsche Dichter und Denker S. 96. — Alte Inschriften auf Java und Sumatra. S. 96. — Charles Dickens. S. 96 — Der Welt-Untergang. S. 96 — Frankreich, Rom und Italien. S 108. — Das englische Oberhaus und das preußische Herrenhaus. S. 108 — Zur Geschichte der Vulgata. S. 108. — Stolle's „Faust." S. 108. — Die Ingend der Zukunft. S. 108.

März. B. G. Teubner. S. 119. — Zweifel über das Alter der Sinaitischen Bibel-Handschrift S. 119. — Leipziger Illustrirte Zeitung S 120. — Baltische Monatsschrift. S. 120. — Italiänische Erörterung der Civil-Ehe. S. 120. — Ralph Norwood, von Armand. S. 120 — Frankreich und der König von Italien. S. 131. — Graf Friedrich Stolberg und die bürgerliche Moral. S. 132. — Henri Murger. S. 132. — Aus dem Morgenlande S. 132. — Kreuz und Halbmond. S. 132. — Die Schweiz S. 132. — Rodenberg's „Deutsches Magazin." S. 132 — Deutsche Geschichte vom Standpunkte der Volkswirthschaft. S. 143 — Das Norwegische als Schriftsprache. S. 143 — Victor Hugo und die Brasilianer. S. 144. — Die Salons von Wien und Berlin. S 144. — Rom oder Florenz. S. 144. — Zur Naturgeschichte der Sprachen S 144 — Italiänische Bibliographie. S 144. — Frankreichs Landes-Oekonomie S. 156. — Sprachforschung in Ungarn S. 156. — Berliner Journalistik. S. 156.

April. Alter der Sinaitischen Bibel-Handschrift. S. 167. — Alexander von Humboldt und die Privatbibliothek Friedrich Wilhelm's IV. S. 168. — Anthologie des Orients. S. 168. — Bibliothek des Auslandes. S. 168 — Castelli's Memoiren. S. 168. — Das Engadin. S. 180. — Zur Geschichte der deutschen Freizügigkeit. S 180. — Der Primator. S. 180. — Polnische Publicistik. S. 191. — Eine böhmische Zeitschrift in Paris. S. 191. — Huber's volkswirthschaftlicher Zeitschrift. S. 192. — Menufe des Israel. S. 192. — Chinesisches Vademecum für Goldsucher. S. 192. — Die Lesehalle des British Museum. S. 203 — Kultur und Industrie in Japan. S. 203. — Das Nibelungenlied, neu übersetzt. S. 204. — Jagden in Ungarn und Böhmen. S 204. — Von Haus zu Haus. S. 204. — Jérome Napoleon. S. 204.

Mai. Der Herzog von Aumale und Prinz Napoleon. S. 214. — Garibaldi und der Skandinavismus. S. 214 — Der Libanon, von David Urquhart S. 215. — Theorie und praktischer Materialismus. S. 215. — Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. S. 215. — Pantalinismus. S. 216. — Das geistige Leben der Blamingen. S 216 — Prinz Napoleon's Erwiderung an den Herzog von Aumale. S 227. — Parteilichkeit und Verlogenheit der englischen Presse. S 227. — Jüdische Gemeinde-Bibliothek. S. 228. — Der musikalische Roman: „Kunst und Handwerk." S. 228. — Fragen und Antworten im englischen Parlament. S. 239. — Schleswig's Verhältniß zu Deutschland S 239. — *Essays and Reviews.* S. 240. — Baffou's Korrespondenz S. 240 — Zur Gewerbefrage in Schlesien. S. 240 — Die evangelischen Deutschen im Westen Nord-Amerika's. S. 251. — Briefe von H. Heine. S 251. — Statistisches aus Oesterreich. S 252. — G. Wolf's „Geschichte der israelitischen Kultus-Gemeinde in Wien." S. 252. — Französische Stimmen über den deutschen Nationalverein S. 263. — Lord Palmerston und die Jonier. S. 263. — Der englische Capitain und die deutsche Dame. S 263. — Wanderfahrten des Doktor Pancratius. S 263. — Die anhaltinischen und die italiänischen Fürstenthümer. S 264. — Preisausschreiben für volkswirthschaftliche Schriften. Einladung und Programm zur vierten Versammlung des volkswirthschaftlichen Kongresses, ec. S. 264.

Juni. Berliner Goethe-Ausstellung. S. 275. — Der Delius'sche Shakspeare vollendet. S 275. — Die neapolitanische Königssammlung in Rom S 276. — Gewerbefreiheit und Freizügigkeit. S. 276 — Die Presse und der Krieg in Amerika. S. 276. — Der Suez-Kanal. S. 276 — Die Franzosen in Hinterladica. S. 287. — Der Ton des englischen Kabinets gegen das Ausland. S. 287. — Die Freimaurerei in Frankreich S 287 — Daate in Paris. S 287. — Mezzofanti's kirchengeschichtliche Tabellen. S 288 — Gräfe's Bücherpreis. S. 288. — Shakspeare's Zeitgenossen, von Bodenstedt S. 288. — Erklärung. S. 288. — Politik und Lüge, Brutalität und Diplomatie. S. 299 — Cavour und seine Zeitgenossen S. 300. — Die ersten Nachrichten über Heuglin's Expedition. S. 300. — Das Innere von Australien. S. 300. — Aus dem Jahre 1819. S. 311. — Herr von Heuglin über den Suez-Kanal. S 311. — Mariette's ägyptische Alterthümer. S. 311. — Böhmische Geschichtsstudien. S 311. — Verlags-Artikel des Lloyd in Triest. S. 312 — Pädagogisches aus Schleswig. S. 312. — Was ein Pariser Gasthof einbringt S. 312. — Der „Philister." S 312.

Anstalten
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder Franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 1. Mittwoch, den 2. Januar 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite
Die Nationalität und die Kultur 1
England.
Hans Ibeles in London 2
Nord-Amerika.
Präsident Lincoln und die Sklaverei in den Vereinigten Staaten I. Abraham Lincoln II. Zur Geschichte der Sklaverei in Amerika 3
Türkei.
Die Theilung der Türkei 5
Dalmatien.
Zur südslavischen Bibliographie 9
Italien.
Die Gräber-Symbolik der Alten . . . . . „
Arabien.
Die Juden in Jemen 10
Mannigfaltiges.
Arndt's Geist der Zeit 11
Alex. v. Humboldt und sein junger Freund . . . . . „
Deutsche Literatur in Spanien 12
Coleridge und Bulwer. . . . . „
Zur Geschichte des französischen Theaters . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

1861.

Die Nationalität und die Kultur.

Das entschiedene Vorgehen der nationalen Partei in Italien hat, wie es scheint, das Jahr 1860 als einen Wendepunkt im Leben der europäischen Völker-Familien bezeichnet. Das Gleichartige, das jenseits der Alpen seit einem Jahrtausend durch politische Verschiedenheiten und Gränzen getrennt war, thut sich wieder zusammen, und wie Frankreich, wie Großbritannien, will auch Italien ein großes Ganze bilden. Wer wird nicht in dieser Bewegung des Jahres 1860 einen Vorgang erblicken, der für die Zukunft Europa's maßgebend, für den Fortschritt der Kultur, des Rechtes und der Freiheit von höchster Bedeutung ist?

Allein liegt nicht auch in dieser Bewegung, in diesem Anstoß, der einem unberechenbaren Kreislaufe gegeben ist, eine Gefahr für Deutschland, das innerhalb seiner Gränzen so viele Bewohner zählt, die der deutschen Nationalität nicht angehören? Werden nicht Wenden, Tschechen, Polen und Illyrier dem Beispiele der Italiäner folgen und ihre Waffen mit Erfolg gegen Deutschland kehren?

Wahrlich, wir müßten einen schlechten, ja einen verkehrten Begriff von der Macht der Kultur, des Rechtes und der Freiheit haben, wenn wir dies möglich hielten. Wir müßten eben so gut an die Auflösung Großbritanniens, an die Auflösung Frankreichs in die verschiedenen, nationalen Elemente, aus denen sie zusammengesetzt sind, glauben, wenn wir annehmen könnten, daß die mit und durch Deutschland kultivirten, mit und durch Deutschland zur Erkenntniß des Rechtes und der Freiheit gelangten Bruchstücke fremder Nationalitäten, die theils mitten unter und theils neben den Deutschen wohnen, sich jemals von uns auch in politischer Hinsicht trennen und mit unseren Nationalfeinden gemeinsame Sache machen werden.

Nur eben die Eine Möglichkeit ist vorhanden, daß diese Bruchstücke sich mehr durch die ihnen verwandte, große slavische Nationalität angezogen fühlen, als durch ihr historisches Zusammenwachsen mit den Deutschen, wenn Deutschland jemals seine Mission der Kultur, des Rechtes und der Freiheit aufgäbe, wenn es ihm nicht bald gelänge, Oesterreich, das leider nur, weil es diese Mission von sich wies, so schwach geworden, wie Figura zeigt, zu sich heranzuziehen und es wider seinen Willen zu einer festen Burg der Kultur, des Rechtes und der Freiheit zu machen.

Nur darum wagen es ja diese halbasiatischen Magyaren, die dem deutschen Bürger ihre Kenntniß der Gewerbe, dem deutschen Lehrer ihre Kenntniß der Wissenschaft, der deutschen Literatur ihre schwachen Anfänge in Poesie und Prosa verdanken, jetzt wieder dem Deutschthume mit hochmüthiger Verachtung zu begegnen — nur darum, weil Oesterreichs deutsche Regierung, statt mit dem Beispiele des Rechtes und der Freiheit voranzugehen, ihnen Recht und Freiheit erst einräumte, als sie durch die Macht der Verhältnisse dazu gezwungen war.

Niemals ist die deutsche Nationalität ohnmächtiger gewesen, als zur Zeit der Rechtlosigkeit und der Unfreiheit Deutschlands. Warum haben Holland und die Schweiz, warum haben Elsaß und Lothringen sich von der deutschen Nationalität abgewandt — warum anders, als weil sie das deutsche Reich zerrissen, das deutsche Recht mit Füßen getreten und die unfreien Deutschen überall für die Unterdrückung der Völker kämpfen sahen? Erst Lessing und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, die das gesammte deutsche Volk für Kultur, Recht und Freiheit begeisterten und es im Geiste einigten, haben auch der deutschen Nationalität wieder Achtung unter den fremden Nationen erworben.

Diese Achtung, der deutschen Begeisterung für Wahrheit und Recht gezollt, kann und wird aber nur dann dem deutschen Volk erhalten bleiben, wenn dem von deutschen Denkern und Dichtern aufgestellten Ideale auch die reale Bethätigung im deutschen Staats- und Volksleben entspricht. Magyaren, Slavenen und Kroaten hassen das Deutschthum, weil sie es eben nur unter österreichischen, unfreien und rechtlosen Formen kennen. Die Dänen mißachten das Deutschthum, weil sie aus Erfahrung wissen, daß in Frankfurt a. M., wo ja ein Däne mit an der Bundestafel sitzt, zehn Jahre lang die deutsche Politik nicht von den Grundsätzen des Rechts und der Freiheit, sondern von den Prinzipien der Herren von Rechberg und von Manteufel geleitet wurde. Und die Polen — abgesehen von ihrem gerechten Schmerz um die eigene, abhanden gekommene Selbständigkeit — ziehen nur darum sogar das russische dem deutschen Regiment vor, weil dieses ihnen seit dem Jahre 1819, seitdem die Bundespolitik in Kurhessen, in Schleswig-Holstein, in Mecklenburg, in Anhalt ꝛc. zur Anwendung kam, als ein Regiment der Rechtlosigkeit und der Unterdrückung erschien.

Es liegt uns eben von dem bekannten polnischen Schriftsteller J. J. Kraszewski in Warschau, der im vorigen Jahre ein so geistvolles, versöhnliches Wort über Schiller und dessen Welt-Einfluß sprach, ein politischer Artikel über die deutschen Einheits-Bestrebungen vor,* worin auf diesen Widerspruch, der zwischen den Ideen und den Thaten der Deutschen sich findet, mit bitterer Ironie hingewiesen wird. Es ist allerdings nur zu wahr, daß unsere politische Zerrissenheit, unsere kleinstaatlichen Sonder-Interessen und Gegenstrebungen das Ideal einer deutschen Macht, die ihren Angehörigen auf dem ganzen Erdboden Ansehen und Schutz verleiht, nicht aufkommen läßt; aber es ist abgeschmackt, wenn Herr Kraszewski in dem Charakter des deutschen Volkes, den er als kleinlich und mißgünstig bezeichnet, einen Erklärungsgrund für diese Erscheinung sucht.

* Abgedruckt in dem zu Posen erscheinenden Dziennik.

Es ist unwahr, daß die Deutschen mit Mißgunst auf ihre westlichen, mit Haß und Verachtung auf ihre östlichen Nachbarn blicken. Im Gegentheil hat keine andere Nation mehr, als die deutsche, Theilnahme und Anerkennung für die Tugenden und den wahren Ruhm ihrer Nachbarn. Wir wissen nichts davon, daß die Deutschen, wie Heer Kraszewski behauptet, die Slaven aus tiefster Seele hassen. Wir wissen nur, daß uns die Sittenverderbniß und die Corruption, die sich in Warschau und St. Petersburg, in Lemberg und Moskau, in Kragujewatz und Montenegro, unter allerlei Formen und Uniformen zeigen, Widerwillen und Schauder erregen. Aber die edeln Charaktere, deren uns Viele unter den Polen, wie unter den Russen und unter den übrigen Slaven, bekannt sind, lieben wir und alle Deutsche, auch wenn ihre Muttersprache und ihre Nationalität eine slavische ist.

Ja, gerade weil wir uns bewußt sind, daß wir die Slaven parteiloser, gerechter und liebevoller beurtheilen, als sie uns, darum zweifeln wir auch nicht, daß diejenigen slavischen Bruchtheile, die einmal durch den Lauf der geschichtlichen Ereignisse mit deutschen Geschicken verflochten sind, davon nicht mehr getrennt werden können. Denn das eben ist das Kennzeichen der Kultur, des Rechtes und der Freiheit, daß sie, wie die Sonne, einen Mittelpunkt bilden, der auch die Widerstrebenden anzieht und festhält.

Aber darum, Ihr Deutschen, lasset uns vor Allem unserer Mission der Kultur, des Rechtes und der Freiheit stets eingedenk und treu bleiben!

J. C.

England.

Hans Ibeles in London.

Von Johanna Kinkel.

Am 15. November, just als ich Ihnen meine Uebersicht der deutschen Literatur in London abgeschickt hatte, bekam ich den neuesten Beitrag und Schluß dazu, das deutsche Familienbild auf englischem Boden von Johanna Kinkel, am 15. November, dem Todestage der Verfasserin:

„Hans Ibeles in London. Ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben." *

Suchen wir uns erst über den Titel zu verständigen. Der Name des Helden läßt auf einen komischen Charakter schließen, ist aber nur ehrlicher Nachklang aus dem Tone des Kleinbürgerthums am Rheine, wo er geboren und zur Musik erzogen ward. Als Musikdirector einer kleinen Stadt wird er 1848 „Held wider Willen" und flieht mit Frau und einer Heerde Kinder nach London, wo ihm das Heitere und Komische bald vergangen sein würde, selbst wenn er zu Hause der lustigste Bruder gewesen wäre.

„Der Mann (Hans Ibeles im Gespräche mit seiner Frau) verweilte bei dem ersten überwältigenden Eindruck, den London auf den Fremden macht und der Demjenigen doppelt an die Seele greift, der sich sagt, hier in dieser kolossalen Welt sollst Du mitschwimmen, mitkämpfen und Dir Geltung erringen. Er sprach: Durchfuhr es nicht auch Dich wie ein elektrischer Schlag, als der Steward in die Kajüte hineinrief: Wir sind in England, eben lenkt das Schiff in den Themsestrom! — Heute, als wir die Kinder aus dem Hotel hierher holten und der Wagen in der City vor Gedränge ein paar Mal nicht weiter konnte, da neuerdings ich dieses rastlose Jagen und Treiben, in dem ich selber mit ein ungeduldiges, nun Eile gesporntes Atom war, mit der mondbeleuchteten Baumgruppe am Rhein, wo ich zu sitzen und zu komponiren pflegte, wo ein spät vorbeigleitender Nachen ein Ereigniß war und wo das Geschwätz von ein Paar Schiffer-Burschen meine Träume störte. Kann denn hier je der Mensch träumen? Wie ist es möglich, daß Dichter und Komponisten in dieser Atmosphäre leben können? Zwischen den unendlichen Straßenlinien, so weit man sie übersah, von bunten Kaufläden glitzernd, mit Omnibus, wie zweistöckigen Häusern, voll Menschen gepfropft, stieg mir wie ein Geisterbild jenes liebe Plätzchen auf. Ich fühlte den kühlen Nachthauch in den Baumwipfeln wehen; drüben zeichneten sich von dem Mond die schwarzen Ruinen vom Hammerstein ab. Die Thränen traten mir in die Augen, als die Vision verschwand und dieser tolle Londoner Straßenkarneval wieder an die Stelle trat."

Dieser Träumer und Komponist unter der mondbeleuchteten Baumgruppe, soll und will nun in diesem Gewühl von 6 Millionen Menschen- und ziemlich ebenso viel Thierbeinen und Hunderttausenden nun ewig drehenden, knatternden Rädern als Mensch, Gatte, Vater und Künstler Brod schaffen und seine Ehre, die bürgerliche und künstlerische, wahren. Es gelingt ihm mit einer heldenmüthigen Frau, aber unter den schwersten Kämpfen und mit der härtesten Arbeit.

Dieser Kampf in seinen alltäglichen Einzelnheiten des deutschen Wesens mit dem englischen, der deutschen Häuslichkeit und Anschauungsweise mit der englischen, deren Ineinandergreifen, die Wahrung des deutschen Elementes bei aller Accommodation und Acclimatisirung mit dem englischen — das ist das eigentliche Pathos dieses erlebten, empfundenen, in seinen Details memoirenartigen und thatsächlichen „Familienbildes," das nur durch künstlerische Abrundungen etwas in's Romanartige transportirt worden zu sein scheint.

Man darf daher keine anziehende, verwickelte „Handlung" erwarten und muß sich darauf gefaßt machen, eben nichts weiter zu finden, als ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben, ein deutsches Familienleben zwischen dem tragischen Hinter- und komischen Vordergrunde des englischen, des Londoner Lebens, dessen Kontraste zu dem deutschen durch eine unzählige Menge an sich unbedeutender Einzelnheiten Summa Summarum deutlicher und anschaulicher werden, als durch die besten Schilderungen, eben weil sich die beiden Kontraste in konkretester, detaillirtester Wirklichkeit, im Hauswesen, in Mann und Weib und Kindern, Dienstboten, englischen und deutschen Gästen, Speisen, Gewohnheiten ꝛc. immer wieder ganz deutlich berühren, dicht neben einander auftreten, sich abstoßen oder in einander übergehen.

„Wehe der deutschen Hausfrau, welche deutsche Einrichtungen und Gewohnheiten in diesem Lande beibehalten will, da das ganze tägliche Leben in feste Gewohnheiten geschmiedet ist! Sie wird in einem ewigen vergeblichen Kriege mit den Londoner Verhältnissen bleiben, deren Ordnung so unverbrüchlich ist, als ob sie durch Parlamentsbeschluß zum Gesetz erhoben sei."

Es geht wohl, hier deutsch zu wirthschaften, aber dazu muß man vollständig unabhängig sein. Wer aber, wie Hans Ibeles, als Künstler, Komponist und Musiklehrer von und mit den Engländern leben will, dem schreibt ein unsichtbares, ungeschriebenes, aber dessenungeachtet ganz drakonisches Gesetz nicht nur das Hauswesen vor, sondern auch die Größe und die Gegend desselben, die Gardinen, die Teppiche, die Tische und Stühle, die Dienstboten. Er muß ein großes Haus miethen, sonst glaubt man nicht an ihn. Das kleinste Fleckchen von Verlegenheit oder Abgeschabtheit, das man durch ein Vergrößerungsglas (durch welches der Fremde von den Nachbarn gegenüber beinahe Tag und Nacht betrachtet wird) in irgend einem Winkel entdeckt, bringt ihn in Verruf, als hätte er gestohlen oder als wären die schwarzen Pocken in seinem Hause.

Es giebt hier deutsche Musiklehrer, die jährlich ihre 6000 Pfund einnehmen — allerdings nur zwei oder drei, aber die Zahl derer, die ihre Guinee für die Stunde bekommen und wie Fürsten leben, ist nicht gering. Erst neulich bekam ein mir bekannter German Music-Master eine Anweisung auf 60 Pfund Sterling und eine große Kiste Rothwein für 20 Stunden. Aber Hans Ibeles will keinen „Humbug" mitmachen und sich nicht zur Geldmacherei erniedrigen, namentlich nicht zum bezahlten Auftreten in aristokratischen Privatkreisen hinter Barrièren und nachheriger Abfütterung in einem Bedientenzimmer, obgleich so ein Aristokrat oder Krösus gern seinen Cheque auf 200 Pfund an seinen Privat-Konzertgeber schickt. Damit machen, beiläufig gesagt, die deutschen Sechstausendpfünder hauptsächlich ihren Geldhaufen. Krösus und Bankier, oder Broker So und So, oder Lord, Herzog, Earl, Baronet, Sir So und So schicken ihm eine Note und bitten ihn, für den und den Abend ihm ein Koncert zurechtzumachen und die berühmtesten Künstler und Künstlerinnen zu engagiren. Dies thut er. Einige bekommt er umsonst, andere vielleicht à 10 Guineen für eine einzige Arie, wofür er 20 — 30 auf die Rechnung setzt. So läppeen sich die 6000 Pfund zusammen, da er das Geschäft während der Saison vielleicht wöchentlich zwei bis drei Mal macht. Andere thäten's für die Hälfte, für ein Viertel, ein Achtel, ja umsonst, blos der Ehre und der Empfehlung wegen, und besser, aber nur Herr B. darf's machen, weil der einmal „etablirt" und am Theuersten ist. Nur Plebejer kaufen auf dem wohlfeilsten Markte. Der Engländer, der's einmal hat oder einmal einer gewissen hohen Gesellschaftsschicht angehört, kauft just deshalb da, wo's am Theuersten ist, weil die anderen Mitglieder der Schicht aus demselben Grunde da kaufen, wo's am Theuersten ist. Ein hiesiger englischer Krösus, mit einer deutschen Frau, sonst ein ganz genialer und harmloser Mensch, riß seiner Frau einmal in meiner Gegenwart zwei Dutzend neue Handschuhe mit großer Anstrengung

* Von Johanna Kinkel. Aus ihrem Nachlaß. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag

und Ausdauer alle entzwei, 24 Paar oder 48 Stück, alle einzeln, weil sie dieselben als besser und billiger in einem anderen Laden und nicht in dem berühmten in Old Bondstreet gekauft hatte.

Hans Ibeles will nicht für Geld hinter den Borrièren der Aristokratie auftreten. Eine berühmte deutsche Sängerin hatte es wohl gethan, wie uns die Haus-Musikdirectorin erzählt, und wurde hernach mit ihren Kollegen in einem traurigen Zimmer apart abgespeist. Sie sann auf Rache und es gelang ihe auf die genialste Weise. Sie begiebt sich mit ihren Kollegen in das unterirdische Reich der Dienerschaften und singt und spielt ihnen mit solcher hinreißenden Meisterschaft, daß Zuhörer und Zuhörerinnen die Herrschaften oben vergessen, keine Speisen und Getränke mehr bringen, die Gerichte und Teller nicht mehr abnehmen und nur dastehen, gefesselt, bezaubert, Mäuler aufsperrend. Der Gesang dringt aber hinauf in die sich langweilende, respektable Gesellschaft, immer schöner, immer lauter, immer lockender, bis sie sich nach einander heruntersch leichen und horchen und lauschen. So wie die Gesellschaft von oben ganz unten ist, verstummt die Künstlerin und zieht sich mit ihren Genossen unrnehm zurück.

Hans Ibeles will ein als Künstler wirken und so sich und seiner Familie eine Existenz der Bildung und der Ehre sichern. Die Vortheile der unverheirateten deutschen und italiänischen Musikmeister gehen ihm ab, wenigstens weist er sie als Mann von Ehre und liebender Gatte zurück, bis ihn ein scheinbares Nachgeben in ein Dilemma und den eigentlichen romanhaften Theil zur Alme und zum Schluß bringt. Es ist ärger, als man in Deutschland je glauben wird, mit den Musikmeistern der Aristokratie. Mutter und Töchter halten es stillschwigend für eine Art Pflicht, daß der Musikmeister für eine Guinee per Stunde zugleich den Anbeter spiele. Kommt's heraus, daß er verheiratet oder anderweitig treu geliebt oder ein Joseph ist, wird er von Madame und Miß Potiphar unbarmherzig relegirt und wohl auch gar noch verleumdet, wie's die Original-Potiphar machte.

Ich würde solche starke Behauptungen nicht machen, wenn ich nicht zufällig die Zeugnisse und die Details der verschiedensten Musikmeister besäße. Sprachlehrer haben's nicht so schlimm, aber es kommt auch vor. Der Musik-Unterricht führt zu näheren Berührungen in der Sprache des Gefühls. Die Lady's dürfen nicht nähen, nicht sticken, stricken und flicken, nicht kochen und braten — was sollen sie in ihren respektablen Banden anfangen? Sie verlieben sich aus Langeweile, wie schon die Morning Post sagte, und erwarten keinen Korb, wenn sie zum Musikmeister (dem Nächsten) oder wohl gar zum „Footman" oder „Groom" herabsteigen.

Hans Ibeles weist die Vortheile solcher Abenteuer von sich ab und beharrt männlich und künstlerisch auf der Erwartung, daß die Kunst selbst und der reelle Unterricht darin ihn und seine Familie anständig ernähre. Das giebt natürlich harte Kämpfe, Entbehrungen und Anstrengungen, aber sie führen unter der stillen und energischen Hülfe und verhältnißmäßigen Leitung der energischen und intelligenten Frau endlich zum Siege. Der Weg por aspern nd astrn des deutschen Künstlers, der deutschen Familie auf dem Kampfplatze Londons und der englischen Gesellschaft zu diesem Siege, die Details dieses Weges und Kampfes, namentlich die von deutscher Frauen-Intelligenz tausendfach beleuchteten, bald nebenher, bald ausführlich beurtheilten, erklärten und geschilderten englischen und londoner Verhältnisse und Peculiaritäten — das sind die Reize und werthvollen Perlen dieses eigenthümlichen Familienbildes aus dem Flüchtlingsleben.

Die Proben dieser Londoner deutschen Erfahrungen und Erlebnisse sind — einzeln genommen — meist unbedeutend, klein, leicht zu übersehen, aber zusammen bilden sie eine ganz einzige, werthvolle Schnur. Man kann tausend Bände über London lesen und tausend Tage darin leben und studiren, ohne gerade diese Erlebnisse und Erfahrungen, obgleich sie ganz charakteristisch sind und uns das englische Leben erst verständlich machen, jemals nur zu bemerken. Nehmen wir ein ganz hausbackenes Beispiel:

„Hatte ehemals Dorothea (die Frau des Musikdirektors) ihren Ton als adelige Beamtentochter umlernen müssen, um eine bürgerliche Hausfrau darzustellen, so mußte sie jetzt eine völlige Komödie einstudiren, um von englischen Mägden als Dame anerkannt zu werden und sich Gehorsam zu verschaffen." Die Familie ist nämlich in eine Situation gekommen, daß die Frau als Dame erscheinen muß, ein zweites Dienstmädchen engagieren muß, wenn der Mann als Musikmeister gedeihen soll. Ueber diese Englisirung des Hausstaates kommt sie mit dem deutsch bleibenden Manne, der die zwingende Nothwendigkeit nicht sieht, in eine Art Zerwürfniß, das nie ernstlich wird, aber sich doch lange hinzieht und eigentlich zu der Katastrophe des Romans (einer mehr psychologisch, als durch Handlung bedeutenden) und zur herzlichen Versöhnung und Verständigung führt.

Die Frau Musikdirektorin geht also auf den „Sklavenmarkt der freien Töchter Albions," um sich da ein zweites Dienstmädchen auszusuchen, d. h. in einen der vielen Bazars, wo man alle Arten von dienenden Personen, Nähmädchen, Köchinnen, Stubenmädchen, Kammerjungfern ꝛc. (es giebt mehr als zehn genau geschiedene Sorten von Dienstmädchen), jedes Assortissement in großer Varietät in bestimmten Abtheilungen ausgestellt findet. Ein solcher Bazar wird beschrieben. Die Frau wird endlich vor ein Assortissement der Art Mädchen, wie sie verlangt, gestellt, ohne daß sie gesehen werden kann. Sie sucht sich eine aus und diese wird ihr vorgestellt. Sie examinirt, wird aber noch viel ärger von der Kandidatin des Hausbesens cornm genommen. Wie viel extra für Wäsche? Wie viel Ale täglich? Schlafstube mit ordentlichem Teppich? Hochkirche oder Dissentrr? — Mit höflichem Bedauern abgewiesen. Die andern Mägde sehen die Zurückkommende fragend an; es entsteht ein Gemurmel und daraus das sehr hörbare Urtheil, daß die Frau Musikdirektorin „keine Lady" sei: sie hatte vergessen, sitzend und lispelnd wortklarg mit dem Mädchen zu sprechen. Die englischen Dienstboten höherer Art fühlen sich gedemüthigt, wenn sie Jemandem gehorchen sollen, der ihnen erscheint wie ihres Gleichen, oder fühlt sich ihr eigener Stolz in dem Maße gehoben, wie das Ansehen ihrer Gebieterin stirgt? Die freieste Nation der Erde ist die größte Sklavin der Ehrfurcht vor allem Aristokratischen. Mädchen, die gewohnt sind, nur „Lady's" zu dienen, sagen auf, wenn ihnen die Lady einen guten Morgen bietet, oder sie wohl gar einen Gruß von ihnen erwartet.

In der Schilderung des „Sklavenmarktes" und der Engagirung eines Mädchens finden wir noch einige andere charakteristische Kleinigkeiten der engtischen Gesellschaft, die wir nicht eher kennen, als bis uns auch alle diese Kleinigkeiten familiär geworden sind.

Dies ist nur ein Beispiel von der Art, wie das deutsche „Familienbild" uns zugleich zu einem englischen wird, wenigstens zum Schlüssel des Verständnisses der steifleinenen, ängstlichen, pedantisch abgeschichteten, respektablen, englischen Gesellschaft, deren Langweiligkeit und Geistlosigkeit man hundert Mal denunciren kann, ohne dem Fremden je so anschaulich und deutlich zu werden, als diese Beispiele und Erlebnisse, in denen sich zugleich ein schalkhafter, deutscher Humor und die gesunde, tüchtige Natur einer intelligenten deutschen Gattin, Hausfrau, Mutter und „Dame" geltend zu machen weiß.

Der romanhafte Inhalt hat nach üblichen Vorstellungen wenig Romanhaftes. Aber der Inhalt besteht in den psychologischen Herzensbeziehungen zweier Liebenden, die schon sieben Kinder haben. Hierin liegt mehr Romankunst, mehr Poesie, als in dem dreibändigen Hangen und Bangen in schwebender Pein zweier jungen Leute, bei denen Alles aufhört, so wie sie am Ende des dritten Bandes als Braut und Bräutigam sich zum ersten Male nach Wegräumung aller schrecklich erfundenen Hindernisse in die Arme gefallen sind. Auch dieser Liebesroman macht der Verfasserin alle Ehre, obgleich nur Leser und Leserinnen, die selber ähnlich empfunden und in späteren Jahren als Gatte und „zahlreiche" Mutter noch eben so innig liebten, wie wir's hier specifeirt finden, ihn vollständig verstehen und würdigen können. Haupt-Pathos bleibt aber die Schilderung des Kompfes deutscher Kultur und deutschen Lebens mit der Fremde des englischen Bodens und seiner Verhältnisse, des Kampfes und des tragischen Sieges. Wir verstehen jetzt erst vollständig die Worte, die Freiligrath der todten Heldin nachrief:

„Ein Kampfplatz auch ist das Exil,
Auf dem bist du gefallen."

London. H. Beta.

Nord-Amerika.

Präsident Lincoln und die Sklaverei in den Vereinigten Staaten.

I.

Abrahm Lincoln.

Die New-York Tribune giebt folgende für amerikanische Zustände höchst charakteristische Skizze der Laufbahn des neugewählten Präsidenten der Vereinigten Staaten:

„Vor 44 Jahren wanderte der Vater Abraham Lincoln's aus Kentucky nach Spencer Corunty im Staate Indiana aus, wo er eine kleine Farm erwarb. Zehn Jahre später wurde die Errichtung einer öffent-

lichen Schule in der Nachbarschaft in Anregung gebracht, und da der Vorschlag Anklang fand, so wurde eine Baumstammhütte als Schulhaus eingerichtet. Zu den ersten Schülern gehörte „Abe," welcher damals etwa 16 Jahr alt war und nie zuvor eine Schule besucht hatte. Gerade sechs Wochen nach Eröffnung dieser Lehranstalt verlor der ältere Lincoln in Folge einer gerichtlichen Execution, die auf Grund einer aus Gefälligkeit für einen Freund unterzeichneten Schuldverschreibung gegen ihn verhängt wurde, seine kleine Besitzung und der Sohn mußte die Schule verlassen, um dem Vater zu folgen, der, von seinem Unglück tief gebeugt, sich entschlossen hatte, mit seiner Familie nach Illinois auszuwandern. Der sechswöchentliche Cursus in jenem Blockhause ist der einzige Unterricht, den Lincoln je empfangen hat. Die ganze Bildung, die er besitzt, verdankt er seiner eigenen, in den wenigen Mußestunden eines arbeitvollen Lebens gemachten Anstrengungen, indem er oft die Nacht dem Studium widmete und unerschrocken mit den Hindernissen kämpfte, die ihm die bitterste Armuth in den Weg stellte.

Die Familie Lincoln ließ sich in Coles County nieder, wo sie beschlossen hatte, ihr Glück zu versuchen. Durch harte Arbeit bei geringem Lohn wurde im Lauf zweier Jahre genug Geld erspart, um achtzig Acres Regierungsland zu kaufen. Der Sohn half dem Vater eine Zeitlang beim Bebau der neuen Farm, aber sein unternehmender Geist suchte einen weiteren Spielraum und er begab sich nach Macon County, wo er anfangs keine Arbeit finden konnte, aber endlich mit einem Mr. Hawks zusammentraf, der ihn beauftragte, 3000 Fenzriegel zu fällen und zu spalten. Während er hiermit beschäftigt war, machte er die Bekanntschaft eines Mannes, der ihm vorschlug, ein Flachboot zu bauen, welches er mit Korn und Lebensmitteln befrachten wollte und welches „Abe" alsdann den Sangamonfluß hinab in den Illinois, von dort in den Mississippi und so weiter nach Neu-Orleans hinunter führen sollte, wo man Boot und Ladung verkaufen würde. Ein so lockendes Anerbieten war nicht von der Hand zu weisen; das Flachboot wurde gebaut und beladen, „Captain" Lincoln trat seine Reise an, erreichte wohlbehalten Neu-Orleans, verkaufte Boot und Ladung und kehrte als Deck-Arbeiter auf einem Mississippi-Dampfer nach Hause zurück. Die Expedition war so glücklich ausgefallen, daß noch eine zweite und dritte unternommen wurden und nach Beendigung derselben hatte Lincoln mehrere Hundert Dollars verdient. Mit diesem Kapital legte er einen kleinen Laden in einem Dorfe, Namens Neu-Salem an, beging aber den Fehler, einen Taugenichts zum Associé anzunehmen. Das Geschäft hatte keinen rechten Fortgang und der Compagnon bestand darauf, es durch einen Whiskey-Ausschank zu verbessern; Lincoln lehnte dies entschieden ab, der Andere beharrte ebenso entschieden auf seinem Vorschlag, und der Streit endete damit, daß ihm Lincoln das Geschäft allein überließ.

Um diese Zeit versetzte ein Indianerkrieg, der sogenannte Black Hawk War, das Land in Aufregung. In Neu-Salem wurde eine Miliz-Compagnie gebildet, und es galt jetzt, einen Hauptmann zu wählen. Es gab in der Nachbarschaft einen Miles gloriosus, der sich mit dem Titel eines Majors brüstete und der zuversichtlich darauf rechnete, die neue Charge zu erhalten. Indessen meldeten sich am Wahltage zwölf bis fünfzehn Kandidaten für die Hauptmannsstelle. Der Wahlmodus war ein ziemlich seltsamer: es wurde ein freier Raum gelassen und festgesetzt, daß jeder Kandidat, von seinen Freunden gefolgt, über diesen Raum marschiren und Derjenige, der das zahlreichste Gefolge hätte, zum Hauptmann ernannt werden solle. Als der Zug sich eben bildete, faßten einige von den „Jungen" Lincoln am Arm und erklärten, daß er sich gleichfalls zur Bewerbung stellen müsse. Er betheuerte, daß er Nichts von militairischen Dingen verstehe, aber man stieß ihn mit Gewalt vorwärts, ein langer Zug folgte hinten nach, und der „Major" sah zu seinem Erstaunen und Schrecken, daß der Anhang des improvisirten Kandidaten den seinigen um zwei Mann überstieg und daß Letzterer demnach zum Hauptmann proklamirt wurde.

Als Lincoln von seinem Feldzuge heimkehrte, fand er, daß sein Associé selbst dem Whiskey-Boerath am fleißigsten zugesprochen hatte und dann heimlich davongegangen war, ohne die von ihm im Namen des Geschäfts gemachten Schulden zu bezahlen, die sich auf 1100 Dollars beliefen. „Da hatte ich denn," erzählt Lincoln selbst, „1100 Dollars weniger als Nichts, denn ich besaß nicht einen einzigen Dollar, um meine Schuld abzutragen. Was sollte ich nun anfangen? Ich überlegte mir die Sache mehrere Tage und fühlte mich ganz entmuthigt. Mich als gemeinen Arbeiter zu verdingen und aus meinem Lohne 1100 Dollars zusammenzusparen — es schien unmöglich. Dennoch beschloß ich zuletzt, es zu versuchen. Ich habe nie einen Menschen gekannt, der, wenn es ihm damit Ernst war, seine Pflicht zu thun, nicht die Mittel dazu gefunden hätte, so unmöglich es auch anfangs scheinen mochte." Dieser Ausspruch bewährte sich an dem ehrlichen „Abe." Durch einen Zufall fiel ihm ein Buch über die Feldmeßkunst in die Hände; er studirte es so lange, bis er sich den Inhalt vollständig angeeignet hatte, und ließ sich dann als Feldmesser von Professionen in Springfield nieder. Hier wurde er bald so allgemein beliebt, daß die Whigpartei ihn als ihren Candidaten zur Legislatur aufstellte; er wurde mit großer Majorität gewählt, blieb vier Jahre in der Versammlung und erwarb sich den Ruf eines geistreichen und schlagfertigen Redners. Unterdessen hatte er begonnen, die Rechte zu studiren, wurde nach einigen Monaten zur Baare zugelassen, verheiratete sich und zählte bald zu den ersten Sachwaltern in Illinois.

Dies ist eine kurze, aber wahrheitsgetreue Skizze der Jugendgeschichte Abraham Lincoln's. Wir fügen noch hinzu, daß er zu den strengsten Anhängern des Enthaltsamkeitsprinzips gehört und sowohl den Tabak, als geistige Getränke jeder Art perhorrescirt. Es ist ein schlagendes Beispiel von den glücklichen Einflüssen der politischen Institutionen und der sozialen Zustände Amerika's, wenn diese nicht durch Müssiggang, Ausschweifungen oder Unredlichkeit verkümmert werden."

II.

Zur Geschichte der Sklaverei in Amerika.*

Die Wahl des Republikaners Abraham Lincoln zum Präsidenten der Vereinigten Staaten hat zum ersten Male wieder nach längerer Zeit das Uebergewicht der Central-Regierung auf die Seite der nördlichen Staaten gebracht, nachdem die letzten Präsidenten, mit Einschluß des bisherigen, Herrn Buchanan, aus Kompromissen hervorgegangen waren, bei welchen man, wie bei allen Kompromissen seit dem berüchtigten Missouri-Kompromiß von 1820, den südlichen, d. h. den sklavenhaltenden Staaten ausdrückliche Zugeständnisse in Bezug auf die Sklaverei-Frage gemacht hatte. Diese Frage wird also fortan von einem, mehr als bisher den humaneren Ansichten der nördlichen Republikaner Rechnung tragenden, Gesichtspunkt aus offiziell behandelt werden, und wenn davon auch eben nicht eine Reform nach europäischen Begriffen zu erwarten ist, so dürfen wir doch mindestens keine weitere Ausdehnung der drakonischen Gesetze in Bezug auf die Sklaven-Verfolgung bis in die nördlichen Freistaaten hinein, sowie in Bezug auf die Abolitionisten, d. h. Sklavenbefreier, erwarten, welche Gesetze im vorigen Jahre sogar die Verurtheilung zum Tode und die Hinrichtung eines gebildeten Weißen, eines den nördlichen Staaten angehörenden Freundes der Sklaven, zur Folge hatten.

Die Sklaverei-Frage, obwohl in Europa von keinem praktischen Interesse, da selbst die russischen Leibeigenen, als glebae adscripti, keinerlei Vergleich mit den rechtlosen Negern zulassen, die weder Familie noch Eigenthum besitzen dürfen, hat doch auch für europäische Staatsmänner, Gesetzgeber und Philosophen ein nicht zu verkennendes, theoretisches Interesse. Die asiatisch-afrikanisch-amerikanische Sklaverei ist gewissermaßen die Konsequenz der europäischen Theorie von der Ungleichheit der Rechte auf den volkswirthschaftlichen Gebieten des Landbaues, der Gewerbe, des Handels und des Verkehrs. Das physiokratische System zu Gunsten der ackerbautreibenden, mecklenburgischen Rittergutsbesitzer ist zwar nicht so empörend, wie das System der Sklavenpächter in Südcarolina, aber es ist nicht minder unwirthschaftlich, als dieses. Der Zunftzwang, der noch in Frankfurt a. M., Bremen und einigen anderen deutschen Zopf-Städten und Zopf-Staaten herrscht, ist zwar nicht so direkt gegen das Gedeihen des Gewerbe-Fleißes gerichtet, als die Sklaven-Arbeit, aber er verletzt nicht minder als diese das wohlverstandene, eigene Interesse derjenigen, zu deren Gunsten das Gesetz angeblich aufrecht erhalten wird. Die Schutzzölle und Monopole der Fabrikanten in Frankreich und Rußland sind allerdings nur eine indirekte Methode der Aussaugung des Volkes, aber in ihren Folgen hinsichtlich der ungleichen Vertheilung des Nationalreichthums ist diese Methode nicht minder verderblich, als die Gesetzgebung der amerikanischen Sklavenstaaten, die ihrer weißen Bevölkerung das Monopol des Müssiggangs und den Schutz der Sklavenpeitsche verleihen.

Deshalb hat es auch mehr, als ein blos theoretisches Interesse für uns, die Sklaverei-Frage der Amerikaner zu studiren, und dazu ist uns Gelegenheit in dem vorliegenden Buche des Herrn Friedrich Kapp gegeben, der durch seinen langjährigen Aufenthalt in Amerika, wo er in New-York als Rechts-Anwalt praktizirt, mehr als irgend ein anderer deutscher

* „Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika." Von Friedrich Kapp. (Druck von L. Hauser in New-York) Hamburg, Otto Meißner, 1861.

Welt- und Menschenkundiger, und durch seine Vertrautheit mit deutscher Wissenschaft und humaner Bildung mehr als irgend ein eingeborener Amerikaner befähigt und berufen ist, die Geschichte dieser amerikanischen Krankheit zu schreiben und ihre besten Heilmittel anzugeben.

Der Verfasser selbst sagt mit Bezug auf seinen Beruf zur Schreibung eines solchen Buches: „Fasse ich die geistige Bedeutung der politischen Emigration (in Amerika) richtig auf, so ist sie eine in mehr als Einer Beziehung für Deutschland Gewinn bringende und praktisch fördernde. Wir Alle sind, soweit wir uns der naterländischen Bildung erfreuen, nothwendigerweise die geistigen Vermittler zwischen der Heimat und der Fremde; wir sind — wie Heine es einmal treffend bezeichnet — die Konsuln des deutschen Geistes im Auslande, das wir schon deshalb gründlicher und allseitiger kennen lernen, als heimische Forscher und Beobachter, weil wir uns eben in der Fremde eine bürgerliche Existenz gründen und, um zu diesem Ziele zu gelangen, allen unseren Witz und Scharfsinn auf die richtige Erkenntniß eben dieses ausländischen Lebens richten müssen. Es giebt Ideen über Menschen im Allgemeinen und staatliche Institutionen insbesondere, die unter den denkenden Europäern hier leichter und schärfer angeregt werden, als in Europa. Von mancherlei sieht man hier die Kehrseite deutlicher, als drüben. Manches, was man dort erst zu erproben sucht, ist hier schon durch die Erfahrung gewürdigt und dann haben wie hier den Vortheil, daß wir die Entwickelung zweier Welttheile mit einander vergleichen können. Die Früchte dieses Einzelkampfes kommen der Gesammtheit zu Gute; sie gehören dem Vaterlande."

Daß der deutsche Geist vorzugsweise berufen sei, ein richtiges Verständniß solcher Fragen zu vermitteln, wird auch von den Amerikanern, namentlich von ihren freisinnigen Staatsmännern, zugegeben. Herr Kapp sagt in seiner englisch geschriebenen Widmung des Werkes an Frederick Law Olmsted, Verfasser des geschätzten Buches „On Slave States," eines Buches, in welchem von den deutschen Ansiedlungen in Nord-Amerika mit außerordentlicher Anerkennung gesprochen wird: „Mit unserem größten lebenden Staatsmanne, W. H. Seward, bin ich der Ansicht, daß, wie in Europa, so auch hier in Amerika, der Volksgrist im Norden vorherrschend germanisch, im Süden dagegen wesentlich romanisch ist. Die Aristokratie der Sklavenstaaten herrscht durch Unterdrückung der Wissenschaft und freien Erörterung; in den freien Staaten des Nordens stellen freie Arbeit, freie Rede und freie Schulen den Kern der Gesellschaft her. In den Locofocos des Südens und den Abolitionisten des Nordens erblicken wir die Extreme des romanischen und germanischen Elements. In Amerika, wie in Europa, handelt es sich bei den politischen Kämpfen des Tages darum, ob das romanische Prinzip materieller und intellektueller Aristokratie, oder das germanische Prinzip vollständiger und vollkommener, menschlicher Freiheit den Sieg davon trage. Was der Kampf der Reformation gegen den Papst, der Krieg der Niederlande gegen Philipp II., die Reformen des großen Ministers Stein gegen den brutalen Despotismus des älteren Napoleon waren — der Antagonismus zwischen Wissenschaft und Tradition — das ist in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika der Kampf des Nordens gegen den Süden, der Freiheit gegen die Sklaverei." *

Es ist darum gewiß ein verdienstliches Werk, daß Herr Kapp alles historische, politische und soziale Material, aus welchem die Zwingburg der Sklaverei in den Vereinigten Staaten aufgebaut worden, gesammelt hat; aber ob es darum nöthig war, wie ein gewissenhafter Geschichtsschreiber der guten alten Zeit, vom Ei der Leda zu beginnen und uns zunächst die Zustände vor und nach der amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung zu schildern, möchten wir doch bezweifeln. Wir geben gern zu, daß die Einleitung des Herrn Kapp und namentlich das, was er über Jefferson sagt, vortrefflich geschrieben ist, aber wir glauben, daß diese Einleitung genügt hätte, um, unter Weglassung aller Details und Hinzufügung der nöthigsten Umrisse, die ganze Vorgeschichte der Sklaverei bis zum Missouri-Kompromiß des Jahres 1820 zu skizziren. Von da ab brauchte die Geschichte, um die es sich handelt und die zugleich eine Geschichte der neueren Staats-Entwickelung Amerika's ist, erst zu beginnen, und dadurch würden uns fünf Kapitel von siebzehn, aus denen das Buch besteht, erlassen worden sein.

Von den beiden Perioden der amerikanischen Geschichte vor und nach dem Missouri-Kompromiß bezeichnet Herr Kapp die erste als das „Zeitalter der Ideen ohne Baumwolle" und die zweite als das „Zeitalter der Baumwolle ohne Ideen." Damit ist sehr treffend das charakteristische Unterscheidungs-Merkmal der älteren Zeit der Begeisterung für Menschenrecht und Freiheit und der neueren Zeit der Herrschaft des money und des Humbug gegeben. Herr Kapp sagt ferner, und wir wollen uns das von einem alten deutschen Demokraten gesagt sein lassen: „In Amerika, wie in Europa, ist das Jahr 1789 der Markstein zwischen der alten und der neuen Zeit und der Ausgangspunkt der noch immer nicht erreichten Ziele der Gegenwart; ..... doch vom Jahre 1789 an bis auf die jüngste Gegenwart ist Europa politisch ebenso fortgeschritten, als die Union zurückgegangen. Welcher Unterschied zwischen damals und jetzt! Ist auch, mit dem Maßstab der absoluten Kritik gemessen, kaum der Anfang einer besseren Zeit gemacht, so finden wir doch in allen Kulturländern Europa's Leben, Fortschritt und organische Entwickelung. Dort hat sogar Rußland den Anfang mit der Aufhebung der Leibeigenschaft gemacht, und hier — erklären die Amts-Nachfolger Washington's und Jefferson's die Sklaverei für die nationale Grundlage und die Freiheit für den Ausnahme-Zustand der Vereinigten Staaten. Dort hat sich die Theilnahme am Staat gehoben, und hier — ziehen sich die Besseren mit jedem Tage mehr von der Betheiligung an der politischen Arbeit zurück. Dort hat die aristokratische Gewalt an Lebenskraft verloren und sich mit jedem Tage mehr abgeschwächt; hier — ist sie in ebenso großen Proportionen gewachsen und gefährlich geworden."

Hoffentlich wird Herr Abraham Lincoln mehr im Geiste Washington's und Jefferson's die Sklavenfrage auffassen, und sich durch die Drohung dem Abfalle der südlichen Staaten nicht abschrecken lassen, den Anforderungen des Rechtes und der Menschlichkeit Folge zu leisten. Aus dem Buche des Herrn Kapp ersehen wie, daß bereits vor dem Missouri-Kompromiß, im Jahre 1820, dieselbe Drohung ausgesprochen worden. Die nördlichen Staaten waren damals schwach genug, sich von dem Geschrei: „Auflösung der Union und Bürgerkrieg!" einschüchtern zu lassen. Wären sie es nicht gewesen, so würde die Union damals ebenso wenig aufgelöst worden sein, als sie es jetzt werden wird, und die amerikanische Staaten-Republik Washington's wäre vor ihrem ersten großen Rückschritte bewahrt worden, von welchem alle folgenden und ihre heutige widerspruchsvolle Lage nur die Konsequenzen sind.

Facta loquuntur! Die nördlichen freien Staaten haben im Laufe der letzten vierzig Jahre die südlichen Sklaven-Staaten an Bevölkerung, Landbau, Gewerbe, Handel und Reichthum so weit hinter sich gelassen, daß man an ihrer Fähigkeit, das Einmaleins zu begreifen, zweifeln müßte, wenn die Südländer sich nicht bald durch das bloße Gewicht der Thatsachen veranlaßt finden sollten, ihre bisherige Politik aufzugeben und einen neuen Kompromiß mit den Nordländern anzustreben, der gewissermaßen das Gegenstück zu dem Missouri-Kompromiß sein würde. Das Buch des Herrn Kapp ist ganz geeignet, die in der Union lebenden fünf Millionen Deutsche darüber zu belehren, daß sie zusammenhalten und fortan wie Ein Mann die Politik des Nordens unterstützen müssen, damit jenseits des Ozeans nicht die großen Ideen zu Schanden werden, auf deren Fundamenten die Freistaaten-Regierung Washington's und Jefferson's gegründet worden ist. J. L.

* Schon Tacitus weist in seiner „Germania" darauf hin, daß das germanische Element der Freiheit der gefährlichste Gegner der römischen Unfreiheit sei, doch fügt er hinzu, die Germanen seien glücklicher Weise so uneinig, daß Rom nicht leicht etwas von ihnen zu fürchten habe. D. H.

Türkei.

Die Theilung der Türkei.

In England schießen die Journal-Artikel, in Frankreich die Broschüren, die sich mit der orientalischen Frage und der immer näher rückenden Katastrophe derselben beschäftigen, wie Pilze aus der Erde. — Natürlich genug! Beide Länder sind unmittelbar bei der Lösung betheiligt, beide sind berufen, den Hauptausschlag für die künftigen Geschicke dieser Länder zu geben. Die englische Presse ist in der Lage, „in Politik machen" und ihre Staatsmänner mit guten Rathschlägen und schätzbarem Material, welches zahlreiche Reisende und politische Agenten herbeischaffen, versehen zu können; die Franzosen aber, deren Politik von dem Kaiser in Rand und Band gebracht worden ist, gefallen sich wenigstens darin, die Instinkte kund zu geben, die in dieser Hinsicht im Lande lebendig sind, und ihre unmaßgebliche Meinung zu äußern. Hierzu kommen noch die Fremden, Russen, Griechen, Wallachen u. s. w., die in französischer Sprache schreiben, um ihre Ansichten und Wünsche vor das europäische Publikum zu bringen.

Was aus der Türkei werden wird, werden soll und werden kann, wissen wahrscheinlich selbst die Lenker der europäischen Geschicke nicht; die Logik der Thatsachen wird sprechen, wenn einmal der Riß an einem bestimmten Orte erfolgt ist. Drei Bewerber sind es hauptsächlich, welche um den Leichnam herumsitzen, aber noch Bedenken tragen, den Anfang zum Einhauen zu machen, weil jeder fürchtet, daß, im Falle er selbst zuerst seinem natürlichen Triebe folgt, die beiden andern gemeinsame Sache wider ihn machen könnten. Rußland, England und Frankreich sind diese drei Kandidaten: Oesterreich könnte und sollte dabei sein; leider scheint es, daß es eher in passive Mitleidenschaft hineingezogen werden kann. Was jede dieser drei Mächte in Bezug auf die Türkei für Absichten und Pläne habe und nach den natürlichen Bedingungen ihrer Existenz haben müsse, ist nicht schwer einzusehen.

Rußland nähme am liebsten die ganze Türkei und machte Konstantinopel zum Sitze eines neuen byzantinischen Reiches. Das Patriarchat der ganzen morgenländischen Kirche, dem Herrscher aus dem Hause Romanow untergeben, würde der geistige Mittelpunkt sein und das alte oströmische Reich neu in's Leben rufen. Der kindlich barbarische Zustand, in welchem die christlichen Völker des osmanischen Reiches bisher ruhig fortgelebt haben, ohne sich um abendländische Ideen viel zu kümmern, würde dieser Herrschaft Festigkeit und Bestand verheißen; die Religion würde der Kitt sein, um die verschiedenen Völker fest bei einander zu halten — daneben freilich eine russisch gedrillte Armee und gehorsame, unwissende Popen.

Was England betrifft, so würde es unter Umständen ohne Zweifel ebenfalls die ganze Türkei, oder wenigstens den größten Theil davon, für sich in Anspruch nehmen. — Man sage nicht, daß England bereits zu viel habe; denn es ist ein grausames Naturgesetz, welcher Raubstaaten, wie das alte Rom u. s. w. und auch England, zwingt, fortwährend weiter zu annektiren, selbst wenn der klare Verstand einsieht, daß dies nur zum Uebel sein kann. Wenn England z. B. Kleinasien u. s. w. bis hinab zur Euphrat-Mündung bekommen könnte, so brauchte es seine Telegraphendrähte nach Indien nicht durch fremdes Gebiet zu führen, und Persien und Aegypten wären dann unbedingte Vasallenstaaten, während sie jetzt oft in bedenklicher Weise von französischen und russischen Agenten dem englischen Interesse abwendig gemacht werden und die englischen Residenten oft zu ganz außergewöhnlichen Grobheiten oder Feinheiten greifen, oder auch ihren Geldsack ziehen müssen, um den Einfluß zu behaupten, den England nöthig hat. Seine Minister sehen indeß recht gut ein, daß es in Europa mit dem Annektiren nicht so leicht geht, wie in Lahore oder Aude, daß ihre schwimmenden Kasten und ihre im Verhältniß unbedeutenden Militärkräfte nicht ausreichen, um den Russen wirksame Konkurrenz zu machen; ebensowohl, daß mit dem treuen Bundesgenossen an der Seine kein ewiger Bund zu flechten ist. England hat daher das ausgesprochene Interesse, die Türkei so lange als möglich zu halten und die Lebensfähigkeit derselben so lange zu behaupten, als noch irgend ein gutmüthiger Mensch daran glauben will, obgleich das mit seiner in Italien befolgten Politik im schreienden Widerspruche steht. Schließlich, wenn gar nichts mehr helfen will, denkt England mit seinen überlegenen Geldkräften die Bewerber aus dem Felde zu schlagen und die türkische Regierung der Art zu kaufen, daß der Sultan als englischer Großmogul, und von London aus dirigirt, den andern Mächten die Gebärden eines legitimen Monarchen vorzumachen hätte.

Der dritte Kandidat endlich ist Napoleon III. Frankreich will womöglich auch das Gaaze; die Ansprüche, die es noch von den alten Cäsaren (!), von den Kreuzzügen, namentlich vom heiligen Ludwig her, die es als Schutzherr des Katholicismus, die es als Erbe der Ansprüche des lateinischen Kaiserthums von Konstantinopel, ja, die es vom ersten Napoleon her besitzt, berechtigen es, hier dominirend aufzutreten, und zwischen den schmutzigen, rohen Russen und den egoistischen, gemein denkenden Engländer mit heroischem Pathos mitten hinein zu schreiten und zu sagen: „Frankreich wird die Sache der Civilisation, der Freiheit, der Humanität, der Religion vertreten! Frankreich war stets edel gesinnt, Frankreich hat eine erhabene Mission zu erfüllen; es darf nicht zugeben, daß jene edeln Hellenen, jene stammverwandten Walachen, jene tapferen Bulgaren u. s. w., welche so lange das osmanische Joch getragen, einer neuen Sclaverei verfallen — und Frankreich hat sehr schöne Schiffe, sehr viele und tapfere Soldaten, es hat sehr viele Sympathien unter jenen Völkern, bei denen „Civilisation" und „Französisch Radebrechen," „Bildung" und „Pariser Handschuhe," „Humanität" und „Haarpomade," „Freiheit" und der Gebrauch eines weißgewaschenen Schnupftuches synonyme Begriffe sind. Frankreich marschirt — und immer mit Schaedderedeng, mit Janitscharenmusik und großer Trommel — an der Spitze der Civilisation und gerade das ist es, was für die Jünglinge und Männer, deren Väter noch im orientalischen Kaftan gingen und die türkische Bastonade erhielten, den größten Reiz hat. Mit kindlicher Naivetät glauben sie die Redensarten, in deren Verfertigung die Franzosen stets große Meister gewesen sind, und sehen in dem „Imperatoren der Franken" einen Halbgott, welcher Wunder wirken kann. Der Franzose erobert den Orient schon halb und halb mit dem runden Hut und der Krinoline; aber auch auf Propaganda andrer Art versteht er sich; die Bewegung, die unter den Bulgaren zu Gunsten eines Anschlusses an den lateinischen Katholicismus stattfindet, steht ganz sicher mit dem Systeme versteckter Minen, die Frankreich in der Türkei angelegt hat, in Verbindung.

Wie viel Frankreich von der Türkei beanspracht, d. h. wie viel es davon für sich zu nehmen für gut finden würde, wenn die Umstände günstig wären, läßt sich natürlich nicht sagen, aber das kann man wohl leicht erkennen, daß, wenn es dort dauernde Eroberungen zu machen gedenkt (wie unter Napoleon I.), die Spitze seiner Waffe gegen England gerichtet ist. Mit Rußland kann man theilen und sich abfinden; die Freundschaft, die Gortschakov mit Napoleon III. im Interesse Rußlands unterhält, beruht auf diesem Verhältnisse: das störende Element für beide sind die Engländer; sie aus dem Mittelmeere hinaus zu komplimentiren, würde für beide Staaten eine erwünschte Gelegenheit sein; denn wie Frankreich in diesem Meere an Orten festen Fuß faßt, deren Behauptung eine völlige Seeherrschaft nöthig machen würde (etwa Kreta, Cypern, Syrien, mit einem Vasallenstaat Aegypten), muß es mit den Engländern zusammengerathen, die gerade auf dieselben Punkte ihr Hauptaugenmerk richten würden. An großen continentalen Eroberungen würde diesen wenig gelegen sein, desto mehr aber an solchen festen Punkten, wie sie schon vor Jahrtausenden die Phönicier zur Sicherung ihrer Seeherrschaft mit großer Umsicht besetzt hielten. Den Engländern muß der nächste Weg nach Indien, der Weg ihrer Ueberlandpost vom Rothen Meere über Suez u. s. w. frei bleiben; und wenn das türkische Reich zusammenbricht, so muß ihr Hauptstreben vor Allem dahin gerichtet sein, sich die Aber nicht unterbinden zu lassen. Wie sie Gibraltar, Malta, Korfu, diese drei Schlüssel zum Mittelländischen Meere überhaupt, zur Osthälfte desselben und zum Adriatischen Meere haben, so müßten sie nun trachten, sich Kreta's, des Hellespontes, Cypern's und der Landenge Suez, d. h. Aegyptens und Syrien's (wenigstens mittelbar) zu bemächtigen, also gerade jene Punkte, mit denen auch Frankreich etwas anzufangen wüßte, um im Orient gebietend aufzutreten und später die Russen in Schach zu halten.

Die Türkei ist nicht blos etwa bedenklich krank; sie ist todt, sie ist ein verwesender Leichnam, in welchem die Würmer der Zerstörung bereits lustig durcheinander wimmeln. Einzelne Glieder sind bereits abgelöst, und führen, wiewohl schwach, ein selbständiges Leben: Aegypten, die Donaufürstenthümer, Serbien; die Montenegriner sind, wenn wir englischen Agenten glauben, auf dem Punkte, die ganze Herzegowina von der Türkei loszureißen; in Thessalien wird wohl Griechenland eine Rolle spielen; überall fremde Agenten, Franzosen, Engländer, Russen, die bereits wie die Herren schalten, die Inventarstücke sich ansehen, und die Minen graben, die sie zum Springen bringen wollen. In Montenegro wühlen Franzosen und Russen, um den Aufstand zu organisiren, der den Bladika der schwarzen Berge zum anschemenden Herrn eines großen Gebietes machen soll; in Bulgarien kämpft Frankreich, wie es scheint, gegen Rußland, indem es diesen rohen, aber kräftigen Stamm aus der religiösen Klientel des Letzteren lösen und auf seine Seite ziehen will; was in Bukarest gesponnen wird, zu welchem Zwecke dorthin französische Instructions-Offiziere gehen, weshalb die europäische Revolution sich dort zusammenfindet, entzieht sich aller Berechnung. Doch es ist ein vergebliches Bemühen sich eine Vorstellung von dem regen Leben und Treiben zu machen, das in diesen weiten Ländern unter sehr durchsichtiger Hülle vor sich geht; alle Hebel werden in Bewegung gesetzt; Religion, Politik, Versprechen, Drohungen, Bestechung, gegenseitige Verleumdung, Intriguen jeder Art, um den Mitbewerbern den Rang abzulaufen und sich eine Stellung zu sichern, wenn das Unvermeidliche eintritt.

Nun, und was sagen die Türken dazu? — vor Allen der Sultan und seine Pascha's? — Wahrscheinlich weiß der Sultan am wenigsten, wie es mit seinem Reiche steht, und erkennt höchstens aus dem Geldmangel und den Symptomen öffentlicher Unzufriedenheit, daß es nicht gut steht; vielleicht nimmt er, ein gutmüthiger, abgelebter, indolenter Mann, der sein Vergnügen an verschwenderischen Bauten und leerem Tande findet, gar kein besonderes Interesse an der Sache, so lange sein Großvezier die laufenden Geschäfte besorgt und die finanziellen Verlegenheiten beseitigt. Die Pascha's und Großen des Reiches, ein Gemisch aus entarteten

Türken und Renegaten, wirthschaften indessen, so gut es geht, ohne Rath und Kraft zu haben, um dem allgemeinen Einsturze zu steuern; sie machen es eben so gut, als es geht; sie laviren zwischen den verschiedenen europäischen Einflüssen, so lange diese sich gegenseitig aufheben, sie gehorchen unbedingt, wenn diese sich zu einem Zwecke vereinen, wie z. B. bei der Geschichte von Damaskus. Diese Kraftanstrengung mußte der türkischen Regierung leicht fallen, da es blos darauf ankam, in echt türkischer Weise ein Gemetzel anzurichten; über die Scheu, sich die ganze moslemitische Bevölkerung, sich ihre eignen Glaubensgenossen zu Feinden zu machen und dadurch das Bestehen des Staates zu gefährden, ist sie hinaus; denn die eiserne Nothwendigkeit zwingt sie dazu.

Und was sagen die Türken, was sagen die Muhammedaner dazu, um deren ganze Existenz es sich handelt? Was sie dazu sagen? — Noch vor Kurzem träumten sie ganz absonderliche Dinge. Der Sultan ist der Herrscher des Weltalls und aller ungläubigen Könige. Hatten sie nicht selbst den augenscheinlichen Beweis davon gesehen? — Als der geimme ungeschlachte Moskov es wagte, die Oberhoheit des Sultan's zu leugnen und den Tribut zu verweigern, da gebot der Beherrscher der Gläubigen, und siehe da, es kamen die Engländer mit ihren Schiffen und die Franzosen mit ihren Kriegern, sie trieben die ungehorsamen Russen zu Paaren, zerbrachen ihre Zwingburg und zogen dann, zufrieden mit dem Lobe und der Anerkennung des großen Monarchen, in ihre Heimat zurück. Zwar brach in Indien ein Aufstand aus, die indischen Moslemin zogen aus gegen London und zerstörten es; aber der erhabene Sultan gedachte der Dienste, die ihm die Königin Viktoria geleistet, und daß sie ihm regelmäßig den Teibut bezahlt und er gab ihr deshalb großmüthig Thron und Land zurück.

Derartig etwa ist die Politik der orientalischen Kaffeehäuser; in dieser Weise hörte der Hedschas-Pilger Burton vornehme Araber in Medina politisiren. Freilich wird einem guten Theile der leichtgläubigen Bevölkerung ein anderes Licht aufgegangen sein und jene Märchen können sich nur noch in den abgelegeneren Gegenden des Reiches halten. Die Gleichberechtigung der Nicht-Muhammedaner mit den Moslemin muß, wenn sie auch nicht im Leben durchgeführt worden, durch das bloße Aussprechen die Gedanken der Gläubigen etwas in Unordnung gebracht haben; Scenen, wie das Gericht von Damaskus, Thatsachen, wie die Anwesenheit der Franzosen in Syrien, müssen doch selbst dem größten Träumer die Augen öffnen. Mit welchen Augen die muhammedanische Peiesterschaft, namentlich zu Konstantinopel, die überhandnehmende Europäisirung, d. h. das siegreiche Eindringen einer feindlichen Religion in ihr Heiligthum, nach ihren Grundsätzen und Lebensbedingungen betrachten muß, läßt sich leicht herausfühlen; es wäre wunderbar, wenn diese zu Konstantinopel herrschende Unzufriedenheit, der dort gährende Ingrimm und Fanatismus sich nicht durch die tausend Kanäle, welche den Vertretern der Religion stets zu Gebote stehen, in alle Theile des Reiches verbreitete. Wir glauben es gern, daß zahlreiche Derwische von Ort zu Ort ziehen und geheim oder öffentlich den religiösen Eifer der noch gläubigen Bevölkerung, der einst herrschenden Race anstacheln. Man muß hier auf den Ausbruch neuer Katastrophen gefaßt sein.

Dieses ist ein ungefähres Bild von der allgemeinen Sachlage, wie es dem unbefangenen Beobachter vor die Augen tritt. Anders steht sie aus, wenn diplomatische und im Sold einer der handelnden Mächte stehende Federn sie schildern. Da der Friede Europa's scheinbar wieder hergestellt ist, da die Mächte noch in angeblicher Uebereinstimmung handeln, so wird der Schein festgehalten, als ob sich Alles noch auf dem Wege friedlicher Arrangements werde ausmachen lassen; indessen man sieht leicht, daß Alles nur auf eine Vertagung hinausläuft, daß aber die Fragen selbst ungelöst bleiben. So z. B. sagt M. L. Invigny in seiner Schrift: L'Occident on Orient (1860), man habe durch den Vertrag von 1856 den Sultan gewissermaßen unter Sequester gestellt, dabei aber den Fehler begangen, dem Sequestrirten die ganze Wirthschaft zu überlassen. Europa (?) möge diesen Irrthum verbessern und selbst die Verwaltung des sequestrirten Reiches übernehmen. In ähnlicher Weise schlägt Xavier Raymond, Mitarbeiter der Revue des deux Mondes, vor, Europa (?) möge zu Konstantinopel eine Regierungs-Kommission einsetzen, um so das Reich zu verwalten.

Der bekannte russische Orientalist Tschichatschew, von dessen Schriften über die Lage der Türkei wir mehrfach Bericht erstattet haben, macht den Vorschlag, Europa möge die Türkei militäeisch besetzen lassen, und zwar mit Truppen aus jedem Staate. Wenn alle diese Vorschläge aufrichtig gemeint sein sollten, was wir bezweifeln, so können wir sie nicht besonders geeignet erachten, den Zweck zo erreichen, der hier erreicht werden soll. Wer ist denn Europa? Doch jedenfalls wieder die rivalisirenden Großmächte, welche auch in der Sequester-Kommissioo einander gegenseitig zu übervortheilen suchen und ihre Stellung gewiß dazu benutzen würden, im Interesse ihres Vaterlandes weiter zu wühlen, statt für die Bedürfnisse des Londes Sorge zu trogen. Das Unausweichbare würde nur etwas weiter hinausgeschoben und dieses Unausweichbare ist nicht sowohl das Schicksal der Türkei, als die Veränderung der Weltstellung der großen Mächte, die daraus hervorgehen muß.

Hr. v. Tschichatschew schlägt die militärische Besetzung der Türkei vor, weil er glaubt, Europa sei jetzt nicht in der Lage, eine so complicirte Sache, wie diese Theilung sein würde, vorzunehmen. Man könne dieselbe auf eine gelegenere Zeit aufschieben. „Vom Tage an, wo eine große militärische Conförderation sich mit der Erhaltung der Türkei befassen und sie so zu sagen, in Beschlag nehmen wird, ist die Stellung der europäischen Mächte gegenüber dem osmanischen Reiche identisch (?) und schließt jede Möglichkeit aus, hinsichtlich seiner gewisse Bestrebungen oder Gelüste zu verwirklichen, die man mit Recht oder Unrecht einigen darunter Schuld giebt."

Hr. v. Tschichatschew, der sich bisher so viele Mühe gegeben, den Verfall der osmanischen Herrschaft auf jede Weise einleuchtend zu machen, der früher so eindringlich auf die unvermeidliche Theilung hingewiesen hat, sollte auf einmal bedenklich geworden sein und dieses morsche Gebäude länger aufrecht halten wollen? Wir können nicht recht daran glauben und sind ganz der Meinung des Herrn Saint Marc-Girodin in der Revue des deux Mondes, daß dieser Vorschlag nicht ganz ohne Hintergedanken sei. Letzterer bemerkt dazu: Ich habe mich nie in den Gedanken einer Theilung des osmanischen Reiches finden können, und zwar wegen der Theilenden und der Getheilten: wegen der Theilenden — denn diese Theilung zerstört gänzlich das Gleichgewicht Europa's. Sie muß den benachbartra Staaten nützen und den entfernteren schaden. Rußland und Oesterreich werden sich vergrößern; Preußen wird nichts bekommen, Frankreich auch nicht (?), falls man uns nicht in Afrika entschädigt, was eine Last ist — oder an den Ufern des Rheines, was zu einem europäischen Kriege führt.

„England mit seiner Marine, die es allen Ländeen zum Gränznachbar macht, wird ohne Zweifel seinen Theil haben — aber was wird Spanien bekommen? Was Italien, wenn es ein großer Staot wird? Es hat auf den Orient das Recht der Nachbarschaft und die erblichen Rechte von Genua und Beoedig. Es besitzt Ehrgeiz, und schon hat es eine Streitigkeit mit der Türkei. Niemand kann sich vorstellen, wie das Europo aussehen wird, das aus der Theilung des osmanischen Reiches hervorgehen, welches die Starken, welches die Schwachen sein würden. Daß das gegenwärtige Gleichgewicht Europa's umgestürzt werden müßte, das wird Niemand in Zweifel ziehen können.

„Ich weise also eine Theilung schon der Theilenden wegen zurück; aber ich weise sie noch mehr zurück wegen der Getheilten; und diese sind für mich, man merke wohl, nicht die Türken; es sind dies die christlichen Bevölkerungen. Ihre Rechte verfechte ich. Die Türken im Oeient siod dahin; aber den christlichen Bevölkerungen gehört die Zukunft. Diese Zukunft dem europäischen Ehrgeize zu opfern, scheint mir etwas Schreckliches. — Nimm dich in Acht, ruft man mir von der andeen Seite des Kanales zu; wenn man derartig über den Zerfall der Türkei denkt, arbeitet man, ohne es zu wollen, den Russen in die Hände. Wenn die Türken *nicht mehr* sind, so sind die christlichen Bevölkerungen *noch nicht*. Nur die Russen *sind wirklich* da. Die Türken entfernen, heißt die Russen herbeirufen. Man wähle olso zwischen den Türken und den Russen. — Warum denn? sind wir denn gezwungen, zu wählen? giebt es denn für den Orient keine andere Bedingung, als entweder Türke oder Russe zu sein? Ich nehme ein solches Dikemma gar nicht an. Es giebt im Orient christliche Bevölkerungen, welche niemals weder ihr Vaterland noch ihren Glauben verlassen haben. Warum sollten sie sich nicht selbst gehören? Warum sollten sie nicht ihre Unabhängigkeit erlangen?.....

Nein, es ist nicht nöthig, doß im Orient die Russen an Stelle der Türken treten müssen; es giebt Christen im Morgenlande. Wann werden die europäischen Diplomaten begreifen, daß die sicherste Maßregel, um nicht die Rossen in Konstantinopel zu haben, die ist, nicht länger einen Kadaver zu dulden, der die Begierde des Todtengräbers reizt, sondern einen lebendigen und beseelten Leib hineinzubeingen, oder vielmehr sich das Leben darin bilden zu lassen, das im Laode ist, das des orientalischen Christenthums? Aber wer wird dieses christliche Konstantinopel schützen, das schwach ist, wie ein neugeboenes Kind? — Nun wer vertheidigt das muselmännische Konstantinopel, das schwach ist, wie ein dem Tode naher Greis? Ich kann nicht begreifen, warum Europa es schwerer findet, eine Wiege zu schützen, als einen Sarg."

Digitized by Google

Das ist offenbar sehr gut gesagt; aber es gehört Gutmüthigkeit dazu, um zu glauben, daß die europäische Diplomatie jemals so sentimental und human werden könne, um sich mit der Rolle einer Amme zu befassen. Wer an den Eigennutz, an die gemeine Habgier, nicht etwa blos der Regierungen, sondern der Völker, der Russen, wie der Engländer und der Franzosen glaubt, wird gewiß richtiger rechnen. Man kann übrigens aus den folgenden Besprechungen deutlich ersehen, daß Herr St. Marc-Girardin selbst nicht an seine Lehre von den christlichen Bevölkerungen in der Türkei glaubt. Da ist z. B. ein Grieche, Herr Pitzipios, der eine Schrift veröffentlicht hat: „La question d'Orient en 1860, ou la grande crise de l'empire byzantin." Dieser Herr Pitzipios hat inzwischen, wahrscheinlich weil er sein Geschlecht von den Paläologen ableitet, sich den Titel „Prinz" zugelegt und scheint nicht übele Lust zu haben, als Bewerber um die demnächst erledigte byzantinische Krone aufzutreten. Pitzipios behauptet mit großer Ruhe und Kaltblütigkeit, das byzantinische Reich habe nie aufgehört, zu bestehen, und es bestehe noch; im Jahre 1453 sei nur eine türkische Dynastie an die Stelle einer christlichen getreten. Der Hat-Humayun habe diesem Zustande der Dinge ein Ende gemacht und die Griechen wieder emporgehoben. Die natürliche Folgerung des Hat-Humayun wäre, daß der Sultan Christ geworden, wie ihm Se. Hoheit, Prinz Pitzipios, schon in einem früheren Werke vorgeschlagen. Da es nun keinen christlichen Sultan giebt, so wäre es jetzt das Gerathenste, wenn der Sultan christliche Minister und christliche Truppen hätte, und da sich muthmaßlich der Sultan nicht gern dazu verstehen würde, christliche Minister und christliche Truppen anzunehmen; so müßte Europa es ihm befehlen und ihn dazu nöthigen. Wenn das nicht geschieht, so seien stets neue Metzeleien, wie zu Tscheddah und in Syrien, zu gewärtigen. Uebrigens würde Europa gut thun, der Türkei gleich einen christlichen Fürsten (M. le prince Pitzipios?) zum Herrscher zu geben.

„Es ist darin (sagt Herr St. Marc-Girardin) ein ganz griechischer Gedanke; nämlich der, sich die verschiedenen Theile des Orient's nicht von einander trennen zu lassen und ein großes Reich des Ostens zu schaffen. Athen zielt darauf hin, Konstantinopel zu ersetzen: es ist das Turin des Morgenlandes. Zwischen dem Hellenismus Athen's und dem Byzantinerthum von Konstantinopel giebt es viele Verschiedenheiten, und es könnte zu vielen Kämpfen führen. Dieses hindert indeß nicht, daß nicht die Griechen im Allgemeinen, die von Athen wie die zu Konstantinopel, den Instinkt und den Wunsch hegen, die christliche Einheit im Morgenlande zu erhalten. Dieser Instinkt und dieser Wunsch werden in der Zukunft des Orientes eine Rolle spielen.

„Prinz Pitzipios schlägt als allgemeine Auskunft sein byzantinisches Reich vor; Europa möge es annehmen, und das Schicksal des Orient's ist gesichert und geordnet. Das griechische Kaiserthum von 1453 ist hergestellt, mächtiger und thatkräftiger (?), als es war, aber immer mehr byzantinisch als hellenisch..... Da Prinz Pitzipios ein Grieche, und folglich voller Scharfsinn und Pfiffigkeit ist, so ist es interessant zu sehen, wie viel geistreiche und wie viel eichtige Gedanken er in seine Theorie mischt, um sie schmackhafter zu machen. Vor Allem weiß er ganz gut, daß man keinen Staat am Bosporus gründen kann ohne die Gefahr, England zu mißfallen. Also beeilt sich Pitzipios sein byzantinisches Reich unter den Schutz Englands zu stellen. Er weist selbst nach, daß ein diplomatischer Agent Englands im Orient der erste war, welcher den Gedanken faßte, ein christliches Reich an die Stelle des türkischen zu setzen." (Es war dies der Ritter Eton, der 1795 diesen Vorschlag machte.)

Herr St. Marc-Girardin meint dazu, daß diese Idee allerdings ganz englisch sei, weil sie den französischen Einfluß beseitige; diejenigen Franzosen, welche glaubten, sie zuerst erfunden zu haben, seien im Irrthum. Wenn England nur gewiß wäre, daß bei dieser Wiederherstellung des christlichen Morgenlandes nichts Französisches in's Spiel komme, so würde es sich wahrscheinlich von seiner großen Liebe zu den Türken bekehren. Nur werde der neue Staat als Seemacht keine großen Ansprüche machen dürfen; der Haß, mit dem England das kleine Königreich Griechenland beehre, die Chicanen, die es an ihm ausübe, hätten ihren Grund darin, daß Griechenland eine blühende und hoffnungsreiche Marine besitze; anderseits begünstige England (schon seit dem Utrechter Frieden) das Emporkommen des Hauses Savoyen, um ein Gegengewicht gegen Frankreich im Mittelmeere zu haben.

Prinz Pitzipios spricht in seinem Buche von Frankreich so gut, wie gar nicht, weil er alle seine Hoffnungen auf England setzt. Der französische Journalist nimmt ihm das übel. „La France en Orient n'a pas un seul interêt égoïste! Frankreich hat nur das Interesse, daß der Orient sich selber herstellt und aufrichtet, unter welcher Form es auch sei!" — Edles, verkanntes Frankreich, das blos für Ideen kämpft! Schade, daß die Fabel vom Fuchse, der den Hühnern den allgemeinen Frieden im Thierreiche proklamirt, wenn er eine recht gründliche Razzia unternehmen will, bereits erfunden worden ist. — Heutzutage ist die Zeit, wo sie zur vollständigen Geltung und zum klarsten Verständnisse kommt in dem Worte: „l'empire c'est la paix!"

Wenn einmal der Skandal los geht, wird England die politische Freiheit, Frankreich die Civilisation und Humanität, und Rußland die Religion und die Stammverwandtschaft auf die Fahne schreiben, um egoistische Gelüste zu beschönigen. Wir in Deutschland können nur wünschen, daß alle drei sich recht gründlich in die Haare gerathen mögen, und daß wir die Luft bekommen, die uns so dringend nöthig ist.

Uebrigens glauben wir auch an die nahe Regeneration der christlichen Völker in der Türkei nicht, und am allerwenigsten an ein byzantinisches Reich, das gerade an denselben Schäden zu Grunde gegangen ist, welche jetzt die Osmanenherrschaft zum Sturze bringen. Die Griechen irren sich wohl sehr, wenn sie glauben, die nicht griechischen Bevölkerungen, die in der ungeheuren Mehrzahl sind, würden sich so ruhig eine erneute Byzantinerherrschaft gefallen lassen, wie das Mittelalter hindurch. So roh und ungebildet die Serben, Bosnier, Bulgaren, Walachen, Albanesen ꝛc. im Großen und Ganzen sein mögen, so haben sie doch vor den Griechen das voraus, daß sie, als Ackerbauer und Hirten, weniger von der Knechtschaft angesteckt worden sind, als die handel- und gewerbtreibenden Griechen. Was man von der Geriebenheit, der Gewissenlosigkeit und Kriecherei der Phanarioten, von der Entartung der griechischen Geistlichkeit erzählt, welche ihre Würden von den Türken kauft und in schamloser Simonie verkommen ist, verheißt gerade nicht besonders glückliche Aussichten für den Fall, daß irgend ein wahrer oder falscher Komnene oder Paläologe den Thron zu Konstantinopel besteigen sollte. Der Hellenismus scheint Aussichten zu haben, aber der Byzantinismus nimmermehr, oder nur, wenn er in Form des Russenthums auflebt und sich auf das griechische Slaventhum stützt. Denn man mag sagen, was man will, man mag sich dagegen sträuben, wie man will — man fühlt es instinktmäßig, daß Rußland's Bewerbung die naturgemäßeste ist, weil sie am meisten mit den ganzen Verhältnissen im Einklange steht. Nicht den Griechen, sondern den Barbaren des ehemaligen Byzantinerreiches gehört die Zukunft; diese bedürfen aber vorläufig noch einer andern Erziehung, als ihnen die Civilisation des Westlandes geben kann.

Natürlich hat man noch eine Menge anderer Vorschläge gemacht: ein großes christliches Reich, wie eben gesagt — zwei Reiche, ein christliches und ein muselmännisches, ein Bund von christlichen Staaten u. s. w. Doch sind das Alles Seifenblasen, die in der Luft zerplatzen, weil die Diplomatie gar nicht mehr thun kann, was sie will, sondern sich reißend schnell dem Wassersturze nähert, zu dem die Logik der Verhältnisse hintreibt.

Man kennt zwar ziemlich genau die Faktoren, die in Kampf treten werden, aber nicht ihre Stärke und den Eintritt ihrer Wirksamkeit.

Ein origineller Plan, den Orient umzugestalten, ist der, welchen Hr. Dionysius Rattos (ein Grieche) in seiner Schrift: Constantinople ville libre, (1860), entwickelt.

„Hier ist nun endlich Jemand, der in unseren Tagen vorschlägt, einen Bundes-Staat zu bilden, Jemand, der nicht von Einigkeit und Anmexion träumt. Hr. Rattos sieht wohl ein, daß eine freie Stadt nicht allein leben kann; Krakau hat nicht lange gelebt zwischen den großen Staaten, die es umgaben. Wenn eine freie Stadt nur sehr große und mächtige Nachbarn hat, so nennen sie bald die Stadt anarchisch, und unter diesem Vorwande* nehmen sie ihr die Unabhängigkeit. Sie kann sie nur behaupten, wenn sie kleinere Staaten um sich hat, die ihr zum Beispiele und Nachachtung dienen. Auch schlägt Hr. Rattos vor, einen Staatenbund im Osten zu bilden. Dieser Bund würde aus dem vergrößerten Königreiche Griechenland, — den vereinten Donaufürstenthümern, Serbien, Bosnien und der Herzegowina — aus Montenegro — aus Bulgarien und Rumelien (zwei Staaten) bestehen. In Kleinasien würde es drei neue Staaten geben: Armenien und zwei griechische Staaten mit den Inseln des Archipelagus, die zu Asien gehören."

Dieser Plan eines Staatenbundes gleicht sehr dem, den Hr. Casati vorschlägt, welcher außerdem noch Syrien, Aegypten und die afrikanische Nordküste in seinen Bereich zieht. — Rattos kennt den Orient sehr genau,

* Wir billigen nicht die Aufhebung Krakau's, aber jedenfalls war, wenn man sich auf den Standpunkt der Regierungen stellen will, Grund genug vorhanden, den Ort, auf dem die polnische Erhebung von 1846 ausbrach, unschädlich zu machen. Frankreich würde, falls sich die Schweiz in ähnlicher Weise benahm, wohl dasselbe thun. „Vorwand" war es nicht.

und man kann wohl behaupten, daß er verständig und nüchtern seinen Plan entworfen hat. Konstantinopel, der große Zankapfel, käme außer Spiel; als freie Stadt, wie Hamburg, Bremen, als Freihafen würde es, von der Natur zur Zwischenhändlerin dreier Erdtheile ausersehen, eine gewichtige Rolle spielen und die byzantinischen Griechen würden volle Gelegenheit finden, ihre Speculationstalente auf würdige Weise zu entfalten; aber man kann wohl gewiß sein, daß dieser Plan von den leitenden Männern des Zeitalters nur sehr kühl und verächtlich aufgenommen werden wird. Rußland will Konstantinopel um jeden Preis, da die Aja Sophia, das morgenländische Patriarchat, in sein System gehört; England wird sich für Alles interessiren, nur nicht für eine freie Stadt, die bald ein zweites Genua oder Venedig werden könnte; auch Napoleon III. dürfte sich dafür nur dann erwärmen, wenn es in sein System paßte.

Näher besehen, hat freilich auch der Plan, Konstantinopel zur freien Stadt zu machen, Bedenklichkeiten genug. „Was würde geschehen, wenn z. B. eines Tages der Sultan mit allen seinen Ministern in den Bosporus stürzte und sich die Stadt plötzlich ohne Regierung befände? Würden die verschiedenen Gemeinden oder Nationen, die Konstantinopel bewohnen, die griechische Kommune, die fränkische, die armenische ꝛc. im Stande sein, sich über die Schaffung einer Stadtobrigkeit zu verständigen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Freiheit und Sicherheit des Handels zu schützen? — Würden sie wohl, die nationalen Eifersüchteleien bei Seite gesetzt, welche in einer kosmopolitischen Stadt weniger Wichtigkeit haben können, als irgend wo anders — sich leidlich zu regieren und zu verwalten verstehen? Die Aufgabe scheint in Anbetracht der Verhältnisse, die so lange Zeit geherrscht haben, nicht eben leicht."

Ein Wort noch zum Schlusse: Scheinbar geht uns in Deutschland die orientalische Frage wenig an; Oesterreich, in Italien bedroht und in Ungarn selbst für den Bestand seiner Herrschaft besorgt, kann nur nebenbei daran denken, bei der nahen Katastrophe mit berücksichtigt zu werden. Fast scheint es, als ob man in Paris Ungarn und Kroatien in Mitleidenschaft mit der Türkei bringen wolle, um hierdurch den ganzen europäischen Osten zu erschüttern und die Theorie der Nationalitäten zum Zwecke einer französischen Alleinherrschaft zu benutzen. Deutschland ist also, wenn auch nicht aktiv, so doch passiv, sehr betheiligt; es sind ihm Verluste im Süden, im Norden und im Westen zugedacht; denn da Frankreich, wie es auch in dem eben erwähnten Aufsatze heißt, im Orient selbst nicht direkte Vortheile, Länderzuwachs ꝛc. erwarten kann, so würde es seine Entschädigung am Rheine suchen und dafür Preußen mit dem übrigen Deutschland entschädigen. Wenn sich Preußen herbeiließe, in ein Vasallen-Verhältniß zu Ludwig Napoleon zu treten, Deutschland wäre ohne Zweifel zu haben und vielleicht, wenn Preußen sich auf's Handeln verlegen wollte, mehr, als gewisse ehemalige Rheinbundfürsten glauben. Man muß mit dem innersten Schmerz erfüllt werden, wenn man sieht, wie dieses ganz kopf- und ideenlose Deutschland im gemüthlichen Bierdusel fortdämmert und von Trias-Ideen, Volksparlament (ohne staatliche Einheit) u. s. w. faselt und die Lection ganz vergessen zu haben scheint, die ihm der erste Napoleon ertheilt hat.

Deutschland hat einen einzigen Haltepunkt und der ist Preußen, der festgegliederte, preußische Staat, das in sich einige preußische Volk und die preußische Armee. Das Treiben der Kleinstaaten ist aber ganz danach angethan, diesen einzigen Haltepunkt, wenn es möglich wäre, mit in seinen Sturz zu verwickeln und die Schwierigkeit der preußischen Politik maßlos zu erhöhen. Man schreit fortwährend darüber, daß die preußische Politik nicht energisch, nicht durchgreifend sei; aber kann sie denn anders? Was Preußen seit zwölf Jahren gethan hat, ist Alles in Allem genommen, das Gescheidteste gewesen, was es hätte thun können, und wir glauben, daß es einem richtigen Instinkte gefolgt ist. Vasall Oesterreichs, Vasall Frankreichs, Vasall Rußlands kann es in jedem Augenblick noch werden; es kann aber auch, wenn es seine Kräfte auf den richtigen Moment, auf den ernsten Augenblick der Entscheidung spart, mit und für Deutschland ein Staat werden, der Niemandes Vasall ist.

Es handelt sich hier nicht mehr um diplomatische Flickereien; es handelt sich um eine Katastrophe, welche die mächtigsten Reiche zum Falle bringen kann, um einen Kampf, in dem nur das, was mit Aufbietung aller Kräfte streitet, sich erhalten wird. Es macht einen überaus jämmerlichen Eindruck, wenn man sieht, wie sich unsere guten Deutschen über Kirchthurms-Interessen in den Haaren liegen, wenn man sieht, wie uns das Ausland als eine hirtenlose Heerde ansieht, deren Theilung mit veranschlagt wird, wo man die Türkei theilt. Wenn Preußen in einem bevorstehenden Kriege die Zweitheilung der deutschen Armeen und das Oberkommando über die nördliche Hälfte verlangt, so ist dies bescheiden und rücksichtsvoll gegen Oesterreich und nichts mehr, als was die einfachste Vernunft lehrt. Man kann sich überzeugt halten, daß das Bröckel- und Konglomeratwerk der Trias Deutschland in einem ernsten Kriege gründlich blamiren, wenn nicht gar in's Verderben reißen würde. Wenn Preußen zu solchen Versuchen einfach Nein sagt, so thut es, was es im wahrsten Interesse thun muß; und wenn es nichts hat, so hat es als Staat den scharfen Instinkt der Selbsterhaltung, den die kleinen Staaten, trotz des Anscheines, nicht einmal haben, weil sie, um Unwesentliches zu retten, ihre ganze Existenz auf's Spiel setzen.

Die orientalische Frage ist die Hauptfrage, nicht die italiänische. Möge sie Oesterreich und Preußen einig finden!

Dalmatien.

Zur südslavischen Bibliographie.*

Der gelehrte Bibliothekar der Marciana zu Venedig, Hr. Ballentinelli, hatte schon früher (1842) eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung der auf die dalmatische Küste Bezug habenden Werke unter dem Titel: „Specimen bibliographiam de Dalmatia et agro Labeatium" in Venedig herausgegeben. Seitdem hat er diese Arbeit, bedeutend vermehrt, in Agrom erscheinen lassen, wo der „Südslavische Verein" den Druck befördert hat. Für diesen Verein waren Dr. Gaj und Dr. Kukuljewich sehr thätig, Alles zu sammeln, was auf die Literatur der südlichen Slaven Bezug hat. Die ländliche Bevölkerung der ganzen Küste Dalmatiens ist slavisch, wenn auch die Städte italiänische Bewohner haben. Ragusa wurde sonst das „Slavische Athen" genannt, und manche Slavomanen behaupten, die Bevölkerung dieser gesammten Küstenstriche habe aus Slaven und nicht aus Pelasgern bestanden, daß aber die Süd-Slaven in ihrem Verkehr mit den klassischen Griechen und Römern kosmopolitischer geworden, kann man daraus abnehmen, daß unter ihnen der Haß gegen die Deutschen weniger bemerkbar wird, als im slavischen Norden. In dem vorliegenden bibliographischen Werke, welches 1969 Nummern umfaßt, finden sich daher auch neben Werken in den slavischen Sprachen, deutsche und italiänische, besonders aber auch ältere Werke in lateinischer Sprache, sowie in anderen modernen Sprachen von Europa. Der Verf. hat die über Dalmatien im Allgemeinen handelnden Schriften vorausgeschickt und diese wieder geordnet nach der allgemeinen Geschichte des Landes, der Militair- und der Kirchengeschichte; darauf folgen Reisen, Orts-Beschreibungen, Geographie, Topographie, Hydrographie und die besondere politische Geschichte. Demnächst folgen die Zeitungen und Zeitschriften für besondere Fächer und zuletzt die Literargeschichte. Daran schließen sich die Werke, welche einzelne Theile und Orte Dalmatiens betreffen, mit der Hauptstadt Zara anfangend, wobei wieder dieselbe systematische Ordnung, wie vorher, befolgt ist. Den Beschluß macht Montenegro.

Sehr vollständige Namen-, Orts- und Sach-Register fehlen natürlich dieser gediegenen Arbeit nicht, die sich nicht blos auf selbständige Werke beschränkt, sondern auch die bedeutenderen Aufsätze in Handschriften aller Länder angeführt hat, in denen sich Etwas über Dalmatien befindet, z. B. einen Aufsatz von dem fleißigen Baron v. Reinsberg, über die Morlachen in der Prager Zeitschrift von 1851. Reigebaur.

Italien.

Die Gräber-Symbolik der Alten.

Unsere Frommen haben oft den Alten vorgeworfen, daß sich auf ihren Grabmonumenten in Inschriften und symbolischen Darstellungen nur immer das trostlose Geständniß der Vernichtung oder höchstens der wesenlosen Schatten-Existenz im Hades, nicht aber, wie auf den christlichen Denkmälern, die tröstliche Hoffnung auf ein besseres Jenseits ausspreche. Wie ungerecht ein solcher Vorwurf sei, weiß jeder Kenner des Alterthums und ist erst neuerdings wieder durch eine interessante Schrift: „Versuch über die Gräber-Symbolik der Alten," von J. J. Bachofen** bestätigt worden.

* Bibliografia della Dalmazia e del Montenegro, saggio di Gius. Vallantinelli, membro della società Slavo-meridionale. A spese della società stessa. Zagrabia (Agram), Dr. Gaj, 1858. VII u. 339 S. gr. 8

** Basel, Bahnmaier's Buchhandlung, 1859.

Der Verfasser giebt uns in der Vorrede Aufschluß über die Veranlassung der Schrift. Er besuchte im Jahre 1842 das vier Jahre vorher entdeckte Columbarium bei der Villa Pamfilia. „Der Eindruck," schreibt er, „den der Anblick dieser Stätte ewiger Ruhe auf mich hervorbrachte, war um so tiefer, da ich außer den beiden, vom Ritter Campana wenige Jahre zuvor entdeckten Columbarien der Porta Latina noch keine ähnliche Anlage gesehen hatte. Meine Besuche wiederholten sich. Die Nähe des Vatican, in dessen Bibliothek ich damals manchen Morgen zubrachte, bot dazu häufige Veranlassung. Die Schönheit der Gärten, der herrliche Umblick, den sie eröffnen, die Anschauung antiker Werke, welche die uns vom Alterthume trennenden Jahrhunderte für Augenblicke wenigstens verschwinden läßt, dazu der Zauber der Neuheit und die Frische des Genusses, den ein erster römischer Jugend-Aufenthalt bietet; alles dies vereinigte sich, ein Interesse zu erwecken, dem für das spätere Leben Dauer gesichert war. Jenen Besuchen verdanke ich den ersten Anstoß zum Studium der antiken Gräberwelt, welches mich seither noch zwei Mal nach Italien geführt und in Griechenland neue Nahrung gefunden hat. Bei fortgesetzter Lectüre der alten Schriftsteller habe ich es nie unterlassen, auf Alles zu achten, was sie über Gräber und Grabcult darbieten. So häufte sich in einer Reihe von Jahren ein Material, welches den Wunsch und das Bedürfniß wissenschaftlicher Bearbeitung immer näher legte. — Seither ist der ganze Kreis Pamfilischer Bilder durch die Abhandlungen der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften Band 8, Abtheilung 2 in lithographischer Nachbildung verbreitet und durch Otto Jahn mit kurzen Erläuterungen versehen worden. Das Erscheinen dieser verdienstlichen Schrift hat meinen längst gehegten Gedanken, die Früchte eigener Forschung gelehrten Alterthumsfreunden zur Prüfung vorzulegen, endlich gereift."

Wir können natürlich dem Verfasser auf den verschlungenen Wegen seiner gelehrten Untersuchungen hier nicht folgen, zumal sie eine solche Fülle von kühnen Combinationen und phantasiereichen Deutungen enthalten, daß wir sie der nüchterne Prüfung Männern von Fach überlassen müssen; doch dürfen wir uns wohl mit dem Hauptresultat einverstanden erklären, das wir uns kurz wiederzugeben begnügen wollen.

Die antiken Religionen sind nicht dogmatisch; sie haben Symbole und Mythen, aber keine Glaubenssätze. In dem Mythenschatze legten sie die frühesten geschichtlichen Erinnerungen, die ganze Summe physischer Kenntnisse, das Gedächtniß früherer Schöpfungsperioden und gewaltiger Erdwandlungen nieder. Die höheren religiösen Wahrheiten wurden ursprünglich symbolisch versinnlicht und die Deutung dieser Symbole war die Aufgabe der Mysterien. Den Inhalt der Mysterienlehre in Worten darzulegen, wäre ein Frevel gegen das oberste Gesetz gewesen. Man erläuterte daher das Symbol durch den Mythus und darin wurzelt die Benutzung des Mythenschatzes als Gräbersprache. Während die Inschriften in der Regel nur zu untergeordneten Angaben benutzt werden, sind die höheren Gedanken, welche Tod und Grab erwecken, in Mythenform mit Hülfe der Kunst zur Darstellung gekommen. Mehr und mehr wird das reine Symbol in den Hintergrund gedrängt; der Mythus gelangt zur unbestrittenen Herrschaft und allmählich tritt die ganze Mythenwelt der Alten in ihre Gräber ein. So dient der Mythenschatz zur Darstellung religiöser Wahrheiten und zur Erregung trostreicher Ahnungen, die über die traurige Gränze des stofflichen Fatums hinausführen. Der Inhalt der Mysterien in seiner doppelten physischen und metaphysischen Bedeutung wird im Gewande der Mythenbilder dem Beschauer vor die Seele geführt. Ist durch die anthropomorphische Gestaltung des Göttlichen der Himmel auf die Erde herabgestiegen, so wird jetzt durch den Eintritt der Mythen in das Mysterium die Erde wieder zum Himmel, das Menschliche wieder zum Göttlichen zurückgeführt und in den Schicksalen der Heroen die Trefflichkeit und Tugend als der einzige Weg zur Ueberwindung der Materie und zum endlichen Lohne der Unsterblichkeit dargestellt. Der Mythus, der als Glaube nicht mehr galt, erhält durch seine Verbindung mit dem Mysterium und Grab wieder das höchste Ansehen. Der alte, einfache, symbolische Glaube, wie ihn Orpheus und die großen Religionslehrer der frühesten Zeit theils geschaffen, theils überliefert erhalten haben, kommt im Grab-Mythus zur Auferstehung in anderer Gestalt. Neue Symbole und neue Mythen erschafft die spätere Zeit keine; dazu fehlt ihr die Jugendfrische der ersten Existenz. Aber dem Schatze überlieferter Darstellungen weiß das spätere, mehr auf sein Inneres gerichtete Menschengeschlecht eine neue vergeistigte Bedeutung unterzulegen. So werden die Mythen Bilder und Schatten höherer Gedanken, die durch das Räthselhafte selbst eine tiefere Ehrfurcht einprägen. Alle höheren Betrachtungen, zu welchen das Räthsel des Todes Veranlassung giebt, der Ausdruck des Schmerzes und des Trostes, der Hoffnung und der Furcht, der düsteren und der fröhlichen Ahnung bleibt der Darstellung durch Künstlerhand vorbehalten. Zu arm ist die menschliche Sprache, um die Fülle der Ahnungen, welche der Wechsel von Tod und Leben wach ruft, und jene höheren Hoffnungen, die der Eingeweihte besitzt, in Worte zu kleiden. Nur das Symbol und der sich ihm aufschließende Mythus können diesem edleren Bedürfnisse genügen. Das Symbol erweckt Ahnungen, die Sprache kann nur erklären. Das Symbol schlägt alle Saiten des menschlichen Geistes zugleich an, die Sprache ist genöthigt, sich immer nur einem einzigen Gedanken hinzugeben. Bis in die geheimsten Tiefen der Seele treibt das Symbol seine Wurzel, die Sprache berührt wie ein leiser Windhauch die Oberfläche des Verständnisses. Jenes ist nach Innen, dieses nach Außen gerichtet. Nur dem Symbole gelingt es, das Verschiedenste zu einem einheitlichen Gesammteindruck zu verbinden. Die Sprache reiht Einzelnes an einander und bringt immer nur stückweise zum Bewußtsein, was, um allgewaltig zu ergreifen, nothwendig mit einem Blicke der Seele vorgeführt werden muß. Worte machen das Unendliche endlich, Symbole entführen den Geist über die Gränze der endlichen, werdenden in das Reich der unendlichen, seienden Welt. Sie erregen Ahnungen, sind Zeichen des Unsagbaren, unerschöpflich wie dieses, mysteriös, wie nothwendig und ihrem Wesen nach jede Religion, eine stumme Rede, als solche der Ruhe des Grabes besonders entsprechend, unzugänglich dem Spotte und Zweifel, den unreifen Früchten der Weisheit. Darin ruht die geheimnißvolle Würde des Symbols, die zu der Erhöhung des hohen Ernstes der antiken Gräberwelt besonders beiträgt; darin die ergreifende Macht der mythischen Darstellungen, welche uns die großen Thaten der Vorzeit in dem beruhigten Lichte ferner, wehmüthiger Erinnerung vor Augen stellen und so an jener Weihe Theil nehmen, mit welcher die alte Welt ihre Grabstätten in besonders hohem Grade zu umgeben wußte.

Das menschliche Herz ist zu jeder Zeit dasselbe gewesen. Es hat gefürchtet und gehofft, es hat in freudiger und trauriger Bewegung geschlagen, wie heute. Nur die Art, seiner Empfindung einen Ausdruck zu geben, war verschieden und ist noch verschieden. Die Sprache, die wir verstehen, das Zeichen, das wir deuten können, sind uns freilich die liebsten; aber sie sind nicht das einzige, worin sich das Menschliche äußert. Darin eben liegt der hohe Werth der Alterthumsstudien, daß sie, indem sie uns Völker, die in der Zeit und in ihren Anschauungen so fern von uns liegen, verführen, uns erkennen lassen, wie bei allem Wechsel das rein Menschliche, weil ihm der Stempel des Göttlichen aufgedrückt ist, unverändert bleibt. Sie erheben uns über die beschränkte Verehrung des gewohnten Eigenen und führen so zur wahren Humanität, die in dem Menschen unter jeder Form und Gestalt das Menschliche wiederfindet. „In dem ganzen Alterthum," sagt der Verfasser sehr wahr, „tritt ein Bestreben nach Ueberwindung des Stoffes, nach persönlicher Heiligung und nach Vergeistigung einer in ihrem innersten Kerne materiell-sinnlichen Religion hervor, das ihm um so mehr zum Ruhme gereicht, als es in den Grundlagen und in allen Formen und Aeußerungen des Kultus nicht nur keine Unterstützung, sondern das größte Hinderniß und den gefährlichsten Gegner fand. Ein solches Streben nach Entstofflichung verdient auch dann noch Anerkennung, wenn die Masse, unfähig den höheren Mysterieninhalt zu erfassen und festzuhalten, bei der rein sinnlichen Grundlage der Lehre stehen bleibt und so dem Stoffe und seiner Lust immer vollständiger zur Beute wird. — Die Alten haben mit einer in ihrer Grundlage stofflichen Religion das ernsteste Streben der sittlichen und moralischen Heiligung verbunden, die Neueren dagegen nichts unterlassen, ihre an Ursprung und Inhalt rein geistige Religion wieder der Materie und dem unreinen Stoffe unterzuordnen. Ihnen steht keine Entschuldigung zur Seite." M.

Arabien.

Die Juden in Jemen.

Eine englische Missions-Zeitschrift und nach ihr ein deutsches Journal gleicher Tendenz, die in Breslau erscheinenden „Dibre Emeth," brachte vor einiger Zeit überaus merkwürdige Nachrichten über den Zustand der Juden in Jemen, und zwar vorzugsweise in der alten Arabia felix. Der englische Missions-Prediger Stern ist im September des Jahres 1856 von Hodeida aus mit großen Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren in die Gebirgs-Landschaft Sanaa eingedrungen, wohin noch niemals der Fuß eines christlichen Missionairs und selten auch

der eines europäischen Reisenden gelangt war. Der Bericht, den Herr Stern über die dortigen Zustände und namentlich über die der zahlreichen Juden in Jemen giebt, ist ungemein interessant und enthält Vieles, was bisher in England und im übrigen Europa gänzlich unbekannt war. Wir entlehnen daraus Nachstehendes:

Sanaa, die Hauptstadt des gleichnamigen Reiches von 3 Millionen Seelen, das bis vor wenigen Jahren von erblichen Imams regiert wurde, jetzt aber unter der Herrschaft zahlreicher Stammesfürsten (Scheikhs) sich befindet, zählt 40,000 Einwohner, von denen etwa 22,000 Muhammedaner und 18,000 Juden sein mögen, welche Letzteren nicht weniger als achtzehn Synagogen in dieser Stadt besitzen. Die Zeit, in welcher die Juden sich in diesem Theile von Arabien niederließen, gehört der fernsten Vergangenheit an. Ihren eigenen Ueberlieferungen zufolge, gehörten ihre Voreltern zu denjenigen, welche nach Zerstörung des ersten Tempels durch Nebukadnezar aus Jerusalem und Palästina entflohen waren und in den Gebirgen Arabiens sich niedergelassen hatten. An Anstrengungen gewöhnt, im Kriege auferzogen, gelangten diese Ansiedler bald zu physischer und moralischer Ueberlegenheit über die wilden Stämme, von denen sie umgeben waren, und sehr bald herrschten die Vertriebenen aus Judäa über das Land, in welchem sie eine Zuflucht gefunden. Die Macht und die Religion der Hebräer hatte beinah sechshundert Jahre die Oberhand und die Gewalt über ganz Arabien. Der Handel nahm unter ihrer Herrschaft zu, der Ackerbau blühte und die Heerden vermehrten sich außerordentlich, aber es bereitete sich ein Sturm vor, der die sozialen und staatlichen Verhältnisse dieses Landes und des ganzen Orients total verändern sollte.

Muhammed erschien und mit ihm die Herrschaft des Schwertes über den Glauben und das Wissen des Morgenlandes. Die Juden, damals die einzigen Bewahrer der überlieferten Gottesidee, wie der Gelehrsamkeit in Arabien, wurden die ersten Opfer des neuen, religiösen Fanatismus. Keine Kopfsteuer, keinerlei schmachvolle Unterwerfung konnte die treuen Bewahrer ihres Gesetzes in dem heiligen Lande des Islams vor blutiger Verfolgung schützen. Aber trotz aller grausamen Metzeleien und martervollen Hinschlachtungen, welche oft ganze Dörfer und Städte der Juden von der Erde vertilgten, finden sich doch heutzutage noch fast in jedem Dorfe, in jedem Gebirgsstriche Arabiens ansehnliche Bevölkerungen von Juden. Sanaa allein zählt, wie Stern von den dortigen Rabbinern erfuhr, 3,500 jüdische Familienväter, und in ganz Jemen sollen über 200,000 Juden wohnen.

Der soziale Zustand dieser jüdischen Bevölkerung ist zwar, wegen der beständigen Unterdrückung und Furcht, in welcher sie durch die Anarchie und durch die Willkür der Scheikhs gehalten werden, ein sehr trauriger; gleichwohl haben die Juden nicht aufgehört, der arbeitsamste, industriöseste und nützlichste Theil des Landes zu sein, indem sie allein alle Gewerbe und Künste betreiben, die den Arabern ein Greuel sind, während diese die Juden vom Ackerbau und vom eigentlichen Handel ausgeschlossen haben. „Geht man durch einen Basar," sagt Herr Stern, „so hat man nicht nöthig, sich nach dem Theile zu erkundigen, den die Juden innehaben; man braucht nur dem Schalle des Ambos und dem Geräusche des Weberschiffchens zu folgen und man kann sicher sein, dort nach dem jüdischen Theile des Basars zu kommen. Reiche und einflußreiche Leute giebt es nicht in ihren Gemeinden. Das arme Volk! Es weiß, daß Gold und Silber nur seine Gefahren und Verfolgungen vermehren würden; daher sehnt es sich nicht nach Schätzen, welche der Gouverneur, sowie Häscher oder die Beduinen der Wüste jeden Augenblick rauben können."

Herr Stern scheint sich durch seine Kenntniß der hebräischen und der arabischen Sprache, sowie durch seine Theilnahme an ihrem Schicksale, großes Vertrauen unter den Juden von Sanaa und des ganzen Landstriches, den er auf der Hin- und Rückreise passirte, erworben zu haben. Er rühmt überall ihre entgegenkommende und uneigennützige Gastfreundschaft, im Gegensatze zu dem Fanatismus und der Raubsucht der moslemitischen Araber, denen er mehrere Mal in größter Gefahr war zum Opfer zu fallen. „In Mocka angekommen," so schließt Herr Stern seinen Bericht, „wurde ich in Folge der furchtbaren Anstrengungen und Entbehrungen, die ich auf der Reise erduldet hatte, von einem heftigen Fieber befallen. Die in Mocka wohnenden wenigen jüdischen Familien waren emsig bemüht, mich zu pflegen und niemals werde ich die Güte eines Herrn Landau, eines deutschen Juden, vergessen, der, aus Ostindien mit einer Schiffsladung von Waaren kommend, auf dem Wege nach Suez war und meinetwegen länger in Mocka verweilte, um mich mit der Liebe und Zärtlichkeit eines Bruders zu pflegen. Herr Landau wollte sogar sein Schiff allein weiter segeln lassen und demselben erst nach meiner völligen Wiederherstellung folgen, aber dem gab ich nicht meine Zustimmung, da ich wußte, daß er hierdurch großen Verlust erleiden würde. Solche Handlungen von streng religiösen Juden gegen einen christlichen Missionair beweisen jedoch schlagend, daß die Feindschaft des Kreuzes hinweggethan ist und daß ein neuer Geist die Herzen der weit zerstreuten Kinder Israels belebt."

Mannigfaltiges.

— Arndt's Geist der Zeit. Die kurzen, literarischen Besprechungen dieser Rubrik können wir im neuen Jahre nicht würdiger, als mit der Anzeige beginnen, daß von Ernst Moritz Arndt's altem Buche über den Geist der Zeit eine neue, und zwar die vierte Auflage, erschienen ist.* Die Stimmung der für Deutschland verhängnißvollen Jahre 1805 und 1806 ist es, die sich in diesem Buche abspiegelt, und wie jene gottbegeisterten Propheten des alten Bundes, zeigt er hin auf die geistigen und sittlichen Ursachen des Verderbens im Vaterlande, um die Schlummernden zu wecken und die Trägen aufzurütteln zu Wehr und Vertheidigung gegen den gemeinsamen Feind. „In diesem Sinne (so sagt über das Buch ein Nekrolog Arndt's in den „Preußischen Jahrbüchern") zeichnet der Verfasser von Neuem und in größerem Umfang den Geist, der in den Schriften, wie in den Zeitgenossen herrschte; er stellt die gegenwärtige mit der früheren Menschheit zusammen, läßt den Blick über die Völker des alten und des neuen Europa schweifen, wie ihm die Geschichte jene, die eigene Anschauung diese gezeigt hat. Aber sofort zieht sich das vielfarbige Bild zur Schilderung der sittlichen Schwäche, der politischen Zerfahrenheit Deutschlands, zu einem Weheruf über die Noth und den Schrecken der jüngsten Tage, zur Anklage und Vermahnung derer zusammen, bei denen die Schuld ist. Im November und December 1805, unter dem Eindrucke der Nachrichten von Ulm und Austerlitz, ist der erste Theil des Buches in wenigen Wochen „„auf dem glühenden Amboß der Zeit geschmiedet."" — Sein strafendes Wort geißelt die Fürsten, die unfürstlich ihre Würde, ihre Pflicht, ihre Völker vermiethen und mit den Fremden buhlen und feilschen. Ebenso schilt er die Edelente, die alles Ritterlichen vergessen, die den Stern der Ehrenlegion des gallischen Despoten zum Lohne dafür tragen, daß sie deutsches Blut vergessen. Er appellirt an den lebendigen Menschen, der sich aus dem Mechanismus, zu dem der Geist der Zeit Alles herabgebracht, in das volle Gefühl für Freiheit, Tugend und Vaterland zurückfindet. „Wenn (sagt er) jeder Einzelne sich herrlich fühlt, das Volk würdig, das Gesetz heilig, das Vaterland unsterblich, die Fürsten edel — dann fürchtet euch nicht: die Welt ist gerettet. Hundert solche sind Zehntausenden gleich!"

Im Herbst 1806, im Januar und Juli 1807, im Herbst 1808 schrieb Arndt diejenigen Stücke, die er zusammen als zweiten Theil seines „Geist der Zeit" veröffentlichte — ein Buch, das er selbst ein „wanderndes Bild der Zeit" nennt. Ganz und unmittelbar steht er mit diesen Betrachtungen und Reden in unserer eigenen Gegenwart. Deutschlands größtes Uebel erblickt er in seiner Verfassung, oder vielmehr in seiner Verfassungslosigkeit, in jener „unpolitischen Gerechtigkeit unseres Volkes, welches das Veraltete nicht selbst aufzuräumen wagte und es nun von Fremden muß aufräumen sehen." Arndt charakterisirt zunächst die Lauheit, den undeutschen Sinn, die Feilheit, die superkloge und gewissenlose Sophistik der Schriftsteller; sodann die Unfürstlichkeit der Fürsten, die Nebenbuhlerei und die kurzsichtige Politik von Oesterreich und Preußen. Und immer wieder folgt dann der Aufruf zur Ermannung, der begeisterte Ausdruck der Hoffnung auf Sieg und Erneuerung. Er dringt auf die Herstellung eines engen, alle Deutschen zusammenhaltenden Bundes. Oesterreich und Preußen allein sollen in Zukunft führen; diesen beiden müßten die Uebrigen, die Rheinbunds-Fürsten, eben so gehorchen lernen für das Vaterland, als sie jetzt dem Bonaparte gehorchen gegen das Vaterland.

Stein sagte von diesem Buche Arndt's, daß es mit „erschreckender Wahrheit" geschrieben sei.

— Alex. v. Humboldt und sein junger Freund. Einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck macht die eben veröffentlichte Schrift: „Briefwechsel und Gespräche Alexander's v. Humboldt mit einem jungen Freunde."** Die Verstimmung, die mehr oder weniger bei Jedem durch das Buch von Fräulein Ludmilla Assing hervorgerufen wurde, wird durch

* Geist der Zeit. Von Ernst Moritz Arndt. Vierte Auflage. Altona, J. F. Hammerich, 1861.

** Berlin, Franz Duncker, 1861.

dieses Antidoton vollkommen beseitigt. Jene Verstimmung der Freunde des edeln Verstorbenen war entstanden, weil der große Mann uns von Varnhagen's Nichte in Situationen gezeigt wurde, die, wenn sie auch naturtreu waren, doch nicht vor die Welt gehörten. Hier tritt nun ein junger Mann auf, der das Gegenbild gemalt hat: er zeigt uns den Greis voll Nachsicht, Liebe und Hingebung für ein aufkeimendes Talent, das ihn mit frohen Hoffnungen für die Zukunft erfüllt. Und die Zukunft seines Landes, die Zukunft der Menschheit ist es, was noch die letzten Tage eines Humboldt beschäftigt, der für die Enttäuschungen seines Alters ein Aequivalent in den Versprechungen der Jugend erblickt. Es ist wahrhaft rührend, wahrzunehmen, wie hier eine ruhmvolle Vergangenheit aus den anwidernden Zuständen der Gegenwart in die Hoffnungen der Zukunft sich flüchtet. Die Gespräche beginnen im Spätsommer des Jahres 1848* und reichen bis zum Jahr 1856, umfassen also die blühendste Zeit der politischen Reaction in Deutschland. Der junge Mann — den von ihm gegebenen, sehr discreten Andeutungen zufolge, ein Enkel des Bischofs Roß — studirte im Jahre 1848 noch auf der Universität und war von seinem Großvater dem ihm befreundeten Humboldt empfohlen, der mit Rücksicht auf diese Empfehlung und weil er in dem jungen Manne schöne, harmonische Anlagen erkannte, diesem sofort seine volle Zuneigung schenkte. Nach der ersten Unterhaltung mit ihm schrieb Humboldt, am 6. September 1848, an den Bischof: „Die Jugend, als das neue Geschlecht, tritt auf in einer zukunftschweren Zeit. Mehr als je muß neben der Intelligenz gepflegt werden, was der Gesinnung und der Stärke des Charakters angehört. Die Geschichte lehrt, daß man in dem ewig vorgeschriebenen, geheimnißvollen Entwickelungsgange der Menschheit nicht an der Gegenwart verzagen müsse." — Den letzten Gedanken drückt Humboldt auch in seinen Gesprächen vielfach aus, obwohl er von der Misère der Gegenwart am liebsten sich abwendet. „Was mir, sagt er einmal, „das Leben mehr erschwert, als die Gebrechen des Alters, ist der Kontakt mit der Menschheit. Diese macht mir mit jedem Jahre mehr Unruhe." Interessant ist folgende Aeußerung Humboldt's über Piemont, die vom 13. December 1851, also wenige Tage nach dem von ihm auf das Schärfste gebrandmarkten, französischen Staatsstreich, datirt: „Piemont ist gegenwärtig das Land geistigen Lebens in Italien. Die Zustände sind dort, wie einst in Deutschland zu Luther's Zeit. Man kämpft innerhalb des Katholicismus um politische und religiöse Freiheit, und große Umwandlungen sind zu erwarten, falls die Regierung auf der Bahn liberaler Reformen beharrt." Von dem damaligen Frankreich sagte er: „Dort ist jetzt die ganze Türkei ausgebrochen." Lebhaft äußerte er bei dieser Gelegenheit seine Theilnahme für die zahlreichen Opfer der jüngstverflossenen Jahre, „oft Menschen von großen Fähigkeiten, die durch Tod, Exil oder Gefangenschaft dem Vaterland entrissen worden. Nächst der gegen die freie wissenschaftliche Forschung, gegen die Freiheit des Denkens gerichteten Verfolgung, giebt es keine hassenswerthere Tyrannei, als die Rachsucht politischer Factionen."

Die Schrift ist anonym erschienen, doch sie trägt überall die Bürgschaft ihrer inneren und äußeren Wahrheit.

— Deutsche Literatur in Spanien. Die in Madrid erschienene Revista de Instruccion pública enthält in ihrem Blatte vom 27. October einen sehr gut geschriebenen Artikel als Einleitung zu „Studien über die Geschichte der deutschen Literatur." Verfasser dieser Studien, sowie der Einleitung, ist Herr Julian Sanz del Rio, Professer der Geschichte der Philosophie an der Universität von Madrid (Universidad Central), der seiner gründlichen Kenntnisse, sowie seiner Feder wegen, sehr geschätzt ist. Seit einigen Jahren interessirt sich das literarische und wissenschaftliche Spanien sehr lebhaft für die Schöpfungen des deutschen Geistes. Es kann daher nur höchst erwünscht sein, daß ein Mann, wie Sanz del Rio, der Dolmetscher der deutschen Wissenschaft und Literatur in Spanien ist.

Neben Herrn Sanz del Rio werden an der literarischen Fakultät der Universität Madrid auch die Herren Garcia Blanco, Bardon y Gomez, Pascual de Gayangos, Fernando de Castro, Amador de los Rios und Toribio del Campillo genannt. Der Letzte hat kürzlich eine interessante Kritik der provenzalischen Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts herausgegeben,* während die beiden nomittelbar vor ihm Genannten die Literatur- und Kultur-Geschichte der Juden in Spanien bearbeitet haben.

— Coleridge und Bulwer. Seitdem wir in diesen Blättern das Lustrum der „Tauchnitz-Edition" der britischen Autoren-Sammlung angezeigt, sind wiederum dreißig oder vierzig Bändchen dieser handlichen, wohlfeilen und dankenswerthen Ausgabe erschienen. Wir bemerken darunter eine von Ferdinand Freiligrath mit einem in englischer Sprache geschriebenen Lebensabriß ausgestattete Sammlung der Dichtungen Samuel Taylor Coleridge's.** Der Verfasser der ersten englischen Uebersetzungen Schiller'scher Dramen, der „Piccolomini" und des „Wallenstein" (1800), die Coleridge nach einer Original-Handschrift veranstaltet hatte, der liebenswürdige Freund und Verkünder deutscher Wissenschaft und Literatur in England, verdient auch bei uns, nachdem einzelne seiner Dichtungen von Freiligrath, Levin Schücking und Louise von Pfeemies in's Deutsche übertragen worden, näher, und zwar in seinem eigenen Gewande, gekannt zu werden. Longman in London hatte das Recht der Publication einer mit dem Originale gleichzeitig erscheinenden Uebersetzung der beiden Schiller'schen Dramen wahrscheinlich nicht von Schiller selbst, sondern von dessen damaligem Verleger erworben. Freiligrath theilt uns in seiner sorgfältig gearbeiteten und gut geschriebenen Biographie zugleich Alles mit, was das Leben Coleridge's an Beziehungen zur deutschen Literatur darbietet, und in den angehängten Anmerkungen sind zugleich die deutschen Originale einiger kleineren Gedichte Coleridge's enthalten, deren Quellen (Graf Stolberg, Schiller, Mathisson, Friederike Brun) in den gewöhnlichen englischen Ausgaben nicht angegeben sind.

Einen anderen, neu hinzugekommenen, werthvollen Theil der „Tauchnitz-Edition" bilden Bulwer's dramatische Werke.*** Durch fünf verschiedene Trauer- und Lustspiele: 1) Richelieu; 2) Money; 3) The Duchess de la Vallière; 4) The Lady of Lyons und 5) Not so bad as we seem, die auch in fremde Sprachen übersetzt und zum Theil auf ausländischen, wie auf englischen Bühnen mit großem Erfolg aufgeführt worden sind, hat sich Bulwer auch in der dramatischen Welt einen Namen erworben. Das letztgenannte Lustspiel „Nicht so schlimm, als wir scheinen," oder „Vielseitigkeit eines Charakters," hat besonders auch dadurch ein literarisches Interesse, daß der Dichter selbst es mit mehreren Freunden, unter denen sich auch Dickens befand, wiederholt aufgeführt, und zwar zum Besten der Stiftungen für verarmte Schriftsteller und ihre Hinterbliebenen (der englischen Schiller-Stiftung). Die vornehmsten und reichsten Häuser Englands beeiferten sich damals, die von Bulwer, Dickens u. A. in's Leben gerufene Stiftung zu fördern und glänzend zu unterstützen. Dem Herzog von Devonshire, in dessen Palast die erste Aufführung von „Nicht so schlimm, als wir scheinen," stattfand, ist dieses Lustspiel vom Dichter zugeeignet.

— Zur Geschichte des französischen Theaters. Das Théâtre Francais in Paris geht damit um, seine „Archive" zu publiziren. Seit dem Jahre 1664, also seit beinahe zweihundert Jahren, wird nämlich von diesem Theater eine Art Journal geführt, worin alle Ereignisse seit der Gründung der Bühne im Hôtel de Bourgogne und der ersten, von Molière geleiteten Association eingetragen sind. Man hat zwar aus diesem Tagebuche von Zeit zu Zeit schon Mancherlei publizirt, was lebhaftes Interesse erregte, doch erst jetzt will man mit einer vollständigen Herausgabe der „Archive" beginnen. Gelehrte, wie Regnier, Provost und Guillard werden diese Publicationen von Nachrichten, Briefen, Aktenstücken und Anekdoten mit erklärenden Anmerkungen begleiten. Zunächst soll mit dem sogenannten „Registre de Lagrange" begonnen werden.

---

* Nicht, wie es auf dem Titelblatte des Buches heißt, 1847.

* Ensayo sobre los poemas provenzales de los siglos XII. y XIII. Leído al claustro de la Universidad Central, por Don Toribio del Campillo. Madrid, 1860.

** The Poems of Samuel Taylor Coleridge. Edited by Deswent and Sara Coleridge. With a biographical Memoir by Ferdinand Freiligrath. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1860.

*** The Dramatic Works of Sir Edward Bulwer Lytton. Two volumes. Leipzig, Bernh. Tauchnitz, 1860.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Mittelstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin" nicht direkt correspondiren, wollen alle Sendungen Briefe ꝛc. unfrankirt kommen an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn J. Petzel's Buch-, Kunst- & Musikhandlung in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 2. **Mittwoch, den 9. Januar 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite

Zur Verständigung über das sogenannte Recht, aus fremden Sprachen zu übersetzen 13
Fürst Metternich und seine Politik 14

Holland.

Motley's Geschichte des Abfalles der Niederlande. Philipp II. und Wilhelm von Oranien 17

Frankreich.

Literarisches Echo aus Paris. Dutuet's „Merlin" und Victor Hugo. Ratisbonne's „Kindliche Komödie" 19

Italien.

Revolution und Reaction in Italien 21

Central-Africa.

Fortschritte der Russen in Central-Asien 23

Maanigfaltiges.

Oesterreich und die Nationalitäten 24
Ein Ausspruch Daniel Manin's . . . . . „
Rußlands Ausdehnung . . . . . „
Herr Vogt. Von Karl Marx . . . . . „
Schiller's Laura . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

Zur Verständigung über das sogenannte Recht, aus fremden Sprachen zu übersetzen.

Dem Vernehmen nach, beabsichtigt jetzt auch die preußische Regierung, nach dem Vorgange der englischen, der belgischen und einiger deutschen Regierungen, mit Frankreich einen internationalen Vertrag in Bezug auf das Verlags- und Autoren-Recht abzuschließen, dessen Tragweite sich auch bis auf das Recht, Uebersetzungen eines Schriftwerkes aus der einen in die andere Sprache zu veranstalten, erstrecken soll.

Wir haben bereits bei Gelegenheit der Verhandlungen des Brüsseler internationalen Kongresses und auch kürzlich erst (No. 44 von 1859), bei Erwähnung der Schürmann'schen Schrift über den Rechtsschutz gegen Uebersetzungen, unsere Ansicht dahin ausgesprochen, daß keinem Autor das Recht eingeräumt werden könne, Uebersetzungen seines Werkes, die ohne seine Mitwirkung oder Zustimmung veranstaltet worden, — als Eigenthums-Verletzung zu erklären.

Wir geben zwar nicht, wie manche Logiker und Rechtsgelehrte, so weit, den Begriff des geistigen Eigenthums überhaupt in Abrede stellen zu wollen; aber wenn wir ein solches schwer zu definirendes Moment auch zugeben, so thun wir es nur auf Grundlage der Erklärung, die das preußische Gesetz über den Nachdruck von dem Begriffe des Letzteren giebt, indem es darunter jede auf mechanischem Wege bewirkte Reproduction oder Vervielfältigung irgend eines Schrift- oder Kunstwerkes ohne Zustimmung des Autors, oder seiner Rechtsnachfolger, versteht. Die Uebersetzung eines Schriftwerkes aus einer Sprache in die andere ist nicht blos keine mechanische Arbeit, sondern kann unter Umständen — wenn z. B. aus einer lebenden in eine todte Sprache übersetzt wird — eine viel größere geistige Arbeit sein, als die Abfassung des Originales selbst.

Wir sind der Meinung, daß Original-Autoren nicht blos kein Recht über ein solches fremdes Eigenthum sich anmaßen dürfen, sondern daß es vielmehr ebenso im Interesse ihres schriftstellerischen Rufes, wie in dem der Ehre ihres Landes und ihrer Sprache liege, sich die Anwendung eines erst von der neueren Gesetzgebung erfundenen Rechtsbegriffes zu widersetzen, durch welchen die Uebertragung ihrer Werke in fremde Sprachen an ihre eigene Zustimmung gebunden wird.

Seltsame Begriffs-Verwirrung das, einen Autor zu veranlassen, daß er direkt oder indirekt der Verbreitung seines Rufes im Ausland und dem Ruhme seiner Sprache, welche für andere Sprachen als eine Quelle des Wissens und der Kultur benutzt wird, hindernd in den Weg trete, oder dies irgendwie erschwere!

Es giebt zwar sehr viele Autoren, welche seit einigen Jahren die verkehrte Eitelkeit haben, auf das Titelblatt ihres Buches setzen zu lassen: „Uebersetzungen in's Französische, Englische ꝛc. sind vorbehalten." Aber wir glauben, daß, während nicht Einer von hundert deutschen Autoren, die diese Ankündigung auf ihre Schriften gesetzt, das Vergnügen gehabt hat, diese wirklich in's Französische, oder Englische ꝛc. übertragen zu sehen, eine solche Auszeichnung leicht mehreren dieser Autoren zu Theil geworden sein würde, wenn sie nicht unklugerweise selbst sich dagegen ausgesprochen hätten.

Wenn es demnach weder der Klugheit, noch dem Interesse deutscher Autoren entspricht, ein solches Recht für sich in Anspruch zu nehmen, so können wir dasselbe auch nicht ausländischen Schriftstellern, und am Allerwenigsten den französischen zugestehen, die selten eine andere neben ihrer eigenen Sprache auch nur oberflächlich kennen und die daher in den meisten Fällen, zum Nachtheil der Sprache und der Literatur, in welche ihr Werk übersetzt wird, gerade dem schnellfingerigen Spekulanten, nicht aber der berufenen und befähigten Feder das ausschließliche Recht der Uebertragung ertheilen würden.

Die deutsche Literatur ist bisher, vermöge der Leichtigkeit, mit welcher sich der deutsche Geist fremde Eigenthümlichkeiten assimilirt und weil die Deutschen mehr, als andere Nationen, auch mit fremden Sprachen vertraut sind, der Mittelpunkt der Welt-Literatur gewesen. In ihr begegnen sich die Literaturen aller Völker in den entsprechendsten Formen, und der Ausländer braucht eben nur das Deutsche zu kennen, um vermittelst desselben sich auch mit anderen europäischen Literaturen bekannt zu machen. Wir entziehen der deutschen Literatur augenscheinlich eine der Grundlagen ihrer Bedeutung für die übrige Welt, wenn wir die Befähigung des deutschen Gelehrten, die Wissenschaft eines Landes gemeinnützig für alle Länder zu machen, wenn wir die Kunst des deutschen Literaten, der die Poesieen des Auslandes in seine eigene Sprache überdichtet, von gewissen Einschränkungen und Bedingungen eines ausländischen Verlegers, oder des ausländischen Schriftstellers, abhängig machen. Die Franzosen würden ihn durch ein solches Zugeständniß ein geistiges Territorium abtreten — was gewiß eben so unzulässig ist, wie die Abtretung eines deutschen Landstriches; während sie, die weder die Fähigkeit, noch den Antrieb haben, viel aus dem Deutschen zu übersetzen, unseren Schriftstellern und Verlegern kaum eine Gegenleistung zu machen hätten.

Zwar haben Preußen, Sachsen und andere deutsche Regierungen den Engländern in den mit ihnen über die Unterdrückung des Nachdruckes abgeschlossenen Verträgen bereits ähnliche Concessionen gemacht; jedoch abgesehen davon, das es keine Tugend ist, konsequent in der Begehung von Fehlern zu sein, stehen wir thatsächlich auch zu englischen Schriftstellern und Verlegern in einem andern Verhältnisse, als zu französischen. Während die Letzteren z. B. unmittelbar nach Erlaß ihres Gesetzes über den Verbot des Nachdruckes ausländischer Werke und noch bevor Frankreich einen Vertrag über diesen Punkt mit Sachsen abgeschlossen hatte, in Leipzig einen Rechtsanwalt bestellten, der jeden französischen Nachdruck (auch von Journal-Artikeln), jede unbefugte Uebersetzung konfisciren lassen sollte,

haben die meisten englischen Autoren und Verleger sehr richtig erkannt, daß sie bei strenger Handhabung des ihnen zugestandenen Rechtes nur dem Ruf e und der ausländischen Verbreitung ihrer Werke schaden würden. Daher kömmt es, daß die meisten englischen Autoren und Verleger ihre Rechte in Bezug auf den Kontinent so leicht und bereitwillig an die wohlfeile „Tauchnitz-Edition" abtreten. Macaulay hat alle ihm von deutschen Verlegern gemachten Anerbietungen, ihnen das ausschließliche Recht der Uebersetzung seiner Werke zu verleihen, positiv zurückgewiesen. Und dadurch erreichte er, daß nicht blos vier verschiedene deutsche Uebersetzungen seiner Geschichte Englands und seiner „Essays," von denen die letzte aus der Meisterfeder eines Wilhelm Besser geflossen, erschienen sind, sondern daß in Folge dessen auch das Original in Deutschland mehr gesucht und verbreitet ist, als in irgend einem andern Lande außer England und Nord-Amerika.

Den Franzosen, die bekanntlich in volkswirthschaftlicher und handelspolitischer Beziehung noch ihren schutzzöllnerischen und prohibirenden Ideen nicht leicht abzubringen sind, wollen wir daher keine Zugeständnisse machen, die jedem Vertrag mit ihnen die Bedeutung und die Folgen eines leoninischen Vertrages geben würden. Wir haben dies um so weniger nöthig, als sie, wie wir aus Erfahrung wissen, dasjenige, was sie dem Auslande auf dem Gebiete der Presse und des Buchhandels gewähren, keiner Nation vorenthalten, **die nur überhaupt den französischen Nachdruck verbietet.** Wozu also noch jenes weder auf ein Recht, noch auf ein logisches Moment sich stützende Verbot unautorisirter Uebersetzungen hinzufügen? **J. C.**

Fürst Metternich und seine Politik.*

Die Lebensgeschichte des Fürsten Metternich schreiben, heißt die Geschichte der Diplomatie während eines halben Jahrhunderts schreiben. — Er hat sich selbst in ähnlicher Weise geäußert. — In dem Zeitraume aber von 1815 bis 1848 wird man ziemlich die ganze Zeitgeschichte an seinen Namen knüpfen können. Und doch war er, wenn man die Sache bei Lichte besieht, durchaus kein großer Mann. Alle Schilderungen seines Lebens, seiner Denkungsweise, seiner Aussprüche werden diesen Eindruck selbst auf Den machen, der durchaus nicht von irgend welchem politischen Widerwillen oder Hasse geleitet wird. „Mein Sohn, Du weißt nicht, mit welch' geringer Weisheit diese Welt regiert wird," schrieb der alte Axel Oxenstierna seinem Sohne von dem Kongresse zu Osnabrück, der mit dem Wiener von 1814 und 1815 eine ziemliche Aehnlichkeit hatte. Dieser Spruch fällt Einem unwillkürlich ein, wenn man den alten Herrn auf dem Rennwege in Wien, nachdem er vom Throne herabgestiegen, orakeln und auseinandersetzen hört. Also dieser Mann, dieser plauderhafte Alte mit seiner immerhin erfahrungsreichen und werthschätzenden, aber doch im Ganzen trivialen Weisheit ist der allgewaltige Metternich, welcher ein ganzes Menschenalter hindurch die diplomatische Maschinerie regierte, durch welche Europa in Frieden erhalten, oder, wenn er gestört wurde, stets wieder in Frieden zurückgebracht wurde; jener allgewaltige Metternich, zu welchem Kaiser Nikolaus, wie Ludwig Philipp, in die Schule ging, dessen Zwang unwillige Nationen ertrugen!

Es ist bei Metternich Vieles in Anschlag zu bringen, was weniger in seiner Person, als in den Verhältnissen lag; die Habsburgische Hauspolitik hat er nicht gemacht und auch nicht erfunden; die Bedürfnisse des österreichischen Staates, der österreichischen Regierung, die Besorgnisse der Fürsten und vieles Andere wirkten zusammen, ihn zu Dem zu machen, was er gewesen ist — seine Stellung ist zu drei Vierteln das Geheimniß seiner Politik und ein Viertel mag man dem klugen, gewandten und konsequenten Staatsmanne immerhin vergönnen, der er ohne Zweifel gewesen ist. Metternich hat es selbst ausgesprochen, daß das Publikum im Irrthume gewesen sei, wenn es glaubte, er habe den Kaiser Franz regiert und jenes System geschaffen, das seinen Namen von ihm erhalten hat. Dieses System ist vielmehr eine nothwendige Folge der veränderten Stellung, in welche das Haus Oesterreich seit der Aufhebung der deutschen Kaiserwürde gerathen; es ist das System, auf welches ein Habsburger nach den Traditionen seiner Hauspolitik von selbst kommen mußte, und Metternich war nicht sein Schöpfer, sondern nur sein Prophet. Metternich's Familien-Traditionen befähigten ihn ebenso sehr, als sein Talent dazu, diese Rolle zu spielen. Der kleine, nichtadlige Dynast vom Rheine, der so und so viel geistliche Churfürsten und Diplomaten in seinem Stammbaume zählte, der aufgewachsen und erzogen war in diesen Anschauungen, konnte sich in vielen Fällen gewiß ebenso stark auf seinen Instinkt, als auf seine Klugheit verlassen, um im gegebenem Falle das Zweckmäßige zu treffen und die Konsequenz seiner Handlungsweise war nur die seines ganzen Geschlechtes. Kaiser Franz und Metternich hatten eine starke Geistesverwandtschaft, Metternich aber obenein das Geschick, dieser Politik einen großartigen, kosmopolitischen Charakter zu geben und diejenigen Männer herauszufinden, die dazu die nöthige philosophische Verbrämung lieferten. Als Kaiser Franz abtrat, ging der eingefahrene Wagen von selbst weiter, da von Kaiser Ferdinand eine selbstthätige Aenderung der Politik nicht zu erwarten war, und Erzherzog Ludwig und andere Mitglieder des Kaiserhauses wohl zufrieden waren, einen so geschickten Staatslenker zu besitzen. Daß Metternich von 1835 bis 1848 den österreichischen Staat ziemlich selbständig regiert habe, dürfte nicht besonders zweifelhaft sein.

Metternich hat in der Zeit seines Privatlebens eifrig dagegen protestirt, daß er ein Absolutist, ein Finsterling, ein Jesuitenfreund wäre; er hat behauptet, daß er zu Reformen geneigt und auf dem Punkte gewesen, sie auszuführen. — Auch das kann man glauben; denn Niemandem wird es einfallen, einen Mann, der jedenfalls eine bedeutende, umfassende Kenntniß von Menschen und Verhältnissen besaß, für vollkommen blind und borniert zu halten; aber hier waren die Verhältnisse mächtiger, als er. Wie konnte ein Metternich, der seit zwanzig, dreißig Jahren das Staatsruder gelenkt, plötzlich einen anderen Weg einschlagen; wie konnte er jene Weisheit, von der die Kabinette zehrten, welche sie bewunderten, plötzlich Lügen strafen, wie konnte er die eingefahrenen Lebensanschauungen und Familien-Traditionen der Habsburgischen Herrscherfamilie vor den Kopf stoßen und Experimente anstellen, die in jedem Falle gefährlich waren? — Bei der Routine, die das eingefahrene Gleis mit sich bringt, bei der Schwierigkeit, die es selbst für einen energischen Charakter hat, sich von alten Gewohnheiten loszureißen, ist es immer das Natürlichste, wenn Alles bei'm Alten bleibt und seine nothwendigen Folgerungen entwickelt. Wir glauben nicht, daß Metternich mit Reformversuchen glücklich gewesen wäre. Wahrscheinlich würde er sehr bald, nicht durch eine Revolution, aber von einer Hofpartei gestürzt worden sein. Ein Metternich, der Reformen unternimmt, ist kein Metternich mehr. Jedenfalls hat er seinen Abgang im Jahre 1848 mit mehr Würde, mehr Pathos und Emphase vollzogen, als es ihm möglich gewesen wäre, wenn ihm der Hof als halben Revolutionair und Unruhstifter den Abschied gegeben hätte.

Die Erfahrung von zwölf Jahren hat Metternich, namentlich was die österreichischen Zustände betrifft, in vielen Dingen gerechtfertigt; seit 1848 herrscht Chaos in der europäischen Politik und die Staaten treiben ziemlich alle im offenen Strome, eigentlich ohne zu wissen, wo sie derselbe absetzen werde. Prinzipien und Grundsätze giebt es nicht mehr; nur große Instinkte und Kräfte, welche sich ihrer letzten Fesseln zu entledigen suchen. Das Legitimitätsprinzip hat den Muth verloren; das Nationalitätsprinzip aber ist der Art, daß, wenn es konsequent durchgeführt werden sollte, in ganz Europa kein Stein auf dem andern bleiben und Alles wahrscheinlich mit einem blutigen Kriege der Völker untereinander endigen würde. Der Appell an das Instrument, das den Gordischen Knoten durchhieb, rückt sichtlich heran.

Metternich war mit dem Centralisationssysteme, zu welchem man nach 1848 zu greifen für gut fand, im Grunde nicht einverstanden, nahm es aber als fait accompli hin und beschäftigte sich sogar mannigfaltig mit dessen Durchführung. „So viel er vermochte, trieb er auch hier, sich aus dem Provisorium herauszuarbeiten und besonders durch Förderung der merkantilen und Handelsinteressen das vornehmste Band der Centralisation zu schaffen; denn daß er die durch das Concordat der österreichischen Geistlichkeit übertragene Macht nicht als ein ersprießliches Mittel zur Amalgamirung der verschiedenen Nationalitäten anerkannte, kann man wohl ohne Weiteres annehmen: das stand allen Maximen und Ideen, der ganzen Natur des ehemaligen Staatskanzlers entgegen. Vorzüglich rieth er, die Ungarn zu versöhnen, den Italienern mehr nationale Berechtigung zu Theil werden zu lassen, sie in den Staatsdienst mit herüberzuziehen und überhaupt die große Erbitterung, welche die Revolution erzeugt hatte, durch weise Milde auszurotten. Die politische Amnestie, war sie auch wohl nicht allein durch seinen Einfluß erwirkt worden, fand doch in ihm einen entschiedenen Gönner. Ebenso kann seine private Thätigkeit, bezüglich der Reform der österreichischen Zolltarife und der Annäherung des Kaiserstaates an den Zollverein, unbedingt vorausgesetzt werden."

Jedenfalls kannte Metternich die wahre Kraft und Beschaffenheit des Kaiserstaates besser, als die meisten seiner Nachfolger und das Ausland; er hat sich über die Baufälligkeit des Gebäudes, das er zusammen-

---

* Fürst Metternich, Geschichte seines Lebens und seiner Zeit, von Schmidt-Weißenfels. 2 Bde. Prag, Kober & Markgraf, 1860

hielt, nicht getäuscht und nach vorausgesehen, was aus dem Einsturze hervorgehen würde. Seine Nachfolger haben es verstanden, Oesterreich jeder Bundesgenossenschaft, deren es so dringend bedarf, zu entfremden, Preußen zu kränken und Rußland tödtlich zu beleidigen; — dergleichen zu thun, war Metternich zu weise und welterfahren. Der deutsche Bund war Metternich's liebstes und größtes Werk, dessen Zustandekommen er mit unermüdlicher Zähigkeit und Mühe betrieben und dessen Ausbildung er mit erstaunlicher Sorgfalt unternommen hatte.

„Sein Zweck war gewesen, durch diesen Bund Oesterreich stets in „natürlichen Alliancen" zu wissen, es damit nach Außen hin stark, im Falle eines Angriffs gesichert zu sehen. Aber nach dem ersten Rausche des deutschen Patriotismus kam nun jener unselige Dualismus zu Tage, der seit der Revolution von 1848 Deutschland, wie nie zuvor, in zwei politische Lager theilte. Der Fürst, dem in letzter Zeit nur zu sehr davor gebangt, und der nun die deutsche Politik des Fürsten Schwarzenberg und dessen brüske Art gebilligt hatte, weil sie Preußen demüthigte, wies jetzt mit einer gewissen Erbitterung auf diese unglückseligen Resultate hin, beklagte sich laut, daß man das Wesen seines Werkes zerstört habe und Oesterreich gänzlich aus der Bahn gerissen sei, auf der es allein seinem Ziele mit Erfolg nachgehen könne. Diese Erkenntniß mußte für den Greis wohl tief und schmerzlich sein. Als er sah, wie der ohnmächtige, in sich unselbständige, kraftlose Bund wie von selbst an Preußen sich anklammerte, und Oesterreich, das Haupt desselben, allein dastand, da verurtheilte er selbst sein eigenes Werk, trat der seit lange ausgesprochenen und immer verachteten öffentlichen Meinung bei und gestand, daß dieser Bund seinem Zwecke nicht mehr entspräche und für die Verhältnisse nicht mehr passe."

Wenn die Erhaltung des österreichischen Staates als oberstes Gesetz für die Politik seines ersten Ministers gelten muß, so weiß man nicht recht, ob die Geschichte nicht einmal Metternich in mehr als Einer Hinsicht rechtfertigen wird; wenigstens wird es an der Zeit sein, sein Wirken in möglichst parteiloser Weise zu beurtheilen. Die Periode von der Auflösung des deutschen Reiches bis 1848, ja bis heutigen Tages, ist in der That noch ein Nachleben desselben; das Metternich'sche System ist ein letzter Versuch, die Scherben des zerschlagenen Gefäßes, die man wieder zusammengelesen und künstlich an einander gepaßt hat, in Reifen und Band zu halten und zum alten Gebrauche zu benutzen. Der Nimbus des alten deutschen Kaiserthums ist zum guten Theile mit auf den Herrscher der Habsburgischen Erblände übergegangen, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn derselbe die Meinung noch festhielt, Kaiser, d. h. rechtmäßiger Oberherr von ganz Deutschland, von Italien und Schutzherr des ganzen Südostens zu sein. Metternich hat diese Politik ein ganzes Menschenalter hindurch mit Glück durchgeführt; um sie aber durchführen zu können, war es nothwendig, den beschämenden Zustand zu verheimlichen, auf dem diese ganze imposante Macht aufgebaut war. Die Habsburgischen Erblande, obwohl hübsch beisammen liegend und Jahrhunderte lang mit einander vereint, bildeten doch keinen eigentlichen Staat und hatten kein Staatsbewußtsein, so zwar, daß Maria Theresia, als ihr Vater, der deutsche Kaiser, abtrat, in Verlegenheit kam, welchen Titel sie annehmen sollte und sich Königin von Ungarn schrieb, weil thatsächlich die ganze Ländermasse ohne Collektivnamen war. Als der Rheinbund sich gebildet, wurde das Kaiserthum Oesterreich erfunden und dem Ganzen eine Firma gegeben, welche durchaus keine organische Entwickelung hinter sich hatte. Früher hatten die österreichischen Erblande ihren Erbherren als Kaiser des Reiches, das draußen lag, angesehen und durch dieses Bewußtsein als die Ersten zu gelten, ein gewisses Gefühl des Stolzes und der Genugthuung empfangen, das ihnen zum Theil den gemeinsamen Staatspatriotismus ersetzte; ja dieses Gefühl ist bis in die neueste Zeit geblieben und ein guter Theil des Volkes lebt noch stets des guten Glaubens, daß der Kaiser noch gebietender Herr draußen im Reiche sei. Andererseits beruht der größte Theil der Sympathien, die Oesterreich im übrigen Deutschland, namentlich im Süden, noch besitzt, auf eben diesem Nachwirken des Gefühls der Anhänglichkeit an den alten Kaiser.

Das Jahr 1848 brachte zu Tage, wie gründlich sich die Verhältnisse verändert, wie künstlich das System gewesen, durch welches Oesterreich eine gewisse Oberhoheit zugleich über Deutschland und Italien bewahrt hatte, wie sehr dem Donaureiche eine eigentliche Seele, ein Mittelpunkt gefehlt hatte. Diesen Mittelpunkt zu schaffen, war nun die Hauptsorge der Restauration und man griff ganz naturgemäß zu dem Centralisationssysteme; man wollte einholen, was Jahrhunderte versäumt hatten, man wollte die zu widersprechenden Bestandtheile in der Hochofenhitze rasch in einander schmelzen, um einen wirklichen Einheitsstaat, wie Frankreich, wie Preußen, zu schaffen.

Der Versuch ist nicht geglückt; die ungarische Sonderverfassung ist wieder hergestellt worden und damit auch die Individualität der einzelnen Kronländer wieder anerkannt. Freilich ist der alte Absolutismus, wie ihn Metternich aufrecht hielt, abgesagt und eine verfassungsmäßige Entwickelung der inneren Zustände angebahnt; aber doch giebt es Dinge und Umstände genug, welche Zweifel erregen können, ob der neue Versuch ein besonders glücklicher sein wird. Der Schwerpunkt der neuen Ordnung der Dinge liegt in Ungarn, und nach aller Nothwendigkeit der thatsächlichen Zustände wird das neue Ungarn mit seiner staatlichen Geschlossenheit die Hauptrolle in dem neuen Gesammtstaate spielen, der König von Ungarn wird weitaus dem Kaiser von Oesterreich, insofern er in Wien residirt und Herr der deutschen Provinzen ist, überlegen sein. Es ist eine Frage an die nächste Zukunft, wie sich die beiden Schwerpunkte balanciren werden, ob die anderen erbländischen Provinzen denselben in sich selber finden, ob sie sich an Ungarn, oder an den deutschen Bund anlehnen werden, der eben keine besondere Stütze abgeben dürfte. Die größte Schwierigkeit machen hier nun die revolutionairen Neigungen und Bestrebungen der Völker. Lassen sich diese eindämmen und besänftigen, geben sich die Ungarn allgemach zu Ruhe, kommt daselbst eine starke konservative Partei, die immer noch vorhanden ist, obenauf, halten die nichtmagyarischen Völkertheile in Ungarn die Magyaren wieder einigermaßen in Schach — und darauf ist zu rechnen, sobald dieselben erst wieder die Herren spielen — so ist fast kein Zweifel, daß das Metternich'sche System mit einiger Modification sich wieder als die geeignetste Form empfehlen wird, um den großen Staat zusammenzuhalten. Ein reines Prinzip, eine strenge Centralisation, läßt sich in Oesterreich nicht durchführen; andererseits aber sind alle diese Völker, die sich zum Theil unter einander hassen und anfeinden, doch an einander gewöhnt und durch ein sehr kräftiges Band an einander gefesselt, welches (abgesehen von Italien) sie verhindert, auseinanderzugehen. Wollten die Ungarn z. B. von Oesterreich abfallen, was würde dem in seiner Vereinzelung nicht besonders mächtigen Lande übrig bleiben, als schließlich russisch zu werden, sich mit Erdrückung des magyarischen Stammes slavisiren zu lassen, oder unter einem Schattenkönige à la Cousa eine wallachische, serbische u. dergl. Existenz zu führen. Die deutschen Provinzen Oesterreichs dagegen besitzen eine glückliche Indolenz, die sie, wenn erst Alles wieder im Gleise ist, von extremen Schritten abhalten wird. Welche Aussichten könnten sie haben, wenn sich das Reich auflösen sollte, welche neue Herrschaft, welche neue Ordnung der Dinge sollten sie begehrlich finden? ebenso wenig wie sie ungarisch, werden sie bayerisch oder preußisch oder französisch werden wollen — denn von der Thorheit einer volkssouveränen Republik u. dgl. reden wir nicht. In dieser vis inertiae liegt die große Stärke des Kaiserstaates und das sprüchwörtlich gewordene Habsburgische Glück. Wir glauben, wenn der Staat nur einigermaßen sich mit den Zeitforderungen abfindet, die gar zu schreiend gewordenen Uebelstände beseitigt, der individuellen Entwickelung keine gehässigen Schranken entgegenstellt, so wird sich das Ganze im Innern erträglich balanciren, die einzelnen Nationalitäten werden sich von selbst in Schranken halten, ohne daß es jener künstlichen Maßnahmen bedürfe, welche die Metternich'sche Politik anzuwenden beliebte und durch die sie sich vorzüglich verhaßt machte.

Wir haben uns im Vorhergehenden nur deutlich zu machen gesucht, wie Metternich's Politik aus der Natur der Sache selbst erwuchs, und wie sie weiter nichts ist, als eine Herübernahme der alten Kaiserpolitik in das neue Kaiserthum Oesterreich, durch das Nachleben des alten deutschen Reiches bedingt. Es ist nicht zu leugnen, daß Oesterreich während des angegebenen Zeitraums mehr in Deutschland und in Italien zu sagen gehabt hat, als je zu einer Zeit, wo ein Habsburger noch deutscher Kaiser und die Reichsfürsten noch seine Vasallen waren, und daß Metternich's Klugheit, mit welcher er das stärkste Mitglied des Bundes schonte, mit welcher er überall kalmirte und besänftigte, überall sein konsequentes Prinzip der Legitimität zur Geltung zu bringen suchte, das Meiste dazu beigetragen hat, so lange Zeit den Nimbus Oesterreichs, die Fiction des deutschen Bundes, das Gleichgewicht der europäischen Mächte aufrecht zu erhalten. Der Kaiser von Oesterreich ist mehr deutscher Kaiser gewesen, als zu der Zeit, als Böhmen den Kurfürsten der Pfalz zum König wählte, als Bayern mit den Franzosen verbündet war, oder Friedrich der Große seine Schlachten schlug: und noch jetzt ist nicht abzusehen, wie das übrige Deutschland aus dem Zauberbanne herauskommen soll, welcher die deutsch-österreichischen Provinzen an eine Bundeseinheit knüpft, die wesentlich nur in den Köpfen existirt. Man hat dem heiligen römischen Reiche so viele spöttische und sentimentale Grablieder gesungen, ohne zu sehen und zu merken, daß es im deutschen Bunde eine ganz erträgliche Herstellung erfahren, ohne zu bemerken, daß der Bundeskitt besser ist, als der alte

Kaiser- und Reichskitt mit dem Reichstage zu Regensburg und dem Reichskammer-Gerichte zu Wetzlar. Die Revolutionsfurcht hat das ihrige gethan, die Fürsten von Schritten gegen den Herrscher von Oesterreich abzuhalten, die sie gegen den römischen Kaiser zu machen, kein Bedenken trugen; and ihre Vasallentreue ist im Stande gewesen, selbst jenes Mitglied des Bundes, das eine selbständige Stellung beansprucht, in fortwährendem Schach zu halten. Die Großmachtstellung Preußens allein ist es, die einen Keil in dieses Verhältniß treibt, und hier ist der Punkt, wo der Bund verwundbar ist. Oesterreich wird, wie es erklärt hat, nicht freiwillig aus dem Bunde scheiden; Preußen wird, wie es erklart hat, seine Großmachtstellung nicht aufgeben und sich majorisiren lassen oder Oesterreichs Vasall werden. Unterdessen schwingen unsere Patrioten dreifarbige Fahnen und singen: „Das ganze Deutschland soll es sein!" — Weiß der liebe Himmel, was daraus werden wird, ob Trias, ob Großösterreich oder Großpreußen oder Kleindeutschland, oder was sonst noch!

Metternich hat auch über Napoleon III. prophezeit — wir glauben seinen Worten Gewicht beilegen zu dürfen: er kannte den alten Bonapartismus in seinem innersten Getriebe, wie gewiß kein Zweiter und war nicht von Illusionen geblendet, welche denen die Köpfe verrücken, welche glauben, zu schieben und doch geschoben werden. Die Freundschaft mit Napoleon, um die das damals mit ganz Europa auf gespanntem Fuße stehende Oesterreich, anfangs der fünfziger Jahre, eine Zeit lang buhlte, hielt er für einen bloßen Akt der Noth, der nicht die geringste Bedeutung habe, im Gegentheil Oesterreich vollständig isoliren und ihm jedes Anknüpfen neuer freundlicher Beziehungen unendlich erschweren müßte. „Der Bonapartismus ist eine Drohung für Europa," sagte er, „sein Zweck ist der alte, nur geht er einen anderen Weg." — Als daher der Kaiser Nikolaus gestorben war, hielt er den Moment für günstig, sich mit Rußland auszusöhnen und es wieder zu einem Bundesgenossen zu machen. Möglich, daß man seine Ansichten billigte und den Versuch unternahm, mit dem neuen Herrscher Rußlands sich freundlicher zu stellen; jedenfalls glückte es nicht. Schon während des Pariser Kongresses deutete daher Metternich die kommenden Ereignisse an; er machte kein Hehl daraus, daß Oesterreich, da Napoleon III. Erfolg gehabt, sich vor ihm in Acht zu nehmen habe. Auch ahnte er, wie früher bereits, den Kampf um Italien. „Der Kaiser Napoleon," meinte er, „hat schöne Karten in den Händen; er spielt sein Spiel gut; glückliche Aussichten eröffnen sich vor ihm; er ist geschickt und glücklich und wird es weit bringen. Aber es giebt eine Klippe, die er vermeiden muß, er wird als revolutionärer Kaiser umkommen. Ich denke im Jahre 1870; das ist ein böses Blatt in seiner Geschichte. Wenn er als revolutionärer Kaiser umkommt, so wird es in Italien sein, und an dem Tage, wo er seine Politik von der Politik Oesterreichs und Europa's trennen wird."

Die letzte Prophezeihung ist freilich vor der Hand zu Schanden geworden, und Metternich hat es noch selbst erlebt; indeß man kann sagen, es ist noch nicht aller Tage Abend. Die natürliche Logik der Dinge geht allerdings dahin, Napoleon III. zum Befreier aller unterdrückten Völker zu machen; indeß Napoleon ist ein Diplomat, trotz Metternich, und ein tiefer Kenner der Kräfte, die er ausbeutet. Er beobachtet das Divide et impera (Theile und Herrsche) auch der Revolution gegenüber, er versteht das Geheimniß, dieselbe sich in sich selbst aufreiben und zerstören zu lassen, um über den Schlacken des verkohlten Vulkanes sein Cäsarenthum aufzurichten. Vielleicht ist Frankreich und Italien bereits reif dazu, seinen Augustus und Cäsar zu ertragen, dem dann beliebige Tibere ꝛc. folgen können, nachdem einmal die Souveränetät des freiwählenden Volkes auf sie übergegangen ist. Der Himmel möge uns vor dieser Souveränetät bewahren!

Man kann wohl sagen, daß in der Zeit von 1818 bis 1848 das Metternich'sche System ein Kompaß war, der das Gesammtleben Europa's und das öffentliche Recht regulirte. Metternich's Sturz dagegen bezeichnet den geistigen Zerfall der europäischen Diplomatie. Seit 1848 giebt es keinen Regulator mehr, und die Politik ist ein Chaos. — Rohe Triebe, Gelüste, Instinkte, alles Mögliche, nur keine Grundsätzel Das Gescheidteste dabei ist es sicher, sich bis an die Zähne zu waffnen und gezogene Kanonen anzuschaffen. „Après moi le déluge," soll Metternich gesagt haben; wir haben wohl erst das Vorspiel der Sündfluth gesehen. Der Bonapartismus kann sich nicht halten, ohne sein neues Staatsrecht, sein Dogma von der Volkssouveränetät und ihrer Uebertragung auf den Cäsar in Europa geltend zu machen; das alte Europa kann sich nicht halten, ohne den Bonapartismus gestürzt zu haben.

In dem Buche, das uns zu diesen Betrachtungen Veranlassung gab, da die Lebensgeschichte Metternich's selbst ganz der Zeitgeschichte angehört, wird im ersten Abschnitte von der Herkunft der Familie gesprochen. — Einige Angaben darüber werden Manchem unserer Leser von Interesse sein.

Das Geschlecht Derer von Metternich ist altjülich'schen Herkommens und reicht bis in die Zeit der Merovinger und Pipine. Der Name stammt von einem Dorfe Metternich bei Münstereifel, nicht von einem fabelhaften Ritter Metter, der ein bloßes Geschöpf der dichtenden Phantasie ist. Der bekannte Romanfabrikant Spieß, der mit dem jungen Grafen Clemens Metternich befreundet war, hat diesen Metter, von dem Kaiser Heinrich II., als er ihm als Verräther verdächtig gemacht wurde, gesagt haben soll: Metter nicht (auf das t kommt hier nichts an, da Kaiser Heinrich wahrscheinlich altdeutsch sprach) — in einem Romane verarbeitet. Wir erinnern uns selbst, diese Scharteke gelesen zu haben, die den Titel führt: „Die Ritter mit dem goldenen Horn." — Auch Dr. Binder in seiner Apologie Metternich's und Hormayr haben diese Fabel, die aus einer rheinischen Chronik stammen soll, angenommen.

Die Metternichs sind ohne Zweifel ein Zweig des alten, berühmten Geschlechtes von Hemmerich oder Hemberg, in welchem lange Zeit das Kammereramt der Kölnischen Kirche erblich war. Etwa um 1300 zweigte sich davon eine Linie ab, welche das Stammwappen, drei schwarze Muscheln im silbernen Felde, beibehielt, sich aber nach dem ihm zugefallenen Dorfe Metteraich nannte. In einer Urkunde vom 15. August 1320, Zwistigkeiten zwischen dem Erzstift und der Stadt Köln betreffend, kommt ein Henrich von Metternich vor. Anfang des 15. Jahrhunderts theilte sich das Geschlecht in mehrere Linien und verzweigte sich weithin über die Rheinlande. Die bedeutendste Linie war die der Wolf, die sich um 1440 durch die Heirat der Sibylla Metternich mit Gotthard Wolf von Gudensberg bildete. Durch Dietrich von Metternich verpflanzte sich auch ein Zweig dieses Hauses, Metternich-Ehrsdorf, nach Brandenburg, der das reformirte Bekenntniß annahm. Dietrich von Metternich starb (wann?) als churbrandenburgischer Rath, Hofmarschall und Amtshauptmann zu Küstrin. Einer seiner Söhne fiel bei Fehrbellin, ein anderer 1689 bei Bonn, ein dritter wurde 1696 zum Reichsfreiherrn erhoben. Er war es, der als preußischer Diplomat, 1707, durch geschickte Unterhandlungen Neufchatel unter preußische Oberhoheit brachte und über achtzehn Prätendenten den Sieg davon trug. Er starb 1727 als preußischer Staatsrath und Gesandter am Reichstage zu Regensburg. Kurz vor seinem Tode wurde er durch Jesuiten zum Katholicismus bekehrt — ein Fall, der damals großes Aufsehen erregte.

Das Metternich'sche Geschlecht bildete seit der Reformation eine starke Stütze des Katholicismus am Rhein und war hier in Köln, Bonn, Mainz und Trier in reicher Zahl und Folge in Würden und Aemtern der Kirche vertreten. 1559 wurde Lothar von Metternich zum Kurfürsten von Trier erwählt.

Lothar, der berühmteste Träger des Metternich'schen Namens neben seinem Urenkelvetter, dem österreichischen Staatskanzler, war ein aufgeklärter, energischer und kluger Mann von echt staatsmännischem Talent, Prälat, Katholik durch und durch. Den inneren Kampf des Jahrhunderts erkennend, sachte er, wie fromm er auch war, den Katholicismus zu einem politischen Prinzip auszubilden. Sein Einfluß erstreckte sich über alle damaligen deutschen Kabinette und seine Politik war bis zum dreißigjährigen Kriege unleugbar maßgebend. Dabei war er ein ausgesprochener Anhänger Oesterreichs, weil er in diesem Staate den Hort des Katholicismus sah. Von Niemandem wurde der dreißigjährige Krieg bestimmter vorausgesehen, als von ihm.

Gleich nach seinem Regierungsantritte ordnete er die tief zerrütteten Finanzen des Kurfürstenthums, brach die Macht des Landtages, führte eine gute Justiz und Gemeindeordnung ein und schuf ein für jene Zeiten und seine Mittel bedeutendes Militairwesen. Dabei unternahm er große Bauten, stellte die Kirchenzucht wieder her und ließ Kunst und Wissenschaft nicht unberücksichtigt.

Als Heinrich IV., von Sully angespornt, sich, ähnlich wie jetzt Napoleon III., in den Kopf gesetzt hatte, die Karte Europa's zu verändern und besonders das verhaßte Oesterreich zu vernichten, als er zu diesem Ende mit England und den deutschen protestantischen Fürsten (1608) ein Bündniß eingegangen war, nahm der energische und klarschauende Lothar von Metternich das auf sich, was von dem unfähigen Kaiser nicht zu erwarten war. Er brachte ein Gegenbündniß, die katholische Liga von 1609, zu Stande, welche im Beginne des dreißigjährigen Krieges eine so bedeutende Rolle spielt. Die Ermordung Heinrich's IV. durch Ravaillac (1610), welche die von Frankreich aus drohende Gefahr beseitigte, hatte ihr eine andere Richtung gegeben.

Durch Lothar's Anstrengungen kam auch vorzugsweise die Wahl

Ferdinand's II. zum deutschen Kaiser zu Stande (1619). Er starb 1623 zu Trier, von seinen Unterthanen nicht eben betrauert, denn man legte ihm übermäßige Bereicherung und Erhöhung seiner Verwandten zur Last, und dies war die Hauptursache, weshalb man seinen Neffen, den Domherrn zu Lüttich und Kurbischof zu Trier, Karl von Metternich, nicht zu seinem Nachfolger wählte, obgleich er in den letzten Jahren vornehmlich die Angelegenheiten des Bisthums geleitet hatte und eine Anzahl Vettern von ihm im Kapitel saßen. Indessen das Metternich'sche Geschlecht gab den rheinischen Stühlen noch mehrere Bischöfe: Lothar Friedrich z. B. wurde 1652 Fürstbischof von Speyer, 1673 Fürstbischof von Worms und Kurfürst von Mainz. Ein anderer Metternich, ein Vetter Lothar's, wurde 1679 Kurfürst von Mainz, starb aber schon nach zwei Monaten. Mehrere Metternichs zeichneten sich im dreißigjährigen Kriege aus, wenn auch in weniger hervorragenden Stellungen.

Wegen ihrer Verdienste um Kaiser und Kirche wurden am Ende des 17. Jahrhunderts fast alle Linien des Hauses in den Grafenstand erhoben. Durch Erbschaften abgestorbener Zweige und glückliche Heiraten hatten sich ihre Besitzungen außerordentlich vermehrt und besonders die Winneburger Linie gehörte zu den reichsten Zweigen des Rheinlandes. Auch trieb sie den Zweig, der später allein weiter blühte.

Wilhelm von Metternich-Winneburg kaufte 1630 die Herrschaften Königswart und Königsberg in Böhmen, wurde Burggraf zu Eger und näherte durch diese Ansiedelung in den österreichischen Staaten sein Haus dem kaiserlichen Interesse mehr, als sonst möglich gewesen. Von diesem Wilhelm stammt der Vater des Staatskanzlers ab, Franz Georg von Metternich (geb. 1746). Schon 1768 wurde derselbe kurtrierischer Gesandter und der Trier'sche Staatskalender führt ihn bereits 1769 im Besitz aller der Würden auf, die von den letzten Metternichen dieser Linie gewissermaßen ererbt worden waren. 1771 vermählte er sich mit der achtzehnjährigen Gräfin von Kagenegg, die ihm zuerst eine Tochter, hierauf noch zwei Söhne schenkte, Klemens Wenceslaus und Joseph. Der Erstere (geb. den 15. Mai 1773) ist der Held unserer Geschichte. Man sieht aus dieser kurzen Uebersicht, daß die Diplomatie der Familie im Blute steckt und als Fertigkeit und Kunst im Geschlechte weiter erbt. Die Schilderung von dem Charakter des Vaters zeigt überraschende Aehnlichkeit mit dem seines Sohnes.

Holland.

Motley's Geschichte des Abfalles der Niederlande*.

Philipp II. und Wilhelm von Oranien.

Wir haben über die beiden ersten Bände des trefflichen Werkes in No. 64 und 65 des 27. Jahrganges und in N. 83 — 85 des 28. Jahrganges des „Magazin" berichtet. Der vorliegende dritte Band umfaßt den Zeitraum vom 3. October 1574 bis zum Tode Wilhelms von Oranien, den 10. Juli 1584.

Der Verfasser steht auf der Seite der Niederländer, und es ist besonders ihr edler Held Wilhelm von Oranien, den er als die Seele des großen Befreiungskampfes mit voller Anerkennung seines Werthes und Verdienstes in den Vordergrund stellt. Er sagt am Schlusse, nachdem er eine allgemeine Charakteristik Wilhelms gegeben: „Unsere Schätzung von dem Charakter Oraniens mag vielleicht als das Ergebniß ausschweifender Begeisterung für seine Person getadelt werden. Es ist des Geschichtschreibers Absicht gewesen, unparteiisch zu sehen und ruhig zu urtheilen; aber es ist schwer, kalt zu bleiben, wenn man einen solchen Charakter betrachtet. Die, welche die Geschichte seines Lebens ohne Vorurtheil lesen und sich mit seiner täglichen Sprache vertraut machen, werden zugestehen, daß Wilhelm von Oranien ein Mann war, wie im Verlaufe der Jahrhunderte wenige gewesen sind — ein hochbegabter, großherziger, frommer, patriotischer Fürst." Ganz gewiß! Und was scheint gerade das Hauptverdienst des Geschichtswerkes Motley's darin zu bestehen, daß er mit einer ehrenhaften Parteilichkeit für das Edle und Große Wilhelm, seinen Lieblingshelden, mit der Wärme eines Dichters und doch auch mit der Treue eines Historikers dargestellt hat. Es ist ein falscher Grundsatz, daß man sine ira et studio Geschichte schreiben müsse. Der ist ein schlechter Geschichtschreiber, der für das Gute keine Vorliebe und für das Böse keinen Haß hat; denn vom Historiker gilt noch mehr, was die Alten vom Redner verlangten, daß er vor Allem ein guter Mensch sein müsse. Höher als der Ruhm eines Eroberers, der durch Blut und Elend seinem Gegner ein Stück Erde entreißt, steht uns der Ruhm eines Schriftstellers, der der Menschheit das Edelste erobert, einen großen Mann, an dessen Besitz sich die Nachwelt erfreut und erhellt, indeß wir den eines Attentats an der Menschheit beschuldigen müssen, der ihr durch allerlei sophistische Ausstellungen and Mateleien einen großen Mann zu rauben sucht. Im Parteicatampfe ist es natürlich, daß die Leidenschaften keia unbefangenes Urtheil zulassen, daß die Motive der Handeladen oft verkannt werden, weil die Zeitgenossen das Ganze nicht zu überschauen vermögen. Erst der Nachwelt ist es vorbehalten, ein unbefangenes Urtheil zu fällen, und die Nachwelt hat sich für Wilhelm von Oranien und gegen Philipp II. erklärt. Und doch hat sich die Kritik in der neuesten Zeit wieder, die alten Beschuldigungen auffrischend, an Wilhelm von Oranien versucht.

Wir sind schon in der Anzeige des zweiten Bandes dem Vorwurfe des Uebersetzers entgegengetreten, daß Motley in der Beurtheilung Wilhelms eine weniger scharfe und rücksichtslose Kritik geübt habe, da auf die religiöse Gesinnung des Prinzen politische Rücksichten eingewirkt haben und er überhaupt ein machiavellistischer Politiker gewesen sei. Und ganz in demselben Sinne behauptet Math. Koch in seiner Schrift: Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande*: Philipp sei die Religion Gewissenssache, Wilhelm Fahrwasser der Politik gewesen. Den Charakter Wilhelms zu verdächtigen, wird besonders die Apologie herangezogen, „eine von Verleumdungen strotzende, gemeine und vermessene Lästerschrift." — Die Angriffe auf Oraaiens moralischen Charakter sind, wie gesagt, nicht neu. Motley bemerkt: „Wilhelms Feinde vermochten nicht viele Maagel seiner Natur zu finden nad haben sie daher im Ganzen verdammt. Nicht daß sein Charakter hier und da Flecken zeigte, das ganze Juwel war unecht. Der Patriotismus war erheuchelt, die Selbstverleugnung wor erheuchelt, die Großmuth war erheuchelt. Er war blos von Ehrgeiz getrieben, strebte aur nach persönlicher Erhöhung. Sie versuchten niemals seine Talente, seiae große und aufopfernde Thätigkeit zu bestreiten, aber sie spotteten über die Vorstellaag, daß er von anderen als unwürdigen Triebfedern beseelt gewesen sein könne. Gott allein kennt das Herz der Menschen; er allein kann den verworrenen Knäuel menschlicher Beweggründe entwirren und die verborgenen Quellen des menschlichen Handelns erspähen. Aber so weit wir nach einer sorgfältigen Erwägung sicherer Thatsachen und nach einem gewissenhaften Studium öffentlicher und privater Urkunden urtheilen können, so möchten wir glauben, daß niemals ein Mann, nicht einmal Washington, von reinerer Vaterlandsliebe beseelt gewesen ist. Auf alle Fälle läßt sich die Anklage der Ehrsucht und Selbstsucht nur durch Hinweisung auf das ganze Bild seines Lebens entkräften. Die Worte, die Thaten des Maanes sind dort; seine innerste Seele offenbart sich uns, so weit das möglich ist, in seinen vertrauten Briefen, und wer in dem rechten Geiste forscht, wird leicht finden, was er zu finden wünschte."

Mit Recht verweist Motley vor Allem auf die vertrauten Briefe, als die Quellen, woraus wir schöpfen müssen, um die wahre Gesinnung des Mannes zu erforschen. Sind öffentliche Aktenstücke im Allgemeinen nur mit der größten Vorsicht zu benutzen, wenn es sich um die Feststellung des moralischen Charakters einer historischen Person handelt, so besonders die Apologie. Man vergesse nicht, daß die Apologie eine Erwiederung auf die Achtserklärung Philipp's gegea Wilhelm war, die mit empörender Mißachtung aller Forderungen der Religion und des Rechtes zum Meuchelmorde des Prinzen aufgefordert hatte. „Wir erklären, so schloß die Urkunde, ihn zum Verräther und Treubrecher, zum Feinde unserer selbst und des Landes. Als solchen bannen wir ihn für immer aus allen unseren Reichen und verbieten allen unseren Unterthanen ohne Unterschied des Ranges mit ihm offen oder insgeheim zu verkehren, ihm Speise, Trank, Feuer oder ein anderes Bedürfniß zu reichen. Wir erlauben Jedermann, ihn am Leben oder Eigenthum zu kränken. Wir geben den besagten Wilhelm Nassau preis als einen Feind des Menschengeschlechtes und überliefern sein Eigenthum Allen, die desselben habhaft werden können. Und wenn sich ein Unterthan von uns, oder ein Fremder finden sollte, muthig genug von Herzen, uns von dieser Pest zu befreien, indem er ihn uns lebend oder todt auslieferte, oder ihm das Leben nähme: so werden wir ihm unverzüglich, nachdem er die That vollbracht, die Summe von 25,000 Kronen in Gold auszahlen lassen. Sollte derselbe sich irgend eines Verbrechens schuldig gemacht haben, so abscheulich es immer sein möchte, so versprechen wir, ihm zu verzeihen, und sollte er nicht bereits

---

* „Der Abfall der Niederlande und die Entstehung des holländischen Freistaates." Aus dem Englischen des John Lothrop Motley. Dritter Band. Dresden, Rudolph Kunze, 1860.

* Leipzig, Voigt and Günther, 1860.

adelig ſein, ſo werden wir ihm den Adel für ſeine Tapferkeit ertheilen" (einem Meuchelmörderei). Der Mordpreis ward ehrlich den Erben des Mörders Gérard ausgezahlt.

Die Gegenſchrift, die ein ſo unkönigliches und unchriſtliches Dokument hervorgerufen, die Apologie, die Motley als eines der ergreifendſten Aktenſtücke der Welt bezeichnet, da, wie hier, niemals einem Despoten in kühneren Tönen Trotz in's Angeſicht geboten worden ſei, nennt Koch eine Lasterſchrift. Und wäre ſie eine Lasterſchrift, von gemeinen und verwerflichen Verleumdungen ſtrotzend, wie würden in ihr nur die Ausſchreitung eines mit Recht in ſeinen ſittlichen Gefühlen empörten Herzens finden und immer noch entſchuldigen können, indeß die Achtserklärung Philipps vor keinem anderen Richterſtuhle, als vor dem des blindeſten Fanatismus, der allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen Hohn ſpricht, Billigung finden kann. Daß die Apologie jede Rückſicht auf den König außer Acht ſetzt: wer wird es leugnen? „Mit furchtbarer Beſtimmtheit rückte er dem Monarchen alle die Verbrechen vor die Augen, deren er ihn ſchuldig glaubte, und nachdem er ihm ſo in's Geſicht geruſen: das iſt dein Werk! hatte er noch ein lähmendes Wort für den Prieſter hinter ſeinem Rücken. Auf weſſen Befehl, fragte er, hat Kardinal Granvella dem Kaiſer Maximilian Gift gereicht? Ich weiß, was mir der Kaiſer geſagt hat und wie er ſeitdem den König und alle Spanier fürchtet."

Wilhelm tritt in der Apologie dem Könige nicht als Unterthan, ſondern als Mann dem Manne gegenüber. „Philipp war in den Niederlanden nicht König; er hatte als Herzog oder Graf die Gewalt ererbt die durch Conſtitution von älterem Datum, als ſein Erbrecht, eng beſchränkt war. Und ſeine Eidesſprüche hatte er verwirkt durch den Bruch ſeiner Eide, durch ſeine theokratiſche Unterdrückung der Landesverfaſſungen, während ſeine perſönlichen Verbrechen ihn jedes Rechtes, über ſeine Mitmenſchen zu Gerichte zu ſitzen, beraubt hatten. Philipp war kein legitimer Monarch, Oranien kein Rebell, und wenn er ſelbſt Rebell wäre, ſo war er es doch nicht ſo ſehr, als es Philipp's Ahnherr, Albr. von Oeſterreich, gegen ſeinen geſalbten Souverän Adolph von Naſſau, den Ahnherrn Wilhelm's, geweſen war. Wie die Sachen zwiſchen Beiden ſtanden, war es abgeſchmackt für Philipp, Superiorität des Ranges über einen Mann zu beanſpruchen, deſſen Ahnen erlauchte Stellungen eingenommen hatten, als die Habsburger noch obſkure Landjunker in der Schweiz waren."

Hörte ſo für Wilhelm jede moraliſche, wie rechtliche Verpflichtung gegen Philipp auf: was hätte ihn bewegen ſollen, eines Mannes zu ſchonen, der ſelber keine Schonung kannte? Die einzige Rückſicht, die er bei Abfaſſung der Apologie vor Augen haben mußte, konnte nur die ſein, durch ſie ſeiner Sache zu nutzen und der Sache des Königs zu ſchaden, und dazu mußte ihm Alles gelegen kommen, was ihm einen Vortheil über ſeinen Gegner gewährte. Die Kritik darf daher keinen anderen Maßſtab an ſie legen, als an jede Parteiſchrift und weniger nach der Begründung, als nach der augenblicklichen Wirkſamkeit des Inhaltes fragen. Und daß die Apologie wirkſam geweſen, bezeugen uns die Zeitgenoſſen. Von Wilhelm aber verlangen, daß er im Kampfe gegen den ränkeſüchtigen Philipp, dem jedes Mittel zur Erreichung ſeines Zweckes heilig war, mit der ſkrupulöſeſten Gewiſſenhaftigkeit Thaten und Worte abwägen ſollte, hieße ihm zumuthen, ſeine Sache von vornherein aufzugeben. Die Nachwelt hätte ihn nicht als Tugendhelden geprieſen, ſondern als Dummkopf verlacht, wenn er einem Philipp gegenüber den ſtrengen Moraliſten hätte ſpielen wollen. Deshalb aber ſeinen moraliſchen Charakter verdächtigen, iſt ebenſo abſurd, als wenn wir einen Feldherrn einen Betrüger und Lügner nennen wollten, weil er durch Kriegsliſten und falſch ausgeſtreute Gerüchte den Feind getäuſcht und ſo den Sieg gewonnen hat. Der machiavelliſtiſchen, ſpaniſchen Politik kannte Wilhelm nur eine ähnliche entgegenſetzen, wenn er zum Ziele kommen wollte, und zum Glücke für die Niederländer hatte er in der Schule der Gegner die politiſche Kunſt ſo trefflich ſtudirt, daß er ſeine Meiſter übertraf. „Er war tief erfahren, ſagt Motley, in den Feinheiten der italiäniſchen Staatsklugheit, die er als Jüngling am Hofe Karl's erlernt hatte, aber er gebrauchte dieſelben als Mann im Dienſte nicht der Theokratie, ſondern der Freiheit. Er bekämpfte Philipp mit deſſen eigenen Waffen. Er untergrub den Boden unter des Königs Füßen mit tieferer Kunſt, als dem argliſtigſten Monarchen, der je auf dem Throne ſaß, zu Gebote ſtand. Philipp, gepanzert mit tauſend Liſten, ſah ſich in's Herz getroffen durch eine Staatskunſt von ſchärferem Schliff, als die ſeine war. Zehn Jahre lang vertraute der König ſeine geheimſten Briefe Händen an, die regelmäßig Copien nebſt den erforderlichen Erläuterungen an den Prinzen von Oranien ſandten. So waren die Geheimniſſe des Königes dem Prinzen ſo gut bekannt, wie jenem ſelber, und da Oranien ebenſo raſch, wie Philipp unentſchloſſen war, ſo konnten die Pläne oft vereitelt ſein, noch ehe ihre Ausführung begonnen hatte. Das Verbrechen des Schreibers, Juan de Caſtillo, ward im Herbſt 1581 entdeckt, und der Schuldige von vier Pferden zerriſſen. Vielleicht verdiente der Verrath gegen den Monarchen, deſſen Brot er aß, ſelbſt eine ſo gräßliche Strafe; aber wie viel Schuld den Prinzen für ſeinen Antheil an dem Verbrechen trifft, mögen Caſuiſten ausmachen. Oranien beſaß die ſeltene Tugend der Vorſicht, einen Charakterzug, der ihn ſchon von Jugend auf auszeichnete. Mit funfzehn Jahren war er der verſtaute Secretair, mit einundzwanzig der Oberfelbherr des klügſten und kriegeriſchſten Monarchen ſeiner Zeit, und wenn er dann und wann nicht Mittel ſcheute, welche die moderne Staatskunſt verdammt, doch nicht verſchmäht, ſo behielt er wenigſtens den Ariadnefaden eines guten Zweckes in der Hand, um ſich durch das verſchlungene Labyrinth zurechtzufinden." Wilhelm's Politik war Philipp gegenüber machiavelliſtiſch, ſeinen Landskinten gegenüber aber ehrlich und offen.

Nicht beſſer ſteht es mit dem Vorwurfe der Irreligioſität, den ſchon die Zeitgenoſſen dem Oranier gemacht haben. Seine Gegner ſcheuten ſich nicht, ihm Schriften unterzuſchieben, die ſeine Mißachtung der Religion beweiſen ſollten; ſo ſchickte Renneberg den belagerten Bürgern von Steenwyk einen angeblich aufgefangenen Brief Oranien's an den Herzog von Anjou, worin es unter Anderem hieß: „Was den Religionspunkt angeht, ſo iſt ſo viel klar: kein Souverain, dem an ſeiner Vergrößerung gelegen iſt, darf ſich um Religion bekümmern oder ſich ihretwegen geniren." Dieſer Brief ward ſo maſſenhaft vervielfältigt und verbreitet, daß es dem Prinzen wichtig ſchien, in einem Anhange zu ſeiner Apologie die ihm beigemeſſene Autorſchaft ausdrücklich zurückzuweiſen. Er erklärte, falls auch nur ein Stückchen eines Beweiſes, daß er ihn geſchrieben, beigebracht werden ſollte, ſo werde er auf der Stelle die Niederlande verlaſſen und niemals ſein Geſicht dort zeigen. — Sein mehrmaliger Religionswechſel gab der Beſchuldigung einigen Schein. Bentivoglio ſchreibt von ihm: „Er wechſelte die Religion, je nachdem ſein Intereſſe wechſelte. In Deutſchland war er Lutheraner; hierauf zeigte er ſich in Flandern als Katholik; im Anfange des Aufſtandes erklärte er ſich als Gönner aller neuen Sekten, ohne ſich öffentlich zu einer derſelben zu bekennen, und zuletzt war er ein Anhänger der Calviniſten, weil ihre Religion derjenigen, die der König von Spanien bekannte und vertheidigte, am meiſten entgegengeſetzt war." — Es folgt hieraus weiter nichts, als daß Wilhelm ſich über den beſchränkten Standpunkt ſeiner Zeitgenoſſen erhob, die die Confeſſion mit der Religion verwechſelten. „Er war niemals ein Dogmatiker, ſagt Motley ſehr richtig, und ſuchte im Chriſtenthum zu allen Zeiten weniger das, was die Chriſten trennt, als was ſie vereinigt." Der Indifferentismus gegen die Konfeſſion ſetzt noch nicht den Indifferentismus gegen die Religion voraus; ja, dem wahrhaft religiöſen Manne mußte um ſo eher die Konfeſſion gleichgültig werden, je weniger ſie ein Ergebniß innerer Ueberzeugung, als theologiſcher Spitzfindigkeiten war und ohne Einfluß auf die ſittliche Erhebung der Menſchen nur zum Werkzeug für hierarchiſche und abſolutiſtiſche Zwecke diente. Die Aufgabe, die ſich Wilhelm geſtellt hatte, war eine echt religiöſe: die Religion als Gewiſſensſache dem Richterſtuhle geiſtlicher und weltlicher Autorität zu entziehen und dem Urtheile Gottes anheim zugeben. Wenn je Einer ein Glaubensheld genannt zu werden verdient, ſo war es Oranien, der für die Freiheit der religiöſen Ueberzeugung gekämpft hat. Sehr wahr ſagt Schiller von ihm: „Welcher Kirche er auch in gewiſſen Perioden ſeines Lebens mag angehört haben, ſo hatte ſich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir ſehen ihn in ſpäteren Jahren beinahe mit eben ſo wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutheriſche Religion für die römiſche verließ. Gegen die ſpaniſche Theokratie vertheidigte er mehr die Menſchenrechte der Proteſtanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht."

Und ſein edles Werk hätte Oranien aufgeben ſollen, irgend einem theologiſchen Syſtem zu Liebe, für das er kein Herz und kein Verſtändniß hatte? Darin zeigte ſich die Größe des Mannes, daß er ſelbſt den Vorwurf der Irreligioſität nicht ſcheute aus Religion, daß er unbedenklich die Konfeſſion opferte für die höheren Intereſſen, die er verfocht. Ein frevelhaftes Spiel mit der Religion muß es genannt werden, wenn Fürſten und Staatsmänner um Länderbeſitz, um eitelen Ruhm und Stärkung ihrer Hausmacht ihre Konfeſſion wechſeln; aber auch da ſind wir nicht befugt, uns zu ihren Richtern aufzuwerfen, ſoweit der Religionswechſel eine perſönliche Angelegenheit iſt; wohl aber dürfen wir die Motive, die ſie zu dem Wechſel veranlaßt haben, in ſo weit prüfen, als ſie mit der Politik zuſammenhängen. Wenn Auguſt von Sachſen katholiſch wurde, um die Krone Polens zu erlangen, ſo ſteht uns über die Aufrichtigkeit ſeiner Bekehrung kein Urtheil zu, wohl aber über die politiſche Zweckmäßigkeit eines ſolchen

Schrittes, durch den er seine Mission als Hort und Verfechter des protestantischen Deutschlands aufgab für die eitele Ehre, Träger der drückenden Krone Polens zu sein. Wenn hingegen Heinrich IV. sagte: Paris ist eine Messe werth, so hat er sich nicht in persönlichem Interesse, sondern im Interesse des Landes der Nothwendigkeit gefügt, und wir können seinen Schritt vom politischen Standpunkte aus nur billigen, da er durch starres Festhalten an seiner früheren Konfession selbst seinen bisherigen Glaubensgenossen weniger genützt hätte, als es durch seinen Konfessionswechsel der Fall war. Die Sünde, daß er gezwungen wurde, ein Bekenntniß abzulegen, das seiner Ueberzeugung fremd war, tragen diejenigen, die ein solches Bekenntniß von ihm forderten. Das ist eben das Große und Verdienstliche Wilhelm's, daß er der Erste war, der die Religion als Herzenssache dem Gewissen eines Jeden anheimgab und sie dem Mißbrauche, das die Politik mit ihr trieb, entziehen wollte; und wenn Einer, darf er mit Recht beanspruchen, daß wir uns nicht anmaßen, die Richter seiner Herzensangelegenheiten zu sein, über die nur Gott ein Urtheil zusteht. Daß ihn nicht selbstsüchtige Gründe zum Wechsel seines religiösen Bekenntnisses getrieben haben, dafür bürgt uns die echte Frömmigkeit, die er in seinem ganzen Leben bewiesen. „Von seinen sittlichen Eigenschaften, sagt Motley, war die hervorragendste seine Frömmigkeit. Er war mehr als alles Andere ein religiöser Mensch. Im festen Vertrauen auf die allmächtige Weisheit und Güte blickte er der Gefahr lächelnd in's Antlitz und ertrug unaufhörliche Mühen und Prüfungen mit einer heiteren Fassung, die mehr als menschlich schien. Während aber seine Seele voll Frömmigkeit war, war sie zugleich duldsam gegen Irrthum. Ein Bekenner der reformirten Kirche, war er bereit, Katholiken wie Anabaptisten Freiheit des Gottesdienstes zu gewähren; denn Niemand wußte tiefer als er, daß der Reformer, welcher ein Verfolger wird, doppelt gehässig ist."

Es ist eine merkwürdige Verwirrung der Begriffe, wenn von Philipp behauptet wird, ihm sei die Religion Gewissenssache gewesen, indeß sie Wilhelm als Mittel zu seinen politischen Zwecken gebraucht habe. War irgend Einem die Religion ein politisches Mittel, so war sie es Philipp. Er erkannte es, wie jeder Despot, daß seine Herrschaft durch Gewissensfreiheit gefährdet sei; daher er nicht aus religiöser Ueberzeugung, sondern aus politischer Nothwendigkeit den Gewissen seiner Unterthanen Zwang anlegte, wohl wissend, daß Denk- und Glaubensfreiheit auch zur politischen Freiheit führen. Und er war nicht der einzige Glaubenstyrann.. Es war der herrschende Grundsatz der Zeit: cujus regio, ejus religio, nach dem auch protestantische Fürsten sich für berechtigt hielten, ihre Gewissenssache zur Sache des Staats zu machen und ihren Unterthanen ihren Glauben aufzudrängen. Und im Gegensatz zu diesen Kämpfern für das kirchliche Bekenntniß, die die Religion verweltlichten, indem sie sich ihrer zu ihren politischen Zwecken bedienten, trat Wilhelm als Kämpfer für die wahre Religiosität auf, indem er es verschmähte, die Religion zum politischen Mittel herabzuwürdigen. Als ein echter Protestant protestirte er nicht nur gegen die katholische, sondern auch gegen die protestantische Unduldsamkeit; denn er schützte sowohl Katholiken, als auch Wiedertäufer und andere verfolgte Sekten gegen den Fanatismus seiner eigenen Partei, so daß er selbst von Seite derer, denen er die Glaubensfreiheit erkämpft hatte, verketzert wurde. Hembyze, der Demagoge von Gent, und sein Genosse, der Exmönch Peter Dathenus, warfen ihm vor, er sei ein heimlicher Papist, der unter dem heuchlerischen Titel eines Religionsfriedens nur den römischen Götzendienst wieder herstellen wolle; sie denuncirten ihn als Atheisten, als einen Mann, der seine Religion so leicht wie seine Kleider wechsele, der keinen andern Gott kenne, als seine Staatsräson, einen Götzendiener der Weltpolitik, der sich das Hemde vom Leibe reißen und in's Feuer werfen würde, dächte er, daß es etwas von Religion wisse. Und darauf erwiederte Wilhelm: es sei fast unglaublich, daß sich Leute fänden, die seinem Eifer für die Religion, für die er so viel gelitten, in Frage stellten. „Ich verlange, fuhr er fort, daß man, was meine Ankläger seit zehn Jahren gethan, mit dem vergleiche, was ich gethan habe. In Allem, was die wahre Förderung der Religion angeht, werde ich keinem Menschen weichen. Haben doch die, welche mich so kläglich verklagen, keine andere Freiheit zu sprechen, als die ich ihnen mit meiner Mühe, mit meinen beispiellosen Geldopfern und mit dem Blute der Meinigen errungen habe; mir verdanken sie wenigstens so viel, daß sie so frei gegen mich sprechen dürfen."

Wenn es wahr ist, daß man den Baum an seinen Früchten erkennt, welche Frucht hat Philipp's, welche Wilhelm's Pflanzung getragen? Das mächtige Spanien, das Reich, in welchem die Sonne nicht unterging, verkümmerte geistig und materiell; wo des Habsburgers Politik die herrschende gewesen, sind die Staaten verkümmert und hingestorben; überall aber, wo des Oraniers Politik zum Vorbilde gedient, hat sich ein jugendlich kräftiges Leben entwickelt, wie namentlich in Preußen unter seinem großen Kurfürsten und Könige. Auch Friedrich dem Großen ist Indifferentismus gegen die Religion vorgeworfen worden, und doch ist sein bekannter Ausspruch; „In meinem Staate kann Jeder nach seiner Façon selig werden," ein besseres Zeugniß echter Religiosität, als die salbungsvollsten Phrasen.

Wir leben in einer ernsten Zeit, in welcher der Jahrhunderte dauernde Kampf der Gegensätze, die schon in der Politik des Habsburgers und des Oraniers lagen, entschieden werden soll. Jetzt gilt es, der Welt Muster zu zeigen, an denen sie sich stärke und belehre, und keines ist so stärkend und belehrend, als das des großen Oraniers, der, ruhig im Wogengebrause, wie seine Freunde seine Festigkeit bezeichneten, niemals ein Wort von einer himmlischen Sendung sprechend, nie sich oder Andere mit der gewöhnlichen Phraseologie der Schwärmer betrügend, seine Aufgabe vollendete unter Gefahren und Mühen und mit Opfern, wie sie wenige Männer auf dem Altar ihres Vaterlandes niedergelegt haben. Heute ist es doppelte Pflicht des Historikers, jede Beschönigung hierarchischer und absolutistischer Bestrebungen, in welcher guten Absicht auch immer sie versucht werde, von sich zu weisen. Herrscher sind gestürzt, oder stehen am Rande des Abgrundes, weil sie, selbstsüchtig ihre Interessen verfolgend, für die Sache Gottes zu kämpfen wähnten. Die Sache Gottes, die, um zu siegen, eines menschlichen Armes bedarf, ist eine verlorene Sache. Wer, wie Wilhelm der Oranier, für das menschliche Recht der religiösen und bürgerlichen Freiheit kämpft, der ist der wahre Gottesstreiter, dem der Sieg nicht fehlen wird. M.

Frankreich.

Literarisches Echo aus Paris.

Quinet's „Merlin" und Victor Hugo.

Ratisbonne's „Kindliche Komödie."

Wenn man Voltaire's Henriade von Anfang bis zu Ende durchgelesen, wenn man die Wette gewonnen hat, vierzehn Tage lang die feierlich-ernste Prosa des Herrn Granduillot ohne Lachkrampf zu absorbiren, wenn man, wie ich, der d'Ennery'schen Faust-Verniedlichung beigewohnt und über Paul d'Ivoi's Witze gelacht hat, dann, glaube ich, dürfe man sich wohl rühmen, das Abiturienten-Examen der Langmuth und Fassung bestanden zu haben. Durch die Lectüre des Quinet'schen „Merlin l'Enchanteur"* bin ich wenigstens zum Doctor patientiae geworden. Ich habe zwei Monate gebraucht, um mich von dem Titelblatte zum heißersehnten Schlusse durchzuarbeiten; ich habe es weder an gutem Willen noch an Zeit mangeln lassen, mich mit den darin entwickelten Theorien vertraut zu machen. Das anerkannte Talent, der Arbeitseifer, die durch ein Exil noch gereiften Kenntnisse des Herrn Quinet hatten mich von vornherein dafür eingenommen, und dennoch — es kostet mich Ueberwindung, die Wahrheit zu sagen — hat der allgemeine Eindruck, den dies Werk auf mich gemacht, meinen Erwartungen, wie die Errungenschaft der Reichsfreiheit den blutigen Märztagen entsprochen. Die lieblichen, lächelnden Bilder, denen ich hier und da begegnet bin, sind kraftlose Nebelbilder, verschwunden auf Nimmerwiederkehr! und aus jeder durchlesenen Seite stiert mich jetzt das häßliche Grinsen der traurigen Langeweile an. Das ist jedoch nur meine individuelle Meinung; es fällt mir nicht ein, in einer immer flüchtigen Korrespondenz das Jahre lange reiche Schaffen eines der gerühmtesten französischen Schriftsteller zu kritisiren, derartige Kühnheiten überlasse ich den Korrespondenten der „Augsburgerin." Ich erkläre mich sogar mit Freuden bereit, den größten Theil meiner harten Rüge auf meine unglückselige Oberflächlichkeit zu schieben und verbeuge mich mit Ehrfurcht vor dem darin kundgegebenen Genius, wie die alten Römer vor dem Altar des unbekannten Gottes, ohne von dem Dasein desselben gründlich überzeugt zu sein.

Einer meiner Freunde, oder vielmehr Gönner, der mit Herrn Edge Quinet im herzlichsten Freundschaftsverhältnisse lebt, hat mir versichert, daß der Verfasser von „Ahasverus," seinem eigenen Geständnisse nach, im Merlin den Zweck verfolgt habe, das Chaos der Legendenwelt so ansprechend, so anschaulich, so geläutert wiederzugeben, daß selbst dem Laien das Orakel verständlich, selbst den Kindern faßlich werden könne. Quinet hat seine Aufgabe gelöst, wenn er glaubt, daß alle Kinder, wie der Zau-

* Paris, Michel Lévy frères, 2 vol.

berer Merlin selbst, auf die Welt kommen, nämlich mit allen Insignien männlicher Reife, geistig und körperlich vollkommen ausgebildet, mit einer kräftigen Bierstimme und einem Lorgnon im Auge. Aber derartige Geburten gehören selbst in unserem Zeitalter ewigen Fortschrittes noch zu den Seltenheiten, und der Schriftsteller sollte doch seine Erzeugnisse für die Majorität bestimmen. Gerade das Unfaßliche, Unklare, Unbestimmte, Unverdaute, sich Unbewußte sind die Hauptfehler der Quinet'schen Dichtung. Man macht uns Deutschen im Auslande oft den Vorwurf (Herr Philarète Chasles z. B. und der versteht's!?) im Nebel des Abstrakten die materielle Wirklichkeit, im „Nicht-Ich" das „Ich" zu vergessen — wer „Merlin" gelesen hat, weiß, daß nie im finsteren Laboratorium der deutschen „Herbstnebel-Philosophie" närrischere und absonderlichere Wundersäfte gebraut worden sind, als in der lichten Gedanken-Apotheke des sehr aufgeklärten Franzosen Quinet. Ich weiß nicht, ob den kleinen Kindern Gedanken Spaß machen. „Ein wahres Weltsystem wäre das, welches von jeder Thatsache der physischen Ordnung Rechenschaft ablegte," ob ihnen Beschreibungen gefallen, wie folgende: „Die Nacht ist eingebrochen. Das junge Mädchen ist noch heilig. Sie schläft. Aber welch ein Schlaf! welch ein Traum, großer Gott! Im Waldesgrunde welche Flammenseufzer! Welche Zähren in den Wolken! Welche Hölle im Himmel!" Ich gestehe, daß Flammenseufzer und Wolkenzähren außer dem beschränkten Horizonte meiner Winzigkeit liegen, daß mir das, „was dem Höllenfürsten am Meisten behagt," nämlich „laue Worte" (des pnroles tièdes) ein ebenso unerklärliches Räthsel ist und bleibt, als „der schattenlose, offene Schlund im heiligen Thiere,"* von dem Victor Hugo in der Légende des Siècles erzählt. Ich bin wahrhaftig kein Pedant und zolle einer jeden dichterischen Kühnheit verdiente Achtung und aufrichtige Bewunderung, aber Alles hat seine Gränzen. Der Blödsinn im strahlenden Purpurgewande steckt (die Engländerinnen mögen mir verzeihen!) nackt in seiner glänzenden Hülle; so vermummt gelingt es ihm allerdings oft, sich für einen tiefen Gedanken auszugeben. Aber wenn der Wohlklang der hochtrabenden Worte verschollen und die verblüffende Neuheit dieser Pseudo-Originalität abgenutzt ist, fragt sich der gesunde Menschenverstand, der sich nur von gehaltvollen und kräftigen Speisen sättigt, ob er allein leer ausgehen müsse? — Denn „schattenlose Schlünde im heiligen Thiere," „laue Worte" und „Flammenseufzer" erquicken ihn gar wenig. Das tönende und glänzende Trugwerk, das die Augen blendete und die Ohren betäubte, vergeht wie Hauch und Schall, die Maske fällt, der wiederum nackte Blödsinn muß, auf frischer That ertappt und blamirt, mit demüthiglich gesenktem Haupte eingestehen, daß er eine zweite Vorstellung der Lafontaine'schen Fabel vom vorwitzigen Esel in der Löwenhaut gegeben hat, und von dem Schellenlärme bleibt kein Echo im Kopfe bis zum Herzen, wo er eingedrungen.

Die Geistesverwandtschaft zwischen Quinet und Hugo ist frappant. Beide besitzen dieselbe außerordentliche, poetische, reiche Natur, die Alles, was sie aufnimmt, großartig, schroff oder imposant wiedergiebt. Beide verfügen über einen Sprachreichthum, von dessen Renten die armen Schlucker des Romantismus noch zu wohlhabenden Leuten werden würden. Beide gehen damit gleich verschwenderisch um und lassen sich oft durch die Harmonie ihres klingenden Goldes in das nie betretene Schatzenreich der fabelhaftesten Unverständlichkeit verlocken. Beide gefallen sich auch auf der ewig schwankenden Schaukel, die sie vom Erhabenen in das Lächerliche, vom poetischen Schwunge in den seichten Pathos, von der Gedankenfülle in elende Lückenbüßerei hin und her bewegt. Beide behandeln endlich, mit besonderer Vorliebe, nur Stoffe, die Menschenkräfte übersteigen, begegnen sich oft in den Wolkenhöhen der Unmöglichkeit und reichen sich dort brüderlich die Hände.

Victor Hugo wollte, wie man weiß, in seiner letzten Dichtung: La légende des Siècles** die Menschheit von tiefster Vergangenheit bis auf die Gegenwart und Zukunft sogar schildern. Quinet individualisirt genau dieselbe Idee und er reducirt die Menschheit auf den Menschen, ihren Anfang auf seine Geburt und ihr Ende auf seinen Tod, ihr „Ueberzeitliches" (hors de temps) auf sein „Jenseits" (par delà la mort). Die Proportionen sind etwas verändert, aber, in Anbetracht des gemeinsamen, unerreichbaren Zieles, das eine simple Einbildungskraft nicht einmal sich auszumalen vermag, verschwindet selbst diese Verschiedenheit; wir sehen, hier und dort, zwei energische, kräftige, beseelte Käuze, die athemlos ihrem Zeigefinger nachlaufen; fragt man sie: „Wohin so schnell?" so antwortet Dieser: „In die weite Welt" Jener: „In die kleine Welt." Ihre Antwort klingt etwas anders, ihr Laufen bleibt dasselbe.

Ich habe schon gesagt und kann es nicht genug wiederholen, daß mein Brief durchaus keine Kritik im wahren Sinne des Wortes, sondern nur eine einfache Besprechung des Quinet'schen Werkes enthalten soll: um eine so wichtige literarische Erscheinung kritisch zu analysiren, um die Licht- und Schattenseiten im richtigen Verhältnisse, in richtiger Wahl zu veranschaulichen, müßte man die Merlin-Legende sehr sorgfältig und sehr lange durchstudiren — dazu ist sie aber nicht umfassend genug. Einem Manne gegenüber, den Heinrich Heine als epischen Dichter neben Goethe zu stellen sich getraut, vor einem Werke, das sieben Lebensjahre aufgefogen hat, ist es, glaube ich, nicht nur nicht feige, sondern nur schicklich, alle Kritiken unter größtmöglichem Vorbehalt und mit Erinnerung *an* unsere kritische, nicht päpstliche Tänschbarkeit zu geben.

Auf die Frage, was Quinet mit seinem „Merlin, l'Enchanteur" bezweckt hat, lasse ich den Dichter selbst antworten, weil mich ein solcher Bescheid sehr in Verlegenheit setzen würde: „Alle Legenden, durch Zurückführung auf eine einzige, vereinigen; im menschlichen Herzen das innige Band aller volksthümlichen und nationalen Sagen finden; sie in eine heitere, dichte Handlung verknüpfen, und die unverträglichen Elemente, welche die Einbildungskraft der Völker hervorgezaubert hat, uneinandergereiht, zusammenfassen — das ist das Wagestück, das ich unternommen habe."

Cueillier toutes les légendes en les rameunut à une seule, trouvar dans le coeur humain le lien intime de toutes les traditions populaires et nationales, les enchainar en une même action sereine, reller entre eux les mondes discordantes, que l'imaginatian des peuples a enchanté, c'ent là, ce que j'ai osé entreprendre. (Page IX.)

Deshalb tritt der Zauberer Merlin, Apostel der Universal-Legenden, eine neue Odysseus-Irrfahrt durch das höllische, weltliche und himmlische Labyrinth an, über Berg und Thal, durch die stöhnenden Hallen des Jammerreichs und die selig-stillen Hütten des Vorhimmels, überall von Viviane, seiner schönen und züchtigen Geliebten, begleitet. Dem Leser, dem ein solches Geleite fehlt, kommt es herzlich sauer an, dem kühnen Abenteurer zu folgen, die Erschlaffung erfaßt ihn bereits nach den ersten dreißig Seiten und, ich befürchte, daß so mancher Pilger mitten in der Wüste den Muth verliert und vorzieht, im Sande des Unwissens zu verschmachten, als nach übermenschlichen Strapazen das gelobte Land „Ende" zu erreichen.

Hier noch einige Absonderlichkeiten, die mir beim Durchlesen des „Merlin" aufgefallen sind. Der epische Dichter (denn Herr Quinet erheischt diesen Ehrentitel) spricht in seinem Gedichte in der ersten Person Singularis — gerade wie ein leichtsinniger Korrespondent, wie ich — und hält sich deshalb für befugt, zu den berichteten Sagen einige kleine, wohlgemeinte Randglossen hinzuzufügen, die, wie der antike Chor, die Meinung des Publikums und die Absicht des Verfassers verdeutlichen.

Diese Gesprächform per „ich" und „Sie," die im Epos wenigstens eine gewagte Neuerung ist, nimmt der Dichtung nicht nur die klassische Würde, sondern giebt gewissen Stellen geradezu den kindisch-lächerlichen Professorton eines „Gemeinnützigen Rathgebers für Stadt und Land." Was soll man davon denken, wenn der hehre Dichter an die Scene, in welcher der junge, spielende Merlin das Gespräch seiner Eltern belauscht, folgende weise Lehren anknüpft? „Man ist unvorsichtig und thöricht, vor Kindern laut zu sprechen. Während wir glauben, allein zu sein, schlürft ihr junger Verstand gierig das Gift ein, das von unseren Lippen quillt. Sie denken sich, daß das Kind nach einer Fliege hascht und unterdessen prägen wir auf seine reine Seele die Falten eines frühen Greisenalters." Diese Beobachtung ist auf unbestreitbaren Wahrheiten begründet, aber im Jahre 1860 p. C. u. gerade keine erstaunliche Neuigkeit mehr. Derartige Bulgaritäten findet man zu tausenden. Wie kann man sich ferner im Epos erlauben, dem abgedroschenen Chauvinismus der Charivari-Redaktion zu huldigen? Seit wann zählt die exclusive Verehrung der großen Nation zu den Attributen des unparteiischen Epikers? Das „neblige Albion mit dem pfeifenden Wildschütz," das „deutsche Volk, das die Thorheit begeht, seine Weisheit aus den todten Büchern, anstatt aus der lebendigen Natur zu schöpfen," sind wohlklingende Laute, die dem politischen Gevatter Handschuhmacher äußerst behagen, aber wenn der Dichter solche Saiten anschlägt, wird es ihm schwerlich gelingen, „die unharmonischen Elemente der verschiedenen Völker zurechtzustimmen."

Quinet hat im „Merlin, l'Enchanteur" ein modernes National-Epos schaffen wollen, in dem Buche liegt die große Hoffnung, vielleicht der Lebenszweck eines bedeutenden Schriftstellers, viel bittere Arbeitsstunden sind darüber hingegangen, die Geduld, die, wie man behauptet, das Genie selbst ist, hat es gesegnet. Wäre nun diese Schöpfung wirklich ein Fehlgriff, ihr hoher Zweck hat sie geheiligt; wäre sie selbst mangelhaft,

---

* „Le précipice ouvert dans l'animal sacré était sans ombre." — — — — — — — —

** Paris, Michel Lévy frères, 2 vol.

die bewunderungswürdige Ausdauer des Verfassers, die Erwartungen, zu welchen ihm sein Talent und sein Fleiß berechtigten, gebieten jedem anständigen Kritiker dem Streben des Dichters vollkommene Anerkennung zu zollen und etwaige Rügen zu mäßigen. Das ist meine aufrichtige Ueberzeugung; wenn sich dieselbe in diesen Zeilen nicht verrathen hat, so geht es mir eben wie dem Herrn Quinet, mein Wollen ist mehr werth, als mein Können.

In diesem Monat ist ein reizendes Buch für die jüngste Jugend erschienen: „La comédie enfantine" von Louis Ratisbonne,* dem glücklichen Uebersetzer des Dante. Die allerliebsten Geschichtchen mit der wichtigen Moral am Schlusse in einfachen, leichtfließenden Versen und wirklicher Kindersprache haben diesem prächtig ausgestatteten Bande die günstigste Aufnahme verschafft. Mütter und Kinder sind gleich entzückt darüber. Aber auch Sie und ich, die wir weder Mutter noch Kind sind, finden darin die heitere Rückerinnerung an die stillen Freuden unserer guten, jungen Zeit. Die „blonde, ach zu kurze Kindheit" (wie Hugo sagt) schickt uns einen freundlichen Gruß, ein herzliches Lächeln — worauf wir schwermüthig lächelnd, aber auch freundlich danken.

Um Ihnen eine Idee von dem Büchlein zu geben, citire ich hier zwei Verse aus einer kleinen Erzählung, die wie

un sonnet réussi vaut seul un long poëme.

Ein kleines Kind erlernt von seiner Frau Mama das Vaterunser. Die Mutter spricht jede Bitte vor, das Kind wiederholt sie. Nach der vierten Bitte, „Unser tägliches Brod gieb uns heute!" stockt das Kind und als die Mutter fragte weshalb? antwortet es:

Je priais le bon Dieu, car le pain, c'est bien sec,
de me donner toujours un peu de beurre avec.

Zum Schluß noch eine Neuigkeit, ich will das Sprüchwort bewähren, daß man sich selbst immer am Besten bedient. Einer meiner besten Freunde, den ich wie mich selbst kenne, liebe und schätze, mit dem ich des Lebens Freude und Ungemach getheilt habe, Herr Paul Lindau, hat in der sehr verbreiteten Jahresscheift: L'Annuaire encyclopédique du XIX. siècle den wichtigen Artikel über die literarische Bewegung in Deutschland verfaßt. Das Merkwürdigste dabei ist, daß er sich mit der Auffassung seines Vorgängers, des Herrn Philarète Chasles, gerade so verträgt, wie Lamericière und Cialdini, so also, daß das, was die Leser des Annuaire im vorigen Jahre weiß sahen, heuer schwarz sehen und umgekehrt. Der Redacteur hat sich damit getröstet „que les Français n'y verrnient que du fin," da ihnen die deutschen Literatur-Erscheinungen doch immer mehr oder weniger böhmische Dörfer sind und spanisch vorkommen; genera sunt, non leguntur. P. L.

* Paris, Collection Hetzel. Michel Lévy frères.

Italien.

Revolution und Reaction in Italien.

Zehn, zwanzig, dreißig Jahre lang im Kerker und endlich Freiheit! Ist sie denn noch die schöne Braut unserer Jugend? O nein, der aus dem Kerker wankende Greis erschreckt vor ihr, bebt zurück und klammert sich an die Kerkermauer, deren Thür sich eben vor ihm schloß. O geliebtes, dumpfes Mauerloch, nimm mich wieder auf! Diese Welt draußen ist mir zu weit, die Luft zu scharf, das Licht drückt blendend die Augen! Die zitternden Kniee wollen den verfallenen Leib nicht mehr tragen. Die Freiheit ist mir zu stark, ich kann sie nicht vertragen. Sie giebt mir kein Dach, kein Brod, nicht einmal ein elendes Kerkerbett. O wie weit, wie unsichee, wie lieblos, wie fremd ist die Welt draußen, die mich als entlassenen Sträfling scheu und mißtrauisch ansieht und ihre Thüren mir verschließt, ihre Lebensquellen!

Und er pocht gottsjämmerlich an das riesige, massive, eiserne Kerkerthor und wimmert, daß man ihn wieder aufnehmen möge.

Andere Sklaven, deren Ketten man brach, sehnen sich aus purer Faulheit und Verwahrlosung des Sklavenlebens in die Knechtschaft zurück. Die Freiheit verlangt, daß sie arbeiten, kämpfen, Opfer bringen. Nieder mit der Freiheit! Sie stört nur unseren bisherigen, friedlichen, stillen Lebenswandel und giebt uns nichts zu essen. Als wir noch in Ketten und Kerkern lebten, steckten uns die liebevollen, väterlichen Behörden ergelmäßig unseres Leibes Nahrung und Nothdurft durch das kleine Loch in der Thüer, und der Schließer war zuweilen so herablassend, als hohe Obrigkeit, mit uns Schaftopf zu spielen und Witze zu machen. Was haben wir nun? Sorge um Brod, Unordnung und Anarchie, boshafte Aufwiegler, Störung von Handel und Gewerbe, während es uns im Kerker nie an Arbeit und Sparpfennigen zu Bier, Tabak nad Schnupftabak fehlte, wenn wir ercht steßig waren. Zum Henker mit eurer Freiheit! Jagt sie fort! Schmeißt sie 'naus!

Hiermit gewinnen wir einen flüchtigen Blick in das ungeheure Arsenal und die unerschöpfliche Munition der Reaction, die jeder Revolution folgt; eine allgemeine Erklärung, warum sich im befreiten, sicilianischen Königreiche ganze Provinzen gegen die Zumuthung, daß sie frei sein sollen, mit Wuth und Waffen empören. Freilich, diese allgemeine Erklärung hat immer noch viel Unerklärliches. So müssen wir uns die Sache näher ansehen.

Stadt und Land! Wo diese Unterschiede noch als Gegensätze zwischen Bildung und Rohheit, Wissen nnd Aberglauben, Freiheits-Gefühl und Abhängigkeits-Sinn bestehen, kann es niemals zu einer gedeihlichen Freiheit kommen. Das „Land" liefert Saldaten, Polizei, Gefängnißwärter, „subalterne" Werkzeuge der Gewalt gegen die mißtrauisch, neidisch und tückisch ongesehene Bildung nnd Beweglichkeit der Städte. Deutschland weiß etwas doven aus eigener Erfahrung. In Italien ist's schlimmer, als vielleicht irgendwo in einem civilisirten Lande. Die Freischaaren, die Freiwilligen, die Heldenthaten Garibaldi's kommen aus den Städten. Die Landbevölkerung blieb schläfrig liegen unter dem giftigen Achasbaum ihrer Verwahrlosung, Unbeholfenheit und Abhängigkeit voa weltlichen und geistigen Schaaren kleiner Tyrannen. Sie rutschea noch auf den Knieen vor Idealen und Götzenbildern; sie sinken in stumpfer Ehrfurcht willen- und machtlos nieder vor der Gewalt, der Gewalt mit ihren von Gott und der heiligen Jungfrau beschützten Spionen, dunkeln Kerkerlöchern, knotigen Peitschen, Folter- und Marterwerkzeugen aller Art, Ketten und Gisten — lauter bekannten Mitteln, wodurch die „ungläubigen," „aufwiegleriſchen," faulen, lüderlichen „Städter" gezüchtigt werden, nicht der „fromme Landmann."

Sie sind Skladen dieser Macht, wegen ihres eigenen eisernen, in ihren Köpfen festgewurzelten Aberglaubens. Ihre leichtgläubige Demuth und Dummheit geht in's Fabelhofte. Der Beamte und der Pfaffe können ihnen weiß machen, was sie wollen, so steht's fest und sie lassen sich dafür todtschlagen. So weit haben's Jahrhunderte lange Mißhandlung der Geister und Leiber gebracht.

Seht den Peiester in der Stadt nnd auf dem Loude. In Florenz, Mailand, Venedig — in den alten Sitzen der Kultur, Bildung und Gemeindefreiheit, die noch nicht ganz ausgerottet werden konnte, trippelt der Priester in seiner polirtesten Feinheit und Bescheidenheit umher, ein schwarzer Schatten mit frommen, auf das Brevier niedergesenkten Augen, Gebete murmelnden Lippen und einem Kopfe voll Erde verachtenden Jenseits Der milde, bescheidene Abbote macht jedem Laien demüthig Platz auf der Straße, geschmeidig sich verbeugend, nach Rechts und Links sich durch die Weltkinder schlängelnd. Der barfüßige, barhäuptige Kapuziner in seinem groben, braunen Kittel, strickumgürtet, schleicht wie ein Aussätziger an den Palästen der Städte vorbei, lauter himmlische Seligkeit und Verachtung des schnöden irdischen Tandes.

Steig' an den Apenninen-Abhängen hinauf und sieh Dich in den vereinsamten Bergdörfern um. Unter dem breiten Schatten süßer Kastanienbäume, zwischen den golden glitzernden Maisfeldern, im Vordergeunde von Tausenden purpurnen Trauben, unter schwerbeladenen Fruchtbäumen und thurmhohen Crucifixen begegnest Du dem Abbote, dem Kapuziner, dem frommen Peiester wieder, aber wie verändert! Kann dieser feiste Herr mit den zwinkernden Augen und den ausgebildeten Kau-Werkzeugen, dem pantomimischen Hute und der schäbig schwarzen Soutane unser Freund Don Basilio aus der Stadt sein? Kein Breviarium, keine Spur von Demuth oder „irdisches Jammerthal" verachtender Himmlischkeit. Er blickt majestätisch, herrschaftlich, herausfordernd, frech, strafend umher, denn er ist auf seinem Felde, unter seiner Heerde, seinen Unterthanen, die gläubig vor ihm knien, wie der Neger vor seinem Fetisch. Der heilige Mann ist hier Papst, unfehlbar, der nicht irren, nicht sündigen kann, was er auch thue, nichts Unrechtes verlangen kann, was er auch fordere, obgleich er nicht Alleinherrscher ist, da er dem schäbigen, gierigen Dorf-Polizisten etwas von dem Fette nnd Oele des Landes gönnen und ihm die weltliche Tyranniſirung gänzlich überlassen muß.

Der Kapuziner geht mit stolzen Schritten und feiaem großen Sacke von Haus zu Haus und sammelt seinen Lebensunterhalt in solchen Massen, daß er ein halb Dutzend Schweine damit fett machen kann. Wie ölig und fettglänzend sieht er aus mit seinen listigen Augen und dem genialen Vollmondsgesicht! Wie staer aadächtig grüßen die verkümmerten Anderen

und die schmutzigen, halbnackten Kinder diesen dicken Sänleuschaft der Kirche! Sie überladen ihn mit Mehl und Wein, Früchten und Oel und lassen sich wie ganz willen- und ehrlose Werkzeuge zu jeder Lust und Laune des Heuchlers mißbrauchen, der selbst die schwerste Sünde, wenn man sie mit einer Gans von Unschuld begangen, in der Beichte vergeben und ungeschehen machen kann. — Diese auf Dörfern herumziehenden geistlichen Vagabunden predigen den Bauern nicht selten in einem schrecklichen Küchen-Latein, dem sie um so andächtiger und ehrfurchtsvoller lauschen, da sie kein Wort davon verstehen.

Bücher sind unter diesen Leuten unbekannt. Nur Lebensbeschreibungen der Heiligen, Wunderverfahren und Legenden, für sie zugeschnitten, werden geduldet. Kleine bleierne Heiligenbilder, St. Antonius-Figuren von Knochen, Rosenkränze von Holz oder Korallen werden als Kunstgegenstände und Zierden der dumpfen Stuben gekauft. Die herumziehenden Hausirer stehen in der Regel mit den Geistlichen und den Dorf-Polizisten in Verbindung, die sie vor Konkurrenz schützen und sich dafür Procente zahlen lassen.

Ihre Haupt-Aerndte fällt in die Zeit um Ostern. Dann ziehen sie mit schweren Maulesel-Ladungen bleierner Heiligenbildchen, blau und rothgedruckter und goldgeränderter Portraits von Kupfer und großen Kirchenlichtern, mit Perlen aller Farben und Stoffe, goldenen, vom Papste gesegneten, bleiernen, gläsernen und getrockneten, aufgereihten Beeren, mit Crucifixen, Heiligenbüchern — lauter concessionirter und allein hausirbarer Waare — von Dorf zu Dorf und machen hundertfältige Profite. Auch Heilige von Gummi und Gutta-Percha und Abbildungen von Wunderthaten gehen gut, und die Bauern verehren nicht nur alle geistliche und weltliche Obrigkeit als Bevollmächtigte des Himmels, sondern auch diese schnöden Betrüger von Hausirern. Diese Millionen von Gläubigen des Landes verstärkten Garibaldi's Legionen um keinen einzigen Mann, folgen jetzt aber begeistert dem Rufe ihrer Heiligen, um die Armeen der Reaction zu verstärken.

Es ist wahr, daß Bergdorf-Bewohner Sieiliens und Calabriens herabströmten, um des Freiheits-Apostels freiwillige Schaaren zu schwellen, aber nur in der Voraussetzung, daß ihren Distrikten, Dörfern und Hütten *besondere* Vortheile gleichsam als Lohn gezahlt werden würden. Als sie hörten, daß es gälte, für die Einheit und Freiheit von ganz Italien zu kämpfen, warfen sie die Waffen nieder und stiegen wieder hinauf in ihre egoistischen Felsenschlüchten.

Die Einheit und Freiheit Italiens hängt von dem Hirn und Herzen, den Nerven und Muskeln der Städte, von ihrem siegreichen Kampfe gegen *innere* und äußere Feinde ab. Diese Aussicht ist sehr getrübt durch die aufathmende Reaction in den Dörfern und Städten. Letztere sind besonders erbittert durch die Behandlung, die ihrer großen, edeln Sonne und leuchtendem Gestirn, Garibaldi, widerfuhr, dem Mohren, der seine Schuldigkeit gethan und nun gehen kann. Darin werden sich Victor Emanuel und die Seinen wahrscheinlich sehr stark getäuscht haben.

Aber Ehre den italiänischen Städten! Wir müssen nur bedenken, wie sie unter dem alten Despotismus behandelt wurden und die noch nicht erlösten es noch werden. Ein Wunder, daß noch Funken der Ehre und Freiheit blieben und aufflammten, nachdem Tausende seit undenklichen Zeiten keine Mittel gescheut, jede Spur von Gedanken und Denkern auszutilgen. Die mit Gras bewachsenen Straßen wurden nicht von Verkehr, Thätigkeit und Production erfüllt. Handel und Industrie waren den Herren der Länder zuwider, da sie meinten, halbverhungertes, schwaches, fanles Gesindel lasse sich besser regieren, weil es im Gefühl seiner Schwäche sich abhängig fühle von der allein starken und Hülfe fähigen Obrigkeit. Theater und Oper und Kaffeehäuser wurden begünstigt, weil geheime Polizei die öffentlich erscheinenden Massen besser beobachten, die einzelnen Verdächtigen still beseitigen und die Uebrigen in Furcht und Schrecken zu halten wußte. Freisinnige Stellen in Theaterstücken wurden nicht so oft gestrichen, als vielmehr in Ausbrüche begeisterter Legalität umgewandelt. Armselige Zeitungen und Journale durften eine ganze Menge Tagesereignisse gar nicht erwähnen und in Gedanken und Empfindungen waren sie auf die beschränkteste Armuth angewiesen. Die regelmäßig in Rom erscheinende dicke Liste verbotener Bücher umfaßt mindestens 95 Procent aller literarischen Erscheinungen Europa's. Buchhändler in unserem Sinne giebt's kaum, da man die Schmuggler, welche nichts als Lebensbeschreibungen der Heiligen, diesen oder jenen frommen Franzosen, wie Chateaubriand, und einige vom Vatican concessionirte Machwerke feilbieten durften und nur im Geheimen allerdings so ziemlich jedes verbotene Buch für doppelte und dreifache Preise unter vier Augen verkauften, nicht als ordentliche Buchhändler gelten lassen kann. — Mit einer niedergetretenen Literatur, einem polizeilich gefesselten Theater und den Bleigewichten des gesetzlosen, willkürlichsten Druckes auf geistige und leibliche Bewegung hatte selbst die alte Kultur der Städte einen harten Kampf, Gedanken und Geist und die natürliche Lern- und Wißbegierde der Bewohner vor gänzlichem Erstickungstode zu wahren. Für sie gab's keine publizistische, politische, literarische Laufbahn, keinen Ehrgeiz für irgend einen Beruf, wobei sich Geist und Talent hätten entwickeln können. Kein italiänischer Demosthenes durfte sich Mühe geben, sich von dem Fehler des Stammelns zu heilen, da die erste Knospe seiner Beredtsamkeit in einem Kerker erstickt worden wäre, der die Lebenden einschloß und festhielt, wie das Grab. Geistiges Leben unter geistig-geistlichen Polizei- und Kriegsgericht? Manzoni's langweilige Romane sind fast Alles, was dieses ganze Jahrhundert im Lande Dante's, Ariost's, Torquato Tasso's, Boccaccio's an schöner Literatur hervorbrachte. Selbst militairische und Civil-Beamtenstellen hatten das Talent nicht. Die Italiäner wurden von Fremden tyrannisirt. Wer konnte mit Ehren neben den Schweizern und Bayern in Neapel „des Königs Recht" tragen? In Rom herrschen französische Soldaten, Nord-Italien glänzte von den weißen Uniformen der Oesterreicher, die den einzelnen italiänischen Offizieren in Italien das Leben schwer genug zu machen wußten. Wo sollte der junge Italiäner Erziehung, Bildung, Wissenschaft hernehmen? Jeder Lebensweg, jede Wissensquelle verschlossen — was sollte er erstreben und lernen? Selbst das Reisen in's Ausland wurde nur sehr Wenigen unter furchtbaren Bedingungen und Bürgschaften und nur so gestattet, daß er immer am polizeilichen Faden hängen blieb und daran gezogen und gezuckt ward. Wo will er hin und aus welchem Grunde? Neben Antworten auf diese Frage mußte er Selbstbiographie, Verwandten- und Familien-Verhältnisse, Geld-Caution für seine pünktliche Zurückkunft ꝛc. an die Polizei liefern, die dann immer noch ganz nach Belieben Erlaubniß und Paß verweigerte.

Was thut nun der gebildete Städter? Sein Leben drehte sich um die kleinen Marmortische und die Leinwand-Dächer in und vor dem Kaffehause. Hier schwatzt und lacht er in seiner natürlichen Lebhaftigkeit. Doch Husch! St! Sch! Ein schwarzes, zugeknöpftes Individuum schleicht herein und setzt sich an ein besonderes Tischchen. Sofort stocken selbst Gespräche über wissenschaftliche Gegenstände — und auch über's Wetter dürfen sie nicht reden, weil das wie Bemäntelung, Hohn aussehen würde. Und Signor Anguilli, der furchtbare Spion, hat schon Hunderte verschwinden lassen, ohne daß man wußte, warum und wohin? — Er sitzt an seinem Tischchen allein und verbirgt sein Gesicht hinter einer Zeitung und trinkt den bestellten Kaffee nicht, weil er vergiftet sein könnte. Allerdings ist Alles vergiftet um ihn her; aber er ist der Upasbaum, Tod und Verderben ausdustend. Und die Frauen und Mädchen? Der Priester besucht sie unangefochten in ihren Häusern und sie müssen zu ihm kommen — ohrenbeichten, unter Bedrohungen ewiger Verdammniß bekennen, wie der Gatte, der Bruder, der Vater von der hohen Obrigkeit denke. — Jetzt verschwindet der Gatte, der Bruder, der Vater über Nacht und verkommt in einer steinernen, unterirdischen Marterkammer, bis er als lächelnder Idiot, ein wankender Schatten, als abgezehrte Leiche wieder zum Vorschein kommt — je nach der Laune des allmächtigen Vertreters der „nur Gott verantwortlichen Obrigkeit."

Aber wo kamen denn die glänzenden Majoritäten her für den Heldenkönig im Lorbeerkranze Garibaldi's? Nach *frischer* That waren die geistlichen und weltlichen Polizisten sehr eingeschüchtert, und die Land-Edelleute, welche ihren Grund und Boden an die Dorfbewohner verpachten, sind Städter und liberal.

Die Grundbesitzer Italiens wohnen nur selten, ausnahmsweise oder kurze Zeit im Jahre, auf dem Lande. Man sieht wohl aristokratische Schlösser in Dörfern, aber unbewohnt. — Die „Nobili" erscheinen blos dann und wann, um ihre Steuern einzutreiben. Die Meisten kitzeln ihren Pächtern oder Miethern ebenso viel ab, daß sie in der Stadt faullenzen und spottschlechte Cigarren dazu rauchen können.

Grund und Boden ist nach dem sogenannten „Meierei"-System, wie noch häufig in Frankreich, an Dorfbewohner ausgeliehen. Der Eigenthümer liefert das Land und auch das Zeug zur Bebauung desselben, Pflüge, Vieh, Saatkorn, Arbeitslöhne für Tagelöhner, sogar Lebensmittel an den „Meier," oder Miether, oder Wirthschafter, der dafür blos seine Arbeit und seinen Fleiß in das Geschäft einsetzt und mit Produkten oder Geld zahlt, so viel man ihm eben abtreiben kann. Nach der Aerndte an Getraide, Wein, Oliven, Mais, Feigen, Reis, Kastanien, Wallnüssen, ꝛc. kommt der Eigenthümer, „Signor Patron," in seiner klingelnden Equipage voll Domino, Karten, Oper, Cigarren und Finessen der Stadt, ganz unkundig roher Landarbeit, und muß Klagen von schlechter Aerndte anhören und selbst nachsehen in Scheunen und Ställen, wie schlechtes aussieht. In der Regel kommt ihm die Hälfte zu, auch die Hälfte von viel-

leicht 2 Schweinen, 5 Hühnern, einem Büffel und einem Kalbe. Gut, er mag sich die Hälfte nehmen, sie nach der Stadt fahren und zu Gelde machen. Er, der Opernheld, mit der Cigarre im Munde, der Signor? — Lieber nimmt er eine magere Summe baar, entweder von dem Meier selbst (der die besten Produkte schon ziemlich verkauft, vergraben oder sonst versteckt hat) oder von einem Zwischenhändler, der die Hälfte der Real-Production kauft und diese entweder wirklich aus der Wirthschaft herauszieht oder für eine erschacherte Summe dem Gute beläßt. Dies ist eine ebenso unergiebige als entsittlichende Form der Bewirthschaftung. Beide Parteien halten sich gegenseitig für Betrüger und sind es. So wenig der Edelmann auch aus den Gütern zieht, das Wenige gilt als Raub. In ganz Italien dieselbe Tücke und Wuth gegen den Signor Patron, der ohne zu säen und zu ärndten, mit der Cigarre im Maule umherfahrend, den wirklichen „Arbeitern" nur eben die Mittel zum Müssiggang und Großthun abnimmt.

Gegen diese „maledettt Signori" werden die Landleute sich leicht wie Ein Mann erheben. — Sie erheben sich auch deshalb gegen die neue Freiheit, weil diese „Signori" mit Geld und Waffen und selbstthätig als Freiwillige für dieselbe litten und fochten.

Diese Freiheitshelden der Städte — alle Achtung vor ihnen nach den bisherigen Thaten — können noch weiter siegreich kämpfen, aber sie sind nicht im Stande, ihre Legionen aus den großen Massen ländlicher Bevölkerung zu verstärken. Unter Letzteren herrscht Erbitterung gegen die Städter, herrscht der absolute Geistliche, herrscht der Aberglaube, der künstlich bereitete Wahn. Italien kämpft für Freiheit und Einheit, aber seinen schwersten Heldenkampf muß es erst noch kämpfen.

Central-Asien.

Fortschritte der Russen in Central-Asien.

Vor Kurzem brachten die Zeitungen eine telegraphische Depesche des russischen Kriegsministers an seinen Herrn, in der er ihm zur Eroberung der Festung Pischpek Glück wünschte. Das Publikum, dem diese Festung eine unbekannte Größe war, glaubte natürlich, daß es sich wieder um eine Episode des kaukasischen Krieges handele, der, trotz der Gefangennehmung Schamil's und der Unterwerfung Muhamed-Amin's, noch immer nicht zu Ende kommen will; erst aus einem folgenden Bülletin ergab es sich, daß Pischpek unweit des Issik-kul, im Lande der Kokaner, gelegen sei, und daß seine Einnahme eine neue Etappe in dem Vorschreiten der russischen Macht in Central-Asien bezeichnet. Deutschland kann sich über dieses Vorscheeiten der Russen in Central-Asien nur freuen. Dadurch wird der Fortschritts-Drang der Slaven von ihren westlichen Gränzen immer mehr nach ihren östlichen abgeleitet. Die bornirte Politik der Times aber, die, um der französischen Freundschaft halber, die besten Feeunde Englands im Westen, Deutschland, Belgien und die Schweiz, perfid im Stiche läßt, mag sich überzeugen, daß, trotz Napoleon III., Rußland der indischen Gränze immer näher kommt.

Ueber diese allmählige, aber stetige und planmäßige Erweiterung der Gränzen des Zarenreichs nach Süden hin, die in Europa fast unbeachtet geblieben und überhaupt nur aus gelegentlichen Andeutungen in den Reisewerken Schrenk's, Semenov's und Atkinson's bekannt ist, die aber vielleicht noch mehr Aufmerksamkeit verdient, als die neuesten Annexationen Rußlands im östlichen Asien, finden wir in einer uns vorliegenden Nummer des „Invaliden" einige Details, welche bei dem Mangel an genaueren Nachrichten über diese Vorgänge nicht ohne Wichtigkeit sind. Dieselben sind in dem Schreiben eines russischen Offiziers vom transilensischen Corps aus Almaty vom Juni d. J. enthalten.

„Kaum neun Jahre sind vergangen, seitdem die Russen mit diesem Lande bekannt wurden. Bis dahin wußte man von ihm so gut wie gar nichts, und die ganze Geographie Transilensiens bestand in zwei oder drei in Semipalatinsk von Hörensagen entworfenen Itinerarien, welche Humboldt in seiner Asie Centrale mitgetheilt hat. Im Jahre 1851 fand sich der General-Gouverneur von West-Sibirien, General Hasford, veranlaßt, ein Detaschement unter dem Kommando des Oberstlieutenants Karbyschew abzusenden, welches den Ilistrom überschritt und das feste Schloß des uns feindlichen, von den Kokanern unterstützten Sultans Tantschubek schleifte. In der Folge gelangten wir an den Issik-kul und das Gebirge Alatau, das im Norden dieses großen See's liegt, und nachdem wir auch über jene schneebedeckte Bergkette gedrungen, erblickten wie endlich den berühmten Thian-Schan, das „Himmelsgebirge," über welches bisher nur die alten Jesuiten-Missionaire einige spärliche Kunde gegeben hatten, die den glänzenden Untersuchungen Humboldt's zum Thema diente. Durch diese ersten Operationen in Transilensien wurden unsere Topographen in den Stand gesetzt, nicht allein die beiden parallelen Ketten des Alatau, sondern auch einen großen Theil des Thian-Schan, von den Quellen des Teles bis zur Karavanenstraße nach Kaschgar durch den Engpaß von Sauki in ihre Karten einzutragen. Der gelehrten Welt sind die interessanten Forschungen bekannt, die von dem Reisenden Semenoo angestellt wurden, der im Jahr 1856 die Expedition des Obersten Chomenlooshy begleitete. Im gegenwärtigen Jahre waren wir Zeugen noo noch kühneren und umfangreicheren Arbeiten; die ganze Gegend noo Sauki bis zu den Quellen des Koldschae und Dschumgali, welche nie einen Europäer und nicht einmal einen sibirischen Russen gesehen hatte, erhielt eine feste, geographische Gestalt. Eine uuunterbrochene, 14 bis 15,000 Fuß hohe Schneekette, mit dem sattelartigen Paß Kysart und anderen noch unwegsameren Bergpfaden, wurde untersucht und auf der Karte verzeichnet.

„Indessen haben die Russen ihre Thätigkeit im Trans-Ililande nicht ausschließlich der Erdkunde gewidmet. In fünf Jahren haben sich in hiesiger Gegend feste russische Ansiedelungen gebildet, unter welchen Almaty, auch Fort Wernoje genannt, die erste Stelle einnimmt. Dank ihrer günstigen Lage, ist diese Stadt nicht nur der Mittelpunkt der russischen Verwaltung, sondern auch ein ansehnlicher Handelsplatz geworden, der die benachbarten Völkerschaften allmählig mit den Annehmlichkeiten der Civilisation bekannt macht. Im Süden von Almaty, jenseits der Berglette Kungi-Alatau, hausen zwar noch Stämme, die die Wohlthaten des Friedens nicht kennen und von den-Kokaneen zur Feindseligkeit gegen uns aufgestachelt werden; aber Viele von ihnen sind es schon müde geworden, dem Chan von Kokan den Säket (Tribut) zu entrichten, und ziehen es vor, sich den Russen anzuschließen. In früherer Zeit entflohen sie beim Erscheinen der russischen Streif-Corps an der Südseite des Alatau, aber in diesem Jahre fanden sich die Manapen, oder Aeltesten der unabhängigen Schwarzen oder Stein-Kiegisen, freiwillig im russischen Lager ein, wo sie freundlich empfangen und mit Thee und anderen Leckerbissen beschenkt wurden. Die schwarzen Kirgisen, auch Buruten genannt, bewohnen das ganze Thal des Himmelsgebirges und seiner Ausläufer und theilen sich in mehrere Stämme, von welchen die ooenehmsten die am nördtlichen Abhange des Gebirges seßhaften Bogu, Sarybagisch und Sulty sind. In ihren Sitten sind sie noch patriarchalischer, als die den Russen schon länger unterworfenen Kirgisen der großen Horde, welche sich bereits an einigen Luxus gewöhnt haben. Ein reicher Manap der Buruten, der einige Tausend Stück Vieh besitzt, trägt einen einfachen baumwollenen Chalat, lederne Tschembaei oder Pluderhosen und rohe Taschkenter Stiefel, während der nur einigermaßen wohlhabende Kirgise der großen Horde in einem wollenen oder seidenen Chalat, gestickten Tschembari und weichen, ziegenledernen Stiefeln einherstelzirt. Dagegen prunken die Buenten mit schönen Filzmützen, die sie aus der Wolle ihrer Schafe verfertigen. Es ist dies bisjetzt ihee einzige Industrie. Uebeigens hat die Natur diese Völkerschaften weder phyßisch noch geistig vernachläßigt und sie bedürfen nue günstigerer Umstände, um zu einer hohen, materiellen und sittlichen Entwickelung zu gelangen.

„Die Occupation des Trans-Ililandes, die Errichtung von Ansiedelungen nnd die Befestigung der russischen Macht in demselben ist unter der Verwaltung des gegenwärtigen General-Gouverneurs von West-Sibeien und Befehlshabers des abgesonderten sibirischen Corps, Generals der Infanterie, Hasfoed, vor sich gegangen. Die Ansiedler bestehen hauptsächlich aus sibeirischen Linien-Kosaken, welche in Stanizen vertheilt sind; in den Festungen befindet sich eguläres Militair. Die Rüheigkeit, Energie und kriegerische Tapferkeit der sibirischen Kosalen haben ihnen bei den Kirgisen hohe Achtung und einen bedeutenden moralischen Einfluß erworben. Da sie die Landesspeache verstehen, so sind sie mit den Sitten, Gebräuchen und Vorurtheilen dieser Nomaden vollkommen bekannt und bei ihrer Fähigkeit, sich überall zurecht zu finden, ist vielleicht kein Volk geeigneter, die Colonisation eines neuen Landes mit Erfolg zu betreiben."

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

— Oesterreich und die Nationalitäten. Mit wahrer Freude entnehmen wir dem Staats-Programme des Ministers von Schmerling (das hoffentlich kein „bloßes Stück Papier" bleiben wird) die nachstehende Stelle: „Wissenschaft ist Macht! Ich betrachte es als eine der höchsten Aufgaben der Regierung, das edle Streben aller Nationalitäten, durch eigene Bemühung auf eine höhere Stufe der Geistesbildung sich zu erheben, nach Kräften zu unterstützen. Muß es gleich den einzelnen Nationalitäten überlassen bleiben, das geistige Kapital, welches in immer weiteren Kreisen befruchtend wirken soll, entweder aus sich selbst hervorzubringen, oder aus dem Reichthum einer in der Entwickelung weiter fortgeschrittenen Sprache selbstthätig zu entlehnen, so wird die Regierung doch, insofern sie fördernd zu wirken im Stande ist, nichts außer Acht lassen, was die gleiche Sorgfalt für Alle zu leisten vermag; immer aber und in Allem wird sie die höchsten Ziele der Wissenschaft im Auge behalten. Ich finde nothwendig, ausdrücklich zu bemerken, daß den Absichten der Regierung nichts ferner liegt, als das Bestreben, was immer für ein nationales Element sich selbst zu entfremden, indem sie durchdrungen ist von der Ueberzeugung, daß alle Bürger dem Vaterlande um so wärmer zugethan sein werden, je mehr sie in ihm ihre Nationalität nicht nur gesichert, sondern auch gefördert sehen und je mehr sie erkennen, daß der Schutz und Schirm, den die Regierung bietet, geräumig genug ist, um sie Alle gleichmäßig zu umfassen."

— Rußlands Ausdehnung. In Folge neuerer trigonometrischen Aufnahmen, ist ermittelt worden, daß das russische Reich eine viel größere Ausdehnung hat, als man bisher angenommen. Der Kaiser von Rußland hat danach ungefähr 40,000 Quadratmeilen — mehr zu regieren, als sein verstorbener Vater zu regieren vermeinte. Dieser Zuwachs von 40,000 Quadratmeilen — das achtfache des preußischen Staats-Umfanges — vertheilt sich folgendermaßen: auf das europäische Rußland kommen 1055 Quadratmeilen, nämlich 97,235, statt 96,180; auf das asiatische: 30,984 Quadratmeilen, nämlich 270,540 statt 239,556; auf die amerikanischen Besitzungen: 6798 Quadratmeilen, nämlich 24,298 statt 17,500; das ganze Reich umfaßt also 392,073 statt wie man früher angenommen 353,236 Quadratmeilen.

— Ein Ausspruch Daniel Manin's. Eine der interessantesten Abschnitte in den „Herbstmonaten in Oberitalien," von Adolph Stahr, ist (Seite 536 — 568) der über Daniel Manin, „den größten Mann, den edelsten Bürger, den die Lagunenstadt in unserem Jahrhundert hervorgebracht hat." Der Verfasser hatte ihn selbst im Herbste 1855 in Paris kennen gelernt, und bei seinem nachherigen Aufenthalte in Venedig, im October 1858, hatte er vielfache Gelegenheit, interessante Einzelnheiten über ihn und über sein früheres Wirken und aus seinem Leben zu erfahren. In einer seiner Schriften sagte Manin: „Die Resignation eines Einzelnen kann eine Tugend sein; in einem Volke ist sie es nie, denn das Unglück eines Volkes ist nie hoffnungslos, so lange es das Gefühl seines Unglücks bewahrt. Zur Bekämpfung des Unglücks einer Nation müssen alle intellectuellen, sittlichen und physischen Kräfte aller ihrer Mitglieder aufgerufen und angewendet werden, und eine Generation, die dies thut, kann darauf hoffen, daß eine zweite ihr folgende das erreicht, was ihr zu Ende zu führen, versagt bleibt; denn die Nationen sterben nicht. Wer einer Nation als solcher absolute Resignation predigt, predigt ihr als ein Feiger die Feigheit, und die Nation, die einer solchen Lehre Gehör giebt, drückt sich das Brandmal der Feigheit auf."

— „Herr Vogt." Von Karl Marx. In den ersten Jahren der „Flüchtlinge" wurden wohl manche Sümmchen ausgegeben, um durch geheime Polizei furchtbare Geheimnisse und Verschwörungen auszuspüren. Die Mühe war groß, aber die Ausbeute ziemlich kläglich. Doch was die Furcht mancher Flüchtlinge vor geheimer Polizei betrifft, so hat sie sehr gewüthet. Es sind Männer davon thatsächlich wahnsinnig geworden. Andere renommirten freilich auch gern mit dieser Furcht und ließen es überall laut werden, daß fast alle Staaten Europa's spezielle Spione gegen sie angestellt hätten. Das war Renommage, nicht Hypochondrie. Den Teufel selbst merkte das Völkchen nie, auch wenn er es beim Kragen hatte. Sie essen und trinken mit ihm, hatten ihn als Freund am Theetische und merkten nicht, daß es ihm blos darauf ankam, sie zu verrathen, nicht für 30 Silberlinge, o nein! Er ließ sich's sein eigenes, schweres Geld kosten, um diese Broschüre drucken zu lassen. Zehn Jahre lang scheint dieser Herr Karl Marx gearbeitet und geschlichen und Briefe erwischt und kopirt zu haben, um auf eigene Rechnung und zum eigenen Vergnügen endlich als der erste unter allen Vidocq's und Stieber's aufstreten zu können. Aller längst vergessene Schund und Irrthum aus der Flüchtlingsschaft von zehn Jahren her ist benutzt, kopirt, von Freunden beim Thee ermittelt worden, um Letztere ja nicht an den Pranger zu stellen. Jeder Mensch, wenn auch nicht Flüchtling, schreibt wohl ein Mal binnen zehn Jahren privatim etwas Unsinn oder Uebereilung, wobei er auf die Discretion von Freunden rechnet, auf Wegschwemmung im Strome der Zeit. Wenn aber Freunde diese gelegentlichen Schnitzel und Schnitzer sorgfältig sammeln, und mit Poesie so ausschmücken, daß Staub und Schmutz dabei umherfliegen, wie in den Broschüren des Herrn Marx, Aeußerungen einer aufgeregten Stunde vor zehn Jahren z. B., mit fetten Lettern gedruckt werden, daß man sieht, Herr Marx habe eine Zote, ein ekelhaftes Geschichtchen daraus machen wollen, — so kann man eben jeden Menschen an den Prangee stellen. Herr Marx ist ein Meister in konsteuktiver Denuneiation. Vidocq, Ohm, Stieber, u. s. w. sind Lämmer dagegen. Viele werden durch diesen aufgewühlten Schmutz mit Vergnügen waten, denn es ist meisterhafte Calummie; aber um Eine Vorsicht bitten wir die Leser: Es giebt in der Affen-Wildniß boshafte Paviane, die in Ermangelung anderer Waffen sich des Unraths bedienen und damit Freunde und Feinde bombardiren. Man nehme sich in Acht: Herr Marx praktizirt diese Art von Strategie, wobei man die Ausgaben für Munition scheut, fast ausschließlich auf seinen 190 Seiten. Lest, lest, aber nur dicht neben einem Becken voll Wasser und scharfer Seifr und nicht ohne Riechfläschchen!

H. B.

— Schiller's „Laura." Eine interessante Entdeckung, welche über die bisher dunkelste Partie der Jugendgeschichte Schiller's ungeahntes Licht verbreitet, ist neuerdings von Professor A. Haakh in Stuttgart gemacht worden. Die Biographen unseres großen Dichters haben mit dem Gegenstande seiner ersten Liebe, der in so glühenden Gesängen verherrlichten „Laura," immer in gewissem Sinne ihre Noth gehabt. Noch bei dem neuesten Autor über Schiller's Leben und Werke, Emil Palleske, sehen wir wieder das nie ganz glückliche Bemühen, das Verhältniß zu jener Hauptmanns-Wittwe Vischer, welche man bisher mit der „Laura" identifizirte, dem Gefühl des Lesers durch psychologische Deutung zurecht zu legen. Professor A. Haakh ist nun durch günstige Umstände in den Besitz reichlicher Materialien gelangt, aus denen sich mit zweifelloser Gewißheit ergiebt, daß die Hauptmännin nicht der Gegenstand, sondern nur die Vertraute der Leidenschaft Schiller's, und daß die echte „Laura" ihre Nichte Wilhelmine Andreä, ein durch Geist, wie durch Schönheit ausgezeichnetes Mädchen, war. Schiller hatte in seiner feurigen Neigung zu ihr, besonders unter seinen schwäbischen Sangesgenossen, lebhafte Mitbewerber. Von Gotthold Stäudlin, in dessen „Schwäbischem Musen-Almanach auf das Jahr 1782" die „Entzückung an Laura" zuerst gedruckt wurde, von Philipp Conz und dem späteren Grafen Reinhard findet sich die Angebetete, Vielumworbene in zahlreichen, gedruckten und ungedruckten Gedichten gefeiert. Für die tiefe, dauernde Nachwirkung jener starken Gefühle im Herzen Schiller's sind theils noch unbekannte, theils nur bisher irrig in andere Richtungen gerettete Zeugnisse vorhanden, welche Professor A. Haakh, mit aller Beweiskraft versehen, in einer bald erscheinenden Schrift ausführlich darzulegen gedenkt. Eines dieser Zeugnisse, ein merkwürdiges und höchst anziehendes, erst jetzt aus der Verborgenheit hervorgetreten, wird schon gesondert von diesen literarischen Mittheilungen der Oeffentlichkeit übergeben: es sind die in einem Bürgerhause zu Stuttgart von dem nunmehr verewigten Sohne Schiller's vor etlichen Jahren entdeckten Bildnisse des Dichters und seiner Jugend-Geliebten, als Pendants dargestellt. Dieselben verdanken ihre Entstehung dem Wunsche des Dichters, das Gedächtniß des wehmüthigen Wiedersehens, welches ihm bei Gelegenheit seines Besuches in der Heimat, 1794, mit der inzwischen mit einem anderen Manne vermählten Laura beschieden war, durch diese Vereinigung im Bilde zu bezeichnen. Man ist dem Herrn Haakh Dank dafür schuldig, daß er sich eine würdige Vervielfältigung der Bilder durch den Stich (von Kräutle in München) hat angelegen sein lassen. Die beiden Blättee sind im Verlage der Ebner'schen Kunst- und Musikalien-Handlung zu Stuttgart erschienen. Einem vorerst nur als Handschrift vertheilten Druckblatte entnehmen wir folgende Worte über den Eindruck der Bilder: „Klar ist das Motiv der beiden Bilder. Zur Erinnerung an vergangene Tage sollten sie dienen. Darum sehen wir den Dichter, wir sehen die Geliebte seiner Jugend, das Haupt auf die Hand gestützt, sinnend, der vergangenen Zeiten denkend. Fern ist jede Spur von Leidenschaft; eine sanfte Wehmuth, eine stille Resignation sehen wir über die edeln Züge des weiblichen Antlitzes ausgegossen." (K. Z.)

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Elsner in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes. Für Berlin auch der Zeitungs-Expedteur Hr. [illegible] und [illegible].
Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Hrn. [illegible] entweder [illegible] die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an dessen Commissionair
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 3. Mittwoch, den 16. Januar 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

England. Seite
Literarische Korrespondenz aus London. Die Vieh-, Wurzel-, Frucht- und Geflügel-Ausstellung. Englische und deutsche Agrikultur . . . 25
Nord-Amerika.
Amerikanische Natur-Beobachtungen. Zur Naturgeschichte des Instinktes . 28
Frankreich.
Der philosophische Eklektizismus der Franzosen . . . 32
Griechenland.
Ellissen's neugriechische Analekten . . . 34
Böhmen.
Tschechische und deutsche Nationalität . . . 34
Mannigfaltiges.
Bunsen in England . . . 35
Preußische Expedition in Japan . . .
Graf Joseph de Maistre als Vorläufer Garibaldi's . . . 36
Griechische Uebersetzungen Goethe'scher Dichtungen . . .
Das jüdisch-theologische Seminar zu Breslau . . .
Ein neues Ballet . . .

In dem heimgegangenen **Könige Friedrich Wilhelm IV.** hat das „Magazin für die Literatur des Auslandes" seinen ersten erlauchten Gönner und Protector zu betrauern.

Als vor nunmehr neunundzwanzig Jahren diese Zeitschrift in's Leben trat, gab der damalige Kronprinz von Preußen Seine Theilnahme für die in dem „Magazin" sich kundgebende Idee wiederholt zu erkennen, und dem Herausgeber ward die hohe Auszeichnung zu Theil, aus dem Munde des erlauchten Kronprinzen selbst beifällige Aeußerungen über die literarischen Leistungen des Blattes zu vernehmen.

Der König hat vielleicht im Drange der Regierungsgeschäfte Seinen Blick nur selten auf diese unscheinbaren Blätter werfen können; diese sind sich jedoch stets ihres ersten hohen Protectors bewußt geblieben.

In gleicher Weise wird Preußen, wird Deutschland des Kunst und Wissenschaft liebenden und fördernden Monarchen stets eingedenk bleiben.

England.

Literarische Korrespondenz aus London.

Die Vieh-, Wurzel-, Frucht- und Geflügel-Ausstellung. Englische und deutsche Agrikultur.

Großbritannien in seiner Glorie! Nicht im Parlamente, o nein! Nicht als Eroberer China's, o nein, nein, nein! Nicht als Presse, Timon, Literatur — Gott bewahre! — Großbritannien in seiner höchsten Glorie als Viehmäster und Schweinezüchter, als Agrikolturist, Hortikulturist, Florikulturist und Poultryomanist.

Ich war mehrere Jahre hintereinander nicht in der berühmten Weihnachts-Viehausstellung gewesen. Diesmal verleitete mich eine ganz reizende, junge Dame mit blauen, braunen Locken und lachenden Augen, hochgeröthet auf den Wangen, in Schwärmerei über die fetten Ochsen der Ausstellung zu einem Besuche. O diese „darlings!" Diese „ducks" von Ochsen, how I dote upon them! How splendid, how tame and gracious!

Wo so ein feingebildetes Wesen, geschaffen für Sammet und Seide, Spitzen und Bänder, Hüte und Hauben, Crinolinen, Armbänder und Uhrketten zu schwärmen, sich so aus ihrer ganzen Natur heraus treiben ließ, Mastvieh zu apotheosiren, da muß auch für Männer eine Hippokrene fließen, dacht' ich. Und so traten wir unsere beiden Omnibus-Touren an, um von Norden, wo ich noch zwischen grünen Wiesen wohne und alle Tage Arme voll blühender, bunter, heiterer Chrysanthemums aus dem Garten hole, unsere und befreundeter Familien Zimmer zu schmücken, um von diesem blühenden Norden erst nach der City und von da herauf nach dem Westende in die aristokratische Baker-Street mit dem glänzenden „Cattle Show" in dem grandiosen Bazar zu kommen. Schon in der City, meilenweit davon, fing die Cattle Show an, sich geltend zu machen. Die Omnibus waren alle mit großen Zetteln beklebt: „To the Cattle Show!" und nahmen 6 Pence, statt der Hälfte wie sonst. Im Omnibus sah man ganz andere Gesichter und Kleider, wie gewöhnlich; Leute, die sogar mit einander sprachen, sogar zu Fremden, harthändige, braunbackige, vierschrötige Kerle, denen man Arbeit, Gesundheit, Kräfte und guten Humor ansah. Und nun sind wir da und steigen aus zwischen Omnibus- und Droschkengewirr, Menschen-, Zettel-, und Büchermassen und belegten, wandernden Butterbroden.

Büchern? Butterbroden? Ja, ohne Spaß! Ich machte mir den Spaß, durch die schreienden, zudringlichen Reihen von Büchervertheilern zu wandern, um zu sehen, wie viel mir zugesteckt würden. Ich zählte 57, ohne die Zettel. Ueber ein halbes Hundert nett, splendid, farbig gedruckter Sedez-, Duodez- und Oktav-Büchelchen — lauter Anzeigen, zum Theil sogar illustrirt, darunter ein ziemlich starker Oktavband mit 320 Abbildungen von Eisenwaaren und sonstigen metallisch-keramischen Küchen- und Kunstgegenständen: Anzeigen einer einzigen Eisenwaarenhandlung. „Moses und Sohn" mit den drei größten Kleider-Etablissements, die jährlich über 50,000 Pfund für bloße Anzeigen (in allen Zeitungen und in Buchform zu Omnibus, Eisenbahnen und Dampfschiffen) ausgeben, hatten ihr Vieh-Ausstellungs-Anzeige-Buch mit einer Geschichte der Mode und vielen Citaten aus englischen Dichtern ausgestattet. Die Armeen von Zettel-Austheilern, von denen an, die blaurothweiß, die „Great Expectations" und „Message from the Sea" des Charles Dickens empfahlen bis herab zu den patentirten Kuhfutter- und patentirten Mäuse-Ratten-, Wanzen- ꝛc. Vertilgungsmitteln, ließ ich größtentheils umsonst anbringen, ich hatte Hände und Taschen schon voll. In der Ausstellung

selbst, unter den Maschinen- und Ackerbau-Werkzeugen, regnete es andere, kostbarere Anzeigen in Form von großen Plakaten mit Illustrationen, oder in Bücherform, oder als illustrirte Preis-Courante!

Wahres Schneegestöber von Anzeigen! Zwischen den Trottoirs und den Fahrwegen (wo in Berlin die Rinnsteine sich strecken) hatten sich lange Reihen von wandelnden, belegten Butterbroden „walking Sandwiches," theils aufgestellt, theils Promenaden-Raum zurechte gemacht. Oft trugen wohl 50 Mann ihre gelben Doppelbretter, vorn und auf dem Rücken, mit ein und derselben Anzeige. Die Köpfe, die wie von Schildkröten aus diesen Anzeige-Gehäusen hervorragen, sind der Beachtung mehr werth, als die grellen Anpreisungen hinten und vorn. Sie gehören den am Tiefsten Gefallenen, Gestoßenen und Getretenen aller Nationen an. Der ehemalige forsche Schwindler aus Berlin oder Wien wandelt hinter einem gelbfettig glänzenden Chinesen, vor welchem ein rother Hindu zittert, dem ein Neger, von einem Ohre zum andern lachend und mit den Zähnen klappernd, vergebens durch seine Geistmassen bessere Laune beizubringen sucht. Verschabte, verschossene, vertrocknete, hinkende, einbeinige, einarmige oder ganz armlose Ruinen und Abfälle englischer Industrie, Armuth und Verwahrlosung füllen in Ekel erregender Schmutzlichkeit die Reihen dieser wandelnden, belegten Butterbrode, die oft an einer einzigen Schwindel-Firma zu 50 bis 100 Stück in einer Reihe aufgestellt und durch die Straßen getrieben werden.

Endlich in der Ausstellung, einem riesigen, glasbedeckten Schuppen mit vierfachen Reihen von Pfosten und Brettern, an denen entlang die Wunder-Produkte englischer, lebendiger Fleisch- und Beefsteaks-Production angebunden stehen und liegen, dahinter die „pens" für Schweine und Schafe, oben eine ungeheure Galerie von Ackerbau-Maschinen, unten, den Ochsen gegenüber, eine Armee schwerer Dampfmaschinen.

Wir bleiben gleich in Wunder und Staunen vor dem ersten braunen Mastochsen stehen. Lauter braune, glänzend rothbraune in dieser Reihe. Der Rücken ein ungeheures, klar ausgemuskeltes Hügel-Plateau, jede Muskel an dem lachenden Körper klar, fest, riesig. Daß an dem ganzen Thiere nicht die leiseste Spur eines Schmutzfleckens zu entdecken ist und die Haut überall, wo man das Haar auf dem Felle auseinander schiebt, wie die eines jungen Mädchens aussieht, das ist eben nichts Neues und bei jedem der ausgestellten Thiere zu finden. Aber — wollen Sie's glauben oder nicht? — der ganze, majestätische Rest von Ochsen trägt über seine ganze Muskulatur hinweg gekräuseltes, künstlich gekämmtes, feinenes, alle Damen entzückendes Haar. Das ganze Biest wie ein großer Lockenkopf, frisch vom Ami de la tête; und mit den glänzenden Korkzieher-Formationen seines majestätisch gemästeten Schweifes — gut für einen Ochsenschwanzsuppe — könnte kaum der reichste Lockenkopf einer englischen Lady wetteifern. Das ganze Thier über und über mit künstlich gebrannten Locken, die in den schönsten Wellenlinien über die herrliche, blühende Muskulatur laufen!

Die meisten Kollegen tragen zwar blos sorgfältig gekämmtes, auf dem Rücken u. s. w gescheiteltes Haar, aber der verliebte Kaufmannsdiener kann sein Haar, wenn er Sonntags zum ersten Male aus der Thüre tritt, nicht sorgfältiger durchdacht, effektvoller gekämmt, gebürstet und gescheitelt haben.

O, diese Seidenheit und Weichheit und Fülle von Fell und Haar auf diesen warmen, festen, lebendigen Muskel- und Talggebirgen! Diese klugen, frommen, reinen Gesichter, mit denen sie ruhig und mit einer gewissen philosophischen Würde zulahen, wie man sie immerwährend tatschte, patschte, pokte, streichelte und striegelte. Und dabei so jung und unschuldig, wie die großen Kettel zu ihren Häuptern verklimbeten. Zwei- oder dreijährige Bullen galten schon als Greise. Die meisten hatten's schon in 11 bis 13 Monaten zu dieser ungeheuren Ausbildung aller ihrer Glieder-, Muskel- und Talg-Anlagen gebracht. Die Erzieher oder „Breeders" jedes einzelnen, wie die Eigenthümer, die Klasse, Race oder Kreuzung, sowie die ihnen zuerkannten Preise, Gold- oder Silber-Medaillen, Klasse und Varietät waren ebenfalls auf großen Plakaten oberhalb jedes Thieres deutlich specificirt. Fünf- bis 25-Pfund-Preise, außer Gold- und Silber-Medaillen, bis zum Betrage von mehr als 3000 Pfund, über dreißig Klassen, Kurz-, Lang- und Breitbörner, haarlose, Devons, Herefords, West-Hochländer, Aberdeener, Irländer ꝛc. Schafe über vierzig Klassen, Schweine dito. In Letzteren ist Prinz Albert auch dies Jahr wieder größter Held geworden. Seine jungen Schweine, rund und weiß, wie die Sonne am Himmel, jedes mit einer schön gedrehten Locke hinten (was man sonst den Schwanz nennt) waren so lieblich und lebendig, daß keine Dame eher Ruhe fand, bis sie eins oder das andere mit den Handschuhen gestreichelt oder gepickt oder gepiekst hatte, daß es quiekte und Opposition grunzte.

Ueberhaupt schienen diese sonst wegen ihrer Sauerei verrufenen Geister alle ihre sonstigen, schweinischen Liebhabereien abgelegt zu haben und sich der musterhaftesten Reinlichkeit zu befleißigen. Ob's die Erzieher für sie thun, weiß ich nicht. Gewiß aber ist, daß sie ihrer sonstigen, schmutzigen Wühlerei und Aufwiegelei gar nicht huldigen können. Die meisten lagen da und konnten nicht einmal stehen oder gehen, blos röcheln und schnarchen. Das Fett quoll ihnen bis an den Rüssel hervor und Einem waren die Augen total von hervorquellenden Fettmassen überwachsen. Andere konnten noch stehen, weil Bauch und Beine in einer Linie unten endigten. Diese Mast schien mir raffinirte Barbarei. Könnten sie diese Fettmassen, in Einem aufgemästet, nicht auf verschiedene Exemplare vertheilen? Ist das noch Fleisch, wenn ein dünner, rother Faden durch sieben Zoll hohes Fett läuft? Die Aesthetik der lebendigen Beef-Production, daß sie Muskel habe und eine „fein-marmorirte" Durchwachsenheit zeige, scheint von den Schweinemastkünstlern nicht anerkannt zu werden, ebensowenig von den Hammel- und „Mutton-chop"-Fabrikaten. Riesige Hammel, weiß wie Schnee und mit Rücken, wie ein einschläfriges Bett (auf den meisten Ochsenrücken hätten zwei neben einander bequem, weich und waem schlafen können), aber die armen Talg-Lastträger mußten, hülflos daliegend, sich mit ihrem engen, raschen, fieberhaften Athem so furchtbar anstrengen, daß sie Jammer und Mitleiden erregten. Mit einer Spur von Rindviehwissenschaft könnte ich jetzt viel listen in Schilderung, Classification und Würdigung des herrlichen Reichthums und der typischen Mannigfaltigkeit des reichlich mit 5 und 25 Pfund, goldenen und silbernen Medaillen gekrönten Rindviehgeschlechts. Wo kamen die völlig hörnerlosen, langfließigen, kurz- und spitzschnäuzigen, dunkeln Ochsen her, riesige, massive, athletisch muskulirte Heroen mit lauter zarter, langer, leicht gekräuselter Mähne über den ganzen Körper? Und die zweraugigen Varietäten, ausgewachsen nicht größer, wie ein Neufundländer Hund? Kühe, nicht größer, als vier Wochen alte Kälber, welche gleichwohl im Sommer 15 Quart Milch täglich liefern sollen. Doch genug von einer englischen Glorie, von der ich nichts verstehe. Nun noch ein Wort der Abgötterei für den schneeweißen, riesigen, westhochschottischen ersten Preis-Ochsen, dessen Muskeln so klar und herrlich ausgebildet unter dem warmen Schnee des Felles hervorleuchteten, wie auf dem Rücken des Borghesischen Fechters oder an dem Herkules-Schenkel. Ich kann den Alten, die Ochsen anbeteten, ihre Abgötterei nicht mehr übel nehmen. Vereinigten sich doch die feinsten, christlichen Damen und nobelsten, hochkirchlichen Engländer, diesen nobeln, weißen Stier mit Ausrufen der entzücktesten Apotheose zu überhäufen und mit zarten Händen auf seinem sonnigen Felle und von Gelenk zu Gelenk der Muskeln zu schwelgen.

Herrlich, herrlich, diese grandiose Mustersammlung von lebendigen Weihnachts-Roastbeef und Talg zu den Plum-Puddings. Künste und Wissenschaften der Mast blühen hier so, daß der echte Breslau genau weiß, durch welche Art und Weise und Stoffe der Fütterung er hier Muskeln und Fleisch ansetzen und fett vernachlässigen muß, um die höhere Symmetrie und Einheit herzustellen, oder in Harmonie und Melodie zu halten, wodurch er dem Fleische gewisse Würze und gastronomische Weise sichern kann ꝛc. Dies bringt mich auf die Futterstoffe, Futtermischungen und Maschinen, wodurch sie gehörig gequetscht, geschnitten und mundrecht gemacht werden. Da ich aber durchaus nichts davon verstehe und bloße Beschreibung ohne Abbildungen der zum Theil genialen und komplicirten Maschinen dem Leser nicht viel helfen würde, machen wir diese reiche Wunderwelt kurz ab.

Diese Menge verschiedener patentirter Häckfel-, Schneide-, Mäh-, Harke-, Würfel- und Fegemaschinen; diese herrlichen, eisernen, ätherisch aussehenden Doppelpflüge, die zugleich das obere Erdreich umkehren und den Untergrund von Unten hervor holen und drüber legen (was ohne Rücksicht auf Dünger doppelte Aernte-Erträge giebt); diese verschiedenen Arten von Dampfpflügen und unzähligen Mechanismen, durch welche man die verschiedensten, schwersten Arbeiten der Agrikultur dem Dampfe anvertrauen und müßig als Meister zusehen kann — diese Labyrinthe der genialsten, praktischen Ideen in Eisen und Rädern und Kolben und Hebeln und Schrauben — das sind Trophäen der Civilisation und Macht, wie sie niemals durch Kriegsschiffe erzielt werden können. Und diese Wurzel-Früchte und Schmereien! Kohlrabi, rein und rund und fleckenlos von der doppelten Größe des größten Dickkopfes, Pastinakwurzeln, wie das Schenkelbein des fettesten Bürgermeisters, Möhrrüben dito, Kohlrüben, Mangelwurzel (wie „Kohlrabi" wörtlich in's Englische übergegangen und etwa wie „Mäuhdschelnuhbörsel(n)t" wunderschön ausgesprochen) und unzählige andere Knollen- und Untergrundgewächse in unglaublicher Riesengröße und fleckenloser Abrundung. Doch um dieses Departement in ganzer Fülle und Herrlichkeit zu bewundern, hätte man in die gleichzeitige

Frucht- und Wurzel-Ausstellung des Krystall-Palastes gehen müssen, deren ich mich nur noch vom vorigen Jahre her erinnere. Aber die „Poultry-Show," die Hühner-, Gänse-, Enten-, Ziegen- und Kaninchen-Ausstellung eben daselbst habe ich gesehen und noch mehr gehört. Man denke sich einen langen Krystall-Palast-Flügel voll, vierfach mit vollendetsten Meistern des Kuckerikі besetzt, dazu ihre krähenden Madame's und Damen, schnatternde Enten und meckernde Ziegen, und wie in diesen langen Parlamente manchmal alle zugleich sprechen und ihre individuellen Ansichten von Gewalt geltend machen wollen, diese Spanier, Cochin-China's, Shanghai's, Malayen, Brahma-Putra's, Bantam's, Dooking's, Bolton's, Creolen, Tataren, Columbier, silber- und gold-pencillirte Hamburger, Springer, Shakebag's, Emu's, Kämpfer, Fasanen, Hybriden, Indianer, Kaffern, Mansfang's, Minorkaner, Normannen, Sibirier, Dumvie's, Perser ꝛc., von Hühnern und Hähnen jede Art in verschiedenen Varietäten — zusammen in 105 Klassen — dazu die Truthähne, Gold- und Silber-Fasanen, die Enten, und mehr als zwanzig Arten Zier-, Wasser- und Sumpfvögel (wilde Enten- und Wasserhühnerarten) — man denke sich diesen „im Gefieder wunderschön," und in der Philologie kakophonischsten, kosmopolitischsten Feuerdich-Kongreß — und man wird schon bei dem so schwach formirten Gedanken staunen.

Es ist nicht möglich, weiter auf diese Blüthe der englischen Poultromanie, dieser noblen, aristokratischen Passion, mit der Königin an der Spitze, einzugehen, da die Details, die Leidenschaft, das spezielle Interesse, selbst das volle Verständniß für den wohlthätigen, ästhetisch und praktisch lohnenden Ehrgeiz und das Streben nach Preisen, Gold- und Silbermedaillen fehlen. So viel aber ist gewiß, daß diese Orden für die besten Ochsen, Hammel, Schweine, Gänse, Enten, Hühner und Hähne, Wurzeln, Blumen und Früchte mehr Werth haben, als in der lieben Heimat die rothen Piepvögelchen vierter Klasse und selbst das englische Viktoria-Kreuz, mehr Werth und Nutzen und reelle Ehre. Sie haben Ackerbau, Viehzucht, Schönheit und Fülle der Hühnerhöfe, der Parkreihe, Reichthum an schönen Thierformen, guten, würzigen Fleisches, vortrefflicher Gemüse, ausgezeichneter Blumen, Bäume und Pflanzen zu hoher Vollendung, zu luxuriöser Fruchtbarkeit, zur Ehre, zur nobelsten Passion erhoben. Leider kann ich diese Apotheose nicht so schließen, da sie auf einem faulen Untergrunde blüht, wie fast aller Glanz Englands.

Deutschland mit seinen gemeinen Hühnern auf jedem Bauernhofe und seinen mageren Kühen in jedem Stalle — und waren sie dürrer, als die, so Pharao im Traume gesehen, mit seinem Huhn jeden Sonntag in jedem Bauertopfe, steht viel solider und reicher da, als England mit aller seiner Poultromanie und Viehzucht. Das sind Treibhaus-Pflanzen der Aristokratie und reicher Farmers, reicher Privat-Gentlemen, wie alle die mechanische Herrlichkeit der Ackerbauwerkzeuge. Zwischen diesen reichen Grundbesitzern und Musterfarmers liegen in dieser dichtesten Bevölkerung der kleinen Insel Hunderttausende von Ackern brach, müssig, wüst, als Sumpf und Lagune, als Jagdgrund und künstliche Wüstenei, wohnen Millionen ärmseliger, wie der wilde Indianer oder Buschmann und essen und trinken viele hundert Male ärmseliger und schlechter, als die Mastochsen oder Preisschweine der Lords und Herzöge. Belege dazu kommen just gleichzeitig zur Sprache.

Wadstone. Mann und Frau, zwei erwachsene Söhne und ein illegitimes Kind der Tochter, Alle schlafen zusammen in einer Stube; zwei verheirathete Paare und ein Kind, dann wieder Mann und Frau mit Tochter und zwei Söhnen schlafen in einer Stube.

Watchfield. Vater und drei Töchter schlafen in einer Stube mit sieben Personen, wovon zwei Miether, in der Milchkammer; Vater mit einer vierzehnjährigen Tochter in einem Bett, die Frau in einem andern.

Shrinenham. Sechs Häuschen mit 35 Bewohnern, die zusammen in sechs Räumen schlafen, darunter mehrere erwachsene Söhne und Töchter. Für Alle blos ein „privy" in furchtbar schlechtem Zustande.

Longrot. Mann und Frau mit Kind, ein Wittwer, eine Wittwe mit Kind, Alle in einem Raume; zwei Töchter, jede mit einem illegitimen Kinde, ein zwanzigjähriger Sohn mit einem Frauenzimmer „lebend" und vier andern Personen — also im Ganzen zehn — Alle in Einer Stube mit zwei Betten.

Stanford. Ein gemeiner Stall, ganz unfähig für menschlichen Athem, bewohnt von sieben Personen."

Und so geht's lange in langweiligem, ekelhaften Einerlei fort, in dem Berichte Mr. Tucker's, eines Magistrats-Beamten der Grafschaft Berks, den die Times brachte. Er setzt hinzu: „Ich bin fest überzeugt, daß dies blos Ein Beispiel von dem Zustande der ganzen ländlichen Arbeiter-Bevölkerung Englands ist. Farmers haben mir versichert, daß diese elenden, unheilvollen, immoralischen Zustände die bessere Klasse ländlicher Bevölkerung zur Auswanderung treiben und daß, wenn hier nicht ordentlich reformirt wird, nur die schwächsten, ältesten und unwissendsten Landbewohner zurückbleiben werden.

Die ländliche Aristokratie, der Squiro, der große Farmer, sie leben besser, schöner, luxuriöser, als in Deutschland die Fürsten und höchsten Junker. Um sie her Höhlen, Löcher, Ställe, worin sich ihre „Arbeiter" elender, schmutziger, mit schlechterer Wohnung zusammendrängen, als die von ordentlichen „Erziehern" gepflegten Schweine der Helden des Vieh-Klubs.

„Ordentlich reformirt?" Wenn sie die Millionen und die Kraft des Landes in Kriegsschiffe stecken, nach China, Indien und in die „auswärtige Politik" Palmerston's abführen, wie seit Menschenaltern, womit wollen sie reformiren? Die reichen Agrikulturisten hielten während der Vieh-Ausstellungswoche eine große Versammlung, um zu berathen, wie man reformire, wie man die Hunderttausende von Morgen Wüste und Wildniß, Sumpf und Wald und „Marshland" in dem kleinen, dichtbevölkerten England (136,000 Morgen Wüste in einer einzigen Grafschaft) urbar und fruchtbar machen könne. Alle sagten, es sei die höchste Zeit, daß Etwas geschehe, und Etwas müsse auf jeden Fall geschehen, aber Niemand wußte nur theoretisch recht anzupacken. Niemand zeigte, daß er die Wurzel alles Uebels nur kenne, geschweige, wie es auszurotten sei. Daß es keine ordentliche Geodäsie in England giebt, daß die Lords des Grundes und Bodens, Erbeigenthümer nach Primogeniture, welche Mr. Bright nie anzutasten wagt, weder Geld noch guten Willen für Urbarmachung und Drainage der ungeheuren Sumpf- und „Marsh"-Wildnisse haben, weil sie damit ihre urbar gemachten Besitzungen zu entwerthen glauben — an diese Wurzel alles Uebels wurde in der Agrikulturisten-Versammlung nicht einmal gedacht. Diese künstliche Vertheuerung des benutzten Grundes und Bodens (seit Einführung der Eisenbahnen und durch beständige Ausdehnung der Bauten über das Doppelte im Preise gestiegen), dieser künstliche Mangel an Feldarbeit und künstlichem Boden, diese Millionen von „Feldarbeitern," die nicht drei Ellen lang Gartengrund on ihren faulen Wohnställen haben, die hoffnungslos sich im Sommer überarbeiten, im Winter überhungern, die nie hoffen können, nur ein Stückchen Kartoffelfeld zu erwerben, diese Millionen von geistig, moralisch und körperlich verwahrlosten Feldarbeit-Proletariern, gegenüber der privilegirten Grundbesitz-Aristokratie und den Squire's — bilden einen viel massenhafteren und verderblicheren Gegensatz zu dem privilegirten, feudalistisch faulen, stagnirenden Grundbesitz-Reichthume, als das städtische Proletariat zu den Krösus von Arbeitgebern und Kapitalisten, die bereits alle mehr oder weniger theils im offenen, theils geheimen Klassenkriege mit Arbeitern leben. Letztere machen bald hier, bald da, bald in dieser, bald in jener Arbeitssphäre „strikes" gegen Kapitalisten und Arbeitgeber und setzen dabei jedesmal Pfunde und Productions-Mittel bis in die Millionen zu. Der letzte große strike der Bauhandwerker, wurde auf einen Verlust von sechs Millionen Pfund für Arbeiter und Arbeitgeber geschätzt. Ohne „strikes" ist England seit vielen Jahren nie gewesen. So wie hier einmal etwas Friede oder Waffenstillstand geschlossen ist, bricht dasselbe Uebel an drei, vier andern Orten und in andern Arbeitssphären aus. Dieser ewige Bürgerkrieg in Städten und Fabrikdistrikten ist lange nicht so großartig verderblich, als dasselbe stille Uebel über die ganze Breite und Länge des offenen Landes. Es fehlt der Kultur hier so recht eigentlich an Grund und Boden. Es giebt keinen Grundbesitz für das arbeitende Volk. Der sachendsten störrischen Kultur und der höchsten Vollkommenheit der Agrikultur in den Farms und den aristokratischen Schlössern, Parks, Wäldern und Zierteichen gegenüber und um diese herum wohnen die Millionen „Feldarbeiter" in der Weise, wie Mr. Tucker angedeutet. Dazwischen ist kein Wohlstand, kein kleiner, kein erwerblicher Grundbesitz. Es fehlt in England die breite Basis des freien Bauerthums. Welch' ein Kontrast zu Deutschland! — Wie breit, sinnig und sicher liegen die deutschen Dörfer umher verstreut zwischen Meeren goldener Halme! In jedem Bauerhofe ist Raum. Das Haus liegt breit und trotzig da, mit seinen dicken Lehmwänden und herrlicher Aussicht auf den Misthof voller Kühe, Hühner und Gänse, geräumige Ställe, große Schuppen und Scheunen, einen vernachlässigten Obst- und einen kleinen eingezäunten Gemüsegarten. Vater und Mutter, Söhne und Töchter, Knecht, Magd und Vieh arbeiten in einer gewissen Evidenzlinie mit einander, essen und trinken zusammen (nur excessive des Viehs), und schlafen wie die Götter unter dicken Federbetten, unter denen die „Stadtleute" ersticken würden. Die armen Tagelöhner, welche im Sommer und im Winter beim Dreschen oft helfen müssen, verdienen zwar wenig baares Geld, aber sie wohnen in der Regel in eigenem Haus und

Gehöft, und brauchen nie mit zehn Personen in einem Stalle zu schlafen, nie eigentlich Hunger zu leiden, denn auf etwas Brod und Butter, Speck und Schinken, Käse, Holz u. s. w., kommt's dem sonst gesitteten Bauer nicht sehr an.

Ja, wie sicher liegen diese deutschen Dörfer auf eigenem Grund und Boden und zwischen eigenen Saaten!

Ich erinnere mich mit wehmüthiger Freude des Gefühls der Zuversicht, die mich in solchen Bauerhöfen umwehte! Keine Angst vor Miethe. Kein banges Gefrage: Was werden wir essen und trinken? Es quillt ja von allen Seiten. Und wenn's an dem Einen fehlt, bleiben noch zehn andere Tröstungen.

Von diesem sichern, breit auf festem Boden wurzelnden Wohlstande, von dieser Ländlichkeit und Dörflichkeit in England keine Spur! Der reiche Farmer ist ein „Fabrikant" von Milch, Fleisch, Getraide, und hat immer so zu sagen „Schwulitus" vor dem Grundherrn schon wegen der hohen Pacht. Auch kann er ihn aus der herrlichen Farm treiben, wenn er etwa bei einer „Wahl" nicht ordentlich parirte, oder sich sonst Ungnade zuzog. Fabrikant, Sklav — kein Grundbesitzer. Und wie wenige dieser ängstlich blühenden Farms giebt es im Vergleich zu den Legionen stämmiger, breiter, deutscher Bauerndörfer! Und mit welchen Opfern wird diese sobrizirende Agrikulturblüthe getrieben? Zehn Millionen Proletarier der aller-elendesten Art — Miethlinge der Farmers für Nervdetzerei u. s. w., liegen nuher zusammengepfercht, ärger wie die Schafe, sechs bis zehn und mehr Personen in je einer elenden engen Höhle, weil sie keinen Antheil haben an dem künstlich vertheuerten, privilegirten Boden, und kein Mensch Geld hergiebt, die künstlichen Wildnisse und Wüsten für die Kultur zu erobern, weil, wenn auch Geld, die Eigenthümer ihren Willen nicht geben. — Das ist ein flüchtiger Blick auf den faulen Untergrund der englischen Glorie in Ackerbau, Viehzucht und bucolischer Kultur. Ich lobe mir Deutschland mit seinen zotteligen Bauern und seinen zwischen Städten reichlich verstreuten Dörfern mit eigenen Grund- und Thalerstücken.

Nord-Amerika.

Amerikanische Natur-Beobachtungen *.

Zur Naturgeschichte des Instinktes.

„Instinkt ist eine große Sache," sagt schon Falstaff, um seine Schande zu verbergen, daß er Reißaus genommen und seinen Degen mit dem eigenen Dolche zu einer Hansäge zerhackt hatte. Gleich dem tapferen Löwen, habe er den echten Prinzen nicht angetastet und sei aus Instinkt davon gelaufen. Die Anwendung freilich, die Falstaff von dem Satze macht, ist dem Charakter des lustigen Gauners ganz angemessen; der Satz aber an sich verdient bei der hier abzuhandelnden Frage angeführt zu werden.

In der That war die psychische Begabung der Thiere, die wir mit dem Namen Instinkt bezeichnen, zu allen Zeiten ein Gegenstand des Anstaunens, und die Denker wandten sich der Untersuchung desselben mit tiefstem Interesse zu, ohne, wie eingestanden wird, über die Natur und die Bestimmungen des Instinkts zu einem befriedigenden Ergebniß gekommen zu sein. In früheren Zeiten wurden die Gewohnheiten und Seelenkräfte dieser dem Menschen untergeordneten Wesen nur mit flüchtigem Auge beobachtet; erst später ging man an eine gründliche Erforschung der Erscheinungen des thierischen Lebens. Unbeantwortlich ist die Frage: „Was ist Instinkt?" wenn ihr nicht die genaue Beobachtung seiner Kundgebungen vorausgegangen ist. Wir wissen nicht das Geringste von dem wesentlichen Bestand der Seele, wir kennen nur ihre Eigenschaften. Ja, sogar von der Materie wissen wir nicht mehr. „Böte die Materie auch" sagt William Hamilton, „zehntausend Erscheinungen dar, und besäßen wir zehntausend Sinne, diese zehntausend Erscheinungen zu fassen: über das Wesen der Materie absolut und an sich blieben wir ebenso unwissend, wie wir jetzt sind." Allein diese Schranken des menschlichen Wissens hat man nicht immer im Auge behalten. Die Menschen waren begierig, in das Geheimniß der absoluten und wesentlichen Existenz zu dringen; indem sie aber zu dem Unerreichbaren übergriffen, ließen sie die einzige Erkenntniß, die sie gewinnen konnten, aus den Händen fallen. Bei dem Versuch, das Räthsel des Instinkts zu lösen, verloren sie sich in nebelhafte Speculationen. Bei der Untersuchung der Eigenschaften der menschlichen Seele werden wir doch wenigstens von unserem Bewußtsein unterstützt; die Eigenschaften des Instinktes dagegen gewahren wir nur in ihren äußeren Manifestationen. Die Untersuchung der Thierseele setzt überdies die Kenntniß der Menschenseele voraus; denn nur durch den Kontrast ist der Charakter der ersteren festzustellen. Alle anderen Fragen, die mit dem Gegenstand zusammenhängen, sind dem augenfälligen Unterschied zwischen Instinkt und Vernunft untergeordnet.

Man hat mancherlei Definitionen für die instinktive Thätigkeit; sie sind aber bald zu weit, bald zu eng, und meist der Sache inadäquat. Einige Schriftsteller begreifen unter Instinkt alle Gewohnheiten und Thätigkeiten, die allen Individuen einer Gattung gemein sind. Gemäß dieser Definition, ist fast jede Wirkung des Thierlebens instinktiv. Allein die Idee instinktiver Thätigkeit ist eine weit beschränktere: sie ist vielmehr nur eine solche, die, ohne daß Unterricht und Erfahrung vorangegangen, nicht zu unmittelbarer Befriedigung des Bedürfnisses, sondern zur Erreichung irgend eines darüber hinaus liegenden Zweckes vollbracht wird. Die Bezeichnung „Instinkt" auf die regelmäßige und unwillkürliche Bewegung der leiblichen Organe, wie auf den Herzschlag und das Athemholen, anwenden, ist offenbar eine zu weite Ausdehnung des Ausdrucks, nach seiner gewöhnlichen Auffassung; denn auch Pflanzen verrichten diese organischen, rein mechanischen Functionen. „Bei der untersten und einfachsten Klasse erregter Bewegungen" sagt Johannes Müller, „erscheint das Nervensystem nicht betheiligt. Sie entspringen aus Anreizungen, die unmittelbar auf die Muskeln wirken und deren Kontraktibilität erregen. Augenscheinlich haben sie denselben Charakter, wie die Bewegungen in den Pflanzen." So wird das Herz zum Schlagen erregt durch die unmittelbare Berührung des Bluts mit dem Muskel. Die Finger des schlafenden Kindes schließen sich unter der sanften Berührung des Handtellers. Auf dieselbe Weise erhascht die See-Anemone ihre Beute, oder was sonst ihre Fühlfäden berührt. Allein diese Bewegungen an sich sind so weit entfernt, die Thätigkeit eines instinktiven Prinzips anzudeuten, daß sie vielmehr nicht einmal den Beweis thierischen Lebens abgeben; denn eine ganz ähnliche Kraft besitzt die Venus-Fliegenfalle (dionaea muscipula). In den thierischen Organismen wird eine ganze Klasse reflektirter Thätigkeiten nicht durch unmittelbaren Einfluß, sondern mittelbar durch die Nerven und den Rückgratstrang erregt. Solche Thätigkeiten sind vom Gehirn völlig unabhängig; denn sie kommen auch bei Thieren vor, die entweder von Natur kein Gehirn haben, oder die desselben gewaltsam beraubt worden. Wie wunderbar auch diese Functionen des organischen Lebens sein mögen, mit dem eigentlichen Instinkt haben sie keine Verwandtschaft. Wollte man diese Operationen auf dieselbe Quelle zurückführen, aus welcher der wunderbare Instinkt entspringt, der den Vogel bei seinem langen Wanderflug, oder bei'm Bau seines Nestes leitet: so würde man den Vogel zu einer seltsam konstruirten Maschine machen, die durch Außeneindrücke auf die Gefühlsnerven in Bewegung gesetzt wird.

Mitunter werden diejenigen Thätigkeiten als instinktiv bezeichnet, die aus den Begierden und Leidenschaften hervorgehen, und man führt sie ohne Zweifel deshalb auf den Instinkt zurück, weil ihnen der Eine Charakterzug desselben beiwohnt: sie werden ohne vorangegangenen Unterricht vollführt. „Allein" sagt Professor Bowen, „in einem sehr wichtigen Punkte unterscheiden sie sich von den Instinkten, die man gewöhnlich der menschlichen Vernunft entgegensetzt: die Gegenstände, auf die sie sich richten, sind die letzten Zwecke; während der Instinkt die Thiere lehrt, manche Dinge zu verrichten, die nur als Mittel dienen, irgend ein ferneres Ziel zu erlangen." Wenn der Schmetterling den Saft aus seinen Lieblingsblumen saugt, so begegnet er damit einem augenblicklichen Bedürfniß seiner physischen Natur; wenn er aber, ohne Aussicht auf Genuß, der blüthenlosen Stande zufliegt, um auf die Blätter derselben, als die angemessenste Nahrung für seine noch ungeborene Nachkommenschaft, seine Eier abzulegen: so waltet hier durchaus kein Einfluß eines Verlangens zu unmittelbarer Befriedigung der Sinne, sondern irgend ein dunkler Antrieb leitet ihn, für ein künftiges Ding zu sorgen, zu dem er in der Gegenwart nicht die geringste Beziehung hat.

Beobachten wir die Bewegungen der Biene, wie sie zuerst aus ihrer wächsernen Wiege herauskommt, so sehen wir uns genöthigt, bei ihr einen wirkenden Einfluß anzuerkennen, der zwar der Vernunft unähnlich ist, allein weder mit der Begierde, noch mit irgend welchem mechanischen Prinzip des organischen Lebens etwas gemein hat. Von der Wabe sich erhebend und sich mit ihren zarten Füßchen festhaltend, glättet die junge Biene wunderbar geschickt die Schwingen zum ersten Fluge, reibt ihren Körper mit den Beinen und Fühlfäden, geht die Wabe entlang bis zur Mündung des Stockes, steigt in die Luft, fliegt hinaus aufs Feld, läßt

* Nach The Atlantic Monthly

sich auf die geeignetsten Blumen nieder, saugt den Saft ein, streift den Blüthenstaub ab, knetet beides zu Kügelchen, die sie in die Fußtaschen thut, kehrt dann in den Stock zurück und legt hier das Gesammelte, Honig, Wachs und Nahrung nieder. Hier verarbeitet sie nun, mittels ihrer Klauen und Fühler, das Wachs zu einer sechseckigen Zelle mit rautenähnlichem Boden, dessen drei Platten sich unter solchen Winkeln an einander schließen, daß sie bei'm Bau der Zelle Raum und Stoff sparen. All' diese mannigfaltigen Verrichtungen führt die Biene am ersten Tage ihres Lebens ebenso geschickt aus, wie ihre erfahrensten Mitbewohner das Stockes. Der Neuling sucht die blumigen Gefilde mit noch ungeübten Schwingen auf, und kehrt unbeirrt von seinem ersten Zuge auf geradestem Wege durch die pfadlose Luft in seine Wohnung zurück.

Das ist Ein Beispiel aus der reichen Klasse von Thätigkeiten, die von allen Seiten als instinktiv im strengsten Sinne anerkannt werden. In der Thatsache, daß die verborgenen Künste, welche die Biene drängen, Honig zu machen und geometrisch geregelte Zellen zu bauen, schon bei ihrem ersten Auftauchen vollkommen entwickelt erscheinen — in dieser Thatsache erkennen wir das schlagendste Merkmal des Instinkts: seine Existenz vor aller Erfahrung oder Unterweisung. Die Insekten-Geschlechter liefern uns mehr als Ein Beispiel: daß das Neugeborene niemals seine Erzeuger mit Augen sieht, so daß ihm demnach alle Möglichkeit abgeschnitten ist, aus Unterricht oder Nachahmung Nutzen zu ziehen. Die Einsiedler-Wespe z. B. baut ein trichterförmiges Nest. Nachdem sie ihre Eier gelegt, schafft sie eine Anzahl lebendiger Raupen herbei und steckt sie in ein Loch, das sie in der Nähe eines jeden Eies angebracht hat. So sorgt sie für den jungen Wurm, daß er, sobald er aus dem Ei geschlüpft, hinlängliche Nahrung nahe bei der Hand finde, bis er groß genug, für sich selbst zu sorgen. Das Merkwürdigste aber ist, daß die Wespe den Raupen, bevor sie dieselben in das Nest schafft, eine Wunde beibringt, um sie für die Ruhe und das Leben des jungen Wurms unschädlich zu machen, ohne sie jedoch völlig zu tödten, da sie dann, in Verwesung übergehend, zur Aufbewahrung nicht tauglich wären. Die Wespe selbst aber nährt sich weder von Raupen, noch hat sie jemals eine Wespe gesehen, die für ihre Nachkommenschaft vorsorgt. Sie hat nie einen solchen Wurm gesehen, wie er aus ihrem Ei hervorkommt und kann nicht wissen, daß ihr Ei einen Wurm erzeugen wird; überdies ist sie längst todt, bevor der Wurm in's Dasein tritt. Sie wirkt demnach blindlings; ohne zu wissen, daß ihr Wirken einem nützlichen Zwecke diene, wirkt sie zu einem bestimmten und wichtigen Zwecke; ihre Handlungen stimmen mit denen aller Einsiedler-Wespen überein, die vor ihr gelebt haben und nach ihr leben werden; so daß wir genöthigt sind, diese nicht durch Unterricht erworbenen Fähigkeiten irgend einem steten Antrieb zuzuschreiben, der in der besonderen Organisation der Wespe wurzelt, auf irgend einen angeborenen Takt zurückzuführen, welcher der Gesammtgattung eignet, von dem wir, da sich nichts Derartiges in unserem Organismus vorfindet, nur eine sehr dürftige Vorstellung haben, dem wir den Ausdruck Instinkt leihen.

Einige Forscher, interessen haben ihren Scharfsinn angestrengt, die sogenannten instinktiven Handlungen, als durch Erfahrung erworben, darzustellen. Zur Erhärtung dieser Ansicht führt der berühmte Engländer Erasmus Darwin die Meinung an, daß die Jungen der Thiere das Schlingen aus Erfahrung lernen, da sie es im Mutterleibe erlernt haben. Ohne uns auf eine Widerlegung dieses Satzes einzulassen, möchten wir nur im Vorbeigehen bemerken, daß der Akt des Schlingens überhaupt keine instinktive, sondern nur eine mechanische Operation ist. Und wie würde sich Darwin gefreut haben, wenn ihm zur Unterstützung seiner Theorie die mikroskopische Beobachtung des großen Naturforschers Agassiz bekannt gewesen wäre, daß die Schildkröte als Embryo gerade so schnappt, wie die alte Mutter!

Der Instinkt ist aber nicht nur vor, sondern auch über aller Erfahrung und bringt oft die Thiere dahin, diese zu mißachten, da der ihnen von Natur eingepflanzte Impuls ihr bester Führer ist. Die Brieftaube, die aus weiter Ferne auf einem Umwege nach ihrem Bestimmungsorte gebracht worden, fliegt, dem „Lootsensinn" vertrauend, in gerader Richtung zurück, und der Hund nimmt den kürzesten Weg heimwärts, durch Felder, die sein Fuß nie betreten hat.

Die Existenz des Instinkts in aller Vollkommenheit vor aller Erfahrung und Unterweisung, macht die Ausbildung und Vervollkommnung nicht nur unnöthig, sondern auch unmöglich; das gilt von dem Individuum, wie von der Gattung. Die spätere Generation zeigt keinen Fortschritt gegen die frühere und bleibt hinter der nachfolgenden nicht zurück. Das Gewebe, das Euch die Spinne heute vor Eurem offenen Fenster aufhängt, indem sie jede Speiche ihres Rades und jede Masche des Kreisnetzes mit Einem ihrer Beine sorgfältig abmißt, ist gerade ein solches Gewebe, wie es die Spinne in grauer Zeit verfertigt hat, wo sie unter den Steinen der Erde, die aber älteste Klug sind," aufgeführt wird.

Diese Unfähigkeit der Erziehung und Fortbildung ist es, was den Instinkt so himmelweit von der Vernunft trennt. Der Mensch erwirbt das Wissen und überliefert es von Geschlecht zu Geschlecht. Er ist nicht mit fertiger Kunst, sondern nur mit der Fähigkeit dazu geboren. Sein Geist ist bei der Geburt eine leere Tafel, in welche die Kenntniß aller Dinge eingetragen werden kann. Seine Unvollkommenheit bei der Geburt ist sein Vorzug, während die Vollkommenheit des neugeborenen Thieres dessen Mangel ist. Kein vernünftiges Geschöpf hat jemals die Stufe der Vollkommenheit erreicht, daß es nicht noch höher steigen könnte. Der Mensch hat überdies die Freiheit, seinen eigenen Weg der Thätigkeit zu wählen, während das Geschöpf des Instinkts von einer anderen Gewalt regiert wird, die seinem Willen nicht unterworfen ist, die es in den engen, unüberschreitbaren Pfad zwingt. Innerhalb dieser vorgezeichneten Schranken aber verrichtet der Instinkt in gewissen Fällen Dinge, die der Vernunft durchaus unerreichbar sind. Vielleicht hat der Mensch niemals einen Bau aufgeführt, der an Vollkommenheit einer Honigwabe gleichkommt. Als Virgil den Glauben aussprach, daß die Bienen Theil an der göttlichen Weisheit haben, da waren die wunderbaren mathematischen Verhältnisse dieses schönen Werkes noch nicht bekannt; erst im gegenwärtigen Jahrhundert ist der Beweis mit solcher wissenschaftlichen Strenge geführt worden, daß ihn der bei Weitem größte Theil des Menschengeschlechtes nicht zu fassen vermag. Angenommen, die Biene habe das Problem, das sie durch Jahrhunderte ausführte, bevor der Mensch fähig war, es zu lösen, auch mit dem Verstande erfaßt: würden dann ihre geistigen Kräfte dem Grade nach unter denen des Menschen stehen, wenn sie der Art nach den Seinigen gleich kämen? Die Wasserspinne webt sich einen Kokon, macht ihn wasserdicht und befestigt ihn mittels lockerer Fäden an die Blätter der Pflanzen, die auf dem Grunde eines stillen Teiches wachsen. Durch einen zu dem Behufe verfertigten Schlauch leitet sie die Luft von oben herein, die das Wasser durch eine unterhalb angebrachte Oeffnung hinausdrängt. So lebte diese Spinne in ihrem völlig trockenen Luftzimmerchen unter dem Wasser Jahrhunderte, bevor die Taucherglocke erfunden worden; wer wollte aber behaupten, daß sie das Geringste von den Theorien über Raum und Schwere gewußt habe?

Einige Philosophen, die Dichter mit ihnen, glaubten, der Mensch sei bei den Thieren in die Schule gegangen, um gewisse Künste zu erlernen. So habe er, nach Demokritos, der Spinne das Weben und Nähen, der Schwalbe den Handgriff mit angefeuchtetem Lehm zu bauen, abgesehen. Plinius, in seiner Naturgeschichte, berichtet, das Schwalbennest habe den Toxius, Sohn des Coelus, auf die Erfindung des Mörtels gebracht. Lucrez meint, die Menschen haben die Musik von den Singvögeln gelernt; Pope läßt sie vom Maulwurf im Pflügen, vom Nautilus im Segeln, von den Bienen und Ameisen im Anordnen des Gemeinwesens unterrichten. Vielleicht haben wir in dem Holzfällen, Flußdämmen, Hüttenbauen den Biber, in der Papierverfertigung die Wespe, in der Art auf Flößen über Ströme zu fahren das Eichhörnchen und die Spinne zu Lehrern. Bedurfte endlich der Mensch eines Beispiels für Krieg, Gewalt und Frevel, so brauchte er nur zu einem Ameisenhügel zu gehen; dort konnte er sehen, wie die rothen Ameisen in das Gebiet der schwarzen einfallen und die kleinen Neger gefangen in die Sklaverei führen.

Was auch Wahres an diesen Vorstellungen sei, begreiflich ist's wenigstens, daß der Mensch sich Manches von diesen Thieren zu Nutze gemacht hat. Er hat die Muster, die ihm die Natur in Baum, Blatt und Blume aufgestellt, nachgebildet: in gothischer Bogenwölbung und Säule nach den Baumstämmen und dem verschlungenen Gezweige einer luftigen Allee; das korinthische Kapitäl nach dem Laub des Bärenklau, das sich um einen Korb windet; die klassischen Urnen und Vasen haben in den Blumen ihre Urbilder. Allein man weist uns keine einzige Gattung aus der Thierwelt nach, die von einer anderen Gattung, oder gar von Bäumen und Pflanzen etwas gelernt hätte! Höchstens können sie innerhalb der engen Schranken des häuslichen Lebens von Menschen zu Nachahmungen abgerichtet werden.

Nur in einem abgegränzten Gebiete zeigt sich der Instinkt bei den Werken, die er vollbringt, oft der Vernunft überlegen. Reißt aber das Thier, selbst in seiner frühesten Jugend, aus der Umgebung, wohin es die Natur gewiesen, heraus, so verläßt es sein kluger Instinkt und es benimmt sich dumm und unbehelfen. Lasset das Ei eines Spechtes von einem Vogel ausbrüten, der auf den Baumzweigen ein offenes Nest baut: so wird das Junge, wenn es groß genug ist, um in dem Neste umher zu

---

* Spr. Sal. 30, 24. 28.

wackeln, in der instinktiven Voraussetzung, es befinde sich in dem mütterlichen Neste, das in den Baum eingebohrt und mit einem engen Eingang von oben versehen ist, sicherlich über Bord stürzen. Die Biene und die Ameise beweisen allerdings wunderbaren Scharfsinn; entfernt sie aber aus dem beschränkten Kreis ihres Instinkts und sie sind mit ihrer Weisheit am Rande! Das allein giebt schon Zeugniß, daß die Seelenkraft, die in den Thieren wirkt, der Art nach wesentlich verschieden ist von der menschlichen. „Sie machen Manches sogar besser, als wir," sagt Descartes; „allein das beweist nicht, daß sie mit Vernunft begabt sind; denn daraus würde nothwendig folgen, daß sie mehr Vernunft haben, als wir, und daß sie uns auch in anderen Dingen übertreffen können, da die Vernunft nicht blos in Einer, sondern in jeder Richtung handeln kann."

Man könnte hier einwenden, daß der Instinkt keineswegs unwandelbar sei, daß er oft, wie die Vernunft, die Fähigkeit entwickelt, sich den Umständen anzupassen; er müsse ihr demnach im Prinzip gleichartig sein. Allein hat das Thier bei diesen Veränderungen seiner Thätigkeit das Bewußtsein ihrer Bedeutung und ihres Zweckes?

Es ist sehr verzeihlich, daß wir die Handlungen der Thiere, die, wenn sie der Mensch verrichtete, wir der Vernunft zuschrieben, ebenfalls einer Vernunft zuschreiben. Ein deutscher Schriftsteller, Keller, sagt: „Wenn eine Fliege die Wahl einer passenden Stelle hat, wo sie ihre Eier legen kann — wie z. B. in meine Zuckerschale, die ich mit angefaulten Weizenkörnern gefüllt hatte —: so wird sie erst genau jeden Punkt untersuchen und gerade den wählen, wo ihre Eier am sichersten liegen und ihre künftige Brut am besten versorgt ist." Die Fliege übt augenscheinlich in diesem Beispiel den Akt einer verständigen Wahl; wer aber dürfte zweifeln, daß diese Wahl nur aus einem blinden, nicht berechnenden Instinkt hervorgehe? Der Biber wählt für seinen Damm die Stelle im Flusse, wo er am mindesten breit, tief und schnell ist; am Ufer befindet sich ein Baum und in der Nachbarschaft Nahrung und hinreichender Baustoff. Wollte ein Mensch einen solchen Damm bauen, so würde er all' diese Elemente der Zweckmäßigkeit abstrakt in Betracht nehmen. Nun sind zwar die äußeren Kundgebungen des Abstractionsvermögens in diesem Falle bei'm Biber, wie bei'm Menschen bemerklich; deshalb müssen wir aber nicht sofort den Schluß machen, daß, da der Biber auf anscheinend vernünftige Weise handelt, er auch überhaupt im Besitz der Vernunft sei; denn wenn wir auf die Gewohnheiten dieses Thieres genauer eingehen, so finden wir, daß sie den ganzen Charakter eines instinktiven Prinzips bekunden.

Der Instinkt leitet das Thier zu einem gewissen Ziel; allein dieses Ziel kann nicht immer durch dieselben Mittel erlangt werden, zumal wenn Ort und Zeit nicht dieselben sind. Es ist also eine gewisse Anbequemung erforderlich, oder der Instinkt könnte nicht die beabsichtigten Wirkungen hervorbringen. Die Spinne hat ihr Gewebe so zierlich, sauber und regelmäßig verfertigt; durch das heftige Sperren und Sträuben eines kräftigen Gefangenen aber ist das Kunstwerk beschädigt worden: wäre nun der Instinkt der Spinne ein vollständiger, wenn er nicht die Fähigkeit in sich schlösse, das zerrissene Netz auszubessern! — „Es ist bemerkenswerth," sagt Kirby, „daß manche Insekten, die gelegentlich auswandern, gewöhnlich ungesellig leben und sich erst, wie die Schwalben, zum Zweck der Auswanderung in Schaaren zusammenfinden."

Es ist wahrscheinlich, daß die meisten unserer Hausthiere, die jetzt Eigenschaften an den Tag legen, die ihrem Gewohnheiten und Fähigkeiten in der Wildniß fremd sind, mit den Instinkten für das Zusammenleben mit den Menschen begabt waren. Im Allgemeinen jedoch erstreckt sich die Gelehrigkeit der Thiere nicht bis zu solchen Fertigkeiten, die von ihren Gewohnheiten und Vermögen im wilden Zustande durchaus verschieden wären. Zufällige Aneignungen, die mit ihren Bedürfnissen im Naturzustande keine Beziehung haben, werden niemals erblich und sind demnach nicht instinktartig. Ein junger Wachtelhund, der nie zuvor auf der Jagd gewesen, wird nicht nur ein Rebhühnervolk anzeigen, sondern bewegungslos stehen bleiben, wie sein älterer, bereits gutabgerichteter Bruder. Die Erblichkeit des Scharfsinns in dieser Hunde-Race beweist, daß er die Entwicklung eines nichtinstinktiven Hanges ist; denn ein bloßes Kennen pflanzt sich nicht durch's Blut von Generation auf Generation fort. Wir haben von einem Ferkel gehört, das den Dienst eines Hühnerhundes zum Theil vertrat, und von einem anderen, das die Buchstaben kannte; allein diese fremdartigen Errungenschaften gingen nicht auf die Nachkommen über; die mühsam angelernte Kunst stirbt mit dem Virtuosen.

Manche Thiere sind mit einer wunderbaren Sinnenempfindlichkeit begabt, deren Wirkungen nicht blos für Aeußerungen des Instinkts, sondern für Kundgebungen der Vernunft mißverständlich gehalten werden. Die scharfe Witterung des Hundes, die ihn in Stand setzt, seinen Herrn meilenweit durch dichtgedrängte Straßen aufzuspüren, geht schlechterdings über unsere Fassung. Ebenso unbegreiflich ist uns die Gesichtsschärfe des Adlers, der ein im dichten Grase knupperndes Kaninchen aus einer Ferne erblickt, wo uns ein ähnlicher Gegenstand nur ein unmerkliches Atom wäre. Das Chamäleon schnellt seine wunderbar gebaute Zunge so rasch und sicher nach dem kleinen Insekt, das ihm zur Nahrung dient, daß die „wunderholden Weisen" uns erzählten, es lebe von der Luft.

Einige Naturforscher meinten, daß manche Thiere Sinne haben, mittels welcher sie im Stande sind, Dinge wahrzunehmen, die sich unseren Sinnen nicht unmittelbar kund geben. Voltaire, in einem seiner philosophischen Romane, läßt einen Bewohner von einem der Planeten des Sirius nach einem Planeten des Saturn eine Reise durch die Himmelsräume machen. Hier erkundigt er sich bei dem Secretair der Akademie der Wissenschaften, wie viel Sinne die Leute seines Weltkörpers haben. „Zweiundsiebzig," lautet die Antwort; „und doch beklagen sie sich fortwährend über die geringe Zahl." — „O, bei uns" erwidert der Sirius-Bürger, „sind sie mit beiläufig tausend Sinnen begabt und können sich dennoch über ein dunkles, ruheloses Gefühl ihrer Unvollkommenheit nicht zufrieden geben." Wir brauchen aber nicht einen so weiten Ausflug zu machen, um das Obengesagte zu erhärten. Auf den Feldern und um unsere Wohnungen können wir Vögel und Insekten beobachten, die Kenntniß von der elektrischen Beschaffenheit der Atmosphäre zu haben scheinen; wenn wir früh am Morgen eines Sommertages frische Sandhaufen um die Ameisenlöcher sehen, so können wir mit Sicherheit auf das Herannahen eines Unwetters rechnen, obgleich der Himmel wolkenlos und die Luft vollkommen rein ist. Lange vor einem Regen ölen und glätten die Vögel ihr Gefieder, um sich gegen die Nässe zu schützen, und nachher, bevor noch das Gewölk sich verzogen hat, kommen sie aus ihren Verstecken hervor und begrüßen jubelnd die Rückkehr des heiteren Lichtes. Ein ähnlicher Sinn ist's, der den Zugvögeln das Nahen des Winters und die Rückkehr des Frühlings anzeigt.

Es ist eine unbezweifelte Wahrheit, daß in manchen Thieren die Sinne unmittelbar mit den Instinkten verbunden sind, deren Operationen unterstützend und ausbreitend. Philosophen und Physiologen stimmen darin überein, daß die Anschauung des Abstandes der Dinge im Raume eine durch Reflexion vermittelte ist. Der Gesichtssinn an sich macht uns blos mit der Ausdehnung des Körpers bekannt. In der Netzhaut spiegeln sich die Außendinge flach und in gleicher Entfernung von einander ab. Bevor wir eine richtige Vorstellung vom Abstande bekommen, müssen wir im Stande sein, das Resultat des Gesichtssinnes mit dem des Tastsinnes zu vergleichen. Durch Erfahrung kommen wir mit der Zeit dahin, theils nach der Größe des Bildes, das sich in der Netzhaut malt, noch mehr aber durch unsere erworbene Kenntniß der Form und Farbe der Außendinge den Abstand zu beurtheilen. Nun ist es allerdings wahr, daß die Augen mancher Thiere den menschlichen Augen gleich gebaut sind; allein sie lernen nicht auf jenem langsamen Wege den Abstand messen. Aus Experimenten ist es bekannt, daß die Thiere mit ihrer Geburt eine vollkommene Vorstellung vom Abstande haben. Eine Grasmücke z. B., die soeben aus der Eierschale gekrochen, sah man mit einem sicheren Treff nach einem Insekte picken, als wäre sie ihr Lebenlang in dieser Kunst unterrichtet worden. Wenn die Henne ihre neugeborenen Küchlein zum ersten Mal zu den gefundenen Körnern herbeiruft, so rennen sie stracks darauf zu und scheinen demnach die beziehlichen Abstände der Dinge unter einander deutlich wahrzunehmen. Ohne dieses instinktive Vermögen würden die meisten Thiere umkommen, bevor sie durch die Erfahrung, wie wir, zu dem vollkommenen Gebrauch ihres Gesichtssinns gelangt wären.

In Bezug auf die Gleichartigkeit des Instinkts bei jeder Gattung ist noch zu bemerken, daß sie sich besonders in den untersten Schichten des Thierreichs beharrlich erhält. Auch bei den Gliederthieren erscheint der Instinkt fast unwandelbar; und in diesem Gebiete der Insektenstämme namentlich begegnen wir den frappantesten Kundgebungen des Instinkts. Kommen wir dann zu den höheren Ordnungen der Rückgratigen, so finden wir in einigen Gattungen Individuen, die, je nach Umständen und Lage, einer Modification ihrer Thätigkeit fähig sind. Die Mannigfaltigkeit der Begabung, die bei jeder der 500,000 Gattungen, die nach ungefährer Schätzung jetzt leben, den Gegenständen, Mitteln und Zwecken angemessen ist, mag uns wohl zur Bewunderung der vorsorgenden Veranstaltung des Schöpfers hinreißen! Wie mannigfaltig sind die Beziehungen dieser Thiere zu einander und zu der sie umgebenden unbeseelten Welt! Wie bewunderungswürdig sind die Anordnungen jenes von den Sinnen unfaßbaren Prinzips, das alles Leben regelt, die Wohlfahrt jeder Gattung und das Gleichmaß des allgemeinen Plans sichert!

Ueber die Existenz des Instinkts in der Menschengattung laufen die Meinungen weit auseinander. Einige machen die Menschenseele rein zu einem Bündel von Instinkten; Andere sprechen ihr jede derartige Naturbegabung ab; noch Andere bezeichnen sie als einen Komplex von instinktiven und verständigen Anlagen, doch seien diese so eng in einander verwoben, daß es durchaus unmöglich erscheine, anzugeben, wo der Instinkt aufhört und der Verstand beginnt. Wir halten dafür, daß, wie innig auch die Dinge in der Natur gemischt sind, und wie sehr die Elemente, gleich den verschiedenen Tinten derselben Farbe, sich in einander verreiben, die Gattungen der Dinge dennoch durchaus verschieden sind; daß gewisse feste Schranken aufgestellt sind, die sie trennen, wie schwierig es auch sein mag, sie auszufinden. Die beiden Prinzipien, Verstand und Instinkt, scheinen uns in ihrem Wesen nicht minder unterschieden, als die Gebiete ihrer Thätigkeit.

Henry Holland, der eine Mischung von Verstand und Instinkt im Menschen annimmt, giebt zu, daß die Instinkte im engsten Sinne ein Minimum im Verhältniß zur Vernunft bilden und wegen ihrer Verbindung mit den hohen Geistesverrichtungen schwierig zu definiren seien, daß sie aber da, wo man sie wirklich unterscheiden könne, im Prinzipe, wie in der Wirkungsweise, den thierischen Instinkten vollkommen gleichen, mit dem einzigen Unterschiede jedoch, daß sie mehr ein individuelles Gepräge tragen, daß sie weniger mannigfaltig und entschieden auf die Bedingungen des physischen Lebens, als auf seine moralische Natur, einwirken. Andererseits behauptet dagegen Brodie, daß die meisten menschlichen Instinkte denen der niederen Thiere insofern gleichen, als sie zur Erhaltung des Individuums und zur Fortpflanzung der Gattung dienen; und daß, als der erste Mensch in's Dasein trat und noch einige Generationen nachher, der Kreis seiner Instinkte ausgedehnter war, als er gegenwärtig ist.

Sind nun so hervorragende, wissenschaftliche Autoritäten über die Frage, worin der menschliche Instinkt verwandt sei, so himmelweit auseinander, dann mögen wir daraus die Schwierigkeit ersehen, diese Instinkte mit aller Schärfe zu bestimmen, ja, wir dürften dahin kommen, ihre Existenz überhaupt zu bezweifeln. So viel steht mit Professor Bowen fest, daß von jener Wunderbegabung, welche die Biene befähigt, ihre Zelle nach strengsten mathematischen Gesetzen zu bauen, oder die Schwalbe auf ihrem langen Fluge nach der Winter-Heimat leitet, in der menschlichen Natur keine Spur vorhanden ist. Daß die Thätigkeiten, die die Begierden und die Verrichtungen des organischen Lebens betreffen, nicht eigentlich zu der instinktiven Klasse gehören, ist bereits nachgewiesen. Es giebt ferner eine große Zahl automatischer und habitueller Handlungen, die leicht aus Mißverstand zu den Instinkten gezählt werden. Manche haben in die Kategorie der Instinkte seine intuitiven Begriffe und ursprünglichen Annahmen gebracht, welche die Grundlage all unserer Erkenntniß bilden. Allein diese Neigungen des Denkens und Empfindens zählen zu einer höheren Ordnung, als zum bloßen Instinkt; es sind unwandelbare Gesetze des Menschengeistes; sie scheinen nicht von der physischen Organisation bedingt, sondern der Seele angehörend. Und doch giebt es kaum Eine menschliche Handlung, kaum Eine Empfindung und Glaubensmeinung, die man nicht unter den Instinkt gerechnet hätte; Hunger und Durst, das Sprachvermögen, den Gebrauch der rechten Hand vorzugsweise vor der linken, die Liebe zur Geselligkeit, das Streben nach Besitz, der Wunsch, das Leben zu verlängern und die Gefahren davon abzuwenden, der Glaube an übermenschliche Mächte, auf den der religiöse Sinn gegründet ist — alles Das und noch Anderes galt für Instinkt.

Andererseits ist die Frage, ob die den Menschen untergeordneten Geschöpfe irgend welches bewußten Vernunftprozesses fähig seien, oft genug diskutirt worden, ohne daß es zu einer allgemein übereinstimmenden Lösung gekommen wäre. Beispiele merkwürdiger Klugheit von Seiten der Hausthiere sind als Beweise von Vernunftthätigkeit beigebracht worden. Indeß lassen sich jene auf das unbewußte Nachahmungsvermögen zurückführen, das selbst im Menschen oft als blinder Trieb wirkt. Bisweilen nimmt man die bloße Ideen-Association in den Thieren irrthümlich für das höhere Prinzip, das in dem Menschen reflektirt, urtheilt und danach Ursachen und Wirkungen verknüpft. Wenn der Hund seinen Herrn das Gewehr von der Wand nehmen sieht, so zeigt er durch fröhliches Wedeln und Bellen den Vorschmack der Jagdlust. Er reflektirt nicht über das früher genossene Vergnügen, sondern der Anblick des Gewehrs in seines Herrn Hand erregt in ihm die dunkle Vorstellung der Gefühle, die früher mit dem Gewehr vergesellschaftet waren. So lernen Rind und Pferd gewisse Bewegungen mit der Stimme und Gebärde des Menschen verbinden; so kommen die Fische, die dümmsten der Thiere, auf ein gewisses Zeichen zur Fütterung herbei. Alle derartige Combinationen sind naturwüchsig und etwas ganz Anderes, als jenes gegenseitige freie Wirken der Vorstellungen auf einander, wonach der Mensch die Beziehungen der Dinge erfaßt, das Gesetz der Kausalität erkennt und aus dem Gegenwärtigen nicht nur für das Vergangene, sondern auch für das Zukünftige Schlüsse zieht. Wir finden in dem Thiere kein Vermögen, seine Gedanken zu beobachten und zu ordnen, keines, die Vergangenheit willkürlich in sich hervorzurufen und darüber zu reflektiren. Das Thier hat Gedächtniß, allein das freie Erinnerungsvermögen geht ihm ab. Es fehlt ihm endlich die Fähigkeit, die Dinge mit einander zu vergleichen; vergleichen aber ist die höchste Seelenfunction; denn das Urtheil ist das Ergebniß der einfachen und der Schluß dasjenige der doppelten Vergleichung. Aus der Vergleichung geht der Satz des Widerspruchs hervor. „In dem einfachen Satze: Schwarz ist nicht weiß" — sagt der scharfsinnige Cobridge — „koncentriren sich alle Geisteskräfte, die den Menschen vom Thiere unterscheiden." Nähme man mit gewissen Schriftstellern an, daß das Thier vergleicht, überlegt, schließt: so müßten wir's für ein vernünftiges Wesen erklären, das durch Erfahrung in der Erkenntniß fortzuschreiten vermag, das für seine Handlungen moralisch verantwortlich ist; kurz, daß Mensch und Thier auf gleicher Stufe stehen.

Der Mangel überdies einer artikulirten Sprache, oder des Systems allgemeiner Zeichen macht es dem Thier unmöglich, einen einzigen Vernunftakt auszuführen. Das Medium, Verlangen und Empfindungen mitzutheilen, ist freilich nicht dem Menschen ausschließlich eigen, obgleich er's in weit höherer Vollkommenheit, als die Thiere, besitzt. Jede Gattung der geselligen Thiere hat eine Art Sprache, wie mangelhaft sie auch sein mag. „Wenn wir" sagt der Verfasser der Episoden aus dem Insektenleben, „den geschäftigen Arbeiten eines Ameisenhaufens zusehen, wie sie, einander begegnend, die Köpfe zusammenstecken: so können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß sie sich so etwas, wie „guten Tag" zurufen." Und wenn der Morgen den geflügelten Sängerchor weckt, so scheinen sie einander ihre Freude zu erzählen. Wenn aber auch die Thiere eine Sprache haben, die zum Ausdruck ihrer Empfindungen genügt, so fehlt's ihnen doch an Worten, „diesen Schatten der Seele, diesen lebendigen Tönen." Worte sind Symbole der Gedanken und können als Offenbarung der Menschenseele angesehen werden. Dadurch unterscheidet sich die Menschensprache von der Thiersprache; ohne dieses System allgemeiner Zeichen würde der Vernunftprozeß in's Stocken gerathen.

Es ist wahr, daß wir oft bei den Thieren Manifestationen geistiger Thätigkeit bemerken, die denen der Menschenseele ähnlich sind; nur daß sie nicht von den Thieren selbst ausgehen und ohne ihr Bewußtsein sich kundgeben. „Wenn" sagt Dr. Seid, „die Biene ihre Zelle so geometrisch baut, so ist die Geometrie nicht in der Biene, sondern in dem großen Geometer, der die Biene baute und alle Dinge nach Zahl, Gewicht und Maß schuf." Da nun das Thier von Verstand und Plan, die sich in seinem Instinkt manifestiren, kein Bewußtsein hat: so muß das bewußte Leben des Individuums ganz mit dem Sinnenleben zusammenfallen. Nur die Sinne können dem Thiere eine empirische Kenntniß von der Welt seiner Beobachtung geben. Die Sinne aber können wohl die Thatsachen verzeichnen und berichten, allein zum Verständniß nothwendiger Wahrheiten können sie nimmer gelangen; die Quelle dieser Erkenntniß bleibt die vernünftige Seele, welche die thätige Anlage hat, diese nothwendigen Gesetze und ewigen Wahrheiten aus ihrem eigenen Busen zu schöpfen. Nicht auf die bloßen Erscheinungen, sondern auf ihre wissenschaftliche Erklärung richtet sich hauptsächlich die vernünftige Seele. Sie spürt den ihr von den Sinnen dargebotenen Wirkungen bis zu den erzeugenden Ursachen nach; und wenn sie sich zur Betrachtung völlig übersinnlicher Dinge erhebt, sucht sie die von ihr selber entdeckten Gesetze zu verfolgen, wie sie durch Tausende von Wahrscheinlichkeiten gegangen, um in zahllose Resultate auszulaufen. In Anbetracht dieser Fähigkeit und Richtung der Menschenseele: in der Thatsache das Gesetz, in dem Individuum die Klasse, in der Wirkung die Ursache, in der Erscheinung das allgemeine Prinzip zu erschauen, behauptet Dr. Burnay: Der charakteristische Unterschied zwischen den höchsten Thiergattungen und der niedrigsten Menschenrace ist die Anlage zur Wissenschaft. Ist denn aber nicht das ganze Gebäude menschlichen Wissens auf das einfache Vergleichungsvermögen gegründet? Auf dieses sind zuletzt alle Manifestationen des Menschengeistes zurückzuführen.

Nach einer jüngst aufgestellten Ansicht, ist das Selbstbewußtsein der große Unterschied zwischen Menschen und Thieren; die letzteren nämlich können sich nicht im Bewußtsein von der Außenwelt trennen; und empfinden sie auch Regungen, Impulse, Weh und Lust, so nimmt doch jeder Wechsel des inneren Gefühls die Form des äußeren Wechsels in Raum und Lage an. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sie keine bewußte

Wahrnehmung von den Außendingen haben. Ein Thier ohne dieses Bewußtsein ist uns unbegreiflich; da es ja eine wesentliche Eigenschaft der Thierseele ist, die auch die niedrigste Form des thierischen Lebens von der Pflanzenwelt unterscheidet; denn die Pflanze hat kein Bewußtsein von der Außenwelt, wenn sie ihre Wurzeln streckt, um die angemessene Nahrung aus dem Boden zu fangen; der Polyp aber, der an dem Korallenstock befestigt ist und nur Muskel- und Fühlfäden bewegen kann, merkt die Gegenwart des kleinen Wachkrebses, wirft seinen Lasso aus und fängt die erwünschte Beute. Freilich ist die Welt, die der Polyp weiß, sehr eng, die Welt des Vogels ist weit größer, und von unermeßlichem Umfang ist die Welt, die der Mensch wissend erfaßt, weil seine physischen Organe und seine Geisteskräfte ihn in die mannigfaltigsten und innigsten Beziehungen mit allem Erschaffenen bringen. In jeglicher Blume des Gartens und in jeglichem Thiere des Feldes, in der Luft, wie in dem Meere, auf dem Boden unter seinen Füßen, wie am Sternenhimmel über seinem Haupte liest er eine unendlich reiche Schrift, die der ganzen lebenden Welt neben ihm verborgen bleibt. Für ihn giebt es eine Welt, die bestanden hat, und eine Welt, die bestehen wird. „Der Mensch ist das Maß des Universums," sagt Protagoras. Höher aber noch steigt seine Würde dadurch, daß er die Gedankenwelt in ihm selber umfaßt. „Während ich darüber sinne" — sagt Thomas Browne — „wie ich ein Mikrokosmos bin, finde ich, daß ich mehr bin, als der Makrokosmos." Der Mensch kann sich selber zum Gedankengegenstand machen und die tiefste Einsicht in das Getriebe seiner eigenen Seele gewinnen. Diese innere Wahrnehmung scheint den Thieren durchaus abzugehen. Die Intelligenz und das Absichtliche, welche die Thiere oft bei ihrem Treiben kundgeben, sind nicht Wirkungen ihres eigenen Denkens; sie gehören Ihm, der für sie denkt. Ein selbstbewußtes Leben, das Bewußtsein des Ichs der Persönlichkeit, eignet ausschließlich dem Menschen und ist das Attribut der freien Intelligenz.

Fassen wir nun das Gesagte über die Natur und die Gränzen des Instinkts zusammen:

1) Der Begriff Instinkt ist so abgegränzt, daß er alle automatische Thätigkeiten, betreffend die einfachen Verrichtungen des organischen Lebens, ausschließt.

2) Er schließt alle Operationen des Verlangens und Begehrens aus, da diese nur die unmittelbare Befriedigung zum Zwecke haben.

3) Er besteht vor aller Erfahrung und Unterweisung; mit dem Eintritt in die Erscheinung ist er fertig und keiner Verbesserung, keiner fernern Ausbildung fähig.

4) Seine Gegenstände sind genau bestimmt und beschränkt.

5) Innerhalb seines Kreises erscheint er oft als die höchste Weisheit, darüber hinaus zeigt er sich thöricht und unbehalfen.

6) Ohne Bewußtsein der Zukunft, sorgt er für sie durch die verwickeltesten und mühsamsten Mittel.

7) Er vollbringt ohne Absicht oder Bewußtsein wichtige und zweckmäßige Operationen.

8) Er ist in jeder Gattung dauernd und vererbt sich als Naturgut auf die folgenden Geschlechter.

9) Die wenigen Veränderungen in seiner Thätigkeit entspringen aus der Entwickelung der fortsorgenden Anlagen und aus der blinden Nachahmung.

10) Der Instinkt ist in den Thieren nicht der freie und bewußte Besitz ihrer selber.

11) Die den Operationen der Vernunft im Menschen scheinbar ähnlichen Kundgebungen des Instinkts im Thiere sind demnach wesentlich davon unterschieden.

Das ist ungefähr Alles, was wir zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe beizubringen vermochten. Noch aber ist der Schleier, der dieses Geheimniß bedeckt, nicht vollständig gelüftet; und ob das jemals einem Sterblichen gelingt; ob wir jemals den Faden finden, der uns in dieses innerste Heiligthum der Natur sicher leitet — darüber mag die Zukunft entscheiden.

Frankreich.

Der philosophische Liberalismus der Franzosen.

In dem Moment, wo es den Anschein gewinnt, als sei Napoleon III. gesonnen, die straffen Zügel seines Regiments nachzulassen und den Maulkorb, den er der Presse und der öffentlichen Discussion angelegt, ein wenig zu lockern,* dürften die Ansichten über liberale Politik, welche in Frankreich ein geistig so hochgestellter Mann, wie Charles de Rémusat, in seiner kürzlich herausgekommenen Schrift: „Politique libérale ou fragments pour servir à la défense de la révolution française" veröffentlicht, wohl ein allgemeines Interesse ansprechen. — Den Standpunkt, den er seinem Thema gegenüber einnimmt, bezeichnet er wohl am besten mit den Worten: „Nichts ist bequemer, als sich bei der aufgestellten Behauptung zu beruhigen, daß was gekommen ist, habe ja kommen müssen und nicht anders kommen können. Allein dieser Optimismus der vollendeten Thatsachen verzichtet von vornherein darauf, die Dinge zu beurtheilen, um sie zu erklären und läuft Gefahr, den ganzen Verlauf der menschlichen Angelegenheiten einem Fatum zu unterwerfen. Man vergißt dabei, daß weder Menschen noch Ereignisse gegeben sind, bevor jene gehandelt, bevor diese stattgefunden haben. Vor irgend einer Handlung, irgend einer Verwirklichung ist Alles, Mensch und Ereigniß, noch frei; alles Gewordene ist nothwendig, weil es, nicht bevor es geworden ist."

Der Geschichtschreiber soll also, nach Rémusat, nicht ein bloßer Dolmetscher, sondern ein Richter sein; nicht wie der Gelehrte die Thatsachen aus den Thatsachen erklären, sondern, wie der Moralist, nach einer gesunden Vernunftanschauung beurtheilen, berichtigen. Der Geschichtsschreiber schlechtweg beschränkt sich darauf, die Wirklichkeit zu beobachten; zu erkennen, was die Menschen in den verschiedenen Epochen waren — die Einflüsse, die sie erfahren und geübt — die Rolle, die sie, vom Glück gefördert oder gehindert, auf der Weltbühne gespielt — die Ergebnisse, die daraus hervorgegangen; aufs sorgfältigste meidet er alle Voraussetzungen, mischt niemals seine Ansprüche und Hoffnungen in die genaueste und unpersönlichste Beobachtung dessen, was gewesen ist. Anders der Philosoph: seine Augen sind nicht in die Erde und in Das, was auf ihr vorgeht, so ausschließlich versenkt, um nicht den Blick zu einer höheren Ordnung der Dinge, wie sie von einer erleuchteten Vernunft und einem mächtigen Willen geleitet werden, erheben zu können. Da er das Gute nach seinem Begriffe als den einzigen Maßstab an das Wahre legt, als die einzige Bestimmung unserer Natur aufstellt, so ist er stets nur zu geneigt, der Geschichte, wie sie sich verwirklicht hat, die Geschichte, wie sie sich hätte verwirklichen sollen, unterzuschieben. „Die wirkliche Thatsache," sagt Rémusat, „ist nicht immer die einzig mögliche; das Mögliche ist nicht das Nothwendige; das Nothwendige ist weder das Gute noch das Gerechte, und ohne von den menschlichen Dingen viel zu erwarten, verlangen wir von denselben stets mehr, als sie geben. Wir erweisen der individuellen Freiheit die Ehre, sie stets um mehr anzusprechen, als sie jemals gewährt hat.

„Die Folgerung des Philosophen ist unbezweifelt der Moral entsprechender, als die des Historikers; ist sie aber nützlicher, ist sie wahrer? Das Gute, das dem Menschen gegeben ist, zu verwirklichen, ist niemals unbedingt vollkommen, und wie ehrenvoll es auch für Jemand sei, mehr zu fordern, als er thut, ist es nicht gefährlich, von einem Individuum oder einem Volke mehr zu fordern, als es thun kann? Alles ist möglich, sagt Ihr; nun, warum ist das Gleichmögliche nicht gleichwirklich geworden? Warum hat gerade diese Ursache alle anderen verdrängt? Warum hat diese Persönlichkeit gerade diesen Charakter? Warum sind diese Ereignisse gerade so, wie sie sind, eingetreten? Ihr seid auf die einzige Antwort angewiesen, daß sie das Geheimniß des menschlichen, freien Wollens oder der Vorsehung, die in ihrer Thätigkeit ebenso unergründlich ist, wie das, was wir Glück nennen. Ihr räumt ein, daß die Vernunft, um die Aufgabe der moralischen Welt und des gesellschaftlichen Lebens zu lösen, der Mithülfe der Erfahrung bedarf und daß ohne diese das Räthsel ein unauflösliches bliebe. „Sprich, damit ich Dich kennen lerne," sagt ein altes, persisches Wort. Das gilt aber nicht von dem gesprochenen Worte allein, sondern von allen Ausdrucksformen, wodurch sich die innere Idee des Menschen kundgiebt. Lernen wir ja uns selber nur dadurch

---

* Freilich giebt das neulich Rundschreiben Persigny's an die Präfekten keine zuverlässige Bürgschaft für die Befreiung der gefesselten Journalistik. Der Vergleich mit der englischen Presse hinkt auf beiden Füßen. In England sind die noch in Kraft bestehenden, jetzt selten zur Anwendung kommenden Preßgesetze allerdings drakonisch streng; aber es sind Gesetze: der Publizist weiß, wie weit er gehen darf und was er bei der Abweichung von der scharf gezogenen Richtschnur, die jeden verderblichen Einfluß ausschließt, zu gewärtigen hat. Die „discrétionnaire Gewalt" des französischen Ministers aber ist, trotz der gefälligen Form, unter der sie auftritt, nichts als Willkür. Denn wer will dem Schriftsteller für die Exekution des unverantwortlichen Kreaturen gutsagen? Man wird übrigens hier an das eben so treffende, wie geistvolle Wort Benjamin Constant's erinnert: A quoi bon la liberté de la presse, si l'on tient pour ennemi du gouvernement quiconque dit la vérité? N'aurait-on donné des ailes à la pensée que pour la tirer au vol? D. Red.

kennen, daß wir fortgesetzt zusehen, wenn sich unser Denken, unser Wollen bestimmt; und wir möchten a priori erkennen, was und wie ein Volk sein soll?"

Rémusat sagt ferner: „Selbst das Wahrscheinliche ist noch weit davon entfernt, das Nothwendige zu sein. Es war freilich Tausend gegen Eins zu wetten, daß Karl IX. und Heinrich III. so handeln würden, wie sie gehandelt haben: sie mußten aber nicht schlechterdings so sein, wie sie waren, da es ja einen L'Hôpital und einen Heinrich IV. in der Welt gab." — Ein feiner Menschenbeobachter bemerkt sehr sinnreich: „Aller Verstand in der Welt ist dem Dummkopf unnütz." Dasselbe läßt sich auf die Tugend anwenden: Was frommte alles Verdienst des rechtschaffensten Kanzlers und des edelsten Königs einem Heinrich III. und einem Karl IX.? Ein Jahrhundert ist nicht wie eine Erdschicht, die nur gewisse Pflanzen, hier gesunde Kräuter, dort Giftschwämme erzeugt. Wenn aus dem Schoße derselben Familie die entgegengesetztesten Charaktere hervorgehen, ist es da zu verwundern, daß wir in einer Stadt, in einem Volke dieselben Gegensätze antreffen? Aller Zeiten und aller Orten kann die Natur Gute und Böse, Tüchtige und Untaugliche hervorbringen; aber sie kann ebenso wenig ein Einzelwesen anders machen, als es ist, wie sie ein Volk verwandeln kann, dem sie einen bestimmten Charakter aufgeprägt hat.

Es ist demnach scharf zu unterscheiden zwischen dem Möglichen im Begriff und dem Möglichen in der Wirklichkeit. Das Erstere kann logisch zugelassen werden, sobald es keinen Widerspruch in sich selber enthält, und kann dennoch mit der Verwirklichung unverträglich sein, aus Gründen, die wir anfangs nicht kennen und die uns erst der Ausgang bekannt macht. Ueber das Letztere dagegen kann unsere Vernunft zum Voraus ihre volle Mißbilligung, ja, selbst nachdem es wirklich geworden, ihr Verdammungsurtheil fällen; nichtsdestoweniger wird es von einer erfahrungsmäßigen, nicht idealen, von einer lebendigen, nicht logischen Nothwendigkeit in das Dasein eingeführt. Und diesen Unterschied macht Rémusat selbst. Denn, nachdem er ein Regierungssystem aufgestellt hat, das er, weil die klar bestimmten Elemente desselben nichts Widersprechendes darbieten, für möglich hält, fügt er hinzu: „Leider ist das Mögliche nicht das Wirkliche und sagt man, daß eine Regierung unter gegebenen Bedingungen bestehen könne, so hat man damit nicht gesagt, daß sie nothwendig bestehe, noch daß sie leicht zu verwirklichen sei."

Weil aber uns die Ausführung Schwierigkeiten in den Weg legt, dürfen wir uns abschrecken lassen, an ein Werk Hand anzulegen, das wir für gut halten? Mit nichten. Nicht vor dem Schwierigen, sondern nur vor dem Unmöglichen mag unser Hoffen, unser Streben stillstehen. Und darum müssen wir zuvörderst klar unterscheiden lernen, ob das Ziel, auf das wir zusteuern, ein nebelhaft phantastisches oder ein erreichbares sei, müssen wir das Maß der Verbesserungen, deren ein gegebenes Volk fähig ist, richtig schätzen lernen. Wo können wir aber das besser lernen, als in der Schule der Geschichte? Sie beweist uns auf's bündigste, daß das Sittenleben der Völker so wenig, wie die Natur, einen Sprung mache. Und das Studium der französischen Revolution liefert uns den sichersten Beleg für diese Wahrheit. Die Krisis, die Frankreich damals durchgemacht, schien den vollständigsten Bruch mit der Vergangenheit herbeigeführt und eine ewige Kluft zwischen dem alten und neuen Regime gehöhlt zu haben. Lassen wir jedoch das Getöse, das uns eine Weile betäubt hat, sich beruhigen, und wir sehen, daß die Dinge ihren natürlichen und nothwendigen Lauf verfolgt haben und daß Frankreichs gegenwärtige politische Situation nur aus seinem ganzen Nationalleben der früheren Zeit hervorgegangen sei. — Das räumt auch Rémusat fast wider Willen ein, und doch möchte er glauben, daß die Revolution sich hätte anders machen und früher zu ihren letzten Resultaten auslaufen können. Allein seine Vernunft sieht sich genöthigt, vor der Evidenz der Thatsachen die Segel zu streichen; und wenn er einerseits im Namen einer hochherzigen Theorie betheuert, daß es den Menschen frei stand, es besser zu machen, so muß er andererseits stets hinzufügen, daß, wie die Menschen eben waren, es sich als unmöglich erwies. Hören wir ihn selbst:

„Frankreich hätte der Revolution zuvorkommen müssen, um ihr eine bessere Richtung zu geben; allein schon ein flüchtig prüfender Blick über den allgemeinen Zustand Frankreichs in seinen Institutionen, Gewalten, Charakteren, Meinungen giebt die Ueberzeugung, daß diese lautere Weisheit geringe Chancen hatte und daß die Revolution durchaus revolutionär verlaufen mußte. Schließen wir aber daraus nicht, daß sie unausweichlich verurtheilt war, gewisse Thorheiten und Frevel zu begehen. Ich zweifle vielmehr keineswegs, daß die schauderhaftesten Blätter unserer Geschichte immerhin ungeschrieben hätten bleiben können. Keine menschliche Handlung ist vom Verhängniß bestimmt. Allein in dem Zustande der Menschen und der Dinge lag es, daß die Reform, anstatt besonnen und fortschreitend, sähling's und überstürzend — anstatt stufenweise, radikal — anstatt durch ein Regiment gezügelt, durch die losgebundenen Massen verworren in's Leben trat. Um die Revolution zu bewirken und zu lenken, hätte es eines anderen Königthums, eines anderen ancien régime, mit anderen Worten, weniger Ursachen zur Revolution selber bedurft."*

Auf die Revolution, die Rémusat nicht lobt, sondern aus Gründen, die von dem Zustande der Menschen und Dinge hergenommen sind, vertheidigt, müßte er dasselbe anwenden, was er späterhin von der Restauration behauptet: „Man wäre ungerecht, nicht anzuerkennen, daß sie nothwendig war; in der Reihe der möglichen Dinge war sie unter den Uebeln das geringste." So wie sie war, obgleich oft blind und rasend, obgleich aus der Bahn und über ihr Ziel hinaus fortgerissen, zeigte sich die Revolution, Alles in Allem genommen, als die mindest übele, ja als die beste oder vielmehr einzige Form, unter welcher Frankreich seine Thätigkeit, sein politisches Leben entwickeln konnte. Alles, was man außerhalb dem Gebiete des Gewordenen sich vorstellt, ist in der Ordnung der realen Dinge nichts als Täuschung und Blendwerk.

„Seitdem es eine Philosophie der Geschichte giebt," sagt Rémusat, „ist man gewohnt, diejenige Regierungsform als die beste anzusehen, die aus der Situation und dem Alter der Gesellschaft, auf die sie angewandt wird, hervorgeht. Gegen diese Art die Frage zu lösen, habe ich nur den Einwurf, daß sie dieselbe gerade nicht sehr vereinfacht; denn der Zustand eines Volkes sei welcher er wolle, immer lassen sich mehrere Weisen, es zu regieren, denken. Die Untersuchung einer Epoche macht uns stets die Möglichkeit klar; da es aber stets mehrere mögliche Dinge giebt, so hat man unter den möglichen Regierungen zu wählen, und die Wahl der besseren giebt dann der zu lösenden Frage eine neue Gestalt." In Bezug auf die Revolution indeß widerspricht Dem, wie wir mit Rémusat gesehen haben, die Erfahrung; und in der Ordnung der menschlichen, wie der natürlichen Dinge ist, wie Aristoteles sagt, die Thatsache auch ein Prinzip, oder vielmehr das einzige Axiom, worauf der Verstand seine Operationen stützen muß.

Freilich könnte Rémusat antworten, wie er's wirklich thut: er habe bei der Stellung der Frage nach der besten Regierungsform „nicht den leisesten Anspruch, die Thatsachen zu beeinflussen oder irgend welche Veränderung hervorzurufen; er will nur sein Gemüth beschwichtigen und seiner Vernunft genügen." Auf den Höhen der Speculation kann er seine Zeit und sein Land aus dem Gesicht verlieren, kann sich nach Belieben ein glückseliges Reich schaffen, das nicht von dieser Welt ist, aber es vor Allem zu sein verdiente. So lange er in der Theorie verbleibt, bleibt ihm auch das Recht unbestritten, sich selber und Anderen das unterhaltende Spiel einer solchen Schöpfung zu machen. Kann er sich's aber verwehren, an die Praxis zu denken und, wie Pygmalion, zu wünschen, daß das schöne Gebilde Seele und Leben annehme? Gewiß nicht; nur ist die Frage, wie soll das Wunder bewerkstelligt werden? Sollen die Wahrheit und der Wille irgend eines Heros diesen Sieg erringen, oder soll es das Schicksal, ein Glücksfall herbeiführen? Der Verfasser antwortet: „Wir leben in einer revolutionären Epoche, einer flatternden Zeit; auf der Alles Welle ist, Nichts beständig; man muß für die Tage jäher Stürme eine starke Lehre bei der Hand haben; ehe wir's uns versehen, kann das Seiende zu sein aufhören und das Nichtseiende in's Dasein treten." Das heißt, er rechnet ebenso sehr, um nicht zu sagen mehr, auf das Glück, wie auf den Willen der Menschen. Leider aber kann, was durch Ueberraschung entsteht, durch eine andere Ueberraschung wieder vergehen. Was den Gewohnheiten, Bedürfnissen, Wünschen eines Volkes nicht entspricht, kann bei diesem Volke auf längere oder kürzere Zeit nur eine täuschende Existenz haben. Eine Wohlfahrt, eine Tugend, die es nicht faßt, nicht zu würdigen im Stande ist, ist nicht für es; die Freiheit selbst, die man ihm oktroyirte, würfe es als eine schwere Bürde ab. Allein der Mißerfolg eines Experimentes beweist nichts gegen die Ursache, die ihren Sieg nicht durchführen konnte. Das Vollkommene ist ebenso wenig von dieser Welt, wie das sogenannte Gottesreich.

Rémusat scheint die beiden Politiken, die Politik, die sich die Völker machen oder welche der Zufall für sie macht, und die Politik der Weisen und Philosophen, nicht streng genug aus einander zu halten. Die philo-

* „Der Wunsch, das Bestehende zu verbessern," sagt Heinrich v. Sybel in seiner Geschichte der Revolutionszeit, „der bei gesunden Nationen sich erst bei äußerstem Mißlingen in den Drang der Zerstörung umsetzt, war hier von Anfang an hoffnungslos. Die Einen drückten sich milder, die Anderen derber aus; die Einen hofften auf friedliche Mittel, die Anderen auf gewaltthätige Revolution; die Einen studirten einzelne Seiten, die Anderen den gesammten Bau des Staatslebens: so weit sich aber die Betrachtung erstreckte, so weit stand auch die Ueberzeugung von der gänzlichen Untauglichkeit des Alten fest."

sophische Politik ist allerdings schöner, in einem gewissen Sinne auch wahrer; allein zu edel, zu stolz, um sich der Mittel zu bedienen, durch welche die Menge sich fassen, sich leiten läßt, um Zugeständnisse in den Prinzipien zu machen, damit sie sich die thatsächliche Herrschaft sichere, verliert sie leicht das Heft aus den Händen und behält weiter nichts, als das Bewußtsein ihrer moralischen Ueberlegenheit. Montaigne (in seinen Essais 2, 1) sagt: „Zum Gebrauch für's Leben und zum Staatsdienst kann die übertriebene Reinheit und Schärfe des Geistes oft schaden; die durchdringende Klarheit ist zu überschwänglich und zu spitz; man muß dem Geist Gewichte anhängen, ihn abstumpfen, um ihn für das Vorhandene und die Praxis gefügiger zu machen, ihn verdicken und verdunkeln, um ihn diesem nebelhaften und irdisch trüben Leben anzupassen. Daher sind die gewöhnlichen, minder abstrakten Köpfe oft geeigneter und glücklicher in der Führung der Geschäfte, während die erhabenen und edlen Gedanken der Philosophie sich bei der praktischen Anwendung als untauglich erweisen."

Alle Einwürfe der Kritik gegen Rémusat lassen sich indeß in der einzigen Bemerkung zusammenfassen, daß auf der Firste des Ideals, wohin ihn der geflügelte Gedanke gehoben, die Bewegung der Dinge hienieden seinem Blicke entschwunden ist. Allein, wenn seine absolute Regel auf ihre anscheinende Regellosigkeit, ihre relative Verwollkommnungsfähigkeit schlecht anwendbar ist: hüten wir uns, ohne Weiteres darüber mitleidig zu lächeln und damit die Niedrigkeit unseres Standpunktes zu verrathen. Die Philosophie hat stets das Recht, denen, die über den Thatsachen die Prinzipien vergessen, zuzurufen: Ihr macht Politik für Einen Tag; ich, über den Prinzipien die Thatsachen vergessend, mache Politik für die Ewigkeit. — Und wir brauchen dem deutschen Leser wohl kaum das ewige Wort unseres ewigen Schiller, das er seinem eingeborenen Sohn Posa in den Mund legt, in Erinnerung zu bringen:

„Sagen Sie
Ihm, daß er — — — —
Nicht öffnen soll dem tödtenden Insekte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Göttersblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert."

Griechenland.

Ellissen's neugriechische Analekten.*

Zu den von 1855 bis 1857 in drei Theilen erschienenen „Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur, herausgegeben von Dr. A. Ellissen," ist kürzlich ein vierter Theil gekommen. Er enthält im Wesentlichen mehrere altgriechisch geschriebene Schriften aus der byzantinischen Zeit, die den Freunden des griechischen Mittelalters willkommen sein werden, wennschon sie hier nicht zum ersten Male in Druck erscheinen. Zunächst sind es zwei Hadesfahrten, die vollständigsten, die auf uns gekommen, und zwei Denkschriften des bekannten platonischen Philosophen des fünfzehnten Jahrhunderts, Gemistus Plethon, aus dem Jahre 1415, welche an den Kaiser Manuel II. Paläologos gerichtet sind und Vorschläge zu einer sozialen und politischen Wiedergeburt des Peloponnes enthalten. Der Herausgeber hat den Originalen auch eine deutsche Uebersetzung hinzugefügt und zugleich in ausführlichen Einleitungen zu den einzelnen Schriften über deren Verfasser, Entstehungszeit, Inhalt, Zweck und Geist, sowie über ihren literarischen und sprachlichen, ihren geschichtlichen und kulturhistorischen Werth gesprochen. Der Herausgeber verdient dafür den Dank aller Freunde des griechischen Mittelalters. Die vielfachen Aufschlüsse, welche die Schriften in diesem Betrachte enthalten, sind um so werthvoller, je mehr dieselben zur Aufhellung der byzantinischen Zeit beitragen. Vorzüglich gilt dies von den beiden Denkschriften des Plethon, namentlich deshalb, weil sie von einer Darstellung der damaligen Zustände des Peloponnes ausgehen, der fast allein noch der freien und unverkümmerten Regierung des Kaisers von Byzanz verblieben war. Mit Recht erinnert der Herausgeber an die von genauer Einsicht in die Zustände des Volkes und Landes, so wie von richtigem staatsmännischen Blicke zeugenden Vorschläge, welche im Jahre 1833 Friedrich Thiersch in seinem Buche: „De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration" auseinandergesetzt hatte. Waren diese Vorschläge des deutschen Philhellenen zur Verbesserung des Landes und zur weiteren Entwickelung seiner Zustände im griechischen Sinne, wenigstens theilweise, vollkommen begründet, und verdienten sie daher zum Nutzen des Landes und im Interesse seiner Zukunft die nöthige Beachtung, die sie jedoch gleichwohl aus engherzigen Rücksichten auf gewisse Interessen der abendländischen Civilisation von Seite der baierischen Regentschaft nicht fanden, so traten im funfzehnten Jahrhundert zunächst die Zustände des byzantinischen Reichs selbst der Verwirklichung der Ideen und Vorschläge des platonischen Idealisten entgegen. Gleichwohl stellen sich diese Plethon'schen Denkschriften als eine der eigenthümlichsten und merkwürdigsten Urkunden über die geistige Verschmelzung Alt- und Neugriechenlands dar, und um so mehr entspricht demnach die Veröffentlichung derselben dem Zwecke der „Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur," sofern es dabei dem Herausgeber insbesondere auch darum zu thun war, „den ununterbrochenen geistigen Zusammenhang des neugriechischen Volks mit den Griechen des Alterthums in etwas mannigfacherer Erscheinung vor Augen zu führen, als ihn die voluminösen Werke der byzantinischen Historiker und Kirchenschriftsteller darlegen, in welchen man insgemein die vornehmsten, wenn nicht die einzigen Repräsentanten der mittelgriechischen Literatur zu erblicken pflegt."

Eine merkwürdige Stelle in der ersten jener beiden Denkschriften ist das Kapitel über das Mönchswesen, dieses aus dem Christenthume hervorgegangene und besonders auch in der morgenländischen Kirche für heilig und unantastbar angesehene Institut, das der Verfasser in Hinblick auf seine übermäßige Ausdehnung und seine unverschämten Prätensionen ziemlich deutlich als eine „verderbliche Schmarotzerpflanze im Staate" bezeichnet, indem er die auf Staatskosten sich mästenden Müßiggänger geradezu als „Drohnen" charakterisirt. Dr. Ellissen hat nicht unrecht, wenn er der Meinung ist, daß an der gänzlichen Erfolglosigkeit der Vorschläge Plethon's der Freimuth desselben nicht ohne Schuld sei, mit dem er sich über diejenigen offen aussprach, „in deren Händen es zunächst lag, seine Schriften bei der Mit- und Nachwelt um allen Werth und alle Geltung zu bringen."

Böhmen.

Tschechische und deutsche Nationalität.

Die durch die Zeitungen gehende Nachricht, daß sich im Böhmerlande Tschechen und Deutsche zu einem einigen Volke von Brüdern verbunden haben, können wir nur mit Freuden begrüßen. Es kömmt uns Deutschen im übrigen Deutschland nicht im Entferntesten in den Sinn, den neben und unter uns wohnenden Bruchtheilen fremder Nationalitäten ihr ebenbürtiges Recht auf Wahrung ihrer Muttersprache und ihrer nationalen Eigenthümlichkeit verkümmern zu wollen. Wir gönnen ihnen vielmehr die Wahrung dieses Rechtes, weil wir es für einen Vorzug unserer eigenen Nationalität und Gesittung ansehen, das Fremde parteilos würdigen zu können und zur vollen Anerkennung gelangen zu lassen, sofern es einen sittlichen Anspruch darauf hat. Deshalb wird auch das Programm des neuen Tschechenthums, das sich nicht dem Deutschthum gegenüber, sondern neben dasselbe stellt, auf Theilnahme in Deutschland zählen können. Wir theilen daraus Einiges nach der in Prag erscheinenden „Bohemia" mit.

Das Hauptgewicht bei Feststellung des Verhältnisses zum österreichischen Gesammtstaate wird auf das historische Recht Böhmens gelegt. „Die Rechte der böhmischen Krone, gegenüber dem ehemaligen deutschen Reich und in neuerer Zeit dem deutschen Bundesstaate, beruhen auf alten internationalen Verträgen und auf den von vielen Königen eidlich bestätigten Grundrechten der böhmischen Krone; sie können daher nicht geändert, diese Krone nicht ihrer Souverainetät beraubt werden, ohne daß das Volk auf einem allen böhmischen Kronländern gemeinsamen Landtag seine Einwilligung dazu ertheilt." Nichts will indessen das Programm davon wissen, daß dieser Landtag nach althistorischer, ständischer Gliederung, die in jetziger Zeit ihre Bedeutung verloren habe, zusammengesetzt werde. „Gleiche Lasten, gleiche Rechte," heißt es darin; „Wir wollen," sagt das Progeamm ferner, „den Adel keineswegs seiner Titel und Ehrenrechte berauben, aber politische Privilegien auf Grundlage der bloßen Geburt können wir ihm niemals anerkennen. Will der Adel seine Thätigkeit der Verherrlichung der Nation und der Pflege der gemeinsamen politischen Interessen weihen, dann wollen wir ihn als Erstgeborenen der Nation anerkennen und uns seiner Führung, bei welcher er uns in politischer Klugheit und aufopferndem Patriotismus vorangeht, mit freudiger Bereitwilligkeit anvertrauen."

Den Israeliten gesteht das Programm, in der Voraussetzung, daß

* Leipzig, O. Wigand, 1860.

sie auch selbst sich nicht mehr als Fremde im Lande betrachten werden, vollständige bürgerliche Freiheit und Gleichberechtigung zu. Etwas unverständlich ist ein Passus, worin es heißt, daß die Tschechen unmöglich auch diejenigen Israeliten achten können, „welche unserem Volke nicht das geringste Mitgefühl äußern." Soll es etwa den Israeliten Böhmens nicht frei stehen, sich in ihrem Bildungsgange mehr der mit diesem historisch zusammenhängenden deutschen, weniger aber der tschechischen Nationalität zuzuwenden? Es versteht sich von selbst, daß, ebenso wie die Deutschen Böhmens, auch die Israeliten dort die Tschechen als ihre Landesbrüder achten und ehren; doch der Vorliebe der Juden für deutsche Sprache, deutsche Sitten und deutsche Wissenschaft wird ebenso wenig in Böhmen, als in Ungarn entgegengetreten werden dürfen, ohne daß sich Tschechen und Magyaren der nationalen Intoleranz schuldig machen.

Was speziell die Nationalitäten-Frage betrifft, so spricht sich das tschechische Programm folgendermaßen darüber aus: „Wir verlangen für unsere Nationalität im gesammten öffentlichen Leben jene Ehre und Achtung, welche ihr, als einer geschichtlichen Nationalität, als der Nationalität der Mehrheit in unserm Lande, gebührt.... Mit einer bloßen, abstrakten Anerkennung des Prinzipes der nationalen Gleichberechtigung wollen wir uns keineswegs begnügen. Wir verlangen vielmehr dessen gründliche Durchführung im gesammten öffentlichen Leben, in Schulen und Aemtern ohne Unterschied, und werden nicht zulassen, daß uns davon etwas, unter welchem Vorwand immer, entzogen werde. Unsere Aemter und Schulen müssen in tschechischen Gegenden ganz ebenso tschechisch, wie in deutschen Gegenden deutsch sein. Dabei ist es unser Wunsch, die Schulen unseres Landes so eingerichtet zu sehen, daß jedem Gebildeten Gelegenheit gegeben werde, auch die zweite Landessprache zu erlernen; denn dies bedingt die Erhaltung der Eintracht und der gegenseitigen, werkthätigen Förderung der Bewohner unseres schönen Heimatlandes und unser nicht blos materielles, d. h. sprachliches, sondern auch unser moralisches Einverständniß, das auf gegenseitigen Sympathien und gemeinsamer Vaterlandsliebe ruht. Schwierig wird allerdings der Uebergang aus dem bisherigen zu neuen Verhältnissen sein, der, wie wir aufrichtig wünschen, ohne Verletzung der einen, aber der andern Nationalität unseres Landes vor sich gehen möge. Dazu ist vor Allem erforderlich, daß wir vom Geiste der Liebe und Versöhnlichkeit geleitet werden; daß die Slaven, wo es das Gedeihen des öffentlichen Wohles erheischt, ihren deutschen Landsleuten billige Zugeständnisse machen, soweit dies ohne Beeinträchtigung des Prinzipes geschehen kann, und daß dagegen die Deutschen nicht stets Uebergriffe da erblicken, wo die Tschechen auch praktisch ihr Recht beanspruchen, oder wenn sie eine Reform der verschiedenen Anstalten verlangen, welche der germanisirende Absolutismus zum Nachtheil ihrer Nationalität in's Leben rief. Sa und nur so können wir die Eintracht in unserem Lande erhalten, das ebenso den Deutschen, wie uns selbst, seit Jahrhunderten eine theure Heimat ist, in welcher wir Freuden und Leiden mit einander theilten und in dem Namen Böhmen uns zusammenfanden. Mit Gottes Hülfe wird die Zukunft um so erfreulicher sein, wenn die Eintracht unter den verschiedenen Bewohnern Böhmens nicht mehr getrübt wird."

Interessant ist auch noch eine Stelle des Programmes, die sich über das Verhältniß der Tschechen zu den übrigen Slaven und insbesondere zu den Mähren ausspricht. Die Idee des Panslavismus, die im Jahre 1848, wo der slavische Kongreß in Prag tagte, auch unter den Tschechen gespukt hat, wird vollständig desavouirt. Die Literatur und die Bildung der Tschechen wird als die unter den Slaven am meisten vorgerückte bezeichnet. „Die geschichtlichen, die Kultur- und die Religions-Verhältnisse der Tschechen sind von denen der übrigen slavischen Stämme sehr abweichend, und deshalb sind auch die politischen ebenso, wie die sozialen und Kultur-Bedürfnisse der Tschechen sehr verschieden von denen der meisten anderen Slaven-Stämme." Gleichwohl wird den wechselseitigen Beziehungen im Kultur- und Literatur-Leben der Slaven das Wort geredet; „denn," sagt das Programm, „wir wissen, daß, gleichwie wir die anderen Slaven-Stämme lieben, wir auch bei ihnen, namentlich unter unseren geliebtesten Nachbarn, den Südslaven, aufrichtige Sympathien finden, und daß in diesem Gemeingefühl des großen Slaventhums die festeste Zuversicht unseres endlichen Sieges beruht, wenn etwa die Vorsehung unsere Nation mit einem Kampfe in der Zukunft heimsuchen sollte."

Die Mähren werden als das Alter ego der Tschechen und eine innige Verbindung mit ihnen wird als wünschenswerth bezeichnet, „aber," so heißt es dann, „der erste Schritt hierzu muß von Seiten der Mähren selbst gethan werden, damit auf die Tschechen auch nicht der entfernteste Verdacht falle, daß sie sich irgend welchen Vorrang anmaßten."

Wir wünschen von Herzen, daß sich die einträchtigen Bestrebungen der Tschechen und der Deutschen von Böhmen eines nachhaltigen Erfolges für die Ausbreitung von Kultur, Recht und Freiheit zu erfreuen haben mögen.

Mannigfaltiges.

— Bunsen in England. Bunsen's Ableben hat natürlich auch in England, wo der verstorbene Gelehrte eine Reihe von Jahren preußischer Gesandter und mit dessen Staats- und Wissenschafts-Männern er in der mannigfachsten Berührung war, die lebhafteste Theilnahme erregt. Fast alle englischen Blätter haben dem Verfasser des bekanntlich zuerst in englischer Sprache erschienenen „Hippolytus" Nekrologe gewidmet. Ueber seine Freundschaft mit dem berühmten englischen Philologen Thomas Arnold, Rektor von Rugby-College, sagt die Literary Gazette: „Im Jahre 1827 machte Bunsen in Rom die Bekanntschaft Arnold's, die bald zur innigsten Freundschaft reifte, und wiewohl beide Männer erst nach einer Reihe von Jahren (Bunsen ward 1841 zum Gesandten in Rom ernannt) sich wiedersahen, so bilden doch die Briefe, die sie in der Zwischenzeit mit einander wechselten, ein ununterbrochenes Band gegenseitiger Anfmunterung, Sympathie und Zuneigung. Arnold fand bei Bunsen ein williges Ohr für seine freigeistigen Auffassungen des Christenthums und ging dagegen auch, wiewohl mit englischer Verstandesklarheit, auf die etwas mystischen Ansichten seines deutschen Freundes ein. Sicher ist, daß wir es dem Einflusse Bunsen's zu verdanken haben, daß Arnold, der früher Niebuhr's „Römische Geschichte" übersetzt hatte, nachmals selbst eine Geschichte Rom's schrieb. In der Literatur steht eine solche Liebe David's und Jonathan's vielleicht einzig da." Abgeschmackt ist die Bemerkung des englischen Blattes, daß Bunsen in gewissen englischen Hofkreisen wegen seiner plebejischen Abkunft auf Antipathieen gestoßen sei. Bekanntlich war Bunsen durch seine Frau mit den ersten englischen Familien (z. B. mit der des Herzogs von Sutherland) verwandt, und gerade in England kömmt es oft vor, daß die Söhne von Baumwollenspinnern und Privatlehrern (Peel und Brougham) die einflußreichsten Männer im Staate und in der Gesellschaft werden. „Im Privatleben," so schließt der Artikel der Literary Gazette, „war Bunsen ein vollkommener Gentleman, liebenswürdig und mild vermittelnd, ein Gönner der Kunst und Literatur, und zu allen Zeiten bereit, das Gute zu fördern. Literarische und theologisch-philosophische Studien waren seine Leidenschaft, trotzen aber seiner Menschenfreundlichkeit niemals hindernd entgegen. Einige seiner Pläne haben kein Glück gehabt, wie z. B. das Canto-Meta-Geschäft eines preußisch-englischen Bisthums in Jerusalem, und viele seiner Ideen werden sich wohl nie verwirklichen. Aber nur das engherzigste und kleingeistigste Urtheil wird ihm die Anerkennung seiner Wahrheitsliebe und Uneigennützigkeit versagen können. Seine Familie hat sich zum großen Theil in England angesiedelt. Sein ältester Sohn, der anglikanische Geistliche, Henry de Bunsen, bekleidet die Pfarrerstelle zu Lilleshall in Staffordshire und ist zugleich Kaplan des Bischofs von Manchester. Ein zweiter Sohn Bunsen's, bei der preußischen Gesandtschaft attachirt, ist mit einer Tochter des bekannten reichen Quäkers und Bankers, Samuel Gurney, vermählt."

— Preußische Expedition in Japan. Ueber die Ankunft, den Aufenthalt und den Empfang der preußischen Gesandtschaft in Jeddo hat die offiziöse „Preußische Zeitung" eine Reihe von gut geschriebenen Berichten aus der Feder des Herrn v. Brandt gebracht, während Herr W. Heine jetzt gleichzeitig die „Kölnische Zeitung" und die „Allgemeine Zeitung" mit Reiseberichten der Expedition versorgt. Die Japoner sehen, wie es scheint, mit wachsendem Mißtrauen auf die Besuche, welche ihnen die christliche Welt abstattet, von welcher sie nunmehr wieder eine neue Nation kennen gelernt, deren Dasein ihnen bisher völlig unbekannt war. Nicht mit Unrecht fürchten sie, daß es ihnen über kurz oder lang wie den Chinesen ergehen möchte. Heutzutage ist es ihnen noch vergönnt, Bedingungen an die Zulassung der Fremden zu knüpfen; im nächsten Jahre vielleicht werden ihnen von den Fremden die Bedingungen diktirt werden, unter denen sie den Japanern die Herrschaft in ihrem eigenen Lande lassen wollen. Herr Heine schreibt: „Vor der Hand ist es noch immer äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich, sich genauere Kenntniß des Staats- und Familienlebens der Japaner, sowie der inneren Verhältnisse des Landes zu verschaffen. Ich glaube, daß der alte Kämpfer vor zweihundert Jahren ebenso wohl über diese Gegenstände unterrichtet war, als heute die fremden Gesandten, die seit einigen Jahren in Jeddo residiren. Zu jener Zeit war der Verkehr der Fremden größeren Beschränkungen unterworfen, als jetzt; die Gelegenheiten, etwas vom Lande zu sehen, waren selten, und kamen sie, so erlaubte eine eifersüchtige Ueberwachung nach vielen

Seiten nur einen Blick aus der Ferne; heute bewegt man sich mit größerer Freiheit, und so weit eigene Anschauung geht, kann man sich einen ziemlich ausgedehnten Begriff von der physischen Natur des Landes und seiner Bewohner machen. Hiermit hat es aber auch ein Ende. Zu Kämpfer's und Thunberg's Zeiten gelang es manchmal, das Vertrauen einzelner Personen zu gewinnen, welche von den Fremden Kenntnisse zu erwerben wünschten, die sonst außer ihrem Bereich gelegen haben würden, und diese tauschten dieselben dann gegen Nachrichten über das Land ein; jetzt ist es den Japanern ein Leichtes, sich jedes Buch, das sie wünschen, zu verschaffen, jeden praktischen Unterricht, dessen sie zu bedürfen glauben, zu erlangen. Dazu scheint noch bei ihnen eine Ahnung gekommen zu sein, daß mit den Fremden zu irgend einer künftigen Periode ein feindlicher Zusammenstoß erfolgen werde, und waren sie früher aus Gehorsam gegen das Gesetz verschlossen, so sachen sie jetzt, getrieben von einem Gefühl der Selbstvertheidigung, die Ausländer über die inneren Verhältnisse im Dunkeln zu lassen, oder gar absichtlich irre zu führen. Wer klar zu sehen versteht, mag sich auf seine eigenen Augen verlassen, alles Uebrige kann nur mit der größten Vorsicht aufgenommen werden; Schlüsse und Folgerungen aus dem Gehörten zu ziehen, wird stets viele Irrthümer zur Folge haben. Die reichsten, positivsten Resultate ihrer Forschungen werden bei dieser Expedition wahrscheinlich die Herren Fachgelehrten erzielen; es ist bisher noch selten Jemandem so, wie ihnen, das Glück zu Theil geworden, ungestört und unbeschränkt Beobachtungen anstellen zu können, und die gelehrten Mitglieder der Expedition werden sicher eine solche Gelegenheit wohl benutzen."

— Graf Joseph de Maistre als Vorläufer Garibaldi's. Graf Joseph de Maistre, einer der eifrigsten Anhänger des Papstes, dessen Schriften in der katholischen Welt unbedingte Geltung haben, wird jetzt als ein Vorläufer und Vertheidiger der sardinischen Eroberungs-Politik erkannt. Welch ein Triumph für Victor Emmanuel, und wie werden fortan die Aussprüche und Rathschläge des frommen Grafen in Italien applaudirt werden, wo man bisher so wenig von ihm wissen wollte!

Joseph de Maistre war bekanntlich als Gesandter Sardiniens eine lange Reihe von Jahren in St. Petersburg; seine diplomatische Korrespondenz aus jener Zeit ist soeben in Paris veröffentlicht durch Albert Blanc, denselben, der vor zwei Jahren bereits Korrespondenzen und Bemerkungen über de Maistre herausgab. Es sind meistens Briefe an den König von Sardinien, Großvater des jetzigen, der von Napoleon I. hart bedrängt war und Savoyen verloren hatte. Untröstlich hierüber, schreibt Joseph de Maistre flammende Klagen, die in dem jetzigen Savoyen mit seltsamen Gefühlen gelesen werden müssen. Dann räth er seinem Könige, sich an die Spitze der Revolution in Italien zu stellen, sich zum Haupt derselben zu machen, in seiner Armee und seiner Regierung berühmte Empörer anzustellen und auf diese Weise Frankreich sowohl, wie Oesterreich, vom italienischen Boden zu vertreiben. Die Revolution sei nur dadurch unschädlich zu machen, indem man sich ihr anschließe; „man muß sie ersticken durch eine Umarmung. Ihr offen widersprechen und entgegentreten, reizt sie nur zu erhöhter Kraftanstrengung und man geht in ihr unter."

— Griechische Uebersetzungen Goethe'scher Dichtungen. Wir gedachten im „Magazin" (1859, Nr. 56 — 58) der altgriechischen Uebersetzung einiger Gedichte und Stellen aus Gedichten Schiller's und Goethe's, vom Professor Dr. C. F. Crain, Rektor des Gymnasiums in Wismar. Der Vollständigkeit wegen tragen wir hier nach, daß auch im Jahre 1860 eine Beilage zum Schulprogramme des Wismarer Gymnasiums zwei weitere, altgriechische Uebersetzungen Goethe'scher Gedichte, von demselben Dr. Crain enthält. Die Goethe'schen Gedichte, die der Gegenstand dieser Uebersetzung sind, gehören in gewissem Betracht zu den schwierigsten, die sich zu solchem Zwecke wählen lassen: „Der König von Thule" und „Erlkönig," theils in Betreff des Inhalts, des Geistes und Sinnes beider, theils wegen der metrischen Form. Der Stoff dieser Gedichte liegt der hellenischen Anschauungsweise viel zu fern, und namentlich für den Ausdruck der großen Einfachheit und Naivetät der Sprache in beiden bietet die edle Würde der altgriechischen Sprache nicht so leicht und gefällig sich dar. Der Uebersetzer hat sich über die diesfallsigen materiellen und formellen Schwierigkeiten selbst offen ausgesprochen. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß der „Erlkönig" von dem bekannten neugriechischen Gelehrten, Dichter und Archäologen, Alexander Rizos Rangawis auch in's Neugriechische (*Διάφορα Ποιήματα τοῦ Ἀλεξ. Ρ. Ραγκαβῆ*, Athen, 1840) übersetzt worden. Die Uebersetzung ist im Versmaße des Originals und giebt das romantische Element in letzterem glücklicher wieder, als die altgriechische. Dies beweist für den Geist und für die formale Bildung der neugriechischen Sprache nichts weiter, als daß sie — namentlich die dichterische Sprache der Neugriechen — im Gegensatze zur altgriechischen, mit der sie wesentlich doch Eine und dieselbe ist, den modernen Sprachen sich mehr accomodirt hat.

— Das jüdisch-theologische Seminar zu Breslau. Seit dem kurzen Bestehen dieser Anstalt erscheinen alljährlich als Begleiter der Programme abwechselnd von dem Direktor und den Lehrern höchst gediegene Abhandlungen streng wissenschaftlichen Inhalts, die sich ähnlichen periodischen Erzeugnissen gelehrter Institute würdig anreihen und mehr als einen blos ephemeren Werth ansprechen dürfen. Als besonders erfreulich aber und für das gedeihliche Fortschreiten der Anstalt zu ihrem von dem Gründer gesteckten Ziele Zeugniß gebend, möchten wir die diesjährige gekrönte Preisschrift eines Schülers des Rabbiner-Seminars bezeichnen, die unter dem Titel: „Ueber Prinzip und Gebiet der Präsumtionen nach talmudischer Lehre, von Jakob Freudenthal," aus der Frankel'schen Monatsschrift besonders abgedruckt ist. Nach einem flüchtig einleitenden Worte über Evidenz und Wahrscheinlichkeit im philosophischen Sinne, kommt der Verfasser zur Auffassung dieser Begriffe vom juristischen Standpunkte; wendet sich dann zu den Präsumtionen (den rechtlichen Vermuthungen), wie sie das römische Recht als Beweismittel aufstellt, um endlich zu seinem eigentlichen Thema, den talmudischen Hauptarten der Präsumtion: Rob (Mehrheit, Annahme daß, was nach Erfahrung oder unmittelbarer Anschauung der Mehrheit einer Klasse zukommt, auch der Minderheit zukomme); Chasaka (Festhaltung des status quo, der sich auf die Natur der Dinge, aber auf die Gesinnung der Menschen gründet); Migo (Annahme der Glaubwürdigkeit einer Aussage, weil dem Aussagenden, in dem Falle, daß er lügen wollte, entweder eine vortheilhaftere, unwahre Aussage zu Gebote stand, oder er schweigen konnte). Mit dialektischer Schärfe und reicher Belesenheit bestimmt dann der Verf. die Hauptbegriffe mit all' ihren Unterarten.

— Ein neues Ballet. Die Familie Taglioni zeigt sich als äußerst fruchtbar in Erfindungen für ihre Kunst, die dem Publikum Vergnügen und ihr selbst Reichthum verschafft. Nachdem das Ballet „Flick und Flock" das Herr Taglioni gedichtet, in Berlin so viel Erfolg gehabt, eilert ihm nun auch seine Schwester in Paris nach, indem sie ein ähnliches Meisterstück von graziösem Unsinn auf die Bühne bringt. Es heißt „der Schmetterling" und wird durch die gefällige Musik von Offenbach ebenso viel Reiz auf das Ohr üben, wie auf das Auge, dem in Paris noch mehr Decorations-Wunder geboten werden, als in Berlin. Ein Wald mit frischester Vegetation und ein Feenpalast mit Cascaden von Perlen, Rasenteppiche von Sammet und Grotten von blitzenden Edelsteinen bilden die Hauptscenen. Das Sujet ist natürlich ein Märchen mit allen seinen Verzauberungen, für die nun einmal die jungen und alten Kinder den Geschmack behalten. Eine Fee, die Alles kann, nur nicht die eigene Jugend festhalten, will durch den Kuß eines liebenden Jünglings wieder jung werden. Sie lockt den schönen Neffen des Emirs von Circassien in ihren Palast; aber er mag die Alte nicht küssen, sondern verliebt sich in ihre junge Dienerin, eigentlich eine vornehme Circassierin, die als Kind von der Fee geraubt worden. Aus Zorn über die Nebenbuhlerschaft verwandelt diese das junge Mädchen in einen Schmetterling und verbannt sie in den Wald, wo eine Menge anderer Schmetterlinge sie bald umschweben. Der lustige und duftige Tanz dieser beflügelten Wesen bildet natürlich den Glanzpunkt des Ballets, dessen Ende in der Vereinigung des Liebespaares und in der dennoch erreichten Verjüngung der alten Fee besteht. Sie drängt sich nämlich zwischen die Lippen der Liebenden und erhascht so den ersehnten Jugendkuß. Eine Schülerin der Taglioni, Emma Livry, tanzt die Hauptrolle, den Schmetterling, und übertrifft an Grazie, träumerischer Geberde und reizender Marmorblässe alle bisherige Tanzkünstlerinnen. Sie wurde nebst ihrer Lehrerin stürmisch herausgerufen und mit Beifall und Blumen überschüttet.

Als Merkwürdigkeit muß noch angeführt werden, daß in einer Hofloge neben der Gräfin Morny eine Prinzeß Trubetzkoi saß, welche allgemein für eine Tochter von Marie Taglioni gilt.

J. L.

Druckfehler-Berichtigung. In Nr. 2, erste S., Sp. 2, Z. 17 u. 18 v. u. ist, statt: „Die Franzosen würden ihn," zu lesen: „Den Franzosen würden wir."

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes; in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Hasemann, Niederwallstraße Nr. 29; und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correspondiren wollen, ihre Sendungen Briefe rc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn J. Petit's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 4. Mittwoch, den 23. Januar 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite
Zwanzig Jahre in der Nähe Friedrich's des Großen 37
Frankreich.
Die Zukunft der Religion in der modernen Gesellschaft 39
Octave Feuillet's neues Drama 41
Syrien.
Die Religion der Druſen, nach H. Petermann . . . . . „
Griechenland.
Neugriechische Lebensbeschreibungen 45
Nord-Amerika.
Amerikanische Naturbeobachtungen. Unter den Bäumen 46
England.
Die Eisenbahnen Englands 47
Mannigfaltiges.
Klopffechterei gegen Friedrich den Großen . . . . . „
Zum 29. Januar 1861 48
Zur Gewerbegesetzgebung . . . . . „
Deutsche Literatur in Frankreich beurtheilt . . . . . „
Slawische Agitation in Paris . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

Zwanzig Jahre in der Nähe Friedrich's des Großen.*

Die Weltgeschichte beweist zuweilen recht augenfällig, welch' ein bedeutsames Ding es ist, wenn ein Mensch geboren wird. Daß ein großer Friedrich Preußen und Deutschland geboren ward, der echteste Mensch seines Zeitalters das volle Bild von der Leistungsfähigkeit desselben auf die zagende, zweiflerische Mitwelt rückstrahlen ließ, daß dem deutschen Volke auf den Trümmern des alten Reiches der Stern deutscher Willens- und Schöpferkraft, deutscher Manneswürde und eisernen Muthes aufging, dies ist eine Großthat der Vorsehung gewesen, welche damals schon den stolzesten Trost enthielt, uns Nachkommen aber die Hoffnung auf Deutschlands Zukunft noch siegesgewisser verbürgt hat.

Freilich, fast um so bitterer berührt es uns, nehmen wir den Helden von Roßbach, jenen märkischen Kernmann; der den deutschen Namen nach langer Erniedrigung wieder zu Ehren gebracht, als Freund und Bewunderer französischen Wesens und Geistes wahr. Wie durfte das möglich sein? Die Klagen hierüber haben oft Anklagen ähnlich gesehen. Ich will eine einfache Erklärung versuchen, die sowohl aus der geschichtlichen Sachlage seiner Zeit, als aus dem Charaktre und der Stellung des Helden entlehnt ist.

Wir wissen allgemein, daß die deutsche Literatur in der Jugend Friedrich's an schweren Banden gefesselt lag; entweder dem Franzosenthum hingegeben oder im kindlichen Herumtappen begriffen, entbehrte sie des Selbstbewußtseins und der Zuversicht, die nur das nun ansehnlichen Erfolge gekrönte Streben einflößen kann. Ein Mensch, wie Friedrich, der seinen Adlerblick auf das Theater der Weltgeschicke gespannt hielt und geschäftig war, „sein Volk groß und glücklich zu machen,“ ein Staatsmann und Feldherr ersten Ranges hatte nicht Zeit noch Lust, sich in die Forschgänge eines noch unklaren Strebens zu vertiefen; er brauchte, indem er seine Erholungsstunden der schönen Literatur widmete, fertige, abgeschlossene, weithin anerkannte Ergebnisse, die Produkte einer mit ihrem Können und Nichtkönnen in's Reine gekommenen Volksthümlichkeit, an denen er ohne Anstrengung unaufhörlichen Ruhms sich erlaben und erfrischen konnte, er brauchte Geist, Witz, kühne Freiheit, gefällige Form, einen imponirenden Ruhm, Alles Vorzüge der französischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts. Im engsten Anschluß an den Grundcharakter der Zeit, huldigte er dem esprit der Franzosen, der die Denkungsart der Zeitgenossen durchdrungen und seine Reife um die Welt noch nicht vollendet hatte. Was konnte er dafür, daß sein Leben und seine Thaten über den Kreis der Anschauungen seiner Jugendzeit hinauswuchsen?

Friedrich, der mit dem ganzen Weltbürgerthum des Deutschen die französische Art sich zu eigen gemacht, ist von den Franzosen immerdar auch als der Ihrige betrachtet worden. Seine thatkräftige Neigung und Sorge für Frankreichs Wissenschaft und Kunst, ebenso wie die funkensprühende Genialität seines Wesens gaben ihm in den Augen der Franzosen ein höheres Anrecht auf den Platz, den Ludwig XIV. leer gelassen, als dem elenden Schleppträger der Dubarry. In den Staaten des Preußenkönigs, in denen Tausende der besten französischen Bürger durch die Großmuth des großen Brandenburgers eine neue Heimat und Schutz ihrer Eigenthümlichkeit in Glauben, Sprache und Sitte gefunden hatten, fühlten sich die Franzosen, welche später irgend ein Antrieb an die Ufer der Spree und Havel brachte, beinah' zu Hause: so vertraut wehte sie die märkische Luft an! War man philosophisch, so konnte man in der Akademie einen geistvoll-scharfsinnigen „discours“ feinsten Styles und im reinsten Französisch hören; war man ausnahmsweise fromm, so ging man zu Achard oder Beausobre und genoß einen „sermon,“ der den Sonntagsspenden der ersten pariser Kanzelredner wenig nachgab. Berlin hatte, wie nie zuvor und hernach, äußerlich einen „entschieden französischen Accent.“

Unter der großen Anzahl Franzosen, die während Friedrich's Regierungsepoche gebeten und ungebeten die gute Gelegenheit benutzten, sich in die preußischen Zustände einzuleben, haben sich sehr viele unsaubere Geister befunden, was bei der notorisch leichten Ansteckung durch Miasmen von Versailles nicht zu verwundern war. — Indessen kamen doch noch unverhältnißmäßig viel tüchtige und ehrenwerthe Männer von wirklichem Verdienst in die Königsstädte der Mark. Der Professor und Akademiker Dieudonné Thiébault, obgleich ein Jesuit vom kurzen Rocke, hat bisher stets als ein Beispiel von der achtbaren Klasse der französischen Gäste gegolten, und seine Memoiren über „zwanzig Jahre Aufenthalt in Berlin,“ der von 1765 bis 1785 dauerte, haben nicht allein bei den Landsleuten des Verfassers außergewöhnliches Ansehen, sondern, was weit mehr besagen will, auch die Anerkennung der Deutschen erlangt. Die „vingt ans de séjour à Berlin“ haben sich mannigfach als eine ergiebige „Quelle“ bewährt! Jetzt erscheinen diese „souvenirs“ in neuer Gestalt vor der unermüdlichen Leserwelt; sie bilden ein Stück aus der „Bibliothek von Memoiren aus dem 18. Jahrhundert,“ welche die Buchdrucker des Instituts, die Herren Gebrüder Firmin Didot, Sohn und Comp. unter Fürsorge des Herren François Barrière aus ihrem Verlage an's Tageslicht fördern. Die gegenwärtige Ausgabe lehnt sich an jene nierte, welche der Sohn des Autors, der Generallieutenant Baron Thiébault, veranstaltet hatte und durchaus nicht an die dritte, das „unglückselige“ Mischwerk eines Autor und Helden meisternden Kritikers; aber, was den Umfang betrifft, nähert sich unser Text sehr stark dem Charakter eines Auszuges, da, ähnlich wie in der deutschen Hartmann'schen Aus-

* Bibliothèque des Mémoires pendant le 18. siècle. Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin par Dieudonné Thiébault, avec avant-propos et notices par M. Fs. Barrière. 2 vol. Paris, 1860, Firmin Didot frères, fils et C.

gabe (Leipzig, 1828) aus fünf Bänden deren zwei gemacht sind. Wenn man auch bis auf die schreckliche Orthographie der deutschen Eigennamen (z. B. d'Oenhoff statt Doenhoff, Fink-Enstein statt Finkenstein, Kapheng statt Kapphengst) — die ein biederer Elsasser leicht verbessern hätte — die unleugbar auf diese Ausgabe verwendete Sorgfalt rühmend hervorheben darf, so muß man doch bedauern, daß die durchgreifenden Kürzungen nicht überall zum Vortheile des Buches ausgefallen sind; neben mancher inhaltlosen Anekdote ist auch mancher schöne Zug des großen Mannes aus dem Texte verschwunden, zumal aus der ersten und zweiten Abtheilung, während die Scheere lieber solche Geschichten, wie die vom „Brauer-General," vom Eselreiten des General Ramin und von der aufgetriebenen Wade des Marquis d'Argens, hätte wegschneiden sollen. Dagegen ist der ganze Abschnitt von der Berliner Akademie, nach der Anzeige der Herausgeber, nur mit genauer Noth, vorzüglich wegen Eulee, Bernouilly, de la Grange und — Saint-Germain, dem Tode der Unterdrückung entgangen. Armer Bartholmes, arme Akademie! Man sagt von dir, du seist ein ehrsames Mädchen gewesen, das wenig von sich reden machte!

Abgesehen von dem Wegschneiden, das vielleicht nicht lediglich auf Rechnung des Herrn Barrière kommt, hat dieser Schriftsteller auch noch eine positive Thätigkeit bei der vorliegenden Ausgabe entfaltet: er hat nämlich eine Vorrede geschrieben, welche die richtige Vorstellung von dem Schauplatze der Erzählung erwecken und den Leser in die rechte Stimmung versetzen soll. Berlin sei keineswegs ein Haufe von Kasernen, Kanonen, Flinten, Pulverwagen und Bastionen, vielmehr gäbe es noch andere „Denkmäler" in selbiger Stadt, und nun führt uns Herr Barrière vom Brandenburger Thore an, das Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1789 (— so spricht das Geschichtsbuch des Herrn Barrière —) erbaut habe, die Linden, deren Konditoreien nicht unbemerkt bleiben, entlang zum Standbilde des großen Fritz, das er aufrichtig und ehrerbietig bewundert, nachdem er gefunden, daß die französische Kirche, unter welcher er in entschuldbarem Irrthume die kathol. St. Hedwigskirche versteht, doch mit einiger Boshaftigkeit dem Opernhause gegenüber gestellt sei. Vom Standbilde Friedrich's wirft uns der lakonische Ausruf: „In Berlin der Monarch, zu Potsdam inmitten der Uebungsplätze (sic!) der große Feldherr, in Sanssouci der Poet und Philosoph!" nach Potsdam, das eine starke Festung sein soll, in welche Friedrich nach der Schlacht bei Kunersdorf befohlen habe, die königliche Familie und die Archive zu retten. Die Potsdamer Exercierplätze begründen eine Vertiefung in Friedrich's Instruction für seine Generale (in's Französische übersetzt von Förch, Oberstlieutenant der sächsischen Truppen), die gerade wie im Hinblick auf „den ruhmvollen Feldzug" der Franzosen in Italien vom Jahre 1859 geschrieben scheinen. Dann folgen, wieder in Potsdam, Charlottenhof und das neue Palais, wo ein Zerrbild Voltaire's von des Königs Hand ergiebigen Anlaß zu dem Bewrife bietet, daß hauptsächlich die geschmeichelte Eigenliebe beiderseitig jenen Freundschaftsbund eine Weile zusammengehalten habe; endlich Sanssouci selbst, unterhalb jener klassischen Mühle, die Friedrich Wilhelm III. der Geschichte und der Familie ihrer Besitzer gesichert hat. In Sanssouci kommt Herr Barrière wirklich etwas in die rechte Stimmung; aber was braucht er so spitzig die Qualität der königl. Verse hervorzukehren? Wie kleinlich ist die Bemerkung, Friedrich habe an die Güte seiner Verse ebenso geglaubt, wie an die Tapferkeit seiner Soldaten! Und erinnert des Helden Bildniß in seinem Schlafzimmer an nichts Größeres, als an die vom Zorn der Verzweiflung erpreßte Ermunterung der Truppen: „Wollt ihr denn ewig leben?" — Man giebt stets eine Probe von seinem Innern, wenn man den Spuren eines großen Mannes nahe tritt: Herr Barrière hat diese Probe nicht eben glänzend bestanden!

Zum Trost und Glück für diejenige Menschheit, welche von Thiébault's Memoiren noch etwas mehr lesen will, als den „avant-propos" des Herrn Barrière und dessen geistreiche „à-propos-de-bottes," erzählt uns der gelehrte Verfasser, was wir nicht erst zu betheuern brauchen, gar viele Stückchen Geschichte, die ein echtes und im Ganzen treues Mosaikbild der Tage des großen Friedrich liefern. Wir glauben gern, daß der Feldmarschall Möllendorf den Ausspruch gethan, das Werk des Professor Thiébault gehöre zu den wahrheitsgetreuesten in seiner Art; es enthalte nur wenige ziemlich unbedeutende Irrthümer, und es sei überhaupt das Werk eines ehrenhaften Mannes. Man wird in diesem Glauben dadurch am meisten bestärkt, daß Thiébault an zahlreichen Stellen und selbst da, wo es sich um kleine Schwächen des großen Königs handelt, die Hochachtung offen und ehrlich durchblicken läßt, die ihm das Benehmen des Helden jeder Zeit eingeflößt hat. Es war eine Klippe vorhanden, an der leicht ein lügnerischer Doppelsinn des Lobes hätte scheitern können: nämlich die Religion. Thiébault war Jesuit; sein religiöser Standpunkt, wenn auch mit äußerster Mäßigung und feiner Rücksicht auf die Umstände festgehalten, lag doch weit entfernt von der Denkweise des Jahrhunderts und von der des Monarchen. Hatte Thiébault, Stirn an Stirn dem König, in dieser zarten Frage seinen Takt bewahrt, so konnte er, scheinbar gefahrloser, immer noch in seiner Schrift aus der Rolle fallen und die Achillesferse des Heros unsanft berühren. Das vorliegende Buch zeigt uns das bessere Gegentheil. Allerdings deutet der Autor klärlich an, wie es in Sachen des Glaubens in der Seele des Königs aussah; er weiß sehr geschickt auf den unablässigen Drang des edlen Skeptikers, das Thema der Religion irgendwie zur Sprache zu bringen, und im innersten Grunde, um eine Widerlegung zu hören; aber er setzt auch die positiven Bestandtheile der religiösen Gesinnung Friedrich's außer allem Zweifel. Der im Herzen frivole Mensch hat eine gewisse Lust an der Herabwürdigung heiliger Gegenstände durch die Hüter derselben, während das ernsthafte Gemüth solche Vorfälle, wo sie immer vorkommen, aufrichtig beklagt. Nun bringt unser Autor ein Ereigniß, das den sittlichen Ernst des Monarchen in's hellste Licht stellt, gerade im Zusammenhange mit dem Bericht von seiner Neigung zu religiösen Gesprächen an; es ist dies die Geschichte von dem Vieh-Heilverfahren der Breslauer Kapuziner. Diese trefflichen Ordensbrüder pflegten, als eine Viehseuche im Breslauer Landkreise wüthete, den Bauern das Agnus Dei für sechs Kreuzer zu verkaufen, indem die Hostie unter das Futter gemischt unfehlbar helfen würde. Bei seiner nächsten Reise nach Schlesien in Breslau angekommen, ließ Friedrich sogleich die drei Vorsteher des Klosters zu sich rufen. Er empfing sie mit einem furchtbaren Zornblick und folgender Apostrophe: „Ihr Unglücksvögel, die Ihr seid, Ihr untersteht Euch, den Bauern das in Eurer Religion als das ehrwürdigste und heiligste Anerkannte um einen Lumpenpreis zu verhandeln? Und Ihr verkauft es, damit es das Vieh fressen soll? Und neben dieser Gottlosigkeit habt Ihr noch die Unverschämtheit, vorzugeben, dies Bild Eures Gottes sei ein sicheres Mittel gegen die Viehseuche? Ihr fürchtet nicht, daß die ganze Welt Euch für das, was Ihr seid, für ungeschickte und strafbare Heuchler erkennen wird... Und was macht Ihr mit dem Gelde, Ihr, die das Volk mit seinen Almosen nährt und denen es an nichts fehlt?..... Wenn Ihr es nicht seid, so sind es Eure Religiosen, oder vielmehr jene unwürdigen und irreligiösen Mönche, die unter Eurer Aufsicht leben. Diese thun dies, ich weiß es. Wißt Ihr es? so seid Ihr schuldig; wißt Ihr es nicht? ebenfalls. Billig sollte ich durch Eure Bestrafung dem öffentlichen Skandal ein Ende machen, der aus Eurem Benehmen entspringt, aber hütet Euch! ich sage es Euch vorher, daß Ihr genau beobachtet werdet, und daß, wenn nach einmal ähnliche Dinge vorfallen, ich Euch allen zusammen den Bart abschneiden lasse. Jetzt marsch!" — Und nach dieser Anrede zogen sich die Patres zitternd und zagend zurück, und werden gewiß jene Kur nicht noch einmal versucht haben.

In einer anderen Stelle geht unser Gewährsmann noch unumwundener aus seiner Zurückhaltung heraus. Thiébault spricht von der letzten Lebensperiode Friedrich's und bemerkt in Bezug auf dieselbe: „Am meisten erwähnenswerth ist, und ich weiß dies ganz sicher von Personen, die ihn am besten beobachten konnten, daß er niemals in den Grundsätzen, die er vordem bekannt hatte, weder geschwankt noch gewechselt hat. Diejenigen, welche behaupten, er hatte nunmehr sich religiösen Anschauungen genähert und Reue über seine frühere Religionslosigkeit gezeigt, sind entweder Betrüger oder Betrogene. Die Wahrheit ist, daß Friedrich, stets tolerant, es am Ende seines Lebens ohne Sarkasmen war; daß er viel weniger als sonst über religiöse Gegenstände sprach und daß, als er den Tod heranrücken sah, er sich dieser Bestimmung mit all' der Ruhe und Seelenstärke ergab, wie man sie von einem so großen Manne erwarten konnte." — Das ist wahrlich eine schöne Apologie für den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts.

Kaum weniger schön ist die Apologie für den Staatsmann. Sie findet sich in einigen Worten, die Friedrich an den Finanz-Director de Launay gelegentlich richtete: „Ludwig XV. und ich, mein Herr, wir sind ärmer geboren, als der ärmste unserer Unterthanen, denn nur Wenige wird es unter diesen geben, die nicht ein kleines Erbtheil haben, oder sich doch eines durch Fleiß erwerben können; statt daß Ludwig XV. und ich nichts besitzen und nichts zu erwerben im Stande sind, was nicht dem Staate gehörte. Wir sind, mein Herr, nichts als die Verwalter des öffentlichen Vermögens; das ist unsere einzige Bedeutung. Wenn wir in dieser Eigenschaft uns auch nehmen können, was unser Aufwand erfordert, so geschieht das nur, insofern die Rücksicht auf den Staat uns dazu berechtigt; gehen wir weiter, so veruntreuen wir und werden strafbar!"

So hat Herr Thiébault das eiserne Pflichtgefühl des großen Herrschers charakterisirt. Eine solche Charakteristik aus den eigenen Worten

des Fürsten, deren Ernstlichkeit schon mit tausenden von Handlungen belegt war, dünkt uns treffender, als das kunstreiche Gemälde, welches Mirabeau („De la monarchie prussienne") allerdings in großartigen Zügen und dabei in kurzen, markigen Strichen entwirft. Thiébault hat dasselbe in seine Anmerkungen zu dem Buche Mirabeau's über Preußen, die übrigens ziemlich unwesentlicher Natur sind, aufgenommen, aber auch seine Bedauern hinzugefügt, weshalb Mirabeau jenes wahrhafte, köstliche Wort durch so viel andere, die im höchsten Grade ungerecht sind, abgeschwächt habe? — Vielleicht war zu viel Sturm und Drang in der ehrgeizigen Brust des Riesen der Revolution, als daß derselbe in ungetrübtem Spiegel das ruhige Antlitz des entschlafenen Helden hätte auffangen können. — Er ist noch durch keine Schilderung erreicht und noch ist nichts in der Zeit gereift, das Ihn uns nergessen ließe. T. v. B.

Frankreich.

Die Zukunft der Religion in der modernen Gesellschaft.

Die Prophetie ist eine Lieblingsbeschäftigung der Zeitgenossen, man schaut gern und viel in die Zukunft, denn man hat viel Zukunft um 1861! Ich will nicht fragen, ob wie glücklich sind bei dieser Neigung, oder ob wir Erfolg hatten in unserea weitkreisenden Auspizien. Besonders Frankreich scheint in hohem Grade zukunftsbegierig zu sein; gleich Napoleon I. verfügt man dort mit allgewaltiger Zuversicht über den Lauf der Geschicke der Menschen und Völker; man denkt mit dem deutschen Dichter: „in dem Heute wandelt schon das Morgen," aber man gedenkt wohl nicht der Worte Victor Hugo's:

— L'avenir est à Dieu!
— Vous pouvez prendre à votre fantaisie
L'Europe à Charlemagne, à Mahomet l'Asie; —
Mais tu ne prendras pas demain à l'Eternel!

Das sibyllinische Buch der Zukunft ist leider schwer zu lesen, und selbst der Sprachkenntniß und Inschriftenlesekunst eines Ernst Renan dürfte manche Seite dieses Buches unverständlich geblieben sein. Doch der große Orientalist ist unermüdlich in seinem Forschen nach der geheimnißvollen Isis „Zukunft." Nachdem er die Zukunft der Metaphysik in seiner Weise festgestellt hat oder zu haben glaubt, hat er das unendliche Reich der Religion betreten, um auch der Letzteren ihr Loos wahrzusagen. Ist sein religiöser Zauberspruch, der die Hülle vor dem Morgenstrahl senkt, wirksamer, als sein philosophischer? Ich glaube fast, das gelehrte Mitglied des Instituts fühlt sich bei weitem behaglicher den Glaubensformen gegenüber, als Angesichts des kategorischen Imperativs und der Schatten von Kant und Hegel. Unser Seher befaßt sich nicht ferner mit der innerlichen Seite der Dinge; sie ward mit der Metaphysik zugleich abgefertigt; er steht jetzt bei den leibhaftigen Kirchen mit ihren scharf ausgeprägten, geschichtlich gewordenen Charakteren, ihren Formen und Formeln; hier sind die Erscheinungen greifbarer und handlicher, und die „Erfahrung" darf schon ein „sinnbegabtes Wort" einflechten. Bei den Tiefen des Gemüths ist er glücklich vorbeigesegelt; jetzt, in dem Hafen der Thatsachen, lebt und webt der Empiriker in seinem Element; er hat ja gegebene Faktoren; die Proportion ist angesetzt, es gilt nur noch, das geheimnißvolle X zu finden.

Wir Menschen, die etwas gelernt haben, bilden uns in der Gesammtheit ein, wir stünden hocherhaben über den Einflüssen des Tages; wer sich die Geschichte des Menschengeschlechts vor's Antlitz gerückt, der sei von den Fesseln zeitweiliger Stimmungen und Richtungen befreit. Nichts falscher, als das! Giebt eine Zeit den Ton zum Philosophiren an, so philosophirt Jeder, sowohl die Salon-Dame im großen Zirkel, als der Professor in der Studirstube; giebt sie dagegen den Ton zum Katechisiren und Kanonisiren an, so katechisirt und kanonisirt Alles ohne Unterschied, mit der Zeit und in der Zeit, in der Welt und fern der Welt, Rationalist und Pietist, kaum daß die Stimmlagen ein wenig abweichen. Der kritische Renan, der den Glauben zwar, wie er eingiebt, nicht aus dem Herzen zu reißen vermochte, ihn aber doch aus der Vernunft gerissen hat und blos im Lichte des gemeinen Wahnes betrachtet, folgt getreulich dem Strom des Zeitalters, dem das Philosophiren dermalen viel schlechter von der Hand geht, als das Katechisiren und Kanonisiren. An der Zukunft der großen Ideenprobleme, an der Frucht aller Dogmatismen, an dem Siege aller philosophischen und theologischen Systeme, schier an der Wahrheit selbst hat er verzweifelt, und nichtsdestoweniger glaubt er entschieden an Zukunft, Beruf und Bestimmung der einzelnen Religionsgemeinden; Kirchenrecht und Kirchenverfassung sind ihm lebensvolle Gebilde des Erdendaseins! Merkwürdiger Widerspruch, der beweist, wie sehr die großen Geister dieses Planeten von der launenhaften Gegenwart abhängen. Diese Gegenwart ist unleugbar von religiösen Antrieben erfüllt; mag man sich positiv oder negativ zum Bekenntniß verhalten, man ist unwillkürlich in den Vorstellungskreis der Religion gebannt.

Es wäre, dürften wir uns hier psychologischen Untersuchungen hingeben, höchst interessant, in der Seele einer so skeptisch-kritischen Forschernatur, wie Renan, die Fäden aufzuspüren, die den Knoten des obigen Widerspruches geschürzt haben; das möchte indeß ziemlich weit führen. Genug, der Widerspruch zwischen der Idealität eines Gottes, der nach Renan lediglich in der Einbildung des Menschen besteht, und der Realität der Kirchengemeinschaften, denen er große, wahrhaft praktische Kulturaufgaben zuerkennt, liegt in breiter Ausdehnung vor unseren Augen und wir können eben nur nachsehen, welchen Einfluß befagter Widerspruch auf Renan's Würdigung der einzelnen Religionsgesellschaften gehabt hat.

Renan hat sich gesagt: ich will festzustellen suchen, welche Aussichten die einzelnen Religionen auf Ausbreitung ihrer Grundsätze haben, wohin die religiöse Bewegung abzielt, ob zum Siege dieser oder jener Form, oder zur Bildung neuer Formen, zu fernerer Zersplitterung in Sekten, oder zu der ersehnten Einheit, wo Ein Hirt und Eine Heerde. Wirklich hat Renan genau diese Fragen sich aufgeworfen, aber er hat, man sollte es kaum glauben, buchstäblich nicht gewußt, was er damit gethan hat. Indem er offenbar nach dem Ziele der religiösen Bewegung fragte, z. B. ob es einheitlich oder mannigfaltig, hat er doch eo ipso den Zweck der Strebungen auf dem Felde des Glaubens mit in Betracht gezogen! So würde man vom praktischen Standpunkte, dem des Herrn Renan, urtheilen. Allein die Kritik des Zweckes führt unmittelbar auf die innerliche Seite des Gegenstandes, denn die Religionen im Plurolis haben klärlich keinen anderen Zweck, als die Religion selbst. (Wie und ob sie denselben erreichen, ist freilich eine andere Frage.) Es kommt hier schließlich Alles auf das Lessing'sche Kriterium der Werthschätzung hinaus, auf die beseligende Kraft, die der einzelnen Religion innewohnt: „vor Gott und Menschen angenehm zu machen," und obgleich Lessing dieses Kriterium in seinem Gleichnisse nicht in Anwendung gebracht hat, was er nach Aufstellung des Maßstabs folgerecht mußte: das innerste Wahrheitsbedürfniß des Menschen drängt in Ansehung jener drei Ringe unablässig auf Entscheidung, welcher der wahre sei; weshalb es nicht wunderbar, daß auch der skeptische Renan der Wahl unter den Ringen nicht ausweichen konnte.

Am Eingang seiner Ausführungen richtet er seinen Blick zuerst auf das Judenthum, wozu ihm eine Schrift des Herrn Salvador* den Anlaß geboten hat. Salvador ist ein begeisterter Verfechter des Judenthums, der für dasselbe auch einen Zukunftsglauben hegt. Die unbedingte, mit Menschlichem unvermischte Gottheit, der Herr und Gesetzgeber auf dem Sinai, sei jener Ewige, dem allein alle Ehre gebühre, und Er werde dereinst nach Modification des Christenthums den Herrscherthron ungetheilt wieder einnehmen. Diese Wahrheit gemeingültig zu machen, das sei der Beruf der Juden unter den Völkern. Renan entgegnet darauf, daß er die Zuversicht Salvador's auf den Sieg des unbeugsamen Gesetzes durch den Entwickelungsgang der Geschichte nicht bestätigt finde. Aber indem Renan aus dem Bewußtsein des Christen heraus die theokratisch-mosaischen Hoffnungen Salvador's und überhaupt jeden ferneren Beruf des Judenthums anzweifelt, hat er den Vorzug der inneren Wahrheit der einen vor der anderen Religion auf den Streitplatz gestellt, und in Bezug auf diesen geheiligten Maßstab ist des Kritikers eigener, knapp zugemessener Glaube keineswegs genügend. Begeben wir uns auf das Feld der subjektiven Ansicht, dann meint Jeder natürlich, daß sein Glaube der beste, der allein rechte und wahre sei; nur schade, daß, wo Jeder Selbstrichter in eigener Sache ist, es kein unparteiisches Urtheil giebt. Wir kennen zwar aus der Weltgeschichte und aus den Erfahrungen des Einzelnen die unberechenbare Macht der Glaubensgewißheit; wie empfinden uns selbst, ich als Christ, ein Anderer in anderem Glauben, Alle vom angeborenen oder anerzogenen Bekenntniß im Herzen beeinflußt, und doch erkennen wir Alle, namentlich die Jünger der Wissenschaft, daß ein höchstes Ideal der Wahrheit über sämmtlichen Glaubensformen schwebt, wie es zugleich in ihnen enthüllen ist, und daß jede Religion zur Schätzung ihres Werthes mit diesem höchsten Ideal und dieser innersten Wesenheit der Religion verglichen werden muß. Hat

* Paris, Rome et Jérusalem, ou la question religieuse au XIX. siècle. Paris, 1860.

das Instituts-Mitglied dies gethan? Nein! Renan ist zufrieden damit, seinen subjektiven Standpunkt dem gleichfalls subjektiven des Herrn Salvador entgegengesetzt zu haben, womit, ungeachtet aller geistreichen Wendungen, sachlich durchaus gar nichts ausgerichtet ward.

Den Islam berührt Renan nur ganz obenhin, während er die Theokratie, welche Volksthum und Vaterland völlig absorbirt und den Despotismus heiligt, aus den besten Gründen verdammt. Es ist allerdings das germanische Prinzip in der Kirchengeschichte, welches den Cäsareopapismus, den Byzanz, Moskau und Stambul: Kaiserthum und Chalifat, aufgerichtet haben, unaufhörlich abstößt und in tiefster Erkenntniß der furchtbaren Doppelgefahr, geistliche und weltliche Macht, „die beiden Schwerter, welche Gott gesetzt," unaufhörlich scheidet. Die Greuel der orientalischen Despotien sind erst durch die Verschlingung der geistlichen und weltlichen Gewalt zu ihrer Ungeheuerlichkeit herangewachsen. — Im Uebrigen dürfen wir es Renan nicht übel nehmen, daß er in seiner Zukunftsrechnung den Islam außer Ansatz läßt, denn ein Kultus, der die Monogamie nicht grundsätzlich als die Basis der Familie würdigt, trägt den Anfang des Todeskeims in sich und kann folglich nur auf vorübergehende Geltung Anspruch machen.

Mit dem zweiten Theile seiner Betrachtung wendet sich Renan ausschließlich dem Christenthume zu, nachdem er in bereiten Worten geschildert, wie das „ewige Evangelium" Jesu den Kern und Gipfel der gesammten Religionsentwickelung der Menschheit einschließt. Nur das Christenthum, dem alle übrigen Bildungsmomente und so auch das Judenthum vorgearbeitet haben, nur das Christenthum, dessen Idee alle seine zeitlichen Stützen in Sage und Geschichte, Lehre und Einrichtung überschreitet, nur die Religion der Selbstverleugnung und der opferwilligen Hingabe an das höchste Ideal, hat eine Zukunft. Und sie sei die einzige Religion der Zukunft. Was die Menschheit in unseren Tagen an neuen Religionsversuchen geleistet habe, z. B. der Saint-Simonismus oder das sogenannte Evangelium der Revolution (wir sagen: selbst der Mormonismus), das komme ohne Unterschied auf weltliche Zwecke der äußeren Wohlfahrt hinaus: Dinge, die mit der Religion nichts zu schaffen haben. Renan hat hier ein durchaus treffendes Urtheil gefällt.

Das Christenthum überschaut er nunmehr in seiner geschichtlichen Gruppirung. Drei Hauptfaktoren hat die Geschichte in der christlichen Welt hervorgebracht: die griechisch-katholische, die römisch-katholische und die protestantische Kirche. Jeder dieser Zweige ist wegen seiner kulturhistorischen Bedeutung, seiner eigenthümlichen Aufgabe und seiner dem Charakter gewisser Stammestypen entsprechenden Wesenheit über den Begriff der Sekte erhaben. Indem der lateinischen Race die römische, der germanischen die protestantische und der gräco-slavischen die griechische Kirche am meisten wahlverwandt, sei das Leben der einzelnen Hauptkirchen mit dem Dasein jener großen Völkerstämme in Wechselbezug getreten, und um so mehr sei es thöricht, auf den Untergang der einen oder der anderen Hauptkirche zu spekuliren. Auch die Missionspropaganda einer jeden derselben werde wenig an dem gegenwärtigen Bestande ändern. Renan hält nicht viel von der Wirksamkeit der Missionen: nicht durch die Arbeiten der Missionaire, sondern durch die Ausbreitung der europäischen Stämme im Wege der Eroberung und Ansiedelung werde das Christenthum den Umfang seines Gebietes erheblich erweitern. Er weist auf die riesenhafte Ausbreitung, welcher in Nordamerika der nervige Arm der angelsächsischen Einwanderer mit Axt und Flinte Bahn gebrochen hat. Unter dem Himmelsstrich des freien Nordamerikas weht die Luft protestantisch; 7,500,000 Katholiken haben nach und nach die neue Welt aufgesucht, inzwischen zählt die gesammte Union, Texas und Californien inbegriffen, jetzt nur zwei Millionen Katholiken; es müssen also im Laufe der Zeit 5,500,000 Seelen dem römischen Glauben untreu geworden sein. Dagegen zeige die koloniale Zukunft des Katholicismus, namentlich im Verhältniß zu Nordamerika und Australien, zwar kein so glänzendes Bild, aber dennoch stünden der Kirche Roms ansehnliche Eroberungen bevor. Dafür werde schon Frankreich sorgen.

An den Küsten des Mittelmeeres und im Oriente würden die Früchte des französisch-katholischen Glaubenseifers reifen. Nach dem Vorhergesagten läßt sich denken, daß dies nur auf Grund politischer Machteinflüsse oder gar durch Kriegszüge der „großen Nation" ermöglicht wird. Gegenwärtig befindet sich Herr Renan selbst, mit einer Mission der französischen Regierung, an der Küste des alten Phönicien.

Nach diesen Studien in der Kirchen-Geographie kündigt Renan die Prüfung der „Gewissensfrage" an, wie eine jede der drei großen christlichen Gemeinschaften den Anforderungen des modernen Kulturlebens entgegenkomme und welche Vermittelung sie zwischen der Ueberlieferung und den neuen Bedürfnissen des Menschengeistes zu bieten vermöge. Es leuchtet ein, daß die Antwort hierauf eine tief durchdachte Würdigung der drei Hauptbekenntnisse vorher bedingt; denn es muß hierbei entschieden werden, welche von den drei Kirchen den höchsten sittlichen Werth besitzt. Das liegt implicite in der Aufgabe. Das Mitglied des Instituts von Frankreich hütet sich indessen, in diesen Schacht der Speculation hinab zu steigen; er glaubt jenen Zweck durch eine weit einfachere und zeitgemäßere Erwägung zu erreichen. Um den Religionen das gewichtigste Urtheil zu sprechen, erörtert er in glückseligem Spiel an der Sonnenoberfläche der Dinge und in der gemüthlichsten Laune nichts anderes, als — das Verhältniß der Kirche zum Staate! Allerdings eine inhaltschwere Materie! Und man kann fast behaupten, daß dieselbe mit der oben aufgeworfenen Frage in einigem Zusammenhange steht. Nur das Eine finden wir nicht, nämlich, wo Renan den wesentlichen und innersten Zusammenhang beider Fragen angedeutet hat? Was er uns giebt, enthält eine überaus geistreiche Uebersicht der kirchenpolitischen Lage der Gegenwart, zumal der Inconvenienzen des hierarchischen Systems; von den Anforderungen der „Gewissen" kaum eine Sylbe!

Renan ist ein großer Feind des Staatskirchenthums. Versteht man darunter die Verwendung der Kirche zu weltlichen Staatszwecken, dann wird Niemand so leicht seine Mißbilligung einer solchen Anstalt (einer Staatsseelen-Heilanstalt) verbergen. Allein der Fehler bei der Behandlung dieses Gegenstandes ist gewöhnlich der gewesen, daß man die Sache zu abstrakt nahm. So kommt man auf allerlei folgenreiche Verwechselungen. Renan z. B. verwechselt Staatskirche und Staatsreligion und ferner Staatskirche und Volkskirche. Der Katholicismus ist immerdar in ganz anderem Sinne Staatsreligion gewesen, als der Protestantismus. Elisabeth von England stand wesentlich anders zu ihrer Staatskirche als Philipp II. zu seiner katholischen Staatsreligion. Während Elisabeth ihrer Kirche Gesetze vorschrieb, trat Philipp als der unterthänige Knecht des Papstthums auf, der sich glücklich schätzte, das Werkzeug der Inquisition zu sein.* Und andererseits, wenn Elisabeth das Banner der einheimisch-englischen Kirche hoch hielt, verfocht Philipp das Recht der römischen, die eben ihren Schwerpunkt außerhalb Spaniens, in Rom, d. h. im Ausland hatte. Würde Elisabeth dem Protestantismus eine freiere Stellung zur Obrigkeit eingeräumt haben, so würde aus der vaterländisch-englischen Kirche eine Volkskirche erwachsen sein, eine Nationalkirche im wahren Sinne des Wortes. Renan nähert sich auch einmal der Einsicht in diesen Sachverhalt. Er bemerkt es als eine schwache Seite des Katholicismus, daß derselbe eines eigenen weltlichen Territoriums bedarf. Dadurch nimmt Rom den einzelnen Staaten gegenüber den Charakter einer auswärtigen Macht an, mit der man völkerrechtlich verkehrt. Das römische Kirchenthum gewinnt so nothgedrungen den Anschein des Fremden bei den außeritalinischen Völkern, und selbst bei den Italiänern hat es aufgehört, die Rolle des Hortes der nationalen Interessen zu spielen, deren es sich im Mittelalter so erfolgreich bediente! Fürwahr, ein großer politischer Mißgriff (aus übertriebenem Kosmopolitismus entstanden), der sich schon hart bestraft hat! Aber, wie nun die Dinge liegen, ist der Protestantismus allein noch fähig, die Volkskirche zu bilden, d. h. das religiöse Bewußtsein der Nation selbständig zu koncentriren.

Staatskirche und Staatsreligion sind völlig entgegengesetzte Größen. Im Falle der Staatskirche ist der Staat durchaus unabhängig von der Kirche, vielmehr sogar der souveraine Herr derselben; bei der Staatsreligion im Gegentheil ist der Staat der in seinen Eingeweiden herrschenden Kultusform unbedingt hingegeben und dienstbar. Dieser Unterschied bleibt auch hinsichtlich der Stellung des Individuums zur Religion gültig. Wo Staatskirche, da hat der Staat leichter die Macht in Händen, den Nonconformisten Milde und Nachsicht, ja sogar Duldung und selbst Gleichstellung zu gewähren; die Staatsreligion straft jede Ketzerei mit Schmälerung der bürgerlichen Rechtsfähigkeit und versagt meistentheils jeden Grad von Duldung. Spanien, Neapel, Portugal, Brasilien, Mexiko sind Beispiele der letzteren, Rußland und England, bis 1848 auch Preußen, Belege der ersteren Art. — Ist es nicht unglaublich, daß dieser gewaltige Unterschied, der sich durch alle Jahrhunderte der neueren Zeit in der Geschichte der europäisch civilisirten Staaten offen kund gegeben hat, von der übergroßen Mehrzahl der Publizisten und Politiker einfach übersehen ward? Staatskirche und Staatsreligion schwammen nicht blos bei Renan harmlos durch einander,

* Renan verweist bei der Inquisition auf das „Directorium Inquisitorum" des Nikolas Eymeric, das herausgegeben ist und Vorschriften scheußlicher Grausamkeit zur Instruction der geistlichen Untersuchungsrichter enthält.

und das geschieht aus keinem anderen Grunde, als weil man, statt die Dinge praktisch aufzufassen, sich den realen Mächten der Geschichte gegenüber in allgemeinen Theoremen bewegt, ohne eine Spur von Rücksicht auf die greifbare Wirklichkeit! Der Kosmopolitismus der römischen Hierarchie, den Renan scharf kritisirt, springt höchst selten in der Eigenthümlichkeit seiner Ansprüche auf alleinige Seelenherrschaft aus den Darstellungen unserer Publizisten hervor, sowie, daß die kanonische Ordnung nur in sehr engen Gränzen ein Eingehen auf nationale und staatliche Gesichtspunkte zuläßt. Renan, der die Freiheit der Kirche vom Staate aus allgemeinem Freisinn einräumen muß, entschuldigt sich bei dem Episkopat, daß er den Forderungen des Klerus auf unbedingte Geltung der kanonischen Vorschrift nicht gerecht werden mag. Er scheint sich selbst eine Unfolgerichtigkeit zu begehen. Er rühmt die Haltung der evangelischen Kirche gegen den Staat, rühmt die evangelische Glaubensfreiheit, lobt höchlich die Anspruchslosigkeit des Protestantismus, der mit dem geringsten Aufwand an äußerem Kultusapparat die Zwecke seiner Gottesverehrung erfüllen kann. All dies Lob drängt zu der Vermuthung, Renan werde einen kühnen Blick auf das Wechselverhältniß des Allgemeinen, Volksthümlich-Besonderen und Individuell-Einzelnen wagen, vielleicht gar sich als innerlichen Protestanten offenbaren. Nichts von alle dem! Nachdem der Gelehrte sich etwas unedel an den Bedrängnissen des heiligen Vaters geweidet hat, ihm unter Anderem die Legitimität seines weltlichen Besitzthums abgesprochen, und nach den bittersten Angriffen wider die Handlungen der Statthalter Christi, beugt er sich schließlich in Demuth vor der Institution und dem Zukunftsberuf der alleinseligmachenden Kirche zu Rom und rechnet die Großthaten ihrer Heiligen auf. Das ist wirklich eine Inkonsequenz! Wir hätten ihm die jetzt so wohlfeilen Schwertstreiche gern geschenkt, wenn er lieber die fachlichen Schwierigkeiten mit gleicher Lebhaftigkeit erörtert hätte. Inwiefern die nationale Besonderheit und das individuelle Gewissen das allgemeine Prinzip der Kirche, welches man die Katholicität nennt, modificiren dürfen, das hätte untersucht werden müssen. Bekannt ist die große Leichtigkeit, mit der der Protestantismus den nationalen und individuellen Forderungen sich anschmiegt, z. B. durch die Andacht in der Landessprache, durch das allgemeine Priesterthum der Einzelnen und die aktive Theilnahme der Laien an Gottesdienst und Kirchenvertretung; Renan mußte diese Thatsachen in Erwägung ziehen und sich fragen, ob der Katholicismus in diesen Beziehungen Reformen anbahnen könne. Denn alle jene evangelischen Einrichtungen entsprechen dem modernen Genius, dessen Sieg er doch unzweifelhaft findet. Aber der Protestantismus ist ihm allzu abstrakt, und er glaubt an das ewige Gleichgewicht der drei Konfessionen. Um den Preis innerer Reform der kanonischen Ordnung, etwa in einer Art constitutionellen Kirchenregiments nach den Grundzügen des Episkopalsystems, das ja nationale Schattirungen gestattet, würde selbst mancher eifrige Protestant aus Liebe zum kirchlichen Frieden den absoluten Sieg seiner Kirche und die Hoffnung auf derartige Glaubens-Einheit opfern: das ant, nun ist oft eisern gewesen! Es kommt nur auf die Wege der Vorsehung an, ob sie uns Konflikte erspart, denn die Zukunft gehört nicht uns und unserer Schwäche! T. v. B.

Octave Feuillet's neues Drama.

Octave Feuillet, der geistreiche, freisinnige Verfasser der dramatischen „Proverbes" (Sprichwörter), ist mit einem größeren theatralischen Werke, einem fünfaktigen Drama, „la redemption" vor das Pariser Publikum getreten und hat einen glänzenden Erfolg damit errungen. Die Revue d. d. M. erstattet einen Bericht darüber, der für den Autor sehr schmeichelhaft lautet und die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Stück lenken wird.

Es ist ein Beweis von Feuillet's schöpferischem Talent, daß er einem Gegenstand neue Seiten abgewinnen konnte, der von den französischen Schriftstellern beinahe bis zum Ekel ausgebeutet wurde. Die Heldin seines Stückes ist nämlich das Urbild aller Camelien-Damen, die Sünderin, die viel geliebt hat, eine Magdalenet Er hat keine gemeine Courtisane geschildert, sondern eine verirrte, keine verlorene, Seele, die zwischen dem Zweifel und der Genußsucht schwankt, eigentlich ein Gemisch von Faust und Don Juan in einer weiblichen Natur. Jeder andere Schriftsteller würde daraus ein krasses Zerrbild gemacht haben, aber Octave Feuillet ist im Besitz des schönen Maßes, er geht nie darüber hinaus, und die Grazien lächeln zu allen seinen Werken.

Es ist indessen doch das erste Mal, daß er so viel Leidenschaft und Kraft in seinen Arbeiten gezeigt hat, und man wird von nun an sich nicht wieder mit Wenigerem begnügen wollen; doch kann er es kühn mit dem ernsten Drama wagen, nachdem er den ersten glücklichen Griff gethan hat, wird er die glücklichen Inspirationen festzuhalten wissen.

Die französische Kritik findet die Ursachen vom großen Erfolg des Drama's von Feuillet in dem Umstande, daß er alle Phasen des modernen Theaters studirte und aus jeder die besten Impulse zu benutzen wußte, also eigentlich einem dramatischen Eklecticismus huldigte.

Der Originalität des Autors hat dieses Verfahren keinen Abbruch gethan, keine der verschiedenen Schulen kann ihn zu ihren Freunden rechnen, aber auch nicht zu ihren Feinden. Er hat die Zwangsanstalt der Klassicität verlassen, aber er vergaß nicht die Wohlthat ihrer Regeln und die Strenge gegen die Auswüchse des Talentes, welche sie vorschreibt. Aus der Schule der Romantik hat er den Reichthum der Phantasie beibehalten, aber er läßt die Worte nicht unter Redeblumen ersticken, wie ihre Anhänger thaten. Die letzte Phase des modernen Drama's, die realistische endlich, hat er nicht minder gut benutzt, ohne in ihre nüchterne Auffassung einzugehen; er lernte von ihr das kühle erfrischende Wort der Besonnenheit und der Satyre, das seine Arbeiten so sehr auszeichnet. Wie einer jener Wohlgerüche, die aus der Quintessenz der verschiedenartigsten Blumen bereitet sind, wirkt die Dichtung Octave Feuillet's bezaubernd auf alle fein organisirten Naturen wirken.

Der Erfolg der ersten Vorstellung seines Drama's war ein Triumph zu nennen, wozu die Künstlerin, welche die Magdalene spielte, durch ihre kühne, feurige Darstellung viel beitrug. Mademoiselle Fargueil ist eine Schauspielerin, die in gewisser Weise auch eine eklektische Anwendung der dramatischen Kunst versucht; sie strebt danach, die Rachel mit den modernen Talenten der kleinern Pariser Theater zu vereinigen. In Deutschland ist uns keine Darstellerin bekannt, die man mit ihr vergleichen könnte, was um so mehr zu bedauern ist, als bereits Unterhandlungen mit Octave Feuillet angeknüpft sind, um sein Drama auf deutschen Boden zu verpflanzen. Da so viele schlechte französische Stücke heimisch darauf geworden sind, so wird es hoffentlich als ein Gegengift angesehen werden können. F. v. H.

Syrien.

Die Religion der Drusen, nach H. Petermann.

Dr. H. Petermann, Professor der orientalischen Sprachen an der Berliner Universität und nicht mit seinem geographischen Namensvetter in Gotha zu verwechseln, veröffentlicht jetzt eine Beschreibung der Reisen nach dem Orient, die er im Jahre 1852 unternommen.* Der erste Band dieses Werkes, dessen Ausstattung würdig der äußeren Erscheinung ähnlicher Publicationen des englischen Buchhandels ist, liegt uns zur Besprechung vor.

Wie wir aus der Vorrede erfahren, war es schon in früher Jugend der Lieblingswunsch des Herrn Verfassers gewesen, das Land der Verheißung und andere Theile des Orients zu sehen, deren Sprachen und Literaturen ihn von jeher angezogen und beschäftigt hatten. Dieser Wunsch sollte, wenn auch ziemlich spät, in Erfüllung gehen. Im Herbst des Jahres 1857 kam der um die Kunde des Morgenlandes hochverdiente königl. preuß. Konsul zu Damaskus, Dr. Wetzstein, von dessen Entdeckungen in Hauran wir vor kurzem ausführlicher gesprochen, nach Berlin, und wandte alle seine Beredtsamkeit auf, Herrn Petermann zu einem Besuch in Damaskus zu bewegen. Die Munificenz Sr. Majestät des Königs von Preußen und ein zunächst nur auf ein Jahr erbetener und bewilligter Urlaub des königl. Ministeriums machten es möglich, die Reise auszuführen. Ankäufe von Handschriften für die königliche Bibliothek bis zur Höhe von tausend Thalern, sowie von Münzen und Antiquitäten für die königl. Museen, waren die Aufträge, die man dem Reisenden auf den Weg gab. Er selbst hatte sich die Aufgabe gestellt, die Gegenden, die er zu bereisen gedachte, nach verschiedenen Seiten hin, soweit seine Kräfte es verstatten würden, sowie die Sprachen und Sitten der Völker zu erforschen, vornehmlich aber das Augenmerk auf die verschiedenen religiösen Sekten zu richten. Herr Petermann reiste den 9. Juni 1852 von Berlin ab, und begab sich zunächst über Dresden, Wien, Ungarn ꝛc. nach Konstantinopel; von da zu Schiffe nach Syrien. Durch den Krieg der türkischen Regierung mit den Drusen und den Eintritt des Winters wurde er sieben

* Reisen im Orient, von H. Petermann. Erster Band mit einem Titelbild (Drusen vorstellend). Leipzig, Veit & Comp., 1860.

Monate lang in Damaskus zurückgehalten, und hatte somit Gelegenheit, diese in neuester Zeit auf so traurige Weise berühmt gewordene Stadt hinreichend kennen zu lernen. Die Berichte, die wir über sie erhalten, die Auseinandersetzung der dort obwaltenden Verhältnisse ist uns daher um so schätzenswerther.

Der vorliegende Band, dem ein zweiter bald folgen wird, enthält demnächst noch die Reise in Palästina, einen zweimonatlichen Aufenthalt in Jerusalem, eine eingehende Schilderung der Samaritaner und einen Abstecher nach Cilicien und Cypern, dem Schauplatz der erwähnten Gräuelthaten. Die räthselhaften Drusen und Maroniten hat der Verfasser Gelegenheit gehabt, näher kennen zu lernen; was namentlich die Ersteren betrifft, so ist er so glücklich gewesen, von einem ihrer ehemaligen tief eingeweihten Glaubensgenossen die genauesten Nachrichten über ihre räthselhafte Religion und deren Mysterien zu erhalten. Da diese Mittheilung, welche im Anhange beigefügt wird, eigentlich das erste Authentische ist, was wir von diesem dunkeln Gegenstande erfahren, so werden wir gewiß im Interesse unserer Leser handeln, wenn wir das Wichtigste davon mittheilen.

Bereits im Texte giebt Herr Petermann Alles, was er in Damaskus und Hasbaya über die Drusen erfahren konnte — Wahres mit Falschem gemischt, wie er sagt, aber nicht uninteressant, weil man daraus ersieht, was die Andersgläubigen dort von ihnen denken und wissen. Einst aber sagte zufällig einer der gebildetsten Araber in Damaskus, der zum Protestantismus übergetreten war, er kenne die drusische Religion so gut, wie die christliche. Auf Dr. Petermann's Entgegnung, daß er dies doch bekannt machen solle, antwortete er, daß ihm sein Leben zu lieb sei; da er gewiß wäre, von den Drusen ermordet zu werden. Durch Dr. Wetzstein's Vermittelung ließ er sich indeß später für eine Geldsumme, wogegen die Araber nie unempfindlich sind, bewegen, ihm Alles, was er nun der Sekte wußte, aufzuschreiben und es ihm zuzuschicken.

Der Name der Drusen ist abzuleiten von einem Manne, Namens Muhammed ed Derst, oder eigentlich Derezi, d. i. „Schneider;" sie selbst aber verschmähen diesen Namen und nennen sich „Unitarier." Sie sind aus der Sekte der Quarmatier hervorgegangen, die auf Hamdân Quarmot zurückgeführt wird, in der Stadt Hadschar, sowie in Lahsa oder el Ahsâ und Suad el Lusa sich erhob, und sich zu Ende des dritten Jahrhunderts der Hedschra bis nach Jemen und in das Gebiet von Damaskus ausbreitete. Die abbassidischen Chalifen bemühten sich ein ganzes Jahrhundert, diese Sekte auszurotten, führten viele Kriege mit ihnen, und eroberten mehrere Ortschaften von ihnen, unter denen auch die Stadt Selemje war, welche in der Nähe von Hamâ lag.

In dieser Stadt lebte ein Magier „von den Kindern des Daisân" (Bardesanes?), Namens Obeid-ullah, welcher zur Sekte der Quarmatier gehörte. Er floh nach Afrika, wo er sich Obeid-ullah el Mehdi nannte, sich scheinbar zum Islam bekannte und als Nachkomme der Fatime, Tochter Muhammeds, den Adel sich anmaßte. Er gründete eine Dynastie und erbaute die Stadt Mehdijje, die er nach seinem Namen benannte. Maadd, bekannt unter dem Namen el Melik (el) Muizz-eddie, eroberte mit Hülfe seines Dieners, el Ouâdd Dschauher, Aegypten und erbaute die Stadt Kahira. Mit diesem beginnt die Dynastie der Fatimiden in Aegypten.

Von ihm stammt el Hâkim beamr illah Ahmed ben Nezâr ab, welcher, elf Jahr alt, im Jahre 375 d. H. den Thron bestieg.

Im Jahre 407 d. H. trat unter seiner Dienerschaft der oben erwähnte Magier, Muhammed ed Derezi, hervor und forderte die Menschen zur Verehrung des Hâkim beamr illah auf, da er ein Fleisch gewordener Gott sei. Es entstand ein Aufruhr unter dem Volke, in welchem er getödtet wurde. Hâkim that anfangs, als ob er dessen Ermordung billige, ließ aber später die Mörder hinrichten. Trotzdem verfluchen die Schriften Hamza's diesen Muhammed ed Derezi, und aus diesem Grunde wollen auch die Drusen nicht nach ihm benannt sein.

Im folgenden Jahre, 408 d. H., welches der Anfang der Aera der Drusen ist, trat in Aegypten Hamsa ibn Ali ben Ahmed el Aschemi („der Perser"), ebenfalls ein Magier, auf, welcher wiederholt das Volk zur Verehrung des genannten Hâkim aufforderte und zu seiner Unterstützung vier Männer auswählte, Namens Ismail, Muhammed, Salâma und Behâ ed din. Er nannte sie die vier Frauen und gab ihnen viele Beinamen. Er nannte sie auch in Verbindung mit sich die fünf Endpunkte (oder Befehle?) der Verkündigung der Einheit (Gottes). Sich selbst nannte er: „die allgemeine Intelligenz" — den Zirkelpunkt — „den Imam" — „den Führer der Antwortenden" (Gehorchenden) — „den Messias der Völker" — „Jesu" (doppeltes ſ), „den Verbundenen" (mit Gott), „den Hermes der Hermes" (also Thot Trismegistus), „den Hervorragenden" ꝛc. Außer den vier erwähnten nahm er noch 189 Männer und nannte einige von ihnen Missionaire, andere Vorsteher, wieder andere Hausnachbarn oder Ueberzeugung Schwächende. So war die Zahl aller Derer, die zur Verkündigung dieser Lehre berufen waren, 164, welche er die „Buchstaben der Wahrheit" nannte (kabbalistisches Spiel mit arabischen Buchstaben).

Im Gegensatz gegen diese „Buchstaben der Wahrheit" nennen sie Muhammed, den Stifter des Islam, und seine Genossen, 26 Personen im Ganzen, „die Buchstaben der Lüge."

Darauf fing Hamza an, Abhandlungen zu schreiben und ließ auch Schriften von seinen vier Gefährten verfassen, die er „die Frauen" nannte, weil sie von ihm, wie Frauen von ihren Männern, Nutzen zogen; zugleich ertheilte er ihnen die höchsten Würden in der Mission für die Verehrung des Hâkim beamrihi.

Alles, was von den Schriften des Hamza und seiner Gefährten von dem Anfang der Verkündigung, dem Jahre 408 an bis zu dem Tode Behâ ed din's, welcher die Anderen überlebte und im Jahre 434 oder dem 26. des Hamza, wonach sie rechnen, in die Hände der Drusen gelangt ist, beläuft sich auf 111 Abhandlungen, von denen die eine in Versen abgefaßt ist und „die Poesie der Seele" genannt wird. Unter dieser Seele wird aber verstanden Ismaël, der Schwager oder Schwiegersohn Hamza's, einer der vier Heiligen (Frauen) und zwar der größte darunter. Sie nennen diese Abhandlungen: „die Sitzungen der Herrscher und ihrer Gelehrten." Später vertheilten sie dieselben in sechs Bücher: das erste Buch heißt „das Diplom" oder „die Sitten," das zweite „die Widerlegung" oder „die Vernichtung" (eigentlich Kopfwunde), das dritte „die Erweckung," das vierte „der erste von den sieben Theilen," das fünfte „die Treppe," das sechste „die Vorwürfe." Im Jahre 1817 n. Chr. G. gelangten sie endlich noch in den Besitz eines siebenten Buches, welches sie „das Buch der Griechen" nennen und das acht Abhandlungen umfaßt. Dieses wurde ihnen von einem Christen geschenkt, der es in einer ägyptischen Schule erkannte, als er nach anderen Büchern suchte, und noch jetzt rühmen sie diese Wohlthat.

Diese Bücher stehen bei ihnen in demselben Ansehen, wie die Thora bei den Juden, das Evangelium bei den Christen und der Koran bei den Muhammedanern, und es ist ihnen nicht verstattet, sie Fremden zu zeigen oder zu übergeben. Dies wird für schlimmer erachtet, als Ehebruch und Mord, selbst im Fall sich ein solcher bekehren würde; aber es wird ihnen vergeben, wenn sie religiöse Kommentaar zeigen, worin ihre Begeiffe enthalten sind. Der Gegenstand dieser Abhandlungen ist verschieden. Einige behandeln die Glaubensartikel und Satzungen, andere widerlegen die Andersgläubigen, wie die Juden, Christen, Muhammedaner und die Nosairier und greifen ihren Glauben an; andere enthalten Anreden und Ernennungen zu Aemtern, welche Hamza seinen Gefährten verlieh, andere Abschreckungen, Verheißungen und Drohungen, noch andere Vertheidigungen gegen die Laster des Hâkim beamr illah, die sie in weise Absichten und mysteriöse Winke verdrehen, welche dem gesunden Urtheil widerstreiten. So besteht der Inhalt meistentheils in Andeutungen und sonderbaren Räthseln, welche den schwachen Verstand berücken. Buchstaben-Kabbalistik spielt eine große Rolle.

Genau betrachtet ist die Lehre der Drusen eine Mischung von alten, philosophischen Systemen, einigen Glaubensartikeln des Christenthums und des Islam und Lehren der Sekte der Batenîden.

Die Lehre der Drusen hatte bei Lebzeiten des genannten Hâkim schändliche Vorschriften. Als aber nach seiner Ermordung im Jahre 411 d. H. sein Sohn Ali es Sâhir auf dem Throne Aegyptens saß und die Diener seines Vaters hart bedrückte und ihr Blut vergoß, wurden Aenderungen vorgenommen. Der jüngste überlebende der fünf Endpunkte schrieb mehrere Abhandlungen, in denen er einige Lehren des Muhammed ed Derezi und ihrer ersten Missionaire, welche Schändlichkeiten gestatteten, scharf rügte, wie dies aus dem Buche der Vorwürfe erhellt.

Zuvörderst glauben sie an einen einigen, ewigen Gott, ohne Anfang und ohne Ende, begabt mit allen Vollkommenheiten. Dieser schuf das Licht und die Finsterniß. Das Licht war die allgemeine Intelligenz, ein Geist, sein großer Prophet und erhabener Apostel, Hamza ben Ali, ben Ahmed, der Führer der Antwortenden. Die Finsterniß war der sprechende Geist, Iblis — d. h. Muhammed, der Stifter des Islam.

Von dem Lichte des Hamza wurden vier Geister gezeugt, die vier Endpunkte der Einheitslehre; ebenso entsprangen aus der Finsterniß des Muhammed seine vier Gefährten, deren erster ist Ahâs (Fundament) d. i. Satan, welcher ist Ali ibn abi Tâleb, die andern drei sind Abu-Bekr, Omar und Othmân. Dieses sind die vier Endpunkte des Unglaubens.

Die Welt ist mit einem Male (auf einen Ruf oder Stoß) erschaffen

worden, ebenſo die Menſchen, die nicht von einem Vater abſtammen, daher ſeit der Schöpfung ſich der Weber am Webebaum, der Baumeiſter an der Mauer fand. Die Zahl der menſchlichen Seelen vermehrt ſich weder, noch nimmt ſie ab; jedes Mal, wenn ein Menſch ſtirbt, geht ſein Geiſt in ein neugeborenes Kind über. Dies nennen ſie die Trennung, die Schöpfung, die Umhüllung (Ankleidung), da ſich die Seele neu wie mit einem Kleide bekleidet.

Vor den Menſchen lebten auf Erden die Tſchinn, die Binn, Nimm, Timm und andere Weſen geiſterhafter Natur. Die Menſchen haben ſiebzig Zeitalter gelebt; jedes derſelben umfaßte wieder ſiebzig Zeitalter, deren jedes 70,000 Jahre enthielt; bis auf Hakim waren demnach 343 Millionen Jahre verfloſſen; ſeine Erſcheinung fiel nämlich in das Ende der körperlichen Welt und den Anfang der Auferſtehung, deren Erſcheinung ſie ſeit dieſer Zeit erwarten.

Gott iſt in ſeinem Weſen für die menſchlichen Sinne ganz unerfaßbar; er offenbart aber daſſelbe in jedem Zeitalter vermittelſt des Schleiers, welcher der Körper iſt, aus dem er ſpricht. Ein ſolcher Schleier (Incarnation) iſt der König Hakim beamrihi.

Solcher Offenbarungen zählen ſie zehn, aber keineswegs rechnen ſie dazu das Judenthum, Chriſtenthum ꝛc. Die erſte dieſer Incarnationen war ein Kameeleermiether in der Stadt Hadſchar, deſſen Verſtand allein dem ſeiner tauſend Kameele gleich war. Dann erſchien er in der Geſtalt von Elbar, Muill ꝛc., zuletzt als Hakim beamrihi. Bei der Auferſtehung wird die Gottheit wieder in dieſer Geſtalt erſcheinen.

Im Gegenſatze dazu offenbarte ſich auch die Finſterniß und dazu gehört Alles, was von Adam ſtammt ꝛc.

Adam war nicht der Stammvater der Menſchen; ſein eigentlicher Name war Häreth und ſein Vater hieß Termah. Er war einer von den Sprechenden d. h. Iblis und hatte einen Begleiter und Gehülfen, den Satan. Adam heißt auch der Rebell und ſein Gehülfe war Seth (Schit), nach der Ermordung des Häbil (Abel). Schon zu dieſer Zeit lebte Hamza unter dem Namen Schatnil (der Weiſe), Sohn des Dänil (Daniel). Da nun Adam dieſem Schatnil d. i. dem Hamza keine Verehrung beweiſen wollte, verſtieß ihn Gott aus dem Paradieſe d. h. aus der Erkenntniß der Einheit Gottes. Denn das Paradies iſt die Einheitslehre, die Hölle aber die Verehrung des Nichts. Die Druſen ſind Engel, die Anderen Höllengeiſter; ſonſtige Geiſter, wie die Dſchinn u. ſ. w., haben gar keine Exiſtenz.

Adam-Iblis und Schit (Satan) wanderten ſpäter in die Leiber Noah's (Nuh) und Sem's (Säm), darauf in Ibrahim (Abraham) und Ismail, dann in Muſa (Moſes) und Harün (Aaron); nach Aaron's Tode fährt ſein Geiſt in Joſua Bun, darauf in Iſa und Petrus, nachher in Muhammed und Ali ꝛc. Der Geiſt des Hamza dagegen wanderte zur Zeit Moſes in Jethro den Prieſter von Midian, den ſie Schoaib nennen, und zur Zeit Iſa (Jeſus) in Jeſſu, der von Iſa verſchieden iſt. Dieſer iſt der wahre Meſſias, und er iſt Eliazar. Die Geiſter der vier Frauen waren in den vier Evangeliſten Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes. — Uebrigens behaupten ſie, Johannes, der Evangeliſt und Johannes der Täufer, ſei eine Perſon, und nennen dieſelbe auch Chryſoſtomus. Ihre Geſchichtskenntniß ſcheint demnach nicht bedeutend zu ſein.

Die griechiſchen Philoſophen waren große Propheten, deren Geiſter die Geiſter der fünf Endpunkte der Einheitslehre waren. Aesculap und Pythagoras waren nichts Geringeres, als Einleibungen des Hamza.

Die Seelenwanderung iſt nach ihnen von Menſchen zu Menſchen, und nicht wie die Juden (der ehemalige Druſe ſpricht) mit den Noſairiern annehmen, von Menſchen in Thiere und umgekehrt.

Gott hat einen Namen (Beſtimmung) und eine Bedeutung (Realität); myſtiſch nennen ſie ihn Ismail und Hamza. Denn Hamza iſt nicht nur Prophet, ſondern fällt mit Gott faſt ganz zuſammen. Er gilt als Urſache der Urſachen, er heißt der geſchaffene Schöpfer, der empfangende Geber, kurz er hat Macht über alles Seiende, verwaltet die Welt, belohnt und beſtraft als Bevollmächtigter Gottes, welchee Hakim beamrihi iſt. Ohne Zweifel iſt hier ein Zerrbild des Chriſtenthums vorhanden.

Der allgemeine Grundſatz, welchen Hamza als die Grundlage ihrer Glaubensartikel aufgeſtellt hat, iſt der, daß ſie glauben ſollen, was die übrigen Völker leugnen. (Sehr praktiſch!) Nach ihm ſind die Geſetze anderer Völker doppelter Art, äußerliche und innerliche, ſeine eigenen dagegen rein geiſtig, auf die Einheitslehre ſich beziehend, nicht innerlich, nicht äußerlich, ſondern die Mitte einhaltend. Man wird hieraus erſehen, daß Hamza Identitäts-Philoſoph war, und daß die heiße Kälte, die weiße Schwärze, die dicke Dünnheit, die innere Aeußerlichkeit älter ſind, als manche ganz neue Erfindungen. Er drückt ſich darüber ſo aus: das äußerliche Geſetz hat Iblis (Teufel, d. h. Muhammed), das innerliche Aſas, d. h. der Satan (oder Ali) gegeben; er verglich ſie auch mit den Excrementen (a posteriori) und dem Urin (a priori). Seine Bekenner waren daher auch von den ſieben Hauptpflichten des Islam: Faſten, Gebet, Meккafahrt, Almoſen, Opfer, Verbindung mit Gott und Begräbniß der Todten entbunden. Hamza gab ihnen dafür die folgenden ſieben Stützen (Hauptpflichten).

1) Wahrheit der Zunge.
2) Schutz der Brüder.
3) Verlaſſen deſſen, was ſie früher hatten, als ſie das Nichts und die Lüge verehrten.
4) Losſagung von den Teufeln und der Gottloſigkeit.
5) Bekenntniß der Einheit ihres Herrn (Hakim) zu jeder Zeit.
6) Wohlgefallen an ſeinem Thun, wie es auch war.
7) Ergebung in ſeinen Befehl im Glück und Unglück.

Faſten halten ſie bisweilen, aber nicht im Monat Ramadhän, weil es eine Satzung des Iblis iſt.

Proſelyten machen ſie nicht; denn ſeit Hakim verſchwunden (ſeine Ermordung wird verleugnet), iſt das Thor der Gnade verſchloſſen und die Zeit der Verhüllung da. Jeder, der ſtirbt, wird ſtets in derſelben Religion wiedergeboren, in der er gelebt.

Die Druſen theilen ſich in Wiſſende und Unwiſſende. Ein Wiſſender iſt der, welcher nach ihrem Geſetz handelt, ein Unwiſſender, der dawider handelt. Stirbt er im Zuſtande der Unwiſſenheit, iſt er ewig verloren; denn jedesmal wird er als Unwiſſender wiedergeboren. Wenn ein Unwiſſender den Weg der Wiſſenden betritt, ſo ſchreiben ſie ihm eine Beſcheinigung, „den Vertrag des Oberhauptes der Zeit,“ wie ihnen Hamza befohlen hat. In den Pyramiden Aegyptens iſt das Archiv dieſer Reverſe, wo ſie Hamza finden wird, wenn er zurückkehrt. Wer ein Wiſſender wird, auch nur einen Tag vor dem Tode, erhält vollkommene Vergebung. Dergleichen Leute ſind übrigens früher ſchon in andern Leibern Wiſſende geweſen; Hamza hat ſie nur zur Buße eine zeitlang in den Zuſtand der Unwiſſenheit verſinken laſſen. Auch Blinde, Lahme, Arme, Irrſinnige büßen in dieſer Weiſe für frühere Sünden.

Die Wiſſenden halten am Grabe eines Wiſſenden eine Art Todtengericht, worin ſie urtheilen und beſprechen, ob er wohl nach ſeinem vergangenen Leben der Gnade würdig ſei, oder nicht.

Aus dem Evangelium und dem Koran nehmen ſie an, was ihnen zuſagt, denn Hamza iſt, wie ſie behaupten, unter dem Namen Jeſus mit Iſa (Jeſus) und unter dem Namen Selmän der Perſer mit Muhammed geweſen. Was ihnen nicht paßt, hat natürlich Iblis und Scheitan gemacht, oder die Chriſten und Muhammedaner haben gefälſcht. Ihre Exegeſe iſt bisweilen ſehr ſpaßhaft. Z. B. Koran 5, 92 heißt es: „Siehe Wein, Looſe, Bilder, und Weisſagungspfeile ſind ein Gräuel von den Werken des Satans. — Unter den genannten vier Gegenſtänden ſind Abubekr, Omar, Othmän und Ali zu verſtehen. Die Stelle im Evangelium: „Hütet euch vor den falſchen Propheten, die zu euch kommen in Schafskleidern, aber inwendig ſind ſie reißende Wölfe,“ geht nicht auf die Phariſäer, ſondern auf die chriſtlichen Geiſtlichen, welche wollene Kleider tragen.

Die Vorwürfe, daß ſie ein Kalb verehren, den Ehebruch und die Ehe mit Schweſter und Tochter erlauben, ſind unbegründet. Unter Kalb verſtehen ſie myſtiſch den Näteq (Sprecher), den Hinteren, das äußerliche Geſetz (den Muhammedanismus?); wenn man das Kalb ſchmäht, ſo zeigen ſie ſich ergrimmt, aber nicht etwa, um es in Schutz zu nehmen, ſondern um den Ingrimm dagegen zu verſtärken. Die Ehe iſt ihnen erſt im vierten Grade verſtattet. Das Mißverſtändniß der Schweſter-Ehe iſt daraus entſtanden, daß ſie ſich in ihrer Gemeinſchaft alle Schweſtern und Brüder nennen. Ein Gläubiger kann nur eine Gläubige heirathen; eine Gläubige den Ungläubigen (Nichtwiſſenden) nur unter der Bedingung, daß ſie ihn wiſſend macht. Ferner heiraten ſie nach gleichem Range und nehmen nur Eine Frau; denn Vielweiberei iſt nicht verſtattet. Mann und Frau haben gleiche Rechte, ſo zwar, daß bei der Verehelichung der Mann Alles, was er beſitzt, mit ſeiner Frau zu theilen hat, ihr keine zu ſchwere Arbeit aufbürden und ihr Ruhe und Muße zum Gottesdienſte entziehen darf. Die meiſten Frauen der Druſen können daher leſen und ſchreiben, ganz im Gegenſatze zu den muhammedaniſchen Sitten. Auch die Behandlung der Frauen in der Schwangerſchaft ꝛc. iſt ſehr ſtreng geregelt. Wenn ein Reicher vier Söhne, ein Armer zwei hat, muß er ſich des weiteren Umgangs mit ſeiner Frau enthalten, damit die Familie nicht in Noth gerathe.

Das Weintrinken war früher geſtattet; als aber ein frommer Scheich, welcher Kommentare zu Hamza's Büchern geſchrieben, nach Aegypten kam und dort an der Mauer der Moſchee des Hakim beamrihi hatte

Verbote gegen daſſelbe las, beſchloß er, das Verbot bekannt zu machen, und die Druſen gehorchten ihm, weil ſie glaubten, daß in ihm einer der erſten Propheten ihrer Sekte wiedergeboren ſei.

In Speiſe, Trank und Kleidung ſind die Druſen ſehr mäßig und anſpruchslos; ein Wiſſender raucht weder Tſchibuk noch Nargile, trinkt weder Wein noch andere berauſchende Getränke und ſchnupft ſehr ſelten. Es giebt unter ihnen Asceten, die ſich viele Jahre lang des Fleiſches und friſchen Obſtes enthalten, und nur Brot und Roſinen genießen. Der Bart wird nicht raſirt; ſeidene oder buntfarbige Kleider werden nicht getragen, ſondern nur baumwollene Stoffe; ein paar Beinkleider, ein Hemd, darüber ein Kaftan, weiß oder ſchwarz ꝛc., auf dem Kopfe ein weißer Turban mit rothem Tarbuſch, aber ohne den ſchwarzen Büſchel darum. Ueber dem Kaftan tragen ſie noch eine Art langer weiß und ſchwarz geſtreifter Aermeljacke; bei feierlichen Gelegenheiten nehmen ſie noch einen langen, weiten ſchwarzen Mantel um und ziehen Schuhe von rothem Saffian an die Füße.

Die „Ausgezeichneten" unter den Wiſſenden bauen ſich Einſiedeleien, die ungefähr eine halbe Stunde von der nächſten Ortſchaft entfernt ſind, und führen ein Anachoretenleben. Bisweilen ſtehen deren mehrere bei einander und bilden dann ein kleines Dorf. Ueber dieſe Gemeinſchaft wird dann ein Scheich geſetzt. Die größte und berühmteſte Chalwe (Einſiedelei) iſt die Bajjâda auf einem Berge bei Hasbaya. Das Heer der Aegypter, unter Ibrahim Paſcha, zerſtörte im Jahre 1838 über ſechzig Chalwe's daſelbſt und erbeutete viele Bücher, aus denen ſich ergab, daß man ihnen fälſchlich viele Schändlichkeiten angedichtet. Dieſe Einſiedler ſtehen in hoher Achtung; man wallfahrtet zu ihnen (auch Frauen), man frägt ſie um Rath; man ſchenkt ihnen Geld, ſo daß ſie oft reich ſind — doch iſt ihre Heiligkeit in vielen Fällen eine geheuchelte, und ſie übertreten im Geheim die Gebote, die ihnen gegeben ſind.

Wenn Druſen mit einem Muhammedaner zuſammen ſind, ſo bekennen ſie ſich zum Islam; ſind ſie mit einem Chriſten zuſammen, ſo behaupten ſie, dem Chriſtenthume näher als allen Anderen zu ſtehen, und daß ſie leben und ſterben auf die Lehre vom wahren Meſſias, wobei ſie jedoch nicht verhehlen, daß ſie unter dem Meſſias ihren Stifter Hamza ben Ali verſtehen. Dies geſchieht aus Scheu, weil ſie das Gebot der ſtrengſten Verſchwiegenheit in Sachen der Religion haben.

Zur Wahrheit ſind ſie nur gegen ihre Glaubensgenoſſen verpflichtet; Fremden brauchen ſie nur dann die Wahrheit zu ſagen, wenn es ihnen keinen Nachtheil oder auch Vortheil bringt. Güte und Barmherzigkeit gegen Andersglaubende zu üben, ſind ſie nicht gehalten; ſie können dieſelben ſogar berauben und ermorden, wenn es ihnen keinen Nachtheil bringt.

In Männer-Verſammlungen darf von Frauen nicht geſprochen werden, oder nur mit gewiſſen Formeln und Vorkehrungen, z. B.: „die für dich betet," heißt „meine Mutter, Großmutter." Die druſiſchen Frauen ſind meiſt Wiſſende. Bekannt iſt ihre ſonderbare Kopftracht, eine Düte von Eiſenblech mit Zinn (nicht Silber) überzogen, und mit Zeug beklebt, das ſie auf dem Kopfe tragen. Es wird Taſa genannt (etwa eine halbe Elle lang.) Vor Fremden weeſchleieren ſie ſich.

Die Nichtwiſſenden werden für ſchlechter gehalten, als Juden, Chriſten oder Muhammedaner; ihnen ſind nur die Hauptlehren bekannt, wie der Glaube an die Gottheit des Hâkim beamrihi, das Imamât des Hamza, die vier Endpunkte und die Seelenwanderung. Seit dem ägyptiſchen Kriege unter Ibrahim, durch welchen ihre Bücher bekannt wurden, haben ſie folgenden Erkennungsſpruch: „Säen die Landleute in euren Gegenden die Körner des Ehlilebſch?" — Antwort: „Ja, ſie werden geſäet in die Herzen der Gläubigen."

Ihre innere Verwaltung iſt ganz theokratiſch, Geiſtliches und Weltliches ungetrennt; jede Ortſchaft hat ihren Medſchlis oder Chalwe (Verſammlungsort), wo ſie rathſchlagen und beſchließen, Männer und Frauen (die Wiſſenden) zuſammen. Dieſe Verſammlungen geſchehen in der Nacht vom Donnerſtag zum Freitag und beginnen um die zweite Stunde nach Sonnenuntergang. Ungehöriges ſoll dabei nicht vorkommen.

Aber wie kommt dieſe in Aegypten entſtandene Religion in den Libanon? Als Hâkim beamrihi in Aegypten herrſchte, gehörte Syrien zu ſeinem Reiche und die Tenuchiden, welche damals als Emire des weſtlichen Libanon geboten, nahmen den Glauben an, der dann den Unterthanen mit Gewalt aufgezwungen wurde. Im Verlaufe von drei Jahren waren alle Bewohner des Libanon und Antilibanon zu der druſiſchen Religion bekehrt.

Die ſehr intereſſanten Nachrichten über die Geſchichte der Druſen müſſen wir hier leider übergehen; wir bemerken nur, daß am Schluſſe derſelben unſer Gewährsmann, der ehemalige Druſe, die Meinung ausſpricht, die türkiſche Regierung würde das Wachsthum der druſiſchen Macht gern ſehen, um die Chriſten in ihrer Mitte zu demüthigen, die Paſcha's hätten ihnen unverhohlen Hülfe zur Bekämpfung der Chriſten geleiſtet. (Und jetzt ſchneiden die Schurken die Köpfe ihrer Spießgeſellen ab!)

Die Druſen hoffen immer auf die Wiederkehr ihres Hâkim beamrihi in Begleitung der fünf edlen Endpunkte. Sie behaupten, daß dieſe ſeit dem Verſchwinden in den Regionen des innern China leben, hinter dem Berge der Scheidewand. Denn ſie glauben, alle Chineſen ſeien dem druſiſchen Glauben zugethan, ſie ſeien die Stämme der Kinder Israel's und Gog und Magog.

Die Anzeichen des jüngſten Gerichts werden ſein, wenn die Franken die Meeresküſte von Syrien mit Gewalt wegnehmen. Hierauf rüſtet der Sultan der Moslemin ſich zum Kriege und zerſtört die Auferſtehungskirche (zu Jeruſalem), nachdem er ſie bekämpft und verjagt hat. Die Chriſtenkönige wiegeln nun den König Johanna (von Abyſſinnien?) und den König des Sudan, Abu Sewiqtin, auf, die Kaaba in Mekka zu zerſtören; ſie ſelber ziehen zum Kriege dorthin, während ſich andererſeits die Muhammedaner rüſten, ihr Heiligthum zu vertheidigen. Während dieſe Dinge vorgehen, kommen Hamza und die vier Endpunkte, nachdem ſie das eherne Thor der Scheidewand durchbrochen, mit ihrem Volke, dem edlen Gog und Magog, 2,500,000 Reiter ſtark, um das Gericht zu bringen über die Ungläubigen. Sie ziehen zuerſt durch's Land der Chazaren und fahren dann mit ihren Schiffen über das indiſche Meer. Wenn ſie im Lande von Hadſchar (wo die Sekte der Qarmatier auftrat), ausgeſtiegen, vertheilt Hamza das Heer an die vier Endpunkte, und hierauf geht es auf Mekka los. Chriſten und Muhammedaner überfällt ein gewaltiges Zittern, ſie ſtellen ihren Kampf ein und beſchließen, ſich in Demuth dem Könige, der aus Oſten kommt, zu unterwerfen. Sie halten den erſten Endpunkt mit ſeinen 500,000 Reitern bereits für den hohen Herrſcher, dann den zweiten, dritten, vierten — trotz ihrer Herrlichkeit und Macht ſind ſie es nicht; Hamſa iſt noch dahinten; endlich kommt er an der Spitze von 500,000 Reitern, deren Kleidung und Roſſe von grüner Farbe ſind; alle Raubthiere der Erde gehen vor ihm her und gehorchen ihm.

In Mekka findet Rechenſchaftsablegung und Auferſtehung d. h. Gericht über die Ungläubigen ſtatt; denn ihre Lehre von der Seelenwanderung ſchließt eine eigentliche Auferſtehung aus. Hâkim ſteht dabei auf der Spitze der Kaaba und hält furchtbare Strafreden an die Ungläubigen; hierauf entladen ſich Gewitter über derſelben und vertilgen die Kaaba ſpurlos von der Erde.

Nun laſſen Hamza und die vier Endpunkte, auf koſtbaren Thronen ſitzend, die Gläubigen Rechenſchaft ablegen. Hâkim beamrihi nimmt ſie gnädig auf, verzeiht ihnen Alles, giebt ihnen koſtbare Kleidung, ſetzt ihnen goldene Kronen auf, ſchenkt ihnen ſchöne Roſſe und Waffen ꝛc.

Hierauf folgt das Strafgericht über die Ungläubigen, und der druſiſche Fanatismus hat das Möglichſte gethan, es ſo ſcheußlich als möglich zu machen. Die Hauptgegner der Einheitsreligion werden von Hamza hingerichtet oder in Ketten gelegt und zur Schau herumgeführt. In Mekka wird ein furchtbares Blutbad angerichtet; die Könige und Alle, die mit ihnen ſind, werden bis auf den letzten Mann getödtet. Dann wendet ſich der Heereszug nach Konſtantinopel und in die Länder der Franken; die Länder werden verheert, die Menſchen getödtet, die Schatzkammern geplündert. Wenn dieſes Rachewerk vollbracht iſt, wird Hamza in Kairo ſeinen Königſtuhl aufrichten, die Endpunkte werden zu ſeiner Rechten und Linken ſitzen und Hâkim beamrihi ſtets bei ihnen ſein. Die Unitarier erhalten hohe Würden, werden Könige, Beziere, Emirs ꝛc., die übrigen Völker werden ewig im Joche der Sklaverei ſein, ſchweren Tribut zahlen und Schandmale tragen. Sie theilen dieſe Unterwürfigen in drei Klaſſen:

1) Die Muhammedaner und Juden, d. h. das Volk des äußerlichen Geſetzes („die Juden des Volkes Muhammed" iſt der techniſche Ausdruck dafür), tragen an den Ohren zwei Ohrgehänge, zwanzig Drachmen ſchwer und haben am Ende des linken Aermels ein Stück Zeug von der Farbe der Ringeltaube angenäht. Jeder zahlt jährlich 2½ Denare (Goldmünzen).

2) Chriſten, Schiiten und Noſairier, d. h. das Volk des inneren Geſetzes („das Volk der myſtiſchen Interpretation"); tragen zwei Ohrgehänge von Eiſen, 30 Drachmen ſchwer. Haben ein Aermelſtück von ſchwarzer Farbe und zahlen pro Kopf 3½ Denare.

3) Die Scheingläubigen, d. h. die Nichtwiſſenden (die Magier des Volkes Mohammed), welche von der Lehre des Hâkim abgefallen ſind: Ohrgehänge von ſchwarzem Glaſe, 40 Drachmen ſchwer. Aſchgraues Vordertheil der Kleidung und eine ellenlange Mütze von Fuchspelz auf dem Kopfe. Zählen durch die Bank, Mann, Weib, Jung und Alt, das

Kind in der Wiege nicht ausgenommen, fünf Denare Tribut. Alle werden abscheulich stinken; ihre Ohrgehänge werden sie im Sommer brennen, wie Feuer; im Winter kälter, wie Schnee, alle Speise wird ihnen bitter sein, und ewig bleiben sie unter der Zuchtruthe der Unitarier.

Man wird gestehen müssen, daß gegen diesen Fanatismus der muhammedanische reines Spielwerk ist, und daß Muhammed mit seiner prophetischen Sendung erhaben scheint gegen die furchtbaren Menschen, die weder Schwärmer noch Propheten, sondern abgefeimte Schurken gewesen zu sein scheinen. Diese Religion ist keine Sekte, weder eine christliche noch muhammedanische, die sich an etwas Bestehendes anschließt, es liegt der wüthendste Haß gegen Judenthum, Christenthum und Muhammedanismus zu Grunde.

Selbst Muhammed knüpft an das Frühere an, läßt Christus, Moses, Noah ꝛc. gelten; diese Pseudo-Religion, die einen notorisch schlechten Menschen, einen unmündigen Tyrannen, schlechthin mit der Gottheit identificirt und von notorischen Gaunern verbreitet und mit dem Schwerte in der Hand aufgezwungen wird, setzt an die Stelle aller geheiligten Traditionen einen offenbaren Unsinn, den sie mit der Konsequenz der Verzweiflung behauptet. Wie sehr Hamza und seine sauberen Entpunkte das Christenthum und den Muhammedanismus haßten, sie hoßten noch mehr Jeden, der an ihrem Unsinne zu zweifeln wagte. Man sieht dies aus der eben gegebenen Eintheilung.

Aber wie ist die Entstehung eines solchen Ingrimms zu erklären? Ohne Zweifel nur aus einem Nachleben des ägyptischen Heidenthums. — Der ägyptische Heide allein — und man weiß, wie groß der Fanatismus der alten Aegypter war — konnte Judenthum, Christenthum, Muhammedanismus so grimmig hassen und eine Religion aufstellen, die überraschende Aehnlichkeit mit dem alten Osiridienste hat: Die Seelenwanderung, das Todtengericht, das Anachoretenthum, die Stellung der Frauen, die Eintheilung in Wissende und Nichtwissende, die ganze kabbalistische Symbolik und Geheimthuerei, wie sie hier von den Druſen berichtet wird, ist völlig im Geschmacke des Landes, wo diese Religion entstanden ist. Man weiß, wie frühzeitig der Muhammedanismus aus der Freigeisterei anheim fiel; es ist daher ganz glaublich, daß der Stiftung dieser Religion politische Zwecke zu Grunde lagen, daß diese schurkischen Menschen in der nackten Vergötterung des Herrschers das Mittel sahen, eine Weltherrschaft zu erobern. Mandus vult decipi. — Was Muhammed vorgemacht, konnten sie ihm nachmachen, wenn sie im Stande waren, etwas Neues zu ersinnen — das ist ihnen nicht gelungen.

Wir glauben, die Druſen, die im Ganzen den Eindruck eines kräftigen Volkes machen und Züge aufzeigen, die man achten muß, sind besser, als ihre ihnen vor langen Jahrhunderten aufgezwungene Religion, aus der sie so leicht nicht hinauskommen, weil sie mit dem furchtbarsten Fanatismus umgürtet ist. Es ist z. B. geschichtlich erwiesen, daß dieser Gott, Hâkim beamrihi, ein lasterhafter und dabei, wie es scheint, ganz unbedeutender Mensch, den Hamza gängelte, auf Anstiften seiner leiblichen Schwester, Sitt el Mulk, in einer Ortschaft am Mokattam bei Memphis umgebracht worden ist — man fand seine von Messerstichen durchbohrte Kleidung noch. — Die Druſen müssen glauben, daß er nur entschwunden, um die Stärke seiner Anhänger zu prüfen und sie je nachdem einst zu belohnen oder zu bestrafen; sie erklären die Messerstiche, deren Thatsächlichkeit sie zugeben, auf mysteriöse Weise.

Ihr Fanatismus ist übrigens nur ein künstlicher und unnatürlicher. Ihr ehemaliger Stamm- und Glaubensgenosse sagt es selbst:

„Je größer der Heldenmuth und die Tapferkeit der Druſen in den Zeiten der Macht und des Glückes ist, desto größer ist ihre Erniedrigung und Unterwürfigkeit in den Zeiten der Unterdrückung, so daß sie die schwächlichsten Menschen werden und Gewaltthätigkeit und Verachtung ertragen, wie kein Anderer."

Griechenland.

Neugriechische Lebensbeschreibungen.

Aus Athen erhielten wir zwei biographische Monographien, die nicht ohne Interesse sind, und zum Theil besonderen literarischen und kulturgeschichtlichen Werth haben. Dies gilt namentlich von einer Schrift über den Patriarchen Kyrillos Lukaris.* Ueber die Quellen und literarischen Hülfsmittel, die der Verfasser dabei benutzt hat, spricht er sich selbst nicht weiter aus, aber die Schrift zeugt von guten Vorarbeiten und behandelt das an Verwickelungen reiche Leben und die in manchen Beziehungen eigenthümliche und räthselhafte Erscheinung des Patriarchen Lukaris mit großem Geschick und verständigem Takte. Bei der Doppelstellung des letzteren, die derselbe als das Oberhaupt der morgenländischen orthodoxen Kirche und zugleich als eine Art politisches Oberhaupt der griechischen Nation einnahm, und wobei einerseits der kirchlich-theologische, andererseits der politische Standpunkt in Betrachtung kommt, sowie bei der genugsäglichen Verschiedenheit der kirchlich-theologischen und der politischen Einflüsse, unter deren Einwirkung der Patriarch Lukaris gerade zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs stand, war es dem Verfasser der vorliegenden Schrift zunächst nur um den politischen Gesichtspunkt zu thun, um die eigenthümliche Rolle zu erklären, welche der Patriarch in jenem Kampfe übernommen hatte und deren Mißlingen in Folge der beharrlichen und das Ziel unverrückt verfolgenden Intriguen der Jesuiten seinen schimpflichen Untergang herbeiführte. Der Verfasser hat es sich besonders angelegen sein lassen, die Beziehungen des Patriarchen Lukaris, als Oberhauptes der morgenländischen Kirche, zu den protestantischen Mächten und der protestantischen Kirche in Deutschland, Holland, England und der Schweiz klar darzulegen, um den Hauptschritt seines Lebens, den Wendepunkt auf dem Gebiete seiner öffentlichen Wirksamkeit und hohen Stellung, nämlich die Anerkennung der Uebereinstimmung der morgenländisch-orthodoxen und der protestantischen Kirche in Betreff der hauptsächlichsten Glaubenslehren zu erklären, zu welcher sich der Patriarch in der von ihm abgegebenen, im Jahre 1629 in Genf in lateinischer Sprache gedruckten Confessio fidei veranlaßt gefunden hatte. Allerdings hatte es in dieser Hinsicht die Genfer protestantische Kirche an besonderer listiger Ueberredung durch einen eigens deshalb nach Konstantinopel abgeordneten calvinischen Geistlichen nicht fehlen lassen. Ob es dem Verfasser gelungen sei, jenen Schritt des Lukaris überzeugend zu erklären, steht dahin. Jedenfalls konnte dieser Schritt nur ein persönlicher sein, und er blieb auch ohne alle weiteren Folgen und Wirkungen, als eben persönliche für Lukaris selbst. Allein es ist immer von bedeutsamem Interesse, jene Beziehungen selbst näher in's Auge zu fassen, besonders wenn man davon ausgeht, daß solche Beziehungen zwischen der morgenländischen und protestantischen Kirche schon früher stattgefunden haben. Denn es ist namentlich bekannt, daß Melanthon im Jahre 1559 durch einen Diakon aus Konstantinopel, Demetrios Myses, welchem er eine griechische Uebersetzung der augsburgischen Confession mitgab, Unterhandlungen mit dem Patriarchen der morgenländischen Kirche wegen einer näheren Verbindung der evangelischen Kirche mit der letzteren angeknüpft hatte; und eben so bekannt ist, daß bald nachher ein Patriarch der morgenländischen Kirche in Konstantinopel, Namens Jeremias, mit aller Entschiedenheit gegen die protestantischen Lehren und Glaubenssätze sich erklärte. Inwiefern Lukaris für seine eigene Person für den Protestantismus und für eine Vereinigung beider Kirchen gewisse Sympathien gehabt habe, und wie weit sie gegangen seien, darüber fehlt es an bestimmten Daten; aber zu einer klaren und festen Ueberzeugung hätte er es auch noch der eigenen Ansicht des Verfassers der vorliegenden Schrift keineswegs gebracht.

Im Uebrigen ist auch aus dem Beispiele des Patriarchen Lukaris zu ersehen, wie fest und enge bei dem Volke der Griechen Kirche und Nationalität mit einander verschmolzen sind. Wie die Kirche auf die Erhaltung der griechischen Nation den bedeutendsten Einfluß in der Vergangenheit gehabt hat, so liegt es auch in der Macht der ersteren, auf die politische Zukunft der Nation wohlthätig einzuwirken. Nicht ohne Grund konnte der Patriarch Lukaris bei dem Schritte, den er mit der erwähnten Confessio fidei that, auf die politische Wiedergeburt und Kräftigung der griechischen Nation einzuwirken hoffen, wie er dies auch nach der Ansicht des Verfassers beabsichtigte. Wenn er sich dabei, von den Umständen und Zeitverhältnissen gedrängt, in dem Mittel und in der Art und Weise der Anwendung desselben vergriff, so mag man ihm doch den patriotischen Zweck, den er vor Augen hatte, und die nationale Gesinnung, von der er sich leiten ließ, zur Ehre anrechnen, den Schritt selbst wenigstens ihm nicht zum Verbrechen machen.

Die andere biographische Schrift behandelt das Leben des Metropoliten von Irenopolis und Vatopädi, Gregorios, der im ersten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts lebte, und hat den Sohn des bekannten Gelehrten Konstantin Oikonomos († 1857), Sophokles Oikonomos in Athen, zum Verfasser.* Die Biographie selbst weist an einem einzelnen Beispiele nach, wie ungegründet im Allgemeinen die Vorwürfe sind, die

* Athen, 1859

* Athen, 1860.

der griechischen Geistlichkeit wegen ihrer Unwissenheit und Sittenrohheit so häufig gemacht werden: Vorwürfe, die freilich nur in Unkenntniß und Unwissenheit von der anderen Seite ihren Grund haben. Hier lernen vielmehr die Leser einen eben so kenntnißreichen als tugendhaften Geistlichen der griechischen Kirche kennen, der mit Eifer und patriotischer Selbstverleugnung der Sorge für das geistige und politische Wohl des Volks sich widmete. Das Leben dieses Geistlichen bestätigt von Neuem die geschichtliche Thatsache, daß es auch nach der Eroberung Konstantinopels von Zeit zu Zeit solche Geistliche, oft auch niederen Ranges, in der griechischen Kirche gegeben, die durch wissenschaftliche Bildung, christliche Tugenden und Hochherzigkeit des Sinnes sich auszeichneten, die namentlich einen reichen Schatz altgriechischen Wissens und echt griechischer Gesinnungen bewahrt hatten, und die, als nun die Zeit erfüllt war, durch ihre Stimme und ihr Beispiel, wie durch die Opfer, die sie brachten, die Kämpfe der Nation um Abwerfung des auf ihr lastenden Jochs der Unwissenheit und der Unfreiheit leiteten oder unterstützten, aber auch dieselben durch ihr eigenes Märtyrerthum heiligten.

Nord-Amerika.

Amerikanische Naturbeobachtungen.*

Unter den Bäumen.

Wenn Mutter Eva im Paradiese beim Anblick des Erkenntnißbaumes zuvörderst sah, daß „die Frucht gut sei zu essen" und erst später, daß „der Baum lieblich sei anzuschauen": so ist darin prophetisch der geschichtliche Gang des Menschengeschlechts in seinem Verhalten zur Natur angedeutet. Wie seine Urahne, erscheint sie ihm anfangs nur „als milchende Kuh," die seinen gemeinen Bedürfnissen Befriedigungsmittel giebt; und erst wenn sein Sinn sich aus der Gebundenheit an das Nothwendige gelöst und der Blick sich frei und fesselles erhoben hat: erst dann vermag er das Schöne und Anmuthige in ihr zu schauen, zu empfinden. — Die Rolle nun, die die Natur den Bäumen angewiesen, außer dem Nutzen, den sie für Haushalt, Schiffsbau und Handel abwerfen, die Erde zu schmücken und sie zu einem Wohnplatz für denkende und edelfühlende Wesen zu machen — diese Rolle hervorzuheben, uns die Sprache, die die Kinder der Fluren und Wälder in Formen und Farben zu unserem Geiste sprechen, zu verdolmetschen, ist des amerikanischen Naturbeobachters Hauptzweck, den die blühend warme Darstellung glücklich erreicht. Vorzugsweise hat er bei seinen Schilderungen die transatlantische Landschaft im Auge, und für deutsche Leser wollen wir uns darauf beschränken, aus seinen herrlichen Gemälden ein Einzelbild zur Probe herauszugreifen und es ziemlich mit seinen eigenen Worten wiederzugeben.

„Die Ulme, der königliche Baum Neu-Englands, erscheint der Betrachtung vor Allen würdig. Sie findet sich zahlreich in Feld und Forst und bildet den hervorstechendsten Zug in den gelichteten und neuangebauten Gegenden, besonders in den nordöstlichen Staaten, wo sie schon in den ältesten Zeiten der Niederlassung angepflanzt und als schattengewährende Zier vor den stolzesten, aus fernen Himmelsstrichen übergesiedelten Fremdlingen hoch geschätzt wurde. Sie zählt zu den Bäumen mit hängendem Gezweige, zeichnet sich aber namentlich vor der Trauerweide durch ihren stattlichen und mannigfaltig gestalteten Wuchs aus.

Die Männer der Wissenschaft mögen immerhin mit forschendem Auge Blüthen und Früchte untersuchen, die Landwirthe ihren Nutzen für das praktische Leben berechnen — für mich ist die edle Ulme Gegenstand der Seelenlust und Verehrung. Ich sehe in ihr eine Verkörperung der gütigen Vorsehung, die diese Pflanze den mannigfaltigsten Bedürfnissen der Geschöpfe angepaßt hat. Während ich mich an ihrer Anmuth erfreue und ihrer Majestät bewundere, mahnt sie mich an die Gaben der Luft und des Behagens, die sie Menschen und Thieren so reichlich gespendet hat und spendet. Wie viele Chaoren einer glücklichen Jugend haben sich im Verlauf der Jahrhunderte unter ihrem Schatten getummelt, wenn die Mittagssonne ihre Gluthen auf die Erde strömte! Wie manche Jungfrau ward an den Maienfesten unter ihrem Laubdach bekränzt, wenn der Lenz den Rasenteppich mit bunten Blumen stickte! Wie mancher müde Wanderer ruhte unter ihrem Schatten und schied von ihr erquickt und doukerfüllt!

Freilich hat sie die dichtende Muse nimmee in ihren Liedern besungen, ist ihr nimmer die Ehre zu Theil geworden, gleich so vielen ihrer Brüder und Schwestern, die Gemälde der alten Meister zu schmücken, zu beleben: dafür erinnert sie den Eingeborenen in ihren mannigfaltigsten Erscheinungen an Alles, was seines Landes Fluren Ergötzliches, was seine Geschichte Denkwürdiges darbietet. Er wandelte durch manche prächtige Ulmen-Allee, die ihn in ein Dorf begleitete, und hier wiederum empfingen ihn die Schwestern dieser Begleiter bald in Gruppen, bald in Reihen; hier streckten sie ihre langen Arme freundlich schützend bald über ein stattliches Farmhaus, bald über eine bescheidene Hütte, ohne, weder hier noch dort, die Harmonie zu stören. Auf den öffentlichen Plätzen lud ihn im Sommer das weitschattende, herabwallende Gezweige zur Ruhe ein; und im Winter begegnete er ihnen in den Bergschluchten, wo sie gleichsam als Schutzgeister Wache halten, um beim Wiedererwachen des Jahres sich plötzlich in üppig grünende, wohlgeformte Wölbungen zu verwandeln. Jedes Jahr erblickte er jenen reizenden Vogel, der sein Schwebenest an die langen, schlanken Aeste so hoch hängt, daß kein lebendiges Geschöpf es zu erreichen vermag. Mit Wollust lauschte er dem Konzerte aus dem dichten Gewebe der Zweige und Blätter, das die Sängee der Luft jahaus, jahrein anstimmen, und mit inniger Theilnahme schaute er den Spielen zu, welche die fröhliche Jugend unter dem behaglichen Schutzdache anstellt.

Abgesehen also von dem Vergnügen, das die Ulme durch ihre sichtbare Schönheit gewährt, paart sie sich in der Vorstellung des eingeborenen Neuengländers mit der trauten Häuslichkeit und den Ereignissen seines Jugendlebens. In seinem Gemüthe erscheint sie als nimmer fehlender Zug in dem gefälligen Bilde jener alten Wohnungen aus der frühesten Zeit des vor. Jahrhunderts und giebt der hiegerlichen Baukunst Neu-Englands in jener Periode das markirteste Gepräge. Sie sind bekannt durch ihre ausgedehnten, weitläufigen, aber niedrig gedeckten Räume; ihre lange Fensterflucht mit kleinen Scheiben, ihren einzigen Rauchfang in der Mitte des Daches, das nach hinten bis zum Erdgeschoß schräg abläuft; ihr anspruchloses Aussehen, das an die charakteristische Sitteneinfalt unseres Volkes vor der Revolution lebhaft erinnert. Nur wenige der, selbst in ihrer Zierlosigkeit reizenden, alten Wohnungen sind noch vorhanden; so oft wir ihnen aber begegnen, können wir sicher darauf zählen, die Ulme als unzertrennliche Gespielin in ihrer Gesellschaft zu finden. Da steht sie auf dem offenen, ansteigenden Rasenplatz an der Vorderseite des Hauses, wiegt ihre langen Zweige über das ehrwürdige Gebäude, das sie unter ihren Schutz genommen zu haben, während sie schwermüthig gebeugt über die Hinfälligkeit des hundertjährigen Gefährten zu trauern scheint.

Die Formen-Mannigfaltigkeit der Ulme ist besonders merkwürdig. Oft erscheint das hangende Gezweige an ihr nur dann, wenn sie eine bedeutende Größe erreicht hat; fast unveränderlich aber ist der Stomm bis zu einer beträchtlichen Höhe durch sich wiederholende Kreise von gleichlangen Zweigen, die von einem gemeinsamen Mittelpunkte ausgehen, in mehrere Absätze getheilt. Unter den Formen unterscheidet man die Vasenform: den Fuß der Vase geben die Wurzeln, die sich vom Stamme aus über den Boden nach allen Richtungen strecken; die Ausbauchung wird von dem stärksten Theil der Hauptäste dargestellt, die sich mit einer anmuthigen Biegung dem Stamme entwinden, allmählich auseinanderlaufen bis sie sich erdwärts neigen und mit dem Kranz der kleineren, aus ihnen entwickelten Zweige den Rand des Gefäßes bilden.

Die Ulmen, die sich besonders durch hangendes Gezweig auszeichnen, stellen gewöhnlich die Kuppelform dar. Sie lassen den einzigen Schaft bis zu einer Höhe von zwanzig Fuß und darüber aufschießen, von diesem laufen dann die Zweige aus, neigen sich zur Erde und wölben sich zu einem mächtigen Dom.

Bisweilen nimmt die Ulme die Gestalt einer Feder an. Der Stamm schießt ohne Knoten, ohne Absätze bis funfzig Fuß in die Höhe, und dieser beugt sich gegen die Mitte mit seinen zwei- oder dreizweigigen Wipfeln in einer sanften Krümmung erdwärts. Um das Ganze conkt sich ein Geflecht zarter, der Schmaotzerpflanze ähnlicher Zweige. Mitunter theilt sich der Stomm seiner ganzen Länge nach in drei bis vier mächtige, auf dieselbe Weise umwundene Zweige, die so ein Bund gefoserter Federn bilden.

Diese eigenen phantastischen Formen thun indeß der Schönheit keinen Eintrog und machen durchaus nicht den Eindruck des Ungeheuerlichen, den der Anblick der Trauereiche hervorruft. Obwohl das Laub der Ulme manches zu wünschen läßt; obwohl wir die herbstliche Farbenpracht, die wie an anderen Bäumen bewundern, bei ihr vermissen; dennoch dürfte kein Gewächs der amerikanischen Wälder mit ihr in die Schranken treten; denn sie vereinigt in sich die Würde der Eiche, die Anmuth der Birke, die lustige Größe der Palme und die Majestät der Libanon-Ceder."

* Nach „The Atlantic Monthly."

England.

Die Eisenbahnen Englands

Es ist bekannt, daß in England die Eisenbahnen bis vor wenigen Jahren durchschnittlich einen sehr mäßigen Ertrag geliefert haben. Zum Theil waren daran die übertrieben hohen Anlagekosten schuld, bei welchen die Sporteln der vortrefflichen Advokaten und der überaus ehrlichen Parlamentsmitglieder, die mit Erwirkung der Concessions-Bills ꝛc. betraut gewesen, keine kleine Rolle spielten; zum Theil aber mußte man die mit jedem Jahre wachsende Abnahme des Ertrages den vielen Konkurrenz-Linien und Zweigbahnen beimessen, die bis zum Jahre 1856 alljährlich hinzugekommen waren. Seit zwei bis drei Jahren hat sich jedoch dieser Zustand sehr geändert; die englischen Eisenbahnen haben in dieser Zeit an Verkehr und Ertrag außerordentlich zugenommen (was man leider von den Eisenbahnen Deutschlands nicht sagen kann, da diese gerade während der letzten zwei bis drei Jahre nicht unerhebliche Rückschritte gemacht), und eine Folge davon ist, daß jetzt wieder in England ein allgemeines Jagdrennen nach neuen Eisenbahn-Unternehmungen stattfindet. Jede Stadt, jedes Dorf, das noch nicht die Genugthuung hat, an einer Eisenbahn zu liegen, will jetzt eine solche haben, und nicht weniger als **dreihundert** Bills, neue Linien betreffend, sollen dem nächstens zusammentretenden Parlamente vorgelegt werden. Jeder will an den unverkennbaren Vortheilen dieses großen Communicationsweges theilnehmen, und mit Recht; denn alle Ortschaften, welche Eisenbahn-Stationen besitzen, haben in den letzten beiden Jahrzehnden an Wohlstand und Ausdehnung zugenommen, während diejenigen Landestheile und Lokalitäten, die bisher außerhalb des großen Eisenbahnnetzes geblieben, täglich mehr an Bedeutung verlieren und endlich ganz zu verarmen fürchten. Die Eisenbahnen haben, wie die englische Statistik ergiebt, ganz besonders dazu beigetragen, den Werth der ländlichen Production zu erhöhen und die Landeskultur, selbst in so abgelegenen Grafschaften, wie Dorsetshire, zu begünstigen. In Folge dessen strebt jeder Gutsbesitzer danach, durch eine Bahnlinie mit den großen Centralpunkten der Industrie, des Handels und des Reichthums in Verbindung gesetzt zu werden.

Wie sehr die Erträge und die Kapitalwerthe der Eisenbahnen in England seit zwei Jahren gestiegen, kann man aus folgenden vergleichenden Notizen abnehmen: Die Nordwestbahn von London zahlte für das Jahr 1858 vier Procent Dividende; für 1859: $4^3/_4$ Proc. und für das erste Halbjahr 1860: $2^1/_2$ Proc., während für das zweite Halbjahr eine Dividenden-Zahlung von mindestens $2^3/_4$ Proc. zu erwarten ist. Der Londoner Börsencours der Eisenbahn-Actien war:

	Durchschnitts-Cours der am 10. Dec. 1859 endigenden Woche	der am 8. Dec. 1860 endigenden Woche
London-Nordwestbahn	$98^5/_8$	101
Lancashire-Yorkshire	$99^3/_4$	$120^3/_4$
Midland-Bahn	$108^7/_8$	136
London-Brighton	114	$116^1/_2$
Dagegen war der Cours der Consols	$95^7/_8$	94

Das in Eisenbahnen angelegte Kapital ist daher seit einem Jahre bedeutend gewachsen, während sich das in Staatspapieren angelegte Kapital vermindert hat.

Auch die Garantie, welche die Redlichkeit der Eisenbahn-Verwaltungen dem Publikum darbietet, hat sich während der letzten Jahre in England vermehrt. Die unfähigen Direktoren und die Schwindler, die früher an der Spitze sehr vieler Eisenbahn-Unternehmungen standen, sind zum Theil durch sich selbst unmöglich geworden und zum Theil durch die Gesellschafts-Actionaire beseitigt. Und da in England nicht, wie es in anderen Ländern der Fall ist, der Staat in das Eigenthum der Actien-Gesellschaften durch willkürliche Verfügungen zu seinem eigenen Besten eingreift, so ist das Publikum wieder mit vermehrtem Vertrauen zu dieser Art von Kapitals-Anlagen zurückgekehrt, und es ist daher auch Aussicht vorhanden, daß der größte Theil der neu projektirten Bahnen, der den Nationalreichthum gemiß in demselben Maße vermehren wird, wie es die jetzt bestehenden Linien unzweifelhaft gethan, sehr bald zu Stande kommen werde.

Gegenwärtig sind bei den englischen Eisenbahnen über 110,000 Personen angestellt, die allein durch dieses Medium ihren Unterhalt finden, die aber auch sämmtlich durch die Eisenbahnen selbst zu ihrem jetzigen Beruf herangebildet worden. Vermöge der Gefahren, denen sie durch diesen Beruf fast täglich ausgesetzt sind, und durch die Natur des Eisenbahn-Dienstes selbst sind diese Leute gezwungen, vorsichtig, pünktlich und stets thätig sein. Es ist demnach nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß durch die Eisenbahnen der Ordnungssinn und die Solidität bei einem Theile der Bevölkerung sehr gefördert wurde, was neben der Vermehrung des Nationalreichthumes ein gewiß ebenso hoch anzuschlagender Gewinn ist. Und wenn man von den Erfindungen des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst und der Telegraphie gesagt, daß sie dazu beigetragen, die Gesittung des Menschengeschlechts zu fördern, wird man dasselbe Verdienst auch wohl den Eisenbahnen vindiziren können.

Inzwischen dürfen wir, nach Hervorhebung dieser Lichtseiten, doch auch die Schattenseite des englischen Eisenbahn-Systems nicht verdecken — eine Schattenseite, die allerdings bereits in der oben von uns berührten Vergangenheit zur Erscheinung gekommen und die möglicherweise in Zukunft nicht wiederkehrt, da man in England noch mehr, als anderwärts, durch Schaden klug zu werden pflegt.

Den dem Parlamente in seiner vergangenen Session vorliegenden Nachweisen zufolge, haben etwa fünfzig Eisenbahn-Gesellschaften Englands im Jahre 1859 **gar keinen** Ertrag geliefert. 27 Gesellschaften mit einem Anlage-Kapital von $12^1/_2$ Millionen Pfund Sterl. haben ihre Unternehmungen gänzlich aufgegeben. Ueber zweihundert, vom Parlamente, im Laufe der letzten 25 Jahre, genehmigte Bills, Eisenbahn-Concessionen und Expropriationen betreffend, sind niemals zur Ausführung gekommen. Die Länge der Linien, die hiernach hätten gebaut werden sollen, aber nicht gebaut wurden, beträgt 2545 englische (565 deutsche) Meilen und das Anlage-Kapital, das darauf verwandt werden sollte, 41,117,954 Pfd. Sterl. (nahe an 300 Millionen Thaler). Wenn man annimmt, daß die „Parlamentskosten" einer jeden dieser 200 Bills mindestens 10,000 Pfund — was mit Einschluß der Kosten für Vorarbeiten und eingereichte Anschläge ein sehr mäßiger Durchschnitt ist — betragen haben, so sind auf diese Weise für unnützes Papier etwa zwei Millionen an Geometer, Advokaten und spekulative Parlaments-Mitglieder verschwendet worden. Es ist immerhin gut, hieran zu erinnern, da es sich wieder um etwa dreihundert Eisenbahn-Bills handelt, die dem englischen Parlamente vorgelegt werden sollen. Wir zweifeln nicht, daß es auch im Jahre 1861 an Parlaments-Mitgliedern, Advokaten, Architekten und Feldmessern nicht fehlen werde, welche bereit sind, bei der Förderung eines kopflosen Planes ihre gute Rechnung zu finden; aber es ist auch wohl anzunehmen, daß das neue Jahrzehend des Eisenbahn-Jahrhunderts die Kapitalisten Englands nicht so bereitwillig, wie in den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts, finden werde, auch bei kopflosen Plänen lediglich zum Besten von Parlaments-Mitgliedern, Advokaten u. s. w. ihr Geld herzugeben.

J. C.

Mannigfaltiges.

— **Klopffechterei gegen Friedrich den Großen.** Während wir die Freude haben, im Eingange unseres Blattes eine neue französische Ausgabe von Thiebault's Buch über seine zwanzigjährigen, persönlichen Beobachtungen Friedrich's anzukündigen, geht uns aus der bekannten, ultramontanen Presse von Hurter in Schaffhausen und aus der Feder eines im Dienste des Grafen Borries und seiner Partei schreibenden Hannoveraners eine Schrift übee den großen König zu, deren sich die deutsche Literatur dem Auslande gegenüber wahrhaft zu schämen hat.* Verfasser dieser Schmäh- und Schandschrift ist ein Herr Onno Klopp, der vor etwa zwei Jahren auch eine Geschichte Ostfrieslands unter preußischer Herrschaft geschrieben, die zwar von den Ostfriesen selbst und speziell von den Landständen der Provinz desavouirt, von Herrn v. Borries und seiner Partei jedoch belebt worden. Aufgemuntert durch dieses erhabene Lob, hat sich Herr Klopp, Fechter für das antipreußische Prinzip in Hannover, veranlaßt gesehen, das, was er in seiner Geschichte Ostfrieslands über Friedrich den Großen nur skizzenhaft angedeutet, in einem der Darstellung des Königs besonders gewidmeten Werk als Gemälde auszuführen, an dem man den Pinsel, der es gemalt, und die hohen Mäcene, auf deren Bestellung es gearbeitet ist, sofort erkennt. Ist nicht schon die Versicherung des Herrn Klopp, daß alle Begeisterung für Friedrich ein künstliches, von einigen preußischen Schriftstellern gemachtes Erzeugniß sei, ein solcher charakteristischer Pinselstrich? Nach Herrn Klopp ist nicht

* Der König Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation. Von Onno Klopp. Schaffhausen. Hurter.

blos der Schriftsteller und Philosoph, sondern auch der Held Friedrich ein poetischer Mythus, den die prosaische, nüchterne Kritik leicht zu zerstören vermag. Nun, prosaisch und nüchtern genug ist die Kritik des Heren Klopp in der That, aber sie wird weder etwas zerstören, noch etwas produziren — es müßte denn der Guelphen-Orden für den hannoverschen Verfasser sein.

— Zum 29. Januar 1861.* Man kann nicht oft genug an Ernst Moritz Arndt gerade in unseren Tagen erinnern, und zwar nicht deßhalb nur, weil er uns am 29. Januar 1860 entrissen worden, sondern vielmehr weil er der unsere gewesen ist. Um seinet- und um unsertwillen müssen wir ihn je länger, je besser und tiefer kennen zu lernen und immer inniger und gründlicher uns anzueignen bemüht sein. In diesem Betrachte machen wie auf einen mit tiefer Kenntniß seines eigensten Wesens und mit warmer Begeisterung geschriebenen Aufsatz über Ernst Moritz Arndt in der „Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift," herausgegeben von Professor Schenkel in Heidelberg, 1860, Heft 10, besonders aufmerksam. Das dort aufgestellte Lebensbild hebt namentlich die hervorragenden Seiten seiner Persönlichkeit eindringlich hervor und betrachtet, zu um so lebendigerer Charakteristik dieser Persönlichkeit, ihn selbst als einen wahrhaft deutschen Mann und echtevangelischen Christen. Arndt kann in dieser Hinsicht nur mit Stein zusammengestellt werden, wie auch die Zeitverhältnisse selbst nicht minder Geist, Charakter und Gleichheit des patriotischen Strebens beider Männer als sie selbst auf das engste verbunden haben. Die christliche Seite des Arndt'schen Wesens betrachtet auch vornehmlich die kleine, aber gehaltreiche Schrift des Pfarrers Wolters in Bonn: „Ernst Moritz Arndt, ein Zeuge für den evangelischen Glauben,"** und man soll unter allen Umständen den echten Christen ebensowenig von dem echten Deutschen trennen, als Arndt von Stein. Ueber Letzteren empfehlen wir bei dieser Gelegenheit die in kurzer, kräftiger Darstellung den Mann deutlich und klar zeichnende Skizze von Ludwig Häusser***. K.

— Zur Gewerbegesetzgebung. Es ist ganz unmöglich, daß, während die blühendsten unserer Nachbarstaaten, England, die Niederlande, Belgien, Frankreich, die Schweiz und Italien, sich der Vorzüge der vollen Gewerbefreiheit und Freizügigkeit erfreuen, Deutschland allein noch in den Kinderschuhen und am Gängelbande der Zunft- und Gewerbe-Ordnungen, sowie der kommunalen und territorialen Absperrung seiner Einwohner verbleibe! Ebenso unmöglich ist, daß das von den Fesseln seiner Reactionsmännner, Gott sei Dank! befreite Preußen die im Widerspruche mit der Stein'schen Gesetzgebung der Jahre 1807 — 1810 den Gewerben im Jahre 1849 auferlegten Beschränkungen noch länger ertrage. Ein einsichtiger, preußischer Gewerbsmann, der Kommerzienrath Leonor Reichenheim in Berlin, hat sich deßhalb veranlaßt gesehen, nach dem Vorgange des vortrefflichen neuen Gewerbegesetzes für das Königreich Sachsen, auch für Preußen ein ähnliches Gewerbegesetz zu entwerfen und es, sammt den erläuternden Motiven, dem Druck zu übergeben.† Mit Recht bezeichnet der Verfasser als den Kernpunkt des ganzen Systems der Unfreiheit die Abgränzung der Arbeitsgebiete. Das preußische Gesetz von 1849 legt dem Handwerker, der sich erkühnt, Arbeiten aus dem, einem anderen Handwerke überwiesenen Gebiete anzufertigen, eine Geldbuße bis zu 200 Thaler, oder Gefängnißstrafe bis zu 3 Monaten auf. Während der sogenannte Fabeilaut in jedes beliebige Arbeitsgebiet übergreifen darf, ist der Handwerker streng in die Gränzen seines Gebietes gebannt, und eine natürliche Folge davon ist, daß er allmählich der Konkurrenz des Fabrikanten erliegt, der außerdem durch die ihm mehr als Jenem zu Gebote stehenden Kapitals- und Maschinen-Kräfte unterstützt wird. Nicht minder ist es ein Vortheil des Fabeilauten, daß er nicht, wie der Handwerker, eine Reihe von Jahren als Lehrling und Geselle sich zu plagen und keinen (erfahrungsgemäß ganz unnützen) Prüfungen sich zu unterwerfen hat. Den allen diesen Hemmschuhen weiß man in den oben nun aus genannten Ländern nichts mehr, deren Handwerker, wie die Welt-Industrie-Ausstellungen in London und Paris gezeigt haben, den deutschen Handwerkern an Leistungsfähigkeit weit überlegen sind. Wir können die Vorschläge des Heern Reichenheim, die lediglich im wahren Interesse des Handwerkerstandes abgefaßt sind, während sie den Mißbräuchen des Fabrikensystems — z. B. dem sogenannten „Truck," d. h. der Bezahlung der Arbeiter durch andere Dinge, als Geld — steeng entgegentreten, nur empfehlen. Leider gestattet es die allgemeine Tendenz unseres Blattes nicht, näher auf den Gegenstand einzugehen.

— Deutsche Literatur, in Frankreich beurtheilt. Das kürzlich erschienene „Jahrbuch" der Pariser „Encyclopédie du XIXme Siècle" liefert, gleich den früheren Jahrgängen, eine Uebersicht aller vorjähegen, bemerkenswerthen Erscheinungen der deutschen Literatur. Herr Philarète Chasles, der gewöhnlich den deutschen Geist wie einen für das Narrenhaus reifen Träumer behandelt, ist diesmal nicht der Dolmetscher des encyklopädischen Jahrbuches, sondern ein in Frankreich lebender Deutscher, Herr Paul Lindau, der unseren Lesern bereits durch sein „Literarisches Echo aus Paris" bekannt ist. Im Gegensatze zu Herrn Chasles, sucht Herr Lindau die realen Tendenzen der neueren deutschen Literatur nachzuweisen, indem er sie als den „beredtesten und treuesten Dolmetscher der nationalen Ideen" darstellt. „Alle Symptome jenes patriotischen Fiebers, das die deutsche Nation von der Ostsee bis zu den Alpen und vom Rhein bis zur Weichsel in Aufregung hält, geben sich (nach Heern Lindau) auch in den neueren literarischen Erzeugnissen Deutschlands deutlich zu erkennen. Ja, ohne Uebertreibung läßt sich sogar behaupten, daß fast alle bedeutendeeen Schriftwerke direkt aus dieser gemeinsamen Quelle der Vaterlandsliebe entspringen." Von Humboldt's Briefwechsel mit Varnhagen, den er rühmt, bis zu den biographischen Romanen Heribert Rau's und Louise Mühlbach's, die er nichts weniger als rühmt, gilt unserem deutschen Kritiker in Frankreich Alles als Beweis der über ganz Deutschland verbreiteten Begeisterung für Freiheit, Recht und Volksthum. „Einheitsbestrebungen (fügt unser Kritiker hinzu), das ist das Wort des großen Räthsels, das uns jetzt überall in Deutschland aufgegeben wird. Daneben giebt sich eine energische Protestation gegen das Uebergewicht des Auslandes und insbesondere Frankreichs kund, die so entschieden und einschneidend ist, daß man sie fast für eine feindselige Demonstration halten könnte." Diese Auffassung der literarischen Zustände Deutschlands kömmt jedenfalls der Wahrheit näher, als das Urtheil des auf dem längst ausgetretenen Gleise der Frau v. Staël auch heutzutage noch sich bewegenden Philarète Chasles und selbst als die objektive Kritik des achtungswerthen, jedoch auf die Worte Julian Schmidt's nur zu oft schwörenden, St. René Taillandier.

— Slawische Agitation in Paris. Deutschen Zeitungen entlehnen wir Nachstehendes: „Nach einer Pause von etwa sechs Wochen, die gerade mit der Epoche übereinstimmt, in welcher Frankreich in der neapolitanischen Frage Rußland für sich zu haben glaubte, beginnen die französischen Journale wieder mit einer auffallenden Agitation für Polen. Die äußere Veranlassung hat zunächst eine neue Broschüre gegeben, die von Bilbort, dem bekannten Mitarbeiter der „Opinion nationnle," unter dem Titel: „La Pologne et non droit" bei Dentu erschienen ist. Kollege „Siècle" verpaßt die Gelegenheit nicht und beschreibt aus Bilbort's Herzens-Ergießung auf drei langen Spalten. „Anno 1831," heißt es, „hätte den Polen nichts gefehlt, als fremde Hülfe, und so wird deutlich darauf angespielt, daß Frankreich dieses Mal berufen sein könnte, sie ihm zu leisten. Ohne die polnische Revolution von 1831 hätten Frankreich und Belgien nicht so leicht das Recht erobert, die Verträge von 1815 zu brechen." Bemerkenswerth ist hier auch das Bestreben, auf die englische Nation zur Wiederherstellung Polens zu wirken. Polen würde Rußland auf dem Wege nach Konstantinopel aufhalten und England müede auch von der indischen Seite geschützt sein, wenn Rußland Polen gegenüber immer gewaffnet dastehen müßte. Interessant ist im Vergleiche zu diesen Combinationen die eines vornehmen Russen, des Fürsten Alexander Teubetzkoy, der gleichfalls bei Dentu unter dem Titel: „La Russie rouge" einen in mehrfacher Beziehung bemerkenswerthen Band herausgegeben hat. Dieses Werk verdient schon darum zu den politischen Tagesschriften gezählt zu werden, weil sich in ihm der glühendste Haß gegen Oesterreich ausspricht. Der Fürst hält das Zerwürfniß zwischen Rußland und Oesterreich seit dem Krim-Kriege für unheilbar. „Indem Oesterreich," sagt er, „den Feinden Rußlands durch die Besetzung der Donaufürstenthümer und durch seine gewaltige Stellung in Galizien, die für das Herz Rußlands eine beständige Gefahr ist, vollständige Freiheit gab, Rußland in seinem Inneren selbst anzugreifen, hat Oesterreich mit einem Schlage jede mögliche Action der russischen Armee auf dem Wege nach Konstantinopel verhindert und so den einzigen verwundbaren Punkt der verbündeten Armee gedeckt." Nun erinnert man sich wohl noch der dem Prinzen Napoleon zugeschriebenen, zur Zeit in Brüssel erschienenen Broschüre, die im Gegentheil nachzuweisen suchte, daß Oesterreich mit seiner Armee in den Donaufürstenthümern sich mit wohlberechneter Unthätigkeit zwischen die kriegführenden Mächte, und zwar zum Vortheil Rußlands gestellt hatte. Bedeutungsvoller ist der folgende politische Zug in diesem Buche. Da — sagt der Fürst Trubetzkoy — Rußland, ohne einen Selbstmord zu begehen, sich mit dem undankbaren Oesterreich nicht versöhnen kann, und Galizien für Rußland eine beständige Gefahr ist, so muß Rußland alle Slaven unter einander versöhnen, sich brüderlich mit Polen einigen, und bis zu den Karpathen sich alle Länder einverleiben, die unter dem Namen „Roth-Rußland" bekannt sind und die fast alle Oesterreich gehören. Ich füge nun noch hinzu, daß der Fürst es bei bloßen Postulaten nicht bewenden läßt, sondern Rußlands Ansprüche auf Galizien historisch nachzuweisen sucht. — Bei diesem neuen Polen-Feldzuge konnte der „Courrier du Dimanche" nicht zurückbleiben. Seine letzte Nummer bringt wieder eine Korrespondenz aus Posen, in welcher dem verstorbenen Gustav Potwoeowski eine glänzende Leichenrede gehalten wird.

J. L.

---

* Am 29. Januar 1860 starb Ernst Moritz Arndt.

** Elberfeld, Bädeker. 1860.

*** Leipzig, Bäder. 1860.

† Entwurf eines Gewerbegesetzes für Preußen, mit Motiven. Von Leonor Reichenheim. Berlin, 1860.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Elsbarn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jede Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie für Buchhandel und Post in- und Auslande in Berlin auch die Zeitungs-Expedition Französische Straße No. 57, auch die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 5. Mittwoch, den 30. Januar 1861. 30. Jahrgang.

Inhalt:

Belgien. Seite
Karl V. in Belgien. Nach Alexander Henne 49

Frankreich.
Literarisches Echo aus Paris. Ein pittoreskes Monument dem Abbé Desmenech. Die literarweiblichen Schreibarten von Léon de Rosny. Das deutsche Gesellschaftshaus 52

Spanien.
Elementar-Unterricht und Kirchlichkeit in Spanien 54

Polen.
Literaturbriefliches über polnische Schriftsteller. I. Quellen der polnischen Literaturgeschichte 55
Reklamirung deutschen Eigenthums 56

Ostindien.
Die Colonisation des Himálaja durch Europäer 2

Japon.
Die Verfassung des japanischen Staates 58

Mannigfaltiges.
Zur Lehre vom Eigenthumsrecht der Autoren auf die Uebersetzungen ihrer Werke 59
Deutsche Freizügigkeit und Gemeinde-Absteuerung . . . . . „
Zur italiänischen Sprachkunde 60
Die Alpen, in Natur- und Lebensbildern . . . . . „
William de Normann . . . . . „
Die Frau in Weiß . . . . . „
Erklärung . . . . . „

Belgien.

Karl V. in Belgien.

Nach Alexander Henne *

Eine echt nationale Geschichte ist nicht minder eine patriotische That, als jeder sonst dem Vaterlande geleistete Dienst. Hiermit soll nicht einer überschwenglichen tendenziösen Geschichtschreibung, die es darauf absieht, das Heimische unter jeder Bedingung zu erheben, das Wort geredet werden. Ein wahrhaft patriotischer Geschichtsschreiber ist uns der, welcher von dem Geiste seines Volkes durchdrungen, aufgewachsen in den historischen Erinnerungen seiner Väter, heimisch auf dem Schauplatze ihrer Thaten, begabt mit einem streng wissenschaftlichen Sinne, der ihn vor National-Vorurtheilen bewahrt, es unternimmt, mit sorgfältiger Benutzung alles dessen, was irgend ein Zeugniß giebt von der Vergangenheit, ein treues Bild des Gewesenen vorzuführen. Nur ein solcher vermag seiner Darstellung jene Lokal-Färbung und jenen eigenthümlichen Zeit-Charakter zu geben, woraus wir gleich erkennen, daß das Bild der Wirklichkeit entnommen ist. Die Geschichte muß nicht minder, wie die Poesie und jede andere Kunst, aus dem nationalen Boden erwachsen sein, und je mehr die Historiographie in dieser Art geübt wird, desto mehr gewinnt das Todte wieder Leben und wird das Vergangene wieder gegenwärtig. Je mehr eine solche Geschichte in's Einzelne geht, je mehr sie das ganze Volksleben umfaßt, desto vollständiger erreicht sie ihren Zweck, desto wirksamer ist sie für die Belebung des Volksgeistes, desto bedeutsamer für den Geschichtsforscher und desto anziehender für den Geschichtsfreund. Was den alten, naiven Chroniken ihren besonderen Reiz giebt, die Unmittelbarkeit und Frische, womit sie die Begebenheiten auffassen und darstellen, das soll die Historiographie bewußt und mit Kunst wieder zu erreichen suchen. Sie wird dies um so besser können, je mehr sie ihre Aufgabe beschränkt und ihren Stoff begränzt. Deshalb legen wir auf historische Monographien einen besonderen Werth, weil sie, abgesehen von ihrer wissenschaftlichen Bedeutung, uns ein Stück Geschichte in detaillirter Ausführung geben und so gleichsam vor einem Landschaftsbilde nicht im Fluge des forteilenden Dampfwagens vorüberführen, sondern gestatten, uns wie Fußwanderer nach Allem, was uns anzieht, umzuschauen und an dem Orte heimisch zu machen. Solche Monographien sind es, die den Sinn für Geschichte bilden, die Lust an geschichtlicher Lektüre erhöhen und das historische Wissen und Urtheil fördern. Es wird freilich auf die Wahl und die Behandlung des Stoffes ankommen, wenn eine Monographie nicht blos ein wissenschaftliches, sondern auch ein allgemeines Interesse erregen soll, und wir freuen uns, unseren Lesern eine Arbeit anempfehlen zu können, die beide Forderungen in hohem Grade erfüllt, indem sie in eine der bedeutungsvollsten Epochen der Geschichte einführt und einen der gewaltigsten Herrscher in seiner speziellen Beziehung zu einem seiner Stammlande stellt, zugleich aber auch auf einem sorgfältigen Quellenstudium und auf der genauesten Kenntniß der lokalen und nationalen Verhältnisse beruht und die Thatsachen in unbefangener Auffassung und in lebendiger Darstellung wiedergiebt. Wir meinen die Geschichte der Regierung Karl's V. in Belgien von Alexander Henne.

„Das Buch," sagt der Verfasser in der Vorrede, „ist das Ergebniß vierzehnjähriger ununterbrochener Studien. Die Epoche, die ich behandle, ist unstreitig eine der glänzendsten unserer Annalen. Bezeichnet man sie im Allgemeinen als die Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften, so war sie insbesondere für Belgien die Wiedergeburt der Regierung, Verwaltung, Gesetzgebung und Kriegskunst. Sie war, wie Louis Blanc sagt, das Jahrhundert der geistigen Revolution. Ich habe mir Mühe gegeben, die historischen Thatsachen, insofern sie Kriegskämpfe und diplomatische Verhandlungen betreffen, mit Klarheit darzustellen und in den zahlreichen und mannigfaltigen Auslassungen über Gesetzgebung, Polizei, Finanzen, militairische Organisation, Handel, Industrie, Ackerbau, Künste, ernste und schöne Wissenschaften den Geist der Zeit und die inneren, sozialen Bewegungen zu schildern, deren gewaltsamer Ausbruch so viele Katastrophen herbeiführte, die jedoch zum Fortschritt und zur Befreiung der menschlichen Vernunft beitrugen. Treu den Grundsätzen, die ich immer befolgt, habe ich die Wahrheit ohne Leidenschaft, ohne vorgefaßte Meinung und ohne Parteilichkeit gesucht. Um sie zu finden, sind von mir Hunderte von Rechnungen, Tausende von Briefen und eine wenigstens ebenso große Zahl von handschriftlichen und gedruckten Werken benutzt worden. Mein Streben war, nach so vielen Mühen, dem Publikum eine vollständige und mit redlichem und gewissenhaftem Fleiß ausgeführte Arbeit anbieten zu können. Schildernd, was unsere Väter Mannhaftes und Lobenswerthes gethan, wollte ich dem Ruhme meines Vaterlandes einen neuen Glanz verleihen, den ihm die Politik des Auslandes oft zu schmälern gesucht hat, da es ihr nicht geglückt ist, ihm denselben zu rauben. Doch habe ich der Ehre unserer Nation am besten zu dienen geglaubt, wenn ich hierbei auch ihre Fehler und Verirrungen nicht verheimlichte. Eine Geschichte, in der Absicht verfaßt, entweder den Königen zu gefallen, oder um die Volksgunst zu erlangen, ist eine verderbliche Lüge; eine solche bringt um die Früchte der Erfahrung, ist die Mutter der politischen Fehler und macht die öffentlichen Uebel dauernd. Wo ich mich im Widerspruche mit namhaften Historikern befinde, da bürgen authentische Dokumente für mein Streben nach Wahrheit; sie sind die einzigen Zeugen, die ich vor meinen Richtern anrufe."

* Histoire du règne de Charles-Quint en Belgique, par Alexandre Henne, Secretaire de l'Académie Royale de beaux-arts de Bruxelles. X Tomes. Bruxellen et Leipsig, Emile Flutau, 1858—1860.

Wir wollen nun der Art, wie der Verfasser seinen Stoff behandelt, zwei Proben: die Geburt und das Ende Karl's V., geben, indem wir uns auf das Wesentlichste beschränken, ohne jedoch die Farbe des Originals gänzlich zu verwischen. Der Verfasser weiß in seine Darstellung geschickt die Berichte der Augenzeugen, oft mit ihren eigenen Worten, zu verflechten. In der Uebersetzung geht nun freilich der Reiz, den die naive Sprache der alten Erzähler gewährt, größtentheils verloren.

Philipp der Schöne hatte von seiner Gemahlin Johanna nur eine Tochter, die am 30. November 1498 in Brüssel geboren war. Aber als hätte Gott genau den Uebergang von dem Mittelalter in die neue Zeit bezeichnen wollen, so geschah es, daß zu Anfange desjenigen Jahres, welches das 16. Jahrhundert eröffnete, Johanna den Prinzen gebar, der dazu beitragen sollte, dieses Jahrhundert so reich an großen Ereignissen zu machen. Am 24. Februar 1500 war in Gent ein Fest im erzherzoglichen Palast, als um 4 Uhr des Morgens Johanna sich in ein geheimes Kabinet begab, das in einem Winkel des Gebäudes lag. Hier fanden sie ihre Frauen, unruhig über ihre lange Abwesenheit, von den ersten Geburtswehen ergriffen, und wenige Augenblicke nachher brachte sie einen Sohn zur Welt, den nachmaligen Karl V. Philipp der Schöne beeilte sich, dieses für das Haus Oesterreich so wichtige Ereigniß den Fürsten Europa's mitzutheilen, und Eilboten verkündeten an demselben Tage den Städten der Niederlande die Geburt ihres künftigen Herrschers. Ueberall ward die Nachricht mit Enthusiasmus aufgenommen, überall glänzende Feste gefeiert. In Gent zündete man Freudenfeuer auf den Kirch- und Wachtthürmen an; die Glocken läuteten mehrere Tage lang; Schaubühnen und Triumphbogen wurden in den Haupt-Vierteln errichtet. Die Staaten bewilligten der Erzherzogin ein freiwilliges Geschenk von 60,000 Livres.

Die Taufe fand um 7. März zwischen 9—10 Uhr Abends mit ungewöhnlichen Glanze statt, da, um sie recht feierlich und mit großem Pompe zu begehen, die Genter sich so freigebig zeigten, daß nichts dabei gespart wurde. Ein parquetirter Gang wurde vom Palais bis zur St. Johannis-Kirche angelegt, ungefähr drei Fuß hoch, mit den Farben des Erzherzogs, gelb und blau, bemalt. Dieser Gang enthielt dreimal dreizehn Ehrenpforten, eine allegorische Zahl, die drei Glieder Flanderns und die dreizehn Mitglieder der Magistratur von Gent bezeichnend. Die zwölf ersten waren klein, die dreizehnte sehr groß und führte den Namen Weisheitspforte; die zwölf folgenden waren wieder klein, die dreizehnte größer und hieß die Gerechtigkeitspforte, und gleicher Weise waren die letzten zwölf klein, die dreizehnte, Friedenspforte genannt, größer. Diese Pforten waren mit den Landesfarben und Wappen ausstaffirt und geschmückt und mit mehr als zehntausend Fackeln erleuchtet, und ähnlich waren die benachbarten Gebäude bis zum fünften Stockwerke illuminirt. Auf der Leie schwamm ein Schiff, worin die Zinkenbläser von Gent sich befanden, und es war mit sechs bis sieben brennenden Fackeln versehen. Dazu kam etwas ganz Neues, sehr Wunderbares und Kostspieliges: eine Galerie aus Seilen war in gerader Linie von dem Genter Wachtthurm bis zur Thurmspitze der St. Nikolaus-Kirche angebracht und mit Fackeln und Papier-Laternen erleuchtet, so daß die Stadt in Feuer und Flammen zu stehen schien. Der Drache des Wachtthurmes warf Raketen griechischen Feuers aus Rachen und Schweif, und der Erfinder dieses Ganges schritt von einem Ende zum anderen so schnell wie auf ebener Erde und trug ein Wagenrad bis zum Hahne des St. Nikolaus-Thurmes, wo er es mit mehreren Fackeln versah, die über alle anderen hinwegglänzten. Noch nie war in Gent eine so kostbare Illumination bei der Geburt oder dem Einzuge eines Fürsten gesehen worden.

Nicht minder prächtig war der Festaufzug. Die Altmeister der 52 Gewerke von Gent, begleitet von ihren Leuten, eröffneten den Zug. Ihnen folgten die Mitglieder des Magistrats, die Ritter und Notabeln der Stadt, alle mit Fackeln in den Händen. Hierauf kamen die Edelleute des erzherzoglichen Hofes, gegen 300 — 400. Die Lehnsherren trugen die Ehrenzeichen und Taufgeräthschaften: der junge Graf Heinrich von Nassau die Wachskerze, der Herr von Fiennes, Jakob von Luxemburg, das Salzfaß, der Admiral Philipp von Burgund das Becken und der Herr von Roeulx, Ferry de Croy, das Eherhemde. Unmittelbar hinter ihnen folgten die Pathen und Pathinnen: der Fürst von Chimay, Karl von Croy und Margarethe von Oesterreich, dann Margarethe von York, die Wittwe von Burgund, die unter Beistand zweier Edelleute das Kind trug, und Johann, Herr von Berghes. Dicht nach ihnen gingen Michael von Croy und Johann von Luxemburg, der die junge Prinzessin Eleonore trug, über welches Kind die Genter eine große Freude äußerten; denn sie hatten es noch nicht in ihrer Stadt gesehen.

Die St. Johannis-Kirche war mit Gold- und Seidenstoffen ausstaffirt und der Taufstein passend und prachtvoll aus Goldschmiedearbeit hergerichtet. Peter Dankin aus Gent, Bischof von Tournai und Abt von St. Amand, taufte unter Beistand mehrerer hoher Prälaten das Kind, das den Namen Karl zum Andenken an seinen Aeltervater und den Titel Herzog von Luxemburg zum Andenken an den Kaiser Karl IV. erhielt. Während der Taufceremonie übergab man ihm die Schenkungs-Urkunde dieses Herzogthums, und er wurde zum Ritter ausgerufen. Der Fürst von Chimay bot dem jungen Prinzen einen reichen, mit Gold verzierten Helm, auf dessen Spitze ein goldener, sich verbrennender Phönix war. Johann von Berghes reichte ihm einen Degen mit goldenem Griff und der Devise: hic regit, ille tuetur; Margarethe von Oesterreich eine goldene Schale mit Edelsteinen besetzt, Margarethe von York einen Kelch mit feinen Edelsteinen und kostbaren Perlen, der Bischof von Tournai eine Bibel mit der Inschrift: scrutamini scripturas, und der Magistrat von Gent ein silbernes Schiff mit allem Zubehör, 100 Mark schwer, als Symbol des Gedeihens des niederländischen Seehandels. Nach der Feierlichkeit kehrte der Zug in derselben Ordnung wieder in den Palast zurück. Zwei Stallmeister zu beiden Seiten des jungen Prinzen warfen goldene und silberne Denkmünzen unter das Volk, und die Genter streuten halbe Philippsd'or aus. Ein Seiden-Kaufmann, Namens Martin, hatte vor seinem Hause ein Zelt aus Sammet und Damast ausgespannt, worin funfzig Männer, jeder mit zwei Fackeln, und drei seiner Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, standen. Letzteres überreichte dem Prinzen einen goldenen Kelch, und zur Belustigung des Volkes ließ der genannte Martin Geld in bedeutender Menge ausstreuen.

Niemals hatte ein Fürst bei seiner Geburt eine schönere Aussicht, als dieses Kind, das berufen war, durch seinen Großvater Maximilian die Staaten des Hauses Oesterreich und durch seinen Vater die des Hauses Burgund zu erben, in welchem man schon den künftigen Beherrscher von Spanien, Sicilien und der Hälfte des Königreichs Neapel sah, dem man endlich schon vor der Geburt die Kaiserkrone zu sichern bedacht war. Aber diese Zukunft, für Karl so glänzend, war verderbenschwanger für seine Völker, so daß, wenn wirklich die offiziellen Feste der Ausdruck der allgemeinen Freude waren, man sich über die Verblendung des Volkes wundern muß. Sollte er, der Erbe so vieler Kronen, wenn er sie einst alle auf sein Haupt gesetzt, nicht bald nach neuen lüstern werden? Die Eroberungssucht der Könige wird aber nur auf Unkosten der Völker befriedigt. Der Verfall der Nationen schreibt sich am häufigsten von der Gründung allzu großer Reiche her. Und das war auch in den Niederlanden der Fall. Vereinigt mit größeren Staaten, waren sie ihrem Herrscher nur ein Mittel zu seinen politischen Zwecken, die ihnen selbst fremd waren und wofür sie ihre theuersten Interessen, ihr Blut und ihr Geld, opfern sollten, damit ihnen einst Spanien, ursprünglich ihr Schwesterland, eine grausame Herrin werde.

Als Gegensatz zu dieser Schilderung des aufgehenden Gestirnes möge die des untergehenden folgen. — Nachdem Philipp lange den Bitten seines Vaters widerstanden hatte, war er endlich in den Niederlanden angekommen. Am 8. September 1555 hielt er seinen Einzug in Brüssel und wohnte in der folgenden Woche, am 15. und 16. September, den Obsequien seiner Großmutter, der unglücklichen Johanna, die am 13. April zu Tordesillas gestorben war, bei. Doch war es nicht diese Feierlichkeit, die den König von England bewogen hatte, dem Wunsche seines Vaters nachzugeben. Ein weit mächtigerer Beweggrund rief ihn nach den Niederlanden. Der Tod Johanna's hatte einen tiefen Eindruck auf Karl gemacht, und wenn dieses Ereigniß auch den Entschluß seiner Abdankung nicht hervorrief oder beeilte, so bestärkte es ihn doch hierin. Andererseits hatte der Tod seiner Mutter ihn zum rechtmäßigen Besitzer von Kastilien gemacht, das er ohne Schwierigkeiten seinem Sohne abtreten konnte. Obgleich erst 55 Jahre alt, war Karl doch hinfällig und von großen Schmerzen gefoltert. Schon in seiner Jugend hatte er Gichtanfälle, die trotz den Bemühungen der geschicktesten Aerzte mit den Jahren an Heftigkeit zunahmen. Unabhängig von dieser Krankheit litt er an Hämorrhoidal-Beschwerden, und die physischen Gebrechen griffen endlich auch seinen Geist an. Die Kränklichkeit hatte besonders im Winter von 1553—1554 zugenommen. Fünf Wochen war er an das Bett gefesselt und gehindert, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. So schrecklich indeß seine Leiden waren, so waren sie doch minder quälend, als der Verdruß, der an dem Herzen des Mächtigen nagte. Das Unglück in Algier, seine Flucht vor Moritz von Sachsen, der Verlust von Metz hatten die Triumphe von Pavia, Tunis und Mühlberg vergessen gemacht. Er sah Frankreich und den Papst sich vereinigen, um ihm Italien zu entreißen; er ahnte den Reichsbeschluß von Augsburg, der seine Absicht auf die Einheit des Reiches vernichten sollte. Sein Verhältniß zu seinem Bruder,

früher das innigste und zärtlichste, war gestört, seit er es versucht hatte, dem Sohne Ferdinand's die Kaiserkrone zu nehmen, und seine Absichten wurden durchkreuzt von Allen, die er an einen passiven Gehorsam gewöhnt zu haben glaubte. Das Grab bedeckte die Männer, die ihm seine Macht hatten erringen helfen, und in ihren Nachfolgern fand er die Anhänglichkeit der Generale und Minister, die seine Gefahren und Erfolge getheilt hatten, nicht mehr. Die Hingebung, ihm zu dienen, war erloschen, die Völker in düsterer Stimmung, der Eifer der Großen erkaltet. Das Leben, das für ihn ein beständiger Sturm gewesen, drohte in Erstarrung zu enden, und ein Mann wie er, wollte lieber aufhören zu regieren, als ohne Thätigkeit und ohne Ruhm regieren. Und noch Anderes berührte ihn schmerzlich. An einem Winterabende schloß er sich mit Wilhelm van Wacle, seinem Geheim-Secretair, ein, und nachdem er ihm das tiefste Stillschweigen über Alles, was er hören würde, anbefohlen hatte, eröffnete er ihm sein Herz und enthüllte ihm seine geheimsten Gedanken. „Ich war darüber vor Schreck gelähmt," schreibt Van Wacle an Herrn von Praet, „und ich schaudere noch, wenn ich an diese Unterredung denke. Ich würde lieber sterben, als irgend einem Anderen, als Euch, eine Mittheilung davon machen." Welche düsteren Geheimnisse ihm enthüllt worden sind, das weiß bis heute nur Gott; aber, will man auch nicht beanspruchen, das Geheimniß zu ergründen, könnte man nicht fragen, ob nicht der glühende Ehrgeiz Philipp's, ob nicht die Furcht vor seiner Ungeduld Karl's Entschluß herbeigeführt habe? Es ist schwer, in Karl's Benehmen Zeichen von Zärtlichkeit gegen den Sohn zu finden. Die Charaktere Beider waren zu unähnlich; zu große Mißhelligkeiten waren schon vorausgegangen, als daß eine gegenseitige Zuneigung hätte herrschen können. So in seinen Absichten gehemmt, von Menschen und Dingen getäuscht, von frühzeitigen und quälenden Körperübeln niedergebeugt, das seinem nahen Ende durch seinen Arzt, den berühmten Vesale, unterrichtet, seinen Sohn offen dahin streben sehend, seinem Ansehen Schranken zu setzen, und also in die Nothwendigkeit versetzt, entweder ihm nachzugeben oder zur Gewalt seine Zuflucht zu nehmen, zog er es vor, auf seine Staaten zu verzichten und sich aus der Welt zurückzuziehen, um sich, wie Brantome sagt, dem Befehle Gottes gehorsam seinem Dienste zu weihen und auch das Sprüchwort wahr zu machen: de mozo diabla, viejo eremitaño, aus einem jungen Teufel ein alter Eremit. Zur Ausführung seines Entschlusses ermuthigte ihn ohne Zweifel seine Schwester, Maria von Ungarn, die sich ebenfalls seit langer Zeit danach sehnte, aus dem öffentlichen Leben zu scheiden. Karl, von düsteren Ahnungen erfüllt, drängte sie noch im Augenblicke seiner Abdankung, die Verwaltung der Niederlande zu behalten; allein in einem merkwürdigen Schreiben lehnte sie den Antrag ab, indem sie sowohl die Schwierigkeiten, als auch ihren Widerwillen und ihre Meinung über Philipp, den sie, wie ein gleichzeitiger Staatsmann sich ausdrückt, ebenso verabscheute, wie er sie, nicht verheimlichte. Nachdem der Kaiser alle Angelegenheiten geordnet und alle seine Diener belohnt hatte, setzte er den 25. October 1556 als Tag des feierlichen Aktes fest.

Die Abgeordneten der Staaten, versehen mit ihren Vollmachten, versammelten sich in dem reich geschmückten großen Saale des Palastes. Auf der Westseite erhob sich eine Estrade, zu der sechs bis sieben Stufen führten; unter einem Thronhimmel, mit den Wappen von Burgund geziert, standen drei schöne Lehnsessel, der mittlere für den Kaiser, der rechte für Philipp und der linke für die Königin von Ungarn. Rechts war eine tapezirte Bank für die Ordensritter des goldenen Vließes und links eine ähnliche für die Fürsten und großen Herren. Weiter unten waren drei Bänke für die beigeordneten Räthe. Im Saale, gerade über von der Estrade, waren untapezirte Bänke für die Abgeordneten der Staaten, die erste für die von Brabant, die zweite für die von Flandern u. s. w. — Ein wenig vor drei Uhr verließ Karl V., in Trauer gekleidet und das Band des goldenen Vließes tragend, sein kleines Park-Haus, begleitet von seinem Sohne, von Emanuel Philibert, von seinem Ober-Stallmeister und anderen Edelleuten. Seine Schwäche erlaubte ihm nicht mehr den Gebrauch eines Pferdes; er ritt ein kleines Maulthier. Bei seiner Ankunft im Palaste wartete er in seinen alten Gemächern, bis die Deputirten der Staaten Platz genommen hatten. Nachdem er sich einige Augenblicke ausgeruht hatte, begab er sich in den Sitzungssaal des geheimen Conseils, wo Philipp, Maria von Ungarn, der Herzog von Savoyen und die Ritter des goldenen Vließes versammelt waren. Um vier Uhr öffneten sich die Pforten des großen Saales, bewacht von den Bogenschützen und Hellebardirern des Hofes. Karl V. trat ein, mit der linken auf einen Stock, rechts auf die Schulter des Prinzen von Oranien, der erst kürzlich von der Armee angekommen war, gestützt. Sein Gefolge bildeten Philipp, die Königin von Ungarn, der Herzog von Savoyen, die Ritter des goldenen Vließes, die Conseils-Räthe und die Edelleute des Hofes. Bei dem Eintritt des Kaisers hatten sich alle Anwesenden erhoben. Er begrüßte sie und nahm Platz unter dem Thronhimmel mit seinem Sohne, seiner Schwester und Emanuel Philibert, für den ein bedeckterer Stuhl an der der Königin gestellt worden war. Hierauf lud ein Herold auf Befehl des Kaisers die Anwesenden ein, sich zu setzen, und nachdem die Abgeordneten erklärt hatten, daß ihre Vollmachten in Ordnung wären, ward das Wort Philibert von Brüssel, Mitglied des Staats- und Privat-Conseils, gegeben. Er setzte in einer langen Rede den Zweck der Versammlung und die Gründe des Kaisers, die Regierung seinem Sohne abzutreten, auseinander und ermahnte zuletzt zur treuen Unterstützung gegen die äußeren Feinde des Reiches und gegen die inneren der Kirche, zur Einigkeit, zur Ehrfurcht und zum Gehorsam gegen den neuen Herrn. Diese Rede war mit einem ehrerbietigen Stillschweigen angehört worden; aber die Aufmerksamkeit wurde noch erhöht, als man sah, daß der Kaiser sich anschickte, das Wort zu ergreifen. Philipp stellte sich neben seinen Vater; dieser blieb sitzen, und nachdem er seine Brille aufgesetzt hatte, entfaltete er ein kleines Papier zur Unterstützung seines Gedächtnisses. Er fügte zu den Gründen, die schon Philibert angeführt, noch andere hinzu; als die Hauptveranlassung seiner Entsagung aber gab er seine Körperschwäche an, die ihn verhindere, die Regierung so fortzuführen, wie er selbst wünschte und seine Unterthanen es verdienten. „Ich lasse Euch," schloß er, „an meiner Stelle den König, meinen Sohn, und empfehle ihn Euch. Bringet ihm die Liebe und den Gehorsam entgegen, die Ihr mir immer erwiesen habt; bewahret unter Euch die Einigkeit, von der Ihr nie abgewichen seid; unterstützet und übet die Gerechtigkeit. Besonders gestattet nicht, daß die Ketzereien, die Euch umgeben, in diese Lande eindringen. Sollten einige schon eingedrungen sein, so rottet sie mit der Wurzel aus! Ich weiß wohl, daß ich während meiner ganzen Regierungszeit große Fehler begangen habe, theils aus zu großer Jugend, theils aus Unwissenheit, Nachlässigkeit oder andern Gründen; aber ich kann wohl versichern, daß ich keinem meiner Unterthanen jemals wissentlich Gewalt, Unbill oder Unrecht angethan habe. Wenn ich dergleichen gethan, so geschah es nicht mit Wissen und Willen, sondern aus Unkenntniß; ich bezeuge hierüber mein Bedauern und bitte deshalb um Vergebung." Hierauf endete er seine Rede, indem er seinem Sohne die Länder, über die er zu herrschen berufen sei, empfahl.

Die Worte des Kaisers hatten die ganze Versammlung gerührt, und der Kaiser selbst verrieth eine solche Bewegung, daß er vor Schluchzen oft nicht sprechen konnte und die Thränen ihm aus den Augen strömten. Als sich die Rührung gelegt hatte, antwortete der Pensionär von Antwerpen, Jakob Maes, im Namen der General-Staaten. Seine Rede bot ein trauriges Muster von der Beredtsamkeit seiner Zeit. In diesem feierlichen, großen Moment hatte Jakob Maes, der sonst für einen geschickten Redner galt, nur weitschweifige und schwülstige Worte. Er schloß mit der Bitte an den Kaiser, seine Huld den Provinzen ferner zu bewahren und mit hunderttausend herzlichen Wünschen für den glücklichen Ausgang seiner Reise, die sie gern auf eine günstigere Jahreszeit verschoben sehen würden, damit sie ihn nicht den Gefahren der Ueberfahrt während des Winters ausgesetzt wüßten.

Nach dieser Rede schritt der Kaiser zur Ceremonie der Investitur. Philipp warf sich zu den Füßen seines Vaters; dieser aber hieß ihn aufstehen, drückte ihn in seine Arme und sagte in spanischer Sprache zu ihm: „Mein lieber Sohn, ich gehe, trete ab und übertrage Euch meine diesseitigen Lande, wie ich sie besitze, mit allen Einkünften, Vortheilen und Rechten, die ihnen anhaften. Ich empfehle Euch die Religion der heiligen Kirche, gute Verwaltung und Gerechtigkeit, und fordere alle Staaten auf, sich in guter Eintracht zu vertragen." — „Sire," antwortete Philipp in derselben Sprache, „Ihr leget mir eine große Last auf; nichts desto weniger werde ich, indem ich diese Lande annehme, beständig Eurer Majestät untergeben sein und fortfahren, mich nach Eurem Willen zu richten. Ich bitte für sie um Euren Beistand und um Eure Huld und Gnade." — Der Kaiser wandte sich hierauf zu den Abgeordneten und sprach mit tiefbewegter Stimme: „Meine Herren, Ihr dürfet Euch nicht wundern, wenn ich, alt und an allen meinen Gliedern schwach, wie ich bin, zugleich aber auch aus Anhänglichkeit an Euch einige Thränen vergieße." Nach diesen Worten las ein Secretair die schriftliche Entsagungs-Urkunde vor. Als die Vorlesung beendet war, sprach Philipp zu den Staaten, ohne sich von seinem Sitze zu erheben: „Meine Herren, wenn ich auch die französische Sprache verstehe, so spreche ich sie doch nicht so fertig, daß ich in ihr an Euch das Wort richten könnte; Ihr werdet daher hören, was in meinem Namen der Bischof von Arras (Granvella) zu Euch sprechen wird." — Sei es, daß man im Publikum Philipp beschuldigte, Einfluß auf den Ent-

schluß seines Vaters geübt zu haben, oder daß er einer solchen Beschuldigung zuvorkommen wollte, so bemühte sich Granvella in der ersten Hälfte seiner Rede, die Staaten davon zu überzeugen, daß der ausdrückliche und wiederholte Befehl des Kaisers allein den Sohn habe bestimmen können, die Entsagung zu seinen Gunsten anzunehmen. Er zeigte hierauf, daß der König nur erst nachgegeben habe, nachdem er gesehen, daß alle seine Gegenvorstellungen vergebens seien, und weil er hoffe, daß die Staaten in Erwiederung seiner Huld ihm helfen werden, die Last zu tragen, wie man es von guten, gehorsamen und wohlgeneigten Unterthanen erwarten könne. Er versicherte ihnen, daß der König seinerseits den Willen habe, mit der Hülfe Gottes und ihrem Beistande seine Pflichten gegen sie ohne Rücksicht auf seine Person zu erfüllen, und daß er sich gern allen Mühen und Gefahren aussetzen wolle, um ihnen Glück und Ruhe zu verschaffen. Er versprache eine unparteiische Gerechtigkeit, die Bewahrung ihrer Gewohnheiten, Freiheiten und Privilegien, die Aufrechthaltung der Eintracht und des Einvernehmens mit ihnen, damit durch gegenseitiges Einverständniß man sich besser schützen und bewahren könne gegen die, welche beständig die Ruhe und den Frieden der Niederlande zu stören suchten, um ihnen die Knechtschaft, unter der ihre Völker seufzen, zu bringen. Er verpflichtete sich, die Niederlande nur zu verlassen, wenn seine Geschäfte es durchaus forderten, und dann, so oft seine Gegenwart nöthig sein sollte, wieder zu kommen. — Lügenhafte Versprechungen, die Philipp fast in demselben Augenblicke brach. — Zuletzt kündigte Granvella an, daß der König bereit sei, als Souverain die Eide, die er als präsumtiver Erbe 1549 jeder der Provinzen geleistet habe, zu erneuern.

Sobald der Bischof von Arras auf seinen Platz zurückgekehrt war, erbat sich Maria von Ungarn die Erlaubniß von ihrem Bruder, einige Worte an die Versammlung richten zu dürfen. In einer ganz von ihrer Hand geschriebenen Rede kündigte sie den Staaten an, daß es ihr endlich gestattet worden, sich zurückzuziehen, und daß sie sich mit ihrem Bruder nach Spanien begeben werde. Ihre Worte erneuerten die Rührung der Versammlung. Der Kaiser dankte seiner Schwester zärtlich für die langen und treuen Dienste, die sie ihm erwiesen, und Jakob Maes drückte ihr die Dankbarkeit der Staaten für ihre Mühen und ihr Wohlwollen aus. Endlich, nachdem der Bischof von Arras den Staaten mitgetheilt hatte, daß die Eidesleistungen am folgenden Tage stattfinden würden, zog sich der Kaiser mit seinem Gefolge in derselben Ordnung wieder zurück. Hierauf trennte sich die Versammlung unter lebhaften und schmerzlichen Eindrücken, Einige gerührt von dem feierlichen Akte, Andere erfüllt von düsteren Ahnungen, die die Zukunft nur allzu sehr gerechtfertigt hat. — Erst am 15. September schiffte sich der Kaiser in Vließingen ein. Philipp besuchte ihn noch am 17. auf dem Schiffe. An demselben Tage erhob sich ein günstiger Wind; die Flotte entfaltete ihre Segel, und Karl V. sah die Ufer des Landes für immer verschwinden, das ihn geboren, das ihn so sehr geliebt, das er grausam zu Grunde gerichtet hatte, und das er einem Ungeheuer von Despotes überließ.

Ueber den Aufenthalt Karl's in Spanien, wie über seinen Tod, geht der Verfasser kurz weg. Karl residirte anfangs einige Zeit in Xarandilla. Erst am 21. Februar 1557 zog er in das Kloster St. Yuste, wo in den ersten Monaten seines Aufenthaltes die friedliche Stille, die auf die Stürme seiner Regierung folgte, vortheilhaft auf seine Gesundheit wirkte. Die Schmerzen ließen nach; es erwachte das Bedürfniß nach Thätigkeit wieder, und wenn er auch nicht mehr die Leitung der Regierung übernahm, so verweigerte er dem Sohne nicht die Rathschläge seiner erprobten Erfahrung in den Verwickelungen, die der Bruch des Waffenstillstandes von Vaucelles herbeiführte. Die bekannte romantische Schilderung Robertson's von dem Mönchsleben des Kaisers und von seinen vorgeblichen Versuchen, die Uhren in gleichem Gange zu erhalten, ist eine absurde Dichtung.

In den ersten Tagen des Mai 1558 trat die Gicht, die dem erlauchten Patienten eine lange Ruhe gewährt hatte, wieder ein, und nahm einen sehr gefährlichen Charakter an. Sie raubte ihm die letzten Kräfte und den Rest von Energie. Er fühlte, daß sein Ende nahe sei, daß die Stunde komme, wo er vor dem höchsten Richter, dem Nichts verborgen ist, und vor dem alle jene politischen Lügen verschwinden, die sich in den gleißnerischen Schein der öffentlichen Ordnung und des allgemeinen Interesses hüllen, werde Rechenschaft geben müssen. Jetzt erst unterwarf er sich allen strengen Regeln des klösterlichen Lebens. Er entsagte jeder Zerstreuung, ließ nur noch Mönche vor sich und verbrachte seine Zeit mit Absingen von Liedern und mit Geißelungen. Die Strafe begann. Er hatte Furcht und nicht ohne Grund; denn tausende von Stimmen erhoben sich gegen ihn vor dem Richterstuhle Gottes. Das Fieber erfaßte ihn in der Zeit, wo er Verfügungen über die nahe Leichenfeier traf, und raffte ihn am 21. September 1558 hin.

Mit einer allgemeinen Charakteristik Karl's V. endigt der Verfasser sein Werk. Am Schlusse desselben heißt es: „Beständig von der Sucht nach Herrschaft und Eroberungen getrieben, wollte Karl V. nicht nur der Welt Gesetze geben und sein Scepter über beide Hemisphären ausdehnen, sondern auch den Gewissen Gewalt anthun und Geist und Körper an dieselbe Kette schmieden. Sein Bemühen war ein gottloses und vergebliches, denn es widersprach den höchsten leitenden Gesetzen der Menschheit, jener Nothwendigkeit der Erneuerung und Fortbildung, die die ganze Natur beherrscht; es widersprach jenem Gefühle, das des Menschen Herz bewegt und ihm zu jeder Stunde, in jedem Augenblicke sagt: Sei frei, damit du glücklich seiest! — Man hat zuweilen Karl V. mit Karl dem Großen verglichen, und die Ausdehnung der Herrschaft beider Fürsten, sowie die Größe ihrer Kriegsthaten gestatten in der That eine solche Vergleichung. Aber ein wesentlicher Unterschied trennt sie, und die Augen der Nachwelt erblicken sie in ungleicher Höhe. Geboren in einer barbarischen Welt, hatte Karl der Große ein beständiges Streben, in ihr Ordnung herrschend zu machen, den Fortschritt zu fördern und den Zustand des Volkes zu verbessern, und seine Regierung bildet mitten in der Finsterniß und der Zerrissenheit des Mittelalters einen Licht- und Glanzpunkt. Sein Nebenbuhler hingegen trat auf mit der Morgenröthe eines Jahrhunderts, das alle Größen vereinigte, in dem Augenblicke, wo die alte Welt sich durch abenteuerliche Entdeckungen vergrößerte, wo die Buchdruckerkunst bereits erfunden war, wo die Künste zu einem unvergleichlichen Glanze gelangten, wo endlich die Geister, durch so große Umwälzungen erregt, dahin strebten, an die Stelle des aus dem Feudalwesen hervorgegangenen kriegerischen Staates den bürgerlichen und industriellen zu setzen. Aber anstatt diese Entwickelung der socialen Kräfte zu fördern, suchte Karl V. sie zu unterdrücken, und entfesselte zu diesem Zwecke die Hyder der Religionskriege und Verfolgungen. Wenn trotz den mit kaltem Blute vorbedachten Grausamkeiten die Unerschrockenheit des Helden und die Ueberlegenheit des Staatsmannes unsere Bewunderung erregen, so scheiden sie ihn doch für immer wenigstens von den Herrschern, die die Wohlthäter der Menschheit waren, und von denen Trajan und die Antonine uns die vollendetsten Muster bieten, und daher muß man von seinem Ruhme alles das abziehen, was ihm an Tugenden abging." M.

Frankreich.

Literarisches Echo aus Paris.

Ein pictographisches Monument, vom Abbé Domenech.

Die hieroglyphischen Schreibarten von Léon de Rosny.

Das deutsche Gesellschaftshaus.

Mitte Januar 1861.

Es ist leider wahr, daß man in einer Korrespondenz nur selten, oder fast nie einen ernsteren, gediegeneren Gegenstand berühren darf. Der Respekt, den man einerseits jenen bewunderungswerthen Arbeiten schuldet, verbietet uns, oberflächliche und leichtsinnige Bemerkungen in die Welt zu schleudern; die Verpflichtungen, die uns andererseits von der Lesewelt auferlegt werden, machen jedes eingehendere Studium der vorgelegten Frage unmöglich. Außerdem lebt hier, wie überall, eine tobende frivole Literaturwelt, die durch das Ungestüm ihrer unverschämten Gespreiztheit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken weiß und schon deshalb vom Communitenen Kritikus, der bekanntlich den Stein der Weisen gefunden hat, verdiente Peitschenhiebe erbettelt.

Peitschenhiebe oder nicht — die Reclame ist da: die Welt erfährt, daß da und da ein nichtsnutziger Dintenkleyer einen erbärmlichen, gehaltlosen Roman verbrochen hat, und der Verbrecher selbst wird zum bekannten, oft berühmten Manne. Mit der Berühmtheit ist sein Zweck erreicht; er schreckt vor keinem Opfer zurück, keine Gefahr macht ihn scheu, wenn es sich für ihn darum handelt, den goldenen Apfel der Hesperiden vom Ruhmeszweige zu pflücken; läßt er selbst die Fetzen seiner Ehre unterwegs, die Berühmtheit erhebt ihn, so entblößt und unanständig nackt er auch sein möge, über jedes Vorurtheil beschränkter Kleinstädter, und übrigens hat die Höhe, in der der Selige schwärmt, seine Blößen dem unbewaffneten Auge entrückt. Der Autor ist also zufrieden.

Daß es dem Kritiker angenehmer und besonders leichter ist, die Albernheiten eines Einfaltspinsels abzufertigen, zu „besorgen," wie die

Journalisten sagen, als ein wissenschaftliches Werk zu studiren, gewissenhaft zu prüfen und mit triftigen Gründen zu discutiren, liegt auf der Hand. Weshalb soll er hier mit großem Zeitaufwand, mit noch größerer Verantwortlichkeit nach einem äußerst ungewissen Resultate haschen, wenn ihm dort, ohne alle Mühe, ohne Gebissenobisse, die herrlichste Gelegenheit geboten wird, sein Schmähgelüstchen zu befriedigen. Der Kritiker kennt seine Klassiker und hütet sich deshalb mit „dem Menschen, der spekulirt" irgend welche Aehnlichkeit zu haben.

Wenn sich das Publikum an einem wissenschaftlichen Studium traktiren will, so sucht es ein solches warhaftig nicht in einer Pariser Korrespondenz.

„Was!" schreit mon dem armen Berichterstatter in die Ohren, „der fängt auch an!.. der will uns auch, vom Katheder seiner Weisheit herab, mit den Früchten seiner tiefen Gelehrsamkeit erquicken? Seit wann tragen Unterofficiere Generalsepauletten? Rasch, vorlauter Bube, zurück an deinen bescheidenen Platz, daß ich nichts schlimmeres von dir denke! erzähle uns, ob Mery einen zweiten „Annaleur Auguste" oder eine neue Gratulationshymne an den Kaiser fabricirt hat, ob man im Café des Variétés, bei einem Glase Absinth, noch immer über die Chinesen und die neue Tabacks-Taxe krakehlt, ob der erbauliche Wetterhahn „Constitutionnel" noch immer einen Tag zu spät den Bauern verkündet, wie es im Hofe ausschaut, aber, weniger glücklich als die blinde Henne, nie einen Korn Geist oder Witz erspähen kann; erzähle uns, ob die deutsche „Pariser Zeitung" noch immer psychologische Studien über die menschliche Gesellschaft, mit ebenso zahlreichen als falschen Citationen von Herrn H. Spencer bringt, zur großen Beleidigung ihres Verfassers; ob sich Herr Albert Wolff noch immer im französischen „Charivari" über die Größe Frankreichs und in der deutschen „Kölnischen Zeitung" über die Herrlichkeit Deutschlands extatisirt, ob das Faubourg St. Denis reinlicher und die Logenschließerinnen im théâtre lyrique höflicher geworden sind. Das erwarten wir von dir; Ernsteres suchen und finden wir bei Ernsteren!"

An alles Das dachte ich, als ich mich an die Ausarbeitung des mir vorliegenden Stoffes machte, und ich muß offen gestehen, daß mir diese Perspektive keinen besonders angenehmen Vorgeschmack zur Arbeit, die ich unternehmen wollte, gab; denn nichts ist schrecklicher, als blos für seinen Korrektor und Setzer zu schreiben. Wenn ich Sie dennoch bitte, mit mir in unfreundliche Tiefen hinabzusteigen, die selbst das Licht der Wissenschaft nur spärlich hier und da erhellt, so glaube ich, hoffe ich wenigstens, daß wir zusammen einen angenehmen Spaziergang machen werden, denn die Mentoren, denen wir uns anvertrauen, kennen den Weg, haben so manches Hinderniß, das unser unerfahrenes Vordringen vereitelt hätte, beseitigt, verweilen nur bei seinen interessantesten Partien und machen so aus der Belehrung gleichzeitig eine Zerstreuung.

Unsere Führer sind der Missionair Abbé Em. Domenech und Léon de Rosny, die beide sehr angesehene Mitglieder der hiesigen ethnographischen Gesellschaft, das Feld der graphischen Studien um zwei anerkennenswerthe, anschauliche, vorzügliche Arbeiten vermehrt haben.

Das Werk* des Ersteren beschränkt sich auf ein gedrängtes Zusammenfassen der uns bis jetzt bekannten Resultate, die die Wissenschaft über die ersten schriftlichen Aufzeichnungen bei den Mexikanern geliefert hat; dieser Artig folgt dann die werthvolle Uebersetzung des pictographischen Manuscriptes. Herr Léon de Rosny hat sich die Aufgabe gestellt,** alle bildlichen und hieroglyphischen Schreibarten bei den verschiedenen Völkern unseres Globus in einem Rahmen zu vereinigen. Er verspricht in seiner Vorrede die Fortsetzung dieser Studien. Die Manuscripte im Saturn und im Jupiter mögen sich nur in Acht nehmen: Herr de Rosny ist aus der Familie der „Stöberer."

Der Mensch scheint von jeher das Bedürfniß gehabt zu haben, seine unsterblichen Gedanken der Nachwelt zu hinterlassen; persönliches und unpersönliches Interesse trieben ihn dazu an: persönlich die Eitelkeit, die allmächtige Selbstbefriedigungssucht; unpersönlich der Drang, späteren Generationen durch die Errichtung eines bleibenden Andenkens an große Tage der Vergangenheit zu nützen. Aber in jener fabelhaften Vergangenheit, die uns, Söhne der Kultur, wie ein träges, unbehülfliches, unglaubliches Monstrum anstarrt, konnte man dies Bedürfniß nicht so leicht befriedigen, wie in den Scribe'schen Komödien; da gab es „rechts vom Zuschauer" noch keine „Tische mit Federn, Dinte, Papier und allen Schreibutensilien." Der primitive Mensch, kindisch plump, unbeholfen und ungeschliffen, stand einfach und unerfahren vor seiner großen Schöpferin Natur, lebte und genügte sich an ihren Gaben und war glücklich, einfältig und zufrieden. Ich weiß nicht, welche Schlange ihm von seinem Apfel der Wissenschaft und der Kunst kosten ließ — seine Gewohnheit, „mit dem Vieh als Vieh zu leben" ward ihm verleidet; er fühlte sich größer, erhabner, und zum Beweise dafür, begann er das zu reproduciren, was seine große Mutter producirt hatte. So entstanden jene ungeschickten bildlichen Darstellungen, aus denen sich die Malerei und Schrift entwickeln sollte.

„Malerei! Eitelkeit der Eitelkeiten!" ruft der große Pascal aus, „du lenkst auf dich die Bewunderung durch Aehnlichkeit mit Sachen, deren Originale Niemand bewundert!"

Und — nun sage mir Einer, daß der alte Adam kein Egoist war — das erste Wesen, was Menschenhand bildlich darzustellen sich bemühte, war der Mensch!

So stellen auch die ältesten amerikanischen Inschriften, die wir besitzen, die spärlichen Reste der Pictographie bei den Rothäuten, von denen uns der Abbé Domenech berichtet, zuerst und hauptsächlich ein sonderliches Geschöpf dar, Zwittergeburt aus menschlichen und unmenschlichen Elementen, das sich auf zwei Beinen aufrecht hält und deshalb Ansprüche auf Menschlichkeit macht. Später genießen auch andere Gottesschöpfungen, Thiere und Pflanzen, die Ehre, bildlich verhunzt und verunsterblicht zu werden.

Der Abbé Domenech erklärt den Ursprung dieser ersten bildlichen Darstellungen ungefähr folgendermaßen: Im Geiste der barbarischsten Völker spukte noch das Andenken an die furchtbare Katastrophe der Sündflut. Die Gottheit erfüllte die Welt mit Furcht und Scheu, die selbst auf die Wesen übertragen wurde, deren Natur etwas Außergewöhnliches, Imposantes, Geheimnißvolles an sich hatte. War nun ein Sterblicher glücklich genug, einen Vierfüßler, eine Schlange, irgend ein als unheilbringend gefürchtetes Geschöpf zu überwältigen, so verschaffte es ihm eine gewisse Befriedigung, das Andenken an diesen seinen Triumph durch eine rohe, ungeschickte Darstellung zu verewigen. Dazu traten dann später conventionelle Hülfszeichen, die diese Scene beleben und einfache, sehr allgemein gehaltene nähere Erörterungen hinzufügen.

Das sind wahrscheinlich die ersten Vorläufer der Pictographie, die den Hieroglyphen zur Basis dienten, gerade wie sich aus diesen dann die Buchstabenschrift entwickelte.

Die erstaunlichen Schwierigkeiten, mit denen diese unglücklichen ersten Schriftsteller zu kämpfen hatten, berechtigen mich zur Vermuthung, daß die Verfasser der pictographischen Monumente ganz außerordentlich geistreiche und talentvolle Leute gewesen sein müssen. Die Granier de Cassagnac, Grandguillot u. s. w. jener Zeit gaben sich wohl schwerlich die Mühe, ihre kühnen Gedanken zu pictographiren; unser bequemes Schreibsystem allein erklärt, ohne es zu entschuldigen, das Verhandensein solcher oberflächlichen Krakelschriften. Ich werde es den aufgeklärten Bewohnern von Mesopotamien nie verzeihen, das Alphabet erfunden zu haben (das man „phönizisch" nennt, weil es in Mesopotamien erfunden ward, gerade wie man gewisse Dramen Dumas'sche Schöpfungen nennt) mit dem man in zehn Minuten zehn Dummheiten niederschreiben kann; der langbärtige Mainzer bleibt mein Feind, weil wir ihm die Verbreitung und Vervielfältigung dieser Dummheiten und Albernheiten zu verdanken haben, und der Telegraph, der uns um 4 Uhr 30 M. das Resultat des um 4 Uhr 25 M. in Chambéry gehaltenen Suffrage universel für die Annexion Savoyens gemeldet hat, ist mir verhaßt.

Aber zurück zu jener glücklichen Vergangenheit, die keine Annexion, keinen Suffrage universel, keinen Telegraph, keine Buchdruckerei, keine Alphabetenschrift, nicht einmal Herrn Granier de Cassagnac's „Geschichte der Girondins" kannte.

Die Aegyptier machten einen bedeutenden Fortschritt in der graphischen Kunst dadurch, daß es ihnen gelang, Eigennamen in ihren Hieroglyphen bildlich wiederzugeben. Mehrere belebte Figuren und unbelebte Gegenstände in einer Hülse, Cartouche, zusammengefaßt, bildeten, wie Champollion entdeckte, nur ein einziges Wort, einen einzigen Namen. — Und jede einzelne Figur, die sich in diesem Cartouche befand, hatte nun den phonetischen Werth eines einfachen Buchstabens.

So würde z. B., wenn man das ägyptische System auf die deutsche Schrift anwendet, ein Cartouche, der einen Menschen, eine Uhr, ein Lamm, einen Ejel und einen Raben enthält, den ebenso poetischen als schönen Namen „Müller" (ägyptisch Muler) bilden.

Nun erlaube ich mir hier eine kleine, höchst bescheidene Bedenklich-

---

* Manuscrit pictographique americain, précédé d'une notice sur l'idéographie chez les Peaux-Rouges, par l'abbé Em. Domenech. Paris, Gide. Bertin, A. Asher & Co., 1860.

** Les Ecritures figuratives et hiéroglyphiques des différents peuples anciens et modernes, par Léon de Rosny. Paris, Maisonneuve & Cie., 1860.

keit in Erwägung zu bringen. Die Aegyptier mögen ihrer Zeit grundgescheidte Kerle gewesen sein, aber der Obelisk steht nicht umsonst auf der place de la Concorde, das ägyptische Museum im Louvre ist nicht umsonst dem Publikum geöffnet; wir wissen, daß ihre Nachbildungen der Natur an Aehnlichkeit wie an Grazie zu wünschen übrig lassen. Man kann es dem Weisesten der Weisen nicht verübeln, wenn er einen ägyptischen Ibis für eine Leipziger Lerche hält und umgekehrt.

Denken Sie Sich z. B. daß der oben gewählte Rebus in Leipzig mit „Müller" entziffert wird. Dieselbe Aufgabe wird nun einem Merseburger Gelehrten vorgelegt, der nach gewissenhafter Prüfung die Leipziger Auffassung folgendermaßen modificirt: Betrachten Sie Ihren Mann genauer, er hat weit auseinanderstehende Augen, eine niedere Stirnstirn, dumme, dicke Lippen; Ihr Mann ist ein Schafskopf! Ihre Unke ist eine Unke; Ihr Lamm ist ein Lamm, aber sehen Sie nicht die schwarzen Streifen, die am Rücken Ihres Esels herunterlaufen, das ist ein Zebra, und Ihr Rabe eine Elster! Schulze, ist die wahre Lösung des Hieroglyphen. Schulze, nicht Müller (auf ägyptisch Muler) wie Sie behaupteten!"

So lesen zwei gleichgelehrte Männer aus ein und demselben ägyptischen Cartouche der eine „Müller," der andere „Schulze," — der Unterschied ist hier allerdings nicht erheblich, aber doch immer bedeutend genug, um das zu beweisen, was ich als der langen Rede kurzen Sinn betrachte, nämlich, daß viele Entzifferungen derartiger Denkmäler aus einer uns so fern liegenden Zeit höchstens auf sehr trügliche Wahrscheinlichkeiten gestützt sind.

War es deshalb überflüssig oder gar unrecht, aus jenen problematischen, zweifelhaften Nachforschungen sein Lebensstudium zu machen? Sicherlich nicht! Nur traurige Siècle-Abonnenten können in ihrem einmarmorirten Häringsladen jene bewunderungswürdigen, brodlosen Künste verhöhnen. Wir aber, die wir mit frommer Scheu und Ehrfurcht auf die vergilbten Manuscripte blicken, an deren gothischen Schnörkeln ein mittelalterlicher, feister Peter sein Lebelang gemalt hat, wir können und wollen unsere maßlose, aufrichtige Anerkennung jener herelichen Ausdauer nicht verweigern, die mitten in unserm Jahrhundert der Couleurzüge und telegraphischen Depeschen kleine Werklein schafft, in denen große Jahre ernster, unausgesetzter Arbeit stecken.

Schon als solche verdienen die Arbeiten der Herren Domenech und de Rosny eine ehrenvollen Erwähnung, und dabei verzichte ich auf ihren großen wissenschaftlichen Werth, den ich hier aus vielfachen Gründen unberücksichtigt lassen will.

Herrn de Rosny's Werk, das prachtvoll ausgestattet, mit zahlreichen Tabellen und Facsimile's versehen ist, wird namentlich mit Nutzen von Sinologen und allen Leuten, die sich mit den morgenländischen Sprachen beschäftigen, consultirt werden. In der amerikanischen Linguistik scheint der Verfasser weniger bewandert zu sein; als taktvoller Mensch hat er auf diesem Felde seine immer bescheidenen Meinungen denen der besten Autoritäten untergeordnet, die von Aubin und Humboldt gefundenen Theorien geschickt und anschaulich combinirt (was schwieriger ist als es aussieht) und dadurch die einzig mögliche Lücke in seinem Buche gestopft. Denn die von ihm gegründete Revue orientale et americaine hat schon lange bewiesen, daß Herr de Rosny im chinesischen und japanesischen Sprachstudium wenig Rivalen zu fürchten hat, daß seine von ihm in dem le sceptiscisme semitique überschriebenen Artikel entwickelten philosophischen Ansichten auf solider und rationeller Basis beruhen.

Zum Schluß in wenig Zeilen viel Neuigkeiten: Das théâtre Français bereitet die Aufführung einer großen Sitten-Komödie „les Effrontés," von Em. Augier, vor. Das Vaudeville hat die Ferien, die durch den Tod seines Direktors, L. Lurine, herbeigeführt wurden, beendet und mit einem witzigen Stücke von Herrn Sardou: Les pommes fortes seine Vorstellungen wieder aufgenommen. Im Spektakelstück: Les Massacres de Syrie, von Victor Séjour und dem nicht genannten Privat-Secretair des Kaisers, H. Moquard, erschienen zum ersten Mal Kameele, richtige, lebendige Kameele auf den Pariser Bretern — natürlich kann es da nicht an Affen fehlen. Die albernen „Revuen" mit ihren halbnackten, widerlich unanständigen Frauenzimmern, beschäftigen jetzt alle kleineren Theater. Wenn ich Peäsekt von der Seine wäre, würde ich diesen „Künstlerinnen" zum neuen Jahr eine Karte schicken, wie das hier Sitte ist. — Hier hat sich ein deutsches Gesellschaftshaus „Museum" gebildet, das von seinen aufzunehmenden Mitgliedern als Eintrittsgeld eine ausgezeichnete Empfehlung und die Kleinigkeit von 250 Franken beansprucht — außer einem jährlichen Beitrage von 120 Franken. Das junge Deutschland in Paris ist bei dieser Neuigkeit in ein Homerisches Gelächter verfallen, das selbst die kläglichen Witze des Herrn Albert Wolff im „Charivari" nicht zu stillen vermögen. Auf die Frage „Sind Sie Actionär?" kann man als unverheiratheter, armer Teufel nur mit einem Injurienprozeß antworten.

Ich schließe meinen vielleicht schon viel zu langen Bericht mit folgendem poetischen Erguße, der Ihnen beweisen wird, daß selbst am Strande der Seine begeisterte deutsche Poeten direkt der Unsterblichkeit zusegeln. Das paßt in Ihr Blatt, denn das ist wirkliche und wahre „deutsche Literatur des Auslandes!"

Im modernen Babylone,
Wo im Winter fehlt die Sonne,
Wo im Sommer man sehr schwitzt,
Hat sich ein Verein gebildet,
Der nur aufnimmt, was gebildet
Ist, und einen Frack besitzt.

Während früher man alleine
Seinen Spleen ertrank im Weine,
Bier, Absynthe oder Rum,
Wird man jetzt zusammenellen,
Um vereint sich zu langweilen,
In dem deutschen Museum.

Tretet, Deutsche, in die Schranken!
Blecht zweihundertfünfzig Franken,
Deutsche, Juden, Türken, Christ!
Denn, Ihr müßt doch anerkennen,
Daß für deutsch-vereintes Gähnen
Dieses gar kein Geld nicht ist!

Paul Lindau.

Spanien.

Elementar-Unterricht und Kirchlichkeit in Spanien.

Das Londoner Athenneum bringt interessante Korrespondenzen aus Simancas, die von einem englischen Gelehrten herrühren, der mit Erforschung der dortigen reichhaltigen Archive beschäftigt ist. Wir finden darin unter Anderem folgende bemerkenswerthe Notizen über den jetzigen Stand des Elementar-Unterrichts in Spanien.

„Man glaubt ziemlich allgemein, daß die Spanier zu träge sind, um der Erziehung ihrer Kinder besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Bei meinen früheren Reisen in Spanien hielt ich dies wenigstens für ausgemacht, aber nähere Beobachtung überzeugt mich, daß ich Unrecht hatte. Es ist eine Thatsache, die ich aus persönlicher Erfahrung bezeugen kann daß es in Simancas kaum einen Feldarbeiter oder Hirten giebt, der nicht lesen und schreiben kann und die Anfangsgründe der Rechenkunst versteht. Als die Klöster noch zahlreicher waren und das Land von Mönchen wimmelte, fanden sich nur wenige Familien, selbst von der ärmsten Klasse, die nicht ein Mitglied besaßen, das zum geistlichen Stande gehörte, und die Anhänglichkeit der Fratres an die Ihrigen gewann insofern die Oberhand über ihre natürliche Indolenz, daß sie die Lehrer ihrer jüngeren Geschwister, ihrer Neffen und Nichten wurden. Nach Unterdrückung der (meisten) Klöster ward ein sehr umfassendes System des Volks-Unterrichts in's Leben gerufen. In unserem Dorfe von etwa tausend Seelen haben wir zwei öffentliche Schulen, eine für Knaben und eine für Mädchen, und außerdem besitzen die kleinen Weiler in der Nachbarschaft, deren jeder vielleicht zwanzig bis vierzig Häuser zählt, ihre eigenen kleinen Lehranstalten. Die Schullehrer und Lehrerinnen sind Laien und von der Kirche unabhängig, indem sie von den Ayuntamientos oder Gemeinderäthen ernannt und besoldet werden. Was daher den ersten Elementar-Unterricht betrifft, hat Spanien keine Ursache, sich eines Vergleichs mit andern Ländern zu schämen. Seine schwache Seite besteht in dem fast gänzlichen Mangel an nützlichen Büchern, was zur Folge hat, daß, obwohl die unteren Klassen durchgängig einen Brief lesen und schreiben und ihre Rechnungen führen können, ihr Verstand unentwickelt bleibt, ihr Ideenkreis beschränkt und ihre Unwissenheit in Allem, was sie nicht unmittelbar berührt, so vollständig als möglich ist."

Der erwähnte Korrespondent beschreibt ferner einen von dem Erzbischof von Valladolid in Simancas abgestatteten Besuch, und zieht aus dem Benehmen des Volkes bei dieser Gelegenheit den Schluß, daß es auch mit der spanischen Bigotterie nicht so arg ist, als man sich gewöhnlich vorstellt. „Als der Erzbischof hier war," sagt er, „ließ er einige Dutzend kleine Büchelchen zur Vertheilung unter die Kinder zurück. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß sich dieselben nicht viel mit dem Wohl der Menschen in dieser Welt beschäftigten, und es schien mir nicht, als ob die

Knaben und Mädchen oder ihre Eltern großen Werth auf den Besitz legten. Im Ganzen erregte die Anwesenheit eines so vornehmen Würdenträgers der Kirche viel weniger Aufsehen, als man hätte erwarten können. Er wurde natürlich mit aller seiner hohen Stellung gebührenden Ehrfurcht empfangen. Der Sohn des Sakristans ritt Tags zuvor auf dem Esel des Señor Cura von einer Wassermühle zur andern, um sich nach Aalen zu erkundigen, welche schlüpferigen Thierchen ihm jedoch entgingen. Als der Erzbischof in das Dorf einzog, läutete man die Glocken, die Behörden gingen ihm entgegen, die Weiber erörterten die Frage, ob Seine Eminenz ihre Strümpfe eigenhändig anziehe, oder dies durch die assistirenden Priester thun lasse, die Männer bewunderten seine vier prachtvollen Maulthiere, und Esaubio, der Sohn unseres Portier's, sagte mir im Vertrauen, daß es ihm ganz recht wäre, wenn er eines Tages Erzbischof von Valladolid würde. Aber das war auch Alles; es zeigte sich nicht eine Spur von Fanatismus, und ich, obwohl Protestant, wurde mit derselben Höflichkeit wie zuvor behandelt. Wenn ich mich nicht sehr täusche, so beobachten die Bewohner von Simancas mit viel größerem Interesse die weißen Rauchwolken, die aus den Schornsteinen der Lokomotiven auf der Eisenbahn von Valladolid nach Medina aufsteigen, als die Bewegungen ihrer Prälaten. Hiermit ist allerdings nicht gesagt, daß ich einem Protestanten rathen würde, nach Simancas zu kommen und gegen die römisch-katholische Religion zu predigen."

Polen.

Literaturhistorisches über polnische Schriftsteller.

I.

Quellen der polnischen Literaturgeschichte.

Zu den schwächsten Seiten der literarischen Bestrebungen in Deutschland gehört unstreitig die auffallende Vernachlässigung der slavischen und namentlich der polnischen Literatur. Inwiefern nationale Antipathieen, Rücksichten der Politik, Vorurtheile im Betreff der in Polen herrschenden Kultur und die Schwierigkeiten bei Erlernung des slavischen Idioms Schuld an dieser Erscheinung sind — das zu erörtern ist hier nicht meine Aufgabe. Genug, die Thatsache steht fest, daß, während die Deutschen in wohlverstandenem Streben nach Universalität die Bekanntschaft mit vielen asiatischen Literaturen nicht verschmäht haben, sie doch von der polnischen wenig mehr als nichts wissen. Vor Allem Uebersetzungen, und zwar gute, den Geist des Originals wiedergebende Uebersetzungen sind im Stande diese Versäumniß nachzuholen. Anerkennenswerth also war es, daß Herr Heinrich Nitschmann im Sommer des vorigen Jahres eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte der Polen unter dem freilich etwas geräuschvollen Titel „Polska na Parnasie" herausgab, und erfreulich war es, daß dieselbe eine günstige Aufnahme beim Publikum fand.

Meine Ansicht über diese Uebersetzungen, welche von dem Beruf des Herausgebers zu einer Arbeit der Art ein unleugbares Zeugniß ablegen, habe ich in einer ausführlichen Recension derselben ausgesprochen, welche das „Magazin" (1860, No. 51) gebracht hat. Die Uebersetzungen als solche sind sehr lobenswerth, dagegen läßt die Auswahl der Gedichte Manches zu wünschen übrig. Sehr lieb war es mir daher, als ich vor Kurzem bestätigt fand, was ich immer geahnt hatte, daß nämlich nur Mangel an genauer Bekanntschaft mit der polnischen Literatur die Ursache der mangelhaften Auswahl war. Dem Herrn Uebersetzer fehlt es an literarischen Hilfsmitteln. Er war also auch nicht im Stande einem sehr gerechten Wunsche, den unter andern Kritikern auch Prutz im „Deutschen Museum" aussprach, Genüge zu leisten. Das „Deutsche Museum" bedauert es nämlich, „daß der Uebersetzer es nicht für nöthig befunden habe, seinen Uebersetzungen irgend welche literarhistorische oder biographische Notizen beizufügen, was doch bei der sehr geringen Bekanntschaft, deren die polnische Literatur sich in Deutschland zur Zeit noch erfreut, in der That eine sehr wünschenswerthe Zugabe gewesen wäre." Da der Herr Uebersetzer die inzwischen nöthig gewordene zweite und bedeutend vermehrte Ausgabe gern auch in dieser Hinsicht vervollständigen wollte, so ließ er durch seinen Verleger die allgemeine Bitte ergehen, ihm, dem von allen nöthigen Quellen Entblößten, Notizen über die Dichter zu geben, deren Gedichte der neuen Auflage einverleibt werden sollen. Das betreffende Circular gelangte durch Vermittlung der Redact. des Mag. f. d. Lit. d. A. auch an mich, freilich zu spät, als daß ich diese Notizen dem Herrn Nitschmann selbst hätte einsenden können, denn seine Sammlung sollte schon zu Anfang des Monats December erscheinen.

Wer sich aus literarhistorischen Werken überhaupt einen Ueberblick über die polnische Literatur verschaffen will, dem kann ich unter den deutschen Büchern nur eins empfehlen. Es ist die jetzt wahrscheinlich schon ganz vergessene Uebersetzung, welche Gustav Siegfried, der Freund des berühmten Dichters Adam Mickiewicz, von den ersten beiden Theilen der Vorlesungen des Dichters „über slavische Literatur" herausgegeben hat. Aber diese Uebersetzung ist, wie gesagt, unvollständig und bietet über die neueren und neuesten Zeiten gar keine Nachrichten.

Die polnischen Quellen dagegen fließen reichlich. Wollte man in chronologischer Ordnung nur die hauptsächlichsten aufzählen, so müßte man etwa folgender erwähnen:

Felix Bentkowski schrieb eine „Geschichte der polnischen Literatur, dargestellt in einem Verzeichnisse der im Drucke erschienenen Werke" (Historya literatury polskiéj wystawiona w spisiu dzieł drukiem ogłoszonych) Warschau und Wilna 1814 in 2 Bänden. Dieses Werk ist nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr eine Literaturgeschichte, sondern nur eine Sammlung werthvoller bibliographischer Notizen.

Lesław Łukaszewicz gab heraus „Abriß der polnischen Literaturgeschichte." (Rys dziejów piśmiennictwa polskiego). Erste Ausgabe Krakau 1836, zweite 1838. Neueste durch einen Ungenannten vermehrte und umgearbeitete Auflage, Posen 1859. — Dieses Buch war in der ersten Gestalt sehr dürftig, nur 100 Seiten stark und nur als Leitfaden beim Schulunterrichte brauchbar. In der Posener Ausgabe ist es 191 Seiten stark und zum Handgebrauche wegen Vollständigkeit und gesunden Urtheiles zu empfehlen.

Adam Mickiewicz hielt, nachdem er zur Professur der slavischen Literaturen an das Collège de France berufen war, während der Jahre 1841 bis 44 jene schon oben erwähnten Vorlesungen. — Sie führen im Polnischen den Titel: Rzecz o literaturze Słowiańskiéj wykładana w kollegium francuskiém. Sie sind voll trefflicher Charakteristik der Völker, Zeiträume und literarischen Denkmäler, kühn, bildlich im Ausdrucke, voll dichterischer Gedankensprünge, aber immer bezeichnend und unschätzbar hinsichtlich der ästhetischen Analyse der eingeflochtenen Beispiele. Die erste dieser Vorlesungen wurde am 22. December 1840, die letzte am 28. Mai 1844 gehalten. Der unglückliche Dichter, durch Leiden mürbe geworden, von seiner Phantasie und durch wunderähnliche Ereignisse irre geleitet, gab sich unterdessen ganz jenem bekannten Mystiker Andrzéj Towiański hin, welcher der Prophet des sogenannten Messianismus war. Seitdem wurden Mickiewicz' stark besuchte Vorlesungen leider ein Organ jener messianischen Mission und endlich von der Regierung verboten. Mickiewicz sprach stets frei und natürlich in französischer Sprache. Stenographen schrieben seine Vorträge nieder, Felix Wrotnowski übersetzte sie ins Polnische. In dieser Gestalt bilden sie den sechsten, siebenten und achten Band der im Jahre 1858 zu Warschau veranstalteten neuen Ausgabe von Mickiewicz' Werken.

Michał Wiszniewski (Zögling des berühmten Lyceums zu Krzemieniec und der Edinburger Universität, Professor an der Universität Krakau, gegenwärtig als Kranker und Verbannter in Genua lebend), gab von allen polnischen Literaturgeschichten die umfangreichste und zugleich unvollständigste heraus. Sie ist das Resultat eines gründlichen Studiums, enormer Quellenkenntniß, eisernen Fleißes, strenger Kritik und geistreicher Auffassung. Aber das nach riesenhaftem Maßstabe angelegte Werk hatte in sechs Bänden, die von 1840 zu Krakau unter dem Titel Historyn literatury polskiéj herausgekommen waren, die Geschichte der polnischen Literatur noch nicht bis auf das Zeitalter Sigismund August's fortgeführt. Später erschienen noch zwei von Wiszniewski herausgegebene Bände, und ein Freund von ihm, dem der kranke Schriftsteller seine Papiere abgetreten hatte, gab 1857 noch einen neunten und zehnten Band heraus, deren letzter auch ein Inhaltsverzeichniß zum ganzen Werke brachte. Wiszniewski's Werk ist jedoch insofern seinem Titel wenig entsprechend, als es in der That mehr eine sehr spezielle Geschichte der Kultur des polnischen Volkes, als dessen Literaturgeschichte ist.

Kazimierz Władysław Wójcicki (seit vielen Jahren Herausgeber der literarischen Monatsschrift Biblioteka Warszawska), veröffentlichte nach langen Vorarbeiten 1845 und 1848 zu Warschau eine „Geschichte der polnischen Literatur in Umrissen" (Historyn literatury polskiéj w zarysach). Dieses fleißige Sammelwerk ist besonders wegen der geschmackvoll ausgewählten Beispiele zu den namhaftesten Schriftstellern ausgezeichnet. Eine neue sehr vermehrte und verbesserte Auflage erscheint in diesem Jahre in vier Bänden.

Jan Majorkiewicz, ein junger talentvoller, aber noch vor völliger Entwickelung seiner Anlagen frühverstorbener Literat, hatte 1847 ein Manuskript unter dem Titel: „Die polnische Literatur in ihrer historischen Entwickelung" (Literatura polska w rozwinięciu historycznem) vollendet. Der Druck des Werkes war schon bedeutend vorgerückt, da gingen durch einen Zufall sechzig Bogen des Manuskriptes verloren. Der bereits todtkranke Literat suchte nun auf seinem Sterbebette aus dem Gedächtniß das Verlorengegangene in der Eile wieder herzustellen, doch konnte er unter diesen Umständen natürlich nicht vermeiden, daß sein in den beiden ersten Abschnitten durch Kritik und Anordnung ausgezeichnetes Werk in dem dritten kaum mehr als eine Sammlung scharfsinniger, aber oft nicht wahrer Aphorismen ist. — Die neueste Auflage dieses Werkes erschien 1850 zu Warschau bei G. Sennewald.

Alexander Waclaw Maciejowski, einer der gelehrtesten Polen, gab 1848 zu Warschau in drei Theilen eine „Geschichte der polnischen Literatur, bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts" (Historya liter. polskiéj do końca 17go wieku) heraus. Sie steht vielleicht hinsichtlich der Kritik am höchsten und ist reich an neuen Fakten; nichts desto weniger ist sie, wie er selbst sagt, nur eine gelegentliche Verarbeitung des interessanten Materiales, welches dem Verfasser bei der Ausarbeitung seines berühmten Hauptwerkes: „Geschichte der slavischen Gesetzgebungen" (Historya prawodawstw słowiańskich) in die Hände fiel.

Karol Mecherzyński, Professor in Krakau, hat mit Geist und Geschmack einzelne Perioden der polnischen Literatur bearbeitet. Im Jahre 1851 gab er einen „Ueberblick über die Literatur der orientalischen Völker, über die griechische Poesie des Mittelalters und die polnische des sechzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" heraus, deren poln. Titel: „Przegląd literatury ludów wschodnich, poezyi greckiéj średniowiecznéj, polskiéj XVI i XIX wieku ist. Im zweiten Hefte der Jahrb. der Krakauer wissenschaftl. Gesellschaft vom Jahre 1853 findet man eine andere werthvolle Abhandlung von Mecherzyński: „Ueber die politische Beredtsamkeit in Polen (O wymowie politycznej w Polsce), und außerdem sind bekannt seine Arbeiten „Ueber den Geist und die Richtung der poln. Literatur im sechzehnten Jahrhundert" (O duchu i dążnościach literatury polskiéj w XVI wieku) und die 1856 erschienene „Geschichte der Beredtsamkeit in Polen" (Historya wymowy w Polsce).

Durch den Brand von Krakau gingen dem geachteten Gelehrten viele Manuskripte, unter Anderen auch ein „Geschichte der Literaturen aller Völker," verloren. Für die Deutschen interessant wird vielleicht die Nachricht sein, daß Mecherzyński schon 1833 eines: „Geschichte der lateinischen Sprache in Polen" (Historya języka łacińskiego w Polsce), 1844 eine „Geschichte der deutschen Sprache in Polen" (Historya języka niemieckiego w Polsce), und in einem Programme des St. Annen-Lyceums zu Krakau eine „Vergleichung der deutschen und französischen Sprache mit der polnischen" (Porównanie języka niemieckiego z francuzkiego z polskim) herausgab.

Ludwik Kondratowicz (bekannt als Dichter unter dem Pseudonym Władysław Syrokomla) ließ 1852 zu Wilna die beiden ersten Bände seiner bis jetzt noch nicht vollendeten „Geschichte der Literatur in Polen von den ältesten bis auf unsre Zeiten (Dzieje literatury w Polsce od pierwiastkowych do naszych czasów) erscheinen. Dieses Werk ist eine kritische, geistreiche und besonders durch Einverleibung von trefflich übersetzten Beispielen aus den lateinischen Dichtern der Polen von allen übrigen Literaturgeschichten unterschiedene Arbeit.

M. L. (Maxymilian Lyszkowski), Director des Warschauer Realgymnasiums, gab 1855 heraus: „Kurze gemeinnützige Kenntnisse aus der polnischen Literatur" (Krótkie wiadomości z dziejów piśmiennictwa polskiego), ein unter der polnischen Jugend stark verbreitetes Buch, das in vielen Abschnitten vorzüglich bearbeitet ist.

Monographieen zur polnischen Literaturgeschichte, die von hohem Werthe und theilweise auch schon ausgebeutet sind, findet man unter Andern bei dem auch als Erzähler namhaften Michał Grabowski in seinen Büchern „Literatur und Kritik" (zweite Ausg., Wilna, 1840) und „Literarische Korrespondenzen" (Wilna 1842—1843) und „Literarische, kritische und artistische Artikel" (Artikuły literackie, krytyczne, artystyczne) Warschau 1849. Ohne Gleichen treffend sind die Charakteristiken, welche der berühmte Dichter Józef Ignacy Kraszewski in seinen Studja literackie (Literarische Studien) und Nowa studja literackie (Neue literarische Studien) Wilna, 1840— 1850, gezeichnet hat.

Als Elementarwerke für die Schuljugend schließen sich an die oben genannten Literaturgeschichten noch Leon Rogalski's Abriß der polnischen Literaturgeschichte als Anhang zu Joachim Lelewel's „polnische Geschichte für Kinder" an, welcher in der zweiten Auflage 1860 erschien, und ein „Abriß" von Tarój (Adam Chodyński). Binnen Kurzem sollen auch von zwei geschätzten Historikern Dominik Szulc und Julian Bartoszewicz neue Werke über polnische Literatur erscheinen, auf die das Publikum sehr gespannt ist.

A. Wojcke.

Reklamirung deutschen Eigenthums.

Herr August Wojcke unterwirft in Nr. 51 des „Magazin" von 1860 das von Herrn Heinrich Nitschmann in Danzig edirte Büchlein: „Polnka na Parnassie" einer eingehenden und so treffenden Beurtheilung, daß ihm jeder Kenner der polnischen Literatur nur vollkommen beistimmen kann. Nur Eine Bemerkung sei mir erlaubt: Herr Wojcke nennt das „Wintertied" (Pieśń zimowa) S. 72 mit Recht ein „kleines Meisterwerk in seiner Art," indem er es, wie der Uebersetzer, für das Eigenthum Karol Brzozowski's hält. Nun gehört dieses „wirklich schöne" Liedchen aber unserem Eichendorff, und ist von dem Polen nur glücklich, wahrscheinlich ohne Angabe der Quelle, in seine Sprache übertragen worden. Das deutsche Original lautet:

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
In's alte Thal hinaus;
Die Luft mit wildem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blütenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht, da schimmert
Der Mond vom Waldesrand,
Im falben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land,
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

Möge Herr Nitschmann also in Zukunft vorsichtiger sein, damit er uns Deutschen nicht wieder aus Polen hole, was die Polen selbst bei sich aus Deutschland eingeführt!

Krakau. Theodor Opitz.

Ostindien.

Die Colonisation des Himálaja durch Europäer.*

Da dieser interessante Gegenstand schon längere Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, so dürfte es sich wohl verlohnen, daß ich meine Ueberzeugung, den Gegenstand betreffend, nebst den vornehmsten Gründen, die mich dazu geführt, genau darlege. Mehr als dreißig Jahre habe ich in den mittleren und östlichen Theilen des Gebirges, eine Zeit lang auch in den westlichen, als britischer Beamter fungirt und dabei immer solchen Studien mich zugewendet, die meinen Beobachtungen und Erfahrungen Vorschub thun konnten.

So behaupte ich denn unbedenklich, daß der Himálaja im Allgemeinen zu europäischen Niederlassungen sehr geeignet ist, und fühle immer stärker die Ueberzeugung, daß es zu den höchsten Pflichten der Regierung gehört, die Colonisation desselben zu begünstigen.

Die sonst nirgends auf unserer Erde in solchem Maßstab ihres Gleichen findende Stufenfolge der Höhen, vom Flachlande bis zur Schneeregion, bietet jede Barietät von Klima mit entsprechender Fähigkeit zum erfolgreichen Anbau verschiedener Erzeugnisse, die der Europäer selbst verbrauchen, oder vortheilhaft verkaufen kann.

Ein kräftiger und gesunder Landbauer aus Europa könnte seine Wohnung in einer Höhe von vier- bis sechstausend Fuß und seine Ländereien theils in gleicher Höhe, theils in verschiedenen Abstufungen über oder unter dem Wohnhause und doch nahe dabei haben, so daß er quasi-tropische und quasi-europäische Erzeugnisse sehr leicht und bequem gewönne. Wäre seine Gesundheit erschüttert, so versetzte er sich ohne die Kosten oder

* Mitgetheilt von Herrn Hodgson, früherem Residenten in Katmandu, der Hauptstadt des Staates Nepal.

Strapazen einer Reise in ein ganz anderes Klima und hätte außerdem noch leichter Zugang zu den so häufigen Gesundbrunnen, deren gute Wirkung bei vielen körperlichen Uebeln erprobt ist. Die größte klimatische Mannigfaltigkeit bietet der Himálaja allerdings im Querdurchschnitte, d. h. von den Ebenen bis zur Schneeregion, aber der Längendurchschnitt von Süd-Ost nach Nord-West, hat wenigstens dieselben klimatischen Verschiedenheiten, wie sie den Ebenen von Bengalen, Benares und den nordwestlichen Provinzen eigen sind;

Allerdings hat der südöstliche Himálaja viel weniger Sonne und viel mehr Feuchtigkeit, als der nordwestliche. Aber solche Europäer, welche die Wirkungen des Klimas Beider erfuhren, gaben dem in Süd-Osten oft den Vorzug, und es ist vollkommen gewiß, daß in den vergangenen dreiundzwanzig Jahren der südöstliche Himálaja viel weniger von Epidemien heimgesucht worden und von den gefährlichen Dysenterien und Fiebern ganz frei geblieben ist, welche die Bewohner des nordwestlichen Gebirges geplagt.

Daß der Himálaja eine vorzugsweise gesunde Region ist, wird kein berechtigter Beurtheiler in Zweifel ziehen. Einen sprechenden Beweis dafür liefert das Aeußere und die physische Tüchtigkeit der Eingebornen, deren reine Haut, schön ausgebildete Muskulatur und lebensfrohe Miene auf den ersten Blick Gesundheit und Körperkraft verkünden. Ihre Fähigkeit, Beschwerden zu ertragen und schwere Lasten zu tragen, ist eben so notorisch, wie der Umstand, daß sie frei sind von körperlichen Mißgestaltungen und von den meisten Krankheiten, denen der Mensch in tropischen Ländern, wie in hohen Breiten Europa's ausgesetzt ist. Man verdankt dies der vorherrschenden Gleichförmigkeit und Milde des Klimas, wie der einfachen, thätigen Lebensweise des Volkes.

Die schrecklichen Epidemien der Ebenen dringen selten bis in den Himálaja. Vierzig Jahre hindurch hat die Cholera unaufhörlich in den Ebenen gewüthet, und während dieser ganzen Zeit ist Nepál nur zwei Mal, Darjíschiling fast gar nicht von ihr heimgesucht worden. In denselben vierzig Jahren hat es unter den Europäern zu Kátmándú nur zwei Todesfälle gegeben, und selbst diese wurden durch Krankheiten herbeigeführt, welche mit der Oertlichkeit nichts zu thun hatten. Unter den Leuten des Residenten war der Gesundheitszustand zu Hodgson's Zeit so gut, daß Niemand auf Beförderung rechnen konnte und ein Sipahi nach 15 bis 20 Dienstjahren immer noch Sipahi zu sein pflegte.

Das frische Ansehen der europäischen Kinder zu Darjíschiling könnte allein schon die Zuträglichkeit des Klimas des Himálaja, und zwar noch in sechs bis achttausend Fuß Höhe, für Colonisation darthun. Eben so gesund sehen die dortigen erwachsenen Europäer aus, wenn sie mit ungeschwächter Constitution gekommen sind und seit ihrer Ankunft ein thätiges Leben geführt haben. Erfreulichere Spezimina frischer Lebenskraft würde man überall vergebens suchen, und obschon keines der Individuen, auf die ich anspiele, jetzt noch im Freien arbeitet, so weiß ich doch aus guter Quelle, daß Einige von ihnen dies nach ihrer Ankunft mehrere Jahre lang ohne jeden physischen Nachtheil gethan und der Landbestellung aus Gründen entsagten, die mit geschwächter Gesundheit oder der Unfähigkeit durch solche Arbeiten sich und ihre Familien comfortabel zu ernähren, durchaus nichts gemein hatten. Erwägt man nun, daß dergleichen Leute hier, wie vorher in ihrer Heimat, in einer Baumvegetation von Eichen, Stechpalmen, Kastanien, wilden Feigenbäumen, Ulmen, Hagebuchen, Birken, Erlen, Hollander, Weiden und (weiter westlich) Tannen und Fichten arbeiteten, so erhält die Thatsache durch solche Analogie doppelte Stärke; und unsere Folgerung wird ferner gerechtfertigt durch das treffliche Gedeihen derjenigen europäischen Getraide-, Gemüse- und Obstarten, die wir bisjetzt im Himálaja einzuführen versucht, ausgenommen dasjenige Obst von zartem und weichem Fleische, welches nicht im Frühjahr reifet, wie Pfirsiche, Weintrauben ꝛc.* Diese Arten faulen in der mittleren Gebirgsregion, statt zu reifen, wegen tropischer Regengüsse und des seltenen Sonnenscheins in der Jahreszeit des Reifens.

Aber solch' weiches Obst, das vor der Regenzeit reif wird, z. B. Erdbeeren, geräth sehr gut, desgleichen alles harte Obst, z. B. Aepfel. Der mineralische und vegetabilische Reichthum des Himálaja ist überhaupt grenzenlos, und wenn das Nichtvorhandensein flachen Grundes im Vereine mit der Strenge des tropischen Monsuhn oder der Regenzeit den Erfolg des Ackerbaues bedeutend erschweren, so bieten auf der andern Seite die endlosen Ungleichheiten der Oberfläche eine gar große Mannigfaltigkeit der Temperatur und der Bloßstellung,* wozu noch merkliche Modificationen der Feuchtigkeit und des Regens selber kommen. Dies Alles zusammen ist dem Anbau zahlreicher und verschiedener Produkte, mögen sie ursprünglich heimisch oder von außen eingeführt sein, überaus günstig.

Alle tausend Fuß höher vermindert sich die Wärme regelmäßig um drei Grad, und jeder große, den Strich des Monsuha kreuzende Bergrücken, modificirt fast eben so merklich den Belauf des Regens in der betreffenden Gegend. Man muß übrigens festhalten, daß das eben erwähnte Verhältniß der Abnahme der Hitze mit zunehmender Höhe nur ein allgemeiner Ueberschlag ist und auf den Schatten, nicht auf die Sonne sich bezieht; denn man hat gefunden, daß der unmittelbar treffende Sonnenstrahl zu Darjíschiling so mächtig ist, wie in den Ebenen, was vermuthlich an der Reinheit der Atmosphäre liegt, und darum eben sind die Wolken dort während der heißen Monate so willkommen und wohlthuend, freilich nur dem Menschen und nicht der Erdte, welcher, da sie in jener Periode reift, ein hellerer Himmel günstig ist. So ergiebt sich ein umgekehrtes Verhältniß zwischen der Lage, welche dem Europäer und derjenigen, die seinen Feldfrüchten am besten eignet, denn während eine Höhe von sechs- bis siebentausend Fuß gewißlich jener Person vortheilhafter wäre, würde eine von vier- bis fünftausend Fuß für die Saaten ersprießlicher sein, nicht sowohl ob der durchschnittlich höheren Temperatur, als ob der stärkern Wirkung der Sonne; da jedoch viertausend Fuß Erhebung für den Europäer wenigstens ein sehr erträgliches Klima ist, so ist kein Grund vorhanden, warum er nicht, wie auch häufig geschieht, auf wenig höherem Niveau wohnen sollte, als das seiner Felder ist, falls er solche Einrichtung überhaupt vortheilhaft findet.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ergiebt sich aus dem allgemeinen reichlichen Gedeihen von Bäumen und Sträuchern. Dieses hat zwar seine Nachtheile, und mag gegenwärtiger Zustand des Ueberwucherns eine richtige Ursache sein, warum es mit der Viehzucht im Ganzen nicht vorwärts will; doch schon jetzt finden sich Ausnahmen, und europäische Energie würde diese Ausnahmen bald vermehren und mit der muthmaßlichen Ursache des Uebels erfolgreich kämpfen. Ohnehin nimmt jene zu große Ueppigkeit in der Schnee-Region ein Ende, und da giebt es Ueberfluß an Heerden, deren Wolle wegen ihrer Feinheit und der Länge der Fibern Bewunderung verdient.** Der Boden besteht aus einem Lager sehr fetter, vegetabilischer Erde von ein bis zwei Fuß Tiefe, und der Colonist muß vor Allem durch Erhöhung oder Terrassirung und andere bekannte Mittel dafür sorgen, daß der tropische Regen nach Entfernung ihrer natürlichen Decke aus Wald und Unterholz diese Erde nicht fortschwemme; denn unter ihr liegt ein magerer, rother Lehm, aber zum Glücke ein solcher, dessen Zähheit und Magerkeit sehr qualificirt werden kann, durch bessere Ingredienzen aus zertrümmerten Gneis und Schistus. Die lehmigen Bestandtheile des Bodens mögen in gutem Verhältnisse sein; der kieseligen sind vielleicht etwas zu viele, der kalkigen zu wenige.

Die gemeinen europäischen Getreidearten: Weizen, Gerste, Roggen und Hafer werden im Himálaja wenig beachtet und angebaut. Ohne Zweifel darf man einen Grund dafür in dem Umstande suchen, daß ein Theil der Bevölkerung auf Höhen wohnt, die über denjenigen liegen, wo auf zureichende Sonne für solche Saaten mit Sicherheit gerechnet werden kann; ein anderer Grund ist der Vorzug, welchen das Volk dem Reis, Buchweizen, Mais, Sorgum und den Hirsearten giebt. Bis heute ist für den Ackerbau im Himálaja überaus wenig gethan, und doch giebt es kein Land auf Erden, wo Geschicklichkeit mit Fleiß verbunden Größeres bewerkstelligen könnte. Wie oft aber an solche Wahrheiten erinnert werden muß, dies kann man aus folgender Thatsache schon ersehen. Bereits vor 25 Jahren war die Tüchtigkeit des Thales von Nepal zur Thee-Kultur vollkommen festgestellt.*** Man bezog Thee-Samen und Thee-Pflanzen durch Vermittelung einiger Kaschmirer Kaufleute aus China und säete und pflanzte das Ueberkommene im Garten des Residenten. Alles gedieh, blühte und besaamte sich, und der günstige Erfolg wurde seiner Zeit dem General-Statthalter gemeldet. Dennoch verstrichen zwanzig Jahre, bevor nur genauere Kunde von dem wichtigen Experiment erlangt werden konnte!

---

* Das Fleisch der Weintraube ist ein flüssiges, wie man das animalische Blut definirt, also der Saft in ihren Beeren, und was von ihr gesagt wird, gilt vom Beeren-Obst überhaupt.

* Mehr oder weniger bloßgestellt heißt: mehr oder weniger der Sonne u. s. w. ausgesetzt.

** Die Proben von Schaf- und Ziegenwolle der nördlichen Regionen des Himálaja und Tibets, welche Herr Hodgson nach Europa schickte, wurden zu 7 bis 9 Pence das Pfund geschätzt.

*** Das Thal von Nepal liegt in gleichen Abständen von der Ebene Indiens und der Schnee-Region, 4,500 Fuß über dem Meere.

Japan.

Die Verfassung des japanischen Staates.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig, die vor Allem den Zweig der ethnographischen Reiseliteratur kultivirt, veröffentlicht jetzt auch eine „Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde." Ein uns vorliegender, sehr elegant ausgestatteter und illustrirter Band dieser Bibliothek hat den Haupttitel: „Die Nipponführer," oder das wiedererschlossene Japan,* und liefert einen Auszug des Wissenswerthesten und Interessantesten, was in den älteren, wie neueren Reisewerken über dieses wenig bekannte Land enthalten ist. Die mit Geschmack, und wie es scheint, auch mit Geschick gemachte Compilation ist von Friedrich Steger und Hermann Wagner, und wer sich über diesen Gegenstand unterrichten will, ohne bedeutendere Ansprüche zu machen, der wird hier eine recht brauchbare Uebersicht finden und sich bald orientiren können. Zahlreiche, meist recht ansprechend ausgeführte Illustrationen, die den großen und kostspieligen Reisewerken von Siebold, Parry ꝛc. entnommen sind, und eine hinten beigegebene Karte der japanischen Inseln erhöhen noch die Brauchbarkeit.

Wir heben aus dem Buche für unsere Leser, die wir schon mehrfach mit japanischen Dingen unterhalten haben, einen Abschnitt aus, der uns besonders beachtungswerth schien; nämlich den über die politische Verfassung des Landes, die wahrscheinlich über kurz oder lang durch den Verkehr mit der christlichen Welt bedeutende Veränderungen erleiden wird.

„Der eine große Grundsatz, der alle japanischen Verhältnisse beherrscht, ist der einer von allen Seiten gesicherten Ruhe. Wäre es überhaupt möglich, ein System zu ersinnen, das, indem es alles Neue von sich weist, das vorhandene Alte gegen alle Beeinträchtigungen schützte, die aus menschlichen Gedanken und Ueberzeugungen, Schwächen und Leidenschaften hervorgehen können, so würde Japan die Ehre der Erfindung in Anspruch nehmen dürfen. . . . . Das hauptsächlichste Mittel, das der japanischen Politik zur Festhaltung des Volksgeistes an einer unüberschreitbaren Gränze gedient hat, ist das wahrhaft despotische Ansehen, das dem Gesetz und der Sitte beigelegt wird. Alles hat seine feste, starke Norm, die für die gesellige Beziehung, wie für das Leben in Familie, Gemeinde und Staat gilt, und gegen die zu fehlen eine Auflehnung gegen die menschliche und göttliche Ordnung sein würde. Gesetz und Sitte halten alle Stände gebunden, und je höher die Stellung eines Mannes ist, um desto stärker empfindet er bei jedem Schritt und Tritt die Fessel, die man seinen Bewegungen angelegt hat. Gerade die beiden Herrscher, der Mikado und der Siogun, sind Sklaven, und diejenigen, welche unsere Stände der Fürsten und Herren darstellen, befinden sich in einer schlimmern Lage, als russische Leibeigene. Frei sind höchstens die Ausgestoßenen, die man so tief verachtet, daß man es nicht einmal der Mühe werth hält, ihre Kopfzahl festzustellen. Wollte einer der durch Gesetz und Sitte Gebundenen dennoch es wagen, seinem eigenen Willen zu folgen, so würde er bei dem ersten Versuche in das Netz von Spähern und Angebern fallen, das über Japan ausgebreitet ist. Dieses ist die lebendige Mauer, die sich um die eherne der Satzungen zieht."

Es wird nun von den zwei bekannten Herrschern Japan's gehandelt, von dem Mikado oder geistlichen Herrscher und dem Siegun oder weltlichen, welche ganz verschiedene Residenzen (Miyako und Jeddo) haben. Der erstere wird nur höchst uneigentlich ein Herrscher genannt; im Grunde ist er so mächtig, wie der Stier Apis bei den Aegyptern, oder der heilige Elephant von Siam, d. h., er ist ein kläglicher Rest eines stupiden Heidenthums, von dem das Volk nicht los kann, ohne seinen Halt zu verlieren. Er personificirt die alte geschichtliche Landesreligion der Japaner und ist der mumisirte Autoritätsbegriff, den weniger die Pietät des Volkes, als eben jene starre Sitte und Gewohnheit festhält. Er gilt als die verkörperte Sonnengöttin; auch stirbt er nicht, sondern verschwindet nur, um in einem neuen Leibe wieder aufzuleben, wie der Dalai Lama in Tibet. Der Mikado zu Miyako mit seiner aus lauter heiligen Größen bestehenden Hofhaltung, ist nichts als das alte, auf Pension gesetzte hierarchische System des Landes, welches in bescheidener Stille einen unschuldigen Hokuspokus forttreiben darf. Das Gesetz, das ein kluger Tyrann von einem Humor à la Napoleon III. gemacht zu haben scheint, erklärt alle weltlichen Angelegenheiten seiner Aufmerksamkeit für unwerth.

„Was er für die Wohlfahrt des Reiches thun kann, ist allerdings von ungeheurer Wichtigkeit, beschränkt sich aber darauf, daß er jeden Tag einige Stunden unbeweglich auf seinem Throne sitzen muß, um das Gleichgewicht des Staates zu erhalten. Er darf den Kopf weder nach rechts, noch nach links drehen; denn der Theil seines Reiches, von dem er sich abwendete, würde unfehlbar zu Grunde gehen. Für die Stunden, die er nicht selbst auf dem Throne zubringt, vertritt die Krone seine Stelle. Nach neueren Nachrichten ist der Zwang abgeschafft worden, weil man Unruhe befürchtete, wenn der Mikado doch einmal den Kopf zur Seite wendete."

Die zu Jeddo residirenden Sieguns, die Nachfolger jener Reichsfeldherren, die einst die unfähigen Herrscher des alten Königsgeschlechts in eben erwähnter Weise unschädlich machten, sind ihrerseits in ähnlichen Verfall gerathen und wenig mehr, als blaße Figuranten.

„Er ist, wie der Mikado, im Grunde eine Puppe, die man mit so viel leerem Formenwesen umgiebt, mit so viel unnützen Pflichten belastet, daß für Staatsgeschäfte keine Zeit bleibt. Die Etikette verbietet ihm, seinen Palast, der von ungeheurem Umfang und stark befestigt ist, zu verlassen, die Etikette schreibt ihm vor, welche Gebete er in jeder Stunde des Tages zu verrichten, welche Besuche und Geschenke er anzunehmen hat. Dabei ruhen in jedem Augenblicke die Augen von Spähern auf ihm, die er persönlich nicht kennt, von denen er aber weiß, daß sie da sind und den kleinsten Wink, die geringste verdächtige Bewegung auffassen und weiter berichten würden. Giebt er Anstoß, oder wird er seines entsetzlich leeren Lebens müde, so weist man ihm eines der Schlösser an, welche ausdrücklich zur Aufnahme ehemaliger Sioguns bestimmt sind, und sein Erbe tritt an seine Stelle.

„Wir kennen nun die beiden Schatten, zwischen denen die Gewalt angeblich getheilt ist. Der Sitz der wirklichen Gewalt ist der Staatsrath, der immer aus fünf Fürsten und aus acht niedrigen Adeligen besteht. In Europa würde man diese Behörden aus den fähigsten Männern bilden, in Japan wählt man sie unter den Familien, die sich in den Bürgerkriegen, deren Folge die Entstehung der heutigen Verfassung war, um den Staat verdient gemacht haben. Um sich ihrer Treue zu versichern, stellt man (wer?) andere Behörden, zwei „Herren der Tempel" von höchstem Rang und mehrere Polizeiminister, mit beaufsichtigender Gewalt neben sie und umgiebt sie mit denselben gesetzlichen Schranken, mit denselben Späherschwärmen, denen man in Japan in Allem vertraut, was die Ruhe und Ordnung betrifft. Die Beschlüsse des Staatsraths werden dem Siogun vorgelegt. Eigentlich ist seine Bestätigung eine leere Form, aber er besitzt doch das Recht, sie zu verweigern, und macht davon in sehr seltenen Fällen Gebrauch. Das japanische Gesetz, das an Alles denkt, bestimmt auch, was dann geschieht. Ein Schiedsgericht, aus drei Prinzen von Geblüt bestehend, tritt zusammen. Findet dasselbe, daß der Siogun im Unrecht ist, so muß er seine Würde niederlegen; erklärt es sich gegen den Staatsrath, so bleibt den Mitgliedern desselben nichts übrig, als ihre Abweichung von dem Pfade des Gesetzes oder der Sitte durch Selbstmord zu sühnen. Welcher starke Zügel die Aussicht auf ein solches Loos für den eigenmächtigsten Staatsrath sein muß, brauchen wir nicht auszumalen.

„Die Lehensfürsten und die Adeligen überhaupt verursachen der japanischen Staatsweisheit schwere Sorgen. Man fürchtet, daß sie Träume von Unabhängigkeit hegen, die das Reich erschüttern könnten und trifft seine Gegenmittel. Früher gab es 68 Lehen, jetzt zählt man deren 604, denn man hat die großen Fürstenthümer zerstückelt, um die Macht des Adels zu brechen. Jeder Fürst ist gezwungen, die Hälfte jedes Jahres und jedes zweite Jahr in Jeddo zu verleben, und seine Familie bleibt als Pfand seines Wohlverhaltens immer dort.

„Befindet er sich auf seinen Gütern, wo man ihm nie einen befreundeten Fürsten als Nachbarn läßt, so wird ihm von der Hauptstadt aus bis in die kleinste Kleinigkeit befohlen, wie er leben soll. Nach Vorschrift erhebt er sich von seinem Lager und legt sich nieder, nach Vorschrift betet er, empfängt Besuche und macht einige wenige Ausflüge. Dem Namen nach ist er souverain, aber die Geschäfte besorgt für ihn ein vom Staatsrath ernannter Beamter. So weit geht die Vorschrift dieses orgwöhnischen Systems, daß man nicht einen, sondern zwei Beamten ernennt, von denen der eine in der fürstlichen Residenz, der andere in Jeddo lebt. Beide wechseln mit einander ab, und die Familie des eben im Amte befindlichen wird in Jeddo zurückgehalten.

„Der Reichthum macht den Menschen stolz und unternehmend. Man hält daher darauf, daß die japanischen Fürsten arm seien. Eines der Mittel, durch die man diesen Staatszweck erreicht, ist die Erlaubniß, daß jeder Fürst Truppen halten darf.

„Für jeden Fürsten ist eine bedeutende Anzahl von Truppen vorgeschrieben, von der nur der kleinste, für den Staat völlig ungefährliche Theil unter den Waffen steht. Was der Unterhalt der übrigen kosten würde, muß der Fürst an den öffentlichen Schatz einzahlen. Große Kosten

* Leipzig, Otto Spamer, 1861.

entstehen ferner für ihn durch seinen abwechselnden Aufenthalt in Jeddo, da er dort mit Glanz leben und unmäßige Geschenke machen muß. Ist sein Vermögen so unermeßlich, daß es allen diesen Ausgaben widersteht, so ladet sich der Siogun bei ihm zu Gast, oder erbittet sich vom Mikado für ihn eine der ersten Hofstellen. Durch jede dieser Ehren entstehen Kosten, die einen Crösus zum Bettler machen.

„Der niedere Adel befindet sich ziemlich in derselben Lage. Seine Lehen sind kleiner, als die der Fürsten und werden ebenfalls von der Regierung verwaltet. Jeder Adelige ist verpflichtet, einen beträchtlichen Theil des Jahres in Jeddo zu verleben, wo man ihn zu einem Aufwande zwingt, der ihn nie zu Reichthum gelangen läßt. Da die Beamtenstellen, zu denen man den Adel zuläßt, wegen des damit verbundenen Ranges ungemein gesucht sind, so entsteht ein Streben nach ihnen, das den ganzen Stand in Abhängigkeit erhält.

„Die der Regierung unmittelbar unterworfenen Provinzen und die Städte werden durch Beamte verwaltet, die der Staatsrath ernennt. Die Statthalterstellen besetzt man doppelt, um abwechselnd einen der Statthalter und die Familie des andern in Jeddo unter den Augen zu behalten, die unteren Beamten, die man in einer kaum glaublichen Zahl anstellt, sind zum größten Theile nicht vom Statthalter, sondern vom Staatsrath abhängig. Jeder ist in seinen Befugnissen beschränkt, die Einen beaufsichtigen die Andern, und Alle wissen, daß sie sich in einem dichten Kreise von Spähern bewegen. Die Letzteren werden amtlich als Metsuken oder unerschütterliche Beobachter bezeichnet.

„Fürsten sind nicht unter ihnen, aber jeder andere Stand stellt zu der überaus zahlreichen Schaar sein Kontingent. Der Statthalter muß für den Späher, der ihm Etwas berichten will, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu sprechen sein, und es wäre schlimm für ihn, wenn man in Jeddo einen Vorgang früher erführe, ehe von ihm Meldung eingegangen wäre. Nicht selten geben sich Barnehme zu Kundschaftern her, um die Stelle des Beamten zu erhalten, den sie beaufsichtigen. Einst wurde der Statthalter von Matsmai, gegen den gegründete Beschwerden vorlagen, abgesetzt. Wie staunte man, als man in seinem Nachfolger einen Tabakschneider erkannte, der vor einiger Zeit den Laden seines Herrn heimlich verlassen hatte. Dieser Arbeiter war ein Adeliger der Provinz, der jene Verkleidung angenommen hatte, um den Statthalter besser beobachten zu können.

„Man sollte meinen, ein so durchgebildetes Aufsichtssystem müßte der argwöhnischsten Regierung genügen. In Japan trifft man noch andere Maßregeln und macht auch Polizeidiener für die Erhaltung der Ruhe verantwortlich. Jeder Ort wird in Gruppen von fünf Häusern eingetheilt, deren Eigenthümer für sich und ihre Hausgenossen haften. Bei dem geringsten Verstoß gegen die öffentliche Ordnung, ja bei jedem Lärm und außerordentlichen Ereigniß, hat der Hausherr Anzeige zu machen. Versäumt er diese Pflicht in einem einzigen Falle, so trifft ihn eine körperliche Züchtigung, oder eine Gefängnißstrafe. Die letztere ist in Japan schwerer Natur, denn nicht genug, daß man im Geschäft des Verhafteten einen völligen Stillstand eintreten läßt, untersagt man der Familie jeden Verkehr mit der Außenwelt und schließt Thüren und Fenster ihres Hauses. Diese Strenge wirkt so, daß man bei offenen Thüren schlafen kann, und daß ein Verbrecher im ganzen Reiche keinen Zufluchtsort findet. Ja, einem irgend anrüchigen Menschen wird es sogar schwer, eine Wohnung zu erhalten. Da die Nachbarn für ihn verantwortlich sind, so müssen sie ihre Einwilligung geben, ehe man ihn in ein Haus einziehen läßt, und sie weigern sich natürlich immer, einen Verdächtigen unter sich aufzunehmen.

„Die Zahl der Einwohner des japanischen Reiches läßt sich mit Zuverlässigkeit nicht angeben. Man spricht bald von 15 Millionen, bald von 40 Mill. Siebold, ein sehr zuverlässiger Gewährsmann, nimmt die Seelenmenge zu 33 bis 34 Millionen an. Die ganze Bevölkerung theilt sich in acht Kasten, deren Rangordnung genau bestimmt ist, und deren Gränzen so streng festgehalten werden, daß nur in den allerseltensten Fällen ein Uebergehen aus einer Kaste in die andere stattfindet.

Die erste Kaste bilden die Kuge oder Fürsten.

Die zweite die Adeligen (Kimin), aus denen Staatsräthe, die andern Oberbeamten der Hauptstadt Jeddo, die Statthalter und Generale gewählt werden. Sie müssen mit ihren Vasallen Kriegsdienste thun.

Die dritte Kaste umfaßt die Priester der Sintu-Religion und des Buddhismus.

Die vierte die Vasallen des Adels, die Krieger.

Diese Kasten bilden die bevorrechteten Stände, denen das Recht zusteht, zwei Degen zu tragen.

Die Unterbeamten, Aerzte und Wundärzte bilden die fünfte Kaste. Ihnen ist erlaubt, einen Degen zu tragen.

Großhändler und Kaufleute bilden die sechste, verachtete, aber reiche Klasse. Ausnahmsweise und für schweres Geld erhalten Einzelne das Recht, einen Degen zu tragen.

Kleinhändler, Handwerker und Künstler gehören zur siebenten Klasse, in welcher wieder mannigfaltige Abstufungen stattfinden.

Landleute und Tagelöhner gehören zur achten.

Außerdem gibt es noch Ausgestoßene, die etwa in dem Range stehen, wie ehedem bei uns Scharfrichter, Abdecker, Gaukler und Zigeuner. In der That gehören in Japan die Gerber (d. h. Abdecker) zu ihnen, die in höchster Verachtung stehen.

Mannigfaltiges.

— **Zur Lehre vom Eigenthumsrecht der Autoren auf die Uebersetzungen ihrer Werke.** Es ist ein Irrthum, wenn die „Blätter für literarische Unterhaltung" (1861, Nr. 1) glauben, daß die deutsche Presse bisher keine Notiz genommen habe von dem merkwürdigen Schicksale der deutschen Schrift: „Die Gestirne und die Weltgeschichte," von Felix Eberty,* die in's Englische übersetzt wurde, ohne daß in dem bei Baillère in London erschienenen Buche auch nur mit einem Worte des deutschen Ursprungs der Schrift gedacht war. In England wurden bald nach einander sechs Auflagen des Buches gedruckt, und zwar die sechste in 11,000 Exempl. Dieser Umstand bewog einen Herrn W. v. Voigts-Rhetz, der von Eberty's Arbeit nichts wußte, die englische Schrift in's Deutsche zu übersetzen, welche Rückübersetzung sogar nun auch in zweiter Auflage erschienen ist — während das deutsche Original, das zu allen diesen Rückspiegelungen den Stoff geliefert, weder dem Verfasser noch dem Verleger bisher wohl einen Gewinn abgeworfen. Beide haben ein Recht, sich über die Unredlichkeit des englischen Verlegers und seines Uebersetzers zu beklagen, die, trotz dem mit England in dieser Hinsicht bestehenden Vertrage, ohne Erlaubniß des deutschen Autors das Buch übersetzten und verlegten. Aber gerade dieser Fall mit seinen seltsamen Folgen beweist, wie unhaltbar die ganze Theorie vom Eigenthumsrecht auf Uebersetzungen sei. Kann der deutsche Autor dem englischen Plagiarius beweisen, daß dieser das Ganze lediglich übersetzt und nicht auch selbst gedacht, oder mindestens in anderer Form gedacht habe, als Jener? Welcher englische Advokat, welches englische Gericht wird nicht jede Klage wegen Rechtsverletzung leicht abweisen können? Aber wir gehen noch weiter — wir behaupten, daß der englische Uebersetzer und der Londoner Verleger gar nicht daran gedacht hätten, den deutschen Ursprung der Schrift zu verschweigen, wenn das seltsame Gesetz nicht bestände, welches für Uebersetzungen die Zustimmung des Autors, oder seines Verlegers, fordert. Hätte der englische Buchhändler eine solche Erlaubniß nachgesucht, so würde er in den Fall gekommen sein, zweimal Honorar zahlen zu müssen, während doch bei seiner ersten Auflage noch keineswegs fest stand, daß auch nur die einfachen Kosten gedeckt würden. Man zog es also vor, lieber gar nicht zu sagen, daß das Buch eine Uebersetzung aus dem Deutschen sei. Was ist also die Folge jener internationalen Verträge über das Eigenthumsrecht auf Uebersetzungen? Deutsche Schriften werden entweder gar nicht übersetzt, oder wenn es geschieht, so verschweigt man den Ursprung. Die deutsche Literatur hat sich daher keineswegs für die Erfindung eines solchen Eigenthumsrechtes zu bedanken.

— **Deutsche Freizügigkeit und Gemeinde-Absperrung.** Ein in der „Monatsschrift für deutsches Städte- und Gemeindewesen"** enthaltener Aufsatz über die Freizügigkeit in Deutschland findet den Grund der schmählichen Fesselung des deutschen Arbeiters, der sich in seinem Vaterlande niederlassen und hier sein Brod erwerben will, weniger in der politischen Zersplitterung und in der sonst so viele Schmach über uns arme Deutsche herbeiführenden Kleinstaaterei, als in der gegenseitigen Absperrung der Gemeinden, welche Letzteren, aus Furcht, daß unter Hundert neuen Zuzüglern ihnen vielleicht Einer oder Zwei als Arme oder Kranke zur Last fallen möchten, auch den anderen Achtundneunzig, welche die Arbeitskraft und damit den Wohlstand der Gemeinde vermehren können, die Niederlassung erschweren, oder unmöglich machen. In der genannten Zeitschrift lesen wir: „Sie (die Gemeinden) waren es in der That, die in allen übrigen, außer ihrem Weichbilde wohnenden Deutschen

* Verfasser der kürzlich erschienenen Lebensbeschreibung Walter Scott's, über die wir nächstens berichten werden.

** Frankfurt a. d. O., Trowitzsch und Sohn, 1860 (November).

nur Fremde und Ausländer erblickten; die in ihrer abergläubischen Gespensterfurcht in jedem Fremden einen künftigen Almosen-Percipienten sahen, der ihr Vermögen und ihre Ersparnisse mit verzehren hilft; die den Gipfelpunkt aller Weisheit darin fanden, sich wie kleine China's mit unübersteiglichen Mauern zu umschließen. Freilich übersahen sie dabei ganz, daß sie durch ihre chinesische Maxime auch nur chinesische Erfolge zu erreichen vermochten — Erfolge, die sich in den nur Deutschland eigenthümlichen Spießbürgern zeigen, welche in gewissenhafter Befolgung des von der Gemeinde unerkannten Prinzips sich selbst für große Politiker und ihre Gemeinden für kleine Welten halten, die in sich allein ihre ganze Lebensaufgabe finden. Sie sind es, die, bei eigener Absperrung, sich doch stets von neuem darüber wundern, daß andere Gemeinden sich gegen ihre Angehörigen abschließen und dadurch deren Fortkommen erschweren. Sie sind es, die nicht einsehen wollen, daß sie durch ihre eigene Abschließung die anderen Gemeinden zwingen, ein gleiches Verfahren zu beobachten und daß sie billigerweise nicht verlangen können, daß ihre Angehörigen von anderen Gemeinden aufgenommen werden, wenn sie sich selbst gegen die Angehörigen dieser Gemeinden (durch Anzugs-, Niederlassungs-, Hausstands-Gelder und wie sonst diese Erschwernisse heißen mögen) absperren."

— Zur italiänischen Sprachkunde. Wir ersehen aus norditaliänischen Blättern, daß die Sizilianer ein eigenes, jetzt überall im südlichen Italien verbreitetes Wort erfunden haben, um das ihnen widerwärtige Drillen und Bureaukratisiren zu bezeichnen, nämlich das Wort „piemontizzare," „piemontisiren." Das System selbst wird „il Piemontesimo" genannt. So verhaßt der Name „Borbone" in Sizilien war — noch viel verhaßter ist jetzt dort das „piemontizzare" und der „Piemontismus." Mit diesem Schiboleth haben die Palermitaner kürzlich die verhaßten, piemontesischen Statthalterei-Räthe La Farina und Cordova von der Insel vertrieben.

— „Die Alpen, in Natur- und Lebensbildern."* Das Buch ist Herrn Iwan von Tschudi gewidmet. Wir erinnerten uns sofort an das Werk von Friedrich von Tschudi, „das Thierleben der Alpenwelt," welches im Inhalte und sogar in den Illustrationen eine große Verwandtschaft mit dem vorliegenden prächtig ausgestatteten Werke zeigt, sind aber nicht im Stande anzugeben, ob und inwiefern der Name v. Tschudi einen engern Zusammenhang zwischen beiden vermittele. Natürlich ist das Werk von Berlepsch nach einem weitern Plane angelegt, als das oben genannte, indem es ziemlich Alles, was in der Schweiz und den angrenzenden Ländern für den Naturforscher, den Ethnographen, den Reisenden von Interesse ist, behandelt und in anschaulichen Bildern und Schilderungen vorführt; z. B. das Alpengebäude, Granit, ... den Goldenen Bergsturz, den Bannwald, die Wettertanne, Legföhren, Kastanienwald, Nebelbilder, Hochgewitter, Schneesturm ꝛc. — Die Illustrationen sind charakteristisch erfunden, gut gezeichnet und in sauberem Holzschnitt ausgeführt. Sie suchen vornehmlich das Großartige und Ernste der Alpenwelt zur Anschauung zu bringen.

— William de Normann. Dieser in chinesischer Gefangenschaft auf so nichtswürdige Weise umgekommene Begleiter der Engländer auf ihrem Kriegszuge nach Peking war, wie die „Allg. Ztg." berichtet, ein geborener Deutscher. Sein Vater, Wilhelm v. Normann, durch einige talentvolle Dichtungen auch in der deutschen Literatur — obwohl früh verstorben — rühmlich bekannt, war preußischer Gesandtschafts-Secretair in Hamburg, wo er sich mit einer Engländerin verheirathete. Der junge Normann ward in der Heimat seiner Mutter naturalisirt und trat in diplomatische Dienste. Zunächst war er einige Jahre Attaché bei der Gesandtschaft des Lord Bloomfield in Berlin, worauf er, als Volontair, den Krim-Feldzug mitmachte. Zuletzt begleitete er den Lord Elgin als Gesandtschafts-Attaché nach China, wo er in seinem 28. Lebensjahre ein so trauriges Ende fand.

— „Die Frau in Weiß," von Wilkie Collins.** Wenn wir nicht irren, ist dieser Roman The Lady in white bereits in der deutschen „Collection of British Authors" erschienen. Derselbe ist aus Ingredienzen zusammengesetzt, die in den modernen englischen Romanen an der Tagesordnung sind, — ein ungeheures Vermögen, das einer jungen Dame gehört und allerlei zum Theil verbrecherische Intrigen, dasselbe in die Hand eines unwürdigen Freiers zu bringen. Der Bösewicht darin ist ein äußerlich hoch respektabler, in Wahrheit aber finanziell ruinirter und grundschlechter Baronet, Sir Percival Glyde, der ein weibliches Wesen, die mit seiner versprochenen Braut, einer steinreichen Waise, Miß Fairlie, in gewissen geheimnißvollen Verhältnissen steht, grundlos unglücklich gemacht, und, wie das in England und sonst jetzt häufig vorkommen soll, in einer Privat-Irren-Anstalt bürgerlich todt gemacht hat. Sie entkommt aus derselben und tritt bei verschiedenen Gelegenheiten in höchst romantischen Lagen als der böse Genius des Verbrechers auf. — Dies ist die „Frau in Weiß," von der das Buch den Titel hat. Das Eigenthümliche des Romans ist, daß nicht der Schriftsteller selbst erzählt, sondern einzelne darin handelnde Personen eine längere Relation von den Ereignissen geben, bei denen sie betheiligt waren, so z. B. zuerst der junge Zeichenlehrer, der, zu einem längeren Aufenthalte auf dem Gute der reichen Fairlie's engagirt, kurz vor seiner Abreise dahin in der Nähe Londons, der eben aus dem Irrenhause entsprungenen „Frau in Weiß." Miß Katherk, begegnet, und später bei der Schürzung des Knotens eine Hauptrolle spielt — sodann der Advokat des Hauses, Mr. Gilmore, welcher den verdächtigen Umständen Sir Percival Glyde's, seinen Verbrechen ꝛc. theilweise auf die Spur kommt; ferner Miß Halcombe, die Stiefschwester der reichen Erbin, um deren Lebensglück es sich handelt, da sie einestheils sich in den armen, wackern Zeichenlehrer, Mr. Hartright, verliebt hat, andererseits gegen den feinen, cavaliermäßigen Sir Percival einen entschiedenen Widerwillen empfindet ꝛc.

Der Roman ist mit vieler Menschenkenntniß geschrieben, und einzelne Charaktere darin sind vortrefflich gehalten; namentlich ist die Relation des Zeichenlehrers äußerst spannend, durch das geheimnißvolle Dunkel, mit welchem ein unbekanntes, unerhörtes Verbrechen hereinragt. Auch Miß Halcombe, eine nicht hübsche, aber äußerst klare, kluge und entschlossene Dame, welche großen Antheil an der Geschichte hat, der völlig etwas emancipirte Kunstgenuß-Mensch und impertinente Schwächling, der Onkel der jungen Dame, Mr. Fairlie, der Advokat ꝛc., sind mit großem Geschicke gezeichnet.

* Dargestellt von H. Berlepsch, illustrirt von E. Rittmayer. Leipzig, Hermann Costenoble.

** Aus dem Englischen, von Maria Scott. Autorisirte Ausgabe. 1 Band. Leipzig, Voigt & Günther, 1861.

Erklärung.

Das „Bibliographische Institut" in Hildburghausen erlaubt sich, in der Ankündigung einer sogenannten Bibliothek der deutschen Klassiker auch die Namen noch lebender Autoren anzuführen, deren Werke in einer Auswahl dem Publikum dargeboten werden sollen, obgleich diese Werke sämmtlich im festen Verlage sind, und dem „Bibliograph. Institut" nicht im Entferntesten das Recht zusteht, über sie zu disponiren. Diese Angelegenheit auf dem Wege Rechtens zu verfolgen, oder nicht, muß den betreffenden Verlegern überlassen bleiben; die unterzeichneten Schriftsteller aber wollen sich wenigstens auf das Allerentschiedenste gegen eine Methode der Plünderung verwahren, die selbst in Deutschland noch neu sein dürfte. Sie wollen selbst durch Schweigen nicht die Hand dazu bieten, daß der alten Rechtslosigkeit, unter der das geistige Eigenthum litt, auf's Neue und im weitesten Umfange Thür und Thor geöffnet werde. Sie fordern alle übrigen Autoren, die mit einer gleichen Klassiken, gleichviel auf welche Weise ausgeführten, Plünderung bedroht sind, auf, sich dieser Erklärung anzuschließen, und ersuchen alle ehrenwerthen Blätter Deutschlands um Aufnahme und Verbreitung derselben. Es darf Niemand darüber im Zweifel bleiben, daß die Unterzeichneten dieses Unternehmen, einstweilen so weit es sie angeht, für einen Nachdruck erklären, wie er noch niemals zur Verhöhnung jedes Eigenthumsrechtes so offen ausgeboten und angepriesen wurde.*

Berthold Auerbach. Friedrich Bodenstedt. Ludwig August Frankl. Gustav Freytag. Emanuel Geibel. Grillparzer. W. Häring (Willibald Alexis). Moritz Hartmann. Friedrich Hebbel. Paul Heyse. Edmund Hoefer. H. Kurz. Laube. H. Lingg. Menzel. E. Mörike. Frh. Münch (Fr. Halm). J. G. Seidl. Adalbert Stifter.

* Das „Bibliographische Institut" verwandelt in einer auf diese Verwahrung abgegebenen „Entgegnung" seine sogenannte „Bibliothek der deutschen Klassiker" in ein bloßes „anthologisches Unternehmen," bei welchem es „von den Bedingnissen, die das Gesetz zugestehe," vollen Gebrauch machen und folglich auch Schriftstücke von Autoren, auf deren Werke noch Eigenthumsrechte haften, in gesetzlich gestattetem Umfange aufnehmen werde. Die Verwahrung der ehrenwerthen Schriftsteller hat also bereits gute Früchte getragen. Das deutsche Publikum weiß nun, daß es in der „Bibliothek der deutschen Klassiker von Hildburghausen" nichts weiter, als „disjecta membra," d. h. armselige Brosamen von der Tafel der deutschen Literatur, zu erwarten habe. Die Red. d. Magazin.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, ferner jede Buchhandlung des In- und Auslandes für Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Naumann, Niederwallstraße No. 21, und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen für Leipzig richten, oder an dessen Commissionair, Herrn P. Petz's Buchh., Unter d. Linden No. 37, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

№ 6. **Mittwoch, den 6. Februar 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite

Triest, eine deutsche Stadt 61

Norwegen.

Norwegische Dichter. Andreas Munch, Björnson und das Dänenthum . . 62

England.

Literarische Korrespondenz aus England. Quellen der Literatur. Memoiren und Biographien. Publizistische und touristische Erscheinungen . . . 63

Nord-Amerika.

Briefe aus den Vereinigten Staaten. Die amerikanische Secessions-Bewegung 65

Süd-Amerika.

Die spanischen Republiken Süd-Amerika's 68

Hayti.

Geschichte Hayti's, von Handelmann 71

Mannigfaltiges.

Guizot und Lacordaire . . . . . „
Dr. von Heuglin's Expedition nach Innre-Afrika . . . . . „
Eduard Vogel . . . . . „
Reisen in Central-Afrika 72
Der Ritter St. Georg in Prag . . . . . „
Englische Barrischerrei . . . . . „
Berichtigungen von Deutschen in London . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

Triest, eine deutsche Stadt.

Bekanntlich hat der königlich sardinische General-Kommissar in Ancona, Signor Valerio, bei Gelegenheit der Erneuerung der „freien pratica“ der Dampfschiffe des „Oesterreichischen Lloyd,“ Triest eine italiänische Stadt genannt, und hiergegen ist von Seite des königlich preußischen Gesandten in Turin, Grafen Brassier von St. Simon, Protest eingelegt worden. Die sardinische Regierung, welcher es für jetzt immer noch darum zu thun ist, Preußen und den deutschen Bund nicht zu verstimmen, oder gar zu entschiedenen Feinden sich zu machen, hat jene Aeußerung ihres Anconitanischen General-Kommissars desavouirt. Die italiänischen Blätter von Turin, Ancona (Giornale delle Marche) und Mailand, welche ihre Nachrichten und Korrespondenzen aus Triest alle vorn unter der Rubrik „Italia“ liefern, während die Rubrik „Austria“ erst hinter „Francia“ und „Inghilterra“ folgt, haben jedoch jene Desavouirung ihrerseits desavouirt, und geben nicht undeutlich zu verstehen, daß, wenn nur erst einmal Venedig und das venetianische Littorale von Oesterreich abgerissen sei, dann wohl auch an Triest und Istrien die Reihe kommen würde.

Wir sind nun zwar, was Venedig betrifft, nicht gerade der Ansicht der Herren Radbertus, v. Berg und L. Bucher, die das Venetianische, obwohl Deutschland es nie besessen hat, doch für Deutschland konserviren wollen; aber wir stimmen ihnen darin vollkommen bei, daß es eine unerhörte Schmach wäre, wenn sich ein Volk von siebenundvierzig Millionen von der Meeresküste, d. h. vom Golf von Triest und vom Adriatischen Meere, verdrängen ließe. Triest und Istrien sind ebenso wenig italiänisch, als Riga und die Insel Oesel deutsch. Italiänische Kaufleute und Schiffer konnten ebenso wenig die Bewohner der Ostküsten des Adriatischen Meeres zu Italiänern, als deutsche Kaufleute und Rheder und selbst nicht die deutschen Ritter die Bewohner der livoländischen und kurischen Küsten zu Deutschen machen.

Wir wollen, um den Irrthum der Italianissimi vollständig nachzuweisen, ihre eigenen Worte hier anführen. Zunächst die Kundgebung des sardinischen General-Kommissars Valeria, gegen welche der preußische Gesandte in Turin protestirt hatte, lautet folgendermaßen:

„In Erwägung des Umfanges und des allgemeinen Nutzens des Oesterreichischen Lloyd, welcher, weit entfernt, ein Etablissement der Macht zu sein, deren Namen er trägt, wesentlich der gesammten Handelswelt gehört; in Erwägung, daß die bedeutenden Kapitalien, über welche die besagte Gesellschaft verfügt, großentheils italiänische Kapitalien sind, und daß die Stadt, in welcher sie ihren Sitz hat, nicht wenige und unzweifelhafte Beweise geliefert, daß sie, obwohl zu Deutschland gezählt, welchem sie gewaltsam durch Verträge einverleibt wurde, sich als zu Italien gehörend betrachtet u. s. w.“

Das Anconitanische Blatt „Giornale delle Marche“ findet sich mit Bezug auf den Protest, den der preußische Gesandte gegen diese anmaßende und unwahre Kundmachung erhob, zu folgender Bemerkung veranlaßt:

„Triest spricht italiänisch, aber es ist nicht Italien — so denkt Herr von Rechberg in Wien. Wir denken anders. Wir halten diese Stadt, sowohl wegen ihrer geographischen Lage, als wegen ihrer Sitten und Sprache und endlich wegen ihrer Gesinnungen und Bestrebungen für italiänisch. Der Herr General-Kommissar, der dies aussprach, hat blos eine Thatsache, eine wahre und offene Thatsache verkündet, etwas, das den österreichischen Ministern nicht angenehm sein, gleichwohl aber nicht bezweifelt werden kann.“

Aber die angebliche Thatsache ist so wenig wahr und offenbar, daß sie nicht allein bezweifelt, sondern auch positiv widerlegt werden kann. Triest ist nicht gewaltsam annexirt worden, wie der Herr General-Kommissar Valeria meint, sondern gehört seit Jahrhunderten zu Oesterreich, und hat diese Angehörigkeit schon gegen die Republik Venedig tapfer zu behaupten gewußt. Ja, wegen ihrer Treue gegen das Haus Oesterreich, die sie auch in der versuchungsvollen Zeit von 1848 — 1849 bewiesen, hat sich diese Stadt das offizielle Epithetan „Triente, la fedele“ erworben. Allerdings giebt es auch in Triest heißblütige Italiäner, die, wenn sie nur das Wort „Tedesca“ hören, sofort von hochtönenden Tiraden — sesquipedalia verba, an denen die Zeitungssprache der Italiäner so reich ist — überströmen. Aber diese Italiäner, soviel sie auch in Gesellschaften und Kaffeehäusern und sogar an grünen Tischen das große Wort führen, bilden doch nicht die maßgebende Einwohnerschaft Triest's. Denn erstens befindet sich neben ihnen eine große Anzahl gebildeter, deutscher Kaufleute und Gewerbetreibenden, und zweitens besteht das eigentliche Volk in Triest, wie in Istrien und im ganzen, zum deutschen Bunde gehörenden Küstenlande, seinen Grund-Elementen nach, aus slavischen Illyriern (Slovenen, Krainern ꝛc.), die allerdings an der Küste, wo sie meistens mit italiänischen Seefahrern in Berührung kommen, eher italiänisch, als deutsch lernen, jedoch der italiänischen Nationalität ebenso wenig zu vindiziren sind, als die Letten und Esthen der deutschen, obwohl diese in Riga und an den baltischen Küsten mit derselben Leichtigkeit Deutsch lernen, wie die Krainer und Slovenen Italiänisch.

In neuerer Zeit hat übrigens, wie wir selbst aus der Perseveranza von Mailand ersehen, der deutsche „Schiller-Verein“ in Triest einen bedeutenden, moralischen Einfluß erlangt. Die Deutschen in Triest, nicht mehr so, wie früher, gleichgültig gegen die eigene nationale Würde und Freiheit, suchen durch jenen Verein, der dem Namen unseres großen, edeln Dichters die allgemeine Achtung verdankt, die er in den Augen des Volkes genießt, auf Munizipal- und andere Wahlen in deutschem Sinne einzuwirken. Sie sahen sich dazu um so mehr veranlaßt, als das „Comitato

Triestino" oder „italiano," aus Mitgliedern des großen italiänischen Nationalvereins bestehend, hier ebenso rührig ist, als bei den sogenannten „Plebisciten" in Ober-, Mittel- und Unter-Italien. Käme es in Triest auf ein Manöver dieser Art an, so würde es den Italianissimi ein Leichtes sein, auch hier, wie die Taschenspieler, aus leeren Händen (aber vollen Taschen) eine Unmasse von „Si" zu schütten. Dagegen kämpfen nun die wackern Mitglieder des „Schiller-Vereins," die in der engen Verbindung mit Deutschland allein die Erhaltung des Wohlstandes und der Handels-Bedeutung Triest's erblicken, mit aller Macht an, und daher der Zorn der Italianissimi.

Sind doch diese Italiäner des deutschen Bundes sogar bei der Deputation vertreten gewesen, die sich nach der Insel Caprera begab, um dem dort in Zurückgezogenheit lebenden General Garibaldi den „Stern der Tausend" (Stella dei Mille) zu überreichen! Unter der Adresse dieser Deputation befanden sich nämlich auch die Namen Raffaele Abeo aus Triest, Antonio Coiz aus Istrien und Gaetano Mauci aus Trient (Wälsch Tyrol). Wir haben sicher nichts gegen eine Huldigung, die dem um sein Vaterland verdienten General erwiesen wird, aber wenn der „Schiller-Verein" in Triest dagegen protestirt, daß man eine Ovation dieser Art dazu benutzt, um diese Stadt als eine patriotisch-italiänische zu proclamiren, so kann er der Zustimmung des gesammten Deutschlands sicher sein. J. C.

Norwegen.

Norwegische Dichter.

Andreas Munch, Björnson und das Dänenthum.

In diesen Blättern ist bereits der beiden norwegischen Dichter Andreas Munch und Björnstjerne Björnson rühmend gedacht worden. Von dem Ersteren haben wir die in's Deutsche übersetzte, kleine Gedicht-Sammlung „Leid und Trost"* empfohlen, während des Letztern Name als Novellist und Volksdarsteller in Deutschland durch eine zu Bergen in Norwegen erschienene, deutsche Uebersetzung seiner nordischen Dorfgeschichte: „Synnöve Solbakken" bekannt geworden ist. Es liegt den wackern norwegischen Männern selbst daran, ihre poetischen Werke in Deutschland gekannt und gewürdigt zu sehen; sie veranlassen oder vermitteln befreundete deutsche Federn, diese Arbeiten zu übertragen, und da Deutschland eben keinen Ueberfluß an solchen naturwüchsigen Dichtern hat, so können wir uns diese Einfuhr schon gefallen lassen.

Weniger naturwüchsig, als der echte, nordische Volkserzähler Björnson, ist freilich der gelehrte und vielbelesene Andreas Munch in Christiania. Seine Poesien und Dramen,** obwohl unverfälschte Erzeugnisse des menschlichen Herzens, bewegen sich doch in idealen Lebenskreisen, während uns Björnson erzählt, was in den Bergen und Thälern, unter den Blumen und Bäumen seiner Heimat vorgeht. Daß mit Norwegen noch kein internationaler Vertrag besteht, wonach von seinen Schriftwerken nur mit Bewilligung der Autoren eine deutsche Uebersetzung erscheinen darf, die, wenn sie auch noch so schlecht gerathen ist, keine zweite, bessere Uebersetzung zuläßig macht, können wir nur als eine glückliche Unterlassung der Diplomatie preisen. Diesem glücklichen Umstande haben wir es zu verdanken, daß nach der ersten, Manches zu wünschen übrig lassenden Uebersetzung von „Synnöve Solbakken" jetzt eine zweite bessere Uebertragung aus geübter Feder erschienen ist. Unter dem Titel „Schön Synnöv" hat Henrik Helms diese Dorfgeschichte vom nordischen „Sonnenhügel" (Solbakken), vereinigt mit dem lieblichen Idyll „Arne" desselben Verfassers, als Erzählungen „aus Norwegen's Hochlanden" herausgegeben.*** „Arne" ist eine mit heitern und ernsten Liedern untermischte Feld- und Wald-Novelle, in der auch die Prosa zuweilen zur gemüthreichsten Poesie sich erhebt. Jeder deutsche Leser, der sich diese in handlicher und wohlfeiler Ausgabe erschienenen Novellen Björnson's anschafft, wird uns sicher für unsere Empfehlung Dank wissen.

Elegant geschmückt und Ihrer Hoheit der Frau Herzogin Friederike von Anhalt-Beenburg gewidmet, tritt jetzt eine neue Dichtung des Sängers von „Leid und Trost" vor uns. — „Die Brautfahrt der Königstochter," heißt der Gedicht in zwölf Romanzen von Andreas Munch, das eine nicht genannte und nur durch eine uns unverständliche Chiffre angedeutete deutsche Feder aus dem Norwegischen übersetzt hat.*

Zuvörderst wollen wir einige Worte denjenigen widmen, die mit scheinbarer Sachkenntniß behaupten, daß es gar keine norwegische Sprache gebe, indem das Norwegische mit dem Dänischen identisch sei und man daher wohl von einer norwegischen Nationalität und Verfassung, nicht aber von einer norwegischen Sprache und Literatur reden könne. Dies ist nicht ganz richtig. Allerdings wird in den norwegischen Städten und unter den höheren Ständen meistens nur Dänisch gesprochen, da während der Jahrhunderte, wo Norwegen mit Dänemark vereinigt war, dort dasselbe Danisirungs-System im Schwung war, welches das ämter- und pfründensüchtige Volk der Dänen jetzt in Schleswig praktizirt. Sie zwangen zu jener Zeit alle Norweger, wie jetzt die Schleswiger, welche in ein Predigt- oder anderes Amt eintreten wollen, nach Kopenhagen zu gehen und dort ihre Studien zu vollenden, sowie dort ihre Examina zu machen. Ja, dieser Nationalzwang ging so weit, daß er sich sogar auf die Bibel ausdehnte, die während der Dänen-Herrschaft in keiner norwegischen Uebersetzung existirte. Durften doch die norwegischen Pastoren Alle nur Dänisch predigen und schreiben!

Auf dem Lande, in den Stiftern und Bergen, ist man inzwischen, aller Danisirung zum Trotz, treu dem alten Norwegischen geblieben, das zwar mit dem Dänischen sehr nahe verwandt, ihm aber immerhin noch ferner steht, als das Blamische dem Holländischen, die doch ebenfalls als zwei verschiedene Idiome gelten. Das Norwegische kömmt dem Altnordischen — der Sprache der „Edda," die zum Theil noch in Island gesprochen wird — von allen skandinavischen Sprachen am Nächsten.

Seit dem Jahre 1814, wo die Trennung von Dänemark stattfand, haben die Norweger ihre eigene Sprache wieder zu Ehren zu bringen gewußt. Man hat Wörterbücher der norwegischen Sprache redigirt, und will dabei zu dem Ergebnisse gelangt sein, daß es im Norwegischen nicht weniger als achtzehntausend (!) Wörter giebt, die sich in keinem dänischen Dictionaire finden. Während bis zum Jahre 1814 alle norwegischen Schriftsteller Dänisch schrieben — wie denn sogar der unübertroffene Meister der dänischen Bühne, Ludwig Holberg, (ebenso wie unser Henrik Steffens) ein geborener Norweger war — bedient sich jetzt kein norwegischer Dichter, kein Schriftsteller, der vom Volke gelesen und verstanden sein will, eines andern, als des heimischen, dem alten Norsk so nahe verwandten Idiomes.

Und in dieser Sprache hat auch Andreas Munch gedichtet. „Die Brautfahrt der Königstochter" behandelt eine Episode der speziell norwegischen Geschichte. Hakon Hakonsson, der im Jahre 1223 auf dem Reichstage zu Bergen als König von Norwegen proklamirt wurde, wird als einer der bedeutendsten Herrscher dieses Landes bezeichnet. Während seiner 45jährigen Regierung ordnete er die Thronfolge, reformirte er die Gerichte, bei welchen er die Feuerprobe abschaffte, während er bestimmte Strafen für Fehde, Raub und Mord festsetzte, und stellte er auf diese Weise den Landfrieden her. Der Ruf seines Namens drang bis über die Pyrenäen, so daß ein spanischer Königssohn um die Hand seiner Tochter Christina warb. Die Brautfahrt der Königstochter nach dem Süden, die im Jahr 1262 stattfand, bildet den Stoff der vorliegenden, epischen Dichtung.

Im hohen Norwegen beginnt die Erzählung, an Hakon's ernstem Hofe zu Tunsberg, von wo der Sänger uns, über Berge und Meere, nach dem südlichen Frankreich, an die Liebeshöfe der Provence und von da nach Spanien führt. In Narbonne, am Hofe des Grafen Amalrik, trifft die schöne nordische Braut mit dem bekannten provenzalischen Troubadour Guiraut Riquier, zusammen, von welchem eine Canzona d'amore in dieses norwegische Epos verwebt ist. Leider ist es dem deutschen Uebersetzer nicht gelungen, dem Liebeshofe in Narbonne das weiche, südliche Kolorit der Sprache wiederzugeben, das ihm der norwegische Dichter verliehen hat. Ansprechender ist der spanische Theil des Gedichtes, obwohl es auch hier an Härten nicht fehlt. Ein dagegen wohlgelungenes, spanisches Ständchen in Valladolid lautet:

Geliebte — kannst Du	Geliebte, fasse Muth!	Geliebte — gute Nacht!
Hinter Kloster-Mauern	Hoffnung gewinnen	Nichts fürchte vom Morgen,
Hören mir zu?	Muß Liebesgluth;	Ist in dunkler Nacht
Will mit süßem Schauern	Laß leise sie rinnen	Auch die Sonne verborgen!
Mein Herz, meine Ruh	Durch Dein Blut!	Hülle in Nacht
Auf frischen Düften	Hoffnung ich trinke,	Deine Augensterne;
In nachtdunkeln Lüften	Sittig mich dünke	Treu wach ich gerne
Senden Dir zu!	In deiner Hut!	Die segte Nacht!

* Berlin, Haude und Spener, 1860.

** Seine historische Tragödie „William und Rachel Russel." In's Deutsche von John H. Burt übersetzt, ist bereits in zweiter Auflage bei Carl B. Lorck in Leipzig erschienen.

*** Aus Norwegens Hochlanden. Von Björnstjerne Björnsen. Deutsch von Henrik Helms. Zwei Bändchen. Berlin, Hasselberg'sche Verlagshandlung.

* Berlin, Haude und Spener, 1861.

Digitized by Google

Dieses norwegisch-spanische Ständchen würde zu einer schönen, deutschen Composition sich eignen. Die Brautfahrt der nordischen Jungfrau ward in drei Ländern gefeiert. Als das Gefolge der schönen Christina nach Norwegen zurückkam, wußte Jeder von den Ritterspielen, den Liebeshöfen und den Gesängen des Südens nicht genug zu erzählen.

Und Jungfrau Christina's Hochzeitsfahrt
Gab Norwegen mildere Sitten.
Im Lande, von Mund zu Mund sich trug
Der Ruf von Thorlaug Böse
Und seinem prachtvollen Südlandzug
Mit der reizenden, nordischen Rose. J. L.

England.

Literarische Korrespondenz aus London.

Quellen der Literatur.

Memoiren und Biographien.

Publizistische und tendenziöse Erscheinungen.

London, Anfangs Januar.

Wenn man einmal Englisch kann, giebt es nichts Leichteres, als englische Bücher zu schreiben. Die Sprache ist so abgeschliffen, abgeleiert, gefügig und reich an gangbarer, klingender, geltender Münze; Vergangenheit und Gegenwart bieten immer wieder Stoffe und Themata, und die ungeheure Menge Zeitungen, Journale, Magazine, Buchhändler und Leser in englischer Sprache geben Schriftstellern alle Tage neue Anregung und Veranlassung, zu schreiben, viel zu schreiben. Da kommt der Eine und der Andere bald zu einem Bande und immer wieder einem neuen Bande. Auch machen der Handel und die Händel in aller Welt Schriftsteller und Bücher. Unzählige Civil- und Militair-Beamte, die in Indien, China, Japan ꝛc. waren, bringen Stoffe zu Büchern mit. Entweder schreiben sie sie aus eigenem Antriebe, oder auf Ersuchen bewundernder Freunde und Verleger, die eben wieder ein neues Buch haben wollen. Außerdem starben während des letzten Jahres eine ganz ungewöhnliche Menge Notabilitäten der Politik und des Parlamentes, des Ruhmes zu Wasser und zu Lande, der Kunst und Wissenschaft, oder wenigstens hoher Gehalt. Sie hinterließen Memoiren, Selbstbiographien, Briefe und dankbare Erben oder Freunde. Unter solchen Umständen ist es sehr schwer, keine Bücher zu schreiben. Und so werden sie immer flott weg aus der Hinterlassenschaft jedes höheren Todten geschrieben, in der Regel splendid gedruckt, gebunden und angezeigt. Auch entdeckt dieser und jener Mann der Muße dann und wann noch einen großen Todten früherer Jahrhunderte und neues Material für sein Leben und Wirken, woraus mindestens Ein respektabler Band gemacht wird. Zeitschriften, Journale und Magazine, mit ungeheuer viel Seiten und manchmal noch sehr engem Druck dazu, brauchen immerwährend Romane, Abhandlungen, pikante Stizzen ꝛc. Sie werden sauer- und stückweise geliefert und geben immer über ein Kleines einen Band. Miß oder Mrs. So und So schrieb einen Roman, der gelobt und gelesen ward. Ihr oder ein neuer Verleger spekulirt darauf, macht seine Bestellung, und der neue Roman von der Verfasserin des „Halifax" oder „Past and Present" oder sonst einer Alliteration florirt bald unter den Anzeigen wochenlang. Auch findet durch Glück und Gunst einmal ein Manuskript von einer jungen Feder den Verleger. So etwa rekrutirt sich die englische Literatur immer wieder durch neue Bände.

Greifen wir zuerst in die Memoiren-Literatur hinein. Liefert der Tod Aberdeen's, Napier's, Dundonald's ꝛc. nicht neue Bücher? Der Letztere hat sogar ein inhaltvolles, interessantes, tragisches hinterlassen. Diese Autobiographie eines Seemanns,* des ehemaligen Lord Cochrane (später Dundonald), ist nicht nur ein bedeutendes Stück englischer Seekriegs-, sondern auch innerer Admiralitäts- und Verwaltungs-Geschichte. Lord Cochrane fing seine seemännische Ruhmes-Laufbahn mit Fang und Eroberung einer spanischen Riesen-Fregatte an, der er mit einer Nußschaale Herr ward. Die Admiräle scheinen diesen jungen Ruhm gleich scheel angesehen zu haben. Sie vernachlässigten den Helden, der in's Parlament gewählt, die Corruptionen, Nepotismen und Dummheiten des Admiralitäts-Unwesens kühn und tapfer bloßlegte und angriff. Seit der Zeit wurde er zeitlebens verfolgt. Das Wie? ist eine pikante Enthüllung und Bekräftigung eines großen englischen Regierungs-Geheimnisses: Verfolgung, heimtückische, feige, grimmige, unversöhnliche, unaufhörliche Verfolgung der Ehrlichkeit und der darauf pochenden männlichen Selbständigkeit. Man lese den Prozeß gegen Cochrane und vergleiche ihn mit dem gegen Hastings, so hat man ein Paar Hauptbeispiele von dem steegenden Verbrechen und der verurtheilten Ehrlichkeit und Tüchtigkeit. Ich bin kein Freund des alten Flotten-Mordbrenners Dundonald, aber die Art, wie er die französische Flotte durch Feuerschiffe attaquirte und im Stiche gelassen ward, ist ganz ministerial-englisch, ganz Palmerstonisch. Daß Dundonald bis hoch in seine Achtzig immerwährend mit ungeheuren Zerstörungsmitteln gegen feindliche Flotten operirte und sie vergebens anzubringen suchte, könnte mir, der ich jede Art von Zerstörung hasse, persönlich nur lieb sein; aber solche Dinge müssen, glaub' ich, vom höheren, politischen, kriegsrechtlichen Standpunkte beurtheilt werden. An Zerstörungseifer fehlt es der englischen Politik nicht: hat sie doch erst neulich die westliche Civilisation durch kannibalisches Brennen und Plündern in das Herz des chinesischen Barbarenreichs eingeführt. Man wollte nur von Dundonald's ehrlichen Zerstörungsmitteln in offener Schlacht nichts wissen, weil man den Mann noch haßte bis in sein spätes Grab. Dundonald's Selbstbiographie ist für die innere Geschichte Englands von kaustischer Bedeutung und zugleich ein ehrlicher Kommentar zu vielen Flottenthaten der alten, vordampfschifflichen Kriegs-Nautik.

In Bulstrode Whitelocke* hat ein Nachkomme, wie es scheint, nachträglich einen Helden der Cromwell'schen Zeit entdeckt. Der Mann selbst war wohl ziemlich unbedeutend, aber was er aus seiner Zeit und seinen Erlebnissen hinterließ, ist interessant genug, obgleich darüber bereits Bibliotheken geschrieben wurden. Wir sehen jener revolutionairen, puritanischen Zeit gleichsam in's Schlaf- und Wohnzimmer, dann auch der entsetzlichen Zeit der Reaction unter Karl II., dessen Spionen und Bluthunden er zwar persönlich entging, die er aber am Meisten für die Zeit nach seinem Tode fürchtete. Die Karlisten, „welche Ruhe und Ordnung wieder herstellten," kühlten ihre Rache nicht nur an lebenden Parlamentaristen und Cromwellianern, sondern auch an den verstorbenen Feinden, deren Leichen ausgegraben, nachträglich gehängt, an den Galgen gehangen und sonst verstümmelt wurden. In neuester Zeit hat man in Deutschland Aehnliches erlebt, wenn auch nicht in dieser nain kannibalischen Form. — Whitelocke hielt sich sehr zurückgezogen und hatte bei Lebzeiten dafür gesorgt, daß Freunde seinen Leichnam so versteckten, daß ihn die Hyänen des Königs nicht finden und ausscharren konnten.

Dieser König Karl und seine Borgias und Messalinen sind wohl die ekelhafteste Baggage, welche die neuere Geschichte an Höfen fand. Karl hatte viele „Witzbolde" und „Beaux," die seitdem immer gut am englischen Hofe gediehen, bis sie erst unter der Regierung dieser als Frau und Mutter musterhaften Königin Victoria ganz aussturben. Diese Witzbolde und schönen „Louis" der englischen Höfe und Könige sind jetzt in einem reich illustrirten, splendiden „Kaviar"-Buche gesammelt und verherrlicht worden.** Die Zeichner und Lithographen, welche die Bilder lieferten, gehören zu den theuersten und fashionabelsten. Die Ausstattung ist aristokratisch: es ist ein Buch für die modernen, witzlosen Beaux der höheren Gesellschaft, für den Hautgout der Lords-, Bankiers- und Bischofs-Familien, für die fast men und fast girls, die jetzt in den höchsten Kreisen Mode werden. Personificirte Verhöhnungen der Gattung Mensch, aufgeblasene, eitle Gecken, principien- und gottlose Wüstlinge, deren Unverschämtheit und Frechheit für Genialität galt, solche Auswürflinge der hohen Gesellschaft, beschienen von der Gunst absolutistischer Wüstlinge und Wütheriche — das sind die illustrirten Helden des Witzes und der höheren Weltmännischkeit. Die Günstlinge Karl's II., beiderlei Geschlechts, und er selbst — Villiers, Fielding, Nash, Dormer, Stanhope, Bubb Dodington, Graf Hamilton — und die Damen dazu und der gekrönte Restaurateur mit Lady Castlemaine und allen den Ninon's und Messalinen (englische Messalinen, gegen welche die alte römische noch eine Heilige war) — sie bilden ein Buch, das keinem deutschen Mädchen in die Hand gegeben werden darf. Aber wir haben's hier illustrirt, schön geschildert mit der Grazie von Grace und Philipp Wharton. Daß sie auch anständigere Witzbolde und Lebemänner

* The Autobiography of a Seaman. By Thomas Tenth Earl of Dundonald. 2 vols. London, Bentley. Berlin, Asher and Co.

* Memoirs, Biographical and Historical, of Bulstrode Whitelocke, Lord Commissioner of the Great Seal, and Ambassador at the Court of Sweden, at the period of Commonwealth. By B. W. Whitelocke, Professor Royal of Wurtemberg. London: Routledge and Co.

** The Wits and Beaux of Society. By Grace and Philip Wharton. With Illustrations from Drawings by W. K. Browne and James Godwin. Engraved by the Brothers Dalziel. In II vol. London: Hogg.

päterer Zeit einführen und sogar den braven, moralisch untadelhaften Geistlichen und Humoristen Sydney Smith in diese Gesellschaft werfen, ist nur eine Beleidigung des guten Geschmacks und der Aesthetik mehr. Freilich der männliche Messaline, König und restaurirende Leichenschändee kam ja auch mit dem reinsten und erhabensten Charakter und Dichter Englands in Berührung. Er besuchte den blinden Dichter John Milton, der in einer elenden Sackgasse Londons wohnte, in St. Brite's Court, wo er im Lichte der Abendsonne auf einer Steinbank vor seinem Hause saß. Der König fragte ihn, ob er nicht Gottes Strafe in seiner Blindheit erkenne, Gottes Strafe für seine Verse gegen König Karl? „Sir," antwortete der Dichter, „wenn der Verlust meines Augenlichtes ein Gericht Gottes ist, für was halten sie dann bei König Karl den Verlust seines Kopfes?"

Glücklicherweise tritt neben dieser illustrirten Apotheose höherer, mit sogenanntem Witz bedeckter Schmutzerei, die wenigstens am Hofe und in jeder soliden Gesellschaft außer Cours gekommen ist, ein Buch voller Exemplare* und Muster moralischer Würde und praktischer Verdienste auf. Es sind Männer und Frauen aus den verschiedensten Schichten der Gesellschaft, die sich nach verschiedenen Richtungen und von den verschiedensten Standpunkten aus hervorragend um Land und Leute verdient machten und es zum Theil noch thun. Neben dem Earl von Shaftesbury finden wir eine obscure Krankenwärterin, und dem humanen Dom Pedro V von Portugal folgt der Barbier und Poet Jacques Jasmin. Nachdem wie dem Capitain Maconochie, dem Heilande australischer Deportirten, unsere Achtung erwiesen, giebt man uns den Hut in die Hand, um dem Mäßigkeits-Apostel, Father Mathew, unsere Ehrerbietung zu zeigen. Den Herren Chambers von Edinburg und Paternoster-Row in London, die im Laufe der Jahre ganze Bibliotheken nützlichen Wissens und amüsanter Belehrung pennyweise unter das gemeine Volk streuten, wird hier bei Lebzeiten ein Ehren-Denkmal gesetzt, nicht minder dem General-Postmeister Sir Rowland Hill, Schöpfer der volksthümlichsten, täglich für Hunderttausende segensreichen Penny-Post, die mit den durch alle Gegenden und Gauen des Landes organisirten Geld-Anweisungs-Bureaux (Money-Order-Offices) eine der größten, täglich fruchtendsten und fördernden Institutionen Englands ist, eine Reichthums-, Wohlstands- und Freudenquelle für die Millionen, die größte Ehre Englands und eine Schande für den Kontinent, wo man faulen Humbug Englands bewundert und nachgeäfft haben möchte, während man solche beispiellos glänzend bewährte Verkehrs-Erleichterungen und Wohlstands-Quellen für das Volk und den Staat zugleich durch hartnäckige Beibehaltung drückender und hemmender Strafen auf Brief- und Geldsendungen verhöhnt und sich alle Tage Aemuthszeugnisse ausstellt.

Diese Helden und Heldinnen Hill's und Brougham's, (denn es sind auch die des Letzteren) einfach und ohne Lobhudelei in ihrem Leben und Streben geschildert, sind zugleich eine wahre Erquickung und Erholung von dem kernfaulen, tausendfach abgedroschenen und sich immer wiederholenden Lobes- und Vergötterungs-Gehudel of „Our Heroes," die besonders gut mordeten, plünderten und Leben und Eigenthum fremder Leute und Völker en gros zerstörten, das Land mit Schmutz und Schande bedeckten und größtentheils in der Ruhmeshalle von Westminster begraben liegen, während sie in Erz gegossen, pechschwarz berüßchert, überall umher in London auf öffentlichen Plätzen oder Thorwegen sitzen oder reiten, als wären's verdienstvolle, verewigte Schornsteinfeger in ihrer Geschäfts-Uniform. Es ist Zeit, daß die Völker Geschichte lernen und sehen, wer eigentlich Geschichte macht, wer Land und Leute vorwärts bringt, moralische und materielle Wohlstands-, Bildungs- und Glückseligkeits-Quellen entdeckte oder vermehrte. Es ist Zeit, daß danach Geschichte geschrieben wird. Solche Bücher, wie „Our Exemplars," müssen für alle Zeiten und alle Nationen geschrieben werden: aus ihnen lernen wir Geschichte, lernen wir unsere Wohlthäter kennen und lieben, und die Dschingis, die dafür ausgegeben werden, hassen und verabscheuen.

Wie scheußlich, wie kannibalisch sind die Engländer als Politiker und politische oder publizistische Schriftstellee! Da hab' ich ein Paar schriftstellerische Menschenfresser aus der zahlreichen Klasse offizierlicher „Lümmelei" kennen lernen: einen englischen Menschenfresser für China und einen englischen Menschenfresser für Indien.

Capitain Osborn hat über die Vergangenheit und Zukunft der Engländer in China* ein Buch geschrieben, worin er einen unsinnigen Landweg nach China und etwa folgende englisch-chinesische Politik einzuschärfen sucht, indem er alle Arten von Milde und Menschlichkeit als unpraktische, lächerliche Schwäche denuncirt: „In allen Verhandlungen mit den Chinesen ist es hinreichend, sich für überzeugt zu halten, daß wir im Rechte sind und demgemäß mit Energie Gewalt zu brauchen, um sie zu zwingen, die Gerechtigkeit unserer Sache anzuerkennen. In kleinen, wie in großen Dingen gehen die Chinesen von dem Einen Grundsatze aus, nämlich, daß die ganze Welt außerhalb Unrecht habe, und niemals ein Zugeständniß zu machen, wenn nicht gezwungen. Die ganze Nation, Regierung und Alle, sind lügnerisch, falsch, selbstisch, sensualistisch und der Dankbarkeit unfähig. Ihnen Schonung zu zeigen, heißt deren Verachtung provociren, da sie Schonung blos der Schwäche zuschreiben. Wenn Du im Stande bist, ihnen den Hals abzuschneiden und thust es nicht, lachen sie freudig über ihr Glück und erklären Dich für einen Dummkopf!"

Das ist Capitain Osborn's englisch-chinesische Politik, welche christliche Civilisation in dieser asiatischen Barbarei verbreiten d. h. baumwollene Taschentücher und Hemden und Opium mit Gewalt für Thee und Seide geben will, während die Chinesen, die dies Alles besser haben, gegen Silber verkaufen wollen. Ist ein solcher Kannibalismus, wie die Lehre Osborn's, nicht wie das Gebrüll eines Tobwahnsinnigen oder eines Säufers in bestialischster Höhe der Betrunkenheit? Man könnte dies für eine individuelle, einzelne Tobwahnsinns-Weisheit halten, wenn ich nicht in Kritiken über das Buch gelesen, daß Osborn den Nagel auf den Kopf getroffen und dies just die rechte, praktische Politik sei. Die Times empfahl ja auch eine ähnliche Politik gegen Preußen, weil ein Capitain und Bruder eines ihrer Mitarbeiter nicht ganz ungestraft als Lümmel um sich geschlagen. Welch ein wüthendes Bullenthum! Ueber ein Schock englischer Bücher von Männern, die China in- und auswendig durch Jahre lange Praxis kennen lernten, preisen die Freundlichkeit, Milde, Ehrlichkeit und Höflichkeit der Chinesen, und jener ekelhafte Kannibalismus macht sich immer wieder breit und wird als das rechte Ding gepriesen. In Politik und Religion sind die Engländer gar keine Menschen.

Der Menschenfresser für Indien nennt sich im Uebrigen einen „medizinischen Offizier." Wenigstens war er's in Indien während der Rebellion. Er beschreibt diese zum funfzigsten Male, wenn das reicht. Wenigstens sind seit 1858 immerwährend Bücher über diese furchtbare Zeit, diese blutigen, boshaften, selten durch eine Scene der Menschlichkeit oder eine edle, kluge That unterbrochenen, Scenen der Rache und Gegenrache erschienen. Die meisten dieser Bücher verschreiben dieselbe Medizin für Indien, wie dieser Medical-Beamte Thomas Lowe in seinem Buche über Central-Indien während der Rebellion,** wie Osborn für China: Brutalität, Lümmelei, Todesstrafe, Mord, Brand, gewaltsames Wegnehmen von Geld und Geldeswerth, damit diese Barbaren, diese Lügner, Heuchler, Teufel, Dämonen ꝛc. die Ueberlegenheit der Engländer erkennen, anerkennen und zitternd gehorchen. Die Engländer, die englische Regierung und Verwaltung, alles Englische, besonders die Offiziere, unter denen er stand, sind wahre Götter von Weisheit und Unfehlbarkeit: an den Hindus, an keinem der Millionen von Bewohnern Indiens mit allen ihren Racen-, Volks- und Religions-Unterschieden ist ein gutes Haar: lauter feige, heimtückische, rachsüchtige Lügner, Heuchler, Kriecher, Schlangen. Wenn nicht auch einige ehrliche Leute China und Indien kennen gelernt und geschildert hätten, müßte man am Ende beinahe glauben, daß die Engländer in ihrer Civilisations-Verbreitung überall das Unglück hätten, auf Teufel und wahres Otterngezücht von Menschen zu stoßen. Sie schildern wenigstens gelegentlich alle Völker so, mit denen sie in Berührung kommen. Nach der Times sind die Deutschen kaum besser, wie die Indier und Chinesen. Etwas Wahres ist an dem Umstande, daß die Engländer, mehr als jedes andere Volk, die schlechtesten Eigenschaften der Nationen, mit denen sie in Berührung, d. h. in Konflikt kommen, kennen lernen. Sie verwandeln die süßeste Milch frommer Denkungsart in gährend Drachengift und selbst Lümmer zu Hyänen durch ihre Brutalitäten, durch ihre Raub-, Brand-, Mord- und Palmerston'sche Bombardements-Politik. Wenn die Macdonalds, der in Bonn und der Herr

* Our Exemplars, Poor and Rich; or Biographical Sketches of Men and Women who have, by an extraordinary use of their opportunities, benefited their fellow creatures. Edited by Mathew Davenport Hill, Recorder of Birmingham, with a preface by Lord Brougham. London: Cassel. Berlin: Asher and Co.

* The Past and Future of British Relations in China. By Captain Sherard Osborn. London: Blackwood.

** Central India during the Rebellion of 1857—1858. A Narrative of Operations of the British Forces from the Suppression of the Mutiny in Arungabad to the Capture of Gwalior under Major General Sir Hugh Rose and Brigadier Sir C. Stuart. By Thomas Lowe, Medical Officer to the Corps Madras Sappers and Miners. London: Longmans.

Bruder an der Times, und die gläubigen Leser der Times so recht ihrem Willen gehabt hätten, würden sie vielleicht auch Bonn verbrannt und geplündert und das Schloß in Berlin verwüstet haben. Wo diese Kannibalen des Militairs und der Marine ihren Willen haben und als Sieger in fremden Landen Fuß fassen, machen sie's immer so, namentlich, wenn der Feind einen Ort ganz geräumt. Man denke nur an Kertsch, Peking, Nangasaki. In Japan empfahlen sie sich gleich durch brutale Gesetzwidrigkeiten, selbst gemeine Ausfälle gegen Anstand und Sittlichkeit. Wenn dann in solchen Fällen die beleidigten Völker zur Rache oder nur zu ihrem Gesetze ihre Zuflucht nehmen, schreien die Engländer, mit der Times an der Spitze, wie in der Macdonald'schen Angelegenheit, und schicken Truppen, Kriegsschiffe, Räuberbanden, wenn der Feind schwach genug ist. Das ist englisch-Palmerston'sch. Früher waren sie vernünftiger, praktischer, bescheidener. Wie der erste englische Gesandte am Hofe des Großmoguls vor Eroberung und Gewalt warnte und dafür angab, was man den Indiern Alles vortheilhaft verkaufen könne, drang auch der erste Engländer in Japan, Will. Adams, der die Japanesen in der Schiffsbaukunst unterrichtete und Handel mit England verbreitete (nur daß der damalige Stuart'sche Jakob zu dumm war, dem Rathe zu folgen) ganz entschieden darauf, daß man ihnen Waaren und Freundschaft bieten solle, um sie zu gewinnen und Gewinn für England zu sichern. Die Abenteuer dieses ersten Engländers in Japan* sind in einer Art von historischem Romane oder romanhafter Biographie erschienen.

Die Autobiographie eines alten schottischen Geistlichen und sonst braven, tüchtigen Mannes, Alexander Carlyle,** hat viel historisches und memoirenhaftes Interesse, da uns der Selbstbiograph, der 1722 geboren ward und sein Leben im Jahre 1800 schrieb, in eine lange Reihe von historischen Details und in die Gesellschaft bedeutender Männer der verschiedensten Art einführt. Durch seine Eltern und deren Umgang reichen seine Erinnerungen bis in's siebzehnte Jahrhundert zurück, und sein Leben dehnt sich über das ganze achtzehnte aus. Welche Ereignisse in der schottischen Geschichte! Welche Charakterzüge und Anekdoten von Adam Smith, Garrick, Home („Douglas"), David Hume ꝛc. Ein interessantes und umfangreiches Stück englisch-schottischer Special- und Kulturgeschichte.

Die Biographien der Erzbischöfe von Canterbury von Dr. Hook,*** wovon der erste, die anglo-sächsische Periode umfassend, Theil erschienen ist, scheinen, so weit ich's ohne nähere Prüfung beurtheilen kann, in gesundem, unparteiischen, historischen Geiste und mit vieler Gründlichkeit geschrieben zu sein, so daß man sie beim Studium englischer Geschichte mit Vortheil benutzen können wird. Und wie schon Walter Scott dem hartnäckigen Kampfe und Trotze der alten Anglo-Sachsen gegen die Normannen viel Poesie und Pathos abzugewinnen verstand, hat auch Dr. Hook in dem Erzbischof Nigard, dem die anglo-sächsische Periode der Unabhängigkeit, für die er bis zu seinem Tode kämpfte, für Kirche und Staat schloß, einen Heldencharakter zu zeichnen verstanden.

Ich wollte mit meinen Vorräthen an literarischen Neuigkeiten einmal aufräumen und auch Romane, soziale Schilderungen und Skizzen des Londoner und englischen Lebens, publizistische Werke über Italien, den Papst, Napoleon ꝛc. kurz anzeigen und charakterisiren. Ich fürchte aber, das Meiste von den Büchern und Broschüren, die noch übrig bleiben, zu flüchtig kennen gelernt zu haben, um mit gutem Gewissen zu rezidiren. Manches davon, wie „Odd Journeys in and out of London" von John Hollingsford, einem der beliebtesten und liebenswürdigsten unter den jungen belletristisch-sozial-humoristischen Journalisten und einem der originellsten, so daß er ganz unabhängig von der neuen „Comic School" steht und schreibt, und „The Busy Hives Around Me," die ungeheuren Waarenlager in der City, die Baumwollen-Lords, die Kohlen-Lords, die Wollen-Lords, die Seidenweber, die Riesen-Dampfmaschinen der Tageszeitungen, die in jeder Stunde der Nacht von fünf bis sieben Uhr zwanzig bis dreißig Tausend Riesenbogen verschlingen und sein bedruckt wieder von sich geben, diese und andere erlebte und mit Kenntniß und Humor geschriebenen Schilderungen interessiren mich so sehr im Detail, daß ich sie nicht in einer Abfertigungs-Revue mit abschlachten will. Vielleicht also später etwas Näheres über diese und andere interessante Bücher der Art, wenn sie inzwischen nicht durch andere Themata verdrängt werden. Dieses alltägliche, allnächtliche Drucken von Hunderttausenden großer Strohpapier-Riesenbogen von 48 Spalten und 20,000 Zeilen à ein Penny, diese Unglücksfälle und Mordgeschichten alle Tage, diese Bücher und Bände und Broschüren alle Tage, diese Saturnalische Gefräßigkeit jedes neuen Tages, der jeden Morgen die ganze Vergangenheit verschlingt — diese großartige, langweilige Industrie von Gefräßigkeit schnappt uns oft die besten Dinge weg, noch ehe wir sie gekostet haben.

* Will Adams, the First Englishman in Japan. By William Dalton. London: Bennett.

** Autobiography of the Rev. Dr. Alexander Carlyle. Blackwood and Sons. Edinburgh and London.

*** Lives of the Archbishops of Canterbury. By W. T. Hook, Dean of Rochester. V. I.: Anglo-Saxon Period. London: Bentley. Berlin: Asher and Co.

Nord-Amerika.

Briefe aus den Vereinigten Staaten.

Die amerikanische Secessions-Bewegung.

New-York, 22. December 1860.

Anfangs December ward es immer wahrscheinlicher, daß von den südlichen Staaten, in denen die Bewegung im Gange war, die Secession ernstlich würde versucht werden. Diese Wahrscheinlichkeit stieg, als am 5. December die Botschaft des Präsidenten veröffentlicht ward, denn in derselben sagte er den Secessionisten ziemlich deutlich: So lange ich noch im Amte bin (bis zum 4. März 1861), werde ich nicht mit Gewalt einschreiten, wenn eure Staaten aus der Union scheiden wollen.* — Kaum jemals hat ein Präsident seine Botschaft in einer verhängnißvolleren Lage erlassen; sie ist aber ein zu umfängliches Dokument (in der „New-Yorker Tribune" über sieben enggedruckte Spalten), um sie hier auch nur in der Secessionsfrage ihrem größeren Theile nach mitzutheilen. Um aber die Stellung der Administration zu der Secession zu erläutern, werde ich hier einige Stellen daraus wiedergeben. Im Eingange sagt der Präsident, daß sich das Land an sich in großer materieller Prosperität befinde, und fährt dann fort, wie folgt:

„Woher kommt es denn, daß Unzufriedenheit nun in so ausgedehntem Maße herrscht, und die Union der Staaten, welche die Quelle aller dieser Segnungen ist, mit Zerstörung bedroht ist? Die lange fortgesetzte und ungemessene Einmischung des nördlichen Volkes in die Sklavenfrage der südlichen Staaten hat endlich ihre natürlichen Wirkungen hervorgebracht. Die verschiedenen Sectionen der Union stehen nun gegen einander, und die von dem Vater dieses Landes so sehr gefürchtete Zeit ist gekommen, wo feindliche geographische Parteien sich gebildet haben. Ich habe diese jetzt bevorstehende Gefahr lange vorausgesehen und meine Landsleute oft davor gewarnt. Diese rührt nicht allein von dem Ausspruch von Seiten des Kongresses oder der territorialen Gesetzgebungen her, die Sklaverei von den Territorien auszuschließen, noch von den Bemühungen verschiedener Staaten, den Vollzug des Flüchtlings-Sklavengesetz zu verhindern. Alle aber einige dieser Uebel würde der Süden vielleicht ohne Gefahr für die Union ertragen haben (wie andere schon ertragen wurden), in der Hoffnung, daß Zeit und Ueberlegung das Heilmittel verschaffen würden. Die unmittelbare Gefahr rührt nicht so sehr von diesen Ursachen her, als von der Thatsache, daß die unaufhörliche heftige Agitation der Sklavenfrage durch den Norden im letzten Viertel-Jahrhundert endlich ihren bösen Einfluß auf die Sklaven gerichtet und ihnen unbestimmte Freiheitsgedanken eingeflößt hat.

„Daher herrscht nicht länger mehr das Gefühl der Sicherheit um den Familien-Altar. Das Gefühl des Friedens im Hause hat der Besorgniß vor einem Sklaven-Aufstand Raum gegeben. Manche Matrone im Süden zieht sich Nachts in Furcht vor dem zurück, was sie und ihre Kinder vor dem Morgen befallen mag. Sollte diese Furcht vor häuslicher Gefahr, ob einer wirklichen oder eingebildeten, die Massen der südlichen Bevölkerung durchdringen, dann wird die Disunion unvermeidlich werden. Selbsterhaltung ist das erste Naturgesetz und wurde in weisester Absicht in das Herz des Menschen von seinem Schöpfer gepflanzt; und keine politische Vereinigung, wie voll von Segnungen und Wohlthaten sie in allen übrigen Beziehungen auch sein mag, kann lange fortdauern, wenn ihre nothwendige Folge ist, daß sie die Häuser und Herde von beinahe der Hälfte der daran Betheiligten dauernd und hoffnungslos unsicher macht. Früher oder später müssen die Bande einer solchen Union getrennt werden. Es ist meine Ueberzeugung, daß diese verhängnißvolle Periode noch nicht gekommen ist, und mein Gebet zu Gott ist, daß er die Constitution durch alle Generationen erhalten möge.

„Doch laßt uns bei Zeiten gewarnt sein und die Ursache des Uebels

* Hr. Buchanan scheint seitdem seine Ansicht etwas geändert zu haben. D. H.

beseitigen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß seit fünfundzwanzig Jahren die Agitation im Norden gegen die Sklaverei im Süden nicht aufhörte. — Im Jahre 1835 wurden stark aufgetragene Artikel und aufrührerische Aufrufe durch den Süden in ausgedehnter Weise verbreitet, welche von einem Charakter waren, die Leidenschaften der Sklaven aufzuregen, oder mit den Worten des General Jackson: „um sie zum Aufstande zu reizen und alle die Greuel eines Sklavenkrieges zu erzeugen." Diese Agitation wurde durch die öffentliche Presse, durch das Verfahren von Staats- und County-Meetings und durch die abolitionistischen Predigten und Vorlesungen seitdem fortwährend im Gang erhalten. Die Kongreßzeit wurde mit heftigen Reden über diesen niemals endenden Gegenstand hingebracht, und Aufrufe in Pamphlet- und anderen Formen, die von ausgezeichneten Namen gezeichnet waren, gingen von diesem Centralpunkt aus und wurden über die Union ausgestreut....."

Da man durch die täglichen Zeitungen während der Agitation zur Präsidentenwahl über die Tendenzen der amerikanischen Parteien, auch über die Spaltung der demokratischen Partei, in Deutschland hinreichend wird unterrichtet sein, will ich mit dem Bemerken, daß ich mich niemals am amerikanischen Parteitreiben mitwirkend betheiligt habe, also ohne persönliches Interesse meine Ansicht entwickeln kann, nur Weniges über die betreffenden Parteistandpunkte in Erinnerung bringen. Man wird daraus ersehen, daß der Präsident in der angeführten Stelle von vorn herein den Gesichtspunkt zu verrücken sucht, aus dem die jetzige Secessions-Bewegung zu betrachten ist, daß er derselben eine Veranlassung unterschiebt, die sie in der That nicht hat. Sie ist nicht aus Furcht vor jenen „unbestimmten Freiheitsgedanken" entsprungen, welche den Sklaven vom Norden aus sollen eingeflößt worden sein, sondern aus dem schon Jahrzehnde währenden Kampf über die Ansprüche der Sklavenhalter, indem letztere beanspruchen, die Sklaverei über alle noch nicht als Staaten organisirte Bundesgebiete (Territorien) auszudehnen, was sie durch die demokratische Partei, welche diese Tendenz vertrat, bisher zu erreichen suchten. Die Republikaner dagegen wollen die Sklaverei von den Bundesgebieten fern halten. Das ist unter verschiedenen Formen und Parteinamen ein alter Streit. Mit verhältnißmäßig geringer Unterbrechung hatte die Politik der Sklavenhalter durch die ihr Rechnung tragende demokratische Partei seit dreißig Jahren die Oberhand,* jetzt scheint ihnen unerträglich zu sein, dieses Uebergewicht zu verlieren, wenn auch der Bestand der Sklaverei durchaus nicht bedroht ist. Sie schreien über die Befürchtungen drückender Rechtsverletzungen, die gar nicht beabsichtigt werden. Vergebens haben ihnen hervorragende Demokraten der gemäßigteren Färbung, z. B. Douglas, auseinandergesetzt, daß die ordnungsmäßige Erwählung Lincoln's zum Präsidenten keinen Grund zur Secession abgeben könne. Das Secessionsgeschrei ward immer intensiver und verbreitete sich weiter. Die Hauptgründe dazu liegen aber weniger in dem, was die Secessionisten aussprechen, als in Hintergedanken und (wenn auch übel berechneten) Plänen, die sie nicht aussprechen. — Schon früher ist in den Sklavenstaaten der Plan eines südlichen Reiches aufgetaucht mit Träumen von südwärts gehenden Eroberungen, z. B. von Cuba, besonders aber vom nördlichen Mexiko, wo natürlich sofort die Sklaverei wieder eingeführt werden müßte. Die Vorstellung dieses südlichen Reiches scheint wieder unter den Secessionisten zu spuken. Ferner ist unter der Administration Buchanan's der afrikanische Sklavenhandel wieder schwunghafter betrieben worden, als jemals seit er verboten war. Denselben fortan *gesetzlich* zu betreiben, gehört unter die Lockungen, welche den Agitatoren der Secessionsbewegung vorschweben. Die „New-Yorker Staats-Zeitung" (vom 15. Dec.) widerspricht dieser Ansicht und führt eine Aeußerung des Herrn Iverson an, der jetzt als Wortführer der unbedingten Secessionisten im Senate gilt, und nach dessen Auslassung gerade die Furcht vor Ueberfüllung der Baumwollenstaaten mit Negern einer der Hauptgründe zur Losreißung sei. Herr Iverson deutet, bemerkt die „Staats-Zeitung," den Wunsch an, daß wenigstens einige südliche Gränzstaaten sich noch *vor* Feststellung der neuen südlichen Verfassung an den zu bildenden Südbund anschließen möchten, um ihr Gewicht gegen die Erlaubniß des Neger-Imports in die Wagschaale legen zu können. — Wenn Herr Iverson der Ansicht ist, daß die Ueberfüllung der südlichen Staaten mit Negern sehr gefährlich sei, so läßt sich dieser Ansicht nur beipflichten, aber sie ist eben nicht maßgebend, denn aus dem bisherigen Trachten nach dem Betrieb dieses Sklavenhandels in Staaten, in denen die jetzige Aufregung herrscht, kann man schließen, daß kurzsichtige *Gewinnsucht* alle dergleichen Ansichten nicht beachten wird.

Eine mächtige Triebfeder zur Secession, die besonders leitende Persönlichkeiten in Bewegung setzt, ist die Hoffnung südlicher Acuter-Jäger, welche unter Lincoln's Administration keine Anstellung zu erwarten haben, diese um so leichter in dem abgetrennten südlichen Reiche zu finden. Das Uebrige machen die Leidenschaften und die Unklarheit der unwissenden Massen, und wo dies nicht ausreichen will, hilft der Terrorismus gegen Diejenigen aus, die etwa Mäßigung predigen oder auch nur blicken lassen wollen. Bei dem Antriebe dieser Motive ist die Erwählung Lincoln's nur ein Vorwand zur Secession. Wenn aber der Präsident die republikanische Partei als identisch mit den Abolitionisten hinzustellen sucht, so ist dies nur ein Kunstgriff, dessen sich die demokratische Presse immer bediente und der auch in Tausenden von unklaren Köpfen Glauben findet. In den erhitzten Gesprächen, die jetzt über die amerikanischen Wirren hier geführt werden, hört man diese Verwechselung bis zum Ekel wiederholen, obgleich das Programm der republikanischen Partei und unzählige Erklärungen und Schriften klar dargelegt haben, daß die Republikaner den Bestand der Sklaverei gar nicht antasten wollen, weshalb sie auch oft genug von den Abolitionisten gescholten wurden.

Nun giebt es allerdings Abolitionisten, welche die Sklaverei ohne Weiteres abschaffen wollen, und der Insurrectionsversuch, den John Brown im vorigen Jahre unternahm und mit dem Leben büßte, geschah in abolitionistischem Sinne. Die Abolitionisten bilden aber keine politische Partei, die etwas durchsetzen könnte, am allerwenigsten haben sie Lincoln zum Präsidenten gewählt. Es ist also die Behauptung ganz unrichtig, daß wegen abolitionistischer Umtriebe die weiße Bevölkerung in den Sklavenstaaten ihres Lebens nicht mehr sicher, oder daß wegen des kleinen Häufleins Abolitionisten die Secessionsbewegung entstanden sei; dagegen mag wohl sein, daß „unbestimmte Freiheitsgedanken" in den Sklaven erweckt wurden, aber ungleich weniger von Abolitionisten, als von den heftigsten Agitatoren der Proslaverei-Partei selbst. Seit Jahren konnte man diese Erscheinung beobachten. Sie mag hier durch eine neuere Nachricht erläutert werden. In einer Korrespondenz der „Westlichen Post" aus Alabama vom 18. November v. J. heißt es unter Anderem: „Interessant ist es, die Neger zu beobachten. Dieselben haben oft von Lincoln als einem Black Republicnn (schwarzen Republikaner, wie gewöhnlich auch hier die Republikaner von den Demokraten genannt werden) sprechen hören, der die Neger frei machen werde und dergleichen mehr und haben sich nun Lincoln als eine Art schwarzen Messias ausgemalt. Neger sind nämlich bei allen Versammlungen zugegen, theils als Musikanten, theils um die Fässer herbeizuschleppen und die Feuer zu unterhalten und ähnliche Handlangerdienste zu verrichten. Außerdem brauchen Neger erst um neun Uhr zu Hause zu sein, und so schnappen sie immer etwas auf. Manche Neger können auch lesen, und diese lesen sehr eifrig, was sie nicht lesen sollen. — Wo nur einige Neger müßig zusammenstehen und sich unbemerkt glauben, da kommt das Gespräch sicher auf Lincoln; wo sie politische Unterhaltungen von Weißen belauschen können, da lassen sie sicher die Gelegenheit nicht vorübergehn. Sonntags wird das, was sie gehört oder zu hören geglaubt, auf den Spaziergängen besprochen. Manche gehen hinaus auf Pflantagen, um frühere Masters oder eine Geliebte, d. h. eine Negerin, mit der sie früher einmal Kinder gezeugt, zu besuchen, und da wird dann die Geschichte vom Messias Lincoln unter den Negern weiter verbreitet. So wird selbst die Unwissenheit der Neger gefährlich. Es bedarf keiner nördlichen Abolitionisten, um Propaganda unter ihnen zu machen; die Abolitionisten-Vertilger besorgen das Geschäft besser, als jene es könnten." — Diese Nachricht stimmt ganz mit früheren bei ähnlichen Gelegenheiten überein. Wenn in den wüthenden Reden, die in solchen Versammlungen gehalten werden, die Neger die republikanische Partei als Abolitionisten bezeichnen hören, was Wunder, daß sie es glauben?

Diese Aufregung der Neger durch die unvorsichtige Hitze der sklavenhalterischen Agitation selbst ist nichts Neues. 1856 kam sie ebenfalls vor, und in manchen Sklavenstaaten bildeten sich die Neger ein, Fremont rücke mit einer Armee zu ihrer Befreiung herbei. Es mögen als Folge davon hin und wieder Neger-Komplotte vorgekommen sein, obgleich sich nicht ermessen läßt, wieviel Wahres an Berichten darüber ist. Soviel aber hat sich ergeben, daß man in Sklavenstaaten sich dergleichen Komplotte öfter einbildete, als sie wirklich existirten. Denn sobald man etwas dergleichen zu wittern glaubt, ergreift man einige Neger, auf die etwa ein Verdacht fällt, und zählt ihnen, um sie zum Geständniß zu bringen, hundert oder ein Paar hundert Peitschenhiebe auf. Unter diesen Qualen sagen sie dann, ungefähr wie die angeblichen Hexen in den Hexenprozessen unter der Tortur, aus, was man haben will. Nun geht es an's Hängen und Erschie-

* Hier konnten nur allgemeine Andeutungen gegeben werden; wer sich über den betreffenden Parteikampf genauer unterrichten will, findet das Nähere in der „Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika. Von Friedrich Kapp." Hamburg, Otto Meißner, 1861.

ſten. So war es Anfang 1857 in Tennessee. Der panische Schrecken, der ſich bei dergleichen Gelegenheiten verbreitet, läßt die erhitzten Köpfe der Sklavenhalter in ganz harmloſen Leuten, Hauſirern, Arbeitern u. dgl., die aus dem Norden kommen, Abolitioniſten erblicken, ja es genügt oft zur grauſamen Marter oder auch zur Hinrichtung die bloße Vermuthung, daß der Ergriffene kein Freund der Sklaverei ſei. So war es im letzten Sommer in Texas, und nach dem „Mobile Mercury" hat ein Mitglied von einem der texaniſchen Vigilanz-Comité's damit geprahlt, daß während der dortigen Verfolgungszeit nicht weniger als 250 Perſonen gehängt worden ſeien, blos weil man ſie beſchuldigte, feindlich gegen die Sklaverei geſinnt zu ſein. Gleichwohl iſt kein Neger-Komplott nachgewieſen worden. Ebenſo iſt jetzt Jeder, der in den Verdacht kommt, der Sklaverei nicht günſtig zu ſein, in den Staaten, wo die Seceſſionsbewegung vor ſich geht, den gefährlichſten Mißhandlungen ausgeſetzt, kann auch gelegentlich gehängt werden. Verſchiedene Leute aus dem Norden ſind dort ausgepeitſcht und ſanft gemißhandelt worden. An mehreren Orten haben ſich Vigilanz-Comités gebildet, die ſchneller wie europäiſche Kriegsgerichte verfahren. Ein ſolches Vigilanz-Comité zu Friars Point in Miſſiſſippi ließ kürzlich drei Schreiner hängen, weil ſie angeblich Sklaven zur Rebellion angeregt. An einer Eiſenbahnſtation in Miſſiſſippi ward ein engliſcher Arzt auf ganz ſolchen Verdacht hin grauſam gemißhandelt; unter Anderem zählte man ihm zweihundert Hiebe auf. Noch verſchiedene andere Grauſamkeiten werden von den Journalen berichtet.

Obgleich der Präſident in ſeiner Botſchaft ganz unrichtig in der jetzigen Entzweiung zur Lostrennung den Norden als angreifenden Theil darzuſtellen ſucht, ſetzt er doch weiterhin auseinander, daß den einzelnen Staaten kein Recht zur Seceſſion zuſtehe, ſowie daß letztere nichts anderes ſei, als Revolution. Ueberraſchend iſt aber die Wendung, welche die Botſchaft nach dieſer gründlichen Auseinanderſetzung der revolutionairen Ungeſetzlichkeit der Seceſſion nimmt. Der Präſident führt nämlich fort: „Was iſt mittlerweile die Verantwortung und wahre Lage der Executive? Sie iſt durch feierlichen Eid vor Gott und dem Lande verpflichtet zu ſorgen, daß die Geſetze treu ausgeführt werden, und von dieſer Verpflichtung kann ſie durch keine menſchliche Macht befreit werden. Aber wie, wenn dieſe Pflicht ganz oder theilweiſe durch Ereigniſſe unmöglich geworden iſt, über welche ſie keinen Einfluß übte? Dies iſt gegenwärtig die Lage der Dinge in Süd-Carolina, ſo weit die Ausführung der Vereinigten-Staaten-Geſetze durch Föderal-Richter in Betracht kömmt. Alle Föderal-Beamten innerhalb jenes Staates, durch deren Mitwirkung dieſe Geſetze ausgeführt werden ſollen, haben bereits reſignirt. Wir haben keinen Diſtriktsrichter, keinen Staatsanwalt und keinen Marſchall in Süd-Carolina. In der That, die ganze föderale Regierungsmaſchine, die zum Rechtſprechen erforderlich iſt, wurde vernichtet, und es wird ſchwer, wenn nicht unmöglich ſein, ſie wieder zu erſetzen.

„Die einzigen in den Geſetz-Sammlungen ſich vorfindenden Beſchlüſſe des Kongreſſes, welche ſich auf dieſen Gegenſtand beziehen, ſind vom 28. Februar 1795 und vom 3. März 1807. Dieſe ermächtigen den Präſidenten, nachdem er ſich vergewiſſert hat, daß der Marſchall mit ſeinem posse comitatus nicht im Stande iſt, in einem beſtimmten Fall ein Civil- oder Criminal-Verfahren durchzuführen, die Miliz aufzubieten und die Land- und Seemacht zu ſeiner Unterſtützung in Ausübung ſeiner Dienſtpflichten zu verwenden, nachdem er vorher durch eine Proclamation die Inſurgenten aufgefordert hat, auseinander zu gehen und ſich friedlich innerhalb einer beſtimmten Zeit in ihre Wohnungen zurückzuziehen. Es iſt keine Möglichkeit vorhanden, dieſe Pflicht in einem Staate auszuüben, wo keine gerichtliche Behörde exiſtirt, um die nöthigen Erlaſſe ergehen zu laſſen und wo kein Marſchall vorhanden iſt, um ſie auszuführen, und wo, ſelbſt wenn ein ſolcher Beamter vorhanden wäre, die geſammte Bevölkerung ſich zum Widerſtand vereinigen würde.

„Schon die Aufzählung dieſer Beſtimmungen beweiſt, wie unzureichend ſie ſind, um damit, ohne ergänzende Geſetzgebung, eine vereinigte Oppoſition in einem einzigen Staate zu überwinden, ohne von andern Staaten zu reden, welche dieſelbe Haltung einnehmen mögen. Der Kongreß allein hat die Kompetenz, zu entſcheiden, ob die gegenwärtigen Geſetze ſo abgeändert werden können oder nicht, um das, was die Conſtitution bezweckt, vollſtändiger zu erreichen.

„Solche unüberſteigliche Hinderniſſe ſtellen ſich den Geſetzen zur Eintreibung der Zölle nicht entgegen. Die Abgaben werden noch fortwährend, wie vorher, auf dem Zollamt in Charleſton erhoben, und im Falle der Collector unglücklicher Weiſe abdanken ſollte, ſo könnte ein Nachfolger ernannt werden, um deſſen Amt zu verſehen.

„Was nun das Eigenthum der Vereinigten Staaten in Süd-Carolina betrifft, ſo wurde daſſelbe „mit Einwilligung der Staats-Geſetzgebung" „zur Errichtung von Forts, Magazinen und Arſenalen" gegen eine entſprechende Vergütung angekauft, und die Autorität über dieſelben „zur Ausübung exclusiver Geſetzgebung" wurde dem Kongreß ausdrücklich durch die Conſtitution eingeräumt. Man glaubt nicht, daß ein Verſuch gemacht werden wird, die Vereinigten Staaten gewaltſam aus dieſem Eigenthum zu vertreiben, doch hat der dort commandirende Offizier, für den Fall, daß ich mich hierin irren ſollte, Befehl erhalten, blos defenſiv zu verfahren. Die Verantwortlichkeit für die Folgen eines ſolchen Vorkommniſſes würde mit vollem Recht nur die Angreifer treffen.

„Außer der Durchführung der Geſetze, ſoweit ſolche möglich iſt, hat die Executive keine Autorität, um zu entſcheiden, welches die Beziehungen zwiſchen der Bundesregierung und Süd-Carolina ſein ſollen. Sie hat keine Gewalt, in den Beziehungen, welche ſeither zwiſchen denſelben exiſtirten, eine Aenderung vorzunehmen, noch viel weniger die Unabhängigkeit jenes Staates anzuerkennen. Dies hieße einen blos vollziehenden Beamten mit der Gewalt bekleiden, die Auflöſung der Conföderation unſerer dreiunddreißig Staaten anzuerkennen.

„Es hat dieſer Fall keine Aehnlichkeit mit der Anerkennung einer de facto exiſtirenden fremden Regierung, was keine ſolche Verantwortlichkeit in ſich begreift. Ein Verſuch, dies zu thun, würde ſeiner Seits ein baarer Akt der Uſurpation ſein. Es iſt deshalb meine Pflicht, die ganze Frage in allen ihren Beziehungen dem Kongreß zu unterbreiten.

„Die Ereigniſſe entwickeln ſich ſo außerordentlich raſch, daß bald der Fall eintreten könnte, daß Ihnen die wichtige Frage zur Entſcheidung vorgelegt würde, ob Ihnen das Recht zuſtehe, mit Waffengewalt einen Staat zum Verbleiben in der Union zu zwingen. Ich würde es mir als eine Pflichtverwachläſſigung anrechnen, wenn ich meine Anſicht über dieſen wichtigen Gegenſtand nicht ausſpräche.

„Die aufgeworfene Frage iſt die: Iſt durch die Conſtitution dem Kongreß die Befugniß übertragen, einen Staat, welcher verſucht, aus der Conföderation auszutreten, oder welcher wirklich ſchon ausgetreten iſt, zur Unterwerfung zu zwingen? Wird dieſe Frage bejahend beantwortet, ſo muß dies nach dem Grundſatz geſchehen, daß dem Kongreß die Befugniß übertragen worden ſei, einem Staat den Krieg zu erklären und Krieg mit ihm zu führen. Nach reiflichem Nachdenken bin ich zu dem Schluß gelangt, daß weder dem Kongreß, noch irgend einem andern Zweig der Bundes-Regierung eine ſolche Gewalt übertragen worden iſt.

„Bei vorgenommener Durchſicht der Conſtitution wird es offenbar, daß dieſe Gewalt ſich nicht unter den beſonderen Befugniſſen befindet, welche dem Kongreß zugeſtanden ſind, und es iſt eben ſo klar, daß deren Anwendung „nicht nothwendig und angemeſſen iſt zur Ausübung" einer dieſer Befugniſſe. Eine ſolche Gewalt wurde dem Kongreß ſo wenig übertragen, daß ſie ihm von der Verſammlung, welche die Conſtitution entwarf, ausdrücklich verweigert wurde.

„Aus den Verhandlungen dieſer Verſammlung geht hervor, daß am 31. Mai 1787 der Paſſus „mit der Ermächtigung, die Macht der Geſammtheit gegen einen widerſpenſtigen Staat anzuwenden" zur Berathung kam. Mr. Madiſon hielt eine kurze, aber gewaltige Rede gegen denſelben, aus welcher ich nur eine einzige Stelle hier anführen werde: „Die Anwendung von Gewalt gegen einen Staat würde mehr wie eine Kriegserklärung anſehen, als wie Beſtrafung, und würde von dem angegriffenen Theil wahrſcheinlich als eine Auflöſung aller früheren Verträge, durch welche er gebunden ſein könnte, betrachtet werden."

„Auf ſeinen Antrag ward der Paſſus einſtimmig zurück- und, wie ich glaube, niemals wieder der Verſammlung vorgelegt.

„Ohne weiter in Einzelheiten einzugehen, darf man doch füglich behaupten, daß die Befugniß, mit einem Staate Krieg zu führen, im Widerſpruch ſteht mit dem Geiſt und Zweck der Conſtitution. Angenommen, ein ſolcher Krieg würde mit der Eroberung eines Staates endigen, wie ſollten wir ihn alsdann regieren? In der Natur der Dinge iſt es begründet, daß wir den Willen des Volkes nicht lenken und es durch phyſiſche Gewalt nicht zwingen könnten, Senatoren und Mitglieder des Repräſentantenhauſes zu wählen und alle anderen Pflichten zu erfüllen, welche von ſeinem eigenen Willen abhängen, und welche von den freien Bürgern eines freien Staates, als eines Beſtandtheiles der Conföderation, verlangt werden.

„Wenn wir aber dieſe Macht beſäßen, würde es weiſe ſein, ſie unter den obwaltenden Umſtänden auszuüben? Unſer Zweck würde zweifellos ſein, die Union zu erhalten. Krieg würde aber nicht nur das wirkſamſte Mittel ſein, ſie zu zerſtören, ſondern würde auch alle Hoffnung auf eine friedliche Wiederherſtellung derſelben ausſchließen, abgeſehen davon, daß außerdem in dem brudermörderiſchen Kampfe viel Blut vergoſſen und große Schätze vergeudet würden, was eine Verſöhnung der Staaten für

die Zukunft unmöglich machen würde. Und wer kann sagen, welches unterdessen während des Kriegs die Leiden und Entbehrungen des Volkes sein würden?

Durch obige Auslassung des Präsidenten konnten sich die secessionslustigen Staaten bis zum 4. März, bis zum Amtsantritt Lincoln's, vor Zwangsmaßregeln der Execution sicher fühlen. — Die Erbitterung über das Benehmen des Präsidenten ist im Steigen, und man hört auch von Demokraten sehr harte Aeußerungen über ihn. Er weigerte sich, die schwachen Besatzungen der Forts bei Charleston in Süd-Carolina zu verstärken. Deshalb trat der Staatssecretair Caß, der in der demokratischen Partei ergraut ist, aus dem Kabinet. Sonderbarer Weise schrieb der Präsident wegen des Unglücks, das die Union betroffen, auf den 4. Jan. einen allgemeinen Buß- und Bettag aus. In der betreffenden Verordnung heißt es unter Anderem: „Lasset uns den Höchsten anflehen, daß er aus unseren Herzen den falschen Meinungsstolz nehme, der uns antreibt, lieber um der Konsequenz willen im Bösen zu verharren, als uns den unvorhergesehenen Ereignissen zu fügen."

Komisch nehmen sich die Stimmen solcher Deutschen aus, welche sich im Süden recht secessionseifrig geberden. Die „Deutsche Zeitung" in New-Orleans schreibt, ich weiß nicht ob aus Dummheit, oder aus Furcht, schon längst Secessions-Artikel, aber besonders eifrig secessionistisch ist die „Deutsche Zeitung" in Charleston. Dort ist das Kuriosum vorgekommen, daß man die schwarz-roth-goldene Fahne, die doch in Deutschland als Zeichen der Einheit und Vereinigung gilt, mit dem Zeichen der amerikanischen Vereinzelnung und Entzweiung (Palmbaum und Stern) befleckt hat. Die schwarz-roth-goldene Fahne ist zwar schon verschiedentlich verfolgt worden und hat sich mancherlei müssen gefallen lassen, aber dies dürfte ihr doch noch nicht widerfahren sein.*

Die Secessionsbewegung ist jetzt (kurz vor Weihnachten) ungefähr folgendermaßen verbreitet: Der hauptsächliche Herd derselben ist Süd-Carolina. Außerdem sind von derselben ergriffen die Staaten Georgia, Florida, Alabama, Louisiana und Mississippi. In Texas lassen sich auch viele Stimmen für Secession hören, doch scheint man dort sehr unklar in der Sache zu sein; auch ist der Plan aufgetaucht, zwar aus der Union zu treten, aber eine besondere texanische Republik zu bilden. Nord-Carolina hält sich sehr still, die Gemäßigten scheinen dort noch die Oberhand zu haben. Aus Tennessee hört man auch nicht viel von Secession. In Virginien giebt es zwar eine Secessionspartei, aber die Opposition dagegen ist überwiegend. Endlich sind die vier Sklavenstaaten Kentucky, Missouri, Maryland und Delaware gegen die Secession.

Das Secessionsfieber scheint aber ansteckend zu sein, und es sind in den letzten Tagen noch andere Secessionspläne zum Vorschein gekommen. So ist für den Fall, daß die Baumwollen-Staaten aus der Union scheiden, von Errichtung einer Central-Republik die Rede gewesen, die aus den gemäßigten südlichen Staaten, dem Nordwesten, Pennsylvanien und New-Jersey bestehen soll. Dabei setzt man voraus, daß die Pacific-Staaten ebenfalls ausscheiden und eine besondere Republik bilden, obgleich man neuerdings, wenn auch früher, von dorther nichts von Secessions-Plänen vernommen hat. Um aber der Secession die Krone aufzusetzen, ist ein früher besprochener Plan für New-York wieder aufgewärmt worden. Die Stadt soll sich nämlich vom Staate *trennen* und mit einem kleinen Gebiete einen besonderen Staat bilden. Alle diese zuletzt erwähnten Projekte sind aber vorläufig noch nebelhafte Pläne, denen es an einer Partei fehlt.

Nach verhältnißmäßig kurzer Session (sie war am 17. December zusammengetreten), nahm die in Charleston tagende Secessions-Versammlung von Süd-Carolina am 19. December einstimmig folgende Secessions-Verordnung an:

„Wir, das hier in einem Convente versammelte Volk des Staates Süd-Carolina, erklären und verordnen und ist hiermit erklärt und verordnet, daß die von uns in dem Convente am 23. Mai 1788 angenommene Verordnung, wodurch die Constitution der Vereinigten Staaten von Amerika ratificirt ward, und ebenso alle Akte und Theile von Akten der General-Assembly dieses Staates, wodurch Amendements zu jener Constitution ratificirt wurden, hiermit widerrufen werden, und die jetzt zwischen Süd-Carolina und den übrigen Staaten unter dem Namen „Vereinigte Staaten von Amerika" bestehende Union aufgelöst ist."

Als dieses Resultat in den Straßen von Charleston bekannt ward, sammelten sich dichte Menschenmassen und ließen vielfache Hochs erschallen. — Am 21. December früh ward die Nachricht davon hier durch die Journale veröffentlicht und erregte ungemeines Aufsehen. Aus den verschiedensten Gesichtspunkten und vielfältig mit Aufregung ward dieser verhängnißvolle Akt besprochen. — Doch ich muß schließen, wenn dieser Bericht noch mit dem nächsten Dampfer (22. Dec.) abgehen soll.

Albr. Böhme.

---

* Ich theile hier die betreffende Stelle aus einer südcarolinischen Korrespondenz der „Westlichen Post" mit. Dort heißt es:

Charleston ist bekanntlich der Sitz der Cumarilla aller südlichen Feuerfresser. Unglaublicher Weise erscheint dort auch ein deutsches Blättchen, das sich neulich „Deutsche Zeitung" nennt. Dieses Blättchen, das sich bisher immer durch absolute Unschuld und Harmlosigkeit ausgezeichnet hat, hängt seit einigen Tagen die Löwenhaut um, und geberdet sich ganz feuerfresserisch. Das Blättchen oder sein Besitzer, ein gewisser Melchers, hat sogar die namenlose Frechheit gehabt, die deutschen Farben, schwarz, roth, gold mit dem Palmetto und Stern, dem Symbol der Secession, auf seinem Office auszuhängen. Solche deutsche Tröpfe jammern Einem in der That und man möchte bedauern, einer Nation anzugehören, die so kriechendes Gewürm, so serviles Pack zu ihren Landsleuten zählt. Doch hören wir, wie dieser südliche, deutsche Frosch sich aufbläst, als ob er ein Ochse wäre. In seinem Blatte vom 26. heißt es:

„Der schwarz-roth-goldenen Flagge mit Palmetto und Stern, welche von der Office der „Deutschen Zeitung" flattert, geschah am Freitag eine große Ehre. Die deutschen Husaren, welche sich zahlreich zu einer Waffenübung an dem Citadel Square eingefunden hatten, kamen in geschlossenen Reihen nach dem unteren Theile der Stadt. Vor der Office der „Deutschen Zeitung" angekommen, machten sie Halt und Front, ihre Säbel flogen aus den Scheiden, und ein dreifaches, donnerndes Hurrah für unsere Flagge stieg in die Lüfte empor. In den Husaren herrscht der rechte Geist, sie sind auf Alles vorbereitet und werden am Platze sein, wenn man ihrer, zur Beschützung unserer Heimat, unserer Rechte und Freiheiten bedarf."

„Die Deutschen ziehen allenthalben Flaggen auf, und würden wir gerne Beschreibungen davon liefern, wenn der Raum es uns gestattete.

Süd-Amerika.

Die spanischen Republiken Süd-Amerika's.

In der North British Review vom November v. J. finden wir einen Artikel, der mit Recht die Aufmerksamkeit auf eine Gruppe von Staaten lenkt, die trotz des Interesses, das sie in so reichem Maße verdienen, doch nur Wenigen etwas näher bekannt sind. Bei Manchen hat sich vielleicht der Eindruck bewahrt, den Humboldt's lebensvolle Naturschilderungen eines großen Theiles dieser Länder hervorgerufen; schwerlich werden sie dem Gange der politischen Kämpfe und unaufhörlichen Umgestaltungen gefolgt sein, welche diese Staaten seit Anfang dieses Jahrhunderts erlebt haben; wahrscheinlich werden sie aber von der socialen Lage, den sittlichen und religiösen Beziehungen, den landwirthschaftlichen und kommerziellen Hülfsquellen des südamerikanischen Kontinents noch weniger unterrichtet sein.

Es ist allbekannt, daß im sechzehnten Jahrhundert die kühnen und ritterlichen Abenteurer Spaniens und Portugals von jenen Landstrichen Besitz nahmen, wie auch von Mexiko und und dem Theile, welcher jetzt Central-Amerika genannt wird. Portugal begnügte sich mit Brasilien. Schauen wir für einen Augenblick auf die Zeiten nach der Eroberung zurück, so finden wir die spanischen Kolonien beinahe ausschließlich von den verschiedenen indianischen Racen bewohnt, über welche die in beständig wachsender Anzahl sich niederlassenden Spanier herrschten. Die Eroberer waren wenig skrupulös in der Art und Weise, die reichlichen Schätze des Landes so schnell als möglich für sich zu gewinnen. Die armen Indianer wurden in Heerden nach den Bergwerken geschleppt, wo sie bald den Anstrengungen der harten Arbeit erlagen und neuen Schaaren Platz machten, die eben so schnell dem sichern Tode verfielen.

Das Joch der Knechtschaft mußte namentlich den Peruanern und Mexikanern um so fühlbarer sein, da sie nicht wie die übrigen Indianer auf einer niedrigen Stufe der Bildung standen, sondern sich durch einen gewissen Grad von Civilisation auszeichneten. Noch heute zeugen davon die wenigen Ueberbleibsel von Gebäuden, Malereien und Geräthschaften, und wenn wir nach den Ruinen ihrer Bewässerungs-Anstalten urtheilen dürfen, so ist es augenscheinlich, daß die Ausdehnung des unter Kultur befindlichen Grund und Bodens zur Zeit der Eroberung größer war, als im gegenwärtigen Augenblicke.

Die Abnahme der indianischen Bevölkerung in den spanisch-amerikanischen Provinzen in Folge der Ueberanstrengung, die den schwächlich gebauten Bewohnern auferlegt wurde, ist ebenso traurig, als wahr. Zur Zeit der Eroberung mochte Mexiko und Central-Amerika etwa 7,000,000 Einwohner besessen haben, und nach Angabe des Mercurio Peruano (einer zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Lima erscheinenden Zeitschrift), betrug bei einer Zählung im Jahre 1551 die indianische Bevölkerung von Peru, Santa Fe und Buenos Ayres 8,225,000. — Das bal-

dige Erlöschen der rein indianischen Rassen erscheint unvermeidlich, wenn wir finden, daß die Anzahl dieser 15,000,000 gegenwärtig bis auf 5,500,000 gefallen ist. Allerdings vermischte sich ein Theil des indianischen Blutes mit dem spanischen und gab den in ziemlicher Menge vorhandenen Mestizo-Rassen ihre Entstehung, aber selbst wenn wir diese in Betracht ziehen wollten, würde sich eine bedeutende Verminderung zeigen. Von obigen 5,500,000 kommen 4,500,000 auf Mexiko und nur 1,000,000 reiner Indianer auf Central-Amerika und die spanischen Republiken Süd-Amerika's. — Humboldt schätzte 1803 die indianische Bevölkerung Amerika's auf 6,000,000; wenn er aber annimmt, daß sich die Bevölkerung Mexiko's seit der Eroberung nicht vermindert habe, so wurde er vielleicht durch Pater Cisneros getäuscht, der nach Art jener Zeit nur die Anzahl waffenfähiger Leute anstatt der Bevölkerung angegeben zu haben scheint.*

Die Knechtung der Indianer rächte sich an den Nachkommen ihrer Bedrücker; die Kolonisten selbst fühlten tiefer und tiefer die Ketten, die ihnen das Mutterland angelegt, in ihr Fleisch eindringen. Sie benutzten endlich den zerrütteten Zustand der spanischen Monarchie unter Joseph Napoleon und später unter Ferdinand, um das Joch abzuschütteln und sich die Freiheit zu erringen. Der Erfolg krönte ihre Anstrengungen. Diesem Kampfe für Unabhängigkeit, der ursprünglich nur das Werk weniger Männer aus den aristokratischen Familien des Landes war, bei dem die Masse der Bevölkerung ruhig und gleichgültig blieb, wurde die ganze Sympathie der aufgeklärten Nationen Europa's, sowie Nord-Amerika's zu Theil, wenn auch vielleicht selbstsüchtige Gedanken namentlich England zu einer bereitwilligen Aufmunterung antreiben mochten. Spanien hatte nämlich auf das Strengste fremden Verkehr mit seinen Kolonien zu verhindern gesucht, und man glaubte fast allgemein, daß die Erlangung der Unabhängigkeit dem Unternehmungsgeiste der europäischen Völker ein unbegränztes Feld eröffnen würde, daß die spanisch-amerikanischen Staaten wegen ihrer außerordentlichen Hülfsquellen selbst Nord-Amerika an Ergiebigkeit bald erreichen, ja übertreffen würden. Wir wollen hier einige der wichtigeren Hindernisse andeuten, welche dem Vorwärtsschreiten Süd-Amerika's in sittlicher und materieller Beziehung im Wege gestanden haben und noch stehen, und denen jedenfalls hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß die gehegten hohen Erwartungen sich nicht erfüllt haben.

Es ist noch nicht die Zeit gekommen, auf die politische Entwickelungsgeschichte dieser Staaten näher einzugehen, denn die Umgestaltungen der Staatsformen sind noch nicht zu ihrem Ende gelangt; sicherlich hat aber die durch unaufhörliche innere Parteikämpfe verursachte Unsicherheit wesentlich dazu beigetragen, das Emporblühen zu verzögern.

Mit Einschluß der indianischen Bevölkerung, von der schon oben die Rede gewesen, betrug die Einwohnerzahl der spanisch-amerikanischen Provinzen zu Ende des vorigen Jahrhunderts der niedrigsten Schätzung zufolge 16,000,000, nach der höchsten etwa 20,000,000. Nehmen wir das Mittel 18,000,000, übereinstimmend mit der Schätzung Biscardo's, als der Wahrscheinlichkeit nahe kommend an, so werden wie finden, daß die Bevölkerung seit mehr als einem halben Jahrhundert nahezu stationär geblieben ist. Nach den genauesten Angaben beläuft sie sich gegenwärtig noch nicht auf 20,000,000, die sich folgendermaßen auf die einzelnen Staaten vertheilen mögen:

Mexiko		7,000,000
Guatemala, Salvador, Honduras, Nicaragua, Costa Rica	Central-Amerika	2,000,000
Neu-Granada		2,000,000
Venezuela		1,000,000
Ecuador		750,000
Peru		2,000,000
Bolivia		1,500,000
Chili		1,450,000
Argentinische Confederation		1,000,000
Paraguay		500,000
Urugnay		300,000
	Summa	19,500,000

Haben auf der einen Seite die Bürgerkriege eine große Anzahl von Menschen hinweggerafft, so hat unter den niedern Klassen Mangel an mütterlicher Sorgfalt für ihre Nachkommenschaft das Uebrige gethan. In einem Lande, in welchem alle Bedingungen zum Gedeihen gegeben, in welchem die Frauen ganz außergewöhnlich fruchtbar sind, sollte sich die Bevölkerung mit reißender Schnelle vermehrt haben; wenn aber der Aberglaube des niedern Volkes die todten Kinder als kleine Engel betrachtet, die in einer andern Welt viel glücklicher zu schätzen, so brauchen wir nicht zu erstaunen, selbst in Valparaiso, einer der aufgeklärtesten Städte, Sterblichkeits-Tabellen, wie die nachfolgende zu finden.

Begräbnisse auf einem der Gottesäcker von Valparaiso im Jahre 1856:

April:	198	darunter	156	Kinder	unter	7 Jahren.
Mai:	144	„	119	„	„	7 „
Juni:	144	„	88	„	„	7 „
Juli:	185	„	124	„	„	7 „
August:	187	„	134	„	„	7 „
September:	192	„	124	„	„	7 „

Demnach befinden sich unter 1050 Todesfällen nahezu 71 Procent von Kindern unter sieben Jahren.

Der Valparaiso-Mercurio giebt ferner an, daß von Oktober 1855 bis Ende September 1856 in der Gemeinde Salvadne in Valparaiso von 1282 Geburten 362, oder mehr als 18 Proc., außerehelich waren, daß im Distrikt von Concepcion, im Süden Chili's, die außerehelichen Geburten 30 Proc. betragen, und daß sich die übrigen Republiken in einer noch schlimmeren Lage als Chili befinden. Die außerehelichen Geburten vermehren ohne Zweifel das Mißverhältniß der Todesfälle bedeutend, da dergleichen Kinder gewöhnlich mit zu nachlässiger Gleichgültigkeit behandelt werden. Das schreckliche Vorwiegen der von Unsittlichkeit herrührenden Krankheiten verschafft in den südamerikanischen Staaten dem Tode gleichfalls eine reiche Aernde. Einen großen Theil der Schuld an diesen Mißständen trägt jedenfalls das Vorhandensein der Findelhäuser. So löblich auch die Absichten bei Gründung derselben sein, einen wie großen Nutzen dieselben in andern Ländern beiogen mögen, hier werden sie eine fruchtbare Quelle gerade von dem Uebel, dem sie abhelfen sollen; hier tragen sie dazu bei, das Wachsthum der Bevölkerung zu benachtheiligen, indem sie dem außerehelichen Zusammenleben Begünstigungen bieten. So mag eine Mutter nicht nur ihr Kind in der Anstalt niederlegen, um es auf Kosten des Publikums erziehen zu lassen, sondern sie mag sich nachher selbst als Wärterin anbieten, um für die Nahrung und Pflege Bezahlung zu erhalten, welche von der Natur vorgesehen war.

Aber nicht allein, daß an Orten, an denen Findelhäuser in reicher Anzahl sich vorfinden, das Verhältniß der außerehelichen Geburten beträchtlich steigt — auch die Sterblichkeit der Kinder ist in diesen Anstalten außerordentlich groß. Im Jahre 1851 wurden in dem Findelhause zu Santjago 531 Kinder aufgenommen, während etwa die doppelte Anzahl von Heimten geschlossen und die zehnfache Menge von Kindern geboren wurde. Von den aufgenommenen 531 Kindern starben 260 im Laufe desselben Jahres, eine Sterblichkeit von nahezu 50 pCt. gebend, die indessen in europäischen Findelhäusern nicht ganz ungewöhnlich sein soll.

Man muß nicht annehmen, daß in den höheren Klassen der Gesellschaft ein ähnlicher Zustand herrsche; im Gegentheil zeichnen sich dieselben durch Tugend und Bildung aus. Der Kontrast wird aber dadurch nur um so auffallender.

Auf das Innigste verbunden mit der sittlichen Lage eines Volkes ist natürlich der Zustand der Erziehung. Es ist kaum nöthig anzuführen, daß dieselbe im spanischen Amerika auf das Beklagenswertheste vernachlässigt worden. Wenn unter den großen Städten der spanisch-amerikanischen Republiken Buenos Ayres den höchsten Rang in Bezug auf Erziehungs-Anstalten einnehmen mag, so ist doch im Allgemeinen für Ausbreitung des Volksunterrichts während der letzten Jahre in Chili das Meiste gethan worden. Zufolge der vom Minister des öffentlichen Unterrichts jährlich gelieferten statistischen Angaben, wurden 1855 die öffentlichen und Privatschulen des ganzen Landes von 28,900 Schülern besucht, 1858 hatte sich die Anzahl auf 32,000 erhoben, von denen 23—24,000 Knaben und 8—9000 Mädchen waren. Da dies nur ein Verhältniß von 1 auf 45 Einw. giebt, anstatt von 1 auf 7, wie es in einem hinreichend mit Unterrichts-Anstalten versehenen Lande der Fall sein sollte, so sehen wir, daß selbst in dem am weitesten vorgeschrittenen Staate noch sehr viel zu wünschen übrig bleibt. Wenn wir in den übrigen Republiken das Verhältniß der Schulbesuchenden zu der Bevölkerung wie 1 zu 100 annehmen, so stellen wir diese Staaten jedenfalls in das möglichst günstige Licht. Die vorherrschende oder vielmehr allein existirende römische Kirche, so gern sie sich die Oberaufsicht über den Unterricht anmaßt, thut nichts in Förderung der Volkserziehung. Noch heutigen Tages lautet in der Verfassung von Chili der fünfte Artikel: „Die Religion des Staates ist die Römisch-

* Biography of General Miller, London, 1826.

katholisch-Apostolische, und die öffentliche Ausübung jeder andern Art der Gottesverehrung ist ausgeschlossen."

In Valparaiso sind jetzt allerdings zwei Stätten, an welchen protestantischer Gottesdienst gehalten wird, dieselben sind aber nur geduldet und bestehen gegen den Buchstaben und Geist der Verfassung. Glücklicherweise scheint die Regierung in neuerer Zeit duldsamere Ansichten zu hegen, denn als bei Einrichtung des ersten protestantischen Gotteshauses im December 1855 der Erzbischof von Santjago die strenge Ausführung der Verfassung verlangte, umging die Regierung eine direkte Antwort und empfahl der Geistlichkeit, das gewünschte Ziel durch Verbreitung vernünftiger Lehren und durch das Vorangehen in guten Werken herbeizuführen. Die Regierung hat auch bisjetzt die intoleranten Bestimmungen der Verfassung nicht in Kraft gesetzt. Bolivar, der hervorragendste unter den Streitern für die Unabhängigkeit, sah schon die Gefahr und die Schwierigkeiten, welche durch Festsetzung des römischen Glaubens als Staatsreligion herbeigeführt werden möchten, und empfahl daher in seiner Eröffnungsrede zur ersten gesetzgebenden Versammlung von Bolivia, daß in einer politischen Verfassung kein religiöses Bekenntniß vorgeschrieben werden solle. Sein Rath wurde leider nicht beherzigt.

Hiernach wird es nicht überraschen, daß die spanisch-amerikanischen Republiken in der Entwickelung ihrer Hülfsquellen, in der Ausdehnung ihres Handels und Verkehrs ebenfalls keine bedeutenden Fortschritte gemacht haben, daß sie weit hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben sind. Daß eine Vergleichung mit den nordamerikanischen Staaten lächerlich sein würde, werden die nachfolgend angeführten Thatsachen genügend darthun.

Mexiko, mit seinem ausgebreiteten Gebiet und seiner zahlreichen Bevölkerung, führt, mit Ausnahme des Ertrags seiner Silberbergwerke, jährlich die erbärmliche Summe von 1,500,000 Dollars hauptsächlich in Cochenille und Farbehölzern aus. Die Silberminen lieferten 1804 etwa 28,000,000 Dollars. Im Jahre 1827 war der Ertrag auf 10,000,000 Dollars gefallen, der erst seit den letzten Jahren wieder gewachsen und sich gegenwärtig auf 25,000,000 Dollars erhoben hat. Mexiko ist demnach stationär, wenn nicht rückschreitend. Aber es ist kaum anders von einem Lande zu erwarten, in dem $^3/_4$ der Bevölkerung Indianer sind, welche noch immer auf der niedrigen Stufe der Bildung stehen, auf der sie sich zur Zeit der Eroberung befanden; in dem zu gleicher Zeit die ununterbrochenen Bürgerkriege den höchsten Grad der Demoralisation herbeigeführt haben.

Central-Amerika, Neu-Granada und Venezuela führen jährlich für einige Millionen Dollars in Tabak, Farbehölzern, Kaffee und kleinern Artikeln aus; sie importiern für einen ähnlichen Betrag. Neu-Granada zog am Ende des vorigen Jahrhunderts jährl. 3,000,000 Doll. aus seinen Minen, die jetzt fast nichts liefern, obgleich sie beinahe unerschöpflich sind.

Ecuador hat in Cacao, Strohhüten, Tabak, Holz und kleinern Artikeln eine jährliche Ausfuhr von 3,000,000 Doll.; die Einfuhr mag eine ähnliche Höhe erreichen, aber der Handel ist eingeschränkt und vermehrt sich daher nicht.

Peru's Ausfuhr übersteigt (noch Abzug von 8,000,000 Doll. des Reinertrags vom Regierungs-Monopol auf Guano) nicht 8,500,000 Doll. im Jahre, und besteht aus Folgendem:

Silber	2,800,000 Doll.
Cochenille und Baumwolle	300,000 „
Soda-Salpeter (55,000 Tonnen) . .	2,500,000 „
Alpaca und gewöhnliche Wolle . . .	1,200,000 „
Zucker und Reis	1,000,000 „
Gold, Kupfer, Häute und kleinere Artikel	700,000 „
Summa	8,500,000 Doll.

Der Ertrag der Silberbergwerke hat seit Anfang dieses Jahrhunderts wesentlich abgenommen. Im Jahre 1791 schlug die Münze 5,000,000 Doll. und 1803 wurden in den Minen für 6,000,000 Doll. an Silber gewonnen; 1855 lieferten sie nur noch 3,000,000 Doll. Aber auch der allgemeine Handel hat, Guano ausgeschlossen, seit Ende des vorigen Jahrhunderts sich vermindert, denn nach den Angaben des Mercurio Peruano war der Durchschnitt der jährlichen Einfuhr in Peru von 1785—1789 folgender:

Von Spanien	8,420,000 Doll.
„ Chili	1,100,000 „
„ andern Kolonien im stillen Ocean	800,000 „
„ Potosi und de La Plata Provinzen	8,000,000 „
Summa	11,120,000 Doll.

Die Ausfuhr in derselben Zeit betrug:

Nach Spanien (hauptsächlich Silber und Gold)	6,300,000 Doll.
„ Chili	950,000 „
„ andern Kolonien im stillen Ocean . . .	600,000 „
„ Potosi und den La Plata Provinzen . .	2,000,000 „
Summa	9,850,000 Doll.

Aus derselben Quelle schöpfen wir, daß im Jahre 1790 Peru 41 Schiffe mit 400 Tonnen Gehalt besaß, und die von 1460 Seeleuten bemannt waren. Wir zweifeln sehr, ob die Handelsflotte sich gegenwärtig eines so hohen Tonnengehaltes, oder einer so großen Anzahl eingeborener Seeleute rühmen kann. Die weltberühmten Reichthümer Peru's erscheinen jetzt gleich Sagen der Vorzeit.

Bolivia, ebenso wie Paraguay, hat nur wenig Verkehr mit dem Auslande. Die gesammte Ausfuhr (ohne Berücksichtigung einer geringen Menge Silbers, das trotz des Regierungsverbotes ausgeführt wird) übersteigt nicht 500,000 Dollars. Die berühmten Silberminen von Potosi lieferten in der Periode von 1556 bis 1780 im Durchschnitt 13,000,000 Dollaes jährlich; 1791 war der Ertrag schon auf 5,000,000 Dollars gefallen, und jetzt erreicht er nicht 2,000,000 Dollars. Es wird sich schwerlich in der neueren Zeit in irgend einem Welttheile ein ähnlicher Verfall, wie der von Potosi, auffinden lassen.

Nach dem Mercurio Peruano besaß es 1611 . . .	160,000 Einw.
Nach Frezier* besaß es 1712	70,000 „
Nach dem Mercurio Peruano hatte es 1792 noch . .	18,000 „
Und nach Gen. Millers Memoiren besaß es 1825 nur	8,000 „

Mag nun diese Abnahme der Bevölkerung Wirkung oder Ursache der verminderten Silberausbeute sein, jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß immer noch große Reichthümer in den Bergen von Potosi verborgen liegen, und daß nur Fleiß und Energie nöthig sind, um sie an das Tageslicht zu bringen.

Uruguay, eine der kleinsten südamerikanischen Republiken, hat bedeutende landwirthschaftliche Hülfsquellen, aber Bürgerkriege und Mißherrschaft haben ihre Entwickelung auf das Bedauerlichste verzögert. In neuerer Zeit indessen zeigt sich einige Besserung. Die Ausfuhr besteht in Häuten, Talg und Wolle zu einer Höhe von etwa 6,000,000 Dollars. Der jährliche Betrag der Einfuhr ist von gleicher Höhe.

Die Argentinische Conföderation ist vielleicht von allen spanisch-amerikanischen Republiken diejenige, welche bestimmt ist, in materiellem Wohlstande den raschesten Fortschritt zu machen. Bisher entweder in Kämpfe mit benachbarten Republiken verwickelt, oder durch innere Parteiungen beunruhigt, hat dieses weite Gebiet kaum seinen Verkehr aufzunehmen begonnen. Die Gesetzgebung ist jetzt auf einem freisinnigen und duldsamen Wege vorwärtsschreitend. Die Ausfuhr besteht in Häuten, Talg, Wolle und einigen kleineren Artikeln; und der jährliche Betrag derselben, wie auch der Einfuhr, beläuft sich auf 15,000,000 Dollars. Im Jahre 1796 war die Ausfuhr von Buenos-Ayres nur 1,320,000 Dollars, so daß wenigstens hier einige Fortschritte bemerkbar werden.

Chili hat, verglichen mit den übrigen südamerikanischen Staaten, namentlich in den Jahren 1844 bis 1855 bedeutende Fortschritte in der Ausbreitung des Handels gemacht. Während der letzten Jahre ist zwar die Ausfuhr in Folge der großen Verminderung des Silberertrages nicht gewachsen, um aber diesen Verlust auszugleichen, hat sich die Gewinnung und Ausfuhr des Kupfers so schnell vermehrt, daß dies jetzt als ein Hauptzweig der Landesindustrie angesehen werden muß. Die folgende Tabelle, mit großer Sorgfalt aus den statistischen Angaben der Zollbehörden zusammengestellt, wird die kommerzielle Bewegung der obengenannten Jahre zeigen:

1844	Einfuhr:	8,596,000 Doll.	Ausfuhr:	6,087,000 Doll.
1845	„	9,104,000 „	„	7,600,000 „
1846	„	10,149,000 „	„	8,115,000 „
1847	„	10,068,000 „	„	8,442,000 „
1848	„	8,600,000 „	„	8,350,000 „
1849	„	10,720,000 „	„	10,603,000 „
1850	„	11,780,000 „	„	12,426,000 „
1851	„	15,884,000 „	„	12,146,000 „
1852	„	15,347,000 „	„	14,087,000 „
1853	„	11,553,000 „	„	12,138,000 „
1854	„	17,428,000 „	„	14,627,000 „
1855	„	18,430,000 „	„	19,180,000 „

* Frezier, A Voyage to the South Sea and along the coasts of Chile & Peru. London, 1717.

Es zeigt sich hier, was Chili trotz der vorhandenen Hindernisse vermag.

Die gesammte Ein- und Ausfuhr der spanisch-amerikanischen Republiken kann demnach auf je 85,000,000 Dollars geschätzt werden, ein Betrag, den der Handel von Australien gegenwärtig erreicht, trotzdem dasselbe nur etwa eine Bevölkerung von einer Million aufzuweisen hat. Zudem besteht die Ausfuhr Australien's nicht mehr hauptsächlich aus Gold, das über der Oberfläche zerstreut und mit leichter Mühe zu sammeln ist, sondern neben zahlreichen landwirthschaftlichen Produkten aus Gold, das durch regelmäßigen Bergwerksbetrieb gewonnen werden muß. Hier aber werden die Bedingungen zum Gedeihen geliefert, denn es wird auch für diejenigen Bedürfnisse der schnell wachsenden Bevölkerung Sorge getragen, welche Sittlichkeit, Religion und Erziehungswesen betreffen. Die südamerikanischen Staaten werden nicht fähig sein, ihre fast unerschöpflichen Hülfsquellen zu entwickeln und in materieller Wohlfahrt vorwärtszuschreiten, so lange, als die Volkserziehung, wie bisher, vernachlässigt wird, so lange die religiöse Unduldsamkeit und die durch beständige innere Parteikämpfe verursachte Unsicherheit die Haupthindernisse der Einwanderung bilden.

Hayti.

Geschichte Hayti's, von Handelmann.*

Wir haben vor einiger Zeit die Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten von demselben Verfasser ausführlicher besprochen und einige Auszüge daraus beigebracht. Die Geschichte von Hayti kann nicht Anspruch darauf machen, ein größeres Interesse zu erregen, da das Bestehen dieses Negerreichs mehr eine Curiosität, als ein Kultur-Ereigniß ist und seine Entwickelung ziemlich alles höheren Inhaltes entbehrt. Gleichwohl ist eine Monographie dieser Art immer schätzenswerth und dem Geschichtsliebhaber willkommen. So viel wir sehen und beurtheilen können, wird man im vorliegenden Buche Alles gut geordnet und zusammengestellt finden, was diesen Gegenstand betrifft; für die Zeiten von der französischen Revolution ab, wird es sogar höheres Interesse gewähren, da die Insel dabei keine unbedeutende Rolle spielt, ihre Geschichte aber in den Büchern über die französische Revolution ꝛc. nur stets episodisch behandelt werden kann, was keinen klaren Ueberblick gewährt.

Interessant sind die Daten über die Entstehung des afrikanischen Sklavenhandels. Zuerst sollen im Jahre 1406, unter König Heinrich III. von Kastilien, größere Massen afrikanischer Sklaven auf dem Markte von Sevilla feilgeboten sein; doch läßt sich bezweifeln, ob es wirkliche Neger waren; das erste unbestrittene Beispiel von Neger-Einfuhr dagegen fällt in's Jahr 1442, wo afrikanische Mauren zehn Guinea-Sklaven nach Lissabon schickten, um dafür Gefangene ihres Volkes einzutauschen. In den folgenden Jahren machten die Portugiesen bei ihren Entdeckungsreisen gegen Süden wiederholt Jagd auf Schwarze, und die Zahl der Neger-Sklaven, die nebst leibeigenen Mauren zu schwerer Feldarbeit ꝛc. benutzt wurden, mehrte sich in Portugal und Spanien bedeutend. Die ersten Kolonisten, die nach Hayti gingen, brachten deshalb bereits Neger-Sklaven als ihre Diener mit. 1501 bestimmte der Statthalter Ovando, daß man nur solche Neger zulassen dürfe, die in christlichen Häusern geboren und bereits Christen seien, um die indianischen Urbewohner vor der Ansteckung mit afrikanischem Götzendienste zu bewahren.

Trotzdem scheint die Neger-Einfuhr stark zugenommen zu haben; bald traten üble Einflüsse zu Tage. Schon 1503 that Ovando beim spanischen Hofe Einspruch gegen diese Einfuhr; die Neger liefen häufig fort und verdarben den sittlichen Charakter der Eingebornen; doch half das nichts; die Sache ging weiter fort, da die Neger weit bessere Arbeiter waren, als die Eingebornen. Der direkte Sklavenhandel, von Afrika aus, datirt aus dem Jahre 1510.

Las Casas setzte 1517 durch, daß die schwächlichen Ureinwohner ganz von der Frohne befreit wurden, und seitdem organisirt sich der regelmäßige Sklavenhandel. Indianer waren zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch etwa hundert Köpfe übrig; seitdem haben sie sich ganz unter der andern Bevölkerung verloren; doch soll man ihre Nachkömmlinge noch an ihrem schönen, langen Haupthaare erkennen.

* Geschichte der Insel Hayti von Heinrich Handelmann. Zweite Ausgabe. Kiel, Ernst Homann, 1860.

Mannigfaltiges.

— Guizot und Lacordaire. Die Aufnahme des Dominikaners Lacordaire in die „Académie Française" war an sich schon ein merkwürdiges Ereigniß, indem es das erste Mal ist, daß ein Mönch einen der vierzig Fauteuils der Akademie einnimmt, deren weltliche Würden nur in wenigen Ausnahmsfällen an Geistliche, und zwar dann nur an Kardinäle oder Bischöfe, ertheilt worden waren. Noch interessanter aber ist diese Aufnahme dadurch geworden, daß die Eintrittsrede des Dominikaners von dem strengen Protestanten Guizot im Auftrage der Akademie beantwortet wurde. Als dritte Merkwürdigkeit endlich trat hinzu, daß es der Fauteuil des verstorbenen Tocqueville, Verfassers des berühmten Buches „non der amerikanischen Demokratie," war, welchen einzunehmen Herr Lacordaire berufen war, und dem dieser daher die übliche akademische Lobrede halten mußte. Am 24. Januar, am Geburtstage Friedrich's des Großen, fand diese Feierlichkeit im Schloße der französischen Akademie statt, die an diesem Tage in der That das Wort des Königs: „In meinem Reiche kann Jeder nach seiner Façon selig werden" zur Wahrheit machte, und zwar sowohl auf politischem, als auf religiösem Gebiete. Herr Lacordaire hat das schwierige Problem, das ihm aufgegeben war, ganz so gelöst, wie man es von dem berühmten Kanzelredner erwartet hatte. Glänzender noch war aber die Erwiederungs-Rede des Herrn Guizot, dieses beredten Zeugen des Glanzes, wie der Fehler der einstigen, parlamentarischen Regierung Frankreichs. Besonders durch seine Rede ist über die Schriften und den politischen Charakter Tocqueville's, den man in Frankreich häufig als zweiten Montesquieu bezeichnet, neues Licht verbreitet; wir denken daher in diesen Blättern noch darauf zurückzukommen.

— Dr. von Heuglin's Expedition nach Inner-Afrika. Dem letzten Berichte zufolge, welchen Dr. A. Petermann über diese, durch freiwillige deutsche Beiträge zu Stande kommende Expedition zur Aufsuchung der Spuren des unglücklichen Vogel abgestattet, haben die Mitglieder derselben bereits ihre Heimat verlassen, um sich zunächst nach Kairo zu begeben. Mit Herrn Dr. von Heuglin betheiligen sich die Herren Dr. Steudner, als Botaniker und Geognost, Kinzelbach, für die astronomischen und meteorologischen Beobachtungen, und Werner Munzinger, für die ethnographischen und linguistischen Forschungen, an der Expedition. Herr Munzinger, ein geborner Schweizer, hält sich bereits seit acht Jahren in Afrika, und zwar im Lande der Bogos, auf, über dessen Einwohner er im Jahre 1859 ein werthvolles Werk: „Sitten und Recht der Bogos"* herausgegeben hat, und scheint für die wissenschaftlichen sowohl, als für die kommerziellen Forschungen der Expedition ganz besonders geeignet zu sein. Der Gesammtwerth des Handels mit Zanzibar, welcher schon jetzt sehr bedeutend und zum großen Theil in den Händen von Hamburger Rhedern und Kaufleuten ist, soll sich auf 15 Millionen Thaler jährlich belaufen.

Bis zum 20. Dec. 1860 waren an freiwilligen Beiträgen für die Expedition zum Theil gezeichnet und zum Theil bereits eingezahlt: 10,740 Thaler, und zwar lassen sich diese Beiträge folgendermaßen gruppiren:

Gothaer Comité	Rthlr.	1850
Deutsche Regenten und freie Städte . .	„	2841
Andere fürstliche Personen	„	436
Wissenschaftliche Vereine	„	1440**
Uebrige Betheiligung (aus 105 Orten) .	„	4173

Die Theilnahme des deutschen Publikums ist fortdauernd in erfreulicher Zunahme verblieben, und so läßt sich wohl auch erwarten, daß, bei dem viel größeren Umfang, den das Unternehmen in den letzten Monaten gewonnen, weitere Beiträge und Geldsammlungen für diesen Zweck nicht ausbleiben werden. Der schweizerische Bundesrath hat in Betracht der Betheiligung Munzinger's an der Expedition ebenfalls einen bedeutenden Beitrag (5000 Francs) in Aussicht gestellt.

— Eduard Vogel. Für die Möglichkeit, daß Eduard Vogel noch lebe und vielleicht durch die Heuglin'sche Expedition gerettet werden könne, hat sich wieder ein, wenn auch schwacher, Hoffnungsschimmer gezeigt. Herr Dr. Robert Hartmann in Berlin, der Freund und Begleiter des Barons v. Barnim (Sohn des Prinzen Albrecht von Preußen), wel-

* Winterthur, Wurster.

** Die Karl Ritter-Stiftung in Berlin ist darin mit 600 Thlr. einbegriffen. Die übrigen Beiträge aus der preußischen Hauptstadt beschränken sich bis jetzt auf Drei Thaler. Wir begreifen nicht, warum sich noch kein namhafter Mann in Berlin an die Spitze einer allgemeinen Subskription zum Besten der deutschen Afrika-Reise gestellt hat. D. H.

cher die Erforschung des oberen Nilgebietes ebenfalls mit dem Leben bezahlte, hat nämlich unterm 11. Januar an Eduard Vogel's Vater, Direktor Dr. Karl Vogel in Leipzig, folgendes von der „Leipziger Zeitung" veröffentlichte Schreiben gerichtet:

„Als ich im Anfang Juni v. J. mit meinem seligen Freunde, dem Freiherrn v. Barnim, zu Roseres am obern Blauen Flusse mit dem Elephantenjäger, Teodoro Evangelisti, zusammentraf, erzählte derselbe, daß ein nach Mekka pilgernder Fellatah aus Boenu oder Bagirmi ihm die Mittheilung gemacht: Ihr Sohn, der von uns allen so tief betrauerte Dr. Eduard Vogel, werde in Wara (in Dar-Borgu oder Wadai) gefangen gehalten, vom derzeitigen Sultan des Landes als Rathgeber benutzt, aber so streng bewacht, daß sein Entkommen unmöglich sei. Diese Nachricht hatte Herr Evangelisti elf Monate vor unserer Zusammenkunft erhalten; sie ist also jetzt schon achtzehn Monate alt. Der schwarze Pilger, ein sogenannter Teagrari, wollte diese Notiz im Süden von Wadai selbst empfangen haben, hatte aber Wara selbst nicht berührt. In diesen Tagen verlassen nun, durch mich zu neuer Rüstigkeit begeistert, einige Mitglieder der Heuglin'schen Expedition unsere Stadt: gebe Gott ihnen seinen Segen! Auch hat Mohammed Said-Pascha von Aegypten im verflossenen September eine Gesandtschaft nach Darfur geschickt, welche gleichfalls nach Ihrem Sohne und seinem Schicksal forschen soll, was um so eher zu einem günstigen Resultate führen wird, als der Sultan Hussein ibn-Fadl von Darfur und der Sultan von Wadai mit einander in gutem Einvernehmen stehen, sowie auch der Herrscher von Darfur sich bemühen wird, seinem mächtigen ägyptischen Nachbar gefällig zu sein. In Cobbeh, Darfurs Hauptstadt, wird gegenwärtig der jugendliche Sohn des daselbst ermordeten französischen Arztes Cuny und Neffe des in ägyptischem Dienste stehenden Ingenieurs Limant-Bei, gefangen gehalten, und soll die Gesandtschaft Said-Paschas die Auslieferung des Jünglings verlangen. Ein dem ägyptischen Gesandten Habib-Effendi attachirter türkischer Offizier erzählte mir diese Dinge, als ich krank in El-Obeyd, der Hauptstadt von Dongola, lag. Der Effendi war bereits über Dabbeh vorausgegangen, um am Brunnen Abu-Genad die Straße nach El Obeid (Kordofan) einzuschlagen und von dort aus die Straße nach Cobbeh zu gewinnen, um die darfurische Geleitsmannschaft abzuwarten. Bis Abu-Genad gab der Ambassade mein alter Bekannter, der Major Chalil-Aga, mit den Dromedarreitern (Baschi-Bozuk Hegan) das Geleit. Sie sehen aus dem Falle mit dem jungen Cuny, daß derartige Internirungen von Fremden in den wilden, central-afrikanischen Staaten gar nicht selten sind, und bleibt uns also noch ein matter, wenn auch sehr matter Hoffnungsschimmer, daß Ihr Eduard vielleicht noch das Leben hat. Herr v. Barnim und ich waren in das Land zwischen dem Blauen und Weißen Nil (Dar-el-Fungi), bisher noch gar nicht erforscht, sowie in Fazoglo bis über den 11. Grad nördl. Breite vorgedrungen; da riß in Roseres ein Gehirnfieber meinen Freund von meiner Seite und fesselte mich selbst dreizehn Wochen an's Lager. Nach unsäglichen Leiden und Drangsalen ist es mir, fast wie durch ein Wunder, vergönnt gewesen, die Heimat wiederzusehen."

— Reisen in Central-Afrika. Das Buch, welches unter diesem Titel Herr Dr. Ed. Schauenburg herausgiebt, hat mit der kürzlich erschienenen achten Lieferung den zweiten Band abgeschlossen, der die Reisen von Richardson, Barth, Overweg und Vogel umfaßt*, während der erste Band eine gedrängte, aber klare Uebersicht der Reisen von Mungo Park, Denham, Oudney, Clapperton und den Gebrüdern Lander gewährte. Wir haben vor drei Jahren über das Erscheinen der ersten Lieferungen berichtet, und freuen uns, sagen zu können, daß die Fortsetzungen des Werkes dem Anfange vollkommen entsprechen und daher auch den Beifall der kompetentesten geographischen Kritiker sich erworben haben. Selbst Alex. von Humboldt hat noch kurz vor seinem Ableben, in einem Schreiben an den Verfasser vom 15. März 1859, seine Theilnahme für dieses „historisch-geographische Werk", wie er es nannte, zu erkennen gegeben. In der That ist das Buch des Herrn Schauenburg nicht minder eine historische, als eine geographische Darstellung der Reisen und Entdeckungen in Central-Afrika. Den letzten Nachrichten über den unglücklichen Eduard Vogel reiht sich schließlich auch eine Uebersicht der englischen Dampfschiff-Fahrten auf dem Niger und Benue an. Leider hat die letzte dieser Expeditionen das Mißgeschick gehabt, das Dampfboot „Dayspring" zu verlieren, das an den Klippen des Kesa Berges scheiterte. Wir wünschen dem nunmehr vollendeten Werke des Herrn Dr. Schauenburg diejenige Theilnahme des bücherkaufenden Publikums und der Bibliotheken, die es im vollen Maße verdient.

— Der Ritter St. Georg in Prag. Wir machen Künstler und Freunde der mittelalterlichen Kunst auf den in dem neuesten Hefte (Bd. II. Lfg. 3) der „Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens"* enthaltenen Stahlstich der Meister-Statue des Ritters St. Georg in der Burg von Prag aufmerksam. Diese unter Kaiser Karl IV. im Jahre 1373 gegossene Erz-Statue wird als die Arbeit zweier Meister, Namens Martin und Georg von Klussenberg, bezeichnet, die sich durch ihr Werk unsterblich gemacht und deren Namen darum neben denen der größten Künstler Deutschlands genannt zu werden verdienen. Franz Kugler hat zwar bereits auf diese seltene Kunst-Arbeit, auf das „reizende Lebendigkeit" dieses Reiters, im zweiten Theil seiner kleinen Schriften hingewiesen, doch scheint das Werk, wegen seiner abgelegenen Aufstellung im dritten Hofe der Burg auf dem Hradschin, nur wenig unter den Kunstfreunden unserer Zeit bekannt zu sein. Hoffentlich werden die gut redigirten, von Joseph Hellich und Wilhelm Kandler mit trefflichen Abbildungen ausgestatteten, „böhmischen Alterthümer" dazu beitragen, das Vorhandensein dieses echten Kunstwerkes mehr zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Das Pferd, der Reiter, der Lindwurm und der Felsen, auf dem das Ganze ruht, sind alle mit gleicher Meisterschaft der Naturtreue und des künstlerischen Ausdrucks dargestellt. Das Kunstwerk ist mehrere Male, bei dem großen Brande der Kleinseite von Prag und des Hradschin im Jahre 1541, sowie bei einem Turnier im Jahre 1562, beschädigt, doch immer möglichst sorgfältig wieder hergestellt worden. Es verdiente wohl, in dem alten, schönen Prag auf einem mehr zugänglichen und darum besseren Platze aufgestellt zu werden, als den es seit einem halben Jahrtausend in den Burghöfen auf dem Hradschin einnimmt.

— Englische Bartscheererei. Im Jahre 1848 hatte es der englische Pöbel auf die ausländischen Demokraten-Bärte abgesehen. Damals wurden französische und italiänische Flüchtlinge, blos ihrer Bärte wegen, in den Straßen von London insultirt. Seitdem hat das Volk zwar angefangen, sich mit den Bärten auszusöhnen, aber die „obersten Zehntausend" wollen durchaus nicht dulden, daß ihre Untergebenen sich, wie auf dem Kontinent und in Amerika, Haare auf den Zähnen wachsen lassen. Gleichzeitig haben ein Bischof, ein General und ein Polizei-Direktor strenge Verordnungen gegen das Tragen anderer, als der üblichen, englischen Backenbärte erlassen. Der an der Spitze dieser, die „Barbarei" bekämpfenden Bewegung stehende, hochwürdige Bischof von Rochester soll zwar, wie englische Zeitungen versichern, sehr wenig von Theologie und noch weniger von der griechischen und lateinischen Sprache verstehen, aber das stellte ihm doch durch die Grabmäler der Westminster- und anderer englischen Kathedralen bekannt sein, daß viele seiner Vorgänger, wie die Bischöfe Latimer, Ridley u. A., die weit weniger, als er selbst, Barbaren zu nennen sind, lange Bärte trugen. In der That sollen auch, gerade in Folge des Verbotes von Rochester, sehr viele junge Geistliche anderer englischer Diöcesen jetzt mit förmlich demokratischen Kinnbärten ausgestattet sein. Nicht weniger hat General Pennefather gegen die wachsenden Bärte der jungen Offiziere, und der Polizei-Direktor Harvey in London gegen dieselbe Exuberanz der Policemen seine liebe Noth. Es wäre doch sehr gut, wenn die Times, die so erbauliche Artikel gegen das Deutschpredigen der schleswigschen Geistlichen und andere derartige „nuisances" zu schreiben versteht, dem Bischof von Rochester, sowie dem General Pennefather und dem Polizei-Direktor Harvey, durch einen ihrer Armstrong-Artikel zu Hülfe käme!

— Berichtigungen von Deutschen in London. In dem Artikel über die deutsche Literatur in London** hieß es, daß Herr Borkheim Mitglied der „Schwefelbande" gewesen. Er bemerkt dazu, daß er nie Mitglied einer Marx'schen Schwefelbande gewesen, wohl aber einer 1849—1850 in Genf bestehenden Gesellschaft, die von den Philistern „Schwefelbande" genannt worden sei und 1850 durch Ausweisungen ihr Ende erreicht habe. Von andern Schwefelbanden wisse er nichts. — Ein Mitglied des ehemaligen Schiller-Comités zu London wünscht die Stelle: „Niemand hat von dem Finanz Comité erfahren, was aus den für eine Schiller-Anstalt bestimmt gewesenen Mitteln geworden sei," dahin deutlicher gemacht zu haben, daß die von der Schillerfeier erwarteten Ueberschüsse (die durch einen betrügerischen, jetzt entlaufenen Finanzier zu einem Defizit wurden), nicht für eine schon vorher bestimmte Schiller-Anstalt, sondern vorläufig im Allgemeinen für irgend etwas zu Ehren Schiller's hätten verwandt werden sollen. — Wir sehen die Wichtigkeit dieser Berichtigungen nicht ein, aber da die Herren sie wünschen, sind sie hiermit gegeben.

* Lahr, Verlag von M. Schauenburg & Co., 1861.

* Prag, Kober und Markgraf, 1861.

** Nr. 50 des „Magazin" von 1860.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Eisdorn in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expedition Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Franco-Couverte an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 37, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 7. **Mittwoch, den 13. Februar 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite
Deutschthum und Polenthum im Großherzogthum Posen 73
Buchhändlerische Reminiscenzen einer Reise von Moskau nach Paris . . . 75
Frankreich.
Der Ultramontanismus in Frankreich 76
Ungarn.
Professor Wagner über die Donauländer. Die Magyaren 79
Armenien.
Armenische Volkslieder 81
China.
Peking und seine Herrlichkeiten 82
Mannigfaltiges.
Zur Geschichte Elisabeth's von England 83
England und Italien . . . . . „
Julius Faucher 84
Städler's italiänisches Lehrbuch . . . . . „
Allgemeine deutsche Strafrechts-Zeitung . . . . . „
Bibliomanie in England . . . . . „
Hadjab, eine Erzählung vom Libanon . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

Deutschthum und Polenthum im Großherzogthum Posen.

Die Widersprüche der menschlichen Natur zu lösen, ist bekanntlich die Arbeit der Philosophen, aber es ist auch eine harte Arbeit. Man kann gerade nicht sagen, daß die Zahl dieser Widersprüche sich im Fortschritt der Jahrhunderte verkleinert. Nein, sehr im Gegentheil. Unsere Neuzeit hat in Schöpfung neuer Widersprüche und neuer Leidenschaften eine merkwürdige Productionskraft bewiesen, welche der Welt kaum ein Paradoxon vorenthalten zu wollen schien. So ist es nichts weiter Staunenswerthes, wenn derselbe Zeitgeist die unzerstörbare Freiheit und Selbstberechtigung des Individuums als Losung auf sein Banner schreibt, oft ohne die geringste Rücksicht auf gegebene Verhältnisse zu nehmen, und dann wieder, unendlich fern von der selbstschöpferischen Idee, die angeborenen Eigenschaften von Genus und Species, als da sind: Sprache, Volksthum, Vaterland, Religion, Ständewesen, mit dem Lichtglanz der erhabensten Lebenszeichen umkleidet. Will Jemand recht neuerungssüchtig sein, Thürme der Völkereintracht bauen, gegen welche der weiland babyloaische ein Kinderspiel war, so dürft ihr darauf schwören, daß derselbe Mensch mit seinen Idealen womöglich tief im Mittelalter steckt, oder im grauen Alterthum, jedenfalls aber sehr stark in die Vergangenheit greift, um die Vorbilder für seine Zukunftswünsche in drastischer Form zu gewinnen. Ich möchte zum Beweis meiner Vorurtheilsfreiheit diese Wahrheit selbst gegen uns Deutsche einräumen, obgleich die Herrlichkeit des deutschen Reiches etwas weniger fern liegt, als die der Przemisliden, Piasten oder gar jener altitalischen Flavier, die auch einmal ein großes Weltreich regiert haben.

Man ist gegenwärtig mitten im freigebigsten Freisinn ungemein fruchtbar in der Wissenschaft des historischen Rechts. Die Schätze der Erinnerung, welche aus dem Staube der Bibliotheken und Archive an's Tageslicht gestiegen sind, um vor den Epigonen Zeugniß von der Väter Thun und Sinn abzulegen, haben oft eine zündende Erweckung hervorgebracht, einen rastlosen Eifer gezeugt, riesenhafte Ideale der Phantasie vorgegaukelt, Seelenruhe und Zufriedenheit oft verscheucht, leider auch Pflicht und Recht oft vergessen gemacht. Die Wirklichkeit ist ein schönes Ding, wehe dem Traum, der sie beleidigt! Aber nun, wo die Wirklichkeit abstößt, wer möchte nicht träumen? Träumt nicht jedes Herz einen Traum seines Glückes, und es sollte dem Herzen, das sich mit dem warmen Strom seines ererbten Blutes in die Denkmale der Väter vertieft, nicht vergönnt sein, Träume von Glück und Größe an diesen Ruinen emporzuspinnen?

Ja, das denkt man und so denkt man, wenn die schwellende Jugend in allen Adern zuckt und glüht, wo man haadeln möchte, ohne geschaffen zu haben! Doch bleibt solche Gesinnung auch eine Zierde des reiferen Alters? Sollte die rauhe Lehrerin Erfahrung uns niemals den steilen Pfad anzeigen, der durch Meere von Widrigkeiten, nach Einbuße manches Wunsches und mancher unerreichbaren Hoffnung zu den thätigen Werkstätten bescheidener Möglichkeit führt, wo immer noch Raum genug, Gutes zu stiften, Böses abzuwenden! Und was ist die Geschichte anders, als eine Dolmetscherin der Erfahrung, eine Botin derselben Wirklichkeit, die auch uns Epigonen umschlungen hält? Der Jüngling mag schwärmen, der Mann soll lernen aus der Geschichte, aus der Erfahrung, Wünsche und Hoffnungen in das Maaß des praktisch Erreichbaren einschränken, Steinchen für Steinchen sammeln, ruhig erwägen, weislich sichten.

Wirft Jemand einen Blick auf die Geschichte und die Tragik des polnischen Reiches, so wird er schwerlich die plastische Ruhe eines geordneten Fortbaues der Institutionen antreffen, der bei Achtung des Rechtes von Oben and Unten in der sorglichen Schätzung des kleinsten Steinchens ein gedeihliches Aufstreben sichert. Man schaue sonder Vorurtheil in den Spiegel der polnischen Adelsherrschaft, die das Königthum zum Schatten der Laune eines beliebigen „Ich will nicht" herabsetzt, das Bürgerthum nicht aufkommen läßt, den Bauernstand zur ewigen Leibeigenschaft verdammt, nirgends positiv schöpferisch, nirgends gestaltend and erhaltend sich zeigt; man schaue diesen gewaltigen Negativismus, der allen Gesammtzweck des Staates in dem Privatvortheil bevorzugter Einzelner abfindet: man schaue dies Getümmel der Parteiung, diese Conföderationen und Gegen-Conföderationen, die Katholiken, die Dissidenten, Factionen, die sich zerfleischen und endlich den Fremdling in's Land rufen, durch dessen gewaffnete Einmischung die Freiheit zu Grunde geht. Selbst das abstrakte Bild, welches Lelewel aufrollt, vor's Antlitz genommen, ist das Geschilderte die furchtbare, unabweisbare, unverhüllbare Wahrheit! Ja, es war ein großer Gewaltstreich, diese Theilung Polens. — Aber, will man sie ganz verstehen und begreifen, so schaue man auf den bunten Canaletto in der Galerie des Grafen Raczyński zu Berlin, wo der letzte Reichswahltag, zur Wahl des Stanislaus Poniatowski zum Polenkönig sich darstellt. Da ist das große, im Vordergrund offene Viereck des Wahlfeldes, das von den langen Reihen der Sitze des Adels gebildet wird, rings eingeschlossen von dem dichten Wall funkelnder Bajonette! Sind das polnische Truppen, welche hier die Ehrenwacht thun? Vage Voraussetzung! Es sind russische Heerschaaren, welche den Frieden des Wahlakts aufrecht erhalten sollen. Russische Regimenter schirmen die Wahl des Günstlings der russischen Herrscherin!

„Freiheit, großes Wort, wer es recht verstände!"

Wohl verdient mochte die Grabschrift sein, welche der Hohn der Verzweiflung dem meineidigen Stanislaus als das Echo seiner Thaten nachsandte (mystisches Dunkel hüllt, wie so viele Züge des sterbenden Reiches, dieses ungeheuerliche Libell ein), doch so kläglich die Rolle des letzten Polenkönigs gewesen, was hatte die Nation dazu vermocht, ihre Geschicke dem Einfluß eines Schwächlings oder Verräthers anzuvertrauen?

— Schwer sind die Beschuldigungen wider Preußen gewesen, das, wie man weiß, die Erbschaft der Lechen nicht ganz allein an Rußland fallen lassen wollte. Aber selten hat man sich der unsäglichen Schwäche des Polenreichs zur Zeit des siebenjährigen Krieges erinnert. Während die Republik Polen amtlich mit Friedrich dem Großen in Frieden und Freundschaft lebte, durchzogen die Heere der Russen die Ebenen der Weichsel und Warthe wie ein unterwürfiges Land, machten diese Flüsse zur Basis ihrer Operationen, die Grenzwoiwodschaften zu ihren Sammelplätzen, legten in den posen'schen Städten mit polnischer Hülfe (z. B. der des Fürsten Sulkowski auf Reisen) großartige Magazine an, und spielten von Posen aus den Krieg in das Märkische, gerade, als wenn Rußlands Gränzpfahl bei Landsberg an der Warthe gestanden hätte! Wenn solche Vorgänge das Nachdenken der preußischen Staatsmänner nicht erregten, so mußten sie wahrlich mit Taubheit und Blindheit geschlagen sein! Aber Friedrich und Hertzberg hatten offene Augen!

Die Geschichte der Staaten redet allerdings mit feurigen Zungen zum Ohre der Zeitgenossen; man höre doch ihre wirklichen Worte, ihre unverblümten Thatsachen, und wenn man sieht, wie „Völker verrauschen, Namen verklingen" so messe man nicht allein fremdem Uebelwollen die Schuld der Vergangenheit bei, sondern schöpfe aus dem Unglück den männlichen Trost, wie jeder selbstdenkende Mensch der Schmied seines eigenen Schicksals ist! Und andererseits tragen auch wir unsere Last an den Fehlern der Vorfahren. Sollten wir deshalb Kopf und Herz stets rückwärts kehren?

Was der Flügelschlag der Zeit zertrümmert,
Baut des Menschen Hand nicht wieder auf!

Preußens endgültiger Antheil an der traurigen Erbschaft war das Großherzogthum Posen, das Mittelglied zwischen Westpreußen und Schlesien, ein schon vor der ersten Occupation theilweise germanisirtes Land. In die Niederungen der Netze und Obra scheint schon früh im Mittelalter deutsches Bürgerthum eingedrungen zu sein, denn hier überrascht den Innerdeutschen die große Zahl deutscher Ortsnamen, die kein modernes Gepräge zeigen. Deutsche Kolonien sind hier gewiß massenweis eingerückt und haben fördernd und gestaltend auf das Gemeinleben gewirkt. Zwar mögen wiederum vielfache Slavisirungen eingetreten sein, wie z. B. die der Bamberger Kolonisten in der nächsten Umgebung der Stadt Posen; indeß hat im Städtewesen überall das Deutschthum den dauernden Sieg errungen.

Das Wort „Civilisation" hat seine Bedeutung nicht von Ungefähr. Selbst der Bürgerfeind W. H. Riehl muß in seiner Naturgeschichte des Volks anerkennen, daß das Bürgerthum den Brennpunkt der modernen Kultur bildet, was bei der antiken unbestritten der Fall war. Nun denke man sich ein Reiter- und Nomadenvolk, wie das polnische, im Anfang des Mittelalters, das in weiten grasreichen Ebenen an breiten Flüssen sich tummelte — welche Kultur-Aufgabe von dem umfassendsten Inhalt mußte sich hier dem Bürgerthum eröffnen! Der Fleiß hatte hier freies Feld vor sich, zu gründen, zu bauen, zu bergen. Dies Feld ward auch, so lange das Königthum noch stärker und nicht gänzlich vom Adel neutralisirt war, mit frischer Kraft in Angriff genommen. Der deutsche Kommunalgeist drang in die innersten Schlupfwinkel der slavischen Gaue, brachte tausenderlei Handthierung, Handwerksgeschick, Handelsbetrieb, schaffenden Bürgersinn; er legte die Grundpfeiler des Rechts und die tiefsten Anker der Gesittung. Der soziale und rechtliche Stempel aller polnischen Städte ist deutsch, ob auch kein deutscher Laut (was eine höchst seltene Ausnahme) dort noch geredet würde. Was die Rechtsbildung anbetraf, so war es meist das Magdeburgische Recht (Jus municipale Magdeburgense) und nach ihm das Landrecht des Sachsenspiegels, welches unter landesfürstlicher Autorität die Anschauungen des kernigsten deutschen Rechtslebens bei den stolzen Sarmaten „einzubürgern" wußte. Der Breslauer Professor Richard Röpell hat neuerdings, nämlich im Jahre 1858, in der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur auf die kolossale Verbreitung des norddeutschen Stadtrechts aufmerksam gemacht.

Ein plastisches Merkmal für die Herrschaft deutschen Rechts und deutscher Sitte giebt uns die Rolandssäule. Aus meiner Kindheit erinnere ich mich des Rolands neben dem Rathhause von Posen, der noch 1842 oder 1843 zur sonderbaren Befriedigung jugendlicher Neugier den etwas unzarten Zweck des Schandpfahls zu erfüllen bekam.

Roland, der Rief', am Rathhaus zu Bremen
Steht er als Standbild standhaft und wacht!

Ehrwürdiges, wenn gleich oft entweihtes Zeichen des eigenen Rechts und Gerichts, das der deutsche Bürger neben dem eigenen Heerde sich zu wahren suchte! Er hat gewaltige Fußpartien zurückgelegt, der streitbare Roland, überall die Spur deutscher Biederkraft in den Formen des Menschenverkehrs hinterlassend.

Doch nicht blos eiserne und steinerne Monumente hat das deutsche Bürgerthum in Ost-Slavien sich gesetzt; es hat selbst dem gefügelten Wort der fremden, schwer verständlichen Zunge den unverlöschlichen Charakter der deutschen Einwirkung aufgedrückt. Man schlage nur ein beliebiges, polnisches Wörterbuch auf und forsche nach den Wörtern und Redensarten, welche vorzüglich das civilisirte Leben der Nationen angehen. Da wimmelt es von deutschen Worten, Stämmen und Wurzeln mit oft gewaltsam herangebrachter slavischer Endung. Ein gebildeter Pole ist in der That außer Stande, polnisch zu sprechen, ohne sich einer Fluth ursprünglich deutscher Lautformen zu bedienen. Die durch die Deutschen vermittelten lateinischen Ausdrücke rechne ich natürlich nicht.

Steht nun also das Verhältniß der deutschen zur altpolnischen Kultur, so ist die bittere Feindschaft des Polenthums wider das Deutschthum weder geschichtlich, noch sozial irgend zu rechtfertigen. Wenn schon den Vätern deutsche Bildungsstoffe vor Jahrhunderten in Fleisch und Blut übergingen, wie kann man sich da willkürlich zu einer Opposition gegen die Kulturarbeit des Deutschthums empor zwingen, welche doch wesentlich außerhalb der Streitfragen liegt! Oder wäre der leichte französische Firniß, den ein ausheimisches Pensionat seinen Zöglingen für die Anforderungen der „Gesellschaft" auf den Weg giebt, ein vollgültiger Ersatz gegen die gründlich gediegene deutsche Schul- und Universitätsbildung? Mit einem Zauberschlage des idealen Wunsches erlangt keine Sprache der Welt die Fähigkeit, den Gedankengehalt der Wissenschaft und des civilisirten Lebens eben so geschmeidig zum Ausdruck zu bringen, als dies eine Zunge vermag, welche durch die universellste Geistesarbeit zu solchem Gebrauche in Jahrhunderten gestählt ward. Dergleichen erkennt man sicherlich an, wenn man sine ira et studio auf die Sache eingehen will.*

Freilich erblickt man zu der sachgemäßen Prüfung und Würdigung dieser und ähnlicher Umstände in der Gegenwart wenig Aussicht. Es dürfte zwar immerhin Wunder nehmen, daß Männer von deutscher Gelehrsamkeit unter den Polen, wie Graf von Cieszkowski, Dr. jur. v. Niegolewski, Dr. Libelt u. A. dem vulgären Gerede, welches die persönliche und die objektive Seite der Dinge unaufhörlich zusammenwirft, nicht energischer entgegenwirken. Wer die Macht des deutschen Geistes an sich selbst willig erprobt hat, scheint am ersten zur Klärung der Situation und zur Beschwichtigung der Leidenschaften berufen zu sein. Statt dessen sehen wir in den gebildetsten Kreisen einen schrankenlosen Idealismus sich geltend machen, der durchaus vergißt, daß die Welt seit dem 3. Mai 1791 sich siebzig Jahre weiter fortgerückt hat, und daß der Werth von Prinzipien sich nicht nach Monoten eines flüchtigen Wonneraufches berechnen läßt. Es gehört zu den Krankheiten unserer Zeit, daß man den großen geschichtlichen Maßstab der Ereignisse gleich nach deren Eintreten gefunden zu haben meint, während man doch mitten im Wirbel der Bewegung steckt und daher sich nur zu leicht vermißt. Hitzköpfe leben an der Warthe leider genug, die 619,000 Deutsche aus dem Lande jagen möchten, um den Traum eines großpolnischen Staates unter den Fittichen des gallischen Kaiser-Aars noch einmal zu träumen. An das Elend, welches ein grausamer Bürgerkrieg über Tausende von Familien bringt, wird von jenen Exaltados nimmer gedacht. Giebt es denn aber in dem wilden Strudel des Nationalitäten-Kampfes keine Humanität, keine menschliche Rücksicht auf menschliche Leiden und Freuden mehr? Ist das unser Werth als gleichberechtigte Bürger, daß wir wie Tiger übereinander herfallen, um unser Dasein wechselseitig zu vernichten?

Die Geschichte ist dazu da, um aus ihr zu lernen. Und die Geschichte hat noch nirgends gezeigt, daß 600,000 fleißige und gewerbthätige Menschen, welche die Sprache des Landes und Volkes reden, mit dem sie politisch verbunden sind, dem Moloch eines abstrakten, in keinem europäischen Reiche durchweg zur Geltung gekommenen Prinzips, rachsüchtig zu opfern sind. Was können sie für die Theilungen Polens? Welcher Deutsche leugnet denn die großen Eigenschaften der polnischen Nation? Wir deutsche Kosmopoliten sind doch gewiß nicht so einfritig, fremden Vorzügen uns zu verschließen. Die körperliche Gewandtheit, die Ritterlichkeit, der kriegerische Muth, die Gastfreundschaft, das Sprachtalent des Polen sind von

* Gleichwohl würden wir es als eine der deutschen Kultur und des deutschen Rechtsschutzes würdige Concession ansehen, wenn die preußische Regierung den von gebildeten Polen vielfach ausgesprochenen, billigen Wunsch, im Großherzogthum Posen eine dieser preußischen Provinz allein noch fehlende Universität zu gründen, in welcher die slavische Wissenschaft einen hervorragenden Platz einnimmt, erfüllen möchte. D. H.

den Querköpfigsten unter uns vollauf gerühmt worden, und wenn Herr Bogumil Golz in dem Städtchen Gollub bei Thorn vielleicht abweichende Beobachtungen angestellt hat, so hat er dieselben bei sich zu vertreten. Zumal die polnische Tapferkeit hat bei den Deutschen stets warme Lobredner gefunden. Die unübertroffene Heldenthat der hundert polnischen Uhlanen, die am 30. November 1808 den Engpaß der Samo Sierra in Spanien der ganzen kastilianischen Armee gegenüber erstürmten, ist bei deutschen Geschichtsschreibern im hellsten Glanze geschildert, und der ungleiche Kampf, den die 50,000 von 1830 gegen Rußlands Uebermacht begannen, ist bei uns in Wort und Lied gefeiert worden. Ehre den Tapfern! Hat sie der Deutsche jemals den Tapfern versagt? Nur schmerzlich bedauern würde er jene Braven, welche die fränkische Aegliß in die Bajonette der Ostmächte hineintreiben will.

Die Geschichte ist da, um aus ihr zu lernen. Fragt euch, wie Frankreich an Polen gehandelt hat! Vier Mal hat es Polen im Stich gelassen: 1791, wo die schönen Worte des Herrn Debonnet Trost bringen sollten; 1807, wo kein Polen wieder hergestellt ward, ebensowenig als 1812; aber auch 1830, wo die Incorporation des Königreichs durch Rußland, 1846, wo die Annexion Krakau's an Oesterreich zugelassen ward. Dafür ist polnisches Blut in Strömen auf Frankreichs Schlachtfeldern geflossen. Möge das heutige Geschlecht sein Ohr verstopfen gegen die Sirenenklänge des Westens, der so bereitwillig Werkzeuge braucht; möge es darthun, daß die Geschichte für alle Nationen Lehre und Warnung enthält, nicht blos für die Deutschen! T. v. B.

Buchhändlerische Reminiscenzen einer Reise von Moskau nach Paris.

Es harren in unserer politischen und sozialen Welt eine Menge von interessanten Aufgaben, zu deren Lösung beizutragen eine angenehme Pflicht des Vaterlandsfreundes ist. Aus einem Lande kommend, dessen moralische und materielle Entwickelungsphasen noch die Eierschalen eines mehr oder minder gewaltsamen Durchbruchs auf dem Kopfe tragen, gewinnen wir für ein fröhlich erblühtes, organisch gegliedertes Gewerbsleben erhöhtes Interesse und folgen mit Behagen dem Strome geistiger Kraft, die es durchglüht.

Ist es doch in neuerer Zeit eine Charakter-Eigenthümlichkeit des deutschen Lebens geworden, daß es, unglücklich in seiner Politik vermöge seiner vielköpfigen, zersplitterten Leitung, in allen Künsten und Wissenschaften des Friedens mit um so größerer Entschiedenheit die Oberhand gewonnen hat. In allen Weltgegenden, in allen Ländern, fast in allen größeren Hauptstädten der Erde sind die Deutschen, obwohl nirgends durch eine wirklich nationale Vertretung geschützt, als Arbeiter, Kaufleute und Künstler ein wichtiges Kultur-Element der Bevölkerung geworden. — Wendet sich der Blick des Patrioten hoffnungslos ab von den moralischen und materiellen Niederlagen unseres Vaterlandes in den jüngst verflossenen Jahrzehenden, so weilt er mit um so größerem Behagen auf dem frischen, gestaltenreichen Leben, das ihm aus unserer gewerblichen und sozialen Welt entgegenquillt und stärkt sich in der frohen Zuversicht, daß, wie auch die Würfel fallen mögen, ein Volk von solcher Triebkraft und Intelligenz nicht unterliegen wird, trotz aller romano-slavischen Bündnisse, und daß diese gesunde Volkskraft, die sich im Staube und Schweiße der Tagesarbeit für größere, inhaltschwerere Aufgaben stählt, endlich doch obsiegen wird, quand même.

Deutsches Schriftenthum und Bücherwesen werden in Rußland durch den deutschen Buchhandel nicht unwürdig repräsentirt. Mit lebhafter Theilnahme folgten wir der Entwickelung dieses wichtigen und bedeutungsvollen Industrie-Zweiges, namentlich seiner eigenthümlichen Gestaltung in der buchhändlerischen Metropolis: Leipzig. Die freundliche Bereitwilligkeit eines seiner würdigsten Repräsentanten erlaubte uns eine eingehende Kenntnißnahme, und indem wir unsere Betrachtungen einem nicht ganz unwichtigen praktischen Zwecke: der Konsolidirung der Stellung des Kommissions-Buchhandels insbesondere dem Handel im Allgemeinen gegenüber, unterordnen, erlauben wir uns das Resultat derselben der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Im engen Anschluß an die drei wichtigsten Aeußerungsarten buchhändlerischer Thätigkeit unterscheiden wir zunächst eine dreifache Bedeutung des Buchhandels: eine kulturgeschichtliche, eine literarische und eine merkantile. Sind auch in jeder der drei geschäftlichen Branchen die drei genannten Elemente mehr oder minder gleichzeitig vertreten und gemischt, so giebt doch die Hauptrichtung des Geschäfts vollkommen den Charakter an, dem es angehört.

So wird das Sortimentsgeschäft, das Bücher aller Art in seinem Wirkungskreise verbreitet, wesentlich die kulturhistorische, der Verlagshandel, der aus unbeholfenen Manuskripten handliche Bücher macht, wesentlich die literarische, das Kommissionsgeschäft, den Verkehr im Reiche des Buchhandels selbst vermittelnd und zu gewissen Zeiten die in seinem Wirkungskreise rollenden Kapitalien in sich vereinigend, hauptsächlich die merkantile Bedeutung des Buchhandels vertreten.

Dem letzteren widmen wir eine eingehendere Darstellung.

Bei der großen Masse von Verlegern, mit denen jeder einzelne Sortimenter in Verbindung stehen muß, wäre es ein gewaltiger Uebelstand, wenn er wegen jeder, manchmal sehr geringfügigen, Bestellung direkt mit den in allen größeren Städten Deutschlands, sowie in den Hauptstädten des Auslandes zerstreut lebenden Geschäftsfreunden korrespondiren, oder warten müßte, bis er Stoff zu größeren Sendungen fände. Im ersten Falle würden die Kosten, im zweiten der Zeitverlust das Geschäft unmöglich machen.

Deshalb hat man sich vereinigt, an gemeinschaftlichen Mittelpunkten des Verkehrs Bevollmächtigte (Commissionaire) zu ernennen, die von den auswärtigen Verlegern regelmäßige Sendungen empfangen, von welchen dann wieder die Sortimenter eben solche erhalten und denen die Verleger zur sofortigen Auslieferung eingehender Bestellungen starke Kommissionslager übergeben.

In jedem der wichtigeren Kulturländer hat der Buchhandel mit einer verschiedenartigen Organisation des Kommissionswesens andere geschäftliche Normen anerkannt, und diese wieder sind nur ein Ausdruck allgemeiner Strömungen der Zeit, wie denn überhaupt der Buchhandel mit seinen in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft verzweigten Fühlfäden und Verbindungslinien sich gegen jede Bewegung ungemein empfindlich zeigt.

In Frankreich und England waren die Hauptstädte die von der Natur gegebenen Centra, und namentlich im ersteren Lande beschränkt sich, dem dort allgemein vorherrschenden Zuge der Centralisation folgend, der eigentliche Buchhandel nur auf Paris. In Rußland ringt Petersburg, der Sattelknopf des einheitlich und autokratisch regierten Reiches, mit dem in literarischer Bedeutung mindestens gleichstehenden Moskau um die Hegemonie, während die baltischen Provinzen sich naturgemäß um Riga gruppiren, welche Nothwendigkeit unerkennend die russische Regierung ein eigenes Censur-Comité daselbst errichtet hat. In den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas behauptet New-York den Vorrang, nicht sowohl um seines eigenen literarischen Werthes willen, als vielmehr als Hauptplatz des europäischen Verkehrs, den Ausgang jener frischen Lebensquelle beherrschend, die aus Europa für Amerika sprudelt; denn trotz aller marktschreierischen Posaunenstöße verdankt doch Amerika noch alle wesentlichen Bildungs-Elemente der alten und vornehmlich deutschen Welt. Italien, das Vaterland der Tasso und Dante, die Wiege unserer mittelalterlich-neueren Literatur, hat noch keine Stadt von vorwiegend literarischer Bedeutung hervorbringen können. Vielleicht wird der neueste politische Umschwung günstig auf die materielle und geistige Entwickelung des Schriftenthums reagiren; bisjetzt zeigt sich noch keine Spur davon, und in keinem Lande sind bei gleicher Fruchtbarkeit literarischer Verkehr und Preßgesetzgebung verwahrloster, als gerade dort.

Mit um so größerer Befriedigung kehren wir über die Alpen nach Deutschland zurück, wo praktische und solide Institutionen sich eine erfreuliche Bahn gebrochen haben. Und die Schwierigkeiten, die der deutsche Buchhandel bei seiner Organisation zu überwinden hatte, waren wahrlich nicht gering. Wie viele Schlagbäume mußten fallen, wie viele verschiedenartig motivirte Gesetzgebungen auf einheitliche Grundsätze zurückgeführt werden, wie viele einzelne, wohlverklausulirte Nachdrucksverbote zu allgemein gültigen Normen umgeschaffen werden, ehe es dem deutschen Verlage möglich wurde, seine gegen widerrechtliche Nachbildung geschützten Werke in die entferntesten Gegenden nicht Deutschlands, sondern Europa's und aller der Literatur überhaupt zugänglichen Länder, zu versenden und dem deutschen Sortimentee sein Lager mit den neuesten Erscheinungen der gesammten Literatur zu ergänzen!

Um Leipzig gruppirt sich jetzt der buchhändlerische Verkehr Gesammt-Deutschlands. Indem wir in wenigen Zügen den eigenthümlichen Geschäftsgang zeichnen, entwickeln wie zugleich die Wichtigkeit des Kommissionswesens für den gesammten Buchhandel und für die literarische Thätigkeit der Nation.

Stattlich erhebt sich die Buchhändlerbörse, Eigenthum eines zahlreichen Vereins von Fachgenossen, der auch das „Börsenblatt" als offizielles Buchhändler-Journal herausgiebt, an der Ostseite des Nikolai-Kirchhofs. An der Seite unseres Freundes durchwandern wir die einfach, aber zweckentsprechend dekorirten Räumlichkeiten. Der große Saal, wel-

cher die ganze obere Etage einnimmt, ist zur Osteemesse Abrechnungslokal. Sämmtliche solide Firmen des In- und Auslandes, durch ihre Chefs, Bevollmächtigte oder Leipziger Kommissionaire vertreten, saldiren dort zum Abschluß ihrer vorjährigen Rechnung mit oder ohne Uebertrag. Handlungen, die nicht selbst die Messe besuchen, schicken als Sortimenter eine Liste mit ihren Zahlungs-Ansteßen (oft über tausend verschiedene Posten) ihren Commissionairen ein, oder beauftragen als Verleger dieselben, die eingehenden Zahlungen für sie anzunehmen und zu quittiren.

Das Geschäft ist jetzt, da die alte Sitte, in den mitgebrachten Handlungsbüchern etwaige Differenzen sofort an Ort und Stelle aufzusuchen und zu erledigen, zur Zeit aus der Mode gekommen ist, ziemlich einfach und wenig zeitraubend; die Summe des cirkulirenden Baarkapitals, nach Abzug der viel bedeutenderen Posten, die sich durch Gegenrechnung ausgleichen, schätzt man auf zwei Millionen.

Die Rechnung geschieht natürlich ausschließlich in der zu Leipzig üblichen sächsischen Währung, in Thalern und Neugroschen.

Die norddeutschen Handlungen rechnen unter sich, so wie mit ihren süddeutschen und österreichischen Kollegen ebenfalls in norddeutscher Währung, in welcher auch sämmtliche Kataloge und Bibliographien geführt werden. Die Guldenländer rechnen außerdem noch besonders über Stuttgart und Wien in ihren Landesmünzen; ihr gegenseitiger Verkehr aber erfolgt mit wenigen Ausnahmen wieder über Leipzig und die Rechnung zwischen Oesterreich und Süddeutschland demgemäß wieder in Thalern und Silbergroschen.

Mit Ausnahme der buchhändlerischen Hauptplätze, die allerdings für sich allein den wesentlichsten und wichtigsten Theil sämmtlicher Verlags-Unternehmungen repräsentiren, ist die literarische Produktivität auf alle deutschen Länder in ziemlich gleichen Verhältnissen vertheilt; die Statistik des Absatzes aber zeigt ein merkliches Uebergewicht zu Gunsten des Nordens, speziell einiger preußischen Provinzen, und sinkt gegen Süden und Süd-Osten zu allmählich, genau den Gang der deutschen Volksbildung bezeichnend, die in den nördlichen Landen tiefer in die breiten, unteren Schichten gedrungen zu sein scheint.

Einer zweiten wichtigen Function dienen die untern Räume der Börse, deren einer Theil zur Bestell-Anstalt für Buchhändler-Papiere hergerichtet ist.

Durch die Hände der dort angestellten Leute wandert Tag aus Tag ein so ziemlich Alles, was im ganzen, weiten Reiche des deutschen Buchhandels für den engern Kollegenkreis innerhalb und außerhalb unserer politischen Gränzen geschrieben und gedruckt wird, und im Laufe des Jahres dürfte man wohl einige recht ansehnliche Schrauben-Dampfer vollständig damit befrachten können. Was auf direkten Wegen oder über andere Kommissions-Plätze geht, ist verhältnißmäßig unbedeutend.

Mit dem Ansteßgee der Bestell-Anstalt, der vier Mal täglich seine Runde macht, folgen wir unserm Freunde in die ausgedehnten Räumlichkeiten seines eigenen großartigen Geschäftes zurück.

Der ganze Stadttheil, in den wir jetzt treten, ist fast nur von Buchhändlern, Verlegern und Commissionairen bewohnt; ganze Straßen sind dicht mit Firmen besäet, und während einzelne Handlungen gewaltige Häuser, von Straße zu Straße reichend, allein occupiren, drängen sich andere, bis zu sieben, in einem einzigen der stattlichen Gebäude dieses Viertels zusammen.

Die Handlung unseres Gastfreundes präsentirt sich in einem eigenen, stattlichen Hause mit etwas alterthümlicher Façade. Sämmtliche Räume vom zweiten Stock bis unter's Dach sind Bücherlager; das ganze Haus dient nur geschäftlichen Zwecken; durch die grünen Gebüsche eines allerliebsten Gartens blinken die Zimmer eines geräumigen Wohnhauses: dort ebenfalls Bücherlager, dann in entfernteren Stadttheilen ein großes Magazingebäude, ebenfalls bis zur Ueberladung vollgestopft mit Büchern. Einen solchen kolossalen Vorrath von wirklicher und werdender Makulatur, untermischt mit Werken, die sich eines genügenden, guten, ja außergewöhnlich starken Absatzes erfreuen, hat man selten Gelegenheit vereinigt und sogar unter der Aegide einer Firma vereinigt zu sehen.

Die unteren Räume des Hauses dienen dem täglichen Geschäftsverkehr und sind zu Packsaal und Comptoir und anderen Zimmern für besondere Geschäftszwecke einfach und geschmackvoll hergerichtet.

Die ankommenden Packete und Skripturen werden derselben Manipulation des Scheidens, Ordnens und Richtens unterworfen, die wir schon auf der Börse kennen lernten. Jeder der Kommittenten, wir zählen deren gegen anderthalb Hundert, hat sein eigenes, geräumiges Packetfach und ein kleineres im Comptoir für Rechnungs-Abschlüsse, Bestellzettel und andere Buchhändler-Papiere.

In dem weiten, geräumigen Packsaale sind einige Markthelfer oder Hausknechte fortwährend beschäftigt, den Eingang zu kontroliren und die Packete in die betreffenden Fächer zu placiren. Die gezogene Kanone tritt völlig in den Schatten gegen die Sicherheit, mit der sie ihre Päckel abfeuern, ohne jemals das ziemlich entfernte Fach zu verfehlen, über dem stattlich mit schwarzen Lettern der Name des Kommittenten prangt. Manchmal nur geräth ein ängstlicher Buchhändlergesell für den Einband in Ekstase; sonst ist es diesen Packfalshelden völlig gleich, ob sie Humboldt's Kosmos oder einen Feydeau'schen Sitten-Roman in einen Winkel schleudern, von wo beide erst auferstehen, um noch nach entfernteren Winkeln der bewohnten Erde spedirt zu werden.

Dies geschieht namentlich am Freitage, dem Campagne-Tage der Leipziger Commissionaire. Bis spät in die Nacht hinein schafft und tummelt sich ein emsiges Völkchen. Tausende von Packeten aller Sorten kommen an, die Journale werden eingeliefert, der Fremde staunt über die riesigen Auflagen einzelner, z. B. der „Gartenlaube;" dem Eingeweihten sind sie bereits so geläufig, daß etwaige Unregelmäßigkeiten sofort bemerkt und abgeändert werden. Der Stoff häuft sich massenhaft, rasche Thätigkeit und fest geschlossene Ordnung bewältigen Alles, und am Sonnabend Morgen stehen nach und nach gegen hundert Ballen von allen Größen und Gewichten bereit, die ihre schwarz bepinselten Gesichter dem Spediteur entgegenrecken.

Die umgekehrte Reihenfolge findet bei ankommenden Ballen statt, die in besondern Lokalen ausgepackt und verificirt werden, und deren Inhalt dann nach den Commissionairen sortirt, in der Stadt vertheilt wird.

Die Auslieferung von den im Hause befindlichen Lägern auswärtiger Verlegee an die bestellenden Sortimenter bildet einen andern wichtigen Theil der Thätigkeit des Personals.

Dies ungefähr ist der allgemeine Grundriß eines buchhändlerischen Kommissionsgeschäftes, das an Umfang und in Bezug auf das roulirende Baar-Kapital mit den Handlungshäusern ersten Ranges der Stadt wetteifern kann, und dessen Baar-Auslagen und Einnahmen allein für die verhältnißmäßig nicht so beträchtliche Anzahl von Büchern, die von den Verlegern nicht in Jahresrechnung gegeben werden, manche Wochen bedeutend in die Tausende steigen.

Die Grundlagen des Kommissionsgeschäfts sind sehr einfach, wie man sieht. Da es aber hier, wie bei manchem andern Dinge mehr ankommt auf das Wie? als auf das Was? so ist es durchaus nicht gleichgültig, in welchem Sinne ein solches Haus seine civilisatorische Mission auffaßt, wie es für die Interessen seiner Kommittenten wirkt und somit die Gesammtheit im Einzelnen vertritt.

Die Tüchtigkeit und Einheit der Commissionaire haben sehr wesentlich dazu beigetragen, den deutschen Buchhandel solid und dauerhaft zu organisiren und erhalten seine lebenskräftigen Institutionen; individuelle Untauglichkeit und mangelhaftes Verständniß tragen wesentlich dazu bei, einige verjährte Mißbräuche im Buchhandel fortzupflanzen, und massenweis aufwuchernde, den Todeskeim schon in sich tragende, an sich unberechtigte Etablissements zu unterstützen.

Wir werden künftig vielleicht Gelegenheit nehmen, ein anderes, interessantes Problem aus der Buchhändlerwelt zu berühren. Höchste Veranlassung dürfte dazu die systematische Ungerechtigkeit bieten, mit der das Dänenvolk, das in den deutschen und albingischen Herzogthümern gegenwärtig sich heroisch breit macht, den Buchhandel und Alles, was mit ihm zusammenhängt, zu unterdrücken und zu ruiniren sucht.

Wie schließen unsern Beitrag aus dem engern Kreise einer ehrenwerthen Fachgenossenschaft, indem wir unsere einleitenden Gedanken in's Gedächtniß zurückrufen: daß uns eine feste, einheitliche, starke und Vertrauen erweckende Ordnung im Reiche der Stände uns befähigen kann und wird, den Stürmen von Innen und Außen zu trotzen, den Feinden unseres Volkes und unserer Freiheit die Stirn zu bieten — mögen sie nun im Westen, Süden oder Osten stehen, an unsern Nordküsten sich einnisten, oder gar im Herzen des eigenen Landes lauern. E. S. v. Mühlberg.

Frankreich.

Der Ultramontanismus in Frankreich.

Die Bewegung des menschlichen Geistes ward bisher meistentheils in eine gerade Linie vorgestellt, und der Fortschritt gilt deshalb als die ununterbrochene Befolgung dieser Bahn zum stark angestrebten Ziel. Vielleicht beginnt man, seitdem das Wort „Peripetien," d. h. Umflüge aufgekommen, in unsern Tagen einer andern Vorstellungsart sich zuzu-

wenden und die Idee jenes mittelalterlichen Denkers, der die Weltbewegung im Bilde eines steten Wirbels auffaßte, scheint nicht blos Anhänger, sondern sogar Grund und Boden in der Wirklichkeit zu finden. Mag nun der Astronom Schmitz in Köln Recht haben, oder nicht, mit seiner Anschauung von der ewigen Veränderung in den Lebensbedingnissen der Welttörper, so viel steht deshalb oder nichts desto weniger fest, daß wir Kinder des 19. Jahrhunderts allerlei Strömungen erlebt haben, welche den leitenden Ansichten längst geschwundener Zeitalter sprechend ähnlich sehen, bis auf den Umstand, daß sie in ihrem Sichgeltendmachen ein stärkeres Maß von Zudringlichkeit entfalten, als dies bei ihren Urbildern aus der Vergangenheit der Fall ist. Nehmen wir das Gebiet des Glaubens und der Kirche, so war es unsern Vätern in der Aufklärungsperiode eine ausgemachte Sache, daß die Stellung des Einzelnen zu einem positiven Religionsbekenntniß nicht im geringsten über seinen Werth als Menschen entscheide und als Bürger vollends nicht. Nur im Reiche der äußern Handlung erhob der Staat höchst erhebliche Ansprüche auf Rücksichtnahme, er forderte strenge Einhaltung der Pfade des Gesetzes, die freilich nicht immer sonderlich breit liefen. So dachte man im 18. Jahrhundert und etwa bis zum Jahre 1815. Wer hätte es damals für möglich gehalten, daß vor einem Geschlecht, welches die „Aufklärung" schon hinter sich hatte, gerade die stracks entgegengesetzte Meinung von Lehrstuhl und Kanzel herab gepredigt werden würde? Wer hätte, als Frankreichs „Nationalpartei" den römischen Clerus durch den Schwur auf die Civil-Constitution in den bürgerlichen Rechtsorganismus eingefügt glaubte, den Kampf für die Unbedingtheit des kanonischen Rechtes und des priesterlichen Standpunktes je wieder möglich erachtet? Zwischen der Sprache, welche der Jesuit Guénard, 1755, in einem von der französischen Akademie gekrönten „discours" zum Lobe der Philosophie zu führen wagte, und derjenigen, welche aus dem Munde eines De Maistre, Ballanche, D'Affre, Dupanloup und Lacordaire ertönt ist, klafft ein Abgrund, der zwei weltfremde Reiche scheidet. Wo ist da das Mittelglied in der Kette der Thatsachen?

Die große Umwälzung von 1789 war, wie auf dem Felde der Politik, so auf dem der Religion, von überschwenglich, freisinnigen Antrieben erfüllt, und dies in allen Kreisen der Gesellschaft, bis tief in den Adel und die Geistlichkeit hinein. Bei solchem Charakter der Bewegung hätte man sicherlich erwartet, daß deren Schlußergebniß für die Religionsfreiheit und Ausgleichung der Gegensätze überaus günstig ausfallen werde. Man war nach den Vorgängen der ersten Revolutionsjahre sehr berechtigt dazu. Was aber brachte das Jahr 1814? Den römischen Katholicismus als Staatsreligion und eine Spannung der religiösen Gegensätze, wie sie seit den Tagen der Ligue nicht erhört gewesen! Im Süden, wo die Revolution ihre blutigsten Triumphe gehalten hatte, loderte jetzt der uralte Haß wider die Hugenotten zu den wildesten Flammen empor —: welch' ein Umschlag in der Gesittung mußte da vorausgegangen sein, wo diese Ausbrüche des Fanatismus an's Licht treten konnten? Mochten die Leiden der Priesterschaft in den Gräueln der Schreckenszeit eine Glorie um das Haupt der „Bekenner" gebreitet haben, daß ihr Einfluß auf das entnüchterte Volk zu dem Umfange ihrer Allmacht im frömmsten Mittelalter herangewachsen war? Allerdings haben die Leiden des Clerus einen mächtigen Hebel zu seiner Wiederaufrichtung geliefert, einen Hebel, der noch täglich in „historischen Rückerinnerungen," wie z. B. an „die edlen Glaubensbekenner von Geispolsheim" (bei Straßburg), auf's Fleißigste benutzt wird, aber diese Erklärung dürfte wegen ihrer empfindsamen Natur den Volksnerven gegenüber nicht völlig zutreffen und ausreichen. Reine Politiker haben in der Verbindung politischer Beweggründe und lebendiger Parteileidenschaften mit den angeerbten religiösen Vorurtheilen den Schlüssel zum Verständniß jener Erscheinungen gesucht. Und nicht ganz erfolglos. Die Legitimisten von 1814 dachten überwiegend streng katholisch; die Protestanten, denen die Revolution Vortheil gebracht hatte, waren damals in großer Zahl bonapartistisch gesinnt. Letzteres war insofern ganz natürlich, als die Napoleonische Gesetzgebung und Praxis in den Händen von Männern, wie Portalis und Simeon, für die Protestanten kräftig gesorgt hatte, und wenn eine Frucht der Revolution übrig geblieben war, wenigstens in der Duldung der Katholiken sich die deutliche Spur derselben wahrnehmen ließ. Auch steht es thatsächlich fest, daß sogar in der Epoche jener ultralegitimistischen chambre introuvable die katholischen Freunde der Religionsfreiheit und des Gallicanismus in ihren Streitschriften gegen das von Ludwig XVIII. beabsichtigte Concordat neben allen Loyalitätsversicherungen ziemlich unverholen zum Bonapartismus hinüberschielten. In einer Flugschrift (wahrscheinlich von Baillot), die ihrer Zeit sich sehr wirksam erwiesen hat, heißt es: „Man darf nicht versuchen, wie man eine durch fünfundzwanzigjährige Triumphe verführte Nation urplötzlich unter die Zucht der Priester stellt; man darf nicht einer unter den Waffen erzogenen Jugend sagen, daß die Soutane edler ist, als der Staub des Lagers; man darf nicht glauben, daß das französische Volk Legionen von Priestern und Mönchen mit demselben Auge betrachten wird, wie jene Phalangen, welche lange Zeit seine Stärke und seinen Ruhm ausmachten, und daß es eben so sehr Kirchengesänge lieben wird, als Siegeslieder" ꝛc.

Es bestand unleugbar eine Wahlverwandtschaft zwischen dem kriegerischen Geiste, der in Ney, Labédoyère, Lavalette, Debelle das Märtyrerthum des Bonapartismus gefeiert hatte und jenem Drange nach Glaubensfreiheit, deren Opfer in der Provence und im Languedoc gefallen waren. Daß Politik und Religion in neuerer Zeit nun einmal Zwillingsschwestern geworden sind, muß man den offenbaren Thatsachen gemäß wohl anerkennen; doch dem tiefer schauenden Auge des Geschichtskundigen, der auch die inneren Seelenzustände der Menschen in Betracht ziehen soll, wird eine derartige Auffassung stets im Lichte der Halbheit und Einseitigkeit erscheinen.

Ereignisse, wie der Umsturz aller staatlichen und eines großen Theils der gesellschaftlichen Verhältnisse in einem Lande von der Ausdehnung Frankreichs, müssen auf das Gemüth der Mitlebenden einen gewaltig ergreifenden Eindruck machen; sie drängen mit eiserner Nothwendigkeit den Einzelnen zu einer ernsthafteren Würdigung des Daseins. Die ungeheure Schwere des Geschicks, das mit seiner Wucht auf Tausenden von Familien lastete, denen die theuersten Anverwandten durch die rastlose Schneide der Guillotine, oder das noch gierigere Schlachtschwert der republikanischen und Napoleonischen, d. h. dreiundzwanzigjähriger Kriege entrissen worden, vermochte es gewiß, in den Gedanken des Volkes wenigstens eine theilweise Aenderung hervorzubringen. Es giebt in der Welt eine Macht, welche uns Menschen vor dem deutlichen Finger der Vorsehung in den Staub wirft, und es ist dann unmittelbare Folge des menschlichen Antriebes, wenn sich das schwache Geschöpf vor den Altären seiner Väter beugt. Man greift in solchen Wendepunkten unwillkürlich zu den überlieferten Stützen des Glaubens, und gerade nach rechten Titanenkämpfen des menschlichen Geistes ist die Seele am ehesten zur Demüthigung vor dem Unbegreiflichen bereit, während sie wider das äußerlich selbstgeschaffene Evangelium des Wissens oder Zweifels einen gründlichen Abscheu gefaßt hat. Der Ton, den die Romantiker Frankreichs nach 1815 anschlugen, und in welchem das religiöse Element stark wiederklingt: in Lamartine, Victor Hugo und Delavigne so gut, als in Chateaubriand ist der beste Beweis für den innerlichen Umschlag in der Gesinnung aller wirklich noch tiefdenkenden und fühlenden Gemüther, und obgleich wir, nach der eigenthümlichen, etwas kindlichen Anlage des wälschen Stammes, diese Motive nicht allzu weitgreifend und radikal umwandelnd uns denken dürfen, so hatte doch die Aufklärungs-Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in den Herzen der Franzosen einen Stoß erlitten, der vorerst einer ähnlichen abstrakt kritischen Richtung jede Aussicht auf Erfolg abschnitt. Kurz, der Katholicismus kam in den mittleren Jahren der Restauration wirklich zu Kräften.

Bei den unvergleichlich günstigen Umständen, welche sich der Priesterschaft zur Erweckung der religiösen Gefühle des Volkes darboten, wäre eine wahrhaft sittliche Erfrischung aller Glieder der französischen Gesellschaft durch Predigt, durch thatkräftigen Zuspruch und durch all' die segensreichen Mittel der Nächstenliebe wohl erreichbar gewesen. Diese innerliche Mission, wenn sie sich in versöhnlichem Sinne auf das praktische Gebiet der Sittenlehre begeben hätte, konnte, wofern nicht alle Zeichen jener Epoche trügen, der ungewöhnlichsten und der schönsten Erfolge gewiß sein. Der innerste sittliche Kern des Christenthums, den auch der vorurtheilsfreie Protestant unter der Decke der römischen Formen erkennen wird, hätte, ohne Haß und Neid, ohne Hochmuth und Selbsterhebung, in Frieden und Eintracht mit den Andersgläubigen entfaltet, die ganze französische Geisteswelt umgestalten können. Warum sollte denn der römische Katholicismus, aus welchem doch ehedem alle Reformatoren hervorgegangen, dieser erhabenen Aufgabe durchaus nicht gewachsen sein? Gehörte es denn, was wir nicht glauben können, zu den Zielen, oder zu den Bedingnissen der Sicherheit dieser Kirche, daß die Sprache des Gewissens in den Herzen ihrer Anhänger unausgebildet blieb? Sehen wir aber auf den geschichtlichen Verlauf der Dinge und auf den heutigen Seelenzustand der Franzosen, der sehr lebhaft, oder vielmehr todtenhaft an die übertünchten Gräber erinnert, so dürfte den französischen Clerus denn doch die Schuld einer furchtbaren Unterlassungssünde treffen.

Was in den Jahren der Restauration und mit größerer Behutsamkeit unter dem Juli-Königthum im Namen der Religion geschah, läßt zwar einen überaus regsamen Eifer für den Glanz und die Herrlichkeit

der Kirche wahrnehmen; es wurde in den Congregationen, Vereinen, Brüderschaften, besonders im Dienste des „heiligen Herzens" Jesu und Mariä rastlos agitirt, Proselyten geworben und in Wort und Schrift, zumal eben durch Gutenberg's schwarze Kunst, die Gemüther bearbeitet, aber leider nicht zum alleinigen Zwecke der sittlichen Wiedergeburt der Nation, sondern in einem Streben, dem der Philosoph eine arge Verwechselung der Begriffe beimessen würde. Statt der innerlichen Macht des Christenthums zum Ansehen und zum Siege zu verhelfen, müht sich der Clerus, wenn nicht von Maury, doch von De Bonald an, seine eigene Macht, sein eigenes Ansehen im Volke und seine sociale Stellung möglichst zu heben: er denkt unleugbar weit mehr an die hierarchia ordinis et jurisdictionis, an die Ehre, Würde und Gerichtsbarkeit im äußern und innern Forum, als an die Predigt des Evangeliums. Alle Ansprüche, die seit Gregor VII. jemals in der Brust eines römischen Priesters sich ergten, werden zusammengefaßt, erweitert und abgerundet; alle Wünsche, und selbst die nie erfüllt gewesenen Hoffnungen in ein fertiges, unbestreitbares System gebracht, das unbedingte Peimat des Papstthums geradezu für ein unerschütterliches Dogma erklärt. Dieses in Frankreich bisher unbekannte System ist der Ultramontanismus. Er tritt mit einer unbeugsamen Starrheit auf, er kennt nur Eins, die Herrschaft der Kirche, welcher alle Welt, voran der Staat, sich unterordnen soll. In der Theorie unabänderlich, giebt er in der Praxis nur unter Protesten oder Vorbehalten nach. Die Bourbonische Regierung legte noch einige Rücksichten auf, und zu Gunsten des allerchristlichsten Königs geben in der That noch am 3. April 1826 die Erzbischöfe und Bischöfe Frankreichs, deren Einer, Frayssinous, das Cultusministerium ziemlich freisinnig verwaltete, eine Erklärung im Sinne der gallicanischen Freiheiten ab; diese Nachgiebigkeit ist mit 1830 vorüber; gegen den Bürgerkönig ist das Episcopat aller Rücksichten ledig und nimmt zum Theil sogar eine drohende Stellung ein.

Man kann vom Standpunkte der menschlichen Natur das Streben nach Machterweiterung bei denen, welchen, kraft ihres Amtes, Macht über die Gemüther verliehen ist, nur eben menschlich und ganz erklärlich finden; vom Standpunkte der Religion, des Rechtes und der Politik wird man die Art, wie jenes Streben sich geltend machte, wenigstens beklagen müssen. Nicht blos einzelne Priester, sondern eine große, täglich wachsende Partei unter ihnen, schien den Konflikt mit der weltlichen Gesetzgebung und Regierung und andererseits mit den Protestanten geradezu herausfordern zu wollen. War das, wir wählen das mildeste Kriterium, etwa politisch gehandelt? Von der Sprache, welche sich die ultramontanen Stimmen damals erlaubten, hat man in Deutschland kaum eine Ahnung. Wenn schon dem absoluten Friedrich Wilhelm III. von Preußen der sonst höchst ehrenhafte Herr v. Dunin und sein eifriger Amtsbruder, der Freiherr v. Droste-Vischering, viel zu schaffen machten, so wußte der Bürgerkönig Ludwig Philipp doppelt aushalten. Denn an die Spitze der hierarchischen Opposition stellte sich kein Anderer, als der geistliche Oberhirt der im Reiche tonangebenden Hauptstadt, der Erzbischof von Paris, Monseigneur Denys Auguste D'Affre. Dieser unerschrockene Prälat, welcher seinen Bellarmin mit Erfolg studirt hatte, empfand eine unüberwindliche Abneigung wieder jedwede Regelung der kirchlichen Verhältnisse durch den Staat; der Rechtsschutz, welchen die constitutionelle Charte und das organische Gesetz vom 18. Germinal X den Unterthanen vor priesterlichen Eingriffen gewährte, war ihm ein scharfer Dorn im Auge, und aus dem sichern Bollwerk seiner kirchlichen Würde schleuderte er in Flugschriften schwere Wurfgeschosse gegen die Wälle der Staatsoberhoheit. Als wenn er in den Anschauungen einer ganz fremden Welt erzogen wäre, hatte er für die Grundbedingungen unseres modernen Staatslebens gar keinen Sinn. Von einer Anerkennung der Gleichberechtigung der Protestanten war bei ihm selbstverständlich nicht die Rede. In dem Protestantismus erblickte er lediglich eine Anwendung des demokratischen Prinzips auf die Religion. Hören wir, wie er sich selbst, in charakteristischen Wendungen, über die Reformation und über die französischen Religionskriege ausläßt:

„Im sechzehnten Jahrhundert überschwemmt der Protestantismus Deutschland, er häuft Berge von Trümmern auf, er überschwemmt England, kämpft mit Vortheil in den Niederlanden; in Frankreich entstammt er den Bürgerkrieg. Die „Institution" Calvin's bedroht zugleich die Verfassung der Kirche, wie die des Staates. Inmitten so großer Gefahren begünstigt ein schwacher König bald die alte Religion, bald die neue und hinterläßt als Nachfolger einen Fürsten, der den Calvinismus bekennt. Um die Kirche, das Christenthum (?), die Verfassung des Königreichs zu retten, bewaffnet sich die ungeheure Mehrheit (?!) der katholischen Franzosen. Es ist ein Unsinn, zu sagen, sie hätten darum gekämpft, um im Staate eine Art Theokratie oder weltliche Suprematie der Kirche vorherrschend zu machen; aber die Gefahr für die Religion war fern davon, der alleinige Beweggrund zu diesem Kriege zu sein. (Wie stimmt das mit dem Vorigen?) Die Ligue wurde theilweise (!) durch die Aufstände und die Gewaltthaten des Calvinismus hervorgebracht; insofern war sie eine rechtmäßige Vertheidigung. Die Politik der Regierungen (welcher?) wollte auch sich dieser Bewegung bemächtigen und sie zu ihrem Vortheil ausbeuten. Jede von ihnen (wer?) wünschte sich auf Kosten Frankreichs zu vergrößern. Wenn die Gefahr für die Religion nicht die einzige Ursache der Ligue war, so war der Klerus ebensowenig ihr einziger Parteigänger; die Parlamente spalten sich wie das Episcopat, der Adel theilt sich ebenfalls; alle Klassen waren gespalten, und wunderbarer Umstand, die Großen neigen sich einer Sekte zu, deren Geist und Lehren politisch und religiös demokratisch waren. Mit ein wenig mehr Ideenumfang oder etwas weniger Leidenschaft im Herzen würde der Abfasser der Vorstellungen (gegen die Bekanntmachung der Akten des Tridentinischen Concils), ohne die Ligue zu rechtfertigen (?), eingeräumt haben, daß niemals ein ernsthafterer Beweggrund eine große Nation erregt hat; daß es nicht wunderbar ist, daß, wo alle Klassen der Gesellschaft mit fortgerissen waren, auch der Klerus es mit ihnen gewesen ist; daß die Ausschreitungen der Calvinisten, welche überall die Angreifer waren (wahrer Hohn!!), die Ausschreitungen der Gegenpartei erklären, ebenso wie das Wiederaufleben einer Meinung, welche dem Papste das Recht zuschrieb, einen ketzerischen Fürsten von der Krone auszuschließen." (D'Affre, De l'appel comme d'abus.)

Dieser eigenthümlich geschraubte und abgerissene Stil voll kühner Behauptungen und versteckter Selbsteinwürfe, zu denen der Unbefangene gar keine rechte Veranlassung erkennt, giebt ein anschauliches Bild von dem verzwickten Gedankengange eines Menschen, der sich augenscheinlich in seinen eigenen Meinungen und bei den Folgen seiner Handlungen nicht wohl befand; denn daß der heutige Staat keine Religionskriege mehr zuläßt, mußte dem Kirchenfürsten doch einleuchten! Aber wo ist bei solcher Auffassung der Geschichte die Liebe und die Versöhnlichkeit des Christen? Und wer so mit den Gegensätzen der Vergangenheit verfuhr, wie mußte der zu den lebendigen Parteien der Gegenwart sich stellen? Die schöne Aufgabe des geistlichen Lehrers, die jähen Klüfte unseres Daseins zu mildern, an Herz und Gemüth des Menschen zu appelliren, damit er das Bewußtsein von einem väterlichen Gott in sich aufnehme, wie konnte sie in dieser Geistesrichtung erfüllt werden? Monseigneur D'Affre, der nicht die Sache seines Heilandes, sondern inmitten des so trostbedürftigen Frankreichs lieber die seiner Amtsgenossen vertheidigen wollte, hat sich sein Urtheil selbst gesprochen.

Man erinnert sich, daß der Erzbischof von Paris in den Junitagen 1848 auf einer Barrikade, welche er, um die Streiter zu trennen, bestiegen hatte, erschossen ward; vielleicht war dieser Tod eine Sühne, oder eine Gnade des Himmels; ein Triumph war er wahrlich nicht. Wie mißtrauisch das Pariser Volk ihm und dem Clerus gegenüber dachte, beweist die Darstellung des Vorfalles, die damals in Paris bei dem nichtklerikalen Publikum umging. Man beschuldigte den Prälaten geradezu, in majorem Dei gloriam einen Theaterstreich versucht zu haben. Klerikale Leute hätten verabredetermaßen eine falsche Barrikade gebaut, diese hätte der Erzbischof ersteigen sollen, worauf die Besitzung der Barrikade in die Knie gesunken wäre; in Folge eines „Mißverständnisses" habe sich aber Monseigneur D'Affre auf eine echte Barrikade verirrt und so seinen Tod gefunden. Diese Erzählung ist kaum glaublich, sie hat nur darin ihre Wichtigkeit, daß sie die Stimmung des Pariser Volkes gegen Alles, was der Clerus unternimmt, kennzeichnet. Der tief eingewurzelte Zweifel an der Aufrichtigkeit und Selbstverleugnung der Geistlichkeit ist für die heutige Lage der Dinge höchst bezeichnend.

Wie soll man die Frage nach dem Verhältniß der Ultramontanen zu dem December-Kaiserthum beantworten? Wer den Ursprung der neuen Dynastie in's Auge faßt, wer die Mittel erwägt, mit deren Hülfe der republikanische Präsident in einen Erbkaiser, der gesalbt und gekrönt sein wollte, sich verwandelte, der kann dieses Räthsel selbständig lösen. Eine Handhabe hatte der Clerus von vornherein gegen die neue Regierung in Händen, und er ist sich dessen sicherlich stark bewußt. Inzwischen weiß auch der Bonapartismus, welche Mächte er gegen die Ultramontanen in's Feld führen kann, wo nicht positive, so doch die ausgebreitete, negative der Gleichgültigkeit gegen Dogma und Seelenheil und des unauslöschlichen Hasses wider geistliche Bevormundung in Leben und Wissenschaft. Freilich, auf ihrem Heimatgebiete hat die ultramontane Partei (Lamennais starb 1853) keinen ebenbürtigen Gegner, der ihr in die Mauer der

canonischen Logik ein Loch schlagen könnte; das ist eben die Schuld jener Gleichgültigkeit. Aus diesem Grunde vertraut auch die kaiserliche Regierung nicht allzu sehr auf ihre inländischen Verbündeten. Napoleon III. hat mit seinem Späherblick in der auswärtigen Politik ein besseres Gegengift entdeckt. Er bekämpft den Ultramontanismus an seiner Geburtsstätte, in Italien. Die militairische und politische Beherrschung Roms, der Schutz durch französische Bajonette, der den heiligen Vater wohl oder übel zur Dankbarkeit, oder doch zu Rücksichten verpflichtet, während er ihn in dem Wirbel der rings umkreisenden Revolutionsbrandung die ganze Schwere der kaiserlichen Uebermacht und die eigene Ohnmacht empfinden läßt, ist jedenfalls der bitterste Trank, den man dem ultramontanen Herrschgelüst vorsetzen konnte und den es doch nicht zurückweisen darf, ohne den Anker aller seiner Hoffnungen preiszugeben. Monseigneur Dupanloup hat gut mit den Zähnen knirschen; ihm und seinen Kollegen ist eine Schlinge um den Hals gelegt, welche ihre eigenen, allzu heftigen Bewegungen lebensgefährlich zuziehen würden.

Das Gemälde des französischen Ultramontanismus ist im Ganzen ein trauriges. Männer, wie der verstorbene Pater Chable, der, ein Lothringer von Abstammung, in Paris das Werk der innern Mission eifrig gefördert, nachdem er in Metz dem Vordringen des Protestantismus gewehrt hatte, stehen mit ihrer Auffassung des Religionszweckes ziemlich allein da, oder müssen den Strebungen des Ehrgeizes zum unbewußten Deckmantel dienen. Aber wären auch die edleren Vorkämpfer des Katholicismus die Leitsterne desselben — es möchte die Mitwelt immer noch anzweifeln, ob davon, daß Christenthum ohne Priesterthum bestehen könne, der Gegenbeweis geliefert sei. Luther und Calvin haben jenen Epoche machenden Satz behauptet; hat sie der Ultramontanismus durch seine eherne Starrheit Lügen gestraft? Man könnte eher glauben, die Erschütterung des päpstlichen Stuhles durch die ältesten Kinder seiner Kirche sei die tragische Ironie über die Schwerthiebe des Ultramontanismus.

T. v. B.

Ungarn.

Professor Wutzer über die Donauländer.*

Die Magyaren.

Ein würdiger Veteran der Wissenschaft, der königl. geheime Ober-Medicinal-Rath und ordentliche Professor an der Universität zu Bonn, Dr. Wutzer, unternahm im Jahre 1856 u. folg., über Ungarn und die Donauländer hinab, eine Reise in den Orient, deren Beschreibung nun im ersten Bande vor uns liegt. Ihr Zweck war wesentlich ein wissenschaftlicher. Die Untersuchung des Bodens und seiner Produkte, des Klima's, der Salubritäts-Verhältnisse und vorherrschenden Krankheiten sind, wie auf dem Titelblatte bemerkt wird, die Hauptgesichtspunkte, aus denen das Werk gewürdigt werden soll; doch wurden auch Beiträge zur Geschichte, Charakteristik und Politik der Bewohner nicht außer Acht gelassen.

Was den Herrn Verfasser vor Allem zu dieser Reise bewogen hat, spricht er in der Vorrede näher aus: Die unteren Donauländer sind wegen ihrer Ungesundheit verrufen; Kriege, die dort geführt werden, zeichnen sich namentlich durch die ungeheuere Sterblichkeit aus, welche in Folge ansteckender Krankheiten daselbst mehr als in jedem andern Lande einzureißen pflegt. Dieses gilt auch von dem zuletzt daselbst geführten. „Die Humanität muß ihr Haupt verhüllen, wenn die vielen Tausende bedauernswerther Menschenopfer vorgeführt werden sollten, welche allein der Orient-Krieg von 1854 bis 1856 durch Unkenntniß oder Mißachtung des dortigen Klima's, der Badenverhältnisse, sowie der vorherrschenden Krankheiten gefordert hat. Wo dergleichen betrübende Thatsachen laut sprechen, wird man ein Buch zeitgemäß nennen müssen, welches sich die Aufgabe stellt, die Kenntnisse allgemeiner auszubreiten, mittelst deren sorgfältiger Benutzung eine so kolossale Sterblichkeit fortan vermieden, oder doch wenigstens verringert werden könnte..... Als in jenem Kriege viele Tausende tapferer Männer, die Blüthe ihrer Nation, nicht durch das Schwert, sondern durch verheerende Fieber weggerafft wurden, da tauchte die lebhafteste Erinnerung an ähnliches selbst Erlebtes aus den Jahren 1813 und 1814 in mir auf.

„Reges Mitgefühl mußte der Gedanke in mir hervorrufen, daß die bösen Erfahrungen, die man während jener Kriege gesammelt hatte, in welchen fast ganz Europa unter Waffen stand, auf den Gang der Ereignisse bei den später im Orient folgenden Kriegen so ganz ohne heilsamen Einfluß geblieben waren. Vier Decennien lang seit jener Zeit fortgesetzte wissenschaftliche Bestrebungen, die Natur der Dinge zu ergründen, auf welche es hierbei ankommt, haben Vieles, was sonst dunkel war, aufgeklärt, dort aber, wo das Leben Tausender davon abhing, ihre Resultate praktisch im Großen anzuwenden, blieben sie entweder vernachlässigt, oder sie wurden durch übelberechnete, strategische Rücksichten vollständig bei Seite geschoben. Die furchtbarste unter den zahlreichen Geißeln jedes Krieges, der ansteckende Typhus, wüthete in Folge dessen nach wie vor.... Wurde mir doch in Konstantinopel aus einer Quelle, die ich für authentisch halten darf, die Versicherung ertheilt, daß in der Umgegend der Stadt allein 50,000 Franzosen als Opfer des letzten Krieges und seines Typhus begraben liegen.

„Leider erneut sich die uralte Wahrnehmung unaufhörlich, daß die ernsten Warnungen der Geschichte an den Meisten, selbst solchen, welche die Geschicke ihrer Mitmenschen in der Hand halten, unbeachtet vorübergehen. Wäre es anders, so würden von denen, welche die englischen, französischen und russischen Heere aussendeten, wirksamere Vorkehrungen gegen das Hereinbrechen so entsetzlichen Unheils getroffen worden sein....

„So ist es denn meine Absicht gewesen, die Ursachen des letzteren Unglückes aufmerksam zu verfolgen, sie durch Untersuchungen on Ort und Stelle, oder durch Studien möglichst aufzuklären, zugleich auch, auf dieselbe gestützt, Vorschläge zu ihrer Nutzbarmachung für künftige Zeiten hinzuzufügen.

„Sollte irgend ein Kurzsichtiger etwa meinen, eine solche Arbeit komme um mehrere Jahre zu spät, so halte ich ihm einfach die feste Ueberzeugung entgegen, daß die Geschicke und die Weltstellung Europa's nicht in dessen Westen, sondern definitiv nur im Osten ihre Entscheidung finden werden. Dort werden England, Rußland und Frankreich früher oder später zusammentreffen....."

Es ist also nicht blos ein abstrakt wissenschaftlicher, sondern ein praktisch menschenfreundlicher Zweck, der den hochbejahrten klinischen Arzt vermocht hat, diese mit so vielen Beschwerden und selbst Gefahren verbundene Reise in jene wenig civilisirten Gegenden zu unternehmen. Was uns nun betrifft, so fühlen wir uns natürlich außer Stande, dem medicinischen Theile dieser Reisebeschreibung gerecht zu werden; auch würde wohl den meisten unserer Leser wenig damit gedient sein, mit Sumpffiebern, ungarischer Krankheit, Typhus und allem jenem Schmutze und jener Unreinlichkeit unterhalten zu werden, die in den meisten jener Landstriche zu Hause sind. Sie gehören unstreitig mit zu den Hauptursachen jener schrecklichen Epidemien, welche dort ganze Heere wegraffen. — Doch es ist auch nicht nöthig, daß wir diesen Ton anschlagen — die beregten Gegenstände nehmen in der That nur einen mäßigen Theil des Buches in Anspruch, und das Uebrige enthält Vieles und Ausgezeichnetes, was auch für nichtmedicinische Leser von Interesse sein würde.

Wir können sogar sagen, daß uns selten eine Reisebeschreibung so befriedigt hat, und zwar namentlich durch ihre Klarheit und Beschränkung auf das Schlagendste, auf das dem Leser Verständliche. Es giebt berühmte Reisebeschreibungen, denen dieser Vorzug fehlt, indem sie dem Leser eine Phantasie zumuthen, die derselbe trotz aller Bemühungen in seinem Zimmer nicht haben kann, oder eine Menge unbedeutender Dinge aufzeichnen, die sich unter allen Völkern und Himmelsstrichen ziemlich gleich bleiben würden. Der Verfasser reist ebenso sehr als Gelehrter, denn als Mann von Lebenserfahrung und alter Praxis, der die solidesten Vorarbeiten auf das Solideste benutzt und zu Rathe zieht. Das Buch ist daher wissenschaftlich von Bedeutung, und nicht blos in medicinischer Hinsicht.

Der Herr Verfasser giebt uns z. B. Schilderungen der in Ungarn ansässigen Völkerstämme, besonders der Magyaren, die sich durch Anschaulichkeit und Wahrheit auszeichnen. Es wird vielen unserer Leser gewiß nicht uninteressant sein, wenn wir ihnen hier mit einigen Auslassungen und Kürzungen das Portrait des Magyaren vor Augen stellen.

Bekanntlich haben die Magyaren ihre nächsten Verwandten in den räumlich von ihnen ganz getrennten Finnen und gehören einem Stamme an, dessen sanftige Abzweigungen gänzlich unbekannt sind. Die Magyaren drangen am Ende des siebenten Jahrhunderts n. Chr. als ein kühnes, aber rohes und grausames Reitervolk mit ganz den hunnischen verwandten Sitten aus Asien in Europa ein, und nachdem sie etwa zweihundert Jahre lang im Norden des schwarzen Meeres gesessen hatten, wurden sie von den Potschenegen gedrängt und strömten nun westwärts nach Dacien,

* Reise in den Orient Europa's und einen Theil West-Asiens. Von C. W. Wutzer, königlich geheimer Ober-Medicinal-Rath, Professor. 1 Band. Elberfeld, Bädeker, 1860.

um das Jahr 896 aber unter Arpad nach Pannonien, wo sie ein Reich stifteten, welches noch jetzt besteht.

„Daß die Magyaern seit ihrem ersten Auftreten auf europäischem Boden, zum Theil durch Vermischung mit den hier vorgefundenen Völkerstämmen, dann wohl auch durch allmählich vorschreitende Civilisation, eine glückliche, körperliche und geistige, Umwandlung erfahren haben, dürfte sich aus der Beschreibung ergeben, welche einige gleichzeitige deutsche Schriftsteller von ihren in das südöstliche Deutschland vorgedrungenen Horden mittheilen. Einer derselben geht so weit, zu behaupten, daß man die göttliche Geduld bewundern müsse, welche solchen menschlichen Mißgeburten erlaubt habe, ein so kostbares Land zu bewohnen..... Außerdem hat es Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Magyaren die von ihnen unterjochten Ueberreste der Hunnen, Avaren ꝛc. genöthigt haben, sie auf ihren Kriegszügen nach Deutschland zu begleiten und zu unterstützen. Bei einer solchen Voraussetzung würde sich das Auftreten von Heereshaufen mit auffallender, mongolischer Gesichtsbildung, wie wir sie noch 1813 als Theil der russischen Armee in Deutschland gesehen haben, leicht erklären lassen.

„Die Magyaren zeigen eine nicht gewöhnliche physische Kraft; sie sind sich des Uebergewichtes, welches sie in dieser Hinsicht über manche andere Völker besitzen, so bewußt, daß sie dieselben als Schwächlinge und verzärtelte Menschen verachten. Es ist eine jedem Arzte auffallende Erscheinung, wie die Umwohner der Sümpfe und Moräste Ungarns oft Jahre lang den Wechselfiebern zu trotzen vermögen, an denen sie ununterbrochen, wenigstens oft wiederholt leiden, mit Ausnahme nur der kalten Jahreszeit.....

„Die nachhaltige Ausdauer der Magyaren unter den Strapazen des Krieges ist bewundernswerth, und ihre Haltung trägt schon im Frieden etwas Martialisches an sich..... Die Schädel- und Gesichtsbildung der Magyaren zeigt jetzt eine edle Varietät der kaukasischen Race, wenn auch einige charakteristische Merkmale derselben, die Blumenbach vorangestellt hat, hier fehlen. Die Schädelbildung ist keine kugelig-runde, sondern in beiden Schläfengegenden etwas abgeflacht, indem deren halbkreisförmige Linien scharf ausgedrückt sind. Die Stirn ist hoch, und die obern Augenhöhlen-Ränder überragen die Augenhöhlen selbst ziemlich auffallend. Daher liegen die Augen tief, und ihr Ausdruck erhält dadurch um so eher etwas Finsteres, Herrisches. Die Augenlidspalte ist bei den Bewohnern der Ebene eng, weil sie, dem grellen Licht ausgesetzt, jene stets nur möglichst wenig öffnen. So scheinen die glänzenden feurigen Augen viel kleiner, als sie wirklich sind. Bei den niedern Klassen ist die Kinnlade hervorragend breit und stark, die Muskeln, welche die Schläfegruben füllen, treten merklich hervor. Dasselbe ist mit der Nase der Fall; man sieht in der Regel gerade, starke, indessen auch nicht selten Adlernasen. Die Gesichtsfarbe ist nur bei den Frauen der höhern Stände rein weiß, bei den Männern gewöhnlich gebräunt, mindestens dunkel, ebenso die Farbe der Haut, des Halses und der Brust, die großentheils unbedeckt getragen werden. Das Roth der Wangen tritt mühsam und dunkel hervor. Das dunkelschwarze Haar hängt über dem Nacken und den Ohren lang herunter; es wird häufig mit Fett getränkt und bisweilen durch ein Band zurückgebunden. Im Allgemeinen sind die Körperverhältnisse ergelmäßig, die Statur der Männer ist oft über das gewöhnliche Maß hoch, die Brust breit; eine kräftig hervortretende Muskulatur deutet auf energischen Körpergebrauch.

„Der Ausdruck der Gesichtszüge der Männer ist streng, ernst, stolz; er erscheint nicht geeignet, den Fremden oder Unbekannten anzuziehen. Diese Züge werden durch zwei dunkle Augen, — düstere, tiefliegende Fenster der Seele — belebt, die dem von Außen hineinschauenden einiges Recht zu geben scheinen, auf einen eben so düstern Einwohner hinter den Fenstern zu schließen. Wer indessen ihren etwas weit getriebenen Nationalstolz zu schonen weiß, wird sich leicht ein wohlwollendes Entgegenkommen erwerben können. Der die Augen gleichsam deckende Vorhang rollt sich dann auf, und bald schweift der entfesselte Blick klar und frei umher. Die Gastfreundschaft ist außerdem eine den Magyaren von den Voreltern her angeborene Eigenschaft.....

„Schon in frühester Zeit hat ihnen fester Muth und Selbstbewußtsein die Kraft verliehen, die numerisch weit überlegenen slovischen Völkerstämme aus den fruchtbaren Ebenen, dem Centrum von Ungarn, gegen die Gebirge hin zurückzudrängen; jene entsprachen ihrem ursprünglichen, nomadisirenden Hirtenleben sehr viel mehr.

„Noch bis heute ist der Magyare geneigt, seine Vorzüge zu überschätzen; selbst notorisch geistige Ueberlegenheit Anderer entschließt er sich schwer, anzuerkennen. Dagegen hat er von früher Zeit her liberale Achtung vor fremden Glaubens-Ueberzeugungen in lebenswerther Weise kund gegeben.....

„Das Selbstbewußtsein der Magyaren ist in der neuern Zeit dadurch nicht wenig gesteigert worden, daß ihr eigenthümliches Sprach-Idiom den Vorrang bei den öffentlichen und gerichtlichen Verhandlungen erlangt hat, nachdem Jahrhunderte lang hierzu die lateinische, auf Kaiser Joseph's Befehl die deutsche Sprache benutzt worden war. Wenn man erwägt, daß sich der umfassendste Grundbesitz von frühester Zeit her in den Händen magyarischer (und magyarisirter) Magnaten und Edelleute befindet, so wird man ihnen das so vermehrte soziale Uebergewicht gönnen können. Mehr noch würde man sich hierzu veranlaßt sehen, wenn diese bevorrechteten Familien sich überwinden könnten, gleiche Lasten mit ihren Mitbürgern zu tragen und die Abschaffung des Frohndienstes zur vollen Wahrheit zu machen. So lange dies nicht der Fall ist, werden sie auf nachhaltige Einwanderungen von fleißigen Kolonisten nicht rechnen dürfen, die ihnen zum Nutzen ihrer unangebauten weiten Länderstrecken doch sehr wünschenswerth sein müßten. — Wie sehr die Kolonisten aber oft noch spät in dem freien Betriebe ihrer Gewerbe gehemmt werden, denen die Magyaren selbst aus übel verstandenem Stolze sich nur ausnahmsweise zuwenden, zeigt ein von R. Walsch an Ort und Stelle aufgezeichnetes Beispiel, in welchem man eine Kolonie von deutschen Böttgern, nachdem sie durch ihren Fleiß wohlhabend geworden war, mittelst unerwartet eingeführter hoher Abgaben zu Grunde gerichtet hatte."

Die verschiedenen Stämme der Slaven, welche Ungarn bewohnen, Slovaken, Ruthenen, Serben und Kroaten, überwiegen die Magyaren an Zahl. Unter ihnen befinden sich die Nachkommen der frühsten Bewohner Ungarns, welche von den Magyaren bei ihrem ersten Einbruche unterjocht wurden. Von jener Zeit her betrachten sich letztere als die eigentlichen Herren des Landes; sie sehen noch heute stolz auf die von ihnen damals überwundenen Slaven hinab. Schon in diesem Zuge spiegelt sich die asiatische Abkunft der Magyaren. Ganz ebenso haben sich die Osmanen noch bis heute nicht entschließen können, die Urbewohner der von ihnen eroberten Länder als ihres Gleichen zu betrachten. Nach altem asiatischem Gebrauche mußten es damals die Unterjochten dankbar anerkennen, wenn man ihnen das Leben ließ und sie zu Sklaven machte. Ein dunkles Gefühl von diesem Verhältnisse scheint in den Magyaren zurückgeblieben zu sein. Die Slaven befinden sich jetzt häufig in dienstbarem, oder wenigstens abhängigen Stande. Das System des Feudalismus lastet nicht blos auf ihnen, sondern mitunter werden sie auch von den Unverständigen verspottet. Ein altes, magyarisches Sprüchwort sagt: „Der Slave ist kein Mensch und die Hirse keine Speise." — Diese verächtliche Behandlung hat den Magyaren bei ihrer Erhebung 1848 die wohlverdienten Früchte getragen.....

Wir stoßen noch eine Anzahl anderer Züge angeführt, welche für das wechselseitige Verhältniß der in Ungarn lebenden Stämme bezeichnend sind. Ein Programm des Professors Hidasy in Tyrnau empfiehlt z. B. zum Zwecke einer nationalen Verschmelzung derselben, die Neubelebung der lateinischen Sprache, die bekanntlich bis in die neuere Zeit die eigentliche Staatssprache des Landes war. Im Jahre 1842, wo wir uns eine Zeit lang in Ungarn aufhielten, wurde es als ein ganz ausgezeichneter patriotischer Witz erzählt, daß die Ungarn auf dem Reichstage in Preßburg, als Kaiser Ferdinand (oder sein Stellvertreter?) die Reichsversammlung in herkömmlicher Weise lateinisch anzureden begann, ihm eine magyarische Grammatik auf die Tribüne geschickt hätten. Wenn es also Stimmen giebt, welche die Wiedereinführung des alten Küchenlateins bevorworten, — und Professor Hidasy scheint dem Namen nach ein Magyar zu sein — so muß es doch mit der Alleingeltendmachung des Magyarischen noch nicht recht vorwärts wollen. Das Natürlichste und am meisten Praktische wäre freilich die Sprache, zu welcher auch der Slaven-Kongreß in Prag zu greifen sich veranlaßt sah, jene Sprache, die man in Ungarn die „Schwäbische" nennt, die alle Magnaten und Gebildeten, Slaven, wie Magyaren, abgesehen von den Deutsch-Ungarn, ganz vortrefflich, und viele Leute aus den mittleren, ja selbst den unteren Ständen ganz erträglich sprechen — aber daran ist nicht zu denken; denn wenn sich auch die ungarischen Slaven, unter denen es viele ruhige und verständige Leute giebt, dazu verstehen wollten — die Schnurrbart-Ungarn gewiß nicht. „Faktisch ist, daß der gewöhnliche Magyare schon den bloßen Namen der Deutschen „Nemet" in einem herabsetzenden Tone ausspricht." Ja wohl, das heißt vor 1849, wo der Magyar den Deutschen meist nur als friedlichen, sehr anspruchslosen Stadtbewohner kannte, wo Deutscher und Schuster, Schneider, Schornsteinfeger, Handschuhmacher ꝛc. ziemlich identisch war. Seit dieser Zeit hat der Magyar den Deutschen auch als Sieger, als k. k. Gens'darm, als Polizeirichter, als gestrengen Herrn kennen gelernt, und zu der ehe-

maligen Verachtung ist der Haß hinzugekommen; der Magyar, dessen Nationalstolz bis zum Fanatismus geht, vergißt es nicht so leicht, daß er eine geraume Zeit hindurch dem verachteten Schwaben hat pariren müssen, und es läßt sich voraussehen, daß er, möglicherweise zu eignem Schaden, sich in ein Uebermaß der Leidenschaft verlieren wird, um die Schlappe vergessen zu machen. Unter den Magyaren giebt es viele besonnene, von deutscher Bildung genährte Männer, welche recht gut sehen und beurtheilen können, wohin die Schrankenlosigkeit führen muß; indeß was werden sie gegen die wilde Leidenschaft vermögen, die in der ungebildeten Masse alles Maß überschreitet? Es wäre um die Magyaren Schade, wenn sie sich selber ruinirten, und das können sie unter den jetzigen Umständen sehr leicht; sie brauchen sich blos Deutsche wie Slaven gemeinsam zu Feinden zu machen und wieder, wie im Jahre 1848, den Anspruch zu erheben, als herrschende Race ihr ungemessenes Selbstgefühl befriedigen zu wollen.

Armenien.

Armenische Volkslieder.*

Wie die Mönche des frühesten Mittelalters als die eigentlichen Träger und Verbreiter der Kultur, ungleich verschieden von den später mächtigen Orden dastehen, so finden wir auf der kleinen Insel San Lazzaro bei Venedig, mitten unter einem Kulturvolke, einen Konvent beschäftigt, seinen Brüdern, einem noch mittelalterlichen Volke, die Bildung der Neuzeit zuzuführen. Es ist eine wahre Hochschule Armeniens, etwa in dem Sinne, wie es einst das italiänische Bononia für Europa war, so lange, bis sie ihre Mission erfüllt, bis etwa die jetzigen Beherrscher Armeniens ihr Werk übernommen und fortgeführt haben werden.

In welchem Verhältnisse Herr Passarge zu dem von uns erwähnten Herausgeber der armenischen Gedichte steht, ist nicht ersichtlich. Sie sollen in verschiedenen Dialekten der armenischen Volkssprache gedichtet sein, sich aber theilweise der armenischen Schriftsprache nähern. Ihre Entstehungszeit fällt in verschiedene Epochen vom 14. und vielleicht vom 13. bis zum letzt verflossenen Jahrhundert. Der größte Theil von ihnen ist aus armenischen Manuskripten in der Bibliothek St. Lazarus gesammelt.

Herrn Passarge's Uebersetzung ist in Prosa, und um diesen Mangel in der Form zu entschuldigen, ist ein Motto aus Goethe's Dichtung und Wahrheit vorgesetzt, welches besagt, das wahrhaft Bildende und Fördernde sei dasjenige, was vom Dichter übrig bleibe, wenn er in Prosa übersetzt werde. Das ist richtig; es handelt sich nur darum, wie viel davon bleibt. Von großen und namentlich gedankenvollen Dichtern, von Homer, von Dante, Milton ꝛc. wird auch in der Prosa sehr viel und das Beste übrig bleiben; von Dichtern dagegen, bei denen die Form die Hauptsache ist, sehr wenig. Bei Letzteren ist die sangbare Form, so einfach sie sonst auch sein mag, sehr viel, und deshalb kann man nicht sagen, daß die vorliegenden armenischen Gedichte viel Charakteristisches hätten oder von einem besonderen Gedankenreichthum zeugten, den man zudem von Volksliedern gar nicht verlangt.

Ein vorklingender Ton ruht auf zwei Momenten, dem Christenthum und dem Druck unter dem Joche der Moslemin. Das erste Stück ist ein Gedicht auf Leo, den Sohn von Heithon I., der später unter dem Namen Leo III. den armenischen Thron bestieg (wann?). Er hatte in Abwesenheit seines Vaters Krieg gegen den Sulton von Aegypten geführt, der in Cilicien eingefallen, und war dabei als Gefangener nach Aegypten geführt worden. Als sein Vater Heithon aus der Tatarei zurückkehrte, befreite er ihn halb durch Waffengewalt, halb durch Zahlung eines Lösegeldes. Das kurze Gedicht besingt in der bruchstückartigen Weise einer altdeutschen Ballade dieses Ereigniß und feiert die Standhaftigkeit, mit welcher der Prinz den Versprechungen des Moslem Trotz bietend, an seinen Glauben hängt. Der Refrain ist stets:

„Mein Licht, mein Licht und die heilige Jungfrau,
Das heilige Kreuz helf' Leo und Allen!"

Das zweite Gedicht enthält ein Zwiegespräch zwischen der Tochter eines armenischen Fürsten, die einen tatarischen Muselmann heirathen soll, und ihrer Zofe. Auch hier ist die Klage über das Unglück, welches der gläubigen Christin bevorsteht, der Grundton. Die Dienerin spricht:

„Gefallen ist Dein Stern und verloschen,
Deine blendende Sonn' ist verdunkelt,
Ich Unglückliche! Unglückliche Susanna!
Du gehst als Sklavin in die Tatarei.
Du mußt Deinen reinen Glauben vergessen
Und bekennen Dich zum Glauben von Muhamed."

Es folgen nun wechselseitige Klagen, einfach und rührend, wie sie der natürliche Schmerz eingiebt. Zuletzt erscheint eine alte Frau, die Pflegerin, wie sie selber sagt, des Vaters und Großvaters, die Amme und Wärterin der Prinzen. Sie gesteht, niemals noch größeren Jammer gehört zu haben und schließt mit der treu gemeinten Ermahnung:

„Wo immer Du gehst und wo immer Du weilst,
Wahre allzeit Deinen herrlichen Glauben.
Vergiß nicht unser armenisch Volk,
Hilf überall ihm und beschütz' es.
Halt ewig fest in Deinem Gemüth,
Nützlich zu sein dem Vaterlande.
Ach! Gott sei mit Dir! Fahr wohl!
Und Christus bewahr' Deine glänzende Sonne!"

Ciulfa war eine von reichen Kaufleuten bewohnte, mit Kirchen und Palästen reich geschmückte Stadt am Flusse Aras und dem Berge Ararat, auf dem bekanntlich die Arche Noah's gelandet sein soll. Im Anfange des 17. Jahrhunderts eroberte sie der gewaltige Schah Abbas, König von Persien, und zerstörte sie theilweise. Aehnlich, wie einst Nebukadnezar die Juden, wie Darius (d. h. seine Feldherrn) die Eretrier, führte er einen großen Theil der Einwohner in die Gefangenschaft nach Persien, wo sie Ispahan gegenüber eine neue Stadt, Neu-Ciulfa oder Cinghа, gründeten. Das dritte Gedicht ist der Klagegesang über die Weggeführten:

„Weh' über dich, armes armenisches Volk!
Schutzlos und undermuthet seid ihr zerstoben;
Ihr seid gegangen in die Sklaverei nach Ispahan,
Hungrig und durstig und nackend und arm.

Ihr habt ertragen hunderttausend Sorgen,
Bevor ihr euren Fuß gesetzt aus der lieben Heimat:
Doch jetzt verlaßt ihr die Gräber eurer Eltern
Und überliefert Andern eure Kirchen und Häuser.

Die schönen Felder und großen Städte,
Die lieben Flüsse und traulich schönen Thäler,
Wem laßt ihr sie, da ihr nun gehet?
Wie könntet ihr sie je vergessen?

Ich fürchte, sie werden aus eurem Gedächtniß schwinden;
Doch so lange ihr lebet, vergeßt sie nicht,
Erzählet wenigstens euren Kindern und Enkeln,
Daß ihr verlassen euer Land so verwüstet.

Die Namen Masis, die Arche Noäh,
Die Ebene des Ararat, St. Etschmiadsin,
Die tiefen Schluchten, St. Lance und Mooghin,*
Sie werden nicht vergessen werden bis zum Tage des Gerichtes.

Daß mein Auge blind wär, mein Haus gebrochen,
Armes Armenien, daß ich dich so nicht sahe!
Wenn ich todt wär', ich wär glücklich,
Besser denn leben und dich sehen."

Nr. 4 ist ein Gedicht, „auf Einen, der auf dem See von Wan Schiffbruch litt." Ziemlich inhaltlos. Schilderung des Sturmes, Untergang eines Sohnes, den seine Mutter bewinnen wird.

Nr. 5 „Klage eines Bischofs, der einen Weingarten gepflanzt hatte, aber wenn derselbe Früchte trug, sterben mußte, und nun das besingt." Das Gedicht erinnert an Biblisches, an's hohe Lied, an die Propheten, d. h. nicht im Schwunge, sondern in den Bildern: Nachtigall, Rose, Weingarten, Erbauung einer Dornhecke, einer Kelter, Herzuleitung von Quellen, Fruchtbäume, Granaten-, Mandel- und Nußbäume, Thau der Wolken. — Außerdem tritt der Engel Gabriel mehrfach auf. Das Gedicht klingt nicht gerade besonders hoch an, gewinnt aber, wenn man es nicht wörtlich, sondern, ähnlich wie das hohe Lied und andere orientalische Dichtungen, im symbolischen Sinne faßt, wenn man unter dem Weingarten den Weinberg des Herrn versteht. Dann wird es eine mysteriöse Klage um den Verfall der armenischen Kirche und so wird es wohl auch

* Nach Louis Passarge's „Fragmente aus Italien." (Vgl. Nr. 62 des „Magazin" von 1860.)

* Masis, Name des Ararat. Etschmiadsin bei Erivan, Sitz des Katholikos, des Patriarchen der Armenier. Die „tiefen Schluchten," ein berühmter Wallfahrtsort, wo St. Gregorius der Erleuchter den Märtyrertod erlitten. St. Lance, auch Agrivant (Höhlenkloster) genannt. Mooghin, ein anderes Kloster und berühmter Wallfahrtsort des heiligen Georg.

gemeint sein. Denn sonst hätte der Dichter (vielleicht ein Geistlicher) jede andere Person eher wählen können, als einen Bischof.

Nr. 6 „Adams Klage." Adam erzählt seinen Fall und seine Verstoßung in ganz biblischer Weise. Der Ton ist ernst und gehalten.

Nr. 7 „Klage einer Mutter über ihren jung gestorbenen Sohn." Nr. 8 „Gesang einer Braut." Nr. 9 „Gesang auf einen Bräutigam." Die Braut in Nr. 8 ist sehr unglücklich, sie klagt von Anfang bis zu Ende:

„Sie hatten die Mutter beredet durch eine Stricknadel und einen Ball;
Sie hatten den Vater beredet durch einen Weinkauf:
Sie hatten den Bruder beredet durch ein Paar Stiefeln;
Sie hatten die kleine Schwester beredet durch einen Fingerhut von Antimon.
Sie haben den Geldbeutel geöffnet
Und das Mädchen von ihrer Großmutter getrennt.

Mutter fege nicht die kleine Diele,
Daß Du die Fußstapfen Deiner Tochter nicht verwischest.
Mag Die diese kleine Erinnerung bleiben,
Damit Du die Sehnsucht Deines Herzens stillst.

Sie schüttelten Rosinen in einem Siebe
Und füllten die Tasche des Mädchens,
Und sie trieben sie auf den fremden Weg!"

Diese Zeilen sind charakteristisch für die gesellschaftlichen Zustände Armeniens.

Der Gesang auf den Bräutigam ist offenbar ein Hochzeitsreigen, der im Wechselchore gesungen wird. Merkwürdig ist sein streng religiöser Ton.

„Gelobt sei der gnädige Gott,
Gelobt sei der Wille unseres Schöpfers. (dreimal)
Wir haben sie verbunden, wir haben beschlossen,
Wir haben das Kreuz gehalten über ihnen." (dreimal)

Der Bräutigam wird stets nur „der König" genannt. Man sieht, daß die Verwandtschaft und die Hochzeitsgäste zusammenkommen: der Doktor, der Priester, der Pfarrer, der Brautvater, die Brautmutter, die Mägde, der Steuereinnehmer des Dorfes, der Müller.

„Der Löwe brüllt, siehe, was ist das?
Des Löwen Brüllen ist das des Doktors."

In dieser Formel geht es weiter: des Rebhuhns Zwitschern ist das des Priesters, des Sperlings Trillern ist das des Pfarrers; der Brautvater (der Vater des Königs) kommt als hohe Säule, die Mutter des Königs kommt mit einer Kattunhaube und ein Loch darin, die Braut kommt als glänzender Stern, der Besen hinter der Thür — die Mägde, der Steuereinnehmer ist ein Hund mit dem Sack im Maul, der Müller eine mehlbestäubte Maus. Man erkennt hieraus, daß der Anfang des Liedes von den Freunden des Bräutigams gesungen wird und daß hierauf die Braut in dem erwähnten Aufzuge in dessen Haus, wo er bereit steht, gebracht wird. Den Schluß bildet wieder eine Segensformel:

„Wir haben gebetet, ja wir haben gebetet, ja beschlossen,
Wir haben das Kreuz gehalten über ihnen."

Man kann sich danach etwa vorstellen, wie es bei einer armenischen Dorfhochzeit zugeht.

Nr. 10 „Der Pilger an den Kranich." Ein in die Fremde ziehender Armenier fragt klagend die wandernden Kraniche nach seiner Heimat: auch hier eine herzzerreißende Klage über harte Bedrückung:

„Unser Gebieter erdrückt uns und quält uns;
Vielleicht daß Gott uns hört und das Thor uns öffnet;
Das Herz des Pilgrims ist in Sorgen, seine Augen sind voll Thränen.
Kranich, weißt du nichts von unserem Vaterlande?

Mein Gott, ich flehe zu deiner Gnade;
Das Herz des Pilgrims ist krank, seine Lungen sind vertrocknet.
Bittres Brod ist seine Speise, salziges Wasser sein Trank.
Kranich, weißt du nichts von unserem Vaterlande?

Ich kenne den Feiertag nicht mehr, nicht mehr den Werktag;
Sie haben mich an den Spieß gesteckt und an das Feuer gestellt.
Ich merke nicht den Brand, ich fühle nur, daß ihr mir fehlt.
Kranich, weißt du nichts von unserem Vaterlande?"

Die Elegie (Nr. 11) „auf ein Rebhuhn" erinnert an ähnliche Gedichte im Lateinischen (Catull's Klage über einen Sperling), im Deutschen und Litthauischen, ebenso Nr. 13 „an den Storch."

„Willkommen lieber Storch,
Sei uns willkommen!
Du kündest uns, daß der Frühling naht,
Du hast unser Herz fröhlich gemacht."

Auch hier wird der Storch eingeladen, sich auf das Dach des Hauses herabzulassen und sein Nest darauf zu bauen; dabei wird ihm geklagt, was man im Winter ausgestanden habe. Das armenische Kinderliedchen, Nr. 16 erinnert im Tone an viele bekannte deutsche u. a.:

„Das Licht erscheint, das Licht erscheint.
Das Licht ist gut.
Der Sperling ist auf dem Baum,
Das Huhn ist in dem Stall.
Der Schlaf des Faulen währt ein Jahr.
Werkmann, steh' auf und beginn dein Werk:
Die Thore des Himmels sind offen,
Der gold'ne Thron ist errichtet,
Christus sitzt darauf,
Der Apostel steht;
Er hält eine gold'ne Feder
Und schreibt gut und klein.
Die Sünder weinen,
Und der Gerechte freut sich."

Nr. 17 ist eine Fabel: „Der Bär, der Fuchs und der Wolf." — Diese Thiere hatten Frieden geschlossen und lebten als Onkel und Neffen zusammen; sie machten den kleinen Fuchs zu einem Mönch. Er fand auf der Straße einen Lappen, machte ein Loch hinein, steckte den Kopf durch — so hatte er eine Kutte; ein Stab war bald gefunden und der Mönch war fertig. Er sitzt nun in seinem Kloster, einem Felsloche; der Fuchs sandte den Wolf zum Bären, um ihn aufzufordern, dem Kloster das Gebührende zukommen zu lassen; nun jagen Wolf und Bär und erbeuten ein Schaf und ein Lamm und einen Bock; das Schaf soll dem Bären, das Lamm dem Mönche, der Bock dem Wolfe gehören. So nämlich theilt der dazu aufgeforderte Wolf, und der darüber wüthende Bär schlägt ihm mit der Tatze die Augen aus. Der Fuchs sieht das mit Schrecken und führt deshalb trügerisch den Onkel zu einem Käse, der in der Falle liegt. Der Bär wird darin gefangen:

„Kleiner Fuchs, mein Neffe, warum hilfst du mir nicht?
Das ist kein Kloster, kein Ort des Gebetes.
Als der kleine Fuchs das sah, war er sehr erfreut.
Er hielt das Todtenamt und betete für seine Seele ꝛc."

Ist das nicht ganz Reineke Fuchs? — Ueberhaupt macht der in diesen Gedichten lebende Geist mehr den Eindruck, als hätten wir es mit einem abendländischen Volke zu thun, als mit Orientalen.

China.

Peking und seine Herrlichkeiten.

Ein bei der englischen Kriegs-Expedition befindlicher Engländer giebt in einem Schreiben aus Peking (vom Monat November) folgende Nachrichten, die in Bezug auf die Herrlichkeiten der chinesischen Residenz einen sehr ernüchternden Eindruck machen:

„Der Friedensvertrag ist unterzeichnet und befindet sich eben im Druck, um nun im ganzen chinesischen Reiche bekannt gemacht zu werden. Die Art des Zeitungsdruckes ist hier noch sehr primitiver und absonderlicher Art. Das auf dünnem Papier geschriebene Manuskript wird auf Holz gespannt, und dann das weiße Papier sammt einer darunter liegenden dünnen Lage des Holzes so abgetragen, daß die Buchstaben im Relief stehen bleiben. Von diesen werden Bürstenabzüge mit indischer Tinte genommen; eine Presse und ähnliche Vorrichtungen kennen die Chinesen nicht, und das Drucken der Pekinger Staatszeitung ist daher immerhin eine langwierige Arbeit.

„Die verbündeten Truppen ziehen so rasch als nur immer möglich ist, von dannen. Die Franzosen kehren wahrscheinlich gar nicht nach Europa zurück, sondern werden in Cochin China und Madagascar verwendet werden. Vor ihrem Abmarsch aus Peking waren noch die katholischen Missionsbischöfe dem Prinzen Kung mit großem Pomp vorgestellt worden. Die englischen Truppen aber, die in verschiedenen Dörfern vor der Stadt untergebracht waren, wurden näher an das von uns besetzte Stadtthor herangezogen, da ihre Stellung Angesichts der 30,000 Mann starken Tataren-Armee allzu gefährdet erschien. Es ist diese Armee die Leibgarde des Kaisers, und als es bekannt wurde, daß er sich mit ihr dreißig Meilen von der Hauptstadt westlich zurückziehen wolle, hatte sein Staatsrath ihm in einer Denkschrift (sie wurde im niedergebrannten Sommer-Palast gefunden) zu wissen gethan: „daß sie den größten Respekt zwar vor den Gründen dieser Maßregel fühlen, daß sie jedoch nach ihrem schwa-

chen Verstand es für zweckmäßiger halten würden, wenn er mit seiner Garde dem Prinzen Sangkolinsin nach Osten zu Hülfe zöge. Dabei bitten sie den Kaiser, der wichtigen und bedeutungsvollen Thatsache zu gedenken, daß alle seine erlauchten Vorfahren, die einen ähnlichen Schritt gethan, entweder niemals, oder als Gefangene zurückgekehrt seien." Er war bekanntlich, trotz dieser Vorstellungen, geflohen, und befindet sich ungefähr dreißig englische Meilen weit im Gebirge, fortwährend auf dem Sprung in die Tatarei. Seitdem hatte seine Garde eine verschanzte Stellung zwischen ihm und der Hauptstadt eingenommen.

„Des Kaisers Bruder, Prinz Kung, der von der kaiserlichen Familie der intelligenteste sein soll, hatte bei Lord Elgin einen Staatsbesuch abgestattet, umgeben von einer Menge Mandarinen, von denen wohl zwei Drittel von Pockennarben entstellt waren; einige darunter sehr beleibt — was dem chinesischen Schönheits-Ideal entspricht — andere wieder hager, mit scharf geschnittenen Zügen und wächsernen Gesichtern, die Spuren des Opiumgenusses im ganzen Habitus tragend. Der Prinz selbst mag 32 Jahre alt sein; er ist von kleiner Statur, und sein Gesicht würde hübsch sein, wenn ihm nicht Mund und Kinn, wie das bei vornehmen Tatären gewöhnlich ist, einen etwas schafmäßigen Ausdruck gäben. Er allein trug keinerlei Zierrath auf der Kopfbedeckung; dafür war sein flohfarbiges Staatskleid allenthalben mit dem goldenen Drachen, dem Abzeichen des Kaiserhauses, gestickt. Der Besuch währte zwei Stunden, und während desselben bemerkte er, „daß er erst seit unserem vorjährigen Besuch wisse, daß Indien eine Provinz des britischen Reiches ist; früher habe man in China geglaubt, Großbritannien sei eine kleine Insel mit einer so zahlreichen Bevölkerung, daß die Hälfte derselben nothgedrungen auf Schiffen leben müsse." Lord Elgin erwiederte Tags darauf den Besuch des Prinzen, und nachdem der Vertrag gezeichnet war, wurde Jedermann gestattet, sich in Peking (richtiger Pechin) umzusehen.

„Es haben Viele von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht, aber wohl Alle kamen enttäuscht zurück, denn es ist die allerarmseligste Stadt, die man sehen kann. Sie steht so zu sagen auf einem Sumpf, ohne merkliche Abdachung gegen den 14 Meilen entfernten Peiho. Von Abzugs-Kanälen oder Aborten ist keine Rede, so daß alle Leibes-Entleerungen anstandslos auf der offenen Straße vor sich gehen. Diese sind mitunter breit und belebt, aber durchgängig schmutzig und stinkend, mit einem erhöhten Fahrweg in der Mitte, Cloaken und Buden zu beiden Seiten. Die Häuser haben nur Ein Stockwerk, sind fensterlos und lassen das Licht durch die Hausthür ein, die bei windigem Wetter durch eine Art Vorhang oder Matte verschlossen wird, um dem zudringlichen Staube zu wehren. Letzterer ist von den Kohlen übrigens schwarz gefärbt, und am Tage von Lord Elgin's feierlichem Einzug sahen Alle, die dabei waren, wie Schornsteinfeger aus.

„Die Stadt ist weder so ausgedehnt, noch so stark bevölkert, als man bisher geglaubt hat. Sie hat wenige oder gar keine Vorstädte, und dürfte kaum viel größer, als Glasgow oder Manchester sein. Freilich leben die Leute dicht aneinander gedrängt, dafür aber giebt es nur einstöckige Häuser, und jedes derselben hat einen Gartenraum. Viel Platz nehmen überdieß die kaiserlichen Schlösser und die Paläste der Prinzen mit ihren weitläufigen Parks ein. Den Winterpalast durfte Niemand betreten, und was sonst etwa des Sehens werth wäre, ist die Stadtmauer und der Tempel des Himmels. Erstere ist 62 Fuß hoch, aus Ziegeln gebaut, hat imposante Thürme und eine Menge von Schießlöchern, aber meist nur gemalte Kanonen. Der Tempel des Himmels dagegen ist ein wirklich prachtvoller Bau im Mittelpunkte der Stadt, umgeben von weiten Park-Anlagen mit stattlichen Baumgängen. Marmor-Portale führen in einen großen Hofraum. In seiner Mitte ist eine Platform, zu der rings herum Stufen hinan führen und auf derselben der eigentliche Tempel, etwa 150 Fuß hoch mit drei Dachabstufungen, die vortrefflich proportionirt sind. Das Innere besteht aus einem Oktogon von 60 Fuß im Durchmesser, und enthält nichts als den Altar und die Staatssitze der kaiserlichen Familie, da außer dieser Niemand hier seine Andacht verrichten darf. Die innere Fläche der Wand ist mit prachtvollem Email und Gold verziert, acht graziöse Pfeiler stützen das unterste Dach, und der ganze Raum erhält sein Licht von oben angebrachten Fenstern, die von unten aus kaum sichtbar sind. Die Außenwände bestehen aus grün und blau emaillirten Backsteinen, und das Ganze macht den Eindruck der herrlichsten Ruhe und Abgeschlossenheit. Hieher kommt der Kaiser ein Mal im Jahr, und hier findet die Ceremonie des Pflügens und Säens statt, womit der Kaiser seinem Volke zeigt, daß er der einfachen Lebensweise seiner Ahnen nicht untreu geworden ist.

„Wir haben jetzt regelrechten Winter, und des Nachts sinkt das Thermometer auf 22° F. Mit dem Wetter haben wir bisher ausnehmend Glück. In einer nassen Jahreszeit wär' es geradezu unmöglich gewesen, bis hieher vorzudringen."

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte Elisabeth's von England. Der Amerikaner, Dr. John Lothrop Motley, dessen Geschichte des Abfalles der Niederlande und der Entstehung des holländischen Freistaates wir in diesen Blättern, nach der in Dresden erschienenen, vortrefflichen Uebersetzung des dreibändigen Werkes, angezeigt haben, hat kürzlich eine Fortsetzung desselben in zwei Bänden, unter dem Titel: „Geschichte der Vereinigten Niederlande vom Tode Wilhelm's von Oranien bis zur General-Synode von Dortrecht" herausgegeben.* Da diese Geschichte zugleich neue Forschungen über den englisch-holländischen Krieg gegen Spanien, sowie über den Ursprung und die Vernichtung der spanischen Armada, enthält, so ist sie natürlich auch für das englische Publikum, das sich für die „Rise of the Dutch Republic" verhältnißmäßig nur wenig interessirt hatte, von größerem Interesse, und das Buch wird daher auch bereits in den meisten englischen Reviews besprochen. Herr Motley zerstört in dieser Geschichts-Darstellung manche bisher allgemein verbreitete, historische Phantasie von England. So weist er nach, daß es nicht sowohl die Anordnungen und die Gegenmaßregeln der Königin Elisabeth und ihrer Rathgeber gewesen, was die Politik Philipp's II. zu Schanden machte, sondern vielmehr nur dessen eigene fanatische Verblendung und die daraus hervorgegangenen Fehler, die die großen „blunder" eines Leicester und eines Burleigh, durch welche die niederländische Freiheit vollständig kompromittirt worden war, noch überboten. Das englische Kontingent in den Niederlanden hatte Elisabeth, die allzu sehr mit ihren Höflingen und deren Intriguen beschäftigt war, der Mangel an Kriegs- und anderen Bedürfnissen fast aufreiben lassen. Es wird durch Motley's aktenmäßig begründete Anklagen ein vollständig neues Licht auf den Charakter der Königin-Jungfrau und ihrer Günstlinge geworfen.

— England und Italien. Eine uns vorliegende, englische Review enthält einige Andeutungen darüber, daß seit kurzer Zeit wieder ein kälteres Verhältniß zwischen England und Frankreich und dagegen eine Annäherung zwischen der erstgenannten Regierung und Oesterreich eingetreten ist. Kossuth soll nämlich einen von Frankreich mit Beifall aufgenommenen, in England jedoch entschieden zurückgewiesenen Plan entworfen haben, ein großes Königreich Dacien zu errichten, dessen Herz und leitendes Haupt Ungarn sein und welchem Frankreich einen Prinzen als Souverain liefern sollte. Nachdem man in England von diesem Plane Kenntniß erhalten, ist dort nunmehr der Wunsch wieder hervorgetreten, ebenso die österreichische, wie die osmanische Monarchie, die durch jenes Königreich „Dacien" gleichfalls in ihren Grundfesten bedroht sein würde, unbeeinträchtigt zu erhalten. Was speziell die Türkei betrifft, so ist man in England zwar zu der Ueberzeugung gelangt, „daß es gut sein würde, wenn der gegenwärtige, schwache Sultan vom Schauplatz abträte und wenn eine in Konstantinopel ausbrechende Palast-Revolution den Bruder Abdulmedschid's auf den Thron brächte, allein die Türken ganz aus Europa zu verjagen, hält man im englischen Interesse für so unzulässig, daß man vielmehr ihre Herrschaft ebenso an den Donaumündungen, wie am Bosporus, mit allen Mitteln, äußersten Falles auch durch einen Krieg mit den von Italien unterstützten ungarischen, rumänischen und bulgarisch-slavischen „Revolutionairen," aufrecht zu erhalten denkt." Wir finden also hier im Süden denselben Widerspruch Englands mit seiner, in der bekannten Note Lord John Russell's über die italiänische Frage entwickelten Nationalitäts-Politik, dem wir im Norden bei der englischen Behandlung der schleswig-holstein'schen Frage begegnen. Den Italiänern ist bereits das äußerste Mißfallen Englands an ihrer direkten und indirekten Unterstützung der ungarischen Emdlinge in den türkischen Donauländern ausgesprochen worden. „Die Befreiung Venetiens," sagt der, wie es scheint, wohlunterrichtete Reviewer, „darf nicht durch eine Revolutionirung und Abreißung Ungarns, sondern wird durch die Macht der Verhältnisse und Ereignisse eintreten, ohne daß Italien zu Mitteln seine Zuflucht zu nehmen braucht, wie sie Garibaldi und Kossuth im Sinne haben, aber den Interessen Englands geradezu entgegen sind.

* History of the United Netherlands, from the Death of William the Silent to the Synod of Dort. By John Lothrop Motley. 2 vols. London, John Murray, 1860.

Keineswegs sind darum unsere Sympathien für ein einiges und freies Italien erkaltet. Wir wünschen im Gegentheil, daß Italien nicht seine Kraft zersplittere und daß es ihm nicht wie dem Hunde in der bekannten Fabel ergehen möge, der über das Streben nach Dingen außerhalb seines Bereiches sogar Dasjenige verlor, was er schon in festem Besitz hatte." — Da nun aber gleichwohl die Möglichkeit vorliegt, daß nicht blos Italien, sondern auch der große Freund Englands an der Seine, die Revolutionaire in den Donauländern, in Polen und in der Türkei unterstütze, so ist die vor einiger Zeit in Umlauf gewesene, an Lord Palmerston gerichtete, englische Denkschrift, worin auf Einschränkung der Ausgaben für Heer und Flotte angetragen wird, wieder zurückgenommen worden.

— Julius Faucher. Dr. Julius Faucher aus Berlin, der in England mehrere Jahre lang die volkswirthschaftlichen Artikel des Morning- and Evening-Star geschrieben, ist jetzt wieder nach Deutschland zurückgekehrt und wird zunächst in Köln und Bonn eine Reihe von Vorlesungen über Volkswirthschaftslehre und englische Zustände eröffnen. Herr Faucher ist in beiden Sprachen, in der englischen, wie in der deutschen, ein ganz ausgezeichneter Redner, und seine klaren, lichtvollen Vorträge auf dem Gebiete des freien Handels haben ihm selbst von Seiten englischer Koryphäen dieses Faches, namentlich von den Herren Cobden und Bright, große Anerkennung verschafft. Bevor Herr Faucher von London, nach zehnjährigem Aufenthalte daselbst, abreiste, wurde ihm von zahlreichen Volkswirthen, aus Engländern, Deutschen, Amerikanern und Franzosen bestehend, in dem Refektorium einer ehemaligen Johanniter-Komthurei ein Abschieds-Mahl gegeben, wo man Reden in den verschiedensten Sprachen hielt und ihm zuletzt ein neunmaliges Hurrah gebracht wurde.

— Städler's italiänisches Lehrbuch. Durch seine politische Renaissance im neunzehnten Jahrhundert werden Italiens Sprache und Literatur sicher einen ebenso großen Aufschwung wieder erlangen, wie einst durch seine wissenschaftliche und künstlerische Renaissance im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Deshalb sind Lehrbücher der italiänischen Sprache und Literatur, die mit Kenntniß und Geschmack abgefaßt sind, besonders jetzt als zeitgemäße Erscheinungen zu bezeichnen. Als eine solche können wir auch das in völlig umgearbeiteter und verbesserter, zweiter Auflage kürzlich ausgegebene „Lehr- und Uebungsbuch der italiänischen Sprache," von Professor Dr. G. L. Städler, empfehlen.* Wir haben hier eine mit Geschmack ausgewählte Chrestomathie der klassischen italiänischen Schriftsteller, unmittelbar mit einer beständig auf diese Muster hinweisenden Grammatik verbunden, vor uns. Auch ein kleines, italiänisch-deutsches und deutsch-italiänisches Wörterbuch ist beigefügt, so daß der Schüler, namentlich für den Selbstunterricht, kein zweites Buch vor der Hand bedarf, um eine gewisse Kenntniß der schönen, transalpinischen Sprache zu erlangen. Solche Schüler aber, die mit der lateinischen Sprache bekannt sind, werden sich dieses Lehrbuches mit besonderem Vortheile bedienen können, da der gelehrte Verfasser, zur Erläuterung der Wort- und Flexions-Formen, die lateinischen Wurzelwörter in Kursivschrift und in Klammern hinzugefügt hat, was gleichwohl für Diejenigen, die des Lateinischen nicht kundig, durchaus nicht störend ist. Wir zweifeln nicht, daß dieses praktische Lehr- und Lesebuch in seiner jetzigen Gestalt bald wieder eine neue Auflage nöthig machen werde.

— Allgemeine deutsche Strafrechts-Zeitung. Unter diesem Titel erscheint jetzt in Berlin** eine von dem Professor Dr. Franz von Holzendorff, unter Mitwirkung von Mittermayer, Berner u. A., herausgegebene, juristische Zeitung, die sich den nationalen Zweck gesetzt hat, zur Förderung einheitlicher Entwickelung auf den Gebieten des deutschen Strafrechtes, des Strafprozesses und des Gefängnißwesens beizutragen. Der erste Aufsatz des neuen Organes bespricht die Hindernisse der deutschen Strafrechts-Einheit, sowie die Mittel zu ihrer Beseitigung, und knüpft an eine in dieser Beziehung abgegebene Erklärung des ersten deutschen Juristen-Tages an. Es ist dies ein Gegenstand, der nicht bloß die Legisten und Richter, sondern auch alle nationalgesinnten Männer in Deutschland lebhaft interessirt. Jeder Schritt, der zur Einigung in unserm viel zersplitterten und leider allzuviel regierten Vaterlande gethan wird, muß mit Jubel begrüßt werden, und so hoffen wir, wird auch dieses Unions-Organ sehr bald eine weite Verbreitung finden.

* Berlin, Hande und Spener (F. Weidling), 1860.

** Verlag von Joh. Andr. Barth in Leipzig.

— Bibliomanie in England. In der letzten Woche des alten Jahres fand in London eine Bücher-Auction statt, die den Beweis liefert, daß die Bibliomanie in England noch eben so stark grassirt, als in den blühendsten Zeiten des „Roxburgh-Klub." Es wurde aber auch eine Sammlung versteigert, die zu den seltensten in ihrer Art gehörte und unter dem Namen der „Savile Library" längst durch ihre paläotypischen Schätze berühmt war, indem sie schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von Sir John Savile, Baron der Schatzkammer unter der Regierung Jakob's I., angelegt wurde. Der höchste Preis, nämlich 390 Pfd. Sterl., oder etwa 2500 Thlr., ward für ein Exemplar des sogenannten „York-Missale" bewilligt, welches im Jahr 1516 zu Rouen die Presse verließ, und von welchem überhaupt nur drei Abdrücke existiren sollen. Im Verkauf kam dasselbe zum letzten Mal im Jahr 1773 vor, wo ein Exemplar für die bescheidene Summe von 1 Pfd. 12 Schill. losgeschlagen wurde. Für den Winterabschnitt (himalis) des York-Brevier, ein einziges Büchlein von 7 Zoll Länge und 4 Zoll Breite, welches auf seinem Titelblatt die Unterschrift des Testaments-Vollstreckers Heinrich's VIII. und Lord-Kammerherrn der „blutigen Moria," Henry Fitzalon, Grafen von Arundel, trägt, gab man 96 Pf. Sterl.; für ein 1517 von Wynkyn de Worde gedrucktes Hymnenbuch 20 Pfd. Sterl., und für eine 1571 von dem Erzbischof Parker seinem Freunde Savile geschenkte, angelsächsische Uebersetzung der vier Evangelien 47 Pfd. Sterl. Ein französisches, um 1490 zu Paris gedrucktes Compendium der heiligen Schrift, das am Schlusse drei außerordentlich seltene Mysterien, „La nouvelle Danse Macabre des Hommes," „La Danse Macabre des Femmes" und „Les trois Morts et les trois Vitz, avec le Début du Corps et de l'Ame et la Complainte de l'Ame damnée," enthält, wurde mit 131 Pfd. St.; Chaucer's Werke, 1526 von Pynson gedruckt, in sehr großem Format, aber zum Theil beschädigt, mit 185 Pfd. St.; das erste, im Mai 1549 gedruckte Gebetbuch Eduard's VI. mit 78 Pfd.; ein 1604 gedrucktes Gebetbuch mit 120 Pf.; eine Sammlung grammatikalischer Abhandlungen, auf der sich das Wappen Heinrich's VIII. befindet, dem sie einst gehörte, mit 22 Pfd. 10 Schill.; eine sehr unvollständige Ausgabe der „Confessio Amantis" des alten Gower, von Caxton, dem ersten englischen Buchdrucker, mit 46 Pfd.; die Editio Princeps von Lyndewood's „Provinciale," angeblich 1485 in Oxford, aber wahrscheinlicher von Le Talleur in Rouen gedruckt, mit 20 Pfd., und die von dem Erzbischof Parker selbst besorgte Ausgabe seines Werkes „De Antiquitate Britanniae Ecclesiae" mit 36 Pfd. 15 Schill. bezahlt. Die noch viel werthvollere Manuskripten-Sammlung Savile Library, unter der sich kalligraphische Spectmina aus dem zehnten Jahrhundert befinden, wird nächstens gleichfalls in öffentlicher Auction verkauft werden.

— Havilah, eine Erzählung vom Libanon.* Ein junger Engländer, Mr. Meredith, ein mit allen erdenklichen Vorzügen der angelsächsischen Race ausgestattetes Musterbild eines Briten, mocht von Beirut aus, wo er sich in Gesellschaft seiner vielgereisten Landsleute schrecklich langweilt, einen Ausflug in den Libanon. Es folgen Schilderungen der schrecklichen Reise durch die Thäler und Schluchten, auf welcher er von einem sehr racenhaften Araberjüngling geleitet wird. Endlich kommt er in ein Dorf und wohnt dort einem ganz urchristlich idyllischen, anglikanischen Gottesdienst bei, den, wie sich später herausstellt, Vater Lapierre, ein geborener Franzose, und gewesener Mönch, der sich aber zum reinen Anglikanismus bekehrt hat, in Gegenwart der arabischen und sonstigen Gemeinde leitet. Meredith bemerkt dabei ein holdseliges Mägdlein, Havilah, wird später krank und von dem Missionair gepflegt — neues Zusammentreffen mit Havilah, die ein reizendes, naives Naturkind im arabischen Kostüm ist, dabei aber speaking english, ziemlich fest in Geognosie, Botomik ꝛc. Wie sich herausstellt, ist nämlich ihr Vater ein amerikanischer Franzose, der in den Orient gekommen, und im Libanon eine Seidenfabrik errichtet hat. — Am Schlusse des Buches ist Mr. Meredith mit Miß Havilah verheiratet, was übrigens schon im sechsten Kapitel vorauszusehen war. Die Hindernisse, die noch dazwischen lagen, dienten dazu, den Libanon von allen Seiten zu durchstreifen und zu beleuchten. Das Ganze ist eine ziemlich harmlose Liebesgeschichte aus der Damenperspektive und mit stark englischem und kirchlich anglikanischem Kolorit. Jedenfalls sind die Zustände im Libanon etwas zu idyllisch und poetisch geschildert.

* Von Maria S. Cummins (Verfasserin von „der Lampenwärter" und „Mabel Vaughan"). Leipzig, J. J. Weber, 1861.

J. L.

Druckfehler-Berichtigung. In der vorigen Nummer S. 71, Sp. 2, Z. 7 v. u. statt: Albrecht lies Adolbert; S. 70, Sp. 1, Z. 2 v. u. statt: 8,000,000 Doll. lies 800,000 Doll.

Im Verlage von Brockhaus & Comp. in Leipzig.

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Eisenhart in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie für Buchhandlung die In- und Auslandes in Berlin auch die Zeitungs-Expedition (Französische Straße Nr. 51) und die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des Magazins [illegible] correspondiren, werden gebeten, Briefe etc. entweder frankirt an die Verlagshandlung in Leipzig oder an deren Commissionär Hugo Bock's Buch., Berlin, Königs. Str. 17, in Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

No. 8. **Mittwoch, den 20. Februar 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite
Die von Professor C. Tischendorf entdeckte Sinaitische Bibel-Handschrift . 85

Italien.
Italien seit dem Frieden von Villafranca 86

Frankreich.
Wolfsjagden in Frankreich 89

Polen.
Literaturhistorisches über polnische Schriftsteller. II. Einige Dichter aus dem 16. und 19. Jahrhundert 90

Finnland.
Beschwörung von Krankheiten bei den Finnen 92

Aegypten.
Von Sakkara durch die Wüste nach Jasum. I. Das Kameel und die Wüste . 93

Mannigfaltiges.
Macculloch's „Geld und Banken" 94
Deutsche Kurioſitäten 95
Englische Rechtspflege . . . . . "
Emerson's neuestes Werk . . . . . "
Die deutsch-französische Revue . . . . . "
Niederländisches Gymnasium in Indien . . . . . "
Vendel's Denkmal . . . . . "
John Halifax Gentleman . . . . . "
Deutsche Dichter und Denker 96
Alte Inschriften auf Java und Sumatra . . . . . "
Charles Dickens . . . . . "
Der Beltellaserpaß . . . . . "

Deutschland und das Ausland.

Die von Professor C. Tischendorf entdeckte Sinaitische Bibel-Handschrift.

Mit Recht werden die kühnen Reisenden gepriesen, die unter Gefahren und Entbehrungen aller Art unbekannte Länder durchforschen, um unsere geographischen, ethnographischen und naturhistorischen Kenntnisse zu erweitern; aber nicht minder verdienstlich, wenn auch weniger von dem großen Publikum gekannt und gewürdigt, ist das Bemühen jener Männer, die unter oft nicht geringeren Beschwerden in entlegenen Gegenden nach literarischen Schätzen suchen, welche ohne sie unbenutzt zu Grunde gehen würden. Es könnte scheinen, als sei das Auffinden verborgener Schätze der Wissenschaft mehr das Werk eines glücklichen Zufalles, als der Berechnung; und in der That ist es zuweilen so. Allein es giebt auch eine Kunst des Suchens; es giebt Männer, die geborene Schatzgräber sind, die außer der nöthigen Sachkenntniß einen gewissen Instinkt, der sie zur richtigen Stelle leitet, besitzen und eine hohe Begeisterung und unerschütterliche Zuversicht zu ihrem Geschäfte mitbringen. Solche Schatzgräber sind selber Schätze für die Wissenschaft, weil sie das Verborgene nicht blos zu finden, sondern auch zu würdigen und zu verwerthen verstehen; und als ein solcher Meister hat sich schon seit einer Reihe von Jahren der Professor Constantin Tischendorf in Leipzig bewährt. Seine neueste Entdeckung der Sinaitischen Bibelhandschrift ist von Epoche machender Bedeutung für die biblische Textwissenschaft, und es dürfte wohl auch für den Laien nicht ohne Interesse sein, von der Auffindung der Handschrift, von der Beschaffenheit und dem Alter derselben und von der Art, wie der glückliche Finder diesen Schatz der Welt nutzbar machen will, Kenntniß zu nehmen. Herr Tischendorf hat selbst in einer Schrift: Notitia editionis codicis bibliorum Sinaitici auspiciis Imperatoris Alexandri II. suscepta* vorläufig der gelehrten Welt hierüber Mittheilung gemacht. Aus dieser Notitia hat der Verfasser einen uns vorliegenden, in wenigen Exemplaren als Manuscript gedruckten, zunächst für die kaiserliche Familie zu Petersburg bestimmten Auszug** gegeben, aus dem wir den Lesern das Wesentlichste mittheilen wollen.

Herr Professor Tischendorf, mit der Bearbeitung der ersten Ausgabe seines Neuen Testaments beschäftigt, hatte den Plan gefaßt, die textkritischen Studien der heiligen Bücher durch neue und gründliche Quellenforschungen zu fördern. In dieser Absicht durchmusterte er vom Herbste 1840 an die bedeutendsten Bibliotheken zu Paris, in England, Holland, der Schweiz, Italien, und unterstützt von dem Könige Friedrich August von Sachsen, bereiste er im Jahre 1844 die Länder des Orients zu demselben Zwecke. Im Kloster der heiligen Katharina, am Fuße des Sinai, entdeckte er in einem Korbe, in den man Ueberreste verschiedener zerrissener und verderbter Handschriften, dergleichen schon mehrere in den Ofen gewandert waren, geworfen hatte, Fragmente einer griechischen Uebersetzung des alten Testamentes. Sie wurden ihm ohne Schwierigkeit abgetreten, und er gab sie später unter dem Titel: Codex Friederico-Augustanus sive Fragmenta Veteris Testamenti e codice Graeco omnium qui in Europa supersunt facile antiquissimi,*** heraus. Die übrigen, umfänglicheren Theile dieser Handschrift, die unter Anderm den ganzen Jesaias und die Bücher der Maccabäer enthielten, blieben in dem Besitze des Klosters, und Herr T. veranlaßte wenigstens die Klosterbrüder zu einer würdigeren Aufbewahrung derselben, indem er die Hoffnung hegte, späterhin ein Abkommen über die Abtretung derselben treffen zu können. Da ihm dies nicht gelang, so beschloß er auf einer zweiten Reise nach dem Orient, im Jahre 1853, alle Ueberreste dieses uralten Textes auf das Genaueste abzuschreiben. Allein bei dem zweiten Besuche des Klosters war der Schatz spurlos verschwunden.

Gegen Ende des Jahres 1856 wandte sich Herr Tischendorf, unter Vermittelung des russischen Gesandten zu Dresden, an den Kaiser Alexander II. mit dem Anerbieten, sich zu dem Zwecke der Auffindung alter griechischer und orientalischer, namentlich für die heilige Literatur wichtiger, Handschriften einer Reise nach dem Orient zu unterziehen, und im Sept. 1858 wurde er von dem Kaiser mit der Ausführung seines vorgelegten Planes betraut. In den ersten Tagen des Januar 1859 trat er die Reise an, und schon am letzten Januar erblickte er zum dritten Male das Kloster der heil. Katharina und wurde von den Sinaitischen Brüdern auf das Freundlichste willkommen geheißen.

„Bereits war," so fährt Herr T. in seiner Erzählung fort, „die Rückkehr nach Aegypten auf den 7. Februar festgesetzt, als ich am Nachmittag des 5. mit dem Oekonomen des Klosters einen Spaziergang auf die Berge machte, wobei wir im Gespräche auf die Uebersetzung der Septuaginta kamen. Ich hatte nämlich von meiner Ausgabe derselben so wie von meinen Ausgaben des Neuen Testamentes den Klosterbrüdern mehrere Exemplare mitgebracht. Nach der Rückkehr ins Kloster traten wir in die

* Leipzig, F. A. Brockhaus. 1860.

** Nachricht von der im Auftrage Seiner Kaiserlichen Majestät Alexander II. unternommenen Herausgabe der Sinaitischen Bibelhandschrift. Nebst Auszügen aus dem Katalog der vom Herausgeber im Allerhöchsten Auftrage nach St. Petersburg gebrachten Handschriften, so wie aus den anderweitigen Mittheilungen über Handschriften des Orients. Von Prof. Dr. Constantin Tischendorf. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

*** Leipzig, J. C. Hinrichs. 1846.

Zelle des Oekonamen ein. Hier, sagte derselbe, habe auch ich eine Handschrift der Septuaginta. Er halte sie, eingeschlagen in ein rothes Tuch, aus einem Winkel herbei und legte sie vor mich auf den Tisch. Ich öffnete das Tuch und erblickte, was alle meine Erwartungen übertraf. Es waren die Reliquien eben jenes Codex, den ich längst für die älteste aller in Pergamenten auf uns gekommenen griechischen Handschriften erklärt hatte, und wie ich sogleich bemerkte, waren es nicht nur die von mir im Jahre 1844 aus dem Korbe geretteten Bücher des Alten Testamentes, sondern auch, was noch von viel größerer Wichtigkeit, das ganze Neue Testament, auch nicht durch die geringste Lücke entstellt, ja sogar noch bereichert durch den vollständigen Brief des Barnabas und den ersten Theil des Hirten des Hermas. Den mächtigen Eindruck, den dieser Fund auf mich machte, vermochte ich nicht zu verhehlen. Ich trug das Buch, oder vielmehr die Bruchstücke desselben — denn die noch übrigen Bestandtheile desselben waren zu mehreren Theilen auseinandergelöst und nur durch das Tuch zusammengehalten — unter Zustimmung des Oekonomen, der sie selbst aus der Zelle des Skevophylax genommen hatte, in meine eigene Zelle. Hier erst kam es mir zum vollen Bewußtsein, wie groß der Schatz sei, den ich in Händen hielt. Lob und Dank brachte ich dem Herrn dar, der damit seine Kirche und meine eigene in ihrem Dienste stehende Forschung so herrlich beschenkt. Gleich die erste Nacht schrieb ich den Barnabasbrief ab; denn neben einem solchen bis dahin noch ungehobenen christlichen Schatze zu schlafen, schien mir eine Sünde."

Auf Veranlassung des Herr T. bestimmten die Brüder vom Sinai die Handschrift dem Kaiser Alexander II. als Geschenk; allein da das Oberhaupt der Sinaitischen Brüderschaft nach dem Tode seines Vorgängers, des Erzbischofs Constantin, zwar schon ernannt, aber noch nicht feierlich geweiht war, so beschloß das Collegium, die Handschrift vorläufig in die Hand des Herrn T. zu legen, um sie zeitweilig nach St. Petersburg zu bringen, bis der Erzbischof nach Empfang der Weihe die Bestätigung des Geschenkes ertheilen würde. Die Handschrift ward am 28. Sept. dem Herrn T. zu Cairo übergeben, nachdem er vorher während mehrerer Monate Palästina, besonders Jerusalem mit seinen Umgebungen, Beirut, Laodicea, Smyrna, die Insel Patmos und Konstantinopel für seine Zwecke nicht ohne erwünschte Resultate bereist hatte. Mitte October verließ er Aegypten und zu Anfang November kam er nach St. Petersburg. Hier würdigte der Kaiser selbst mit seiner hohen Gemahlin die alten Schriftdenkmale des gnädigsten Interesses und der genauesten Kenntnißnahme. Dem Kaiser lag die baldigste und angemessenste Veröffentlichung der Sinaitischen Handschrift besonders am Herzen, und er geruhte, sie dem glücklichen Finder selbst zu übertragen. „Daß nämlich dieser große Zeuge der göttlichen Wahrheit, den Gottes Gnade aus dem hohen Alterthume bis auf unsere Zeit erhalten, den sie aus allen Stürmen, die über die schriftlichen Urkunden im Laufe von mehr als tausend Jahren ergangen sind, so wunderbar gerettet hat, nunmehr nicht länger der Wissenschaft und der Kirche vorenthalten würde, das schien als Pflicht gegen die christliche Welt geboten zu sein."

Die Ausgabe wird in der typographischen Anstalt der Herren Giesecke & Devrient in Leipzig gedruckt, und zwar so, daß der Codex mit diplomatischer Genauigkeit, was die Form der Schrift, die Größe des Originals, die Columnen, in welche auf jede Seite der Text abgetheilt ist, die einzelnen Zeilen, ja selbst die mehr röthlich braune als schwarze Tinte betrifft, nachgeahmt wird.* Auch die Randbemerkungen der beiden ältesten Correctoren werden wiedergegeben sein, so wie auch, was sie durch Punkte oder Klammerzeichen als unecht bezeichnet haben. Alle Textesänderungen späterer Correctoren sollen in einem beigefügten Commentar beschrieben und dargelegt werden. Zur vollständigen Kenntniß des paläographischen Charakters der Handschrift werden dem gedruckten Texte noch 20 photographische und lithographische Tafeln folgen. Der Text der Handschrift wird drei Bände einnehmen, die zwei ersten die Bücher des Alten Testaments, der dritte das Neue Testament. Ein vierter Band wird die erwähnten Tafeln und den paläographisch-kritischen Commentar enthalten, welchem Prolegomena über die Geschichte, das Alter und den Textcharakter des Codex vorausgehen werden. Das ganze Werk soll in dreihundert Exemplaren gegen Mitte des Jahres 1862 zu St. Petersburg erscheinen, zur Verherrlichung der großen Nationalfeier des tausendjährigen Bestehens des russischen Reiches. Da von dieser Ausgabe kein Exemplar käuflich sein wird, so will Herr Tischendorf eine besondere Ausgabe für den allgemeinen Gebrauch veranstalten, die bei F. A. Brockhaus zu Leipzig für einen außerordentlich geringen Preis erscheinen wird, und zwar 1862 zuerst das ganze Neue Testament und im nächsten Jahre die in der Handschrift erhaltenen Bücher des Alten Testamentes.

Die Handschrift besteht aus 345 und einem halben Blatte; davon gehören 199 dem Alten Testamente und 147 dem Neuen Testamente an. Aus dem Alten Testamente sind Theile aus dem ersten Buche der Chronik, das Buch Tobiä, Judith, das 1. und 4. Buch der Maccabäer, der ganze Jesaias, ein Theil des Jeremias, 9 von den kleinen Propheten, die Psalmen, die Sprüchwörter, der Prediger, das Hohelied, das Buch der Weisheit, Jesus Sirach und Hiob erhalten. Das Neue Testament giebt zuerst die vier Evangelien, dann die Paulinischen Briefe, die Apostelgeschichte, die katholischen Briefe, die Offenbarung Johannis und zuletzt den Barnabasbrief und Fragmente von dem Hirten des Hermas. Das Alter der Handschrift setzt Herr Tischendorf aus äußeren und inneren Gründen in das vierte christliche Jahrhundert, „ein Alter, welches nachweisbar über das aller noch vorhandenen Handschriften hinausgeht und nur durch das der Vatikanischen Handschrift nahe berührt wird." An einigen Proben von Abweichungen, die die Handschrift von dem gewöhnlichen Texte bietet, wird die hohe Wichtigkeit des Fundes gezeigt.

Die Auffindung des Sinaitischen Schatzes veranlaßte Herrn Tischendorf, seinen ursprünglichen Reiseplan zu ändern. Der beabsichtigte Besuch der Klöster des Athos unterblieb. Dessenungeachtet hat die Forschung nach alten Urkunden, besonders biblischer Texte, in den neun Monaten, die er ihr gewidmet, den glücklichsten Erfolg gehabt. Die ganze Sammlung, die auf Verfügung des Kaisers, theils der kaiserlichen Bibliothek, theils der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg übergeben worden ist, bestand aus 12 Palimpsesten, 20 griechischen Uncial-Handschriften, 24 griechischen Minuskel-Handschriften, 9 syrischen, 11 koptischen, 7 arabischen und türkischen, 9 hebräischen nebst einer alten und höchst seltenen Ausgabe der rabbinischen Bibel (Venedig, 1518), 2 samaritanischen, 3 slavonischen, 11 abyssinischen, 5 armenischen und 2 Papyrusrollen nebst einem griechischen Astrolab und einigen griechischen und ägyptischen Alterthümern.

Wenn diese Schätze, sowie die seit dem Jahre 1855 von Herrn Tischendorf in fünf Bänden herausgegebenen Monumenta sacra inedita,* nur für die Gelehrten ein Interesse haben, so ist die Sinaitische Handschrift nicht blos für die theologische Wissenschaft, sondern für die ganze Christenheit von der größten Bedeutung. Das Wort Gottes kann nur lauter erkannt und gelehrt werden aus einer lauteren Quelle, aus einem Texte in möglichst authentischer Fassung, gereinigt von allen Zusätzen, von allen absichtlichen oder unabsichtlichen Veränderungen späterer Zeit. Ist nun, wie es Herr Tischendorf wahrscheinlich gemacht hat, der Sinaitische Codex älter als jede der bisher benutzten Handschriften, so dürfen wir wohl annehmen, in ihm einen Text zu finden, der verhältnißmäßig dem ursprünglichen Texte, wie ihn die Verfasser der heiligen Schriften gegeben haben, am nächsten kommt. Hieraus erhellt die Wichtigkeit des Fundes und das Verdienst des Finders.

Italien.

Italien seit dem Frieden von Villafranca.

Ueber die klägliche Beschaffenheit und Gebrechlichkeit des mit übereilender Hast geschlossenen Friedens von Villafranca und von Zürich hat sich in Europa wohl ziemlich Niemand getäuscht und am wenigsten wohl die Diplomaten, die denselben vollends zurecht gemacht haben. Mit großer Einstimmigkeit hat ihn Alles, was nicht diplomatische und offiziell friedfertige Sprache spricht, gleich anfangs nur für einen Waffenstillstand erklärt, der eine größere Katastrophe auf Augenblicke hinausschiebe, und von dieser Ansicht ist man seitdem nicht zurückgekommen. Die „Revue des deux Mondes" bringt unter der Aufschrift: „L'Italie depuis Villafranca" eine Reihe von Aufsätzen von Charles de Mazade, deren erster von „der italiänischen Revolution und dem Papstthum" handelt, und die natürlich alle von einem Standpunkte aus geschrieben sind, der nicht ganz der unsere sein kann. Wir werden versuchen, uns in dem bunten Gewirre der Meinungen und Thatsachen so gut zu orientiren, als es möglich ist; denn nachgerade ist diese ganze Frage in ein Stadium gera-

* Wir haben bereits Proben dieses Druckes in der Officin der Herren Giesecke & Devrient gesehen und zweifeln nicht, daß die gelehrte, christliche Welt ebenso durch das Aeußere, wie durch den Inhalt dieses uralten, heiligen Buches sehr überrascht sein werde. D. H.

* Leipzig, J. C. Hinrichs. Bd. I, 1855; Bd. II, 1857; Bd. III, 1860.

then, wo alle Logik, diplomatische wie politische, aufhört, wo man beim besten Willen, die Entwickelung nach den Gesetzen des Verstandes zu verfolgen, den Faden verliert.

Herr Charles de Mazade charakterisirt den Frieden von Villafranca als „den Einsturz einer ganzen Mauerseite jenes wankenden Gebäudes von 1815, welches vor fast einem halben Jahrhundert in einem gegen Frankreich feindseligen Geiste aufgeführt wurde" — „so daß, was man heute Staatsrecht nennt, nichts mehr ist, als ein gewisser, durch das Herkommen geheiligter Besitzstand, ein gewisses Gleichgewicht des gegenseitigen Mißtrauens oder der Kräfte, die sich achten — mehr aus Achtung für den Frieden überhaupt, als aus Achtung für die Verträge."

Das ist gewiß ganz richtig!

Der Zustand Europa's ist in diesen letzten anderthalb Jahren unheimlich geworden, und zwar hauptsächlich deshalb, weil die politischen Theorien, in die man sich seit geraumer Zeit eingelebt hatte, entweder unzureichend für den wirklichen Stand der Dinge geworden, oder Konsequenzen offenbaren, vor denen man im eigensten Interesse Bedenken haben muß. Dinge sind heillos durcheinander gewirrt, die sich sonst auf's Schroffste entgegenstanden, und Punkte bleiben unklar, denen durch alle Combinationen nicht derart beizukommen ist, daß man irgend verlässige Schlüsse machen könnte. Eine Thatsache ist unleugbar: das äußerste Mißtrauen gegen Frankreich.

Der Krieg von 1859 ist auf eine so eigenthümliche Weise eingeleitet, d. h. vom Zaune gebrochen, geführt und beendigt worden, daß man sich vergeblich in der Geschichte nach einem ähnlichen Falle umsehen dürfte; die Kunst, mit welcher der Angegriffene zum Angreifer, der Friedliebende zum Händelsucher gemacht wurde, macht der französisch-italiänischen Politik alle Ehre und beweist, daß Machiavelli auch in heutiger Zeit noch gelehrige Schüler hat. Wir finden es begreiflich, wenn die Italiäner die österreichische Herrschaft in ihrem Lande mit Unwillen ertragen, wenn sie dieselbe abzuschütteln suchen, wenn Victor Emanuel, um die Niederlagen zu rächen, die sein Heer ein Jahrzehend früher erlitten, zu den Waffen greift und den bisherigen politischen Rechtsstand in Italien in Frage stellt; ja, wir finden es begreiflich, wenn Napoleon III. für eine Idee Krieg führend, den Italiänern zu Hülfe eilt, und ein Werk durchführt, dem sie allein nicht gewachsen scheinen. — Alles dieses ist da gewesen, Völkererhebungen haben stattgefunden, Verträge sind gebrochen worden — aber das Spiel, welches mit dem Frieden von Villafranca getrieben wird, ist niemals früher dagewesen. Wenn man ganz Europa, wenn man alle Völker, alle Parteien zum Narren haben will, so muß man es auf diese Weise anfangen; wenn man zeigen will, daß alle menschliche Logik im Grunde dazu da sei, um gehänselt zu werden, so muß man die Gesetze aufsuchen, aus denen die französische Politik gerechtfertigt wird. Es ist ein Spiel mit Oesterreich, dem man zumuthet, ruhigen Auges Dinge anzusehen, die seine ganze Existenz auf's Spiel setzen; es ist ein Spiel mit Piemont, dem man eine eroberte Provinz großmüthig schenkt, vielleicht blos leiht, um sich mit einer andern bezahlt zu machen, mit Piemont, das man auf der einen Seite vollständig frei gewähren, Länder inkorporiren, Königreiche stürzen läßt, während man ihm auf der andern Seite Gegenminen und Hindernisse legt, die nicht nur seine Freiheit beeinträchtigen, sondern — wie die Besetzthaltung Rom's und seiner Umgebungen — gefährlichen Faustpfändern gleichen, die man für gelegene Zeit behalten kann; es ist ein Spiel mit dem Papstthum, dem man auf der einen Seite von dem weltlichen Besitze hilft, auf der andern eine Protektor-Rolle vorspielt, dem man indirekt vernehmliche Drohungen zuschleudert, während man sich direkt in Bezeugung der höchsten Ehrfurcht überbietet; es ist ein Spiel mit den legitimen Herrschern, mit denen man im Einverständniß scheinen will, wenn man z. B. den Gesandten von Turin abruft, oder den König von Neapel nicht von der Seeseite bombardiren läßt, während man auf der Landseite nichts dagegen hat — es ist endlich ein Spiel mit den liberalen und radikalen Parteien aller Länder, denen man das Prinzip der Freiheit, der Volks-Souverainetät, des allgemeinen Stimmrechtes, des Nationalitäts-Prinzipes hinhält, während man doch auf der andern Seite Alles thut, um es nicht zur Geltung kommen zu lassen.

Was will denn nun eigentlich dieser räthselhafte Mann, der alle Welt in Spannung hält? Wahrscheinlich in erster Reihe seinen Thron behalten, der sofort gefährdet sein würde, wenn er sich für Entweder — Oder, für die Revolution sans phrase, oder für das Legitimitäts-Prinzip entschiede. Doch wir müssen unserem französischen Politiker nähere Beachtung schenken.

Er sagt in Betreff des Abkommens von Villafranca:

„In Wahrheit hatte dieser halb räthselhafte Akt, der aus der Zusammenkunft beider Herrscher hervorging, einen doppelten Sinn; er enthielt ein direktes, bestimmtes Abkommen zwischen Frankreich und Oesterreich, um den Preis der Abtretung einer eroberten Provinz, und zu gleicher Zeit entwarf er in allgemeinen Zügen das Programm einer neuen Organisation der Halbinsel unter dem Schutze eines Prinzipes, welches der Geist des Friedens selbst war, der die wahre moralische Bedeutung desselben enthielt; es war das Prinzip der Nicht-Intervention, anerkannt Angesichts der schon siegreichen und organisirten Aufstände zu Modena, Parma und Bologna. Die Wichtigkeit dieses Friedens lag sicher weit weniger in der Abtretung der Lombardei, wie reich auch diese erste Frucht des Krieges war, noch weniger in den Combinationen, welche er einweihte, oder vorschlug, als vielmehr in der mysteriösen Bedingung, welche fürderhin die gewaffnete Intervention von den italiänischen Angelegenheiten ausschloß. Wenn die Präliminarien von Villafranca über diese wichtige Ergänzung des Friedens stumm blieben, so war sie doch nicht vergessen: man hat es später erfahren; es geschah einzig und allein aus einer augenblicklichen Nothwendigkeit der Lage, um einem Wunsche des Kaisers Franz Joseph zu Willen zu sein, welcher alle möglichen Chancen zur Wiedereinsetzung der Herzoge behalten wollte und bemerkte, daß eine so feierliche Erklärung eben so viel sein würde, als eine den Italiänern gegebene Ermuthigung zum Widerstande. Das Prinzip war nichts destoweniger zugestanden; es hatte die Macht der Thatsachen für sich, ebenso die fast resignirte Bestimmung von Oesterreich, die zuwartende und passive Stellung Europa's, die diplomatischen Demonstrationen Englands, den klaren und entschlossenen Willen Frankreichs, der von Villafranca ab zu jeder Zeit, unter allen Formen und überall, zu Rom, wie zu Neapel und zu Paris ausgesprochen worden ist.

„Soll doch nach dem Zeugnisse Lord Cowley's, in einer Depesche vom 18. November 1859, Kaiser Napoleon dem Fürsten Metternich zu Compiègne erklärt haben, wenn die Oesterreicher den Po überschritten, um auf Florenz oder Modena loszumarschiren, würde dies der Krieg mit Frankreich sein.

„Dieses so im Angesichte der Welt bestätigte Prinzip der Nicht-Intervention gab also den Italiänern die Freiheit und machte die Halbinsel zur Herrin ihres eigenen Schicksals. Im Lichte dieser Stipulation, die nach und nach von ihren Dunkelheiten befreit wurde, deren elastische und furchtbare Gewalt auch Niemand voraussehen konnte, gewinnen die Präliminarien von Villafranca einen völlig neuen Sinn. Geprüft in seinem Geiste, seinem Wesen, seinem Zusammenhange mit dem Prinzipe, welches ihn vervollständigte und gewissermaßen durchdrang, enthielt dieser Vertrag in Wahrheit eigentlich nur in einem Punkte etwas gegenseitig Verpflichtendes, in dem Sinne nämlich, daß das von Oesterreich den Venetianern versprochene Zugeständniß einer liberalen und nationalen Regierung sich eng anschließen sollte an die Restauration der vertriebenen Fürsten und die Organisation des zu Villafranca entworfenen italiänischen Bundes. Was die Abtretung der Lombardei betrifft, so blieb sie der Form nach, die das Wiener Kabinet ihr selbst gegeben, unwiderruflich, unabhängig von jedem Ereignißfalle und fortan unter die Garantie Frankreichs gestellt, welches der einzige Cessionar gegenüber Oesterreich war. Das war der Preis des Krieges, der an der Spitze unseres Degens blieb, und gewiß von ihm gedeckt werden wird, wenn man daran rührt.

„Die Lombardei also unter die Schutzverwaltung Frankreichs gestellt, Venetien bei der Krone Oesterreichs verbleibend und im eintretenden Falle in einen Staatenbund einzutreten bestimmt, Italien zu dieser Bundesorganisation, zur Wiederherstellung der alten Mächte aufgefordert, aber auch frei, um sich dagegen aussprechen zu können, und geschützt gegen jedes Drängen der Gewalt; das war etwa die Lage kurz nach dem Tage von Villafranca: eine sonderbare, eigenthümliche Lage, worin die Italiäner, in jedem Falle wenigstens des Minimums ihrer Hoffnungen versichert, sich gewissermaßen von ihrem Glücke aufgefordert sahen, zwischen einer unvollständigen, vielleicht prekären Verwirklichung ihres unsterblichen Traumes und dem Aufschwunge des Patriotismus zu wählen, der von dem Gedanken entflammt ist, auf einem andern Wege zum Ziele zu gelangen.

„Sich von dem Augenblicke des Staunens erholend, erhebt sich Italien mit neuer Festigkeit und schlägt jenen Weg ein, der mit der Annexion der Herzogthümer, Toskana's, der Romagna beginnt, um mit der Vereinigung Siciliens, Neapels, der Marken und Umbriens zu endigen. Es ist mit einem Worte die Einheit Italiens mit Ausnahme von Venetig, wo Oesterreich steht, und Roms, das vorläufig Frankreich besetzt hält. Vor dreißig Jahren brachen gleichzeitige Revolutionen zu Bologna und zu Perugia aus; sie hatten nur ein kurzes Dasein. Woher kommt nun der Unterschied zwischen den Ereignissen von damals und den heutigen? Metternich hat es in seinen Instructionen an einen seiner Agenten mit

wenigen Worten gesagt: „Diese Revolutionen würden sich ohne Zweifel konsolidirt und andere nach sich gezogen haben, wenn sich der Kaiser durch das absurde Prinzip der Nichtintervention hätte halten lassen. Unser schnelles und energisches Handeln hat sie pulverisirt. Aber man würde sich entschieden täuschen, wenn man sich bei einer scheinbaren Ruhe Italiens zu Gute gäbe, die man nur den imposanten Streitkräften verdankt, die Oesterreich hineingeworfen hat.“ Dies hieß offen sagen, unter welchem Regime man Italien hielt und zu gleicher Zeit ankündigen, was an dem Tage geschehen würde, wo das Prinzip der Nichtintervention zur Geltung käme.“

Der Verfasser kommt sodann auf die italiänische Erhebung zu sprechen; um sie zu verstehen, müsse man sich auf den italiänischen Standpunkt stellen; was jenseits der Alpen vorgehe, sei in der That eine Revolution, sei das Lebendigwerden des Nationalgefühls, der Drang nach Einheit. Schon Rossi habe, als er seit 1815 verbannt, im Jahre 1845 als französischer Gesandter zurückgekommen, mit Erstaunen und einer Art patriotischer Freude an seine Regierung berichtet: „Das Nationalgefühl hat seit dreißig Jahren in Italien einen solchen Aufschwung genommen, daß ich, der ich dieses Land zu kennen glaubte, darüber erstaunt war..... In zehn Jahren, in zwanzig Jahren wird es in Italien keinen Mann, keine Frau, keinen Beamten, keine Obrigkeit, keinen Mönch, keinen Soldaten mehr geben, der nicht vor Allem national wäre.“

Hierauf wird geschildert, wie der gemeinsame Haß gegen Oesterreich diesen Instinkt der Solidarität der Italiäner groß gezogen und jene Ideen gezeitigt habe, die wir nun der Verwirklichung zustreben sehen.

„Die Einheit war ohne Zweifel gerade nicht die nothwendige Form der italiänischen National-Idee. Es hat Augenblicke gegeben, wo eine Föderation möglich und die am Leichtesten durchzusetzende, die am Meisten praktische und den alten Traditionen der Halbinsel angemessenste Combination war. Vor zehn Jahren wäre sie möglich gewesen; vielleicht war sie es noch vor dem Kriege, als man noch nicht das Staatsrecht angetastet hatte, als noch kein so offensibler und unheilbarer Bruch stattgefunden hatte. Nach dem Frieden von Villafranca hatte Alles ein anderes Gesicht bekommen; das Unheilbare hatte schon zu Florenz, zu Modena, zu Parma und Bologna angefangen.....

„Was war in der That dieser Frieden für Italien? zwar machte er es stärker um eine eroberte Provinz, aber mit einer offenen und vertheidigungslosen Gränze am Mincio; Oesterreich zwar verkleinert, aber stets noch die furchtbare Stirn seiner Festungen darbietend und durch die vorgeschobenen Posten, die es wohlberechnet auf dem rechten Ufer des Po behielt, das Centrum Italiens beherrschend. Man beachte es wohl; unter diesen Bedingungen war das Problem weniger gelöst, als verrückt, und die den Italiänern gelassene Freiheit hieß so viel, als Gewißheit der Annexion, weil da die Kraft war. Oesterreich sagte, es könne auf eine verlorene Provinz verzichten, aber nicht die Rechte seiner Verbündeten jenseits der Alpen preisgeben: es hatte nur ein einziges Mittel, der Sache der vertriebenen Fürsten, seiner Verbündeten, zu dienen: wenn es sich nicht ganz aus Italien zurückziehen wollte, so hätte es wenigstens einen beinahe unabhängigen Erzherzog nach Venedig setzen müssen (um ihn fortjagen zu lassen?), wie es jenes „kleine Papier“ vorschlug, das eines Tages im Parlamente zu London cirkulirte, und welches nicht von England oder Preußen, sondern von Frankreich kam. Danach hatten die Restaurationen noch Chancen (wer's glaubt?), die Föderation wurde möglich. Ich will hinzufügen, daß durch dieses kluge und zeitgemäße (?) Opfer Oesterreich nicht allein die Interessen der ihm verbündeten Herzöge gerettet hätte (?); es würde auch dem Papstthume die gefährlichste Probe erspart haben.... Von allen Meinungs-Fractionen war die bei der vollständigen Befreiung Italiens, und bei der gänzlichen Ausschließung Oesterreichs am Meisten interessirte die katholische Meinung (d. h. vielleicht in Frankreich — in Oesterreich aber wohnen auch Katholiken); denn diese Befreiung vereinfachte ganz ungemein die Lage des heiligen Stuhles jenseits der Alpen; sie machte vor Allem jener Solidarität des Geistes und der Politik ein Ende, welche das Papstthum stets als nationale Macht verdächtigt.

„Die Gegenwart Oesterreichs in Venetien, welche die Frage der Unabhängigkeit in der Schwebe ließ, war für die Italiäner der stärkste Beweis für die Nothwendigkeit der Einheit, und die Unmöglichkeit der Restaurationen. Sie tödtete, so zu sagen, die Föderation im Keime. Die Natur der Dinge war hier stärker, als der gute Wille der Unterhändler und selbst als der Wunsch Frankreichs. Was konnte unter derartigen Auspicien aus einer Föderation werden? Ohne Venedig war sie nur eine Verstümmelung der italiänischen Nationalität.....

„Als die Italiäner, nur von sich selbst Rath annehmend und in dem Gefühl eigener Verantwortlichkeit, sich in eine Bewegung einließen, die anscheinlich dem Frieden von Villafranca so zuwider war, gehorchten sie also nicht einer leichtfertigen Grille oder einem Sectenfanatismus; sie gaben einem tiefen und klaren Gefühle ihrer Lage nach, abgesehen davon, daß sie eine Gelegenheit ergriffen, wie sie noch nie dagewesen, und wie sie vielleicht auch nicht noch einmal wiederkommen dürfte. Die Frage für sie war gar nicht, sich einem Bunde anzuschließen, wo unausweichbare Unverträglichkeiten nur Schwäche erzeugen konnten; es handelte sich vor Allem darum, vor den Augen des hinter den Linien des Mincio und Po verschanzten Oesterreichs so viel Streitkräfte, als möglich, zu sammeln und jenes starke Königreich herzustellen, welches die Parole der ersten Annexionen gewesen, mit der Voraussetzung, daß das einige Königreich die Parole einer neuen Stoße werde. Wenn man will, war es selbst nicht einmal der Enthusiasmus, der den Bund mit Piemont besiegelt hat; es war die Politik, die Reflexion. Daher der Charakter jener italiänischen Politik, die, seit ihr Freiheit gelassen war, nichts hat entmuthigen können, und die Schritt für Schritt auf ihr Ziel losgegangen ist, bald mit der unerschütterlichen Kaltblütigkeit einiger Männer, bald mit blitzschneller Kühnheit Garibaldi's. Durch geheimnißvolles und unvorhergesehenes Zusammenwirken ist diese Einheit, auf welche Italien lossteuerte, von Oesterreich vorbereitet worden; der Frieden von Villafranca hat den methodischen Ausbruch herbeigeführt, nicht mehr auf dem Wege damagogischer Umtriebe, sondern durch successiven Anschluß an eine Monarchie, welche den Vortheil hatte, ihr einen Organisationsrahmen, eine Fahne zu bieten, während sie andererseits den Zauber der Traditionen, den Glanz des militairischen Geistes, den Reiz liberaler Einrichtungen, die Loyalität seines Königs, die Geschicklichkeit seiner Staatsmänner für sich hatte.“

Es folgt hierauf eine Entschuldigung der piemontesischen Politik, deren Argumente allgemein bekannt sind. Allerdings wußten Victor Emmanuel und Cavour recht gut, daß ihre Verfahrungsweise etwas unkorrekt und wider das Völkerrecht verstoßend sei; indessen erheische die außergewöhnliche Lage auch außergewöhnliche Mittel; Piemont sei keineswegs ein fremder Staat, wie Oesterreich, den Italiänern gegenüber; es folge dem großen Instinkte des nationalen Triebes, welcher dahin gehe, alle diese Bruchtheile, die dieselbe Sprache reden, dieselben Sitten und Gebräuche haben, zusammenzubeingen; wie Karl Albert in einer erhebenden Proclamation von 1848 gesagt, sei Piemonts Beistand, „der Beistand, welchen der Bruder dem Bruder schuldig ist.“

Den kritischen Punkt in der italiänischen Frage bildet das Papstthum. Es läßt sich darüber eigentlich nichts Neues sagen. Daß die zeitliche Herrschaft des heiligen Stuhles keine andere Garantie habe, als die Gegenwart einer fremden Macht, und daß, wenn die Franzosen Rom verließen, die Macht desselben keinen Augenblick sicher sein würde, das ist wohl ziemlich allgemein unbestritten.

„Auch war der römische Hof vollkommen von dieser Ueberzeugung durchdrungen. Als kurz vor dem Kriege Pius IX. in der rührenden, aber eitlen Hoffnung, einen Konflikt abzuwenden, dessen voraussichtliche Folgen er fürchtete, Frankreich und Oesterreich aufforderte, ihre Soldaten zurückzuziehen, und in aufrichtiger Erregung sprach: „Ich, der Statthalter Gottes auf Erden, der Apostel des Friedens, kann nicht die Ursache des Unfriedens sein; lieber will ich Gefahren und Ungewißheiten aller Art über mich ergehen lassen, als einen Vorwand zur Disharmonie unter den europäischen Fürsten geben!“ — als Pius IX. so sprach und diesen verzweifelten Entschluß faßte, wußte er recht wohl, daß er allen menschlichen Chancen entsagte und sich der Vorsehung überließ. Die Sicherheit des Papstes erheischte die Anwesenheit der Franzosen zu Rom und der Oesterreicher zu Bologna; und diese doppelte Occupation, wie sie einestheils die alt hergebrachte Unordnung des Kirchenstaates enthüllte, war andererseits ein stets sichtbarer Beweis einer mehr nominellen, als wirklichen Unabhängigkeit, niedergehalten und sehr geschont von französischer Seite zu Rom, aber geradeswegs aufgehoben von Oesterreich in den Legationen. Worin bestand diese Unabhängigkeit des heiligen Stuhles, wenn die österreichischen Behörden in ihren Händen alle Civil- und Militair-Gewalt konzentrirten, die Gerichtsbarkeit übten, verurtheilten, sich selbst das höchste Recht der Souveränetät, das der Begnadigung, beilegten, das von Rom in's Hauptquartier von Verona überging?“

Der angegebene Sachverhalt ist richtig; aber die weiteren Betrachtungen, die der Verfasser aus demselben entwickelt, lassen doch stets einen Punkt außer Acht, ohne dessen Berücksichtigung die ganze Frage in den Sophismen der Napoleonischen Politik stecken bleibt. Herr de Mazade scheint es nicht ganz zu beachten, daß Oesterreich für den heiligen Stuhl ein Vertrauensmann, Napoleon ein Mißtrauensmann ist, daß jene Unterdrückung seiner Unabhängigkeit in Bologna in seinem Namen und auf

seiner Vollmacht geschah, während der großmüthige, sanft auftretende Schutz in Rom selbst als drückende Fessel und Zwang gefühlt wird.

Die Stellung, die Napoleon III. zur römischen Frage einnimmt, ist jedenfalls, wenn man mit Zahlen ohne Brüche rechnet, eine mehr als eigenthümliche, und nur aus sehr zusammengesetzten Motiven einigermaßen begreiflich. Wie der Freund der italiänischen Nation, der „für eine Idee kämpft" und ein bis zur Adria freies Italien sehen wollte, und der großmüthige Beschützer und Retter des Papstthums, der die laut und vernehmlich ausgesprochene Herzensmeinung des heiligen Vaters nur mit ernster Ruhe und Betheuerungen der Ehrfurcht erwidert, eine und dieselbe Person sein können, ist nicht recht verständlich, wenn man nur nach klaren und bestimmten Prinzipien urtheilen will. Indessen kann man allenfalls errathen, was des fein ausgedüftelten Spieles Sinn ist. Napoleon III. hat aus der Geschichte gelernt, daß der Katholicismus immer noch eine bedeutende Macht ist, daß er in Frankreich seiner Herrschaft mittelbar oder unmittelbar gefährlich werden könnte, daß er den Pontifex, der die Sympathien nicht blos der Katholiken aller fünf Erdtheile, sondern auch theilweise der Protestanten hat, nicht, wie sein Onkel, schlechthin zum Märtyrer machen darf. Er hat ein Herzensanliegen an den Papst, und weil dieser es nicht verstehen will, so wird er mit jener Politesse und rücksichtsvollen Eleganz sanft gedrängt, auf die sich allein die Franzosen verstehen. Der Papst stand bisher unter der Schutzvogtei Oesterreichs; da diese nun so ziemlich beseitigt ist, fall er sich in die Schirmherrschaft Frankreichs und des Bonapartismus begeben, der allerdings mit der Kirche und Hierarchie ganz andere Dinge aufstellen und sie gewiß in seinem Interesse gehörig verwerthen würde. Frankreich und der französische Katholicismus würden sich geschmeichelt fühlen, auch in dieser Beziehung die erste Rolle spielen zu können, der Bonapartismus würde auf einmal erstaunlich christlich und katholisch werden und, wenn es gelingen sollte, den apostolischen Stuhl zweckentsprechend zu besetzen, der Welt eine kirchliche Regeneration vorlügen, die jedenfalls höchst gefährlich sein würde, selbst wenn sie nicht zum offenbaren Schisma führte. Man lächelt vielleicht über die Broschüren, die in Paris erscheinen, und z. B. von einem Kaiser-Papste u. dergl. schwindeln; man stellt vielleicht in Abrede, daß sie von oben her inspirirt seien; indeß man braucht nur einen Blick in das geheimere Geistesleben Frankreichs gethan zu haben, um einzusehen, daß es wenig bedarf, um diese haltlose Nation, die den Unsinn des St. Simonismus noch heute nicht verwunden hat, für ein neues Phantom zu begeistern. Der Papst soll sich den Grundsätzen von 1789 beugen, das wird die Versöhnung des Alten mit dem Neuen sein; dann kann die Neu-Organisation beginnen. Papst und Voltaire, Jus canonicum und allgemeine Menschenrechte! Wer das zusammenbringen und versöhnen kann, ist ohne Zweifel ein großer Magier.

Bis zum Frieden von Villafranca und darüber hinaus hat man diese stillen Wünsche in die Form von guten Rathschlägen zu politischen Reformen gekleidet, und konnte dieses mit gutem Grunde thun, da einerseits die ganze Sachlage darauf hindrängte, andererseits frühere Versicherungen und Versprechungen da waren, welche der Bevölkerung des Kirchenstaates größere Berücksichtigung ihrer Wünsche zusagten. Da diese Mittel nicht verfingen, so konnte man von dem Eindrucke, den die piemontesischen Annexionen in der Romagna machen würden, die gewünschte Wirkung hoffen, und die Erwartung hegen, der Papst werde sich, die Unmöglichkeit längeren Anklammerns an Oesterreich und die Sache der Restauration einsehend, mit Leib und Seele in die Arme Frankreichs werfen, um von diesem die Fortdauer seiner weltlichen Herrschaft in irgend welcher Form gewährleistet zu erhalten. Gelang dies, so hatte Frankreich ganz die gleiche politische Handhabe und ganz den gleichen Einfluß auf das Schicksal des neuen Reiches Italien gewonnen, und konnte, als legitimer Schutzherr der Kirche und gestützt von den Sympathien der kirchlichen Partei, die stets das, was die Priesterherrschaft thut, billigen wird, die Einrichtungen der neuen Weltordnung beginnen. „Frankreich wird keinen Papst als geistiges Haupt betrachten, welcher ein Unterthan Piemonts wäre" — ließ sich in einem früheren Artikel ein geschätzter französischer Publizist vernehmen, und das ist natürlich genug.

Die römische Frage hat also ihrem Kerne nach keine Entwickelung und kann nur auf dem Felde der Thatsachen gelöst werden; diese aber werden erst dann eintreten, wenn Napoleon III. gezwungen wird, sich zu entscheiden, wenn die Nothwendigkeit der Logik ihn treibt, seiner zweideutigen Politik zu entsagen.

Antonelli weiß gewiß recht gut, daß Napoleon, der die Annexionen des größten Theiles des Kirchenstaates zugegeben, den Papst selbst nicht so leicht den Piemontesen überantworten, daß er von Rücksichten in Schach gehalten wird, welche die Aufrechthaltung der Politik des Non possumus auch ferner ermöglichen.

Was die römische Frage seit dem Frieden von Villafranca betrifft, so kennt man die Ereignisse, die stattgefunden haben; sie ist ja einfach geblieben, wie sie früher war, sie läßt sich auf wenige Sätze zurückführen, wenn man den unendlichen Phrasenschwall, den die französische Publicistik darüber ausgegossen hat, beseitigt. Der Kern der Frage ist, wie gesagt, der Uebergang des Papstthums aus der österreichischen Schutzherrschaft in die französische; diesen Zweck hat Napoleon III., der keine Märtyrer machen will, weil Märtyrer gefährlich sind, schon lange vor 1859 durch Schmeicheleien, Rathschläge, Anerbietungen, Drohungen und Einschüchterungen zu erreichen gesucht, seit jener Zeit aber hat er diese Drohungen theilweise zur Wahrheit werden lassen. Jetzt sagt man dem Papste von französischer Seite: „Siehst du, es ist dir schon recht; warum bist du mir nicht gefolgt!"

„Bei dieser Menge von Umschwüngen, welche diese zwei Jahre erfüllen und sich die Halbinsel entlang entrollen, tritt eine Sache klar und entschieden hervor: der heilige Stuhl hätte mehr als ein Mal den Nöthen entgehen können, die ihm der Reihe nach nahe getreten sind. Ich spreche selbst nicht von der Zeit, wo das Papstthum, wenn es freiwillig Reformen vollzog, die Integrität seiner Besitzungen hätte bewahren und in Frieden mit einem Italien leben können, welches einer gesetzmäßigen Befreiung zustrebte; auch noch damals, als die Romagna schon halb losgetrennt war, hätte der römische Hof seine zeitliche Existenz bewahren können, wenn er jene Combination einer getrennten Verwaltung annahm, welche nichts Unverträgliches mit der päpstlichen Autorität hatte, und Frankreich moralisch zu einer von ihm vorgeschlagenen Probe verpflichtete. Das an Piemont übertragene Vicariat der Legationen hatte ohne Zweifel einen ernsteren Charakter; aber es war ein Mittel, die Ereignisse aufzuhalten und Piemont selbst zu binden, welches die Verpflichtung auf sich nahm, die politische Souveränetät des heiligen Stuhles anzuerkennen, seine Unabhängigkeit, selbst mit den Waffen, zu vertheidigen, und dem römischen Hofe einen Tribut zu bezahlen.

„Als endlich die Annexion der Romagna an Piemont endgültig und vollständig vollzogen war, erhielten die Vorschläge vom April 1860, ohne eine Sanction der eingetretenen Thatsachen einzuschließen, wenigstens den Rest der päpstlichen Staaten, und sicherten dem heiligen Stuhle den regelmäßigen, dauernden Schutz der katholischen Mächte. Das war in der That keine Lösung, ebenso wenig, als die Doppelbesatzung von Rom und Bologna durch Frankreich und Oesterreich eine Lösung war; aber es war eine Combination der Erhaltung, bestimmt die Gefahr abzuwenden, oder zu beschränken, und man bemerke, wie dem Nichterfolg jeder dieser Versuche ein neuer Schritt näher zur Katastrophe entspricht.

„Dahin ist man gekommen. Heutzutage giebt es klärlich Dinge in Italien, welche gefallen sind, während sie leben konnten, und einmal gefallen nie wieder aufstehen werden; es giebt hier Dinge, die unwiederherstellbar sind. Oesterreich könnte sein Uebergewicht durch Waffengewalt wieder herstellen, seine ganze Herrschaft wiederfinden und die Souveränetäten von gestern wieder aufrichten, welche im Grunde nichts geändert haben würde; doch würden alle jene zuckenden Glieder Italiens streben, sich wieder zu verbinden; dies Zeitalter der Verschwörungen und geheimen Verbindungen würde wieder anfangen, bis wieder und unbesieglicher die Bewegung sich erhöbe, die seit dreißig Jahren nach jedem Ausbruche gewachsen ist. Aber zu gleicher Zeit dürfen die Italiäner im jetzigen Augenblicke nicht verkennen, daß sie einem Problem gegenüber stehen, von dem vielleicht der Ausgang der Revolution abhängt, durch welche eine Nationalität entstehen soll; sie dürfen nicht vergessen, daß es einen Punkt giebt, wo das nationale in der vor sich gehenden Bewegung an ein mächtiges, religiöses Interesse rührt — an eine gerechte Beunruhigung der Gewissen (Oh!) — daß es eine Frage giebt, über die sie nicht allein verfügen, die der ganzen katholischen Welt angehört: das ist die Frage, die Frankreich in Rom beschützt, und deren universellen Charakter sie behütet."

Frankreich.

Wolfsjagden in Frankreich.

Das Einbrechen ganzer Rudel französischer Wölfe und Eber in unsere friedlichen Dörfer am Rhein, hat ungeachtet der strengen Winterkälte, die den Uebergang von 1860 zu 1861 empfindlich merkbar zu machen begann, unter den Deutschen des rechten Rheinufers viel-

sach Erstaunen erregt. Man hat es schier unmöglich gehalten, daß Frankreich noch eine solche Masse Raubwild beherbergen könne. Gilt doch das gesegnete Frankreich den weniger Unterrichteten als ein Land von so mildem Klima und so dichtem Anbau (und in letzterer Hinsicht ist man von der starken Bevölkerung der Gränz-Departements geneigt, auf ein gleiches Maß im Innern zu schließen), wie kein anderes europäisches Land, das eigene nicht ausgenommen: eine Vorstellung, welche die französischen Schriftsteller mit allen erdenklichen Mitteln des Nationalstolzes zu verbreiten gestrebt. Aber auch unsere Land- und Forstwirthe und sonstigen Kennee der Fauna hegen zum Theil, und zwar nicht ohne Grund, dasselbe Vorurtheil. Man hat in Deutschland von der riesenhaft vorgeschrittenen Entwaldung des Bodens, wozu der Trieb die Franzosen nach der Revolution allerdings bis zur Manie überkommen hatte, genugsam und Abschreckendes erfahren; denn die Entwaldung der Stromthäler soll nach der Meinung der Sachverständigen, indem durch die Abholzung der Boden seiner natürlichen Respirationsorgane beraubt werde, an den jährlichen großen Ueberschwemmungen, namentlich des Loire- und Rhonethales, wesentlich schuld sein. Hieran ist vom französischen Standpunkte in der That etwas Wahres, und die Gesetzgebung unserer Nachbarn ist auch schon vor mehr als einem Menschenalter den im Grade des äußersten Mißbrauches ausgedehnten „défrichements," d. h. der willkürlichen Urbarmachung des Waldbodens durch die Privaten, vorsorglich entgegengetreten. Die ökonomische Einsicht, daß die Forstwirthschaft im Kleinen, wie sie die gegebene Zerstückelung des Bodens nothwendig gemacht hätte, allzuwenig abwirft, hatte zu einem Vernichtungskrieg wider den Wald angereizt, und so war es denn eine im allgemeinen und sanitätischen Interesse nur gebotene Maßregel, daß der Code forestier, den Karl X. 1827 emanirte, die Abholzungsfreiheit der Privaten insofern beschränkte, als das défrichement von der Genehmigung des Präfekten und in zweiter Instanz (nämlich im Rekursfalle) von der des Finanzministers abhängig gemacht ward. Viel soll aber diese prophylaktische Maßregel nicht geholfen haben. Die Klagen wegen übermäßiger Entwaldung dauern noch fort, so daß man beim Anblick jener Wolfsschaaren wirklich fragen möchte: „woher kommt das Wild, wo kein Wald?" — Indessen mag die offene Ebene, so weit der Privatbesitz reicht, noch so entwaldet sein, auf den Hochgebirgen, deren Kranz Frankreich umgürtet und nach Deutschland zu auf den Vogesen, dem Argonner-Walde, den Ardennen, stehen dunkle Forste, deren weithin wogender Busen ansehnliche Schaaren Rothwild und Schwarzwild und selbst Wölfe ernähren kann: — wenn nicht die Kälte zu groß wird! Die Menge der Letztern, dieser gefährlichsten, weil gefräßigsten Ungeheuer, muß doch nicht so gering sein, da das fragliche Verwaltungsrecht die Jagd auf Wölfe unter den „Mitteln zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit" aufzählt. In jedem Departement giebt es eigene Wolfsjagd-Beamten, deren Titel „lieutenant de louveterie" etwas an das ancien régime erinnert. Es ist das „ehrenvolle Amt" der Wolfszeug-Lieutenants, die Wölfe, wo immer sich welche finden, zu jagen und auszurotten, und sie müssen sich zu dem Behuf mit allen zweckdienlich scheinenden Mitteln versehen. Dafür gewährt ihnen der Staat unter gewissen Bedingungen freie Jagd in den Staatsforsten. Haben sich in einer Gegend die Wölfe in beunruhigender Anzahl gezeigt, so erläßt der Präfekt, auf den Antrag der Wolfsjad-Beamten, oder selbst ex officio, an die Gemeinde ein Aufgebot zu Treibjagden, die dann von den lieutenants de louveterie geleitet werden. Außerdem sind die Einwohner zwar nicht gesetzlich verpflichtet, aber doch ernstlich gemahnt, jeden Wolf, der sich auf ihren eigenen Grund und Boden wagt, zu tödten; Prämien, welche der Maire auf Vorlegung eines gemordeten corpus delinquentis auszahlt, sollen die Lust zur Wolfsjad anspornen. — So sehen wir die Wölfe Frankreichs zum drastischen Nachweis ihrer Bedeutsamkeit einer absonderlichen Legislation gewürdigt!

Polen.

Literaturhistorisches über polnische Schriftsteller.

II.*

Einige Dichter aus dem 16. und 19. Jahrhundert.

Gestützt auf die für meinen Zweck passendsten unter den in dem ersten Artikel genannten Werken und auf meine eigene Kenntniß der polnischen Literatur, insoweit ich sie als Fremder, der erst die Landessprache erlernen mußte, binnen einem Jahrzehend erwerben konnte, gebe ich jetzt Notizen über einige der in Nischwaun's Sammlung aufgenommenen Dichter.

Mit bloßer Angabe des Geburts- und Todesjahres, mit Erwähnung bekannt gewordener Lebensumstände der Dichter ist da freilich noch wenig oder nichts geleistet. Es war nöthig, gelegentliche Blicke auf die Literatur-Epochen zu werfen, denen die Dichter angehören, deren Lebensluft sie athmeten, und ihrer Hauptwerke zu erwähnen mit Charakteristik der denselben eigenthümlichen Kennzeichen.

1. Jan Kochanowski.

(1530—1584.)

Jan Kochanowski, der Hauptdichter des Sigismundischen (für die polnische Literatur goldenen) Zeitalters, jener ersten klassischen Periode der polnischen Dichtkunst, wurde 1530 oder 1532 zu Syczyn, in der Gegend von Radom, geboren. Er ist einer von fünf Brüdern, die sich alle in der Literatur einen Namen gemacht haben. — Nachdem er im Vaterlande eine sorgfältige Erziehung genossen, machte er sieben Jahre hindurch Reisen im Auslande, wo er besonders in deutschen Universitätsstädten, dann in Paris und zuletzt in Italien, namentlich zu Padua und Rom dem Studium der Philosophie, der Sprachen und Literaturen oblag. Schon mit einem gefeierten Namen kehrte er nach Polen zurück, und wurde von Sigismund August zu dessen Secretair ernannt und zu diplomatischen Sendungen benutzt. Sich nach ländlicher Ruhe und nach Verhältnissen sehnend, die es ihm erlauben, sich ganz der Poesie zu widmen, schlug er sowohl die Würde eines Abtes, als auch das Amt eines Kastellans aus, ließ sich in Czarny las (Schwarzwald) nieder, verheiratete sich und übernahm nun das Ehrenamt eines Landschafts-Teibuns des Sandomir'schen Kreises. Als solcher starb Kochanowski am 16. August 1584. — Genährt durch das Studium der alten Klassiker und der großen Dichter der damals blühenden europäischen Literaturen, besonders der italiänischen, wußte sein dichterischer Genius auf dem Fundamente eines geläuterten Geschmackes das Gebäude einer wesentlich nationalen, nicht mehr gelehrten Poesie zu errichten, das so stattlich wurde, als der in reformatorischen Kämpfen begriffene, aber auch von einem liebenswürdigen Humanismus durchdrungene Geist seiner Zeit es erlauben wollte. Wenn Kochanowski in seinen lateinischen Gedichten nicht nur die Sprache des Ovid und Tibull glücklich nachahmte, sondern selbst die Anschauungen und Gefühle des Sigismundischen Zeitalters in das Gewand dieser Sprache zu kleiden wußte, wenn er den Anakreon und andere griechische Dichter in echt antikem Geiste übersetzte und in lateinischer Sprache die Elegien Petrarca's nachbildete, wenn er in seinen zahlreichen Gelegenheitsgedichten (Epithalamien, Festdramen und dergl.) noch von der nicht vollkommen überwundenen Vorliebe des Zeitgeschmackes für gelehrte Poesie zu naiver dichterischer Eingebung hin und her schwankt — so ist er doch in der Uebersetzung der Psalmen David's, in seinen religiösen Liedern und Litaneien so national, daß viele derselben, als Kirchengesänge des edelsten Styls, noch heutzutage die Polen zur Andacht erbauen. Altpolnisch ist auch sein harmloser, aus einem reinen fröhlichen Herzen, nicht blos aus dem Kopfe entspringender Witz in seinen „Fraszki" (Kleinigkeiten), in seinen beiden satyrischen Gedichten „Satyr" und „Zgoda" (die Eintracht) und in seinen lyrischen Gedichten. Endlich seine „Treny" (Klagelieder auf den Tod seiner mit des Vaters Geist begabten, als Kind verstorbenen Tochter Ursula), in welchen die ganze Fülle seines tiefen Gefühls und der ganze Adel seines Charakters ergossen ist, zeigen den Dichter vor Allem als großen, edeln Menschen, als tiefgebeugten Vater, aber auch als gottesfürchtigen, biedern, einfachen, patriarchalischen Edelmann, der kein höheres Glück kennt, als im Schoße seiner Familie, geliebt von Nachbarn und Freunden, auf seiner Scholle Landes zu leben und dem Nächsten, dem Vaterlande und dadurch Gott zu dienen.

Der Hauch der Herzenswehmuth und der Resignation durch Glaubensstärke und der Anhänglichkeit an Vaterland und nationale Sitte, welcher über diesen elegischen Liedern ruht, kann nur annähernd geschildert, ganz nur durch die Lektüre des Originals empfunden werden. Nach allem Vorangegangenen ist es wohl kaum nöthig zu erwähnen, daß die polnische Sprache unter den Händen eines Dichters, wie Kochanowski, eine ähnliche Umgestaltung und Bereicherung erfuhr, wie kurz zuvor die deutsche durch die Bibelübersetzung und die Kirchenlieder Luther's erfahren hatte, wiewohl auch bemerkt zu werden verdient, daß die poln. Bibelübersetzungen des Jakób Wujek aus Wągrowic und Anderer dem Dichter Kochanowski in Ausbildung der Sprache vorgearbeitet hatten. Koch-

* Vgl. Nr. 6 des „Magazin."

nowski's Andenken, wie das seiner Freunde und Zeitgenossen, des ältern Mikołaj Rej aus Nagłowice (1507—1568 sv. 69) und des jüngern Sebastyan Fabian Klonowicz (1551—1608), wird immer verschwistert mit dem Ruhme des Vaterlandes im Herzen der Polen wie eine heilige Reliquie gefeiert werden.

2. Franciszek Morawski.

(geb. 1785.)

Franciszek Morawski gehört zu jener durch „die Gesellschaft der Wissenschaftsfreunde" kritisch vorbereiteten, durch Brodziński's poetisches Talent belebten und durch Mickiewicz' Jugendwerke abgeschlossenen Uebergangsperiode, welche die Brücke bildet von der Pseudoklassicität des Stanislaw-Augustischen Zeitalters zu der Emancipation der polnischen National-Literatur. Eigenheit dieser Periode ist: bei dem Mangel an einem großen, einheimischen Genius die Anziehung und Nachbildung der Meisterwerke der deutschen, englischen, spanischen und italiänischen Literatur, als Gegengewicht gegen die Tyrannei der französischen Klassik. Die hervorragenden Talente dieser Zeit sind also größtentheils auch Uebersetzer. Unter ihnen verdienen Erwähnung die Namen: Jan Nepomucen Kamiński (er übersetzte Calderon's „Arzt seiner Ehre," Schiller's Trilogie: „Wallenstein"), Józef Dyonizy Minasowicz (wegen vieler Uebersetzungen aus Schiller und Goethe) und Ludwik Kamiński (als Uebersetzer von Tasso's „befreites Jerusalem" und einer Auswahl aus Pope's Gedichten). — Morawski selbst wurde am 7. Juni 1785 im Dorfe Borzęcina (Großherzogthum Posen) geboren. Seit 1806 diente er im polnischen Heere. Als Oberst hielt er am 23. December 1813 zu Sedan bei Gelegenheit der Beisetzung der Leiche Józef Poniatowski's, eine in weiten Kreisen bekannt gewordene Rede, und soll jetzt noch als pensionirter General im Posen'schen leben. Morawski's Name ist in der Literatur durch eine Uebersetzung aus Lord Byron, durch die hübsche Erzählung „Der kleine Edelhof meines Großvaters," und durch seine lyrischen und lyrisch epischen Gedichte bekannt und geachtet. Die letzteren erschienen in der vom Buchhändler B. M. Wolff zu Petersburg herausgegebenen Sammlung, welche den Titel führt: „Schatzkästlein der polnischen Poesie" (Skarbczyk poezyi polskiéj), und theils sämmtliche Werke, theils auserwählte Gedichte folgender Dichter enthält: Karol Balinski, Augustyn Bielowski, Kazimierz Brodziński, Alexander Groza, Ignacy Holowinski, Ludwik Kondratowicz, Józef Igoocy Kraszewski, Teofil Lenortowicz, Dominik Magnuszewski, Franciszek Morawski, Edward Odyniec, Vincenty Pol, Lucyan Siemieński, Korneli Ujejski, Ermund Wasilewski, Stefan Witwicki, Bohdan Zalewski. Eine ältere ähnliche Sammlung, welche der Buchhändler Munk in Posen herausgegeben hatte, enthält unter dem Titel: Nowy Parnas Polski Poesien von Adam Mickiewicz, Edward Odyniec, Julian Korsak, Alexander Chodźko, Antoni Gorecki und Józef Massalski; alle diese letztgenannten Dichter waren persönliche Freunde.

3. Kazimierz Brodziński.

(1791—1835.)

Kazimierz Brodziński wurde am 8. März 1791 in dem galizischen Dorfe Królówka (Kreis: Bochnia) geboren: daher er sich zuweilen auch „Kosimir aus Królówka" nannte. Nachdem er die Schule zu Tarnow beendet hatte, trat er 1809 zusammen mit seinem Bruder Andreas in das polnische Heer, und nahm Theil an den Feldzügen von 1812 und 1813. In der Schlacht bei Leipzig wurde er verwundet und gerieth in die preußische Gefangenschaft. Aus derselben im folgenden Jahre entlassen, begab er sich nach Warschau, wo er zuerst Professor am Lyceum, später Professor der poln. Literatur an der Warschauer Alexander-Universität wurde. Er starb am 10. Oct. 1835 zu Dresden auf einer Reise, die er als Brustkranker zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternommen hatte. — Er ist der ästhetische Vorläufer Mickiewicz'. Kenner der deutschen Literatur und durch die Meisterwerke der Schiller-Goetheschen Periode begeistert, wurde er Begründer neuer Grundsätze für die Dichtkunst, die vor Allem Wahrheit und Natur verlangten. Als Dichter selbst ist Brodziński sentimental, rührend und anmuthig. Die Energie der höchsten Dichterflüge war ihm nicht eigen. Außer vielen zerstreuten Aufsätzen literar-historischen und ästhetischen Inhalts, gab er zwei Bände Gedichte heraus, unter denen seine ländliche Epopöe „Wieslaw" oben ansteht. Auch gelungene Uebersetzungen hat er geliefert. So z. B. aus dem Böhmischen und Serbischen: „Volkslieder" und das Epos: „Igors Heerfahrt," die ersten slavischen Volksgesänge, welche im polnischen Gewande erschienen; aus dem Lateinischen die schönen Elegien von Jan Kochanowski; aus dem Französischen einige Trogödien, endlich aus dem Deutschen: Die Leiden des jungen Werther, die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart.

4. Adam Mickiewicz.

(1798—1855.)

Adam Mickiewicz ist unstreitig derjenige unter den polnischen Dichtern, dessen Werke durch Uebersetzungen den Deutschen am meisten bekannt geworden sein möchten. Freilich läßt die Mehrzahl dieser Uebersetzungen noch viel zu wünschen übrig, und einige hätten lieber gar nicht veröffentlicht werden sollen. Wie sie jedoch auch sein mögen, ich erinnere hier an folgende Bücher: „Nordlichter" (enthaltend den Farys, Konrad Wallenrod und die Grazyna, in Uebersetzung von L. Rabelais und J. B. Werner), Stuttgart, 1834. — Der Polnische Parnaß (übersetzt von Julius Mendelssohn), Heidelberg, 1834. — Konrad Wallenrod (übersetzt von K. L. Kannegießer), Leipzig, 1834. — Kurze Gedichte (übersetzt von einem Ungenannten), Leipzig, 1835. — Herr Thadäus (übersetzt von K. N. Spazier), Leipzig, 1836. — Einzelne Sonette Mickiewicz' sind von Schwab; die Ballade „Frau Twardowska" ist von Gaudy; die Ballade „Die drei Budry's" von Bodenstedt übersetzt worden. Auch in meinen „Proben neurer poln. Lyrik und Epik" findet man die Uebersetzung der beiden letztgenannten Balladen, sowie der Sonnete „Meeresstille" und „Sturm." — Ebendaselbst habe ich auch eine ziemlich umfangreiche Abhandlung über das Leben des Dichters und seine Werke beigefügt, auf welche ich hier zurückweise. — Adam Mickiewicz ist ein Weihnachtsgeschenk für die polnische Literatur. Er ist in der That derselben als „Gwiazdka" * eingeschert, denn er wurde am Weihnachtsheiligen-Abende geboren. Auf einem kleinen Gute in Litthauen, in dem Dorfe Osowiec, im Nowogródeker Kreise, erblickte Mickiewicz 1798 das Licht der Welt. Seine Universitätsstudien absolvirte er von 1815 an zu Wilna. Hier faßte er, angeregt durch den geistreichen Vortrag seines Lehrers, des berühmten Philologen Gottfried Grodek, und noch mehr durch den Umgang mit strebsamen, reichbegabten Freunden, unter denen besonders Thomas Zan und Edward Odyniec zu nennen sind, den ersten Entschluß zur Betretung einer von dem bisherigen Wege abweichenden literarischen Laufbahn. Er hatte erkannt, daß eine Muse im Reifrocke nicht die Göttin sein könne, für welche er leben und nöthigenfalls auch leiden wollte. Er schuf seine Jugendgedichte und arbeitete Volkslieder in Balladen um und wußte, daß diese Gedichte herausgeben ebenso viel heiße, als der ganzen in Amt und Würden und in der Gunst des Publikums sitzenden Literatenschaft den Fehdehandschuh hinwerfen. Nicht das Studium der deutschen und englischen Literatur allein war es, was Mickiewicz auf eine neue Bahn hindrängte, sondern bei weitem mehr noch der ihm angeborene dichterische Instinkt, oder sein Genius, oder wie man es nennen mag, kurz jenes Etwas, vermöge dessen der Dichter nicht nur Poeta, sondern auch Vates, ein Seher, ist. Seine dichterische Organisation, die Besaitung seines Gemüthes, die Regsamkeit seiner Phantasie, war die feinste, die man sich denken kann. Wie unserm Goethe, so wurde auch ihm Alles, was er empfand, was er erlebte, zum Gedichte. Nur in Augenblicken gänzlicher geistiger Abspannung war er frei von der dichterischen Stimmung, welche er freilich nicht immer ausgebeutet und in Worten niedergeschrieben hat. Bezeichnend für ihn ist es, daß zumal in Augenblicken rücksichtsloser Hingebung im Kreise vertrauter Freunde unter dem Zauber der Musik der Geist des Dichters, erhaben von der Bedeutung des Momentes, in solche Ekstase gerieth, daß er sich in herrlichen Improvisationen ergoß, deren mehrere als kostbare Andenken noch aufbewahrt werden. Die großen Ereignisse, welche das Ende des vorigen und den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bezeichnen, hatten (so empfänglich und erregbar war schon die Knabenseele des Dichters) auf Mickiewicz solchen Eindruck gemacht, daß er bereits als dreizehnjähriger Student in die nach Rußland ziehende französische Armee eintrat und es sehr schmerzlich empfand, als er bald wegen physischer Unreife zurückgewiesen wurde. — Nach Beendigung der Universitätsstudien wurde Mickiewicz Professor der alten Literatur am Gymnasium zu Kowno. Doch bald kehrte er wieder nach Wilna zurück, und hier wurde er mit acht seiner vertrauten Freunde plötzlich nach Petersburg berufen und empfing die Weisung, als Lehrer nach Odessa an das Lyceum „Richelieu" zu gehen. Seine Freunde wurden gleichfalls in verschiedene russische Gouvernements zerstreut. Von Odessa aus machte er im Herbste 1825 eine Reise in die Krim, deren poetische Ausbeute die schönen „Krim'schen Sonnette" sind. Nach Moskau versetzt, fand er dort eine mächtige Gönnerin in der Fürstin Zenejda Wolkońska, durch deren

* Gwiazdka — eigentlich „Sternlein," das heilige Symbol der Christnacht.

Vermittelung er im Jahre 1828 die Erlaubniß erhielt, nach Petersburg zu reisen, wo er die Bekanntschaft des berühmten russischen Dichters Puschkin machte. Gleichfalls durch die Protection jener Fürstin bekam Mickiewicz 1829 auf unbegränzte Zeit einen Paß nach Deutschland, Italien und Frankreich. Vor Allem trieb es ihn, Goethe's persönliche Bekanntschaft zu machen. Der greise Dichter empfing ihn und seinen Begleiter, den Dichter Odyniec, mit großer Auszeichnung, ließ ihn für sein Album portraitiren, und der Bildhauer David machte ein Medaillon mit Mickiewicz' Büste, welches noch heute als das ähnlichste Bild aus seinen jüngern Jahren betrachtet wird. Am 28. August 1829 wohnte Mickiewicz noch der Feier des 80. Geburtstages Goethe's bei, dann reiste er weiter. Das ganze folgende Jahr brachte er auf einer Reise durch die Schweiz und Italien zu, in welchem letzten Lande er bis Neapel kam. — Das für Polen so verhängnißvolle Jahr 1831 verlebte er theils in Dresden und in Posen, theils in der Schweiz und in Rom. Nachdem Mickiewicz' verzweiflungsvoller Entschluß, nach Amerika auszuwandern, durch eine auf Vermittelung seiner Freunde rasch und seltsam genug geschlossene Ehe, die jedoch eine sehr glückliche wurde, paralysirt worden, ließ er sich in Paris nieder, wo er seitdem fast beständig im Umgange mit den polnischen Dichtern ersten Ranges, seinen Freunden Bohdan Zaleski, Julius Slowacki und Zygmunt Krasiński, sowie mit den bedeutendsten französischen Literaten als Privatmann, dann als Professor der slavischen Literatur und Bibliothekar des Arsenals gelebt hat. Nur während des Jahres 1840 war er Professor der alten Literatur in Lausanne, und im Oktober 1855 reiste er nach Konstantinopel, um in der Nähe des Kriegsschauplatzes sein Leben im Einklang mit der Idee, die den Dichter immer beseelt hatte, zu beenden. Selbstgewählte, allmyhtzliche Abhärtung und eine mehr als einfache Lebensweise legten den Keim zur Cholera, welcher er am 28. November 1855 erlag.

Mickiewicz, dessen Wirken übrigens ein gedoppeltes, ein poetisches und ein politisches ist, gilt als Begründer der sogenannten romantischen Poesie in Polen. Nach dem Begriffe, welchen die Deutschen mit dem Ausdrucke „romantische Poesie" verbinden, sind Mickiewicz' Werke freilich nicht zu messen. Mit den deutschen Romantikern hat Mickiewicz nichts gemein, als den allerersten Ausgang, nämlich die Rückkehr zum Studium des Volksliedes und der ältern vaterländischen Literatur. Seine Poesie hatte aber einen viel umfassenderen Gesichtspunkt und nahm alle lebensfähigen Elemente der europäischen Kultur in sich auf, ohne zu einem blassen Kosmopolitismus herabzusinken; insofern ist er auch Prototyp der heutigen polnischen Literatur-Epoche. Daß sich der Dichter bei aller Größe seiner Begabung nicht sogleich als Riese zeigte, und daß er auch später bei dem unsteten, an der Seele nagenden Leben eines heimatlosen Verbannten vielleicht das edle Material seiner Dichtergaben nicht zu harmonischen Gestalten meißeln konnte, welche nur der stille Fleiß des glücklichen, im Vollgenusse der heimatlichen Ruhe schaffenden Dichtergenius zu bilden vermag, — das bleibt zu berücksichtigen, wenn fremde Nationen seine Werke an denen ihrer eigenen Dichter-Heroen messen wollen. — Mickiewicz' Werke sind, chronologisch geordnet, folgende: Die ersten zwei Bändchen seiner Jugendgedichte und Balladen kamen zu Wilna 1822 heraus. Kurz darauf folgte der zweite und vierte Theil eines phantastischen, dramatischen Gedichtes unter dem Titel: „Dziady" (Ahnenfeier) und das erzählende Gedicht „Grażyna." Die „Krim'schen Sonnette" erschienen zuerst 1826 in Moskau; das Epos „Konrad Wallenrod" kam 1828 in Petersburg heraus. In demselben Jahre erschien zu Paris auf Veranstaltung der Gräfin Elementine Astrowska, geb. Fürstin Sanguszko, die durch den Literaten Alex. Chodźko besorgte erste Gesammt-Ausgabe aller bis dahin von Mickiewicz erschienenen Poesien. Das schon früher geschriebene schönste unter Mickiewicz', epischen Gedichten, „Herr Thaddäus," wurde zum ersten Mal in Paris 1834 herausgegeben. Außerdem hat Mickiewicz noch politische Poesien von großer Tragweite und prosaische Artikel ähnlichen Inhaltes und den 1. und 3. Theil seiner „Dziady" geschrieben, von denen jedoch nur der 3. Theil der Pariser Ausgabe einverleibt ist; der erste soll in die gegenwärtig in Paris veranstaltete neue Ausgabe sämmtlicher Werke Mickiewicz' aufgenommen werden. Daß eine Ausgabe von Mickiewicz' Werken 1858 und 1859 auch in Warschau erschien, muß als ein um so erfreulicheres Ereigniß hervorgehoben werden, da es eine lange Reihe von Jahren gab, wo der Name Mickiewicz, der den Polen doch so tief in's Herz gewachsen war, in Polen nicht einmal gedruckt und laut genannt werden durfte. — An Uebersetzungen lieferte Mickiewicz Scenen aus Romeo und Julie, von Shakspeare — Der Wanderer und Mignons Lied, von Goethe — Der Handschuh und Scenen aus Don Carlos, von Schiller — Childe Harold's Abschied, der Traum, der Giaur, von Lord Byron — Erinnerung, von Puschkin. — Von Mickiewicz' Vorlesungen über die slavische Literatur ist schon oben gesprochen worden. — Mickiewicz' Werke sind nur vollständigsten in's Französische übersetzt, und in Frankreich ist die Bedeutung des Dichters verdientermaßen gewürdigt worden. So z. B. ließ die französische Akademie eine Medaille mit den Bildnissen Quinet's, Michelet's und Mickiewicz' prägen. Auch englische, russische und böhmische Uebersetzungen aus Mickiewicz' Werken sind erschienen. — Wer den Geist der Mickiewicz'schen Poesie am reinsten schöpfen will, dem können seine Krim'schen Sonnette und Konrad Wallenrod, vor allem aber die Dziady und Taddeusz als Quelle dienen. Auf den Schultern dieses Dichters steht die ganze Epigonenschaft der heutigen polnischen Literatur.

A. Wrycke.

Finnland.

Beschwörung von Krankheiten bei den Finnen.*

Die Zauberkünste der alten Suomalaiset waren in der eigenthümlichen Weltanschauung dieses Volkes begründet. Sie betrachteten die Materie nicht als eine seelenlose Masse, sondern dachten sich in Allem, was zur Natur gehört, verborgene, mit persönlichem Bewußtsein wirkende Kräfte. Dies bezeugt unter vielem Andern der noch fortbestehende Glaube, daß man dem Eisen Haß gegen bestimmte Menschen einflößen könne, die in Folge dessen mit jedem eisernen Werkzeuge sich verletzen müssen; auch erhellt es aus den Vorwürfen, welche bei Heilung eines solchen Schadens dem tückischen Metalle gemacht werden. Neben den Personificationen der Materie glaubte der Suomalainen an viele Geister oder unsichtbare Mächte, die aber meist nur von bösen Menschen angerufen werden, zum Verderben ihres Nächsten.

Bei vielen Beschwörungen ist die gesprochene Formel Hauptsache, aber mindestens ebenso oft genügt eine den gehofften Erfolg symbolisch andeutende Handlung.

Von den Handlungen oder Gebräuchen dieser Art wollen wir hier nur derjenigen gedenken, die körperlichen Uebeln entgegen wirken. Um eine Krankheit zu heilen, ist es nothwendig, daß man ihre Natur und ihren Ursprung kenne, und dazu muß nichts Geringeres als — der Branntwein das Mittel hergeben. In Tavastland nimmt man zu diesem Zwecke drei Kupfermünzen und schneidet von jeder ein Spänchen ab. Diese Kupferspänchen werden in den Branntwein gethan und mit einem Messer, dessen Schaft aus Maserholz, darinnen umgerührt. Nun giebt man Acht, wie die Spänchen sich ansetzen, und will an ihrer Lage erkennen, ob die Krankheit von Gott kommt, oder durch Feinde dem Leidenden angehext sei. Mancher geht noch einfacher zu Werke, indem er den Branntwein nur umrührt, ohne etwas hineinzuwerfen, und aus Bewegung und Stellung der aufsteigenden Bläschen sein Orakel zieht. Ein als Quellen-Entdecker berühmter Mann in Rowaniemi, verfährt bei seinen Exorcismen in folgender Weise: Zuerst beschwört er das Eisen; denn beim Destilliren des Branntweins ist vielleicht ein eiserner Topf gebraucht worden:

O du Eisen, du armsel'gen!**
Wie viel kleiner warst du weiland,
Als du in der Milch noch schliefest,
In des jungen Mägdleins Busen!
Warst auch da nur wenig größer,
Als dich schaukelte die Welle,
Als du in dem Strudel hinrievst.

Dann kommt das Kupfer an die Reihe, da der Branntwein gewöhnlich in kupfernen Pfannen gebrannt wird und zuletzt das Holz, weil man die Vorbereitungen zur Brennerei in hölzernen Gefäßen macht:

Holz, du reine Schöpfung Gottes!
Vormals Bergs stolze Tanne,
Jetzt Gefäß in unser'm Hause:
Gieb uns deinen reichen Segen,
Bring' herbei die edlen Tropfen!

Nach jedem Verse haucht man den Branntwein drei Mal an und spricht: „Laß mich die Wahrheit erfahren — sie ist ja stets in dir."

* Aus einem Artikel der Zeitschrift Suomi.

** Um diese Bannung zu verstehen, muß man wissen, daß hier auf die angebliche Herkunft und ersten Schicksale des Eisens spottend verwiesen wird. Einer Mythe zufolge, aus schwarzer Milch einer Tochter der Löfie entstanden, mußte sich dieses Metall, von seinem stärkern Bruder Feuer übel zugerichtet, lange bittlos in Wasser herumtreiben, bis es endlich in Ilmarinen's Schmiede Aufnahme fand.

Hat ſich auf dieſem Wege die Natur des Uebels und ſeine Veranlaſſung herausgeſtellt, ſo beginnt die Behandlung des Kranken. Schwere und bedenkliche Krankheiten werden an geeigneten Orten, z. B. Waſſerfällen, Quellen oder erdfeſten Steinen kurirt. Mit Vorliebe bedient man ſich, wo es zu haben iſt, des Quellwaſſers und wäſcht den Patienten vom Scheitel bis zur Sohle.

Ergreift ein Uebel den ganzen Körper, ſo bringt man den Leidenden in die Badeſtube (den Raum der heißen Dämpfe) und ſtreicht ihn mit einem Badebeſen aus Tannenzweigen mit Birken- und Erlenlaub. Während der verſchiedenen Bade-Operationen werden allerlei Zauberformeln hergeſagt. Zaubertränke und Salben bereitet der Finne nur in Schalen aus Maſerholz, und rührt ſie mit einem Meſſer um, deſſen Schaft von demſelben Holze fein muß. Von dem Tranke wird ein Theil in drei Abſätzen getrunken, mit dem Uebrigen beſtreicht man die kranke Stelle.

Solche Beſchwörungen, die Fortſchenchung oder Bannung des beſchworenen Dinges bezwecken, fangen gewöhnlich mit einer Verhöhnung deſſelben an, der eine Erzählung ſeines mythiſchen Urſprungs entweder folgt, oder eingemengt iſt. Man will den Unhold ärgern und tief beſchämen, damit er um ſo eher ſeine Beute fahren laſſe. Dann erſt fordert man ihn mit den härteſten Ausdrücken auf, ſchleunigſt in eine Wüſtenei zu fliehen, oder in die Erde ſich zu verkriechen.

Eine der erhabenſten und phantaſiereichſten Beſchwörungen iſt diejenige, womit in den Kalewala-Runen der heldenmüthige Abenteurer Lemminkäinen die ungeheuere, von unzähligen, ziſchenden Schlangen durchflochtene Pforte ſprengt, welche ihm den Einzug in das Land Pohjola wehren ſoll. Dieſe gehört jedoch an eine andere Stelle.

Aegypten.

Von Sakkarn durch die Wüſte nach Fayum.

I.

Das Kameel und die Wüſte.

Gegen Ende October war ich nach Sakkara am Rande der libyſchen Wüſte gezogen und hatte dort mein Zelt aufgeſchlagen. Hier zu Lande geht man nämlich in die Wüſte, wie man bei uns in's Bad reiſt, doch muß ich geſtehen, daß mehr wie meine Geſundheit meine Jagdpaſſion der Grund dieſer Excurſion war. Während der Ueberſchwemmungs-Periode des Nils nämlich, tritt derſelbe an vielen Stellen bis in die Wüſte hinein, und dies ſind dann, wenn das Waſſer allmählich zurückzuweichen beginnt, die Aufenthaltsplätze unzähliger Schaaren von Gänſen, Enten und anderen Waſſervögeln. Ich war alſo in Sakkara, lag im Sande und ſah die Sonne hinter dem tief violett gefärbten Mokattam untergehen, als ein kleiner Zug, aus einem Europäer, zwei Arabern, einigen Eſeln und einem Kameel beſtehend, aus der Wüſte auftauchte und ſeine Richtung nach meinem Zelte nahm. Beim Näherkommen erkannte ich in dem Europäer einen Bekannten, Baron von H.... aus Darmſtadt, der mir ſchon von Weitem zurief: Kommen Sie mit nach Fayum? Gewiß! erwiderte ich. Es war nämlich ſchon längſt meine Abſicht geweſen, dieſe berühmte, ſo wenig bekannte Halb-Oaſe zu beſuchen, und nur die Schwierigkeit, einen paſſenden Reiſegefährten zu finden, hatte mich bisjetzt von der Ausführung meines Planes zurückgehalten. — Das Zelt meines Freundes wurde neben dem meinigen aufgeſchlagen, und nachdem wir unſeren Reiſeplan in Ordnung gebracht, d. h. beſchloſſen hatten, am zweitnächſten Tage nach Fayum aufzubrechen und die Provinz nach allen Richtungen hin zu durchſtreifen, ſaßen wir bei einem Glaſe dampfenden Thees, rauchten eine Cigarre und plauderten von den Lieben in der Heimat, während der Vollmond ſein ſilbernes Licht über die ſchweigſame Wüſte ausgoß und die feierliche Stille nur manchmal durch die heiſeren Schreie der über unſeren Häuptern hinziehenden Gänſe und Enten unterbrochen wurde.

Am nächſten Morgen gingen wir zuſammen in das ungefähr eine halbe Stunde entfernte Dorf Sakkara, um bei dem Scheich ein Kameel für mich zu beſorgen; die Miethe deſſelben konnte für die Reiſe bis Medinet el Fayum, der zwei Tagereiſen entfernten Hauptſtadt der Provinz, dreißig, höchſtens vierzig Piaſter betragen ($1^1/_2$—2 Thlr.). Der Scheich, welcher uns für friſchangekommene Fremde, vielleicht gar für Engländer, hielt, forderte 180 Piaſter (9 Thlr.). Wir lachten ihm in's Geſicht und boten dreißig, allein der Kerl glaubte, ich brauche das Kameel nothwendig und wollte keinen Para herunterlaſſen; nach vielen Hin- und Her-Reden ſprangen wir endlich auf, wieſen den eben präſentirten Kaffee und Tſchibuk zurück und erklärten, bei einem ibn-yahudi, d. h. bei dem Sohne eines Juden, nichts annehmen zu wollen. Erſchrocken ſtarrten uns der Scheich und ſeine Umgebung an, ließen aber doch, in der Meinung, ich brauche das Kameel à tout prix, nichts von ihrer Forderung nach. Indeſſen ſie hatten ſich geirrt; am nächſten Morgen brach ich, zum größten Entſetzen der Bevölkerung, zu Fuß nach Doſchur auf; ein entſchieden in den Annalen der Dorfgeſchichte Epoche machendes Ereigniß, da es wohl keiner der Fellachin für möglich gehalten, daß ein Franke zu Fuß gehen würde.

Wir zogen in ſüdlicher Richtung vorwärts, längs des Wüſten-Randes, bei dem Mustabat el-Faraûn, d. h. dem Thron des Pharao, vorbei, einer nur halb fertigen Pyramide aus ſchönem Muſchelkalkſtein; auch die Pyramiden von Daſchur blieben uns rechts liegen; eine derſelben von ungebrannten Ziegeln, welche aus mit klein gehacktem Stroh vermiſchten Nilſchlamm beſtehen, iſt vergebens nach einem Eingang durchwühlt worden. Vielleicht haben die Juden dieſe Pyramide erbaut, worauf die Art der Ziegeln hinzuweiſen ſcheint. Moſes II., 5. 7. „Ihr ſollt dem Volke nicht mehr Stroh ſammeln und geben, daß ſie Ziegeln brennen, wie bis anher, laſſet ſie ſelbſt hingehen und Stroh zuſammenleſen.“ — Eine der beiden Steinpyramiden hätte nach der urſprünglichen Anlage ſehr hoch und ſteil werden müſſen, aber ihre Kanten knicken plötzlich ein und laufen in ziemlich ſtumpfen Winkeln zuſammen. Man legt die Erbauung der Pyramiden von Daſchur gewöhnlich in die dritte Manethoniſche Dynaſtie (memphitiſch) 3640 — 3426 n. Chr.; durch die Richtigkeit dieſer Annahme würde die Mitwirkung der Juden unmöglich gemacht, da dieſe erſt unter den Pharaonen der neunzehnten Dynaſtie, namentlich unter Rhamſes II., Miamum 1494—1324 und Menephthas, deſſen Nachfolger, alſo ungefähr 2200 Jahre ſpäter, zum Frohndienſt gezwungen wurden. (Der Auszug der Israeliten erfolgte im Jahre 1314.)

Wir lagerten uns in der Nähe des Dorfes Daſchur an dem, als Abgangspunkt für die Karavanen nach dem am Oſtrande der Provinz Fayum gelegenen Tomieh, beſtimmten Platz. Auch hier ſchien man mir Anfangs kein Kameel geben zu wollen, beſonders da man durch einen Boten des Scheichs aus Sakkara erfahren hatte, wie wir dort aufgetreten waren. Als indeſſen die Araber ſahen, daß ich entſchloſſen war, lieber zu Fuß den Weg durch die Wüſte zu machen, als mehr wie die geſetzmäßige Taxe zu zahlen, erhielt ich ein ſehr gutes Kameel für zwanzig Piaſter pro Tag.

Am 23. October, 3 Uhr Nachmittags, brachen wir auf, von zwei mit dem hochtrabenden Namen Schutzwache belegten Soldaten geführt, und zogen in die Wüſte hinein. Ich thronte auf meinem Kameel, doch muß ich offen geſtehen, daß mir durchaus nicht wohl zu Muthe war; ich bin ſpäter viel auf Kameelen geritten, aber die ſchaukelnde, ſchüttelnde, rüttelnde Bewegung, welche dem Körper keinen Augenblick Ruhe läßt, habe ich nie ertragen können, und obgleich ich von jeder Anwandlung von Schwindel oder gar Seekrankheit frei geblieben, bin ich doch ſtets mit einem Stoßſeufzer auf mein Kameel, mit einem Dankgebet wieder hinuntergeklettert; auf den Reit-Kameelen ſitzt es ſich freilich angenehmer, ſo lange ſie ein raſches Tempo gehen, doch iſt ihre Bewegung noch heftiger, wie die der Laſt-Kameele, wenn ſie in den Schritt fallen.

Die Kameele (gémel, Plural gemâl), welche ich in Aegypten gefunden, ſind alle einhöckrig; man theilt ſie in Reit- und Laſt-Kameele; von erſteren gelten die der Sahara und der arabiſchen Halbinſel für die beſten; ein gutes Reit-Kameel kann in einem Tage gegen zwanzig deutſche Meilen zurücklegen. Das bedeutend ſtarknochigere Kameel Aegyptens, meiſtens aus dem Hedſchas ſtammend, wird nur als Laſt-Kameel benutzt; eine gewöhnliche Kameel-Laſt beträgt vier Cantar (vier Centner), doch wird dieſelbe auf kürzeren Strecken bis auf ſechs und ſieben Cantar erhöht. Das Kameel marſchirt 15—18 Stunden täglich — auf längeren Reiſen ſind natürlich die Tages-Märſche kürzer — kann nicht Tage ohne Trinken, bei Grünfutter doppelt ſo lange, und zwei bis drei Tage ohne Freſſen beſtehen; es erhält gewöhnlich Durra, Bohnen und Häckerling, manchmal auch Datteln; Gerſte, als zu ſehr erhitzend, iſt ihm nicht zuträglich; doch begnügt es ſich auch mit dem ſtachligen Geſtrüpp der Wüſte; regelmäßig gefüttert wird es nur des Abends; auch erzählten die Araber, daß die Kameele im Nothfall ihren eigenen Höcker annagten, doch dürfte dieſe Angabe wohl dahin zu ermäßigen ſein, daß bei einem ſchlecht gefütterten Kameel der Höcker zuerſt abmagert, ja faſt verſchwindet, während die übrigen Körpertheile ihr kräftiges Ausſehen behalten; darauf deutet auch E. W. Lane III., 24. hin, in ſeinem vorzüglichen Werke „Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter.“ Die Treiber widmen ihren Thieren große Sorgfalt; ſie beſtreichen dieſelben mit Oel und Nilſchlamm, um ſie gegen die Stiche der Inſekten zu ſchützen, ein Mittel, das ſie auch als

Schutz gegen die Krätze anwenden. Im Allgemeinen ist das Kameel gutmüthiger Natur, nur beim Aufstehen und Niederknien, beim Bepacken und Abladen stellt es sich sehr ungeberdig an.

„Wiederkäuend liegt der Wüste
Schiff, in heil'rer Seelenruh',
Und schaut stillvergnügt dem regen
Treiben der Araber zu.

Doch, wenn man es will bepacken,
Stöhnt es, als erläg' es fast,
Knurrt und ächzt und zeigt die Zähne,
Endlich — trägt es seine Last.

Abends wird es abgeladen,
Seufzt auf's Neue, ächzt und stöhnt,
Daß man ihm die Last will nehmen,
An die es sich nun gewöhnt.

Gerade so ist Dein Betragen,
Stürt man Dich in Deiner Ruh,
Spitzelbild des Wüstenschiffes,
Guter Deutscher Michel Du!"

Doch kann auch das Kameel, gereizt, sehr bösartig werden. Ich habe gesehen, wie ein solches wild gewordenes Thier den Arm seines Führers packte und morsch zerbrach; im Allgemeinen indessen geht es ruhig seine Wege und scheut nur vor Wasser, das zu durchschreiten es schwer zu bewegen ist. Die Lebensdauer eines Kameels ist 40—50 Jahre; der Preis für ein Last-Kameel 500—1200 Piaster (25—60 Thlr. Gold); für ein Reit-Kameel 1000—2500 Piaster (50—125 Thlr. Gold).

So wär' ich denn in der Wüste! Von Jugend auf hört und liest man von ihr; der eine Schriftsteller nennt sie einen Sand-Ocean, der andere das Meer eine Sahara; dadurch identificirt sich der Eindruck, den wir von der Wüste sowohl, als dem Meer erwarten, vollständig in unserem Geiste, und doch giebt es nichts Verschiedeneres. Hier das ewige Einerlei der Wogen und die ewige Bewegung ein Bild des Lebens, dort die starre Ruhe des Todes und hundert verschiedene Formen des Bodens. Ein großer Irrthum würde es ferner sein, sich die Wüste als eine unabsehbare, leicht wellenförmige Fläche vorzustellen. Hügel, Berge, Thäler und Schluchten wechseln mit einander ab und bieten dem Auge immerwährend neue, überraschende Bilder. Zwei bis drei Hügelketten mit schmalen Zwischenthälern hat man überstiegen, da breitet sich vor dem erstaunten Auge eine stundenlange, spiegelglatte Fläche aus, in deren Mitte ein Sandkegel emporragt, auf dessen Spitze weit überhängend ein riesiger Felsblock liegt. Aehnliche Erscheinungen bieten die Felspyramiden in Tyrol und die auf Eisspitzen liegenden Felsblöcke in der Gletscher-Region der Alpen: hier haben der Einfluß der Luft und anderer atmosphärischer Einwirkungen die weichen Theile der Unterlage weggenommen und nur die, durch den aufliegenden Felsblock geschützte Spitze hat widerstanden. — Ein ander Mal wieder glaubt man in weiter Ferne alte Mauertrümmer zu erblicken; man kommt näher und findet seltsam zerklüftete Felsmassen, welche aus dem gelben Sande hervorragen.

Aber auch die Beschaffenheit des Bodens bietet merkliche Unterschiede; fünf Formationen, wie ich es nennen will, habe ich hauptsächlich auf dieser und auch späteren Wüsten Reisen beobachtet:

Der Boden ist mit kleinen, erbsengroßen Kieseln bedeckt, welche dicht an und über einander geschichtet das Einsinken des Fußes verhindern; sie strahlen wie eine Spiegelfläche, und von den reflektirten Sonnenstrahlen getäuscht, glaubt das geblendete Auge eine mit Wasser bedeckte Ebene vor sich zu sehen.

Die Kiesel sind größer, faustgroß meistens, und liegen in Masse auf dem lockern Sande umher.

Eine tiefe, gelbliche, oft weiße Sandfläche mit großen Sandwehen, in denen der Wanderer Fußtief einsinkt.

Ein hügeliges, mit schwachem, niedrigen Pflanzenwuchs bedecktes Terrain, und endlich der nackte Felsboden.

Letztere beiden Formationen finden sich besonders häufig am Rande der libyschen und arabischen Wüste, während eins und drei mehr im Inneren derselben anzutreffen sind.

Doch immer weiter geht unser Zug; ein Kameel ist an den Schwanz des anderen gebunden, so schreiten wir langsam vorwärts; ein — und — zwanzig, zwei — und — zwanzig —; die Sonne brennt mit ihrer ganzen Gewalt hernieder, die Augen schmerzen von dem Anschauen der im hellsten Lichte strahlenden gelben Sandflächen, die Lippen vertrocknen und springen auf, die Zunge klebt am Gaumen, doch da hilft kein noch so häufiges Wassertrinken, es löscht den Durst nur auf Sekunden; selbst die Cigarre schmeckt nicht mehr, so ausgedörrt ist der ganze Mensch. Doch allmählich neigt sich die Sonne zum Untergang, bald verschwindet sie ganz hinter den Sandhügeln, und der Mond beginnt an ihrer Statt seine einsame Bahn zu wandeln. In der Ferne heulen die Schakale und bellen die Füchse, hier und da flattert eine Fledermaus oder schreit eine auf Raub ausziehende Eule; es wird kalt, bitter kalt, und wir springen von den Kameelen, um uns durch Laufen zu erwärmen, doch bei jedem Schritt sinken wir Zolltief in den Sand, bald sind wir müde und klettern wieder auf unsere luftigen Sitze; so geht es fort bis ein Uhr, da wird der Boden fester, grünes, niedriges Gestrüpp schießt an allen Seiten hervor, wir hören Wasser rauschen, und über ein Paar durchlöcherte Brücken ziehen wir in Tomieh ein. v. B.

Mannigfaltiges.

— Macculloch's „Geld und Banken." Ein wichtiges Buch, das in den kritischen Blättern bisher noch wenig gewürdigt worden, ist die im Jahre 1859 erschienene deutsche Bearbeitung von Macculloch's Schrift über Geld und Banken, die ursprünglich für die in mehr als 30,000 Exempl. verbreitete „Encyclopaedia Britannica" verfaßt war und in England mit ähnlichem Beifall, wie desselben Verfassers „Handelswörterbuch" und „Statistik des britischen Reiches" aufgenommen worden ist.* Und doch haben zwei auf diesem Gebiet als so tüchtig anerkannte deutsche Männer, wie Regierungsrath Dr. Bergius und Professor Dr. Tellkampf, nicht blos den Macculloch übersetzt, sondern ihn auch noch durch besondere eigene Abhandlungen erläutert! Leider schenkt man aber bei uns zu Lande den volkswirthschaftlichen Fragen noch nicht diejenige allgemeine Aufmerksamkeit, die sie neben, ja zuweilen sogar vor den politischen Fragen verdienen. Denn ein Staat, der nicht zuerst und vor Allem an die Erhaltung und Mehrung seines Nationalreichthums denkt, der verliert bald auch die Mittel, seine nationale Macht und Selbständigkeit zu erhalten, besonders wenn er von Staaten umgeben ist, welche die Lehren von der Erhaltung und Mehrung des Nationalreichthums sehr wohl zu nutzen verstehen. Die alten Theorien der merkantilistischen und der physiokratischen Schulen, wonach die Staats-Regierung, um recht viel Geld in's Land zu schaffen und ihre Finanzen zu verbessern, nur der einheimischen Production den „Schutz," dessen sie angeblich so dringend bedarf, zu verleihen braucht, oder wonach die Regierung wohl gar selbst große, spekulative Handels-, Seefahrt-, Fabrik-, Bank- und Transport-Unternehmungen in die Hand nimmt, haben sich längst überlebt. In England hat seit Adam Smith die lebendige Praxis bewiesen, daß jemehr es dem Volk allein und selbst überlassen wird, dem Handel die Wege zu bahnen, je größer die Freiheit ist, die man den städtischen Gewerben, wie dem ländlichen Ackerbau, gewährt, je machtvoller der Staat durch seine Autorität die auf solider Basis ruhenden, aber vom freien Verkehr selbst begründeten Bank- und Geld-Institute unterstützt — um so leichter auch das Volk die Steuern aufzubringen vermag und um so sicherer der Nationalreichthum zunimmt. Das Volk allein und nicht der Staat soll auch mit seinem Vermögen für den Kredit aufkommen, dessen die Industrie und der Handel bedürfen. Nur unter strenger Aufrechthaltung dieses Grundsatzes werden nicht jene grauenhaften Finanz-Zustände eintreten können, die im Jahre 1789 die französische Revolution herbeiführten und die jetzt wieder den österreichischen Kaiserstaat an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Es ist allerdings verlockend und gewinnversprechend für eine Regierung, Papiergeld auszugeben, das sie nicht zu verzinsen braucht und dessen Aequivalent nicht in sicheren Truhen aufbewahrt wird, um jenes Papier nöthigenfalls wieder einzulösen. Es giebt aber, wie Macculloch nachweist, nichts Gefährlicheres für den Kredit und die Macht eines Staates, als jenen Mißbrauch des Papiergeldes, während es, wie derselbe englische Schriftsteller hinzufügt, „unter den verschiedenen Mitteln, welche erfunden sind, um entweder durch die Einführung der Maschinen oder auf andere Weise den Fortschritt des Reichthums und der Civilisation zu befördern, keines giebt, das besser geeignet wäre, seinen Zweck zu erreichen, als die Einführung von gehörig konsolidirten Banknoten."

Von dem vorliegenden, sehr lehrreichen Werke hat den Abschnitt über Geld, Münzfuß und Währung Herr Bergius bearbeitet, der zugleich Bemerkungen über den Wiener Münzvertrag und das preußische Münzgesetz von 1857 hinzugefügt, während Herr Tellkampf den Abschnitt über

* J. R. Macculloch. Geld und Banken. Aus dem Englischen von G. J. Bergius und J. L. Tellkampf. Leipzig, J. J. Weber, 1859.

Papiergeld (Banknoten) und Banken, unter Hinzufügung von Bemerkungen über Sir Robert Peel's Bankgesetze und über die Anwendung der Theorie auf Deutschland, bearbeitet hat.

— Deutsche Kuriositäten. Unter den Reform-Anträgen, die kürzlich im gesetzgebenden Körper der freien Stadt Frankfurt gemacht worden, befindet sich auch der Antrag auf Abschaffung eines höchst sonderbaren Privilegiums, das die Kapitalisten von Frankfurt u. M. noch im Jahre 1861 besitzen. Es darf nämlich kein Auswärtiger auf dortige Häuser Geld herleihen oder Grundstücke im Gebiete der freien Stadt ankaufen. Der „Arbeitgeber" bemerkt: „Dieses eigenthümliche Vorrecht, durch welches solche Hülfsmittel, die man sonst auf alle mögliche Weise anzulocken sucht, ausgeschlossen werden, ist ganz folgerecht aus dem Zunftzwang entstanden: Wenn der Handwerker gegen die Konkurrenz der Unzünftigen für den Absatz seiner Erzeugnisse monopolisirt ist, so kann auch ebenso der Kapitalist für die gute Unterbringung seiner Gelder ein Monopol verlangen." In Frankfurt a. M. scheint man Macculloch's Buch „Geld und Banken" bisher viel weniger studirt zu haben, als Börsen-Telegramme und Staatspapier- und Actien-Courszettel.

— Englische Rechtspflege. Ein vor etwa zehn Jahren verstorbener Engländer, Robinson Hartley, hatte seiner Vaterstadt Southampton hunderttausend Pfund Sterling zur Begründung eines wissenschaftlichen Instituts mit großer Bibliothek, Sternwarte, botanischem Garten u. s. w. testamentarisch vermacht. Seitenverwandte des Herrn Hartley erhoben Einspruch gegen das Testament — in ganz ähnlicher Weise, wie das Testament des Herrn John Shakspeare zu Gunsten der Stiftung seines großen Namensvetters in dessen Vaterstadt Stratford von den Verwandten des Ersteren angegriffen und in Folge angeblicher Formfehler des Testators umgestoßen worden. In England, wo bekanntlich Alles auf den Buchstaben, sehr wenig aber auf den Geist einer Verfügung ankömmt, mißlingt einem geschickten Advokaten selten ein Manöver zu Gunsten von gut zahlenden Erb-Prätendenten gegen ein öffentliches Institut, besonders wenn es, wie das in Southampton, noch gar nicht existirt. Und in der That ist es dem bekannten Kanzlei-Gerichtshof in London auch diesmal gelungen, die schöne Absicht des Herrn Hartley großentheils zu vereiteln. Nachdem der Prozeß zehn Jahre gedauert, haben die Hartley'schen Testaments-Exekutoren, zu welchen auch Lord Palmerston gehört, mit den Verwandten des Erblassers einen Vertrag abgeschlossen, dessen Resultat Folgendes war: Vierzigtausend Pfund haben das Kanzleigericht und die Advokaten verschlungen; zwanzigtausend Pfund erhielten die Verwandten Hartley's, und der Rest von vierzigtausend Pfund wird nach der letztwilligen Bestimmung des Erblassers, allerdings mit großen Einschränkungen, verwandt. Gleichwohl gratuliren sich die Bewohner Southampton's zu diesem Erfolge, denn wenn der Prozeß noch abermals zehn Jahre gedauert hätte, wozu alle Aussicht vorhanden war, so würden weder Hartley's Verwandte, noch sein Institut, irgend etwas bekommen haben. Das Gericht und die Advokaten hätten Alles konsumirt. Hic Rhodus, hic salta! Hier, Ihr Boxer der Times, hier wäre ein Feld für Euere Thaten! Warum stets das Gerichtsverfahren in Preußen, in Frankreich angreifen? Liegt Euch der berüchtigte Chancery-Court nicht viel näher? Aber freilich hier sitzen auch Brüder und Vettern der Times-Boxer. Und wer kann den Herren Wolter und Macdonald zumuthen, ihr eigenes Fleisch und Blut zu verfolgen?

— Emerson's neuestes Werk. Das neueste Werk des gedankenreichen amerikanischen Schriftstellers Ralph Walds Emerson heißt: „Conduct of Life," „Lebensverlauf." Der Inhalt ist aus folgenden Kapitel-Ueberschriften zu entnehmen: Schicksal. Macht. Reichthum. Kultur. Benehmen. Cultus. Beiläufige Betrachtungen. Schönheit. Illusionen. Obwohl die Publication dieses Buches in Boston mit der Nachricht von den revolutionairen Trennungs-Versuchen der südlichen Unions-Staaten zusammentraf, ist doch die gesammte Auflage schon in den ersten Tagen beinahe vergriffen gewesen.

— Die deutsch-französische Renne. Wie aus Paris geschrieben wird, ist man um das Fortbestehen der „Revue Germanique" sehr besorgt, „da unsere Munition ausgeht und wir uns ergeben müssen, wenn Deutschland uns nicht zu Hülfe kömmt." Das sind die eigenen Worte eines bei der Redaction nahe betheiligten Franzosen. Der Verleger hat dem Unternehmen bereits so viele Opfer gebracht, daß ihm kaum zugemuthet werden kann, dieselben noch während längerer Zeit zu vermehren. Ein deutscher Freund der genannten Zeitschrift bemerkt darüber noch Folgendes: „Allerdings scheint mir die „Revue Germanique" deutscher Unterstützung in vielfacher Beziehung würdig zu sein, weil es ebensowohl von Interesse für uns sein muß, fremdes Urtheil über unser geistiges und soziales Leben kennen zu lernen, als weil andererseits uns daran gelegen sein muß, daß ein richtiges Verständniß des Deutschen und seiner Leistungen auch dahin dringe, wo leider bisjetzt nur die französische Flagge den deutschen Erzeugnissen Eingang verschafft. Ich brauche nur zu erwähnen, daß allein in Rom sechs Exemplare der „Revue Germanique" gehalten werden, bei deren Lesung sich ebenso freudig der deutsche Künstler der fernen Heimat erinnert, als der Italianissimo sie gierig verschlingt, der nebenbei bemerkt, gar nicht so deutschfeindlich ist, wie die „Allgemeine Zeitung" behauptet. Und welche Unterstützung verlangt man von Deutschland? Ein Beispiel wird es klar machen. Die „Revue Brittanique," welche bei Weitem nicht auf der Höhe der Zeitschrift steht, für die ich hier das Wort führe, hat in England nie weniger als 150 Abonnenten besessen. Dabei hat England keine 32 Fürsten, deren jeder eine Bibliothek hält, keine 28 Universitäten, welche als Sitze tiefen gründlichen Wissens gerühmt werden, nicht in jedem Städtchen eine „Einheit," „Eintracht," „Harmonie" ꝛc., welche sich in den Haaren liegen, oder doch wenigstens sich zu überbieten bestrebt sind; dabei sind die Engländer nicht das vorzugsweise lesende Volk. Wir dagegen genießen alle jene Segnungen, und die „Revue Germanique" hat in Deutschland zwanzig Abonnenten, worunter vier Franzosen und ein Russe. Zahlen sprechen. Wir brauchen nichts weiter hinzuzufügen. Nur ein Wort eines Mitredacteurs der „Revue" mag zum Schlusse angeführt werden: „„Wenn wir unterliegen,"" sagte er, „„so bestehe ich darauf, daß die letzte Nummer die Namen der 15 deutschen Abonnenten abdrucke.""

Darauf möchte man allerdings die Worte Saphir's entgegnen, der zu einer berühmten Sängerin, die in einem schwach besuchten Konzerte sehr schlecht sang, sagte: „Aber Madame, was können diejenigen, die hier sind, für diejenigen, die nicht hier sind?"

— Niederländisches Gymnasium in Indien. Der um die holländische Wissenschaft und Literatur hochverdiente, alte „Konst-en Letterbode" (Kunst- und Literatur-Bote, Harlem und Leiden, 73. Jahrgang) meldet: Am 27. November v. J. ist in Batavia der Grundstein zu dem künftigen „Gymnasium Wilhelm's III." mit großer Feierlichkeit gelegt worden. Mit goldenen Buchstaben, sagt das „Batavische Handelsblad," wird der 27. November 1860 in die Annalen von Niederländisch-Indien eingetragen werden — der Tag, an welchem der Grund zu einem Institute gelegt ward, das, wie wir zuversichtlich erwarten, der Zukunft reiche Früchte tragen und der Grundstein der innigen Verbrüderung Ostindiens und Niederlands sein wird. Wir begrüßen die Errichtung des Gymnasiums Wilhelm's III. als den ersten Schritt auf einem besseren Wege, als eine königliche Anerkennung der Rechtmäßigkeit der Ansprüche Batavia's auf eine minder stiefmütterliche Behandlung. Wir begrüßen sie als das erste Streben nach dem großen, allen wahren Vaterlandsfreunden vorschwebenden Ziele: Eintracht, Einheit von Niederland und Niederländisch-Indien.

— Vondel's Denkmal. Dem holländischen Dichter Joost van den Vondel (geb. 1585 in Köln, gest. 1679 in Amsterdam), dem Verfasser des „Gysbert van Amstel," soll jetzt an der Amstel, wo seine Dramen heute noch volksbeliebt sind, ein Denkmal gesetzt werden, bei welchem sich in ehrenwerther Weise auch die Blamingen lebhaft betheiligen. Den Letzteren ist der König der Belgier mit gutem Beispiel vorangegangen, indem er, ebenso wie der König der Niederlande, dem Vondel Comité in Amsterdam einen ansehnlichen Beitrag eingesandt hat. In den meisten Städten Hollands haben sich zur Förderung des Denkmals Lokal-Comités gebildet, denen sich Provinzial-Comités in Brüssel, Gent und Antwerpen angeschlossen haben.

— John Halifax Gentleman.* Wir haben nur den ersten Band dieses Romanes, dessen englischer Verfasser uns leider nicht genannt wird, vor uns gehabt, können daher von dem Total-Eindruck der Geschichte nichts sagen. Der Held der Erzählung, John Halifax, ist ein eltern- und heimathloser Knabe, von ungewöhnlicher Tüchtigkeit, der endlich in ein mittelenglisches Städtchen kommt, dort dem verkrüppelten Sohne eines reichen quäkerischen Gerbers einen Dienst leistet und in dessen Geschäft aufgenommen wird, wo er gerbt, nebenbei aber lesen und schreiben lernt und sich zuletzt zum hochrespektablen Geschäfts- und Ehrenmanne ausbildet.

* Aus dem Englischen, von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Voigt & Günther. 1861.

So weit wir gelesen, wird der gebrechliche Gerbersohn, Phineas Fletscher, der eine schwärmerische Zuneigung für Joha Halifax fühlt, als Erzähler eingeführt.

— „Deutsche Dichter und Denker."* Des ersten Heftes der unter diesem Titel von Ludw. Lenz in Hamburg herausgegebenen, klassischen Revue haben wir bereits in Nr. 50 von 1860 mit Anerkennung gedacht. Wir nennen das Unternehmen eine „klassische Revue," weil es sich die Aufgabe gestellt hat, durch kritische, poetische und bildliche Illustrationen die Werke der deutschen Klassiker zu erläutern und dem Volke noch werther zu machen, als sie bereits sind. In dem ersten Hefte waren es Schiller, Goethe und Wieland, in dem zweiten sind es Bürger, Jean Paul, Joh. Henr. Voß und die Brüder Grimm, die uns in solchen poetischen und bildlichen Illustrationen vorgeführt werden. Adolph Stahr, Rud. Gottschall, Ludwig Bechstein und J. W. Schäfer haben diesmal hauptsächlich den Text und H. Soltau, L. Pietsch, A. Schrödter und Andere die Zeichnungen zu den meistens sehr gelungenen Illustrationen geliefert. „Der deutsche Volkshumor in Todesbilder und Todtentänzen" nach Hans Holbein und der Exkurs über Jean Paul mit den dazu gehörenden Zeichnungen werden, ebenso wie Vossen's „Luise" und Bürger's „Lenore" den Leser künstlerisch und literarhistorisch zu fesseln wissen. Der billige Preis des Werkes sollte demselben Zutritt in jedes Haus verschaffen.

— Alte Inschriften auf Java und Sumatra. Der Konsten Letterbode macht darauf aufmerksam, daß das im Jahre 1857 von R. H. Th. Friederich in Batavia herausgegebene Buch „Over inscriptiën van Java en Sumatra," dessen Inschriften in alt-javanischer Sprache bisher noch keiner vollständigen Würdigung in der Niederlanden unterworfen werden konnten, weil hier Niemand mit dieser Sprache vertraut war, jetzt in Deutschland einen kompetenten Kritiker an Professor Christian Lassen in Bonn gefunden habe. Durch diesen Gelehrten und durch eine Anzeige, die er von jenem Buche in der „Zeilschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft" geliefert, würden nunmehr die große Wichtigkeit jener Inschriften und ihre historischen Beziehungen zur alten buddhistischen Religion vollkommen festgestellt. Auch werde dadurch ein neues Licht über den früheren Zustand der beiden Inseln Java und Sumatra verbreitet.

— Charles Dickens. Dickens hat eine Reihenfolge von Londoner Skizzen, die bisher in seiner Zeitschrift „All the Year Round" abgedruckt waren, zu einem Bande vereinigt, herausgegeben, der zu der gesuchtesten Lectüre des englischen Büchermarktes gehört. „The Uncommercial Travellers," heißt das Buch, das wir etwa durch „Taschenbuch eines Nicht-Handlungsreisenden" übersetzen möchten. Unter den zahlreichen humoristischen Skizzen wird besonders diejenige „von den Hunden, welche sich Menschen halten," für ein kleines Meisterstück erklärt.

— Der Welt-Untergang. Dr. Cumming, der bekannte englische Reverend, der ebenso durch seine Schriften, wie durch seine Predigten ein sehr populärer Mann in London und ganz England geworden, hat zum neuen Jahr 1861 wieder „A Retrospect of the Year," einen rundschauerlichen Rückblick auf das vergangene Jahr herausgegeben, worin er die Welt auffordert, Buße zu thun in Sack und Asche, denn der Untergang der Welt ist nahe bevorstehend. Bereits im vorigen Jahre hat Dr. Cumming in seiner Schrift „Great Tribulation" („Große Trübsal"), die in vielen Tausend Exemplaren verkauft wurde, den Welt-Untergang für das Jahr 1867 verkündet, und allem Anschein nach, sind auch seine Verehrer alle auf dieses Ereigniß gefaßt. In seinem neuesten „Rückblick" berichtigt er sich insofern, als er es für möglich erklärt, daß die Katastrophe erst im Jahre 1868 eintrete — allerdings nur, was man eine „Galgenfrist" nennt, doch immerhin für manche Leute ein Trost. Nächst der Times aber, giebt es Nichts, was so bezeichnend für die Bildungszustände der großen Masse der Engländer wäre, als Dr. Cumming.

J. L.

* Berlins-Buchhandlung in Hamburg. 1861. Preis jeder Lieferung von vier Bogen in Royal-Quart 10 Sgr.

Die Verlagshandlung von **Veit & Comp.** in Leipzig empfiehlt die nachstehenden Werke ihres Verlags, die durch alle Buchhandlungen bezogen werden können:

Aurswald, B., Anleitung zum rationellen Botanisiren. gr. 8. br. Preis 20 Ngr.

Bilder, redende. Ein Traum. 4. Cart. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Bilguer, P. R. v., und n. d. Lasa, Handbuch des Schachspiels. gr. 8. geb. Preis 3 Thlr. 20 Ngr.

Drayßen, J. G., das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. gr. 8. Pracht-Ausgabe in 3 Bdn. geb. Preis 8 Thlr.

——— das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Wohlfeile Ausg. 2 Bde. broch. Preis 2 Thlr.

——— das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Wohlfeile Ausg. 2 Bde. geb. Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

——— Geschichte der preuß. Politik. 1. 2. Bd., 1. 2. Abth. gr. 8. broch. Preis 9 Thlr. 20 Ngr.

Fischer, J. M., musikalische Rundschau über die letzten 3 Jahrhunderte. kl. 8. broch. Preis 20 Ngr.

v. der Lasa, Leitfaden f. Schachspieler. gr. 8. geb. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Marggraff, H., Schiller's und Körner's Freundschaftsbund. kl. 8. broch. Preis 15 Ngr.

Morphy, Paul. Skizze aus der Schachwelt. 2 Theile. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 18 Ngr.

Masenthal, J. H., Düwele. Drama. Min.-Ausg. broch. Preis 1 Thlr.

Ranke, L., Neun Bücher preuß. Geschichte. 3 Bde. 8. br. Preis 6 Thlr.

Schach-Erinnerungen, Berliner, nebst den Spielen d. Greca und Lucena vom Herausgeber des von Bilguer'schen Handbuchs. gr. 8. broch. 2 Thlr.

Scheser, Leop., Laienbrevier. 12. (Taschen-)Ausg. Eleg. geb. Preis 2 Thlr.

——— do. do. Elegant cartonirt. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

——— Gedichte. Taschen-Ausg. geb. Preis 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Zweite wohlfeile Ausgabe. 4 Bde. 8. broch. Preis 2 Thlr. Gebunden Preis 3 Thlr.

Schwerin, Franziska Gräfin, der Stunden Gottesgruß. Eine Apotheose des Lebens. Min.-Ausg. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Telscham, W., Gedichte. 8. broch. Preis 15 Ngr.

In unserem Verlage erscheint fortan:

Sonntags-Blatt für Schachfreunde.

Wöchentlich eine Nummer in gr. 8-Format.

Preis vierteljährlich 12 Ngr.

Ein nicht weniger durch populären Inhalt, als möglichste Billigkeit des Preises für alle Schachkreise leicht zugängliches, dem schnellen gegenseitigen Ideenaustausch aller Schachfreunde gewidmetes Verkehrsmittel hat sich bei der weiten, noch täglich im Wachsen begriffenen Verbreitung des edlen Spieles immer mächtiger als ein allgemein gefühltes Bedürfniss herausgestellt. Das genannte Blatt wird dieses Bedürfniss befriedigen! Durch Mittheilung der neuesten Erzeugnisse in Praxis wie Aufgabenwesen des Spieles, durch interessante Schach-Novellen, endlich durch Eröffnung eines Schachbriefwechsels, der Jedem zugänglich ist und durch den Frage und Antwort in allen Schach-Angelegenheiten erfolgen soll, wird es die Interessen des Spieles vertreten und so den Wünschen des Publikums in jeder Weise entsprechen. —

Das „Sonntags-Blatt für Schachfreunde" erscheint jeden Donnerstag für den darauf folgenden Sonntag und kann durch alle Post-Anstalten und Buchhandlungen für den vierteljährlichen Preis von 12 Ngr. bezogen werden. Probe-Nummern sind auf demselben Wege gratis zu erhalten.

Leipzig, Februar, 1861. Die Verlagshandlung **Veit & Comp.**

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig.

Leipzig. Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes; in Berlin auch die Zeitungs-Expedition Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" [illegible] wünschen, wollen ihre Briefe [illegible] bis zum 10. Februar [illegible] an die Verlagshandlung in Berlin, Mohrenstraße Nr. 34, [illegible]

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

№ 9. **Mittwoch, den 27. Februar 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite
Der Rheinische Chronist. Immermann und Wolfgang Müller . . 97
England.
Die gegenwärtige Lage Irlands und der Irländer . . . 98
Rußland.
Zustände der russischen Juden 102
Aegypten.
Von Sakkara durch die Wüste nach Fayum II. Die Provinz Fayum 103
China.
Studenten in China 106
Mannigfaltiges.
Frankreich, Rom und Italien 108
Das englische Oberhaus und das preußische Herrenhaus . . . . . „
Zur Geschichte der Vulgata . . . . . „
Goethe's „Faust" . . . . . „
Die Innung der Zukunft . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

Der Rheinische Chronist.

Immermann und Wolfgang Müller.*

Wenn wir den Namen des liebenswürdigen Dichters „von Königswinter," wie er sich nennt, neben den einer Literatur-Größe stellen, für die ganz Deutschland Stolz und Liebe empfindet, so wollen wir damit von vornherein andeuten, daß er einen Ehrenplatz verdient hat mit seinem neuesten Werke, dem Buche des Rheinischen Chronisten, dessen erster Band den Dichter Immermann feiert.

Das Leben am Rhein, wo Wolfgang Müller (jetzt in Köln) weilt, ist schon mehrmals ein Gegenstand seiner Dichtungen gewesen; und es eignete sich vortrefflich dazu. Das Leben am Rhein ist ein voller, frischer Blumenstrauß, in den der Dichter nur hineinzugreifen braucht, um für seine Muse die schönsten Kränze zu finden.

Die Schönheit der Landschaft, der mächtige Strom, die Berge, wo die herrlichen Trauben und Ruinen wachsen, der Gewerbfleiß, der Glanz des Reichthums, die bunte Völkerwanderung des Reisens und besonders aller Künste Tempel geben dort dem Leben einen so erhöhten Pulsschlag, daß er im Dichterherzen fast unbewußt poetische Gestaltungen hervorrufen muß.

Wolfgang Müller hat in dem weiß-grünen Zauberplätzchen, Königswinter, lange Zeit gewohnt, welches mit einer Reihe von Luftschlössern den Rhein einfaßt und zum Landen Alles anlockt, was vorüber fährt. Dort haben die Geister der Rheinpoesie ihn aufgesucht und ihm die Spiegelbilder der jüngsten Vergangenheit vorgehalten.

Düsseldorf, die Pflanzstätte der Künste, hat sich ihm darin in besonderem Nimbus gezeigt, aber auch Bonn und Köln werden ihre Lichtblicke erhalten.

Es bietet sich ein reiches Feld für den „Rheinischen Chronisten" dar, und außer den versprochenen Novellen über Heinrich Heine, Beethoven, Clemens Brentano, hoffen wir noch auf die Schilderung der vielen anderen merkwürdigen und berühmten Persönlichkeiten, die am Rhein einen Theil ihres Lebens verbrachten. Annette von Droste-Hülshoff, Adele Schopenhauer, Frau Mertens-Schaafhausen, Johanna Kinkel sind nur beispielsweise angeführt aus dem glänzenden Frauenkreis; — Simrock, Kinkel, Freiligrath, Schücking unter den Männern; der alte Schlegel in Bonn nicht zu vergessen, der ein so neckisches Kulturbild seiner Zeit war. Wenn der Verfasser von „Immermann und sein Kreis" mit derselben Liebe und Ausdauer diese Portraits behandelt, wie er für den ersten Band seiner Chronisten-Schilderungen widmete, so haben wißbegierige Leser einen ebenso lehrreichen, wie unterhaltenden Abschnitt der Literaturgeschichte zu erwarten.

Ob es überhaupt wünschenswerth ist, dieselbe im novellistischen Gewande auftreten zu lassen, ist eine weiter greifende Frage, die wir hier nicht erschöpfend zu beantworten vermögen. Man hat bereits bei Beurtheilung der historischen Romane geltend gemacht, daß die novellistische Verzierung oder Zuthat dem Geschmack am Studium der Geschichte schädlich sei und zu groben Irrthümern Veranlassung gebe, da der Verfasser eines Romans das Recht in Anspruch nehme, die historischen Thatsachen für sich und seine Schöpfung willkürlich zu verdrehen.

Es ist freilich traurig, wenn unsere Jugend, und bei der weiblichen ist es leider häufig der Fall, aus historisch-romantischen Novellen Geschichte lernen will, aber die Literaturgeschichte leidet unter den Darstellungen aus der Feder eines so warmen Freundes und gründlichen Kenners, wie Wolfgang Müller von Königswinter, keinen Schaden. Im Gegentheil, wir möchten behaupten, das Interesse dafür wird dadurch auch in den gleichgültigsten Seelen geweckt. Die novellistische Behandlung des Stoffes ist nicht wegen der Leser angewendet, sondern wegen der vorgeführten Persönlichkeiten, die dadurch in ein viel richtigeres Licht gestellt werden, als in einer trocken exerzirenden Kritik ihrer Werke geschehen könnte. Auch der strengste Geschichtsforscher wird es nicht tadeln, wenn eine historische Figur durch eine Monographie behandelt und hervorgehoben ist, und eine solche widmete der Verfasser allen literarischen Persönlichkeiten seines Werkes.

Wolfgang Müller hat sich keine einzige Entstellung von Thatsachen erlaubt; er giebt eigentlich nur eine treue Lebensgeschichte der darzustellenden Personen und nimmt sie gruppenweise, wie ihre geselligen und freundschaftlichen Beziehungen sie gerade zusammenbrachten.

Um Immermann schaarte sich in Düsseldorf ein Kreis der besten Talente und der liebenswürdigsten Charaktere, deren Wirken und Zusammenleben in dem vorliegenden Buche in anschaulicher Weise dargestellt ist. Felix Mendelssohn, Hasenclever, Schadow, Uechtritz, Grabbe sind die bekanntesten Namen darunter. Die Lebensgeschichte des Letzteren wird besonders ausführlich erzählt, und zwar ihm selbst in den Mund gelegt, wodurch der burleske Ton motivirt ist, der zu diesem wirren Charakterbilde paßt. Immermann versuchte vergeblich einige Ordnung und Haltung in diesen wild-genialen Dichterkopf zu bringen. Ungezügelte Leidenschaften und Mangel an allen Anfangsgründen der Erziehung (Grabbe war von niederer Herkunft) machten ihn ganz unfähig für gebildeten Verkehr. Der Branntwein wurde deshalb sein Tröster und Verderber. Er sagte einmal weinend zu Immermann: „Wie bewundere ich Ihre Charakterstärke, daß Sie keinen Rum trinken!"

Immermann's Lebensgeschichte, soweit sie nicht in dem Düsseldorfer Kreise verfließt, wird leider etwas zu flüchtig behandelt und namentlich die so tief darin eingreifende Episode mit der Gräfin Ahlefeldt fast nur den Mittheilungen von Ludmilla Assing entnommen. Wenn er selbst nun auch von dieser Hand nicht ungerecht behandelt wurde, so sind doch die anderen Personen seines Lebensdramas von derselben vielfach verzeichnet.

* Erzählungen des Rheinischen Chronisten. Erster Band: Immermann und sein Kreis. Von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, Brockhaus, 1861.

Zuvörderst der General v. Lützow, Gemahl der Gräfin Ahlefeldt. Wenn er auch in späteren Lebensjahren sie nicht mehr zu so enthusiastischer Begeisterung entflammen konnte, als in den Zeiten seiner jugendlichen Freiheitskämpfe, so blieb er doch stets ein liebenswürdiger, überaus gutmüthiger Ehemann, der die innigste Hochachtung und zarteste Zuneigung für die ihm freilich geistig überlegene Frau empfand. Als sie ihn verließ, betrauerte er sie wie die verlorene Blume seines Lebens. Es ist durchaus nicht gegründet, daß er eine Trennung seiner Ehe gewünscht und schon eine Wiederverheiratung im Sinne gehabt habe. Als er jedoch von seiner Frau verlassen und verschmäht war, hat er vielleicht einen Augenblick daran gedacht, bei den Herzen Ersatz zu suchen, von denen so viele noch im Nachklang der Freiheitskriege mit lauter Begeisterung für ihn schlugen. Es lebten in Münster, dem Schauplatz dieses Ereignisses, noch vor wenig Jahren Augenzeugen desselben, die eine junge Dame bezeichneten, als damals bereitwillig, dem berühmten General Herz und Hand zu schenken zur Entschädigung der erfahrenen Treulosigkeit. Die katholische Kirche verbietet jedoch ihren Angehörigen, einen Geschiedenen zu heiraten; deshalb konnte die großmüthige junge Dame ihren Entschluß nicht ausführen.

Es bestand damals eine allgemeine Entrüstung über den Schritt der Generalin Lützow, und Niemand zweifelte daran, daß ihr Interesse für Immermann der einzige Grund dazu gewesen sei. Daß sie dennoch später seine Hand nicht annehmen wollte, lag wohl in anderen Motiven; sie hielt sich für zu alt gegenüber dem jüngeren Manne, sie wollte auch vielleicht den adeligen Namen nicht aufgeben und sah wahrscheinlich, wenn auch zu spät, ein, daß sie den Segen der Ehe nicht wieder erlangen könne, nachdem sie ihn einmal mißachtet hatte. Zu ihrer Entschuldigung muß bemerkt werden, daß die leichtsinnigen Scheidungen oder, euphemistisch ausgedrückt, die romantischen Ansichten von der Ehe, damals eine Zeitkrankheit waren. Unzählige Beispiele aus dem Privatleben, die vorhanden sind, lassen sich natürlich hier nicht anführen, jedoch können aus der nächsten Umgebung der damaligen Generalin Lützow zwei Damen genannt werden, deren Name bereits mehrmals im Druck veröffentlicht worden ist. Ludmilla Assing führt die eine als sehr einflußreich bei der Scheidung des Lützow'schen Ehepaares an, es war die Frau des berühmten Arztes Diffenbach, die aus Liebe zu diesem sich von ihrem ersten Manne, dem Doktor Motherby in Königsberg, scheiden ließ. Die andere ist Frau Paalzow, die man irrthümlich mit dem Prädikat „von" belegt hat, wahrscheinlich durch ihre Romane voll aristokratischer Sympathien dazu verleitet. Sie war mit einem Major Paalzow verheiratet, anscheinend ganz glücklich. Es waren in Münster Briefe von ihr im Umlauf, die es bezeugen konnten; beiläufig als literarische Curiosität sei erwähnt, daß die orthographischen Fehler derselben die fruchtbare Schriftstellerin nicht vermuthen ließen.

Der General Lützow hat sich übrigens allerdings wieder verheiratet, jedoch nur aus einem uneigennützigen Familien-Interesse, wahrlich nicht, „um eine reiche Frau zu bekommen," wie er in den neusten Schriften beschuldigt worden ist. Er heiratete die hülflose Wittwe seines Bruders, des Obersten v. Lützow, um ihr eine Versorgung zu gewähren, wenn er außerdem bei seinen beschränkten Vermögensverhältnissen nicht im Stande war. Seine Gutmüthigkeit und Nachsicht als Gatte wurde jedoch in einer viel schlimmeren Art, als das erste Mal, mißbraucht; die platonische Neigung für Immermann, welche ihm die erste Frau geraubt, wurde von der zweiten in einer Weise interpretirt, daß diesmal der General auf Scheidung antragen mußte. Um mit dieser zweiten Frau nicht verwechselt zu werden, hat die erste ihren Geburtsnamen, Gräfin Ahlefeldt, wieder angenommen; auch trat sie mit dem geschiedenen Gemahl in freundschaftlichen Briefwechsel, um ihn über das traurige Schicksal seiner zweiten Ehe einigermaßen zu trösten, denn sie mußte sich sagen, daß es ihn nicht befallen haben würde, hätte sie ihn nicht zuerst verlassen.

An diese Rechtfertigung eines tapferen und ehrlichen Mannes möchten wir einige kleine Berichtigungen knüpfen, die der Rheinische Theonist vielleicht für eine, gewiß baldigst nöthig werdende, zweite Auflage benutzen könnte. In dem Kreise, der die Gräfin Ahlefeldt in Münster umgab, wird „der alte Müller," ihr enthusiastischer Verehrer, als ein „freisinniger" Geistlicher genannt; auch Ludmilla Assing bezeichnet ihn als einen solchen und läßt einige Briefe von ihm abdrucken, die gerade das Gegentheil andeuten. Der Ober-Konsistorialrath Müller war ein ganz entschiedener Pietist und stolz auf diesen Namen, er würde sich im Grabe umdrehen, wenn er für „freisinnig" gelten sollte. Sein Sohn gehörte auch eine Zeitlang zu dem Kreise der Gräfin Ahlefeldt; er hat sich durch orthodoxe Streitschriften einen Namen erworben. Beide Geistliche standen in engen Beziehungen zu dem Hause des Oberpräsidenten v. Vincke, der ebenfalls viel strenggläubiger war, als seine modernen Verehrer es für möglich zu halten scheinen. Der „alte Müller" war übrigens eine ebenso liebenswürdige, als seltsame Erscheinung; jeder Zoll ein Original! Es gab eine Unzahl von charakteristischen Anekdoten über ihn; er wäre ein vollendetes Musterbild für einen Roman aus dem Leben des deutschen Gelehrten. Immermann, der so viele Figuren seines Kreises im Münchhausen und den Epigonen wiedergab, würde ihn gewiß auch noch verwerthet haben, hätte der Tod nicht so früh seiner Arbeit ein Ziel gesetzt. Es wäre in der That wünschenswerth, wenn Wolfgang Müller bei einer zweiten Auflage Immermann's Kreis bis Münster ausdehnte, und dann mehr eigener Eingebung, als dem oft sehr unhaltbaren Leitfaden Anderer folgte.

Noch eine andere Berichtigung müssen wir zur Steuer der Wahrheit versuchen, wenn wir auch dadurch in Gefahr gerathen, für unhöflich zu gelten. Die Frauen, die im Leben eines berühmten Mannes eine Rolle spielen, gewinnen dadurch ein historisches Interesse, und es ist gewiß natürlich, daß man über sie auch eine historisch treue Schilderung zu erhalten wünscht. Wolfgang Müller ist aber so galant gewesen, sie mit all den gebräuchlichen Schönheitsprädikaten von Romanheldinnen auszuschmücken, anstatt die Wahrheit zu sagen, daß sie häßlich waren, die übrigens im vorliegenden Falle viel schmeichelhafter ist, als die Täuschung; denn die Verklärung eines häßlichen Gesichtes durch die Liebe und die Poesie eines Dichters ist gewiß ein interessanter und seltener Fall.

Die Gräfin Ahlefeldt besaß nur eine einzige Schönheit, ihre Hände, die auch Immermann stets mit Begeisterung gefeiert hat; in seinen Reisebriefen und in den Epigonen finden sich ganz reizende Abhandlungen darüber.

Marianne Niemeier, Immermann's Gattin, sollte durchaus schön sein, man wollte in ihr die blonde Lisbeth, die er im Münchhausen so bezaubernd geschildert hatte in der Zeit seiner Brautwerbung, wiederfinden und war höchst erstaunt, als man bei ihrer Ankunft in Düsseldorf gerade das Gegentheil aller angegebenen Reize sah. Sehr brünett von Haar und Hautfarbe zerstörte ihr Anblick das blonde Bild, welches man sich allgemein von ihr entworfen hatte, und man fand sie deshalb vielleicht häßlicher, als sie eigentlich war. Doch waren ihre Züge durchaus unregelmäßig und ihre Gestalt weder imponirend, noch besonders graziös; aber sie war eine einfache, bescheidene, echt weibliche Erscheinung. Daß ein Mann wie Immermann, der schon durch seine dramaturgische Thätigkeit mit theatralischen Frauen-Schönheiten vielfach zusammenkam, sein Herz nicht durch Aeußerlichkeiten bestechen ließ, ist gewiß eine Bürgschaft für seinen sittlichen Werth, deshalb sollten seine Biographen dieses Faktum nicht mit Stillschweigen übergehen.

— d. —

England.

Die gegenwärtige Lage Irlands und der Irländer.

Die Politik Englands in Bezug auf die Nationalitäten-Frage ist so widerspruchsvoll, die Aeußerungen der englischen Zeitungen, wenn es sich um die deutsche Nationalität der dänischen Herzogthümer handelt, sind so wahrheitswidrig und feil, daß es die Pflicht Europa's ist, sich die Politik und die Redensarten der Engländer klar zu machen, was am besten dadurch geschieht, daß wir nachweisen, wie England selbst mit nicht-englischen Nationalitäten, die das Unglück haben, seiner Herrschaft anheimzufallen, umspringt. Wie es in Indien wirthschaftet, ist hinlänglich bekannt, und zwar so bekannt, daß in Amerika bereits die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht die Pflicht aller Philanthropen und Kosmopoliten sei, sich ebenso zu der Austreibung der Engländer aus Indien, wie zu der der Türken aus Europa zu verbinden. Daß und wie die Jonischen Inseln, die sich vergebens nach der Vereinigung mit ihren nationalen Brüdern in Griechenland sehnen, unter dem Joche Englands seufzen, ist ebenso weltkundig. Dagegen erfahren wir über Irland nur das, was den englischen Zeitungen zu erzählen beliebt. Und die englischen Zeitungen sind bekanntlich — Muster der Wahrheitsliebe! Die Bomer Macdonald-Affaire hat uns bewiesen, daß es rein unmöglich ist, die englischen Zeitungen zu bewegen, gegen ihr nationales Interesse die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen. Wir wollen daher nachstehend einen Aufsatz der Revue des deux Mondes benutzen, um die Wahrheit über Irland zu hören:

„England hat so viele Jahrhunderte hindurch Irland unterdrückt und gemißhandelt, daß man es heute nicht billigen darf, wenn es auch

etwas verleumdet wird. Die Verleumdung ist hier nur die nachhinkende Gerechtigkeit, und man kann etwas Besseres thun, als ein blühendes, freies und ruhiges Land vertheidigen, dem die Ruhe, die Freiheit und das Glück Anderer in der Regel sehr gleichgiltig ist. Wenn das Wort Nationalität vernommen wird, so scheint es, als ob die Vereinigung zweier Völker mit verschiedenen Nationalitäten eine Gewaltthat voraussetze. Das Vorurtheil will, daß Irland ein unter das Joch gebeugtes, in Elend verkommenes, nach einem Befreier rufendes Land sei. Die englische Politik hat seit einigen Jahren die ganze europäische Welt verletzt, die Einen von dieser Seite, die Anderen von jener, Viele von zwei Seiten zu gleicher Zeit. Mag England handeln oder nicht handeln, man wirft ihm gern den Namen Irland entgegen. Ich nehme Partei für die Rechte der Völker, wie der Einzelnen, für die Unabhängigkeit, wie für die Freiheit; aber die Idee der Nationalität birgt ganz verschiedene Gefühlsrichtungen in sich und kann entgegengesetzten Plänen dienen. Sie verbindet sich mit dem Despotismus, mit der Aristokratie, mit der Sklaverei ebenso gut, wie mit der Freiheit und Gleichheit. Sie ist die Feindin der neueren Civilisation, der französischen Civilisation insbesondere, wenn sie, wie im Mittelalter, die verschiedenen Stämme trennt, welche denselben Boden bewohnen. Sie fällt in's Unbedeutende, wenn sie lokalen oder provinziellen Eifersüchteleien dient. Nach der Freiheit muß man die Nationalität messen. Die Welt ändert sich, die alten Wahrheiten werden zu Lügen: die Unterdrückung Irlands, vielleicht selbst die Nationalität der Irländer sind Wahrheiten dieser Art. Ich will das zu beweisen suchen; denn in diesem Punkte können falsche Vorstellungen zu tollen Handlungen (z. B. zu einer französischen Landung in Irland) führen.

„Irland ist frei, de jure, wie de facto; es besitzt alle englischen Freiheiten, persönliche, wie lokale und allgemeine. Diejenigen, welche von thatsächlicher Unterdrückung Irlands sprechen, würden erstaunt, vielleicht erschreckt sein, wenn man ihnen die Freiheit gäbe, deren sich Irland erfreut. Nicht allein daß Irland frei ist; auch in dem, was die Regierung betrifft, ist die Gleichheit zwischen Engländern und Irländern, zwischen Katholiken und Protestanten vollständig. In Hinsicht auf Besteuerung wird Irland geschont und ist selbst privilegirt; es zahlt Grundsteuer nur für lokale Ausgaben und ist allen indirekten Steuern, die auf England lasten, nicht unterworfen.

„Der Elementar-Unterricht wird in allen Kirchspielen, ohne Unterschied der Confession, umsonst ertheilt; jede Barowie (Distrikt, dem alten hundred entsprechend) besitzt ein Armenhaus, in welches alle Bewohner der Barowie, die es verlangen, aufgenommen, und worin sie ernährt werden. Mit den Armenhäusern sind Hospitäler und Hospizien verbunden. Ein vom Rathe des Kirchspiels ernannter Arzt gewährt daheim seinen Beistand und verabfolgt umsonst die Arzneien. In keinem Lande legt sich die Gesellschaft zu Gunsten der armen und leidenden Klassen größere Lasten auf."

Wir wollen nicht auf eine Anzahl statistischer Angaben näher eingehen, und uns darauf beschränken, das rein Thatsächliche hervorzuheben. Es wird also versichert, daß die Lage Irlands in den letzten Jahren sich gebessert hat, daß der Reinertrag der Ländereien sicherer und durchschnittlich bedeutender geworden, daß Besitzer, wie Pachter wohlhabender werden ꝛc. Freilich wollen zwei Jahre, 1859 und 1860, die gerade fruchtbar gewesen, nicht viel sagen. Auch die Lage des irländischen Bauern (d. h. des ländlichen Proletariers) habe sich gebessert, da der Preis der Handarbeit (in Folge der Auswanderung) sich verdoppelt und verdreifacht habe. Wenn die Thatsache im größeren Umfange wahr ist, daß der gemeine Ire nicht mehr abgetragene, sondern neue Kleidungsstücke kauft, daß man erträgliche Hauser zu bauen anfängt, so würde sich daraus ein sicherer Schluß ziehen lassen.

„Diesen Wahrheiten, welche in die Augen springen, stellt man die Statistik entgegen und beweist das Wachsthum des Elendes durch die Größe der Auswanderung. Es ist richtig; bei der Erscheinung der Kartoffelkrankheit verlor der Irländer die Hoffnung, auf seinem heimatlichen Boden leben zu können; er hatte nur Einen Wunsch: den, es zu verlassen; nur Einen Gedanken: den, ein Land zu suchen, das ihn ernähren könnte. Der Schreck brachte eine vollkommene Revolution in den Gefühlen hervor. Man floh mit der ganzen Hast des Schiffbrüchigen, der das Schiff im Augenblicke verläßt, wo es untersinkt. Alle wollten fort. Ich habe Irland in jener Zeit der Trostlosigkeit gesehen; auf Eisenbahnen und Hafenstraßen bin ich Haufen von Auswanderern begegnet; ich habe das Schreien der Fortziehenden, wie das der Bleibenden gehört. Wer je den Schall dieser wilden Yells vernommen hat, der weiß, was Schmerz ist, und kann für die Leiden Irlands nicht gefühllos sein.

„Aber die Hauptursache der Auswanderung ist verschwunden; der Preis der Lebensmittel ist gegenwärtig in Irland nicht höher, als anderswo, und die Arbeitslöhne nicht niedriger. Der Irländer vermag auf seinem heimatlichen Boden zu leben. Weit entfernt davon, die Auswanderung zu begünstigen, erschrecken Eigenthümer und Pächter über diese Verminderung der Arbeitskräfte. Wenn die Auswanderung fortdauert, so muß man sie neuen Ursachen zuschreiben. Der Irländer hat jetzt zwei Heimaten; jenseits des Meeres findet er Landsleute, Verwandte, Freunde; er bringt nach Amerika oder Australien seine Hoffnungen auf ein besseres Loos; die Phantasie ruft ihn dorthin.....

„Irland ist also frei und leidet nur noch verhältnißmäßig wenig vom Elende. Ist es nun zufrieden gestellt, beruhigt, loyal im englischen Sinne des Wortes, d. h. anhänglich an seine Regierung? Beruhigt — ja; zufriedengestellt — nein; loyal — vielleicht in den Handlungen, aber nicht in den Worten. Die letzten Wahlen sind ruhig vorübergegangen; kaum, daß es hier oder dort einen kleinen Krawall (outrage, sagt man hier zu Lande) gegeben hat. Man sieht, was für Irland merkwürdig ist, sich an zahlreichen Orten landwirthschaftliche Vereine bilden, in denen Eigenthümer, Verwalter und Pächter, Protestanten und Katholiken beisammen sitzen; aber der Ton der Engländer in Bezug auf Irland bleibt fortwährend höchst geringschätzig, und die Irländer antworten der Verachtung mit der Drohung. Kaum ist man gelandet, so hört man das Mißvergnügen murren. Ich war diesen Sommer in Irland. Ich nahm ein Boot auf der Liffey, am Tage nach meiner Ankunft. Kaum hat der Fährmann erkannt, daß ich ein Fremder bin, sagt er: „Mein Herr, Sie kommen in ein Land, das unter dem Despotismus seufzt. Die Polizei verlangt, daß jeder Kahn eine Ruwwer hat, um ihn im Falle der Contravention zu fassen." Der Droschkenkutscher, der mich hingebracht, hatte mir gesagt: „Irland hat eine infame Regierung; sie will, daß die Armen Hungers sterben. Sie verbietet den Leuten, in den Straßen zu betteln!"

Die Gründe sind falsch, das Gefühl ist echt. In welchem Theile von Munster oder Connaught man auch reist, so erzählt Einem der Lohnkutscher eine Menge hierauf bezüglicher Anekdoten; hier von einem Manne alt-irischer Familie, den ein englischer Kaufmann von seinem Besitze gebracht, dort arme Landbauern, die durch einen schottischen Pächter von dem Grund und Boden, den sie bebauten, verjagt worden sind. Wenn man weiter fragt, so wird man hören, daß der frühere irische Besitzer sich durch tolle Verschwendung ruinirt hatte, die vertriebenen Bauern die Gewohnheit angenommen, keinen Zins zu zahlen.

„Auch hier sind die Gründe falsch, das Gefühl echt. Einer der populärsten Männer Irlands, vom ältesten irischen Blute, sagte kürzlich in einer landwirthschaftlichen Versammlung, indem er von der Viehzucht sprach: „Folgendes ist die Meinung zweier kompetenten Leute, eines Engländers und eines Iren." — Die Versammlung schrie mit Einer Stimme: „Wir brauchen die Meinung des Engländers nicht zu wissen; sagen Sie nur die des Iren." Man plaudere mit den Kindern, und man wird sie eben so lebhaft finden, wie die Männer; man frage sie, was sie werden wollen, sie werden antworten: „Rebellen!" Während des Aufstandes in Indien hat man an den Straßen-Ecken irländischer Städte Plakate zu Gunsten Nena Sahib's und der Sepoys angeschlagen. Dreißig Jahre Gerechtigkeit haben also klärlich das Andenken von siebenhundert Jahren Ungerechtigkeit nicht ausgelöscht. Man merkt wohl, daß man sich von der Zeit der Hungersnöthe entfernt, daß die ärgsten Hitzköpfe ausgewandert sind; man merkt, daß mehr die Erinnerungen, als die Wirklichkeit, die Phantasie aufreizen. Es bleibt dieselbe Sprache mit einem andern Accent: die Bitterkeit ist minder tief. In Einem Punkte ist die Veränderung auffallend: der irische Arme scherzt weniger und läßt vor Allem weniger mit sich scherzen. Wenn er noch immer lustig und guter Dinge ist, so ist er es mehr auf eigene Faust; er sucht nicht mehr den Herrn zu belustigen; er springt nicht mehr vom Zorne in den Scherz über, wie ein Sklave, der bereit ist, seinen Herrn zu schlagen, oder ihn anzulächeln. Die Freiheit hat ihm Würde gelehrt.

„Wenn das Hauptverbrechen Irlands, der agrarische Mord, sich vermindert hat, so ist es doch noch nicht ganz geschwunden, und das Herz der Bevölkerung ist stets für den Verbrecher. Der Mord am hellen lichten Tage, in einer Stadt, mitten auf dem Markte, wie z. B. zu Armagh, das hierin berühmt ist, verübt — keine Hand wird sich rühren, um die Ausführung des Verbrechens zu hindern, kein Mund wird vor Gerichte gegen den Schuldigen zeugen....."

Unser Gewährsmann spricht sich nun des Weiteren über das Unrecht aus, das geschieht, wenn z. B. selbst französische Schriftsteller diese Mordthaten billigen, und als gerechte Volksrache auffassen. Oft sei das Opfer weder der Gutsherr, noch der Verwalter, noch ein Engländer, noch ein Protestant, sondern vielmehr der Unglückliche, der an die Stelle des Ver-

triebenen getreten, ein Kamerad, ein Freund, ein Landsmann desselben. Der Berichterstatter führt hierauf ein paar Beispiele an, die sich erst in Kürze zugetragen haben und für diese Verhältnisse sprechend sind. Dem katholischen Clerus von Irland geschehe damit kein Gefallen, wenn z. B. neuerdings ein französischer Geistlicher die ganze Schuld auf die Härte der Gutsherren schöbe; die Geistlichen mißbilligten diesen unerträglichen sittlichen Zustand.

Die Revue des deux Mondes kommt nun auf den neuerdings vielbesprochenen Ehrendegen zu sprechen, den „das unterdrückte Irland dem Marschall Mac-Mahon, dem Abkömmlinge der irländischen Könige" geschenkt hat. „Es ist eine Demonstration derselben Art, eine Drohung in den Wind." — Hauptsächlich ist diese Schenkung wohl nur deshalb geschehen, um auf echt irische Weise die Engländer zu ärgern, die ihrerseits sich natürlich den Anschein geben, als verachteten sie dergleichen Humbug und als ärgerten sie sich gar nicht, die aber nichtsdestoweniger die Sache mit großem Unbehagen ansehen.

Was Mac-Mahon betrifft, so werden wir belehrt, daß nie ein Mac-Mahon weder König von Irland, noch König von Munster oder Thomond gewesen, daß aber die Benennung „Abkömmling der alten Könige Irlands" guten Grund habe. Die Mac-Mahon's sind ein Zweig der O'Brien, und gehören zu einer der ausgezeichnetsten irischen Familien, deren älterer Zweig Irland Könige, England Lords und Frankreich Marschälle gegeben hat. In ihrer Eigenschaft als Abkömmlinge von Brien Boroimhe sind die Mac-Mahon vom Fünfblut (auch fire bloods), wie die O'Neil, die O'Connor von Connaught, die Mac-Morrogh und die O'Melaghlin.

„Es ist schwer, den Zustand Irlands zu erklären. Man ist frei, man richtet sich auf aus dem Elend, man ist beinahe ruhig und man spricht nichts als von Unterdrückung, Elend und Rebellion. Ist das, was man hört, das Echo des vergangenen Schmerzes, oder der Schrei des gegenwärtigen? — Die Declamation spielt dabei eine große Rolle; sie ist die Form der Sprache selbst; indessen Alles ist nicht Declamation. Ist die Unterdrückung verschwunden, so bleiben die Folgen der Unterdrückung, es bleiben die vom Drucke erzeugten Gefühle. Irland ist erst seit gestern frei; es muß in wenig Jahren den Fortschritt machen, den zu machen Europa Jahrhunderte gebraucht hat. Diese plötzliche Revolution setzt die Gewohnheit des Unglücks, des Leidens in Verwirrung, sie stößt die Gefühle vor die Stirn. Es giebt Dinge, welche die Zeit allein heilen kann.

„Der irische Stamm hat Reize jeder Art: Anmuth, Beredtsamkeit, Schönheit; er unterliegt, ohne sich zu ergeben, und bewahrt seine Erinnerungen aus Mangel an Hoffnungen. Es war zu viel für ihn, die Natur unter einem entnervenden Klima, unter einer von Stürmen schwangeren Atmosphäre, wie es das Klima und die Atmosphäre von Irland ist, besiegen zu müssen; das Schicksal hat gewollt, daß er mit einem rohen und starken Stamme zusammenkam, der ihm an Phantasie nachsteht, an soliden Eigenschaften überlegen ist, der minder schnell zum Kampfe schreitet, aber desto zäher den Sieg festhält. Wenn die Unterdrückung aufgehört hat, wenn auch England nach Jahrhunderten den Iren Freiheit und nationale Gleichberechtigung gegeben hat, der Engländer hört darum nicht auf, den Iren zu erobern; er erobert ihn, wie anderwärts der Mittelstand die Aristokratie. Der Edelmann ruinirt sich; der Geschäftsmann bereichert sich. Der Fortschritt in Irland ist kein natürliches Erzeugniß des Bodens; er heißt Engländer, nennt sich Protestant und höhnt seine Schlachtopfer. Es ist etwas Rührendes, diese unbesiegbare Anhänglichkeit an die Vergangenheit von Seite dieser Menschen, die nur das Unglück kennen gelernt haben; angesichts der Völker, die ihren Ruhm und ihre Freiheit vergessen, fühlt man sich bewegt bei dem Anblick eines Volkes, das von bitteren Erinnerungen zehrt. Die geschichtliche und praktische Wahrheit hat indessen auch ihre Rechte; es hat nie eine irländische Nation gegeben. Zur Zeit, wo die Engländer landeten, war Irland in septs oder Clan's eingetheilt, die einander feindlich entgegenstunden und von dänischen Ansiedlungen unterbrochen waren. Die irischen Könige waren Clan-Häuptlinge, denen es gelungen, ihre Ueberlegenheit zur Anerkennung zu bringen, und hatten außerhalb ihres Clans keine Gerichtsbarkeit. Kaum war der Eine vom Hügel von Tara, wo er gekrönt worden war, herabgestiegen, so stieg schon ein Anderer denselben hinan, um sich seinerseits krönen zu lassen. Der Königstitel ging reißend schnell von Einem zum Andern über, oder verschwand vollständig. Der Clan allein hatte Leben; er hielt sich in seiner Schwäche und Vereinzelung. Unter der Schein-Autorität der englischen Krone thaten die normännischen Ritter mit mehr Glück und Entschiedenheit dasselbe, was vor ihnen die Dänen gethan hatten. — Sie ließen sich inmitten der irischen Clan's nieder, gründeten Jeder eine Herrschaft und wurden in gewisser Beziehung die Häuptlinge der Sept's. Die Verwirrung war so groß und der persönliche Haß so stark, daß die Häuptlinge irischen Stammes fortwährend die Rechte der englischen Krone gegen die Häuptlinge englisch-normannischen Stammes vertheidigten. In den Aufständen am Ende des verflossenen Jahrhunderts und im Anfange des jetzigen, waren gleichfalls die Haupt-Insurgenten von englischer Abstammung und protestantischer Religion. . . . . .

„Es ist eine merkwürdige Stärke und eine merkwürdige Schwäche in diesem Volke, hervorgegangen aus dem Gefühle und der Einbildungskraft, gestärkt durch das Leiden, gesteigert durch das Andenken an die Unterdrückung. Irland ist zu schwach, um unabhängig zu sein, zu stark, um sich assimiliren zu lassen, zu getheilt, um ein Ganzes zu bilden. Mit einer getrennten Regierung ist Irland zur Unterdrückung verdammt, mit einer vereinten zur Opposition. Was den irländischen Haß unbesiegbar und ohnmächtig macht, ist, daß Irland mehr in Beschlag genommen, als eigentlich erobert worden ist.

„Wenn Irland keine Insel wäre, so würde die irländische Nationalität das sein, was die wallisische in England und die bretonische in Frankreich ist. Noch spricht man in Wales walisch und in der Bretagne bretonisch, während man in Irland, mit Ausnahme der entlegensten Striche, nicht mehr irisch spricht. Die Mitglieder des Comités, die dem Marschall Mac-Mahon den Ehrendegen überreicht, haben ihm eine Ansprache vorgelesen, deren Original, wie man sagt, in altirischer Sprache verfaßt war. Ich weiß nicht, ob sie es übersetzen konnten; aber dessen bin ich sicher: Wenige ihrer Landsleute konnten es verstehen. Alles, was man von der Nationalsprache weiß, ist: Erin go brogh! (Es lebe Irland!) Man beklage Irland, man achte seine Gefühle, man fordere, daß ihm Gerechtigkeit werde; aber man gründe keine Politik, selbst kein Unternehmen auf einen Volksstamm, dessen einzige Kraft im Nichtsterben besteht.

„Es ist eine schwere Aufgabe für eine Regierung, die durch eine Unterdrückung von mehreren Jahrhunderten verursachten Uebel, die aus Unordnungen hervorgehen, deren Anfang älter, als die Geschichte ist, zu beseitigen. Das Material der Civilisation, die Sitten selbst sträuben sich dagegen. Gutsbesitzer, Pächter, Arbeiter lassen sich nicht an Einem Tage machen; nicht an Einem Tage sammelt sich Kapital, lernt sich die Voraussicht, stellt sich das richtige Verhältniß zwischen Kapital und Arbeit her. Die Schwierigkeit vergrößert sich, wenn die ökonomische Revolution sich vollziehen soll inmitten der Unruhen, die durch Trennung der Stämme und der Religion entstanden, wenn Jeder von vornherein den Widerwillen hat, den altes Unrecht und vergangene Frevel erzeugen. Außerdem existirt in dem irischen Charakter ein Zug, welcher dem Fortschritte hinderlich ist. Irland ist das Land der Erinnerungen, wie Frankreich das der Hoffnungen; man richtet dort seinen Blick auf die Vergangenheit, wie bei uns auf die Zukunft. . . . . Die Erinnerungen Irlands sind Erinnerungen der Rache, Elend, Hungersnoth, Meuchelmord, der Druck der Strafgesetze, Confiscation, innere Kriege der irischen und anglo-normännischen Häuptlinge, endlose Kämpfe der verschiedenen Clan's und eine zweihundert Jahre lange dänische Herrschaft.

„Auch erheben die Irländer in ihrem Patriotismus ihre Blicke über das neunte Jahrhundert hinauf zu den Zeiten, wo bei der allgemeinen Barbarei, die den Westen überzogen hatte, Irland allein den Schatz der römischen und selbst der griechischen Traditionen bewahrte. Es ist gewiß, daß es Gallien Herrscher, Deutschland Apostel gab. Die Scoten (Schoten), wie man damals die Irländer nannte, waren das Licht des Mittelalters bis zum Emporkommen der Scholastik; aber diese geborenen Irländer waren ihrer Erziehung nach Lateiner, ja selbst Alexandriner, wie Hauréau gezeigt hat. Neben diesen Zufluchtsstätten der Wissenschaft und Religion, von denen nur der Name und einige Steine übrig sind, war Alles Barbarei, Rohheit und Gewaltthätigkeit. . . . . Irland ist nicht blos rebellisch gegen England — es widersetzt sich dem modernen Leben; seine Gefühle widerstreben den Erfordernissen des Jahrhunderts; wider seinen Willen wird es vorwärts gebracht. Irland mit irischer Gesinnung beherrschen, wäre nicht blos eine Unmöglichkeit; es hieße das Elend verlängern, das Verbrechen begünstigen, und sich der Agitation überlassen. . .

„Die Irländer sind lebhaft, geistreich, schnell im Antworten, und lieben das Abenteuer; sie zeichnen sich in den Wissenschaften, den Künsten, der Literatur aus. Die Universität von Dublin kommt Oxford und Cambridge gleich; die Advokatur von Dublin übertrifft die von London; die Dubliner Aerzte stehen in der Wissenschaft keinen anderen in fremden Ländern nach. Es besitzt vortreffliche Agronomen und geschickte Industrielle. Andererseits bringen die Engländer, die nach Irland kommen, um hier ihr Glück zu machen, nicht Alle Kenntnisse oder Kapital mit:

diese Leute glauben, wenn man gebarener Engländer ist, sei man auch schon Agronom und Industrieller, wie man blos ein geborener Franzose zu sein braucht, um im Auslande Tanzlehrer, Koch oder Lehrer der Kriegskunst zu werden. Nichtsdestoweniger, trotz der Ausnahme, stellt in Irland der englische Geist den Fortschritt, der irländische das Herkommen und den Schlendrian dar."

Hierauf kommt der Verfasser des Artikels auf die kirchlichen Angelegenheiten, und beklagt es als den größten Uebelstand, der wirklich ganz unnatürlich sei, daß der katholische Clerus von den oft blutarmen Gemeinde-Mitgliedern besoldet werden müsse, während die Zehnten und sonstigen Gebühren den anglikanischen Pfründnern zufallen, die wenige oder gar keine Gemeine-Mitglieder haben und nur dazu da sind, um die ehemalige Glaubensverfolgung augenscheinlich zu dokumentiren.

„Der katholische Clerus, der vom Almosen der Elenden lebt, kann den Volksleidenschaften nicht fern bleiben; er muß den katholischen Haß aufregen, um dem protestantischen Hasse Widerstand zu leisten. Ich halte die Anklagen gegen das politische Benehmen des katholischen Clerus von Irland für sehr übertrieben, selbst für Verleumdung; was mich betrifft, so bin ich nur Zeuge seines Widerstandes gegen verbrecherische Handlungen gewesen, und ich habe ihn einen edlen Gebrauch von seiner moralischen Autorität machen sehen; aber die Stellung des irischen Clerus ruft von selbst die Agitation hervor, und die Agitation führt in Irland zum Elende, bisweilen zum Verbrechen. Irland wird erst dann wahrhaft mit England vereinigt sein, wenn eine Ausgleichung des anglikanischen und katholischen Clerus stattgefunden haben wird. Der zweite Pitt und Sir Robert Peel dachten daran; alle wahren Staatsmänner Englands sind davon überzeugt. Ohne Zweifel ist die Schwierigkeit groß; sie gehört nicht zu denen, die sich in gewöhnlichen Zeiten vollziehen, und welcher gewöhnliche Menschen in's Auge sehen. Einerseits fürchtet der katholische Clerus Irlands, in Abhängigkeit zu gerathen, und widersetzt sich jeder Vermittelung; andererseits macht der englische Protestantismus mit dem irischen gemeinsame Sache, und giebt nicht zu, daß Irland eine nationale Religion habe, wie Schottland. So befindet man sich zwischen einer Schwierigkeit, zu einer Unmöglichkeit und einer zwingenden Nothwendigkeit mittenimne. Gerechtigkeit wird in diesem Punkte Irland erst an dem Tage zu Theil werden, wo England von einer äußeren Gefahr bedroht sein wird; um es gerade heraus zu sagen, wenn es einen Krieg von Frankreich zu befürchten haben wird. Die Irländer wissen es, alle ihre Freiheiten sind durch Aufstandsdrohungen und Agitationen erzwungen worden. Besser würde es in der That sein, der Gerechtigkeit das nachzugeben, was man doch späterhin der Furcht nachgeben wird; aber Regierungen und Völker haben das Eigene: sie werden erst gerecht, wenn Ungerechtigkeit sie in Gefahr bringt.

„Die Clerus-Frage bei Seite gesetzt, sind alle Beschwerden Irlands soziale Uebelstände, welche die Ungerechtigkeit und die Zeit hervorgebracht hat, und welche die Gerechtigkeit nur im Bunde mit der Zeit abstellen kann: namentlich die prekären Zustände des Eigenthums, des Pachtwesens und der Arbeiter."

Der Verfasser behandelt diese Punkte im Einzelnen; wir können nur im Allgemeinen darauf eingehen. Der alte Besitzstand läßt sich nicht herstellen, das Unrecht, welches durch die Confiscationen aus der Zeit Wilhelm's von Oranien, Cromwell's, Elisabeth's ꝛc. geschehen ist, läßt sich nicht vergüten; der gegenwärtige Besitzstand ist so rechtmäßig und gesichert im Lande, wie anderswo; auch wird der Grundbesitzer als solcher durchaus nicht mit Mißgunst oder Haß angesehen; im Gegentheil ist den alten Grundherren etwas von dem Ansehen der alten Clanhäuptlinge geblieben. Was Haß erregt, ist der junge englische Ursprung der Gutsbesitzer, ihr stark hervortretender Protestantismus, die Sitte, das Geld außerhalb Irlands zu verzehren.

Ferner hat das englische Hypothekenwesen in Irland, wo neben dem unbeweglichen Eigenthume nur wenig bewegliches sich befindet, sehr schlecht gewirkt. Sir Robert Peel griff mit folgender Maßregel durch:

„Die Hypothek ist im englischen Gesetze sachlich, nicht persönlich; sie trifft nur den Boden. Alle substituirten, mit Hypotheken belasteten Güter, für welche die Rückstände in dem Jahre nicht bezahlt wurden (und ihre Zahl war groß in einer Zeit, wo die Hungersnoth das Einkommen vernichtet hatte) mußten zum Vortheil der Gläubiger verkauft werden, und zwar durch Vermittelung eines besonderen Gerichtshofes der verschuldeten Güter (Court of incumbered estates). Dieser Gerichtshof hatte nicht blos die Aufgabe, die erzwungene Liquidation des belasteten Eigenthums herbeizuführen; er theilt auch die Ländereien, die unter seine Gerichtsbarkeit gefallen, verkauft sie in größeren oder kleineren Parzellen, wie es der Richter für passend erachtet, und stellt die neuen Besitztitel aus, welche die alten auslöschen. Ein Viertel alles irländischen Eigenthumes ist schon durch den Court of incumbered estates durchgegangen und an neue, meist englische Käufer ausgetheilt worden." Man begreift die ökonomische Wichtigkeit des Aktes, den Sir Robert Peel unternahm: er stellte das Eigenthum zur Disposition des Kapitals, indem er es flüßig und theilbar machte, und vielen kleinen Leuten die Möglichkeit verschaffte, sich Eigenthum zu erwerben.

Weiterhin wird gezeigt, daß Irland eigentlich ein Land der Weiden und der Viehzucht sein müßte: feuchte Sommer, milde Winter, natürlich drainirter Boden, üppiger Graswuchs. Dieser Bestimmung entspricht es indessen aus nahe liegenden Gründen nicht; Handarbeit ist weniger lohnend in Irland, als Feldarbeit; die starke Bevölkerung drängt sich zur Feldarbeit, und Alles will ein Stückchen Land miethen, um Kartoffeln darauf zu bauen. Mit Thränen, mit Beschwörungen flehte man um parzellenweise Verpachtung; kein Preis war hoch genug; der Arme glaubte sich gerettet, wenigstens für ein Jahr, wenn er ein Stückchen Land erhalten konnte; er glaubte sich mit den Seinigen zum Tode verurtheilt, wenn man ihm seine Bitte abschlug.

Die Eigenthümer widerstanden diesen Bitten nicht, und nun kamen drei abscheuliche Praktiken auf: 1) die Einführung der middle-men (Mittelmänner) oder Oberpächter, welche auf eigene Rechnung das gemiethete Land wieder an Unterpächter austhaten; 2) die Gewohnheit der Armen, unerschwingliche Preise zu bieten, die sie dann nicht zahlen können; 3) der Gebrauch, ohne Pachtbrief zu miethen, wie man in Irland sagt: at will. Da mit dem Wachsen der Familien die Theilung weiter geht, wurde es dem Bauern unmöglich, das Pachtgeld zu zahlen. Die Austreibungen wiederholten sich; geheime Gesellschaften bedeckten Irland; sie hatten Tribunale und Henker; der Willkür der Grundeigenthümer setzten sie den Meuchelmord entgegen.

Die Hungersnoth, die durch die Kartoffel-Krankheit entstand, entschied die Frage:

eine Million Irländer verhungerte,
zwei Millionen wanderten aus.

Seit jener Zeit, wie gesagt, hat sich die Lage Irlands etwas gebessert: durch die vielen Lücken wurde die Arbeit kostbarer und der Boden billiger zu pachten; das System der middle-men ist ziemlich allgemein beseitigt.

Das Parlament hat während der Hungersnoth und den darauf folgenden Jahren Alles gethan, was ein Parlament thun konnte. Es hat Geld geliehen und gegeben, um Nationalwerkstätten zu unterhalten, die bis zu drei Millionen Individuen zählten; es hat das Armengesetz gegeben; es hat pfarreienweise Arznei-Vertheilungen eingerichtet, Fonds zum Ackerbau gegeben und Verbesserungen darin befördert. Das Eigenthumsrecht konnte es nicht verletzen, und deshalb sind viele Anklagen ohne Grund.

„Das Elend, welches Irland aufreibt, sind die mittelalterlichen, ökonomischen Zustände im Kampfe gegen die modernen Nöthe und Erfordernisse. Dieses Land gehört nicht zu denen, die sich ruhig unter dem Unglücke beugen; wenn Irland leidet, wendet es sich gegen England, greift es an, beschuldigt es. Alle socialen, ökonomischen oder religiösen Fragen werden National-Leidenschaften. Da Irland mit England vereinigt ist und da es leidet, während England gedeiht, so wird man nothwendigerweise zu der Frage veranlaßt, ob die englische Freiheit für Irland paßt, und ob es gut für dieses Land sei, mit England vereinigt zu sein.

Diese Frage wird ausführlicher beantwortet: eigentlich sei der Irländer an die englische Freiheit und Zwanglosigkeit gewöhnt, und würde höchst ungern die französische Ordnung ertragen; übrigens sei trotz der agrarischen Meuchelmorde die allgemeine Sicherheit vollkommen; unparteiische, vom Staat angestellte Beamte handhaben die Ausführung der Gesetze.

In dieser Hinsicht verlangten die Irländer keine andere Freiheit; „dagegen könne es kommen, daß, wenn das allgemeine Stimmrecht entscheiden sollte, ob Irland mit England verbunden bleiben solle oder nicht, das ganze Volk antworten würde: Nein." England könne sich darüber keine Täuschung machen — und doch würden fast alle verständigen Leute Irlands, die liberalsten Männer, Katholiken wie Protestanten, nur mit Furcht und Bangen die Union aufgehoben sehen. „Niemand wünscht eigentlich in Irland ein besonderes Volk zu bilden, das in jeder Weise von England abgelöst wäre; wenn man zu sehr Irländer ist, um gern mit England verbunden zu leben, so ist man andererseits wieder zu sehr Engländer, um ohne dasselbe leben zu können."

Die Irländer würden sich begnügen, ein besonderes Parlament in Dublin zu haben. — Es wird gezeigt, daß Irland dabei schlechter fahren würde, als jetzt, wo es mit England auf dem Fuße vollständiger Gleich-

heit steht. Ein besonderes Parlament, daß doch nothwendigerweise unter dem englischen stünde, würde ihm wieder das Ansehen einer Provinz, eines unterworfenen Landes geben.

Rußland.

Zustände der russischen Juden.

Von dem Рассвѣтъ, der „Morgenröthe," jenem schon in unserem „Magazin" besprochenen Organ der russischen Juden, liegt uns wieder eine Reihe von Nummern vor, die manches Interessante, aber wenig Erfreuliches enthalten. Die Herausgeber fahren rüstig in ihren Bemühungen fort, Bildung und Humanität unter ihren Glaubensgenossen zu verbreiten, aber der Erfolg scheint ihren Wünschen nicht ganz zu entsprechen; man merkt es ihnen an, daß sie mit einer heftigen Opposition zu kämpfen haben, und in ihren Aeußerungen verräth sich oft eine tiefe Entmuthigung. „Niemals," heißt es in einem Leitartikel vom 2. (14.) December v. J., „haben der wilde Chassidismus und der heidnische Zadikismus in solcher Blüthe gestanden, als jetzt. Wir werden mit Briefen aus verschiedenen Städtchen und Ortschaften der Gouvernements Kiew, Podolien und Wolhynien überschwemmt, in welchen Klage geführt wird über die unaufhörlichen Raubzüge der „Zadikim" (so werden die Heiligen des Chassidismus genannt), den blinden Götzendienst der Menge, die unerträglichen Erpressungen dieser heiligen Männer, die gleich Heuschrecken die Gegenden verheeren, welche das Unglück haben, ihre fromme Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Wenn wir alle diese Nachrichten drucken ließen, so würden wir mehrere Nummern unserer Zeitschrift ausschließlich damit anfüllen. Aber wozu könnte dieses führen? Unsere aufgeklärten Glaubensgenossen wissen ohnedies, wie gefährlich der Chassidismus ist und welcher maßlose Unsinn in der Zadik-Vergötterung liegt; auf die Finsterlinge selbst aber einzuwirken, ist unmöglich; sie würden höchstens glauben, daß wir eine Verfolgung gegen sie erregen wollten, und sich dann für Märtyrer, für Opfer ihrer religiösen Ueberzeugungen ausgeben. Die Zeit und die Aufklärung können allein die Heilung dieser hartnäckigen Krankheit herbeiführen; unsere Anstrengungen sind dagegen völlig machtlos, wie es alle Verfolgungen in dergleichen Fällen sein würden."*

Sogar in Odessa, dessen jüdische Bewohner sich ihrer größeren Bildung rühmen, hat dieser Fanatismus sich in der letzten Zeit eingenistet. „In Ermangelung eines besseren Trostes," fährt der angezogene Artikel fort, „empfanden wir eine gewisse egoistische Freude bei dem Gedanken, daß wenigstens unser neurussisches Land nicht von der Seuche des Chassidismus angesteckt sei, und am allerwenigsten unser Odessa, das so stolz ist auf seine progressistischen Tendenzen. Obwohl unsere Gesellschaft aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt ist, unter welchen sich auch der Chassidismus befindet, so hat doch letzterer niemals gewagt, das Haupt zu erheben; er verkroch sich in schmutzige Winkel und feierte seine Orgien in der Stille, gleichsam im Bewußtsein seiner Nichtigkeit. Seine Reihen werden durch die aus verschiedenen Orten eingewanderten „Morlandim" (Lehrer), „Kablanim" (Almosen-Empfänger), „Batlanim" (gewerblose Leute) und andere Drohnen ergänzt, welche in keiner Gesellschaft fehlen und in allen überflüssig sind. Das erste und hervorragendste Element unserer Gesellschaft war aber stets die Aufklärung, und seit mehr als dreißig Jahren soll kein einziger „Zadik" es gewagt haben, sich öffentlich in Odessa zu zeigen. Wenn auch einer dieser Herren zufällig hierher kam, so war es unter dem plausibeln Vorwande, die Seebäder zu benutzen. In einem solchen Fall schlug er sein Zelt in einer der entlegensten Vorstädte auf, wo er den dürftigen Tribut der Bewunderung von den oben erwähnten Adepten der Finsterniß einsammelte; einen anderen Tribut konnten sie ihm nicht darbringen, im Gegentheil mußte er sie noch mit Speise und Trank versehen. Zu Zeiten mochte es allerdings vorkommen, daß eine abergläubische Frau, der sich ob ihrer Kinderlosigkeit gräme, oder ein bankerotter Handelsmann, der sich seiner Schulden zu entledigen suchte, zu dem heiligen Manne pilgerten und ihr Scherflein opferten, um seine Fürsprache bei den himmlischen Mächten zu erlangen, aber dies waren Ausnahmsfälle, die wenig Gold und noch weniger Ruhm einbrachten. Daher waren auch die „Zadikim" stets der Meinung, daß das Reich der Hölle schon eine Meile vor Odessa beginne. Aber was sollen wir jetzt sagen, wo ein solcher Herr unsere Stadt öffentlich und feierlich besucht und nun ihn unter ungeheurem Zulauf in die Hauptsynagoge eingeführt hat, wo die Straße vor der Synagoge im buchstäblichen Sinne des Wortes von Kaleschen, Phaetons und anderen Equipagen versperrt war, die den Beweis lieferten, daß hier nicht „Kablanim" und „Batlanim," sondern Leute aus den höheren Schichten der Gesellschaft an der Ceremonien theilnahmen; wo Personen mit Ansprüchen auf Bildung, auf europäische Sitten zu diesem Zadik strömten, der aus einem namenlosen Nest des Kiewer Guberniums hierher kam? Und dies konnte bei uns geschehen, die wir so viele Schulen und Pensions-Anstalten besitzen, die wir zwei Synagogen mit Choralgesang und wohlgeordnetem Gottesdienst haben und in einigen Tagen den zum Rabbiner und Prediger unserer Stadt erwählten und bestätigten Dr. Schwabacher erwarten? Was können wir hierzu thun — was können diejenigen thun, die unsere Ueberzeugungen theilen? Nichts, bis wir uns Alle um die Fahne der zeitgemäßen Aufklärung, der wahren Religiosität und der selbstverleugnenden Liebe zu unseren verirrten Nächsten scharen, und bis diese aufgeklärte öffentliche Meinung die Oberhand gewinnt."

Wie es um die Heiligkeit der frommen Männer steht, von denen oben die Rede ist, wird in folgendem, offenbar der Wirklichkeit entlehnten Charakterbilde auseinandergesetzt. „Unter den zahlreichen Hebräern, welche die Stadt B. (Gouvernement Grodno) bewohnten, war Reb N. durch seine strenge Frömmigkeit, seine tadellose Ehrlichkeit und seine tiefe Kenntniß des Talmud berühmt. Viele Jahre hindurch blickten seine Glaubensgenossen auf ihn, wie auf ein überirdisches Wesen, und wollten ihn sogar nach dem Tode ihres Rabbiners zu der erledigten Würde erheben. Allein Reb N. lehnte diese hohe Ehre ab, indem er die Geringfügigkeit seiner Verdienste und den von ihm geleisteten Schwur vorschützte, sein Lebelang alle Versuchungen der menschlichen Eitelkeit zu meiden. Dergleichen Reden, mit vieler religiöser Zerknirschung gesprochen, stellten ihn natürlich noch höher in der öffentlichen Meinung; Alt und Jung vereinigten sich in dem Lobe Reb N.'s und verehrten ihn wie einen der sechsunddreißig Gerechten. Sein Ruf beschränkte sich nicht auf die Stadt B.; in den entlegensten Winkeln Litthauen's sprach man seinen Namen mit Ehrfurcht aus und benedete die Einwohner von B. um die besondere Gnade Gottes, die ihnen einen so heiligen Mann beschert hatte. Jeder reiche Hebräer war bereit, seinen Kindern Tausende als Mitgift zu geben, um sich nur mit diesem religiösen Lumen zu verschwägern, in der Ueberzeugung, daß er dadurch seine auf Erden begangenen Sünden tilgen und nach seinem Tode geradewegs in das Paradies kommen werde.

„So galt Reb N. in den Augen der Menge für einen wahren Heiligen; vor dem Versöhnungstage (Jom kipwa) und anderen hohen Festen strömte das Volk zu ihm in Schaaren, um seinen Segen zu erflehen. Und wie konnte man auch daran zweifeln, daß ihn der Himmel vorzugsweise begünstige? Er hatte ihn mit einer zahlreichen Nachkommenschaft beiderlei Geschlechts beschenkt und ihn in allen seinen Geschäften und Geschäftchen mit reichlichem Erfolg gesegnet, der ihn in den Stand setzte, sich ein nettes Häuschen zu bauen und seinen kleinen Handel zu vergrößern. Es verging kaum ein halbes Jahr ohne ein für ihn freudiges Ereigniß; einmal verheirathete er einen Sohn, dann wieder eine Tochter, und zwar immer mit einer höchst anständigen Mitgift. Das Volk sah und staunte in andachtsvoller Bewunderung.

„Nach und nach begann Reb N. den Handel im Großen zu betreiben; er schickte sogar Getreide in's Ausland. Bisweilen traf es sich, daß es ihm zu einer Spekulation an Geld fehlte; er wandte sich dann an Einen und den Andern um ein Anlehen, das ihm ohne Zögern bewilligt wurde — ja, man bat ihn, nur recht viel zu nehmen. „Wir müssen die Zierde unseres Hauses unterstützen," meinten die guten Leute. Uebrigens genoß Reb N. eines solchen Kredits schon lange. Wenn ein liebevoller, sorgsamer Vater hören es bei uns nicht wenigt giebt) seinen jungen Sohn verheirathete oder einen Bräutigam für seine dreizehnjährige Tochter fand, so trug er die Mitgift zu Reb N.; bei dem war das Geld ja sicher aufgehoben und wurde noch dazu gut verzinst. Und in der That war es sicher aufgehoben! Diese kleinen Kapitalien bildeten zusammen ein großes Kapital, das der fromme Mann sorgsam hütete und nie wieder herausgab.

„Mit der Zeit hörte man jedoch unseren Reb N., versteht sich mit voller religiöser Ergebung in den Willen des Himmels, über Unglück in allen seinen Unternehmungen klagen, und an einem trüben Octoberabend, der die Seele des Menschen zur Schwermuth und traurigen Gedanken

---

* Wenn es unter den deutschen Juden auch keine wahnsinnigen „Chassidim" giebt, so fehlt es unter ihnen doch nicht auch an fanatischen „Zadikim," deren sich Einige sogar des Schutzes der Familie Rothschild in Frankfurt a. M. erfreuen. Gegen diese „falschen Pharisäer" ist ein uns vorliegender, gedruckter Aufruf des ebenso wackeren, als gelehrten Dr. Beer in Dresden gerichtet, der den Verketzerungen jener Fanatiker gegenüber den von ihnen angegriffenen, allgemein geachteten Dr. Z. Frankel, Direktor des jüdisch-theologischen Seminars in Breslau, vertheidigt. D. H.

stimmt, erklärte er öffentlich in der Synagoge, nach einem warmen Gebet und einer beredten Predigt über die Eitelkeit dieser Welt, daß ihn Gott mit einer schweren Prüfung heimgesucht habe; daß er ein ruinirter Mann sei und seinen letzten Groschen verloren habe. Seine Gläubiger bat er, sich einstweilen zu gedulden, indem er unter Anderem den Spruch Hiob's anführte: „Ich bin nackend von meiner Mutter Leibe gekommen, nackend werde ich wieder dahin fahren. Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen. Amen!" „Amen!" wiederholten alle guten, leichtgläubigen Israeliten.

„Es vergeht ein Jahr, es vergeht ein zweites. Der fromme Mann lebt in alter Weise fort; aus seinem kleinen Häuschen wird ein stattliches Haus, seine letzte Tochter vermählt sich mit einem steinreichen Gatten, nicht ohne selbst eine sehr stattliche Aussteuer zu erhalten, und Nachbar Moschka weint und klagt, daß Reb N. ihm sein kleines Grundstück genommen, um sein eigenes damit zu vergrößern. Kommt ein Gläubiger zu ihm mit der Bitte, ihm das Seinige wiederzugeben, so holt Reb N. mit zerknirschter Miene und tiefen Seufzern das Buch Hiob aus der Spinde hervor und räth ihm, es zu lesen und sich wegen irdischen Ungemaches und um den Verlust irdischer Güter zu trösten."

Wir verlassen dieses Bild à la „Geheimnisse von Paris" und gehen zu einem anderen über: Aus Pollawa wird die Einführung eines jungen und aufgeklärten Rabbiners gemeldet, der sich aber dadurch von vornherein mit seiner Heerde verfeindete, daß er es wagte, an Wochentagen einen Frack zu tragen. Aehnliche und noch schlimmere Züge des Fanatismus werden aus Berdytschew und anderen Städten berichtet. Erfreulicher ist eine kleine Anekdote, die aus Odessa mitgetheilt wird, wo die Zöglinge einer jüdischen Schule, selbst blutarm, aus ihren geringen Ersparnissen einige Kopeken wöchentlich zusammenschießen, um einen Mitschüler zu unterstützen, der aus Mangel an Kleidungsstücken verhindert war, in der Klasse zu erscheinen. Von Interesse ist ferner ein Schreiben des berühmten russischen Arztes Pirogow, der als Curator des Odessa'er Lehrbezirks die Concession zur Herausgabe der „Morgenröthe" ausgewirkt hatte und der seine warme Sympathie für den „aufgeklärten Theil der hebräischen Nation" ausspricht, aber ebenfalls über die Gleichgültigkeit klagt, welche die russischen Juden für geistige Bildung zeigen, und über ihr zähes Festhalten an nerjährten Vorurtheilen. Sehr merkwürdig ist es übrigens, daß das Schreiben Pirogow's einige Lücken enthält, aus welchen hervorzugehen scheint, daß die Aeußerungen des Herrn Curators die Censur seines eigenen Lehrbezirkes nicht überall bestanden haben.

Zum Schlusse gedenken wir eines Vorfalles, der zwar schon in den politischen Zeitungen erwähnt worden, dem aber die größtmögliche Publizität zu wünschen ist, um der Welt zu zeigen, was priesterlicher Zelotismus und populärer Aberglaube sich noch in unserem civilisirten Jahrhundert erlauben können. Er wird in einem Briefe aus Nowo-Alexandrowsk vom 31. October (12. November) v. J. erzählt.

„In diesen Tagen ist in Litthauen eine That verübt worden, die lebhaft an die Mortara-Geschichte erinnert, aber mit Umständen verknüpft ist, welche die Schuld ihrer Urheber noch vermehren. Im Gouvernement Kowno, Kreis Nowo-Alexandrowsk, in einem Gehöfte unweit des Fleckens Dussiaty, lebt seit einiger Zeit ein Jude, Namens Binel Meindak, mit seiner aus einer Frau und drei Töchtern bestehenden Familie. In der Nacht vom 7. zum 8. October 1860, als die ganze Familie Mendak schlief, wurde plötzlich die verriegelte Thür eingeschlagen, und in die Wohnung drangen vier Männer, Bauern eines benachbarten Dorfes, welche sich auf die älteste, fünfzehnjährige Tochter des Hausherrn warfen und sie nach der Thür zu schleppen begannen. Das von den Eltern erhobene Geschrei und der von ihr selbst geleistete kräftige Widerstand veranlaßten die Räuber, sie wieder loszulassen und an ihrer Statt die jüngste, neunjährige Tochter Mendak's, Zipka, zu ergreifen, mit der sie nach einem vor der Thür harrenden Wagen eilten und rasch davonsprengten. Der unglückliche Vater, der ihnen nachstürzte, um sein um Hülfe schreiendes Kind zu retten, wurde mit einigen Schlägen zu Boden geworfen; trotzdem sammelte er seine letzten Kräfte, um die Räuber zu verfolgen, aber vergebens irrte er die ganze Nacht umher — er konnte seine Tochter nicht erreichen und kehrte allein in seine Wohnung zurück.

„Am 10. erfuhr der Vater des geraubten Mädchens, daß seine Tochter sich im Flecken Kowal (gleichfalls im Kreise Nowo-Alexandrowsk) bei dem katholischen Pfarrer Maciewski befinde. Die Eltern eilten zu ihm, aber weder Thränen noch Bitten konnten den Priester bewegen, ihnen die Tochter wiederzugeben; es wurde ihnen nicht einmal erlaubt, sie zu sehen. Herr Maciewski versicherte unumwunden, daß das Kind selbst nicht zu seinen Eltern zurückkehren wolle und den Wunsch geäußert habe, den katholischen Glauben anzunehmen. Ist es aber nicht im Widerspruch mit aller gesunden Vernunft, daß ein neunjähriges Kind, unter dem Einfluß der strengsten jüdischen Religiosität erzogen, durch alle Bande des Herzens an das elterliche Haus gefesselt und noch ohne Ahnung der weltlichen Vortheile, die aus einem Glaubenswechsel hervorgehen können — daß ein solches Kind, heute gewaltsam seinen Eltern entrissen, sich morgen von dem Vater, der Mutter, den Schwestern lossagen und es für sein irdisches und ewiges Heil nothwendig halten sollte, die Religion zu verwerfen, in der es geboren ist?

„Der Hebräer Mendak hat die Behörde in formeller Weise von dem Geschehenen benachrichtigt, und es ist nicht zu bezweifeln, daß eine ebenso formelle und den Gesetzen entsprechende Entscheidung erfolgen werde."

Wir müssen leider gestehen, daß wir diese Hoffnung nicht theilen. Unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen ist der russischen Regierung zu viel daran gelegen, den katholischen Klerus zu schonen, als daß sie sich leicht dazu entschließen könnte, seinen Uebergriffen in einem Falle entgegenzutreten, wo es sich ja nur um einen armen Juden handelt.

Aegypten.

Von Sakkara durch die Wüste nach Fayum.

II.

Die Provinz Fayum.

Müd und matt traten wir am anderen Morgen aus dem Zelte. Tomieh ist ein erbärmliches Dorf mit seinen von drei Palmen überragten Lehmhütten und seinen zerlumpten Bewohnern; nicht einmal Milch oder Eier waren in dem Neste zu haben; ärgerlich nahmen wir unsere Flinten und zogen aus, dem Waidwerk zu fröhnen, doch bald gaben wir unseren Vorsatz auf und zogen es vor, in den alten, die Stadt umgebenden Trümmern herumzuklettern. Fünfzig Fuß hohe Mauern, die Einbämmung eines künstlichen, in einer tiefen Felsschlucht gelegenen Sees, zu dem drei Steinwehre führen, ein Kanal und massive Brückenbauten zeigen von der Sorgfalt, welche die Alten auf die Bewässerung des Bodens verwandt. Die heutige Generation zehrt von dem, was drei Jahrtausende von den Schöpfungen der Vergangenheit übrig gelassen haben. Uebrigens habe ich weder von diesem, noch von anderen, später zu erwähnenden Kanälen und Bauten eine genaue Bezeichnung auf einer der mir bekannten Karten gefunden.

Mittags wollten wir aufbrechen und in nordöstlicher Richtung nach Gasr Achuan weiterziehen, indessen der von uns angenommene Führer erschien nicht, und ebenso wenig wollte einer der uns umgebenden Araber das Haus des Scheichs kennen. Es war dies ein von unseren Kameel-Treibern angestiftetes Komplott, welche, da sie tagweise bezahlt wurden, gern noch länger in Tomieh verweilt hätten. Endlich riß uns denn doch die Geduld und wir versuchten, den uns umgebenden Fellachin mit Flintenkolben und Reitpeitschen einige Begriffe von Höflichkeit gegen Fremde beizubringen; unsere vereinten Anstrengungen hatten denn auch den guten Erfolg, uns sofort ein halbes Dutzend Führer nach dem Hause des Scheichs zu verschaffen. Wir fanden indessen die hohe obrigkeitliche Person nicht zu Hause, vielleicht, daß der Furcht vor unseren Nilpeitschen sie bewog, sich verleugnen zu lassen. So mußten wir denn ohne Führer unseren Marsch antreten. Von der Bussole und dem Instinkt geleitet, brachen wir auf. Nachdem wir ungefähr eine Stunde in nördlicher Richtung zurückgelegt, stießen wir auf einen von Ost nach West fließenden Kanal, denselben, den wir schon bei Tomieh passirt. Doch Kanal ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck, ein kleiner Fluß strömt ziemlich reißend in einer tiefen Felsschlucht, niedriges Gesträuch umgiebt seine Ufer und krönt die seltsam zerrissenen Felswände; unsere Araber behaupteten, das Flußbett enthielte nur während der Ueberschwemmungs-Periode Wasser. Baron von H., der Syrien und Palästina durchreiste, fand eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Jordan und diesem Flusse; er nannte ihn den Jordan en miniature. Wir durchwateten eine ziemlich tiefe Furth, klommen die steilen Uferwände in die Höhe und befanden uns auf einer mit niedrigem Tamarisken-Gesträuch bewachsenen, von zahllosen kleinen Kanälen durchfurchten Hochebene. Wir glaubten uns in eine Gegend unseres Vaterlandes versetzt; die Wasser-Bäche murmelten neben dem schmalen Wege, und die eben in der am fernsten Horizont sichtbaren blauen Fläche des Birket el-Qurun untergehende Sonne verlieh dem Ganzen eine gewisse nordische Färbung.

Bei einbrechender Dunkelheit langten wir in Gasr Achuan an, einem

elenden, am Rande der Wüste gelegenen Dorfe, in dem sich ein Pesten von zwanzig Baschi-Bosuks, welche hier zu Lande die Stelle unserer Gensdarmen vertreten, befand. Kaum hatten wir unser Zelt aufgeschlagen, so kam der dieselben befehligende Buluk-Baschi (Unteroffizier über zwanzig Mann) und fragte nach unserem Teskere (Paßkarte). Als wir ihm dasselbe vorgezeigt, erklärte er, wir müßten hier warten, bis aus Medinet von dem Mudir die Erlaubniß zur Weiterreise eingetroffen sei. (Die Mudire sind unsere Landräthe und Kreis-Gerichts-Direktoren in einer Person.) Dadurch wäre uns ein Aufenthalt von mindestens sechsunddreißig Stunden entstanden; wir erwiderten ihm daher: Wir sind Franken, können mithin ungehindert im ganzen Lande reisen und brauchen durchaus keine Erlaubniß von dem Mudir. Hierauf meinte der Buluk-Baschi: Dann würde er uns mit Gewalt zurückhalten. Die ganze Sache war eine Bakschich-Speculation; zum Unglück des Spekulanten jedoch waren Baron H. und ich schon zu genau mit den Sitten und Verhältnissen des Landes bekannt, um in die allerdings fein gelegte Schlinge zu fallen; wir erwiderten ganz trocken, wenn er uns eine schriftliche Bescheinigung gäbe, daß er uns mit Gewalt zurückgehalten, so würden wir bleiben; wo nicht, würden wir der ungesetzmäßigen Gewalt Gewalt entgegensetzen. Da zog der Buluk-Baschi andere Saiten auf; er erklärte, ohne Erlaubniß der Mudirie uns keine Soldaten als Eskorte mitgeben zu können, und das Land wimmele von Räubern. Als Antwort zeigten wir auf unsere Doppelflinten und sechsläufigen Revolver, und brummend zog sich der Cerberus, welcher uns den Zugang zum See versperren wollte, zurück.

Am anderen Morgen brachen wir sehr früh auf und setzten unsere Wanderung ohne Führer weiter fort. Doch kaum hatten wir eine Stunde zurückgelegt, so fanden sich, Einer nach dem Andern, drei Soldaten ein, von dem für unsere Sicherheit besorgten Buluk-Baschi nachgeschickt, wie sie sagten.

Hier dürfte es vielleicht am Orte sein, über die Möglichkeit eines räuberischen Anfalles auf einen Europäer in Aegypten zu sprechen. Ein solcher wird sehr selten vorkommen; erstens weiß der Räuber, daß der Franke selten viel baares Geld bei sich führt, während der Orientale, ist er noch so zerlumpt gekleidet, fast immer sein ganzes Vermögen im Gürtel trägt; ferner weiß er, daß die Waffen des Europäers geladen sind und immer losgehen, was er selbst von den seinigen nicht mit Gewißheit annehmen kann; drittens endlich machen die Konsulate, ist einer ihrer Unterthanen beraubt oder gar ermordet worden, den betreffenden Paschas die Hölle heiß, bis dieselben einige Schuldige oder Unschuldige, darauf sieht man im Orient nicht so genau, ihrer eigenen Ruhe wegen, haben hängen oder todtprügeln lassen, und das wirkt doch einigermoßen störend auf die Gemüthlichkeit des Räuberlebens.

Wir zogen in östlicher Richtung um Wüstenende hin, an zahlreichen, in Trümmern liegenden Dörfern und Weilern vorbei. Unsere Begleiter erzählten, dieselben seien vor drei Jahren, bei dem erbitterten Kampfe zwischen den Armeen des Vice-Königs und den räuberischen Beduinen, zerstört worden, auch zeigten sie uns einzelne Stellen, wo zehn bis zwölf der Letzteren aufgehängt worden waren.

Endlich, nachdem wir uns durch Tamarisken-Gesträpp und sumpfige Stellen mit Mühe einen Weg gebahnt, kamen wir an den Birket el-Quorn und schlugen hier am Ufer eines Kanals unser Zelt auf. Es war dies derselbe Kanal, welcher sich vom Bahr Jussuf beim Eintritt in die Provinz nordwestlich abzweigt, den wir zwischen Tomieh und Gasser Achuan überschritten hatten, und der in die westliche Spitze des Sees einmündet.

Das Birket el-Quorn, Kerun oder Horn, von den Arabern el Faraun genannt, weil sich nach einer Volkssage auf dem Grunde des Sees das untergegangene Schloß des Pharao befindet, soll der alte Möris-See sein. Er ist fünfzehn Stunden lang und an der breitesten Stelle anderthalb Stunden breit. Herodot, welcher den Möris-See künstlich ausgegraben nennt, giebt ihm einen Umfang von 3600 Stadien und 50 Klaftern Tiefe. Mitten im See sollen nach ihm zwei, heut verschwundene, Pyramiden gestanden haben, auf deren Spitze sich die sitzenden Riesenstatuen eines Königspaares befanden. Am Ufer des Sees lag die Stadt Aehinoa und das von den Dodekarchen erbaute Labyrinth mit seinen dreitausend halb über-, halb unterirdischen Zimmern. Heute sind nur noch wirre Erdtrümmer-Haufen davon übrig, aus denen hier und da die Bruchstücke weißer Säulen hervorschimmern. Doch ist es, wenn ich nicht sehr irre, Professor Lepsius, und nach seinen Angaben Dr. von Heuglin gelungen, einen Plan des großartigen Bauwerkes zu entwerfen.

Jedenfalls ist die Annahme, daß der Birket el-Quorn ein Reservoir für die wasserarme Sommerszeit gewesen, durch Wilkinson widerlegt worden, der nachgewiesen, daß der See sich im nördlichen Theil von Fayum befinde, und daß sein Wasserspiegel circa 125 englische Fuß tiefer liege, wie die Niveler bei Benisuef. Der See könnte mithin nur die Bestimmung gehabt haben, die überflüssigen Wasser der Ueberschwemmung aufzunehmen. Das von dem König Amenemha III. angelegte, riesige Wasserbecken ist mit weit mehr Wahrscheinlichkeit dorthin zu legen, wo die von dem Franzosen Linant de Bellefonds entdeckten Dämme sich befinden.

Nach Ritter nämlich, ist die Halb-Oase Fayum ein halbumwegtes, von Ost nach West gelegenes Plateau mit zwei geringen Abdachungen, in deren nördlicher der Birket el-Quorn liegt; die aufgefundenen Dämme nun befinden sich auf der vorderen, kulminirenden Fläche, welche etwas höhee liegt, als die hintere westlichere. Durch die Dämme würde die voedere Hälfte abgeschnitten und in einen See verwandelt worden sein, welcher nach dem im Lauf der Zeiten erfolgten Durchbruch der Dämme ausgetrocknet ist.

Ritter sagt ferner über den, in zwei Armen in den Birket el-Quorn mündenden Bahr Jussuf*: „Der Bahr Jussuf, auf den neueren Karten als ein geradliniger Kanal von 36 Stunden Länge verzeichnet, von Mellawi bis zum Eintritt nach Fayum, ist nichts Anderes als ein alter Nilarm, mit eben solchen Serpentinen, wie der Nil selbst, von gleicher mittlerer Breite, dreihundert Fuß, am breitesten bei dem Dorf El Haze. Wie der jetzige Nil den Fuß der arabischen Kette, so bespült dieser sein älteres Bette vor seiner Wanderung gegen Osten, den Fuß der libyschen Berge, und ergießt sich nordwärts nach El Fayum. Ueberall ist sein Bett niedriger, als das Niveau des hohen Nilwassers."

Nach der Meinung mehrerer Geographen zog sich dieser alte Nilarm von Fayum durch die libysche Wüste nach dem Mittelländischen Meere. Setzt man diese Annahme als richtig voraus, so kann sie nur auf den nördlichen Arm des Bahr Jussuf bezogen werden, als dessen Fortsetzung man die jetzt versandete Thalsenkung der libyschen Wüste ansehen kann, welche noch heute den Namen Bahr bela Me (Moie) d. h. Fluß ohne Wasser, führt. Der südliche Arm des Bahr Jussuf fließt auf der kulminirenden Linie des Fayum-Plateaus, erhebt sich über das Plateau der Provinz, sowie über den ihn umgebenden Boden und ist, wie man im Sommer deutlich erkennen kann, in den Felsen künstlich eingebauen.

Von dem mit dem Nil parallel laufenden Bahr Jussuf spaltet sich bei Illaun ein nach Westen in die Provinz Fayum gehender Arm ab, während der alte Arm in seiner Richtung verharrt und gegenüber von Miniet el Araus in den Rosette-Arm des Nils mündet; Spuren einer alten Fortsetzung des Kanals münden in gleicher Höhe mit dem Kanal von Menouf ebenfalls in den Rosette-Arm; jetzt ist eine Strecke des alten Kanals bis Teeamh wieder eröffnet.

Mit vieler Mühe drangen wir bis an das Ufer des Sees vor, der von niedrigem Tamarisken-Gesträpp und Sümpfen, welche allerdings im Sommee austrocknen, umgeben ist. Sein Wasser ist salzig und ungenießbar, sein Fischreichthum sehr bedeutend; ebenso sehen während des Winters unglaubliche Mengen von Wasservögeln auf ihm. Schweine, Hasen, Wüstenhühner, Schakale, Füchse giebt es sehr viel in der nächsten Umgebung, ebenso kommen Gazellen und Hyänen aus der Wüste zu den Stellen, wo sich trinkbares Wasser findet.

Am 28. brachen wie unser Zelt ab und zogen wieder nach Gasr-Achuan; am folgenden Tage setzten wir unsern Weg nach der Hauptstadt der Provinz Medinet el Fayum fort. Wir zogen querfeldein, weniger um den Weg abzukürzen, als um den Reichthum des Landes mehr bewundern zu können. Dicht bei Gasse-Achuan mußten wir wieder den Nord-Arm des Baches Jussuf überschreiten, auch hier zeigten Spuren alter Brücken, Schleusen und Dämme von der Sorgfalt, die man in früheren Zeiten auf die Wasserbauten verwendet. Wie ritten zwischen herrlichen Feldern, in denen Mais, Durra und Zuckerrohr in einer Stärke und Höhe standen, wie ich sie kaum für möglich gehalten. Ueber Kaffr, Nachdus und Sennauris kamen wir nach Miachmun, wo einige alte Trümmerhaufen unsere Aufmerksamkeit fesselten. Rechts und links von der Straße lagen je ein großer und ein kleiner Haufen riesiger Steine übereinander geschichtet, vielleicht Ueberreste von Pyramiden oder Pylonthürmen.

Von hier bis Medinet, auf welcher Strecke man nur noch ein Dorf, Menchieh, passirt, wechseln Reisfelder und Oliven-Gärten mit Durra und Maisfeldern ab.

Medinet el Fayum, die Hauptstadt der Provinz, liegt an dem bei hohen Wasserstande für kleine Barken bis hieher schiffbaren Kanal; sie

* Bahr, sprich Bachr, wird von den heutigen Arabern auf das Verschiedenartigste gebraucht; es bedeutet Meer, Fluß, Kanal; El Bahr bezeichnet den Nil.

zählt über 15,000 Einwohner, besteht zum größten Theil aus den gewöhnlichen, erbärmlichen arabischen Lehmhäusern, enthält indessen ein Paar aus Stein gebaute alte Moscheen und ein kleines katholisches Kirchlein, an dem ein Pater Guardian angestellt ist. Hohe Erdtrümmerhaufen, auf denen hier und da ein paar Säulen-Trommeln, meistens aus rothem Granit, herumliegen, zeigen, daß hier einst große Bauten des Alterthums gestanden haben (Crocodilopolis). Unsere Araber erzählten uns, daß von hier zwei unterirdische Gänge ausliefen, der eine in nördlicher Richtung bis nach Semmanud, der andere nord-nord-östlich bis nach Gizeh; in ersterem sollen bei einer auf Befehl des Mudir's angestellten Nachforschung einige Mumien, Münzen ꝛc. gefunden worden sein, doch da unsere Reise keinen antiquarischen Zweck hatte, so stellten wir keine weitern Nachforschungen über die Richtigkeit dieser Angaben an.

Von Medinet zogen wir am folgenden Tage in südwestlicher Richtung durch herrlich angebaute Felder an zahlreichen Dörfern vorbei. Das Bemerkenswertheste derselben ist Eya, in welchem die Fabrication der in ganz Aegypten verbreiteten Binsenmatten hauptsächlich betrieben wird; von diesen Matten kostet der Quadrat Pik (ein Pik = 18″) der weißen 50 Para (2 Sgr.), der buntgearbeiteten 70—90 Para (2 Sgr. 10 Pf. — 3 Sgr. 8 Pf.) Die ganze Umgegend von Eya ist mit Binsen bebaut, welche zu dieser Fabrication benutzt werden. Bald hinter Eya kommen wir an das Ufer des Sees Kharak; die langen, ihn umfassenden Steindämme (der See liegt höher, als das ihn umgebende nächste Terrain), die kolossalen Schleusen und Wehre, die riesigen Trümmer massiver Brücken, erregen das Erstaunen des Beschauers im höchsten Grade, doch nicht minder muß er sich über die Indolenz der Regierungen wundern, welche so imposante und so nutzbringende Bauten immer mehr und mehr verkommen lassen.

Was die vergang'nen Geschlechter
Sorgsam und tüchtig gebaut,
Haben die türkischen Herren
So recht gründlich verf——t!

Zwei Stunden zogen wir auf Steindämmen am Nordwest-Ufer des See's entlang; Fellachin, denen wir unterwegs begegneten, theilten uns mit, daß der direkte Weg nach Reble, unserm Reiseziel, durch die Ueberschwemmung unterbrochen sei und wir einen Umweg von mehreren Stunden machen müßten; wir schlugen deshalb unser Zelt, die portative Heimat des Reisenden in diesen Ländern, in dem eine halbe Stunde vom See-Ufer entfernten Minyet auf. Eine dichte Schaar von Arabern umringte uns staunend, vielleicht hatten sie seit der Anwesenheit des Herzogs von Brabant, welcher als Ibn el nehoms, d. h. „Sohn der Sonne," noch im Gedächtniß dieser „Kanadier, die Europa's überklugte Höflichkeit nicht kennen," fortlebt, keinen Franken zu Gesicht bekommen. Beim Abladen unseres Gepäcks entdeckten wir zu unserem großen Schrecken, daß eine der Chulen (poröse Wasserflaschen) zerbrochen war; als wir darüber den Kameeltreiber zur Rede setzten, mischte sich einer der Araber beschwichtigend in's Gespräch. Ento marink! Was kümmert's dich! fuhren wir ihn an; schnell verschwand der uns umgebende Haufe, und ungestört konnten wir unser Leinwand-Haus aufbauen. Bald jedoch erschien der angefahrene Araber wieder, und brachte uns eine sehr höfliche Einladung des Besitzers des Dorfes, Osman-Bey. Grobheit ist im Orient ein Prärogativ und ein Attribut der Vornehmheit, und ihr allein hatten wir diese Aufmerksamkeit des Bey's zu danken. Nach flüchtig gemachter Toilette gingen wir zu ihm, und fanden einen in mittlerem Alter stehenden freundlichen Türken; wir nahmen, auf dem Divan mit gekreuzten Beinen sitzend, ein Diner à la turque ein, d. h., wir aßen bunt durcheinander von den zugleich auf mehreren großen Platten servirten Speisen, griffen mit den Fingern in die Schüsseln und gebrauchten das Brod als Serviette. Nach dem landesüblichen Kaffee und Tschibuck empfahlen wir uns; vor dem Zelt war große Versammlung; ein Theil der aus Kopten bestehenden Bevölkerung des Dorfes hatte sich eingefunden, und präsentirte uns einen selbstgefertigten Dattel-Branntwein, der sau und widerlich schmeckte. Wir regalirten sie dafür mit Absint und umnüßten uns herzlich über die Grimassen, welche die Kopten schnitten, wenn das gierig verschluckte Getränk ihre so starker Spirituosen ungewohnten Kehlen zusammenzog.

Als wir am nächsten Morgen aufbrechen wollten, sandte uns der Bey ein Frühstück, dessen Hauptbestandtheile gekochte Hühner und Honig waren. Gegen 8 Uhr setzten wir uns in Marsch und zogen in westlicher Richtung in die Wüste hinein nach dem $2^1/_2$ Meilen entfernten Garra. Auffallend war auf dem Wege nur, daß wir in der Wüste vor Garra und hauptsächlich hinter diesem halb zerstörten Dorf, das jetzt eine Soldaten-Station ist, eine Staude, welche sonst nur in Ober-Aegypten und Nubien wild wächst, in großer Menge antrafen. Die Beduinen sammeln den Saft derselben und verkaufen ihn als Opiat an europäische Handelsleute, doch könnte dieser Industriezweig bei der bedeutenden Anzahl und dem großen Saftreichthum der Pflanzen weit mehr ausgebeutet werden.

In Garra, von wo aus wir weiter westlich in die Wüste hinein wollten, um zu den Ruinen einiger alten Städte zu gelangen, wurde uns von dieser Excursion abgerathen. Man erzählte uns, es seien in letzter Zeit mehrere Raubanfälle vorgekommen, und sogar für größere Karavanen sei die Straße sehr unsicher. Als Ursache dieser Räubereien gab man Folgendes an. Bei Medinet habe ein Corps von vierhundert Arnauten gestanden, welche wie alle andern Truppen und Beamten schon seit Monaten keinen Gehalt empfangen; endlich hätten die in der größten Noth befindlichen Soldaten eine Bittschrift um Befriedigung ihrer Rückstände bei der Regierung eingereicht. Als Antwort darauf sei der Befehl erfolgt, ihnen Pferde und Waffen abzunehmen und sie sämmtlich aus dem Dienste zu entlassen; um ihr Gehalt betrogen, blieb den Arnauten nichts anderes übrig, als zur letzten ratio hominis in diesen Ländern, zur Selbsthülfe zu greifen und das Räuberhandwerk zu beginnen. Da in den Antecedentien weder der Regierung noch der Arnauten etwas lag, was ein solches Verfahren hätte unwahrscheinlich machen können, so gaben wir unsern Plan auf und kehrten am nächsten Tage nach Medinet el Fayum zurück.

Auf dem Rückwege hatten wir das phantastische Schauspiel einer Fata Morgana; ein großer See, an dessen Ufern herrliche Palmenwälder standen, auf dessen blauen Fluthen Schaaren weißer Vögel schwammen, breitete sich vor unsern erstaunten Augen aus. Wir wußten zuversichtlich, daß dort, wo das wunderbare Bild uns erschien, die nackte, öde Wüste war, und doch waren alle Umrisse so klar, so bestimmt, daß wir beinahe irre wurden. Je näher wir indessen kamen, desto unklarer wurden die einzelnen Gegenstände, nebelbildermtig verschwand das Gemälde, und an die Stelle der poesiereichen Fiction trat die öde Wirklichkeit der Wüste; so neckt uns im Leben die trügerische Hoffnung, doch denken wir endlich das Bild unserer Phantasie ergreifen zu können, so verschwimmt es im Nebel, aus dem uns nur das offene Grab entgegengähnt.

In Medinet angelangt, ritten wir, während unser Zelt aufgeschlagen wurde, nach der großen, dicht an der Stadt gelegnen, Halim-Pascha gehörigen Esel-Stuterei, von der aus ein großer Theil Mittel- und Unter-Aegyptens mit Eseln versehen wird. Der hier gezogene Schlag ist mittelgroß, aber kräftig gebaut und ausdauernd; der Durchschnittspreis für einen guten Esel ist 3—400 Piaster, doch giebt es auch welche für die Hälfte dieser Summe. Exemplare, die sich durch Größe und Schönheit auszeichnen, werden wie die aus dem Hedjas mit 1000—2000 Piaster bezahlt. Auf dem Rückwege durch die Bazars der Stadt hielten wir, um etwas zu kaufen, und Baron H. machte bei dieser Gelegenheit eine Aeußerung in deutscher Sprache zu mir, als wir zu unserem großen Erstaunen von einem Individuum, dessen Kleidung eine merkwürdige Zusammenstellung europäischer und arabischer Tracht war, in unserer Muttersprache angeredet wurden. Derselbe begleitete uns zu unserm Zelt und stellte sich dort als „botanischer Chirurg" vor, Arzt in Diensten des ägyptischen Gouvernements. Es war eine merkwürdige Erscheinung; ein geborner Ungar, landerwälschte er in sieben Sprachen; nach seiner Angabe, hatte er sich längere Zeit in Cordofan und Abyssinien aufgehalten und beschäftigte sich hier neben seiner amtlichen Stellung mit Antiquitäten und Kräuter-Sammeln. Diese letztere Angabe veranlaßte mich, ihn nach dem botanischen Namen der Staude, die wir bei Garra gefunden, und von der wir einige Exemplare mitgenommen hatten, zu fragen. Nach längerem Besinnen erwiderte er: Ja, auf Lateinisch nennt sich das der Opius! Nach der Analogie von filium, filius hatte er sich gar nicht so schlecht aus der Verlegenheit gezogen.

Am folgenden Tage kehrten wir von Medinet nach Tomieh zurück. Der Weg führte durch herrlich angebaute Felder und Gärten; an einigen Kanälen fand ich auch einen, unserer vaterländischen Weide sehr ähnlichen Baum. Eine Meile vor Tomieh kamen wir an den Birket el Quorn vorbei, an dessen Ufer das Dorf Sydbi liegt; der Nord- und Ost-Rand des Sees ist von alten Steindämmen eingefaßt.

In Tomieh wurden wir, Dank unserm frühern energischen Auftreten, mit vieler Zuvorkommenheit aufgenommen. Eier, Milch und Brod brachte man uns in Menge zum Kauf; doch konnte uns alle Liebenswürdigkeit der Bewohner nicht mit der trostlosen Lage des Ortes aussöhnen; am nächsten Morgen brachen wir auf und langten nach zehnstündiger Wüstenwanderung müde und matt in Daschur an; es war der 4. November.

v. B.

China.

Studenten in China.*

Jedes nur irgend anſtändige Haus in China hat ein Studirzimmer, das auf den inneren Hof die Ausſicht hat. Thür und Fenſter ſtehen das ganze Jahr, außer im Winter, faſt beſtändig offen; nur ſind die letzteren gegen Regen und Sonne mit Gitterladen verſehen. Der Schreibtiſch, an dem der Hausherr oder der Sohn arbeitet, ſteht am Fenſter; daher heißt: er ſitzt unter dem Fenſter, ſo viel wie: er ſtudirt; ſie ſitzen an demſelben Fenſter drückt aus: ſie ſind Schulgenoſſen; endlich bezeichnet man mit Fenſter einen Studenten. — Zuvörderſt alſo wollen wir uns, chineſiſch geſprochen, die Fenſter des kaiſerlichen Hauſes anſehen.

Die Regierung iſt auf die patriarchaliſche Verfaſſung gegründet. Der Kaiſer, der ſichtbare Gott, begreift in ſeiner Perſon alle Gewalten: Vater und Mutter ſeines Volkes, iſt er der oberſte Leiter und Ordner des Staats und der Religion. Bei dieſer Machtfülle iſt es ſeine Pflicht, perſönlich zu regieren, alle Geſetze zu kennen, Alles zu unterſuchen; daher werden auch die Thronerben mit der größten Sorgfalt erzogen, Bulletins über ihre Fortſchritte regelmäßig ausgegeben und im ganzen Reich verbreitet. Natürlich muß ein Sohn des Himmels zuvörderſt leſen lernen. Nun iſt aber das chineſiſche Buchſtabenſyſtem das verwickelteſte in der Welt. Die Sprache hat freilich nur 300 lauter einſilbige Wurzeln; allein um die verſchiedenen und oft lagiſch unzuſammenhängenden Bedeutungen deſſelben Wortes auszudrücken, bedient man ſich der mannigfaltigſten Biegungen der Stimme und der vier Arten von Betonung, was genau durch Schriftzeichen angegeben wird, ſo daß dieſe die ungeheure Zahl von 80,000 erreichen. Dieſes Repertorium muß man im Kopfe haben, wenn man genöthigt iſt, Alles zu leſen, was im amtlichen Styl geſchrieben werden kann; die Prinzen müſſen alſo unter einer unermeßlichen Anſtrengung ihre Jugend verbringen, wenn ſie nur die Staatsurkunden verſtehen wollen. Ein Privatmann kann ſich, ſtreng genommen, mit einem Bruchtheil des Wörterſchatzes begnügen; der Kaiſer muß auf dem ganzen Schriftgebiet heimiſch ſein.

„Man muß wiſſen," ſchreibt Pater Benoit in den Lettres édifiants 1775, „daß in der Nähe des gewöhnlichen kaiſerlichen Zimmers, in Peking ſowohl, wie in ſeinem Luſthauſe, ſich die ſogenannte oberſte Klaſſe einzig und allein für die Prinzen befindet. Sobald ſie das lernfähige Alter erreicht haben, müſſen ſie dieſe Klaſſe von Morgen bis Abend beſuchen. Weder reiferes Alter, noch Staatsämter, die ſie bekleiden, können ſie davon entbinden. Selbſt an den Tagen, wo ſie im Amte beſchäftigt ſind, müſſen ſie, nach vollbrachtem Tagewerke, ſich in der Klaſſe einfinden. Jede unbegründete Verſäumniß würde der Kaiſer an ihnen, ohne Rückſicht auf Alter und Würde, nachdrücklich beſtrafen. Außerdem, daß der Kaiſer, wenn er Muße hat, beim Unterrichte zugegen iſt, läßt er die Prinzen öfter in ſein Kabinet kommen und prüft ſie perſönlich über ihre Fortſchritte. An einem feſtlichen Tage war ich Zeuge, daß der Kaiſer, der einem Schauſpiele beiwohnte, einige ſeiner Söhne, die ſelber ſchon Kinder in der Klaſſe hatten, rufen ließ, ihnen ein Thema aufgab, das ſie in einem angränzenden Zimmer ausarbeiten mußten, und daß ſie nicht eher an dem Schauſpiel Theil nehmen durften, bis ſie die Arbeit zu ſeiner Zufriedenheit vollbracht hatten."

Arme chineſiſche Prinzen! Arme chineſiſche Beamten! Welch eine Pferdearbeit, welch ein Rieſengedächtniß gehört hier dazu, um Etwas zu werden! Dafür aber iſt jeder Chineſe berechtigt, nach den höchſten Würden zu ſtreben, denn außer der kaiſerlichen Familie giebt es keinen privilegirten Stand. Alle Chineſen, Kinder Eines Vaters, ſind ebenſo fähig, wie befugt, ihm zu dienen und unterſcheiden ſich nur durch die Rollen, die er ihnen zutheilt. Da er ihnen die Freiheit verſagt, muß er die Gleichheit unter ihnen aufrecht halten, und das Uebergewicht, das er Einigen einräumt, geſchieht nur im Dienſte und zum Frommen des Staates. Die Verwaltung iſt überdies ein Meiſterſtück bis in's Kleinſte durchgearbeiteter, deſpotiſcher Centraliſation: der Kaiſer mit Beiſtand ſeiner Mandarinen iſt's, der thatſächlich und rechtlich regiert.

Jeder Chineſe kann nach der Ehre ſtreben, das goldene Roß zu beſteigen und in dem Jaspisſaal zu ſitzen, d. h. Akademiker zu werden. Iſt er einmal dahin gelangt, ſo ſind ſeinem Ehrgeiz alle Wege zu den bürgerlichen oder militairiſchen Stellen gebahnt; er ſteigt nach dem Grade ſeiner gelehrten Bildung. Aber wie viele Bewerber bleiben durch ihr ganzes Leben, elend und ſeufzend, am Fuße der hierarchiſchen Leiter ſtehen!

Die chineſiſchen Theaterſtücke und Romane, die ſich, wie in keiner andern Literatur, ſtreng an die Wirklichkeit halten und die zuverläſſigſten Zeugen der Nationalſitten ſind, ſchildern uns durchweg, mit welcher Anſtrengung des Kopfes und des Muthes die Kandidaten zu ringen haben, um ihre Grade zu erlangen. Zu der abmattenden Arbeit des Ehrgeizes geſellen ſich mitunter die harten Prüfungen der Noth.

In einem Schauſpiele: der Geizige, ſchleppt ſich ein unglückliche Reiſende mit Frau und Kind, todtmüde, ausgehungert, von Froſt erſtarrt. Es iſt ein Student, der aus der Hauptſtadt, wo er im Examen durchgefallen, nach ſeinem Geburtsort heimkehrt. Um nicht zu verhungern, ſieht er ſich genöthigt, ſeinen Knaben für zwei Unzen Silber (etwa vier Thaler) zu verkaufen.

Die Reiſen, zu welchen die Examina nöthigen, erſchöpfen oft alle Mittel eines Bewerbers und ſeiner Familie.

Kommen wir nun zu dem Mechanismus des Unterrichts-Syſtems. Die Zeitdauer des Schulunterrichts iſt nicht feſtgeſetzt; überdies, obgleich es in keiner Stadt, ſie ſei klein oder groß, an einer Art Gymnaſium fehlt, das von einem oder zwei Mandarinen geleitet wird, ſo bereitet man ſich doch nicht in den öffentlichen Lehranſtalten zu den Graden vor. Reiche junge Leute beſolden vielmehr einen Hauslehrer; minder bemittelte thun ſich, ihrer acht oder zehn, zuſammen und unterhalten einen Lehrer auf gemeinſchaftliche Koſten; bei einer größeren Zahl könnte der Lehrer, in Betracht der Menge und Schwierigkeit der Schriftzeichen, nicht die gehörige Sorgfalt und Aufmerkſamkeit auf den Einzelnen verwenden.

Der Anfang wird mit dem Leſen ſolcher Schriften gemacht, worin die geläufigeren Charaktere nachkommen; von dieſen geht man zu den vier Büchern, zur Schrift und ſpäter zur Uebung in kleinen Aufſätzen über.

Die vier Bücher (Sze-schu) ſind: die große Studie, die Unwandelbarkeit in der Mitte, die philoſophiſchen Unterhaltungen (alle drei von Kanfutſe), der Mengtſeu, der kurz nach Konfutſe lebte und deſſen philoſophiſche Lehre fortſetzte.

Hat der Lehrling die vier Bücher ordentlich inne, ſo wendet er ſich mit allem Fleiß zu den Kings, den heiligen Büchern, deren es fünf giebt: das Buch der Wandlungen, das erhabene Buch (die Geſchichte der alten Dynaſtien), das Buch der Liebe, das Buch der Gebräuche, der Frühling und Herbſt.

Er kann ſich nun zur Erwerbung des erſten Grades — gleichſam zum Baccalaureat — melden. Dafür findet eine Art vorbereitender Prüfung ſtatt, wozu die Studenten von den Statthaltern der Provinzen vorgeladen werden. Dieſe geben die Themata der ſchriftlichen Arbeiten, Sentenzen aus den vier Büchern, auf; ſie leſen die Abſchriften durch, verwerfen die ſchlechten und ordnen die beſſeren nach ihrem inneren Werth. Nach dieſer Reihenfolge werden die Namen der Kandidaten, die zum regelmäßigen Examen zugelaſſen werden, an das Brett angeſchlagen.

Die Konkurrenten werden zuſammen in einen großen Saal des Gouverneur-Palaſtes eingeſchloſſen. Bevor ſie die aufgegebene Arbeit fertig haben, dürfen ſie den Saal nicht verlaſſen, noch ſich mit einander unterhalten; ſie werden von den tatariſchen Soldaten bewacht, die ſie vor dem Eintritt durchſuchen, damit ſie nicht Bücher, aus denen ſie ſich bei ihrer Arbeit Rathes erholen könnten, heimlich einſchleppen. Wenn ſie fertig ſind, prüft ſie der Präſident mit Beiſtand der Gelehrten, die er ausdrücklich zu dieſem Behufe beſtellt. Er wählt die Beſten heraus und ernennt ſie zu Baccalaurea.

Wollen ſie ihren Rang bewahren, ſo ſind ſie gehalten, ſich alle drei Jahre einer neuen Prüfung zu unterziehen, wonach ſie in ſechs Klaſſen getheilt werden; die der erſten und zweiten werden als tüchtig, die der dritten als mittelmäßig bezeichnet; in die vierte oder fünfte zu kommen, gilt für einen Schimpf; die aber gar in die ſechſte gewieſen werden, verlieren Grad und Amt. Wer, ohne krank oder in Trauer um ſeine Eltern zu ſein, von dem vom Hofe abgeordneten Examinator zu der dreijährlichen Prüfung nicht erſcheint, wird in die Reihen des Volkes zurückgeſtellt. Bejahrte Baccalaurea, die in einem letzten Examen Beweiſe ihrer Tüchtigkeit gegeben haben, werden von dieſen Prüfungen entbunden, behalten jedoch das Gewand, die Mütze und die Ehrenrechte, die mit dem Stande eines Graduirten verbunden ſind.

Nach den Prüfungen der Zulaſſung und Beibehaltung hat man noch drei zu beſtehen, um das Licentiat zu erlangen. Die zwei erſten ſind nur vorbereitend, das dritte iſt ein Rigoroſum; es findet alle drei Jahre ein Mal in der Hauptſtadt jeder Provinz ſtatt. — Als Examinatoren ordnet der Kaiſer zwei Mandarinen ab, die bei der Prüfung den Vorſitz

* Die Einnahme Peking's durch europäiſche Krieger wird unſtreitig unſere Berührungen mit China, und zwar nicht blos in handelspolitiſcher Hinſicht, vermehren. Wir theilen daher nachfolgende Notizen eines franzöſiſchen Sinologen in der Revue de l'instruction publique mit.

führen. Sie dürfen nicht aus der Provinz, in die sie abgeordnet werden, geboren sein; eine Regel, die durch das ganze Reich streng beobachtet wird. Trotz aller dieser und vieler anderen Vorsichtsmaßregeln ist der Licentiatentitel hier und anderswo käuflich. Allerdings werden die Mandarinen, wenn es der Kaiser erfährt, mit dem Tode bestraft.

Monat, Tag, Stunde und überhaupt Alles, was die Prüfung der Licentiaten betrifft, ist durch ein Regulativ bestimmt. Sie findet an drei verschiedenen Tagen statt. Die erste Versammlung wird am 8. des achten Mondes Nachmittag eröffnet und dauert bis tief in die Nacht hinein; die Liste Derer, die die vorbereitenden Examina bestanden, wird vorgelesen. Am 9. mit Tagesanbruch giebt der erste Mandarin die Themata auf, welche die Kandidaten auszuarbeiten haben; sie werden auf Täfelchen eingegraben, und jeder Bewerber bekommt ein Exemplar. Diese erste Sitzung dauert bis zum 10. Morgens; die zweite vom 11. — 13.; die dritte vom 14.—16.

Das Gebäude, in welchem die Prüfungen abgehalten werden, ist von bedeutendem Umfang. Eine lange Galerie kleiner Zellen läuft auf einen Saal aus, in welchem der Vice-König seine Sitzungen hält. Zu beiden Seiten des Saales befinden sich sechs Zimmer für sechs Examinatoren. Der Statthalter der Provinz wacht über die gute Ordnung. Tatarische Soldaten führen die Baccalauren, jeden in seine Zelle, die verschlossen und mit dem Siegel des Vice-Königs versiegelt wird.

Die Themata der schriftlichen Arbeiten werden aus den vier Büchern und den Kings entlehnt. Die abgegebenen Arbeiten werden von eigens dazu bestellten Kopisten abgeschrieben, damit die Examinatoren die Hand der Konkurrenten nicht erkennen. Diese Abschriften werden dann der Prüfungs-Komissien zugestellt, die sie durchliest und den Mandarinen ihr Urtheil abgiebt. Diese überschicken dem Kaiser die Namen der Auserwählten, und die Liste derselben wird dann an einem bestimmten Tage ausgehängt. Der Vice-König giebt den Neugraduirten ein großes Fest, macht Jedem im Namen des Kaisers ein Geschenk, das in einer silbernen Schale und in einer mit einem Knopf von Schmelz verzierten Mütze besteht. Den anderen Tag erhalten sie den Besuch aller Mandarinen der Hauptstadt, den sie an demselben Tage mit großer Feierlichkeit erwidern.

Die Prüfung für die Doktorwürde weicht nur wenig von der vorstehenden ab; nur wird sie in Peking abgehalten. Es werden beiläufig 150 Doktoren auf einmal pramavirt, die sich in drei Klassen theilen; die erste besteht nur aus drei, die von dem Kaiser persönlich geprüft worden sind, bei der zweiten und dritten ist die Zahl nicht bestimmt.

Aber auch in der Waffenkunst giebt es Baccalauren, Licentiaten und Doktoren, die alle entweder Tataren oder Tatarensöhne sind. Hier wird mehr auf Gewandtheit, als auf Wissenschaft gesehen. Diese Prüfung findet alle drei Jahre in der Metropole statt, und zwar zwei Monate nach der Prüfung der Literaten im Anfang des zehnten Mondes. Auch sie besteht in drei Abtheilungen unter dem Vorsitz des Vice-Königs. In der ersten läßt man die Bewerber mit Pfeilen schießen; in der zweiten prüft man ihre Geschicklichkeit im Reiten; in der dritten endlich müssen sie schriftliche Aufsätze über militaieische Gegenstände ausarbeiten. Die Namen der Bestbestandenen werden öffentlich angeschlagen. Das Examen der Doktoren der Waffen wird bei Hofe abgehalten und zwar in demselben Jahre, in welchem die Doktoranden der Literatur ihre Prüfung bestehen. Die den Titel erlangt haben, können alle militaieischen Stellen bekleiden, die mit den bürgerlichen Aemtern, zu denen die Literaten vermöge ihres Grades berechtigt sind, parallel laufen. Uebrigens können auch die Literaten in die Armee eintreten. Es ist nichts Seltenes, daß die Regierung einen tüchtigen Literaten zur Führung eines Krieges wählt.

Alle Vorsichtsmaßregeln, die man bei den wissenschaftlichen Prüfungen anwendet, um den Uebelständen und Mißbräuchen zu begegnen, werden auch hier angewendet, ohne dadurch hindern zu können, daß China ebenso viele untaugliche Offiziere, wie unwissende Mandarinen aufzuweisen habe.

Obgleich auf den Verkauf der Stimme eines Examinators der Tod steht, so wird diese Strafe doch selten angewandt; die Zahl derer, die dem Henker verfielen, wäre zu groß, und bald hätte das Reich keinen Mandarinen. Ueberdies fehlt es an Denunzianten. Jeder scheut es, sich mit den Gouverneuren der Provinzen zu verfeinden, die unter einem beliebigen Vorwande die Ehre des Mandarinenthums rächen würden, bald durch tyrannische Erpressungen, bald durch grausame Verfolgungen, bald durch härteste Einkerkerungen, die sie stets zu beschönigen wissen, wenn sie nur ihre Anhänger bei Hofe haben, die ihnen den Rücken decken.

Ist aber auch das Urtheil der Richter um Gold nicht feil, so können sie doch von dem Verdacht nicht freigesprochen werden, sich oft von Willkür und Laune leiten zu lassen. So erzählt der Verfasser der Schrift: „Aufopferung des Tschao-li," im Jahre 25 nach unserer Zeitrechnung sei ein Bewerber um eine militaieische Auszeichnung, trotz seinem Verdienste, wegen seiner Häßlichkeit, zurückgewiesen worden. Erbittert über eine solche Ungerechtigkeit, habe er sich an die Spitze einer Schaar Unzufriedener gestellt, das Räuberhandwerk getrieben und die Gewohnheit angenommen, bei seiner Hauptmahlzeit ein Stück von dem Herzen oder der Leber eines Menschen zu essen.

Der Kaiser selbst, der oberste Examinator, läßt sich bisweilen von einem Vorurtheil gegen den Examinanten einnehmen. Eine Sage, die einem ziemlich bekannten, mythologischen Roman zu Grunde liegt, erzählt davon ein Beispiel.

Unter der Dynastie Thang lebte ein Baccalaurens von seltsamer Gestalt: denn er hatte einen Leopardenkopf und einen Drachenbart. Er hieß Tschong-kuni. Kenntnißreich, bereit, der Erste unter den mitbewerbenden Doktoranden, wurde er in den kaiserlichen Palast befohlen; der Kaiser aber, entsetzt von seinem Anblick, verweigerte die Bestätigung der Wahl: „Nein," rief er aus, „nimmer kann ich mich entschließen, diesen Menschen zum Minister zu nehmen; er ist zu häßlich!" Tschong-kuni wollte einige Vorstellungen machen, der Kaiser befahl, ihn zu verhaften. Da zog der Unglückliche wüthend sein Schwert und stieß es sich in die Brust.

Die Bewunderer dieses Systems heben die vortheilhaften Seiten desselben mit den Worten hervor: „Diese Einrichtung konnte nur der Ausfluß einer weisen Politik sein; denn abgesehen von dem angeborenen Eifer der Chinesen für die Literatur, müssen diese fortwährenden Uebungen, diese häufigen Prüfungen sie in Athem halten, sie durch einen edlen Wetteifer spornen, den besten Theil ihres Lebens ausfüllen und so verhindern, daß sie, vor Unthätigkeit und Muße, darauf fallen, Unruhen im Staate zu erregen. Das Verdienst wird durch rühmliche Belohnungen gekrönt, und endlich steht, infolge des Systems das Mandarinenthum so fest, daß die Eroberer Chinas sich zuletzt dem Uebergewicht der großen, nationalen Körperschaft beugen mußten."

Daß ein Beamtenheer etwas Unvertilgbares sei, daß sich daran die gewaltsamsten Stürme der Revolution machtlos brechen — leidet keinen Zweifel; fragen könnte man aber, woher kommt's, daß über dieses Heer hinweg der fremde Feind den vaterländischen Boden überschwemmt?

Und in den noch so ehrlich veranstalteten Wettkämpfen erlangt die blankgeputzte Mittelmäßigkeit, die keine Eitelkeit der Kampfrichter verletzt, oft Triumphe, die man dem Genie nicht gewähren würde.

Einer der hervorragendsten und volksbeliebtesten Schriftsteller China's, ein Dichter, dessen Werke in keinem Salon, in keiner Bibliothek fehlen, ja, die man in den Küchenstuben und auf den Ladentischen findet, Tu-fu, scheiterte in den Prüfungen, die den Weg zu Amt und Vermögen öffnen. Sein unabhängiger und origineller Sinn konnte sich in die Zwangsjacke der Anstandsregeln, in welche Herkommen und Philisterthum die Literaten bannen, nicht finden. Denn darin steht die chinesische Gelehrtenzunft keiner Akademie in Europa und Asien nach. Wenn sie sich mit einander in ein Gespräch einlassen, wird ihre Diction bis zur Unverständlichkeit blumenreich und die Gedanken in eine Fluth von Metaphern und poetischen Wendungen ertränkt; es sind gewissermaßen Räthsel, die sie einander aufgeben, die alte und neue Geschichte, persönliche Anekdoten, Gebräuche des Alterthums, örtliche Ueberlieferungen, abergläubische Anschauungen der Naturereignisse, der Eigenschaften der Pflanzen, der Gewohnheiten der Thiere, Fabeln — mit Einem Worte Alles, was nur gedacht, gedichtet, geträumt wird, muß zu den gelehrten Unterhaltungen beisteuern und die Sprache der Leute von feinerer Bildung ausschmücken. So hat sich ein Vokabulaeinm wunderlicher und schwülstiger Redensarten, zugespitzter und aufgeblasener Ausdrücke gebildet, worans alle Worte in ihrer eigentlichen schlichten Bedeutung verbannt sind. Verlohnt es sich, so langwierige Studien zu machen, durch ein ganzes Leben über den Werken der Vorzeit Gesundheit und Farbe zu verlieren, um endlich als Graduirter wie alle Welt zu sprechen und nur Ausdrücke von allgemeingiltigem Gebrauch zu verwenden?

Die Taoisse, Feinde der Mandarinen-Gelehrsamkeit und in ihrem Fanatismus ebenso närrisch, wie die Literaten, schautragen eine stolze Verachtung gegen die affizielle Lehrweise. Daraus entstehen Wortgezänke, wie man sie in dem „Traum des Lin-thong-pin" lesen mag. Der Held dieses Stückes ist ein junger Baccalaureus, der mit einem alten Einsiedler zusammentrifft; dieser schilt ihn wegen seines weltgesinnten Ehrgeizes aus: „Ruhm, Vermögen, Ehrenstellen," redet er ihn an, „sind es, die dein Herz ganz ausfüllen; und doch sind es lauter Dinge, die veralten und vergehen. Baccalaureus, du denkst nicht an's Ende. Du begreifst

weder das Leben, noch den Tod. Folge meinem Rath, entsage der Welt!" Liu-theng-yin hält anfangs Stand und protestirt im Namen der Vernunft gegen die Wuth der Unwissenheit. Das Drama endigt jedoch damit, daß, mit Hülfe eines Orakels, der Literat sein Haupt vor dem Einsiedler beugt und Mönch wird.

Mannigfaltiges.

— Frankreich, Rom und Italien.* Diese neue Schrift unter Laguerronière's Firma, die bekanntlich zur Deckung eines hohen Incognito dient, hat keinen anderen Zweck, als zu zeigen, wie großmüthig stets die kaiserliche und wie undankbar, ja wie lächerlich dagegen die päpstliche Politik in den seit der ersten Schrift Laguerronière's verflossenen zwei Jahren war. In Rom, heißt es (S. 49), habe man eine „Parodie von Koblenz" aufgeführt, habe man auf „knabenhafte Weise die Zeit Gregor's VII. nachahmen wollen," aber der Kaiser habe sich dadurch nicht aus der Fassung bringen lassen; „er habe keine Gefahr in alledem erblickt, wohl aber ein positives Zeugniß darin gefunden, wie man in Rom eigentlich über ihn denke." Welcher Undank gegen den Souverain, „der zu den Bischofssitzen Frankreichs Niemand erhob, den ihm nicht die Sympathien des römischen Hofes empfohlen hatten" (S. 18)! Die „Halsstarrigkeit des heiligen Vaters" läßt sich die neue kaiserliche Apologie (S. 41) sogar aus der Feder des spanischen Gesandten in Rom und durch den Hof von Madrid bezeugen; ja, an derselben Stelle wird sogar der Graf von Rechberg in Wien mit dieser etwas starken Beurtheilung des Papstes in unmittelbare Verbindung gebracht. Und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Lissabon, Herr Casal-Ribeiro, soll bei dieser Gelegenheit geäußert haben: „Da der Papst leider die ihm (am 26. Februar 1860) gemachten Zugeständnisse zurückweist, so bleibt nichts übrig, als die Zeit allein das ihrige thun zu lassen" (S. 42). „Gleichwohl (S. 61) wird der Kaiser seinen Degen in Rom lassen, um die Sicherheit des heiligen Vaters zu beschützen. Treu seiner zwiefachen Pflicht als Souverain, der durch den Willen des Volkes erwählt ist, und als ältester Sohn der Kirche, kann er weder Italien dem römischen Hofe, noch der Revolution das Papstthum zum Opfer bringen. Unerschütterlich, wie das Bewußtsein und das Recht eines großen Volkes, wird er geduldig die nahe Zeit abwarten, wo die päpstliche Regierung endlich, müde der gefährlichen Alliirten, welche ihre Stütze ihr aufgedrungen, zwischen denjenigen wird zu unterscheiden wissen, die Alles gethan, um sie zu verderben, und denjenigen, die Alles gethan, um sie zu retten." Mit diesen Worten schließt die zweischneidige Schrift.

— Das englische Oberhaus und das preußische Herrenhaus. Die feudalistischen Blätter Deutschlands lassen es sich zuweilen beigehen, das preußische Herrenhaus als ein Seitenstück zu dem britischen Oberhause darzustellen. Ein im Januarhefte der „Preußischen Jahrbücher" enthaltener Aufsatz weist darauf hin, daß diese beiden Häuser sich eigentlich kaum anders vergleichen lassen, als vermöge ihrer auffallenden Unähnlichkeit. Während die englischen Barone dem Lande seine Freiheiten und die Anerkennung der großen Rechts-Grundsätze erringen halfen, ist, wie es in jenem Aufsatze heißt, die Institution des Herrenhauses willkürlich in den Organismus der Verfassung eingeschoben worden, um jede Lebensäußerung derselben zu ersticken und um ihr Gedeihen unmöglich zu machen. „Allerdings," fährt die genannte Zeitschrift fort, „hat das englische Oberhaus den alten Einrichtungen des Landes in manchen Punkten so lange eine Stütze geliehen, bis die siegreiche öffentliche Meinung den Widerstand überwältigte. Wir verkennen den Werth eines solchen Widerstandes schon darum nicht, weil er die Volksmeinung zur Sammlung und zur Wahrheit drängt, weil er sie sondert von dem Erzeugnisse flüchtiger Leidenschaft, weil er den Werth ihres Sieges erhöht, indem er den Preis an ausdauerndere Anstrengung, an einmüthiges bewußtes Streben knüpft. Aber niemals hat das englische Oberhaus versucht, den einmal errungenen Sieg eines Grundsatzes des Rechtes und der Freiheit durch trügerische Deutungen zu vereiteln; niemals hat es die Gesetze seines Landes mißachtet und zu untergraben gesucht; es hat stets, und nicht selten mit Hartnäckigkeit und Vorurtheil, der Erhaltung, aber es hat niemals der Reaction gedient. Es hat nie gerüttelt an den großen Errungenschaften des Volkes, mochte es für sie mitgekämpft, mochte es durch zeitweilige Hemmung ihre Bedeutung erhöht haben. Selbst sich als ein lebendiges Glied fühlend in dem Leben des Landes, nicht als eine Schmarotzer-Pflanze, bestimmt, ihm die Säfte eines freien Verfassungslebens auszusaugen, hat es treu zu jenen Errungenschaften mit dem Volke gehalten."

— Zur Geschichte der Vulgata. Von jeher haben die Uebersetzungen und Kommentare der Bibel einen großen Bestandtheil der Literatur aller Völker gebildet, und so viel auch darüber bereits verbreitet und darin geschrieben wurde, so ist doch der Stoff zu reichhaltig, als daß nicht noch manche Fundgrube des Stadiums darin aufzufinden wäre. Seit die Septuaginta für die hellenistischen, wie die chaldäische Uebersetzung des Onkelos für die palästinaeasischen Juden bearbeitet war, galt es, auch für die lateinisch redenden Christen eine Bibelübersetzung anzufertigen, und Hieronymus begann, ausgerüstet mit der Kenntniß des Hebräischen und Chaldäischen, eine solche Arbeit. Hieronymus hatte jüdische Gelehrte zu Lehrern, und von ihnen ließ er viele Sach- und Worterklärungen mit in seine Uebersetzung einfließen. Aus dieser Uebersetzung entstand später die Vulgata der katholischen Kirche, welche aber vor und in dem Tridentinischen Concil (1546) mannigfach geändert und an vielen Stellen absichtlich und unabsichtlich gefälscht wurde, wie dieß Dr. van Eß in seiner gekrönten Preisschrift: „Pragmatisch-kritische Geschichte der Vulgata" bereits nachgewiesen. Was nun der Kirchenvater Hieronymus in seinen Werken, den Commentarien zur Bibel, von den hebräischen Traditionen aus dem Munde seiner Lehrer mit aufgenommen, ist von Dr. Moritz Rahmer, (einem Schüler des Fränkel'schen Rabbiner-Seminars in Breslau) in seiner Schrift: „Die hebräischen Traditionen in den Werken des Hieronymus"* mit großem Fleiße und vieler Sachkenntniß gesammelt und besprochen worden, und es ist wohl zu wünschen, daß diese Arbeit, die zur Zeit nur als „erster Theil" die „Quaestiones in Genesin" behandelt, fortgesetzt werde, um also eine berichtigte Vulgata, wie sie von Hieronymus niedergeschrieben war, anzubahnen und zu erhalten.

— Stolte's „Faust." Wir haben in diesen Blätteen bereits von Ferdinand Stolte gesprochen, der einen neuen zweiten Theil zu Goethe's „Faust" geschrieben, und der in der That, nach dem Urtheile Vieler, die diesen zweiten Theil dem Verfasser vorlesen hörten, eine dem primitiven Werke Goethe's natürlicher sowohl, als kunstmäßiger sich anschließende Dichtung geliefert, als der große Dichter selbst in seinem zweiten Theile des „Faust." Stolte's Arbeit, oder vielmehr ihre erste Abtheilung, ist seitdem im Buchhandel erschienen**, und die „Blätter für literarische Unterhaltung" (Nr. 5) liefern darüber eine Beurtheilung aus der Feder von Rudolf Gottschall. Wir theilen daraus folgende Worte mit, die vollkommen den Standpunkt des Verfassers und seines Werkes bezeichnen: „Stolte's „Faust" nimmt nicht blos durch die großen Dimensionen des Werkes ein besonderes Interesse in Anspruch; auch die Intentionen des Dichters haben den Reiz der Neuheit, und die ganze Grundfärbung der Dichtung unterscheidet sie wesentlich von den titanischen Faust-Dichtungen, die bisher im Schwunge waren. Der Verfasser ist ein strebsamer Autodidakt, der sich als Schauspieler, als Natur-Arzt u. s. w. in mannigfachen Lebensverhältnissen bewegt hat und der seinen „Faust" nicht geschrieben, um philosophische Kollegien in poetischer Form an den Mann zu bringen, sondern um einen Schatz von Lebens-Anschauungen und Lebens-Erfahrungen in demselben niederzulegen. Ohne durchgängige Tendenz ist deshalb die Dichtung nicht; im Gegentheil, diese Tendenz, wie man auch über dieselbe denken mag, bestimmt gerade die Eigenthümlichkeit dieser neuen Faustiade."

— „Die Innung der Zukunft." Der unermüdliche Begründer der auf dem Prinzipe der Gegenseitigkeit und Selbsthülfe ruhenden deutschen Vorschuß Vereine und Rohstoff-Associationen der Handwerker, Herr Schulze-Delitzsch, giebt jetzt eine periodische Schrift, „die Innung der Zukunft," heraus,*** welche das Central-Organ dieser Vereine ist. Bekanntlich war es eine von dem Herausgeber im Jahre 1855 veröffentlichte Schrift „über Vorschuß Vereine als Volks-Banken," die dem neuerdings erwachten Genossenschafts-Trieb in Deutschland eine entschiedene Richtung gegeben. Es sind seitdem bis zu Ende des Jahres 1860 nicht weniger, als 220 Vorschuß-Vereine, und zwar nach den von Schulze-Delitzsch aufgestellten Prinzipien, gegründet worden, welche im vorigen Jahre einen Geld-Umsatz von circa zehn Millionen Thalern machten. Der Rohstoff-Associationen in einzelnen Handwerken giebt es jetzt etwa 100, von denen der vierte Theil zur gemeinsamen Magazinirung fertiger Waaren vorgeschritten ist. Hoffentlich wird das neue Central-Organ dieser Vereine dazu beitragen, sie immer mehr zu konsolidiren und den Segen, welchen sie dem kleinen Gewerbe bringen, immer weiter zu verbreiten.

* La France, Rome et l'Italie. Par A. de la Guéronnière. Paris, E. Dentu, 1861.

* Breslau, Schletter'sche Buchhandlung, 1860.

** Faust. Dramatisch-didaktisches Gedicht in zwei Theilen, von Ferdinand Stolte. Erster Theil. Leipzig, Veit & Comp., 1860.

*** Die Innung der Zukunft. Blätter für das Genossenschaftswesen. Volkswirthschaftlich und statistisch. Leipzig, Gustav Mayer. (Preis jährlich 1 Thlr.)

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 61) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Ankündigungen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefpost-entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn B. Behr's Buch-, Kunst- u. Musik-Handlung in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 10. **Mittwoch, den 6. März 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite
Die Classification der Sprachen, nach Steinthal 109
Frankreich.
Frau von Girardin, die französische Muse 110
Italien.
Zur Geschichte Italiens im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert . . 112
England.
Literarische Korrespondenz aus England. Die englische Industrie und der Fluch der Cottonsklaverei. Der Frost im Januar und in den sozialen Verhältnissen 113
Ostindien.
Der englische Krieg in Indien im Jahre 1858. Die Einnahme von Lucknow 115
Aegypten.
Von Sakkara durch die Wüste nach Fayum. III. Der Landbau im heutigen Aegypten 118
Mannigfaltiges.
B. G. Teubner 119
Zweifel über das Alter der Sinaitischen Bibel-Handschrift . . . . . „
Leipziger Illustrirte Zeitung . . . . . „ 120
Baltische Monatsschrift . . . . . „
Italiänische Erörterung der Civil-Ehe . . . . . „
Ralph Norwod, von Armand . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

Die Classification der Sprachen, nach Steinthal.

Schon Adelung hat es in seinem Mithridates versucht, eine Eintheilung der Sprachen zu geben. Weil er aber nur ein mechanisches Fortschreiten vom Unvollkommnern zum Vollkommnern, keine organische Entwicklung der Sprache kennt, so liefert er mehr eine Reihenordnung, als eine Eintheilung. Die einsilbige Sprache der Chinesen ist ihm als die älteste und unvollkommenste der Anfang einer ideellen Sprachlinie, die sich vom äußersten Osten Asien's bis nach Europa erstreckt, und den zeitlichen und örtlichen Fortschritt des menschlichen Sprachvermögens darstellt. Friedrich Schlegel war der erste, der es erkannte, daß die Sprache ein Organismus sei, und von diesem Grundsatze ausgehend, haben A. W. Schlegel, Bopp, Pott, Duponceau, Waitz und vor Allen Wilhelm von Humboldt den Weg zu einer wissenschaftlichen Behandlung der allgemeinen Sprachenkunde gebahnt und es möglich gemacht, die verschiedenen Sprachen nach ihrem psychologischen und morphologischen Charakter zu vergleichen und zu klassificiren, gleichsam eine Naturgeschichte der Sprachen zu geben. Der neueste Versuch einer Charakteristik und Eintheilung der Sprachen rührt von einem der tüchtigsten und geistreichsten Forscher auf diesem Gebiete, Dr. H. Steinthal, her, der in seiner Schrift „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues,"* einer Ueberarbeitung seiner vor zehn Jahren herausgegebenen Abhandlung über die Classification der Sprachen, mit gründlicher Sachkenntniß und philosophischem Geiste nach einer scharfsinnigen Kritik der Leistungen seiner Vorgänger die allgemeinen Prinzipien aufstellt und danach die wichtigsten Sprachformen darlegt und sie klassificirt. Wir beschränken uns, dem Leser kurz das Resultat seiner Forschungen vorzuführen, da es auch für den Laien nicht uninteressant sein dürfte, das Sprachen-System, wie es sich nach dem jetzigen Stande der allgemeinen Sprachwissenschaft ergiebt, kennen zu lernen.

Die ganze Natur bildet einen Gesammt-Organismus, dessen Glieder die Naturreiche sind: ebenso bilden alle Sprachen den Gesammt-Organismus der Sprach-Idee und sind dessen Glieder. Die Eintheilung der Sprachen hat diesen Organismus darzustellen. Wie in der Natur zwar ein Aufsteigen durch verschiedene Stufen hindurch sich klar herausstellt, dieses jedoch, eben weil es eine organische Entwicklung ist, keineswegs das Bild einer einfachen geraden Linie gewährt: so hat auch die Eintheilung der Sprachen nicht eine bloße Stufenleiter derselben aufzuzeigen; denn so einfach ist der Gang der Entwicklung des menschlichen Geistes, wie der Natur nicht, daß er nur in gerader Linie fortschritte. Der Geist wendet sich nach allen Seiten und hat sich selbst zu durchwandern nach allen Breiten und Weiten, um von sich selbst Besitz zu nehmen und zu erfahren, was in ihm liegt. Er ist ein unendlicher Organismus, und ein solcher ist auch die Sprach-Idee. Sie lebt in jedem Gliede ganz, und gleicht einem Baume, der sich nach allen Seiten hin verzweigt und die Zweige mannigfach miteinander verflicht, wie er auch doch endlich einen Gipfel hat.

Kommt es daher darauf an, die Sprachen zu klassificiren, so darf das Eintheilungs-Merkmal nicht eine vereinzelte Bestimmung an der Sprache sein, sondern es muß den ganzen sprachlichen Organismus durchdringen. Das ist nur möglich, wenn es nach der Natur des Triebes bestimmt wird, durch welchen das Sprechen aus dem Geiste sich entfaltet. Es giebt keinen allgemeinen Begriff der Sprache, wonach man prüfen könnte, wie und in welcher Vollkommenheit eine Sprache ihm entspreche. Jede Sprache stellt einen besonderen Begriff dar: die barmanische Sprache ist die Verwirklichung eines anderen Begriffes, als die griechische. Daher giebt es auch keine Stufenleiter von dem Niederen zu dem Höheren. Jede Sprache bildet in sich einen abgeschlossenen Kreis; jede Stufe verwirklicht vollständig ihren Begriff.

Der sprachschaffende Geist, aber das Volksbewußtsein, der innere Sprachsinn, wie ihn Humboldt nennt, bringt die innere Sprachform, das eigenthümliche System der grammatischen Kategorien, hervor. Also ist das eigentliche Eintheilungs-Merkmal zu bestimmen nach der Form, in welcher ein Volk sich seine Anschauungen zur Darstellung bringt. Diese innere Bildungsweise der Form offenbart sich dann äußerlich in ganz bestimmter Weise. Die innere Form geht die Verbindung mit dem Laute ein, und erzeugt so die äußere oder die Lautform. Durch die Vereinigung dieser beiden Bestimmungen der Sprache, der Auffassungs- und Gestaltungsweise, wird ihre Form überhaupt bestimmt. Bei jeder besondern Sprache ist zuerst zu prüfen, ob und wie weit der bestimmte Volksgeist die Kraft hatte, sich die Form seines Gedanken-Inhaltes zur Darstellung zu bringen und in der Lautform auszuprägen. Je tiefer und reiner der Volksgeist die Form ergriffen hat, eine desto höhere Stufe wird seine Sprache einnehmen. Formelles an dem Inhalte kann keinem Volke gänzlich entgangen sein, aber die verschiedene, entgegengesetzte Natur der Form und des Inhaltes und ihr gegenseitiges Verhältniß wird nicht überall erfaßt und das Vorstellen selbst, die Sprache, wird dann formlos. Eine dem Prinzip nach formlose Sprache besitzt keine einzige wahre Form, wohl aber scheinbare durch Agglomeration. In solchen formlosen Sprachen stehen das bestimmte und das bestimmende Stammwort entweder nebeneinander isolirt, aber in dem Verhältniß einer Zusammensetzung: sie werden, wie es Humboldt nennt, agglutinirt. Im Gegensatze zu diesen, Stoff- und Form-Elemente nicht scheidenden Sprachen stehen die Form-Sprachen, welche diese Scheidung vollziehen, vermöge der Verbal- und Pronominal-Wurzeln, wie sie Bopp nennt, oder der qualitativen und demonstrativen Wurzeln, wie sie Steinthal bezeichnet. Die Pronominal-

* Berlin, Ferdinand Dümmler'sche Verlagsbuchhandlung, 1860.

Wurzeln, obwohl ursprünglich und an sich durchaus Stoff-Elemente, aber lautlich höchst biegsam und ihrer Bedeutung nach von vorn herein höchst abstrakt, waren ein passendes Mittel zur Bezeichnung der grammatischen Kategorien. Hier ist nicht eine Composition zweier vollständigen Vorstellungen, sondern es wird einem Stoff-Element angebildet, das nur an einem Stoffe Bedeutung haben kann, und das ist das Wesen der Flexion oder Anbildung.

Diese drei morphologischen Bestimmungen der Nebensetzung oder Isolirung, der Anfügung oder Agglutination und der Anbildung oder Flexion, sind also die verschiedenen Wirkungen verschiedener physiologischer Triebe, verschiedene Aeußerungen einer verschiedenen Weise der Selbstvorstellung, verschiedene Lautformen verschiedener innerer Sprachformen. Hierbei ist wohl zu bemerken, daß die äußere Gestalt der Lautform kein Kennzeichen für die An- oder Abwesenheit wahrhaft innerer Form giebt. Die Völker sind häufig zungengewandt; sie kontrahiren, assimiliren die Laute, sie entwickeln Feinheiten des Wohlklanges und bilden Laut-Komplexe, die äußerlich betrachtet, sehr schön geformt sind, nur fehlt der innere Sinn. Das gilt namentlich von den tatarischen und amerikanischen Sprachen.

Der morphologische und mehr noch der psychologische Charakter der Sprache bleibt zu allen Zeiten derselbe. Eine Aenderung des morphologischen Prinzips, muß auch eine Aenderung des psychologischen hervorbringen und setzt eine neue Sprachforschung, durch natürliche und geistige Umwälzungen veranlaßt, voraus. Eine solche Aenderung in historischer Zeit ist vielleicht nur im Finnischen nachweisbar; aber auch da hat die mangelhafte Ausstattung der ersten Geburt nie einen vollkommnen Ersatz gefunden.

Alle formlosen Sprachen endlich haben weder einen wahrhaften Nominativ, noch ein Verbum finitum, also auch keine Bezeichnung für das grammatische Subjekt und Prädikat. Sie setzen entweder einfach Stoffwort neben Stoffwort, wie „Berg hoch" für „der Berg ist hoch," oder sie fügen zu dem Namen ein Partizip, also wieder ein Nomen, wie: ego amans für amo. Sie kennen nur statt der grammatischen Kategorie des Nomens und Verbums den Unterschied des dauernden Inwohnens und der vorübergehenden Handlung, ohne daß jedoch ein eigentliches Verbum daraus entsteht.

Es giebt also zwei psychologische Merkmale: die Scheidung von Stoff und Form und von Nomen und Verbum, und zwei morphologische: Unwandelbarkeit oder Nebensetzung der Wörter und Wandelbarkeit durch Anfügung und Anbildung. Hiernach theilen sich die Sprachen in zwei Hauptklassen: formlose und Form-Sprachen, und jede Klasse wieder in nebensetzende und abwandelnde. Die unentwickeltsten aller Sprachen sind die hinterindischen (Siamisch und Barmonisch), die formlos und nebensetzend sind. Sie entsprechen den Zoophyten in der Zoologie; sie haben keinen Bau, wie die genannten Thiere kein gegliedertes Skelett. Sie bestehen aus lauter einsilbigen Wurzeln, und ihr Satzbau ist ein Abbild des niedrigsten mechanischen Vorganges, des Falles: ein Wort fällt auf das andere. — Ein bedeutender Trieb nach Formung der Wörter zeigt sich in den malayisch-polynesischen Sprachen, aber nach verkehrter Richtung, indem sie durch Prä-, Suf- und Infixa Abschattungen des Inhaltes, der materiellen Bedeutung der Wörter ausdrücken. — Die ural-altaischen Sprachen, unter denen die finnische die vollkommenste ist, haben eine äußerliche Art von Flexion, einen großen Reichthum von Casus, doch keine echten Präpositionen, keinen Subjekts- und Objekts-Casus; daher ihr Satzbau unbeholfen und schwerfällig ist. — Die amerikanischen Sprachen drücken Beziehungen und Inhalts-Bestimmungen durch Einverleibung aus.

Unter den Form-Sprachen ist das Chinesische eine nebensetzende. Die Satzglieder bestehen aus lauter einsilbigen Wurzeln; daher fällt die Anwendung der Redetheile und der Flexionsformen weg. Trotzdem kann es die Beziehungen der Vorstellungen und Gedanken scharf und fest ausprägen, und zwar geschieht dies durch die bestimmte Ordnung, in der die Wurzeln nacheinander ausgesprochen werden, durch gewisse Hülfswörter und endlich durch den Rhythmus. Mit diesen unscheinbaren Mitteln leistet das Chinesische Erstaunliches, so daß es das Organ einer der reichhaltigsten Literaturen geworden ist. Der Kontrast zwischen den Mitteln und den Leistungen der chinesischen Sprache ist eine in der Sprachgeschichte ganz einzige Erscheinung. — Die ägyptische Sprache wird durch loses Anfügen der grammatischen Elemente eine flektirende. Sie ist physiologisch hoch organisirt, nur sind die Nominal-Verhältnisse mangelhaft ausgebildet, und vorzüglich zeigt sich eine schwache Articulationskraft, verbunden mit einem für Wohllaut ganz unempfänglichen Gehör. — Wie in dem Aegyptischen liegt auch in den semitischen Sprachen die eigentliche Kraft der Aussage so sehr im Verbum, daß sich der Geist zuerst zur Ausbildung des letzteren wandte mit sichtlicher Vernachlässigung des Nomens. Aber in dem Streben nach Worteinheit und überhaupt im Bau der Sprache sind sie glücklicher, als das Aegyptische. Wie die organische Form nicht äußerlich an dem Stoffe haftet, sondern ihn überall durchdringt und ihn erst zum organischen Stoffe bildet: so durchdringen im Semitischen die formgebenden Vokale die konsonantische Substanz des Wortes. Die an sich unorganische Wurzel ist im Semitischen vokallos; durch jede Vokalisation wird sie zur bestimmten Wortform. Wie tief sich hierin auch das Gefühl für organische Form ausspricht, so hat doch diese Bildungsweise manche Uebelstände, welche es erklärlich machen, daß das Semitische keine rechte Periodik der Rede entwickelte. — Den Sanskrit-Sprachen endlich verleiht die klarste, auf's folgerechteste durchgeführte Scheidung von Stoff und Form, Nomen und Verbum, ferner die vollkommenste, weil am meisten den Formen der selbstbewußten Denkthätigkeit sich anschmiegende, sie erregende Gliederung der Satzverhältnisse, endlich die in vollendetem Wohlklange sich entfaltenden und durch bestimmte Bedeutung geschiedenen Lautformen den Stempel der höchstorganisirten Sprachen. M.

Frankreich.

Frau von Girardin, die französische Muse.

Vor fünf Jahren starb in Paris eine schöne, anmuthige, geistreiche und talentvolle Frau, Delphine von Girardin, geb. Gay, in der die enthusiastischen Franzosen ihre Muse betrauerten, und in der That war sie als eine Quintessenz des französischen Geistes zu betrachten. Das Typische ihrer Erscheinung wird durch den Gesammteindruck noch mehr hervorgehoben, den ihre hinterlassenen Werke vermitteln. Die Pariser Journale bringen eine Anzeige derselben, und ergehen sich in elegischen Lobeserhebungen über die Leistungen eines Talentes, das in vollster Blüthe dem Tode vernichtet wurde.

Die Vielseitigkeit der Begabung ist die erste Wahrnehmung beim Anblick der zahlreichen Werke einer Frau, die noch lange nicht am Ende ihrer literarischen Laufbahn angelangt war. Mit lyrischen und erzählenden Gedichten hat sie begonnen, die so ausgezeichnet waren, daß sie durch den Preis der Akademie gekrönt wurden. Mehrere Romane, freilich nur im Zeitgeschmack und dem Salon entlehnt, aber voll Geist und Leben, begründeten ihren Ruf beim großen Publikum. Alsdann folgten drei bis vier Theaterstücke, deren sich kein Mann zu schämen hätte, und als Krone des Ganzen eine journalistische Thätigkeit, die eine völlig neue Bahn brach und dem Trost der Nachahmer ein ergiebiges Feld öffnete. Wir meinen die Feuilleton-Artikel in dem von Girardin begründeten Journal, „die Presse."

Unter dem Namen eines Vicomte de Launay schrieb sie Pariser Briefe, welche eigentlich eine Tagesgeschichte der Weltstadt enthielten und für spätere Zeiten ein unschätzbares Spiegelbild des Glanzes, der Thorheiten und der Meinungskämpfe derselben abgeben werden. Die französischen Kritiker erkennen diesem Werke entschieden den Preis zu, und wir müssen ihnen insofern beipflichten, als es allerdings das Beste ist, was in diesem Genre jemals geschrieben wurde. Die Fülle von feinen Beobachtungen, satyrischen Seitenhieben, witzigen und anmuthigen Einfällen zeigt den französischen Geist im größten Glanz, und es ist nicht zu verkennen, daß er in Delphine Girardin sich in der prägnantesten Weise gestaltete.

Die Persönlichkeit der merkwürdigen Frau ist außerdem von so mächtiger Wirkung gewesen, daß ihre Freunde und alle Menschen, die in ihrem Salon Zutritt hatten, versichern, sie würde auch dann noch als französische Muse betrachtet werden müssen, wenn sie auch nie eine Sylbe geschrieben hätte. Die Worte, welche sie sprach, waren ebenso inspirirt, wie die, welche sie schrieb.

Die Kunst der Rede erfordert wohl ein größeres Talent, als die der Schrift, denn die Eingebung des Augenblicks muß wie eine glänzende Sternschnuppe die Zuhörer überraschen und die warme Lebendigkeit des Wortes sie fortreißen können. Daß die Franzosen mehr natürliche Anlage dafür haben, geht schon aus dem Besitz der richtigen Bezeichnungsworte dieses Requisits hervor, die wir mühsam umschreiben müssen: Sie sagen spontanéité und enjouement! Auch haben sie den trefflichen Ausdruck: conversation pittoresque für eine anschauliche, belebte Unterhaltung. Bei uns fehlt die Sache, also auch das Wort dafür.

Im mündlichen Verkehr, für den Delphine Girardin so viel Talent besaß, wurde sie übrigens noch durch eine ganz besondere persönliche Begabung unterstützt, durch ihre große Schönheit, die ihr bis an ihr Lebens-

ende treu blieb, und sie war 50 Jahr alt, als sie starb! Der antik regelmäßige Schnitt ihres Gesichts, umgeben von einer Fülle goldenen Haares, gab ihrer Erscheinung in der That das Gepräge einer Muse. Durch die echt weibliche Kunst des Anzugs wußte sie dieses noch zu erhöhen; ein weißes, faltiges Gewand umhüllte sie in den Stunden des Tages, während deren sie am Schreibtisch saß und nur für die intimsten Besuche zu Hause war. Nie hat ein Tintenfleck das weiße Priesterkleid entstellt und sie als Blaustrumpf gezeichnet! Abends beim Empfang ihrer Salongäste trug sie stets schwarzen Sammet, der ein prächtiger Rahmen für die tadellose Schönheit ihres Armes und Halses war.

Einer ihrer literarischen Freunde, Theophile Gautier, schilderte sie uns aus der Zeit ihrer Jugend, wo sie, als enthusiastische Anhängerin Victor Hugo's, zum ersten Mal bei einer Vorstellung seines Hernani, im Theater erschien. Das Publikum bestand meistens aus Malern und Dichtern, die in einen Jubelruf ausbrachen, als sie das schöne, junge Mädchen sahen. Das prächtige, blonde Haar bildete eine Krone auf der Stirn, und lose, gekreppte Locken umschwebten wie goldener Nebel die reizende Wangenform. Die Farbe ihrer Haut ließ sich nur mit rosenrothem Marmor vergleichen; vielleicht konnte man die Züge ihres griechischen Gesichts für zu groß halten. Mehr Juno als Hebe war sie jedenfalls; deshalb erschien sie auch noch um so viel schöner, als sie verheiratet war, denn mädchenhaft zart war sie nie. Eine Königin, thronte sie in ihrem Salon und empfing die Elite der Kunstwelt als ihre Vasallen. Alle berühmten Namen huldigten ihr, und sie ihrerseits war stolz darauf, ihren Salon damit füllen zu können; sie betrachtete es als den besten Luxus, drei oder vier Sessel mit berühmten Leuten an einem Abende bei sich zeigen zu können. Lamartine, Victor Hugo, Eugène Sue, Balzac, Alphons Karr, Alfred de Musset, kamen mit Vorliebe in ihren kleinen, hellgrünen Salon, auf dessen Grundfarbe sich ihr blonder Teint so klassisch schön abhob. Sie wurde oft über diesen Umstand geneckt und gestand immer offenherzig ein, daß sie absichtlich diese für sie so vortheilhafte Nuance gewählt hätte, denn das „Vergnügen schön zu sein," genoß sie mit Bewußtsein. Lachend gab sie zu, daß sie anderen Frauen durch ihre Salonfarbe eine wahre Qual bereitete, denn die meisten sahen gelb wie Quitte, oder feuerroth wie Furien dabei aus.

Das Empfangszimmer war nach französischer Art zugleich ihr Schlafzimmer; unter einer reichen malerischen Draperie versteckte sich das Bett. Die meisten Besuche ahnten nicht, wo es sich befand; das Geheimnißvolle erhöhte den Zauber der Behaglichkeit, den Frau von Girardin in ihren eleganten Räumen zu verbreiten wußte. Sie sah noch während ihrer Todeskrankheit, die freilich Jahre lang dauerte, Besuch bei sich; auf einem Ruhebett mit Purpurdecken umhüllt, lag sie in heiterer Schönheit, und verbarg ihre Schmerzen unter einem geistig belebten Gespräch.

Ein sehr liebenswürdiger und bei einer literarischen Größe gewiß sehr seltener Charakterzug war die warme Bewunderung, die Frau von Girardin für fremdes Talent hegte. Theophile Gautier versicherte, es sei ein wahrhafter Genuß gewesen, von ihr gelobt zu werden: „Mit unnachahmlicher Anmuth wußte sie ihr Räucherfäßchen von Gold zu schwenken, immer füllte sie es mit dem wohlthuendsten Parfüm, und nie schlug sie damit dem Idol ungeschickt in's Gesicht!" Mit Zartgefühl und Wärme zu loben, ist ein seltenes Talent; es gehört dazu eben so viel Klugheit, wie Herzensgüte, fügen wir hinzu.

Für ihre Freunde besaß Frau von Girardin auch den Muth, sie zu vertheidigen; im heiligen Zorn über die kleinlichen Verleumdungen und Verlästerungen junger aufstrebender Talente, wurde ihre Schönheit flammend, sie glich dem Apoll, der den Marsyas straft. Aber nur in solchen Fällen großmüthiger Schutzverleihung konnte sie besiegt werden, sonst brachte sie so leicht nichts aus ihrer antiken Ruhe und Selbstbeherrschung.

Die schöne majestätische Frau, deren Antlitz alle Züge der tragischen Muse trug, konnte übrigens den Beobachter in der anmuthigsten Weise überraschen durch ihr komisches Talent und ihre fast kindliche Lachlust; sie fand das Drollige schneller heraus, wie irgend Jemand, und wußte es in der wirksamsten Weise wiederzugeben. Deshalb war ihre Unterhaltung so vielseitig und anregend. Sie besaß überhaupt viel Natürlichkeit; trotz ihres romanhaften Namens Delphine, der durch Frau von Staël Mode geworden, und trotz der Huldigungen, womit sie seit ihrer frühsten Jugend überschüttet wurde, blieb sie aller Affectation und Selbstüberschätzung fern. Sie vermied es, als Schriftstellerin in den Vordergrund zu treten, sie fürchtete vielleicht sogar, zu sehr die Stellung einer solchen geltend zu machen, weil damit in den Augen der Welt kleine Lächerlichkeiten und Taktlosigkeiten verknüpft sind, deren sich schuldig zu machen ihr beinahe als ein Verbrechen erschien. Sie zog es vor, für eine vollendete Weltdame zu gelten, und liebte das Leben im Salon mehr als das der Natur. Vornehme Gesellschaft vorzugsweise aufzusuchen, ist eine Schwäche, an der viele ausgezeichnete Frauen laboriren; auch Rahel, die man die Berliner Salon-Königin nennen könnte, liebte es, sich ihren Hof aus hoffähigen Kreisen zu bilden.

Die französische Kritik wirft der Frau von Girardin auch vor, daß ihre sämmtlichen Schriften im Salon wurzeln, aber wir glauben, daß sie besser gethan, auf einem ihr bekannten Boden zu verweilen, als sich unweibliche Versuche in niedern Sphären zu erlauben. Dazu kann nur das Genie von George Sand ermächtigen; Frau von Girardin hat ihr Talent richtig erkannt, indem sie es auf civilisirte Kreise beschränkte. Ihre Romane: le Lorgnon, la Canne de Mr. de Balzac, le Marquis de Pontanges etc. haben einige Aehnlichkeit mit Romanen ihrer deutschen Kollegin, der Gräfin Hahn-Hahn, aber die Französin besitzt manche launige Satyre und weniger Leidenschaft, wie die Deutsche. Von dramatischen Werken der Frau von Girardin ist wohl nur Lady Tartüffe bei uns bekannt geworden; das wirksame Stück hat sie kurz vor ihrem Tode vollendet, es liefert den Beweis, daß sie mit ungeschwächter Productionskraft bis zum letzten Augenblick arbeitete. Weit mehr Erfolg hatte in Paris ein anderes Drama von ihr, la joie fait peur, das in die immer seltener werdende Klasse der Rührstücke gehört. Einer ihrer deutschen Verehrer, der in Paris lebt, ist dem Vernehmen nach augenblicklich damit beschäftigt, dasselbe für die deutsche Bühne zu bearbeiten, weil er glaubt, dadurch mehr Sympathie für die liebenswürdige Dichterin zu erwecken, als sie bisher in Deutschland gefunden hat. — Der Merkwürdigkeit wegen erwähnen wir hier noch, daß ihre Nachfolgerin eine Deutsche ist; Herr von Girardin hat in Wiesbaden vor einigen Jahren sich eine junge, schöne Gemahlin geholt, die seinem Salon mit fast eben so viel Geschick vorsteht, wie die berühmte Delphine, aber die Pariser können es ihm nicht verzeihen, daß er es wagte, der französischen Muse überhaupt eine Nachfolgerin zu geben.

Um den Lesern des „Magazin für die Literatur des Auslandes" Gelegenheit zu geben, durch eigene Anschauung sich ein Urtheil zu bilden über die Schreibart der besprochenen Schriftstellerin, lassen wir hier einige Stellen aus ihren berühmten Pariser Briefen folgen:

„Die Menschheit in Klassen einzutheilen, ist vielfach von den Männern der Wissenschaft versucht worden; wir wollen ihre Systeme hier bei Seite liegen lassen und uns der Meinung einer geistreichen Frau anschließen, die eine neue Ansicht über die Eintheilung des Menschengeschlechts ausgesprochen hat.

Um die sich ewig wiederholenden Umwälzungen in der politischen Welt zu begreifen, muß man auf den Gedanken kommen, sagt sie, daß es zwei große Parteien giebt, die sich feindlich gegenüber stehen, sich immerdar bekämpfen, sich unversöhnlich hassen und verachten. Man mag noch so viel Gesetze erlassen, Freiheiten gewähren, Constitutionen geben, Steuern aufheben, diese beiden Nationen werden ewig Feinde bleiben.

Man fragt, wer sind diese hartnäckigen Rivalen, die Guten und die Bösen etwa? Nein. Die Großen und die Kleinen? Nein. Die Armen und die Reichen? Nein. Die Starken und die Schwachen? Nein. Die Betrogenen und die Betrüger? Nein.

Nun, wer sind denn diese feindselig geschiedenen Nationen?..... Es sind die Leute, welche sich die Hände waschen und diejenigen, welche es nicht thun. Darin liegt der ewige Unterschied.

Niemals wird dieser Krieg Aller gegen Alle aufhören, denn diejenigen, welche sich die Hände nicht waschen, werden nie aufhören, die zu hassen, welche sich die Hände waschen, und diese werden fortwährend die erstern verachten. Niemals können sie mit einander leben, niemals sich versöhnen, denn es liegt etwas zwischen ihnen, was sich nicht überwinden läßt, der Widerwille von der einen und die Demüthigung von der andern Seite.

Auf den ersten Anblick scheint dies neue System der Klasseneintheilung ein schlechter Scherz zu sein, aber bei näherer Betrachtung findet sich eine ernste Bedeutung darin.

Eine andere Eintheilung möchten wir dem Thierreich entnehmen; jeder Mensch hat Aehnlichkeit mit irgend einem Thier. Dieser Herr erinnert an einen Adler, jener an einen Tiger; diese Dame sieht aus wie eine Eule, jenes junge Mädchen wie ein Eichkätzchen. Aber es giebt eigentlich nur zwei Raçen von Thieren, in denen die Menschen sich wiederfinden können: die Hunde und die Katzen.

Ein menschliches Individuum, welches zu dem Hundegeschlecht gerechnet werden kann, besitzt alle gute Eigenschaften desselben: Treue, Muth, Ergebenheit, Ehrlichkeit, aber auch alle schädlichen, wie: Leichtgläubigkeit, Unvorsichtigkeit und Gutmüthigkeit — denn besonders letztere ist ein Fehler des Charakters, obwohl eine Vollkommenheit des Herzens. Der Hunde-

Mensch ist gut, aber es mangelt ihm an Geschick und an Reiz. Er ist brauchbar für langwierige Arbeiten, er wird ein guter Soldat, ein treuer Freund, ein trefflicher Ehemann sein, ein Menschenfreund, ein ehrlicher Advokat, ein treuer Kassenbeamte, ein tadelloser Briefträger, ein edler Gewürzkrämer und wird stets den Staat voeziehen, wo man ein ehrlicher Mann bleiben kann.

Der Hunde-Mensch wird immer Ehrfurcht einflößen, aber selten Liebe, obwohl er sie bis zur höchsten Leidenschaft zu fühlen vermag. Er hat fast immer eine kokette Frau, die er anbetet und undankbare Kinder, für die er sich aufopfert.

Der Katzen-Mensch dagegen wird nie das Opfer einer List, er besitzt keine einzige Eigenschaft des Hunde-Menschen, aber er hat alle Vortheile desselben; er erräth, was der Andere nicht weiß, er vermeidet durch seinen glücklichen Instinkt alles, was ihm schaden kann. Er ist egoistisch, geizig, treulos, ehrsüchtig, schlau, aber er ist geschickt, klug, kokett, graziös, einschmeichelnd — er gefällt und erreicht seine Zwecke.

Die Katzen-Menschen werden große Diplomaten, Intendanten — doch halt, wir wollen Niemanden beleidigen; alle Verführer und alle die Männer, welche von den Frauen „treulos" gescholten werden, gehören dieser Rage an. Wir verdanken ihr die meisten Männer, die jetzt Mode sind und auch sehr viele unserer großen Staatsbeamten, z. B. Herrn von — — —, doch nein, wir wollen Niemandem schmeicheln.

Aber das ist noch nicht Alles; dies interessante System läßt auch eine Mischung zu, die Frucht einer guten Erziehung. Ein Hunde-Mensch, der sorgfältig zwischen Katzen-Menschen erzogen wird, kann einige der nützlichen Charakterfehler derselben erringen und sich von einigen seiner schädlichen Tugenden befreien. Er lernt es, mißtrauisch zu werden und sich die Großmuth abzugewöhnen; er lernt die Verstellung und die Berechnung. Er behält seine natürliche Gutmüthigkeit, aber er wehrt sich gegen diejenigen, welche sie mißbeauchen wollen. Er lernt es, mit dem Verstande sein Herz zu bemeistern und gewissenhoft zu handeln, ohne allzu große Opfee zu bringen. Ein solcher Hunde-Mensch, der sich zwischen Katzen vervollkommnet hat, wird ein vortrefflicher Präfekt, ein kluger Bankier, ein geschickter Kaufmann — Ehemänner, welche die Welt kennen, welche nie betrügen, aber auch nie betrogen werden. Sie wissen auch zu gefallen, denn sie lernten es den Katzen ab, aber sie sind nicht falsch, wie diese. Sie sind aufrichtig, wenn sie schmeicheln, sie erden anmuthig und sind doch ehrlich; sie erwecken Liebe und verrathen sie nicht.

Aber noch mehr Vollkommenheit vermag ein Katzen-Mensch zu erreichen, wenn er zwischen edlen Hunden aufwachsen kann; er wird unwiderstehlich sein, ein Muster von Geist und feinem Gefühl. Er behält alle seine angeborenen Eigenschaften: die Geschicklichkeit, den scharfen Verstand, die Anmuth, die Biegsamkeit, die Schlauheit und lernt es, sich die Tugenden seiner Lehrmeister anzueignen, denn man kann dieses durch festen Willen. Der Katzen-Mensch wird unter edlen Hunden großmüthig und freimüthig, ja er wird es in noch höherem Grade als diese, er überschüttet seine Feinde mit Wohlthaten, um nicht für egoistisch zu gelten. Er mißtraut seiner eigenen falschen Natur und bekämpft sie in erhabenster Weise; er ist unwiderstehlich, weil er die beiden mächtigsten Anziehungskräfte besitzt: die Gefahr und das Geheimnißvolle. Weshalb üben falsche Menschen oft so großen Reiz aus? Weil man eine immerwährende heimliche Furcht vor ihnen hat, das ist die Gefahr; dann täuschen sie stets, das ist das Geheimnißvolle. Aber sind sie erst einmal entlarvt, so können sie uns nicht mehr bezaubern. Der Katzen-Mensch verliert jedoch nie die Bezauberungsgabe; seine Natur ist treulos, darin liegt die Gefahr; er verbirgt seine schlechten Regungen, darin liegt das Geheimniß, aber er überwindet sie auch immer, und deshalb bleibt man ihm zugethan. Er regiert uns durch die beiden lebhaftesten Empfindungen: durch die Furcht und durch die Bewunderung."

Ein vollendeter Katzen-Mensch war der alte und ist der neue Napoleon, nach den eigenen Andeutungen der französischen Muse, die vielleicht mit denselben zurückhaltender gewesen wäee, wenn sie damals schon gewußt hätte, daß ihr Mann einst der neukaiserlichen Politik das Wort eeden würde. Die Pariser Briefe sind von ganz besonders pikantem Interesse, wenn man sie jetzt studirt, nachdem fast zehn Jahre verflossen seit ihrem ersten Erscheinen. Der Geist von Paris ist wohl noch derselbe, und er wird sich selbstgefällig in dem anmuthigen Spiegel beschauen, den die schöne Frau ihm vorhält, abee die Ereignisse und die Meinungen sind in so raschem Wechsel dahin gestürmt, daß viele ihrer Aussprüche zu bittern Satiren wurden und viele für Prophezeiungen gelten können. F. v. H.

Italien.

Zur Geschichte Italiens im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

Unter dem in der Anmerkung genannten Titel* hat Signor Fabio Mutinelli, Direktor der Aechive in Venedig, eine Sammlung von Dokumenten veröffentlicht, die einen dankenswerthen Beitrag zur Kenntniß einer der teaurigsten Perioden der italiänischen Geschichte bildet. Trotz der Rücksichten, die dem Herausgeber durch seine amtliche Stellung auferlegt wurden, und die ihn nöthigten, manche wichtige Urkunde zu unterdrücken, bleibt doch genug übrig, um einen klaren Begriff von der heillosen Mißregierung zu geben, unter welcher die ganze Halbinsel, und namentlich der Kirchenstaat, seit Menschenaltern geschmachtet hat. Die beiden ersten Bände enthalten die Depeschen der venezianischen Gesandten in Rom und den vertraulichen Briefwechsel der Vicekönige von Neapel mit den Statthaltern von Mailand während eines Theils des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, in welchen sich pikante Details über die Privatverhältnisse jener Höfe finden. So berichtet Nani, welcher die Republik Venedig bei der päpstlichen Kurie zu Anfang der Regierung Paul's V. (1605—1621) vertrat, daß der heilige Vater, dee gegen den Willen vieler Kardinäle erwählt worden, in steter Furcht vor Anschlägen auf sein Leben schwebe und alle mögliche Vorsichtsmaßregeln treffe, um solche abzuwenden. „Man versichert mir," schreibt der Gesandte, „daß er sich weigert, die zum päpstlichen Bett gehörigen neuen Gardinen und Tapeten zu gebrauchen, und seine eigene alte Bettstelle, statt der bereits im Schlafzimmer befindlichen, hat hineinbringen lassen. Alle Speisen müssen ihm von seiner Schwägerin zubereitet werden, und er berührt keine anderen. In dieser Weise hofft er die schlimmen Prophezeiungen Lügen zu strafen, die wahrscheinlich von Personen ersonnen wurden, die sie gern verwirklicht sehen möchten." Und in einem anderen Briefe, zwei Monate später, meldet Nani: „Nach dem Befehl des Papstes, muß alle ihm gereichte Speise in seiner Gegenwart von den Dienern gekostet werden, die sie ihm vorsetzen; aber selbst diese Vorsicht genügt nicht, die Seelenangst zu lindern, die ihn verzehrt."

Die päpstlichen Schwägerinnen haben von jeher eine bedeutende Rolle am römischen Hofe gespielt; wir erinnern nur an die berühmte Olympia Maldachini, die Schwägerin Innocenz' X., eines Nachfolgers des oben erwähnten Paul. Es konnte daher nicht fehlen, daß böse Zungen die sogenannten „Nepoten" in ein noch intimeres Verhältniß zu ihren angeblichen Onkeln brachten, als es wirklich der Fall sein mochte. Seit den Tagen Borgia's hatte sich dee moralische Charakter Roms allerdings gebessert; daß er aber noch immer nicht sehr hoch stand, geht auch aus den von Mutinelli publizirten Aktenstücke zur Genüge hervoe, welche die von anderer Seite gemachten Enthüllungen vollkommen bestätigen.

Der dritte Band des Werkes beschäftigt sich hauptsächlich mit den Herzögen von Savoyen, aber merkwürdiger Weise mit Uebergehung eines Zeitraumes von mehr als vierzig Jahren (1618—1662), der die letzten Regierungsjahre Karl Emmanuel's I., die kurze Herrschaft Victor Amadeus' I. und die stürmische Regentschaft Christinens von Frankreich, der sittenlosen Schwester des kenschen Ludwig's XIII., in sich schließt. Dee Leser wird plötzlich aus den Zeiten Kael Emmanuel's I. in die seines Enkels, Karl Emmanuel's II., versetzt, wo die venezianischen Depeschen den Liebesgeschichten des Herzogs vielleicht etwas zu viele Aufmerksamkeit widmen. Der Florentinische Gesandte giebt eine erbauliche Schilderung von der excentrischen Tochter Gaston's von Orleans, deren Betragen ihren Gatten zur Verzweiflung trieb, und von der in den Briefen der Sévigné die Rede ist. In einem Anhange zu diesem Bande befinden sich zwei Depeschen von großem Interesse, datirt aus Paris vom 13. und 20. November 1657. Sie beziehen sich auf das tragische Schicksal Monaldeschi's, des unglücklichen Günstlings der Königin Christine von Schweden.

Der vierte und letzte Band ist ausschließlich den Angelegenheiten der Lombardei gewidmet und steht den übrigen an Reichhaltigkeit nach. Indessen werden auch hier einige bemerkenswerthe Umstände erwähnt, und unter Anderem finden wir eine lange Erörterung übee die Existenz der „Untori" oder „Pestverbreiter," von welchen Manzoni in seinen „Promessi sposi" ein so graphisches Bild entworfen hat. Cantù leugnet bekanntlich das Vorhandensein einer solchen Bande, wogegen Mutinelli geneigt ist, den Aussagen gleichzeitiger Schriftsteller Glauben zu schenken, welche die Thatsache als zweifellos hinstellen.

* Storia arcana ed aneddotica d'Italia. Vier Bände. Venedig, Molini.

Digitized by Google

England.

Literarische Korrespondenz aus England.

Die englische Industrie und der Fluch der Cottonmonkerei.

Der Frost im Januar und in den sozialen Verhältnissen.

London, im Februar.

„Die geschäftigen Bienenschwärme um uns,“* heißt eine eben erschienene, illustrirte Broschüre, welche uns in das dichteste Gedränge und den kolossalsten Reichthum des englischen Fabrikirens und Handelns einführt, in die Londoner Großgeschäfte, von denen manches allein so groß ist, wie eine kleine deutsche Stadt und vielleicht mit mehr Straßen an langen Zahl- und Verkaufstischen hin, zu den Baumwollen-, den Wollen-baumwollen-wollenen, baumwolle-seidenen, wolle-baumwolle-seidenen und sonstigen „Misch-Lords,“ die Kohlen- und Eisen-Mioen, die Hoe'schen Dampf-Cylinder-Druckmaschinen, welche jede Nacht Zeitungen bis zu 100,000 Exemplaren, à 48 Spalten, à 200 Zeilen, à 40 Buchstaben, zusammen für einen Penny drucken, welche uns in alle diese erstaunlichen Herrlichkeiten riesiger, dampfender Industrie von viel Hunderttausend Pferdekraft einführt und einweiht, und mitten in diesem endlosen Getobe und Gedampfe uns arme Schlucker mit einem verächtlichen Seitenblicke fragt: Nun, was sagst du zu dieser Glorie? Welches Land der Welt kann sich noch mit solchen Triumphen der Industrie messen? Spinnen und weben wir nicht allein für 270,000,000 Thaler baumwollene Waaren jährlich? — Geben diese Tausende von Dampf-Pferdekräften nicht allein vier Millionen Menschen Brod und Alles, was dazu gehört? — Ja, wir sind die größte, die reichste, die gebildetste, die freieste Nation in der Welt — alles Andere ist Bettelei und Barbarei.

Ja, wenn man so d'rin steckt in diesen gigantischen Labyrinthen, diesen Palästen voll mechanischer Zaubereien, gegen welche die in alten Märchen Kindereien sind, möchte man des Teufels werden vor Wundern und Staunen, möchte man vor der Größe Englands in Staub sinken. Man muß sich aber erst umsehen, Einsicht zu verschaffen suchen, wieilich einweihen. Diese Baumwollen-Industrie ist der Fluch der Welt geworden, besonders Englands, obgleich auch Deutschland ein Lied von diesem Fluche singen kann. Warum zittert jetzt England fast eben so sehr vor dem ehemaligen Holzhacker des Urwaldes, Lincoln, diesem neuen Präsidenten der dreiunddreißig großen Republiken drüben, wie die Sklavenhalter selbst? Blos der Baumwolle wegen. Wenn's drüben zum wirklichen Bruche kommt, zwischen den Sklaven- und den freien Staaten, wohl gar zum Bürgerkriege, wo soll England seine Baumwolle hernehmen? Die Sklaven drüben liefern den Engländern 80 Prozent ihrer Baumwolle. Ernstliche Unruhen in Amerika wirken sofort schädlich auf das Futter für die englischen Maschinen. Ein Bürgerkrieg macht vielleicht eine ganze Baumwollen-Aerndte unmöglich, oder drückt sie wenigstens um so und so viel Prozente zurück. Dasselbe fürchtet England mit allen Sklavenhaltern, wenn es gelänge, die Schwarzen frei zu machen, wer diese wohl gar St. Domingo-Scenen über Hunderttausende von Geviert-Meilen vorbereiteten.

Dann liegen die mehr als Tausend Millionen Thaler, die in der englischen Baumwollen-Industrie stecken, todt; vier Millionen Engländer, jetzt langsam im Dienste der Maschinen verkümmernd, verhungern rascher; die etwa 250 Millionen Thaler jährlichen Verdienstes, oder der Vermehrung des Nationalreichthums werden zu Deficits, und Lancashire, ganz Lancashire, ein Bettelnest, wie jetzt Coventry, wo die Bandmacher wohnen, die von Crinolinen- und Stahlreifenmachern, von den bandlosen Damen-Moden aus Arbeit und Brod geteieben wurden.

Was ist diese Baumwollen-Industrie, die in Deutschland als Schutzzöllnee betteln geht, und zwar als Bettlee mit dem Knüppel als Reserve, die von Aufrechterhaltung des größten Fluches in den 33 Republiken abhängt, für ein Segen? Diese Baumwollen-Industrie, in deren Dienste Palmerston seit fünfzig Jahren immerwährend Kriegsschiffe umherschickt, um die „englischen Handels-Interessen zu beschützen“ und sich Weltmärkte mit Bombardements zu eröffnen? Diese Baumwollen-Industrie, welcher jährlich Kinder und Erwachsene tausendweise geopfert werden? Wo man hinsieht, vom ersten Sammeln der Baumwollen-Nüsse, bis zu den letzten baumwollenen Fetzen, die in Wind und Wetter um die verhungerten, abgemagerten Glieder der englischen Proletarier fliegen, hängt Fluch und Verderben an dieser stolzesten, großartigsten Industrie Englands, das mit allem seinen Golde, aller seiner Freiheit deren Sklave geworden ist. England hat sich verlottert, ist gemein geworden durch die Baumwollen-Industrie. Wie es keine anständige Nase in der Welt giebt, die sich mit einem baumwollenen Taschentuche befreunden kann, fühlt sich auch jeder Mensch in seinem Ehrgefühl gekränkt, sobald er ein Shirting- oder Calico-Hemde anziehen muß. Die Kottunsahnen des weiblichen Geschlechts sind Bettelstaat. Das anständigste Mädchen wird leicht zur Schlumpe in Kattun. Jedes Menschenkind wird gemeiner, sobald es in Cotton gesteckt, nur damit in Verbindung gebracht wird. Die edle Leinwand und die solide Wolle, zugleich Symbole und Bürgen substantieller Wohlhabenheit und Bürgerlichkeit, die romantisch und aristokratisch säuselnde Seide, der fürstliche, majestätische Sammet, sind von dieser Lumpekratie der Baumwolle theils verdrängt und vertrieben, ausgeplündert und beraubt, theils demoralisirt und gefälscht worden. Die ungeheueren Kapitalien und Kräfte, die jetzt in der Baumwollen-Industrie stecken, den größten Floch Amerika's geschaffen und Europa verlumpt haben, in Leinen-, Wollen- und Seiden-Industrie angelegt und thätig — welch' ein anderes Kultur-Bild in beiden Welten!

Die Baumwollen-, d. h. Sklavenzucht in Amerika, hat alle dreiunddreißig Republiken bis in's Innerste demoralisirt und sogar bestialisirt. Die perfide Politik Englands, besonders die Palmerston's, die Verkrüppelung von Millionen Kindern, die Abhängigkeit des stolzen, freien Englands von der Peitsche des Sklaven-Aufsehers, von dem gewaltsam ausgepreßten Schweiße der 4 Millionen Schwarzen, weit, weit über dem Meere und weit, weit über den freien Staaten drüben — Alles, weil die Engländer so vernagelt, so gemein waren, 1,200 Millionen Thaler in Verspinnung und Verwebung der Baumwolle anzulegen, statt in Erzeugung, Veredelung und Verwerthung edlerer, in Europa einheimischer Stoffe, des Flachses, der Wolle, der Seide, denn auch letztere kann als einheimisch und der größten Ausdehnung fähig in Europa betrachtet werden. Haben doch selbst im feuchten, nebeligen England meine Kinder rein aus Spielerei ein Mal ein halb Dutzend Seidenraupen angeschafft und im Jahre darauf mehrere Dutzende von Cocons entstehen sehen!

Doch will ich damit nicht sagen, daß man in England Seidenwürmer füttern sollte. Wie sie in Deutschland Gas-Compagnien gebildet haben, in Spanien und Portugal Winzer geworden sind, hätten sie das disponible Geld zur Seide eben so gut in Italien, Süd-Frankreich, Syrien und China anlegen können (letzteres hätten sie damit gründlicher erobert, als mit Zerstörung und Mummins-Behandlung des wundervollen kaiserlichen Lustschlosses).

Man denke sich seine, blühende, wogende Flachsfelder, veredelte Schafherden, reinliche, niedliche Seidenraupen-Cultur für tausend Millionen Thaler und statt der Mucker des Wupper-Thales und der süddeutschen Twist- und Callico-Lords, die als Schutzzoll-Almoseagenossen jährlich so und so viel Tausende oder Hunderttausende von Thalern anderer Leute zusetzen, freie Leinweber, goldene Aerndten an Bließen, goldene Aerndten von Seiden-Cocons, rein Leinen auf den Märkten, reine Wolle, reine Seiden- und Sammetstoffe — wie nobel, wie schön und geschmackvoll gekleidet, wie lohnend beschäftigt, wie unabhängig würde sich die Menschheit finden, abgesehen davon, daß in Amerika die Freiheit wirklich gediehen wäre und etwas Baumwolle und Reis dazu, im Uebrigen aber mit viel edleren Produkten den Markt füllen würde, wie z. B. Süd-Carolina, der kleinste, wüthendste und von der Sklaverei am meisten verklagte Staat, mit freiem Weine, statt mit erpreßter Baumwolle! — Wein! Davon kann man freilich keine baumwollenen Strümpfe machen, die Armen nicht kleiden. Ist nicht Baumwollen-Industrie, nach Fröbel, Quelle der Demokratie, der Emancipation des Volks, das sich nur mit baumwollenen Waaren anständig kleiden und sich in Manchester-Hosen und sonstigen Nachäffungen oder Fälschungen der Selbstregierung fähig und würdig fühlen kann?

Demokratie hin, Demokratie her — die baumwollene hat weder Hand noch Fuß, noch etwas Solides darüber zu ziehen, noch Kraft, etwas damit auszurichten, noch die Fähigkeit, edle Zwecke zu begreifen oder gar zu erstreben. Sie ist kannibalisch in Amerika, unfrei, bettelhaft, eroberungssüchtig, futterneidisch in England, schutzzöllnerisch, aristokratelnd und muckerisch in Deutschland. Was ist je Gutes von dieser Baumwollen-Industrie gekommen? Und welche Aussichten hat sie, giebt sie uns, die wir Alle unter dem Fluche ihrer Herrschaft stehen, um bei der Abrechnung, die vielleicht jetzt erzwungen wird, damit der längst reife materielle und moralische Bankerott nicht länger hinausgeschwindelt werde, Alle dafür mit büßen zu müssen?

Die Engländer, natürlich besonders die Lords von Manchester und Liverpool, arbeiten jetzt stark an einer Verpflanzung der Baumwollen-Pflanzen auf englischen Kolonial-Boden, auf deren Förderung und Verbreitung in Indien, im Livingston'schen Afrika ꝛc. Das heißt denn aber freilich nichts Anderes, als Versehung und Erweiterung der Menschen-

* „The Busy Hives Around Us“ ect. London, James Hogg.

schinderei außerhalb, und Verzweigung verkrüppelnder, niedriger Proletariats-Industrie zu Hause, die während der Zeit des Ueberganges England mit noch viel stärkeren Bettelbanden überschwemmen wird, als dies ein viel kürzerer Uebergang vom Herbste zum Frühling thut.

England litt unter einem ungewöhnlich harten und langen Winter, d. h. während einer sechswöchentlichen Frostzeit von einem bis höchstens zehn Graden Kälte. Hunderttausende starker, rüstiger, breitschulteriger Arbeiter konnten diesen Frost nicht acht Tage aushalten. Sie belagerten die unzähligen, aber schon übervollen Wohlthätigkeits- und Armen-Anstalten in unabsehbaren Haufen und zogen vor die Polizei- und Magistrats-Gerichtshöfe, um dort Almosen zu erbetteln, da die stolzen, berühmten Armengesetze mit den fürstlichen Palästen der Armenpflege in jeder Gemeinde, wo ungeheure Summen allgemeiner, schwerer Armensteuer vergeudet werden, mit den ersten Nachtfrösten als völlig unzureichend und unbrauchbar barsten, wie die Wasserröhren in den Häusern. Die ganze soziale und politische Maschinerie der Administration und Selbstregierung war in den ersten Tagen des Frostes zu- und eingefroren. Hunderttausende von Arbeitern hatten keine Arbeit und damit sofort auch nichts mehr zu leben. Sie belagerten alle Polizei- und Magistratsgerichte, welche nun sofort alle Rechtspflege einstellten und den ganzen Tag — alle Tage bis oft nach zehn Uhr Abends — die Armenpflege, die Armengesetze, die Armensteuer verwalten mußten. Das Geld floß ihnen fabelhaft reichlich zu: Die Reichen und Wohlhabenden schickten aus wirklichem Mitleiden oder aus panischer Furcht vor diesen endlosen Schaaren starker Kerle, die in Gruppen zu fünf bis zwanzig und manchmal auch mehr, alle Tage die zahllosen Straßengewinde mit schauderhaftem, heulenden Bettelgesange durchzogen, in diesen Straßen, in denen sonst jede Art von Bettelei verboten ist und bestraft wird. Der einzelne Mensch mit einem heilen Rocke, besonders jedes anständige weibliche Wesen ward auf jedem Schritte von einzelnen Jammergestalten, oft von gut angezogenen Personen, winselnd, dann wohl auch drohend verfolgt. Ganz London schien plötzlich in nur zwei polarisch entgegengesetzte und sich einander anziehende Menschenklassen zu zerfallen: Bettler und Angebettelte. Allen Respekt vor Letzteren, denn sie gaben reichlich und fleißig. Wie viel dabei von wirklicher Furcht ausgeperßt ward, läßt sich nicht leicht entscheiden; aber die Gaben flossen mit besonderer Fülle, als im Ostende Londons mehrere Bäckerladen gewaltsam ausgeräumt worden waren, und Bäcker, Fleischer und andere Händler mit Victualien bei einbrechender Dunkelheit schlossen.

Auch allen Respekt vor den Bettlern, die nicht durch Gesetz und Polizei (Alles eingefroern) von Gewaltthätigkeiten und Plünderungen zurückgehalten wurden, sondern durch eigene Moral und die schauerlichen, lähmenden Ostwinde. Also allen Respekt vor ganz London, beiderlei Geschlechts, aber nur eben, so weit dieser reicht.

Derselbe läßt sich bei dem besten Willen nicht weit ausdehnen. Was ist das für eine Constitution, eine Gesellschaft, die beim ersten Froste berstet und bricht? Was für ein Wohlstand, der nicht acht Tage Arbeitslosigkeit aushalten kann? eine Civilisation, die in guten Zeiten nicht so viel sparen und zurücklegen kann, wie ein gemeiner Hamster? Diese „arbeitenden Klassen" Londons vertrinken, nach der Angabe eines Statistikers, jährlich zwei Millionen Pfund „über den Durst," und verdienen, wenn sie eben arbeiten, nach deutschen Begriffen viel Geld, einige, wie z. B. die florirenden Ziegelei-Arbeiter bis fünf Pfund wöchentlich. Es ist aber bei ihnen Sitte und Mode, sich einen guten Sonnabend Abend (mit Schlägerei, Todschlag und Mord nach zwölf Uhr) und einen guten Sonntag zu machen, wenn sie „eine gute Woche" gemacht haben (made a good week), so daß oft schon Montags nichts mehr übrig ist, und sie zu den überall nahen „drei goldenen Kugeln" (Zeichen der Pfand-Leihhäuser) ihre Zuflucht nehmen. Sie essen, trinken und schlafen sorgloser, wie das liebe Vieh (das sehr oft gut für den Winter sorgt), und denken nicht an schlechte Zeiten und Frost, ehe es schlecht und kalt geworden. — Unsere Waschfrau sagte plötzlich auf, nachdem wir sie außer mit Arbeit, auch mit Almosen unterstützt hatten, sowie es zu thauen anfing, weil dann ihr Mann, wie sie naiv äußerte, als „plumber" hinreichend Geld verdienen würde, da die tausendweise geplatzten Wasserröhren alle wieder gemacht werden müßten. Bei dem tiefsten Lächeln des Glücks, das für den Augenblick zu essen und zu trinken giebt, werden sie faul und übermüthig.

Dies und unzählige andere Zustände und Thatsachen zeigen mit furchtbarer Beweiskraft, daß in diesen englischen Volksmassen keine Solidität, kein wirklicher Wohlstand, keine eigentliche Civilisation steckt. Bei uns in Nord-Deutschland und im barbarischen Rußland wissen sie mit Erfolg und siegreich halbe Jahr lange Winter zu beherrschen. Hier siegte „Jack Frost" nach einer leichten, kurzen Belagerung von acht Tagen. Er schlug nicht nur die armen und arbeitenden Klassen, sondern auch die Gebildeten und Reichen, denen es bei allem Luxus doch an jedem Mittel fehlt, sich eine warme Stube zu machen. Das Kohlenfeuer versengt und verbrennt die beiden Davorstehenden (mehr haben nicht Platz) auf der Feuerseite, aber auf der „Wetterseite" frieren sie doch. Daß mehrere crinolinirte Damen vor ihrem Kohlenfeuer mitten in ihren drawing rooms elendiglich verbrannten, werden Sie in den Zeitungen gelesen haben. Kinder verbrennen immer schockweise jeden Winter. Daß Policemen und sonstige Personen auf den Straßen oder in ihren Zimmern erfroren, ist auch oft vorgekommen.

Sie können sich in ihren Pracht-Palästen nicht vor der Kälte schützen, auf der Straße auch nicht. Pelzwerk ist verboten. Jeder Fremde, der sich nur mit einem Petzkragen auf dem Rocke sehen läßt, wird verhöhnt und ausgelacht. Engländer tragen nie Pelzwerk, weil die Leute darüber lachen. Andere Gründe habe ich nie ermitteln, durch die genauesten Forschungen nicht entdecken können.

Außerdem schließt keine Thüre, kein Fenster in einem englischen Hause, und sehr oft sind auch Wände, Dächer und Decken offen frostig gegen Wind, Regen und Schnee.

Was sind diese Häuser? Mit Teppichen und Decken verleugnete Barbaren-Zelte mit Wachtfeuern. Das ist keine Civilisation, die sich nicht gegen die gewöhnlichsten Attacken der Natur zu vertheidigen weiß. Keine Civilisation in den großen Massen, nicht in den reichsten Palästen, nicht in den sozialen Einrichtungen, am Wenigsten in der Politik, da sie nicht nur England für 72 Millionen Pfund jährlicher Ausgaben unsicher macht, sondern auch andere Gegenden bis in die weiteste Ferne.

Die Häuser, die Einrichtungen im Hause, die sozialen und politischen Institutionen — alle haben ein mehr oder weniger rohes, widerwärtiges Gepräge, so daß Ansprüche des Zweckmäßigen, Anmuthigen und Schönen durchaus kein Genüge finden können.

Ich kann sogar die feinsten und luxuriösesten Häuser, Gesellschaften und Lebensformen nicht ausnehmen. Was viel Geld und die schönen Künste irgend wie zugänglich machen, findet man üppiger, vollständiger, überladener in den Kreisen der Aristokratie und Gentry Englands, als irgendwo sonst in den besten, gebildetsten und reichsten Familien anderer Länder. „Die Grazien aber sind leider ausgeblieben," und für Das, was der Deutsche Gemüth, Gemüthlichkeit und Geselligkeit nennt, haben die Engländer weder Worte in der Sprache, noch eine Befähigung in ihrem Benehmen. Weder der echte Gentleman, noch weniger die echte Lady dürfen etwas davon zeigen, selbst wenn sie Herz und natürliche Gutmüthigkeit genug dazu besäßen. Die nobelsten, liebenswürdigsten, gebildetsten deutschen Mädchen, die so oft herüberkommen, um als Gouvernanten zu prakticiren, verlieren in der Regel ihre Stellung, wenigstens sofort ihren Respekt, weil ihnen die vornehme Flegelei der Damen vom Stande, der eigentlichen Ladies, abgeht und nicht beizubringen ist. Sie zeigen sich in ihrer Bescheidenheit und munteren deutschen Liebenswürdigkeit gern nach allen Seiten aufmerksam und gefällig, und werden nach dem ersten Abende in den Schlafzimmern der jungen Puten und der Mutter als entschieden ill-bred, als low, vulgar, common verschrien. Die feine Dame von Stande darf sich durchaus nicht aufmerksam, gefällig, graziös und munter zeigen. Ihre Rolle, aus der sie nie fallen darf, heißt: voenehme Langweiligkeit, fonveraines Hinflegeln, drei Ellen breit mit der Crinoline, und Huldigungen, Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten kaltblütig und steif annehmen, aber nicht erwidern. Die so gemißhandelte Natur rächt sich dafür allerdings oft genug, so daß sie plötzlich einmal mit dem gefälligen Haus- oder mit dem gefühlvollen Klavierlehrer oder gar mit dem nicht durch Vornehmheit gebundenen Portier oder Reitknecht in warme Verhältnisse gerathen oder durchgehen.

Es ist hart, von Lady-Flegelei zu sprechen, aber ein anständigeres Wort ist kaum zulässig. Der Sache gemäß, muß man noch schärfer bezeichnen, und diese vornehme Wachsfiguren-Kälte der feinsten Ladies eine künstliche Barbarei, eine erzwungene Rohheit nennen. Welche Höllenqual, bei Tische zwischen zwei solchen Damen zu sitzen! Der Engländer, mit Bindfaden, statt mit Nerven besaitet, hätt das wohl aus, aber wir gemüthlichen, plauderhaften Deutschen, und nun gar erst die quecksilberigen, nach allen Seiten Gefälligkeiten sprudelnden Franzosen, essen und trinken unter den ausgesuchtesten Höllenqualen. Jedes Wort, jeder Satz, jede Frage, jede Bemerkung, der geschickteste Gedanke, der beste Witz fällt erfroren, todt, steif und kalt vor unserem warmen Munde nieder, wenn die Dame rechts gar nichts hört und die links mit einem stupiden „indeed" oder einem „don't know" oder einem scharf abschneidenden „Yes" oder gar mit bloßer Miene der Verlegenheit, was oder ob sie überhaupt antworten soll, unsere Anstrengungen, unterhaltend zu sein, fördert. Das Allerschlimmste ist, daß man den wohlwollendsten, herzensguten, nobelsten

Damen gegenüber binnen fünf Minuten aus der wärmsten Juli-Temperatur der Gemüthlichkeit und Gesprächigkeit bis weit unter den Gefrierpunkt abgekühlt wird, so daß man in Gefahr kommt, Nase und Ohren zu erfrieren. Man erzählt einen Spaß, und sie zeigen nicht die leiseste Erhebung des Mundwinkels. Man erinnert an den neuesten Doppelmord — gleichgültig, da kurz vorher Tri- und Quadruple-Morde vorkamen. Man drückt über Dieses sein Bedauern, über Jenes seine Freude aus; ein kaum hörbares, einsilbiges Wort ist Alles, was man hervorlockt. Und es sind zärtliche Mütter, liebende Gattinnen, belesene, malende, gebildete Damen. — Wie ist ihnen dabei solche Menschenquälerei möglich? „Fine breeding!“ „Ladylike!“

Noch schlimmer ist's mit dem echten Gentleman. Ich will den echten durchaus nicht in seinem wahren Wesen angreifen. Im Gegentheil, der echte englische Gentleman (ich schließe alle die anderen, vielleicht fünfzig Varietäten aus) ist keiner gemeinen Handlung, keines schlechten Gedankens fähig und haßt jede Art von Schmutz in- und auswendig. In seiner kaltblütigen Noblesse steht er da, spricht und handelt er wie ein Gott, unbekümmert um Dank oder Undank, und giebt eher goldene Pfunde, ehe der deutsche „Herr“ nach einem grauen Silbergroschen zu suchen denkt. Aber der „echte“ ist ungeheuer selten geworden. Einige wollen behaupten, diese Species sei ganz ausgestorben, was insofern sehr wahrscheinlich klingt, als die meisten Engländer seit fünfzig Jahren ihren Palmerston für „den vollkommensten Gentleman der drei Königreiche“ halten. Ich habe aber doch während meiner zehnjährigen Erfahrungen in London Diesen und Jenen als echten Gentleman gelten lassen zu müssen geglaubt: wirklich höflich und Vertrauen einflößend erwies sich aber nur Einer. Und das ist ein alter, grauköpfiger Schotte mit so treuherzigen Augen in seinem Gesicht, daß man ihn beim ersten Anblicke lieb gewinnt. Nur dieser Eine — ein Schotte — und ein großer, ein einflußreicher, ein reicher Mann — hat mich und alle Anderen, die mit ihm in Berührung kamen, während meiner zehn Jahre in London die „Höflichkeit des Herzens, die mit der Liebe verwandt ist,“ zuweilen kosten lassen. Der gebildete Engländer ist auch höflich, vielleicht sehr, vielleicht mehr, als im Allgemeinen der Deutsche, aber in der Regel so, daß man etwas zugeben würde, wenn er grob gewesen wäre, wie der dicke John Bull. In seiner Höflichkeit liegt Ironie, zuweilen Hypokrisie so dick, daß man sie mit Händen greifen kann, im besten Falle Kälte und beleidigende Indifferenz, die den gänzlichen Mangel an Herz und Gemüth verräth. Nein, herzlich und human ist er vielleicht in seinen Handlungen, aber zu ungeschickt, zu vornehm, zu „gut erzogen,“ um es in seinem Benehmen zu zeigen. „Gemüth“ ist eigentlich und ganz speziell, was in allen englischen Kreisen, Lebens- und Umgangsformen fehlt, so daß sich der Deutsche mitten unter drei Millionen Menschen einsam fühlt, wie mitten in der Sahara. Gemüth und der anmuthige Formensinn, den Ergüssen und Plaudereien desselben Anmuth, farbige Schwingen, Leichtigkeit und Freiheit zu geben — daran fehlt's. Man kann in der guten englischen Gesellschaft nicht plaudern, nicht diskutiren, nicht streiten, nicht durch Discussion und Dialektik warm werden. Man denkt nicht, man fühlt nicht. Alles ist schon fertig und abgemacht, und wer daran rüttelt, versteht keine Lebensart, ist ein Ketzer. Ein Gast, der ankömmt, spricht das Dogma aus: fine evening, Sir! Und die Antwort lautet: Yes, very fine! Der nächste Gast introducirt sich mit „a bad night,“ und die ganze Gesellschaft nimmt die „bad night“ sofort als klar bewiesenen mathematischen Lehrsatz an, auch der Mann, der mit dem „fine evening“ kam. Nicht daß es hernach an mancherlei Unterhaltungsstoff fehlte, aber man geht schwerfällig, peinlich, mechanisch über stupide Pausen hinweg, von einem zum anderen, gewöhnlich in der Form einer Frage, ob man davon gehört oder gelesen habe, um dann etwa das Factum selbst zu erzählen. Man findet es nice oder shocking oder awful und ist dann sofort wieder zu Ende.

Kurz, der Deutsche ist hier unter Engländern stets einer geistigen Hungerkur ausgesetzt. Man wird nie warm mit ihnen, da es ihnen an Oefen im Inneren und in den Zimmern fehlt. Selbst der Mangel an physischer Wärme in den Stuben, der Zug durch Thüren und Fenster nach dem glühenden Kohlenfeuer hin, wo sich blos Zwei auf einmal wärmen können, macht's ungemüthlich. „Comfort“ habe ich nie in englischen Zimmern und Häusern finden können, auch nie das berühmte englische „Familienleben.“ Schon wegen der Häuser ist dies kaum möglich. Die Familie wohnt in ganz verschiedenen Etagen, frühstückt in einem besonderen Zimmer und dinirt in einem besonderen Zimmer. Die stummen Dienstboten aus dem unterirdischen Bereiche, der Parlour parterre, der Drawing-Room oben, das Privatzimmer der Hausfrau, die Privatzimmer der Töchter, die Privatzimmer der Söhne, die Schlafzimmer unter'm Dache — Alles in verschiedenen Etagen — Alles auseinanderfallend — schon diese Architektur und häusliche Einrichtung erschwert und erkältet das Familienleben, in welchem außerdem keine Kinder groß wachsen, da diese respektabler Weise sobald als möglich in ein boarding establishment gesteckt werden. Nein, nein, es gefällt mir gar nicht mehr in England, so daß wir's mal wieder mit Deutschland versuchen wollen. Sie sind hier nicht gemüthlich, und gescheidt ist blos Ein Engländer, wie neulich ein Landsmann bewies, blos Einer, und das ist Prinz Albert.

Indien.

Der englische Krieg in Indien im Jahre 1858.

Die Einnahme von Lucknow.

Bei Gelegenheit der wohlfeilen Phrasen, welche englische Zeitungen und Politiker in jüngster Zeit über Achtung der Nationalitäten und über die Anmaßungen der Deutschen in Bezug auf andere Völker machten, hat man in Deutschland sich des eben erst beendigten Krieges der Engländer in Indien erinnert. Dies veranlaßt uns, nachstehende Schilderungen aus Russell's „Diary,“ zunächst über die Einnahme von Lucknow mitzutheilen:

„Die Vorbereitungen zum Angriff waren gemacht. Ein von Lieutenant Stewart gezogener Telegraphendraht setzte die beiden Theile des Belagerungsheeres in Verbindung, und die vollkommene Uebereinstimmung ihrer Operationen war also gesichert. Sir Colin Campbell und Sir James Outram sollten an diesem Tage (9. März) zu gleicher Zeit den Feind vorwärts drängen. Die über die Gumti zurückgeworfene Kolonne wurde bald erschüttert und marschirte, hinter ihrer Artillerie herziehend, auf Lucknow los über die von ihren Kugeln zerrissene Ebene. Die feindlichen Kanonen antworteten schwach, und nach und nach von einer Stellung zur andern getrieben, zogen sie sich in der Richtung auf die zwei Brücken zurück. Uebrigens verhüllte eine ungeheure Staubwolke die Kämpfenden, und von der Höhe der Dilkuscha merkte man das Vordringen von Sir James Outram nur am Gewehrfeuer und dem Kanoniren, welches vom Echo in einer immer der Stadt näheren Richtung gebracht wurde. Von Zeit zu Zeit kam eine Botschaft mit der Kunde, daß der Marsch von dieser Seite ununterbrochen vorwärts gehe, ohne allzu ernsten Widerstand zu finden. Der Feind, durch das Geschütz aus allen seinen Schlupfwinkeln vertrieben, zog sich gegen Badschahbagh hin zurück, jenen Palast, welcher auf der anderen Seite des Gumti fast der Stadt gegenüber liegt; er schien indessen zwar einen anderen Palast vertheidigen zu wollen, der unmittelbar am Flusse liegt, den Tschuckerwallah-Kothin.

Zur selben Zeit, wo diese Nachrichten in's Lager der Dilkuscha kamen, ging dort der ohne viel Geräusch gegebene Befehl um, die Soldaten genau um Mittag essen zu lassen. Man weiß, was im Felde eine derartige Maßregel ahnen läßt.

Die Offiziere, welche abermals nur halb und halb merkten, bestürmten den theilnahmslosen Korrespondenten der Times, den man mit mehr als einem Geheimniß näher betraut wußte, um die Wette mit Fragen. In der That war es festgesetzt, daß man am zwei Uhr La Martinière (eine nach einem Franzosen benannte Oertlichkeit) angreifen würde. Das verdarb ihm das Schauspiel und es war fast, als ob er die Schärfe der Befehle, die allzu methodischen Combinationen der civilisirten Kriegskunst, bedauern sollte. In dem beabsichtigten Angriff war nichts unvorhergesehen, nichts dem Zufall überlassen. In ebenso klaren, so frostigen Ausdrücken, wie ein geometrischer Beweis, wies General Mansfield Jedem seinen Posten, seine Rolle an, und Jeder war diesen Weisungen des Generalstabs einen mechanischen Gehorsam schuldig. Vermittelst strenger Befolgung der empfangenen Befehle sollte die Position des Feindes in einer gegebenen Zeit von A und B genommen werden; ein Verfahren, wunderbar durch Genauigkeit und Bestimmtheit, welches auf Schonung von Menschen hinauslief, aber der Neugier und Gemüthsbewegung des Zuschauers wenig Raum giebt.

Zur Rechten und Linken der Dilkuscha verdoppelten zwei Batterien, von denen eine von William Peel befehligt war, ihr Feuer gegen La Martinière; sie spieen einen Hagel von Granaten, Kugeln und Raketen hin. Die Brüstungen bekamen Breschen, die Mauern stürzten ein, die Statuen von Gips sprangen in Splittern umher. Trotzdem hielt sich Pandy (d. i. die Sepoys) gut. Weiße Turbane und schwarze Gesichter wimmelten noch in diesem einstürzenden Palaste. Am bedeckten Orte und in der Ferne hält Pandy das Feuer mit ziemlicher Standhaftigkeit aus. Indessen schlägt es zwei Uhr: mit der Minute, mitten unter dem Krachen

der Kanonade hört man von Hof zu Hofe das Signal gehen: Vorwärts! Hinter dem Schlasse, das sie bisher deckte, zusammengehäuft, setzen sich die Angriffs-Kolonnen in Marsch. Sie haben Befehl, nicht zu schießen; die Stellung soll mit dem Bajonnet genommen werden. Kaum haben sich die ersten Glieder der Hochländer gezeigt, so verstummt die Artillerie auf einmal. Das genügt für den Feind, um zu verstehen, um was es sich handelt. Oben von den Terrassen sieht man die Sepoys von allen Seiten in den Zickzacks der Laufgräben entfliehen und um die Wette ihre Schießgräben verlassen; man sieht sie sich um alle Ausgänge drängen und sich von allen Seiten nach La Martinière stürzen. Nur sehr Wenige denken daran, während dieses Rückzuges Feuer zu geben. Die Hochländer entfalten sich; die Sikhs werfen sich im Durcheinander auf die Seiten der von den Hochländern gebildeten Linie. Alle gerathen bald in's Laufen, Jeder will der Erste am Feinde sein. Dieser rasche Ansturm bringt sie bald aus dem Seitenfeuer, welches ihnen, wie sie in's Freie gekommen, die ganze auf der Linie des alten Kanals schräg aufgefahrene Artillerie zusendet. Die ihnen zugedachten Kugeln treffen voll auf die Bahrenträger (dooly-bearers), welche hinterher ziehen, um die Verwundeten aufzunehmen. Die armen Kulis fallen hier und da, unbekannte Opfer, denen Niemand selbst einen Blick zuwendet. Zur Rache dafür ist Sir Colin ernstlich erbittert gegen einen „Schafskopf," der sein Regiment unter dem Feuer und geschlossen, wie zur Parade führt..... „Schnell hin! Man sage ihm, er soll seine Leute zerstreuen..... Kann man solche Dummheiten begehen?.... Wenn es sich darum handelt, das angelsächsische Blut zu schonen, ist der Obergeneral unerbittlich. Er kann sich übrigens zufrieden geben. Angekommen an den Laufgräben, welche die Sepoys eben räumen, werfen sich die Hochländer und die Sikhs wetteifernd hinein und gewinnen so, vor Kugeln geschützt, die Mauern von La Martinière. Man sieht bald die Sepoys sich über die Stufen des Palastes stürzen und durch die langen Gänge fliehen. Einige Minuten später wendet sich der Obergeneral zu dem Korrespondenten der Times. „Hören Sie, Herr Russell, ich mache Sie interimistisch zu meinem Adjutanten..... Nehmen Sie dieses Fernrohr..... Sie haben bessere Augen, als ich..... Unter jenen Bäumen, rechts von La Martinière, was sind das für Leute, die ich kaum erkennen kann?..... Es waren die Hochländer und die Sikhs, die sich in der feindlichen Umhegung befanden, wo sie mitten im heftigsten Gewehrfeuer reißende Fortschritte machten. „Gut," sagte Sir Colin ruhig, „das ist der Zeitpunkt, um nach La Martinière zu gehen." Man bringt die Pferde, der Generalstab reitet weg, um Besitz von der neuen Eroberung zu nehmen. Einige Kugeln flogen sausend ganz nahe bei diesen kühnen Reitern vorbei, aber trafen keinen von ihnen, und bald nahten diese den Balkonen des Palastes von Claude Martin, indem sie dabei das Panorama von Lucknow in seiner ganzen Pracht vor Augen hatten, von dem das Auge auf den Terrassen der Dilkuscha nur einen Theil umfaßt. Man sah von da ohne Hinderniß die Bewegungen der Division Outram, die in guter Ordnung gegen den Tschuckerwallah-Kothie und den Badschahbagh vordrang, während ein Theil ihrer Kanonen, auf dem sandigen Gestade der Gumti schon in Batterie aufgestellt, anfing, die erste Vertheidigungslinie in der Seite zu fassen. Der Plan von Sir Colin ging Punkt für Punkt in Erfüllung.

Der Tschuckerwallah-Kothie ist — oder war vielmehr ein großes, gelb angestrichenes Gebäude auf dem Rennfelde, hart am Ufer des Flußes gelegen. Einige zwanzig Sepoys hatten sich darin eingeschlossen mit dem festen Entschlusse, sich hier zu vertheidigen und der Gewißheit, einmal umschlossen, nicht wieder lebend davon zu kommen. Der Heroismus ihres Opfers hätte die Soldaten Outram's rühren sollen, wie er Mr. Russell gerührt hat:

„Man hat sie als Wahnsinnige, als Fanatiker behandelt, sagt er uns; was sie thaten, war ganz einfach werth, von einem Tyrtäus ihres Stammes besungen zu werden. Sie kämpften, so lange als es möglich war, Alles, was ihnen nahte, tödtend oder verwundend. Als ihre Kugeln einen der englischen Offiziere, welche die Sikhs befehligten, tödtlich getroffen und zwei oder drei andere schwer verwundet hatten, zog man die Truppen vom Sturm zurück und eröffnete auf dieses Gebäude eine furchtbare Kanonade. Als die Mauern durchbrochen und an zwanzig Orten durch Kugeln und Granaten eingeschlossen waren, als man glauben durfte, daß nicht Ein Mann mehr von der kleinen Besatzung aufrecht sei, stürzte sich eine Abtheilung von Sikhs in diese Ruinen. Einige Sepays lebten noch. Man schlug sie todt, das war Gnade; aber aus dem einen oder dem anderen Grunde, den man nie in's Klare gebracht hat, wurde einer der Unglücklichen an den Beinen aus dem Schutte gezogen; man schleppte ihn auf dem Sande bis zu einem für das Vornehmen geeigneten Orte, das sich vorbereitete; dort hielten ihn einige seiner Henker und Andere durchstachen ihm den Leib über und über Mit ihren Bajonnetten, während noch Andere mit großer Mühe einige Stück Zimmerholz sammelten, aus denen sie eine Art Scheiterhaufen machten. Als Alles fertig war, wurde der Mensch lebendig verbrannt!....

„Mehr als ein Engländer wohnte dieser scheußlichen Scene bei, mehr als ein Offizier war Zeuge davon; Keiner schritt ein. Ein unvorhergesehener Zwischenfall sollte diese wahrhaft hölische Grausamkeit noch gräßlicher machen; es war der Versuch, den der halb verbrannte Unglückliche machte, sich der ihm angethanen Qual zu entziehen.

„Durch eine plötzliche Anstrengung sprang er aus dem Feuer heraus, und Fetzen rauchenden Fleisches hinter sich her schleppend, konnte er noch einige Schritte von dort entfliehen; aber man ergriff ihn von Neuem, von Neuem wurde er auf sein Flammenbett gebracht, wo man ihn mit den Bajonnettspitzen so lange festhielt, bis der Tod kam, um ihn daran festzunageln. — Ich werde nie — sagte mir der Freund, welcher mir diese furchtbare Scene erzählte — ich werde nie das Heulen dieses Menschen vergessen und das gräßliche Bild seiner Peinigung wird mich bis zu meiner letzten Stunde begleiten. — Und Sie haben nicht versucht, einzuschreiten? — Ich habe es nicht gewagt. Die Sikhs waren rasend. Sie rächten den Tod Anderson's, und unsere Leute, statt sie zurückzuhalten, munterten sie auf. Unmöglich etwas zu thun...."

Nach der Einnahme von Tschuckerwallah-Kothie machte der Badschahbagh keinen sehr langen Widerstand. Von neun Uhr Abends ab Herr dieser wichtigen Position, konnte General Outram darin drei Batterien aufstellen, deren konvergirendes Feuer auf den Kaiserbagh fiel, die Centralposition und letzte Zuflucht des Feindes. Am Abende dieses Tages machte Mr. Russell einen Besuch bei William Peel, der schwer verwundet war, und trotz anfangs günstiger Vorzeichen, bald danach an seiner Verwundung sterben sollte, die durch das Hinzutreten einer Pockenkrankheit verschlimmert wurde. Als er ihn verließ, setzte er sich an denselben Tisch, an dem Major Hodson saß, ein Offizier noch voller Leben, Feuer und kriegerischer Hoffnungen; 48 Stunden später sollte Hodson tödlich getroffen sein. Wie viele tapfere, wie viele ausgezeichnete Offiziere hat dieser Sklavenkrieg England gekostet! Sie figuriren nicht auf der Bilanz seiner Verluste, wie sie die Statistiker der Treasury geben.

Der ganze 10. März wurde darauf verwandt, sich in den am 9. genommenen Positionen festzusetzen und die befestigten Punkte, wo sich der Feind noch hielt, unbarmherzig zu bombardiren. Sir Colin verschwendete die Kugeln, um die Menschen zu schonen. Seine Truppen, gut geschützt in den Häusern und Gärten, welche eng an einander zwischen dem alten Kanal und Begums Kothie sich hinziehen, durchbrachen einer nach dem andern die Mauern, die sie von diesem zur Festung gemachten Palaste trennten. Die Engländer entzogen dadurch, daß sie sich auf diese Weise eine Art verdeckten Weges bahnten, sich den Gefahren eines Straßenkampfes, welchen die Anstalten des Feindes furchtbar gemacht haben würden. Barrikaden in allen Straßen, großentheils mit Kanonen bewehrt, überall versetzte Fenster, überall Schießscharten in den Mauern und hinter diesen Deckungen an 60,000 Sepoys, unterstützt von 70,000 Rudschids oder Freimilligen — bloßen bewaffneten Bauern, das ist richtig; aber sie schlugen sich energischer und mit mehr Begeisterung, als die alten Soldaten der Compagnie.

Während des 12. und 13. März ließ Sir Colin, um seine Soldaten zu schonen und den Straßenkampf zu meiden, die zweite Vertheidigungslinie beschießen und Einen nach dem Andern die Posten einnehmen, aus denen man die Sepoys vertrieb.

Am 14. wollte man den mohammedanischen Tempel (den Imambarra) nehmen, zu welchen man sich bereits seit 48 Stunden einen sehr beschwerlichen Weg, der Hauptstadt von Lucknow gleichlaufend, gebahnt hatte. Schon war der Sturm für den Mittag angesagt, als die Nachricht eintief, daß man bereits den Kaiserbagh besetzt habe. Die Sepoys waren in vollem Rückzuge aus demselben auf die beiden Brücken zu begriffen, und Outram's Batterien feuerten ohne Unterlaß hinein, wie Mr. Russell bald Gelegenheit hatte, von der Höhe des Imambarra zu bemerken. Diese Moschee lag in Trümmern.

Eine wilde Freude bemächtigte sich der siegreichen Truppen und nun begann eine Plünderung, in welcher Hochländer und Sikhs mit einander an Gier und wüster Rohheit wetteiferten. Alle Sepoys, welche man irgendwo versteckt fand, wurden kaltblütig abgeschlachtet.

Mr. Russell begab sich auf den Hauptschauplatz der Entscheidung, den Palast Kaiserbagh; er war von Engländern besetzt, aber noch führten diese einen Kampf gegen Haufen von Feinden, die noch in den oberen Gemächern waren und zu den Fenstern herabschossen. Alles war Tumult und Chaos.

„Schwerlich sieht man ein sonderbareres, herzzerreißenderes Bild, fährt Mr. Russell fort, aber es hatte etwas Berauschendes. Man stelle sich Höfe vor, so geräumig, wie Temple-Gardens; ringsumher elegante Pavillons mit Stuck und Gold bekleidet, deren falsche Fenster hier und da mit Freskogemälden verziert sind, während grüne Jalousien und italiänische Markisen die doppelte Reihe von Kreuzstäben schützen, durch welche Luft und Sonne eindringen können. Bildsäulen, Kandelaber, Springbrunnen, Orangerien, Aquäducte, mit braunem Metalle bekleidete Kioske zieren diese reichen Plätze. Hier nun laufen von allen Seiten, in allen Richtungen, auf's Gerathewohl, mit lautem Geschrei europäische, wie eingeborene Soldaten, die nach den Fenstern schießen, aus denen von Zeit zu Zeit einige Flintenschüsse, einige vereinzelte Kugeln kommen. Vor jeder Thüre drängt sich eine aufgeregte und gierige Gruppe, welche sie einzuschlagen sucht, bald mit Kolbenstößen, bald dadurch, daß man mit einem Flintenschuße das Schloß aufsprengt. Einige dieser Kolonnaden-Paläste, Residenzen der großen Kronbeamten, haben den Stürmenden bereits Eintritt gegeben und man sieht sie entlang der Korridore laufen; man schießt sich noch von Kammer zu Kammer. Wildes Geschrei, das Klirren des zerbrechenden Glases, bisweilen ein Rauchbüschel durch die Jalousiengitter sagen, was darin vorgeht. Unter den Orangenbäumen in den Alleen, darin sie stehen, liegen todte oder sterbende Sepoys, und die weißen Statuen sind oft mit einem verdächtigen Roth gefärbt. Einer unserer Soldaten, mit dem Rücken gegen eine marmorne Venus gelehnt, ein theilnahmloses Lächeln auf den Lippen, schnappt mit Anstrengung nach der Luft, die seinen Lungen mangelt, und jeder Athemzug kostet ihm einen Blutstrom. Eine Kugel hatte ihm den Hals durchbohrt. Hier und da kommen Offiziere, die ihren Soldaten nachlaufen: Versprechungen, Drohungen, Nichts schlägt an. Disciplin existirt nicht mehr. Aus den eingeschlagenen Thürmen strömen die Plünderer, beschwert mit Beute, berauscht vom Grimm, gierig nach Gold. Shawls, reiche Teppiche, Gold- und Silberbrokat, Juwelenkästchen, schön verzierte Waffen, prächtige Kleidungsstücke, sie brechen fast unter der Last. Einige, belastet mit Porzellan oder herrlichen Spiegeln, zerschmettern sie aus Verdruß auf den Bodenquadern und eilen zurück, um bessere Beute zu suchen.

Andere sind beschäftigt, von den Degengriffen, den Pistolenläufen, den Sattelknöpfen, den Pfeifenröhren die Edelsteine loszumachen, mit denen sie geschmückt sind. Einige schleppen sich unter dichten, schweren Geweben, in denen auf einem Einschlag von kostbarem Metall Arabesken von Perlen angebracht sind; Andere, Alles nehmend, was ihnen unter die Hände geräth, kommen belastet mit Vasen von Bronze oder Nierenstein, mit Gemälden, mit ungeheuerlichen Terrokotten.

„Unter den Thorgewölben, durch welche man aus einem Hofe in den andern geht — alle ziemlich dasselbe Schauspiel darbietend — greift einem bisweilen ein entsetzlicher Bratengeruch an die Gurgel. Es ist irgend ein auf drei Schritte todtgeschossener Sepoy, dessen Baumwollenkleider Feuer gefangen haben, und der langsam in der Flamme verbrennt, welcher sein Leichnam Nahrung giebt.

„Wir sind in einer nölligen Sackgasse, einem engen Hofe, dessen eine Seite von offenen Wagenschuppen eingenommen wird. Darin stehen Kutschen, Koleschen, Halbkutschen, Brougham's und Palankins mit goldbefranztem Sammet ausgeschlagen, durcheinander — kurz und gut, ein wahres Magazin von Fuhrzeugen. Auf der andern Seite sind Schuppenräume, darüber ein Stockwerk mit Zimmern, Alles wohl verschlossen und verrammelt; in einem ziemlich düstern Winkel eine in Stein gefaßte Brunnenquelle; hart daneben eine Thür zu einem der obenerwähnten Magazine. Diese Thür, von einigen Marodeuren eingeschlagen, ist offen geblieben. Wir treten ein; ein Berg von Kasten, gehäuft voll mit wohleingepackten Porzellanwaaren und ungeheuren Vasen, mit Schalen, Bechern u. s. w., Alles vom schönsten Nierenstein, und folglich von ziemlich hohem Preise. Es war da wohl eine Kameellast von Gerümpel und Absonderlichkeiten. Stewart und ich, ebenso wie zwei oder drei andere Offiziere, die sich uns angeschlossen hatten, wählten nach jedes Einzelnen Belieben einige Gegenstände aus, die wir an dem Brunnen bei Seite setzten. Es war wohlgethan, denn bald verlängert sich in dem lichten Halbkreise, welchen der Bogen der Thür auf dem Pflaster des Hofes beschrieb, der Schatten eines Mannes: erst zeigt sich ein Bajonnet, augenscheinlich in Augenhöhe, dann das Ende einer Enfieldbüchse, dann, mit gehöriger Vorsicht, der Kopf eines englischen Soldaten..... Wer da?..... Gut Freund?..... Versteht sich.... Kommt nur!.... — und drei oder vier Banditen, zu einem Regiment Ihrer Majestät der Königin gehörig, treten im Sturmschritt ein; pulvergeschwärzte Gesichter, Lederzeug von Blut geröthet, die Taschen gedunsen voll von aller Art Werthgegenständen. Die Plünderung organisirt sich nun unter unsern Augen. Die erste Thür, die man in Angriff nimmt, widersteht allen Anstrengungen, bis man das Schloß aufschließt. — Unsere Leute stürzen hinein, man hört einen Freudenschrei, sie kommen zurück und bringen Armvoll die Eisenkistchen, Juwelenkästchen, Büchsen.

Es sind Juwelen, reich verzierte Waffen, Putzgegenstände. Einer der Kerle, der eben ein Schloß aufgesprengt hat, das man für Blei gehalten hätte — es war aber gutes, schönes Silber — zieht aus dem Kästchen, welches es verschlossen, ein Armband mit Smaragden, Diamanten und Perlen besetzt, Alles von so ungewöhnlicher Größe, daß ich es gar nicht glauben wollte. Es mußte, dachte ich, irgend ein Stück Kronleuchter mit Gehängen in falschen Steinen sein. — „Was geben Sie dafür?" sagte er zu mir; „ich lasse es für hundert Rupien, mag's werth sein, was es wolle." — Unglück! dreifaches Unglück! Ich hatte keinen Penny in der Tasche und Stewart eben so wenig, wie auch die drei andern anwesenden Offiziere. Es ist Gebrauch in Indien, daß der Kammerdiener mit der Kasse betraut ist. Der meinige wachte mit besonderer Aufmerksamkeit über meine Taschen, in denen er weder einen Goldmohur, noch eine Silberrupie duldete. — Gut, sagte ich zu meinem Trödler, Ihr sollt Eure hundert Rupien haben; aber ich muß Euch sagen, daß, wenn die Steine nicht falsch sind, das Armband weit mehr werth ist. — Mag sein, mag sein,... beste besser für Sie.... Echt oder falsch, ich lasse sie für hundert Rupien..... Nehmen Sie, hier — dann kommt heute Abend zum Generalstab,.... oder besser noch, sagt mir Euren Namen und die Nummer Eurer Compagnie, ich werde Euch das Geld zukommen lassen..... Ach, Sie scherzen..... Weiß ich, wo ich diesen Abend sein werde?.... Vielleicht zu allen Geiern, mit einer guten Kugel im Leibe..... Halt, ich begnüge mich mit zwei Mohur's baare Zahlung (64 Schilling) und eine Flasche Rum auf der Stelle.... Es ist heute der Tag nicht, um Kredit zu geben. — Der Grundsatz war unbestreitbar, und bald war auch alles weitere Verhandeln überflüssig. Der Juwelier aus dem Stegreif steckte die herrlichen Smaragden wieder in ihr Behältniß, die mich noch in der Erinnerung blenden — und mein Glück war also auf der Stelle fehlgeschlagen. (Mr. Russel hörte später erzählen, daß die Steine dieses Armbandes, die in die Hände eines Offiziers gekommen, von ihm an einen Juwelier um 7,500 Pfd. Sterl. verkauft worden sind).

Uebrigens nahm dieser Mensch beim Abschiede, gleichsam als ob er einige Reue über seine Strenge im Handel empfände — aus dem Kästchen zwei Zierrathen, die er uns als gutes Andenken und Entgeld darbot. Was mir zufiel, war ein Nasenring mit Perlen und kleinen Rubinen besetzt. Stewart, glücklicher als ich, erhielt einen Schmetterling, der eine Brosche bildete, dessen Flügel von Opal und Diamant waren. Aber das war nur eine Episode. Während wir noch feilschten, nahm die Plünderung phantastische Gestalten an. Die Soldaten schichteten im Hofe die gestickten Kleider, das Silbergeschirr, die Brokatmäntel, die Banner, Trommeln, Shawls, Schärpen, Musik-Instrumente, Spiegel, Gemälde, Bücher, Medicinflaschen, Lanzen, Schilde und wer weiß was Alles, zusammen. Ein vollständiges Verzeichniß würde zwanzig Seiten einnehmen. Trunken von Plünderung — niemals habe ich das Wort besser verstanden, daß ich mehr als ein Mal gehört — sie zerbrachen die Waffen, um nur das Gold- und Silbergewebe in einem ausdrücklich dazu gemachten Feuer, um sie in tragbare Ballen zu verwandeln. Sie zerbrachen Porzellan und Nierenstein aus reiner Zerstörungslust; sie durchstochen die Gemälde und warfen sie lappenweise in den brennenden Scheiterhaufen. Die Möbel dienten, ihn zu nähren..... Allmählich fanden sich an die zwanzig Plünderer in dem eingenommenen Hofe zusammen. Der Mehrzahl nach waren es Engländer; aber es waren auch bereits einige Sikhs da. Mehr als ein Streit erhob sich schon, welcher übel zu enden drohte. Die Dinge nahmen eine immer ernstere Gestalt an. Unsere Gegenwart war von keinem Nutzen, und als gerade ein eingeborener Sapeur sich zeigte, nahmen wir ihn in Beschlag, um von ihm unsere Busen in einen andern Hof tragen zu lassen. Es ging auf demselben ziemlich ebenso zu, aber er war größer, und deshalb lief man hier weniger Gefahr.

Der Kaiserbagh war unwiderruflich eingenommen; aber man schlug sich noch in den Straßen von Lucknow, und mehrere Punkte, mehr oder minder wichtig, auf dem rechten Ufer der Gumti (der große Imambarra, die Muschin-Baun ꝛc.), waren noch von ungeschwächten Rebellen besetzt. General Outram, der im Badschahbagh fuß, hielt die eiserne Brücke (die östlichste, die untere Brücke) geschlossen; aber die steinerne Brücke, welche einige Hundert Schritt höher hinauf lag, stand den Flüchtigen offen, die sich zu Tausenden dorthin warfen. Outram's Batterien sandten ihnen Kugeln zu, und ein gut genährtes Gewehrfeuer wurde fortdauernd in dieser Richtung unterhalten. Man hätte ihnen, wenn man über die eiserne Brücke ging, diesen Weg verlegen, und auf diese Weise die ungeordne-

ten Massen noch ärger decimiren können; aber man unterließ es, zum großen Schaden für die Zukunft; denn diese Menschenhaufen zerstreuten sich später und machten den Engländern als Guerilla's noch viel zu schaffen. Eine Mißhelligkeit zwischen Sir Colin Campbell und General Outram war die theilweise Ursache dieses Mißgriffes.

Während des fünfzehnten und sechzehnten zum Theil wurde Lucknow der Plünderung überlassen, trotz des hartnäckigen Widerstandes einer großen Anzahl Nachzügler, welche noch hier und da einige Quartiere, Gassen, Gebäude ꝛc. vertheidigten. Bei dieser Plünderung wurden nicht nur von Seiten der asiatischen Sikhs, sondern auch von den civilisirten Engländern unerhörte Rohheiten und Barbareien begangen, so daß man überhaupt zu zweifeln anfängt, ob unsere Civilisation einen Einfluß habe, die Bestie im Menschen zu zähmen. Die schändlichste dieser Schandthaten ist unstreitig die That eines englischen Offiziers und Gentlemans, der einen kaschmirischen Knaben, welcher einen blinden Greis führte, und sich ihm um Schutz flehend zu Füßen warf, nach dreimaligem Versagen seines Revolvers, und trotz des wiederholten „Pfui, Pfui," welches aus den Reihen der eigenen Soldaten tönte, aus bloßer Mordlust beim vierten Mal erst durch den Kopf schoß. Selbst den rohen Soldaten entfuhr bei der That dieses Muttersöhnleins einer noblen Familie Alt-Englands ein Schrei des Entsetzens. Seine Kameraden erzählten Mr. Russel die Geschichte mit Bekräftigung aller Einzelheiten, aber wie man aus dem Schweigen schließen muß, dienten sie weiter mit ihm. — Englische Ehre! —

Man schlug sich noch am 18. März 1858, aber der Plünderung war Einhalt gethan. Die große Stadt lag fast wie todt da. Die Begum mit ihrem Sohne Brijeis-Kadr und dem bekannten Mulwie von Feisabad, war bis dahin an der Spitze von fünf bis sechstausend Mann geblieben, die um Musabagh, ein großes, von Gärten und Mauern umgebenes Schloß, lagerten, das am westlichsten Ende der Vorstädte ein Stück über den großen Imambarra und Hosseinabad hinaus liegt.

Sir Colin gedachte sie durch geschickte Mannöver aufzuheben; doch sie entkamen, da die Sepoys in geschickten Rückzügen Meister sind. Sie tauchten bald in Rohilkund an der Spitze eines seldtüchtigen Heeres auf.

Nach der Einnahme von Lucknow war das Königreich Aude noch lange nicht unterworfen; die großen Feudalherren hielten sich in ihren Kothfestungen und erwarteten, ehe sie sich ergaben, bestimmte Auskunft über das Loos, welches ihnen von dem siegreichen England zugedacht sei. Ueberall irrten bewaffnete Banden umher, welche im Namen des Aufstandes Steuern eintrieben. Die Begum war zu Bitolt, auf der Gogra; Kaer-Singh schlug den Distrikt von Asimghur; ein alter Tschockeldar von Aude, Mehadie Hossein, sammelte im Westen, in Gorukpur, wie man sagte, furchtbare Streitkräfte. Rena Sahib stand auf Kalpi zu. Man mußte also die Armee in mehrere fliegende Kolonnen theilen, um das Land zu säubern.

Aegypten.

Von Bukkara durch die Wüste nach Fayum.

III.

Der Landbau im heutigen Aegypten.

Ich hatte die Reise nach Fayum, das bekanntlich die fruchtbarste Provinz Aegyptens ist, hauptsächlich aus dem Grunde unternommen, um meine Ansichten über die Boden- und Kultur-Verhältnisse des Landes zu vervollständigen, wo nöthig zu berichtigen. Ich habe während der Erzählung der Reise nichts von dem erwähnt, was ich in dieser Beziehung Bemerkenswerthes gefunden, da ich es für besser hielt, das, was ich aus eigener Anschauung sowohl als nach den Angaben der Fellachin und lange im Lande ansässiger, zuverlässiger Personen zusammengestellt, als ein abgeschlossenes Ganze wiederzugeben.

Die wichtigste aller Beschäftigungen der heutigen Aegypter sowohl wie ihrer Vorfahren, war und ist der Ackerbau, auf den sie schon durch das eigenthümliche Phänomen der periodisch wiederkehrenden Ueberschwemmungen des Nils hingewiesen werden.

Der berühmte Geograph Ritter sagt über den Ursprung derselben: Die große Hitze Aegyptens, Nubiens und Aethiopiens während der letzten Frühlingsmonate, wo die Sonne senkrecht über jenen Gegenden steht, ist so expandirt, daß die kältern Luft- und Wolkenmassen von Norden her, welche Europa bedecken, dorthin strömen müssen, um das aufgehobene Gleichgewicht wieder herzustellen. Dies ist der physikalische Grund, welcher als ein kosmischer ganz abhängig ist und genau zusammentrifft mit dem Laufe der Tages- und Nachtgestirne. Daher die Regelmäßigkeit dieser merkwürdigen Begebenheit.

Nach dem Glauben der Muhammedaner, fällt in der Nacht des 17. Juni, die lejlet en-nuktab, d. h. die Nacht des Tropfens, genannt wird, ein himmlischer Tropfen in den Nil und bewirkt dessen Steigen. Das Anschwellen des Nils zeigt sich gewöhnlich in der Zeit des Sommer-Solstitiums, erreicht den Höhepunkt gegen das Herbst-Aequinoctium und sinkt dann allmählich bis zur neuen Steigung.

Der Schlamm, den das Wasser mit sich führt und gewissermaßen als Dünger auf den Feldern ablagert, ist sehr fett; er besteht aus 6° Kalk, 8° Alaun-Erde, 70° Thon-Erde (ditosia); die übrigen 16° sind schwefelsaurer Thon (Oxyde, meistens Eisen), kahlensaure Bestandtheile ꝛc.

Um nun auch die Felder, welche von der Ueberschwemmung des Nils nicht unmittelbar überfluthet werden, dieser Wohlthat, ohne welche sie unfruchtbar bleiben würden, theilhaftig zu machen, hat man ein weitverzweigtes Bewässerungs-System eingeführt, welches durch die eigenthümliche Formation des Nilthals, besonders gegen die Mündung hin, sehr begünstigt wird. Früher mündete der Nil, nach den Berichten der Alten, in sieben Armen, fünf natürlichen und zwei künstlichen (pelusisch, tanitisch, mendesisch, phanitisch, sebennytisch, bolbitinisch, kanopisch hießen sie von Ost nach West, Nr. vier und sechs waren die künstlichen); heute sind nur noch zwei davon übrig, der von Damiette (phanitische) und der von Rosette (bolbitinische Arm). Diese spalten sich aus dem Nil, bei dem sogenannten Kuhbanche (battn el bakkera), und bilden mit ihren Kanälen, so zu sagen, die Schenkel eines gleichschenkeligen Dreiecks, dessen Basis von den halb Lagunenartigen Seen Menzaleh, Burlos, Edko, Maadieh und Mareotis gebildet wird (von Ost nach West).

Innerhalb dieses Dreiecks liegt das Delta, von zahllosen Kanälen nach allen Richtungen durchströmt.

Des Haupt-Kanals in Mittel-Aegypten, des Bahr Jussuf, sowie der Wasserläufe der Provinz Fayum, habe ich schon oben ausführlich gedacht.

Um nun das Wasser aus diesen Kanälen mit ihren Tausenden von kleinen Neben-Kanälen auf die Felder zu heben, welche ihrerseits wieder durch kleine, kaum halb fußbreite und tiefe Rinnen in schachbretförmige Abtheilungen getheilt sind, bedient man sich hauptsächlich zweier Arten von Maschinen. Die ersten sind die von Ochsen, manchmal auch von Kameelen und Pferden getriebenen „Saktieh." Ein vertikales, gezacktes Rad, entweder mit hohlen Felgen oder mit einem Strick versehen, an dem irdne Töpfe eine fortlaufende Reihe bilden, wird von einem horizontalen, ebenfalls gezackten Rade getrieben, dessen senkrechter Wellbaum durch die oben erwähnten Thiere um seine Axe gedreht wird. Die „Schaduf," die zweite Art von Maschinen, sind folgendermaßen konstruirt: auf zwei je nach der Lage der Felder höhern oder niedrigern Pfosten, ruht ein Querbalken, auf dem ein Hebel liegt, an dessen einem Ende ein Gewicht, meist ein Stein oder Lehmklumpen hängt, während an dem andern Ende an einer Stange ein Palmkarb oder ledernes Gefäß befestigt ist, mit dem das Wasser aus dem Haupt-Kanal in die kleinen, durch die Felder gehenden Rinnen gehoben wird; ein, mitunter zwei Männer besorgen diese höchst anstrengende Arbeit. Am besten kann man die Schaduf mit den in ganz Norddeutschland üblichen Schöpf- oder Ziehbrunnen vergleichen.

Je nachdem die Felder nun durch die natürliche Ueberschwemmung, oder künstlich auch während der Sommermonate bewässert werden, theilt man sie in Nei- und Scharaki-Felder; erstere geben nur eine, letztere gewöhnlich drei Aerndten.

Beide Felder werden im Oktober oder November mit Weizen, Gerste, Erbsen, Linsen, Lupinen ꝛc. besäet und im Februar und März abgeärndtet; dann erfolgt bei den künstlich bewässerten Feldern im März oder April die Bestellung mit Hirse, Baumwolle, Indigo ꝛc., und Ende Juni eine dritte Saat von Mais und Hirse.

Der Ertrag eines Feldes hängt also von der Menge des Wassers ab, welches ihm zugeführt wird.

Der Ende November gesäete Weizen und die Gerste werden schon im März geärndtet.

Durra, eine Art Mais mit kleinern Körnern, und Mais (türkisches Korn), wird nach der Ueberschwemmung gesäet; im Dezember, spätestens Januar geärndtet.

Reis, den man fast nur in den Niederungen des Delta und im Fayum baut, wird im Februar gesäet, im September geärndtet.

Die Baumwollenstaude wird im März und April gepflanzt; die Aerndte geht fast das ganze Jahr hindurch; die ersten Versuche mit der Acclimatisirung der Baumwollenpflanze wurden 1827 unter Mehemet-Ali bei Matarieh gemacht.

Zuckerrohr, von dem zwei Sorten, die bläulich rothe Batavia- und und die gelbliche Java-Art gebaut werden, wird meist im April gepflanzt, im Dezember und Januar geärndtet. Die Haupt-Fabriken sind in Minyet und Farschut; zum Raffiniren wird aus religiösen Rücksichten kein Blut, sondern Eiweiß genommen.

Indigo wird gleich nach der Ueberschwemmung gebaut. Die Fabrication wird von den Eingebornen unter freiem Himmel in irdenen Töpfen vorgenommen.

Lupinen, Bohnen, Kümmel, Hanf, Lein, Melonen, Wasser-Melonen und Gurken werden im Dezember und Januar gesäet und im Juni und Juli hauptsächlich geärndtet.

Wir berühren hier nur die vornehmsten Fruchtgattungen Aegyptens, ohne auf die übrigen Gegenstände des Landbaues einzugehen.

Nimmt man zu diesen Angaben, daß die Erträge, wenn nur für die Bewässerung des Landes hinreichend Sorge getragen wird, die Aussaat reichlich lohnen (vom Weizen wird durchschnittlich das 20ste, von der Gerste das 10te, vom Mais das 14te, vom Durra das 20—40ste ꝛc. Korn gewonnen), so muß es doppelt auffallen, daß die äußeren Verhältnisse der Fellachin, d. h. des Land bebauenden Theils der Bevölkerung, so sehr ärmlich sind, besonders, da die Viehzucht ebenfalls in ganz Aegypten gut gedeiht.

Kameele, Pferde, Büffel, Rindvieh, allerdings von sehr kleiner Race; Ziegen, Schafe, Hammel, Gänse, Enten, Hühner und Tauben kommen sehr gut fort. Letztere werden in großer Menge gezogen (es giebt sogenannte Taubendörfer), doch mehr des Mistes wegen, als zur Nahrung; ein Paar Tauben kostet 1 bis 2 Piaster (1 Sgr. 8 Pf. — 3 Sgr. 4 Pf.); der Preis der Hühner ist nicht viel höher, doch sind dieselben kleiner und weniger schmackhaft, als die unsrigen, was vielleicht dem künstlichen Ausbrüten in den Brutöfen zuzuschreiben ist. Bei dieser Prozedur erhält der Bauer gewöhnlich für die gelieferten Eier fünfzig Prozent Küchlein.

Die einzige Ursache der traurigen äußeren Lage der Landbebauer ist daher nur in der Art zu suchen, wie sie von der Regierung des Landes in Bezug auf Steuern ꝛc. behandelt werden.

Lesen wir in der Bibel, so stoßen wir im ersten Buche Mosis, Kapitel 47, V. 13—26 auf eine Stelle, in welcher von den Verhältnissen der alten Aegypter zu ihren Pharaonen die Rede ist. V. 20 und 26 enthalten die Quintessenz der Stelle.

V. 20. „Also kaufte Joseph dem Pharao das ganze Aegypten. Denn die Aegypter verkauften ein jeglicher seinen Acker. Denn die Theuerung war zu stark über sie. Und ward alles Land Pharao eigen."

Und V. 25. „Also mochte Joseph ihnen ein Gesetz bis auf diesen Tag, über der Aegypter Feld, den Fünften Pharao zu geben; ausgenommen der Priester Feld, das ward nicht eigen Pharao."

Daß unter den Römern sowohl, als später unter den Chalifen, den Mameluken und der, wenn auch nur dem Namen nach bestehenden, türkischen Herrschaft keine Aenderung in der Lage der Bauern eintrat, berichten uns die gleichzeitigen Schriftsteller.

1814 erklärte Mehemed-Ali sich zum Eigenthümer des ganzen Landes, die Fellachin als seine Pächter, nahm vier Fünftel des Ertrages der Felder für sich und stiftete die Monopole. — Der Bau von Baumwolle, Hanf, Oliven, Indigo, Opium, Zucker, sowie der Betrieb aller Fabriken, war Monopol der Regierung. Man sieht, Mehemed-Ali verfuhr schlimmer, als die alten Pharaonen; auch legte er später Beschlag auf die den Moscheen gehörigen Immobilien (Wakf), welche Joseph frei gelassen hatte (siehe oben Vers 26) und bewilligte ihnen dafür eine jährliche Rente.

Obgleich der Grund, den er für diese Maßregel angab, liederliche Verwaltung und Verschleuderung der Kirchengüter, vollständig richtig und erwiesen war, so fürchtete er doch den nachtheiligen Einfluß, den die erzürnte Geistlichkeit auf das Volk ausüben könne, und vermachte daher seine ganzen Besitzungen, für den Fall eines Aussterbens seiner Familie, den Moscheen.

Später unter Abbas-Pascha wurde die Lage der Fellachin dahin modifizirt, daß sie den Ertrag der Aerndten gegen einen von der Regierung bestimmten Preis in die Magazine abliefern und alles, dessen sie bedurften, ebenfalls vom Staate kaufen mußten.

Heute ist die Lage der Bauern im Wesentlichen folgende:

Der Fellach ist Besitzer seines Landes; er zahlt für jeden Feddan (ungefähr ein engl. Acre) bebauten oder unbebauten Landes 50—70 Piaster Grundsteuer, entweder in baarem Gelde, oder in Naturprodukten; von dem Ertrage seines Ackers nimmt die Regierung ein Drittel bis ein Fünftel; nach seinem „willkürlich" geschätzten Vermögen muß er eine Kopfsteuer (Ferdeh) von 20—500 Piaster zahlen. Dies ist der Grund des erbärmlichen Aussehens der Fellachin und ihrer Häuser ꝛc.; die meisten derselben sind nicht so arm, als sie scheinen und scheinen wollen; sie vergraben indessen lieber ihr Geld, statt sich irgend etwas dafür anzuschaffen, was auf ein kleines Vermögen schließen lassen könnte; für reich gehalten zu werden, ist das größte Unglück für sie.

Ferner sind die Palmenbäume (1 bis 2 Piaster der Baum), die Saffieh (100 bis 300 Piaster, doch nur in Ober-Aegypten), die Nilbarken, das Vieh u. s. w., mit verhältnißmäßigen Steuern belegt.

Endlich ist jeder Fellach für die rückständigen Steuern der andern Bewohner seines Dorfes solidaeisch verpflichtet.

Dies sind die Abgaben de jure, zu denen noch der sehr drückende Frohndienst kommt; außer diesen bestehen aber noch hundert andere nicht weniger schweer de facto. Vom Scheich el Beled an bis zum Pascha, dem Gouverneur der Provinz, saugt jeder Vorgesetzte den Bauern auf das beste aus. Zieht so ein Pascha oder Bey den Nil hinauf oder hinab, durch die ihm untergebene Provinz, so bringen die Bauern von allen Seiten, aus purer eines freiwilligen Geschenkes, Vieh herbei, zu dessen Aufnahme schon einige Barken an die Reisebarke des Pascha's befestigt sind; doch wehe dem Bauern, der nicht zugleich auf einige Wochen Futter für sein freiwilliges Geschenk mitbringt; er erhält die Bastonade.

Dies sind die Gründe der traurigen Lage der Landbewohner Aegyptens; seitlich darf man dabei die Indolenz und traditionelle Trägheit der Fellachin nicht außer Augen lassen, die nur durch die konsequenteste Energie Seitens der Regierung zur Arbeit gezwungen werden können. Doch gehört, um einen derartigen Arbeitszwang nicht in eine einseitige Unterdrückung und Tyrannei ausarten zu lassen, der Geist eines Mehemed-Ali dazu; leider scheint derselbe in den Nachfolgern des großen Mannes erstorben zu sein, und kann von einer Verbesserung der Lage der Fellachin nicht eher die Rede sein, als bis in den höchsten Schichten der Regierung rationellere Grundsätze an die Stelle der heute herrschenden getreten sind.

v. B.

Mannigfaltiges.

— B. G. Teubner. Zu den berühmten bibliopolischen Namen Friedrich Perthes, J. G. Cotta, F. A. Brockhaus, Georg Reimer und Campe (Joachim Heinrich und Friedrich), deren sich das literarische Deutschland in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts rühmt, gesellen wir mit Recht den des Verlegers der über die ganze, klassisch gebildete Welt verbreiteten „Bibliotheca Teubneriana." Am 21. Februar d. J. wurden es fünfzig Jahre, daß Benedictus Gotthelf Teubner in Leipzig seine erste Offizin eröffnete, aus der und deren erweiterten Instituten nachmals so viele treffliche und besonders wissenschaftliche Werke hervorgehen sollten. Wie groß die Zahl und die Bedeutung dieser Früchte einer fünfzigjährigen typographischen und buchhändlerischen Wirksamkeit ist, geht aus einem uns vorliegenden, bei Gelegenheit der Jubiläumsfeier der Buchdruckerei erschienenen, sowohl alphabetisch, als nach Fächern geordneten Katalog hervor.* Ganz sicher giebt es keine nur irgend erhebliche, öffentliche oder Privat-Bibliothek, die nicht aus diesem reichen Verlage werthvolle Specimina aufzuweisen hat, wäre es auch nur eine der schönen Teubner'schen Bibel-Ausgaben, oder ein mit sorgsamster Kritik edirter, griechischer oder römischer Schriftsteller. Teubner ist am 21. Januar 1856, im 72. Jahre seines Alters, mit Tode abgegangen, aber sein Geist, der sich ebenso aller neueren, technischen Erfindungen der typographischen Kunst zu bemächtigen wußte, wie er stets der hohen und edeln Aufgabe des deutschen Buchhandels sich bewußt war, lebt in seinen Nachfolgern und Schwiegersöhnen fort. Wir wünschen den Herren Roßbach und Ackermann von ganzem Herzen, daß sie dem hohen und edeln Ziele ihres hochverdienten Vorfahren immer näher kommen mögen.

— Zweifel über das Alter der Sinaitischen Bibel-Handschrift. Professor A. Kuenen in Leyden spricht im Konst-en Letterbode (Nr. 6) einige Bedenken über die Alters-Angaben der von Professor Tischendorf aufgefundenen Sinaitischen Bibel-Handschrift aus. Der deutsche Gelehrte nimmt bekanntlich das vierte Jahrhundert — in Zwei-

* Verlags-Katalog von B. G. Teubner in Leipzig. Ausgegeben am 21. Februar 1861. (Mit einer Lebensbeschreibung und dem Bildnisse Teubner's.) Druck der Teubner'schen Offizin in Leipzig.

fel lassend: ob noe oder nach dem Jahre 350 — als Entstehungs-Zeit dieser Handschrift an, die demnach noch älter, als der Codex Vulcanus und als irgend eine andere, auf uns gekommene Bibel-Handschrift sein würde. Nachdem der holländische Kritiker zunächst einige negative Bedenken geäußert, indem er die Beweise für jenes Alter, die in dem Charakter der Schriftzeichen des Sinaiticus, in dem Fehlen der Capitula des Ammonius und der Canones des Eusebius, in der Vorfindung des Pastor Hermae und des Briefes von Barnabas und endlich in der Eigenthümlichkeit des Textes gefunden werden, als schwach und ungenügend darstellt, geht er zu einem positiveren Beweise über, welchen er dem von Professor Tischendorf bereits im Jahre 1846 herausgegebenen Codex Frederico-Augustanus entnimmt, der einige Fragmente des Alten Testamentes, und zwar nach derselben Sinaitischen Handschrift brachte, deren größter Theil erst im Jahre 1859 von Professor Tischendorf aufgefunden worden. Am Schlusse der Bücher Esra's (Esra und Nehemia) und Esther dieses Codex befinden sich nämlich zwei von dem ursprünglichen Korrektor des Codex hinzugefügte Nachschriften, welche, nach der Ansicht des Herrn Kuenen, in hohem Grade maßgebend für die Feststellung der Zeit, in welcher der Sinaiticus geschrieben worden, sein können und kann einen Zweifel darüber lassen sollen, daß letzterer erst lange nach dem vierten Jahrhundert entstanden. Der Korrektor sagt nämlich in diesen Nachschriften, daß die gedachten Bücher nach der sehr alten Handschrift (παλαιότατον λίαν αντίγραφον) des Pamphilus, die Letzterer im Gefängniß angefertigt, abgeschrieben worden. Nun ist aber Pamphilus im Jahre 309 n. Chr. gestorben, nachdem er die beiden letzten Jahre seines Lebens im Gefängnisse zugebracht; so daß das „sehr alte" Exemplar, nach welchem die Abschrift angefertigt worden, in der Zeit von 307 bis 309 entstanden sein muß. Daran knüpft nun Herr Kuenen die nachstehende Bemerkung: „Es ist scheelich sehr schwer, zu bestimmen, wieviel Zeit nöthig war, um eine Handschrift für alt oder für sehr überalt passiren zu lassen; aber dies dürfte wohl feststehen, daß der Abschreiber, dessen Korrektor einen Codex von Pamphilus mit solchem Epitheton bezeichnet, nicht im vierten Jahrhundert und noch viel weniger vor dem Jahre 350 unserer Zeitrechnung seine Aufgabe vollendet haben kann."

— Leipziger Illustrirte Zeitung. Wir müssen noch immer, wenn wir die Illustrirte Zeitung von J. J. Weber mit den „Illustrated News" von London und mit der „Illustration" von Paris vergleichen, dem deutschen Blatte unbedingt den Vorzug einräumen. Ja, während das sonst mustergebende englische und das geschmackvolle illustrirte französische Blatt während der letzten zehn Jahre augenscheinlich an innerem Werthe verloren haben, ist unsere deutsche Zeitung, was den Inhalt betrifft, an Gediegenheit und Mannigfaltigkeit mit jedem Jahre vorgeschritten. Sie muß allerdings, wie jene beiden Blätter, der bestechenden Bilder-Ausstellung und in dieser wieder den Tages-Ephemeren ihre größere Aufmerksamkeit widmen, aber sie vernachlässigt dabei doch auch nicht, was Kunst und Wissenschaft in Deutschland von ihr heischen; sie nimmt vorzugsweise auf Kultur- und Sittengeschichte Rücksicht, und auch Handel, Gewerbe und Volkswirthschaft, die in unserer Zeit eine so wichtige Rolle spielen, werden in gründlich gearbeiteten Artikeln von ihr berücksichtigt. Wir haben den Jahrgang 1860 dieser Zeitschrift in ihren schönen, reich vergoldeten Einband-Decken vor uns liegen, und sprechen es gern als unsere Ueberzeugung aus, daß diese beiden Bände, sowohl ihres Inhalts, als ihres Aeußern wegen, jedem Boudoir geistvoller Damen, wie jeder modernen Bücherfammlung, zur Zierde gereichen würden.

— Baltische Monatsschrift. Nach einer Ankündigung im Dezember-Hefte dieser Zeitschrift wird sich vom neuen Jahre ab Herr Dr. W. Beckhaus, derselbe, der als Privatdozent in Bonn den bekannten Konflikt mit der dortigen juristischen Fakultät gehabt, bei der Redaction der „Baltischen Monatsschrift" wesentlich betheiligen. Hoffentlich wird unter dieser Mitwirkung das Journal, das ein rühmliches Zeugniß für das Walten des deutschen Geistes in den russischen Ostsee-Provinzen ist, nicht bloß in bisheriger Weise fortfahren, das eigenthümliche, soziale und politische Leben der Ostsee-Provinzen darzustellen, sondern auch auf Erstarkung desselben im Geiste des Rechts und der Wahrheit einwirken. In ihrem Rückblicke auf den eben vollendeten, ersten Jahrgang ihrer Zeitschrift sagt die Redaction: „Die Zinsen sind nicht ausgeblieben, daß die Monatsschrift gewirkt hat, daß sie in ihrem innersten Kern erkannt worden. Wie glauben kaum zu irren, wenn wir die frischere Luft, die jetzt in der Presse unserer Provinzen wehl, in gewissem Maße dem mittelbaren Einflusse der Monatsschrift zuschreiben, die zuerst freimüthig und — man wird ihr diese Anerkennung kaum versagen können — maaßvoll in der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten im Sinne einer organischen Entwickelung vorgegangen ist." — Mit Vergnügen geben auch wir der Zeitschrift das Zeugniß, daß sie gehalten hat, was sie bei ihrer ersten Ankündigung versprach: sie hat den russischen Ostsee-Provinzen den organischen Zusammenhang ihrer Entwickelung ebenso mit dem Kulturgange des großen Reiches, von welchem sie ein zwar nur kleiner, aber gewiß nicht unwichtiger Theil sind, als mit dem Volke Deutschlands, von welchem ihre Civilisation und ihr Bürgerthum abstammte, zum Bewußtsein gebracht.

— Italiänische Erörterung der Civil-Ehe. Die Civil-Ehe ist jetzt auch in Italien ein Gegenstand vielseitiger Erörterung. Von dem Advokaten Andreucci in Florenz ist ein Gesetz-Entwurf, die Einführung der Civil-Ehe betreffend, in Antrag gebracht, wonach die kirchliche Einsegnung der Ehe die Regel bleiben und auch alle bürgerlichen Wirkungen der Civil-Ehe haben soll, während Letztere nur die Ausnahme bilden und denjenigen gestattet sein würde, welche die kirchliche Einsegnung entweder nicht erlangen können, oder sie überhaupt für unnöthig halten. Gegen diesen Gesetz-Entwurf haben sich andere rechtswissenschaftliche Stimmen erhoben, und zwar die des Advokaten G. Carcano und des Dr. G. Gadda in Mailand, von denen der Erstere eine besondere Schrift über den Gegenstand herausgegeben * und der Zweite sich in der Perseveranza ausgesprochen hat. Carcano will, daß auch der Priester dem bürgerlichen Gesetz unterworfen werde und daß seine Einsegnung der Ehe nur dann auch bürgerlich oollgültig sei, wenn alle Bedingungen des Civilstandes erfüllt worden. Gadda dagegen verlangt, daß die Civil-Ehe nicht die Ausnahme, sondern die Regel bilde, die kirchliche Einsegnung aber denjenigen überlassen bleibe, die darin eine religiöse Genugthuung finden, während damit keinerlei bürgerliche Folgen verbunden sein sollen. Gadda vergleicht die Mitwirkung von Priestern bei der Abschließung von Ehebündnissen mit der weltlichen Herrschaft der Päpste. Gebet Gott und dem Kaiser, Jedem das Seinige, sagt er; der Priester soll auf die Herzen und die Gemüther einwirken; Ehebündnisse jedoch sind Civilverträge, die nur von einem Rechtskundigen abgeschlossen werden dürfen.

— Ralph Norwood, von Armand.** Wir haben schon früher mehrfach die Arbeiten dieses Schriftstellers in unserem Blatte angezeigt; während sie meist den Charakter der Reise-Novelle trugen, tritt der Verfasser uns hier mit einem größeren Romane entgegen (drei Bände), ohne indessen seine Antecedentien zu verleugnen. Das Gebiet, auf dem derselbe seine Erfahrungen gesammelt, und sich vornehmlich heimisch fühlt, ist das südliche Nordamerika, Texas, Mexiko. — Der Schauplatz des gegenwärtigen Romanes ist Florida, sein geschichtlicher Hintergrund sind die der jüngeren Zeit angehörigen Vertilgungskriege der Nordamerikaner gegen den eingeborenen Stamm der Seminolen; der Hauptheld darin, Ralph Norwood, ist von väterlicher Seite irisch-englischen Geblütes, der Sohn eines alten Kolonisten aus Virginien, der sich in Nord-Florida niedergelassen hat, und einer Indianerin; daher mütterlicherseits mit mehreren Seminolen-Häuptlingen verwandt. Herr Armand schildert diesen halbschlächtigen Menschen, der sich noch bei Lebzeiten seines Vaters auf die leichte Seite gelegt hat, als ein Muster-Scheusal, wie es nur die Berührung verderbter Kultur mit der Barbarei hervorzubringen im Stande ist. Mit kalter Herzlosigkeit machte er nach dem Tode desselben, der gleich im Anfange erzählt wird, eine Laufbahn durch, wie sie nur unter solchen Zuständen möglich ist, eine Lynfbaha, welche die ganze Scala amerikanischer Lebensverhältnisse durchmißt; liederliches Leben in den Städten, das Rowdy-Wesen, verschiedene Speculationen, Sklavenhandel, Verrath an Indianern, Grausamkeiten und Morde in schönster Auswahl. Das Ende der Geschichte dieses Ungeheuers ist, daß er, der poetischen Gerechtigkeit geopfert, am Schlusse von den Seminolen, die den an ihnen begangenen Verrath rächen wollen — skalpirt wird. — Zum Kontraste hat der Verfasser die Geschichte einer anderen höchst vortrefflichen Familie eingewoben, die vielleicht etwas zu ideal gehalten ist.

* Intorno alla proposta Andreucci sul matrimonia civile. Doll avvoc G. Carcano

** Hannover, Carl Rümpler.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Eindorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expedition Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen (Briefe, Manuscripte, Annoncen) an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 17, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

№ 11. Mittwoch, den 13. März 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

England. Seite
Oeffentliche Bibliotheken 121
Italien.
Mezzofanti und der Umfang seiner Sprachkenntnisse 124
Frankreich.
Zur Rabelais-Litteratur 126
Böhmen.
Festkalender aus Böhmen 127
Türkei.
Die türkische Finanzwirthschaft 129
Mannigfaltiges.
Frankreich und der König von Italien 131
Graf Friedr. Skarbek und die bürgerliche Moral 132
Henri Murger . . . . . „
Aus dem Morgenlande . . . . . „
Kreuz und Halbmond . . . . . „
Die Schweiz . . . . . „
Rodenberg's „Deutsches Magazin" . . . . . „

England.

Oeffentliche Bibliotheken.

Die englische Publizistik genießt die Vortheile einer Gattung, welche ihr allein eigenthümlich ist; der Essay macht es möglich, Gegenstände vor das gebildete Publikum zu bringen, welche bei uns zur ausschließlichen Domaine des Gelehrten gehören. Innerhalb dieser Gattung birgt die publizistische Literatur Englands viele ungehobene Schätze, und es wäre keine der unwürdigsten Aufgaben für unsere Uebersetzer, das deutsche Publikum mit ihnen bekannt zu machen. Einer der trefflichsten Arbeiten dieser Art begegneten wir kürzlich in dem Artikel „Libraries" in Heft 17 und 18 der „English Cyclopaedia of Arts and Sciences, conducted by Charles Knight." Er giebt in anmuthiger Form die auf dem Gebiete der Bibliothekswissenschaft bisher gewonnenen Resultate, welche durch ihn selbst nicht unbeträchtlich bereichert werden.

Von deutschen Forschern zumeist ist das Bibliothekswesen verdienstermaßen zu einer Wissenschaft erhoben worden, denn die Geschichte der Bibliotheken hat mit der Literatur- und Gelehrtengeschichte die mannigfaltigsten Berührungspunkte. Es ist aber weniger das geschichtliche Moment, als der heutige Standpunkt des Bibliothekswesens, welchen wir hier in's Auge fassen wollen.

Erst in unseren Tagen ist das öffentliche Interesse an Bibliotheks-Angelegenheiten ein allgemeineres geworden, und auf Seiten dieser Institute selbst zeigt sich eine bisher nicht gekannte Regsamkeit. Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß die Existenz großer, alle Fächer der Wissenschaft umfassender Bibliotheken von ziemlich neuem Datum ist, denn in den früheren Zeiten ihres Bestehens trugen die meisten derselben den Stempel der Geschmacksrichtung und der subjektiven Anschauungsweise ihrer Gründer.

Eine Bibliothek ersten Ranges aber, eine solche, die einer großen Nation würdig sein soll, muß Zeugen eines jeden Literaturzweiges, den die Welt hervorgebracht hat, umfassen, von den ältesten dem Zahn der Zeit entronnenen Denkmälern des Schriftthums an, bis auf die literarischen Erzeugnisse neuesten Datums — von der Bibliothek der Könige Assyriens bis zum Kladderadatsch.

Zwar galt schon im vorigen Jahrhundert die Bibliothek des Vatican in Rom für das Muster einer Universal-Bibliothek größten Umfanges. Aber schon Denis im Jahre 1775 und Blume im Jahre 1826 widerlegten die übertriebenen, auf nichts gegründeten Angaben, denen der Vatican jenen Ruf zu danken hatte, und wenn Zanelli noch im Jahre 1857 von ihr als der „ihrem Alter und ihrer Bändezahl nach ersten Bibliothek der Welt" spricht, so ist dies nichts, als eine Phrase. Die Angelegenheiten der Vatican-Bibliothek sind freilich in päpstliches Dunkel gehüllt, eine Zählung der Bände hat nie stattgefunden, wenigstens ist das Resultat einer solchen niemals veröffentlicht worden; am wahrscheinlichsten aber ist Melchiori's Angabe (Guida metodica, 1836), der die Anzahl der Bände auf 100,000 schätzt, wonach die Bibliothek, weit entfernt, die erste zu sein, unter ihren europäischen Schwester-Anstalten fast die kleinste ist; denn die Vermehrung, auf die beträchtliche Summen nicht verwendet werden, kann seit 1836 das Verhältniß nicht wesentlich verändert haben. Die Uebertreibungen auf diesem Felde scheinen überhaupt epidemisch zu sein, denn obgleich die umfangreichste Bibliothek noch keineswegs die beste zu sein braucht, machen verschiedene Institute sich diesen quantitativen Vorrang streitig. Es laufen dabei nicht selten gelinde Täuschungen unter. So giebt der offizielle „Guide" für die Petersburger Bibliothek vom Jahre 1860 die Anzahl der gedruckten Bücher auf 840,853 Bände an. Unser Verfasser aber theilt „aus guter Quelle" mit, daß z. B. jede der bekannten Publicationen der Patentoffice in London, welche an viele öffentliche Bibliotheken geschenkt werden, in Petersburg als Band gezählt wird, während sie häufig aus wenigen Blättern bestehen, nie aber über den Umfang einer Broschüre hinausgehen. Es erschienen davon beispielsweise im Jahre 1857 nicht weniger als 3200 Stück; die ganze Sammlung besteht aus über 24,000 Stück, die in Petersburg also ebenso viele Bände repräsentiren, während sie im Britisch Museum deren kaum 800 umfassen.

Auf solche Weise wäre es nicht schwer, die wirkliche Bände-Anzahl einer jeden großen Bibliothek zu verdoppeln. Die Münchener Bibliothek enthält über 400,000 Broschüren und Dissertationen, welche kaum 4000 Bände ausmachen dürften. In Bezug auf die Bändezahl dieser Bibliothek, welche gewöhnlich auf 800,000 angegeben wird, scheint der Verfasser zu irren, wenn er meint, daß es nöthig sein würde, die Broschüren als Bände zu rechnen, um eine solche Summe zu erzielen. Petzholdt zählt, wie der Verfasser selbst angiebt, außer 13,000 Incunabeln, 250,000 gedruckte Werke, welche nach einer mäßigen Durchschnitts-Annahme recht wohl 700,000 Bände ausmachen können.

Wahrscheinlich die bändereichste Bibliothek in Europa ist die Pariser, welche nach der Vorrede des 1855 erschienenen ersten Bandes des neuen Real-Kataloges 1,500,000 „Bände und Broschüren" enthält. Indessen wird diese Angabe mit Kritik aufzunehmen sein, wozu schon der summarische Prozeß, der es vermeidet, beide Kategorien apart anzugeben, auffordert. Man liebt es bekanntlich in Frankreich sehr, an der Spitze der Dinge zu stehen. Dem Parlaments-Comité, welches im Jahre 1850 über die Angelegenheiten des British Museum berieth, wurde durch Vermittlung des englischen Gesandten in Paris die offizielle Angabe, daß die Gesammtzahl der Bücher 750,000 Bände, die der Broschüren 50,000 Bände betrage. Rechnet man die letzteren, wie unser Verfasser nach Balbi thut, à 10 Stück, so erhält man 500,000 Broschüren, und als Gesammtsumme der Bände und Broschüren 1,250,000. Da dies runde Summen sind, die sich auf Schätzung, nicht auf Zählung gründen, kann schon hier eher eine Uebertreibung, als das Gegentheil angenommen werden. Abgesehen davon aber, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Vermehrung von 1850 bis 1855 nicht eine Viertel Million Bände betragen

haben wird. Bekannt ist, daß seit einer Reihe von Jahren die nicht sehr bedeutenden Einnahmen der Pariser Bibliothek (für Manuskripte, Bücher, Kupferstiche, Einbände ꝛc., circa 150,000 Francs jährlich) zum allergrößten Theil dafür verwendet werden, theils um den Katalog aus dem heillosen Zustande, in welchem er sich seit der ersten Revolution befindet, herauszuarbeiten, theils den angehäuften Bestand an umgebundenen Büchern mit Einbänden zu versehen. Die Vermehrung beschränkt sich auf die als Pflicht-Exemplare eingehenden französischen Bücher, die Fortsetzungen nicht kompleter Werke, auf Zeitschriften und eine sehr kleine Auswahl aus den Erscheinungen der deutschen, englischen, italiänischen und spanischen Literatur, denn die Erzeugnisse der übrigen fremdländischen Literaturen finden in kaum nennenswerther Quantität Eingang bei der großen Nation. Die Lücken des alten Bestandes zu ergänzen, wäre selbst dann nicht möglich, wenn der Wille dazu vorhanden wäre, da bei dem mangelhaften Kataloge eine Gewißheit darüber, ob ein älteres Werk vorhanden ist oder nicht, kaum zu erzielen ist. Man wird also die Vermehrung in den Jahren 1850—1855 auf höchstens 60,000 Bände anschlagen können, und es würde sonach die Gesammtsumme nicht viel mehr als 800,000 betragen. Acceptirt man aber, auf Van Praet's Autorität gestützt, seine Angabe, daß Bände und Broschüren in gleicher Anzahl vorhanden sind, so erreicht man kein besseres Resultat, selbst wenn man die Gesammtzahl von 1855 mit 1,500,000 als richtig gelten läßt. In beiden Fällen also ist, was die Bücher betrifft, eine Ueberlegenheit über die Münchener Bibliothek nicht erwiesen, nur von den Broschüren läßt sich dies mit einiger Sicherheit annehmen. Uebrigens ist die Gränze zwischen Band und Broschüre bis jetzt niemals festgestellt worden, was durchaus nöthig wäre, um in der Bibliothek-Statistik zu bestimmten Resultaten zu gelangen. Wenn wir nicht irren, sind dem diesjährigen statistischen Kongreß, welcher in London tagte, Anträge darüber Seitens des British Museum zugegangen.

Mit völliger Bestimmtheit läßt sich eigentlich nur von der Bände-Anzahl des British Museum sprechen, da sich hier die Angaben auf genaue Zählung gründen. Im Jahre 1855 zählte man 550,000 Bände; bei der rapide fortschreitenden Ausdehnung dieser Anstalt muß die Anzahl heut auf mindestens 600,000 gestiegen sein. Eine nur etwas geringere Zahl nimmt, jedoch mit weniger Sicherheit, die Berliner Bibliothek in Anspruch. In der Vermehrung der Bände kann keine Bibliothek Europa's mit dem British Museum gleichen Schritt halten. Vor 1823 — dem Schenkungsjahr der Bibliothek Georg's III. — gehörte Letztere kaum zu den Bibliotheken ersten Ranges, denn selbst in England war die Bodleiana in Oxford ihr überlegen. Falls die Vergrößerung im kommenden Vierteljahrhundert mit der des verflossenen Schritt hält, wird das Museum voraussichtlich die größte Bibliothek der Welt besitzen.

Sehr richtig bemerkt der Verfasser indessen, daß der Rang einer Bibliothek keineswegs von ihrem Umfange allein abhängig ist. Nimmt man aber, was die Druckschriften betrifft, die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst verflossenen Jahrhunderte als ein in allen Theilen gleichberechtigtes Ganzes an, so dürfte es schwer sein, qualitative Normen für eine Rangordnung festzustellen. Eine jede der großen Bibliotheken wird in einer oder mehreren Provinzen der großen Bücherwelt allen anderen überlegen sein. In einer jeden sollte vor allen Dingen die nationale Literatur in absoluter Vollständigkeit vertreten sein. Es ist dies aber nicht überall der Fall. Berlin steht seit Erwerbung der Meusebach'schen Bibliothek unerreicht und wahrscheinlich auch unerreichbar da für die deutsche Literatur bis zum Schluß des 17. Jahrhunderts; dagegen ist die des 18. und ganz besonders die des 19. erschreckend lückenhaft, und, wenn die eigene Erfahrung uns nicht irre leitet, ist das British Museum mit den deutschen Produkten unseres Jahrhunderts wenigstens besser versehen, als irgend eine deutsche Bibliothek.

Die deutschen Bibliotheken theilen wahrscheinlich nur mit den spanischen und italiänischen das Schicksal, daß in keiner einzelnen die vaterländische Literatur ihre ganze und volle Vertretung findet. Dagegen hat jede unserer großen Sammlungen hervorstechende Merkmale auf anderen Gebieten. München glänzt durch seine Incunabeln-Schätze und seine Holztafeldrucke — es steht in beiden Fächern einzig da in der Welt. In Berlin dürfte die Literatur der Reformation wenig oder nichts zu wünschen übrig lassen. Wien birgt einen reichen Schatz an frühen Erzeugnissen der schönen und Volks-Literatur Spaniens und Italiens. Göttingen und Wolfenbüttel, der Bändezahl nach den genannten nicht ebenbürtig, sind es vollkommen in Bezug auf die älteren Zeiten der romanischen Literaturen. Was das British Museum, die Pariser und die Petersburger Bibliotheken betrifft, so sind sie in der glücklichen Position, keinen Rivalen im Felde der vaterländischen Literatur anerkennen zu müssen, abgesehen von ihren sonstigen Reichthümern, welche einer jeden derselben in mindestens einem Fache den Lorbeer sichert. Z. B. wird Paris für ewige Zeiten das Eden der Pergamentdrucke sein, deren Beschreibung der gelehrte Van Praet ein vierbändiges Werk gewidmet hat.

Von den Literaturen der großen Kulturstaaten Europa's ist, ihre Heimat abgerechnet, die englische auf öffentlichen Bibliotheken bisher am stiefmütterlichsten behandelt worden. Während die deutsche und französische, die spanische und italiänische selbst für die früheren Epochen auf den meisten großen Bibliotheken würdig vertreten sind, sind für die englische das British Museum und die Bodleiana die einzigen Stätten, wo sie eine ihrer würdige Vertretung gefunden hat. Auf allen Bibliotheken des europäischen Kontinents ist nichts kläglicher anzusehen, als die Erzeugnisse der Blüthezeit englischen Geisteslebens in ihren Original-Erscheinungen, eines Geisteslebens, wie, mit Bodenstedt zu reden, „seit Griechenlands Blüthe die Welt nicht desgleichen gesehen." Von den wichtigen Quartdrucken Shakspeare'scher Stücke findet sich fast nichts in allen öffentlichen Bibliotheken des Kontinents. Das, was auf der Züricher Stadt-Bibliothek kürzlich zum Vorschein gekommen, rechnet für nichts im großen Ganzen. Bis vor etwa zwei Jahren besaß keine Bibliothek Deutschlands die erste Gesammt-Ausgabe der Dramen Shakspeare's von 1623, ein Buch, ohne welches jede Textkritik der Werke des großen Dichters unmöglich ist: jetzt sind die Bibliotheken Berlin und Wien die einzigen in Deutschland, welche sich ihres Besitzes rühmen. Von den frühen Erzeugnissen der englischen Pressen besitzen wir in Deutschland nichts Nennenswerthes. Die Bibliothek des Arsenals und die kaiserl. in Paris und die k.k. Hofbibliothek in Wien, sind unseres Wissens die einzigen des Kontinents, welche einen Caxton'schen Druck aufzuweisen haben. Der Grund dieses Mangels — und seitdem das Studium der alt-englischen Literatur, besonders der Elisabethischen Epoche, bei uns zahlreiche Jünger zählt, ist der Mangel ein sehr fühlbarer — ist zunächst wohl in dem geringen internationalen Verkehr zwischen England und dem Kontinent und der mangelhaften Kenntniß des Englischen bei uns, zur Zeit der Blüthe der englischen National-Literatur, einer Zeit, der die alten Bestände der meisten Bibliotheken Europa's ihre Entstehung verdanken, zu suchen. Es wäre aber auch in unserer Zeit noch möglich, diese Lücken wenigstens nothdürftig auszufüllen, denn der englische Büchermarkt bietet fast täglich Gelegenheit zur Erwerbung wichtiger Original-Produkte der englischen Pressen aus jener Glanzzeit der Literatur unserer Stammgenossen. Wir wollen aus der Unterlassung jedoch unseren Bibliotheks-Beständen keinen Vorwurf machen. So lange die bei uns für Bibliothekszwecke bewilligten Mittel so unzureichend sind, wie gegenwärtig und bisher, können wir auf ausländischen Büchermärkten nicht konkurriren, wenn es sich um Erwerbung seltener Werke handelt, deren Preise, schon jetzt sehr hoch, noch stets im Steigen begriffen sind. Diese Mittel sind sogar zu gering, um in der älteren deutschen Literatur vorhandene Lücken auszufüllen, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, denn uns macht das Ausland starke Konkurrenz im eigenen Lande, und es ist nur natürlich, wenn wir unsere kostbarsten Ueberbleibsel in diesem Fache auf Nimmerwiederkehr in die Fremde wandern sehen. Es ist einer der wenigen Vortheile deutscher Zerstückelung, daß wir nicht, wie die großen Einheitsstaaten Europa's, eine einzige große Central-Bibliothek besitzen; wir haben fast ebenso viele Bibliotheken ersten Ranges aufzuweisen, als die übrigen Staaten Europa's zusammen. Durch die Zerstückelung der Mittel aber wird das Wachsthum jeder einzelnen dieser Anstalten behindert; da heutzutage alte Bücher nicht mehr wie ehemals ein vergessener, sondern ein sehr gesuchter Handelsartikel sind. Es ist wahr, daß königliche Munificenz in einzelnen Fällen diesen Mangel ersetzt: wir erinnern an die Erwerbungen der Meusebach'schen und Sprenger'schen Sammlungen in Berlin, an die der Quatremère'schen in München. Solche Fälle aber sind vereinzelt und hängen von Willkür und Laune ab. Es wird kaum einen Bibliotheks-Vorstand geben, der es nicht vorzöge, die so stoßweise verwendeten Mittel auf die Vermehrung des regelmäßigen Bibliotheks-Einkommens verwendet zu sehen. Der Durchschnittsbetrag des letzteren für die großen Bibliotheken Deutschlands beträgt kaum 9000 Thlr. jährlich, wovon die Ausgaben für Manuskripte, gedruckte Bücher und Einbände zu bestreiten sind. Dieser Betrag ist so kläglich gering, daß er bei Weitem nicht für die laufenden Erscheinungen der Literaturen des Erdkreises ausreicht, geschweige für die Ausfüllung noch so fühlbarer Lücken in denen vergangener Jahrhunderte. Wenn die Central-Bibliotheken der Einheitsstaaten wenigstens den Vortheil genießen, daß die Erscheinungen der vaterländischen Literatur ihnen in ihrer Totalität als Pflichtlieferungen gratis zufließen und so eine jede Belastung der Fonds für dieses erste aller Bedürfnisse ganz wegfällt, so sind die deutschen Bibliotheken auch hierin beträchtlich benachtheiligt, indem einer jeden nur

das Recht auf die Druckerzeugnisse des „engeren“ Vaterlandes zusteht, während alle anderen Preßprodukte des büchersetzigen Deutschland nur künstlich erworben werden können. Berlin und Dresden sind in dieser Beziehung am günstigsten gestellt, wenn die Mehrzahl der bibliotheksfähigen Bücher erscheinen in Preußen und Sachsen; bedenkt man aber, daß z. B. München und Wien nahezu Alles, was Deutschland an solchen hervorbringt, nur für Geld erlangen können, so muß man sich wundern, wenn es die Direktoren dieser Anstalten überhaupt noch möglich machen, die Erzeugnisse anderer Länder zu berücksichtigen. Das Geistesleben der Gegenwart, darin wird jeder Bibliothekkundige mit uns übereinstimmen, ist zunächst zu berücksichtigen, denn aus der Gegenwart weben sich unaufhörlich Vergangenheit und Zukunft, und diese hat es zu beklagen, wenn das Vergangene, das einst gegenwärtig war, für sie verloren ist. Auf keinem Gebiete ist ein Nachholen schwieriger, als auf dem der papierenen Geisteswelt. Das, wonach man heute nur die Hand auszustrecken braucht, ist oft schon morgen unerreichbar, und das, was für die unmittelbarste Gegenwart allein geschaffen schien, wird oft schon der nächsten Generation der Ritter vom Geiste zum Gegenstande ungestillter Sehnsucht. Gelehrte und Forscher auf allen Gebieten der Wissenschaft haben es täglich zu beklagen, daß irgend ein Bibliotheks-Autokrat vergangener Tage die Ephemeriden seiner Regierungszeit für zu gering geachtet hat, der Nachwelt erhalten zu bleiben. Die Ausfüllung von Lücken dieser Art, wozu die Gelegenheiten sehr selten sind, gehört oft zu den glorioseſten Thaten eines Bibliothekars. Nur der Erwerbung der großen Croker'schen Sammlung von Flugschriften aus der Zeit der ersten französischen Revolution Seitens des Britisch Museum, hat z. B. Louis Blanc es zu verdanken, daß er seine Geschichte jenes Weltereignisses im Exil fortsetzen kann. Jeder Autor, der sich mit der Geschichte des großen englischen Bürgerkrieges beschäftigt, wird es einem Zeitgenossen jener Epoche, dem Londoner Buchhändler George Thomason, Dank wissen, daß er die glückliche Idee hatte, alle von beiden kämpfenden Parteien ausgehenden Flugschriften zu sammeln. Er blieb seinem Plane treu bis zur Restauration im Jahre 1660. Nach Verlauf eines Jahrhunderts erwarb diese unschätzbare Sammlung Georg III., der sie dem Britisch Museum schenkte, wo sie jetzt als eine der wichtigsten, noch lange nicht erschöpften Quellen der Geschichte jener Zeit gilt.

Wenn es nun diesem Gesichtspunkte aus zulässig ist, die Rangordnung der öffentlichen Bibliotheken nach dem Maße der Pflege zu bestimmen, die man den Geistesprodukten der Gegenwart angedeihen läßt, so gebührt der Lorbeer unstreitig dem Britisch Museum, welches in dieser Hinsicht wie eine Leuchte vor allen Schwester-Anstalten der Welt hervorragt. Unter den großen öffentlichen Bibliotheken fast die jüngste und bei ihrer Eröffnung im Jahre 1759 fast die kleinste, ist sie heute für die moderne Universal-Literatur die erste, und es hat nicht etwa des ganzen Jahrhunderts bedurft, um sie auf diese Stufe zu erheben. Erst innerhalb der letzten zwanzig Jahre ist solches erreicht worden. Bis zum Jahre 1838 war das jährliche Einkommen der Anstalt geringer, als das anderer Bibliotheken; in diesem Jahre war die Ausgabe für gedruckte Bücher auf 200 Pfund Sterling herabgesunken, und bis zum Jahre 1836 hatte sie die Summe von 2000 Pfund Sterling nie überstiegen. Erst von der Erhebung des jetzigen Chefs der Anstalt, Herrn Antonio Panizzi, zum Oberebibliothekar, im Jahre 1837, datirt die Blüthe-Epoche der Bibliothek. Der Energie und Ausdauer dieses begabten Mannes verdankt die britische Nation ihr kostbares Besitzthum in seiner heutigen Vollkommenheit. Zuerst im Jahre 1836, als zweiter Custos, verfocht er mit seltenem Muthe seine auf Erfahrung und Forschung begründeten Prinzipien der Bibliotheks-Verwaltung, fast gleichzeitig mit den, die Aufmerksamkeit der Betheiligten erweckenden, im „Mechanics Magazine“ veröffentlichten Vorschlägen des Mr. Thomas Watts, des jetzigen zweiten Conservators der Bibliothek, eines der talent- und verdienstvollsten Bibliothekare, die die Annalen der öffentlichen Bibliotheken aufzuweisen haben. Das große Sprachtalent dieses Beamten, sowie seine gründliche Kenntniß und geistvolle Würdigung fast aller fremden Literaturen Europa's, machten ihn vor Allem zur geeignetsten Person, in der neuen Aera der Bibliothek eine bestimmende Rolle zu spielen. Es tritt hier dasjenige Merkmal zu Tage, welches das englische Beamtenwesen von dem des Kontinents unterscheidet. Es ist dort nicht allein der oberste Chef einer Behörde, der im Stande ist, einen bestimmenden Einfluß auf den Gang der Dinge zu üben. Bei uns ist die Kluft zwischen dem Oberbibliothekar und seinen Gehülfen eine so große, daß Talente, die sich unter den Letzteren befinden mögen, nothwendig verkümmern müssen. Ein Beamter zweiter Stellung wagt es bei uns äußerst selten, mit Vorschlägen zur Abstellung von Mißbräuchen oder zur Beseitigung veralteter Prinzipien hervorzutreten, wenn diese auch mit denen seines Chefs harmoniren; thut er es, so wird er von der vorgesetzten Behörde desavouirt und damit für immer entmuthigt. Panizzi's Einfluß und Energie ist es unstreitig zu danken, daß das Parlament seinen weitgreifenden Umwälzungsplänen, denen die Anstalt ihr Heil schuldet, beistimmte; ob aber die Ausführung eine so erfolgreiche gewesen wäre, wie sie jetzt abgeschlossen zu Tage liegt, wenn der Rath der unter ihm arbeitenden, begabten Fachgenossen nicht die gehörige Berücksichtigung gefunden hätte, ist sehr zu bezweifeln. Mit Unterstützung des Mr. Winter Jones, jetzigen ersten Conservators der Bibliothek, und des genannten Mr. Watts bearbeitete Panizzi in den Jahren 1843 — 1845 einen Bericht über die wichtigsten Mängel der Bibliothek, zu deren Abhülfe die umfassendsten Vorschläge gemacht wurden. Der größte Nachdruck wurde in diesem Bericht auf die Literaturen der modernen Sprachen gelegt. „Mit der Geschichte, Literatur, Gesetzgebung ꝛc. der Holländer oder der Ungarn, der Schweden oder der Dänen bekannt zu werden,“ heißt es an einer Stelle jenes Berichtes, „ist nicht minder wichtig, als mit der Geschichte ꝛc. der Aegypter, Phönizier und Etrusker bekannt zu sein.“ Die in der Bibliothek vorhandenen Lücken in der deutschen, französischen, spanischen, italiänischen Literatur wurden scharf hervorgehoben. Die Folge dieses Berichtes war, daß das Parlament für eine Reihe von Jahren bis zum eben verflossenen (einige Jahre ausgenommen, in welchen der durch die kolossale Vermehrung der Bibliothek erzeugte Mangel an Raum, welchem jetzt durch die einer Million von Bänden Platz gewährenden, um den neuen Lesesaal gelegenen Repositorien abgeholfen ist, Ankäufe in größerem Maßstabe nicht zuließ) eine Summe von 10,000 Pfund Sterling jährlich für das Departement der gedruckten Bücher bewilligte. Jetzt besitzt das Britisch Museum Sammlungen von deutschen, französischen, italiänischen, spanischen, russischen, polnischen, ungarischen, böhmischen, schwedischen, dänischen, norwegischen ꝛc. Büchern, wie sie außerhalb jedes einzelnen dieser Länder nicht zum zweiten Male angetroffen werden, und da man mit den laufenden Erscheinungen Schritt hält, ist schon heute die Bibliothek des Britisch Museum der einzige Centralpunkt für die Vertretung der Literatur des Erdkreises — die erste und einzige Verkörperung der Idee einer Universal-Bibliothek.

Für eine solche, meint unser Verfasser, ist London der geeignetste Platz, denn keine andere Hauptstadt stehe in so direktem und lebhaftem Verkehr mit allen Punkten der Erde. Wir stimmen hierin nicht ganz mit ihm überein. Die genannten und andere Vorzüge besitzt England unzweifelhaft, aber der *literarische* Mittelpunkt Europa's ist London nicht. Die Zahl der Werke, zu deren Hervorbringung öffentliche Bibliotheken unentbehrlich sind, ist in Deutschland unbedingt größer, als in England, und das Bedürfniß, in den Geist des Culturlebens fremder Völker einzudringen und die Resultate desselben für die Menschheit im großen Ganzen nutzbar zu machen, bei uns unbedingt reger als bei irgend einem andern Volke. Die Zahl derer, welche öffentliche Bibliotheken benützen, ist, den statistischen Nachweisen zufolge, in London zwar größer, als irgendwo; ob aber die Bibliotheken continentaler Plätze im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl zurückstehen, ist fraglich. Wir wissen aber, daß die Menge unberufener Leser, die nur Zerstreuung oder Unterhaltung suchen, im Britisch Museum unverhältnißmäßig größer ist, als irgendwo sonst.

Auch die liberaleren Zugeständnisse, welche man Gelehrten für die Benutzung unserer Bibliotheken innerhalb der Bibliotheksräume gestattet, machen dieselben bei uns den vornherein nutzenbringender; denn was bei uns gewissen Kategorien von Gelehrten eo ipso als Recht zusteht, wird in London nur wenigen Bevorzugten eingeräumt. — Indessen sind diese Fragen für uns von untergeordneter Bedeutung. Genug, daß ein Institut existirt, wie das Britisch Museum. In dem Zeitalter der Eisenbahnen und daher für alle Zukunft, ist die Frage wo, nur noch von geringem Gewicht.

Nur mit Mitteln, wie das Britisch Museum sie seit der erwähnten Zeit besitzt, ist es möglich, die Pläne der „neuen Schule der Bibliographen,“ wie der Verfasser sie nennt, auszuführen. Es ist ein charakteristisches Merkmal dieser neuen Schule, daß das Wort „Schund“ nicht in ihrem Wörterbuche steht. Was ist Schund? Wer ist berufen, den Schund zu bezeichnen, der für alle Zeiten unwürdig sein soll, einen Raum in öffentlichen Bibliotheken einzunehmen? Niemand, weil Niemand die Richtung des Geschmackes, die Bestrebungen aller kommenden Zeitalter vorauszusehen vermag. Sir Thomas Bodley, ein Zeitgenosse Shakspeare's, glaubte nur „trash“ von der durch ihn gegründeten Oxforder Bibliothek, die seinen Namen trägt, auszuschließen, als er es zur Regel machte, Theaterstücken in derselben keinen Platz zu gönnen. In der That zeigt der im Jahre 1674 erschienene Katalog dieser Sammlung nur einen Einzeldruck eines Shakspeare'schen Stückes. Was würde Sir Thomas Bodley gesagt

haben, wenn er es erlebt hätte, daß ein Bibliothekar seiner Anstalt, wie im Jahre 1841 geschehen, 131 Pfd. Sterl. für ein Exemplar des alten Schauspiels „Contention of tho two houses of York and Lancaster," einer wichtigen Shakspeare-Quelle, verausgabte! Jedermann lächelt heute über den Irrthum des edlen Gründers, und doch ist die neue Schule mit ihren Anschauungen in der Minorität. Vom Bibliotheksstandpunkte aus giebt es keinen absoluten Schund. Was vergißt, daß schlechte, oder in der Gegenwart nicht beachtete Bücher und Schriften für die Geschichte ebenso wichtige Zeugen der Literatur sein können, wie gute. Die Bänkelsänger-Bücher und andere Erzeugnisse der Volksliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts, an deren Sammlung zur Zeit ihres Erscheinens kein Mensch dachte, gehören heut zu den größten Kostbarkeiten in den Bibliotheken. Die Mit- und Nachwelt wird es daher dankbar anzuerkennen haben, daß das British Museum seit der Verwaltung Panizzi's der neuen Schule angehört. Wir dürfen es, ohne Furcht widerlegt zu werden, aussprechen, daß keine deutsche Bibliothek die Literatur Deutschlands des 19. Jahrhunderts in allen Zweigen so vollständig besitzt, wie das British Museum. Noch ungünstiger für die Bibliotheken des Kontinentes wäre eine Vergleichung ihres Besitzthumes nu vollständigen Sammlungen von Zeitungen und anderen Erzeugnissen der periodischen Presse Europa's. Die Erwerbungen des British Museum auf diesem Gebiet in neuester Zeit, lassen wahescheinlich Alles hinter sich, was dafür in unserm Jahrhundert Seitens aller anderen Bibliotheken zusammen genommen, geschehen ist. Alle diese Erfolge sind zunächst dem Umstand zuzuschreiben, daß Bibliographen im wahren Sinne des Wortes, die zwar auch Gelehrte, nicht aber nur Gelehrte sein können, die Geschicke des Museums lenken. Es ist schwer, die einem Bibliographen nöthigen Qualificationen zu definiren. Bibliographie ist die Kenntniß der Bücherwelt in allen ihren Erscheinungen. Von dem Bibliographen ein Vertrautsein mit dem Inhalte der Bücher zu verlangen, wäre ebenso unbillig, wie dem Geographen zumuthen zu wollen, Botaniker, Paläontologe, Physiker ꝛc. zu gleicher Zeit sein zu müssen. Der Gelehrte von Fach pflegt mehr oder weniger solche Bücher zu bevorzugen, deren Inhalt ihm nahe liegt; der Bibliograph dagegen hat keine Vorliebe für einzelne Disziplinen, mit gleicher Liebe liebt er seine Kinder, und es wird sein erstes Bestreben sein, alle Provinzen des literarischen Staates gleichberechtigt vertreten zu sehen.

Es ist für den Raum dieser Blätter unmöglich, dem Verfasser auch nur andeutungsweise auf alle Gebiete dieses vielseitigen Themas zu folgen. Mit einem seltenen Gestaltungstalent, mit einem großen Aufwande as Material und Belesenheit, beleuchtet er alle Fragen der Bibliotheks-Wissenschaft, giebt er in nuce die Geschichte der Bibliotheks-Verhältnisse aller Länder. Seine „bibliographical tour" erstreckt sich nicht allein auf Europa, sondern auch in die Bibliotheken Amerika's, Arabiens, Indiens, ja selbst China's, läßt er uns Blicke thun, die unsere Kenntnisse bedeutend bereichern. Wir müssen es unsern Lesern selbst überlassen, sich diesen Genuß zu verschaffen und wollen dem Verfasser schließlich nur noch auf ein Gebiet folgen, welches nicht minderes Interesse als die Verwaltung der großen Bücherstätten in Anspruch nimmt: die Einrichtung und Verfassung derselben.

In erster Linie stehen hier die Bestimmungen, welche die Benutzung der Bibliotheken regeln. In Deutschland ist die Praxis des Verleihens eine ziemlich allgemeine, und sie wird auf breitester Basis geübt; in Frankreich ist sie eine moderirte, da das Entleihen der Bücher dort nicht wie bei uns als ein Recht, sondern nur als eine Gunst beansprucht werden kann. In England allein ist die Praxis gar nicht vorhanden: es ist eines der Grundgesetze des British Museum, in keinem erdenklichen Falle ein Buch die Schwelle des Hauses überschreiten zu lassen. Das Publikum, welches hierbei zunächst interessirt ist, wird wahrscheinlich überall geneigt sein, das englische System zu verwerfen, und es ist zu erwarten, daß selbst in England eine Abweichung von demselben eintreten müßte, wenn das Publikum darüber zu entscheiden hätte. Dieses hält gewöhnlich für das Beste, ja für eine Nothwendigkeit, was ihm bequem ist. Was uns betrifft, so stellen wir uns entschieden auf die englische Seite. Mindestens eben so wichtig wie das Sammeln der Bücher in öffentlichen Bibliotheken, ist die Erhaltung derselben für ewige Zeiten. Die der Nation gehörenden Bücherfammlungen sind nicht für eine Generatinn, sondern für alle Zukunft da, und sollten keinen anderen als den absolat unvermeidlichen Gefahren ausgesetzt werden. Daß aber das Verleihen der Bücher mit den mannigfachsten Gefahren sowohl für ihr Befinden, als für ihr Dasein verbunden ist, kann Niemandem entgehen, der nur jemals mit öffentlichen Bibliotheken in Berührung gekommen ist. Hat sich das Thor der Bibliothek einmal hinter ihnen geschlossen, so sind sie vogelfrei. Von den ihnen feindlichen Natur-Elementen, der Fahrlässigkeit oder Gewissenlosigkeit vieler Entleiher zu schweigen, ist der Tod der letzteren täglich Ursache des Beeschwindens von Büchern aus öffentlichen Sammlungen. Es fragt sich nun, ob der Nutzen des Verleihens so groß ist, daß er alle diese Gefahren aufwiegt. Was die am Orte befindlichen Entleiher betrifft, so reduzirt dieser Nutzen sich in den meisten Fällen auf bloße Bequemlichkeit. Wir wollen nicht leugnen, daß es in gewissen Fällen nothwendig sein kann, ein Werk oder mehrere im Verein mit anderem Studien-Material benützen zu müssen; für die meisten dieser Fälle aber werden sich innerhalb der Bibliotheksräume Einrichtungen treffen lassen, die diese Schwierigkeit beseitigen. Die schlimmste Seite des Verleihens ist, daß Bücher oft Monate lang, nicht selten aus bloßer Nachlässigkeit der Entleiher, ausbleiben und so den Mitbewerbern entzogen werden. Niebuhr klagte, daß er in Bonn schlechter mit Büchern darnn sei, als er es in Rom gewesen, wo er sicher war, jedes vorhandene Buch auch vorzufinden, wenn er danach fragte, während in Bonn fast ein jedes, das er benutzen wolle, ausgeliehen sei. — Was das Verleihen jenseits des Bibliotheks-Ortes betrifft, so lassen sich dagegen weniger triftige Gründe anführen. Hier wird dem Verlangen in allen Fällen das Faktum zu Grunde liegen, daß das betreffende Werk am Aufenthaltsorte des Applicanten nicht vorhanden ist. Uebrigens ist in dieser Beziehung eine von Mr. Spedding, dem Herausgeber Bacon's in „Fraser's Magazine" 1860 vorgeschlagene Praxis in ähnlicher Weise bei uns längst in Gebrauch. Seltene und kostbare Bücher oder Handschriften, welche von einem auswärtigen Gelehrten verlangt werden, sendet man nur dann, wenn die öffentliche Bibliothek des Staates oder Ortes, dem der Entleiher angehört, oder dessen Regierung, dafür haftet. Mit minder kostbaren Büchern aber ist man auch hierin in Deutschland zu liberal, und Verluste, oft unersetzliche, sind an der Tagesordnung, denn auch „gewöhnliche" Bücher sind häufig nicht wieder zu erlangen. Es wäre sehr interessant, die den öffentlichen Bibliotheken Deutschlands durch das Verleihen der Bücher während eines beliebigen Zeitraums entstandenen Verluste statistisch zusammengestellt zu sehen, ein Wunsch, den wir gern Seitens der Bibliotheks-Verwaltungen beachtet sähen.

Eine der wichtigsten Fragen betrifft den Katalog großer Bibliotheken. Die Bemühungen, das beste System für einen solchen aufzufinden, sind aber bisher nicht von viel größerem Erfolge gewesen, als die Verfache, die Quadratur des Zirkels zu entdecken. Man kann annehmen, daß es eben so viele bibliographische Systeme wie Bibliothekare gegeben hat und giebt. Wir wollen dieses weite Feld des Bibliotheks-Gebietes heute nicht betreten und nur auf einzelne praktische Vorschläge hinweisen, welche unser Verfasser als von dem mehrerwähnten Herrn Watts ausgehend, erwähnt. Sie betreffen die Benutzung eines sogenannten Zettel-Kataloges für mehrere Zwecke zu gleicher Zeit, und wir finden sie so praktisch, daß wir jedem Interessenten rathen, sie sich näher anzusehen, wie denn die Arbeit, welcher diese Zeilen gewidmet sind, sehr viel des Vortrefflichen umfaßt, dessen wir hier nicht Erwähnung thun konnten.

Italien.

Mezzofanti und der Umfang seiner Sprachkenntnisse.

Wir haben seiner Zeit von dem Werke Dr. Russell's über den Kardinal Mezzofanti Bericht erstattet; jetzt geht uns eine kleine Schrift zu, welche Hrn. Thomas Watts, den gelehrten Bibliothekar am British Museum, zum Verfasser hat.* Dieselbe ist den „Transactions of the Philological Society of London" entnommen und behandelt die kritische Frage, wie groß eigentlich die Zahl der von dem berühmten Kardinal gesprochenen Sprachen gewesen sei. Die Antwort hierauf, wie überhaupt über den Umfang und die Tiefe seiner Sprachkenntnisse, ist nicht leicht, hauptsächlich deshalb, weil der bescheidene Mann sich darüber nur ungern, unzureichend und fast räthselhaft äußerte, und das Erstaunen seiner Besucher eher als einen Druck empfand, denn als eine Gelegenheit, sich in seinem Glanze zu zeigen. Die Anzahl verläßlicher Zeugen und Angaben darüber ist nicht bedeutend; in manchen Fällen laufen sogar grobe Mißverständnisse, Mythen und Fabeln mit unter, wie wir bald sehen werden.

Ein Verzeichniß der Sprachen, die er verstanden haben soll, ist mit einigem Anspruch an Glaubwürdigkeit der Welt von dem ihm befreundeten Signor Gaetano Stolz vorgelegt worden; zu diesem kommen nun zwei neue, das eine von seinem Neffen Dr. Minarelli, zuerst abgedruckt

* On Dr Russell's Life of Cardinal Mezzofanti, by Thomas Watts, Esq. Berlin, A. Asher et Co., 1860.

in Russell's Buche, das andere von Russell selbst. Nach Stolz war der Kardinal Meister von 58 Sprachen, nach Russell von 72 und nach Minarelli von 141.

Die Herren geben sich indessen als Sprachkenner ziemlich bedeutende Blößen. Ganz abgesehen von völlig unbekannten Sprachen, wie Baure („Baurn — perhaps it is a mistake for Bavera (?), the Bavarian dialect of German, or possibly it may mean the Dutch of the Boors ꝛc. the Cape of Good Hope"), Braubica, Cahuapana, Emabellada, Rocorana (der Coranna-Hottentotten?) ꝛc., sind z. B. Holländisch und Blamisch als besondere Sprachen aufgeführt. Andererseits ist Dr. Minarelli's Verzeichniß, trotz seiner großen Freigebigkeit, wieder unvollständig. Mezzofanti kannte die takalische Sprache (Philippinen), in welcher sein erster Lehrer besonders gut beschlagen war — und diese ist nicht genannt. Auch ist es wohl ein Irrthum, wenn man glaubt, daß er alle diese Sprachen in gleichem Maße beherrscht und mit gleicher Fertigkeit gesprochen habe.

Auch Russell, der ihm, wie gesagt, die Kenntniß von 72 besondern Sprachen zuschreibt, ohne Sprache und Mundart gehörig zu unterscheiden, begeht sonderbare Verstöße. In seinem Kataloge, wo allerdings 108 besondere Nummern stehen, führt er fünf ungarische Sprachen an: Debreczeny (Dialekt von Debreczin), die Sprachen von Eperies, Pesth und Siebenbürgen, außerdem aber noch — Magyarisch. Bekanntlich sind die Ungarn stolz darauf, daß ihre Sprache so gut wie keine Dialekte besitze; zu Eperies spricht die große Masse einen slavischen Dialekt; in Pesth spricht man Deutsch, Magyarisch, Slovakisch; es wäre also schwer ausfindig zu machen, was eigentlich für Sprachen und Mundarten gemeint sind, wenn uns nicht hinten ein Bericht von Franz Pulszky, der des Kardinals Bekanntschaft im Jahre 1833 gemacht, darüber Aufschluß gäbe. Mezzofanti sprach damals das Magyarische mit kräftigem Accent und vollkommner Aussprache in der Mundart von Debreczin und der Haidnckenstädte, und gab auf Befragen an, er habe es zu Bologna von einem ungarischen Husaren gelernt. Bereits 1817 hatte er bei gegebener Gelegenheit den Erzherzog Joseph und den Grafen Palffy, seinen Kämmerer in der Voraussetzung, mit Ungarn zu thun zu haben, auf magyarisch angeredet, hatte aber die für ihn gewiß überraschende Erfahrung gemacht, daß beide Herren nicht im Stande waren, ihm in derselben Sprache zu antworten. Pulsky sprach beispielsweise den slowakischen Dialekt von Eperies, nnd der Kardinal fand sich dabei zurecht — dies ist jedenfalls jenes Ungarisch von Eperies, das oben angeführt wurde. Damals (1833) gab der Kardinal dem genannten Ungarn an, daß er 43 Sprachen spreche.

Andererseits hat man auch den Fehler begangen, manche Sprachen als bloße Mundarten anzusehen, während es selbständige Idiome sind; z. B. ist Berberisch nicht Arabisch, Rhätisch nicht Deutsch, Bas-Breton nicht Französisch ꝛc.

Von 30, respektive 27 Sprachen (wenn z. B. Chaldäisch und Rabbinisch, Blamisch und Holländisch, ebenso zwei armenische Sprachen nicht doppelt gerechnet werden), steht es durch klare, unzweideutige Zeugnisse fest, daß sie Mezzofanti mit Geläufigkeit und nationalem Accent gesprochen hat. Von 9 andern wird nach Dr. Russell dasselbe angenommen, kann aber nicht hinlänglich erwiesen werden. Eine dritte Klasse bilden 11 Sprachen, die er selten und weniger vollkommen sprach — eine vierte 8, unvollkommen, wenige Sätze und Höflichkeitsformeln — eine fünfte Klasse 14 Sprachen, die er aus Büchern studirt, aber nicht gesprochen hat. Manches ist darunter aus besondern Gründen fraglich, z. B. ob er Japanesisch gesprochen hat, wozu schwerlich die Gelegenheit geboten war.

Im Jahre 1833 war, wie wir oben gesehen, der Kardinal im Besitze von 43 Sprachen. Nicht lange danach sagte derselbe dem Grafen Mazinghi auf dessen dringendes Ersuchen: „Nun, wenn Sie's wissen wollen, ich spreche 45 Sprachen." Einer siebenbürgischen Dame, Frau Paget, die ihm 1835 die Aufwartung machte, antwortete er im Allgemeinen, er spräche deren zwischen 40 und 50. Nach Kardinal Wiseman's Angabe, war im Jahre 1839 Mezzofanti's ziemlich stereotype Antwort, wenn man ihn befragte: „Funfzig und Bolognesisch." Bereits 1837 hatte Mezzofanti dem Professor Wap aus Utrecht ein Gedenkblatt geschrieben, auf dem es in holländischer Sprache heißt:

> Dat mijne tong verbleef med vijftig talen stom.
> Daß meine Zunge blieb mit fünfzig Sprachen stumm.

Muraviev, ein russischer Reisender, der ihn gleichfalls befragte, erhielt (1844 oder 1845) von ihm den Namen Gottes in 56 Sprachen geschrieben, worunter 30 europäische (Dialekte eingerechnet), 17 asiatische (ebenfalls theilweise Dialekte), 5 afrikanische und 4 amerikanische ꝛc.

Als ein wichtiger Zeuge wird ferner Dr. Augustin Theiner, Oratorianer und einer der Bibliothekare an der Vaticana aufgeführt: „formerly a Protestant clergyman in Silesia, now a Catholic priest in Rome" ntc. — Dies ist ein Irrthum; Theiner ist bekanntlich non Haus aus Katholik; war aber, wie sein vor kurzem verstorbener Bruder, der in der deutsch-katholischen Bewegung von 1844 eine Rolle spielte, bei kirchlichen Reformversuchen im Jahre 1826 betheiligt, die in Schlesien und drüber hinaus Aufsehen erregten. Da Theiner von seiner Ankunft in Rom ab bis zu Mezzofanti's Tode mit demselben sechzehn Jahr lang täglich verkehrte und mit ihm auf vertrautem Fuße stand, so ist er ohne Zweifel ein beachtenswerther Zeuge. Nach seiner Angabe „redete Mezzofanti anbei 62 Sprachen und schrieb sie auch." Bei der Aufzählung dieser Sprachen begeht er allerdings einige Fehler, die eine kleine Reduction hervorbringen — seine Angabe stimmt aber recht gut mit der Muraviev's einige Jahre früher. Man kann also mit Grund annehmen, daß er zuletzt im Besitze von etwa 60 Sprachen gewesen sei, von denen er dreißig mit Meisterschaft handhabte.

Selbst auf dieses Maß zurückgebracht, ist doch Mezzofanti's Sprachkenntniß riesenhaft zu nennen, und läßt die meisten ähnlichen Erscheinungen weit hinter sich.

Mithridates, Pico de Mirandola, Jonadab Alhanar und Sir William Jones sollen, nach Dr. Russell's Angabe, im weitesten Sinne über die Zahl Zwanzig nicht hinausgekommen sein. Der große schwedische Philolog Rask, der 1832 im Alter von 45 Jahren starb, soll im Alter von 35 Jahren 25 Sprachen gekannt, bei seinem Tode aber sich mit der 55. beschäftigt haben. Er schrieb in mehreren, während er die übrigen gelehrt als Sprachvergleicher behandelte. — Wie viele er deren sprach und fließend sprach, ist freilich eine andere Sache; es giebt Gelehrte, die fremde Sprachen, Griechisch, Lateinisch ꝛc., bis in die größten Feinheiten hinein verstehen und oft kaum im Stande sind, mündlich einen kurzen Satz ohne Stocken und sichtbares Zusammensuchen der Worte herauszubringen. Freilich muß man bei Mezzofanti die herrliche Gelegenheit in Anschlag bringen, die er hatte, mit Leuten aller Nationen zusammenzukommen und sich in lebendiger Rede zu üben; denn wer die Fähigkeit besitzt, die Sprache mit den Ohren und schnell nachbildender Zunge zu lernen, wird eine unverhältnißmößig kürzere Zeit zur Erlernung eines fremden Idioms bedürfen, als der, welcher über Büchern brütet und die Sprache mit den Augen lernt. Im Jahre 1858 starb ein Beamter am Britischen Museum, Mr. Louis Augustin Prevost, der sich seit einer Reihe von Jahren auf die Erlernung von Sprachen gelegt hatte, und darin über vierzig bis zu einem gewissen Grade verstanden haben soll. Wie Mezzofanti hat auch er nichts Schriftliches hinterlassen.

Mezzofanti besaß die Gabe, eine Sprache nach dem Gehör nnd vermittelst der vollständigsten Mimik der Sprachwerkzeuge nachzubilden, im höchsten Maße. So lernte er auch von einem jungen Chinesen in Rom chinesisch, jene Sprache, deren Hauptschwierigkeit in ihrer Accentuation liegt, und die deshalb Europäern so ausnehmend schwer wird. Er soll sogar in mehreren Dialekten chinesisch gesprochen haben, ohne wahrscheinlich im Stande gewesen zu sein, eine Zeile jener merkwürdigen Bilderschrift zu lesen, die mit Buchstaben nichts zu schaffen hat.

Den Schluß der interessanten Schrift macht ein Zeugniß von Dr. Theiner, aus dem wir Folgendes anführen:

„Mezzofanti sprach anbei 62 Sprachen nnd schrieb sie auch, und würde auf dem bisher gelegten Grunde noch mehrere gesprochen haben, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, sie zu lernen. Er war wohlunterrichtet mit der Literatur dieser Völker (wohl sehr relativ zu nehmen?) und hatte ihre hervorragendsten Schriftsteller gelesen. Die griechischen und lateinischen Klassiker konnte er fast auswendig (?). Die Hauptsprachen, die er verstand, waren Albanesisch, Arabisch, Armenisch, Bulgarisch, Chaldäisch, Chinesisch, Dänisch, Deutsch, Holländisch, Englisch, Aethiopisch, Französisch, Georgisch, Griechisch (Alt- und Neugriechisch), Hebräisch (Talmudic as well as modern Hebrew), Hindustani, Ungarisch, Illyrisch, Irisch, Lateinisch, Malayisch, Mongolisch, Norwegisch, Persisch, Polnisch, Portugiesisch, Russisch, Samaritanisch, Sanskrit, Schottisch Singhalesisch, Spanisch, Schwedisch, Syrisch, Türkisch und Wallachisch."

Ein paar schriftliche Proben seiner Sprachgelehrsamkeit werden gelegentlich mitgetheilt. So schrieb er er einem irischen Studenten bei seinem Abgange non der Propaganda:

> „May Christ be on your lips and heart,
> Show forth by facts what words impart,
> That by sound words and good behaviour
> You may lead others to the Saviour."

Herr Thomas Watts meint, in der zweiten Zeile müsse, statt facts

gut englisch deeds stehen. „Facts“ are the opposite not of „words,“ but of „fictions.“

Einem Andern schrieb er:

„O man what is thy science? Vanity,
And thou art nothing without charity“

Auch hier mußte statt science (is too technical and confined for the meaning he wishes to convey) knowledge stehen, was ganz gut in den Vers paßte. Man sieht, selbst einem Mezzofanti hängt der Ausländer an.

Frankreich.

Zur Rabelais-Literatur.

Bei Firmin Didot ist in den Jahren 1857 und 1858 eine neue zweibändige Ausgabe der Werke von Rabelais erschienen, die theils ihrer Billigkeit (8 Francs), theils ihrer anständigen Ausstattung, theils ihrer Brauchbarkeit wegen sehr der Empfehlung werth ist. Sie ist von den bekannten Gelehrten Burgaud Desmarets und Rathéry besorgt, die sich bei ihrer Arbeit der ermunternden Hülfe Didot's selbst erfreuten.

Bekanntlich ist eins der unangenehmsten Dinge bei der Lektüre französischer Schriften des 16. Jahrhunderts und namentlich Rabelais', das willkürliche Schwanken der Orthographie. Die neueren Editoren haben bis dahin diese Sache nicht zum Austrag gebracht. Le Duchat und Jeshanneau haben bald die verwickeltste, bald die einfachste Schreibung gewählt, de l'Aulnaye dagegen immer die bizarreste, so daß sein Autor fast unlesserlich wird; Andere wieder haben Alles modernisirt. Unsere Editoren haben folgenden, gewiß richtigen Weg eingeschlagen, gegen den sich nur im Einzelnen etwas einwenden lassen dürfte. Sie haben die bei Lebzeiten Rabelais' erschienenen Editionen zu Grunde gelegt. Es steht kein Wort in ihrer Ausgabe anders geschrieben, als in einer von jenen; nur haben sie immer die der modernen Schreibung zunächst kommende Form gewählt und die einmal gewählte beständig beibehalten, indem sie in zweifelhaften Fällen der von der Akademie empfohlenen Schreibung den Vorzug geben. Die einzige Abweichung haben sie sich darin erlaubt, daß sie i und j, u und v im Druck unterschieden. Auf diese Weise haben sie eine gleichmäßige, weder die Sprachgeschichte, noch das Auge des Lesers beleidigende Orthographie hergestellt, welche das Lesen sehr erleichtert.

Der Text ist von sehr belehrenden Noten begleitet, die sich meistens auf veraltete Worte, Sitten, Gebräuche und die damaligen Zeitverhältnisse beziehen; einen neuen Schlüssel der Allegorien haben die Herausgeber nicht erfinden, noch sich der vorhandenen bedienen wollen, da dies eine unfruchtbare Mühe sei und alle Resultate schließlich doch Vermuthungen blieben. Die gegebenen Erklärungen tragen den Stempel eigner Studien, obwohl natürlich die früheren Ausgaben reichlich benutzt sind. Leider erwähnen die Erklärer meistens nur dann ihre Vorarbeiter, wenn sie gegen sie polemisiren, selten da, wo sie sich einfach ausschreiben; auch Regis' Arbeiten sind benutzt. Jedenfalls sind die Noten durchaus neu, die aus den Schriften keiner geringeren Person, als der des jetzigen Kaisers der Franzosen geschöpft sind. Man denke die Artillerie Pierochole's III., durch die Artilleriestudien Napoleon's III. in's Licht gesetzt! So lächerlich der Kontrast, so abgeschmackt die Schmeichelei, so wird immerhin die Stelle (I. p. 109) durch das Citat erklärt. Ueber Anderes ließe sich streiten, doch ist in diesem Blatte nicht der geeignete Ort, rein philologische Sachen vorzubringen. Eine Anzahl Noten hätte füglich wegbleiben können, da sie ganz allgemein bekannte Dinge enthalten; wer Rabelais liest, hat, auch unter den Franzosen, so viel gelehrte Bildung, daß er z. B. weiß, was die „loix cornaires et humptuaires des Romains“ waren (I. p. 429). Andererseits bleiben trotz der nicht geringen Zahl von Erklärungen eine Menge von Worten und Witzen dunkel, ohne daß die Herausgeber immer auf die vorliegende Schwierigkeit hinweisen — die leidige Manier aller Editoren, schwere Stellen des Textes, die sie selbst wahrscheinlich nicht verstehen, so zu überhüpfen, als ob sie sie vollkommen verständen, und als ob es einer Erklärung gar nicht bedürfte! Für den deutschen Leser wird Regis' treffliche Uebersetzung im Ganzen immer noch das beste Hülfsmittel bleiben.

Dem Pantagruel folgen im zweiten Bande von S. 493—596 die kleineren Schriften Rabelais', nämlich 1) die Pantagrueline pronostication, ein komischer Kalender auf das Jahr 1533, der eine durchgeführte Satyre auf die Kalender-Prophezeiungen ist. Rabelais hat übrigens viele Kalender geschrieben; von welcher Art dieselben gewesen sind, ob gewöhnliche oder satyrische, ist unbekannt; vermuthlich waren es gewöhnliche, nur aus Speculation verfaßte.

2) La chresmu philosophale des quentions encyclopédiques de Pantagruel, eine Reihe lächerlicher Thesen, durch welche die spitzfindigen Disputationen der Sorbonne verspottet werden.

3) Epistre du Limosin de Pantagruel, in Versen und lateinelndem Französisch geschrieben.

5) La Sciomachie (Scheinkampf), Beschreibung der Festlichkeiten, die Kardinal du Bellay zu Rom zur Feier der Geburt des Herzogs Louis von Orleans, des Sohnes Heinrich's II. und Catharina's von Medici, im Jahre 1549 gab. Hienach ist das Datum 1550 I., p. XLII. zu verbessern. Daran schließt sich eine Sapphische Ode Du Bellay's.

6) Eine Brief-Sammlung, nämlich: 16 Briefe an den Bischof von Meillezais. Diese Briefe könnten in der Biographie, welche Rathéry giebt, wohl besser benutzt sein. Die Reise wird in die Jahre 1536 bis 1537 verlegt, und doch bezieht sich der siebente Brief, der Januar 1536 geschrieben ist, schon auf Briefe aus Rom vom 18. und 21. Oktober 1535. Sämmtliche Briefe, die uns erhalten sind (leider fehlen viele, auf die Rabelais später Bezug nimmt), umfassen den Zeitraum vom December 1535 bis zum 15. Februar 1536. Nur der fünfte scheint vom September 1536 zu sein, wenn anders der Sterbetag Didier's de Tesen Ste. Taille, Großmeisters der Rhodiser Ritter, von den Herausgebern auf den 26. September 1536 richtig angegeben ist, und es nicht 1535 heißen muß. Der sechste Brief ist freilich vom 30. December 1536 datirt, aber dies ist ein offenbarer Schreibfehler, statt 1535, denn mit dem Briefe schickt Rabelais un almanach pour l'an qui vient MDXXXVI, und die historischen Bezüge des Briefes gehen alle auf das Jahr 1535, nämlich auf den Tod Sforza's (24. October 1535) und den Einzug Kaiser Karl's in Neapel und Messina, wohin er von seinem Zuge gegen Tunis kam. Auch ist der Kaiser noch nicht von Neapel nach Rom gekommen, was bekanntlich erst im Frühjahre 1536 geschah. Bis zum Schlusse der vorliegenden Briefe, d. h. bis Mitte Februar, ist er auch noch immer in Neapel, wohl aber werden die großartigen Vorbereitungen, die Paul III. zu seinem Empfange traf, das Niederreißen ganzer Häuserreihen zur Beschaffung eines bequemen und prächtigen Einzugsweges ꝛc. geschildert (Brief 8 und 16). Ueberhaupt sind die Briefe voll interessanter Details der Zeitgeschichte, um so interessanter, als Rabelais der Vertraute des Kardinals Du Bellay war. Brief 15, den die meisten Herausgeber unterdrückt haben, enthält die chronique scandaleuse Paul's III., allerdings mit einer Lücke, die vielleicht nicht mehr ergänzt werden kann. — Daran schließen sich: ein lateinischer Brief an Salignac und mehrere epistolae nuncupatoriae wissenschaftlicher Werke. Dem Parlamentsrath Tiraqueau aus Fontenay le Comte, schickte der Schalk Rabelais die Schriften des Ferrarischen Medizin ers Manardus (vergl. Bayle Art. Tiraqueau und Manardus). Die von ihm selbst herausgegebenen Aphorismen des Hippokrates dedicirte er dem Bischof von Maillezais; zu der römischen Topographie des Marliani schrieb er das Vorwort an Du Bellay. Dann folgt ein komischer Brief im Style des Pantagruel und ein Brief aus Metz an Du Bellay, den wir weiter unten noch erwähnen werden. Vier andere Briefe, die Rabelais zugeschrieben werden, und die sich in den Händen einzelner Sammler befinden, erklären die Herausgeber für unecht und drucken sie nicht ab. Den Schluß macht:

6) Ein Epigramm de gaio salsamento.

In der biographischen Skizze, die dem Texte des Gargantua vorangeht, hat Rathéry festzustellen gesucht, was wir denn eigentlich positiv Beglaubigtes von Rabelais' Leben wissen. Dies ist allerdings sehr wenig. Die wunderliche Persönlichkeit des Dichters, wie sie sich in seinen Satyren abspiegelt, hat dagegen der Erfindung um Fakta verlegener Biographen einen weiten Spielraum gelassen. Kaum eine der vielen Anekdötchen, die über ihn umlaufen, hat eine zeitgenössische Quelle. Der Biograph hält sie daher meistens einer speziellen Widerlegung nicht werth, so pikant sie auch sein mögen. In Ermangelung positiver Gegenbeweise rekurrirt er auf den Charakter Rabelais' und sucht aus diesem die Unmöglichkeit oder Unwahrscheinlichkeit der vorgeblichen Thatsachen abzuleiten. So leugnet er die Echtheit der berühmten Worte Rabelais' auf dem Sterbebette, die derselbe an den Pagen des Kardinal Du Bellay, der sich nach seinem Befinden erkundigen ließ, richtete: Dis à Monseigneur l'état où tu me vuin, je m'en vais chercher un grand peut être. Il est au nid de la pie, dis-lui qu'il n'y tienne; et pour toi, tu ne seras jamais qu'un fou. Tire le rideau, la farce est jouée. Uns will aber bedünken, daß, mag auch schon Collatet diese Worte für eine untergeschobene, Rabelais' unwürdige Possenreißerei gehalten haben, der Spruch wenig-

stens in seinem ersten Theile gar nicht so schlecht zu Rabelais' Geistesrichtung paßt und seines Witzes nicht unwerth ist. Späteren Biographen, dem Pater Pierre von St. Romuald, Colletet, Leroy mochte es vielleicht daran liegen, den großen Spötter ruhig im Schooße der Kirche sterben zu lassen, aber das Hörensagen von irgend Einem, dessen Vater sich einen Freund Rabelais' genannt hatte, kann schwerlich hinreichen, eine populäre Tradition, die, wir wiederholen es, innere Wahrscheinlichkeit genug hat, zunichte zu machen. — Mag immerhin, wie Colletet meint, Rabelais im Schooße der Kirche gestarben sein, er kann jene Worte doch gesagt haben. Rabelais hat viel größere Widersprüche in seinem Leben aufzuweisen. Gelinde gesagt, erscheint er doch als ein sehr schmiegsamer Charakter. Die meisten gebildeten, katholischen Geistlichen jener Zeit waren sehr ungläubig und blieben doch Geistliche. Schwerlich kann Jemand für einen guten Katholiken gehalten werden, der so viele Spottpfeile gegen die Kirche und gegen wesentliche Glaubenssatzungen im Köcher trägt, wie Rabelais. Dennoch wußte er mehrere Male sehr geschickt seinen Frieden mit der Kirche wiederherzustellen, und obwohl fortwährend herumschweifend, doch die Benefizien einträglicher Pfarren sich zu erhalten. Der Stifter des Ordens der Thelemiten hatte einen viel zu philosophischen Geist, eine viel zu ungebundene Denkungsart, um überhaupt irgend welcher Kirche innerlich anzugehören. Wenn aber überhaupt zu irgend einer, so zog Rabelais' Neigung ihn zur neuen evangelischen Kirche. Dies geht doch deutlich hervor aus der berühmten Inschrift an dem Hauptthor von Theleme:

Cy entrez, vous, qui le saint Evangile
En sens agile annoncez etc

Der Spöttereien gegen die Calvinisten sind verhältnißmäßig wenige, und es scheint fast, als ob er sie dem Hofe und den katholischen Prälaten zu Gefallen eingestreut hätte, mit denen er auf gutem Fuße leben mußte, wenn er Sicherheit für seine Person und das Druckprivilegium seiner Schriften haben wollte. Die Authenticität des oben angeführten Ausspruches kann aus kirchlich-religiösen Gründen um so weniger bestritten werden, als Rabelais sogar am Schluß seines Lebens, den 9. Februar 1552, man sieht nicht, aus welchen Beweggründen, schwerlich aus Gewissensskrupeln, auf seine beiden Pfarren, die zu St. Christophe du Jambet in der Diöcese Mans und die zu St. Martin de Meudon in dem Pariser Sprengel, resignirte. Unsere „Notice" theilt selbst ein hierauf bezügliches Aktenstück zum ersten Male in extenso mit. Nun hatte doch Rabelais gewiß keinen Grund mehr, seine Zunge im Zaume zu halten. — Nach Colletet's Angabe, ist Rabelais auch nicht zu Meudon, wie gewöhnlich erzählt wird, gestorben, sondern zu Paris in der „rue des Jardins aux la Parolisse de St. Paul, au cymetierre du quel il fut enterré et proche d'un grand arbre que l'on voyoit encore il y a quelques années." (Geschrieben i. J. 1650) Das Todesjahr Rabelais' ist unbekannt, die Angaben schwanken zwischen 1553 und 1559.

Aber auch sein Geburtsjahr ist sehr zweifelhaft. Es wird gewöhnlich, ohne authentische Belege, 1483, das Geburtsjahr Luther's und Raphaels, angegeben; hiergegen macht Rathéry gewichtige Gründe geltend. Rabelais wäre hiernach 47 Jahr alt gewesen, als er Baccalaureus, und 54 Jahr, als er Doctor medicinae in Montpellier wurde. Den Fünfzigern nahe, hätte er noch mit lustigen Gesellen in Montpellier die Farce la Femme muete gespielt, im Alter von sechzig Jahren noch das herumschweifende Leben eines fahrenden Schülers geführt. Budaeus behandelte ihn, als Rabelais vom Franziskanerkloster Fontenay-le-Comte aus mit dem berühmten Gelehrten in Briefwechsel zu treten suchte, ziemlich obenhin, wie einen jungen Menschen, dem man gelegentlich eine aufmunternde Antwort zukommen läßt, nicht wie einen 35jährigen Mann von umfassenden Studien. Auch wäre Rabelais ja neun Jahre älter gewesen, als Jean Du Bellay (geb. 1492), der nachmalige Kardinal und Beschützer unseres Dichters, mit dem er doch die Klosterschule La Baumette bei Angers oder, wie Andere wollen, die Universität dieser Stadt in den Jünglingsjahren zusammen besucht hatte.

Indessen die genaue Kenntniß des Geburts- und Todesjahres könnte der Literaturfreund verschmerzen, wenn er nur in Betreff der Lebensweise des thätigen Schriftstellers und wandernden Arztes befriedigende Nachrichten hätte. Man kann nicht gerade sagen, daß es ganz an Daten fehlt. Die Hauptpunkte sind durch authentische Aktenstücke sicher gestellt. Aber überall fehlen die verbindenden Glieder, die erklärenden Motive, und von dem inneren Seelenleben dieses merkwürdigen Mannes erfahren wir Nichts, was wir nicht aus seinen Schriften herauslesen. Nur ein paar Beispiele gestatte man. Ungefähr 1524 erlaubt ihm ein Indult Clemens' VII., aus dem Franziskaner-Orden zu den Benediktinern überzutreten. Bald aber verläßt er, ohne Erlaubniß seiner Oberen, auch sein neues Kloster Le Meillezais, streift überall umher, kehrt eine Zeitlang bei dem Bischof des Sprengels zu Ligugé ein und erscheint nach Verlauf von mehreren Jahren im September 1530 plötzlich in Montpellier, wo er auch sogleich im November den Grad eines Bachelier erwirkt. Was er diese ganze Zeit über gethan, was für spezielle Beweggründe ihn getrieben haben, Le Meillezais zu verlassen, bleibt dunkel. Es ist vielleicht nicht unglaublich, daß er in dieser Zeit noch andere Universitäten besuchte und gerade damals jenes erstaunliche polyhistorische Wissen aufspeicherte, das uns auf jeder Seite seines großen Werkes so überraschend und verwirrend entgegentritt. Wo studirte er Jura? Wo empfing er den Unterricht Sagignac's, den er in einem Briefe so rühmt? Wo erwarb er die ungemeine Kenntniß der Universitäts-Sitten seiner Zeit? Hat er vielleicht, wie es damals von vielen Studenten geschah, nach der Reihe Angers, Paris, Poitiers, Orléans, Bourges besucht und ist erst dann nach Montpellier gezogen? — Ein zweites Mal verlieren wir ihn Mitte 1538 aus den Augen. Er war nach seinen zwei ersten römischen Reisen nach Paris, dann nach Montpellier zurückgekehrt, hatte die medicinische Doktorwürde erlangt und Vorlesungen gehalten. Plötzlich überkommt ihn wieder die Wanderlust, er ist überall und nirgends, kurze Zeit in verschiedenen Städten verweilend und practicirend, im Süden von Narbonne, Castres und dem oft besuchten Lyon, im Norden in der Normandie, in Mans, der Touraine, dem Orléanais und Poitou. Inzwischen wird er durch den Kardinal Du Bellay Kanonikus zu St. Maur-les-Fossés, und giebt 1546 das dritte Buch seines großen Werkes heraus, auf dessen Titel er sich den wunderlichen Titel Calloier* des isles Hières giebt, so daß er auch diese Eilande kennen gelernt zu haben scheint. Da wird Franz I., sein Beschützer, (denn es war das Geschick Rabelais', von den Königen und Prälaten beschützt, von den Mönchen und Theologen verfolgt zu werden) Anfang Februar 1547 schwer krank. In demselben Augenblicke finden wir den Dichter flüchtig in Metz, wofür zwei Dokumente, ein Brief des Rektors Johannes Sturm zu Straßburg und der oben erwähnte von Rabelais an Du Bellay, vorliegen, der in einem sehr kläglichen Tone abgefaßt ist, und den Gönner geradezu um ein Almosen bittet. Dies ist der erste sichere Haltepunkt, den wir in der Biographie wieder finden seit seinem Abgang von Montpellier im Jahre 1538 — alle dazwischenliegenden Irrfahrten sind uns nur in schattenhaften Umrissen bekannt. Sogleich aber taucht der unstäte Dichter wieder in's Dunkel zurück. Franz I. starb den 31. März 1547. Du Bellay verlor seinen Kredit bei Hofe und zog sich nach Rom zurück. Dort finden wir denn auch Rabelais, aber erst drei Jahre später, 1550. — Die Zwischenzeit ist ein leeres Blatt in seiner Biographie.

Wie viel bleibt hier noch zu thun, ehe wir zu einer sicheren Kenntniß des Lebens und Charakters dieses merkwürdigen Mannes und außerordentlichen Genies gelangen. Man sage nicht, dergleichen sei gleichgültig, uns können seine Werke genügen. Das Leben eines geistreichen Schriftstellers, der obenein so viele persönliche Beziehungen zu den interessantesten Männern seines Volkes, ja seiner ganzen Zeit hat, gehört der Geschichte zu gut, wie das Leben eines geschickten Diplomaten oder tapferen Generals. Carlyle rechnet die Dichter zu den Heroen. Die Satyre richtet sich selbst in ihrer zahmsten Gestalt unwillkürlich auf die Person; der bissige Rabelais aber schrieb durchaus persönlich; zu spöttisch seine neuesten Herausgeber auch über die von früheren Kommentatoren fabrizirten Schlüssel zu denken scheinen, tragen seine phantastischen Helden doch so offenbar eine, wenn auch frazenhafte Aehnlichkeit mit einigen seiner bedeutendsten Zeitgenossen in ihren Zügen, daß, wenn wir sein Leben genauer kennten, wir auch die versteckten Beziehungen, Anspielungen und Witze viel besser verstehen würden, als jetzt; kurz, seine genaue Biographie würde einen unschätzbaren Kommentar zu seinen Werken bilden.

H. F.

Böhmen.

Festkalender aus Böhmen.

Dem Festkalender aus Belgien, den wir vor einiger Zeit in diesen Blättern besprachen, ist schnell ein anderer aus Böhmen gefolgt, und zwar von demselben unermüdlich thätigen Verfasser, Freiherrn von Reinsberg-

* Caloyer soll einen griechischen Mönch vom Orden des heiligen Basilius bedeuten und von καλόγηρος, das bei Späteren die Bedeutung Mönch hat, herkommen.

Düringsfeld.* Vorläufig liegt uns die erste Lieferung vor, welche die Zeit von Neujahr bis Ostern umfaßt. Auch Böhmen ist ein an alten Gebräuchen, kirchlichen wie bürgerlichen, ungemein reiches Land.

Wir heben aus dem belgischen Festkalender vor Allem den Dreikönigstag hervor. — Dieser wird in Böhmen weniger eigenthümlich gefeiert:

„Der čechische Name des Dreikönigstages, den svíček, Lichtertag, rührt wahrscheinlich von einer ähnlichen Gewohnheit her, wie sie noch in Blamisch-Belgien üblich ist, wo an diesem Tage die Kinder singend um brennende Kerzen tanzen und über sie hinwegspringen, und am Abend vorher drei Lichter vor der Hausthür angezündet werden, um die Wohnung vor bösen Geistern zu bewahren, und unter den Schutz der heiligen drei Könige zu stellen.

„Denn die heiligen drei Könige, denen in Böhmen drei Kirchen geweiht sind, gelten als mächtige Beschützer, deren Namen schon hinreichend sind, um böse Geister unschädlich zu machen, und allerlei Unheil abzuwenden. Daher noch jetzt die Sitte, ihre Namen an die Thüren zu schreiben.

„In Deutsch-Böhmen, auf dem Lande, geht der Schullehrer mit mehreren Knaben, deren Einer ein Rauchfaß trägt, von Haus zu Haus, singt ein Lied vor den heiligen drei Königen und schreibt dann mit geweihter Kreide: C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar, die Namen der heiligen drei Könige) und die Jahreszahl an die Thür, wobei er nie vergißt, drei Kreuzeszeichen darunter zu malen. Dann räuchert er die ganze Wohnung aus, damit sie vor bösen Einflüssen und ansteckenden Krankheiten bewahrt bleibe, und erhält dafür in jedem Hause einen Groschen, den sogenannten Koleda-Groschen.

„Früher, in manchen Gegenden vielleicht jetzt noch, begleitete ein Priester in vollem Ornate (?) diesen Umzug, betete, räucherte und weihte Wohnhaus und Stall ein, um sie vor allem Schaden und Unglück zu bewahren.

„In manchen čechischen Dörfern, z. B. in der Umgegend von Gruslich, gehen die Schulkinder, von denen drei als Könige verkleidet sind, allein herum, durchräuchern und besprengen jedes Haus, beschreiben die Thüren mit den Kreuzen und Buchstaben und lassen etwas von den Gaben zurück, welche die Könige tragen, und die in Goldpapier, Weihrauch und Myrrhen bestehen. Dafür erhalten sie in jedem Hause einige Geschenke in Naturalien und Geld, welche sie nach Beendigung des Umzuges in der Schulstube unter sich theilen, wobei sie jedoch die ärmeren Kinder besonders berücksichtigen und auch den Lehrer nicht vergessen. In Sadska wurde das Koledování gegen Ende des vorigen Jahrhunderts abgeschafft; die Geld-Einnahme des Schullehrers aber, welche noch 1590 nur sechzig Groschen betrug, und mit der Zunahme der Häuser bis zu dreizehn Gulden Silber stieg, hat sich bis zum heutigen Tage erhalten."

Das Tod-Austreiben am Sonntag Laetare wird in Böhmen auf vielfache Weise begangen.

„Da er in die Mitte der Fastenzeit fällt, wird er Mitfasten oder Sonntag zu Mitfasten (in medio quadragesimæ oder domenica mediana), und weil der Papst die Gewohnheit hat, an diesem Sonntage eine goldene Rose feierlich einzuweihen, welche er zu verschenken pflegt, Rosensonntag oder domenica Rosae genannt.

„Die Čechen nennen ihn družbudlnice, družbudlná neděle oder družebná, družná neděle, geselligen Sonntag, vielleicht von den Umzügen der Kinder zur Feier der Wiederkehr des Frühlings oder Sommers, welche bei den Deutsch-Böhmen Veranlassung geworden sind, diesen Sonntag Todtensonntag zu nennen. — In den böhmischen Urkunden wird der Tag meist Mitfasten (schon 1356) oder neděle Laetare (1563) genannt. Der Name nedělo smrtelná dagegen (z. B. in einer Urkunde des Königs Ferdinand's I. vom Jahre 1549) bezeichnet nicht, wie der Todtensonntag in allen germanisch gewordenen slavischen Gegenden den Sonntag Laetare, sondern den Sonntag darauf.

„Auch die Gebräuche, welche sich auf den Todtensonntag beziehen, finden demgemäß bei den Deutsch-Böhmen am vierten, bei den Čechen am fünften Fastensonntag statt. Da sie jedoch nur wenig von einander abweichen, ist es, um Wiederholungen zu vermeiden, nothwendig, sie zusammen zu behandeln.

„Schon am Sonnabend vor dem Todtensonntag gingen früher erwachsene Mädchen, weißgekleidet, nach Sonnen-Untergang hinaus in den Wald, um eine hübsche kleine Fichte, Tanne oder Kiefer zur Feier des nächsten Tages zu holen. Unter Wechselgesang schnitten sie ein grünes, ungefähr anderthalb Ellen langes Bäumchen ab, schälten unten die Rinde ab und ließen oben eine Elle lang die Zweige daran, welche sie mit ausgeblasenen Eiern behingen. An der Krone befestigten sie eine aus Lumpen gemachte Puppe in Frauengestalt, die sie, gleich den Zweigen, mit rothen und weißen Bändern schmückten. Dies so verzierte Bäumchen wurde Lito genannt, und damit zogen nun in der Morgendämmerung entweder sie selbst oder kleinere Mädchen in weißen Kleidern von Haus zu Haus im ganzen Dorfe herum.

„Dieser Umzug mit dem Lito hat sich bis zum heutigen Tage erhalten. Nur gehen die Mädchen, um mehr zu bekommen, gewöhnlich Jedes einzeln mit einem schön verzierten Bäumchen herum.

„In einzelnen Gegenden hängt eine weibliche Puppe, welche den Tod vorstellen soll, am Bäumchen, in anderen eine Abbildung des Todes. Im Beraunер, Pilsner und Rakonitzer Kreis, besonders um Zwikowec herum, tragen die Kinder nur die weiße Frau an einer Rolle auf der Hand und haben keinen Baum. In manchen Orten wird von den Burschen und Mädchen Baum und Tod in der Nacht vor dem Todtensonntag zurechtgemacht, und dann ziehen vor Sonnen-Aufgang zuerst die Knaben mit dem Tod, und nach ihnen die Mädchen mit dem Lito im Dorfe herum.

„In der Umgegend von Neustadt an der Moldau wird der Tod erst am Nachmittag nach dem Segen auf irgend einem Anger, in einem Garten oder einer Scheuer aus altem Stroh gemacht. Einige Stöcke dienen ihm als Arme und Beine, das Gesicht wird aus alter, weißer Leinwand gemacht, der Kopf mit einer alten Mütze bedeckt oder mit einem weißen Tuch umwunden und der Körper in alte Kleidungsstücke gesteckt. Ist die Figur so herausgeputzt worden, dann tanzen die jungen Leute Hand in Hand um sie herum und singen, sie verspottend:

Smrtholko, smrtholko!	Todtenmädchen, Todtenmädchen,
Což jsi nám přinesla?	Was hast Du gebracht uns?
Červené vejce?	Röthliche Eier,
Žluté mazanec?	Gelbliche Kuchen?
Jaký je ta mazanec	Wer will Eierkuchen wohl,
Bez kořenů, bez vajec?	Ohne Gewürz und Eier versuchen?

Oder:

Smrtonośko, Smrtonośko!	Todtenbringerin, Todtenbringerin,
Proč tu tak dlouho bývás?	Wo verweilst Du so lang?
U studánky, u studánky,	Waschest Hände Du und Füße
Ruce nohy mýváš?	Dir im Wasser am Uferhang?

Haben sie genug gesungen und gesprungen, so beginnen sie ihren Umzug durch die Stadt und singen:

Smrti, smrti a mèsta	Den Tod, den Tod aus dem Ort,
Nové léto da mèsta,	Den neuen Sommer in den Ort,
Vítej léto líbezné,	Der Sommer lieblich weht,
Obilíčko zelené.	Grün das Getraide steht,
Co nám léto přinese,	Das der Sommer uns bringt,
Smrt nám to zas oduese	Das der Tod uns nimmt,
Fiala, růže atd.	Veilchen, Rose ꝛc.

Zuletzt tragen sie den Tod auf die Brücke, um ihn von dort hinunter in's Wasser zu werfen, oder sie gehen mit ihm auf einen Felsen und stürzen ihn von oben herab, wo die Knaben dann ihn gänzlich zerschlagen und die Ueberreste in's Wasser werfen.

Anderwärts ersäuft man den Tod beim Untergange der Sonne, und dann erst begeben sich die Mädchen in den Wald, hauen sich ein junges Bäumchen mit einer grünen Krone ab, hängen eine weibliche Puppe daran, putzen Alles mit rothen, weißen und grünen Bändern aus und ziehen nun mit dem Lito oder Sommer in Prozession in die Stadt oder das Dorf, indem sie singen:

Smrt' plove (plynu) po vodě,	Im Wasser schwimmt der Tod,
Nové léto k nám jede,	Der Lenz kommt uns besuchen,
S červenými vejci,	Mit Eiern, welche roth,
S žlutmý mazanot atd	Mit gelben Eierkuchen.

Zum Schluß der Festlichkeit legen die Knaben und Mädchen alle Gaben, die sie beim Umgang mit dem Tod und dem Sommer erhalten haben, zusammen und vergnügen sich damit oft bis zum Sonnen-Aufgang in einem Wirthshaus oder einer Schenke.

In der Umgegend von Chrudim versammeln sich die Knaben beim Richter und machen den Tod, indem sie zwei Stangen, eine längere und eine kürzere, in Kreuzform zusammenbinden. An den oberen Theil binden sie einen Kopf mit einer weißen Larve, an dem Kopfe wird ein Hemd be-

* Festkalender aus Böhmen. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volkslebens und des Volksglaubens in Böhmen. Von O. Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld. Erste Lieferung. Wien und Prag. Kober & Markgraf, 1860

festigt, dessen Oberärmel bis auf die Enden der Querstange reichen, an einer Hand manchmal eine Sichel. Ist die Figur fertig, trägt man sie zum reichsten Wirthe, von wo aus die Knaben sie am Sonntag früh mit Musik und zahlreicher Begleitung abholen und, je nach der Lokalität, an einen Bach oder Teich tragen. Dort stellen sie sich in einer Reihe auf, der Tod wird in's Wasser geworfen, Alle stürzen ihm nach. Hat Einer ihn erhascht, darf Niemand mehr in's Wasser. Wer gar nicht oder zuletzt hineinkam, stirbt noch im Laufe des Jahres und muß zum Zeichen, daß er zum letzten Male dieser Belustigung beiwohnte, auf dem Rückwege den Tod tragen, der alsdann verbrannt wird.

Bei Schönfeld und anderen Orten wird „der Türke hinter die Stadt gejagt," und zugleich die heilige Margaretha um einen frühen Sommer gebeten.

In Děšty werfen die Kinder den Tod in einen Teich, der Adam heißt, binden ihn, damit er unter dem Wasser bleibe, einen Stein um den Hals, und sagen dann, sie haben den Tod dem Adam gegeben.

In Tabor wird der Tod zuletzt nach Klokot getragen und dort vom Felsen herab in's Wasser geworfen, wobei man singt:

Smrt' plove po vodě,	Der Tod schwimmt auf dem Wasser,
Nové léto k nám jede	Der Sommer ist bald hier,
Smrt' jsme vám odnesly,	Wir tragen fort den Tod euch,
Nové léto přinesly,	Den Sommer brachten wir,
A ty, svatá Markyto,	Und Du, heilige Marketa,
Dej nám dobré léto,	Gieb uns ein gutes Jahr,
Na pšenička, na žito atd	Für Weizen und für Roggen ꝛc.

An anderen Orten noch führen sie den Tod bis an's Ende des Dorfes. Dabei wird gesungen:

Nasem nym' smrt' a vesnice,
Ale nový rok do vesnice,
Vítáme tě, příjemné jaríčko,
Vítáme tě, zelená travičko.

Wir tragen den Tod jetzt aus dem Dorf,
Das neue Jahr aber in das Dorf. —
Wir heißen dich, lieblicher Lenz, willkommen,
Wir heißen dich, grünes Gras, willkommen.

Hinter dem Dorfe errichten sie einen Scheiterhaufen, zünden ihn an, und verbrennen den Strohmann unter Schimpfworten und Schmähungen. Dann ziehen sie zurück und singen: Smrt' jsme byli odnesli, den Tod haben wir weggetragen ꝛc.

In den Gegenden von Böhmisch-Aicha (Dub Český) und Kolin, wo man beim Umzug wieder ein besonderes Lied singt, trägt nach demselben die männliche und weibliche Jugend, jede für sich den Tod in den Wald, wo sie ihn drei Mal an eine Eiche schlagen, um ihn entzwei zu machen. Gelingt das den Mädchen eher, als den Knaben, so glaubt man, daß in dem Jahr mehr Männer als Frauen, ist es umgekehrt, mehr Frauen als Männer sterben werden.

An vielen Orten wird der Tod in einem Garten, auf einer Wiese, auf dem Acker, oder hinter einer Scheuer feierlich in die Erde verscharrt, während man dabei singt:

Marěno, Marěno!	Marena, Marena!
Za koho jsi umřela?	Für wen bist Du gestorben?
Ne za ny, ne za ny,	Für sie nicht, für sie nicht,
Ale za ty nověrné křesťany.	Für alle ungläubigen Christen.

An einigen Orten des Königingrätzer Kreises verstecken die Mädchen ihren „Sommer," der einer Ostergerte gleicht, unter der Schürze und warten damit hinter irgend einer Thür oder einem Thorweg die jungen Burschen ab, um sie dort zu schlagen. Anderwärts schlagen die Frauen ihre Männer mit dem Sommer, indem sie schreien: „koledy dej, koledy dej, koledy dej!" Gieb was, gieb was, gieb was!

Das Geschenk, womit der Mann und der junge Bursche sich von der ferneren Bekanntschaft mit diesem Sommer loskaufen müssen, besteht in Aepfeln. Daher trägt in den Gegenden, wo das Schlagen mit dem Sommer Sitte ist, jeder junge Bursche am Todtensonntag Aepfel bei sich, um die Mädchen, die ihn mit dem Sommer erwarten, damit beschenken zu können.

Im Riesengebirge geht am sogenannten „schwarzen Sonntage" der junge Nachwuchs des weiblichen Geschlechts Nachmittags, wenn die Witterung es erlaubt, mit einem Fichtenbäumchen herum, an dessen Zweigen Eierschaalen und Bänder befestigt sind. Man nennt das „Sommergehen."

Auch Knaben gehen mit solchen Bäumchen und aus Weide geflochtenen Peitschen in der Hand durch die Dörfer, necken und schlagen die ihnen begegnenden Mädchen und fordern unter eigenen Benennungen ein Geldstück von ihnen.

In der Gegend von Libochowic an der Eger führen die Mädchen in weißen Kleidern, mit rothen Bändern und vergoldeten Sternchen im Haare und mit den ersten Frühlingsblumen, wie Veilchen und Maßliebchen, geschmückt, eine sogenannte Königin (královna), die mit Blumen bekränzt ist, im Dorf herum.

Während des Umzuges, der sehr feierlich vor sich geht, darf keins der Mädchen still stehen, sondern alle müssen sich fortwährend singend drehen.

Die Königin verkündet in jedem Hause die Ankunft des Frühlings, und wünscht den Bewohnern Glück und Segen, wofür sie einige Geschenke erhält.

Ein Gebrauch schreibt vor, am Todten-Sonntage Erbsen zu rösten, die pučálka, Brösel-Erbsen, heißen und davon Jedem, der in die Stube kommt, wenigstens einen Löffel voll zu geben, dann gedeihen im kommenden Jahre die Erbsen.

Türkei.

Die türkische Finanzwirthschaft.

Der Kredit eines Staates und der eines Privatmannes haben viel Aehnliches miteinander; wo die Verpfändung anfängt, beginnt auch die Verlumpung; wo das Borgen unabweisbare Bedingung der Selbsterhaltung wird, geht die moralische Selbständigkeit der Person, die bürgerliche Ehre und das Gewissen verloren. Man wird, wenn man auf den Grund blicken kann, wenn man etwas in Anschlag bringt, was die Geschichtschreiber meist wenig berücksichtigen, fast immer finden, daß die Staaten an der Verlumpung, am Geldmangel verschieden sind. Eine Regierung, die Geld, die Ordnung in ihren Finanzen, in ihrem Budget hat, die stets etwas weniger ausgibt, als einnimmt (beiläufig ein Grundsatz des alten Fritz), braucht sich vor destruktiven Ideen, vor der Umsturzpartei wenig zu fürchten; diejenigen dagegen, welche stets neue Anleihen machen müssen, weil sie stets mehr ausgeben, als einnehmen, befinden sich in der Schraube ohne Ende, welche zuletzt zum Bankerott führt. Freilich ist es bisjetzt noch nicht geschehen, daß man Königreiche geradezu licitirt, subhastirt und unter den Hammer gebracht hat; aber doch sieht man schon, wie sich die Sache dazu anläßt.

Das Ende ist dann, daß ein solcher Staat unter die Kuratel des Auslandes gestellt und von der Gnade höherer Beschützer und den Speculationen des Geldmarktes abhängig wird. In diesem äußersten Zustande befindet sich die Türkei. — Man kümmert sich in Europa jetzt sehr angelegentlich um den Zustand der türkischen Finanzen, und zahlreiche Schriften erscheinen darüber.

Mehrere derselben bespricht Herr St. Marc Girardin in einem Artikel der Revue des deux Mondes, welcher „Les voyageurs en Orient" überschrieben ist.

Sein Hauptgewährsmann ist ein Engländer, William Senior, der die Türkei im Jahre 1857 bereist und darüber ein Buch („Die heutige Türkei, 1860") veröffentlicht hat. Mr. Senior ist nicht, wie Lord Palmerston, der Meinung, daß die Türkei seit einigen Jahren reißende Fortschritte in der Civilisation gemacht habe und bestreitet die weitere Lebensfähigkeit derselben. Dieses ist um so bedeutsamer, als es fast ein englisches Nationaldogma geworden ist, die Türkei sei lebenskräftig und müsse um jeden Preis aufrecht erhalten werden.

Mr. Senior giebt Aufschlüsse über den Stand der türkischen, oder vielmehr der sultanischen Finanzen, die mit dem, was z. B. der Russe Tschichatschew darüber beigebracht hat, genau übereinstimmen. Wir verweisen darüber auf unser Referat im Jahrgange 1859, S. 194.

„Man glaubt (sagt Senior), daß die Staats-Einnahme etwa 9 Mill. Pfund Sterling (nach Tschichatschew etwa 50,000,000 Thaler) beträgt Von dieser Summe nimmt der Sultan so viel weg, als ihm beliebt, etwa 2,500,000 Pfd. nach der allgemeinen Annahme, und doch bleibt ihm nicht genug, um davon seine Ausgaben zu bestreiten; er hat eine Schuld von ungefähr 800,000,000 Piaster (7,200,000 Pfd.) gemacht, für die er Schuldscheine ausgestellt hat, einige auf Zinsen, andere ohne Zinsen; einige mit einem bestimmten Zahlungstermine, andere ohne eine solchen. Man glaubt auch, daß der Schatz den Regierungslieferanten, wie anderen Leuten, mit denen er zu thun hat, gegen 3,600,000 Pfund schuldig sei. Die schwebenden Schulden des Staates und des Sultans betragen also, die Auslagen für Aufkauf und Einlösung des Papiergeldes und der man-

gelhaften Münzen eingerechnet, 14,940,000 Pfd., die sich in folgender Weise vertheilen:

Papier und defekte Münzen	4,140,000 Pfund
Schulden des Sultans	7,200,000 „
Nichtfundirte Schulden der Regierung	3,600,000 „

Im gegenwärtigen Zustande, jedoch bei der Entwerthung des Papiergeldes und der Ungewißheit, in welcher man betreffs der schwebenden Regierungsschulden ist, könnte man wohl diese 14,940,000 Pfund mit etwa 10,000,000 auskaufen. Mr. Senior fügt in einer Note bei: „Der Sultan schrieb, wie jeder Schuldner in Verlegenheit, weit höhere Summen, als er in Wirklichkeit erhielt. Wir finden jetzt, daß er 10 Millionen Pfund, statt 7 Mill. schuldig ist. Von dieser Summe, die man in drei Jahren ausgegeben, aber glaubt, ausgegeben zu haben, stellt aller Wahrscheinlichkeit nach ein Drittel den wahren Werth des Empfangenen dar; das Uebrige ist Spitzbüberei."

Mr. Senior theilt eine seiner Unterredungen mit einem Bankier zu Konstantinopel mit: „Wie werden Sie," sagte ich zu R.... S.... „die Erneuerung einer unfundirten Anleihe verhindern?" — „Was den Schatz betrifft," antwortete er, „so ist seine Schuld während des Krieges entstanden, und diese soll während des Friedens nicht erneut werden. Was den Sultan betrifft, so hat er durch den Hatt-humayum eingewilligt, sich auf eine Civilliste zu beschränken und eine Rechenschafts-Ablegung über seine Ausgaben zu veröffentlichen.

„Wenn er sich mit jährlich 1,500,000 Pfund begnügt, einer Summe, die höher ist, als die Civilliste Napoleon's III., Alexanders, aller andern europäischen Monarchen und dreimal so hoch, als die der Königin Victoria, so werden wir sie ihm geben. Es ist grauenhaft, daß die Finanzen eines großen Reiches durch die Phantasien eines Thoren ruinirt werden, der, obgleich er schon fünfzig Paläste besitzt, noch fünfzig andere bauen will. So sehr ich die Einmischung der Fremden in die inneren Angelegenheiten verabscheue, so denke ich doch, dies wäre ein Punkt, mit dem sich das diplomatische Corps beschäftigen sollte. Die Gesandten müßten dem Sultan begreiflich machen, daß er seinen Verpflichtungen nachzukommen habe, daß er eine Civilliste bestimme und sich darauf beschränke."

Also der Sultan soll nach diesen Bankiers-Ansichten, wie ein anerkannter Schuldenmacher und Verschwender einen Vormund haben.

In ihren Nöthen hat sich die Türkei, wie bekannt, an den Occident gewendet, um auf dem europäischen Geldmarkt Anleihen zu negociren, welche ihren betrübenden Zuständen Abhülfe schaffen sollen. Aber welche Sicherheit bietet die Administration der türkischen Finanzen; in welcher Weise ist sie geordnet, welche Kontrole wird geübt, welche Sicherung der Zinsenzahlung ꝛc. gewährleistet? In dem Prospektus der türkischen Anleihe vom 8. December 1860 (Journal des Débats) wird gesagt, daß die türkische Regierung die Administration ihrer Finanzen einem höheren Rathe, unter Vorsitz von Mehemed Ruschdi Pascha, anvertraut, und, um große Reformen darin einzuführen, die europäischen Mächte um den Beistand ihrer Einsicht ersucht habe; demnach seien französischer Seits die Herren Marquis de Ploeuc und Dewaux, von Oesterreich Herr von Lackenbacher, k. k. Hofrath (Mr. Falconnet englischer Seits wird unerwähnt gelassen), in diesen Rath eingetreten.

Dieser Ober-Finanzrath war bereits im Anfange des Jahres 1859 gebildet worden, aber erst im November desselben Jahres traten alle seine Mitglieder zusammen, und erst nach dem Eintritt der europäischen Mitglieder begann seine wirkliche Thätigkeit — aber es scheint, „daß die türkische Administration absichtlich die Bedingungen des Kredits verkennen will, selbst da, wo sie ihn braucht; d. h. daß sie nicht ehrlich und gewissenhaft sein will: borgen möchte sie wohl, aber nicht zahlen." Eine geschlossene Räuberbande: „die fünfzig Bankiers, d. i. Wucherer und dreißig bis vierzig Pascha's," die sich vom Ruine des Landes bereichern, verhindern alle wirkliche Reform.

Die Kommission wollte zur Reform der türkischen Finanzen schreiten, indem sie Budgets bildete, ihre Verwendung regelte, Rechenschaftsberichte einforderte, eine Kontrolbehörde schuf ꝛc. Die Oeffentlichkeit sollte das Uebrige thun. Ehe sie zum Werke schritt, verlangte sie vom Finanzminister, der mit im Rathe saß, er sollte eine Auseinandersetzung der gegenwärtigen Lage geben; dieses sei nöthig, selbst wenn man die Vergangenheit auf sich wolle beruhen lassen.

Der Finanzminister ist diese Auskunft noch bis zum heutigen Tage schuldig. — Die Kommission — das heißt die europäischen Mitglieder — verlangten nun von der Finanz-Verwaltung eine spezificirte Angabe der Einnahmequellen des Staates nach Ejalets, Liaas, Cazas, d. h. nach Provinzen, Regierungsbezirken, Kreisen — ferner der Pflichten des Staates in Bezug auf Besoldungen ꝛc., um zuerst die Budgets der einzelnen Ministerien festzustellen, und zuletzt das Gesammt-Budget des ganzen Staates, wie es im Hatt-humayun zugesagt war. Es war hier so gut, als Alles, zu thun; denn mit Rechnen, Addiren und Subtrahiren, mit Repartiren und vergl., hatten sich die Türken den Kopf nicht zerbrochen; was in rauher Masse einkam — und die Pascha's schickten so viel, als sie gerade wollten — wurde in einen Kasten geschüttet und so lange daraus genommen, bis er leer war; war dieser Punkt eingetreten, so emittirten sie ohne Zahl und Beschränkung sogenannte Serghis, d. h. Zahlungs-Anweisungen, ohne darüber irgendwie zu einer Rechenschaft verpflichtet zu sein — gewiß die bequemste Finanz-Verwaltung, die man sich denken kann. Endlich im Mai 1860 erlangten sie in rohster Form diese Art Budgets von den Ministerien.

Die Bestrebungen der europäischen Mitglieder des Finanzrathes, die einen allgemeinen Bericht über gewöhnliche und außergewöhnliche Ausgaben und den Nachweis, wie ein muthmaßliches Defizit von ungefähr 162 Mill. Francs gedeckt werden konnte, blieben unter diesen Umständen erfolglos; die türkischen Mitglieder verschleppen die Sache nach Belieben, da sie der Stimmenmehrheit gewiß sind. — Und wenn man diese geforderten Berichte auch machte, wer würde sie ausführen?

Die türkische Regierung hatte versprochen, die Kommission über alle Finanzmaßregeln zu befragen, welche die türkische Verwaltung unternehmen würde; doch die Kommission ist nicht befragt worden, weder über die Aufhebung der Defterdar's (Generalsteuer-Einnehmer), noch über die auf die türkische Bank bezüglichen Negociationen, noch über die Schöpfung einer finanziellen Einheit und viele andere Dinge, die schnelle Abhülfe erheischen.

Die Geschichte dieser Finanz-Kommission geht noch weiter, und es erhellt daraus, daß die dummen Türken sich wirklich noch die Klugheit zutrauen, die europäischen Mächte hinter's Licht zu führen. Sie führten neue Mitglieder in die Kommission ein, um jeder Zeit der Majorität gewiß zu sein und stets die Europäer zu überstimmen; zu gleicher Zeit aber richtete die Pforte eine Note an die europäischen Mächte, worin viel Aufhebens gemacht wird von den Befugnissen, die man derselben eingeräumt hat. Da die europäischen Mitglieder nichts von diesen Befugnissen merkten, so verlangten sie die Mittheilung jener Note in öffentlicher Sitzung. — Endlich fand man sie; am 28. Juli 1860 wurden sie verlesen, und alle europäischen Mitglieder verlangten, es sollten dem Rathe nun auch alle darin erwähnten Befugnisse zugestanden werden. Da erklärte der Präsident (Mehemed Ruschdi Pascha), er kenne diese Depesche nicht, aber er mache sich anheischig, die Pforte zu bitten, sie möge den Umfang der Antweität des Rathes bestimmen. — Trotz seiner dringenden Ansuchungen blieb aber die Pforte stumm.

Die neuen türkischen Finanzmaßregeln sind reiner Schwindel, um den Abendländern Sand in die Augen zu streuen, damit sie ihre Kapitalien zur Aufbesserung der türkischen Finanzen, d. h. größtentheils zur Bereicherung diebischer Paschn's hergeben sollen. Die Depesche an die europäischen Mächte über den Machtumfang der Finanz-Kommission war ein Stylexercitium, das seinen Stoff der Arbeit eines der europäischen Mitglieder entlehnt hatte, nachdem man denselben aufgefordert, seinen Rath über den Umfang der Machtbefugnisse des Finanzrathes abzugeben. Natürlich läßt sich Europa von einem so dumm angestellten Schwindel nicht berücken.

Der Finanzrath besteht theils aus Muhamedanern, theils aus Christen, aber die meisten Mitglieder sind türkische Unterthanen, an Knechtschaft gewöhnt und ohne Selbständigkeit. Wenn Kiamil Pascha sich mit Ruschdi Pascha auf türkisch verständigt hat, giebt er ein Zeichen, wie die osmanischen Unterthanen zu stimmen haben. — Das Ganze ist eine plumpe Komödie, und die europäischen Mitglieder haben gut gethan, auszutreten.

„In einer Katasterfrage hatte sich der Berichterstatter (ein Unterthan der Pforte) eine eben so gemäßigte, als verdiente Kritik einer Regierungsmaßregel erlaubt, da fuhr derselbe Kiamil Pascha mit stolzem und rauhem Tone eines erzürnten Gebieters jenen Pforten-Unterthan an und fragte, wie ein Pforten-Beamter es wagen könne, seine Regierung zu kritisiren?

„Eines der europäischen Mitglieder protestirte lebhaft gegen diese Art der Zurechtweisung; aber der Unterthan der Pforte, schon von der Stimme seines Obern verwirrt, wurde durch die Protestation, die ihn vertheidigte und bloßstellte, noch mehr beunruhigt.

„Die türkische Regierung weiß sich des Rathes nur zu seiner Zeit zu bedienen, wenn es ihr gefällt, um die Verantwortlichkeit ihrer Akte zu theilen, die sie nicht ganz auf sich nehmen will. Der Rath ist mit einem Worte nur die Fiction einer Macht, die von sich selbst nichts mehr weiß

kann, Angesichts der Krise, die bevorsteht, und höchstens dazu dient, das Publikum hinter's Licht zu führen.

„Die gesetzlich bestimmte Gleichstellung der Christen mit den Muhamedanern ist, wie wir auch hier erfahren, eine reine Einbildung der Europäer, die daran glauben wollen.

„Umsonst haben der Hattscherif von Gülhané und der Hatt-humayun von 1856 die Gleichheit den Türken und Christen bestimmt; weder Türken noch Christen glauben daran. Das Herz der Türken hat sich durch den langen Besitz der Tyrannei verhärtet und verkehrt; die Christen sind in der Sklaverei verkommen und unterwürfig geworden. Sie können immerhin in den Dekreten des Sultans lesen, daß sie, wie die Türken, Unterthanen der hohen Pforte seien, und daß kein Unterschied mehr zwischen ihnen bestehe: die alte Furcht vor dem osmanischen Schwert besteht noch; die Einen sind immer noch das Volk, welches christliches Blut wie Wasser vergoß; die Andern noch immer das Volk, welches ohne Gnade und Barmherzigkeit niedergemetzelt und geplündert wurde. Man kann immerhin den Christen und den Türken auf dieselbe Bank als Richter setzen: der Türke glaubt nicht, in dem Cheisten einen Kollegen zu haben, und der Christ glaubt es ebenso wenig. Ich las neulich in einem Berichte des englischen Konsuls aus Monastir in Macedonien an Sir Henri Bulwer, vom 9. Juli 1860, folgende interessante Worte: „Was die Christen betrifft, die in den Medschlis (Art Provinzial-Räthe) neben den Türken sitzen, so ist das eine reine Form; denn sie wagen niemals eine andere Meinung zu haben, als die muselmänischen Mitglieder. Ich habe gehört, daß vor einigen Jahren das christliche Mitglied, welches im Medschlis von Monastir saß, an Vergiftung starb, weil es sich seinen muselmännischen Kollegen widersetzt hatte."

„Es heilt nichts langsamer, als die Furcht; sie heilt selbst nicht einmal durch den Haß. Der Christ haßt den Türken, aber er fürchtet ihn als seinen alten Henker. Ich erinnere mich, daß mon mir zu Bukarest erzählt hat, wie 1829 Achmed-Pascha, Gesandter der Pforte in Rußland, durch das Land reiste, um sich nach St. Petersburg zu begeben.

Nach der übereifrigen Aufnahme, die man ihm zu Theil werden ließ, schien es, als ob der Tod hinter ihm herzöge. „Es scheint, daß diese Kopfabschneidermanier in den Gemüthern einen tiefen Eindruck zurückläßt," sagte damals ein russischer General. „Ich war mit Achmed-Pascha bei dem Ex-Hospodar Ghika, und obgleich ich in meiner Eigenschaft als Stadt-Commandant einige Wichtigkeit hatte, selbst neben Achmed-Pascha, vergaß der alte Ghika doch, mich zum Niedersetzen aufzufordern, und er ließ nicht blos die Pfeife dem Achmed, sondern selbst seinem Sekretair früher reichen, als mir. Achmed entriß aufgebracht dem Sekretair die Pfeife und gab mir die seinige. „Das sind alte Ideen," sagte er beim Fortgehen; „das schickt sich nicht mehr für uns." — „In wohl, alte Ideen, aber durch die Furcht tief eingegraben in der Seele des Raja."

Eine Anekdote, die gleichfalls für diese Furcht bezeichnend ist, erzählt Senior:

„Es ist fast unmöglich," sagte ihm ein Engländer im Gespräche über Sitten und Gebräuche der Türkei, „daß ein Pascha arm bleibt, falls er nicht völlig unempfindlich für's Geld ist. Der Palast Reschid-Pascha's und sein Park am Bosporus, sind mindestens 200,000 Pfund werth, die Ländereien beinahe 300,000 Pfund. Beim Tode des letzten Besitzers, der ohne männliche Nachkommen starb, fielen diese Güter an den Sultan und wurden versteigert. Reschid war Großwesier und erstand sie für 25,000 Pfd., natürlich deshalb, weil Niemand den Großwesier zu überbieten wagte. — Aber, fragte Mr. Senior, was würden die Folgen gewesen sein, wenn Jemand über das Gebot Reschid's hinausgegangen wäre und sie erstanden hätte? — Eine ganz überflüssige Frage, entgegnete der Andere, was in einem ganz unmöglichen Falle eingetreten wäre. Eine so sonderbare Idee, wie die, einen Wesier, oder selbst einen Pascha zu überbieten, ist noch Niemandem in den Kopf gekommen. Reschid ist sehr großmüthig gewesen, wenn er diese Güter auf 25,000 Pfd. schätzte; er hätte sie sich zuschlagen lassen können für 1000 Pfd."

Weiterhin wird dargelegt, welch' schreiender Widerspruch sich herausstellt zwischen dem Anleih-Prospektus und dem, was unterrichtete Finanzleute — die Europäer, die aus der Kommission ausgetreten sind* — aus Konstantinopel nach Frankreich berichten.

Nach ihnen, betragen die Einnahmen des türkischen Budgets 286,187,007 Fr., die Ausgaben 293,721,909 Fr., Deficit 7,534,902 Fr.

Nach dem Prospektus, beträge die gesammte Staats-Einnahme etwa 275 bis 300 Mill. Francs; das Ausgabe-Budget 258,900,000 Francs, wonach sich ein Ueberschuß herausstellen würde. Noch größer stellt sich der Unterschied der Angaben über fundirte und nichtfundirte Staatsschuld heraus. Erstere beträgt, nach dem Korrespondenten, 846 Mill. Francs, letztere 462 Mill. Summa: 1 Milliarde 308 Mill. Fr.

Nach dem Prospektus, erhebt sich die Gesammtheit aller Staatsschulden der Pforte auf ein Kapital von 774 Mill. Fr. — Die Staatsschuld ist im Vergleich mit England (18 Milliarden) und Oesterreich (5 Milliarden) nicht gerade bedeutend.

Es stellt sich also zwischen beiden Angaben ein Unterschied von 534 Millionen heraus, woraus man auf die Gründlichkeit der türkischen Rechenkunst und den Zustand schließen mag, in dem sich diese orientalische Finanzwirthschaft befindet. Nach dem Prospektus, hat die Türkei nur 310 Millionen fundirte Schulden, nach den Briefen, die Herr Saint-Marc Girardin erhält, 846 Millionen.

Der Türkei mangeln alle Eigenschaften eines soliden Schuldners: Ehrlichkeit, Werthalten und Sparsamkeit.

Zum Schlusse kommt Hr. St. Marc Girardin auf die allgemeine Corruption der Beamten und die Verschwendung des Sultans zu sprechen, der bei der schrecklichsten Finanznoth fortfährt, Paläste über Paläste zu bauen. Die Angaben des Engländers Senior stimmen hierin genau mit denen des Russen Tschichatschew überein, die wir schon früher unsern Lesern mitgetheilt haben. Der arme Sultan; in der Theorie der allmächtige Selbstherrscher eines großen Reiches, ist er in der Wirklichkeit ohne alle Bedeutung für die Regierung seines Staates. Nachdem man die Nothwendigkeit seiner Gutheißung und Unterschrift für alle Maßregeln, für alle wichtigen Papiere unerkannt, nachdem man ihn genöthigt, seine Minister ohne Vermittlung eines Parlamentes, eine Presse, oder sonstige Ausdrucksform der öffentlichen Meinung zu wählen, haben die Türken Sorge getragen, ihn unfähig zu allen Geschäften zu machen und ihn zu hindern, sich eine Kenntniß der Menschen und Verhältnisse zu erwerben. Man hält ihn eingeschlossen ohne Freunde, oder vielmehr ohne Verwandte; er sieht nur seine Frauen und seine Sklaven; er sieht seine Minister nur, wenn er sie holen läßt, um das Interesse des Staates zu berathen; er macht keine Besuche und empfängt keine; er lebt unter seinen Dienern und in seinem Harem; sein einziges Vergnügen geistiger Art ist — bauen — Palast auf Palast an beiden Seiten des Bosporus.

Von 8 Mill. Pfund Sterling, welche die Staats-Einnahme bilden, giebt er, wie man schätzt, für sich selbst und seine Paläste 2 bis 3 Mill. aus, ungerechnet die Privatschulden, die sich auf 800 Millionen Piaster (7 Mill. Pfd.) belaufen.

Ein griechischer Capitain, Nicolaidy, der gleichfalls ein Buch über die Türkei geschrieben hat (Les Turcs et la Turquie contemporaine, 1859), schätzt die Ausgaben des Sultans noch weit höher, auf 18. Mill. Francs monatlich, also 212 Mill. jährlich.

Die Verschwendung ist ungeheuer; aber es würde sich auch das noch machen lassen, wenn sich diese Art, Oekonomie zu treiben, blos auf den Sultan beschränkte. — Wie mögen es die Großen treiben? Welches Zutrauen kann man zu einer solchen Wirthschaft haben? Ohne Zweifel ist es eine Grausamkeit, die Agonien dieses kranken Staates durch künstliche Mittel zu verlängern; es wäre eine Wohlthat, wenn die Sache auf geeignetstem Wege zum Ende käme.

Mannigfaltiges.

— Frankreich und der König von Italien. Laguerronnière's „Frankreich, Rom und Italien" beschäftigt sich sehr viel mit Rom und mit der römischen Curie, aber ganz und gar nicht mit dem neuen „Königreich Italien," das eben vor unseren Augen sich bildet und das seine Anerkennung zunächst von England erwartet. Die Schrift schließt bekanntlich mit der Ankündigung, daß der Kaiser seinen Degen in Rom lassen werde, und dies kann ebensowohl als Demonstration gegen das „Königreich Italien," wie als Manifestation der französischen Schutzherrschaft über den Papst angesehen werden. Die politischen Ueberlieferungen Frankreichs, die auf die Politik Napoleon's III. einen viel größeren Einfluß üben, als man in Europa glaubt, widersetzen sich einem „Königreich Italien," das nicht auch von Paris aus regiert wird, ebenso, wie einem mächtigen deutschen Kaiserthum. Darin sind Bonapartisten und Republikaner, Legitimisten und Orleanisten einig, daß ein einheitliches

* Die englischen und französischen Mitglieder, die oben genannt sind; von dem österreichischen wird nicht mit Bestimmtheit angegeben, ob auch er dem Schritte gefolgt sei.

Königreich Italien die Suprematie Frankreichs im Mittelländischen Meere und besonders an den levantischen Küsten, wo man überall italiänisch spricht und mit Italien sympathisirt, vernichten würde. Daher jener fortdauernde Hohn gegen das von Frankreich selbst verkündete Prinzip der Nichtintervention, der in dem in Rom verbleibenden Degen des Kaisers liegt, und daher auch die französische Unterstützung der Muratisten in Neapel, denen Papa Alexander Dumas ebensowohl materielle, als geistige Waffen liefert. Das einheitliche Königreich Italien, dem von Gottes und Rechtswegen auch die Grafschaft Nizza gehört, wird von Frankreich nicht sobald unerkannt werden; um so dringender aber ergeht daher an Deutschland die Aufforderung, den König von Italien, der sein natürlicher Verbündeter ist, anzuerkennen.

— Graf Friedr. Skarbek und die bürgerliche Moral.* Unter bürgerlicher Moral versteht der Verfasser, der einer berühmten polnischen Familie angehört, die Moral, die — gleich dem bürgerlichen Muth — der Bürger des Staates der Zukunft üben soll, um zum allgemeinen Wohle beizutragen. Graf Skarbek meint gleich in der Vorrede, es sei eine betrübende Erscheinung, daß der Fortschritt der sittlichen Vervollkommnung weit langsamer sei, als das Fortschreiten der Wissenschaften, Künste und großen Gedanken. Leider! Manche behaupten sogar, daß die Moral rückwärts gehe. „Gute Gesetze, streng befolgt, gegenseitiges Vertrauen zwischen der sozialen Gewalt und den Regierten, eine Gleichförmigkeit der Bestrebungen und Handlungen Aller in dem, was das Wohl des Landes betrifft: das sind die Bedingungen, die nur bestehen können, wenn die Bürger einer Nation hinlänglich aufgeklärt sind, um die Wohlthaten der Ordnung und öffentlichen Sicherheit schätzen zu können." Gewiß ganz richtig, aber mit einem großen Aber; die Menschen lassen sich zur strengen Befolgung guter Gesetze nicht so leicht bestimmen, am Allerwenigsten durch eine abstrakte Moral. Als Grundlage der bürgerlichen Moral sieht der Verfasser das Billigkeitsgefühl an, und von da aus macht er seine Deductionen.

Wir fürchten, diese Moral dürfte etwas nüchtern ausfallen, wenn z. B. der Verfasser, um seinen guten Bürger hervorzubringen, den Menschen aller nationalen Eitelkeit, alles kriegerischen Sinnes entkleiden will. Er meint, dies seien traurige Ueberkommnisse aus dem Alterthum; spartanischer, römischer Bürgerstolz und dergl., habe uns ein moralisches Gift eingeflößt, so daß ein Volk mit Verachtung auf das andere herabsehe. Auch den Kastengeist des Adels, den Corpsgeist in jeder Form will er abgeschafft und Alles der sozialen Ordnung unterworfen wissen. Hier traut wohl der Herr Graf den Menschen zu viel zu; denn der Mensch ist ein so aristokratisches Thier, daß selbst die Bettlerzunft und die Zuchthäusler ihre Heroen haben, die sich für besser halten, als ihre Genossen und auch Respekt finden. Die Schluß-Kapitel handeln von den Pflichten des Bürgers gegen sein Vaterland, gegen seine Mitbürger, gegen die soziale Gewalt (Regierung), den Pflichten des Beamten, den bürgerlichen Tugenden. Letztere bestehen wesentlich in Philanthropie und Resignation. — Der gute Bürger soll den Verlust der Volksgunst, der mehr als Verlust des Lebens sei (!), mit Hochherzigkeit ertragen, und wenn es sein muß, ruhig und resignirt das Schaffot besteigen!

Viel Pathos! Nachklänge von 1792 u. s. w. Es ist das alte Robespierre'sche Tugend-Ideal des guten Bürgers mit einigen modernen Zuthaten.

— Henri Murger. Der eigentliche Begründer der „Camelien-Literatur" in Frankreich, Henri Murger, ist kürzlich mit Tode abgegangen. Lange bevor Alexander Dumas seine Camelien-Dame auf das Theater gebracht, hatte Murger das Vorbild von Marguerite Gautier geschaffen, dem er den Namen Mimi Pinson gegeben. Im Jahre 1845 erschien der erste Theil von Henri Murger's „Vie de Bohème," einer Art Vagabunden-Leben, wie es Holtei in seinem originellen, deutschen Sittengemälde geschildert. Mimi Pinson machte ihren Darsteller zum gesuchten Autor, doch hat sich Murger, wie die französischen Zeitungen melden, unter der Last und Hast der literarischen Arbeit, von deren Ertrag er lebte, einen frühzeitigen Tod geholt.

— Aus dem Morgenlande.** Wir zeigten vor längerer Zeit die Uebersetzung an, die Benfey in Göttingen von der vielfach übersetzten und umgearbeiteten indischen Märchen- und Fabelsammlung „Pantschatantra," oder „Kalilah und Dimnah" gegeben. Das vorliegende Büchelchen ist ein ziemlich kurzer Auszug aus demselben Werke. Eine Anzahl der interessantesten und unserem Geschmacke am meisten zusagenden Geschichten hat es sich gefallen lassen müssen, ihres allzu stark orientalisch bunten Gewandes und ihrer zu dickleibigen Spruchweisheit entkleidet zu werden, und man kann nicht leugnen, daß sie, obwohl immer noch stark das Gepräge ihres fremden Ursprunges tragend, sich angenehmer lesen lassen, als im indischen Nationalcolorit mit seiner unendlichen Weitschweifigkeit und seinem Mangel an Energie.

— „Kreuz und Halbmond."*** Der geschätzte Herausgeber des trefflichen Bibel-Atlanten hat, wie wir aus der Vorrede ersehen, vergangenes Jahr eine Reise nach Palästina unternommen, wo er, vermöge seiner Studien, bereits lange heimisch war. In dem vorliegenden mäßigen Bändchen erhalten wir das, was der Verfasser als interessant für ein größeres Publikum erachtet hat. Er sieht den Orient und namentlich Palästina mit den Augen des christlichen, des protestantischen Geistlichen, und hat namentlich die Zukunft der Religion im Auge, die ihr Arbeitsfeld auf jenem alten Grund und Boden sucht. — Im ersten Kapitel schildert er den Verfall des Morgenlandes, namentlich des Muhammedanismus, und weist auf die Schuld hin, die Europa hier abzutragen habe; im zweiten Kapitel finden wir eine recht zweckmäßige, übersichtliche Darstellung der Bevölkerungsverhältnisse des Morgenlandes; hieran schließt sich die eigentliche Reisebeschreibung.

— „Die Schweiz, illustrirte Wochenschrift für Literatur und Kunst,"† wird, nach dem Ausscheiden von Dr. Ludwig Eckardt aus der Redaction, von den Herren Bolmar und Stecker allein herausgegeben und hat mit dem Beginn ihres dritten Jahrganges (1861) sowohl Inhalt als Format mehr den in Deutschland erscheinenden, beliebten Volksblättern „Gartenlaube" und „Von Haus zu Haus" angenähert. Die Illustrationen der Herren Burg und Jeker in Bern, die sich sämmtlich auf historische Personen und Zustände der Schweiz beziehen, haben einen durchaus künstlerischen Charakter, indem sie nicht, wie in den meisten illustrirten Werken, störend mitten in den Text hineingedruckt sind, sondern entweder Frontispize oder geschmackvolle Randverzierungen bilden. Den Inhalt der Zeitschrift bilden meistens Volkssagen und Schilderungen aus dem Volksleben der Schweiz mit Berücksichtigung den einzelnen Thalschaften und ihres besonderen Charakters in Bauart, Trachten, Gewohnheiten und Sitten, wobei auch die Volks-Mundarten in Liedchen, Sprichwörtern und Redeformen vorgeführt werden. Den volkswirthschaftlichen Interessen des Landes wird ebenfalls die verdiente Aufmerksamkeit gewidmet, so daß das Blatt vollkommen geeignet ist, die Schweiz, deren Namen es trägt, in deutschen Lesezirkeln auf würdige Weise zu vertreten.

— Rodenberg's „Deutsches Magazin." Nach dem Muster englischer Monatsschriften, namentlich des in neuerer Zeit sehr verbreiteten „Cornhill Magazine," giebt Dr. Julius Rodenberg in Berlin seit Januar dieses Jahres ein „Deutsches Magazin" heraus,‡ das die in den meisten größeren deutschen Journalen, mit Ausnahme von Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Heerd," jetzt ausgeschlossene Novelle zum anziehendsten Theil seines Inhaltes machen will. Bei dem wohlfeilen Preis (5 Sgr. jedes Monatsheft), der schönen Ausstattung (Originalkupfer und Holzstiche von Ludwig Burger ꝛc.) und dem Erzähler-Talente des Herausgebers ist wohl zu erwarten, daß das Unternehmen — das einer sehr großen Verbreitung bedarf, wenn es seine Kosten decken soll — vom deutschen Publikum mit Beifall begrüßt werde.

---

* Essai de Morale Civique, par le comte Frédéric Skarbek. Bruxelles et Leipzig, Emile Flatau Paris, E. Dentu, 1860.

* Thier-Novellen nach Bidpai, von Heinrich Jacobi. Leipzig, Voigt & Günther, 1860.

** „Pilgerblicke aus einer Reise durch's Morgenland," von Dr. A. Bonnet, Prediger. Berlin, Ferd. Schneider, 1861.

*** Herausgegeben von A. Bolmar, mit volkswissenschaftlichen Beiträgen von Fr. A. Stocker. Frick, J. A. Stocker.

† Berlin, Oswald Seehagen.

‡ Leipzig, Otto Wigand.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einbom in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt außer dem Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expeditur Naumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefe und Packete ausschließlich an die Verlagshandlung in Leipzig richten, aber an deren Commissionair, Herrn P. Hehe's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Zeilen in klein Folio.

Preis jährlich 1 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 12. **Mittwoch, den 20. März 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Böhmen. Seite
Die neueste čechische Bewegung 133
England.
Korrespondenz-Berichte aus London. Konservativer Charakter der Engländer. Schriftstellernde Damen 134
Frankreich.
Pater Lacordaire in der Akademie 136
Belgien.
Schattenrisse der neuen vlamischen Literatur. Eugen Zetterman . . . 139
Central-Asien.
Adolf Schlagintweit und sein Mörder 142
China.
Lügen auf chinesische Rechnung . . . . . .
Mannigfaltiges.
Deutsche Geschichte vom Standpunkte der Volkswirthschaft 143
Das Norwegische als Schriftsprache . . . . . „
Victor Hugo und die Brasilianer 144
Die Salons von Wien und Berlin . . . . . „
Rom oder Florenz . . . . . „
Zur Naturgeschichte der Sprachen . . . . . „
Italiänischer Bibliographie . . . . . „

Böhmen.

Die neueste čechische Bewegung.

Unter den verschiedenen nationalen Bestrebungen, welche seit den letzten Monaten den österreichischen Kaiserstaat in noch größere Unruhe versetzen, als der allgemeine Drang nach freiheitlicher Bildung der Staats-Institutionen, spielt auch die der Čechen eine Rolle — zwar im Verhältniß zu der ungarischen, ja selbst der kroatischen, nur eine sehr unbedeutende, aber doch insofern von Interesse, als sie gegen das Deutschthum gerichtet ist, welches die Čechen seit Jahrhunderten umgiebt und in dem sie leben. Gestatten Sie mir, Ihnen ein Bild dieser neuesten Bewegung der Čechen zu geben; ich glaube genug unparteiisch zu sein, um es als ein getreues ausgeben zu können.

Die Debatten des Reichsraths im vorigen Herbst warfen zuerst Funken in das Stroh. Wie überall, so gab auch den Čechen die famose Szécsen-Clam'sche Erfindung der „historisch-politischen Individualitäten" die bisher fehlende Parole. Nun wußten sie mit einemmale, weshalb sie Camara und Nationalfarben zu tragen haben, wonach sie streben müßten: nach der historisch-politischen Individualität Böhmens, d. h. Wiederherstellung des alten Königreichs, in möglichst losem Verband mit der Wiener Regierung und čechisirt, wie seit den letzten Zeiten germanisirt. Sie fühlten sich als eine gedrückte Nationalität, und wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß von Wien aus vielfach unvernünftig zur Erstödtung des Čechenthums vorgegangen worden war und in früherer Zeit das Recht der Sprache ihnen verkümmert wurde, so war es doch wesentlich leidenschaftliche Selbsttäuschung, daß die Čechen sich für gedrückter hielten, als die Deutschen, die Ungarn und andere Nationalitäten des durch das Bach'sche System centralisirten Oesterreichs. Wie immer in solchen Fällen, wähnten sie, der Druck sei nur für sie, nur ihretwegen vorhanden, und so wurde, was im Deutschen Drang nach Befreiung von einem jesuitischen System war, bei ihnen eine mit Leidenschaft poussirte, nationale Bewegung, die zur Geltendmachung, wie gewöhnlich, auf die politischen Prinzipien wenig Werth legte, dagegen in der feindseligen Haltung gegen das Deutschthum ihre vornehmste Mission fand. Die Deutschen waren in ihren Augen die Instrumente des Despotismus, unter dem sie zu leiden glaubten; in ihrem Fanatismus wußten sie weder die Deutschen von der Wiener Systemmacherei zu unterscheiden, noch diese spezifische „Oesterreichisirung" von dem Germanisiren zu trennen.

Vereinzelte Demonstrationen der Studenten waren die ersten Symptome der Bewegung; dann gelang es endlich mit vieler Mühe, die Concession für eine politische Zeitung, den „Čas" (1. October) zu erhalten, das erste čechische Journal wieder seit Jahren. Bis dahin hatte die čechische Literatur, die in den letzten Jahren sehr reich, wenn auch durchaus nicht produktiv war, den Ersatz für den Mangel einer politischen Zeitung geboten — denn die offiziöse „Pražské noviny" las kein Mensch. Die älteren čechischen Schriftsteller wurden durch's Land kolportirt, belletristische Zeitschriften entstanden, und vor Allem förderte man aus Patriotismus das böhmische Conversations-Lexicon, „Slovník nauceny," dessen erster, über 1000 Seiten starker Band, im vorigen Herbst fertig wurde. Dies Lexicon, in Slavicis namentlich original und vortrefflich, galt als ein Nationalwerk, ein politisches Evangelium. Franz Palacký und Dr. L. Rieger, die beiden Führer der čechischen Partei und deren einzige, hoben die Redaction des Slovník, und ihre durch Thatenlosigkeit nicht gefährdete Popularität kam dem Unternehmen zu Nutze.

Das neue Journal Čas brachte nun ein neues Element in die Literatur der Čechen, wenn auch nicht in die nationale Bewegung, denn es war zu gemäßigt, versöhnlich und politisch taktvoll, um sich zum Organ der Ultra's herzugeben, weshalb diese denn auch nicht unterließen, den Čas von Hause aus zu verketzern, als subventionirt vom Adel, von der Junkerpartei Clam-Martinitz zu bezeichnen. Das ist höchst beachtenswerth. Denn der Čas ist nach wie vor ein čechisches Journal voller Mäßigung und Liberalität geblieben; aber die Ultra's, welche die Verbindung mit dem Adel zum Mißkreditiren für gut hielten, sind hent' im Pact mit diesem Adel, und zwar mit dem schlimmsten, dem Kreuzritter-Adel der Clam-Martinic'schen Partei!

Das kaiserliche October-Diplom sanctionirte die historisch-politischen Individualitäten. Die čechische Bewegung hatte Spielraum damit erhalten und fluthete in mächtigeren Wogen. Was bisher verstohlen gearbeitet, trat nun, als der Wind günstiger wehte, offen hervor. Zweifelhafte Naturen kamen in Verlegenheit und gingen zuletzt in's čechische Lager über, um sicher zu sein. Was irgendwie čechisch sprechen konnte, gab in den Café's und sonst noch öffentlich und möglichst laut davon Zeugniß ab; die Café's selbst schafften alle erscheinenden čechischen Zeitschriften an und mehrere deutsche dafür ab; der echte Čech gebärdete sich als der Herr der Zukunft; der falsche oder halbe Čech gab sich Mühe, ein ganzer zu werden. Am Allerseelentage wurde von den Studenten eine demonstrative Friedhofsfeier den Manen čechischer Gelehrten und Dichter dargebracht; im Gemeinderath wurde plötzlich Alles so trotzig čechisch, wie bisher servil loyal, und im Geiste sahen die Ultra's bereits das alte Königreich der Przemesliden wiederersta[illegible]den. Wie im Jahre 1848, standen sich nun wieder čechische und deutsche Partei feindselig gegenüber, und ihre Kämpfe begannen in den Vorbereitungen zu den Wahlen des neuen Gemeinderaths. Die ehemalige Mittelpartei constituirte sich zu einem „Wahl-Comité liberaler Verfassungsfreunde" (sie thaten es auch nur, weil der Liberalismus Mode war); die čechische Partei nahm ein paar Deutsche in's Schlepptau und constituirte sich als „Fortschritts-Partei," welche, um nicht allzu schroff aufzutreten, die Gleichberechtigung beider Nationalitäten, auch der Juden, mit in ihr Programm aufnahm.

Bald trat nun aber die Ultrapartei geschlossener und rücksichtsloser auf. Mit dem 1. Januar 1861 erschien eine neue čechische Zeitung, die „Narodny Listy," als deren Redakteur ein Dr. Greger genannt ist. In Wahrheit ist das Blatt von Dr. Rieger herausgegeben, der selber keine Concession zu einem Journal erhielt und für die „Narodny Listy" die Caution leistete und ihre Leitung in die Hand nahm. Das Programm dieses zweiten čechischen Journals betonte vor Allem die „berechtigte historische Individualität des čechischen Volks" und der böhmischen Krone, verlangte „Auszeichnung und Achtung" der čechischen Nationalität, Gleichberechtigung insofern, daß jeder Gebildete auch čechisch lerne; Aufhebung der Anstalten, welche der „germanisirende" (soll heißen österreichisirende) Absolutismus" errichtet hat ꝛc.

In der Besorgniß, nicht schnell genug alle Wünsche der „Partei" auszusprechen, überstürzten sich nun die „Narodny Listy" in ihrem Eifer, und traten mit einer Leidenschaftlichkeit auf, die bezweifeln ließ, ob in der That hinter ihnen jene Männer stehen, denen man nach den Erfahrungen von 1848—1849 mehr Einsicht und Mäßigung zutrauen mußte. Der jugendblütige Fanatismus führte hier seine Sprache, und in Gemeinheit der persönlichen Angriffe stach dies Journal wesentlich von der ruhigen Mäßigung des Čas ab, dessen ganze Haltung verrieth, wie viel höher er die Erreichung der politischen Freiheit über das eitele Bestreben der nationalen Excentricität stellte.

Was brachten die „Narodny Listy" nicht alles für Projekte, Vorschläge, Angriffe und Explicationen! So sehr sie auch das Gegentheil versicherten, man sah es doch deutlich, daß dies Blatt gegen die Deutschen hetzte, und die geforderte Gleichberechtigung dahin verstand, daß ihnen die Deutschen nun so unterstehen sollten, wie die Čechen in früherer Zeit ihnen (denn in letzter Zeit hatten sie faktisch ebenso viel Recht, oder vielmehr so wenig Recht, wie die Deutschen.) Sie forderten čechisches Theater, čechische Oper. Nun wäre diese Forderung gewiß gerechtfertigt, da nur Sonntags in Prag čechische Vorstellung ist; aber jeder Mensch in Prag weiß, daß ein eigenes čechisches Theater leer sein würde; denn die Gebildeten können alle deutsch, und alle besser, als čechisch; das Volk aber hat weder Geld noch Zeit, um alle Tage in's Theater gehen zu können. Was nun die Oper betrifft, so ist es doch wahrlich nicht zu bestreiten, daß die Musik keiner Nationalität angehört, und wie italiänische Opern keinen Anstoß erregen, so wird ein vernünftiger Mensch, wenn er auch Čeche ist, sich nicht drüber aufhalten, daß er eine deutsche Oper hört.

Natürlich eiferten die „Narodny Listy" auch mit aller Wuth gegen einen vereinigten Landtag; der Reichstag oder Reichsrath war ihnen Nebensache, die Hauptsache der alte eigene General-Landtag, wie er dem „historischen Recht" entsprach. Allerdings mußte dieses „historische Recht" erst drittehalb Jahrhundert zurück wieder aufgesucht werden, aber die jugendliche Sprungkraft der nationalen Partei ermöglichte dies ohne Schwierigkeit; ja diese setzte sich selbst in jene Zeit zurück und forderte deren Wiederaufersthung, in der dann noch Mähren und Schlesien einbegriffen sein würden. Der Historiograph Franz Palacky, ein ganz tüchtiger Geschichtsforscher, aber ein ebenso einseitiger, idealistischer Politiker, wie sein Schwiegersohn Dr. Rieger, suchte in den „Narodny Listy" zu beweisen, daß Mähren und Böhmen eigentlich zu Einer „Krone" gehören, und da beide Völker miteinander in „unzähligen Schlachten geblutet," bei „Auffig und Tauß, im Marchfelde und auf dem Weißen Berge" miteinander gekämpft, ihr Bund ein ewiger sein müsse.

Es zeigte sich denn nur zu bald die unstaatsmännische Leidenschaftlichkeit der Partei, welche ganz und gar die Wirklichkeit verkannte und gegenüber den unerbittlich fortschreitenden Ereignissen ihren Fortschritt damit dokumentirte, daß sie sich in eine romantische Rebelzeit flüchtete. Diese Ansicht wurzelt wahrlich nicht im Volke, und die ganze Politik der „Narodny Listy" war in Nichts der Ausdruck der Čechen im Lande, die gar nicht so schlimm sind, wie die Partei der Ultra's schließen lassen möchte. Diese kleine Partei jagt ihren Chimären nach, will etwas Exklusives vorstellen und hängt jetzt, nun man sie kennt, weniger mit dem Volk zusammen, als einst, wo man sie nicht kannte. Nicht mit Unrecht hat man sie Generäle ohne Soldaten genannt, diese alten Parteiführer, die ihre Phantasien für Wirklichkeit halten und kurzsichtig wieder den Schauplatz betreten haben. Das erste Ereigniß wird ihr Monopol vernichten und sie wegfegen, um praktischeren Geistern Platz zu machen.

Wenn irgend etwas beweist, wie isolirt sich diese Partei fühlt, so ist es ihr jüngster Pakt mit einem Theil des „Vaterlands"-Adel, der ebenfalls einer „Allianz" bedürftig war. Da schwärmen nun diese „Nationalen" für die paar Adeligen, die ihnen 5—6000 Gulden für das böhmische Museum schenkten, um ihren Patriotismus bei guter Zeit zu beweisen. Sie möchten Roboth und alle alte „historische" Feudalwirthschaft wieder einführen, wenn ihnen der Adel nur zur Durchführung ihrer Pläne nützt. Wer betrügt den Andern, und wer von beiden wird den Andern wegwerfen, wenn er ihn gebraucht hat? Die Debatten im nun zusammenberufenen Landtag und die nächsten Ereignisse werden darüber schon einige Gewißheit verstatten. S.

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.

Konservativer Charakter der Engländer.

Schriftstellernde Damen.

Die Engländer sind das konservativste Volk auf Gottes Erdboden. Sie lieben und vergöttern alles ihnen Eigenthümliche mit solchem Stolze, solch' fanatischer Borniertheit, daß sie nichts Fremdes oder Besseres dagegen oder nur daneben gelten lassen. Dies hat sein Gutes für sie. Sie sind glücklich in diesem patriotischen Wahne. Auch muß man bis zu einem gewissen Grade Achtung davor haben, da sie im Wesentlichen und in Vergleich zu andern Völkern Europa's guten Grund dazu haben. Eine ganze Menge politischer und sozialer Rechte und Güter, nach welchen wir auf dem Kontinente unter bedeutenden Hindernissen, unter Gefahren von Gefängniß, Zuchthaus, Geld- und Freiheitsstrafen aller Art, Verboten und Concessions-Entziehungen, mit der Vorsicht eines Balancir-Künstlers auf gespanntem Seile streben und stolpern, stets in Furcht vor Abweichung von „gesetzlichem Wege," loyale Bewegungen für Einheit, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Paßlosigkeit ꝛc., sind bei den Engländern längst abgemacht, so daß sie kaum begreifen, wie sich andere Leute drüben ohne dieselben behelfen können. Wenn sie von diesen unseren Mängeln und miserablen Kämpfen, etwas zu erreichen, was sie eben so sicher besitzen und gebrauchen, wie ihre Augen, Ohren und Hände, hören und lesen, bedauern und belachen sie uns und sagen mit gerechtem Stolz: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute, sondern ein Englishman. Es hilft nichts, ihnen zu beweisen, daß sie unter Mängeln und Gebrechen leiden, von denen wir frei sind, daß das eine Volk diese, das andere jene Vorzüge vor ihnen voraus habe. Sie geben kein Jota davon zu und stützen diese Hartnäckigkeit auf ihre unbestreitbaren, politischen und sozialen Freiheiten, nach denen wir streben, wie die Katze nach dem heißen Brei, so daß wir auf gesetzlichem Wege d'rum herum gehen und warten, bis er kalt ist, um dann vielleicht zu sehen, wie ein Polizei-Präsident eine Warnungstafel hineinsteckt: So du davon issest, sollst du 1 Thlr. 10 Sgr. Strafe bezahlen, oder gefänglich eingezogen werden.

Ja, warum sollten die Engländer nicht konservativ sein? Sie können thun und lassen, arbeiten und fabriciren, denken, sprechen und schreiben, was sie wollen. Und wenn sie wirklich mehr brauchen, so können, ja müssen sie deshalb so viel Spektakel machen im ganzen Lande, daß das Parlament gewähren muß. Sprach nicht der kleine Aufwiegler Lord John Russell so im Parlamente? Freilich! Er sagte, wenn sie wirklich durchaus eine Reform-Bill haben wollen, warum agitiren, meetingen und drohen sie nicht? Noch ist es Zeit. Sie können jetzt noch anfangen, und wenn sie's recht arg machen, werden wir natürlich eine Reform-Bill machen, sonst aber nicht.

Nestor, Minister und Aufwiegler! O, er weiß recht gut, daß das Volk viel zu konservativ ist, als daß es sich selbst von so 'nem ehrwürdigen Helden sollte zum Barrikadenbau verführen lassen. Bright hatte nämlich die Aussicht auf Barrikaden gemacht, von welchen herab die Nicht-Urwählee ihr Wahlrecht verlangen könnten. Abgesehen von der eingefleischten konservativen Gesinnung der Engländer — wozu sollten die Massen ohne Wahlrecht Barrikaden bauen? Sie können ja mit Versammlungs-, Petitions-, Preß- und sogar Agitations- und Drohungsfreiheit so viel Lärm machen, daß das Parlament gehorchen muß! Nein, nein, ein Volk im sichern Besitze seiner wesentlichsten politischen Rechte baut keine Barrikaden, um erstere zu erweitern und zu bereichern. Es bedient sich eben derer, die es hat, um damit weiter zu kommen. Dies thun jetzt die Engländer nicht einer Reformbill wegen, zeigen auch keine Lust dazu, so daß Lord John Russell recht triumphirte, als er die Liberalen mit seiner Aufwiegelei schlug.

Ja, die Engländer sind konservativ und halten selbst an den ärgsten Unbequemlichkeiten, Mängeln und Mißbräuchen fest, blos weil sie einmal bestehen und recht englisch sind. Man hat sie deshalb schon öfter die Chinesen Europa's genannt, wie wahrscheinlich auch die Chinesen als die Engländer Asiens gelten können.

Digitized by Google

Ohne dieses Thema weiter zu verfolgen, lenken wir auf eine bestimmte Richtung ein, um uns eines Bruches mit dem konservativen Geiste, mit dem Conventionellen und Hergebrachten zu erfreuen, einer neuen Richtung in der schönen Literatur, und über den Untergang einer alten zu trauern.

England hat während des skandalösen Sommers und des sibirischen Winters ungemein viel alte Größen in Politik, Rang, Stand, Kunst und Literatur verloren. Letztere hat wohl kaum einen Verlust mehr zu beklagen, als den Tod der feinsten und reinsten Vertreterin des jetzt aus der Mode gekommenen fashionablen Romans. Mrs. Catharine Frances Gore starb in den letzten Tagen des Januar zu Linwood, Lyndhurst, in ihrem 60. Jahre, nachdem sie über Jahr und Tag ihres Augenlichtes beraubt worden war. Sie war eine der witzigsten und attisch-feinsten Romon-Schriftstellerinnen, und galt als die erste Meisterin des fashionablen, jetzt in Verruf gekommenen, vom „Muskularismus" verdrängten Romans, der Schilderung des „Hochlebens," der Lords, Marquis, Herzöge, Herzoginnen, der Obersten unter den „obersten Zehntausenden." Bis vor etwa 5 bis 6 Jahren lasen die gebildeten Mittelklassen, das eigentliche Lese-Publikum, nichts mit solchem Eifer und Gusto, als Schilderungen, Romane dieses Hochlebens, und Niemand war so populär, so gefeiert, als Mrs. Gore. Jetzt verhöhnt und verachtet man alle Romantik hochbetitelter Personagen und Charakter. Weder Buchhändler noch Publikum wollen etwas davon wissen. Man verlangt Menschen mit starken Muskeln, Adam Bede's Helden, die in eigener Arbeit auf eigenen Füßen stehen, wilde Indianer-Chefs, Freifänger der Wildniß, die oft Jahre lang unter keinem andern Dache schlafen, als dem des Himmels, sogar „wilde Jägerinnen," die uns im Urwalde barfuß vorgestellt werden, wie sie mit der Jagdbüchse allein in den Urwald eindringen und lieblicher, schöner sind, als alle Engel der feinsten Bildung in ihrer crinolirten Scheußlichkeit. Ich selbst habe mich in zwei Mädchen verliebt, die zusammen, wie ich fürchte, nicht ein Paar Strümpfe und gar keine Schuhe haben, die ich immer barfuß sah und in selbstgesponnenen Röcken, welche kaum über die Knie herunter reichen. Die Eine schießt den Vogel im Fluge aus der Luft, und die Andere, die herrlichste Bloodine, reitet barfuß ohne Sattel and ohne Begleitung durch den Urwald. Es ist „die wilde Jägerin," von Capitain Reid, und ihre Schwester, von denen ich wohl nachher noch spreche.

„Adam Bede" wurde plötzlich so populair, weil er der neuen Geschmacksrichtung für das Reelle, Derbe, Tüchtige, Volksthümliche die beste Befriedigung gewährte. Dieser neue Geschmack, gleichzeitig mit dem Ekel vor allem „Hofleben" und complicirten Künsten, scheint wirklich auf einer gründlichen Aenderung des ästhetischen Geschmacks, der Anschauungsweise des Volks zu beruhen, nicht blos eine Laune der Mode zu sein. Doch müssen wir die Sache noch abwarten. Hier sollte blos darauf hingewiesen werden, um die zeitweilige Verschollenheit der fein witzigen, attisch-salzigen, klaren, lebendigen und phantasiereichen Romane der Mrs. Gore zu erklären. Sie wurde durch ihren ersten Roman „Theresa Marchmont" sofort berühmt, und eröffnete sich damit eine der brillantesten, bellettristischen Carrieren. Wenn ich nicht irre, hat sie mehr als zwanzig Romane geschrieben, von denen einige mehr schildern, als Handlung entwickeln. Zu letzteren gehören „Women as they are" und das „Sketchbook of Fashion." Als beste werden hervorgehoben: „Mothers and Daughters;" „Memoirs, of a Peeress;" „The Woman of the World" und „The Popular Member." Die freieste Satire findet man in „Cecil, or the Adventures of a Coxcomb." Ihre „Hungarian Tales" galten als das Treffendste und Lebenswahrste in Schilderung ungarischen Lebens. Wahrscheinlich wird Mrs. Gore noch einmal populair werden, da Niemand geeigneter ist, dem einst beliebten fashionablen Romane wieder Geltung zu verschaffen, als sie. Eine neue Auflage und Gesammt-Ausgabe ihrer Werke wird wohl nicht lange auf sich warten lassen. Wohlfeile „Eisenbahn-" Ausgaben sind bereits erschienen.

Schöngeistige Damen von Mrs. Gore's Art giebt es wohl kaum noch unter den vielen lebenden Schriftstellerinnen. Und auch das gegenüberliegende Gebiet, mit Miß Evans an der Spitze, wird nur mit sehr gemessenen Talenten kultivirt. Die meisten Damen schöngeistiger Feder halten sich in mittelmäßiger Mitte und machen selbst dieser kaum Ehre.

Da fand ich einen Roman von M. M. Gordon „Lady Elinor Mordaunt,"* der mir sehr gepriesen ward, eine unerträgliche Masse von „Sonnenstrahlen." „Sonnenstrahlen im Schlosse." Welch' ein ödes Licht ohne Farben! Welch' eine Fülle himmlischen Glanzes ohne Menschen! Lauter Engel von Klopstock'scher Erhabenheit und Langweiligkeit, die durch etwas menschliche Handlung kaum herabsteigen bis zu den Sterblichen. Die Heiden-Lady ist Tochter eines Earls. Ihre Mutter ist todt, so daß sie von weiblichen Angehörigen vornehmer Weltlichkeit hochnäsig und langweilig erzogen ward. Sie haßt alle Menschen, die niedriger stehen, und ist so recht zur Vornehmheit zurecht gemacht. Da kömmt nun ein farbloser, evangelischer, himmlischer Lichtengel, Rameus Leslie North, der ihr den rechten Weg zeigt: ihr Geld, ihren Geist, ihre Liebe den Armen an Geist und Gütern zu opfern, himmlische Almosenspenderin zu werden. Doch heiratet sie glücklich und belohnt ihren Engel durch die Hand eines unter ferne Heiden gehenden Missionairs. Elinor's Bruder, ein Lord, findet den „rechten Weg" von selbst; doch kann er nur mit einer Hand austheilen, da er einen Arm durch eins jener alltäglichen Unglücksfälle auf Eisenbahnen verliert. Er geht nach Schottland, um Armuth und Elend von den Pächtern seiner Güter zu vertreiben, und heiratet eine Dame, die mit einer Art von heiligem Muth für die Rechte und den Reichthum der Armen predigt. Hier lernen wir Miß Morris kennen, die ihren Anbeter in der Fremde verliert, wodurch auch sie auf den rechten Weg kömmt und alle ihre Habe den Armen giebt. Wie der Lord höchst unnützer Weise einen Arm verliert, wird die Dame paralytisch und kann sich nicht bewegen, ohne daß man begreift, wozu das gut ist. Erst nach zehn Jahren wird sie erlöst und wieder gesund. Hier ist das Buch bald zu Ende, aber da werden wir auf den letzten Seiten noch einmal überrascht: sie hat einen Rückfall und stirbt. Sehr schön zu lesen. Auch die anderen Herren und Damen, die wir kennen lernen, öffnen den Mund blos, um über „die Armen" von Geld und Religion zu sprechen, und über deren Bereicherung an irdischen, besonders aber himmlischen Gütern. Man begreift nicht, wie diese sonnenstrahligen Menschen je reich werden oder bleiben konnten, da sie stets von Wohlthätigkeit und Erbarmen überfließen. Wie geschmack- und farblos! Aber der Roman hat sein Gutes. Obgleich keine eigentlichen Menschen mit Fleisch und Blut darin vorkommen, erinnert er doch an die sehr häufige, wirkliche, englische, hochrespektable, fleckenlose, unerträglich langweilige und im Innersten heuchlerische Wohlthätigkeits- und Moralitäts-, besonders Religions-Missionsvereï für die Armen, die über solche Engel lachen oder sie, wenn sie gar zu oft kommen und predigen, zum Hause hinaus werfen. Diese Armen schmachten in der Regel nach guter Arbeit mit besserem Lohne, oft blos nach Gin und Porter. Da läßt es sich leicht denken, daß sie in Wuth gerathen, wenn sie von solchen Engeln heimgesucht werden, die immer ihr sinnloses, ausgemünztes, hochkirchlicher Geplapper von „our Lord" wiederholen und kleine Traktätlein zurücklassen, und höchstens Karten für Armensuppen-Küchen hinzufügen.

Eine andere Dame von ungewöhnlich gutem Klange in der bellettristischen Literatur, Miß Manning, können wir kaum zarter behandeln, als die Verfasserin der „Sonnenstrahlen im Schlosse." Ihre „Familien-Bilder"* sind nichts, als mühsam zusammengestoppelte Anekdoten, Auszüge aus andern Werken, gleichgültige Erlebnisse, langweilig ausgesponnen.

Wir fragen vergeblich, wie es möglich war, daß die Verfasserin der „Mary Powell" und anderen beliebt gewordenen, originalen Romane sich zu einer solchen Zusammenstoppelei gleichgültiger, größtentheils langweiliger Geschichten und Anekdoten wegzuwerfen im Stande war, wenn wir nicht annehmen, daß äußerliche Verführungen, wie etwa die des Buchhändlers, an dem Unglücke schuld seien.

Frankreich.

Pater Lacordaire in der Akademie.

Seit einem Jahre verhieß die Wahl des Paters Lacordaire den Parisern, was sie über Alles lieben: ein Schauspiel seltsamster Art. Zum ersten Mal seit ihrer Gründung hatte die Akademie einen Klostergeistlichen, einen Mönch in ihren Schooß aufgenommen; die merkwürdige Inauguralsitzung hat am 24. Januar stattgefunden. Vergegenwärtigen wir uns die Perspektive: Hier ein Dominikaner mit seiner Gedächtnißrede auf Tocqueville, die fleischgewordene amerikanische Demokratie; dort, als Gegenstück, Guizot, der Kalvinist, der Ketzer, das beredteste Organ einer geordneten, geregelten, aber beschränkten Freiheit. Welch

* Lady Elinor Mordaunt; or, Sunbeams in the Castle. By Margaret Maria Gordon, Author of: Work, or Plenty to do, and How to Do It, etc. Edinburgh: Edmanson and Douglas.

* „Family Pictures. By the Author of Mary Powell." London: A Hall, Virtue and Co.

Digitized by Google

ein Abstand! Welch ein Gegensatz! Denke man hinzu, daß es unter den gegenwärtigen Umständen, zwischen solchen Kämpfern unmöglich zu vermeiden war, ein Wort über Rom und den Papst einzustreuen. War das nicht ein Ritt mit allen möglichen halsbrechenden Hindernissen?

Von seinem Vorgänger Tocqueville sagte Lacordaire zunächst: „Noch sehr jung, als die Julirevolution in Frankreich eben die Grundfesten der monarchischen und parlamentarischen Regierung erschüttert hatte, bekam Herr von Tocqueville den Auftrag, in den Vereinigten Staaten das dort eben eingeführte Strafsystem zu studiren. Unmöglich konnte er den Fuß auf amerikanischen Boden setzen, ohne sich von dieser einen, so völlig von derjenigen, in welcher er geboren war, verschiedenen Welt lebhaft berührt zu fühlen. Ueberall in der alten Welt, in England, Rußland, China oder Japan hätte er das angetroffen, was er schon kannte: regierte Völker. Zum ersten Mal zeigte sich ihm hier ein blühendes, friedliches, gewerbfleißiges, reiches, mächtiges, auswärts geachtetes Volk, das mannsgesetzt die stillen Fluthen seiner Bürger über ungeheure Einöden ergießt, ohne einen anderen Herrn, als sich selber anzuerkennen, ohne irgend welchen Unterschied der Geburt, das durch die ganze bürgerliche und politische Stufenleiter seine Obrigkeiten wählt, frei, wie der Indianer, civilisirt, wie der europäische Mensch, religiös, ohne irgend einem Kultus die Ausschließlichkeit oder das Uebergewicht einzuräumen, mit Einem Worte, ein Volk, das der erstaunten Welt das lebendige Schauspiel der unbedingtesten Freiheit bei vollkommenster Gleichheit darbot. Wohl hatte Herr v. Tocqueville die beiden Worte: Freiheit und Gleichheit in seinem Vaterlande gehört; ja, er hatte Revolutionen gesehen, die die Herrschaft jener beiden Mächte zu begründen sterbten; allein die aufrichtige, fest gesicherte Herrschaft, die durch sich selbst, ohne Beihülfe eines Anderen lebt, weil sie die Sache Aller ist — die Herrschaft hatte er noch nirgends angetroffen, selbst nicht bei den Völkern des Alterthums, die wohl ein Forum und öffentlich erörterte Gesetze hatten, deren Wohlthat aber dennoch nur wenigen Bürgern innerhalb der engen Mauern einer Stadt zu Gute kamen. Was Athen und Rom nicht vermocht, was Europa durch mühsame und blutige Revolutionen vergeblich angestrebt, das hat die Union auf einem ungeheuer ausgedehnten Gebiet mit einer Gesellschaft Geächteter, von Ansiedlern Freigesprochener glücklich in's Werk gesetzt. Welche Ursache wirkte hier? Welche Triebfedern waren hier thätig? War es ein flüchtiger Zufall, oder eine Offenbarung für kommende Jahrhunderte?

„Herr v. Tocqueville vertiefte sich in diese Fragen mit seinem zwar noch jugendlichen, aber erleuchteten unabhängigen Geist, der nur das Gute und das Wahre suchte. Er bewunderte Amerika nicht unbedingt; glaubte nicht, daß dessen Gesetze auf alle Völker anwendbar wären; er wußte die wandelbaren Formen der Regierungen von dem heiligen, unantastbaren Gut zu unterscheiden, das dem Menschengeschlecht eignet. Seine Bewunderung blendete ihn nicht dermaßen, um den Amerikanern die Gefahren zu verschweigen, die das Land bedrohen, um nicht die Sklaverei, diesen unmenschlichen und ruchlosen Frevel, zu brandmarken, dem fünfzehn Staaten bereit sind, den Ruhm, ja die Existenz ihres Vaterlandes zu opfern. Und diesen unbefangenen, hellen und gereiften Blick wendete er nun auf Europa zurück, und, wie er bekannte, erfaßte ihn eine Art religiösen Schreckens. Europa, und Frankreich insbesondere, scheint ihm mit großen Schritten der völligen Gleichheit der Stände entgegenzugehen, und er glaubte, daß Amerika die Weissagung und der Vorläufer der Zukunft der christlichen Nationen wäre — der christlichen Nationen, sag' ich; denn diese fortschreitende Bewegung zur Gleichheit knüpfte er an das Evangelium. Die Gleichheit vor Gott, die das Evangelium predigt, hielt er für das Prinzip, aus welchem die Gleichheit vor dem Gesetze hervorgegangen war; beide, die göttliche und die bürgerliche Gleichheit, hätten den Seelen jenen unendlichen Horizont eröffnet, wo alle willkürlichen Unterscheidungen verschwinden und nur Eins sichtbar bleibe: der erarbeitete Ruhm persönlichen Verdienstes..... Er sucht die Wahrheit und fürchtet sie, er fürchtet sie und sagt sie dennoch, getragen von dem Gedanken, daß es ein Mittel giebt, daß er es kennt, und daß vielleicht seine Zeitgenossen, aber die Nachwelt es von ihm annehmen werden. Bald überflügelt die Hoffnung die Unruhe, bald verdüstert die Unruhe die Hoffnung, und aus diesem Widerstreit, der aus dem Verfasser in sein Buch, und aus dem Buche* auf den Leser übergeht, entspringt das fesselnde, erhebende und rührende Interesse."

Vom Raume beschränkt, sehen wir uns genöthigt, hier in der Rede Lacordaire's abzubrechen und wollen nur noch den Schluß derselben hersetzen, weil er zu dem Meisterstück der Guizot'schen Antwort, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen, den natürlichen Anknüpfungspunkt bildet. — „Sie meine Herren," so schließt er, „Sie vereinigen treu die Doppel-Ueberlieferung des Schönen und Wahren, der Unabhängigkeit und des Maßhaltens; diese bilden das Gepräge des französischen Genius seit Jahrhunderten. Und — dürfte ich's Ihnen verhehlen? — als Ihre Stimmen mich unerwartet unter Sie berufen haben, da dünkte mich's, nicht die Stimme einer wissenschaftlichen Körperschaft, sondern die Stimme meines Vaterlandes zu hören, das mich einlud, Sitz unter denen zu nehmen, die gleichsam der Senat seines Gedankens und die prophetische Vertretung seiner Zukunft sind. Ich sah die Vorurtheile, die mich vor zwanzig Jahren von Ihnen fern gehalten hatten, und diese durch Ihre Wahl überwundenen Vorurtheile überzeugten mich von den Fortschritten, die in einem sechzigjährigen Zeitraum prüfungsvoller Erfahrung, steigender und fallender Glückswechsel, getäuschter Weisheit, ohnmächtigen, aber ruhmgekrönten Muthes vollbracht worden. Herr v. Tocqueville war in Ihrer Mitte das Symbol der von einem großen Geiste herrlich begriffenen Freiheit; lassen Sie mich — wenn es nicht zu vermessen klingt — unter Ihnen das Symbol der Freiheit darstellen, die von der Religion angenommen ist, und durch sie gekräftigt wird. Ein höherer Lohn konnte mir hienieden nicht werden, als einem solchen Manne zu folgen, um eine solche Sache zu fördern."

Soweit der Mönch. Aus Guizot's Antwort an Lacordaire entnehmen wir nun Nachstehendes:

„Wenn wir Beide, mein Herr, uns vor sechshundert Jahren begegnet und berufen worden wären, auf unser gegenseitiges Leben abwechselnd einzuwirken — was wäre da geschehen? Nicht Erinnerungen der Zwietracht und der Gewalt mag ich wachrufen; allein weder dem Gefühl des edlen Publikums, das uns hier hört, noch dem Gefühle des großen Publikums außerhalb dieser Mauern, das an Ihrer Erwählung zu lebhaft Theil nahm, würde ich zu entsprechen glauben, wenn ich nicht gleich ihm mit Rührung und Stolz auf dem schönen Gegensatz verweilte, zwischen Dem, was heute innerhalb dieses Raumes vorgeht, und Dem, was in früheren Zeiten unter ähnlichen Umständen vorgegangen wäre. Vor sechshundert Jahren, mein Herr, wenn Meinesgleichen auf Sie gestoßen wäre, würde er zornglühend auf Sie, als auf einen verhaßten Verfolger, eingestürmt sein, und Ihresgleichen wiederum würde wuthentbrannt gegen die besiegten Ketzer geschrien haben: „Schlagt todt! Schlagt immer todt! Gott wird schon die Seinen kennen!" Ihnen, mein Herr, lag es am Herzen — und es kommt mir nicht in den Sinn, es Ihnen zu verübeln — das Gedächtniß des berühmten Gründers des Ordens, dem Sie angehören, von jenen Barbaeien rein zu waschen. Nicht ihn, sondern sein Jahrhundert, alle Parteien so vieler Jahrhunderte, trifft der Vorwurf. Ich bin, das darf ich wohl sagen, nicht gewohnt, von meiner Zeit zu meinen Zeitgenossen mit einschmeichelnder Bewunderung zu sprechen: je inniger ich ihr Glück und ihren Ruhm wünsche, desto geneigter fühle ich mich, auf Das hinzuweisen, was ihr noch fehlt, um ihren großen Bestimmungen zu genügen. Aber ich kann mich dennoch nicht der Freude, ja des Stolzes erwehren bei dem Anblick, den die Akademie in dieser Stunde darbietet. Wir Beide, mein Herr, sind lebendige Zeugnisse und glückselige Zeugen des erhabenen Fortschrittes in der Erkenntniß und der Achtung der Gerechtigkeit, des Gewissens, der zu lange verkannten göttlichen Gesetze, welche die gegenseitigen Pflichten der Menschen regeln, wenn von Gott und von dem Glauben an Gott die Rede ist. Keiner schlägt heutzutage todt oder wird todtgeschlagen im Namen Gottes; Keinem fällt es ein, sich die Befugnisse des höchsten Richters anzumaßen und dessen Beschlüssen zuvorzukommen. Gegenwärtig ist es die Akademie allein, die berufen ist, ihre eigenen Beschlüsse und Rechte anzuerkennen. Sie erkennt sie an, in welchen Reihen, unter welchem Gewande auch die Berechtigung ihr entgegentritt. Sie hat Sie, mein Herr, anerkannt, auf die glänzenden Ansprüche hin, die ihr die öffentliche Meinung bezeichnete, und die Sie so eben bestätigten. Sie hat Ihnen, dem redemächtigen Prediger, dem glänzenden Schriftsteller, dem, zumal strengen und milden, mitfühlenden und kanteren Sittenlehrer ihre Stimme gegeben. Sie schützte sich glücklich, in Ihnen eine solche Fülle verschiedener und seltener Verdienste zu finden und sie mit Ihnen in ihren Kreis zu berufen.

„Vor 36 Jahren gehörten Sie, mein Herr, zu den jugendlichen Kämpfern und Hoffnungen der Pariser Barre.* Sie brachten in diese

* Es ist von dem Hauptwerke Tocqueville's „Sur la Democratie en Amérique, 1835" die Rede.

* Lacordaire studirte ursprünglich die Rechte zu Dijon und ging 1822 nach Paris, um Advokat zu werden. Aber schon nach zwei Jahren verließ er plötzlich diese Laufbahn, trat in das Seminar St. Sulpice und später 1840 in den Dominikaner-Orden.

Digitized by Google

steile Laufbahn Neigungen, Triebe, eine mächtige Einbildungskraft und eine Gemüthstiefe, die auf jener Bahn keine Befriedigung fanden. Damals schrieben Sie an einen Freund: Ich arbeite, geduldе mich, ich habe eine Zukunft vor mir; man prophezeiet mir eine schöne Zukunft, und dennoch bin ich zuweilen des Lebens müde; die Gesellschaft hat wenig Reiz für mich; das Schauspiel langweilt mich. Ich habe nur die Genüsse der Eigenliebe, davon lebe ich, und dennoch beginnen sie, mich anzuwidern. — Ihr damaliger Führer, jetzt Ihr Kollege, und noch heute eine Zierde der Barre, Herr Berryer, sagte zu Ihnen eines Tages: „Ich fürchte Ihre reiche und unstäte Phantasie, die feurige Kühnheit Ihrer Gedanken, die Ueberfülle Ihrer Sprache. In der Ungebundenheit und den leidenschaftlichen Kämpfen der Barre werden Sie Ihre großen Naturgaben gefährden. Sie bedürfen des Zügels, Sie müssen Ihren Geist und Ihr Talent unter eine starke und strenge Autorität beugen. Werden Sie Priester; in Ihnen steckt ein ausgezeichneter Kanzelredner.“ — Einige Jahre darauf hörte Herr Berryer, daß in der Kapelle des Collège Stanislas ein junger Katechet merkwürdige Reden halte. Er ging, ihn zu hören. Der Redner waren Sie, mein Herr. Der Glaube hatte sich Ihres Herzens bemächtigt; Sie hatten den Rath Ihres Meisters befolgt, und wie günstig auch seine Ahnungen in Bezug auf Sie gewesen sein mochten — Sie hielten sicherlich mehr, als er verheißen hatte.

„Noch einige Jahre und Herr Berryer ging noch einmal, Sie zu hören, nicht mehr in der bescheidenen Kapelle des Collège Stanislas, wo Sie neben jungen Schülern auf der Bank saßen, sondern in der Pariser Kathedrale, unter den Wölbungen von Notre-Dame, mitten in einer unzählbaren Menge, einem auserwählten Publikum jeden Alters, jedes Geschlechtes, jedes Standes, jeder Meinung. Alle waren herbeigeeilt, Sie zu sehen, Sie zu hören, sich zu Gott zu erheben, oder sich vor ihm zu beugen und zugleich den Genuß einer sehr menschlichen Stimme zu schmecken. Herr Berryer hatte Ihnen verheißen, daß Sie ein Kanzelredner ersten Ranges werden sollten; Sie wurden es, aber noch Etwas mehr: Sie wurden ein ganz neuer Sendbote des Glaubens und der christlichen Kirche. Sie hatten anfangs fern von diesem Herde gelebt, der Strömung Ihrer Zeit und dem Zuge Ihres eigenen Herzens hingegeben. Ihre edelsten Neigungen führten Sie an diesen Herd zurück, und Sie suchten nun auch Ihre Zeitgenossen dahin zurückzuführen, indem Sie alle Gedanken, alle Empfindungen, alle Reichthümer Ihrer Seele vor deren Augen entfalteten, alle Saiten in deren Seelen anschlugen. Als Prediger waren Sie ebenso vielfältig und fast ebenso bewegt, wie Ihr Publikum; als Redner waren Sie noch voll von der Welt, die Sie eben verlassen hatten, um zu Gott zu gehen. In Ihnen selber wogten noch die wirren und schwanken Eindrücke, denen Sie Ihre Hörer entreißen wollten, um sie in die heiteren Schichten eines festen Glaubens und einer frommen Ergebung zu entführen. Unter Ihren Hörern war allerdings auch Mancher, dem Ihre jähen Seelenflüge, Ihre fremdartigen Zusammenstellungen und Gegensätze, in denen sich Ihr Gedanke mitunter zu gefallen schien, die kühnen Formen und wiederum die hausbackenen Wendungen Ihrer Sprache mit Staunen und Bangen erfüllte, und dennoch fühlte er sich von Ihrer Redemacht bezaubert, überwältigt und durch Gewölk und Wetterdunkel hindurch zu dem göttlichen Licht und dem klaren Himmel erhoben. Es ist übrigens auf allen Lebensbahnen das Schicksal jedes Menschen, der berufen ist, auf Seinesgleichen mächtig einzuwirken; er setzt Alle in Staunen und Verwirrung und zwingt sie dennoch, ihm zu folgen; er reißt sie zur Bewunderung und zum Entzücken hin und ist ihnen zugleich ein Gegenstand des Zweifels und der Besorgniß. Um die Menschen aufzurütteln und zu beherrschen, muß man übereinstimmend mit und völlig abweichend von ihnen zumal erscheinen; sich ihnen gleich und doch wieder als ein Wesen anderer Art zeigen; eine brüderlich liebevolle und doch kräftige Hand an die Wunden legen, die man heilen will. Das, mein Herr, war der eigenthümliche Charakter Ihrer Kanzelreden, das Geheimniß ihrer Gewalt und ihres Reizes.

„Bald sollten Sie aber den Beweis geben, daß die Geschmeidigkeit Ihres Talentes seinem Reichthum nicht nachstehe. Zu den Lebenden hatten Sie über uns Lebende gesprochen, nun wurden Sie berufen, zu ihnen von berühmten Todten zu sprechen: an der Bahre ausgezeichneter Geistlichen, Laien, Krieger, Staatsmänner, Redner, Schriftsteller. Welches Muster hatten Sie da vor Augen, und wie mußte der Name Bossuet Sie mit Bangen erfüllen! Die Großen der Erde, mochten sie groß durch ihren Rang oder groß von Natur sein — nie haben sie, aus der Welt geschieden, eine Stimme gefunden, die, wie Bossuet's, sie vor den Menschen so hoch, vor Gott so tief gestellt. Dieser erhabene Genius hätte, wenn er's der Mühe werth gehalten, die verdienstlosesten Gestorbenen unsterblich machen können. Niemand, das bin ich gewiß, bewundert ihn mehr, als Sie, mein Herr, sein würdiger Jünger in demselben Berufe. Und welche Gestorbene sind Ihrer Verherrlichung zum Loose gefallen! Der General Drouot, der tugendhafteste, frömmste, uneigennützigste, pflichtgetreueste, bescheidenste, wie tapferste Soldat. — Ozanam, das Muster eines christlichen Gelehrten, voll Würde und Demuth, ein feuriger Anbeter der Wissenschaft und ein standhafter Streiter des Glaubens, der die reinen Freuden des Lebens mit Lust genoß und sich dem längst erwarteten Tode ohne Murren unterwarf; der den heiligsten Herzensgenüssen und den edelsten Geistesarbeiten im weltlichen Sinne zu früh, aber für den Himmel und den Ruhm vollreif entrissen ward. — O'Connell, der unermüdliche Patriot, der unbesiegbare Redner, wenn er für sein unglückliches Land, das ihn mit dem Namen Befreier auf's würdigste lohnte, seine Stimme erhob. — Die Vorsehung scheint für Sie, mein Herr, Verstorbene auserwählt zu haben, die Ihrer Beredtsamkeit würdig sind, und Ihre Beredtsamkeit hat sich der Wahl würdig bewiesen. Am Grabe floß sie so gehalten, so geregelt, so keusch, wie sie in Ihren Kämpfen mit der Welt gegen die Leidenschaften der Erde und die Gottvergessenheit feurig und fesselos dahinbrauste.

„Das war Ihr Gefolge, mein Herr, das Sie in die Akademie geleitete, das Ihre Fürsprache, die Sie der Akademie empfahl. Umgeben von den ruhmgekrönten Schatten, die Sie würdig gefeiert haben, umgeben von der lebenden jüngeren Generation, die Sie an das christliche Predigtwort gefesselt, der Sie in Schrift und Rede unermüdlich die heilsamsten Rathschläge ertheilt haben und die Sie selber gegenwärtig zur Ausübung der Tugenden anhalten, die Sie ihr durch Vorschriften eingeprägt haben. Solchem Gebrauch vom Leben, solchen Beweisen von Talent, solchen Wirkungen persönlichen Einflusses hat die Akademie nur Gerechtigkeit widerfahren lassen und Sie in ihre Reihen berufen.

„Das sind aber nicht Ihre einzigen Berechtigungen; die Akademie fordert noch andere, die sie ebenfalls in Ihnen anerkennt und auf die sie keinen geringeren Werth setzt. — Denn wie mannigfaltig auch ihre Elemente und die Nuancen in ihrer Zusammensetzung sind, so hat doch unsere Gesellschaft, seit ihrer Entstehung bis auf den heutigen Tag, den Charakter der Einheit, der Würde und der Harmonie keinen Augenblick verleugnet. Obgleich sie Männer in sich aufnahm, die durch Stellung in der Welt, durch Lebensberuf, selbst durch religiöse, moralische, politische Ueberzeugungen von einander abwichen: so zeigte sie sich dennoch stets von lebhaften Sympathien für Frankreichs geistige Thätigkeit und geistigen Ruhm, für Frankreichs Freiheiten und geregelten Fortschritt beseelt. Stets hat sie sich, allen Regierungen unseres Vaterlandes, zu dem Volke selbst gegenüber, eine ebenso feste, maßvolle Unabhängigkeit bewahrt, ohne sich, weder von den Zumuthungen der Staatsgewalt, noch von den überspannten und launenhaften Leidenschaften der Volksmeinung beherrschen zu lassen. Ihre Mitglieder lebten stets unter sich in einem durch gegenseitige gerechte Anerkennung, durch Duldung und Anstand ebenso gehaltenen, wie angenehmen Verkehr.

„In all diesen Beziehungen findet die Akademie in Ihnen, was sie wünscht und eifrig sucht, wenn sie so grausame Verluste, wie in Herrn v. Tocqueville zu beklagen hat. Sie gehören wahrhaft unserer Zeit an, Sie sind ein Sohn der französischen Gesellschaft, die seit dreiviertel Jahrhundert, trotz so vieler Fehlgriffe und Verrechnungen, nach der Freiheit unter dem Gesetze strebt. Sie verstehen diese Gesellschaft, Sie ehren, Sie lieben sie; und wenn die Prüfungen, die Sie mit ihr durchgemacht, Ihnen manche Täuschung benommen haben, so geben Sie dennoch Ihre liebsten Hoffnungen nicht auf. Sie haben Ihr Jahrhundert, Ihr Vaterland kennen gelernt, ohne sich deren Sache zu entfremden, ohne an deren Zukunft zu verzweifeln. Und nur so kann man beiden dienen. Beurtheilen und Lieben, Sympathien ohne Verblendung — das ist die Doppelbedingung eines edeln und fruchtbringenden Patriotismus. Und warum sollte ich mich hier nicht auf eine Autorität berufen, die alle Autoritäten überragt, vor welcher wir beide uns in Demuth beugen? Ist es ja der erhabene Charakter des Evangeliums, die Menschheit streng zu richten und zärtlich zu lieben, ihre Wunden zu kennen und sie mit Selbstaufopferung zu heilen trachten. Sie, mein Herr, haben die Vorschriften Ihres göttlichen Meisters begriffen und befolgt; Sie haben nicht aufgehört, an Frankreich zu glauben, für es zu arbeiten, zu hoffen, indem Sie ein strenger Christ wurden.

„Als Sie das Kleid anlegten, das Sie tragen, haben Sie wohl gewußt, welchen Vorurtheilen, welchem Mißtrauen, welchen Leidenschaften Sie auf Ihrem Wege begegnen werden. Sie zagten und wankten nicht; Sie gehorchten Ihrem Glauben und rechneten auf Ihre Zukunft. Viele zählten Sie damals zu jenen Seelen, die, feurig und schwach zumal, von ihrer Einbildungskraft beherrscht, eines gemessenen und heilsamen Gan-

ges unfähig, sich von den Strömungen eines aufgewühlten Gemüthes hierhin und dorthin tragen lassen. Es war nun Ihre Aufgabe, jenes Urtheil über Sie entweder zu rechtfertigen, oder Lügen zu strafen. In der Kirche, wie im Staate hatten Sie die Frage zu lösen, ob Sie, bei Ihrer Hingebung, sich die Kraft, zu widerstehen und im Laufe auf dem abschüssigen Boden einzuhalten, bewahrt haben. Als Mitredacteur des „Avenir" 1831, wie als Mitglied der Assemblée Constituante 1848, hatten Sie die Doppelprobe zu bestehen; dort, wie hier hatten Sie die demokratischen Ideen und Hoffnungen bezaubert, hingerissen; dort, wie hier erkannten Sie die Gefahr und hielten an der Gränze still. In Rom folgten Sie, trotz den Beispielen und Verlockungen eines hochgestellten Freundes, dem Willen des Kirchenhauptes und unterwarfen sich; in Paris fühlten Sie sich mitten unter den Volksaufregungen nicht an Ihrem Platze und zogen sich zurück. So bewiesen Sie unter zwei gleich ernsten Umständen, daß es Ihnen ebenso wenig an der Erkenntniß der nothwendigen Anhaltepunkte, wie an dem Feuer der ersten Impulse fehle; Sie haben die zwei schwierigsten Akte der Selbständigkeit vollbracht: Sie widerstanden Ihren theuersten Freunden und Ihren innersten Neigungen.

„Eben jetzt gaben Sie uns das schöne Beispiel jener Mischung von Sympathie und Selbständigkeit, von christlicher Milde und Strenge, die Ihrem Worte Macht und Reiz verleihen: Sie zollten der modernen Demokratie, wie sie in der Union zur Entstehung und Geltung gekommen, eine glänzende Huldigung, sprachen aber zugleich über den demokratischen Geist, wie er sich nur zu oft in unserem Europa kundgiebt, Ihre gegründeten Besorgnisse laut aus. Der katholischen Kirche und ihrem heiligen Hohenpriester kindlich ergeben, liehen Sie Ihrem Unwillen beredten Ausdruck gegen den Undank, den dieser edelgesinnte und sanfte Papst erfuhr, der sich beeifert hatte, seinen Unterthanen die Bahn großer Hoffnungen zu öffnen, und der sie glücklich darauf geleitet hätte, wenn der gute Wille allein ausreichte, die Menschen zu regieren. Aber, mein Herr, ist das Alles, was Sie über die Ereignisse der Gegenwart, was Sie über die Lage der Kirche denken und fühlen? Betrachten Sie wirklich den Volks-Undank als die härteste Prüfung, die das erhabene Haupt derselben zu dulden hat? Nein, gewiß nicht; sondern, nachdem Sie die frische Wunde berührt hatten, zogen Sie Ihre Hand zurück; Sie fürchteten, und mit Recht, die Wunde zu verschlimmern, wenn Sie tiefer eindringen. Denn hier ist nicht der Ort, wo es möglich oder schicklich wäre, über einen solchen Gegenstand Alles zu sagen.

„Ich werde mir hier erlauben, eine Thatsache zu berühren, die, meine ich, vielen unserer Zuhörer im Gedächtnisse ist. Was sich unseren Augen in diesem Momente darbietet, ist nicht neu: Vor mehr denn einem halben Jahrhundert schon war Italien die Schaubühne von Verwirrungen, Gebiets-Verletzungen, Thron-Erschütterungen, wie sie dort eben zum Ausbruch gekommen. Damals aber traten sie in ihrem wahren Charakter, in ihrer wahren Gestalt auf. Ein Publizist von großem, volksbeliebten Ruf, in welchen die Liberalen ihren Fahnenträger erkannten, bezeichnete jene Handlungen und andere ähnlichen Schlages, als Ausgeburten des „Geistes der Usurpation und Eroberung," unter welchem Titel er ein Buch schrieb, worin er sie als solche brandmarkte. Nun denn, verdienen dieselben Thaten nicht denselben Namen? Haben sie ihre Natur verändert, weil sie Frankreich nicht offen, nicht für eigene Rechnung ausgeführt, den Gewinn sich nicht eingestrichen hat? Oder sind diese Gewaltstreiche gesetzlich geworden, weil sie heute im Namen und kraft des Willens der Demokratie geschehen sind? — Die Demokratie unserer Tage ist in einem beunruhigenden, gefahrvollen Irrthum befangen: sie hält sich für die Gesellschaft selber, für die Gesammtgesellschaft; sie will darin allein herrschen, achtet, anerkennt keine anderen Rechte außer den ihren. Verhängnißvolles Mißverständniß der natürlichen und nothwendigen Gesetze der menschlichen Gesellschaften! Unter jeder Regierungsform, auch der liberalsten, entwickeln sich und bestehen nebeneinander verschiedene Rechte, die einen zur Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung und Gewalt, die anderen zur Verbürgung der öffentlichen Freiheiten und individuellen Interessen: jene werden den Händen der Fürsten oder der Obrigkeiten, diese der Obhut der Bürger anvertraut. Die gegenseitige Achtung und die gemeinsame Aufrechthaltung dieser verschiedenen Gerechtsame bilden die Sicherheit, die Dauer, die Ehre, ja das Leben der Gesellschaft. Wenn diese Achtung, diese Harmonie fehlen, wenn das eine dieser großen sozialen Rechte die Macht ausschließlich an sich reißt, und die ihm nebengeordneten Rechte verkennt, verletzt oder gar abschafft, wenn die Demokratie z. B. sich für berechtigt hält, nach Belieben Regierungsformen, Dynastien, Beziehungen und Gränzen der Staaten zu verändern, so ist das nicht Freiheit, Fortschritt — das ist Anarchie, Tyrannei oder auch fremder Ehrgeiz, der sich diese Verwirrungen zu Nutze macht. Und wie bedenklich wird erst das Uebel, wenn es sich auf die Grundlagen des Staates und der Kirche zugleich wirft, wenn es Störung in die Gewissen, und Gährung in die Leidenschaften und Interessen zumal bringt! Ich halte hier ein, wie Sie, mein Herr, gethan. Gerade, weil meine Stellung, mein Glauben mich in dieser großen Debatte unbefangen lassen, liegt mir's am Herzen, meinen Gedanken darüber in aller Klarheit zu zeigen; allein ich kenne und achte die Gränzen, innerhalb welcher meine Worte sich halten müssen."

Nachdem der Redner die Schrift Tocqueville's, deren Verdienste und Erfolge beleuchtet hat, fährt er fort:

„Sie wünschen Sich Glück, mein Herr, und Ihre einleitenden Worte dankten der Akademie, daß Sie in diesen Reihen den Herrn v. Tocqueville zum Vorgänger haben. Mit Recht wünschen Sie Sich Glück dazu; denn keine Zusammenstellung konnte Ihre beiderseitigen Verdienste glänzender und ehrenvoller hervorheben. Niemals vielleicht haben solche Gegensätze sich in eine solche Harmonie aufgelöst. Sie, mein Herr, gehören nach Ihrer Abstammung, Ihrer Erziehung, Ihren ersten Schritten in's Leben, dem neuen Frankreich; Ihre erste Jugend hat dessen Eindrücke, Neigungen, Wirren, Leidenschaften und Ideen in sich aufgenommen. Herr v. Tocqueville dagegen war ein Sohn des alten Frankreich, in dessen Erinnerungen und Anhänglichkeiten, Ueberlieferungen und Sitten erzogen. Zu Männern gereift, hat Sie Beide Ihre Wiege nicht befriedigt. Andere Wünsche regten sich, andere Bedürfnisse zogen in Geist und Gemüth ein, andere Gesichtskreise eröffneten sich Ihren Bestrebungen. Und was thaten Sie Beide? Sie, mein Herr, Franzose des neunzehnten Jahrhunderts, warfen sich sechshundert Jahre zurück: das Mittelalter, das noch mehr durch seine Sitten, als durch die ungeheure Zeitkluft von uns getrennte, sprachen Sie an, die großen Bedürfnisse Ihrer Seele zu befriedigen; ihm gaben Sie Ihr Leben hin; Nichts machte Sie stutzig, Nichts stieß Sie ab: Sie mußten Mönch werden, damit die reichen Keime Ihrer Natur sich in aller Fülle entfalteten; und indem Sie von dem dreizehnten Jahrhundert Namen und Stand entlehnten, wurden Sie im neunzehnten ein redegewaltiger, auf Ihre Zeitgenossen mächtig einwirkender Prediger. — Was thut indeß Herr v. Tocqueville, dieser Sproß des alten Regimes, Aristokrat nach Herkunft, Familienbeispiel und Jugend-Gewohnheiten? Wie Sie, tritt er aus der Atmosphäre, worin er geboren war; aber nicht in die Vergangenheit, wie Sie, wendet er seine Blicke; nicht dort sucht er seine Vorbilder und seine Waffen — er entfernt sich von dem alten Europa, segelt über Meere, um in der neuen Welt andere Sitten, eine neue Gesellschaft ohne König, ohne Adel, ohne Staatskirche zu begrüßen; und der französische Edelmann wird der treue Zeuge, der geschickte Dolmetscher der amerikanischen Demokratie; die Beschreibung und Erklärung derselben gewinnen ihm in seinem Vaterlande ehrenvollen Ruf, bedeutenden Einfluß und eröffnen ihm die politische Bahn, nach der er gestrebt. — Wahrlich, niemals haben zwei Männer beim Eintritt in das Alter der Reife zwei auseinanderlaufendere Wege eingeschlagen, und dennoch kamen Sie, Ihnen unbewußt, von Ihnen ungesucht, zu demselben Ziele. Sie, mein Herr, haben sich der Wiedererweckung des religiösen Glaubens, Herr v. Tocqueville hatte sich der Gründung der politischen Freiheit geweiht; allein in diesen beiden Arbeiten leuchtete Ihnen dieselbe Fackel, durchglühte Sie dasselbe Feuer; Sie Beide lieben, fördern dieselbe Sache. Unbeirrt von den Verschiedenheiten, die Sie noch trennen, schaut das Auge überrascht auf die Harmonie, die Sie einst; und wenn Sie Sich beglückt fühlen, Herrn v. Tocqueville zum Vorgänger zu haben, so dünkt mich, Herr v. Tocqueville würde Sie nicht minder freudig zu seinem Nachfolger erwählt haben.

„Die französische Gesellschaft von heutzutage hat nicht den geringsten Hang, weder Das wieder zu werden, was sie im Mittelalter war, noch Das zu werden, was die amerikanische Republik in der neuen Welt ist; weder jene Vergangenheit, noch diese Zukunft stehen ihr an, und sie hat bewiesen, daß sie Jeden verleugnet, der ihr die eine oder die andere aufdringen will; sondern, was sie bald laut, bald im Stillen ersehnt, ist, wie sehr auch der Schein widersprechen mag, religiöser Glaube und politische Freiheit. Sie fühlt es aus Instinkt, sie weiß es aus Erfahrung, daß diese beiden erhabenen Mächte einander nothwendig sind, und daß ihre Sicherheit, wie ihre Würde ihnen gebieten, zusammenzuhalten. Unter allen Revolutionen und Regierungsformen blieb es der höchste Wunsch Frankreichs, daß der Gottesglaube frei, daß die Freiheit gottglücklich sei, und über alle Sinnesabweichung hinaus blieb es auch das gemeinsame Ziel, das Sie, mein Herr, und Ihr Vorgänger mit voller Seele und aller Kraft verfolgten.

„Bei diesem Anlaß kann ich mich eines flüchtigen Rückblickes auf mich selber nicht erwehren. Was Herr v. Tocqueville für unser Vater-

fand wünschte, suchte, das wünschte, suchte ich, wie ꝛc. Ich nehme keinen Anstand zu sagen: Wir empfanden für die öffentlichen Freiheiten und für die Institutionen, worauf sie sich gründen, die gleiche Liebe, beseelt von nahezu denselben Ideen und Gesinnungen, gehalten in Grenzen von ziemlich gleicher Ausdehnung. Wie kam es nun, daß wir im öffentlichen Leben fast immer unter entgegengesetzten Fahnen standen, und daß wir, bei aller gegenseitigen Achtung, unsere Zeit und unsere Kräfte zu gegenseitiger Bekämpfung verwendeten, anstatt, daß wir von Natur berufen schienen, einander gegenseitig zu unterstützen, zu fördern? Mitten im Gewühl der politischen Wahlstatt habe ich mir mehr denn einmal diese Frage vorgelegt, und heute, in meiner Zurückgezogenheit, in der Erinnerung an Ihn, der zur ewigen Ruhe eingegangen, tritt mir diese Frage noch näher an's Herz.

„Es will mich nun bedünken, daß unsere Studien und Arbeiten außerhalb des praktisch-politischen Gebiets, unserem politischen Leben nicht fremd waren. Die Entwickelung der alten europäischen Gesellschaften und die verschiedenen Elemente, die in ihrer Geschichte wirksam waren, bildeten eine lange Zeit den Gegenstand meines Studiums: Königthum, Geistlichkeit, Bürgerstand, Volk, Staat, Kirche, diffidirende Gemeinden — ich verfolgte und beobachtete sie in ihren Mischungen, Kämpfen, Siegen und Niederlagen. Vor diesem Schauspiel gewöhnte sich mein Auge, die verschiedenen Elemente als wesentliche Bedingungen für unsere großen europäischen Gesellschaften anzusehen, sie unter einander zu vergleichen, ihre gegenseitigen Rechte und Kräfte zu wägen und jedem in der gesellschaftlichen Ordnung seinen Platz, seine Rolle anzuweisen. Herr v. Tocqueville dagegen widmete sich schon in der Jugend ganz und gar der Beobachtung der amerikanischen Republik; die Demokratie allein erschien ihm hier auf der Bühne der Gesellschaft und der Geschichte, auf sie allein richtete sich natürlich sein ganzes Studium. Er räumte in seinem politischen Denken dem demokratischen Element einen fast ausschließlichen Platz ein, während ich stets den mannigfaltigen Elementen, die einst eine Rolle in der französischen Gesellschaft gespielt haben, Rechnung trug und sie noch heute unter Einer Fahne vereint sehen möchte.

„Als aber sein politisches Leben gebrochen war, als sein Nachdenken sich nicht mehr auf die amerikanische, sondern auf die französische Gesellschaft, in ihrer aus der Revolution hervorgegangenen Gestalt, richtete, da fühlte er das Bedürfniß, in die tiefen Gründe des gesellschaftlichen Wesens zu dringen, um es zu begreifen; da begann er, wenn auch nicht das alte, doch das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts zu studiren, um dort die verschiedenen morschen und erschütterten Baustoffe des gegenwärtigen Frankreichs wiederzufinden, die sich gutwillig, aber auch, ohne es zu wissen, zum Aufbau der neuen Gesellschaft vorbereiten. Daraus ging dann die Schrift „Das alte Regime und die Revolution" hervor, das letzte, und nach meinem Urtheil, schönste, obgleich unvollendete Werk dieses großen und unbestechlichen Geistes, der nirgends seine durch Erfahrung geläuterten Eigenschaften in dem Grade entfaltet hat. Die leider nur zu kurzen Bruchstücke des zweiten Bandes, den liebende Freunde des Verfassers so eben veröffentlicht haben, stehen dem ausgeführten Bau im ersten nicht nach. Was in diesem Buche vorherrscht, ihm Athem und Leben giebt, ist das tiefe Gefühl der Schwierigkeiten, denen die Gründung von politischer Freiheit unter uns begegnete und begegnet; ist das innige Bestreben, sie genau zu bezeichnen und in's Licht zu setzen, damit wir lernen, wie wir sie überwinden. Die ersten zehn Jahre seines öffentlichen Lebens gewährten ihm in einer leichten, behaglichen Stellung reiche Genüsse: er machte den zeitigen Gewalten eine loyale und gemäßigte Opposition; in voller Freiheit gab er sich den großherzigen Strömungen seines Gedankens hin, ungehemmt durch den Kampf mit Hindernissen und durch die Verantwortlichkeit der Ereignisse. Da änderte die Revolution von 1848 mit Einem Schlage seine Stellung und seine Rolle; er hatte die Republik weder begehrt, noch hervorgerufen; ihm bangte vor ihr, und als er sie kommen sah, zweifelte er an ihrer Dauer; dennoch war er Einer von Denen, die es mit patriotischer Hingebung ernstlich versuchten, sie zu festigen; außer seiner thätigen Mitwirkung in den beiden großen Versammlungen der Epoche, legte er auch Hand an das Steuer und bekleidete das Amt eines Ministers. Welch ein Abstand, um nicht zu sagen Abgrund, thut sich in diesem zwanzigjährigen Zwischenraum auf! 1831 hatte er die Ursachen, durch welche in den Vereinigten Staaten der Erfolg der politischen und republikanischen Freiheit gesichert worden, als freier Zuschauer beobachtet — 1848—1851 kämpfte, rang, unterlag er, als großherziger Mitspieler unter dem Gewicht der Ursachen, die einen gleichen Erfolg unter uns unmöglich machen. Aus dem ersten Zustande seiner Seele war das Werk über „Die Demokratie in Amerika," aus dem zweiten „Das alte Regime und die Revolution" hervorgegangen; an Glanz und Weichheit des Styls steht letzteres jenem ebenso nach, wie es ihm an Haheit und Schärfe der Gedanken, an Sicherheit des politischen Urtheils, an Verständniß der unerläßlichen Bedingungen der Freiheit überlegen ist und Zeugniß giebt, wie viel dieser seltene, theoretisch erleuchtete Kopf in der kurzen Zeit ruhmvoller Arbeiten und unter der Wucht der Verantwortlichkeit eines Ministers an praktischer Einsicht gewonnen hatte.

„In der vor Kurzem veröffentlichten Korrespondenz des Herrn v. Tocqueville mit seinen Freunden in den Jahren 1814 — 1858 ist dieser Fortschritt sehr sichtbar. Es ist stets derselbe Mann, liberal mit Herz Seele, treu der Sache, der er sich von Jugend auf hingegeben, der aber mit jedem Schritt, den er vorwärts thut, sich höher hebt, sich entfesselt, sich entfaltet, in die Natur der Menschen und der menschlichen Gesellschaften tiefer eindringt; und niemals hat er beides so wichtig beurtheilt und so würdig besprochen, als in dem Moment, wo sein Auge brach, seine Stimme erlosch. Es ist die höchste Gunst, welche die Vorsehung bisweilen den treuen Freunden der Wahrheit und der Menschheit vorbehält: Wenn sie, denen es nicht beschieden war, stets Hand in Hand zu gehen und sich in den Mühen des Lebens gegenseitig zu unterstützen, das Ziel erblicken, vor dem sie eine Weile Halt machen und sich sammeln, wenn sie, Jeder auf seinem Wege, zu den Höhen gelangen, wo das große Licht leuchtet: dann erkennen sie einander, nähern und vereinigen sich in einer gemeinsamen Hoffnung, in gegenseitig gerechter Anerkennung. Eine verspätete Vereinigung allerdings, für ihre Zeit und für ihr eigenes weltliches Geschick vielleicht, aber nicht für ihren Ruhm und für ihre Sache ohne Nutzen; denn so rücken sie in vollständigen und geschlossenen Reihen vor die Generationen, die ihnen folgen, und siegen vielleicht durch ihre Ideen und durch ihr Beispiel dereinst in jener Zukunft, von der Gott allein das Geheimniß hat."

Belgien.

Schattenrisse der neuen vlamischen Literatur.*

Eugen Zetternam.

Am 13. October v. J. wurde in Antwerpen ein Mann zur Ruhe getragen, zu dessen Todtenfeier die vlamischen Künstler und Schriftsteller aus vielen Städten sich versammelt hatten, an dessen Grabe Hendrik Conscience Worte einer edlen, ernsten Trauer sprach. Dieser Mann war 29 Jahr alt und hieß Eugen Zetternam.

Er war 29 Jahr alt und hatte nicht weniger, als zwanzig Romane geschrieben, nicht gerechnet mehrere Dramen, die vortrefflichsten Abhandlungen über Kunst und Sprache und eine Menge Artikel in den verschiedensten Zeitschriften. Er hatte das Alles gearbeitet, und er war kein bloßer Vielschreiber geworden. Er galt, als er starb, für einen der ersten unter den Literaten und Kunstkritikern seines auf's Neue emporstrebenden Stammes, und er war zum Handwerker erzogen.

Wie er, 19 Jahr alt, sein erstes Buch schrieb? Wie man ein erstes Buch schreibt, wenn man es schreiben muß, wenn man es nicht anders kann, wenn man dazu bestimmt ist, Bücher zu schreiben. Er schrieb „Rowna," das Buch wurde gedruckt, und Van Beers, der genialste unter den vlamischen Dichtern, ging am Laden vorüber und sah es. — „Von wem ist das?" — „Von einem Handwerker." — Van Beers nahm es mit sich und las es nicht ohne Mißtrauen. Aber es faßte ihn. Es „war da etwas." Einige Tage darauf begegnete er Conscience. „Haben Sie Rowna gelesen?" fragte der Romancier den Poeten. „Das ist der erste, den ich lese, der Prosa schreiben kann. Wo ist der Verfasser?"

Romancier und Dichter suchten nach dem unbekannten Kollegen. Unmöglich, ihn zu entdecken. Endlich trifft Van Beers Jemand, der ihn kennt. „Es ist ein Anstreicher — nichts weiter. Wollen Sie, daß ich ihn zu Ihnen schicken soll?" — „Ja, ich bitte."

Wieder einige Tage später sitzt Van Beers auf der Bibliothek, wo er damals angestellt war. Es klopft, ein Handwerker kommt ungeschickt herein. „Ist hier die Bibliothek?" — „Ja." — „Und Herr Van Beers?" — „Der bin ich." — „Sie haben mich sprechen wollen — ich bin Zetternam."

Seit dieser Zeit war Eugen Zetternam, der junge Mensch, der Häuser anstrich und „Rowna" geschrieben hatte, unter die Literaten und Künstler seiner Vaterstadt aufgenommen. In Deutschland wäre er immer nur der Anstreicher geblieben, auch wenn er zehn Mal „Rowna" ge-

* Vergl. Nr. 34 und Nr. 39 des „Magazin" von 1860.

schrieben hätte. Die Literatur hätte ihn ein oder das andere Mal als Gast, als Merkwürdigkeit in ihrem Kreise aufgenommen, aber einer von den Ihren wäre er nicht geworden. In dem eigenthümlichen Leben von Antwerpen dagegen, welches nicht nur in dieser Hinsicht an die Blüthezeit der italiänischen Städte erinnert, liegt das Handwerk nicht so weit von der Kunst. Man kann in Antwerpen zugleich Literat und Goldschmied sein; man kann aus der Werkstatt in die gelehrte Gesellschaft treten.

Dennoch gehörte der ganze Wille des Blamings, dieser sowohl glühende, wie zähe Wille dazu, um aus solchen Verhältnissen mit einem Schritt unter die Besten und Ersten zu treten. Insofern ist Eugen Zetternam so recht eigentlich der Typus und der Repräsentant seines Stammes. Diese gränzenlose Widerstandsfähigkeit, welche tausend Mal nachgiebt und nicht ein Mal bricht, hat allein es dem vlamischen Stamme möglich gemacht, inmitten der fremden Elemente, welche ihn seit dem Anfang seiner Geschichte bestürmt haben, sich in seiner tiefsten Eigenthümlichkeit zu erhalten, und dieser Widerstand dürfte nie plastischer personifizirt worden sein, als in Eugen Zetternam.

Die Belgier lieben das Militairleben nicht besonders. Sie schlagen sich im Kriege, aber sie sind nicht gern Friedenssoldaten, sie leben nicht gern „das Leben der Kaserne." Wenigstens wurde es als ein Unglück für Zetternam angesehen, daß er als Soldat nach Dendermonde kam. Aber Soldat oder nicht Soldat, Zetternam schrieb, schrieb „Myneer Luchtervalde" und sah sich als Karporal zu Gent von der Gesellschaft „Die Sprache ist ganz das Volk" mit dem goldenen Preise gekrönt.

Er wurde frei vom Militair, aber er heiratete. Das ist es, was die vlamischen Künstler und Schriftsteller fast immer zu früh thun. Die strenge Sittlichkeit, welche sie sich auferlegt haben, mag es ihnen zur Nothwendigkeit machen, aber die geistige Arbeit wird leicht zu schwer, wenn sie Nahrung für die Familie schaffen soll. Die Kunst nährt anfänglich wohl ihren Jünger, aber nicht gleich die Seinen! Als Zetternam starb, war er bereits Vater von drei Kindern. So lange er lebte hatten dieselben von ihm die Nothdurft sowohl, wie die Freuden ihres kleinen Daseins verlangt. Der Vater hatte Alles gethan, was in seinen Kräften gestanden hatte, und leider noch mehr!

„Nur zehn Jahre hat ihm Gott gegönnt," sagte Conscience an seinem Grabe, „und wenn wir bedenken, was er in dieser kurzen Zeit gethan und was für Arbeiten in der Literatur er geliefert hat, dann scheint es uns noch jetzt unmöglich, daß die Kräfte eines Menschen dazu hingereicht haben.

„Eugen Zetternam sucht durch sein Handwerk, durch den Schweiß seiner Arbeit den spärlichen Unterhalt für die Seinen zu erwerben, den Tag über müht er sich ab für geringen Lohn, aber des Abends, des Nachts begehrt sein armer Körper umsonst der Ruhe, der Geist herrscht und gebietet, er schreibt seine „Margaretha," seinen „Bernhard de Gent," seine „Seltsame Bettlerin," er vertheidigt das vlamische Volk in zahlreichen Flug-Schriften, er ist Mitarbeiter an vielen Tagesblättern, er liefert seinen Handwerksgenossen ein „Lehrbuch der Hausmalerei," er schreibt ein kräftiges Werk über die vlamische Kunst, er unterhält einen Briefwechsel mit allen Gesellschaften und Sprachfreunden des vlamischen Belgiens; droht Gefahr, soll etwas zu Stande gebracht werden, so durchreist er die Städte und Dörfer Flanderns, und wo die Liebe zur vlamischen Sache und der Unwille über das Unrecht zu erkalten drohten, da war er es, welcher diese Gefühle wieder anfeuerte.

„Solche ruhelose, solche strebsame Seele hätte eines starken Körpers bedurft, und leider war der Freund, dessen frühzeitiges Absterben wir betrauern, weder mit körperlicher Kraft, noch mit Gesundheit begabt.

„Es kam ein Tag, wo der arme Zetternam unter der Last seiner Aufopferung und seiner häuslichen Sorgen das muthige Haupt beugen mußte und gebrochen auf's Krankenbett sank.

„Seine Freunde haben während seiner kurzen, aber schmerzhaften Krankheit an seinem Bette gewacht und über ein Loos zu trösten gesucht, welches eigentlich keine Tröstung zuließ. Er sprach vom deutschen Vaterlande, von des Volkes angetasteten Rechten, von heißerem Streite, von mehr Arbeit noch, wenn Gott ihm einst die Gesundheit wiedergäbe, und den nahenden Tod vergessend, strebte er, uns die Brust mit Vertrauen auf Flanderns Bestimmung zu erfüllen.

„Bisweilen glänzten allerdings seine Augen von Thränen, und sein Vaterherz schwoll von Wehmuth über. Er, der mit solcher unbeugsamen Standhaftigkeit sein Kreuz auf Erden getragen, er konnte nicht mit gleicher Ruhe sein Weib und seine Kleinen der entsetzlichen Macht verfallen sehen, welche man Elend heißt.

„Doch nie versank Zetternam auf lange in diesen Abgrund der Trauer, immer wieder erhellte Hoffnung seinen Blick, immer wieder lächelten die bleichen Lippen. Gedachte er der Dienste, welche er dem Vaterlande erwiesen? Erinnerte er sich der Namen seiner Freunde in Flandern und Brabant? Schloß er die Augen mit der Ueberzeugung, das vlamische Volk werde die Wittwe und die Waisen des armen Zetternam nicht ohne Hülfe lassen?

„Es mußte so sein, denn der letzte Klang, der aus seiner Brust aufstieg, war ein Hauch von Friede und Vertrauen. Als griffe er sein ganzes Leben in ein Wort zusammen, flüsterte er sterbend noch: „Muth, ich habe Muth!"

So sprach Conscience, er, der in dem Streite überwunden hat, in welchem Zetternam unterlag, er, der das Schlachtfeld behauptende am Grabe des Gefallenen. Seine Worte ehrten sowohl ihn, wie den, welchem sie galten. Und nicht nur Worte weihte er dem Andenken des Kampfgefährten; er und Van Beers gaben zum Besten der Hinterbliebenen gemeinschaftlich in einem Hefte, Conscience „die Sendung der Frau," Van Beers „Zetternam's Schwanengesang" heraus. Vorausgegangen auf diesem Wege war ihnen die bekannteste vlamische Dichterin, Maria Van Ackere. Der Verleger, welcher Zetternam's letzten Roman gekauft hatte, entsagte allen seinen Ansprüchen auf den Ertrag desselben. Selbst in der von den Blamingen so leidenschaftlich gehaßten Sprache, im Französischen erhoben sich Stimmen, welche zu Liebesgaben für die Familie Zetternam's aufforderten. Die Belgier haben einen schönen Gemeinsinn, und wenn sich in ihrem täglichen Leben eine gewisse Sparsamkeit nicht leugnen läßt, so verstehen sie dafür, wo es Gutes thun gilt, aus dem Grunde die Freigebigkeit.

Was nun den Rang anbetrifft, den Zetternam in der Meinung seiner literarischen Freunde jetzt einnimmt, so wird er von ihnen als Kunstkritiker am höchsten geschätzt. In seinen Romanen finden sie, daß man doch hier und da die Handhabung des Handwerkers erkenne, besonders wenn er die Liebe behandelt. Die Blamingen haben ein für alle Mal beschlossen, die zahllosen Erscheinungen und Wandlungen der Liebe sämmtlich unter die Theorie der „einen reinen Neigung" zu bringen. Was sich außer dieser „einen reinen Neigung" regt und rührt, das erkennen sie nicht an. Es darf und soll nicht existiren. Die Gefahr der Eintönigkeit, welche darin für ihre Literatur liegt, wollen sie noch nicht einsehen. Diese Einsicht wird wohl später kommen, wenn die vlamischen Schriftsteller, sicher auf ihrem erkämpften Grund und Boden, nicht länger eine Schaar bilden müssen, welche fest aneinandergeschlossen auf jeder Seite dem Feind die Waffen zeigt. Bis zu diesem Zeitpunkt jedoch werden immer nur Einige sich von den gar zu strengen Forderungen der Schule freimachen und unabhängig ihren eigenthümlichen Boden behaupten. Zetternam hat es gethan. Seine Sprache gehört ihm. Sie ist markig. Sein Arbeiten ist voll Bewegung, sein Empfinden voll Leidenschaft. Das ist bei einem vlamischen Schriftsteller die seltenste Eigenschaft, weil das vlamische Leben sie nicht duldet, und weil das vlamische Leben so despotisch ist, daß es selbst den Genius zwingt, ihm zu gehorchen. Ob unter den Schmerzen, die Zetternam erduldet haben muß, nicht manche durch das Anstaßen gegen die eng und fest gezogenen Gränzen seines vaterländischen Lebens entstanden sein mögen? Ob nicht manche Blamingen auf diese Art leiden mögen? Sie werden es nie sagen, auch Zetternam hat es nicht gesagt. Aber mich dünkt, daß ich es errathe.

Um auch ein flüchtiges Bild vom Schriftsteller zu geben, nachdem ich, so gut ich gekonnt, den Menschen gezeichnet, will ich in kurzen Worten drei Bücher zusammenfassen: eins, welches die Blamingen nicht mögen, eins, welches die Blamingen vortrefflich finden und eins, welches mich zu Thränen gebracht hat.

Das erste heißt „Arnold der Träumer." Die Haide, dieses Paradies der vlamischen Phantasie, wird hier einmal als traurig und öde geschildert. Der Knabe Arnold wächst in ihrer Einsamkeit schwächlich und träumerisch auf. Der Vater meint kopfschüttelnd: „Der arme Junge ist nur für die Stadt gut." Die Mutter sagt: „Er soll Artist werden." Dann schickt sie den künftigen Artisten mit der Kuh auf die Weide. „Pflücke Haideblumen," sagt sie, „und willst du dir ein paar Kartoffeln braten, so mach ein Feuerchen an." Aber der Knabe bringt die Kartoffeln roh wieder zurück: er hat in's Blaue gesehen und die Kohlen ausgehen lassen, die „Mutter" ihm mitgegeben hat, und so kommt er hungrig und trübselig heimgeschlichen — er ist eben ein Träumer, der zu Nichts taugt und von Niemand geliebt wird, als von seiner Mutter, welcher er allein angehört. Seine Kindheit ist wie ein düsteres Räthsel, das ihm erst gelöst wird, als seine Mutter sterbend „das Kind der Liebe und der Missethat" segnet. Jetzt begreift er Alles, begreift, wer der Herr war, welcher manchmal zum Besuche kam und ihn so zärtlich küßte, begreift, warum er nicht an dem Todtenbette dessen knien durfte, welchen er gewohnt war,

Vater zu nennen. Und dann tritt er in die Welt. Als was, mit welchen Mitteln? Es wird nicht gesagt. Alles, was von alltäglichen Vorkommnissen in dem Buche sich findet, ist so unsicher, so fremdartig, so nebelhaft fast, daß wir nicht wissen, haben wir einen wirklichen Schauplatz vor Augen oder eine Phantasmagorie? Dieselbe Verworrenheit herrscht in der Geschichte selbst, in den Charakteren, durch welche sie sich bildet. Wir fragen uns: ob die Frau keusch, ob sie schamlos sei? Der Mann hat eigentlich Recht, aber zugleich ist er nichtswürdig. Warum sind die Beiden Mann und Frau? Wie wissen's auch nicht. Wir wissen Nichts. Das Buch trägt seinen Titel mit Recht: es ist das Buch eines Träumers. Unmoralisch ist es nicht, trotz aller Leidenschaftlichkeit, es ist auch genial, aber es ist unheimlich, es beängstigt, man ist froh, es gelesen zu haben, man bleibt betäubt davon. Ich habe es drei Mal weggelegt und endlich doch, wie gezwungen, mit Hast durchgebracht. Ich entsinne mich einiger Bücher aus unserer früheren romantischen Periode, die einen gleichen Eindruck bei mir zurückgelassen haben. Mit einem Worte, das Buch ist ein Fiebertraum, aber man muß ein begabter Kopf sein, um solche Fieberträume lesen zu können.

Das gerade Gegentheil von dieser bizarren Schöpfung ist Zetternam's letzter Roman „Wie man Maler ist," welcher sich dem Namen nach dem bekannten kleinen Buche von Conscience „Wie man Maler wird" anzuschließen scheint, aber durchaus keine Nachahmung ist. Zetternam ahmte nie nach, selbst nicht Conscience. Dennoch gehört dieses Buch gewissermaßen nicht ihm selbst an; es ist nicht sowohl Eugen Zetternam, der es geschrieben hat, wie der Blaming. Um es ebenfalls mit einem Worte zu bezeichnen: es ist die amende honorable Zetternam's gegenüber dem echt vlamischen Leben. Eine verwittwete Mutter hat ihren einzigen Sohn aufgezogen und ihn Künstler werden lassen — der Junge verspricht viel. Es ist ein guter, stiller, häuslicher Junge, der auf Erden Nichts hat, Nichts kennt, Nichts liebt und sogar Nichts malt, als „Mutter." Mutter ist damit natürlich auf das Höchste zufrieden und denkt, es wird immer so fortgehen. Friedrich aber bekommt allmählich Sehnsucht nach der Welt. Er will nicht immer nur in Antwerpen bleiben, er will mehr sehen. „Und seht Ihr denn nicht genug, wenn Ihr Eure Mutter seht? O fahrt fort, Mütter und Kinder zu malen!" Ein alter Bilderhändler, Mynheer Verkammen, eine meisterhaft gemachte Figur, die beste im ganzen Buche, unterstützt mit seiner ganzen Beredtsamkeit dieses Programm der guten Frau, und — Zetternam selbst ergreift Partei gegen seinen Helden. Hier ist dann eine zweite Theorie, welche die vlamische Literatur in einer kräftigen und naturgemäßen Entwickelung ebenso hemmen kann, wie die von der „einen Liebe." Ich meine das Heraufschrauben des Verhältnisses zwischen Mutter und Kind. Diese beklagenswerthe Verfälschung des einfachsten Gefühles ist in unserem Jahrhundert häufig. Das deutsche Familienleben wird dadurch oft bis auf den Grund zerstört, und in der englischen Roman-Literatur regt sich seit etwa zehn Jahren eine so lebhafte Reaction dagegen, daß man wohl annehmen kann, die „falsche Mütterlichkeit" habe in England gleichfalls Unheil angerichtet. Und nun fangen auch die Blamingen an, aus der Mutter, der von Gott eingesetzten Schützerin der Kindheit, ein Götzenbild zu machen, zu dessen Füßen die Kinder ihre ganze Zukunft zum Opfer bringen sollen! Dieses Verschieben des natürlichen Standpunktes macht es denn auch, daß wir mit Zetternam über seinen Helden nicht gleicher Meinung sein können. Er verurtheilt ihn ohne Gnade, und wir finden, daß der arme Friedrich doch eigentlich Nichts thut. Er will nach Rom, und als „Mutter" ihn endlich frei läßt, da findet er Raphael schön. Aber das sind schwere Verbrechen, für welche der unglückliche Junge schwer büßen muß, so schwer, daß er sich auf ein Haar in die Schelde stürzt. Verkammen, der, als guter Blaming, natürlich eifrigst mit geholfen hat, den verlorenen Sohn bis zur Verzweiflung zu treiben, Verkammen erwischt ihn jetzt noch gerade im letzten Augenblick am Rockzipfel. Ich wollte es ihm auch gerathen haben, dem alten Brummer und Knurrer mit seinem „Verdorb!" Und etwas Strafe bekommt er selbst jetzt noch: Friedrich ist allerdings gerettet, liegt aber in tiefer Ohnmacht. Verkammen hat vermuthlich noch nie einen Ohnmächtigen wieder in's Leben zu bringen gehabt, er geberdet sich in seiner Angst auf das Drolligste. Auf den Knien, die Hände ringend, schreit er jammervoll: „Lieber Junge, ich gehe ja d'rauf, wenn du nicht wieder zu dir kommst! Weißt du wohl, daß du mein Kunstsohn bist?" Nach langem vergeblichen Jammer bringt Verkammen seinen Friedrich wieder zu sich selbst, er bringt ihn „Mutter" wieder, er bringt die Heirat zu Stande, von welcher das Glück seines „Kunstsohnes" abhängt, er ist ebenfalls glücklich, er ist mit sich selbst zufrieden, er zwingt auch uns, es zu sein, und ihm seine Bullenbeißerart zu vergeben. Ich wiederhole es: Mynheer Verkammen ist meisterhaft gemacht und ebenso meisterhaft, mit dem ganzen Geschick dessen, der seine Sache aus dem Grunde versteht, ist das Werden und Machen der Bilder geschildert. Keine philosophischen Kunstphrasen, wie sie in Deutschland über uns kommen, sobald wir in einem Buche vor eine Staffelei geführt werden, nein, ein natürliches Vorsichgehen des Schaffens mit einem ebenso praktischen, wie geistreichen Verständniß dargestellt. Eine wahre Wohlthat für eine arme Seele, wie die meine, welcher der Begriff für das Reblicht-Erhabene gänzlich abgeht.

Und nun zu dem Buche, welches mich zu Thränen gebracht hat. Es ist kein großes Buch, es ist eigentlich nur ein Heftchen. Sechzig Seiten, nicht mehr. Und kein außerordentlicher Titel — „Tantchen Mortelmans." Nichts weiter. Aber auf diesen sechzig Seiten und unter diesem alltäglichen Titel ein Drama, erschütternd, wie nur eins. Ein Drama mit so wenig Personen, wie möglich. Mann, Frau und Kind, der frühere Compagnon des Mannes, der Sekretair des Compagnons und Tantchen Mortelmans. Das ist Alles und zugleich genug. Der Mann, Alfred Waterkamp, betreibt die Geschäfte menschlich, versteht sie also nicht. Er nimmt einen Compagnon, Goedgebuer — der versteht sie besser. Folglich beginnt nach einigen Jahren Goedgebuer ein Geschäft auf eigene Rechnung, und Waterkamp — ist sein Schuldner. Waterkamp bezahlt redlich und ist bald gänzlich arm. Er versucht, das Elend zu bekämpfen und findet, daß es stärker ist, als er. Als es ihn ganz hat, entschließt er sich, an Goedgebuer zu schreiben und ihn um Hülfe zu bitten. Goedgebuer eilt von Brüssel herbei; Waterkamp erwartet ihn an der Eisenbahn. Mit diesem Erwarten beginnt die Erzählung — es ist meisterhaft geschildert. — Zetternam verstand die schwere Kunst des Anfangens. Die falsche Scham der Armuth treibt Waterkamp fast bis zum Wahnsinn; er hat Goedgebuer zu Hülfe gerufen, er wartet auf ihn, er hat nur noch zwei und einen halben Franken, seine Frau liegt verschmachtend auf ihrem Lager, sein Knabe hungert, er fühlt, daß es seine heiligste Pflicht ist, ihnen noch an diesem Abend Rettung zu sichern, er sieht Goedgebuer, er nähert sich, die Schildwache ruft: en arrière! und er läßt sich zurückschrecken, läßt Goedgebuer in die Bigilante steigen, läßt die Bigilante sich zwischen anderen verlieren und kommt mit seinen zwei und einem halben Franken zu Magdalena, seiner todtkranken Frau, zu Isidor, seinem hungernden Knaben, zurück. Die Frau fleht ihn an, doch nur diesen einen Abend die Wochenmiethe von zwei Franken nicht zu bezahlen — nein! — „Ich will ein ehrlicher Mann bleiben!" — Ein ehrlicher Mann — und seine Verantwortlichkeit gegen Frau und Kind — wie erfüllt er die? Tantchen Mortelmans kommt, sich den Wohnzins zu holen — sie würde weit lieber bringen, denn sie ist ein guter, stiller, hülfreicher Geist, aber der Stolz — nein! Waterkamp steckt ihr durch die Thürspalte die zwei Franken zu. Da fragt ihn seine Frau: „Für wie viel brauchen wir, um zu ersticken?" Er fragt: „Und unser Isidor?" — „Wenn der Vater nicht den Muth hat, um Brod für sein Kind zu bitten, so muß er den haben, es sterben zu sehen," ist die Antwort. Hart, furchtbar, aber gerecht. Läge der Mann da, wo die Frau liegt, sie bäte für ihn. Er thut's nicht. Allerdings geht er am Morgen mit dem sogenannten festen Entschluß fort, Goedgebuer zu suchen, aber als er ihn nicht findet, weil Goedgebuer in keinem Hôtel, sondern bei Tantchen Mortelmans, seiner Tante, abgestiegen ist, da — ist er im Geheimen zufrieden. Und als er Goedgebuer, der wirklich nach ihm sucht, dicht vor sich auf der Straße sieht, erblickt er zugleich ein Kind, welches den Reichen um ein Almosen anfleht. Dieses Kind ist Isidor, und der wahnsinnige Vater weiß nichts Besseres zu thun, als den Knaben an sich zu reißen, mit ihm hinauf in die Kammer des Elends zu stürzen und die verschmachtende Frau mit Vorwürfen über die Schande anzufallen, welche ihm daraus erwachsen könne, daß sein Knabe genöthigt sei, zu betteln. Ich entsinne mich, noch nicht ein solch erschütterndes Bild männlicher Feigheit gefunden zu haben — es grauft Einem davor bis in die Seele hinein. Nur ein wirkliches Genie hat den Muth, dergleichen ohne Rücksicht zu schildern.

Zetternam läßt es nicht bis zum Tode kommen; Isidor, welchem aufgegeben worden ist, vor der Thür des Zimmers zu beten, während seine Eltern drinnen den Kohlendampf einathmen, Isidor, der unaussprechlich liebe und rührende Knabe, schreit plötzlich angstvoll: „Mutter, Mutter, mir ist so bange!" Dieser Schrei dringt durch den tödtenden Dampf, sowie durch den Wahnsinn des Vaters: Waterkamp stürzt nach der Thür, reißt sie auf, die Luft, die Vernunft, das Leben dringen zugleich mit dem weinenden Kinde herein, Magdalena erwacht von dem Neugeschrei ihres Mannes, Tantchen Mortelmans faßt sich endlich den Muth, an die Thür ihrer Miethsleute zu klopfen, ohne daß es Sonnabend, d. h. Zahltag der Wochenmiethe ist. Sobald sie kommt, ist auch Hülfe da. Waterkamp überwindet sich, sie anzunehmen, die Familie wird wieder glücklich, sagt Zetternam. Ich aber frage: „Wird auch die Frau wieder

glücklich geworden sein? Wird sie je wieder echtes und rechtes Vertrauen zu dem Manne gefaßt haben, der sie sterben lassen wollte, weil er nicht sagen konnte: „helft ihr!“ Ich stelle mir vor, nach einer solchen Erfahrung müßte die Frau jeden Morgen vor einem möglichen Unglück zittern, in welchem sie an ihrem Manne abermals keine Stütze und keinen Schirm finden würde, und so sage ich: „arme Magdalene!“ Und: „armer Betternam!“ sage ich auch. Sein Leben zu schreiben, ist mir schwer geworden.

Ida von Düringsfeld.

Central-Asien.

Adolf Schlagintweit und sein Mörder.

Wir haben schon des russischen Reisenden Walichanov gedacht, der im Jahre 1858 Kaschgar besucht und interessante Nachrichten über diese terra incognita zurückgebracht hat. Walichanov, der Sohn eines kirgisischen Sultans, der sein Geschlecht von Tschiagis-Chan ableitet, schloß sich in der Tracht eines Kaufmanns aus Margilan (im Chanat Kokand) einer Karavane an, die von der sibirischen Gränze nach Kaschgar vordrang, und obwohl sein Leben oft in Gefahr schwebte, gelang es ihm doch, diese beschwerliche Expedition glücklich auszuführen. Sein Reisetagebuch soll nächstens auf Kosten der Petersbuerger Geographischen Gesellschaft im Druck erscheinen; einstweilen veröffentlicht die in russischer Sprache erscheinende „Nordische Biene“ einige Details, die er über den Tod des unglücklichen Adolf Schlagintweit mittheilt, und die das deutsche Publikum mit besonderer Theilnahme lesen wird.

„Kaschgar ist gegenwärtig eine chinesische Provinz, aber die Chodschas von Andidschan, welche einst dieses Land beherrschten, bemühen sich unablässig, es wieder zu erobern. Sie befinden sich unter der Aufsicht des Chans von Kokand, Mollabek, der alle ihre Bewegungen überwacht und dafür von den Chinesen eine bestimmte Vergütung erhält. Im Jahr 1857 benutzte der Chodscha Wali-Chan-Tjura einen zwischen dem Chan von Kokand und dem Emir von Buchara ausgebrochenen Krieg, um sich aus Andidschan zu entfernen, und erschien mit einer Schaar Genossen plötzlich vor den Mauern Kaschgar's. Die Stadt wurde nach schwachem Widerstande genommen, und die chinesische Garnison zog sich in das Fort Gülbag zurück, welches sieben Werst von der Stadt, am Flusse Kisyl liegt. Dies geschah in der Nacht, und am folgenden Morgen ritt ein Herold durch die Straßen von Kaschgar und rief den legitimen Monarchen Besurek-Chan zum Herrscher aus. Durch den Namen dieses Fürsten, der sich der allgemeinen Liebe erfreute, hoffte Wali-Chan das Volk auf seine Seite zu bringen, welches ihn selbst wegen seiner Grausamkeit und Wildheit haßte. Bereits im Jahr 1848 hatte er einen Versuch gemacht, sich der Herrschaft zu bemächtigen, aber durch seinen zügellosen Charakter eine so heftige Opposition erregt, daß er die Flucht ergreifen mußte; aus diesem Grunde schob er jetzt eine andere, beliebtere Persönlichkeit vor. Die List gelang. Seine erste That war, sämmtliche höhere Beamten hinzurichten und ihre Stellen an seine Anhänger zu vergeben. Alsdann beschäftigte er sich mit der Bildung und Organisirung eines Heeres und schritt zur Belagerung der Festung Gülbag, während er seinen Helfershelfer Till-Chan nach Jarkand sandte, um den Gasat oder heiligen Krieg gegen die Chinesen zu verkünden. Man glaubte lange Zeit, daß Schlagintweit in Jarkand durch Till-Chan umgebracht worden sei, bis hierüber authentischere Nachrichten eingingen. Die Herrschaft Wali-Chan's in Kaschgar dauerte 110 Tage. Seine Grausamkeit wurde sprüchwörtlich; wie es heißt, hat er nicht einen einzigen Tag vorbeigehen lassen, ohne eigenhändig mehrere Menschen zu tödten. Einmal ließ er einen Musikanten auf der Stelle tödten, weil er gewagt hatte, in seiner Gegenwart zu gähnen. Ein anderes Mal hieb er mit Einem Schlage den Kopf eines Knaben ab, dessen Vater ihm einen Säbel dargereicht und die Trefflichkeit der Klinge gerühmt hatte; dem Vater gab er ein Ehren-Chalat und ließ ihn in Frieden ziehen. Am Ufer des Flusses Kisyl ward eine Pyramide aus den Köpfen der Leute aufgethürmt, die auf Befehl Wali-Chan's hingerichtet worden; unter ihnen befanden sich Naamet-Chan, der ehemalige Aksakal (Aeltester) von Kaschgar, Chalyl-Bek, ein tapferer Feldherr, und ein Ferengi oder Europäer, aller Wahrscheinlichkeit nach Adolf Schlagintweit. Derselbe war aus Jarkand nach Kaschgar gekommen und gab sich für einen englischen Hakim aus. Die Einwohner waren über seine Ankunft sehr erfreut; viele von ihnen waren gezwungen worden, ihre täglichen Beschäftigungen zu verlassen, um an der Belagerung von Gülbag Theil zu nehmen, und sie glaubten nun, daß der Europäer die Belagerungs-Arbeiten schneller zum Ziele führen, und sie dadurch von dem unfreiwilligen Kriegsdienste erlösen würde. Schlagintweit wurde sogleich nach dem Kisyl gebracht, um dem Chodscha vorgestellt zu werden, aber Wali-Chan befand sich eben in der Stadt, und Jener mußte wieder umkehren. Unterweges fragten ihn die Kokander Kaufleute, ob es möglich sein werde, die Festung zu nehmen. „Nichts ist leichter,“ erwiderte Schlagintweit, „wenn Ihr nur genug Hände habt.“ (?!) Es ist schwer zu errathen, was er hiermit sagen wollte. Vielleicht dachte er an die Errichtung einer Pontonbrücke von Leder.

„Nawan-Bey, ein Kaufmann aus Margilan, der mit Wali Chan verwandt und mit dem Reisenden Walichanov * befreundet war, erzählte Letzterem, daß der Ferengi ihm aufgetragen habe, einige Stücke Goldstoff zu kaufen, um sie dem Chodscha als Geschenk darzubringen. Bei der Zusammenkunft Schlagintweit's mit Wali-Chan forderte ihn dieser die Papiere ab, die er bei sich hatte. Auf die Antwort des Europäers, daß die Dokumente an den Chan von Kokand gerichtet seien, und daß er nicht das Recht habe, sie einem Anderen einzuhändigen, gerieth Wali-Chan in heftigen Zorn und sprach das Todesurtheil aus. Die erwähnte Zusammenkunft fand in dem Schlosse oder dem Hause des Gouverneurs statt. Die Frau des Reisenden Walichanov** sah, wie die Scharfrichter den Unglücklichen über den Ait-han (einen großen Platz, auf welchem sich die Haupt-Moschee befindet) schleppten. Er war von hohem Wuchs und trug die Landeskleidung; sein Kopf war bloß und seine langen Haare wehten in der Luft. Das Todesurtheil wurde außerhalb der Stadt vollstreckt und der abgehauene Kopf auf die Pyramide gesteckt. Dieses ereignete sich im August 1857. Der Chodscha Wali-Chan bemächtigte sich aller Habseligkeiten Schlagintweit's, mußte aber bald selbst aus Kaschgar entfliehen, welches die Chinesen von Neuem eroberten, indem sie der in Gülbag eingeschlossenen Besatzung mit einer starken Armee aus Kuldscha zu Hülfe kamen. Da er nicht nach Kokand zurückzukehren wagte, so begab sich Wali-Chan zu Ismail-Schach, dem Beherrscher von Derwas, der ihn jedoch sofort dem Chan von Kokand auslieferte, nachdem er ihm erst seine ganze Habe abgenommen, unter der sich wahrscheinlich auch die Papiere Schlagintweit's befanden.

„Ein Diener Schlagintweit's, Abdulla aus Kaschmir, übergab bekanntlich dem Obersten Edwards in Peschawer ein Schreiben des Hauptführers oder Karavanbasch, Muhammed-Amin aus Jarkand, in welchem Letzterer das traurige Ende des Reisenden anzeigte. Abdulla langte im December 1858 aus Kokand, wohin man ihn nach der Einnahme von Kaschgar geschickt hatte, über Samarkand, Buchara, Balkh ꝛc. in Peschawer an; aller Wahrscheinlichkeit nach ist er zur selben Zeit durch Buchara gekommen, als sich die russische Gesandtschaft*** dort aufhielt (vom 3. Oktober bis zum 12. November 1858). Damals wußte leider noch Keiner von uns etwas von dem in Kaschgar vorgefallenen Trauerspiel. Die offiziellen Nachforschungen begannen erst viel später.“

China.

Lügen auf chinesische Rechnung.

Wenn man den Unsinn, welchen die Chinesen von den Europäern und die letzteren von den Chinesen einander erzählen, in zwei große Wagschaalen legte, so wär' es interessant, zu ermitteln, welche Schaale wohl tiefer sänke.

In Nr. 9 des „Magazin“ steht ein Artikel: „Studenten in China,“ dessen Original in der Revue de l'instruction publique angeblich einen „Sinologen“ zum Verfasser hat. Dieser Artikel enthält aber, besonders was Schrift und Sprache China's betrifft, solche Ungereimtheiten, daß Jeder, der nur die Einleitung zur ersten besten chinesischen Sprachlehre aufmerksam gelesen, dem Verfasser in's Gesicht lachen muß. Wir begrüßen hier einmal wieder das längst verschimmelte liebe Märchen von achtzigtausend Buchstaben, mit denen ein Gelehrter, der die

* Der Sultan Walichanov ist ja nicht mit dem Chodscha Wali-Chan zu verwechseln.

** In Kaschgar existirt nach dem Berichte Walichanov's der Gebrauch, daß Fremde, welche dort ankommen, sich für die Dauer ihres Aufenthaltes verheiraten und bei ihrer Abreise der Frau eine bestimmte Summe Geldes hinterlassen. Diese Ehen werden mit allen Ceremonien der muhammedanischen Religion begangen und als vollkommen gesetzmäßig betrachtet.

*** Unter der Leitung des seitdem durch seine Thätigkeit in China berühmt gewordenen Generals Ignatjew. D. R.

ganze Literatur beherrschen will, und ebenso jeder muthmaßliche Thronerbe sein Gedächtniß zu mästen habe. Dieses Märchen ist allerdings ganz folgerecht aus einem anderen eisgrauen Mythus entstanden, demgemäß nur mehr oder weniger Auswendigbehaltenes im chinesischen Reiche die Grade der Anstellungsfähigkeit bestimmen soll.

Allein der angebliche „Sinolog" begnügt sich nicht mit Aufwärmung des alten Kohls: er erfindet noch eine Würze, um ihn schmackhafter zu machen. „Die chinesische Sprache," versichert er — „besitze nur 300 einsilbige Wurzelwörter; um nun die vielen verschiedenen Bedeutungen eines und desselben Wortes auszudrücken, bediene man sich, außer vier Arten Betonung, der mannigfachsten Biegungen der Stimme (??!), und dies Alles werde genau durch Schriftzeichen angegeben (!!!), so daß diese die ungeheuere Zahl von 80,000 erreichen!"

Der Verfasser will also seinem Publikum — in allem Ernste, wie es scheint — den Glauben beibringen, man habe die (angeblichen) 300 Wurzelwörter durch Betonung und Stimmbiegungen (??) in 80,000 verwandelt (!!!) Ob es auf irgend einem andern Weltkörper Geschöpfe giebt, deren Sprachorgane solche Wunder wirken, bleibe dahin gestellt; auf dem unsrigen würden hundeköpfige, oder den Kopf unter der einen Schulter tragende Völker eine viel weniger befremdende Erscheinung sein.

Das Wahre von der Sache ist Folgendes. Die Chinesen besitzen gegen 500 (nicht 300) unveränderliche Grundwörter, die an sich schon zum Theil durch sehr feine Abschattung der Aussprache sich unterscheiden, und deren Zahl durch gewisse Modulationen der Stimme (die sogenannten Accente) auf höchstens zwölfhundert gesteigert wird. Größeres hat das chinesische Sprachorgan nicht geleistet. Die Zahl der Begriffe mußte mit der Zeit den kleinen Wortvorrath sehr überflügeln, und so wurden den meisten der erwähnten 1200 Wörter sehr viele Bedeutungen zugetheilt, die man aber in mündlicher Rede durch eine Art von Zusammensetzung, über welche die Grammatik Auskunft giebt, befriedigend unterscheidet.

Was nun die Schrift angeht, deren ideographische Zeichen immer einfachen Grundwörtern entsprechen, so vermehrten sich diese Zeichen allerdings mit der Vermehrung der Begriffe, aber bei weitem nicht in dem Grade, daß es für jeden Begriff ein eigenes Zeichen gäbe, und nicht mancher umschrieben werden müßte. Außerdem hat ein Wort, auch sofern ihm ein bestimmtes Schriftzeichen entspricht, oft viele verschiedene Bedeutungen. Die Zahl der nothwendigen Zeichen mag ungefähr sechstausend betragen; aber von jedem giebt es eine gute Anzahl Varianten, Erzeugnisse einer, den Chinesen sonst nicht sehr eignen, Liebe zur Veründerung, die größtentheils ohne praktischen Werth und ein wahrer Ballast der Wörterbücher sind.

Das Chinesische ist als Sprache der ernsteren Literaturzweige sehr schwierig, und sein eifrigster Pfleger bleibt deswegen viel länger, als ihm lieb ist, Anfänger. Aber die Schwierigkeiten liegen weder in der Zahl, noch in der Natur der Schriftzeichen, sondern in der Vieldeutigkeit manches Zeichens und in der Abwesenheit fast alles dessen, was wir Grammatik zu nennen gewohnt sind. Dazu kömmt noch öfter eine mehr als lakonische Kürze des Ausdrucks, der vielen ungenauen Texte gar nicht zu gedenken. Wenn Jemand ein ganzes chinesisches Wörterbuch auswendig lernte, so würde er damit allein nicht drei Zeilen eines schwereren Textes verstehen.

Man vergleiche übrigens mit obigem Artikel: „Schulen und Examina im chinesischen Reiche" („Magazin" d. Ausl., 1841, Nr. 38—39). Ferner: „Ueber militairische Prüfungen bei den Chinesen" (ebend. 1842, Nr. 144). Endlich Meadows in seinem vielfach belehrenden Werke China and its rebellions (Kap. 2). W. Sch.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Geschichte vom Standpunkte der Volkswirthschaft. Was man bisher „pragmatische Geschichte," zum Unterschiede von der philosophischen und der politischen Geschichte, genannt hat, war doch weit davon entfernt, das reale Leben der Völker in allen seinen Phasen, in seinen Wandlungen, Spiralbewegungen und Fortschritten darzustellen. Herr Dr. Max Wirth, Verfasser eines Werkes über die Grundzüge der National-Oekonomie und Redacteur des in Frankfurt am Main erscheinenden „Arbeitgeber," hat sich diese Aufgabe gestellt, indem er in seiner „Deutschen Geschichte von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart"* die volkswirthschaftliche Entwickelung Deutschlands von den frühesten historischen Ueberlieferungen bis zur Zeit der Dampfmaschinen und Eisenbahnen schildern will. Sein Werk, von welchem uns das erste Heft vorliegt, ist der erste, uns bekannte Versuch, neben der politischen auch die wirthschaftliche Seite des Volkslebens zu beleuchten. Die Aufgabe ist schwierig, einen Weg zu ebnen, dessen Ziel zwar vollständig klar vor unsern Augen liegt, dessen Linie und Windung jedoch noch ganz ungelichtet und unbekannt ist. Wir wollen daher den rüstigen Pionier mit unseren besten Wünschen begleiten und vorläufig nur so viel sagen, daß der Verfasser in seiner dem ersten Hefte vorangeschickten Einleitung die Entwickelungsgesetze der Volkswirthschaft behandelt, wie sie durch den Einfluß des Klima's, die Natur-Anlagen der Menschen und die Bedürfnisse der Gesellschaft gegeben sind. Um den Standpunkt des Verfassers zu charakterisiren, heben wir folgende Stelle der Einleitung hervor:

„Der Hauptvorzug, der die neuere Civilisation vor der des Alterthumes auszeichnet, und das Mittel, das ihr einen großartigeren Aufschwung und längere Dauer verspricht, ist die Freiheit der Arbeit und die ungleich höhere Entwickelung der realen Wissenschaften. Die Unfreiheit der Arbeit war eine der Hauptursachen des frühen Unterganges der antiken Kultur. Es ist eine nothwendige Wirkung des Gesetzes der Gegensätze, daß eine Gesellschaft in sich selbst zerfallen muß, die auf den Grundsatz begründet ist: daß der eine Theil die Arbeit, der andere den Genuß allein hat.* Je mehr die herrschende Klasse dem Genuß allein fröhnte, und je mehr die arbeitende von diesem ausgeschlossen war, um so mehr ging der Staat seinem Untergange entgegen. Denn es war natürlich, daß die arbeitenden Klassen, welche überdies die große Mehrzahl bildeten, kein Interesse an der Erhaltung des Bestehenden hatten, keine Vaterlandsliebe kannten und endlich die germanischen Feinde (Rom's) wie Erlöser betrachteten. Im Gegensatze zu diesem naturgesetzwidrigen Zustande, ist die moderne Kultur auf die Freiheit der Arbeit begründet, das Gleichgewicht zwischen den Gegensätzen von Arbeit und Genuß, wenn nicht gänzlich hergestellt, so doch im Verhältnisse zur Sklaverei und Hörigkeit von so geringen gesetzlichen Schranken gehindert, daß im Laufe der Kultur-Entwickelung das möglichste Ebenmaß erreicht werden kann. Durch die Konkurrenz der freien Arbeitskraft werden die Menschen zugleich zum Wetteifer in Ausbildung ihrer Fähigkeiten und zur Verbesserung und Vermehrung der Güter-Erzeugung angespornt. Der Haß zwischen den verschiedenen Klassen vermindert sich, und mit der Vermehrung der Genußmittel und der Verschönerung des Lebens wächst auch die Liebe zum Vaterlande. Am Wirksamsten wird die Freiheit der Arbeit durch die Fortschritte der Wissenschaft unterstützt. Durch diese werden einerseits immer mehr unentgeltlich arbeitende Naturkräfte in den Dienst der Menschen gezogen und diese, von der gröberen Arbeit erlöst, zu höherer Beschäftigung emporgehoben, andererseits die Organisation der Gesellschaft oder des Staates mehr und mehr dem Einflusse des Irrthums und der Willkür entrückt und nach wissenschaftlichen Grundsätzen geordnet und verbessert. Vermöge des Prinzips der Arbeitstheilung, nimmt die Wissenschaft allmählich der Regierung einen Theil der Arbeit ab, indem sie auch vor ihrem Forum die Prinzipien der zu erlassenden Gesetze und Einrichtungen diskutirt, läutert und feststellt. In dieser Richtung hat in den neueren, namentlich germanischen Kulturstaaten die Wissenschaft mittelst des freien koeporativen Elementes in den Kongressen verschiedener Fachmänner gerade den schwierigsten Theil der Staatsarbeit auf sich genommen und den Regierungen damit die Gelegenheit gegeben, größere Aufmerksamkeit auf die Ausführung im Einzelnen zu verwenden."

Das erste Heft des neuen Geschichtswerkes ist der Zeit gewidmet, deren Schilderung in Deutschland uns Tacitus überliefert hat, und schließt mit dem Tode Hermann's des Cheruskers ab. Wir gestehen, daß wir eine volkswirthschaftliche Wirksamkeit in jener Epoche unseres Vaterlandes, wo alle Arbeit noch ungetheilt war, wo noch keine Städte im Gegensatze zur ackerbauenden Bevölkerung existirten, und wo Jagd, Viehzucht und Fischerei neben dem Bau des Bodens die einzigen Beschäftigungen des Volkes waren, noch nicht wahrzunehmen vermögen, doch mag zur Grundlegung des Baues immerhin auch eine gründliche Kenntniß der Vorgeschichte des deutschen Volkslebens nothwendig und von Nutzen sein. Mit Interesse sehen wir den weiteren Fortsetzungen der Darstellung entgegen.

— Das Norwegische als Schriftsprache. Mit Bezug auf unseren Artikel „Norwegische Dichter" in Nr. 6 des „Magazin" wird uns Folgendes geschrieben:

„Es ist allerdings richtig, daß zwischen der dänischen und der nor-

* Frankfurt a. M., Expedition des „Arbeitgeber," 1861.

* Es mögen sich dies die Sklavenstaaten Amerika's, zu denen auch Brasilien gehört, besonders gesagt sein lassen.

wegischen Sprache — namentlich dem im Uplande gesprochenen Dialekte — ein noch größerer Unterschied ist, als zwischen dem Hochdeutschen und dem Friesischen. Der Geist der norwegischen Volkssprache ist der des Isländischen, und ihre Wörter sind mit wenigen Ausnahmen dieselben. Ein Däne oder Schwede, der diese Sprachen blos verstehen lernen will, muß sehr tüchtige Sprachstudien machen. In den Haupt- und Seestädten Norwegens wird nur Dänisch, wiewohl mit hartem und etwas singendem Accente, gesprochen; Amts- und Schriftsprache ist auch nach dem Jahre 1814 das Dänische, und zwar in ganz Norwegen, geblieben. Das Altnordische ist nur die Volks- und Kirchensprache der Bauern, Jäger und Fischer. Von den Schriftstellern des Landes kennen wohl nur die sprachwissenschaftlich gebildeten Männer auch das Altnordische. Dichtungen in dieser Sprache hat jedoch weder Andreas Munch, noch irgend ein anderer nie bekannter norwegischer Dichter, bisher veröffentlicht. Wenn es daher auf deutschen Bücher-Titelblättern heißt: „aus dem Norwegischen übersetzt," so ist das nicht ganz wahrheitsgemäß; richtiger wäre: „aus dem Dänischen des norwegischen Dichters" ꝛc. Ein Skandinavier.

— Victor Hugo und die Brasilianer. Vor einigen Monaten starb in Rio de Janeiro am gelben Fieber ein Schicksalsgenosse Victor Hugo's, ein französischer Verbannter, Charles Ribeyrolles, der in Rio ein französisches Journal unter dem Titel „Le Brésil" herausgegeben und zugleich ein vortreffliches Buch über Brasilien geschrieben hatte, worin er sich, unter Anerkennung der Bestrebungen einiger von europäischer Gesinnung beseelten Männer des Landes, sehr entschieden gegen die noch in Brasilien herrschende und von den großen Gutsbesitzern begünstigte Sklaverei aussprach. Einige Freunde Ribeyrolles' wandten sich an Victor Hugo mit der Bitte, daß er ihnen eine Inschrift für das auf dem Grabe des Verstorbenen zu errichtende Denkmal übersenden möge, und der Dichter ist diesem Wunsche nachgekommen, indem er mit einem Schreiben aus Guernsey vom 4. November 1860, worin er unter Anderm sagt, daß es ganz in der Ordnung sei, „wenn freie Männer ein Grabmal demjenigen errichten, der durch einen Despoten seiner vaterländischen Erde beraubt worden," das nachstehende Epitaph einsandte:

A Charles Ribeyrolles.

Il accepta l'exil, il aima les souffrances,
Intrépide, il a voulu toutes les deliverances;
Il servit tous les droits par toutes les vertus,
Car l'idée est une glaive et l'ame est une force,
Et la plume de Wilberforce
Sort du même fourreau que le fer de Brutus.

Victor Hugo.

Der Name des edlen Wilberforce auf dem durch die Sklaverei und sogar durch die Versklavung weißer, eingewanderter Arbeiter noch immer entweiheten, brasilianischen Boden klingt zwar wie eine Satire auf das Land selbst, aber die Verse des beredten, französischen Dichters werden vielleicht mehr, als alle europäischen Zeitungsartikel, dem brasilianischen Volke zum Bewußtsein bringen, daß es vor Allem die Schmach der Sklaverei und der Mißhandlung der armen, europäischen Einwanderer vor sich abthun müsse, wenn es sich wirklich als eine freie und civilisirte Nation angesehen wissen will.

— Die Salons von Wien und Berlin.* Ueber die unter diesem Titel in Paris erscheinende Schrift sagt die Revue des deux Mondes in ihrem Bulletin: „Ungeachtet seines Rufes der Gastfreundlichkeit ist Deutschland nicht Jedem leicht zugänglich, und um in den Salons von Wien und Berlin Zutritt zu bekommen, wird man eines wohlunterrichteten Führers oft bedürfen. Ein solcher Führer ist der Verfasser der vorliegenden Schrift, der uns die Gesellschaft der beiden deutschen Hauptstädte in den verschiedensten und interessantesten Schattirungen zeigt. Wollt Ihr mit Herrn von Varnhagen, mit dem Erzherzog Karl oder mit dem Fürsten Metternich Euch unterhalten — unser Weltmann wird Euch bei ihnen einführen. Zieht Ihr eine musikalische Unterhaltung mit dem Abt Vogler oder mit seinen Schülern Karl Mario von Weber und Meyerbeer vor — nun, auch mit diesen macht Euch unser Weltmann bekannt, der reich an Erinnerungen und Beobachtungen ist, die von einer längeren Vertrautheit mit deutschen Personen und Zuständen zeugen. Leider ist jedoch unser Weltmann mehr mit der Vergangenheit und mit den Männern von gestern, als mit den heutigen Erscheinungen bekannt, und in dieser Beziehung entspricht das Buch nicht ganz dem Titel, den es trägt."

* Les salons de Vienne et de Berlin, par l'auteur des Hommes du jour. Paris, Michel Lévy.

— „Rom oder Florenz," so heißt eine kleine Schrift von Signor Casati, worin die Ansicht vertreten ist, daß es für Italien nicht vortheilhaft sein würde, wenn es Rom zu seiner Central-Hauptstadt machte. Casati nennt Rom eine „Paradestadt" und stellt eine Menge von Gründen zur Bevorzugung von Florenz auf. Rom, meint er, sei und bleibe die Hauptstadt der christlichen Welt, als welche es auch von Italien anerkannt werde, doch Letzteres, das seine besonderen, nicht mit denen der übrigen Welt zusammenfallenden Interessen habe, strebe natürlich auch nach einem anderen Central- und Mittelpunkte, als dem der gesammten Christenheit. Die Stadt Dante's und der Medici scheint demnach die Ansprüche auf eine große Zukunft, die ihre große Vergangenheit ihr verleiht, noch nicht aufgeben zu wollen.

— Zur Naturgeschichte der Sprachen. Dr. Paolo Marzolo, früher Professor an der Universität Padua — die jetzt unter österreichischer Herrschaft ganz verlassen zu sein scheint — hält seit einiger Zeit Vorlesungen über Sprach-Philosophie in der wissenschaftlich-literarischen Akademie von Mailand. Die Einleitung zu diesen Vorlesungen ist soeben unter dem Titel: „Proiusione al corso di storia naturale della lingua" im Druck erschienen. Die organische Entwickelung der Sprachen, wie sie namentlich in Deutschland von den Begründern der vergleichenden Sprachkunde gelehrt wird, ist der Gegenstand dieser Einleitung. Der Auffassung Marzolo's gegenüber werden die älteren Linguisten Italiens von der Perseveranza als „pedanteschi filologici" bezeichnet.

— Italiänische Bibliographie. Kürzlich erschien in Florenz die erste Nummer des „Giornale della bibliografia italiana" (1861, Anno I), welches sich die Aufgabe stellt, alle in Italien erscheinenden literarischen Neuigkeiten zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Je ärmer Italien an derartigen Erscheinungen ist, um so mehr muß es dem Bücherfreund eine angenehme Wahrnehmung sein, nach Verlauf eines Jahres eine zweite, regelmäßig erscheinende, italiänische Bibliographie an das Licht treten zu sehen.

Nachdem vor einigen Jahren der Versuch des Herrn Giacomo Stella in Mailand, eine periodisch erscheinende Bibliographie zu gründen, wegen Mangels an Theilnahme mißglückt war, versuchte es zuerst wieder Herr Buchhändler Justus Ebhardt in Venedig im vorigen Jahre mit seinem in unserem „Magazin" bereits erwähnten Bullettino mensile, das allgemeine Interesse rege zu machen. Wenn auch dieses Unternehmen in Folge der drückenden Preßverhältnisse in Oesterreich nicht den gewünschten Erfolg erlangen konnte, so hat es doch den dankenswerthen Versuch gemacht, eine stark empfundene Lücke in der italiänischen Literatur auszufüllen.

Aufgemuntert durch dieses Beispiel, unternimmt es jetzt Herr Giacomo Molini in Florenz, dem Ebhardt'schen Versuche mit seinem „Giornale della bibliografia italiana" zu Hülfe zu kommen, und dürften wir hoffen, daß das, was sich dieser thätige Buchhändler in seinem Programme vorgesetzt hat, zur Ausführung kommt, so wäre einem großen Uebelstande abgeholfen. In Nachstehendem zeichnen wir in kurzen Umrissen den Plan des Unternehmens:

Das „Giornale della bibliografia italiana" erscheint, wie dies sein Titel anzeigt, in Form einer Zeitschrift in monatlichen Nummern, und zerfällt in drei Theile unter dem Namen Bibliographie, Chronik und Anzeigen. Die Bibliographie veröffentlicht die jedesmaligen Neuigkeiten des vorhergehenden Monats in alphabetischer Ordnung, mit Einschluß der Kunststiche, Lithographien, Photographien, Kartenwerke, Ansichten, Bildnisse, Musikalien ꝛc. Die Chronik widmet sich den Interessen des literarischen Eigenthums, der Preßfreiheit, des Buchhandels, der die Literatur betreffenden Gesetze; bringt biographische Notizen von Schriftstellern, Verlegern ꝛc. Die Anzeigen endlich werden ausländische Erscheinungen, unter der Presse sich befindende Werke, Auctionen ꝛc. enthalten.

Wie wir hören, haben die Herren Molini in Mailand und Ebhardt in Venedig sich verständigt, in Anbetracht der schwierigen Verkehrsmittel in Italien sich durch gegenseitige Mittheilungen zu unterstützen. Herr Ebhardt wird neben der Gratisvertheilung seines Bullettino mensile auch den Vertrieb des Giornale della bibliografia italiana in Deutschland besorgen, und sind daher beide Bibliographien durch jede Buchhandlung zu beziehen. F—t.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes; in Berlin auch die Zeitungs-Expedition Nr. 2, Niederwallstraße Nr. 21, und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefe entweder Franco an die Verlagshandlung in Leipzig senden, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buch, Mohrenstraße Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 13. **Mittwoch, den 27. März 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

England. Seite

Bedingungen des Nationalreichthums. Production, Handel, Communicationsmittel 145

Frankreich.

Frankreich und der deutsche Zollverein 148

Ungarn.

Das neueste Programm der ungarischen Emigration 150

Polen.

Studien der polnischen Literatur. Die Philosophie. III. Liebelt 152

Algerien.

Ein Engländer unter den Mauren in Algier 153

Mannigfaltiges.

Frankreichs Landes-Oekonomie 156
Sprachforschung in Ungarn. . . . . „
Berliner Journalistik . . . . . „

England.

Bedingungen des Nationalreichthums.

Production, Handel und Communicationsmittel.

Die Volkswirthschafts-Lehre ist die Wissenschaft von den Bedingungen der Production, des Handels und der den allgemeinen Verkehr fördernden Communicationsmittel.

Auf der Production des Landbaues und der Gewerbe einerseits und auf Handel und Verkehr andererseits beruht der Nationalreichthum.

Nicht das Vorhandensein großer Kapitalisten in einem Lande bezeugt den Nationalreichthum desselben, sondern die Fülle von intelligenten und materiellen Kräften zur Vermehrung der Production, des Handels und Verkehrs.

Arbeit und Kapital suchen einander gegenseitig auf. Die Arbeit allein bewirkt, daß das Kapital Früchte trägt, wogegen das Kapital bewirkt, daß die Arbeit um so fruchtbarer wird. Die Intelligenz ist der dritte Factor in diesem Bunde.

Getheilte Arbeit wird dadurch, daß die intelligente und die materielle Kraft vermehrt wird, doppelt lohnend. Die Theilung der Arbeit mit Menschen vermehrt die intelligente, die mit Maschinen die materielle Kraft einer Nation.

Die Vertheilung der Arbeit über Länder und Meere wird durch den Handel und die Communicationsmittel bewirkt. Austausch der Produkte des einen Landes gegen die des andern ist nichts Anderes, als Theilung der Arbeit.

Was also den Handel und die Communicationsmittel, was den Austausch der Produkte vermehrt, das vermehrt auch die Theilung der Arbeit, das vermehrt die intelligenten und die materiellen Kräfte eines Landes und das vermehrt endlich den Nationalreichthum

Der erste, der den innigen Zusammenhang von Arbeit und Kapital, die Identität der Arbeitstheilung mit der Vermehrung von Intelligenz und Arbeitskraft entdeckte, war der National-Oekonom Adam Smith, ein Schotte, dessen großes Werk über den Nationalreichthum und seine Bedingungen zu Edinburg im Jahre 1775 zum erstenmal ausgegeben wurde.

Doch obgleich diese Lehre schon über fünfundachtzig Jahr alt ist, ward sie doch erst in neuerer Zeit allgemein anerkannt und namentlich auch von intelligenten Staatsregierungen befolgt. — Selbst in England hat man Adam Smith's Theorie nur theilweise und sehr allmählich praktisch gemacht: zuerst auf dem Gebiete der Gewerbe durch Theilung der bis dahin zünftigen Arbeit mit unzünftigen, intelligenten Arbeitern und mit kraftvermehrenden Maschinen; späterhin durch Abschaffung der Cromwell'schen Schifffahrtsgesetze auf dem Gebiete der Communicationen, wo ebenfalls die Maschinen und besonders die von Dampf getriebenen den völkerverbindenden Handel und die produktive Arbeitstheilung auf eine früher nie geahnte Weise vermehrten, und endlich auch auf dem Gebiete des Austausches, indem man einsehen lernte, daß nur durch völlige Befreiung des Handels die Productionskraft und der Nationalreichthum der Länder auf natürlichem Wege gesteigert und außerordentlich vermehrt werden können.

Vor Adam Smith hatten nicht blos alle Staatsregierungen, sondern auch die Männer der Wissenschaft geglaubt: der Nationalreichthum, den sie irrthümlich mit dem Gelde identificirten, das nur ein mehr oder minder bequemes Austausch-Mittel ist, lasse sich auf künstlichem Wege, entweder durch ausschließliche Begünstigung des Landbaues, oder durch Bevorzugung des Handels, namentlich des Ausfuhrhandels, vermehren. Die einseitige Begünstigung des Landbaues wurde das physiokratische, und die einseitige Begünstigung des Ausfuhrhandels das merkantilistische System genannt.

Beide theoretische Systeme verdanken ebenso, wie die nachmaligen sozialistischen Phantasten, französischen Köpfen ihren Ursprung. Das ältere von beiden Systemen, das seinen jüngern Bruder noch lange überlebt hat, ist das merkantilistische, dessen Hauptbegründer ein Minister Ludwig's XIV., der berühmte Colbert, war. Das Streben dieses Ministers ging wesentlich dahin, der französischen Nation das Uebergewicht im auswärtigen Handel zu verschaffen, von welchem er mit Sicherheit eine Bereicherung seines Landes, und ganz besonders auch die Vermehrung seiner Finanz-Einnahmen erwartete. Diesem Systeme mit seinen künstlichen Treibhausmitteln brachte er alle Interessen der landwirthschaftlichen und der konsumirenden Klassen entweder zum Opfer, oder er verhielt sich mindestens gleichgültig gegen sie.

Der mit den Lehren einer gesunden Volkswirthschaft nicht vertraute Laie läßt sich in der Regel durch dieses System leicht blenden und gewinnen. Es ist ja so natürlich, den wirthschaftlichen Standpunkt, den der Einzelne in Bezug auf das eigene Vermögen einnimmt, auch auf den Nationalreichthum zu übertragen — aber nichts ist trüglicher, als diese Anschauung. Weil wir das Wenigste von dem, was wir verbrauchen, in unserem Hause selbst erzeugen, und das Meiste, sowie die hauptsächlichste Vermehrung unseres Vermögens, aus unserem Verkehr mit Anderen, d. h. von auswärts, uns zufließt, so glauben wir, daß auch unser Land in gleicher Lage sei. — Bei einer Nation findet jedoch der grade umgekehrte Fall statt, indem bei Weitem das Meiste von dem, was sie verbraucht, von ihr selbst erzeugt wird, und durch den beständigen Austausch, der zwischen den Erzeugnissen des Landes und denen der Städte stattfindet, der Landbau, die Gewerbe und der Handel die erste und stärkste Nahrung empfangen und auch in ihrer hauptsächlichsten Wechselbeziehung erhalten werden. Was dagegen den Handel mit dem Auslande betrifft, so müssen — falls nicht eben Gesetze, die auf jener falschen Ansicht von der Volkswirthschaft ruhen, den natürlichen Lauf der Dinge hemmen — Ausfuhr und Einfuhr fortdauernd im Gleichgewicht sein, und beide Theile müssen bei dem Tauschhandel im Großen gewinnen, da keine Nation ein Gut von der andern eintauschen wird, wenn es ihr nicht werthvoller, als das hingegebene ist, und folglich auch jedes eingeführte Gut, selbst wenn es

mit baarem Gelde bezahlt worden, stets eine Vermehrung der Güter des Staates zur Folge hat, in welchen es eingeführt wird.

Das Geld spielt in der Volkswirthschaft allerdings eine sehr wichtige Rolle, indem es nicht blos als Preismaaß und Tauschmedium dient, sondern auch, als Capitalisations-Mittel, den Fleiß und die Sparsamkeit in hohem Grade fördert und eine wesentliche Bedingung größerer Gewerbs-, Handels- und Verkehrs-Unternehmungen ist — allein trotzdem ist es absurd, dem Gelde einen besonderen Werth zuzuschreiben, gegen welchen der Werth aller andern Güter in den Schatten gestellt wird. Das Geld bildet ja nur einen verhältnißmäßig kleinen und unbedeutenden Theil des Nationalvermögens. Ein Volk bedarf einer sehr großen Anzahl der verschiedensten Güter zum unmittelbaren Genuß, wie zur Arbeit und Production. Unter diesen Gütern ist das Geld unstreitig ein sehr wichtiges, aber dieses Hülfsmittel der Arbeit und der Production wird, wie jedes andere, von der Nation unschwer erworben, wenn diese nur unter dem Beistande der ihr von Gott verliehenen Intelligenz ihre Arbeitskraft nach allen Seiten hin ungehemmt entwickeln kann. Hierauf also hat der Staat sein Haupt-Augenmerk zu richten, und dies ist es, worauf Adam Smith, im Gegensatze zu den Merkantilisten und Physiokraten, zuerst hingewiesen hat.

Die erste Opposition gegen das merkantilistische System fand in Frankreich selbst statt, und zwar im Interesse des vernachlässigten und bedrückten Landbaues und der verkümmerten Freiheit der Bewegung. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts trat Dr. François Quesnay, Leibarzt Ludwig's XV., mit seinem physiokratischen System hervor, das er in den beiden Werken „Tableau économique" und „Maximen générales du gouvernement" entwickelte. Aber dem einseitigen Systeme der Merkantilisten gegenüber, verfiel auch die Schule der Physiokraten in Einseitigkeit und Extreme. Hatten Jene den Landbau vernachlässigt, oder gar bedrückt, so ward er von diesen auf den Thron der Staats-Oekonomie gehoben; ja, von ihm allein wollten sie allen Reichthum der Nationen ableiten. Die Physiokraten gingen von der Ansicht aus, daß nur die Urproduction die Masse der Güter vermehren könne; nur die Klasse der Landbauer nannten sie daher produktiv, während sie alle anderen Klassen, mit Einschluß der Gewerbetreibenden, der Künstler, der Gelehrten und der Kaufleute, als unproduktiv, ja, als steril bezeichneten. Die Theorie Quesnay's, die in Frankreich bedeutende Anhänger zählte, wie Mirabeau den Aelteren, Dupont de Nemours (der ihr den Namen „Physiokratie" gegeben) und Mercier de la Rivière, erwarb sich in Deutschland ebenfalls einige namhafte Schüler, wie Schmalz und Krug, doch ist sie hier auch frühzeitig von Friedr. Karl v. Moser und Anderen bekämpft worden. Zur Anwendung dieses Systems ist es in Frankreich selbst, wo heutzutage noch — soweit nicht durch die neuesten Handelsverträge Napoleon's III. eine Bresche eröffnet ist — der Merkantilismus mit allen seinen dem Gemeinwohl nachtheiligen Prohibitionen und Monopolen herrscht, niemals gekommen. In Deutschland dagegen hat sich Mecklenburg das Verdienst erworben, den praktischen Beweis zu liefern, welche traurige Folgen für Land und Volk das einseitige physiokratische System habe, das übrigens in der Theorie lange auch noch ein Einigungspunkt für französische National-Oekonomen blieb, an deren Spitze in neuerer Zeit Dutens, Verfasser der „Philosophie de l'économie politique," stand.

Adam Smith hat der Widerlegung des physiokratischen und des merkantilistischen Systemes der Franzosen den ganzen dritten Band seiner berühmten „Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums" gewidmet. Die Gründe, die er in diesem Theile seines Werkes gegen die einseitige, staatliche Begünstigung hier der Landbauer und dort des Ausfuhrhandels aufstellt; die Beweise, die er dafür beibringt, daß es ein gefährliches und unheilvolles Experiment sei, durch Regierungs-Maßregeln die Industrie in gewisse Kanäle zu zwingen, oder die Art des Handelsverkehrs zu bestimmen, der mit dem Auslande stattfinden soll, werden auch heutzutage noch von den Gegnern jener kurzsichtigen Handelspolitik geltend gemacht, die thörichterweise einen Nutzen für das eigene Land in der Benachtheiligung der Interessen anderer Länder zu finden meint.

Dr. Adam Smith, der in der Zeit von 1723 bis 1790 lebte, war Professor der Moral-Philosophie an der schottischen Universität Glasgow. Seine philosophischen Werke, unter welchen eine „Theorie der moralischen Empfindungen" (Theory of Moral Sentiments) das bekannteste war, sind längst vergessen. Smith hatte im Jahre 1764 den jungen Herzog von Buccleuch als Reise-Hofmeister nach dem Kontinent begleitet, wo er zwei Jahre verweilte. In Deutschland, das kaum anfing, sich von den Besitz- und Erwerbs-Störungen des siebenjährigen Krieges zu erholen; in Frankreich, wo die Maitressen-Wirthschaft der Pompadour in höchster Blüthe war und die Volksarbeit unter dem Joche der Privilegirten und unter der bei solchen Zuständen um so unerträglicheren Last der Abgaben seufzte; endlich in Italien mit seinen von den Bourbonischen und den Habsburgischen Dynastieen, in Gemeinschaft mit dem Kirchen-Regiment, aus einander gehaltenen und förmlich niedergetretenen Handels- und Verkehrs-Interessen hatte Smith Gelegenheit, den Fluch der Unfreiheit und der Regierungs-Einmischung in das Arbeits- und Verkehrs Leben der Völker in seinem vollsten Umfange kennen zu lernen.

Der philosophisch gebildete Mann, den die traurigen Eindrücke, die der Anblick dieser Länder auf ihn machte, zu ernstem Nachdenken veranlaßten, wollte seinen Landsleuten ein Bild vorhalten, das gleichzeitig abschreckend für die unsittlichen Tendenzen der Regierenden und aufmunternd für die Arbeit, sowie für die Freiheitsliebe unter den Regierten sein sollte. Zu den volkswirthschaftlichen Studien der fremden Länder fügte er bei seiner Rückkehr in die Heimat, nachdem er den Lehrstuhl der Moral-Philosophie in Glasgow aufgegeben, das Studium der Volkswirthschaft des eigenen Landes, besonders Schottlands, das damals noch außerhalb des Weltverkehrs und zum Theil noch in sehr unerquicklichen Urzuständen sich befand. Er machte die Wahrnehmung, daß auch in Großbritannien, trotz aller politischen Freiheit, die die vereinigten Königreiche seit Jahrhunderten genossen, der Zustand des Volkes nicht viel verschieden von dem auf dem Kontinent sei. Er zog hier wie dort den Schluß, daß die verkümmerten Zustände eine Folge der verkümmerten Freiheit der Arbeit seien und daß nur allen Dingen darauf hingewirkt werden müsse, der Arbeitskraft des Volkes ungehemmten Spielraum zu verschaffen, den inneren Handel und die Communicationsmittel zu vermehren und der nur, gewissen Fabrikanten, Kaufleuten und Rhedern vortheilhaften, einseitigen Begünstigung des britischen Ausfuhrhandels entgegenzuwirken.

Diese Betrachtungen hatten nach zehnjährigen eifrigen Studien die Herausgabe des Werkes: „An Inquiry into the Nature und Causes of the Wealth of Nations" zur Folge, das in vier Bänden zu Edinburg im Jahre 1775 — 1776 erschien und in ganz Europa, in England sowohl, als auf dem Kontinent, sofort das größte Aufsehen erregte. Es ward noch in demselben Jahre in's Französische, in's Holländische und in's Deutsche übersetzt.*

Das englische Parlament erkannte die Bedeutung und die Wichtigkeit des Werkes an, sowohl indem der Verfasser und sein Buch bei jeder Gelegenheit in beiden Parlamentshäusern als Autorität und Zeugniß citirt wurden, als dadurch, daß die Gesetzgebung, wenn sie auch nicht sofort die positiven Rathschläge Adam Smith's befolgte, doch fortan keine neuen Corporationsrechte, durch welche seit Jahrhunderten der Gewerbfleiß des Landes in gewisse Schranken eingepfercht worden war, mehr ertheilte.

Fast um dieselbe Zeit, als Adam Smith sein Buch geschrieben, oder vielmehr kurz vorher, hatten Arkwright und Hargreaves die ersten Maschinen für den Fabrikbetrieb, die „Jenny" und die „Mule" (Spinnmaschinen), erfunden, denen bald noch bedeutendere, mechanische Erfindungen folgen sollten, durch welche die Arbeitskraft und der Reichthum des englischen Volkes so außerordentlich vermehrt wurden. Die Masse der Arbeiter und des englischen Volkes erblickte in diesen Maschinen unsinnige ihre Feinde, und nicht wenige wurden vom Pöbel zerstört. Selbst in das Parlament war die Ansicht von der Gemeinschädlichkeit der Maschinen eingedrungen, und wer weiß, ob dieselben nicht vom legislativen Bann getroffen worden wären, wenn nicht glücklicherweise die Lehre Adam Smith's dergleichen Ansichten als wahnsinnig und die Vermehrung der Arbeitskraft der Nation als einen Segen Gottes erklärt hätte.

Folgendes sind, zusammengedrängt und übersichtlich, die von Adam Smith in der Einleitung und im Fortgange seines Werkes aufgestellten Grundprinzipien seiner Lehre:

1) Die Arbeit, die ein Volk verrichtet, ist die Quelle, aus der es ursprünglich mit Allem versorgt wird, was es verbraucht und was entweder unmittelbar oder mittelbar das Erzeugniß seiner Hand ist — mittelbar, indem für das eigene Produkt dasjenige anderer Nationen eingetauscht wird.

---

* Die deutsche Uebersetzung ließ viel zu wünschen übrig und trug noch alle Spuren der stylistischen Unbeholfenheit der Vor-Lessing'schen Zeit. Christian Garve fand sich dadurch zu einer neuen Uebersetzung des Werkes veranlaßt, die in den Jahren 1794 — 1796 in Breslau (W. G. Korn) erschienen ist. Ganz kürzlich erschien von dem rühmlichst bekannten, volkswirthschaftlichen Schriftsteller, Dr. G. W. Asher in Hamburg eine neue Bearbeitung des Werkes in zwei Bänden unter dem Titel: „Adam Smith, über die Quellen des Volkswohlstandes" (Stuttgart, J. Engelhorn).

2) Diese Quelle fließt reichlicher oder sparsamer, je nachdem sie erstlich durch die Intelligenz, die Geschicklichkeit und den Fleiß der Nation unterstützt wird oder nicht, und zweitens: je nachdem die Anzahl der mit intelligenter und produktiver Arbeit beschäftigten Menschen größer oder kleiner ist, als die der unbeschäftigten.

3) Die Theilung der Arbeit ist ein wesentliches Kennzeichen der Intelligenz eines Volkes; je getheilter die Arbeit unter verständigen Menschen einerseits und mit Maschinenkräften andererseits ist, je mehr der Austausch mit anderen Ländern gefördert wird, je zahlreicher die Communicationsmittel sind — je mehr also das Gebiet der Arbeitstheilung ausgedehnt wird — um so stärker und ausgebreiteter sind auch die Production und der Reichthum eines Volkes.

4) Das Kapital, wie es die Summe des Produkts der Arbeit ist, ist hinwiederum ein wesentlicher Factor derselben. Kapital und Arbeit suchen und fördern sich gegenseitig.

5) Gesetzgeberische Einmischung in Bezug auf den Antheil am Gewinne, den das Kapital an dem Ertrage der Arbeit haben soll (Wuchergesetze), ist ebenso vom Uebel, wie jede andere Bevormundung in volkswirthschaftlichen Angelegenheiten. Was in solchen Dingen am Vortheilhaftesten für die Arbeit und mithin für den Reichthum der Nation ist, das erkennt und vollführt der eigene Vortheil des Produzenten — sei er nun Landbauer, Gewerbetreibender oder Kaufmann — am Allerbesten.

6) Je freier und naturgemäßer die Arbeit und ihr Vermittler, der Handel, sich entwickeln, um so kräftiger gedeihen sie und um so reicher ist ihr Ertrag. Prohibitiv-, Schutz- und Durchfuhrzölle sind eben solche Hemmungen des Handels,* wie Zünfte und Immungen, Meister-, Gesellen- und Lehrlings-Zwang Hemmungen des Gewerbebetriebes, und wie die Unfreiheit des Grundeigenthums, die Untheilbarkeit des Bodens, das Eigenthum in todter Hand und das alleinige Erbrecht der Erstgeborenen Hemmungen des Landbaues sind. Jede dieser drei großen Hemmungen vermindert die Volksarbeit und mithin den Reichthum einer Nation.

7) Der Staat, der in volkswirthschaftlichen Angelegenheiten sich nicht einzumischen hat, soll noch viel weniger selbst volkswirthschaftliche Arbeiten betreiben. Ihm liegt vielmehr nur ob, durch Erhaltung des Rechts-Zustandes, der Ordnung und der Sicherheit nach Innen, wie nach Außen, die Arbeit und den Reichthum der Nation indirekt zu fördern, was er auch durch Anstalten zur Verbreitung des Unterrichts, der Sittlichkeit und der Bildung, sowie gesunder, volkswirthschaftlicher Begriffe zu thun vermag. Oeffentliche Bank- und Kredit-Institute sollen vom Staate geschützt und beaufsichtigt, nicht aber geleitet werden.

8) Die einzige thatsächliche, wiewohl auch nur mittelbare Förderung von Handel, Gewerben und Landbau durch den Staat besteht in der Anlegung, Regulirung und Unterhaltung guter Land- und Wasserstraßen,** fester Brücken, schiffbarer Kanäle, sicherer Häfen ꝛc.

9) Die Statistik, welche die Bewegungen der materiellen Production, die Zunahme oder Abnahme der Bevölkerung und des Nationalreichthums registrirt, liefert den Nachweis, ob ein Staat nach gesunden, volkswirthschaftlichen Grundsätzen verwaltet wird.

* * *

Dies sind im Wesentlichen die Prinzipien der Volkswirthschaftslehre von Adam Smith. Allerdings sind sie in den vier Bänden seines Werkes nicht so bündig und übersichtlich zusammengestellt, wie hier. Es ist überhaupt ein sehr empfindlicher Mangel dieses Buches, daß es nicht zu einem leicht verständlichen und wohlgeordneten Ganzen verarbeitet, sondern vielmehr eine etwas unsystematische Sammlung von freilich sehr scharfsinnigen und treffenden Beobachtungen und Maximen ist, die zum Theil für alle Zeiten Geltung haben werden, zum Theil aber bereits veraltet sind, indem sie nur die Zustände des achtzehnten Jahrhunderts im Auge hatten. Es war darum, nachdem durch Adam Smith der Weg gebahnt war, die Aufgabe späterer Lehrer der Volkswirthschaft, das System zu vervollständigen und zu berichtigen, oder auch in seinen Konsequenzen zu mildern und es den Umständen der Zeit, sowie den geographischen Verhältnissen der Länder mehr anzupassen, wie dies J. B. Say in Frankreich, Ricardo, Mill und Macculloch in England, Sartorius, Kraus, Hoffmann, Rau und Rascher in Deutschland gethan haben. Manches indessen, wodurch man Adam Smith zu berichtigen glaubt, hat er recht wohl selbst und besser gewußt und auch bereits angedeutet, wiewohl nur durch gelegentliche Bemerkungen, da es ihm mehr darum zu thun war, die Vorurtheile seiner Zeit zu widerlegen und ihre Unkenntniß der richtigen Prinzipien der Volkswirthschaft darzuthun, als ein geschlossenes, wissenschaftliches System aufzustellen. Jedenfalls aber hat er ein nie verlöschendes Licht angezündet, das noch bis in unsere Zeit hineinleuchtet, die leider Vieles von dem, was er gelehrt und was längst in der Theorie als richtig anerkannt ist, noch nicht in die Praxis hat übergehen lassen.

Um aber diese Betrachtung nicht zu schließen, ohne zugleich zu zeigen, wie scharfsinnig und zugleich praktisch die Beobachtungen und das Raisonnement Adam Smith's sind, wollen wir hier einige Auszüge aus seiner Abhandlung über Zünfte und Immungen geben, welche letzteren merkwürdigerweise noch heutzutage in einigen Theilen Deutschlands und selbst in Preußen, wenn auch hier unter gemilderten Formen, ihre Vertheidiger finden. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß das Nachstehende in England vor nunmehr fünfundachtzig Jahren zum ersten Male veröffentlicht wurde. Dort sind die von Adam Smith geschilderten Mißbräuche auf gewerblichem Gebiete, und zwar zunächst in Folge des Eindruckes, den seine Darstellung machte, längst abgeschafft worden.

„Das Recht," sagt Adam Smith, „das jeder Mensch hat, die Früchte seiner eigenen Arbeit zu genießen, das älteste und ursprünglichste aller Eigenthumsrechte, sollte wohl auch das heiligste und unverletzlichste sein. Das einzige Vermögen eines armen Mannes besteht in der Geschicklichkeit seiner Hand und in der Kraft seines Armes, und ihn hindern, diese Geschicklichkeit und Kraft auf die ihm ersprießlichste Weise, ohne daß dadurch ein Anderer moralisch beeinträchtigt wird, zu gebrauchen, heißt sein heiligstes Eigenthumsrecht verletzen. Es ist ein Eingriff in die natürliche Freiheit, und zwar nicht blos des Arbeiters selbst, sondern auch derjenigen, die sich seiner Geschicklichkeit und Kraft bedienen wollen; denn ebenso wie Jener gehindert wird, zu arbeiten, werden Diese gehindert, Den für sich arbeiten zu lassen, der ihnen gefällt.

„Ob ein Mensch zu der Verrichtung, deren er sich unterzieht, tüchtig sei, kann sicher der Beurtheilung derjenigen überlassen werden, die seine Arbeit gebrauchen and deren Interesse dadurch unmittelbar berührt wird. Die Besorgnisse des Gesetzgebers, daß sie nicht die richtige Wahl treffen möchten, sind ebenso unnöthig, als die Anstalten lästig sind, mit deren Hülfe der Staat dies zu verhüten sucht.

„Die Festsetzung einer längeren Lehrzeit ist nichts weniger, als ein sicheres Mittel, zu verhüten, daß schlechte Arbeiten auf den Markt kommen. Wenn solche Arbeiten schlecht sind, so ist es weniger die Ungeschicklichkeit der Arbeiter, als der Betrug, dem dies zuzuschreiben ist. Gegen den Betrug aber kann auch die längste Lehrzeit keine Sicherheit gewähren. Ganz andere Anordnungen sind zur Verhütung solcher Mißbräuche erforderlich. Die Silberprobe auf Arbeiten aus diesem Metalle, der auf der Leinwand und auf Tuchen befindliche Stempel sichert die Käufer weit mehr vor Betrug, als irgend eine gesetzliche Bestimmung über die Lehrjahre des Arbeiters, der sie gefertigt. Nach dieser Probe, nach diesem Stempel sieht der Käufer; nicht aber fragt er danach, ob der Goldschmied, der Leinweber oder der Tuchmacher eine Anzahl von Jahren als Lehrbursch und Geselle ausgehalten.

„Auch das ist nicht richtig, daß der Lehrling durch eine längere Lehrzeit zum Fleiß gewöhnt wird. Viel eher läßt sich von dem, nach dem Stück arbeitenden Gesellen oder von dem Lohnarbeiter erwarten, daß er fleißig sein werde, weil er nach dem Grade seines Fleißes mehr oder weniger erwirbt. Aus dem entgegengesetzten Grunde ist anzunehmen, daß jeder Lehrbursche unfleißig wird, weil er keinen unmittelbaren Nutzen davon hat, fleißig zu sein. In den niederen Handwerken ist die Arbeit meistens nur durch den Verdienst anlockend, den sie gewährt. Diejenigen, die in kürzerer Zeit zu dieser Annehmlichkeit der Arbeit gelangen können, sind wahrscheinlich auch die Ersten, die Geschmack an der Arbeit gewinnen, während der junge Handwerker, der lange ohne Lohn arbeiten muß, eine sehr natürliche Abneigung gegen die Arbeit bekommt. Waisenknaben, die hier zu Lande in die Lehre gebracht werden, müssen gewöhnlich einige Jahre länger bei dem Meister lernen und ihm dienen, als Andere; aber gerade die Waisenknaben liefern nachmals die meisten Faullenzer und Taugenichtse unter den Handwerkern.

„Bei den Alten waren Lehrburschen und Lehrjahre etwas gänzlich Unbekanntes, während in allen neueren Gesetzbüchern das Verhältniß und die gegenseitigen Pflichten von Meistern, Gesellen und Lehrlingen einen beträchtlichen Abschnitt bilden. Das römische Recht weiß nichts

* Nicht alle Einfuhrzölle überhaupt sind damit als unzuträglich bezeichnet, doch sollen die für die Staatseinkünfte nothwendigen Finanzzölle so bemessen sein, daß sie nicht einerseits den Handel mit den besteuerten Gegenständen unmöglich machen und andererseits dem einheimischen Produzenten solcher Gegenstände indirekt ein Monopol verleihen, vermittelst dessen er sich auf Kosten des Nationalreichthums allein bereichert.

** Wasserstraßen dürfen natürlich nicht, wie in Deutschland Rhein, Weser und Elbe, mit Zöllen belastet werden, welche die Schiffahrt unmöglich machen.

von Pflichten und Rechten dieser Art. Ich kenne kein lateinisches oder griechisches Wort, das genau den Begriff unseres Wortes „Lehrbursche" ausdrückt, unter welchem man bei uns eines Handwerkers Dienstboten versteht, der sich bei ihm auf eine gewisse Anzahl von Jahren unter der Bedingung vermiethet, daß aller Gewinn seiner Arbeit seinem Meister gehört, er aber zum Lohne dafür nicht Geld bekommt, sondern in dem Handwerk unterrichtet wird.

. . . . . .

„Hauptsächlich um das Sinken der Preise ihrer Erzeugnisse und die damit verbundene Verminderung von Arbeitslohn und Gewinn zu hindern, sind die Innungen und die Innungs-Gesetze geschaffen, welche, die Einen wie die Anderen, lediglich den Zweck haben, die freie Konkurrenz zu beschränken, welche leicht die Preise auf ihr kleinstes Maß herabdrücken könnte. Die unmittelbare und alleinige Aufsicht über die Zünfte führen die Städte; die Verwaltung der Letzteren war ursprünglich ganz in den Händen der Handwerker und Gewerbsleute. Jede Innung machte es sich nun zu ihrer vornehmsten Aufgabe, zu verhüten, daß der Markt mit Erzeugnissen, wie sie sie lieferte, nicht überfüllt werde, d. h. eigentlich, sie sah darauf, daß der Markt nie mit dieser Waare vollständig versorgt sei. Jede Innung beeiferte sich, Anordnungen zu diesem Zwecke ausfindig zu machen, und wenn man ihr darin zu Willen war, so hatte sie auch nichts dagegen, daß die anderen Innungen ein Gleiches thaten. Nun mußte zwar jeder Handwerker seine Bedürfnisse aus anderen gewerblichen Gebieten ebenfalls theurer bezahlen, als es in der Ordnung war; aber da er Gleiches mit Gleichem vergalt, so glich sich das am Ende für die Innungs-Mitglieder wieder aus, und nur die Konsumenten, die nicht zum Handwerkerstande gehörten, und das platte Land wurden dabei von den Meistern besteuert, die damals in den Städten das Regiment führten."

* * *

So traurig also sah es auch noch in England im letzten Vierteljahrhundert des verflossenen Säkulums auf dem Gebiete des Gewerbebetriebes aus. In den sogenannten alten Städten des Landes, in London, York, Liverpool ꝛc., wo die Dauer der Dienstzeit des Lehrburschen und Gesellen auf sieben Jahre festgesetzt war, beherrschten und hemmten die Zunft-Corporationen mit ihren zum größten Theil noch aus der Zeit Heinrich's VIII. und Elisabeth's herrührenden Statuten das gewerbliche Leben. In diesen Statuten waren, dem Beschränkungs-Eifer ihrer Entstehungszeit gemäß, sogar auch religiöse Unterscheidungen gemacht, indem Katholiken und Dissidenten (Nicht-Anglikaner) der Eintritt in die Corporationen verwehrt war. Neuere Städte, wie Manchester, Birmingham, Leeds ꝛc., hatten sich von dem Unwesen der korporirten Zünfte frei zu halten gewußt. Ihre Gewerbe und besonders das Fabrikwesen, das in den alten Städten überall mehr oder weniger auf Hindernisse stieß, nahm daher, besonders aber in denjenigen Orten, die sich auch der Maschinen sofort mit Verständniß bedienten, einen außerordentlichen Aufschwung. Hatte nun Adam Smith's Buch zunächst die Folge gehabt, daß das Parlament keine neuen Corporations-Rechte mehr ertheilte, so bewirkte die Eifersucht auf die rasch aufblühenden Gewerbe der neuen Städte, daß die älteren bald dringend darum baten, man möge sie von dem lästigen Vorrechte des Gewerbzwanges befreien und auch ihnen volle Gewerbefreiheit ertheilen. Dies ist hauptsächlich während des großen Krieges mit Frankreich geschehen, so daß, bevor noch ein Menschenalter verflossen war, die Anhänger der Lehre Adam Smith's seine Prinzipien auf dem einen der drei Gebiete der Arbeit mit dem glücklichsten Erfolge aufgeführt sahen.

Nicht so bald fand diese Lehre jedoch auch auf den Gebieten des Landbaues und des Handels ihre Anwendung. Erst seit zwei Jahrzehnten ist es den Anstrengungen der sogenannten Manchester-Schule einerseits und volkswirthschaftlicher Staatsmänner, wie Lord Brougham, William Ellis ꝛc. andererseits, welche Letzteren durch Gründung der Mechanien-Institutions sehr viele gesunde Begriffe unter dem Volke verbreiteten, gelungen, die eingewurzelten Vorurtheile in Bezug auf die Begünstigung des Ausfuhrhandels durch Verbote gegen die Einfuhr, ebenso bei den Regierenden, wie bei den Regierten, zu beseitigen. Die Aufhebung der Korn-Zölle und die allmähliche Reduzirung des Einfuhrzoll-Tarifs auf wenige Positionen, die sämmtlich den Charakter von Finanz-, nicht aber von Schutz-Zöllen haben, ist im Laufe dieser beiden Jahrzehnde erfolgt. Und diese Reformen haben einen merkwürdigen Aufschwung von Handel und Wohlstand in den vereinigten Königreichen zur Folge gehabt. Die Ein- und Ausfuhr-Listen einerseits und die Tabellen über die Einkommen-Steuer, sowie die Jahresberichte der sich mit jedem Jahre vermehrenden Sparkassen und die dagegen sich vermindernden Ausgaben der Armen-Unterstützungs-Kommissionen andererseits, liefern in Bezug auf beide Erscheinungen die unzweideutigsten Belege. Man wird sich erinnern, daß alle Darstellungen Englands aus dem vorigen Jahrhundert, sowie aus dem ersten Drittel des gegenwärtigen, übereinstimmend darin sind, daß es dort sehr reiche und furchtbar arme Leute, aber gar keine sogenannte Mittelklasse gebe. Aber aus den Einkommen-Steuer-Tabellen seit dem Jahre 1850 geht hervor, daß gerade die mittleren Beträge des Einkommens nicht blos selbst mit jedem Jahre wachsen, sondern sich auch fortdauernd über eine größere Anzahl von Rentiers, Kaufleuten und Gewerbetreibenden ausdehnen, während andererseits die Summen, welche die Kirchspiele für ihre Armen aufzubringen haben, mit jedem Jahr abnehmen.

Nur der Grundbesitz auf dem Lande kennt in Großbritannien noch jene furchtbaren Kontraste des kolossalsten Reichthums und der elendesten Armuth, ohne daß sich zwischen beiden eine bemittelte Uebergangsklasse findet. Wir hoben eine Abhandlung unter der Ueberschrift „Rural Economy" in der von Charles Mackay herausgegebenen London Review vom August 1860 vor uns, worin gesagt wird, man pflege gewöhnlich anzunehmen, daß in England, wo die Ländereien einen so fruchtbaren Anblick darbieten, wo der Viehstand so stark und überraschend schön erscheine, und wo die Arbeiter meistens wohlgenährt und wohlbekleidet sind, auch die Gutsbesitzer selbst im großen Durchschnitte besser gestellt sein müßten, als irgendwo auf dem Kontinente. Aber nichts sei irrthümlicher, als diese Meinung. Allerdings gäbe es in den vereinigten Königreichen Herzöge, Marquis, Grafen, Barone und Bischöfe von bekannten Namen, welche die erichsten Gutsbesitzer der ganzen Welt seien, doch nirgends sei dagegen der kleine Gutsbesitzer — von der zahlreichen Klasse der überbürdeten Pächter gar nicht zu sprechen — verschuldeter und in beklagenswertherer Lage, als gerade hier zu Lande.

Die Schuld dieser traurigen Zustände trägt eben nur — die englische Erbweisheit, die es nach wie vor bei dem alten Erstgeburts-Erbrecht, bei dem Heimfallrecht des Grundes und Bodens und bei dem Grundeigenthum in todter Hand beläßt. Vergebens hat Adam Smith dagegen gewarnt. Während der Nationalreichthum durch Handel und Gewerbe sich in ungeahnter Weise vermehrt hat, geht der englische Landmann täglich einer größern Verarmung entgegen, oder er wendet sich mehr und mehr von seiner bisherigen einer mehr lohnenden Arbeit in Gewerbe- und Fabrikwesen, Handel und Schifffahrt zu. J. L.

Frankreich.

Frankreich und der deutsche Zollverein.

Der bekannte volkswirthschaftliche Schriftsteller J. E. Horn macht im Journal des Débats, unter Hinweisung auf die jetzt in Berlin stattfindenden Verhandlungen über einen auf der Grundlage des französisch-englischen Handelsvertrages vom 23. Januar 1860 abzuschließenden Vertrag zwischen Frankreich und dem Zollverein, auf die geringen Fortschritte aufmerksam, welche, ungeachtet der allgemeinen Verkehrs-Erweiterungen, der internationale Handel Deutschlands und Frankreichs während der letzten dreißig Jahre gemacht hat. Es liegt auf der Hand, daß Frankreichs bisheriges Prohibitiv- und Schutzzoll-System nicht etwa blos seinen Nachbarländern, sondern mehr noch ihm selbst geschadet hat. Durch gegenseitige Zugeständnisse — das leidet keinen Zweifel — werden beide Länder nur gewinnen können; beide werden dadurch im Vortheil und keines wird im Nachtheil sein; — was auch immer die bei einigen Productionszweigen speziell betheiligten Schutzzöllner dagegen einwenden mögen.

Während in Frankreich die Durchschnittssumme der jährlichen Einfuhren von 479,900,000 Francs in den Jahren 1826 und 1827 auf 776,400,000 Francs in den Jahren 1838 bis 1847 und auf mehr als 1000 Millionen in den darauf folgenden zehn Jahren gestiegen, hat der Antheil des Zollvereines an diesen Einfuhren in den drei gedachten Zeiträumen jährlich resp. 47, 48½ und zuletzt wiederum nur 47 Millionen Francs betragen! Die Ausfuhren Frankreichs nach dem Zollverein stellen sich ebenfalls im Vergleiche zu den allgemeinen Ausfuhren dieses Landes als sehr unbedeutend heraus. Während Letztere nämlich in jenen drei Perioden resp. 621½, 712½ und 1204½ Millionen Francs betragen haben, ist der Antheil des Zollvereins resp. 42½, 50⁷/₁₀ und 50³/₁₀ Millionen Francs gewesen. Einfuhren und Ausfuhren zusammengerechnet, ist demnach der Antheil des Zollvereins an dem gesammten ausländischen

Handel Frankreichs von 8¼ Procent in den Jahren 1827 bis 1836 auf 6⅖ Procent in 1837 bis 1846 und auf 4⅖ Procent in 1847 bis 1856 gesunken.*

In den letzten Jahren haben sich zwar die Beziehungen Frankreichs zum Zollverein etwas gebessert, doch spielt der Letztere im französischen Handel immer noch eine verhältnißmäßig unbedeutende Rolle. Der Gesammthandel Frankreichs erhob sich nämlich im Jahre 1859 auf die Summe von 3102 Millionen Francs; hiervon kamen auf den Zollverein 210⁷/₁₀ Millionen, also nicht mehr, als etwa 6 Procent. Belgien, mit einer 13 mal geringeren Bevölkerung, als der Zollverein, ist bei dem Gesammthandel Frankreichs fast um die Hälfte mehr, als Letzterer, betheiligt, und der Antheil der Vereinigten Staaten beträgt mehr als das Doppelte des Zollvereins, nämlich 441²/₅ Millionen, während der von Großbritannien 697 Millionen, also mehr als das Dreifache, betrug.

Keineswegs ist etwa der auswärtige Handel des Zollvereines in dem besprochenen Zeitraume gegen den von Frankreich zurückgeblieben; nur für die gegenseitigen Beziehungen der beiden Länder fanden sich keine bedeutenderen Anknüpfungspunkte. Von 936 Millionen Francs im Jahr 1834 (wo der Zollverein sich in seiner weiteren Gestalt konstituirte), erhob sich der auswärtige Handel desselben bis zum Jahre 1844 auf 1444 Millionen Francs und bis zum Jahre 1854 auf 2262 Millionen. Noch fünf Jahre später hatte er sich, und zwar ungeachtet der im Jahre 1857 eingetretenen Handelskrisis, auf 2529³/₁₀ Millionen erhoben, was innerhalb fünfundzwanzig Jahren eine Zunahme von 170 Procent anzeigt. Allerdings hatte sich der Zollverein in dieser Zeit durch den Beitritt des hannoverschen Steuervereins vergrößert, doch steht dieser Zuwachs in keinem Verhältnisse zur Vermehrung des auswärtigen Handels der zollvereinten deutschen Staaten. Im Jahre 1834 kamen vom Betrage dieses Handels auf den Kopf der Einwohner des Zollvereins nur 39³/₄ Frcs.; im Jahre 1844 schon 51³/₁₀ Frcs.; im Jahre 1854 war dieser Durchschnitt auf 77¹/₅ Frcs. gestiegen, und noch im Jahre 1858 hat er 76 Fr. betragen.

Die Gründe, weshalb demungeachtet der gegenseitige Handel Frankreichs und des Zollvereins stationair und verhältnißmäßig unbedeutend geblieben, sind nirgends anders, als in den besonderen Schwierigkeiten und Hindernissen zu suchen, die den Handelsbeziehungen der beiden Länder durch die Zollverhältnisse entgegengestellt sind. Wer jemals die französische Gränze passirte, der kennt auch die Umstände und Quälereien, denen der Reisende sowohl, als der Frachtführer dort ausgesetzt ist. Nach keiner andern Seite hin, verfährt die französische Douane mit so unerbittlicher, bureaukratischer Strenge, als gegen Deutschland — vermuthlich, weil man sich auch von den deutschen, besonders von den kleineren deutschen Regierungen keiner bessern und verständigeren Behandlung zu versehen hat. Die Regierungen von Karlsruhe, Stuttgart, Darmstadt ꝛc. haben, wo möglich, noch weniger Einsicht in volkswirthschaftlichen Dingen, als die Schutzzöllner von Thann, Mühlhausen und Paris. Auf beiden Seiten des Rheines (sagt Herr J. E. Horn) empfindet man die Unerträglichkeit dieser Zustände täglich mehr, und so ist auch wohl zu hoffen, daß endlich das Verständniß dessen, was beiden großen Ländern nur zum Segen gereichen kann, mehr Eingang in die Köpfe finden werde.

Bisher hat man sowohl in Frankreich, als im Zollverein jede Handels-Erleichterung, die man dem Nachbarland bewilligte, als ein Opfer angesehen, das man sich selbst auferlegt. Nichts verstößt jedoch so sehr gegen die gesunde, volkswirthschaftliche Logik, als eine solche Ansicht. Sollte man während der letzten dreißig Jahre ein angebliches Opfer dieser Art bringen, so verlangte man von der andern Seite ein mindestens ebenso großes Opfer, und weil man sich über dieses Aequivalent nicht einigen konnte, blieb Alles in der Regel beim Alten, wobei man aber sich selbst noch mehr, als dem Andern, schadete. Im Jahre 1840—1841 fiel es der französischen Regierung plötzlich ein, den Eingangszoll auf einige bedeutende Einfuhr-Artikel des Zollvereins, namentlich auf Leinen-Garn und Gespinnste, auf Zink ꝛc. zu erhöhen. Der Zollverein revanchirte sich sofort durch seine Beschlüsse vom 22. September 1842 — nach dem bekannten Sprichwort: „Schlägst du meine, so schlag' ich deine Juden;" doch tritt in der Volkswirthschaft gewöhnlich die umgekehrte Folge ein, daß man durch Retorsionen nicht den Andern, sondern sich selbst am Meisten schlägt und straft. Französische Mode-Artikel, Gold- und Silberwaaren, Parfümerien, Handschuhe, Stutzuhren, Tapeten, Liqueurs ꝛc., wurden mit einem bedeutend höheren Zolle belegt, und bei diesen, sowie bei den unerschwinglichen Zöllen, welche Frankreich seit 45 Jahren von deutschen Eisenwaaren, Leder, kurzen Waaren, Tuchen ꝛc. erhebt, ist es auch seither geblieben, so daß natürlich der gegenseitige Verkehr beider Länder, zum Nachtheile des beiderseitigen Nationalreichthumes, mit jedem Jahre sich vermindern mußte.

Diese unverständige Behandlung des Zollvereines von Seiten Frankreichs und vice versa verurtheilt sich selbst, und zwar um so gründlicher, seitdem England mit Frankreich den Handelsvertrag vom 23. Januar v. J. abgeschlossen, und seitdem es in allen volkswirthschaftlich gebildeten Ländern anerkannt ist, daß der beste und wirksamste Schutz, den eine Regierung dem einheimischen Gewerbsfleiße zu verleihen vermag, darin besteht, ihn beständig durch den Sporen der ausländischen Konkurrenz im Zuge zu erhalten und ihn auf diese Weise zu hindern, sich der einlullenden Befriedigung einer durch hohe Zölle geschützten Production hinzugeben. In Frankreich ist Napoleon III. mit Anerkennung jenes ersten volkswirthschaftlichen Prinzipes vorangegangen, wonach der Vortheil und das Interesse des Konsumenten, d. h. also aller Landes-Einwohner, dem Vortheil und Privat-Interesse einer gewissen Klasse von Produzenten voran, ja weit voran, gehen müsse. Es ist demnach auch zu erwarten, daß Frankreich bei seinem neuen Handelsvertrage mit dem Zollvereine nicht blos alle Schifffahrts-Erleichterungen, welche Preußen seit dem Jahre 1826 vergebens angestrebt hat, sondern auch jede Zoll-Erleichterung bewilligen werde, die zu einem größern Aufschwunge des Verkehrs mit Deutschland führen kann.

Wie sehr sich die Ansichten der französischen Regierung in neuester Zeit geändert haben, beweist unter Andern auch ein kaiserliches Dekret vom 13. Februar v. J., wodurch den ausländischen, baumwollenen Zeugen, die in Frankreich bedruckt oder gefärbt und demnächst wieder ausgeführt werden sollen, die zollfreie Einfuhr (unter Feststellung einer gewissen Kontrole durch Stempelung der Waare) verstattet wird.* Für die Kattunfabrikanten in der Schweiz, in Baden, Württemberg ꝛc., die den geschmackvollen Farben- und Musterdruck der Werkstätten in Thann, Mühlhausen ꝛc. benutzen wollen, scheint dies ein wesentlicher Vortheil, während die Kattundruckereien des Elsasses, denen es bisher oft an Rohstoffen zu Druckarbeiten gefehlt, da die Fabrication in Frankreich nicht genug solcher Stoffe zu liefern vermag, diesen Mangel durch Beziehungen aus dem benachbarten Auslande sehr leicht werden ersetzen können. Die aufgehobene Zollschranke wird demnach ebenso dem Inlande, wie dem Auslande, nützlich sein.

Hand in Hand mit den Verhandlungen über einen Handels-Vertrag mit dem Zollverein, läßt Frankreich auch diejenigen mit Preußen über Abschließung eines internationalen Vertrags gegen den Nachdruck gehen. Wir räumen in Deutschland willig ein, daß dem Geiste über seine Erzeugnisse größere Rechte, als dem Fabrikanten über die seinigen zugestanden werden müssen — aber, wohl zu merken, nur dem Geiste. — Jede mechanische Reproduction dessen, was der Geist produzirt hat, ist ohne Zustimmung des Urhebers eine Beeinträchtigung desselben und soll daher von keiner civilisirten Nation geduldet werden. Aber wo der Geist selber wieder als Factor hinzuzutreten hat, um zu reproduziren, da würde es eine Beeinträchtigung des Geistes sein, wenn wir seine Reproduction mit einer blos mechanischen gleichstellen, wenn wir demnach eine ohne Zustimmung des Autors stattfindende Uebersetzung seines Werkes, die unter Umständen eine größere geistige Arbeit, als die Abfassung des Originales sein kann, mit dem Nachdrucke auf gleiche Weise behandeln wollten. Die Schriftsteller aller Nationen sollten sich eine solche Verhinderung, oder doch mindestens Erschwerung der Uebersetzung ihrer Werke in fremde Sprachen in ihrem eigenen Interesse und namentlich in dem der Verbreitung ihres Rufes im Auslande ernstlich verbitten. Wir sind daher der Ansicht, daß, wie bereitwillig auch Preußen auf jeden Vortheil verzichten mag, den seinen Buchdruckereien und seinem Buchhandel der Nachdruck französischer Bücher, der Nachstich französischer Kupfer ꝛc. gewähren kann, doch jedes Zugeständniß hinsichtlich des Uebersetzungs-Rechtes, im Interesse des deutschen Geistes und der deutschen Literatur, abzulehnen sei. Wo dergleichen Bestimmungen in Verträgen anderer deutscher Staaten mit Frankreich, oder selbst Preußens mit England, be-

* Wir halten hier einen Irrthum in den Verhältnißtabellen für sehr leicht möglich. Da nämlich Bremen und Hamburg für einen Theil des Zollvereins die Bezugsquellen vieler französischen Artikel sind, so figurirt wahrscheinlich in den statistischen Tabellen Frankreichs Manches unter der Rubrik „Villes libres," was in der That, nachdem es in Bremen oder Hamburg gelagert, nach dem Zollverein geht und hier verstreut wird. D. H.

* Aehnliches findet seit längerer Zeit im Zollverein mit Vortheil für die dortigen Kattundruckereien statt, die aus Oesterreich Rohstoffe beziehen, um sie mit Mustern zu drucken und demnächst wieder auszuführen, ohne daß sie dafür einen Zoll zu entrichten haben.

reits bestehen, da werden sie gewiß, weil sie überall als nachtheilig für die Literatur und die Schriftsteller selbst erkannt worden sind, mit gegenseitiger Zustimmung wieder aufgehoben werden können. J. L.

Ungarn.

Das neueste Programm der ungarischen Emigration.

Die Wendung, welche die ungarischen Angelegenheiten für den Kaiserstaat genommen haben, ist nicht die erfreulichste, und nur mit Besorgniß kann man dem Gange der Entwickelung folgen, die sich in diesem schönen Donaulande angebahnt hat — mit doppelter Besorgniß, einmal für Oesterreich und mittelbar für Deutschland selbst; das andere Mal für das Schicksal eines Volkes, das auf dem besten Wege scheint, sich selber in's Verderben zu stürzen. Freilich giebt es Leute, die, wo nur die gewohnten Stichwörter: Freiheit, nationale Selbständigkeit u. dergl. erschallen, wo demonstrirt, protestirt und gelärmt wird, sofort ihre Sympathien mit voller Seele hinwenden, und für alle Einwendungen nüchterner Besonnenheit unzugänglich sind; es giebt Leute, die aus Antipathie gegen Oesterreich und seine Regierung Alles gut heißen und loben, was nur irgend dazu dient, derselben Schwierigkeiten zu machen und sie wo möglich zu stürzen; aber eben deshalb ist es Pflicht für Jeden, der ruhiger Betrachtung fähig ist, den warnenden Ruf zu erheben und auf die Folgen hinzuweisen, die sich nothwendig aus solchen Prämissen entwickeln müssen. Ohne für die österreichische Monarchie, deren störenden Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten wir stets bedauert haben, eine besondere Hinneigung zu fühlen, können wir uns doch nicht der Wahrnehmung verschließen, daß eine neue Umwälzung, wie sie im Anzuge zu sein scheint, weder zum Heile Europa's, noch Deutschlands, noch der Völker ausschlagen kann, welche sie hervorrufen. Ein Zerfall Oesterreichs, herbeigeführt durch den Sieg des National-Prinzips, wie es in Ungarn zur Geltung kommen müßte, würde den Stoß bis in's Herz Deutschlands führen, würde Böhmen ꝛc. zu ähnlichen Unternehmen anfeuern, und zuletzt das übrige Deutschland, wenn es Oesterreich nicht mehr im Stande sein sollte, zwingen, einzuschreiten, um die Bildung einer Vasallen-Nation Rußlands oder Frankreichs ein für alle Mal zu verbieten. Dann wäre das Entweder-Oder gekommen, wo Deutschland sich zu entscheiden hätte, ob es großmüthig der Beherrschung fremder Stämme entsagen oder sich selbst an's Messer geben wolle. — Bisjetzt ist es freilich noch nicht so weit; und wenn man auch darüber keine besonderen Befürchtungen hegt, so ist es doch gerathen, alle Möglichkeiten in's Auge zu fassen, die sich nach den natürlichen Gesetzen der Entwickelung ergeben.

Bisjetzt scheint den Ungarn und ihren Maßlosigkeiten Eines gelungen zu sein; wie wir von mehreren Seiten vernehmen, ist die Mißstimmung der übrigen Völker der Monarchie gegen sie im Wachsen; sie fühlen sich endlich verletzt durch die offen zur Schau getragene Verachtung alles Deutschen und Slavischen, durch das Uebermaß der Forderungen, durch das offen ausgesprochene Bestreben, das Band zu lockern und zu sprengen, welches Ungarn mit der Gesammt-Monarchie verbindet. Die Ungarn reißen sich und reißen Oesterreich in's Verderben, wie wir erst dieser Tage in einer Wiener Korrespondenz lasen. Sollte Ungarn abermals, wie 1848, in hellen Aufruhr ausbrechen, sollte Oesterreich genöthigt sein, abermals denselben mit Gewalt der Waffen bekämpfen zu müssen, es würde ein Krieg werden, an den man nur mit Grausen denken kann; Oesterreich würde dabei seine Kräfte vollends aufreiben; die Magyaren wahrscheinlich als Nation zu Grunde gehen; denn es läßt sich voraussehen, daß Rußland, trotz der gemachten Erfahrungen von Schwarzenberg's Dankbarkeit, in seinem eigensten Interesse genöthigt sein würde, sich eine Republik oder ein Napoleonisches Ungarn an den Gränzen Polens zu verbitten. Was könnte das Ende sein, als die politische Vernichtung der magyarischen Nation, dieser paar Millionen uralischer Totaren inmitten des Slaven- und Rumänenthums, die im Lande selbst nicht eben beliebt ist und eine Rolle daselbst spielt, wie etwa die Türken der Rajo gegenüber?

Wir haben eben ein Buch gelesen, das uns zu diesen unmaßgeblichen Betrachtungen Anlaß gab: „Ungarns gutes Recht,“* von einem Magyaren, und zwar einem eifrigen Anhänger Kossuth's. Dasselbe zerfällt in drei Theile. Zuerst giebt uns der Verfasser einen kurzen Abriß der Geschichte Ungarns von Almus und Arpad an bis zum Aufstande von 1848; er ist sehr summarisch abgefaßt; jedenfalls aber nicht hinreichend, um einem Leser, der ungarische Zustände nicht näher kennt, zum Wegweiser zu dienen. Es ist zur Ehre der Magyaren Manches übergangen und zum Nachtheile der Habsburger Manches übertrieben oder in ein falsches Licht gestellt worden, wie das in Parteischriften gewöhnlich der Fall ist. Die Privilegien der Magyaren und ihres Eroberer-Adels werden uns einfach als Rechte und Verfassung des ungarischen Volkes dargestellt. Daß die übrigen in Ungarn wohnenden Völkerschaften die Knechte des herrschenden Stammes waren, wird mit Stillschweigen übergangen und Alles so viel als möglich für neu-europäische Anschauungen zurecht gemacht, die sich in Ungarn ein Kulturvolk vorstellen sollen.

Recht interessant ist die Geschichte des Aufstandes von 1848 und des Krieges von 1849 zu lesen, insofern der Verfasser mit Leib und Seele dabei ist und schildern kann:

> quaeque ipse miserrima vidit,
> et quorum pars magna fuit.

Natürlich wird man von einem so wüthenden Hasser der Habsburgischen Dynastie, als welcher er sich auf jeder Seite kundgiebt, nicht erwarten, daß er unparteiisch schildert. Daß die Ungarn offen die Fahne der Empörung gegen ihren bisherigen König erheben können, ist selbstverständlich; daß derselbe geeignete Mittel ergreift, seine Herrschaft zu behaupten, ist natürlich nicht zu entschuldigen. Es wird zugegeben, daß Kossuth eine völlige Trennung Ungarns von Oesterreich angestrebt habe; dann wird wieder Ferdinand als legitimer König anerkannt, und behauptet, man sei dem jetzigen Kaiser keine Treue schuldig, weil er ein Usurpator sei und keine Rechte auf den Thron Ungarns habe. — Ohne Zweifel haben die Ungarn in vielen Dingen Recht; sie haben ein selbständiges Königreich gebildet, sie haben die Wahl ihrer Könige frei gehabt, sie sind eine Zeitlang die Schutzmauer Europa's gegen die Türken gewesen, sie haben Beeinträchtigungen von der österreichischen Hauspolitik erlitten, sie haben ihre alten Rechte, ihre Verfassung gehabt — Alles dieses mag in Ordnung sein, aber es ist doch sehr die Frage, handeln die Ungarn klug, handeln sie vernünftig oder handeln sie wie wildgewordene Stiere, die sich in's Verderben stürzen und Andere mit in's Verderben reißen? Man frage diejenigen Ungarn, die noch mit einiger Ruhe zu denken vermögen. Warum wurde der edle Graf Széchényi, der größte Wohlthäter seines Vaterlandes, der besonnene und selbstbewußte Reformator seines Volkes, geisteskrank, als er den unheilvollen Kossuth sich der Diktatur bemächtigen sah? — Ungarn selbst sagen es, weil er für den Untergang seines Volkes zitterte. Wir lasen in den Zeitungen, daß sich aus gleichem Grunde Leute in Pesth erschossen, ja vielleicht ist der Verrath Görgey's nicht viel anders zu erklären. Wir stehen zu Oesterreich und zu Ungarn in gar keiner Beziehung, die eine derartige Aeußerung und Auffassung verdächtig machen könnte; wir geben, nach dem was wir über die Sache gelesen, auch gern zu, daß technisch die Sache als Verrath ausgeführt worden, und als solcher angesehen werden kann — aber der Beweis ist nicht geliefert — und den Eindruck hat uns auch das vorliegende Buch gemacht — daß Görgey's Benehmen durch Eifersucht und Neid auf Kossuth's Größe erklärt werden müsse, daß er den Napoleon Ungarns habe spielen und sich selbst an die Spitze stellen wollen. In jener Zeit, wo Oesterreicher und Russen vereint auf die ungarischen Revolutionsheere losbrachen, konnte er sich schwerlich darüber täuschen, daß ein solches Unternehmen rein chimärisch sei; aber als Mann von klarem Denkvermögen und politischem Urtheil konnte er im Gegentheil wohl einsehen, von welchem Augenblicke an die ganze Sache hoffnungslos geworden; er konnte den freilich zweideutigen Entschluß fassen, Ungarn und sich selbst durch Unterwerfung unter die Russen zu retten. Dadurch gewann er eine Garantie, daß ihnen wenigstens das Aergste erspart würde, dem Volke noch längeres, nutzloses Blutvergießen und eine noch weit schmachvollere Unterwerfung — ihm selber der Strang, dem Antich, Damjanich, Leiningen u. A. verfielen. Denn daß Rußland und Oesterreich bei der damaligen Weltlage, wo Alles der Reaction zueilte, mit Kossuth's Präsidententhum und den ungarischen Honveds, trotz ihrer außerordentlichen Tapferkeit, fertig geworden wären — darüber werden sich wohl nur Wenige zu täuschen suchen.

Die Magyaren fangen die Sache wieder da an, wo sie 1849 stehen geblieben ist — sie wollen, und das ist das höchst Bedenkliche, zwei grundverschiedene und sich widersprechende Dinge auf einmal.

Sie wollen alle ihre feudalen Ansprüche und Prätensionen ihres Stammes bewahren, und daneben die vollste demokratische Freiheit einführen. Im

* Ungarns gutes Recht. Politische, Memorial- und summarische Geschichte Ungarns vom neunten Jahrhundert bis auf die Gegenwart, mit Rücksicht auf die neuesten österreichischen Zugeständnisse. Nach historischen Quellen und eigenen Erlebnissen von einem Magyaren. Luzern, 1861 (Straube). Genf (Georg), Brüssel (Claassen). (Die Schrift ist von London aus datirt.)

Namen des Nationalitäts-Prinzips verlangen sie (wenigstens die Ultra's) Lostrennung von Oesterreich und volle Selbständigkeit; auf das historische Recht, d. h. eine alte barbarische Verfassung, pochend, wollen sie ihre Ausnahmestellung beibehalten, und allen übrigen Völkerschaften Ungarns, den Slovaken, Kroaten, Deutschen, Wallachen ihr Gesetz, ihre Sprache aufdrängen, obgleich diese die Mehrzahl bilden. Es mag sein, daß sie bei einem Theile, namentlich bei denjenigen Slaven, die kein entwickeltes Stammgefühl haben, und bei den Deutschen, die mit Kolpak, Dolman und Schnurrbart den Forschen spielen wollen, zum Theil Geneigtheit finden; denn allerdings ist die aristokratische Schranke des Magyarenthums geöffnet, und wer die heutigen „Magyar-Ember" alle für Original-Hunnen und Petschenegen hielte, der würde sich sehr irren; wir erinnern uns, von Ungarn selbst gehört zu haben, daß Kossuth eigentlich slovakischer Abkunft sei, wofür der Name allerdings zu sprechen scheint.

Die Ansprüche, welche die Magyaren betreffs der Oberhoheit über Kroatien, Dalmatien, Siebenbürgen, d. h. über in sich geschlossene und einst selbständige Länder machen, sind, mögen sie berechtigt oder unberechtigt sein, rein feudaler Natur, und auf früheren geschichtlichen Vorgängen beruhend, die man ebenso gut in Abrede stellen kann, wie das Verhältniß zur Monarchie der Habsburger. Die Kroaten, die siebenbürgischen Sachsen standen 1848 und 1849 im Namen ihrer politischen Selbständigkeit den Magyaren gegenüber, und hielten zum Kaiserhause — eine Sache, die vollkommen natürlich ist, wie große Mühe sich auch unser vorliegendes Buch giebt, die Schritte, welche man in Wien that, um der ungarischen Erhebung zu begegnen, zum Hochverrathe an Ungarn zu stempeln.

Die Ungarn haben in mannigfacher Hinsicht Anlaß, sich über die Habsburgische Hauspolitik zu beklagen; das mag man zugeben. Aber andererseits haben sie ein schlechtes Gedächtniß für die unleugbaren Wohlthaten, die sie ihrem Zusammenhange mit Oesterreich und Deutschland zu verdanken haben. Was würde Ungarn ohne Oesterreich sein? Vielleicht was es bereits einmal gewesen ist, ein türkisches Paschalik. — Was waren denn jene gefeierten Vertheidiger der ungarischen Freiheit gegen die Tyrannei der Habsburger, jene Johann Zapolya, Bethlen Gabor, Rakotzi, anders als türkische Schützlinge, die die Krone des heiligen Stephan, mit der jetzt so groß gethan wird, dem Sultan von Konstantinopel zu Füßen legen wollten, um dann als Satrapen, wie etwa die moldauischen und wallachischen Hospodare, zu herrschen, und je nach Umständen die seidene Schnur zu erhalten. Die Magyaren haben schöne Geschichten, wie z. B. ungarische Adelige von türkischen Paschas in den Pflug gespannt wurden, um sie das Feld pflügen zu lassen. Wollen sie es leugnen, daß ihnen das Schicksal der türkischen Raja durch die Habsburger, durch österreichische, durch deutsche Truppen, durch deutsches Geld erspart worden ist, wollen sie sich den Ruhm anmaßen, ihre Freiheit durch eigene Anstrengung, rein durch die magyarische Tapferkeit erkämpft zu haben? Das damalige deutsche Reich, so elend es im Ganzen sein mochte, so kläglich die Verhandlungen des Regensburger Reichstags waren, hat Ungarn geschützt und der europäischen Civilisation erhalten. Es hätte mehr thun können, Ungarn würde heute ein unbezweifelt deutsches Land sein, trotz der Verfassung des Königs Mathias, nach welcher die Slaven misera contribuens plebs und die Deutschen hospites sind, wenn die Habsburger etwas Gescheidteres hätten thun können, als Intriguen zu spinnen. Was sich jetzt rächt, ist nicht die rein in den ungarischen Köpfen spukende Tyrannei der Habsburger, sondern die Ideenlosigkeit, mit der Letztere den mittelalterlichen Wust bestehen ließen, den jetzt die Magyaren für ihre Freiheit ausgeben. Es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, zu einer Zeit, wo die Nationalitäten noch nicht erfunden waren, noch ein Paar Millionen Schwaben in das Land zu bringen, wenn sie nur etwas politischen Verstand, nur etwas Blick in die Zukunft besessen hätten. Die Indolenz der Habsburger war die Rettung der feudalen Constitution der Magyaren — man nehme diese weg, man hebe die privilegirte Stellung des magyarischen Adels auf, man erkläre die staatliche Gleichberechtigung aller Bewohner Ungarns — und die finno-tatarische Race der Paar Millionen Magyaren, ohne selbständige Kultur, ohne eigentliche Bildungselemente — denn ein paar magyarische Dichter sind das nicht — wird, was sie selbst sehr elegisch in ihren Liedern, im Szosat ꝛc., ausspricht, vielleicht nicht den Deutschen, aber den Slaven unterliegen, welche Geschlechtsverwandte in Fülle haben, während die Magyaren unter den Völkern verwaist stehen.

Wollen die Magyaren nichts und nichts als das Reich Arpad's und Stephan's herstellen, so haben die Slovaken ältere Ansprüche; sie haben den älteren Ruhm Svatopluk's für sich; wie die Magyaren heute fordern, alle Landeseingeborenen sollen ihre Sprache und Sitte annehmen, so können in zehn Jahren, wenn die Trennung von Oesterreich und dem Deutschthum gelingen sollte, die Slaven, vom allgemeinen Enthusiasmus ihrer Stammgenossen in Böhmen, Rußland, Polen, Kroatien, Serbien ꝛc. getragen, die begründete Forderung stellen, die allgemeine Landessprache solle die der Mehrzahl, solle die der ältesten Landeseingeborenen sein — und die berühmten Magyaren mögen sich dann, wenn sie ihr Volksthum retten wollen, auf ihre Pferde setzen und in die kirgisischen Steppen zurückreiten, woher sie gekommen sind. Wenn die Magyaren glauben, es sei möglich, daß in kürzester Frist sich viele Millionen anders Redender magyarisiren lassen würden, so sind sie in einem traurigen Irrthume befangen; hochgebildeten Nativnen, Engländern, Franzosen, Deutschen, die in überwiegender Mehrzahl vorhanden sind, ist es, trotz Schulbildung, trotz Verkehr, ja trotz früheren Zwangsmaßregeln nicht gelungen, gewisse Reste fremden Volksthums sich vollends einzuverleiben, und ihre Sprache zum Absterben zu bringen — und so etwas sollte den Magyaren gelingen, deren Kultur doch jedenfalls noch sehr fremder Hülfe bedürftig ist; es sollte ihnen gelingen, in dieser Weltstellung, die in Kurzem noch weit ungünstiger für sie werden muß: im Westen Slaven, Böhmen und Mähren, im Norden Slaven, im Süden Slaven, im Osten Slaven, der deutsche Einfluß Oesterreichs gelähmt oder beseitigt, das Slaventhum, nach dem Verfall der türkischen Herrschaft, überall kräftig emporstrebend und voller Ansprüche, vielleicht unter Rußlands Oberhoheit eine systematische Politik verfolgend. Werden die Ungarn ihr selbständig gewordenes Reich gegen alle diese Einflüsse absperren können, werden die Slaven des Landes nicht mit ihren Stammgenossen draußen sympathisiren, werden die Magyaren in ihrer neuen, jedenfalls stark demokratischen Verfassung stets die Stimmen-Mehrheit und Oberhand behalten, oder müssen sie nicht gewärtigen, daß eines Tages die nicht-magyarische Mehrheit im Namen der Freiheit und des Nationalitäts-Prinzips Beschlüsse faßt, welche der Herrschaft ihrer Race ein Ende machen?

Die Existenz der Magyaren inmitten des Slaventhums ist eine Anomalie, auf welche die Slaven sehr zeitig kommen werden, ja bereits gekommen sind: der Slave hat ein Interesse, den Ungarn zu beseitigen, das der Deutsche nicht hat; er hat eine Tücke auf ihn; er vergißt das „Tot nem ember," „der Slave ist kein Mensch" gewiß nicht so leicht, zumal der magyarische Stolz bisjetzt keine Anstalten macht, sich humaner zu gebärden.

An die Lebensfähigkeit eines selbständigen ungarischen Reiches, welches die Agitatoren und auch unser Gewährsmann betreiben, glauben wir nicht; nur ein wahnwitziger Eigendünkel kann sich darüber täuschen. Es kann bei einer neuen allgemeinen Explosion höchstens in die Konkursmasse des türkischen Reiches fallen, zu dem es bereits einmal gehört hat. Frankreich kann den magyarischen Verserkermuth benutzen, um im Osten Europa's Bresche zu schießen, um Rußland, vielleicht auch Deutschland zu beschäftigen, um Oesterreich zu ruiniren, um das Schicksal der europäischen Türkei zu besiegeln, wird aber schwerlich im Stande sein, den Magyaren mehr zu gewähren, als ein paar kurze Illusionen, die von der Lebensdauer Napoleon's III. abhängen. Sie können Kanonenfutter des Bonapartismus werden, wie es die Polen geworden sind. Von England haben sie noch weniger zu erwarten, da die Straße, auf der englische Baumwolle nach Ungarn spedirt werden könnte, sehr eng ist, und überdies England hier aus Freundschaft für die Türkei das Konservative lieben dürfte. Das neu erstandene Königreich Italien wird vorläufig mit sich selbst und seiner Konsolidirung zu thun haben; wenn es aber wirklich später eine gewisse Selbständigkeit und Kraft gewinnen sollte, so kann es aus nahe liegenden Gründen weniger der Freund, als der Nebenbuhler eines verjüngten Ungarn sein, das seine Meeresküste behalten will, die ehemals venetianisch war.

Das sind etwas weitgehende Betrachtungen; sie liegen indessen auf der Hand; die Ereignisse schreiten in heutiger Zeit rasch. — Noch ist Ungarn österreichisch, noch ist der Kaiser von Oesterreich König von Ungarn. — Wir wissen aber, was bereits beabsichtigt wird, welche vollständig unmögliche Forderungen die Magyaren an ihren Herrscher stellen, und wie die Sache einem neuen Bruche zutreibt. — Die Magyaren beseelt nur ein Gefühl: Rache! Rache für die Schmach, von den Schwaben und Russen besiegt worden zu sein, und zehn Jahre lang die strenge Zucht eines deutschen Polizei-Regimentes getragen zu haben.

Unser vorliegendes Buch bringt am Schlusse ein „Politisches Programm der ungarischen Nation" — „ein Programm, welches dieselbe für die — wir denken, nächste — Zukunft festgesetzt hat." — Obgleich der Verfasser in London weilt, kann er das doch recht gut wissen, da jedenfalls dieses Programm dort festgestellt worden. Es stammt aus der Kossuth'schen Offizin.

Es wird darin offen die Lossreißung Ungarns von Oesterreich gepredigt:

„Warum sollte Ungarn noch länger zaudern, seine historischen Rechte zu vindiziren und sich einer perfiden Dynastie für immer zu entledigen?

„Auf eine zweite russische Intervention kann Oesterreich nicht mehr zählen (?), weil man sie nicht mehr dulden würde (wer ist der „man"?); Ungarn wird nicht zum zweiten Male durch Verrath fallen (aus welchem Grunde ist das unmöglich?); mit der unerträglichen Fremdherrschaft in Italien wird nächstens aufgeräumt werden (theilweise geschehen!); ein Freiheitswind weht durch ganz Europa, welcher die noch schlafenden Völker mit frischem Hauche berührt und veranlassen wird, daß sie keine Sklaven bleiben, sondern freie Menschen werden sollen. — Dies Alles muß Ungarn bestimmen, den letzten Schlag auf seinen ehr- und treulosen Gegner zu führen, welcher nur durch den Korporalstock und den Strick des Henkers zu regieren versteht, dessen Ueberlieferungen Lüge, Eidbruch und Verbrechen sind. An eine Aussöhnung Ungarns mit dem Regentenhause ist nicht zu denken, trotz der von demselben vor Kurzem verheißenen Wiedereinführung der Verfassung. Es ist zu spät."

Weiterhin wird gesagt, Ungarn wolle aus dem österreichischen Staatsverbande ausscheiden und, „ohne jede Beschränkung, politisch selbständig und unabhängig sein; denn dasselbe ist müde, länger eine aufgedrungene Vormundschaft zu tragen, welche seinem Nationalcharakter und seiner Würde widerstreht" (sic!). Es will eine Föderation mit Oesterreich unterhalten, aber sich die Dynastie von Gottes Gnaden vom Halse laden.

Offenbar ist die ungarische Theorie darauf gebaut, daß das ganze Kaiserthum Oesterreich zerfallen wird. Daher am Schlusse die Apostrophe an Deutschland, welches daran erinnert wird, daß Oesterreich auch stets sein Feind gewesen. — Es ist Alles richtig, und doch ist ein großes Aber dabei. Im Grunde sollen doch die Deutschen, wie man sagt, über den Löffel barbirt werden. Was das alte römische Reich deutscher Nation an glänzenden Federn noch übrig hatte, rupft man ihm an allen Seiten aus, ohne daß es der gemüthliche Deutsche eigentlich merkt; unterdeß er den Idealen nachhängt, fazirt das Geld in die Tasche des großen Magiers, der die ganze Völkerbefreiungsmaschine an geheimen Fäden dirigirt. — Indeß ist wohl dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen: Die ungarische Freiheit gebärdet sich mit Stockprügeln, Aufhebung selbst zweckmäßiger Einrichtungen, die es den letzten elf Jahren verdankt, mit Aufhebung des Wahlrechts unliebsamer Personen so eigenthümlich, daß die Welt einsehen muß, wie nicht die ungarische Freiheit, sondern das ungarische Boyaren- und Haiducenthum im Aufleben begriffen ist.

Polen.

Studien der polnischen Literatur.

Die Philosophie.

III.

Liebelt.*

Unser erstes Studium in diesen Blättern (Nr. 11 von 1860), war einem unabhängigen, selbständigen Denker gewidmet (Goluchowski); das zweite (Nr. 36) stellte mühsame Veränderungen eines Philosophen dar, welcher anfangs dem Systeme des Berlinischen Meisters huldigte, und später einen eignen hohen Standpunkt erobert hat (Kremer). Diese beiden Richtungen umfassen die ganze Philosophie unserer Zeit; entweder sehen wir den systematischen Gang der Dialektik mit einer gewissen Schattirung von Spiritualismus, oder das selbständige Suchen neuer Wege; es ist der allgemeine Charakter des heutigen Forschens. Die Polen unterscheiden sich hierin nicht von ihren Zeitgenossen; darum haben wir zwei Repräsentanten dieser Richtungen gewählt und sie mit Fleiß und Liebe geschildert, um unseren Nachbarn eine klare Idee von unserer philosophischen Entwicklung zu geben. Im Allgemeinen ist der Gegenstand, mit dem wir uns beschäftigen, für das Zeitalter nicht anziehend, und darum ist der Autor einigermaßen beengt, wenn er sich mit ihm beschäftigt.

Es ist das Unglück unserer Zeit, daß die Philosophie gewissermaßen den Kredit verloren hat. Die Verwirrung, welche auf dem Gipfel der Speculation entstanden ist, hat allgemeines Entsetzen verbreitet. Man glaubt nicht mehr an die Philosophie!.... und dennoch giebt es eine reine und große philosophische Tradition, die niemals zerrissen wurde; es giebt einen Meister derselben, auf welchen man sich stützen kann, ich meine Leibniz; diejenigen Deutschen, welche gegenwärtig nach der Belebung des wahren Spiritualismus streben, werden mich leicht verstehen.

Jetzt, um auf unsern Gegenstand zurückzukommen, wollen wir noch einige um die polnische Philosophie verdiente Namen erwähnen. Es ist erstens Roeskäk, der uns Tennemann übersetzt hat; Helcel, welcher sich jetzt ausschließlich dem Rechte widmet; Lowestam, der mit Kremer zugleich den philosophischen Theil der jetzt erscheinenden Encyklopädie bearbeitet. Von jungen Schriftstellern werden wir nur Leopold Jakubowski nennen, der im Geiste der Hegel'schen Dialektik eine Rechtsphilosophie bearbeitet hat und gegenwärtig eine soziale Philosophie herausgiebt; in ihm, wie in allen ihm ähnlichen Denkern findet man das Streben nach der Erkenntniß der Persönlichkeit Gottes und des Menschen; mit Einem Worte, die ganze Veränderung, die wir in Kremer erkannt und verehrt haben. Skepticismus und Oberflächlichkeit wird man bei uns nicht finden, und Alles, was kürzlich in dieser Zeitschrift* von der Pflicht der Philosophie gesagt wurde, wird bei uns herzlich anerkannt.

Um aber unseren Blick auf die polnische Philosophie zu ergänzen, wollen wir noch etwas ausführlicher über Liebelt sprechen. Er auch hat sich von der Theorie Hegel's entfernt, aber nicht auf einem systematischen Wege, wie Kremer, sondern unmittelbar in Prinzipien. Die Vernunft, der Gedanke schien ihm nicht das ganze Wesen des Geistes vorzustellen. Er hat da andere Elemente entdeckt, welche der Schöpfungskraft und der Selbständigkeit entsprechen, er meint damit die Einbildungskraft und den Willen, und obgleich diese Elemente etwas willkürlich gewählt sind, so zeigen sie doch eine große Idee in dem Autor..... Diese Eigenschaften, Gott angeeignet, bedeuten sichtlich die Allmacht, und das ist es hauptsächlich, was wir in ihm schätzen, und was ihn über alle seine Mitarbeiter erhebt. In der Entwickelung seines Systems findet man noch sehr viel Formalismus, aber die Idee glänzt immer hindurch, die Idee der Selbständigkeit des Geistes. Die Benennung Einbildungskraft, die er dieser Eigenschaft der Selbständigkeit gegeben, erhob ihn sogleich in die Sphäre der Inspiration, und darum kann man dreist sagen, daß Liebelt wirklich der Aesthetiker der Philosophie ist. Das Schöne, welches sowohl durch Gott, als durch den Menschen hervorgebracht wird, entzückt ihn außerordentlich; er hat viel über die Theorie des Schönen gearbeitet, und obgleich er noch zuweilen die Form Hegel's beibehält, so strahlt doch aus seinen Schriften eine starke Originalität hervor. „Es ist nicht die Idee, es ist das Ideal," sagt er, welches uns in den Werken der Kunst anblickt und anlächelt; die Eingebung (Inspiration, Erleuchtung), das Wort, welches in allen Sprachen existirt, weil es die Vereinigung des Menschen mit Gott darstellt, dieses göttliche Wort, sage ich, das man bisjetzt nur für Poeten und Mystiker anwendete, soll auch der Philosophie vindizirt werden, und eine neue Philosophie der That und der Schöpfungskraft hervorbringen. Die Erleuchtung, das heißt die Annäherung des göttlichen Geistes zu dem der Kreatur, umfängt zugleich das Herz, den Geist und die Einbildungskraft; letztere ist in uns ein Element des Schaffens. Unser Herz fühlt, unsere Vernunft versteht und unsere Einbildungskraft schafft; sie ist wie der zweiköpfige Janus, wie der Mond mit zwei Gesichtsseiten, die eine nach der Erde gekehrt, die andere nach dem Himmel; auf der einen Seite empfängt er die Eindrücke der Welt, auf der andern den Einfluß des Geistes; die Einbildungskraft schafft das Ideal und dieses, indem es sich mit dem äußerlichen Stoff vereint, erzeugt die Kunst. Wenn die Kunst die harmonische Vereinigung der Form und der Idee hervorbringt, alsdann ist sie schön. Das Schöne ist das Ideal in der Wirklichkeit, Gott selbst ist der höchste und größte Künstler und sein Kunstwerk ist die Welt. Jedes Erzeugniß dieser Welt ist der Abstrahl des Schönen, aber der Mensch ist schöner, als alles Erschaffene. In Wahrheit, sagt der Verfasser, der Mensch ist schöner, als die Gestirne und die Sonne, schöner, als Palme und Lilie, weil er die Wohnung des Geistes ist, und der Geist glänzt durch die Schönheit des Körpers hindurch.

Der Leser sieht, daß all' diese Gedanken im engeren Sinne des Wortes eher poetisch, als philosophisch sind, aber ich wiederhole, die Idee der Schöpfungskraft, der Selbständigkeit erhebt Alles, denn sie ist wirklich philosophisch, und im Vergleich mit dem Pantheismus ist sie ein Fortschritt..... Darum hat der Autor sein System in drei Theile getheilt: der erste Theil beschreibt die Philosophie der Vernunft und erwägt ihre Mängel; der zweite Theil entwickelt die Philosophie der Einbildungskraft, welche nach der Meinung des Autors der dritte Standpunkt des Geistes ist; die letzten noch ungeschriebenen Bände sollen die

* Von Eleonora Ziemięcka.

** Die Zukunft der Philosophie in Frankreich und Deutschland. — „Magazin." 1860. Nr. 42.

Philoſophie des Willens enthalten, und das ſoll das Bild des Geiſtes vervollſtändigen.

Es ſind ſchon mehrere Jahre her, ſeit der Autor dieſe Prolegomena veröffentlicht hat; es iſt möglich, daß ſeine Anſichten ſich etwas modificirt haben; der Gedanke bleibt wie auf derſelben Stelle, und das geminte Gemüth bewegt ſich um ſo ſchneller, aber wir ſchreiben die Geſchichte der philoſophiſchen Ereigniſſe, und wir ſollen das Vorhandene treu erzählen, darum werden wir uns noch erlauben, von der letzten Arbeit Liebelt's zu ſprechen, welche mit ſeinen übrigen Schriften eng verbunden iſt, und nicht allein verbunden, ſondern man kann ſogar ſagen, die Krone ſeiner Laufbahn ausmacht, indem es zugleich der ſchönſte Ausdruck ſeines Syſtems iſt, denn es handelt ſich dort um das Schöne in der Natur, um das Kunſtwerk Gottes, wie er ſie genannt hat, um die Allmacht mit Einem Worte. Es würde uns um ſo angenehmer ſein, dieſes Werk zu analyſiren, da wir blos das Urtheil eines unſerer gelehrteſten Kritiker, Alexander Tyszyński's, mitzutheilen brauchten.

Herr Alexander Tyszyński, bewandert in allen Gehimniſſen der Speculation, ließ ſich von denſelben dennoch nie überwinden, und ihm gebührt ſogar hauptſächlich die Ehre der Befreiung unſeres gelehrten Publikums von der Sklaverei des Syſtems; er that es langſam, ſinnenweiſe, ohne irgend eine Reaction anzukündigen, ohne durch eine ſyſtematiſche Oppoſition zu erſchrecken. Mit Ruhe und Einfachheit ſchrieb er mehrere Jahre lang kritiſche Anzeigen, welche in unſerer gelehrten Zeitſchrift „Biblioteka Warszawska" erſchienen und ſpäter einzeln herausgegeben wurden. Eine von dieſen Recenſionen handelt eben über das Werk, deſſen wir oben erwähnt haben: „Das Schöne in der Natur."

Indem wir uns beſchränken, auf dieſe Arbeit (zu deren Mittheilung in dieſen Blättern leider kein Raum vorhanden) hinzuweiſen, wollen wir mit derſelben Offenherzigkeit, mit welcher wir von der Philoſophie im Allgemeinen geſprochen, hier einige Worte über die Aeſthetik ſagen:

Die Schöpfungskraft Gottes kann beſtimmten Geſetzen unterworfen werden; dort iſt die Theorie des Schönen zugleich die Theorie der Vollkommenheit; Gott fürchtet das Geſetz nicht, und obgleich wir es nicht immer in ſeinen Werken herausfinden können, ſo iſt es doch immer nützlich und erhaben, daſſelbe zu unterſuchen. Und außerdem iſt das Werk Gottes ſchon vorhanden, unſere Syſteme, ſo eng ſie ſein mögen, werden ſeine Schöpfungskraft nicht ſtören; aber mit dem Schaffen des Menſchen iſt es ganz anders, ihm muß man Freiheit laſſen. Die Aeſthetik nach unſerer Ueberzeugung iſt nicht eine Wiſſenſchaft im engeren Sinne des Wortes, darum ſind alle philoſophiſchen Abhandlungen über dieſen Gegenſtand nicht hinreichend..... Verbunden mit den Prinzipien der Philoſophie, im Allgemeinen, entflieht doch das Schöne dem Kreiſe der Speculation. Hegel hat es in die Zahl der Wiſſenſchaften eingereiht, denn es war ihm nöthig, um die Vereinigung des Seins mit dem Gedanken, wie in Miniatur durch die artiſtiſchen Schöpfungen darzuſtellen; aber nach einem ſpiritualiſtiſchen Geſichtspunkte iſt die künſtliche Inſpiration vielmehr eine Disharmonie der Wirklichkeit mit dem Ideal, eine prachtvolle Disharmonie, welche durch die Kraft des Geiſtes in Harmonie verwandelt, in Ruhe verzaubert und in eine Schöpfung auf ewig verſetzt wird. Und nachdem es auch geſchehen iſt, ſo bleibt ſie immer im Grunde eine Harmonie des Zwieſpaltes, ein Jammer des Geiſtes, ein Geſang der Sehnſucht.

Der Spiritualismus hat auch ſein Bild des Göttlichen in den Künſten, ſein Miniatur der Religion, oder der Religion des Jenſeit, der Religion des Unendlichen..... Das Gewitter wird immer das treueſte Bild der Poeſie bleiben, und darum lieben auch die Poeten, den Geſang mit den Wellen zu vergleichen. Ich erinnere mich hierbei einer ausgezeichneten Poeſie unſerer berühmten Improviſatorin Deotyma, welche dieſe Idee ſchön ausſpricht. Mag es mir erlaubt ſein, eine Ueberſetzung dieſer Verſe hier zu liefern, um meine Idee über die Aeſthetik klarer auszuſprechen, und zugleich eine Art Epilog zu meinem Artikel zu liefern.

Der Geſang des Poeten und das Wogen der Welle.

Das Schönſte der Elemente iſt das Waſſer.
Ach du! ſo tief wie das Herz eines Poeten;
Klar und rabig, wie das Herz eines Engels;
Melancholiſch und ſtark, wie das Herz einer Frau!
Dein Murmeln läßt mein Herz erbeben,
Denn ich bin Frau, und ich wage mich in das Reich der Poeſie . . .
Wenn jeder Poet die Urſache des erſten Erzitterns ſeines jungen Herzens geſtehen wollte,
Würde er ſie nicht in der brüderlichen und kryſtallreinen Liebe finden,
Welche die Lyra mit der Welle verbindet?

* * *

Die Orpheus-Lyra wacht bei dem Regen der Wellen auf ſeiner Reiſe an den Ufern des Jaſon auf. —
O Klonowicz! warum vermählſt ſich deine Seele mit der Welchſel?
Weil du der Sohn des Sturmes biſt. —
Der Pilot und der Poet, bewaffnet mit ihren Steuerrudern, ſind Brüder; —
Aber der Stern der Inſpiration iſt dem (Wanken) Ellipſen nicht unterworfen.
Der Pilot kann ſich verirren;
Das hellſehende und prophetiſche Auge des Poeten führt ihn vorwärts bis an das gewünſchte Ziel. —
Die Entdeckung von Chriſtoph Columbus, dieſes Gedicht von großartigen Handlungen,
Wurde ſchon lange vor ihrer Vollbringung von Dante beſungen. —

* * *

Jeder Poet tiebt Perlen und Korallen; er wird der Freund des ſanften Delphins.
Ja, er iſt der Gott der Gewäſſer!
Denn wenn er ſeinen Dreizack des Gefühls, des Gedankens und der Einbildung erhebt,
Verwandeln ſich die Wellen der Leidenſchaft in Gebete.
Er wagt, er ſchreitet vor, und er entdeckt eine neue Idealwelt!
Er formt ſeine Schöpfungen aus dem Schaume des Meeres;
Der Poet iſt der von den Völkern in den Ocean der Unendlichkeit geſandte Schiffer.

* * *

Wenn das Herz mich nicht in den wiederhallenden Wirbel der Lyra geworfen hätte,
Ja dieſes geiſtige Gewitter,
So hätte ich mein Leben mit Reiſen auf dem Meere verbracht;
Anſtatt der Feder hätte ich das Ruder ergriffen.
Denn das Waſſer iſt ein Buch, deſſen Wellen Blätter bilden.
Auf dieſen Wogen wird mein Pinſel meine Gedanken aufzeichnen.
Dieſe Zeichen verſchwinden ſchnell, aber entſchwindet nicht Alles gleich in der Ohnmacht der Zeit?
Der Geſang der Corinna gleicht dem der Nachtigall!
Die Wogen ſind die Geſänge der Welle!
Die Geſänge ſind die Wogen der Poeſie!

Algerien.

Ein Engländer unter den Mauren in Algier.*

Algier mit ſeiner bunten Bevölkerung und ſeinen bunten Sitten bietet dem Touriſten, wenn er, wie der Verfaſſer des unten angezeigten Buches, mit offenem Auge und Sinn ſchaut und beobachtet, einen reichen, lohnenden Schauplatz. Verbindet er damit eine gefällige, ungezwungene Darſtellungsgabe, ſo darf er ſicher ſein, ſeine Leſer zu feſſeln. Geben wir aus der Schrift des Engländers einige Lebensbilder heiterer und düſterer Art, die uns beſonders angeſprochen. Die Reihe mag ein „Morgenbeſuch" bei einer mauriſchen Familie eröffnen, den er, ſelbſtverſtändlich nicht nach eigener Anſchauung, ſondern nach der Mittheilung einer franzöſiſchen Dame beſchreibt.

Die mauriſchen Damen, wenn ſie eine Europäerin empfangen, quälen ſich nicht lange mit den vergeblichen Verſuchen, einander durch Radebrechen und Geberden verſtändlich zu machen, ſondern gehen ſofort zur Handlung über. Zuvörderſt drehen ſie euch um und um und unterſuchen jedes Stück eures Anzuges; nächſtdem nehmen ſie euch, wenn Ihr's nicht wehrt, die Reiſekleider ab und putzen euch nach ihrer Mode. Die erwähnte Franzöſin, neugierig zu wiſſen, wie weit es die Mauriunen in ihrer Leidenſchaft der Metamorphoſirung treiben, überließ ſich willig den Launen der mauriſchen Familie. Im Nu fielen zunächſt die Vorderhaare über der Stirn unter der Scheere der einen Frau; dann färbte ihr eine zweite die Augen mit Kohol,** eine dritte die Nägel mit Henna,*** während ihr eine vierte das Geſicht mit goldenen Flittern beſäete. Dem Beginnen aber, ſie von dem letzten Feigenblatt zu befreien und ſie im pariſiſchen Koſtüm darzuſtellen, widerſetzte ſich die Franzöſin auf's Entſchiedenſte; das war ihr doch zu viel. Die Mauriunen klatſchten bei dem drolligen Anblick, den ſie jetzt darbot, fröhlich in die Hände. Die Verwandelte erkannte ſich ſelber kaum in dem vorgehaltenen Spiegel und ſchwerlich würden ihre nächſten Verwandten ſie erkannt haben. Eine Woche lang ließ ſich das Kohol nicht verwiſchen, das Henna wich keinem angewandten Mittel und ſchwand erſt nach geraumer Zeit mit den neu-

* The Corsair and his Conqueror; a Winter in Algiers. By Henry S. Pope. (Bentley, London.)

** Die bekannte Augenſchminke der Orientalinnen.

*** Eine dunkelrothe, aus Pflanzenſtoff bereitete Subſtanz

gewachsenen und beschnittenen Nägeln. Monate lang mußte sie sich in einen dichten Schleier hüllen, ehe die Folgen der Maskerade sich verloren.

Neu und interessant ist folgende Schilderung einer religiösen Feierlichkeit der Neger.

„Am Aschermittwoch war die Gesammtbevölkerung Algiers in großer Bewegung; weniger auf Anlaß des kirchlichen Festes, als weil die wichtigste Feier der Neger, die Weihe der Bohnen, auf diesen Tag fällt. Schon in frühester Morgenstunde drängten sich festlich geputzte Haufen Araber, Mauren, Neger, Männer und Weiber, aus dem Thore Bab-el-Oued aufs freie Feld, theils in kleinen Omnibus, theils zu Fuß. Jede Negerin trug ein Paar bemalte Kerzen und einen ungeheuren Thürschlüssel in der Hand. Die Meerskinnen hatten die weiten Aermel ihrer Haiks vor die Augen geschlagen, ohne daß diese gehindert wurden, durchzublinzeln. Neugierig, der heidnischen Ceremonie beizuwohnen, sprang ich in eines der kleinen Gefährte, das mit Lokomotivenschnelle längs dem flaubigen Meeresufer dahinrollte. Mir gegenüber saß eine Maurin, die Hände ganz mit Kohol gefärbt bis auf die mit Henna überstrichenen Nägel. Die unerträgliche Hitze zwang sie hin und wieder den Haik zu lüften und ein reich gesticktes, blumenverziertes Mieder sehen zu lassen. Dicht neben ihr saß ihr Gemahl, ein Maure. Meine nächsten Nachbarn waren drei Negerinnen, die zu der Dienerschaft des maurischen Paares gehörten, jede mit einer bemalten Kerze in der Hand. Ein englischer Herr und eine englische Dame vervollständigten die Gesellschaft im Wagen, während der arabische Kutscher und ein stattlich gekleideter Türke den Sitz auf dem Bock einnahmen. Wir fuhren an der Seeküste eine Höhe in der Nähe der Ruinen des Marabut Sid Belal hinan, von wo aus wir über den Schauplatz der Feierlichkeit, die vor sich gehen sollte, eine volle, freie Ueberschau hatten. Einige Zelte für vornehme maurische Familien waren hier aufgeschlagen, blieben aber die ganze Zeit so dicht verschlossen, daß es zweifelhaft erschien, ob die Insassen eigentlich als Zuschauer gekommen seien; vermuthlich unterhielt sich der schöne Theil dieser Zeltengesellschafe damit, ihren Kaskus zu verzehren. Eine hoch flatternde Fahne zeigte in weißen Buchstaben auf blutrothem Grund die Inschrift: „Vive la Fraucel Abolition de l'Esclavage!" Für die europäischen Zuschauer waren auf besagter Anhöhe Stühle aufgestellt, auf dem Abhange saßen an die dreihundert maurische Frauen mit gekreuzten Beinen, die sich aus einiger Ferne wie eine Reihe Mehlsäcke ausnahmen. Auf der Sandfläche unten hatte ein großer Kreis von Negern und Negerinnen Platz genommen; jene halb nackt mit einem Federnbund um den Kopf, diese in weiße Opfergewänder gehüllt.

Die Feierlichkeit begann. Zwei kräftige Negerinnen sprangen in die See und spritzten schwimmend das Wasser hoch in die Luft gegen die Zuschauer. Sechs Männer innerhalb des Kreises schlugen mit krummen Stäben die Pauken, andere sechs, jeder mit zwei Paar Castagnetten versehen, klapperten dazu, während Einer auf einem Bambusrohr blies; in dem barbarischen Getöse machte sich jedoch ein gewisser regelmäßiger Takt bemerklich. Vor ihnen stand ein Kohlenbecken, aus dem dicke Wolken von Räucherwerk aufstiegen. Drei oder vier Neger führten einen religiösen Tanz auf; er bestand in einem rasenden Auf- und Niederhüpfen, während Kopf und Glieder sich pendelartig hin und her schwangen in stetem Tempo mit der ohrenzerreißenden Musik. Einige stelen bald erschöpft hin und wälzten sich unter furchtbaren Zuckungen auf dem Boden; die ganze Gesellschaft erhob sich nun, faßte einander bei den Händen und tanzte wild um die Hingestreckten. Dann ergriff jeder eine Keule und der allgemeine Tanz wechselte jetzt den Charakter durch das Aneinanderschlagen der Keulen.

Das wahnsinnige Springen hatte schon über eine Stunde gedauert, als ein blumenbekränzter Stier bei den Hörnern im Kreise herumgeführt wurde, gefolgt von drei oder vier zaundürren Oberpriesterinnen und den Musikanten; die jetzt abgematteten Tänzer schlossen den Zug. Eine der Priesterinnen maß ihre volle sechs Fuß zwei Zoll, so daß mancher erwachsene Mann sich neben ihr wie ein Kind ausnahm. Drei Hähne wurden zuvörderst geopfert und die Vorzeichen untersucht. Die günstig befundenen wurden von den Weibern mit einem gellenden Freudenschrei begrüßt, in denen die Maureskeu einstimmten und den das schlummernde Echo fernhin über die See wach rief. Dann wurde der Stier zu Boden geworfen, die riesenwüchsige Priesterin durchschnitt ihm die Kehle und die administrierenden Priesterinnen besprengten ihn mit Milch aus kleinen blauen Schalen. — Der Halsschnitt war indeß, ob absichtlich oder zufällig, konnte ich nicht ermitteln, nicht tief genug gerathen; das arme Thier taumelte daher noch einmal auf, wankte mit der eingeschnittenen, blutströmenden Kehle umher, fiel dann nieder und verendete. Die rauchenden Eingeweide wurden durchwühlt und als sich die Omina wiederum günstig zeigten, erscholl die Luft wieder von schrillem Jauchzen. Dann schwang ein Priester das Opfermesser in der Luft und unter dem Murmeln nun Gebeten sprengte er die herabrinnenden Blutstropfen den Opferern in's Gesicht. Wiederum brachen die obenerwähnten zwei Negerinnen aus dem Kreise, stürzten in die See und wiederholten dasselbe Verfahren. Damit war die Feierlichkeit geschlossen; der Stier wurde zerlegt, an einem auf der Stelle angezündeten Feuer geröstet und verzehrt.

Eine Schaar berittener Spahis in rothen Gewändern trug nicht wenig zur Belebung des seltsamen Schauspiels bei. Ihre windschnellen Rosse spornten sie zu Sätzen an, die jeden Andern, als einen Araber unfehlbar aus dem Sattel gebracht hätten; und so flogen sie die Arena auf und ab, um wahrscheinlich vor den theilnamslosen „Säcken" zu paradiren, in denen wir, nach unserer europäischen Vorstellungsweise, alles Andere eher, als einen weiblichen Inhalt vermuthen konnten.

Für die Einsetzung dieses feierlichen Opfers geben die Neger drei Gründe an: 1) die Mächte der Erde und Luft günstig zu stimmen; 2) zu Ehren des Aethiopiers Sidi Belal; 3) die Erstlinge der Bohnen zu weihen.

Sidi Belal war, der Sage nach, zuerst Sklave, dann Muezzin bei Muhammed. Von ihm freigesprochen, sei er in diese Gegend der Berberei eingewandert, wo ihn seine Frömmigkeit in solchen Ruf gebracht habe, daß über seinem Grabe eine Moschee erbaut worden, von der nur noch einige weißgespülte Mauern übrig sind. Vermuthlich hatte er die einheimische gelbe Bohne, eine Hauptnahrung der Eingeborenen, zuerst in Algerien eingeführt. Nun aber glaubt der Moslem steif und fest an die Seelenwanderung; nicht nur Vögel und Thiere, die sich in der Nähe einer Moschee oder Marabut aufhalten, sondern jeder Baum und Strauch an geweihten Oertern werden als Behausung eines abgeschiedenen Geistes mit heiliger Scheu betrachtet und verehrt. Die Mächte der Erde und Luft, die Elemente, welche zur Entwickelung und Reife der Bodenfrüchte mitwirken, werden ohne Zweifel bei der erwähnten Feier um ihren geneigten Einfluß auf das Gedeihen der Bohnen-Aerndte angefleht und die günstige oder ungünstige Antwort der unbekannten Gottheiten findet die Volksvorstellung in der Beschaffenheit der Vorzeichen. Dem Bespritzen der Opferer mit Seewasser liegt offenbar die Idee eines Weiheaktes zu Grunde, da die reinigende Kraft des Salzes, ob in kristallisirtem oder aufgelöstem Zustande, wohl bekannt ist. So ließe sich in die Feier und in die von den Negern dafür angegebenen Gründe einigermaßen Sinn und innere Verbindung bringen."

Die Schilderung einer Scene bei einer Versammlung der „Aißua," übertrifft die vorstehende noch bei Weitem an Seltsamkeit und Graus.

„Die Erzählungen der leichtgläubigen Algierer von den geheimnißvollen, übernatürlichen Kräften der „Aißua" hatten meine Neugier gereizt und ich beschloß, dahinter zu kommen, was daran Wahres sei. Eines Abends denn, Ende März — die Luft war köstlich mild, die großen, schillernden Sterne leuchteten mit einem Glanze, den selbst der Vollmond nicht zu überstrahlen vermochte — verließ ich mein Gasthaus und richtete meine Schritte nach der Oberstadt. Eine Viertelstunde klemmte und wand ich mich durch ein dunkles Straßengewirr, bis ich endlich das Ziel meines Ausfluges erreichte.

Ein Haufen eingeborner Männer und Knaben warteten vor einem Hause, bis die geschnitzte Thüre sich aufthun und sie einlassen werde. Ich trat zu ihnen. Bald drehte sich die Thüre in ihren Angeln und einem Theil der Wartenden, mir unter ihnen, ward der Eintritt gestattet. Hinter uns schloß sich die Thüre sofort; ich schritt durch die Vorhalle und, ich gesteh' es, fühlte mich einigermaßen außer meinem Elemente vor dem neuen lebenden Bilde, das sich meinen Blicken darbot. Der Hof war voll Araber, die in gesonderten Kreisen saßen; in der Mitte jedes Kreises stand eine riesenhafte Schüssel und die Theilnehmer langten mit Wolfsgier zu; von Stuhl oder Bank keine Spur; und als ich eine Weile unentschlossen dastand, trat der Gastgeber an mich heran und lud mich ein, mich den Neuankömmlingen anzuschließen, die sich anschickten, ebenfalls einen Zirkel zu bilden.

Die linkischen Versuche, die ich machte, meine Beine in die gekreuzte Form zu zwängen, dienten meinen Mitgästen zu nicht geringer Unterhaltung, freilich auf meine Kosten, denn mir war nichts weniger als behaglich zu Muthe. Ein Ungeheuer von zinnerner Schüssel, beiläufig drittehalb Fuß im Durchmesser, wurde nun in die Mitte unseres Zirkels gesetzt. Den Inhalt bildete ein Gemengsel von eigenthümlich zubereitetem, mit stark riechendem Oel geschmälzten Sago, gelben, afrikanischen Bohnen und gehacktem Fleisch. Es war das, unter dem Namen Kaskus bekannte Lieblingsgericht des Orientalen, vor dem er die ausgesuchtesten Leckereien der europäischen Küche, als Futter für Hunde und Ungläubige, unberührt

läßt. Ohne Weiteres ſtreckte jeder Gaſt ſeine ſchmutzige Hand in die Schüſſel, nahm ſo viel die Fauſt faſſen konnte und im Nu verſchwand es hinter den behaglich ſchmatzenden Lippen. Um nicht hinter meinen Tiſchgenoſſen zurückzubleiben, folgte ich ihrem Beiſpiel, griff in die fettige Maſſe mit Daumen und Zeigefinger und nahm davon einen ſehr beſcheidenen Mundvoll. Ob es Katzenfleiſch, Pferdefleiſch oder eingeſalzenes Negerfleiſch war, was ich in den Mund gebracht, blieb meinen Geſchmacksorganen ein Geheimniß; gewiß iſt, daß ich den ekeln Fraß nicht hinunterzubringen vermochte und ihn heimlich, indem ich that, als wenn ich mir einen neuen Biſſen zulangen wollte, an Ort und Stelle wieder zurückförderte. Sofort war er von einem heißhungerigen und minder heiklen Nachbar verſchlungen. Man überreichte dann Jedem von uns einen aus gelbem Holz rohgeſchnitzten Löffel, um auch mit dem flüſſigen Element des Gemiſches bequemer zu räumen; nach der Sorgfalt, womit dieſes nützliche Tiſchgeräth aus einem hänfenen Sack hervorgeholt und unter uns vertheilt wurde, zu ſchließen, muß die Zahl der Löffel ziemlich beſchränkt geweſen ſein und, wie ich mich ſpäter überzeugte, ſind ſie die ganze Zeit — das Verarbeiten des Kuskus dauerte faſt ununterbrochen von ſechs Uhr des Morgens bis zur ſpäten Abendſtunde — nicht abgewaſchen worden.

Unſer Mahl war nun beendigt und die Araber murmelten in betender Haltung und mit ſingendem Ton ihren Dank an den Propheten, daß er ihnen mit milder Hand ſo reichlich Kuskus geſpendet. Es war ein wirres, unharmoniſches Tiſchgebet, aber mit großem Nachdruck und ungeheuchelter Inbrunſt verrichtet. Dann erhob ſich der Kreis und begab ſich barfuß nach dem höher gelegenen Theil des Hofes, wo ein Teppich ausgebreitet war, auf dem die an Kuskus ſchon geſättigten Gäſte kauerten. Still und regungslos ſaßen ſie da; ohne ein Wort zu ſprechen ſtierten ſie in das Leere und ſtrichen ruhig die prächtigen Bärte: ſie waren in beſchaulicher Stimmung. Und keineswegs mußte dieſe trüber Art ſein, da kein Menſch, nach reichlich eingenommenem Mahl, geneigt iſt, die Natur von der Nachtſeite zu beſchauen. Inzwiſchen war ein friſcher Trupp Araber eingelaſſen, nahm unſere frühere, eben verlaſſene Stelle ein, ließ dem friſchaufgetragenen Kuskus volle Gerechtigkeit widerfahren, ſetzte ſich dann, gehörig geſättigt, zu den Uebrigen auf den heiligen Teppich und überließ unter dem dolce far e pensar niente dem Verdauungsgeſchäft ſeinen Fortgang.

Der Hof war nur von zwei brennenden Lichtern und, wie ſich's denken läßt, ſehr ſchwach erleuchtet. Während nun die noch fortwährend zuſtrömenden neuen Gäſte ſich am Kuskus göttlich thaten, hatte ich hinreichende Muße, mich anbemerkt umzuſehen. Mein Blick fiel auf die mit ſtarken Tüchern von dunkelbrauner Farbe verhängten Gallerien. Zu meinem Erſtaunen bemerkte ich zuerſt Ein Augenpaar, dann wieder eins, und ſo wiederholten ſie ſich fort und fort, von Abſtand zu Abſtand in's Unzählbare, wie die fabelhaften, ſteinernen Züge am Eingang der Fingalshöhle. In ihrer Iſolirtheit — denn von dem übrigen Geſichte war nicht das Geringſte zu ſehen — ſchienen ſie wie eingewirkt in die Tapete, und ihr ſtieres Hinabſchauen auf die Scene unter ihnen, bei dem zweifelhaften Schimmer der beiden Kerzen, machte auf mich einen unſäglich myſteriöſen Eindruck.

Das Kuskuseſſen nahm glücklicher Weiſe ein Ende und als der letzte Neuankömmling ſich den Magen vollgeſtopft hatte, ließ der Gaſtgeber die Geſellſchaft in vier bis fünf konzentriſchen Kreiſen Platz nehmen, ſo daß ſie den ganzen Hof füllten. Mit freundlicher Zuvorkommenheit hatte er, in Rückſicht der Unbeholfenheit meiner Beine, für mich eine Bank beſorgt; und ſo ſetzte ich mich hin, harrend der Dinge, die da kommen ſollten.

Ein Kohlenbecken wurde hereingebracht und auf den Teppich geſetzt. Sieben Araber, hinter dem Becken ſitzend, begannen nun auf eben ſo vielen Tamburinen ein Konzert, wie es ein glückliches, europäiſches Ohr wohl nur ſelten zu hören bekömmt. Mit den Fäuſten ſchlugen ſie in regelmäßigem Takt auf das geſpannte Fell, anfangs ſanft, dann mit ſtets geſteigerter Heftigkeit, ſo daß die Töne von leiſem Murmeln bis zum betäubenden Dröhnen anſchwollen. Mit den Händen zugleich arbeiteten konvulſiviſch Mund und Augen, während der Schweiß ihnen von den entflammten Geſichtern in Strömen rann. Endlich fielen ſie in den tiefen Baß der Tamburine mit dem wildeſten Diskant ein: es war ein feierlicher Anruf an den Geiſt des Marabut, der vor undenklichen Zeiten in der Sandwüſte dieſe wunderliche Sekte geſtiftet hatte und der, nach ihrem feſten Glauben, ſtets ihr Gebet erhört. Durch die Anſtrengung indeß, den Schall der Tamburine zu überſchreien, gingen die Stimmen zuletzt in ein heiſeres Gelläff über. Auf einmal warf der eine Sänger ſeine Tamburine hin, fuhr mit einem markdurchdringenden Schrei in die Höhe und tanzte mit raſenden Luftſprüngen vor dem Kohlenbecken. Arme und Kopf bewegten ſich pendelartig, willenlos hin und her. Drei Männer riſſen ihm, um jedes Hinderniß ſeiner Bewegungen zu entfernen, den Burnus vom Leibe, während er, ſcheinbar ohne Bewußtſein deſſen, was ſie mit ihm vornahmen, in ſeinem bachaliſchen Tanz fortfuhr. Die langen Locken am Hinterkopf — einen Muhammed nennen die Araber dieſen Zopf — flogen ihm ſo wild um's Geſicht, daß der verurſachte Luftſtrom eines der Lichter auslöſchte. Seine Geſichtszüge waren zum Entſetzen verzerrt und in Todeszuckungen, wie wenn er von einer äußeren Gewalt zu den Bewegungen gezwungen würde: ein von den Furien getriebener Oreſtes! Da ſtreckte er ſeine Hand aus und berührte einen anderen Araber, der ſofort mit einem ebenſo hölliſchen Zeter aufſchnellte und ebenfalls in den wahnſinnigen Tanz verfiel. Zwei andere Araber, von den Fingern deſſelben, wie von einem Zauberſtab berührt, wurden, wie ihr Vorgänger, widerſtandslos in die raſende Bewegung hineingewirbelt. Plötzlich griff jeder Tänzer in das Becken und fuhr mit einer Handvoll lebendiger Kohlen in den Mund. Mit jedem Athemzug verglühten die Kohlen unter dem fortgeſetzten Tanz und warfen über die gebräunten Geſichter einen gräßlich gelblichen Schimmer, und bei jedem ausſtrömenden Hauch ſprühten Myriaden-Funken von den Salamanderlippen. Zufällig oder abſichtlich wurde auch das zweite Licht ausgelöſcht und das Gepräge, das der Schauplatz jetzt annahm, machte ihn zu einem würdigen Seitenſtück der Dante'ſchen Hölle.

Jetzt hatte das wüthende Tamburinſchlagen, das ſchrille Jauchzen der Sänger, das Herumraſen der Tänzer den Gipfel erreicht und es trat plötzlich ein Stillſtand ein; die Lichter wurden wieder angezündet und alle Akteure des grauſen Spiels ſanken erſchöpft hin; Einer derſelben, Schaum vor den todtbleichen Lippen, mußte ſogar fortgebracht werden. Auf einmal erhob ſich von allen Seiten des Hofes eine Reihe durchdringender Töne; allmählich verſchmolzen ſie zu einem hellen Uniſono, das die bebende Luft glockengleich durchklang. Es hörte ſich an, wie ein Zug von tauſend wilden Vögeln, die hoch über unſeren Häuptern wegfliegen, bis ihr Chorgeſang, gleich den todverkündenden Seufzern der Benſchi,* in der Ferne erſtirbt. Anfangs konnte ich zu dieſen räthſelhaften Eliſentönen keinen Schlüſſel finden, bis ich mich endlich auf die myſteriöſen Augen in den Galerieumhüngen beſann. Richtig, ſie waren noch an denſelben Stellen, aber nicht mehr ruhig und ſtier, ſondern ſprühend und funkelnd, wie von unbekannter innerer Luft bewegt. Das Geheimniß war nun enthüllt. Die Augen gehörten den Harem-Inſaſſen des Hauſes an, die nach den Geſetzen des Islam nur ungeſehene Zeugen des Schauſpiels ſein durften. Der Ton, den ſie hören ließen, beſtand in der einfachen Silbe lu, die, in einer Höhe, wie ſie nur die weibliche Kehle hervorzubringen vermag, ſtets wiederholt ward und, je nach Umſtänden, Beifall, Freude oder Schmerz ausdrückt. Bei Hochzeiten und Leichenbegängniſſen werden Weiber gemiethet, um das lu lu in dem möglichſt gellendſten Diskant anzuſtimmen.

Nach kurzer Pauſe waren die Tambueine, die männlichen Sänger, wieder in voller Arbeit; nur hatte die Zahl der Tänzer noch bedeutend zugenommen. Einer derſelben faßte ein Schwert, ſtreifte ſein Gewand auf, ſtieß ſich daſſelbe etwa 1/4 Zoll tief in den Leib und drehte es in der Oeffnung, wie einen Bohrer um. Eine Täuſchung war es nicht; denn als er dicht an mir vorbeikam, ſah ich genau, daß er den Stahl langſam herauszog; nur erweckte es mein Mißtrauen, daß kein Blut floß, und ich vermuthe, daß die Stelle eine Vernaebung war. In derſelben Weiſe bohrte er ſich das Eiſen in den Nacken, ohne daß ein Tropfen Blut kam. Die unſichtbare weibliche Zuſchauerſchaft ſchien an dieſen gräßlichen Kunſtſtücken beſonderes Wohlgefallen zu haben, denn das lu lu erſcholl mit furchtbarer Gewalt.

Hierauf brachte man vier bis fünf rothglühende, eiſerne Platten herbei — ich ſpürte die Hitze in meinem Geſichte, als ſie an mir vorbeigetragen wurden, — bei deren Anblick die Sänger in eine andere Tonart übergingen; in ihren Mienen ſprach ſich eine Gier aus, wie diejenige wilder Thiere beim Anblick des für ſie beſtimmten Fraßes. Jeder ergriff nun eine dieſer Platten, legte ſie ſich auf den geſchorenen Theil des Kopfes und ſtrich darüber nachläſſig mit den bloßen Händen. Die Kopfhaut dampfte und verbreitete einen Geruch, wie von angebranntem Fleiſch. Nachdem ſie die Platten der Länge nach mit den Zungen beleckt hatten, faßten ſie dieſelben zwiſchen die Zähne und ſprangen ſo einige Minuten in noch höheren Sätzen bei dem unermüdlichen Dröhnen der Tambuine.

Jetzt kam ein mächtiger Scorpion an die Reihe. Er wurde auf einem Tamburin hereingebracht; und als ich ihn mit einem Stock be-

* Banſhee, nach der Volksvorſtellung in Irland, eine Fee, die durch ihren Geſang unter dem Fenſter eines Hauſes den Tod eines Bewohners anzeigt.

rührte, schnellte er seinen giftigen Schwanz in die Höhe, um mir allen Zweifel an seiner Lebendigkeit zu benehmen. Einer der Araber faßte das Thier beim Kopf, steckte es in den Mund und verschlang den scheußlichen Fraß, nachdem er ihn unter haarsträubendem, knirschenden Geräusch gehörig gekaut hatte. Wie er dem tödtlichen Stich dieses gefährlichen Reptils vorbeugte, ist mehr, als ich errathen kann; jedenfalls schien dieses unnatürliche Gericht ihm neue Kraft zu der rasenden Orgie gegeben zu haben.

Einer der Tänzer trat nun vor mit einem Dolch von etwa Fußlänge in der Hand, zog das Augenlid in die Höhe, stieß die Waffe gerade über dem Augapfel in die Höhle und ging so mit dem aus dem Auge hervorstarrenden Eisen im Kreise herum. Dann zog er's langsam heraus und, auf meine Bitte, überreichte es mir der Hausherr zur Untersuchung; ich fond es vollkommen gediegen und scharfgespitzt, wie eine Nadel. Das schrille Beifallsgekreisch der Weiber wollte hier gar nicht enden, bis die Araber heftig aufblickten und mit einem „Bst!" dem überlauten Chor Stille gebaten.

Ein halbes Dutzend Kaktusblätter wurden jetzt herbeigeholt und sobald die Tänzer sie erblickten, hielten sie ein und krochen auf allen Vieren heran. Der afrikanische Kaktus oder die Berberfeige wächst in der Umgegend von Algier zu einem ordentlichen Baume von 12 Fuß Höhe; die Blätter sind einen Fuß lang, einen Zoll dick und mit zolllangen, starken Stacheln dicht besetzt, die wie Dolche in's Fleisch dringen und wenn sie hier abbrechen, grausamen Schmerz verursachen. Die Araber krochen gewandt an den Menschen heran, der die Blätter an den Stilen narhielt, bellten wie die Hunde, rupften ein Stück nach dem andern von den vorgehaltenen Blättern mit den Zähnen ab und verschlongen es ohne Weiteres. Der grüne Saft floß reichlich aus der gekauten Pflanze über die langen Bärte und sie knurrten, wenn sie zufällig einander stießen, wie ein Rudel Köter bei der Fütterung.

Jetzt trat wieder eine Pause ein; die Besessenen fielen hin, als wenn das Treibrad, das die Maschinen in Bewegung gesetzt, ausgehoben wäre. Einer lag eine Zeitlang bewußtlos für todt und kam erst allmählich zu sich. Von Neuem wurde Kuskus vorgesetzt, um die Schauspieler zur Fortsetzung der Aufführungen, die bis zum hellen Morgen dauern sollten, zu stärken. Da meine Uhr auf Mitternocht zeigte, stand ich auf und empfahl mich mit einem: Salám alerkum! der Gesellschaft, die den Gruß mit salamu! erwiderte. Ich athmete tief auf, als ich aus dem Hause trat, wie befreit von einem schrecklichen Alpdruck und erholte mich erst, als ich in der Kühle und Frische der köstlichen Nachtluft dahinwandelte."

Mannigfaltiges.

— Frankreichs Landes-Oekonomie. Unter dem Titel „Economie rurale de la France" hat der bekannte, volkswirthschaftliche Schriftsteller Leance de Lavergne eine Geschichte der Landes-Oekonomie seit dem Jahre 1789 herausgegeben, von welcher soeben eine zweite, vermehrte und veränderte Auflage erschienen ist. Der Verfasser huldigt der Theorie seiner Freunde Michel Chevalier, Frédéric Bastiat und anderer vorurtheilsfreien Volkswirthe auch auf landwirthschaftlichem Gebiete. Mit der Freiheit des Handels und des Verkehrs geht ihm die Freiheit der Landeskultur Hond in Hand. Ungleich dem großen, untheilbaren Grundbesitz Englands, dessen Agrikultur-Leben ebenfalls von Herrn de Lavergne studirt und dargestellt worden, ist gerade die Theilbarkeit des französischen Bodens dasjenige Moment, in welchem der Verfasser eine Bürgschaft dafür erblickt, daß in Frankreich der Wohlstand des Landmannes hinter dem des Gewerbetreibenden, des Kaufmannes und des Seefahrers nicht, wie in England, zurückbleiben werde. An die jetzt von der französischen Regierung adoptirten Prinzipien der Handels- und Verkehrsfreiheit knüpft der Verfoffer die größten Hoffnungen für die Zukunft.

— Sprachforschung in Ungarn. Die Zeitschrift „Magyar Nyelvészet" hat auch in dem jetzt abgeschlossenen fünften Jahrgang (6 Hefte) ihren wohlerworbenen Ruf behauptet. Dieser Jahrgang enthält namentlich drei sehr gediegene Artikel des Herrn P. Hunfalvy. In dem einen vertheidigt derselbe seine Ansicht von den Zeiten des ungarischen Verbums gegen einen Herrn Fináli und den bekannten Grammatiker Fagarasi, dessen Geist sich in Vorurtheile eingepuppt hat. In den beiden andern bekämpft er Theorien der Herren Brassai und Ballagi, von denen Ersterer die Verschiedenheit der Sprachen aus den „Eigenthümlichkeiten der Sätze" deduciren will, während des Anderen These so lautet: „Die zwischen der semitischen, urischen und altajischen Sprachfamilie gezogenen Gränzen haben nur subjektive Giltigkeit." Mit größerem Rechte würde man wohl als These aufstellen, daß in dem wissenschaftlichen Treiben der Ungarn (wie der ungarisirten Ausländer) mehr Streitsucht und Paradoxen-Jägerei zu Hause sind, als irgend sonst wo, und gerade der besonnenste Forscher dort die hitzigsten Treibjagden bestehen muß. — Einem recht begabten jungen Linguisten, Herrn Joseph Budenz, möchten wir im Interesse der guten Sache weisere Selbstbeschränkung empfehlen, damit sein rühmlicher Eifer nicht dem unüberwachten Feuer gleich, die eigenen Schöpfungen zerstöre. Wir sagen dies besonders mit Beziehung auf manche seiner Folgerungen in dem Artikel: „Zur Erklärung der ungarischen Zahlwörter." In einer anderen, sonst viel Beachtenswerthes enthaltenden, Arbeit: „Die Verwandtschaft des magyarischen Wörtchens „meg," beingt Hr. B. dieses in eine ganz fremde Sippschaft, weil ihm die entsprechende (immer mit m anlautende) Wurzel im Lappischen, Mordwinischen, Tscheremissischen, Mongolischen und Mandschu-Tunguisischen entgangen ist. Dieses meg ꝛc. wird Schott in der diesjährigen Fortsetzung seiner „Altajischen Studien" ausführlicher berücksichtigen.

— Berliner Journalistik. Das dritte Heft von Julius Rodenberg's „Deutschem Magazin"* bringt, außer der Fortsetzung der größeren Novelle: „Die Straßensängerin von London," aus der Feder des Englands-kundigen Herausgebers, von derselben Feder auch eine Skizze des liederreichen Irland: „Die Myrthe von Killarney," und von Rudolf Löwenstein, dessen poetischer Kindergarten für uns immer noch größeren Reiz hat, als seine mit der Muse des „Kladderadatsch" erzeugte, zahlreiche Nachkommenschaft, ein reizendes Stillleben: „Kinder am Bache." Die Humoreske: „Ein Blatt für Schwiegermütter, von einem Schwiegersohne," bespricht ein inhaltreiches, häusliches Thema, das noch unendlich nariirt werden kann; die vorliegende Skizze macht unter Anderem auf den wesentlichen Unterschied der Schwiegermutter der Frau und der des Mannes aufmerksam. Wie verschiedenartig übrigens der Kreis der Mitarbeiter ist, den Herr Rodenberg um sich zu sammeln wußte, beweist der Umstand, daß, neben dem Dichter des „Kladderadatsch," in dem vorliegenden Hefte auch ein beliebter Mitarbeiter der „Berliner Revue," Georg Hesekiel, und der Herausgeber der russischen Sturm-„Glocke," Alexander Herzen, Beiträge geliefert hat.

Ein Kuriosum des vorliegenden Heftes ist die auf dem Umschlage abgedruckte Empfehlung des „Deutschen Magazins" durch die „Westminster Review." Es heißt nämlich darin: „It is very questionable whether the small reading public of a town like Berlin can support a light literary periodical." Von dem „kleinen Lesepublikum einer Stadt, wie Berlin," hätte ein französischer Journalist schon vor fünfzig Jahren nicht mehr gesprochen, und nur ein englischer Journalist hat das Privilegium, naiv und unwissend genug zu sein, um zu behaupten, daß ein so kleines Lesepublikum, wie das Berliner, in deren Stadt der „Kladderadatsch" mit 35,000 und die „Volks-Zeitung" mit 26,000 Abonnenten erscheint, ein leichtes periodisches Blatt nicht zu erhalten vermag.

* Berlin, Oswald Seehagen.

J. L.

Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im regelmäßigen Empfange dieses Blattes keine Unterbrechung wünschen, werden höflichst ersucht, ihre Bestellungen auf das II. Quartal baldigst zu bewirken, da mit gegenwärtiger Nummer das I. Quartal zu Ende geht.

Die Verlagshandlung
Brockhaus & Comp. in Leipzig.

Im Verlage von Brockhaus & Comp. in Leipzig

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierbei eine literarische Anzeige von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, ferner die Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Stumpf, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Berlin, Unter den Linden Nr. 37, an die Commissionäre, Herrn J. Payne's Buch-, Kunst- und Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an diese Commissionäre, Herrn J. Payne's Buch-, Kunst- und Verlagshandlung
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 14. Mittwoch, den 3. April 1861. 30. Jahrgang.

Inhalt:

Ungarn. Seite
Die ungarische Bewegung 157
Nord-Amerika.
Die Revolution in Nord-Amerika 159
England.
Korrespondenz-Berichte aus London. Kuriositäten der Civilisation des Lebens und Strebens 161
Payne-Collier's Shakspeare-Fabrication 163
Frankreich.
Die altfranzösischen Poeten, herausgegeben von F. Guessard. Das Urbild des Oberon . . . . . „
Italien.
Napoleon und die Republik Venedig. Die Jonischen Inseln unter französischer Herrschaft 165
Mannigfaltiges.
Alter der Sinaitischen Bibelhandschrift 167
Alexander von Humboldt und die Privatbibliothek Friedrich Wilhelm IV. . 168
Anthologie des Orients . . . . . „
Bibliothek des Auslandes . . . . . „
Castelli's Memoiren . . . . . „

Ungarn.

Die ungarische Bewegung.

Die Kämpfe der Ungarn mit der kaiserlichen Regierung wiederholen sich seit zwei Jahrhunderten, ohne daß sie im Endresultat das Verhältniß beider Faktoren wesentlich verändert haben. Die Ungarn wollen ihr altes Recht, ihre alte Freiheit behalten und ihr dynastisches Gefühl nicht in Gehorsam gegen einen absoluten Fürsten, sondern in freier Mannesweise hingebend äußern; die Dynastie Lothringen-Habsburg trachtete mehr oder minder danach, dem eifersüchtig bewachten ungarischen Particularismus die Zumuthungen zu machen, daß er die Interessen Oesterreichs stützen und tragen helfe, und forderte dies in gewaltsamer, despotischer Weise, durch Verletzungen der Rechte der Ungarn. So prallten die beiden Mächte schon unter Joseph II. zusammen, so zuletzt in leidenschaftlichstem Kampf 1849, dessen Ausgang Ungarn für immer zu einer bloßen Provinz der Kaiser-Monarchie gemacht zu haben schien.

Zehn Jahre lang war es still und todt in dem alten Reiche Stephan's wie auf einem Kirchhof. Niemand glaubte, daß die düster grollende Nation der Magyaren je zu der Kraft sich aufraffen könne, die starre Decke des Absolutismus, der Centralisation und des Oesterreichisirens zu durchbrechen und als das alte Volk mit dem alten Recht wieder zu erstehen. Niemand glaubte es, als der Magyar, der an einen eigenen Gott glaubte und mit dem Himmel mehr Verkehr treibt, als andere Völker. Sein Stolz ist der des Cid; sein Patriotismus ist die erste seiner Leidenschaften, sein Haß ist fest und unverrückbar in eine Formel gebracht, wie der des Cato in das berühmte ceterum censeo, Carthaginem esse delendam! Und seine Zuversicht betrog ihn nicht. Was vor Jahresfrist aller Welt noch zu viel war, um daran zu glauben, das ist heut schon zu wenig für die Forderungen der Ungarn. Sie sind als Sieger aus einem schweren, aber unblutigen Kampf hervorgegangen, und zu ihrem eigenen Besten wollen wir hoffen, daß sie die Sehne nicht zu straff spannen und das Unglück nicht von Neuem durch blutige Kämpfe beschwören! Die Schnelligkeit, mit der die ungarische Bewegung ihren Lauf nahm, hat die graduelle Steigerung vielfach übersehen lassen, und ein historischer Rückblick auf dieselbe hat deshalb ein doppeltes Interesse.

Die ersten Symptome der Bewegung zeigten sich zu der Zeit, als der verstärkte Reichsrath in Wien zusammentreten sollte. Die ungarischen Reichsräthe lehnten theilweis die Ehre ab, Reichsräthe zu sein, und drückten damit den unversöhnten Groll der Nation gegen die Regierung aus; diejenigen, welche in klarer Erwägung die Würde annahmen, sagten gleich bei der Eröffnung des Reichsraths rücksichtslos, daß sie sich nicht als Mandatare des Volks betrachten, und dokumentirten damit, daß Ungarn die waltenden Zustände nicht anerkenne. Die anfängliche Mißachtung, welche dem Reichsrath gezollt wurde, war in Ungarn größer, denn irgendwo. Man ignorirte die Verhandlungen gänzlich, die ungarischen Reichsräthe wurden als Privatleute angesehen, deren Worte für's Land keine Bedeutung hätten, ja, daß sie in Wien waren, ließ anfangs fegar ihren Patriotismus bezweifeln. Erst im Herbst, als die stürmischen Debatten im Reichsrath die Ansturkfamkeit des Reiches auf sich zogen, und die feurigen Worte die Nationalitäten aufrüttelten, erst damals, als die Ungarn im Reichsrath dessen Herren wurden, ihn nach ihrem Willen mit sich fortrissen und in unvergleichlicher Partei-Disciplin Sieg auf Sieg erfochten, horchten auch die Ungarn auf und richteten ihren Blick auf diese Männer Barkoczy, Szecsen, Majlath, Andrassy, ohne jedoch die Führerschaft derselben in Allem anzuerkennen. Eine Adresse aus Preßburg erklärte dies ganz unverhohlen den ungarischen Reichsräthen: sie sagte, daß, obschon die legitimen Rechte der Krone des heiligen Stephan nicht gestatten, über Ungarn ohne Ungarn und außerhalb Ungarns zu verfügen, man sich dennoch verpflichtet fühle, den Reichsräthen aus Ungarn für die Art und Weise, mit welcher dieselben ihre individuelle Stellung aufgefaßt und ihren persönlichen Anschauungen Ausdruck gegeben, den tiefgefühlten Dank auszusprechen.

Eine eigentliche Basis jedoch hatte die Bewegung in der Sprachenfrage gefunden, und die Regierung war in dieser Beziehung nachgiebig gewesen: das Germanisiren wurde abgeschafft und wieder ungarisch in Amt und Gericht verhandelt. Aber weiter hinaus schienen auch die Konzessionen nicht gehen zu sollen; dafür sprachen die Uebertragung der Oberkommandantschaft an Benedek, einen entschiedenen, wenn auch ungarischen Offizier, die Suspendirung der Vorlesungen an der Pester Universität im Oktober, die Internirung vieler Personen nach Böhmen und Oesterreich. Auch die religiöse Frage spielte daneben als ein Theil der nationalen. Eine kaiserliche Verfügung vom 15. Mai hatte zwar den Protestanten in Ungarn, deren Sache vor Allen Baron Bay vertrat, alle ihre früheren Rechte wiedergegeben; aber man verlangte auch die alte Autonomie der katholischen Kirche in Ungarn, die durch das Konkordat aufgehoben war, und der Fürst-Primas Scitovsky, überhaupt ein gefeiertes Haupt der Nationalpartei, begünstigte diese Forderungen. Ebenso traten die Protestanten mit neuen Wünschen auf. Der General-Konvent der protestantischen Kirche Augsburgischer Konfession, der am 10. Oktober vorigen Jahres in Pest tagte, trug schon ganz den demonstrativen Charakter, den die Bewegung in Ungarn seit Ende September angenommen hatte. Er richtete eine Adresse an den Kaiser, welche alle diese Wünsche der Lutheraner, und zwar in ziemlich scharfer Fassung, enthielt, nämlich die Bitten um Restituirung der protestantischen Kirche in integrum auf Grundlage des 26. Artikel des Gesetzes von 1791; ferner um Aufhebung der Preßburger Superintendenz, um Belassung der Montan-Superintendenz in ihrem alten Bestande und endlich Wiederverleihung des alten Rechts, daß die Einführung von Lehrbüchern an protestantischen Schulen, sowie die Erhebung der letzteren zu öffentlichen Anstalten, lediglich von der Kirche und nicht vom Kultusministrium abhänge.

Auch in anderen Demonstrationen äußerte sich die höher gehende Fluth der nationalen Bewegung. Am 7. Oktober 1860 fand unter ungeheurem Zulauf die Einweihung der Kapelle am Széchényi-Hügel bei Pest statt, bei welcher Gelegenheit Baron Eötvös und der Fürst-Primas starkgewürzte „ungarische" Reden hielten. Noch demonstrativer war die Gesammtsitzung der ungarischen Akademie, die nach langen Jahren zum ersten Male wieder am 12. Oktober 1860 gehalten wurde. Graf Emil Dessewffy eröffnete dieselbe mit einer begeisternden Rede (und reden können die Ungarn). „„Kultivirt Euch, rief man uns zu,"" sagte der Graf unter Anderem; „das ist das Höchste — ob ihr dabei nach Ungarn bleiben werdet, das ist eine andere Frage. Wir wollen und werden uns kultiviren, jedoch ja, daß wir dabei auch Ungarn bleiben. Wir wollen uns nicht isoliren, wir wollen aber nur um so mehr, um so eifrigere Ungarn werden. Wir mögen nicht erst zusammenschrumpfen, um dann wieder groß zu werden; wir mögen nicht ohnmächtig werden, um dann wieder uns zu kräftigen. Wir wollen unsere Kräfte entwickeln und schrecken vor dem schwierigen Wettkampfe nicht zurück."

Am nächsten Tage fand in dieser Versammlung die Gedächtnißfeier für Graf Stephan Széchényi, „den großen Ungar," statt. Eötvös hielt die Rede, welche die Verdienste des Verstorbenen hervorhob; Arany, „der Fürst der jetzt lebenden ungarischen Dichter," trug seine Apologie des Todten vor; Dessewffy pries die „Gnade des Himmels, welche Ungarn den großen Széchényi gab und dies Volk seiner werth hielt." Der Szozat machte den Schluß.

Inmitten dieser nationalen Aufregung erschienen nun die Patente vom 20. Oktober, welche Ungarn einen großen Theil der alten, geliebten Verfassung zurückgaben, freilich ohne das Recht der Steuererhebung und Rekrutenstellung Seitens des Landtages, ein Recht, welches, ebenso wie die Sorge für die Verkehrsmittel, dem Reichsrath in Wien, als der künftigen Centralbehörde der Monarchie, übertragen war. Auch das Wahlgesetz wich in einigen Punkten von dem 1848 vom ungarischen Landtag ausgehenden ab, damit nicht ein Recht wiedergegeben, sondern eine Gnade octroyirt werde — eine Form, welche die Ursache aller späteren Konflikte wurde. Dagegen trat die ungarische Hofkanzlei, als besonderes Ministerium für das „Königreich," wieder in's Leben und an ihre Spitze Baron Vay, der Protestant und seit 1849 Verfolgte, als Rebell seiner früheren Würden Entsetzte. Die kaiserlichen Statthaltereien wurden in Eine königlich-ungarische, wie früher, vereinigt; die Justizpflege wieder abgesondert einem Judex curiae übergeben, die alten Gerichte wieder hergestellt, ebenso der Landtag, die alte Eintheilung der Comitate, die ungarische Sprache als die amtliche.

Diese an sich außerordentlichen Konzessionen riefen gleichwohl keinen Jubel im Lande hervor. Man nahm das Erhaltene wie etwas rechtmäßig zu Forderndes auf, an dem noch Vieles fehle und welches nicht in der gehörigen Form gegeben sei. Unruhen brachen aus, Gemäßigte und Exaltados stritten sich, so daß der Fürst-Primas zur Einigkeit und Eintracht mahnen mußte. Die Wiener Regierung ihrerseits ging noch einen Schritt weiter und ernannte die neuen ungarischen Würdenträger, sowie die Obergespäne, von denen jedoch einige brüsk die Ernennung ablehnten, weil die Regierung nicht Alles gegeben habe.

So war das Wesen der ungarischen Bewegung in Nichts gewandelt, sondern gestärkt schritt sie weiter und entschlossen auf das Endziel: vollständige Selbständigkeit Ungarns los. Ein eigenthümliches Verhältniß machte sich nun geltend, und zwar die immer mehr sich ausbreitende Herrschaft der Anarchie. Die bisherige Regierung hatte sich in vielen Theilen ihres Rechts begeben, und wenn sie auch verlangte, daß bis zum Zusammentritt des Landtages und bis zur allmählichen Klärung der Verhältnisse Alles, Gesetze wie Institutionen, praxiforisch weiter bestehe und wirke, so suchte doch andererseits das durch die Patente vom 20. Oktober und die ferneren Erlasse wiederhergestellte ungarische Recht sich sofort geltend zu machen, und die kaiserliche Macht, wo es ging, zu lähmen, zu vertreiben. Zu verwundern war es nicht, daß dem so geschah; die Regierung trug selber die Schuld daran. Zu alledem kam noch, daß man sich das Gegebene nur gefallen ließ, es aber doch nicht überall als zu Recht bestehend anerkannte, z. B. den Hofkanzler selber. Man hörte auf ihn, wenn er neue Zugeständnisse brachte; aber man ignorirte ihn, wenn er irgendwie die Bewegung zügeln wollte oder das Diplom vom 20. Oktober als die gesetzliche Basis anerkannte, wie dies in der von ihm erlassenen Instruction an die Obergespäne der Fall ist, die Keiner von diesen als Gesetz befolgt.

Die wiederhergestellte Comitatsverfassung machte sich unter solchen Umständen souverain. Die Regierung hatte sie wiederhergestellt, um diese Haupttheile der ungarischen Verfassung bis zu dem Ablauf des von ihr beabsichtigten Provisoriums der kaiserlichen Regierung lebenskräftig zu machen, keineswegs um die Gewalt an sich zu reißen. Aber wer vermag das rollende Rad aufzuhalten? Die Comitatsversammlungen reaktivirten sich und zertrümmerten in einem wilden Gewirr widerstreitender Beschlüsse das Bestehende, wo es ihnen mißfiel, und führten sofort das bis 1848 als altungarisch Anerkannte wieder ein, das nun oftmals neben dem seit zehn Jahren Eingeführten sich geltend machte und mit diesem gewaltthätig stritt.

Da man nur die Gesetze von 1848 als die Basis der Wiederherstellung anerkannte, so hatten sich die noch lebenden Beamten aus jener Zeit wieder in die Munizipalämter gedrängt; die seit zehn Jahren fungirenden wurden vertrieben aber zogen sich freiwillig zurück. Mit ihnen sollten auch die alten Gesetze wieder Kraft erlangen, und so ging man zuvörderst an die Beseitigung der bestehenden Gerichte, die nach den österreichischen Gesetzbüchern urtheilten. Die Regierung hatte geglaubt und vorgeschrieben, der neuernannte Judex curiae, Graf Cziráky, werde diesen Uebergang vom österreichischen zum ungarischen Recht vermitteln. Aber Graf Cziráky wollte nur die Gültigkeit der 1848er Gesetze anerkennen und begünstigte die Einführung der alten Comitats-Gerichtsbarkeit, so daß die Regierung bald nachher den Grafen Apponyi mit dieser Würde betraute, ohne daß dieser jedoch die gewaltsame Restituirung der Comitatsgerichte energischer als sein Vorgänger hinderte oder hindern konnte. So lebte die Panduren-Wirtschaft wieder auf, und die neue Freiheit wurde mit der altungarischen Prügelstrafe eingeweiht, deren erste Opfer zugleich für die langjährige Sistirung dieser Stuhlrichtergewalt in martyrartiger Mißhandlung büßen mußten.

Man ging aber noch weiter. Da nur das 1848er Gesetz gelten sollte, so erklärte man alles seit zehn Jahren durch die Regierung Eingeführte für ungesetzlich, und das Volk wandte dies Prinzip sofort praktisch auf denjenigen Gebiete an, wo ein erkleckliher Vortheil zu ärndten war: auf dem Gebiete der Steuern. Das Tabakmonopol war ungesetzlich, folglich brachten die Bauern wieder ihren Tabak auf den Markt, und man kaufte ihn billig, bis die Gensdarmen den Händler arretirten oder verjagten. Das Stempelgesetz, allerdings eins der drückendsten in Oesterreich, da es sich auf jede Eingabe erstreckt, wurde ignorirt, die Staatssteuern an die Behörden zu zahlen verweigert und der exekutorischen Eintreibung energischer Widerstand entgegengesetzt. Ja, was bisher nur als Willkür Einzelner erschien, wurde in der ersten Pester Comitatsversammlung am 10. December als gesetzlich anerkannt und erklärt, daß die von der ungarischen Verfassung nicht anerkannten Steuern bis zum Zusammentritt des Landtages zu suspendiren seien.

So brach auf allen Gebieten, in der Verwaltung, in dem Gerichtswesen, in den Finanzen eine vollständige Anarchie aus, der nirgends ein Damm gesetzt werden konnte, wollte man nicht die unglückselige Gewalt anwenden. Hatte die Regierung auf die Elemente der Mäßigung Hoffnungen gesetzt, so ward sie enttäuscht: — ein leidenschaftliches Volk gab in Nichts nach, verlangte unerbittlich sein Recht, so unerbittlich, wie es von der Regierung zehn Jahre lang verleugnet worden war. Die Grauer Konferenz, welche am 18. December 1860 zusammentrat und Vorschläge zur Abänderung des octroyirten Wahlgesetzes machen sollte, erkannte ebensowenig das Oktober-Diplom an, als die Comitate. Die Versammlung sprach sich einstimmig für die Anwendung des Wahlgesetzes von 1848 aus. Was blieb der Regierung übrig, als so kompakter und disciplinirter Energie nachzugeben? Aber sie gab, wie immer, „gnädig" nach, und indem sie das geforderte Wahlrecht am 7. Januar bewilligte, korrigirte sie doch daran etwas, wenn auch unbedeutend, damit das Gesetz neu sei und nicht „zurückgegeben." Damit rief sie natürlich keinerlei Dank hervor. Auch in anderer Weise machte sie Zugeständnisse. Die Forderung nach Einverleibung der früheren Länder unter dem Scepter Ungarns wurde zum großen Theil erfüllt. Theile von Siebenbürgen, die serbische Wojwodschaft und das Banat wurden dem Königreich Ungarn einverleibt; dagegen bezüglich Kroatiens und seiner Annexe die alte Politik des divide at impera beobachtet, die sich denn neuerdings in der Constituirung Kroatiens als „dreieiniges Königreich" glücklich wieder ein Bollwerk gegen die Magyaren geschaffen hat. Am 7. Januar erschien endlich die königliche Verordnung, welche den ungarischen Landtag auf den 2. April einberief, und zugleich eine Amnestie für diejenigen in Ungarn, Kroatien und Siebenbürgen, welche während der zwei letzten Jahre sich politisch kompromittirt hatten.

Trotz alledem gingen die Fluthen der Bewegung immer höher. Es war zu natürlich, daß der einmal entfesselte Strom nicht gemächlich und ruhig in dem alten Bette floß, sondern über die Ufer trat. Zwischen der Nation und der Regierung bestand eine Kluft, die nur durch den Landtag ausgefüllt werden konnte. In Wien erblickte man in den 1848er Gesetzen

eine revolutionaire Ausgeburt, in Ungarn erkannte man darin die einzig gesetzliche Basis so sehr, daß selbst die Obergespäne dieser Anschauung waren. Die Parteien in Ungarn kämpften nur um das Mehr oder Minder der systematischen Opposition gegen Wien, und die Partei, welche nur eine Personal-Union wollte, gewann mehr und mehr Anhang in den Comitats- und Gemeinde-Versammlungen, welche seit Anfang December souveraine Gewalt übten. Im Lauf des December und Januar waren die Pronunciamientos derselben erfolgt, die fast alle für vollständige Wiederherstellung der Gesetze von 1848 und keinerlei Steuern und Rekrutenstellung, welche nicht vom Landtage bewilligt seien, lauteten, in mancher Hinsicht sogar noch diese Gränze der allgemeinen Forderungen leidenschaftlich überschritten.

Angesichts dieser anarchischen Symptome erschien nun am 16. Jan. das kaiserliche Rescript, welches in ruhiger Darlegung die Wirren und revolutionairen Excesse in Ungarn schilderte und anknüpfend daran, eine ernste Mahnung zur Geduld, Mäßigung und Vernunft ergehen ließ, zugleich mit Gewaltschritten drohend, wenn man sich bis zum Widerstand gegen die im Rescript enthaltenen Verordnungen versteigen würde.

Vorauszusehen war, daß dies königliche Rescript die Bewegung in Ungarn nicht aufhalten werde; aber eine andere Richtung konnte sie einschlagen, entweder die der Besonnenheit oder die der Leidenschaftlichkeit, welche zur gewaltthätigen Revolution führen mußte. Letzteres fürchtete man fast, und Baron Bay begleitete deshalb das kaiserliche Rescript mit einem Schreiben an den Fürst-Primas, in dem er den übeln Eindruck des kaiserlichen Drohbriefes gleich im Entstehen abzuschwächen sich bemühte. Der Fürst-Primas selbst erließ ein Manifest an die Comitate, um sie vor Ueberstürzung zu warnen; er beschwor sie zur Ruhe und Geduld und bat sie, die Steuern nach wie vor zu zahlen; denn, meinte er, „unsere Vaterlandsliebe wäre sehr unbedeutend, entzögen wir jetzt unserem Fürsten und unserem Vaterlande die materielle Hülfe, würden wir jetzt nicht die Einzahlung der Steuern befördern, wo wir ihrer in unserem Interesse dringend benöthigen."

Merkwürdig war es nun aber, daß die Graner Comitatsversammlung, dieselbe, welcher der Fürst-Primas als erblicher Obergespan präsidirt, nächst der städtisch Pester die erste war, welche das königliche Rescript beantwortete (23. Januar), und zwar in einer so schroffen, anklagenden Weise, daß sie allgemeines Aufsehen erregte, wiewohl man doch an eine scharfe Sprache der Ungarn gewöhnt war. Die Graner Adresse an die Regierung antwortete auf die kaiserliche Drohung mit einer Aufzählung der Leiden Ungarns seit zehn Jahren und mit fulminanten Anklagen gegen die Regierung, welche den Glauben im Volke selber zerstört habe. Nach solcher Parole war es natürlich, daß die Adressen der übrigen Comitate eine ähnliche, wo möglich noch heftigere Sprache führten, und die Regierung Wahrheiten in einer Form zu hören bekam, welche in Oesterreich noch nie gewagt worden. Zwar unterblieben die Excesse fortan; aber diese Art Widerstand war gefährlicher, denn er zeugte von der vortrefflichen Disciplin und Geschlossenheit aller Parteien. Die Ungarn sagten es laut genug, daß man sie wieder auf Jahre hinaus niederwerfen könne, aber daß sie von ihrem guten Recht keinen Finger breit abweichen würden. Sie beharrten dabei, daß die ganze makellose Wiederherstellung der Gesetze des Landtages von 1848 der einzige Rechtsboden des Landes sei, daß die gegenwärtig erhobenen Steuern der landtäglichen Bewilligung entbehren, daher ungesetzlich seien, und verfassungstreue Beamte deren Beitreibung nicht unterstützen können; daß endlich auch die Gerichtsbarkeit unverzüglich den Comitaten gebühre und die Kompetenz der staatlich eingesetzten Gerichtshöfe nicht anerkannt werden könne.

So war denn abermals alle Hoffnung auf eine Vereinbarung beider Faktoren zerstört. Zum 14. Februar war zwar von Baron Bay eine Obergespäne-Konferenz nach Pest berufen worden, um hier den letzten Versuch zu machen, ein Kompromiß der Ungarn mit der Wiener Regierung herbeizuführen, und der ungarische Hofkanzler hatte, um versöhnlicher zu stimmen, noch die königlichen Einladungsschreiben zum Landtage (literae regales) zum 2. April mitgebracht; aber gleichwohl erwartete Niemand ein günstiges Resultat von dieser Konferenz. Auch täuschte man sich nicht. Die Obergespäne bedauerten, Nichts thun zu können, indem sie nicht berechtigt wären, die Comitate zu vertreten. Wolle die Regierung die Steuern eintreiben, an deren Ungesetzlichkeit nicht zu zweifeln sei, so möge sie es thun, so gut als sie vermöge; aber eine Verantwortlichkeit für die aus solchem Vorgehen erwachsenden Resultate könnten sie nicht übernehmen.

So war man auf dem früheren Standpunkt, und es mußte sich die Ueberzeugung aufdringen, daß alle Zugeständnisse Seitens der Regierung, insofern sie nicht Ungarn die ganze Verfassung von 1847—1848 wie ein Recht zurückgebe, von den Ungarn schon im Voraus escomptirt waren und wie ungenügende Abschlagszahlungen aufgenommen würden. Wer sollte jetzt den ersten Schritt thun? Von welcher Seite konnte man sich etwas nachgiebig zeigen? Die Parteien schienen alle Unterhandlungen erschöpft zu haben und an die Gewalt appelliren zu wollen. Der Fürst-Primas, welcher nach Wien reisen sollte, um die Regierung zur weiteren Nachgiebigkeit zu bestimmen, zog es unter solchen Umständen vor, den Plan aufzugeben. Der ungarische Hofkanzler, der es mit seinen Landsleuten nicht verderben wollte, wurde gleich nach der Obergespäne-Konferenz krank und blieb deshalb vierzehn Tage auf seinen Gütern, um nicht in Versuchung geführt zu werden, die täglich erwarteten Reichsstatute mit unterzeichnen zu müssen, und so entweder das Vertrauen der Ungarn zu verlieren, oder seine Stellung in der Regierung zum Schaden der Nation niederlegen zu müssen.

Die Reichsstatute erschienen nun am 26. Februar. Sie enthielten zwar nichts Neues hinsichtlich Ungarns; aber dessen Verhältniß zur Monarchie wurde darin nach dem Sinn des Oktober-Diploms definitiv geregelt. Der ungarische Landtag sollte fortan das frühere Recht der Rekruten- und Steuerbewilligung ebenso wenig wie ein anderer im Reiche ausüben, sondern dies Recht war nur dem Reichsrath übertragen, in den Ungarn 85 Mitglieder entsenden sollte. Die Aufnahme dieser Verfassung Oesterreichs war daher in Ungarn sehr kühl, von jener Kälte, welche zeigt, daß man auf den Schlag gefaßt war und seinen Entschluß längst gefaßt habe. Unisono sagten sogleich die ungarischen Journale: der König von Ungarn habe abermals ungesetzlich gehandelt, da eine Aenderung der Gesetze von 1848 außerhalb des Landtages nicht statthaft und eine Unterordnung dieses Landtages unter einen Reichsrath in Wien undenkbar sei. In Ungarn kann sich einmal keine Partei den Landtag ohne Rekruten- und Steuerbewilligungsrecht denken, und diese Rechte waren ihm eben entzogen worden. Die Ordre zum passiven Widerstand wurde sogleich gegeben, und wie die Sachen jetzt stehen, ist nicht daran zu denken, daß der ungarische Landtag nur eins von den 85 designirten Mitgliedern in den Reichsrath sende.

Leugnen wird Niemand, daß die Ungarn auf dem Rechtsboden stehen, und, was sie trotzig und energisch verfechten, nicht mehr ist, als ihnen von Rechtswegen gebührt. Die Zeit ist ihnen günstig: Oesterreich ist kaum im Stande, einen neuen furchtbaren Kampf mit den Ungarn einzugehen; es leidet dazu zu sehr an seinen Finanzen, an innerer Zerrüttung und muß in solchem Fall auch einen sicheren Krieg mit Italien erwarten, der an und für sich schon jetzt alle Kräfte der Monarchie in Anspruch nehmen würde. Wer Recht hat und es durchsetzen kann — wem wollte man dies verdenken? Aber ein anderer Umstand sollte bei seiner Gewichtigkeit die Ungarn zur Nachgiebigkeit bestimmen. Ihrem historischen Recht steht das ebenso starke der Gegenwart gegenüber, und wer mit diesem nicht eine Vereinigung und Aussöhnung herbeiführen will, der steht nicht auf der Höhe seiner Zeit, und es kann sein, daß das Recht des Lebendigen über das des Historischen mitleidlos hinweg schreitet. Weder Ungarn noch Oesterreich können heut' in der Wiedereinführung der früheren Zustände ihre Aufgabe und ihre Rechnung finden: die Gegenwart trotzt auch, und man muß ihren Forderungen gerecht werden, sonst geht man zu Grunde. So möge Oesterreich die Form beobachten und den Ungarn sagen: Ihr habt Recht, aber verständigen wir uns, und die Ungarn, wenn sie in Wahrheit die politisch gebildete Nation sind, die sie sein wollen, werden alsdann die nothwendigen Konzessionen dem lebendigen Recht der Zeit nicht verweigern können. S. W.

Nord-Amerika.

Die Revolution in Nord-Amerika.

Die Thatsachen über den bisherigen Verlauf der Revolution wird man aus den Zeitungen erfahren haben, ich beschränke mich daher auf einige Bemerkungen darüber. In meinem letzten Berichte deutete ich an, daß wohl Pläne, die nicht ausgesprochen worden, mächtiger zur Secession trieben, als die Gründe und das angeblich ihnen angethane oder zu befürchtende Unrecht, wovon die Secessionisten so laut sprechen. Dies kommt auch im Norden immer mehr zum Bewußtsein, und der Gouverneur des Staates New-York sagte in seiner, am 3. Januar veröffentlichten Botschaft nicht mit Unrecht, daß die jetzigen Verwickelungen keineswegs das Resultat neuer und unerwarteter Ursachen, sondern die nach und nach während eines Menschenalters gereiften Früchte seien, sowie,

daß sich die Ueberzeugung von dem Dasein einer thätigen Klasse von Politikern des Südens aufdringe, welche mit Absicht auf die Zertrümmerung der Union hinarbeiteten, um aus abgetrennten Theilen derselben eine südliche Conföderation zu errichten.

Hierzu treten noch andere Gründe, von denen wohl die Meisten, welche die Revolution betreiben, und noch weniger solche, welche sie blos mitmachen, kein klares Bewußtsein haben. Unter einem verschiedenen Klima, unter verschiedenen Verhältnissen, besonders unter dem Einfluß der Sklaverei hat sich die Bevölkerung des Südens, vorzüglich der Baumwollenstaaten, ganz anders entwickelt, als die des Nordens; unter dem, Jahrzehende hindurch dauernden Hader über die Ausbreitung der Sklaverei ist zwischen dem Süden und Norden eine so giftige Feindschaft herangewachsen, daß die südlichen Staaten schon längst nicht mehr wie Bundesglieder, sondern wie eine feindselige Nationalität mit allen Aeußerungen eines heftigen Nationalhasses den nördlichen gegenüberstanden. Als vor länger denn zehn Jahren, im Sommer 1850, eine damals noch ohne Resultat vorübergehende Secessions-Versammlung zu Nashville in Tennessee tagte, wurden bei einem Gelage von Secessionisten in Charleston verschiedene Toaste voll wüthenden Hasses gegen den Norden ausgebracht, unter Anderem: „Mögen unsere Handlungsbücher mit den Fellen der Yankees bezogen werden!" — Im Norden war Anhänglichkeit an die Union auch unter den Massen immer noch verbreitet, während im Süden dieselbe immer mehr schwand und von einem dünkelhaften Partikularismus überwuchert ward. Dieses Verhältniß war im Norden, vorzüglich unter dem großen Haufen, durch Unkenntniß und Einfluß des Parteihasses merkwürdig unbekannt. Da von der so lange siegreichen demokratischen Partei die Südländer auch im Norden als Verbündete betrachtet wurden, so übersahen die nördlichen Demokraten die große Kluft, welche sich zwischen dem Norden und Süden jährlich erweiterte. Die nördlichen Demokraten aus den unteren Schichten ließen sich's nicht anfechten, daß von Zeit zu Zeit Aeußerungen der schneidendsten Verachtung der unteren Klassen des Nordens überhaupt aus dem Süden bekannt wurden. — Jetzt freilich, wenn auch zu spät, fängt man an, dieser Entfremdung zwischen der Bevölkerung verschiedener Theile der ehemaligen Union sich einigermaßen bewußt zu werden. So sagte am 23. Januar d. J. Herr Etheridge von Tennessee im Repräsentantenhause: „Der große Uebelstand unserer Zeit ist, daß die Bewohner der Union in den verschiedenen Sectionen so verdächtigt, so systematisch über ihre respektiven An- und Absichten belogen worden sind, daß sie einander heute weniger verstehen, als vor fünfzig Jahren." Gewiß verstehen sie einander nicht mehr, aber das ist weniger durch Belügen von außen hereingekommen, sondern hat sich von innen heraus entwickelt. Hier kann man am Wenigsten die Ansicht durchführen, daß alles Verkehrte von außen herein in das Volk gekommen und nicht von innen heraus aus ihm entstanden sei." — Wie käme es denn, daß dieser viel gepriesene Souverain sich so schmählich hätte belügen lassen, und zwar in einem Lande, wo so viel Geschrei von der politischen Bildung des Volkes gemacht worden ist?

Die nächste Veranlassung, wodurch der Süden sich in seinem bisherigen Uebergewicht beeinträchtigt fühlte, mußte den Ausbruch der Revolution herbeiführen. Diese Veranlassung war Lincoln's Erwählung zum Präsidenten, und somit die voraussichtliche Beendigung der Herrschaft der Sklavenhalter im Kabinet, keineswegs aber eine Beeinträchtigung ihrer Rechte, wie sie behaupten. Ganz richtig sagte daher derselbe Repräsentant Etheridge: „Nie gab es eine ungerechtfertigtere und unverzeihlichere Revolution in der Geschichte." — Allerdings, aber sie ist dem Ideengange nach gewissermaßen die Contre-Revolution gegen die erste amerikanische Revolution. Die damals verkündeten Grundsätze der Humanität sind ihrer Triebkraft nach schwächer, als das Interesse des Eigennutzes und Ehrgeizes, besonders in einem Lande, wo die Entwickelung auf eine fast beispiellose Entfesselung der Selbstsucht hinauslief.

Seit die Baumwollenstaaten die Fahne der Revolution aufgepflanzt haben, ist es überflüssig, vom Rechtspunkt zu sprechen, indeß will ich eine Rechtsverletzung nicht übergehen, die dem Norden oft vorgeworfen ward, die in Deutschland vielleicht auch erörtert worden, und deren Bedeutung leicht übertrieben werden kann; ich meine die Gesetze über die persönliche Freiheit, wodurch einige Staaten des Nordens das Bundesgesetz über das Einfangen flüchtigen Sklaven zu paralysiren suchten. Dieses Gesetz ist im Norden sehr verhaßt und enthält die demüthigende Bestimmung, daß die Bürger des Staates, wo der betreffende Fall vorkommt, den Beamten der Bundesregierung hülfreiche Hand leisten sollen. Nun wäre der gesetzliche Weg gewesen, die Aufhebung oder Modification des Gesetzes zu betreiben, statt dessen aber suchten einige nördliche Staaten das Gesetz durch Staatsgesetze unwirksam zu machen, allerdings ein gefährlicher Weg, denn es ward dadurch die Mißachtung der Bundes-Autorität ausgesprochen, eine Mißachtung, die auf der anderen Seite in die jetzige Revolution geführt hat und nur zu deutlich das gelockerte Band zwischen den einzelnen Staaten bekundete. Wie aber der Einzelne in Amerika mit Verachtung der Gesetze sich Alles glaubt erlauben zu können, so überschreiten auch die einzelnen Staaten die Gränzen ihrer Machtvollkommenheit. Gleichwohl dürften aber jene nördlichen Gesetze über die persönliche Freiheit schwerlich die Veranlassung zur Revolution geworden sein, denn es hat sich durch die Erfahrung herausgestellt, daß das Bundesgesetz über das Einfangen flüchtiger Sklaven auch vor Erlaß jener Staatsgesetze im Norden nur mit Schwierigkeit und mit großen Kosten zur Ausführung gebracht werden konnte. Jetzt (freilich zu spät) sieht man den Fehler ein, und in einem der Staaten von Neu-England, in dem liberalen Rhode Island, ward am 25. Januar in beiden Zweigen der Legislatur das Gesetz über die persönliche Freiheit mit überwiegender Majorität widerrufen. So wenig man aber nach Lage der Verhältnisse und aus dem Stande der bisherigen Entwickelung die Ursache der Revolution in jenen Staatsgesetzen suchen kann, ebensowenig kann ein solcher Widerruf den Sturm beschwören. An der Spitze aller Triebfedern zur Revolution steht, wie ich in meinem vorigen Berichte erwähnte, der Plan zu einem Südreiche, der unter verschiedenen leitenden Politikern der Baumwollenstaaten heranreifte, freilich befördert durch die Feigheit und Kurzsichtigkeit nördlicher Politiker und die rohe Verblendung und Unwissenheit der Massen des Volkes, denen man in Europa so lange politische Bildung zugeschrieben hat. Man erkennt dies jetzt auch in immer weiteren Kreisen, und ich könnte lange Artikel darüber mittheilen, beschränke mich aber nur auf das, was Herr Van Wyck von New-York am 29. Januar im Repräsentantenhause darüber sagte:

„Sie sagen, eine Verstopfung der Quelle der Gefahr werde Frieden schaffen. Zugegeben; aber diese Quelle liegt nicht in der Agitation, sondern in der Sklaverei selbst. Wir verlangen von Ihnen nicht die Beseitigung der Sklaverei, sondern das Abstehen von dem Entschluß, sie auszubreiten. Der Zustand aller Territorien, die wir jetzt unser nennen, ist geordnet, (?) und wir hatten gehofft, das zügellose Verlangen, unsere schwächeren Nachbarn auszuplündern, sei unterdrückt, aber der Vice-Präsident sagte kürzlich in einem Briefe an den Gouverneur von Kentucky: „„Die südlichen Staaten können sich durch das feindselige Gebahren der Bundesregierung unmöglich von allen Aussichten auf Vordringen nach den Tropenländern absperren lassen."" — Dies ist der Schlüssel zu den Trieben und Leidenschaften des Südens. Träume über Cuba, Mexiko, die mittel- und südamerikanischen Staaten umkränzen die blutdüstern Pläne südlicher Hochverräther und verliehen schon den unheiligen Entwürfen Burr's und seiner Verbündeten einen glänzenden Hintergrund. Während sie unter ihrer Last ächzen, prahlen sie mit der Allgewalt der Baumwolle."

Das eigentliche Unrecht, das der Norden beging, bestand darin, daß er den Anmaßungen des Südens so lange nachgegeben hat. Die Südländer wurden dadurch in die Lage eines ungezogenen Kindes versetzt, auf dessen Geschrei ihm immer der Wille gethan ward. Freilich kann man Norden und Süden nicht so ohne Weiteres als Einheiten gegenüberstellen. Die Bevölkerung der Staaten ohne Sklaverei war und ist in der Sklavereifrage getheilt, und die Sklavenhalter haben durch die demokratische Partei in ihr eine einflußreiche und ihre Gegner lähmende Stütze. Die Sklavenstaaten sind zwar in der Sklavereifrage an sich nicht getheilt, wohl aber in der Tendenz zur Secession, wie man neuerdings noch aus den Bemühungen der Unionsmänner in Virginien und Tennessee wahrnehmen konnte. Jene Projekte zu Eroberungen in tropischen und halbtropischen Ländern sind in den Baumwollenstaaten zu Hause.

Was den afrikanischen Sklavenhandel betrifft, so scheinen die neuesten Thatsachen meinem letzten Berichte zu widersprechen. In der am 8. Februar zu Montgomery in Alabama von sechs ausgetretenen Staaten, nämlich Süd-Carolina, Mississippi, Alabama, Florida, Georgia und Louisiana, nach fünftägiger Berathung angenommenen vorläufigen Constitution wird nämlich bestimmt: „Die Einfuhr afrikanischer Neger von jedem fremden Lande, außer aus sklavenhaltenden Staaten der Conföderation, ist hiermit verboten, und der Kongreß wird ersucht, solche Gesetze zu erlassen, wodurch diese Einfuhr wirksam verhindert wird. — Der Kongreß soll auch die Macht haben, die Einfuhr von Sklaven von irgend einem Staate, der nicht Mitglied der Conföderation ist, zu verbieten." — Gleichwohl war und ist die Tendenz zur Wiedereröffnung des afrikanischen Sklavenhandels in den Baumwollenstaaten vorhanden. Sie hat sich genugsam in Handlungen und Worten ausgesprochen. Obige Bestimmungen sind nur von der Politik des Momens geboten, erstens, um bei

den europäischen Mächten, an deren Anerkennung der südlichen Conföderation viel liegt, nicht allzu sehr anzustoßen, und zweitens, um die noch schwankenden sklavenhaltenden Staaten in die Conföderation dadurch hinüberzuziehen, daß man ihnen die Einfuhr eines hauptsächlichen Exportartikels verwehrt, wenn sie der neuen Conföderation nicht beitreten.

Während man im Norden rathlos und unter vielen Spaltungen schwankt, handelt man im Süden. Freilich läßt sich noch nicht beurtheilen, ob die rasch auf einander folgenden Begebenheiten im Süden mehr Muth oder mehr Frechheit verrathen, denn bisher sind die Secessionisten noch auf keinen Widerstand gestoßen, und die Bundesregierung, die kaum mehr besteht, hat allen Respekt verloren. Jedenfalls ist die Auflösung der alten Union bisher ungestört vor sich gegangen. Die amerikanische Presse kann sich nicht entschlagen, diese traurige Ohnmacht als solche zu bezeichnen. So sagte noch kürzlich der „Courrier des Etats-Unis“: „Le resultat le plus clair de semblables alertes est de mettre au grand jour la faiblesse morale et matérielle de ce colosse aux pieds d'argile, qui avait surpris l'admiration du monde.“ Aber diese „Admiration“ beruhte eben auf seichtem Grunde, und das Wunder ist nur das, daß sie so lange fortdauerte. Ich selbst habe mich bemüht, diese „Admiration“ zu mäßigen, und zwar seit länger als acht Jahren, aber wenn nicht ganz nergebens, doch ohne Dank, während solche Schriftsteller, wie Herr von Tocqueville, die sie vermehrten, nur Ruhm eingeärndtet haben. Ich weiß sehr gut, daß dies nur in dem Laufe der europäischen Entwickelung lag und beklage mich daher gar nicht darüber. Man muß sich überhaupt über nichts beklagen. In der oben angeführten französischen Phrase läßt sich noch ein anderer Fehler entdecken. Warum hat man nämlich die vormals Vereinigten Staaten für einen „colosse“ gehalten? — Etwa wegen der großen Ausdehnung von Land? — Dann würden sie vom chinesischen oder russischen Reiche längst übertroffen sein. — Wegen der Zahl der Bevölkerung? — Dann würden diese jetzt so sehr verneinigten Staaten weit hinter China zurückstehen. — Nein, es handelt sich nicht um die großen Strecken Land, sondern darum, welches menschliche Leben und welche Kulturstufe darin ist, nicht darum, was sich Phantasten oder Prahler einbilden, daß, ich weiß nicht in welchen Jahrhunderten, darin sein könnte, sondern darum, welche Keime der Gattung nach deren höchsten Richtungen darin liegen.

So zeigte sich denn im Kabinet Verrath, Schwäche und Rathlosigkeit, in der Administration Diebstahl,* im Kongreß Entzweiung, Kurzsichtigkeit und Feigheit, obgleich von einzelnen Mitgliedern, unter Anderen von Männern aus Virginien und Tennessee, kräftige und wahrhaft patriotische Reden gehalten wurden. Aber freilich können Reden nicht viel mehr helfen. Der General Scott bewies sich als erfahrener Militair und wackerer Degen, aber seine militairischen Mittel waren zu beschränkt und die Hände waren ihm gebunden. Es blieb ihm wenig mehr übrig, als die Bundeshauptstadt Washington durch militairische Besetzung vor einem von den Secessionisten beabsichtigten Handstreich zu schützen.

Die vielen Unionsversammlungen, welche im Norden gehalten wurden, liefen gemeinhin auf den Vorschlag eines Kompromisses hinaus, obgleich die südliche Conföderation von Kompromissen nichts mehr wissen wollte. — Jefferson Davis, der erste Präsident des neuen südlichen Staatenbundes (genannt The Confederate States of America), hat in der Rede, die er bei seiner Inauguration am 18. Februar zu Montgomery in Alabama, der Bundeshauptstadt des Südbundes, hielt, sehr verständlich angedeutet, daß die Zeit der Kompromisse vorüber ist, obgleich er nicht ermangelt, Frieden, aber keineswegs Wiedervereinigung anzubieten. Er sagt nämlich unter Anderem: „Ein ackerbauendes Volk, dessen Hauptinteresse die Ausfuhr eines von allen Industrieländern gebrauchten Rohstoffes ist, ist unsere wahre Politik: Friede und Handelsverkehr so frei, als unsere Bedürfnisse es uns gestatten. Es ist ebensowohl unser Interesse, wie das derjenigen, an die wir verkaufen und von denen wir kaufen, daß wir so wenig als möglich Beschränkungen auf den Waaren-Austausch legen. Es kann zwischen uns und Industrie und Schifffahrt treibenden Ländern, wie die nördlichen Staaten sind, nur wenig Konkurrenz bestehen. Das beiderseitige Interesse würde also ein freundschaftliches Verhalten wünschenswerth machen. Allein wenn Leidenschaft oder Herrschaft jene Staaten verblenden sollten, so müssen wir uns rüsten, die Stellung, die wir unter den Nationen der Erde eingenommen haben, mit dem Schwerte zu behaupten. Wir haben die Laufbahn der Unabhängigkeit betreten und müssen sie unbeugsam durch langjährige Streitigkeiten mit unseren früheren Bundesgenossen inne halten. Wir haben uns vergeblich bemüht, Sicherheit und Achtung für unsere Rechte zu erlangen. Aus Nothwendigkeit, nicht aus Wahl haben wir zu dem Hülfsmittel der Trennung gegriffen. Läßt man uns friedlich unsere gesonderte Bahn fortsetzen, so ist damit mein innigster Wunsch erfüllt. Sucht man uns daran zu verhindern und greift man die Integrität unseres Territoriums und unserer staatlichen Oberhoheit an, so bleibt uns nur übrig, zu den Waffen zu greifen und den Segen der Vorsehung für unsere gerechte Sache zu erflehen. — Unsere Lage erheischt eine baldige Organisation der verschiedenen Abtheilungen einer Bundesverwaltung, ferner die Errichtung einer tüchtig instruirten und disciplinirten Armee, zahlreicher, als sie nach dem Friedensfuße zu sein brauchte. Zur Beschützung unserer Häfen und unseres Seehandels bedürfen wir einer diesem Zweck entsprechenden Kriegsflotte.“

Am 19. Februar wurden die Inaugurations-Feierlichkeiten von Montgomery hier bekannt, und an demselben Tage kam Lincoln, der neue Präsident der alten Union, unter einem unermeßlichen Zulauf von Menschen nach New-York. Es war ein schöner, milder Tag, fast wie im Frühling. Lincoln machte einen vortheilhaften Eindruck, so sehr auch demokratische Blätter dies zu bestreiten suchten.

Die entschiedenen Männer der republikanischen Partei wollen von Kompromissen nichts wissen, und während Petitionen für Letztere beim Kongreß einlaufen, gehen auch Proteste dagegen ein. In den gemäßigteren, noch nicht abgefallenen Sklavenstaaten haben die Kompromisse viele Anhänger, während aber auch dort die Secessionisten Terrain gewonnen haben. — Die Abolitionisten predigen auch im Norden Secession. Die Volksstimmung ist beiläufig, selbst in Massachusetts, gegen die Abolitionisten, und verschiedene von ihnen beabsichtigte Versammlungen sind durch Volkshaufen verhindert oder gewaltthätig gestört worden.

Vorläufig als Kuriosum will ich nicht übergehen, daß das von mir früher schon erwähnte Projekt, die Stadt New-York vom Staate zu trennen, immer mehr diskutirt worden ist, besonders, weil der derzeitige Mayor Wood inzwischen die Dreistigkeit hatte, diesen Plan in seiner letzten Botschaft ernstlich zu empfehlen, und er hat unter Tausenden (darunter nicht wenige Deutsche) Anhänger gefunden.

Während so die Gegensätze sich anheulen und anbellen, kann man in der Ferne zu der Vorstellung verleitet werden, daß hier eine große Aufregung die Gemüther bewege. — Durchaus nicht! Man hört zwar ein Chaos von Ansichten, aber die Stimmung ist mehr blasirt, als aufgeregt. Man kann zwar Männer finden, welche die Situation begreifen, aber sie sind Ausnahmen. Der plotte Egoismus der Menge trachtet nur nach irgend welcher Beendigung der politischen Wirren, um wieder bessere Geschäfte zu machen. Die Lähmung der Geschäfte, die Arbeitslosigkeit vieler Tausende ist allerdings sehr drückend und bringt Noth in weite Kreise. Dazu kommt noch die Hungersnoth in Kansas, worüber die schrecklichsten Berichte und dringendsten Hülferufe hierher gelangen. Sieht man von Kansas ab, so mag aber Geschäftsstockung und Noth im Süden größer sein, als im Norden.

In der jetzigen politischen Verwirrung widerlegt sich auch ein Irrthum, der in Deutschland so lange verbreitet war. Touristen und Compilatoren haben die politische Bildung der amerikanischen Volksmassen gerühmt. Jetzt, bei der ersten ernstlichen Erschütterung der Republik, kann man diese gepriesene politische Bildung des Volkes nicht entdecken. In den gewöhnlichen, durch die Maschinerie der Parteien geleiteten Wahl-Agitationen mag für den oberflächlichen Beobachter der Mangel an politischer Bildung dadurch verdeckt worden sein, daß sich die Massen nach der von ihren Leitern und der Presse vorgezeichneten Parteischablone richteten, jetzt aber reicht dies nicht mehr aus.

New-York. Albr. Böhme.

* Man wird von dem großen Betrug gelesen haben, wodurch der Clerk (Beamte) Godard Bailly den Indianerfond um 780,000 Dollars beschwindelte; ferner wird man die betrügerischen finanziellen Manöver des ehemaligen Kriegsministers Floyd kennen. An solche Sachen ist man aber in Amerika längst gewöhnt.

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.

Kuriositäten der Civilisation des Lebens und Strebens.

In meinem letzten Briefe habe ich mich vorzugsweise mit schriftstellernden Damen beschäftigt; jetzt wollen wir uns ein wenig nach Männern umsehen. Einen Mann, der was kann, finden wir freilich nicht, insofern wir geistig Geschaffenes und schön Gestaltetes verlangen. Aber alte, liebenswürdige Gentlemen, die allerlei Curiositäten und interessante

Schätze aus allen möglichen Winkeln der Geſchichte, des Geweſenen und Gegenwärtigen in dieſem Rumpelkammer-reichen England zuſammenzuſtöbern und gut aufzuputzen, zu arrangiren wiſſen, giebt's in ziemlicher Anzahl, nachdem der Memoiren-Inhalt der Geſchichte und des Lebens doppelt und dreifach erſchöpft zu ſein ſcheint.

„Die Curioſitäten der Civiliſation," von Wynter,* werden vielleicht eben ſo berühmt, wie die Disraeliſchen der Literatur. Quarterly Review hielt ſich hauptſächlich oben und populair während der letzten fünf Jahre durch dieſe anonym erſcheinenden Curioſitäten, die nach und nach unter ſpeziellen Titeln auftraten. Dr. Wynter verſtand's, über ganz gemeine und allbekannte Dinge intereſſant, lebendig, friſch und zugleich ſehr gelehrt zu ſchreiben. „Anzeigen." Alle Tage in jeder Zeitung Hunderte bis Tauſende. Wer nimmt ſich die Mühe, über dieſen ungeheuern Tagesmarkt für alle möglichen Bedürfniſſe und Raffinements der verzwickteſten Civiliſation nachzudenken, oder wohl gar intereſſant und gelehrt zu ſchreiben? Dr. Wynter that es, und gab gewiſſermaßen eine euriose Geſchichte dieſer bis zur übertriebenſten Ausbildung forcirten Induſtrie des Induſtrialismus. Wir leſen Anzeigen von verloren gegangenen Menſchen unter Cromwell, von einer „neuen Flüſſigkeit, die die Chineſen Tihe, andere Nationen Tay oder Tee nennen," eine Anzeige, wie es ſcheint, von König Karl II. ſelbſt geſchrieben und in der Ueberſetzung ſo lautend:

„Wir müſſen Euch wieder anrufen, wegen eines ſchwarzen Hundes, Miſchung zwiſchen Windhund und Spitz, kein Weiß an ihm, blos ein Streifchen an ſeiner Bruſt und die Ruthe etwas hängend. Es iſt Sr. Majeſtät eigener Hund und wurde ohne Zweifel geſtohlen, denn der Hund iſt weder geboren noch erzogen in England, und würde nie ſeinen Herrn verlaſſen. Wer ihn auffindet, mag es jedem Beliebigen in Whitehall melden, denn der Hund war bekannter bei Hofe, als die, ſo ihn ſtahlen. Werden ſie nie aufhören, Se. Majeſtät zu berauben? Muß er nicht einen Hund halten. Dieſes Hundes Platz (obgleich beſſer, als Einige glauben), iſt der einzige, um den Niemand bettelt."

Dr. Wynter giebt kurioſe Proben von Anzeigen aus allen Zeiten vom Anfange der Tagespreſſe, und ſo gewiſſermaßen ein ganz eigenes und neues Bild der verſchiedenen Phaſen der Civiliſation bis auf den heutigen Tag. Wie bezeichnend iſt folgende aus dem „Public Intelligencer."

„Whitehall, Mai 14., 1664. Seine heilige Majeſtät haben Seinen Willen und Vorſatz dahin erklärt, die Heilung Seines Volkes vom Uebel („from the Evil"), während des Monats Mai fortzuſetzen und dann aufzuhören (give over) bis zu nächſtem Michaelis. Ich habe deshalb Befehl, dies bekannt zu machen, damit das Volk während dieſer Zwiſchenzeit nicht zur Stadt komme und ſeine Arbeit verſäume."

Das iſt allerdings ein kurioſes Stück Civiliſation, aber nicht ſo ſehr auffallend, wenn man die jetzigen Zeitungen damit vergleicht, in denen zwar die Königin nicht mehr anzeigt, daß ſie ihr Volk durch Händeauflegen heilen wolle; dafür erbieten ſich aber täglich Hunderte von Wunder-Doctoren mit ihren Pillen, Alles zu heilen, was irgend ein Menſch leiden mag. Auch fehlt es nicht an Magiern, die für ein Dutzend Penny-Poſtmarken Jedem die Zukunft verkünden, geheime Mittel gegen ſchwere, unheilbare Krankheiten verrathen, Talismane ſchicken, wodurch man ſich die Gunſt des ſchönen Geſchlechts ſichert, unfehlbare Mittel zur Erzielung unerhört luxuriöſer „Whiskers" u. ſ. w. Und wie treiben ſie's in's Großartigel Holloway, Holloway, der ſeine Pillen täglich ſcheffelweiſe fabriziren und verſchlucken läßt, giebt jährlich 30,000 Pfund Sterling für Anzeigen aus: 200,000 Thaler, Moſes und Sohn 10,000 Pfund, Rowland mit ſeinem Macaſſar-Oel ꝛc. dito, Dr. De Jongh (Leberthran) dito, Heal und Söhne (Bettſtellen und Bettzeug) 6000, Nicholls der Schneider 4500. Dies theilt uns Alles Dr. Wynter mit. Aus eigener Erfahrung fügen wir hinzu, daß eine Eiſenwaaren-Handlung ihren 160 Seiten ſtarken, mit 350 Abbildungen geſchmückten Katalog während eines Jahres in 180,000 Exemplaren umſonſt vertheilte, beſonders durch Einzwängen unter die ſelten hindernißbietenden Lücken der Hausthüren.

„Polizei und Diebe," „Zoologiſcher Garten," Londoner Kommiſſariat," „Elektriſcher Telegraph" und andere Curioſitäten der Civiliſation des gelehrten und amüthigen Dr. Wynter laſſen wir, wo ſie ſind, und bemerken in Bezug auf letzteren nur noch, was Dr. Wynter noch nicht wußte, oder wenigſtens nicht beſchrieb, daß ſich London dichter und immer dichter mit Privat-Telegraphen und mit den Drähten der „London-Diſtrikt-Telegraphen-Compagnie" überzieht, ſo daß dieſes Städtchen mit ſeinen drei Millionen Menſchen und eben ſo viel größeren Thieren wie eine ziemlich große Fliege unter einem ziemlich großen Netze ausſehen lernt. Die Compagnie hat bereits 65 Stationen, von denen aus man jederzeit nach jeder beliebigen Gegend für ſechs Pence (unter fünfzehn Worten) fragen, und ein paar Minuten darauf für ſechs Pence ſchriftliche, couvertirte Antwort erhalten kann. So fragte ich neulich nach dem Befinden eines kranken Kindes in einer 5 Meilen entfernten, befreundeten Familie. Ich wartete 12 Minuten und ſah die Antwort ankommen: „D-e-a-d" (todt).

Privat-Telegraphen arbeiten beſonders zwiſchen den Bureaux und Fabriken und deren Herren, 5, 10 bis 20 Meilen fern in ihren Wohnungen, zwiſchen entlegenen, aber geſchäftlich verbundenen Etabliſſements, ſo daß ein Bankier, von Gicht zu Hauſe gefeſſelt, ruhig liegen bleiben und alle Geſchäfte ſeines Etabliſſements in der City direkt und in Detail leiten kann, wie dies auch in einzelnen Fällen bereits geſchieht. Eine Penny-Zeitung hat ſich mit der London-Diſtrikt- und den großen unterſeeiſchen und überländiſchen Compagnien in direkte, elektriſche Verbindung geſetzt, und kann ſich direkt von Trieſt und Petersburg und allen Theilen Englands Nachrichten von Ereigniſſen, im Augenblicke ihres Geſchehens, vor die Setzer-Kaſten blitzen laſſen.

Das ſind hübſche Curioſitäten der Civiliſation, neben welchen ſich freilich ganz andere nicht ſo erfreulicher Art geltend machen. Durch die engliſchen Univerſitäten blitzt keine moderne Intelligenz. In Cambridge, das ſeit Jahren berüchtigt iſt wegen ſeiner Pedell-Hetzjagden gegen Frauen und Mädchen, lauerte neulich ein Univerſitäts-Theologe Brackhurſt einem Kollegen Dodd mit Hetzpeitſche auf, und karbaſchte ihn auf öffentlicher Straße unbarmherzig durch, weil er in einem Gebete den Namen des Heilandes (aus Rückſicht für einen anweſenden Juden) ausgelaſſen hatte. Die etwas überalten, beinahe Wegſcheider'ſch rationaliſtiſch gefärbten, ja mit etwas Naturwiſſenſchaft vergifteten Essay'n und Review's der Univerſität Oxford (ich kenne ſie noch nicht), ſind von einer Heerde Biſchöfe öffentlich verpönt, verbannt und (d. h. blos ſymboliſch) verbrannt worden. Da dies den Essay's und Review's nichts ſchadet, im Gegentheil, ſo lacht man darüber; aber man ſieht doch auch, von welchen Hirten die engliſche Heerde der Hochkirche gehütet und gehetzt wird. Das Odium theologicum iſt hier geſetzlich machtlos, aber furchtbar giftig und ſozial, moraliſch von ungeheuerem Einfluſſe, ſo daß keine Gouvernante, kein Lehrer in höheren Kreiſen aufkommt oder geduldet wird, der etwa einen Zweifel ausſpräche, ob Gott auch wirklich die Erde in ſechs Tagen fix und fertig gemacht und am ſiebenten Tag geruht habe.

In der Art des Zuſammentragens und Verarbeitens, erinnert Horace Welby in ſeinen „Geheimniſſen des Lebens, Todes und Fortlebens,"* an Wynter's Curioſitäten. Das Buch iſt nicht ſo albern, wie wir aus dem Fürſt-Baſſe-Queblinburg'ſchen Titel zu ſchließen geneigt ſein mögen. Es iſt eine reiche, gelehrte Compilation über dieſe ewig wiederkehrenden und auch durch die exakteſte und feinſte Naturwiſſenſchaft nicht weſentlich gelöſten Geheimniſſe, wobei viel Vernünftiges, Rationelles und Statiſtiſches aufgehäuft wird; z. B. über die Tages- und Jahreszeiten größter Sterblichkeit, die gefürchteten Dreizehn bei Tiſche, von denen wahrſcheinlich Einer binnen Jahr und Tag ſtirbt, mögen ſie zuſammen eſſen oder nicht, obgleich ein Diner von Dreizehn, wobei wahrſcheinlich über Gebühr gegeſſen, wahrſcheinlicher über Gebühr getrunken und beim Nachhauſejubeln Schnupfen und Erkältungen geholt werden, dieſe Wahrſcheinlichkeit ungemein erhöht. Eine Abhandlung über das „Wie des Sterbens" (How Man Dies), würde von Phyſiologen und Materialiſten neueſten Schnitts ziemlich kurz und kaltblütig darauf hinauslaufen, zu beweiſen, daß der Menſch ſterbe, wenn die innere Lebens-Maſchinerie eben aufhöre, zu pumpen, zu ſchöpfen, zu drehen, zu brennen und Verbranntes per „Stoffwechſel" auszuführen. Leben iſt „Stoffwechſel," Aufhören des Stoffwechſels iſt Tod. Punktum. Welby iſt nicht ſo kurz und gelehrt, aber dafür giebt er beinahe eine ganze Literatur aus allen Zeiten und Zonen über die Todes-Theorie. Ueberhaupt hat er alles Mögliche, das auf Leben, Tod und Zukunft Bezug hat, aus allen möglichen Literaturen aller Völker und Zeiten zuſammengeſchleppt, und ſo mindeſtens ein Buch geliefert, das durch den ungeheuren Reichthum ſeines Inhalts über die eigentlichſten Lebensfragen anziehend wird und außer vielem Material viel zu denken giebt.

Eine Art philoſophiſcher Compilation liefert Emerſon, der Ameri-

* Curiosities of Civilisation. Reprinted from the Quarterly and Edinburgh Review. By Andrew Wynter, M. D. London: Hardwicke. Berlin: Asher and Co.

* Mysteries of Life, Death and Futurity. Illustrated from the Best and Latest Authorities. By Horace Welby. London: Kent and Co.

kaner, der den Engländern schon durch seine „Charakterzüge englischen Lebens," seine „repräsentativen Männer" ꝛc., viel zu schaffen machte, in seiner „Lebensführung." * Emerson ist kein Philosoph. Es giebt keine Philosophen in England und Amerika. Aber Emerson ist ein feiner Beobachter und sieht Vieles, was Andern unsichtbar bleibt, und weiß dies gut zu combiniren, oft logisch, manchmal sophistisch, aber fast immer scharfsinnig und geistreich. Es sind Essay'n über allerlei seltsame Dinge und Erscheinungen im individuellen, moralischen und sozialen Leben. Die Abhandlung über „Fatum" ist eine Art physiologischer Prädestinations-Lehre. Kopfbildung, Erziehung und andere innere und äußere Formationen bedingen das Schicksal des Menschen. So hat „die Natur" den Einen zum Fürsten, den Andern zum Blockholz in den niedrigsten Regionen des Lebens bestimmt. Alle Gesetzgebung, Freiheit, Humanität kann nichts daran ändern. Die Menschen sollten sich und ihre „Grenzen" sobald als möglich kennen lernen, meint er, und sich für ihre eng abgegrenzte, natürliche Bestimmung concentriren lernen, um darin das Größte zu leisten: „Wer etwas Großes will, muß sich zusammenraffen." Nur durch solche Selbstbeschränkung, der Natur und ihren verschiedenen Gaben gemäß, kann die Menschheit wahrhaft göttlich, groß und gebildet werden.

Unter „Wealth" mahnt er ganz eifrig und eindringlich zum Geldmachen, damit man nicht mit allem Genie und Verdienst in den Fall komme, sich abhängig zu fühlen und den besten Freunden zur Last zu fallen. „Ein Mann, der sich mit seinem Genie brüstet, muß sich für ein sehr kostspieliges Thier halten und der Welt nicht zumuthen, daß sie's ernähre." — „Kunst ist eine eifersüchtige Geliebte, und wenn Jemand Genie für Malerei, Poesie, Musik, Architektur und Philosophie hat, wird er ein schlechter Gatte und böser Ernährer und sollte bei Zeiten klug genug werden, sich nicht durch Pflichten zu fesseln, die ihm sein Leben verbittern und ihn unfähig machen für sein Werk." — Das ist echt Amerikanisch, könnt' aber auch Englisch sein. Allerdings dürfen respektable Engländer und Amerikaner, die verheirathet sind, selten etwas Anderes machen, als Geld und —, so daß Huldigung den Musen und Künsten zu einer Art von Polygamie würde; aber der deutsche Moralist oder Philosoph, der eine solche Blasphemie ausspräche, würde wohl einfach ausgelacht und gekladderadatscht werden. Vom „Benehmen" („Behaviour") hätte der Amerikaner auch schweigen sollen. Hier ist er lächerlich trivial, respektive ungeschliffen. Auch die „Schönheit" bleibt ihm ziemlich unzugänglich. Nicht minder fällt er durch mit seinen „Illusionen," welche nicht bis zu ihrer physiologischen Quelle verfolgt werden. Am meisten sollten Engländer und Amerikaner über „Worship," Religions-Cultus schweigen, da sie in dieser Sphäre zu den bornirtesten Geschöpfen der Erde gehören. Aber Emerson ist sonst geistreich und ein feiner Kopf, der über eine Menge interessanter Themata spricht und so manches Treffende, Geistreiche und Neue zu sagen wußte. Da im Uebrigen Engländer und Amerikaner ziemlich fleißig und jung heirathen, wundert es uns nicht, daß sie selten durch Umgang mit Musen und Künsten uns neue Genie's werden.

Payne-Collier's Shakspeare-Fabrication.

Dr. jur. C. M. Ingleby, der bereits im vorigen Jahre eine kleine Schrift über die Payne-Collier'schen Fälschungen Shakspeare's herausgegeben, hat jetzt eine vollständige Geschichte dieser Fälschungen in einem Bande von 350 Seiten mit zahlreichen Beilagen und Facsimile's erscheinen lassen.** Die Stimmen, die nach im vorigen Jahre zur Vertheidigung Payne-Collier's sich erhoben, sind dagegen vollständig verstummt. Das „Athenaeum" namentlich, dem von dem Verf. der vorliegenden Darstellung nachgewiesen wird, in dieser Sache die Wahrheit wissentlich entstellt zu haben, ignorirt jetzt nicht blos das Buch des Herrn Ingleby, sondern den Gegenstand ganz und gar.

Es wird jedenfalls ein eigenthümliches Curiosum in der Geschichte der literarischen Kritik Englands bleiben, daß sich die meisten Shakspeare-Kenner dieses Landes und eines großen Theils des Auslandes sieben Jahre lang den Text ihres Meisters von Anfang bis zu Ende haben verballhornen lassen, und zwar durch einen so unpoetischen Gesellen, wie den angeblichen, „alten Korrektor" Payne-Collier's. Dr. Ingleby sagt: „Die Texte Shakspeare's und unserer englischen Bibel sind mit Recht stets als die beiden Hauptquellen des Stromes unserer Muttersprache angesehen worden. Galicismen dringen mehr und mehr in dieselbe ein, je nachdem uns unsere sozialen Verhältnisse mit dem Auslande, und namentlich mit Frankreich, in Berührung bringen, und ebenso wird die Reinheit des Englischen beständig durch die Einschmuggelung irischen oder amerikanischen Rothwälschs beeinträchtigt, durch professionelle Ausdrücke verunziert und durch pietistischen Wortkram verdunkelt. An die Texte Shakspeare's und unserer Bibel mußten wir uns halten, um unsere Sprache vor Verfall zu bewahren. Und doch hat es ein eben so geschmackloser, als inkompetenter Buchmacher gewagt, uns einen dieser beiden Texte durch seinen ganzen, weiten und fruchtbaren Verlauf zu korrumpiren! Alle anderen Fabricationen Payne-Collier's profaniren blos das Zeitalter unserer Königin Elisabeth, und so schwer ein solches Vergehen auch sein mag, ist es doch im Vergleich zu jener Versündigung an Shakspeare völlig irrelevant."

Man muß indessen sagen, daß auch jene anderen Fabricationen Payne-Collier's geeignet sind, auf die Beurtheilung Shakspeare's einen verwirrenden Einfluß zu üben, insofern sie den Namen des Dichters mit Personen und Verhältnissen in Verbindung gebracht haben, zu welchen er vielleicht gar nicht, oder doch in anderer Beziehung gestanden. Ist doch in Folge dieser Documente, die über Shakspeare's Betheiligung bei den Theater-Unternehmungen in London, bei dem Pagen-Unterricht am Hofe Jacob's I. ꝛc. Aufschluß zu geben schienen, so Manches bereits in die gedruckten Lebensbeschreibungen des Dichters übergegangen, was jetzt wieder als Mythe und Erfindung zu beseitigen ist!

Dr. Ingleby liefert in dem vorliegenden Buche 1) einen Bericht über die Auffindung jedes einzelnen Schriftstückes und Druckwerkes, das zu den Shakspeare-Fälschungen benützt worden; 2) eine treue Beschreibung ihres äußerlichen Ansehens und ihres Inhalts und 3) eine ausführliche Erörterung jedes besondern Falles, nach den verschiedensten Seiten hin, sowohl in paläographischer, als in kritischer Hinsicht.

Wie wir aus dem Verlaufe der Darstellung ersehen, haben einige gelehrte Mitglieder der Society of Antiquaries, zu welcher Gesellschaft auch Herr Payne-Collier gehört, eine Prüfung des von dem „alten Korrektor" verbesserten „Perkins-Folio" unternommen, in der Hoffnung, ein Resultat zu finden, das zur Ehrenrettung ihres Kollegen beitrage, doch hielten sie es seitdem für angemessen, zu schweigen und nicht gegen das Urtheil der sachverständigen Paläographen des Britischen Museums, des Master of the Rolls und der beiden Staats-Archive (Public Record Office und State Paper Office) aufzutreten.

Man kann jetzt wohl, da seit Jahr und Tag kein Widerspruch in der Sache mehr erfolgt ist, den Rechtshandel als abgeschlossen ansehen. In Deutschland haben sich zwar noch einige vereinzelte Stimmen zu Gunsten Payne-Collier's vernehmen lassen, jedoch augenscheinlich ohne nähere Kenntniß des Sachverhältnisses und auf die bloße Behauptung hin, daß auf die Lügenhaftigkeit und die jetzt in ganz Europa verrufene Skandalsucht der englischen Zeitungen überhaupt nichts zu geben sei. J. L.

Frankreich.

Die altfranzösischen Poeten, herausgegeben von F. Guessard.

Das Urbild des Oberon.

Erscheinungen, wie Huon von Bordeaux und Oberon, deren poetische Fülle einen Shakspeare in England, einen Wieland und Weber in Deutschland begeisterte und unsterbliche Meisterwerke schaffen ließ, verdienen wohl schon die Mühe, bei ihrem Entstehen, in ihrem ersten unschuldig primitiven Auftreten vom Laien betrachtet, vom Fachmann beobachtet zu werden. Wie es dem germanischen Genius gelungen ist, aus dem naiven Keim, der ihm vom altfranzösischen Gedicht geboten ward, eine so schmackhafte Frucht zu ziehen, daß sie selbst den verwöhnten Gaumen und raffinirten Magen unseres Jahrhunderts noch sehr wohl bekommen; welche Modificationen die Wieland'sche Muse den französischen Urbilde vorgenommen; ob übrigens die chanson de geste de Huon de Bordeaux wirklich das Original ist oder nicht, ob der darin erscheinende Oberon der französischen Phantasie sein Dasein verdankt oder eine französische Umgestaltung des Zwergkönigs aus den Nibelungen, Alberich (Auberon), oder gar, wie Herr de Villemarqué behauptet, celtischer Abkunft ist; darüber ließen sich lange und gelehrte Abhandlungen schreiben, und darauf verzichte ich, gerade der Länge und Gelehrsamkeit halber.

Alle diejenigen, welche sich für diese und ähnliche Nachforschungen

---

* The Conduct of Life. By Ralph Waldo Emerson. London: Smith, Elder and Co. Berlin: Asher and Co.

** A Complete View of the Shakspeare Controversy, concerning the Authenticity and Genuineness of Manuscript Matter affecting the Works and Biography of Shakspeare, published by Mr. J Payne-Collier as the Fruits of his Researches. By C. M. Ingleby LL. D,

interessiren, verweise ich auf das anschauliche und geschickte Vorwort des Herrn F. Guessard, unter dessen sachverständiger Leitung die Meisterwerke der altfranzösischen Dichter jetzt in einer prachtvollen Ausgabe, mit Elzevirischen Lettern, auf altem, gerippten, unseren Modeluxus verhöhnenden Handpapiere, wieder erschienen oder, um richtiger zu sprechen, zum ersten Mal in das wahre und alleinige Publikum gebracht worden.*

Unter „wahres Publikum" verstehe ich allerdings nicht die Hunderttausende von Idioten, welche Annoncen, vermischte Nachrichten und Dumas'sche Feuilletons in sehr verbreiteten Tagesblättern verschlingen, aber ebenso wenig auch die fünfzig oder sechzig Gelehrte, die im Stande sind, das Altfranzösisch des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts geläufig zu lesen — und für diese allein war die Huon-Dichtung bisjetzt eine nicht mehr unbekannte Größe. Die Einleitung und sehr ausführliche Inhaltsangabe, zum Theil wortgetreue Uebersetzung, welche in der Guessard'schen Ausgabe der französischen Dichtung vorangeschickt sind, gestatten auch uns mit der naiven Größe dieses herrlichen Heldengedichtes näher bekannt, ja vertraut zu werden. Der dichte Schleier, den nur Specialkenntnisse zu lüften vermochten, ist zerschnitten; wir Alle finden Einlaß und können sehen, wo die Glocken, die wir läuten hörten, eigentlich hängen.

Ob die Huon-Dichtung, die uns hier vorliegt, die ursprüngliche und älteste ist, wie Herr Guessard nachzuweisen sich bemüht, oder ob die von Herrn von Wind veröffentlichten Fragmente einer Huonsage in niederländischer Sprache schon früher verfaßt wurden** (das ist die Meinung unseres berühmten Landsmannes Ferdinand Wolf in Wien) ist mir vollkommen gleichgültig. Wäre sie selbst nur eine Nachbildung des verlorn gegangenen Originals, ihr poetischer Werth bleibt ungeschwächt, und den Streit, den ihre Entstehungszeit in der Gelehrtenwelt hervorgerufen hat, schlichte ich mit Molière's verständigen Worten:

Allez, Messieurs, le temps ne fait rien à l'affaire!

Denn der bescheidene Verfasser unseres Epos hat weder seinen Namen, noch seine Geburtszeit, noch sein Geburtsland der Nachwelt hinterlassen. Eine solche Discretion erscheint uns heutzutage als etwas ganz Fabelhaftes, Unglaubliches, wenn wir bedenken, daß Herr Paulin-Limayrac seine Entre-Filets in der Patrie sammt und sonders unterzeichnet, daß Herr Vapereau nicht ermangelt, uns in seinem „Lexikon der berühmten Zeitgenossen," die interessantesten Aufschlüsse über die Amme und den ersten Hosenschneider des französischen Kronprinzen zu geben.

Aber über den Verfasser des Huon-Epos finden wir in Vapereau keine Spur. Herr F. Guessard sieht sich gleichfalls genöthigt, die Verschwiegenheit des Herrn Vapereau zu respektiren und das Anonym des Dichters beizubehalten. Dahingegen setzt ihn ein Bescheid auf die Zeit- und Ortfrage wenig oder gar nicht in Verlegenheit. Huon de Bordeaux wäre, dem Herrn Guessard zufolge, am Ende des zwölften Jahrhunderts (um 1180—1200) im Departement Artois verfaßt. Er bezeichnet sogar die Stadt, in welcher der ungenannte Dichter das Tageslicht erblickt hätte, nämlich Saint-Omer, und stützt diese Voraussetzung auf das außerordentlich häufige Wiederkehren jenes Stadtnamens im Laufe des Gedichtes. Ein Faktum ist, daß der Troubadur keine Gelegenheit vorübergehen läßt, und, wenn ihm die Gelegenheit fehlt, eine solche hervorruft, um „den rüstigen und wackeren Jünglingen aus dem Artois" allerlei Liebenswürdigkeiten und Schmeicheleien zu sagen, und daß bei jeder Stadtaufzählung St. Omer neben oder gar vor Paris figurirt: aber am Authentischsten ist, daß dies Heldengedicht wirklich aus der guten alten Zeit stammt. Zum Beweise dafür gestatten Sie mir, Ihnen hier, in möglicher Kürze, den Verlauf desselben nachzuerzählen.

Huon und Gérard, die Söhne des Herzogs Séguin von Bordeaux, ziehen nach Paris, um dem Kaiser Karl dem Großen, als pflichtgetreue Vasallen, ihre Huldigung darzubringen. Der ungezogene Sohn des greisen Kaisers, Karlchen, Charlot, von dem Verräther Amaury de la Tour de Rivier angestachelt, überfällt die beiden Jünglinge, die, wie er glaubt, sein Erbtheil schmälern und ihm seine Rechte streitig machen wollen, verletzt tödtlich den jüngeren Gérard, wird aber selbst durch die tapfere Klinge Huon's erschlagen. Der Verräther Amaury rafft den blutigen Leichnam auf sein Roß, führt ihn dem Kaiser Karl vor und spricht: „Hier ist Dein Sohn!" und auf den jungen Herzog deutend „und dort sein Mörder!"

Bei dieser Kunde springt der Kaiser wuthschäumend auf den jungen Huon los, den er sicherlich zermalmt hätte, wäre der deutsche Nestor, Naims von Baierland, nicht beschwichtigend dazwischengetreten. Alle Fürsten und Herren am Hofe flehen den zornigen Kaiser um Gnade für den unschuldigen Verbrecher an, sinken auf die Knie und beschwören ihn, dem jungen, heißen Blute zu verzeihen. Aber Kaiser Karl bleibt unerschütterlich, unerbittlich. Da erhebt sich Naims und spricht: „Aber, Kaiser, bist Du denn eigentlich verrückt?"

Hé! Empereres as tu le cens mari?

Erster Beweis, daß dies Epos aus einer Zeit kommt, in der gemüthliche Majestätsbeleidigungen noch erlaubt waren, und „das ist schon lange her!"

Endlich gelingt es dem unermüdlichen Verwenden des derben Baiernherzogs, den Kaiser wieder zu Sinnen zu bringen, und Karl begnadigt den Herzog Huon, jedoch nur unter der Bedingung, für ihn eine gefahrvolle Mission zu unternehmen.

„Bis in dir Hölle würd' ich gehen, um die Gnade Euer Gnaden wieder zu erlangen," spricht Huon.

„Dort, wo ich Dich hinschicken will," entgegnete der Kaiser, „ist es schlimmer, als in der Hölle."

Schon Fünfzehn schickte ich dahee,
Und Alle ließen dort ihr Leben!
Du sollst Dich über's rothe Meer
Wendin nach Babylon begeben,
Mit Botschaft für den Herrn Gaudisse,
Und richtest Du sie aus, so wisse,
Ist Dir die große Schuld vergeben!
Erreichst Du Babylon gesund,
So waete bis zur Mahlzeitstund';
Sodann tritt ein in den Palast
Mit Helm und Harnisch, nackem Degen,
Den Ersten, den Dein Aug' erfaßt,
Wirst Du mit einem Streich erlegen!
Nicht Alles ist's: Der Admiral
Hat eine Tochter, Eckarmund,
Und vor der Gäste großer Zahl
Sollst dreimal küssen ihren Mund!
Dann richte meine Botschaft aus:
Dem Admiral wirst Du befehlen,
Für unser kaiserliches Haus
Dir augenblicklich zuzustellen
Eintausend Sperber, tausend Bären
Und tausend Hunde wohlgenähret,
Und ferner mög' er Dir gewähren
Locken aus seinem grauen Bart
Und tausend frische Bürstchein
Und tausend Jungfern, keusch und rein.
Und — bitt' ihn noch um diese Gunde! —
Vier Zähne aus der Riesenlade

Ich habe diese Stelle im französischen Epos fast Wort für Wort übersetzt, um die auffallende Aehnlichkeit zwischen dem französischen „Huon" und deutschen „Oberon" deutlich hervortreten zu lassen. Das enthebt mich auch hoffentlich der langwierigen und wenig interessanten Arbeit einer Parallele zwischen diesen beiden epischen Dichtungen. Der Leser entscheide selbst: ich lasse die entsprechende Stelle aus dem Wieland'schen Oberon folgen (Erster Gesang, Vers 66 und 67).

Zieh hin nach Babylon! und in der festlichen Stunde,
Wenn der Chalif im Staat, an seiner Tafelrunde
Mit seinen Emirs sich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin und schlage Den, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritze.
Ist dies gethan, so nahe züchtig Dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze,
Und küß' als Deine Braut sie dreimal öffentlich

Und wenn dann der Chalif, der einer solchen Scene
In dieser seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor Deiner Kühnheit starrt,
So wirf Dich an der geld'nen Lehne
Vor seinem Stuhle hin, nach morgenländ'scher Art,
Und zum Geschenk für mich, das auf're Freundschaft flehe,
Erbitte Dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Handvoll Haar aus seinem grauen Bart.

Nach einem solchen kaiserlichen Dekrete wird es erklärlich werden, daß die ersten fünfzehn Botschafter Karl's im Admiralshause gerade nicht herzlich empfangen werden mußten. Denn, man denke sich nur etwas in die Lage des unglücklichen Gandisse hinein: der arme Mann sitzt mit

* Les anciens poètes de la France, publiés sous les auspices du Ministre de l'instruction publique par M. F. Guessard. Paris, A. Franck'sche Buchhandlung, 1860.

** Nieuwe Reeks van Werken van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde. Leiden, 1847.

seiner Familie und seinem Gefolge gemüthlich zu Tische und läßt sich's gut schmecken. Unangemeldet tritt ein Fremdling ein, verbeugt sich höflich, haut dem Ersten Besten den Kopf ab, küßt die Tochter vom Hause, bestellt herzliche Grüße von Karl dem Großen und verlangt für Hochderselben — aus Babel? — tausend reine Jungfrauen und aus dem Rachen des erstaunten Vaters, Wirthes und Admirals — vier Backenzähne!

„Et M puceles, qui aient grant biautés
Et de Sa geule IV. dens maseelers."

Huon tritt also mit der Aussicht eines sicheren Todes die Reise nach Babylon an. Gott Lob nimmt sich ein großer und gewaltiger Herr des armen Teufels an, und dieser große Mann ist Niemand anders, als der kleine Zwergkönig Oberon (Auberon im französischen Originale) selbst. In einem solchen Geleit reist man sicherer, als mit allen kaiserlichen Handschreiben und Pässen der Welt; Dank ihm entkommt unser kühner Abenteurer all den unsäglichen Gefahren, die sich ihm auf dem Wege nach Babel entgegenstellen. Denn der liebenswürdige, gute, kleine Oberon hat seinen Schützling mit herrlichen Geschenken überhäuft, und wenn sie mitunter ihre magische Kraft versagen, so geschieht es Huon ganz recht, dem leichtsinnigen Schlingel und unbesonnenen Aufschneider, der dem herzigen Oberon durch seinen Ungehorsam bittern Kummer bereitet. Dennoch gelangt er munter und wohlbehalten in der Chalifenresidenz an, tritt in den Palast und wäscht sich in jenem Wunderbrunnen (o gäb' es deren hier zu Lande!), der Greisen jugendliche Frische, und liederlichen Frauenzimmern die Jungfräulichkeit wiedergiebt.

C'est la fontaine à l'amiral Gaudis':
Dis ne fist feme, tant ait fait ses délis,
Que, s'eln boit de l'aige I. seul petit,
Ne soit pucele, comme au jour, ke nasqui.

Im Saale angekommen, schlägt Huon dem Ersten Besten (und dieser Erste Beste ist zufällig der Bräutigam der schönen Esclarmunde) den Kopf ab, und giebt, wie er es gelobte, der Admiralstochter drei herzhafte Küsse.

Nach einem solchen Auftritte bleibt am Ende dem ruhigsten Menschen von der Welt nichts Anderes übrig, als den unverschämten Kerl beim Kragen zu fassen und vor die Thür zu setzen. Gaudisse ist jedoch, Gott Lob, sanftmüthiger Natur, und als Huon noch obendrein von ihm den erwähnten Tribut verlangt, begnügt er sich mit der ebenso einfachen, als verständlichen Antwort:

„Dein Kaiser ist vernarrt! Ich bekümmere mich um ihn gerade ebensoviel, wie um geschälten Knoblauch!"

— Je ne le prio vaillant un ail pelé —

Seine fünfzehn ersten Boten habe ich abgeschlachtet und eingepökelt,

— Ice ai fait escorcier et saler —

Du wirst der sechszehnte werden!"

Obwohl Huon mit den übrigen Sterblichen die entschiedenste Antipathie gegen jedwede individuelle Einpökelung theilt, wird er dennoch zu diesem Behufe in's Gefängniß geworfen und muß nun, in der Kerkerstille, dem Tage seiner Salzung entgegensehen. Da schützt der Riegel: die schöne und keusche Esclarmunde tritt herein und gesteht ihm ihre feurige Liebe. Aber Karl's Abgesandter erinnert sich, als guter Christ, des Muhammedanismus', dem das junge Mädchen huldigt, und antwortet ihr so höflich es damals anging „daß er sie nicht liebe und nicht lieben dürfe und ihr die drei bewußten Küsse nur auf ausdrücklichen Befehl seines Herrn und Kaisers verabreicht habe!"

„Also Du willst mich nicht heiraten?" versetzt Fräulein Esclarmunde mit jener Nonchalance, die das eilfte Gebot kennt, „na warte." Und sie ersucht den Gefängnißschließer, dem jungen Franzosen die Victualien abzuschneiden, läßt ihren Geliebten drei Tage lang hungern und dursten und macht ihm dann eine zweite Visite.

„Was sagst Du nun?"

„Frau!" erwidert Huon mit edler Selbstaufopferung, „wenn ich im ewigen Fegefeuer brennen soll, ich bin bereit, Euretwillen zu thun!"

„Wohl gesprochen!" versetzt das junge Mädchen. „Jetzt, wo Du mir bewiesen hast, daß Du mich aufrichtig liebst, will ich auch an Deinen Gott glauben, und Dir ein ausgezeichnetes Diner bestellen!"

Das sind die werthvollen Dokumente, die uns über die Erziehung der jungen Mädchen im zwölften Jahrhundert vorliegen.

Nach allen möglichen Heldenthaten gelingt es dem Sohne Ségulin's, am Hofe des Sarazenen-Admirals wieder zu Ehren zu kommen; man erzeiht ihm den abgeschlagenen Kopf, die drei Küsse und seine unstatthafte Forderung, und Gaudisse empfängt ihn sogar an seiner reichbesetzten Tafel. Als immer guter Christ, benutzt er diese Einladung dazu, dem Muhammedaner einige unmaßgebliche Bekehrungs-Vorschläge zu machen, und als Gaudisse darauf nicht eingehen will, sieht er sich zu seinem lebhaften Bedauern genöthigt, denselben gleichfalls zu köpfen, um ihm die kostbaren Backenzähne und Barthaare auszureißen.

Jetzt nimmt Oberon von ihm Abschied; die Thränen treten dem guten Geiste in die Augen, denn er kennt seinen leichtsinnigen und leidenschaftlichen Freund und ahnt, daß, trotz aller Versprechungen und Warnungen, Huon sein Gelübde brechen wird, nämlich

Dame Esclarmonde, qui tant ot biautés,

rein und unschuldig nach Rom zu führen.

Er schifft sich mit seiner Geliebten und seinen Gefährten ein, und Oberon's Unheilsahnung bestätigt sich nur zu bald. Die verbotene Frucht hat für unseren Helden einen zu unwiderstehlichen Reiz, als daß er der hinreißenden Verlockung zu trotzen vermöchte, der widerstrebenden und inständig flehenden Esclarmunde ungeachtet

„Sire, dist ele, merchi, per l'amor Dé!
Atendés tant, que m'arés espousé!"
— — — — — — — — — — — —
de la pucele a fait sa volunté!

Solche und ähnliche Situationen sind in unserem alten Epos freilich keine Seltenheiten, aber, um Victor-Hugonisch zu sprechen, welche Kluft, welcher Abgrund, welche Welt liegt zwischen dieser naturwüchsig derben Einfachheit und dem schlüpfrigen, abstrusen Romanton unserer Tage! Hier spricht kein unsauberer Gedanke zu fieberheißer Sinnlichkeit, der keusche Dichter bleibt in seinem derben, niemals schimpflichen Naturell, immer keusch, und auch auf ihn läßt sich mit treffender Richtigkeit Jean Paul's Urtheil über Rabelais und Swift anwenden: „Er ist rein, wie ein anatomisches Lehrbuch!"

Das Vergehen Huon's ladet eine neue Unheilslast auf sein und seiner Gefährten Haupt. Nach einer neuen, nicht minder abenteuerlichen Irrfahrt, langt er endlich wieder in Frankreich an, wird aber, durch Verrath seines Bruders Gérard, wiederum in's Unglück gestürzt, um abermals vom guten Zwerge Oberon erlöst, zu Ehren gebracht und mit seinem Kaiser wieder ausgesöhnt zu werden. Zur Belohnung seiner Tapferkeit wird ihm noch am Schlusse in drei Jahresfrist die goldene Krone des heiteren Feenreiches verheißen.

Das ist in einem ganz unmaßgeblichen Resumé der Inhalt jener wundervollen Dichtung, deren imposante Naivetät, poetische Kraft und, wenn ich mich so ausdrücken darf, gemüthliche Größe in jedem empfänglichen Herzen jene friedliche, stille, selige Stimmung hervorrufen, die uns zu karg zugemessen sind, als daß wir deren Werth nicht hoch genug zu schätzen wüßten. Wie wir mit immer erneuerter Dankbarkeit die ewige, goldene Frühlingssonne begrüßen, die uns am ersten lauen Tage auf baldige Sommergenesung hoffen läßt, so flattert unser Herz freudig und vertrauensvoll jener guten, alten Vergangenheit entgegen und badet sich in den Wellen ihrer reichen Poesie, weil es weiß, daß es in ihr gestärkt, erfrischt, gestählt, Trost und Kraft für manches Ungemach unserer Tage, Balsam für manche Wunde finden wird. Lest Huon de Bordeaux, wenn Ihr Euren schwarzen Trauerfrack, Weltschmerz, Broschüren, offiziöse Prosa und Ponsard'sche Poesie vergessen wollt!

Wie belohnt man nun das Verdienst eines Mannes, der wie F. Guessard, ohne die geringste materielle Entschädigung, aus reiner Liebe zur schönen Wissenschaft, die mühselige, langwierige und doch problematische Arbeit der Herausgabe dieser Dichtungen unternahm? Die Antwort liegt auf der Hand: Frankreich besitzt ein Institut, das keinen anderen Zweck hat, als dem ernsten und gediegenen Studium, das auf seinem rauhen Pfade mehr Dornen als zeitige Rosen antrifft, mit dem Palmenzweige der unvergänglichen Ehre eine herrliche Aufmunterung und vollkommene Entschädigung zu bieten. Dies Institut heißt Institut de France. Deshalb erlaube ich mir dem Titel F. Guessard, Professor an der école des Chartes, einen kleinen, unbedeutenden Zusatz hinzuzufügen — und Mitglied des Instituts — is spe.

P. Lindau.

Italien.

Napoleon und die Republik Venedig.

Die Jonischen Inseln unter französischer Herrschaft.

Venedig ist ziemlich allgemein an der Tagesordnung; die alte Dogenstadt in den Lagunen wird von der einen politischen Partei mit leiden-

schaftlicher Großmuth an das neu erstehende Königreich Italien geschenkt, von der anderen mit ebenso großer Hartnäckigkeit für Oesterreich und Deutschland zurückbehalten; jedenfalls wird eine Arbeit, die sich mit den venetianischen Angelegenheiten, wie sie voe mehr als einem halben Jahrhundert beschaffen waren, beschäftigt, nicht völlig unzeitgemäß sein. Wir haben ein Buch des Grafen Ermanno Lunzi voe uns, das sich mit der Geschichte der Jonischen Inseln unter dem Regimente der französischen Republikaner befaßt.* Es ist dies ein Akt aus dem großen Drama, das damals in Italien abspielte, als der junge General Bonaparte mit seiner Revolutions-Armee einen Sieg nach dem anderen erfocht, und überall die alten Zustände in dem fast verkommenen Lande über den Haufen warf. Damals war Oesterreich mit dem Könige von Sardinien und dem von Neapel verbündet und würde auch Venedig auf seiner Seite gehabt haben, wenn dieses nicht alles Muthes und aller Thatkraft entbehrt hätte. Die alte, mächtige Republik, die in früheren Zeiten eine so hohe und thatkräftige Rolle gespielt hatte, befand sich in dem Zustande völliger Erstarrung, Verknöcherung und Verkommenheit, und sollte das traurigste und unwürdigste Ende nehmen, das je einer berühmten Stadt widerfahren ist. Venedig blieb bekanntlich in dem großen Kampfe, den Frankreich und Oesterreich auf den Fluren Ober-Italiens kämpften, um es mit Keinem der Beiden zu verderben, neutral. — Bonaparte dagegen kam leicht Gelegenheit, einen Streit vom Zaune zu brechen, und die venetianischen Perrücken, welche den regierenden Stand ausmachten, zu beseitigen. Er mußte des venetianischen Gebietes, in welchem die Franzosen damals theilweise bitter verhaßt waren, sicher sein, um den Krieg über die norischen Alpen nach Deutschland hineinspielen zu können. — Die Sache ließ sich machen; es wurde veranstaltet, daß in Bergamo, Brescia und Crema Aufstände ausbrachen und die Volks-Souverainetät proklamirt wurde, nachdem man die venetianischen Beamten verjagt hatte. Der Waffenstillstand, den Bonaparte unterdessen mit Oesterreich geschlossen, ließ ihm freie Hand gegen Venedig, das in derselben Zeit durch contrerevolutionaire Bewegungen, durch ein furchtbares Gemetzel der Franzosen zu Verona Gelegenheit zur Anfeindung geboten hatte. Die venetianischen Regenten gingen in ihrer Unterwürfigkeit gegen den französischen General und seine barschen Forderungen so weit, daß sie ihre eigenen drei Staats-Inquisitoren, welche die Bewegung gegen die Franzosen angestachelt haben sollten, festnahmen — das sicherste Mittel, sich überflüssig zu machen. — Bonaparte ließ eine demokratische Verfassung herstellen; der größere Rath (il Maggiar Consiglio) dankte freiwillig ab (12 Mai 1797), und zwar mit 512 Stimmen dafür, 20 dagegen, fünf ungiltigen. Dann wurden die venetianische Miliz und die Slavonier verabschiedet, und die Stadt von 4000 Franzosen unter dem General Baraguay d'Hilliers besetzt, die indessen nur das Arsenal in Beschlag nahmen. Eine provisorische Stadt-Regierung wurde geschaffen, an deren Spitze der ehemalige Doge Manin trat; auf dem Markusplatze wurde der Freiheitsbaum aufgepflanzt, und dem Löwen auf der Säule vor dem Dogenpalaste in das Evangelienbuch, das die Inschrift trug: „Pax tibi Marce, evangelista meus," dafür geschrieben: „Diritti dell' Uamo e del Cittadino." (Menschen- und Bürgerrechte.)

In jener Zeit standen die Jonischen Inseln mit den dazu gehörigen Küstenstrichen auf dem Festlande, Butrinto, Parga, Venize und Prevesa, unter der Leitung des Provveditors, Ritters Graf Carlo Aurelio Widmann, eines milden, rechtschaffenen, sehr patriotischen und religiösen Mannes, der wegen seiner Tugend und seiner ungünglichen Manieren sehr beliebt war. Er befand sich in einer traurigen Lage, die er selbst in seinen Berichten ausführlich darlegt. — Der Senat schickte ihm kein Geld, dessen er dringend bedurfte, jedenfalls weil kein's vorhanden war. Schon hatte er aus eigenen Mitteln 8000 Dukaten dem Staate geschenkt, wofür sich der Senat durch ein Dekret vom 3. December 1796 höflich bedankte; er mußte auf seinen eigenen Namen noch weitere 30,000 Dukaten aufnehmen. Im April 1797 endlich wurden ihm 30,000 Zechinen nach Corfu geschickt, die gerade für ein Paar Monate ausreichten.

Die Soldaten, namentlich die Offiziere mit ihren Familien, befanden sich im Zustande der Bettelhaftigkeit. Bonaparte, welcher vermeinte, das Beste der venetianischen Marine sei in Corfu voehanden, hatte eine viel zu günstige Meinung; Alles was daselbst im Verfall, Flotte, Arsenale, Munition, Festungswerke; der unglückliche Provveditor fristete sein und seiner Truppen und Beamten trauriges Dasein zuletzt von den freiwilligen Gaben, zu denen sich die Bewohner von Corfu, Cephalonia, Zante ꝛc. auf dringendes Ansuchen verstanden. Venedig kam in die Hände der Franzosen, ohne daß Widmann etwas offiziell davon erfuhr. Es scheint, daß das einst so glänzende und mächtige Venedig an vollständiger Altersschwäche verstarb.

Kaum hatte Bonaparte die alte Verfassung von Venedig gestürzt, und die neue Republik nach den Grundsätzen der allgemeinen Menschenrechte eingerichtet, so dachte er daran, sich im französischen Interesse der schönen Jonischen Inseln zu bemächtigen, und ging dabei mit Schlauheit, großer Verschwiegenheit und Umsicht zu Werke. Aus religiösen Rücksichten neigte sich die Bevölkerung jener Eilande zu Rußland hin; es war zu fürchten, daß sich die Russen derselben bemächtigten, und aus diesem Grunde gerathen, sich selbst diesen wichtigen Schlüssel des Adriatischen Meeres zu sichern. Da man in Venedig nur eine sehr geringe und schlechte Marine gefunden, so glaubte man, wie gesagt, daß das Beste davon nach Corfu in Sicherheit gebracht sei. — Man täuschte sich hierin.

Bonaparte betrog zuerst seine neuen venetianischen Freunde. — Von Mantebello aus, wo er damals bereits wie ein König Hof hielt, schrieb er während der Friedens-Unterhandlungen mit Oesterreich, die sich sehr langsam abwickelten, an die provisorische Stadt-Verwaltung von Venedig (26. Mai 1797), er habe eine kleine Anzahl Truppen aus Venedig und Ancona abgehen lassen, um ihren (den venetianischen) Kommissären Beistand zu leisten, und zu verhindern, daß die Feinde ihres Vaterlandes und ihrer Freiheit die Gelegenheit sich zu Nutze machten, sich der Inseln zu bemächtigen, und sie der Sklaverei einer fremden Macht zu unterwerfen. Er rieth ihnen dann, alle ihre Kräfte zusammenzunehmen, um die Inseln zu behaupten, ihre Truppen daselbst (7000 — 8000 Mann, glaubt er) und ihre Kriegsschiffe in Stand zu setzen. Er bot ihnen Offiziere an, um dieselben neu zu organisiren.

„Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Euch einen Beweis von meinem sehnlichsten Wunsche zu geben, Euere Freiheit fest begründet, und das unglückliche Italien wieder ruhmvoll, frei, von Fremden unabhängig, den Platz einnehmen zu sehen, den es auf der Weltbühne einnehmen muß, und wieder unter den großen Nationen den Rang erobernd, zu dem es Natur, Weltlage und das Schicksal berechtigt."

So sprach Bonaparte, als er den Venetianern das Loch im Adriatischen Meere zu versperren gedachte, mit dessen Schließung ihre Macht eine Fabel war.

Die begeisterten Republikaner nahmen die schönen Worte für baare Münze, und die Expedition ging, von ihren Segenswünschen begleitet, ab. Dem Direktorium in Paris schrieb Bonaparte zur selben Zeit, daß es auf eine Beschlagnahme der Inseln, namentlich Corfu's, abgesehen sei. Das müsse nun sich unwiderruflich behalten. 1500 Franzosen und 500 bis 600 Venetianer unter dem Korsen Gentili segelten dann nach Corfu ab, Letzterer mit dem geheimen Befehle, sich aller venetianischen Besitzungen in der Levante zu bemächtigen, dabei aber den Schein zu bewahren, als ob Alles im Namen des venetianischen Volkes nun im Einvernehmen mit den venetianischen Kommissarien geschehe. Zugleich solle er sich Mühe geben, den Geist der dortigen Bevölkerungen zu kaptiniren.

In dieser geheimen Instruction, die ausführlich mitgetheilt ist, heißt es, wenn er zu Corfu angekommen und sich der ganzen dortigen Marine, Festung ꝛc. versichert, solle er sich mit dem französischen Gesandten in Konstantinopel, Dubayet, in Verbindung setzen, und im Einverständniß mit ihm die weiteren Schritte unternehmen.

„Falls die Bewohner dieser Länder Lust zur Unabhängigkeit zeigen sollten, so sollt Ihr ihrem Wunsche bereitwillig entgegenkommen, aber nergeßt nicht, in Eueren Proclamationen von Griechenland, von Athen und Sparta zu sprechen!"

Ganz genau wie heute! — Der Vogelsteller weiß, daß die Drosseln auf rothe Beeren, der Fischer, daß die Fische auf Regenwürmer anbeißen. Sprenkel und Angelhaken bleiben unsichtbar, bis der Fang zappelt. — So geschah es auch damals. Bonaparte's gutes Wille, die Venetianer recht kühl zu machen, ging so weit, daß er die ängstliche Fürsorge traf, zwei venetianische Fregatten, von 64 Kanonen jede, die ihm bei dieser Expedition möglicher Weise entwischen konnten, nur ja in Sicherheit zu bringen.

Widmann erfuhr, wie bereits gesagt wurde, erst aus Privatbriefen etwas Genaueres über die Veränderung, die in Venedig vor sich gegangen, später erhielt er durch einen Courier von der neuen Regierung Briefe und Weisungen über sein seeneres Verhalten, aus denen die ganze Bethörung hervorleuchtet, in welcher sich damals die junge venetianische Freiheit befand. Es wurde ihm darin die Einführung der allgemeinen Menschenrechte und die schleunigste Beförderung des allgemeinen Wehles zur Pflicht gemacht; bald wurden aus allen Städten und Provinzen des

* Storia delle Isole Jonie sotto il reggimento dei Repubblicani Francesi, dal Conte Ermanno Lunzi. Venezia, Tipografia del commercio, 1860.

Landes Abgeordnete berufen werden, um auf den Grundlagen der Freiheit und Gleichheit eine demokratische Constitution zu schaffen.

Die guten Venetianer träumten, wie aus diesen Instructionen hervorgeht, noch mehr; sie sahen die angränzenden türkischen Gebiete, von dem Zauber der Freiheit ergriffen, von der ottomannischen Knechtschaft sich losreißend und der neuen glänzenden Republik Venedig zufallend. Ferner wurde darin dem Provveditor die baldige Ankunft einer „kombinirten Land- und Seemacht" und zweier mit Geld versehenen Kommissarien angekündigt, die Alles anordnen würden. Zahlreiche schwülstige Proclamationen lagen bei, namentlich ein Hirtenbrief des Patriarchen von Venedig an alle Pfarrer, Kapläne, Kuraten und andere Geistlichen, worin er ihnen die Veränderung der Regierung kund macht, und anbefiehlt, diese freudige Nachricht von allen Kanzeln zu verbreiten, und das Volk mit der neuen, herrlichen Freiheit zu befreunden.

Widmann glaubte, als er von „kombinirter Land- und Seemacht" las, es sei damit ein venetianisches Heer gemeint, und er ließ es sich nicht träumen, daß er so viele französische Gäste mit auf den Hals bekommen würde. Die Bevölkerung von Corfu selbst wußte lange nicht, woran sie war, bis am 10. Juni 1797 die Nachricht von der Annäherung der Franzosen dahin gelangte. Jetzt entstanden demokratische Regungen in der Stadt; auf Anregung der Syndici wurde ein Schriftstück in Umlauf gesetzt, um die allgemeine Verbrüderung kund zu thun. Die Stadtbehörden, vom Provveditor im Stich gelassen, wußten nicht, was sie thun sollten; Alles befand sich im Zustande banger oder froher Erwartung, Unruhe und peinlicher Ungewißheit, während sich die Bande der alten Gesellschaft lösten und die Standes-Unterschiede aufzuhören schienen.

Nach einer vierzehntägigen Fahrt, welche die schlechte Beschaffenheit der Schiffe verschuldete, landete endlich am 28. Juni 1797 die Flotte in Corfu, wo Gentili, vom Volke mit größter Begeisterung aufgenommen, sofort seine Rolle zu spielen anfing, und dem armen, nicht gerade besonders energischen Statthalter, der zum Citoyen Widmann geworden war, seine Gesetze diktirte. Er sprach im Namen der neuen venetianischen Regierung mit dem Lakonismus des Bonaparteschen Generals. Es verstand sich danach von selbst, daß sich Alles ihm zur Verfügung stellte, daß die Truppen in die Festung aufgenommen wurden,

Zu gleicher Zeit schmetterten Proclamationen an das Volk alsbald ihre Fanfarentöne: französisch, italiänisch, griechisch; den Corcyresen wurde alles Heil und alles Glück, Sicherheit des Eigenthums, der Person, der Religion, Befreiung Griechenlands vom Joche der Türken versprochen; Miltiades, Themistokles, Marathon und Salamis spielten eine große Rolle; auch gerieth das leicht entzündbare Volk alsbald in Feuer und Flamme; Deputationen, festliche Aufzüge, Ovationen, Jubel und was man sich nur denken mag. Selbst der griechische Bischof reichte, um dem französischen General zu beweisen, wie sein Volk trotz aller Unbilden der Freiheit werth sei, ihm mit großem Pathos ein Buch, und als er es öffnete, zeigte sich, daß es die Odyssee war.

Während dieses Lärmens wurde das französische Raubgeschäft in aller Stille besorgt, und Alles, was der Regierung gehörte, in Beschlag genommen; die ganze Festung, die Magazine ꝛc., so daß sich die Franzosen selbst wunderten, was das zu bedeuten habe. Bald mischte sich Gentili nicht blos in die Militair-, sondern auch in die Civil-Angelegenheiten, so daß dem armen Provveditor der Republik Venedig endlich die Augen aufgingen. Sein Audienzzimmer blieb leer, seine Befehle unbefolgt — und die beiden Kommissarien, die man angemeldet, waren noch immer nicht da.

Corfu hatten die Franzosen; Gentili und der eigentliche Truppen-Anführer, Bourdet, verlangten neue Kräfte, um sich in Besitz der anderen Inseln zu setzen.

Gentili ging nun daran, in Corfu eine der venetianischen ähnliche Demokratie zu schaffen; achtzehn griechische, vier lateinische (auf 4000 Italiäner) und zwei jüdische (auf 2000 Juden) Mitglieder sollten die neue provisorische Staatsverwaltung bilden; der Provveditor Widmann sollte als Strohmann an ihrer Spitze stehen. Bereits am 27. Juni trat diese Körperschaft zusammen; der lateinische Erzbischof Francesco Fenzi, der griechische Protopapa Kalichiopalos Manzaro ꝛc. saßen darin. Widmann schlug die Präsidentschaft ab, welche der Graf Spiridion Georgios Teotochi übernahm.

Kaum saß diese Versammlung, so brach aus religiösem und sonstigen Fanatismus ein heftiger Aufstand gegen die Juden aus, den Gentili glimpflich beilegte; die Versammlung fand seine Maßregeln gegen die Tumultuanten nicht energisch genug. — Endlich nahm sie ihre Sitzungen wieder auf und schuf acht Comités: Ausschüsse des öffentlichen Wohles, der Gesundheit, der Marktversorgung, des Handels und der Künste, der Polizei, des öffentlichen Unterrichts, der Militair-Angelegenheiten.

Bald war ganz Corfu französirt: man pflanzte Freiheitsbäume auf, überall wehte die dreifarbige Fahne, der St. Markus-Löwe dagegen verschwand. Doch wir müssen kurz sein; die Folgen des allgemeinen Freudentaumels zeigten sich bald; die Blicke der höheren Stände richteten sich bald sehnsüchtig nach Oesterreich.

Die neue Organisirung der Justiz hatte viel Gutes im Gefolge, auch ist die Thätigkeit der provisorischen Regierung mit Lob anzuerkennen. — In Venedig wunderte sich indeß bald auch die Demokratie über das kuriose Verfahren der Franzosen auf ihrer Insel, welche ihre Schiffe im Namen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit für sich konfiscirt hatten. Gentili half sich anfänglich mit Ausflüchten, endlich aber rieth er offen den Korfioten, sich in die Arme Frankreichs zu werfen und ihr Land zu einem Departement der großen Nation zu machen.

Während der Friedens-Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich blieb das Schicksal der Jonischen Inseln unentschieden; der Kaiser verlangte Entschädigung für den Herzog von Modena, und Bonaparte schlug dem Direktorium vor, ihm die Insel Zante zu geben, während dieses letztere Corfu gegen Elba an den König von Neapel vertauschen wollte.

Man weiß, wie im Frieden von Campo Formio Bonaparte Venedig an Oesterreich gab; damit war der Verband zwischen Venedig und den Inseln gelöst. Diese letzteren wünschten nun französisch zu werden; der Stadtrath wandte sich schriftlich an Bonaparte; Eugen Beauhornais kam nach Corfu und sprach die Verbindung der Inseln mit Frankreich aus. Es begann nun daselbst ein so gründliches Reformiren, daß das Unterste zu oberst gekehrt wurde, und diese Halb-Orientalen ziemlich zeitig der französischen Reglementirung überdrüssig wurden.

Während Bonaparte in Aegypten unfruchtbare Lorbeeren erkämpfte, kam die Allianz der Pforte mit Rußland und England zu Stande, und man einigte sich dahin, sich dieser gefährlichen Nachbarschaft, die bereits in Griechenland heftige Aufstände erweckt hatte, zu entledigen.

Wir müssen hier kurz sein, da sich jetzt die Einzelnheiten derartig häufen, daß sie keinen Auszug gestatten. Eine russisch-türkische Flotte unter den Befehlen des Vice-Admirals Utschakov und Cadir-Bey, denen sich später, als sie bereits vor Corfu lagen, ein englisches Geschwader unter dem Commodore Stuart beigesellte, kam herangesegelt und vertrieb die Franzosen von Insel zu Insel, während auf der anderen Seite der furchtbare Ali-Pascha von Janina sie bedrängte und die Küstenstädte auf die schrecklichste Weise verheerte. Vergeblich rief General Chabot, welcher nun die französischen Streitkräfte befehligte, um Hülfe, vergeblich wandte er sich an den Oberst-Kommandirenden in Italien. Die griechischen Bauernhaufen, die einestheils durch die französischen Chikanen und Quälereien, andererseits durch Aufrufe ihres Patriarchen in Konstantinopel angefeuert waren, begingen die schrecklichsten Grausamkeiten. Endlich waren die Franzosen auf Corfu, und zuletzt nur auf Stadt und Festung beschränkt; in ihrer Noth und Verzweiflung begingen auch sie die größten Grausamkeiten und Frevel. Sie wehrten sich tapfer, bald mußten sie sich ergeben; sie kapitulirten und zogen mit militairischen Ehren ab, während Utschakow seinen Einzug hielt. Die Capitulation geschah am 4. März 1799. Ein Theil der Abziehenden gelangte glücklich nach Frankreich, ein anderer, der zu seinem Unheil den schrecklichen Türken und Arnauten entgangen war, fiel algierischen Seeräubern in die Hände.

Dies war der Ausgang einer klug angelegten politischen Combination des großen Bonaparte, der dasselbe Venedig, dem er die Wiederherstellung seines alten Glanzes verkündete, an Oesterreich überlieferte.

Diese Geschichte ist belehrend für die Art und Weise, wie man die Sympathien der Völker für die Zwecke der Herrschsucht ausnutzen kann.

Mannigfaltiges.

— Alter der Sinaitischen Bibelhandschrift. Auf den mir ausgedrückten Wunsch, mich über die in diesen Blättern Nr. 10 aus dem Konstantinopolitaner Letterbode ausgezogene Notiz über das Alter der Sinaitischen Bibelhandschrift zu äußern, bemerke ich Folgendes: Der Korrektor, von dem die Noten am Schlusse von Esra und Nehemia stammen, ist nicht im Entferntesten der „ursprünglich Korrektor," sondern in der Zahl der vielen alten Korrektoren der Handschrift nachweisbar der vierte, und hat etwa Ende des sechsten oder zu Anfang des siebenten Jahrhunderts geschrieben. Das von ihm mit dem Cod. Sinait. verglichene Exemplar ist keineswegs „von Pamphilus im Gefängnisse angefertigt worden;" Pamphilus hat dasselbe vielmehr, laut seiner eigenen Angabe, nur nach der Hexapla des Origenes korrigirt, sowie die Sinaitische Handschrift im

Laufe der Jahrhunderte von so vielen Händen nach anderen Exemplaren korrigirt worden (ebenso der berühmte Pariser Palimpsest, der Codex Claromontanus, beide von mir herausgegeben, der Codex Vaticanus, dessen Altersgründe, beiläufig bemerkt, mit denen des Cod. Sinait. stehen und fallen, nicht aber umgekehrt, und andere Handschriften). Wenn nun der Korrektor des sechsten (oder siebenten) Jahrhunderts das Exemplar von Pamphilus als „sehr altes" nennt, so würde er selbst dann, wenn dasselbe wirklich in den ersten Jahren des vierten Jahrhunderts von Pamphilus geschrieben wäre, der Annahme von der Abfassung der Sinaitischen Handschrift um die Mitte des vierten Jahrhunderts nicht entgegentreten, da dieser Ausdruck ganz den damaligen Verhältnissen anzupassen ist. Dieser Korrektor fand bei der Sinaitischen Handschrift leider keinen Geburtsschein vor, dergleichen noch immer von vielen Gelehrten vermißt werden, und wenn sie noch heutigen Tages bei ihrer theilweise im höchsten Grade überraschenden Erhaltung, wogegen freilich manche Seiten trotz sehr alter Auffrischungen äußerst schwer zu entziffern sind, für manche Augen kaum hundert Jahre alt zu sein scheint, so mag sie vor 12—1300 Jahren wohl noch ein wenig besser und neuer ausgesehen haben; dagegen trug das „sehr alte" Manuscript die Note von der Hand des Pamphilus, und war höchst wahrscheinlich auf Papyrus verfaßt, dessen Gebrauch im sechsten Jahrhundert schon außer Cours gekommen. Nun ist aber das Pamphilus-Exemplar gar nicht von Pamphilus verfaßt, sondern jedenfalls noch älter, als er.

Es versteht sich, daß zweifelsüchtige Gelehrte mit meiner Auskunft sich nicht begnügen werden, was viel zu viel verlangt wäre. Ich meinestheils muß aber jene weitere Erörterung ablehnen; sie gehört, wie schon die Notitia S. 13 angekündigt, in die Prolegomenen der unter meinen Händen reifenden großen Ausgabe des Codex Sinaiticus. Bisjetzt hatten übrigens die Argumente meiner Notitia ein vollstimmiges Echo gefunden, auch bei dem kundigsten Fachgelehrten in England, der ausführlich darüber geschrieben und sein Entzücken über den Fund, unter bescheidener Berücksichtigung seiner eigenen, angeblich von mir nicht vollkommen gewürdigten Arbeiten, unter Anderem in die Worte kleidet: „the victories of the Duke of Wellington in the Peninsula, were not the less real from the fact of Lord Lyncdoch having gained the battle of Barossa and Lord Hill that of Almarez." Es sind mir aber alle etwaigen Bedenken und Einwendungen höchst willkommen, wenn sie nur von einiger Sachkenntniß zeugen. C. Tischendorf.

— **Alexander von Humboldt und die Privatbibliothek Friedrich Wilhelm's IV.** Im März-Hefte der Westermann'schen Monatsschrift befindet sich eine Notiz über die Privatbibliothek Friedrich Wilhelm's IV., die in den sogenannten „Braunschweigischen Kammern" des k. Schlosses von Berlin aufgestellt ist und dort vier große Säle einnimmt, welche in mehr, als zwanzig kolossalen Schränken viele Tausende von Bänden, Karten, Kupferwerken und werthvollen Handschriften umfassen. Nicht die vorwiegend luxuriöse Ausstattung dieser Büchersammlung ist es, was beim ersten Blicke das Auge des Kenners fesselt, sondern die in anderen Bibliotheken so seltenen, hier in tausendfacher Anzahl vorhandenen Autographen und eigenhändigen Widmungen der mehr oder weniger berühmten Verfasser. Von besonderem Interesse aber sind in diesen Büchern die Bemerkungen von der Hand Alexander's von Humboldt, dessen Urtheil darüber, vom Könige erbeten, oft in wenigen prägnanten Zeilen auf dem Titelblatte niedergeschrieben ist. Junge, aufstrebende Talente in Wissenschaft und Kunst, die ihre Werke dem König eingesandt, haben auf diesem Wege, wenn es ihnen gelang, den Beifall Humboldt's zu erwerben, auch die Protection des kunstsinnigen und in allen Wissenschaften heimischen Mosarchen erlangt. Die Werke Humboldt's selbst sind in einem besonderen Schranke aufgestellt, der mit des großen Naturforschers kunstvoll in Seide gewirktem Bildnisse geschmückt ist. In diesem „Humboldtschranke" fehlt keine einzige seiner Schriften und ihrer verschiedenen kostbaren Ausgaben. Als Lieblingsdichter des Königs in dieser Bibliothek werden Brentano, Rückert und Tieck, sowie demnächst Chamisso, Fouqué und Gaudy, genannt. Von Friedrich Rückert sind zahlreiche Briefe verhanden, die er an den damaligen Kronprinzen von Preußen gerichtet, der die Werke des Dichters gern und oft gelesen zu haben scheint. Eine gleiche Vorliebe hegte der König für Clemens Brentano, dessen Werke sich in mehrfachen Exemplaren in den Schloßbibliotheken zu Berlin, Sanssouci und Erdmannsdorf befanden und dessen geistliche Lieder eine Lieblings-Lectüre des Königs waren.

— **Anthologie des Orients.*** Herr Dr. H. Jolowicz in Königsberg, der vor etwa zehn Jahren eine seitdem in zweiter Auflage (Leipzig, 1855) erschienene „Polyglotte der orientalischen Poesie" herausgab, legt uns hier in Taschenbuchsform eine ausschließlich auf lyrischem Gebiete veranstaltete Blumenlese des Morgenlandes vor. Goethe's „Westöstlicher Divan" und Rückert's „Oestliche Rosen," sowie neuerdings Bodenstedt's „Lieder des Mirza Schaffy," haben in der deutschen Frauenwelt den lyrischen Dichtungen des Morgenlandes so viele Freundinnen erworben, daß ein Taschenbuch, wie das vorliegende, gewiß Vielen eine willkommene Gabe sein wird. Wir zweifeln auch nicht, daß gerade den Frauen die hier zusammengestellten, kleineren Dichtungen der Inder, Hebräer, Syrer, Araber, Mauren, Türken, Perser, Afghanen, Mukayen, Japanesen und Chinesen meistens gefallen werden. Der Herausgeber hat das Ganze unter folgende Ueberschriften vertheilt: 1) Naturbilder und Naturschilderung; 2) Liebeslieder; 3) Weinlieder; 4) Mythen und Lebensbilder; 5) Lebensweisheit (in Lehren und Sinnsprüchen); 6) Legenden; 7) Märchen, Fabeln und Parabeln, und 8) Scherze, Schwänke und Räthsel. Sechzig verschiedene deutsche Uebersetzer und Bearbeiter, unter denen viele gefeierte Dichternamen, hat der Herausgeber benutzt um seine Blumenlese des Orients zusammenzustellen, zu der er in der Einleitung sowohl, als in einem Anhange, die nothwendigsten, literarhistorischen Erläuterungen geliefert hat.

— **Bibliothek des Auslandes.** Unter dem Titel: „Bibliothek klassischer Schriften des Auslandes" ist seit einer Reihe von Jahren bei Brockhaus in Leipzig eine Auswahl von, aus fremden Sprachen übersetzten, historischen, novellistischen und poetischen Schriften erschienen, die bis auf 152 Bände angewachsen ist. Es liegt uns jetzt ein Prospekt vor, wonach die genannte Verlagshandlung eine Volks-Ausgabe dieser „Bibliothek," welche Meisterwerke der italianischen, spanischen, portugiesischen, französischen, englischen, schwedischen, dänischen, slavischen, ungarischen und orientalischen Literatur in meistens gediegenen Uebersetzungen umfaßt, erscheinen läßt, und zwar zu dem außerordentlich niedrigen Preise von zehn Neugroschen den Band. Ein solcher Band (den die Ankündigung mit Unrecht als „Bändchen" bezeichnet) zählt, nach einer uns vorliegenden Probe, über 400 Seiten in 12. Man kann sich demnach z. B. „die Verlobten" von Manzoni in der Uebersetzung Eduard von Bülow's, die aus zwei solchen Bänden besteht, für zwanzig Neugroschen verschaffen. Nicht mehr kosten auch die „florentinischen Geschichten" Machiavelli's, übersetzt von Regnaut, das „befreite Jerusalem," von Tasso, übersetzt von Streckfuß, die „Delphine," von Frau v. Staël, der „Don Quixote," übersetzt von Soltau, die „Nachbarn," von Frederike Bremer, die „serbischen Volkslieder," übersetzt von Talvj ꝛc. ꝛc. Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, Bestellungen sofort zu effektuiren und auf je sechs Bändchen ein beliebiges siebentes gratis zu liefern.

— **Castelli's Memoiren.** Nicht blos in Deutsch-Oesterreich, sondern überall, wo die deutsche Zunge klingt, hat auch der Name Castelli einen guten Klang, und wer einmal dem jetzt achtzigjährigen Dichter** einen heiteren Moment der Poesie verdankte, der wird auch seine jetzt erschienenen, anspruchslosen Lebens-Erinnerungen als ein willkommenes Geschenk aufnehmen.*** Das mit dem charakteristischen Bilde des liebenswürdigen Greises geschmückte, erste Bändchen seiner Memoiren wird mit folgenden Versen und Einleitungsworten eröffnet, die den Ton des Buches am Treffendsten bezeichnen:

„Ein langes und ereignißreiches Leben
Hat mir gegönnt das gnädige Geschick;
Ich sah den gröbsten Mann sich hoch erheben
Und wieder fallen in sein Nichts zurück;
Ich sah mein Oesterreich nach der Freiheit streben
Und sie erringen einen Augenblick,
Doch bei des nächsten Morgenrothes Schimmern
Sah ich das Volk, wie toll, sein Werk zertrümmern.

„Ich sah des Geistes Wunder sich entfalten,
Die Sonn' als Maler Bilder konterfei'n;
Ich sah des Dampfes schreckliche Gewalten
Bezähmen zu der Handelschaft Gedeih'n;
Ich sah den Draht zum Sprachrohr sich gestalten,
Der Kunde schnellster Ueberbringer sein;
Ich sah den Geist zum Himmel auf sich schwingen
Und wieder in der Erde Tiefe dringen.

„Und Alles, was ich gesehen und gehört, gefunden und empfunden, erlebt und erstrebt, habe ich nach meiner individuellen Anschauung wahr und einfach in meinen Memoiren niedergeschrieben."

---

* Blüthenkranz morgenländischer Dichtungen. Herausgegeben von Heinrich Jolowicz. Breslau. (Eduard Trewendt, 1860.

** Castelli ist am 6 März 1781 in Wien geboren. Sein Vater war Hofkalendermacher bei den Jesuiten und stiftete die Kanzleigeschäfte der Wiener Ordens-Congregation.

*** Memoiren meines Lebens. Gesammelten und Gemischtes, von Dr. J. F. Castelli. I. Wien und Prag, Kober & Markgraf, 1861.

J. C.

Im Verlage bei Brockhaus & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Eindorn in Leipzig.

Google

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen stets unter Couvert an die Verlagshandlung in Leipzig richten, aber an deren Commissionär, Herrn J. Hehr's Buchh., Mauerstraße Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postvereine portofrei geliefert wird

№ 15. Mittwoch, den 10. April 1861. 30. Jahrgang.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite
Zur Friedrichs-Literatur. Les matinées royales . 169
Schiller's Text, wie ihn der Verfasser schrieb . . . . . „
England.
Sir Walter Scott's Concurs 170
Nord-Amerika.
Die westliche Welt, nach Alexander Mac Kay. I. Der Kongreß und der Präsident 731
Frankreich.
Die Centralisation in Frankreich 174
Italien.
Savonarola 176
Asiatische Türkei.
Lycien als Kolonialland 178
Arabien.
Die Naturwissenschaft der Araber im zehnten Jahrhunderte . „
China.
Die chinesischen Rebellen 179
Mannigfaltiges.
Das Engadin 180
Zur Geschichte der deutschen Freisinnigkeit . . . . . „
Der Primator . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

Zur Friedrichs-Literatur.

„Les matinées royales."

Diese schändliche Schmähschrift hat in Frankreich ein eigenes Glück gemacht. Gegen Friedrich den Großen gerichtet, wie der oberflächlichste Einblick ergiebt, wird sie, aller Kritik zum Hohn, dem verleumdeten Monarchen selbst zugeschrieben, und immer auf's Neue in Zeitschriften und in besonderen Ausgaben, und nun endlich gar in dem Briefwechsel des berühmten Naturforschers Grafen Buffon wiederholt. Die beiden ersten Original-Ausgaben dieses Pasquills sandte der Baron Grimm als Neuigkeit von Paris nach Potsdam an den Lecteur de Catt, um sie dem Könige vorzulegen, welcher sofort, den 4. März 1766, durch den Oberst-Lieutenant Quintus Icilius dem preußischen Residenten, Geheimen Rath v. Hecht in Hamburg, gegen den „infamen Verfasser" einen Artikel für den Altonaer Reichs-Post-Reuter und für den Hamburger Unparteiischen Korrespondenten übersenden ließ. Dieser Artikel lautet also:

„Es ist seit einiger Zeit eine gewisse Schrift im Druck erschienen, unter dem Titel Les Matinées du Roi de Prusse. Man ist nicht wenig verwundert, daß Leute so verwegen und boshaft sein können, dergleichen falsche, ungegründete und abgeschmackte Sachen zu schreiben, und dazu den Namen eines großen Prinzen zu mißbrauchen. Hätte das Verächtliche, das Ungereimte und das Unartige in einem solchen Unternehmen den Schreiber und den Drucker nicht abgehalten, sich auf diese Weise gegen die gesittete Welt zu vergehen, so sollte es die Gefahr gewesen sein, welcher sie ausgesetzt bleiben, einst die verdiente Strafe dafür zu seiner Zeit zu empfangen."

Diese Strafe hat Nichts gefruchtet; ebenso wenig ein Artikel, welchen der Unterzeichnete 1845 in die „Preußische Staatszeitung" eingerückt hat, als der Constitutionnel die Matinées in seine Spalten aufgenommen. Auch in dem Catalogue raisonné des ecrits attribués à Frédéric, welcher den Oeuvres de Frédéric le Grand, 1857, angehängt worden, ist eine gedrängte Geschichte der Malinées gegeben; und doch ist soeben eine neue Wiederholung derselben erschienen, nämlich in der Correspondance inédite de Buffon, à laquelle ont été réunies les lettres publiées jusqu'à ce jour recueillie et annotée par M. Henri Nadault du Buffon, son arrière-petit neveu. Paris, 1860, tome II., p. 423—438.

Als Einleitung zu diesem Abdrucke wird gesagt, der erhabene Verfasser der Matinées habe dem Sohne des Naturforschers eine Handschrift derselben für seinen Vater anvertraut. Wirklich ist der junge Graf Buffon, officier aux gardes françaises, auf seine schriftliche Bitte, den 18. Mai 1782, dem großen Könige auf Sanssouci vorgestellt worden, worüber der Vater Buffon den 12. Juli desselben Jahres aber nur Folgendes an Madame Necker schreibt: „Mon fils a été bien accueilli du roi de Prusse. „„Je connais beaucoup votre père de réputation, c'est l'homme qui a le mieux mérité la grande célébrité qu'il s'est si justement acquise. — Sire, rien ne le flattera davantage que d'apprendre l'opinion que Votre Majesté a de lui. — Oui, quand vous lui écrivez, dites-lui et faites-lui tous mes compliments; mais dites lui aussi que cependant je ne suis pas totalement de son avis sur tous nos systèmes. — Sire, il ne finit que les offrir."" „Cette conversation était en public, et finit par un propos encore plus gracieux: Enchanté de vous avoir vu." Hier steht nichts, daß der König dem jungen Offizier das fremde Pasquill als seine Arbeit zum Geschenk für den Verfasser der Histoire naturelle anvertraut. In dem Briefe an d'Alembert vom 18. Mai 1782, an welchem Tage der junge Graf Buffon und der Abbé Raynal in Potsdam vorgestellt wurden, gedenkt Friedrich der Große des Letzteren umständlich; von dem Ersteren spricht er nicht.

Daß Friedrich selbst dieses Pasquill gegen sich geschrieben habe, hat niemals ein Kritiker geglaubt; vielmehr hat man sich, auch in Frankreich, sehr beflissen, den wirklichen Verfasser zu ermitteln. Gewiß hat man dabei mit Unrecht auch Voltaire und den Baron Pateno vermuthet; wir würden vielmehr mit Thiébault auf Bouvenille Verdacht haben, der nachmals in Spanien lange gefangen-gesessen. Uebrigens stimmen wir ganz mit M. Techener überein, welcher schon im Jahre 1843 in seinem „Bulletin du bibliophile" den Verfasser der „Matinées" zu den Feinden des großen Königs zählt. Um so mehr aber bedauern wir es, daß der Urenkel des berühmten Buffon jene ebenso elende, als unsittliche Schmähschrift in ein so monumentales Familienwerk aufgenommen.

Berlin, den 22. März 1861. Professor Dr. Preuß,
Königlicher Hofhistoriograph.

Schiller's Text, wie ihn der Verfasser schrieb.

Der um die Kritik des Schiller'schen Textes hochverdiente Professor Dr. Joachim Meyer in Nürnberg hat zunächst „für Gönner und Freunde," zum 10. November 1860, „Neue Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes" drucken lassen.* Den Freunden Schiller's kann wohl kaum eine angenehmere Fest- und Gedenktags-Gabe gereicht werden, als diese. Denn nicht blos werden Schiller's edle Gedanken und Worte von Schlacken aller Art gereinigt,

* Als Manuscript gedruckt Nürnberg, bei dem Verfasser.

welche seit nunmehr achtzig Jahren Abschreiber, Setzer, Korrektoren und Herausgeber der Schiller'schen Werke in denselben haben wuchern lassen, sondern es werden in unerwartetster Weise einige bisher ganz unbekannte, echte Geistesprodukte Schiller's, die, außer ihrem relativen, auch einen positiven, poetischen Werth haben, dem Nationalschatz einverleibt, den uns der große Dichter hinterlassen hat.

Bereits durch die älteren „Beiträge" Joachim Meyer's (1858) wurde festgestellt, daß das in der „Thalia" enthaltene Gedicht „Im Oktober 1788" unzweifelhaft von Schiller sei. In den „neuen Beiträgen" werden die dafür sprechenden Beweise vermehrt und durch die unverwerflichsten Zeugnisse bestätigt. Eine andere Perle in der Ehrenkrone Schiller's bilden die, durch diese neuen Beiträge ihr vindizirten „Schatten auf einem Maskenball" — Schatten und Irrlichter, deren sowohl der Schiller-Goethe'sche Briefwechsel, als die verewigte Frau Amalie von Helwig, geb. v. Imhof, gedacht, Letztere mit dem Beisatze, daß sie mit einer Freundin diese Schatten auf einem Maskenballe dargestellt, und daß Schiller, auf ihr Ansuchen, ein sinniges Gedicht dazu verfaßt habe, das von einem Paar sie begleitender Irrlichter mit Goldblättchen und anderen Gedichten vertheilt worden sei. Der Maskenball fand am Vorabend des Geburtstages der Herzogin Louise von Weimar, am 29. Januar 1796, statt, und das Gedicht „Die Schatten" ꝛc. ist im Jahrgang 1797 der Horen, Stück X. Seite 102, abgedruckt. Dieses an die Herzogin Louise gerichtete Gedicht lautet folgendermaßen:

Die Schatten auf einem Maskenball.

In dem Tummelplatz der muntern Feende
Schwebt vom Styx-umfloss'nen Reiche heute
Hand in Hand ein stilles Schattenpaar,
Daß es einmal nach Dich wiedersehe,
Hohe Sterbliche, in deren Nähe
Es am Seligsten hienieden war.

Längst schon tranken wie der Lethe Welle,
Senkten heitre in die hell'ge Quelle
Alle Bilder der Erinnerung.
Nur Dein schönes, holdes Bild besieget
Lethe's Macht, auf sanfter Woge wieget
Es ihr reiner Spiegel ewig jung.

Sehnsuchtsvoll und liebend heut' entwallen
Wir Elysiums umblühten Hallen,
Den Gefilden nie gestörter Ruh;
Eilen, Deinen Blicken zu begegnen,
Dich mit leisem Geistergruß zu segnen,
Diesem fremd gewordnen Schauplatz zu.

Was mit scheuem, ehrfurchtsvollen Zagen
Sterbliche nicht auszusprechen wagen,
Wenn es ahnend ihren Busen schwellt,
Dürfen mit bedeutungsvollem Schweigen
Treue Geister Deinem Geiste zeigen,
Worte sind es einer andern Welt:

Daß die stille Tugend, die Du liebest
Und mit schön bescheid'ner Größe übest,
Fern von Schimmer und von Irrthum frei,
Die Gefährtin, die uns dann geleitet,
Wenn mit uns der Kahn den Styx durchgleitet,
Und die einz'ge, die uns folge, sei.

Die klare, durchsichtige Sprache sowohl, als die gefällige Behandlung des Verses läßt (wie Joachim Meyer bemerkt) „den Dichter, der wenige Monate zuvor die formvollendete, herrliche „Elegie," die anmuthige „Würde der Frauen" und das erhabene „Ideal und Leben" gedichtet hatte," sehr leicht erkennen. Minder trägt allerdings ein anderes Gedicht: „Die Priesterinnen der Somne," das hier ebenfalls der Schiller'schen Muse vindizirt wird, das charakteristische Gepräge des großen Dichters.

Dagegen betrachten wir als einen Gewinn, der nicht weniger erheblich, als die beiden Gedichte „im Oktober" und „die Schatten," ist, was unser Kritiker und Korrektor zur Wiederherstellung zweier im „Tell" durch die Schuld der Schriftsetzer ausgefallenen Verse ermittelt hat. Der wackere Meyer hat durch genaue Vergleichung des Aschaffenburger und des Hamburger Theater-Manuscriptes des „Tell" die beiden Verse aufgefunden, die so nothwendig zum vollen Verständnisse der Situation sind, daß man nicht begreifen kann, wie dieser Ausfall in allen bisherigen Drucken des Dramas hat unbemerkt bleiben können.

Gleich in der ersten Scene des ersten Aktes ist einer der beiden wichtigen Verse ausgefallen. In der ersten Ausgabe des „Tell," die bisher mit Recht als der beste Text galt, findet sich folgende, schon durch die unnöthige Wiederholung des Namens „Ruodi" auffallende Stelle:

Ruodi.
Da ist der Tell, er führt das Ruder auch.
Der soll mir's zeigen, ob die Fahrt zu wagen.
(Heftige Donnerschläge, der See rauscht auf.)

Ruodi.
Ich soll mich in den Höllenrachen stürzen?
Das thäte keiner, der bei Sinnen ist.

Körner hat in den späteren Ausgaben des „Tell" die Wiederholung des Personen-Namens „Ruodi," als scheinbar überflüssig, gestrichen. Hätte er jedoch, wie Meyer, eines der ursprünglichen Manuscripte zur Hand genommen, so würde er nicht blos den Grund dieser Wiederholung, sondern auch den logischen Uebergang von Ruodi's Beenfung auf das Zeugniß Tell's zu seiner Weigerung, sich in den Höllenrachen zu stürzen, gefunden haben. Schiller läßt nämlich den Tell auf Ruodi's Frage, ob die Fahrt zu wagen, Folgendes erwidern:

Tell.
Wo's noth thut, Fährmann! läßt sich Alles wagen

Und nun folgt in ganz natürlicher Weise Ruodi's Ablehnung des Wagnisses.

Die zweite Auslassung eines Verses, und zwar ebenfalls durch die Schuld des Schriftsetzers, der wahrscheinlich, wie in dem ersten, auch in diesem zweiten Falle dadurch zu seinem Irrthume verleitet wurde, daß der ausgefallene Vers mit demselben Worte endigt, das den Schluß des eben von ihm gesetzten Verses bildet, hat Meyer in der dritten Scene des vierten Aktes ermittelt. Dort, wo der Landvogt Geßler eben von Tell's Pfeil getroffen ist, sagt:

Rudolph.
Herr Landvogt — Gott! was ist das? Woher kam das?

Armgart (auffahrend).
Mord! Mord! Er taumelt, sinkt! Er ist getroffen!

Rudolph (springt vom Pferde).
Welch gräßliches Ereigniß — u. s. w.

So die gedruckten Exemplare des „Tell." In den von Schiller an die Theater gesandten Manuscripten ist der Ausruf Armgart's, der augenscheinlich unvollständig ist, da Geßler durch einen Pfeil getroffen sein konnte, ohne doch tödtlich getroffen zu sein, folgendermaßen ergänzt:

Armgart (auffahrend).
Mord! Mord! Er taumelt, sinkt! Er ist getroffen —
Mitten in's Herz hat ihn der Pfeil getroffen!

Unsere Leser werden an diesen Beispielen erkennen, wie wichtig die Auffindungen Joachim Meyer's sind. Nicht minder bedeutend sind die Varianten zu den anderen Dramen Schiller's, namentlich zu den „Räubern," in welchen einige schwäbische Solöcismen noch heutigen Tages einer mehrfachen, nicht unbedingt zu schlichtenden Deutung unterliegen. Gewiß aber wird jedem Schiller-Freunde diejenige Ausgabe des Dichters, welche die Cotta'sche Verlagshandlung mit den historisch-kritischen Erläuterungen des ebenso gewissenhaften, als scharfsinnigen Korrektors, Dr. Joachim Meyer, veranstalten will, eine ungemein interessante literarische Erscheinung sein.

J. L.

England.

Sir Walter Scott's Concurs.

Wenn irgend ein neuerer Dichter eine eingehendere Beachtung und nähere Kenntnißnahme seines Lebens und Wirkens verdient, so ist es gewiß der vor einem Menschenalter hochgefeierte und jetzt noch gekannte und verehrte Walter Scott. Es will viel sagen, wenn ein Romandichter, der vor so langer Zeit schrieb, in heutiger Zeit, wo Roman und Mode ziemlich identisch sind, noch nicht vergessen ist, wenn er sich aufrichtige Freunde und Bewunderer bewahrt hat. Aber das ist hier nicht die Hauptsache. Walter Scott verdient ebenso sehr als braver Mann, als edler Charakter gekannt zu werden, denn als fruchtbaren Dichter, als welcher er in mehr als einer Hinsicht eine Ausnahme unter seinen Fachgenossen bildet. Eine so durchaus natürliche, gesunde, vom Verderbniß der Zeit

alters nicht angefressene Persönlichkeit ist selten in dem vorigen und dem jetzigen Jahrhundert, wo ein gewisser Widerwille gegen das Haut gout des Geistes und das Kennzeichen des Genies geworden, wo es noch vor Kurzem zum guten Ton bei den Dichtern gehörte, allerlei Excentricitäten und Narrheiten zu begehen, allerlei unnatürliche Gefühlslagen durchzumachen, und in sittlicher Beziehung sich über die allgemeine Zucht und Moral hinwegzusetzen. Es ist daher ein guter Gedanke von Heern Eberty gewesen, uns ein Lebensbild des gefeierten Schotten zu entwerfen,* das mit Ausschluß alles zu weit Gehenden in den Gränzen gehalten ist, die das allgemeinere Interesse des Publikums vorschreibt. Wir glauben auch, daß dieser Plan dem Herrn Verfasser im Ganzen recht wohl gelungen ist.

Walter Scott's Leben hat einen romantischen Zug und eine tragische Katastrophe, die theilweise aus dieser Romantik hervorgegangen ist; sein Grund-Charakter bei alledem ist gesunder, klarer Menschenverstand und bürgerliche Achtbarkeit; man würde mit ungetrübter Freude bei diesem tüchtigen Leben verweilen, wenn es in demselben Tone zu Ende ging, der am Anfange so schön angeschlagen war, wenn man nicht an die alte Wahrheit erinnert würde, daß der Mensch eher das Unglück, als das Glück zu ertragen wisse. Der ungeheuere Erfolg, den Walter Scott's Werke fanden, benebelte nicht seinen bescheidenen Geist, führte ihn nicht zu einer Ueberschätzung seines Talentes, wohl aber scheinen ihn die ihm rastlos zufließenden Geldsummen allzu sorglos in seiner Oekonomie gemacht zu haben. Abbotsford, das angenehme Landgut, das er sich durch seine Romane erschrieben, und das er zu einem mittelalterlichen Herrensitze von hochromantischem Charakter voller Merkwürdigkeiten zu machen eifrig bemüht war, wurde bald eine Art Bienenhaus, wo die Bewunderer und Freunde des Dichters aus allen drei Königreichen und aus ganz Europa hinaus tagtäglich aus- und einflogen, um nicht nur seine nähere Bekanntschaft zu genießen, sondern auch von hier aus alle die hochromantischen Punkte Schottlands in Augenschein zu nehmen, die er in seinen Werken gefeiert hatte. Eine Gastfreiheit, wie sie dieses durchgängig vornehme Publikum beanspruchte, und wie sie der durch gentlemännisches Zartgefühl und sonstige Rücksichten gebundene Dichter nicht gut verweigern konnte, war gewiß im Stande, ein größeres Vermögen zu ruiniren, als er es sich meist mit seiner Feder verdient hatte und fortwährend hinzu verdienen mußte. Wenn Walter Slott auf den unglücklichen Einfall gerieth, selbst Verleger seiner Werke werden zu wollen, wenn er mit seinen bisherigen Buchhändlern in Compagnie trat, so ist dieser vielleicht weniger aus Gewinnsucht und dem Verlangen, seine Werke besser auszunützen, als aus einer gewissen Einsicht in den eigentlichen Stand seiner Verhältnisse hervorgegangen, welcher der Welt noch verborgen war. Seine Verleger und Theilnehmer, die beiden Ballantyne's waren weit davon entfernt, ihren Freund betrügen zu wollen; aber sie waren leichtsinnig und lebten wahrscheinlich ihrerseits auf W. Scott's Talent und Ruf ebenso banend, wie dieser auf ihre Ehrlichkeit und Geschäftskenntniß in den Tag hinein. W. Scott's Vertrauen auf sie war so unbegränzt, daß er, von Hause aus bereits wenig Geschäftsmann, sich um die kaufmännische Seite seines Verhältnisses zu dem Geschäfte so gut wie gar nicht kümmerte, und man die Sache, wenn man darauf zu reden kam, gewöhnlich mit Scherz und Lachen abmachte. Die Ballantyne's und W. Scott waren längst bankerott, ehe sie selbst noch die geringste Ahnung davon hatten.

Der Schlag, der sich im Januar 1826 in seinem ganzen Umfange herausstellte, fiel mit vernichtender Schwere. Ballontyne's, und also W. Scott als Theilnehmer, hatten eine Schuldenlast von 800,000 Thaler, 117,000 Pfd. Sterling.

In dieser schrecklichen Lage bewies sich indeß W. Scott als ein Charakter, der nicht blos unsere Achtung, sondern unsere vollste Bewunderung verdient. An Theilnahme fehlte es ihm in diesen Tagen nicht, alle Freunde und Bekannte drängten sich mit Anerbietungen von Hülfe an ihn. Die königliche Bank sandte eine Deputation, um zu versichern, daß man dort in jeder Art sich ihm zur Verfügung stelle; ja, er erhielt das anonyme Anerbieten eines Geschenkes von 30,000 £., über 200,000 Thlr.

Walter Scott wies Alles zurück, und blieb bei dem gleich in dem ersten Augenblicke ausgesprochenen Vorsatze, sein gesammtes Vermögen den Gläubigern zu ihrer Befriedigung zu überweisen und von jetzt an nur dazu noch ferner zu arbeiten, um durch den Ertrag seiner Schriften den Betrag zu decken, zu dessen Bezahlung sein Besitzthum nicht ausreichte.

Gern hätte er seine Abbotsforder Besitzung den Gläubigern überlassen, um einen Theil der Gesammtmasse zu decken; allein da er früher den Besitztitel davon auf seinen Sohn und dessen Frau hatte übertragen lassen, während er sich selbst nur den Nießbrauch vorbehalten, so war er durch sein eigenes Wort gebunden. Als Kaufmann war er einfach bankerott und nichts mehr; er hätte bequem ein Odium auf sich nehmen können, das in einem industriellen Lande, wie England, nicht gerade viel zu bedeuten hat; allein er betrachtete die Sache nicht als Kaufmann, sondern wollte sich als Ehrenmann, als Gentleman im vollen Sinne des Wortes benehmen — er begab sich freiwillig in die Sklaverei, um die enorme Schuldenmasse mit seiner Feder zu tilgen, ohne sich darüber die geringsten Täuschungen zu machen.

„Wollte ich mich" — schreibt er in seinem Tagebuche aus jener Zeit — „wollte ich mich förmlich für bankerott erklären und die gesetzlichen Mittel ergreifen, die mir eine Erleichterung meiner Lage gewähren können, so verdiente ich vor jedem Ehrengerichte meine Sporen zu verlieren. — Das sei ferne! — Wenn meine Gläubiger mich nur gewähren lassen, so will ich lebenslang wie ein Sklave für sie arbeiten, und die Schachten meines Geistes nach Diamanten durchwühlen, oder wenigstens nach solchen Dingen, die sie für Diamanten verkaufen können, um meine Schulden zu bezahlen, nicht um mich zu bereicheen; — und dies Alles nicht aus Furcht, zahlungsunfähig genannt zu werden, was ich doch wohl bin, sondeen nur, um meinen Gläubigern keines der geistigen und literarischen Hülfsmittel zu entziehen, die mir noch zu Gebote stehen."

Schon früher hatte er geschrieben:

„Was mich selbst betrifft, wenn die Sachen in London schlimm ablaufen, so wird der Zauberstab des großen Unbekannten (er scheieb bekanntlich anonym) in meiner Hand zersplittern. — Der Tanz meiner Phantasie wird gelähmt sein durch den Verlust der Unabhängigkeit. Nicht werde ich fortan am Morgen erwachen, voll klarer Ideen, die ich eilig auf's Papier werfe, und die allmonatlich mir bisher die Mittel gewährten, meine Hügel zu bewalden und meine Güter zu vergrößern. Dies Alles muß nun aufhören, und ich werde mich nüchterner und einträglicher Arbeit widmen, z. B. Geschichtschreibung und dergleichen.

„Das wird nicht mehr die alte begeisterte Aufnahme finden. — Der Autor, von dem man weiß, daß er für's tägliche Brod schreibt, sinkt in den Augen des Publikums. Er wird dann zur zweiten Klasse gerechnet. — Wenn das edle Roß erst so weit herunter ist, daß Peitsche und Sporn es zum Laufen antreiben müssen, dann ist der feurige Renner zum Karrengaul geworden. — Das ist ein bitterer Gedanke! Treten mir die Thränen dabei in's Auge, so mögen sie fließen. — Mein Herz hängt an diesem Platz, den ich geschaffen habe. Kein Baum wächst hier, den ich nicht gepflanzt habe.

„Wie wunderbar hat mein Leben sich gestaltet! — Meine Bildung eine halbe, die wissenschaftliche Bildung vernachlässigt, over mir selbst überlassen, habe ich mir den Kopf mit einer Masse von vummem Zeuge vollgestopft und ward lange Zeit von meinen Altersgenossen verkannt. Doch kam ich vorwärts und galt bald für einen kühnen und gescheidten Burschen, zur Beschämung derer, die mich für einen bloßen Träumer erklärt hatten.....

„Jetzt nun muß ich von der Höhe meines Stolzes herabgestürzt und flügellahm werden, blos weil es der Londoner Börse einfällt, toll zu sein, und ich armer, harmloser Löwe werde deshalb von Bären und Ochsen* in's Gedränge gebracht. — Und was wird das Ende davon sein? Gott weiß es! — So endet der Katechismus. Mein Trost bleibt, daß zuletzt Niemand durch mich einen Groschen verlieren soll. — Die Leute werden sagen: Hochmuth kommt vor dem Fall. Mögen sie doch, und mögen sie sich deswegen nur höher dünken. — Ich habe das gute Bewußtsein, daß mein Wohlstand Vielen genützt hat, und daß die Meisten mir einen schnell vergangenen Glanz vergeben werden, in Anbetracht meiner guten Absichten und meiner steten Sorge für das Wohl der Armen. — Auf meinen Gütern giebt's viel trauernde Herzen. — Ich habe halb und halb beschlossen, Abbotsford nicht wieder zu sehen. — Wie kann ich meine Hallen künftig betreten mit so gebeugtem Stolze! — Soll ich armer, verschuldeter Mann an dem Orte leben, wo ich einst reich und hochgeachtet war?.... Meine Hunde werden nun vergebens auf mich warten. — Es ist närrisch, aber der Gedanke, mich von diesen stummen Geschöpfen zu trennen, hat mich tiefer bewegt, als alle die traurigen Betrachtungen, die ich eben niederschrieb. — Arme Thiere! Ich muß sehen, daß ich euch einen guten Herrn verschaffe! — Noch giebt es Leute, die meine Hunde lieben werden, weil es meine waren. — Ich muß diese traurigen Ahnungen verscheuchen, damit sie mir nicht die Fassung rauben, mit der ein Mann dem

---

* Walter Scott. Ein Lebensbild. Aus englischen Quellen zusammengestellt von Dr. Felix Eberty. Professor in Breslau. 2 Bände. Breslau. E. Trewendt. 1860.

* Bears und Bulls werden bekanntlich die Haussiers und Baissiers der Londoner Börse genannt.

Unglücke entgegentreten soll. Ich fühle, wie meine Hunde sich an meine Knie drängen, ich höre, wie sie wimmernd mich überall suchen. — Das ist Unsinn, aber ich weiß, sie würden es thun, wenn sie verstehen könnten, was vorgeht.

„Ein seltsamer Gedanke kommt mir! — Wird, wenn ich todt bin, dies Tagebuch aus dem Ebenholzschrank in Abbotsford hervorgeholt werden, und wird man mit Verwunderung lesen, daß der ansehnliche Baronet jemals so nahe daran gewesen, ruinirt zu sein — oder wird man es in irgend einer obscuren Miethwohnung finden, wo der herabgekommene Sprößling alter Ritter sein Wappenschild aufgehängt hat, und wo ein paar alte Freunde mit ernsten Gesichtern unter einander flüstern werden: Der arme Mann! — Ein wohlmeinender alter Herr! — War keines Menschen Feind, als sein eigener. — Glaubte, sein Genie wäre unerschöpflich. — Familie in kümmerlichen Umständen. — Schade, daß er den dummen Adelstitel annahm! — Wer kann dies beantworten?"

Als der erste Schrecken etwas überwunden war, kamen die Gläubiger zusammen und beschlossen, den Weg gütlicher Unterhandlung in der von Scott vorgeschlagenen Weise zu betreten. — Scott trat sein sämmtliches Eigenthum in Abbotsford, seine Bibliothek, sein Silberzeug und seine Sammlungen an sie ab, wurde aber im Besitz gelassen und siedelte nach Ablauf der Gerichtssitzung im März dahin über. Das Haus in Edinburg wurde zum Verkauf gestellt, und er miethete eine Wohnung für die Zeit, wo er seines Amtes wegen dort sein mußte. — Dies war ein schwerer Schritt, da der Engländer es für das erste Zeichen eines Mannes in guten Umständen hält, daß er sein eigenes Haus bewohne! Aber nicht nur die Gläubiger erwiesen ihm alle Rücksicht, die sein Ruhm und sein hochgeachteter Charakter verdienten, sondern es fehlte ihm von allen Seiten nicht an Zeichen der lebhaftesten Theilnahme. So sandte unter Anderem der celtische Klub eine Deputation, die ihm ein sehr kostbares, altes Schwert überreichte, und von den angesehensten und vornehmsten Personen des Reiches gingen Bezeigungen der Theilnahme und Anerbietungen aller Art bei ihm ein.

Zu diesem schrecklichen Schlage gesellte sich noch Familienunglück aller Art, die schreckliche Krankheit eines Enkelkindes und bald auch der Tod seiner Frau, mit welcher er 29 Jahre in glücklicher Ehe gelebt hatte. Sie war eine geborene Französin aus Lyon, Charlatte Margarethe Charpentier, deren Vater im Anfange der Revolution gestorben. Die Wittwe mit ihren zwei Kindern hatten dann eine Zuflucht in England gesucht, und sich, zumal sie bereits protestantisch waren, leicht nationalisirt, wobei sie zugleich ihren französischen Namen in das englische Carpenter umgewandelt. Der Sohn trat in die Dienste der ostindischen Compagnie. Die Tochter, eine bedeutende Schönheit, entflammte den jungen Scott zur Liebe, und der Heirathsantrag ließ nicht lange auf sich warten, obgleich sein hochrespektabler Vater an dem ausländischen Ursprunge seiner Schwiegertochter keinen geringen Anstoß nahm.

Scott's Tagebuch enthält rührende Stellen über die Dahingeschiedene, und man wird zu innigem Mitleiden mit dem armen, vereinsamten, kranken Manne gestimmt, der sich buchstäblich zum Leibeigenen seiner Gläubiger gemacht hatte und rastlos beflissen war, mit Kopf und Hand diese Frohnde zu leisten. Trotz der rheumatischen Beschwerden in seinem lahmen Fuße, trotz der Blutstockungen, die wohl in Folge des endlosen Sitzens eintraten, trotz der Fraisbeulen an den Händen, die ihm das Schreiben erschwerten, arbeitete er rastlos fort und schrieb jeden Tag viele Bogen, daß man staunen muß, wie er das aushielt. Das Hauptwerk, das ihn am Meisten beschäftigte und ihn sogar veranlaßte, eine Reise nach Paris zu machen, war das sehr umfangreiche Leben Napoleon's, über dessen Werth jedenfalls die Stimmen getheilt sind; eine eigentlich solide Arbeit, wie sie der geduldige Geschichtsforscher in gehöriger Muße und nach langem Studium zu liefern im Stande ist, konnte es unter diesen Umständen sicherlich nicht werden, und der Name, die ungeheure Beliebtheit des gefeierten Schriftstellers, vielleicht das Mitleiden mit seinem unverdienten Schicksal mußte manche seiner Mängel decken. Daneben arbeitete er die köstlichen Erzählungen aus, die unter dem gemeinsamen Titel: Chronik von Cannongate demnächst erschienen, und lieferte außerdem fast jede Woche Beiträge zu allerlei Zeitschriften und sonstige kleinere Aufsätze. Man muß erstaunen, daß durch solche ungeheure Schicksalsschläge seine Phantasie nicht versiegte und verödete.

Napoleon's Leben von dem großen Unbekannten, für das sich England und selbst Frankreich im höchsten Maße interessirte, fand einen so ungeheuren Absatz, daß er seinen Gläubigern als Ertrag für die ersten beiden Ausgaben desselben die übergroße Summe von 120,000 Thalern (18,000 Pfund Sterl.) abzuliefern vermochte. Wäre er im Besitz seiner Kräfte geblieben, gewiß würden wenige Jahre ausgereicht haben, um sämmtliche Verbindlichkeiten zu tilgen.

Die Gläubiger wurden durch diese unglaublich schnellen und reichlichen Zuflüsse zu der Masse bewogen, ihm das Eigenthum an einem Theile des Gewinnes zu überlassen, den die neuen Auflagen der alten Romane fortwährend eintrugen, so daß Scott's äußere Lage von dieser Zeit an wieder gemächlicher wurde.

Bis zum 1. Januar 1828 hatten die Gläubiger nicht weniger als 300,000 Thaler als Ertrag der Arbeiten des Dichters während zweier Jahre erhalten.

Das Tagebuch beschließt das Jahr 1827 mit folgenden Betrachtungen:

„Als ich heute mein Haus wieder betrat, geschah es mit ganz anderen und viel froheren Gefühlen, als da ich es vor sechs Wochen (?) verließ. Damals war ich im Zweifel, ob ich aus meinem Vaterlande entfliehen, aber mich offen für bankerutt erklären sollte, meine Bibliothek, mein Mobiliar und meinen Nießbrauch an Abbotsford den Gläubigern zum Verkauf überlassend. — Die Weltmenschen werden sagen, daß dies das Beste gewesen wäre. Und gewiß hätte ich mit dem Gelde, welches ich seitdem erworben, meine persönlichen Schuldner bezahlen können. Aber dann hätte ich nicht so ruhig schlafen können, wie jetzt, wo die Gläubiger mir dafür danken, daß ich wie ein Mann von Ehre gehandelt habe."

Es ist leicht begreiflich, daß diese ungeheure Anstrengung nach und nach doch die geistigen und körperlichen Kräfte des Mannes aufreiben mußte, der sich so Ungeheures zugemuthet hatte. Seine Leistungen wurden schwächer; die nie fehlende Bewunderung Ballantyne's verstummte, und Scott arbeitete, ohne sich Erholung zu gönnen, täglich viele Stunden weiter — eine krankhafte Hast verzehrte ihn.

Hallucinationen höchst eigenthümlicher Art, die er in seinem Tagebuche beschreibt, stellten sich ein, und zeugten von dem anfangenden *Ruin* seines Nervensystems. Wir wissen, wie er zuletzt bereits im gelähmten und trostlosen Zustande eine Reise nach Italien machte, und von dort zurückkehrend mit Noth nach dem geliebten Abbotsford zurückgebracht werden konnte, wo er am 21. December 1832 verschied.

An Anerkennung, an überschwenglichen Huldigungen hat es ihm auch in dieser letzten traurigen Zeit seines Lebens nicht gefehlt. England that hierin, was es thun konnte, und die Franzosen überboten sich zu Paris dermaßen in Höflichkeiten, daß sie dem ernsten Schotten passirlich vorkamen. Aber „alle die Narrenspossen, sagte er, sind mir doch lieb, weil ich sehe, daß man mich nicht als gefallene Größe betrachtet."

Daß ein Schriftsteller, dessen Schriften sich so fabelhaft verwertheten, gerade dieses Schicksal haben mußte, ist eine eigenthümliche Tragik. Scott war ein Charakter, der zum Glücke geboren und berechtigt schien: von guter Abkunft, anständiger Erziehung, erhält er eine höchst achtbare, amtliche Stellung, ist ein geweckter, heiterer Mann von reicher Phantasie und Darstellungsgabe, dabei ohne Neid, ohne Falsch, ohne jeden verwickelten Zug einer abnormen, religiösen, politischen oder philosophischen Weltanschauung — glücklich im Innern, glücklich nach Außen. — Familienglück, Geld, Ehre, Ansehen, Ruhm in reichster Fülle strömen ihm zu; er kann dieses Alles gewissermaßen auf den Leuchter stellen und vor aller Welt sehen lassen, kann Segen und Heil um sich verbreiten, kann den milden, wohlthätigen Herrn seiner Unterthanen, den wichtigen Mann im Staate, den Gönner, den Patron, den heitern Gastfreund, kurzum Alles vorstellen, was einen Menschen glücklich zu machen geeignet ist — und nun dieser Sturz, blos weil dieses Glückskind sich einfallen läßt, zu spekuliren und noch mehr gewinnen zu wollen, als die für Tausende so large Fortuna ihm mit vollen Händen in den Schoß streute. Spekuliren! dieses Wort paßt nicht zu Walter Scott's Leben, das so heiter, so sorgenfrei, so harmonisch angelegt war, wie er selber erkannte. Als er Lord Byron's Bekanntschaft gemacht, gestand er ihm neidlos das bedeutendere Talent zu, bemerkte aber, daß er selbst mehr zum Glück befähigt scheine.

Das Buch, welchem wir diese Auszüge entlehnten, gereicht dem Verfasser zur Ehre und verdient in Deutschland viel verbreitet und gelesen zu werden. Unter Benutzung der weitschichtigen „Memoirs of the Life of Sir Walter Scott," von dessen Schwiegersohn Lockhart, hat Felix Eberty eine abgerundete, gedrängte Erzählung geliefert, die sich so angenehm, wie eine Arbeit des Verfassers der „Waverley-Novels" lesen läßt

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Die westliche Welt, nach Alexander Mac Kay.*

I.

Der Kongreß und der Präsident.

In dem heutigen Zeitpunkte, wo die bedeutendsten Veränderungen in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's sich vorbereiten, wird dem fernen Europäer jegliche Aufklärung über die inneren, wie äußeren, sozialen, wie politischen Zustände jenes großartigen republikanischen Bundesstaates willkommen sein. Von dieser Betrachtung ausgehend, können wir das vorliegende Werk Alexander Mac Kay's einer aufmerksamen Lektüre empfehlen, da es des Ansprechenden und Belehrenden gar viel enthält. Obschon der äußeren Gestalt und Anordnung nach das Buch auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch erhebt, so steht es doch über dem Niveau der gewöhnlichen Reisebeschreibung.

Der Verfasser war durch einen langjährigen Aufenthalt in der neuen Welt mit den Sitten und Verhältnissen der verschiedenartigsten Bevölkerungsschichten, mit den Absichten und Bestrebungen sowohl einzelner Individuen, als ganzer Staaten vertraut geworden, und hierdurch mehr als mancher Andere zur Schilderung der Vereinigten Staaten befähigt. Mit einer sonst seinen Landsleuten nicht eigenthümlichen Unparteilichkeit beurtheilt er die amerikanischen Zustände, doch kann er den Engländer und Anhänger Cobden's nicht verleugnen.

Die Uebersetzung ist im Ganzen gut, doch tauchen von Zeit zu Zeit einige Härten und Anglicismen auf. Eine 66 Seiten umfassende Einleitung von W. Heine eröffnet das Werk. Skizzenhafte, unzusammenhängende Beschreibungen der hervorragendsten, die Civilisation befördernden Bevölkerungs-Elemente bereiten uns auf die nachfolgende, ausführliche Darstellung vor. Eigenthümlich berührt es, daß des Vorwortes Beziehung zur Uebersetzung ganz unklar geblieben ist.

Da in dem Buche die einzelnen allgemeinen Erörterungen zusammenhangslos von einander getrennt stehen, so wollen wir, um Weitschweifigkeiten zu vermeiden, zuerst die politischen, sodann die sozialen und zuletzt die merkantilischen Verhältnisse der Union betrachten.

Wie die Verfassungen der meisten Staaten, so stellt sich auch die Constitution der nordamerikanischen Union als eines der kunstvollsten, politischen Systeme dar. Die Aufrechterhaltung eines Staatenbundes mußte die Organisation einer allgemeinen Bundesverfassung von vornherein erschweren. Denn die sozialen und politischen Interessen von dreizehn verschiedenen, bisher von einander unabhängigen Staaten sollten erwogen und geachtet, gleichwohl aber ein System erfunden werden, welches Keinen kränkte und Alle zu gemeinsamem Nutzen vereinigte. Zu gleicher Zeit mußte neben der Gegenwart die Zukunft berücksichtigt werden. Das erstaunenswerthe Wachsthum der Union, das ohne wesentliche Umgestaltungen in der Verfassung zu veranlassen, erfolgte, bezeugt mehr als alles Andere die hohe Einsicht ihrer Gründer.

Auf die Souverainetät des Volkes gründet sich die Constitution; die Regierung ist lediglich der Vollstrecker seines Willens. Durch Wahl werden, mit sehr wenigen Ausnahmen (wozu das Richteramt, die verschiedenen, unter der unmittelbaren Kontrole des Präsidenten stehenden Departements der executiven Regierung und einige untergeordnete, rein ministerielle Stellungen gehören), alle Staatsposten besetzt.

Wenige Jahre nach der Revolution wurde die erste Verfassung, welche sich nicht bewährte, durch die bis heute geltende ersetzt; die wesentlichste Veränderung war die Einführung einer einzigen gesetzgeberischen Macht. Diese wird vom Kongreß, d. h. dem Senat und dem Hause der Repräsentanten gemeinschaftlich ausgeübt. Die Kompetenz der gesetzgebenden Versammlung enthalten achtzehn auf einander folgende Klauseln der Constitution; sie erstreckt sich auf die allgemeinen Interessen und die Wohlfahrt der Union, nur in ausschließlich bundesmäßigen Angelegenheiten darf der Kongreß Gesetze erlassen. Ueberschreitet er seine Befugnisse, so steht ihm der oberste Gerichtshof zur Seite, um seine Beschlüsse zu annulliren. Senat und Repräsentanten erheben die Abgaben für die Staatsbedürfnisse, ordnen den Verkehr mit dem Auslande und im Innern, schlagen Geld, heben aus und bekleiden die Heere, überwachen die Vertheidigung des Bundesstaates und erklären den Krieg.

Die äußere Physiognomie beider Häuser beschreibt der Verfasser mit anziehenden Einzelheiten. Die Versammlung der Repräsentanten ist bunt zusammengesetzt. Hier sitzt ein Abgeordneter für Maine, dessen frische Gesichtsfarbe und kräftige Gestalt seine nordische Heimat vermuthen, dort sehen wir Einen, aus dessen Körper die heiße Sonne Alabama's fast alle Säfte gesogen hat, den braunen Tabakssaft ausgenommen, den er in diesem Augenblick ausspuckt. Hinter ihm hat ein Mitglied von den Alleghanies Platz genommen, ja sogar eins von jenseit des Mississippi, in dessen stechenden Augen, gefurchtem Antlitz und raschen Bewegungen man ganze Geschichten des abenteuerlichen Lebens im fernen Westen lesen kann. Nicht weit von diesem lagert sich ein träger Carolinianer, der daran gewöhnt ist, mit bloßem Augenwinken seine Befehle zu ertheilen. In dieser Versammlung erkennt man ohne Mühe das dunkle Haar und Auge, die hohen Backenknochen des Celten, die weichen, gerundeten Formen des Sachsen, die schwerfälligen Umrisse des Holländers, das phlegmatische Temperament des Deutschen, die bräunliche Gesichtsfarbe des Spaniers und das bewegliche Mienenspiel des Franzosen. Sie ist das getreue Abbild jener großen geschäftigen Menge, die sich Tausende von Meilen ringsum ausgebreitet hat. Wir sehen die verschiedensten Racen mit ihren ausgeprägten Eigenthümlichkeiten; wir sehen die Repräsentanten aller europäischen Länder hier ein Leben ruheloser Betriebsamkeit und regen Wetteifers führen.

Im Allgemeinen entbehrt das Abgeordnetenhaus jener Politur, welche dem Hause der Gemeinen in England so eigen ist. Dort besitzen nur wenige Männer ein unabhängiges Vermögen und bedeutende Schuldbildung. Der Kaufmann, der Manufakturist haben ihre Fabriken und Comptoire verlassen, um das Werk der Gesetzgebung fördern zu helfen, ebenso der Advokat, der Baumwollenzüchter, der Zuckerpflanzer, ja auch des Farmers rauhe Hände haben vom Pfluge gelassen, um seiner ungeübten Zunge im Kongreß Bewegung zu verschaffen. Würde die Arbeit der Gesetzgebung nicht bezahlt, vermöchten wohl nur Wenige einen Feldzug nach Washington zu unternehmen. Für Manche sind die acht Dollars täglich eine beträchtliche Summe. Bei vielen Abgeordneten ersetzt eine närrische Ehrlichkeit den Mangel an feinen Manieren, allein im Hause befinden sich auch Männer, die durch ihre Bildung und ihr Benehmen in jeder Versammlung Ehre einlegen würden.

Das Haus theilt sich nicht, wie anderswo, in zwei gesonderte, feindliche Seiten; vielmehr sitzen die verschiedenen Parteien in aller Freundschaft bei einander. Da eine Ministerbank fehlt, ist auch eine Oppositionsbank nicht vorhanden; so kann man daher beim ersten Umherblick niemals die Stärke der Parteien erkennen, wenn auch gewöhnlich der Raum zur Rechten des Sprechers von Anhängern der Administration eingenommen wird.

Jedes Mitglied hat sein eigenes, mit Schreibmaterialien vollständig versehenes und mit seinem Namen bezeichnetes Pult, an dem er den bedeutenderen Theil seiner Privatgeschäfte erledigt; zur größeren Bequemlichkeit befindet sich neben dem Sitzungssaale ein eigenes Postbüreau für die Abgeordneten. So oft nun einer dieser Herren einen Brief zu expediren oder einen anderweitigen Auftrag zu ertheilen hat, läßt er das vor sich liegende Papier mit aller Macht auf die polirte Mahagonyfläche fallen, wodurch einer der Knaben, die im Dienste des Hauses stehen, herbeigerufen wird. Da zuweilen fast alle Mitglieder schreiben und Alle Besorgungen abzumachen haben, so bildet das Niederfallen der Papiere ein förmliches Peletonfeuer. Diese Knaben geben übrigens dem Hause einen eigenthümlichen Charakter. In unbeschäftigten Augenblicken sammeln sie sich gewöhnlich auf dem freien Raume, der Tafel gegenüber, wo sie sich an Pantomimen, die keineswegs der Würde der Versammlung entsprechen, ergötzen.

Wenn das Haus der Repräsentanten ebenso zahlreich wäre, als das Unterhaus in England, so würde wohl niemals eine Arbeit zu Ende geführt werden, denn jedes Mitglied hält das Reden für den eigentlichen Zweck seiner Mission. Ein schweigsamer Abgeordneter ist ein Luxusartikel, seine Wähler werden über ihn unmuthig, wie thätig und kräftig er auch sonst seinen Pflichten nachkommen mag. Ein regelmäßig sprechendes Mitglied ist dagegen ein wahrer Fang für seine Wahlleute. Die Heldenthaten ihres Abgeordneten verherrlichen sie in ihren eigenen Augen, und da sie nur von ferne beobachten, so reden sie sich ein, daß er und sie selbst durch ihn das Haus leiten. Fast jedes Mitglied sucht wenigstens ein Mal während der Sitzung eine Hauptanstrengung zu machen, die denn auch getreulich nachgedruckt und von seinen Wählern, aber gewöhnlich nur von diesen, gelesen wird. Häufig verfaßt der Redner den Zeitungsbericht selbst und erreicht dieser noch nach Monaten seinen Zweck, denn er bildet den Hauptbeweis für die treue Amtsführung des Abgeordneten. Doch würden die Repräsentanten das Niedersetzen ganz und gar vergessen, wenn nicht das Gag Law (Knebelgesetz) jeden Redner auf eine Stunde

---

* Die westliche Welt. Reise durch die Vereinigten Staaten von Amerika, von Alexander Mac Kay. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Heine. Nebst einer Einleitung und vier Illustrationen von Wilhelm Heine. 4 Theile. Leipzig, Ch. Ernst Kollmann. 1861.

beschränkte. Diese äußerst heilsame Vorschrift wurde eingeführt, um wochenlange Reden zu verhüten; auch im Senat sollte sie zur Geltung kommen, doch scheiterte das Gesetz an dem Widerspruch eines Mitgliedes, der Jedem, welcher ihm das Wort entziehen wollte, mit persönlicher Rechenschaft bedrohte.

Man redet daher häufig, um zu sprechen; die eindringliche Kürze wird dem Wortschwall geopfert. Eine dem Hause vorliegende Bill mag eine bessere Einrichtung des Postwesens bezwecken, doch dies würde keinen Redner hindern, mit der Entdeckung Amerika's zu beginnen und mit einer Aufzählung der politischen Bedürfnisse seines Wahlbezirkes zu schließen. In fast allen Reden spielt der amerikanische Adler eine hervorragende Rolle. Der unglückliche Vogel hat einen schweren Stand, es ist hohe Zeit, daß der Verein gegen Thierquälerei sich seiner annimmt. Wie tief ist die amerikanische Redekunst gesunken! Es gab eine Zeit, wo Philadelphia das Forum, die ganze gebildete Menschheit die Zuhörerschaft bildete, da waren und konnten die Redner beredt sein, ohne weitschweifig zu werden. Heute sollen dagegen nicht abstrakte Theorien besprochen, sondern konkrete Gegenstände praktisch erörtert werden.

Die im Ganzen ruhige, würdevolle Haltung des Senats bildet einen auffallenden Gegensatz zu der wilden Aufregung, welche das Haus der Repräsentanten gelegentlich über die Gränzen der Klugheit und der Selbstachtung fortreißt. Er besteht vorzugsweise aus bejahrten, erfahrenen Männern. Die Mehrzahl seiner Mitglieder waren Gouverneurs in den betreffenden Staaten oder bekleideten andere hohe Stellungen, die Meisten haben durch ihre Verpflanzung in den Senat den Gipfel ihres Ehrgeizes erreicht. Der Senat setzt in seinen eigenen guten Charakter einen gerechten Stolz, und die Amerikaner sind stolz auf ihn. Er ist das wahrhaft konservative Element der Constitution; mehr als ein Mal hat er durch sein ruhiges Dazwischentreten den Bestand der Union erhalten.

Schon die Art und Weise des Namenaufrufs im Senat vergegenwärtigt dem Zuhörer die ungeheure Ausdehnung der Union. Nicht nach seinem Namen wird der Abgeordnete benannt, sondern nach dem des von ihm vertretenen Staates.

Die Meinungsverschiedenheit beider Häuser ruft keinen Streit im Volke hervor; denn weder der Sieg des Einen oder des Anderen ist ein Sieg über das Volk.

Im Repräsentantenhause gehört ein graues Haupt zu den seltenen Ausnahmen. Die große Mehrzahl seiner Mitglieder besteht aus jungen unerfahrenen und ehrgeizigen Leuten. Auf Vergangenheit können sie sich nicht stützen, dagegen liegt die ganze Zukunft vor ihnen. Sehr Viele sind nur Debütanten in der einzigen, wirklich angesehenen Arena des Landes und haben sich ihrer beschränkten Ansichten, streitsüchtigen Gewohnheiten und verschiedenen Gebrechen der kleinlichen Sphäre, der sie bisher angehörten, noch nicht vollständig entledigt. Mit der Zeit erweitert sich ihr Gesichtskreis, ihr Benehmen wird gemäßigt und ihre Absichten klarer, aber dann ist gewöhnlich auch der Zeitpunkt angelangt, wo sie entweder in den Senat versetzt werden oder gänzlich von dem politischen Schauplatze verschwinden.

Der Präsident der Vereinigten Staaten vertritt die Stelle der ausübenden Gewalt; er ist mit der Leitung der äußeren, wie mit der Verwaltung der inneren Angelegenheiten betraut; die erstere indessen unterliegt der Aufsicht des Senats. Doch übergehen wir die weiteren Befugnisse des Präsidenten, da dieselben mehr oder weniger bekannt sind.

In früheren Jahren wurde Derjenige, welcher nach dem Präsidenten die größte Stimmenzahl erhalten, zum Vice-Präsidenten erwählt, doch machte sich gar bald das Unpassende dieser Bestimmung bemerkbar, da hierdurch zum stellvertretenden Oberhaupte gewöhnlich der Gegner des ersteren ernannt wurde. Jetzt werden Präsident und Vice-Präsident zusammen gewählt, da jede Partei für beide Stellen bestimmte Kandidaten vorschlägt; alle Beide müssen geborene Bürger der Vereinigten Staaten sein. Wenn sowohl Präsident, wie Vice-Präsident, derselben politischen Partei angehören, sollte man meinen, daß Derjenige, welcher jeden Tag die Verwaltung der Regierungsgeschäfte übernehmen kann, mit der vom Präsidenten und seinem Kabinet verfolgten Politik vollkommen vertraut sei; allein dies ist ganz und gar nicht der Fall. In politischer Hinsicht ist er eine Null, seine einzige Amtsthätigkeit besteht in dem Vorsitze im Senat. Ja bisweilen wird der Vice-Präsident vom Präsidenten unter den Departementchefs mit der seltsamsten Nichtachtung behandelt, die gewiß wenig geeignet ist, eine freundschaftliche Stimmung hervorzurufen, und im Fall der Vice-Präsident zum Vorsitz berufen wird, für die Partei keineswegs vortheilhafte Folgen hat; was sich bestätigte, als nach dem Tode des Generals Harrison Mr. Tyler zur Präsidentschaft berufen wurde. Die Präsidentenwahl wird von den kompetentesten Richtern als der Prüfstein für die Tüchtigkeit der Constitution angesehen, und hat sich dieselbe bis auf die neueste Zeit bewährt, wo eben die Präsidentenwahl Lincoln's das Signal zur Lostrennung des Südens von der Union gegeben hat.

Alle der Bundesregierung nicht ausdrücklich zuertheilten Gewalten fallen stillschweigend den verschiedenen Staaten zu. Bei rein lokalen Fragen hat jeder Staat selbständig zu entscheiden; so über den Bau von Landstraßen, Eisenbahnen, Kanälen, über Finanzverwaltung, Criminal-Strafgesetzgebung und sonstige ähnliche Fälle. Zum allgemeinen Besten hat sich der einzelne Staat einiger angestammter Rechte begeben und der Bundesregierung übertragen, allein diese ausgenommen, ist derselbe vollständig souverain; er besitzt seine besondere Verfassung, seine eigene Administration und Jurisdiction, seine eigene Miliz; doch darf er mit keiner fremden Macht für sich einen Vertrag abschließen, weder Krieg erklären, noch Frieden schließen, weder Schiffe ausrüsten, noch Heere bewaffnen, weder Geld prägen noch sonstige derartige Bundes-Privilegien sich anmaßen.

Da der demokratische Geist der Bundesverfassung aus dem innersten Wesen des amerikanischen Volkes entsprungen, so kann selbst eine Auflösung der Union, wie wir sie heute leider erleben, die demokratischen Institutionen der einzelnen Staaten unberührt lassen, doch glauben wir nicht mit Herrn Kay annehmen zu dürfen, daß nur eine republikanische Verfassnag sowohl den Norden, wie den Süden befriedigen werde. Daß dies im Norden der Fall sein wird, ist wohl nicht zu bezweifeln, aber ob im Süden bei dem erbitterten Raçenhaß, bei der dort herrschenden Sklaverei wirklich republikanische Institutionen andauern können, möchten wir bezweifeln. Die immer zunehmende Bevölkerung und das daraus erwachsende Uebergewicht, die furchtbare industrielle Thätigkeit der nördlichen Staaten werden den Süden zur Concentrirung seiner gesammten Kräfte nöthigen und ihn vielleicht monarchischen Ideen zugänglich machen, zumal er, ein Beweis seiner Schwäche, sich an eine europäische Macht anlehnen muß.

Indem wir uns jetzt zu den sozialen Verhältnissen wenden, wollen wir zunächst ihre Schattenseite, die Sklaverei, welche auch zu der heute drohenden Zersplitterung der Union am Meisten beigetragen, besprechen.

Frankreich.

Die Centralisation in Frankreich.

Das moderne Europa hat noch nicht gar viele Phasen seiner politischen Gestaltung durchlaufen; in der großen Bewegung zur gesetzlichen Freiheit dürfte man eher einen einzigen ununterbrochenen Strom erblicken, als im Gewirr von Schlangenwindungen des Schicksals, der Strebungen und Wünsche! Ein wunderbar starkes Drängen zur Höhe einheitlicher Ziele, von denen herab das All der politischen Welt wie mit Einem Griff erfaßt werden könnte, schiebt die Völkermassen vorwärts, immer in gerader Linie vorwärts, so ganz anders, als in der Bewegung der theoretischen Geister, deren Dogmatismus nicht blos Ruhepunkte, sondern auch Kreuzwege hat. Oder wäre unser Systematisiren auch ein Centralisiren? Wir lassen diese Frage dahingestellt und werfen, etliche Meilen von deutscher Wissenschaft entfernt, unser Auge auf die politische Centralisation des Nachbarlandes Frankreich, die als „vollendete," jedenfalls unleugbare Thatsache feststeht. Was ist diese französische Centralisation? Ist sie ähnlich der hessen-darmstädtischen, der nassauischen? Der berühmte Riehl würde vielleicht mit Ja antworten, doch prüfen wir die Verhältnisse nach dem Maßstabe des Rechtes, dann springt uns weit begründeter ein uneingeschränktes Nein hervor. Französische Centralisation ist ein Etwas von ungeheuerlicher Dimension, ein Ding, das, Gott sei Dank, uns Deutschen erst vorübergehend bekannt ward und noch nirgends im lieben Deutschland sein vollkommenes Abbild findet.

Französische Centralisation ist unbedingte Allgewalt und Alleingewalt des Staates, die Aufsicht, die Einmischung, die Selbstthätigkeit ex officia, das Leben und Weben der leitenden Staatsmaschinerie in jedem Hauch des sozialen Organismus. Französische Centralisation ist das System der Bevormundung in jedem Rechts- und Lebensgeschäft jedes Einzelnen, sei es noch so privater Natur. Französische Centralisation ist das unerhörte und unerhört gelungene Kunststück, eine wellerschütternde Staatskraft an Geld, Soldaten, Schiffen, gelehrten und ungelehrten Luxusanstalten in's Dasein zu zaubern, während das Individuum als

Zahler, Diener oder politische Null sich dabei so gut wie passiv verhält und, ein selbstloses Mittel, in der Erhabenheit des Gesammtzweckes verloren geht.

So wenigstens hat Frankreichs Centralisation bis 1861 ausgesehen. Wahrlich, ein straffer Zügel an scharfem Gebiß! Man hat auch wirklich das Drückende eines solchen nationalen Zaumzeugs empfunden, manche zarte Haut, zumal an den selbstdenkenden, unabhängigen Köpfen, hatte sich daran wund gescheuert! Dieses pyramidal aufgethürmte Riesenwerk der Ludwige, der Revolution und Napoleon's I. hat eine Schrecken einflößende Bergeshöhe erreicht, Stimmen sind aufgetaucht, und Jahr für Jahr mehrere, die seinem Aufschwung ein Halt entgegenrufen. Seit Alexis de Toqueville, der Bewunderer der nordamerikanischen Gemeindefreiheit, den Codex des Liberalismus zu reformiren begann, haben die Freunde des constitutionellen Wesens in Frankreich den Grund des Mißgeschicks dieser Einrichtungen immer deutlicher in der maßlosen Centralisation herausgefühlt. Unter Anderen Fernand de Lasteyrie in seiner Histoire de la liberté politique en France, Herr Duvergier de Hauranne, der Mann der rechten Mitte, Herr Béchard, der die Stadtrechte des Alterthums beschrieben, Herr von Lavergne in seinen Vicissitudes politiques de la France, aber auch der Elsasser Schützenberger, weiland Maire von Straßburg unter Ludwig Philipp, ein großes, politisches Talent, Verfasser von Etudes de droit public.

Neuerdings, wo ein Provinzial-Publizist aus Lothringen ohne Umschweif die Wiederherstellung der provinziellen Freiheiten beantragte, scheint die Sehnsucht nach Decentralisation förmlich Mode geworden. Ein Schriftsteller von einem gewissen Eigensinn der Unabhängigkeit des Urtheils, Herr Dupont-White, hat sich in einem Buche „La centralisation, suite à l'individu et l'état," den Wellen der Neuerung entgegengestemmt, zwar keineswegs als Reactionair. Ihm gegenüber hat Heer Charles de Rémusat in der Revue des deux Mondes die Berechtigung der offenbaren Tages-Tendenz nach Maßgabe seines Standpunktes, d. h. nicht übermäßig in Schutz genommen: wir wollen uns mit dieser Debatte zwischen Rémusat und Dupont ein wenig beschäftigen.

Das Interesse, welches einen Liberalen, wie Herrn Dupont-White, zum Kampfe für das Prinzip der Centralisation in die Schranken gefordert, ist sehr leicht erklärlich. Nichts in der Welt steht ihm höher, als das Wohl des Individuums, und wie könne dieses besser und sicherer erreicht werden, als dadurch, daß der Staat all' seine Kraft anspanne, jegliche Sorgfalt und Wachsamkeit anstrenge, um den Einzelnen die Güter irdischer Glückseligkeit zu verschaffen und zu bewahren? So lehrt er einen politischen Eudämonismus zu Gunsten des allmächtigen Staates! Gewiß kommt eben hieraus seine Rede hinaus. Denn wenn man alle Gegenstände der menschlichen Sorgfalt für die Cognition des Staates absorbirt, welches Gebiet bleibt dann noch übrig, auf dem das arbitrium der Privaten sich selbstthätig und selbständig entscheidend berechnen kann? Mir ist es dunkel, wo ein solches Paradies der Privatfreiheit liegen sollte. Unter so eingegränzten Verhältnissen giebt es nirgends eine Stätte, wo der Mensch in der freien Entfaltung seiner Kräfte handelnd erfahren darf, daß er innerhalb des Staates auch noch der Gesellschaft angehört. Der Name Socialismus, der freilich nur ein Name ist, da der Begriff eigentlich Panpolitismus wäre, entsprang aus der unbewußten Sehnsucht des Individuums nach dem Rechte der Gesellschaft, das der Staat ganz und gar verschlungen hatte. Das Endziel aber, auf welches die gigantische Centralisation hinstürmt, ist ohne Zweifel der Socialismus und Communismus. Soll der Staat Alles in Allem dem Individuum gewährleisten, was dessen äußere Glückseligkeit ausmacht, so würde Nahrung, Kleidung, Beschäftigung (letztere mehr zur Vertreibung der langen Weile, da die Arbeit nicht von der Noth aufgedrungen), selbstverständlich mitzugewähren sein, das Phalanstère bekäme natürliches Daseinsrecht und es bliebe höchstens noch wünschenswerth, daß eigene Beamte angestellt würden, die in der großen nationalen Kinderkrippe jedem Einzelnen Speise und Trank einflößten.

Indeß, wir wollen die Konsequenzen nicht übereilen. Wenden wir uns zu Herrn von Rémusat und beobachten wir, wie dieser einsichtsvolle Staatsmann durch kritische Erwägung der emporsteigenden Schwierigkeiten der Argumentation des Herrn Dupont-White begegnet. Es geschieht, wie man bei Rémusat voraussetzen darf, fern von jenem ängstlichen Anschmiegen an den Ideengang des kritisirten Schriftstellers, ein Verfahren, das so häufig die freie Gedankenentwickelung bei dem Kritiker hemmt und dadurch das Urtheil trübt. Rémusat giebt drei Gesichtspunkte an, unter denen die Centralisation in Frankreich zu rechtfertigen wäre: durch die politische Philosophie, d. h. durch das Naturrecht, durch die Geschichte und durch Beobachtung des heutigen Zustandes des Landes und der modernen Gesellschaft überhaupt. Diese Dreitheilung der Frage ist weise und treffend und zwar deshalb, weil sie im Anschluß an die Sache selbst den Gegenstand vollständig erschöpft.

Im Felde des ersten Punktes, nämlich der politischen Philosophie, bewegt sich Rémusat mit Geist und Feinheit. Mit anschaulicher Schärfe zeichnet er die Kluft zwischen den französischen Oekonomisten, welche die Erfahrung, daß der Staat bei der Regelung der Verkehrsverhältnisse oft fehl greift, zum Rechte gänzlicher Proscription aller staatlichen Regelung des Gemeindelebens ausbeuten und der Ansicht des Engländers Hobbes, der den Egoismus der souverainen Selbsterhaltung aus wohlgemeinter Klugheit der Macht des Stärksten, d. h. des Staates diskretionoir unterwarf. Der Gegensatz ist frappant genug. Er erhält die schiefste Einseitigkeit auf jeder Seite und immer von der Art, wie man sie auf jeder am wenigsten erwarten möchte. Rémusat thut sehr Recht, indem er dem Centralisten beide Extreme als Spiegel vorhält. Aus Wohlfahrtsgründen ist man in Frankreich, obgleich nur theoretisch, ebenso gut zur völligen Negation der Staatsthätigkeit gelangt, als in England, ebenfalls nur theoretisch, zur leviathanisch-ungeheuerlichen Ueberspannung der staatlichen Obmacht. Auch erkennt Rémusat sehr wohl den goldenen Mittelweg. Die Angel, um die sich die Erörterung dreht, ist das Recht des Individuums im Hinblick auf die Gesammtheit. Allerdings bedarf der Einzelne der Gesellschaft, des Gesetzes und der öffentlichen Gewalt, und es ist leider nur zu wahr, daß die Dämme gegen das Anbranden der individuellen Leidenschaft in imposanter Höhe sich ausdehnen müssen, aber es bedarf auch, und dies ist eine tiefsinnige Bemerkung des Herrn von Rémusat, das objektive Ethos in der Staatsgewalt, im Gesetz und in der Gesellschaft der menschlichen Natur nicht allein zur weisen Modification der Satzung, sondern sogar zur Quelle derselben: da doch aus Vernunft und Gewissen, diesen höchst persönlichen Eigenschaften, die Rechtsregeln zu schöpfen sind. Hätte doch Rémusat diese große Wahrheit noch eingehender und besonders dem Socialismus gegenüber fruchtbar gemacht! Wäre er noch etwas weniger Franzose gewesen, um aus dem Kern der Frage die ganze Lösung derselben zu entwickeln! Er mußte nicht blos äußerlich den Mittelweg wandeln.

In geschichtlicher Beziehung betrachtet Rémusat die Centralisation als das Werk all der Jahrhunderte, welche das jetzige Frankreich gezeugt haben. Sie sei nicht das Werk des Zufalls oder der Laune, so sehr ihr Fortschritt von allen Seiten begünstigt worden, sie sei das Ergebniß einer inneren Nothwendigkeit, unabhängig von dem Optimismus oder Fatalismus ihrer Verehrer. Aber, obgleich Rémusat die Centralisation nicht schon durch die geschichtliche Production ihres Daseins gerechtfertigt findet, glaubt er dennoch, daß Frankreichs Befreiung von der feudalen Zersplitterung ein Segen des Schicksals war, und daß die Welt Vortheil davon hat, daß „zwischen Rhein und Ocean eine große Nation lebt, deren Boden, Sprache, Bildung, Gesetzgebung, Regierung und Geistesanlage in einem hohen Grade den Charakter der Einheit besitzt." Doch andererseits verkennt er nicht, mit wie schweren Opfern dieses Ergebniß erkauft worden ist. Die französische Geschichte entflammt ihn zu keiner überschwenglichen Begeisterung: er liebe sein Land, aber es sei schlecht regiert worden, es habe sich allzu oft selbst vergessen (z. B. indem es die angestammte Obrigkeit und die ersten Männer Frankreichs mordete), und vor allen Dingen, es habe Unglück gehabt! Es sei groß, „quand même." — Nun könnte man zwar fragen: wenn die Centralisation so furchtbaren Irrthümern, den Gewaltthaten des Despotismus und den Gräueln der Anarchie gar viel von ihrem Ursprung verdankt, haftet ihr nichts von diesen Flecken an, „trägt sie nicht den breiten Stempel ihres Ursprunges?" Man darf es Rémusat nicht zu stark verübeln, daß der patriotische Franzose hier vor einem Verdammungsurtheil zurückschreckt, er müßte sonst, härter als die blinden Fatalisten über das ancien régime, über Frankreichs gesammte Geschichte den Stab brechen. Das kann man von einem Franzosen unmöglich verlangen. Nur ein Ausländer, etwa ein Deutscher, könnte hier das Urtheil fällen, und sieht er auf die blutigen und auf die faulen Blätter der französischen Geschichte und schaut dann das ungeheuere Maß von Centralisation, ich glaube, sein Urtheil möchte nicht milde gerathen!

Zwar hilft es blutwenig, ob wir so oder so darüber klügeln, was für Ursachen diesen Koloß zu thürmen vermocht. Er ist einmal da, und der brave Toqueville hat es dem blödesten Auge dargethan, daß er bereits „mit tausend Wurzeln sich in das ancien régime eingesenkt hatte." Wir Deutschen haben auch ohne die Studien des Herrn von Toqueville diese Wahrheit genehmigt: Richelieu, Mazarin und der große Louis XIV. zimmerten die Zwingburg der absoluten „souveraineté" des Staates zurecht, nachdem sie dem ständischen Prinzip die tödtlichsten Stiche versetzt.

Digitized by Google

Adel, Provinzen, Städte und selbst die trotzköpfigen Parlamente alles wirksamen Einflusses beraubt waren. Die Centralisation besteht, und sie besteht von Alters her. Doch seit der Revolution von 1789 hat sie auch die bunte Maske der provinziellen Verschiedenheit abgelegt und in der allgemeinen Uniformität der Institutionen ihr wahres Antlitz gezeigt. Man muß dem einsichtigen Rémusat nachdrücklich beistimmen, wenn er diesem nivellirenden Verfahren, ungeachtet es die Freiheit proklamirte, die Fähigkeit, Freiheit zu schaffen, abspricht. „Die Diktatur, selbst im Dienste einer liberalen Revolution, zeugt durch ihr Beispiel gegen ihre Grundsätze." Daß übrigens mit jener kahlen Uniformität der dreifarbigen Schärpe eine politische Krankheit eingepascht war, konnte nicht ganz verborgen bleiben, man sah sich nach einem Gegengift um und glaubte, dasselbe in dem System der Wahl aller Behörden und Beamten, der Administratoren, der Richter, der Gemeindevorstände gefunden zu haben. Allein „die Wahl der Magistrate ist an sich keine Bürgschaft der Freiheit, sie setzt die Freiheit voraus, aber sie schafft sie nicht immer." Und wie lose dieses Wahlprinzip sagar mit der bloßen Form der Centralisation zusammenhing, das trat an den Tag, als Napoleon I. ohne die geringste Schwierigkeit in allen Kreisen die Volkswahl mit der Ernennung durch den Staat vertauschte. Damals gelangte man auf ebener Straße zu dem prokonsularischen Präfektensystem, das noch jetzt gilt.

Gegen die um das Banner der ausnahmelosen Regierungs-Centralisation dicht geschaarte Beamten-Coharte war es ein schwacher Widerstandsversuch, als die Monarchie von 1830, gehorsam den etwas antibureaukratischen Glaubensartikeln der Juli-Revolution, die „deliberativen Körperschaften der lokalen Administration," nämlich die Departemental- und Gemeinderäthe wählbar machte. Wir wollen die gute Absicht dieses Versuches gern anerkennen, bei der Absicht blieb es jedoch. Die Generalräthe der Departements und die Municipalräthe in den Gemeinden (Städte und Landgemeinden sind bekanntlich nicht unterschieden) sind recht eigentlich deliberative Versammlungen im strengsten Sinne, alle Handlung und Initiative ist der Regierung vorbehalten, die Generalräthe dürfen lediglich über die Ausführung der Regierungs-Maßnahmen berathen, sowie über die Vertheilung der direkten Steuern unter die Arrondissements und über die Festsetzung und Vertheilung des besonderen Departemental-Budgets. Das letztere ist noch die selbständigste ihrer Thätigkeiten. Die Kompetenz der Municipalräthe ist weit beschränkter, denn diese müssen mit der Entscheidungsgewalt des Präfekten, des Unter-Präfekten und des Maire konkurriren. Ob nun Behörden, welche dergestalt mit ihren „Attributionen" in das umgebende Mauerwerk der centralen Organisation eng eingefugt sind, durch Wahl oder Ernennung sich ergänzen, scheint nach unseren Begriffen ziemlich gleichgültig. Diese einzige Reform der Napoleonischen Einrichtungen, die bei uns kaum nennenswerth wäre, hat in Frankreich Aufsehen erregt, und Herr von Rémusat erwähnt sogar die Gefahr, die möglicher Weise aus dieser Erschütterung der Centralisation entstehen könnte!!

Angesichts der Frage nach dem Recht und dem Nutzen der Verwaltungseinheit erblickt man aber auch den sonst so vorurtheilsfreien Rémusat mit Kopf und Herz in den französischen Anschauungskreis verstrickt. Ungeachtet er mehrfach die englischen Zustände heranzieht, stutzt man unwillkürlich vor der plötzlichen Unbefangenheit und Seelenruhe eines Staatsmannes, der im Eingange sehr ernstlich wider Herrn Dupont-White protestirt hatte, daß man, statt dem Strom der Centralisation zuzujubeln, eifrig nach Dämmen und Deichen gegen die Hochfluten derselben forschen müsse. Er empfiehlt, während er die Centralisation in den Schmelzofen der Dialektik bringt, kaltblütig eine Anzahl lauwarmer Modificationen des bisherigen Systems, deren keiner die Kraft einer Radikalkur des Grundübels innewohnt. Wenn auch etliche Befugnisse lokaler oder spezialer Natur von dem centralen Hauptstock der Verwaltung abgetrennt werden, so lange der Präfekt, der Unter-Präfekt und der Maire das Recht der persönlichen Entscheidung in Händen behalten, d. h. so lange keine Kollegialität bei den Behörden eingeführt, werden die heutigen Klagen über Verwaltungswillkür nicht verstummen. Es klingt uns Deutschen fast komisch, hören wir Herrn von Rémusat den hohen Werth der General- und Municipalräthe insofern rühmen, als in ihrem Rechte der „Taxation," will sagen, der Vertheilung der centimes départementaux, tant additionels que spéciaux et extraordinaires (wie die Steuerzuschläge zur Aufbringung der Departemental-Ausgaben heißen) und der centimes communeaux bei der Gemeindebesteuerung der Keim der politischen und korporativen Freiheit verborgen liege. Ist doch jene Befugniß rein farmell! Materielle Erleichterungen oder Abänderungen im Bezirks-Haushalt zu verfügen, sind die General- und Municipalräthe nirgends befähigt. Wie sie aber ohne eine durchgreifende Reform der Verwaltung im Sinne lokaler Selbständigkeit mit materiellen Rechten auszustatten wären, ist nicht leicht abzusehen. Es fehlt ja das volk-government!

Am ersten würden wir eine derartige Reform in den Städten durchführbar halten, indessen könnte dann der Maire seine Doppelstellung als Vertreter der Gemeinde-Interessen und als Staatsbeamter für die Polizei-Verwaltung schwerlich behaupten. Im Ganzen neigt der Maire erfahrungsmäßig immer mehr zum staatlichen Centralpunkte hinüber, und mit deutschen Augen betrachtet, was ist denn im Grunde eine französische Stadt anderes, als ein nicht einmal untheilbarer Verwaltungsbezirk? — Herr von Rémusat empfindet ein conservatives Grauen bei dem bloßen Gedanken an die Aufhebung dieser kommunalen Organisation. Vollends entsetzt ihn der Vorschlag jenes Lothringers, der „kollektive Administrationen" in der Gemeinde, im Departement und in der Provinz verlangt. Schon wittert er Unordnung, Verwirrung, Revolution! Da verfliegt der Freisinn in alle Winde! — Weshalb nun die Opposition gegen Heren Dupont-White? Auch Herr Dupont hat in der jetzigen Centralisation einen unantastbaren Kanon gesehen und ganz konsequent das einzige Heilmittel für deren Uebel in der äußersten Centralisation. Paris, die Hauptstadt des Reichs, ist die brennende Spitze der kolossalen Pyramide und es ist der Herd der Revolution. Dieser Punkt allein macht Herrn Dupont Angst, Paris ist unzufrieden, wie befriedigt man Paris? Herr Dupont sagt: man legalisire die Ohnmacht der Hauptstadt, man gebe ihr das volle politische Gewicht ihrer Kopfzahl, und das stärkste Hemmniß für die Centralgewalt ist beseitigt! „Eigene Homöopathie!" Weiter weiß Herr von Rémusat nichts zu entgegnen, dann schreitet er zu dem „System der Gurantien" und tröstet sich mit diesem, trotz 1830 und 1848, unerschütterten Glauben über die Schwäche seiner Opposition. Schade um seine theoretische Einsicht!

Wenn ich dem französischen Nachbar eine heilbringende Zukunft wünschen dürfte, so würde sie darin bestehen, daß der Verfasser der „Varin" (Nancy, 1860), der gedachte Lothringer, sich als rechter Seher und Weissager bewähren möge! Im Januar 1861 ging schon das Gerücht, die kaiserliche Regierung beabsichtige, 35 große Gouvernements an die Stelle der 89 Departements zu setzen und jedwedem der neuen Gouvernements, oder wahrscheinlich der alten Landestheile, eine Provinzial-Vertretung zu geben. Etwas Gescheidteres könnte der Kaiser nicht ausdenken. Denn will man Paris nachhaltig von seinem usurpirten Throne stürzen, so kann dies nur durch Stärkung der provinzialen und lokalen Selbständigkeit geschehen. — Eine ironische Dialektik des Schicksals hat offenbart, wie die Centralisation in ihrer heutigen Riesen-Ausdehnung sagar die Sicherheit der Staatsgewalt bedroht! T. v. B.

Italien.

Savonarola.

Nach der Schilderung eines katholischen Engländers.

Wieder geht uns ein Bändchen aus der zu Köln erscheinenden Sammlung englischer katholischer Schriftwerke zu.* Es enthält Vorträge und Reden des Dr. J. H. Newman, des bekannten ehemaligen Puseyiten und späteren Konvertiten, die derselbe zumeist an der katholischen Universität zu Dublin gehalten hat. Newman ist bekanntlich ein sehr eifriger Katholik und ohne Zweifel einer der bedeutendsten Männer, welche das katholische England aufzuweisen hat; da er mit einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit ein klares, scharfes Urtheil, und mit einer besonnenen fast phlegmatischen Kühle Geist und Weltkenntniß verbindet, so wird man in ihm, trotz der Stärke seiner Ueberzeugung, keinen gewöhnlichen Zeloten finden, und sein Buch verdient wohl, näher beachtet zu werden.

Die meisten dieser Reden und Vorträge beziehen sich auf speziell theologische Gegenstände, wie z. B. vom stillen Wirken der göttlichen Gnade, von der Empfänglichkeit für den Glauben ꝛc., oder handeln von Heiligen, von Paulus, Philippus Neri ꝛc., indessen hält die Darstellung der beiden sehr verschiedenen Gattungen eine richtige Mitte zwischen der dürren Scholastik, in welcher die romanischen Theologen stark sind, und der Abgeschmacktheit des Legendentones, der diese Dinge gebildeten Christen widerwärtig macht. Ueberall wird aus dem Leben geschöpft und an das Leben angeknüpft, das der Verfasser mit strengem Ernst betrachtet.

* Vorträge und Reden ꝛc. v. Dr. J. H. Newman. Uebersetzt vom Pfarrer G. Schändelen. Köln, J. P. Bachem. 1860.

Digitized by Google

Wir wollen unserem Buche etwas von dem entlehnen, was einem größeren Leserkreise genießbarist. Dazu rechnen wir vornehmlich die letzten Kapitel. In dem Aufsatze über die Mission des h. Philippus Neri kommt der Verfasser auf Savonarola und die italiänischen Zustände im 15. und 16. Jahrhundert zu sprechen. Die Kapitel XIII, XIV und XV handeln vom Christenthum und den klassischen Studien, den Naturwissenschaften und der wissenschaftlichen Forschung.

Der Mönch Savonarola, der Reformator von Florenz, der auf dem Scheiterhaufen endete, ist in neueren Zeiten eine vielbesprochene Person geworden, aus dessen Geschichte man vielfach Waffen gegen das Papstthum entnommen hat. Hören wir, was ein strenger Anhänger desselben von demselben urtheilt in einem Vortrage, der vor katholischen Studirenden (wohl meist Theologen) gehalten ist.

„Ein treuer Sohn des heiligen Dominikus (Savonarola war bekanntlich Dominikaner) an Willenskraft, Sittenstrenge, Geringschätzung blos weltlicher Gelehrsamkeit, ein Vorläufer des heiligen Papstes Pius V., an Kühnheit, Entschlossenheit und Eifer für die Ehre des Hauses Gottes und für die Herstellung der Kirchenzucht, fühlte Savonarola sich „in seinem Geiste tief bewegt," wie Paulus, als er in die schöne Heimat des edelfreien Geistes und der Weltweisheit kam; denn er fand Florenz als ein zweites Athen, „ganz der Abgötterei ergeben" (Apostelgesch. 17, 16). Er seufzte in sich und ergrimmte und verschloß sich allem Troste, da er einen christlichen Hof und ein christliches Volk mit Gold und Goldesglanz, mit Geistesreichthum und seinen Umgangsformen groß thun sah, während sie dem üppigsten Genusse sich ergaben, in Schmaus und Sang und nächtlichen Gelagen, in witzigen Schauspielen und glänzenden Aufzügen, in Bildwerken und Gedichten, die sinnlich und schön und reizend nur dem Laster dienten, in heidnischen Vernünfteleien und in verbotenen abergläubischen Uebungen. Sein leidenschaftlicher Geist ließ sich nicht zügeln und riß ihn willenlos mit sich dahin, und — ungleich dem Apostel, dessen besonnenes, sanftes, liebevolles und wahrhaft humanes Wesen sich nirgendwo in einem schöneren Lichte zeigte, als in seiner Anrede an die Athener — er brach wie ein Wirbelwind hervor und überschüttete Florenz mit einer Fluth von bitteren Schmähungen. Er verdammte die ganze bestehende Ordnung des Gemeinwesens nebst Allen, die dabei die Hand im Spiele hatten, Hoch und Nieder, Fürst und Bischof, Priester und Laie — verdammte sie mit einer schonungslosen Härte, die für den Augenblick freilich eine weit größere Wirkung hervorbrachte, als der heilige Paulus auf dem Areopag hervorzubringen vermochte; denn Paulus bekehrte da nur den Einen oder den Anderen, indeß Savonarola augenscheinlich bedeutende Siege davon trug, indem er die Gottlosen mit Schrecken erfüllte oder mit Schmach bedeckte, die besser Gesinnten um sich herschaarte und was da in der großen Menge oder in den höheren Ständen an Frömmigkeit noch zu finden war, hervorlockte und zur Entwickelung brachte.

„Weil er die Wahrheit auf seiner Seite hatte, und innig überzeugt war von seinem Rechte, weil er es aufrichtig in Allem meinte und ebenso unparteiisch war in seinen Strafreden, als unerschrocken in seinen Drohungen, so ist das Räthsel seiner Siege nicht unschwer zu lösen. Aber eine minder edle Waffe gesellte sich zu den guten; man drängte sich um eine Kanzel, von welcher aus man Angriffe nicht blos gegen sich selbst, sondern auch gegen Andere richten hörte. Der gemeine Sünder vernahm da mit Behagen, daß das Verbrechen alle Rangstufen einander gleich mache, und fand sich ja in der allgemeinen Entsittlichung noch günstig gestellt. Die Laienwelt ließ sich geduldig schmähen, wenn der Geistliche nicht geschont wurde; und die Reichen und Hochgeborenen hielten ruhig aus unter einem Hagel, dem sich nicht Halt gebieten ließ vor dem geheiligten Stuhle Petri.

„In den Häusern der Kirchenfürsten und hohen Lehrer rief der Prediger aus, sinnt man auf nichts als Dichtkunst und Rednerei. Geht und seht selbst; ihr werdet sie mit Büchern alter Schöngeister beschäftigt finden, mit verderblichen Schriften, mit Virgil, Horaz und Cicero, um so sich vorzubereiten auf die Sorge für Anderer Seelenheil. Sternbenter regieren die Kirche. Kein Prälat ist zu finden, kein angesehener Lehrer der nicht vertraut wäre mit irgend einem Wahrsager, um von ihm die Stunde und den Augenblick zu erfahren, wo er ausreiten und wer weiß was sonst noch thun dürfe. Unsere Prediger haben die heilige Schrift schon aufgegeben und huldigen der Weltweisheit; die bringen sie auf die Kanzel und nennen sie ihre Königin. Die heilige Schrift behandeln sie als Magd, denn philosophisch predigen klingt gelehrt, und doch ist's wahr, daß alles Wissen nur als Mittel dienen sollte zur Auslegung von Gottes Wort.

„Unsere Kirche, fuhr er fort, hat nach außen hin eine Menge schöner Gebräuche beim Gottesdienst, hat seine Gewande, entfaltet ungewöhnliche Pracht in reichen Teppichen, goldenen und silbernen Leuchtern, einer großen Anzahl seiner, überaus kostbarer Kelche. Seht da die hohen Würdenträger, schöne Mitren auf dem Haupte, glänzend von Gold und Perlen, mit Hirtenstäben von Silber, in feinen Kaseln, in Chormänteln von schwerster Seide; so sitzen sie da am Altar, singen schöne Vespern, schöne Messen, so feierlich, mit so vielen schönen Ceremonien, mit so reichem Orgelklang und Chorgesang, daß der Kopf dir schwindelt. Und es scheinen dir diese Männer mit großer Würde begnadigt und ganz frommer Miene; und du denkst, sie können nichts Böses thun, ein Evangelium seien ihre Worte und ihre Werke und sie verdienten Ehrfurcht. So ist die Kirche unserer Tage angethan. Man nähret sich mit diesen leeren Schalen und ergötzt sich an diesem Gepränge, und dann heißt es, die Kirche Christi sei niemals in einem blühenderen Zustande gewesen und der Gottesdienst nie so schön vollzogen worden, wie eben jetzt; — wie denn wirklich einmal ein hoher Prälat behauptet hat, die Kirche habe niemals in solchen Ehren gestanden und ihre Häupter nie in glänzenderem Rufe, wogegen ihre ersten Oberhirten nur unbedeutende Männer gewesen seien — waren sie doch niedrig geboren und arm, hatten sie doch keine so weiten Sprengel, keine so reichen Abteien, wie heutzutage, auch nicht goldene Mitren, auch nicht solche Kelche! Versteht ihr, wie ich es meine? Nun so meine ich es: in der Kirche von ehedem waren die Kelche von Holz und die Prälaten von Gold, — jetzt sind die Kelche von Gold und die Prälaten von Holz.

„O Italien! rief er in prophetischem Tone, o ihr Beherrscher Italiens! o Fürsten der Kirche! der Zorn Gottes ist über euch, und eure Bekehrung allein vermag ihn abzuwenden. Thuet Buße, so lange das Schwert noch in der Scheide, so lange es noch mit eurem Blute nicht getränkt ist. O Italien! Du wirst einem stolzen, rohen Volke überliefert werden, dessen Herzenslust es sein wird, dich zu quälen. Und Rom wird es schlimmer ergehen, als jeder anderen Stadt; eure Häuser und eure Schätze — was sind sie für euch in der Fremden Hand?

„Eine so kühne Sprache brachte für den Augenblick eher eine Revolution, als eine Reformation. Der gewaltige Prediger wurde zum politischen Parteigänger; die herrschende Familie sah sich durch die öffentlichen Verhältnisse zur Nachgiebigkeit gezwungen, und über ein halbes Jahrzehend war Savonarola der Beherrscher von Florenz ꝛc.

„Ein wahrhaft wunderbarer Mann, das werdet ihr zugeben, meine Brüder, war dieser Savonarola. Ich will nichts weiter von ihm sagen und berühre nur noch den Ausgang seiner reformatorischen Thätigkeit. Jahrelang, wie gesagt, ging er unbehindert seinen Weg; zuletzt jedoch hielt seine Demuth nicht mehr gleichen Schritt mit seiner Unschuld, seiner Aufrichtigkeit und seinem Eifer. Er überschätzte sich selbst (woher weiß das Herr Newman?); er erhob sich gegen eine Macht, die Niemand angreifen kann, ohne sich selbst zu schaden. Er kam in Streit mit dem heiligen Stuhle (den damals der heilige Alexander VI., Vater des Banditen Cäsar Borgia und der Buhlerin und Giftmischerin Lucretia, zierte) und trotzte, wie Einige behaupten (sie! können's nicht Lügner sein?), offen (das würde man dokumentarisch wissen) dessen Befehlen."

Savonarola wurde bekanntlich verbrannt. Er hätte es, meint Dr. Newman, zum Heiligen bringen können, verdarb es aber durch sein Ungestüm. Uebrigens ist es naiver Glaube, oder prinzipielle Verstocktheit, zu wähnen, das greuelhafte Unwesen in den damaligen kirchlichen Zuständen sei durch mildes Säuseln zu heilen gewesen. Dr. Newman kennt die Propheten des alten Bundes, er weiß, daß ihre Begriffe gegen die Priesterschaft nicht milder gewesen sind, als die Savonarola's gegen die damaligen italiänischen Prälaten und Präbendäre; er weiß auch, daß viele derselben von den darüber ergrimmten Priestern erschlagen worden sind, und daß Christus die Priester seiner Zeit deshalb Kinder der Prophetenmörder nennt. Es wäre nicht schwer, ihm nachzuweisen, daß er mit seiner heiligen Theorie in die Brüche geräth.

Dr. Newman ist offenbar in Verlegenheit, was er mit diesem komischen Heiligen machen soll, dessen Scheiterhaufen die Kirche, d. h. die Prälaten und sonstigen Geistlichen, denen der ascetische Mönch etwas auf's Lebendige gekommen war, mit hatte anzünden helfen, und den wirklich kanonisirte Heilige, z. B. der stille Philippus Neri, zu Rom ihrerseits fast als einen Heiligen verehrten. An gutem Willen, Savonarola von Seite der Hierarchie zum Ketzer zu machen, hat es nicht gefehlt. Um das Jahr 1560 wurde von den Päpsten Paulus IV. und Pius V. die Frage verhandelt, ob Savonarola's Predigten als ketzerisch verurtheilt werden sollten, doch da war es Philippus Neri, welcher inbrünstig betete, dieses möge nicht geschehen. — Die Unterstellung, Savonarola habe damit zu sündigen angefangen, daß er sich überschätzt und die geziemende Demuth verloren, ist ein Eingriff in's Innere des Gewissens, der durch nichts gerechtfertigt werden kann, nach dem Grundsatze, daß nur Gott die Gewis-

sen kennt und keinem Menschen darüber das Urtheil zusteht. Daraus, daß man Savonarola verbrannt hat, zu schließen, daß er Unrecht gehabt, wäre ebenfalls ein Fehlschluß. Sehr tüchtige Komunisten haben z. B. die Jungfrau von Orleans auch verbrannt, und doch betrachtet man sie heutzutage als eine halbe Heilige. Die Frage, die Herrn Dr. Newman auf die Finger brennt, ist die, daß die Kirche, d. h. die Hierarchie, nie etwas Böses thun kann. Uebrigens geben wir gern zu, daß „die Entflammung des Volksgeistes und der politischen Leidenschaften, daß stürmische Beredtsamkeit und Verblendung (?) der Obrigkeiten" nicht die richtigen Mittel sind, eine kirchliche Reform durchzuführen, und daß Savonarola einen Irrthum beging, als er aus Florenz eine theokratische Heiligen-Republik schaffen wollte; aber man findet diesen Irrthum begreiflich in einer Zeit, wo die bestehende Theokratie zum weltlichen Fürstenthume geworden war und reißende Schritte machte, sich zuletzt selber zu säkularisiren.

Asiatische Türkei.

Lycien als Kolonialland.*

Lycien, das alte Vaterland des Bellerophontes, wo Chimära ihre Flammen zum Himmel spie, ist ein gefeiertes Land des Alterthums und hat eine hohe Kultur besessen, von der noch stumme Ruinen zeugen. — Nah der südwestlichen Ecke von Kleinasien gelegen, mit offen zum Handel geeigneter Küste versehen, an allen Erzeugnissen eines südlichen Klimas reich, und durch stattliche Bergketten und ihren stärkenden Einfluß gegen die verweichlichende Kraft desselben geschützt, würde es sich ohne Zweifel trefflich für die europäische Colonisation eignen. Der Verfasser des vorliegenden Büchleins (38 S.), ein Bruder des geschätzten Pariser Orientalisten, Julius Oppert, setzt alle diese Vorzüge in gehöriges Licht und will es nicht für ganz unmöglich halten, daß eine deutsche Auswanderung dorthin geleitet werden könne.

Leider ist das schöne Land, das wir aus Fellow's Reisewerke näher kennen, in den Händen der Türken und in jene urthümliche Barbarei zurückgesunken, welche überall dem Fußtritte der Osmanen gefolgt ist. — Der Verfasser äußert die Ansicht, daß der Zerfall der Türkei unabwendbar bevorstehe; er meint, daß Deutschland sich wohl noch aus seiner unthätigen Ruhe aufraffen, um thatkräftig aufzutreten und ein Stück von der Beute — ein Kolonialland der Zukunft — bei der bevorstehenden Erbtheilung erhaschen könne, wenn er auch nicht so recht daran zu glauben scheint. Entre nous soit dit — wir glauben's auch nicht. Wem sollte das Kolonialland gehören? Oesterreich, Preußen, Sachsen oder Braunschweig? ꝛc.

Die Betrachtungen über die Wanderlust und das Colonisations-Talent der Deutschen enthalten viel Richtiges; auch ist es nicht zu bezweifeln, daß England und alle befahrenden und handeltreibenden Völker, ihre Macht und das Wachsen ihres Reichthums vornehmlich ihren Kolonien zu danken haben — leider aber ist die Anwendung dieser Wahrheiten auf Deutschland betrübend. — Der Deutsche wandert nur als Privatmann aus, um sich zu entnationalisiren, weil Deutschland — d. h. die etlichen dreißig Bundesstaaten wohl Alles besitzen, aber nur keine Kolonialmacht und keine Kolonial-Politik. Es giebt viele schöne Länder auf Erden, die unter den Händen deutscher Landbauer, deutscher Handwerker und Industrieller ein wahres Paradies werden könnten; aber was liegt Alles dazwischen? Wie sich jetzt die Dinge gestalten, geht jeder Auswanderer nur mit dem Risiko fort, Sklave zu werden, oder sich todtschlagen zu lassen, in Nord-Amerika, in Ungarn, in Polen, in der Wallachei, kurz in allen Ländern, die man seit längerer oder kürzerer Zeit im Anschlage für die Auswanderung hatte; die Aussicht, in Lycien unter die Türken zu kommen, scheint auch nicht eine der erfreulichsten.

Die Schilderung Lyciens ist lockend genug, und man wird nicht Anstand nehmen, es als eines der schönsten Länder, die es überhaupt giebt, anzuerkennen. Auswanderer würden Raum genug finden; denn, Dank der osmanischen Herrschaft, zählt es auf einer Oberfläche von ungefähr 400 Quadratmeilen nur 260 Dörfer mit etwa 100,000 Einwohnern; davon gehen aber noch die zu einem andern Paschalik gehörende Stadt Adalia mit 13,000 Einwohnern und die zu Pamphylien gehörigen Orte ab, und das ganze Paschalik von Teloh (Lycien) enthielte danach nur etwa 60,000 Seelen, etwa 150 auf die Quadratmeile, während es mehr als die zwanzigfache Bevölkerung zu ernähren im Stande ist.

* Ueber die deutsche Auswanderung, mit besonderer Beziehung auf Lycien, von Dr. Gustav Oppert. Berlin, Julius Springer, 1861.

Uebrigens hat schon der unglückliche Professor Dr. Roß, bei dem Striche von Griechenland aus dreist hat, seiner Zeit die Idee angeregt, eine deutsche Auswanderung dorthin zu leiten.

Der Verfasser macht den Vorschlag, mit dem Sultan zu paktiren, und sich von ihm die Erlaubniß zur Kolonisirung mit gehörigem Druck geben zu lassen; Preußen könne das Werk in die Hand nehmen, da Oesterreich vorläufig gehemmt sei. Es will uns aber scheinen, als ob dann der Hafen Triest und ein freies Adriatisches Meer gehörten — und da herum sehen die Dinge vorläufig noch ziemlich trübe aus.

Arabien.

Die Naturweisheit der Araber im zehnten Jahrhunderte.

Nachdem Herr Professor Dieterici durch wohlgelungene Uebersetzung des sinnigen und ungeachtet seiner Länge nicht ermüdenden Märchens: „Der Streit zwischen Mensch und Thier" das Interesse für die Schriften der „Lauteren Brüder" zu beleben gewußt,* beschenkt er uns jetzt mit einer Reihe Abhandlungen des merkwürdigen Ordens, in welchen die ganze Naturweisheit desselben enthalten ist.**

Bereits 200 Jahre vor Averroe's (Ibn Roschd), dem berühmten Ausleger des Aristoteles im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, hatten arabische Denker die Aristotelische Philosophie mit dem Neu-Platonismus zu vereinbaren gestrebt. Dasselbe (fruchtlose) Streben offenbart sich auch in vorliegenden Abhandlungen; den „Lauteren Brüdern" ganz eigenthümlich ist aber manche eingestreute Betrachtung, welche, wie Herr Dieterici sich ausdrückt „die zerfallenden Elemente der Mischung durch Hindeutung auf die Weisheit des Schöpfers wieder aneinander fesseln soll." Vielen eingemengten Koran-Sprüchen, die eine Ausgleichung der Wissenschaftlichen mit dem positiven Glauben bezwecken, ist ein ganz anderer Sinn, als der eigentliche, untergelegt, wie überall geschehen und noch geschieht, so oft Ergebnisse freierer Forschung mit dem Dogmatismus „Heiliger Schriften" in Widerspruch zu gerathen drohen.

Hin und wieder bemerkt man selbständige Fortschritte in empirischen Wissen, so weit sie einem gesunden Verstande mit Hülfe gesunder Augen möglich ist. An geistiger Lebendigkeit und einer gewissen Tiefe der Anschauung fehlt es den Verfassern keineswegs, aber systematische Zusammenstellung ihrer Beobachtungen, organische Entwickelung aus Prinzipien darf man bei ihnen so wenig, als bei den Asiaten überhaupt suchen: den Geist des Aristoteles, dieses Schöpfers der wahren Wissenschaft, haben sie nur sehr mangelhaft sich angeeignet.

Dem Herrn Verfasser standen zwei einander ergänzende Handschriften zu Gebote. Da der Uebersetzer — besonders morgenländischer Handschriften — den Text selber feststellen muß, und im gegenwärtigen Falle für viele technische Ausdrücke der ganz entsprechende deutsche Ausdruck nicht existirte, so hatte die Arbeit ihre großen Schwierigkeiten. Bei sachlich Unklarem erfreute sich Herr Dieterici des guten Rathes bedeutender Naturforscher.

Die Ueberschriften der einzelnen Abhandlungen sind 1) Physik, Raum, Zeit, Bewegung, Materie, Form; 2) Himmel und Welt; 3) Entstehen und Vergehen. Die vier Elemente; 4) Meteorologie, Äther; 5) Mineralogie; 6) Natur; 7) Botanik; 8) Zoologie.

Wir theilen jetzt einige Auszüge mit, die wenigstens eine annähernde Vorstellung von dem Ganzen geben können:

S. 67. „Die Natur ist eine von den Kräften der himmlischen Allseele, die von derselben in alle Körper unter dem Monde ausgestreut ist und alle Theile durchdringt. Unsere Religion nennt diese Kraft die mit Erhaltung der Welt und Anordnung der Schöpfung unter Zulassung Gottes betrauten Engel. Der philosophische Ausdruck dafür ist aber Naturkraft." ...***

S. 141. „Die Naturkraft durchdringt Alles, wie der Lichtstrahl die Luft: sie setzt die Körper in Bewegung und bringt sie zur Ruhe; sie läßt jedes Wesen sein Ziel erreichen."....

* Angezeigt im Jahrgang 1858 des „Magazin."

** Die Naturanschauung und Naturphilosophie der Araber im zehnten Jahrhundert. Aus den Schriften der „Lauteren Brüder" übersetzt. Berlin, Nikolai'sche Sortiments-Buchhandlung.

*** Hiernach wäre die Existenz persönlicher Engel geleugnet; dem widersprechen aber andere Stellen, wie z. B. Seite 137, wo es heißt: „Gott schafft nicht die Körper persönlich, sondern befiehlt seinen betrauten Engeln ꝛc. Diese werden gleich nachher mit den Räthen und andern Dienern der irdischen Herrscher verglichen.

S. 142. „Die himmlische Mitherrscherin ist der Geist der Welt... die Natur ist das Wirken derselben, und die vier Elemente sind der ihr gegebene Stoff. Die Sphären und Sterne sind ihre Zuthaten, ihre Gerüth; die Minerale, Pflanzen und Thiere aber sind sammt und sonders Erzeugnisse der Natur."

S. 147 ff. „Geometrische Beweise stellen dar, daß der Mittelpunkt der Welt die Erde sey, und daß Luft und Sphäre sie von allen Seiten umgeben. Die Erde liegt inmitten der Welt, wie das Heiligthum zu Mekka inmitten der heiligen Stätten. Die Sphären gleichen in ihrem Umschwung um die vier Elemente den Gläubigen, welche das heilige Haus umwallen. Die Fixsterne sind mit ihrem Strahlenwurf von der Umgebungs-Sphäre zum Mittelpunkt der Erde den Betern zu vergleichen, welche von allen Himmelsgegenden der Mitte des Heiligthums sich zuwenden. Die Wandelsterne gehen in ihrem Laufe einmal von ihrer Erdferne dem Mittelpunkte zu, ein anderes Mal steigen sie von ihrer Erdnähe zu dem Umgebungskreise auf. Ebenso die Pilger: einmal gehen sie von ihrer Heimat zum Heiligthum, ein anderes Mal wenden sie sich, vom Heiligthum zurückkehrend, ihrer Heimat zu. Wenn sie in der Richtung zum Heiligthume wandern, so bringt Jeder mit, was er in seiner Heimat an Geräth und Nahrung findet. Da kommt beim Festmarkte zusammen, was an schönen Sachen und eigenthümlichen Waaren in den Distrikten sich vorfindet, die Leute verkehren und beruthen sich miteinander. Haben sie dann ihre Ceremonien vollendet, so kehrt das Volk eines jeden Bezirkes mit all den schönen Sachen anderer Bezirke und voller Gewißheit der Gnade und des Wohlgefallens Gottes in seine Heimat. Ebenso dringen die Kräfte jener Himmels-Erscheinung von der Umgebungs-Sphäre durch bis zum Mittelpunkte der Welt. Denn wenn sich der Wurf ihrer Strahlen auf der Erdoberfläche vereinigt, so lösen sie die Elemente in Atome auf, diese vermischen sich und dann durchdringen sie diese Kräfte, und es entstehen daraus die mancherlei Erzeugnisse: Thier, Pflanze und Mineral von verschiedenster Gattung... Haben dann diese Kräfte ihr höchstes Ziel erreicht und die erstrebte höchste Vollendung erhalten, so kehren sie in der Richtung des Umgebungskreises zurück. Dies wird die Ursache zur Auferstehung der Seelen und Wiederbelebung der Geister, die entweder in Sieg und Frohlocken, oder mit Reue und Verlust stattfindet, ebenso wie die rückkehrenden Kaufleute und Pilger entweder im Siege, mit Frohlocken und Vergebung, oder mit Reue und Verlust heimziehen. So sieh nun, o Bruder, und überlege, wie die Rückkehr deiner Seele aus der Welt des Entstehens oder Vergehens zu der Sphärenwelt, woher sie kam, erfolgen wird, und bedenke das „Geheimniß von den Pilgern."

S. 195—196. „Die Pflanzen stehen in umgekehrter Ordnung nach unten hin, denn ihre Häupter (Wurzeln) gehen dem Mittelpunkt der Erde und ihre Enden den Himmelskreisen zu. Mit dem Menschen ist es gerade umgekehrt.... Die Thiere halten die Mitte zwischen Beiden...."

Etwas über die Entstehung der Perle finden wir S. 120—121. „Die Bestandtheile der Perle sind Wasser und kalkartige, süße und dichte Feuchtigkeit, welche gerinnt und zwischen zwei Schalen sich verhärtet. Es ist, als ob diese zwei sich deckende Töpfchen wären, deren Aeußeres rauh und schmutzig, deren Inneres aber glatt, rein und weiß ist. In ihrem Innern ist ein Thierlein wie ein Stückchen Fleisch. Die zwei Schalen sind gleichsam der Mutterleib, und ihre Stätte ist der Grund des salzigen Meeres. Das Thierlein kneift, aus Furcht, es möchte Wasser eindringen, die beiden Schalen fest aneinander — wie der Vogel, wenn er vom Fluge ausruht, seine beiden Flügel zusammenklappt — bis es merkt, daß das Meer nachgelassen im Wellenschlag. Dann steigt es bei Nacht zu einer ihm genau bekannten Zeit vom Meeresgrunde zur Oberfläche auf, öffnet seine zwei Schalen, wie die jungen Vögel ihre Schnäbel öffnen, wenn die Alten sie füttern, oder wie sich der Mutterleib bei der Empfängniß öffnet. Nun dringt von der Atmosphäre etwas in die Schalen ein; es sammeln sich innerhalb derselben Tröpflein süßen Wassers von der Art, wie Thau und Reif, die in der Nacht auf Pflanze und Kraut fallen. Wenn das Thierlein in der Muschel genug hat, kneift es die beiden Schalen aus Furcht, es möchte salziges Meerwasser hineindringen und die süße Feuchtigkeit durch Mischung verderben, wieder zusammen und taucht langsam auf den Grund nieder. Dort verweilt es einige Zeit, und allmählich wird jene Feuchtigkeit dick und schwer; sie besteht dann wie das Quecksilber, d. h. sie wird im Innern der Schale bei deren Bewegung hin und her gerollt und dadurch zu runden Körnchen gestaltet, wie dies auch beim Quecksilber geschieht, wenn man es zerstreut und rollt. Die Feuchtigkeit gerinnt, wird fest und verwandelt sich in kleine und große Perlen. Dies ist die Bestimmung des Hochherrlichen, Allweisen."

China.

Die chinesischen Rebellen.

Li, der gläubige King-Tschung-Wang, Oberfeldherr der rebellischen Kriegsheere der Tai-king-Tien-kuh-Dynastie, hat an Lord Elgin und den Herausgeber der „London Times" ein Schreiben gerichtet. In diesem Schriftstück theilt er diesen einflußreichen Personen das Ergebniß „einer Zusammenkunft des gegenwärtigen (Rebellen-) Kaisers mit dem himmlischen Vater und den himmlischen älteren Brüdern," mit, als er im Jahre 1848 von einem göttlichen Gesandten in den Himmel aufgenommen wurde. Die Offenbarung, die ihm auf diese Weise wurde, überzeugte ihn, daß „unsere himmlische Dynastie mit den ehrenwerthen Ländern des Westens dasselbe himmlische System der Gottesverehrung befolge, so daß man sagen kann, daß wir Alle unter dem Himmel, die also thun, zu Einer Familie gehören. Ich bin daher geneigt, mit den verschiedenen Ministern zu unterhandeln und in Uebereinstimmung mit den festen Regulativen in Beziehung auf die Erhebung der Zölle, alle Gesetze des Zollhauses zu handhaben, indem ich ganz nach den angeordneten Vorschriften verfahren und ganz gewiß die Zölle nicht erhöhen werde."

Es ist eine reizende Naivetät in der Einfalt, womit Se. himmlische Majestät die Angelegenheiten dieser und der zukünftigen Welt so eng verbindet, und in dem, durchflechtig genug, hervorschimmernden Gedanken, daß unsere religiösen Sympathien ihm von keinem großen Belang sind, wenn sie nicht einen klingenden Profit abwerfen. Abgesehen hiervon zeigt der Chinese keine geringe Kenntniß der menschlichen Natur. Mit anderen Worten: Li wirft den Engländern den verlockenden Doppelköder hin: freie Einfuhr von Missionairen und Opium, obgleich das Rauchen dieses Giftes durch die Tä-pings verpönt ist. Wir vermuthen, daß er bereit ist, die Milderung des Tarifs in Angriff zu nehmen, was er um so ungestrafter thun kann, da die Rebellen die eifrigsten Opiumraucher sind. Allein die schamlose Frechheit, womit dieser Kantoner Krämer — denn das war er ursprünglich — den religiösen und kaufmännischen Körperschaften Englands Sympathien für sein Raubgesindel gegen den regierenden Kaiser abzugewinnen vermeint, dürfte hoffentlich selbst einem Publikum von so schweren Begriffen, wie das englische, in die Augen springen.

Fast geräth man auf die Vermuthung, der respektable Li habe einen Wink von Napoleon III. bekommen, der es versteht, die zwei mächtigsten Klassen in England sich geneigt zu machen, indem er abwechselnd dem Papst eine Ohrfeige giebt und dem Handel Englands Zugeständnisse macht. Mit gleicher Pfiffigkeit wendet sich Li an das religiöse Gewissen und die Taschen der Engländer. Wer nur noch in England ein Herz in der Brust und einen Shilling in der Tasche hat, wird, wenn er Li's Manifest liest, zu dessen Vorschlägen beifällig schmunzeln. Ist John Bull etwa zu gewissenhaft, um Rebellen beizustehen, um neue Dynastien zu gründen, so stellt man ihm die Ausbreitung des Evangeliums und des Opium-Geschäftes in Aussicht, und dieses Moment rechtfertigt Alles; und stellt sich's etwa heraus, daß Hong-Tsen ein Schwindler, der vor der Bibel nicht mehr Respekt, als vor dem ersten Buche Konfutse's hat, und der abendrein ein schlechter Kunde ist — nun, so läßt man ihn im Stich und knüpft wieder mit Sr. kaiserlichen Majestät an.

Die Ursachen der Rebellion in China sind bekannt genug: die Ohnmacht der Regierung, die Mißbräuche, die in jedem Verwaltungszweig überhand genommen, mußten endlich den Unwillen des Volkes hervorrufen. Der Führer dieser Bewegung, Hong-Tsen, war ein Zögling des Herrn Roberts, eines amerikanischen Missionairs zu Kanton; bei ihm las er einige Brocken Christenthum auf, goß darüber eine Brühe aus eigener Küche, indem er Gedächtnißmängel und Unwissenheit der heiligen Urkunden durch angeblich unmittelbare Offenbarungen auszufüllen suchte.

Durch die Aufstellung eines eigenen Glaubensbekenntnisses hoffte Hong-Tsen die Literaten unter den Chinesen für die Bewegung zu gewinnen; doch hat er kaum Einen geworben. Indeß blieb jenes Bekenntniß das Partei-Abzeichen, wiewohl vom Christenthum, weder von dessen Wesen, noch von der äußeren Form, bei den Anhängern des „jüngeren Bruders" keine Spur zu finden ist. Sie trinken Wein, rauchen Opium, leben in Vielweiberei, wissen nichts vom öffentlichen Gottesdienst, kennen keine Taufe und haben von den neutestamentlichen Lehren höchst nebelhafte Begriffe. Sie singen ein Tischgebet vor dem Essen und bekennen sich, wenn sie mit einem Europäer zusammentreffen, zum Glauben an Christum.

Anfangs hatte theils der nationale Anstrich der Bewegung, theils die Unzufriedenheit mit der regierenden Dynastie manchen achtbaren Chinesen für die Sache gestimmt; allein die Kriegführungsart der Aufständischen brachte sie um alle Sympathie. Gegenwärtig, nach zwölf Jahren unablässigen Raubens und Plünderns, bilden sie einen Zusammenfluß

des schlimmsten Auswurfs. An den Ufern des Jang-tse-Kiang schaaren sie sich, quälen die armen Bauern und bringen über jede Gegend, die sie wie eine Pest heimsuchen, Jammer und Elend. Ohne andere Geldquellen, als Erpressung und Raub, ohne Gewöhnung und Geschick zur Arbeit, ohne geordnetes Verwaltungswesen, außer dem, was die Noth der Selbsterhaltung ihnen aufzwingt, unbekümmert und tollkühn, und daher den jämmerlichen Heeren, die ihnen die Regierung entgegensendet, mehr als gewachsen, sind sie eine wahre Geißel für das Land. Mit ihnen amtlich zu unterhandeln, wäre ebenso unangemessen, wie es thöricht wäre, von ihnen zur Verbreitung des Christenthums Beistand zu erwarten.

Von der Bevölkerung, die sie unterjocht haben, gefürchtet und verabscheuet wie sie sind, würden die Europäer jeden Anspruch auf Achtung in ganz China verwirken, wenn sie mit einer solchen Gaunerhorde gemeinschaftliche Sache machten. Bemerkenswerth ist, daß sie erst nach dem englisch-französischen Kriegszuge gegen Peking sich herbeigelassen haben, ein Bündniß mit England in Vorschlag zu bringen. Früher wurde auf jedes englische Fahrzeug gefeuert, das sich in dem Bereich der Batterien von Nanking blicken ließ; keinem Engländer ward gestattet, den Fuß an's Land zu setzen, wenn er sich nicht bereit erklärte, vor „dem Herrn des Himmels" das Knie zu beugen. Ihr anmaßender Hochmuth gab, bis zu jenem Wendepunkt, dem des Pekinger Hofes Nichts nach. Erst dann, als sie verzweifelten, sich ohne europäischer Hülfe Schang-hais zu bemächtigen, rückten sie mit dem Anerbieten heraus, das neue Testament zu drucken und sich dem englischen Zolltarif zu fügen.

Mannigfaltiges.

— Das Engadin. Professor Hermann Lebert, der tüchtige Physiolog und klinischr Lehrer, der von der Universität Zürich nach Breslau berufen ward, um hier den Lehrstuhl einzunehmen, den bis dahin Frerichs bekleidet hatte, hielt kürzlich dem gebildeten Laien-Publikum der schlesischen Hauptstadt einen interessanten Vortrag über eine seiner schweizerischen Erinnerungen, über das Engadin. Dieser Vortrag liegt jetzt gedruckt vor uns.* Das Engadin, im Kanton Graubündten, von der Gränze der Lombardei bis zu der von Tirol in einer Länge von mehr als elf Meilen sich erstreckend, bildet das höchste, größere Alpenthal, die ausgedehnteste und höchste Boden-Anschwellung Europa's. Es hat seinen Namen von dem hier entspringenden Inn-Fluß, italiänisch Eno, der das Thal seiner ganzen Länge nach durchströmt. Engadina, romanisch: Enjiadina, heißt eben nichts anderes, als „Innthal." Die Sprache der ungefähr 9000 Seelen starken Bevölkerung des Engadin ist das sogenannte „Ladin" (latein), die reinste Mundart des Rhäto-Romanischen, die sich auch als Schriftsprache geltend zu machen gewußt hat und eine Art von Literatur besitzt. Von den zahlreich in die Fremde wandernden Engadinern, die jedoch, wenn sie es im Auslande zu einem kleinen Vermögen gebracht, gewöhnlich wieder nach ihrem schönen Heimat-Thale zurückkehren, sind auch uns in Deutschland die fleißigen, tüchtigen, drei Sprachen redenden „Schweizer Konditoren" bekannt, die meistens aus diesem Thale stammen. Eine Folge dieser Aus- und Rückwanderlust ist, daß man im Engadin alle Sprachen und Dialekte des civilisirten Europa's hört. Die freundlichsten, schönsten Wohnhäuser zieren alle Dörfer des Thales. Bettler giebt es im Engadin nicht. An der Hand unseres beredten Führers ziehen wir durch das reizende Thal, machen wir uns mit seiner Natur, mit seiner Thier- und Pflanzenwelt bekannt und lernen wir einige poetische Erzeugnisse der Engadiner in romanischer und in deutscher Sprache kennen. Dem Ganzen ist eine, besonders für Aerzte interessante, chemische Analyse und medicinische Betrachtung der beiden heilkräftigen Quellen von Tarasp und Schuls beigefügt.

— Zur Geschichte der deutschen Freizügigkeit. Ueber die kürzlich in Frankfurt a. M. erfolgte polizeiliche Ausweisung des Schriftstellers Dr. Ed. Löwenthal, Herausgebers der „Allgemeinen deutschen Universitäts-Zeitschrift," bemerkt der „Arbeitgeber": „Das erste Erforderniß eines Kultur-Staates, wonach die Polizei für die Sicherheit der Person und des Eigenthums präventiv zu wachen hat, Vergehen und Verbrechen aber nur die Gerichte zu verweisen sind, scheint bei uns in Frankfurt (wie in mehreren anderen deutschen Staaten) noch immer nicht zur Geltung gelangt zu sein. Gutes Recht scheut sich nicht, auch vor das Gericht zu treten. So lange die Polizei in die Kompetenz der Gerichte eingreifen, die Sicherheit der Person ohne richterliches Urtheil antasten und gefährden darf, so lange können wir auch nicht darauf Anspruch machen, ein civilisirtes Volk zu heißen. Der vorliegende Fall ist um so auffallender, als der Betroffene sich nie mit Politik, sondern nur mit rein wissenschaftlichen Arbeiten befaßt hat."

— „Der Primator." Gedicht von Ludwig August Frankl.* Aus dem reichquillenden Born der Sagen, woran Prag, die schöne Städtestadt, so reich ist, hat der begabte Dichter L. A. Frankel wieder eine Perle geschöpft, und sie in anmuthiger Fassung den Lesern gereicht. Aber es ist ein sehr dunkler, düsterer Grund, auf welchem diese Sage ruhet. „Primatoren hießen die dem Bürgermeister beigewählten Aeltesten in Prag. Die jüdische Gemeinde adoptirte diesen Titel für ihren Richter." Ein solcher Primator ward einst an einem Freitag Abend, wo sonst die Juden in ihrer gemüthlichen Häuslichkeit ihrer Familie leben, unvermuthet zum Burggrafen (Statthalter) gerufen. Dort findet er eine schmausende, zechende Gesellschaft; theils bewußt, theils unbewußt läßt er sich zum Mitschmausen verleiten, und die bis zum Rausche schwelgende Menge zwingt den Juden zur Taufe, die sogleich an ihm vollzogen wird. Ein Mönch, der als Kind dem Ghetto entrissen, Christ wurde, verräth die That dem Vater des Primators noch in selber Nacht, und dieser in Verzweiflung, beruft das Bet-Din (jüdisches Gericht), um ihm zu rathen, was er thun solle, da andern Morgens die Geistlichkeit in Prozession den im Taumel nach Hause gekehrten Sohn holen werde. Soll, darf er den Sohn tödten? Nein! entscheidet das Gericht. Da faßt in brütender Verzweiflung der Alte die Fackel und zündet das Haus an, in welchem der Primator mit verbrennt. Der Vater aber irrt düster und stumm durch das Leben. Einen schönen, erhebenden „Nachgesang" giebt uns der Dichter im „Golem," der sich auf dem düstern Grunde mildernd abhebt. Der „Golem" ist nämlich (der Sage nach) ein durch das unter die Zunge gelegte Tetragrammaton in's Leben gerufenes Menschenbild aus Thon. Sobald der Gottesname ihm am Vorabend des Sabath genommen wird, fehlt ihm das Leben. Einst vergißt der kundige Rabbi, den Namen ihm zu entziehen, und der Golem rast fort, bis der Meister ihm rasch den Namen entreißt und er zum Thongebilde wieder versinkt. Schön knüpft der Dichter daran das sinnige Wort:

„Noch lebt, was da erzählst, als Kunde.
Die Menschen aller Glauben bilden
Sich einen Golem auch, noch jetzt.
Der toll mit dem zerstörungswilden
Und trotz'gen Geist die Welt verletzt.
Führt Fanatismus nicht beständig
Den Namen Gottes auch im Mund?
Und unterwühlet kaufendhändig
Der Menschenliebe heil'gen Grund?
Doch kommen wird der hohe Meister,
Der ihm entreißt das Lügenwort,
Dann blüht das Friedensreich der Geister,
Die Erde wird ein Liebesport."

Von demselben Verfasser ist zugleich ein Helden- und Liederbuch"** erschienen, das gar viel des Schönen aus dem Gebiete des Epischen und Lyrischen enthält, und uns den lebensfrischen und gemüthvollen Dichter stets lieb gewinnen läßt.

* Das Engadin, seine Heilquellen, seine Natur und seine Bewohner. Ein öffentlicher Vortrag, gehalten in Breslau, am 6 Januar 1861. Nebst einem medicinischen Nachtrage über Tarasp und St. Moritz. Von Professor Dr. H. Lebert. Breslau, W. G. Korn, 1861.

* Wien und Prag, Kober und Markgraf, 1861.

** Wien und Prag, Kober und Markgraf, 1861.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, so wie jede Postanstalt, für Leipzig die Expedition des Magazins, Universitätsstraße Nr. 21, und die Verlagshandlung.
Leipzig.

Magazin

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefe etc. entweder frankirt an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn J. Bach's Buchh., Unter den Linden Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 16. Mittwoch, den 17. April 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt.

Belgien. Seite

Feudalismus und Kirche 181
Zur Geschichte der vlamischen Literatur 183

Frankreich.

Salvador's „Paris, Rom und Jerusalem" 184

Italien.

Bibliographie des einigen Italien 185

England.

Shakspeare vom irischen Standpunkte 186

Nord-Amerika.

Die westliche Welt, nach Alexander Mac Kay II. Soziale Zustände. Die Sklaverei. Volks- und Gesellschaftsleben. Handel und Handelspolitik 189

Polen.

Nachanes und die Juden in Polen 190

Mannigfaltiges.

Baltische Publicistik 191
Eine böhmische Zeitschrift in Paris . . . . . "
Huber's volkswirthschaftliche Zeitschrift 192
Menasse ben Israel . . . . . "
Chinesisches Vademecum für Goldsucher . . . . . "

Belgien.

Feudalismus und Kirche.*

Der große Kampf der Parteien, in dem wir leben, ist nicht von heute; tief im Schoße des Mittelalters ruhen die Keime zu der Bewegung, die noch im 19. Jahrhundert alle Welt in Mitleidenschaft setzt. Papstthum und Kaiserthum, Deutschthum und Welschthum, Italien, das Reich der Mitte, der süßeste Zankapfel, und andererseits Feudalismus und Bürgerthum, Häresie und Kirchenthum, nationale Sonderung und kosmopolitische Katholicität, so lauten seit den Tagen der Hohenstaufen die Namen der ungeheueren Gegensätze, die zweischneidigen Schwertern gleich sich in die Geister und Herzen der Europäer eingebohrt haben. Es gehört Muth dazu, nach diesen Schwertern zu greifen, aber noch mehr Muth wird aufgeboten, wenn Jemand sich die Aufgabe einer erschöpfenden Entwickelung und innerlichsten Begründung der genannten Gegensätze aus den wormen Quellen des Lebens und der Geschichte heraus zur Pflicht gemacht hat. Wahrlich, es gehört Muth dazu, der Muth der Besonnenheit, nicht jener Uebermuth, der mit den Mächten des Daseins spielt, ohne deren Ernst und Schwergewicht erkannt zu haben!

In Belgien, in den Gauen unserer wackeren stammverwandten Blamingen lebt ein Mann, der bereits durch die That bewiesen, wie stark ihm der Muth des Staatsmannes innewohnt, und in wie hohem Grade auch die Fähigkeit zu jener Begründung und lebensvollen Darstellung der aus von den Jahrhunderten vererbten Gegensätze. Herr F. Laurent, Professor an der Universität zu Gent, ist der Mann, den ich meine, und dessen geistige Bekanntschaft jedem denkenden Menschen, wie jedem Politiker, zum Vortheil auf seiner Bahn gereichen muß. Was Herrn Laurent in dem Gewoge unserer Prinzipien-Schlachten, in denen Charakter und Gepräge des Einzelnen so häufig verloren gehen, am meisten auszeichnet, ist die charakterfeste Bestimmtheit seiner Ansichten und Schilderungen, welche ihn mit der Stütze eines gediegenen Selbstbewußtseins begabt und dergestalt auch durch persönliche Antriebe auf der erhabenen Stufe der freien Wissenschaft erhält. Das ist die Sphäre, in der der Parteigeist sich unter den Maßstab der Wahrheit beugt. Hier die Entschiedenheit der Denkungsart zur berechtigten Geltung bringen, ist eben so schwierig, als gefährlich. Die stählerne Feder des Herrn Laurent hat, als sie im vorigen Jahre bei Gelegenheit der Abhandlung „Van Espen, historische Studie über Kirche und Staat in Belgien," die Rechte des Staates scharf und gründlich verfocht, ein schönes Probestück unparteiischer Entschiedenheit geliefert.*

Aber das Feld, auf welchem das Drama der großen Prinzipienkämpfe gezeigt wird, muß würdig sein der Vorgänge, denen es zum Schauplatz dient. Es muß beherrschende Punkte darbieten, von welchen aus man einen umfassenden und auch sicheren und genauen Ueberblick über den Verlauf der sozialen Action erlangt. Herr Laurent ist ein Priester der Themis; als Jurist war er früh darauf gekommen, daß die Idee der Gerechtigkeit ein centrales Interesse unserer Zeit vertritt, und so hat er das Völkerrecht sich zur Wahlstatt erkoren, ein Gebiet, dessen köstlichen Werth jede Eisenbahn, jeder Telegraph, jeder Handelsvertrag steigert. Die Geschichte der Menschheit im Spiegel des Völkerrechts ist der großartige Stoff, dem Herr Laurent durch sein ausgedehntes Werk „Studien über die Geschichte der Menschheit" Leben einhauchen will. Der siebente Theil des Werks, der unter dem Titel „La féodalité et l'église" uns vorliegt, soll den Völkerverkehr im Mittelalter schildern.

Das Mittelalter vereinigte seine Kraft in zwei Schwertern, dem geistlichen und dem weltlichen; miles und clericus heißen die Glieder der beiden regierenden Stände, und so geben denn Lehnswesen und Kirche zusammen den Schlüssel zum vollen Verständniß des Mittelalters. Allerdings empfängt das Bild einer Epoche erst seine Ganzheit und Abrundung, wenn der Darsteller das Leben der damaligen Völker nach allen Richtungen im Auge hat, und an die bewegenden Haupt-Ideen auch die tausend Nebengedanken und Nebenzwecke der Menschheit anzuknüpfen versteht. Ueberdies muß das Bild aus den wahrhaften Quellen und Denkmälern der Zeit gewonnen sein. Beiden Ansprüchen genügt Herr Laurent in der ausführlichsten Weise; er malt das Mittelalter nicht mit zwei kühnen Pinselstrichen der kahlengrauen Abstraction, sondern in dem bunten Farbenspiel aller seiner sozialen Erscheinungen, durch die nur als Grundton des Gemäldes der Bezug von Lehnswesen und Kirche überall deutlich hervorschimmert. Vor dem Fehler der Abstraction bewahrt unsern Autor die tüchtigste Quellenkunde und jene bei den Juristen der Westländer nicht seltene allgemeine Bildung, die ihm auch vermöge ausgebreiteter Sprachkenntniß die Literaturen Deutschlands, Englands und Italiens erschloß und die französische, deren Zunge er redet, nach dem Standpunkte eines Akademikers, d. h. bis zur innigen Vertrautheit mit den Sprachformen des alten Frankreichs der Capetinger und Valois. Aber wir dürfen es ohne Ueberhebung sagen: den kernigsten Stoff hat Herr Laurent aus der deutschen Wissenschaft gezogen, deren eigenthümlichsten Theil, die germanistische Forschung er mit vorzüglichem Eifer kennen gelernt hat. Uns überkommt in Folge aller dieser Umstände bei der Lesung

* Histoire du droit des gens et des relations internales, Etudes sur l'histoire de l'humanité, tome VII: La féodalité et l'église, par F. Laurent, professeur à l'université de Gand. Bruxelles et Leipzig, Auguste Schnée, 1861. 1 vol. in 8°. 664 pag.

* Van Espen, Etudu historique sur l'église et l'état en Belgique, par F. Laurent, Bruxelles, La Croix, Van Meenen et Co., Bruxelles et Leipzig, Aug. Schnée Paris, Bohné, 1860. 1 vol. in 8°. 248 pag.

das angenehme Gefühl der Sicherheit, daß wir auf solidem Boden wandeln und nirgends den geistreichen Launen eleganter Unwissenheit ausgesetzt sind.

Es ist ein eigen Ding um das Mittelalter, wie es war. Unser flandrischer Gewährsmann, indem er das wirkliche Mittelalter vorführt, weiß recht gut, daß es, namentlich in Norddeutschland eine Anzahl von Leuten giebt, die sich ein ideales Mittelalter geschaffen haben, treu der schmeichelhaften Eingebung ihrer Phantasie. Zuerst mag es die „patriotische Phantasie" von Justus Möser, den Herr Laurent in einer ergötzlichen Stelle seine tapfere Vertheidigung des Faustrechts vortragen läßt, auf der „rothen Erde" von Osnabrück verschuldet haben, daß inmitten der Vielregiererei des 18. Jahrhunderts der Geist der feudalen Selbsthülfe, freilich hinter den dichten Mauern der „wohlumfriedten" Studirstube, wie Vogel Phönix aus der Asche der Jahrhunderte auferstand (nicht weit von Münster, wo die Fürstin Galizin schwärmte) und nachdem „Fritz Stolberg" und Herr Friedrich Schlegel die Romantik hinzugedichtet hatten, mit mächtigem Flattern sich über den Firsten der Burgen und Schlösser erhob. Herr Laurent ist über die „Genesis" dieses Ideal-Mittelalters trefflich unterrichtet, und in einem Abschnitt seines Buches „Würdigung des Feudalregiments" (appréciation du régime féodal) überschrieben, giebt er mit einigen enthusiastischen Worten Schlegel's, der den gerichtlichen Zweikampf der Procedur vorzieht, weil man dort „blos das Leben" verliere, hier aber den „Adel der Empfindung," eine prägnante Charakteristik dieser wildromantischen Denkungsart.

Nun kommt es zwar auf der Schaubühne der Weltgeschichte herzlich wenig darauf an, welchermaßen der Eine oder der Andere sich ein vergangenes Zeitalter denkt und ausmalt, obwohl der Subjektivismus oft einen lehrreichen Zug nach dem ihm wahlverwandten verräth. Wir fragen: was war der in den überlieferten Denkmälern bezeugte Typus des Mittelalters? Er war nicht einfach, er war dualistisch. Wäre er einfach gewesen, so würden entweder die Völker an Thatlosigkeit gestorben sein, nämlich, wenn die Kirche Roms allein dagestanden hätte, oder die europäische Welt wäre in unzählige Splitter von einander geborsten und hätte sich in eine stürmisch wogende Masse isolirter Lebenskreise aufgelöst, denen ihre eigene Ungebundenheit das Todesloos bestimmte! Im ersten Fall hätte die starre Einheit der Kirchengewalt jede Individualität des Völkerlebens erdrückt, im zweiten würde „der löbliche Gebrauch germanischer Freiheit" den Krieg Aller gegen Alle zum unabwendbaren Endziel gehabt haben. Herr Laurent preist es mit Recht als eine hohe Gunst und Gnade der Vorsehung, daß sie das Gleichgewicht zwischen den beiden Kräften gewahrt hat. Es war ein Glück für die Menschheit, daß die Herrschsucht der Päpste ein geistliches Imperium über die abendländische Theilneuheit errang, und andererseits war es ein Glück für die Menschheit, daß der Freiheitsdurst und der Individualismus der Germanen die tödtliche Umarmung der römischen Welteinheit immer wieder abschüttelte durfte. Weder Kirche noch Feudalismus hatten den Beruf, das ganze Leben zu absorbiren und weil weder dieser noch jene das Leben verschlingen konnten, darum ist der Fortschritt zur Neuzeit möglich geworden.

Nur der Wechselblick auf beide Grundelemente des Mittelalters ermöglicht ein unparteiisches Urtheil. Alle Parteilichkeit und Einseitigkeit in der Schätzung jener Periode wurzelt darin, daß man bald die Kirche über den Feudalismus, bald den Feudalismus über die Kirche vergißt. Das Mittelalter ist kein Paradies gewesen, wahrhaftig nicht, denn die rohe Gewalt leitete aus der Selbstberechtigung des Einzelnen das Recht zu jeglicher Willkür ab, und eine Obrigkeit gab es meist nur so weit der Lehnskontrakt reichte, während der Aberglaube, den man poetisch verherrlichen, aber nicht wegleugnen kann, die scheußlichsten Greuel sich erlaubte; inzwischen, wenn auch kein Paradies, das Mittelalter ist doch nicht blos eine Zeit voll Frevel und Friedlosigkeit gewesen, sondern eine, obschon harte und strenge, Vorschule zu der reiferen Entwickelung der neueren Geschichte. Das Mittelalter hat die Keime zu der Saat ausgestreut, welche allmählich, von Blut und Thränen gedüngt, unter der schreienden Losung „Recht und Friede" emporblühen will; das Mittelalter hat die Völker selbständig angenähert und ein Familienleben der Civilisation begründet, das keines Eroberers Habsucht und keines Fanatikers Laune in's Nichts zurückschleudern kann!

Wenn wir hier und da einer Erscheinung des Mittelalters unseren Beifall schenken, manchmal einer Folge der kirchlichen Macht, stellenweise auch einer des Lehnswesens, so sind es natürlich solche Lebenszeichen, die unverkennbar nach Vorwärts deuten. Hierin begegnen wir genau den Sympathien des Herrn Laurent. Um es kurz auszudrücken, wir begrüßen mit Freude alle Erscheinungen, welche den Zusammenfluß der Gesellschaft förderten, die Schranken zwischen den Ständen, Völkern und Ländern milderten, den Einzelnen zum Bewußtsein seiner sittlichen Würde brachten; wir sehen dagegen mit Trauer auf diejenigen, welche den Verkehr der Nationen hinderten, die Klüfte zwischen den Gesellschafts-Gruppen ausdehnten und die menschliche Natur der Erniedrigung Preis zu geben drohten.

Das Cheistenthum, welches bei den unverdorbenen Barbaren Eingang gefunden, hat die Gränzpfähle eines gewaltigen Zeitabschnittes in die Menschheit gesenkt, indem es den Standpunkt des Alterthums für immer verneint hat.

Die Idee der Kindschaft Gottes hatte sich der Seelen bemächtigt und die christliche Gleichheit der Bekenner, wie die brüderliche Liebe, die sie vereinigen sollte, vertrug sich schlecht mit dem Herrenthum und Sklaventhum und widersprach diametral dem orientalischen Despotismus des sinkenden Römerreichs. „Eine höhere Würdigung des seelischen Ich" war die unveräußerliche Errungenschaft des Christenthums, welche der aristokratischen Nichtachtung des Geringeren und der Sonderung der Klassen ein nicht zu überschreitendes Maß auferlegte. Und obgleich die christliche Gleichheit sich früh auf den engeren Kreis der Kirche zurückzog und selbst innerhalb des Klerus, der seit dem vierten Jahrhundert allein die Kirche vollständig repräsentirte, häufig von der ständischen Zerklüftung der weltlichen Sphäre durchbrochen wurde, blieb das Prinzip der Gleichheit vor Gottes Thron im Wesentlichen stets anerkannt, lebte in einigen Mönchsorden in ganzer Kraft fort und wurde im dreizehnten Jahrhundert durch die Stiftung der Bettelorden, der Franziskaner oder Minoriten und der Dominikaner, von Neuem aufgefrischt. Wo der Hörige so gut wie der Freiherr (homa proprius und baro) zu den höchsten Stufen des ordo emporsteigen konnte, da war ein starkes Gegengewicht gegen die Abgeschlossenheit der Stände gegeben, und dasselbe hat seine temperirende Wirkung bis in die spätesten Zeiten des Mittelalters geübt.

Haben wir das Prinzip der Gleichheit erwähnt, so wird man sogleich erfahren wollen, wie es mit dem der Freiheit bei den germanischen Völkern stand. Unser belgischer Autor zeigt sein tiefes Verständniß des Mittelalters, indem er den Punkt der individuellen Freiheit am Lebhaftesten accentuirt und klärlich hervorhebt, wie der Drang nach individueller Freiheit und Selbstgestaltung des Lebens die Menschen dieser Periode am innigsten bewegt hat. Die germanische Freiheit trat gegenüber der römischen Gleichheit. — Wenn aber die Freiheit nicht aus einer allgemeinen Regel der Staatsordnung, sondern aus dem individuellen Bewußtsein der Person hervorgeht, wird sie nothwendig dem Zuge der Individualisirung folgen und in unzählige individuelle Sonderarten zerfallen, die alle ein eigenthümliches Gepräge tragen und die ganze Skala der Modulation des freien Willens ausdrücken. Auf der Basis des individuellen Bewußtseins gränzt nun allerdings die Freiheit hart an die Willkür; haben doch das Faustrecht, der Privatkrieg oder das Fehderecht und ähnliche Ausflüsse der Eigenmacht diese Schattenseiten der germanischen Freiheit gegen die Lichtseite genugsam in den Vordergrund gedrängt. Nichtsdestoweniger wird alles Einzelne auf dieser Welt durch seine Nachbarschaft in Schranken gewiesen, zur Allmacht kann sich nichts entwickeln. So frei Jemand auch sein und sich gebärden mag, immer wird er doch nur so viel ausrichten, als er kann und soferner nicht durch solche, die an Macht über ihm stehen, gehindert wird. Diesem natürlichen Sachverhältniß entsproß die ungeheure mannigfaltige Verzweigung des mittelalterlichen Freiheitsbaumes, die bunte Modification der Freiheit durch eine unendliche Stufenreihe der Unfreiheit. Selbstverständlich wurden dadurch beide gemäßigt. Jeder Lehnsinhaber hatte noch einen Größeren über sich, selbst der Kaiser mußte die Gesammtheit der Fürsten als das eigentliche imperium (in dem Fürstengerichte unter dem Vorsitze des Pfalzgrafen bei Rhein) über sich anerkennen. Andererseits, war der Edelmann landesmialpflichtig, so konnte die Lehnsabgabe des Bauern nicht als eine absonderliche Bedrückung dieses Standes erscheinen. Zwar ist es eine Lieblingsneigung einiger Germanisten, z. B. Ferdinand Walter's (der, ein treuer Schildknappe Roms, besser ein „Romanist" heißen dürfte, im schroffen Gegensatze zu dem deutsch denkenden und deutsch redenden Belgier Leopold Warnkönig), die Lage der Bauern im Mittelalter in den anmuthigsten Farben zu malen, indessen darf man wohl einräumen, daß sie nirgends gleichmäßig schlecht gewesen, einfach, weil das Rechtsverhältniß der Bauern nirgends genau dasselbe war! Die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen offenbart sich beim Bauernstande in einem Grade, der die Systematiker des germanischen Rechts oft zur Verzweiflung gebracht hat! Es gab nämlich Indifferenzpunkte der Freiheit und Unfreiheit z. B. die Pfleghaften (homines advocatitii) und Wachszinsigen (cerocensuales),

die bis auf den Zins und die Hofdienste als Frei-Bauern galten, wie es dagegen in den Ministerialen unfreie Ritter gab;* ja vom höhern Standpunkte der Gesellschaft sind alle Schichten des Mittelalters als Indifferenzpunkte von Freiheit und Unfreiheit zu fassen, sowohl der trotzige Reichsvasall, als der arme Leibeigene, der mit dem Sklaven des Alterthums nicht einmal den Namen gemein hat.

Das dritte Ideal der modernen Menschheit, nach der Freiheit und Gleichheit, ist die Brüderlichkeit. Wie hat es mit der Brüderlichkeit im Mittelalter ausgesehen? Herr Laurent, dem der internationale Verkehr der Menschheit der Anfang und das Ziel seiner Studien ist, widmet den Momenten der gesellschaftlichen Einigung die sorgfältigste Aufmerksamkeit. Schon in den Abschnitten, in denen er die Gleichheit und die Freiheit abhandelt, ist das gesellige Band der Völker der rothe Faden, der sich durch die Betrachtung schlingt. — Daran sieht wieder die Kirche, da deren eigene Einheit das stärkste, zeitweise sogar das einzige Einheitsband war. Die Kirche, das gesteht auch der Protestant willig ein, hat nicht blos viel, sie hat das Meiste gethan, die Völker des feodalen Abendlandes zu verknüpfen. Sie stiftete gegen die Ueberhandnahme der Privatfehden, der Hauptstörenfriede des Verkehrs, den Gottesfrieden (tregua Dei), sie nahm unter ihren Schutz das Gastrecht (jus hospitii seu hospitalitatis), welches das Reisen in der „Fremde" überhaupt erst möglich machte, denn die Klöster waren lange Zeit die einzigen Gasthäuser. Sie, die Kirche, wußte sich der streitbaren Kampfsust der Feudal-Aristokratie zu bemächtigen und den unbändigen Thatendrang wider dessen partikulare Natur zu einem gewaltigen, internationalen Unternehmen zu verwenden. Es sind die Kreuzzüge, die ich meine, und deren ungeheuere Wichtigkeit vielleicht immer noch nicht vollkommen gewürdigt ward. Wären sie nur die Quelle unseres levantinischen Handels, wir hätten Recht, sie zu preisen, aber sie haben eine weit reichere Fülle geistiger Schätze in der Kenntniß des Morgenlandes und Alterthums unsern Wohnstätten zugeführt. Ohne die Kreuzzüge hätte die Absonderung der Völker und Stände (status in statu) schließlich doch die Katastrophe einer allgemeinen Auflösung der Gesellschaft zur Folge gehabt. So kann man sagen, daß die Kreuzzüge die Gesellschaft gerettet haben.

Der Hebel, dessen sich die Kirche bediente, um den Lehnsadel ihrem Interesse zugänglich zu stimmen, war die Ritterschaft, die man ebenfalls zu den heilbringenden Momenten des Mittelalters rechnen muß. Das Ritterthum, ursprünglich aus der germanischen Sitte hervorgegangen, sollte unter dem Einflusse der Geistlichkeit eine große Brüderschaft aller wehrhaften Vertheidiger der Wehrlosen, der Kirche, der Frauen, der Armen, Kranken, der Pilger darstellen: eine gewaffnete „Advokatie" des Rechts der Schwächeren! Leider ward sie jedoch von dem üppigen Wachsthum des feudalen Egoismus, dem Eigenrecht und Eigenmacht mehr am Herzen lagen, gar bald überwuchert. Der persönliche Geist der Ritterschaft versteifte sich in den Interessen des Grundes und Bodens, das Lehnrecht schrumpfte nach und nach zu einem modificirten Grundeigenthum zusammen und die lokale Scholle ward allen Menschen zur Fessel der freien Bewegung (Jder der glebae adscripti). Ob „die Luft frei oder unfrei wehte," machte nun einen äußerst fühlbaren Unterschied, und außerhalb der Kommunen, die übrigens auch gegen Ende des Mittelalters großentheils in Verfall geriethen, wehte die Luft überall unfrei. Das heißt: der Mensch wurde gewaltsam von dem Boden angezogen, auf dem er stand, mindestens in sachlicher Hinsicht. Da schröpften die Person das jus albinagii (droit d'aubaine), das Heimfallsrecht der Verlassenschaft eines Fremden an den Herrn des Sterbeorts, das Bruch- und Achsenrecht, welches durch methodische Bernachlässigung der Landstraßen und durch Wegelagern und Stegreifreiten einträglicher gemacht ward, das jenem verwandte Strandrecht (droit de naufrage), welches durch künstlich bewirkte Schiffbrüche, namentlich an den Ostseeküsten (in dem Ordensstaat der Schwertritter durch die Freiherren von Ungern-Sternberg) in Flor erhalten wurde, und eine Unzahl ähnlicher, dinglicher und dinglich-persönlicher Rechte, die sämmtlich die weite Kategorie der beklagenswerthen Hindernisse des Verkehrs ausfüllen.

Wir wiederholen es, das Mittelalter ist kein goldenes Zeitalter gewesen, und im Sinken gewann es ein sehr „brüchiges" Ansehen, es konnte mit den Mitteln, welche es aus seiner Kindheit entlehnt hatte, nicht mehr den Anforderungen des Fortschritts genügen. Neue Mittel und Kräfte, wie Kirchenreform, Staatenbildung durch Fürstenmacht, Welthandel Geistesfreiheit durch Wissenschaft mußten dem Kultur-Prozeß zufließen, um die Menschheit auf einen höheren und breiteren Standpunkt zu heben, und dies hat die neuere Zeit vollbracht seit der Reformation, der Renaissance und der Entdeckung Amerika's.

Möge unser geistiger Freund, Herr Laurent, diese neue Aera des Menschengeschlechts mit der gleichen Tiefe und Gründlichkeit schildern, wie er das Mittelalter gezeichnet hat! T. v. B.

* Von den Ministerialen stammt ein großer Theil des alten niederen Adels in Deutschland. Gerade diejenigen alten Geschlechter, welche aus dem Ministerialitäts-Verhältniß der Erbhofämter bekleiden, verrathen oft durch ihre Titel ihre Abstammung aus der Hörigkeit. Bei Einigen ist sogar der Familienname ein untrügliches Zeichen dafür. Anmerkung des Ref.

Zur Geschichte der vlamischen Literatur.

Die moderne belletristische Literatur der Vlamingen hat, wie ihre Zeitungen, das Charakteristische, daß sie sich fast ausschließlich auf dem Boden des Katholicismus bewegt, während die vorzüglichsten, französisch geschriebenen Zeitungen und Bücher Belgiens diesen Standpunkt bekämpfen.

Aus dieser Thatsache darf man jedoch keineswegs schließen, daß die wallonische Bevölkerung dieses Landes vorzugsweise liberal und antikatholisch, und die vlamische durchgängig katholisch und antiliberal sei. Im Gegentheil, die Mehrheit der Gebildeten, sowie die meisten Leiter der vlamischen Bewegung, stehen auf dem Standpunkte des Nationalismus oder des Regirens des Christenthums selbst, gerade wie die Gebildeten des französisch redenden Theiles. In politischer Beziehung neigen sie sich sogar stark dem äußersten Radikalismus zu; jedoch weniger aus Ueberzeugung von seinem Werthe und einer Hingabe an die Prinzipien desselben, als vielmehr aus dem einfachen Grunde, daß sie sich von dem bestehenden Regimente vernachlässigt sehen. Es kann uns daher nicht wundern, ihnen auf den extremsten und widersprechendsten Kampfplätzen zu begegnen.

Liberale und Klerikale sind in Belgien auf beide Landesgebiete, das vlamische und wallonische, ziemlich gleichmäßig vertheilt. Im Großen und Ganzen kann man annehmen, daß die Städte sich am Meisten von dem Einflusse der Geistlichkeit emancipirt haben, während die Bewohner des platten Landes fast ausschließlich demselben unterworfen sind.

Der auch über Belgien hinaus bekannte vlamische Schriftsteller, Hendrick Conscience, war liberal, als er seine ersten Bücher schrieb. Aber der Adel und die wohlhabenden Klassen von ganz Belgien, also auch des vlamischen Theiles, lesen französisch und halten nicht viel von ihrer Muttersprache; sie ist ihnen das Aschenbrödel, das man nur zu niederen Diensten gebraucht. Ueber das eigentliche Volk hingegen hat die Geistlichkeit eine solche Macht, daß nicht leicht ohne ihren Willen etwas in seine Hände kommt. Dazu ist dasselbe bei dem Mangel an öffentlichen Schulen und der Abwesenheit des Schulzwanges so vernachlässigt und in der Bildung noch so weit zurück, daß wohl nur Wenige die Fähigkeit besitzen, ein Buch ordentlich zu lesen. Die Mädchen und Frauen tragen zwar alle ein sauber gebundenes Gebetbuch zur Kirche; aber ich habe mich nur zu oft überzeugt, daß die meisten auch nicht eine Zeile in demselben zu lesen im Stande waren.

Auf den ersten Blick erscheint es dem Ausländer sonderbar, daß bei der nahen Verwandtschaft der holländischen und vlamischen Sprache die holländische Literatur keine Verbreitung unter dem vlamischen Volke findet! Die Gebildeten ziehen, aus leicht begreiflichen Gründen, die französische vor; sie ist universeller, schmiegt sich allen Bildungsstufen und Verhältnissen an, und stößt weniger oder doch seltener gegen eingewurzelte und nationale Vorurtheile an, als die holländische. Bei den Ungebildeten aber kömmt zu dem Mangel an Unterrichtung noch der Gewissensrath, welcher selbst von der Kanzel herunter warnt: Leset nicht die Bücher, welche mit aa geschrieben sind — (der Holländer drückt das lange a durch ein doppeltes a, der Vlaming durch ae aus) — sie sind lutherisch.

Conscience sagte sich daher nach langer und reiflicher Ueberlegung: Soll eine niederdeutsche Volks-Literatur in Belgien erstehen und ein Lesebedürfniß beim Volke erwachen, will ich überhaupt in vlamischer Sprache gelesen werden: so muß ich mich auf einen Standpunkt stellen, auf welchem das Volk sich befindet; ich muß die widerwillige und literaturfeindliche Geistlichkeit selbst zu Verbreitern und Beförderern meiner Schriften machen! — Seine früheren liberalen Romane sind daher in späterer Auflage alle überarbeitet und dem katholischen Standpunkte angepaßt worden.

Nur ein so entschieden begabter, dichterischer Genius, wie Conscience, konnte eine solche Bahn ohne große, eigene Gefährdung beschreiten. Andere haben versucht, bald im sozialistisch-, bald im republikanisch-radikalsten Sinne zu schreiben; sie erfuhren natürlich von ihren Parteigenossen

ein hohes Lob, sind aber äußerst wenig in's Volk gedrungen. Irgend ein Produkt von Bedeutung haben sie auch bisher nicht erzeugt. Allein die jüngste Generation der vlamischen Schriftsteller neigt sich entschieden dem Liberalismus zu; — ob sie durchdringen und schon in unseren Tagen sich einen hinreichenden Leserkreis schaffen werden, muß die Zeit lehren.

Heute haben wir es vorzüglich mit der katholisirenden Richtung zu thun, und wollen von dieser ein kurzes Verzeichniß der Schriftsteller und ihrer Werke geben, die Zergliederung einzelner Sachen uns für eine andere Gelegenheit vorbehaltend.

Außer Conscience, dessen Werke zu bekannt sind, um sie hier nochmals zu verzeichnen, müssen wir als den augenblicklich am meisten gelesenen vlamischen Novellenschreiber, A. Snieders jr., zuerst erwähnen. Er ist aus Nordbrabant, also Holländer der Nationalität nach; lebt jedoch seit langer Zeit in Antwerpen als Redacteur des Antwerpener Handelsblattes. Er ist unermüdlicher Verfechter der vlamischen Sache, und, wie sich von seiner Nationalität erwarten läßt, Verfechter des Anschlusses der Vlamingen an Holland. Bei der Königin des letzteren Landes steht er hoch angeschrieben, auch ist er Ritter eines holländischen Ordens. Seine Hauptwerke sind:

Die „Vormheezige Schwester," eine Erzählung aus unserer Zeit in zwei Theilen. — Der „Landesueeräther," Roman mit geschichtlichen Erinnerungen. — Der „Oegeldeeher," eine Geschichte aus dem Jahre 1817. — „Abend nnd Morgen," Skizzen aus dem vlamischen Leben.

Dr. Reniee Sniedees, ein Bruder des vorigen, wird diesem von Vielen vorgezogen. Seine besten Werke sind: „Die Lilie des Dörfchens," „Doktoe Markus" und „der Barmann."

Ein anderer vieljähriger Redakteur politischer Zeitungen in Antwerpen, Herr Sleeckx, zeichnet sich durch Fruchtbarkeit aus. Seine vlamischen Theaterstücke zeigen von vieler Begabung und werden zu den besseren gerechnet.

Nicht minder nennenswerth als vlamischer Novellenschreiber, wie die vorigen, ist Ecreniſſe. Sein interessantestes Werk ist: „De Bokkenrydere in den Lande van Valkenberg," welches ganz auf wahren Thatsachen beruht. Fesselnd ist auch: Der „Drossaert Clero," eine Umarbeitung der „Tenten in de Limburgachn Kempen," Sittengemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert. Wenn auch etwas stark katholisch gefärbt, zeichnet sich Ecreviſſe doch duech treffliche Schilderungen aus und ist nicht wenig geeignet, das Lesebedürfniß des so sehr vernachlässigten vlamischen Volkes anzuregen.

Noch stärker ecligiös gefärbt ist vielleicht Pieter Geiregat. Seine Sprache ist jedoch einfach, schön und volksthümlich. Sie erinnert manchmal an Krummacher's Parabeln. Er hat sich das Verdienst erworben, einen Zweig dee Literatur zu bearbeiten, welcher im Vlamischen fast gar nicht vertreten war: Erzählungen für Kinder.

Eugen Zetternam,* welcher in jugendlichem Alter 1855 in Antwerpen starb, hält sich mehr vom religiösen Boden frei. Wahrscheinlich durch seine wenig beneidenswerthe äußere Lage erbittert, geräth er nur zu oft auf einen etwas rohen, sozialistischen Boden und verliert dadurch, namentlich für deutsche Verhältnisse, viel an Wahrheit. Die düsteren Farben, welche ee in fast allen seinen Erzählungen aufträgt, müssen wie wohl denselbea Lebensschicksalen zuschreiben. Seine „Tante Mortelmans," die „Bettlerin" und „Scenen aus dem Leben eines Malers" halten sich von den genannten Fehlern frei und bekunden ein tüchtiges Talent. Er war ein eifriger Vertheidiger und Beförderer der vlamischen Bewegung. Sein frühzeitiger Tod wurde daher in weiten Kreisen auf's Lebhafteste betrauert.

Herr Coomans hat einen sehr guten Roman: Richildis geschrieben. Auch von dem Baron De Sint Genais existiren sehr interessante kleine Novellen im vlamischen Sinne; aber wir können diesen Schriftsteller kaum hierher rechnen, da er selbst französisch schreibt, und sie erst aus Diesem in's Vlamische übersetzen läßt.

Frankreich.

Salvador's „Paris, Rom und Jerusalem."**

Die religiös-kirchliche Frage, welche jetzt vor allen Dingen die Politik so vielfach beschäftigt, und welcher die neueste Schrift Laguerronnière's und die Rede des Prinzen Napoleon im Senate eine neue Wendung gab, wobei sie gar zu gern ein „Finis Romae" gerufen hätten, hat von jeher, seit die Religion und ihre Manifestation in der Kirche in die Politik eingetreten ist, die Köpfe der Denker beschäftigt, und die Lösung dieser Frage bleibt bis heute noch ungeschehen. Die Religion, die abgelöst von allem äußern Treiben bleiben sollte, wurde fast immer in die politischen Verhältnisse und Gestaltungen der Menschen und Völker hineingezogen, und es ist der Kirche und ihren Machthabern bald mehr, bald weniger gelungen, sich einen bedeutenden Einfluß auf die Lage der Völker zu erobern, bis dann der von ihr zu sichtbar geübte Druck und das Nachdenken der Menschen sie wieder in ihre gebührenden Schranken zurücknöthigte. Insbesondere aber ist es die römisch-katholische Kirche, welche seit ihrem Bestehen um das Supremat in der Beherrschung der Völker und Geister kämpfte; und so viele Phasen auch schon die Kirche durchgemacht, so viele offene oder versteckte, wahre oder scheinbare Niederlagen sie schon erlitten hat, nie bekennt sie sich besiegt, nur scheinbar nachgiebig und stets gewärtig einer günstigeren Periode, wo sie wieder mit aller Macht in ihre von Anfang behaupteten Rechte oder Vorrechte eintritt. Heute, jetzt scheint sie unterlegen, morgen, über kurz oder lang benützt sie alle sich ihr darbietenden Mittel, auf welchem Wege immer, um auf dem verlorenen Gebiete wieder festen Fuß zu fassen und so Scheitt um Scheitt emporzusteigen. — So hat es die Kirche, die sich allein im Besitze der wahrhaften Religion glaubte, von jeher und zu allen Zeiten gemacht, und die Hierarchie streitet noch bis heute auf Tod und Leben. Wird ihr der endliche Sieg gelingen? und mit welchem Erfolge? — Diese Frage zu lösen, hat ein geistreicher Franzose versucht, welcher in der Diskussion solcher Fragen nicht ungeübt ist, weil er sich vielfach darin versucht hat; es ist dies J. Salvador in seinem neuesten Werke: „Paris, Rom, Jerusalem, oder die ecligiöse Frage des 19. Jahrhunderts."

Seit vielen Jahren schon beschäftigt sich Salvador mit der Lösung der religiösen Fragen und der darin liegenden Konflikte. Interessant ist es, von ihm selbst zu hören, wie er, der Arzt, sich dazu verstehen konnte, oder richtiger, wie er dazu getrieben wurde, über diese Fragen zu schreiben.

Schon frühzeitig (so schreibt er) fühlte er sich dazu angeregt, den Zwiespalt in sich auszugleichen, der schon in der Schule in ihm entstand, da er Lehre und Leben vielfach in Widerspruch fand. Später ernsteren Studien hingegeben, suchte er im Studium der Astronomie sowie der Natur Befriedigung. — Damals, in Mitte dieser Geistesanregungen, beachte der Sturz des Kaiserreiches neue Ideen in die Köpfe, und auch unser Verfassee suchte den Zusammenhang und den Unterschied zwischen der einzelnen und der allgemeinen Organisation der Gesellschaften, ihren innern und äußern, physischen und moealischen, freiwilligen und unfreiwilligen Ursachen. — So zu ernsten Studien geneigt, fiel ihm einst ein Zeitungsblatt in die Hand, in welchem von einer damaligen Judenverfolgung (1819) in Deutschland berichtet ward, und deren Losungswort als Hierosolyma est perdita gedeutet wurde. Das traf ihn wie ein elektrischer Schlag. Ueberall, in der Stille der Nacht, wie in lauter Gesellschaft gellte ihm das Wort an die Ohren: Hierosolyma est perdita! Jerusaleen verloren? Ist es auch wahr? Er fand nur Verwirrung in dem ganzen Vorgange, und glaubte das Ganze einer Untersuchung werth. Ist Jerusalem in der That, in Wahrheit und mit Recht verloren, — was hindert die Synagoge, d. i. das Judenthum aufzulösen, wenn auch nicht mit Ehren, doch ohne Gewalt? Führen aber Wahrheit und Recht zu einem andern Resultate — wie erfüllen wir unsere Pflicht, dieses andere richtigere Resultat zu erzielen?

So ging denn der Verfasser an eine prüfende Untersuchung der Frage und im Jahre 1829 erschien seine „Geschichte der Institutionen des Moses und des hebräischen Volkes."* Diesem Werke folgte 1838 das Werk: „Jesus Christus und seine Lehre; Geschichte der Entstehung der Kirche, ihrer Oeganisation und ihrer Fortschritte während des ersten Jahrhunderts."** — Später erschien das Werk: „Die Herrschaft der Römer in Judäa;" und nun bildet den Schlußstein seiner Untersuchungen dieses Werk: „Paris, Rom und Jerusalem."

Es gilt dem Verfasser, zu untersuchen, welchen Ausgang die religiöse Frage endlich nehmen werde, nachdem sie zu allen Zeiten in das politische Gebiet herübergezogen, von demselben vielfach gebraucht, gemißbraucht und bewältigt wurde, und dennoch ihrer geistigen Natue nach um ihre Selbstständigkeit rang. — England und Rußland konnten sich durch ihre geographische Lage auch religiös freier halten und bewegen, weil die reli-

---

* Vergl. Nr. 12 des „Magazin."

** Paris, Rome, Jérusalem, ou la question religieuse au XIXe siècle. Par J. Salvador. 2 vol. Paris, Michel Levy Frères, 1860.

* Histoire des institutions de Moïse et du peuple hebreu. 4 vol

** Jesus-Christ et sa doctrine. Histoire de la naissance de l'église etc Paris, 1838. 2 vol.

Digitized by Google

giöse und politische Frage stets parallel behandelt wurde; nicht so auf dem übrigen Kontinent. — In Frankreich ging der politischen Revolution eine religiöse voraus; das Gespött gegen die entsittlichte Geistlichkeit des 18. Jahrhunderts in Frankreich war der Vorläufer des tiefer eingehenden Spottes und Raisonnements gegen die politische Sittenlosigkeit und den Verfall des Staates; dennoch war im Volke Kälte gegen den Protestantismus, gegen Luther und Calvin, weil der Franzose Aeußerliches, die Sinne Ansprechendes im Cultus verlangt.

Den Grundtypus der religiösen Frage bildet aber das Dogma, das den Haupteinfluß auf die Geister der Menschen übt. Dieses Dogma nun ist dem Verfasser etwas Wandelbares, von Zeiten und Personen, wie von klimatischen Verhältnissen Abhängiges. Dennoch ist dem Verfasser nur das Dogma, das im Christenthume sich Bahn brach, etwas Neues, nicht seine Moral; die Morallehren des Christenthums sind schon längst innerhalb der alten jüdischen Schriften enthalten, vor der Geburt des Stifters der christlichen Religion; sie sind Nachahmungen der alten Lehren und Sinnsprüche. „Es ist dies nicht Alles; und nichts bestätigt mehr den unendlichen Reichthum der Quelle, woraus die Lehren der evangelischen Moral, des Dogma's entkleidet, nur als einfacher Auszug fließen. Ich übertreibe nicht; sondern wenn noch heutzulage Männer von Kenntniß und Geschmack, Zeit und Eifer daran denken werden, so könnten sie aus dieser Quelle, auf welche ich anspiele, noch andere Sammlungen schöpfen, welche vielleicht an Erhabenheit und Zartheit der Gedanken dem Auszug in den Evangelien gleich kämen und welche, wie ich glaube, sich in Beziehung auf die wahre Kenntniß des menschlichen Herzens und der gesellschaftlichen Praxis noch erhabener zeigen würden."

Neu ist nur im Christenthum das Dogma, oder die Dogmen. Und hier zeigten sie gar bald ihren Einfluß auf das politische Leben sogleich in den ersten Zeiten der Kirche in der Lehre von der Unsterblichkeit, entweder als pures Fortleben des Geistes, oder als Wiederauferstehung der Leiber. Ersteres scheidet das Geistliche vom Weltlichen schon hienieden, letztere übt grade das Umgekehrte und bemächtigt sich schon hienieden des Geistes und des Körpers. Und diese Scheidung, oder vielmehr das Dogma von der Wiederauferstehung der Leiber, hat, nach dem Verfasser, der Kirche den Hauptschlag versetzt, nicht die Revolution, nicht die Philosophie des 18. Jahrhunderts; denn dieses Dogma hatte ein anderes im Gefolge von einer ewigen Belohnung und Bestrafung derselben Personen, und darum schon hienieden Bewältigung des Menschen für alle Zukunft.

„Darauf hin baute Rom, baute die katholische Kirche ihre Macht und unterjochte sich die Gedanken und Thaten der Gläubigen, und weil die Kirche sich verweltlichte, darum fiel sie auch den politischen Ereignissen zum Opfer. Mit dem Jahre 1789 trat ein Wendepunkt ein; Paris stand auf seiner Höhe, frei von Rom; darauf folgte das erste Konkordat Frankreichs mit Rom 1804, die Erscheinung des Papstes in den Tuilerien 1807; Rom war in Paris, in den Tuilerien und mit dem großen Sanhedrin (1806 und 1807) vor das alte Jerusalem im Hôtel de Ville. Die weltliche Macht hatte gesiegt. Die Constituante hatte schon früher gleichsam eine Ehe zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, zwischen Geistigem und Politischem zu schließen gesucht. — Aber das zweite Konkordat, 1813 in Fontainebleau, eröffnete der Reaction die Thür; „und wie das alte Rom seine erste Macht auf eine zahlreiche Armee gründete, so rekrutirte das katholische Rom seine Legionen aus seinen gehorsamen, von jeder andern Autorität unabhängigen Orden. — Hatte Napoleon den Schlund des Aetna verstopft und durch das Konkordat auf der Lava wieder frische Pflanzungen schaffen wollen, so ruhte dieser Pakt von vornherein auf schwachen Füßen, da der Papst Pius VII. (wie es jeder Papst in gleicher Lage that), sich nur zeitweilig der Uebermacht beugte. Pius VII. hörte die Stimme der katholischen Kirche, die ihm zurief: Beuge dich, wenn es sein muß, beuge dich; aber nur, um neuen Muth zu schöpfen und neue Mittel zu gewinnen. Das Ansehen des heiligen Petrus ruht auf einem bestimmten, unbeugsamen Dogma und auf einer positiven Organisation, einer Herrschaft, einer Disziplin, einer Armee. Gieb nach, damit nur das Dogma gerettet bleibe; gieb nach, damit dir daraus die Gelegenheit erwachse, deine Macht wieder zu beleben, deine Legionen wieder zu gewinnen." In der Krönung Napoleon's durch den Papst sind die drei widerstrebenden Geister, Jerusalem, Paris und Rom vereinigt, da Napoleon sich wie ein König in Jerusalem durch den Papst salben läßt und sich eigenhändig die Krone aufsetzt."

In all' diesen Phasen dringt der Grundgedanke durch: Nicht in der puren Revolution, nicht in der puren Reaction, noch in der Transaction ruht das religiöse Moment, sondern in der Zukunft. — Wie einst der alte Augustus von Varus seine Legionen wieder forderte, so rief der neue Augustus in Rom seine Legionen von Jesuiten, Mönchen, Heiligen und Beneficien wieder auf; — aber die Zukunft schlägt auch diese Legionen und vernichtet sie. Doch während Rom ruft: Ich herrsche, ruft der Protestantismus: Ich protestire, und das Judenthum: Ich wache ab. — In dem bevorstehenden Kampfe Europa's gegen den Orient, sieht Sulvador die endliche Lösung der religiösen Frage, indem Jerusalem, d. i. die von dort emanirenden Ideen, die große Gottes-Idee, endlich den Kampf der Revolution gegen das Bestehende und die Reaction gegen alles Fortschreitende schließen und ausgleichen wird. „Paris und die Revolution" (so schließt der Verfasser), sind die Gegenwart gewesen, Rom und der Geist der Reaction die Vergangenheit, Jerusalem und die neue Bewegung Europa's gegen Asien, oder das allgemeine Werk des Wiederaufbaues, — das wird die Zukunft sein."

Italien.

Bibliographie des einigen Italien.*

Archivio di note diplomatiche, proclami, manifesti, circolari, notificazioni, discorsi ed altri documenti autentici riferibili all'attuale guerra contro l'Austria per l'indipendenza italiana. Milano, Colombo, 1859 (pubblicato nel 1860), un vol. di pag. 612, in-8. It. L. 7. 50.

Della monarchia parlamentare, e doi diritti e dovori del cittadino secondo lo statuto e lo ultimo leggi del Regno Sardo-Lombardo, da P. Castiglioni. 2 vol. in-12. Milano 1860. It. L.

Dell' undamento delle cose in Italia: rivelazioni, memorie e riflessioni, da Luigi Pianciani. Milano, presso gli editori del Politecnico. 1860, in-8. It. L. 4. 00.

Fasti della civiltà, coltura e indipendenza degli Italiani, compendiati in sei periodi, da Fermo Bollini. Venezia, Naratovich, 1860, 2 vol. in-8. It. L. 17. 75.

Il Governo Pontificio e lo stato Romano, da Gennarelli. Documenti precoduti da un esposizione storica; o raccolti per decreto del Governo delle Romagne. Prato 1860. 2 vol. in 4. pag. CXV—646; XXXVIII—686—CXX. It. L. 57. 11.

Introduzione allo studio del diritto Romano, da P. Barinetti. In-8 gr., Pavia 1860. It. L. 7. 40.

Istoria fiorentina, di Leonardo Aretino, tradotta in volgare da Donato Acciajuoli; col testo a fronte. Firenze, Lo Monnior, 3 vol. in-8.

Notizie sulla situazione di fatto e di diritto dei beni feudali in Lombardia, e pensieri sul divisato loro proscioglimento, dal dott. Angelo Declo. Milano 1860, in-8. pag. 93. It. L. 2.

Storie segrete delle Famiglie Reali, o misteri della vita intima dei Borboni di Francia, di Spagna, di Parma, di Napoli, e della famiglia Absburgo Loreua d'Austria e di Toscana, da Giovanni La Cecilia. Genova, 1860. Opera in corso d'associazione di cui sono ora usciti i fasc. 98 a 103. It. L. 1. 60. Il fasc.

Processi segreti della sacra Consulta di Roma, contro i liberali d' Italia, Milano, Colombo, 1860, 2 vol. in-16. It. L. 4.

Relazioni degli ambasciatori Veneti al senato durante il secolo XVI, edite dal Prof. E. Alberi. Firenze, Società editrice Fiorentina, 1839—1860 in-8. Tomo XII.

(Diese Sammlung, die seit der im Jahre 1839 begonnenen Publication derselben als eines der wichtigsten Quellenwerke der Geschichte Europa's im Mittelalter und in der neueren Zeit angesehen wird, wird im Ganzen aus fünfzehn Bänden bestehen, von denen bis jetzt zwölf erschienen. Sie besteht aus folgenden drei Serien: 1) Relazionen der venezianischen Gesandten über Italiens Beziehungen zu andeeen italiänischen Staaten; 2) Relazionen über die inneren Verhältnisse der italiänischen Staaten, und 3) Relazionen über das osmanische Reich.)

* Unter dieser Ueberschrift werden wir von Zeit zu Zeit bibliographische Mittheilungen über die in den verschiedenen Regionen der italiänischen Halbinsel jetzt erscheinenden Bücher historisch-politischen Inhalts machen.

Digitized by Google

England.

Shakspeare vom irischen Standpunkte.

Wir leben in der Zeit der Kommentare, Erläuterungen, Erklärungen, rer Bestätigungen von allen Seiten, der Beleuchtungen von allen Standpunkten und Perspektiven aus: d. h. der Genius, die Zeugungskraft ist stark vermindert, die Gegenwart beschäftigt die Geister nicht genügend, und man hat überflüssig Zeit, sich mit dem Gewesenen zu beschäftigen. — Glückliche Zukunft, wenn du Alles lesen sollst, was wir seit zwanzig, dreißig Jahren über Schiller, Goethe, Shakspeare ꝛc. gemeint, gedacht, vermuthet, geschwärmt haben! Gewiß ist viel Schönes, Treffliches, Echtes darunter, aber auch wie viel Ueberflüssiges, Verkehrtes und Sonderbares!

Der glücklichste von allen großen Dichternamen, derjenige, der am wenigsten um seine Unsterblichkeit besorgt zu sein braucht, ist ohne Zweifel Shakspeare; denn er gehört nicht blos England, er gehört Europa und der gebildeten Welt an; England und Deutschland, zwei der vielschreibendsten Länder, bemühen sich um die Wette, Analyse auf Analyse, Kommentar auf Kommentar, Ausgabe auf Ausgabe an's Licht zu bringen; Frankreich giebt sich in neuerer Zeit alle Mühe, gleichfalls sein Scherflein dazu zu geben, und selbst Italien macht Anstrengungen, einen Dichter zu verstehen, dessen Denkweise ihm ziemlich sonderbar vorkommen muß.

Zu was ist Shakspeare in England nicht gemacht worden? Wilddieb, Theaterdiener, Schauspieldirektor soll er gewesen sein, das behauptet seine Biographie — aber nun beweist der Eine, daß er, seiner Rechtskenntniß nach, ohne Zweifel Jurist war; ein Zweiter, daß er ein großer Mediziner und Kenner der Seelenkrankheit gewesen sein müsse; die Art und Weise, wie er seine Könige, Fürsten ꝛc. sprechen läßt, weist darauf hin, daß er ein ungewöhnlicher Diplomat war. Nach der Art, wie er sich über Religion äußert, behaupten englische Katholiken, müsse er unzweifelhaft ein Katholik gewesen sein; die Würde, die er den mittelalterlichen Bischöfen verleihe, die Art, mit welcher er z. B. im „Hamlet" von der letzten Oelung, dem Fegefeuer ꝛc. rede, der Mangel alles protestantischen Zelotismus ꝛc. beweise dies. Andererseits geben sich natürlich die englischen Protestanten wieder Mühe, ihn zum ganz eigenthümlich protestantischen Dichter zu machen; die deutschen Philosophen sehen in ihm sogar den entschiedenen Vorkämpfer der Gewissensfreiheit und betrachten ihn als einen Vorläufer des modernen germanischen Geistes, wie er sich z. B. im Hamlet und seinem Weltschmerze ausspricht. Wozu will man Shakspeare noch machen? Man könnte Preisaufgaben stellen, etwa folgender Art: „es werde bewiesen, daß Shakspeare ein Ingenieur, ein Kochkünstler, ein Schneider ꝛc. gewesen, und ich glaube, es würden sich eine Menge recht scheinbarer Dinge dafür sagen lassen — ja, wollte man der herrschenden Verehrung in's Gesicht schlagen, und den advocatus diaboli spielen, man würde prächtige Dinge zum Vorschein bringen können, aus denen klar würde, daß er eigentlich, wie damals die Dichter ziemlich Alle, ein arger Taugenichts und bekannt mit allen Spelunken-Geheimnissen gewesen. Thatsache ist, Shakspeare war ein Genie, dessen Hauptkraft in seiner Verwandlungsfähigkeit lag, das den sicheren Blick hatte, aus allen menschlichen Verhältnissen das Schlagendste herauszufinden und am richtigen Orte zu verwerthen, das, ohne Zweifel durch eine bunte Lebenserfahrung, alle Geschmacke von oben wie von unten durchgekostet hatte, und nun aus Scherz und Ernst, aus Lust und Schmerz jene Lebensbilder in's Dasein zauberte, die unstreitig einzig in ihrer Art sind, und schwerlich mehr erreicht werden dürften. An mannigfaltiger Lebenserfahrung dürfte ihm in seiner Art nur der alte Homer ebenbürtig sein; an Protensähnlicher Verwandlungsfähigkeit sicher kein zweiter Dramatiker alter wie neuer Zeit. Shakspeare lebt jeden seiner ausgebildeteren Charaktere selbst durch; ihre Affekte sind seine Affekte, indem er dichtet, während sich andere Dramatiker nur höchst selten und mühsam aus dem eigenen Temperamente losmachen, und immer selber mitsprechen. In dieser Art ist er einzig; man kann aus ihm mehr Psychologie lernen, als aus hundert trockenen Anthropologien und Psychologien, ohne daß man zu dem Schlusse zu kommen braucht, daß er eigentlich ein tiefer Philosoph und Psycholog gewesen. Nein, in der That, wenn Shakspeare Richter und Gerichtsverhandlungen schildert, deßhalb braucht er noch kein Rechtskundiger gewesen zu sein; was er von der Sache braucht, um seinen Zuhörern die rechte Täuschung beizubringen, hatte er seinen Leuten gewiß im Fluge abgelauscht; er wußte, wenn er einen Arzt sprechen ließ, daß er hier etwas einzumischen habe, was dieser Person wirklich Ansehen zu geben im Stande war, und beschaffte sich das Nöthige mit jenem sichern Blicke, den eben nur das Genie hat. Und so in allen anderen Fällen. Man kann recht wohl die Ueberzeugung haben, daß Shakspeare ein Universalgenie gewesen, und doch dabei in Abrede stellen, daß er in irgend welchem besonderen Fache wirklich solide Kenntnisse besessen habe. Pedant war er am allerwenigsten; und Systematiker selbst im besseren Sinne auch nicht: das zeigt selbst seine Dramatik, die doch wirklich nicht danach aussieht, als ob Shakspeare den zehnten Theil so viel schön mit sich gethan habe, als seine Verehrer mit ihm thun. Mit Aesthetik, Dramaturgie, Exposition ꝛc. scheint er sich wirklich nicht den Kopf zerbrochen zu haben, da diese schönen Dinge erst später erfunden und in Schwung gebracht worden sind; ohne Zweifel lebte er ganz in praktischer Ausübung seiner Kunst, und seine besten Stücke sind ohne besondere Rücksicht auf Unsterblichkeit, frisch und frei weg für die Aufführung und ein dankbares Publikum geschrieben worden.

In Schottland ist ein Buch erschienen, das wieder eine neue Erklärungsweise des Dichters in Vorschlag bringt: „New Exegesis of Shakspeare, Interpretation of his Principal Characters and Plays on the Principle of Races" (Edinburg, 1859). Der Verfasser dieses Werkes, das in der Revue des deux Mondes von E. Littré in einem etwas doktrinären Artikel besprochen wird, führt den berühmten irischen Namen O'Connell. — Das ist nicht außer Acht zu lassen; in dem Buche pulsirt irisches, jedenfalls celtisches Blut, und man weiß, daß wenn ein Irländer über England und englische Größen schreibt, dieses etwa so viel ist, als wenn ein patriotischer Tschesche oder Pole über Deutschland und deutsche Größen sich des Weiteren ausläßt. Man schlägt den Sack, und meint den Esel; man preist Shakspeare, Schiller, Goethe ꝛc., aber man will die Angelsachsen und die Germanen etwas ärgern. Heutzutage hat man die Ethnographie auf den Strumpf gebracht; es giebt nicht mehr Deutsche, Russen, Franzosen, Italiäner, Schweden; nein, Alles ist antediluvianisch zum Romanen, Celten, Celto-Romanen, Roman-Ibero-Celten, Celto-Germanen, Germano-Slaven, Skandinavo-Tschudo-Slaven ꝛc. in das kosmopolitische unthropognostische Museum eingeschachtelt; ohne Prognathen und Orthognathen, ohne Dolichocephalen und Brachycephalen thut man nicht so leicht etwas mehr; kein Wunder also, daß, da man so sichere Kennzeichen der Abstammung hat, um die berühmten Männer Streit entsteht, wem sie eigentlich zugehören; nicht ein Streit der Städte, wie um Homer, nein, ganzer Völker und Nationen. Am glücklichsten sind die Franzosen daran; denn bekanntlich hat ein Franzose vor einiger Zeit erklärt, alle großen Männer seien eigentlich Franzosen; hinterdrein werden etwa die Stock-Ungarn folgen, welche den Reformator Johannes Calvinus als Magyaren verehren und mit rother Hose, Dolman und schwarzem Schnurrbarte abbilden, übrigens aber Nebukadnezar, Themistokles, Alexander den Großen, Julius Cäsar ꝛc. als Landsleute für sich in Anspruch nehmen, wenn nicht einige böhmische oder irische Gelehrte mit ihnen darüber in Zwiespalt gerathen. Auf Lessing haben verschiedene Slavisten schon mit großem Eifer Attentate gemacht, und gezeigt, daß das Geburtsland desselben, die ehemals slavische Lausitz, ferner der Name Lessing, der undeutsch und nur lednik, Waldbewohner, zu erklären sei, seine slavische Blutmischung verbürge, ganz abgesehen von seinem Temperament und Genie. Sein munteres Naturell, sein scharfer, heller Verstand, sein glänzender Witz sind so eminent slavisch, daß dagegen die Ansprüche der deutschen Dusseltöpse ganz zurücktreten müssen. Lessing würde es verdient haben, daß aus ihm, statt ein deutscher Magistee, ein wendischer oder czechischer Literat geworden.

In ähnlicher Weise verhalten sich die Irländer und britischen Celten überhaupt zu Shakspeare; die Möglichkeit ist vorhanden, daß, wenn man auch von ihm keine Blutprobe für chemische Analyse mehr übrig hat, seine Vorfahren theilweise celtischer Abstammung gewesen. Warum soll man also nicht einen Theil des Ruhmes, den dieser Mann sich erworben, für seinen Stamm, für sein Blut beanspruchen, und in ihm seine eigenen angeborenen Vorzüge auffinden? Shakspeare sollte ein Stockengländer gewesen sein! — „Geht mir doch weg," wird der Ire sagen, „Shakspeare ein Engländer, wie Mr. Brown und Mr. Smith! Was ist der Engländer? ein eckiger, phlegmatischer, schwerfälliger Kerl, der stets in dummem Staunen den Mund halb offen hat; der nichts versteht, als Beefsteaks, Schinken ꝛc. zu verschlingen und Porter drauf zu gießen, der nichts denkt, als Kapitalanlage, Procente, Risiko ꝛc., und Shakspeare, dieser muntere, bewegliche, vielseitige, vorurtheilsfreie Geist, sollte ein Engländer gewesen sein! Es ist rein unmöglich, daß aus dem dicken, sächsischen Blute ein solcher Charakter hervorgeht; sein Schwung, sein Feuer, seine Zartheit, seine Gefühlsamkeit, sein dramatisches Pathos läßt sich nur erklären unter der Annahme, daß sein Großvater oder Urgroßvater ein Celte, wenn nicht gar ein Irländer gewesen ist. — Schade, daß man nicht wenigstens den Originalschädel Shakspeare's übrig hat, um auf rein wissenschaftlichem Wege ausmachen zu können, ob er rein germanische, oder rein cel-

tiſche, oder celto-germaniſche Bildung zeige. Wenn wir etwas bei einer Akademie zu ſagen hätten, ſo würden wir unſtreitig dergleichen Fragen zu Preisaufgaben vorſchlagen, um die Menſchheit über die richtige Herkunft ihrer großen Männer in's Klare zu ſetzen und zu beruhigen.

Herr O'Connell erklärt Shakſpeare ethnographiſch: er ſei der Erſte geweſen, der ſich zu einer höheren und tieferen Auffaſſung der menſchlichen Natur erhoben, und namentlich zuerſt nationale Typen mit Wahrheit geſchildert habe: „die Häuſer der Pelopiden und Caldaciden waren das Thema des Aeſchylus; die germaniſche, italiſche, celtiſche Raçe waren das Thema Shakſpeare's.“

Nach dieſem Syſteme ſtellt Jago im Othello den Charakter der italiſchen Raçe, Hamlet den der germaniſchen, und Macbeth den der celtiſchen dar. Herr O'Connell will damit keineswegs ſagen, daß das Anzetteln ruchloſer Intriguen gerade das Merkmal des italiäniſchen Stammes, der Mißbrauch der Gaſtfreundſchaft, der bis zum Meuchelmorde eines guten und milden Königs geht, das des celtiſchen, und der Trübſinn eines unentſchiedenen, verwirrten Geiſtes das des deutſchen Stammes ſei. Keineswegs, Jago konnte ebenſo ehrlich, Macbeth ebenſo fromm, als Duncan, und Hamlet ebenſo königlich, wie der große Alfred ſein; aber in dem einen, wie in dem anderen Falle würde man ſie nichts deſto weniger für würdige Vertreter ihres Stammes halten können, d. h. ſie würden auch dann den Antrieben gehorchen, die ſie treiben nach den Bedingungen, in denen ihr Stammesleben beſchränkt iſt.

Der Anſicht liegt ohne Zweifel etwas Wahres zu Grunde, und dieſe Anerkennung wollen wir ihr keineswegs verſagen. Ohne Zweifel hat Shakſpeare mit voller Klarheit und größter Anſchaulichkeit nationale Typen und Charaktere auf die Bühne gebracht; indeß iſt es gar nicht ſchwer zu beweiſen, daß er auch darin vollkommen frei von aller Doktrin und Syſtematik war, und keineswegs darauf ausging, ſelbſt ſeine ausländiſchen Charaktere aller engliſchen Eigenthümlichkeiten zu entkleiden. Daß er beſtimmte Vorſtellungen von der Raçenſcheidung, wie ſie uns heutzutage geläufig ſind, gehabt habe, daß er ſich als Angelſachſe und demgemäß als Mitglied der germaniſchen Raçe gefühlt, daß ihm z. B. ein Däne näher verwandt gegolten, als ein Spanier u. dergl., daß er in Macbeth einen Celten habe ſchildern wollen, möchten wir in Abrede ſtellen. Wenn uns Hamlet ganz vorzugsweiſe germaniſch, Jago ganz vorzugsweiſe italiäniſch vorkommt, und ebenſo in vielen anderen Fällen, ſo iſt zweierlei in Anſchlag zu bringen: erſtens der Novellenſtoff, der bereits ſein beſtimmtes nationales Gepräge hatte, und zweitens die Sinnestäuſchung, die das Koſtüm auf uns hervorbringt.

Die Elemente fand Shakſpeare bereits vor; die ganze Geſchichte von Amlethus, die uns Saxo Grammaticus erzählt, trägt ſchon das Gepräge, das der Dichter nur tiefer ausarbeitete, und es ſtand nicht zu erwarten, daß er ſie mit fremden, ſüdländiſchen Farben ſchmücken werde. Umgekehrt bei den italiäniſchen Novellen, die er in Othello, in Romeo und Julie, dem Kaufmann von Venedig, den zwei Edlen von Verona ꝛc. verarbeitete — und wie viel eigenthümlich Engliſches wird man nicht in dieſen Stücken ſelbſt im Charakter der handelnden Perſonen finden, wenn man ſich die Mühe giebt, ſie zu zergliedern. Vieles dabei iſt Selbſttäuſchung; man denke ſich z. B. die Scene des Mohren von Venedig nach Dänemark und der Oſtſee verlegt, und die handelnden Perſonen mit engliſchen oder deutſchen Namen verſehen, ſo wird ſich auch die Phantaſie des Zuſchauers oder Leſers bald dazu bequemen, in Jago z. B. einen echt nordiſchen Schurken zu finden. Sein Humor hat doch gewiß mehr Engliſches, als Italiäniſches, ebenſo ſeine Brutalität, und was kalte, raffinirte Berechnung, herzloſe Bosheit betrifft, ſo wüßten wir nicht, wie dieſe etwas einer Raçe ganz Eigenthümliches ſein ſollte. Kurzum, die Namen Jago, Othello, Rodrigo, Venedig, Cypern, die Conſiſſen ꝛc. tragen auch etwas dazu bei, uns in dem Glauben zu beſtärken, gewiſſe Züge ſeien nationalitaliäniſch. — Wir wollen dabei nicht im Geringſten beſtreiten, der große Dichter habe wirklich mit großer Meiſterſchaft fremde Nationalitäten geſchildert; gewiß, er hat es gethan, aber nicht doktrinär und pedantiſch, ſondern im richtigen Takte und mit dem Beſtreben, ſeinem Stoffe gerecht zu werden. Vorleſungen über Raçen-Pſychologie und Raçen-Temperament dagegen konnte er nicht geben, ebenſo wenig, als er dies je gewollt hätte; bis zu einem beſtimmten Punkte mußten alle ſeine dramatiſchen Geſtalten Engländer, und Engländer jener Zeit, bleiben, eben weil er für ein engliſches Publikum mit ſtreng ausgeſprochenem Geſchmack und nationalen Eigenthümlichkeiten dichtete. Dies wird einleuchten, iſt aber auch nachweisbar, wie wir ſchon oben bemerkt haben. Shakſpeare's praktiſche Fremdenkenntniß kommt aber auch gar nicht in den Trauerſpielen, ſondern in den Luſtſpielen zum Vorſchein; ich erinnere z. B. an den walliſer Pfarrer, an den franzöſiſchen Doktor Caius in den „luſtigen Weibern von Windſor,“ an den geſchwollenen, hochtrabenden Spanier Don Adriano de Armado in „Verlorene Liebesmüh'“ u. dergl.

In vielen ſeiner Stücke ging überdies Shakſpeare, wie mit der Zeit und dem Koſtüme, ſo mit den Nationalitäten höchſt frei und ungezwungen um, ſo zwar, daß man auf das Beſtimmteſte abnehmen kann, daß ihm die ethnographiſche Frage nicht beſonders hoch geſtanden habe. Wir erinnern nur z. B. an König Cymbeline, ein Stück, das kein Luſtſpiel iſt, und ſeiner Fabel nach in der altbritiſchen Zeit in England und in Rom ſpielt. Welche Miſchung von Perſonen; neben altbritiſchen Größen, neben römiſchen Senatoren, Tribunen, neben lateiniſchen Namen, wie Belarius, Guiderius, Arviragus, Cajus Lucius treten ganz ungemein italiäniſche, wie Jachimo, Piſanio, Philario auf, und daneben a French gentleman, a Dutch gentleman — a Spanish gentleman. — Hier hört doch wohl der ethnographiſche Troſt auf. Will man das Perſonenverzeichniß bei Hamlet näher prüfen und mit den Namen vergleichen, welche ſeine Quelle, Saxo Grammaticus, giebt — nämlich altnordiſche in latiniſirter Faſſung — ſo wird man ſich ſchwer der Einſicht verſchließen können, daß Shakſpeare gar nicht beſonders befliſſen geweſen iſt, den Perſonen einen ſpezifiſch germaniſchen Anſtrich zu verleihen, und daß er mit der Namensgebung ziemlich ebenſo ſorglos verfuhr, wie etwa ein moderner Theaterdirektor, der den Perſonen einer Poſſe Namen beilegt, die dem Publikum imponiren und das Ohr angenehm berühren ſollen. Der Name Roſencranz iſt hochdeutſch, Guildenſtern halb ſkandinaviſch, halb deutſch, Osric, Gertrud, Voltimand paſſen auch zu dem Lokale; aber der Name des Königs, Claudius, der altgriechiſche Laertes, Polonius, Cornelius, Marcellus, die italiäniſchen Horatio, Bernardo, Franciſko, Raynaldo, zeigen doch offenbar, daß Shakſpeare hier italiöniſche Novellen, die ihm als Fundgruben ſehr wohl bekannt waren, vollſtändig über etwaige germaniſche Anwandlungen triumphiren ließ, daß ihn Dönemark und ſeine Nationalität nur wenig kümmerten. Das iſt um ſo auffälliger, als er bei Saxo Grammaticus — und nicht blos in der Geſchichte von Amleth — paſſende Namen genug vorfand. — Warum änderte er die vorhandenen, bis auf Hamlet? — Wahrſcheinlich, weil ſie ihm für ſein Publikum zu fremdartig klangen und weil er den Stoff moderniſiren wollte. Warum nahm er aber nicht moderne däniſche Namen? — Höchſt wahrſcheinlich, weil er davon blutwenig wußte; in Roſencrantz, Guildenſtern ꝛc., in virgin crants (Akt V. Sc. 1) u. ſ. w. wird ſeine deutſch-däniſche Philologie beſtanden haben; wenigſtens ſieht es ſo aus, als ob die Stammverwandtſchaft der Dänen mit den Deutſchen, ihr lutheriſches Bekenntniß (Hamlet und Horatio ſtudiren in Wittenberg) ihm ſo ziemlich die Hauptſache geweſen.

Uebrigens hat es auch der franzöſiſche Beurtheiler hervorgehoben, daß Herr O'Connell mit ſeiner neuen Shakſpeare-Interpretation darauf ausgeht, den Engländern Ems zu verſetzen und die Celten zu gloriſiciren.

Die Celten — alſo die Walliſer, die Iren, die Bergſchotten! — Es iſt ein ſtarkes Stück, dieſe immerhin achtbaren, aber längſt verfallenen Völkerreſte gegen die Angelſachſen in's Feld zu führen; das thut aber auch Herr O'Connell nicht — wohl fühlend, daß er aus vollerem Holze ſchneiden müſſe, ſtellt er die Franzoſen als das celtiſche Muſtervolk hin; er lobt die Franzoſen auf Koſten der Engländer und Italiäner, und zwar ſo, daß der beurtheilende franzöſiſche Kritiker, trotz der ſchmeichelhaften Anerkennung, die ſeine Nationalität erfährt, ſich bemüſſigt fühlt, die Partei der Letzteren zu ergreifen.

Uebrigens iſt Herr O'Connell nach dem ganzen Gepräge, das die Auszüge aus ſeinem Werke tragen, nach dem ganzen Zuſchnitte und der abſtrakten Sprachweiſe derſelben, ein Geſchichtsphiloſoph in der Art und Weiſe, wie Hegel dazu den Anſtoß gegeben hat. Alles Conſtruction und Formel. Er fängt natürlich mit den Griechen an, kommt auf die Römer, dann auf die Celten, Germanen ꝛc. Die weſentlichen Züge des römiſchen Charakters ſind nach ihm folgende: „Im Erkenntnißvermögen durchaus keine organiſirende Fähigkeit, ſelbſt Schwäche der Reflexion, Vorwalten der ſinnlichen Auffaſſung und deshalb Sinn für's Konkrete, welcher an Stärke gewinnt, weil er engbegränzt iſt, und an Klarheit, weil er bei der Sache bleibt. Die Römer hatten niemals einen Denker, einen Philoſophen, ein Syſtem; die wenigen ſpekulativen Schriftſteller, die ſie hatten, kopirten die Griechen, und waren formloſe Compilatoren von Thatſachen und Fabeln, wie Varro und Plinius. Sie brandmarkten mit dem Namen Wortdeutelei die Empfänglichkeit, welche die Griechen für die Einflüſſe der Dialektik zeigten; ihre eigene Dummheit erſchien ihnen Solidität, weil ſie ſich nicht durch ſolche Hebel in Bewegung ſetzen ließ.“ ꝛc.

Doch wir haben dieſes Alles hundert Mal bei deutſchen Schriftſtellern geleſen; wir kennen die Schilderung des römiſchen Charakters hinlänglich; wir glauben auch einzuſehen, wie weit Parteilichkeit in's Spiel

kommt; denn man kann die Römer mit griechischer, mit deutscher, mit französischer Brille ansehen, man kann ihnen zum Verbrechen machen, was Andere ihnen zum Lobe anrechnen. Herr O'Connell spart den Römern nichts und haut tüchtig auf sie los, und mancher Schlag davon kann die Engländer treffen: denn das Brutalisiren der Schwachen, die Konsequenz in der Unterdrückung dienstbarer Nationen, das Geltendmachen der Staatsraison unter jeder Bedingung und ohne alle Sentimentalität verstehen diese Letzteren so gut, als ob sie es unmittelbar von den Römern gelernt hätten.

Herr O'Connell ist geneigt, diese Charakteristik der Römer auch als die der Italiäner gelten zu lassen — ein Punkt, wo ihm abermals und mit Recht der französische Kritiker entgegentritt. Man könnte noch mehr sagen; denn in gewissen Haupteigenschaften sind die alten Römer und die modernen Italiäner einander schnurstracks entgegengesetzt. Die alten Römer waren in ihren besten Zeiten bis zur Lebernheit trockene Patrone, ohne Pathos und Rhetorik, voll bürgerlicher Ehrbarkeit und Solidität, streng rechtlich in ihren bürgerlichen Beziehungen, von den besten Grundsätzen im Familienleben, überhaupt respektable Leute und Formelmenschen, wie etwa die heutigen Engländer — die modernen Italiäner haben ein ganz entschieden anderes Temperament, ein Temperament, das weit mehr dem der alten Griechen im Guten, wie im Bösen entspricht; sie haben das Phlegma der alten Römer ganz verloren; sie sind geborene Pathosmenschen, Deklamatoren und Schauspieler; sie haben Talent für Musik, Plastik und Malerei im eminenten Sinne, ganz im Widerspiel mit den Römern, die darüber etwa dachten, wie ein deutscher Kleinbürger und Bauer, und gegen dergleichen Schnurrpfeifereien einen entschiedenen Widerwillen hegten.

Jago soll nun ein solcher Normal-Italiäner sein! Wir haben schon unsere Meinung darüber gesagt. — Allerdings handelt er nach den Maximen, die Machiavel aufgestellt hat oder haben soll; allerdings weist Italien eine große Anzahl von Schurken und Bösewichten auf, welche mit trockener, raffinirter Bosheit ihre Pläne ausklügelten, und man kann zugeben, daß Jago unter diese Klasse eingerechnet zu werden verdient; aber wir glauben, man thut Unrecht, hieraus eine Regel zu abstrahiren, und dergleichen Charakterzüge aus einem präformirten italiänischen Nationalgeiste abzuleiten. Mit Recht bemerkt der französische Beurtheiler, daß auch andere Nationen dergleichen Charaktere, Tyrannen und Schurken aufwiesen, daß nicht blos die Italiäner, sondern auch die Franzosen mit dem Dolche umzugehen verständen. Die französische Geschichte ist reich an politischen Dolchmorden, von Poltrot de Méré anzufangen, der den Herzog von Guise ermordete, von Ravaillac ꝛc. bis in die neuere Zeit läßt sich eine überaus große Zahl von Meuchlern mit Dolch und anderen Mordwerkzeugen herzählen, und wenn Herr O'Connell Recht hat, wenn er die Franzosen als das celtische Mustervolk hinstellt, so würde das nationale Sittenzeugniß für seine Celten nicht eben viel lobenswerther ausfallen, als das der Italiäner.

Nach unserem Schriftsteller scheint es das Hauptunterscheidungs-Merkmal der drei großen Stämme, die in seinen Gesichtskreis fallen, daß der Germane naturgemäß seine Antriebe von Innen, der Italiäner von Außen empfängt, der Celte sie durch seine vermittelnde Natur von beiden Punkten aus verbindet. — Hamlet sagt: „Worte, Worte, Worte." Der Herr Celte bringt eine Faselei zu Markte, die in unserer großen, geistigen Bierbrauerei und Fusel-Destillation ausgeheckt ist. „Ein Gran Niesewurz, guter Apotheker!" sagt König Lear! Gott gebe uns unseren gesunden Menschenverstand wieder, den wir besaßen, ehe einige unserer großen Philosophen uns lehrten, wie man sich selber in die Stirne beißen und mit dem Zopfe aus dem Schlamme ziehen kann. — Was Herr O'Connell zu größerer Ehre des ziemlich untergegangenen Celtenstammes philosophirt, genau dasselbe philosophiren hoffnungsreiche Slavensöhne, die zu Berlin bei Hegel und seinen Jüngern im Kollegium gesessen haben. Wir kennen das aus eigener Erfahrung; wir wissen, wie man den ordinairen Nationalhaß in philosophisches Rothwelsch übersetzen kann.

„Der Teutone (Germane)," sagt Herr O'Connell, „trägt, wie mir scheint, die Welt seiner Interessen in sich, (Andere tragen sie wahrscheinlich in einem Kasten auf dem Rücken) und kümmert sich um die äußere Welt nur so weit, als sie seinen Interessen untergeordnet ist; er ist der Mensch, der zum physischen Fortschritt, zum Bahnbrechen bestimmt ist, der Mensch der Colonisationen, der Geschäfte und des Handels; aber durch eine andere Konsequenz dieser ganz äußerlichen Richtung ist er auch der Mensch der Finalursachen; denn, wie alle Menschen, ergänzt er die schwache Seite seiner Intelligenz dadurch, daß er das Dazwischentreten einer vorsehenden Gottheit annimmt."

Man konnte diese Stelle sehr leicht in gewöhnliches „celtisch" übertragen; sie würde dann vielleicht etwa so lauten: „Die Engländer sind gemeine, egoistische Menschen, die sich gut auf die Geschäfte und das Procentmachen verstehen, aber dabei so etwas wie Gewissen haben, das sie nicht ganz los werden können." Auf uns Deutsche paßt, wie auch der Franzose anerkennt, das Portrait nur sehr theilweise; denn wir z. B. kümmern uns doch wahrlich nicht blos um die Welt, die unseren Interessen untergeordnet ist, sondern sitzen eher, wie der Sokrates des Aristophanes in der metaphysischen Käsedarre aufgehängt:

„Ich mocht' 'n Luftspaziergang und denk' über die Sonne weg!"

Doch wir müssen nun zu den Celten kommen, als deren Prototyp uns Macbeth aufgestellt wird.

„In der Intelligenz Vorherrschen der vernünftigen Thätigkeit, insofern sie den reflektiven und receptiven Tendenzen entgegensteht; oder in der Schulsprache, Kontrole und Komplement der Induction und Analyse vermittelst der Synthese. Die Aufführung (des Celten) ist vernünftig (raisonnée), umsichtig, systematisch (o!!). In der Moral hat die Konsequenz des Handelns, d. h. die Konformität des Aktes mit den Prämissen, mehr Gewicht, als die vom Gewissen diktirten Motive, wie bei den Germanen, oder der erstrebte Zweck, wie bei den Italiänern; denn die Vernunft, die endlich erkennt, daß die Antriebe des Menschen oder seine Pläne nicht die Macht besitzen, die moralische Ordnung des Universums zu alteriren, resignirt sich, diese natürliche Ordnung durch ein Gewebe von Rapporten, worin Alles konsequente Gradation ist, zu studiren und zu verfolgen. In der Speculation muß diese Raçe methodisch, organisatorisch sein, und zwar im Gegensatz zu jenen Raçen, welche nur aufzuhäufen, auszuforschen verstehen, oder in theologischer Hinsicht nur die Starrheit der Institutionen der Turbulenz des Prophetismus und der Versumpfung der Theokratie, oder, in bekannteren Worten, den Calvinismus und Gallicanismus den äußersten Gegensätzen des Romanismus und Protestantismus entgegenzusetzen wissen. Ihre (der Celten) Manieren müssen zu gleicher Zeit anständig, höflich und gemüthlich (cordiales) sein, insofern sie aus einem Temperamente hervorgehen, worin die Vortrefflichkeit des Nervensystems die Dienstwilligkeit (la servilité) des Zellengewebes und die Derbheit des Muskelsystems gesteigert hat (!!!). Endlich sind die Tendenzen nicht, wie bei Hamlet, nach Innen gewandt und individuell, nicht, wie bei Jago, auf Leidenschaften und Familien-Interessen gerichtet, sondern auf die Peripherie hin, expansiv, edelmüthig, hochherzig, mit einem Worte, sozial."

Die Stelle lud von selber ein, sie, statt in gemeines Hochdeutsch, in die Hegel'sche Schutzsprache zu übersetzen. Man wird daraus erkennen, wie weit der Verfasser in der Verherrlichung seiner Stammgenossen geht, und sie unbedingt zum Mustervolk hinstellt. Ohne im Geringsten an der Tüchtigkeit der celtischen Raçe zu zweifeln, ebenso wenig, wie es uns einfallen wird, die Slaven als solche ethnographisch-wissenschaftlich schlecht machen zu wollen, müssen wir doch darauf aufmerksam machen, daß die Thatsachen dem widersprechen, daß die Celten nicht so hohe Muster aufgestellt haben, um diese Ansprüche erheben zu können. — Wir sehen in diesem ganzen Versuche, Shakspeare auf eine neue Art zu interpretiren, nichts, als versetzten Groll und Nationalhaß eines Celten gegen den herrschenden angelsächsischen Stamm, eingehüllt in philosophisch-ethnographische Reflectionen, die sich weniger durch Klarheit und Schärfe, als durch freien Phantasieflug auszeichnen. Macbeth soll das Musterbild eines Celten sein. — Wir haben das Stück viele Mal gelesen und öfters aufgeführt gesehen; können aber beim besten Willen nicht einsehen, warum dieser allerdings celtische König nicht genau dasselbe sagen und thun könnte, wenn das Stück in England, Frankreich, Deutschland oder Spanien spielte. — Lady Macbeth ist ebenfalls eine Celtin! Handelt sie nicht ebenso ruchlos, wie Jago? Warum hat sie Shakspeare nicht zu einer Italiänerin gemacht?

Wir gestehen, wir haben einen Widerwillen gegen die jetzt Mode gewordene ethnographische Betrachtung der Völker, weil sich darin allerlei häßliche Gelüste und widrige nationale Tücken und Dummheiten verpuppen, weil sie in praktischer Beziehung nur zu Haß und Unfrieden, zu Unterdrückung und Ungerechtigkeit führt. Wir halten den Glauben fest, daß „der Mensch," d. h. das edelste Geschöpf Gottes, in allerlei Hüllen und Gestaltsbildungen stecken könne, und in allen die wesentlichsten Grundzüge aufweise, und daß diese ganze kretinistische Raçen-Philosophie einer niedrigen Sphäre angehöre, und zum Gegentheile aller wahren Humanität führen müsse. — Ist diese Raçen-Philosophie richtig, warum nimmt man dem Adel übel, daß er sich auf sein Blut etwas einbildet? Warum nimmt man dann Anstand, zu behaupten, daß gewisse Raçen zur Knechtschaft der höher organisirten von vornherein geschaffen seien? — Doch

wir müssen uns hier besinnen, daß diese Lehre längst auf die Bahn gebracht und von den Sklavenzüchtern Amerika's praktisch aufrecht erhalten wird. Ist das aber wirklich der Fall, dann können wir ruhig mit unserer Humanität einpacken; es liegt dann klar am Tage, daß sie nur ein Humbug und Schwindel ist, wie andere mehr. Jedes Volk achte sich selbst und strebe nach möglichster Ausbildung seiner Anlagen und sittlicher Vervollkommnung, aber es hasse nicht das andere, und schätze es nicht gering, weil sehr leicht eine Täuschung möglich ist. Es giebt keine ärgere Narrheit, als die nationale Drehkrankheit, mag sie nun Teutonomanie, Slavomanie, Celtomanie, oder wie immer genannt sein; sie ist aber heutzutage gefährlich, weil sie leicht epidemisch werden und zu Mord und Todschlag führen kann.

Nord-Amerika.

Die westliche Welt, nach Alexander Mac Kay.

II.

Soziale Zustände.

Die Sklaverei.

Die Sklaverei ist ohne Zweifel die Achillesferse der Union, eine Behauptung deren Wahrheit Niemand mehr empfindet, als die Amerikaner selbst. Während die Mittel und Wege, wodurch das Uebel zu beseitigen sein möchte, so schwer aufzufinden sind, nimmt dasselbe immer mehr zu. Durch die Sklavenfrage wird eigentlich die Union in zwei entschiedene Parteien getheilt, in die abolitionistische, die vorzüglich im Norden ihren Sitz hat, und in die sklavenhalterische, welche den Süden beherrscht. In Bezug auf die früheren Jahre konnte Herr Kay allerdings behaupten, daß die Parteien für und wider die Sklaverei nicht mit den großen politischen Parteiungen des Landes zusammenhängen, doch jetzt gerade spalten sich die Amerikaner nach ihren verschiedenen Ansichten über die Sklaverei.

Während die heftigsten Gegner der Sklaverei, auf die Grundsätze der Moral sich stützend, eine sofortige gesetzliche Emancipation verlangen, halten die gemäßigteren Abolitionisten eine augenblickliche Aufhebung der Unfreiheit für unmöglich. Die Prosklavisten rechtfertigen ihr Bestehen aus politischen Gründen, denn selbst im Süden findet sich so leicht Niemand, der sie aus einem anderen Grunde zu vertheidigen wagt. Nach der Constitution gehört die Sklaverei zu den inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten. Die Bundesregierung besitzt demnach nicht die Befugniß, über diesen Gegenstand zu entscheiden, deshalb darf man auch nicht die gesammte Bevölkerung der Vereinigten Staaten für die Sündenschuld einiger unabhängigen Glieder verantwortlich machen. Wie die jetzt freien, früher ebenfalls sklavenhalterischen Staaten des Nordens, z. B. New-York, aus eigener Machtvollkommenheit, ohne äußeren Druck, innerhalb ihrer Gränzen die Sklaverei abschafften, so dürfen sie ihrerseits auch nicht gewaltthätig gegen die noch unfreien vorgehen; sie müssen sich daher auf einen blos moralischen Einfluß beschränken. Uebrigens würde die Emancipation niemals so große Fortschritte gemacht haben, wenn nicht von vornherein die höchste Entscheidung über dieselbe den einzelnen Staaten zugestanden hätte. Selbst die eifrigsten Abolitionisten stimmen darin überein, daß sie ihren Zweck nur durch lokale Einwirkung erreichen können. Aber gerade die Art und Weise ihres Vorgehens innerhalb der Sklavenstaaten machen ihnen ihre Gegner zum Vorwurf.

Veranlassung zum offenen Streit gab zuerst der Distrikt Columbia. In diesem zwischen zwei Sklavenstaaten, Maryland und Virginia, gelegenen, der Autorität des Kongresses unterworfenen Gebiete wollten die Abolitionisten die Sklaverei abgeschafft wissen, um derselben einen empfindlichen Stoß zu versetzen; sie stützten sich auf die siebzehnte Klausel über die Befugnisse des Kongresses, wo demselben „in allen Fällen das ausschließliche Gesetzgebungsrecht über Columbia zuerkannt war." Da die Sklaverei eine innere Frage war, sollte der Kongreß als höchste und einzige Gesetzgebungsbehörde in jenem kleinen Territorium die Emancipation aussprechen. Ohne den Distrikt geradezu für herrenlos zu erklären, konnten die Sklavenhalter die Kompetenz der Bundesbehörde nicht absprechen, doch behaupteten sie, daß die angeführte Klausel verfaßt sei, ehe der Sitz der Bundesbehörden bestimmt worden, und daß, selbst dies zugegeben, Maryland und Virginia niemals unter der Voraussetzung einer Sklaven-Emancipation ihre Einwilligung erklärt hätten. Dem ungeachtet beschloß der Kongreß mit bedeutender Stimmenmehrheit, für die Zukunft allen Sklavenverkauf nach dem Distrikt Columbia zu untersagen.

Leider hat der ungebändigte Eifer der Abolitionisten der Sache der Menschlichkeit mehr geschadet, als genützt. Ohne den gänzlichen Mangel an Takt, welchen die Abolitionisten verriethen, würde der Widerstand im Süden niemals so entschieden gewesen sein. In diktatorischer Weise forderten sie, was sie nicht verlangen konnten, sandten Pamphlete und Abgeordnete und reizten die Schwarzen zum Widerstande auf; zuletzt mußten sich die Sklavenhalter in ihrer eigenen Existenz bedroht sehen, da die farbige Bevölkerung sie bedeutend an Zahl übertraf. So auf's Aeußerste gereizt, griffen die Pflanzer zu den strengsten Maßregeln. Die Abolitionisten wurden vertrieben, ihre Lehrsätze verketzert und die Negersklaven noch härter und grausamer behandelt. Gemäßigte Rathschläge waren jetzt ebenso verhaßt, wie vormals aufreizende Drohschriften.

Sofortige Befreiung ist ein Hirngespinst; selbst im Norden, wo die Sklaverei niemals sehr ausgebreitet war, erfolgt eine vollständige Emancipation allmählich.

Am drückendsten muß dem Norden unstreitig die Klausel sein, welche bestimmt, daß „keine Person, die in einem Staate in Dienst und Arbeit gestanden und entlaufen ist, von Dienst und Arbeit entbunden sei, sondern auf die Forderung Desjenigen, welcher ihren Dienst und Arbeit beanspruchen kann, ausgeliefert werden muß; doch darf dieser Staat nur einer der Union sein. Jeder Staat hat darüber zu entscheiden, ob ein entlaufener Sklave ausgeliefert werden soll oder nicht. In New-York bestimmten dies die Behörden, in Vermont die Yankees. Wenn ein Sklave seinen Herrn freiwillig nach einem Freistaat begleitet, so wird das Eigenthumsrecht des Letzteren noch eine bestimmte Zeit durch die Gesetze gesichert.

Nicht die Gründung, sondern die Fortdauer der Sklaverei in der Union ist ein Schandfleck für dieselbe; denn schon als die Vereinigten Staaten in die Reihe der selbständigen Reiche eintraten, waren sie mit diesem Aussatz behaftet. Bei der übergroßen Anzahl der Sklaven, circa drei Millionen, wäre es übrigens sonderbar, von hinlänglichem Ersatz reden zu wollen, denn es würde Unsummen erfordern.

Die gänzliche Entfernung der schwarzen Race aus der Union wäre für alle Theile das erwünschteste Auskunftsmittel, denn zu einer angesehenen Stellung würden die Neger in Amerika niemals gelangen.

Volks- und Gesellschaftsleben.

Die politische, wie soziale Entwickelung der Vereinigten Staaten deutet überall hin auf ihre kolonieartige Entstehung. Wie die Union früheren Niederlassungen von Ackerbauern ihre Gründung verdankt, trägt sie auch alle jene Eigenthümlichkeiten an sich, welche Ackerbau-Kolonien von anderen Ansiedlungen unterscheiden. Die harte, anstrengende Arbeit auf dem Felde erheischt die Kraft eines ganzen Mannes. Er erwirbt sich durch eigene Bemühungen seinen Unterhalt; kein Wunder, daß er den Lohn seines Fleißes selbst genießen will. Das Bewußtsein, sich selbst seine Existenz geschaffen zu haben, erzeugt Selbstvertrauen und Unabhängigkeitssinn. Dieses Freiheitsgefühl äußert sich in jeder Richtung; mit ihm stehen Gleichstellung der Einzelnen in Gesellschaft und Staat, Duldsamkeit in Glaubenssachen im engsten Zusammenhang. Wie Kolonien die Rindheit im Volksleben überspringen, so macht sich auch daselbst im Familienleben ein eigenthümlicher Mangel an Pietät der Kinder gegen die Eltern bemerklich. Diese, auch in Nord-Amerika in reichlichem Maße beobachteten Verhältnisse werden häufig mit Unrecht als den Vereinigten Staaten besonders eigenthümlich zugeschrieben. Wir gehen in unserer Betrachtung nicht ausführlicher hierauf ein, sondern beschränken uns, einige hervorstechende Züge des gesellschaftlichen Lebens zu schildern.

Wie wir vorher die verschiedene Stellung des Nordens und Südens in der Sklavenfrage andeuteten, so wollen wir dies jetzt in Beziehung auf die Gesellschaft fortsetzen. Schon die Oertlichkeit, wo sich die Gesellschaft bildet, ist in beiden Theilen der Union eine andere. Im Norden entsteht sie meistens in den Städten, im Süden auf dem Lande. Dort ist der ländliche Grundbesitz in kleine Parzellen getheilt, der Farmer übernimmt nicht mehr Land, als er bebauen kann. Er kultivirt den Boden selbst; ein freier, arbeitsamer Mann, an Fleiß und Einfachheit gewöhnt, ist er für äußeren Tand unempfänglich; schöne Häuser, schöne Kleider oder schöne Equipagen reizen ihn nicht.

Im Süden dagegen ist der große Landbesitz vorherrschend, das Land ist in weitläufige, häufig Tausend Acker umfassende Pflanzungen getheilt, auf denen die einzelnen Familien in prächtigen, herrschaftlichen Häusern wohnen, von vielen Sklaven umgeben. Nur gelegentlich unterbrechen Besuche von Freunden und Nachbarn die Einsamkeit, die am Meisten geeignet ist, jene Eleganz des Benehmens, jene Reinheit des Tones zu

bilden, durch die sich die fürstliche, ländliche Bevölkerung so vortheilhaft auszeichnet.

Eigenthümlich berührt jeden Fremden die hervorragende Stellung, welche die jungen Damen in der Gesellschaft einnehmen. Die jungen, eben der mütterlichen Aufsicht entwachsenen Mädchen bilden den Mittelpunkt bei allen Zusammenkünften. Während die Mutter in einer Hinterstube die Vorbereitungen zur Bewirthung trifft, empfängt die Tochter die Gäste; kaum daß man sich nach ihrem Befinden erkundigt. Der Besuch gilt ja auch nicht ihr, sondern der Tochter; lauten doch die Einladungskarten nicht: Mr. und Mrs. N. N. lassen, sondern Miß N. N. läßt bitten. Die jungen Herren fragen auch höchst selten nach der Dame im Hause, sondern nach der Tochter, und laden sie ein, mit ihnen spazieren zu gehen, zu fahren oder zu reiten; es hängt einzig von dieser ab, ob sie die Aufforderung annimmt oder nicht; er begleitet sie in das Konzert oder vom Balle noch Hause, während die übrigen Familien-Mitglieder nach eigenem Gutdünken kommen oder gehen. Da immer die jeweilig Jüngsten, Unerfahrensten in der Gesellschaft den Ton angeben, so kann es nicht fehlen, daß er der Feinheit des Taktes entbehrt. Die große Mehrzahl der Männer, welche die geselligen Zirkel besuchen, stehen weit häufiger unter, als über dem Niveau der Bildung. Eine hinreichende Anzahl von Gemeinplätzen, sowie ein großer Vorrath an kleiner Conversationsmünze, wird einem Manne in der amerikanischen Gesellschaft gewöhnlich weit förderlicher sein, als hervorragende geistige Eigenschaften. Die Amerikaner lieben das Talent und verehren den geistig hoch stehenden Mann, aber lieber aus der Ferne, als in der Nähe, und wenn er an ihren gesellschaftlichen Vereinigungen Antheil nehmen will: so ist er um so willkommener, wenn er seine vorzüglichen Eigenschaften zu Hause läßt. Daher nimmt der wahrhaft Gebildete in der amerikanischen Gesellschaft eine verhältnißmäßig isolirte Stellung ein. Um mit den Uebrigen zu verkehren und in ihren Augen tolerant zu sein, muß er sich zu dem Standpunkt seiner Umgebungen erniedrigen. Deshalb ziehen Männer, wie Frauen von gebildetem Geschmack vor, sich aus der sie nicht ansprechenden Gesellschaft zurückzuziehen. Hierzu kommt noch, daß in dem Maße, wie die jungen Mädchen hervorgehoben, die verheiratheten Damen vernachlässigt werden.

Bei der Verehrung, welche im Ganzen genommen, dem weiblichen Geschlecht erwiesen wird, könnten die Frauen, da sie wegen ihrer zurückgezogenen Stellung, weit mehr Muße auf ihre geistige, wie moralische Ausbildung zu verwenden im Stande sind, höchst vortheilhaft auf das Benehmen der Männer wirken, doch scheinen sie an der Ausführbarkeit dieser Aufgabe zu verzweifeln, da sie sich über die Mittel, welche ihnen zur Verfügung stehen, nicht klar geworden.

Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß alle Staaten der Union auf die Erziehung des Volkes eine ungemeine Bedeutung legen, denn die Bildung und Aufklärung, nicht die Rohheit und Verdummung der Bevölkerung ist das Ziel ihrer Bestrebungen. Da die weltliche Erziehung der Jugend allein das Interesse der Staaten — diesen, nicht der Bundesregierung ist die Ober-Leitung des Unterrichts übertragen — in Anspruch nimmt, so ist der Religions-Unterricht gänzlich von dem wissenschaftlichen getrennt. Der Religion bleibt es, und wahrlich nicht zu ihrem Nachtheil überlassen, wie die Vereinigten Staaten bezeugen, im Herzen der Menschen Wurzel zu fassen; auf staatliche Unterstützung kann sie nicht rechnen. Außer den gewöhnlichen Elementarschulen besitzt die Union noch viele höhere, unseren Universitäten ähnelnde Institute, ja selbst für das weibliche Geschlecht. Wenn die Amerikaner so häufig in ihrer wissenschaftlichen Bildung Lücken darbieten, so liegt dies darin, daß sie gewöhnlich nicht hinreichend lange Zeit auf ihre Ausbildung verwenden, nicht aber in der Unzulänglichkeit ihrer Bildungs-Anstalten.

Handel und Handelspolitik.

An die Schilderung von New-York knüpft Herr Kay die Besprechung des Handels, wie der Handelspolitik der Vereinigten Staaten. Da dieser Gegenstand hier in seiner Bedeutung nicht erfaßt und behandelt, die Betrachtung der merkantilischen Verhältnisse einer längst entschwundenen Zeitperiode (vom heutigen Standpunkte aus) angepaßt ist, so glauben wir uns mit einigen Bemerkungen begnügen zu dürfen. Herr Kay hat seine englischen, freihändlerischen Tendenzen unverändert mit nach Amerika genommen; es kann daher nicht überraschen, wenn er mit dem Süden gegen den Norden in der Tarif-Angelegenheit Partei ergreift, obgleich beider Standpunkt seine innere Berechtigung findet. Der Süden erwirbt sich durch Sklavenarbeit Rohprodukte, industrielle Bestrebungen gehen ihm beinahe ab, kein Wunder daher, wenn er seine Erzeugnisse so vortheilhaft, als möglich verwerthen, für den höchsten Preis seine Baumwolle absetzen, Industrie-Waaren für den niedrigsten Preis einkaufen will, wozu der englische Markt die beste Gelegenheit bietet. Im Norden dagegen bestehen und entstehen großartige industrielle Fabriken, die in den englischen ihre gefährlichsten Rivalen erblicken; um diese nicht zu begünstigen, verlangte man von den englischen Fabrikerzeugnissen eine Eingangssteuer, welche die so vielseitigen Tarif-Streitigkeiten zwischen dem Norden und dem Süden veranlaßt. So werden die freien Amerikaner des Nordens zu Schutzzöllnern, während die südlichen Sklavenhalter freihändlerische Tendenzen verfolgen. Es ist ungerecht, wenn z. B. p. 182 der Tarif lediglich den eigennützigen Bestrebungen der Kapitalisten zugeschrieben und von ihnen behauptet wird, sie wollten der fremden Konkurrenz ausweichen und den einheimischen Markt mit rohem Material überfüllen, um sich in den Stand zu setzen, billiger ein- und theurer verkaufen zu können; es müßten 20 Millionen Menschen zum Nutzen einiger Tausend Kapitalisten ungeheure Geldopfer bringen. Die nationale Eitelkeit würde geweckt, um die Republik als eine Welt für sich hinzustellen (p. 176), könnte mit Recht behauptet werden, wenn die angegriffenen Bestrebungen lediglich aus Eitelkeit entsprängen, solider Grundlagen aber entbehrten. Und doch giebt der Verfasser zu, daß die nordamerikanische Industrie eine Zukunft habe. Wir verweisen hierbei zugleich auf das interessanteste Kapitel des vierten Bandes. England kann sehr wohl freihändlerische Tendenzen vorwalten lassen, weil seine Industrie blüht; wo dies aber noch nicht der Fall ist, wird sie durch den Freihandel gewiß nicht gehoben werden. Ein allgemein über den Erdkreis verbreitetes Freihandelssystem wird vielleicht allen Betheiligten gleiche Vortheile bringen, ein beschränktes aber den Schwächeren zum Sklaven des Stärkeren machen. Hat doch England auch seine Industrie durch Zwangsmaßregeln gegen die honfischen und niederländischen Fabrikate zu schützen gesucht und will sich erst allmählich zum Freihandel erheben.

Polen.

Muchanov und die Juden in Polen.

Von dem unerhörten Drucke, den der nunmehr glücklich beseitigte, russische Geheimrath Muchanov, als Verwalter des Departements des Innern, seit einer Reihe von Jahren auf das unglückliche Königreich Polen geübt, giebt kaum ein anderes Aktenstück einen zu gleicher Zeit den Machiavellismus der Verwaltungs-Maximen so kennzeichnenden Begriff, wie das Circular, welches der an der Spitze der jüdischen Gemeinde in Warschau stehende Rabbiner Menfel, gemeinschaftlich mit den Notabeln dieser Gemeinde, an die übrigen jüdischen Corporationen des Landes erlassen hat. Dasselbe ist in polnischer Sprache abgefaßt und lautet, seinem wesentlichen Inhalte nach, folgendermaßen:

„Im Namen des ewigen Gottes Israels und unter Zustimmung der hervorragendsten Mitglieder unserer Gemeinde!

„An unsere israelitischen Brüder, die Söhne Polens.

„Die Nachricht über die hiesigen Vorgänge in voriger Woche ist wohl auch zu Euch, sei es durch Zeitungsnachrichten, sei es durch mündliche Erzählung, gedrungen, und gewiß werdet auch Ihr in der Ferne, wie wir als Augenzeugen, darin das Walten der göttlichen Vorsehung erblickt haben. Der Herr sprach — und es geschah!

„Lobpreisen wir daher den allmächtigen Gott, der uns jetzt mit Zuversicht und Hoffnung beseelt hat, daß die Stunde der Freiheit schlagen wird und der Erlösung vom drückendsten Joche. Seit dem Jahre 1831 sind dreißig Jahre verflossen, innerhalb welcher über hundert amtliche Erlasse, die Verhältnisse der Juden betreffend, veröffentlicht worden sind, aber keiner derselben hat Erleichterung gebracht; im Gegentheil erstrebte jeder eine noch größere Bedrückung.

„Unter allen unsern Glaubensgenossen in ganz Europa seufzen wir allein unter dem Joche mittelalterlicher Barbarei, unter einem Heere jüdischer Abgaben und der stets wachsenden Unmöglichkeit, unsern Unterhalt zu erwerben. Es ist Euch ja doch wohlbekannt, daß uns unter der Regierung Alexander's des Ersten Gleichberechtigung mit den andern Landeskindern zugesichert ward, falls wir uns in das Heer wollten einreihen lassen; daß dann alle jene Abgaben aufhören sollten, die wir ausschließlich tragen müssen, wie z. B. die Abgabe, „Kauscher" genannt, und besonders das schmähliche Tagzettel-Geld, ebenso wie jede Beschränkung der Niederlassung und des Gewerbes fallen sollten.

„Und was ist geschehen? Seit dem Jahre 1843 sind zwar Tausende unserer Kinder in den Reihen des Heeres elendiglich umgekommen, — aber die uns verheißenen Freiheiten, wo sind sie geblieben? Die Regie-

rungsknechte gehen mit uns wie mit Sklaven um, und zertreten uns wie Würmer. Als vor fünfzehn Jahren der Befehl erging, die Juden mögen ihre Kleidung ändern, welcher Mittel haben sie sich da bedient, um diesen Befehl auszuführen? Wie Hunde haben sie unsere Greise in den Straßen umhergeschleppt, und die entmenschte Polizei kannte in ihrer Raserei keine Gränzen.

„Zwar sind die Regierungsdiener auf unserem Boden aufgewachsen, aber sie sind eben nur dessen ungerathene Söhne; denn nur erbärmliche Menschen sind bereit zur Ausführung barbarischer Anordnungen, während jeder Gewissenhafte und Biedere verächtlich auf sie herabblickt.

„Warum denn hat man vor 1831 solche Ungesetzlichkeiten nicht gekannt? Darum, weil vor jener Epoche die Aemter sich in den Händen solcher Männer befunden haben, die beseelt waren von Liebe zum Vaterlande und dem Wohle der Unterthanen; die gegenwärtigen Beamten hingegen sind, mit wenigen Ausnahmen, im höchsten Grade demoralisirt, kennen weder Liebe zum Vaterlande, noch das Wohl seiner Söhne.

„Fast vor neun Jahren haben die Adelsmarschälle, besorgt um das Wohl des Landes, uns zu Nutz und Frommen Vorschläge gemacht, wovon wir uns selbst zu überzeugen Gelegenheit hatten; indeß sind diese Vorschläge an der Regierung erfolglos vorübergegangen.

„Als der Allmächtige endlich Se. Majestät Kaiser Alexander II. auf den Thron berief, da schöpften wir frische Hoffnung, daß uns eine neue Sonne aufgehen würde. Leider aber dauert die Nacht ununterbrochen fort. Denn es trat der diabolische Verräther Muchanov auf, der sich mit Individuen seinesgleichen umgab, mit Feinden Polens, mit Verfolgern der Juden, der uns unablässig in den Augen des Monarchen anschwärzte und verleumdete. Als aber dennoch eine Aufforderung des Monarchen erging, man möge Vorschläge zu unserer Erleichterung machen, fuhr man nichtsdestoweniger in so scheußlichen Anschwärzungen fort, wie man sie seit den Zeiten Hamans nicht mehr gekannt hat. Glaubet aber nicht, daß sich damals kein uns günstiges Wort vernehmen ließ; es saßen im Rathe mehrere Ehrenmänner, gute Polen, die alle Landeskinder ohne Unterschied liebten, welche ihre Stimme zu unserer Vertheidigung erhoben, aber das war eine Stimme eines in der Wüste Rufenden, da sie von einer dem Vaterlande feindlichen Partei übertönt wurde.

„All' diese Thatsachen sind uns Landesbewohnern wohlbekannt.

„Noch nicht zufrieden damit, hat man das böse Spiel so weit getrieben, daß man alle möglichen Mittel aufgeboten, um einen Zwiespalt im Lande heraufzubeschwören, in der Absicht, seine Lebenskraft zu untergraben; durch die Tagespresse unterstützt, hat man einen leidenschaftlichen Parteihaß der Edelleute gegen die Juden hervorgerufen, damit unsere Subsistenzmittel fort und fort geschmälert würden. Um den krassesten Zwiespalt zu erzeugen, verschmähte man es selbst nicht, den religiösen Fanatismus in seinen Dienst zu nehmen. Denn als vor drei Jahren in der Stadt Turek ein leidenschaftlich erregter christlicher Volkshaufen in der Nacht des Versöhnungsfestes unsere Tempel zerstörte, die heilige Stätte entweihend, die Gesetzrollen zerriß, und die Juden, wegen dieser Schandthaten bei der Regierung Klage erhoben, erinnert Ihr Euch noch, welche Antwort gegeben wurde? „„daß in dem neuen Strafgesetzbuche der jüdischen Feiertage keine Erwähnung geschehen sei.““

„So lange Polen Polen ist, hat man von dergleichen schauderhaften Thaten niemals und nirgends gehört.

„Wollt Ihr den wahren Volksgeist kennen lernen? Kaum athmet das Volk etwas freier auf, und schon ließen sich seine Priester in allen hiesigen Kirchen durch Worte der Liebe und der Brüderschaft für uns vernehmen, schon erkennen sie uns als Kinder des Vaterlandes an, welches wir seit acht Jahrhunderten bewohnen.

„Brüder, Israeliten! Muth und Entschlossenheit! Ergreifen wir mit aller Zuvorkommenheit die uns gereichte Bruderhand. Wir haben es gesehen, wie die hervorragendsten Männer des Landes, vereint mit unserer Geistlichkeit einherschritten, um fünf Opfer zur ewigen Ruhe zu geleiten, deren unschuldiges Blut in den Straßen unserer Stadt stromweise geflossen; ihnen folgten Hunderttausende aller Bekenntnisse Arm in Arm, beseelt von dem Geiste der Brüderschaft und der Versöhnung.

„Und als man Wahlen von Vertrauensmännern vornahm, da wurden in diesen Ehrenrath auch unserer Rabbiner und andere Juden gewählt. Wer hätte sich das noch vor kurzer Zeit träumen lassen?

„Unsere vermeinten Feinde haben wir als die aufrichtigsten Freunde erkannt. „„Dies geschah nicht durch Gewalt, nicht durch Uebermacht, sondern durch meinen Geist.““ sprach Gott.

„Das hat Gott der Herr gethan, indem er edle Männer mit Muth stählte, damit sie eintreten für unsere Rechte, und den Feinden Polens, welche Zwietracht säen wollten unter dessen Kinder, zu schweigen befahl.

„Wir flehen zu Euch, Brüder, daß Ihr allesammt und mit allem Eifer unsern Landsleuten Eure ganze Dankbarkeit beweisen, und sie in ihren edlen Bestrebungen unterstützen möget; denn ihr Wohl ist das unsere. Beeilt Euch mit den Unterschriften unter der Adresse, welche unserem allerhöchsten Herrn überreicht werden soll. Der Monarch will die Wünsche der Einwohner unseres Landes kennen lernen.

„Erheben wir also unsere Stimme gemeinschaftlich mit unseren Landsleuten. Wir sind überzeugt, daß Ihr uns hören und Euch ihnen innig anschließen werdet zum gemeinsamen Heile; das ist der einzige rechtmäßige Weg zur Verbesserung unserer Lage. Wer weise ist, wird erkennen, daß nur auf diesem und keinem anderen Wege das Wohl unsers Landes erreicht werden kann."

Mannigfaltiges.

— Polnische Publicistik. Wir haben bereits in unserem Neujahrs-Artikel: „Die Nationalität und die Kultur." auf das perfide Manöver der polnischen Publicisten hingewiesen, die sich, seitdem im Palais-Royal von Paris die Nationalitäts-Parole ausgegeben worden, ein Geschäft daraus machen, die Deutschen als geschworene Feinde aller Slaven und besonders der Polen darzustellen. Wunderbar genug, geht der mit unserer kosmopolitischen Literatur so vertraute, den edeln Schiller, den humanen Lessing so hoch verehrende J. J. Kraszewski in diesem perfiden Manöver mit seinem Beispiel voran! Die von ihm in Warschau herausgegebene Gazeta Codzienna („Tägliche Zeitung"*), die früher so bereitwillig anerkannt hatte, was deutsche Philosophie, deutsche Poesie für die Kultur der Menschheit gewirkt, ist, seitdem ihr Redacteur im vorigen Herbste von einer englisch-französischen Reise zurückkehrte, in dieser Beziehung vollständig umgewandelt. In ihrer Nr. 80 läßt sie sich beigehen, die wackeren deutschen Männer, welche im preußischen Abgeordneten-Hause die Ehre und die Interessen ihres Landes vertreten, als gemeine, herzlose Menschen zu bezeichnen, die über das Unglück Polens lachen und, gleich Nero's Tatelliten, Spottlieder singen können über den Untergang eines Volkes. Vergebens haben wir uns in den stenographischen Berichten des Hauses nach einem Vorgange umgesehen, der auch nur entfernt zu einer so verleumderischen Deutung und Verhorreszirung Anlaß geben konnte. Allerdings hat es das preußische Abgeordneten-Haus nicht gleichgültig aufnehmen können, als Herr von Niegolewski plötzlich mit dem in Paris formulirten Antrag hervortrat, nach Anleitung der Territorial-Gränzen des polnischen Reiches** von 1772, einen neutralen Zwischenbezirk herzustellen, durch welchen das deutsche Ostpreußen von den preußischen Provinzen Pommern, Brandenburg und Schlesien getrennt würde. Aber bei allem gerechten Unwillen der Deutschen, haben wir von einer Verspottung der, der polnischen Nationalität angehörenden Abgeordneten des Hauses Nichts wahrgenommen. Oder meint Herr Kraszewski etwa, daß die Vertreter Danzig's, Elbing's, Bromberg's, Posen's, Lissa's ꝛc. dem Herrn von Niegolewski einen Dank dafür votiren sollten, daß er diesen fast nur von Deutschen bewohnten und durch deutsche Kultur und deutschen Bürgerfleiß herangewachsenen Städten die Aussicht eröffnete, von ihren deutschen Brüdern getrennt zu werden und wieder unter die erdrückenden Fittige des weißen Adlers zu kommen? Muß nicht der Unwille des ganzen Abgeordneten-Hauses wachgerufen werden, wenn es wahrnimmt, daß sich für sein Verhalten in den preußischen Kammern Graf von Bnlúski in Paris und Graf Cieszkowski in Warschau seine Instructionen holt? Wahrlich, ein Mangel an Unwillen würde in diesem Falle ein Verrath am Vaterlande sein!

— Eine böhmische Zeitschrift in Paris. Von uns liegen zwei Nummern einer neuen čechischen Zeitschrift, die in Paris herauskommt unter dem Titel Čech, mit der darüber gesetzten, französischen Erklärung: La voix libre du Bohême. Also auch du, Brutus! Das war vorauszusehen, daß auch der čechische Schmerzensschrei an der Seine erschallen, daß man der großen Nation die Schmerzen Libussa's klagen werde. Vorläufig ist es nicht gefährlich; Herr Králikowski, der Redacteur der neuen Zeitschrift, läßt dieselbe vorerst, wie ausdrücklich in böhmischer und französischer Sprache bemerkt wird, als fliegende Blätter in unbestimmten Zeiträumen erscheinen, die Nummer zu 60 Centimen. Als Motto dieses offenen Briefes an die čechische Nation und ihre Gönner, ist eine Stelle

* Sie hat seitdem den Namen Gazeta Polska angenommen.

** Das „polnische Reich" und „Polen" sind zwei sehr verschiedene Dinge, was die Herren Kraszewski und Genossen nicht vergessen dürfen. D. R.

aus Jesaias (62, 1) gewählt: „Wegen Sion's will ich nicht schweigen und um Jerusalem's willen nicht ruhen, bis daß ihre Gerechtigkeit aufgehe, wie ein Glanz und ihr Heil entbrenne, wie eine Fackel."

Was den Inhalt betrifft, so ist er nicht schwer zu errathen. Der Einleitungs-Artikel spricht sich genügend aus: Die Čechen müssen sich auch der großen Welt bemerkbar machen; man kann sie nicht länger ignoriren. Ein fernerer Artikel dorin handelt von den Habsburgern in Böhmen; eine patriotische Elegie auf Ottokar Přemysl, der den verhaßten Deutschen unterliegen mußte. Darauf folgt ein offener Brief an den einst in Prag gefürchteten Polizeidirektor Päumann, der sich jetzt in Krakau ziemlich unbeliebt machen soll. Ein kurzer Nachruf auf Wenzel Hanka schließt das Blatt. Die zweite Nummer trägt als Motto einen Ausspruch Mieroslawski's und bringt zuerst einen Artikel mit der lateinischen Ueberschrift: „Quia nobis non tenent quod promittunt," (weil sie uns nicht halten, was sie versprechen) Polemik gegen die Regierung Franz Joseph's. Hierauf folgen Gedichte mit hussitischem Kolorit: Das erste gilt Johann Huß, der aus dem Grabe ruft, das zweite trägt die Ueberschrift „Kelch," das dritte ist vornehmlich slovisch gestimmt: Spartakus paradirt darin ꝛc. Der Artikel: „Die Habsburger in Böhmen" wird fortgesetzt. Doch wir müssen uns bescheiden, auf das Weitere einzugehen, zumales gar nicht schwer ist, was darin weiter stehen wird, an den Fingern herzurechnen: Libussa, Ottokar, die deutsche Tyrannei, Huß, Georg Podiebrad, die Schlacht am weißen Berge ꝛc. Mit Einem Wort: die Čechen gehen, wie die Polen, die Ungarn, die Wallachen ꝛc. zu den Franzosen und ihrem Sultan, um die tyrannischen Niemzen (Deutsche) zu verklagen, und ihn aufzufordern, richtend und strafend einzuschreiten. Die beste Waffe gegen solche aus Paris kommende Angriffe sind freie Institutionen und Gerechtigkeit nach allen Seiten. Das wird besser wirken, als Polizei und Censur. In freien Ländern werden die Emissoire des französischen Sultanismus mit Schimpf und Schande fortgejagt.

— Huber's volkswirthschaftliche Zeitschrift. Professor V. A. Huber, dem wir bereits mannigfaltige Belehrungen über die in England und Frankreich bestehenden, freien, gewerblichen Genossenschaften verdanken und dessen Vorträge über diesen Gegenstand, namentlich auf den beiden volkswirthschaftlichen Kongressen von Frankfurt a. M. und Köln, so allgemeines Interesse erregten, giebt jetzt eine der Lösung der sozialen Frage gewidmete Zeitschrift in zwanglosen Heften, unter dem Titel „Concordin" heraus.* Die volkswirthschaftliche Lösung der sozialen Frage hat bekanntlich nichts gemein mit den Phantasien der französischen Sozialisten, die nach der Februar-Revolution mit ihren St. Simonistischen, kommunistischen, phalansterischen und ikarischen Plänen so schmählich scheiterten. Während Sozialisten in französischer Weise die Organisation ihrer Ideen vom Staate, von der Centralverwaltung, ja von der Polizei verlangten und von einem beständigen Kampfe fabelten, in welchem sich Kapital und Arbeit befinden — gründet die Volkswirthschaft ihr System, nach der Natur der Dinge, auf das Self-Government, auf Gegenseitigkeit und Solidarität, und besonders auch auf das Prinzip, daß dem Kapital, um fruchtbringend zu sein, die Arbeit ebenso unentbehrlich ist, wie dem Letzteren das Erstere. Schulze-Delitzsch hat durch die 220 Vorschuß-Vereine, die nach den von ihm aufgestellten Prinzipien in allen Gauen Deutschlands seit etwa 5 Jahren gegründet worden, praktisch dargethan, was unter Selbsthülfe auf sozialem Gebiete und unter Gegenseitigkeit von Kapital und Arbeit zu verstehen sei. Ein Verbündeter Schulze-Delitzsch's auf dem Boden der freien Association der Handwerker ist V. A. Huber; aber während Ersterer ausschließlich die deutschen, gewerblichen Zustände bei seiner theoretischen und praktischen Wirksamkeit im Auge hat, beschäftigt sich Letzterer hauptsächlich mit denselben Zuständen in England und Frankreich. Die beiden Zeitschriften: „Innung der Zukunft" und „Concordia" werden sich daher gegenseitig ergänzen und in die Hände arbeiten. Daß beide Männer in Sachen der Religion und der Tages-Politik ganz verschieden denken und sich aussprechen, braucht ihrer gemeinsamen, friedlichen Wirksamkeit auf dem Gebiete der Volkswirthschaft keinen Eintrag zu thun; ja es ist gewiß ein gutes Zeugniß für die von beiden Männern gemeinsam vertretene Idee der gewerblichen Association, wenn sich dieselbe den verschiedensten kirchlichen und politischen Partei-Standpunkten gegenüber als eine und dieselbe geltend zu machen vermag.

* Concordin. Beiträge zur Lösung der sozialen Frage. In zwanglosen Heften Von V. A. Huber. Erstes Heft. Leipzig, Gustav Mayer. 1861

— „Menasse ben Israel. Sein Leben und Wirken."* Von dem sehr fleißigen und sachkundigen Dr. M. Kayserling wird uns in einer Monographie ein Mann vorgeführt, der nicht blos „von der scientivischen Seite, als fruchtbarer Schriftsteller, als armer Rabbiner und Prediger seiner Gemeinde, als hochgestellter Freund christlicher Gelehrten (eines Bussius, Hugo Grotius, Thomas Fuller, des berühmten Schlesiers Abraham von Frankenberg und des in Preußen fast wie ein Heiliger verehrten Johannes Mochinger)," erwähnt zu werden verdient, sondern „der im Glanze seiner eigentlichen Größe, in seiner weitreichenden praktischen Thätigkeit, in seiner Wirksamkeit für das Heil seiner Brüder, als der Vertreter seiner Nation erscheint. Menasse wollte nichts Geringeres, als den Juden neue Heimatsplätze schaffen, seinem bedrückten Volke die Freiheit erringen; er scheute sich nicht, vor Fürsten und Potentaten zu treten, und nur in der edelsten Absicht wurden Königinnen (Christine von Schweden) und Prinzessinnen von ihm begrüßt und gefeiert." — Sein größtes Verdienst war es, bei dem Protector Oliver Cromwell die Zulassung der Juden in England zu bewirken, nachdem dieselben 358 Jahre, seit Richard Löwenherz, von England ausgeschlossen waren. — Menasse unternahm deshalb selbst die Reise von Amsterdam nach London, wo er in einer Adresse an den Protector und in einer Erklärung an die Republik Englands die Motive seiner Ueberkunft darlegte, und da sein Antrag nicht sogleich Annahme fand, in London seine „Rettung der Juden" schrieb, welche endlich bewirkte, daß Cromwell Einzelnen die Erlaubniß ertheilte, sich in der Hauptstadt anzusiedeln; und schon im Jahre 1657 waren viele neue Ankömmlinge in London. — Kayserling, von welchem demnächst der zweite Theil seiner „Geschichte der Juden in Spanien und Portugal" erscheint, hat das Verdienst, aus guten und gleichzeitigen Quellen zu schöpfen, wie er dies bereits in seinem „Sephardim" erwiesen hat.** Wir können hierbei den Wunsch nicht unterdrücken, daß es endlich einem sachkundigen Forscher doch ermöglicht werden möchte, aus den im Eskurial angehäuften Manuscripten aus der Zeit Ferdinand's und Isabella's und der Blüthezeit der Inquisition historisches Material zu schöpfen. Nicht weniger als achtzig Centner Manuscript sollen dort allein über die Inquisitions-Prozesse liegen, und wenn die sichtende Hand des Forschers sich nicht bald seiner annimmt, so dürfte dieses kostbare Geschichts-Material in nicht zu ferner Zeit vermodert sein.

— Chinesisches Vademecum für Goldsucher. Dieses Büchlein, mit dem chinesischen Titel: „Nothwendige Abschiedsworte an Solche, die nach den Goldbergen reisen," ist auf Hongkong erschienen und liegt in einer zweiten Auflage (vom Jahre 1858) vor uns. Der ungenannte christliche, eines guten Stils sich befleißigende Verfasser, will den zahlreichen Chinesen, welche Armuth oder Habsucht nach Kalifornien oder Sidney (in Australien) treibt, einige Belehrung über diese Goldländer geben, ihnen aber vor Allem an's Herz legen, daß die Religion des Erlösers unendlich mehr werth sei, als jeder materielle Besitz. Wer also seinen Eltern und überhaupt seiner Familie eine bessere Existenz bereiten will und in dieser rechtschaffenen Absicht nach einem der erwähnten Goldländer reiset, der rufe in den Gefahren der langen Seefahrt den wahren Gott allein um seinen gnädigen Schutz an, und habe Ihn vor Augen bei Allem, was er in der Fremde beginnt. Den Ermahnungen folgt allerlei Erbauliches, unter Anderem zwei Mustergebete, von denen das Eine auf hohem Meere, das Andere in den „Goldbergen" gesprochen werden soll. In letzterem heißt es an einer Stelle: „Das Gold ist in der Erde; wir wissen nicht, an was für Stellen es sich findet; dies weiß der Herr im Himmel allein. Wir bitten Ihn, daß er uns dahin führe, wo des Goldes viel vorhanden. Es giebt gewaltthätige Leute, die, wenn sie sehen, daß Andere irgendwo Gold finden, um die Ausbeutung der betreffenden Stelle mit ihnen Zank und Händel anfangen. Solches geschehe nie von unserer Seite." So weit gut; der Verfasser vergißt aber den Goldsuchern zu sagen, wie sie sich zu benehmen haben, wenn Andere mit ihnen Hader anfangen. — Kalifornien, von Hanglong aus in 50—60 Tagen erreichbar, heißt in unserem Büchlein das „alte," und Sidney, bis wohin nur 40—50 Tagefahrten gezählt werden, das „neue" Land der Goldberge.

* Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Juden in England. Aus den Quellen dargestellt von Dr. M. Kayserling. Berlin, Julius Springer, 1861.

** Sephardim. Romanische Poesien der Juden in Spanien. Leipzig. 1859

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig
Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefe etc. entweder frankirt an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn P. Hehe's Buchh., Markt b. Kinder Nr. 37, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

№ 17. Mittwoch, den 24. April 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Rußland und Serbien. Seite
Zur Charakteristik der neuesten Bewegungen im slavischen Osten und Süd-Osten 193
Finnland.
Einige Parallelen zwischen serbischer und finnischer Poesie 196
England.
Mrs. Anna Jameson 197
Frankreich.
Forschungen über die Entstehung der Infusorien. Schöpfung oder Zeugung? 198
Deutschland und das Ausland.
Kirchliche Chronik des Jahres 1860. Historisches, Theologisches und Legislatives 201
Mannigfaltiges.
Die Lesehalle des British Museum 203
Kultur und Industrie in Japan . . . . . „
Das Nibelungenlied neu übersetzt 204
Jagden in Ungarn und Böhmen . . . . . „
Von Haus zu Haus . . . . . „
Jérome Napoleon . . . . . „

Rußland und Serbien.

Zur Charakteristik der neuesten Bewegungen im slavischen Osten und Süd-Osten.*

Unter die politischen Ueberlieferungen der mit der Hälfte unseres Jahrhunderts abschließenden Zeit gehörte auch die von der treuen Freundschaft zwischen Oesterreich und Rußland, die durch Kaiser Nikolaus zu einer solidarischen Haltbarkeit der konservativen und absolutistischen Interessen beider Reiche gestempelt worden war. Oesterreich ist gewiß nicht darum zu tadeln, daß es dieser Illusion ein Ende machte, die Art, wie es dies that, aber ist der Hauptgrund seiner gegenwärtigen Isolirung.

Die beiden Kaiserstaaten bieten in ihrer Verfassung, in ihrer innern und äußern Politik und in ihrer Bestimmung verschiedene beachtenswerthe Analogien, die freilich durch eben so viele Unterschiede wieder aufgewogen werden. Bis in die neueste Zeit concentrirte sich ihr politischer Wille in der Person eines Einzelnen, der unumschränkt regierte; bis in die neueste Zeit war und ist zum Theil auch noch ihre Politik ein ununterbrochenes Gewebe von Ränken und Intriguen gegen die Freiheit der eignen und fremder Völker; durch ihren civilisatorischen Beruf, den einzigen, der ihnen Berechtigung und Geltung im Kulturleben der europäischen Völkerfamilie sichert, sind beide Kaiserstaaten auf den Osten gewiesen. Wo sie gegen Westen hin vordrangen, heraustretend aus den Schranken ihrer natürlichen Bestimmung, konnten sie es nur mit dem Rechte der Eroberer und Unterdrücker, als Feinde der selbständigen und nationalen Entwicklung freier Völkerschaften.

Für Rußland bezeichnete das Ende des orientalischen Krieges und die Thronbesteigung des Kaisers Alexander den Wendepunkt in seiner innern und äußern Politik. Es hat den Weg eingeschlagen, auf den es die Vorsehung gestellt hat, und seine friedlichen Erfolge in dieser letzten Zeit beweisen, daß es sich auf dem rechten befindet.

Oesterreichs wohlverstandenes Interesse weist es ebenfalls nach Osten; in Osten und Süd-Osten ist seine politische und civilisatorische Mission zu erfüllen. Es hat seine Bestimmung lange verkannt; möge es jetzt, da es noch Zeit ist, sie nicht länger verkennen.

Oesterreichs geographische Nothwendigkeit liegt in dem unabweisbaren Bedürfnisse Europa's, dem Drucke des russischen Kolosses an der Donau ein Reich entgegenzusetzen, mächtig genug, ihm den Eingang in das Mittelländische Meer zu verwehren, die Balkan-Halbinsel vor allmählicher Eroberung und Russificirung zu sichern, und zwischen romanischen und slavischen Völkern ein starkes und unerschütterliches Bollwerk, geistig und materiell belebt von dem Hauche deutscher Kultur, von germanischen und germanisirten Stämmen bewacht, zu errichten. Indem Oesterreich diese seine Mission erfüllt, zwingt es auch Rußland, seiner natürlichen Bestimmung treu zu bleiben, seine Eroberungen im Osten zu suchen, den Kaukasus zu einer neuen Völkerbrücke zu machen, über die es abendländische Kultur und Sitte bis in das ferne Asien hinein, bis nach Persien und Indien tragen wird. So aber, wie die Verhältnisse gegenwärtig liegen, wird weder Oesterreich seine Bestimmung ohne Kampf erreichen, noch wird Rußland sie ohne Weiteres anerkennen.

Auf jenem Boden, der zur Zeit, Gott weiß auf wie lange noch, den Türken gehört, treffen und durchschneiden sich die Angriffslinien der beiden Kaiserstaaten, und sie müssen dort entweder blutig zusammenstoßen, oder sich eng verbinden, um, gestützt auf Gesammt-Deutschland, das in einer friedlichen und befriedigenden Lösung der orientalischen Frage seine besten Handels- und Kultur-Interessen gewahrt sieht, den Westmächten Schach zu bieten.

Der Punkt, in welchem sich gegenwärtig die Entscheidung der Frage concentrirt, und über welchen vielleicht im Geiste des Lenkers der Völkergeschicke die Würfel bereits gefallen sind, ist *Serbien*.

Für Oesterreich spricht das historische und geographische Recht, so wie nicht minder die geistigen und materiellen Interessen des Landes und Volkes, die einer großen Zukunft entgegengehen; für Rußland die Sprach- und Stammesverwandtschaft, die auf gleichen Kultus gestützten Sympathien der Bevölkerung und die oft bewiesene Unfähigkeit der Habsburger, ihre große Aufgabe zu begreifen.

Dennoch würde dieses Land und Volk gern und mit Freuden seinem natürlichen Zuge zu jener großen Staatengruppe folgen, welche bestimmt ist, die Donauländer zu beherrschen, und *dem* Oesterreich angehören, unter dessen Banneen seine Väter den Erbfeind, die Türken, bekämpften, einem verjüngten Oesterreich, das jedem seiner Bürger *volle* Glaubens- und Gewissensfreiheit, *vollkommen* gleiche, politische und bürgerliche Rechte, freie, unbedingte, materielle, geistige und nationale Entwickelung sichert, das die Segnungen deutscher Kultur voll und uneigennützig über alle seine Völker ausgießt, ohne sie durch ein verdummtes und verknöchertes Pfaffen- und Polizei-Regiment zu contrebalaciren, dessen Regierungs-Politik es nicht mehr sein wird, die Freiheiten seiner Völker zu beschneiden und nach Außen einen überall verderblichen Einfluß zu erstreben, — einem Oesterreich freilich, wie es leider! zur Zeit nur in einzelnen erleuchteten Köpfen und vielleicht im ewigen Rathe Gottes besteht.

Die einheitliche Organisation dieser gesegneten und von der Natur zur Einheit bestimmten Länder würde kein schwierigeres Unternehmen sein, als die bereits vollbrachte anderer moderner Kulturstaaten, z. B. Frankreichs, und der aufblühende Ackerbau jener fruchtreichen Gegenden, die rasch sich entwickelnde Industrie und der Alles belebende Handel würden sie mit schleunigen und sichern Schritten ihrer Vollendung entgegen führen.

Für Rußland aber würde die, wenn auch nur zeitweilige, Eroberung

* Moskowiter Sendschreiben an die Serben. Къ Сербамъ посланіе изъ Москвы. Leipzig, F. Wagner, 1861.

mit ungeheuren Geld- und Menschenopfern verbunden und immer nur ein vorgeschobener Posten sein, der bei den leisesten Erschütterungen verloren gehen und in seine natürlichen Verhältnisse zurücktreten müßte. Serbien, Bosnien und Montenegro, selbst die untern Donauländer, liegen außerhalb des Schwerpunktes der russischen Macht; jeder Druck dorthin hat etwas unnatürlich Gespanntes, und kann nur durch künstliche Mittel bewirkt werden, die auf die Dauer nicht Stich halten. Auch ist diese Agitation durchaus nicht im Sinne der russischen Fortschrittspartei, und wir bezweifeln sehr, daß sie von der gegenwärtigen Regierung noch unterstützt wird.

Das uns vorliegende Moskowitische Sendschreiben an die Serben ist von den altrussischen und slawophilen Parteien ausgegangen, von einigen der hervorragendsten Führern dieser Fractionen unterzeichnet und durchaus in ihrem Sinne, politisch und religiös, gehalten. Als echten Bartrussen giebt der Verfasser sich schon auf dem Umschlage zu erkennen, indem er es für nöthig befunden hat, in den fünf Worten der französischen Ueberschrift mindestens Einen Sprachschnitzer anzubringen, während in den hundert Seiten des slawischen, halb serbischen und halb russischen Textes uns nicht dergleichen aufgefallen ist — Die Rathschläge, welche die Epistel dem werdenden Serbenvolke giebt, sind wohlmeinend und gut, und verdienen von jedem Falle beherzigt zu werden. Die Serben sind ein Volk, das sich bildet, das das Werden und Wachsen seiner eigenen, vollsthümlichen Seele in sich spürt und vielleicht zu großen Dingen, zu einer schönen Zukunft berufen ist; über seine Zukunft und Stellung aber werden nächst Gott auch noch Andere entscheiden, als die Moskowiter Slavomanen.

Die Schrift beginnt, indem sie den Serben in's Gedächtniß zurückruft, wie viel Segnungen ihnen die neueste Zeit gebracht, wie sie durch Verwendung des Auslandes, mehr aber noch durch ihre eigene Tapferkeit und Behaerlichkeit, durch muthiges Festhalten an Glauben und Sprache ihrer Väter dazu gekommen sind, ein eigenes Volk zu werden und eine Zukunft zu hoffen. Dann geht sie zu den Ursachen über, welche meist das Unglück der Völker ausmachen, vor denen sich also eine werdende Nation zu hüten hat, und bezeichnet als deren erste und hauptsächlichste den Stolz. Sie unterscheidet einen Stolz der Seele, einen Stolz des Geistes und einen Stolz auf äußere Vorzüge, und findet, daß die Griechen den ersteren personificiren, indem sie sich, wie die Juden des alten Bundes, als das auserwählte Volk Gottes auf Erden betrachten. „Sie haben dazu einiges Recht," meint der Verfasser, „da in ihrer Sprache die Worte des Heilandes und der Apostel auf uns gekommen sind und weil sie der „rechtgläubigen" Kirche den christlichen Glauben rein und unverfälscht überliefert haben, ohne Ketzerei und Unglauben, welche die abendländischen Kirchen entstellen."

Der Verfasser kommt hier auf die konfessionelle Frage und kehrt im ganzen Verlaufe des Buches immer wieder darauf zurück, indem er einen ganz besondern Accent auf die Satzungen der „orthodoxen" Kirche legt. So gern wir auch anerkennen, daß seine Beweisführung an Wärme, Kraft und Nachdruck bedeutend dadurch gewinnt, so will es uns doch bedünken, daß in rein politischen Fragen die Religion nicht immer am rechten Platze ist. Der Fanatismus ist ein mächtiger Hebel, wenn er zur rechten Zeit und am rechten Orte von kundiger Hand und mit innigsten Ueberzeugung angewendet wird; wer ihn aber zu oft und falsch ansetzt, und namentlich ohne selbst recht daran zu glauben, dem bricht er in der Hand und den erschlägt er.

Den Stolz des Geistes, auf Wissen und Können, findet die Epistel bei den abendländischen Völkern, die, nicht Jahrhunderte lang unter das Joch der Ungläubigen gebeugt, wie die Slaven, diesen in Künsten und Wissenschaften und jeder Art von Bildung weit vorausgeeilt sind. Sie nimmt jetzt die abendländischen Völker der Reihe nach vor, um den Serben zu sagen, daß keines derselben eigentlich ein Recht habe, stolz zu sein, daß keines auf der Höhe der Zeit und Kultur stehe und sie alle doch mehr oder minder der Fäulniß und Zersetzung verfallen seien; „weil sie den rechten Glauben nicht haben," ist das letzte und schlagendste Argument, das keinen Widerspruch duldet.

Den Engländern wird vorgeworfen, bei ihren kriegerischen und friedlichen Unternehmungen zur See nicht das Interesse der Völker, mit denen sie in Verbindung treten, sondern ihr eigenes im Auge zu behalten, und mit ihren Schiffen der ganzen Welt nicht Glück und ewigen Frieden, sondern unaufhörliche Kriege, Elend und Barbarei gebracht zu haben. Dieser Vorwurf klingt etwas sonderbar von Seiten Rußlands, namentlich wenn man sich daran erinnert, mit welchem Vandalismus die Warschauer Bibliothek mit ihren, zum Theil unersetzlichen Schätzen von Katharina II. und allerdings etwas glimpflicher von Nikolaus behandelt wurde.

Weiter heißt es: „Mit welchem Hochmuth ein Engländer oder ein beliebiger Deutscher (wie klein und gering auch sein eigenes Vaterland sein mag), mit welcher Verachtung er auf alle anderen Völker des Erdballs herabblickt, mit welcher Wollust er alle ihre Rechte mit Füßen treten und sie selbst in ohnmächtige Werkzeuge seines Eigennutzes umwandeln würde — ist Allen bekannt. Die böse Saat giebt böse Frucht, und die Feindschaft der abendländischen Völker, namentlich der Deutschen und Engländer, gegen Alle, ruft in allen übrigen Völkern auch gegen sie einen natürlichen und berechtigten Haß hervor." — Das nennt der Verfasser die Folgen des Verstandes oder geistigen Stolzes.

Es nimmt sich sonderbar aus, den im Vollgefühle seiner nationalen Kraft und Ueberlegenheit strotzenden Briten und einen „beliebigen" Deutschen zusammen genannt zu sehen, da der Letztere im Auslande leider! nur allzu leicht seines Vaterlandes, seines Stammes und seiner Sprache vergißt, überall aber, innerhalb und außerhalb seiner Gränzen, jedes Leben und Streben eines fremden Volkes in jeder Weise bereitwillig anerkennt. Der zweite Theil der citirten Stelle bedarf keiner weiteren Ausführung.

Den weltlichen Stolz endlich, oder den Stolz auf äußeren Glanz und Macht, findet der Verfasser bei den Russen. Mit lebhaften Farben malt er seinen serbischen Brüdern die Größe und Schönheit des gewaltigen Reiches vor, eines Reiches, das berufen gewesen wäre, die Welt umzugestalten, zu slavanisiren und rechtgläubig zu machen, wenn nicht der weltliche Stolz, von dem der Verfasser spricht, seine Insassen verblendet hätte. „In den Zeiten unserer Blindheit," sagt die Schrift, „hielten wir in unserem eigenen Lande mehr als zwanzig Millionen unserer freien Brüder in harter Knechtschaft und machten einen Fluch für die Gesellschaft aus der Hauptquelle des nationalen Reichthums. Solches war die Frucht unseres Stolzes. Der Krieg — unser gerechter und nicht muthwillig begonnener (?) Krieg — gegen die Türkei für die Verminderung des Unglücks unserer östlichen Brüder, brachte uns Unheil: nicht von unreinen Händen wollte Gott eine so reine Sache angegriffen haben. Der Bund der zwei mächtigsten Staaten Europa's, England und Frankreich, mit dem eben den uns erst gerettet Oesterreich und die feindliche Haltung fast aller übrigen Völker zwangen uns, einen nachtheiligen Frieden zu schließen; unsere Gränzen wurden verengt, unsere Herrschaft im Schwarzen Meere vernichtet. Wir danken Gott, der uns gezüchtigt hat, um uns zu bessern. Jetzt erkannten wir die Nichtigkeit unserer dünkelhaften Selbstverblendung: wir befreien jetzt unsere geknechteten Brüder, wir bemühen uns, Recht beim Gericht einzuführen und schlechte Seiten aus dem Volkscharakter zu verbannen. Gebe Gott, daß das Werk unserer Reformen und Verbesserungen nicht aufgehalten werde, auf daß der gute Anfang zum guten Ende führe und daß wir für immer eingedenk bleiben, daß Liebe, Gerechtigkeit und Demuth allein einem Volke sowohl, wie einem einzelnen Menschen Gnade bei Gott und Wohlgefallen bei den Menschen erwerben können."

Da nun Gott, führt die Schrift weiter aus, die Hülfe der Russen verschmäht, so ist es an den rechtgläubigen slavischen Stämmen selbst, ihr Befreiungswerk zu beginnen und an den Serben, als dem freiesten, mächtigsten und begabtesten unter ihnen, die Führerschaft zu übernehmen.

Dieser Gedanke, den die Sendschrift auf einigen Seiten andeutet, dann breiter entwickelt und weiter ausführt, ist ein wichtiges Programm der äußeren Politik zweier mächtigen, russischen Parteien, die in ihren Interessen und Persönlichkeiten einander diametral entgegenstehend, für einige Zeit eine von jenen widerspruchsvollen Allianzen geschlossen haben, für die uns die Geschichte so manches Beispiel bietet und die jedes Mal dem kundigen Forscher einen wichtigen Moment in der Entwicklung des Staaten- und Kulturlebens bezeichnen.

Die altrussische Partei ist durch die Regierungsmaßregeln des Kaisers Alexander am Empfindlichsten gekränkt; sie sieht sich seit Ende des orientalischen Krieges von Position zu Position gedrängt, ohne sich jemals wieder recht fest und sicher fühlen zu können. Die Aufhebung der Leibeigenschaft würde ihr den Todesstoß gegeben haben, wenn ihr Leben nicht zäher wäre, als das so mancher der wohlthätigsten Institutionen des neuen Zarenreichs, und wenn sie nicht im innersten Kern des Volksbewußtseins so tiefe und unzerreißbare Wurzeln geschlagen hätte. Für diese altnationalen Bartrussen war Nikolaus der eigentliche Mann von Stein und Eisen, der Grundpfeiler des Cäsaropapismus, der Held einer großen, russischen Zukunft, der Gottesstreiter des alten, heiligen Rußland. „Und was war er für ein Commandeur," sagte mir Einer, „wenn Der die Front herauf und hinunter sprengte! Ach! Das war ein ganzer Mann!" Selbst im Herzen des gemeinen Volkes, das doch dem jetzigen Kaiser eigentlich Alles verdankt, findet man das männliche Bild von Nikolaus mit

einem ganz anderen Glorien- und Heiligenscheine umgeben, als das Haupt Alexander's. Und Nikolaus war ein Tyrann im vollsten Sinne des Wortes!

Diese Partei wünscht einen Krieg nach Außen um jeden Preis; sei es, weil sie hofft, durch die alsdann in ganz anderem Maßstabe nöthig werdenden Rekrutirungen die Krone zu zwingen, die Bauern wieder unter ihre Leibherrschaft zu geben, sei es, weil sie dadurch noch anderen inneren Ver- und Entwickelungen vorbeugen will, oder weil sie sich im Kriege auf irgend eine andere Weise für den verlorenen Einfluß zu entschädigen hofft. Sie bedenkt sich keinen Augenblick, mit sicherer Hand den zündenden Funken in die offenen Pulverfässer zu schleudern, mit dem Hintergedanken wahrscheinlich, daß, wenn der Brand einmal ausgebrochen und die nationale Glaubensfahne erhoben worden ist, Rußland wohl oder übel sie vertheidigen muß.

Für die panslavistische Partei dagegen ist es eben Sache der Ueberzeugung. Es ist in ihnen viel jugendlicher Enthusiasmus und gutmüthige Schwärmerei. Wir sehen unter den Unterzeichnern der Adresse zwei Aksakoff, Söhne des wohlbekannten Verfassers der russischen Familien-Chronik, Chomackoff, und neben ihnen Bartenieff; Glück zu der Allianz! Die Ersteren sind Demokraten im besten Sinne des Wortes; die serbische Sache ist ihnen gewiß Ernst, und sie rechnen auf ein wirkliches, thatkräftiges Erwachen des serbischen Volksgeistes, das auch wir von Herzen wünschen.

Es soll jeder Partei ihr Recht geschehen, den Slavophilen, den Altrussen und uns; wenn aber die junge Völkerseele, nachdem sie sich in der brausenden Jugendkraft ausgegohren hat, zu einem anderen großen Ganzen, als dem „heiligen" Rußland, sich hingezogen fühlt, wenn sie ihren wahren Beruf darin erkennt, ein lebendiges und Leben erweckendes Glied eines starken, freien, nach Innen und Außen kräftigen Donaureiches zu werden, wollen es die Slavophilen ihr verdenken oder verwehren?

Unsere Schrift appellirt nun an die religiösen Gefühle der Serben und erinnert sie daran, daß für die Türken die Worte „Serbe" und „orthodox" gleichbedeutend sind, daß sie also auch von ihren Feinden als die eigentlichen Vertreter des griechisch-russischen Schisma's angesehen werden. „Diejenigen sind vollkommen im Irrthum," heißt es weiter, „welche den Glauben in dem bloßen Bekenntnisse oder in der Beobachtung kirchlicher Gebräuche, oder selbst in der unmittelbaren Beziehung des Menschen zu Gott suchen. Nein, der Glaube erfüllt das ganze Gefühl des Menschen und alle Beziehungen zu seinem Nächsten; er umfaßt und verbindet, wie mit unsichtbaren Fasern und Wurzeln, all sein Gefühl, all seine Triebe und Begierden." Gleichheit des Glaubensbekenntnisses hält der Verfasser für unbedingt nothwendig zu einem geordneten und gesicherten staatlichen Zusammenleben, eine Hypothese, welche das Beispiel fast aller neueren Kulturstaaten Lügen straft und ihr diametral entgegen beweist, daß gerade diejenigen Staaten, welche am meisten Werth auf die religiöse Einheit ihrer Völker legen, Spanien, Oesterreich, die ehemaligen italiänischen Staaten ꝛc. sich am schlechtesten dabei befanden und befinden. „Die Juden und Muhammedaner," sagt er, „glauben an denselben Gott, wie wir Christen, aber sind auch ihre Begriffe vom Recht und von der Gnade dieselben?"

In welcher Bedeutung der Schreiber hier „das Recht" genommen haben will, ist uns nicht recht klar geworden; das christliche Dogma von der Gnade ändert sich bekanntlich unter den Händen fast jedes Theologen. Wir erinnern uns, zu Moskau in den Reihen des „jungen Rußland" sehr viele geistig begabte Juden kennen gelernt zu haben, welche mit Eifer und Begeisterung die panslavistischen Ideen verfochten, und die von den Slavophilen zu ihren besten und hervorragendsten Jüngern gezählt wurden.

Wenn übrigens die Gedanken, welche das Sendschreiben weiter entwickelt und die ganz klar und offen Fanatismus und Unduldsamkeit predigen, wirklich die Meinungen der Unterzeichner ausdrücken, so beklagen wir sie von ganzem Herzen; sind sie aber nur halb unwillig hingeworfene Brocken, um die „rechtgläubigen" Slaven damit zu ködern, so verachten wir solches armselige Spiel recht gründlich, und sind der festen Ueberzeugung, daß diese Lügensaat schneller, als es Allen lieb ist, aufgehen wird, zum Verderben derer, die sie ausgestreut.

Daß der Verfasser alle abendländischen Christen als Ketzer und Ungläubige bezeichnet, ist ihm eben durch seine Kirche geboten, und ist diese verdammungssüchtige Exclusivität wohl kein Beweis für ihre eigene Sicherheit, Stärke und Haltbarkeit; etwas stark scheint es uns aber denn doch, wenn er dem Volke, das durch seine gewaltige Geistesthat der Reformation ein freies Forschen, Erkennen und im Geiste Glauben auf den Grundlagen des Christenthums erst möglich machte, jede Berechtigung in der christlichen Völkerfamilie abspricht.

„Ihr seid vor allen Völkern darin bevorzugt," heißt es weiter, „daß jeder Serbe auf den anderen als einen gleichberechtigten Bruder blickt, daß es unter euch weder Hohe noch Niedere giebt, außer im Dienste des Vaterlandes, das jedem Bürger, dessen es bedarf, einen gewissen Rang ertheilt, je nach seinen Verdiensten oder den Anforderungen, die das Reich an ihn macht. Bewahrt euch diese Gleichheit, haltet einen so großen Schatz werth und theuer..... Ziehet euch nicht selbst eine Krankheit zu, mit welcher Gott euch verschonte. Vergeßt das Schicksal des stammverwandten Polen nicht! Dort erklärten sich wenige Tausende für das Volk und das Volk für eine Heerde, die kaum den Namen von Menschen verdiene; und siehe, ungeachtet all' seiner lichten Augenblicke, all' seiner Tapferkeit, all' seines Ruhmes ist das Polenreich gefallen. Vergeßt eine solche Lehre nicht!

„.....Ihr müßt noch Vieles lernen, liebe Brüder, bei jenen Völkern, welchen Gott seit langer Zeit Freiheit vom fremdländischen Joche und die Möglichkeit gegeben hat, ihre Gedanken und ihr Leben mit dem Lichte der Künste und Wissenschaften zu erhellen. Ihr seht es selbst, und wir haben nicht nöthig, es euch zu sagen, welche Kraft die Wissenschaft dem Menschen verleiht, und wie sie ihm selbst die Natur dienstbar macht: aber die Wissenschaft giebt noch mehr. Sie erweitert die Gränzen, welche Gott unserm Erkennen gesteckt hat, erhellt unser Verständniß, erleuchtet unsere geistigen Sinne, erschließt die Geheimnisse der Gotteswelt und die Wunder seiner Allweisheit und Güte."....

Nachdem die Schrift diese Gedanken bis zur Erschöpfung entwickelt hat, kommt sie auf die Vorzüge der Serben zurück, räth ihnen namentlich ihre brüderliche Gleichheit zu bewahren, warnt sie vor Stolz und fährt dann fort: „Auch wir besaßen einst viele von den Vorzügen, deren ihr euch jetzt noch erfreut, einige in geringerem Grade, wie z. B. die brüderliche Gleichheit und Einfachheit des Lebens; andere selbst in einem höhern, z. B. die Vollkommenheit und Kraft der Gemeinde-Verfassung. Auch wir kamen, wie ihr jetzt, in Berührung mit Europa und seiner Aufklärung.

„.....Es schien uns, daß die Fremden, gebildeter als wir, auch in jeder andern Beziehung über uns stehen müßten, und daß jeder ihrer Gebräuche, jede Aeußerlichkeit, besser als unsre eignen wären.... Von den Deutschen nahmen wir ein Gerichtsverfahren an, das mit seiner Heimlichkeit und seinem Formalismus das Gefühl des Rechts und Unrechts aus der menschlichen Brust verdrängt; die Verwaltung regelten wir nach deutschen Mustern, ohne unsern eignen Bedürfnissen Rechnung zu tragen ...selbst unsere Sprache, wir schämen uns, es zu sagen, diese große Mundart der slavischen Zunge, der ältesten (!) und schönsten (?) unter allen europäischen Sprachen..... Laßt unser Beispiel euch zur Warnung dienen! Lernt von den abendländischen Völkern, denn das ist unvermeidlich, aber äfft ihnen nicht nach! Vertraut nicht in sie, wie wir in unserer Blindheit ihnen glaubten und nachahmten. Gott bewahre euch vor so fürchterlicher Trübsal!"

In Sprache, Kleidung und Sitte wünscht der Verfasser durchaus nur das nationale (slavische) Element berechtigt und vertreten. „Es leben viele eurer Stammesgenossen außerhalb der Gränzen eures Fürstenthums, und diese eure Stammesverwandten wünschen euch aufrichtig alles Gute, und können durch ihre Mitwirkung in Worten und Werken euch vielen Segen bringen. Empfangt sie mit Liebe, folgt ihren wohlmeinenden Rathschlägen und erwidert ihre herzlich gebotenen Dienste mit herzlichem Danke." — Aber auch darin ist Vorsicht nöthig, heißt es weiter. Diese eure Stammesgenossen lebten unter einer fremden, deutschen Herrschaft, sie sind vielleicht entnationalisirt worden und haben sich durch ihre Erziehung gewöhnt, eine papierne Verwaltung höher zu schätzen, als freies Recht ꝛc.

Die folgenden Abtheilungen handeln von der deutschen List (!) und slavischen Einfachheit (sic) und Wahrheitsliebe (?) — Die allzu große Strenge und Vielfältigkeit der Gesetze wird als ein Hinderniß für deren pünktliche Befolgung und die Entwickelung eines natürlichen Rechtsgefühls im Volke bezeichnet und mit vollem Rechte davor gewarnt, indem aus der russischen Administration, die in diesem Artikel unglückselig reich ist, einige schlagende Beispiele angeführt werden.

Gegen die Fremdwörtersucht der slavischen Sprachen wird geeifert, ganz im Sinne des Potsdamer Sprachreinigungs-Vereins. Mit Ausnahme der polnischen dürfte sich übrigens wohl keine der slavischen Sprachen über einen so unerwünschten Reichthum an häufig gebrauchten Fremdwörtern beklagen können, als die deutsche, wenn man bei der russischen das Militair-, Verwaltungs- und Marinewesen bei Seite läßt, in denen einzelne Zweige mit deutschen Formen eine durchaus deutsche Terminologie angenommen haben. Eine Ursache zum Falle Polens findet der Verfasser darin, daß dieses Volk sich von seinen slavischen Stammesbrü-

dern abwendete und zu viel abendländische Kultur-Elemente in sich aufnahm. — „Polen war stolz darauf, daß in ihm die lateinische Sprache, zugleich mit dem römischen Katholicismus aufblühte; Polen war stolz darauf, daß in Frankreich seine Herren selbst für Franzosen angesehen wurden; aber die Sprache und die Gedanken des Volkes schliefen wie ein brach liegendes Feld, das dem Menschen durchaus keine guten Früchte bringt. Die Folgen sind euch bekannt. Es kommt uns schwer an, über die Täuschungen und Irrthümer Polens zu sprechen, aber wir wollen, daß ihr daraus lernen sollt."..... Hier dürfte die Schrift nicht unrecht haben. Grade das hartköpfige Festhalten der Polen an den Aeußerlichkeiten ihrer Nationalität bezeichnete schon lange vor der Theilung eine innere Zersetzung. Die warme Begeisterung für nationale Freiheit und Ehre, welche alle edlen Polen noch durchglüht, entbehrt nichts desto weniger des positiven Hintergrundes, und findet in der schandererregenden Entsittlichung und Corruption der Polinnen einen grellen und bezeichnenden Contrast. Sittlichkeit aber ist der einzig wahre und erlaubte Patriotismus der Frauen!

Die Mißstände im westlichen Europa, die eifersüchtige Kriegsbereitschaft der einzelnen Nationen und ihre Uneinigkeit in Religionssachen, gelten dem Verfasser als Beweise für die allein selig machende Kraft der orthodoxen Kirche und die hohe Friedensmission der Slaven.....„Jetzt seid ihr noch arm, denn ihr seid eben erst aus der Knechtschaft erstanden, aber euer Land ist reich an göttlichem Segen, und ihr selbst seid arbeitsam: euer Reichthum wird sich vermehren. Wendet den neuen Reichthum nicht an für äußeren Glanz, Nichtigkeiten und verderblichen Luxus. Helft damit den Armen und gründet Anstalten für das allgemeine Wohl und die Aufklärung des Volkes."... „Ihr habt in der ganzen Welt einen großen Ruhm, den ihr verdient, wie wir denken: es ist der Ruf von der Reinheit eures Charakters. Bewahrt ihn gut! Er ist die Stärke und Kraft eines Volkes... Ihr werdet euch jetzt in vielfältigeren Beziehungen mit andern Völkern befinden, als früher; nehmt sie euch nicht zum Muster in Bezug auf Geradsinn und Charakter-Einfachheit, namentlich die Deutschen und Franzosen nicht. Darin steht England über allen andern Völkern, und aus der Einfachheit der häuslichen Beziehungen seiner Bürger erwächst auch seine politische Stärke und Kraft."

Die folgenden Seiten geben beherzigenswerthe Rathschläge in Bezug auf die Organisation des Familien- und Gemeindelebens, des bürgerlichen und kirchlichen Rechts und empfehlen in politischen Angelegenheiten Geradsinn, Wahrheit und Aufrichtigkeit. Die Zeit, so vermeinen wir auch, für diplomatische Ränke und Intriguen ist vorüber, wenn die Völker selbst ihre politischen Angelegenheiten zu leiten beginnen. Der Zweck heiligt nicht das Mittel, sondern ein schlechtes Mittel verdirbt selbst einen guten Zweck. „Eine solche Hoffnung ist trügerisch (daß durch diplomatische Kniffe und Pfiffe jemals etwas Dauerndes und Großes erreicht werden könne). An Schlauheit werdet ihr nie die Jesuiten übertreffen, noch die Oesterreicher, aber ihr werdet ihre List leicht überwinden durch Geradsinn und Einfachheit; darin liegt eine Kraft, und eine gewaltige Kraft."..... „Achtet eure geistlichen Hirten! Es liegt auf ihnen eine große Verantwortlichkeit vor Gott, und es ist billig, daß sie auch einer großen Ehre vor den Leuten genießen; aber verstattet nicht, daß sie die Kirche beherrschen und sich in die äußeren Angelegenheiten des Volkes mischen."... Und endlich schließt die Schrift: „Vielleicht haben wir euch Vieles nicht gesagt, oder nicht klar bezeichnet, oder uns selbst getäuscht. Ergänzt, Ihr lieben Brüder, das nicht Gesagte, errathet das nicht klar Bezeichnete, verbessert das Irrthümliche, aber nehmt unsere Worte, Worte des Herzens und der Liebe, mit Liebe und Wohlwollen entgegen.

„Ja, es möge Serbien glücklich und kräftig werden, zur Freude für alle Slaven, und ein Gegenstand der Bewunderung für alle Völker!

„Empfanget unsern brüderlichen Gruß!

„Moskau, im Jahre 1860.

„Chomiakoff. Bogodin Koscholoff. Bjälieff. Istagin. Jamorin. Bessooff. Aksakoff I. Barteniess. Tschischoff. Aksakoff II."

Wir stimmen den Wünschen der Moskowiter Slavophilen für das Aufblühen, Wachsen und Gedeihen der serbischen Nationalität von Herzen bei. Jedes Volk, das eine selbständige Seele besitzt, hat das Recht, frei zu sein, und unter freien Völkern und auf freie Völker gegründeten Staaten wird jene lächerliche Eifersucht nicht mehr bestehen, die augenblicklich ganz Europa unter die Waffen ruft; freie Nationen werden nicht mehr um ein Paar Quadratmeilen Land, oder für die Seifenblase des Chauvinismus ihren materiellen Wohlstand und das Blut von Tausenden ihrer Söhne opfern: sie werden Frieden halten. Und daß diese Zeit bald kommen möge, das gebe Gott!

C. S. v. Mühlberg.

Finnland.

Einige Paralleten zwischen serbischer und finnischer Poesie.*

Schon auf rein lyrischem Gebiete lassen sich sehr auffallende Uebereinstimmungen des serbischen Volksliedes mit dem finnischen nachweisen. Wir wollen nur Einer gedenken.** Es ist bekannt, daß der „goldne Kuckuk" zu den beliebtesten und am meisten besungenen Gegenständen der finnischen Lyrik gehört, und wie oft sein schwermüthiger Ruf als ein Ausdruck menschlicher Seelenleiden gilt. In serbischen Liedern spielt dieser Vogel ganz dieselbe Rolle. Der Kuckuk soll weiland ein junges Mädchen gewesen sein, das über den Tod seines Bruders so lange klagte, bis der Schöpfer es endlich in einen Singvogel verwandelte. Daher kommt es auch, daß jedes serbische Mädchen, welches einen Bruder verloren hat, in heftiges Weinen ausbricht, so oft es einen Kuckuk singen hört. Ein Lied in Wuk's berühmter Sammlung erzählt, wie beim Hintritt eines Helden, des jungen Jowos, „drei Kuckuke ihre Klage erhoben; Einer von ihnen klagte unaufhörlich, ein Anderer jeden Abend und Morgen, aber der Dritte, nur wenn es ihm gerade einfiel. Der Erste war Jowos trauernde Mutter, der Andere seine Schwester, der Dritte sein junges Weib." Dies erinnert lebhaft an den Tod Aino's, der Schwester des Joukahainen, in Kalewala, den ebenfalls drei Kuckuke beklagen: „Der Eine singt drei Monate lang für das junge Mädchen, der Andere doppelt so lang für ihren Bräutigam, und der Dritte sein Lebelang für die alte Mutter, die des Kuckuk's Stimme nicht hören kann, ohne daß ihr Herz heftig pochet und heiße Thränen aus ihren Augen strömen."

Die bei Hochzeiten abgesungenen Lieder bieten merkwürdige Berührungspunkte mit den Hochzeitgesängen in Kalewala. Besonders überrascht die beinahe wörtliche Uebereinstimmung in Gleichnissen, stereotypen Wendungen, ja in Schilderungen besonderer Situationen. So beginnt ein serbischer Hochzeitbericht auf folgende Weise:

Rollt der Donner, oder bebt die Erde?
Schlägt die Wege an des Strandes Felsen?
Donner rollt nicht, Erde nicht erbebet,
Wogen schlagen nicht an Strandes Felsen:
Seines Sohn vermählet Fürst Milutin.

Es ist des Brautgefolges festlicher Zug aus der Burg, was dieses Getöse verursacht. In Kalewala spricht die „Wirthin von Pohjola," als sie das Gefolge des Bräutigams nahen hört:

Glaubte schon, ein Sturmwind tobe,
Glaubte, daß ein Wetter grolle,
Meeres-Weg' an's Ufer schläge;
. . . . . .
War nicht Sturmwinds wildes Toben,
Nicht Gewitters dumpfes Grollen,
Woge peitschet nicht das Ufer:
Eidams Volk ist's, das heranzieht.

Wie der serbische Bräutigam in's Haus seiner Braut eintritt, wird seine stattliche Gestalt in folgender Strophe besungen:

Dach ist niedrig, riesengroß der Eidam:
Liebe Freundin, Brädchens gute Mutter,
Und Ihr Vettern, hebt das Dach doch höher,
Daß es Eidams Federbusch nicht knicke.

Bei der Hochzeit in Pohjola wird Ilmari, als er die festlich geschmückte Stube betritt, mit ganz ähnlicher Begrüßung empfangen:

Eidam kann nicht unter'm Dach stehn,
Nehmet doch hinweg die Thüre,
Brechet los die Seitenpfosten,
Rückt den Oberbalken höher,
Drückt des Einganges Schwelle tiefer, — —
Eines Kopf ist Erdam größer,
Ueberragt uns mit den Ohren.

Trotz aller dieser Analogien ist doch ein ganz wesentlicher Unterschied in der Auffassung des bedeutungsvollsten und schönsten Familienfestes zwischen beiden Völkern. In den serbischen Hochzeitsliedern und Ceremonien zeugt Vieles von untergeordneter Stellung des Weibes, nicht so in den finnischen. Das Epos Kalewala erzählt mehr als einmal, wie

* Aus K. Collan's Uebersicht der historischen Volkslieder Serbiens (öfversigt af Serviens historiska folksånger), einer sehr verdienstlichen und anmuthig geschriebenen Abhandlung, die 1860 zu Helsingfors gedruckt ist.

** Wir müssen hier erinnern, daß von Verwandtschaft der Serben und Finnen, als zweier Völker ganz verschiedener Abkunft, gar nicht die Rede sein kann.

die finnische Jungfrau frei und nach eigenem Behagen über ihre Hand verfügte, und auch später als Gattin und Mutter in ihrem Hause alle Achtung, alles Ansehn genoß. In den Liedern, unter deren Absingung die Braut ihrem künftigen Manne übergeben wird, ermahnt man diesen, sie mit aller ihm möglichen Güte und Schonung zu behandeln. Die Serbin dagegen hat über sich selbst nicht zu verfügen; diese Angelegenheit wird ausschließlich von ihren Eltern in's Reine gebracht. Wie manches rührende Lied schildert eines jungen Mädchens Kummer darüber, daß sie gegen ihres Herzens Neigung einem alten oder ihr gehässigen Mann die Hand zu reichen gezwungen ist! Die demüthigenden Ceremonien, denen sie während der Feierlichkeit sich unterwerfen, deuten auf ihr künftiges Loos. Sie muß z. B. unter tiefen Verbeugungen ꝛc. die Hochzeitsgeschenke ihren männlichen Gästen überreichen und dieselben bei der Mahlzeit bedienen. In der neuen Behausung muß sie mit ihrer Spindel die Wände berühren, denn ihre ganze Bestimmung ist harte Dienstbarkeit. Lange betrachtet man sie als eine Fremde im neuen Familienkreise; erst wenn sie Mutter geworden, erhält sie größeres Ansehen, aber ihr Platz bleibt ein untergeordneter. Sie darf nicht mit ihrem Mann an demselben Tische sitzen, und selbst Zarinnen treten nur schüchtern vor ihren Gemahl.

England.

Mrs. Anna Jameson.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung brachte im Monat März des vergangenen Jahres eine kurze Notiz über die in London am 17. März 1860 verstorbene Schriftstellerin Anna Jameson. Nur vorübergehend wurde ihrer erwähnt; kein eingehender Artikel, kein Nachruf folgte dieser bewunderungswürdigen Frau. — Steht sie gleich als Ausländerin, wie Manche meinen, den deutschen literarischen Interessen fern, so sind sich doch Deutschland und England in diesem Punkt näher gerückt, als andere Länder. Deutsche kommentiren den großen Shakspeare; Lewes trug diese Schuld durch sein tüchtiges, vielgelesenes Buch über Goethe ab — und so dürfte wohl in Deutschland eine Skizze nicht unwillkommen sein, deren innerster Kern die Darlegung eines in jeder Richtung schätzenswerthen und geachteten Charakters bleibt.

Leider war es uns erst in ihrem letzten Lebensjahre vergönnt, dieser edlen Frau näher zu treten — doch genügte dies, um ihren tiefen Verstand, ihr stetes, eifriges Schaffen, die Klarheit und Ruhe ihres Wesens, mit der wärmsten Menschenliebe verbunden, achten und schätzen zu lernen. Erst später, nach ihrem Tode, der uns ebenso überraschte, als betrübte, gewannen wir einen Einblick in ihre Schriften, der nur dazu diente, die schon gefaßte Meinung zu bestärken, unsere Verehrung zu erhöhen, und möchten wir ihr Wirken, ihre Richtung so recht als nachahmungswürdiges Muster aufstellen, Jeden auf ihre Schriften verweisen, die in der einfachsten, natürlichsten Form die Geisteskraft eines Mannes mit dem weichen, wohlwollenden Gemüthe des Weibes vereinigen.

Mrs. Jameson, die Tochter des bekannten Malers Murphy, dessen Talent auf sie übergegangen, ihr bei ihrem späteren Wirken von so wesentlichem Nutzen gewesen ist, lebte nicht in glänzenden Verhältnissen und begleitete als Erzieherin eine englische Familie auf einer weiteren Reise. — Aus uns unbekannten Gründen hatte sich ihr Verlobter, Mr. Robert Jameson, von ihr zurückgezogen — und diese trübe Erfahrung, verbunden mit dem wohl immer mühsamen Beruf einer Gouvernante, — zugleich aber auch ihre reichen Reise-Erinnerungen legte sie in ihrem ersten, 1826 erschienenen Werkchen: „Diary of an Ennuyée“ nieder. Es machte großes Aufsehen und brachte auch Mr. Jameson wieder in ihre Nähe. Sie nahm seine Hand an und folgte ihm bald darauf nach Kanada, wo er den Posten eines Vice-Kanzlers bekleidete. — Ihr vorriges Leben, so trübe es sich auch gestaltete, da Mr. Jameson fortwährend auf Reisen, sonderbarer Weise seinen Schritt ihr gegenüber zu bereuen schien, — bot doch immer genügend Stoff zu dem reizenden Werk: „Summer rambles and winter sketches.“ — Hier wollen wir einen Augenblick verweilen.

Mrs. Jameson war allen Schrecken eines kanadischen Winters ausgesetzt, sie konnte kaum die Feder halten, die Tinte fror fast ein, und dennoch strömte sie ihre warmen, wohlwollenden Gefühle auf das Papier, machte „the best of it,“ vertiefte sich in die deutsche Literatur, besprach dramatische Werke und schöpfte aus dem reichen Born ihrer Erinnerung die köstlichsten Tropfen, die sich unter ihren Händen zu Perlen gestalteten und ihre Stirne schmückten. — Unter den interessanten Wiener Bekanntschaften nennt sie besonders Antonie Arneth, geborene Adamberger, die Braut Körner's und die einstige Zierde der Wiener Hofbühne. — Bei diesen Beschäftigungen verging endlich der lange, trübe Winter, und nun duldete es die strebsame Frau nicht mehr in den engen Räumen ihres Hauses zu Toronto, welches noch dazu ganz von dem gewöhnlichen Komfort entblößt, einer daran gewöhnten Engländerin nichts bieten konnte.

Sie suchte sich noch früher mit dem Studium der amerikanischen, besonders der Chippewä-Sprache, etwas zu befreunden, um auf ihrer Reise nicht so ganz verkauft und verrathen zu sein. — Wir verdanken ihr manche anziehende Notiz über die Eigenthümlichkeiten dieser Sprache. — So wird z. B. das Wort Equay „Frau“ als weibliche Silbe angehängt. Ogima heißt der Häuptling; Ogimaequny der weibliche Häuptling. Der Ueberraschungsruf eines Mannes ist T'yn; N'yn der einer Frau. Eine Verwechselung dieser Ausdrücke gilt für unschicklich. Die Chippewä-Indianer bedienen sich keiner Worte bei Verwünschungen, sie drücken ihr Mißbehagen nur pantomimisch aus. Wenn sich nach langer Trennung zwei Freunde wieder begegnen, so fassen sie sich an der Hand und rufen: „Wir sehen uns.“

Mrs. Jameson erzählt allerliebste kleine Sagen der Indianer, die alle Einen Grundzug, Anbetung des großen Geistes und lebendige Naturanschauung, in sich tragen. Dabei sind diese Völker Ascetiker; langes Fasten und Stilleliegen in ihren Wigwams macht sie für Visionen, Relationen mit dem großen Geiste fähig und empfänglich. Aehnlichem begegnen wir in Longfellow's Hiawatha, einem ebenso natürlich, als anziehend geschilderten nordamerikanischen Sagenkreis.

Ehe wir die energische Frau auf ihrem Ausfluge begleiten, wollen wir noch eine geistvolle Analyse von Goethe's Erlkönig mit ihren eigenen Worten anführen.

„Goethe's Erlkönig enthält eine Allegorie von tiefer Bedeutung, wenn ich gleichwohl überzeugt bin, er selbst meinte es nicht so, wie es wohl verstanden werden kann.

„Es giebt Wesen auf dieser Erde, die mit einem feineren Gefühl, als die gewöhnlichen Menschenkinder begabt, den sie bedrohenden Kummer, die Gefahr — immer in geistiger Weise gemeint — erkennen und durchschauen, während Andere, denen diese Gabe nicht verliehen, sie mit Vernunft und philosophischen Gründen zu widerlegen trachten. Das arme erschreckte Kind schreit nach Hülfe, nach Erbarmen, und Mama Weisheit, die Weisheit der Welt, antwortet:

„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif!“ oder:

„Es scheinen die alten Weiden so grau.“

„'S ist nur ein Nebelstreif oder die grauen Weiden, welche das Kind erschrecken, und doch findet man endlich das arme, kleine Wesen: Gefühl, in den Armen der Weisheit todt — todt aus Ursachen, die Niemand voraussah oder glaubte. Geschieht dieses nicht allzu oft?“

Mrs. Jameson trat nun ihre Reise an. — Die Niagarafälle, sowie die seltenen Schönheiten des Landes werden von ihr naturwahr geschildert. Empfehlungsbriefe erleichtern ihr die Weiterreise, sie verkehrt auch mit sogenannten Half-cast women, Indianermädchen, welche sich mit Engländern vermählt hatten, sowie sie auch ganze Lager der Indianer besucht, und nicht genug ihr sanftes und angenehmes Wesen schildern kann. — Sie bringt auch manche Tage in Ansiedlungen und Forts zu, wo sie allerwärts die beste Aufnahme findet. — Höchst drollig beschreibt sie einen Theaterbesuch in Buffalo, wo man Shakspeare's Romeo und Julie aufführte. — Die Darstellerin der Julie überragte ihren Geliebten wohl um einen Kopf. Der heißblütige Jüngling erschien in der Tracht des Othello. — Bei der Balconscene — die Lehne des Balcons reichte nur bis zu Juliens Knien — war diese stets in Gefahr, kopfüber hinabzustürzen. Sie allein sprach richtig — alle Anderen höchst konfus. Mercutio erschien ganz dick, mit rother Nase, und extemporirte mit Flüchen. Das Auditorium bestand aus Handwerkern und Matrosen, die tapfer aßen und tranken und ihren Beifall laut zu erkennen gaben. Für sie waren die Hauptpersonen die Amme und Peter. Diese, welche in ihre Reden sehr viele Yankee-Witze einlegten, wurden am Meisten beklatscht.

Mrs. Jameson kehrte nach England zurück, lebte von ihrem Manne getrennt, und gab sich abwechselnd der Schriftstellerei hin, wozu sie auf ihren Reisen im Interesse der Kunst mannigfachen Stoff sammelte und nach und nach die Sketches of Germany, Essays on Art und mehrere andere anziehende Schriften herausgab. Hauptsächlich aber studirte und forschte sie in den Werken über Kunst, in Galerien und Kupferstichsammlungen, um die Beziehungen der Legende zur Kunst, die chronologische Reihenfolge der vielen, heiligen Gegenstände betreffenden Darstellungen in einem klaren, auch für den Laien vollkommen verständlichen Werke niederzulegen, dessen Abschluß leider ihr Tod verhinderte, und das,

Digitized by Google

wie wir aus guter Quelle hörten, nun Mrs. Eastlake, die Verfasserin der „Baltia Lettera“ und Gattin eines bedeutenden Kunstkenners und Kunstfreundes, Mr. Eastlake, nach den, von Mrs. Jameson gesammelten, Daten beenden soll.

Von diesem Werk, welches in dem ersten Bande die Heiligen und Märtyrer, in dem zweiten die Legenden der Mönchsorden umfaßt, liegt uns der dritte Band: Die Legenden der Madonna vor. Schon in der klaren, concisen Eintheilung tritt uns das tiefe Kunsturtheil, der scharfe Verstand der Verfasserin entgegen, die zuerst die Lieder der Madonna allein, dann diese mit dem göttlichen Kinde, als Himmelskönigin und umgeben von Heiligen, in chronologischer Ordnung folgen läßt. Viele Holzschnitte und Kupferstiche, nach den Originalen der bedeutendsten Meister angefertigt, mit Angabe der Galerien und Sammlungen, in denen sie sich befinden, erläutern die, etwas in Art eines Kataloges verfaßte Eintheilung, von der aber die treffenden, tief durchdachten Bemerkungen jede trockene Auseinandersetzung fern halten, so daß wir, trotzdem unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen ist — dennoch nicht ermüden, sondern immer mehr von der fesselnden Behandlung des schwierigen Themas angezogen, das Buch nicht von uns legen können Nach dem ganz religiösen ersten Abschnitt des Buches — geht Mrs. Jameson zu dem historischen Theil über, und führt uns so — immer mit bildlichen Darstellungen, die ganze Lebensgeschichte der Mutter des Heilandes in eigenthümlicher Beleuchtung vor Augen. — Mit der größten Bewunderung erfüllt uns der unermüdliche Fleiß, die Ausdauer und Konsequenz der Durchführung. Wir können nicht umhin, eine vortreffliche Bemerkung der Verfasserin einzuschalten, die sie bezüglich des Umstandes macht, daß wir oft in den Darstellungen der älteren Maler einer verletzenden Naivetät begegnen. — Mrs. Jameson sagt ganz richtig:

„So zweifelhaft und abstoßend uns auch manche dieser Scenen erscheinen, kennen wir sie doch weder bedeutungslos noch unverständig nennen; im Gegentheil, was das Volk *vermuthete*, erwuchs aus dessen lebendiger Einbildungskraft, ganz natürlich aus *dem*, was ihm als Tradition mitgetheilt wurde; auch hatte es nicht die Fähigkeit, zu unterscheiden, was ihm als Glaubensartikel erlaubt oder befahlen wurde. Wir können nicht leugnen, daß die durch Tradition überlieferten Ereignisse nicht sowohl schön, als poetisch und belehrend seien. In den Händen der großen, religiöse Gegenstände behandelnden Künstler, die in ihrem Beruf mit festem Glauben und Einfalt des Herzens wirkten, wurden gewöhnliche, häusliche Scenen durch das geheiligt und verklärt, was uns anbetungs- und bewunderungswürdig erscheint. Dagegen treten dieselben Gegenstände, von späteren Meistern behandelt, materiell, gewöhnlich, sogar auf verletzende Weise — herabgewürdigt hervor.“

Mrs. Jamesan besuchte den letzten Sommer ihres Lebens, 1859, viel die Dresdner Galerie, sowie das dortige Kupferstich-Kabinet. Die Stimme der Freundschaft — wer kannte nicht ihre innigen Beziehungen zu Frau von Goethe — rief sie dahin. Wer die körperlich schwer mobile Frau in steter geistiger Thätigkeit, in noch immer frischem Wirken und Schaffen gesehen, oft theilnahmlos bei Anderer Gespräch in die Lektüre des „Athenaeum“ vertieft, und doch bei manchem Schlagwort auflauschend und oft eine gewünschte Aufklärung oder Berichtigung stets mit dem wohlwollendsten Lächeln ertheilend, der konnte sich nur Glück wünschen, eine so seltene Vereinigung des Geistes und Gemüthes kennen gelernt zu haben. Mrs. Jamefon war der deutschen Sprache vollkommen mächtig, ohne sie jedoch geläufig zu sprechen, sie hörte gern Conversationen darin, und hatte sich auch oft mit Uebersetzungen, so z. B. einiger Lustspiele der Prinzessin Amalie von Sachsen, beschäftigt.

Sie liebte die freie Natur und fühlte sich auf dem Lande, wo sie ihren Freunden ein lieber Besuch gewesen, unendlich glücklich; sie konnte da mit wahrhaft kindlichem Gemüth das größte Vergnügen in den stillen Freuden des Landlebens finden, ihre Lieblingshühner, Lieblingshunde auswählen, — gleich darauf in die Stadt zurückgekehrt mit dem wärmsten Interesse den Vorstellungen auf der Dresdner Hoftühne folgen, welche damals durch E. Devrient's Anwesenheit besonders anziehend gewesen.

Mrs. Jamefon intereffirte sich lebhaft für alle Stifter, Diakoniffen-Anstalten, Verbrüderungen zu wohlthätigen Zwecken, wozu sie ebenfalls auf ihren Reisen die Studien machte und auch Vorträge darüber hielt, da sie ähnliche Institutionen in England einführen wollte. Unter ihre früheren Schriften gehört eine Charakteristik der dramatischen Frauengestalten in Shakspeare's Werken. Die Einleitung wird durch den Dialog zweier imaginären Personen gegeben, welche auch den Eingang der Sketches of Germany bilden. Auch hier folgt sie einer Eintheilung, einem System, doch nennt man allgemein dieses Werkchen als eines ihrer schwächsten. Dagegen steht ihr Kunsturtheil sehr im Ansehen, und wir können nicht umhin, ihre einfachen und so treffenden Worte über Raphael's Sixtinische Madonna, das Juwel der Dresdner Galerie, folgen zu lassen.

„Es ist in den Augen ein so heiliger Frieden. Die Augen, die wie von einem inneren Licht belebt erscheinen, sehen gerade aus dem Bilde, nicht auf Euch oder mich, nicht auf irgend etwas zu dieser Welt Gehöriges, sondern durch und durch das Universum.“

Und ein anderes Mal sagt sie über dasselbe Kunstwerk:

„Was mich betrifft, so sah ich *einmal*, nur einmal mein eigenes Ideal verwirklicht: da, wo Raphael — durch besondere Eingebung veranlaßt — die wunderbare Schöpfung entwarf, welche wir die Madonna di San Sisto nennen. Dort steht sie, die so vollständig menschliche, als vollständig göttliche Frau, der Inbegriff von Macht, Reinheit und Liebe, schwebend auf den leichten Wolken, als bedürfe sie keiner materiellen Stütze; hinausschauend, mit dem melancholischen, lieblichen Mund, den großen, Sybillenartigen Augen, durch das Universum, bis an das Ende aller irdischen Dinge; traurig, als sähe sie in einer Vision das Schwert, welches durch *Ihn* ihre Brust durchstoßen sollte; und doch erhoben und begeistert durch den Jubelschrei der erlösten Generationen, welche sie als die Gebenedeite begrüßen.“

Wie sehr Mrs. Jameson in der literarischen und Gelehrten-Welt geachtet und geschätzt wurde, ergiebt sich aus dem oben Gesagten wohl von selbst. Ihre warme Freundschaft mit Lady Byron stärken Mißverständnisse, die uns nicht bekannt sind. De mortuis nil nisi bene — doch schien es uns fast, als wäre *mehr* Schuld auf Seite der Lady Byron, die übrigens ihrer Freundin bald nachfolgte, als bei der wohlwollenden menschenfreundlichen Mrs. Jameson gewesen. Mögen sie in Frieden ruhen!

Wir aber wünschen dem Andenken der von uns hochverehrten Frau einen Biographen, der ihr ein würdiges Denkmal, auch für Jene setzen möge, die ihr nicht nahe gestanden. In ihren Schriften legte sie wohl selbst das schönste Zeugniß ihres edeln Wesens ab — aus ihnen weht uns tiefer Verstand, echte Menschenfreundlichkeit und Weiblichkeit so wohlthuend entgegen!

Emilie Kaufmann.

Frankreich.

Forschungen über die Entstehung der Infusorien.

Schöpfung oder Zeugung?

In Frankreich ist kürzlich ein Buch über die generatio aequivoca d. h. über die Erzeugung aus Nichts, oder besser gesagt, aus anorganischen Stoffen, erschienen, das sehr eingängliche Forschungen über diesen dunklen Gegenstand enthält.* Wir sind auf dasselbe durch einen sehr anregend geschriebenen Artikel von Paul de Rémusat in der Revue des deux Mondes aufmerksam geworden und theilen aus demselben mit, was für das größere Publikum von Interesse sein dürfte.

„Wenn irgend eine organische Materie, vegetabilischen oder animalischen Ursprungs, Heu oder Fleisch z. B., dem Contact mit der feuchten Luft ausgesetzt wird, so weiß Jedermann, was darauf erfolgt. Sie zersetzt sich, sie fault, wie man sagt, und bald wimmeln darin, anfangs mikroskopische, später etwas größere, anfangs sehr einfache, später zusammengesetztere Thiere, welche darin umherschwimmen und sich vervielfältigen. Wie sind sie nun entstanden? Gab es bereits in dem genannten Stoffe Keime davon, welche, weil sie günstige Bedingungen fanden, sich rasch entwickelten? Sind diese Keime von Außen, aus der Luft oder dem Wasser herzugebracht worden, oder haben sich diese kleinen Wesen aus der Zersetzung selbst und den neuen Verbindungen der organischen Materie gebildet?

„Eine gut gestellte Frage ist, wie man sagt, schon halb gelöst. Seit Aristoteles ist diese jedoch in denselben Worten gestellt worden; sie hat sehr verschiedene Lösungen gefunden, und die Arbeiten von Herrn Pouchet lassen sie ohne Zweifel einen großen Schritt thun, aber einen Schritt rückwärts. Seit langer Zeit lehrte man in den Schulen die Nothwendigkeit der Keime, und man führte Experimente an, wo die organische Materie, welche keinen solchen enthielt, benetzt mit reinem Wasser und in Berührung mit einer in jeder Hinsicht reinen Luft, weder einer Pflanze noch einem Thiere zur Entstehung verhalf. Also die Luft schien das natürliche, schnelle und unermüdliche Vehikel dieser Keime, die sich jeden Augenblick

* Hétérogénie, ou Traité de la génération spontanée basé sur de nouvelles expériences, par M. F. A Pouchet, correspondant de l'Institut, directeur du muséum de Rouen. Paris, 1859.

unter unseren Augen entwickeln. Jene runden Körnchen, die ein Sonnenstrahl, der durch ein dunkles Zimmer geht, sichtbar macht, welche der geringste Hauch bewegt, sind ebenso viele Eier oder Keime, welche sich entwickeln, sobald ein günstiges Mittel sich darbietet, sobald sie nährende Stoffe zu zehren finden, Luft und Wasser, ohne welche das Leben unmöglich ist. Wie vollkommenere Wesen nur in einem Mutterschooße entstehen und sich entwickeln können, ebenso zerstören sich diese und gehen zu Grunde, wenn sie diese günstigen Bedingungen nicht finden. Im umgekehrten Falle schwellen sie auf, organisiren sich, und reifen, wie wirkliche Eier, bis sie endlich platzen, wie die von der Sonne ausgebrüteten Straußeneier in den Sandwüsten Afrika's. Wenn in einem Garten eine Pflanze zum Vorschein kommt, so suchen wir um sie herum, ob nicht ein ähnliches Gewächs schon vorhanden ist, und wie finden stets in der Nähe reife Samen, die vom Winde herbeigebracht sein müssen. Oft sind dergleichen Luftreisen sehr lang, und Pflanzen sind von einem Erdtheile zum anderen geflogen. Die Natur selbst hat von diesem Vorgange dergestalt Gebrauch gemacht, daß sie ihm die Erhaltung gewisser Bannarten verdankt. Jedermann weiß, daß es Pflanzen giebt, welche, wie die Thiere, in die zwei Geschlechter, männlich und weiblich, getrennt sind. Sie können sich nicht vereinen, und wenn ihr Samenkorn befruchtet werden soll, muß der Wind die Blüthe der einen mit dem Blüthenstaube der anderen benetzen. Ohne Zweifel gehen viele Keime zu Grunde und entwickeln sich nicht; doch dies verschlägt wenig; denn die Erzeugung erscheint um so größer, je mehreren Gefahren das Ei ausgesetzt ist. Man hat mehr als zehn Millionen von erzeugenden Körperchen auf eine Pflanze gezählt; und die Fruchtbarkeit einiger Mikrozoen ist nicht geringer.

„Die Beweise mangeln nicht, um diese Thatsachen in's Licht zu setzen. Indessen würde man Unrecht thun, zu glauben, die alten Naturforscher hätten diese Erscheinung auf gleiche Weise erklärt. Was heutzutage schwer erscheint, war leicht für die Gelehrten des Alterthums. Die Kinder und Wilden finden natürlich, was unbegreiflich ist, und Erscheinungen gewöhnlicher Art finden sie wunderbar. Einer, der sich nie gewundert hat, die Sonne aufgehen, einen Hasen laufen, einen Menschen denken zu sehen, geräth außer sich bei einem Flintenschusse oder einem Spiegel. So gaben auch die Alten ohne Schwierigkeit zu, daß aus der Fäulniß das Leben entstünde. Die in Zersetzung befindliche Masse bot nicht etwa blos ein günstiges Mittel, vortheilhafte Wärme, und assimilirbare Stoffe; nein sie bildete das Leben selbst und die ganze Organisation. Aus der formlosen Materie selbst ging für sie ohne Zwischenstufe die organisirte und lebendige Materie hervor. Sie gaben sie nicht blos zu für jene einfachen Thierchen, von denen wir jetzt nicht sprechen wollen, die sie natürlich nicht kannten, sondern auch für zusammengesetztere und vollkommenere Wesen.

Simson hatte in den Eingeweiden eines jungen Löwen Bienen entstehen sehen und von ihrem Honig gegessen. Man kennt die Geschichte von Aristäus, der den Manen von Orpheus und Eurydice einen Stier opferte:

> Aber anjetzt ein plötzliches und erschreckliches Wunder
> Schauen sie an: im glatten Gedärm, im Wanste der Stiere
> Summ'ts von Bienen; die Nähten hindurch stürmt eilender Ausflug

Aristoteles und Anaxagoras waren Zeugen von ähnlichen Erscheinungen gewesen, und für sie hatten Ratten, Schlangen, Kröten, Insekten keinen andern Ursprung. Man erklärte auf diese Weise selbst die Schöpfung der Welt, und diese Lehre wurde wenig angefochten. He. Pouchet hat alle diese Zeugnisse gesammelt. Er bringt eine lange Aufzählung aller berühmten Männer, welche im Alterthum an die generatio aequivoca geglaubt haben, und obschon ihre Meinungen keinen großen wissenschaftlichen Werth besitzen, so ist es doch stets angenehm, so zu denken, wie sie. Er fügt noch die Namen derjenigen hinzu, welche im Mittelalter eine schon wenig strenge Theorie noch mit Legenden verbrämt haben, wie z. B. Cardanus, welcher glaubte, daß das Meerwasser natürlicher Weise die Fische hervorbringe, und jener andere Versuchsteller, der, nachdem er Schlangen gedörrt und ihren Staub gesäet hatte, lebendige Schlangen erndtete. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts sprachen die Gelehrten, wenn es solche waren, keine genauer formulirten Ansichten darüber aus, und die Physik des Aristoteles herrschte ungetheilt, noch verschönert mit einer Menge Geschichten und schlecht gemachter Beobachtungen, welche der philosophische Geist des Meisters sicher nicht angenommen hätte. Erst am Ende des 17. Jahrhunderts traten ernstere Ansichten hervor. In der That fing damals das kürzlich entdeckte Mikroskop an, Millionen und aber Millionen unbekannter Thiere zu zeigen.....

„Theorien über das Leben und die lebenden Wesen traten nun auf. Weil die Pflanzen aus Keimen entstanden waren und jede Eichel von einer Eichel stammte, jede Aehre von einem Getreidekorn herkam, sollten da nicht die Thiere demselben Gesetze unterworfen sein? Waren die Thiere klein, so mußte man noch kleinere Keime und Eierchen annehmen, und da man mit unendlicher Mühe kaum die ersteren erblickt, warum sollte man sich wundern, daß die letzteren unsichtbar waren? Das Mikroskop selbst, welches anfangs für die Anhänger des Aristoteles eine treffliche Waffe zu sein schien, diente bald dazu, nachzuweisen, daß diese kleinen Wesen zusammengesetzter seien, als man dachte, und daß sie ähnliche Organe hätten, wie die vollkommneren Thiere. Es zeigte auch die Gesetze der Reproduction und die Organe einiger Wesen, welche früher zufällige Produkte der Zersetzung und Fäulniß schienen, und weil man sich über die einen getäuscht hatte, konnte man sich nicht auch über die andern täuschen?

„Nun verschwanden die Fabeln aus der Wissenschaft; vernünftiges Nachdenken, Beobachtungen traten auf und der Krieg begann.

„Das erste Experiment dieser Art, das seitdem tausendfach wiederholt worden, schreibt man Redi, einem toskanischen Arzte, zu. Es schien ihm erschöpfend und mußte in der That diejenigen, die man heute Heterogenisten nennt, überraschen. Nachdem er die ihrer natürlichen Zersetzung überlassenen Substanzen mit einem dünnen Schleier bedeckt, welcher die Insekten hinderte, dazu zu kommen, sah er kein belebtes Wesen erscheinen. Indessen gab er in gewissen Fällen die freiwillige Erzeugung zu.

„Redi's Nachfolger waren Vallisneri und Swammerdam; durch ihre Entdeckungen über die Art und Weise der Fortpflanzung der Insekten, über ihre Organe und Eier, mochten sie die Allgemeinheit des Prinzips von Harvey: omne vivum ex ovo (alles Lebendige kommt aus dem Ei) noch wahrscheinlicher. Reaumur entwickelte und vervollkommnete ihre Entdeckungen. Selbst die Philosophie jener Zeit kam der Physiologie zu Hülfe: man konnte nicht glauben, daß die zusammengesetzten Organe, die unter dem Mikroskope an so kleinen und anscheinend so einfachen Wesen erschienen, überflüssig seien, und daß die Fortpflanzung ohne sie geschehen könne. „Die Natur thut nichts Ueberflüssiges, sie geht stets auf Ersparniß aus," sagte später Maupertuis, und was giebt es unnützeres, mehr verschwenderisches, als die Schöpfung so vollkommner Organe, so sorgfältig gebildeter Eierchen, wenn sich zersetzende Stoffe, einige zufällige Compositionen sie ersetzen könnten.

„Unsere Zeit hat vor dem verflossenen Jahrhundert den Vorzug voraus, daß man jetzt die Experimente mit mehr Umständlichkeit und Vorsicht gegen möglichen Irrthum anstellt, auch mehr Sorgfalt auf die Beschreibung verwendet. Frühere Forscher (z. B. Spallanzani) unterließen es oft, sogar zu bemerken, auf welche Art von Thieren sie hinarbeiteten, und diese Thiere waren damals auch noch nicht so gut klassificirt, wie heutzutage."

Wie wir weiterhin erfahren, beruhen die Forschungen Pouchet's, wenn er auch in Frankreich die Herren Maury und de Quatrefages zu Vorgängern hat, wesentlich auf den Arbeiten zweier berühmten deutschen Physiologen, nämlich Otto Friedrich Müller's und Burdach's.

„Otto Friedrich Müller nimmt nicht Anstand zu behaupten, daß Thiere und Pflanzen sich in organische Theile zersetzen, die mit einem gewissen Grade von Vitalität begabt sind und sehr einfache Thierchen bilden. Diese Thierchen können sich, wie Keime, durch Verbindung mit andern Theilchen entwickeln, oder selbst zur Entwickelung irgend eines Thieres beitragen, um nach dem Tode wieder frei zu werden und ewig einen ähnlichen Kreis von Umgestaltungen neu zu beginnen. So würde sich also das Leben des Todten auf das Lebendige fortpflanzen, ebenso wie ein Körper sich in Berührung mit einem andern erwärmt, während er jenen erkältet. Für Müller beseelt die Lebenskraft, welche aus dem sterbenden Wesen entweicht, andere Wesen minderer Art durch ihre Organisation und Lebensweise; denn es kann Leben von mehreren Arten geben, wie es Seelen von sehr verschiedenen Naturen geben kann. Er gestattet diese Grundsätze nur für sehr unvollkommene Thiere, und Lamarck scheint ähnlich gedacht zu haben. Der zweite und berühmteste Verfechter der keimlosen Fortpflanzung endlich ist der Verfasser des schönsten Buches über Physiologie, das seit Haller geschrieben worden, Burdach. Hier wird man weder Unklarheit, noch Unbestimmtheit, noch Anstandnahme finden. Die Thierchen werden mit äußerster Sorgfalt, mit vollkommenee Kloeheit studirt und beschrieben, und ihre Entstehung in organischer Masse, ohne daß ein Keim, oder ein Männchen und Weibchen dazu gewesen, wird mit Bestimmtheit behauptet.

„Um ihre durchgängige Anwesenheit zu erklären, nimmt Burdach weder zu den Theilungen, noch zu den durch Zerschneidung erfolgenden Reproductionen, von denen die Polypen wunderbare Beispiele liefern, die Zuflucht.... Er dehnt diese Art der Reproduction sehr weit aus, und

obgleich das Experiment ihm nur die freithätige Entstehung sehr untergeordneter Wesen gezeigt hat, so neigt er doch zu dem Glauben, daß es möglich sein könne, sich aus dem organischen Stoffe Würmer, Insekten, Krustaceen, vielleicht selbst Wirbelthiere erheben zu sehen.

„Bremser, Tiedemann, Treviranus, im Allgemeinen eine große physiologische Schule in Deutschland, haben sich, wie Burdach, als Anhänger der freithätigen Erzeugung, der Heterogenie gezeigt. In Frankreich wird sie seit langer Zeit nicht mehr gelehrt; sie wird kaum besprochen, trotz der offenen oder geheimen Beistimmung, von der wir gesprochen. Man spricht gegenwärtig davon, ohne sich dabei lange aufzuhalten, und mehr mit ablehnenden, als zustimmenden Beweisen. Fast unbestritten wird angenommen, daß Keime nothwendig sind, und die wunderbaren Beobachtungen so vieler geschickten Experimentirer, wie der Herren Serres, Coste, de Quatrefages über die Entwickelung des Ei's und des Fötus, haben beigetragen, diese Ansicht noch gewisser zu machen....

„In diesem Zustande hat Pouchet die Sache gefunden, als er seine Beobachtungen anstellte, nachdem ein Buch von ihm bereits von der Akademie der Wissenschaften gekrönt worden war. So hat er endlich das vorliegende Werk veröffentlicht.

„Das Hauptexperiment der Heterogenisten ist immer einem Einwurfe ausgesetzt, nämlich dem, daß die angewendeten Stoffe nicht frei von Keimen oder Körnchen, daß die Substanzen in dem Falle, wo Thierbildung stattfand, nicht gereinigt worden, während sie es im entgegengesetzten Falle stets waren. Der Einwurf ist um so stärker, als Jeder zugiebt, daß diese Fälle von Unfruchtbarkeit nicht selten sind. Man hat dann den einzigen Grund zur Hand, daß wahrscheinlich dann die organischen Materien, die Luft oder das Wasser, ungeeignet waren zur freithätigen Entwickelung der Infusorien. Auch muß man große Aufmerksamkeit auf diese Beobachtung verwenden, die erste von Allen: die Infusorien, Thierchen, Mikrozoen, Protozoen, oder wie man sie nennen will, weichen sehr von einander ab, und sind selbst niemals von gleicher Beschaffenheit. Sie ändern sich je nach der angewandten Substanz. Zwei Infusionen verschiedener Art, im selben Laboratorium neben einander gestellt, während derselben Zeit, bieten zwei vollständig verschiedene Faunen dar; Heu wirkt nicht wie Buchbindertleister, Dahliazwiebeln nicht wie Eibischwurzel. Wie sollen sich nun in jeder Substanz verschiedene Keime einfinden? Dieses Experiment hat Hr. Pouchet vielfach variirt. Wie Treviranus hat er die sonderbare Thatsache wahrgenommen, daß zwei Flüssigkeiten, welche, getrennt, zwei Arten verschiedener Wesen hervorbringen, wenn sie vermischt werden, eine dritte erzeugen. Diese Erscheinung findet selbst statt, wenn die Natur der Infusionen sehr ähnlich ist. So haben Menschenschädel, die in verschiedenen Zeiten und verschiedenen Ländern gelebt, verschiedene Wesen hervorgebracht. Auf einem Aegypter entstanden Epistylis, Enchelyiden, Vibrioniden; auf einem Merovinger glaucoma scintillans Ehr., vorticella infusionum Duj.; auf einem Schadel der Jetztzeit Kolpoden, während diese Infusionen, gemischt, sich mit Thieren ganz anderer Gattung, ebenso mit Pflanzen, namentlich verschiedenen Algen, gefärbt haben. Temperatur, Luftdruck, Gestalt des Gefäßes, Gewicht der Auflösung üben gleichfalls ihren Einfluß auf die Gestalt dieser eigenthümlichen Wesen aus.

„Selbst die Dauer des Experimentes hat einige Wichtigkeit, und die allereinfachsten Thiere erscheinen zuerst.

„Das Wasser ist nöthig zur Erzeugung dieser Infusorien; aber was entsteht, wenn reines Wasser sich selbst übertassen wird? enthält diese Flüssigkeit die Keime, oder bringt es diese Thiere hervor? Am Ende des vorigen Jahrhunderts sah Priestley sich im reinen Wasser eine Substanz bilden, die unter dem Namen „Priestley's grüne Materie" bekannt ist — eine freithätige Erzeugung, deren Natur lange Zeit schlecht erkannt war. Neuere Beobachtungen haben gezeigt, daß sie einzig aus Kadaveen von Thierchen bestehe; aber man darf hieraus kein großes Gewicht legen, und man zweifelt, ob in dem Falle, wo sie zur Entstehung kommt, das Wasser vollkommen rein ist. Ob nun die Luft Keime enthalte oder nicht, so ist es doch gewiß, daß die organischen Stoffe darin aufgelöst sind, und daß das Wasser einen Theil davon in sich aufnimmt. Das chemisch reine Wasser, d. h. die Verbindung von Oxygen und Hydrogen, kann in keinem Falle derlei Erscheinungen hervorbringen; denn es würde dann nicht blos freithätige Erzeugung stattfinden, d. h. chemische Verbindung, sondern auch das Erscheinen neuer Elemente, d. h. Schöpfung, weil diese Thierchen Stickstoff, oder wenigstens Kohlenstoff enthalten. Wenn Herr Pouchet Thierchen im Thaue gesehen hat, welcher für sehr reines Wasser gilt, so glaube ich, das rührt davon her, daß dabei der Luftstaub, den er im Fallen aufgenommen, in Betracht kommt, und dieses Wasser demnach in die Klasse der gewöhnlichen Aufgüsse gehört. Ich mache die nämliche Bemerkung in Fällen, wo Pflanzen in scheinbar rein mineralischen Auflösungen erschienen sind.....

„Die Mikrozoen entstehen auf der Oberfläche der Auflösung, was beweist, daß die Luft zu ihrem Leben unumgänglich nothwendig ist, und zu dem Gedanken führt, daß sie vielleicht ihre Eier herbeibringt. Unter fünf hundertgradigen Graden erscheint keines, und ihre Natur wechselt mit der Temperatur. Derselbe Aufguß bringt mit 26 Graden den vibrio lovis und den V. granifor hervor; mit zwölf Graden erzeugt er nur eine Art bacterium, das B. trilocature. Es ist bemerkenswerth, daß das Uebermaß der Temperatur, Hitze wie Kälte, welches die Lebenden nicht tödtet, ihre Entstehung und ihr Auskriechen verhindert. Burdach hat geglaubt, das Sonnenlicht sei ihnen nothwendig; aber Pouchet hat gesehen, daß ein weniger kräftiges Licht ihnen günstig ist, und daß sie selbst im Dunkeln entstehen. Der rothe Strahl übt den besten Einfluß, dann das Violet, das Blau, endlich das Grün. Es ist bemerkenswerth, daß die Ordnung umgekehrt ist, wenn es sich um frei sich entwickelnde Vegetation handelt. Ein elektrischer Strom mehrt die Geöße und beschleunigt die Geburt. Endlich ist die Möglichkeit vorhanden, daß sie wachsen, sich verändern oder abnehmen mit den Stunden des Tages, so zwar, daß man einige Insekten regelmäßig um Mittag oder zehn Uhr Morgens hat entstehen sehen.

„Diese wunderbare Mannigfaltigkeit von Wesen setzt eine wunderbare Mannigfaltigkeit von Keimen voraus. Und dann, was für eigenthümliche Keime, die sich unter scheinbar sehr ähnlichen Umständen entwickeln können oder nicht. Man begreift im Gegentheil, daß eine sehr geringe Verschiedenheit in der Zusammensetzung eine ähnliche Verschiedenheit in dem erzeugten Thierchen bewirkt, so zwar, daß sehr verschiedene chemische Verbindungen mit Flüssigkeiten angestellt werden können, die scheinbar gleich sind. In den Maniputationen, die sie durchgemacht haben, in der langen Dauer ihrer Bildung sind sie mit tausend Substanzen, mit tausend Insekten, tausend Thierchen in Berührung gewesen, welche ihre Keime darin zurücklassen konnten, wie gewisse Vögel vorzugsweise bestimmte Bäume auswählen, um darauf ihr Nest zu machen und ihre Eier in dasselbe zu legen. Das Wasser, welches sie befeuchtet, ist in demselben Falle; aber es wird zugestanden, daß kein Keim, kein Körnchen die feuchte Temperatur von hundert Graden ertragen kann. Selbst darunter wird stets der Eiweißstoff fest, wie in harten Eiern, und der nicht geronnene Eiweißstoff ist nöthig zum Leben und zur Entwickelung. — Das ist unbestreitbar!..... Nun wohl, in einem abgekochten Aufgusse erscheinen trotzdem Infusorien; allerdings langsamer, aber sie erscheinen doch. Warum langsamer? Es würde den Heterogenisten schwer werden, über diesen Punkt eine Vermuthung aufzustellen. Auch in diesem Falle findet die Bildung des gelben Häutchens, Organisation, statt, es entstehen Thiere, die anfangs sehr einfach sind, aber nach ihrem Tode sofort durch zusammengesetztere Wesen ersetzt werden, wie z. B. die Vorticellen mit ihrem Athmungswerkzeuge, Kolpoden mit zwanzig Mägen, hermaphrodite Paramecien, Glaucomen, deren Herz schlägt, wie das höherer Thiere, endlich alle möglichen Arten je nach den Umständen.

„Die Oberfläche aller Aufgüsse, deren Resultat wir angegeben haben, ist in Berührung mit einer Luft, die sich stets erneut, und Staub und kleine Körnchen verstreut. Vielleicht muß man ihr die Fruchtbarkeit dieser Auflösungen zuschreiben, obschon es eigenthümlich ist, daß die Luft in zwei neben einander stehende, von derselben Glocke bedeckte Gefäße, deren Oberfläche sich also in gleichem Zustande befindet, verschiedene Keime trägt, und in jede Auflösung gerade jene, die sich darin entwickeln können, und wahrscheinlich nur diese allein. Indessen ist die freiwillige Erzeugung etwas so Wunderbares, daß jede Hypothese erlaubt scheint, um ihr zu entgehen.

„Auch haben die Experimentirer auf diesen Punkt ihre größte Sorgfalt und äußerste Vorsicht verwenden müssen. Wir haben bereits gesagt, daß stets die Luft zur Erzeugung von Infusorien nöthig ist, und es folgt hieraus, daß unter der Luftpumpe nichts erscheint. Schon Wrisberg hatte es festgestellt, indem er die Stoffe des Experimentes mit einer Lage Oel bedeckte..... Wenn die Luft eingeschlossen ist, d. h. sich nicht erneuert, findet die Erzeugung von Thierchen nur langsam statt, die Thierchen sind sehr einfach, wenig zahlreich und sterben sehr schnell..... Man ist hiernach veranlaßt, mit Spallanzani gegen Pouchet zu glauben, daß die Luft die Keime herbeibringt, und daß, wenn es im Leeren gar keine, in der eingeschlossenen Luft wenig Entwickelung giebt, dies davon herrührt, daß im ersteren Falle die Luft keine Keime bringen konnte, im zweiten dagegen deren nur wenig gebracht hat. Umsonst wird man uns sagen, daß diese Masse Keime so ungeheuer sein würde, daß sie die Durchsichtigkeit der Luft mindern, daß unsere Bewegungen selbst behindert sein würden. Um-

sonst berechnet man, daß jedes Kubikmillimeter Luft sechs Milliarden 250 Millionen Eier enthalten, und daß eine solche Masse organischer Materie das Licht so stark zurückwerfen würde, daß wir es nothwendig gewahr werden müßten, wenn wir nicht von vornherein von ihnen geblendet wären. Es giebt tausend Phänomene, tausend Theorien, tausend Thatsachen, welche durch übermäßige Größe oder übermäßige Kleinheit ähnliche Unmöglichkeiten zu veranlassen scheinen, und die dennoch wahr sind (welche denn?!). Uebrigens würden wenig Keime von jeder Gattung hinreichen, wenn diese Wesen sich so schnell vermehren, als die Insekten, deren Leben so kurz ist, und die doch mehr Generationen an sich vorüber gehen sehen, als Jakob und Methusalem.

„Die Experimente, die man anstellt, um diesem sehr ernsten Einwande zu begegnen, sind zahlreich, und man sieht, wie schwierig sie sind, und wie unbestreitbar ihr Ergebniß ist. Immer kann man glauben, wenn die Thierchen nicht zum Vorschein kommen, daß die Bedingungen des Phänomens der Heterogenie nicht erfüllt waren, und da diese Bedingungen nicht bekannt sind, so ist dieser Grund stets scheinbar genug. Man kann auch sagen, wenn sie leben, daß die schlecht gereinigte Luft Keime in geringer Zahl herbeiführt. Man hat auch gleich anfangs an die Reinigung der Luft gedacht, und Herr Pouchet hat sie, ehe er sie in Berührung mit seinen Infusionen brachte, durch rothglühende Tuben oder Säuren geleitet, deren bloße Berührung jede organische Materie zerstört. Selbst noch in diesem Falle sind Mikrozoen erschienen; und es ist schwerer, zu beweisen, ob einige Keime der Vernichtung entgangen sind, als zuzugeben, daß die so gequälte, erhitzte, vielleicht mit einigen sauren Dämpfen geschwängerte Luft wenig geeignet für diese Phänomene ist."

Wir übergehen nun eine Menge Einzelnheiten, Experimente, Schlüsse, Betrachtungen, gelehrte Fehden ꝛc., die nur für den Naturforscher von Fach von Interesse sind; es leuchtet uns vollkommen ein, daß alle diese Versuche, mit welcher Vorsicht sie auch unternommen werden mögen, an einem großen Uebelstande leiden, nämlich dem, daß man streng genommen, weder beweisen kann, daß Eier existiren, noch daß sie nicht existiren, und daß ihre Existenz oder Nichtexistenz nur auf Schlußfolgerungen gebaut sind, die wieder auf leicht trüglichen Versuchen beruhen. Auch das Mikroskop hat seine bestimmten Gränzen, und im Grunde genommen sind vater- und mutterlose Eier und Keime, die seit unvordenklicher Zeit in der Luft schweben, ziemlich ebenso wunderbar, als eine Schöpfung aus Nichts. Würde man jene Keime nachweisen können, welche neue Theorien müßte man erdenken, um sie aus den Naturgesetzen zu erklären? — Dem kombinirenden Verstande liegt es indessen nahe genug, von diesen wahren oder trüglichen Entdeckungen der Wissenschaft die Anwendung auf die große Frage der Schöpfung zu machen.

Herr Pouchet scheint zu denken, daß diese Hervorbringung solcher ganz kleinen Wesen durch generatio aequivoca die letzte Anstrengung der schöpferischen Kraft sei. Er glaubt, daß diese Schöpfung nie still gestanden habe, daß die Schöpfung nicht beendigt sei, und daß die Bildung gigantischer Thiere, welcher die der noch auf Erden lebenden kleineren nachfolgte, jetzt ersetzt werde durch die Erzeugung der Mikrozoen, die in den Aufgüssen auf dieselbe Weise und in Folge derselben Kraft leben.

Die verschiedenen Schöpfungen zeigen ihm, daß das Leben sich nicht durch eine ununterbrochene Reihe von Zeugungen fortgepflanzt hat, weil die antediluvianischen Formen nicht an unsere jetzige Schöpfung geknüpft werden können, und die verlornen Arten nicht Abarten der lebenden Gattungen sind. Warum sollte also nicht jetzt, wie ehedem eine Erscheinung neuer Wesen stattfinden können? Warum sollten in neueren Zeiten diese Phänomene der Urzeit unmöglich geworden sein? ꝛc.

Man wird hieraus ersehen, daß weder Herr Pouchet, noch Herr Rémusat auf die neue Schöpfungstheorie des Engländers Darwin Rücksicht nehmen, über welche wir vor einiger Zeit einen Artikel brachten, und die jetzt großes Aufsehen macht. Darwin leugnet jene Unterbrechungen durch die aufeinander folgenden Erd-Revolutionen und die damit verbundenen Vernichtungen der lebendigen Wesen; er behauptet eine zusammenhängende Reihe von Zeugungen und die Abstammung aller unserer Thierarten von den fossilen, indem er eine unbedingte Umbildungsfähigkeit der Geschöpfe durch Kreuzung, klimatische Einflüsse ꝛc. lehrt, so zwar, daß etwa Strauß, Adler und Papagei von einem vogelartigen Urwesen abstammte, das keinem von allen dreien glich. Man spricht jetzt sehr ernsthaft und mit großer Würde von dieser Theorie, welche, um durchgeführt zu werden, nicht blos Millionen, sondern Billionen von Jahren als Annahme bedarf, und die in vollster Konsequenz endlich zu dem Schlusse führen müßte, daß alle Thiere, Säugethiere, Vögel, Amphibien u. s. w. nichts als Modifikationen eines Urregenwurmes, einer Urmolluske oder eines Urinfusions-Thierchen seien. Denn giebt man einmal zu, daß z. B. Pfau, Taube, Henne, Trappe nur stereotypirte Modifikationen eines Urhühner-Vogels seien, warum sollte der Urhühner-Vogel, der Urschwimm-Vogel, der Urraub-Vogel nicht wieder bloße Modifikation des Urvogels überhaupt sein? Warum sollte das Urfängethier, der Urvogel, der Urfisch u. s. w. nicht von dem Urthiere überhaupt und dieses von dem Urei stammen, daß der orphische geflügelte Eros in's Chaos gelegt hat?

Herr Pouchet und die Naturforschung überhaupt sieht sich, wie man auch die Sache ansehen mag, zu der Annahme gezwungen, „daß die Zeiten der Schöpfung sehr verschieden von den unseren waren, und daß die Erzeugung der Wesen damals anderen Gesetzen unterworfen war."

Das heißt doch mit anderen Worten: „Wir sehen uns zu der Annahme gezwungen, daß damals die Elephanten, die Pferde, die Hirsche aus der Erde wuchsen, daß die Fische plötzlich oder allmählich im Wasser entstanden, daß die Vögel sich in der Luft kondensirten."

Nimmt man die generatio aequivoca an, so bleibt gar kein anderer Ausweg übrig, und man steht wieder dort, wo die alten Aegypter standen, die ihre Ureltern aus dem fruchtbaren, von der Sonne bebrüteten Nilschlamme hervorkriechen ließen, oder die jonischen Natur-Philosophen, bei denen die Geschöpfe stückweise aus der Erde kamen. Man kann dann mit gutem Gewissen glauben, daß die Erde den göttlichen Pelasgos in Arkadien ans Licht gezeugt, daß Askanus, der Stammvater der Sachsen, im Harzgebirge aus den Steinen gewachsen, daß es verborgene chemische Kräfte in der Erde gebe, welche durch unbekannte Ursachen getrieben plötzlich organische Gestalten hervorbringen. Traut sich die Naturwissenschaft zu, Alles, was im Himmel und auf Erden ist, in Erkenntniß und Formel zu bringen, warum sollte sie in spätern Zeiten nicht alles Ernstes daran gehen, den Dr. Wagner'schen Homunculus zu erzeugen? Ebenso wenig gewinnt sie aber auch durch die Annahme von Urkeimen; immer wird nur Schlusse, wie wir bereits bemerkt, das orphisch-pythagoräische Ur-Ei daraus; mit andern Worten, die Naturwissenschaft kann den Sprung aus dem Nichtsein in's Sein nicht erklären; hier ist eine unausfüllbare Kluft, die alles Scharfsinnes spottet.

> In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.
> Glückselig, wem sie nur die äußere Schaale weist!

Dies hat Haller gesagt, der sich auch mit Physiologie beschäftigte. Das Gebiet der Naturwissenschaft ist die Welt der Erzeugung und die gültigen Naturgesetze, die man so gern ewig gültige nennt. Sieht man sich gezwungen, zeitweise erfolgende Aenderungen der Naturgesetze zuzugeben — (abgesehen von ihrer wirklich unveränderlichen Seite, z. B. den mathematischen Gesetzen), so verliert man die Operationsbasis, oder muß ganz von Vorne an nach Gesetzen forschen, die ganz außer dem Bereiche unserer Erfahrung liegen, also so gut wie unnachweisbar sind. Es ist gut, wenn die Wissenschaft Alles thut, was ihr Gebiet erweitern und innerhalb desselben Klarheit schaffen kann; aber es ist auch gut, wenn sie ihre Gränzen erkennt. Sie wird dadurch nur gewinnen.

Deutschland und das Ausland.

Kirchliche Chronik des Jahres 1860.

Historisches, Theologisches und Legislatives.

Die „allgemeine kirchliche Chronik," die uns vorliegt,* ist eine sehr fleißige und umfassende Zusammenstellung Alles dessen, was sich im abgelaufenen Jahre 1860 auf kirchlichem Gebiete Wichtiges, oder minder Wichtiges ereignet hat, und umfaßt so ziemlich den ganzen Erdkreis, wie ziemlich alle Kirchen, Bekenntnisse, Richtungen, Sekten ꝛc., wenn auch der Protestantismus und dabei wieder der deutsche besonders ausführlich bedacht ist. Die Darstellung ist, wie sich bei dieser wirklich erdrückenden Fülle von Einzelheiten von selbst versteht, so kurz und gedrängt als möglich, und soll vornehmlich nur zur Orientirung derjenigen dienen, denen ein Ueberblick über das Ganze von Interesse ist. Was den besonderen Standpunkt des Verfassers betrifft, so tritt er, der Sache angemessen, wenig hervor; man dürfte ihn am besten als einen gemäßigt kirchlichen bezeichnen, der sich seines Protestantismus bewußt bleibt.

Der allgemeine Eindruck, den diese ziemlich objektive, oft rein stofflich statistische Revüe hervorbringt, ist ein eigenthümlicher; welches Gewimmel von Einzelheiten, von Richtungen, Bestrebungen, Parteien, Lehren,

* Leipzig, Gustav Mayer. 1861.

welches buntbewegte Leben, welches Ringen und Kämpfen, Siegen und Unterliegen, Herrschen und Dulden!

Den ersten Abschnitt bildet „Geschichtliches aus der evangelischen Kirche.“ — Hier sind namentlich die vielen Bündnisse, Konferenzen und Zusammenkünfte merkwürdig: der evangelische Bund, die deutsch-evangelische Kirchen-Konferenz, der deutsche evangelische Kirchentag, der thüringische Kirchentag, die Friedberger Konferenz, die Pastoral-Konferenz für die Rheinlande, die Berliner Konferenzen, die Gnadauer Pastoral-Konferenz, der Hallische Missionsverein, die Schweizerische Prediger-Gesellschaft. Alle diese Konferenzen haben das Gemeinsame, daß sie die positive Gläubigkeit betonen und nach einem positiven Grunde suchen, um darauf eine Einigung der zahlreichen Spaltungen im Protestantismus herbeizuführen. Man kann nicht verkennen, daß viel guter Wille vorhanden ist, die Spaltungen zu überwinden; andererseits aber ist die Terminologie der unzähligen Richtungen und Parteinamen eine wahrhaft betäubende. Proteste gegen die Civil-Ehr, die Frage der Erweckungen, die neulich in Elberfeld so viel Eclat hervorgebracht hat, spielen eine große Rolle.

Ein zweites Kapitel handelt von der Verbreitung und Befestigung des Protestantismus in katholischen Gegenden, von äußerer und innerer Mission. Unter den Ländern, wo die protestantische Mission nun besonders thätig ist, steht Italien oben an; namentlich sind es die Waldenser, welche bedeutende Anstrengungen in dieser Hinsicht machen. In Frankreich scheinen diese Bemühungen weniger erfolgreich zu sein; mehr in Algerien, welches etwa 10,000 Protestanten mit 12 Geistlichen zählt. In Spanien stehen dieser protestantischen Mission gesetzliche Hindernisse entgegen. Im Staate Illinois ist eine Anzahl aus Canada eingewanderter französisch redender Katholiken übergetreten. Ein merkwürdiger Umstand verdient Erwähnung: das italiänische Christenthum wird vornehmlich von England aus evangelisirt, während umgekehrt in England der römische Katholicismus reißende Fortschritte macht. — Merkwürdigerweise bürgert sich das Christenthum auch unter den Türken ein. „In Brussa z. B. predigt ein bekehrter Türke, früher Selim Effendi, jetzt Williams genannt, ohne Hinderniß das Evangelium vor Türken und Christen, und ein bekehrter türkischer Major, Mahmood, ist auch daran, Missionar zu werden und jetzt schon mit Abfassung von Schulschriften beschäftigt, welche von der türkischen Regierung adoptirt und in den Schulen eingeführt werden. In Konstantinopel wurden in zwölf Monaten 840 Exemplare der Bibel in türkischer Sprache verkauft. Ebendaselbst hat ein alter Ausleger des Koran, Omer Effendi, schon seit einigen Jahren auf eine Regeneration des Islam durch das Evangelium hingearbeitet und viele Anhänger gewonnen. Im Jahre 1859 ist er nach Brussa verbannt worden, aber seine Anhänger halten immer noch religiöse Zusammenkünfte, in denen sie die Bibel lesen.“

Weiter wird von dem Gustav-Adolph-Vereine und der äußeren und inneren Mission gehandelt. Interessant sind namentlich die Angaben über die Geldmittel, die den einzelnen Vereinen zu Gebote stehen. Seit 1843 hat der Gustav-Adolph-Verein 1,137,475 Thaler hülfsbedürftigen Gemeinden zufließen lassen. — Das Wenigste dazu beigetragen haben Mecklenburg-Schwerin, Kurhessen und Hannover; das Meiste Sachsen, Brandenburg, Schlesien, Rheinpreußen, Hessen-Darmstadt, Würtemberg, Baden, Holstein u. s. w.

In England hatte die kirchliche Missionsgesellschaft 163,000 Pfd. Sterl. (43,000 mehr als im Jahre 1856) Einnahme, und die Zahl ihrer Stationen ist auf 142 mit 191,480 Kommunikanten gestiegen.

Die hochkirchliche hatte eine Einnahme von 16,000 Pfd., die Londoner (dissidentisch) eine von 94,000 Pfd., die der Wesleyaner eine von 140,000 Pfd., die der Baptisten eine von 30,000 Pfd. zu vermelden. — Es folgt noch eine längere Aufzählung, welche auch die deutschen, schweizerischen Missionsgesellschaften umfaßt. Natürlich sind ihre Mittel bescheidener.

In China soll das Christenthum im Jahre 1859 größere Fortschritte gemacht haben, als in irgend einem der letzten 50 Jahre. Von dem Frieden, den England und Frankreich mit China geschlossen, kann man sich auch in dieser Hinsicht große Wirkungen versprechen. Auch von den Taiping-Rebellen, die ein ziemlich sonderbares Christenthum verbreiten, ist kurz die Rede. Von Rußland aus ist jetzt auch die Bekehrung der Chinesen eingeleitet worden, und zwar nach einem Plane, den Fürst Bariatinsky dem Kaiser vorgelegt hat. Die Niederwerfung der Rebellion in Indien scheint die Landeseingebornen zur Annahme des Christenthums geneigter gemacht zu haben. Ein ganzes Volk, die Karenen in Burmah, ist dazu übergetreten, so daß jetzt unter ihnen an 100 Predigt-Stationen mit meist eingebornen Predigern und dabei Schulen eingerichtet sind. Dieses sind nur ein Paar Hauptzüge aus einer Masse geringerer Erscheinungen.

Hierauf wird von der inneren Mission gehandelt, die ein ziemlich zersplittertes, aber reges Leben entfaltet.

Besonders interessant ist das dritte Kapitel „zur Geschichte der Theologie und der theologischen Streitigkeiten.“ Es enthält die Kehrseite zu den vorhergehenden positiven Erscheinungen: den Kampf mit der Verneinung, dem Naturalismus und Materialismus; Dr. David Strauß, Darwin mit seiner Zeugungstheorie, Buckle's Geschichte der Civilisation (Beide von uns besprochen) und mehrere derartige Erscheinungen werden berücksichtigt. Die positive Dogmatik, auf welche nun übergegangen wird, bietet kein eben erfreuliches Bild dar.

Aus dem Späteren entnehmen wir etwas, was die kirchlichen Verhältnisse Schleswigs betrifft, und für den dort geführten Sprach- und Nationalitätsstreit von Interesse sein dürfte.

„Ward in früheren Zeiten die dänische Sprache manchmal zu sehr zurückgesetzt, so geschieht das jetzt in noch viel rücksichtslaserer Weise in den sogenannten gemischten Distrikten mit der deutschen, also daß selbst vor Kurzem der dänische Bischof von Ripen, Dongard, dem Kultusminister, der uns einigen zum Stift Ripen gehörigen Inseln die dänische Predigt einführen wollte, deshalb Vorstellungen gemacht und ihm versichert hat, daß man dort dieselbe nicht verstehen werde.

„In Grundtorff, wo der dänisch gesinnte Probst Hansen angestellt ist, kam bei der diesjährigen Confirmation der traurige Fall vor, daß von 49 Konfirmanden 42 nach der Einsegnung sich vom Abendmahl zurückzogen, weil sie es nicht nach dänischem Ritus genießen wollten. Die dänischen Prediger sind großentheils Grundtvigianer, und geben auch durch die dänische Liturgie und selbst durch die im altdänischen Altarbuche stehende Renuntiations-Formel bei der Taufe Aergerniß. Auch giebt es mehrere Ultra-Grundtvigianer oder Kirkegaardianer, die aber hier kürzer als in Dänemark gehalten werden. Voriges Jahr vergaß sich Archidiakonus Dahl in Tondeen, ein eifriger Anhänger Sören Kierkegaards, so weit, daß er bei einer öffentlichen Schulprüfung in der Volksschule äußerte: „die Confirmation sei nur eine Komödie!“ Der Diaconus Carstens ließ deshalb eine Schrift gegen ihn ausgeben, und die kirchliche Behörde suspendirte ihn vom Amte. Der Bischof Bresen, obwohl ein geborner Däne, ist keineswegs mit dem Treiben der jungen dänischen Prediger einverstanden, daher er auch von ihnen mannigfach angefeindet wird.“

Holstein ist in kirchlicher Beziehung mit etwas mehr Schonung behandelt worden, doch auch hier hat man wenigstens sieben Geistliche entlassen. Die Universität Kiel leidet durch die faktische Lostrennung Schleswigs von Holstein am meisten, und der Besuch derselben wird den Schleswigern fast unmöglich gemacht.

Für die Protestanten in Oesterreich ist das Jahr 1859 und 1860 von großer Bedeutung gewesen, insofern sie einen großen Schritt vorwärts zur vollen Gleichberechtigung mit den Katholiken gethan haben.* In allen Provinzen sind nun wenigstens jährliche Sammlungen für den Gustav-Adolph-Verein erlaubt, wenn auch in den meisten keine Zweigvereine gegründet werden dürfen. Ebenso sind im ganzen Reiche Sammlungen für das Melanthon-Denkmal in Wittenberg gestattet worden; den zwölf neuen Superintendenzen hat der Kaiser die zugesagten Unterstützungs-Summen im Betrage von 94,000 Fl. schon in diesem Jahre zugewiesen. Am 22. April wurde im Kultus-Ministerium eine Abtheilung aus drei evangelischen Räthen und zwei Konzipienten eingerichtet. Ebenso sind am 26. April in Wien, Verona, Ofen, Lemberg, Prag und Hermannstadt evangelische Garnison-Prediger angestellt worden. Das Allererfreulichste aber war, daß man, der kaiserlichen Entschließung vom 1. September vor. Jahr (1859) gemäß, auch mit allem Ernst und Eifer an die Ausarbeitung einer selbständigen Verfassung der evangelischen Kirche in den deutsch-slavischen Kronländern ging.

Ungarn allein zeigte sich widerwillig gegen das liberale Patent vom 1. September 1859.

„Von der ganzen deutsch-evangelischen und nicht magyarischen Presse mit der höchsten Befriedigung aufgenommen und in der serbischen Woywodschaft, in Kroatien und Slavonien und den slavisch-deutschen Theilen Nord-Ungarns mit Dank-Adressen erwidert und von vielen dortigen Senioroten sofort eingeführt, wurde es von den eigentlichen Magyaren, von den Reformirten fast durchweg und auch von den meisten Lutheranern, als die Autonomie der ungarischen Kirche gefährdend, mit dem heftigsten Widerwillen verworfen. So zuerst auf dem Konvent zu Käsmark am

* Diese Gleichstellung selbst ist seitdem durch das Gesetz vom 8 April 1861 ausgesprochen worden.

27. September vorigen Jahres (1859) und dann, trotz des strengen Verbots solcher Distriktual-Konvente nach der alten Art und Zusammensetzung, auf denen zu Miskolcz, Debreczin, Oedenburg, Pesth u. s. w., die alle noch voriges Jahr in ziemlich revolutionärer Weise gehalten wurden, trotzdem, daß man die Hauptführer der Opposition, von Zsedenyi, Pastor Bela, K. Madai, Prof. Pallövi zu mehrmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt hatte. Doch setzte die Regierung damals diesem revolutionären Treiben einen ziemlich festen Willen entgegen. Am zehnten Januar (1860), machte der Kultus-Minister, unter nochmaliger Versicherung, daß die neue Kirchenordnung nur eine provisorische sein solle, bekannt, daß bis Ende Mäez alle Gemeinden und bis Mitte April alle Seniorate auf der Grundlage des Patentes sich neu konstituirt haben müßten, widrigenfalls sie gar nicht mehr als gesetzlich geordnete angesehen werden würden. Und ebenso befahl er wieder am 5. Februar, ungesäumt auf der vorgezeichneten Bahn fortzuschreiten, nachdem am 22. Januar eine sehr stattliche und zahlreiche Deputation von ungarischen Magnaten und Superintendenten (Baron Vay, Baron Pronay, Graf Degenfeld, Graf Batthyani ꝛc.) in Wien erschienen und nach längerem Warten theilweise vom Kaiser empfangen worden war. Nur das gab er nach, daß mit den Unzufriedenen vertrauliche Besprechungen darüber gepflogen würden, ob und in wie weit ihren Bedenken ohne Verletzung des Patentes abgeholfen werden könne. Dessenungeachtet aber dauerte bei der Mehrzahl die Renitenz gegen das Patent fort, wie sehr demselben auch in dem „Evangelischen Wochenblatte" von Horninsky das Wort geredet wurde. Am 20. April fand wieder eine gewaltige Demonstration in Debreczin statt, wo über 20,000 Menschen zum Ansehen eines Superintendential-Konventes in der alten Form zusammengeströmt waren, und ein Ausschuß von sechs Mitgliedern ernannt wurde, der permanent über die kirchlichen Angelegenheiten wachen sollte. So war der vom Minister gesetzte Termin verstrichen, und immer noch hatte sich unter den Reformirten nur eine einzige Superintendenz, die neucreirte von Neu-Szawacz, auf dem Grunde des Patentes konstituirt, und unter den Evangelischen A. C. auch nur etwa ein Viertel der Gemeinden.

„Bei dieser Lage der Dinge hielt es der Landesgeneral-Commandant, General-Feldzeugmeister v. Benedek, für Pflicht, dem Kaiser Nachgiebigkeit anzurathen, da Gewaltmaßregeln zuletzt zu einer Revolution hinführen könnten. Er that das, indem er am 14. Mai selber nach Wien reiste, und schon am 15. Mai hatte er ein kaiserliches Handschreiben, worin nicht nur allen zur Untersuchung gezogenen Amnestie ertheilt, sondern auch gestattet wurde, daß zur Vorbereitung auf die General-Konferenzen Convente nach der alten Einrichtung gehalten würden, und die Protestanten helvet. Konfession ihre alte Superintendential-Eintheilung behalten, aber auch die dem Patent Gehorsamen Augsburgischer Konfession in Ausführung ihres Vorhabens in keiner Weise gehindert und beunruhigt werden sollten. Die Freude über diesen Erlaß war groß, und auf dem nächsten zum ersten Male nicht kontrolirten Superintendential-Konvent zu Debreczin, am 10. und 11. Juli, wurde nun allen Kirchenbeamten zur Pflicht gemacht, sich in allen ihren auf die Kirche und Schule beziehenden Maßnahmen auf den gesetzlichen Standpunkt, wie er vor dem Jahre 1848 war, zu stellen und sich an die damals gültigen Vorschriften zu halten. Da aber das Patent lediglich suspendirt war, so war das eine falsche Anwendung desselben, und eben so falsch war es daher auch, daß man von da an auf alle Weise die nach dem Patent koordinirten Gemeinden zur Rückkehr in den alten Verband und zur alten autonomen Kirchenverfassung zu bewegen suchte. Die am 18. April eingesetzte Central-Kommission A. C. in Pesth that das in einem sehr freundlichen, versöhnlichen Aufrufe am 21. Mai, doch zugleich geschah es auch in ziemlich agitatorischer und terroristischer Weise, indem Kommissäre der Opposition von Dorf zu Dorf zogen und die Koordinirung rückgängig zu machen suchten, was ihnen auch meistens gelang. Dennoch blieben auch in der Montan-Superintendenz 16 (meist slovakische) Gemeinden dem Patent treu, konstituirten sich als eine eigne Preßburger Superintendenz, und wählten zu ihrem Superintendenten Professor Kuzmany aus Wien, während die gegnerischen Elemente am 12. Juli auf dem für illegal erklärten Konvent zu Presburg den früheren Superintendenten Stromsky restituirten.

„Auf dem reformirten Konvent der Montan-Superintendenz wurde durch 166 und 192 Gemeinden De. Joseph Szekacz zum Superintendenten gewählt, auf dem diesseits der Theiß zu Miskolz Ludwig Zsarnay und Baron Nicolaus Vay zum Oberkurator, auf dem der A. C. jenseits der Donau in Raab wurde am 21. August der von Baron Haynau abgesetzte und auf die Festung gebrachte Superintendent Math. Haubner in Triumph von den Magnaten und Gutsbesitzern wieder in sein Amt eingeführt; auf dem der Theiß-Superintendenz Augsb. Konfession wurde Pfarrer K. Madai zum Superintendenten gewählt und Hofrath von Zsedenyi zum Bezirks-Inspektor.

„Nachdem so die alten Superintendenzen wieder hergestellt und besetzt waren, wurde am 10. October zu Pesth ein General-Konvent der vier Superintendenzen Augsb. Konfession gehalten, deren Ergebniß eine Adresse an den Kaiser war, mit der Bitte, derselbe möchte geruhen, die evangelischen Kirchen Augsb. Konfession in die unverstümmelte Ausübung der unverstümmelten Rechte des 26. Gesetz-Artikels von 1790 wieder einzusetzen, die Integrität den vier autonomen Superintendenzen mit Wiederauflösung der Preßburger aufrecht halten zu lassen, die noch bestehenden Administentor-Aemter aufzuheben und den Zeugnissen der unter der Aufsicht der kirchlichen Behörden stehenden evangelischen Schulen volle Giltigkeit zu gewähren. Auch wurde noch eine Vorstellung wegen der Behandlung der gemischten Ehen und ein neuer Lehrplan für die protestantischen Gymnasien beschlossen."

Seitdem sind wichtige Dinge vor sich gegangen, welche auch der Behandlung dieser konfessionellen Fragen in Oesterreich eine ganz andere Wendung gegeben haben.

Mannigfaltiges.

— Die Lesehalle des Beitish Museum. Das englische Literaturblatt „Thn Ceitie" vom 23. März erweist unserem Artikel über „öffentliche Bibliotheken," in Nr. 11 des „Magazin" vom 13. März, die Ehre, ihn dem englischen Publikum als Beweis vorzuführen, wie sehr man in Deutschland die literarischen Schätze des Beitish Museum zu würdigen und die Verdienste von Männern, wie Panizzi und Watts, zu schätzen wisse. Aber es findet sich dadurch veranlaßt, auf einen Tadel zurückzukommen, den das Blatt bereits früher gegen die liberalen, mehr das große Publikum, als die eigentlichen Gelehrten und Literaten, begünstigenden Einrichtungen der Lesehalle — bekanntlich eines kolossalen Krystallpalastes — des British Museum ausgesprochen. Diese Halle ist stets überfüllt von Lesern — aber meistens sind es Roman- und Journal-Leser, oft sogar Gymnasiasten und andere Schulbuben, die hier ihre Exercitien ausarbeiten und sich zu diesem Zweck aller Wörterbücher der Bibliothek bemächtigen, und nicht selten mischen sich auch Damen jeden Alters, die nichts weniger, als Blaustrümpfe sind, unter die Massen und belagern die armen Custoden und ihre Kataloge. „Wir wollen zwar," sagt die Critic, „nicht so weit gehen, wie Thomas Carlyle, der der Ansicht ist, daß man sämmtliche Romanleser, Schulbuben und Müßiggänger beim Arm nehmen und hinauswerfen müsse; aber eine Auswahl sollte wirklich getroffen werden — damit nicht wirkliche Studirende, wackere, fleißige Verehrer der Wissenschaft durch das sogenannte populäre Element in ihren Forschungen gehindert werden." — In England, wo der Gelehrte unter keiner Bedingung das ihm zu seinen Studien nöthige, seltene Buch der öffentlichen Bibliothek in sein Haus geliehen bekömmt, wo er sich zu diesem Ende nothwendig selbst nach den Räumen der Anstalt begeben muß, kann allerdings eine solche Einrichtung, wie die des British Museum, so liberal sie auch im Allgemeinen ist, doch höchst nachtheilig für den hauptsächlichen und besondern Zweck der Bibliothek sein. Deshalb werden die Kuratoren des großartigen Instituts die Vorschläge, die ihnen in dieser Beziehung gemacht sind, gewiß einer aufmerksamen Prüfung unterziehen und dasjenige, was sowohl den Freunden der Wissenschaft, als im Interesse einer zweckmäßigeren Benutzung der Anstalt, wünschenswerth erscheint, recht bald zur Ausführung bringen.

— Kultur und Industrie in Japan. Ein Mitglied der persischen Expedition schreibt aus Jeddo: „Man hüte sich wohl, die Kulturstufe der Japanesen zu niedrig' zu stellen; ihre Industrie steht in vieler Beziehung unendlich höher, als die unsere. Von solcher Genauigkeit, Feinheit und Kunst in der Arbeit von Industrie-Gegenständen, wie man sie in Japan sieht, hat man bei uns keinen Begriff, und namentlich verschwenden unsere Metallsachen ganz gegen die hiesigen. Ebenso steht es mit der allgemeinen Volksbildung. Ein Japanese aus guter Familie ist der vollendete Weltmann von den feinsten Manieren, und die Damen haben eine angeborene Grazie, die wahrhaft bezaubert. Jedes Individuum, mag es der ärmlichste Kuli, oder die elendeste Dienstmagd sein, kann lesen und schreiben, und ich bin fest überzeugt, daß wir mehr von den Japanesen lernen können, als sie von uns. Man braucht nur einen Ritt um Jeddo zu machen, um sofort zu sehen, daß der Ackerbau auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit steht; dasselbe gilt von der Forstkultur;

die Japanesen beuten alle Schätze ihrer erzreichen Gebirge aus; die prachtvollsten Brücken zeugen nun ihren Fähigkeiten in der Baukunst, die kostbaren Schnitzereien der Häuser und Tempel von ihren Fortschritten in der Skulptur. Ihre Holzarbeiten sind unübertrefflich, ihre Lackwaaren stehen einzig in der Welt da, die Brancesachen suchen in Europa vergebens ihre Rivalen, und in der Fabrication des Papiers, das, fast so stark wie Baumwollenzeug, zu allem Möglichen verwandt wird, zu Fenstern, Taschentüchern, Stricken, Regenschirmen, Regenröcken ꝛc., sind sie unerreicht. Ihr Porzellan steht dem europäischen wenig nach; seit Hunderten von Jahren machen sie Fernröhre, Uhren und Thermometer. Ihre Säbel hauen ein halbzölliges Stück Eisen durch, und kein Europäer versteht den Stahl der Schneide so fein anzuschweißen, wie sie. Mit einem Worte, wohin man blickt, staunt man über die ungewöhnliche Vollendung in Allem, was sie hervorbringen, bewundert man die unerwarteten Fortschritte ihrer Industrie. — Wir dürfen uns in Deutschland deshalb auch keine zu großen Illusionen über die Erfolge machen, die der Abschluß eines Handelsvertrages für unsere Industrie haben werde. Selbst wenn einzelne unserer Artikel in Japan gefallen sollten, werden sie sofort nachgemacht, und zwar besser und namentlich billiger, als wir sie je zu liefern im Stande sind. Der Arbeitslohn ist hier so niedrig, daß unsere Fabrikarbeit mit der japanesischen Handarbeit nie konkurriren kann."

— Das Nibelungenlied, neu übersetzt.* Das Nibelungenlied ist oft genug übersetzt, umgearbeitet und dem deutschen Publikum mundrecht gemacht worden; wir wollen nur an von der Hagen, Simrock, Scherr, Marbach ꝛc. erinnern; man kann aber nicht sagen, daß es gelungen wäre, dasselbe eigentlich volksthümlich zu machen — volksthümlich, o ja; Leute von einer gewissen, gelehrten Bildung und einem Anstriche des modernen Germanismus kaufen die schön ausgestatteten Ausgaben, und lesen es auch wohl — aber doch nur aus einer Art von Patriotismus; sie finden es herrlich, weil es die allgemeine Stimme will; indeß man braucht nur Personen, bei denen diese Voraussetzungen nicht vorhanden sind, welche die germanistische Atmosphäre nicht geathmet haben, harmlos zu fragen, wie ihnen das Gedicht gefallen habe: möglicher Weise erklären sie es für sehr langweilig. — Wir sind an Speisen gewöhnt, die stärker gepfeffert sind; das große, gebildete Publikum liest Romane, in denen jedenfalls mehr Reiz, mehr Spannung, mehr Kitzel, mehr Aufregung und Gefühlsrausch zu finden ist, als in der alten, hausbackenen Rittergeschichte des dreizehnten Jahrhunderts mit ihren eintönigen Reimen, ihrer farblosen Erzählung und ihren ungeschlachten Helden.

Das Volk aber kauft nach wie vor seine Geschichte vom „gehörnten Siegfried, gedruckt in diesem Jahr" auf Löschpapier bei dem Stecknadelmanne auf dem Jahrmarkt, der einen vorsündflutlichen Buchhandel mit den alten Lieblingsbüchern (à Stück 2 Sgr.) der schönen Melusina, Magelone, den Schildbürgern, Till Eulenspiegel, den Planeten-Orakeln ꝛc. treibt. In diese Kreise, die noch Naivetät und gesunden Lese-Appetit haben, ist das Nibelungenlied noch nicht gedrungen; wer dies bewirken wollte, müßte es in Prosa umsetzen und — auf Löschpapier drucken lassen — denn anderes Papier ist zu noenehm, um Käufer anzulocken. Selbst den beliebten Marbach'schen Volksbücher-Ausgaben ist es nicht gelungen, jene alten, würdigen Drucke außer Cours zu bringen, in denen ein und derselbe gräßliche Holzschnitt, einen Eichel-Ober oder Schellen-König vorstellend, hier den gehörnten Siegfried, dort den Ritter Ganain oder sonst eine gefeierte Persönlichkeit illustriren muß.

Vorliegende Uebersetzung nennt sich volksthümlich. — Der Verfasser scheint zu glauben, daß eine etwas freiere, dem jetzigen Deutsch nähere und lesbarere Uebertragung das Mittel sei, um weitere Kreise dafür zu interessiren. Wir hegen einigen Zweifel daran; die Uebersetzungen von Simrock, von Marbach, von Neudorf sind lesbar genug, und ihr Unterschied in Ton und Haltung von der vorliegenden durchaus nicht so bedeutend; auch sie sind in vielen Fällen schon frei genug.

Man vergleiche z. B. den Anfang:

Neudorf:

Uns ist in alten Mähren Wunders viel gesagt,
Von Helden lobebehren, von Thaten, kühn gewagt,
Von freuden Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Den kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Gerlach:

Gar alte Mären melden uns wundervieł, fürwahr,
Von ruhmeswerthen Helden, von Mühsal und Gefahr,
Von Freud' und Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten: Mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Man sieht, wie genau die letzten beiden Verse in beiden Uebersetzungen (nach dem Original) stimmen. Neudorf übersetzt den ersten Vers wörtlich, zu seinem Vortheile; denn in Herrn Gerlach's Uebersetzung verletzt das pretiöse „Gar" im Anfange und das überflüssig bekräftigende „Fürwahr" am Schlusse die alterthümliche Naivetät, während uns der zweite Vers bei Gerlach besser gefällt, als bei Neudorf mit seinem schielenden Neuworte „lobesehren" (Original: lobebaeren, löblichen, preiswerthen) und den „Thaten, kühn gewagt," (Original: von groszer arebeit). Die Vortheile beider Uebersetzungen lassen sich aber wegen des Reimes nicht vereinen. Wir wollen hiermit nicht kleinmeisterlich kritisiren, sondern nur zeigen, wie groß die Schwierigkeiten sind, die sich dem fleißigen Nachdichter entgegenstellen — die Uebersetzung ließ sich in der That recht gut, und wir können sie Allen empfehlen, die unserem alten Nationalgedicht ein gemüthliches Interesse widmen.

— Jagden in Ungarn und Böhmen.** Ein Büchlein von Nimrodischer oder Herkulischer Natur, das eine Anzahl von Jagd-Abenteuern behandelt, welche der weidmännische Verfasser in verschiedenen noch wenig civilisirten Theilen der österreichischen Monarchie und Nachbarschaft bestanden hat: Jagden an der obern und untern Theiß, Luchsjagd in der Marmaros, Bärenjagd in Siebenbürgen, Bärenjagd an der Militairgränze, in der Moldau, verschiedene Anstände auf Füchse u. s. w. Manchem Jägersmanne im civilisirten Deutschland, der mit der Flinte die heimischen Kartoffelfelder abwandelt, dürfte der Mund wässern; denn hier in den wilden Karpathen, in den Theißsümpfen, bei Magyaren, Wallachen, Hugulen giebt es noch eine echte Jagd, und es lohnt sich, Jäger zu sein. Die mit diesen Erzählungen verbundenen Schilderungen des Landes, der Leute und ihrer Lebensart sind recht anschaulich und für die Ethnographie von Werth; einige novellistische Zuthat ist auch dabei, z. B. die Geschichte von dem verhängnißvollen 13. December „des Försters Verahnung;" sie stimmt aber mit dem Charakter des Ganzen wohl überein. Jägern und Jagdfreunden wird das Buch eine angenehme Unterhaltung gewähren.

— „Von Haus zu Haus."** Wir können diesem in Prag erscheinenden, deutschen Volksblatte nur Glückwünschen zu dem Aufschwunge, den es in neuerer Zeit genommen. Keine bessere Waffe gegen die Feinde des deutschen Volksthumes giebt es, als die gesunden, menschenfreundlichen, staats- und volkswirthschaftlichen Ideen, welche durch die, von vorurtheilsfreien, ihre Zeit und ihren hohen Beruf erkennenden Männern geleitete, deutsche Presse verbreitet werden. In der uns vorliegenden Nr. 10 dieses Blattes finden sich neben einer Novelle von Ludwig Storch: „Augurium," folgende, zum Theil von anziehenden Illustrationen (Kupfer- und Holzstichen) begleitete Skizzen: 1) Schiller's Uebersiedelung nach Weimar; 2) die Theinkirche in Prag; 3) aus Washington's Leben; 4) die Börse in Wien, und 5) Briefe aus Verona. Solcher Blätter von 1½ bis 2 Bogen erscheinen monatlich drei, zum Preise von einem Gulden vierteljährlich. Man sollte auch außerhalb Böhmen's dieses wahrhaft deutsche Unternehmen durch zahlreiche Abonnements fördern.

— Jérome Napoleon. So eben ist in Paris bei Dentu der erste Band der „Mémoires et Correspondance du roi Jérôme et de la reine Catherine" (Denkschriften und Briefwechsel des Königs Jérome und der Königin Katharina) erschienen. Es ist, wie in der Vorrede bemerkt wird, eine Ueberarbeitung „der unermeßlichen Sammlung nicht veröffentlichten Materials, welche König Jérome befaß, sowie des Tagebuches, welches die Königin Katharina eigenhändig geführt." Einzelne Lücken, welche sich in der Korrespondenz Jérome's fanden, wurden durch die Akten der Ministerien des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten ergänzt. Der Eingang des vierten Buches dieses ersten Bandes ist ein kurzes, aber kräftig vorgetragenes Plaidoyer gegen die Gültigkeit der amerikanischen Ehe des Prinzen. Das Werk ist nach einem weiten Plane angelegt, denn der erste, 486 Seiten starke Band reicht nur bis zu Ende des Jahres 1806.

* Des Nibelungenliedes erste Hälfte: Siegfried und Ehrimhilde. Aus dem Mittelhochdeutschen volksthümlich übersetzt von Gerlach. Dessau, Rudürgee. 1861.

* Jagd- und Reiseskizzen aus Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen und der Moldau. Von Ferdinand Freiherrn von Wiedenberg. Prag, Kober und Markgraf. 1861.

** „Illustrirte Blätter für geistige Erholung und Anregung." Prag, Kober und Markgraf.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expediteur Neumann, Lindenstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen Portofrei entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 47, in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

№ 18. Mittwoch, den 1. Mai 1861. 30. Jahrgang.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite
Die theologisirende Rechts- und Staatslehre und deren Gegner. Stahl und De Maistre, Thilo und Laurent 205
Polen.
Die erste Theilung Polens 208
Schweden.
Die freiwillige Volksbewaffnung in Schweden 211
Palästina.
Die Zerstörung Jerusalems 213
Mannigfaltiges.
Der Herzog von Aumale und Prinz Napoleon 214
Garibaldi und der Skandinavismus . . . . . „
Der Libanon, von David Urquhart 215
Theoretischer und praktischer Materialismus . . . . . „
Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit . . . . . „
Panslavismus 216
Das geistige Leben der Vlamingen . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

Die theologisirende Rechts- und Staatslehre und deren Gegner.

Stahl und De Maistre, Thilo und Laurent.*

Zu allen Dingen, die der Mensch in dieser Welt ergreift, gehört ein eigener Sinn: für die Wissenschaft, wie für das Leben, für den Staat, wie für die Kirche, und für das Handwerk so gut, wie für die Kunst. Dieser Sinn kann selbstverständlich nichts anderes, als das sogenannte Accommodationsvermögen sein, und ein solches muß, behaupte ich, der Mensch für jeden Ton auf der Leiter der Schöpfung besitzen, wenn er den fraglichen Ton recht verstehen will. Nehme ich die zeitliche Entwickelung der menschlichen Gesellschaft, so erfordert die Erkenntniß derselben ein tiefes und inniges Eingehen auf den Gang der Weltgeschichte, eine Art Philosophie der politischen Geschichte; denn mit den rohen Thatsachen ist es da, wo die bildenden Prinzipien der Rechtsgruppen, der Völker, Staaten und Stände aufgesucht werden müssen, allein nicht gethan. Indessen ist jenes Anschmiegungsvermögen viel seltener, als man glaubt, und wenn es in ruhigen Zeiten, d. h. in der Waffenruhe der Prinzipienkämpfe, sich leichter verschmerzen läßt, so wird es desto empfindlicher vermißt, wenn die Zeit in prinzipieller Beziehung sehr ungemüthlich geworden. Seit 1789 kannte man von Waffenruhe wenig verspüren, die Spannung der Tendenzen ist in's Ungeheuerliche gewachsen und die Accommodation der Politiker, Gesetzgeber und Rechtsphilosophen ein stürmisch begehrter Artikel. Allein inmitten des gewaltigsten Dranges nach diesem oder jenem Gut wird man immer auf einsiedlerische Naturen treffen, die den Bedarf der Sache nicht allein für ihre Person, sondern sogar für die ganze Menschheit in Abrede stellen. Der schlimmste Gegner des Einklangs mit der Entwickelung ist der individuelle Zweifel jener kritischen Geister, die den Glauben an den Fortschritt der Pläne Gottes entweder aus Hypochondrie oder Leidenschaft gar nicht haben, oder denselben durch die eisernen Ankerketten eines Verstandes-Dogmatismus zu ersetzen vermeinen. Wendet sich überdies der individuelle Zweifel am Fortschritt mit entschiedener Vorliebe den Lebensformen der Vergangenheit zu, so wird auch noch die Pietät für die Satzungen der Väter aufgeboten, und man kann gewiß sein, daß der Negativismus, in das Gewand des Positiven gehüllt, die ganze Schaar derer als Anhänger um sich sammelt, welche irgend ein subjektives Interesse an der Aufrechthaltung oder Wiederbelebung abgestorbener Verhältnisse haben. Dergestalt wird aus der allgemein mit dem Prädikat „geistreich" bezeichneten Paradoxie die tausendfach ertönende Ansicht einer Partei, der das Theologeion, der Götterestz ihrer einsam erhabenen Prophetie, die beste Bestätigung der in mystischem Dunkel schwebenden Wahrheit ist.

Weil eine Tragikomik in dem Kampfe gegen die Forderungen eines Jahrhunderts liegt, hat man oft die Selbst-Ironie der Reaction „par principe" in's Fratzenhafte gezogen und einem wohlfeilen Gelächter preisgegeben, ohne zu bedenken, daß die Tragik dabei unendlich schwerer in's Gewicht fällt. Ist es nicht etwas Tieftrauriges, wenn wir die begabtesten Geister, Männer von starker Urtheilskraft, ihr Talent an der Sisyphusarbeit der Reaction sich erschöpfen sehen, statt daß sie ihren Sinn für das Recht der waltenden Ordnung, für Gesetz und Obrigkeit, zum Heile des Fortschrittes verwenden? Ist es nicht tief demüthigend, wenn das neunzehnte Jahrhundert, dem Schiller an seiner Wiege gesungen hatte:

„Und ob Alles im ewigen Wechsel kreist
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist."

sich nicht zu der Scheidung des Unwesentlichen vom Wesentlichen, des Bleibenden vom Wechselnden, der vergänglichen Form vom ewigen Inhalt unserer Strebungen entschließen kann? Daß wir immer wieder die todte Form dem warmen Leben aufzwängen wollen, als wenn die abgestreiften Schalen selber die unabänderlichen Lebensgesetze wären! Müssen wir uns nicht schämen unseres Kleinmuthes, der die Revolution durch Todtenbeschwörungen abzuschrecken wähnt? O, es fehlt sehr an dem Sinn für das Wesentliche der Dinge, der sich innig anschmiegt an die reiche Fülle des Lebens und es verschmäht, dasselbe mit einer dürren Formel abzufinden. Darum schwanken wir noch zwischen Revolution und Reaction und werden der handgreiflichsten Einseitigkeit zum bewußtlosen Spiel.

In dem „Zeitalter der Revolution" ist es Vielen „Himmelangst" geworden, als der Zeitgeist mit furchtbaren Feuerbränden daherfuhr und den Ossa auf den Pilion häufte, um den Olymp der Freiheit zu stürmen. Es ging Vielen, wie dem greisen Hoelderlin, als er ausrief:

Zu lang' schon waltest über dem Haupte mir,
Du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang ist's ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.

Ein grunsenhafter Abgrund schien sich aufgethan zu haben und alle Ordnung der Welt in die Untiefen des Umsturzes hinabrollen zu müssen. Die Folge dieses Eindruckes war, daß die Freunde irgend eines Instituts der Vergangenheit sofort dem steifsten und festesten Dogmatismus in die Arme flüchten: dem blinden Glauben, dem Feudalismus, der Hierarchie, dem Absolutismus oder mittelalterlichen Ständethum. Die „Ueberstürzung" auf dieser Seite eilte sich wo möglich noch wilder, als auf der entgegengesetzten; von Mäßigung, von einem Halt keine Rede! Die „Umkehr" von der „Bewegung" wurde in ein System gebracht und der niet- und nagelfeste Stationarismus der Theorie mit den Lanzen der spitzen „Prinzipien" in den rebellischen Erdboden eingerammt.

* Die theologisirende Rechts- und Staatslehre, eine historisch-kritische und theistische Untersuchung über die Prinzipien der Rechtsphilosophie ꝛc., mit besonderer Rücksicht auf die Rechtsansichten Stahl's, von Christfried Albert Thilo. Leipzig, L. Pernitzsch, 1861.

Etude historique sur l'Eglise et l'Etat par F. Laurent, professeur à l'université de Gand. Bruxelles, 1861.

Die Restaurations-Epoche, welcher das Bourbonische Regiment in Frankreich seine Färbung gab, sah in dem Grafen Joseph de Maistre den Vorkämpfer für die Weltanschauung des Mittelalters. Die Menschen verwarfen nun freilich aus allen Kräften diese Anschauungsweise, die ihrer Zeit ganz berechtigt gewesen, es aber eben deshalb nicht ferner war. Also mußte man sich der widerstrebenden Menschheit zum Trotz auf eine göttliche Sanctinn, „divina insntntio," berufen und im Namen Gottes und seines Statthalters auf Erden unbedingten Gehorsam fordern. Das kanonische Recht, welches noch viel bezeichnender „jus pontificum" genannt wird, bestieg jetzt wieder den Thron der Weltordnung, und der orme Papst, der froh war, die Romagna vor den Carbonari zu retten, empfing die schmeichelhafte Würde des Hortes nnd der Quelle allen Rechtes der Staaten nnd Völker. De Maistre verdammte den Menschen zu der passiven Rolle des Anschauens einer ein für allemal festgestellten Wahrheit, der spontanen Annahme der „Offenbarung," indem er im Geiste seiner Partei dem Christenthum die Absicht unterschab, als hobe es einen äußeren Rechtsorganismus aufbauen wollen. Er stützte die „Autorität" auf die Theokratie und eine theokratische Stufenreihe von Autoritäten, an deren Spitze der Papst den Königen, die Könige dem Adel, der Adel dem Volke zu gebieten und über die gebührende Pflicht zu belehren habe. Der Dogmatismus, gestützt auf Papstthum und Hierarchie, ward solchergestalt schematisirt und bis zum Gipfel der unbedingtesten Hoheit gesteigert. Die Geschichte aber weiß, daß wenige Jahre nach dem Erscheinen der Doktrin die Juli-Revolution drastisch vor Augen führte, wie dieser Bindungsversnch ein Spinnennetz gewesen, das vor dem ersten Windhauch zerriß.*

Nach dem ungünstigen Erfolge, den De Maistre mit seiner künstlichen Autoritätsbestrebung erzielt, muß es in der That überraschen, daß ähnliche Theorien, die ebenso wenig den gegebenen Zuständen Rechnung trugen, unermüdlich auftauchten. Es genügt, an Ludwig von Haller und Jarke zu erinnern, deren Constructionen klassische Zeugen für die Unfruchtbarkeit ihres Standpunktes sind. Allein es lag noch ein viel ärgerer Fehler im Hintergrunde. Die „Restauratoren der Staatswissenschaft" hatten keine Ahnung von der allgemeinen Wirklichkeit der Dinge; sie förderten Idealismen zu Tage, denen der Rückhalt einer unbefangenen Geschichts- und Menschenkenntniß gebrach. So scheiterten sie selbst an den Stellen, wo sie offenbar im Rechte waren. — Nun konnte vielleicht der Gedanke anstoßen, man werde den Geist des Umsturzes bannen, wenn man alle Constructionen a priori verwürfe und sich lediglich auf den Boden der Geschichte stellte. War doch die historische Juristenschule aufgetreten und hatte auf dem Felde des Privatrechtes einen glücklichen Kampf gegen die „Philosophie" begonnen. Wer Stahl's „Rechtsphilosophie nach geschichtlicher Ansicht" in die Hand nahm, hätte glauben dürfen, jetzt sei der Anfang zu einer Rechts- und Staatslehre da, welche als oberstes Gebot die Richtung auf das geschichtlich gewordene Leben erkenne. Einige Anzeichen davon lagen vor; der Verfasser war ein historischer Jurist, freilich zugleich von philosophischer Bildung, und derselbe kündigte lebhaft an, daß ihm das historisch Gegebene die einzige Richtschnur des Menschen sei. Unter dieser Voraussetzung fiel es weiter nicht auf, daß der christliche Glaube ein hervorragendes Motiv der Darstellung war, denn schon Hegel hatte dies Dogma in sein System aufgenommen und Schelling war eben in Begriff, noch unendlich umfassender das Gleiche zu thun. Man hegte von einem Jünger des Rechts die Erwartung, er werde seine Kenntniß der mannigfachen Bezüge des Lebens und selbst die Erfahrungsnorm seiner Schule zur gemäßigten, wahrhaft gerechten, d. h. unparteiischen und vorurtheilsfreien Schätzung benutzen.

Was hat einen Mann von den Gaben Stahl's gehindert, den Weg der freien Wissenschaft, unbeirrt durch das Parteitreiben, einzuschlagen? Was hat ihn veranlaßt, einen Dogmatismus zu liefern, der später, als er zur politischen Größe geworden, zum Parteicodex gemißbraucht ward? Nicht die Denkungsart der historischen Schule, welche die freiesten und unbefangensten Geister zu nähren verstand, auch nicht das Schellingthum, denn Stahl ist nie ein Schüler Schelling's gewesen, indem schon der Zeit nach sein Auftreten älter ist, als die Offenbarungs-Philosophie Schelling's. Allerdings hat Stahl Manches von Schelling entlehnt, was bereits der früheren Entwickelungsperiode des Letzteren angehörte, keineswegs aber den Kern und den Standpunkt seines Systems, das denn doch eine ganz andere Festigkeit und Entschiedenheit verräth, als die schwankenden Nebelgestalten der Schelling'schen Dialektik.* (Stahl ist sogar ein eifriger Feind jedweder philosophischen Dialektik.) Es giebt Leute, welche Stahl zu einem Talmudisten stempeln wollten und die da meinten, er habe den Starrsinn seiner Weltordnung aus der Mischna und Gemara geschöpft. Möglich, daß Stahl den Talmud in früher Jugend studirt hat, dem Inhalt seiner Philosophie entspricht aber eine andere Vermuthung. Vom römischen Rechte ausgegangen (seine erste Schrift handelt vom römischen Klagenrecht), wandte er sich im historischen Verfolg dessen Ausläufer, dem kanonischen Rechte, zu, und hier hat er, das ist das Ergebniß gründlicher Prüfung, den Brunnquell seiner Anschauungsweise gefunden. Aus dieser Quelle ist das „Theologisirende" seines Wesens geflossen. Er verhält sich zum kanonischen Rechte, das bekanntlich, obgleich stark modificirt, auch bei den Protestanten in Geltung, nicht historisch-kritisch, sondern dogmatisch, d. h. für das „Institutionelle" begeistert, nimmt er für den Standpunkt des kanonischen Rechtes Partei! Und was ihn vollständig charakterisirt, ist sein Anschluß an die Prinzipien von De Maistre, die er für den Bedarf des evangelischen Deutschlands umgemodelt und tiefer gefaßt. Auch die „Anschauung" hat schon De Maistre, nur daß sie nicht „intellectuell" ist.

Zwar ist das keine psychologische Erklärung. Der Pessimismus, welcher Stahl's Hinneigung zum Mittelalter im Hinblick auf die Gegenwart befeilt, der düstere Glaube an den politischen Sündenfall der liberalen Reform, ist durch kanonisches Recht und De Maistre noch nicht entschleiert: das Lebensschicksal mag darüber belehren, aber wer kennt die inneren Falten der Geschicke des Menschen?

Stahl hat wegen seiner schroffen Stellung zum Zeitgeist und wegen der Paradoxie seiner Politik eine ganze Saat von Angriffen zu bestehen gehabt. Unter den juristischen Rechtsphilosophen war ihm der katholische Deutsch-Belgier Leopold August Warnkönig, seinerseits auch ein ausgezeichneter Kanonist, noch am ersten gewachsen: interessant ist, daß Warnkönig sich gar nicht auf eine kirchlich-dogmatisirende Begründung der Rechtslehre einläßt, sondern einfach die Fülle der Erscheinungen im Rechtsleben analysirt und das Recht dabei ganz wie eine Naturwissenschaft mit etwas Angeschmack an französischen Sensualismus betrachtet. Warnkönig's Auffassung ist eine durchaus praktische; in seiner zuweilen an Indifferenz streifenden Mäßigung bildet er den äußersten Gegensatz zu Stahl.

Einen weit empfindlicheren Widerspruch hat Stahl vor Kurzem aus dem Lager der Nachfolger Herbart's in einer Schrift erfahren: „Die theologisirende Rechts- und Staatslehre ꝛc. mit besonderer Rücksicht auf die Rechtsansichten Stahl's, von Christfried Albert Thilo." Ein Philosoph der „exact-realistischen" Richtung hat ihm den Fehdehandschuh zugeworfen und ein Philosoph, der an die Stirn seiner Arbeit das Motto aus Herbart gesetzt: „Jede wahre Rechtsphilosophie ist konservativ." Herr Thilo hatte im Jahre 1851 die Einmischung der spekulativen Philosophie in die Theologie bekämpft, jetzt streitet er wider die Einmischung der Theologie in die philosophische Rechtslehre. Alle Gebiete des Wissens sollen nach Herbart hübsch von einander geschieden werden, das nennen die Schüler „selbständige Begründung" der Felder, und es offenbart sich darin ein Streben, welches dem innersten Wesen der Herbartischen Lehre entstammt. Es wäre nicht am Orte, wenn wir auf eine philosophische Kritik derselben eingehen wollten, selbst nicht im Kreise der Rechtsphilo-

---

* Indessen wäre es ein starker Irrthum, wollte man in De Maistre blos einen unklaren Schwärmer erblicken. De Maistre ist ein Publizist von hoher geschichtlicher Bedeutung, die vielleicht noch lange nicht genügend gewürdigt wird. Das Studium seiner Schriften hat viel Belehrendes, und er hat neben handgreiflichen Uebertreibungen große Wahrheiten in einem glänzenden Style entwickelt. Man wird ihm sogar prinzipiell beipflichten, wenn er das Dasein der Obrigkeit als göttliche Weltfügung betrachtet. Daher ist es fast lächerlich zu nennen, daß der Herbartianer Christfried Albert Thilo einen solchen Schriftsteller mitleidig achselzuckend abfertigt, weil derselbe den Konservatismus ganz ungeschickt vertheidigt habe. Natürlich geschah das nicht nach der nüchternen Dialektik des Herbart'schen Systems. Herr Thilo vergißt, daß der Ideengang eines Staatsmannes, der, was er weiß, praktisch durchlebt hat, ein anderer ist, als der eines Schulphilosophen. Anmerkung des Ref.

* Zur Ehre der Wahrheit und Gerechtigkeit muß ich die mir aus Baiern und aus zuverlässiger Seite bekannt gewordene Thatsache anführen, daß Friedrich Julius Stahl schon als junger Privatdocent (zu München) im Wesentlichen dieselben Grundsätze vertheidigt hat, die noch heute das Eigenthümliche seiner Denkungsart enthalten. Der „Bannerträger der Konservativen in Preußen," wie Herr v Vincke seinen Antipoden über das Maß der Wirklichkeit hinaus genannt hat, ist allerdings in Fragen politischer Zweckdienlichkeit, doch wohl niemals in den Prinzipien seiner Rechtsanschauung, schwankend gewesen. Stahl ist ein Charakter. Diese Anerkennung schuldet auch der Gegner des Feudal-Standpunktes jenem Suum cuique, dem goldenen Worte Ulpian's, welches die Institutionen Justinian's einleitet und dem Hohenzoller'schen Fürstenhause zum selbstlehrenden Wahlspruch erkoren ward. — Den Titel „nach christlicher Weltanschauung" auf der vierten Auflage von Stahl's Rechtsphilosophie dürfte man schwerlich als Meinungswechsel deuten können. Anmerkung des Ref.

sophie; es entspricht jedoch unserem Vorhaben, wenn wir auf den Charakter der fraglichen Opposition aufmerksam machen.

Der Grund, aus welchem Stahl von den „exacten Realisten" angegriffen wird, ist bereits angedeutet. Weil Stahl seinem Systeme durch pantheistische Beisätze aus der Schelling'schen Philosophie „einen wissenschaftlichen Anstrich" habe geben wollen, darum wird ihm der Krieg erklärt. Die Herbartianer wollen „reine Bahn," die Gläubigen sollen glauben und auf den Glauben ihre Lehre stützen, die Philosophen und Rechtsphilosophen sollen nicht von dem Glauben ausgehen, weil sie Wissenschaft betreiben, und Glauben und Wissen durchaus „disparate" Dinge sind. Es versteht sich, daß nichts destoweniger die Theologie als eine vorzügliche Wissenschaft verehrt wird, so daß also der Widerspruch in schönster Klarheit vorhanden! Dieser Widerspruch ist durchgreifend in der ganzen Herbartischen Schule. Herr Thilo bekennt sich selbst zum orthodoxen Glauben und geht in seiner Schrift dem „Pelagianischen Rationalismus," den er an einer anderen Stelle tadelhaft in Schutz nimmt, bei Gelegenheit hart zu Leibe,* bis zur Evidenz nachweisend, daß die Uebereinstimmung mit dem Dogma auch ihm eine Anforderung an die Wissenschaft. Folglich ist er selbst ein „theologisirender Philosoph," obwohl er sich gegen die Einmischung der Theologie so gewaltig sträubt. Woher dieses sonderbare Benehmen? Aus der neuesten Wendung in der philosophischen Denkungsart der Positivisten wird es erklärlich. Zum Glück für die, in Wahrheit rein subjektive, Unmöglichkeit, Glauben und Wissen zu vereinigen, hat man den Ausweg der „doppelten Buchführung" entdeckt, d. h. man hält ein Conto für den Glauben, wo man supranaturalistisch verfährt, und ein anderes Conto für das Wissen, wo man rationalistisch vorgeht. Wagner in Göttingen und Erdmann in Halle haben diesen Ausweg mit Geist und Feinheit benutzt, die Herbartianer unvorsichtig derb, was den Ausweg in seiner vollen Halbheit enthüllt hat. Die Herbartische Philosophie lockt zwar wie keine andere auf diese Straße; sie scheidet scharf zwischen theoretischer und praktischer Philosophie, die ganz verschiedene Erkenntnißgründe haben; sie scheidet überall, weil sie atomistisch ist, die Welt in Atome zerspaltet und ein „Universum" gar nicht kennt. Allerdings der greifste Abstich zum Pantheismus, ist sie eher ein Atheismus, da sie das Dasein Gottes nach der Leugnung des Gottesbewußtseins im Menschen auf den ihr „unwissenschaftlichen Glauben" verweisen muß. In dem Bestreben, den Gläubigen und Zweiflern gerecht zu werden, verdirbt es die Herbartische Schule mit beiden Theilen.

Allein sie verdirbt es auch mit dem Christenthum, und zwar in der Ethik. Wahrlich, es ist eine schöne That, wenn man das Recht auf die Sittlichkeit stützt, und Adolf Trendelenburg hat in seinem „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik" (Leipzig 1860) den Beweis davon gegeben. Die Herbartianer, welche sich geberden, als seien sie die Erfinder dieser Wahrheit, schreiten nun in ihrer Weise, das Einzelne zum Absoluten zu stempeln, unbedenklich zu dem Stoicismus der Tugend, sie sagen mit den Stoikern: „Die Tugend genügt allein zur Glückseligkeit" (ὁτι αὐτάρκης ἡ ἀρετὴ πρὸς εὐδαιμονίαν), und sie bekämpfen deshalb den „Eudämonismus," die Glückseligkeitslehre unserer Zeit, auf das Bitterste. Christlich ist aber der Stoicismus nicht im Geringsten. Das Christenthum ist ein Pfad zur ewigen Seligkeit und es trägt insofern den Eudämonismus tief in seinem Herzen. Der Wunsch, glücklich zu sein oder zu werden, ist das innigste Seelenbedürfniß der Erdenbürger, und es heißt das Menschlichste am Menschen ertödten, wenn man diesen Trieb vom stoischen Katheder herab mit dem Kainszeichen der „Unsittlichkeit" behaften will.

In theoretischer Hinsicht hat also Stahl von den Herbartianern und in specie von Herrn Thilo wenig zu fürchten. Nur im Gebiete des praktischen Rechtslebens ist das der Fall und kann der Fall sein, weil seine falschen Theorien den Herbartismus nicht an der Erkenntniß praktischer Wahrheiten hindern. Daß der Staat auf Vertrag beruhe, daß jede Constitution ein Vertrag und die Ehe nicht weniger ein solcher, sind Sätze aus der „konservativen Rechtsphilosophie" des Herrn Thilo. Wie steht es nun mit diesen Sätzen? Hat Stahl Recht, wenn er mit den historischen Juristen das Gegentheil behauptet, indem er die „Institution" über die „niedere Vertragssphäre" erheben will? Wir müssen Herrn Thilo einräumen, daß der Abscheu gegen die Vertragstheorie lediglich auf der unrichtigen Vorstellung beruht, jeder Vertrag schließe begrifflich und an sich schon die willkürliche Lösbarkeit ein. Aber — merkwürdig, daß Juristen dies übersehen — jeder Vertrag hat nicht die Grundintention, ihn, wenn es mir gut scheint, willkürlich zu lösen, sondern prinzipiell stets, ihn zu halten. Pacta sunt servanda, sagt das positive Recht. Hinsichtlich der Ehe ist es ganz unmöglich, abzuleugnen, daß sie mittelst eines Vertrages eingegangen wird. Demnach ist die Ehe ein Vertrag. Denn die Unterscheidung zwischen immanenten und transitorischen Verträgen, d. h. solchen, welche ihren vollen Inhalt aus der Ueberkunft empfangen und solchen, die dies nicht, ist eine Ausflucht Stahl's, die nicht unglücklicher gewählt werden kann. Alle Verträge sind immanent in Bezug auf das Rechtsverhältniß, das sie betreffen, der Miethe-Kontrakt gerade so, wie die Ehe. Der Unterschied zwischen Ehe und Miethe ist allein der, daß bei der Miethe der übereinstimmende Wille blos auf Miethe, bei der Ehe hingegen auf Ehe, d. h. auf ungetheilte Lebensgemeinschaft von Personen beiderlei Geschlechts gerichtet ist. Weil das kanonische Recht in wunderbarer Inkonsequenz die Ehe als Sakrament auffaßt (was nach der Betonung der fleischlichen Seite bei der Perfection des Vertrages ein Unding und auch gegen die Verdienstlichkeit des Cölibats verstößt), muß Stahl, der begeisterte Kanonist, die Vertragsnatur der Ehe verneinen und deren absolute Unlösbarkeit fordern. (Sein Vorschlag 1855, die Scheidung von Tisch und Bett in Preußen allgemein einzuführen, ist ein weiterer Beleg für seinen kanonischen Standpunkt.)

Vertrüge sich nur das kanonische Recht in seiner Integrität mit der Integrität des Staates! Die Unterordnung des Staates unter die Kirche, also die Theokratie, und folgeweis die unbedingte Unterordnung des Staates (dessen Vorhandensein Ferdinand Walter* zu diesem Zwecke einfach leugnet!!) ist die unausweichliche Konsequenz, der alle Theoreme, welche in der Offenbarung eine äußere Rechtsgesetzgebung d. h. einen Kanon erblicken, unrettbar zusteuern. Stahl will den Strom dieser Entwickelung aus allen Kräften mäßigen, aber es gelingt ihm nicht, und das ist ihm von ultramontaner Seite mehrmals in gehässiger Weise bedeutet worden. Kämpfe für das „päpstliche Recht" und Protestant, das sind nun einmal ihrem Wesen nach unvereinbare Dinge!

Der Belgier F. Laureat (Professor in Gent), den sein Bildungsgang am ersten auf De Maistre leitete, hat in seinen „Studien über das Verhältniß von Kirche und Staat" aus dem Munde der leibhaftigen Weltgeschichte den klaren Beweis geführt, daß die Unterordnung des Staates unter die Kirche nur der mittelalterlichen Bedingtheit des Staatswesens entsprechen kann, die völlige Immunität der Kirche aber und die völlige Trennung der Kirche vom Staate, wie sie De Decker und Rothomb z. B. in Belgien durchgesetzt, mit der Souverainetät des Staates nun und nimmermehr verträglich sind. Entweder kanonisches Recht, oder Staatsgesetz; entweder geistlicher Staat im Staate, oder Selbstberechtigung des Staats; das ist die große Alternative, der sich das neunzehnte Jahrhundert nicht entziehen wird!

Theologisirende Juristen! Das Wort ist förmlich in's Bereich der Schelmworte gestoßen worden. Nicht ganz ohne Grund, und doch wird man dereinst manchen „theologisirenden Juristen" als einen männlichen Streiter für Freiheit und Fortschritt ehrenvoll im Buche der Geschichte verzeichnen. Wie Belgien seinen Laurent, so hat das uns in noch höherem Grade stammverwandte Elsaß drei namhafte theologisirende Juristen, welche das Prinzip der Reformation und der Gewissensfreiheit in den Codex ihres inneren Forums aufgenommen. Das sind der Baron Alfred Renouard de Bussière, Präsident des Handelsgerichts in Straßburg, Verfasser einer Geschichte der Reformation im Elsaß, Herr Charles Drion, Präsident des Landgerichts zu Schlettstadt, Verfasser einer chronologischen Geschichte des französischen Protestantismus und ein eifriger Mitarbeiter an der Pariser Revue de l'Instruction publique, und endlich Herr Ignaz Chaussour, Advokat zu Kolmar, dessen glänzendes Talent im Jahre 1855 die Existenz des Straßburger St. Thomasstiftes und in diesem die Existenz des Elsasser Protestantismus gerettet hat! — Es giebt Unterschiede im Stande der „theologisirenden Juristen," und so wird man es verzeihlich finden, daß ein theologisirender Jurist seine Standesgenossen, noch dazu einem schmalen Horizont gegenüber, vor dem allgemeinen Verdammungsurtheil gewahrt wissen will. L. v. B.

* Siehe Seite 162 der Thilo'schen Schrift, verglichen mit S. 61 derselben!

* Walter, Kirchenrecht, §. 43 im Text und Anmerkung 2, S. 83 der zwölften Auflage von 1856.

Polen.

Die erste Theilung Polens.

Nach neuen Dokumenten.

Daß die polnische Frage über kurz oder lang wieder auf die Tagesordnung kommen würde, war seit längerer Zeit vorauszusehen; die natürlichen Folgerungen aus dem Nationalitäts-Prinzipe, das der Bonapartismus geschickt als Handhabe braucht, um seine Zwecke zu erreichen, führten mit Nothwendigkeit darauf hin, daß auch die alte Wunde an der Weichsel wieder anfangen werde zu bluten. Schneller als man geglaubt hat, ist sie wieder zu Tage gekommen; die Demonstrationen der preußisch-polnischen Abgeordneten in Berlin präludirten das Schauspiel, das bald darauf in Warschau gegeben wurde, wenn auch vorläufig der Fluß etwas stockt, wenn auch den Bestrebungen in Warschau von Petersburg aus vorläufig ein Dämpfer aufgesetzt ist, so müßte man blind sein, um nicht zu sehen, daß Polen jetzt munter ist, und daß zwischen dem Centralsitze der Völkererweckung und den sarmatischen Filialstellen ein sehr lebhafter Verkehr stattfindet — natürlich über Deutschland weg, hin und her. Die Polen sagen es uns offen, wie sie gegen uns gesinnt sind; sie geben sich in den preußischen Kammern alle Mühe, unmögliche Forderungen zu stellen und das deutsche Phlegma herauszufordern. — Wir sind also nicht gerade in der Lage, uns für Bestrebungen zu begeistern, bei denen wir die Zeche bezahlen sollen — indeß soll uns auch hier das Phlegma und die Unparteilichkeit getreu bleiben.

Die polnische Frage hat mehrere Seiten, die man wohl unterscheiden muß. Was in Warschau geschehen, ist ein Symptom, daß das russische Polen durch Nikolaus' harte Maßregeln nicht gebrochen ist. Jeder billig Denkende wird es mit Freuden begrüßen, wenn jenes russische Zwangsregiment, jene Unterdrückung aller gesunden Entwickelung aufhört, wenn statt der Willkür wieder das Gesetz, statt einer demoralisirten Polizei wieder das öffentliche Recht regiert. — Bei dem milden und billigen Sinne des Kaisers Alexander, der soeben durch die Freilassung von 20 Millionen Leibeigner sich ein glänzendes Denkmal in der Geschichte der Menschheit gesetzt hat, bei dem Verfahren, das die russischen Behörden bisher eingeschlagen, darf man wohl die Erwartung hegen, daß alle billigen Wünsche der Polen früher oder später ihre Erfüllung finden werden.

Etwas Anderes ist es, wenn wir die Frage im Zusammenhange mit der Politik des Bonapartismus betrachten, wenn man uns Deutschen zu Gunsten derselben Forderungen stellt, die wir rundweg abschlagen müssen. Preußen besitzt das Großherzogthum Posen und Westpreußen und muß es besitzen, wenn sein altes Stammland nicht eine Insel und ein auf Kündigung belassener, höchst gefährdeter Besitz werden soll. In Westpreußen, das zum größeren Theile deutsch ist, sind die Polen so gut ursprünglich Fremde, und zwar Fremde jüngerer Einwanderung, als diese, da sie sich erst nach dem Falle des Ordens in Besitz dieses Landes gesetzt und Preußen ganz in ähnlicher Weise getheilt haben, wie es nachmals mit Polen geschehen ist. Wenn die Polen kühn genug sind, halb auf Grund eines alten Besitztitels und halb auf Grund des Nationalitäts-Prinzipes, ihr noch in der Hoffnung bestehendes Reich bis an die Ostsee ausdehnen wollen, wenn sie das ganz deutsche Danzig für sich beanspruchen, wenn sie den Deutschen im Posenschen als „Einwanderern" (es sind sehr alte darunter) die Zumuthung stellen, sich künftig in dem neuen Reiche zu polonisiren, so werden wir hoffentlich kein gar zu großes Unrecht begehen, wenn wir einfach quod non sagen.

Wie Polen zu Grunde gegangen ist, darüber kann man sich leicht genügende Auskunft schaffen; selbst wenn man einen der nationalen polnischen Schriftsteller nimmt, die in der Verkleisterung und Zudeckung gewisser schadhafter Stellen ihrer Geschichte und ihres Volksthums höchst Bedeutendes leisten, so wird man doch unschwer erkennen, daß hier seit lange ziemlich Alles faul war, und daß Polen vor hundert Jahren ziemlich so aussah, wie heut die Türkei, deren Theilung jetzt fast ganz Europa wie einer Sache der Nothwendigkeit entgegensieht. Das genannte Königreich Polen nahm einen Flächeninhalt von so und so viel tausend Quadratmeilen ein, auf welchem die Anarchie und der Bürgerkrieg normaler Zustand war. Der arme Mann, der Ehrgeiz gehabt, die auf ihn gefallene Königswahl anzunehmen, war das beklagenswertheste Geschöpf auf Erden, ein Spielball der Parteien, ohne Macht, ohne Ansehen im eigenen Lande, wie außerhalb.

Dieses in steter Anarchie befindliche Land hatte drei Nachbarn, von denen zwei entschieden den Charakter von jungen, kräftig aufstrebenden Staaten trugen: Rußland und Preußen. Nichts ist natürlicher, als daß die energischen Herrscher, die damals auf den Thronen der beiden Länder saßen, in einer Zeit, wo das Nationalitäts-Prinzip noch nicht erfunden war, sich diese Lage der Dinge zu Nutze machten. Nach dem höchsten Maßstabe der Moral muß man die Theilung Polens verwerflich finden, aber jedenfalls ist sie nicht unmoralischer, als wenn heutzutage Victor Emanuel, mit Beseitigung alles positiven, vertragsmäßigen Rechtes sich zum Könige von ganz Italien gemacht hat. Wenn die Polen jetzt eben nicht in besonders glücklicher Lage sind, so thun sie Unrecht, die Schuld auf Andere zu schieben und sich ein altes Polen auszumalen, wie es niemals bestanden hat. Wir wollen es ihnen herzlich gern gönnen, wenn es ihnen gelingt, ihre Nationalität auf solidem Grundlagen wieder aufzubauen; aber wir wünschen auch, daß sie in der Zwischenzeit etwas gelernt haben möchten, damit sie nicht wieder dort anfangen, wo die Geschichte aufgehört hat, daß sie nicht an Nationen, deren Freundschaft sie bedürfen, Anforderungen stellen, die diese ihrer eigenen Sicherheit willen nicht zu erfüllen im Stande sind. Wenn die Polen mit Frankreich konspiriren, werden sie Deutschland zum Feinde haben.

In Paris ist neuerdings ein Werk erschienen, das die Theilung Polens von einem neuen Gesichtspunkte aus behandelt.* Derselbe besteht darin, daß der Verfasser darzuthun versucht, nicht Katharina II., sondern Friedrich der Große sei der eigentliche intellektuelle Urheber derselben gewesen.

Wir gestehen, daß uns dieser Umstand einigermaßen ominös vorkam. Wenn die Phantasie erregt ist, sieht man Gespenster; was man vor mehreren Jahren ruhig als eine interessante geschichtliche Studie registrirt hätte, verfällt jetzt, wo man die Geschichtsforschung in so überraschender Weise praktisch zu verwerthen weiß, sofort mit dem Argwohn, daß ein neuer Schellen-Ober zum Vorschein kommen und trumpfen soll. Es scheint recht sach- und zeitgemäß, Preußen zum Sündenbocke Polens zu machen; wenn die fromme Katharina von Rußland kanonisirt ist, wenn Rußlands Sünden von Frankreich vergeben werden, wenn es Buße thut, wenn es Polen herstellt, kann es im Interesse der Humanität den dummen Deutschen ihren Antheil von der Beute abjagen.

Wie gesagt, das Buch befremdete uns nicht; wohl aber das Zusammentreffen verschiedener Umstände mit der Zeit seiner Veröffentlichung; und diese Befremdung wurde noch stärker, als wir sahen, daß es von russischer Seite ausgegangen, von hoher Stelle aus patronisirt und in Paris gedruckt wurde. Es scheint uns, die Herren Russen wollen sich im Angesichte Europa's die Hände waschen und erklären: „Wir sind unschuldig an diesem Verbrechen:"

„Hic niger est; hunc tu Romane caveto!"

Der ausgesprochene, auf jeder Seite sichtbare Zweck der Schrift ist, die russische Politik in der fraglichen Sache so rein als möglich zu waschen und alles Odium der Theilung Polens auf Friedrich II. zu werfen. Dem Verfasser sind die russischen Archive mit seltener Liberalität geöffnet gewesen, und man muß sagen, daß er den Hauptzweck seiner Schrift gut zu verhüllen weiß, daß er sie so fein und manierlich zurichtet, als es nöthig ist, um ihr das Ansehen einer unparteiischen, geschichtlichen Studie zu geben. Hören wir, wie er sich über die Polen auslässt:

„Schließlich müssen die Polen sich selbst ihr Unglück zuschreiben; denn sie provocirten und rechtfertigten gewissermaßen jene gewaltsamen Maßregeln durch ihren anarchischen Zustand. Und doch war ihnen ihr Schicksal vor mehr als hundert Jahren von ihrem Könige Johann Casimir vorausgesagt worden; sie hatten sich aber nicht daran gekehrt; sie waren weder bestrebt, sich das zu Gemüthe zu ziehen, noch sich zu bessern. Das Unglück mußte sie mitten in tiefster Sicherheit erreichen, um sie zur Besinnung zu bringen. Sie hatten alle Mittel, stark und mächtig zu sein, und blieben schwach und ohnmächtig, weil sie nur die Stimme ihrer Selbstsucht hörten. Das Leben der Völker stellt das Entweder-Oder: „Wollt ihr in Frieden leben, so seid so stark, als ihr wollt; denn darin besteht euer Recht zu existiren. Wenn ihr aber nicht die Kraft habt, eure Unabhängigkeit gegen Alle aufrecht zu erhalten, oder, wenn es sein muß, dafür zu sterben, so seid ihr derselben nicht würdig, und ihr werdet die Beute des ersten Eroberers sein, der es unternehmen wird, euch zu vernichten. Fassen wir noch einmal Alles in wenig Worten zusammen: die erste Theilung Polens war eher eine Wohlthat für die Nation, weil sie dieselbe aus ihrer Lethargie aufrüttelte, um sie neu in's Leben zu rufen. Für die benachbarten Länder war es einerseits eine politische Nothwendigkeit und von der andern das Mittel, einem allgemeinen Brande mit allen seinen traurigen Folgen zu begegnen ꝛc."

* Frédéric II., Cathérine, et le partage de la Pologne. D'après des Documents authentiques, par Frédéric le Second. Paris, A. Franck.

Herr von Smitt weist dann auf das Beispiel Deutschlands und die Vortheile hin, die es aus der Napoleonischen Besetzung des linken Rheinufers und den damit verbundenen Säculariſationen ꝛc. mittelbar gezogen habe. Deutſchland habe dadurch ſich ſelbſt wiedergefunden, die endloſe Zerſtückelung habe aufgehört; ebenſo ſei dadurch ſein ſittlicher Verfall und der allgemein herrſchende kleinbürgerliche Geiſt beſeitigt worden, ſo daß es dann um ſo kräftiger wieder auferſtanden ſei. Wenn daſſelbe bei den Polen der Fall geweſen, wenn ſich die Nation nach der erſten Theilung mehr von einer weiſen Politik, als von der aufgeregten Leidenſchaft hätte leiten laſſen, ſo meint er, würde es zu einer zweiten und dritten nicht gekommen ſein.

Wir glauben das auch.

Der Verfaſſer, der in polniſchen Verhältniſſen ſehr bewandert iſt, und erſt 1856 ein Werk: Souvorow et la Décadence de la Pologne (à Leipzig, Winter), veröffentlicht hat, giebt in der Vorrede, die von Heidelberg, 1. Auguſt 1860, datirt iſt, und in den erſten Kapiteln Beleuchtungen über den Stand der Frage. Er habe dieſes Werk 1852 auf Anforderung des Staatskanzlers Graf Neſſelrode angefangen, und zwar ſeien ihm dazu, wie auch zu dem obenerwähnten andern Werke, die kaiſerlichen Archive geöffnet worden. Die Schrift „Frédéric et Catharine“ (1859, Berlin*), deren Verfaſſer die Archive der preußiſchen Geſandtſchaft zu Petersburg zur Verfügung gehabt, und die Briefe Friedrich's an ſeinen Geſandten Graf Solms ohne Zweifel gekannt habe, gebe nur Stücke von Depeſchen, welche auf eine ſeit lange verdächtige Partie nur ein zweifelhaftes Licht würfen. Er ſähe ſich deshalb veranlaßt, mit ſeiner Arbeit vorzutreten und dieſe Depeſchen, ſo weit ſie dem ruſſiſchen Hofe mitgetheilt worden ſeien, in ihrer Vollſtändigkeit vorzulegen, obwohl er darauf gefaßt ſein müſſe, von manchen Seiten Anfechtung und Mißdeutung zu erfahren.

„Die Angaben, die man bisjetzt über dieſe (erſte) Theilung gemacht hat, ſind zum Theil eine zurecht gemachte Fabel. — Sie gehen auf drei Hauptquellen zurück: die Schriften Friedrich's, die Erzählung des Prinzen Heinrich und die diplomatiſchen Noten. Was Friedrich's Auseinanderſetzung betrifft, ſo iſt ſie der Wahrheit nicht entgegen, aber ſündigt durch Verſchweigungen.“

Zwiſchen der Erzählung des Prinzen Heinrich, welche in mehreren Werken, bei Ségur, Bimenil und Ferrand wiederholt wird, und der des Königs beſteht ein Widerſpruch. Die Angaben des Prinzen ſind nicht ganz zuverläſſig, weil er es im Geſchmacke ſeiner Zeit für gut fand, Manches, namentlich was ihn ſelbſt betraf, zu romantiſiren. Er legt ſich namentlich das Verdienſt bei, ſelbſt Erfinder dieſer Idee zu ſein und bei ſeiner Zurückkunft von Petersburg, wo er die Kaiſerin für ſeinen Plan gewonnen, ſeinen königlichen Bruder mit dieſer erfreulichen Nachricht überraſcht zu haben. Daß dem in der That nicht ſo war, wird ſehr gut gezeigt und dabei behauptet, es ſei ſpäter zwiſchen dem Könige und Prinz Heinrich ein verabredeter Plan befolgt worden, wie man die Sache in der Oeffentlichkeit erſcheinen laſſen wolle; der Selbſtruhm des Prinzen ſei nicht ſowohl aus Eitelkeit hervorgegangen, als eine geſchickte Finte, um den eigentlichen Urheber zu verſtecken und die preußiſche Politik vor Beſchuldigungen ſichre zu ſtellen. Die Darſtellungen von dem Verlaufe der Angelegenheiten, welche die Franzoſen Ségur (Mémoires et souvenirs vol. II, 144 ed. Paris), Bimenil (Lettres sur les affaires de Pologne, Paris, 1808), Ferrand (Histoire des trois démembrements de la Pologne), nach den Angaben des Prinzen und derer, die ihn darüber ſprechen gehört, gemacht haben, ſind voll der größten Widerſprüche, ſowohl unter ſich ſelbſt, als mit der Geſchichte jener Zeit und dem diplomatiſchen Laufe der Angelegenheiten.

Weiterhin wird ausgeführt, daß nach dieſen beiden Auslaſſungen, des Königs und ſeines Bruders, die preußiſchen Diplomaten und Berichterſtatter fortgefahren hätten zu arbeiten und die Sache nach ihrem Belieben zu modeln. Als ſolche werden genannt: 1) der Graf Görtz, Preußiſcher Geſandter am Hofe zu St. Petersburg von 1779 bis 1786; 2) Herr von Dohm, Archivarius, ſpäter politiſcher Agent zu Kaſſel und Dresden; 3) Schöll, eine Zeitlang Buchhändler in Paris, ſpäter Vertrauter des Fürſten Hardenberg und nachher im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt.

Die Schrift des Grafen Görtz erſchien 1810 (Weimar): Mémoires et actes authentiques relatifs au partage de la Pologne, tirés du portefeuille d'un ancien Ministre. Sie verſprach zum erſten Male eine Aufklärung über dieſen Punkt, die auf Dokumente gegründet ſei. „Aber der Graf Görtz ſcheint die Gabe zu ſchreiben, ſo betrachtet zu haben, wie Talleyrand die Gabe zu ſprechen; nämlich als ein Mittel, die Wahrheit zu verhüllen. Die Schuld der Theilung Polens wird hierin Rußland und Oeſterreich in die Schuhe geſchoben.“ — Dieſe politiſchen und diplomatiſchen Eröffnungen des Grafen Görtz wurden von nun an die große Quelle, aus welcher mit vollen Händen die Geſchichtſchreiber, Diplomaten, Profeſſoren, die Verfaſſer geſchichtlicher Handbücher ſchöpften; beſonders aber die Gegner Rußlands und vor Allen die Polen's.

Dohm geht auf der Fährte von Görtz; er iſt ohne deſſen Argliſt, die ſelbſt die Ordnung der Dokumente abſichtlich verwirrt habe; er ſuche die Wahrheit; aber die Ueberzeugung ſpiele bei ihm eine Hauptrolle; auch er komme zu dem Schluſſe, Oeſterreich und Rußland ſeien die Urheber der Theilung. Schöll gehe ebenfalls auf dem vorgezeichneten Wege und erbittere ſich ſogar heftig gegen Schriftſteller, wie die Engländer Coxe und Wraxall, die es gewagt hätten, Friedrich der Urhebeeſchaft in dieſem Punkte zu zeihen. Auch Heeren in ſeinem Handbuche nimmt Friedrich in Schutz.

Flaſſan, in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie (1809, zweite Ausgabe 1811) giebt wenig Aufſchluß über die Sache, da die franzöſiſchen Diplomaten jener Zeit (Sabatier, Durand) in Petersburg nur eine Nebenrolle ſpielten und ſchlecht unterrichtet waren. Sie berichteten meiſt nur Hofgeſchwätz nach Paris. Flaſſan behauptet in der erſten Ausgabe ſeiner Geſchichte, die Kaiſerin habe im Stolze über die gegen die Türken erfochtenen Siege den Plan zur Theilung Polens gefaßt; in der zweiten kommt er von dieſer Anſicht zurück und ſchreibt die Urheberſchaft dem Prinzen Heinrich zu.

„Die Sammlung von Raumer („Aktenſtücke zur neueren Geſchichte“ ꝛc. Leipzig, 1839) enthält viel Gutes, aber wenig oder gar keine Aufklärungen über die Theilung. Die Meinungen der Geſandten, die wahren oder angenommenen Abſichten der Höfe, das Licht, in welchem ſie die Ereigniſſe erſcheinen laſſen wollten; mit Einem Worte der Schein der Dinge, das iſt es, was man darin erkennt; aber was ſehr wenig hervortritt, iſt das geheime Getriebe der Verhandlungen.“ — Raumer hat nur aus engliſchen und franzöſiſchen Archiven geſchöpft. — England und Frankreich aber waren ſehr wenig betheiligt und noch weniger eingeweiht; man ſuchte ſie im Gegentheile entfernt zu halten und zu täuſchen. Friedrich II., Graf Panin und Kaunitz, das waren die Männer, die mit einander verhandelten und das ſtrengſte Stillſchweigen beobachteten. Was konnten die Anderen davon wiſſen? Auch Herrn von Raumer wird der Vorwurf gemacht, daß er fälſchlich alles Odium auf Rußland werfe und den König rein zu waſchen ſuche.

„Die beiden Engländer Coxe und Wraxall ſagen viel Richtiges, befinden ſich aber im Irrthum, wenn ſie die Präliminarien des Theilungsplanes ſchon von den Zuſammenkünften Friedrich's mit Joſeph zu Neiſſe und Neuſtadt her datiren. Auch ihnen fehlt eine ſichere diplomatiſche Grundlage. Der Oeſterreicher Groß-Hoffinger („Die Theilung Polens“ ꝛc. Dresden und Leipzig, 1847) verſpricht viele Aufklärungen zu geben, hält aber ſein Wort nicht. Nach ihm wollte ſich Friedrich eigentlich an dem Kurfürſten von Sachſen und Könige von Polen rächen, weil dieſer vor dem ſiebenjährigen Kriege mit für die Zerſtückelung des preußiſchen Staates gewirkt hatte; über die eigentliche Geſchichte der Theilung enthält das Buch ſo gut, wie Nichts. Eine ſtarke Erregung gegen den Preußen Dohm macht ſich unangenehm bemerkbar.“

Endlich iſt noch der unlängſt verſtorbene Graf Saint Prieſt in ſeinen „Etudes Diplomatiques“ (Paris, 1850) zu erwähnen; nach ihm wäre Friedrich II. der Haupturheber der Theilung Polens und hätte dieſen Plan ſchon als Kronprinz gehegt, ja ihn ſogar ſeinem Vater mitgetheilt. Er geht indeß, nach unſeres Gewährsmannes Beurtheilung, in manchen Stücken zu weit und gelangt zu ganz falſchen Schlüſſen, wiewohl er in anderen ziemlich richtig ſieht.

Ein zweiter Abſchnitt, dem als dritter die ſehr ſchätzenswerthen Dokumente folgen, enthält nun die Löſung, d. h. eine Geſchichte der Diplomatie, ſo weit ſie den vorliegenden Fall angeht. Dem Verfaſſer ſtehen, wie geſagt, die wichtigſten, authentiſchen (falls ſie nicht beſtritten werden ſollten) Urkunden zu Gebote, und es läßt ſich danach erwarten, daß er hierdurch in den Stand geſetzt war, Vieles in richtigerem Lichte darzuſtellen; andererſeits aber werden wir, da gewiß noch eine bedeutende Anzahl von Dokumenten nicht zum Vorſchein gekommen, da ferner der apologetiſche Charakter der Schrift deutlich zu Tage tritt, und Alles darauf hinausläuft, die Kaiſerin Katharina in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren und das Odium auf Friedrich zu werfen, ein abſchließendes Urtheil noch unterlaſſen. Dieſes Beſtreben tritt namentlich deutlich hervor, wo es ſich um die Einmiſchung der fremden Mächte in die inneren Angelegenheiten des Reiches handelt; hier ſoll Katharina gewiſſermaßen nur

* Der Verfaſſer des Buches iſt Herr v. Schlözer.

durch die Intriguen Friedrich's verführt, mit an der Aufhetzung und Vereinigung der Parteien gearbeitet haben. An eine so große Unschuld der russischen Politik wird man aus anderen Gründen schwerlich glauben.

Wenn man etwas sieht, so ist es dies, daß die Russen mehr Zeit hatten, mit der Theilung oder Beschlagnahme Polens zu warten, als Friedrich, und daß dieser, als weitschauender Politiker, seines Theiles versichert sein wollte, ehe ihm der Maskawit noch gefährlicher wurde. An den nahe bevorstehenden Untergang Polens, an eine Theilung glaubte damals alle Welt, wie sie heute an die Theilung der Türkei glaubt, und die freisinnige Partei, die französischen Philosophen an der Spitze, welche sich für die unterdrückten polnischen Dissidenten begeisterten, zollten derselben ihren ganzen Beifall; die öffentliche Meinung stand damals auf der Seite der Regierungen, von denen man verlangte, daß sie dem Treiben der bigotten und fanatischen Polen ein Ende machen sollten. Heut zu Tage klingt das freilich sonderbar; indeß man sieht, wie sich die Zeiten ändern und wie die öffentliche Meinung von der Diplomatie an der Nase herumgeführt werden kann.

Wir geben nun in Kürze den Verlauf der Sache, wie er nach des Verfassers Darstellung erfolgt ist.

Nach ihm wären die Absichten Friedrich's auf Westpreußen schon sehr alt; der Erwerb von Schlesien und Westpreußen habe ihn, der so große Pläne für die Zukunft gemacht, von Anfang an beschäftigt; das Lückenhafte seiner Besitzungen habe ihn von selbst darauf geleitet, diese Lücken auszufüllen. Schlesien habe er als junger Mann und Kriegsheld, Westpreußen als gereifter, erfahrener, überaus schlauer Diplomat zu erwerben gewußt.

Die erste Spur seiner Absichten tritt nach Herrn von Smitt in dem Vertrage zu Tage, den er nach dem Ableben der Kaiserin Elisabeth am 8. Juni 1762 mit Peter III. abschloß. Neben vielen anderen Artikeln verpflichteten sich beide Kontrahenten darin, Polen seine Wahlfreiheit zu erhalten und nicht zur erblichen Monarchie werden zu lassen, statt der Sachsen einen Piasten auf den polnischen Thron zu setzen, die unterdrückten Dissidenten zu unterstützen und ihnen zu ihren Rechten zu verhelfen. — Der Vertrag kam nicht zur Ratification von Seiten Peters, weil dieser inzwischen ermordet worden war.

Katharina folgte; sie schien anfangs feindlich gegen Preußen gesinnt, versöhnte sich aber mit ihm; in Folge dessen kam der Friede zu Stande; Rußland hatte sich von Oesterreichs Sache getrennt und Maria Theresia schmollte.

Preußen, das aus allen Wunden blutete, war zunächst erschöpft und mußte an Ruhe denken, um neue Kräfte zu gewinnen; ebenso Oesterreich und Frankreich; beide waren kaum verbündet und bildeten eine große Macht.

Friedrich war isolirt und verlassen, aber fest und groß; denn seit dem Streiche, den ihm Lord Bute gespielt, mochte er von England Nichts wissen und haßte die Engländer mehr, als seine direkten Feinde.

Auch Rußland war isolirt; die junge Fürstin, die nach neu in der Herrschaft war und dabei große Pläne hatte, fühlte das Bedürfniß, einen sicheren und treuen Verbündeten zu haben. Ihre Freundschaft war gesucht; Oesterreich hätte gern die Hand zu einem neuen Bunde geboten, verlangte aber, wie gewöhnlich, mehr, als es anbot; Rußland sollte sich an weiterer Feindseligkeit gegen Preußen betheiligen und ohne Aenderung in die alten Verhältnisse eintreten, wie sie unter der vorigen Kaiserin bestanden. — Auch Preußen mochte der Kaiserin den Hof; Friedrich machte keine Schwierigkeiten, einen Vertrag (1764) einzugehen, durch welchen er sich verpflichtete, im Verein mit Rußland zu handeln, seine Pläne zu unterstützen, der Wahl des von Rußland gewählten (sic!) Königs von Polen beizustimmen und Niemandem sonst zu gestatten, sich in die polnischen Angelegenheiten zu mischen.

Friedrich trug diplomatisch den Sieg über Maria Theresia und Kaunitz davon. „Katharina und der König von Preußen hatten ihre geheimen Hintergedanken: Katharina wollte einen vorwiegenden Einfluß in Polen ausüben; Friedrich wollte einen Theil davon lostrennen; beide bedurften einander.“ — Beide, können wir hinzusetzen, wollten einander ausnutzen.

In den neuen Vertrag kamen die zwei schon bekannten Punkte: 1) Aufrechthaltung der polnischen Constitution und 2) die Unterstützung der Dissidenten; mit beiden war die Kaiserin vollkommen einverstanden.

Der Verfasser sucht nun nachzuweisen, daß Katharina, wie bereits bemerkt, nicht die erste Rolle gespielt habe, daß es vielmehr Friedrich gewesen, welcher die geheimen Fäden geleitet, die Russen vorgeschoben und sie eigentlich an der Nase herumgeführt habe — freilich nicht gerade schmeichelhaft für dieselben.

Die Polen merkten etwas; der General-Lieutenant Gadomski, der nach Berlin kam, um dort den Tod August's III. zu notifiziren, äußerte dem Könige selbst die Furcht vor einer Zerstückelung, und nach dem Reichstage, im Mai 1764, schickte die altpatriotische Partei, an deren Spitze Branitzki stand, einen Gesandten (Mokranowski) nach Berlin, um die polnische Krone dem Prinzen Heinrich anzutragen. Der König, der in Folge dessen mit Rußland hätte brechen müssen, schlug es rund und nett ab, und theilte die übrigen Vorschläge in St. Petersburg mit. Rußland würde sich gewissen Aenderungen in der polnischen Constitution, die auf Stärkung des Königthumes hinausliefen, nicht widersetzt haben; Friedrich hintertrieb sie unter dem Vorwande, die polnische Freiheit erhalten zu müssen.

Zu gleicher Zeit intriguirten die preußischen Gesandten, Benoit zu Warschau und Rexin zu Konstantinopel, um Verdacht gegen die Absichten Rußlands zu erwecken, sowohl bei den Polen, als bei den Türken. Freilich dementirte Friedrich das Benehmen Rexin's, als es zu Ohren der Russen kam; indessen ist es klar, daß er sich mit der Pforte enger zu verbinden suchte, um nöthigen Falls eine Stütze gegen Rußland zu haben, wenn die Freundschaft zu Ende ginge: die Türken hatten, wie Friedrich, ein Interesse daran, daß Rußland in Polen nicht zu mächtig werde und freie Hand erhalte. Es trat in Folge dieser Enthüllungen eine kleine Erkältung zwischen beiden Höfen (Berlin und St. Petersburg) ein.

Der neue König, Stanislaus, und die Czartoriski's trugen sich um diese Zeit mit der Idee, einen stehenden Staatsrath einzurichten, um so inmitten der allgemeinen Verwirrung eine feste und einige Regierung aufzurichten. Sie thaten einige ziemlich glückliche Schritte zu diesem Ziele, und „man schien bei dem russischen Gesandten Boden gewonnen zu haben.“ Als die Nachricht Friedrich zu Ohren kam, schrieb er sofort eine fulminante Note nach Petersburg, welche uns ausführlich mitgetheilt wird (vom November 1767). Er protestirt darin entschieden gegen einen permanenten Staatsrath; er werde nicht zugeben, daß ein absoluter Monarch (Kreatur Rußlands) auf dem polnischen Throne sitze, der mit Wien und Versailles konspiriren könne, der in Betreff der Dissidenten so wenig Wort gehalten und sich gegen seine Schützer so undankbar bewiesen ꝛc.

Der Schritt des Königs ist leicht begreiflich: ein einigermaßen starkes Polen in der Hand Rußlands wog der jungen und schwachen Machtstellung Preußens, das damals in Deutschland selbst keine politische Stütze hatte, sehr gefährlich.

Rußland und die Polen ließen also den permanenten Staatsrath fallen, der nach dem Ballyage der ersten Theilung wirklich eingerichtet wurde, weil Friedrich nun keine Ursache mehr hatte, so streng zu sein.

Nach unserem Gewährsmanne wäre es auch Friedrich gewesen, der die Kaiserin mit der Dissidentenfrage gewissermaßen in die Falle gelockt, sie zu Gewaltthätigkeiten verleitet und ihr allen höchst zweideutigen Ruhm gegönnt hätte, um selbst ruhig im Hintergrunde zu stehen und die Frucht zu genießen.

Die Dissidenten wandten sich 1764 an Friedrich, als ihren natürlichen Schutzherrn und Garanten des Friedens von Oliva; ebenso später, nachdem Friedrich sich mit der Kaiserin in Einvernehmen gesetzt hatte, an diese selbst: sie baten, die Aufhebung der Constitution, Dekret von 1733, durch welches die Dissidenten von allen Würden, Aemtern und Wohlthaten ausgeschlossen worden waren, in die Hand zu nehmen, ihnen ihre Kirchen und Kirchhöfe sammt Zubehör, ebenso die Kultusfreiheit ꝛc. wieder zu verschaffen, wie auch für gesetzliche Sicherstellung dieser Rechte Sorge tragen zu wollen.

Die Toleranz war damals, wie heute, an der Tagesordnung; die öffentliche Meinung war auf der Seite der Dissidenten, und die Kaiserin ließ sich, wo so viel öffentliches Lob zu verdienen war, bereit finden, die Sache in die Hand zu nehmen; während sich Friedrich, als er sie in dieser Weise gebunden sah, leise zurückzog und in den Hintergrund trat. Der preußische Gesandte in Warschau soll sogar nach beiden Seiten intriguirt haben, um einerseits die Russen zu Gewaltschritten zu veranlassen und andererseits die Katholiken in ihrer Unnachgiebigkeit gegen die Forderungen der Dissidenten zu bestärken (?). Auf dem Reichstage von 1766 wurden die Forderungen der Letzteren, trotz mächtiger Fürsprache, rundum abgeschlagen.

Die Kaiserin, von Friedrich gelobt und bekomplimentirt, setzte nun Alles daran, um ihren Willen durchzusetzen; der junge und heftige Repnin, ein Neffe des Ministers Panin, der mit preußischen Orden beschenkt und vom Könige mehrfach ermuntert worden war, griff den Polen gegenüber zu Gewaltmaßregeln.

Als Gouverneur von Warschau und über dem Schattenkönige als Regent stehend, ließ er durch den hartnäckigen Widerstand, namentlich der

Digitized by Google

Bischöfe, erbittert, während des Reichstages von 1767, während der Nacht vier der widerspenstigsten Mitglieder desselben, darunter drei Senatoren, aufheben und nach Rußland in die Verbannung schicken. Das war denn doch etwas zu viel. Die Folge davon war die bekannte Conföderation von Bar; allgemeiner Aufstand, Bürgerkrieg und Fremdenkrieg zugleich; die Katholiken gegen die Dissidenten, die Russen gegen die Konföderirten; Aufstände der griechisch-katholischen Bauern gegen ihre römisch-katholischen Herrn; schließlich Plünderzüge der zaporogischen Kosaken.

Zu gleicher Zeit bekam Rußland auch noch die von Frankreich (Choiseul) aufgestachelten Türken auf den Hals, war indessen siegreich gegen dieselben. Friedrich zog sich nun ganz aus der Schlinge.

In dieser Zeit, als Polen sich in voller Anarchie befand und der Türkenkrieg bevorstand, hatte er seine erste Zusammenkunft mit Kaiser Joseph zu Neisse (25. August 1769). Daß auf dieser von den polnischen Angelegenheiten die Rede gewesen und Verabredungen stattgefunden hätten, wird positiv in Abrede gestellt. Friedrich war ein zu feiner Politiker, um sich dem jungen ehrgeizigen Kaiser, den er sehr wohl durchschaute, gemüthlich aufzuknöpfen.

In Polen konnten die Russen nicht mehr als 10,000 Mann halten, und Alles blieb vorläufig unentschieden; was den Türkenkrieg betraf, so führten sie ihn mit unerwartetem Glücke. Rumänzov schlug die Osmanen wiederholt und eroberte die Moldau und Wallachei, die russische Flotte verbrannte die türkische in der Bai von Tschesme, die Griechen wurden zur Freiheit aufgerufen und der Schrecken drang selbst bis nach Konstantinopel. Segar ein Theil des Kaukasus wurde erobert — Alles dies zum großen Verdrusse Friedrich's und zur Beruhigung Oesterreichs, welches die Russen in der Moldau und Wallachei nicht zu Nachbarn haben wollte.

Preußen und Oesterreich traten also zusammen, um diesem russischen Glücke etwas Einhalt zu thun. Friedrich und Joseph hatten abermals und zwar zu Neustadt (3. September 1770) eine Zusammenkunft. Der olte Kaunitz war dabei zugegen. Auch hier wurde in Betreff Polens nichts entschieden, obwohl man davon gesprochen haben mag. Kaunitz machte den Versuch, Friedrich von seiner Allianz mit Rußland abzubringen; indeß dieser erklärte, jedenfalls aus begründeter Vorsicht, derselben treu bleiben zu wollen. Er hatte Oesterreich durchschaut.

In jene Zeit fällt der bekannte Besuch des Prinzen Heinrich am Hofe zu Petersburg, der ein ganz zufälliger schien. Er machte nämlich seiner Schwester, der Königin von Schweden, einen Besuch in Stockholm; wie man vorausgesehen, wurde er bei so großer Nähe von der Kaiserin eingeladen, nach Petersburg zu kommen. Sie nahm ihn ungemein glänzend auf und ein Fest folgte dem andern; doch vermied sie gerade das, was Friedrich dringend wünschte, sich in ein vertrauliches Gespräch über gewisse Punkte einzulassen. Da der Prinz auf gütliche Weise nicht zu seinem Ziele, die russische Politik zu sondiren, gelangte, griff er zu einem entschiedenen Mittel, indem er (schriftlich) durchscheinen ließ, Preußen könne wohl mit Rußland auch brechen. Die Kaiserin ließ sich bereit finden. Man weiß über diese Unterredungen natürlich nichts; es ist aber klar, daß die Theilung Polens hierbei zur Sprache kam. Oesterreich verwehrte den Russen, die Moldau und Wallachei zu behalten, und drohte, sich mit den Türken zu verbinden, im Falle man ihm nicht zu Willen sei; Rußland wollte doch eine Entschädigung dafür, Preußen konnte als Bundesgenosse nicht leer ausgehen — Polen in vollster Anarchie und Auflösung — ergo!

Die Kaiserin blieb frostig und faßte noch keinen Entschluß; der Prinz erreichte vorläufig seinen Zweck nicht. Ende Januar 1771 verließ er Petersburg.

Am 2. März 1771 schrieb Friedrich einen Brief dorthin, der als neues Dokument abgedruckt ist und worin er klar mit der Sprache heraus geht. Oesterreich hat sich ein Stück Polen (die Zipser Städte, alte Pfandstücke Ungarns) zugeeignet; warum sollten Rußland und Preußen nicht das Gleiche thun? — Da Rußland noch zauderte, folgten der Briefe mehrere. Vor Mitte Juni kam bejahende Antwort, und die direkten Verhandlungen begannen. Der Schluß davon war der Vertrag vom 5. August 1772 zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen. Praktisch hatte Oesterreich den Anfang gemacht, Preußen hatte es am beingendsten, seinen Theil zu bekommen. — Damit ist aber nicht bewiesen, daß Rußland so durchaus unschuldig ist; sein Zögern erklärt sich ziemlich einfach daraus, daß es Bedenken hatte, einen Theil von dem herauszogeben, was es bereits als Eigenthum betrachtete. Die Art und Weise, wie der Fuchs dem Bären ein Stück der Beute abjagte, ist jedenfalls vom Standpunkte der Moral aus nicht zu billigen; aber die Klugheit, mit der er zwischen Bär und Wolf doch zu einem Antheil kam, ist, wenn man einen Augenblick den tragischen Ernst der Sache vergißt, immerhin zu bewundern.

Den bei weitem größern Theil des Buches machen die aus den Archiven genommenen und hier abgedruckten Dokumente aus; meist sind es Briefe und Depeschen des Königs an seinen Gesandten in Petersburg, den Grafen Solms, welche dem russischen Minister in Abschrift mitgetheilt worden sind. Der erste ist vom 29. August 1769 aus Breslau datirt, der letzte vom 21. August 1779; denn auch noch der Theilung gingen die Verhandlungen über deren Umfang ꝛc. fort. Sie sind für die Geschichte jener Zeit außerordentlich wichtig, und werfen bedeutendes Licht auf die Politik Friedrich's, wie auf die Rußlands und Oesterreichs, das Friedrich sich auf jede Weise von der Seite halten will. Der erste positive Vorschlag zur Theilung findet sich, wie gesagt, in einer Depesche vom 2. März 1771. Oesterreich habe durch Besetzung der Zips den Anfang gemacht, warum sollten Rußland und Preußen nicht auch auf ihren Vortheil denken und sich einen reellen Vortheil verschossen; Rußland könne es gleichgültig sein, wo es seine Entschädigung finde; der Krieg, den es führe, habe seinen Grund in den polnischen Unordnungen; er selbst wolle die Waage sich nicht gar zu stark nach Oesterreichs Seite neigen lassen; auch er bedürfe für seine Subsidien und sonstigen Verluste eine Entschädigung.

Zum Schlusse kritisirt Herr v. Smitt noch die ganz neuerdings erschienenen Werke von Ernst Herrmann (Geschichte Rußlands) und Kurd von Schlözer, von denen der erste in den sächsischen, der zweite in den Archiven der preußischen Gesandtschaft zu Petersburg geschöpft hat. Das zweite (Friedrich der Große und Katharina II.), wurde bereits erwähnt. Doch wir müssen es uns versagen, näher hierauf einzugehen.

Schweden.

Die freiwillige Volksbewaffnung in Schweden.

Seitdem durch die Fürsten Europa's stehende Heere in's Leben gerufen, sind die Völker dieses Welttheils mehr oder weniger des Gebrauches und der Führung der Waffen entwöhnt; der Kriegsdienst sank zu einem Handwerk herab, wurde für die höhern Stellen der ausschließliche Beruf eines Standes, des Adels, und andererseits abenteuerlicher oder verworfener Subjekte zur Ausübung des niederen Dienstes; später wurde für den letzteren der Bauer gepreßt, oder, wie ehemals in Preußen, die Kinder von Soldaten. Der Soldatenstand ward von Jedem verabscheut, der demselben nicht angehörte. Doch durch die französische Revolution und ihre Folgen hat sich dies in den meisten Ländern des Kontinents wenigstens geändert; die stehenden Heere reichten nicht einmal zum Angriffe, noch viel weniger zur Vertheidigung aus, und es mußte die allgemeine Wehrpflicht eingeführt werden.

Eine nothwendige Folge der Ueberzeugung, daß man eroberungslustigen Kriegsheeren, wie den französischen und russischen, nur durch massenhafte Aufgebote widerstehen könne, war der Gedanke an allgemeine Volksbewaffnung, wie sie in der Schweiz so musterhaft eingerichtet und in Preußen, streng genommen, auch schon besteht. — England, welches durch sein Festhalten am alten Werbesysteme am hülflosesten im Falle nöthiger Vertheidigung sein würde, that den ersten Schritt dazu, durch Bildung freiwilliger Scharfschützen-Corps, aus denen heraus sich vielleicht eine neue Wehrverfassung für dieses Reich bildet.

Doch England blieb in diesem Bestreben nicht allein, sein Beispiel erweckte in Schweden Nachahmung, Schweden, dieses einst so gewaltige, gefürchtete Reich, jetzt von der Höhe seiner alten Macht gestürzt, von welcher ihm nur die Erinnerung und der blutige Ruhm geblieben ist und fast bis zur Machtlosigkeit herabgedrückt, so daß es jeder seiner Nachbarn mit Vernichtung bedrohen konnte. Doch das Schwedenvolk ist eisern, wie das Klima seines Landes, und birgt in sich die alte unzerstörbare Lebenskraft, die allen Germanenstämmen innewohnt; manches Volk in seiner Lage wäre an der Erschöpfung durch jene Riesenkämpfe und durch die durch letztere bedingte Vernachlässigung der innern Entwickelung dahingesiecht und moralisch gestorben, wie vor ihm so manches Volk keltischer, hellenischer, slavischer und tatarischer Rage, — doch ein germanischer Stamm zehrt nicht von der Erinnerung, er richtet sich an derselben empor zu neuem Leben, wie wir Deutschen es stets thaten und wie es unsere Stiefbrüder jenseits der Ostsee, in dem wogenbespülten und klippenumgürteten Schweden thun. Rastlos hat die ganze Nation daran gearbeitet, sich

zu einem frischen, freien Volksleben zu entwickeln; Preßfreiheit, persönliche Freiheit, Nationalstolz, — diese drei mächtigen Hebel setzte es in Bewegung, um die vernachlässigte innere Entwickelung nachzuholen, d. h. zu verallgemeinern.

Es hat Schweden nie auf einem Felde der Wissenschaft oder der Volkswirthschaft an hervorragenden Männern gefehlt, doch das Volk war zurück; jetzt hingegen ist dies anders geworden: die Wissenschaft ist allgemeines Bedürfniß, die Hülfsquellen des Landes sind erschlossen und vermehren den Nationalwohlstand, der Freiheit frischer Hauch (auch „destruktiver Hauch der Neuzeit" genannt), durchweht alle Gemüther und treibt auf manchem sonst eisigen Felde frische Blüthen hervor; alte Uebelstände werden schonungslos bloßgelegt, der ehemals zu sehr patriarchalische Sinn beginnt selbständig zu werden, doch wird er hoffentlich nie zur französischen Philosophie sich verirren, ebensowenig wie er zur alten Pietisterei zurückkehrt. Väktaren, dasselbe Blatt, welches den Ausdruck „hochselig" als verwerflichen Ueberrest des Heidenthums oder des römischen Katholicismus bezeichnet, bewundert zwar die Erweckung im Wupperthale und stellt „Erweckungen" in Schweden in Aussicht, doch die ganze Presse geriethe darüber in Harnisch und brachte dadurch gewiß ganz andere Erweckungen zu Stande, ebenso wie sie auch die Volksbewaffnung zu Stande gebracht hat.

Dem Skalden Runeberg gebührt allerdings wohl das erste Verdienst, die wieder erstarkte Volkskraft auf das würdigste Ziel der Anstrengung, auf Wiedereroberung Finnlands hingewiesen zu haben; es war zur Zeit des orientalischen Krieges. Nächst Runeberg aber war es die unermüdliche Tagespresse, welche das Volk erinnerte, das Verlorene nicht verloren zu geben.

Wenn ein Volk sich erst eines Zieles bewußt wird, dann findet es auch ein Mittel, dasselbe zu erreichen; so Schweden durch die Volksbewaffnung, die nur zu einem Angriff auf Rußland in's Leben gerufen sein kann, was Rußland auch recht gut fühlte und daher sofort, als das erste Waffenklirren aus Schweden herüberschallte, in Finnland seine Macht verstärkte.

Um so eifriger rüstete sich das Schwedenvolk; von der Hauptstadt wie aus den entlegensten Winkeln des Reiches, aus bloßen Weilern, schallte der Ruf nach Bewaffnung, gefolgt von der raschen That; man trat zusammen zu Hunderten, zu Zehnern, je nachdem der Ort Tausende oder Hunderte von Bewohnern zählte. Es wurden Gelder gesammelt zur Anschaffung von Waffen, Erwerbung von Exercierhäusern; man wandte sich an die Regierung wegen leihweiser Ueberlassung von Gewehren und Munition; die Regierung war bereitwillig, die Flotte mußte von ihren Vorräthen hergeben und die Armee lieferte Instructeure. Ein königlicher Erlaß erschien, die Bischöfe und Schulvorstände des Reiches aufforderend, Gutachten und Entwürfe einzusenden, wie die Jugend, die Trägerin der Zukunft, am besten zur Fertigkeit in der Waffenführung heranzubilden sei. Die Mittel der Regierung reichen nicht weit, um so opferfreudiger zeigte sich der Bürger durch Darbringung von Summen zum Ankauf von kleinen Gewehren für die Schuljugend; man zeichnete freilich nicht Tausende von Pfunden Sterling, wie dies wohl reiche Engländer thun könnten, doch schenkte mancher Kaufmann oder Besitzer hundert Thaler, was in einem immerhin nur dürftigen Lande schon sehr anständig ist.

Damit aber Gleichmäßigkeit und Ordnung in das feurige Schaffen käme, bildete sich ein Comité für die Volksbewaffnung, dessen Mitglieder aus hervorragenden Militairs, Gelehrten, großen Industriellen oder Gutsbesitzern bestanden; der hohe Adel war darin stark vertreten. Lebhafte — mitunter aber sehr lebhafte — Diskussionen wurden geführt, manche schöne, aber auch manche pedantische Ansicht kam zu Tage, doch die bessere Einsicht scheint bisher den Sieg davon getragen zu haben. Ein Redner wollte Schwedens Wehrkräfte auf 300,000 Mann bringen, also über 10% von $3^1/_2$ Millionen (der Seelenzahl Schwedens), nach welchem Satze Rußland etwa $3^1/_2$ Millionen Krieger stellen müßte! Natürlich wurde in der Entgegnung klar bewiesen, daß Schweden, außer seinem 100,000 Mann starken stehenden Heere und seiner Flottenmannschaft von circa 35,000 Mann, höchstens noch die 200,000 durch Volkswehr vollmachen könnte. — Hierbei ist zu erwähnen, daß Preußen während der Befreiungskriege 7% Kriegsmannschaft stellte; dies ist aber wohl das Höchste, was ein civilisirtes Volk zu leisten im Stande ist. Indianer freilich stellen mehr, aber bei diesen versteht auch jeder sechzehnjährige Lümmel schon zur Kurzweil seinem Nebenmenschen den Schädel einzuschlagen und sich aus dessen Skalp eine Decoration zu verfertigen.

Auch die Frage kam zur Erörterung, ob die Schüler der höheren Schulen von vornherein zu Führern, und die der Volksschulen zu bloßen Wehrmännern auszubilden seien. Die Diskussion darüber war lebhaft, ein Beschluß aber ist noch nicht gefaßt; jedenfalls wäre die anzubahnende Monopolisirung der Führerstellen für geistige Aristokratie preiswürdiger, als die leider in Heer und Flotte entschieden vorherrschende Bevorzugung der Aristokratie der Geburt; am besten aber ist wohl gar keine Bevorzugung!

Doch die Thätigkeit der Comité's wird wohl von der Presse übertroffen, denn diese wirkte durch die öffentlichen Organe, welche ohne Ausnahme der nationalbewaffnung oder folkebeväpningarörelse täglich mehrere Spalten zur Besprechung oder Mittheilung öffnete, unübertrefflich. Daß dabei neben gutem Rath, Anspornen, Vergleichen und Berichten von der englischen Volksbewaffnung auch ein gut Theil Polemik mitunterfloß, ist in einem freien Lande nicht zu verwundern; hauptsächlich thaten sich in derselben Aftonbladet, die Göteborger Handelstidning und „Capten Puff" hervor. Ein arger Stein des Anstoßes war z. B. die Aufwerfung der Frage, ob die freiwilligen Scharfschützen-Corps unter dem direkten Befehle des Königs, als obersten Kriegsherrn, ständen. Natürlich wurde von allen demokratischen Blättern eine scharfe verneinende Antwort ertheilt; Capten Puff, eine Art literarischer Lindenmüller, ging sogar so weit, das Gesuch eines Scharfschützen-Carps an den König um seine Bestätigung und Ertheilung eines Statuts, welches mit den in Schweden und auch anderorts üblichen, allerunterthänigsten und devotesten Redensarten versehen war, ausschweifend in's Lächerliche zu ziehen. Nichtsdestoweniger erschien folgender Königlicher Erlaß:

„Wir Carl ꝛc. thun zu wissen: .... Da die Vereine, welche sich an vielen Stellen im Reiche unter dem Namen freiwillige Scharfschützen-Corps gebildet haben, Uebung in der Waffenführung zum Zweck der Vertheidigung des Vaterlandes anstreben, so lassen Wir, die Wir mit gnädigem Wohlbehagen dies anerkennen, denselben hinreichende Freiheit zur Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten, können aber nicht umhin, als höchster Befehlshaber der Kriegsmacht — nach § 11. der Verfassung — Folgendes für diese Vereine, wenn sie der Nationalwehr angehören wollen, festzustellen:

„1. Die freiwilligen Scharfschützen-Vereine sollen gewisse Bezirke umfassen, wie Stadt, Gerichtssprengel oder Kirchspiel, ohne Ansehen des ungleichen Berufs, Standes oder der gesellschaftlichen Stellung der Mitglieder.

„2. Ohne die Mitglieder im Uebrigen des Rechtes berauben zu wollen, ihre Befehlshaber zu wählen, soll jeder Verein einem Oberbefehlshaber gehorchen, welcher aus dreien von den Mitgliedern des Vereins vorgeschlagenen Personen von Uns in Gnaden — nach Vortrag der Landesvertheidigungs-Departements — ernannt werden wird, und Uns für die Wirksamkeit des Corps verantwortlich ist.

„3. Wenn Krieg zwischen Schweden und einer fremden Macht erklärt wird, oder die Ruhe des Reiches von äußeren Feinden so ernstlich bedroht ist, daß eine Mobilmachung des schwedischen Kriegsheeres nöthig wäre, so sollen die freiwilligen Scharfschützen-Vereine verpflichtet sein, nach geschehenem Aufgebot durch die Obrigkeit, welche Wir dazu noch bestimmen werden, den angewiesenen Dienst in dem Bezirk zu thun, den sie sich selbst bestimmt haben; und

„4. Sind die Scharfschützen-Vereine auf diese Weise zum aktiven Kriegsdienste aufgeboten, so gehorchen ihre Mitglieder dem gültigen Kriegsrecht, doch, in anwendbaren Fällen, mit Berücksichtigung der in dem Königlichen Briefe vom 21. März 1811 für die gothländische Nationalwehr vorgesehenen besonderen Bestimmungen.

„Zugleich haben Wir hiermit in Gnaden zu erkennen geben wollen, daß, wenn ein freiwilliger Scharfschützen-Verein in Uebereinstimmung mit vorstehenden Grundsätzen sich bildet, und bei seiner Anmeldung zugleich durch Unsern Befehlshaber bei Uns mit der unterthänigen Vorstellung über Ergreifung ganz besonderer Maßregeln zur Beförderung der zu erzielenden Wirksamkeit des Vereins einkommt, Wir da zusehen wollen, ob und wie weit ein angemessener Beitrag oder eine Unterstützung in solchem Falle bewilligt werden kann; doch hingegen sollen die Vereine zur Uebung in der Waffenführung oder im Schießen, welche die von Uns jetzt festgestellten Hauptgrundsätze nicht annehmen und sich auf diese Weise selbst dem für die Ordnung der Nationalwehr nöthigen Zusammenhalt und der militairischen Kontrole entziehen, als bloße Privat-Gesellschaften betrachtet werden, welche bei der Berechnung der Kräfte, auf die zur Vertheidigung des Vaterlandes zu zählen ist, nicht in Betracht kommen.

Gegeben auf dem Schlosse zu Stockholm, den 8. März 1861.

Karl.

C. Lagerfräle."

Dieser Erlaß, obschon er Manchen nicht recht genehm sein wird, ist dennoch für Schweden so wichtig, wie für Preußen der Königliche Aufruf

„An mein Volk," vom 17. März 1813, und der am 21. November 1815 folgende Erloß, beide die Landwehr betreffend.

Denen, welchen die streng militairische Ordnung nicht zusagt, bleibt es also unbenommen, sich davon auszuschließen; nur büßen sie die Ehre ein, der Nationalwehr beigezählt zu werden. Auch haben sie im Falle der Theilnahme am Kriege vom Feinde keine militairische Rücksicht zu erwarten, da sie als Guerillabanden betrachtet werden würden, weil sie eben nur bewaffnete Privatleute sind!

Einen sehr verschiedenartigen Anblick werden übrigens diese freiwilligen Corps darbieten, da sie in der Uniformirung jedenfalls stark von einander abweichen werden, doch wird der blaue bequeme Blousenrock wohl am meisten in Anwendung kommen, obwohl es auch nicht an Corps fehlen wird, in denen jeder sich kleidet, wie er kann. Die Kleidung ist aber wohl Nebensache, wenn nur gute Waffen und militairischer Geist vorhanden sind, und an letzterem fehlt es bestimmt nicht. — Wenn auch in Schweden bisher nur der Bauernstand Soldaten hergab, so sind doch Muth und Loyalität in Jedermanns Herzen und bedarf nur der Erweckung; fechten werden, vorkommenden Falls, diese Scharfschützen trotz der besten Armee, denn man bedenke nur, welchen Einfluß es auf die Haltung einer Truppe haben muß, die aus Freunden, Verwandten, Nachbarn und guten Bekannten besteht, daß Einer den Andern und seine Verhältnisse genau kennt, daß Jeder sich vor dem Andern der Frigheit oder des Ungehorsams schämen muß, um daheim nicht in bösen Leumund zu kommen und im Corps nicht die Achtung derer zu verlieren, mit denen seine gesellschaftliche Stellung verkettet ist! Ziemlich ähnlich ist es ja mit der preußischen Landwehr; die Leute der einzelnen Compagnien kennen sich in ihrer resp. gesellschaftlichen Stellung sehr gut, und kann man wohl diesem Umstande die unbestrittene Kriegstüchtigkeit jener Landwehr zuschreiben, gleichwie das gemeinsame Dienstverhältniß ein gut Theil Cordialität mit in die Civilstellung der Wehrmänner überträgt. — Wenn die militairische Vereinigung in England dieselben Wirkungen hat, wie bei den freilich von Natur schon herzlichen Schweden und Deutschen, dann können sich die doppelt gesteiften Söhne Albions gratuliren: sie werden im Charakter vollkommene Europäer werden und äußerlich viel von den eckigen, kniebeinigen Bewegungen abstreifen, welche sie jetzt schon auf Meilen-Distance kenntlich machen.

Uebrigens hat in Schweden die Volksbewaffnung noch eine starke, rückwirkende Kraft auf die Zustände des stehenden Heeres und der Flotte gehabt; zuerst bewirkte die Bewaffnungsfrage dem Publikum und ebenso sehr den Zeitungen viel Kopfzerbrechen darüber, wie eine brauchbare Schußwaffe beschaffen sein müßte, und wenn man auch nicht gleich ein Musterstück herausfand, so entdeckte man wenigstens, daß die bei der Armee und der Flotte im Gebrauch befindlichen Gewehre keinenfalls als Muster dienen konnten, vielmehr, wie die Gothenburger Handelszeitung und Andere sagten: „dem Feinde zum Geschenk anzubieten seien und daß sich dieser aufopfere, wenn er dieselben annähme, um damit ein neubewaffnetes Schweden zu bekriegen." Diesen und ähnlichen Erörterungen ist es wohl zuzuschreiben, daß die Regierung sofort 165,000 Rdlr. zur Anschaffung neuer Gewehre aussetzte, die in Eskilstuna und Stockholm angefertigt werden sollen, was als Anfang der Verbesserung der Armeebewaffnung zu betrachten ist. Wahrscheinlich werden aber durch die in Betreff der Volkswehr zu erörternden Fragen noch mehr Reformfragen für das stehende Heer sich entwickeln, deren Erledigung demselben nur zum Nutzen gereichen kann. Für die Flotte steht Viel in Aussicht; mehrere Hunderttausende Kubikfuß Holz sollen in diesem Jahre zum Neubau von Fahrzeugen verwandt werden, die Schiffe zweifelhafter Tüchtigkeit (und ihrer sind viele!) werden ausrangirt, und für die Beschaffung von Schraubendampfern, welche sehr fehlen, wird Sorge getragen werden. Die schwedische Flotte, so viel Fahrzeuge sie zählt, ist in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit wohl schwerlich im Stande, sich mit der organisirten russischen zu messen; das sieht man aber glücklicher Weise hier sehr gut ein und sinnt auf Abhülfe; kann diese auch nicht, wegen der beschränkten Mittel, so schnell radikal bewirkt werden, wie bei den andern Seemächten, so wird man doch wohl für sofortige Armirung mit den in Schweden neu erfundenen sogenannten Engström'schen Geschützen sorgen, die Alles übertreffen sollen und von denen schon Rußland und Norwegen sich einige schwere Stücke zur Probe haben zusenden lassen. Bis die Volksbewaffnung als vollendet anzusehen ist, wird auch die Flotte so weit organisirt sein, daß Schweden dann sich ernstlich mit seinem Schleswig-Holstein, mit Finnland, beschäftigen kann. Eine Flotte mit 35,000 Mann, die zum größten Theil, und eine kernige Armee von 100,000 Mann, die ausschließlich zum Angriff zu verwenden ist, weil 75,000 Mann Volkswehr zur Vertheidigung des Landes zurückbleiben, sind für Rußland keine zu verachtenden Gegner, wenigstens nicht so hoch im Norden und in der Nähe der Hauptstadt, zumal der voraussichtliche Kriegsschauplatz eine schwedisch gesinnte Provinz ist.

Doch vorläufig hat Schweden durchaus nöthig, sich nach Außen hin ruhig zu verhalten, hauptsächlich sich vor Verwickelung in die dänischen Händel in Acht zu nehmen, gegen welche auch der gesunde Sinn des schwedischen Volkes — trotz „Aftonbladet" — sehr eingenommen ist; Schwedens wahrhafter und einziger Bundesgenosse kann nur Deutschland sein; mit ihm im Bunde kann es Alles erreichen, wird es Solches erreichen, als es je besessen: „Die Alleinherrschaft in Skandinavien und mit Deutschland die Beherrschung des germanischen Mittelmeers — der Ostsee!"

Palästina.

Die Zerstörung Jerusalems.

Dem diesmaligen Jahresberichte des jüdisch-theologischen Seminars in Breslau, geht eine gelehrte Abhandlung des verdienstvollen Philologen Dr. J. Bernays: „Ueber die Chronik des Sulpicius Severus" voran. Wir müssen es den philologischen Zeitschriften überlassen, das Verdienst zu würdigen, das sich der geistreiche Verfasser um einen bisher vernachlässigten und verkannten Schriftsteller des spätesten Alterthums erworben hat, und heben aus der Abhandlung hier nur die Untersuchung über den Urheber der Zerstörung Jerusalems und seines Tempels hervor, weil das von Herrn Bernays gefundene Resultat auch für das größere gebildete Publikum nicht ohne Interesse sein dürfte.

Bisher hat man nämlich, dem Berichte des Josephus folgend, den milden Titus, „den Liebling des Menschengeschlechtes," von der Schuld der Zerstörung frei gesprochen, und die Katastrophe einem übermenschlichen Verhängnisse, oder nach profaner Anschauung, einem unglücklichen Zufalle zugeschrieben. In der That geboten nicht, wie einst bei Karthago und Korinth, politische Verhältnisse die Zerstörung einer so herrlichen und wichtigen Stadt, wie Jerusalem. Sehr wahr sagt Herr Bernays: „Festungen und Sammelplätze von solcher Bedeutung, wie Korinth und Karthago, konnten nur durch starke Besatzungen auf die Dauer behauptet werden, und da die römische Republik ein stehendes Heer nicht besaß, mußte es sehr einfach erscheinen, zu zerstören, was ohne Ungelegenheit sich nicht besitzen ließ. Als aber Jerusalem fiel, war das römische Kaiserthum und sein unzertrennlicher Begleiter, das stehende Heer, bereits ein ganzes Jahrhundert alt; nun sieht also nicht ein, warum das unterworfene Jerusalem und die Burg Antonia nicht ebenso gut mit den erforderlichen Legionen hätten besetzt werden können, wie das unterworfene Alexandrien und die Insel Pharos; warum die Flavischen Kaiser es nicht vorgezogen haben, statt eines rauchenden Trümmerhaufens, die Zierde und das Bollwerk einer herrlichen und festen Stadt, wie der Orient nur wenige aufwies, dem Reiche zuzubringen, dessen Thron sie bestiegen hatten."

Zu dem politischen Moment, das Herr Bernays hier hervorhebt, kommt noch ein religiöses. Wenn es im Alterthum überhaupt für einen Frevel galt, die Rache an besiegten Feinden über ihre den Göttern geweihten Heiligthümer auszudehnen, so mußte ein so ruchloses Zerstören eines Tempels, den selbst Pompejus, als er Jerusalem erobert, verschont und die jüdischen Kaiser durch manche Vergünstigungen geehrt hatten, an den Flaviern um so mehr auffallen, als sie sich einer besonderen Gunst der Götter rühmten, und eine fromme Verehrung derselben gern zur Schau trugen. Tacitus erzählt (Hist. IV., 81.) von den mancherlei Wundern, welche dem Vespasianus während seines Aufenthaltes in Alexandrien des Himmels Gunst und eine gewisse Zuneigung der Götter andeuteten, die ihn zu ihrem göttlichen Werkzeuge erkoren hatten, so daß er einen Blinden durch seinen Speichel und einen Lahmen durch bloße Berührung heilte; und von Titus melden Tacitus und Sueton, wie er den Tempeln zu Paphos und Memphis fromme Verehrung geweiht. Zur Schonung des jerusalemischen Tempels mußten sie sich um so mehr veranlaßt fühlen, als man, wie Tacitus erwähnt (Hist. V., 13.), die in den alten Schriften seiner Priester enthaltenen Prophezeiungen, daß von Judäa die Weltherrschaft ausgehen werde, auf sie deutete und in ihrer Erhebung zur höchsten Macht erfüllt glaubte. Es klingt daher der Bericht des Josephus durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Römer auf Befehl des Titus Alles aufgeboten haben, die Stadt und vorzüglich den Tempel zu retten; die verzweifelten Juden selbst hätten mit dem Anzünden der Tempelhallen den Anfang gemacht, und die schließliche Verwüstung sei durch

ein brennendes Scheit herbeigeführt worden, welches ein römischer Soldat bei dem letzten Sturmangriff angehetzen durch ein Fenster in das Innere des Tempels geworfen; die Lohe sei dann gleich mächtig emporgeschlagen; Titus' Befehle zum Löschen seien im Lärm der Schlacht überhört worden, und die später von ihm selbst geleiteten Löschversuche seien erfolglos geblieben.

Man hat bisher an dieser Darstellung der Katastrophe um so weniger gezweifelt, als man den entgegengesetzten Bericht des Sulpicius Severus entweder nicht kannte, oder meinte, die Erzählung eines Zeitgenossen wie Josephus verdiene vor der eines Schriftstellers, der über dreihundert Jahre nach der Zerstörung des Tempels gelebt, den Vorzug der größeren Glaubwürdigkeit. Nach Sulpicius Severus nämlich war Titus der Urheber des Unterganges der Stadt und des Tempels. „Es wird erzählt," so lauten seine Worte, „Titus habe vorher einen Kriegsrath berufen und berathschlagt, ob er ein solches Bauwerk, wie der Tempel sei, zerstören solle. Einige meinten, man dürfe ein geweihtes Gotteshaus, das alles Menschenwerk überstehe, nicht vernichten, da seine Erhaltung zu einem Zeugnisse römischer Milde, seine Verwüstung zu einem unauslöschlichen Makel der Grausamkeit gereichen müsse. Andere dagegen und Titus selbst stimmten dahin, gerade den Tempel müsse man vornehmlich zerstören, damit der Juden und der Christen Glaube vollständiger ausgerottet werde. Denn diese Glaubensarten, ob zwar einander gegenüber stehend, seien doch von denselben Urhebern ausgegangen; die Christen seien aus den Juden entstanden; sei erst die Wurzel fortgeschafft, so werde auch der Stamm leicht zu Grunde gehen. Solcherweise ward, nachdem auf göttlichen Willen alle Gemüther sich entflammt hatten, der Tempel zerstört."

Von dem Kriegsrathe weiß auch Josephus. Er läßt drei Meinungen sich äußern. Die eine Partei dringt auf absichtliche Zerstörung des Tempels unter allen Umständen, um dem Rebelliren der Juden für immer ein Ende zu machen; die andere nur in dem Falle, wenn die Juden den Tempel als ein Bollwerk zu ihrer Vertheidigung brauchen würden; denn dann höre er auf, ein Heiligthum zu sein und dürfe wie ein Kastell behandelt werden, und die Zerstörung falle denen zur Last, welche sie durch ihre Hartnäckigkeit unvermeidlich gemacht hätten. Diesen zwei Ansichten gegenüber habe Titus sich für die unbedingte Schonung ausgesprochen; denn man kämpfe gegen Männer, nicht gegen leblose Mauern; die Zerstörung eines solchen Gebäudes sei ein Verlust lediglich für die Römer; durch die Erhaltung desselben werde ihrem Reiche eine Zierde gewahrt. Dem Titus traten drei von den sechs Mitgliedern des Kriegsrathes bei, und so wurde die Schonung beschlossen.

Wer von den beiden Zeugen verdient größeren Glauben? Josephus schreib bekanntlich seine Geschichte des jüdischen Krieges als Schützling der Flavier; er durfte die Thatsachen nur so darstellen, wie es im Interesse der herrschenden Dynastie lag. Sulpicius Severus aber hat, wie Bernays mit großer Evidenz nachweist, seinen Bericht fast wörtlich aus einem jetzt verlorenen Theile der Historien des Tacitus geschöpft und Tacitus, der nach dem Sturze der Flavier schrieb, hatte keinen Grund, dem Flavischen Hause zu Liebe die historische Wahrheit zu fälschen. Es kann also jetzt nur die Frage sein, woher Tacitus seine von Josephus abweichende Angabe genommen habe? „Einem Manne von Tacitus' gesellschaftlicher Stellung," sagt Bernays, „mußten neben den veröffentlichten Schriften auch noch geheime Aufzeichnungen und mündliche Nachrichten der zuverlässigsten Art zu Gebote stehen, bei deren Verarbeitung er, da er erst nach Beseitigung des Domitianus die Feder ergriff, an keine von allen den Rücksichten gebunden war, welche das unter Censur der Flavier erschienene Werk ihres jüdischen Clienten beherrschten. Noch sind wir im Stande, wenigstens den Namen eines sicherlich von Tacitus befragten Zeugen zu entdecken. Der unter den Antoninen schreibende Minucius Felix erwähnt ein von jüdischen Dingen handelndes Buch eines Antenius Julianus: dieser kann kein Anderer sein, als der Prokurator von Judäa, Marcus Antonius Julianus, welchen Josephus als eines der sechs Mitglieder des Kriegsraths anführt und für die Zerstörung des Tempels stimmen läßt. Daß Tacitus die Schrift eines so hochgestellten römischen Augenzeugen unbeachtet gelassen, wäre eben so befremdlich, wie seine Vernachlässigung des Josephus natürlich ist. Demnach könnten wir, wenn diese Combinationen sich bewähren, die Quelle des Severischen Berichtes noch über Tacitus hinaus bis vor die Mauern des belagerten Jerusalems verfolgen."

Ist es hiernach kaum zu bezweifeln, daß Titus der Urheber der Tempelzerstörung war, wozu ihn auch die Tradition der Juden macht: was hat ihn veranlaßt, den Josephus zu bestimmen, in seiner Darstellung die Schuld von ihm abzuwälzen? Gewiß nichts Anderes, als die öffentliche Meinung, die einen so harten Beschluß, der nicht nur politisch ungerechtfertigt war, sondern auch von Vielen als ein Vergehen gegen die Gottheit betrachtet wurde, im Widerspruche mit der gepriesenen Milde und Frömmigkeit des Titus finden mußte. Ja, es erscheint uns gar nicht unwahrscheinlich, daß Titus selber sein strenges Verfahren später bereuet habe. Suetou erzählt (Tit. 10), daß, als Titus sich todtkrank fühlte, er, den Blick zum Himmel gerichtet, geklagt habe, wie er unverschuldet so früh vom Leben scheiden müsse, da er sich keiner That bewußt wäre, die er zu bereuen hätte, nur mit Ausnahme einer einzigen. Was das für eine gewesen, wußten schon die Alten nicht. Einige vermutheten, er habe das unerlaubte Verhältniß zur Domitia, der Gattin seines Bruders, gemeint. Doch bemerkt Sueten, Domitia selbst habe feierlichst die Schuld in Abrede gestellt, die gewiß, wenn sie gegründet gewesen wäre, sie nicht nur nicht geleugnet, sondern sich ihrer noch wie ihrer anderen Schändlichkeiten gerühmt haben würde. Daß Niemand auf die wahre Schuld verfallen konnte, dafür hatte Titus durch die in seinem Interesse berichtenden Scribenten gesorgt. Sie konnten das Publikum irre führen, doch sein eigenes Gewissen nicht beschwichtigen.

Ist aber der Tempel mit Wissen und Willen des Titus nach einem vorher gefaßten Beschlusse zerstört worden, so fallen alle erbaulichen Betrachtungen weg, die man von jeher über die besondere göttliche Fügung angestellt hat, wonach selbst gegen die Absicht des römischen Befehlshabers der Brand entzündet werden mußte, damit das durch den göttlichen Zorn verworfene Judenthum unter des Tempels Asche begraben würde. Hat doch auch Severus, um das Eingreifen Gottes nicht gänzlich zu missen, den Beifall, welchen die Mitglieder des Kriegsrathes dem für die Zerstörung stimmenden Titus zollten, von einer auf göttlichen Wink entstandenen Entflammung der Gemüther hergeleitet. Die Sache stellt sich jetzt vielmehr als eine ganz natürliche dar. Titus hat die Zerstörung des Tempels beschlossen, weil er überzeugt war, daß mit dessen Untergange auch der Glaube der Juden und Christen untergehen würde. Der Römer hat sich nur darin getäuscht, daß er glaubte, wie das Römerthum an Rom und das Kapitol, so sei die Existenz des Judenthums an Jerusalem und seinen Tempel geknüpft. Daß es die an keinen Ort und an keine Zeit gebundene Gottesidee, deren Träger es ist, von jeder Vernichtung durch menschliche Macht bewahre, davon konnte freilich der fromme Verehrer der Venus zu Paphos und des Apis zu Memphis keine Ahnung haben. M.

Mannigfaltiges.

— Der Herzog von Aumale und Prinz Napoleon. Die meisterhafte Philippica, welche Henri d'Orléans, Herzog von Aumale, gegen den Prinzen Napoleon Jérome gerichtet hat,* macht eine um so eindrucksvollere Wirkung und ist um so verständlicher, wenn sie mit der Rede des letztgedachten Prinzen verglichen wird, auf welche sie eine Erwiderung ist. Man muß eine so eingesalzene Hetzingsrede, wie die englischen Zeitungsschreiber, besitzen, um, gleich der Times, zu bedauern, daß diese einen echt chevalereskeu und zugleich constitutionellen Geist athmende, von halb Europa mit Beifall aufgenommene Philippica durch den wackeren Prinzen von Orleans veröffentlicht worden. Wir machen übrigens darauf aufmerksam, daß eine deutsche Uebersetzung jener Rede des Prinzen Napoleon Jérome in einem Separat-Abdrucke bei Julius Springer in Berlin erschienen ist.**

— Garibaldi und der Skandinavismus. Das Organ des exaltirten dänischen Skandinavismus (d. h. des Eiderdänenthums), „Fuedrelandet," und nach ihm sein treuer schwedischer Schildknappe, „Aftonbladet," brachte Ende Januar d. J. den angeblich in Caprera geschriebenen Brief eines „jungen dänischen Künstlers," der auf Bestellung eine Büste Garibaldi's anfertigen sollte, folgenden Inhalts:

„Nachdem ich von einer Dame in Rom warme Empfehlungsbriefe an Garibaldi erhalten hatte, begab ich mich am 12. Januar wiederholt nach Caprera, wurde von Garibaldi warm empfangen und brachte mein Gesuch vor. Er fragte mich, wie viel Zeit das Modelliren in Anspruch nehmen würde, und auf meine Antwort, fünf bis sechs Tage, entgegnete

* Lettre sur l'histoire de France, par Henri d'Orléans etc. Berlin, B. Behr. Paris, A. Dumineray.

** Rede des Prinzen Napoleon, gehalten in der Sitzung des französischen Senats, am 1. März 1861. Berlin, Julius Springer.

er: „Gut, fangen Sie an!“ — Es wurden nun ein paar Kisten auf einander gestellt, und ich begann mit meiner Arbeit. Während der Sitzung unterhielt er sich lebhaft mit mir und erkundigte sich mit großem Interesse nach dem Norden und wie es mit dem Skandinavismus ginge. Den letzteren hielt er nämlich für ein Bündniß der nordischen Völker, welches den Zweck habe, dem Vordringen der Deutschen nach Norden einen Damm entgegen zu setzen. Als ich die Richtigkeit seiner Ansicht bestätigte (also hat der Däne gelogen), sagte er vergnügt: „Das ist recht! Ihr im Norden und wir im Süden, so werden wir die Deutschen wohl bewältigen!“

Sollten dies wirklich die Worte des Freiheitskämpfers sein, der die Sache jedes Unterdrückten zu der seinigen gemacht hat und noch ferner machen will, so wäre es eine gute Lehre für die deutsche Gemüthlichkeit, denn es ist nicht anzunehmen, daß der Mann, welcher in fast allen Revolutionen der letzten zwanzig Jahre in Europa, wie in Amerika eine so große Rolle gespielt hat, von einer „schleswig-holsteinischen“ Erhebung gegen dänische Unterdrückung nie gehört haben sollte, — von einer Erhebung, die erst nach dreijährigem, heldenmüthigen Kampfe, in welchem Schlachten geschlagen wurden, die blutiger, als die bei Novara und andere im italiänischen Kampfe von 1848 und 1849, — nicht durch die Dänen, sondern durch die Intriguen und Gewalt eben desselben alten Erbfeindes der Freiheit, der Italien knechtete und theilweise noch beherrscht, durch Oesterreich niedergeworfen wurde! Sollten indessen obige Worte von dem Helden nicht gesprochen, sondern eine bloße dänische Lüge sein, was ja sehr leicht möglich, so dürfte es wohl am Orte sein, dieselbe durch eine direkte Anfrage bei Garibaldi, der ja, der Kölnischen Zeitung zufolge, Verbindungen mit Deutschland angeknüpft hat, zu entkräften. Wenigstens könnte bei dieser Gelegenheit uns Deutschen und den schlecht beeichteten Italiänern reiner Wein eingeschenkt werden über das, was wir von einander zu erwarten und von unseren resp. Verhältnissen zu halten haben!

— Der Libanon, von David Urquhart. Die bis in das neuere Zeitalter von fremdem Joch unabhängige Bevölkerung des Libanon wird uns im vorliegenden Werk eingehend, wenn auch mit häufiger Beimischung subjektiver, oft vielleicht vorgefaßter Ansichten geschildert. Der geistreiche Verfasser, das bekannte frühere Parlamentmitglied David Urquhard, hat in den Jahren 1849 und 1850 diese Gegenden des asiatischen Küstenlandes bereist und nunmehr sein bei dieser Gelegenheit geführtes Tagebuch veröffentlicht. In diesem Augenblicke, wo die Augen des gesammten Europa auf jene durch schauderhaftes Blutvergießen entweihten Berge gerichtet sind, wird das vorliegende Werk die ihm angemessene Berücksichtigung wohl finden. Eine eingehende historische Abhandlung über die früheren Geschicke des Landes liest sich sehr gut. Sinnreiche, witzige Bemerkungen finden sich, wie in Allem, was Herr Urquhart veröffentlicht, auch in diesem Werk; dagegen können wir seinen etymologischen und historischen Angaben und Konjekturen nicht recht Glauben schenken. Gerechtfertigt erscheint dieses Mißtrauen u. A. durch eine Anführung der Schlacht bei Hastings, die im Text sowohl (Vol. I. p. 37), als auch in der diesen verbessernden Note meichtig angegeben ist, dort p. Chr. 1088, hier 1068.

Eine andere, auch in dieser Schrift hervortretende Eigenthümlichkeit Urquhart's ist bekanntlich sein erbitterter Haß gegen Lord Palmerston und die parlamentarische Regierung in England. Auf den jetzigen Premier werden in diesem Buche die giftigsten Anspielungen gemacht, das ist man schon gewohnt; sonderbar muß es aber den Ausländer berühren, daß ein Engländer rohen Bergvölkern bei jeder Gelegenheit Vorlesungen über den Verfall seines Vaterlandes hält. Eine, Vol. II, p. 218 befindliche Note stellt diese Ansicht des Herrn Urquhart mehr als alles Andere in's gehörige Licht; dort behauptet er nämlich, daß der einzige Dienst, der England durch das Parlament seit dessen Einmischung in die Politik geleistet worden, in der unter Karl II. angeführten Unabsetzbarkeit der Richter besteht. (The only service ever rendered to England by its Parliament since it intermeddled in politics was the enforcing, under Charles II., the inamovability of the Judges.) Wir denken übrigens dem Herrn David Urquhart, der jedenfalls eine der eigenthümlichsten und interessantesten Persönlichkeiten des gegenwärtigen Englands ist, in einem unserer nächsten Blätter einen besondern Artikel zu widmen.

— Theoretischer und praktischer Materialismus. Es ist einseitig, lediglich einen theoretischen Materialismus zu setzen; denn es giebt auch einen praktischen Materialismus. Während der theoretische Materialismus die Denkweise ist, welche das im All der Welt Seiende lediglich für Stoff erklärt, dergestalt, daß sie sogar die dem Seienden innewohnenden Kräfte für Stoffe hält, so bestimmt sich der praktische Materialismus als diejenige Richtung des Wollens, bei welcher blos der Besitz des Seienden, also des Stofflichen, wie es z. B. in den Formen des Goldes, Silbers ꝛc. zur Erscheinung kommt, als höchstes Gut angestrebt wird. Da indeß der theoretische Materialismus, zumal in der vom Skepticismus angefressenen Gegenwart, nicht selten der Quellpunkt des praktischen ist: so verdient der theoretische vorzugsweise die kritische Berücksichtigung solcher Männer, welche zu der vernünftigen Erkenntniß gelangt sind, daß der theoretische Materialismus, gestützt auf Scheingründe, sehr verderblich sei. Zu diesen Männern rechnen wir den ehrwürdigen Hamburger Pädagogen Herrn Dr. J. L. Krüger. Von dem Vorstande der in Hamburg befindlichen „Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens“ ersucht, einen Vortrag in der Gesellschaft zu halten, hat er diesem Gesuche Rechnung getragen in einem Vortrage, dessen Thema lautet: „Das Unhaltbare und Gefährliche der materialistischen Natur-Anschauung, dem Volke, seiner Jugend und deren Lehrern dargestellt.“ Dieser Vortrag ist von den Zuhörern so freundlich aufgenommen worden, daß sie den Abdruck gewünscht haben. Die zweite vermehrte Auflage des Vortrags, welche uns vorliegt, bestärkt, wie in dem Vorworte treffend bemerkt wird, den erfreulichen Beweis, daß, „trotz mancher Extravaganzen unserer Zeit, der Sinn für höhere Wahrheiten, das religiöse Gefühl, der christliche, sittliche Ernst noch bei Vielen im deutschen Volke nicht erkaltet oder gar ertödtet ist.“

Allerdings taucht in dem Vortrag manche Behauptung auf, welcher beizupflichten die Kritik Bedenken trägt. So die folgende: „Die Natur, als leb- und vernunftlos, steht unter uns“ (S. 10). Die Natur besitzt, wie ihre Bewegungen ergeben, Leben, und ist, wie aus ihrer wohlgeordneten und zweckmäßigen Beschaffenheit klar wird, im Besitz der Vernunft. Eine Thatsache, die nicht hindert, daß die Natur unter dem Menschen steht; denn das Leben der Menschen und ihre Vernunft sind mit jenem Selbstbewußtsein ausgestattet, welches dem Leben und der Vernunft der Natur abgeht. Jedoch sind einzelne, in Ansehung ihrer Richtigkeit zweifelhafte Behauptungen des Verfassers für uns kein Anlaß, den hohen Werth seiner Leistung zu verkennen. Zunächst werden von ihm die Ansichten des Materialismus, wie dieselben durch die Herren Büchner, Moleschott, Vogt u. A. ausgesprochen sind, ohne willkürliche Beimischungen und in volksverständlicher Weise dargestellt, um dieselben nach Gebühr würdigen zu können (S. 11 und ff.). Sodann weist der Verfasser das Unhaltbare und für das Volk, seine Jugend und deren Lehrer Gefährliche jener Ansichten (S. 15 und ff.) mit Gründen nach, die zwar nicht den blinden Anhängern der sogenannten materialistischen Ansichten, doch denjenigen Bekennern derselben, welche noch offene Augen für die Wahrheit haben, als wahre erscheinen werden. Dieser Nachweis dürfte für solche Leser um so ansprechender sein, als der Verfasser besonnen genug ist, bei der Führung desselben über die Naturforschung, mit welcher der Materialismus sich viel zu schaffen macht, nicht ganz den Stab zu brechen. „Die Naturforschung unserer Zeit,“ (so sagt der Verfasser S. 44) „hat — einen Theil der Wissenschaften erweitert, unsere Bekanntschaft mit der Sinnenwelt und unsere Mittel vermehrt, von der Natur Nutzen zu ziehen.“

Breslau. Wilhelm Böhmer.

— „Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit.“* Der erste Brief, mit welchem im Jahre 1833 die erste, als Handschrift gedruckte Ausgabe des Buches „Rahel“ eröffnet wurde, war ein Brief Rahel's an David Joseph Veit, vom 1. November 1793. Und wie dieser, so ist noch eine lange Reihe späterer Briefe in dem berühmten Buche an dieselbe Adresse gerichtet, alle voll Geist und Leben, woran es freilich auch in Rahel's Briefen an Andere nicht fehlt; aber jene tragen vorzugsweise den Stempel der jugendlichen Herzens-Innigkeit und der offensten Sympathie. Inzwischen fehlte bisher das Mittel zum vollen Verständnisse dieser Briefe Rahel's; die Erwiederungen ihres jungen Freundes Veit waren mit wenigen Ausnahmen, die Varnhagen in seine, 1836 herausgegebene „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel“ aufgenommen hatte, bisher noch nicht gedruckt. Wenn Varnhagen diese Briefe, die er bald nach Rahel's Tode vollständig gesammelt und zu deren Druck er sich auch von den Erben Veit's — unter gewissen Voraussetzungen — die Genehmigung verschafft hatte, doch so lang er

* The Libanon. A History and a diary, by David Urquhart. In two Volumes. London: Newby; Berlin: A. Asher & Co., 1860.

* Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus, 1861.

lebte, dem Publikum vorenthielt, ist aus den beiden Bänden, die uns jetzt, mit einer noch von Varnhagen geschriebenen Vorrede, gedruckt vorliegen, nicht ersichtlich. Von den hier mitgetheilten Briefen Rahel's waren bisher nur wenige noch nicht bekannt. Die Korrespondenz gehört zum bei weitem größten Theil der Zeit von 1793 bis 1796 an, während welcher drei bis vier Jahre Veit in Göttingen, Jena und Halle Medizin studirte. In Jena und Weimar besuchte er Schiller, Goethe, die beiden Humboldt und Andere, und darüber ist in interessantester Weise von ihm berichtet. Nur wenige Briefe dieser Korrespondenz datiren aus den Jahren 1798 bis 1805. Veit war inzwischen als praktischer Arzt nach Hamburg gekommen, wo er im Jahre 1814, allgemein bedauert, um Lazaretfieber starb, das er sich in gewissenhaftester Ausübung seines ärztlichen Berufes zugezogen hatte. Von dem Briefwechsel der beiden jungen Leute sagt Varnhagen schön und treffend: „Erscheint Rahel in diesen Briefen als ein ganz einziges Wesen durch die frühe Einsicht, die klare Auffassung und die ungelehrt-tiefsinnige, unfertig-siegreiche Behandlung der Welt- und Lebensgegenstände, so ist doch auch Veit in seiner Art einzig, sowohl hinsichtlich dieses ausgezeichneten Verhältnisses, das wie einen Mißgriff von ihm erleidet, als auch in Betreff der schönen Gaben, die er hinzubringt, der geistigen Kraft, der gebildeten Erörterung, der freien und klaren Sprache."

Daß Veit von einer tiefen Leidenschaft für Rahel ergriffen und sogar von qualender Eifersucht nicht frei war, geht aus zahlreichen Stellen seiner Briefe (z. B. in denen vom 17. und 20. November 1795 und selbst noch in einem Briefe aus Hamburg vom 4. Dec. 1799) unzweifelhaft hervor; sie aber, wiewohl in herzlichstem Verkehr mit ihm, nennt ihn doch immer nur, und zwar auch unmittelbar nach Empfang seiner Todes-Nachricht — in einem Briefe an ihren Bruder Marcus Theodor Robert aus Prag — ihren ersten Freund, d. h. der Zeit nach. Zu bedauern ist, daß Varnhagen die Briefe nicht mit erklärenden Anmerkungen über die darin erwähnten Personen und Ereignisse, die zum Theil den Jetztlebenden völlig unbekannt geworden, begleitet hat. Das Buch berührt zwar häufig Momente des Lebens in Literatur und Kunst, sowie des menschlichen Herzens, die nie veralten und überall auch ohne Kommentar verstanden werden; aber sehr viele Briefe, sowohl Rahel's als Veit's, haben einen Hintergrund, auf dem sie in ihrer unmotivirten Erscheinung den Leser, der nicht zufällig mit den Verhältnissen näher vertraut ist, kalt und ohne alles Interesse lassen.

— Panlatinismus. Unter diesem Titel ist in Paris eine mit vieler philologischer Prätension ausgestattete Schrift erschienen,* die sich die Aufgabe gestellt hat, nicht blos Franzosen, Spanier, Portugiesen und Italiäner, sondern auch alle Belgier, Engländer, Schotten, Irländer, Walliser, Bretons und selbst die Griechen dem gallaromanischen Volksstamme zu vindiziren. Wie aus dem vollständigen Titel des Buches hervorgeht, soll es zugleich ein Paroli auf das (nicht vorhandene) Testament Peter's des Großen, wie auf die Organisation des „Panslavismus," sein. Hat es dieser auf achtzig Millionen Seelen gebracht, so will es der Panlatinismus auf hundert und fünfzehn Millionen bringen, natürlich ohne erst die Engländer, die slavischen Belgier und andere, bisher nicht dem romanischen Stamme zugezählte Nationen zu fragen, ob sie diesem wirklich angehören wollen. Die Argumentation des Verfassers beruht unter Anderem auf Zusammenstellungen, wie die folgende:

„Es scheint uns erwiesen, daß die Namen Volces, Volsker, Volger, Belgier, Welshs, Welschen, Wälsche, Waelen, Walliser, Walloaen, Balois, Balais, Wlachen, Walachen, Gaelen oder Caelen (Kelten), Gallier, Galleyos, Gallicier, Gallaschen, Galots, Galls und selbst Ola, Olatz und Valls ein und dasselbe Wort unter verschiedenen Formen sei."

Augenscheinlich hat der Verfasser die „Gallas" vergessen. Denn bei einer so bunten Zusammenstellung von Nationen nach dem Klange ihrer Namen sollte es ihm doch auf ein Bischen schwarzer Hautfarbe nicht ankommen.

— Das geistige Leben der Vlamingen.** Bereits im letzten Jahrgange brachte unsere Zeitschrift längere biographische Mittheilungen der verehrten Verfasserin und Freundin unseres Blattes über zwei Persönlichkeiten und Originale, deren sich das literarische Belgien erfreut. „Schattenrisse der neuen vlamischen Literatur, Karl Ludwig Ledeganck und Louis Bleeschhouwer." — Das vorliegende dreibändige Werk hat es ziemlich mit dem ganzen heutigen schriftstellernden Belgien zu thun, und man muß die Hingebung, den Eifer und Fleiß der geehrten Verfasserin bewundern, welche sich die Mühe gab, die persönliche Bekanntschaft der meisten dieser Personen zu machen, in vielen Fällen ihre Lebensgeschichte von ihnen selbst zu erfragen, sich ihre Bücher zu verschaffen, zu lesen und Theile daraus zu übersetzen. Nicht weniger, als neunzig Schriftsteller, darunter einige Frauen, werden ausführlicher besprochen und in Biographien und Proben ihrer Arbeiten charakterisirt; andere neunzig im Anhange mit kürzeren Notizen bedacht.

Wir glauben es recht gern, daß es keine geringe Arbeit war, wenn auch viele gelehrte Belgier freundlich genug waren, die wohlmeinenden Bemühungen der Frau Verfasserin zu unterstützen. Die belgischen Schriftsteller können sich Glück wünschen; wenn man in Deutschland oder Frankreich die Schriftsteller zweiten und dritten Ranges in ähnlicher Weise berücksichtigen wollte, es müßte eine ganze Bibliothek daraus werden. Indeß man muß hier einen anderen Maßstab anlegen; im vlamischen Belgien ist vlamische Gedichte oder sonstige literarische Arbeiten zu schreiben, noch Patriotismus und ein Zeichen frischen Aufstrebens, eine Demonstration gegen das Franzosenthum.

Dem Ganzen ist ein Vorwort und eine kurze Abhandlung „über die vlamische Bewegung" vorausgeschickt, welche die Hauptgesichtspunkte dieser Sprachen-Angelegenheit recht klar auseinandersetzt. Man sieht z. B. daraus, daß das Vlamische noch mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, daß es noch keine allgemein mustergültige Sprachweise giebt, sondern Jeder den Dialekt seiner Heimat spricht: Gent'sch, Antwerp'sch, Brüssel'sch; daß die Frauen namentlich das Vlamische sehr unmelodisch sprechen.

Es ist die Frage, kann aus dieser auf ein so kleines Gebiet beschränkten Sprache, die zudem vom Holländischen nur sehr wenig verschieden ist, etwas Tüchtiges werden? Kleine Völkchen kämpfen mit dem Uebelstande, daß sie nicht im Stande sind, den ganzen kostspieligen Apparat, den eine Literatur erfordert, und das bücherkaufende Publikum für ganze Zweige derselben zu beschaffen; sie bleiben deshalb immer auf ein enges Feld beschränkt und sind der Gefahr ausgesetzt, damit selbst beschränkt zu werden. Sollten die Belgier nicht zuletzt finden, daß es die richtigste Auskunft wäre, die hochdeutsche Schriftsprache anzunehmen, die ihnen gewiß ebenso nahe liegt, als den plattdeutsch redenden Bewohnern unseres Nordens?

J. L.

* Le Panlatinisme. Confédération Gallo-Latine et Celto-Gauloise. Contre-Testament de Pierre le Grand et Contre-Panslavisme. Paris, Passard, 1860.

** Von der Schelde bis zur Maas: Das geistige Leben der Vlamingen, von Ida von Düringsfeld. 3 Bde. Leipzig, Adolf Lehmann. Brüssel, Fr. Claassen, 1861.

In unserem Verlage erscheint fortan:

Sonntags-Blatt für Schachfreunde.

Wöchentlich eine Nummer in gr. 8-Format.

Preis vierteljährlich 12 Ngr.

Ein nicht weniger durch populären Inhalt, als möglichste Billigkeit des Preises für alle Schachkreise leicht zugängliches, dem schnellen gegenseitigen Ideenaustausch aller Schachfreunde gewidmetes Verkehrsmittel hat sich bei der weiten, **noch täglich im Wachsen begriffenen Verbreitung des edlen Spieles immer mächtiger als ein allgemein gefühltes Bedürfniss herausgestellt. Das genannte Blatt wird dieses Bedürfniss befriedigen! Durch Mittheilung der neuesten Ergebnisse in Praxis wie Aufgabenwesen des Spieles, durch interessante Schach-Novellen, endlich durch Eröffnung eines Schachbriefwechsels, der Jedem zugänglich ist und durch den Frage und Antwort in allen Schach-Angelegenheiten erfolgen soll,** wird es die Interessen des Spieles vertreten und so den Wünschen des Publikums in jeder Weise entsprechen. —

Das „Sonntags-Blatt für Schachfreunde" erscheint jeden Donnerstag für den darauf folgenden Sonntag und kann durch alle Post-Anstalten und Buchhandlungen für den vierteljährlichen Preis von 12 Ngr. bezogen werden. Probe-Nummern sind auf demselben Wege gratis zu erhalten.

Leipzig, April 1861. Die Verlagshandlung
Veit & Comp.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig
Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expedition Neumann, Friedrichsstraße Nr. 11) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen bestenfalls unter Couvert an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn F. Stahl's Buchh., Unter d. Linden No 23, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 19. **Mittwoch, den 8. Mai 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Nord-Amerika. Seite
Die Revolution in Nord-Amerika 217
England.
Korrespondenz-Berichte über England. Der Londoner Korrespondent in Berlin. Die neuen Romane von Miß Evans. Der neue Ausstellungs-Palast 219
Frankreich.
Ein Sprachverbesserer und politisch Unzufriedener 222
Rußland.
Das adelige Nest. von Turgenieff 223
Deutschland und das Ausland.
Das Großherzogthum Posen und die Polen 227
Mannigfaltiges.
Prinz Napoleon's Erwiderung an den Herzog von Aumale . . . . . „
Parteilichkeit und Verlogenheit der englischen Presse . . . . . „
Jüdische Gemeinde-Bibliothek 229
Der musikalische Roman: „Kunst und Handwerk" . . . . . „

Nord-Amerika.

Die Revolution in Nord-Amerika.

(Aus dem Schreiben eines Deutschen in New-York, von den ersten Tagen des April.)

Schon am 11. März las man hier in den Morgenblättern, daß die Bundesregierung beschlossen habe, die Besatzung von Fort Sumter (bei Charleston) zurückzuziehen. Da vorher so viel die Rede von diesem einzigen Fort gewesen, welches der Regierung noch in Süd-Carolina geblieben war, machte diese Nachricht, trotz der vorherrschenden politischen Schlaffheit, einigen Eindruck. Sie bezeichnete gewissermaßen einen Wendepunkt in der Politik von Lincoln's Kabinet. Die Einen (Demokraten) betrachteten diese Maßregel als einen Schritt zur gütlichen Ausgleichung, die aber aus den von mir in einem früheren Artikel angeführten Gründen schwerlich dadurch angebahnt werden kann; die Anderen (die Republikaner verschiedener Färbung) sahen darin die äußerste Ohnmacht der Bundesregierung und einen Widerspruch mit der Inaugural-Adresse des Präsidenten, aus der man herauslesen konnte, daß die Bundesregierung der ehemaligen Union diejenigen Forts, die noch von Bundestruppen besetzt waren, festhalten wolle. Nicht Wenige fingen an zu zweifeln, ob Lincoln und sein Kabinet der Situation möchten gewachsen sein. — Doch eine eigentliche Aufregung entstand auch durch jene Nachricht nicht, da im Wesentlichen die einseitige Anschauung vorherrscht, welche die Ereignisse vorzugsweise aus dem geschäftlichen Gesichtspunkte betrachtet und die, wegen Stockung der Geschäfte, gedrückte Stimmung vor Allem der Sehnsucht nach einem Ende der Krisis günstig ist.

Die Zurückziehung der Truppen aus Fort Sumter soll nach dreistündiger Kabinetssitzung beschlossen worden sein, und zwar als militairische Maßregel. Zur Vertheidigung des Kabinets wird angeführt, daß durch die Perfidie oder Unthätigkeit Buchanan's die Werke der Aufständischen am Hafen von Charleston so weit gediehen konnten, daß man jetzt nur mit unverhältnißmäßigem Blutvergießen im Stande sei, Verstärkung nach Fort Sumter zu bringen. Es kann möglich sein, daß die Bundesregierung in der That nicht vermag, die Verstärkung von Fort Sumter zu forciren, denn ihre Mittel sind sehr beschränkt. Sie hat nicht viel mehr als 18,000 Mann reguläres Militär, nämlich auf dem Papiere; der Effektivbestand mag aber geringer sein. Diese Truppen sind über eine ungeheure Fläche zerstreut und können gar nicht alle concentrirt werden. Nun ist zwar neuerdings an verschiedenen Werbeplätzen rekrutirt worden, aber nach dem in Amerika beibehaltenen alten Werbesystem mag der Zufluß der Rekruten nicht eben bedeutend gewesen sein. Der päpstlichen Regierung standen unter Lamoricière mehr kriegstüchtige Truppen zu Gebote, als der Regierung in Washington. Die Qualität der amerikanischen Truppen ist ungleich und dürfte schwerlich hoch anzuschlagen sein. Die Offiziere sind Amerikaner, die Unteroffiziere und Gemeinen bestehen aus einem Gemisch verschiedener Nationen, besonders aus Deutschen und Irländern. Nicht die Hälfte sind geborene Amerikaner. Diese bunt zusammengewürfelte Söldnermasse wird durch eine barbarische, in Deutschland längst abgeschaffte Disciplin (Peitschenhiebe, Tragen eiserner Kugeln u. dergl.) zusammengehalten. Doch ich habe 1857 die amerikanische Bundesarmee ausführlicher in diesen Blättern geschildert und wollte deren Zusammensetzung nur kurz wieder in Erinnerung bringen. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß Militärwesen und Flotte dermalen in Verfall sind.

General Scott, dem es weder an Einsicht, noch an Muth, noch an Erfahrung fehlt, soll geäußert haben, daß zur Besetzung von Fort Sumter 10,000 Mann erforderlich sein würden. Wo sollen aber diese 10,000 Mann her kommen? Ueber den Beschluß, Fort Sumter zu räumen, ward der „New-York Tribune" aus Washington geschrieben: „Die öffentliche Meinung findet sich allmählich in die Nothwendigkeit eines Schrittes, der durch keine Vorsorge und kein Auskunftsmittel der jetzigen Administration konnte vermieden werden. Zu der Zeit, als es möglich war, dem Major Anderson Verstärkung zuzuführen, weigerte sich Buchanan auf's Entschiedenste, die desfallsigen Befehle zu ertheilen, obgleich General Scott eine Expedition organisirt hatte, und die Offiziere vor Begierde brannten, den Versuch zu machen. Mit den beschränkten Mitteln, welche jetzt dem Präsidenten zu Gebote stehen, kann der Versuch nicht ohne ungeheure Opfer an Menschenleben und die Möglichkeit eines demüthigenden Mißlingens gemacht werden." Diese Ansicht dürfte den Thatsachen nach nicht unrichtig sein. — Die jetzige Ohnmacht der Bundesregierung steht in grellem Widerspruch mit den früheren Redementaden über die Macht des „jungen Riesen." Aber wer möchte den Amerikanern jene Prahlereien sonderlich verdenken, da sie aus Europa so viele Ermunterung dazu erhielten?

Vielleicht wird man fragen, ob denn die Miliz der einzelnen Staaten in diesem Falle für nichts zu rechnen? — Diese Miliz läßt sich nicht mit dem schweizerischen Aufgebot vergleichen, das, sobald es unter dem Gewehr steht, als wirkliches Militair zu verwenden ist. Die amerikanische Miliz kann man bald mit einer Art Nationalgarde, bald mit den deutschen Schützengilden, bald der Qualität nach mit beiden nicht vergleichen. Die letztere ist sehr ungleich, die Kontrole schlaff. Während es z. B. in New-York stattliche Regimenter giebt, die (nach hiesigem Maßstabe) gut exerciren, giebt es andere, deren militairisches Wesen auf wenig mehr, als auf Soldatenspielen hinausläuft. Ferner mag in manchen Städten die Organisation der Miliz äußerst mangelhaft sein. So rief z. B. die Stadt Baltimore, als vor einigen Jahren der Rowdyismus so überhand genommen hatte, daß man seines Lebens nicht mehr sicher war, die Hülfe von Bundestruppen an, indem man die Miliz nicht für hinreichend hielt, das Raub- und Mordgesindel im Zaum zu halten. Die Miliz würde also, ganz abgesehen davon, daß dem Präsidenten nicht unbedingte Verfügung über dieselbe frei steht, im Allgemeinen zu Unternehmungen außerhalb der Gränzen ihrer respektiven Staaten schwerlich

brauchbar sein. Auf die militairische Schwäche der Vereinigten Staaten hat übrigens Herr v. Bülow schon 1797 in seinem Werke über Amerika aufmerksam gemacht, Andere haben es wohl auch gethan, aber man hat das Alles in Europa nicht beachten wollen.

Die jetzigen Erscheinungen mögen freilich hin und wieder zu sehr überraschen, denn noch niemals ist der moralische Verfall einer Republik dem Auslande mehr verborgen geblieben, als der der Vereinigten Staaten, indem gleichzeitig in denselben eine unerhörte Anschwellung der Kopfzahl vor sich ging und man sich gewöhnt hatte, auf Amerika einen exceptionellen Maßstab anzuwenden. Diesseits sollte Alles anders vor sich gehen, als nach Erfahrung der Geschichte in der Entwickelung anderer Völker. Man dachte sich ein großes Land, ein Volk, das sich nach Millionen vermehrt und ausbreitet, aber ohne Krieg; ohne zu bedenken, daß überall wo es Menschen giebt, die Leidenschaften der menschlichen Natur wesentlich dieselben Erscheinungen hervorbringen müssen. Man behielt für Amerika noch die Anschauungsweise der französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts bei, obgleich man für Europa deren Unzulänglichkeit längst begriffen hatte, besonders die Oberflächlichkeit, gewisse Lehren ohne Rücksicht auf die Wahrheiten der Geschichte für die Fortschritte der Menschheit aufzustellen. So hatte man denn in den Vereinigten Staaten schon längst eine Republik mit einer Bevölkerung ohne republikanischen Geist. Jene heroische Seelengröße, die warme Theilnahme und Aufopferungsfähigkeit für das Allgemeine überhaupt, die erhabene und erhebende Stimmung, welche aus der Blüthenzeit der antiken Republiken noch heute die Bewunderung der Nachwelt erregen, waren von jeher in den amerikanischen Republiken weder stark ausgeprägt, noch sonderlich verbreitet, hatten aber in neuester Zeit dem ausgedehntesten Schachergeist, dem leichtsinnigsten Schwindel und einer in politischen Dingen kurzsichtigen Geldgier Platz gemacht. Der französische Idealismus des vorigen Jahrhunderts mit seinen bekannten Phrasen war von Anfang an nur oben aufgeklebt und diente zum blendenden Aushängschild für die Europäer. Die solidere Grundlage der nordamerikanischen Republik bestand aus den alten englischen Freiheiten; allein der Geist, mit dem sie benutzt wurden, nährte bei ungleich platteren und einseitigeren Zuständen vorzüglich den groben englischen Egoismus ohne die Milderung, die er in England durch eine reichere Gliederung der Gesellschaft und seiner entwickelten Sitte erfährt.

Der Inhalt der Constitution der neu konföderirten Staaten mag wohl in Deutschland schon bekannt geworden sein; vielleicht aber nicht so allgemein, daß die Hauptzüge derselben den Lesern dieser Blätter unwillkommen wären. Ich theile daher den Auszug mit, den kürzlich die hiesige „Staats-Zeitung" enthielt. Er lautet, wie folgt:

„1. In der Einleitung wird die Gnade und der Schutz des allmächtigen Gottes angerufen.

2. Jeder richterliche oder sonstige Bundesbeamte, der nur innerhalb der Gränzen eines Staates, in dem er wohnt, seine Amtsbefugnisse ausübt, kann von zwei Drittheilen beider Zweige der Gesetzgebung eines solchen Staates in Anklagezustand versetzt werden.

3. Der Kongreß kann dem obersten Beamten in jedem Regierungs-Departement einen Sitz auf der Flur beider Häuser einräumen, mit dem Vorrechte, über irgend welche in sein Departement schlagende Maßregeln zu sprechen.

4. Der Präsident kann in demselben Gesetzvorschlage die Bewilligung für einen Posten gutheißen und die Bewilligung für einen anderen verwerfen.

5. Die Worte: „zur Förderung allgemeiner Wohlfahrt" sind im Vorworte weggelassen.

6. Es dürfen keine Prämien aus der Bundeskasse bezahlt, noch Zölle oder Abgaben auf aus dem Auslande eingeführte Waaren gelegt werden, um einen besonderen Industriezweig zu befördern oder zu bevorzugen.

7. Der Kongreß hat keine Macht, Gelder für irgend welche, die Förderung des Handels bezweckende Verbesserungen im Inneren zu bewilligen, ausgenommen für Herstellung von Leuchtfeuern, Baaken, Bojen und für andere der Küstenschifffahrt, der Verbesserung von Häfen und der Entfernung von Hindernissen der Flußschifffahrt förderliche Maßregeln. In allen derartigen Fällen sind die zu erhebenden Zölle auf die dadurch begünstigte Schifffahrt zu legen, insoweit sie zur Deckung der Kosten und Auslagen nöthig sind.

8. Die Ausgaben des Post-Departements müssen nach dem 1. März 1863 durch ihre eigenen Einnahmen bestritten werden.

9. Die Einfuhr von Negern der afrikanischen Race aus dem Auslande — die Sklavenstaaten und Territorien der Vereinigten Staaten ausgenommen — ist verboten.

10. Der Kongreß darf die Einführung von Sklaven aus einem nicht zur Conföderation gehörigen Staate oder Territorium verbieten.

11. Der Kongreß darf erst dann Gelder bewilligen, wenn eines der Häupter der Departements sie verlangt und einen vom Präsidenten gebilligten Voranschlag dazu geliefert hat, und auch dann nur mit einer Zweidrittelsmehrheit in beiden Häusern; ausgenommen davon sind die Fälle, wo es sich um die Kosten des Kongresses selbst oder um rechtskräftige Forderungen gegen die Conföderation handelt.

12. Der Kongreß hat einen Gerichtshof zur Untersuchung von Forderungen gegen die Regierung einzusetzen.

13. Der Kongreß darf keinem Lieferanten, Beamten, Agenten oder Diener nach abgeschlossenem Kontrakte oder geleisteten Diensten eine Extra-Vergütung gewähren.

14. Jedes Gesetz darf sich nur auf einen Gegenstand beziehen, der in der Ueberschrift deutlich ausgedrückt ist.

15. Wenn ein Fluß zwei oder mehr Staaten theilt oder durch sie fließt, so können sie Verträge zur Verbesserung der Schifffahrt mit einander abschließen.

16. Der Präsident bleibt sechs Jahre im Amte und kann nicht wieder gewählt werden.

17. Mit Ausnahme von Kabinets-Mitgliedern und von Beamten im diplomatischen Corps kann der Präsident keinen Civilbeamten im Executio-Departement absetzen, ohne dem Senate die Absetzung nebst den Gründen dafür mitzutheilen.

18. Die Bürger eines Staates können gegen die Bürger eines anderen an den Bundes-Gerichtshöfen keine Klage anhängig machen.

19. Die Bürger eines jeden Staates haben mit ihren Sklaven und sonstigem Eigenthume das Durchgangs- und Aufenthaltsrecht in *irgend* einem Staate der Conföderation, ohne daß dadurch das Eigenthumsrecht auf Sklaven irgendwie beeinträchtigt werden darf.

20. Die Zulassung anderer Staaten zur Conföderation erfordert das Votum von zwei Drittheilen des gesammten Repräsentantenhauses und die Zustimmung von zwei Drittheilen des Senates, der hier nach Staaten abzustimmen hat.

21. Der Kongreß und die Territorial-Regierungen anerkennen und beschützen das Institut der Negersklaverei in den Territorien, und jeder Bürger eines Staates hat das Recht, mit seinen Sklaven dahin zu ziehen.

22. Wenn drei Staaten auf eine Convention aller Staaten zur Erörterung von Amendements zur Constitution dringen, die Convention mit den Amendements übereinstimmt, und diese von zwei Dritteln der Staats-Gesetzgebungen oder Staats-Conventionen gutgeheißen werden, so bilden dieselben einen Theil der Constitution.

23. Der Kongreß darf durch keinen Erlaß das Recht auf Eigenthum an Negersklaven beeinträchtigen oder ableugnen."

Es sind hier vorzüglich diejenigen Bestimmungen mitgetheilt, in denen die neue Constitution von der alten abweicht. Man kann nicht in Abrede stellen, daß darunter Verbesserungen vorkommen, z. B. Nr. 16. Die Verlängerung der Amtszeit des Präsidenten ist von wesentlichem Vortheil, schon dadurch, daß die Wühlerei und Erschütterung, welche die Präsidentenwahl bewirkt, nicht so oft und so bald hinter einander vorkommen, aber auch dadurch, daß jedem Präsidenten ein längerer Zeitraum zur erfolgreichen Wirksamkeit gegeben wird. Freilich muß man sich aber auch besser als bisher vorsehen, keinen unfähigen Präsidenten zu wählen, was in der letzten Zeit fast zur Regel geworden war. Eine große Verbesserung liegt in Nr. 17. Hierdurch wird ein großer Theil der Patronage und Corruption abgeschnitten. Man kann dadurch auch bessere Beamten bekommen, als jetzt, wo durch Absetzungen in Masse bei dem Wechsel der Präsidenten eine so große Menge von Beamten in ihrer Existenz gefährdet sind. — Ferner scheinen die abgefallenen Staaten zu derselben Zeit mit Europa einen Handelsverkehr nach liberalen Grundsätzen einzuleiten, während die alte Union ihn durch einen abschreckenden Tarif vermindert. Verschiedene Fabrikanten und eine Menge Arbeiter versprechen sich zwar goldene Berge von dieser Maßregel, sie dürften sich aber täuschen. Jedenfalls war es vom Norden nicht weise, in der jetzigen Verwirrung so enorme Zollsätze einzuführen.

Bei dieser Gelegenheit haben die Gesetzgeber der alten Union wieder einmal ihren Mangel an Begriffen über die Kunst an den Tag gelegt. Früher war die Einfuhr von Gemälden zollfrei, nach dem neuen Tarif ist aber auf alle Gemälde, die zum Zwecke des Verkaufs importirt werden, ein Zoll von zehn Prozent des Werthes gelegt. Man sollte denken, die Amerikaner würden bei dem niedrigen Stande der Kunst und dem vor-

herrschenden Mangel an Geschmack in ihrem Lande der Einfuhr von Kunstwerken alle Aufmunterung angedeihen lassen, statt ihr Hindernisse in den Weg zu legen. — Durch diesen unverständigen Zoll wird auch die Kunst-Ausstellung (International Art Institution), die Herr Wilhelm Austermann vor zwei Jahren hier gründete und seitdem unermüdlich fortführte, und welche ich damals in diesen Blättern besprochen habe, in ihrem Fortbestehen sehr in Frage gestellt.

Man wird vielleicht gelesen haben, daß der Staats-Convent von Texas nach einigen Debatten am 22. März mit überwiegender Majorität die Verfassung der neuen conföderirten Staaten ratificirte, denselben also beitrat. Am Tage vorher soll der alte Gouverneur Houston (manchen Lesern vielleicht aus den Sealsfield'schen Romanen bekannt) in Austin heftig gegen den Convent und dessen Beginnen gesprochen haben. — Vergebens, denn Texas wird durch die geographische Lage und ebenso durch die überwiegende Stimmung für Verewigung der Sklaverei in die neue Staatengruppe getrieben. Nach eingegangenen Briefen sollen sich in Texas nicht wenige deutsche Ansiedler in einer sehr mißlichen Lage befinden, besonders solche, die im Verdachte stehen, der Sklaverei nicht freundlich gesinnt zu sein; wenn sie auch nicht wagen, sich darüber zu äußern, denn dergleichen Ansichten gehören in der neuen Conföderation zu den größten Verbrechen. Uebrigens soll Texas von den Indianern sehr bedroht werden. Freilich muß ich dahin gestellt sein lassen, ob der Staat nach Zurückziehung der Truppen des alten Bundes im Stande ist, die Einfälle und Verwüstungen der Barbaren abzuwehren. Hat nun die Revolution nach Texas hin an Terrain gewonnen, so hat sie in Arkansas plötzlich ein Hinderniß gefunden. Die schon entworfene Secessions-Ordonnanz ward nämlich auf dem dortigen Convente mit 39 gegen 35 Stimmen verworfen. Bei alledem lassen sich die Umrisse, wie weit der Zerfall der Union sich verbreitet, noch nicht angeben, denn es ist mit deren Auflösung erst der Anfang gemacht.

Uebrigens ist im März Herr Russell, der berühmte Korrespondent der „Times," hier eingetroffen. Hier wohnende Engländer gaben ihm ein Zweckessen, bei welchem er geäußert haben soll, sein Zweck sei, zu sehen, ob die demokratische Regierungsform sich bewähren könne. Man scheint von amerikanischer Seite nicht ohne Besorgniß vor seinem Scharfblick zu sein. — Dies zu schreiben, ist niederschlagend für einen deutschen Korrespondenten. — Wenn ein großes, reiches, deutsches Blatt einen solchen Korrespondenten hierher gesandt hätte, so würde man ihm schwerlich ein Zweckessen gegeben haben, sondern die hiesigen deutschen Blätter und Blättchen möchten sich beeilt haben, ihn herunterzureißen, zumal wenn er eine solche Aeußerung gethan; auch würden sie ihn haben merken lassen, daß er zu grün sei, um etwas über Amerika zu schreiben. Freilich hat aber auch die Zeitungspresse Deutschlands den Vortheil nicht gehörig wahrgenommen, daß in den letzten zehn Jahren so viele deutsch gebildete Männer hier in der Verbannung lebten, die wenigstens eine langjährige Kenntniß amerikanischer Zustände hatten und jetzt zur größeren Hälfte verschwunden sind und immer mehr verschwinden werden. Mit dem größten Patriotismus, mit der wärmsten Anhänglichkeit an das Vaterland und dessen reichen Kulturstand ist man im Auslande ein geschlagener Mann, wenn man ein Deutscher ist. Doch man wird interessante Korrespondenzen von Herrn Russell in der „Times" erwarten können. — Wie große Bedeutung man hier auf ihn legt, kann man daraus abnehmen, daß Präsident Lincoln, als er am 28. März sein erstes offizielles Diner gab, Herrn Russell zu demselben zuzog. — Vorläufig zeige Herrn Russell's Sendung hierher, daß man in England begreift, wie die amerikanischen Staatengruppen in eine neue Phase ihrer geschichtlichen Entwickelung treten und daß sowohl die bisherige Anschauungsweise dieser überseeischen Civilisation, als die Berichte darüber unzureichend sind.

Soll ich versuchen, die Hauptzüge des jetzigen Standes der Politik mitzutheilen, so möchten sie ungefähr folgende sein: Seward scheint als Minister Lincoln's einen überwiegenden Einfluß zu haben. Er befolgt eine sogenannte Friedenspolitik, nämlich die Politik des Zuwartens und Gehenlassens. Freilich läßt sich schwer ermessen, ob dieselbe nicht durch die oben angedeutete militairische Schwäche der Bundesregierung geboten wird. Die Regierung ist aber auch noch aus anderen Gründen schwach. Die zwar im Wahlkampf besiegte, aber immer noch einflußreiche demokratische Partei sympathisirt, wenn nicht immer mit den Sklavenhaltern der abgefallenen Staaten, doch mit denen der sogenannten Mittelstaaten. Die Stellung der letzteren ist in ihrer letzten Tendenz noch nicht ganz klar. In der Majorität mögen sie jetzt wohl noch in der alten Union bleiben wollen, obgleich die Secessionisten mehr oder minder in ihnen wühlen, sowie sie auch schon Wühlereien in Kalifornien versuchen. Das Verhältniß der revolutionären und konservativen Elemente ist in den einzelnen dieser Staaten verschieden, indeß spricht man sich in denselben gegen Gewaltmaßregeln wider die abgefallenen Staaten aus. Die Rücksichtnahme auf die Mittelstaaten ist im Norden sehr verbreitet und man hofft, sie durch Temporisiren und Nachgiebigkeit in der Union zu erhalten, mit welchem Erfolge, muß ich dahin gestellt sein lassen. Vor der Inauguration Lincoln's waren bei einem zahlreichen Theile der nördlichen Bevölkerung Kompromißvorschläge sehr beliebt, wodurch man hoffte, wenn nicht die Baumwollenstaaten zurückzuführen, doch die Mittelstaaten vom Abfall abzuhalten. Der sogenannte Friedens-Kongreß ging kurz vor Lincoln's Amtsantritt ohne anderes Resultat, als die Formulirung eines Kompromisses (über die endlose Sklavereifrage) auseinander. Vorläufig ist es über Kompromisse still geworden. In der unter dem Drucke, der auf den Geschäften liegt, weit verbreiteten politischen Erschlaffung tauchen hin und wieder Ergüsse amerikanischer Patrioten voll Entrüstung über den gegenwärtigen Zustand auf, so z. B. ein Artikel des Herren Charles L. Brace, der vielleicht auch in Deutschland als Schriftsteller nicht unbekannt ist. Er reiste vor Jahren in Europa und schrieb mit vieler Zuneigung zu deutschen häuslichen Zuständen Home Life in Germany. Der Artikel selbst ist nicht uninteressant und für die Zeit bezeichnend, dürfte aber hier zu viel Raum in Anspruch nehmen.

Ueber die Entwickelung der nächsten Zukunft hört man die verschiedensten, aber auch die verworrensten Ansichten, mit denen den Lesern dieser Blätter schwerlich dürfte gedient sein. Ich habe mich daher darauf beschränkt, Andeutungen über den jetzigen Zustand zu geben.

New-York. Albrecht Böhme.

England.

Korrespondenz-Berichte über England.

Der Londoner Korrespondent in Berlin.

Die neuen Romane von Miß Evans

Der neue Ausstellungs-Palast.

Die anglosächsisch-normannischen Inseln drüben werden mit der Zeit das romantischste Land, besonders, nachdem wir es verlassen haben und der verrufene Nebel sich in goldener Glocke als Heiligenschein um den unerschöpflichen, mysteriösen Inhalt des dichtesten, reichsten Lebens, Leidens und Handelns legt, so daß uns die oft schauderhaften, unerträglichen Details nicht mehr in Gestaltung großer Eindrücke und Gesammtbilder stören. Wie klein, wie sonnig, wie nüchtern, wie kleinstädtisch und vereinzelt liegen die deutschen Städte über die flache, kahle, nordische Ebene verstreut! Jeder scheint Jeden und Jedes zu kennen, von einem Thore bis zum andern, und wenn sich an dem einen Stadt-Ende Einer unhöflich aufführt, weiß es der Bewohner des letzten Hauses am andern. Selbst mein liebes Spree-Athen, so sehr es auch gewachsen und vornehm geworden durch Reihen herrlicher Straßen und lachender Paläste, und die Berliner mit ihrer schnöden, absprechenden Rasirmesser-Sprache, die von den sonnigen Straßen mit blinkenden Policeemen-Helmen von einem Ende zum andern, mit einzelnen schläfrigen Milchkarren-Hunden, Droschken und großen, von Pferden gezogenen Schnecken, welchen durch den Titel „Omnibus" geschmeichelt wird; selbst Berlin und die Berliner wollen mir nicht groß- und residenzstädtisch genug erscheinen. Sie sind so furchtbar lokal in ihrer Unterhaltung und Anschauungsweise und scheinen immerwährend Cigarren zu rauchen und bairisch Bier zu trinken. Es kömmt mir vor, als könnte hier Niemand etwas Großes, Schönes, Außergewöhnliches erleben, denken, thun oder nur fühlen, obgleich mir die meisten gebildeten Berliner sehr verwegen, verbissen und manchmal beinahe halsabschneiderisch vorkommen. Sie drehen und wedeln ihre „Ziehgarren" mit solcher Rücksichtslosigkeit und Ruchlosigkeit im Munde, als wäre das Rauchen niemals verboten gewesen, und als könnte das Maß ihrer Freiheit nie voller werden. Sie sehen verlebter, schuldiger aus, als die Londoner mit ihren täglichen Mordgeschichten. Die gebildeten Mittelklassen in dem großen, englischen Babel haben zwischen reinsten Halskragen unschuldige, glatte, blühende Gesichter; der gebildete Berliner kommt mir dagegen zu angeraucht vom Cigarrenqualm, zu bavaricerevisirt und rouginirt vor. Die Hefen der Londoner Gesellschaft bestehen aus ungeheuren Massen wirklichen Lumpengesindels; aber es ist bei aller Verwahrlosung nicht ohne naive Gutmüthigkeit und stolz auf seine Aristokraten und Reichen, vor denen es heiligsten Respekt hat, und die ohne Kritik als Autoritäten und höhere Wesen anerkannt werden. In Berlin scheinen sie alle heile Röcke zu haben, oder den reich und geschmackvoll Gekleideten das

Digitized by Google

Bischen Vorzug nicht mehr zu gönnen. Der Berliner Pöbel erkennt keine Autorität, keine soziale oder pekuniäre Ueberlegenheit mehr an und schimpft auf offener Straße frech aus sonst ehrenvoller Arbeitsjacke auf den mit Seide gefütterten Mantel, um wenigstens so das Gleichgewicht herzustellen. Es schnitt mir durch die Seele, und ich werd' es nie vergessen können, wie ein Paar gemeine Kerle auf der Straße einer vorbeigehenden, graziösen, schönen Dame, deren seidenes Mantelunterfutter vom Winde aufgedeckt ward, frech in's Gesicht scheien: „Na, det Biest muß ooch noch seidnes Futter haben!" In London hätten die rohesten Flegel eine solche Brutalität gegen das schöne Geschlecht mit Faustschlägen gerächt; in Amerika hätte man sie vielleicht todtgestochen. Gilt in Berlin nicht einmal die Autorität der Schönheit und Grazie noch etwas, diese absolute Königin der sonst freiesten Völker? Vom Schillerfeste, von Humboldt's Tode her kamen mir Schilderungen und Scenen zu Ohren, welche haarsträubend bewiesen, daß auch die höchste Glorie Deutschlands den gemeinen Berlinern keine Achtung mehr einflößt. Wird die Bildung, das Selbstgefühl, die Erhebung aus Noth und Lumpen mit solchen Verlusten erkauft, kommt schwerlich ein Gewinn dabei heraus. Unter Anderen ist der Proletarier nicht mehr interessant. Man kann nicht mehr sie ihn sozial oder in Romanen schwärmen, wie es die Engländer mit solchem Erfolg thun.

Diese Wendung bringt mich auf einmal zur Sache. Ich übergehe die unendlichen, reichen Quellen der Romantik in dem vielschichtigen, verzwickten, englischen Leben und mache blos auf die neue, schon früher mehrfach berührte Hippokrene populärer Roman-Produktion aufmerksam: die unteren, die untersten Klassen, selbst die schmutzigsten Hefen der Gesellschaft. Die Poesie ist ausgestorben unter den obersten Zehntausenden und den höhern Mittelklassen, die ihnen nachäffen. Wenigstens scheinen die Romane, die aus ihnen schöpfen, nicht mehr gedeihen zu wollen. Alles, was von Romanen beliebt, berühmt, Ereigniß ward, ward dem gemeinen Manne, dem Proletarier, dem Pöbel abgenommen. „Adam Bede" war eine Revolution in der englischen Belletristik, weil ein gemeiner Bauhandwerker, ein Mann, der Muskel im Arm und im Willen hat, über die Lords und Ladies siegte. Auch „the Mill on the Floss" triumphirt mit Bildern aus den mittleren und unteren Schichten, und der neueste Roman der rasch erste Heldin der Belletristik gewordenen Miß Evans, dieser „Weber von Ravenloe,"* dieser alte, reizlose, ungebildete Proletarier und Arbeitsmann ohne Liebesgeschichte, ohne Mord und Todtschlag, ohne Lords, Ladies und Intriguen um eine Pairswürde, sieht jetzt die regierenden Klassen bewundernd zu seinen Füßen. Mit ähnlichen Mitteln, gewonnen aus den untersten Schichten, triumphirten seiner Zeit „John Halifax," „Mary Barton" und andere berühmt gewordene Romane. Neben dem gefeierten „Silas Marner," macht gleichzeitig ein armes Mädchen der allerniedrigsten und lasterhaftesten Gesellschaft ihr Glück in den höchsten Kreisen, nachdem sie wie ein unverbrennbarer Salamander vaiter, angedorner, unüberwindlicher Tugend und frommer, inständiger Kindlichkeit und Keuschheit in der allerniedrigsten Hefe der Verworfenheit, in den Kneipen von Whitechapel unter der Zuchtruthe und dem brutalen Zwange eines geldgierigen, trunkenen Vaters für den Geschmack seiner moralisch und physisch zerlumpten Gäste theatralische Vorstellungen gegeben, gemeine Lieder gesungen und allen Qualen und Versuchungen der verschiedensten, empörendsten Art siegreich widerstanden. Der dreibändige Roman, dessen Heldin dieses Mädchen ist, Bessie Calverton, führt den echt englischen Titel: „No Church."** Die Roman-Literatur klammert sich, wie die englische Anschauungsweise überhaupt, auch von den weltlichsten Kreisen her, immer noch gern an die Kirche, auch wenn sie, wie hier, im Uebrigen radikale Opposition gegen die „Hochkirche" macht. Das erwähnte Mädchen wird durch ihre siegreichen Kämpfe gegen die allerschmutzigste Niedrigkeit ostindischer Verworfenheit Londons zur Heldin einer Art neuen religiösen Kultus, der nur mit englischer Auffassung als „Keine Kirche" bezeichnet werden kann. Es ist die Opposition der wirklichen, echten, sittlichen Reinheit und Thatkraft gegen die Dogmen und Doktrinen bestimmt formulirter Kirchen, die aber am Ende biblischer und religiöser Autorität nicht entbehren kann. Bessie Calverton hat in ihrem natürlichen, keuschen Abscheu vor der ekelhaften Verwahrlosung, in der sie aufwächst, schon die wahre Kraft des Sieges; aber da sie Heldin eines englischen Dichters ist, darf ihr die Bibel nie fehlen. Wir finden sie bei der Bibel, so oft sie abgeholt und gezwungen wird, dem Pöbel „Schelmenstückchen" vorzusingen. Die Bibel und eine dichterisch nicht sehr anmuthige gewisse Blaustrumpfigkeit, Autorität von Außen und Oben, wird ihr zum Hort gegen die tausenderlei Versuchungen und Qualen der sie umgebenden Lebensverhältnisse, gegen welche sie viel richtiger und dichterischer schon in ihrer echten Unschuld und Weiblichkeit Schutz und Schirm genug haben würde. Sie ist von dem Weber der Miß Evans sehr verschieden, aber beide Romane haben außer der sozialen Sphäre, in der sie sich bewegen, der niedrigen Gesellschaft, direkte und indirekte Opposition gegen „Hochleben" und „Hochkirche" gemein. Beide zeigen und schildern das viel Höhere im Niedrigen. Der Weber von Ravenloe ist ein alter Arbeiter, der von den sausenden Webstühlen englischer Baumwollen-Industrie, von der Unnatur, dem Elend und den Wirrwarr der ihn umgebenden Lebensverhältnisse am Leben, an den Menschen, an sich irre geworden, sich mit wenig Witz und viel, viel gutmüthiger, nicht sehr logischer Philosophie in natürlicher Herzensgüte und Humanität wieder zurecht findet, und so ebenfalls eine Art von „No Church," weder Hochkirche noch Hochleben, zu Ehren bringt. Der Weber ist eine Vindication und Apotheosis sozialer und wissenschaftlicher Niedrigkeit des „gemeinen Mannes," wie wir sagen würden, und hat etwas „Dorfgeschichtliches," wenn auch nicht gerade im Auerbach'schen Geschmacke. „Bessie Calverton" ist dieselbe Apotheose nach radikaler, d. h. noch viel tiefer und gradezu bis in den Bodensatz der Londoner Verwahrlosung hinunter. Beide, das junge Mädchen, wie der alte Weber, predigen den müssigen und hochkirchlich-scheinfrommen Lords und Ladies, die aus Müssiggang und Uebermuth sündigen, die praktische Moral, daß unten, tief unten unter Schmutz und Elend, in Pfuhl und Qual, in Arbeit und Noth, in Versuchung und Verhöhnung, die Tugend, das schöne Menschliche, das Reine und Sittliche im Kampfe mit den furchtbarsten Feinden noch ganz andere Triumphe feiern, als in den Kreisen, wo Bildung und Ueberfluß, Mangel an Feinden und bösen Beispielen dem Guten und Schönen gar keine Gelegenheit geben, ihre Kraft und Göttlichkeit zu bewähren. Beide Romane sind Goldkörner aus Regionen, deren fashionablen Weise alle Möglichkeit eines Gehalts an edeln Metallen abgesprochen ward.

Im Uebrigen wollen wir die beiden Romane nicht weiter neben einander gestellt wissen. Der alte Weber ist ein Meisterstück von Einfachheit in Handlung und Verwickelung, von Detailmalerei und Genrebildnerei. Es fehlt durchweg an all' dem Spektakel, durch welchen die Professionisten der Romanmacherei Effekte hoffen und erreichen. Kein Mord und Todtschlag, nur Verläufig und im Hintergrunde ein Paar Statisten, die gestohlen haben, keine Intrigue, keine Liebesscenen von Belang, kurz nichts von den üblichen Apparaten, durch welche man effektvolle Ver- und Entwickelungen in Romanen zurecht macht. Und wie kommt's nun, daß sich doch Lords und Ladies um das Buch reißen, und die Leihbibliothek von Mudie mit 2500 Exemplaren nicht alle Abonnenten befriedigen konnte? Der Grund liegt durchaus nicht in dem hohen, moralischen und ästhetischen Werthe des alten Webers, den ja alle die Kunden der Leihbibliotheken noch gar nicht kannten; er liegt in „Adam Bede," dessen Kollegen man im „alten Weber" kennen lernen will und muß, ehe die nächste „Party" besucht werden kann. Miß Evans ist nun einmal erste Heldin im Heere der Romanschreiberinnen geworden, und was sie auch geschrieben haben mag, man muß es womöglich binnen vierundzwanzig Stunden kennen, wissen, gelesen haben. Kritik ist vorläufig gar nicht möglich. Selbst die Kritiker von Profession hätten sich zunächst wohl, ohne Rücksicht auf der Sache selbst zu urtheilen. Auch ich will nichts gesagt haben, was wie Kritik aussieht; aber eine nähere Ansicht einzelner Partien und eine Uebersicht des Hauptcharakters und seiner Nebenfiguren wollte sich, allerdings nach flüchtigem Durchlesen, nicht recht zu einem befriedigenden Gesammt-Eindruck vereinigen. — Es ist wieder die Mutter des „Adam Bede" — keine Frage, aber der alte Weber hat weder die materiellen, noch die moralischen Muskeln des Ersteren. Er ist nicht nur altersschwach auf den Beinen, sondern auch in seiner Weisheit. Das hindert uns freilich nicht, den bedeutungsvollen, segensreichen Werth des alten Mannes und seiner psychologischen Entwickelung des Romans als belletristischen Werkes für die englische, schöne Literatur zu gering anzuschlagen. Es wird der Mord- und Todtschlags-Belletristik, die in den Unterhaltungsblättern für das Volk schauerlich wuchert, durch seine schlichte Einfachheit einen empfindlicheren Schlag versetzen, als der Hochleben-Vergötterung. Die Fabrikanten für die unzähligen Wochen- und Monatsschriften, der sich gegenseitig überwuchernden „Magazines" (von denen wieder mehrere mit der schon vorhandenen Ueberzahl zu konkuriren suchen), werden sich's nun mit eigenem Antriebe und auf Bestellung angelegen sein lassen müssen, ebenfalls mit einfachen Mitteln und Menschen etwas auszurichten. Der „gemeine Mann" wird in der schönen Literatur und

* Silas Marner, the Weaver of Ravelos. By George Elliot. London: Blackwood Leipzig, Tauchnitz Edition (Pr. ½ Thlr.)

** „No Church. By the Mother of High Church." 3 vol. London: Hurst and Blacket. Berlin: Asher and Co

dann auch in der Wirklichkeit mehr zu Ehren kommen. Das ist viel, sehr viel für die englische Anschauungsweise, welche zwischen sogenannten Arbeits- und Handelsleuten („trades-people") und den darüber liegenden Schichten eine Kluft befestigt hat, die wir in Deutschland kaum begreifen, kaum für möglich halten.

Eine eigentlich ästhetische Kritik und Sichtung des neuesten Romans von Miß Evans bleibt noch vorbehalten. Mit Zeit und Studium komme ich wohl selbst in den Fall, eine solche zu versuchen. Hier galt es vorläufig, die allgemeinere, belletristische und soziale Bedeutung des alten Webers und seiner Vorgänger anzudeuten. Wenn ich recht gesehen habe, macht sich auch in der Lyrik ein neuer, besserer Geschmack, eine gesundere, schönere Richtung geltend, die mit der Apotheose des sozial Niedrigen im Romane in geheimer Geschmacks-Association stehen mag. Ich kann mich nicht rühmen, der neuen und neuesten englischen Lyrik viel Aufmerksamkeit geschenkt zu haben: sie vertrieb mich immer gleich im Anfange durch ihre schwulstige, gemachte Melancholie und gedrechselte Phraseologie. Wie zufällig entdeckte ich glücklich einen neuen Thomas Hood. Ich hielt ihn erst für seinen Vater, den ich immer sehr geliebt und verehrt habe, fand aber bald, daß die „Quips and Cranks" von Thomas Hood (London: Routledge), Kinder eines Sohnes des beliebten, volksthümlichen, humoristischen und weichen Thomas Hood seien. Der jüngere erinnert in den eigentlichen Quips vielfach an seinen Vater, aber seine lyrischen Gedichte zeichnen sich durch Schönheit und Einfachheit ihm eigenster Art aus. Einige könnte Goethe in seiner besten Zeit hingehaucht haben, so leicht, flüssig, harmonisch und graziös fließen sie dahin. Ich habe das Buch nicht mehr zur Hand, sonst würde ich ein Herbstbild abschreiben, das mit abgefallenen und fallenden gelben Blüthen und süßem Sterben so eigenthümlich rauscht und haucht, daß wir unwillkürlich am Sterbebette des Sommers still stehen und schweigen und uns gern der Illusion hingeben: „Er ist noch nicht todt. Still! Wir wollen ihn nicht eher für verstorben halten, bis der Winter ihm einen Sarg von Eis gemacht, und ihn mit einem weißen Sterbekleide von Schnee bedeckt haben wird. Die „Quips" singen weiter nichts, als daß Thomas Hood jun. seines Vaters Sohn und Schüler ist, aber in den beigegebenen lyrischen Ergüssen erweist er sich als glücklichsten, süßesten Dichter des Schönen, Symbolischen und Elegischen in Natur- und Menschenleben. Verse und Reime fließen leicht und ungezwungen. Bilder und Anschauungen überraschen uns durch ihre Neuheit und ungesuchte Einfachheit. Und so hoffen wir, daß die englische Poesie einen neuen, wirklichen Dichter gewonnen habe, der ihr und dem geliebten Vater Ehre machen wird.

Die Engländer haben trotz ihrer überladenen und erschöpften Literatur, Politik und Socialität immer wieder neue Quellen und Stoffe für praktische und ästhetische Schöpfungen. Trotz und just wegen derselben. Sie stehen nicht wie die Norddeutschen, oder wenigstens die „jebildeten Berliner" auf lauter überwundenen Standpunkten mit Refrains in Possen-Couplets, wie: „Das zieht nicht mehr, das zieht nicht mehr!" „Alles schon dajewesen," und dergleichen. Daß sie zum Theil noch tief in mittelalterlichen Institutions-Ruinen stecken und zugleich den modernsten Räthseln des Socialismus, den brennendsten Fragen des Producirens und Verwerthens freien Spielraum gewähren, das kolossalste, bunteste, dichteste Lebensgedränge in ihren riesigen Hauptstädten, die Vielschichtigkeit ihrer Klassen und Stände, die übertriebenste, moderuste Künstlichkeit und Luxusfülle ihrer Standes- und Vermögens-Aristokratie auf dem breiten, sichern Untergrunde eines glücklichen, wenigstens nicht revolutionsie schmorenden und mißtrauisch überwachten, frei umherzettelnden Lumpen-Proletariats, das den Mahadöhs, den sich herablassenden Herren der Erde jubelnd, begeistert entgegenschreit und mit manchen Elementen natürlicher Gutmüthigkeit nicht blos den Romanschreibern, sondern auch den Reichen und Frommen, Wohlwollenden und Wohlthätigen tausenderlei Gelegenheiten und Formen giebt, sich nützlich zu machen, bei aller Ueberkünstelung und Verschraubung des Lebens mit Sinn und Liebe für Natur und deren natürliche und künstlich gepflegte Schönheiten, Enthusiasmus und Kultus für Jagd und Fischerei, „Sports" in unzähligen Varietäten als National-Feste, Wettrennen, Wettrudern, Wett-Yachten, Wettlaufen, Wettgehen, Preisgefechte mit Fäusten, Hähnen, Ratten, Hunden und singenden Vögeln, Wettkämpfe um goldene Preise mit fetten Ochsen und Schweinen, Hühnern und Kaninchen, Pflanzen, Knollen, Wurzeln und Blumen — dieses freie Drängen und Treiben in tausenderlei Wandelungen und kaleidoskopischen Schüttelungen — das Alles kommt ihnen als Vorzug vor unsern als fix und fertig und polizeilich vorgeschriebenen Lebensformen zu Gute. Sind doch in Berlin selbst die Bretter zum Ankleben der Theater- und Anzeige-Zettel polizeilich fixirt und uniformirt, sogar speziell konzessionirt und privilegirt, wie ich zu meinem höchsten Staunen mit leibhaftigen Augen sah. London ist alle Morgen eine neue kolossale Ausstellung von riesigen Anzeigen und lebensgroßen Bildern bis zu den Dächern hinauf, und Tausende leben vom Ankleben der Zettel, wie vom Abreißen während der Nacht, um die Papierstückchen centnerweise wieder zu verwerthen. Ich glaube, in Berlin sind sogar die Hundemaulkörbe uniformirt. Das sollte man einmal einem freien Londoner Köter bieten!

Doch verlieren wir uns nicht in Spielereien und unbedeutende Winkel, obgleich diese oft blos versteckte Merkwürdigkeiten von übersehener Wichtigkeit enthalten.

Ich habe noch ein Londoner Produkt von großen Dimensionen und kosmopolitischer „Tragweite" vor, den neuen Universal-, Industrie- und Kunstausstellungs-Palast als neueste Blüthe englischen, freien Unternehmungsgeistes. Sie fürchten sich drüben so gut, wie wir, vor dem Krieg und dem Kuckuk, den die Grasmücke Palmerston'scher Diplomatie zum europäischen Raubvogel groß füttern half. Aber sie verloren deshalb die Courage nicht und sind sogar so tollkühn, auf die unwahrscheinliche Dauer des Friedens hin mehrere Millionen Thaler zu riskiren. Oder trauen sie ihrem herrschenden Gotte Merkur auch gegen den entfesselten Mars Sieg und Segen zu? In beiden Fällen verdient die Society of Arts, welche den ersten Krystall-Tempel einer kosmopolitischen Industrie-Ausstellung hervorrief, für ihr zweites, noch größer angelegtes Unternehmen unsere Anerkennung und Bewunderung. Alle, die sich bei der Speculation auf die Industrie und Kunst aller Völker und auf die siegende Macht des Friedens betheiligen und die ersten 300,000 Pfund Sterling gläubig und vertrauensvoll zeichneten, aber ihre Arbeit und Zeit, ihren Beruf und ihre Kunst für das Unternehmen verpfändeten, bewiesen und bewährten gegen allerhand Einwände und Schwierigkeiten Muth und Vertrauen. Selbst als das kaum begonnene Bauwerk durch den neuen Strike der Arbeiter in Frage gestellt war, fand man sofort einen Ausweg und beschloß, ohne an Polizei oder sonstige Gewalt — die Zuflucht der Schwachen und Feigen — zu denken, Tausende von Arbeitern aus Belgien, Frankreich und Deutschland zu importiren. Der Entschluß war eben so vernünftig, als erfolgreich. Die Arbeiter sahen sich ohne Gewalt durch die kosmopolitische Kraft des freien Weltmarktes besiegt und fügten sich in die Bedingungen, welche durch die natürlichen Verhältnisse von Kapital und Arbeit geboten sind.

Daß der neue Ausstellungs-Palast den alten um 500,000 Quadratfuß an Größe übertreffen und durch eine Kunst-Ausstellung aller Völker eine ganz neue Seite des Interesses bieten soll, ist schon aus Zeitungs-Mittheilungen bekannt. Wir weisen aber auf die erste kosmopolitische Kunstausstellung mit besonderer Freude hin und sehen darin die Erfüllung einer längst nothwendig gewordenen Forderung der Weltkultur. Materielle Waaren und Werthe der Industrie ergänzen und beleben sich schon längst durch gegenseitigen Austausch auf dem Weltmarkte. Der amerikanische Fabrikant lernt von dem deutschen und umgekehrt; die englischen Waaren finden siegreiche Konkurenz in deutschen und französischen Werkstätten (wenn auch bisher unter gewaltsamen Unterstützungen durch Schutzzölle). An allen Schaufenstern häufen sich in freier Konkurenz mit einander vor den Augen Kaufslustiger ähnliche Verbrauchs- und Luxusgegenstände der verschiedensten Völker. Nur die reiche Welt künstlerischen Schaffens hält sich noch ziemlich abgeschlossen durch politische und Raumgrenzen. Obgleich auch in dieser Beziehung London bereits rühmliche Ausnahmen machte und französische und deutsche Gemälde besonders ausgestellt sah, sind doch im Uebrigen die Malerschulen der verschiedenen Völker noch ohne Einfluß und Förderung durch einander geblieben. Was könnten deutsche Maler in Behandlung der Farben und Tinten von den Engländern, die Engländer in Zeichnung und Gruppirung von den Deutschen, die Franzosen in Ernst und Würde von beiden und beide von den Franzosen in Genialität und Effekt lernen?

Den Schöpfungen der Schönheit bei den verschiedenen Völkern (selbst Amerikaner und Australier lassen sich vertreten), wird eine ungeheuere Raummasse in dem Ausstellungs-Palaste eingeräumt werden, so daß sich die Gemälde, Skulpturen, Stiche, Schnitte, Aetzungen und Zeichnungen aus allen Himmelsgegenden her bequem und malerisch neben einander enthüllen können. Die Engländer selbst werden ihre Kunst in dem Umfange des ganzen letzten Jahrhunderts (von 1760 an) vertreten, und räumen den Ausländern, ohne sie bestimmter einschränken zu wollen, ähnliche Ausdehnungen ein, für die sie in Discretion selbst Grenzen feststellen mögen.

Schlimm ist's allerdings, daß die Herren des neuen kosmopolitischen Friedens- und Kultustempels den Ausstellern alle Lasten und Kosten für Fracht, Transport und sonstige Ausgaben allein aufbürden und sie sich zu nichts verpflichten, als zur Annahme aller Gelder, die einkommen. Daß

sie Preise in Form von goldenen Medaillen und Anerkennungs-Diplomen versprechen, reicht wohl für die Meisten nicht hin, die Kosten aufzubringen und zu riskiren. Wie viel arme Produzenten und Künstler (unter denen wahrscheinlich die meisten jüngeren Talente und Genies sich befinden), sind durch solche Bestimmungen von der Theilnahme an dem großen kosmopolitischen Kampf- und Wettspiele der Kultur ausgeschlossen. Aber Summa Summarum wünschen wir dem neuen gigantischen Friedenstempel Merkur's, Minerva's und der Musen den glänzendsten Sieg und Erfolg über die lauernden, drohenden, heimtückischen Künste und Mord-Waarenlager des blödsinnig gewordenen Mars.

Frankreich.

Ein Sprachverbesserer und politisch Unzufriedener.*

Wir unterhalten unsere Leser bisweilen mit Mittheilungen aus dem Leben und den Zuständen jener Parteien, welche durch die Reaction gegen die Revolution von 1848 und das Napoleonische Regiment wieder in den Hintergrund gedrängt worden sind, nachdem sie eine Zeitlang Aussicht gehabt, ihre Pläne in größerem Maßstabe zu verwirklichen. Man thut gut, sie nicht ganz aus dem Auge zu verlieren. Da die Preßpolizei in Frankreich, trotz Persigny's bekannter Ankündigung, immer noch streng und energisch gehandhabt wird, so ist gewöhnlich Belgien der Auswurfskrater, durch den sich die massenhaft angehäufte Unzufriedenheit der radikalen Parteien Luft macht, und die Rednerbühne, von der das europäische Publikum harangurt wird. Auch das vorliegende Buch, „Die Autokraten," hat einen Franzosen zum Verfasser, der nach Belgien und Deutschland flüchtet, um sein gährendes Innere zu expektoriren, und Alles, was er gegen Napoleon, namentlich aber gegen die Hierarchie, das Papstthum, die stehenden Heere, die Polizei ꝛc. auf der Seele hat, auszuschütten.

Der Verfasser ist im eigentlichen Sinne ein Original, und zwar ein derartiges, wie es selten in Frankreich zu finden ist. Selbst die wüthendsten, bösbeißigsten Sozialisten und Kommunisten haben es bisher nicht gewagt, sich gegen die Grundregeln des französischen Stiles und der französischen Sprache aufzulehnen, und schreiben, ohne auf besondere Originalität Anspruch zu machen. Herr Jacques Fichet, Licentiat der Rechte, schreibt absichtlich, weil er, wie Abbé Castel, an die „Perfektibilität der Sprache" glaubt (S. 269), ein Französisch, das wir am besten mit dem Namen „Pantagruelisch" bezeichnen können, insofern es an Rabelais erinnert, mit Latein, Italiänisch ꝛc. nequickt ist, und sich eine solche Menge Neologismen und Kühnheiten erlaubt, wie sie nur irgend ein Teutone vor einem Menschenalter seiner gefügigen Muttersprache zutraute. Wer aus Meidinger oder Orelli Französisch gelernt und ihre Regeln wohl beherzigt hat, wird mit Schauder sehen, daß man auch la française armée u. dergl. sagen kann. Wörter, wie ignarité statt ignorance, despotiation statt despotisme, ocois statt tué, sujétion (subjectin) mögen nur ein paar Pröbchen sein, die wie davon aufheben. Ganz eigenthümlich aber ist der Gebrauch, das französische Wort fortwährend durch ein lateinisches, italiänisches, oft durch mehrere hintereinander zu erläutern; wie z. B.: Fumeux républicains, enfants du pape, dans un pays papiste, catholicism pugum!!!..... adorées au milieu des peuples païens, populus idolatrus infunteaque..... prêchu le thème au futurum et non au présent, tempus praesens..... Seigneur de Bonapart (sic), n'est à dire bien né, partolugle, qui ayons le droit d'être nobles, nubiles, nobilioni. Oft läßt er auch das Französische ganz aus, z. B.: En rédigeant le contrat social sur ses véritables élémens, libertas, aequalitas, mutualitas fraterna. Dabei wimmelt es von lateinischen Citaten aus der Vulgata und von lateinischen Rechtsformeln. — Herr Jacques Fichet scheint also ein starker Lateiner zu sein, oder jedenfalls eine außerordentliche Vorliebe für diese Sprache zu besitzen: denn das Erstere dürften wenigstens die Pedanten in Zweifel ziehen, welche nicht auf dem hohen, freien Standpunkte stehen, den dieser französische Rechtsgelehrte gegenüber der lateinischen Grammatik einnimmt: meu culpa magnissima! sagt er z. B. S. 65, was doch jeder Orbilius Pupillus als groben Fehler betrachten dürfte, abgesehen von schönen Wörtern, wie presbyterus, stultosa (bétimen!), Pius pinsum etc. Manches ist freilich nur rein als Witz aufzufassen, wenn z. B. Napoleon bald Monsieur Nupo, bald Bonapart Nupulöo, bald Deus Bonapartus, bald Napoleonus, oder nach Plautus: l'oncle — patruus patruissimus heißt. Ob das freilich von gutem Geschmack zeuge, ist eine andere Frage, welche des Verf. Landsleute beantworten mögen.

Was ist nun der Inhalt dieses sonderbaren Buches? Wesentlich ein doppelter, ein sehr stark negativer und ein schwach organisirt positiver; einestheils die schrecklichsten Invektiven gegen Papst, Hierarchie, Napoleon III., seine Regierung, Polizei, Politik, gegen die europäische Staatsordnung ꝛc. und dann Anrathen dessen, was an seine Stelle treten soll: allgemeines Stimmrecht, sogar auf die Frauen ausgedehnt (nämlich alte Jungfern und Wittwen, da die Ehefrauen wegen ihrer Verhältnisse zum Manne nur passives Bürgerrecht haben können), Durchführung des Prinzips der Volkssouverainetät bis auf's Messer, Gliederung der Völker nach dem Instrument Lingua, wie er sich ausdrückt, wobei auch Deutschland das Vergnügen hat, einig zu werden, glücklicherweise, ohne daß der Verfasser einige Nationalitäten darin entdeckt hat, die diesem Pangermanismus widerstreben würden, z. B. Böhmen, Polen ꝛc. Auch die celtischen Iren scheint er nicht entdeckt zu haben, da er behauptet, Großbritannien sei durch besagtes Instrument: Zunge, langue, lingua, bereits einheitlich konstituirt.

Die Darstellung selbst ist ziemlich formlos; d. h. wenn man einige Seiten gelesen, so kennt man eigentlich schon das ganze Buch; auf einer Seite steht ziemlich, was auf allen steht, nämlich wüthende Philippiken aus einem bestimmten Partei-Standpunkte, der indeß mehr ein politischer, als eigentlich sozialer ist.

Die vielen im Texte der Vulgata angeführten Bibelstellen machen anfangs den Eindruck, daß man es mit einem Katholiken zu thun habe, dem die Reformation seiner Kirche am Herzen liege; darin wird man noch bestärkt, wenn weiterhin Lamennais öfters citirt und als Autorität aufgeführt wird. Indessen dieser Schein schwindet; weiterhin nehmen die Angriffe auf Papst, Hierarchie, Mönchsthum einen ganz Voltairianischen Charakter an, nur mit dem Unterschiede, daß Voltaire immer noch eine gewisse Dezenz beobachtet, während Herr Fichet seinen Witz mit jener Derbheit des Ausdrucks mischt, welche die polemische Sprache der Reformationszeit kennzeichnet.

Und doch — das ist charakteristisch — will Herr Fichet das Papstthum keineswegs aufheben; er will es reformiren, er will, daß es dem Mysticismus, dem deus ludaicus mysticus, wie er das in seinem Französisch ausdrückt, entsage, und dann in der neuen allgemeinen Demokratie seine Rolle als Regalatar der öffentlichen Moral einnehme — also etwas Aehnliches, wie Lamennais vorhatte.

In seinen sonstigen religiösen Ansichten ist er ein entschiedener Protestant, ein Vertheidiger der Gewissens- und Denkfreiheit im Sinne des Rationalismus, und fortwährend kommt er darauf zurück, die englische, namentlich aber die amerikanische Behandlung der religiösen Fragen als Muster hinzustellen; fortwährend dringt er auf Abschaffung des symbolisch-mystischen Kultus im Katholicismus, den er für die Grundursache alles Verderbnisses hält, und seine Ersetzung durch die Moralpredigt, durch die Volksbelehrung.

Also Herr Fichet ist ein Rationalist, ein Lichtfreund — allerdings, aber ein etwas eigenthümlicher. Man höre: — Er dringt fortwährend auf Moral und wieder Moral. — Woher hat er diese? Herr Fichet hat vier Autoritäten, die er an vielen Stellen seines Buches stets in derselben Reihenfolge (nur mit den zwei letzten wechselt er) anführt. Wenn die moralischen Vorschriften dieser Vier wieder gehörig zur Geltung kommen, kann die Welt gerettet werden.

Diese vier Autoritäten sind:

Socrate, Jésus de Nazareth, le docteur Charron et le Jurisconsulte Romain (das römische Recht)!

Der Verfasser scheint den Doktor Charron, der ihm sehr imponirt hat, auch nicht recht zu kennen; denn er schreibt seinen Namen auch mit Einem r. Wir gestehen unsere Unwissenheit in Betreff der weltgeschichtlichen Größe des Doktor Charon aber Charron, der ein Buch „De la sagesse" geschrieben hat (S. 15).

Uebrigens scheint Herr Jacques Fichet noch eine größere Autorität zu sein, als diese vier; wir schließen dies aus der souveränen Weise, wie er Moses, die Propheten, den Stifter der christlichen Religion, seine Apostel, Petrus, Paulus, Johannes ꝛc. behandelt. Doch man ist heutiger Zeit die Blasphemie so gewohnt, daß es nicht besonderer Rücksichtnahme bedarf.

Hiermit wird das Buch — sine ira et studio — charakterisirt sein. Als ein Symptom für die Erkenntniß der geistigen Zustände Frankreichs, der in seinem Inneren gährenden akuten Unzufriedenheit, der Zerfallenheit und der Verzweiflung an der ganzen Welt ist es immerhin

* Les autocrates. Par Jacques Fichet. Bruxelles, Flatau, 1861

bemerkenswerth, wie die Werke Proudhon's, de Potter's und anderer Sozialisten; die wir früher besprochen haben. Das Buch ist eine Art Raserei gegen den Bonapartismus, wie ein Gefangener rast, dem man die Zwangsjacke angelegt hat; aber jeder Ruhige sieht ein, wenn dieser Gefangene loskäme, würde er auf der Stelle die ärgsten Streiche verüben. „Alles muß verrungenirt werden" ist der Wahlspruch dieser Leute, selbst die Begriffe. Die Titel Lord, Mylord, Seigneur, Monsigneur etc. sind für Herrn Fichet mystica, die Abtretung eines Landes an einen anderen Fürsten, nach altem Brauche — mystica politica, die „politischen Routiniers" sind ihm „Mystiker." — Da hört denn doch Alles auf.

Nur ein kleines Pröbchen der Sprache wegen:

„Das moderne Staatsrecht beruht auf der Freiheit, dem freien Ermessen eines Jeden, voluntas publica, ruhig, aufgeklärt, sicher vor jedem schafsdämlichen Hokuspokus (escamotage moutonnier), genannt suffragium universale. Die Papisten sollen nun nicht mehr kommen und ihre alten Titel, ihre alten Scharteken (paperasses) anrufen, zu Gunsten ihres Götzen rex nanotusque divusque. Vergangene Sünden sind ein schlechtes Argument für die Gegenwart. Uebrigens würde Karl der Große den Papst den italiänischen Bevölkerungen gar nicht aufgedrungen haben, hätten sie nicht zugestimmt (!!), wenn sie sich geweigert, das Priesterregiment über sich ergehen zu lassen. Es ist also eine stillschweigende Einwilligung von Seiten des populus Romanus vorhanden, und heute mangelt diese Zustimmung, mangelt ganz und gar...."

Rußland.

Das adelige Nest, von Turgenieff.*

Erst heute gelangen wir dazu, diesem interessanten Werke eine eingehende Besprechung zu widmen. Mangel an Zeit verhindert den Einsender nachstehender Kritik, eine längst begonnene Uebersetzung des Originals zu vollenden, und hätt er es deshalb anderen geeigneten Kräften bestens empfohlen.

„Das adelige Nest," von J. S. Turgenieff, dessen „Tagebuch eines Jägers," in viele Sprachen übersetzt, seinen Namen auch dem außerrussischen Publikum geläufig gemacht, erschien bereits im Sommer 1859 in einer Moskauer Zeitschrift und dann, mit Bewilligung des Verfassers, in Separat-Abdrücken. Die deutsche Presse hat, soviel uns bekannt, noch keine Notiz davon genommen, was zu verwundern ist, da diese geniale Schöpfung in jeder Sprache und Literatur als bedeutend dastehen würde, selbst wenn sie nicht die liebenswürdige Persönlichkeit Turgenieff's, ihre lobenswerthe Tendenz und Naturwahrheit zum Hintergrunde hätte.

Es wurde bereits früher, in einer etwas derben Abfertigung des Russomanen, Herrn A. Bolty, darauf hingewiesen, daß die russische Belletristik, in ihren Formen und Stoffen, sich genau an die Aeußerungen des politischen und sozialen Lebens anschließend, eine vollkommene Spirale beschrieben hat.

Von jenen traurigen Tagen, da in zwei ewig beklagenswerthen Duellen zwei der edelsten Blüthen des russischen Dichtergartens hoffnungslos geknickt und gebrochen wurden, bis zu unserer Zeit, da die freiere Presse selbst an die verjährtesten Institutionen und an das graueste Tschinownikthum den Hebel ihres Geistes und Witzes setzt — welcher heiße, beharrliche und verbissene Kampf, welche reiche, bald mit eiserner Gewalt zurückgedrängte, bald geduldete, bald selbst ermuthigte und immer mit gleicher, unverwüstlicher Kraft zum Durchbruch drängende Entwickelung! — Novellisten und Dichter, die sonst ihr Ideal in einer dem praktischen Leben möglichst fremden, weit, weit von ihm entfernten Traumwelt fanden, suchen es jetzt zuweilen mit Glück im bunten Marktgewühl der wirklichen Welt.

Für den Ausländer, der an der materiellen und geistigen Entwicklung Rußlands Antheil nimmt, hat diese Literatur ein doppeltes Interesse. Die Seele des russischen Volkes erschließt sich nicht Jedem. Es ist eben noch eine Kinderseele.

Auch ist es nicht Jedermanns Sache, auf Straßen und Plätzen, in Kirchen, Trakti'rs und Badestuben seine Studien zu machen, einzudringen in die stinkenden Höhlen der Kosacken, mit ihren hellklaren Blauaugen, und in die russischen Bauernstuben mit ihren unvermeidlichen Heiligenbildern und ihrem unverdaulichen Schtschi, und zu Pferd und zu Fuß einsam wandernd und schweifend, die tiefsten Familien-Geheimnisse der russischen Landstraßen und Wälder zu belauschen.

Die Literatur nun, die sich usch und gewaltsam ihren embryonenhaften Anfängen entringt, bietet dem Fremden fertige, abgerundete Bilder, und wenn die Autoren der oben angedeuteten realistischen Richtung huldigen, so kann er daraus ein klareres und übersichtlicheres Bild des Volkslebens aller Schichten gewinnen, als durch mühevolle Einzelstudien.

So zeichnet uns Gogol seine Tschinowniks, Gregorowitsch das niedere Volk, Turgenieff aber mit unübertroffener Treue und Wahrheit seine Gutsbesitzer.

„Das adelige Nest," dem wir heute unsere besondere Aufmerksamkeit widmen, umfaßt auf dem engen Raume von 320 splendid gedruckten Seiten eine solche Menge von trefflich skizzirten Charakteren und raschen Federzeichnungen, daß man erstaunt, wie der Verfasser den umfangreichen Stoff so glücklich gruppirt und bewältigt hat. — Ferner ist die Geschichte, die er erzählt, so einfach und wahr, daß man erstaunt, wie sie trotzdem, vielleicht auch eben deswegen, so herzlich und ansprechend sein kann.

Die Handlung beginnt in dem adeligen Hause der Kalitin in der Gouvernementsstadt O... (wahrscheinlich Orel, wo des Verfassers Besitzungen liegen und wo auch sein „Tagebuch eines Jägers" spielt). Die Herrin des Hauses, Marja Dmitriewna, ist die Wittwe des Gouvernements-Prokurators und lebt mit ihren Töchtern, Elise und Helene, und einer alten Tante, Marfa Timofeewna Peston, auf ihrer schönen, von ihrem Manne in gutem Zustande hinterlassenen Besitzung. Ein Sohn von etwa zehn Jahren befindet sich in einer Petersburger Erziehungs-Anstalt.

An einem herrlichen Frühsommerabende besucht die Damen der gewöhnliche Gast, Staatsrath Sergin Petrowitsch Gedeonowsky, ein Tschinownik, den der alte Kalitin „bei den Ohren" aus dem Staube empor gezogen hatte, ohne Bildung, von bedientenhaftem Anstande, im Dienste ergraut und, wenn es möglich gewesen wäre, noch verdummt, dabei ein unverbesserlicher Lügner. Beim Eintreten verbeugt er sich unendlich tief, küßt mit unbeschreiblichem Wonnegefühl die schwammigen Hände Marja Dmitriewna's, legt dann die grauen, waschledernen Handschuhe sorgfältig ausgebreitet auf die Krämpe seines Hutes und beginnt unter erneuten Kratzfüßen sich zu setzen. Seine größte Nachricht für diesen Abend ist, daß ein entfernter Verwandter des Hauses, Fedor Iwanytsch Lavrezky, nachdem er sich lange, lange Jahre im Auslande herumgetrieben, endlich nach Rußland zurückkehrt. Sein Besuch wäre demnach in den nächsten Tagen in O... und bei Kalitin's zu erwarten. Der Eindruck dieser überraschenden Mittheilung ist bei den beiden Frauen sehr verschieden. Marja Dmitriewna empfängt sie mit einer Mischung von Neugier, Erstaunen und Verlegenheit, wie der unerwartete Gast zu empfangen sei? Marfa Timofeewna, Repräsentantin des alten, zähen, unverschämten und naverwüstlichsten Rußlands, bricht in laute Freude aus, die nur dadurch etwas gedämpft wird, daß sie argwöhnt, Gedeonowsky möge diese Neuigkeit, wie so manche andere aus seinem Munde gekommene, erlogen haben. — Der Beschuldigte schwört bei Allem, was heilig ist; die Alte glaubt ihm endlich, und ihr Herz schlägt dem heimkehrenden, der Heimat entfremdeten Neffen jubelnd entgegen. Hat sie doch zum Theil seine Erziehung geleitet, ihn heranwachsen sehen in Kummer und Einsamkeit und dann hinaustreten in die Kämpfe des Lebens, die für ihn verderblich wurden. Um ihren Gedanken freien Lauf zu lassen, zieht sie sich auf ihr Zimmer zurück und überläßt die beiden alten Koketten ihrem Schicksal.

Das Gespräch bewegt sich anfangs noch um den zurückerwarteten Lavrezky. Marja Dmitriewna weiß nicht, wie sie einem Mann begegnen soll, der ein so großes, weltbekanntes Unglück gehabt hat, qui a un si grand ridicule, wie sie es in ihrem Fräulein-Institut französisch ausdrückt. Gedeonowsky weiß es natürlich noch weniger und knüpft an das Schicksal des Vetters, dem seine Frau im Auslande auf eclatante Weise untreu geworden ist, erbauliche Betrachtungen über Frauenwürde, Verschiedenheit der Menschen und Verderbtheit der neueren Zeit, in welcher selbst die Hühner List anwenden müssen, um zu ihren Paar Körnern zu gelangen. — Die Zeitungen schreiben, daß Madame Lavrezky mit Pianisten, Virtuosen, Löwen (lions) und anderen Bestien den vertrautesten Umgang hat — und der biedere Staatsrath denkt sich natürlich unter Löwen nur den königlichen Beherrscher der Wüste und unter Virtuosen vielleicht etwas noch viel Schlimmeres. — Dann wird er so liebenswürdig, als es nur ein vertrockneter, russischer Staatsrath in Gegenwart einer Dame von gesetzten Jahren werden kann, kehlt den verwirrtesten Unsinn, küßt zu wiederholten Malen die Hände der Herrin, die ihren Sessel nach ihm herumgeworfen hat, mit inbrünstiger Gluth und zieht endlich ein blaukarrietes Schnupftuch aus der Tasche, das er bedächtig aus einander faltet. Da Lencheu, ein blühendes, elfjähriges Kind, in's Zimmer tritt, grüßt er sie ehrerbietig und zieht sich dann fein sittsam in

* Дворянское гнѣздо. Москва, 1860.

ein Winkelchen zurück, um der Reinigung seiner, von der Natur nicht vernachlässigten Nase mit Muße obzuliegen.

Lenchen meldet, daß ein Reiter dem Hause naht und an der Freitreppe halten wird. Es ist Woldemar Nikolajewitsch Panschin, einziges Kind des weiland Stabsrittmeisters a. D. Nikolai Panschin, der seinem Sohn nur den Ruf eines nicht eben verläßlichen, aber sehr unterhaltenden Gesellschafters, einen zweifelhaften Namen und ein ruinirtes Vermögen hinterlassen hatte. Die ganze Erziehung Woldemar's hatte dem Charakter seines Vaters entsprochen. Frühzeitig lernte er, sich in Gesellschaften leicht und frei bewegen, zur rechten Zeit kommen und gehen, Damen und alte Ministerialbeamte flattiren. Er erlangte demgemäß bald einen hohen Tschin. Mit dem Titel eines Kammerjunkers kam er als Beamter für besondere, aber nach einer unter den Deutsch-Russen sehr beliebten Version für sonderbare Aufträge nach O..., wo er die Familie Kalitin kennen lernte und bald ihr täglicher Hausgast ward.

Er parirt als geschickter Reiter sein wirklich hübsches Pferd und tritt, nachdem er abgestiegen, mit ergebener Verbeugung in's Empfangzimmer ein, just in demselben Momente, da auf der Schwelle der entgegengesetzten Thür Elisabeth Michailowna Kalitin erscheint. Herzliche Begrüßungen, freundliche Scherzworte, dann setzen sich die beiden jungen Leute an's Klavier, und nach einigen präludirenden Einleitungen giebt Panschin eine selbst gedichtete Romanze zum Besten, die in's Deutsche übersetzt, ungefähr also lautet:

Hoch schwimmt der Mond am fernen Himmelsbogen
Im Wolkenkranz,
In Ebb' und Fluth beherrscht des Meeres Wogen
Sein bleicher Glanz.

Ein Meer fühl' ich in meinem kranken Herzen,
Ein Meer von Leid,
Doch Da beherrschest es in Freud' und Schmerzen,
Der ich's geweiht.

Gramvolle Liebe, gramvoll sehnendes Bangen,
Das in mir wohnt; —
Ich brech' und sterbe, Du kennst kein Liebeverlangen,
Da gleichst dem Mond!

Die Hörer geben ihren Beifall zu erkennen; hinter der Thür aber steht einer, der ihren Enthusiasmus nicht im Mindesten theilt, ein kleines gebücktes Männchen, das jetzt unter linkischen Verbeugungen in's Zimmer rutscht. Seine gefurchten Züge sind noch düsterer als gewöhnlich; sein weinsteinfarbes Gesicht wird durch den herzlichen Empfang, der ihm von den beiden Mädchen zu Theil wird, nicht versüßt.

Der neue Ankömmling ist Cheristoph Fredorowitsch Lemm, ein deutscher Musikus, leidenschaftlicher Verehrer von Bach, Händel und Shakspeare, und gründlicher Verächter alles dessen, was in Musik und dramatischer Kunst sich gegen die Grundsätze dieser drei gewaltigen Meister auflehnt. Sein spezieller Haß ist das moderne Tongeklimper, und Panschin hat ihn mit seiner Romanze, die er vor der Thür mit anhören mußte, einen schlimmen Ohrenschmaus bereitet. Er ist jetzt gekommen, um Lenchen eine Stunde zu geben und will mit ihr hinauf. Panschin vertritt ihm den Weg, bittet, um ihn zu versöhnen, um eine Beethoven'sche Sonate, lobt die klassische deutsche Musik und, als Alles nichts fruchtet, läßt er einige Worte anerkennender Bewunderung über eine geistliche Cantate vernehmen, die der Alte selbst für Lisette komponirt und gedichtet hat. Das Lob des Dilettanten macht den alten Musiker vollends wüthend, und roth bis über die Ohren, verläßt er das Zimmer.

Christoph Lemm wurde im Jahre 1786 zu Chemnitz geboren, wo seine Eltern arm, vagabundirende Musikanten waren. Schon mit dem fünften Jahre in die Geheimnisse der edlen Musica eingeweiht, mußte er, mit dem achten eine Waise geworden, sich als zehnjähriger Junge selbst sein bischen Brod verdienen. Er spielte auf Jahrmärkten und Bällen, bei Konzerten und Bauernhochzeiten, bis er endlich eine Stellung in der Dresdner Kapelle errang und nach und nach zu einem ziemlich hohem Posten aufrückte. Von dort aus folgte er dem Rufe eines russischen Edelmanns, der, obwohl er selbst die Musik ganz unausstehlich fand, sich ein Orchester hielt, um der Modeleidenschaft zu fröhnen. Lemm blieb bei ihm, in der Eigenschaft eines Kapellmeisters, sieben volle Jahre, während welcher sein niemals ausgezahlter Gehalt zu einem kleinen Kapitale heran gewachsen war. Am Schlusse des siebenten Jahres machte der Edelmann bankerott, und der unglückliche deutsche Musikant sah sich allein, verlassen und arm, inmitten eines unsinnlichen Volkes, das den Jammer seines verlorenen Lebens nicht verstand. — Sollte er arm und mit gebrochener Hoffnung aus diesem Rußland zurückkehren, das für die Goldquelle der Virtuosen gilt? — Er wagte es nicht, er wollte sein Glück noch versuchen. Zwanzig Jahre lang versuchte der vom Schicksal Verfolgte sein trügerisches Glück, lebte in Petersburg, längere Zeit in Moskau und in den Provinzen, bis er endlich, gebrochenen Herzens, auch die Hoffnung, jemals in's Vaterland zurückzukehren, aufgeben mußte, in O... ein kleines Häuschen kaufte und dort mit einer alten Haushälterin seine verkümmerten Tage ruhig zu beschließen hoffte. Einmal hatte ein deutscher Freund in Moskau, arm und gedrückt wie er, eine seiner Compositionen drucken lassen: sie war spurlos vorüber gegangen, verschollen wie ein Flöten-Akkord in das wilde Brausen des Steppensturms gehaucht; wie konnte auch ein armer Deutscher in Moskau die Kühnheit haben wollen, klassische Musik zu schreiben! — Und doch wäre diese verkümmerte Menschenpflanze in Deutschland zu einem Künstler herangewachsen, auf den sein Vaterland mit Recht hätte stolz sein dürfen.

Lemm's Aeußeres sprach nicht zu seinen Gunsten. Eine gebeugte Gestalt, klein, starre Äuglein, glimmend wie in Wasser verlöschte Kohle, gedrückte Stirn, dünne graue Flöckchen seltener werdenden Haares. Manche seiner hastigen, eckigen Bewegungen erinnerten an das verlegene Schönthun einer Eule, die, im Käfig gefangen, mit ihren großen, gespenstischem Lichtern kaum halb sieht, aber doch bemerkt, daß sich Leute bei ihr befinden. Sein Gang war unsicher, langsam, verdrießlich und schwankend. — Und doch, welche Tiefe und Innerlichkeit, welche Kühnheit des Gedankens und Fülle der Einbildungskraft, wie sie einzig des deutschen Stammes Erbtheil sind in dieser verkümmerten Existenz!

Sein letztes selbständiges Werk war eine geistliche Cantate, Composition eines versificirten Psalmen, der Elisabeth Michailowna geweiht, mit dem Bedeuten, es Niemand anders zu zeigen. Das Titelblatt hatte er selbst mit vieler Kunst gefertigt und darauf geschrieben:

Nur der Gerechte ist glücklich.

Geistliche Cantate,

gewidmet und zugeeignet der Jungfrau Elisabeth Kalitin,
meiner lieben Schülerin,

von ihrem Lehrer Christoph Theodor Gottlieb Lemm.

Die Worte „Nur der Gerechte ist glücklich" und „Elisabeth Kalitin" schwammen in einem Meere von Strahlen. Am untern Rande stand noch: „Für Sie allein."

Das war es, was unsern armen Landsmann so sehr gekränkt: die Mittheilung von Seiten Elisabeth's an einen Dilettanten war ihm als Profanation erschienen.

Indessen unterhalten sich die jungen Leute unten. Elise macht Panschin bittere Vorwürfe über sein Betragen gegen den armen leicht verletzbaren Deutschen. Er will sich anfangs vertheidigen, sie aber spricht mit so viel Wärme, daß er bald den Kampf aufgiebt, besonders da sich eben Gelegenheit bietet, von sich selbst zu sprechen. Es ist dies das Thema mit dem, wenn er nicht damit anfängt, er gewiß jedesmal endet. — Sie spielen und zeichnen. Er zeichnet stets nur eine und dieselbe Landschaft: vorn Bäume, dann Feld, im Hintergrunde Berge und eine Phantasie-Ruine. Dabei nimmt er jedesmal Gelegenheit zu bemerken, indem er den Kopf kokettirend hinüber und herüber wiegt: Im Zeichnen wie im Leben sind Leichtigkeit und Kühnheit die ersten Dinge. — Lemm kommt zurück, um Abschied zu nehmen; Elise bittet ihn nochmals recht angelegentlich um Verzeihung, und begleitet ihn bis über den Rasenplatz des Hofes. Er vergiebt seiner Lieblingsschülerin mit einiger Ueberwindung gern.

Das Staket entlang, dem Thore zuteippelnd, wurde der Alte eines Mannes in grauem Paletot mit breitkrämpigem Strohhut ansichtig, der ihm früher in O... noch nie aufgestoßen war. Sie begrüßten sich gegenseitig und guckten einander lange verwundert nach; da aber der Fremde Elisen erblickte, schritt er grade auf sie zu und redete sie an:

„Sie kennen mich nicht mehr, aber ich habe Sie gleich wieder erkannt. Vor acht Jahren, als ich von Ihnen zog, waren Sie noch ein ganz kleines Kind. Ich bin Lavrezky. Ist Mütterchen zu sprechen?"

Elise bejaht, darauf fährt Lavrezky fort:

„Sie heißen Lisbeth; ich erinnere mich Ihrer noch recht wohl. Ihre Züge vergißt man nie. Ich habe Ihnen damals oft Confekt mitgebracht."

Lisbeth erröthet, staunt ein wenig über des Vetters sonderbare Art sich einzuführen, dann treten Beide in das Familienzimmer, von wo ein herzliches Lachen ihnen entgegenschallt. Panschin erzählt eine seiner Schnurren, Geodonowsky lacht, Marja Dmitriewna lächelt, der Erzählee stimmt am lautesten mit ein. Bei Lavrezky's Eintreten verstummt die laute Lustigkeit und die Hausfrau heißt ihn verlegen, halb weinerlich, willkommen, weil sie sich einbildet, daß das Unglück des Gastes sympathetisch auch auf ihre Stimmung rückwirken müsse. Sie ist sehr erstaunt zu sehen,

wie ein Mensch qui n'a un ai grand ridicule sich so frei und unbefangen benehmen und sich eines so behäbigen Aussehens befleißigen könne. Nach kurzer Weile kommt die alte Tante Pestov heruntergestürzt, durch drei Zimmer, nach ihrem lieben Fedja rufend. Sie umarmt und küßt den Wiedergefundenen, lobt sein kräftiges Aussehen, bietet ihm Thee an, fragt Alles durcheinander in liebender Hast, überholt seine Antworten noch, mit neuen, wichtigeren Fragen, kurz, läßt den armen Fedja gar nicht zur Ruhe kommen. Der aber ist glücklich in der Seele der Alten: hat er doch einen Menschen gefunden, der ihn im lange gemiedenen russischen Vaterlande von Herzen, so recht von Herzen willkommen heißt.

Die Familie Lavrezky stammt aus Preußen. Zur Zeit Wastli des Blinden eingewandert, hatte sie unter ihren Ahnen viele aufzuweisen, die im Rathe der Woywodschaft und in verschiedenen Verwaltungszweigen hohe Stellen bekleidet hatten. Im Gedächtniß der Bauern lebt noch der Urgroßvater unseres Helden, Andreas, ein harter, tückischer, unheimlicher Patron von unbeugsam energischem Charakter. Seine Frau war eine Zigeunerin, jähzornig, bart und grausam wie er, und darum fortwährend mit ihm im Hader. Sie hinterließen ihrem Sohne ein bedeutend vermehrtes Vermögen in bester Ordnung.

Peter Andréitsch war in allen Stücken das Widerspiel seines Vaters, gutmüthig, gastfrei, etwas liederlich. Seine Frau harmonirte mit ihm. Sie erhielten einen Sohn, Iwan Petrowitsch und eine Tochter Glaphyre Petrowna.

Iwan, der einstige Vater unseres Helden, wurde als kleiner Junge von der kinderlos verwittweten Fürstin Hubensky zu sich genommen, die seine Erziehung leiten und ihm ihr Vermögen hinterlassen wollte. Dort war er zum Jüngling herangewachsen, als die alte Fürstin sich in seinen Gouverneur Abbé Courtin de Vaneelles verliebte und ihn zum Manne nahm. — Diese fine fleur de l'émigration ging zwar bald durch und die Fürstin starb, eine geschminkte Mumie, von kreischenden Papageien und heulenden Dachshunden umringt, am gebrochenen Herzen, aber ihr Vermögen hatte der vorsichtige Franzose schon früher zu Gelde gemacht und mitgenommen.

Schmutzig, langweilig, erbärmlich und armselig erscheint dem einundzwanzigjährigen Iwan Petrowitsch sein heimatliches Nest, auch Vater und Schwester empfinden über seine Rückkehr keine sonderliche Freude. Aus langer Weile und voll von Rousseau'schen Gleichheits-Ideen, die damals (Anfang der Regierung Kaiser Alexander's I.) auch im russischen Adel florirten, verliebt er sich in ein Kammermädchen seiner Mutter und wird erhört. — Melanie Turgiewna ist eine jener zarten, duftigen Erscheinungen, auf welche die mit Frauenschönheiten im Allgemeinen so sparsame russische Natur all' ihren Liebreiz ohne Rückhalt ausgegossen zu haben scheint. Sie liebt ihren jungen Herrn über Alles, schweigt und duldet still. — Die Sache wird ruchbar. Da Iwan Petrowitsch sich zur Heirat mit der Sklavin entschlossen erklärt, so wird er vom Vater durchgeprügelt und mit seiner jungen Buhlin von Haus und Hof vertrieben. Pestov's nehmen ihn auf. Die alte Marfa Timoféewna gewährt dem jungen Paare ihren Schutz, und sie lassen sich bei ihr trauen.

Iwan geht nach Petersburg, findet eine Stelle bei der russischen Gesandtschaft in England und bleibt, die Frau vergessend, dort bis zum Jahre 1812. Unter der Fahne des bedrängten Vaterlandes treffen sich Vater und Sohn. Melanie ist unterdeß von ihrer sterbenden Schwiegermutter mit dem Vater ausgesöhnt und in dessen Haus gezogen, ohne gegen Glaphyra, die in Denken und Handeln ganz ihrer Großmutter, der Zigeunerin, gleicht, irgend eine Stellung erringen zu können. Iwan geht nach beendigtem Feldzuge nach England zurück. — Indessen stirbt 1814 seine Frau, 1819 sein Vater; Theilungs-Angelegenheiten zwingen ihn nach Rußland zurückzukehren, auch schreibt Glaphyra, daß Fedja sein zwölftes Jahr erreicht hat.

Als vollständiger Anglomane, mit gesteifter Halskrause, erbsenfarbenem Ueberrock und einem versäuerten Zug im Gesicht, kömmt Iwan Petrowitsch wieder, seine Vorliebe für ausschließlich politische und politisch-ökonomische Gespräche, blutiges Roastbeef, Portwein und Derbheit charakterisiren den gelernten Briten. Seinen Fedja, der bisher bei Tante Glaphyra und einer alten schwedischen Gouvernante, die sehr billig war und außerdem vortrefflich Gurken einzulegen verstand, eine Art von trübem Dämmerleben hingeträumt, wollte er nach spartanischen Grundsätzen mit Zuziehung Jean Jaques Rousseau's erziehen. Der Junge kräftigte seinen Körper, blieb aber sonst bei den, trotz aller Härte inconsequenten Erziehungs-Prinzipien des Vaters, der selbst nur den äußeren Anstrich von Freiheit und Bildung besaß, so dumm als zuvor.

Da kam das Jahr 1825. Just als Kaiser Nikolaus seiner kaum begonnenen Regierung die Bluttaufe gab, indem er die Blüthe des russischen Adels, nachdem er die Revolution zu Boden geschmettert, durch Hinrichtung und Verbannung decimirt, erblindete, vielleicht compromittirt, der alte Lavrezky. Er petitionirt um die Erlaubniß, zur Herstellung seines Augenlichts in's Ausland reisen zu dürfen: sie wird ihm verweigert. Nun zieht er mit dem achtzehnjährigen Fedja bei allen russischen Aerzten umher, bringt sie und noch mehr seinen Sohn durch Eigensinn und Ungeduld zur Verzweiflung und stirbt endlich, einen halb ausgesprochenen Fluch gegen seine Schwester auf den Lippen, in deren Armen er verendet, auf seinem Gute Lavriki.

Fedor Iwanitsch ergreift die Zügel des Hausregimentes. Bald aber überläßt er sie wieder an Glaphyra und geht nach Moskau, um als Student die Lücken seiner verfehlten Erziehung zu ergänzen. Seine Unbekanntschaft mit der Welt giebt ihm das Ansehen eines Sonderlings, sein Reichthum versöhnt die Lacher wieder, und spartanische Erziehung hat ihn wenigstens das Urtheil der Menschen gründlich verachten gelehrt. Das Theater fleißig besuchend, wo damals Moltschanov eben seine glänzendsten Triumphe errang, sieht er eines Abends in der Loge ihm gegenüber ein Mädchen, deren Engelschönheit, überwoben von allem Liebreize der Jugend und Unschuld, sein keusches Herz in rascher Gluth entflammt. Er traut seinen Augen kaum, als er seinen Lehrer und einzigen Freund in die Loge eintreten und von den Inhabern als bekannter Gast herzlich bewillkommnet sieht. Sein einziger Freund und das einzige Mädchen, das ihn durch ihre bloße Erscheinung zu fesseln vermochte, es ist himmlische Fügung! — Er erfährt, daß Barbara Pawlowna die Tochter des Generals Korobyn ist, der wegen grober Veruntreuungen aus dem Dienste entlassen wurde. Er wird vorgestellt und eingeladen. Die Familie bewohnt ein kleines Häuschen und lebt in ziemlich beschränkten Verhältnissen. Zum Diner muß der General den Wein in Fiaschen von Dupré auf der Petrowka holen lassen. Aber grade auf dieser dunkeln Folie erscheint die Schönheit und Liebenswürdigkeit Barbara Pawlowna's in um so glänzenderem Lichte; ihr feiner und gewandter Geist, der sich geschmeidig in jede Form biegt und überall graziös bleibt, ihr scheres und scharfes Urtheil und vor allem ihre süße Stimme und ihr wundervoll beseeltes Klavierspiel bezaubern den jetzt sechsundzwanzigjährigen Lavrezky vollends; nach sechs Monaten zieht er die Studenten-Uniform aus und wird ihr Gemahl.

Seine Schwiegermama, Kalliope Karpowna Korobyn, ist eine Deutsche von Geburt, Tochter eines hochgestellten Verwaltungs-Beamten. Sie gilt für eine sentimentale Frau, weil ihr linkes Auge beständig in Thränen schwimmt, freut sich höchlich über das Glück ihrer Tochter und kauft sich einen neuen Hut, weil diese einen reichen Mann bekommt.

Das junge Ehepaar verlebt einige glückliche Jahre in Lavriki, Moskau und Petersburg. Ein Sohn wird geboren, stirbt aber bald darauf. Lavrezky führt seine junge Frau, um sie zu zerstreuen, in die deutschen Bäder, zum Winter aber nach Paris.

Dort blüht Barbara Pawlowna auf, wie eine Rose, die erst jetzt der zarten Knospenhülle sich entringt. Ihre glänzenden Salons werden von den ersten Notabilitäten des Hofes und der Stadt besucht, sie selbst um Hofe Ludwig Philipp's vorgestellt. Das damals eben in der Entwickelung begriffene Journalistenthum drängt sich um sie her und posaunt ihren ungeschmeichelten Ruf in alle Welt. Lavrezky arbeitet mit seinen Büchern ruhig weiter. — Seine Studien, noch mehr als seine spartanische Erziehung haben aus ihm einen ehrenfesten, philosophisch energischen Charakter gemacht. Das Glück und der Genuß, die seine Frau in vollen Zügen genießt, erfüllen ihn mit inniger, seliger Freude: ist sie ja doch immer sein liebes, treues, schönheitstrahlendes, zärtlich um ihn besorgtes Weib.

Da findet er eines Tages in ihrem Zimmer folgenden Brief:

„Süßer Engel Betly!

„Ich kann mich nie entschließen, Dich Bärbchen oder Bärbara (Varvara) zu nennen.) Ich habe Dich an der Ecke des Boulevards ... vergeblich erwartet, komm' morgen um ½2 Uhr nach unserem Quartierchen. — Dein guter Dickbauch von Gemahl (ton gros bon homme de mari) ist um diese Zeit gewöhnlich ganz in seinen Büchern vergraben. Wir wollen wieder jenes Liedchen von Euerem Dichter Puschkin (de votre poète Ponekine) singen: „Alter Mann, grauer Mann," das Du mich gelehrt hast.

„Tausend Küsse auf Deine Händchen und Füßchen. Ich erwarte Dich. Ernst."

Sie rauscht an ihm, der ohne Besinnung dasteht, vorüber zum vertrautesten tête à tête mit jenem französischen Lumpen, der die Frechheit hat, ihn, der an männlicher Gediegenheit und in jeder Beziehung hoch über ihm steht, zu verspotten. Keines Begriffs mehr fähig, wirft er sich

in seinen Wagen und befiehlt, in's Freie hinaus zu fahren. Einen Tag lang quillt er sich mit seinen verwirrten Gedanken, dann bestimmt er ihr eine Pension von 15,000 Rubel und schreibt ihr mit fester Hand den Scheidegruß; er kann und mag sie niemals wieder sehen.

Einige Jahre lang vergräbt er sich in einer kleinen italiänischen Stadt, dann kehrt er, vom Heimweh getrieben, nach Rußland zurück. — Sie rast in ihrem Sinnenstrudel unaufhaltsam weiter und erfüllt die Welt mit dem Erlat ihrer Liebes-Abenteuer.

Das war Fedor Iwanytsch Lavrezky, als er, in schwerer Schule gebildet und gereift, in sein heimatliches Nest zurückkehrte. Seine Tante war unterdeß gestorben; er wählt das von ihr hinterlassene Wasiliewskoje zum Aufenthalt; er mag Lawriki nicht wieder sehen, wo er einst so glücklich war. Am nächsten Tage verläßt er O..., nicht ohne vorher Elise noch einmal gesehen zu haben, die eben zur Kirche geht.

„Beten Sie für mich!" ruft er ihr halb scherzend und doch ernsthaft nach. Bald darauf empfängt er den Besuch seines Universitätsfreundes und Lehrers Michailowitsch, der Buch- und Rechnungsführer bei einem reichen Branntweinpächter geworden ist und für die Zukunft des heiligen Rußland schwärmt, wie nur ein kleinrussischer Student kann. Er sucht den warmen Strom seiner Begeisterung auch in das Herz des starknochigen Steppen-Gutsbesitzers überzuleiten und nennt diesen Faulthier, Cynifer, Voltairianer. Lavrezky, ihm an Bildung und Belesenheit überlegen, weist ihn zurück, aber als sich der Streit bis in die vierte Stunde des Morgens verlängert hat, bricht er ihn mit der im Stillen gewonnenen Ueberzeugung ab, daß sein Wirken künftig auch edleren Zwecken, als der Beschwichtigung seiner egoistischen Verzweiflung dienen werde. Zufrieden mit dem Resultat seiner Zukunft fördernden Bestrebungen reist der biedere ukrainische Demosthenes ab.

Dann besucht ihn auch Lemm. — Der Alte hat sich noch nie an einen Menschen so angeschlossen, als an den stillen, soliden Lavrezky. Der ehrliche Deutsche thaut ordentlich auf; sie treiben Musik zusammen, und der Hausherr beschließt, jetzt, wo Alles auf seiner reizenden Besitzung in voller Blüthe steht, auch die Familie Kalitin zu sich einzuladen.

Indessen hat Panschin seinen Antrag gemacht, wie es Marja Dmitriewna längst erwartet und gewünscht. — Elise erbittet sich Bedenkzeit, Mutter und Liebhaber sehen darin nur mädchenhafte Verschämtheit und gewähren sie gern. Aber in ihrem Herzen hatte sich bereits ein bitterer Zweifel eingeschlichen. Sie kannte der Liebe Allmacht noch nicht; sie hatte Lavrezky mit kindlicher Naivetät nach den Schicksalen seiner Ehe gefragt und ein tiefes Nachdenken war in ihre Seele eingezogen. Lavrezky hatte sie bei allen Heiligen beschworen, nie das Eheversprechen zu geben, wenn sie nicht liebe mit voller, ganzer Seele. Sie kann für ihren Freier ein solches Gefühl in sich nicht finden.

Einige fröhliche Tage verbrachte das ganze Kalitin'sche Haus in Wasiliewskoje, denn Marja Dmitriewna hatte mit widerstrebender Herablassung ihre Einwilligung gegeben. — Als sie Abschied genommen, und Lavrezky sie halben Weges begleitet, benutzt er die kühle, liebliche Sommernacht, um die seit vierzehn Tagen aufgesammelten Nummern der französischen Zeitungen, die er bezieht, zu lesen.

In einer derselben findet er die überraschende Nachricht von dem Tode seiner Frau. — Ein hülfloses Töchterchen habe sie ihm zurückgelassen....

Einen Sturm von Gefühlen weckt diese unerwartete Kunde in seiner Brust. „Freiheit, Freiheit!" jubelt es in ihm, aber kann er Freude empfinden über den Tod eines Wesens, das er einst so warm und glühend geliebt zu haben glaubt, das er, obgleich es ihn so unverantwortlich getäuscht, vielleicht noch liebt?

Anderen Morgens schon ist er bei Kalitins. Der Empfang ist kühl, die Stimmung gedrückt. Elise hat Panschin's wiederholten Antrag entschieden verneint; man vermuthet seine Einflüsterungen. Panschin aber, auf eine Aenderung des Entschlusses von Elisens kindlich reinem Herzen hoffend, ist täglicher, der Mutter stets willkommener Hausgast geblieben. Außerdem begeistert er nicht, wie ihn ein Mädchen ausschlagen könne.

Lavrezky hat sofort die nöthigen Schritte gethan, um sich Gewißheit über das Schicksal seiner Frau und sogenannten Tochter zu verschaffen und das Zeitungsblatt in Elisens Hände gespielt. Die Trauer-Nachricht ruft in ihrer Seele eine gewaltige Bewegung hervor. Sie wird sich bewußt, daß in der Tiefe ihres jungfräulichen Herzens eine strafbare Neigung zu einem Manne aufgekeimt war, dem sie nie angehören konnte. Sie fühlt nun, daß ihr künftiger Ehegatte an fester Männlichkeit, Ernst und Tiefe Lavrezky gleichen müsse. — Die Trauer-Botschaft giebt ihr zunächst keinen Gedanken an die Erreichbarkeit ihres Ideals: sie ist von der heiligen Unlösbarkeit der russischen Ehe so tief durchdrungen, daß sie dieselbe noch über Tod und Grab hinaus für unantastbar hält. — Sie betet!

An einem paradiesischen Spätsommerabende sitzen die Gäste in der kühlen Veranda vor der Gartenfront des Kalitin'schen Hauses. Die Herrin, Panschin und Gedeonowsky spielen Piket, Marfa Timofeewna mit einer ihrer Frauen Durak; Lavrezky und Elise lauschen den Wechselrufen zweier im Gebüsch verborgenen Nachtigallen. Weiter schwellen ihre Herzen, ruhiger werden ihre stürmischen Gedanken; Hoffnungssterne steigen auf am Himmel und in ihrer Seele. Gegen Mitternacht trennt sich die Gesellschaft. Lavrezky treiben seine übermächtigen Gefühle noch hinaus in's Freie in die lauwärmig helle Sommernacht. Feldaus, feldein, ohne Ziel und ohne Pfad, kommt er endlich bis in Kalitin's Garten, der sich vom Hause bis in den Wald hinein erstreckt. Ohne es zu wissen, steht er an eben dem Platze, wo sie am Abend vorher gesessen haben. Er schaut auf; an zwei Fenstern ist noch Licht. Jetzt verschwindet es von da und geht durch alle Zimmer, die Treppe hinunter nach dem Empfangssalen, gewiß hat Jemand dort etwas vergessen. In der Thür erscheint eine weiße, schlanke Gestalt: es ist Elise!

Er ruft sie mit halber Stimme zwei, drei Mal, sie naht sich zögernd mit leichten, schwebenden Schritten, und der stürmischen Wallung seines Busens folgend, zieht er sie liebend an sein Herz. — Wenn zwei Seelen sich verstehen, so bedarf es keines Wortes, der erste Kuß, den die glühenden Lippen auf den rosigen Mund der Jungfrau pressen, besiegelt und schließt den Bund für ewige Zeiten. — Im heiligen Dämmerschleier der Julinacht fanden sich zwei Herzen; das eines Mannes, der in Kummer und Leid, durch Kampf und ernstes Studium zum vollen Bewußtsein seiner selbst und seines Strebens gekommen war und das einer Jungfrau, die zum ersten Male aus zarten Knospentrieben der Liebe Wunderblumen erstehen sah.

Sie schieden bald, sie brauchten sich nichts mehr zu sagen. Unfähig mit so vollem Herzen in seine öde Wohnung zurückzukehren, sucht Lavrezky noch seinen alten, ehrlichen Lemm auf, ein Wesen, das ihn und Elisen liebt und das auch das Seinige dazu beigetragen, in der überirdischen Jungfrau jene Tiefe des Gemüthes zu erschließen, die in Rußland leicht ewig unverstanden bleibt. Er hört ihn schon von Weitem sich in kühnen und gewaltigen Tonbildern ergehen, um die zauberische Sommernacht auch in seinem kleinen Häuschen, in seinem kranken Herzen, auf seinem Klavier wiederklingen zu lassen. Lemm öffnet mit Freuden, der alte Musikus erräth, ohne zu fragen, die Seelenstimmung seines Gastes: sie bleiben bei Musik und Geplauder die ganze Nacht zusammen.

Als Lavrezky gegen Mittag sein in der Stadt gemiethetes Quartier aufsucht, sieht er vor demselben einen eleganten Reisewagen halten. Im Empfangszimmer kommt ihm eine Patschuli-duftende Dame entgegen, strahlend mit allen Reizen einfacher Pracht und blendender Schönheit — seine Frau.

Er bedurfte seiner ganzen geistigen Kraft, seines sprüchwörtlichen Phlegmas, um nicht zu erliegen. — Sie extemporirt mit Hülfe ihres Töchterchens, der kleinen Ada, sofort eine Wiedersehensscene, die den verknöchertsten Roué des Théâtre français zu Thränen gerührt haben würde. — Die Nachricht von ihrem Tode war vielleicht von ihr selbst autorisirt worden, um den schwer beleidigten Gatten milder zu stimmen. Alles war meisterhaft berechnet: Vorbereitung, Inscenirung, Vertheilung der Rollen.... und nun schlug's doch fehl! — Der dicke Steppenbauer mußte ein Herz von Stein oder gar keines haben!

Um ihrem zeternden Lamento ein Ende zu machen, weist er ihr die reiche Besitzung Lawriki zum Aufenthaltsorte an und, im Falle sie wieder abreisen will, eine hohe Jahresrente, mit der Verpflichtung, seine Nähe für immer zu meiden.

Die Nachricht von der Wiederkunft der Todtgeglaubten muß Lemm sofort Elisen überbringen. Sie vernimmt sie gefaßt: sie hat zu Gott gebetet; ihr Herz kennt kein Schwanken, keine Wahl.

Barbara Pawlowna macht auch Kalitins ihre Aufwartung, und Marja Dmitriewna veranstaltet unter ihrer Aufsicht und Leitung eine neue Theaterscene, wo möglich noch rührender, noch effektvoller, als die erste. Lavrezky drängt mit übermenschlicher Gewalt seine überwallenden Gefühle zurück; seine Verbindungen bleiben die genannten; Verzeihung suche sie nur noch bei Gott im Himmel, er habe ihr längst vergeben, nur könne er sie niemals wiedersehen.

Seine Frau tröstet sich auch sehr bald über die Härte des Gatten, der bald, jemehr sich der Ruf ihrer Liebenswürdigkeit verbreitet, das Prädikat eines steinernen Herzens bekommt. Sie verliebt sich in Panschin, dieser folgt ihr nach Lawriki, dann sie ihm nach St. Petersburg, und sie ist schuld, daß er sich niemals verheirathet hat. Dann kehrt sie

nach Paris zurück, fesselt nochmals die Männerwelt der höchsten Salons an ihren Siegeswagen und tritt endlich den Ruf, die gefeiertste Löwin zu sein, an ihre Tochter, ihre Ada, ab.

Elise ist in ein stilles Kloster des fernen Ostens als Nonne eingetreten.

Laurezky wirkt fort in seinem Sinne, still, verschlossen und schweigsam. Als er nach acht Jahren das Haus Kalitin wieder besucht, ruhen Marja Dmitrijewna und Marfa Timofeewna, die beiden Alten, unter der grünenden Rasendecke des Gartens, und wie über ihrer Asche, webt über ihrem Wirken ein neues, junges Geschlecht.

Lenchen führt das Hausregiment, mit ihrem Manne, einem jungen, blondgelockten Husaren-Offizier. Ihr Bruder ist mit seiner jungen Frau und deren Schwester aus Petersburg auf Besuch gekommen; helle, klangvolle Kinderstimmen beleben das alte, adelige Nest.

In einem Momente tiefen Schweigens weht wie Geisterodem ein leichter Schatten durch das frühlingshelle Gemach: Es ist Elise, die im fernen, fernen Osten für ihre Lieben betet, und auch für ihn, wie damals in der Kirche.

G. S. v. Mühlberg.

Deutschland und das Ausland.

Das Großherzogthum Posen und die Polen.*

Gerade heraus die Wahrheit sagen, nennt man in unserer Sprache „deutsch reden." So ein ehrliches deutsches Wort, fern von aller wälschen oder sarmatischen Hochtrabeheit, hat ein preußisch-deutscher Ehrenmann über die Verhältnisse des Landes Posen in die Welt gesprochen: klar, deutlich, bestimmt und gründlich, überall gestützt auf die Geschichte und die Thatsachen der Gegenwart! Die uns vorliegende Schrift, welche den Titel führt: „Das Großherzogthum Posen und die Polen gegenüber dem Nationalitäts-Prinzip und dessen neuesten Regungen" und einen früheren Abgeordneten der Provinz Posen zum Verfasser hat, bietet ein überaus reiches Material zur Beurtheilung der Polenfrage, die so unberufen und unablässig Preußens Regierung und Parlament und Europa's öffentliche Meinung bestürmt, obgleich keine Macht der Erde im Stande ist, das achtzehnte Jahrhundert zurückzuzaubern! Was wir selbst in Nr. 7 des „Magazin" vom 13. Februar d. J., durch persönliche Eindrücke angeregt, über den traurigen Nationalitätenstreit im Großherzogthum berichtet haben, wird von dem trefflichen Deutsch Posener auf's Umfassendste bestätigt, namentlich vom Standpunkte des Rechts und der Volkswohlfahrt. Schritt vor Schritt widerlegt unser Landsmann am Leitfaden der authentischen, und zwar nicht bloß preußisch-amtlichen, sondern auch polnischen Quellen sämmtliche Prätensionen des sarmatischen Adels, der den ihm stammesfremden slavischen Bauer wohl gern in der feudalen Abhängigkeit erblicken möchte! Er giebt den unwiderleglichen statistischen Nachweis, daß die preußische Regierung ihre Versprechungen von 1815 in Bezug auf das Großherzogthum Posen unverbrüchlich gehalten, wie sie mit väterlicher Sorgfalt das Land aus dem „Augiasstall" altpolnischer Unkultur herausgearbeitet, wie von einer methodischen Unterdrückung des polnischen Elementes nirgends die Rede war, vielmehr, wenn überhaupt Jemand, höchstens die deutsche Bevölkerung das Recht hätte, einen energischeren Schutz ihrer Interessen, als bisher, zu erwarten. Wer den politisch-ökonomischen Zustand von heute mit dem vor vierzig oder gar vor siebzig Jahren vergleicht, kommt zu der Ueberzeugung, daß kaum in einem anderen Lande Europa's innerhalb einer so kurzen Zeitspanne ein gleiches Maß materiellen und geistigen Fortschrittes geleistet worden ist. Bromberg (Bydgosć), 1772 ein kläglicher Flecken mit 800 Einwohnern, 1861 eine wohlhabende, gutgebaute Stadt von 18,000 Seelen (worunter 15,000 Deutsche), an dem Bromberger Kanal zwischen Netze und Weichsel, den der große Friedrich für 700,000 Thaler schon im ersten Jahre des preußischen Besitzes angelegt, bietet ein selbstredendes Beispiel der segensreichen Thätigkeit der preußischen Regierung. Allein diese Beispiele sind wahrhaft zahllos und sie häufen sich, namentlich seit 1830, wo ein fest entschiedenes Walten mit größerer Planmäßigkeit die Kultur-Verhältnisse der Provinz zu leiten begann, d. h. seit der Flottwell'schen Verwaltungs-Epoche, fast in geometrischer Progression. Der Regierungsbezirk Posen, der noch 1830 in jeder Beziehung von den übrigen Theilen der preußischen Monarchie unvortheilhaft abstach, hat sich zu einer Höhe der Entwickelung erhoben, welche das Weichsel- und Obragebiet den angränzenden deutschen Provinzen bald ebenbürtig zur Seite stellt. „Zahlen beweisen," lautet der Wahlspruch unseres, mit den Zuständen Posens innig vertrauten Gewährsmannes, und diese Zahlen wird man vergeblich anfechten: ihre Richtigkeit ist durch die Ehre der preußischen Regierung verbürgt, und Hunderttausende von Volksstimmen würden sie im Nothfall bezeugen!

Der polnische Adel, den die Treue der polnischen Linientruppen und Landwehrmänner in den Jahren 1846 und 1848 über die wahre Stimmung des unter preußischer Herrschaft nicht mehr leibeigenen Bauernstandes besser hätte belehren sollen, schreitet im Gefolge der französischen Aufheyer auf einer ebenso ungerechten, als unwürdigen und gefährlichen Bahn; hoffen wir, daß die Festigkeit und Gesetzlichkeit der preußischen Staatsmänner ihn von kopflosen Unternehmungen abschreckt! Der Dank der polnischen Ritterschaft für die Herstellung seines unter der „Freiheit" schmählich zerrütteten Kredits (nämlich durch Gründung des landwirthschaftlichen Kredit-Instituts mit 200,000 Thaler Staats-Zuschuß!!) hat bisher meistens in entschiedener Feindseligkeit bestanden, — das muß nach Recht und Billigkeit anders werden! Endlich siegt ja doch wohl die Stimme der Vernunft und Besonnenheit! — Wir fügen nur noch den herzlichen Wunsch hinzu, die hier angezeigte Schrift möge in die Hände recht vieler unbefangener Leser kommen, und unser liebes Deutschland möge den bedrängten 600,000 Brüdern in Posen denselben Grad von Theilnahme schenken, wie unserem schwer verkannten Herzblut in Schleswig-Holstein!

T. v. B.

* Das Großherzogthum Posen und die Polen. Von einem früheren Abgeordneten der Provinz Posen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1861. (Nebst einer Denkschrift des Ober-Präsidenten Flottwell über jene Verwaltung des Großherzogthums Posen vom Jahre 1830 bis zum Beginn des Jahres 1841.

Mannigfaltiges.

— Prinz Napoleon's Erwiderung an den Herzog von Aumale.* Recriminationen, nichts als Recriminationen, sind in dieser Antwort enthalten; es ist das, was man in Berlin eine „Retourkutsche" nennt, bei der die Pferde hinten angespannt zu sein pflegen. Gelb ist auch die Farbe dieser Broschüre, wie die ihrer Vorgängerin, an die Witterungs-Regel der Laadleute erinnernd:

Abend ruth (roth), morgen gut,
Abend gel (gelb), morgen scheel.

In Frankreich scheint wirklich eine scheele, politische Witterung bevorzustehen. Selbst der Kaiser hat es für nöthig gehalten, sich in der Times gegen die ehrenrührige Beschuldigung zu vertheidigen, daß er in dem Augenblicke, wo seine Mutter vom König Louis Philipp, von der Königin und von Madame Adelaide gastfreundlich empfangen worden, gegen die Orleans konspirirt habe. Diese Thatsache erwähnte zuerst Guizot im zweiten Bande seiner „Memoires,"** Kapitel 12, wo es, nachdem der Unterredungen der Königin Hortense mit den Orleans und mit Casimir Périer gedacht ist, heißt: „Cependant les émeutes continuaient et se rapprochaient de la rue de la Paix, où était logée la reine fugitive. Le 5. mai, la colonne de la Place Vendôme en devint le centre; des cris *Vive l'Empereur!* retentirent; *le bruit courut que le prince Louis avait été vu sur la place.*"

Prinz Napoleon scheint zu glauben, daß Guizot und Thiers bei der Publication der Schrift des Herzogs von Aumale mitgewirkt, denn er spricht von einem „Ministerrath," dem sie in „constitutioneller" Weise vorgelegen. Im Uebrigen macht diese Erwiderung keinen moralischen Eindruck; ja, sie ist nicht einmal gut geschrieben, und solcher Verstöße gegen Logik und Grammatik, wie selbst im Titel der Schrift,*** finden sich in derselben sehr viele. Zur Nachricht wollen wir uns übrigens dienen lassen, daß, wie es Seite 15 heißt, der Kaiser Napoleon III. nicht blos den Italiänern geholfen, sondern daß auch die Polen bereits wissen, er sei kein bloßer Louis Philipp.

— Parteilichkeit und Verlogenheit der englischen Presse. Der neuerdings wieder im englischen Parlament und in der englischen Presse gemachte Versuch, die Bezer-Affaire des englischen Capitain Mac-

* La brochure du Duc d'Aumale, précédée de la lettre du Prince Napoléon a l'Empereur et de la lettre de M. Moquard au Times. Paris, E. Dentu. Berlin, B Behr.

** Leipzig, Brockhaus, 1859.

*** Er müßte nämlich lauten: Réponse à la brochure etc. précédée etc.

donald in Bonn als einen Beweis deutscher Roheit und der Ungerechtigkeit der preußischen Regierung darzustellen, giebt der Berliner „Spenerschen Zeitung" zu nachfolgenden, auch von uns vollständig adoptirten Bemerkungen Anlaß: „Das eine Gute hat diese Angelegenheit, daß sie den Deutschen, welche in ihrer großen Mehrheit die Meinung gehabt hatten, eine freie Presse müsse auch eine wahrheitliebende sein, die Augen öffnete über die empörende Parteilichkeit und Verlogenheit der englischen Presse. Daß eine sachliche Würdigung der Dinge, ein reifes, politisches Urtheil schon längst in den englischen Blättern zur Seltenheit gehörte, das hatte der verständige Beobachter in hundert Fragen gesehen; jetzt erfuhr das ganze deutsche Publikum, wie sich die Presse Englands nicht damit begnügte, den Thatbestand einer an sich sehr unerheblichen Affaire nollständig zu verdrehen, die Beweisstücke für das Gegentheil zu unterschlagen, sondern wie sie auf eine befreundete Nation die gröbsten, unsinnigsten Beschimpfungen häufte. Das Geschrei der Presse verwirrte, wie das schon oft geschehen, auch die englische Regierung; nachdem man 57 Stück Depeschen gewechselt, konnte sich der „biedere" Lord John in einer Depesche vom 11. Februar noch in einer Weise äußern, als wäre er nollständig Neuling in dieser Sache. Wir glaubten, Herrn v. Gruner's Depesche vom 27. Februar, klar, vollständig und bündig, wie sie war, würde nun wohl jeden verständigen Engländer überzeugt haben, daß die Hauptschuld in der ganzen Angelegenheit auf britischer und nicht auf preußischer Seite sei; aber so gewaltig ist die Ueberhebung und die Verblendung auf Seiten Englands, daß der pietistische Graf Shaftesbury im Oberhause am 18. April sagte: es sei nichts Aehnliches in den Jahrbüchern der Civilisation vorgekommen! Nun, wir wollen uns nicht die Mühe geben, den Mohren weiß zu waschen, und wollen nur daran erinnern, wie die englischen Gerichte mit dem Lord Somerset, einem übermüthigen Offizier, verfahren, welcher sich, wenn wir nicht irren, im Anfang der Industrie-Ausstellung von 1851, an einem Konstabler thätlich vergriffen hatte; und wie belobt damals die englische Presse den Richter, der ohne Ansehen der Person seinen harten Spruch gefällt hatte! Mit dem Herrn Macdonald sind aber die preußischen Gerichte viel glimpflicher verfahren; müssen sie vor den Engländern Unrecht haben, weil sie preußische Gerichte sind?"

— Jüdische Gemeinde-Bibliothek. Eine solche ist kürzlich in Breslau eröffnet worden; sie besteht aus etwa 3500 der älteren hebräischen und der neueren jüdischen Literatur angehörenden Werken. Zunächst durch einen in Breslau bestehenden „israelitischen Lehr- und Lese-Verein" gegründet und dann durch die Vermächtnisse zweier wissenschaftlichen Männer der jüdischen Gemeinde vermehrt, hat jetzt der Vorstand der Letzteren die Bibliothek unter seine Obhut genommen und sie mit einer jährlichen Dotation ausgestattet, aus welcher, mit Hinzuziehung freiwilliger Beiträge, die Sammlung fortdauernd vergrößert werden kann. Da die jüdischen Männer immer seltener werden, die sich, wie dies früher geschah, gute, hebräische Bibliotheken anschaffen, die Sammlungen der Verstorbenen vielmehr zerstreut, oder, wie die (Prager) Oppenheimer'sche, die (Hamburger) Michael'sche und andere berühmte, jüdische Bibliotheken, nach dem Auslande (Oxford) verkauft werden, so ist das Verfahren der Synagogen-Gemeinde in Breslau gewiß anzuerkennen, und zwar um so mehr, als dort bereits eine nicht unansehnliche, größtentheils hebräische, öffentliche Bibliothek, die des jüdisch-theologischen Seminars, besteht, die sich durch Ankauf der Saroval'schen Bücher- und Handschriften-Sammlung in Triest eine sehr werthvolle Grundlage verschafft hatte. Der gedruckte Katalog der neuen Gemeinde-Bibliothek (150 Seiten) ist soeben mit einem Vorworte des Rabbiners Dr. Geiger, dem die Verwaltung derselben übertragen ist, ausgegeben worden. Gleichzeitig hat Herr Geiger eine Einladungsschrift „über die Bedeutung einer jüdischen Gemeinde-Bibliothek" ergehen lassen, der wir nachstehenden Passus entlehnen:

„Achtung für die Literatur heißt nicht: jedes alte Buch als heilig, seinen Inhalt als verbindlich erklären, wobei man dann Schriften, die aus dem gewöhnlichen Gleise herausgehen, wenn auch nicht mit Omar verbrennt, doch verdammt, wie dies in trüben Zeiten geschieht. Und ebensowenig ist darunter zu verstehen das einseitige Aufsuchen solcher Werke der Vorzeit, die den Anforderungen der Gegenwart mehr entsprechen, mit geringschätziger Verwerfung alles dessen, was als überlebt erscheint. Achtung für die Literatur ist die freudige Anerkennung, daß der Geist zu allen Zeiten nicht gerastet, wenn auch eine jede Zeit ihm ihr eigenthümliches Gepräge aufgedrückt, die Theilnahme, mit der das geistige Leben auf allen seinen Entwickelungsstufen verfolgt, während der weiteren Entwickelung vollster Raum gegönnt wird."

— Der musikalische Roman: „Kunst und Handwerk."* Der Titel dieses dreibändigen Romanes würde richtiger sein: „Musiker und Musikmacher," denn unter Kunst ist hier die Musik und unter Handwerk das erwerbsüchtige, schmarotzende Musikmacherthum verstanden. Der Verfasser scheint ein ganz außerordentlich in der frühern, wie jetzigen Musik-Literatur und Production (anders kann man nicht sagen) bewanderter, ausübender Musiker zu sein, der in diesem Buche seine ganze Unzufriedenheit mit den jetzigen musikalischen Sozial-Zuständen niederlegt, und nebenbei eine völlige Literatur- und Pathologie-Geschichte der modernen Musik schreibt. Die nicht gerade ausgiebige und spannende Romanfabel, die sich um Glück und Unglück, Carrièremachen und Verderben mehrerer jungen Musik-Genie's, Geigen- und Klavier-Virtuosen dreht, ist offenbar nur die Nebensache, nur der Faden, an dem lange Abhandlungen, Kritiken, Beleuchtungen, Diatriben ꝛc. aufgereiht werden. Demgemäß liegt auch der Roman ganz innerhalb der Musiksphäre, d. h. jener Gesellschaftskreise, die für das Musikmachen ein Interesse haben: wir kommen aus einem Abendkränzchen, aus einer Soirée, aus einem Concerte in das andere: die Personen, welche auftreten, sind, wie gesagt, junge, strebsame, theils unverdorbene, theils halb verdorbene Musik-Genie's, gelackte Mode-Virtuosen, intriguirende Musikmeister, dumme oder böswillige Kritiker, pedantische Professoren des Conservatoriums, Sängerinnen und Tänzerinnen, die sich von Grafen oder Bankiers aushalten lassen, endlich die reichen Patrone und Patroninnen selbst, die nöthigen jungen Damen nicht zu vergessen, welche die Liebesgeschichte erfordert; der Schauplatz ist vor Allem Paris mit seinen Salons, russischen Gräfinnen, legitimistischen Zirkeln; daneben auch Deutschland ꝛc. Kurzum man kommt aus der Musikwelt und der künstlerischen „Bohème" nicht heraus, und insofern mocht der Roman gerade keinen erquicklichen Eindruck, zudem auch der sonst formgewandte Autor über die Gränzen des Romanes und der Musik nicht in's Reine gekommen zu sein scheint, und dem Leser eine theoretische, musikalische Bildung zumuthet, die von den musikalischen Romanlesern und Leserinnen nur höchst selten Jemand haben wird. Wenn man Musik selbst technisch genau und mit dem nöthigen Gefühlsausdruck beschreibt, so hört man sie nicht, und eine Schilderung, wie Seite 99 u. ff., wo fünf Seiten hindurch ausführlich beschrieben wird, wie der Virtuose Ewald auf der Violine phantasirt, bringt geradezu den entgegengesetzten Eindruck hervor: es wirkt spaßhaft, wie stumme Musik, wo man die Gebärden wohl sieht, aber keinen Ton vernimmt.

Wenn man das Buch als eine Schilderung der musikalischen Zustände der Gegenwart ansieht, so hat es seinen Werth und auch sein Publikum; erfreulich sind dieselben indeß keineswegs, wenigstens ist es ausgesprochene Absicht des Verfassers, die freie Entwürdigung zu schildern, in der die Kunst und der wahre Künstler zu leben gezwungen ist: Der Musiker hat keine soziale Stellung; er ist abhängig von eitlen, verbildeten, blasirten, intriguanten Leuten, er muß sich unwürdige Protectionen gefallen lassen, er ist auf's Schmarotzen, Schmeicheln und Kriechen angewiesen, wenn er es zu einer Stellung bringen will; die Gemeinheit des Kunst- und Gewerbneides, der Kritiker, der Claque übertrifft allen Glauben; und nun das Schlimmste von Allem — das Gezänk und Gekläff der musikalischen Sekten! Klassiker, Romantiker, Zukunftsmusiker, Salonspieler und Kunststückmacher ohne Glaubensbekenntniß, Alles das beißt sich, kratzt sich, spuckt sich an, verklagt sich, läuft sich den Rang, das Brod und die Protection ab — Alles dieses um die reinste, idealste aller Künste, um jene Kunst, die über alles Menschliche erhaben zu sein scheint. Und dabei die Schwäche der Künstler, den Beifall eines unwürdigen Publikums nicht entbehren zu können, die riesigsten Anstrengungen, um das Händeklatschen von Leuten zu erringen, die zum guten Theil den Seiltänzer und Kunstreiter noch viel lauter beklatschen. Den Kampf der strebsamen Talente, den Untergang des einen, den Sieg des anderen hat der Verfasser zu schildern gesucht, in der That aber, wie er ja auch die Absicht hat, die ganze Misère der musikalischen Zustände geschildert, wie sie vor Kurzem bei der Aufführung des „Tannhäuser" in Paris in ganzer Fülle zu Tage gekommen ist.

* Vom Verfasser der „Abenteuer eines Unvorkommlings." Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1861.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen auf obige Zeitschrift übernimmt jede Postanstalt des deutschen, österreichischen Post-Vereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes; in Berlin auch die Zeitungs-Expedition Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefe etc. entweder frankirt an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn J. Hehr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 81, in Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 20. **Mittwoch, den 15. Mai 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

England. Seite

Die asiatische Politik Palmerston's 229

Hinter-Indien.

Deutsche Briefe aus Annam. Das Neujahrsfest in Saigun 230

Frankreich.

Deutsche Zeitungen in Paris 232

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien. I. Politik und Geschichte II Theater und Poesie 235

Bosnien.

Die bosnische Schrift und Literatur 236

Deutschland und das Ausland.

Die christliche Gemeinde des neunzehnten Jahrhunderts 237

Mannigfaltiges.

Fragen und Antworten im englischen Parlament 239
Schleswig's Verhältniß zu Deutschland . . . . . „
Essays and Reviews 240
Buffon's Korrespondenz . . . . . „
Zur Gewerbefrage in Schlesien . . . . . „

England.

Die asiatische Politik Palmerston's.

Daß England's Politik in neuerer Zeit durch sittliche Prinzipien gar nicht, durch Grundsätze sehr wenig, dagegen durch die materiellen Interessen, d. h. durch den augenblicklichen Vortheil seiner Industrie- und Handelswelt bestimmt werde, darüber ist man wohl ziemlich im Reinen. Der weite, freie Blick in die Zukunft, welcher Englands große Staatsmänner auszeichnete und ihnen die Bewunderung der Welt erwarb, scheint sich in neuerer Zeit ganz verloren zu haben; denn die Weisheit der Russell, Palmerston, der Disraeli, Bright, Cobden und wie sie sonst heißen mögen, welcher Partei sie auch angehören, läßt sich allenfalls nachrechnen. Die leitende Idee scheint dabei zu sein, daß die englischen Fabriken in den vier Wochen nicht stillstehen, daß das nächste Jahr die zum Betrieb nöthige rohe Baumwolle eingeführt wird, und daß England keinen Markt auf direktem Wege verliert. Es wäre ein Glück für England, wenn es sich bald vollends in seine Baumwollen- und Stahlwaaren-Interessen verpuppte und wirklich nichts weiter sein wollte, als der erste Handelsmann der Welt — es würde ihm dann Niemand verdenken, wenn es zum Schutze seiner Interessen rein sachgemäß verführe, wenn es Deutschland wegen Holstein und Schleswig in Schach zu halten suchte, um eine mögliche, wenn auch ferne Gefahr für seine Seeherrschaft abzuwenden, wenn es die Jonischen Inseln unter dem Zwange hielte, wenn es die Türkei so lange als möglich zu erhalten suchte und die Chinesen und andere außereuropäische Völker mit Gewalt seiner Handelsherrschaft unterthänig machte. Nun spielen aber den Engländern ihre liberalen Ideen einen Streich; sie halten nach ihrem nationalen Dogma dafür, daß englischer Einfluß und politische Freiheit stets Hand in Hand gingen, und daß die Berührung mit England, selbst wo sie ungemessen theuer bezahlt wird, stets das Glück des Volkes im Gefolge haben müsse. Dieser Zwiespalt zwischen den ganz roh egoistischen Handels-Interessen und dem Kitzel liberaler Patronirungssucht ist es, welcher England in den letzten fünf oder sechs Jahren in der europäischen Achtung so tief herabgebracht und in eine Lage versetzt hat, die voll der größten Gefahren für seine Seeherrschaft ist. England ist es, wie alle Welt weiß, das vorzüglich auf den Sturz der italiänischen Regierungen hingearbeitet hat, welches Napoleon in den Krieg schickte, um für eine Idee zu kämpfen; Englands Agenten waren es, welche die haarsträubendsten Geschichten von der Mißwirthschaft in der Lombardei, im Kirchenstaate, in Neapel in die Welt schrieben, welche die Sache der Umwälzung auf jede Weise, so gut es mit Anstand gehen wollte, beförderten.

Nun, wir wollen kein Wort darüber verlieren! Mag die Mißregierung immerhin groß und empörend gewesen sein — aber nun sehe man dieselben gerechten, freiheitsliebenden Engländer der Türkei gegenüber, von der wir die ganz unzweifelhaftesten Beweise haben, daß ihre Mißregierung nicht geringer ist, als die neapolitanische gewesen — die Logik würde fordern, daß das christliche, fromme England nun hier erst recht auf eine Abstellung, einen Sturz des heidnischen Unfugs dringe — aber nichts von alledem; England zahlt der Pforte Subsidien, England verlangt dringend den Zurückzug der Franzosen aus Syrien, selbst auf die Gefahr hin, daß die von der Einschüchterung der Fremden befreiten Drusen und Muhammedaner noch 30,000 bis 40,000 Christen den Hals abschneiden. Hat nichts zu bedeuten; die englische Presse beweist, daß diese orientalischen Christen zehn Procent schlechter, als die Türken sind, daß sie sich bisher nicht mit englischer Baumwolle, sondern einheimischer Leinwand bekleidet, und daß sie das Kapital-Verbrechen begangen haben, — französische Stahlwaaren statt englischer gekauft zu haben.

Doch die Engländer sitzen in der Klemme und es ist ihnen zu gönnen, daß ihr dornirter Hochmuth eine hübsche Lection bekommt; ob sie sich so geschickt herausvatteln, wie sie sich hineingerattelt haben, ist sehr die Frage; wenigstens haben wir die klaren Beweise, daß ihnen die Sache schon auf die Finger brennt, daß ihnen die Augen anfangen, aufzugehen über die Geschicklichkeit ihres Bundesgenossen, den sie zu ihren Zwecken auszunützen gedachten. Nicht blos in Europa, auch in Ost-Asien, in China sitzen sie durch ihr ingemüses Bündniß mit dem December-Kaiser ziemlich fest.

Wie brachten nach der Niederlage der Engländer am Peiho einen längeren Artikel über die ostasiatischen Verhältnisse, der vornehmlich auf die Berichte und Betrachtungen eines französischen Augenzeugen gestützt war; derselbe äußerte sich in höchst derber und entschiedener Art gegen die Engländer, und gab ihnen in ihrem Auftreten gegen die Chinesen entschieden Unrecht. Das Urtheil eines Franzosen mußte, obgleich es auf authentische Schriftstücke und gründliche Sachkenntniß gestützt war, mit Vorsicht aufgenommen werden; auch wurde Manches, was wir dort gesagt, durch die nachfolgenden Ereignisse, namentlich durch den kurzen, siegreichen Feldzug nach Peking anscheinend widerlegt — doch es giebt eine Wahrheit, und die findet zuletzt den Weg.

Was von den ostasiatischen Verhältnissen in englischen Blättern verlautet, ist ursprünglich fabla convenue — abgekartete Lüge — der große Haufe der Engländer glaubt daran, weil er daran glauben will und es ihm in den Kram paßt; die Journalisten kauen ihm die Sache immer auf's neue wieder vor, weil es ungehalten werden würde, wenn man ihm die Aufregung einer Enttäuschung zumuthete.

Frazer'n Magazine hat einen Artikel gebracht, der den Titel führt: „Another Chapter on the Amoor," ein Kapitel über den Amur, das in England ungeheures Aufsehen macht. — Die Critic sagt, es sei einer der merkwürdigsten Artikel, die seit vielen Jahren in Druck erschienen sind; das schönste aber ist, daß sie sich wundert, wie ein so einflußreiches und populäres Blatt einen solchen Aufsatz habe aufnehmen können. — „Für

diejenigen, welche mit Kummer und Schreck ihr Land sich allmählich in das Netz verstricken sehen, das mit großer Kunst um dasselbe gezogen wird, ist es in der That ein Hoffnungszeichen, daß ein öffentlicher Schriftsteller, dem das Ohr des Publikums offen ist, sich enthalten kann, seine Leser irre zu führen und sie mit Worten der Weisheit und Warnung unterhalten kann, statt mit jenen leichtfertigen und verlogenen Redereien, denen die Federn der Publicisten fast ohne Ausnahme gewidmet sind. In diesen Tagen politischer Verfolgung (?in England!) erfordert es einigen Muth, solche Sätze, wie die folgenden zu schreiben und zu veröffentlichen."

Man traut seinen Augen kaum, wenn man glauben soll, dies sei in England geschrieben. — Welche Anklage kann härter sein, als die, daß die Publicisten durchgängig Lügner und Betrüger sind, welche ihren Lesern nur den süßen Brei um den Mund schmieren, an den sie seit Langem gewohnt sind, daß es einen außergewöhnlichen Muth erfordere, im klassischen Lande der Preßfreiheit dem Publikum die Wahrheit zu sagen. Wenn uns in England lebende Ausländer gesagt, wie es in dieser Hinsicht stehe, so konnten wir daran zweifeln; nun es ein patriotischer Engländer selbst sagt, müssen wir es wohl glauben.

Hören wir, was jener Artikel uns mittheilt:

„Es ist ein gewöhnlicher Irrthum, zu glauben, die chinesischen Behörden seien dem fremden Handel abgeneigt und widersetzten sich systematisch seiner Ausbreitung. Das Umgekehrte ist der natürliche Stand der Dinge, und wenn sie gelernt haben, ihn in einem ungünstigen Lichte zu betrachten, so liegt der Fehler an Europa. Nicht der chinesischen Eifersucht verdankte Europa die Ausschließung seiner Kaufleute und Reisenden von Peking, sondern den Skandalen betrunkener russischer und holländischer Händler. Ein plündernder englischer Capitain bombardirte die Bog-Forts und erzwang sich den Weg nach Canton schon vor hundert Jahren.

„Gleicherweise war die Vertreibung der Missionaire das Resultat von widrigen Streitigkeiten zwischen den Jesuiten und Dominikanern, welche sich gegenseitig der chinesischen Regierung als unheilvolle und unruhige Ränkeschmiede abschilderten.

„Späterhin sind die Hemmisse für den Handel ebenfalls europäischen Ursprungs gewesen — z. B. die schweren Zölle, die wir auf Thee und Seide gelegt, von denen der erste selbst jetzt in dem herabgesetzten Tarif achtmal so viel an die britische, als an die chinesische Steuerkammer zahlt; sodann die wiederholten, ungerechten Streitigkeiten, die wir mit den Chinesen angefangen. Uns etwas auf die Ueberlegenheit unserer Kriegswerkzeuge zu Gute thuend, haben wir ihre Gefühle gekränkt, ihre Gebräuche verletzt und sie unhöflich und ungerecht behandelt.

„Von dem Augenblicke an, daß das Foreign Office volle Kontrole über die Regierung von Indien und unsere Beziehungen zu China erhielt, haben die Ereignisse in diesen Ländern eine ganz andere Wendung genommen. Vor dieser Zeit überwog ein Räubersystem unter dem Namen „Annexion" unsern alten Charakterzug der Redlichkeit und des Worthaltens, und verwandelte einen mächtigen Ueberfluß in ein grausiges Deficit (indische Finanzen), während in beiden Fällen der Friede mit Krieg und Unheil vertauscht ist. 1838 zwang das Foreign Office den Indern seine erste Maßregel ungerechter Angriffslust auf, den Einfall in Afghanistan, welcher schnell genug auf uns das Gemetzel von Kabul brachte. Dasselbe System ist später im indischen Aufstande zu Tage getreten und muß, wenn man dabei beharrt, uns um unser indisches Reich bringen. Zwischen 1834 und 1840 hat dasselbe System, geleitet von derselben Hand (Palmerston) und zu Tage tretend in den Instructionen und Depeschen, welche Lord Napier bewogen, sich in das jämmerliche und grundlose Gezänk über die Aufschrift „Pin" und in die Proceduren von Capitain Elliot einzulassen, die Zündstoffe für den Opium-Krieg reif gemacht. Die Affaire der Lorcha (das chinesische Schiff, das den Anlaß zu den Feindseligkeiten gab), wurde von derselben Quelle angestiftet, und unterschied sich nur dadurch, daß sie weit kostbarer und weit ehrenrühriger für unseren Handel und selbst für unseren Charakter war, als ihre Vorgängerin (Elliot's Schiff). Wenn wir diese Kriege einem System, und dieses System dem auswärtigen Amte beimessen, so citiren wir einfach Lord Palmerston's Antwort an Disraeli vom 3. Februar 1857.

„„Mr. Disraeli. Ich kann mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß das, was in China stattgefunden, nicht in Folge des angegebenen Vorwandes geschehen sei, sondern thatsächlich in Folge einer Instruction, die schon vor bedeutend langer Zeit von Hause gekommen ist. Wenn dies der Fall ist, halte ich die Zeit für gekommen, wo dieses Haus seine Pflicht nicht thun würde, wenn es nicht ernstlich in Betracht zöge, ob es nicht einige Mittel besäße, ein System zu kontroliren welches, länger befolgt, nach meiner Meinung stets den Interessen dieses Landes verhängnißvoll sein wird.

„„Lord Palmerston. Der sehr ehrenwerthe Herr sagt, der Lauf der Ereignisse scheine das Resultat eines von der heimischen Regierung festgestellten Systemes zu sein. Ohne Zweifel war es der Fall.

„Daß dieses System unverändert geblieben, kann uns der letzten Annexion eines Territoriums an die Bombayer Präsidentschaft, aus der gegenwärtigen Expedition Lord Elgin's nach Japan und daraus geschlossen werden, daß Mr. Bruce noch länger unser Gesandter in China bleibt. Und daß die Nation noch ferner fähig ist, den Minister in einem andern ungerechten Kriege in China oder sonst wo zu unterstützen, kann, wie wir befürchten, uns der allgemeinen Befriedigung geschlossen werden, mit welcher die Plünderung und Zerstörung des Sommer-Palastes aufgenommen wurde."

In diesem Geiste wird diese ganze „geistvolle auswärtige Politik" im Osten mit Meisterhand secirt, und das Quartier, aus dem dieses Unheil kommt, so klar nachgewiesen, daß man es im Dunkeln finden könnte. Eine der merkwürdigsten Stellen in dem Artikel ist ein Brief, den ein Russe über den Stand der Dinge in China geschrieben, und worin folgende merkwürdige Stelle vorkommt (in Bezug auf den Ministerwechsel 1858, durch welchen Palmerston auf kurze Zeit beseitigt wurde):

„Zuerst schienen die Chinesen zum Temporisiren geneigt; die Operationen der Briten waren durch die indischen Ereignisse gelähmt; doch kaum fingen die Dinge an, sich daselbst zu bessern, als ein frischer Gegenstoß Lord Palmerston's Verwaltung wieder in die Höhe brachte. Ich erwähnte zur Zeit, daß unsere Regierung von dem Ministerwechsel in England nicht so sehr erbaut war, als gewisse Leute sich einbildeten, welche auf Lord Palmerston, als den Erzfeind Rußlands, blicken."

Schließlich wird die Bilanz des letzten chinesischen Krieges gezogen.

„Das russische Kabinet, in den Stand gesetzt, über den Reichthum und die Macht Englands zu verfügen, hat ohne Kosten die so lange verweigerte Erlaubniß erlangt, an dem chinesischen Handel Theil zu nehmen und das Uebergewicht seines Einflusses zu Peking festgestellt. Es hat ein Territorium gewonnen, das allein mehr werth ist, als seine übrigen asiatischen Besitzungen zusammengenommen und so gelegen ist, daß es die Reiche von China und Japan zu seinen Füßen hat.

„Der französische Kaiser hat den gesuchten Vorwand gefunden, eine starke Land- und Seemacht an die Vorderseite der Landenge von Suez und in die Nachbarschaft von Britisch Indien zu werfen, so daß er im Stande ist, entweder im Fall der erwarteten Auflösung des osmanischen Reiches von hinten auf Aegypten zu drücken, oder sich die Umstände bei Gelegenheit des Ausbruchs einer neuen Rebellion in Indien zu Nutze zu machen.

„England hat seinem eignen Handel geschadet und den Preis der chinesischen Production für sein eignes Volk in einem Betrage erhöht, der schwer noch zu berechnen sein dürfte. Es hat sich mit Schulden und Steuern beladen, da es 20 Millionen Pfd. in den chinesischen Kriegen aufgewendet, und hat vornehmlich durch Krankheit nicht weniger als 5000 kostbare Leben geopfert. Dafür hat es seinem erklärten Nebenbuhler und heimlichen Feind zu einem Territorium verholfen, welches Rußland das Uebergewicht in Asien verschaffen muß. Es hat Aufruhr und Anarchie, Elend und Blutvergießen durch ein unermeßliches Reich verbreitet, mit welchem es nicht ein einziges streitiges Interesse hatte, dessen Wohlergehen vielmehr sein Reichthum war, und von dessen Handel ein bedeutender Theil der Einkünfte Englands und Indiens abhängig ist."

Das ist Alles sehr klar; worüber man sich nur wundern muß, ist dieses, daß dem englischen Publikum diese Erkenntniß erst jetzt kommt, nachdem man die Konsequenzen dieser ostasiatischen Politik in andern Ländern schon seit Jahren gesehen und vorausgesehen hat. Es scheint fast, als ob sich die Engländer darüber absichtlich hätten verblenden wollen.

Hinter-Indien.

Deutsche Briefe aus Annam.

Das Neujahrsfest in Saigun.

Der Annamesische Neujahrstag fiel in diesem Jahre (1861) auf den 10. Februar. Ich war nur wenige Tage vorher in Saigun ange-

langt und hatte meine friedfertigen Studien und Betrachtungen um so weniger vollenden können, als ich in und um Saigun alles in kriegerischer Aufregung gefunden hatte.

Die französische Flotte, von Admiral Charner kommandirt, war nämlich in den Strom von Saigun eingelaufen, hatte sich vor der alten Hauptstadt des annamesischen Vice-Königreichs von Kambodja gelagert, und bereitete einen Angriff auf die gut befestigten Positionen vor, hinter denen sich die Annamesen zurückgezogen hatten, nachdem der französische Admiral Rigault de Genouilly, im Jahre 1858, die Citadelle von Saigun, die von den Eingeborenen für uneinnehmlich gehalten worden war, mit leichter Mühe genommen und vollständig zerstört hatte.

Die Umgegend von Saigun war dadurch unsicher geworden. Die Annamesen hatten zu verschiedenen Malen versucht, französische Schildwachen und vereinzelte Posten zu überfallen, und man wußte, daß es ihnen gelungen war, die französischen Linien ungesehen zu überschreiten. Der Artillerie-Hauptmann Barbé war von einem Spaziergange, von einem Posten zu einem andern, nicht wieder zurückgekehrt und französische Soldaten hatten seinen enthaupteten Leichnam auf der offenen Straße gefunden.

Ich hatte deshalb meine Beobachtungen auf Saigun allein beschränken müssen. Das viele Neue und Fremdartige, was ich dort sah, hatte übrigens während der wenigen Tage, die ich dort verlebt hatte, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.

Saigun ist die Hauptstadt des Vice-Königreich Kambodja, das mit Tonkin und Cochin-China vereinigt, das Königreich Annam oder das Cochin-Chinesische Reich bildet. Annam ist ein großes, fruchtbares, dichtbevölkertes Land, und man sollte annehmen, daß die Hauptstadt eines der drei Theile, aus denen es besteht, bis zu einem gewissen Grade die Größe und den Reichthum des ganzen Landes repräsentiren müsse. Dem ist aber nicht so. Saigun ist nichts weiter, als ein großes, erbärmliches, schmutziges Dorf, in dem nicht ein einziges, großes, öffentliches oder Privat-Gebäude die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zieht, und das des reichen, üppigen Mantels bedarf, mit dem die tropische Flora es von allen Seiten umhüllt, um nicht häßlich und ärmlich zu sein. Es zieht sich längs eines Stromes dahin, der sich 45 engl. Meilen mehr südlich in das Meer ergießt, und der bei einer Breite von nur 600—1000 Fuß so tief ist, daß er die größten Kriegsschiffe trägt. Heute liegen vor Saigun mehr als zwanzig französische Linienschiffe, Fregatten und Korvetten vor Anker.

Früher soll Saigun nah an 200,000 Einwohner gehabt haben. Heute findet man dort gewiß nicht mehr als 30—40,000 Eingeborene. Sie bilden einen eigenthümlichen, sehr schmutzigen, aber dennoch liebenswürdigen Menschenschlag, dessen einfache Sitten und Gebräuche leicht zu beobachten sind.

Die Annamesen von Kambodja, die sich übrigens wesentlich von denen von Tonkin und Cochin-China unterscheiden sollen, sind nicht schön wie die Indier, aber auch nicht häßlich wie die Chinesen. Sie sind klein, zierlich und wohlgebaut, und von hellbrauner Farbe. Sie haben schwarzes, glänzendes, schlichtes, dickes und dichtes Kopfhaar. Manchmal, aber nur ausnahmsweise, findet man auch Leute mit braunem Haupthaar unter ihnen. Männer und Frauen lassen das Haar lang wachsen und binden es auf dem Hinterkopf in einen Knoten zusammen, um den Viele ein farbiges Tuch winden. Der Ausdruck des Gesichtes ist dem der Malayen ähnlich, nur sehen die Annamesen freundlicher und lebhafter aus, als jene. Die Stirn, obgleich gewöhnlich niedrig, ist oft schön gewölbt. Die Augen sind glänzend schwarz, gewöhnlich klein und häufig schief geschlitzt, wie die der Chinesen. Im Allgemeinen sind jedoch die Augen der Annamesen nach unseren Schönheitsbegriffen weit angenehmer, als die der Chinesen. Eine sehr auffallende Erscheinung ist, daß die Augen mehrerer Annamesen von Weitem ganz hell, fast weiß, wie die Augen von Blinden aussehen. Ich habe derartige Augen zu verschiedenen Malen in der Nähe betrachtet und stets gefunden, daß sie sehr glänzend schwarz und außergewöhnlich rund waren, wie die Augen von Nachtvögeln. Die Ohren der Annamesen sind wohlgeformt. Die Backenknochen stehen hervor, jedoch nicht so häßlich, wie an den breiten, glatten Gesichtern der Malayen. Die Nase ist klein, häufig platt und eingedrückt. Die Nasenflügel sind gewöhnlich sehr weit geöffnet. Der Mund und das Kinn sind meist von hübscher Form, jedoch wird der untere Theil des Gesichtes der Annamesen durch das Kauen des Betels, das die Zähne verdirbt und die Lippen und den Mund schwarzroth färbt, auf das Widerlichste entstellt. Die Frauen haben sehr wohlgeformte Schultern, Brüste und Hüften. Die Schenkel und Waden sind hagerer, als die der Frauen der weißen Rasen, aber fleischiger, als bei den Indianern und gewöhnlich schöngebaut. Ihre Haut, die von ausgezeichneter Feinheit ist, ist von etwas hellerer Farbe, als die der Männer von Kambodja. Man sagt, daß man im Norden von Annam Frauen antrifft, die mit europäischen Südländern verglichen werden können. Die Hände der Eingeborenen sind klein und schmal, aber häßlich hager. Die Füße sind sehr klein und schön. Ueppige Gestalten findet man fast gar nicht. Frauen von 20 Jahren sehen oft wie Kinder von 14 Jahren aus. Frauen über 30 Jahren sind in der Regel abgemagert und haben sich durch den Gebrauch des Betel so entstellt, daß sie meist ekelhaft häßlich sind. Sie tragen ihre Kinder, die gewöhnlich ganz nackend sind, auf der linken oder rechten Hüfte reitend.

Der Anzug der Annamesen ist sehr einfach und für beide Geschlechter derselbe. Er besteht in einem weiten Beinkleid, einer Blouse, die bis über die Hüften reicht, und je nach der wärmern oder kältern Jahreszeit aus ein oder mehren Oberkleidern. Die ärmere Klasse trägt gewöhnlich nur das Beinkleid und die Blouse, aber auch diese Kleidungsstücke sind sehr häufig aus Seide.

Ich behalte mir vor, in einem Briefe über Saigun selbst von Hütten, Booten, Möbeln und Geräthschaften der Annamesen zu sprechen, und komme nun endlich auf den Gegenstand meines heutigen Briefes zurück.

Es war am 10. Februar sehr, sehr warm in Saigun. Ich lag auf dem Deck des Schiffes, mit dem ich dort angekommen war, denn ich hatte mir noch keine Wohnung in der Stadt verschaffen können, und versuchte zu lesen. Aber es wollte nicht angehen. Es schimmerte und blitzte mir vor den Augen, und der schwere Tag lag mir wie Blei auf dem Schädel. Bunte, wirre Träumereien zogen mir durch das Hirn und verfolgten mich bis in den unerquicklichen Schlaf, in den ich bald darauf verfiel.

Während dieses Schlafes hörte ich ein fernes, dumpfes Brausen, das näher und näher rückte und immer stärker ward und mich endlich aufweckte. Ich schlug die Augen auf und glaubte noch zu träumen. Der Strom von Saigun war mit großen und kleinen Booten bedeckt, die mit bunten Flaggen von allen Farben und Dimensionen geschmückt waren, und in denen sich Hunderte von Männern, Weibern und Kindern zusammendrängten. Sämmtliche Fahrzeuge schienen sich nicht weit von dem Schiffe, auf dem ich mich befand, Rendez-vous gegeben zu haben. Ich bemerkte dort vier lange, schmale Barken, die mit den venetianischen Gondeln große Aehnlichkeit hatten, nur daß sie viel schmaler waren, als diese. In jedem dieser Fahrzeuge, die so unsicher schienen, daß vier oder fünf Europäer kaum gewagt haben würden, den breiten, tiefen, reißenden Strom in einem derselben zu passiren, saßen 22 Annamesen. Sie waren sämmtlich bis zu den Hüften nackend, und trugen nur ganz kurze, weite seidene Hosen. Jeder von ihnen, mit Ausnahme von zweien, war mit einem leichten, ungefähr vier Fuß langen, breiten Ruder bewaffnet. Im Hintertheil eines jeden Bootes saß ein Mann mit einer kleinen Pauke und ein anderer mit einem Tamtam aus Bambusrohr. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die vier Boote in Reih und Glied gebracht. Die acht Pauken- und Tamtamschläger schlugen gleichzeitig auf ihre Instrumente, die 80 Ruderer stießen einen kurzen, lauten Schrei aus, hoben die Ruder in die Höhe und die Regatta begann.

Während des Rennens wurde dieselbe taktmäßige Ordnung beobachtet: ein Pauken- und Trommelschlag, ein Schrei, ein Ruderschlag. Im Anfang des Spieles verstrichen immer mehrere Sekunden zwischen jedem Schrei und Schlag, aber das Tempo dieser originellen Musik ward immer lebhafter und lebhafter, bis zuletzt die Ruderer mit größtmöglicher Geschwindigkeit arbeiteten, die Paukenschläger ihre Instrumente keinen Augenblick in Ruhe ließen und alle Anwesenden, Zuschauer sowohl wie Ruderer, einen einzigen, lauten, langen Schrei erhoben. Die kleinen Boote flogen mit erstaunlicher Geschwindigkeit über das Wasser, und erreichten in kurzer Zeit das weite Ziel des Rennens.

Andere Boote von geringeren Dimensionen, mit zehn und vier und zuletzt mit einem einzigen Ruderer bemannt, folgten ihnen und fesselten meine Aufmerksamkeit während mehrerer Stunden. Nichts ist graziöser, als das kleine annamesische Boot von seltsam geschwungener Form, das von einem Eingeborenen mit der größten Geschicklichkeit und Leichtigkeit fortgetrieben wird. Der Ruderer steht dabei in dem hoch erhobenen Hintertheil des Bootes, und drückt mit der ganzen Schwere seines Körpers auf das tiefer gelegene Ruder. Seine Füße regen sich nicht vom Platze, und die Elastizität, mit der er sich wieder emporhebt, nachdem er, tief auf das Ruder gebückt, dem leichten Boote eine starke, schnelle Impulsion gegeben hat, ist wahrhaft erstaunlich.

Als die Sonne tief am Himmel stand, verließ ich das Schiff, um in der Dämmerungsstunde eine kurze Promenade zu machen, wie dies die Gewohnheit der hier lebenden Europäer ist.

Dicht am Landungsplatz befindet sich der Markt von Saigun. Die Annamesen hatten dort eine russische Schaukel errichtet, ganz so, nur

roher gearbeitet, wie man sie in Europa überoll antrifft. In jedem der sechs starken Stühle, aus denen die Schaukel bestand, saßen zwei Personen, Mädchen oder junge Frauen, und an den Armen und Lehnen klammerten sich Gruppen von drei, vier und sechs Kindern. Ein Dutzend kräftiger Annamesen gaben der Schaukel eine möglichst schnelle Bewegung. Die leichten, bunten, seidenen Gewänder der Mädchen und Frauen flatterten in wilder Unordnung und enthüllten hie und da die braunen, schlanken Glieder; die Abendsonne glühte auf den nackten Gestalten der jauchzenden Kinder, und Männer, Frauen und Kinder lachten und schrien. Die Annamesen sind die lebhaftesten, der lauten Lust am meisten ergebenen Orientalen und unterscheiden sich dadurch wesentlich von ihren Nachbarn, den ernsten, gelassenen Chinesen.

Neben mir stand einer dieser gelben Söhne des Reiches der Mitte und schaute lächelnd auf das wilde Treiben „All same monkies" — „Sie sind wie die Affen" — sagte er verächtlich. Ich war froh, einen Quasi-Eingeborenen gefunden zu haben, mit dem ich mich verständlich machen konnte. Der Mann, ein Kantonese, gehörte der chinesischen Kolonie von Saigun an, und kannte das eigenthümliche, verderbte Englisch, das in Hong-Kong, Shanghai und in den anderen, dem fremden Handel offenen, chinesischen Hafen von vielen Eingeborenen gesprochen wird. Er fragte mich, ob ich dem Neujahrs-Sing-Song beiwohnen wollte, und führte mich auf meine bejahende Antwort in das annamesische Theater.

Theater ist ein stolzes Wort für das, was ich sah. In Mitten einer weiten, offenen Halle, deren Dach aus Palmblättern von dicken Bambusstämmen getragen war, lag eine grobe Bast-Matte von sechs bis acht Fuß Länge und Breite. An jeder Ecke kauerte ein Annamese, eine rauchige, dunkelröthlich brennende Horzfackel in den Händen. Links saß das Orchester. Es bestand aus einer Querpfeife, einer chinesischen, zweisaitigen Geige, einer Holztrommel und zwei kleinen Pauken. Die Musik war so barbarisch, wie nur irgend möglich, ohne jede Melodie. Die Schauspieler, drei an der Zahl, waren in höchst einfacher Toilette, fast ganz nackend und auf das Abscheulichste bemalt. Sie sprachen zu ein, zwei und dreien, gestikulirten sehr lebhaft und schienen ein episches Gedicht zu recitiren. Die Musik begleitete fortwährend. Von Zeit zu Zeit ward die Rede durch ein wildes Recitativ unterbrochen. Das Publikum, das sich rings umher gelagert hatte, und die ganze Halle bis in die dunkelsten Winkel ausfüllte, wirkte dabei durch taktmäßiges Händeklatschen und Fußstampfen mit. Jedermann schien übrigens der Vorstellung mit der größten Aufmerksamkeit zu folgen, und während die Schauspieler sprachen, hörte man keinen Athemzug. Die Zuschauer saßen da in lautloser Stille, mit vorgebeugtem Halse, die glänzenden Augen unverwandt auf die Redner gerichtet, die übrigens ihre Rollen mit größtem Enthusiasmus zu spielen schienen. Sie verzerrten das Gesicht, warfen die Arme und Beine wie Hampelmänner umher und wußten ihren Körpern die allerunnatürlichsten Stellungen zu geben. Dabei schrien sie in hohen Fistel-Tönen und sprangen von einem Ende der Matte zur andern wie Besessene. Das Ganze hatte etwas so Wildes und Phantastisches, daß es mir heute schon in der frischen Erinnerung wie ein wüster Traum erscheint.

Mein Begleiter, der Chinese, versicherte mir, daß das Neujahrsfest in Saigun durch keine religiöse Feierlichkeit ausgezeichnet würde, und daß die Spiele, denen ich beigewohnt hatte, Alles wären, was man dort zu Ehren des Neujohrstages begienge. Es ist bekannt, daß die Annamesen in der That ein ganz irreligiöses Volk sind, aber ich kann nicht behaupten, daß die Aussage meines Chinesen für andere annamesische Städte als für Saigun wohr sei.

Frankreich.

Deutsche Zeitungen in Paris.

In Paris hat noch nie eine deutsche Zeitung existirt, welche die ihrem natürlichen und erhabenen Zwecke entsprechenden, charakteristischen und nothwendigen Eigenschaften in sich getragen hätte. Dieser wirkliche und alleinige Zweck, den ein deutsches Blatt in Frankreich zu verfolgen hat, ist von der Natur der Sache selbst schon von vornherein vorgezeichnet. Ein solches Blatt könnte wohl nor, bei einer Richtungswahl, zwischen zwei einzuschlagenden Wegen schwanken, je nachdem es ein lokales, beschränkteres, oder ein internationales und größeres Interesse vertreten wollte. Im ersteren Falle wäre es nur einfaches Organ der deutschen Kolonie in Paris. Da aber in Paris, wie in London, wie in New-York, wie an jedem Flecke, den die deutsche Auswanderung mit starker Kopfzahl gesegnet hat, der deutsche Zersplitterungssinn und Partikularismus wenigstens ebenso vorherrschend sind, als in dem lieben deutschen Vaterlande selbst; da auch hier Borries'sche Glaubensgenossen ihre Atomstärke von der Stärke des Ganzen scheiden wollen, und der Zergliederungssucht mehr gehuldigt wird, als dem Einheitsbestreben, könnte ein in diesem Sinne abgefaßtes Blatt immer nur das Organ einer gewissen Clique, einer besonderen Sippschoft, nie aber ein wirkliches Organ der deutschen Kolonie im wahren Sinne des Wortes sein. Von dieser Richtung müßte man also absehen, um so mehr, als sich das Bedürfniß danach durchaus nicht bemerkbar mocht, und demnach würde einem deutschen Blatte in Frankreich nur das andere weitere und segenbringende Feld, „die Förderung der internationalen Bestrebungen," übrig bleiben.

Gleichzeitig für Frankreich und Deutschland berechnet, würde ein solches Blatt, einerseits, vermittelst zuverlässiger Berichte aus Deutschland, die geographische Entfernung, so zu sagen, geistig beseitigen, den geschiedenen Sprossen frischen und belebenden Nahrungsstoff vom kräftigen Stamme zuführen, den Patriotismus wecken, nöthigenfalls den deutschen Nationalstolz anspoenen, und auf jeden Fall die Liebe zur deutschen Nation fördern. Andererseits, selbst aufrichtiger Spiegel der geistigen Bewegung von Poris, d. h. Frankreichs, würde es sich auf das Energischste gegen die willkürlichen und unwillkürlichen Verunstaltungen, unter denen man das Pariser Leben und Treiben wiederzugeben pflegt, onflehnen und dem deutschen Leser klares Wasser einschenken, was ihm, an der Quelle selbst, leichter ist, als jedem anderen Blatte. Es würde gegen die albernen Vorurtheile und sentimentalen Ausschneidereien, die gebräuchlichsten und beliebtesten Variationen über Pariser Themota, zu Felde ziehen; jenen geschäftigen Händen, welche verschönernde Lüge oder Verleumdung hier mit Leichtigkeit aufraffen und nach dem klatschsüchtigen Deutschland hinüberschleudern, das ebenso erfolgreiche, als ignoble Handwerk zu legen sich bemühen und die gefährliche Ignoranz und Unwahrheit mit den nicht minder gefährlichen Waffen der Kenntniß und Aufrichtigkeit bekämpfen.

Ein solcher Zweck allein kann die Existenz eines deutschen Blattes in Paris rechtfertigen, und in ihm allein ruhen die zum Gedeihen des Blattes erforderlichen Elemente.

Dennoch hat sich nicht eine der hier aufgetauchten deutschen Zeitschriften von dieser so einfachen, natürlichen, auf der Hand liegenden Wahrheit beseelt, und deshalb hat auch nicht eine einen selbst nur bescheidenen Platz in der Tagespresse einzunehmen vermocht. Man möchte fast glauben, daß sich die Herren Redacteurs alle erdenkliche Mühe gegeben haben, ihre Stellung so sehr, als möglich zu verkennen; sonst wäre es ihnen schwerlich gelungen, mit den ihnen zu Gebote stehenden Riesenmitteln derartige Pygmäenspielereien zu vollführen.

Bevor wir von den „Riesenmitteln" sprechen, wollen wir zur Begründung der „Pygmäenspielereien" ein möglichst getreues Bild von dem Entstehen und Vergehen eines jener Blättlein zu entwerfen suchen.

Ein verpfuschter Litterot, dessen Korrespondenzen von den verehrlichen Redactionen aller deutschen bellettristischen Zeitschriften mit dem respektvollsten Stillschweigen aufgenommen sind, macht einem bescheidenen, ehrsüchtigen und beschränkten Kapitalisten begreiflich, daß mit einem deutschen Blatte in Paris mit wenig Mühe und wenig Geld, viel Ruhm und viel zu verdienen sei. Die zwei Hauptelemente zu dieser Scene sind in Paris weit häufiger, als man glaubt. Es mangelt weder an verpfuschten Litteraten, noch an leichtgläubigen Spekulanten hier zu Lande, und die Erfahrung hat gelehrt, daß für unsinnige Combinationen die nöthigen Kapitalien immer aufgetrieben werden. Der Kapitalist erkauft also mit einigen Hundert-Francs-Billets den sonoren Titel „Besitzer" oder gar „Director der deutschen Zeitschrift in Paris." Den Gesandten, hohen Beamten und sonstigen Notobilitäten werden einige Abonnements aufgedrungen. Ein noiver Krämer läßt sich wohl, durch die Geschwätzigkeit eines ewigen Annoncensuchers, zu einer Anzeige auf der vierten — und wichtigsten Seite des Blattes verleiten. Ein Handlungsdiener oder Friseurgehülfe, der seinen Namen gern gedruckt sehen will, liefert unentgeltliche Einschaltungen in das Salonleben des Faubourg Saint-Germain und zuverlässige Hofneuigkeiten, und zu dem unverdaulichen Ragout werden aus der Feder des redacteur en chef selbst einige Stadtklatschereien hinzugefügt. Das Blatt ist fertig, und die für das Erscheinen seiner ersten sechs Nummern erforderlichen Fonds füllen die „Administrotions-Kasse."

Mit diesem frohen Bewußtsein wird nun die Probenummer, unter einem beliebigen Titel z. B. „Pariser Briefträger," wohlgemuth in die Welt gesandt, und die Welt erfährt aus dem darin strahlenden „Programme," daß das neu gegründete Blatt „einem allgemeinen Bedürfnisse entspreche," „eine störende Lücke endlich ausfülle" und „allen in Paris weilenden Deutschen ein unentbehrlicher Rathgeber, allen durchreisenden

Fremden ein getreuer Wegweiser im Pariser Labyrinthe sein werde," so daß man eigentlich gar nicht begreifen kann, wie sich das deutsche Paris bisher ohne den „Briefträger" hat behelfen können.

Aber die Welt bewährt das alte Sprüchwort, daß sie nämlich nur mit Undank lohnt. Wenn die Administrations-Kasse vom Spinngewebe verschont bleibt, so muß man den laufenden Ausgaben lediglich dafür Dank wissen. Denn die Circulation auf der Straße, wie die Ruhe im Redactionshause wird durch den ungestümen Zudrang der Abonnenten keineswegs gestört, und der Redaction, Administration und Direction, d. h. dem Pfuscher und Kapitalisten, wird nachgerade klar, daß weder Deutschland, noch Frankreich um die Gunst ihres Blattes zu buhlen brauche, daß vielmehr jene Länder in frevlerischer Unbekümmertheit der dritten Nummer des „Briefträgers" ohne Zittern und Zagen entgegenzusehen sich getrauen und daß außer ihnen und ihren guten Freunden, außer dem Setzer, dem nahen Krämer und dem mitarbeitenden Friseurgehülfen wohl eigentlich Niemand des europäischen Ereignisses gewahr geworden sei.

Offenbar ist an dem Mißgeschicke des Blattes nur die eisige Unempfindlichkeit des Publikums schuld. „Denn," so schließt der logische Redacteur, „wenn das Publikum am Loose des „Briefträgers" aufrichtig theilnähme, müßte er auch an Abonnenten- und Annoncenzahl (Synonym von Vitalität) zunehmen, aber die leeren, reinlichen Blätter im großen Administrations-Folianten beweisen gerade das Gegentheil davon; ergo ist das Publikum, die ungebildete, rohe Masse, der einzige Missethäter — quod erat demonstrandum — und folglich muß man sich auch an ihm vor Allem rächen. Gleichzeitig wären vielleicht gewisse Modificationen in der Redaction wünschenswerth; mit stiller Solidität kommt man ja heutzutage nicht mehr auf den grünen Ruhmeszweig, und das beste Mittel, von Tauben gehört zu werden, ist bekanntlich, stark zu schreien."

Mit dieser Erkenntniß schlägt der Redacteur also in der nächsten, der vierten Nummer des „Briefträgers" andere, weniger friedliche Saiten an. Das Blatt beginnt mit einem, in gesperrten Lettern gesetzten „Aufruf an die deutsche Kolonie," in welchem Entrüstung über die empörende Gleichgültigkeit, die das edle Unternehmen bei der deutschen Lesewelt, wie bei deutschen Literaten, getroffen, mit mitleidsloser Ironie über deutschen Kastengeist, deutsches Philisterthum und deutsche Zwietracht wetteifert. Dem begeisterten Aufrufe schließt sich ein philosophischer Artikel an, der der deutschen Gelehrsamkeit endlich „die Mängel des Kosmos," „die Einseitigkeiten der Shakspeare'schen Muse," „das Paradoxale in der Weltordnung, oder die Liebe ein Vorurtheil" u. dgl. m. aufdeckt. Eine donnernde Polemik gegen die literarischen Größen der Deutschen Zeitung, Times, Débats, Indépendance, etc., die den Kern dieser vierten Nummer bildet, enthüllt im Interesse der Humanität, im Interesse der Aufklärung, und geistigen Entwickelung des Weltalls, die „Erbärmlichkeiten und Niederträchtigkeiten jener sauberen Gesellen" — und so werden denn der armen, leichtgläubigen Lesewelt die wenigen Illusionen, die sie als die Vertreter und Propheten der schönen Kunst und Wissenschaft noch hegen könnte, mit unbarmherziger „Offenheit" geraubt! Denn aus der Polemik ergiebt sich unzweifelhaft klar und deutlich, daß die gefeiertsten Literaten mit frechen Schurken, feilem Gesindel und Leuten, die aus Zerstreutheit silberne Löffel vom Tische verschwinden lassen, auffallende Aehnlichkeit haben.

Dieser erste, aggressive Abschnitt des Blattes ist für das gebildete Publikum berechnet; um den Anforderungen der großen Masse zu genügen, ist die Rubrik der vermischten Nachrichten mit schnurrigen Geschichtchen, Criminal- und Unglücksfällen auf das Reichste ausgestattet.

Die Nummer erscheint, der Redacteur hofft auf geharnischte Kraft-Antworten von Seiten der angeseindeten Scheinsteller, vielleicht gar auf ein Duell. Aber vergeblich; die wichtigen Tages-Organe sind feige genug, die Angriffe, denen sie von der Schärfe des „Pariser Briefträgers" ausgesetzt sind, scheinbar zu ignoriren, und weder das gebildete, noch das ungebildete Publikum bestürmt das Redactions-Bureau mit seinen lästigen, nicht zu befriedigenden Abonnements-Gesuchen. Da nun die großen und fraglichen Mittel erfolglos bleiben, nimmt die bedrängte Redaction zu den kleinen, zuverlässigeren, sogenannten „foolles" ihre Zuflucht.

Die nächste, fünfte Nummer des „Pariser Briefträgers" strotzt von abermaligen „Nachrichten für unsere geehrten Leser," die von der verantwortlichen Redaction gezeichnet sind. Darin werden allen Denjenigen, die ein Abonnement auf sechs Monate nehmen, herrliche Prämien gesichert und außerdem allen Jahres-Abonnenten eine vierzig Zeilen lange Biographie, in der soeben zu diesem Behufe eröffneten Rubrik „Galerie der berühmten, hier weilenden Deutschen" zugesagt. Ferner erklärt die Redaction, daß sie, um einem allgemein ausgesprochenen Wunsche zu begegnen, keine Kosten gescheut habe, um die nächste, sechste Nummer des „Briefträgers" in vergrößertem Formate und verschönerter Ausstattung erscheinen lassen zu können.

Sie hält ihr Versprechen: das große Blatt wird gratis an die besuchtesten Cafés gesandt, will aber noch immer keine Abonnenten, die Berühmtheit mit einem Jahres-Abonnement erkaufen können, anwerben; und da indessen die Administrations-Kasse geleert, der bethörte Spekulant bekehrt, und so der Redacteur des zum Fortleben seines Blattes nöthigen Stoffes entbehrt — wandert der arme „Briefträger" unbekannt und unbetrauert dem Grabe zu, und stirbt vergrößert, wie Kinder an zu schnellem Wachsthum.

Hélaas que j'en ai vu mourir!

Mit der Aufzählung dieser sehr bekannten Wahrheiten, in denen es thöricht wäre, Anspielungen auf ein bestimmtes Blatt suchen zu wollen, haben wir nur dem Phänomen, daß es noch keinem deutschen Blatte in Paris gelungen ist, eine einflußreiche, seiner würdige Stellung in der Tagespresse einzunehmen, eine anschauliche Form geben wollen. Diese außergewöhnliche Erscheinung ist aber eine ganz natürliche Folge von der großartigen Verblendung und krassesten Oberflächlichkeit der Redactionen, die sich von dem Werthe des ihnen gebotenen Stoffes, von dessen Auffassung und Ausbeutung keinen Begriff zu machen im Stande waren.

Daß eine untüchtige und untaugliche Redaction aber dem unschuldigen Publikum ihre eigenen Vergehen aufbürden will, ist ja das erklärlichste und bequemste Mittel, alle persönliche Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen. Die große Masse hat, wie die Kirche, einen guten Magen, sie kann etwas vertragen, und außerdem ist sie noch unverantwortlich und kann nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Wenn man sich unterstände, mit einem Zehntel der Injurien, die man ungestraft der ganzen Menschheit in's Gesicht sagen darf, ein einziges Individuum zu gratificiren, würde man seine Unbesonnenheit sehr theuer bezahlen müssen.

So geht es auch hier: nur darf man nicht vergessen, daß sich nur Leute, die nie eine Komödie oder einen Aufsatz beendet haben, über die Unzulänglichkeit der Journale und Theater beklagen, daß das verkannte und unbekannte Genie von Tag zu Tag seltener und fabelhafter wird, und daß sich sogar das bescheidene, ringende und beharrliche Talent immer Bahn zu brechen weiß. Deshalb wird auch das blinde, unwiderstehliche Fatum nur vom Schwachmatikus gefürchtet, und nur der Thor findet in ihm Trost und Entschuldigung für seinen Unstern. Die Leute, die sich über die Ungerechtigkeit der Welt beklagen, würden sehr in Verlegenheit gerathen, wenn sie genöthigt wären, ihren Weltschmerz mit „pièces à l'appui" zu begründen.

Demnach glauben wir unsere erste Auffassung bestätigen zu dürfen und den Grund für das traurige Dahinschmachten der deutschen Zeitschriften in Paris nur in ihrer eigenen Beschaffenheit, nur in ihr, nicht aber in der Lieblosigkeit des Publikums zu sehen. Wir erwarten den Einwurf, daß die Revue germanique, trotz ihrer gediegenen Solidität, dennoch nach kurzem und ehrenvollen Ringen nun wahrscheinlich bald den Märtyrertod sterben wird. Diese bedauerliche Nachricht dient uns jedoch nur zu einem neuen Anhaltepunkt in unserer Beweisführung.

Wenn das Unternehmen der honorablen Herren Neffzer und Dollfus scheitern sollte, oder schon gescheitert ist, so ist dies, wie gesagt, traurig und im höchsten Grade verdrießlich, aber, offen gestanden, auch erklärlich.

Der Tummelplatz, in dem sich die Revue germanique bewegt, ist vor Allem ein viel beschränkterer, als derjenige, den wir für das Gedeihen eines deutschen Blattes in Frankreich als nothwendig bezeichneten. Jene Revue richtet sich einerseits hauptsächlich, fast ausschließlich an Franzosen und kann deshalb andererseits von dem gegenseitig-internationalen Austausch nur die eine und kleinere Hälfte benutzen. Denn wenn es ihr auch vergönnt ist, eine deutsche Stimme nach Frankreich dringen zu lassen, so liegt die Kehrseite, eine französische Stimme nach Deutschland zu tragen, eigentlich schon außer ihrem Bereiche, und deshalb darf man von der kalten Aufnahme dieser durchaus nicht auf ein gleiches Schicksal jener schließen. Ferner ist das Genre der Revuen im Allgemeinen sehr undankbar. Der in ihnen herrschende ernste, immer belehrende, so selten zerstreuende Professorenton behagt nur der Elite einer sehr ausgewählten Gesellschaft, und wir kennen mehr als Einen Leser, der das beste Blatt, sobald es den unglücklichen Titel „Revue" führt, unaufgeschnitten seinem Buchhändler zurücksendet.

Diese drei schweren Felsblöcke haben wohl hauptsächlich die frisch aufkeimende Blüthe der Revue germanique herabgedrückt, und daß sie

in strengem Gelehrtengewande, in engen Schranken, voe wenig Zuschauern keinen allgemeinen Beifall finden konnte, das ist, ihree Tüchtigkeit ungeachtet, leidee natürlich.

Für Franzosen war sie bestimmt und vergaß den charakteristischen Refrain des bekannten Gossenhouers:

Et des Français sont toujours des Français,

und wußte nicht, daß notionale Selbstbefriedigung von jeher zu den beneidenswerthesten Eigenschaften dee großen Nation gezählt hat. Weshalb sollte das glückliche Frankreich, das in sich mehr Reichthum trägt, als es zu seinem Glücke bedarf, Staats-Anleihen beim Nebelgeiste deutscher Metaphysiker machen? Allerdings war die Revue germanique nicht wie das Siècle für den beschränkten Chauvinismus, sondeen für fortschreitende Lichtfreunde bestimmt, allein der ungeheuee Schlog, den das Schwert der „gloires" und „victoires" in den Nationalstamm versetzt, ist so einschneidend tief in das Mark gedrungen, daß selbst die erhabensten Blätter und Zweige, vom Rückpralle erschüttert, auch in ihren zarteren Adern geläuterte Säfte des blutgetränkten Nationolstolzes aufgenommen haben. Selbst den gebildetsten Franzosen ist das mehe oder weniger barbarische Ausland mehe oder weniger gleichgültig, und namentlich in bellettristischer Beziehung. Man erinnere sich ane daran, daß weder Shakspeare, noch Goethe, noch Schiller in den Pariser Theatern Einloß gefunden.

Deutschland hingegen begeht gerade die entgegengesetzte Thorheit. Wie blicken so viel um uns, daß es uns wirklich an Zeit mangelt, auf uns zu schauen, und weihen wir nach hundert Johren Frist — so lange gebeouchen wir — mit gerechtem Stolze der großen, deutschen Dichterseele eines Schiller ein herzliches Andenken, treibt nas die notürlichste Dankbarkeit zu enthusiastischem Jubel, so seien wir überzeugt, doß an irgend einem Flecke jedesmal irgeab ein Heer Prälat Kapff auftauchen wird, der darin etwas „Ungeheuerliches, Antichristliches" sieht. Daß aber der reinste Pariser Theater-Blödsinn, doß z. B. Orphée aux enfers von dem Exfranzosen Offenbach durch gonz Deutschland, von Berlin bis Wien, einen Triumphzug hält, darüber wundert sich Niemond, und dem Unbefonnenen, der ein bescheidenes Wörtchen dagegen einzulegen wagt, wird die, alle Beschränkungen rechtfertigende Bezeichnung eines „deutschen Philisters" angehängt.

Der langen Rede kurzer Sinn wäre nun folgender: Man bekümmert sich in Feonkreich weit weniger um Deutschland, als in Deutschlond um Frankreich (lies Paris). Eine einigermaßen gut redigirte deutsche Pariser Zeitung würde, schon ihees ausländischen Charakters wegen, in Deutschlond ebenso eifrige, als parteiische Leser finden, während geeode diesee ausländische Charakter ein Hemmschuh süe die Wohlfahrt des, für Frankreich bestimmten Blattes sein muß. Dos, was diesem zu Schaden gereicht, wird süe jene eine wirksame Förderung. Die Revne germaniqne selbst ist von der Richtigkeit naserer Aussage vollkommen überzeugt: ste weiß, daß von iheer leidee! zu geringen Abonnentenzahl noch die große Majoeität aus hier ansäßigen Deutschen besteht.

Diese deutschen Abonnenten der Revue germaniqne bilden in unserer Kolonie eine ziemlich starke und ganz eigenthümliche Klasse. Der geistigen Bewegung in Deutschland seit longen Jahren entrückt, interessiren sie sich doch süe Alles, was darauf Bezug hat, ouf das Aufrichtigste. Die Revue germaniqne entspricht also ihrem Wunsche ganz nortrefflich, und ihe Hinscheiden würde sie auf das Empfindlichste berühren. Aber Niemand würde den harten Verlust durch ein simples Abonnement auf ein deutsches Blatt, wie das „deutsche Museum," „Blätter für literarische Unterholtung," „Moegenblatt" oder „Grenzboten" zu ersetzen suchen, „weil dos zu viel Umstände macht." Man begreift zwar nicht eecht, was diese Leute unter „zu viel Umständen" verstehen (denn es hondelt sich einfach darum, anstatt auf das Redactions-Bureau der Revne, in die A. Franck'sche oder eine andere deutsche Buchhandlung zu gehen), aber dennoch kann man versichert sein, ouf alle, diesen Gegenstand betreffenden Anfragen die stereotype, oben mitgetheilte Antwort zu erhalten.

Wenn hier nun ein, in dem angedeuteten Sinne obgefaßtes, deutsches Blatt existirte, so würde die Revne germaniqne in ihm sicherlich auf einen sehr gefährlichen Rivalen stoßen, da es einerseits dem sonderbaren Vorurtheile ihrer deutschen Abonnenten Genüge leistet, andererseits aber vor ihm den unberechenbaren Vortheil der deutschen Sprache voraus hat.

Was jedoch dem Nefftzer'schen Blatte am meisten geschadet hat, das ist, wie gesogt, die erschreckende Revue-Form selbst. So erbärmlich und unwürdig dos Buhlen um die Gunst des Plebses, die Schmeicheleien seines despotischen und niederen Geschmackes sein mögen, so ehrenvoll und erhaben erscheint uns ein Unternehmen, dos weitausreichenden Samen einfacher Aufklärung in die große, gebildete Lesewelt streut.

Zwischen dem von gelehrten Brocken wimmelnden Styl — der sich als herkömmlicher Mißbrauch in den Revue-Aufsätzen namentlich geltend mocht — und dem trivialen Gewäsch der Ponson-de Terrail'schen Romane, liegt die breite, jedoch schwer zugängliche Mittelstraße, die schon von den weisen Klassikeen als bestee Weg gerühmt ward. Mit etwas Routine lernt man die schwungvollsten Phrasen über „Objektivität und Subjektivität der Seele" meisteehaft handhaben, und um in die Fußstapfen der Grandguillot'schen Beredtsamkeit zu treten, brancht man nicht einmal Routine zu besitzen. Aber der wahee und gesunde Styl, der wohl als Hauptbedingung für das Wohlergehen eines Blattes betrachtet werden kann, ist insofern der schwierigste, als er natürliche Schönheit mit onschaulicher Einfachheit zu verbinden sich bemüht, deshalb aber auch der verdienstvollste und immer der wirksamste.

Aus dieser Styl-Beschaffenheit erklärt sich schon selbstverständlich, daß dee in der Revue verarbeitete Stoff gleichfalls nne mit einem sehr winzigen Theile der lesenden Welt in Uebereinstimmung gebracht werden konnte.

Und nun, um Alles, was wir über den Kontrast der Revne germaniqne und einer bellettristischen deutschen Zeitung in Paris gesagt haben, in kurzen Worten zusammenzufassen, bemerken wir

1) daß sich die Revne germaniqne an das gleichgültige Frankreich richtet, in dem ste mehe Deutsche, als Franzasen anwirbt, weil ste

2) nne Berichte aus Deutschland bringt, die ste sogar

3) in der undankbarsten Form ihren Lesern vorlegt;*

während das deutsche Blatt

1) für die deutsche Kolonie in Paris, wie süe Deutschland selbst bestimmt sein wüede, da es

2) diesen eine Rück-Erinnerung an die Heimat, jeaem einen Gruß aus der immer willkommenen Ferne, und zwar

3) schlicht und recht, im gewöhnlichen Alltagskleide, ohne Doktorenhut auf dem Kopfe, bringen würde.

Freilich eefreut sich, seit nunmehr zwei Jahren, eine deutsche Zeitung ihees ungetrübten und unschädlichen Doseins in Paris. Aus der Anzeige in der „Kölnischen Zeitung" haben wir sogar ersehen, doß die „Pariser Zeitung" das einzige deutsche Blatt ist, welches unsere Interessen in Frankreich wohrt. Das hohe Piedestal, auf das sich unser deutsches Blatt gestellt hat, erhebt es selbstverständlich über alle Kritik, und da dem Schreibee dieser Zeilen die verehrliche Redaction dieses Blattes persönlich bekannt, ja befreundet ist, würde jedes etwaige Lob verdächtig erscheinen können. Uebrigens würde es dem geschicktesten Optimisten schwer fallen, hier unverdächtige Lobsprüche zu spenden: eine aufrichtige Kritik dürfte hier ebensowenig am rechten Plotze sein, denn der Pariser Zeitung fehlt es weder an bezahlenden Abonnenten, noch an bezahlten Inseraten; Abonnenten nnd Inserate beweisen aber mehe, als lange Abhandlungen, und vor solcher Praxis muß sich die gescheidteste Theorie in den Winkel verkriechen. Außerdem aber erkennen wir mit Freuden an, daß die Pariser Zeitung seit einigen Monaten einen anderen Weg eingeschlagen hat, und in gewissen Stadien ist bekanntlich jede Aenderung synonym von Todesfall oder nos Convalescenz. Namentlich verdienen die Aetikel von Pfau und Kolisch, sowie die „Berliner Briefe" von A. E. Beachvogel, rühmlich hervorgehoben zu werden.

Deshalb, weil wir weder unparteiisch loben, noch mit Nutzen rügen können, bitten wir schweigen zu dürfen: wir sind dazu um so mehe befugt, als die sogenonnte „Pariser Zeitung" nichts weniger, als eine Pariser Zeitung ist. Einige wenige Artikel ausgenommen, die, wie die Pfau'schen Aufsätze, über den „Louvre" wirklich nnd zufällig sind, an ihrem Platze waren, könnte dies Blatt ebenso gut und ebenso schlecht von Blasewitz, als von Paris aus redigirt werden.

Mitnater merkt man jedoch bei der Lectüre der Pariser Zeitung, daß man es wirklich mit einem ausländischen Blatte zu thun hat. Styl-Feinheiten, wie „der Succeß hat sich bis zum Gigantischen empoege-

---

* Die Revue germanique scheint sich von der Nothwendigkeit des internationalen Austausches endlich selbst überzeugt zu haben. In einem jüngst von ihr veröffentlichten Prospekte, der später, als der obenstehende Artikel verfaßt ist, verspricht sie auch auf die französischen literarischen Ereignisse näher einzugehen. Gewissermaßen würde mithin ihr nun erweitertes Programm unserem Sinne entsprechen, nur dürfte die französische Sprache selbst, wie die unveränderte Revue-Form für die Popularität und Wirksamkeit des verdienstvollen Blattes noch immer ein großes Hinderniß sein.

gipfelt!!“ oder „am Vaudeville ist eine neue Komödie angeprüft“ (??) müssen ein jedes, an deutsche Sprache gewöhntes Ohr „anjammern.“ Verständlicher und einfacher schreibt Herr von Emden in demselben Blatte. Die Klarheit seiner Gedanken gipfelt sich oft zum Kolossalen empor. „Was Longchamp's glänzende Beegangenheit anbetrifft,“ schreibt er am 6. April 1861 in Nr. 85, „so ist sie längst fera!“ Kennt Herr von Emden Vergangenheiten, die gegenwärtig sind? „Die alte Abtei begrub sie unter ihren Trümmern!“ Nützliches Renseignement für Leute, die nach glänzenden Vergangenheiten fachen!

Paris. Paal Liadaa.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

I.

Politik und Geschichte.

La diplomazia a la terza fase della questione Italiana, por F. Mogliotti. Tarino, 1860.

Der Verfasser zeigt der europäischen Politik die Möglichkeit, wie die letzten Ereignisse in Italien zum Austrage zu bringen, indem er angiebt, daß dazu drei verschiedene Wege führen: entweder sie ohne Weiteres zu genehmigen, oder sich darauf zu beschränken, sie zu ertragen, oder endlich, da man nicht gewaßt hat, sie zu verhindern, sie mit Gewalt rückgängig zu machen. Als zu Anfange des italiänischen Krieges im Jahre 1859 folgende Denkschrift erschien: „Deutschland und die italiänische Frage“ (Breslau, 1860, bei Urban Kern), wollte sich Niemand davon überzeugen, daß es für Deutschlands Einheit am vortheilhaftesten sei, die italiänischen Einheitsbestrebungen nicht zu hindern, weil einst Deutschland an einem unabhängigen Italien einen getreuen Verbündeten haben würde. Damals versicherten nur Gervinus und der seitdem verstorbene Bunsen dem Verfasser ihre völlige Beistimmung. Jetzt sind Viele derselben Meinung. Der Prophet, der zu früh kommt, wird ausgelacht; später ist es leicht, nach dem Erfolge zu urtheilen. Ganz mit jenem deutschen Verfasser einverstanden, findet auch Herr Mogliotti, daß die heilige Allianz auf dem Kongresse zu Troppau, Laibach und Verona die italiänischen Verwickelungen hervorgerufen, und daß man, nach so vielen von den Italiänern seit jener Zeit gebrachten Opfern, sich jetzt wohl werde die dermaligen Erfolge gefallen lassen müssen, wenn auch die Grundsätze jenes heiligen Bundes durch die jetzigen Träger desselben, gar zu gern selbst auf die Gefahr eines europäischen Krieges zum letzten Mittel, der Gewalt, schreiten möchten. Sein Rath geht dahee dahin, daß Mittel gefunden würden, das Venetianische mit Italien zu verbinden, das sich selbst wiedergegeben worden.

Histoire de la maison de Savoia, par Madame la Princesse Christine Trivulzio-Belgiajaso. Paris, 1860.

Obnerachtet das Werk in französischer Sprache verfaßt ist, gehört es doch durch seinen Inhalt und durch die Person seiner Verfasserin ausschließlich Italien an. Bei den vielen Opfern, welche die Italiäner seit der Restauration für die Ertragung ihrer Unabhängigkeit von fremdem Einflasse gebracht haben, hatten die italiänischen Frauen hinreichend Veranlassung, ihre Kinder über ihre hingerichteten Väter und eingekerkerten Versorger zu trösten und sie zur Vaterlandsliebe zu entflammen, wonon man die Wirkungen jetzt gesehen hat. Die Frau, welche darin allen andern vorangegangen ist, dürfte ohnstreitig die Verfasserin des voeliegenden Werkes sein. Sie hat hierin gezeigt, daß ja, wie manche Dynastie zum Fluche mancher Länder wurde, das Haus Savoyen von der Vorsehung bestimmt zu sein scheint, dem italiänischen Volke den Glanz wiederzugeben, den es untee dem Drucke des Lehnswesens und der Priesterherrschaft verloren hatte. Die Verfasserin hat hier gezeigt, welche ganz andren Fürsten dieses Haus aufstellte, als die Borgia und andere italiänische und fremde Herrscher-Familien; während vom Vatikan aus die fremden Waffen gesegnet wurden, welche den Eidbruch so oft unterstützten, hat das Haus Savoyen von Anfang an Italien Ehre gemacht.** Es herrschte auch den Willen Gottes, der dem Menschen die Freiheit und den Völkern die Unabhängigkeit verliehen hat.

Die Verfasserin ist eine seltene Frau; Tochter des reichen Marchese Trivulzio zu Mailand, erhielt sie eine so gründliche Erziehung, daß sie in lateinischen Werken die Kirchengeschichte studirte, bis sie sich mit dem ebenfalls sehr reichen Fürsten Belgiojoso in Mailand vermählte, welchee sie, bei seiner Liebhaberei für Musik, bald vernachlässigte. Sie lebten daher größtentheils in Paris, wo sie in ihrem glänzenden Hause die größten Männee Frankreichs um sich versammelte, wie Cousin, Guizot, Mignet, Thiers, Villemain u. A. Dabei blieb sie aber ganz Italiänerin; sie sah mit Schmerz wie seit dem Kongresse von Verona ihr Vaterland ganz dem fremden Einflusse überlassen war, und wie man ihre Landsleute schmähte, wenn sie versuchten, zu einem constitutionellen Leben zu gelangen, das stets von fremden Bajonetten beseitigt wurde. Außer mehreren andern literarischen Aebeiten, gab sie nor 1848 zu Paris eine Zeitschrift unter dem Titel „Ausonia“ heraus, worin sie auf die Erhebung der italiänischen Nationalität hinwiekte. Als Pius IX. die Italiäner sich selbst durch Bildung eines Staatenbundes wiedergeben wollte, eilte sie sofort nach Rom und gab dort eine liberale, politische Zeitschrift in französischer Sprache heraus, bei welcher Gelegenheit sie uns sagte: „Boeher durften die Italiäner nicht freisinnig schreiben, daher schrieb ich für sie in Paris; jetzt dürfen sie es hier thun; ich schreibe dahee jetzt französisch, damit das Ausland weiß, was wir hier thun.“ Von Rom ging sie nach Neapel, wo sie auf eigene Kosten ein Bataillon Kreuzfahrer dem Könige von Sardinien zu Hülfe zuzuführen gedachte, mit denen sie auch in Genua landete. Unterdeß hatte aber die französische Februar-Revolution Alles überstürzt, so daß die bekannten Ereignisse erfolgten. Die Fürstin Belgiojoso lebte hierauf, aus ihrem Vateelande verwiesen, mehrere Jahre im Oeient, worüber sie ihre trefflichen Erfahrungen bekannt gemacht hat. Wieder zurückgekehrt, hat sie jetzt dieses Werk über das Haus Savoyen herausgegeben, welches dazu beiträgt, den monarchischen Sinn der Italiänee zu befestigen; denn die früheern eepublikanischen Bewegungen waren nae das Mittel zum Zwecke dee italiänischen Einheit und Unabhängigkeit von den fremden Bajonetten, welche die Constitutionen in Neapel und Piemont im Jahre 1821 unterdrückt hatten.

Wie sehr das monarchische Peinzip in Italieu stets vorgeherrscht hat, kann man aas dee genaueren Kenntniß des italiänischen Städtewesens entnehmen, wie dies auch aus folgender Schrift hervoegeht:

Serie Cronologica dei Consoli, giudici e dei podestà di Fabriano, del secolo XII. all anno 1607, por il Marcheso F. Raffaoli di Columbano. Recanati, 1859.

Dee gelehrte Marchese von Columbano leitet das Verzeichniß der obrigkeitlichen Personen dee im Kirchenstaate gelegenen Stadt Fabriano mit einee Darstellang der Entstehung des Gemeindewesens in Italien ein. Er sagt: die unbändigen Lehnsleute der römisch-deutschen Kaiser hatten deren Macht so geschwächt, daß ihre Beamten sich nach und nach zu regierenden Herren in den ihnen auf Lebenszeit anvertrauten Gebieten machten und sich jede Bedrückung der Bewohner erlaubten, die sie beschützen sollten. Die tapfren Bürgee der Städte vertrieben daher endlich solche ungetreue Beamte, wählten sich andere selbst, blieben aber stets treu dem Kaiser und Reiche. Die Stadt Fabriano wöhlte sich im Jahr 1165 zu Konsuln den Brunellus und den Ugolinus; das hinderte aber nicht, daß in einer von dem ersteren mit dem Namen Broncellus judex unterzeichneten Urkunde von 1170 im Eingange gesagt wird: im Namen und unter der Regierung des Kaisee Friedrich. Die Kaisee worden aber von ihren Rittern so wenig in ihrem Kampfe gegen die Päpste unterstützt, daß sie den Kirchenbann mehr fürchteten, als die Verletzung der Lehnstreue gegen den Kaiser, während die Bürgertreue von Pisa und Lucca den Kirchenbann als Anhänger des Kaisers nicht scheuten.

II.

Theater und Poesie.

Wer jetzt in Italien nicht selbst die Waffen ergreifen kann, um Italien sich selbst wiederzugeben, der zeigt wenigstens auf andeee Weise seinen guten Willen. Dies hat der Advokat Ritter Bertozzi gethan, indem er den Ertrag des folgenden Trauerspiels für die sicilianische Volksbewaffnung bestimmte.

Ottaviano Fregoso, Tragedia dell G. B. Bertozzi. Tarino, 1860. Tip. dell Commercia.

Nach der löblichen Sitte Italiens ist der Gegenstand ein geschichtlicher. Der Doge Fregoso von Genua, dessen schöne Frau von Rainoldi, dem Vertrauten desselben, geliebt wird, wurde im Jahee 1520 im Kriege mit den Franzosen von Fieseo und andern Häuptern der Aristokratie verdächtigt, im geheimen Bündniß mit den Franzosen zu stehen. Die ersten vier Akte geben ein lebendiges Bild der Umtriebe, die überall den Unter-

* Vom Geheimen Justizrath Reigebaur.

** Nun, es giebt doch auch einige Ausnahmes; wir brauchen sie gar nicht fern in der Geschichte zu suchen. D. R.

gang solcher Oligarchien herbeigeführt haben. Im fünften Akte ist der Doge gefangen und sieht das Schaffot errichten. Seine getreue Gemahlin wußte den auch für sie schmachtenden Fiesko zu bestimmen, daß sie ihren Gemahl noch vor dem Tode besuchen durfte. Sie konnte ihm keinen andern Trost bringen, als schnell tödtendes Gift; dankbar nimmt er dies und stirbt, indem Fiesko, der eben dazu kommt, die schöne Frau an ihr Versprechen erinnert. Doch sie sticht sich den Dolch in die Brust, um sich vor der Schande zu retten.

Von demselben Verfasser ist folgendes, ebenfalls für die Kriegskosten bestimmtes Drama fast gleichzeitig erschienen:

Megollo Lercari, dramma storico del Cav. Avv. Bertozzi. Tarino, 1860.

Die Handlung gehört auch hier der genuesischen Geschichte, von 1382, an, in der Zeit, wo die genuesischen Kaufherren zugleich als Seehelden in dem Schwarzen Meere ihre bedeutende Macht entfalteten, während die Ritterschaft der ganzen Christenheit in einem Kreuzzuge nach dem andern geschlagen wurde. Damals regierten zu Trapezunt die Comnenen, an deren Hofe der gebildete junge Kaufherr Lercari aus Genua im Schachspiel mit einem Hofnarren, dem Lieblinge des Kaisers, Streit bekam, wobei er nach dem Genuesen mit dem Handschuh schlug. Dies führte zu einem Kampfe zwischen Genua und Trapezunt, wobei Ersterer den Sieg davon trug. Ein Lercari ward Doge von Genua, und dies bildet den Stoff des patriotischen Drama's.

Einer der beliebtesten Dichter Italiens ist jetzt Alcardo Alcardi, dessen neuestes Gedicht sich eines großen Beifalls erfreut.

I sette soldati, canto di A. Alcardi. Firenze, 1861.

Der Titel: „die sieben Soldaten," zeigt, daß der Dichter, der bisher in seiner Vaterstadt nur die Naturschönheiten und die Liebe zum Gegenstande seiner Dichtungen hatte machen können, jetzt in dem befreiten Italien sich den Gefühlen der Gegenwart überlassen kann. Begeistert von den Heldenthaten der Italiäner, die nicht mehr im Dienste der heiligen Allianz, sondern für sich selbst fechten dürfen, führt er uns auf das Schlachtfeld, von dem der blasse Gott der Flucht die Feinde vertrieben hatte; er konnte über gefallene Feinde, die das Schlachtfeld bedeckten, nicht frohlocken; wenn er sich auch als Italiäner freute, so mußte er doch als Mensch weinen. Er bemerkt unter den Todten zuvörderst einen Böhmen, der noch sein Instrument in der Hand hielt, mit dem er sich, wie seine musikalischen Landsleute sein Brod verdient hatte, bis er in den weißen Soldaten-Rock gesteckt, den Schlachten-Marsch anstimmen mußte. Der Dichter frägt traurig: wer von uns hat deine Väter beleidigt? Durch das Herz geschossen, lag neben ihm ein Kroat, dem rohen Volke angehörig, das sich in Italien besonders durch seinen Diebessinn ausgezeichnet hat; doch das Gefühl des Hasses gegen dies blinde Werkzeug fremder Herrschaft wurde von dem Gedanken verdrängt, daß in der Heimat eine liebliche Morlakin sich vergeblich nach der Rückkehr ihres hier gefallenen Mannes sehnt. Neben einander lagen ein Ungar und ein Pole; beide hatten für ihr Vaterland freiwillig die Waffen ergriffen, wurden aber dafür zur Strafe als gemeine Soldaten nach Italien geschickt, um hier das Streben nach Unabhängigkeit zu unterdrücken. Unfern von ihnen lag ein Rumäne, der als Feldpeiester starb; er hatte für Oesterreich gegen die Ungarn in Siebenbürgen gefochten, die seinen Vater und alle die Seinen umbrachten, seine Hoffnungen für seine Nation wurden aber nicht erfüllt; er hatte sich daher Gott zugewandt, um in diesem Berufe für die Menschheit zu sterben. Zuletzt sieht er einen Ober- und einen Nieder-Oesterreicher, die hier als Opfer für die Politik gefallen waren, die weder auf Blut noch Menschlichkeit Rücksicht nimmt, obgleich Gott mit unauslöschlicher Schrift von Bergen und Meeren Jedem sein Vaterland vorgezeichnet hat.

Canzone in morte del conte Francesco Meari di Bellnno, di Filippo dall Scolari. Venezia, 1861.

Dies ist eines der literarischen Denkmäler, welche in Italien so häufig den Verstorbenen gesetzt werden, sowie man überhaupt in Italien beinahe in jeder Stadt Denkmäler zur Ehre verstorbener, verdienter Mitbürger findet.

Ritratti poetici dei Romani Pontefici, di Carlo Ripandelli. Roma, 1860.

Diese dichterische Beschreibung der Päpste zeigt eine nicht gemeine Kenntniß der Geschichte in den Anmerkungen, womit der Dichter jedes Sonnet bezeichnet hat.

Il barbiere del Rinchiaso. Novella di Filanco Epidaurico. Torino, 1860.

Diese Novelle wird wegen ihres klassischen Stils sehr geschätzt.

Promemoria perche sin prevenuto alla litteratura ed a. urte dramatica, per G. Subbatini. Tarina, 1860.

Allgemein ist die Klage, daß in Italien das National-Theater nicht mehr auf der früheren hohen Stufe steht. Der Verfasser, in Turin vertragender Rath (im Ministerium des Innern) für die Theater-Angelegenheiten, hält daher für nothwendig, daß das Parlament den fünf großen Theatern zu Turin, Bologna, Mailand, Neapel und Florenz eine Subvention von 25,000 Fr. für jedes zukommen lasse und 25,000 Franken dazu bestimme, um in Florenz eine Schule der Declamation zu errichten, wodurch verdiente Schauspieler in einen ehrenvollen Ruhestand, als Lehrer für junge Talente, versetzt werden könnten. Den fünf genannten Staatswürde überlassen werden, die angewiesene Summe für Schauspieler oder Autoren zu verwenden. Ein vom Staate ernannter General-Inspector würde die Gesammt-Aufsicht führen.

Bosnien.

Die bosnische Schrift und Literatur.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß gerade in den slavischen Ländern, wo jetzt die größte Unwissenheit herrscht, am frühesten Schrift und Druck in Blüthe war. So auch in Bosnien.

Die Bosnier bedienten sich seit den ältesten Zeiten fast stets der cyrillischen Schrift, und zwar vorzugsweise einer eigenen Art derselben, des nach ihnen benannten „bosnischen Alphabets" oder bosanski azbuk.

Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst gab es nämlich zwei Arten von Schreibweisen: die eine zum täglichen Gebrauch, skaropis oder rukopis, Schnellschrift oder Handschrift im engeren Sinne des Wortes, und die andere zu Büchern und wichtigen Schriften, krasopis. Schön-schrift, genannt. Die erstere zeigt uns das durch das Schnellschreiben veränderte cyrillische Alphabet, die letztere ließ die cyrillischen Buchstaben in ihrer ursprünglichen Gestalt, und wurde später, da sie weit gefälliger aussah, als die skoropis, zum Druck angewandt. Im 16. Jahrhundert jedoch wandten einige Typographen in Venedig für die römisch-katholischen Südslaven, welche sich der cyrillischen Schrift bedienten, die Schnellschrift zum Druck an, um die Bücher derselben auch durch die Druckschrift von denen der Slaven griechischen Glaubens zu unterscheiden, und druckten damit den größten Theil der römisch-katholischen Gebetbücher und andere religiöser Werke, welche im bosnischen Dialekt verfaßt waren. Da man noch in den neuesten Zeiten glaubte, daß nur die Bosnier sich dieser skoropis bedienten, wurde sie das bosnische Alphabet genannt. Da jedoch alle Serben römischen Glaubens sie anwandten,* bezeichnet sie Šafarik sehr richtig mit dem Namen „serbische Kurrentschrift" und ihrer Bestimmung nach konnte man sie füglich nach dem Beispiel der russischen Schrift (des ruski-gradjanski azbuk) serbska-grudjanski azbuk nennen.

Die ersten Spuren derselben finden sich in den Handschriften aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, und gedruckt in den Ueberschriften der Heiligenbilder in dem Menäen des Wojwoden Bosidar Bukovich vom Jahre 1538.

In der Predigt des Divkovich über die Evangelien ist das „bosnische Alphabet" in folgender Reihenfolge aufgezeichnet:

а, б, в, г, д, е, ж, з, з, і, и, к, л, м, н, о, п, р, с, т, ѹ, ф, ц, х, ѡ, ч, ш, щ, ъ, ѣ.

* Macgitić, in der Vorrede zu seinem „Izpoviod Kàralianski," sagt ausdrücklich, daß diese Buchstaben auch in Dalmatien, Herzegovina, Ungarn und anderen Ländern in Gebrauch gewesen sind, und in Dalmatien, besonders in Imoschi, Makarska und Zaostrog findet man noch jetzt Schriften und Inschriften in bosnischen Alphabet. Ferner ist bekannt, daß der berühmte Andreas Zmajevic, Bischof von Antivari, später Erzbischof von Zara, seine „Litetopis" (Jahrbücher) damit geschrieben hat, welche als Handschrift in der Bibliothek der Propaganda in Rom aufbewahrt wird, und daß auch Werke von Schriftstellern, die nicht Bosnier waren, mit derselben gedruckt und geschrieben worden sind. So z. B. Svetci, Feiertage, ein 1571 erschienener Kalender, welchen Dobrasko und Šafarik für das älteste Buch mit bosnischem Alphabet halten; Kratka azbukvica i kratak kèrstjanski-katolièanski nauk (Kurzes Alphabet und kurzer christlich-katholischer Unterricht) des P. Peter Kanizi (Rom, 1583, Tèrnava, 1596); Zkrcalo istinu med ierkvo istoèno i zapadne (Spiegel der Wahrheit zwischen der morgen- und abendländischen Kirche) vom Kanonikus Kèsèla Peiklé aus Csepcsac in Bulgacien (Benedig 1716) und die 1567 in Belgrad geschriebene Handschrift Raj duso (Paradies der Seele).

Der Werth der Buchstaben ist derselbe, wie bei dem altslovischen Kirchenalphabet, nur bedeutet ꙁ und nicht ⁊ 60, ѹ und nicht ꙋ 90, ѳ und nicht ѳ 500, ѵ und nicht ѵ 700 ꝛc.

Die ältesten schriftlichen Denkmäler der Bosnier sind die Urkunden ihrer Bans und Könige, von Kulin (1189) an bis zum Untergang des Reiches (1463), welche theils schon in den „Srbski spomenici“* abgedruckt sind, theils noch in fremden Archiven und in den Häusern einzelner bosnischer Beys begraben liegen, und zwar rührt die erste bisjetzt bekannte bosnische Urkunde mit cyrillischer Schrift aus dem Jahre 1254 her. Sie enthält einen Vertrag des Župan Radoslav mit der Gemeinde von Ragusa.

Dann folgt das wichtige Radoslovje (Rodoslovje bosanskaga aliti ilirickaga vladanja) des Popen Stanislav Rupčić, geschrieben 1340, welches dem Zar Stěpan Dušan gewidmet war, und in welchem 139 Wappen, unter ihnen 127 der vornehmsten und ältesten bosnischen und serbischen Adelsfamilien, abgebildet sind. Der Titel ist mit bosnischer Schrift, die Namen unter den Wappen dagegen sind mit lateinischen Buchstaben geschrieben. Das Original ist in Folio, gut erhalten und wird im Franziskanerkloster zum heiligen Geist in Fojnica aufbewahrt. Eine Abschrift davon, welche 1595 der Ragusäer Conienich-Neovich, sowie eine andere, die 1842 der bosnische Franziskaner Filip Pašalić genommen, besitzt gegenwärtig der Dr. L. Gaj in Agram, eine dritte der Dr. J. Šafařik in Belgrad, und eine lateinische Uebersetzung dieses Werkes, welche der Bosnier Marko Škorojević anfertigte und dem österreichischen Erzherzog Ferdinand Franz (Sohn des Kaisers Ferdinand III.) widmete, befindet sich in der k. k. Hofbibliothek zu Wien unter Nr. 7683. Ausführlich hat diese Handschrift S. Jukić 1842 in der Danna ilirska (Nr. 24) und den Srbski Narodni (Nr. 18) beschrieben.

Eine andere seltene Handschrift, „Život Aleksandra Velikoja“ (das Leben Alexander's des Großen), wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, fand und kaufte Dr. L. Gaj 1840 in Berlin.

Eine dritte, „das Leben und Wirken der Apostel,“ geschrieben im Jahre 1406 und dem Herzog Hervoja von Spalato gewidmet, wurde, wie Dobrovski anführt, dem Papst Benedikt XIV. geschenkt.

Die Genealogie der bosnischen und serbischen Könige (Rodoslovje kralja bosanskih i sŏrbskih) vom Pater Ohmučević aus dem Jahre 1482, welche P. Jukić, der unermüdliche Forscher bosnischer Geschichte und Alterthümer, ebenfalls ausführlich in den schon genannten Blättern beschrieben hat, befindet sich in dem Franziskanerkloster zu Sutiska.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert bis zu Anfang des jetzigen wurden auch alle Matrikel und Bücher in den bosnischen Klöstern und Parochien mit der bosnischen Cyrillica geschrieben, und die zu wiederholten Malen abgedruckte Grabschrift der Königin Katharina von Bosnien in der Kirche Ara coeli in Rom aus dem Jahre 1478 ist gleichfalls in dieser Schrift.

Unter den mit dem bosnischen Alphabet gedruckten Büchern, welche theils in Venedig, theils in Rom und Ternava erschienen sind, scheint der „Christliche Unterweis des gottesfürchtigen Theologen, Popen Mathias Divković“ im Jahre 1611 in Venedig gedruckt, das älteste zu sein. Wenigstens sagt der Verfasser — ein Franziskanermönch aus dem jetzt größtentheils von Türken bewohnten Dorfe Jelašak in der Nahia Kladanjska gebürtig, der wahrscheinlich in Olova in's Kloster trat, dann, nachdem er seine Studien in Italien vollendet hatte, Kapellan in Sarajevo wurde und 1631 als Guardian des Klosters Olova starb — in der Vorrede, daß er, da in Venedig keine bosnischen Lettern gewesen wären, den Buchdrucker Bertano dazu bewogen habe, sie gießen zu lassen. — Dieser Umstand widerlegt auch die irrige Angabe, daß dieses Buch bereits 1565 in Venedig gedruckt worden sei.

Ein anderes Werk desselben Verfassers: „Sto čudesan aliti zlamenina blažene i slavne Bogurodice Divice Marie“ (Hundert Wunder oder Zeichen der gebenedeiten Jungfrau Maria) erschien gleichfalls 1611 in Venedig, wo auch 1616 seine „Predigten über das Evangelium auf alle Sonntage des Jahres“ (Besĕde svrhu evangjelja nediljnieh priko svega gudišta), und 1631 sein „Weinen der gebenedeiten Jungfrau Maria“ (Plač Blažene Divice Marie) gedruckt wurden. Fast alle Werke des Divković erlebten mehrere Auflagen. Der „Christliche Unterweis“ ward in den Jahren 1631, 1668, 1683, 1698, 1707 und 1738, die „Predigten“ 1704 und das „Weinen Mariä“ nicht blos 1723 in Venedig neu aufgelegt, sondern auch später mehrmals mit lateinischen Lettern in Ragusa gedruckt.

Ein zweiter Schriftsteller, dessen Werk mit bosnischer Schrift gedruckt worden ist, war der Guardian Stiepan Matijević aus Sola oder Tuzla. Sein „Beichtiger“ wurde 1630 in der Druckerei der Propaganda in Rom gedruckt.

Der bosnische Franziskaner Pavo Posilović aus Glamoč, welcher 1642 Bischof von Scardona in Dalmatien wurde, ließ seine „Geistige Ergötzlichkeit, wer wünscht gut zu leben und später gut zu sterben“ und die aus dem Lateinischen in's Illyrische übersetzte „Blüthe der geistigen Jugend“ (Cviat ot kriposti duhavni) ebenfalls mit bosnischem Alphabet und zwar in Venedig drucken. Das erste Werk, welches 1639 erschien, ward 1682 neu aufgelegt, das zweite, welches 1649 zum ersten Mal gedruckt wurde, kam 1701 und 1756 abermals in Venedig heraus.

Stiepan Markovac oder Margitić aus Jajce, ein Franziskaner, der an mehreren Orten das Pfarramt versah, war der letzte Schriftsteller, welcher die bosnische Schrift in seinen Werken anwandte.

Von diesen erschienen: „Ispovied karstianski i nauk znali se prava izpavidili“ (Die christliche Beichte oder die Unterweisung, richtig beichten zu lernen) und „Fala ol Sveti“ (Lob der Heiligen) 1701 und 1708 in Venedig, und wurde namentlich das erstere nicht nur mit bosnischen, sondern auch mit lateinischen Buchstaben wiederholt neu aufgelegt. Die Ausgabe von 1788 war zugleich das letzte Buch, welches mit bosnischer Schrift gedruckt worden ist.

Die noch handschriftlichen Werke: „Humilie priko sve godine“ (Homilien auf das ganze Jahr), „Likaruše“ (Heilmittel), eine Sammlung von allerlei Hausmitteln, und „Kronika“ (Chronik), ein Tagebuch, in welchem der Verfasser alle Ereignisse seiner Zeit aufgezeichnet hat, befinden sich die ersten beiden im Besitz des P. Jukić, das dritte im Kloster Sutiska, wo es mit einer anderen Chronik des P. Nikola Lašvanin zusammengebunden ist.

Die übrigen bosnischen Schriftsteller, wie Ivan Bandulović aus Skoplje, Ivan Ančić aus Duvno, Lovro Silović aus Ljubuško u. A. wandten bei ihren Büchern die lateinische Schrift an, welche schon seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Folge des Verkehrs der Bosnier mit den Ragusanern, Dalmatiern und ungarischen Slaven in Bosnien Eingang und Verbreitung fand. Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß es in den Bibliotheken der Franziskanerklöster, besonders in Fojnica, noch andere, mit dem azbuk bosanski oder sărpski (nach sărmski) geschriebene Manuskripte gab, welche durch die Unwissenheit der Bibliothekare verloren gegangen sind. Denn selbst die gedruckten Bücher sind, weil sie Niemand zu lesen und daher zu schätzen wußte, in den Klöstern äußerst selten zu finden. Die größte Sammlung derselben besitzt der schon mehrmals genannte Franziskaner P. Jukić, und nach ihm der Dr. L. Gaj in Agram.

O. Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld.

* Die Srbski spomenici wurden zum ersten Male von dem in der südslavischen Literatur bekannten Pfarrer der griechischen Gemeinde in Ragusa, Nicolaevic, 1840 in Belgrad herausgegeben, später nochmals in Wien von Šafařik veröffentlicht.

Deutschland und das Ausland.

Die christliche Gemeinde des neunzehnten Jahrhunderts.*

Unsere Zeit ist in einem gewaltigen Scheidungsprozesse der Elemente begriffen. Ueberall Gährung, Zersetzung, Auflösung der alten, oft verunglückte Bildung neuer Gesellschaftsgruppen, Zweifel bis zur Verzweiflung an den alten Idealen, kühne Schöpfungsversuche neuer, die jedoch manchmal nichts weniger als ideal sind, Fluthen von Wünschen und Hoffnungen auf allgemeinste Besserung der Verhältnisse, während Wünsche und Hoffnungen als die eigenste Seelenstimmung der Individuen nothwendig die allerindividuellste Färbung tragen.

In dieses wunderliche „Chaos“, wirft bald diese bald jene Hand auf das eine oder andere Lebensgebiet ein vollbeschriebenes Friedensblatt, das ein Quantum von „Grundsätzen“ enthält, die da Grund und Boden schaffen sollen, wo vorläufig keiner vorhanden scheint. Nicht blos auf dem rastlos beackerten Felde der Politik, auf welchem das große Räthsel der politischen Freiheit den Pflegern der Ordnung zu thun giebt, auch in den unendlichen Räumen der Vorstufen zum Himmelreich erblickt man das

* Die christliche Gemeinde des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Wort der Vereinigung an gebildete Christen aller Konfessionen. Berlin, 1860. Ferdinand Gelbaar.

gleiche Gewühl und das gleiche Bestreben. Daß die Tiefen der Gemüther einen andern Anblick gewähren, als die wohlpolirte Oberfläche der Einrichtungen, liegt meist mit furchtbarer Klarheit zu Tage, und es gehört eine seltene Kurzsichtigkeit, oder ein seltener Leichtsinn dazu, will man die gähnenden Schlünde der Gegensätze ableugnen oder vertuschen. Allein so schwer auch das Schuldhafte solcher Sorglosigkeit in's Gewicht fällt, wir treffen selbst bei denen, welche Stoff zur Ausfüllung der Schlünde herbeibringen, immer noch einen Rest von Unbekümmertheit an, der den aufmerksamen Beobachter lehrt, daß die Gewalt der vorliegenden Fragen noch nicht in ihrem innersten Grunde erfaßt und allseitig abgeschätzt ist. Und gerade da, wo uns die lauterste Absicht und die Richtung auf's warme Leben entgegenduftet, berührt uns die zurückbleibende Lücke in der Würdigung der Umstände um so empfindlicher und trostloser.

Der Anlaß, der mich zum Ausdruck der obigen Wahrnehmung hindrängt, hat äußerlich ein geringes Volumen, es ist eine kleine Flugschrift von sechzehn Seiten Umfang in mittlerem Druck, die den Titel führt: „Die christliche Gemeinde des 19. Jahrhunderts. Ein Wort der Vereinigung an gebildete Christen aller Konfessionen." Allerdings, klein nur ist der Umfang des Schriftchens, aber sehr groß dagegen die Masse und die Wichtigkeit des Inhalts. In jedem Satze ist ein Zukunfts-Programm ausgesprochen, ein unzweideutiges Bekenntniß der Denkweise des Verfassers, der übeigens gut gethan hätte, mit offenem Visir in die Schranken zu treten. Es steckt eine unsehnliche Welt von religiösen Zeitfragen in den wenigen Blättern des Hefts, und diese Welt von Fragen, von denen viele an dieser Stelle von uns erörtert wurden, rechtfertigt es, wenn wir den Gedanken des freisinnigen Konkordisten eine ausführlichere Betrachtung widmen.

Die Hauptschuld an der fürchterlichen Zersplitterung unserer Gesellschaft liegt an der zwiespältigen Natur unseres lieben Ich, das mit seinen Wünschen und den Mitteln zur Erreichung derselben im schärfsten Widerstreit befindlich. So fühlt man in weiten Kreisen das drückende altgemeiner Formeln, welche über tausenderlei Dinge Verfügung und Vorkehrung enthalten, nur nicht über das eigenste Leben der denkenden, fühlenden, wirkenden Menschheit und über die Ansprüche jeder einzelnen Seele. Von den Majestätsrechten namentlich der letzteren durchdrungen, müht man sich nun, die Last kraft der Freiheit des Geistes schöpferisch zu erleichtern — aber, wie verfährt man dabei? Statt dem Absolutismus der Formel aus dem Wege zu gehen und die sittliche That an die Stelle der Abstraction zu setzen, sieht man sich in möglichster Eilfertigkeit nach einer neuen Formel um, baut sie möglichst weitherzig, unbestimmt und abstrakt auf, und meint dann in solcher weltumfassenden abstrakten Formel den Stein der Weisen ein für alle Mal entdeckt zu haben.

Der bezeichnete Fehler ist der Grundfehler des fraglichen Programms. Dasselbe soll Katholiken und Protestanten, Lutheraner und Reformirte, Pietisten und Rationalisten umfassen, und doch umfaßt es einerseits nur äußerst biegsame und auslegungsfähige Sätze, welche Alles beim Alten lassen und andererseits nur die Auffassungsweise einer einzelnen kirchlichen Fraction, die keineswegs von der Gesammtheit der Gebildeten getheilt wird. Das ist wahr, obgleich es uns, wiederum theilweise, bitter schmerzt. Ich will Beispiele geben. Die Dogmatik der christlichen Gemeinde des 19. Jahrhunderts formulirt der Verfasser so: 1) sie nimmt die Dreieinigkeit Gottes „symbolisch;" 2) erfaßt Christum als den eingeborenen Sohn Gottes nicht sinnlich, sondern geistig; 3) begeht das Abendmahl nur als Gedächtniß und Liebesmahl, und 4) läßt die Wunder des alten und neuen Testaments, als für sie nicht mehr zur Beglaubigung nöthig, auf sich beruhen.

Ad 1 ist es uns höchst unklar, inwiefern unter der symbolischen Dreinigkeit ein Gegensatz zur „seitherigen orthodoxen Auslegungsweise" verstanden werden soll. Die Dreieinigkeit ist zu allen Zeiten spekulativ-symbolisch aufgefaßt worden, indem wir noch ausdrücklich hervorheben, daß wir symbolisch hier als „sinnbildlich" nehmen. Unsere ganze Sprache ist eine Symbolik des Gedankens und erreicht den innersten Sinn niemals vollständig. Wie dürfte es bei der „Bezeichnung" des inneren Verhältnisses der Gottheit, deren Wesen doch unsere Vorstellung übersteigt, anders sein? Wie anders, als durch menschliche Zeichen dürfte dieses Wesensverhältniß uns annähernd klar gemacht werden? Oder soll inzwischen unter der „Dreieinigkeit" etwas Anderes, als die Dreieinigkeit verstanden werden? Wäre „Dreieinigkeit" nur ein Ausdruck für einen neuen Begriff?

Ad 2 haben wir wieder einen ähnlich unbestimmten Satz. Wie kann denn überhaupt Christus in seiner Eigenschaft als eingeborner Sohn Gottes anders als geistig erfaßt werden? War er der exorbitante Sohn Gottes in Folge seiner Körperlichkeit? „Das meine ich auch gar nicht," wird Verfasser antworten; nun, was meint er denn? Zuerst, daß nicht das Wunder einer übernatürlichen Empfängniß den Sohn Gottes gezeugt hat und überhaupt, daß Christus nicht der auf Erden wandelnde Gott selber war. Ersteres gehört also in die Frage vom Wundergtauben, letzteres ist an sich noch deutungsfähig und könnte nach dem unmittelbaren Wortsinn von Pietisten und Rationalisten sowohl bejaht, als verneint werden, soweit es nicht den Erlöser in die Gewöhnlichkeit der zeitlichen Menschen hinabstoßen soll.

Ad 3 stellt Verfasser die reformirte Abendmahlslehre auf, die von Katholiken und Lutheranern bestritten wird. Und die Consubstantiation, die Wesensverschmelzung mit dem Erlöser, vielleicht die tiefinnerlichste Bedeutung des heiligen Akts, durfte diese nicht wenigstens als gleichberechtigt erscheinen?

Ad 4 ist es eben der heiße Kampf der großen kirchlichen Heerlager, ob die Wunder der beiden Testamente zur Beglaubigung nothwendig sind, oder nicht. Aber nur eine völlige Verkennung der menschlichen Glaubensbedürfnisse kann diesen Punkt so leichthin für gleichgültig erklären. Der Mensch braucht einen allmächtigen, schöpferischen Gott, der in seinem Elend ihm Hülfe und Beistand gewähren kann, nicht blos ein abstraktes Gesetz, das ihn im Wege einer kritischen Ueberschau der Causalverhältnisse beruhigt. Es kommt also höchst bedeutsam darauf an, wie die Allmacht Gottes vom Standpunkte der Wissenschaft unseres Jahrhunderts aufgefaßt werden muß. Dies führt uns auf das Gesammturtheil über die Dogmatik des Verfassers.

Was die Wissenschaft mit allen Mitteln, welche die Vorsehung an feelischen und natürlichen Erfahrungen uns darleiht, durch die schwierigsten Arbeiten des Geistes und im engsten Verkehr mit dem geschichtlichen Fortgang der religiösen Ideen und Institutionen zur angemessenen Klarheit durchbilden und was überdem die Gemeinde noch in sich durchleben muß, auf daß die theoretisch gefundene Auffassungsweise praktisch Fleisch und Bein werde, das stellt der Ueheber unseres Programms als die selbstverständliche Auffassung jedes „Gebildeten" hin, der, Hand auf's Herz, in geistlichen Sachen oft unvollkommener denkt, als ein rechtschaffener Bauersmann, der weder den „Kosmos" noch die „Urania" gelesen.

Man muß sehr durchdrungen sein von der wesentlichen Aufgabe aller Religion, wenn man ein so großes Wort wie „Ein Hirt und Eine Heerde" in die Welt sendet. Man muß wissen, was die Anbetung eines lebendigen Gottes an Diesem voraussetzt, man muß das Gegenüber von Gott und Menschheit eingesehen, alle Selbstvergötterung und Selbstanbetung durch die Ausschließung jeder pantheistischen Vorstellung von der Religion grundsätzlich abgewehrt haben. Aber wenn man den Satz hinstellt: „Gott ist Alles in Allem, also übernatürlich oder natürlich, je wie „geistige Begriffe" eine oder die andere Deutung erfassen," so offenbart man in den wesentlichsten Punkten des Gottesdienstes eine Indifferenz, die zwar leider eine große Schaar ungeübter Denker um das aufgesteckte Banner versammeln kann, doch niemals Diejenigen, denen ihre Glaubens-Ueberzeugung „tiefer, heiliger Ernst" ist. — Und würden wir in der That einen Fortschritt in der religiösen Entwickelung unserer Zeit annehmen dürfen, so möchte es die Einsicht in den schlichten Sachverhalt sein, daß der Supranaturalismus, mag man ihn geistiger oder sinnlicher fassen, doch den unveräußerlichen Gesichtspunkt für die Betrachtung des Göttlichen abgiebt. — Gemäß dieser Stellung zur Hauptfrage in der Religion fällt das Glaubensbekenntniß, welches „die christliche Gemeinde des 19. Jahrhunderts" ihren Mitgliedern bei deren Eintritt abfordert, ziemlich lakonisch aus: sie verlangt lediglich die Versicherung des Glaubens an die Bibel und an die darin enthaltene Botschaft Christi „in dem von der Gemeinde erfaßten geistigen Sinne," sowie der Absicht, dies durch den Wandel auch bekunden zu wollen. — Also, während keine Klage wider die Ultra-Rechtgläubigen gegründeter ist, als die, daß jene Ausleger den Glauben der Gemeinde und des Einzelnen an ihre Auffassung zu schmieden bestrebt sind, wird hier die Verpflichtung auf eine Auslegungsart geradezu und verbotenus in das Bekenntniß aufgenommen, eine geistige Tyrannei, der sich wohl kein „Gebildeter" oder selbstdenkender Mensch unterwerfen wird und kann.

Sic transit gloria mundi: das Freiheitsbedürfniß hat den Anstoß zu jenem Aufruf gegeben, und im Texte desselben Aufrufs bietet man ein Bekenntniß dar, welches die Denkfreiheit unter die stärkste Tyrannei, nämlich die der gelehrten Doktrin beugt. Aber es wird noch mehr zugemuthet; nicht blos der Einzelne wird an den „geistigen Sinn" der in der Gemeinde herrschenden Interpretation gekettet, auch die Gemeinde selbst wird hinsichtlich ihrer Disziplin einer auswärtigen Macht überantwortet. Der

Schreiber unserer Broschüre hält „den Staat nicht blos berechtigt, sondern verpflichtet, eine möglichst vollendete Durchbildung aller Staatsangehörigen, zu deren eigner und des Staates sächlicher und sittlicher Wohlfahrt zu erstreben und zu sichern.“ Das klingt außerordentlich schön, aber übersetze man es in ungeschminktes Deutsch, so heißt es einfach: der Staat soll gewährleisten, daß die Bürger tugendhaft sinn und gewissenhaft denken und handeln! Kann er das? Ich glaube, das ist dem Staate zu viel gegeben und vom Staate zu viel verlangt. Der Staat ist nur die äußere Rechtsgemeinschaft der Gesellschaftsgruppen, seine Hand greift zu rauh, wenn sie in die innersten Seelenzustände des Individuums hineingreift, und diesem nicht blos ein gewisses Maß von Kenntnissen, sondern auch den ewigen Gütern des Glaubens verbürgen soll. Ueber den Himmel hat auch die Allmacht des allmächtigsten Staates keine Gewalt. Einiger Selbständigkeit bedarf die Kirche unbedingt, soll sie nicht zur Polizei-Anstalt oder bloßen Staatsfunction herabsinken.

Der psychologische Antrieb zu dieser Begünstigung der Allmacht des Staates ist freilich aus den Umständen der Gegenwart leicht erklärlich. Weil die in der Kirche, d. h. in der protestantischen Kirche herrschende Glaubensansicht den freieren Grundsätzen der leitenden Staatsmänner des größten nordbentschen Landes nicht zu entsprechen scheint, und man folglich vom Staate Schutz gegen die Uebergriffe katholisirender Neu-Lutheraner erwartet, darum soll die Kirche dem Staate bis in's innerste Seelenmark unterthan gemacht werden! Welch' ein flüchtiger Beweggrund! Nur die reine Verzweiflung an der eignen Thatkraft, eine Umgestaltung der kirchlichen Zustände innerhalb der Kirche selbst bewirken zu können, konnte diese Preisgabe der Kirche an den Staat empfehlen. So geht man heutzutage mit „Prinzipien“ um!

Aber wir werden bitter, und das möchten wir nicht gern. Denn die Gesinnung, welche die oft warm empfundenen Worte des wohlmeinenden Autors diktirt hat, ist offenbar nicht der Wiederschein der gewöhnlichen Alltagsverständigkeit, die stets unter der Stufe des religiösen Bewußtseins bleibt, sondern ein der neuern deutschen Philosophie entstammter Idealismus, der eine ideale Einheit der Christus-Gemeinde über der Besonderheit der mannigfaltigen Kirchenformen aufbauen will. Deshalb verwahrt sich auch der Verfasser entschieden gegen den Anspruch auf Einförmigkeit in der Kirche. Er möchte sich, statt die Glaubens-Verschiedenheit zu beklagen, im Gegentheil derselben freuen. Das ist weise gesprochen, aber wie reimt es sich mit dem ausführlichen Inhalt des Programms? Ist hier nicht eine Dogmatik, ein Bekenntniß, sind hier nicht Grundsätze der Katechese, der Disziplin, der Mission, der Armenpflege, der Verwaltung des Kirchengnts, der Kirchenpolitik und des Kirchenstaatsrechts gegeben? In dem kurzen Büchlein wimmelt es von Bestimmungen über die speziellsten Gegenstände des kirchlichen Lebens. Es mochte also mit der bloßen idealen Einheit, d. h. der Katholizität, für deren Förderung ein herzlicher Aufruf zur Brüderlichkeitvoller Christusbekenner vollkommen ausreichen konnte, doch nicht so ganz ernstlich gemeint sein! Es war in tiefster Seele doch in der That eine neue Kirche, eine Kirche der Zukunft gemeint, und es sollten die Grundzüge für die gesammte Einrichtung derselben dargelegt werden. Unter der Oberfläche der alten Glaubensparteien wollte man den Grundstein zu einer neuen legen, welche allmählich über die Umfassungsmauern der alten Kirchen hinauswachsen sollte!

Hiermit aber ist ein Angriff geschehen auch wider die Kirchengemeinschaft, welcher der Verfasser selbst seiner Geburt oder Erziehung nach angehört. Auch dem Protestantismus ward mit diesem Programm der Krieg erklärt, der Augsburgischen Konfession so gut, als dem tridentinischen Katechismus; freilich nicht aus wirklicher Feindschaft gegen das weltergreifende Prinzip der Reformation; vielmehr in dem Wahne, dasselbe durch Loslösung von der geschichtlichen Grundlage zu stützen! Wir können dies nicht anders als einen „Wahn“ bezeichnen. Erheischt doch die ungeheuer zwingende Gewalt der praktischen Bedürfnisse unserer Tage ein unumwundenes Eingehen auf die geschichtlich entwickelten Gegensätze und ein fest entschiedenes Für und Wider in Bezug auf die bestehenden Glaubensparteien, in denen ja sämmtliche Momente, die irgend ein Zeitbürger aussinnen kann, sich in der einen oder andern Art längst schon geltend gemacht haben. Weit erfolgreicher, als allgemeine Idealprogramme, ist der innige Anschluß an die eigene Kirche und der Streit für deren Interessen. Streit ist nun einmal überall heutzutage. Man ist unfähig, sich dem Getümmel zu entziehen, mag auch den überklugen Geistern die Parteinahme höchst einseitig und engherzig vorkommen. Das ewige Fliehen der Einseitigkeit ist Charakterschwäche; die Erfahrung lehrt, daß man es dabei Niemandem recht macht.

Und man blicke auf die Folgen dieser souveränen Verachtung der Kirchlichkeit! Hätte Schleiermacher die wahrhaften Titanenschlachten, die sich Reaction und Reform jetzt liefern, selbst erlebt, hätte er geschaut, wie die Klöster nach Herrn von Florencourt's Ausdruck „wie die Pilze aus der Erde wachsen,“ während Uhlich und Wislicenus ihre Anhänger nach Tausenden rechnen, er würde sich nicht mit der Construction der individuellen Religiosität begnügt, sondern, daß sind wir gewiß, das evangelische Prinzip auf evangelischem Boden mannhaft verfochten haben. Er war für die protestantische Kirche der Anfang der modernen Bewegung und hat, so wenig wie Luther, gerathen, bei dem Anfang stehen zu bleiben. Die Wissenschaft ist beschäftigt, den pantheistischen Idealismus abzuthun, und bis zur gründlichen Vollendung dieser Arbeit mußte mit dem Zukunfts-Programm gewartet werden. T. v. B.

Mannigfaltiges.

— Fragen und Antworten im englischen Parlament. Meistens ist es eine vorher zwischen den Ministern einerseits und den Mitgliedern des Ober- und Unterhauses andererseits abgekartete Sache, wenn im englischen Parlament Fragen an die Regierung in Bezug auf die auswärtige Politik gestellt und diese dann von den Ministern öffentlich beantwortet werden. Man weiß, daß diese Fragen und Antworten einen Widerhall in allen in- und ausländischen Zeitungen finden und oft einen ebenso starken, ja manchmal sogar einen stärkeren Eindruck in Europa machen, als eine Broschüre von Laguerronnière oder ein Kaiser-Artikel des Moniteur. Es ist unbegreiflich, daß nicht auch von anderen Parlamenten, z. B. vom italiänischen, oder vom preußischen, von diesem bequemen Mittel, der Welt die Ansichten des Landes über gewisse internationale Fragen kundzugeben, häufiger Gebrauch gemacht wird. Was half es, daß unsere offiziösen Zeitungen die heuchlerischen Unwahrheiten über das Verhältniß Deutschlands und insbesondere Preußens zu Schleswig-Holstein, oder über die Boyer-Affaire des englischen Capitain Macdonald in Bonn, die man sich in dem parlamentarischen Frag- und Antwortspiel an der Themse gegenseitig in's Gesicht sagte, als „cant“ und als Unwahrheiten bezeichneten? Höchstens nahmen einige andere deutsche Zeitungen Notiz davon; die englischen dagegen ignorirten die Widerlegung, und auch die Leser aller anderen europäischen Blätter, welche die unwahren Behauptungen der Lords John Russell, Wodehouse, Shaftesbury, Palmerston ꝛc. als wahr registrirt hatten, haben keine Ahnung davon, daß die edeln Lords in Deutschland Lügen gestraft wurden. Wir haben daher mit Vergnügen in den Zeitungen die Ankündigung einer Interpellation im preußischen Abgeordneten-Hause über die diplomatischen Verhandlungen in der Macdonald-Affaire gelesen. In dem Augenblicke, wo wir dieses niederschreiben, hat gewiß bereits das taktische Wort des Herrn v. Bincke, das ebenso in Italien, wie in England, als das Wort eines freien, deutschen Mannes bekannt und geehrt ist, die heuchlerischen Phrasen der Lords Palmerston und Russell als dasjenige bezeichnet, was sie sind, und ebenso der Moniteur Universel, wie die Times, wird nicht umhin können, davon Notiz zu nehmen.

— Schleswig's Verhältniß zu Deutschland. Nr. 18 der „Grenzboten“ enthält eine, „von einem genauen Kenner der Verhältnisse“ abgefaßte, „zu diplomatischem Zwecke“ bestimmte Denkschrift über die Nationalität Nord-Schleswig's und der Insel Alsen, die es ganz außer Zweifel läßt, daß die Bewohner dieser Landestheile, mit Ausnahme zweier Städte, durchweg Dänen sind und um keinen Preis in der Welt Deutsche sein wollen. Während im Kriege von 1848 — 1849 die schleswig-holsteinische Armee südlich von Bau, Medelby und Hoyer auf dem flachen Lande überall mit offenen Armen aufgenommen wurde, fand sie nördlich dieser Linie die Dörfer völlig todt und überall geschlossene Thüren. Innerhalb eines sehr kurzen Zeitraumes wird, nach dem Verfasser dieser Denkschrift, zwischen dem Südschleswiger und Nordschleswiger dieselbe nationale Abneigung stattfinden, wie zwischen dem Holsteiner und dem Dänen. Ist dem aber so, so sehen wir in der That nicht ein, warum Deutschland die nicht blos unbilligen, sondern augenscheinlich auch unnatürlichen Ansprüche der Provinzialstände Holstein's auf Wiederherstellung ihrer ständischen Gewalt über Schleswig, und zwar über das ganze Schleswig, auch fernerhin unterstützen soll. Ohnedies haben die holsteinischen Stände mehrfach, und auch wieder bei ihrer letzten Versammlung in Itzehoe, als es sich um die Gleichberechtigung aller Bürger, Bauern und sonstigen Landesbewohner handelte, bewiesen, daß sie sich nicht auf der Höhe der Zeit befinden, daß vielmehr das Junkerthum Hannovers,

Mecklenburgs, Pommerns, der Uckermark ꝛc. auch unter den holsteinischen Ständen noch in höchster Blüthe florirt; wie käme also Deutschland dazu, für die ungerechten Ansprüche dieser Stände Gut und Blut zum Opfer zu bringen? Es sei fern von uns, dem kleinzeistigen, intriguanten Dänenthum irgendwie das Wort zu reden; aber wir sind der Meinung, daß man den Nordschleswigern, die durchaus nichts Anderes, als Dänen, sein wollen, dieses Vergnügen ungestört lassen müsse.

— „*Essays and Reviews.*“ Lange hat in England kein Buch solches Aufsehen gemacht und so viele Zustimmung, wie so vielen Widerspruch — letzteren sogar von Seiten der hochkirchlichen „Convocation“ und der meisten anglikanischen Bischöfe — gefunden, als das unter diesem Titel („Versuche und Kritiken“) bei Longman & Comp. in London erschienene, von welchem kürzlich bereits die achte Auflage (442 Seiten stark) ausgegeben worde. Die darin enthaltenen „Essays“ und „Reviews“ sind sieben an der Zahl, jeder Artikel von einem anderen Gelehrten verfaßt, unter denen die beiden Oxforder Professoren Baden Powell* und Benjamin Jowett, sowie der Dr. der Theologie, Professor Rowland Williams, seit längerer Zeit bereits in dem Rufe stehen, zu den freisinnigsten Lehrern der englischen Kirche zu gehören. „Es ist dies ein Buch (sagt ein englischer Kritiker), das gleichzeitig die Trägen an Geist aufzurütteln und die durch die moderne Wissenschaft aufgeregten Geister zu beschwichtigen vermag; es ist ein Markstein, der die Gränze bezeichnet, bis wohin der religiöse Gedanke unserer Zeit reicht und von dem aus er ein neues Ziel in das sichere Auge fassen kann.“

Ein charakteristisches Kennzeichen dieser verschiedenen Abhandlungen ist, daß, obwohl sie „in vollständiger Unabhängigkeit von einander geschrieben, ohne daß eine Verabredung der Verfasser oder eine Vergleichung der Artikel stattgefunden,“ doch Alle eine große Aehnlichkeit in Geist und Ton mit einander haben. Alle sind von Zelotismus und theologischer Kontroverse gleich weit entfernt; Alle aber behandeln auch das Geheiligte mit Ehrfurcht und jede religiöse Ueberzeugung mit Achtung. Der größere Theil der darin behandelten Fragen hat allerdings ein hauptsächliches Interesse nur für die Mitglieder der englischen Kirche und konnte auch in dieser Weise nur in England so behandelt werden; gleichwohl wird die strenge Logik und die gründliche Kenntniß der Kirchengeschichte, welche die Verfasser an den Tag legen, auch ein anziehendes Moment für die Wissenschaft der Theologie und Religions-Philosophie des Auslandes sein. Das Buch stellt sich, indem es ebenso gegen die sogenannten „Tractarians,“ wie gegen den Pantheismus und die philosophische Leugnung des Theistenthumes Front macht, als eine Standarte des evangelischen Geistes in England hin, und seine Verfasser werden am Nächsten mit den Herausgebern der deutschen, „protestantischen Kirchenzeitung“ zu vergleichen sein, sofern sich überhaupt deutsche, theologische Zustände mit englischen vergleichen lassen.

Gegen den Geist und die wachsende Macht dieses Buches hatte zuerst die Westminster Review einen geharnischten Artikel losgelassen, der demnächst von der Quarterly Review beantwortet worde. Jetzt hat nun die dritte Großmacht der englischen Kritik, die Edinburgh Review, das Wort genommen und charakterisirt die „Essays and Reviews“ als eine blaße Ausplauderung unter den Laien, und zwar solcher Dinge, die den eingeweihten Männern der Wissenschaft längst bekannt seien. Das Erstaunen und die Bewunderung der Menge gehe lediglich aus jenem naiven Gefühl hervor, welches omne ignotum pro magnifico halte.

— Buffon's Korrespondenz. Herr Nadault de Buffon, Herausgeber der Briefe des großen Buffon (dessen Nachkomme er ist) beschäftigt sich mit der Redaction einer neuen Ausgabe dieser Korrespondenz, in welcher er auch mehrere bisher ungedruckte Briefe Buffon's an Mitglieder der Berliner Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied der Verstorbene ebenfalls war, aufzunehmen denkt. Sogar Alexander von Humboldt soll, wie Herr Nadault de Buffon glaubt, von dem berühmten französischen Naturforscher und Stylisten einige interessante Briefe erhalten haben, doch ist dies nicht wahrscheinlich, da Humboldt erst neunzehn Jahr alt war, als Buffon starb. Vermuthlich sind es wohl Briefe Buffon's an Andere gewesen, in deren Besitz Humboldt gekommen war und von denen dieser in Paris gesprochen haben mag. Die Erben Humboldt's, sowie anderer deutscher Gelehrten, die sich im Besitze von Briefen Buffon's befinden, sollten nicht unterlassen, Abschriften derselben dem Herrn Nadault de Buffon (Procureur Impérial à Châlon-sur-Saône) mitzutheilen, da es sich hier um die literarische Erhaltung von Gedanken eines reich begabten Geistes handelt. Auch hören wir mit Vergnügen, daß Herr von Buffon, der den von Herrn Professor Preuß in unserm „Magazin“ (Nr. 15) veröffentlichten Artikel über das von Ersterem irrthümlich dem großen Friedrich zugeschriebene Pamphlet „Les matinées royales“ gelesen, diesen in Frankreich sehr verbreiteten Irrthum in der neuen Ausgabe der Korrespondenz seines Großoheims berichtigen und dasjenige mittheilen wird, was Preuß über das gedachte Pamphlet ermittelt hat.

— Zur Gewerbefrage in Schlesien. Ein Schüler des verstorbenen Statistikers, Prof. Dieterici, Herr Assessor W. Linke, hat unter dem Titel „Gewerbliche und soziale Fragen“* eine Reihe von Vorträgen drucken lassen, die er in verschiedenen Theilen Schlesiens über gewerbliche Associationen und über die preußische Gewerbe-Gesetzgebung gehalten. In Schlesien, dieser gewerbreichen und, vermöge ihrer großen Erz- und Kohlenlager, für die gesammte Gewerbthätigkeit des Landes überaus wichtigen Provinz Preußens, ist man gerade auf dem Gebiete der freien Bewegung des gewerblichen Lebens noch sehr zurückgeblieben. Statt dem Beispiele Englands zu folgen, wo das Prinzip des Self-government auch auf die Werkstätten und die gewerblichen Associationen ausgedehnt werden, wo die Befreiung des Bergbaues von allen Abgaben und Regalien, die Aufhebung der Gesetze gegen den Zinswucher und über die solidarische Haftbarkeit aller Mitglieder von Actien-Gesellschaften, sowie endlich die Verzichtleistung auf jeden Zollschutz, die höchste Entwickelung und Blüthe des Verkehrs und die Vermehrung des Nationalreichthums herbeigeführt, ängstet man sich in Schlesien vor jedem freien Luftzuge in den wohlverwahrten Räumen des Gewerbs-Privilegiums. Während in den preußischen Ostsee-Provinzen das Bedürfniß nach Reformen der Verkehrs-Gesetzgebung eine weitverzweigte, für Freiheit des Verkehrs agitirende „volkswirthschaftliche Gesellschaft für Ost- und Westpreußen,“ unter dem Vorsitze von Röpell in Danzig und Philipps in Elbing, in's Leben gerufen; während am Rhein, wo der in England nationalwirthschaftlich geschulte Dr. Julius Faucher in Köln, Manheim, Frankfurt am Main (wo kürzlich ein „Volkswirthschaftlicher Verein für Südwest-Deutschland“ gegründet wurde) und vielen anderen Handels- und Gewerbs-Städten beredte Vorträge über Handelsfreiheit gehalten, ein Interesse für volkswirthschaftlichen Fortschritt und Genossenschafts-Bildung erwacht ist, wie wir es in Deutschland bisher noch nicht kannten: während die preußische Provinz Sachsen der Ausgangs- und Kernpunkt für die von dem wackern Schulze-Delitzsch in's Leben gerufenen, deutschen Vorschuß-Vereine und Rohstoff-Associationen geworden, — stagnirt nicht blos das volkswirthschaftliche Leben in Schlesien, wo in dem sonst so gewerbfleißigen Gebirge sogar die Dampfmaschine nur spärliche Anwendung findet,** sondern sehen wir dort auch bedeutende Magistrate, wie den der Stadt Breslau — an deren Universität doch Männer wie Tellkampf, Röpell und Bergius lehren — den von Liegnitz u. s. w. Anträge bei dem Handelsminister, Herrn von der Heydt, machen, daß die Bestimmungen des reactionairen Gewerbegesetzes vom 9. Febr. 1849, mit seinen Innungen, Prüfungen, gewerblichen Abgränzungen ꝛc., noch fernerhin aufrecht erhalten werden mögen. Nur einzelne, intelligente Magistrate der Provinz, wie die von Glogau, Görlitz ꝛc. und die Handelskammer in Breslau, bei welcher der geschätzte Dr. Weigel als Secretair und Syndikus fungirt, machen von dieser im Allgemeinen in Schlesien herrschenden Stagnation eine rühmliche Ausnahme, und als Beweis davon dürfen wir auch die in den genannten Städten mit Beifall gehaltenen Vorträge des Herrn Linke ansehen. Diese umfassen einerseits die Fragen über Kapital und Arbeit, deren Verhältniß zu einander und zu den sozialen Problemen unserer Zeit, andererseits die Geschichte der freien Gewerbs-Associationen in England, Frankreich und Deutschland, wobei zugleich eine Erörterung über Zettel und Volksbanken geliefert würd, und endlich eine Abhandlung über die Gewerbegesetzgebung in Preußen seit dem Jahre 1845. Der Verfasser beweist in allen diesen Essays, daß er, trotz seiner Wirksamkeit als praktischer Jurist, die sonst gewöhnlich das Verständniß und die Sympathie für die einfachsten volkswirthschaftlichen Reclamationen zu schwächen pflegt, ein treuer und unbedingter Anhänger seines Lehrers Dieterici geblieben und gewiß auch in einer administrativen oder kommunalen Stellung Ersprießliches und Ehrenwerthes leisten würde.

* Seitdem verstorben

* Glogau. C. Flemming. 1861.

** Man schreibt dies dem Mangel an Eisenbahnen im schlesischen Gebirge zu, wodurch dort der Preis der schlesischen Steinkohlen viel höher erhalten wird, als in dem entfernten Berlin. D. R.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen übernimmt jeder Postamt des deutsch-österreichischen Post-Vereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Herr Monn, Ritterstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Kommissionär, Herrn J. Behr's Buch-, Kunst- & Landkarten-Handlung Nr. 27, 28
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein postfrei geliefert wird

№ 21. Mittwoch, den 22. Mai 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

England. Seite

Soziale Fragen der Gegenwart. I. Die Mitarbeiter-Vereine in England und Frankreich 241

Dänemark.

Wesen und Ursprung des Skandinavismus 244

Frankreich.

Der Tannhäuser und die französische Kritik 247
Französische Lyrik 248

Deutschland und das Ausland.

Chemische und physikalische Eigenschaften der Kaltererde 249
Das Judenthum im christlichen Deutschland 250

Mannigfaltiges.

Die evangelischen Deutschen im Westen Nord-Amerika's 251
Briefe von H. Heine . . . . . "
Statistisches aus Oesterreich 252
S. Wolf's „Geschichte der israelitischen Kultus-Gemeinde in Wien" . . . "

England.

Soziale Fragen der Gegenwart.

I.

Die Mitarbeiter-Vereine in England und Frankreich.

Die „Mitarbeiter-Vereine" — „Cooperative Societies" in England und „Associations ouvrières" in Frankreich genannt — gehören, ebenso wie die Arbeit der Frauen, deren Zuständen in Frankreich der zweite Artikel unter unserer Hauptüberschrift gewidmet sein wird, zu den sozialen Problemen, mit deren volkswirthschaftlicher Lösung jetzt die achtbarsten, wissenschaftlichen und praktischen Männer in Deutschland, England und Frankreich beschäftigt sind.

Die volkswirthschaftliche Lösung sozialer Fragen hat durchaus nichts gemein mit den sozialistischen Phantasien, die in Frankreich nach der Juli-Revolution sich geltend machten: zuerst in den Lehren der St. Simonisten, dann in den „Phalanstères" Fourrier's und endlich in dem kommunistischen Axiom Proudhon's: „Eigenthum ist Diebstahl," die aber alle in den National-Werkstätten Louis-Blanc's während der Februar-Revolution so schmähliches Fiasco machten. Die genannten französischen Phantasten wandten sich, behufs der Organisation ihrer Ideen, an den in Frankreich bekanntlich omnipotenten, Alles in Allem lenkenden und leitenden Staat; sie hätten gern das ganze Land in eine große Arbeiter-Kaserne verwandelt, in welcher, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, auf körperliche oder geistige Kraft und Bildung der Einzelnen, ebenso die Arbeit wie der Lohn, die Nahrung wie das Vergnügen, die Sorge wie die Genugthuung, Allen nach gleichen Proportionen zugemessen werden sollte. Doch was so gegen die Natur der Dinge und gegen die in Folge dieser natürlichen Bedingungen seit Jahrtausenden bestehende Ordnung der menschlichen Gesellschaft gekehrt war, das mußte sehr bald vor dem rationellen Lufthauche der Zeit wie eine Seifenblase zerplatzen.

Einen andern Weg, den Weg der natürlichen Ordnung der Dinge, den Weg des im Menschen mit dem Naturtriebe der Selbsterhaltung verbundenen Bestrebens, dem Nächsten beizustehen und in dem Nutzen Anderer auch einen Vortheil für sich selbst zu finden, haben dagegen die Männer eingeschlagen, die seit etwa zehn Jahren in England, Deutschland und Frankreich das Volk in Bezug auf sein volkswirthschaftliches Interesse belehren. Nach dem Vorgange des großen englischen Begründers der Lehre vom Nationalreichthum, Adam Smith's (vgl. Nr. 13 des Magazin von d. J.) widerlegen sie zunächst die sozialistische Behauptung, daß Kapital und Arbeit stets im Kampfe mit einander sind und beweisen vielmehr, daß Beide, Kapital und Arbeit, nur dann in wahrhaft fruchttragender Weise gedeihen, wenn sie sich gegenseitig Dienste leisten und sich mit einander verbinden. Ebenso verlangen sie, in Widerspruch mit den Sozialisten, nicht vom Staate die Organisation ihrer Ideen, sondern vielmehr nur dem allein der Würde des freien Menschen entsprechenden Self-Government, von der Selbstverwaltung in Gemeinde, Werkstätte und Familie. Endlich predigen sie auch nicht jene lächerliche „Emancipation der Frauen," die das weibliche Geschlecht in eine, seiner körperlichen und geistigen Organisation widersprechende Sphäre drängt, sondern streben sie vielmehr danach, dort, wo das in neuerer Zeit überwuchernde Industrie- und Fabrikwesen die Frauen ihrem Berufe in Haus und Familie entzogen hat, das natürliche Verhältniß wieder herzustellen.

In England gehen diese volkswirthschaftlichen Bestrebungen mit den Fortschritten Hand in Hand, welche dort die Idee der Gewerbe- und Verkehrsfreiheit, der Arbeits-Theilung und der Freiheit des Handels mit fremden Nationen gemacht hat. Während man dort in früherer Zeit in dem besitzlosen Arbeiter nur den Feind der Wohlhabenden, den Zerstörer der Maschinen und den chartistischen Revolutionair erblickte, ist jetzt der englische Arbeiter der Kamerad seines Arbeitgebers in den freiwilligen Scharfschützen-Corps, der einsichtige Förderer des Maschinenbaues, der enthusiastische Freund der englischen Verfassung und der monarchischen Regierung — so sehr haben geläuterte Ideen über den Zusammenhang, in welchem sich Kapital und Arbeit befinden, über die Vermehrung der Nationalkraft durch die Maschinen, über den eigenen Vortheil, der stets mit dem des Nächsten Hand in Hand geht, und über den Verkehr mit fremden Nationen, unter denen das republikanische Amerika sich so wenig auf sein eigenes, staats- und volkswirthschaftliches Gedeihen versteht, die Begriffe und Ansichten der Besitzenden, wie der Besitzlosen geändert.

Zunächst ließen es sich die volkswirthschaftlichen Reformateren Englands, unter denen sich Männer wie Lord Brougham, William Ellis, Prof. Maurice (Gründer eines College for Workingmen), Cobden, Bright u. A. befinden, angelegen sein, in den Fabrikdistrikten durch Vorträge, die von reisenden Lehrern gehalten wurden, gesunde Begriffe zu verbreiten. „Time is Money," „Zeit ist Geld," „Knowledge is Powr," „Wissenschaft ist Macht," „The Schoolmaster is Abroad" „der Schulmeister geht um," d. h. „Alleweltwird, trotz der Verdummungs-Versuche gewisser Parteien, täglich besser belehrt" — das sind Aussprüche, die von den Lehrstühlen der eifrigen Professoren in das englische Volk übergegangen und von diesem auch zu uns gekommen sind. Ueberall wurden unter den Handwerkern Englands Mechanics-Institutions (Handwerker-Vereine) gegründet, in welchen aus den zuhörenden Arbeitern sehr bald auch tüchtige Mitlehrer wurden. Und diese Schüler der Mechanics-Institutions waren es hauptsächlich, welche nachmals die Apostel des freien Verkehrs, der Selbstverwaltung der Werkstätten und der Mitarbeiter-Vereine bildeten. Allerdings sind daraus zum Theil auch die Grundlagen zu den berüchtigten „Strikes" — Arbeiter-Verbindungen, die durch massenhafte Einstellung der Arbeit ihre Arbeitgeber zu höheren Löhnen zwingen — hervorgegangen, doch gegen dieses Uebel — Uebel, wie sie oft der Freiheit als unvermeidliche Auswüchse anhängen — glaubt man in der Freiheit der Arbeit selbst auch wieder das beste Heilmittel zu besitzen.

Die „Cooperative Societies," „Mitarbeiter-Vereine," wie wir

das Wort am Besten übersetzen, sind solche Erwerbs-Gesellschaften, deren Mitglieder sich entweder blos durch ihre Arbeit, oder auch durch eingelegtes Kapital, oder endlich auch blos durch das Letztere an dem Unternehmen betheiligen. Die Statuten dieser Gesellschaften sind verschieden; in einigen wird nach vorheriger Zahlung des Arbeitslohnes an die Arbeiter, Verzinsung des Kapitals und Legung eines Reservefonds der reine Gewinn pro rata der Theilnahme vertheilt; in anderen (wie dies namentlich bei mehreren französischen Mitarbeiter-Vereinen der Fall ist) werden der Arbeit 60 und dem Kapital 40 Proc. des Gewinnes überwiesen.

Ursprünglich sind die „Cooperative Societies" aus einer Idee des alten, erst im Jahre 1858 verstorbenen, aber bereits seit dreißig Jahren fast verschollenen Radikal-Reformers Robert Owen hervorgegangen, doch haben sie unter den Händen der nüchternen, englischen Arbeiter einen ganz andern und viel praktischern Charakter bekommen, als unter der Leitung des beständig mit extremen Theorien beschäftigt gewesenen Radikalen.

Robert Owen, wie Adam Smith ein Schotte, war, gleich diesem, von der Idee durchdrungen, daß in der Selbstbeherrschung und Selbstverwaltung der mächtigste, sittlichste Hebel der Arbeit liege und daß zu ihrer gegenseitigen Befruchtung Kapital und Arbeit stets Hand in Hand gehen müssen; aber die Umgestaltungen der Gesellschaft, die Owen zu diesem Behufe vorschlug, waren so chimärisch und abenteuerlich, daß er, trotz der Sensation und der Zustimmung, die seine Lehren anfangs in England und im übrigen Europa gemacht und gefunden hatten, sehr bald allein stand; ja, man kann sagen, daß das Mißtrauen, welches heutzutage noch unter den höhern Klassen Englands gegen alle Einrichtungen verbreitet ist, deren Keim sich in den Lehren Robert Owen's findet, der Lächerlichkeit und dem Scheitern seiner größeren Arbeiter-Colonisationen zu New-Lanark in Schottland und zu Neu-Harmony in Nord-Amerika beizumessen ist.

Gleichwohl kann ihm das Verdienst nicht abgesprochen werden, die erste Anregung zu den praktischen Associationen gegeben zu haben, die sich seit einem Jahrzehend und darüber unter den Handwerkern und Fabrikarbeitern Englands, Frankreichs und Deutschlands gebildet. Robert Owen's „Cooperative Societies," welche Benennung von ihm herstammt, hatten allerdings lediglich die Aufgabe, den Arbeitern sowohl die Rohstoffe, deren sie zu ihrer Arbeit bedürfen, als die Nahrungsmittel für sich und ihre Familien, billiger, und zwar zu den Preisen zu beschaffen, für die man sie nur beim Ankauf im Großen zu erlangen vermag. Associationen, die sich lediglich hierauf beschränken, bestehen heutzutage noch neben den wirklichen Mitarbeiter-Vereinen in England, Schottland und Irland, wie denn auch jedes Magazin, aus welchem auf diese Weise die Rohstoffe und Nahrungsmittel der Arbeiter entnommen werden, heutzutage noch die technische Benennung „Store" (Vorrath, Proviant), die ihm Owen beigelegt hatte, führt. Aber wenn zu seiner Zeit diese Associationen, die unter der Firma von Wohlthätigkeits-Vereinen (Friendly Societies) gewissermaßen in die englische Gesellschaft eingeschmuggelt wurden, nicht weiter gingen, so lag es daran, daß die damalige Gesetzgebung Englands jede Association zu Handels- und Erwerbszwecken, deren Theilnehmer sich nicht solidarisch für jeden eintretenden Verlust anheischig gemacht hatten, und deren Zahl der Sozien auf höchstens sechs beschränkt war, streng untersagte.

Zwar wurden schon im Jahre 1826 von der englischen Gesetzgebung die „Joint-Stock-Companies," Actien-Gesellschaften mit mehr als sechs Theilnehmern zugelassen; doch blieben bei diesen Gesellschaften — falls nicht für jeden speziellen Fall das Parlament eine Ausnahme gestattet hatte — alle Actionairs solidarisch verpflichtet; erst 1852 ward auch in dieser Beziehung die Gesetzgebung verändert und verbessert. Ebenso, wie man in diesem Jahre das unsinnige Verbot aufhob, sich sein Geld bei Anlegung desselben als direktes Darlehn nicht minder hoch verzinsen zu lassen, als bei Anlegung des Geldes in Waaren oder Effekten, hob man auch jenes andere, nicht minder unsinnige Verbot auf, sich mit jeder beliebigen Anzahl Menschen zu einem Geschäfte zu verbinden, bei welchem jeder Theilnehmer nur pro rata seines eingelegten Vermögens, oder seines eventuellen Gewinn-Antheiles, verantwortlich ist. Erst in Folge dieser Freigebung ist es den Cooperativa Societies in England möglich gewesen, neben den bisherigen „Stores" — wo allerdings auch schon unter der Hand die Mitarbeit der Betheiligten ihnen einen verhältnißmäßigen Antheil an dem überschüssigen Gewinne des gemeinsamen Consumtions-Geschäftes verschafft hatte — auch sogenannte „Mills" d. h. größere Productions-Unternehmungen zu begründen.

Ueber die Geschichte und den Fortgang der Mitarbeiter-Vereine in England und Frankreich hat am Vollständigsten und nach eigener Anschauung Professor V. A. Huber berichtet: zuerst in seinen 1855 erschienenen „Reisebriefen," demnächst in den Vorträgen, die er 1859 und 1860 auf den volkswirthschaftlichen Kongressen zu Frankfurt a. M. und Köln gehalten, und endlich in seinen „Beiträgen zur Lösung der sozialen Fragen," die er jetzt in zwanglosen Heften unter dem Titel „Concordia" herausgiebt. Wir wollen hier das Resumé wiedergeben, das Huber in seinen neuesten Beiträgen in Bezug auf den jetzigen Stand der Mitarbeiter-Vereine in England, Frankreich und Deutschland liefert.

Nachdem Huber über die große Verbreitung der „Stores," jener englischen Arbeiter-Verbindungen zur wohlfeilen Beschaffung von Rohstoffen, Nahrungsmitteln, Brennmaterial u. s. w. gesprochen, fährt er folgendermaßen fort:

„Eine besondere Erwähnung fordert der Zweig der cooperativen Bewegung, der neuerdings am Bedeutendsten hervortritt: die fabrikmäßige Großproduction, durch Arbeiter-Genossenschaften gegründet, auf ihre Rechnung betrieben und von den aus ihrer Mitte gewählten Geschäftsführern geleitet. Aus Lancashire allein liegt uns vom October 1860 ein Verzeichniß von 31 solcher Unternehmungen vor, mit einem Aktienkapital von einer Million, wovon bei Weitem der größte Theil (über drei Viertel) in ratenweise einzuzahlenden Aktien von fünf bis zehn Pfund Sterling aus Ersparnissen der Arbeiter erwächst, welche dann — so weit die Arbeit reicht und sie nicht anderweitig zu arbeiten vorziehen — in ihrer eigenen Fabrik auch um den gewöhnlichen Lohn arbeiten. Diese cooperativen Fabrikgeschäfte gehen aber so gut, daß die Dividende bei manchen schon bis zu 30—40 Procent gestiegen ist — kein Wunder also, daß die Zahl derselben von Monat zu Monat zunimmt.

„Um die Bedeutung der cooperativen Bewegung an einem besonders glänzenden und bekannten Beispiel aufzuweisen, erwähnen wir unter vielen hier nur die Genossenschaft der sogenannten „Pioniers" in Rochdale. Sie fing ihre store 1844 mit zwanzig Mitgliedern und einem unendlich mühsam beschafften Kapital von 28 L. (200 Thlr.) an und macht gegenwärtig mit 3000 Mitgliedern und einem Kapital von 35,000 L. (240,000 Thlr.) ein jährliches Geschäft (pro 1860) von 160,000 L. (1 Million Thlr.) mit einem Reingewinn von 16,000 L. (100,000 Thlr.). Ihren Bedarf an Kleidungsstücken aller Art liefern ihre eigenen Werkstätten. Außerdem wurden hauptsächlich von den Mitgliedern dieser Genossenschaft zwei Zweiggeschäfte begründet. Erstlich eine Getraidemühle, welche 1852 mit 250 Mitgliedern, einem Kapital von 2800 L., einem Geschäftsbetrieb von 7000 L. und einem Gewinn von 336 L. anfing und 1860 schon 500 Mitglieder, 21,000 L. Kapital, einen Betrieb von 102,000 L., einen Gewinn von 10,000 L. und eine Dividende von 20 Proc. aufweist. Noch beachtenswerther in mancher Hinsicht ist zweitens eine Spinnerei und Weberei, welche 1858 mit einem Kapital von 5500 L. gegründet, seit October 1860 in einem großen, ganz neu aufgeführten und mit den besten Dampf- und anderen Maschinen und Einrichtungen aller Art (mit einem Aufwand von 50,000 L.) arbeitet und 1600 Mitglieder zählt. Dazu kommt endlich ganz neuerdings die Gründung einer „Baugesellschaft"* zur Erwerbung eigenen Grundbesitzes und eigener Häuser für die Mitglieder mit einem Aktienkapital von 80,000 L.

„Wenn auch nicht in ganz so großartigem Maßstabe, so doch annähernd, ließe sich Aehnliches von dem Gedeihen gar mancher anderen Genossenschaft berichten, worunter auch einige von mehr oder weniger handwerksmäßiger Production, z. B. Schneider, Hutmacher u. dergl.

„Hand in Hand mit dem Gedeihen des gemeinsamen Geschäftes geht denn begreiflich die Hebung der ganzen Lebenshaltung der Mitglieder, von denen die meisten vor dem Eintritt in ihre Genossenschaft es kaum je zur Ersparniß von ein paar Shilling brachten, während sie jetzt 30 bis 100 L. zu fünf Prozent in dem cooperativen Geschäft stehen haben und in ihrer häuslichen Einrichtung, Kleidung und ganzen Lebensart eine Besserung zeigen, die wir nach eigener vergleichender Anschauung (1854 und 1860) schon jetzt auf mindestens 50—60 Procent anschlagen dürfen — soweit denn solche Zahlen hier überhaupt eine Anschauung geben können!

„Wer nun aber etwa dieses ganze Gedeihen als ein blos materielles geringschätzen oder überschätzen möchte, dem wollen wir erstlich bemerklich machen, daß jene Zahlen schon an und für sich nicht blos materielle, sondern auch ganz entsprechende (wenn der Ausdruck erlaubt ist)

* Die sogenannten land and building societies gehören zu den merkwürdigsten und bedeutendsten Momenten der sozialen und volkswirthschaftlichen Entwicklung Englands und haben schon vielen Tausenden von Arbeitern eigenen Herd und Garten verschafft.

moralische und intellektuelle Werthe bedeuten. Um aber wenigstens einen bestimmten Punkt hervorzuheben, so ist es eine sogar von Mißgünstigen bezeugte Thatsache, daß alle jahrelangen Bemühungen der Mäßigkeits- und Enthaltsamkeits-Vereine in Rochdale nicht soviel gegen die Branntweinpest ausgerichtet haben, als die Cooperation in wenig Jahren und ganz von selbst. Denn die Pioniers haben nicht etwa ein statutenmäßiges Verbot gegen den Branntwein, sondern es wird in ihren Stores ganz einfach keiner verkauft, und was noch mehr ist: er verträgt sich eben nicht mit der ganzen Sache! Wer den Branntwein nicht lassen kann, der tritt nicht ein oder fällt sehr bald wieder aus. Da aber die Pioniers mehr und mehr auch in weiteren Kreisen den Ton angeben, so geht dieser Einfluß auch schon weit über den Kreis der 3000 — 4000 Familien, die in der Genossenschaft vertreten sind.

„Zur Charakterisirung der ganzen Haltung dieser Leute dient aber ohne Zweifel die Thatsache, daß sie allgemein als die besten Arbeiter gelten, und die großen Fabrikherren, die sich im Anfang sehr feindselig zeigten, die ersten sind, dies thatsächlich und ausdrücklich anzuerkennen.

„Schließlich wollen wir noch bemerken, daß die „Pioniers" statutenmäßig jährlich 2½ Procent ihres Gewinns auf Bildungsmittel aller Art wenden und schon jetzt eine Bibliothek von etwa 4000 Bänden, Lesezimmer, physikalische und optische Instrumente ꝛc., auch eine Schule für junge Bursche haben. Nach einer andern Seite mag es die Gesinnung charakterisiren, daß die Pioniers einen öffentlichen Trinkbrunnen gestiftet haben, der Meilen weit in dem Gebiet der Dampf-Industrie fast das einzige in die Augen fallende Kunstwerk ist, und daß sie regelmäßig bedeutende Gaben-Anstalten öffentlicher Wohlthätigkeit zuwenden.

„Daß aber die Elemente dieser Entwickelung nicht etwa der britischen Nationalität eigenthümlich sind, beweist der Fortgang und gegenwärtige Stand der Associations ouvrières in Frankreich und des Genossenschaftswesens in Deutschland im Gebiet des Handwerks. Es genügt uns hier die Thatsache, daß von den in Frankreich gegründeten Associationen dieser Art die meisten nun schon ihr zehntes Jahr unleugbaren zum Theil fast wunderbaren Gedeihens hinter sich haben — ein Resultat, das um so beachtenswerther ist, da es sich hier grade um die Anwendung des cooperativen Prinzips handelt, welche in England nur unbedeutend vertreten ist, nämlich unmittelbar um die handwerksmäßige Production. Vor Allem ist hinzuweisen auf die Pariser „Association des ouvriers maçons," welche 1848 mit 16 Mitgliedern und einigen Schulden anfing und 1858 mit etwa 200 Mitgliedern ein Geschäft von 1,231,000 Fr. in Banten aller Art gemacht hat, mit einem Reingewinn von 130,000 Fr., wovon 30,000 Fr. zum Reservefond geschlagen und 100,000 Fr. als Dividende zu 60 Procent der Arbeit und zu 40 Proc. dem Kapital zugewiesen wurden. Für das erste Semester 1860 betrugen die übernommenen Banten schon über eine Million, der monatliche Arbeitslohn (mit Einschluß der Hülfsarbeiter) 50,000 Fr., und Alles andere nach Verhältniß. Die Association besitzt geräumige und zweckmäßig (auch zu Wohnungen) eingerichtete Baulichkeiten (in der Rue St. Victor 155) und arbeitet in Paris und der Umgegend auf einigen zwanzig großen Bauplätzen. Sie hat eine Bibliothek, Salle de lecture, und Unterrichts-Lokale gegründet, und gedenkt demnächst eine Zeitschrift herauszugeben. Der Gesellschaftsvertrag lautet auf zwanzig Jahre, und wenn nicht außerordentliche Kalamitäten eintreten, so kann sich dann jedes Mitglied mit einer Dividende von durchschnittlich mindestens 20,000 Fr. zurückziehen.

„Noch merkwürdiger in mancher Hinsicht ist die nach ihrem Gründer und Leiter sogenannte „Association Remquet (Rue Garancière 7), welche 1849 mit 16 Mitgliedern eine Buchdruckerei mit 80,000 Francs Schulden übernahm, und 1859 am Ende ihres gesetzlichen Bestandes mit einem Reingewinn von 155,000 Fr. liquidirte, welches eine Dividende von 7000—18,000 Fr. für die einzelnen Mitglieder (je nach Betrag der gelieferten Arbeit) ergab, von denen einige mit neuem Zuwachs das Geschäft unter den alten Statuten jetzt fortsetzen.

„Wenden wir uns nun nach Deutschland, so hat die Anwendung desselben cooperativen oder genossenschaftlichen Prinzips binnen etwa zehn Jahren kaum weniger bedeutende Erfolge aufzuweisen, als in England. Auch hier können wir nur einige Hauptzüge und Zahlen aufführen. Zur allgemeinen Charakteristik aber sei hier noch gleich hervorgehoben, daß diese Bewegung in Deutschland sich fast ausschließlich auf dem Gebiet des eigentlichen Handwerks, theilweise etwa mit Einschluß des Kleinhandels bewegt, und daß die ganze Entwickelung natürlich durch die hier gegebenen Verhältnisse bedingt wird, und eben deshalb andere Formen und Zwecke aufweist. Zunächst kommen hier die sogenannten Kredit- oder Vorschuß-Vereine in Betracht, deren Zweck ist, das kleine und mittlere Handwerk in seinem Bedürfniß kleiner Kapitale zu unmittelbarer oder mittelbarer Förderung des Geschäfts von dem Fluch und Druck des Wuchers zu befreien, der oft bis 20, 30 und 40 Procent steigt und mit so vielen andern materiellen und sittlichen Nachtheilen verbunden ist. Das Mittel ist Bildung eines genossenschaftlichen Kredits unter solidarischer Haftung aller Genossen und einer genossenschaftlichen Vorschußkasse, welche den Genossen Geld zu billigen Zinsen und sonst bequemen Bedingungen vorstreckt, mit einem mäßigen Aufschlag für Verwaltung, Reservefond ꝛc. Das Betriebs-Kapital bildet sich theils aus den Einzahlungen und sonstigen Einlagen der Mitglieder, welche verzinst und zu Actien konsolidirt werden, theils aus aufgenommenen Kapitalien, theils aus dem Geschäftsgewinn, welcher aus dem häufigen Umtrieb des Kapitals an die Mitglieder zu höhern Zinsen, als die der Gesammt-Kredit an die Kapital-Gläubiger ermöglicht, erwächst. Der moterielle Vortheil der Mitglieder besteht erstlich negativ in der Differenz zwischen früheren Wucherzinsen und jetzigen auch noch mit dem Aufschlag sehr mäßigen Zinsen bei Beschaffung des im Geschäft nöthigen Kapitals — zweitens in der Anlage von Ersparnissen zu höhern Zinsen, als die Sparkassen geben und zu eigenem Vortheil eben in der Verwendung des Kapitals — drittens in dem Miteigenthum an dem genossenschaftlichen Erwerb durch Geschäftsgewinn. Auch sittliche und intellektuelle Förderung fehlt schon jetzt nicht ganz. Wie groß aber das Bedürfniß und wie zweckmäßig und zeitgemäß das Mittel zur Befriedigung, das ergiebt sich schon aus folgenden wenigen allgemeinen Zahlenangaben. Der erste Kredit-Verein, dessen Statuten (namentlich auch in dem Prinzip solidarischer Haftung) maßgebend für das ganze deutsche Genossenschaftswesen wurde, wurde 1850 in Delitzsch (mit sehr geringen Anfängen) von dem hochverdienten Schulze, dem eigentlichen Vater und Leiter des deutschen Genossenschaftswesens, gegründet, und nach zehn Jahren schon zählt man in Deutschland über 200 Genossenschaften der Art, mit etwa 30,000 Mitgliedern, einem Betriebs-Kapital von über sechs Millionen und einem Geschäft in Darschüssen an die Mitglieder von mindestens zehn Millionen, welche also in Förderung, vielleicht Rettung des kleinen und mittlern Handwerks vielen Tausenden von Familien zu Gute gekommen — und das ohne irgend welches Opfer oder Wohlthat, oder Unterstützung von irgend einer Seite, in rein geschäftlicher Weise und vollkommener Selbstständigkeit. Mit dieser wird der sittliche und intellektuelle Einfluß, den außer dem schon genannten Ehrenmann nur sehr wenige Personen aus höhern Ständen auf die Entwickelung geübt haben, hoffentlich von Niemandin im Ernst als unverträglich angesehen werden!

„Eine weitere Entwickelung des Genossenschaftswesens bilden die sogenannten Rohstoff-Vereine, deren Zweck ist, einer Anzahl von Meistern desselben Gewerbes nicht blos die Vortheile zu sichern, welche bei den Kredit-Vereinen aus dem Gesammt-Kredit für die Beschaffung des zum Handwerksbetriebe nöthigen Geldes fließen, sondern auch in der Verwendung dieser Mittel zum Ankauf der Rohstoffe die Vortheile des Großhandels, der ersten Hand, jedem Einzelnen zugänglich zu machen, durch Anlage eines gemeinsamen Lagers, Ankauf im Großen, Ablaß zum Einkaufspreis mit einem mäßigen Aufschlag ꝛc. — Vortheile an Preis und Güte der Waare, die im Vergleich mit dem isolirten Kleingeschäft auf mindestens 20—30 Procent anzuschlagen sind. Dazu kommt dann noch die Dividende aus dem Geschäftsgewinn nach Maßgabe der Kundschaft bei dem Genossenschaftslager und Miteigenthum an dem Gesammtbesitz. Auch den Ursprung dieses Zweiges des deutschen Genossenschaftswesens finden wir 1850 in Delitzsch, und gegenwärtig zählt man etwa 100 solcher Vereine mit etwa 6000 Mitgliedern und einem jährlichen Einkauf von 4—500,000 Thlr. Etwa 40 derselben gehören dem Schustergewerbe an, die übrigen den Schneidern, Tischlern, Webern, Buchbindern. Etwa 25 derselben haben schon einen weitern Schritt in der Richtung gemeinsamen Geschäftsbetriebs durch Gründung von gemeinsamen Magazinen zum Verkauf ihrer Fabrikate oder gemeinsamer Marktbuden gethan. Wirklich genossenschaftliche Production und Verkauf findet sich nur in zwei Fällen.

„Was endlich die Anwendung des Genossenschaftswesens auf distributive Zwecke nach Art der englischen Stores betrifft, so hat sie bisher bei uns, aus nahe liegenden Gründen, am wenigsten Raum gewonnen, und sind auch die Gränzen sehr schwer festzustellen. Ohne weiter darauf einzugehen, genügt hier die Thatsache, daß wir etwa 50 solcher Genossenschaften meist unter der Bezeichnung Consum-Vereine mit einem Einkauf von etwa 600,000 Thlr. zählen."

Huber berechnet, daß sich der Geschäftsbetrieb sämmtlicher Mitarbeiter-Vereine in England, Frankreich und Deutschland im Jahre 1860 auf den Werth von fünfzig Millionen Thaler belaufen habe; allerdings

eine bedeutende Summe — besonders wenn man erwägt, wie klein die Sache vor wenigen Jahren begannen hat und wie viele Sparpfennige von Handwerkern, Fabrikarbeitern, Wittwen ꝛc. zusammengetragen werden mußten, um einen Geschäfts-Umlauf von so vielen Millionen in Einem Jahre möglich zu machen. Wir sind jetzt erst im Anfange dieser großen, volkswirthschaftlichen Bewegung, die, wenn sie, wie zu erwarten steht, in diesem Verhältnisse weitere Progressionen macht, in einigen Jahrzehnden den sozialen Zuständen in England, Frankreich und Deutschland ein völlig verändertes Aussehen verliehen haben kann.

Zu wünschen ist nur, daß diesen mächtigen Umgestaltungen auf volkswirthschaftlichem Gebiete nicht das Verfahren einzelner Staats-Regierungen, das noch auf den Anschauungen einer längst überwundenen Zeit ruht, hindernd in den Weg trete. Leider hat in Preußen seit den Jahren 1845 und 1849 die volkswirthschaftliche Gesetzgebung keine Fort-, sondern Rückschritte gemacht, während die meisten anderen deutschen Staaten, mit Einschluß von Oesterreich, dem Beispiele Englands und Frankreichs mehr und mehr folgend, das Banner der Gewerbefreiheit aufgepflanzt haben und kühn vorangehen. Abgesehen davon, daß durch die in Preußen wieder in's Leben gerufenen und mit Vorrechten ausgestatteten „Innungen" die Bildung freier, gewerblicher Genossenschaften, wie sie in der Zeit liegt, zurückgehalten wird, ist durch diese rückwärts blickende Gesetzgebung unverkennbar dem deutschen Einheitsstreben eines der größten Hindernisse in den Weg gelegt. Schon zeigt das südwestliche Deutschland, wo die volkswirthschaftlichen Ideen immer mehr Boden gewinnen, auf Preußen, als ein in der deutschen Gewerbe-Gesetzgebung zurückgebliebenes Land hin, das den Anspruch auf „moralische Eroberungen" auch auf diesem Gebiete nicht zu behaupten vermag. Gebe der Himmel, daß diese Behauptung der Süddeutschen sehr bald als grundlos erwiesen werde! J. L.

Dänemark.

Wesen und Ursprung des Skandinavismus.

Unter den vielen Feinden, die Deutschland und das Deutschthum hat, steht der Skandinavismus obenan, weniger gefährlich durch seine Macht oder seinen Einfluß, als durch die Anwendung verwerflicher Waffen, Lüge und Trug, zu denen er im Bewußtsein seiner Schwäche und aus angeborenem Triebe greift, und durch deren Anwendung mächtige, uns stets feindliche aber wenigstens zweideutige Nachbarn auf den Hals hetzt. Dabei kommt ihm allerdings die deutsche Einbildungskraft sehr zu Statten, die leicht an Gespenster glaubt, und die deutsche Gesetzlichkeitsmanie, welche stets den Gensd'arm im Busen mit sich herumträgt, der sie abhält, sich selbst das ihr Entwendete eigenhändig zurückzunehmen. Diese politische Beschränktheit sowohl, als die unwürdige Gespensterfurcht wird indessen hoffentlich bald ihr Ende erreicht haben.

Viele Gespenster haben uns schon geplagt oder ängstigen uns noch. Da gab es einen Panslavismus, mit dem man seiner Zeit die Liberalen und Constitutionellen erschreckte; jetzt stellt man ein ätherisches Gebilde, Panromanismus genannt, in Aussicht, das Viele sogar schon sehen wollen, obgleich es vorläufig nur in der Einbildung existirt; und in Berlin glaubt man an einen Spuk, der sich Skandinavismus nennt und in Dänemark, Schweden und Norwegen sein Unwesen seit zwanzig Jahren treiben soll; man glaubt dies um so fester, weil von London, Paris und Petersburg aus das Vorhandensein der Erscheinung bestätigt wird. In den genannten Ländern haben die Geisterbanner auch ermittelt, daß das Gespenst (wie überhaupt alle derartigen Erscheinungen) nur auf Kosten Deutschlands zu bannen ist: Die Preisgebung Schleswig-Holsteins ist das Medikamentchen, wonach der Geist ächzt, und die Erlangung dieser Kleinigkeit, so denken die fremden Herren Doktoren, wird bei der deutschen Gemüthlichkeit und Gläubigkeit nicht schwer halten.

Aber der Skandinavismus, so wenden unsere Philosophen ein, muß doch etwas ganz Anderes sein, als das Verlangen nach dem unrechtmäßigen Besitze urdeutscher Provinzen; wir verstehen darunter das Bestreben, die drei sogenannten skandinavischen Reiche und ihre Völker zu verschmelzen und unter einen Hut zu bringen, welches Verlangen doch ganz gerechtfertigt ist! — „Das kommt eben von Eurer deutschen verkehrten Philosophie, der alle Praxis abgeht," erwidern vornehm lächelnd die fremden Herren; „durch die Vereinigung der drei nordischen Reiche würde das Gespenst erst recht beschwerlich, wenigstens für uns Engländer, Russen und Franzosen, und wir können Euretwegen doch nicht zu Schaden kommen?" — „Ich könnte ja im Besitze Finnlands bedroht werden," denkt Rußland. — „Ein einiges Skandinavien könnte nur wohl die Sundklappe verschließen oder meine Kohlen und Baumwolle zurückweisen," meint der Krämer John Bull. — „Ein dreigetheiltes Skandinavien muß wegen seiner Schwäche und deutschen Nachbarschaft stets mein treuer Alliirter gegen den dickköpfigen Michel bleiben; welche guten Dienste hat mir Schuggelmeier nicht damals bei der Affaire mit der Schill'schen Bande ꝛc. geleistet," denkt der kluge Jacques!

Und die Herren haben wirklich Recht; nur durch Ueberlassung Schleswig-Holsteins an Dänemark ist der Skandinavismus zu bannen! Hat Dänemark erst Nord-Albingien fest und „legat" in den Krallen, dann frägt es den Kukuk nach Skandinavien; dann dünkt es sich der Habicht unter den Krähen. — Ja, wenn Schweden alsdann eine neue Kalmarer Union einzugehen wünschte, hätte es auf bereitwilliges Entgegenkommen in Kopenhagen (ist Dänemark) zu rechnen; aber eine skandinavische Union, in der Dänemark der Zweite im Bunde, Stockholm die Hauptstadt, das „nordische Konstantinopel" eine Provinzialstadt, Norwegen dem ehemaligen Oberherren gleichstände? Nimmermehr! — Dänemark im unbestrittenen Besitze Schleswig-Holsteins, dann ein Staat mit $2^1/_2$ Millionen Seelen, also mit nur einer Million weniger, als Schweden, welches keine fremden Besitzungen zum Aussaugen hat, braucht keine skandinavische Verbrüderung, — selbst Grundtvig und Bluhme-Hinrich würden eine solche albern finden!

„Nun also, Ihr biederen Deutschen, Ihr werdet Euer Ohr nicht länger der Stimme Europa's verschließen, Ihr werdet die Sentimentalität nicht so weit treiben, wegen der Aussprache des „Ich" als „Ick," oder dergleichen sprachlicher Kleinigkeiten, einen blutigen Krieg heraufzubeschwören, durch den unser Export litte; schämt Euch, zu den vorhandenen polnischen, italiänischen, ungarischen, orientalischen, noch eine deutsch-dänische Frage geschaffen zu haben, als ob Schleswig-Holstein deutsch wäre! Wenn Ihr auch vielleicht die „schleswig-holsteinische Sprache" versteht, sie ist deshalb nicht deutsch, sie ist nur der Uebergang von der, der Euren so verwandten, dänischen Sprache zum Hochdeutschen, welches Euren Philologen entgangen ist, denn they are no practical people! Der Skandinavismus hat historische Berechtigung, das sagen nicht blos wir, sondern auch der „Anglo Danus" unserer Times. Dänemark will surely grow fatter by devouring the few low-Germans, Euch können sie Nichts nützen."

Doch seien wir Deutsche einmal renitent, seien wir stubborn praetient people, widersprechen wir allen Orakelsprüchen englisch-französischer Bornirtheit oder Nichtswürdigkeit, widersprechen wir vor allen Dingen der Berechtigung nicht nur, sondern auch dem Vorhandensein des Skandinavismus überhaupt, suchen wir den Ursprung dieses Kunstproduktes zu erforschen, was durchaus nicht schwer ist.

Die Presse, ein Segen der Menschheit in der Hand von Edeln, wird zum Fluch, wenn sie von Schurken und Narren gehandhabt wird; sie erzeugt in solchem Falle die wahnsinnigsten Ausgeburten, sie half in Dänemark den Skandinavismus erzeugen.

Es war in den Jahren von 1804 — 1814, daß ein edler Mensch, ein Dichter von Gottes Gnaden und Musterbild idealer Reinheit und Tiefe des Gemüthes, der Däne von Geburt, Oehlenschläger, — den wir wegen mehrerer seiner dichterischen Schöpfungen in deutscher Sprache, ebenso wie Jens Baggesen, auch zu unseren Klassikern rechnen — Dramen, Tragödien, Gedichte u. s. w. herausgab, die in der civilisirten Welt, mit Ausnahme natürlich des praktischen Englands und des stets civilisatorischen Frankreichs, besonders die Jugend entzückten und begeisterten. Von nordischem Geiste, im Kleide der herrlichsten Romantik, waren sie durchweht, diese Nordens Guder. — Doch nicht der bloße Ausfluß der Phantasie einer schönen Dichterseele waren diese Werke, nein, sie waren die Frucht ernster Studien, tiefer, historischer Quellenforschung, — aus Snorre Sturlason's Heimskringla, Saxo Grammaticus und Suhm's dänischer Geschichte hatte der Dichter seinen schönen Stoff entlehnt, der in seiner Verarbeitung nichts Schauderndes, nichts Ungerechtes gegen die deutschen Nachbarn enthielt; wie hätte auch der deutsche Klassiker das deutsche Volk schmähen können, er, der Reine, der aus Saxo Grammaticus, dieser alten Giftblume, nur balsamischen Honig zu ziehen vermochte!

Und doch war Oehlenschläger ein vollblutiger Däne, trotzdem er, wie so viele seiner Zeitgenossen, für deutsche Sprache schwärmte und deutsche Sitte schätzte! — Aber er sollte der Prophet des — Skandinavismus werden! Freilich in andrem Sinne, als er es sich wohl geträumt hatte.

Die von ihm geweckte Erinnerung an die Größe der Vorzeit, die dadurch in der Jugend erregte edle Begeisterung für ein Streben nach nationaler Vervollkommnung, nach Versöhnung der drei seit Menschen-

gedenken blutig befeindeten nordischen Stämme, welche Früchte hätte sie tragen müssen, wenn nicht kurz nach ihm ein dänomischer Mensch, der Priester Grundtvig, aufgetreten wäre!

Doch, konnte sich aus Christi himmlischem Evangelium das römische Papstthum, aus Luther's reinem Gotteswort die Thomas Münzer'sche Wiedertäuferei, abgesehen von andern Verirrungen, entwickeln, warum sollte nicht die Begeisterung durch den Sang eines edlen Skalden, der an des Nordens vergangene Größe erinnerte und als Mittel zur Wiedererlangung derselben die Versöhnung der Bruderstämme andeutete, von einem eben so verschrobenen als begabten Fanatiker dahin ausgedeutet werden, ein blutiges Gespenst — den dänischen Skandinavismus — und in seinem Gefolge unversöhnlichen Haß gegen das Deutschthum und künstliche Trennung von dem einst gemeinsamen geistigen Streben zu erzeugen! Doch stets ist das Reine in den Staub gezogen und befudelt; der lichte Gott des Schönen, Balder, fand am Ehrentage seinen Mörder, den tückischen Gott des Bösen, den Loke, also mußte auch Oehlenschläger seinen Grundtvig finden.

Grundtvig, der Schöpfer des dänischen und dadurch Zerstörer des nordischen Skandinavismus, ist der unversöhnlichste und gemeinste Feind der Deutschen und des Deutschthums. „Ich hasse die dänische Bescheidenheit (!) so grimmig, wie ich die Deutschen in Dänemark (d. h. die Schleswig-Holsteiner) hasse!" sind seine Worte. — Einer seiner größten Lobredner, der dänische Staatsrath Dr. C. Flor, sagt von ihm: „Es würde sehr schwer halten, eine Charakteristik des höchst merkwürdigen Verfassers zu geben; und sollte dieselbe nur einigermaßen erschöpfend und aufklärend sein, müßte sie sehr weitläufig werden, denn man ist im Allgemeinen noch so weit davon entfernt, den eigentlichen Kern seines Wesens aufgefaßt und verstanden zu haben, daß die Meisten (Dänen) ihn für eine bizarre Persönlichkeit (mit vollem Rechte!) halten, in der die entgegengesetztesten geistigen Eigenschaften (und Ansichten!) sich bei einander finden..... Trotz seines Muthes, seiner Begeisterung, Ausdauer und rastlosen Arbeitsamkeit, trotz seiner populären Sprache, blieben seine neuen reformatorischen Ideen einst unverstanden und unbeachtet, ja unbekannt bei der großen Masse, von den wissenschaftlich Gebildeten oft für meinungslose Eigenheiten oder Abgeschmacktheiten erklärt.... Dennoch ist er der eigentliche Schöpfer der nationalen Partei, die ihm deshalb auch anhängt" — sowohl, und seine Orakelsprüche gehörig plausibel macht!

Welche Widersprüche sich in diesem Manne vereinigt finden, erhellt wohl recht bezeichnend daraus, daß er, der sonst der schonungslosesten Unterdrückung deutscher Nationalität das Wort redete, im Staatsrathe seine Stimme für die (unbedeutenden) Sprachkonzessionen in der Confirmationsfrage erhob. War es ein lichter Augenblick des überspannten Fanatikers, oder eine Regung des protestantischen Priesters in dem hartgesottenen dänischen Sünder? — Er büßte durch diese Handlung übrigens sofort an Popularität ein, doch bald schrieben die dänischen Lügenblätter wieder mit großer Befriedigung: „Der alte Vorkämpfer der nationalen Sache hat wieder in das alte Geleise eingelenkt!" — Ja, das hatte er wirklich; das alte Geleise der Gemeinheit und Nichtswürdigkeit hatte er wieder betreten durch Veröffentlichung eines Artikels: „Versöhnung mit Deutschland." — Viel Schändliches hat der alte Sagenmann und größte dänische Psalmendichter gegen uns geschleudert, aber mit so krötenartigem Gift, wie in jenem Artikel, hat er uns nie bespritzt. Der Kern der Faselei war: „Schleswig wird Dänemark einverleibt, Holstein wird von Deutschland getrennt, wird derart neutralisirt, daß durch dasselbe kein Heer weder nach noch von Dänemark ziehen darf. Erheben die Kieler und andere Professoren Geschrei, so wird ihnen der Mund gestopft; will sich Preußen widersetzen, so wird es hauptsächlich mit Hülfe Frankreichs so gedemüthigt, wie wir nur wünschen können; Deutschland muß sich also fügen; auf solche Versöhnung können wir doch wohl eingehen, die brächte uns doch wahrscheinlich keinen Verlust! Versteht ihr, lieben Landsleute, was ich mit Versöhnung meine?!" — Dies auf drei vollen Zeitungsspalten „Faedrelandet's" entwickelt und in dänischen Lumpenwitz gekleidet, gewann dem Bösen die Volksgunst zurück. — Zu bedauern ist nur, daß die deutschen Blätter nur kurzweg des Versöhnungs-Anerbietens also erwähnten: „Die Stimmung ist jetzt weniger feindlich, selbst der alte Grundtvig wünscht Versöhnung mit Deutschland!" — Wahrscheinlich haben die betreffenden Herren Korrespondenten nur die Ueberschrift des Artikels gelesen, oder konnten denselben nicht verstehen, was Deutschen auch mitunter arrivirt, „denn Grundtvig schreibt das beste Dänisch, und ist daher den Fremden am schwersten verständlich," sagt Flor.

Ja, der alte Grundtvig ist ein Praktiker, trotz seiner Verschrobenheit, denn Ausfluß unter Anderm der Aufsatz ist: „Den Danske, den Nordiske og den Engelske Sag," worin er den Gedanken ausspricht, nicht blos Schweden-Norwegen unter den alten schäbigen Hut der „von Deutschland entehrten, um ihr Vermögen geprellten und dann verstoßenen Königin des Nordens" zu bringen; nein, auch England soll die Ehre haben, in das sogenannte nordische Bündniß einzutreten und sich „nordisch zu entwickeln;" in den englischen Universitäten ist ja noch nordischer Geist. Man muß den Biedermann nur recht verstehen, er knüpft nicht an Harda-Knud an, er braucht das Gleichniß vom reichen Vetter in England, den Dänemark einstmals beerben könnte; es ist also weniger eine politische, als eine Geldangelegenheit, wie das ja immer so war — man denke nur an das „Danegeld," von dem die unwissenden Briten freilich keine Vorstellung mehr haben.

Doch der beste Spekulant kann sich verrechnen, warum sollte sich Grundtvig nicht einmal irren. In der Berechnung des Resultats seinen andern Schöpfungen hat er sich desto weniger getäuscht; die haben ihren Zweck erfüllt: „Danskeu og Dannelsen i Danmark," (der Däne und die Bildung in Dänemark), „Nils Ebbesen" (ein Gesang, in dem der Meuchelmörder des deutschen Grafen Gerhardt d. Gr. verherrlicht wird!), und vor allem Dingen die Uebersetzung des angelsächsischen Heldengedichts: „Beovulfs Drapa," zu dem er einen Kommentar herausgab, der von Anfang bis Ende nichts als eine gemeine Schmähschrift gegen die Deutschen, besonders gegen „Tydskerne i Daamark" war; der schelmische Skandinavist stellte darin die Schleswig-Holsteiner als den übelverrufenen, menschenfressenden Dämon Gründel dar, und dessen Frau Mutter Hexe natürlich als das Deutschthum. Der nächtliche Kampf des Gothenhelden Beovulf mit Gründel ist selbstverständlich der Vorläufer der Schlacht bei Fredericia; nur schade, daß in dieser die Dänen der die Deutschen im Schlafe überfallende Theil waren. Ebenso wie die Vergleiche hinkend, sind des gelehrten Mannes Schlüsse überspannt, sie stützen sich nämlich allen Ernstes auf Saxo Grammaticus' fabelhafte Geschichte Dänemarks; das schadet aber nichts, es that seine Dienste bei der unwissenden und halbwissenden Masse, deren Eitelkeit sich gern mit den Fabeln von König Roe und Frode Fredegod kitzelt; genannte Herren waren nämlich die Herrscher der ganzen Welt, d. h. soweit dieselben die Römer nicht in Besitz hatten!

Solcher Art sind die von Grundtvig zuerst angewendeten und durch ihn in Mode gekommenen Waffen, deren sich der dänische Skandinavismus bedient. Man wird sich wundern, was Verleumdung der Deutschen und Geschichtsfälschung mit der Förderung des Skandinavismus zu thun hat? Ganz einfach, sie waren und sind die Hauptfaktoren, nicht blos hier, sondern überall, wo eine gesunkene, in der Auflösung begriffene Nation sich zu heben gedenkt; man fabelt von vergangener Größe und schmäht die Nachbarvölker. Hätte übrigens der Skandinavismus wirklich den Zweck, welchen sein Name andeutet, so wäre dies alles nicht nöthig, denn um eine Verschmelzung dreier bisher feindlicher Stämme zu bewirken, ist weiter nichts nöthig, als sich gegenseitig die begangenen Sünden abzubitten und zu vergeben, wobei Dänemark freilich viel zu sühnen, aber wenig zu vergeben hätte; — doch man wollte ganz etwas anderes. Meister Grundtvig und seine Sippe hatten instinktmäßig erkannt, daß, wenn die geistige Entwickelung Dänemarks so fortginge, wie damals zur Zeit eines Oehlenschlägers, Hans Baggesen, Voß, Klopstock u. a. dänischen und deutschen Dichter, der nationale Unterschied zwischen Deutschen und Dänen bald aufhören würde, zumal da durch politische Ereignisse (der Verlust Norwegens ꝛc.) Dänemark zum Anschluß an Deutschland getrieben wurde. Dem mußte vorgebeugt werden; man mußte eine künstliche Trennung von Deutschland herbeiführen, und dies ließ sich in Dänemark am besten ausführen, indem man die deutsche Nation durch Wort und Schrift schmähte, verleumdete, ihr in's Gesicht schlug durch Unterdrückung deutscher Provinzen, die durch Kabinets-Politik in Dänemarks Gewalt gekommen waren, daß man eine derselben, Schleswig, zu danisiren versuchte, um dieselbe zu gelegener Zeit als rechtmäßiges Eigenthum zu beanspruchen, um durch diesen Zuwachs an quasi-Nationalität das verfallende Dänenthum der schwedischen und der norwegischen Nationalität gewachsener zu machen, keineswegs um Schleswig als Mitgift zur skandinavischen Hochzeit zu bringen, denn, daß es zu einer solchen im skandinavischen Sinne nie kommt, wissen die Stifter der Truglehre nur besten!

So begann das planmäßige System der schändlichsten Unterdrückung Schleswigs; so begann die Geschichtsfälschung, der stets wiederholte Versuch, nachzuweisen, daß die Schleswiger germanisirte Dänen wären, daß die Friesen zwar keine Dänen, aber auch keine Deutsche (!) seien, daß sie sich auf zeitweilig von den Dänen verlassenem Gebiete niedergelassen, also deshalb zinspflichtig seien; Holstein war nur ein tributpflichtiges Land, aus dem sich der König Steuern und Truppen holte; unterworfen

war es seit Ubbe hin Spage's Zeit (ein fabelhafter Dänenkönig, halb blödsinnig, halb heimtückisch, des Saxo Grammaticus).

Da aber Dänemark, als es noch im Besitze Norwegens und eines Theils Schwedens war, bei ernstlichen Händeln mit Deutschland immer den Kürzeren gezogen hatte, so begriff man wohl, daß es jetzt, seines Raubes und seiner Scheingröße entkleidet, mit dem Nachbar noch viel weniger fertig werden würde, wenn es nicht Verbündete fände, die sich von ihm übertölpeln ließen. Die skandinavische Brüderschaft mußte also erfunden und in Mode gebracht werden. Man verzieh vorläufig den Schweden, daß sie Schoonen (Skåne) in Sitte und Sprache schwedisch gemacht, daß sie den Dänen so gründlich die Calmarer Union vergolten hatten; man verzieh auch den Norwegern, daß sie sich ihrer Unabhängigkeit freuten und den Tag der Unabhängigkeits-Erklärung als nationales Fest feierten — man sollte sie ja nöthig brauchen!

Man kam schließlich dahin, die Idee des Skandinavismus offen auszusprechen, — sie wurde in Dänemark, dem Lande der Erfindung, natürlich mit dem größten Jubel begrüßt; die Einbildungskraft erhitzte sich an dem Gedanken einer neuen Calmarer Union, in welcher der Bettelstab am Sunde die Rolle „der alten Königin des Nordens" wieder zu übernehmen gedachte, noch dazu im Besitze deutscher Vasallenländer, zu denen sich vielleicht noch mehr „wieder erwerben" ließen, wie Rügen, Wismar, Rostock; denn auf alle diese hat ja die Krone Dänemark legale Ansprüche, „Herr der Wenden, Obotriten" ꝛc.! — Die Schweden ihrerseits nahmen den Gedanken Grundtvig's und Konsorten auch günstig auf, wenigstens die Hochgestellten, selbstverständlich mit dem schweigenden Zusatz der Suprematie Schwedens, — die Norweger aber wiesen die alberne Idee entschieden von der Hand, sie hatten keine eiteln Herrschergelüste, sie wünschten keine Verwickelungen mit Deutschland; sie waren zufrieden, endlich in ungestörten Besitz politischer und bürgerlicher Freiheit gelangt zu sein, und förderten ihre innere Entwickelung; sie sind politisch weniger unternehmend, wie Dänen oder Schweden; desto tüchtiger und nachdauernder im Streben nach bürgerlichem Wohlstand und dadurch bedingtem, nationalem Glücke; überdies wußten sie durch Jahrhunderte lange Erfahrung, daß aus und mit Dänemark für sie nichts Gutes kommen konnte. Im Bunde mit Schweden wird Norwegen stets politisch unabhängig und geachtet bleiben, und kümmerten sich die klugen Normannen deshalb wenig um die dänische Entrüstung darüber, daß sie, die „kleinste und ärmste" der drei Nationen, nicht bereitwillig in Dänemarks Polypen-Arme lief.

Es wurden nun gemeinsame nordische Feste eingeführt, skandinavische Zusammenkünfte und Vereine, nach das „nordische Weihnachtsfest" (nordisk Hoitid) gestiftet, welches von der akademischen Jugend Dänemarks, Schwedens und schließlich auch Norwegens gefeiert wurde. Die schwedischen Skandinaven vereinigten sich bald mit den dänischen in Verfolgung und Schmähung deutschen Strebens; selbst Männer gaben sich dazu her, wie der in Deutschland so hochgeachtete Sänger der Fritjofs Sagn, der Bischof Tegnér, und in Dänemark der berühmte Naturforscher Oersted, welcher den Grundsatz aufstellte, „man muß die Germanismen ausmerzen, die Skandinavismen pflegen und für die drei Nationen zum allgemeinen Verständniß ausgleichen; Ausdrücke und Worte, welche der einen Nation unverständlich oder anstößig sind, muß man verwischen und statt ihrer solche allgemein einführen, die allen dreien verständlich werden; auch die bez. Orthographie muß ausgeglichen werden, vor allen Dingen aber Vermeidung des Deutschen und stetes Schöpfen aus der nordischen Quelle!" (S. n. A. seine Vorrede in „Geist in der Natur").

Im unklaren Verständniß dieses Strebens nach Entfernung vom Deutschen und Annäherung zum Schwedischen gründete man in Kopenhagen ein Blatt, welches sich „Faedrelandet" nannte, mit lateinischen Lettern gedruckt wurde, statt der in Dänemark und Norwegen üblichen deutschen; es sollte dies zugleich für die Schweden eine Kancession sein, welche sich ausschließlich lateinischer Lettern bedienen. Wahrscheinlich erwartete man, die Schweden würden als Entgelt dafür ihre Orthographie ändern und die Hauptwörter groß, statt klein schreiben; derartiges geschah aber nicht, und blieb „Faedrelandet" in seiner originellen Ausstattung in Dänemark auch allein stehen. Es war nichts Anderes von solchem Kunst-Experiment zu erwarten, welches ziemlich auf dasselbe hinauslief, als wenn wir Deutschen die Blamingen und Holländer an uns ziehen wollten durch Annahme lateinischer Lettern; die resp. Sprachen würden dadurch gegenseitig so unverständlich bleiben, wie Dänisch und Schwedisch in Wirklichkeit für einander sind.

Solchem Blödsinn gegenüber war es recht charakteristisch für den gesunden Sinn der Norweger, daß sie es sehr übel nahmen, wenn man ihre Sprache „dänisch" nannte, und daß aus ihrer Mitte sich gewichtige Stimmen erhoben, die alte Normannensprache im Lande wieder zu Ehren zu bringen und den „Kopenhagener Schnack," der ihnen aufgezwungen, auch in der Literatur abzuschaffen!

Dänischerseits gab man sich auch noch die unnütze Mühe, schleswig'sche Ortsnamen zu danisiren, so z. B. machte man aus Edernförde „Egernsjord," aus Schleswig hätte man gerne „Hethaby" gemacht, doch begnügte man sich mit „Sleswig"; das Herzogthum selbst nannte man Süd-Jütland, mit Hinzusatz von („Sleswig").

Durch solche Experimente und durch die schändliche Unterdrückung gerieth dann aber schließlich die deutsche Nationalität, die bisher ohne Bewußtsein in Schleswig-Holstein fortgelebt hatte, in Harnisch und griff 1848 zu den Waffen, kämpfte drei Jahre heldenmüthig für ihre Existenz und wurde schließlich, mit Hülfe Oesterreichs und Preußens, niedergeworfen. Der „Anglo-Danus" in England sagt freilich: „Das Streben der Kieler und anderen deutschen Professoren nach einem Schleswig-Holstein erzeugte Nichts, als eine Blase, die auf der Idstädter Haide zertreten wurde!" — „Der Schleswig-Holsteinismus hat keine historische Berechtigung, er ist das Kunst-Produkt überspannter Wühler, durch Preußen ermuthigt (?), welches nach dem Besitze dänischer Provinzen brennt!" — Durch diese und andere Redensarten will man die Welt glauben machen, das Deutschthum Schleswig-Holsteins sei ein durch Preußen heraufbeschworenes Phantom, während doch gerade der Skandinavismus ein phantastisches Gebilde ist, welches durch überspannte dänische Professoren und Pfaffen hervorgerufen und durch Eigennutz gewisser Kabinete ermuntert und geschützt wird. — Ein Däne, allerdings ein Biedermann, der Minister Raaslöff, hat dem Schleswig-Holsteinismus historische Berechtigung zuerkannt; dafür ist er auch aus seinem Amte entfernt, und auf seine und des Kurators der Kieler Universität — Graf Arthur Reventlow's — Beschwerde über die dänische ministerielle Auslassung „auf den deutschen und besonders der Kieler Universität würde der Geist der Lüge gelehrt," ward eine Antwort ertheilt, die etwa, wie die dänischen Blätter triumphirend verkündeten, gelautet haben soll: „Lügen! sagte der Teufel, da er zum ersten Male eine Bibel-Vorlesung mit anhörte!"

Doch was soll man von einer Regierung, was von einer Partei Anderes erwarten, welche die Geschichtsfälschung auf amtlichem Wege betrieb oder sanctionirte durch Herausgabe von Schandschriften, die sich „Anti-schleswig-holsteinische Fragmente" nannten.

Indessen, der Skandinavismus wird seine Rolle bald ausgespielt haben; in Norwegen hat er kein Organ, und in Schweden nur noch „Aftonbladet," welches eine kleine Partei vertritt; die schwedische Regierung, die ihm anfangs huldigte, ist zurückgetreten, weil sie sein wahres Wesen erkannt hat; das schwedische Volk hat keinerlei Neigung, für ein Dänemark bis zur Eider, und noch viel weniger für ein Dänemark bis zur Elbe zu bluten, es denkt an sein eigenes Schleswig-Holstein — an Finnland. Die Verirrungen von 1848, welche eine Schaar begeisterter Jünglinge aus Schweden und Norwegen an den Belt lockten, um dort für dänischen Trug zu sterben, werden nicht wieder stattfinden, wenn auch P. C. Ploug diesen Vorfall durch ein Gedicht „Til de fyenske og norske Frivillige" zu verherrlichen gesucht hat, worin er ein von diesen Freischaaren bei Kolding bestandenes Gefecht als die „Vereinigung der Zweige des dreigetheilten Stammes" darstellt; — die edlen Jünglinge werden sich wohl die dort empfangene zwiefache Lection gemerkt haben und Niemand zur Nachahmung einladen! — Ein schwedisches, neutrales Heer wird auch nicht wieder die Inseln besetzen, denn für guten Willen hört man nicht gern: „Svenskerne ville kun spise dansk Grød!" (Die Schweden wollten blos dänische Grütze essen.)

In Dänemark selbst haben die Gesammt-Staatsmänner jetzt entschieden das Uebergewicht, sie wollen um keinen Preis die deutschen Provinzen missen, durch welche Dänemark eigentlich nur noch ein Staat ist — Eiderdänen (Skandinavisten) und Gesammt-Staatsmänner bekämpfen sich gegenseitig mit den gemeinsten Waffen, wie dan unter Dänen stets üblich, weil die Grundtvig-Bluxen-Finckesche Sippe Holstein los sein möchte, welches „Steuerland" ihnen jetzt beschwerlich fällt, festzuhalten, um dafür Schleswig inkorporiren zu können.

Ein Kuriosum, welches einen schlagenden Beweis (vielleicht sogar für die Timen überzeugend) von der Lebenskraft des Deutschthums und der schwachen Nationalität des Danismus in Schleswig giebt, muß noch erwähnt werden. Es ist dies ein Fall, welchen ein dänischer Geistlicher im „Faedrelandet" veröffentlichte, bei Gelegenheit der Einführung der oft genannten Sprach-Konzession in der Confirmationsfrage. Der gute Mann stellte sehr ungeschickt dar, daß der Germanismus den Danismus unterdrücke, nicht umgekehrt, denn in dem „gemischten" Sprach-Distrikt, wo die Kinder nun seit zehn Jahren auf dänisch unterrichtet würden, sei

ein Töpfer, der eine dänische Frau hat, die nicht deutsch sprechen kann, weil sie eben von einer dänischen Insel ist. Besagter Thonkünstler also hatte das Unglück, ein Kind durch den Tod zu verlieren, und, da es ihm hauptsächlich um Tröstung seiner Frau zu thun war, machte er von der sogenannten Sprach-Freiheit Gebrauch, indem er die Leichenrede auf Dänisch halten ließ. Das ist doch gewiß Freiheit! Statt daß sich nun die verstockten angel'schen Bauern dieser „Freiheit" freuen sollten, thaten sie — was? „Sie erklärten den Töpfer wegen Gebrauchs der Sprach-Freiheit in die Acht des Kirchspiels, und kein Mann in demselben kaufte dem Unglücklichen ferner auch nur einen Scherben ab! Ist das nicht deutsche Tyrannei? Und wenn der Töpfer nicht schwere Buße und Abbitte gethan und vielleicht wieder in Gnaden angenommen ist, so muß er verhungert oder ausgewandert sein. Ich habe Nichts mehr von ihm gehört!" So schließt der wackere Priester. — Also in einem „gemischten" Distrikt können die Deutschen wegen einer dänischen Leichenrede einen Gewerbtreibenden zum Verhungern bringen, und der dänische Patriot im schwarzen Rocke überläßt ihn, echt dänisch, seinem Schicksal, statt aus Patriotismus, wenn auch nicht aus christlicher Liebe, sein eigenes Küchengeschirr zu zertöpfern, um den Mann in Nahrung zu setzen, oder bei den „dänischen Schleswigern" eine Subscription für ihn zu eröffnen. Ersteres thut der Däne aber nicht, weil Nehmen seliger ist, denn Geben, und das Zweite wäre ohne Erfolg, weil in Schleswig nur (?) die Beamten „Dänen" sind, die ebenfalls ausschließlich obigem Grundsatze huldigen. Hätten übrigens die Dänen aber Dänischgesinnten in Schleswig im bürgerlichen Leben die Macht, die sie von Amtswegen haben, sie hätten schon manchen Deutschen verhungern lassen; vorläufig geht das aber nicht, obschon von Dänemark jetzt fleißig darauf hingearbeitet wird, in Schleswig große Güter-Komplexe in dänische Hände zu bringen, „damit man mehr Macht über die ländliche, störrische Bevölkerung gewinne," worin zwei „dänische Edelleute, der Graf Moltke (ein Renegat) und der Baron Blixen-Finecke (ein non plus ultra dänischer Gemeinheit), mit so gutem Beispiele vorangegangen sind, welches von Seiten reicher Dänen die größte Nachahmung verdient!" sagt „Faedrelandet" mit großer Befriedigung. Wenn noch Zeit ist, werden sich wohl Nachahmer finden, zumal dabei ein gutes Geschäft zu machen ist!

So, wie in diesem Briefe dargestellt ist, verhält es sich mit dem Ursprung und Wesen des Kunst-Provaktes „Skandinavismus," der das lebensfähige, sowohl historisch, als gesetzlich berechtigte Deutschthum Schleswig-Holsteins in Frage stellt und mit Lüge und Gewalt bekämpft!

Frankreich.

Der Tannhäuser und die französische Kritik.

Der Skandal, der sich zu Paris bei Aufführung von Richard Wagner's „Tannhäuser" zugetragen, wird in Deutschland mit sehr verschiedenen Gefühlen aufgenommen worden sein, von heimlicher Schadenfreude bis zur Entrüstung über die Schmach, die man indirekt ganz Deutschland zugefügt habe. Wir sind nicht gerade der Ansicht, als ob Wagner mit seiner gewiß nicht schlechten Musik und seiner jedenfalls etwas unklaren Theorie geradezu Deutschland vertrete, und daß deshalb Deutschland verpflichtet sei, für ihn einzutreten — nichts weniger, als das — aber in der Art und Weise, wie der „Tannhäuser" in Paris aufgenommen worden steckt doch etwas, was an seine Adresse gerichtet ist. Von diesem Standpunkte wollen wir, ohne im Geringsten an dem musikalischen Freschmänsterkriege betheiligt zu sein, dieser Sache einige Aufmerksamkeit zuwenden, sollten wir auch nur zu dem Schlusse kommen, daß Wagner's größter Irrthum nicht in seiner Theorie, nicht in seiner Musik, sondern darin bestand, daß er glaubte, man könne den französischen Geschmack aus der gewohnten Richtung bringen und Romanen für etwas begeistern, was ihrer ganzen Natur widersteht.

Soeben lesen wir eine längere Kritik des „Tannhäuser" in der Revue des deux Mondes, welche von dem jedenfalls sachkundigen und verständigen Kritiker dieser Zeitschrift, P. Scudo, verfaßt ist. Vom deutschen Standpunkte, von unserer Gefühlsrichtung aus werden wir natürlich eine ziemlich verschiedene Perspektive für die fragliche Sache haben; andererseits aber können wir es mit Dank aufnehmen, wenn uns der Franzose seinen Standpunkt klar macht und uns sagt, warum ihm diese Art Musik nicht zusagt. Die Kritik ist gar nicht höflich, stellenweise sogar, was man auf deutsch grob nennt; und man kann wohl sagen, daß R. Wagner die Franzosen stark beleidigt haben muß, wenn sie derartig alle ihnen so geläufigen feinen Umschreibungen vergessen. Er schreibt den gänzlichen Sturz der Oper am 13. März u. j. vornehmlich den Herausforderungen der Propagandamacherei Wagner's zu, welche einen öffentlichen Protest herausgefordert habe. Scudo sagt:

„Es war die höchste Zeit, daß das Pariser Publikum durch einen kräftigen Streich die Anmaßungen des Verfassers des Tannhäusers niederschlug. Ohne je an der Vergeblichkeit seiner Anstrengungen zu zweifeln, die er machte, um dem Geschmack und den gesunden Sinn Frankreichs eine Wendung beizubringen, glaubten wir doch nicht, daß Wagner, sein System und sein Werk so schnell verurtheilt und beseitigt werden würden. Dieses Ereigniß wird glückliche Resultate haben, selbst in Deutschland, wo die Anhänger des stolzen Reformators gar nicht so zahlreich sind, als er es hat wollen glaublich machen.

„Wagner dürfte in diese entscheidenden Schlacht selbst seinen Ruf als systematischer, unerschrockener und fest an seine gute Sache glaubender Mann eingebüßt haben, da er in alle Abkürzungen und Verstümmelungen seines Werks gewilligt hat, die man ihm vorgeschlagen! Es lohnte sich wohl der Mühe, sich das Ansehen eines leidenden, doch standhaften Gallilai zu geben, eine Propaganda zu organisiren, Programme, beleidigende Vorreden, lügnerische Biographien und Portraits herauszuschleudern, auf denen Wagner dargestellt ist, wie er sein Meisterwerk dichtet.... um kläglich unter dem Gelächter eines wohlgelaunten Publikums zu scheitern! Er mußte siegen, oder sich mit seiner unangetasteten Partitur zurückziehen, den Parisern sagend: „Ihr seid noch nicht werth, die philosophischen Tiefen der Musik zu verstehen, die ich den künftigen Geschlechtern widme."

Natürlich kennen wir die unterirdischen Minenkämpfe nicht, die zu Paris der Aufführung der Oper vorangegangen sind; wir sehen aber aus diesen Aeußerungen deutlich, daß die Sache längst auf eine offene Feldschlacht hingearbeitet haben muß, und können uns deshalb auch nicht über den Ausgang wundern. Die feindselige Aufnahme des Tannhäuser scheint mehr als die Musik das Auftreten Wagner's selbst verschuldet zu haben, der die Franzosen zu stark merken ließ, daß er über sie einen halb und halb nationalen Sieg zu erfechten gedenke. So etwas lassen sich die Franzosen nicht bieten.

Wir führen folgendes Urtheil Scudo's an:

„Man möge sich indeß nicht täuschen; Wagner ist kein gewöhnlicher Künstler. Ein ehrgeiziger Geist, eine verworrene Einbildungskraft, welche das Ideal, nach dem sie trachtet, nur im Dämmer sieht, eine nervöse und dabei kräftige Organisation, in welcher der Wille, die Anmuth und das Gefühl überwiegt, ist der Schöpfer des Tannhäuser und des Lohengrin, ein übertriebener Typus gewisser seinem Lande und der Zeit, worin er schafft, eigenthümlicher Gebrechen. Etwas Dichter, etwas Literat, Demokrat und großer Sophist, hat Wagner aus der musikalischen Kunst etwas herauslocken wollen, was sie, ohne ihr Wesen zu ändern, gar nicht enthalten kann: reine Ideen und Symbole. Ohne nach Schönheit zu streben, welche das erste Ziel jeder Kunst ist, ohne die Form zu berücksichtigen, ohne welche der menschliche Geist nichts erfassen kann, weil Alles nur durch Beschränkung und Form besteht, hat sich Wagner, welcher Talent, aber keine Erfindungsgabe besitzt, über Hals und Kopf in gewisse metaphysische Träumereien geworfen und mit den Tönen Philosophie treiben wollen, ohne daß er im Stande war, singbare Melodien zu erfinden, die allen mit Gemüth und Ohren begabten Menschen zugänglich sind.

„Weil schlechte italiänische Komponisten banale Formeln, platte Kadenzen, gemeine Koboletten, Fioriturен und Guitarren-Begleitung mißbrauchen, wie sich schlechte deutsche Komponisten an harmonischen Combinationen ohne Ausgang, an einfallenden Modulationen und symphoaischen Abschweifungen berauschen, mißkennt Hr. Wagner die schöpferische Kraft des italiänischen Geistes, das gesunde und großartige Genie, welches mit der höchsten Inspiration die Ordnung zu versöhnen wußte und bis in die Mathematik, bis in die Jurisprudenz herab Phantasie besessen hat; er mißkennt die Gaben dieses privilegirten Volkes, welches Europa civilisirt (mit Einschränkung) und Deutschland die Musik gelehrt hat! Getrieben, überspannt durch eine kleinliche Kobale wüthender Teutonen, welche gewisse krankhafte Theile der letzten Productionen Beethovens für das Arkanum einer neuen Entwickelung der musikalischen Kunst ansehen, hat Wagner jedes Band mit dem gesunden Gefühl und der großen Tradition der deutschen Schule zerrissen, und sich als obskurer Prophet einer unmöglichen Zukunft hingestellt. Die Lection, die er zu Paris empfangen, ist hart, aber gerecht und heilsam. Man sagt im gemeinen Leben: Wenn der Himmel einstürzte, wären viele Lerchen zu fangen! Wir können versichern, daß der Fall des Tannhäuser eine große Menge Nachahmer Wagner's im Keim getödtet hat, die glücklich gewesen wären, ihr Unvermögen durch das neue Prinzip zu maskiren. Ich könnte deren drei nennen, die sich schon

daran machten, sich an dir Stirn zu schlagen, indem sie sich vernetzten vor der großen Melodie des Frostes, von der ihre eigenen Werke schon mehr als eine Spur tragen. Sie werden sich jetzt eines andern besinnen und mit in das Halloh einstimmen! Denn es sind geschiedte Politiker."

Weiter vorn hat Sendo eine Analyse des Opernstoffes zum Tannhäuser gegeben, und kommt zu dem Schlusse, daß die Sage, wie Wagner sie behandelt, nicht den Stoff zu einem lyrischen Drama enthalte. „Kein Charakter ist darin gezeichnet, keine Leidenschaft scharf ausgeprägt und die Personen, die man erscheinen sieht, scheinen weniger menschliche Wesen, die wie wir den Wechselfällen des Lebens unterworfen sind, als metaphysische Symbole, würdiger in einem platonischen Dialoge zu figuriren, als in einer dramatischen Handlung. Die poetische Sprache Wagner's ist von einer Dunkelheit, einer Undurchsichtigkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, welche geeignet wäre, nur den zweideutigen Gedanken eines Orakels durchblicken zu lassen; aber um bestimmte Gefühle, entschiedene Leidenschaften der menschlichen Brust auszudrücken, welche die Musik mit ihren magischen Farben bekleiden soll, ist eine klare und fließende Sprache nöthig, die den Gegenstand zeichnet, ohne ihn zu stark zu markiren. Die Sterne, der blaue Himmel, die himmlischen Harfen, die endlosen Räume des Himmels, die himmlischen Schaaren, der ganze Gallimatias der lyrischen Poesie einer sehr niedrigen Gattung, mit dem die Phantasie Wagner's gekränkt ist, kann ein französisches Publikum, welches Alles verstehen will, selbst das, was man ihm singt, nicht in Illusion versetzen.

„Mit Einem Worte, der Tannhäuser ist eine verblasene Geschichte, schlecht für die Scene eingerichtet, ohne Handlung, ohne Charaktere und ohne Interesse, ein banales und kindisches Thema, eine Scene jener pretiösen, sentimentalen Metaphysik, die man in einem Liebeshofe des Mittelalters, in den Akademien der Renaissance, oder im Hôtel Rambouillet mit Liebe behandelte. Wagner ist ein Künstler seines Landes und seiner Zeit, welcher die Vorzüge und Fehler einer Epoche des Verfalles hat; ein Quasi-Poet auf einen Kritiker gepfropft, ein Musiker, der aus einer Theorie hervorgegangen, die er selbst gemacht hat, um seiner eigenen Sache zu Hülfe zu kommen. Alles ist an ihm gemacht, Alles gewollt, ausgeklügelt in seinem Werke, dem die ersten Eigenschaften des Genies, ungewollte Einbildungskraft und Wahrheit der Empfindung abgehen ꝛc."

Wir haben das Vorstehende ausgehoben, nicht um uns mit Allem einverstanden zu erklären, was der Italo-Franzose sagt, sondern, wie schon gesagt, um die Verschiedenheit der nationellen Auffassung klar zu machen. Viele der gemachten Vorwürfe treffen unsere nationelle Art, zu fühlen; wir finden den Stoff des Tannhäuser und die platonische Liebe vielleicht poetischer und der Darstellung würdiger, als eine romanische Vergiftungs- oder Verschwörungs-Geschichte mit singenden Bösewichten; wir finden vielleicht, daß die Schuld an dem verdorbenen Geschmacke des Publikums liegt, wenn es sich bei ernsteren Dingen langweilt — denn nicht das Unvermögen der Dichter und Komponisten, sondern die Blasirtheit unseres an spanischen Pfeffer und Assa foetida gewöhnten Publikums ist der Verderb der dramatischen Kunst jeder Art. Ueber den Verfall der Kunst werden die Franzosen nicht Ursache haben, uns zu bemitleiden; auch glauben wir, daß die Musik weit besser ist, als seine Theorie, und daß er unbedenklich mehr Anerkennung gefunden haben würde, wenn er es sich nicht hätte beikommen lassen, als musikalischer Prophet aufzutreten, und sich damit eine Menge theoretischer und praktischer Feinde zu machen.

Französische Lyrik.

Deutschland und England sind die Heimat der lyrischen Dichter, Frankreich ist ein unfruchtbarer Boden für sie. In der französischen Seele fehlt die Melodie, die den Grundton aller Lyrik bildet.

Die Franzosen haben deshalb auch selten ein Verständniß dafür, und die wenigen lyrischen Dichter, welche sie besitzen, gelangen nicht zu allgemeiner Anerkennung.

Das beste lyrische Talent, welches Frankreich in neuerer Zeit besessen hat, war Marceline Desbordes-Valmore; seit zwei Jahren ist sie todt, und es dachte keiner ihrer Landsleute daran, ihre Werke zu sammeln, oder wenigstens ihren noch ungedruckten Nachlaß zu veröffentlichen, um ihr mehr Geltung und Anerkennung zu verschaffen. Jetzt endlich hat Gustav Revilliod in Genf diese Pflicht erfüllt, und Emil Montégut dankt ihm im Namen der Franzosen dafür, die es, wie er sehr richtig sagt, gewohnt sind, daß die Schweiz den geistigen Schätzen Frankreichs eine zweite Heimat gewährt. Seit Rousseau ist dies wie ein Privilegium betrachtet worden.

Statt der mitfühlenden und überschwänglichen Kritik, die sich wie ein Gedicht in Prosa übersetzt ausnimmt, hätte Emil Montégut lieber die Werke der Dichterin durch einige biographische Andeutungen erläutern sollen, denn das Leben eines weiblichen Wesens ist von zu großem Einfluß auf die geistige Richtung, um unbeachtet bleiben zu dürfen. Namentlich hat Marceline Desbordes-Valmore sich so augenscheinlich als Priesterin der Trauer und des Schmerzes in ihren Liedern darstellen wollen, daß eine Erklärung oder gewissermaßen eine Darlegung ihrer Berechtigung durch äußere Anlässe für die Manen der Dichterin eine nothwendige poetische Gerechtigkeit gewesen sein würde. Wir erfahren nur, daß Marceline Desbordes-Valmore Schauspielerin war, ohne jedoch durch Neigung oder Talent dafür berufen zu sein. Die Dornen einer solchen Laufbahn, ohne die Rosen des Erfolgs und des Beifalls, mögen verletzend genug für eine zartbesaitete Frauenseele gewesen sein. Indessen muß die tiefe Melancholie derselben doch noch durch andere Motive veranlaßt worden sein, aus deren Darlegung ein richtiger Maßstab für das Talent der Dichterin hervorgehen würde. Das Wesen der Lyrik bedingt allerdings einen gewissen Grad von Subjektivität, aber persönliche Leiden in wohlklingende Verse zu kleiden, ist noch nicht Dichtung. Die Weihe derselben entspringt erst aus dem mystischen Urquell der Seele, der den Thränenthau und die düstern Nebel der Trauer oft über das glücklichste Leben ausschüttet, ja grade im Becher des Genusses als bitterster Wermuthtropfen sich findet. Byron und Heine, die größten lyrischen Dichter zweier lyrischen Nationen, waren in ihrer äußern Lage vollkommen glücklich, und als letzterer von dem Unheil seiner furchtbaren Krankheit heimgesucht wurde, machte er keine lyrischen Gedichte mehr, sondern fast nur noch humoristisch-satyrische.

Sainte-Beuve, der feinsinnigste Kritiker der Franzosen, sagt von Marceline Desbordes-Valmore, sie sei die Poesie in Person, aber ihre Dichtungen seien nicht hinreichend davon durchdrungen, weil ihr die Ruhe fehlte, ihre Empfindungen künstlerisch zu klären und zu formen. Sie scheint nicht gewußt zu haben, daß es eine Kunstpause geben muß, zwischen dem Gefühl und dem Schaffen des Dichters. In, daß eigentlich das erstere schon gleichsam erstarrt sein muß, um es formen zu können. Byron, sowohl wie Heine, haben dies meisterhaft verstanden. Allerdings war ihr Gefühl mehr eine Domäne für den Dichter, als ein Lebensquell für den Menschen; sie wußten es nutzbar zu machen, wenn sie litten. Aus den Blutstropfen ihres Herzens entstanden, wie in dem Märchen Schneewittchen, die schönsten Rosen der Poesie, wodurch der Heilungsprozeß allerdings rascher von statten ging, als bei andern Menschen.

Die französische Dichterin gehörte zu den selbstquälerischen Naturen, die in ihren eigenen Schmerzen wühlen und sie steigern bis zur Unerträglichkeit. Die Klage ist der Grundton aller ihrer Gedichte; sie klagt in Blütenzweigen wie die Nachtigall, aber sie kennt keine einzige Note ihres Jubelgesangs. Die Liebe hat keine Morgenröthe, nur Sturm und Regenschauer für sie, und selbst der Ruhm nur Dornen. Schon der Titel ihrer nachgelassenen Gedichte „Thränen und welke Blumen," deutet die Stimmung an, in der sie geschrieben sind. Die Trostlosigkeit wird demnach zur Abgestorbenheit, zur Erstarrung; man sehnt sich nach lauten Lebenszeichen, wenn man sich eine zeitlang in die Fangweisen dieser Muse versenkt hat. Eine Aeußerung der Verzweiflung wäre als eine Erfrischung zu betrachten in dieser Schmerzensmonotonie. Die Sammlung ist den Gedichten nicht vortheilhaft gewesen; eine einzelne Klage spricht leicht zum Herzen und weckt ein elegisches Echo, aber lauter welke Blumen und lauter Thränen ermatten die Seele.

Die einzelnen Gedichte von Marceline Desbordes-Valmore, haben ihr den Namen einer der ersten Vertreterinnen französischer Lyrik verschafft; die gesammelten Gedichte liefern den Beweis, daß es ihr an Energie des Ausdrucks wie der Empfindung fehlt. Eine deutsche Dichterin übertrifft sie darin im hohen Grade, mit der sie sonst eine auffallende Aehnlichkeit hat. Wir meinen Louise von Bornstedt, deren Muse auch die Melancholie ist. Die Klagen über Verkennung und Verlassenheit, über Liebesschmerzen und Täuschungen, sind fast dieselben bei beiden Dichterinnen, aber die deutsche ist ungleich wärmer, farbenreicher und musikalischer im Ausdruck und mächtiger in der Empfindung. Der Französin fehlt die lyrische Sprache; in einer deutschen Uebersetzung, von der Hand einer Schwesterseele, wie Louise von Bornstedt es ist, würde ihre poetische Begabung gewiß glänzender hervorleuchten, als in ihrer Muttersprache. Ein solcher Uebersetzungsversuch wäre wohl geeignet, den Stolz der Franzosen auf ihre Sprache zu vermindern; die ganze Welt redet sie, aber man kann sie nicht singen.

F. v. H.

Digitized by Google

Deutschland und das Ausland.

Chemische und physikalische Eigenschaften der Ackererde.

Justus v. Liebig strebt danach, die Wissenschaft zum Gemeingut Aller, und die gebildeten Männer der Nation mit den Grundsätzen bekannt zu machen, welche die Chemie in Bezug auf die Ernährung der Pflanzen, auf die Bedingungen der Fruchtbarkeit der Felder und die Ursachen ihrer Ersprießung ermittelt hat.

„Die in den Naturwissenschaften erworbenen Gesetze" — sagt Liebig — „beherrschen den zukünftigen, geistigen und materiellen Fortschritt der Länder und Völker; jeder Einzelne ist an den Fragen betheiligt, die sich an ihre Anwendung knüpfen."

Nicht die Voraussetzung, daß die Schriften des eben so gründlichen als geistreichen Forschers auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, des muthigen Kämpfers für eine neue Aera, an der Mehrzahl der gebildeten Landwirthe spurlos vorübergegangen sein könnten, sondern der Wunsch, von den in neuester Zeit aufgefundenen wissenschaftlichen Wahrheiten nur Einiges von allgemeinerem Interesse für jeden Gebildeten kund zu geben und damit die Aufmerksamkeit auf Dinge zu lenken, die, wenn sie auch für jetzt nur von einzelnen wissenschaftlich gebildeten Landwirthen genügend gewürdigt werden und praktische Anwendung finden, doch mit der Zeit sicherlich ein größeres Gebiet erkämpfen werden, — lediglich dieser Wunsch hat Anlaß zu gegenwärtiger Mittheilung gegeben.

Liebig führt den Beweis: daß unser gegenwärtiges System des Feldbaues ein Raubsystem sei, welches, wenn es beibehalten wird, in einer berechenbaren Zeit den Ruin der Felder, die Verarmung unserer Kinder und ihrer Nachkommen unabwendbar nach sich ziehen müsse. Er hebt die großen Irrthümer hervor, in welchen man noch immer befangen ist. Der Raum gestattet es nicht, auf die scharfe Kritik des Mannes der Wissenschaft einzugehen; wir müssen uns auf das beschränken, was die Ueberschrift dieses Aufsatzes andeutet, und lassen jenen selbst sprechen:

Die Pflanzen enthalten verbrennliche und unverbrennliche Bestandtheile. Die letztern sind die Bestandtheile der Asche, welche alle Pflanzentheile nach dem Verbrennen hinterlassen; die wesentlichsten in unsern Kulturpflanzen sind Phosphorsäure, Kali, Kieselsäure, Schwefelsäure, Kalk, Bittererde, Eisen, Kochsalz. Es ist jetzt unbestreitbare Thatsache, daß die Bestandtheile der Pflanzenaschen zur Bildung des Pflanzenkörpers und seiner Theile unentbehrlich sind.

Kohlensäure, Wasser, Ammoniak sind die verbrennlichen Elemente der Pflanzen; sie sind als Nahrungsmittel für diese gleich unentbehrlich.

Die atmosphärischen Elemente ernähren nicht ohne gleichzeitige Mitwirkung der Bodenbestandtheile, und die letztern sind wirkungslos, wenn es an den erstern fehlt. Beide müssen immer zusammen sein, wenn die Pflanze wachsen und gedeihen soll.

Die Futtergewächse und die Kornpflanzen bedürfen zu ihrer Entwickelung der nämlichen Bodenbestandtheile; aber in sehr ungleichen Verhältnissen.

Ein Nahrungsmittel der Pflanzen, welches sich im Boden befindet, wirkt durch seine Oberfläche; was unterhalb der Oberfläche liegt, ist wirkungslos, weil es nicht auflöslich ist.

In allen Fällen des Nichtgedeihens einer Kulturpflanze muß der nächste Grund im Boden und nicht in einem Mangel an atmosphärischen Nahrungsstoffen gesucht werden; denn wenn das Gedeihen einer Futterpflanze beweist, daß sie in der Luft und im Boden ein für ihre Ernährung entsprechendes Verhältniß von atmosphärischen Nahrungsstoffen und Bodenbestandtheilen vorgefunden hat, so weist das Nichtgedeihen der Kornpflanze auf demselben Felde darauf hin, daß für sie im Boden etwas gefehlt hat.

Um die Wirkung des Bodens und seiner Bestandtheile auf die Vegetation richtig zu verstehen, muß man fest im Auge behalten, daß die darin enthaltenen Nahrungsmittel immer wirkungsfähig, wiewohl nicht immer wirksam sind: sie sind bereit, in den Kreislauf zu treten, wie ein Mädchen zum Tanz, aber es gehört ein Tänzer dazu.

Acht Stoffe hat der Landwirth im Boden nöthig, wenn alle seine Pflanzen üppig gedeihen, wenn seine Felder die höchsten Erträge liefern sollen. Manche davon, aber nicht alle, sind stets in Menge darin vorräthig; drei sind den meisten Feldern nur geliehen. Diese acht Stoffe sind gleich acht Ringen einer Kette um ein Rad; ist einer davon schwach, so reißt die Kette bald, — der fehlende ist immer der Hauptring, ohne den das Rad die Maschine nicht bewegt.

Es giebt in der Chemie keine wunderbarere Erscheinung, keine, welche alle menschliche Weisheit so sehr verstummen macht, wie die, welche das Verhalten eines für den Pflanzenwuchs geeigneten Ackerbodens darbietet.

Durch die einfachsten Versuche kann sich Jeder überzeugen, daß beim Durchfiltriren von Regenwasser durch Ackererde dieses Wasser keine Spur von Kali, von Kieselsäure, von Ammoniak, von Phosphorsäure auflöst; daß die Erde von den Pflanzen-Nahrungsstoffen, die sie enthält, kein Theilchen an das Wasser abgiebt; daß das Wasser nichts davon hinwegnimmt.

Die Ackerkrume hält aber nicht nur fest, was von Pflanzen-Nahrungsstoffen in ihr ist, sondern ihr Vermögen, den Pflanzen zu erhalten, was diese bedürfen, reicht noch viel weiter. Wenn Regen- oder ein anderes Wasser, welches Ammoniak, Kali, Phosphorsäure, Kieselsäure im aufgelösten Zustande enthält, mit Ackererde zusammengebracht wird, so verschwinden diese Stoffe fast augenblicklich aus der Lösung; die Ackererde entzieht sie dem Wasser. Und nur solche Stoffe werden dem Wasser von der Ackererde vollständig entzogen, welche unentbehrliche Nahrungsmittel für die Pflanzen sind; die andern bleiben ganz oder zum größten Theil gelöst.

Hieraus und noch aus andern von Liebig angeführten Versuchen berühmter Chemiker kann man sich einen Begriff machen von den wunderbaren Eigenschaften der Ackererde, von der Stärke ihrer Anziehungskraft gegen drei Hauptnahrungsstoffe unserer Kulturpflanzen — Kali, Ammoniak, Phosphorsäure — die für sich bei ihrer großen Löslichkeit in reinem und kohlensaurem Wasser, besäße die Ackererde jene Eigenschaften nicht, im Boden nicht erhalten werden könnten. Allein die Eigenschaft der Ackerkrume, Ammoniak, Kali, Phosphorsäure, Kieselsäure ihren Auflösungen zu entziehen, ist begrenzt; jede Bodenart besitzt dafür eine eigene Capazität. Bringt man die Lösungen mit der Erde in Berührung, so sättigt sich diese mit dem gelösten Stoff; ein Ueberschuß desselben bleibt alsdann in Lösung und kann mit den gewöhnlichen Reagentien nachgewiesen werden. Der Sandboden absorbirt bei gleichem Volum weniger als der Mergelboden, dieser weniger als Thonboden. Die Abweichungen in der absorbirten Menge sind aber eben so groß, wie die Verschiedenheit der Bodenarten selbst. Man weiß, daß keiner dem andern gleich ist; es ist nicht unwahrscheinlich, daß gewisse Eigenthümlichkeiten in der landwirthschaftlichen Kultur mit dem ungleichen Absorptionsvermögen der verschiedenen Bodenarten für einen der genannten Stoffe in einer bestimmten Beziehung stehen, und es ist nicht unmöglich, daß wir durch die nähere Ermittelung derselben ganz neue und unerwartete Anhaltspunkte zur Beurtheilung des landwirthschaftlichen Werthes oder der Güte des Bodens gewinnen.

Empfingen die Landpflanzen ihre Nahrung aus einer Lösung, so würden sie von dieser Lösung der Zeit nach und im Verhältniß nur so viel aufnehmen können, als Wasser durch ihre Blätter verdunstet; sie würden nur aufnehmen können, was die Lösung enthält und zuführt. Es ist ganz gewiß, daß das Wasser, welches den Boden durchfeuchtet, sowie die Verdunstung durch die Blätter in dem Assimilationsprozesse als nothwendige Vermittelungsglieder mitwirken; allein in dem Boden besteht eine Polizei, welche die Pflanze vor einer schädlichen Zufuhr schützt; sie wählt aus, was sie bedarf, und was der Boden darbietet, kann nur dann in ihren Organismus übergehen, wenn eine innere, in der Wurzel thätige Ursache mitwirkt.

Sehr bemerkenswerth ist auch der Reichthum an Mineralbestandtheilen im Sumpfwasser, denn die Menge derselben ist über zehn Mal größer, als im Drainwasser und über 25 bis 30 Mal größer als im Quellwasser; in seinem qualitativen Gehalt stellt dieses Wasser ein Mineralwasser dar, wie es außer den Sümpfen in der Natur wohl nicht vorkommen mag.

Der Gehalt dieses Wassers an Kali, Phosphorsäure, Schwefelsäure, Kieselsäure und Eisen erklärt sich ohne Schwierigkeit. In einem Sumpfe sammeln sich nach und nach eine Menge Ueberreste von absterbenden Pflanzen-Generationen an, deren Wurzeln vom Boden eine Menge von Mineralbestandtheilen empfangen haben; diese Pflanzenreste gehen auf dem Boden des Sumpfes in Verwesung über, d. h. sie verbrennen und ihre unorganischen Elemente, d. h. ihre Aschenbestandtheile, lösen sich unter Mitwirkung von Kohlensäure und vielleicht auch von organischen Säuren im Wasser und bleiben darin gelöst, wenn der umgebende Schlamm und die Erde, die mit dieser Lösung in Berührung ist, sich damit gesättigt haben. Es ist klar, daß eine solche Art von Schlamm, den man auch als ein treffliches Mittel zur Verbesserung der Felder und Erhöhung ihrer Fruchtbarkeit schätzt, gleich einer Ackerkrume wirkt, welche, mit gelösten Pflanzennahrungs-Mitteln oder Düngstoffen in Berührung, so viel davon aufgenommen hat, als sie überhaupt aufnehmen kann.

Zu den beschriebenen chemischen Eigenschaften der Ackererde gesellt sich noch eine physikalische, welche nicht minder merkwürdig und einflußreich ist. Dies ist das Vermögen derselben, der feuchten Luft den Wasserdampf zu entziehen und in ihren Poren zu verdichten. Man wußte zwar schon seit lange, daß die Ackererde zu den, den Wasserdampf sehr stark anziehenden Substanzen gehört, allein erst durch v. Babo haben wir erfahren, daß sie in dieser Eigenschaft der konzentrirten Schwefelsäure gleich gestellt werden muß, welche sie unter allen im stärksten Grade besitzt.

Die Erde, welche sich durch Aufnahme von Feuchtigkeit aus der Luft bei einer gegebenen Temperatur damit gesättigt hat, giebt an trocknere Luft eine gewisse Quantität davon wieder ab, und ebenso, wenn die Temperatur der Luft steigt; einer noch feuchteren Luft hingegen entzieht sie Wasser, bis das Gleichgewicht hergestellt ist.

Die Vorgänge der Absorption und Verdunstung sind von einer wichtigen Erscheinung begleitet: bei der Absorption des Wasserdampfes erwärmt sich die Erde, und beim Verdampfen kühlt sie sich ab. Diese Erscheinungen müssen auf die Vegetation einen ganz bestimmten Einfluß äußern: auch wenn die Extreme der Erwärmung nur selten eintreten mögen, so sind die dazwischen liegenden Fälle um so häufiger.

Wo im heißen Sommer die Oberfläche des Bodens austrocknet, ohne daß ein Ersatz aus tieferen Erdschichten durch kapillare Anziehung statt hat, liefert die mächtige Anziehung des Bodens zu dem gasförmigen Wasser in der Luft die Mittel zur Erhaltung der Vegetation. F. G.

Das Judenthum im christlichen Deutschland.*

Die Antwort auf die Frage, ob die deutschen Staaten als christliche zu betrachten, und ihre Gesetzgebungen danach zu ergeln sind, ist eine in neuerer Zeit sich mehr zur Verneinung, als zur Bejahung neigende, nachdem man vielfach es als leitenden Grundsatz aufgestellt hat, den Staat von der Kirche und jeder bestimmten Kultus-Beziehung zu trennen. Es beruht dieser Grundsatz jedoch ebenso sehr auf einer Verkennung, wie auf einem Unrecht, weil kein Staat die religiöse Erziehung und Bildung seiner Mitglieder dem ungeregelten Zufall überlassen darf, insofern gerade das erligiöse Element unverkennbar der allerwichtigste, zu unentbehrlichste Theil aller Bildung ist, nächstdem, weil Staaten, die laut der Geschichte mit unsäglichen Opfern und Anstrengungen in der Vorzeit für das Christenthum gewonnen worden sind, unmöglich ohne Weiteres dasselbe als gleichgültige Beringung ihres Bestehens auf sich beruhen lassen können. Wohl haben fast alle jene christlichen Staaten zeither ein schweres Unrecht gegen das Judenthum begangen, und haben es leider noch immer nicht ganz überwunden. Es kann dies sie jedoch weder berechtigen, noch verpflichten, was sie dem Judenthum zeither zu wenig gethan, für die Folge zu viel zu thun, noch die Gerechtigkeit gegen das Judenthum mit irgend einer Ungerechtigkeit gegen das Christenthum zu erkaufen.

Könnte jemals der Dank, welchen die Menschheit dem hocherhabenen Stifter des Christenthumes schuldet, in christlichen Staaten so weit vergessen werden, daß sie gleichgültig gegen das Christenthum würden und es auf ganz gleiche Stufe mit dem Judenthum stellen wollten, so würde ein einfacher, unbefangener Vergleich beider Religions-Systeme auch die schlichteste Staatsweisheit bestimmen müssen, auf diesem Wege zum Schaden des Staates und seiner Mitglieder nicht weiter vorzugehen, sondern rechtzeitig einzuhalten, nicht um die Juden für das Christenthum zu gewinnen, sondern um die Christen für dasselbe nicht zu verlieren. — Ergiebt auch ein unbefangener Vergleich des alten und neuen Testamentes, daß fast alle Lehren des neuen Testamentes bereits im alten vorhanden sind, so ist und bleibt doch unverkennbar zwischen beiden ein mächtiger, auch die annäherndste Gleichstellung ausschließender Unterschied. Wie das kostbarste und vollendetste Baumaterial, wenn es zerstreut und ungeordnet durcheinander oder auch in einzelner Schöne geordnet und erkenntlich offen vorliegt, noch kein vollendeter Prachtbau genannt werden kann, so ähnlich ist das vereinzelte Gottes-Woet im alten Testament erst durch Christus, den Messias und Welt-Heiland, zu einem Gottes-Tempel gestaltet worden, gleich Ehrfurcht gebietend dem Weisen, als verständlich dem Kinde, gleich nutzbar und unübertrefflich zur Ehre Gottes, als zur Beseligung der Menschen in allerlei Belk und für alle Zeiten. — Christus selbst bekannte, gekommen zu sein, das Gesetz zu erfüllen, es weiter zu führen, zu vollenden. Hiermit bezeichnete er seinen Jüngern und Nachfolgern den auch von ihnen zum Judenthum einzunehmenden Standpunkt. Sie sollten dasselbe nicht verachten, sondern achten, es aber auch als durch das Christenthum erst ergänzt und vollendet betrachten. Mit dem am Kreuz vergossenen Opferblute Christi sollten die Blut-Opfer kindlicher Menschheit aufhören und den Opfern des Herzens in dem reifer und geistiger werdenden Geschlecht Platz machen. Nicht knechtische Furcht, sondern kindliche Liebe sollte fortan Opfer der Tugend bringen, Gott gefällig in Geist und Wahrheit.

Hocherfreulich ist es daher, daß die Christenheit im neunzehnten Jahrhundert sich der Hauptsache nach endlich bemüht, die erste Aufgabe zu erfüllen, das Judenthum in Liebe zu achten, anstatt es mit Haß zu verfolgen. — Aber indem das Eine gethan wird, darf das Andere nicht gelassen werden. Dieselbe Gerechtigkeit, welche dem Judenthum endlich mit christlicher Liebe, nach dem Gebot der Religion der Liebe, bewilligt wird, gebührt nicht minder dem Christenthum in heiliger Dankbarkeit gegen seinen erhabenen Stifter. — Wollten die Christen es anders anfangen, so könnten die Juden sie kaum aufrichtig achten. — Doch wie soll die so schwierige Aufgabe richtig erfaßt, wie soll, ohne dem Judenthum irgend wehe zu thun, volle Gerechtigkeit dem Christenthum bewahrt bleiben, welche vollberechtigte Stellung kann jenem, ohne Verletzung von diesem, in einem christlichen Staate eingeräumt werden?

Zur Antwort hierauf möge einige Beleuchtung des alten Testamentes, im Vergleich zum neuen, behülflich sein:

Was auch manche Theologen anders meinen können, so bezeugt doch das alte Testament vor jeder unbefangenen Forschung, daß bei den Juden der Unsterblichkeits-Glaube sich erst in späteren Entwickelungs-Perioden ihrer Geschichte Bahn brach, und auch dann erst zu sehr vereinzelter und schwerfälliger Einführung gelangte. Nicht Seligkeit in einem Jenseits diente ihnen als Ermunterung zu Tugend und Gottesfurcht, sondern die Mahnung: „auf daß es Dir wohl gehe und Du lange lebest auf Erden." — Wenn daher das Dichten und Trachten des unverkennbar geistig sehr hoch begabten jüdischen Volkes sich überwiegend dem Erwerbe irdischer Güter zuwandte, so konnte, ja es durfte dies kaum anders sein. Wohl hätte es in späteren Zeiten anders werden können, nachdem der Glaube an Unsterblichkeit, an ein ausgleichendes und lohnendes Jenseits auch im Judenthum Wurzel geschlagen hatte. Es ward dessen Einfluß jedoch fast unmöglich gemacht, durch Verfolgung und Druck anderer Völker gegen die Träger des Judenthums, welche von einem Jahrhundert zum anderen sich fortsetzten, theilweise allerdings durch die Juden selbst verschuldet, weil sie jede mehr wie allgemeine Annäherung an die Zustände anderer Völk absichtlich mieden. Veranlassung hierzu gaben hauptsächlich ihre strengen Speise- und Sabbath-Gesetze, welche offenbar darauf berechnet waren, solche Annäherung zu verhindern, wenigstens auf's Aeußerste zu erschweren. Das auserwählte Volk Gottes sollte rein und unvermischt bleiben, damit die Prophezeihung der Schrift an ihm erfüllt würde, und es „gesegnet sein könnte über allen Völkern," wie namentlich das 5. Buch Mos., Kap. 7, V. 15 in den Worten es ausspricht: „Du (Volk Israel's) wirst alle Völker fressen." * Könnte auch heute noch ein so bedeutungsschwerer Ausspruch der heiligen Schrift gläubig von den Juden erfaßt und zur Richtschnur ihres Denkens, Thuns und Lassens genommen werden (?), so wäre dies ebenso menschlich als verzeihlich (?). Seine Erfüllung darf jedoch nicht erst abgewartet werden; sie ist bereits vorhanden, wenigstens dem Wesen nach bereits erreicht. — Im vorzugsweisen Besitz der Geldmittel des über die anderen Welttheile mehr oder weniger gebietenden Europa's und begünstigt durch ihre erwähnten ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes, erfreuen sich die Juden, namentlich auch mit Hülfe der Leitung eines großen Theiles der öffentlichen Presse, bereits eines Einflusses, der fast einer Beherrschung der Zustände Europa's gleichkommt ** und es kaum mehr zweifelhaft läßt, daß jener prophetische Ausspruch ein wohl berechneter und berechtigter gewesen ist (!). Doch hierbei werden sich die Juden zu befriedigen und, nachdem ihnen alle Forderungen der Gerechtigkeit erfüllt sein werden, nicht minder gerecht gegen das Christenthum zu sein haben.

Blicken sie vorurtheilsfrei auf ihre Geschichte zurück, so können sie nicht füglich leugnen, weder in politischer noch religiöser Beziehung habe

---

* Es ist uns dieser Artikel zugleich als Erwiderung auf des französischen Schriftstellers Salvador „Paris, Rom und Jerusalem" (Nr. 16 des „Magazin") eingesandt worden. D. R

* Die Stelle bezieht sich augenscheinlich nur auf die Kananiter; denn es ist hinzugefügt: „die der Herr, dein Gott, dir giebt," wie denn auch kurz vorher (Vers 13) „das Land, das der Herr deinen Vätern gelobt (geschworen) hat, dir zu geben" ausdrücklich genannt ist. D. R

** Engländer und Franzosen pflegen über die, von einigen deutschen Reaktionairen gemachte Entdeckung der großen politischen Macht der Juden, von der außerdem Niemand etwas weiß, zu lächeln und sehr ironische Bemerkungen zu machen. D. R.

das Judenthum Erfolge aufzuweisen, welche Gewähr für das wahre Glück der Völker zu bieten vermögen, wogegen sie dem gleichfalls aus ihrer Mitte, als Erfüllung ihres eigenen Gesetzes entpressenen, die Vergangenheit ihres Volkes hoch ehrenden Christenthum das Zugeständniß nicht verweigern werden, daß es, trotz einer Unzahl der beklagenswerthesten Irrthümer und Mißgriffe aller Art, den segensvollsten Einfluß auf die Veredlung der Menschheit geübt hat.

Können die Christen Vieles von den scharf denkenden und berechnenden Juden lernen, so nicht minder Diese Vieles von Jenen. Namentlich steht das christlich Germanenthum mit seiner tiefen Gemüthlichkeit, seinem bereitwilligen „leben und leben lassen," vor Allem mit seinem fast idealen Eifer für Licht, Freiheit und Menschenliebe Achtung gebietend da. Und gewiß wird die Besorgniß eines Deutschen: „der jüdisch-orientalische Geifer verderbe den christlich-germanischen Eifer," — nicht zur Verwirklichung gelangen, sondern von weisen Gesetzgebern das rechte Mittel gefunden werden, dem Judenthum volle Gerechtigkeit zu schaffen, ohne die geringste Beeinträchtigung christlicher Gesittung und Staaten-Bildung. Das Judenthum kann christlichen Staaten, als treibender Sauerteig, aufhelfen, darf aber, durch Uebermaß, diese Staaten nicht versäuern. Es kann als Schmarotzer-Pflanze zur äußeren Belebung und Verschönerung der kräftigsten Stämme beitragen, darf aber, nach den Lehren der Geschichte, nicht vergessen, daß es allein keinen Stamm von Dauer zu bilden vermag.

Die Mittel zur beiderseitigen Befriedigung können, bei unbefangener Beurtheilung und Prüfung, unmöglich schwer zu finden sein. Sie werden vor Allem den staatlichen Verhältnissen und dem Bildungsstande der Christen und Juden sich anzupassen, und überall in der Liebe zu bleiben haben, daher auch von vorn herein von jedem offenen oder verdeckten, mittel- oder unmittelbaren Streben, die Juden zum Christenthum zu bekehren, abgesehen werden muß. — Wie die Vorsehung, gewiß nicht ohne weisen Grund, den Germanen den Sinn der Nationalität nur schwach zugetheilt hat, um ihre ideale, Alles umfassende Gemein-Liebe desto ungeschwächter zum veredelnden Gemeingut des Erdballs werden zu lassen, so dürfte der Wandertrieb (?) der scharf blickenden Juden, ohne staatlichen Anhalt, gewiß nicht minder weise, zu Nutz und Frommen anderer Völker berechtigt sein. Ihre Väter sind zuerst es gewesen, denen der alleinige Gott durch den Mund der Patriarchen und Propheten sich offenbart, und die Er der heiligen Botschaft Christi in dem, für alle Zeiten unübertrefflichen Evangelium gewürdigt hat. Hierfür gebührt ihnen nicht länger Haß und Verfolgung, sondern Liebe, Schutz und Einräumung gleicher Rechte, soweit nicht offenbare Unbill oder Beeinträchtigung gegen das Christenthum diese Gleichstellung unmöglich machen.

So wie die Verhältnisse gegenwärtig in den meisten Staaten Deutschlands liegen, würden nach obigem Maßstabe den Juden folgende, seither noch vorenthaltene Aemter einzuräumen sein, wenn nicht sie selbst durch Speise- oder Sabbath-Gesetze sich an deren pflichtmäßiger Verwaltung gestört oder verhindert fühlen: Standschafts-Aemter mit Ausschluß von Kirchen- und Schul-Patronaten, ferner notarielle und richterliche Aemter mit Ausnahme der Abnahme christlicher Eide, gleichwie Universitäts-Lehr-Aemter. — Dagegen würden ihnen vorenthalten werden müssen: alle wirklich obrigkeitlichen Aemter, soweit diese den Christen als von Gott verordnet und eingesetzt gelten, und diesen christlichen Begriffen entsprechend nur von Christen verwaltet werden können.

Nach gleichem Maßstabe wird sich auch Anderes in Anderem stets mit Gerechtigkeit nach beiden Seiten leicht entscheiden lassen. Man gehe nur unbefangen, vor Allem mit christlicher Liebe, an's Werk, und Letzteres wird, mit Gottes Hülfe, endlich zu bleibenden Befriedigung beider Theile, gewiß gelingen.

Mannigfaltiges.

— Die evangelischen Deutschen im Westen Nord-Amerika's.* Eine im ersten Anstau begriffene Gesellschaft bedarf mehr als jede andere geistiger und sittlicher Triebkräfte, soll sie nicht in der Rohheit und Gemeinheit des materiellen Alltagslebens untergehen. Die Religion nimmt bei der Ansiedelung eine vorzügliche Stelle ein; sie ist im Großen das einzige Band, welches die Einwanderer mit den idealen Gesammtzwecken der Menschheit verknüpft, wie oft auch das einzige noch übrige Band, das an die aufgegebene Heimat erinnert. Man nennt uns die Sprache! Aber die Sprache hängt gerade in Kolonien wesentlich von der Religionsübung ab; Predigt und Unterricht in deutscher Sprache, das ist, nach mannigfacher Erfahrung, der mächtigste Hebel zur Wahrung des Deutschthums im fernen Amerika gewesen. Es ist darum eine heilige Pflicht für die Brüder im Vaterlande, den Deutschen Nord-Amerika's, denen die Gunst der Verhältnisse so wenig entgegenkommt, deutschen Gottesdienst und deutschen Unterricht sichern zu helfen, zumal den Evangelischen, welche nicht den amtlichen Schutz eines Kardinal-Kollegiums de propaganda fide und der kosmopolitischen Centralisation des Katholicismus genießen. Der „Berliner Verein für die ausgewanderten evangelischen Deutschen im Westen Nord-Amerika's," der mit anerkennenswerthem Eifer sein Augenmerk auf die Nothstände unserer Landsleute jenseit des Weltmeers gerichtet hat, lenkt in seinen „Mittheilungen" aus dem Jahre 1860 unsern Blick namentlich auf die Niederlassungen im Staate Wisconsin, der bei seiner vorwiegend deutschen Bevölkerung, wenn nur vom Mutterlande her die Flamme des deutschen Seelenlebens mindestens ein Jahrzehend lang wirksam genährt wird, ein deutscher Staat werden könnte! Gegenwärtig freilich steht es, zu unserer geringen Ehre, mit der Aussicht hierauf ziemlich schwach aus, wenn man z. B. erwägt, daß die in Mercersburg, Lancaster und Tiffin ausgebildeten Geistlichen der evangelischen Kirche das Deutsche „nur nebenbei" getrieben haben, also der Lehrstand sich großentheils aus englisch gebildeten Männern ergänzt! Haben Kirche und Schule in den Hinterwäldern erst einen anglo-amerikanischen Anstrich, dann ist es mit dem Deutschthum gar bald vorbei! Denn der Einfluß der Deutschen auf die amerikanische Artung, von welchem jene „Mittheilungen" ein paar sprachliche Beispiele aus Berichten unseres „Magazin" citiren, ist doch viel zu gering, als daß er uns irgendwie trösten könnte, und maß nach Maßgabe der fortschreitenden Anglisirung aufhören. Darum ergeht mit Recht eine ernsthafte Mahnung an unser deutsch-evangelisches Volk, nicht müssig zuzuschauen, wie das deutsche Wesen der protestantischen Einwanderer allmählich absterbt!

T. v. B.

— Briefe von H. Heine.* Wir haben in diesen Blättern die im vorigen Jahre von Friedrich Steinmann herausgegebenen „Dichtungen" H. Heine's, sowie dessen „Berlin, Herbstmärchen in 27 Kapiteln," angezeigt und dabei mit Bezug auf Letzteres uns entschieden gegen den Mißbrauch ausgesprochen, der dabei mit Heine's Namen und Ehre getrieben worden, während wir keinen Anstand nahmen, zuzugeben, daß in den „Dichtungen" der poetische Genius des „Buches der Lieder" und der „Nordseebilder" ganz unverkennbar sei. Unserer Protestation gegen den Mißbrauch von Heine's Namen in dem Herbstmärchen „Berlin" ist selbst von Herrn Friedrich Steinmann in einer von ihm veröffentlichten (leider ihres Tones wegen anstößigen, im Uebrigen jedoch über Heine's Verhältniß zu seinem Verleger, Herrn Campe, manches Neue enthaltenden) Erwiderung an seine Kritiker nicht widersprochen worden. Man hat zwar den anderer Seite auch an den „Dichtungen" die Autorschaft Heine's in Abrede gestellt; aber die Zeugnisse für Steinmann's rege, mehr als dreißigjährige Verbindung mit dem Dichter, die Jener in den vorliegenden beiden Bänden der „Briefe von H. Heine" beibringt, denen sämmtlich das Gepräge der Echtheit aufgedrückt ist, lassen keinen Zweifel darüber, daß der Herausgeber von seinem Gymnasial- und Universitäts-Cotanen Heine nicht blos in Prosa, sondern auch in Versen viele vertrauliche Mittheilungen erhalten habe, die Letzterer niemals veröffentlicht hat, auch vielleicht niemals hat veröffentlichen wollen, da der Schreiber dieser Zeilen aus des Dichters eigenem Munde weiß, daß er, aus Rücksicht auf ein Mitglied seiner väterlichen Familie, gewisse, von ihm in Briefen und „Memoiren" niedergelegte Ansichten unter keinen Umständen wolle an das Licht treten lassen. Deshalb hat Heine auch ausdrücklich zwei Verwandte, den seitdem verstorbenen Dr. Christiani in Lüneburg (der mit einer Cousine des Dichters verheiratet war) und seinen Schwestersohn in Hamburg, zu Herausgebern seines, von ihm für den Druck bestimmten, schriftlichen Nachlasses ernannt. Ob Herr Steinmann nicht diesen Willen seines ihm bis zum Tode treu gebliebenen Jugendfreundes hätte ehren sollen, dürfen wir ihm wohl zu bedenken geben. Allerdings scheint es, daß, bei den seltsamen Launen der allem Deutschen abgeneigten, französischen Frau Heine's, die sich lange zu keiner Auslieferung der Handschriften ihres verstorbenen Mannes an die von ihm testamentarisch bestellten Herausgeber verstehen wollte, das deutsche Publikum noch sehr lange auf eine Publication seiner nachgelassenen Schriften hätte warten müssen; aber ein Recht, ihr, die der Dichter zu seiner Universal-Erbin

* Mittheilungen des Berliner Vereins für die ausgewanderten evangelischen Deutschen Nord-Amerika's. Jahresbericht für 1860. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1860.

* Briefe von H. Heine. Herausgegeben von Friedrich Steinmann. 2 Bde. Amsterdam, Gebrüder Binger, 1861

eingesetzt, in der Herausgabe seiner nachgelassenen „Dichtungen" vorzugreifen, hat, nach unserer Ansicht, Niemand, und also auch nicht Herr Steinmann. Ein geringerer Eingriff in die Rechte der Erben scheint die vorliegende Publication von Briefen Heine's, die zum Theil an den Herausgeber selbst und zum Theil an gemeinsame Freunde des Dichters und Steinmann's, wie Christian Sethe, Dr. H. Schultz, Joseph Klein u. A., gerichtet waren. Andere Briefe dieser Sammlung waren an Ernst Moritz Arndt, Wilhelm Müller (den Dichter der „Griechen-Lieder"), Varnhagen von Ense ꝛc. adressirt, und werden gewiß in weiten Kreisen gern gelesen werden. Durch und durch Heine'sch ist ein Brief an den Professor Dr. Diesenbach, aus Paris vom 6. Januar 1850, den der Adressat jedoch niemals gelesen, da er bereits zwei Jahre vorher gestorben war. Heine wandte sich an diesen seinen Universitätsfreund, den er noch in voller ärztlicher Praxis in Berlin wähnte, um ihn über sein Rückenmarks-Leiden zu konsultiren. Der Kranke besitzt zwar, wie er schreibt, in Dr. Gruby einen Arzt, zu dem er großes Vertrauen hat, „aber," fügt er hinzu, „ist man vor eine Jury gestellt, wo der Tod als Staats-Anwalt fungirt, sehnt man sich nach einem zweiten Vertheidiger." — Es ist jedenfalls zu bedauern, daß sich Herr Julius Campe in Hamburg, der Verleger von Heine's Werken, sowie des Dichters Verwandte nicht mit Herrn Steinmann über die Herausgabe des Nachlasses geeinigt haben, denn bei der Kenntniß, die Letzterer von allen Lebensmomenten und literarischen Verbindungen Heine's besitzt, hätte er, als Ordner der nachgelassenen Papiere, die ersprießlichsten Dienste leisten können.

— Statistisches aus Oesterreich. Die jetzt auf die einzelnen Länder des österreichischen Kaiserstaates mehr als je gerichtete Aufmerksamkeit der Zeitungsleser veranlaßt uns, dieselben auf ein ebenso kompendiöses, als übersichtliches Werk über die Bevölkerung der österreichischen Monarchie hinzuweisen, das vor Kurzem bei Perthes in Gotha erschienen.* Verfasser dieses, mit zwölf illuminirten Kärtchen ausgestatteten Handbuches ist der kaiserliche Ministerial-Secretair, Dr. A. Ficker, von dem wir bereits früher ähnliche statistische Arbeiten erhalten haben. Der Text der Schrift und die angehängten Tafeln behandeln: 1) die Volksdichtigkeit (1 Kärtchen); 2) das statistische Verhältniß der beiden Geschlechter (1 K.); die ethnographischen Verhältnisse (5 K.); die Religions-Bekenntnisse (4 K.) und die Beschäftigungen der Einwohner (1 K.). Wir entnehmen der Schrift folgende Notizen:

Im schulpflichtigen Alter, vom sechsten bis zum zurückgelegten zwölften Lebensjahre, befinden sich siebzehn Procent der einheimischen Bevölkerung. Hinsichtlich des wirklichen Schulbesuches und der Theilnahme am Elementar-Unterricht, lassen sich vier bis fünf verschiedene Ländergruppen unterscheiden: In der ersten Gruppe, Oesterreich, Salzburg, Tirol, Böhmen, Mähren und Schlesien umfassend, besucht fast die gesammte, schulpflichtige Jugend die öffentlichen Schulen; ihr reihen sich als zweite Gruppe Steiermark und Kärnthen an, wo etwa $^3/_4$ bis $^4/_5$ der Knaben und Mädchen Elementar-Unterricht erhalten. Für Ungarn und seine Nebenländer, für Siebenbürgen und die Militairgränze schwankt diese Ziffer zwischen $^1/_3$ und der Hälfte der Schulpflichtigen. Krain, Görz-Gradisca und Istrien, sowie Venedig, bilden eine Gruppe, innerhalb deren nur ein Drittel der schulpflichtigen Kinder die Schule besucht. Endlich sinkt Dalmatien bis auf achtzehn, Galizien auf sechzehn und die Bukowina auf dreizehn Procent der Schulpflichtigen, welche Unterricht erhalten, zurück. In ganz gleichem Verhältniß, wie der Schul-Unterricht fällt, steigt dagegen die Anzahl der Verbrecher in den genannten Ländern.

Von der militairdienstpflichtigen Bevölkerung befinden sich 23 bis 24 Procent in der österreichischen Armee. Ist es da wohl zu verwundern, daß Oesterreich volkswirthschaftlich mehr und mehr herunterkömmt? Wenn der vierte Theil aller Männer, die sich in den produktivsten Jahren des Lebens befinden, in so unproduktiver Weise vom Staate verbraucht wird, muß dieser natürlich in seinem Wohlstande zurückkommen.

Was die Sprachverhältnisse betrifft, so erinnert der Verfasser daran, daß gerade diejenigen Könige Böhmens, Polens und Ungarns, deren Regierungen als die Glanzperioden der Sondergeschichte dieser Länder betrachtet werden, die eifrigsten Förderer deutscher Colonisation in denselben waren. Bemerkenswerth sind folgende Angaben in Bezug auf die Nationalitäten der Hauptstadt Wien: Unter ihren 476,222 Einwohnern und den dazu tretenden 120,000 Bewohnern der nächsten Umgebung befinden sich nicht weniger als 229.088 Fremde innerhalb, und 60,000 Fremde außerhalb der Linien.* Von diesen sind, nach einer ziemlich genauen Berechnung, Čechen und Möhren 100,000, Slowaken 20,000, sonstige Slaven 10,000, Magyaren 10,000, Italiäner 3000, andere Romanen 1000, Israeliten aus den Kronländern 15,000, angesessene Ausländer 20,000.

— G. Wolf's „Geschichte der israelitischen Kultus-Gemeinde in Wien."** „Nach langem Kampfe sind auch Nicht-Juden zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Jude Mensch in der vollen Bedeutung des Wortes sei. Wer Menschenrechte anspricht, wer sie geltend machen will, muß das Recht der Juden vertheidigen, wenn auch sonst eingesogene Vorurtheile sich dagegen stemmen. Durch die verbreitete Kenntniß und Erkenntniß andererseits ist man zur Einsicht gelangt, daß das Judenthum den Schatz wahrhafter Menschenliebe in sich trage. In der neuesten Zeit wurden auch den Juden in unserem großen, schönen Vaterlande (Oesterreich) die wichtigsten und bedeutendsten Menschenrechte eingeräumt. Hoffen wir, daß eine nicht ferne Zukunft das vollenden wird, was die Gegenwart begonnen hat." Dies sind die Einleitungsworte einer Schrift, die die inneren Verhältnisse der Wiener israelitischen Kultus-Gemeinde von der Gründung des ersten israelitischen Gotteshauses daselbst (1820) bis zum Aufbau des zweiten, durch den bedeutenden Zuwachs der Gemeinde nöthig gewordenen Tempels (1860) bespricht, und worin die durchgreifendste und bei allem Guten kräftig einwirkende der Persönlichkeit des nach Zeit und Stellung ersten Predigers, Mannheimer, schön hervortritt. (Ihm steht jetzt der Prediger Dr. A. Jellinek, früher in Leipzig, zur Seite.) Mannheimer hatte in Wien das große Verdienst, durch sein Wirken den Juden ihren Glauben zum Bewußtsein zu bringen. „Jetzt erst fing man an, einzusehen, welche Bedeutung das Judenthum habe. Nun machte sich auch das Gefühl geltend, daß man sich nicht zu schämen habe, Jude zu sein. Das Judenthum wurde eine Ehrensache. Wir müssen auf diesen Satz besonderen Nachdruck legen. Viele, die sich früher von dem Judenthum abwendeten, weil sie es nicht kannten, oder weil sie in dem früheren Gottesdienste keine Befriedigung fanden, kehrten wieder zu dem Glauben der Väter zurück, und so wurde den massenhaften Uebertritten einzelnweise Ziel und Gränze gesetzt." Und neben Mannheimer wirkte der erhebende Gesang des geschätzten Cantors Sulzer einflußreich mit. — Was beide Männer zur Hebung des religiösen Lebens unter ihren Glaubensgenossen gewirkt, das haben andere tüchtige und würdige Männer in anderen Beziehungen in der Gemeinde und für dieselbe geleistet, und die Gründung und Erhaltung von mehr, als zwanzig wohlthätigen Anstalten und Stiftungen innerhalb der Wiener Kultus-Gemeinde giebt Zeugniß von dem Lebenstriebe und dem edlen Sinne der Israeliten in Wien, die vielen in- und ausländischen Gemeinden Muster und Vorbilder geworden.

Die dieser Schrift angehängten Nachrichten über die israelitisch-türkische Gemeinde in Wien, die langr mit Prärogativen ausgestattet gewesn, durch welche ihr eine viel größere Freiheit, als den einheimischen Juden und fast unumschränktes bürgerliches Recht verliehen war, sind als ein geschichtliches Curiosum zu betrachten, wie es eben nur unter den damaligen österreichischen Zuständen vorkommen konnte.

---

* Bevölkerung der österreichischen Monarchie in ihren wichtigsten Momenten, statistisch dargestellt von Dr. A. Ficker. Gotha, Justus Perthes, 1860 (56 Seiten in 12 und 12 Kärtchen).

* In Triest, Laibach, Prag und anderen österreichischen Städten des deutschen Bundes hat bekanntlich in neuester Zeit der moralische Einfluß der deutschen Nationalität gegen den numerischen Einfluß der italiänischen und der slavischen Nationalitäten zurücktreten müssen. Leider ist eine solche, für das deutsche Nationalgefühl tief verletzende Erscheinung selbst für Wien zu befürchten, wenn nicht die österreichische Regierung vor Allem das deutsche Freiheits-Bewußtsein, das sie jetzt so glücklich geweckt, zu erhalten und zu vermehren bestrebt ist. D R

** Wien, Braumüller, 1861. (Die Schrift trägt den etwas schielenden Titel: „Vom ersten bis zum zweiten Tempel" als Ueberschrift.)

J. L.

Im Verlage von Brit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen
übernimmt außer jedem Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, insonderheit Buchhandlung des In- und Auslandes in Berlin auch der Verlags-Expedition (Wilhelmstraße Nr. 23) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefpacketen anvertrauen an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 22. Mittwoch, den 29. Mai 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Frankreich. Seite
Soziale Fragen der Gegenwart. II. Die Arbeit der Frauen in Frankreich . 253

England.

David Urquhart 256
Lord Stanhope's Biographie William Pitt's 259

Nord-Amerika.

Die verunreinigten Staaten. I. Deutsche Stimmen über die Erhaltung der Unionen. II. Americanisches Urtheil über die jetzige Krisis 260

Mannigfaltiges.

Französische Stimmen über den deutschen Nationalverein 263
Lord Palmerston und die Jonier . . . . . „
Der englische Capitain und die deutsche Dame . . . . . „
Wanderfahrten des Doktors Pancratius . . . . . „
Die anhaltinischen und die italiänischen Fürstenthümer 264
Einleitung und Programm zur vierten Versammlung des volkswirthschaftlichen Kongresses . . . . . „

Frankreich.

Soziale Fragen der Gegenwart.

II.

Die Arbeit der Frauen in Frankreich

Zu den französischen Männern der Wissenschaft, die sich in neuerer Zeit einsichts- und liebevoll mit den Zuständen der arbeitenden Klassen der Bevölkerung beschäftigt haben, gehört der rühmlichst bekannte Moral-Philosoph Jules Simon, dessen frühere, geistreiche Werke über die Pflicht („Le Devoir"), die Freiheit („La Liberté") und die Gewissensfreiheit („La Liberté de Conscience") ihm auch außerhalb Frankreichs einen geachteten Namen verschafft haben und zur Zeit in diesen Blättern ausführlich besprochen worden sind. Sein neuestes, unlängst bei Hachette in Paris erschienenes Werk heißt „L'Ouvrière," „die Arbeiterin" — ein Werk, das einerseits, wie seine vorgenannten Arbeiten, eine hohe, moralisch-philosophische und andererseits eine praktisch-volkswirthschaftliche Tendenz hat.* Der Verfasser hat in seinem neuesten Werke unausschließlich das naturwidrige und demoralisirende Leben im Auge, das in unseren Tagen der Fabriken-Industrie die arme, auf ihrer Hände Arbeit angewiesene und zugleich für die häuslichen Bedürfnisse ihrer Familie zu sorgen gezwungene Frau führt. Er hat zur Erkenntniß der vorhandenen Zustände die gründlichsten Forschungen angestellt und macht demnächst Vorschläge, wie diesen traurigen Zuständen abzuhelfen sei.

„Ich habe," sagt Herr Jules Simon in der Vorrede, „ein ganzes Jahr und länger darauf verwendet, die Hauptsitze der Industrie zu besuchen, und leider muß ich bekennen, daß die Besorgnisse, die ich vorher gehegt, überall durch die Thatsachen noch übertroffen wurden. Die Erinnerungen an das, was ich gesehen, werden nie in mir verlöschen. Gern möchte ich in der Seele meiner Leser einen Theil der Eindrücke, die ich in mir aufgenommen, sowie in Folge dessen den lebhaften Wunsch hervorrufen, daß diesen furchtbaren Zuständen auf irgend eine Weise abgeholfen werde. Ich darf meinen Lesern die Versicherung geben, daß ich in diesen Mittheilungen Nichts übertreibe. Ich habe nicht Alles gesehen und ich sage auch nicht Alles, was ich gesehen, aber das, was ich erzähle, die Noth und das Elend, das ich schildere, das habe ich Alles mit eigenen Augen wahrgenommen und mit dem eigenen Herzen, das noch jetzt davon blutet, tief empfunden."

Herr Simon, der die Nothstände und das Elend, welche eine Folge der Fabriken-Industrie sind, nach allen Seiten darstellt, sucht nicht etwa, wie dies in Deutschland einige kurzsichtige Theoretiker und Staatsmänner thun, in der Rückkehr zu den Gewerbs-Einrichtungen und Ordnungen der alten Zeit das Heilmittel. Eine solche Rückkehr ist in der That unmöglich. Während sich die ganze Welt rings um uns verändert hat, während das Maschinenwesen, der Dampf und die Eisenbahnen eine förmliche Revolution in den Arbeits- und Verkehrs-Verhältnissen hervorgerufen haben, können wir nicht zu dem alten Innungszwang, zu Abgränzungen und Beschränkungen zurückkehren, die nur ein Uebel mehr sein würden. Gleich den englischen und deutschen Volkswirthen, erkennt Herr Simon vielmehr in den freien, gewerblichen Genossenschaften, in den „Mitarbeiter"- und „Arbeitsstadt"-Vereinen, wie sie sich in Paris und zu Mülhausen im Elsaß gebildet, in den Vorschuß- und Sparkassen, in den Alters-versorgungs-Anstalten der Arbeiter, deren es bereits mehrere in Frankreich giebt, werthvolle, mächtige Verbündete zu seinem menschfreundlichen Zweck. Aber was die Frauen, was die armen Arbeiterinnen betrifft, so reicht ihm das Alles lange nicht aus, um der furchtbaren Demoralisation und dem Elend unter ihnen abzuhelfen. Sehr wohl kann der moralische Einfluß, den die freie Genossenschaft, deren Sitten und Ehren, auf Handwerker und Arbeiter üben, ein sehr wohlthätiger sein und diese z. B. von dem auch in Frankreich in furchtbarster Weise überhand nehmenden Laster des Trunks zurückhalten, das zu viele Familien-Zerrüttungen herbeiführt; aber die Arbeiterinnen ihrem Wirkungskreise als Hausfrauen und Mütter, dem sie durch die Fabriken-Industrie entzogen sind, zurückzugeben — dazu führen die bestehenden, volkswirthschaftlichen Vereine nicht.

Herr Simon erkennt vielmehr einzig und allein in der Hebung des Familienlebens, zu der alle Familienväter des Staates, die Frauen aller Stände mit ihrer anregenden Unterstützung, die Geistlichen und Seelsorger aller religiösen Bekenntnisse, die Ehrenräthe der freien Genossenschaften, wesentlich beitragen können, den Weg zum Heile, und an diese zunächst wendet sich sein Buch. „Wenn man," sagt er, „den Arbeiterinnen, wie dem Arbeiter, einen moralischen Ekel vor den Genüssen in der Kabache eingeflößt und sie zu dem reinen, unversieglichen Quell edler Gesinnungen und starker Entschlüsse zurückgeführt haben wird, dann werden sie auch in den stummen Lehren, die ihnen der häusliche Heerd ertheilt, jene Religion der Pflicht finden, die ihnen zu predigen, wir leider! ebensowenig ein Recht, als die Macht haben. Ja, der Glaube ist der menschlichen Seele ebenso nothwendig, wie das Brod dem menschlichen Körper. Nur dann, wenn der Mensch das Gefühl der Pflicht hat, ist er auch Herr seines Geschickes. Es wächst der Mensch durch das Bewußtsein, daß er seine Pflicht thue, und in allen Leiden findet er Trost in diesem Bewußtsein. Der Noth und dem Elend gegenüber, in welchem ein großer Theil der Menschheit lebt, und in Augenblicken, wo alle weisen Gesetze, alle wissenschaftlichen Bestrebungen sich unwirksam erweisen, ist die Pflicht allein ein der Tiefe des Leidens entsprechendes Heilmittel. Aber wenn wir wollen, daß das Gefühl der Pflicht uns in Herz und Nieren eindringe und gewissermaßen mit uns zusammenwachse, dann müssen wir vor allen Dingen das Familienleben zu heben und zu veredeln suchen. Von der Macht desselben können wir die größten Erfolge erwarten, denn sie ist der mächtigste unter den sittlichen Antrieben des Menschen."

Es wird dies ein genügendes Zeugniß für die hohen, moralischen Zwecke des Verfassers sein, und ich will nunmehr zu den thatsächlichen

* In Nr. 24 des „Magazin" von 1860 haben wir bereits eine Episode dieses Buches unter dem Titel: „Jules Simon über das Fabrikleben und die Familie" mitgetheilt.

Ermittelungen seines Buches übergehen, die allerdings einen traurigen Beleg für die Sittenzustände unserer Zeit und insbesondere der Arbeiterinnen in Frankreich liefern.

„Die Fabriken-Industrie," sagt der Verfasser, „umfaßt alle Zweige der menschlichen Arbeit, welche große zusammengebaute Haufen von Arbeitern verlangen, und welche zum Haupttrieb-Rade eine Dampf- oder hydraulische Maschine haben. Seit fünfzig Jahren hat sie bereits die ganze Gestalt des Staatshaushaltes verändert; es scheint, daß ein wohlthätiger Genius unaufhörlich und verschwenderisch unter die Menge seine Ballen von Seide, Baumwolle oder Schafwolle wirft; aber man denkt nicht an den Einfluß, den diese Industrie, die ohne Unterlaß die Frauen in die Fabriken treibt, auf die Moralität ausübt. In dem Maße, wie diese großen Mittelpunkte sich vervielfältigen, wird die Arbeit zu Hause immer seltener, immer unersprießlicher. Je mehr die Fronen Geschick zeigen, sich in Fabriken verwenden zu lassen, desto größere Mühe haben sie, bei sich zu Hause Beschäftigung zu finden. Dieselbe Ursache, welche sie von der einen Seite bereichert, ruinirt sie auf der andern. Sie können nicht mehr spinnen, weil die Mule-Jenny in Einem Tage die Arbeit von fünfhundert Spinnerinnen bestreitet; bald wird die Nähmaschine zwei Drittel der Nähterinnen um's Brot gebracht haben. Die verheirateten Frauen, welche den besten Theil ihrer Zeit auf die häuslichen Bedürfnisse verwenden — die überdies in einer wohleingerichteten Gesellschaft von dem Verdienste ihrer Männer leben müßten — ziehen noch einen sehr geringen Verdienst aus einer zu Hause geübten industriellen Beschäftigung. Dieser Erwerb, wie gering er auch sein mag, zum Ganzen hinzugefügt, vermehrt in geringem Maße das öffentliche Wohl; aber eine allein stehende Frau verdient nicht genug, um davon leben zu können; alle Welt gesteht es zu und beklagt es, von den Leitern der größten Handlungshäuser an, bis zu den kleinen Fabrikantinnen, welche selbst mit ihren Arbeiterinnen schaffen. Wenn eine Frau weder Vater, noch Bruder, noch Gatten hat, so muß sie sich, abgesehen von einem ausnahmsweisen Talent oder sehr seltenen Umständen, dazu bequemen, in die Fabrik zu gehen. Wenn sie sich auf ihre Nadel verläßt, so wird sie entweder bald Hungers sterben, oder, wie der spitze Ausdruck lautet, welcher Entsetzen erregt — auf die Gasse gehen. So giebt die große Industrie den Frauen gute Löhnung, aber sie entzieht sie ihrer Familie und ihren Pflichten; die kleine Industrie, die ihnen die Freiheit läßt, sichert ihnen nicht den vollen Unterhalt....

„Wie wir gezeigt haben, daß ohne beständige Anwesenheit der Frauen die Familie nicht bestehen könne, so wollen wir jetzt zeigen, daß die Frau nicht außerhalb der Familie leben kann. Unsere Studien werden sich zuerst auf verschiedene Punkte Frankreichs richten, und sich endlich in Paris concentriren, welches der Hauptheerd der Frauenarbeit in der kleinen Industrie ist."

Wir können dem Buche natürlich nur Einzelnes entnehmen.

„Es giebt Beschäftigungen, die man allerwärts findet, weil sie unmittelbar nothwendig sind; andere haben sich in Lokal-Industrien umgewandelt, ohne daß man immer den Grund einsehen kann. So macht man in der Normandie und der Auvergne Spitzen, in der Isère Handschuhe, in Lothringen Stickereien und Strohhüte, im Jura ist die Steinschleiferei zu Hause. Paris regiert aus der Ferne alle diese Gewerbszweige, während es direkt die schönsten Nadelarbeiten in seinen eignen Werkstätten, von mehr als hunderttausend Arbeiterinnen verfertigen läßt. Unter diesen so verschiedenen und zerstreuten Industrien muß eine gewisse Ordnung hergestellt werden; man kann sie in zwei Klassen theilen, in Nadelarbeiten und Nichtnadelarbeiten. Die Nadel ist bisjetzt das weibliche Hauptwerkzeug; mehr als die Hälfte der Frauen, die von ihrer Arbeit leben, sind mit Fingerhut und Nadel bewaffnet; dies ist also das Hauptcorps. — Wir wollen es uns auf das Ende versparen, und zuerst über die leichten Truppen Heerschau halten, indem wir mit den Industrien beginnen, die sich auf Bekleidung und Putz beziehen; denn hierauf kommen die Frauen stets zurück, und sind in Arbeiten anderer Art wie verloren.

„Die Arbeiten, die wir aufzählen werden, werden nicht alle zu Hause verrichtet und die kleine Industrie hat ihre Werkstätten, wie die große; aber diese Werkstätten unterscheiden sich durch wesentliche Kennzeichen von dem ungeheuern, bienenschwarmähnlichen Getreibe, welches im Hüttenbetriebe sichtbar wird. Was den Frauenwerkstätten in mechanischen Spinnereien und Webereien einen ganz besondern Anstrich giebt, das ist vor Allem die große Zahl der Arbeiterinnen. Eine solche Anhäufung erlaubt dem Fabrikherrn nur schwer, sich mit seinen Arbeiterinnen in Verbindung zu setzen; der Dienst muß regelmäßig, die Zucht muß eisern sein, Mag der Gesundheitszustand oder die sittliche Anlage sein, wie sie will, man muß demselben Reglement gehorchen, und dieselbe Arbeit in denselben Stunden machen. Selbst wenn der Fabrikherr wollte, er könnte sich nicht nachgiebig zeigen; denn er hat seinen Ofen, der Steinkohlen frißt, seine Maschinen, welche die Zinsen eines großen Kapitals darstellen. Alles Feiern, allgemein oder theilweise, ist für ihn nicht blos eine Beeinträchtigung des Gewinnes, es ist ein wirklicher Verlust; er ist also durch eine gebieterische Nothwendigkeit gezwungen, die ganze Zeit und alle Kräfte seiner Arbeiterinnen auszunutzen. Die Werkstätten, in welche der Dampf noch nicht gedrungen ist, sind relativ viel milder. — Die Mehrzahl derselben wird durch eine Vereinigung von sechs bis acht Frauen gebildet, welche miteinander plaudern, während ihre behenden Finger rastlos die Nadel bewegen. Sie haben nie, oder höchst selten Aufseher und Männer, die mit ihnen in derselben Werkstatt beschäftigt sind, aber in einem Raume daneben für dieselbe Fabrik arbeiten; sie fühlen sich nicht gewaltsam aus dem Kreise ihrer Verhältnisse, ihrer Gewohnheiten und natürlichen Beschäftigungen gerissen. Mit Einem Worte, die kleinen Werkstätten bilden gewissermaßen die Vermittelung zwischen dem Fabrikwesen und dem Familienleben...."

Der Verfasser kommt nun auf die einzelnen Gewerbzweige zu sprechen, zuerst auf die Weberei, die in einigen Theilen Frankreichs noch auf die alte Weise betrieben wird, wie wir sie in Deutschland kennen. Es sind höchstens zwei Webestühle in dem engen Zimmer oder Keller beschäftigen einen oder zwei Arbeiter; solche Handwebereien, die von Tage zu Tage seltener werden, finden sich im Elsaß, in der Normandie, im Nord-Departement. Man zählt ihrer nur 4000 gegen 20,000 Maschinenstühle im Departement Oberrhein. In Saint-Quentin ist das Verhältniß umgekehrt; der gewerbfleißige Umkreis des Ortes, welcher sich bis Cambrai und Peronne, und auf der andern Seite selbst bis Bervins hin erstreckt, beschäftigt nicht weniger als 70,000 Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder und 40,000 Handstühle; davon 20,000 für Artikel von St.-Quentin, und 20,000 für gemischte Stoffe und Seide, Wolle und Baumwolle.....

Im Verfolge kommt Jules Simon darauf zurück, daß die Handweberei eine Quelle des Wohlstandes für die Bevölkerung sei, welche durch den Dampf und die Maschine zerstört würden; die große Industrie erhebe ihre Prachtbauten inmitten des gedrückten Volkes, wie einst das Schloß des Feudal-Barons über die niedern Hütten der Bauern emporragte. Die Handweberei habe den doppelten Vortheil, daß sie außerhalb der Städte und am Wohnorte des Arbeitenden selbst getrieben werden könne: „Im Allgemeinen sind die Landleute in der Nachbarschaft großer Fabrikorte nicht übel d'ran. Wenn die Arbeit stockt, kehren sie zur Feldarbeit zurück; wenn diese eine Ruhezeit läßt, verwerthen sie dieselbe am Webstuhl. Die ganze Familie findet zu thun; der Vater ist Weber, die Kinder spulen, die Mutter schlichtet, wenn sie nicht manchmal selber webt u. s. w."

Der hohe Lohn lockt die Leute in die Fabriken, aber, meint der Verfasser, zum großen Nachtheil der Familie, indem sie ihre Wirthschaft, ihre Kinder verlassen müssen. „Umsonst bemüht man sich, die Fabriken schön anzumalen und leidlich zu machen; sie werden für Frauen nur stets ein Ort der Verbannung sein.

„Im Westen, wo man Flachs und Hanf baut, bereitet man Beides zu und verspinnt und verwebt es blos mit der Hand. Die Leinwand der Bretagne ist lange Zeit auf dem Markte beliebt gewesen; noch heute erkennt man ihr größere Haltbarkeit als der flandrischen zu. Aber die Bretagne ist dorftöpfig; sie spinnt ihren Flachs um Rade und an dem Rocken, webt ihn mit der Hand und bleicht ihn auf dem Thau der Wiesen. Die Baumwolle und die Fabriken machen ihr eine bedrohliche Konkurrenz; aber sie will lieber zu Grunde gehen, als sich ändern. Ein schöner Rocken mit mehreren feinen Spindeln und niedlichen Wetteln ist noch heute das Geschenk, das ein bretonischer Bauer seiner Braut macht. Bald wird es für die Wirthschaften nur noch ein Emblem, eine Erinnerung sein. Das Gewerbe einer Spinnerin giebt, wenn keine andere Hülfsquelle dazu kommt, selbst nicht mehr das Stückchen trocken Brot, und die Bettlerinnen haben stets den Rocken bei sich in den bretonischen Pfarrein."

Der Verfasser kommt nun auf das Stricken und die Strickwaaren zu sprechen, z. B. gestrickte Mützen. Paris verschlingt allgemach diese Industrien in den Provinzen und bringt die Maschinenstrickerei in die Höhe. Um sich zu retten, setzen die Provinzen die Preise herab; hiergegen kann wieder nicht die pariser Maschinenstrickerei aufkommen; denn „die Strick-Arbeit, die für Frauen auf dem Lande so angemessen ist, ernährt eine Pariser Arbeiterin nicht." — Folge: gegenseitiges Zugrunderichten.

„Ebenso ist es noch mit einer ganz vorzüglich weiblichen Industrie, dem Spitzenklöppeln, dessen Erzeugnisse ganz unter dem Preise sind, und die Arbeiterin nur kärglich belohnen. Zu Paris, wo das Leben so theuer

ist, hat man nur ausnahmsweise Spitzen gemacht; denn die Gold- und Silberspitzen von Pariser Fabriken müssen eher unter die Posamentirarbeit gerechnet werden. Aus demselben Grunde hat Valenciennes fast ganz aufgehört, die nach ihm benannten Spitzen zu fabriziren. Es ist eine schwere Arbeit, die eine lange Lehrzeit erfordert und die Arbeiterin gänzlich in Anspruch nimmt, und wird dabei so schlecht bezahlt, daß die betriebsame Bevölkerung im Norden Frankreichs überall sich vortheilhafter zu beschäftigen weiß. Da manchmal mehrere Monate, manchmal ein Jahr nöthig sind, um ein Pack von drei Meter zu Stande zu bringen, und die Spitzenmacherinnen nicht so lange auf ihren Lohn warten können, so ist es gebräuchlich, sie zu bezahlen, sobald sie auf ihrem Stuhle einen Streifen (ungefähr 25 Centimeter) fertig haben. Hiedurch ergiebt sich eine Last und eine Gefahr für den Brodherrn, der den Faden geliefert und überdies den Lohn im Voraus bezahlt hat. Auch giebt es in diesem Augenblicke zu Valenciennes nur noch drei Arbeiterinnen. Die eine, welche die echten Valenciennes Spitzen macht, verdient einen Tagelohn von 1 Frc. 30 Ct.; die zwei anderen, welche die belgische Nachahmung derselben machen, etwas mehr — 1 Frc. 50 Ct. täglich bei zwölfstündiger Arbeit. Arras fabrizirt eine ziemlich große Masse gewöhnlicher Spitzen. Die Arbeiterinnen daselbst, ausschließlich mit ihrem Gewerbe beschäftigt, sind im Allgemeinen arm und unwissend."

Eine genaue und umständliche Schilderung der Fabrication der Spitzen zu Alençon und der dabei stattfindenden Theilung der Arbeit müssen wir übergehen. Colbert hat diesen Industriezweig in's Leben gerufen, um den Venetianern Konkurrenz zu machen. Die Maschine kann ihm keinen Eintrag thun, da es bisher nicht gelungen, durch dieselbe etwas Besseres, als Tüll hervorzubringen; doch leidet er stark von der belgischen Konkurrenz.

Ein anderer Zweig, der besprochen wird, sind die Arbeiten in Federn, Strauß-, Marabut-, Reiher- und Paradiesvögel-Federn, Blumen aus Papier, Taffet oder Perkal. Dies ist hauptsächlich ein Pariser Industriezweig, nachdem zuerst Italien, später Lyon, darin den Vorrang gehabt hatte. Beinahe 6000 Arbeiterinnen leben zu Paris von demselben.

„Die geschicktesten davon sind wahre Künstlerinnen, welche die natürlichen Blumen mit Liebe studiren und sie treuer wiedergeben, als die besten Maler. Die Löhne steigen bis drei Francs und fallen nicht unter zwei Francs für eine Arbeit von elf Stunden. Eine Blumenmacherin kann unter solchen Bedingungen leben, wenn es ihr nicht einfällt, selbst die Kränze zu tragen, die sie geflochten und sie auf dem Balle zu zeigen."

Das Schneiden der Edelsteine hat nicht zu Paris, sondern in dem Oertchen Septmoncel im Jura seinen Sitz. Während die Männer dort die echten Steine bearbeiten, fabriziren die Frauen mit großem Geschick falsche. „Sie bohren Rubinen für die Uhrenstifte; ja sie fangen an, Mosaiken aus Steinen zu machen, die von Florenz kommen. Die Arbeit geschieht zu Hause, und die ganze Familie ist damit beschäftigt, während nebenbei Ackerbau, Holzfällerei u. dergl. betrieben wird. Höhere Löhne von 1 Frc. 50 Ct. sind ganz ausnahmsweise, der durchschnittliche Lohn beläuft sich auf 75 Centimen."

Einer der Hauptorte der Strohhut-Fabrication ist Nancy. Der Lohn für einen Strohhut, der ziemlich einen Tag Arbeit kostet, ist 50 Ct. Auch Panamahüte werden in Frankreich fabrizirt, indem man das Material aus Panama kommen läßt. Die Industrie treibt einen unverschämten Unfug damit. „Bei einem Hutmacher in Paris sah man lange Zeit einen Panamahut ausgestellt, mit dem Preise von 2000 Franken bemerkt, der von dem Fabrikanten zu Nancy mit 60 Francs verkauft worden war. Der Hut hatte der Arbeiterin, die ihn geflochten, vielleicht drei Francs eingebracht."

Posamentirarbeit, Besetzen mit Borten, Falbeln, Verschnürungen ꝛc. bringen den Hauptarbeiterinnen etwa drei Francs täglich ein; doch hat dieser Erwerbszweig eine saure Gurkenzeit von etwa vier Monaten. Zu Paris verdienen gewöhnliche Arbeiterinnen nicht mehr, als 1 Frc. 75 Ct.; solche, die für die Ausfuhr arbeiten, nur 1 Frc. 25 Ct. oder gar nur 1 Franc. Der Erwerbszweig der niederen Posamenterie ist zu Paris so gesunken, daß man ihn gern der Auvergne überläßt.

Der Verf. kommt nun auf die Gehülfinnen in Handwerker-Läden und ihren Verdienst zu sprechen. Er ist natürlich nicht bedeutend. Papp- und Papier-Arbeiten, ebenso die Buchdruckerei (Falzen, Broschürenheften ꝛc.) beschäftigen eine große Anzahl von Frauenspersonen, deren Lohn etwa zwischen 1 Franc bis 2 Francs 50 Centimen steigt und fällt.

Ebenso giebt es Krystallschleiferinnen in großen Werkstätten. Ihr Geschäft ist ungesund, weil sie den ganzen Tag über dem Rade gebückt sein und dabei die Hände fortwährend im Wasser haben müssen. In den Geschäften der Anstreicher, Vergolder, Lackirer, Wachsleinwand-Fabrikanten, Juweliere, Goldschläger ꝛc. sind gleichfalls nicht wenige Frauenspersonen in den untergeordneteren Arbeiten thätig. Die Arbeiterinnen, welche Geschick zeigen, stehen sich, da es hier auf Gewandtheit und Schnelligkeit ankommt, ziemlich gut, bis zu vier Francs und darüber.

Der Verfasser bedauert, daß seine Landsmänninnen noch nicht bei der Uhrmacherei Verwendung finden, wie das in der Schweiz und einigen Gegenden Deutschlands stattfinde.

In Lyon ist man vor einigen Jahren auf den Gedanken gefallen, Mädchen zu Dessin-Zeichnerinnen für Stoffe auszubilden, wobei man von der Ansicht ausging, daß, da die Frauen den besten Geschmack für ihren Putz hätten, sie denselben auch in der Erfindung schöner Muster bethätigen würden. — „Dieser Gedanke war in ökonomischer Hinsicht vollkommen richtig, aber falsch vom psychologischen Standpunkte. Die Frauen haben wenig Phantasie oder wenigstens besitzen sie nicht jene Art von Phantasie, welche die wahrgenommenen Gegenstände lebhaft in's Gedächtniß bringt und vergegenwärtigt. Sie sind nicht schöpferisch, aber ahmen bewunderungswürdig gut nach; sie sind Kopisten ersten Ranges. Keine wird jemals eine wirkliche Komödie zu Stande bringen, aber es wird sie kein Komödiant erreichen." Er räth hierauf, sie lieber als Holzschneiderinnen, welche das Muster auf's Holz übertragen, zu verwenden; hierzu eigneten sie sich trefflich, und die Wenigen, die sich damit befaßten, verdienten einen guten Lohn, bis zu fünf Francs täglich.

Auf eine Menge anderer Gewerbe, bis zum Nähen, Sticken, Waschen, Bleichen heraus, können wir nicht näher eingehen; wir beschränken uns darauf, einige statistische Angaben hervorzuheben, die Manchem von Interesse sein werden. Im Jahre 1851 zählte man in Paris 204,925 Arbeiter und 112,891 Arbeiterinnen aller möglichen Gewerbe. Mehr als die Hälfte aller Arbeiterinnen, an 60,000, beschäftigten sich mit den verschiedenen Arten der Nätherei; indessen werden deren noch weit mehr sein, da man hier nur die eigentlich professionellen Näherinnen verzeichnet hat. Die Untersuchungs-Kommissarien suchten die durchschnittliche Höhe der Löhne für jede Industrie und verfuhren dabei auf folgende Art: Man zählte alle in einem Jahre von den Brodherren gezahlten Löhne zusammen, und theilte dann dieselbe durch die Zahl der Arbeitstage. Die auf diese Weise erhaltene Ziffer stellt den täglichen Lohn des größten Theiles der Arbeiterinnen dar. Der Durchschnitts-Verdienst der Pariser Arbeiterinnen betrug demnach 1 Franc 63 Ct. Für Nadelarbeiterinnen, die zu Hause arbeiteten, betrug er 1 Frc. 42 Ct., für die Magazin-Arbeiterinnen 2 Francs.

Ein bemerkenswerther Umstand hat sich dabei herausgestellt, nämlich der, daß der Lohn der Magazin-Arbeiterinnen gestiegen, der der zu Hause Nähenden gesunken ist und fortwährend noch sinkt. Dieser Unterschied erklärt sich aus Folgendem: die Ersteren arbeiten meist nach dem Maße, die Letzteren nach dem fertigen Stück; die Ersteren haben meist mehr Talent, als die Letzteren, und sind deshalb gesuchter. „Eine gute Pariser Arbeiterin ist bis zu einem gewissen Punkte eine Künstlerin; es versteht sich also von selbst, daß sie gesucht und gut bezahlt wird. Sie weist Arbeit zurück, während sie Andere suchen. Das Talent wird bezahlt, Zeit und Anstrengung nicht mehr.

„Die Frauenspersonen, welche für die Schneider arbeiten, werden nach dem Stücke bezahlt, und machen fast nur Westen und Beinkleider. Eine gute Arbeiterin kann Tagelohne von 4—5 Francs verdienen, während die Arbeiterinnen im Großen, die von den Magazinhaltern beschäftigt werden, nur auf etwa 1 Franc täglichen Verdienst rechnen können. Ebenso ist es mit der Damenschneiderei. Die großen Handlungen vertrauen ihre Stoffe Unternehmerinnen an, welche die Arbeit der Näherinnen überwachen, und Alles, was Geschmack und Urtheil erheischt, selbst ausführen. Die Arbeiterinnen nähen nur, und verdienen 2 Frc. und 2 Frc. 50 Ct. für ein Tagewerk, wobei sie eine Stunde Erholung haben. Die Anfertigung im Großen geschieht unter ganz verschiedenen Verhältnissen. Ein Haus z. B. giebt einer Unternehmerin den Auftrag, drei Dutzend Paletots zu schaffen. Diese Paletots werden das Stück mit 2 Francs bezahlt, wovon die Unternehmerin vorweg 50 Centimen einstreicht; die Näherin legt dabei 15 Centimen für Zwirn aus, bleiben ihr also 1 Frc. 35 Ct. reiner Verdienst. Eine gute Arbeiterin kann, wenn sie von 7 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends arbeitet und sich nur wenige Zeit zum Essen nimmt, drei Paletots in zwei Tagen fertig bekommen, und auf diese Art 2 Francs täglich verdienen."

Da Paris in der Mode den Ton angiebt, so begreift man, daß dort die Nätherei in einer Ausdehnung betrieben werden muß, wie nirgend anders; auch thut sich selbst unser ernster Philosoph etwas darauf zu Gute, daß man einzig zu Paris du goût habe, daß die Damen von New-York ihre Kleider, Diamanten, künstlichen Blumen ꝛc. aus Paris bezögen,

daß selbst der Sultan hier für den Harem europäische Putzwaaren arbeiten lasse, um seine Türkinnen, Armenierinnen, Tscherkessinnen, Griechinnen ꝛc. à la française herauszustaffiren. Was Damenkleider, Männerröcke und Korsets betrifft, so ist Paris unleugbar der Mittelpunkt von Europa; was Handschuhmacherei und Stickerei betrifft, so ist es nur mehr der Stapelplatz, indem es diese Waaren, freilich nach seiner Angabe, meist auswärts arbeiten läßt.

Wir erhalten darauf eine lange und interessante Auseinandersetzung über die Fabrication der Handschuhe im Aveyron, der Haute-Marne und Isère, aber freilich mit dem traurigen Schluß, daß die emsigen und geschickten Arbeiterinnen dabei blutwenig verdienen.

Ein zweites Kapitel stellt von vornherein das traurige Prognostikon, daß die Nätherarbeit sich noch weit mehr verschlechtern werde; denn die armen Arbeiterinnen hätten drei gefährliche Konkurrenzen zu bestehen: die der Gefängnisse, der Klöster und der von Seite jener Frauen, welche, bei übrigens gesicherter Lage, die Näthere betreiben, um sich einen Nebenverdienst zu verschaffen. Hierzu kommt noch die Nähmaschine und die Magazinschneiderei.

Was die Gefängnisse betrifft, so können wir kurz sein, da wir auch in unserem Lande die Klagen gewohnt sind, daß die Zuchthäusler besser gestellt seien, als die ehrlichen Leute, die vom Erwerb ihrer Hände leben müssen. Es ist dies leider eine unbestreitbare Wahrheit und gewiß auch ein Umstand, der manchen ehrlichen Mann schon zum Verbrecher gemacht hat. Denn wenn auch das Zuchthausleben mit seinem strengen Reglement, seiner Schweigsamkeit, seiner Bevormundung sehr unangenehme Seiten hat, so leidet doch der Züchtling weder Blöße, noch Kälte, noch Hunger, und ist ein sorgenfreier, gemachter Mann gegenüber dem armen Arbeiter, der Tag aus, Tag ein mit Hunger und Entbehrung kämpft und aus Sorge, Kummer und Angst gar nicht herauskommt.

Auch die Nonnenklöster in Paris befassen sich mit Hemden-Nätherei u. dergl. im Großen, und zwar im ausgedehntesten Maßstabe. Wie Herr Jules Simon behauptet, sind unter 100 Dutzend Hemden, die zu Paris in den Handel kommen, 85 Dutzend im Kloster genäht. Da die Nonnen sich Wohnung, Kleidung, Heizung und Nahrung nicht selbst zu schaffen brauchen, so brauchen sie sich bei ihrer Arbeit nicht zu übereilen, und können sie dabei sehr billig herstellen. Die Klosterarbeit ist besser, als die der Arbeiterinnen draußen — sehr natürlich — und wohlfeil — das ist sehr gut, aber sie raubt den armen Nätherinnen das Brod.

Zu Zeiten kommen Ballfeste und außerordentliche Gelegenheiten, wo die Arbeit pressirt; in solchen Fällen verdienen natürlich die Nätherinnen mehr, als gewöhnlich, freilich auf Kosten ihrer Gesundheit. — Im Gegentheil davon giebt es aber auch Zeiten langer Arbeitslosigkeit.

Herr Jules Simon kommt nun auf die Nähmaschinen zu sprechen, bei welcher Gelegenheit wir Folgendes hören.

„Sie sind französischen Ursprungs, wenigstens faßte ein Franzose, Namens Thimonnier, zuerst den Gedanken, einen Apparat zu konstruiren, um Kettenstich zu nähen. 1834 fügte Walter Hunt zu Thimonnier's beweglicher Nadel ein vom selben Mechanismus getriebenes Weberschiffchen, welches, einen Faden durch jedes von der Nadel gemachte Loch ziehend, die Nath unauftrennbar machte. Endlich konstruirte der Amerikaner Singer, beide Ideen verbindend, die ersten wirklich praktischen Nähmaschinen, die in Amerika reißend schnell abgesetzt wurden. 1855 erweckten sie bei der allgemeinen Ausstellung in Paris lebhafte Neugierde."

Die Nähmaschinen sind eine schöne und genievolle Erfindung, aber da eine derselben die Arbeit von sechs Nätherinnen verrichtet (so wird nämlich behauptet), so ergiebt sich mit Nothwendigkeit, daß eine allgemeinere Einführung derselben eine ungeheuere Anzahl vorher schon armer Frauenspersonen brodlos machen muß. Inzwischen ist es eine, seit fünfzig Jahren gemachte, beruhigende Erfahrung, daß, wiewohl es das erste, unmittelbare Resultat der Erfindung einer neuen Maschine sein kann, eine Anzahl Arbeiter überflüssig zu machen, doch mit der Zeit stets wieder das Gegentheil eintritt, daß nämlich mehr Arbeiter, als früher, beschäftigt werden, und der Arbeitslohn sogar steigt.

Momentan allerdings ist das Resultat, zu welchem die Untersuchungen des Hrn. Simon hinführen, ein für den Menschenfreund betrübendes, nämlich die steigende Entwerthung der ehrlichen Arbeit der Nähterinnen. Es ist statistisch nachgewiesen, daß es der Mehrzahl der Nähterinnen nur mit ungeheurer Anstrengung möglich ist, das nackte Leben von einem Tage zum andern, von Woche zu Woche zu fristen, und daß man in vielen Fällen bei unausgesetzter, fleißigster Arbeit verhungern kann. Wie ein armes Mädchen mit 10 Sgr. Lohn ungefähr in Paris leben, Wohnung, Nahrung, Kleidung, Heizung, Licht bestreiten soll (denn das ist etwa der Durchschnittslohn), ist allerdings zu verwundern. Die Arbeiterwohnungen werden immer seltener: eine Mansarde im fünften, sechsten Stock kostet auf dem linken Seine-Ufer 100 bis 120 Fr., auf dem rechten 150 und mehr. 100 Fr. muß man wenigstens auf die Wohnung rechnen, 115 für Kleidung, 36 für Wäsche, 36 für Heizung und Licht; macht 287 Fr. Bleiben 213 Fr. (die Jahres-Einkommen hoch zu 500 Fr. veranschlagt) für Nahrung, d. h. 59 Centimen, oder etwas weniger als 12 Sous, was gerade hinreicht, um den Hungertod abzuwenden. Dies sind glückliche Umstände, aber wenn Arbeitslosigkeit und Krankheit dazu kommen, was dann?

Herr Simon schildert uns das elende Leben solcher Arbeiterinnen, ihre Wohnungen in verfallenen schmutzigen Dachstuben, in übelriechenden Höfen ꝛc. „Kann man sich dabei wundern, daß diese armen Geschöpfe aus Noth und Verzweiflung endlich zu einem Geschäfte getrieben werden, das, wie unsittlich es sei, doch wenigstens Brod bringt? Kann man sich wundern, wenn die Prostitution immer größere Verhältnisse annimmt, zumal sie, Dank der Milderung der Sitten und der schönen Literatur, wenig oder gar keinen Makel mehr auf den Ruf der Betheiligten zu werfen scheint und viele reiche, vornehme und gebildete Damen dieses Geschäft aus Phantasie betreiben? Was hier die Ueppigkeit der Zeit bewirkt, thut dort die Noth; welches von beiden verzeihlicher sei, darüber wird man nicht streiten; aber es ist schlimm, daß die ganze Gesellschaft eine Mitschuld an solchen Verhältnissen trifft, daß die Weisheit der Staatsregierer und Staatsökonomen kein Mittel findet, die ehrliche Arbeit, den Fleiß und die Tugend zu schützen — denn trotz jenes Elends, jenes Jammers giebt es noch Frauen und Mädchen, die lieber in der kläglichsten Weise ihr ärmliches Dasein fristen und lieber verhungern, als sich dem Laster in die Arme werfen.

„Ja, es giebt noch einige Ausnahmen von dem Gemälde, das wir hier entworfen, aber so seltene, daß man sie kaum rechnen kann. Wir erwähnen sie hier zum Schlusse nur, um der Tugend zu huldigen, die vergessen ist und doch aller Achtung und Bewunderung würdig erscheint. Man kann leicht rechtschaffen und ehrlich sein, wenn's weiter nichts kostet; man kann muthig das Unglück tragen, wenn man das Geschick nicht mehr ändern kann; aber arm bleiben, wenn man blos zu wollen braucht, es nicht mehr zu sein, zu gleicher Zeit Elend und Vergnügungssucht zu bekämpfen, ist das nicht der schönste der Triumphe? Während so viele Leute ihr Gewissen Gewissen sein lassen, findet man in Pariser Werkstätten einige arme Mädchen, die, folgsam den Ermahnungen ihrer Mutter und im Andenken an die entfernte Familie den ganzen Tag arbeiten und leiden, ohne mit Neid und Betrübniß auf die leichtfertigen Vergnügungen, die Ueppigkeit, den Luxus zu sehen, von denen sie nur durch ihre Pflicht getrennt sind. Man muß sie gesehen haben in ihrer Vereinsamung, ihrer Dürftigkeit und ihrer heiligen Unschuld, um einzusehen, was wahre Größe ist. Diejenigen, die euch besucht haben, werden nie die Lectionen vergessen, die ihr ihnen gegeben, ihr Hütten von Septmoncel, wo das Brod in der Schublade mangelt, während Rubinen und Smaragde auf dem Tische liegen; Werkstätten von Lyon, wo der brochirte Atlas auf dem Stuhle seine blendende Pracht entfaltet, während die Familie mit Ergebung Hunger leidet; traurige, kalte, feuchte Mansarden von Paris, wo hübsche, aber kränkliche Mädchen die Nadel führen von früh Morgens bis spät Abends, und eher sterben, als eine Sünde begehen!"

Solches sind die herzergreifenden Schilderungen, die uns Jules Simon in sechs Kapiteln seines Werkes liefert, das einen überaus traurigen Eindruck in uns zurücklassen würde, wenn der Verfasser nicht, wie wir im Eingange dieses Artikels erwähnten, daran die Aufforderung an das Menschheitsgefühl knüpfte, werkthätig einzuschreiten, und in diesem Einschreiten uns eine bessere Aussicht in die Zukunft eröffnete. Möchte doch Jeder in seinem Kreise durch Wort und That sein Scherflein dazu beitragen, damit an allen Orten, wo das weibliche Geschlecht in so traurigen physischen und moralischen Zuständen sich befindet, die Stimme Gottes vernommen und mit der Familienliebe das Pflichtgefühl neu belebt werde!

J. C.

England.

David Urquhart.

Die Athenienser verboten bei Todesstrafe, von der Eroberung von Salamis zu sprechen. Solon stellte sich toll und entging dadurch dem Gesetze. In begeisterter Rede gelang es ihm, den Athenienern die Schmach vorzustellen, welche sie durch den Verlust jener Insel auf sich geladen hatten. Sie stellten den angeblich Tollen an die Spitze ihres Heeres und eroberten Salamis wieder.

Digitized by Google

Demosthenes hatte das Privilegium, seinen Landsleuten die Wahrheit zu sagen, ohne es nöthig zu haben, sie über seinen Verstand vorher in Zweifel zu setzen. Die geistreichen Athenienser jener Tage hörten dem beredten Demagogen mit Vergnügen zu. Sie applaudirten, sie bewunderten ihn bei jeder neuen Kriegsrede wie zuvor, sie stimmten ihm sogar bei. Aber die Energie, die zum Handeln nöthig ist, war ihnen abhanden gekommen. Sie griffen zum Schwerte, als es zu spät war, und der Donner des Demosthenes hatte für Philipp Nichts im Gefolge, als kalte Schläge.

Die heutigen Briten haben manches Salamis gut zu machen, manche Scharte auszuwetzen. Sie sind nun mehr als Einem Philipp bedroht. Aber sie gleichen den Athenienſern des Demosthenes nur darin, daß sie nicht handeln, nicht aber darin, daß sie ihren Warnern Beifall schenken. Im Gegentheil, sie fühlen sich unangenehm berührt, wenn man sie zur politischen Wachsamkeit aufruft und von ihnen verlangt, daß sich politisches Mißtrauen gegen das Ausland in noch etwas Anderem, als in bunten Paraden der „Freiwilligen" manifestiren soll. Während Solon sich toll stellen mußte, um seine Landsleute zu warnen, erklären die Engländer, der Bequemlichkeit wegen, von vornherein ihre Warner für verrückt.

Die Gefahr der Könige, von Schmeichlern umgarnt zu werden, ist in der Literatur aller Völker von allen Moralisten auf's Eindringlichste geschildert worden. Dennoch sind die Schmeichler der Könige nicht halb so gefährlich, wie die Sycophanten der Völker. Die Könige finden vielleicht an dem energischen Sinne ihres Volkes einen heilsamen Widerstand. Aber die Völker, welche durch Demagogen verführt sind, werden in ihren Fürsten nur Gegner sehen, und sich von diesen am Wenigsten auf eine richtige Bahn leiten lassen. Zumal das jetzige englische Königthum dürfte kaum im Stande sein, dem Zuge der Volksströmung zu widerstehen, wenn diese von einem geschickten Demagogen, wie Palmerston, geleitet wird.

Seit dreißig Jahren ist es dem genannten irischen Pair gelungen, alle seine Widersacher sich gegenseitig schwächen zu lassen. Die ihn lange geschmäht, dienen ihm, und gestützt auf die von ihm geleitete, öffentliche Meinung, ist es ihm gelungen, eine Macht zu erlangen, zu der er keineswegs so eiestge Mittel der Bestechung, wie einst Walpole, zu verwenden brauchte.

Den größten Theil seines öffentlichen Lebens hat Urquhart im Kampfe mit diesem Manne zugebracht. Der Beifall, den sein erstes Auftreten, scheinbar im Dienste des edlen Viscount, ihm einbrachte, verschwand sehr bald, als er den Kampf mit dem Götzen der Popularität begann. Es zeigt von dem Genie Palmerston's, daß er unter den wuchtigsten Schlägen seiner Gegner die Nation zu täuschen verstand. Es spricht für die seltene, sittliche Energie Urquhart's, daß Mißgeschick, Hohn und Unpopularität ihn nicht einen Fingerbreit von seinem Wege abbringen konnten.

Palmerston ist ebenso dehnbar in seinen Grundsätzen, wie sein Gegner fest ist, ebenso frivol, wie jener ernst ist. Während Palmerston die Gemüther der Leute dadurch erobert, daß er ihren Neigungen und Vorurtheilen schmeichelt, sucht Urquhart nach Art der alten Propheten auf die Massen zu wirken. Er gießt die ganze Schale seines Zornes auf seine Zuhörer und Anhänger aus. Er will seine Hörer erschüttern, und durch die geistige Zerknirschung eine moralische Umkehr bewirken, um auf Grund dieser moralischen Umkehr des Einzelnen die Umkehr des politischen Gemeinwesens zu bewirken.

Es ist ein Zug von Savonarola und Calvin in dem ehemaligen schottischen Diplomaten. So fern ist er, den frivolen Beifall einer leicht erregten Menge herauszufordern, daß er einst in Glasgow einer Versammlung, die eine Aeußerung von ihm mit stürmischem Applaus aufnahm, zurief: „Gentlemen! Welche Niederträchtigkeit muß ich da gesagt haben?"

Seine Jugend verlebte Urquhart meistens auf dem Kontinente. Früh mochte er sich mit den romanischen und theilweise mit der deutschen Sprache bekannt, indem er Italien, Spanien, Frankreich und Deutschland bereiste. Früh wurde in ihm eine lebhafte Neigung für den Orient geweckt, und das eifrige Studium orientalischer Institutionen und Völker lenkte die Aufmerksamkeit von Jeremias Bentham auf ihn. Der greise Philosoph erklärte den jungen Mann, der sich so sehr abweichend vom Nützlichkeits-Apostel entwickeln sollte, zu großen Dingen berufen. In seinem achtzehnten Jahre bezog er die Universität Oxford, wo er sich mit dem eifernsten Fleiße, namentlich national-ökonomischen und mineralogischen Studien hingab. Dennoch war er kein Bücherwurm. Wie er später in England eine Zeit lang Meister der Fashion war, so stand er auch hier an der Spitze jedes lustigen, burschikosen Unternehmens. Die satyrischen Zeichnungen, die wir aus jener Periode von ihm besitzen, verriethen, wie sehr jener Geist der Karricatur, der in Hogarth seinen Gipfelpunkt erreicht, Gemeingut der britischen Race ist.

Die Studien Urquhart's wurden durch den Ausbruch eines Kopf-Uebels unterbrochen, das ihn seitdem stets verfolgt hat. Er ging nach dem Süden Frankreichs, um sich zu erholen. Dort lernte er den britischen Seehelden Lord Cochrane (später Lord Dundonald) kennen, der ihn veranlaßte, sich der Expedition, welche Cochrane für Griechenland ausrüstete, anzuschließen. Der Verkehr mit Lord Dundonald ist, Seitens Urquhart's, auch später nie ganz unterbrochen worden. Noch kurz vor seinem Tode sprach der greise Seeheld, Urquhart gegenüber, seine Besorgniß aus über die Folgen, welche die Aufgabe des Untersuchungsrechtes zur See für Englands Marine mit sich führen müßte.

In Griechenland gelang es dem jungen Manne sehr bald, seine Ueberlegenheit über die Gemüther der Menschen zu dokumentiren. Einst unterhielt sich Urquhart mit Sir John M'Neill, dem früheren Geschäftsträger Englands in Teheran, der, wie Urquhart, der Bekämpfung Rußlands seine Lebensthätigkeit widmete, über den Einfluß, den Beide auf die Gemüther der Orientalen ausgeübt, und über die Art und Weise, wie dieser Einfluß von ihnen erlangt worden. Sir John M'Neill berichtete, daß er durch genaue Pferdekenntniß den Orientalen imponirt, und Urquhart führte seinerseits die Beobachtung der strengsten Reinlichkeit an, auf Grund deren er die Griechen zuerst lenkbar gemacht.

Die Mannschaft des Schiffes, auf dem Urquhart sich befand, „der Heiland," bestand halb aus Griechen und halb aus Engländern. Der Capitain war ein Engländer und glaubte eine solche Besatzung ganz nach den Regeln der Routine der englischen Marine beherrschen zu können. Das mußte natürlich zur Unzufriedenheit, endlich zur offenen Meuterei führen. Der junge Urquhart wurde dieser Meuterei Herr, und obgleich er nur Midshipman war, war er dennoch faktisch Kommandant des Schiffes. Er behandelte die Griechen in nationaler Weise, nöthigte sie aber, sich der größten Reinlichkeit zu befleißigen. Bald war der „Heiland" eines der brauchbarsten und besten Schiffe der griechischen Flotte und beunruhigte die Türken den ganzen Sommer. Mit dem ersten Dampfer, der in jenen Gewässern erschien, machte er einen erfolgreichen Angriff auf Salonichi, und trug durch diese Harcellirungen mit dazu bei, Ibrahim Pascha zum unglücklichen Wagestück von Navarino zu veranlassen.

Urquhart lernte damals auch den geistvollen griechischen Staatsmann Colletis kennen, und unterhielt mit diesem aufrichtigen und wahren Patrioten eine innige Freundschaft bis an dessen Ende. Capodistrias' Anerbietungen, ihn im Militair- oder Civildienst anzustellen, lehnte er ab, und besuchte 1829, nach dem Adrianopler Frieden, zum ersten Mal Konstantinopel. Er hatte die Türken auf dem Schlachtfelde achten gelernt, und sein Bestreben war seitdem darauf gerichtet, der Feindseligkeit der Osmanen und Griechen, welche nur Rußland zu Gute kommen konnte, ein Ziel zu setzen. Damals glaubte er dieses Ziel in heftiger Opposition gegen Capodistrias zu erreichen. Seine Meinung über diesen Politiker ist seitdem jedoch eine andere geworden. Er sieht in dem unglücklichen Ausgange desselben Nichts, als die Explosion einer von Rußland geschickt gelegten Mine.

Im Jahre 1831 kehrte Urquhart nach England zurück. Dort war dem verhaßten Georg IV. Wilhelm IV., ein offener, vorurtheilsloser Seemann, gefolgt, ein Mann, der bei Weitem mehr, wie sein Vorgänger, von den Pflichten eines britischen Königs, von der nützlichen Ausübung seiner Prärogative erfüllt war. Es gelang Urquhart, den König für seine Anschauung der orientalischen Verhältnisse zu gewinnen. — Der König ernannte Sir Stratford Canning zum Gesandten in Konstantinopel, und dieser benutzte Urquhart, um Redschid Mahommed Pascha, der bereit war, von Albanien aus in Griechenland einzufallen, zu einer friedlichen Politik zu veranlassen.

Eine dritte Reise nach Konstantinopel zeigte ihm dort Alles in veränderter Gestalt. England war den Türken verhaßt geworden, weil es ihr Vaterland den Schlägen Rußlands preisgegeben, und die hülflose Türkei noch obendrein auf russische Hülfe gegen Mehemed Ali angewiesen hatte. Urquhart versuchte es, die Türkei auf eigene Füße zu stellen, und zugleich England über die Stellung der Türkei aufzuklären. Er erkannte, daß die Stärke der Türkei in ihren lokalen Institutionen (?), in ihren großen, nationalen Hülfsquellen, ihre Schwäche in der Einmischung der Diplomatie bestand. Es gelang ihm, dem Divan wieder das Gefühl seiner eigenen Würde und Unabhängigkeit einzuflößen, und zu gleicher Zeit bewirkte er in England durch sein Buch „Turkey and its Resources" (1833), das viele sogar dem Könige zuschrieben, einen allgemeinen, geistigen Umschwung zu Gunsten der Türkei.

Digitized by Google

Im Jahre 1834 besuchte er die unabhängigen, mit Rußland kämpfenden circassischen Stämme, die ihn, trotz seines unscheinbaren Aeußeren, mit Enthusiasmus aufnahmen. Er trug wesentlich zur Stärkung ihrer Organisation mit bei, und veranlaßte sie, als Zeichen ihrer Vereinigung, eine gemeinschaftliche Flagge und ein gemeinschaftliches Wappen anzunehmen. Zugleich betrauten diese ihn mit der Vertretung ihrer Interessen bei seinem heimatlichen Gouvernement.

In Konstantinopel schrieb er seine beiden Flugschriften „England and Russia" und „The Sultan Mahomed and Mehemet Ali." In dem ersteren deckte er zuerst Rußlands ehrgeizige Pläne im Orient auf und warnte Europa, keine Wiederholung des polnischen Spieles in der Türkei zu dulden. In dem letzteren wies er auf die Gefahren hin, welche der Türkei aus der übermächtigen Stellung Mehemed Ali's erwuchsen.

Bei seiner Rückkehr nach England besuchte er Deutschland. Damals war die Gründung des Zollvereines in vollem Gange. Urquhart griff ihn in englischen Blättern, als ein russisches Manöver zur Schwächung Englands, heftig an. Wir wollen diese Ansicht keineswegs vertheidigen. Aber das Faktum steht fest, daß durch die schutzzöllnerische Politik, welche im Gefolge des Zollvereines sich in Deutschland breit machte, die für Europa so nothwendige Allianz zwischen Deutschland und England immer mehr und mehr gelockert wurde. Daß die Politik Friedrich Wilhelm's III. mit vollem russischen Winde segelte, ist nicht minder wahr. Es braucht unter solchen Umständen nicht gerade Wunder zu nehmen, daß ein englischer Schriftsteller die England feindselige Politik Rußlands mit dem deutschen Zollverein identificirte.*

In England wandte sich Urquhart der Tages-Presse zu, um seine Ideen zu verbreiten. Er schrieb für fast alle ministeriellen und nicht russisch gesinnten Organe. Damals kämpfte er noch rüstig für Behauptung der Whigs im Amte. Hatte sich doch Sir Robert Peel über ihn sehr gehässig und im Sinne der heutigen Manchester-Partei geäußert. Man könne einen Mann nicht gebrauchen, meinte er, der England durch einen Krieg mit Rußland, in den er dasselbe verwickeln wolle, um viele Millionen Pfund Sterling bringen würde. Es ist interessant, daß schon damals Herr Cobden in „Tait's Magazine" Urquhart's Russophobia lächerlich zu machen versuchte.

Das wichtigste und folgenschwerste Unternehmen Urquhart's aus jener Zeit war aber das „berühmte" Portfolio. Bei der Revolution in Warschau waren nämlich die geheimen Depeschen der russischen Regierung aus den Jahren 1828 und 1829 in die Hände der Insurgenten gefallen. Diese Depeschen und noch andere wichtige Dokumente hatte der Graf Zamoisky nach dem Falle Polens nach England gerettet. Dort wurde er in Folge sehr seltsamer Umstände mit Urquhart bekannt, und es gelang Urquhart, den Ankauf dieser Dokumente für die Archive des auswärtigen Amtes zu bewirken.

Der Kaiser Nikolaus kam im Jahre 1835 nach Warschau. Damals wandte er sich in einer sehr heftigen Anrede gegen den polnischen Adel und erklärte ihm, daß er auf jede nationale Berechtigung Verzicht leisten müsse. „Die Polen wären einmal Russen und müßten sich als solche fühlen." König Wilhelm war über die Worte des Autokraten empört. Er sah in Rußlands fortschreitendem Wachsen eine Gefahr für Englands Dreizack, und leicht gelang es Urquhart, den König zu vermögen, den Druck jener geheimen Depeschen zu veranlassen. So entstand das Portfolio. Der eigentliche Herausgeber war Urquhart, der ostensible Redacteur ein walliser Rechtsgelehrter, Herr Westmacott. Lord Palmerston war genöthigt, trotz seines Widerstandes, den Druck zu autorisiren. Es ging kein Dokument in die Druckerei, dessen Publication er nicht vorher genehmigt hatte. Mit seiner Genehmigung gelangte daher auch die Karte des unabhängigen Tscherkessien in's Portfolio, und die vielfachen Deductionen der Unabhängigkeit der Tscherkessen, welche später Bell zu der bekannten Expedition veranlaßten.

Eben mit der Herausgabe des Portfolio beschäftigt, erhielt Urquhart die unerwarte Bestallung als Gesandtschafts-Secretair in Konstantinopel. Er sollte sogleich abreisen. Er weigerte sich dessen, so lange nicht seine Projekte zur Stärkung der Türkei angenommen waren. Dahin gehörte die Sendung Sir John Mac Neill's nach Teheran zur Verbesserung der Beziehungen zwischen Persien und der Türkei, engere Allianz zwischen Frankreich und England, Abschaffung der doppelzüngigen Dragomans in Konstantinopel, Anerkennung der Unabhängigkeit Tscherkessiens und ein ganzes System commercieller Verträge. Dahin gehörte namentlich ein Vertrag mit Oesterreich und mit Persien, vor Allem aber ein Handelsvertrag mit der Türkei.

Urquhart setzte namentlich die Annahme dieses Vertrages Seitens der englischen Regierung durch seinen Einfluß beim König Wilhelm durch.

Dieser Vertrag sollte in der Türkei das alte Freihandels-System wieder herstellen, alle Monopole britischer Kaufleute aufheben, sie und ihre Waaren aber nur sehr geringen Steuern des Handelsvertrages unterwerfen. Alle anderen Steuern sollten aufgehoben werden. Damit sollte Rußland namentlich ein großer Schlag versetzt werden, das durch seinen Einfluß die Türkei veranlaßt hatte, gerade ihre besten Erzeugnisse mit Ausfuhrzöllen, die oft einer Prohibition gleich kamen, zu belegen.

Damals stand Urquhart auf der Höhe seiner Popularität und seiner Macht. Lord Ponsonby, der britische Gesandte bei der Pforte, schrieb ihm unterm 23. März 1836 von Konstantinopel, und indem er ihm seine Bewunderung für das Portfolio ausdrückte, fügte er hinzu:

„Ich weiß, daß Rußland vom Titanen-Stamm ist. Aber seine gigantischen Glieder sind unförmlich und schwerfällig, wie bei einem zu sehr in die Höhe geschossenen Kinde. Wäre die Titanen-Brut in der Wiege erstickt worden, so hätte Jupiter nicht nöthig gehabt, die Schlacht für den Olymp zu wagen. Dennoch siegte er, und so wird es mit uns kommen."

Zugleich rieth ihm der Gesandte, noch in England zu bleiben, da er dort nöthiger sei, als in Konstantinopel. Um so mehr drängte Lord Palmerston. Endlich reiste Urquhart mit Sir John Mac Neill ab. Sir Herbert Taylor, der Secretair des Königs und besonderer Gönner Urquhart's, schrieb damals an einen Freund:

„Niemals befand sich England im ganzen Laufe seiner Geschichte in einer stolzeren und gebietenderen Stellung, als eben jetzt. Ich spreche von Dingen, die Ihnen nicht bekannt sein können, und die ich Ihnen nicht mittheilen darf. Aber das werden Sie wohl auch gesehen haben, daß es keinen Fleck der Erde giebt, wo England nicht als Schiedsrichter waltet."

Jene Zeit machte Lord Palmerston populär, auf Grund der Thätigkeit des Königs, Sir Herbert Taylor's und — Urquhart's. Er selbst that Nichts, als jene Patrioten in ihren Bestrebungen zu hemmen. Das wußte damals Niemand, und so verschaffte ihm namentlich das Portfolio allgemeinen, unverdienten Ruhm, vorzüglich in Deutschland.

Als Urquhart in Konstantinopel ankam, wurde, aller Abmahnung ungeachtet, der türkische Handelsvertrag vollständig aus der Hand Urquhart's genommen und diese Sache Lord Ponsonby übergeben. — Lord Ponsonby sollte die Pforte einfach zur Annahme oder Verwerfung des Vertrages veranlassen, während der König Urquhart versprochen hatte, ihm discretionäre Gewalt zur Verhandlung über die Details mit der Pforte zu ertheilen. Dennoch blieb Urquhart mit Ponsonby auf freundschaftlichem Fuße, als er mit einem Male von Letzterem einen Brief erhielt, in welchem Ponsonby unter Versicherung seiner Freundschaft Urquhart den Rath ertheilte, nach England zurückzukehren, da ein ersprießliches Zusammenwirken des Gesandten und seines Secretairs, eingetretener Umstände wegen, nicht möglich sei.

Einen Monat später erhielt Urquhart von Lord Palmerston eine Liste vager Beschuldigungen, darunter solche, daß er selten bei Lord Ponsonby gewesen, sich mürrisch gegen den Gesandten gezeigt, in orientalischer Tracht gegangen rc. Dennoch ertheilte ihm Palmerston nur einen Urlaub in den freundschaftlichsten Worten. Es muß bemerkt werden, daß Lord Ponsonby später sich mit Urquhart aussöhnte, und daß er eingestand, dem Minister des Auswärtigen gegen Urquhart aufgehetzt worden zu sein. Bis an sein spätes Ende blieb er Urquhart's Freund und starb in dessen Gegenwart, kurz, nachdem er aus Ekel über die große Politik die bitteren Worte gesagt: „Die Völker sind Schafe, ihre Lenker Wölfe."

Urquhart war aus dem Staatsdienste nicht entlassen worden, und Lord Palmerston bemühte sich auf alle mögliche Weise, ihn still zu machen. Eine Gesandtschaft in Paris, selbst das Handelsamt, wurden ihm angeboten. Alles schlug Urquhart aus. Er wollte nur sein Recht. Als 1838 ein englisch-türkischer Handelsvertrag zu Stande kam, pries Lord Palmerston diesen als das Werk Urquhart's öffentlich im Parlamente. Urquhart wies dieses Lob mit Entrüstung zurück. Denn der neue Handelsvertrag gewährte England keine Vortheile und schlug den türkischen Handel durch hohe Ausfuhrzölle in die schwersten Fesseln.

Der Tod Wilhelm's IV. veränderte die Lage der Dinge vollkommen. Einflüsse der Kabinets hatten ihm schon vorher Sir Herbert Taylor entfremdet. Dieser wurde jetzt entlassen, „weil es nicht schicklich sei, daß ein junges Mädchen, wie die Königin Victoria, allein mit einem Manne konferire."

Bald darauf brach U. mit der Times, und zwar, weil er die Wiederherstellung des Privy Council in einem Artikel befürwortete. Sie

* Nun, es gehörte doch ein gutes Stück englischer Querköpfigkeit dazu, um ein national-deutsches Werk, wie den Zollverein, für ein russisches Manöver anzusehen. D. R.

hatte ihm ihre Spalten geliehen, so lange sie glaubte, in ihm ein Mittel zur Erschütterung der Melbourne-Administration zu finden. Von dem Augenblicke aber an, wo er sich der Natur der Sache nach vollständig außerhalb des parlamentarischen Zauberkreises stellen mußte, verließ ihn das kolossale Humbug-Blatt.

Um so mehr Anerkennung fand er damals in commerciellen Kreisen. Glasgow's, Liverpool's und New-Castle's Kaufmannschaft luden ihn ein, in den betreffenden Städten Vorträge zu halten. Er benutzte diese Gelegenheit, um überall auf den Schaden hinzuweisen, den Palmerston's Politik den britischen Handels-Interessen versetzen mußte.

Als 1840 die englisch-französische Allianz zerriß, schienen sich Urquhart's schlimmste Befürchtungen zu verwirklichen. So viel an ihm war, bewirkte er — ein Einzelner — die Zerstreuung des drohenden Kriegsgewitters. Zuerst suchte er auf die französische Nation durch seine Flugschrift: „La Crise, ou la France devant les quatres puissances" zu wirken. Dann begab er sich selbst nach Paris, um die französischen Minister von den freundlichen Gesinnungen des englischen Volkes zu überzeugen. Damals gelang es seinen Gegnern, ihn in England als Feind seines Vaterlandes darzustellen und ihn gesellschaftlich vollkommen zu isoliren.

Freilich war er konsequent ein langes Stück gegen den Strom geschwommen. Aber er wurde vom Strome dennoch nicht in die Tiefe gerissen.

Wir finden ihn im Jahre 1847 als Mitglied des Parlamentes, wo er Stafford vertrat. Obgleich nicht Anhänger der einen oder der anderen Partei, befand er sich doch in zu direktem Gegensatze zur Russell-Administration, um anderswo, als auf den Oppositionsbänken zu sitzen. Zu gleicher Zeit stritten er und Sir John Mac Neill den Irländer Austey mit dem ganzen Material zu dessen berühmter Anklage gegen Lord Palmerston aus. Diese Anklage ging theils im Tumult der französischen Februar-Revolution unter, theils wollte sich das Parlament mit einer so schwierigen Frage nicht beschäftigen. Die Mitglieder des Parlamentes liefen aus dem Hause fort, und die Anklage verhallte ungehört.

Im Jahre 1849 trat er eine neue Reise nach dem Orient an. Dort begab er sich nach dem Libanon, und es gelang ihm, durch Konferenzen mit verschiedenen Häuptern der feindlichen Stämme den damals wieder glimmenden Funken der Zwietracht auszulöschen. Der Sultan empfing ihn 1850 zu Scio mit allen Ehren, und sein Einfluß bei der Pforte war mächtig genug, um dieselbe zu bewegen, auf's Ernstlichste auf die Räumung der Donaufürstenthümer durch die russischen Truppen zu dringen. Auch mit Kossuth wurde er in Kutajah bekannt. Damals befand sich, wie aus den veröffentlichten Briefen des ungarischen Agitators hervorgeht, derselbe vollständig unter dem Zauber einer solchen Persönlichkeit, wie Urquhart. Als sich aber Kossuth zum Parade-Roß der Palmerston'schen Politik gebrauchen ließ, brach Urquhart vollständig mit ihm.

Im Jahre 1851 finden wir ihn wieder im Parlament. Damals verlangte er von Lord Palmerston Vorlage der Papiere über die dänisch-schleswig-holsteinische Affaire. Lord Palmerston weigerte sich dessen, „da die Masse des Materials nur das Parlament verwirren würde." Endlich begab sich Urquhart 1852 selbst nach Kopenhagen, und es gelang ihm dort, den Text des dänischen Successions-Vertrages zu erhalten. So kam derselbe in die Oeffentlichkeit, und eine ganz neue Thätigkeit der europäischen Diplomatie wurde zuerst durch Urquhart aufgedeckt. Die Augustenburgischen Prinzen, damals theilweise mit Urquhart in engerer Verbindung, erließen gegen den Vertrag, der sie ihrer Rechte beraubte, einen energischen Protest, dem vielleicht Urquhart nicht ganz fremd war.

Die orientalische Krisis von 1853 rief außer dem „Progress of Russia," eine historische Abhandlung über die Erfolge der russischen Politik, eine erneuete Thätigkeit Urquhart's, darunter auch die Gründung eines periodischen Blattes, „The free Press," hervor. Unermüdlich thätig war er, um in der Politik des englischen Ministers Palmerston Verrath aufzuspüren. Seine Unpopularität nahm unter solchen Umständen nur zu. Dennoch gelang es ihm gerade damals ein Institut in den Foreign Affair Comittees zu schaffen, das von nicht geringer Bedeutung ist. In einer Anzahl von Städten Englands wurden nämlich kleine Vereine, bestehend meistens aus Handwerkern und Arbeitern, gegründet, und diese auf Grund von amtlichen Aktenstücken, Verträgen und Blaubüchern, welche die herrschende Klasse doch nicht liest, in der Politik unterrichtet. Nur die seltene Energie Urquhart's, die große, geistige Befähigung der arbeitenden Klassen Englands machen ein solches Phänomen erklärlich. Diese kleinen Vereine sind nun bis zur Höhe einer Censur emporgewachsen. Kein Staatsmann wagt, diesen Comittees eine Antwort zu versagen, Keiner auf eine Anklage mit Trotz zu antworten. Lord Normanby, Lord Hardinge und andere einflußreiche Pairs, Mr. Stapleton, Secretair Canning's, und andere Stimmen von Einfluß haben sich mit simplen Handwerkern bereits in die tiefsinnigsten Debatten über das öffentliche Recht Englands eingelassen. Den Anstrengungen dieser Comités ist es gelungen, die Herstellung des echten Afghanistanischen Blaubuches zu bewirken, eine stehende Anklage gegen die Umtriebe der geheimen Diplomatie.

Ein großes Verdienst um die Menschheit hat sich Urquhart endlich auch durch die Einführung der türkischen Bäder in England und Irland erworben. Dieselben wurden zuerst nur von der arbeitenden Klasse besucht, fangen aber jetzt an, fashionable zu werden, und es existiren bereits über hundert derselben in England und Irland.

Sein letztes Produkt: „The Lebanon, a History and a Diary" (2 Vol., London, 1860) ist von der englischen Kritik mit Anerkennung aufgenommen worden.

Urquhart ist erst seit einigen Jahren verheiratet und zwar mit der geist- und gemüthvollen Miß Fortescue, aus der Familie des berühmten Rechtsgelehrten, einer der bedeutendsten Frauen des heutigen Englands. Sie ist die Schwester des Lord Fortescue, des Unter-Staats-Secretairs der Kolonien im Palmerston-Kabinet. Die Divergenz politischer Ansichten gestattet ein freundliches Zusammenleben der beiden Schwäger nicht. Auch Moncton Milnes, einer der größten Verehrer Palmerston's, ist einer der besten Freunde Urquhart's.

Fragt man endlich nach Urquhart's politischem Standpunkt, so ist derselbe, nach gewöhnlichem Maßstabe, schwer zu bestimmen. Der Mann ist einmal nicht zu rubriciren. Er nannte sich einst selbst einen Tory aus der Zeit der Königin Anna. Gewiß hat er viel Gemeinsames mit jenen alten Jakobiten, die den alten englischen gemeinfreien Staat gegen die Neuerungen der herrschenden Whigs-Oligarchie vertheidigten. Aber was ihn entschieden von Jakobiten und Tories scheidet, das ist sein zwar tief religiöser, aber ganz unbefangener, freier, religiöser Standpunkt. Er ist kein High-Churchman im wahren Sinne des Wortes. Das Wort „No popery" ist ihm ein Greuel, und er ist dafür, daß man die Guy Fawkes-Puppe schon längst hätte begraben sollen. Dieses isolirt ihn nicht minder, wie die Reinheit seines Charakters, seine Schroffheit, seine Eigenheiten, sein zum Theil sehr abstoßendes Wesen, unter dem sich freilich das wärmste Herz, die aufopferndste, edelste Liebe zur Menschheit verbirgt.

Es ist schwer, einen Mann, wie Urquhart, in der Mitte seiner Thätigkeit zu beurtheilen. Es ist leichter, sich an die Oberfläche halten, und auf Grund seiner äußeren Rauhheit den Mann und seine Richtung, ohne Kritik und Urtheil, von sich zu weisen. Vergessen wir aber nicht, daß ein Mann, den die Edelsten unseres Jahrhunderts, u. A. Wilhelm von Humboldt, hoch geachtet, schon an und für sich eine eingehende Beurtheilung und Kritik seiner Bestrebungen verdient.

Am Leichtesten ist es freilich, wenn man, wie jener Bauer, den Aristides in's Exil schickt, weil man ihn überall „den Gerechten" nennt!

Urquhart's Integrität ist bisjetzt von seinen ärgsten Widersachern nicht angezweifelt worden! Ein deutscher Flüchtling in England äußerte sich einst über ihn: „Nur ein Narr kann in diesem künstlichen Lande so ehrlich, wie Urquhart, sein."

Lord Stanhope's Biographie William Pitt's.

Ueber den Charakter Pitt's ist man jetzt wohl ziemlich im Klaren. Er war kein „Heaven-born Minister," wie ihn seine Parteigenossen zu nennen pflegten — kein naturwüchsiges Genie, wie sein Vater, kein Mann von erhabenen Ideen und edelen Gefühlen, menschlich und liebenswürdig auch in seinen Schwächen, wie sein großer Nebenbuhler Fox; aber er gehörte ohne Zweifel zu den ersten staatsmännischen Capacitäten, welche das in dieser Beziehung so gesegnete England aufzuweisen hat. Als Redner hervorragend, wenn auch nicht unübertroffen, focht er als praktischer Finanzmann seines Gleichen, und die Macht und Größe des britischen Reichs beruht noch heute auf dem finanziellen System, zu welchem er den Grund legte.

Eine gute Biographie dieses Staatsmannes hat bisher in der englischen Literatur gefehlt. Die von seinem ehemaligen Lehrer, dem Bischof Tomline, verfaßte Lebensbeschreibung läßt außerordentlich viel zu wünschen übrig, und man muß es dem Grafen Stanhope Dank wissen, daß er es nunmehr unternommen hat, diese Lücke auszufüllen. Lord Stanhope, bekannter unter dem Namen Lord Mahon, der er vor dem Tode seines Vaters führte, ist der Großneffe Pitt's und konnte demnach nicht allein

aus den Familien-Archiven schöpfen, sondern auch die mündlichen Ueberlieferungen benutzen, die sich unter seinen Freunden und Angehörigen erhalten haben. Nach solchen Quellen bearbeitet, mußte das Werk, von dem jetzt die beiden ersten Bände vorliegen,* eine Fülle von neuen und interessanten Angaben darbieten, und wenn man den Biographen von einiger Parteilichkeit für seinen Helden nicht freisprechen kann, so ist dies bei seiner Stellung erklärlich und vielleicht zu entschuldigen.

William Pitt ward im Jahr 1759 geboren — einem für England ruhmvollen Jahr, das durch den Sieg bei Minden und die Eroberung von Quebec bezeichnet wurde. Der künftige Redner gab sich sehr früh zu erkennen; „ich will im Unterhause sprechen, wie Papa," sagte er schon als Kind, und mit vierzehn Jahren wurde er von seinen Bekannten als ein kleines Wunderthier betrachtet. Aber wie sein Talent sich frühzeitig entwickelte, war er auch frühzeitig alt; von jugendlicher Leidenschaft ist bei ihm keine Spur zu entdecken, und selbst der Brief an seine Mutter, in welchem er das Leichenbegängniß ihres Gemahls, seines großen Vaters, schildert, ist von eisiger Kälte.

Bei dem Tode Chatham's blieb seine Familie in ziemlich bedrängten Umständen zurück; der jüngere Sohn, William, war so arm, daß er nicht im Stande war, sich in Lincoln's Inn einzukaufen, wo er die Rechte studiren wollte; „ich muß dazu 1100 Pfund borgen," schreibt er, „eine furchtbare Summe!" — Vier Jahre später war der arme Studiosus juris Premierminister von England. Uebrigens hatte er die Rechte sehr bald an den Nagel gehängt; ihm winkte als erstes Ziel seines Ehrgeizes ein Sitz im Parlament, und nachdem er in Cambridge durchgefallen, gelang es ihm — zum Vertreter Sir James Lowther's erwählt zu werden, auf dessen Geheiß der von diesem Herrn abhängige Flecken Appleby den jungen Pitt mit einem Mondat beehrte. Am 26. Februar 1781 hielt er seine Jungfernrede, die ihn mit Glanz in die Versammlung einführte; man bewunderte die Ruhe und Fassung des halb knabenhaften Redners, und begrüßte in ihm den würdigen Sohn eines gefeierten Vaters. „Kaum hatte Pitt ausgesprochen, als Fox mit edelmüthiger Wärme auf ihn zueilte, um ihn zu seinem Erfolge Glück zu wünschen. Sie waren noch beisammen, als ein altes Mitglied, wie es heißt der General Grant, an ihnen vorbei kam und sagte: „Ja, Mr. Fox, Sie loben den jungen Pitt wegen seiner Rede. Sie können das auch, denn außer Ihnen giebt es keinen Andern im Hause, der eine solche halten kann, und so alt ich bin, erwarte und hoffe ich doch, Sie beide innerhalb dieser Mauern aufeinander losschlagen zu hören, wie ich einst Ihre Väter gehört habe."** In Verlegenheit gesetzt durch dieses ungeschickte Kompliment, verlor Fox die Fassung und schwieg, aber der junge Pitt erwiderte augenblicklich mit vielem Tolt: „Ich glaube wohl, General, daß Sie bis zum Alter Methusalem's leben möchten."

Der neue Redner war bald eines der einflußreichsten Mitglieder des Unterhauses. Schon ein Jahr nach seinem Eintritt konnte er auf einen Platz im Kabinet Anspruch machen, für den er, voll Vertrauen in seine Kräfte, sich trotz seiner Jugend vollkommen geeignet glaubte; eine untergeordnete Stellung verschmähte er. „Wie ich hoffe," schreibt er am 10. Juli 1782 an seine Mutter, „wird Lord North mir binnen sehr kurzer Zeit in Downing-Street Platz machen, welches die schönste Sommer-Residenz ist, die man sich wünschen kann." Und in der That zog Pitt noch in demselben Jahre als Kanzler der Schatzkammer in Downing-Street ein. Diese erste Periode seiner Amts-Thätigkeit war allerdings nicht von langer Dauer; angesichts der Coalition zwischen Fox und North mußte sich das Ministerium im Februar 1783 auflösen, aber welche hohe Meinung Pitt bereits von sich eingeflößt hatte, beweist die Thatsache, daß ihn der König schon damals bat und fast beschwor, sich selbst an die Spitze eines neuen Kabinets zu stellen. Allein die Auspizien waren noch zu ungünstig; die Coalition hatte im Parlament eine unbestrittene Majorität, und Pitt wartete es ab, bis sie sich durch ihre Maßregeln diskreditirt und allen Halt im Lande verloren hatte, ehe er dem Wunsche Georg's III. Folge leistete. Im Dezember 1783 ward er First Lord of the Treasury und Chancellor of the Exchequer, d. h. zugleich Premier- und Finanz-Minister. Er hatte damals sein fünfundzwanzigstes Jahr noch nicht zurückgelegt.

„Welche seltsame Ereignisse haben in Ihrer politischen Welt stattgefunden!" schrieb bald nachher der große Historiker Gibbon aus Lausanne an seinen Freund Lord Eliot. „Ich bin von dem Schauplatz so entfernt, um von allen Umständen dieser Revolution unterrichtet zu sein, und habe ihn doch vor zu kurzer Zeit verlassen, um sie ohne Parteilichkeit zu beurtheilen. Aber ist es nicht eine gefährliche Entdeckung, daß der König einen Lieblings-Minister gegen die Majorität des Unterhauses halten kann? Hier (denn auch hier haben wir Leute, die von Politik sprechen), wird Fox zwar heftig getadelt, namentlich von denjenigen, die sich in französischen Diensten eine tiefe Ehrfurcht für die Person und die Autorität der Könige angeeignet haben. Sie sind überdies von der glänzenden Erscheinung des jungen Pitt eingenommen und dies ist ein erlaubtes und ehrenvolles Vorurtheil. Ein Jüngling von fünfundzwanzig Jahren, der sich durch die Macht des Geistes und den Ruf der Tugend zur Herrschaft über ein Königreich erhebt, ist ein Phänomen, das in der Geschichte ohne Beispiel dasteht, und seinem Lande nicht weniger als ihm selbst zur Ehre gereicht."

Der einzige Mann in England, der über Pitt's wunderbare Erhebung nicht überrascht schien, war Pitt selbst. Fox starrte ihn verdutzt an; sein eigener Vetter, Temple, zog sich murrend und neidisch von ihm zurück; nur der leichte Witz Sheridan's vermochte es, den jugendlichen Premier mit seinen sathrischen Pfeilen zu verwunden. Der König war verliebt in seinen Minister, der seinen Willen im Parlament durchgesetzt und die feindliche Majorität in eine ohnmächtige Minderheit verwandelt hatte; er bot ihm sogar den Hosenband-Orden an, welchen Pitt jedoch ehrfurchtsvoll ablehnte. „Es ist dies," bemerkt Lord Stanhope, „so viel ich weiß, das einzige Beispiel seit der Revolution, mit Ausnahme Sir Robert Peel's, daß einem Commoner diese Ehre angeboten und sie von ihm abgelehnt wurde, und es bildet einen auffallenden Gegensatz zu dem Eifer, mit welchem die vornehmsten Pairs sich oft um sie beworben haben. Indessen erhielt Pitt die königliche Erlaubniß, die Orden auf seinen Bruder, Lord Chatham, zu übertragen."

Das erste Ministerium Pitt's dauerte achtzehn Jahre, von 1783 bis 1801. Durch seine glücklichen Finanzmaßregeln hatte er die Spuren des unheilvollen Kriegs mit den amerikanischen Kolonien, aus welchem England soeben hervorgegangen war, verwischt und das Land zu neuer Blüthe emporgehoben, als die französische Revolution ganz Europa in Aufregung brachte und Verwickelungen herbeiführte, mit denen Pitt den ganzen Rest seines Lebens zu kämpfen hatte und die endlich seinen Tod beschleunigten. Mit dem Jahr 1796, in welchem das Kriegsglück sich entschieden zu Gunsten des revolutionairen Frankreichs zu neigen begann, und die Waffen der continentalen Verbündeten Englands vor dem Genie eines jungen Korsen in den Staub sanken, schließt der zweite Band der Lebensbeschreibung des britischen Staatsmannes.

* Life of the Rt. Hon. William Pitt. By Earl Stanhope. Vols. I. and II. London: Murray. Berlin, A. Asher & Comp.

** Bekanntlich standen der ältere Fox (Lord Holland) und der ältere Pitt (Lord Chatham) sich zu ihrer Zeit im Unterhause eben so feindlich gegenüber, wie später ihre Söhne. D. R.

Nord-Amerika.

Die vereinigten Staaten.

I.

Deutsche Stimmen über die Erhaltung der Union.

Am 25. April d. J. hat in New-York eine „Monstre-Demonstration" im wahrsten Sinne des Wortes, eine Massen-Versammlung und öffentliche Kundgebung stattgefunden, wie sie in gleich großartiger Weise noch nie und nirgends in der Welt gesehen worden. Auf dem Union-Square, einem der größten, freien Plätze der Stadt, in dessen Mitte die Statue Washington's aufgestellt ist, welcher man die zerschossene Flagge in die Hand gesteckt, die auf dem, von den Aufständischen genommenen Fort Sumter geweht hatte, waren rings eine Reihe von Rednerbühnen mit Amphitheatern errichtet, während die Häuser an diesem Platze und den dahin führenden Straßen festlich geschmückt und bis zu den Dachfirsten hinauf mit Zuschauern, besonders Damen, bedeckt waren. Hunderttausende von „Sternenbanneen" wehten in allen Größen von Thürmen, Balkonen, Fenstern und hohen Masten herab, die National-Hymne des Sternenbanners („Star spangled Banner") erscholl überall von kräftigen Männer- und melodischen Frauenstimmen, während der Donner der Kanonen, die rings um den Union-Square aufgestellt waren, die „Cheers" und Huzzah's begleitete, welche dem Vaterland ausgebracht wurden.

Die Tribünen des Union-Square waren mit Nr. 1 bis 5 bezeichnet. Von der Rednerbühne Nr. I wurde das kolossale Meeting durch eine, mit einem Gebet verbundene Anrede des Geistlichen Dr. Spring eröffnet, General Dix ward durch Acclamation zum Präsidenten erwählt und sagte bei Antritt dieser Function unter Anderm: „Zum erstenmale ist im Schoße unseres blühenden, glücklichen Landes ein Bürgerkrieg aus-

gebrochen, und leider hat es den Anschein, daß es in Folge des Verfahrens gewissenloser Menschen zu blutigen Kämpfen kommen werde. Ohne irgend eine Provocation von Seiten der Bundesregierung, haben Jene in ihrem Bruderhasse die Waffen gegen uns gekehrt und unser freundliches Entgegenkommen verhöhnt. Mit Militairgewalt hat man sich der Autorität der Regierung widersetzt, die Flagge der Union beleidigt, ja mit Füßen getreten! Wir müßten aufgehört haben, Männer zu sein, wenn wir die Mißachtung oder die Zertrümmerung alles dessen, was uns heilig ist, mit Gleichgültigkeit betrachten und hinnehmen könnten."

Es wurde darauf, auf Antrag des Präsidenten, eine Reihe von Beschlüssen, in Bezug auf die unverbrüchliche Aufrechthaltung und Vertheidigung der Union und der Verfassung (unter Anderm auch die Bildung von vier Freiwilligen-Regimentern des Staates New-York, die Versorgung der Wittwen und Kinder der Gefallenen ꝛc. betreffend) angenommen. Von der Tribüne Nr. 1 ward bei dieser Gelegenheit eine große Anzahl von Reden gehalten, worauf die Reihe an die Tribüne Nr. 2 kam, wo auch wieder ein Gebet und eine Ansprache den einem Geistlichen vorangiug, dem die übrigen Redner folgten, und so ging es weiter bis zur Tribüne Nr. 5, wo die ergrauten Veteranen des Kampfes von 1812 aufgestellt waren.

Die Tribüne Nr. 3 bildete den Mittelpunkt der bekanntlich sehr zahlreichen, deutschen Bevölkerung von New-York. Den Vorsitz führte hier Herr W. Havemeyer, und das Gebet sprach der Geistliche, Herr Preston. Als hauptsächliche Redner auf der deutschen Tribüne, jedoch meistens in englischer Sprache — Einige redeten deutsch — traten die Herren Oswald Ottendorfer, Redacteur der „New-Yorker Staats-Zeitung," Friedrich Kapp, Ignatz Koch, Sackersdorf, Gustav Struve, Hugo Wesendank, D. Snodgraß u. A. auf, die sämmtlich mit Beifall überschüttet wurden.

Der Verfasser der von uns in diesen Blättern mehrfach erwähnten „Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten," Herr Friedrich Kapp, sagte unter Anderem Folgendes:

„Es ist oftmals behauptet worden, und zwar, ich gestehe es, nicht ohne einen Anflug von Wahrheit, daß, wenn auch nur zwei Deutsche zusammen sind, Meinungs-Verschiedenheiten zu Tage kommen. Ich fühle mich jedoch glücklich, es hier aussprechen zu dürfen, daß angesichts der unserer National-Regierung drohenden Gefahr es sich anders verhält. Ich sehe mich umgeben von alten Demokraten und Republikanern, von Männern jeweder Partei-Schattirung. Aber ihre Differenzen, die sich zum Theil noch aus der alten Heimat herschreiben, sind vergessen in dieser kriegerischen Periode des Landes, und sie werden insgesammt germanisch zusammenwirken für die Erhaltung dieser großen Republik. Und obgleich nicht autorisirt, für Andere zu reden, wage ich trotzdem die Gesinnungen aller Deutschen im Lande dahin auszudrücken, daß sie einhellig für die Ergreifung der entschiedensten Maßregeln gegen die feindseligen Angriffe des gemeinsamen Feindes sind.

„Der internationale Krieg, welcher in unserer Mitte zum Ausbruch gekommen, ist von der höchsten Bedeutung für die ganze civilisirte Welt, welche von uns erwartet, daß wir die Anarchie im Keime ersticken werden. Wir haben den Beweis zu liefern, daß bürgerliche Freiheit mit all ihren Segnungen etwas mehr bedeutet, als ein ephemeres Experiment, mehr, als einen Zustand politischer Uebergangsstufen, die nur so lange zu dauern vermögen, als sie vom militairischen Despotismus oder einer Sklavenhaltermacht nicht angegriffen werden; sondern daß bürgerliche Freiheit, eine sich selbst stützende Macht, mit unserem ganzen Wesen und unserer ganzen nationalen Existenz innig verwoben.

„Wenn ich meine Augen über diese durch Zahl, wie durch Enthusiasmus gleich imponirende Versammlung schweifen lasse, so erkenne ich, daß ein jeder meiner hier versammelten Mitbürger seine Pflicht versteht, und daß ein jeder von ihnen dem Rufe des Landes folgen wird. Dieser Ruf bedeutet Krieg, nichts als Krieg, und Krieg bis zu dem Augenblick, daß unsere Waffen triumphirt haben, und unsere Flagge siegreich flattert vom Potomac bis zum Rio Grande."

Herr Ignaz Koch war der nächste Redner. „Thaten," sagte er, „nicht Worte thun Noth. Die deutsche Gesinnung muß auf dem heutigen Geschichtsblatte aufgezeichnet stehen, und diese Gesinnung muß dem Lande unserer Wahl zur Ehre gereichen. Wir sprechen als adoptirte Amerikaner unsere Rechte unter der Constitution an, und indem wir diese Rechte ansprechen, müssen wir auch schlagfertig sein, wenn es gilt, die Gefahren des Landes zu theilen. Wir sind nicht länger Republikaner und Demokraten, alle Partei-Differenzen sind geschwunden, und wir müssen als ein einiger Kreis von Brüdern handeln. Nicht der geringste Zweifel ist darum zu hegen, wie unsere deutschen Mitbürger handeln werden. Wir Alle werden auf der Seite der Gerechtigkeit, Menschlichkeit, des Gesetzes und Rechtes verharren. Wir wollen hinter Keinem an Patriotismus, an Liebe und Hingebung für die glorreiche Flagge des Landes zurückstehen!"

Herr Sackersdorf recitirte im Eingange zu seiner feurigen Ansprache Theodor Körner's Worte:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?"

Der Redner sprach am Schlusse die Ueberzeugung aus, daß die Freiheit in diesem Kampfe nicht leiden, sondern kräftiger und stolzer aus ihm hervorgehen werde.

Die Deutschen waren, wie aus einer Anspielung des Herrn Ottendorfer hervorging, von den amerikanischen Veranstaltern der New-Yorker Volks-Demonstration ausdrücklich aufgefordert worden, die Gesinnung ihrer Landsleute in der jetzt zu einem gewaltsamen Austrage kommenden Differenz der nördlichen und der südlichen Staaten öffentlich auszusprechen. Es versteht sich von selbst, daß der politisch und volkswirthschaftlich gebildete Theil der Deutschen in Amerika gegen die Secessionisten und Sklavenzüchter ankämpft. Hoffentlich werden sie den Kampf ebenso erfolgreich mit dem Schwert, wie mit dem Worte, ausfechten helfen.

II.

Amerikanisches Urtheil über die jetzige Krisis.

Das Urtheil über die jetzige amerikanische Krisis, welches das „Atlantic Monthly," das Organ der literarisch Gebildeten in Amerika, abgiebt, kann für unsere Auffassung der dortigen Zustände maßgebend sein; wir theilen daher nachstehende, zugleich das Präsidententhum und die amerikanische Staatsmännlichkeit kennzeichnende Argumentation des Monthly mit:

„Wenn ein großer Mann, kämpfend mit den Stürmen des Schicksals, das erhebendste, so ist ein mittelmäßiger in derselben Lage gewiß das jämmerlichste Schauspiel. Verlassen von seiner Gegenwart des Geistes, welche eigentlich nie etwas Anderes war, als Abwesenheit der Gefahr, verlegen wegen der Unanwendbarkeit seiner gewöhnlichen Grundsätze (wenn das Grundsätze genannt werden kann, was, wie die Thätigkeit des Gehens, nur eine unbewußte Anwendung der Gesetze der Schwere ist), hülflos, unentschlossen, unfähig, die Blume Sicherheit in der Nessel Gefahr zu erkennen, noch unfähiger, sie herauszupflücken, ist solch' ein Mann wirklich ein Gegenstand des Mitleidens.

„Ist derselbe ein Despot, der sich sein eigenes Verderben durch hartnäckiges Verharren in hergebrachter schlechter Politik bereitete, wie Franz II. von Neapel, so wird unser Mitleiden durch die Genugthuung überwogen, daß der Untergang des Mannes die Sicherheit des Staates sei. Aber wenn das Opfer ein sogenannter Staatsmann ist, der die höchsten ihm anvertrauten Pflichten zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchte, kann er nur auf unsere Verachtung und Verurtheilung Anspruch haben. Solch' ein Mann ist Mr. Buchanan. Es giebt Zeiten, wo Mittelmäßigkeit zur gefährlichen Eigenschaft wird, und ein Mensch kann sich eben so wirksam in Milch und Wasser ersäufen, wie in Madeira. Mr. Buchanan scheint durchaus nicht einmal eine Meinung zu haben, da er, wie ein Bastard zwischen Sperling und Maus, fledermausartig für seine Furchtsamkeit nur die Wahl hat zwischen Flucht und Verkriechen. Mr. Buchanan hatte wieder einmal eine Gelegenheit, sich gemein zu zeigen, welche er in seiner Ansprache in Sachen der Secessionisten gehörig benutzte. Mr. Buchanan würde seiner Geschichte und seinem politischen System, das an Intrigue, Persönlichkeit und Parteilichkeit nicht seines Gleichen hat, untreu geworden sein, wenn er in seiner bekannten Botschaft eine staatsmännische Ansicht ausgesprochen hätte, selbst wenn er einer solchen fähig gewesen wäre. Wir konnten von ihm keine Botschaft erwarten, würdig der Intelligenz, des Geistes und Charakters der Amerikaner; aber er hätte sich können den Ruhm sparen, der erste Präsident zu sein, der sich von der Würde seiner Stellung nicht aus der Gemeinheit emporheben ließ. Er scheint die Präsidentschaft stets für eine Art Ehrenamt der Sklaverei-Propagandisten gehalten zu haben, und seine Botschaft an den Kongreß sah wie eine letzte lustlose Quetschung der Orange aus, die der Süden verächtlich bei Seite warf. Mr. Buchanan hielt die vermeintlichen Beschwerden der Süd-Karolina-Revolutionairs für wirkliche und sogar, wie es scheint, für groß genug, die Revolution zu rechtfertigen. Nur räth er den Secessionisten, etwas zu warten und zu versuchen, was durch Unterhandlung erreicht werden könne. Er sieht in der innern Geschichte des Landes nur eine Reihe von Ungerechtigkeiten, welche den Sklavenstaaten von den freien zugefügt worden seien; freilich versichert er, daß die Bundesgesetzgebung die Rechte des Südens niemals angegriffen habe, ausgenommen in dem einen Falle

des Missouri-Kompromisses, obgleich dieser den Sklavenstaaten unbedingten Besitz von Territorien gab, welchen die Freistaaten bis dahin streitig machten. Die Secessions-Bewegung hat ihren Ursprung nur in dem Ehrgeize getäuschter Politiker. Im Jahr 1832 nannte General Jackson die Doktrin Süd-Karolina's grade heraus Landesverrath, und die Amerikaner unterstützten ihn in dieser Ansicht. Sie sind darum nicht weniger verrätherisch, weil James Buchanan weniger ist, als Andrew Jackson, aber sie sind um so gefährlicher.

„Es ist bisjetzt das Unglück der Vereinigten Staaten gewesen, daß die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten immer ausschließlicher in die Hände solcher Männer gekommen ist, welche die Politik mehr als ein Glücksspiel behandelten, als eine ihnen übertragene Pflicht, und die ihr Kapital von persönlicher Rücksicht oder Lebensunterhalt auf den blinden Zufall der Karten wagten.

„So ist es zu einem allgemeinen Skepticismus gekommen, der in Zeiten, wie den unsrigen, außerordentlich gefährlich ist. Die verderbliche Lehre vom Beamtenwechsel hat die Anhänglichkeit der zahllosen Regierungsdiener und aller derer, die von ihnen abhängen oder beeinflußt werden, von der Regierung auf eine Partei übertragen. Jeder Wechsel der nationalen Verwaltung ist für Tausende von Familien ein eben so großes Unglück, wie eine Revolution, und so hat die Regierung den Einfluß verloren, welche die Idee von Dauer und Stätigkeit, in einer Krisis wie der jetzigen, ausüben würde. Im jetzigen Augenblicke hat sich die ganze Masse von Beamten im Süden von einem konservativen in ein revolutionäres Element verwandelt, und dies lediglich wegen des Gefühles der Unsicherheit ihrer Stellen.

„Ihre Treue galt immer nur der Partei, welche in Washington am Ruder saß und nicht der Regierung der Nation, und so finden sie es natürlich leicht, diese Treue auf die herrschende Partei zuhause zu übertragen.

„Die Liebedienerei in Sachen der Sklaverei, welche bisher die beiden großen Parteien des Landes charakterisirte, hat die Hände der Ultra's im Süden gestärkt und sie in den Stand gesetzt, durch Begünstigung falscher Ansichten von südlicher Ueberlegenheit über den nordischen Mangel an Grundsätzen, sich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen. Wir haben so viel gethan, sie in dem Glauben an ihre Wichtigkeit für uns zu bestärken, daß wir uns nun nicht wundern können, wenn sie sich als die natürlichen Regenten des Landes betrachten und die Union für eine Art Gunst halten, die man unserer Schwäche erwiesen habe und deren Vorenthaltung unser Verderben sei. Sie sind deshalb immer unverschämter in ihren Forderungen geworden, bis endlich die politischen Schwächlinge der Freistaaten sich so in die Idee des Nachgebens hineingelebt hatten und so unfähig geworden waren, an irgend ein höheres Prinzip des Handelns zu glauben, als die gewöhnlichen Wahl-Manöver mit sich bringen, oder an irgend einen Gegenstand, der edler sei, als der bloße Besitz einer Regierungsstelle um ihrer selbst willen, daß Mr. Buchanan der republikanischen Partei in allem Ernste vorschlug, sie möge Süd-Karolina just durch Verzichtung auf den Glauben, dem sie ihr Dasein verdankt, und der sie zusammenhält — die einzige Frucht des Sieges und dessen einziger Lohn — just durch solche Verzichtung zufrieden stellen.

„Noch schlimmer. Als die Freistaaten eben durch ungeheure Majoritäten ihre Ueberzeugung ausgesprochen hatten, daß Sklaverei, als das Machwerk blos örtlicher Gesetze, keine gesetzmäßige Ausdehnung über die Gränzen dieses Gesetzes hinaus beanspruchen könne, bat B. um Denationalisirung der Freiheit und Nationalisirung der Sklaverei, indem er ein Amendement zur allgemeinen Constitution vorschlug, wodurch die lokalen Gesetze der Sklavenstaaten zur Herrschaft über die ganze Union gelangen sollten.

„Mr. Buchanan möchte das gelbe Fieber durch Aufhebung der Quarantaine-Hospitäler und Einquartirung von ein oder zwei tüchtigen Fieberkranken in jedem Dorfe des Landes verbannen. Wir unterschätzen die Wichtigkeit der jetzigen Krisis nicht und geben zu, daß Alles vermieden werden sollte, sie noch zu erbittern; aber wenn das Volk der freien Staaten irgend etwas durch wiederholte Lehren bitterer Erfahrung gelernt hat, so ist es die Wahrheit, daß Unterwerfung nicht die Saat der Versöhnung sei, sondern der Verachtung und neuer Uebergriffe. Der Wolf geht nie zum Hunde nach Fleisch.

„Es ist höchste Zeit, zu begreifen, daß die Freiheit in einer Muster-Republik auch einige Aufmerksamkeit verdiene, daß der Fall von Börsen-Papieren erträglicher und vorübergehender sei, als der des öffentlichen Geistes, und daß man niemals vom bleibenden materiellen Wohlstande in einem Lande gehört hat, das seine politische Moralität verlor.

„Der Fehler der freien Staaten in den Augen des Südens ist keiner, der durch irgend eine Nachgiebigkeit in diesem oder jenem besonderen Punkte gesühnt werden kann. — Ihr Fehler besteht darin, daß sie frei sind und ihre Gewohnheiten und Neigungen aus der Freiheit hervorgehen. Ihr Verbrechen ist der Census von 1860. Ihre Zunahme an Menge, Macht und Reichthum gilt als ein beständiger Angriff.

„Der Süden begnügt sich nicht mit unserer etwaigen Aussöhnung mit der Sklaverei; er verlangt nichts weniger, als völlige Abschwörung des Zeitgeistes. Unsere bloßen Gedanken sind ihm eine Drohung. Nicht der Norden, sondern der Süden regte die Sklavenfrage immer wieder auf. Die scheinbare Blüthe der Baumwolle bauenden Staaten beruht auf einem großen Mißverständniß und einem großen Unrecht. Sie sind daher sehr reizbar und wittern Anklage in der bloßen Luft. Und da giebt es noch Leute, welche meinen, man könne Alles so recht hübsch durch Kongreß-Acte schieben und schlichten. Es ist fast unglaublich, zu welchem Grade von Abgeschmacktheit die sklavenhaltende Partei durch die schwächliche Gewohnheit von Zugeständnissen, dem eigentlichen Grundfehler der Freistaaten, geführt worden ist. Senator Green von Missouri, dessen eigner Staat rasch freien Institutionen entgegengeht, schlug allen Ernstes eine bewaffnete Polizei vor, die an allen Gränzen der Sklavenstaaten entlang aufgestellt werden müsse, um flüchtige Sklaven zu arretiren. Unsere Flotte wird ja bereits hauptsächlich damit beschäftigt, die Einfuhr von Afrikanern zu verhindern, und nun soll die ganze Armee Wache stehn, sie einzufangen!

„Das ist blos ein kleines Beispiel von den Anforderungen, die man an uns macht, wenn wir den Drohungen eines „Mob" nachgeben (Leute, die mit Leidenschaft ohne Schranken handeln, sind ein „Mob" (Pöbel), gleichviel, wie groß deren Anzahl oder Intelligenz sei).

„Eine Auflösung der Union würde ein schreckliches Ding sein, aber nicht so schrecklich, als Unterwerfung unter die Theorie, daß das Eigenthum das einzige Interesse sei, welches Menschen zur Gesellschaft vereinige, und daß der Schutz desselben das höchste Ziel menschlicher Regierung ausmache. Schon die Drohung einer Auflösung hat einen panischen Schrecken hervorgerufen. Aber wäre es weise von den Freistaaten, sich von solchem panischen Schrecken bestimmen zu lassen, so oft es etwa Süd-Karolina einfiel, unzufrieden zu sein? Das würde unvermeidlich aus der jetzigen Feigheit folgen. Der sittliche Schandfleck, sich Einmal haben einschrecken zu lassen, ist eine Skrofel, die nie wieder aus dem Charakter herauszubeingen ist. Wir glauben übrigens nicht, daß die Gefahr so groß ist als sie erscheint. Die Interessen von drei Fünfteln der sklavenhaltenden Staaten sind der Abtrennung schnurstracks entgegengesetzt; und so sind es auch fünf Sechstel der Bevölkerung, wenn sie nur erst zur Besinnung kommen. Die Schwierigkeiten, eine neue Regierung zu bilden, sind fast unüberwindlich, die Kosten ungeheuer. Und dann würde die nicht sklavenhaltende Majorität am Meisten zur Erhaltung der Institution steuern müssen. Steuern bezahlen die Leute am schwersten für eine Katze im Sacke. Läßt man die Dinge noch eine Weile so gehen, wird sich die unvermeidliche Reaction bald einstellen.

„Selbst wenn die Abtrünnigen ihre Pläne durchsetzen, wer wird verlieren? Gewiß nicht die Freistaaten mit ihrer Menge von industriellen Quellen. Die Gesetze des Verkehrs lassen sich nicht ändern, und dieselben Ursachen, die Ackerbau, Handel und Fabriken bei uns hervorgerufen haben, können nicht unwirksam gemacht werden. Der wahre Wohlstand und die Kraft der Staaten hängt von Gleichartigkeit der Bevölkerung, Vertheilung der Arbeit, gemeinschaftlichem Interesse und gemeinschaftlicher Anschauungsweise ab. Die Baumwolle bauenden Staaten hängen mit ihrem einzigen Artikel von der Gnade des Zufalls ab. Australien, Indien, selbst Afrika können den Faden ihrer Blüthe zerschneiden (England arbeitet eben stark daran, sich durch Kultivirung der schon im ersten Jahre Früchte tragenden Baumwollenpflanze in seinen Kolonien von Amerika unabhängig zu machen).

„Die Bevölkerung unserer Baumwollen-Staaten besteht aus zwei feindlichen Racen, und Mark und Muskel der Schwarzen sind statt Theilnehmer, unwillige Werkzeuge des Kapitals und der Intelligenz der Weißen. Die logische Folge ist Despotismus, militairischer Despotismus, um die unterworfene Race niederzuhalten. Verlangt doch Süd-Karolina bereits ein stehendes Heer! Das Resultat dieses Systems von Arbeit wird ein ähnliches, wie in Jamaika oder Mexiko sein. Rückschritt oder „Pronunciamientos." Es ist ihnen schon gelungen, eine fatale Einigkeit in der Sklavereifrage zu erreichen — fatal, weil sie das Geschäft eines Spions und Denuncianten ehrbar, die Launen des Pöbels zum Richter über Gedanken, Reden und Handlungen macht, und die öffentliche Meinung zu einem schmutzigen Gemisch von Furcht und Vorurtheil erniedrigt.

Im Frieden gilt die Majorität der Bevölkerung für verschwörerisch; im Kriege würde sie zu Rebellen werden.

„Der Süden sollte endlich einsehen lernen, daß die Schwierigkeit der Sklavereifrage die Sklaverei selbst ist — nichts mehr und nichts weniger. Der Norden sollte begreifen, daß er dieser Frage nichts mehr zu opfern hat, als den Rest seiner Selbstachtung. Dem Süden kann nichts mehr genügen, als die Herabsetzung der Freistaaten zu einer bloßen Polizei zum Schutz einer Institution, deren Gefahr mit zunehmendem Reichthum wächst.

„Es war die wohlüberlegte Absicht Mr. Calhoun's, daß die Union gebrochen werden sollte, sobald die Beherrschung des Präsidenten den Händen der sklavenhaltenden Clique entweichen sollte. Er wollte nur warten, bis wir Texas gestohlen und 100 Millionen für Cuba bezahlt haben würden. In einem unüberlegten Augenblicke trat er mit seiner Revolution auf, als ein ihm überlegener Mann ihm gegenüber stand. Süd-Karolina war damals offenbar eben so einig, als jetzt. Aber einige Monate brachten eine Reaction, und Niemand war froher, als Mr. Calhoun, daß die Revolution das bekannte unvollendete Ende nahm. Ob die Aufwiegler in der jetzigen Unruhe, welche schwankende Schwäche in der Exekutive, und sogar heimliche Begünstigung im Kabinet fanden, klug genug sein werden, sie eben so verlaufen zu lassen, müssen wir abwarten. Aber die größte Gefahr dieser Uneinigkeit würde aus dem Mangel von Selbstgefühl und Muth in den Freistaaten hervorgehen."

Mannigfaltiges.

— Französische Stimmen über den deutschen Nationalverein. Nachdem der Monitour Universel über die Bedeutung des Vereins sich ausgesprochen, bringt jetzt auch das neue, von Nefftzer herausgegebene Pariser Journal Le Temps einen Artikel über denselben, worin der Gedanke entwickelt wird, daß der unitarische Zweck des Nationalvereins sich zuletzt in ähnlicher Weise werde erreichen lassen, wie der des Zollvereins erreicht worden. „Im Grunde," bemerkt der Temps, „ist der Zweck des Nationalvereins auf militairisch-diplomatischem Gebiete kein anderer, als der des Zollvereins auf volkswirthschaftlichem. Hat es Preußen auf dem letzteren möglich gemacht, sich die Hegemonie, d. h. die Leitung der Verhandlungen über Handels- und Schifffahrts-Verträge mit dem Auslande, zu verschaffen, warum sollte ihm dies nicht auch auf politischem Gebiete gelingen? Allerdings werden der Particularismus und dynastische Eifersucht sich noch lange dagegen sträuben, aber diese allein, ohne den Beistand der alten religiösen und Stammes-Antipathieen, welche sich, Gott sei Dank! sehr vermindert haben, können dem Drange der Volksbestrebungen nicht widerstehen. Es ist wahr, daß der Nationalverein jetzt höchstens 15000 Mitglieder zählt, aber es darf nicht vergessen werden, daß jener patriotische Wunsch die ganze Nation ergriffen hat. Ja, die große Mehrheit des deutschen Volkes will nicht stillstehen bleiben und noch viel weniger zurück. „„Es muß sich ändern! Es kann nicht länger so bleiben!"" — dieser Ausruf ist jetzt in Aller Mund. Mit Ausnahme einiger Junker und Bureaukraten ist in Deutschland mit der jetzigen politischen Situation desselben Niemand zufrieden. Es hat vielleicht nie ein Volk gegeben, das im gewöhnlichen Leben glücklicher und mit seinem politischen Geschick unzufriedener war, als das deutsche Volk heutzutage. Von dem Augenblicke ab, wo es erst mit sich selbst einigermaßen einig darüber sein wird, was zu thun ist, wird es auch unmöglich sein, einem Wunsche zu widerstehen, der schon realisirt ist, indem er entschieden ausgesprochen wird."

— Lord Palmerston und die Jonier. Die Griechen auf den Jonischen Inseln fühlen sich unter der Herrschaft Englands ganz ebenso unglücklich, als die Venezianer unter der Herrschaft Oesterreichs. Gott möge jede Nation davor beschützen, direkt oder indirekt unter dem Einflusse John Bull's, dieses ebenso eigennützigen, als rohen Gesellen zu stehen! Gleichwohl sagen die Lords Palmerston und Russell im englischen Parlament, daß es ein Glück für die Jonischen Inseln sei, nicht mit ihren Brüdern, den Griechen Athen's und des Archipelagus, vereinigt zu sein. Der Widerspruch mit der von ihnen in Neapel und Florenz befolgten und für Venedig im Auge behaltenen Politik liegt zwar auf der Hand, aber den Herren Palmerston und Russell kömmt es bekanntlich nicht darauf an, ob eine Schmach mehr oder weniger auf die Krämer-Politik Englands gehäuft werde. Die Jonier werden hoffentlich in ihrer Einigkeit und Energie das Mittel finden, sich von den jedes edele Griechen-Herz demüthigenden Fesseln des englischen Handelsmannes zu befreien. Nicht blos Rußland's Glaubensgenossen der Griechen, sondern auch Deutschland's, Italien's und Frankreich's selbstständige Geister, die sich mit Widerwillen von England's Politik abwenden, sollten die Freiheitsbestrebungen der Griechen auf den Jonischen Inseln unterstützen. Es müßte ein europäisches Comité gebildet werden, welches Geldbeiträge zu diesem Zweck in Empfang nähme. Dem Schreiber dieser Zeilen sind jetzt schon zahlreiche deutsche Männer bekannt, die einem solchen Comité ihre Beiträge zusenden würden.

— Der englische Capitain und die deutsche Dame. Wie die Sachen liegen, muß entweder der englische Capitain oder die deutsche Dame vor Gericht eine falsche Aussage gemacht haben. Capitain Macdonald hat in einem sogenannten „Affidavit" (Erklärung an Eides Statt) ausgesagt, daß man ihn auf dem Bahnhofe in Bonn, ohne daß er dazu durch Wort oder That Anlaß gegeben, mißhandelt und gefangen gesetzt habe. Frau Dr. Parow dagegen, als Zeugin in der Sache Hoffmann (Bahnhofs-Inspector) wider Macdonald vernommen, erklärte und beschwor, daß der Engländer, um zu verhindern, daß sie in dem Coupé, in welches sie eben eingetreten, Platz nehme, sie mit einer Hand an die Schulter gefaßt und sie auf diese Weise hinauszudrängen versucht habe. Der Gatte dieser Dame, der ihr auf dem Fuße gefolgt war, Herr Dr. Parow, hat die Aussage seiner Ehefrau bestätigt und seine Erklärung ebenfalls beschworen. Wir abstrahiren von dem, was sich noch weiter bei dieser Gelegenheit zugetragen, namentlich von dem Boxerversuch des Herrn Macdonald gegen den Bahnhofs-Inspector Hoffmann, und halten uns lediglich an den Gegensatz in den Aussagen des engl. Capitains und der deutschen Dame. Wir wenden uns an die Unparteilichkeit jedes Geschworenengerichts, gleichviel ob englischer oder deutscher Männer, mit der Frage: wessen Aussage sie für die richtige halten, die des Herrn Macdonald, der seine Unschuld in einem ihn persönlich bedrängenden Rechtshandel darthun wollte, oder die der Frau Parow, die gar kein persönliches Interesse bei der Sache hatte und für die es ganz gleichgültig sein konnte, ob der Rechtshandel gegen oder zu Gunsten des Cap. Macdonald entschieden wurde? Wird nicht jeder Juror, jeder Richter, ein „Not guilty!" über Frau Dr. Parow und dagegen über den andern Theil ein „Guilty" aussprechen müssen?

— Wanderfahrten des Doktor's Panerating.* Unter diesem Titel ward uns eine kleine humoristische Schrift vorgelegt, die in französischer Sprache verfaßt ist, aber mitten in Deutschland, zu Weimar nämlich, das Licht der Welt erblickt hat. Der Autor, ein Herr Chelard, der sich anagrammatisch Dralehe nennt, giebt im Gewande einer Schilderung der Leipziger Messe eine beißende Persiflage auf die hochgelahrten kritischen Herausgeber halb von Mäusen zerfressener Handschriften und auf die unerschöpfliche Gelegenheitsweisheit jener lieblichen Kommentatoren, die uns die alten und neuen Klassiker durch klassischen Aufguß so viel verdaulicher gemacht haben! Daneben fällt auch mancher Seitenhieb auf gewisse musikalische Manien von Gegenwart und Zukunft, welche Seitenhiebe möglicher Weise höchst lokaler Natur sind. Da wir aber keine Lust verspüren, dem Autor zum Trotz, „Konjektural-Kritik" anzuwenden, wollen wir die „Peregrinationen" des sanftmüthigen Panerating nicht weiter verfolgen, sondern lediglich bemerken, daß derselbe in einem „Hipponax" betitelten Anhange eine Reihe gereimter Satyren und Epigramme geliefert hat, denen wir, weil sie treffliche, recht „pikante" Einfälle enthalten, vor der „Prosa" noch den Vorzug geben. Die „Jugend-Poesien" des Hipponax verrathen aber insofern Nichts von Jugend, als sie das eigentliche Leben behandeln, das die Jugend über die Welt der Gefühle großartig vergißt. Der Hipponax des Doktors Panerating plaudert nicht allein über Kunst, Literatur, Wissenschaft und Religion von einem, dem unsrigen, wenigstens in negativer Hinsicht, sehr verwandten Standpunkte, er beschäftigt sich auch mit Politik und scheint auf diesem Felde ganz unparteiisch zu sein. Er ist kein Orleanist, siehe das Epigramm:

L'Avocat Roy fut volé l'autre jour
Par son client: ma foi, chacun son tour:

Paris 1848.

aber gewiß auch kein Bonapartist, siehe zwei Pariser Epigramme von 1852:

Les empereurs romains sont au Louvre postés
Sur de beaux piédestaux de métal incrustés:
L'espace entre chacun est d'une toise entière:
Le chemin n'est pas long de César à Tibère;

* Pérégrinations du Docteur Panerasse, fragment ethnographique édité par E. Dralehe, Weimar, chez Kühn, 1860.

und

Le bien-être est ni grand sous l'ère élyséenne,
Qu' on va presque pour rien de Paris à Cayenne.

Und gleichfalls höchst politisch ist das Epigramm:

Mon professeur a raison quand il dit
Avec son air profond, que la philosophie
Et la sainte théologie
Sont soeurs. Elles sont soeurs, oui, mais d'un autre lit.

Jéna 1844.

Die Wanderfahrten des Pancratius sind absichtlich in einem archaistischen Style geschrieben, der all unser Altfranzösisch heraufbeschworen: schade nur, daß der deutsche Setzer die absichtlichen Archaismen durch ein stattliches Corps unfreiwilliger Absonderlichkeiten vermehrt hat. Vielleicht fühlte er sich durch Pancratius zur Nacheiferung angeregt! T. v. B.

— Die anhaltinischen und die italiänischen Fürstenthümer. In den „Preußischen Jahrbüchern" lesen wir: Es ist im preußischen Abgeordneten-Hause gesagt worden, daß, wie schlecht immer in vielen deutschen Kleinstaaten regiert werde, nirgends doch eine Willkür oder Anarchie, wie in den weiland souverainen, italiänischen Staaten herrsche. Es muß aber angesichts solcher Gesetze — wie des anhaltischen Disciplinar-Gesetzes vom Mai 1853 und des spätern, jede politische Thätigkeit der Staatsangehörigen perhorrescirenden Polizei-Strafgesetzes — behauptet werden, daß, wenigstens in der Theorie und in der Paragraphirung des Absolutismus, das kleine Anhalt es den italiänischen Staaten womöglich noch zuvorgethan hat. Nun giebt es aber Ein sicheres Mittel, um auch praktisch in Deutschland italiänische Zustände hervorzurufen: es besteht darin, daß wir uns gewöhnen, Rechte und Gesetze von solchem Inhalt, wie die obenerwähnten, wenn auch nur auf dem Papiere, bestehen zu lassen, während das schöne Wort von moralischen Eroberungen in Deutschland — ein in die Luft geschriebenes, schönes Wort bleibt.

Preisausschreiben für volkswirthschaftliche Schriften.

Aus der Mitte des volkswirthschaftlichen Kongresses sind zur Vertheilung durch dessen ständige Deputation drei Preise von 500 Thaler, 200 Thaler und 100 Thaler zur Förderung und Verbreitung volkswirthschaftlicher Kenntnisse und Anschauungen für die drei besten volksthümlich gehaltenen Schriften ausgesetzt. Den Bewerbern wird hinsichtlich der Form und des Inhalts keine Vorschrift gemacht: nur wird möglichste Kürze gewünscht, und darf der Umfang der Schrift zehn bis funfzehn Druckbogen nicht überschreiten.

Die Einsendung des Manuskriptes muß bis zum 31. März 1862 an den mitunterzeichneten Vorsitzenden der Deputation (Links-Straße Nr. 43 in Berlin) erfolgen und von einem ebenso bezeichneten, versiegelten Couvert, worin Name und Adresse des Einsendees befindlich, begleitet sein.

Die Beurtheiler werden nach Ablauf des Einsendungs-Termins von der Deputation ernannt und bekannt gemacht; die Entscheidung über die Preiswürdigkeit und die Zuerkennung der Preise erfolgt durch die ständige Deputation auf dem Kongreß des Jahres 1862.

Entsprechen die eingehenden Schriften dem Zwecke nicht, so werden die Prämien ganz oder theilweise für eine neue Konkurrenz vorbehalten.

Die prämiirten Schriften werden Eigenthum des Kongresses; ein bei deren Herausgabe etwa erzielter Ertrag soll jedoch dem Verfasser zu Gute kommen.

Berlin, den 30. April 1861.

Die ständige Deputation des volkswirthschaftlichen Kongresses.

Dr. Kette zu Berlin (Vorsitzender); Dr. Braun zu Wiesbaden; Schulze zu Delitzsch; Dr. Bothmert zu Bremen; v. Steinbeis zu Stuttgart; Hupf zu Gotha; Prince-Smith zu Berlin; Dr Soetbeer zu Hamburg; von der Horst zu Hannover.

Eröffnung und Programm

zur vierten Versammlung

des volkswirthschaftlichen Kongresses,

welche

in Stuttgart

vom 9. bis 12. September d. J. stattfindet und am 9. September Vormittags 10 Uhr eröffnet wird.

1. Die Anmeldung, wie die Aushändigung der Eintrittskarten nebst bezüglichen Denk- und Druckschriften über die Berathungs-Gegenstände erfolgt gegen Erlegung von 3 Thalern oder 5¼ Gulden süddeutscher oder 4½ Gulden österreichischer Währung bei dem unter Leitung des Directors der Central-Stelle für Gewerbe und Handel, von Steinbeis zu Stuttgart, zu bildenden Lokal-Comité am 7. und 8 September d. J. Vor- und Nachmittags, später, während der Sitzungstage, am Eingange des Versammlungs-Lokals. Letzteres wird vom Lokal-Comité bei der Anmeldung bekannt gemacht. Die Mitglieder haben anzugeben, an welchen Abtheilungs-Berathungen sie Theil nehmen wollen.

2. Der Zutritt zum Kongreß und dessen Verhandlungen steht Jedermann frei, welcher sich dazu meldet und die Eintrittskarte löst. Staats- und Gemeinde-Behörden, Gesellschaften, Vereine und Geschäftshäuser können durch Bevollmächtigte vertreten werden.

3 Die Mitglieder der früheren Kongresse, wie neu hinzutretende Mitglieder, welche auf dem Kongresse zu erscheinen verhindert sind, erhalten auch bei späterer schriftlicher Meldung, gegen Einsendung des oben gedachten Jahres-Beitrages an den Schatzmeister, ein Exemplar der im Druck erscheinenden Verhandlungen nebst vorhandenen Denk- und Druckschriften.

Die Tagesordnung des Kongresses

ist (vorbehaltlich abweichender Beschlüsse desselben) folgende:

1. Wahl eines Präsidenten, seiner beiden Stellvertreter und von fünf Schriftführern für die Kongreß-Verhandlungen.
2. Jahres-Bericht der ständigen Deputation.
3. Entgegennahme etwaiger neuer Anträge von Mitgliedern, dergleichen statutenmäßig nur vor oder bei Eröffnung des Kongresses gestellt werden können, über deren Berathung und den Zeitpunkt derselben der Kongreß entscheidet
4. Berichterstattungen durch die ernannten Referenten und resp. Berathungen, auch in der Regel sofort im Plenum.

I. (Gewerbewesen betreffend.)
1. über die Fortschritte und die Lage der Gesetzgebung
   a) in Beziehung auf den Gewerbebetrieb in den einzelnen deutschen Staaten,
   b) desgleichen die damit in Verbindung stehende Freizügigkeit in volkswirthschaftlicher, insbesondere gewerblicher Hinsicht;
2. in Betreff des gewerblichen Concessionswesens;
3. über das Eisenbahn-Monopol, hiebei unter Vorberathung in der Abtheilung II.
4. Speziell Discussion der Frage:
   Ob die Beibehaltung der Innungen als öffentlicher Institutionen mit oder ohne Zwangsbetritt bei Einführung gewerbefreiheitlicher Gesetzgebung zu empfehlen sei?

II. (Genossenschaftswesen betreffend): über die Fortschritte ꝛc. der gewerblichen und wirthschaftlichen deutschen Genossenschaft.

III. (Zollwesen betreffend.)
1. über Besteuerung des Zuckers im Zollverein
2. desgleichen über Twistgarn.
3 Niedersetzung einer permanenten Kommission in Bezug auf die Reform der Zollvereinsgesetzgebung beim bevorstehenden Ablauf der Zollvereinsverträge.

IV. (Münzwesen betreffend.) Berichterstattung und Berathung über Herstellung der Münz-Einheit in Deutschland.

V. Desgleichen „über den Real-Kredit."

VI. (Versicherungswesen, besondere Abtheilung.) — Berichterstattung, sowie spezielleer Mittheilungen über die Lage der Gesetzgebung in den einzelnen deutschen Staaten und Berathung über das Versicherungswesen mit Rücksicht
1. auf das dabei obwaltende Concessions-System,
2. auf den Betrieb durch den Staat, durch ständische Institute oder durch Kommunen, und
3. die Zwangsversicherung.

VII. (Volkswirthschaftslehre und Statistik) „Ueber die bei der nächsten Volkszählung im Zollverein zu erhebenden Thatsachen" — unter Vorberathung in der betreffenden Abtheilung.

5. Wahl der ständigen Deputation zur Geschäftsbesorgung für das folgende Jahr von neun Mitgliedern, sechs durch die Versammlung, drei durch Cooptation.

Anfang und Zeit der Plenar-Sitzungen an den folgenden Tagen wird vorher jedesmal bestimmt; die Abtheilungs-Sitzungen resp. zu VII. und wegen des Eisenbahn-Monopols finden am 9. September d. J. Abends und dann nach Bestimmung der betreffenden Abtheilung statt.

Berlin, den 3. Mai 1861

Die ständige Deputation des volkswirthschaftlichen Kongresses.

Dr. Kette (Berlin) Vorsitzender. Dr. Braun (Wiesbaden). Schulze (Delitzsch). von Steinbeis (Stuttgart). Hupf (Gotha) Schatzmeister. Dr. Bothwert (Bremen). von der Horst (Hannover). Dr. Soetbeer (Hamburg). Prince-Smith (Berlin).

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig senden, oder an deren Commissionär, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 37, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis vierteljährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 23. **Mittwoch, den 5. Juni 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Niederlande. Seite

Briefe aus den Niederlanden. Der holländische Kaufmann als Typus des National-Charakters 265

Belgien.

Das belgische Volk und die französischen Emissaire 268

England.

Richard Löwenherz und Robin Hood 269

Türkei.

Die Lage der Christen in der Türkei 270

Westindien.

Gesellschaftliche Zustände der Insel Cuba 272

Mannigfaltiges.

Berliner Goethe-Ausstellung 275
Der Delius'sche Shakspeare vollendet . . . . . „
Die neapolitanische Königsfamilie in Rom 276
Gewerbefreiheit und Freizügigkeit . . . . . „
Die Presse und der Krieg in Amerika . . . . . „
Der Suez-Kanal . . . . . „

Niederlande.

Briefe aus den Niederlanden.

Der holländische Kaufmann als Typus des National-Charakters.

Seit meinen letzten Mittheilungen ist fast ein Jahr verflossen; diese Pause wird Ihren Lesern zu Gute kommen. Das nonum prematur in annum gilt auch von Beobachtungen über eine fremde Volksart, wiewohl die Meisten es damit nicht genau nehmen. Was dabei herauskommt, wenn man seine Ansicht nach den ersten flüchtigen Eindrücken bildet, ist mir niemals deutlicher geworden, als durch die landläufigen Urtheile über die Engländer. Die Einen beurtheilen sie nach den Möller'schen „Flegeln," die unter uns umherspazieren. Die Andern lernen sie in ihrem home kennen, und der gediegene Kern, den sie entdecken, macht sie zu Anglomanen. Endlich kommt eine geistvolle Schriftstellerin, die Jahre lang unter ihnen wohnt, der die Parteileidenschaft das gerechte und warme Herz nicht geraubt hat, und die bei aller Gediegenheit des Charakters ein feines deutsches Gemüth und den gebildetsten Geschmack, den feinsten Sinn für das Lächerliche besitzt. Dann entsteht ein Buch, wie der „Hans Ibeles" von Johanna Kinkel — ein Spiegel des englischen National-Charakters mit seinen lernhaften und seinen barocken Seiten. In diesem fesselnden Gemälde sind Licht und Schatten mit Wahrheit und Kunst vertheilt: wir sind unter Menschen. Da ist die opferfreudige Pflichttreue wohlhabender Männer und Frauen, die ihr Leben an den Dienst einer sozialen Aufgabe hingegeben haben; aber auch die kleinliche unduldsame Bekenntniß-Religion. Wir begegnen dem trotzigen Rechtssinn, dem Gesetzes-Gehorsam und dem Stolz der Freiheit; daneben der hochmüthigen Schroffheit kastenähnlicher Scheidung der Stände, dem abergläubischen Respekt vor jeder Form der hergebrachten Etikette. Große Wohlhabenheit, größere Geschmacklosigkeit; Reichthum an Thaten, Armuth an Einsicht in das Leben der Kunst.*

Nichts liegt mir ferner, als die Anmaßung, etwas Aehnliches über Holland darstellen zu können. Aber in den folgenden Skizzen will ich die Summe dessen ziehen, was ich in dem letzten Jahr beobachtet habe.

Bei Holland denkt zunächst Jeder an den Handel, und ob ich gleich nicht Kaufmann bin, habe ich mich doch bemüht zu erfahren, welches die Stellung ist, die Holland in dieser Beziehung heutiges Tages einnimmt, welche Eigenschaften der Nation bei ihrer Hauptthätigkeit förderlich und hinderlich sind; auch welche Aussichten sich jungen Deutschen bieten, die sich hier ansiedeln möchten.

Im Großhandel werden die holländischen Häuser von den Hansestädten überflügelt: ich habe dies aus dem Munde eines der angesehensten hiesigen Großhändler. Für den nichtkaufmännischen Leser bemerke ich, daß man unter Großhandel den Handel für eigene Rechnung versteht, im Gegensatz zum Kommissionsgeschäft, das nur fremde Aufträge ausführt. Der Umfang des Geschäfts wird durch diesen Unterschied insofern nicht betroffen, als es Kommissionshändler giebt, die für Millionen umsetzen. Der holländische Handel ist größtentheils Kommissionshandel: deutsche ꝛc. Kunden geben einen Auftrag auf Kaffee oder Zucker, und die Provisionen, die das hiesige Haus verdient, sind der einzige Gewinn desselben.

Die Eigenschaften des holländischen Kaufmanns befähigen ihn mehr zum Kommissionär, als zum Großhändler. Seine größten Tugenden sind Fleiß und Rechtlichkeit. Er besitzt sie im Uebermaß. Der holländische Handel ist der solideste der Welt. Die Niederlande, reicher als Deutschland, sind bei weitem nicht so reich als England. Große Bankiers giebt es nur in Amsterdam und nur einzelne (Hope); die kolossalen Reichthümer der britischen „merchant-princes" sind hier auch verhältnißmäßig viel seltener. Die ganze „Niederländische Handelsgesellschaft," von deren Monopol ich weiterhin sprechen werde, soll mit etwa 37 Millionen Gulden handeln; eine Summe (3 Millionen Pfund), die in England zuweilen von einzelnen Firmen besessen wird. Aber wie die Armuth hier weniger groß ist, so ist vielleicht auch ein bescheidenes Maß der Wohlhabenheit noch verbreiteter als in England. Der Hauptunterschied aber ist der Spekulationsgeist, den der Engländer vor dem Niederländer voraus hat. Der Angelsachse wagt viel mehr; darum kommen über dem Kanal weit mehr Bankerotte vor, als hier zu Lande; darum werden dort weit großartigere Geschäfte betrieben, weit bedeutendere Gewinnste erzielt. Der Holländer beutet nicht einmal die Kreditverhältnisse in erlaubter Weise aus; er zahlt gern baar, und namentlich im Inlande wird kaum ein Geschäft eingeleitet, für das nicht baare Deckung bereits in der Kasse läge. Noch mehr übertrieben, als diese etwas beschränkte Ehrlichkeit, ist der Fleiß des niederländischen Kaufmanns. In London verläßt man um 6 Uhr die City und der Abend gehört der Familie, der Erholung. Diese Einrichtung ist menschlicher, aber auch praktischer. Der Geist kann sich erfrischen und erfaßt dann seine Arbeit am nächsten Morgen mit fruchtbarer Energie. Er hat Zeit gehabt zu einem Ueberblick, zu neuen Combinationen. Indem der Holländer sich zu einer Maschine macht, die von Morgens neun bis Abends neun, mit ein paar Stunden Unterbrechung für das Mittag-Essen, am Comtoir obschnurrt, verletzt er nicht nur sein menschliches Wesen; indem er für geistige Interessen zu wenig Zeit und Kraft übrig behält, sündigt er nicht nur gegen die heilige Natur, indem er sich überarbeitet, sondern er erreicht auch nicht einmal seinen Zweck. Er arbeitet multa, aber nicht multum. Sein Geist verliert Freiheit und Spannkraft und rollt im Geleise der täglichen Routine fort. Er braucht den Kopf nicht genug. Denn die gerühmte Schlauheit des

* Wir empfehlen dieses Buch, trotz der phantastischen Gestalt der O'Stallen, die leider die herrliche Schluß-Entwickelung herbeiführen muß, auf's wärmste. Der Humor dieser Flüchtlingsgestalten, dieser Wildemann, Maus und Reffbaum, ist köstlich

holländischen Kaufmanns ist kein kühner, überlegener Spekulationsgeist, sondern eine Art Pfiffigkeit, die, bei aller Redlichkeit, auf Ausnutzung kleiner Vortheile erpicht ist. Umsicht, Gedankenarbeit und Kühnheit gehören nicht zu seinen Vorzügen. Dies ist der Grund, warum er sich im Allgemeinen nicht zum Großhändler eignet.

Dazu fehlen ihm ferner die Kenntnisse. Seine Bildung ist gewöhnlich äußerst mangelhaft. Größtentheils wird er auf „Kostschulen" erzogen, — Anstalten, an denen fast immer van Lehrern ohne wissenschaftliche und pädagogische Durchbildung unterrichtet wird, und die, mit Hintansetzung idealer Zwecke, dem Director eine milchgebende Kuh sind. Ich habe diese Ansicht von den „Pensionaten" aus eigener Erfahrung, und sie wurde mir von einem angesehenen Universitäts-Professor bestätigt, der dieselben früher als Gymnasiallehrer und Schulaufseher zu inspiciren hatte. Löbliche Ausnahmen, wie das nach englischem Muster (mit Cricket, „Fußball," Ruderklubs und einer Art Selbstregierung) eingerichtete, also wenigstens praktisch und pädagogisch strebsame Institut des Herrn Landolt zu Bianen, dingen der Regel wenig ab. Aber selbst die Wenigen, die auf Gymnasien erzogen werden, verlassen dieselben im Alter von 16 Jahren, also vorbereitet für eine Handelsschule, nicht für das praktische Leben. Dennoch beeilen sich alsdann die Eltern fast immer, sie auf einem Comtoir unterzubringen, wo sie sich bald aller wissenschaftlichen Gedanken entschlagen und in der Routine aufgehen. Es giebt Pädagogen hier zu Lande, die dies System mit geistvollem Wort und bitterer Satyre gegeißelt haben. Das Losungswort der Eltern ist gewöhnlich: „die jungen Leute müssen früh praktisch werden." In der That, sie werden es hier sehr früh! Ich kenne Knaben von dem lebhaftesten Geist, den herrlichsten Anlagen, die man mit dreizehn oder vierzehn Jahren auf Comtoiren beschäftigt. Als der Director des Rotterdammer Gymnasiums, das eines der besten im Lande ist, im vorigen Jahre die Schüler der höchsten Kaufmannsklasse öffentlich entließ, sagte er ihnen: „Es heißt: wir müssen praktische Leute haben. Richtig! Aber — ist das der praktische Mann, der die Lokomotive einschmiert, heizt und lenkt, oder der, der sie erfindet oder verbessert?" Von einem der ersten Rheder hörte ich solche blinde Thorheit tadeln. — Es ist ein Mann, der wahrlich für praktisch gilt, aber er meinte: „In einem halben Jahr haben die jungen Leute nachher die Routine weg, wenn der Geist erst einmal kaufmännisch gebildet ist." Dieser Kaufmann ist einer unserer wenigen Großhändler, und er behauptete, die Kenntnisse der jungen Leute reichten für den Großhandel bei weitem nicht aus. Natürlich. Der Großhändler spekulirt. Ohne Aufträge abzuwarten, kauft er große Vorräthe ein von dem, was ihm der Markt zu fordern scheint. Er muß wissen, in welchem Theil der Erde er am besten und wohlfeilsten kauft; er muß vertraut sein mit den Verhältnissen fremder Länder. Handelsgeographie und kaufmännische Volkswirthschaft muß er darum gründlich studirt haben.

Die Handelsschule in Amsterdam scheint nicht ganz zu befriedigen; wenigstens finde ich, daß manche Kaufleute daran denken, ihre Söhne deutschen Handelsschulen anzuvertrauen. Vor einiger Zeit beschäftigte sich die Gemeinde-Verwaltung von Rotterdam mit dem Plan, in dieser aufblühenden Stadt eine solche Anstalt zu gründen: ein herrlicher Gedanke! Von den holländischen Konsuln zu Leipzig, Lübeck, Bremen ꝛc. wurden Gutachten eingefordert und von kundiger Hand zusammengestellt. Die Denkschrift, die auf diese Weise entstand, wurde, wie hier Gebrauch ist, höchlich belobt; sie wurde auch gedruckt und vertheilt. Dabei aber blieb es. Batavus Draogstoppel beschloß, sich die Sache zu beschlafen, car la nuit porte conseil; und am andern Morgen freute er sich über seinen Entschluß, denn es schien ihm nun gut, die Sache noch einige Tage — Jahre zu bedenken. Man kommt vorwärts in diesem Lande, aber manchmal etwas langsam.

Sittliche Eigenschaften sind es also, die den holländischen Kaufmann am meisten zieren: Fleiß, Ausdauer, Rechtschaffenheit. Der Deutsche, der diese besitzt und rege Intelligenz, tüchtige Kenntnisse obendrein, mag ihm ohne große Schwierigkeit den Rang ablaufen. Es giebt hier sehr viele blühende deutsche Häuser; in Amsterdam sollen, unter etwa 250,000 Einwohnern 70,000 Deutsche wohnen. Doch täusche man sich nicht. Es ist gut, ein Kapital mitzubringen. Ich kenne Deutsche, die, als sie hieher kamen, noch weniger besaßen, als die lederne Hose Salomon Heine's, nämlich zwölf Gulden Schulden; und jetzt sind es wohlhabende Leute. Aber das sind Ausnahmen: sie hatten besondere kaufmännische Anlagen, eisernen Fleiß (den braucht man beim Hinaufkommen) und einiges Glück. Wenn ich um mich sehe, so bemerke ich wohl, daß die jungen Deutschen ohne Vermögen im Ganzen besser stehen, als die jungen Holländer. Sie sind Disponenten, sie ziehen höherern Gehalt. Denn der junge Niederländer kann Einem anfangs dadurch imponiren, daß er vier Sprachen schreibt und zum Theil auch spricht; sieht man aber näher zu, so schreibt er keine richtig, seine eigene nicht ausgenommen. Fast nie schreibt ein Holländer einen korrekten deutschen Brief, er müßte es denn in Deutschland gelernt haben. Und in den holländischen Zeitungen kann man alle Tage Subjekt und Objekt verwechseln sehen. Das kommt davon, wenn man das Lateinlernen verachtet, diese fast unentbehrliche Schule sprachlicher Logik.

Bei alledem macht man sich in Deutschland von dem holländischen Handelsherrn häufig ein falsches Bild. Er besitzt einige Vorzüge, die der große deutsche Kaufmann durchgängig in geringerem Grade gezeigt hat, und ist frei von einigen Fehlern, die den Gebaristokraten anderer Länder häufig zu einem Gegenstand des Hasses und der Verachtung stempeln.

Wir stellen uns den niederländischen Handelsherrn vor als einen Mann, der von Geld statt von Blut bewegt wird, und der eine Brieftasche mit Bankscheinen an der Stelle des Herzens trägt. Außer seiner Empfänglichkeit für Tong und Steinbutte, Grand Vin Latour und Straßburger Rebhuhn-Pastete, Haarlemer Tulpen und ein Mittagsschläfchen, das mit dem Glockenschlag anfängt und endet, ziert ihn noch seine zärtliche Besorgniß für das Gedeihen des Java-Kaffee's und die guten Aussichten der Metalliques. So haben ihn uns Achim und Arnim und die populäre Tradition überliefert. Ueber einen solchen Mann, „gut-ordinär" wie sein Cheribon, dünken wir uns dann sehr erhaben und machen gute und schlechte Witze über ihn. Wir vergessen dabei nur eine Kleinigkeit: daß die Hauptaufgabe unserer Zeit politisch ist, und daß wir Deutsche im Staatsleben wahre Kinder gegen die Holländer sind.

Die Nachkommen der Männer, die dem Herrscher widerstanden, über dessen Reich die Sonne nicht unterging, sind noch heute nicht aus der Art geschlagen. Ihnen hätte man nicht reden dürfen von dem unveräußerlichen Recht des Landgrafen von Spielhölle, oder der Könige von Napoleon's Gnaden, der deutschen Nation zu verbieten, Eine Nation, das heißt eine Nation zu sein. Sie hätten den Beweis zu metaphysisch oder zu pommeeisch gefunden, und wären über dies Amendement zu dem Antrage, daß Deutschland leben solle, wie allein ein großes Volk leben kann — denn Leben heißt ja Athmen nicht allein — mit Eclat zur Tagesordnung übergegangen. — Zwar eine absolutistische Partei fehlt auch hier zu Lande nicht ganz; aber sie ist klein und schmilzt täglich zusammen. Ihre Versuche haben eine merkwürdige Familienähnlichkeit mit den letzten Anstrengungen des Ultramontanismus, die wie Zuckungen eines verendenden Körpers aussehen. Ehrliche Waffen zu schwingen, sind beide zu kraftlos geworden, zum Theil auch zu furchtsam. Die ehemaligen Besitzer von Inquisitionsgerichten sind jetzt so weit heruntergekommen, daß sie bei Nacht und Nebel ein paar unglückliche Judenmädchen stehlen, oder heimlich in der Klosterschule einen Knaben beschwatzen. Solch' einen scheichenden Streich haben die holländischen Reactionaire neulich zu spielen versucht; man hat ihnen aber den Tisch umgeworfen. König Wilhelm III., der regierende Herr, hat sich noch immer vieler Anhänglichkeit zu erfreuen; bis vor Kurzem schien es weniger seiner Person, als seiner Familie wegen. Das Haus Oranien hat so viel für Holland gethan, wie heute das Haus Savoyen für Italien, wie früher (wir wünschen, auch künftig) das Haus Hohenzollern für Preußen. Auf diesen Thaten ruht die Zukunft des monarchischen „Prinzips" in diesen Ländern. Persönlich beliebt hat sich der König der Niederlande durch die Theilnahme gemacht, die er bei der diesjährigen Wassersnoth an den Tag legte. Nicht allein gab er von seinem beschränkten Einkommen (600,000 fl.) viele Tausende hin, mit eigener Gefahr war er an der Stätte der Verheerung tröstend und spendend zugegen. Dafür lohnte ihm ein freudiger, festlicher Empfang in den drei größten Städten des Landes. Jene Rückschritts-Partei wollte nun diese Gelegenheit zu einer Demonstration benutzen. Mit einemmale hieß es: dem Könige soll eine prachtvolle „Staten-Bijbel" geschenkt werden. Man dachte nun wohl, eine andere Gabe wäre willkommner gewesen, aber man ließ das gut sein: „het kan geen kwaad," dachte Bruder Jan. Aber des Pudels Kern kam bald zu Tage: die Bibel sollte mit einer reactionairen Adresse überreicht werden. Viele hatten gezeichnet, ohne davon eine Ahnung zu haben; vielleicht die Meisten, denn das Häuflein der Junker ist hier zu Lande so klein, daß sie es aus eignen Mitteln zu keinen goldnen Kränzen oder Schilden mehr bringen. Als man die Absicht merkte, war man sehr verstimmt. Die „Neue Rotterdamer Zeitung," eines der drei gelesensten politischen Blätter in Holland,* donnerte gegen den unverschämten Betrug. Einige kurze kräftige Worte genügten, die

* Die beiden andern sind: das Amsterdamer „Algemeine Handelsblatt" und die demokratische „Arnhemer Zeitung."

Digitized by Google

„kleine, oder — ohnmächtige" Partei wie einen Maulwurf in ihr Loch zurückzuscheuchen.

Ein Begriff, der mir noch nicht in seinem innersten Wesen und seiner durchgreifenden Allgemeinheit erkannt zu sein scheint, ist der des Junkerthums. Mommsen hat ihn zwar mit Glück in der Geschichte des Alterthums wieder gefunden, aber selbst den politischen Junker an sich kann man nicht hinlänglich verstehen, wenn man die Species nicht auf die Gattung zurückführt, von der sie nur eine Abart ist. Denn es giebt so viele verschiedene Junker-Familien, als es Aristokraten giebt Der Junker ist ein Charakter, der in einzelnen Erscheinungen in jeder Klasse der Gesellschaft vorkommen kann, massenhaft jedoch nur von der Wärme des aristokratischen Bewußtseins ausgebrütet wird. Der Grundzug seines Wesens ist zunächst dies: daß er seine Kaste und höchstens deren wahlverwandte Genossen als die Blume, die Andren als das Gras der Erde betrachtet. Ihm verdunkelt der Stand die Geltung des allgemein Menschlichen. Dies Bewußtsein von seinem überwiegenden Werth drückt sich natürlich meist in der Geringschätzung anderer Personen und fremder Rechte aus. Es giebt Grade des Junkerthums, und wenige selbst unter den echten Aristokraten sind frei von einer Spur desselben: „Wenige Adlige," sagt ein englischer Schriftsteller, „sind in ihrem Herzen überzeugt, daß wir Andren aus dem Volk wirklich aus demselben Thon geknetet sind, wie sie." Dennoch ist in den wahren Aristokraten ihre leichte Junkerfärbung ein entschuldbarer Fehler, weil er mit großen Vorzügen verwachsen ist. Das echte aristokratische Bewußtsein ist die Ueberzeugung, tüchtige Eigenschaften als Familien-Eigenthum zu besitzen und zu den besten Thaten berufen zu sein. Auf Grund dieser Leistungen werden die Ehren gefordert. Dem Staate als Gesammtheit so viel aufzubringen, wie irgend ein Bürger, an der Spitze der größten Reformen, der schwersten Künste zu stehen; das sind die Rechtstitel des lebensfähigen Adels. Diese Titel besitzt nur der englische. In weitem Abstand folgt der russische — wenn er die Aufhebung der Leibeigenschaft durchsetzen hilft. Je hohler der Anspruch, desto übertriebener die Prätension. In keinem Staate ist das Zerrbild des berechtigten Adels, das Junkerthum, so häßlich anzuschauen, als im preußischen.

Die Geld-Aristokratie erzeugt die zweite Klasse des Junkerthums. Diese Art ist schon deshalb weit ungefährlicher, als sie mit keinerlei Privilegien ausgestattet ist. Nach dem, was ich von ihr gesehen habe, kann ich auch in das Urtheil derer nicht einstimmen, die diese Species häßlicher finden, als das Adels-Junkerthum. Ich habe sie gebildeter, weniger dünkelhaft und anmaßend, höheren Interessen einigermaßen zugänglicher gefunden. Hier zu Lande tritt die Sippe sehr bescheiden auf. Unsere Löwen sind recht zahm; sie brüllen, wie im Sommernachtstraum, sanft wie ein Turteltäubchen. Sie sind mit Wenigem zufrieden: ein wohlgepflegter Bart, ein Pferd und eine Maitresse. Einige girren gar zu den Füßen einer holden Dame, und man sieht sie im Käfig einer Balcon-Loge eingefangen, statt wild in dem Stalle umherzulaufen; einem Löwen aber, der schmachtet, sind schon die Klauen beschnitten.

Auf englischem Boden wächst eine dritte Junker-Species, die bei uns trotz Stahl und Hengstenberg, noch nicht gedeihen kann. Ich möchte sie den kirchlichen Junker nennen; das Feld, auf dem dies Unkraut gedüngt wird, ist natürlich kein anderes, als die englische Staatskirche.* Am nächsten steht er dem deutschen Corps-Studenten; denn dieser ist auch eine Art Junker; aber erträglicher, wie alle anderen, weil man bei ihm manche gediegnere Köpfe findet; die höheren Grade des Junkerthums finden sich nur bei geistlosen Gesellen. Je gediegener Einer ist, desto mehr ist er gewöhnlich geneigt, bei Andren Gediegenheit anzuerkennen, nämlich, wenn ihn nicht ein besonderer Eitelkeitsteufel reitet. — Um den englischen Staatskirchen-Junker zu zeichnen, muß ich an einige Unterschiede erinnern, die zwischen dem Prediger dieses privilegirten Instituts und dem deutschen evangelischen Pfarrer bestehen. Der Confrater jenseit des Kanals hat mehr von einem Weltmann. Sein Einkommen, seine im Ganzen vornehmere Stellung erlauben ihm, ein Haus zu machen. „Clergy and Gentry" stehen auf dem Duzfuß; mit der Nobility ist die Staatsgeistlichkeit eng verwachsen, in den obersten Schichten als Gleichberechtigte, in den andren als Hofmeister (tutors) und Kapläne. Der englische Bischof ist ein vornehmer Gentleman, der mit einer Perrücke ongethan dinirt, und dessen Frau während des Diners die weißen Glacé's nicht auszieht. Seine Predigten sind nicht rednerisch, sondern ruhig (sober) und elegant. Er ist darum auch kein populärer Mann: er hat dem Volke zu wenig von dem, was der Engländer einen „Heiligen" (Saint) nennt. Nach diesem Muster modelliren sich nun nach Kräften die niederen Schichten der privilegirten Geistlichen, die Rectors, Vicars und Incumbents. Es giebt unter ihnen manche eifrige Männer, das gebe ich mit Freuden zu. Aber der Stand ist neuerdings in der öffentlichen Achtung nicht gestiegen. Dazu tragen vieles bei die oberflächliche Bildung, die mittelalterliche Theologie, die sie auf ihren Universitäten lernen; ebenso viel aber ihr weltlicher Sinn. Die Jungen arten nach den Alten. Welch' ein Abstand zwischen der eleganten Miß Robinson, der Tochter des Vicars, die ihre Arts und ihre Crinoline in den Hauptstädten des Kontinents spazieren geführt hat und der deutschen Pfarrerstochter! Sie reitet kühn und kann „a pair" fahren. Der Sohn ist unterdeß in Oxford gewesen; er hat zwei Bücher aus dem Virgil ohne Anstoß hergesagt und dadurch seinen Mitbewerber geschlagen, der bei einem Verse stutzte. Er hat den Thucydides drei oder vier Mal gelesen, und in dem elften Band von Gibbon's Geschichte geblättert, um einer ländlichen Gesellschaft eine Vorlesung über die Kreuzzüge zu halten. Dabei führt er den feichten Sir Archibald Alison als Autorität an. Einige englische Verse, die er gemacht hat, standen in der „Morning Post," aber sie hat „spoiled it," indem sie F. Robinson statt E. Robinson darunter setzte. Er war Mitglied des Ruder-Klubs, fährt beinahe so gut wie seine Schwester und ist ein Meister im Cricket. Da er Charaden dichtet und sie selbst aufführt, nennen ihn Damen und Herren „very clever." In Paris, wo er mit Lord Charles Fitzroy als Tutor gewesen, hat er sich auf seinen künftigen Beruf vorbereitet, indem er die „abomination" des Grisettenthums aus eigner Anschauung studirte: so wird man „no end of a parson." Von den 39 Artikeln macht ihm nur der 17. Scrupel, der von der Prädestination handelt. Die Hauptsache im Christenthum ist die Lehre von der Dreieinigkeit. In der Kirche stellt er sich mit dem Gesicht gegen die Wand, indem er sich nachlässig in den Hüften wiegt; aber er wirft der Versammlung einen strafend herausfordernden Blick zu, wenn diese beim Ablesen des Evangeliums nicht wie er sofort aufspringt. Er würde sich mit Mr. What's his name im Duell schlagen, wenn dieser ein Gentleman wäre; so aber sind er und Mr. Thompson, sein Freund, die einzigen Gentlemen am Ort. Britische Großmuth verleiht bei ihm die Stelle menschlicher Theilnahme. Von christlicher Disziplin hat er hauptsächlich gelernt, daß man den Namen Gottes nie leichthin aussprechen darf. Schleiermacher, der dies in seinen Schriften zuweilen thut, würde ihm freilich auch sonst für keinen Christen gelten; zum Glück sind ihm dessen Werke unbekannt. Den Ausländer sieht er in kaum meßbarer Tiefe unter sich. Aber selbst einem Engel würde er das Abendmahl nicht reichen, wenn dieser es stehend, statt knieend zu empfangen wünschte.

Es giebt keine Geldaristokratie, die nicht eine gewisse beschränkte Exclusivität besäße, und von der ist auch die holländische nicht freizusprechen. Wenn die Formen, in der sie auftritt, nichts Junkerhaftes an sich tragen, so ist doch der Gegensatz schroffer, als in irgend einem andern Lande. In England, wo der Handel doch viel großartiger betrieben wird, steht der Kaufmannsstand auf der gesellschaftlichen Stufenleiter unter den „learned professions": dem Geistlichen und dem wissenschaftlich gebildeten Lehrer, dem Rechtsgelehrten und dem Arzt. In Holland dagegen steht der Kaufmann oben an; von den übrigen Berufsarten genießt nur der juristische besonderer Achtung. Der Geistliche verkehrt, der Regel nach, nicht mit der feinen Welt; noch weniger der Arzt, am wenigsten der Gymnasial- oder Realschullehrer. Während der Arzt dabei eines leidlich guten Einkommens genießt, fristet der Prediger, in nicht ganz würdiger und zu abhängiger Weise, bei magerem Gehalt, seine Existenz durch die Geschenke seiner Gemeinde. Die pekuniäre Stellung des Lehrers, die in diesem Lande der Kaufmanns- d. i. Geldesherrschaft mehr wie anderswo für seine soziale Geltung bedeutet, ist noch tief unter das niedrige Niveau herabgedrückt, auf dem sie sich in Deutschland befindet. Ich komme darauf zurück, wenn ich von den holländischen Schulen spreche. — Aristokratisches Bürgerthum war von jeher der Grundzug des geselligen Lebens in Holland. Die unteren Klassen sind demüthig, arm und geringgeachtet, der Arbeiter schlecht genährt.

Ich glaube, daß etwa zwanzig Procent der größeren Kaufleute den Deutschen nicht freundlich aufnehmen, blos weil er Deutscher ist. Wie ich das berechne? Aus Ballotagen in den „ersten" Klubs, da wo die Persönlichkeit des Kandidaten keinen Grund zu schwarzen Kugeln bot. Das nenne ich immerhin kein ungünstiges Verhältniß. Denn überall giebt es Leute, die nationale Vorurtheile hegen. Unter den hiesigen deutschen Kaufleuten giebt es dann wieder einen Kreis, die sich in ihrem geselligen Verkehr gegen die Holländer absperren. Die wenigen Deutschen, die hier viele Jahre ansässig sind, finde ich dagegen mit holländischen Familien verschwägert.

* Ich finde, daß man diese Anstalt bei uns noch zuweilen irrthümlich „Hochkirche" nennt. Hochkirche (High Church) und „niedere Kirche" (Low Church) sind Parteien innerhalb der Staatskirche (Church of England, Established Church).

Ich bin Ihnen nun noch die Darlegung jener bürgerlichen Eigenschaften schuldig, durch die sich der holländische Kaufmann vor dem deutschen vortheilhaft auszeichnet. Wie ich schon sagte, hängt diese Seite seines Charakters mit der politischen Ueberlegenheit des Niederländers zusammen. Der holländische Kaufmann von echtem Schrot und Korn zeichnet sich nicht durch Bildung aus; sein praktisches Wissen hat er sich als Autodidakt erworben. Er mag den Geschützdonner seiner reich beladen heimkehrenden Clipper-Fregatte lieber hören, als die Rouladen mittelmäßiger französischer Opernsänger. Aber wir irren uns, wenn wir glauben, er kenne keinen edleren Trieb, als nach dem Genusse eines Hummers, den er mit Lafitte begossen hat, auf einer Tonne Goldes, Reingewinn aus afrikanischem Palmöl, mit Michel um die Wette zu schnarchen. Seine energischen Mienen, sein kräftiger Gang künden etwas Besseres an. Er ist thätig vom Morgen bis in den Abend; aber nicht blos für seinen Handel mit der Küste von Sierra Leone. Er hat ein Ideal, und er strebt für dessen Verwirklichung; also verdient er ein Mensch zu heißen, — und es giebt keinen höheren Adel: Christus nannte sich so. Sein Ideal ist das Wohl der Stadt. Durch solche Männer ist in den letzten Jahren sehr viel geschehen. Derselbe Rheder half die Seemannsschule, die hier ganz darnieder lag, durch eine geeignete Reorganisation zur Blüthe bringen und den Prüfungsausschuß für Steuerleute einrichten, die Turnanstalt und die Schwimmschule begründen. Durch seine Mitwirkung entstand das stattliche Gebäude, das auf beiden Vorsprüngen dem die Maas hinaufsegelnden Schiffer die tröstliche Inschrift: „Zeemanshuis," „Sailor's Home" zeigt; früher von allerlei Gesindel übertölpelt und ausgeplündert, findet der Matrose jetzt, so lang' er „an Wall" ist, eine billige und gut gehaltene Zufluchtsstätte. Selbst während des vergangenen schweren Winters war ein bettelndes Kind in Rotterdam eine vereinzelte Erscheinung. Dafür hat die Einrichtung der Haveloozo School (Ragged School) gesorgt. Und fragen Sie mich, wer das Meiste zur Gründung des Thiergartens beitrug, mit dem Rotterdam sich seit wenigen Jahren geschmückt hat, so nenne ich Ihnen wieder denselben Mann: — denselben, dessen gastlicher Empfang unseren deutschen Opernsängern die Aufnahme in die sonst für alle „Artisten" unzugänglichen Kreise der Kaufmanns-Aristokratie verschafft hat.

Man muß die Dinge von zwei Seiten betrachten.

Rotterdam, Ende April, 1861. F. Worthmann.

Belgien.

Das belgische Volk und die französischen Emissaire.

Je mehr die Franzosen bemüht sind, die öffentliche Meinung in Frankreich und im Ausland über die angeblich französischen Sympathien Belgiens zu täuschen, um so eifriger und lebhafter suchen die Belgier diesen Umtrieben entgegenzutreten und die wahre Stimmung ihres Landes, die nichts weniger als franzosenfreundlich ist, zur Geltung zu bringen. Erfreulich ist es hierbei, zu sehen, daß alle Parteien Belgiens, mögen sie in politischer oder religiöser Meinung, als Wallonen und Blamingen einander gegenüber stehen, in diesem Einen Punkte völlig übereinstimmen, und wie die Belgier ein durch und durch praktisches Volk sind, so wenden ihre Schriftsteller, um ihren Zweck zu erreichen und namentlich auch ihre Landsleute vor den Verlockungen und goldenen Versprechungen der französischen Emissaire und Zeitungsartikel zu warnen, nicht lange Reden und Declamationen über Patriotismus und Liebe zum König an, sondern sie bringen immer und immer wieder Schilderungen des glücklichen Zustandes Belgiens unter König Leopold, im Verhältniß zu der Lage des südwestlichen Nachbarlandes in den verschiedensten Zeit-Epochen.

Interessant in dieser Beziehung ist besonders der Vergleich zwischen Belgien und Frankreich unter Louis Philipp in der kürzlich erschienenen „Geschichte der belgischen Revolution von 1830".*

Der Verfasser dieses Buches, P. Royer, einer der hervorragendsten Publizisten Brüssels, giebt zwar seine in jeder Beziehung gelungene Arbeit für eine bloße Uebersetzung aus, indessen die klare, präzise Darstellungsweise, das Freisein von aller Breite und die vielen eingestreuten echt französisch geistreichen Bemerkungen lassen fast vermuthen, daß das italiänische Werk, welches wir leider nicht zur Hand haben, unter den Händen des französischen Uebersetzers, der durch seinen langen Aufenthalt in Belgien mit den Zuständen dieses Landes vollkommen vertraut ist, sich zu einem beinah gänzlich neuen Originalwerk umgestaltet hat.

In dem letzten Kapitel nun, wo der Verfasser zum Schluß in einer gedrängten Uebersicht noch einmal die Hauptmomente der belgischen Revolution in ihren Ursachen, ihrem Verlauf und ihren Folgen zusammenfaßt und die gegenwärtige glückliche Lage Belgiens schildert, heißt es:

„Wenn man die belgische Constitution mit der vergleicht, welche die Franzosen unter ihrer Juli-Dynastie besaßen, so sieht man augenblicklich, um wie viel höher die erstere über der andern steht.

„Während die Belgier, indem sie die Presse für frei erklärten, die Schriftsteller und Verleger von jeder Caution enthoben haben, beseitigte die französische Constitution die Caution nicht und das Gesetz forderte sie sogar.

„Die Belgier haben das Vereinsrecht, die Franzosen waren dieses Rechtes beraubt, indem die früheren über diesen Punkt bestehenden Verordnungen in Kraft blieben.

„In Frankreich stand die Exekutivgewalt dem König allein zu: in Belgien hat der König keine andere Gewalt als die, welche ihm von der Constitution förmlich übertragen wird.

„In Frankreich ging alle Gerechtigkeitspflege vom Könige aus, und alles Recht ward in seinem Namen durch Richter seiner Wahl gesprochen. In Belgien dagegen, wo alle Gewalt vom Volke ausgeht, hat der König nur das Recht, die Richter erster Instanz, sowie die Friedensrichter zu ernennen.

„In Frankreich konnten sich die Kammern nie ohne den Befehl des Königs versammeln, in Belgien treten sie jedes Jahr, am zweiten Dienstag im November, aus eigner Machtvollkommenheit zusammen.

„Die französische Constitution setzte ein Alter von dreißig Jahren fest, um wahlfähig zu sein, und schrieb für die Abgeordneten einen Grundzins vor: die belgische fordert nur das Alter von fünfundzwanzig Jahren und macht die Wahl von gar keinem Grundzins abhängig.

„Die französische Constitution verlieh dem König das Recht, so viel lebenslängliche Pairs zu ernennen, als er für gut fand; die belgische unterwirft die Senatoren der Volkswahl und beschränkt ihre Anzahl auf die Hälfte der Zahl der Repräsentanten. Die französische Constitution schrieb für die Bildung der Munizipal- und Departements-Kollegien nur das Wahlprinzip ohne alle weitere Bestimmungen vor; die belgische setzt Näheres darüber fest und bestimmt direkte Wahl, Oeffentlichkeit der Sitzungen, Veröffentlichung der Rechnungen und Einnahmen und das ausschließliche Recht der Kommunal- und Provinzialräthe, über die Interessen der Gemeinde und Provinz zu wachen &c. In dieser Weise könnten noch viele Vorzüge, welche die belgische Constitution vor der französischen zur Zeit Louis Philipp's voraus hat, angeführt werden."

Ebenso vortheilhaft für Belgien fällt das Gemälde aus, das der Verfasser von der Industrie, dem Handel und den Verkehrsmitteln Belgiens entwirft.

Will man dagegen die jetzigen französischen Zustände kennen lernen, wie sie von den mit den Verhältnissen ihres Nachbarlandes genau vertrauten Belgiern beurtheilt werden, so lese man die zwar etwas grelle, aber durchaus nicht übertriebene Schilderung in der kürzlich erschienenen Broschure von Ferdinand Eenens: Le ministère de 1857 et la France (Bruxelles, 1861).

Der Verfasser, in seinem politischen wie religiösen Glaubensbekenntniß ganz das Gegentheil von dem Verfasser der Histoire de la Revolution belge de 1830 sagt dann:

„Frankreich bildet den entschiedensten Gegensatz zu Belgien.

„In Belgien Freiheit des Worts und der Presse, ungehinderte Vereinigung und Erörterung, vollkommene Sicherheit der Person, das Gesetz als alleinige Macht. Die Belgier regieren sich selbst, berathen und schließen ihre Handelsverträge und bestimmen ihre Politik innerhalb der Gränzen der Neutralität.

„Frankreich dagegen ist geknebelt, Preßfreiheit existirt nicht, und der freie Gedanke muß entweder verschwiegen oder außer Landes gedruckt werden. Aus dem Auslande erfahren die Franzosen nur, was das Haupt ihrer Regierung sie wissen zu lassen für gut findet, indem alle Zeitschriften, Journale, Broschüren und Bücher, welche die Franzosen über ihren eigentlichen Zustand aufklären könnten, an den Gränzen weggenommen werden. Daher sind auch die Franzosen, wenn sie in's Ausland reisen, immer äußerst erstaunt zu hören, wie man von ihnen denkt und was man von ihnen spricht.

„Jedes Rechtes, seine eigenen Angelegenheiten zu leiten, beraubt,

* Histoire de la Révolution belge de 1830, par Carlo Gemolli, traduite de l'Italien par P. Royer Bruxelles et Ostende chez Ferdinand Claassen.

weiß Frankreich weder was es für eine Politik verfolgt, noch wonach es eigentlich strebt. Personen, Eigenthum, Industrie, Handel, die Gerechtigkeit sogar ist der Willkür eines Einzigen preisgegeben, hängt vom Willen eines Einzigen ab: die große Nation steht unter Vormundschaft, aber die Minderjährigkeit scheint ihr zuzusagen, wenn der Vormund den Namen Napoleon führt. Der eigentliche Grund davon ist: die Franzosen wissen nicht, was sie wollen und besitzen nicht das mindeste Talent, sich selbst zu regieren. Sie haben nach der Reihe alle Regierungsformen versucht, welche in Europa bekannt sind, und keine einzige gefunden, die sie vollkommen zufrieden stellen konnte. Dennoch scheint der Despotismus ihnen noch am meisten zuzusagen, da sie immer wieder darauf zurückkommen, wenn sie die Macht haben, selbst zu wählen, und so lange eine Regierung ertragen, welche heutiges Tages in keinem civilisirten Lande Europa's mehr möglich sein würde. Ja, es scheint selbst, als ob die Servilität, die sich in einer Fuchsschwänzerei ohne Gleichen äußert, bei den Franzosen zu den hervorstechendsten Zügen des National-Charakters gehört, wenigstens zeigen sie bei jeder Gelegenheit, daß sie in der Politik weder Recht noch Moral kennen und daß Freiheit für sie ein überflüssiger Luxusgegenstand ist, dessen sie, ohne irgend einen Mangel zu empfinden, entbehren können. Mit einem Worte: Frankreich ist nicht frei, weil es der Freiheit nicht bedarf und ihrer noch nicht würdig ist.

„Die Belgier dagegen wissen, was ihnen fehlt und hören nicht eher auf, sich zu rühren, bis sie erreicht haben, was sie wollen. Denn dem Belgier ist eine möglichst ausgedehnte Freiheit unentbehrlich; hat er sie aber erst in einer nicht octroyirten, sondern selbst berathenen Constitution als unverletzlich hingestellt, so achtet er sie, geht nicht darüber hinaus und handhabt sie mit Vernunft. Das Verhalten der Belgier im Jahre 1848 ist der schönste Beweis davon. Dabei aber verträgt der Belgier keine Willkür, unterwirft sich nur dem Gesetz und gehorcht seinem König, ohne vor einem Herrn zu kriechen. — Anhänglich seinem Lande und dessen Verfassung, drückt er seine Ergebenheit für den König mit den passendsten Worten aus, dankt ihm auf dieselbe Weise für alles Gute, was dieser dem Lande thut und zeigt ihm seine tiefe Erkenntlichkeit dafür, wo sich nur eine Gelegenheit dazu findet. Nie aber steigt er gleich dem Franzosen zu gemeiner Schmeichelei herab. Wie der Belgier im eigenen Lande die Gerechtigkeit will, so achtet er auch in der Politik die Rechte anderer Völker, widerstrebt der Prinziplosigkeit und verabscheut jede Charlatanerie, unter welcher Form sie sich auch zeigen möge.

„In Bezug auf das materielle Wohlsein beider Länder kann Belgien, im Vergleich zu Frankreich, welches seine eigenen Bewohner das erste Land der Welt nennen, weil sie entweder kein anderes gesehen haben, oder, wenn sie im Ausland waren, mit ungemachten Augen gereist sind, mit vollem Recht stolz sein.

„Es genügt, einige französische Dörfer und kleinere Städte zu besuchen und zu sehen, wie vieles die Bauart der Häuser zu wünschen übrig läßt, wie unbekannt jeder Comfort ist und wie sehr die Reinlichkeit, sowie jede Spur von materiellem Fortschritt fehlt, um sich zu überzeugen, daß die große Nation, die an der Spitze der Civilisation stehen will, hinter dem kleinen Belgien zurückgeblieben ist. Selbst Paris, der sogenannte Mittelpunkt der Civilisation, dürfte ohne den Zufluß der Fremden und namentlich der Engländer, welche seit 1815 jährlich massenhaft hinströmen, schwerlich den Grad von Comfort erlangt haben, welchen man im ganzen übrigen Frankreich so schmerzlich vermißt.

„Denn Comfort und Reinlichkeit scheinen für den Franzosen ebenso überflüssige Luxusgegenstände zu sein, wie die Freiheit.

„Kurz, in politischer, wie in moralischer und materieller Hinsicht würde es für die Belgier ein entschiedener und arger Rückschritt sein, französisch werden, oder den Franzosen nachahmen zu wollen."

Was die Belgier von Belgien in Vergleich zu Frankreich sagen, wird jeder Unparteiische, der Frankreich und seine Nachbarstaaten kennt, auch von allen übrigen Gränzländern Frankreichs behaupten. Es wäre nur zu wünschen, daß sich überall so viele Stimmen wie in Belgien erhöben, um endlich einmal den thörichten Glauben gänzlich auszurotten, welcher trotz aller vor Augen liegenden Thatsachen noch immer hier und da den von der Seine kommenden Worten und Phrasen geschenkt wird. Denn „den Franzosen scheint," wie Eenens in der angeführten Broschüre sagt, „die Sprache nur verliehen worden zu sein, um die andern Völker in der Politik zu betrügen und schöne Gefühle auszudrücken, welchen sie in der Praxis schnurstracks entgegenhandeln. Wie könnte sonst Frankreich Nizza und Savoyen auf Grund „eines unbestreitbaren Rechtes" in Besitz nehmen und das Fürstenthum Monaco kaufen, während es feierlich erklärt, jede gerechte Sache vertheidigen und das Nationalitätsrecht jedes Volkes anerkennen zu wollen? Und doch ist es ein öffentliches Geheimniß, daß die Savoyer höchst unzufrieden mit ihrem Herrschaftswechsel sind und in Nizza von 20,000 nicht weniger als 14,000 sich nach Kräften bemüht haben, ihren Wunsch, Italiäner bleiben zu wollen, geltend zu machen, daß aber alle Proteste ohne Wirkung blieben."

Sicher ist es, daß ein Staat, der im eigenen Lande das Nationalitäts-Prinzip mißachtet, niemals uneigennützig, blos der Idee wegen, für fremde Nationalitäten auftreten wird, und daß Frankreich, welches fortwährend behauptet, an der Spitze der Civilisation und des Fortschritts zu stehen, während es noch lange Jahre brauchen wird, um den Humanitätsstandpunkt anderer Staaten zu erreichen, unter seiner jetzigen Dynastie gerade das einzige Land in Europa ist, welches den eigentlichen Fortgang der Kultur hemmt und jedes materielle Wohlbefinden der übrigen Staaten zu Grunde richtet.

Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

England.

Richard Löwenherz und Robin Hood.

Unter dem Titel „Richard Löwenherz in Geschichte und Poesie," und „Volkslieder, die Robin Hood betreffen," hat ein junger finnischer Forscher, Herr C. G. Estlander, zwei gediegene Abhandlungen an's Licht gestellt,* für die wir schon ein günstiges Vorurtheil zu wecken glauben, wenn wir des Verfassers einleitende Worte hier folgen lassen:

„Mit genialem Blicke hat Walter Scott in seinem Roman „Ivanhoe" den Kontrast zweier Persönlichkeiten aufgefaßt, deren Namen in Englands mittelalterlicher Geschichte und Poesie eine bedeutende Stelle behaupten. Persönliche Berührung Beider hat schwerlich stattgefunden, und doch kann eine wahrheitgemäßere Veränderung der historischen Wirklichkeit nicht gedacht werden, als diejenige ist, die Scott sich erlaubt, indem er den Ritterkönig auf dem Thron und den Freibeuterkönig der Wildniß einander begegnen läßt. Denn wie unermeßlich auch der Abstand scheinen mag zwischen dem Beherrscher der mächtigsten Nation des Westens, dessen Wille Gesetz war für ein blühendes Reich, dessen Fahnen die stolzeste Ritterschaft folgte, und dem rechtlosen Freibeuter, der mit seinen Leuten dem Wilde gleich gejagt ward in Sherwood's Wäldern, so begegnen sich ihre Charaktere doch in zwei wesentlichen Punkten. Beide Männer sind echt romantische Persönlichkeiten, wegen ihrer Losgebundenheit von den trivialen Verhältnissen des alltäglichen Lebens; Beide sind außerdem gleichzeitige Repräsentanten zweier Völker, welche nach der Schlacht bei Hastings so lange feindlich nebeneinander wohnten im selben Lande. Während die Normannen mit Begeisterung ihrem Helden folgten auf seiner weltberühmten Ritterfahrt nach dem heiligen Lande, steht das Volk der Angelsachsen mit Gram in Sherwood's Freibeutern die letzten Kämpfer um seine Selbständigkeit. Der Gegensatz beider Persönlichkeiten erweitert sich so zu einem Gegensatze des Charakters, der Lebensbedingungen und sozialen Stellung zweier Völker. Noch in einem dritten Punkte gleichen sich beide Helden: sie gehören zu den glücklichen Sterblichen, deren Unsterblichkeit nicht blos in den Jahrbüchern der Geschichte, sondern auch in den Bildersälen der Poesie begründet ist, weshalb jeder von Beiden in anderer Gestalt sich zeigt, je nachdem entweder die historische Wirklichkeit, oder die von der Phantasie gewebte Hülle uns in das Auge fällt. Dieses ihr doppeltes Dasein ist um so anziehender, als jeder die eine wie die andere Gestalt seinem Volke verdankt. Minstrel's und Troubadours erfaßten die zerstreuten Züge von Richard's Person, und kleideten sie in die Ritterrüstung der normännischen Poesie, während die Erinnerung an Robin Hood's Abenteurer-Leben in der Phantasie der Angelsachsen zu Volksliedern und Balladen sich ausbildete. Vergleicht man also die historischen Personen mit den erdichteten oder überdichteten, so kann man den Dichtergeist beider Völker wahrhaft würdigen, d. h. die vergleichungsweise gelehrte Dichtung des Mittelalters mit der Volksdichtung zusammenhalten."

Da eine solche doppelte, zugleich historische und literarische Parallele weit über die Grenzen einer akademischen Abhandlung sich erstreckt hätte, und den Verfasser seine besondere Neigung zum Literarischen hinzog, mußte er jeden der beiden Helden für sich in's Auge fassen. In Ansehung Richard's wurde demnach unseres Verfassers Aufgabe, an der Umgestaltung, welche sein Held bei normännischen Dichtern erfuhr, Geist und Art dieser Poesie nachzuweisen, und die eigenthümliche Entwicklung derselben

---

* Sie sind in schwedischer Sprache: Richard Lejonhjerta und Folkesångerna om Richard.

aus den politisch-sozialen Verhältnissen, aus der Denk- und Handlungsweise des nurmännischen Volkes zu erklären. — Robin Hood ist der Historie so gut als unbekannt; was an ihm geschichtlich, muß aus Lied und Sage gleichsam herausgeklaubt werden. Hier kritisirt der Verfasser zumeist verschiedene Ansichten über das Zeitalter dieses populärsten Helden des englischen Volkes, verhoffend, daß der Leser mit ihm für die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts sich entscheiden werde.

Der verwegene outlaw war ein Volksmann in der Zeit, und ist es darum auch geblieben im Liede. Seinen Sympathien folgend und durch die Baude der Natur aufgefordert, mit Denen gemeinschaftliche Sache zu machen, auf welchen der politische Druck lastete, dem er seinen Wäldern entflohen war, bildete er dauernde Opposition gegen die Mächtigen und Reichen, wogegen Arme und Nothleidende seines Schutzes gewiß sein konnten. Der unfängliche Nationalhaß wider die fremden Eroberer war zu seiner Zeit schon ein Haß der Tyrannei überhaupt geworden, welcher jeden ohne sein Verdienst vom Glücke Begünstigten traf.

Die nächste Untersuchung soll aus den aufbewahrten Liedern ermitteln, inwiefern das aus örtlichen Erinnerungen zusammengeflossene Bild Robin Hood's an seinen Ursprung aus den Zeitverhältnissen des Jahrhunderts erinnert. Der Verfasser entnimmt dem Sange die am weitesten zurückweisenden Erinnerungen, um zu sehen, in welcher Ausdehnung sie auf die angenommene Zeit passen. In den ältern Gesängen ist Robin Hood ein durchaus edler Charakter und von den reinsten Sitten. Wie ein König in seinen nordischen Wäldern hausend, ergiebt er sich, wenn es nicht Kampf gilt, der Jagd und andern Zeitvertreiben. Viel anders erscheint er in den spätern Liedern: hier gleicht Robin dem Volkshelden früherer Jahrhunderte so wenig, wie etwa der kühne Besitzer eines Freiguts, der im blutigen Kampfe für seine Freiheit mannhaft das Schwert gezogen, sich selber noch gleichet, wenn er, nun heimgekehrt, friedlich hinter seinem Pfluge schlendert, oder an ländlichen Spielen Theil nimmt. An dieser Veränderung ist er selber unschuldig; er folgt nur treuherzig dem Volke, auf dessen eigenem Entwicklungswege, der es vom öffentlichen Leben, wie von der Würdigung der Vergangenheit immer weiter abführt, und muß am Ende sogar die mannigfachsten Entstellungen sich gefallen lassen. Aber selbst durch die Entstellungen vernimmst du noch den alten Grundton: wo irgend Robin Hood's gedacht wird, klingt immer der Refrain: Oh merry, merry England!

Türkei.

Die Lage der Christen in der Türkei.

Wir haben bereits früher die interessanten Zusammenstellungen benutzt, die Herr Saint-Marc Girardin in der Revue des deux Mondes aus Büchern mocht, die von den inneren Zuständen der Türkei handeln, und die um so belehrender sind, als sie sehr verschiedene Autoren, englische, französische, griechische ꝛc., zu Gewährsmännern haben. In dem, was, bei den verschiedensten Standpunkten, sich als bleibend herausstellt, dürfte man doch wohl am Ende die Wahrheit annähernd erkennen, die so oft geflissentlich verhüllt und entstellt wird. Auch in dem uns vorliegenden Artikel „über die Lage der Christen in der Türkei" werden wichtige Werke benutzt; unter Anderem ein confidentielles, nur für die englische Regierung bestimmtes Buch: „Papers relating to the condition of Christians in Turkey, printed for the use of the Foreign Office 25. October 1860"; „Syrien vor 1861," von de Salvert, und das Buch eines Syrers, aus dem Arabischen übersetzt und in Athen gedruckt: „La question de Syrie traitée par un Syrien" (1861).

Im Eingange dieses Artikels wird darauf hingewiesen, wie die englischen Minister ohne Unterlaß im Parlamente die Behauptung aufstellen, die türkische Regierung sei im Stande und habe den guten Willen, die Christen im Orient genügend zu schützen, während sie von ihren diplomatischen Agenten fortwährend das völlige Gegentheil davon zu hören bekommen. Denn alle Berichte derselben klagen über Schwäche oder bösen Willen der türkischen Verwaltung; auch der Verfasser des oben erwähnten Buches. Wer hat nun Recht? Die Minister, welche augenscheinlich, wenn sie nicht die Unwahrheit sagen, ihre Berichte wo anders her haben müssen, oder diese an Ort und Stelle lebenden Konsuln, welche an Sir Henry Bulwer, den Gesandten in Konstantinopel, so trübe Schilderungen einsenden, wie die vorliegenden? Möglicher Weise lesen die Herren des Foreign Office in London diese Berichte nicht, was gegen ihre Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit sprechen würde; möglicher Weise aber verstehen wir auch nichts von dem, was hohe Politik heißt; es kann politische Nothwendigkeiten geben, welche gebieterisch fordern, daß die Türkei lebenskräftig sein muß, wenn sie auch nicht mehr kann.

Mr. James Finn, der englische Konsul von Jerusalem, antwortet auf die Anfragen Sir Henry Bulwer's vom 17. Juli 1860 wie folgt:

„Rücksichtlich der Regelmäßigkeit der Verwaltung, der Entwickelung des öffentlichen und Privat-Wohlstandes, der Communicationsmittel ist die Provinz hinter den Ländern Europa's sehr zurück und, so viel ich wissen kann, selbst hinter Aegypten, obschon die hiesige Land-Bevölkerung stärker und reicher ist, als in Aegypten.

„Die östlichen und südlichen Gränzen werden von den Beduinen verwüstet, die in der jüngsten Zeit dreister und furchtbarer, als früher, geworden sind. Sie sind indessen sehr feig, und man konnte sie leicht abwehren. Palästina entvölkert sich ernstlich, und es giebt weite, sonst angebaute Striche, die sich in Wüste verwandeln."

Die Entvölkerung und das zunehmende Fortschreiten der Wüste gegen das bebaute Land sind eines der traurigsten Resultate der türkischen Administration, welche die Landbauer durch die Raubsucht ihrer Agenten zu Grunde richtet, und sie wegen ihrer Ohnmacht und Sorglosigkeit gegen die Einfälle der Beduinen nicht schützen kann. Es ist hier ein doppeltes Unheil, das, welches sie anrichtet, und das, welches sie nicht hindert. Entlehnen wir über diesen Punkt aus dem Bericht des englischen Konsuls von Aleppo, Mr. Stene, einige interessante Einzelnheiten. Er spricht zuerst von der Fruchtbarkeit der Provinz: „Unglücklicher Weise," sagt er, „können die Landbauer die Früchte ihrer Arbeit nicht in Ruhe genießen; ein Theil wird ihnen durch die Einfälle der wandernden Araber oder durch die Erpressungen der Steuerpächter geraubt. Ungeheure Flächen im fruchtbarsten Lande der Welt bleiben wüst wegen der Einfälle der Beduinen, welche die ackerbauende Bevölkerung westwärts treiben, um sich freie Weide für ihre Schafe und Kameele zu sichern. Ich habe 25 Dörfer gesehen, die durch einen einzigen Einfall des Scheik Mohammed-Dafsa, an der Spitze von zwei tausend Reitern vom Stamme der Beni-Sachar, verwüstet und entvölkert waren. Ich habe einen sehr fruchtbaren Distrikt durchreist, welcher noch vor zwanzig Jahren hundert Dörfer hatte, und ich habe nur einige Fellahs getroffen. Ich habe Städte in der Wüste besucht, worin gepflasterte Straßen, wohlgedeckte Häuser mit ihren eingezapften Thüren waren, als wären sie bereit zur Aufnahme — und dabei unbewohnt. Tausende von Morgen herrlichen Ackerbodens dehnen sich aus um diese Städte mit Spuren alter Bewässerungs-Anstalten; sie geben jetzt den Schafen und Kameelen der Beduinen eine nur magere Weide. Dieses Hereinbrechen der Wüste in's bebaute Land hat vor achtzig Jahren angefangen, als die Stämme der Ameſi aus Mittel-Arabien auswanderten, um ausgedehntere Weideplätze zu suchen, und Syrien überzogen. Die Wüste erreicht jetzt das Meer an zwei Punkten, bei Saint-Jean-d'Acre und zwischen Latakieh und Tripoli."

Aehnlich sind die Schilderungen, die, ganz außer Zusammenhang hiermit, der französische Reisende Victor Langlois aus Cilicien giebt. Nach ihm ist diese im Alterthum blühende Provinz eine ungeheure Wüste, die nur von Turkomanen und Kurden durchzogen wird. Die Bevölkerung wird von schrecklichen Fiebern decimirt, die durch die zahllosen Sümpfe und Lachen entstehen.

Wir wollen den nahe liegenden Betrachtungen, die Herr Saint-Marc Girardin hierüber anstellt, nicht im Einzelnen folgen; wir heben nur hervor, ob Europa nicht ein lebhaftes Interesse habe, daß diejenigen Theile des Orients, denen es seine ganze Kultur verdankt, Klein-Asien, Syrien, Aegypten, nicht vollständig zur Wüste werden.

„Was hat Europa aus diesem Orient machen lassen, der ihm als Anhängsel dient? Es hat ihn verkommen und sich entvölkern lassen unter der Herrschaft der Türken; es hat ihn geopfert, der Barbarei überantwortet. In Amerika baut man alle Tage Städte, welche den Namen der alten griechischen annehmen. Es giebt dort Antiochien, Smyrna, Palmyra, Ephesus von Gestern und Vorgestern, und zu gleicher Zeit sind die Städte in Asien, welche diese erinnerungsreichen Namen trugen, nur noch unbewohnte Ruinen.

„Was gewinnt Europa mit dieser Rücksicht für die Werke der Barbarei, d. h. mit diesem Aberglauben an die Unverletzlichkeit des türkischen Reiches? Diese Wüsten, die es vor seinen Thoren und unter seinen Augen entstehen läßt, verdammen und schwächen es. Warum glaubt man sich verpflichtet, eines seiner Glieder der Lähmung hinzugeben? Will England also Wüsten zwischen sein ungeheures indisches Reich und Europa setzen? Zieht es diesen Damm vor?"

Dieses und das Folgende streift nahe an Declamation und ist den Engländern gegenüber ziemlich überflüssig, zumal die fortwährende Ge-

genüberstellung von dem großen amerikanischen Stücke ihre schwache Seite hat. Die englische auswärtige Politik, welche nur Handels-Interessen, Märkte und Furcht vor Konkurenz kennt, ist zu hort gesotten, um sich von Humanitäts-Rücksichten leiten zu lassen; ob so und so viel hunderttausend arabische Fellahs, syrische Christen, Bulgaren ꝛc. zu Grunde gehen, wird sie wenig rühren, wo die Staatsraison und das Macht-Verhältniß in's Spiel kommt; überdies sind die Engländer das Menschen-Vertilgen so gründlich gewöhnt worden, daß sich ihr Gewissen darüber nicht in große Unruhe versetzen wird. Was die Amerikaner betrifft, so wird wohrscheinlich die nächste Zukunft schon-lehren, daß sie besser gethan hätten, mit ihrer Colonisation, mit ihrer Ausnutzung des Bodens etwos ruhiger und gemächlicher zu verfahren. Man wird ja sehen, wie sich diese glänzenden Kolonien in dem nun offen ausgebrochenen Kriege halten. Die Engländer denken ihrerseits an eine Colonisation Kleinasiens — der beste Beweis, daß sie nicht mehr an den längeren Bestand der Türkei glauben. Verschiedene englische Konsuln haben beim Anblick dieser wüsten Landschaften darauf bezügliche Pläne gemacht. Senior, der bekannte Verfasser des Buches über die türkischen Finanz-Zustände, hot schon Anfrage gethan, ob man darauf Actien nehmen werde.

Der Grund dieser Colonisations-Gedanken ist sehr nahe liegend; diese Herren haben in Kleinasien, um so zu sagen, für ein wahres Lumpengeld die herrlichsten Landstriche angekauft und möchten sie nun demgemäß verwerthen. Es handelt sich um eine Colonisation auf dem klassischen Boden des alten Troja, wo Herr Senior und Herr Cotvert, Bruder des englischen Konsuls der Dardanellen, bedeutende Landgüter (Letzterer 2000 Acres) gekauft haben. „Eine Colonisation in Masse würde unmöglich sein in diesem Lande," sagt Mr. Senior. „Sie könnte allmählich gebildet werden," sagt der Konsul. „Ein prächtiges Gut bei Cyzicus, das den Erben Halem-Pascha's gehört, stand jüngst zum Verkauf aus. Es enthält 20,000 Acres, und man hätte es für 5000 Pfund Sterling haben können. Das wäre ein prächtiges Geschäft gewesen. Meine Ländereien stehen auf dem Namen meiner Frau. Als ich sie vor zehn Jahren kaufte, bezahlte kein Europäer Dezem oder Steuer. Die Konsuln unterstützten die Widerspenstigen in ihrer Weigerung, und die Türken wagten nicht, sie zu zwingen. Ich gab ein besseres Beispiel, ich zahlte ehrlich meine Steuern und Gaben und forderte alle unter britischem Schutze stehende Personen auf, so zu handeln, wie ich. Sie folgten meinem Rathe, da ihnen in der That nichts Anderes übrig blieb, und alle anderen europäischen Unterthanen der Dardanellen hatten es uns bald nachgeahmt. Dies genügte, um den Widerwillen zu mindern, den die Türken empfinden, wenn sie uns im Besitze ihrer Ländereien sehen; aber er ist deshalb nicht gebrochen. Es handelt sich um eine Neuerung, und ein Türke kann Nichts leiden, was neu ist. Sie haben Alle die dunkle Ahnung, daß wir, einmal festen Fuß fassend, alle Ländereien ankaufen, oder daß wir sie gewaltsam daraus vertreiben werden."

Zu Smyrna sprach Mr. Senior mit einem anderen Engländer, Mr. Whittall, der sein Urtheil in der fraglichen Sache dahin abgiebt: „Ich glaube, wenn wir die Ausführung des Hatt-Humayun erzwingen und die Europäer in den Stand setzen, Ländereien zu kaufen, wird die Küste Kleinasiens eine englische und deutsche Kolonie werden. England und Deutschland sind die beiden einzigen Colonisationsvölker. Kleinasien ist für sie ein besseres Feld, als Amerika; es besitzt weit mehr noch freie Striche. Man kann Ländereien von Privatleuten etwa um 1—2 Shill. den Acre kaufen, und von der Regierung für die Kosten der Concessionsakte. Der erste und wichtigste Fortschritt wäre der Bau von Eisenbahnen; den Engländern würde Unternehmung, Besitz und Ausbeutung zufallen (Dank im Namen Deutschlands!); sie würden ungeheure Einnahme haben und thatsächlich kulturlose Provinzen sehr einträglich machen, aus dem einfachen Grunde, weil der Transport des Getreides bis zur Küste jetzt wohl fünf Mal mehr beträgt, als man dem Produzenten dafür giebt. Die Eisenbahn-Gesellschaften und europäischen Kolonien würden kleine Republiken werden; sie würden zu den Türken sagen: „Wir wollen Euch zwanzig Mal mehr Steuern und Gaben leisten, als Ihr bisher davon gezogen; aber wir werden unsere Angelegenheiten selbst verwalten, unsere Lokal-Behörden, unsere Gerichtshöfe, unsere Polizei, unsere Straßen, unsere besondern Steuern je nach den Bedürfnissen der einzelnen Oertlichkeiten haben..... Nur müßten wir immer gut vertreten sein. Wenn ein englischer Konsul ein Mann von Talent und Energie ist, wenn er die Massen zu regieren weiß, wenn er die Landessprache versteht, so bieten sich ihm die Gelegenheiten, Gutes zu thun oder vielmehr das Böse zu hindern, auf Schritt und Tritt."

Saint-Marc Girardin macht bemerklich, daß nach dem Buche des Herrn Langlois wirklich solche Gemeinwesen in der Türkei, z. B. in Cilicien, bestünden. In der Provinz Adano giebt es 40 Sesam-Oelfabriken, 50 Fabriken, in denen Leinweberei betrieben wird, 22 Leinwand-Druckereien, 40 Färbereien ꝛc., die unter einem Nasir oder Präsidenten stehen und eine Art Verbindung bilden, die von der Civil-Obrigkeit unabhängig ist. Der Nasir hat zugleich oberrichterliche Gewalt und große Vollmacht. — Indeß ist dies doch eine ganz andere Sache; die Türkei birgt noch andere und freiere Republiken in ihrem Schooße, als diese friedlichen Leinweber, Drucker und Kartierer; an der Sucht zur Vielregierung leidet sie nicht, und ist froh, wenn ihr Jemand die Last etwas erleichtert. Diese englischen Republiken, an die nicht blos Herr Whittall denkt, in denen man den deutschen Bauern die Rolle des vierten Standes zugedacht hat, würden die Herrschaft der Türken in kurzer Zeit so völlig überflüssig machen, daß die Steuer, die man zahlte, bald wie ein Almosen für den Rechtstitel aussehen würde, den sie hergegeben. Wir wissen aus anderen Quellen, daß die Engländer sich ganz in dieser Weise die türkische Armee zu kaufen suchen; daß man vorgeschlagen, sie in englischen Sold zu nehmen, ihr englische Generale zu geben und so die Regierung in Konstantinopel zu stützen — nämlich, um die anderen Mächte von der Theilnag abzuhalten und auszuschließen — und es scheint, nach den neuesten Subsidien-Zahlungen, die England der Türkei giebt, daß dieser Plan nicht unberücksichtigt geblieben ist. Der Plan hat viel für sich; auf diesem undustriellen Wege würde England im Stande sein, ganz sacht und unmerklich die türkische Regierung vollends auszukaufen, und eines schönen Tages würde sich ganz Kleinasien, Syrien ꝛc. als neues englisches Reich entpuppen; Frankreich und Rußland würden große Augen machen, und wenn sie wagen sollten, dawider zu protestiren und Krieg anzusagen, würde eine aus orientalischen Truppen bestehende, englisch geschulte, englisch kommandirte und englisch bezahlte Armee im Namen und Rechtstitel des Sultan ihnen zu begegnen wissen. — Wie man Reiche mit Geld kauft, haben die Engländer in Indien gelernt, und dort sind sie nicht bedeutend gestört worden. — Anders ist es in Europa. Wenn auch die englische Geldmacht die Türkei bereits in eisernen Klauen hält, so treten doch hier andere Kräfte in's Spiel, welche diese großartige Speculation zu Schanden machen oder wenigstens bedeutend beeinträchtigen könnten.

Diese Colonisations-Projekte sind gut; deutsche und englische Kolonisten könnten in Kleinasien vielleicht trefflich gedeihen; das Land ist weit näher, als Amerika, der Boden wohlfeil und dabei üppig reich — aber sie kommen viel zu spät oder viel zu früh. Es mag den Herren sehr viel daran gelegen sein, recht hohe Renten aus den wohlfeil erworbenen Gütern zu ziehen, aber wer wird jetzt in jene Länder auswandern, wo die Katastrophe vor der Thüre steht, wo vielleicht ein wüthender Verzweiflungskampf ausbricht?! Es ist ein Unsinn, jetzt dergleichen Vorschläge auf's Tapet zu bringen, wie es ein Unsinn ist, jetzt sein Glück in Virginien oder Kentucky versuchen zu wollen.

Herr St. Marc Girardin ist auch dieser Meinung; auch er weist auf den gährenden Fanatismus der Muhammedaner hin, der überall zum Ausbruch reif sei und auf's Neue syrische Scenen in Aussicht stelle. Die Engländer wissen das recht gut; aber es scheint, daß sie daran erst glauben wollen, wenn ihnen, wie in Indien, das Feuer auf die Finger brennt; sie behandeln die Sache bagatellmäßig, beleuchten sie mit größter Ruhe von allen Seiten, lassen sich dabei aber in der Theorie nicht beirren, wonach man das türkische Reich auf gemüthlich friedlichem Wege in englische Hände eskamotiren will.

So hat Sir Henry Bulwer bei Mr. Finn, dem englischen Konsul in Jerusalem, angefragt, ob man die Gewaltthätigkeiten gegen die Christen den Schritten der Regierung oder dem Fanatismus der Bevölkerung beizumessen habe?

Mr. Finn antwortet darauf:

„Die Unterdrückung der Christen geht gewöhnlich zuerst von dem fanatischen Pöbel aus; aber diese fanatischen Gewaltthätigkeiten werden von der Regierung weder unterdrückt, noch bestraft — und selbst der Volks-Fanatismus bricht nur aus, wenn sich die fanatische Richtung des Gouverneurs gezeigt hat."

Der englische Konsul von Aleppo beantwortet die Frage so:

„Der Zustand der muselmännischen Bevölkerung im Kreise meines Konsulates ist sehr verschieden von dem der anderen Provinzen des osmanischen Reiches, die mehr mit den Ideen Europa's in Berührung kommen. Hier ist die herrschende Race noch so, wie sie vor zehnhundert bis vierhundert Jahren überall war, stolz und intolerant. Man findet hier durchaus nicht jene aus der Ueberfluthung des europäischen Handels hervorgegangene Mischung und die Ergebnisse einer angeblich auf den alten muselmännischen Stamm gepfropften Civilisation. Der Handel

Großbritannien's, Oesterreich's, Frankreich's und der Schweiz hat große Ausdehnung gewonnen; aber er bleibt von der Gesellschaft getrennt und übt auf den muselmännischen Geist geringen Einfluß. Die Abkömmlinge der arabischen Aristokratie und der türkischen Eroberer leben, ohne das Ueberhandnehmen der europäischen Civilisation zu kennen und zu verstehen, und schließen die Augen bei dem Wachsthum des christlichen Uebergewichtes.

„Die ruhmvollen Traditionen der beiden Parteien, welche sonst die türkische Gesellschaft trennten, und sonst überall vergessen sind, leben zu Aleppo noch fort. Die Verbindung der Janitschuren ist hier nie aufgelöst worden, und die Mitglieder derselben kommen heimlich zusammen, um das Andenken ihres alten Uebergewichtes zu unterhalten. Die Scherifs mit grünem Turban verlangen und erhalten, als Abkommen des Propheten, noch wie früher, die Huldigungen des Volkes. Vergeblich spricht man ihnen vom Verfalle des Islam; sie glauben nicht daran. Im engen Kreise ihrer hochmüthigen Abschließung lebend, beschäftigen sie sich nur mit persönlichen Nebenbuhlereien und ihren Parteien. Ihre auf Stolz gegründete Religion erlaubt nicht, daß eine auf Demuth gegründete Religion verträglich sei mit Macht und Gedeihen; Alles, was sie von der Stärke der Christenheit sagen hören, betrachten sie als ein Märchen. So ist die Stellung der Moslemin Syrien's mehr ein Rest von dem, was die Türkei einst war, als was sie jetzt ist. — Die syrischen Christen sind seine Köpfe, die vor Allem sich zu bereichern suchen, geschickt im Handel, aber schmutzig geizig in ihrem Inneren; niedrig und kriechend, wenn sie keine Stütze haben, hochmüthig, wenn sie sich unterstützt und beschützt glauben. Der größte Theil dieser Bevölkerung lebt im Zustande eines chronischen Schreckens. Das ist die natürliche Wirkung dessen, was sie in dem Gemetzel von 1860 erlitten, und ihr Schrecken ist durch die Katastrophen im Libanon und Damaskus noch gestiegen. Indessen sind die angewandten Maßregeln, um den Ausbruch von Metzeleien zu verhindern, bisjetzt erfolgreich gewesen."

Ein Seitenblick auf Lord Palmerston beleuchtet dessen Methode, von dergleichen Aktenstücken keine Kenntniß zu haben, oder sie nur in verstümmelter Gestalt aus den Blaubüchern vor's Parlament zu bringen, und nur von riesigen Fortschritten zu sprechen, welche die Türkei seit zwanzig Jahren gemacht habe.

„England wird sehen, ob es sein Interesse ist, um jeden Preis ein Reich aufrecht zu erhalten, welches von allen Seiten einbricht und zusammenstürzt, ein Reich, das man regieren lassen müßte, um es am Leben zu erhalten, — Lord Stratford hat gezeigt, daß dies das einzige Mittel des Heiles für die Türkei sei, — ein Reich folglich, das Europa oder England bezahlen und ernähren müßte: Armee, Verwaltung, Sultan, Harem, Ulema's, Marine, Alles, Hoch und Niedrig, wenn es ferner bestehen soll."

Westindien.

Gesellschaftliche Zustände der Insel Cuba.*

Cuba, die Perle der Antillen, der einzige Besitz, der den Spaniern von ihren vielen Kolonien in West indien geblieben,** führt in neuerer Zeit ein ziemlich beschauliches und ruhiges Leben; die Gefahr, in der es schwebte, von den bente- und ländeergierigen Yankee's annektirt zu werden, scheint durch die eingetretene Spaltung zwischen den nördlichen und südlichen Staaten wenn nicht beseitigt, so doch in die Ferne gerückt. Vorläufig werden die Nord-Amerikaner mit sich selber zu thun haben und nicht daran denken können, Flibustier-Expeditionen, wie die von Walker und Genossen, heimlich zu unterstützen, um ihre Pläne auf dem Wege des neuesten Völkerrechtes zu erreichen.

Cuba ist ein herrliches Land, und es wird dahee wohl am Orte sein, demselben hier eine kleine Aufmerksamkeit zu widmen, nachdem wir dazu durch das uns vorliegende Werk in Stand gesetzt worden sind. Herr Jégoe von Sivees, ein Reisender, dessen Bildung, Umsicht und schriftstellerische Geschicklichkeit außer allem Zweifel stehen, legt uns in dem unten angegebenen Buche die Früchte seiner an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen, Erkundigungen und Nachforschungen ane. Schon im Jahre 1852 hatte er im Vorworte zur ersten Auflage seiner „Palmen und Birken" diese Schrift angekündigt; indeß ist er erst jetzt, nachrem bereits neun Jahee seit seiner Rückkehr aus den tropischen Gegenden Amerika's verflossen sind, im Stande gewesen, seinem Versprechen nachzukommen. Nun, wir denken, Cuba verändert sich nicht so rasch, daß sa leicht ein Veralten der Darstellung eintreten könnte; die Horazische Vorschrift für die Zeitigung von Schriftwerken wird aber dem Buche zu Gute gekommen sein, wie bescheiden sich auch der Verfasser hierüber äußern möge.

„Tabak, Zucker, Sklaverei und nordamerikanische Eroberungsgelüste, sagt derselbe im Vorworte, haben im Handel, in der Gesellschaft, im innern und äußern Staatenleben und Verkehr unseres Welttheils allezeit mitgesprochen; die Freiheit oder Pflichtigkeit der arbeitenden Volksschicht, Mittel, Wege nnd zeitweiliges Maß der Ablösung aus dem Sklavendienste gehören heute zu den Lebensfragen des Entwickelung- und Zukunftreiches, geößten Staates von Europa (Rußlands, dem der Verfasser als geborner Livländer angehört).

„So lange die Censur über heimische Gebrechen nur zu schweigen gestattete, war Abhülfe nicht möglich. Gesetze lassen sich machen und anbefehlen, Ueberzeugung und Bildung wollen wachsen! Jetzt, wo man sich stark genug fühlt, die Wahrheit zu hören, wo Thatsachen bei ihrem rechten Namen genannt werden dürfen, jetzt, wo eine ernste, sachliche Erörterung der Zustände frei gegeben worden, rücken wir — Dank dem erleuchteten Monarchen — einer Lösung der Fragen näher."

Herr v. Sivers bezeichnet sein Buch hierauf als die erste deutsche Schrift über Land und Leute in Cuba. Völlig vertraut mit der einschlagenden Litteratue, wird er das mit Bestimmtheit wissen. Dasselbe ist der Gesellschaft der Landesfreunde in Havanna (Sociedad de amigos del pais en la Habana), zur freundlichen Erinnerung in einer spanischen Zuschrift gewidmet, worin sich der Verfasser selbst als Aleman (Deutscher) kund giebt und ausführt, daß er vornehmlich der deutschen Nation dieses Bild von Cuba zu geben beabsichtige, ohne indeß seine russische Unterthanschaft zu verschweigen (La Rusia, cuyo súbdito soy). Diese Doppelstellung erweckt in uns eigenthümlich wehmüthige Gefühle.

Nach seiner ersten Antillenreise, die mit Jamaika abschloß, begab sich der Herr Verfasser nach dem Festlande von Central-Amerika, wo er ziemlich lunge Zeit verweilte. Der ungeheuere Unterschied zwischen den gedorrten ausgebrannten Antillen und den üppig wuchernden Niederungen und bewässerten Höhen Mittel-Amerika's war das Erste, was ihm unwillkürlich auffiel. Daneben hebt er die geringe Wirthlichkeit der letzteren Landstriche hervor: die schaffende Hand des Ackebaues, des Gewerbetreibenden, der Umgang mit gebildeten Menschen wird noch sehr vermißt, und die wenigen gebildeten Fremden, welche durch Umstände im Lande zu verweilen gezwungen sind, fühlen sich dort wie in einer Art „heißen Sibiriens."

Herr v. Sivers schiffte sich von der englischen Kolonie Belize in Britisch Honduras nach Cuba ein. Wir geben die Stelle, worin er den ersten frischen Eindruck schildert, als er von dem Dampfer im Hafen auf die Hauptstadt der Insel übersah.

„Ein lachend malerisches Rundbild entfaltete sich. Auf dem Hintergrunde einer flachswelligen, reichbebauten, hochentblößten Landschaft — dem lebhaftesten Gegensatz zu den ununterbrochenen Küsten-Waldungen des Festlandes von Central-Amerika — erhebt sich rechts von der mit Fahrzeugen aller Größen bedeckten Hafen-Einfahrt die prächtige Havana (165,000 Einw.). Glockenthürme ragen über die flachen Dächer — und die Metropole zählt nicht weniger als 21 Kirchen und Kloster — Palmen umkrönen die Häusermassen, und über die Straßen der auf einer Halbinsel belegenen Stadt herüber, und zwischen den Thürmen gewahrt man den Mastenwald des inneen Hafens."

Eine der ersten Wanderungen in der Stadt galt dem Grabe des Kolumbus, dessen Gebein in der Domkirche unweit der Plaza de las armas ruhen.

„Irre geleitet durch die Grabschrift auf dem Grabe des Sohnes, welcher in Spanien beigesetzt wurde, haben viele Reisende jenen Ort (welchen?) für die Ruhestätte des Entdeckers gehalten. Es heißt dort: „Al Castillu y Leon unevo mundo dio Colon," (an Kastilien und Leon gab die neue Welt Colon), was uns hiee nicht weitee anfechten soll. Zu Valadolid in Europa hatte der berühmte Weltentdecker sein von Mißgunst gekränktes Leben geendet; doch wie die Asche Napoleon's, sollten auch seine irdischen Ueberreste noch spät den Ocean duechwandern. Der Sarg des Kolumbus wurde von Valadolid nach Sevilla und — trotz der Bitten Italiens, das seine Versäumniß gern wieder gut gemacht hätte, [illegible] von

* Cuba, die Perle der Antillen. Reise-Denkwüedigkeiten und Forschungen von Jegór von Sivers. Leipzig. C. F. Fleischer. 1861.

** Unerwarteterweise hat, seitdem dieses geschrieben ist, Spanien ein neues Besitzthum in West-Indien erlangt, oder vielmehr ein altes Besitzthum zurückbekommen. Santo Domingo, die bisherige „Dominikanische Republik" der Insel Hayti, hat sich aus freien Stücken der spanischen Krone unterworfen Im Interesse der Civilisation ist zu wünschen, daß auch der übrige, ausschließlich von Schwarzen regierte Theil der Insel dem Beispiele der „Dominikaner" folgen möge. D R.

Sevilla nach Santo Domingo gebracht, damit die Gebeine in der Erde ruhen möchten, die einst dem Lebenden so unaussprechliche Leiden bereitet. Aber auch in Domingo sollten sie keine bleibende Stätte finden! Nach Beendigung des Krieges zwischen Frankreich und Spanien fiel durch Friedensschluß der ganze spanische Antheil Hispaniola's der französischen Krone heim. Zur Vollziehung des Vertrages segelte eine spanische Eskadre unter dem Befehle Gabriel de Aristizabal's, General-Lieutenants der königlichen Armada, nach Santo Domingo ab.

„Hispaniola mußten die Spanier abtreten, aber die Asche des Kolumbus konnten sie nicht missen! Fast gleichzeitig hatten Gabriel de Aristizabal und der Herzog von Veragua, ein Nachkomme des Kolumbus, den Gouverneur von Domingo um die Auslieferung der Gebeine des Weltentdeckers gebeten. Die Personen, welche vom Herzoge von Veragua beauftragt waren, der Domdechant und das ganze Kapitel, alle militairischen Autoritäten und Civilbeamte, welchen der General-Lieutenant Aristizabal Mittheilung über seine Absichten machte, bewiesen denselben Eifer.

„Am 20. December (1795), wurden die vermoderten Gebeine des großen Entdeckers unter großen Feierlichkeiten ihrer Stätte zur Seite des Hochaltars enthoben; sie waren in einem bleiernen Sarg verschlossen. Vigilien, Messen, Predigten — in feierlicher Prozession, beim Läuten aller Glocken, unter Trauersalven und Chorgesang, wurden die Reste den folgenden Tag zum Hafen hinabgetragen, wo die ganze Flotte in Trauer verhüllt war. Dreihundert Jahre früher hatte man den lebenden Kolumbus von dem nämlichen Domingo aus mit Ketten belastet auf das Schiff gebracht, das ihn nach Spanien führen sollte. Gegen Ende Januar 1796 langte Kolumbus' Sarg in Havanna an, wo er mit eben so großer Feierlichkeit von der Geistlichkeit, den höchsten Behörden und dem Volke empfangen und dann zur Rechten des Hochaltars in der Kathedrale eingemauert wurde.

Neben dem Altare findet sich in der Wand eine lange Inschrift in einem an Abkürzungen überflüssig reichen Lapidarstyl, die wir nicht abschreiben wollen. Eine in die Wand eingelassene Tafel zeigt in einfachen reben Umrissen die Gestalt des Kolumbus und darunter die Worte, welche dem Ernste der Stätte besser angemessen sind, als jene pomphafte Chronik:

„O restos e imagen del gran Colon!
Mil siglos durad, guardados en la urna
Y en la remembranza de nuestra nacion!"

„O Reste und du Bild des großen Colon!
Währt tausend Säkula, bewahrt im Grabe
Und der Erinnerung unserer Nation!"

Herr v. Sivers stellt eine Betrachtung über die Eitelkeit der menschlichen Dinge an; nicht die einstige Größe, die Eitelkeit habe sich ebenso sehr an jenen Huldigungen betheiligt, als die wahre Verehrung.

„Zum Genie muß man geboren werden, zur Berühmtheit gestorben sein!"

Das scheint uns sehr gut gesagt.

Den vielen Deutschen, die sich in der Havanna niedergelassen haben, geht es sehr gut. Seit 1819 besteht ein deutscher Hülfsverein für nothleidende Landsleute, welcher, 1846 erneuert, vom ersten Jahre seines Bestehens bis 1848 31,000 Piaster einnahm und davon 28,000 Piaster zu wohlthätigen Zwecken verausgabte. Die in der Havanna zahlreich vertretenen Fremden aller Nationen wirken überhaupt wohlthätig auf Sinn und Geist der Bevölkerung ein. Während Spanien erst heute dem Volksunterricht einige Aufmerksamkeit widmet, bestanden in der Havanna schon seit längerer Zeit die mannigfaltigsten Schulen für alle Gattungen der Bevölkerung, von der höchsten weißen Aristokratie bis zur niedrigsten, der schwarzen, armen Demokratie, mit Ausnahme freilich der Sklaven. Die Regierung hatte Nichts für — Alles gegen die Sache gethan, und nur dem Eifer der Habanneser danken wir den Fortschritt zur Bildung. Die älteste Privatschule, von der wir Nachricht finden, ist die grammatische und orthographische, welche der Mulatte Melandez im Jahre 1792 begründete. Unter den gelehrten Anstalten nahm bisher die 1670 projektirte, 1720 vom Papst und 1728 von König Philipp V. bestätigte, im Jahre 1818 von Don Alexandro Ramirez erweiterte Universität mit sieben Lehrstühlen für Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Mathematik, politische Oekonomie und Agrikultur-Botanik den ersten Platz ein. Eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, eine Schule für beschreibende Anatomie, Zeichenkunst, Malerei, ein botanischer Garten, eine Schifffahrtsschule schlossen sich an. Auch wurden einige Lancaster'sche und sonstige Unterrichtsanstalten mit schärfstem Kasten-Unterschiede gegründet, in denen kein Sklave Zutritt erlangt. Außerdem bestehen noch eine Anzahl Klöster mit Schulen für Knaben und Mädchen.

Im Jahre 1793 wurde durch den damaligen General-Capitain Luis de las Casas rühmlichen Andenkens die Sociedad de amigos del pais (Gesellschaft der Vaterlandsfreunde) gegründet, dieselbe, welcher der Verfasser sein Buch gewidmet hat. Jener opferte auch ein schönes Vermögen von 11,000 bis 12,000 Piaster zur Gründung und Verbreitung des Volks-Unterrichtes; während die spanische Regierung, welche jährlich 12 Millionen Piaster aus der Insel zieht, auch nicht einen Heller dazu beitrug, und überdies, wo sie nur konnte, ihm in rohester Weise hindernd in den Weg trat. Als 1833, nach dem Tode Ferdinand's VII., Spanien sich französischer Bildung theilhaftig zu machen suchte, folgte Cuba dem Beispiele des Mutterlandes, und mit Bewilligung der Regierung wurde eine literarische Akademie gestiftet. Da sich dieselbe jedoch eines Anderen besann und gefährliche Anschläge witterte, so löste sie der General-Capitain endlich wieder auf, und die Cubaner waren genöthigt, ihre Söhne zum Studiren in's Ausland zu senden. Auch das wurde bald verboten und späterhin nur stillschweigend geduldet, bis endlich die Gesellschaft der Vaterlandsfreunde in's Mittel trat und die Beförderung von Schul-Anstalten in die Hand nahm. Im Jahre 1836 besuchten von 417,545 freien Bewohnern der Insel nur 9082 die Schule, und doch zählte man im nämlichen Jahre nicht minder als allein 99,599 farbige freie Kinder zwischen fünf und funfzehn Jahren. Der Unwissenheit blieben über 90,000 Kinder geopfert, heutzutage gewiß mehr als 100,000.

An Schöngeistern und Künstlern mangelt es dabei nicht.

Seitdem hat sich die Regierung eines Besseren besonnen; sie wendet jetzt der Gesellschaft der Vaterlandsfreunde jährlich 12,000 Piaster zu besagten Zwecken zu. Der Fond ist klein, selbst wenn noch die Beiträge der Gesellschafts-Mitglieder (14 Thaler jährlich die Person) hinzukommen; die Lehrer sind schlecht besoldet (etwa 36 Thaler monatlich), das Schulgeld ungemein hoch (in Privat-Schulanstalten etwa 36—40 Thaler monatlich). Die reichen Pflanzer haben Geld für Bälle, Hahnenkämpfe, glänzende Schaustellungen, aber nicht für die Schule.

Auch für die Förderung des Handwerkes hat dieselbe patriotische Gesellschaft bereits Bedeutendes geleistet. Seit Gründung der Gesellschaft bis zum Jahre 1840 wurden von ihr im Verein mit den Töchtergesellschaften von Santo Espiritu, Puerto Principe und Trinidad 1200 junge Leute, Altspanier und Schwarze, zu guten Meistern in die Lehre gegeben. Mit dem Jahre 1841 machte sich ein Fortschritt geltend, insofern in diesem Jahre 340 junge Leute, darunter zahlreiche Kreolen, versorgt wurden, und 1849 war die Anzahl derselben bereits auf 4800 gestiegen. Außerdem machte diese berühmte Gesellschaft sich verdient durch Gründung einer Schule für Rechnungswesen und Buchführung und vorzüglich durch die Schule für Maschinisten, deren eine große Anzahl für schweres Geld seit Einführung der Dampfmaschinen aus den Vereinigten Staaten jährlich müssen verschrieben werden. Seit Gründung jener Anstalt im Jahre 1845 waren bis 1849 bereits 206 Zöglinge mit Zeugnissen der Tüchtigkeit entlassen worden. So unermüdlich die patriotische Gesellschaft in nützlichen Werken war, so fand es doch die Regierung im Jahre 1849 für gut, ihr die Beaufsichtigung der selbst gegründeten Anstalten zu nehmen, von denen die Zeichenschule, die Maschinistenschule und die Rechnungsschule unter Aufsicht der Junta de fomento (Aufmunterungs-Ausschuß) gegeben wurden. Auch die Beförderung der Zöglinge im Handwerk nahm die Regierung unter ihre Flügel und entzog der Gesellschaft die früher gewährten Mittel. Gegenwärtig beaufsichtigt den Volks-Unterricht die in der Havanna residirende „Provinzial-Kommission für den Elementar-Unterricht," der von Regierungs wegen 14,000 Piaster jährlich ausgesetzt worden. Von 106 Schulen, die man 1843 in Vorschlag gebracht, stehen die meisten schon in voller Thätigkeit.

An der Universität zu Havanna studirten:

Von 1848—49	Philosophie	137;	von 1849—50	124
„	Rechte.	109;	„	109
„	Medizin und Chirurgie .	51;	„	49
„	Pharmacie	5;	„	7
„	Im Kollegium u. Seminar	110;	„	128
		412		417

Leider waren die Früchte dieser Anstalt nicht sehr bedeutend; trotz der Unterstützungen, welche den Studirenden gewährt wurden, erwies sich eine große Zahl davon als untaugliche, halbgebildete Subjekte: namentlich gingen daraus höchst lästige und zudringliche Quacksalber und Raduisten hervor, die öffentlich ihren Unfug trieben. Eine 1847 eingesetzte Kommission sollte strengere Prüfungen durchführen, schien aber in entgegengesetzter Richtung thätig; denn die schlechten Advokaten stiegen von 20, die jährlich konzessionirt wurden, zwei Jahre später auf 150; worun-

ter zwei 50jöhrige Alte waren, die bisher stets das Unglück gehabt hatten, durchzufallen. — Die Regierung sah übrigens ungern, daß sich so viele junge Leute dem Studium zuwandten und mochte das Doktorwerden sehr theuer. 500 Piaster (728 Thaler) kostete das Advokaten-Diplom.

Auch ein magnetisches Institut hat auf Alexander v. Humboldt's Aufforderung dieselbe patriotische Gesellschaft errichtet.

Havanna hat auch große, prachtvolle Gebäude, z. B. das Liceo de Habana, eine Art Odeum, Theater, Akademie und Konservatorium, ferner das 1836 erbaute Tacon-Theater, das mit den ersten Bühnen der Welt wetteifern kann. Es faßt an 2000 Zuschauer. Die Cubanesen sind nämlich leidenschaftliche Theater-Liebhaber, und viele Städte haben wohl keine Schule, dafür aber ein Theater. Dabei blüht das Ballet besonders stark, das ordentlich eine National-Angelegenheit geworden. Als die junge Tänzerin Rosalie Bustamente nach fünfmonatlicher Anstellung in Havanna gestorben war, folgten im Leichenzuge mehr als 30,000 Personen und mehr als 500 Fuhrwerke. Die Zahl der Schauspieler ist im Verhältniß zur Einwohnerzahl sehr bedeutend, ebenso ist der Besuch des Theaters unendlich stärker, als in Europa. Die Dichter arbeiten für ein sehr dankbares Publikum; im Lustspiel schildern sie vornehmlich Habanesische Sitten, die sie mit herbem Spotte angreifen; die Tragödienstoffe entnehmen sie meist aus Europa, obwohl die Zeit der Conquistadoren ihnen manch guten Stoff bieten würde, ebenso die der Flibustier.

Das bedeutendste von dem halben Dutzend politischer Tagesblätter, die in der Havanna erscheinen, ist der „Furo Industrial," dann kommt das „Diario de la Marina." Es fehlt nicht an geschickten Journalisten; unter den Feuilletonisten zeichnet sich namentlich Cardenos Rodriguez aus durch seine satyrischen Artikel.

Die Titelwuth ist in Cuba ebenso stark, wie ziemlich überall, trotz Freiheit und Gleichheit und aller demokratischen Nivellirung: Die streng republikanischen Nord-Amerikaner werden besonders gern „Generäle," die Russen Tschinowniks aller Klassen, die lieben Deutschen „Röthe," namentlich „geheime" ꝛc., und in der Havanna wimmelt es von Grafen und Marquis, die von der Elle und Börse ihre Ahnen herrechnen. Diese Titelsucht ist ein Lieblingsstoff der Verspottung.

Ein zweiter Satyriker ist Cirillo Villaverde; in lokalen Charakterzeichnungen hat sich Juan Cobo hervorgethan. Außerdem sind Armas und Antonio José de Saco tüchtige Publizisten, Letzterer namentlich Verfasser einer Menge von Büchern und Broschüren, die ihm sogar eine zeitweise Verbannung zuzogen. Romon de la Sagra, einer der verdientesten cubanischen Schriftsteller, früher Redacteur der Anales de Ciencias, Comercio e Arte (1827—1829), gab 1831 in der Havanna eine „ökonomisch-politisch-statistische Geschichte Cuba's" heraus und 1842 vervollkommnet in Paris die „Historia fisica, politica y natural de la Isla de Cuba" in Folio mit vielen Bänden, Karten ꝛc.; leider aber gerieth das Werk in der Mitte des dritten Bandes in's Stocken. Auch die nach Frankreich verheiratet gewesene Gräfin Merlin († 1852) war eine geschätzte cubanische Schriftstellerin.

Der beliebteste Dichter Cuba's neben dem klangvollen Palmo — Gabriel de la Concepcion Valdes, genannt Placido — ist ein Mulatte — der Sohn einer Weißen, einer reichen Kreolin mit einem Neger, die diese Schande verheimlichen wollte; er wurde einer Negerin zu Kindesstatt übergeben und wuchs im Schooße der Sklaverei auf, deren Hörte er durchkosten mußte. Was Erziehung versäumte, ersetzte das Talent, er wurde als Sklave zum Dichter. Ist der Spanier in gesellschaftlicher Beziehung einseitig und racenmäkelisch, so übertrifft er in anderer Beziehung sich selbst. In der Kirche und auf dem Gottesacker schwindet für ihn aller Unterschied der Farbe, und vor dem Talent beugt er sich auch, wenn es ein schwarzes oder braunes Gesicht hat. Kaum waren einige Proben von Placido's Dichtungen in Umlauf gesetzt, so interessirte man sich für den Dichter, der bald Mitarbeiter an einigen literarischen Blättern wurde. Man stutzte, als man erfuhr, er sei schwarzer Abkunft; nichtsdestoweniger fielen alle Rücksichten, und der junge Placido war bald in den elegantesten Kreisen ein gesuchter Gast.

Eine tragische Erscheinung! Die Kränkungen, die ihm bei der Gemeinheit und Rohheit der Menschen nicht erspart blieben, entflammten in ihm einen wüthenden Haß gegen die Weißen; er zettelte eine Verschwörung unter den Schwarzen und Farbigen an, um die Insel von der Herrschaft der ersteren zu befreien; am 4. April 1844 sollte eine blutige Vesper ausbrechen; aber schon im Dezember des alten Jahres standen die Schuldigen vor Gericht. Trotz aller Fürsprache der angesehensten Havannesen wurde Placido zum Tode verurtheilt und erschossen. Auch einen Negerdichter, Juan Francisco Manzano, hat Cuba, der als Sklave geboren und erzogen, mehrmals verkauft, unglücklich verheiratet, endlich von Literaturfreunden freigekauft wurde und später Koch war. Er hat ein Drama „Blanca y Monasmon" (1820) und mehreres Andere geschrieben, das freilich nicht gerade vielen Werth hat. Man sieht indessen, daß dieses Gebiet doch auch der schwarzen Race erreichbar ist.

Dies führt uns zu der Sklavenfrage auf Cuba, welcher der Herr Verfasser eine sehr eingängliche Behandlung hat zu Theil werden lassen.

Zur Ehre der Spanier und der spanischen Regierung, wie zur Schande der Nord-Amerikaner, sei es gesagt, daß die Lage der Negersklaven auf Cuba, wie in den spanischen Kolonien und Tochterländern überhaupt, eine verhältnißmäßig sehr gute und befriedigende ist. Herr v. Sivers stimmt hier mit den Angaben Alexander von Humboldt's, dessen Aeußerungen hierüber in einer nordamerikanischen Uebersetzung seiner Reisen höchst willkürlich unterdrückt wurden, durchaus überein. Weder Engländer noch Franzosen können sich immer gleich humaner Behandlung ihrer Sklaven, wie die Spanier, rühmen.

Nur die fremden, noch halb oder ganz wilden Neulinge (Bozales), werden auf die Pflanzungen geschickt und zum Feldbau verwandt. In der Nähe seiner Person zur häuslichen Bedienung, wählt der Cubaner auf der Insel geborne Sklaven, die, im Hause des Herrn erzogen, milde gesittet, bei guter Behandlung für die Familie Anhänglichkeit beweisen. Der spanische Cerole zeichnet sich vor allen andern Nationen durch Milde gegen seine Unterthanen aus. Regierung und Volk thun Hand in Hand, was menschenmöglich ist, und das absolute Regiment jener Insel sorgt besser für die Schwarzen, als das republikanische Nord-Amerika. Es fehlt denselben vorläufig nichts, als persönliche Freiheit, doch auch diese bleibt ihnen nicht vorenthalten.

Zufolge königlicher Anordnung vom 31. Mai 1789 muß der Sklave gut genährt und gekleidet werden; sein Herr ist verpflichtet, ihm Unterricht, namentlich in der Religion, angedeihen zu lassen, ist angehalten, für den Kranken zu sorgen, sein Weib und Kind zu ernähren, selbst wenn Letztere frei wären. Die Arbeit dauert nur während des Tages, und wird durch zwei Stunden Mittagsrast unterbrochen. Der durch den Herrn beeinträchtigte Neger besitzt das Recht, bei dem Regierungs-Sachwalter der Sklaven Beschwerde zu führen; ist diese begründet und erheblich, so kann der Syndikus den Herrn zum Verkauf der Sklaven zwingen, der das Recht hat, noch einem neuen Besitzer sich umzuthun. Sollte der Inhaber einen zu hohen Preis verlangen, so wird der wahre Werth durch zwei von dem Protektor ernannte Männer abgeschätzt; ist aber die Klage für unbegründet erachtet worden, so bleibt freilich der Sklave der Rache seines Herrn ausgesetzt, und es treten Fälle ein, denen sich auch in Europa nicht vorkehren läßt, weder durch Strenge, noch Genauigkeit des Gesetzes. Am schlimmsten steht es um den Kläger entlegner Pflanzungen, da jeder Sklave, der ohne Erlaubniß des Gebieters über zwei Meilen von der Plantage angetroffen wird, strenger Bestrafung unterliegt.

Auf dem größern Inseltheile, namentlich im westlichen Departement, ist der Neger gut gehalten, aber wir vermissen gegen die Willkür des unverwüstigen Herrn eine Vorschrift über die Arbeitsdauer und die Menge der Nahrung. Es giebt Pflanzungen, wo die Neger schlecht genährt und übermäßig angestrengt werden; doch sind selbst diese Sklaven kaum so schlecht daran, als zahllose Proletarier und Fabrikarbeiter in Europa, die dem Namen nach im Besitze der persönlichen Freiheit sind. Sie brauchen wenigstens nicht für Nahrung, Wohnung und Kleidung zu sorgen, und selbst der Erwerbung ihrer Freiheit stehen keine besondern Schwierigkeiten entgegen.

Herr v. Sivers erinnert an den thatsächlichen Menschenhandel, der z. B. in Europa die öffentlichen Häuser der großen Städte bevölkert, und meint, wir sollten hübsch vor unserer Thür kehren, und nicht gegen den Roman Sklaverei deklamiern, während wir die Sache hätten.

Weiterhin erhalten wir einen Vergleich der verschiedenen Sklaven-Gesetzgebungen, der sehr zum Vortheil der Spanier ausfällt. Die englische z. B. untersagte den Missionären zu predigen und verbot den Sklaven allen Gottesdienst; die spanische schreibt vor, daß der aus Afrika angekommene Bozale drei Monate, nachdem er in den Besitz seines Herrn gekommen, so weit in der christlichen Religion unterrichtet sein soll, um die heilige Taufe empfangen zu können. Durch das Gesetz der „Coartacion" hat ferner der Sklave das Recht, sich freikaufen zu können; der Herr kann sich nicht widersetzen und ist sogar verpflichtet, auf Abschlag einen Theil des Kaufschillings anzunehmen. Sobald dieser erste Theil ausgezahlt ist, steht der Freikaufspreis fest und darf unter keiner Bedingung erhöht werden. Ferner ist es herkömmliche Sitte, daß ein Schwarzer, sobald er die erste Abschlagssumme von fünfzig Piastern ausgezahlt hat, außerhalb des Hauses seines Herrn leben und nach Gutdünken sein Fortkommen suchen kann; er steht von da ab zu ihm in keinem andern Ver-

hälterisse ots dem des einfachen Schuldners, der für die rückständige Summe gewisse billige, gesetzlich bestimmte Zinsen zahlt. Die Hinterlassenschaft des Sklaven fällt dem Gesetze nach zwar dem Herrn zu, der Brauch aber hat den Kindern und der Wittwe das Erbe gerettet. Jeder Sklave genießt das Recht, Mast- und Zuchtvieh zum eignen Verkaufe zu erziehen, ebenso sind die in seinem Gärtchen gezogenen Wurzeln und Gemüse sein und können, da das Land mehr als seinen Bedarf liefert, von ihm verkauft werden.

Daß diese und andere Gesetze nicht blos auf dem geduldigen Papiere stehen, sondern auch ausgeführt werden, dafür sprechen die häufigen Fälle, daß sich arbeitsame und sparsame Neger bereits nach Verlauf des dritten Jahres nach der Ankunft aus Afrika ihre Freiheit erkauften. Namentlich fallen unter den Carabali-Negern solche Fälle häufig vorkommen. Die meisten Schwarzen finden es bei der im Allgemeinen milden Behandlung bequem, in der Sklaverei zu verharren; es kommt vor, daß solche, die in der Absicht sich frei zu kaufen bereits ihre ersten funfzig Thaler bezahlt haben, flehentlich bitten, wieder als Sklave aufgenommen zu werden, weil sie nun selbst für Wohnung, Kleidung ꝛc. sorgen müssen und ihnen die Freiheit größere Beschwerden macht, als die Sklaverei.

Des bösen Beispiels wegen wird die Bitte gewöhnlich abgeschlagen.

Auch die Gesetze in Betreff flüchtiger Sklaven und Beherbergung derselben von andern sind sehr milde; letzteres wird mit zwei Monaten Gefängniß, im Rückfall mit drei, im zweiten Rückfall mit sechs Monaten bestraft; dem flüchtigen Sklaven wird, wenn er sich stellt, auf den spanischen Antillen häufig verziehen, während z. B. der französische Coda noir Brandmarkung und Ohrenabschneidung, das zweite Mal Durchschneidung des Kniebugs, das dritte Mal die Hinrichtung darauf setzte. Da die reichen Cubanesen, ähnlich wie die Engländer in Indien, auf ihren Besitzungen großen Luxus machen und ganze Schaaren von Dienern halten, die alle zusammen nicht so viel zu thun haben, als drei gute europäische Dienstboten, so darf man sich nicht wundern, wenn es den von Natur trägen Negern gefällt und sie sich gar kein besseres Loos wünschen. Die Gräfin Merlin fragte als Kind einst ihre Wärterin um die Bedeutung des Wortes Freiheit? „Nacer nada y apuciarse," „Nichtsthun und Bummeln," antwortete die Negerin. Es ist der Fall vorgekommen, daß Abgesandte eines Negerfürsten in Afrika nach Cuba kommen, um dessen als Sklaven verkaufte Söhne zurückzufordern oder freizukaufen; die Herren Prinzen aber mochten ebenso wenig in ihre Heimat zurückkehren, als jener junge Negerprinz von der Goldküste, den die holländische Regierung Ende der vierziger Jahre in Freiberg hatte Mineralogie studiren lassen, obgleich er daheim regierender Fürst geworden wäre. Wenn man das, was alle Welt vor Kurzem von dem Todtenopfer und dem Gemetzel in Dahomei gelesen, in Betracht zieht, so wird man wohl begreifen, wie selbst Neger, wenn sie einmal andere Zustände kennen gelernt haben, Bedenken tragen, in die heimische Mördergrube zurückzukehren. Schon Mungo Park hat den Ausspruch gethan, die Ausfuhr der Kriegsgefangenen nach den Antillen sei ein Glück für sie; denn zu Hause würden sie niedergemetzelt werden.

Obgleich Herr v. Sivers darauf zurückkommt, daß die Behandlung der Sklaven in den Vereinigten — oder jetzt Vereineinigten — Staaten weit rauher und barbarischer sei, als auf Cuba, so protestirt er doch gegen den Roman der Miß Harriet Beecher Stave, „Uncle Toms Cabin," als eine Zusammenhäufung alles Gräßlichen und grelle Uebertreibung. Auch sei der Charakter des Negers darin ganz falsch geschildert.

In einem weiteren Abschnitte kommt der Herr Verfasser auf die Annexionsgelüste der Amerikaner zu sprechen. Sie gehören wohl vorläufig der Geschichte an; denn die Vereinigten Staaten dürften in der nächsten Zeit andere Schmerzen haben, als neue Flibustier-Expeditionen zu machen. Es scheint, als ob die Insel Cuba von darther für lange Zeit Nichts zu befürchten haben wird. Die Gebietserweiterungs-Politik ist durch die Abtrünnigkeit der Sklavenstaaten vorläufig unmöglich gemacht, und es läßt sich voraussehen, daß, selbst wenn der Streit auf erträgliche Weise beigelegt werden sollte, eine Konsolidirungs-Politik der Union weit größere Chancen für sich haben wird.

Auch der Pflanzen- und Thierwelt, der Kultur des Zuckers ꝛc. sind einzelne umfangreiche Kapitel gewidmet, wie man denn schwerlich etwas in irgend welcher Hinsicht Wissenswerthes über die Insel vermissen wird. Selbst die Geschichte der Entdeckung und weiteren Entwickelung Cuba's ist berücksichtigt. Kolumbus entdeckte es, von Guanahani kommend, am 28. Oktober 1492: es sollen die Berge von Nueaitos del Principe gewesen sein, die er zuerst aus dem Ocean auftauchen sah. Auf Seite 72 erhalten wir sogar ein kleines Verzeichniß von Wörtern, welche aus der alten Indianersprache des Landes von verschiedenen Schriftstellern aufbewahrt worden sind. Mehrere davon sind in fast alle europäischen Sprachen übergegangen, wie z. B. Tubäco, gerolltes Tabaksblatt, Cigarre, barrahaques, Gemeindehaus, spanisch barraca, Erdhütte, englisch barrack, Plur. Caserne, Barrade; guana, der Leguan, juca, Pflanze, cacique, Häuptling, Cazike. Habana bedeutet: „sie ist wahnsinnig"; ob davan die Stadt den Namen habe, ist sehr fraglich. Cubanacan: Mitte der Insel; Cuba würde demnach also „Mitte" als mittelste der Antillen so genannt sein.

Mannigfaltiges.

— Berliner Goethe-Ausstellung. Würdig reihet sich an die zur Säkularfeier Schiller's in Berlin veranstaltet gewesene Ausstellung von Handschriften, Drucken, Bildern und sonstigen Reliquien des edeln Dichters der „Glocke" die jetzt in Berlin zum Besten des projektirten Goethe-Denkmals stattfindende, an Umfang und Bedeutung jene nach weit überragende Ausstellung der Handschriften, Zeichnungen und Radirungen, seltenen Drucke, Büsten, Medaillen und Bildnisse Goethe's und seines Freundschaftskreises, sowie der Compositionen und Illustrationen zu seinen Dichtungen, und endlich der Andenken und Erinnerungszeichen an den großen Dichter.*

Die hochgebildete, königliche Frau, die jetzt auf dem preußischen Throne sich befindet, eine Enkelin Karl August's, hat das Glück gehabt, unter den Augen Goethe's zur Jungfrau heranzuwachsen, und ihrer dankbaren Erinnerung an den großen Dichter, der ihre Kindheit verschönt und verklärt hat, darf ein wesentlicher Antheil an dem Reichthume dieser Goethe-Ausstellung beigemessen werden. Denn die großherzogliche Familie von Weimar hat dieselbe mit den edelsten Beiträgen, unter Anderm mit sämmtlichen Bildnissen der dem Weimarischen Musenhofe angehörenden Zeitgenossen Goethe's, geschmückt. Mit geschickter Anordnung ist der Barsaal der Ausstellung den „Gefreundeten" Goethe's, den Vertretern des deutschen Geistes eines großen Jahrhunderts, und zwar nach allen Richtungen hin, gewidmet, während der Hauptsaal dem Gefeierten selbst, der darin den Mittelpunkt bildet, ein würdiges Monument ist, und auf die Eintretenden einen wahrhaft überraschenden und nachhaltigen Eindruck macht. Man kann wohl sagen, daß diese Ausstellung es werth ist, daß die Gebildeten von allen Gegenden Deutschlands darum allein eine Reise nach Berlin unternehmen. Wir werden in einem ausführlicheren Artikel auf den Gegenstand zurückkommen.

— Der Delius'sche Shakspeare vollendet. Mit dem eben erschienenen siebenten Bande, welcher, außer dem apokryphischen Shakspeare-Drama „Perikles," auch die Poema (Venus and Adonis; Lucrece; Sonnets; A Lovar's Complaint; The Passionate Pilgrima) und einen Anhang von biographischen Nachrichten, Erläuterungen und Beilagen, sowie einen 68 Seiten starken Index, enthält, ist nunmehr dieses, der deutschen Kritik, wie dem deutschen Buchhandel zur Ehre gereichende, große Unternehmen geschlossen.** Es ist uns zwar kürzlich eine von Herrn F. A. Leo verfaßte, als Broschüre ausgegebene*** „kritische Beleuchtung" von Shakspeare's „Coriolanus," nach der Delius'schen Ausgabe, vorgekommen, worin an dieser Tragödie nachgewiesen werden soll, daß Herr Delius keine „Autorität" sei; doch abgesehen davon, daß die beigebrachten, von der Delius'schen Kritik abweichenden Ansichten eben nur — Ansichten sind, über die sich streiten läßt, macht auch, neben den gründlichen Forschungen des Banner Universitäts-Lehrers, die Argumentation des Herrn Leo einen lediglich dilettantischen Eindruck. Ein umsichtigerer Schriftsteller würde sich jedenfalls gehütet haben, gleich von vornherein eine solche Blöße sich zu geben, wie die Berufung auf seine (Leo's) im Jahre 1853 gegen Delius erschienene Schrift über Payne-Collier's alte, handschriftliche Emendationen zum Shakspeare, da ja das, was Delius damals gegen die Stichhaltigkeit dieser angeblich alten Korrekturen gesagt, seitdem als vollkommen richtig sich erwiesen, während

* Ein Verzeichniß dieser reichen Ausstellung, die wir den vereinten Anstrengungen eines Comité, bestehend aus den Herren Franz Eugen, Friedrich Förster, Hermann Grimm, v. Holtzendorff, A. v. Hude, v. Löper, A. Märcker, Eduard Magnus, W. v. Maltzahn und Julius Schrader, verdanken, ist soeben in der Schröder'schen Buchhandlung in Berlin erschienen.

** Shakspere's Werke. Herausgegeben und erklärt von Dr. Nicolaus Delius. Bd. VII. Elberfeld, R. L. Friederichs, 1861. (Preis des ganzen Werkes in sieben Bänden gr. 8. 22 Thlr. 4 Sgr.)

*** Berlin, Trewitzsch und Sohn, 1861

Herr Leo zu dem Heere derjenigen mit Shakspeare nicht hinreichend vertrauten Literaturkenner zu zählen ist, die sich von Payne-Collier haben täuschen lassen. Wir hatten übrigens erwartet, daß Delius in dem schließlichen Resumé seiner Erläuterungen uns über den Collier'schen Humbug, der für die Kritik und den literarischen „cant" des heutigen Englands so charakteristisch ist, mehr sagen werde, als in der Beilage Nr. 25 geschieht, wo einfach auf Hamilton's und Sir Frederik Madden's Nachweisung der Unechtheit der von Collier angeblich entdeckten, alten Dokumente hingewiesen ist. Daß freilich die Engländer von dieser deutschen Ausgabe des englischen Shakspeare-Textes ebenso wenig, wie von den früheren und jetzigen Forschungen Tieck's und Bodenstedt's über Shakspeare's Vorschule und Zeitgenossen, Notiz nehmen werden, oder daß, wenn sie es einmal thun, dies immer mit einem gewissen, vornehmen Hohn geschehen wird, haben wir vorher gesehen. Die Bemerkung Alexander Dyce's über einen Mißgriff von Delius im „Hamlet," auf welche Herr Leo sich beruft, hat daher auch nicht den mindesten kritischen Werth. Für Engländer, die ja überhaupt von seinen deutschen Noten und Erläuterungen nichts verstehen, hat Delius gar nicht geschrieben. Die Deutschen aber werden ihm Dank dafür wissen, daß er ihnen den Barden vom Avon in seiner ursprünglichen Form, auch da, wo er dunkel, oder veraltet, oder durch Abschreiber und Drucker entstellt ist, klar und verständlich gemacht, daß er ihnen die Quellen nachgewiesen, aus welchen Shakspeare geschöpft und daß er dem Leser überhaupt Gelegenheit gegeben hat, den Einfluß zu beurtheilen, den die literarische Bildung seiner Zeit auf den Dichter geübt. Wir machen schließlich darauf aufmerksam, daß von dieser Ausgabe Shakspeare's nicht blos jeder Band einzeln, sondern auch jedes einzelne Drama zu einem mit Rücksicht auf den typographischen Aufwand billigen Preise zu haben ist.

— Die neapolitanische Königsfamilie in Rom. „Ich habe (so schreibt ein Reisender aus Rom) am Abend des 1. Mai die ganze königliche Familie im Teatro Apollo gesehen. Zwei Mittel-Logen des ersten Ranges waren mit diesen Sprößlingen der Bourbons gefüllt. In der einen Loge befand sich der König mit der Königin und seinen beiden Brüdern, dem Grafen von Trani und dem Grafen von Caserta; in der anderen war der Graf von Trapani, Oheim des Königs, etwa 36 Jahr alt, mit seiner noch sehr jungen Gemahlin. Die gesammte Familie hat ein jugendliches, frisches Aussehen, eine elegante, anmuthige Haltung, und, wiewohl sie sich im Theater zu langweilen schienen, machten sie doch Alle die beste Miene zu dem bösen Spiel ihres Geschickes. Die kleine Königin ist blühend, wie eine Rose; sie trug ein rosa Kleid mit schwarzen Spitzen und einen rosa Sammet-Aufsatz in der Form eines Diadems. Die Königin von Neapel hat ein kindliches, aber ernstes Aeußere; ihre Augen sind schön. Des Königs Gesichtszüge sind durch die Ereignisse gealtert, obwohl seine ganze Erscheinung noch jugendlich ist. Sein Auge ist starr, die Nase lang, die Unterlippe dick; im Ganzen jedoch ist seine Physiognomie eher indifferent, als widerwärtig. Während des Zwischenaktes überließ der König, der es müde war, sich von allen Seiten begaffen zu lassen, seinen Platz dem Grafen von Caserta, der noch ein sehr junger Mann ist und sich mit seiner Schwägerin lebhaft unterhielt. Ihre Munterkeit hatte aber etwas Melancholisches und anzuscheinlich Zurückhaltendes. Das römische Publikum zeigt sich kalt gegen sie, mitunter sogar feindselig, und sie empfinden dies schmerzlich. Als die Nachdenklichste von Allen erschien mir die Gräfin von Trapani, die junge Tante des Königs."

— „Gewerbefreiheit und Freizügigkeit."* Bei Gelegenheit der Berathungen über einige Modificirungen des Concessionswesens in Preußen und über die von Herrn Reichenheim, nach dem Muster des sächsischen Gewerbegesetz-Entwurfes von 1860, beantragte neue preußische Gewerbe-Ordnung sind sowohl im Herren-, als im Abgeordneten-Hause in Berlin von Seiten der Kreuzzeitungs-Partei und der ihr nahestehenden Beamten so derrottete, allen volkswirthschaftlichen Grundsätzen in's Gesicht schlagende Paradoxien ausgekramt worden, daß mir die vorliegende, aus dem Königreich Sachsen kommende Belehrung als eine überaus zeitgemäße Erscheinung betrachten. Sachsen's Gewerbe-Gesetzgebung wird sich mit dem Jahre 1862 derjenigen von England, Frankreich, Belgien, der Schweiz und anderen Ländern anschließen, die jetzt an der Spitze der europäischen Gewerbe-Kultur stehen. In der vorliegenden Schrift wird nun an der Geschichte und dem gegenwärtigen Zustande der sächsischen Gewerbe-Verhältnisse nachgewiesen, daß die Regierung mit der von ihr beschlossenen Einführung voller Gewerbefreiheit den allein richtigen Weg eingeschlagen habe. „Von dem Einen herbeigesehnt (sagt der Verfasser), von dem Andern geschmäht, hat diese Regeneration der Gewerbe-Gesetzgebung einen heftigen Meinungskampf hervorgerufen, der sich — nicht immer mit den redlichsten Waffen geführt — auf Seiten der Innungsfreunde hartnäckig der besseren Ueberzeugung widersetzt. Vorzugsweise sind es die Handwerker, die, noch immer in den von Kindheit auf eingesogenen Vorurtheilen befangen, die Freiheit der Arbeit und Niederlassung als den Untergang ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit betrachten und, aus Unkenntniß der einfachsten Grundlehren der Volkswirthschaft, nur in den Beschränkungen und Verbietungsrechten einer längst gerichteten Vergangenheit ihr Heil zu finden meinen. Außerdem fehlt es aber auch nicht an solchen, dem gewerblichen Leben fern stehenden Männern, die mit den betreffenden Verhältnissen nicht vollständig vertraut, dem zünftigen Gewerbebetrieb Vortheile zuschreiben, welche gar nicht vorhanden sind. Für alle diese sucht der Verfasser durch eine einfache und schlichte Darlegung, durch eine sorgfältige Abwägung der Vortheile und Nachtheile, den Beweis zu liefern, daß nur die Freiheit der Arbeit im Stande ist, den gesteigerten Ansprüchen des neuen Zeitgeistes Rechnung zu tragen und durch einen in jeder Beziehung tüchtigen Gewerbebetrieb einen höheren Wohlstand zu erzeugen."

— Die Presse und der Krieg in Amerika. Nichts ist so naiv und patriarchalisch, als die Kriegführung, wie sie bisjetzt zwischen den nördlichen und den südlichen Staaten der amerikanischen Union stattgefunden. Das Fort Sumter wird von den Bundestruppen tapfer gegen die Aufständischen vertheidigt; es wird den beiden Seiten viel kommandirt und geschossen, aber der Ausgang des Kampfes ist die Uebergabe des Forts, ohne daß ein einziger Mann hüben und drüben gefallen, oder auch nur verwundet ist; nur das „Sternenbanner," das Sinnbild der Union, ist tüchtig zerschossen und wird von den tapferen Vertheidigern, als wahre flecke Trophäe, mitgenommen und im Triumphe nach dem Norden zurückgebracht. Bei Washington stehen die beiden Heere (sit venia verbo) einander gegenüber; jedes will die an der Gränze des Nordens und des Südens liegende, bisherige Kongreß-Hauptstadt für sich. Was thun nun die Zeitungen des Nordens, der bisher noch im Besitze dieser Stadt ist? Sie liefern in ihren Spalten ganz genaue Beschreibungen und Situationspläne der Stadt, der sie umgebenden Gewässer und der Vertheidigungspunkte und geben auch ganz genau die Zahl der Truppen an, von der jeder einzelne Punkt besetzt ist. Es liegen uns amerikanische Blätter bis zum 8. Mai vor, in welchen auf das Detaillirteste über das berichtet wird, was General Scott, der Heerführer des Nordens, zu thun beabsichtigt. Kundschafter brauchen sich beide kriegführende Theile nicht zu halten; ihre eigenen Preßorgane sorgen bereits für die dem Feinde wünschenswertheste Benachrichtigung. Die Soldaten beider Armeen benutzen übrigens auch nach Möglichkeit die Telegraphen-Drähte, um nicht blos die Ihrigen, sondern auch ihre alten, guten Freunde im jenseitigen Lager über Alles in Kenntniß zu setzen, was bei ihnen vorgeht. Aus dem Lager am Susquehanna, im Staate Maryland, wird in den verwöhnten Blättern eine, von einem Offizier abgefaßte, statistische Uebersicht sämmtlicher, in diesem Lager befindlicher, Infanterie- und Artillerie-Abtheilungen geliefert. „Deutsche Compagnieen," heißt es in diesem Berichte, „befinden sich hier nicht, doch zählt beinahe jede Compagnie eine Anzahl von Deutschen, und die Artillerie-Compagnieen haben auch mehrere deutsche Offiziere aufzuweisen." Wahrscheinlich wartet man dort wieder auf einen Steuben, oder einen Lafayette, der etwas deutsche oder französische Disciplin unter die freiheitstrunkenen Soldaten bringen soll.

— Der Suez-Kanal. Während die Lords Palmerston und Russell nicht aufhören, im englischen Parlamente die Versicherung zu ertheilen, daß der Suez-Kanal, der allerdings dem Handels-Interesse der Engländer Schaden thun und dagegen dem der Franzosen, Italiäner und Deutschen nützlich sein dürfte, unmöglich auszuführen sei und niemals zu Stande kommen werde, schreitet der Bau des Kanals rüstig fort — zur Freude des ganzen Kontinentes von Europa. Der Actiengesellschaft, die sich zu diesem Behufe in Frankreich gebildet hat, wurde kürzlich offiziell mitgetheilt, daß für kleinere Schiffe der Kanal sehr bald eröffnet werden wird. Dem ebenso energischen, als wissenschaftlich gebildeten Herrn Lesseps ist hauptsächlich dieses für den Welthandel so viel versprechende Resultat zu verdanken. Der Suez-Kanal dürfte für die nächsten Generationen der Weg werden, auf welchem sich die Früchte der europäischen Kultur sicherer, als durch englische Vermittelung, über Ost-Asien verbreiten werden.

J. L.

* Mit besonderer Berücksichtigung der gewerblichen Zustände im Königreich Sachsen ꝛc., nach statistischen Quellen bearbeitet von Dr Hermann Rentzsch Dresden, Ernst am Ende, 1861.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin und der Zeitungs-Spediteur Neumann, Friedrichsstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Denjenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefe etc. entweder franco an der Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn J. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 21, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 24. Mittwoch, den 12. Juni 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite

Dichter-Standbilder in Berlin 277
Klöden's Handbuch der Erdkunde 278

Belgien.

Die Nationalitäten in Belgien. I. Sprachverschiedenheit . . . 279

Dänemark.

Andersen's neue Märchen und Geschichten 280

Nord-Amerika.

Zur Racenfrage in den Vereinigten Staaten 282

Türkei.

Verhältniß zwischen Christen und Türken in Klein-Asien und Syrien . „

Italien.

Marchese Pallucci und König Karl Albert 284

Frankreich.

Künstliche Fischzucht 285

Süd-Amerika.

Deutsche Auswanderung in Chile 286

Mannigfaltiges.

Die Franzosen in Hinterindien 287
Der Ton des englischen Kabinets gegen das Ausland . . . „
Die Freimaurerei in Frankreich . . . . . „
Dante in Paris . . . . . „
Mozzoni's kirchengeschichtliche Tabellen 288
Gräffe's Bücherschatz . . . . . „
Shakspeare's Zeitgenossen, von Bodenstedt . . . . . „
Erklärung . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

Dichter-Standbilder in Berlin.

Das Goethe-Comité zu Berlin hat zum Besten des Denkmals eine Ausstellung Goethe'scher Erinnerungen eröffnet, die uns bei dem reichen, von allen Seiten gespendeten Material schneller in den Mittelpunkt des Goethe'schen Wirkens führt, als es sonst langjährigem Studium möglich sein dürfte. Der schöne, sinnreich ausgezierte Konzert-Saal des k. Schauspielhauses birgt diesen Schatz, und gleich beim ersten Eintritt glaubt man sich in eine Einrichtung von Goethe'scher Hand versetzt. Wie in jenem Saale der Vergangenheit, in den uns der Dichter in seinem Meister selbst einführt, wird man angenehm überrascht, indem sich die Erwartung des zu Schauenden in reinste Heiterkeit auflöst, da auch in diesem Saale Kunst und Leben jede Erinnerung an Tod und Grab aufheben. In gleicher Weise scheint uns der Thür gegenüber die Marmorbüste des Unsterblichen mit seinen erhabenen Zügen zuzurufen:

Gedenke zu leben!*

Sn ist es denn „auch eine Welt, auch ein Himmel, was uns an dieser Stätte zu umgeben scheint;" und von dem unheilvollen Zettel, auf dem der jüngere Jerusalem um Kestner's Pistolen bittet, und den ein feiner Kenner in ernster Betrachtung den Wendepunkt der deutschen Dichtung nannte,** bis zu dem Augenblick, wo sich in dem letzten Ringen nach mehr Licht das Leben eines geistigen Heerschers über das in ihm einige Deutschland abschließt, ist jede Epoche dieses Lebens reich vertreten an geweihten Gegenständen der Kunst und der Erinnerung. Alle bedeutenden Büsten und Bilder Goethe's sind nun vereint, und die Wände zur Erhaltung solchen Anblicks durch die Photographie verewigt. Von den Büsten interessiren Rauch und Steinhäuser am meisten, weil in ihnen das Gewaltige der Persönlichkeit auf's Leuchtendste hervortritt. Den Dichter, dem jugendlichen Apollo ähnlich, zeigt aber Trippel's Büste vom Jahre 1787 am herrlichsten. Den letztern Vorzug hat dann auch unter den Bildern das von May aus dem Jahre 1779, dem sich aus der Jugend Tischbein's und Angelika Kaufmann's, aus dem Alter Stieler's Bild anschließen. Zu den vielen andern verdienstvollen Bildnissen in allen Manieren und Stylarten kommen auch die der Freunde Schiller, Herder, Wieland, Zelter, Reichard, Beethoven, Fürst Radziwill und die Bilder der herzoglichen Familie, unter denen ein Pastellbild der Herzogin Amalie die Schelmerei und den Verstand, sowie die innige Herzensgüte dieser Fürstin angenehm wiederspiegelt. Dann finden wir Lavater, Kestner, Lotte, Lilli, Frau von Stein, Corona Schröter, Heinrich Meyer, Einsiedel u. A. Im Vorsaale endlich nimmt ein Entwurf zu einem großen Goethe-Monument von Bettina v. Arnim einen hervorragenden Platz ein, von dem jedoch nur die Gruppe Goethe mit dem Genius, das Obertheil des Ganzen, ausgeführt worden und im Park zu Weimar aufgestellt ist.

Der reichste Theil der Sammlung ist der der Handschriften und Manuskripte, denen Notizen, Protokolle, Ausfertigungen, zahlreiche Briefe und die Handschriften Friederike's, Lilli's und der Eltern und Schwester Goethe's beigefügt sind.

Ein nicht minderes Interesse nehmen die eignen Zeichnungen in Anspruch, meist zierliche Landschaften, leicht skizzirt und angetuscht, über die der Künstler sagt:

Blätter, nach Natur gestammelt,
Sind sie endlich auch gesammelt,
Deuten wohl auf Kunst und Leben.
Aber Ihr im Künstler-Kranze,
Jedes Blatt sei Euch das Ganze,
Und belohnt ist Euer Streben.

Auch der Kinder pflegte der freundliche Dichter gern zu gedenken, und nicht ohne Rührung erblicken wir die Wildniß mit dem Wasserfall, die Goethe als Decoration für ein Puppen-Theater der Kinder seines Freundes Krommann zu „Jery und Bately" malte.

Die ersten und bedeutsamsten Ausgaben der Goethe'schen Werke liegen in Glaskästen mit aufgeschlagenen Titeln vor, von denen die königl. Bibliothek mit dankenswerther Munificenz das Meiste geliefert hat, — und wollen wir von den, dem Werther folgenden, Büchern, deren schon Lewes vierzig aufzählt, bemerken, daß die gegenwärtige Ausstellung allein einundsechzig zur Ansicht bietet. Hier haben die zahllosen, meist auf zierlich vignettirten Blättern gedruckten Widmungen an distinguirte Personen Platz gefunden, und auch das als Manuskript wöchentlich erschienene „Tiefurther Journal," in dem sich unter vielen ernsten und scherzhaften Dingen auch die im Tiefurther Hecken-Theater von der Gesellschaft des Hofes aufgeführten Lust- und Singspiele Goethe's zuerst zu befinden pflegten.

Einen eigenen Platz unter den Drucksachen nimmt eine Anzeige vom 10. Juni 1774 in dem Frankfurter Anzeigeblatt ein, in welcher „Dr. Goethe, Adv. ord. dahier" in entsetzlich zopfigem Kurialstyl gewisse Gläubiger einer Masse zur Zahlung höflichst auffordert.

Am Fenster des Vorsaales liegen gedruckte und geschriebene Musikalien aus, und zeigen die Handschriften Zelter's, Bernhard Klein's, Felix

* Wilhelm Meister, 8. Buch, 5. Kapitel.

** Mit großem Unrecht, denn Lessing hatte damals bereits seine, diesen Wendepunkt bezeichnenden Meisterwerke geschrieben. D. R.

Mendelsohn's, Robert Schuhmann's, Reichardt's, ja ein Facsimile Mozart's. Auch das gigantische Geschmier Beethoven's, in dem man kaum die entzückende Egmont-Musik erkennt, und die wehmüthig zierliche Hand Franz Schubert's liegen vor, der den Erlkönig und das Haidenröslein gleichsam noch einmal geschaffen hat, und unter diesen königlichen Kärrnern, die zu thun erhielten, als König Goethe baute, nicht den letzten Platz einnimmt.

Der Raum des Saales gestattete nicht, die nach Tausenden zählenden Illustrationen zu Goethe's Werken in den Kreis der Ausstellung zu ziehen. Die ausgewählten sind im höchsten Grade interessant, und unter ihnen begrüßen wir neben einer Handzeichnung Ludw. Richter's von der alten Käsefrau, von der Goethe in den „Geschwistern" erzählt, wie sie so eifrig abwog und zu- und abschnitt, auch die neuen herrlichen Photographien nach Kaulbach's Zeichnungen, der wohl unter den Goethe-Illustratoren nun unstreitig den ersten Platz einnimmt. Leider ist aber das kostbare Werk noch zu theuer, um bei dem größeren Publikum Eingang zu finden.

Endlich fehlt es nicht an den persönlichen Andenkenstücken, als Federn, Pantoffeln, Haarlocken, Ringen und Möbeln, die nach dem Tode großer Männer in den frommen Augen ihrer Verehrer zu Reliquien werden.

Ein übersichtlicher Katalog führt uns durch die ganze Aufstellung, um die sich neben andern vortrefflichen Namen Hr. Professor Fr. Märker ein ganz besonderes Verdienst erworben hat. Es trifft sich die Blüthe der Bildung Berlins in diesen Räumen, und nicht selten hat der jüngere Verehrer Gelegenheit, eine Gruppe älterer Herren zu belauschen, die noch von Weimar und dem alten Apollo, der das Ziel ihrer jugendlichen Wallfahrten gewesen, schöne und erhabene, aber auch lustige und schnurrige Züge und Worte zu erzählen wissen.

Wie können diesen Bericht nicht schließen, ohne einer als Handschrift gedruckten Schrift* Erwähnung zu thun, die wohl im Stande sein wird, einen schon bis zur Unerquicklichkeit geführten Streit zu schlichten, und wie man hört, einen hochgestellten Juristen zum Verfasser hat. Wer den 10. November 1859 als nationales Fest gefeiert, und seinen Beitrag zum Schiller-Denkmal gegeben hat, ist auch berechtigt, die Aufstellung desselben auf dem damals bezeichneten Platze vor dem Schauspielhause zu verlangen. Andererseits nehmen die Verehrer Goethe's keinen geringeren Platz in Anspruch, und dann hat doch auch die Symmetrie ihre berechtigten Ansprüche. Der Verfasser schlägt nun vor, in Lessing einen nicht minder großen geistigen Helden zu feiern, der die Tugenden des Mannes und Vorzüge des Schriftstellers vereint habe, und korrespondirend mit dem Denkmal Goethe's seinen Platz zur Seite Schiller's finden werde.

„Andere dankbare Städte," heißt es am Schlusse, „Stuttgart, Frankfurt a. M., Braunschweig sind mit der Errichtung der einzelnen Standbilder Schiller's, Goethe's, Lessing's vorangegangen. Dann wurden auf dem geweihten Boden Weimars die Standbilder der beiden Ersteren zu Einer Gruppe verbunden. Welcher neue Gewinn nun, in der Metropole deutscher Kunst und Wissenschaft, hier, wo Lessing lebend und wirkend Freundschaft und Liebe fand, und unter günstigeren Sternen vielleicht eine zweite Heimat gefunden hätte, sein Standbild mit den Standbildern Schiller's und Goethe's zu einem würdigsten Ganzen und zum dauernden Genusse vieler nachkommenden Geschlechter, harmonisch zu vereinigen."

Klöden's Handbuch der Erdkunde.**

Mit der eben erschienenen 25. u. 26. Lieferung ist der zweite Band des großen Handbuches der Erdkunde vollendet, über dessen ersten Band wir zu wiederholtenmalen in diesen Blättern ausführlich berichtet haben. Dieser zweite Band führt auch den besondern Titel „Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Europa," während der erste Band speziell der physischen Erdbeschreibung gewidmet war, der dritte und letzte Band dagegen die Länder- und Staatenkunde von Asien, Australien, Afrika und Amerika umfassen wird.

Wir besaßen bisher zweierlei Lehrbücher der Geographie: rein wissenschaftliche, wie die von Karl Ritter, Balbi u. A., die bei allem Verdienst an systematischen Forschungen und großartigen, bleibenden Ergebnissen, doch für die Anwendung auf Politik, Handel und Volkswirthschaft kaum eine Handhabe darbieten, und rein praktische Handbücher, wie die von Rath Hoffmann, Ungewitter rc., die, bei allem Reichthum an geographischem und statistischem Material, dem Bedürfniß einer gleichzeitigen Uebersicht dessen, was die erweiterte Naturwissenschaft und Ethnographie der neueren Zeit geleistet, in keiner Weise entsprechen.

Zum erstenmale bietet sich uns in dem Klöden'schen Werk ein geographisches Lehrbuch dar, das nach beiden Seiten hin, nach der wissenschaftlichen, wie nach der praktischen, die Anforderungen befriedigt, weshalb auch der mit dem sozialen und Volks-Leben stets in Berührung gebliebene, große Wissenschaftsmann Alexander von Humboldt dem Werke von Anfang an seine entschiedene Theilnahme geschenkt und ihm einen günstigen Erfolg vorhergesagt hat. Es ist wahrhaft bewundernswerth, mit welchem Ameisenfleiß der Verfasser hier Alles zusammengetragen, was der gebildete Weltmann, wie der Gelehrte, der nicht selbst vom Fache ist, in einem solchen Buche zu suchen pflegt.

Wir haben in den 88 Bogen, welche den zweiten Band bilden, die gesammte Länder- und Völkerkunde von Europa vor uns. Es werden zunächst in der physischen Geographie des Welttheils, nach den von Ritter aufgestellten Grundlehren, die unterscheidenden, völkerbildenden Momente der Boden-Plastik, der Oro- und der Hydrographie, des Klima's, der Flora und der Fauna aller europäischen Länder abgehandelt, worauf in speziellster Weise (von dem übrigen Texte durch den Druck in gespaltenen Kolumnen unterschieden) eine Uebersicht der heutigen Beschaffenheit aller veränderlichen (statistischen) Zustände der Staaten und ihrer Bevölkerungen folgt. Besonders in orographischer Hinsicht hat der Verfasser wohl das Beste und Vollständigste über Europa geliefert, was sich bisher in irgend einem geographischen Lehrbuche — mit Einschluß der geschätzten Arbeiten des jetzigen preußischen Kriegsministers von Roon — findet. Jener Uebersicht der veränderlichen Zustände reiht sich dann auch eine Darstellung des Staats-Organismus der verschiedenen Länder, sowohl nach der formellen Seite der Staatsverfassung, als nach der materiellen der Staatsverwaltung, an.

Die drei großen Racen, welche sich in die geistige und physische Beherrschung Europa's getheilt haben, die romanische, die germanische und die slavische, bilden auch die Grundlage der geographischen Eintheilung des Welttheils, wobei jedoch, wegen der politischen Zusammengehörigkeit, die griechischen, rumänischen und türkischen Bevölkerungen des Ostens zur slavischen Fraction geschlagen sind. Ob die Times und Lord Palmerston damit einverstanden sein werden, daß Herr von Klöden die Engländer dem germanischen Europa einverleibt hat, möchten wir bezweifeln.

Die politische Geographie von Italien hat, seitdem der Verfasser diese abgehandelt — der betreffende Abschnitt ward noch vor dem Jahre 1859 vollendet — bedeutende Veränderungen erlitten, die, sobald der noch immer in der Schwebe befindliche, neue Zustand erst konsolidirt sein wird, eine theilweise Ueberarbeitung dieses Abschnittes nöthig machen werden. Nach der uns vorliegenden Berechnung umfaßt das Festland Italiens und der dazu gehörenden Inseln, ohne Korsika, 5613,$_{000}$ Quadratmeilen mit 25,728,130 Bewohnern, so daß 4,583 auf eine Quadratmeile kommen. Es giebt 21 Universitäten in Italien. Im Frieden zählten seine Armeen 218,500 Mann, seine Flotten 148 Fahrzeuge mit etwa 1750 Kanonen. Die Handelsflotten der langgestreckten Seeküste bestehen aus etwa 15,500 Schiffen und Küstenfahrern. Die Einnahmen der verschiedenen Staaten Italiens beliefen sich bisher auf mehr als 114$^1/_2$ Mill. Thaler, während die Ausgaben mehr als 116 Mill. Thaler betrugen. Italien geht ganz sicher einer neuen Aera seiner volkswirthschaftlichen und Handels-Bedeutung und mithin auch seiner politischen Rolle in der Staatenwelt entgegen.

In dem vorliegenden Handbuche ist Italien geographisch der „Alpen-Halbinsel" eingereiht, welche sich unmittelbar der „Pyrenäen-Halbinsel" anschließt. Frankreich ist, nach seinen auch in der Bevölkerung sich abspiegelnden Verschiedenheiten, in ein nördliches, westliches, mittleres, östliches und südliches abgetheilt. Unter „Deutschland und Oesterreich" wird auch die Verfassung des Deutschen Bundes abgehandelt, welche hoffentlich in nicht gar zu ferner Zeit ebenfalls eine Ueberarbeitung des betreffenden Abschnittes nöthig machen wird.

Ein sehr reichhaltiges Namen-Register, durch welches jedes geographische Lexikon entbehrlich gemacht wird, ist dem letzten Hefte des zweiten Bandes ebenso angehängt, wie dem Schlusse des ersten Bandes ein wissenschaftliches Sachregister beigegeben war. Der erste Band war außerdem noch mit zahlreichen (274) in den Text gedruckten Holzschnitten zur Erläuterung der astronomischen Geographie, der Struktur der Erd-Oberfläche und Erdrinde, der Vulkanbildung, der Wasser-Erscheinungen, der

---

* Drei Dichter. Standbilder in Berlin. 1861. Druck von Ernst Kühn.

** Handbuch der Erdkunde. II. Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Europa. Von Gustav Adolph von Klöden, Dr., Professor an der städtischen Gewerbeschule in Berlin. 1394 S. gr. 8 Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1861

Luft-Meteore, der Isothermen, der Pflanzen-Verbreitung ꝛc. ausgestattet. Wir gestehen, daß wir in analoger Weise erwartet hatten, der zweite Band werde mit kleinen Londkarten in der Weise ausgestattet sein, wie sie Dr. A. Petermann seinen geographischen „Mittheilungen" beifügt. Wir glauben, daß die Verlagshandlung den Werth dieses Handbuches noch bedeutend vermehren würde, wenn sie mit demselben einen solchen Hand-Atlas in Verbindung setzte. Das Werk, welches mit dem dritten Bande vollendet sein wird, darf aber jedenfalls als eine wesentliche Bereicherung unserer Literatur der Erdkunde angesehen und kann Allen empfohlen werden, denen es um ein Nachschlagebuch zu thun ist, durch welches sie ebenso in wissenschaftlicher, wie in praktischer Beziehung über die geographischen Zustände des Erdballes belehrt sein wollen. J. C.

Belgien.

Die Nationalitäten in Belgien.

I.

Sprachverschiedenheit.

Seit mehr als zwanzig Jahren hat uns der Kampf des germanischen Elementes in Belgien gegen das romanische, den wir unter dem Namen der vlamischen Bewegung kennen, beschäftigt. Unter diesen Umständen sei uns ein Wort über die nationalen und sprachlichen Verhältnisse eines Landes erlaubt, welches, das jüngste der europäischen Königreiche, seit seinem Bestehen nicht aufgehört hat, die Augen Europa's auf sich zu ziehen, und dessen Zustände für den Politiker immerdor das Objekt lohnender Studien sein werden.

Belgien wird von Gliedern zweier verschiedenen Völkerfamilien, von Germanen und Romanen, bewohnt. Erstere sind Niederdeutsche, und ihre Sprache ist das Vlamische oder Niederländische, ein selbständig entwickelter und seit Jahrhunderten zur Schriftsprache ausgebildeter Dialekt des Niederdeutschen; Letztere sind Gallo-Romanen, und ihre Sprache ist das Wallonische, ein mit germanischen Elementen stark gemischter, französischer Dialekt, der erst in neuerer Zeit zum Range einer Schriftsprache erhoben worden ist.

Die Gränze des germanischen und des romanischen Elementes, der niederländischen und der französischen Sprache, wird in Belgien durch eine Linie bezeichnet, welche von Grevelingen (Grovelines) über St. Omer, Hasebruk, Belle (Bailleul), Steenkerke, Meenen (Menin), Berghem, Geraerdsbergen (Grammont), Moerbeck, Enghien (gemischt), Lembeck, Löwen, St. Agathen-Rode, Thienen (Tirlemont), Hougaerde, Landen (Landres) zur Maas führt und dann der politischen Gränze zwischen Belgien und den Niederlanden, hierauf der belgisch-preußischen Gränze folgt, so daß das belgische Dorf Bailen noch dem deutschen, die Nordspitze des preußischen Kreises Malmedy — die Stadt mit inbegriffen — hingegen noch dem französischen Sprachgebiete anheimfällt. Hierauf begleitet die Sprachgränze die politische Gränze Belgiens und Luxemburgs, bis sie sich zwischen Wiltz (deutsch) und Bastnach (Bastogne) nordwärts wendet, den ganzen Kanton Arlon von der belgischen Provinz Luxemburg abzweigt und dem deutschen Sprachgebiete zuweist, und sich endlich von dem Dorfe Heinsch über Longwy nach Diedenhoven (Thionville) hinzieht. Longwy gehört unzweifelhaft dem französischen Sprachgebiete an, allein Diedenhoven war ehemals deutsch; jetzt kommt jedoch die deutsche Sprache nur noch in einzelnen Familien als häusliche Sprache vor, so daß wir billig Anstand nehmen müssen, die Stadt Diedenhoven noch ferner dem deutschen Sprachgebiete zuzurechnen.*

Nördlich und östlich der hier bezeichneten Linien wohnen die Germanen, südlich und westlich derselben die Romanen Belgiens.

Im Allgemeinen fallen die Sprachgränzen zugleich mit Naturgränzen zusammen; namentlich sind es die Gebirge, welche die Natur als trennendes Element zwischen den Ländern und ihren Bewohnern aufgeführt hat, während die Flüsse umgekehrt als natürliches Bindungsmittel derselben erscheinen. Die Völkerzüge bewegten sich die Fluß-Thäler entlang, und an den Gebirgen broch sich die Mocht der das Tiefland überschwemmenden Eroberer: in die Gebirge flüchteten sich die unterdrückten Nationalitäten und retteten so ihre Existenz. In Belgien gehört das Tiefland den Germanen, das Gebirge den Wallonen.

Flüsse bilden nur selten eine Sprachscheide: hier von Grevelingen bis St. Omer die Aa. Während in der auf dem rechten Ufer des Flusses gelegenen Vorstadt von St. Omer das Niederdeutsche noch kümmerlich fortlebt, findet sich in den auf dem linken Ufer gelegenen Stadttheilen keine Spur desselben vor.

Zuweilen haftet die Sprachgränze noch an geringeren Hindernissen als Gebirgen und Flüssen; so bildet z. B. zwischen den Dörfern Blanden und Hamme bei Löwen ein Wald die Gränze.

In Bezug auf die politische Eintheilung Belgiens gehören die Provinzen: West-Flandern — mit Ausnahme der äußersten Südspitze — Ost-Flandern, Antwerpen und Limburg der vlamischen, die Provinzen Namur, Luxemburg — mit Ausnahme des Cantons Arlon — Lüttich und Hennegau — mit Ausnahme einiger Dörfer — der wallonischen Zunge an; die Provinz Brabont, unter beide Nationalitäten vertheilt, bildet gewissermaßen das vermittelnde Zwischenglied zwischen der vlamischen und wallonischen Gruppe.

Wie in ihrer Bodenbeschaffenheit, und in Folge derselben in ihrer Industrie, so zeigen die Provinzen jeder der beiden Gruppen auch in fast allen populationistischen Beziehungen eine gewisse Gleichmäßigkeit, die dem Statistiker bis zur Evidenz in die Augen springt.

Am 15. Oktober des Jahres 1846 zählte Belgien 4,337,196 Einwohner, die sich in folgender Weise auf die einzelnen Provinzen vertheilen:

Namen der Provinz	Flächeninhalt der-selben in Q.-Meil.	Einwohner	Zahl der Vlamingen	Wallonen
		I. Vlamische Gruppe		
Antwerpen	51,45	406,354	396,342	7,045
Limburg	43,24	185,913	176,454	9,347
Ost-Flandern	54,90	793,264	779,473	13,281
West-Flandern	58,49	643,004	607,413	34,380
Brabant	59,-7	691,357	467,696	220,547
		II. Wallonische Gruppe		
Hennegau	67,42	714,708	20,739	693,538
Lüttich	52,4	452,828	20,971	427,442
Luxemburg	80,74	186,265	686	159,798
Namur	66,73	263,503	1,484	261,813
	Summa 536,47	4,337,196	2,471,248	1,827,141

Die Zählung umfaßte nur die thatsächliche, nicht die legale Bevölkerung.

Unter den 38,807 Seelen, welche weder der vlamischen noch der

---

* Jusseret weist in seinem Atlas historique de la Belgique (Bruxelles 1835) die preußische Stadt Eupen lediglich noch dem französischen Sprachgebiete zu. Bernhardi's Sprachkarte von Deutschland, 2. Auflage ꝛc. von Stricker (Kassel 1849) giebt als Gränzstädte des französischen Sprachgebietes: Calais, St. Omer, Aire, Armentières, Warneton, Comines, Bossut, Bessines, Tubeek (Tubise), Waterloo, Wavre, Jodoigne, Orey, Visel, Limburg, Malmedy, Salm, Houffalize, Bastnach, Martelingen (Martelange), Etalle und Metz an; übrigens sind Bernhardi's Angaben nicht durchaus zuverlässig, und wir haben darum auch nicht Anstand genommen, von denselben da abzuweichen, wo eigene Untersuchung uns die Irrthümlichkeit derselben zeigte. Ueberhaupt sind Untersuchungen über eine Sprachgränze, namentlich für den Ausländer, nicht leicht: derselbe ist nur allzusehr der Gefahr ausgesetzt, sich in Hinsicht derselben zu täuschen. In einem Lande, wie Belgien, kann es nicht fehlen, daß ein großer Theil der Bevölkerung, sowohl des Vlamischen, als des Französischen mächtig ist und sich namentlich dem Fremden gegenüber vorzugsweise des Letzteren bedient, schon aus dem einfachen Grunde, weil man bei demselben eher Kenntniß des Französischen, als des Vlamischen voraussetzen darf. Außerdem ist in Belgien das Französische Sprache der Administration und der Justiz, und wird darum die Kenntniß desselben von vielen Halbgebildeten als das Merkmal höherer Bildung betrachtet: es giebt in Belgien eine Aristokratie der Sprache. Der Reisende, welcher in Belgien nur in den ersten Hôtels und in den Kreisen der Aristokratie verkehrt, wird daher leicht verleitet, ganz Belgien für ein französisches Land zu halten. Aber wo es sich um Feststellung einer Sprachgränze handelt, da entscheidet nicht die Sprache der Aristokratie, sondern die des Volkes, der Masse. Daher erklären sich auch die zum Theil sehr abweichenden Angaben der Sprachgränze.

Höfken nennt in seinem Werke: Vlamisch Belgien (Bremen 1847. 8 2 Bde) als niederdeutsche Gränzorte: Grevelingen, Borborgh (Bourbourg), Kassel, Hazebruk, Steenkerke, Meenen, Oudenaerde, Berghem, Geraedsbergen, Enghien, Hal, Lembeck, St. Agathen-Rode, Thienen, Hougaerde, Landen, Tongern, Maastricht, Aachen, Eupen, St. Vith, Ouet, Elerang, Wiltz, Eich im Loch oder Esch an der Sauer, Arlen, Luxemburg, Sivek, Diedenhoven, was im Wesentlichen unserer obigen Angabe entspricht. Roux giebt in seinem in den Memoiren der Brüsseler Akademie (1827) abgedruckten Memoire sur l'ancienne demarcation des pays flamands et wallons aux Pays-bas als vlamische Gränzstädte Gravelingen, Bliunegbergen, Kassel, Belle (Bailleul), Meessene (Messines), Meenen, Kortryk (Courtrai), Audenaerde (Oudenarde), Renje (Renaix), Geraerdsbergen, Edingen (Enghien), Hal, Brüssel, Löwen, Thienen (Tirlemont), Sint Trunden (Saint Trond), Tongern, Mastricht, Aachen, Eupen, St. Vith, Neuland, Blandien, Dieserch, Arlon und Luxemburg, als wallonische Gränzstädte Calais, Ardres, St. Omer, Armentières, Lille, Tmenai, Lessines, Ath, Braine-le-Comte, Nivelles, Gemmype, Muvre, Jodoigne, Hannut, Lüttich, Verviers, Limburg, Malmedy, Houffaltze, Bastogne, Etalle, Vieren und Longwy an, ohne jedoch die eigentliche, zwischen den durch diese Orte bezeichneten Linien dahin laufende Sprachgränze näher zu bezeichnen.

wallonischen Nationalität angehören — die im Lande befindlichen Franzosen sind der Letzteren zugerechnet — befanden sich 34,060 Deutsche, darunter 25,874 in dem dem deutschen Sprachgebiete angehörigem Distrikt Arlon der Provinz Luxemburg, 3,824 Engländer und 923 Angehörige anderer Nationalitäten.

Da alle vlamischen Provinzen einen größeren oder geringeren Bruchtheil wallonischer, alle wallonischen Provinzen einen gleichen Bruchtheil vlamischer Bevölkerung enthalten, so bietet obige Tabelle zwar ein annäherndes, aber keineswegs hinlängliches Material zur absolut genauen Bestimmung der Einwohnerzahl der beiderseitigen Sprachgebiete. Was das Verhältniß der germanischen (oberdeutschen und vlamischen) zu der wallonischen Bevölkerung anbelangt, so beträgt erstere etwas über 57, letztere nicht ganz 43 Procent der Gesammtbevölkerung.

Diese Angaben haben um so mehr auf Genauigkeit, soweit dieselbe bei statistischen Erhebungen überhaupt zu erzielen, Anspruch, als die belgische Regierung bei der für uns hier maßgebenden Zählung von 1846 die Nationalitäts-Rubrik von den betreffenden Individuen selbst ausfüllen ließ, Niemand mithin Gefahr lief, wie dies bei der österreichischen Volkszählung von 1850 so vielfach der Fall war, sich durch die Willkür der Beamten aus politischen Rücksichten eine ihm fremde Nationalität octroyirt zu sehen.

Was nun speziell die Provinz Brabant betrifft, so stellt sich in ihr, wie obige Tabelle zeigt, das Verhältniß der vlamischen zur wallonischen Bevölkerung wie 17:8 heraus, und ganz dasselbe Verhältniß findet bezüglich der Nationalität der Einwohner der Stadt Brüssel statt. Brüssel, die Hauptstadt Brabants und Gesammt-Belgiens, gehört dem vlamischen Sprachgebiete an, besitzt aber in der oberen Stadt eine ansehnliche französisch-wallonische Bevölkerung, die jedoch in der Kopfzahl der nicht ganz den dritten Theil der Gesammt-Einwohnerschaft erreicht.

Was nun das Areal der beiderseitigen Sprachgebiete anbelangt, so stellt sich der Flächeninhalt des deutsch-vlamischen Gebietes nach möglichst genauer Berechnung auf 249, der des wallonischen Gebietes auf 287 Quadrat-Meilen heraus, so daß also das vlamische Gebiet circa 47 %, das wallonische hingegen 53 % des gesammten Staatsgebietes ausmacht. Mithin muß auch die Volksdichtigkeit im vlamischen Belgien — was sich populationistisch durch eine größere Familienstärke und eine relativ stärkere Städte-Bevölkerung auszeichnet* — stärker denn in den wallonischen Provinzen sein: — die durchschnittliche Volksdichtigkeit beträgt 8,090, die des vlamischen Sprachgebietes hingegen 10,028, die des wallonischen Gebietes nur 6,366 Köpfe pro Q.-Meile. R. M.

Dänemark.

Andersen's neue Märchen und Geschichten.

Andersen, der Liebling der Jugend, hat wieder ein Werkchen herausgegeben, welches den Titel „Neue Märchen und Geschichten" (Nye Eventyr og Historier) führt; der Inhalt ist ein großes Märchen, „des Schlammkönigs Tochter," und zwei kleinere „die Schnellläufer" und „die Glockentiefe." In dieser politisch bewegten und starr materiellen Zeit ist es wirklich wohlthuend, einmal wieder etwas Kindliches, Ideales zu lesen. Für die Jugend sind jene Märchen bestimmt und sie versteht dieselben in ihrem naiven Sprachgewande, welches der Dichter so meisterhaft über seine Schöpfungen zu werfen versteht, wie einen zarten Schleier, der von dem Bilde nur so viel sehen läßt, als der kindlichen Unschuld frommt, während die Alten darunter so viel Geist, so schöne Gedanken, so anspruchslosen aber guten Witz finden können; vorausgesetzt, daß sie es verstehen, daß die Märchen auch für sie eine ansprechende Lektüre abgeben. Freilich kann dabei nur von dem Publikum die Rede sein, welches von der muckernden Blasirtheit und Frivolität noch nicht ganz und gar ergriffen ist. Wer von den modernen Couplets und den zweideutig sein sollenden, im Grunde aber sehr plumpen Witzen, die heutzutage „ziehen," ergötzt wird, der überlasse Andersen's Märchen nur jenen Leuten, die weder den „Actiendudiker," noch „Orpheus in der Hölle" gesehen haben. Leider wird letztere Klasse in dem Maße kleiner, als erstere schneller und schneller zunimmt, und hofft wohl schon mancher practical man, der sich ärgert, wenn er seinen Jungen an Schiller's Glocke lernen sieht, die Zeit der wahrhaft praktischen Erziehung werde bald kommen, in der die Kinder nicht mehr solch' unnützes Zeug, sondern lieber den Cours-Zettel auswendig lernen. Doch vorläufig ist es nicht so weit, und Andersen hat noch sein Lese-Publikum in Deutschland sowohl wie im Norden, obschon man nicht mehr mit der Spannung, wie vor fünfzehn Jahren, auf ihn blickt.

In „des Schlammkönigs Tochter" also ist die Liebe verherrlicht, natürlich die Liebe, welche für ein kindliches Gemüth faßlich sein soll, über deren Umfang aber man, wie männiglich bekannt, besonders in großen Städten sehr abweichende Ansichten hat — das hat der Materialismus und in seinem Gefolge der Cynismus zu Wege gebracht! — Die Vermittlerrolle zwischen Natürlichem und Verklärtem, zwischen Jugend und Himmel ist einem Storchenpaar übertragen, welches sich dieses Ehrengeschäfts mit anerkennenswerthem Eifer entledigt, wenigstens was den Storchvater anlangt, der, modern ausgedrückt, den Intrigant oder Kommissionair unermüdlich macht, ohne die geringste Provision oder Tantième dafür zu erhalten, also ein Dummer; sein Frauchen ist mehr ein matter of fact wife, aber guten Herzens, so ein unphilosophisches Hausweibchen, deren Gedanken mehr bei Schüssel und Wiege, als draußen sind, mancher Ehemann — ich bin Gott sei Dank auch einer — wird darin vielleicht etwas liebes Bekanntes finden. — Der Schauplatz der Handlung ist der Wildmoor (Wildmosen) in Nord-Jütland und das heiße Aegypten; den beiden Gegenden entwirft der Dichter in seiner einfachen Weise ein treffendes Bild, ganz anders, als gewisse moderne Touristen solche für ihre Verleger anfertigen. Nach dem Wildmoor kommt eine ägyptische Prinzessin, in Begleitung zweier falscher Freundinnen, die auch Prinzessinnen sind, angeflogen; alle drei Damen sind im Schwanenkleide, sonst könnten sie ja nicht fliegen. Mitten im Wildmoor lassen sie sich auf einen alten Erlenstumpf nieder, der Storchvater sieht dies und erkennt auch zugleich in der Hauptheldin seines ägyptischen Wirths Tochter, welche hierher gekommen ist, um die Lotosblume tief unten aus dem Sumpfe zu holen, was ein großes Wagestück ist, zu dem sich nur die größte Liebe, die Liebe zum Vater, hergeben kann, denn dieser soll dadurch gerettet werden und wurde gerettet, wie ich dem Leser immer im Voraus sagen kann. Die gelehrten Männer und Leibärzte am Hofe ihres Vaters hatten gesagt, „Liebe erzeugt Leben, Leben für den Vater," und damit hatten sie mehr gesagt, als sie selbst verstanden — sagt Andersen und hat Recht — wie aber nach solchem Rezept eine Arznei brauen, wußten sie nicht, das Töchterchen aber lernte es, und zwar von einem Könige der Vorzeit, der als Mumie in der Pyramide lag; aus den Pyramiden und von den Mumien läßt sich noch Manches lernen, daher ist vielleicht auch das Rezept zum „Malz-Extrakt" gekommen, welches Hoff's Urahn aus Aegypten gebracht haben soll, als Mittel gegen Alles. Doch damals, als die gute Prinzessin lebte, was tausend Jahre her ist, hatte man noch keine Zeitungen, die mit Reclamen Geld machten, deshalb konnte der kranke König nur durch die Liebe seines Kindes gerettet werden, die vor Nichts zurückschreckte. Die Schwanen-Jungfrauen hatten also im Wildmoor Platz genommen, blickten Anstands halber um, dann entkleidete sich unsere Prinzessin ihrer Schwanenhülle und schickte sich zum Untertauchen an, bat aber vorher ihre Gefährtinnen, ja auf ihre Feder-Toilette zu achten, was beim Baden im Ferien allerdings empfehlenswerth ist — aber, wer hätte das gedacht, die beiden falschen Schurken-Prinzessinnen, so nennt sie der Storchvater, flogen mit ihrer Gefährtin Federkleid hoch, rissen es in tausend Stücke und riefen höhnisch: „Bleib du im Wildmoor, nach Aegypten kommst du nicht wieder!" dann flogen sie weg. In so fataler Lage wäre gewiß jede andere Dame in Ohnmacht gefallen, nicht so unsere Prinzessin; überhaupt scheinen die Märchen-Prinzessinnen viel mehr ertragen zu können, als z. B. die Töchter von Banquiers, die doch nach tausend Jahren wahrscheinlich auch im's Reich der Fabel kommen und an Stelle der Prinzessinnen die Hauptrolle spielen werden, — unser Feenkind fiel also nicht in Ohnmacht, sondern weinte echte Thränen, Thränen kindlichen Schmerzes um den kranken Vater, die auf den Erlenstumpf herniederperlten und diesen so rührten, daß er sich umwandte und seine langen nassen Zacken zur Umarmung nach dem schönen Kinde ausstreckte, welches darob so erschrak, daß es seitwärts auf die trügerische Sumpfdecke sprang — und versank; der Erlenstumpf ihr nach, der war nämlich kein bloßer Baumstumpf, sondern der Schlamm-König, der sich spitzbübisch freute, die schöne Prinzessin in seine Gewalt bekommen zu haben. Der Storchvater war entsetzt, und trotzdem daß seine Frau in interessanten Umständen war und ihre Wochen gehörig ausbeutete, um ihn unter den Pantoffel zu bringen, fand er doch täglich Zeit, die Unglücksstelle zu besuchen, und da fand er denn eines Morgens auf derselben ein wunderschönes Mädchen-Kind in einer Wasser-Lilie. Als Mann von Welt schloß er sogleich, daß es das Kind seiner Prinzessin und des Schlamm-Königs war; „hier kann sie nicht liegen blei-

* Auf 1000 Einwohner kommen im vlamischen Belgien 283, im wallonischen Belgien nur 200 Städtebewohner; 100 Familien zählen im vlamischen Belgien 497, im wallonischen Belgien nur 477 Köpfe

ben," folgerte er weiter, und brachte das Mädchen seiner dänischen Wirthin, der Frau Vikingerin. Na, die freute sich über das schöne Elfenkind! aber u Weh! das holde Wesen hatte zwei Naturen, Tags von außen schön, wie die Mutter, und innen böse, wie der Vater; Nachts verwandelte es sich in einen häßlichen Frosch, vulgo Padde (wie es auch Andersen in seiner Muttersprache nennt), hatte aber dann der Mutter schönes Gemüth. „Na, das darf der Alte nie erfahren," dachte die Vikingerfrau, „sonst setzt er es auf die Straße," — hätte ihr vielleicht auch Böses zugefügt, denn damals waren rauhe Zeiten. Als Herr Vikinger nach Hause kam, freute er sich natürlich unmäßig über sein schönes Kind — wie mancher Andere auch thun würde —; daß es ein gräßlicher Wildfang war, gefiel ihm um so mehr, denn so konnte sie ja eine tüchtige „Skjoldmö" werden, und nun beschrieb er gleich, wie eine solche sein müßte, bei Lesung dessen sich die dänische Eitelkeit gewiß recht gekitzelt hat, obschon jetzt im Lande der Schildjungfrauen die Damen, wie anderwärts, keinen andern Stahl an sich tragen, als im Korsett und im Reifrock. Auch der Vikinger selbst ist so ein Mann, wie ihn der eifrigste Eider-Däne nur wünschen kann; ein biedrer, dänischer Strolch, der jährlich drei bis vier Geschäftsreisen nach Gallien und Britannien machte, wo die Leute in ihrem Schreck über solchen Besuch sangen:

„Befreie uns von den wilden Normannen!"

Ja, das waren schöne Zeiten für Dänemark, und die dänischen Patrioten danken dem Dichter gewiß für die Citation derselben; daß er aber noch ein dänisches Fest damaliger Zeit schildert, wo sich die Gäste aus bloßem Humor die abgenagten Knochen in's Gesicht warfen und die Sklaven einen guten Tag hatten, indem sie in der Festnacht in der warmen Asche schlafen durften und ihre Finger in den fetten Kienruß tauchten, der von der Balkendecke troff und diesen auflecken, scheinen sie ihm übel genommen zu haben; wenigstens haben sie dieses sein jüngstes Werk kühler beurtheilt, als die früheren, was aber auch vom Fortschritt herrühren kann. Doch zurück zum Storchvater, der nicht nachließ im Sorgen für die versunkene Prinzessin, und vorläufig ihren falschen Freundinnen die Schwanenkleider wegmauste und in seinem Nest beim Wildmoor versteckte; „zwei sind besser, wie eins," dachte er, „wenn sie wieder kommt." Helga, wie man ihr Töchterchen benannt, war inzwischen sechzehn Jahr und eine herrliche Jungfrau geworden, die schönste im Lande, und in Wildheit und Grausamkeit von Niemandem „in jener rohen, finstern Zeit" übertroffen. Der Dichter läßt sie auch ihrem Vater eine Standrede halten, die aber nicht richtig angebracht ist, denn Helga soll doch nun einmal Dänin sein, wenigstens wird sie jeder Däne gern als Landesmännin annehmen, aber ein dänisches Mädchen durfte so etwas nicht sprechen, was einer isländischen oder auch norwegischen Frau hingegangen wäre: „Käme in der Nacht dein Feind und schlänge ein Tau um das Dach deines Hauses, um es abzureißen (so lief man damals Sturm), ich würde dich nicht wecken, ich hörte es nicht, denn es saust mir noch immer das Blut in dem Ohr, auf welches du mir vor Jahren einen Schlag gabst, du! ich denke daran!" — Auf eine ähnliche Weise hat einst eine isländische Frau ihren Mann an eine Ohrfeige erinnert; in Island aber waren die Frauen selbständig; in dem Vielweiberei (am längsten) liebenden Dänemark waren sie die ersten Sklavinnen des Mannes. Doch auch Helga's Stunde sollte schlagen, wie das gewöhnlich so kommt. Der Viking war wieder von einem einträglichen Zuge zurückgekehrt, hatte viel Beute gemacht, auch aus einer Christenkirche ein paar goldene Räuchergefäße sich angeeignet, die im Frauen-Zimmer viel Aufsehen erregten, doch nicht so viel wie der mitgeschleppte junge Christenpriester, der „schön wie Baldur" anzusehen, wie die Vikinger-Frau sagte. Was wollte wohl der Seeräuber mit dem jungen Kandidaten anfangen? ihn zu seinem Buchhalter machen, oder als Hauslehrer für die junge Helga engagiren? Das Alles wäre ein gutes Geschäft gewesen, da von Honorar und Ferien gewiß nie die Rede; aber nein, der Strolch hatte auch Moral, — die selbst ein respektabler Engländer besitzt, wenn sein Beutel gefüllt ist, — er wollte seinen Göttern eine kleine Aufmerksamkeit erweisen, dadurch, daß er ihnen einmal einen lebendigen Missionair brühwarm auf dem Blutsteine im heiligen Haine abschlachtete, von welcher Procedur sich die schöne Helga viel Unterhaltung versprach. Die Sache machte sich aber ganz anders; als sich Helga nämlich des Abends, wie gewöhnlich, in einen sanften Frosch verwandelt hatte, hielt ihr die Vikinger-Frau eine heftige Standrede, von der sie so ergriffen wurde, daß sie in sich und in den Keller ging, den Christenpriester von seinen Banden befreite, ihm ihr Leibroß anwies, selbst mit ausstaffirte und mit dem jungen Herrn durchging — etwas, das noch täglich arrivirt, nur mit weniger Romantik —; der Ritt während der Nacht, mit dem kalten Frosch auf dem Sattel, gefiel dem Theologen ganz gut, als er aber mit Aufgang der Sonne plötzlich eine bildschöne Jungfrau umfaßt hielt, stand ihm der Verstand still und er sprang betäubt vom Pferde; Helga ebenfalls, blos, um ihm die Kehle abzuschneiden, nachdem sie ihm vorher einige grobe Injurien wegen Blöße und Mangels an Bart gesagt hatte (damals brauchte man noch keine Barterzeugungs-Pomaden); die Kehle läßt sich aber Niemand gern abschneiden, selbst nicht vom schönsten Mädchen, deshalb setzte sich der Priester zur Wehr, entwaffnete seine wilde Gegnerin, wobei ihm die Eichenwurzeln zu Hülfe kamen, über welche sie stolperte, taufte sie schnell aus der vorbeifließenden Quelle, was aber nicht fruchtete; nur beruhigte sich der Böse in ihr so weit, daß sie gehorchte und zum Priester hinten auf's Pferd stieg, worauf die Reise dann weiter nach Hedeby zum heiligen Ansgarius ging, um dort die wirkliche Taufe vorzunehmen (die Nothtaufe scheint auch damals schon bei den Theologen wenig Werth gehabt zu haben). Doch Räuber überfielen das Paar, der Priester kämpfte wacker, wurde aber sammt seinem Rosse erschlagen, Helga verwandelte sich zum Frosch und entzog sich dadurch den Räubern, die, Loke's Werk darin sahen und entflohen; Helga aber konnte sich nicht von der Menschen- und Thierleiche trennen, die Liebe wirkte halb bewußt in ihr, und in der zweiten Nacht, geläutert durch höheres Verständniß, verlor sie die Froschgestalt für immer; der todte Priester erscheint ihr auf seinem gespenstischen Rosse und führt sie nach dem Wildmoor, ihre Wiege zu holen; die Wiege holt sie zwar nicht, wohl aber ihre schöne Mutter, welche sechzehn Jahre da unten geschlummert hat. Die Mutter erkennt ihre Tochter und erzählt dieser ihre Entstehung, in zarter, bildlicher Weise, die Andersen so gut versteht; darauf kommt der Storchvater, natürlich mit den zwei Schwanenkleidern, vermöge deren sich die Damen in Schwäne verwandeln und die Rückreise nach Aegypten antreten. Jetzt wird das Räthsel gelöst: „Liebe erzeugt Leben," der alte Vater wird lebendig und gesund, Helga war die Lotosblume. — Die Storchmutter, welche alles dies vorausgesehen hatte, wie gewöhnlich, hoffte nun für ihren Mann auf nichts weniger, als die erbliche Doktorwürde; es kam aber nichts, sie blieben simple Störche. Helga lebte nun ein schönes Leben in immer klarerem Bewußtsein ihrer Bestimmung, bis sie einen schönen schwarzbärtigen Prinzen heiraten sollte — nun aber kommt die höchste Liebe zu ihrem Recht; der Prinz läßt sie kalt, Helga denkt an den bleichen, bartlosen Priester mit der klaffenden Todeswunde in der Stirn, und er erscheint ihr am Hochzeitstage; sie soll in seiner Gesellschaft einen Augenblick den Himmel sehen, aber nur einen Augenblick, doch Helga erbittet flehentlich einen Augenblick nach dem andern — und nun kommt die alte Geschichte, die ewig neu bleibt, vorausgesetzt, daß man sie verstehen kann, — die paar Augenblicke himmlischer Seligkeit, d. h. reiner, höchster Liebe, sind tausend Jahre. Helga erwacht und stirbt, die jungen Störche wundern sich über diesen neuen Schluß.

Das zweite Märchen, „die Schnellläufer," ist eine hübsche Satyre auf Examen im Allgemeinen und auf die Examinatoren im Besondern; es wird bei den Geprüften, hauptsächlich den Doppelt-Geprüften, großen Beifall ärndten; auch so mancher, der wunderbar „durchgekommen," kann sich darin spiegeln, und das wird ihn vor Hochmuth schützen. Der Hase erhält den ersten, die Schnecke den zweiten Preis; nicht für einen Lauf, denn da siegen nur Genies, sondern für das Laufen während eines ganzen Jahres; im Prüfungs-Kollegium sitzt Maul-Esel, Zaunpfahl und altes Feldmesser-Zeichen. Ob der Dichter in dem Streit zwischen Schwalbe und Zaunpfahl besonders einen faulen Fleck im Staate Dänemark im Auge hatte, ist wohl möglich, kann aber auch sehr gut kosmopolitischer Natur sein, — die Schwalbe erhielt keinen Preis, weil sie ihre halbe Lebenszeit im Auslande geflogen hatte; hätte sie testirt bekommen, daß sie jene Zeit im Vaterlande geschlafen, wäre sie preisgekrönt worden.

Das dritte Märchen, „die Glockentiefe" (Klokkedybet), behandelt die Sage von der Glocke der längst verschwundenen St. Albani-Kirche in Odense. Als jene Kirche noch stand, soll einst beim Läuten ihre Glocke aus dem Thurm und in die Odense-Aa geflogen sein, wo sie der Sage nach noch liegt. Unten bei der Glocke hauft der Flußnix, der sich ihre Erlebnisse aus der Oberwelt erzählen läßt, besonders die Geschichte vom König Knud (genannt der Heilige), der sich vor jedem Mönch und Pfaffen beugte, ein politischer Schwachkopf war, aber doch die Eitelkeit besaß, nach dem englischen Königsthrone lüstern zu sein, den ihm die Angelsachsen angeboten; nur sollte er sie aus den Krallen Wilhelm's des Eroberers und seiner französirten Normannen befreien. Er sammelte zu diesem Zweck ein großes Heer und eine starke Flotte; statt aber nach England zu ziehen, ging er zu den Nachbarn, um sich deren Erlaubniß zum Zuge zu erwirken und sich ihrer Freundschaft zu versichern — ihn plagte die Angst vor Intervention —; er zögerte so lange, bis Heer und Flotte ergrimmt auseinander ging, dafür wollte er das Land durch harte Steuern strafen, da

erſchlugen ihn die erbitterten Vendelſchen Jüten in der St. Albani-Kirche, — und das hat die Glocke mit angeſehen.

Merkwürdig iſt die Sprache in dem letzten Märchen, deren Rhythmus faſt wie Glockengeläute klingt.

Nord-Amerika.

Zur Raçenfrage in den Vereinigten Staaten.

Die Raçenfrage, inſofern ſie die gegenwärtigen Zuſtände der amerikaniſchen Union berührt, iſt eine der tiefſten und verwickelteſten, die vor der Hand ſchwerlich eine befriedigende Löſung zu gewärtigen hat. Herr Fiſher, ein Amerikaner, macht indeß in der unten vermerkten Schrift* den Verſuch, die gegenſeitige Stellung der Weißen und Schwarzen in ſeinem Vaterlande aus einem philoſophiſchen Geſichtspunkte zu betrachten und die Prinzipien, die ſie zu befolgen haben, aus der ethnologiſchen Wiſſenſchaft aber aus Naturgeſetzen herzuleiten, welche kein menſchlicher Kunſtgriff zu beſeitigen oder zu ändern vermöge.

Aus vorangeſchickten, angeblich naturnothwendigen Sätzen ergeben ſich folgende drei Schlüſſe:

1. Die weiße Raçe muß als die phyſiſch und moraliſch überlegene die ſchwarze, überall, wo ſie mit ihr zuſammenlebt, beherrſchen.

2. Die beiden Raçen können nimmer verſchmelzen und eine neue Species bilden, ſondern müſſen ſtets geſchieden bleiben.

3. Jede Raçe hat das Streben, den Erdfleck, der ihrer Natur zuſagt, ausſchließlich einzunehmen.

Dieſe Folgeſätze, wenn wahr, ſind von der größten Wichtigkeit; es ſind höhere Geſetze, die, wie der Verfaſſer ſagt, „für unſere Politik und unſere Beſtimmung maßgebend ſind, mit der Verfaſſung aber über ſie hinaus, innerhalb oder außerhalb der Union; und weder menſchlicher Verſtand, noch menſchliche Gewalt ſind ſtark genug, denſelben zu widerſtehen.“

Sind aber dieſe Schlüſſe ſtichhaltig? Schwerlich, wenn wir die Prämiſſen, die Hr. Fiſher aufſtellt, ſchärfer in's Auge faſſen.

„Der Neger iſt von Natur träge und unbekümmert um ſeine Zukunft — „er iſt unwiſſend“ — er bedarf des Zügels und des Leitſeils, oder er verſinkt in Laſter, Faulheit und Elend, hülflos, ohne Hoffnung.“ Bei all' dieſen und ähnlichen Behauptungen aber ſetzt der Verfaſſer voraus, daß die Neger-Natur keiner Verbeſſerung, welche die Sklaverei im Intereſſe beider Raçen unnöthig machen würde, fähig iſt. Iſt das aber erwieſen? Wie kann überdieß ein logiſch Denkender, als welchen ſich der Verfaſſer giebt, einerſeits von der Unwiſſenheit der Neger, als eines natürlichen Hinderniſſes der Unabhängigkeit ſprechen, wenn er an einer andern Stelle richtig ſagt: „Wir verfinſtern den Geiſt des Negers durch Unwiſſenheit“? Daß für eine gewiſſe Zeit, wie fern in die Zukunft ſie ſich erſtrecken mag, eine Unterordnung der Neger unvermeidlich bedingt ſei, können wir immerhin zugeben; daß aber die Sklaverei, in dem allgemein angenommenen Sinne, aus der Natur der beiden Farben nothwendig und für immer hervorgehe, muß als entſchieden falſch verneint werden. — Die Geſchichte der amerikaniſchen Sklaverei zeigt vielmehr den Neger, allerdings langſam und angeregelt, aber dennoch trotz allen ungünſtigen Umſtänden, fortſchreitend in ſeiner geiſtigen und ſittlichen Entwickelung. Ein Hauptargument, das die Anwälte der Sklaverei im Munde führen, iſt, daß die Schwarzen durch den Kontakt mit den Weißen an Bildung gewinnen. Daran iſt allerdings etwas Wahres. Die Beobachtung der Reiſenden beſtätigt das allgemeine Zeugniß der Sklavenhalter, daß die Neger in den Haushaltungen und Städten, die alle am meiſten mit den Weißen in Berührung kommen, ihre Brüder auf dem Lande an geiſtiger Entwickelung bei Weitem übertreffen. Der Verſuch einer durch mehrere Generationen fortgeſetzten Erziehung iſt nur niemals gemacht worden. — Wohl ſteht der Schwarze, in Bezug auf manche Naturanlagen, tief unter dem Weißen; ſo lange er aber nicht bei ehrlich gebotenen Erziehungsmitteln ſeine abſolute Unfähigkeit, ſich zu der freiheitswürdigen, geiſtig-ſittlichen Stufe zu erheben, bekundet hat, ſo lange haben wir kein Recht zu behaupten, daß die Sklaverei eine Nothwendigkeit ſei, wenn wir mit der Nothwendigkeit die Idee nimmer endender Dauer verbinden.

Kommen wir zu dem dritten Schlußſatz: „In den Staaten am Buſen von Mexiko,“ ſagt der Verfaſſer, „hat der Neger ein ſeiner Natur entſprechendes Klima gefunden und dort für immer feſten Fuß gefaßt.“ — „Die Neger gedeihen hier, *und ihre* Zahl wächſt zuſehends; die Weißen dagegen verkümmern und *nehmen* ab.“ Durch ſchlagende Beweiſe eröffnet er dann die nicht allzu ferne Ausſicht in die Zukunft, wo die ſchwarze Raçe in dieſem Neu-Afrika das Uebergewicht gewinnen werde; eine Lebensfrage für den Süden und eine kaum minder folgenſchwere für den Norden. — Allerdings kann in den Staaten und Territorien außerhalb „Neu-Afrika“ die ſchwarze Raçe nicht aufkommen. Freie, gebildete und blühende Gemeinden ſtehen hier gleichſam in geſchloſſenen Reihen den gemiſchten und entarteten Bevölkerungen der Sklavengebiete gegenüber. In den freien Staaten wächſt die weiße Raçe an Zahl und Wohlſtand mit reißender Schnelligkeit. In den Sklavenſtaaten dagegen *droht* die Civiliſation unter dem ſteigenden Uebergewicht der Barbarei erdrückt zu werden. Soll nun dieſes Neu-Afrika ſeine Grenzpfähle über ſein gegenwärtiges Gebiet hinaus ſtecken? Soll der ſchon ſo weit verbreiteten afrikaniſchen Raçe noch mehr Boden eingeräumt werden? Die Frage iſt nicht, ob in den noch unbeſetzten Fluren des Südens und Weſtens ſich die weißen Einwanderer aus dem Norden mit ihrem naturgeheiligten Eigenthum, aber die aus dem Süden mit ihrem durch das Geſetz anerkannten Beſitz niederlaſſen ſollen; ſondern die Frage iſt, ob Neu-England oder Neu-Afrika ſeine Gränzen erweitern, ob das Land in hundert Jahren der Civiliſation aber der Barbarei zum Looſe fallen ſoll. Jeder Fuß breit Grund, den der Sklavenhalter ſich anmaßt, iſt ein unwiederbringlicher Verluſt für die Freiheit und Civiliſation.

Die Sklaverei iſt ein Uebergangszuſtand. Als Inſtitution, wie ſie ſich in den Südſtaaten entwickelt hat, zeigt ſie bereits Merkmale des Verfalls. Allein die Raçen-Eigenſchaften erleiden bei dieſem Wechſel eine ſo langſame Veränderung, daß man leicht auf die Annahme gerathen könnte, ſie ſeien ſtetig und unvertilgbar. Der überwältigende Einfluß der Schwarzen in den Baumwollſtaaten zeigt ſich — auch abgeſehen von den Ergebniſſen der Sklaverei — in der Trübung der weißen Farbe. Dieſe Staaten ſind für die Weißen unbewohnbar geworden, nicht aus klimatiſchen Gründen, nicht wegen der Sklaverei als Inſtitution, ſondern wegen der unvermeidlichen Ueberhandnahme der Sklaven. Nicht der dynamiſchen Gewalt, ſondern dem mechaniſchen Druck, dem numeriſchen Uebergewicht und der vis inertiae der Schwarzen werden die Weißen weichen müſſen. Weder in den Vereinigten Staaten, noch in irgend einem ihrer Territorien iſt Raum für das Anſchwellen des transatlantiſchen Afrika. Wo die ſchwarze Raçe jetzt anſäſſig iſt, da wird ſie bleiben; nur muß ſie auf ihre gegenwärtigen Gränzen beſchränkt werden.

Die blaße, geſammte oder theilweiſe Trennung der Sklavenſtaaten iſt in Betreff der Ausdehnung der Sklaverei nicht ſo gefährlich; im Gegentheil dürfte der jetzige Kampf darauf hinauslaufen, alles noch unbeſetzte Gebiet dem Norden, d. h. der Freiheit und der weißen Raçe zu ſichern. Wohl aber ſind die Folgen zu fürchten, wenn, aus übelverſtandener Friedensliebe und zum vermeintlichen Frommen der Union, Verſuche gemacht werden, den verleiteten und unglücklichen Süden durch Zugeſtändniſſe und Kompromiſſe zu verſöhnen.

„Wir wollen,“ ſagt Herr Fiſher, „dieſe Frage, wenn wir können, als ein *vereintes* Volk entſcheiden; können wir das aber nicht, haben Baumwolle, Sklaverei und Neger mit ihrem entnervenden, betäubenden Zauber unſere Brüder im Süden ſo geſchwächt, daß ſie die Frage nicht den Traditionen und Impulſen unſrer Raçe gemäß entſcheiden können — nun, ſo wollen wir im Norden es thun, nach Fug und Recht der Vernunft, der Abſtammung und des Geſetzes.“

Wir bemerken nur noch, daß, als der Verf. dieſe Worte ſchrieb, die Nothwendigkeit einer Entſcheidung ſich noch nicht ſo dringend und mit ſolcher Schärfe herausgeſtellt hatte, wie in gegenwärtigem Moment. Lincoln ſaß noch nicht auf dem Präſidentenſtuhl!

Türkei.

Verhältniß zwiſchen Chriſten und Türken in Klein-Aſien und Syrien.

In den kürzlich (Nr. 23) erwähnten, engliſchen Konſular-Berichten über die Lage der Chriſten in der Türkei* heißt es ferner von den Türken ſelbſt: „Ihre Raçe entartet und verkommt phyſiſch und moraliſch;“ ſie iſt nicht mehr im Stande, die anderen zu beherrſchen. Auch hiermit

* The laws of Raçe as connected with Slavery Philadelphia, W P Hazard, 1860.

* Papers relating to the condition of Christians in Turkey, printed for the use of the Foreign Office, 25. October 1860.

stimmen die englischen Konsuln von Jerusalem, Aleppo und Smyrna überein. Die Fragen Sir H. Bulwer's, ob die christliche Bevölkerung ebenso gut stände, als die muselmännische — ob sie wohlhabender, geachteter und besser behandelt sei, als vor so und so viel Jahren? beantwortet Mr. Finn in Jerusalem:

„Es findet sich weit mehr Thätigkeit und Unternehmungsgeist bei den christlichen Bauern, als bei den muselmännischen; die Folgen davon sind ersichtlich an ihren Wohnungen, an Kleidung und Nahrung.

„Vor der ägyptischen Besitznahme war die Lage der Christen weit niedriger und gedrückter, als man sich nur einbilden kann. Während der ägyptischen Occupation hatten die Christen mehr Freiheit und Wohlstand, als jetzt. Nach der Vertreibung der Aegypter fand eine Reaction zu Gunsten der Muselmänner statt; dieselbe wurde indeß gemildert durch den wachsenden Einfluß der Konsuln und der Europäer im Allgemeinen. Während des russischen Krieges besserte sich die Lage der Christen, und es kamen mehrere Beispiele vor, daß sich Christen ungebührlich gegen ihre muselmännischen Herren benahmen, weil sie sich auf die europäischen Konsuln stützten. Nach dem Kriege hat eine zweite Reaction stattgefunden, die in vieler Hinsicht antichristlich und von Seiten der Gouverneure anti-europäisch ist."

Es geht hieraus klar hervor, daß sich die Lage der Christen jedesmal verschlechtert, wenn die Türken das Ruder in der Hand haben.

Auch der Konsul von Aleppo erkennt an, daß man den Aegyptern die Veränderung zu danken habe, welche seit zwanzig Jahren zu Gunsten der Christen vorgegangen. Die Türken haben, nach ihm, fortgesetzt, was die Aegypter angefangen. Mr. Skene ist, wie man sieht, günstiger für die Türken gestimmt, als Mr. Finn.

„Vor zehn Jahren," sagt er, „haben die Christen schrecklich gelitten unter der Hand der Muselmänner (er meint das große Abschlachten zu Aleppo von 1850); aber dieser Ausbruch hatte seine besonderen Ursachen, und er hat keine Spuren hintertassen (?). Die Lage der Christen hat sich sogar soweit gebessert, daß sie für die Muselmänner *gefährlich wird* (sic!); die Muselmänner sind eifersüchtig auf ihr commercielles Gedeihen und gereizt durch die Anmaßung der Christen, wenn diese von den europäischen Konsuln geschützt werden."

In einer weiteren Depesche vom 20. August 1860 sieht Mr. Skene die Sache noch rosenfarbener; er findet eine Verminderung aller Verbrechen in diesen Ländern, Bulgarien, Bosnien, Herzegowina, wie man sie in Europa nirgends findet.

„Zwar giebt es Konflikte zwischen den Sekten, z. B. die Niedermetzelung der Christen zu Aleppo im Jahre 1850 und heuer im Libanon und Damaskus; aber ein unparteiischer und leidenschaftsloser Beobachter kann derlei Vorfälle (auch incidents) nicht mit der sozialen Verfassung des Landes in Verbindung bringen. Es sind vielmehr Zeichen vom Verfall eines Uebergewichtes, das noch einmal explodirt und zu Zeiten wieder ausbricht, im Maße, als die Einführung einer anderen sozialen Ordnung sich bemerkbarer macht. Diese Dinge (die Metzeleien) treten nur ein, wenn der Streit zwischen Uebergewicht und Gleichheit sich entspinnt. Sie beweisen, daß die Veränderung zu Gunsten der Christen Wurzel faßt; sie beweisen nicht blos ausschließlich, daß die Christen von den Türken unterdrückt werden."

Es wird jedem unparteiischen, leidenschaftslosen Beobachter einleuchten, daß bei einer so leidenschaftslosen, unparteiischen Beobachtungsart sämmtliche Christen des Orients todtgeschlagen werden können, ehe sie noch zum Genuß der neuen sozialen Ordnung gelangen. Das ist denn doch mehr, als leidenschaftslose Beurtheilung, das ist unmenschliche Frechheit, und man kann sich nicht wundern, wenn bei solchen Helfershelfern die englische Politik keinen Gedanken daran haben will, daß es sich um Leben und Wohlsein von Hunderttausenden von Menschen, geschweige dem von Glaubensgenossen, handele. Und dergleichen Dinge sollen nicht mit der sozialen Ordnung des Landes in Verbindung stehen! — mit was denn? — Man weiß nicht, ob die Lüge oder die Gedankenlosigkeit größer ist. Man giebt zu, daß der steigende Wohlstand der Christen genüge, um die brutale Gewaltthätigkeit der Muselmänner herauszufordern; man gesteht ein, daß ein sich hebendes Selbstgefühl die früher herrschende Race tödtlich beleidige, und will der Welt glauben machen, daß sich hier eine neue friedliche Organisation, ein haltbarer Zustand der Dinge anbahne, während doch gerade jedem Unbefangenen einleuchten muß, daß hier ein Entweder-Oder gesprochen werden, daß man, um dergleichen Dinge zu verhindern, energische Vorkehrungen treffen muß. Sollte es, Dank der Politik Palmerston's, dazu kommen, daß die Franzosen wirklich Syrien räumten, und sollte dies, was wahrscheinlich genug ist, das Signal zu neuen, furchtbaren Metzeleien sein, so wird das Blut auf Niemanden kommen, als auf die verruchte Politik dieses Mannes, den die Engländer selbst in neuester Zeit hinreichend gezeichnet haben. Ohne ein Freund Napoleon's und seiner Bestrebungen zu sein, müssen wir doch in diesem Punkte vollständig anerkennen, daß Frankreich in Syrien eine Mission der Menschlichkeit und der Vernunft vollzieht, und daß man nur wünschen kann, das rohe, egoistische Interesse Englands möge in seine Schranken zurückgewiesen werden.

Man weiß, daß man Lord Palmerston im Parlamente selbst offen beschuldigt hat, gefälschte Auszüge aus den Berichten Mr. Burne's, des geschickten und braven Agenten in Afghanistan, gemacht zu haben; daß man ihm in englischen Blättern den Nachweis geführt, wie er im Interesse seiner Politik systematisch Händel und Blutvergießen hervorruft. Nach den gegebenen Proben aus Original-Berichten englischer Agenten wird es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß wenigstens das Erstere der Fall ist, daß die officiellen Mittheilungen, welche das jetzige Ministerium dem Parlamente macht, von vornherein den gerechtesten Bedenken unterliegen — aber wundern muß man sich nur, daß das Parlament dieses Gaukelspiel sich gefallen läßt, daß die öffentliche Meinung in England sich so leicht darüber zufrieden giebt. Es scheint, die Solidarität der materiellen Interessen ist so stark, daß Palmerston trotz alledem als ein korrekter Ausdruck des heutigen Englands gelten muß, und daß man es im Grunde nicht anders haben will.

Auch Mr. Ch. Blunt in Smyrna meldet, daß, trotz eines sehr unvollkommenen und fehlerhaften Verwaltungs-Systemes, trotz der schändlichsten Mißbräuche bei der Steuer-Erhebung durch die Zollpächter, die allgemeine Lage der Provinz sich von Tag zu Tag bessere, und daß dies vorzugsweise der Thätigkeit der christlichen Bevölkerung zuzuschreiben sei, welche mehr und mehr den Türken den Vorrang ablaufe. Er datirt diese Aenderung seit dem Erlaß des Hatti-Scherif von Gulhane. Die türkische Land-Bevölkerung soll dagegen immer mehr und mehr herabkommen. Die Türken verkaufen auch gern ihr Grundeigenthum, vorzugsweise an Griechen und Armenier, namentlich wenn sie ihrer Militairpflicht genügt, zu Hause Alles verändert finden und sich außer Stand gesetzt erblicken, die Landwirthschaft mit Erfolg weiter treiben zu können. Vielfach fallen sie dabei in die Hände armenischer Wucherer. — Natürlich genug, was früher die Türken über die Raja erhob, der Kriegsdienst, wird jetzt ihr Verderb. — So fängt denn die Vertreibung der Türken auf die natürlichste Weise von der Welt an. In der nächsten Nachbarschaft von Smyrna giebt es nur hin und wieder einige Türken, welche Eigenthümer geblieben sind; in den Hauptdörfern, wohin die fränkische oder christliche Bevölkerung im Sommer auswandert, haben alle türkischen Eigenthümer längst ihre Besitzungen verkauft. So betrug 1830 die türkische Bevölkerung Smyrna's noch 80,000 Seelen, heute 41,000; die griechische daselbst 1830 nur 20,000, jetzt 75,000; dort beinahe die Hälfte vermindert, hier ein fast vierfaches Wachsen.

„Wie rasch auch das Wachsthum der christlichen Bevölkerung sei," fügt Mr. Blunt hinzu, „der Verfall der türkischen ist noch rascher. Man besuche die Städte und Dörfer, wo türkische und christliche Bevölkerung vermischt lebt; in den türkischen Vierteln sieht man Niemanden, kein Kind auf den Straßen, während die Straßen der Christen davon wimmeln."

Und das findet in der asiatischen Türkei statt, wo die Türken, wie einige ihrer Freunde behaupten, noch vollkommen lebenskräftig sein sollen. In Syrien bemerkt man Türken fast gar nicht mehr; jenseits der Tauruskette und in ganz Syrien, zu Latakieh, Tripoli, Beiruth, sind die Türken ebenso fremd und vereinzelt, wie die Europäer.

Wo stecken also die Türken? Wo ist ein türkisches Reich noch vorhanden? So fragt unser Berichterstatter, und mit dem zusammengehalten, was wir aus anderen französischen und russischen Quellen erfahren, muß man in der That zu der Ueberzeugung kommen, daß im Grunde genommen nicht mehr Viel zu thun ist, um die osmanische Herrschaft zu beseitigen, daß das Ländergebiet, über das sie noch scheinbar gebietet, ein ziemlich herrenloses Land ist, daß ihren Unterthanen dieselbe nur durch die Unsicherheit aller Zustände, durch die Gewaltthätigkeiten der Steuer-Eintreiber und Rekruten-Aushebor bemerkbar wird. Auch ist die Stellung der englischen und französischen Konsuln gewiß eine mehr als eigenthümliche; ihre Thätigkeit ist weit mehr die von Regierungshelfern und Bevormündern, als die von bloßen Schutzbeamten des Auslandes — mit anderen Worten: Palmerston sieht die Türkei als englisches Land, Napoleon als französisches an. Kann man es den Russen dabei verdenken, wenn sie ihrerseits gewisse Theile, die gar zu appetitlich liegen und an denen sie sich schon verschiedene Male den Mund verbrannt haben, auch bereits als ihr Eigenthum ansehen? Wird man es Oesterreich verdenken, wenn es am Ende zulangt?

Zum Schlusse ein Curiosum: eine muhammedanische Prophezeiung, welche in einem alten, arabischen Buche über „die Wiederkunft Muhammed's auf Erden" enthalten und in der ersten Nummer der Revue d'Orient veröffentlicht ist, welche daselbst Prinz (soi-disant) Pitzipios, wahrscheinlich ein Nachkomme der Kantakuzenen und Anwärter auf den Thron von Byzanz (wir haben seine Bekanntschaft schon früher gemacht) herausgiebt.

„Lange Zeit nachher wird ein Mann geboren werden in dem arabischen Lande, welches einst Getbusussan hieß. Er wird die Siad niedermetzeln, und seine Lehren in den Gegenden von Syrien und Aegypten verbreiten. In dieser Zeit wird ein Krieg zwischen einer christlichen Nation und der Türkei ausbrechen, und doch wird diese in gutem Einvernehmen mit einem anderen christlichen Volke stehen.

„Der Feind wird sich der Stadt Konstantinopel bemächtigen, von wo der Sultan sich nach Syrien flüchten und mit Hülfe einer christlichen Nation einen schrecklichen Krieg gegen eine andere feindliche Nation in Europa führen wird. Nach einem großen Blutvergießen werden die Muselmänner siegreich aus dem Streite hervorgehen. In diesem Augenblicke wird ein Christ mit lauter Stimme schreien: „Das heilige Kreuz hat gesiegt!" aber ein Muhammedaner wird ihn niederschlagen, und rufen: „Nein, die Religion Muhammed's." Endlich werden Christen und Türken alle ihre Kräfte zusammennehmen und sich eine Schlacht liefern, worin der türkische Fürst das Leben verliert und als Märtyrer erachtet wird. Nachdem die Christen Syrien in Besitz genommen, werden sie sich mit ihren Gegnern vertragen. Diejenigen Moslemin, welche nicht über die Klinge gesprungen, finden dann in Medina eine sichere Zuflucht, und die Herrschaft der Christen wird sich bis über den Kheiber erstrecken."

Diese Prophezeiung ist insofern interessant, als man daraus ersieht, was die Muhammedaner selbst für ihre Zukunft und den Bestand der türkischen Herrschaft geben, und wie sie selbst im Kampfe für ihre Religion auf Beihülfe christlicher Völker bauen.

Italien.

Marchese Paulucci und König Karl Albert.*

Der Mann, dem Karl Albert von Sardinien seine Krone verdankte, war in Lucca geboren und von Geburt und Körperbau ein „großer Herr." Sein Auge beherrschte er minder leicht, als seine Mienen, Worte, Gedanken und Handlungen. Es war schwer zu bestimmen, was er eigentlich ansah, wenn er um sich blickte; aber nach Innen gekehrt, erschien sein Blick niemals.

Aus österreichischen Diensten trat Paulucci kurz vor Ausbruch des schwedischen Krieges in russische. Ein bedeutender Ruf militairischer Geschicklichkeit ging ihm voran. Mit seinen Talenten, vor Allem mit jener Geschmeidigkeit, welche in wenigen Augenblicken die ganze Skala der Abschattungen diplomatischer Heuchelei überfleg, gewann dieser moderne Condottiere sehr bald das Vertrauen des Kaisers, der ihn vortrefflich geeignet hielt zur Uebernahme von Missionen, welche ungewöhnliche Klugheit und feinste Witterung erheischten. Als nach dem guten Erfolge der finnischen Waffen, während des Sommers 1808, die Eroberung Finnlands im Herbste zweifelhaft geworden, erhielt der Marchese den Auftrag, die dortigen Verhältnisse genau zu erkunden und das Ergebniß seiner Spionierei dem Hofe mitzutheilen. Paulucci's Ermittelungen bestärkten den Kaiser in der Meinung, daß eine unmittelbare Fortsetzung des Angriffskrieges nur vom Uebel sein würde, aber Graf Buxhöwden's Einwendungen gegen die Defensive und besonders die positiven Demonstrationen Kamensky's machten des Italiäners Vermittelungsplan zu Nichte. Während dieser im finnischen Lager verweilte, bewirthete er die Offiziere des Sandels'schen Corps mit mancher Bowle Punsch, und versicherte sie auf das Herzlichste seiner Bereitwilligkeit, Alles zu thun, womit er seine guten Freunde (Russen und Finnen) der leidigen Nothwendigkeit, einander todt zu schlagen, überheben könnte.

Zehn Jahre nach dem Schluß des finnischen Krieges finden wir unseren katholischen Marchese als General-Statthalter der protestantischen Ostsee-Provinzen. Es würde ein eigenes Kapitel erfordern, wollten wir erzählen, wie er in dieser Stellung das Vertrauen des Kaisers mißbrauchte, um den Sachwaltern der protestantischen Kirche in Rußland dessen Wohlwollen zu entziehen. Hier einiges Andere zu seiner Charakteristik.

In jene, nach der sogenannten „heiligen Allianz" betitelten Zeiten fielen bekanntlich die verzweifelten Anstrengungen der „Carbonari." Karl Albert von Sardinien, damals noch Jüngling, aber allbereits, wie er in seinem ganzen späteren Leben gethan, hin- und herschwankend zwischen den kühnsten Plänen und kleinlichsten Befürchtungen, dem begeisterten Wunsche, Italien zu befreien, und der Besorgniß, seine eigenen Interessen zu gefährden, hatte das Unglück jedes Fürsten, der „auf zwei Stühlen zugleich" Platz nimmt. — Bei seinen alten Genossen, den in allen ihren Hoffnungen betrogenen Carbonari, stand er ungefähr in dem Rufe, welchen das beißende Spottgedicht Giusti's wiedertönt. Dieser edle Patron stellt nämlich alle Fürsten Italiens dar, wie sie versammelt sind, um der Krönung des Kaisers Ferdinand in Mailand zu verherrlichen. Wie die Reihe an Karl Albert kommt, sagt der Dichter, den Carbonari zugewendet:

> E il duce vostro, lo stesso
> Chi al palco e carcer' duro vi ha tratto:
> Realmente di venti uno il patto
> Mantiene adesso.*

Aber auch auf den Höhen, d. h. in der vornehmen Gesellschaft war der fürstliche Demagoge nicht gut angeschrieben. Als die Zeit herannahte, wo Sardiniens Krone, deren nächster Erbe er war, von dem Haupte, das sie bis dahin getragen, abfallen mußte, da erschien es den Vertretern der heiligen Allianz sehr bedenklich, mit den königlichen Insignien eine Person zu schmücken, die, hätte sie nicht dem Throne so nahe gestanden — in ganz anderer Art ausgezeichnet worden wäre. Um nun darüber beruhigt zu sein, was man von dem sardinischen Thronbewerber zu erwarten hatte, schickte man den gewissenhaften Marchese Paulucci, ihm auf den Zahn zu fühlen. Dieser kam, sah und — sagte: „Königliche Hoheit! Das Glück hat die Königskrone, die Sie erwarten, in meine Hand gegeben und Sie sollen sie bekommen. Aber dieser Dienst ist unter Freunden eines kleinen Gegendienstes werth. Ich bin im Norden Europa's Regierer dreier ziemlich weitläufigen Provinzen, will aber auf alle drei verzichten, wenn Sie dafür sorgen wollen, daß, sobald Sie König geworden, die Regierung des kleinen Herzogthums Genua m i e zufalle." Und Karl Albert schlug ein, sehr erfreut, daß er den schwarzen Verdacht seines Carbonarismus um so wohlfeilen Preis von sich wälzen konnte. Paulucci kehrte aber wieder zu dem, der ihn abgesandt, mit vollster Versicherung der konservativen Gesinnung Karl Albert's. Und in Folge dieser überaus zuverlässigen Empfehlung betrachtete man den rein gewaschenen Prinzen als der Krone würdig, die ihm bald darauf wirklich zufiel. Um diese Zeit ereignete sich's, daß der General-Statthaltee der Ostsee-Provinzen plötzlich für immer aus dem russischen Reiche verschwand, um bald darauf — im alten Dogenpalaste von Genua wieder zu erscheinen.

Ungefähr ein Viertel-Jahrhundert lang hatte Paulucci diese stolze Stadt regiert, als mein Geschick mich im Anfang des Jahres 1846 nach Genua führte. Beinahe anderthalb Jahre war ich in Italien herumgewandert und hatte italiänische Charaktere etwas anders auffassen gelernt, als wir im Norden zu thun pflegen, indem wir diese Nation mit dem Unwillen empörter Unschuld absolut verdammen, weil sie u n s e r e Ansichten von Tugend und Rechtschaffenheit nicht so ganz theilt. Voll Bewunderung verweilte ich vor dem Bilde Cesare Borgia's im Palazzo Borghese, einem Bilde, dessen Hervorzauberung selbst Raphael seines heiligen Pinsels nicht unwürdig erachtet hat; und mit historischer Ruhe b e t r a c h t e t e ich sogar Papst Alexander's VI. Marmorsarg, den die katholische Christenheit neben dem Sarge Christina's von Schweden in der K r y p t a der Peterskirche unbedenklich stehen läßt. Warum also nicht das kleine Wagniß unternehmen, den mächtigsten und zugleich merkwürdigsten Mann des heutigen Genua n o c h e i n m a l zu sehen; einen Mann, der w e i l a n d gewettet, Sandels' feste Stellung binnen acht Tagen zu erobern, und die Wette gutherzig verloren; einen Mann, der viel Geneigtheit gezeigt, den evangelischen Bischof in Petersburg auf dieselbe Lustreise zu schicken, welche die Jesuiten in Rußland kurz vorher antreten mußten, obwohl auch dieses Manöver ihm mißglückte; einen Mann endlich, der, was mehr bedeutet, als solche schwache Experimente, mit entschiedenem Erfolge in demselben Reiche, dessen einen Theil er jetzt regierte, den Königsmacher gespielt?

---

* Dieser Artikel bildet einen Exkurs in dem biographischen Werke „Zacharias Dunker und seine Umgebung" (Z. D. och hans omgifning), dem ersten Theile der in s c h w e d i s c h e r Sprache erscheinenden „Bilder aus dem Leben vergangener Zeiten," von dem f i n n l ä n d i s c h e n Dichter und Historiker Fr. Cygnäus zu Helsingfors.

* S i e h e r e r Führer, der euch auf's Schaffot Und in den harten Kerker hat gebracht: Jetzt hält er aufrecht — traun! das muß man sagen — Vom Jahre ein und zwanzig den Vertrag.

Bei dem Allen betrat ich den Degenpalast mit noch größerem Respekte vor den eigenen Schatten der alten Regierer Genua's, als vor der Person ihres modernen Schattens. Ich vergesse nie das ganz eigenthümliche Qui êtes-vous? womit der Statthalter den eintretenden Fremden begrüßte. In der Art, wie diese Worte betont wurden, lag eine unerhörte Vieldeutigkeit, so daß die einfache Frage, je nach den Umständen, einem Groß-Inquisitor, einem weltlichen Großen oder selbst einem aufgeklärten Gönner der Literaten und ihrer Bestrebungen indizirt werden konnte. Vielleicht hatte mein Name ein Wölkchen minder angenehmer Erinnerungen aus den verborgensten Winkeln seines Inneren heraufbeschworen; die Stirne des Marchese ließ jedoch keine Spur davon bemerken. Sobald meine Antwort ihm die Arglosigkeit meiner Absichten zu erkennen gegeben, wurde er sehr humau und gütig, und zwar mit einer Kunst, die der Natur selber glich, wie ein Ei dem anderen. Lebendiger, als je zuvor, fühlte ich, diesem Phänomen gegenüber, daß ich so glücklich war, im rechten Heimatlande der Kunst zu sein, wo man „entweder groß ist oder verloren," wie Ehrenswärd vortrefflich sagte. Wie ganz anders trug dieser bereits gealterte Mann sein Haupt, als jene armen Tröpfe im Norden, deren halbes Leben unter Schelmstücken vergeht, während die andere Hälfte in Gram und Reue über die begangenen Sünden verstreicht! Hier gewahrte man nicht einen Schimmer jener ekelhaften Schmeichelei, hinter welcher das Bekenntniß niedrigster Gesinnung sich kümmerlich zu verstecken pflegt. Der vornehme Italiäner empfing Einen von derselben Familie, deren Hausvater seine Ränke weiland zu stürzen gesucht, mit so ungezwungener Artigkeit, als hätte er schon längst nur die Gelegenheit abgewartet, um ein durch zufällige Umstände eine Zeitlang unterbrochenes, sehr freundschaftliches Verhältniß wieder anzuknüpfen. Er führte den Fremdling in den Kreis seiner eigenen Familie und behandelte mich darin beinahe so, als wäre ich ein Glied derselben. Ich sah bewundernd einen, nach der Ordnung der Natur schon am Rande des Grabes stehenden Mann, welcher nie die Schwäche besessen, mit sich selber uneins zu werden, nie sich herabgelassen, nur halb zu sein, was er sein wollte, und eben deshalb noch am Abend seines Lebens ungebrochen und wie aus einem Gusse sich fühlte. In dem Gemeinwesen, dessen Haupt er war, genoß er einer Huldigung, die nichts von jener Heuchelei hatte, welche so oft hinter dem Rücken der Leute durch Schmähungen sich entschädigt für die Ehrenbezeugungen, die sie ihnen in's Gesicht erwiesen. Die ziemlich schwer zu leitenden Genueser erkannten in Paulucci ihren Meister, und es fiel ihnen niemals ein, seine Verdienste mit nordischem Maßstabe zu messen.

Der Gedanke an meine eigene nordische Nationalität erinnert mich seinerseits an einen Umstand, der meinen Respekt vor dem großen Herrn beinahe geschmälert hätte. Er war unter Anderem so gütig gewesen, mich in einen Zirkel einzuführen, in welchem die Notabilitäten Genua's einmal wöchentlich den Abend zubrachten. Nachdem er seinen Gast verschiedenen interessanten Personen vorgestellt, traf es sich so ungünstig, daß ich ganz in seiner Nähe mich befand, als er eben eine etwas anzügliche Begebenheit erzählte, die in den nördlichsten Gegenden Finnlands angeblich sich zugetragen, und zwar während seiner Anwesenheit im Verlauf des Krieges von 1808. Sobald sein allsehender Blick, dieses Mal freilich etwas spät, bemerkte, daß auch ich diese, mein Finnland als die Heimat anterilunianischer Rohheit darstellende Anekdote mit angehört, da ereignete sich der unerhörte Umstand, daß unser Marchese beinahe so beschämt aussah, wie ein Mensch gewöhnlicher Art, der einmal unbedachtsam geredet. Natürlich reuete ihn seine Inkonsequenz nicht darum, weil er unedel gehandelt und wider die Gesetze der Gastfreundschaft verstoßen, sondern weil er sich von einem Barbaren bei einer Unbesonnenheit hatte ertappen lassen. Ich meinerseits beging aus finnischer Einfalt die Sottise, etwas verstimmt darüber auszusehen, daß der Herr Marchese von seinen Reminiscenzen aus Finnland keine bessere aufzutischen gewußt, als jene, die mit einem polygamischen Brauche der Lappen zusammenhing. Nach kühlerer Ueberlegung mußte ich's aber als ein wahres Glück ansehen, daß es dem Gegner unseres Sandels' nicht einfiel, Großthaten unserer finnischen Helden zu erzählen; denn solche Erinnerung würde für mich über den Bocksfuß des Mephisto selber einen blendenden Deckmantel geworfen haben — ich hätte des Erzfeindes Anwesenheit in Zweifel gezogen.

Uebrigens bot ein glücklicher Zufall dem Herrn Statthalter Gelegenheit, den Nebelfleck aus Lappland, der sich zwischen ihn und meine Sympathieen gelagert hatte, wieder zu verscheuchen, und er benutzte die Gunst dieses Zufalls mit solcher Virtuosität, daß er in meiner Meinung nur noch höher stieg. Als ich nämlich die Abschiedsvisite machte, traf es sich, daß gerade zwei Obere der sardinischen Jesuiten für den Distrikt Genua bei Excellenza eintraten und Hochselbiger ein rosenroth gebundenes Büchlein überreichten. Dieses enthielt die Namen sämmtlicher Mitglieder der Congregation im Reiche, nebst Angabe ihrer Vertheilung ꝛc. Der weltliche Regent von Genua empfing die geistlichen Herren, deren Heiligkeit von der Sohle bis zum beschorenen Scheitel leuchtete, so trocken, kalt und kurz angebunden, daß sie, eines solchen Empfanges nicht gewohnt, sichtbarlich stutzten. Dieses Benehmen gegen die ehrwürdigen Väter kontrastirte gewaltig mit der Freundlichkeit und Herablassung, welche mir zu Theil wurden. So lebendiges Interesse ich an den Herren Jesuiten nehme, war das Schauspiel mir, dem Ketzer, doch besonders angenehm, da es meinem hohen Gönner gewiß weniger am Herzen lag, mich bei guter Laune zu erhalten, als Jene. Indeß kannten sie wahrscheinlich den Marchese zu gut, als daß sie ihn, trotz des täuschenden Scheines, der obersten Stelle in ihrer Congregation weniger würdig geglaubt hätten. Aber das Beste kommt noch; sobald die Väter sich wieder entfernt hatten, bot Excellenza ihr rosenfarbenes Geschenk — dem Ketzer selber an, mit dem Bemerken, es dürfte für meine uneingeweihte Person wohl größeres Interesse haben, als für ihn, da er mit solchem Zeuge hinlänglich versorgt sei! So heilig das Andenken war, entschlüpfte wir doch im Stillen der heidnische Ausruf: „Corpo di Bacco!" denn groß war meine Ueberraschung! Verdiente der Name des Statthalters nicht in dem Verzeichnisse obenan zu stehen? Dennoch will ich dem Schatten des (in den folgenden stürmischen Zeiten hingeschiedenen) Königsmachers für meine Supposition öffentlich auf dem Blocksberge Abbitte leisten, wenn eine zweite und zugleich letzte Vermuthung, die ich mir in Betreff seiner gestatte, je förmlich widerlegt wird. Der Marchese setzte nämlich seinen Liebenswürdigkeiten die Krone auf, indem er mir an den damaligen sardinischen Gesandten in Paris, Marchese Brignole Sales, ein Empfehlungsschreiben mitgab. Sollte nicht dieser, einige Zeit, nachdem der erste Brief in seine Hand gekommen, in einem zweiten Briefe aus dem Degenpalaste darüber belehrt worden sein, daß alle Freundlichkeit, die der Statthalter mir gespendet, en pure perte vergeudet worden? Hätte Paulucci der Inkonsequenz sich schuldig gemacht, ein solches, meine unbedeutende Person betreffendes Nachschreiben nicht abzusenden, so möchte ich alles seiner „künstlerischen" Größe gespendete Lob beinahe widerrufen.

Frankreich.

Künstliche Fischzucht.

Die künstliche Fischzucht, durch welche schon die Römer ihre üppigen Tafeln mit den leckersten Erzeugnissen fremder und ferner Gewässer besetzten, wurde in Frankreich 1842 von zwei schlichten Fischern, Rémy und Gehin, zu La Bresse, im Departement der Vogesen, gewissermaßen neuentdeckt. Sie verpflanzten nach einigen fischarmen Flüssen Frankreichs Rogen und Laich aus anderen Gewässern mit so glücklichem Erfolg, daß die Regierung den weitern Plänen zur Förderung eines so wichtigen Nahrungs-Elementes willig die unterstützende Hand bot; und so haben sich die schwachen Anfänge der beiden Fischer gegenwärtig zu riesenhaften Verhältnissen entwickelt und werfen dem Lande eine bedeutende Rente ab.

Die Entdecker oder Wiedererfinder der verlorenen Kunst wurden aus dem kaiserlichen Schatz reichlich belohnt, während in anderen Ländern den Männern, die — wie wir späterhin zeigen werden — gleichzeitig auf die künstliche Brut und Zucht der Fische und Nachdenken verwandten, überlassen blieb, die alte Lehre: „Die Tugend ist sich selber Lohn" bestätigt zu finden. In Frankreich verstehen sie sich besser darauf.

Ein von Dr. Haco der Pariser Akademie der Wissenschaften über die Arbeiten Gehin's und Rémy's im Jahre 1849 erstatteter Bericht machte großes Aufsehen unter den Franzosen, und die „neue Erfindung," wie man sie taufte, rief ihre volle Theilnahme hervor. Die Regierung faßte den Entschluß, diese Art der Fischzucht auf alle Gewässer Frankreichs, besonders in den ärmeren Landschaften auszudehnen. Ueberall wurden große Wasserbehälter angelegt; namentlich der zu Basle nimmt einen Raum von 25 Morgen Landes ein und dient zur Fortpflanzung von Salmen, Schleien, Karpfen und anderen, dem französischen Gaumen zusagenden Süßwasserfischen.

Noch andere Fisch-Pflanzschulen ähnlichen Schlages haben sich in Frankreich als höchst gedeihlich erwiesen. Nach amtlichem Ausweis wurde der Fischrogen in dem Zeitraum zwischen 1856 und 1857 und in dem zwischen 1857 und 1858 resp. nach 191 und 490 Plätzen verpflanzt und über 59 und 66 Departements, mit Einschluß Algeriens, verbreitet; 32 Gesellschaften für künstliche Fischzucht hatten sich im Inlande und 10 im Auslande gebildet.

Da sich die Experimente in den süßen Gewässern so glänzend bewährt, wendeten die französischen Gelehrten ihre Aufmerksamkeit auf die Zucht der Seefische. Auf ihren Betrieb wurden die Küsten untersucht, um günstige Punkte für ihren Operationsplan aufzufinden. Herr Coste hat nun in Betreff der Kultur der Austern, Krustaceen und Seefische überreiches Material gesammelt; doch verbietet uns der Raum in's Einzelne einzugehen.

Die wiedererstandene ichthyotrophische Kunst dehnte sich bald über die französischen Gränzen hinaus nach Deutschland und Spanien aus, und die Regierungen dieser Staaten bewilligten zur Förderung derselben beträchtliche Geldzuschüsse. Aus einem spanischen Berichte geben wir folgende Stelle:

„Die Fischkultur in unseren Tagen darf unwidersprechlich als ein neu auferstandenes Prinzip der Fischerei, als eine bisher verschüttete und wieder aufgegrabene Quelle des Reichthums angesehen werden. Die schon von Natur ungeheure Fruchtbarkeit der Fische mag, von künstlicher Pflege unterstützt, die gegenwärtigen und zukünftigen Generationen mit einer unberechenbaren Fülle von Nahrungsmitteln aus unseren Flüssen, Teichen und Seen versorgen. Bedenkt man, daß der jährliche Ertrag einer einzigen Fischart in natürlichem Zustande, z. B. des Herings, in einem einzigen Lande die Summe von 1,200,000,000 Realen beträgt, daß der kleine Comacchio-See am Adriatischen Meere durch künstliche Pflege an 40,000 Centner Fische, hauptsächlich Aale, Jahr aus, Jahr ein erzeugt und auf die Märkte Deutschlands und Rußlands versendet: so verliert sich die Imagination in die Berechnung des unübersehbaren Zuwachses an eßbaren Fischgattungen und Schaalthieren, die in unseren fließenden und stehenden Gewässern durch Kunst gezogen werden können."

In Deutschland nimmt die künstliche Kultur der Fische, namentlich des Donau-Lachses mit seinem weißen, köstlichen Fleische, der bisweilen ein Gewicht von 220 Pfund erlangt, einen kräftigen Fortgang. Eine Million Eier dieses Riesen der süßen Gewässer erhielt Herr Coste von dem König von Baiern, und in seinem jährlichen Berichte an die französische Regierung sagt Jener: „Die Jungen dieser Species, die wir im letzten Jahre in unseren Teichen hatten, erlangten die dreifache Größe der Lachsforelle von gleichem Alter, die in den Gewässern derselben Anstalt leben; und der Ertrag ist um so sicherer, als diese kolossale Art nicht in die See geht, wie der gemeine Lachs."

Da einige unserer Naturforscher den Vorschlag gemacht, den Donau-Lachs in unsere Flüsse zu versetzen — die Acclimatisirung ist ein Zweig der Fischzuchtskunst — so mögen hier einige Andeutungen aus der Naturgeschichte jenes Fisches einen Platz finden. Der Donau-Lachs laicht im Mai und Juni, die Brut, die nach sechzig Tagen auskriecht, erlangt im ersten Jahre schon das Gewicht von Einem Pfund; im dritten Jahre wiegen sie, bei gehöriger Fütterung und Pflege, ihre volle vier Pfund; er wächst dreimal schneller, als unser Lachs und erreicht einen ungeheuren Umfang. Sein Fleisch ist zart und wohlschmeckend, und das Pfund wird in München nie unter 40 Kreuzer (etwa 11½ Sgr.) verkauft. Da er das süße Wasser nie verläßt, so würde er in unseren Flüssen leicht einheimisch zu machen sein. In Ungarn gedeiht er trefflich in Gesellschaft der Hechte und Karpfen und ist unter allen Fischarten am Leichtesten zu ziehen.

Alle Fischzüchtereien Frankreichs stehen unter dem Ressort der sehr energischen und höchst intelligenten Wege- und Brückenbau-Verwaltung; für die erste Anlage einer solchen Fischerei zu Huningue, in der Nähe von Basle, bewilligte sie 100,000 Francs. — Nach einem Bericht des Professor Fraas zu München besitzt die Ackerbaugesellschaft von Baiern einige blühende Fischzüchtereien, die mit dem Haupthehälter zu München in Verbindung stehen; und aus allen Gegenden Deutschlands kommen Leute in jene Anstalt, um sich über diese Kunst zu belehren. Abzweigungen der Anstalt sind zu Staudach am Chiemsee, zu Augsburg und einigen anderen Orten. In den beiden erstgenannten wird auch die Lachszucht betrieben. „Die Fischer und ich," sagt der Professor, „reisen nach den verschiedenen Stationen in Baiern, um den dan denselben gewünschten Unterricht zu ertheilen." Von München wird befruchteter Rogen nach Warschau, Königsberg, Mecklenburg, Rheinpreußen, Gallizien, Ungarn und Kärnthen versendet. Erwähnenswerth, als ein Beispiel individuellen Unternehmungsgeistes, ist, daß ein Fischer, der früher im Solde der Gesellschaft gestanden, durch Handel mit befruchtenden Rogen so viel erworben hatte, daß er jetzt das Geschäft auf eigene Rechnung in ausgedehnten Maßen betreibt; so verschickt er nach verschiedenen Plätzen an 200,000 Lachseier, ohne die Millionen Eier von anderen Fischarten. Wir erwähnen noch, daß auf dem Festlande nach diesem Fischkultursystem eine unzählbare Menge Aale gezüchtet werden. Millionen dieses leckeren Fisches liefern die Gewässer des Solaque.

Interessant ist der Versuch, den Professor Fraas in einem ausgetrockneten Kanal mit dem glücklichsten Erfolg angestellt hat. Er leitete aus benachbarten Flüssen einen Bach bis zur Breite von drei und der Höhe von einem Fuß hier ein. Dieses Wasser von langsamem Gefälle besetzte er mit Forellenrogen. Die Seiten des Bettes waren mit Kresse, Bachbungen und wildem Pastinak überwachsen. Hier hatten die ausgeschlüpften Fische ihre Schlupfwinkel, in denen sie zusehends bis zu einer Länge von drittehalb Zoll heranwuchsen, ohne mit zubereiteter Kost gefüttert zu werden. — Die Länge von einer Viertel-Meile Kanal genügte zum Unterhalt von 2000 Fischen.

Die Entstehung der gegenwärtig so blühenden Muscheln-Fischerei in der Bay von Arguillon, etwa dreizehn Meilen von Bordeaux, fällt in die ersten Jahrhunderte des Mittelalters. Die einfache Geschichte erzählt die Chronik wie folgt: Im Jahre 1235 strandete ein irisches Fahrzeug an dieser Küste. Die Ladung ging zu Grunde, und von der Mannschaft wurde durch die menschenfreundliche Anstrengung der Fischer nur Einer, Namens Walton, gerettet. Er war der Verfertiger des ersten Weidengestechtes, einer wundervollen Erfindung, welche die Hauptquelle zum Wohlstand der Provinz wurde, und die, nach anderen Küsten verbreitet, den Namen ihres Urhebers unter die Wohlthäter der Menschheit verzeichnen würde. An diese Gestade verschlagen, suchte Walton sich durch seiner Hände Werk seinen Unterhalt zu erwerben und sich zugleich seinem neuen Vaterlande nützlich zu machen. Beim Eintritt der Ebbe steüte er Nege, an Pfähle befestigt, auf, und bemerkte bald, daß die jungen Muscheln sich an die Pfähle anklammerten, und daß, wenn man sie in einem gewissen Abstande über dem Schlamm aufhieng, sie an Größe und Wohlgeschmack zunahmen. In dem Maße, wie er das Feld seiner Operationen ausdehnte, wuchs auch der Ertrag. Das Verfahren Walton's ist heute noch, nach achthundert Jahren, das Vorbild ähnlicher Operationen an dieser Küste.

Die Muscheln-Fischerei in der Bay von Aiguillon bringt jährlich über 500,000 Francs ein! 490 Hürden werden in der Bucht aufgelegt; jede Hürde enthält 500 Schichten und jede Schicht wiegt 300 Pfund und wird um 5 Francs verkauft. Das Fleisch der Krabben ist gut erhalten und von großem Wohlgeschmack von Juli bis Januar. Eine Flotille von 160 Booten ist beständig beschäftigt, den Austrag der Aernte aufzunehmen und weiter zu verführen.

In Amerika brachte vor Kurzem ein Herr Müller, ein geborner Sachse, die künstliche Fischzucht in Aufnahme. Der Fleck, den er zu seinen Operationen ausersehen, liegt in der Nähe eines schönen Stromes bei Easthaven in Connecticut. Die Fischerei auf dem von jenem Strom genährten Teiche ist Privateigenthum Müller's, so daß er seine Versuche ungehindert anstellen und ununterbrochen fortsetzen kann. Er machte den Anfang mit beiläufig fünf Millionen Eier der prächtigen Forelle aus den Ontario- und Michigan-Seen. Die Ströme, wie die Seen Amerika's wimmeln von schönen Fischen. Wir erwähnen beispielsweise nur die Toge oder die graue Forelle aus dem Maine-See, die bisweilen vierzig Pfund schwer wird; auch der schwarze Barsch von Kanada, der eine ansehnliche Größe erreicht, ist eine wahre Gaumenlust und würde, in die europäischen Gewässer verpflanzt, hier bestens gedeihen.

Süd-Amerika.

Deutsche Auswanderung in Chile.

An den Herausgeber des „Magazin für die Literatur des Auslandes."

Santiago de Chile, den 13. Mai 1861

Erst jetzt kommt mir Nr. 4, vom 25. Januar 1860, Ihrer geschätzten Zeitschrift zu Gesicht, in welcher ich zu meiner großen Verwunderung Seite 44 Folgendes lese:

„Von Einem Verbrechen muß ich jedoch die Regierung in Peru frei sprechen, welches sich die Chilener Regierung zu Schulden kommen ließ. Die Leute wurden nicht in förmliche Sklaverei auf Jahre hinaus verkauft, wie es mit Auswanderern geschehen, die nach Chile gingen." Sie haben diese Zeilen aus einer Californischen Zeitung entnommen, und, unbekannt mit den Verhältnissen in Chile, unstreitig die darin enthaltene Behauptung für wahr genommen.

Mein in der Magellansstraße von den Wilden erschlagener Bruder

ist der Agent der Chilenischen Regierung gewesen, welcher im Jahre 1848 die Auswanderung nach Chile, und namentlich nach der Provinz Valdivia, eingeleitet hat; im Sommer 1851 bin ich selbst nach dieser Republik gegangen, habe mich im folgenden Jahre in der Provinz Valdivia angekauft, und meine Familie lebt noch gegenwärtig auf meinem dortigen Gute S. Juan, während ich selbst als Professor der Naturgeschichte und Director des Museums in der Hauptstadt wirksam bin. Jedes Jahr bringe ich die Ferien bei meiner Familie zu, und im Sommer 1857 und 1858 habe ich im Auftrage der Chilenischen Regierung alle deutschen Kolonien in Llanquihue und Valdivia besucht und darüber berichtet, ich kenne daher die Verhältnisse ziemlich genau. Es ist eine reine Lüge und eine schamlose Verleumdung der Chilenischen Regierung, wenn von ihr in der Californischen Zeitung behauptet wird, sie habe Auswanderer in förmliche Sklaverei auf Jahre hinaus verkauft. Die Bedingungen der Auswanderung sind in dem Schriftchen: „Nachrichten über die Provinz Valdivia, besonders für solche, die dorthin auswandern wollen, von Bernardo E. Philippi, Ingenieur-Major in Diensten der Republik Chile und Mitglied m. g. G. (Kassel, in Commission bei G. E. Vollmann, 1851) zu lesen, und über den gedeihlichen Zustand der deutschen Kolonisten in den eben genannten Provinzen finden Sie Nachrichten in Petermann's Geographischen Mittheilungen, 1860. S. 125.

Da es unstreitig nicht Ihre Absicht ist, in Ihrer Zeitschrift Unwahrheiten weiter zu verbreiten und eine ebenso aufgeklärte, wie wohlwollende Regierung verleumden zu lassen, so thue ich gewiß keine Fehlbitte, wenn ich Sie ersuche, eine Berichtigung obiger Californischen, aus sehr trüber Quelle entsprungenen Nachricht in Ihr geschätztes, weit verbreitetes Blatt aufzunehmen. Dr. R. A. Philippi.

Mannigfaltiges.

— Die Franzosen in Hinterindien. Mit wahrer Freude ersehen wir aus den neuesten Berichten des Pariser Moniteur de la Flotte, welche außerordentlichen Fortschritte die französische Expedition in Cochinchina in neuester Zeit gemacht hat. Die Bevölkerung des gesammten Cambodscha, welches die südliche Hälfte des Königreichs (oder Kaiserthums) Annam und dessen vortrefflicher Kriegshafen von Saigun den Schlüssel zum Chinesischen Meere bildet, hat sich der französischen Herrschaft unterworfen. Müde des harten Druckes, den der in Hue (östlichen Hafen von Annam, der chinesischen Insel Hei-nan gegenüber) residirende „Kaiser" durch seine dem Lande fremden Mandarinen auf sie übt, begrüßen sie die Franzosen als ihre Befreier, und diese haben den, im Vergleich mit anderen malayischen Völkerschaften, durch eine gewisse Civilisation sich auszeichnenden Einwohnern* nicht blos ihren Schutz, sondern auch ihre dauernde Festsetzung in diesem wichtigen, den Handel der Sunda-Inseln, wie Canton's und des Chinesischen Meeres, beherrschenden Theile von Hinterindien zugesagt. Die Lords Palmerston und Russell werden darüber gewiß außer sich sein; wir übrigen Europäer können uns jedoch nur freuen über diese Vermehrung der Kolonialmacht Frankreichs in fremden Welttheilen, wodurch seine Flotte und sein Heer getheilt und ihm die Nothwendigkeit auferlegt wird, mit seinen europäischen Nachbarn in Frieden zu verbleiben. Auch wird durch diese Ausbreitung französischer Herrschaft an den Küsten Hinterindiens der Antheil des übrigen Europa's an dem ostasiatischen Handel ganz sicher ebenso vermehrt werden, wie durch die hoffentlich bald zu Stande kommende Vollendung des Suez-Kanals. Schon jetzt sind die Ausfuhren Cambodscha's an Reis, Seide, Elfenbein, Baumwolle, Tabak, Kokusöl, Häuten und Büffelhörnern sehr bedeutend, doch haben diese Produkte bisher nur über Canton oder Java (nach welcher letzteren Insel der Kaiser von Annam den Ertrag der Aerndten, den er in der Form von Abgaben einzog, zu senden pflegte) den Weg nach Europa gefunden, dessen Schiffe nunmehr direkt mit den Häfen von Saigun, Tacon und Pinang werden verkehren können.

— Der Ton des englischen Kabinets gegen das Ausland. In einem Artikel über die Politik der Palmerston und Russell sagt der neue Pariser Temps: „Leichtfertigkeit und Egoismus, wozu noch eine Dosis Impertinenz kömmt — darin besteht die ganze Politik Englands gegen das Ausland. Was die Impertinenz betrifft, so schließt diese allerdings eine gewisse, wohlberechnete Vorsicht nicht aus. Der Ton, den Lord Palmerston gegen die anderen Mächte anstimmt, richtet sich immer nach dem Range, den diese in der Welt einnehmen. Griechenland gegenüber wird man bis zu thätlichen Beleidigungen gehen; Spanien gegenüber begnügt man sich mit verletzender Grobheit; Preußen macht man gleichzeitig hochfahrende und gemäßigte Vorwürfe; für Frankreich hat man gewisse Manifestationen einer studirten Kälte; aber was die Vereinigten Staaten, das Vaterland der Baumwolle, betrifft, so sind die Erinnerungen an 1812 noch nicht ganz verwischt, und Nichts kann daher England bewegen, die Rücksichten außer Augen zu setzen, die es seinen ehemaligen Kolonieen schuldig ist."

— Die Freimaurerei in Frankreich. Aus den Zeitungen sind die Zerwürfnisse bekannt, die in der Großloge des „vereinigten großen Orient" in Paris entstanden, nachdem am zweiten Pfingstfeiertage, an die Stelle des bisherigen Großmeisters, Prinzen Lucian Murat, ein neuer in der Person des Prinzen Napoleon Jérome hätte gewählt werden sollen und von einem Theile der Meister vom Stuhl, die zu diesem Zwecke aus den Provinzen nach Paris gekommen waren, auch wirklich schon gewählt worden war. Auf Befehl des Kaisers wurde die Großloge geschlossen, und zwar mit der Maßgabe, daß sie erst im October wieder eröffnet werden darf. Man wird sich im Auslande gewundert haben, daß der Freimaurer-Orden, dessen anerkannter Zweck die Ausbreitung von Licht, Wahrheit und Recht ist, in Frankreich nur zwischen dem Prinzen Murat und Napoleon Jérome die Wahl zum Großmeister hat; der Orden ist jedoch auch schon unter Napoleon I. einem ähnlichen Zwange unterworfen gewesen. Dieser ernannte nämlich seinen Bruder Joseph zum Großmeister des „vereinigten großen Orient." Zwar unterstützte er den Orden auf mannigfache Weise, unter Anderem auch dadurch, daß er den Offizieren der Armee wieder den Eintritt in denselben erlaubte. Andererseits besteuerte er jedoch die Logen in drückendster Weise, und zwar so, daß der Großmeister eine Jahres-Revenue von nicht weniger, als zwei Millionen Francs erhielt — ein Jahrgeld, das auch jetzt noch Prinz Murat bezieht. Zur Geschichte der Freimaurerei in Frankreich gehört auch noch Folgendes: Die Bauvereine des Mittelalters, aus welchen das Freimaurerthum hervorgegangen, wurden in Frankreich schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts aufgehoben. Maurer-Innungen bestanden allerdings, doch waren es keine solchen Vereine, wo man, wie in England, geistig bauete und auch Nichtmaurer aufnahm. Die erste Loge in Paris wurde um das Jahr 1725 von Engländern gegründet, die mit dem Prätendenten Karl Eduard in Verbindung standen. Im Jahre 1756 erhielt diese Loge das Recht einer maurerischen Behörde und den Titel „Großloge." Die Meister vom Stuhl erhielten ihre Titel auf Lebenszeit und durften ihre Nachfolger selbst ernennen. Unter dem Einflusse des leichtsinnigen Volkscharakters entartete jedoch das Maurerthum in Frankreich, während es in Deutschland zu den edelsten Umgestaltungen der deutschen Literatur beitrug; einerseits wußten sich Schwindler, wie Cagliostro, und andererseits Jesuiten und Intriganten in den Orden einzudrängen und sich seiner zu ihren Zwecken zu bedienen. Zwar wurde die Großloge im Jahre 1762 aufgehoben, doch pflanzte man im Geheimen die Maurerei fort. Auch wurde die Erstere bald wieder hergestellt; ja, eine zweite Großloge konstituirte sich daneben, als „großer Orient," im Jahre 1772. Fast in allen größeren Städten der Provinz entstanden nunmehr Töchterlogen. Die Revolution suspendirte die Thätigkeit der Maurerei in Frankreich, obwohl die Beamten der Großlogen nicht aufhörten, zu fungiren. Diese stifteten im Jahre 1799 den noch jetzt bestehenden, „vereinigten großen Orient," wozu im Jahre 1804 die „neue Schottische Generalloge" kam, die sich jedoch später mit dem Orient vereinigte. Auf Napoleon's Veranlassung bildeten sich besondere Militair-Logen, deren es im Jahre 1809 bereits 64 in Frankreich gab; ebenso wußte er durch seinen Bruder, den Großmeister Joseph, zu bewirken, daß die Logen des „großen Orient," die in Mailand, Neapel und Madrid entstanden, sich mit dem „vereinigten großen Orient" in Paris verbanden und diesen als Haupt-Mutterloge anerkannten.

— Dante in Paris. Signora Ristori hat vor einigen Tagen auf der Bühne eine merkwürdige, poetische Neuerung gewagt, die ihr aber vollkommen gelungen ist. Auf dem Théâtre lyrique in Paris, wo an jenem Abend eine Aufführung zum Benefiz von Madame Viardot stattfand, hat die Ristori nämlich den ganzen fünften Gesang aus Dante's „Hölle" deklamirt. Es ist der Gesang, der mit der Begegnung Francesca's von Rimini schließt, welche Begegnung zu den schönsten, rührendsten Episoden der „Göttlichen Komödie" gezählt wird. Signora Ristori deklamirte die Terzinen Dante's, das

* Man vergleiche das Schreiben eines Deutschen aus Saigun, das wir in Nr 20 des „Magazin" mitgetheilt haben. D. R.

. . . . . Nessun maggior dolore,
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria!

mit so erschütterndem Pathos, mit so edler Haltung und hinreißender Bewegung, daß das französische Publikum, obwohl es gewiß nur wenig von den mächtigen, italiänischen Versen verstand, in den lautesten Beifall ausbrach. Würdig schloß sich an diese Declamation der Vortrag einiger Scenen mit Chor aus Gluck's „Alceste" durch Madame Viardot. Diese ist, wie Madame Wagner-Jachmann in Berlin, nicht blos eine große Sängerin, sondern auch eine klassische Tragödin, weshalb ihee Darstellungen des „Orpheus" und der „Alceste" von Gluck, die allerdings in Paris zu den größten Seltenheiten der Bühne gehören, einen wahehaft überwältigenden Eindruck auf die Freunde erhabener Musik machen.

— Mozzoni's kiechengeschichtliche Tabellen.* Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der italiänischen, wenn nicht dee gesammten modernen Literatue sind die „Chronologisch-kritischen Tabellen der allgemeinen Kirchengeschichte," welche Ignaz Mozzoni, Peiester des Ordens der Barmherzigen Brüder, seit 1852 herausgiebt und dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich gewidmet hat. Denn der Verfasser dieses großartigen Werkes, dessen Ertrag zum Besten der Verbreitung guter Bücher, vorzüglich theologischer, und der Ausbreitung des Glaubens unter den Ungläubigen bestimmt ist, hat nicht nur den Text bearbeitet, sondern auch die Zeichnungen zu den vielen Illustcationen, welche jedes Heft zu einem wahren typogeaphischen Kunstwerk machen, selbst geliefert, und dieselbea in der eigens dazu errichteten Litho-typographischen Anstalt auf S. Servolo bei Venedig auf eine von ihm erfundene, ganz besondere Weise unter seiner persönlichen Leitung ausführen lassen. Alles ist dahee mit gleicher Liebe und gleicher Vollkommenheit behandelt. Jedes Heft umfaßt ein Jahrhundert und enthält zuerst die zusammengedrängt und in zweckentsprechender Ordnung abgefaßten chronologischen Tabellen mit den die Zeit-Epoche charakterisirenden bildlichen Darstellungen von Personen, Monumenten und Münzen, feener die archäologischen, historischen und geogeaphischen Erläuterungen, welche die große Gelehrsamkeit und den unermüdlichen Sammelfleiß des Verfassers bewundeen lassen, und endlich die getreue Angabe der Quellen, aus welchen jede in den verschiedenen Abschnitten enthaltene Notiz geschöpft ist, sowie die kurze, abee inhaltschwere Darlegung von Beweisgründen für die Entscheidung des Autors in dieser oder jener Streitfrage. Bisher sind erst sieben Hefte eeschienen. Das achte befindet sich unter der Peesse, und mit dem achtzehnten wird das Unternehmen geschlossen sein, welches selbst dadurch eine eigenthümliche Stellung einnimmt, daß kein Buchhändler mit dem Verkauf dieses Werkes betraut ist.

— Gräsׅse's Bücherschatz.** Mit der kürzlich erschienenen zwölften Lieferung ist der zweite Band vollendet dieses nicht blos von uns, sondern auch von vielen kompetenteren Seiten, in anerkennendster Weise bereits angezeigten Verzeichnisses von mehr als hunderttausend seltenen, merkwürdigen und gesuchten Büchern und Luxuswerken, sowie der Kennzeichen, um die verschiedenen Ausgaben zu unterscheiden und ihren Werth zu bestimmen. Es umfaßt dieser zweite Band die Buchstaben C bis F vollständig, so daß nunmehr in zwei Bänden sechs Buchstaben vor uns liegen, und in acht Bänden das ganze Alphabet vollendet sein dürfte. Um von dee Reichhaltigkeit dieses Buches einen Begriff zu bekommen, braucht man in dem eben fertig gewordenen zweiten Bande nur die Artikel Cajus Julius Cäsar, Jacques Callot, Luis de Camoens, Cancionero, Catalegne, Cornelius Celsus, die alle blos im ersten von den sechs Heften dieses Bandes enthalten sind, sich anzusehen. Im sechsten Hefte machen wie besondees auf die Artikel Faust und Johann Fischart aufmerksam. Unter „Faust" fehlt natürlich auch nicht das eigene Buch des De. Johannes Faust: „Miracul-, Kunst- und Wundeebuch, odee der schwarze Rabe, auch der dreifache Höllenzwang" genannt, das bereits im Jahre 1469 gedeuckt wurde, und ihn in den Ruf eines Mannes brachte, der sich dem Teufel verschrieben habe. Gräsׅse bemerkt, daß fast in allen großen Bibliotheken Deutschlandes ein „Höllenzwang" von Faust in Manuscript sich finde, daß jedoch alle diese Bücher, ungeachtet ihrer älteren bibliographischen Rubrizirung, frühestens vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts datiren.

— Shakspeare's Zeitgenossen, von Bodenstedt.* Jonas Lilly, Robert Greene und Christoph Marlowe bilden den Inhalt des vorliegenden dritten Bandes, der demnach reichhaltiger, als die beiden ersten Bände ist, deren jeder nur je einem Dichtee, John Webster und John Ford, gewidmet war. Besondees anziehend für deutsche Lesee ist der „Faust" von Maelowe, an welchem schon Lessing deamatische Studien gemacht, und dessen erster Monolog augenscheinlich auch dem großen Einleitungs-Monolog des Goethe'schen „Faust" als ein, allerdings weit besser der Nachahmung zurückgelassenes Muster gedient. Auch der Teufels-Name „Mephistopheles," über dessen Entstehung bei Goethe man, Gott weiß, was Alles, gefabelt hat, ist, wie den Kennern Marlowe's stets bekannt war, Letzterem entlehnt. Dieser läßt seinen Faust, der in Wittenbeeg von seinen deutschen Freunden, Baldes und Cornelius, den Höllenzwang erlernt hat, den Teufel folgendeemaßen beschwören: „Orientis princeps Beelzebub, inferni urdentis Monarcha et Demogorgon, propitiamus vos, ut nppnreat et surgeat Mephistopheles Dragon." Dieser erscheint daeauf und bezeichnet sich, als „im Dienste des großen Lucifer" stehend, mit welchem, sowie mit Beelzebub und einem ganzen Chorus gefallenee Engel, er nachmals zu Faust's Diensten ist. Demnächst begleitet er den Letzteren nach Rom, wo sie dem Papste einen Besuch abstatten und dem Petersfeste beiwohnen. Hier nehmen sie füe den römisch-deutschen Kaiser Paelei gegen den Papst, dem sie einen Streich spielen, indem sie als Kardinäle im heiligen Kollegium erscheinen. Das Ganze ist besser angelegt, als geschmackvoll durchgeführt, jedenfalls aber als die erste poetisch-dramatische Bearbeitung der Faustsage, und obendrein von einem Zeitgenossen Shakspeare's, eine werthvolle, literarhistorische Reliquie. Die Uebersetzung Bodenstedt's ist dem Originale treu und gleichwohl dichterisch gelungen. Von der anderen berühmten Tragödie Marlowe's, „der Jude von Malta," sind nur einzelne Stellen ausgezogen und übersetzt, da eine vollständige deutsche Uebeetragung derselben bereits von Eduard von Bülow vorhanden ist. Weit weniger bedeutend, als Marlowe, sind Robert Greene und John Lilly, deren Dramen und sonstige Arbeiten uns hier in Uebersichten und Auszügen vorgeführt werden. Der vierte und Schlußband des Werkes wird eine Entwickungs-Geschichte des englischen Drama's bringen und zugleich einen bisher vermißten, kritischen Leitfaden zur Bewältigung des in den drei ersten Bänden zusammengestellten Materials bilden.

Erklärung.

Es ist mir ein gedrucktes buchhändlerisches Circulair des Herrn Friedrich Gerhard in New-York, vom 15. März 1861, zu Gesicht gekommen, worin derselbe eine zweite wohlfeile Ausgabe der in den Jahren 1858 und 1859 bei ihm erschienenen Ausgabe meiner sämmtlichen Werke ankündigt. Diese zweite Auflage ist von ihm, dem Circulair zufolge, ausdrücklich „für den Debit außerhalb der Vereinigten Staaten" bestimmt.

Ich sehe mich dadurch veranlaßt, zu erklären: daß die in Rede stehende zweite Auflage ohne meine Genehmigung, ja selbst ohne mein Bewußtsein, und durchaus im Widerspruch mit dem Wortlaut meines am 15. April 1858 von dem hiesigen amerikanischen Konsul gezeichneten Niederlags-Certifikats von Herrn Gerhard vermittelten worden ist. Jenes Dokument ermächtigt Herrn Gerhard lediglich in den Vereinigten Staaten von Amerika eine Gesammt-Ausgabe meiner Schriften zum Vertrieb zu bringen.

Wenn demnach Herr Gerhard den ihm für diesen Zweck angewiesenen Geschäfts-Rayon in der von ihm angedeuteten Weise zu erweitern sucht, so überschreitet er dadurch, jedenfalls aus einem Uebersehen der rechtlichen Verhältnisse, die ihm gegebene Befugniß, und er, wie seine etwaigen Abnehmer haben mit aller Bestimmtheit zu gewärtigen, daß die deutschen Verleger meiner Schriften, namentlich die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart, jedes der Art verkaufte Exemplar der Gesammt-Ausgabe (oder einzelner Bände derselben) mit allen ihnen zustehenden gesetzlichen Mitteln als Nachdruck verfolgen werden.

London, 18. April 1861. Ferdinand Freiligrath.

---

* Tavole Cronologiche Critiche della Storia della Chiesa Universale, dal P. J. Mozzoni.

** Trésor de livres rares et précieux, ou nouveau Dictionnaire bibliographique Par Jean George Théodore Graesse. Tome Deuxième. Dresde, Kuntze, 1861.

* Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen von Friedrich Bodenstedt. Dritter Band. Berlin, Decker, 1860.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen übernimmt jede Postanstalt Deutschlands, Oesterreichs, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin nach der Jantzen- & Thielmann'schen Buchhandlung, Mauerstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Bestellungen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wolle man an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn C. Gebr's Buchh., Gotzkowsky-Platz Nr. 27/28 in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 25. **Mittwoch, den 19. Juni 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

England. Seite

Briefliche Mittheilungen aus London. Das Volunteer-Movement . . . 289

Deutschland und das Ausland.

Die Presse in Oesterreich 290

Belgien.

Die Nationalitäten in Belgien. II. Zur Geschichte der Sprachen-Abgränzung in den Niederlanden 293

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien. Barcardo von Straßburg, nach Bianchi Giovini 294

Polen.

Die bäuerlichen Verhältnisse im Königreich Polen 296

Nord-Amerika.

Washington, die Kongreßstadt 297

Mannigfaltiges.

Politik und Lüge, Brutalität und Diplomatie 299
Cavour und seine Zeitgenossen 300
Die ersten Nachrichten über Heuglin's Expedition . . . . . „
Das Innere von Australien . . . . . „

England.

Briefliche Mittheilungen aus London.

Das Volunteer-Movement.

William Pitt und der berühmte Philanthrop Samuel Wilberforce waren, wie der neueste Biograph des Staatsmannes, Lord Stanhope, erzählt, auf das Innigste befreundet. Als aber der Sohn Chatham's, ungeachtet aller Widersprüche seines Freundes, nicht aufhörte, den Krieg auf Tod und Leben gegen Frankreich zu predigen und zu befördern, kündigte ihm Wilberforce die bisherige Freundschaft, denn das Waffenhandwerk, das damals im Lande geübt wurde, erschien ihm als eine Gefährdung der bürgerlichen Freiheit, ja als eine Untergrabung der christlichen Gesittung Alt-Englands.

Was aber würde Wilberforce wohl sagen, wenn er jetzt noch lebte und sähe, wie die Straßen, die Square's und die grünen Parke Londons, Tag und Nacht, von Freiwilligen-Corps aller Farben und Gattungen, von grauen, braunen und grünen, von gestiefelten und ungestiefelten, von Freiwilligen mit und ohne Bart, mit und ohne Brille, sämmtlich mit festem Soldaten-Tritt, gezogene Büchsen im Arm und Musik-Corps an der Spitze, durchzogen werden?

Es ist wirklich ein seltsames Schauspiel, den sonst so steifen, schwerfälligen John Bull mit einer Lust und Liebe exerciren und turnen zu sehen, als ob er bei Vater Jahn in die Schule gegangen wäre. Advokaten, Aerzte, Camptoristen, Shopkeepers und deren Ladendiener, Schneider und Schuster — kurz, Alles, was sonst nur die Feder, die Elle, die Nadel, den Pfriem, die Peitsche ꝛc. führte, hat jetzt einen Schießprügel in der Hand und einen Flammberg an der Seite. Alles will jetzt lernen, wie man sich nach Regeln schlägt und todtschießt, Alles will das Seinige thun, um des von Weisen, wie von Thoren nachgesprochenen Grundsatzes wegen: Si vis pacem, para bellum!

Vergebens läßt die englische „Friedens-Gesellschaft" (Peace Society), an deren Spitze die Herren Cobden und Bright stehen, durch ihre im Lande umher reisenden Prediger nach wie vor das Evangelium des Friedens verkünden. Vergebens schreibt der Morning and Evening-Star täglich zwei schöne Leitartikel in diesem Sinne. Vergebens weist man auf den mit Frankreich abgeschlossenen, bald vollständig in's Leben tretenden Handelsvertrag hin, welcher die friedlichen Beziehungen und den Austausch der Erzeugnisse des Bodens, wie des Gewerbfleißes, beider Nationen in hohem Grade vermehren werde. Vergebens sagt man der Menge, Englands Flotte sei immer noch mächtiger, als die französische, und was die Armee Napoleon's III., die Turcos und die Zuaven, betreffe, so würden diese hinreichend auf dem Kontinente zu thun haben, wo man ihnen schon rechtzeitig die Deutschen, die Spanier und nöthigenfalls selbst die Italiäner werde auf den Hals zu hetzen wissen.

Alles das will nicht mehr verfangen. Das Mißtrauen gegen Frankreichs Politik einerseits und gegen die den Franzosen feindlichen Heere des Kontinents andererseits ist so groß, daß man die Friedensprediger quand même für Vaterlandsverräther und den Handelsvertrag mit Frankreich für das Trojanische Pferd erklärt: Timeo Danaos et dona ferentes.

Das Mißtrauen gegen die Politik Napoleon's III. hat zwei hauptsächliche Quellen: erstlich die Folgen des Krim-Krieges, den Frankreich nur dazu benützt hat, um sich Rußland auf das Engste zu verbinden, mit dem es jetzt gemeinschaftlich über das Schicksal des Orients verfügt; und zweitens die Einverleibung Savoyens und Nizza's in das Gebiet Frankreichs, nachdem Napoleon bei Beginn dieses, wie des ersten Krieges, betheuert hatte, daß er keine Eroberungen, ja, nicht einmal einen Handelsvortheil für sich wolle. Und John Bull behauptet, daß Frankreich bei der Besetzthaltung Rom's nicht blos die Heerschaft über den Papst, sondern auch Handelsvortheile im Auge habe, indem auf dem Wege über Rom ganz Mittel- und Süd-Italien mit französischen Baumwollen- und Stahlwaaren versorgt werde. Hinc illae lacrymae!

Was das Mißtrauen gegen die Heere des Kontinents und besonders Deutschlands betrifft, so kann man in allen englischen Klubs, ja, auf allen Straßen und Exercierplätzen der „Volunteers," die Behauptung hören, daß die Heere des deutschen Bundes, auch wenn sie doppelt so stark wären als jetzt, bei einem feindlichen Zusammentreffen mit den Franzosen ganz ebenso und noch rascher geschlagen sein würden, als die Russen in der Krim und die Oesterreicher bei Magenta und Solferino. Nur ein Massen-Aufgebot, wie eben das „Volunteer-Movement," oder wie die bürgerlichen Scharfschützen-Corps in der Schweiz, in Tirol und jetzt auch in Belgien und Schweden, würde (so behaupten die Engländer) eine über den Rhein dringende, französische Invasions-Armee auf- und zurückzuhalten vermögen. Da aber Deutschland keine Anstalten treffe, ein solches Massen-Aufgebot vorzubereiten und möglich zu machen, dort vielmehr hinsichtlich der Organisation und einheitlichen Führung des Bundesheeres Verwirrung und Anarchie herrsche, so müsse England den Kontinent sich selbst überlassen, während es einerseits für sich zuhause durch das „Volunteer-Movement" und andererseits für seine Seeherrschaft und den Orient durch unaufhörliche Ausrüstung neuer Panzerschiffe mit Armstrong-Kanonen sorgt.

Solcher Art ist das Raisonnement der Engländer, dem, wie der auswärtigen Politik des Landes überhaupt, ein gutes Stück Unwahrheit und Heuchelei zum Grunde liegt, das aber kürzlich durch Proudhon's neue Schrift: „La Guerre et la Paix" neue Nahrung erhalten hat, denn der geistreiche Sophist beweist in dieser Schrift, daß, wenn es — wie es allen Anschein habe — wirklich zu einem Kriege zwischen Frankreich und England kommen sollte, das Resultat desselben nichts Geringeres, als die

Digitized by Google

moralische Ausrottung und physische Unterdrückung einer der beiden Nationen sein könne. Um nun zu verhüten, daß sie selbst nicht der unterliegende Theil seien, ist den geängstigten Engländern keine Anstrengung und kein Opfer zu gering. Beschränken sich diese vorläufig auch nur auf Scheibenschießen, Paraden und Schein-Manöver, mit der obligaten Vertilgung von Porter und Ale in ungeheueren Mussen, so behaupten die „Volunteers" doch — was freilich abzuwarten sein wird — daß sie auch Stand halten werden, wenn ihnen die Spitzkugeln der Znaven und die Yataghan's der Turcos um die Ohren sausen.

Nun, qui vivra, verra! Für jetzt sind die in England lebenden Deutschen der moralischen Ueberzeugung, daß das ganze Volunteer-Movement eine bloße Demonstration sei, durch welche man einen Einfluß auf die Entschließungen des Kaisers der Franzosen zu üben hofft, von dem man weiß, daß er, der sich, als politischer Flüchtling, lange in England aufgehalten, einen ungeheuern Respekt vor dem Bürgermuth und der Energie des englischen Volkes habe. Inzwischen ist der Mann der Staatsstreiche klug genug, um bloße Demonstrationen von wirklichen Opfern und Heldenthaten zu unterscheiden. Er hat auch, wie es scheint, bei seinen wahlberechneten, mit Rußland gemeinsam auszuführenden Plänen auf den Orient, gar nicht die Absicht, den deutschen Bund, der seinen Namen wie lucus a non lucendo führt, vorläufig zu beunruhigen. Allerdings will er sich ebensowenig mit Herrn von Dalwigk, ungeachtet des bekannten Toastes des Letzteren und seiner Reise nach Paris, als mit dem wegen seiner Vorliebe für Deutschlands Zersplitterung zum Grafen erhobenen Herrn von Barries in irgend ein Bündniß einlassen, doch ist er auch heute noch nicht abgeneigt, Preußen als den Dritten im Bunde mit Rußland aufzunehmen, und — England, das Land der Palmerston-Russell'schen Erbweisheit, hat ja unbedingtes Vertrauen zu der Wirkung seines Volunteer-Movement, daß es seinen natürlichsten und militairisch mächtigsten Bundesgenossen auf dem Kontinent, daß es Preußen den einfältigen Sympathien der Times für die Dänen in Schleswig-Holstein und den Besorgnissen, daß Kiel ein deutscher Kriegshafen werden könnte, zum Opfer bringt.

Deutschland und das Ausland.

Die Presse in Oesterreich.

Die gesammte österreichische Presse bestand im Jahre 1858 aus 354 Journalen aller Art, von denen 182 in deutscher, 108 in italiänischer, 39 in ungarischer, 31 in slavischer, 2 in rumänischer, je eins in griechischer, französischer und russischer Sprache erschienen. Dieses Zahlenverhältniß hat sich seither natürlich bedeutend verändert; durch den Verlust der Lombarden haben die Journale in italiänischer Sprache um mehr als zwei Drittheile an Zahl verloren. Während die in deutscher Sprache erscheinenden Blätter verhältnißmäßig sich sehr wenig vermehrt haben, sind mit der steigenden nationalen Bewegung in Oesterreich die Zeitschriften und Zeitungen ungarischer und slavischer Sprache ungemein zahlreich geworden, und sie dürften jetzt fast ein ebenso starkes Kontingent zusammen stellen, als die deutsche Presse, während sie vor drei Jahren beide nur etwas über ein Drittheil von der Zahl der deutschen Journale aufweisen konnten.

Auch nach dem Charakter der Journale hat sich in der kurzen Zeit das Verhältniß außerordentlich verändert. Während vor zwei, drei Jahren noch politische Blätter den kleinsten Theil in Anspruch nahmen und das Uebergewicht den wissenschaftlichen und Unterhaltungsschriften zufiel, dürfte heute die Zahl der politischen Blätter überhaupt die Summe der anderen Journale erreichen, ein sichtlicher Beweis, wie sich die Zeit gewandelt und die Geister in Oesterreich aus der Stagnation in politische Rührigkeit gekommen sind. Dies gilt aber insbesondere von den Journalen in ungarischer und slavischer Sprache, deren Charakter heute überwiegend politisch ist und von Tag zu Tag mehr wird, je höher das nationale und politische Leben fluthet. In čechischer, aber wie man jetzt sagen soll, böhmischer Sprache erschienen* vor einem Jahre noch nur drei politische Zeitungen; heute sind sieben oder acht vorhanden, und während jene drei, waeunter die offiziöse, zusammen keine 4000 Abonnenten hatten, greift man nicht zu hoch, den jetzt erscheinenden sieben Zeitschriften zusammen gegen 30,000 Abonnenten zuzuzählen. Die bedeutendsten čechischen Zeitungen, die „Nnrodny Listy," die seit dem 1. Januar d. J. erscheinen, und der „Čas," der ein Vierteljahr länger besteht, haben zusammen fast noch einmol so viel Abonnenten, als die drei deutschen politischen Tageszeitungen in Prag, von denen die „Bohemin" keine 3000, der „Tagesbote" keine 2000, die „Morgenpost" kaum 1500 hat. Dagegen haben die „Naradny Listy" jetzt über 5000, der „Čas" gegen 4000 Abonnenten. Dies dürfte genugsam beweisen, wer in Böhmen politisch das Uebergewicht hat und welche mächtige Rührigkeit in diesem Theil des Slawenthums gekommen ist.

Aehnlich ist es in Ungarn, wo von 39 Blättern sonst sieben politische waren. Heute werden die politischen an Zahl verdoppelt, an Lesern, ersp. Abonnenten, allen anderen Zeitschriften überlegen sein.

Aber auch im Gehalt, in der politischen Bedeutung hat dieser Zweig der Presse in Oesterreich, den wir vorweg behandeln wollen, außerordentliche Fortschritte gemacht. Unter dem früheren Centralisations- und Geisthachdruckspstem waren sawohl die ungarischen, wie die slavischen Zeitungen traurig bestellt, als die deutschen. Sie machten weder bei Gelegenheit auswärtiger, noch innerer Ereignisse eigene Politik, weil sie nicht durften, und wenn sie durften, weil sie nicht wollten. Ihr Schweigen war ihre Opposition, und was sie repräsentirten, war das Einzige, was man ihnen, wenn auch ungern, gestatten mußte — ihre Sprache. Aber das war unter den Umständen auch genug für sie, und die Ereignisse haben gelehrt, daß der Sprachenkampf die nationalen Bewegungen zuerst und am Heftigsten vorwärts treibt. Während diese Zeitungen als in politischer Hinsicht gar keine Bedeutung besaßen, da ihre Politik nur die Sprache war, in der sie erschienen, sind sie heute nicht allein als nationale Partei-Organe an Wichtigkeit gewachsen, sondern sie sind auch zu politischen Zeitungen von Einfluß auf das Allgemeine geworden.

Was heute der „Pesti Hirlap," das Organ Deák's und der ungarischen Demokratie; aber was der „Sürgöny," das Organ des Baron Bay; was die übrigen Journale, der „Pesti Napló" und das „Magyarorszag," die Organe von Eötvös und der Magnaten sagen, ist nicht allein von Bedeutung für die Ungarn im Allgemeinen, sondern noch vielmehr für die Partei, deren Organ sie sein wollen, und somit auch für Außer-Ungaen, ja für die Regierung. Während sonst die paar ungarischen Journale in den Redactionen der Wiener Hauptblätter kaum beachtet wurden, erwartet man sie jetzt oft mit fieberhafter Spannung, und ihre Sprache kann den Cours an der Börse heben aber stürzen. Die politische Stellung Ungarns zu Oesterreich erklärt diese Bedeutsamkeit der ungarischen Presse: sie kann erden und sie redet.

Wenn auch nicht ganz, so doch in gewissem Maße ebenso groß, ist der Eindruck der jetzigen čechischen Presse, einst naserümpfend negirt, gehöhnt, ignorirt — und werth des Ignorirens. Ihre Bedeutung regelt sich nach derjenigen der böhmischen Nationalpartei, deren Macht im Steigen ist und bereits groß genug, auf das Schicksal der ganzen Monarchie mitbestimmend einzuwirken. Diese čechische Partei, unter der Führung von Rieger, dem man als Fahnenträger noch einen bekannten Geschichtsforscher, Franz Palacky, zugegeben, tangirt unmittelbar das Deutschthum und das Oesterreicherthum; sie arbeitet mitten in der deutschen Welt gegen dieselbe, sie reicht dem ganzen österreichischen Slaventhum die Hand und ist mit diesem verbündet, und kann durch ihre Politik Oesterreich in friedlicher Umgestaltung lassen oder es in Wirrsale stürzen — genug der Gründe, um ihre publizistische Thätigkeit mehr in's Auge zu fassen, als die der Ungarn, die immerhin uns ferner liegt.

Das Organ Rieger's sind die „Narodny Listy," deren Tendenzen bereits in dem Aufsatze „Die neueste čechische Bewegung" skizzirt wurden. Dieselbe Leidenschaftlichkeit, welche den Führer der Partei beseelt, führt auch in dem Journal ihre Sprache, und das Bewußtsein, einst rücksichtslos gedrückt zu sein, hat jene rücksichtslosen Angriffe auf das Deutschthum hervorgerufen, welche auf beiden Seiten eine Gereiztheit wecken und nähren, die einst, fürchte sich, die unheilvollsten politischen Folgen nach sich ziehen wird. Rieger und die „Narodny Listy" haben in vieler Hinsicht Recht: sie verlangen Gleichberechtigung der Nationalitäten in Böhmen, in Sprache, wie politischem Leben; sie wollen Böhmens Autonomie nicht allein in der Verwaltung, sondern auch in der politischen Stellung zur Monarchie gesichert wissen; sie wollen mit einem Wort nicht Čechen in Böhmen sein, sondern Böhmen, und als solche zu Oesterreich gehörig. Alle diese Forderungen haben ihre Berechtigung, und nur die extreme Ausdehnung derselben schlägt zu sehr den wirklichen Umständen, den Rechten der Deutschen in Böhmen in's Gesicht, um nicht das Bewußtsein politischer Gefahr in diesen wachzurufen. Die Auferstehung des alten

* Ganz in derselben Weise, wie die Magyaren, die nur einen Theil der Ungarn bilden, das übrige Europa dafür gewonnen haben, „ungarisch," statt „magyarisch" zu sagen. Der Kultur- und Literae-Historiker wird jedoch auch ferner magyarisch von ungarisch und čechisch von böhmisch unterscheiden müssen. D. R.

Böhmen-Reiches ist ebenso unmöglich, wie es von blinder Leidenschaftlichkeit zeugt, die einst eingewanderten Deutschen als Fremde zu betrachten und ihnen deshalb, weil sie Geld im Lande verdienen (was doch auch dem Lande wieder zu Gute kommt und die Arbeit überall erwirbt), die Pflicht auferlegen zu wollen, den urangesessenen Čechen zu Willen zu sein, im Vernünftigen, wie im Unvernünftigen; des Landes Angelegenheiten diesen allein zu überlassen und über der Existenz und der Arbeit, die ihnen Geld einbringt, alle selbständige politische Anschauung, wie Böotier, zu vergessen. — Das zweite größere čechische Blatt ist der „Čas," der nur bis zu einem gewissen Punkt mit der Rieger'schen Politik geht und allen Leidenschaftlichkeiten und extremen, nur aus todtem, historischen Recht, abgeleiteten Forderungen fremd ist, um die Wirklichkeit der Dinge zu behandeln, deren Reform im böhmischen Sinne anzustreben und durch die Gleichberechtigung der Čechen den Deutschen in ihrem Rechte nicht zu nahe zu treten. So ist seine Haltung mäßigend, nach beiden Seiten versöhnend; seine Politik strebt danach, alles Vorhandene und Gegebene zu benutzen und nicht um des Ideals willen dasselbe als Mittel zum Zweck zu ignoriren. Das Königreich Böhmen will auch der Čas wieder hergestellt haben, aber nicht auf Grundlage des alten historischen Rechtes allein, sondern auf der Basis der modernen Grundsätze und in seinem bisherigen Verhältniß zur Monarchie. Redacteur dieser Zeitung ist Dr. Kraſa, ein Jurist und ein noch junger Mann, der auch als Abgeordneter in den böhmischen Landtag gewählt wurde.

Liefert diese Kategorie von Zeitungen den Beweis, daß das Leben der einzelnen Nationalitäten in Oesterreich, namentlich der Ungarn und Slaven, ein eigenthümliches und intensives ist, so geht aus dem Mangel bedeutenderer Provinzial-Journale hervor, daß ein tiefes, autonomes Leben in den deutschen Theilen der Kaiser-Monarchie nicht vorhanden ist oder seither nicht zum Ausdruck kommen durfte. Letzteres ist wohl, in Anbetracht des früheren Centralisationssystemes, das Richtigere, und jetzt, da die Autonomie der Kronländer und Provinzen durch die Februar-Verfassung wieder eingeführt ist, wird auch die Provinzial-Presse nach und nach sich zu mehr oder minder bedeutungsvollen Reflektoren dieser politischen, wie administrativen Selbständigkeit emporbilden. Bisher waren diese Journale nicht viel mehr, als gemeine, wenn auch brave Soldaten, die dem Kommando der großen Blätter der Hauptstadt folgten und eine eigene Politik nicht zu betreiben pflegten. Im Großen und Ganzen war ihr Motto: Gesammt-Oesterreich, Centralisation! Damit verlor sich auch jeder Unterschied bei ihnen. Parteifärbung gab es nicht, weil in Oesterreich seither keine politischen Parteien existirten; es gab nur offizielle Schwarzgelbe und eine ungeheure Masse, die Liberalen; weshalb man sich auch nicht wundern muß, heute so viele Liberale in Oesterreich zu finden. Diese Liberalen werden sich jetzt erst, durch das gestattete öffentliche und politische Leben, zu politischen Parteien gruppiren. Alsdann dürfte auch die Provinzial-Presse Schattirungen und bedeutendere Capacitäten aufweisen.

Wie sie bisher und noch jetzt beschaffen ist, gleicht sie auffallend der Unbedeutendheit der französischen Provinz-Presse. Wie Paris ganz Frankreich repräsentirt, so ist auch die Pariser Presse der Ausdruck der französischen überhaupt. Ebenso ist es in Oesterreich, obgleich eine solche geistige Centralisation hier als etwas Anormales erscheint, insofern, als die polyglotte Monarchie außer Wien doch noch manche große und einst als eigene Metropole berühmte Städte besitzt. Die Wiener Presse ist trotzdem aber der Inbegriff der deutsch-österreichischen, und alle anderen deutschen Journale leben von ihr und durch sie, schablonisiren nach ihr und stechen durch Eigenthümlichkeit nicht von dieser Schablone ab. Es liegt dies, wie gesagt, nicht in den normalen Verhältnissen, sondern es zeugt für ein erzwungenes, uniformirtes Leben, welches in Wirklichkeit nicht besteht. Preußen ist doch unstreitig ein viel centralisirterer Staat, als Oesterreich. Gleichwohl existiren außer der Berliner Presse manche selbständige und bedeutende Journale, wie die Kölnische Zeitung, die Breslauer und die Schlesische Zeitung, die Magdeburger Zeitung ꝛc. Sie alle kreisen zwar, wie Planeten, um die Sonne der hauptstädtischen Journalistik, aber sie folgen doch auch besonderen Gesetzen und bilden eigene Welten. Nichts von alledem in Oesterreich; die deutsche Presse in Prag ist kongruent der von Brünn, Graz, Wels, Linz, Salzburg ꝛc., und sie allesammt ist ohne wesentlichen Unterschied durch die Wiener Presse zu ersetzen.

Die hervorragendsten Organe unter dieser Masse der deutsch-österreichischen Provinzial-Presse bietet noch die Proger, welche ihrerseits wieder die ganze böhmische Journalistik repräsentirt; denn die beiden Reichenberger Zeitungen sind doch nur lokalen Bedürfnissen genügend. Die Prager Presse verdankt ihre mehr hervorstechende Stellung dem Umstande, daß sie das nach Ungarn zweitgrößte Kronland vertritt, und die Reibungen zwischen Čechen und Deutschen, namentlich in letzterer Zeit, ihr eine gegen die übrige Provinzial-Presse eigenthümliche Haltung aufnöthigen. Die drei deutschen Zeitungen in Prag suchen deshalb, gegenüber dem Čechenthum, jede eine besondere Position einzunehmen, wiewohl sie im Grunde eine und dieselbe Farbe, die Wienerische, haben. Die „Bohemia" repräsentirt das böhmische Philisterium, immer bereit, den Mächtigen und Regierenden, sowie seine Handlungen, zu loben; nie verlegen, wenn die Regierung, auch binnen Jahresfrist, wie in Oesterreich, ihren ganzen Charakter umwandelt; ängstlich dabei im Ausdruck und nur dann grob, wenn es sich den Rücken gedeckt weiß. Die „Bohemia" will nicht čechisch sein, auch nicht deutsch, sondern böhmisch, was so viel bedeuten mag, als aller Welt gut Freund sein. Ihre fleißige Redaction, die sorgfältige Mittheilung der neuen Nachrichten sicherte ihren Bestand; ihre Politik erkennt Niemand als bedeutend an, ebensowenig, wie die politische Begabung ihres Eigenthümers, Andreas Hase, Buchdrucker und Ritter; die „Bohemia" dagegen, ebenso wie ihr Eigenthümer, wiegen sich in der süßen Träumerei, daß sie an der Spitze einer böhmischen Partei stehen und die Leute auf ihre Orakelsprüche etwas geben. — Das andere Blott, der „Tagesbote aus Böhmen," vertritt die Freisinnigkeit und das echte Deutschthum, welches keine Kompromisse an die andere Nationalität machen will. Diese Partei ist im Lande on und für sich sehr klein, und das Unglück ist, daß der „Tagesbote" durch eine sehr lässige Redaction, große Leidenschaftlichkeit und persönliche Polemiken des nöthigen Kredits ermangelt, um zu imponiren und die eigenen Gesinnungsgenossen an sich zu fesseln. — Das dritte Blatt, die „Prager Morgenpost," hat sich aus einem Inseratenblatt zu einem Journal emporgearbeitet und vertrat als solches bis vor Kurzem die Interessen der Čechen. Ganz neuerdings hat es sich zum deutschen Parteiblatt umgewandelt und scheint die Politik des „Tagesboten," nur mit mehr Mäßigung, zu verfolgen.

Um zur Wiener Presse speziell überzugehen, ist es vor Allem nöthig, zu bemerken, daß sie ihre Aufgabe sehr klar erkannt hat. Diese selbst ist aber wesentlich verschieden von der, welche die norddeutsche zu erfüllen hat. Während es sich hier um Läuterung der politischen Bildung handelte, und die vom Grunde eines regeren, politischen Volkslebens auftauchenden Fragen klar gemacht werden mußten, um ihre Lösung in einem bestimmten Sinne zu ermöglichen, hatte man sich in Oesterreich unter den gegebenen Verhältnissen vor Allem mit den Elementen eines politischen Lebens zu befassen. Die Besprechung der inneren Verhältnisse war durch ein drakonisches Preßgesetz, dessen Unbestimmtheit das Schlechteste ist, unmöglich gemacht worden; daher entnahm man die nothwendigen Beispiele zur Erklärung der Theorie aus dem unverwehrten Gebiet der Tagespolitik und erlangte durch die erfinderisch machende Noth eine seltene Geschicklichkeit in der Kunst, in fremden Verhältnissen analoge des eigenen Staates zu schildern und derart zwischen den Zeilen lesen zu lassen. Instinktartig folgten alle Zeitungen, mit Ausnahme der offiziellen, die man als politische Blätter doch eigentlich nicht mitrechnen kann, diesem System, welches nicht allein der journalistischen Ausbildung zu Gute kam, sondern auch dem Volke einen scharfen, kritischen Blick gab, indem es durch Vergleichung auswärtiger Verhältnisse die heimischen von selbst und nebenbei würdigen lernte. Diese Besprechung der auswärtigen Verhältnisse war gemeinhin von negativer Kritik getragen, und dies entsprach wieder den Ansichten der österreichischen Regierung, welche sich in den letzten Jahren isolirt sah und Angriffe auf die anderen Regierungen schon deshalb nicht ungern sah. Die österreichische Publizistik sprach sich deshalb auch das Verdienst „loyaler Gesinnung" emphatisch selber zu, als die Kabinets-Camarilla sie mißhandelte. Sie berief sich auf den Patriotismus, den man auf Kosten fremder Völker leicht predigen kann, wenn man über die Zustände des eigenen Vaterlandes nichts sagen darf und in dieser Hinsicht sich nur auf das Registriren der Thatsachen beschränken muß. Wenn man verfolgen wollte, wie die österreichische Presse nach einander die widersprechendsten Gesetze achtungsvoll begrüßte, selbst verherrlichte, nur um dem Auslande zu beweisen, daß es in Oesterreich nicht so übel sei, so muß man in der That dirsen seltenen und loyalen Heroismus bewundern.

Unter dem allgemeinen Preßdruck konnte man nur zwei scharfe Parteiungen in der österreichischen Presse wahrnehmen: die Parteiung der Konkordats- und Regierungspolitik und die Opposition gegen dieselbe. Man unterschied weder konservative, noch liberale, noch gar demokratische Tendenzen, lediglich konkordätliche (womit man auch die schlechtesten Seiten des „Systems" bezeichnete) und freisinnige, die sich im Allgemeinen nur durch die Opposition gegen die konkordätlichen Tendenzen kennzeichneten. Letztere vertrat am Entschiedensten und Rücksichtslosesten „der Volks-

freund,"* weshalb auch die gesammte Publizistik Oesterreichs sein Feind war. In der That konnte die ultramontane Partei durch nichts mehr an Boden und Vertrauen verlieren, als durch die denunciatorische, cynische Politik des „Volksfreundes," den in Zeiten der Noth nur die offiziöse, widerlich-langweilige „Donauzeitung" sekundirte. Die Politik vom „christlichen" Standpunkt aufzufassen, ist an und für sich eine der tollsten Ideen und namentlich, wenn diese christlich-politischen Lobhudeleien einer inneren Politik der Schwäche und Brutalität gelten, die selbst den Loyalsten einleuchtend war.

Plötzlich erstand noch eine neue Partei, von der man bisher wenig wußte und noch weniger Notiz genommen hatte, nämlich die Partei des österreichischen Junkerthums. Der Adel Oesterreichs ist im Allgemeinen mit dem preußischen nicht gleichzustellen; er hat mehr Besitz und deshalb faktisch mehr Ansehen und Macht, als der verarmte preußische; er braucht also auch nicht durch hochfahrendes Kastenwesen die Nichtigkeit seines reellen Daseins zu maskiren. Ein Junkerthum giebt's in Oesterreich kaum, dagegen eine Aristokratie, die wohl auf ihre Vorrechte hält, aber sich nicht als prinzipiellen Gegensatz gegen Bürgerthum und Freisinnigkeit erkennt. Eine Coterie von Aristokraten, welche Verlangen trugen, diesen Gegensatz auch in Oesterreich festzustellen und derart eine Junkerpartei erst zu schaffen, hoffte durch ein großes politisches Blatt dies zu ermöglichen und die österreichische Aristokratie umzugestalten. Graf Clam-Martinitz, das Haupt dieser Coterie, ein Hochtory von Talent und politischem Einfluß, ermöglichte eine Aktienzeichnung, und so trat denn im Sommer vorigen Jahres das „Vaterland" in Wien in's Leben, zu dessen Redaction man, knute de mieux und auf Empfehlung des Justizraths Wagener, Ex-Redacteurs der Berliner Kreuz-Zeitung, den Dr. Keipp von der „Berliner Reane" und den Ex-Pfaffen Dr. Brühl vom ultramontanen „Mainzer Journal," mit hohen Gagen berief. Das „Vaterland" suchte sogleich die Fülle seiner Gesinnung zu beweisen; es schloß mit dem „Volksfreund" einen Bund, fiel in der berüchtigten Weise des „Zuschauers" über die anderen Wiener Journale her und entwickelte derartige unsinnige Junker-Politik, daß die meisten der adeligen Actionaire entrüstet sich von dem aus Neugier und Gefälligkeit mitbeförderten Unternehmen lossagten, und Clam-Martinitz den Redacteuren selbst sagen mußte, mit dergleichen Schmutz und Verrücktheit sei in Oesterreich doch nichts zu machen. So mußte denn das „Vaterland" nach diesem Rüffel sich mehr des Anstandes und der Vernunft befleißigen, nachdem seine Redaction öffentlich von der eigenen Partei als ungeschickt und rüde bezeichnet worden. Die Art und Weise, wie die österreichische Publizistik diese Politik zurückstieß, ihren Berliner Fabrikstempel persiflirte und die Angriffe zurückschlug, gaben dem „Vaterland" vollends den Rest. Es lebt jetzt noch zum Privat-Vergnügen einiger Actionaire fort und wird bis zu seinem wahrscheinlich nahen Verscheiden von der kleinen, aber ebenfalls nicht machtlosen Partei des Grafen Clam-Martinitz als Organ ausgenutzt.

Es kann nicht wundern, daß bei den verschiedenen Nationalitäts-Bestrebungen in Oesterreich die eine oder die andere derselben ihre besondere Protection auch in den deutschen Zeitungen Wien's fand. Nicht allein, daß für solche Nationalitäts-Bestrebungen Geld geopfert werden konnte, um ein Journal dafür zu erhalten; es war auch nicht anzunehmen, daß sämmtliche Zeitungen aus Ueberzeugung von der Centralisations-Idee und Einheits-Politik erfüllt sein sollten. Die Ungarn z. B. hatten doch wohl ihre partikulare Berechtigung, deren Anwalt zu sein sogar eine Nothwendigkeit war; nicht minder mußte man doch einräumen, daß unter dem Centralisations-System die Rechte der selbständigen Nationalitäten ohne Grund und Nutzen verkümmert wurden, also für sie zu plaidiren keine üble Sache und eines Journals werth war. Allerdings verschloß man sich dem Bedürfniß nicht, aber man wollte ihm nicht Rechnung tragen, um die Centralisation nicht zu stören. Die Regierung hätte auch schwerlich eine Concession zu einem solchen Blatte ertheilt, zu einer Zeit, da an ein Aufgeben der Centralisation noch nicht gedacht wurde. Ein solches Journal müßte ja eo ipso der Regierung und ihrem System Opposition machen.

In der That existirte nur Ein Blatt in Wien, welches die vorgeschriebene Reichspolitik der Centralisation, von den Deutschen aus Interesse unterstützt, nicht mitbefolgte, sondern den Nationalitäts-Bestrebungen und namentlich denen der Ungarn Rechnung trug. Dies Journal ist der „Wanderer," ein alter Herr, der schon oft seine Toilette gewechselt hat und noch immer seine Rolle wohl zu spielen weiß. Unter dem Bach'schen System, welches darauf ausging, alle Nationalitäten in Oesterreich zu nivelliren, und keiner ein autonomes Streben zuerkennen wollte, waren sehr schlechte Tage für den „Wanderer." Aber standhaft ertrug er seine Verfolgung und Verfehmung und sprach zu rechter Zeit doch immer das erste muthige Wort. Ducken und Hencheln lernte er nicht, wie schwer ihm auch das Leben gemacht wurde, und dies ist ein Verdienst, welches sich heute belohnt. Wenn irgend ein Blatt von den Wienern sich rühmen darf, immer gesinnungstreu gewesen zu sein, so kann es der „Wanderer." Er sprach offen für Verfassung und Decentralisation, als noch keine Aussicht vorhanden war, daß je wieder diese Worte zu Thatsachen werden würden; er konnte beredsam schweigen und verhimmelte in optimistischer Weise niemals, wenn auch ringsum Alle krächzten und Loyalität seufzten. Sein Patriotismus war nicht minder groß, als der der Besten, aber er war nüchtern und ließ sich nicht blenden. Er sprach von und mit dem stumm gemachten Ungarn, dessen Interessen vornehmlich die seinen waren. In seinen grünen Spalten ließ sich, als der erste Luftzug der Freiheit wieder durch das Ungarland wehte, die Stimme der ungarischen Patrioten und Politiker vernehmen, und hinter, entschiedener, je mehr ihr Rückhalt sich stärkte und ihre Macht wuchs. Mit dem verstärkten Reichsrath, in dem die Ungarn die Majorität waren, wurde der „Wanderer" auch ein Journal, dessen Bedeutung mehr und mehr wuchs, und heute ist es, eben durch seine Verbindung mit den Ungarn, seine nüchterne Sprache, seine rückhaltslose Offenheit und durch seine durchaus demokratische Gesinnung, jedenfalls das vornehmste und politisch beachtenswertheste Journal. Jetzt klopft es die falschen Liberalen, die heute zu Hunderten emporschießen und zehn Jahre lang Nichts thaten, um auf Lohn Anspruch machen zu können, unbarmherzig ob, wie denn der „Wanderer" auch jüngst die berüchtigte Berger-Schnelln-Affaire zuerst an's Licht zog. Man mag den Skandal, namentlich weil er im liberalen Lager stattfand, bedauern, aber es ist besser, man schneidet die Geschwüre von Hause aus ab, als daß man sie sich vergrößern und festsetzen läßt. Herr von Bach, der im Jahre 1848 vom Liberalismus gehoben ward und dann sein Stachel wurde, sollte als Erfahrung dienen. Herr Berger wäre Herrn Bach's Kopie geworden, deshalb ist es gut, daß der „Wanderer" ihn gleich anfangs vernichtete. Wie sich die österreichischen Liberalen überhaupt an den Mann klammern konnten, ist räthselhaft genug. Im September vorigen Jahres, auf dem Juristentag in Berlin, spielte Berger den Ex-Liberalen und unterschrieb eine Adresse an Dr. Oetker in Kassel. Wenige Tage später suchte er in den Wiener Zeitungen durch einen Brief diese Unterschrift als eine bloße Gefälligkeitssache hinzustellen, damit ihm kein Unglück geschehe. Die großartig ungeschickte Vertheidigung Richter's, die gleichwohl so verhimmelt wurde, maßte dann noch weiter belehren, wie man sich in einem Menschen täuschen kann und täuschen will. Aber der Teufel holt zuletzt doch seine Seele!

Neben dem „Wanderer," als spezifisch ungarisches Tendenzblatt, ist die neue Zeitung „Ost und West" bemerkenswerth, welche das Organ der Slaven in Oesterreich, vornehmlich der südlichen, ist. Nach den jetzigen Verhältnissen und angesichts der intensiven Bewegung, welche namentlich die slavische Welt vorwärts treibt, und die man in Deutschland doch gar nicht unterschätzen sollte, ist das Entstehen einer großen Zeitung mit dieser Tendenz erklärlich und sogar nothwendig. In Oesterreich, wo über 13 Millionen Slaven wohnen, spielt dieser Volksstamm eine bedeutende Rolle, und er wird sie wahrscheinlich auch bedeutungsvoll für Oesterreich spielen. „Ost und West" sucht die verschiedenen Slaventheile zusammen zu einen, ihnen eine gemeinsame Politik aufzunöthigen, namentlich aber für die Kroaten, Slovenen, Serben, Bulgaren ꝛc. das Wort zu führen. Beachtenswerth ist dabei, daß dies Journal vom glühendsten Haß gegen die Türkei erfüllt ist und deren Untergang gebieterisch fordert. Auf ihren Trümmern träumt es bereits ein südslavisches Kaiserreich errichtet zu sehen, dessen erste Bausteine der jetzt losgelassene Kampf in der Herzegowina herbeitragen soll. Reichsrath und Oesterreich als Gesammt-Staat gehören natürlich auch nicht zum Programm dieser Zeitung, die unstreitig am Lebhaftesten und Vielseitigsten die Bestrebungen und Ideen der Slaven im Kaiserstaat und an dessen südöstlichen Gränzen wiederspiegelt.

Als drittes großes Wiener Blatt dieser Kategorie ist der „Fortschritt" zu bezeichnen, der zwar gut deutsch ist, aber allen anderen historisch-politischen Individualitäten ihr Recht gönnt. In ihm ist sonach der Föderalismus vertreten, von dem man zwar in der Hofburg noch nichts wissen will, der aber andererseits faktisch schon angebahnt ist und wahrscheinlich über lang oder kurz proklamirt werden wird. So lange wir auf eine Umgestaltung Deutschlands mit Oesterreich rechnen, können wir diesen Föderalismus nur begünstigen, denn mit einem centralisirten Gesammt-Staat Oesterreich wird Deutschland nie vorwärts kommen.

Die übrigen bedeutenderen Wiener Journale haben nun so ziemlich

* Der seinen Namen, gleich dem Berliner „Volksblatt" (nicht „Volkszeitung"), wie lucus a non lucendo führt.

nalle dieselbe Farbe; sie sind centralistisch, deutsch und mehr oder minder feindselig gegen die nationalen Bestrebungen. Sie gehören vornehmlich zu denjenigen, die sich etwas auf ihre „stets loyale" Gesinnung zu Gute thun und gleichwohl ein Privilegium auf den echten Liberalismus gewonnen haben. Das kaiserliche Oesterreicherthum, wie es sich in Gutem und Schlechten äußert, ist in ihnen repräsentirt, in Bezug auf die Behandlung der auswärtigen Politik, wie die der inneren. Nur wollen sie in letzterer Beziehung gemüthliche Freiheit, Recht, präcise Gesetze — eine ordentliche Verfassung, selbst, wenn die Regierung es will, eine gut constitutionelle. Alsdann wird Oesterreich auch glücklich sein, denken sie. Ehe sie den nichtdeutschen Nationalitäten eine durchgreifende Concession zugestünden, die sie für die Größe Oesterreichs verderblich halten, lieber predigten sie, so schwer es ihnen auch ankommen würde, die Reaction, Belagerungszustand, Diktatur. Es ist nicht ganz so unwahr, wiewohl durch die Umstände erklärlich, wenn die Ungaen, Čechen und Polen sagen, die Deutschen seien Reactionaire. Insofern haben sie Recht, als es in Oesterreich Deutsche giebt, die, wenn die Freiheit nicht nach ihrer Idee eingeführt werden soll, lieber auf alle Freiheit verzichten.

Der erwähnten Gruppe steht vor Allem die „Presse" vor, die sich auf ihre 27,000 Abonnenten viel einbildet, und in der That das gelesenste und verbreitetste Blatt in Oesterreich ist. Ganz mit Ehren hat sie es zwar nicht so weit gebracht, sondern etwa durch denselben Humbug, wie Emil von Girardin sein Blatt, „La Presse," unter der Juli-Regierung poussirte. Der Eigenthümer der Wiener „Presse," Herr Zang, mag, als er in Paris einen Bäckerladen hatte, die Geschichte Girardin's nachzuahmen beschlossen haben, und er hat es mit Glück durchgeführt. Keine Zeitung, die mehr Phrase hat, als die „Presse," die mehr geschillert hat, mehr kokettirt mit der Macht, mehr geheuchelt, mehr die Mittel der Speculation als heilig für den Zweck benutzte. Aber jetzt ist sie, nun sie groß ist und die Gesinnung klar und bündig verlangt wird, sehr ehrenwerth, sehr hoch zu Roß mit dem Banner ihres Liberalismus, der schönen Phrase, die in Oesterreich das meiste Glück macht.

Der Konkurrent der „Presse" ist die „Oestereichische Zeitung," unter Bruck dessen Organ und in vieler Hinsicht tüchtig. Mit der „Presse" hat sie die Phrasenhaftigkeit und den Ton gemein; aber sie hat stets einen gewissen Liberalismus vertheidigt, namentlich zu einer Zeit, in der es Wenige öffentlich zu thun wagten. Denn es gehörte mit zu dem „stets loyalen" Oesterreicherthum, jeden Schritt der Regierung, wenn's nur irgend ging, zu verherrlichen und dann erst zu knurren und zu opponiren, wenn die schnell gefaßte Hoffnung zu Wasser wurde. Neuerdings ist der „Oesterreichischen Zeitung" entweder die Abonnentenzahl eingeschrumpft, oder sie glaubt, ihre Zeit abwarten zu müssen. Sie hat an ihrem früheren Ansehen viel verloren, und die Zänkereien, die sie mit den anderen Zeitungen fortwährend führt, sind in dem Tone des Kreuzzeitungs-Zuschauers, mit der jedesmaligen Bemerkung dazu, daß sie nur anständig polemisire.

Die „Ostdeutsche Post" endlich ist der Diplomaticus von dieser Gruppe, ein Journal, welches stets bemüht ist, sich in einen gewissen staatsmännischen Nimbus zu hüllen und von vorzüglich hellsehenden „befreundeten" Diplomaten aus Paris politische Geheimnisse mitgetheilt erhält, die, glaube ich, in Wien recht gut verfaßt werden sind. Diese französischen Mysterial-Briefe waren das Einzige, wodurch sich die „Ostdeutsche Post" besonders auszeichnete. Sonst sprach sie nicht viel; Herr Ignaz Kuranda ist ein viel zu gewitzigter Journalist, um sein Pulver zu verschießen. Er sprach selten, aber dann gut und möglichst staatsmännisch. Unter allen Wiener Zeitungen dürfte sie die einzige sein, die höhere, politische Standpunkte einnimmt und eine bestimmte Politik in gewissen Fragen festhält. — Erwähnenswerth sind dann noch die „Neuesten Nachrichten" und die „Morgenpost," welche in dem großen Geleise mitwandeln und mannigfacher Weise als vortreffliche Journale anerkannt sind.

S.

Belgien.

Die Nationalitäten in Belgien.

II.

Zur Geschichte der Sprachen-Abgränzung in den Niederlanden.

Auf die Frage, welche Veränderungen hat die Sprachgränze im Laufe der Zeit erlitten? erklären die Einen die Bewohner des alten Belgiens, worunter die Römer alles Land nördlich der Seine und Marne bis zur Rheinmündung verstanden, für Kelten, die Anderen für Germanen.*

Beide Ansichten lassen sich vereinigen, nur beziehen sie sich dann auf verschiedene Zeiträume.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das ganze von den Römern Belgien genannte Land einst von Kelten bewohnt war;** darauf deuten viele Orts-, Fluß- und Bergesnamen hin, denen wie noch heute im vlamischen Belgien, im Trierschen, Luxemburgischen, selbst in der Pfalz begegnen, und die nur im Keltischen ihre Erklärung finden.

Allein schon zur Zeit Cäsar's, dem wir die ersten authentischen Nachrichten über Gallien verdanken, waren die Kelten bereits aus dem größten Theile Belgiens verdrängt.

„Gesammt-Gallien," sagt Cäsar,*** „zerfällt in drei Theile. Den einen bewohnen die Belgier, den zweiten die Aquitanier, den dritten das in seiner eigenen Sprache Kelten, in der unsrigen Gallier genannte Volk. Diese Alle sind in Sprache, Einrichtungen und Gesetzen unter sich verschieden.

Unter Verschiedenheit der Sprache versteht Cäsar hier gewiß nicht blos eine auf Abweichung der Dialekte gegründete Verschiedenheit der Stämme, sondern eine Verschiedenheit der Nationalität.

Die Bewohner Aquitaniens waren, mit Ausnahme der Biturigischen Vibisker, die keltischen Stammes, Iberier; die Bewohner Galliens im engeren Sinne, das heißt des Landes zwischen Garonne und Seine, waren Kelten, die Belgier Germanen.

Als Cäsar sich zum Kriege gegen die Belgen rüstete, ersuhr er von den Remern, die das Land zwischen Marne und Aisne mit der Hauptstadt Durocortorum (Rheims) bewohnten, daß die meisten Belgen Abkömmlinge der Germanen seien, die in alter Zeit über den Rhein gezogen, sich wegen der Fruchtbarkeit des Bodens im Lande angesiedelt und die damaligen keltischen Urbewohner des Landes vertrieben hätten. Diese Belgen allein hätten die Cimbern und Teutonen, die das ganze übrige Gallien verheert, nicht in ihr Gebiet eindringen lassen. †

Hier haben wir Cäsar's direktes Zeugniß für die germanische Abkunft der alten Belgen.

Wenn man auch annehmen will, daß die Germanen bei ihrer oben erwähnten Invasion in das damals keltische Belgien die Urbewohner des Landes nicht gänzlich ausgerottet oder verjagt, sondern ein Theil derselben als Sklaven oder Zinspflichtige im Lande zurückgeblieben, so war der Grundstock der belgischen Bevölkerung zu Cäsar's Zeit doch jedenfalls deutsch.

Unter den belgischen Völkern nennt uns Cäsar 1) die Aduatuker, die auf dem linken Maasufer ihren Sitz hatten, und als deren Hauptstadt d'Anville das heutige Falais an der Mehaigne bezeichnet; 2) die Ambiaen in der Gegend des heutigen Amiens; 3) die Ambinareten auf dem linken Maasufer, wahrscheinlich in der Gegend von Beeba; 4) die Atrebaten im heutigen Artois; 5) die Bellovaesen, auch

---

* „Der keltische Völkerzweig," sagt G. L. Kriegk in seiner Schrift: Die Völkerstämme und ihre Zweige nach den neuesten Ergebnissen der Ethnographie, Frankfurt a. M. 1865, „zerfällt in zwei Hauptgruppen, nämlich in die Kymren und in die Gaidelen. Die Kymren bestanden aus den Gallern im eigentlichen und engeren Sinne des Wortes, welche von der Garonne an bis zu den Ardennen, der Marne und der Seine wohnten, den Belgen, deren Land sich im Nord-Osten der Gallier bis zu dem Niederrhein und der Nordsee erstreckte, und den Britten, welche das eigentliche England und den Süden von Schottland bewohnten. Jedes dieser drei Völker zerfiel wieder in eine größere oder kleinere Zahl von Völkerschaften, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. Uebrigens ist von den Belgen zu bemerken, daß dieselben von manchen Gelehrten für eine Mischung von Kelten und Germanen, von anderen sogar für ein rein germanisches Volk gehalten werden. Beide Annahmen sind unwahrscheinlich, weil alte Völker- und Personen-Namen, die uns von den alten Belgen überliefert worden sind, unzweifelhaft der keltischen Sprache angehören. Eine Vermischung derselben mit den Germanen könnte nur bei dem kleineren östlichen Theile der Belgen angenommen werden." — Wir werden die Gründe entwickeln, warum wir dieser Ansicht des geschätzten Ethnographen nicht beizupflichten vermögen.

** Vielleicht bildete die Waal einst die Gränze zwischen Kelten und Germanen; der Name Waal, Wahalis, Walis scheint darauf hinzudeuten. Das altdeutsche Wort Wahle, Waale = Wallone bedeutet Ausländer, Fremdling.

*** Caes. B. G. I. Cap. 1. Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur. Hi omnes lingua, institutis, legibus inter se differunt.

† Caes. B. G. II. Cap. 4. Plerosque Belgas esse ortos a Germanis, Rhenumque antiquitus transductos propter loci fertilitatem ibi consedisse, Gallosque, qui ea loca incolent, expulisse: solosque esse, qui patrum nostrum memoria, omni Gallia vexata, Teutones, Cimbrosque intra fines suos ingredi prohibuerint.

Belocassen und Beliscassen genannt, die an den Küsten der Normandie, um Rouen herum, wohnten; 6) die Bellovaken im Beauvais; 7) die Cäräser im Lütticher Lande und in Bouillon; 8) die zu den Armorischen Völkern gezählten Caleten zu beiden Seiten der Seine; 9) die Centronen in West-Flandern; 10) die Condrusen im Condroz; 11) die Eburonen in Süd-Brabant und in der Gegend von Lüttich und Aachen; 12) die Essuer, deren Wohnsitz die Einen an den Niederrhein, die Anderen nach der Normandie verlegen; 13) die Geidunen in der Gegend vom Dünkirchen; 14) die Grudiee in Westflandern; 15) die Leuken, die nach Reichardt die Umgegend von Lüttich bewohnten; 16) die Mediomatrikee in Deutsch-Lotharingen, dem Pays-Messin; 17) die Menapier in der Gegend von Gemappe; 18) die Nerviee im Hennegau und in Namur; 19) die Moeinee, zwischen Schelde und Lys und dem Meere bei Terrnanne; 20) die Pämanee im belgischen Luxemburg; 21) die Pseumoxier bei Winnorbergen in West-Flandern; 22) die Remee in der Gegend von Rheims; 23) die Segnee im Lande von Namur; 24) die Suessionen zwischen Marne und Isère bei Soissons; 25) die Treviner zu beiden Seiten der Mosel, Saar und Sauer; 26) die Veemanduren im heutigen Vermandois; 27) die Levaken in Ost-Flandern.

Da Cäsar nicht alle, sondern nue die Mehrzahl der Belgen für Germanen erklärt, möglicher Weise auch einzelne Stämme der Gallier sich den vom rechten Rheinufer kommenden Germanen freiwillig unterworfen und in Folge dessen der Vernichtung odee der Expulsion entgangen und im Besitze ihrer Gebiete verblieben sein mögen, so erklären einige Archäologen mehrere der hier genannten Stämme, wie die Atrebaten, Caleten, Essuer, Remer, Suessionen, Mediomatriker, Bellocassen und die Morinee, für Völker keltischen Ursprungs. Selbst wenn man dieser immer noch zu bestreitenden Ansicht beitritt, so bleibt doch so viel gewiß, daß, da übee die germanische Abkunft der übrigen oben genannten Stämme* kein Zweifel, bei Cäsar's Ankunft in Gallien das ganze heutige Belgien von germanischen Stämmen bewohnt war.

Cäsae's Kommentarien geben uns selbst den Schlüssel zu dem späteren Zurückweichen der germanischen Stämme, respektive den Zurückweichen der deutschen Sprachgränzen. Cäsar schlug im Jahre 57 v. Chr. die verbündeten belgischen Stämme total und verwüstete ihe Gebiet. Von 600 Häuptlingen der Nervier blieben nur 3, von 60,000 ihrer waffenfähigen Mannschaft nur 500 übrig; das Gebiet der Aduatuker ließ Cäsae planmäßig verheeren, und 53,000 derselben als Sklaven verkaufen. Noch schlimmer ging es den Belgen nach Unterdrückung des Aufstandes des Ambiorix, an welchem die Eburonen, Nervier, Aduatuker, Centronen, Grudier, Levaken, Pleumoxier und Geidunen Antheil nahmen. Die Gebiete dieser Stämme, die fast alle im heutigen Wallonenlande ihren Sitz hatten, und das Land der Menapier wurden systematisch verheert, die Einwohner niedergemacht oder zu Hunderttausenden als Sklaven verkauft; dem Lande der Treviner bereitete Labienus ein ähnliches Schicksal.

„Hennegau, Namur und das Lütticher Land," sagt Rapsät in seine Analyse historique et critique de l'origine des Belges (Gand 1824, 2 vol.). „bilden auf der Karte non Belgien eine Enklave, außer welchee alle belgischen Provinzen entweder hochdeutsch oder vlamisch und niederdeutsch sprechen. Aber diese Enklave bildet ungefähe das ganze Land der Nervier, Ebueonen und Aduatuker, non denen man weiß, daß Cäsae sie ausgerottet hat. Später hat Cäsar das Land dnech Kolonien wieder bevölkert, die fünf (deutschen) Stämme aber, welche an dem Angriffe auf das Lager des Legaten Cicero keinen Antheil genommen, zu schonen gesucht. Die erwähnten Kolonisten konnte Cäsae jedoch weder von den Menapiern, nuch non den Morinen,** deren Land so verwüstet war, daß es selbst derselben bedurfte, weder von den Ufern des Rheins, noch von den Aedennen ziehen, sondern er nahm sie aus der Picardie, der Champagne und aus anderen gallischen (keltischen) Ländern. Von diesen Kolonisten schreibt sich die wallonische Sprache im Hennegau, in Namne und dem Lütticher Lande her, während die fünf Stämme an den Ufern der Schelde und alle diejenigen, die keinen Theil an dem Unternehmen des Ambiorix genommen, ihre Sprache, welche die deutsche wae, sowie ihee Sitten, Gewohnheiten und Bräuche bewahrten."

Es war unter den Römern eine sehr gewöhnliche Maßregel, aus früher eroberten und bereits romanisirten Gebieten Kolonisten nach den jüngst unterworfenen Ländern zu senden, zur besseren Behauptung derselben. Noch zu Ende des dritten Jahrhunderts wies Kaiser Maximian das immer noch schwach bevölkerte Land der Nervier und Treviner einer Art romanisirter keltischer Kolonisten, Läti genannt, und einer Schaar sich freiwillig unterwerfender Franken zu Wohnsitzen an.*

Seitdem scheint die Sprachgränze im Wesentlichen dieselbe geblieben zu sein; wir sagen absichtlich im Wesentlichen, denn unbedeutendere Veränderungen fanden auch später noch statt. Die Segner und Condrusen, welche an dem Aufstande der Nervier, Eburonen und Aduatuker gegen Cäsar keinen Antheil genommen, sahen sich in Folge der Besetzung der Gebiete dieser Letzteren und eines Theiles des Landes der Treviner durch kelto-romanische Kolonisten von ihren germanischen Stammesgenossen abgeschnitten und verschmolzen allmählich mit den neuen Ankömmlingen zum Volke der Wallonen.

Wenn wie mithin die Wallonen als einen kelto-romanischen mit germanischen Elementen — den Ueberresten der Eburonen, Nervier, Aduatuker, den Condrusen und Segnern, zu denen später die das Land erobernden und vereinzelt darüber sich verbreitenden Franken kamen, — gemischten Volksstamm bezeichnen, so wird dies duech die linguistischen Forschungen bestätigt. Nach den Untersuchungen Delcour's, Davidsr's, Capiteine's und Grandgagnage's ist ungefähr der vierte Theil aller im Wallonischen vorkommenden Worte germanischen Ursprungs.

Die Eroberung des cömischen Belgiens durch die Franken hatte keinen Einfluß auf die Sprachgränze. Die Franken fanden in Flandern, Brabant, Antwerpen und Limburg bereits eine germanische Bevölkerung voe, die sie aus diesem Geunde eben nicht erst germanisiren konnten.

Wenn man untee den Franken nicht den Namen eines einzelnen Stammes, sondern die Benennung eines Bundes verschiedener deutscher Stämme zu verstehen hat, an welchen die germanischen Belgier sich einfach anschlossen, so erscheinen dieselben in der Geschichte der Franken ebensowohl als Eroberer, wie als Eroberte.

Als die Franken sich unter Clodewig über ganz Gallien ergossen, vermochten sie, in Anbetracht iheer geringen Zahl und der Art und Weise ihrer Niederlassung, nicht, das von ihnen eroberte Land zu germanisiren, sondern nahmen vielmehr allmählich die Sprache der Besiegten an, die sich durch iheen Gegeneinfluß im Volksmunde endlich in das heutige Französisch verwandelte.**

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.***

Burcards von Straßburg, nach Bianchi Giovini.

Der bekannte cömische Gelehrte Genarelli, der seit 1848 als Ausgewanderter in Florenz lebte, ist nach den im norigen Jahre in Italien eingetretenen Veränderungen von dee sardinischen Regierung als Professor in Bologna angestellt worden. Voe einiger Zeit hatte derselbe das bekannte Tagebuch des Johann Burcard aus Straßburg, Ceremonien-Meistees des Papstes Alexander's VI., welches bereits die Aufmerksamkeit

---

* Cäsar erwähnt ausdrücklich dee germanischen Abkunft der Aduatuker, Condrusen, Eburonen, Cäräser, Pämaner und der Segner.

** Rapsät zählt die Morinen zu den germanischen Stämmen.

* Die wallonischen Gedenkte Armentières, Etaires und Merville gehörten zum pagus letieus.

** Wenn die Römee ein fremdes Volk unterjochten, su nahmen sie stets einen grosen Theil des Grundes und Bodens, als sogenannten cömischen Acker, für sich in Besitz, und dieser Acker bildete ein zusammenhängendes Ganze. So kreuzten sich die Römer mit fremden Völkern zwae en masse, abee nicht im Einzelnen. Nicht su die Ost- und West-Gothen, Langobarden, Vandalen, Burgunder und Franken, die nach einander das römische Reich überschwemmten und auf seinen Trümmern eigene Reiche gründeten. Diese nahmen zwar auch einen Theil des Grundeigenthums — gewöhnlich ein Drittel — füe sich in Anspruch, allein dieser Theil bildete kein zusammenhängendes Ganze, sondern mard ihnen von den alten Boden-Eigenthümeen einzeln abgetreten. So lebten die Deutschen vereinzelt, als Adelige, unter den Besiegten, sich zuletzt mit ihnen im Einzelnen kreuzend. Aus dieser Kreuzung im Einzelnen der Germanen and der von ihnen Besiegten entstanden als neues Element die romanischen Völker. Die Neugriechen sind hervorgegangen aus einer ähnlichen Kreuzung der Hellenen mit slavischen Völkern. Sonderbar bleibt es übrigens, daß zwae slavisches und hellenisches, slavisches und römisches, wie auch germanisches und römisches Blut sich kreuzten, — aus welcher Kreuzung eben die Neugriechen, Wallachen und Romanen hervorgegangen sind — nlegends aber aus einer Mischung des germanischen und slavischen Blutes ein wesentlich neues Völker-Element sich gebildet hat. Während das Eindringen der Slaven in hellenisches und römisches, das Eindringen dee Germanen in römisches Gebiet stets zu einee Verschmelzung der betreffenden Nationalitäten führte, mußten die Slaven bei dem Eindringen der Germanen in ihr Gebiet regelmäßig das Feld räumen.

*** Vom Geheimen Justizrath Reigebaur.

von Leibniz auf sich zog, lateinisch herausgegeben. Jetzt erscheint daraus ein pikanter Auszug, von dem bekannten Publizisten Bianchi Giovini, unter dem Titel:

Il diario di Burcardo, quadro dei costumi della corte di Roma nei secoli XVI e XV. Stronna nel 1861. Milano.

Außer den eingeschalteten wichtigen Bemerkungen des Verfassers, hat derselbe noch unter Anderm eine Lebensbeschreibung des Kardinals Antonelli beigefügt und in der Einleitung nachgewiesen, daß die Corruption des päpstlichen Hofes schon mit seinem Reichthume anfing. Bereits auf dem Concil zu Rheims, im Jahr 996, hörte man bittre Klagen über denselben aus dem Munde der versammelten Bischöfe. Am meisten aber nahm die Verderbniß dieses Hofes während des Aufenthalts in Avignon zu, worüber auf die Briefe Petrarca's, mit den Enthüllungen der heiligen Brigitta, und auf das Werk von Nicola di Clemangis über den verderbten Zustand der Kirche verwiesen wird. Darin werden alle Klassen der Geistlichkeit vorgenommen, wobei auch die Nonnen-Klöster (im Jahr 1401) nicht verschont werden. Bianchi Giovini, Verfasser einer berühmten Geschichte der Päpste, zeigt in dieser Einleitung, daß es deutsche Frömmigkeit war, die dem Papste das Recht einräumte, über die Rechtmäßigkeit der Kirchenwahl zu entscheiden und von der päpstlichen Curie deren Gültigkeit abhängig zu machen. Silvester II. sah Ungarn für ein päpstliches Lehen an, Benedikt IX. Polen; auch Sardinien und Korsika wurden päpstliche Lehen; Spanien und Portugal zahlten Tribut, besonders aber waren beide Sicilien dem päpstlichen Lehens-Verbande unterworfen; selbst Johann ohne Land von England verpflichtete sich, als Vasall des Papstes, zur Zahlung eines Tributs.

Burcardo von Straßburg, wie gesagt, Ober-Ceremonien-Meister des Papstes Alexander's VI., fängt sein Tagebuch mit dem Tode des Papstes Sixtus IV. an, der an der Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer Theil genommen hatte. — Zu seinem Nachfolger wurde im Conclave 1488 durch Eingebung des heiligen Geistes, wie es amtlich heißt, gewählt der Kardinal Cibo aus Genua, unter dem Namen Innocenz VIII., von dem der Chronist sagt, daß er von verschiedenen Frauenspersonen sieben Söhne und Töchter hatte. Eine Tochter, Feodorina, war mit den reichen Handelsherrn Uso di Moro in Genua, aus welchem Hause die Dogen gewählt wurden, vermählt; sein Sohn Franceschetto heiratete eine Medici; die Hochzeits-Feierlichkeiten werden von dem Chronisten beschrieben, sowie auch die Ankunft von Zizim, den die Johanniter-Ritter in Rhodus gefangen hatten; sein Bruder, Sultan Bajazet II. kaufte ihn für 40,000 Dukaten los, wobei er zugleich die heilige Lanze übersandte. Ohnerachtet eine solche sich bereits in Nürnberg und eine in der heiligen Kapelle zu Paris befand, so wurde doch die vom Sultan übersandte von den Kardinälen für echt erklärt, und 1492 von dem Papste in feierlicher Prozession nach St. Peter getragen, wobei der Ober-Ceremonien-Meister sehr viel zu thun hatte. Dieser beschreibt dann die Wahl von Rodrigo Borgia, Alexander VI., Neffen des Papstes Calixt III., im Jahre 1482, der ihn schon mit 24 Jahren zum Kardinal gemacht hatte. Unter mehreren Kindern des Papstes nennt Burcardo den Herzog von Candia, dem später Benevent überwiesen wurde; ferner den Cäsar Borgia, Erzbischof von Valenza und Kardinal. Dieser legte aber die geistliche Würde nieder, wurde Herzog von Valentina in Frankreich, und heiratete die Tochter des Königs von Navarra. Der Chronist theilt einen Auszug des Briefes mit, worin der Sohn dem Vater diese Hochzeit meldet. Der dritte Sohn wird bald Gottfried, bald Friedrich genannt, welcher die natürliche Tochter des Königs Alfons II. von Neapel heiratete und Fürst von Squillane wurde. Die Tochter des Papstes, Lucrezia Borgia, ist bekannt. Ihre erste Ehe mit einem Spanier wurde, als ihr Vater Papst wurde, für canonisch nichtig erklärt, sowie auch die zweite mit Luigi Sforza, Herrn von Pesaro, damit sie den Prinzen von Salerno heiraten konnte, nach dessen Tode sie den Herzog Alfons von Ferrara ehelichte. Um diese Heirat würdig zu feiern, erlaubte der Papst, bis zum vierten Sonntage der Fastenzeit Fleisch zu essen. Die bekannte Lebensart dieser Lucrezia wird nicht verschwiegen, auch erzählt, daß der Papst sie während ihres Wittwenstandes, vor der Heirat mit Alfons, sie zu seiner Stellvertreterin während einer Abwesenheit von Rom ernannte, so daß sie alle Briefe zu eröffnen, zu beantworten und ad interim die Kirchen-Verwaltung zu führen hatte. Wir enthalten uns, alle die hinreichend bekannten Ereignisse des damaligen päpstlichen Hofes zu wiederholen, die zwölf Jahre der päpstlichen Regierung Alexander's VI. ausfüllen, bis er an Gift starb, das er für Andere bereitet, aus Versehen selbst getrunken hatte.

Das bisher von Genarelli veröffentlichte Tagebuch Burcardo's reicht nur bis zur Hälfte der Regierungszeit dieses Papstes. Burcardo blieb aber noch unter Pius III. und Julius II. Ober-Ceremonien-Meister. Der Verfasser hat sich daher zur Fortsetzung dieses Auszugs der vollständigeren Ausgabe von Eccard bedient.

Die Skandale, welche der Verfasser erzählt, sind in der Kirchengeschichte bekannt genug; allein das Bedeutende ist, daß sie jetzt in italiänischer Sprache gedruckt werden dürfen. Der Verfasser sagt, daß Luther das Verdienst habe, die Kirche gerettet zu haben; denn seit der deutschen Reformation wurden die Päpste vorsichtiger, wenn auch nicht besser. Er schließt damit: Wer noch daran glaubt, daß der Papst Stellvertreter Gottes durch den heiligen Geist als unfehlbar gewählt erscheint, hat seinen Menschenverstand aufgegeben, oder er muß glauben, daß Gott unfähig ist, die Welt mit seiner Allweisheit, Allwissenheit und Allmacht zu verwalten, und daher sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, seine Macht an Menschen zu überlassen, die mindestens doch den menschlichen Schwachheiten ausgesetzt sind.

Als Anhang, giebt der Verfasser einen Auszug aus der Bulle Leo's X. vom 14. September 1517, die zwar in der römischen Ausgabe aus Vorsicht weggelassen ist, aber sich in der Luxemburger Ausgabe des Bullarii magni abgedruckt findet, da man jenseits der Alpen an dergleichen nicht so leicht Anstoß nimmt, wo an so vielen Kirchen Ablaß von vierzig Tagen bis zu vollständigem Ablaß ausgeboten wird. Wir wollen, um nicht bei Manchen Anstoß zu erregen, nicht alle die Verbrechen aufführen, für welche hier Ablaß für Geld, nach Ansehen der Person, zu haben ist, sondern nur erwähnen, daß noch jetzt in Folge dieser Bulle viel Geld nach Rom geht, z. B. wenn Jemand seine Schwägerin heiratet, oder am Freitage Fleisch essen will. Daß dies von manchen Spekulanten ausgebeutet wird, ist sehr natürlich; schon auf dem Concil im Lateran, 1215, war von solchen Verfälschern die Rede, bis zu dem angeblichen Nuntius, der sich in Ungarn und Deutschland unter dem Namen eines Fürsten Altieri viel Geld machte, bis er endlich in Sachsen verhaftet ward, und noch jetzt in einem päpstlichen Neste gefangen gehalten wird. Von den Kirchenschätzen, wo viel Ablaß zu haben ist, erwähnt der Verfasser besonders Oviedo in Spanien; dorthin wurde eine von den Schülern der Apostel gefertigte Kiste aus Jerusalem geflüchtet, worin sich eine Menge von Reliquien befindet, deren Verzeichniß ein paar Seiten füllt. Wir erwähnen daraus nur acht Dornen aus der Dornenkrone, ein Stück Brod von dem letzten Abendmahle, Manna aus der Wüste; einen der dreißig Silberlinge, für welche Judas Christum verkaufte; Erde, welche dieser berührt hatte, als er nach dem Himmel aufschwebte; die Haare, mit denen Magdalena die Füße desselben getrocknet hatte; ein Stück von dem Fische, welchen Christus nach seiner Auferstehung gegessen u. s. w. Die Hauptsache aber ist, daß Jeder, der seine Andacht verrichtet, den Erlaß des dritten Theils der Strafe erhält, die er durch seine Sünden verdient hat und außerdem 1000 Jahre Befreiung vom Fegefeuer.

Um nicht Manchem Aergerniß zu geben, enthalten wir uns der Bemerkungen, die Bianchi Giovini über diese Mittel, die Kirche zu bereichern, macht, da wir in Deutschland noch so viele gläubige Prozessionen nach Czenstochau, nach Kevelaar nach dem Anna-Berg, nach Albendorff und nach vielen anderen heiligen Orten ziehen sehen. In Italien versteht man mehr die Kirche von der Religion zu unterscheiden, und dort findet man solche meilenweite Wallfahrten nicht; die meisten Pilger nach Loretto sind Deutsche, Polen und hauptsächlich Belgier.

Besonders merkwürdig ist die in diesem Buche von Bianchi Giovini gelieferte Lebensbeschreibung des Kardinals Antonelli, der der Sohn eines Pächters aus den Gebirgen im Kirchenstaate an der neapolitanischen Gränze ist, der stets übel berüchtigt war, so daß die französische Regierung, um dort den fortwährenden Räubereien ein Ende zu machen, in jeder Gemeinde, wo ein Raub begangen worden war, den Pfarrer und den Bürgermeister (Podesta) einsperren ließ, bis die Thäter ermittelt waren. Unter diesen Umständen zog der Vater des im Jahr 1806 geborenen Antonelli nach Terracina, und der junge Antonelli wurde Geistlicher. Er wußte sich bei dem Kardinal Lombruschini beliebt zu machen und wurde unter Gregor XVI., nachdem er Legat, oder Gouverneur verschiedener Provinzen gewesen war, Kardinal und Liebling seines Nachfolgers, des gegenwärtigen Papstes. Ueber sein hier enthülltes Privatleben wollen wir der Frommen wegen einen Schleier ziehen, und nur erwähnen, daß die beiden Brüder dieses mächtigen Kardinals jetzt sehr reiche Grafen sind. Uebrigens stammt der Kardinal aus einer in der Geschichte des italiänischen Räuberwesens bekannten Familie; der Bruder seiner Mutter, Gasparone, ist bekannt; viele Reisende sahen ihn in Civitavecchia; sein eigener Bruder blieb im Kampfe mit den päpstlichen Gensdarmen; die Räuberhauptleute, Antonelli genannt, Altobello, Barnabi und de Casaes waren seine Verwandten, die seine Vaterstadt Sonnino berühmt gemacht haben, und von denen viele am Pranger standen. Merkwürdigerweise heißt der

Pranger „Berlina," ein Wort, das die Longobarden aus ihrer Heimat nach Italien gebracht haben sollen.

Sehr merkwürdig ist endlich ein Auszug aus der Kanzlei-Taxe der obersten Beichtbehörde (Penitentiarià) in Rom, nach der daselbst 1509 gedruckten Ausgabe, wobei es auffällt, daß bei manchen Verbrechen die Geistlichen weniger für die Absolution bezahlen, als die Nicht-Geistlichen, obwohl übrigens bemerkt ist: „dispensationes non dentur pauperibus." Die Dispensationen von verbotenen Graden bei Verheirathungen kosteten in Frankreich nach der Nähe derselben bis 1430 Lire; die Absolution von dem Verbrechen der Bigamie aber nur 150 Lire, und die Erlaubniß an Fasttagen Fleisch zu essen 65 Lire; verbotene Bücher zu lesen, kostete nur 25 Lire.

Polen.

Die bäuerlichen Verhältnisse im Königreich Polen.

Nach offiziellen Angaben zählt das Königreich Polen 4,696,912 Bewohner, wovon 2,782,133, oder fast zwei Drittel, zum Bauernstande gehören. Darunter befinden sich 1,165,820 Bauern ohne Land, die als Tagelöhner oder Knechte bei den Gutsherren und Bauerwirthen leben, oder sich mit verschiedenen Handthierungen beschäftigen. Die Uebrigen, im Ganzen 1,616,313 Köpfe in 357,998 Familien oder „Höfen," sind Bauerwirthe, die für das von ihnen occupirte Land entweder Zins (Pachtgeld) entrichten oder Frohnarbeiten leisten. Im Zinsverhältniß stehen nur 148,158 Höfe, oder 41 Procent, in 3070 Kron- und 4414 Privatdörfern; 59 Procent oder 209,845 Höfe in 791 Kron- und 11,893 Privatdörfern sind noch zum Frohndienst verpflichtet. Die Zahl der Zinsbauern vermehrt sich zwar allmählich, namentlich seit der Verordnung vom Jahre 1846, durch welche das Recht der Gutsbesitzer, ihre Bauern willkürlich mit Dienstleistungen und Abgaben an Geld und Naturalien zu belegen, erheblich beschränkt wurde, aber immer noch äußerst langsam.

Im Einzelnen kann die ländliche Bevölkerung des Königreichs Polen in folgende Kategorien getheilt werden:

1) Ausländische Kolonisten, fast durchgängig deutscher Abkunft. Sie haben zum Theil eigenen Landbesitz, leben aber meistens auf adeligen Höfen in der Eigenschaft von Erbpächtern. Man nennt sie in Polen gewöhnlich Olender, von dem deutschen Worte Holländer, sumpfige und waldige Gegenden, in welchen sie sich in früherer Zeit niederzulassen pflegten. Dergleichen Olender bezahlen bei ihrer Einwanderung dem Gutsherrn in der Regel das sogenannte wkupne, d. h. eine bestimmte Summe Geld für das von ihnen erworbene Recht, das Land auf ewige Zeiten gegen Entrichtung eines Pachtzinses zu occupiren. Dieses Einzugsgeld ist heutzutage oft sehr bedeutend; es beträgt mitunter sogar den vollen Werth des Grundstücks,* der allerdings in Polen verhältnißmäßig gering ist. Zwischen den Ansiedlern und Gutsherren werden immer gerichtliche Kontrakte geschlossen, in welchen auch der Betrag des von Ersteren zu entrichtenden Pachtgeldes festgestellt wird. Sie bewohnen jetzt in Polen etwa 12,000 Höfe, meistens in den an Preußen gränzenden Distrikten und namentlich an den Ufern der Weichsel. Die Ländereien dieser deutschen Kolonisten sind vortrefflich bebaut, und sie erfreuen sich überhaupt eines hohen Wohlstandes. Sie halten ihre Nationalität aufrecht und vermischen sich nicht mit der eingeborenen Bevölkerung.

2) Zins- oder Pachtbauern, im Lande auch polnische Kolonisten genannt. Zu ihnen gehören, wie schon erwähnt, die Bewohner der meisten Krongüter und eines kleineren Theiles der Privatbesitzungen. Sie leisten keine Frohndienste und sind nur zur Entrichtung eines jährlichen Zinses verpflichtet, wogegen ihnen der Nießbrauch des von ihnen bebauten Grundstücks entweder auf ewige Zeiten oder für eine Reihe von Jahren zugesichert ist. Der Zustand dieser Zinsbauern ist auf den Kron-Domainen viel befriedigender, als auf den Privatgütern. Die Ursache liegt darin, daß vor 1846 die Kontrakte über Zinespflichtigkeit und Erbpacht von den Gutsherren und Bauern ohne alle Theilnahme oder Kontrole von Seiten der Behörden geschlossen wurden. Ihr Inhalt hing mithin ganz von dem Belieben der Edelleute ab, welche, die gedrückte Lage und die Unwissenheit der Bauern benutzend, von denen die Wenigsten lesen oder schreiben können, die lästigsten und unbilligsten Bedingungen in die Verträge einschwärzten. So führt der polnische Jueist August Heylman Kontrakte an, nach welchen, im Fall der Pächter mit seinen Zahlungen zwei Jahre im Rückstande blieb, die Gutsverwaltung ohne Weiteres zur Execution schreiten, sein ganzes Vermögen subhastiren und ihn von seinem Grundstück vertreiben konnte. Nach denselben Dokumenten waren die Bauern gehalten, ihren Bedarf an Branntwein, Bier und Wein ausschließlich von dem Gutsherrn zu entnehmen; der Ankauf dieser Gegenstände von anderen Personen war bei strenger Strafe verpönt, und der Gutsherr berechtigt, danach zu jeder Zeit Haussuchungen anzustellen. Ferner war den Bauern verboten, auf den ihnen eingeräumten Ländereien Mühlen, Ziegelbrennereien oder Fabriken ohne Erlaubniß des Gutsherrn zu errichten, dem auch das ausschließliche Jagdrecht vorbehalten war; die Bauern waren der Jurisdiction eines von dem Gutsherrn eingesetzten Gerichtes unterworfen ꝛc.* Solche Bedingungen, die an die Zeiten des Feudalwesens und der Leibeigenschaft erinnern, waren nicht allein für die Bauern äußerst drückend, sondern standen auch mit dem Geiste der polnischen Gesetzgebung vom Jahre 1807 in Widerspruch, welche die Gleichheit aller Einwohner vor dem Gesetze anerkennt und somit die Patrimonialgerichte und die administrative Gewalt von Privaten ausschließt. Heute können dergleichen Kontrakte nicht mehr abgeschlossen werden, da nach der Verordnung von 1846 alle Uebereinkünfte zwischen Gutsherren und Bauern der obrigkeitlichen Bestätigung unterliegen.

Jedenfalls genießen die Zinsbauern, sowohl Ausländer als Nationalpolen, einer Stellung, die sich von der der übrigen ländlichen Bevölkerung vortheilhaft unterscheidet. Es ist bemerkenswerth, daß im gewöhnlichen Leben nur sie als „freie Leute" bezeichnet werden. In dieser Benennung drückt sich das sehr begründete Bewußtsein aus, daß es nicht allein der Wegfall des persönlichen Hörigkeits-Verhältnisses, sondern der Besitz von Grund und Boden, sei es als Eigenthum oder Pacht, ist, was den Landmann in Wahrheit zu einem freien Manne erhebt.

Weit ungünstiger ist die Lage der Frohnbauern, die wiederum zerfallen in

3) Vollbauern (gospodarze cukorodni), die von dem Gutsherrn in der Regel 30 polnische Morgen** Acker-, 3 bis 4 Morgen Wiesen- und 1 bis 2 Morgen Gartenland erhalten. Doch finden auch zahlreiche Abweichungen von dieser Regel statt, was theils in der Willkür der Edelleute, theils in Lokalgebräuchen seinen Grund hat; so wird in den südlichen, fruchtbaren Gouvernements den Vollbauern oft nur ein Landstück von 20 Morgen überlassen. Außer der auf dem Lande befindlichen Wohnung und den nothwendigsten Wirthschaftsgebäuden bekommen solche Bauern bei ihrer Niederlassung ein Paar Ochsen, eine Kuh, ein Pferd, drei Schafe und Ackergeräth. Hiergegen sind sie gewöhnlich verpflichtet, für den Gutsherrn zwei bis drei Tage in der Woche mit Gespann und ebenso lange ohne Gespann zu arbeiten. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war die Zahl der Vollbauern viel bedeutender, als jetzt. Durch die Feldzüge von 1807 und 1812 wurde das Land furchtbar verwüstet; die Bauerhöfe wurden von Franzosen und Russen geplündert, das Vieh geraubt, die Einwohner zerstreuten sich oder erlagen den typhusartigen Seuchen, welche der Krieg mit sich führt. Nach dem Frieden waren die Gutsherren meist nicht mehr im Stande, ihre Bauern-Wirthschaften auf den alten Grundlagen herzustellen, da die Einrichtung eines Vollbauern beträchtliche Ausgaben für Hausvieh, Ackergeräth ꝛc. erfordert, und sie begannen deshalb auf ihren Gütern sogenannte Halbbauern und Chalupniks einzuführen.

4) Halbbauern (gospodarze połrolni) erhalten in der Regel zehn bis funfzehn Morgen Land, nebst ein bis zwei Morgen Heuwiesen. Sie arbeiten für den Gutsherrn zwei Tage mit Gespann, oder einen Tag mit und zwei Tage ohne Gespann.

5) Chalupniks (chałupnicy) heißen solche Bauern, welche nicht mehr als sechs Morgen Land haben und zwei, seltner drei Tage Robott ohne Gespann verrichten. Ihr Vieh, wenn sie ja welches halten, ist von der schlechtesten Beschaffenheit, doch verwenden sie es nur zur Arbeit auf ihren eigenen Feldern und nicht für ihre Herrschaft.

Außer ihren persönlichen Leistungen entrichten die Frohnbauern häufig noch einen Zins an Geld oder Produkten. Dagegen gewähren ihnen die Gutsherren meistens einige kleine Erleichterungen, als das Recht, ihr Vieh auf den herrschaftlichen Triften weiden zu lassen, die Freiheit, den Windbruch und dürres Holz in den herrschaftlichen Waldungen zu sammeln u. dergl. m. Ueberhaupt ist, trotz der beschwerlichen und zeitraubenden Zwangsdienste, denen sie unterworfen sind, die Möglichkeit für sie da, durch unverdrossenen Fleiß und Sparsamkeit genug

* Vergleiche Graf Uruski's „Polemika o kwestji włościanskiej." Warschau 1857

* Heylman, in der Biblioteka Warszawska von 1856.

** Ein polnischer Morgen (morg) enthält fast genau zwei sächsische.

zurückzulegen, um ein Grundstück zu kaufen oder zu pachten und somit in das Verhältniß selbständiger Wirthe zu treten. Leider gehören Fleiß und Sparsamkeit bei dem polnischen Landvolk zu den allerseltensten Eigenschaften.

Am elendesten ist der Zustand der landlosen Bauern, deren Zahl über eine Million beträgt und, wie Viele glauben, in steiger Zunahme begriffen ist. Zur Erzeugung dieses ländlichen Proletariats hat die Verfassung von 1807 nicht wenig beigetragen, welche die Leibeigenschaft aufhob, ohne, wie es in Preußen geschehen ist, die Rechte der Gutsherren auf die von den Bauern occupirten Ländereien zu beschränken und die Ablösung derselben obligatorisch zu machen. Es verdient hierbei Bemerkung, daß selbst die aufgeklärtesten und freisinnigsten polnischen Schriftsteller, wie der durch die neuesten Ereignisse in Warschau so bekannt gewordene Graf Zamoyski, dem Adel das unbeschränkte Recht auf den Grund und Boden vindiziren und das preußische Regalirungs-System als einen Eingriff in das Eigenthumsprinzip verurtheilen — was allerdings dadurch seine Erklärung findet, daß in Polen die Schriftsteller mit wenigen Ausnahmen auch Adelige sind. — Zu den „landlosen" Bauern werden nicht allein diejenigen gerechnet, die vollständig heimatlos sind, sondern auch solche, welche Grundstücke von weniger, als drei Morgen bewirthschaften. Das Gesetz vom Jahre 1846, welches den Gutsherren verbietet, die Bauern von ihren Besitzungen zu vertreiben und ihnen ihre Ländereien abzunehmen, hat die Lage dieser Leute nicht im Mindesten erleichtert, da es sich nur auf diejenigen bezieht, die nicht unter drei Morgen bebauen.

Die landlosen Bauern sind entweder

6) Kopiarze (von kopa, einem Getraidemaße), welche Hütten auf den Gütern der Edelleute bewohnen und von ihnen kleine Parzellen Land zum Anbau von Gemüse und Kartoffeln und zur Erndtezeit einige Kopa's Roggen und Gerste erhalten;

7) Zagrodnicy and Komorniky, die zwar auch ihre eigenen Hütten haben, aber gegen einen unbedeutenden Lohn für die Gutsherrschaft oder die anderen Bauern des Dorfes arbeiten, oder

8) Czeladź und Wyrobnicy (Gesinde und Tagelöhner), die im Herrenhause Kost und Wohnung erhalten und zu Feld- oder häuslichen Arbeiten verwendet werden. Die Verhältnisse dieser Leute sind im höchsten Grade traurig und unterscheiden sich nur dadurch von der wirklichen Leibeigenschaft, daß, nachdem sie ihre besten Kräfte im Dienste der Herrschaft vergeudet, die Unglücklichen im Alter von Haus und Hof verjagt werden können und der öffentlichen Mildthätigkeit anheimfallen oder vor Hunger und Elend umkommen. Für sie gilt im vollen Maße der Ausspruch eines polnischen Staatsmannes, daß die Verfassung von 1807 den Bauern zwar die Freiheit geschenkt habe, aber eine Freiheit, wie sie die wilden Vögel genießen. In der That hilft es wenig, mit Humanitätsphrasen um sich zu werfen, die an konkreten Zuständen nichts zu ändern vermögen; von der bloßen Freiheit kann der Mensch nicht leben, und weil man dies bei der Emancipation des polnischen Bauernstandes vergessen zu haben scheint, hat sie auch im Allgemeinen die Früchte nicht getragen, die man unter anderen Umständen von ihr zu erwarten berechtigt war.

Nord-Amerika.

Washington, die Kongreßstadt.

Its destiny is that of the Union.

Atlantic Monthly.

Da die amerikanischen Republiken auf dem besten Wege sind, sich zu „vereinigten Staaten" auseinanderzusetzen und für den Süden eine neue Präsidenten-Residenz-Kongreßstadt zu gründen — ein großer Vortheil, insofern sich dann die hitzigen, braunen Vertreter des Südens und der Sklaverei nicht mehr mit den „blauäugigen" Yankees im Kongresse zu Washington zu schießen, zu schlagen oder wenigstens zu ohrfeigen brauchen, bekommt die alte Hauptstadt der Central-Regierung und des Kongresses ein besonderes Interesse.* Sie ist übrigens ohnehin schon merkwürdig und charakteristisch genug, besonders wenn man sie so geschildert findet, wie in dem Januar-Hefte des „Atlantic Monthly."

Dieses Washington ist das Paradies der Paradoxen, die Stadt großartiger Entfernungen, aber noch glänzenderer Widersprüche. Man kann von ihr alles Mögliche behaupten, ihr alles Mögliche absprechen. Sie ist nicht, was sie zu sein scheint, und obgleich sie im Begriff ist, zu werden, was sie nie war, muß sie doch stets bleiben, was sie jetzt ist. Man könnte sie eine City oder Stadt ersten Ranges nennen, wenn sie nicht bald übervölkert, bald unbewohnt wäre. Sie ist das Winterquartier der Fashion, Intelligenz und moralischen Pestilenz — ein allgemeiner, öffentlicher Besuchsort ohne den Reiz der Badeörter, da es ebenso sehr an Salz-, wie an Mineralwässern fehlt. Nichts von Baden, aber desto mehr Trinken, und Spielhöllen von ungeheurer Menge.

Washington müßte als angemein weit verstreutes Dorf gelten, wenn es nicht eine Sammlung von Hospitälern für abgethane, hartnäckige Politiker wäre. Unbefestigt und unvertheidigt, ist es doch das Sebastopol der Republik, gegen welches die alliirte Armee von Kandidaten und Anstellungs-Agenten unaufhörlich bombardirt. Es ist eine große, kleine, glänzende, schäbige, luxuriöse, armuthgequälte Kaserne für Glücksoldaten und Thorheitstruppen. Planlos über eine ungeheure Fläche zerstreut und in ungleichseitige Dreiecke zerschnitten, ist Washington eine Reihenfolge von Ueberraschungen, die den Fremden stets in Erstaunen und Aerger versetzen, mag er in Bezug auf den Ortssinn auch noch so hoch mit dem entsprechenden, phrenologischen Höcker ausgestattet sein. Der Uneingeweihte, der sich auf seinem Wege auf den Zufall verläßt, findet jede Straße oder jedes Haus, das er sucht, immer entweder viel näher oder viel weiter, als man menschlicher Weise zu glauben geneigt ist. Die erste Pflicht des Neuangekommenen ist, seinen unteren Extremitäten Vermeidung der Hypotenusen dieser Straßen-Dreieinheit beizubringen, und die letzte Lection, die der wirkliche Bewohner zu lernen unterläßt, ist die, zu ermitteln, welche von den Kreuz- oder Durchschnitten der am Wenigsten lange sein könnte. Unstreitig warden die Straßenecken mit kalter, brutaler Rücksicht auf die möglichst größte Sünde gegen die Augen, welche Eile und Aufregung zu begehen im Stande waren, konstruirt oder vielmehr zusammengeworfen. Die Namen der Straßen machen das Uebel noch schlimmer: eine Nomenklatur, in welcher die Schätze des Alphabets, der Arithmetik, die Namen aller vereinigten Staaten und der Präsidenten mit unsystematischster Verschwendung erschöpft sind. Jemand, nicht mit übernatürlichem Scharfsinn ausgestattet, strebt, von Brown's Hotel aus das Generalpostamt zu finden, biegt um eine Straßenecke und ist nirgends, einfach deshalb, weil er überall ist, d. h. gleichzeitig in drei verschiedenen Straßen und zwei „Avenue's." Als weitere Folge der Straßen-Architektur nach unregelmäßigen Dreiecken lernt der Fremde, gleichviel von welcher Geburt, welchem Stande, welcher Bildung und Moral er sein mag, immer bald unwillkürlich die Kunst, welche militairisch schiefer Marsch zur Rechten oder Linken genannt wird, und damit auch, wie man sagt, die Schiefheit moralischen Sehens, welche, früher oder später, sich bei jedem menschlichen Wesen geltend macht, das in diesem seltsamen, schiefseitigen Großstadt-Dorfe sich aufhält.

Die Liste der Anomalien in Washington ist so verschieden und so ungeheuer groß, daß Niemand mit der geringsten Achtung vor seiner eigenen Ehre oder des Lesers Leichtgläubigkeit es wagen kann, sie nur aufzuzählen. Alle zusammen lassen sich in die Thatsache zusammenziehen, daß in Washington Alles fehlt, was irgendwie bleibend oder dauernd genannt werden kann. Dabei machen sich etwa folgende Eigenthümlichkeiten als die ärgerlichsten und erstaunlichsten geltend:

Du durchwanderst eine felsige, von Droschken inficirte Prairie und kommst Nachmittags an einer gewundenen Gränze an, zu ermüdet und erstickt vom Staube, um Dich wegen der Injurie gegen Deinen gesunden Menschenverstand, welche in der Nachricht liegt, daß Du blos über einen Platz in der Stadt, eine „Avenue," gegangen seiest, zu rächen. Nach einiger Erholung steigst Du die Stufen eines Marmorpalastes hinauf und trittst ein, um ihn blos mit einer Armee schäbiger Soldaten der Stahl- und Gänsefeder kasernirt zu finden. Ihre Zellen sind dunkel, wie Gefängnisse, aber möblirt, wie Gesellschaftszimmer. Ihr Geschäft besteht darin, aller Leute Rechnungen zu führen, ausgenommen ihre eigenen. Sie sind jedes Alters, aber von uniform niedergedrücktem Aussehen. Unterschätze ihren Werth nicht. Bulwer sagt, daß in den Händen wirklich großer Männer die Feder mächtiger sei, als das Schwert. Laß Dich von deren ungeheurer Menge in Erstaunen setzen, aber ziehe Dich zurück, ohne zu genau nach ihrem Nutzen zu fragen. Es ist nicht die Absicht, das Publikum oder das neunzehnte Jahrhundert mit dem Ueberflusse ihrer Menge oder der Beschränktheit ihrer Fähigkeiten zu beleidigen. Deren rasche Zunahme ist nicht etwa einer unzüchtigen Vermehrung unter sich zuzuschreiben, sondern leidenschaftlichen Verführungen, welchen der Präsident und die Häupter durch zudringliche Kongreß-Leute ausgesetzt sind; und Du kannst sicher glauben, daß diese verbrecherische Multiplication Niemanden mit halb so viel gerechter Entrüstung erfüllt, als diese

* In und um Washington wird sich wahrscheinlich der jetzt ausgebrochene Kampf entscheiden.

Regierungsschreiber selbst. Aus dem Palaste der Feder-Treiber herausstaunend, wirst Du von neuem Staunen ergriffen. Der Palast ist überdacht und überkreuzt von Masten und Segelstangen und schiffsartiger Takelage. Du suchst vergebens nach Schiffsrümpfen und Wasser unten und überzeugst Dich bald, daß diese Staatsschiffe fest in Steinpflaster ankern. Ein Bau-Handlanger, leiterauf kletternd, nöthigt Dich, die nautische Hypothese und Theorie aufzugeben. Auch die Vermuthung, daß hier Galgen gebaut werden, um die ganze Nation daran aufzuhängen, befriedigt Dich nicht, da sonst die Gesetze der Schwere sich umkehren und die Amerikaner mit den Beinen himmelwärts hängen müßten. Nicht ohne Aerger wirst Du endlich zu dem Glauben gezwungen, daß diese merkwürdigen Gerüste weder Maste, noch Segelstangen, sondern einfach „Derricks" seien, mechanische Constructionen zur Hebung schwerer Lasten. Die Schwäche derselben wurde freilich niemals durch Versuche geprüft, den moralischen Charakter der Washingtonianer zu heben. Dieser schiffsartige Anblick um unvollendete Staatsgebäude herum ist übrigens nur ein hübscher, architektonischer Tribut zu der Thatsache, daß die Bevölkerung Washington's eigentlich eine schwimmende ist. Dies findest Du bald heraus. Die ältesten Einwohner sind heute hier und morgen verschwunden. Einige scheinen zu bleiben, parasitische Gewächse, die sich hartnäckig an ihre alten Plätze klammern. Wie Weinstein auf den Zähnen, halten sie sich gegen die härtesten Bürsten des Schicksals.

Wie die Herren, so die Häuser. Obgleich letztere nur selten ihren Grund und Boden verlassen, nehmen sie doch fast stündlich ein anderes Ansehen und andere Zwecke an, so daß selbst solide Substanzen und sogar Ställe flüssig zu sein scheinen. Der Pferdestall der vorigen Woche ist zum Bureau für den Verkauf von Pantinen und Pantasseln geworden, oder von Zeitungen und Lotterie-Loosen, und ist nächste Woche vielleicht ein Austernkeller, ein Billard-Salon, ein Cigarren-Laden, eine Barbier-Stube, eine Trink-Barre oder eine Faro-Bank. Du wirst bemerken, daß palastartige Museen für einstweilige Aufbewahrung fossiler oder frischer Federhelden mit den Wänden schäbiger Buden zusammenstoßen. Du erstaunst, zu hören, daß alle diese Bauten — Tausende an Zahl — Logirhäuser seien. Natürlich hält Niemand Haus, wo Jeder ein Fremder ist. Es wäre verzeihlich, anzunehmen, daß wenigstens einige dieser Häuser auch in der That seien, was sie dem Namen nach sind. Nichts kann unwahrer sein. Diese Häuser sind voller öder, schlecht möblirter und enorm theurer Zimmer, in denen alle mögliche Rumpelei aufbewahrt wird, zwischen welcher sich dann gelegentliche Miether zurechtzufinden suchen müssen.

Diese „Boarding"-Häuser machen auch darauf Anspruch, daß außer den gelegentlichen Opfern, die ungeheure Geldsummen für ihre Schlafstellen und Koffer bezahlen müssen, auch bleibende Bewohner darin seien. Da ist denn allerdings zunächst das irische Kammermädchen, das Dir Deinen Whiskey austrinkt und jeden Morgen eine halbe Stunde erübrigt, Deine Schlafstelle zu reinigen. Auch giebt's noch ein seltsames Wesen, den Logirhäusern von Washington ganz eigen, nie sichtbar und nur jeden Morgen um vier Uhr hörbar, wenn es Treppen heraufpoltert. Auch Schlumpen von unberechenbarer Antiquität sind Inventarium jedes Logirhauses, die unaufhörlich und unhörbar in den Gängen umherschleichen und durch Schnauben und Schnüffeln geisterartig ihre Gegenwart verrathen.

Von logirenden Fremden ist selten etwas zu sehen. Diese essen und trinken stets überall herum. Wenn man seinen eigenen Augen trauen darf, wird stets die beste Energie der amerikanischen Hauptstadt darauf verwandt, in den Austernkellern „ein halbes Dutzend roh" oder „Bier geschmort und ein Glas Ale" zu vertilgen. Die Schenk-Barren und Eß-Häuser sind immer voll, obgleich Jeder jederzeit in Myriaden unterirdischer Löcher Austern zu essen und Ale zu trinken scheint. Dabei unterläßt erstaunlicher Weise Niemand, auch an noch originelleren Orten zu essen. In allen anderen Städten essen die Leute zu-Hause oder in einem Hotel, oder in einem Speisehause; in Washington essen sie in banken, in der Bank. Aber sie essen da kein Geld, wenigstens nicht baar. Diese Banken von Washington sind, ungleich denen in London, Paris und New-York, größtentheils des Nachts und die ganze Nacht hindurch offen, und befinden sich, ohne Unterschied, immer zwei Treppen hoch, sehr streng bewacht, wie ein Harem, und Niemandem Zutritt gewährend, als Fremden, d. h. Jedem in Washington. Sonderbar. Nach seltsamer ist die Thatsache, daß die besten Speisen, in der vollendetsten Weise gebaten, die kostbarsten Weine und besten Cigarren in diesen Spielbanken immer umsonst zu haben sind, und nur Die bezahlen, welche freiwillig etwas von den elfenbeinernen Marken kaufen, genannt „chips," oder „checks," oder „shad," oder „akad" im Preise von je 25 Cents bis 100 Dollars.

Es wird allerdings erwartet, daß Jeder, der in einer solchen Bank durch ein Abendessen ein Conto eröffnet, einige „shads" kaufe, nicht um sie mit nach Hause zu nehmen, sondern zu spielen; aber Leute von knickeriger und undankbarer Disposition sind gewohnt, ihre meiste Zeit in diesen Wohlthätigkeits-Anstalten zuzubringen, ohne jemals einen Dollar für'n „shad" auszugeben, sich begnügend, zu essen, zu trinken und zu rauchen, besonders zu trinken, soweit ihre Fähigkeiten gehen. Diese Praxis ist in Washington unter der Bezeichnung: „bucking ag'inst the side board" („sich mit dem Schanktisch „belaufen") familiair geworden und wird für die sicherste Art gehalten, „Bankgeschäfte" zu machen. Der präsidirende Beamte solcher Banken wird nie Präsident genannt. Man nennt ihn „dealer," Händler, vielleicht weil er mit Elfenbein handelt, und verehrt ihn nie wie den einflußreichen Mann sonstiger Banken. Im Gegentheil verachten ihn seine besten Kunden, die nichts sehnlicher wünschen, als seine Bank zu sprengen und ihn total zu ruiniren.

Bei der Menge Logirhäuser, Austernkeller und Elfenbeinbanken sollte man meinen, es gebe keine Hotels in Washington. Dies ist ein Irrthum. Hotels in Menge, viele davon nach dem Maßstabe großartiger Entfernungen eingerichtet und einigermaßen nach den maritimen Plänen der Regierungsgebäude. Von Außen sehen sie wie kolossale Docks aus, errichtet für das Wohl von Droschken und Miethkutschen, von denen immer große Flotten unter dem Winde liegen, sicher gegen die tobenden Winde, die auf den offenen Plätzen und „Avenues" herrschen. Im Innern sind's Labyrinthe, durch deren Irrgänge Du unmöglich Deinen Weg fädeln kannst, ohne den Beistand eines Ariadnefadens in der Gestalt eines unter einem Kellner trunkfenden Irländers. So dunkel und verwickelt sind diese Innerlichkeiten der Hotels, daß es Wahnsinn für den Fremden sein würde, sein Zimmer ohne einen erfahrenen Laotsen suchen zu wollen. Die Eigenthümer selbst müssen sich in Acht nehmen. Man hat Beispiele, daß ein kalter, kühner, abenteuerlicher Hotelbesitzer selbst eine Reise durch seine Besitzungen wagte und niemals wieder zum Vorschein kam, aber endlich aufgefunden, besinnungslos und erschöpft vor Hunger in einer unbekannten Dachkammer lag. Gäbe es nicht gelegentliche Neger, die aus Menschenliebe oder Gewinnsucht von Zimmer zu Zimmer umherklatschen mit leeren Kohlenkasten, als Entschuldigung für ihr Eindringen, so würde der in einem Washington-Hotel logirende Herr zu sicherem Tode verdammt sein. Das Leben jedes hier Logirenden hängt thatsächlich an einem Faden von Draht. Sollte dieser, wie dies oft vorkommt, gerissen oder gebrochen sein, so daß er keine Klingel in Bewegung setzen kann, hätte der so Klingelnde keine irdische Aussicht, jemals das Tageslicht wiederzusehen.

Das Washingtoner Schönheits-Maß — „magnificente Entfernung" — macht sich auch in den Speisesälen geltend. Der Saal ist lang, der Tisch ist lang, die Küche ist 'n langen Weg weit ab, die Kellner brauchen lange Zeit zum Gehen und Kommen. Die Essenszeit ist so lang, daß sie gar kein Ende nimmt. Sie ist ewig. Sonst ist es Sitte, gewisse Punkte auf dem endlosen Wege des Appetits mit Meilensteinen: Frühstück, Diner, Souper — zu bezeichnen; aber diese Punkte haben keinen anderen Werth mehr, als die imaginären Linien des Geometers. Das Frühstück läuft durch das Mittag- in's Abendessen hinein, und das Souper endet mit dem Anfange des Frühstücks-Kaffee. Nach gewöhnlicher Eisenbahn-Geschwindigkeit abgeschätzt, ist es beim Diner zwanzig Meilen von der Suppe bis zum Fisch, und funfzig Meilen vom Geflügel bis zu den Nüssen. Aber das „ferne" nicht. Diese Entfernungen verschönern die Aussichten nicht.

Die Leute in Washington sind ebenso verschieden, gemischt und kontrastisch, wie die Häuser. Auf einer ähnlichen Fläche — so groß sie auch ist — findet man nie auf der Erde dieselbe Menge und Verschiedenheit von Würdenträgern wieder beisammen, nirgends so viele zweifelhafte Charaktere. Wenn sich die Bettler von Dublin, die Krüppel Konstantinopels und die Aussätzigen von Damaskus während eines Potentaten-Kongresses in Baden-Baden versammelten, dann würde Baden-Baden etwa wie Washington aussehen. Präsidenten, Senatoren, Ehrbare, Richter, Generale, Kommandanten, Gouverneurs und die „Ex's" von ihnen allen versammeln sich hier so dicht, wie Taschendiebe auf einem Wettrennen oder Weiber in der Kirche bei einer Trauung. Addire dazu Gesandte, Bevollmächtigte, Lords, Grafen, Barone, Ritter, die große nach kleine Brut von Legationen, Capitains, Lieutenants, Anspruch-Agenten (Anstellungs-Berechtigungs-Sachwaltern), Neger, Perpetuum-Mobile-Leute, Feuerfresser, Irländer, Spieler, Schwindler, Abenteurer, Kalifornier, Mexikaner, Japanesen, Indianer und Leierkastenleute, ebenso viel Sorten und Varietäten von weiblichen Personen, die für alle diese männlichen Varietäten passen — und Du hast eine oberflächliche Vorstellung von der Bevölkerung Washingtons.

Naturgeſetzlich kann ein Theil nicht größer ſein, als das Ganze deſſelben, und man wird ſich erinnern, daß Epiſtemon, nachdem ihm der Kopf wieder angenäht worden war, eine hübſche Geſchichte von der Beſchäftigungsweiſe mächtiger Todten erzählte, und er ſchwor, daß er während ſeiner Wanderungen unter den Verdammten den Cicero Feuer anmachen, Hannibal Eierſchaalen verkaufen und Cäſar Oefen rein machen geſehen habe. Dieſe Geſchichte bewährt ſich an den mächtigen Perſönlichkeiten in Waſhington, aber nicht das Axiom der Phyſik. Die Sonne iſt blos eine kleine Kartoffel inmitten der mächtigen Himmelskörper. Aehnlich, inſofern die majeſtätiſchen Sonnen des politiſchen Firmaments eine grauſame Verkleinerung in der Föderal-Stadt erlitten. Der Größeſte hört auf groß zu ſein unter Hunderten ſeines Gleichen, und die Menge der Excellenzen ſchrumpft zu individueller Bedeutungsloſigkeit zuſammen, blos, weil deren viel zu viele ſind. Hinſichtlich ihrer Beſchäftigung wird man ſchwerlich leugnen, daß ein Senator, „kupfernd auf Danß," oder Frate dreſcheno, oder ein Kongreß-Mitglied an der Schenkbaare mit einem Stück ſchimmeligen Käſe in der einen und einem Glaſe ſuſeligen Whiskey in der anderen, oder ein Mitglied des höchſten Gerichtshofes, ein häßliches Frauenzimmer durch die lächerlichen Sprünge einer Polka zerren, ſich ebenſo gedemüthigt finden müſſen, wie die Cicero's und Cäſar's unter den Verdammten Epiſtemon's.

Trotz unzähliger Empfang-Abende, Levées, Bälle, Hof-Soiréen, Geſellſchaften, Diners und ſonſtigen Réunions giebt es eigentlich keine Geſellſchaft in Waſhington. Es ſoll allerdings „Cirkel" geben, aber ſie ändern ſich ſtets, wie die Wellen in einem Waſſerwirbel. In jeder Stadt kann man willkürliche Abtheilungen machen. Und ſo mögen wir die Geſellſchaftskreiſe Waſhingtons etwa ſo unterſcheiden:

Schmutzkreis mit Negern, Ladendienern, Schreibern, irländiſchen Arbeitern, Patent- und anderen Agenten, Miethkutſchern, Spiel-Bankiers, Waſchweibern und Zeitungs-Korreſpondenten.

Der Hotel-Cirkel umfaßt die neueſten angekommenen Fremden, Harfeniſten, Kongreß-Mitglieder, Concertino-Spieler, Studenten, Provinzial-Juriſten, „unbeſchützte Damen," Kartenſchreiber, Contraktoren, Verkäufer von Zahnſtechern ꝛc.

Der „Weiß-Hans-Cirkel" hat den Präſidenten in der Mitte, um den ſich Kabinet, Bureau-Chefs, Geſandte und deren Anhänge oder Anklebſel gruppiren.

Ganz in der Mitte dieſer Cirkel iſt noch ein ganz kleiner Kreis zu denken, der die auserwählte, ganz excluſive kleine Schaar wirklicher Einwohner in ſich ſchließt, die ſich von allen anderen Cirkeln fern halten und ſie verachten. Dieſer Cirkel iſt blos gerüchtweiſe bekannt und wahrſcheinlich eine Mythe.

Die Geſellſchaft iſt nachſichtig gegen ſich in dieſer Metropolis. Sie miſcht ſich nicht ein, thut keine impertinenten Fragen und macht ihre Angelegenheiten ganz ungeſcheren und ſtill ab. Wachſam, wie die Inquiſition, in politiſchen Sachen, iſt ſie taub und blind, wenn auch nicht ſtumm, in allen anderen. Sie kleidet ſich ganz nach Belieben, trinkt ſo viel, als ſie will, ißt gemiſcht, ſchläft noch gemiſchter, ſteht in jeder Stunde des Tages auf und thut ſo wenig, als ſich irgend möglich machen läßt.

Ihr einziger Kummer iſt das „unvergleichliche Leiden," dem Panurgus ausgeſetzt war und welches man damals „Mangel an Geld" nannte. Und der wirkliche normale Zuſtand Waſhingtons iſt der, um es mit einem Amerikanismus zu benennen, „busted," gebüſtet, beutelſchwindſüchtig zu ſein. Jeder in Waſhington iſt „busted," gleichviel, ob er bei ſeiner Ankunft viel Kaſſe hatte, oder nicht; gleichviel, wie lange er bleibt: er bekommt früher oder ſpäter die „Büſten"-Hautfarbe. Er iſt in Ruin und muß die Folgen davon tragen. Soll er die ganze Stadt durch ſeine Zahlungsfähigkeit inſultiren? Gewiß nicht. Er giebt Geld und Gewiſſen dem Wahnſinn der Stunde und verſchleudert in edlem Wetteifer mit der herrſchenden Immoralität ſeinen letzten Cent. Und nur von da an fühlt er ſich als wahrer Waſhingtonianer, fähig, Jedem mit dem heiteren Stolz in's Geſicht zu ſehen, daß er einer ihres Gleichen ſei, und ohne die Furcht, daß man ihn wegen Beſitzes eines Dollars verdächtige.

Wo die Moral locker iſt, giebt es keine Exceſſe der Frömmigkeit. Allerdings giebt's ein halb Dutzend Kirchen, nach ſonntäglichen Gottesdienſt im Kongreß-Hauſe. Seltſamer Weiſe iſt das Theater kleiner, als die Kirchen. Kirchliche und dramatiſche Unterhaltungen können nicht mit den früheren Annehmlichkeiten täglicher Zänkereien im Kongreß und den Faro-Banken konkurriren. Der Himmel gilt für ein zweites Chihuahua oder Sonora, vorläufig noch im Beſitz unfreundlicher Cumanchi's, aber beſtimmt, nächſtens einmal annexirt zu werden. Das iſt die Religioſität in Waſhington.

Die Liſte unerhörter Wunder in Waſhington iſt endlos. Aber Wunder auf Wunder gehäuft hören auf, Wunder zu ſein. So wird das Winterleben unter dem unaufhörlichen Gewirre und Lärm, ohne Zeit und Luſt zu leſen, zu ſchreiben, zu denken, kaum zu eſſen, zu trinken und zu ſchlafen, während die Tage gehen, wie Stunden, und das Hirn brummt unter den Folgen der letzten Orgie, zur unerträglichſten Plage der Langenweile. Und doch übt der Ort den unwiderſtehlichſten Zauber, juſt für die, die am heftigſten an dem tedium vitae leiden. Männer und Weiber, die in Waſhington lebten, finden es ſelten anderswo wieder erträglich. Die Schmetterlinge flattern zur Flamme zurück, bis ſie ſich verbrannt haben.

Waſhington iſt das Elyſium aller Seltſamkeiten, der Hauptſitz aller Abſurditäten und ein Labyrinth löcherlichſter Anomalien. Im Stile erhabenſter Größe angelegt, iſt es architektoniſch geradezu verächtlich. Mit dem Namen des reinſten aller Männer getauft, hat es den Ruhm eines Sodom. Als Sitz der geſetzgebenden Gewalt iſt es der Brennpunkt aller Ausartung und Unordnung, welche den Frieden der großen Union gefährdet — der auserwählte Platz für Duelle, heimliche Ehen und die erſtaunlichſten Diebſtähle. Es iſt eine Stadt ohne Induſtrie und Handel; oder vielmehr ihr Handel iſt geſetzwidrig, und ihre Induſtrie beſchränkt ſich auf Dichtungen und Entſtellungen der Zeitungs-Korreſpondenten. Das Staatsſchatzgebäude iſt die Heimat aller Dinge, die ſich durch Mangel an Ueberfluß auszeichnen. Die öffentlichen Gebäude ſind glänzend, die privaten meiſt ſchmuzig. Die Häuſer ſind niedrig, die Miethspreiſe hoch, die Straßen breit, die Uebergänge eng, die Droſchken ſchwarz, die Pferde weiß, die viereckigen Plätze dreieckig, mit Ausnahme des ovalen Kapitols, das Waſſer ſo weich, daß es uns hart ankömmt, es zu trinken, ſelbſt mit Alkohol! Wir haben ein Monument, das nie fertig wird, ein Kapitol, das immer noch einen Thurm haben ſoll. Das „wiſſenſchaftliche Inſtitut" beſchränkt ſich auf Berichte über Steigen und Fallen des Thermometers. Waſhington rühmt ſich eines Fluſſes, genannt Tiber, der aber nicht größer iſt, als die Ader an dem ſchmuzigen Arme eines Mannes. Es hat einen Kanal, Schmuz-Puddel während eines halben Tages und trocken während der anderen Hälfte. Trotz der Bemühungen des Smithſonianiſchen Inſtituts hat es eigentlich kein Wetter, ſondern alle Klimate der Erde. Es regnet, hagelt, ſchneit, ſtürmt, friert und thaut binnen 24 Stunden. Nach vierzehntägigem Regen kommt die Sonne zum Verſchein, und nach einer halben Stunde ſind die Straßen mit Staubwolken gefüllt.

Eigenthum iſt ſehr empfindlich in Waſhington und jedee Bewohner erſtaunlich zähe. Die Männer ſehen gut aus, die Frauen gewöhnlich, aber mit prächtigen Büſten und graziöſen Figuren. Erſtere präſentiren ſich impoſant, aber mit leeren Taſchen, großen Namen und kleinen Gewiſſen. Trotz aller dieſer Nachtheile vervollkommnet und vergrößeert ſich Waſhington reißend ſchnell und wird zuſehends eine große Stadt, freilich, um im Sommer immer wieder zum verlaſſenen Dorfe herabzuſinken. Waſhingtons Schickſal iſt das der Union. Es wird die größte Stadt in der Welt ſein oder „eine verſengte Wüſte der Wildniß, Salzboden und unbewohnt," und „Jeder der des Weges kommt, ſoll erſtaunen und ſeinen Kopf ſchütteln."

Mannigfaltiges.

— Politik und Lüge, Brutalität und Diplomatie. Der Prince-Consort, Prinz Albert, der wegen ſeiner geraden, ritterlichen Geſinnung bei den engliſchen Miniſtern nicht ſehr beliebt iſt, ſoll unlängſt öffentlich geäußert haben: „The British constitution is on its trial" („die engliſche Verfaſſung hat jetzt die Probe zu beſtehen"). Es ſoll ſich dieſe Aeußerung weniger auf den vielbeſprochenen Konflikt zwiſchen Ober- und Unterhaus hinſichtlich der Papierſteuer, als auf die ſtets mehr, unter Zuſtimmung des Parlaments, ſich geltend machende Anmaßung der engliſchen Miniſter bezogen haben. Bekannt iſt, daß Lord Palmerſton unmittelbar nach dem franzöſiſchen Staatsſtreiche vom 2. December den Kaiſer der Franzoſen anerkannte, ohne darüber erſt die Anſicht der Königin vernommen zu haben. Ebenſo ſoll Lord John Ruſſell in neuerer Zeit ſeine eben nicht durch Urbanität ſich auszeichnenden Noten in Bezug auf die Differenz mit Preußen im Widerſpruche mit der Anſicht ſeiner Souverainin erlaſſen haben. Durch ſolche Verletzungen der Rechte der Krone wird allerdings die engliſche Verfaſſung nicht blos auf die Probe geſtellt, ſondern auch verhöhnt. Ein conſtitutioneller Miniſter muß vor allen Dingen, wenn er vor die Vertreter ſeines Landes und Volkes tritt, wahr und gerecht ſein. Iſt er das nicht — nun ſo hat eben ſein Land nichts

voraus vor dem, von einem Despoten ohne alle Verfassung und ohne alles moralische Ansehen regierten Lande. Die englischen Minister sind aber dem Parlamente gegenüber, besonders in Betreff ihrer auswärtigen Politik, unwahrer und ungerechter, als es jemals die Minister eines Napoleon waren. Sie scheuen sich nicht, auch die offenbarsten Unwahrheiten öffentlich zu sagen.

Oder sind es nicht Unwahrheiten, wenn die englischen Minister ohne Unterlaß im Parlamente versichern, die Pforte sei im Stande und habe den Willen, ihre christlichen Unterthanen in Syrien und Klein-Asien gegen deren Feinde zu schützen, während sie aus den Berichten ihrer eigenen Konsuln fortdauernd das Gegentheil ersehen?*

Sind es etwa keine Unwahrheiten, was dieselben Minister unaufhörlich den auf ihren asiatischen Handel eifersüchtigen englischen Rhedern und Kaufleuten von der Unmöglichkeit des Baues des von tüchtigen, französischen Ingenieurs angelegten Suez-Kanals vorreden?

Ist es etwas Anderes, als eine Unwahrheit, wenn Lord Palmerston von dem Glücke spricht, das er den Jonischen Inseln bereitet, indem er sie von ihrer nationalen Vereinigung mit Griechenland und von der Befolgung des italiänischen Beispiels zurückhält, das von England so aufgemuntert worden war?

Sind es ferner keine Unwahrheiten, wenn die Lords Palmerston und Russell den deutschen Regierungen bei ihrer Verwendung für die von Dänemark verletzten Rechte Schleswig-Holstein's unlautere Absichten unterschieben und wenn sie in heuchlerischer Weise den Deutschen Bund dafür verantwortlich machen, daß in Schleswig-Holstein keine Preßfreiheit herrscht und den Ständen der deutschen Herzogthümer das Steuerbewilligungs-Recht nicht zugestanden worden?

Endlich ist es nicht die offenbarste Unwahrheit, wenn im Parlamente Lord Palmerston, in die Fußstapfen der lügenhaften Times tretend — die Gesetze Preußens barbarisch und deren Vollstrecker rohe Gesellen nennt, weil — ein englischer „Lümmel," der auf dem Bahnhofe in Bonn eine deutsche Dame thätlich beleidigt und den Bahnhofs-Vorsteher mit Boxer-Faust behandelt hatte, wegen dieses auch in England als „Felony" bezeichneten Vergehens festgenommen wurde?

So sicher jede Regierung, die sich der Ehre und des Rechtes ihrer Landes-Angehörigen auch im Auslande mit Nachdruck annimmt, der Bewunderung aller Welt ist, ebenso sicher darf jede Regierung, die sich der Brutalitäten und Rohheiten ihrer Landes-Angehörigen im Auslande annimmt, ohne der Stimme der Wahrheit und des Rechtes Gehör zu geben, auf den Haß und die Verachtung aller Welt zählen.

— Cavour und seine Zeitgenossen. Von der Mißpolitik eines Palmerston und eines Russell bis zu der durchdachten, wohl berechneten Diplomatie eines Cavour — welcher ungeheure Sprung! Ganz Europa ist in Bewegung gesetzt durch die Nachricht von dem Tode des italiänischen Staatsmannes, denn seit Chatham und Pitt, seit Stein und Metternich hat es keinen Minister von so einflußreicher Wirksamkeit, von so bewundernswürdigen Erfolgen gegeben, als den Grafen Camillo Benso Cavour. Nein, die Schule der Machiavelli und der Guicciardini, aus welcher die Mazarin und die Piccolomini hervorgegangen, ist auch heutzutage noch nicht ausgestorben in Italien. Wie geschickt wußte der verstorbene Pilot des vom Sturme gepeitschten sardinischen Staatsschiffes dasselbe mitten durch die Charybdis der französischen und die Scylla der österreichischen Politik hindurch zu laviren, und wie rechtzeitig verstand er es auch, sich der vollen Strömung des Volksgeistes zu überlassen, von welcher getragen er mit seinem Monarchen die scheinbar am Fernsten liegenden, großen Ziele erreichte! Daß er von denjenigen, deren Politik er durchkreuzte und zu Schanden machte, gehaßt wird, ist ganz in der Ordnung, aber welchen ganz anderen Charakter hat dieser, mit einer gewissen Bewunderung seines Glückes und mit dem Wunsche, es ihm nachzuthun, verbundene Haß, als jenes Gefühl der Verachtung, das jetzt der gesammten übrigen Welt die Politik der Palmerston und der Russell einflößt!

— Die ersten Nachrichten über Heuglin's Expedition. Das neueste Heft von Petermann's Geographischen Mittheilungen wird bereits mit einem Bericht über Th. von Heuglin's Expedition nach Inner-Afrika eröffnet. Heuglin, begleitet von den Herren Dr. Steudner, Kinzelbach, Hansal und Schubert, ist am 4. März in Alexandria angekommen und wurde am 23. März, als „außerordentlicher Gesandter Sr. Hoheit des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha," von dem Vicekönig von Aegypten feierlichst empfangen. Der Chef der deutschen Expedition nach Central-Afrika war in großer Uniform und überreichte dem Vicekönige das Großkreuz des Sachsen-Ernestinischen Hausordens, was der Stadt durch Abfeuerung von 21 Kanonenschüssen verkündet wurde. Se. Hoheit unterhielt sich mit Herrn von Heuglin auf das Freundlichste und legte ein außerordentliches Interesse für die bevorstehende Reise desselben an den Tag. Dr. Steudner hatte in der Zwischenzeit mit Hansal und Schubert einen Ausflug nach Rosette unternommen, über welchen die „Mittheilungen" Näheres berichten. Ferner giebt Steudner über die Quelle und den Lauf des Flusses Sobat einen Bericht nach Forschungen der Herren Leon des Avanchers und Monsignor Massaja, aus Kaffa vom 12. und 14. October 1860, und Nachrichten über die jetzigen Zustände in Abessinien, wo der Negus (Kaiser) Theodor den Gegenkaiser Agow Negussieh besiegt hat und ihm, als Rebellen, im Januar 1861 die rechte Hand und den rechten Fuß abhauen ließ, woran der Negussieh gestorben ist. Die katholischen Missionaire in Massaua einerseits und die englischen Konsuln andererseits sollen die verschiedenen Parteihäupter Abessiniens durch ihre Intriguen unterstützen. Ein General Garett, von Negussieh's Partei, überfiel sogar den englischen Konsul Plowden und tödtete ihn, worauf er mit dem englischen Ingenieur Bell, im Angesicht des Heeres, einen Zweikampf bestand, in welchem er selbst fiel. Bell wurde darauf von Garett's vier Brüdern meuchlings erschossen, und Letztere sind endlich von Kaiser Theodor eigenhändig getödtet worden. Die englische Regierung soll keinerlei Schritte gethan haben, um Satisfaction für die Ermordung ihres Agenten zu erlangen.

Heuglin hat sich am 25. März mit seinen Begleitern nach Kairo begeben, von wo er über Suez und Massaua nach Chartum zu reisen gedachte. Von dem letzten Orte beginnt erst die eigentliche Expedition in das innere Afrika.

— Das Innere von Australien. In ihrer öffentlichen Jahressitzung, am 20. Mai, hat die geographische Gesellschaft in London zwei goldene Preismedaillen „zur Aufmunterung der geographischen Wissenschaft und der Entdeckungen in der Erdkunde" zuerkannt: an Capitain J. H. Speke, wegen seiner im Jahre 1858 unternommenen Forschungsreise in Central-Afrika und seiner Entdeckung des großen Sees Nyanza (2½ Grad südlich vom Aequator), dem Speke den Namen „Lac Victoria" gegeben,* und an John Mac Douall Stuart, wegen seiner Forschungsreisen im Innern von Australien, im Jahre 1860. Einen ausführlichen Bericht über diese ungemein erfolgreichen Forschungen in Australien, begleitet von einer, nach dem Tagebuche Mac Douall Stuart's von A. Petermann gezeichneten Karte, bringt das neueste Heft (1861, Mai) von Petermann's „Geographischen Mittheilungen," dem wir nachstehendes Resumé entlehnen: „Was Stuart fand, hat gewiß Viele sehr überrascht. Er fand weder den großen Binnensee, welchen Oxley und nach ihm viele Andere im Inneren von Australien vermutheten, noch die seichten, im Sommer zu ausgedörrten Ebenen umgewandelten Wasserflächen, mit denen Landor dasselbe ausgefüllt glaubte, noch auch die trockenen, sandigen, mit ausgetrockneten oder seichten Salzseen abwechselnden Tiefebenen, die Eyre dort voraussetzte, noch die ungeheuern wüsten Ebenen, die nach der Vorstellung von Jukes im Süden sich ausbreiten sollten, noch Dr. Herring's unnahbare Wüste, noch die trostlosen, parallelen rothen Sanddünen, die sich, nach Sturt, vom Torrens-Becken bis zu den vom Gregory 1856 aufgefundenen Wüstenstrichen im Nord-Westen fortsetzen sollten, noch endlich die große, centrale Depression mit Salzboden, welche Graf Strzelecki, Sir Roderick Murchison und Andere annahmen. Alle diese Hypothesen haben sich als nicht stichhaltig erwiesen; vielmehr fand Stuart eine weit größere Mannigfaltigkeit; einen raschen Wechsel zwischen Ebene und Boden-Erhebung, zwischen öden Sandflächen, grasreichen Landstrichen, dürrem Gestrüpp, parkähnlichen Wäldern, wasserreichen Höhenzügen und üppigen Thalfurchen; ein Land, das ebenso der höheren Gebirge und der größeren, beständig Wasser führenden Flüsse entbehrt, wie es frei ist von Wüstenflächen, die sich an Ausdehnung mit den bekannten größeren Wüsten der Erde irgend messen könnten."

* Man vergleiche die in Nr. 23 und 24 des „Magazin" citirten „Papers relating to the condition of Christians in Turkey, printed for the use of the Foreign Office."

* Speke glaubt, in diesem See den eigentlichen Ursprung des Nil gefunden zu haben und hat kürzlich eine neue Reise nach Afrika angetreten, um diese Thatsache zu konstatiren.

J. L.

Im Verlage von Brockhaus & Comp. in Leipzig.
Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes; in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Thomann, Niederwallstraße Nr. 61) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Behufs etwa entbehrlicher Frankirung an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionäre Herren B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 61, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 6 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 26. Mittwoch, den 26. Juni 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite

Tagebücher von Friedrich von Gentz 301
Volkswirthschaftliches. I. Aus dem südwestlichen Deutschland. II. Der Rechts- und der Polizeistaat 303

Holland.

Politische Wesen in der Naturgeschichte 304

Belgien.

Die Nationalität in Belgien. III. Germanen und Romanen . . . . . „

Italien.

Der Etna und die Stadt Catania 306

Türkei.

Kolonisirung der Türkei. Fiaanzen und Engländer 307

Hinter-Indien.

Deutsche Briefe aus Annam. Scenen aus dem französischen Kriegslager in Cochin-China. Der Handel in Saigun 309

Ostindien.

Orient und Occident 310

Mannigfaltiges.

Aus dem Jahr 1849 311
Herr von Heuglin über den Suez-Kanal . . . . . „
Mariette's ägyptische Alterthümer . . . . . „
Böhmische Geschichts-Studien . . . . . „
Verlags-Artikel des Lloyd in Triest 312
Pädagogisches aus Schleswig . . . . . „
Was ein Pariser Gasthof einbringt . . . . . „
Der Philister . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

Tagebücher von Friedrich von Gentz.*

Der Wendepunkt zweier Zeitalter pflegt ein Doppel-Antlitz zu tragen und so auch die Gränzscheide zweier Jahrhunderte, wenn die beiden Jahrhunderte wirklich verschiedene Zeitalter ausdrücken. Das ist keine trockene Abstraction der Geschichtsforscher, es ist eine dem Weltlauf entsprechende Wahrheit. Wem ist nicht das Gemisch von Zopfthum und moderner Bildung aufgefallen, das an der Schwelle des 19. Jahrhunderts den Charakteren eine so bunte und darum so interessante Färbung verleiht, und in dem wunderlichen Kontrast lebendiger Gegensätze die Eigenthümlichkeit der innern Menschennatur weit offener und zwangloser entfaltet, als in der abgeflachten Mitte unseres Jahrhunderts? In den Tagen von Goethe, Schiller, Herder, Wieland steigen auf allen Feldern der geistigen Strebung wundersame Wesensgebilde empor, Mischungen von Einst und Jetzt, welche, je nachdem, in Erstaunen, in Rührung, in Schrecken, stets aber Geist und Herz in die lebhafteste Bewegung setzen. Der Proteus, Mensch genannt, sah auf der Scheide zweier Welten noch proteischer aus, als sonst, und wie vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt, vom seelenvollen Schiller zu seinem Zeitgenossen, dem hohlen Wortmacher Kotzebue, so zeigt sich in dem Sprung von der erhabenen Vaterlandsliebe eines Stein zu der kleinlichen Denkungsart jener Diplomatenschule der Thugut, Cobenzl, Stadion eine der unerschöpflichsten Begründung würdige Kluft, welche den ganzen Reichthum des Zeitalters an Charakterbildern in der ergiebigsten Fülle offenbart.

Aber Einer Gestalt war es beschieden, die Doppelnatur der Zeit und deren Zwiespalt an einem einzigen Selbst zu verkörpern, und diese Gestalt war der Schriftsteller-Staatsmann, der bürgerlich geborene Tischgenosse der hohen Aristokratie, der deutsch-patriotische und in seiner französelnden Ueppigkeit und seinem Kampf wider Deutschlands innere Wiedergeburt so traurig undeutsche Friedrich von Gentz!

Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense sind seiben die bisher noch ungedruckten Tagebücher — gedruckt war früher nur das Tagebuch van 1806 aus dem preußischen Hauptquartier —, dieses eigenthümlichen halb großen, halb kleinen Menschen, nebst einem Vor- und Nachwort des „Beobachters in der Mauerstraße," wie man nämlich Varnhagen sehr richtig bezeichnen durfte, durch Brockhaus' Fürsorge vor das deutsche Publikum gelangt. Ein Gentz kann nur aus seinen eigenen Bekenntnissen verstanden werden, worauf Robert Mahl in Heidelberg mit großem Nachdruck hingewiesen hat; um so schätzbarer also, und an manchen Stellen für den historisch-politischen Augur wohl unschätzbar, sind uns die Beiträge, welche die vorliegenden Tagebücher zur Charakteristik von Gentz und all' der ungleichartigen Kreise seines „vielbewegten Lebens" darbieten. Was noch an Gentz unklar geblieben, das hat sein eigener, höchst „ungenirter" Mund uns aufrichtig gebeichtet.

Indessen: „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit," sagt ein treffliches Sprichwort, das wahr ist, wie alle Sprichworte, bei deren Auffindung die hohe Lebensklugheit der Menschen den Vorsitz geführt. Diesem Sprichwort folgend, hat Herr Friedrich von Gentz seine ursprünglich mit aus dem Herzen kommender Deutschheit in französischer Sprache geschriebenen Tagesnotizen später in noch deutscherer Aufrichtigkeit unbarmherzig gekürzt und nunmehr in deutsche Form gegossen. Diese Auszüge in deutscher Sprache umfassen den Zeitraum van 1800 an, und enthalten auch so noch eine große Masse interessanter Daten, welche unsere Neugier hinsichtlich des ursprünglichen Textes rege machen. Die Auszüge reichen bis zum Jahre 1814. Lassen nun die Jahre von 1800 bis 1814 doch noch eine Lücke empfinden, so werden wir durch die Gunst der Umstände und die des Herrn von Varnhagen anderweitig besser entschädigt. Denn der sorgliche Gentz mußte an seinen Tagebüchern erfahren, wie Geschäfts- und Zerstreuungslast oft alle Vorsicht, wenigstens theilweise, vereiteln, und diese Schuld des Schicksals hat starke Abschnitte des ursprünglichen Tagebuchs aus der Zeit bis 1814 vor dem Flammentode gerettet. So können wir das vollständige Tagebuch einer Reise nach Weimar vom November und December 1801 in seiner ausführlichen Ergötzlichkeit lesen, wobei wir sehen, wie der Publizist Gentz in Weimar ganz gewaltig „honorirt" ward, und nicht blos auf die Zuneigung des Fräuleins Amalie van Imhof angewiesen war; ferner liegen uns zur Hand das politische Journal vom Jahre 1809, welches neben der Inhaltschwere auch ein vorzüglicher französischer Styl auszeichnet, und das 138 Seiten umfaßt; Abschnitte aus dem Tagebuche aus 1810, das ursprüngliche Tagebuch aus der Zeit des Wiener Kongresses von 1814 und desgleichen das ausnahmsweise deutsch geschriebene über die Karlsbader und Wiener Minister-Konferenzen von 1819. Gern würden wir auch die Tagebücher der übrigen Jahre besitzen, die Varnhagen ebenfalls in seiner Mappe gehabt hat. Sind letztere noch vorhanden, so dürfen wir vielleicht in einer späteren Auflage eine ausgedehntere Publication erwarten.

Tagebücher sind unmittelbare Abdrücke der Erlebnisse und Stimmungen des menschlichen Selbst, wie sie der Augenblick herangebracht hat, den man gerne bannen möchte. Daraus ergiebt sich mit Nothwendigkeit, daß jedes Tagebuch an erster Stelle die Persönlichkeit wiederspiegelt, welche es führt. Dieses Sachverhältniß ist in solcher Stärke

* Tagebücher von Friedrich von Gentz. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Mit einem Vor- und Nachwort des Letzteren. Leipzig. Brockhaus. 1861. Ein Band von 369 Seiten.

maßgebend, daß wir schon unwillkürlich bei Nennung eines Tagebuches an Selbstbekenntnisse einer Person denken und den sonstigen objektiven Inhalt, der doch auch möglicher Weise hinzukommen könnte, gegen die subjektive Seite des Interesses hintenansetzen. Ob damit immer Recht geschieht, wollen wir unerörtert lassen: Thatsache ist, daß das subjektive Interesse, auch gerade hier, bei der Mehrzahl der Menschen vorwiegt. Stellen wir uns mitten hinein in den Strudel, den der Jahrmarkt des Lebens auf- und abfluthend bildet, kommt es da nicht in tausend Fällen auf die richtige Auslegung nicht blos der Worte und Handlungsweisen, nein, am dringlichsten der innern Wesensbezüge an, auf die Auslegung des eigensten Charakters eines Menschen, und schmachten wir nicht sehnlichst nach einer „anthentischen Selbstinterpretation?“ Gentz hat eine solche ohne Rückhalt, d. h. sonder Beschönigung seiner Fehltritte gegeben; er hat, nachdem sein Leben schon ziemlich enthüllt war, auch noch seine Seele enthüllt! Leider muß man danach erklären: Gentz war „eine verlurene Seele!“ Man pflegt nicht gemeine Naturen so zu bezeichnen, meist besonders begabte, durch deren Verlorengehen der Menschheit eine empfindliche Einbuße erwuchs. Daß Gentz zu den ungewöhnlich begabten Menschen gehörte, wer hat das je bezweifelt? Die stählerne Schmiegsamkeit seines das Völkerleben umfassenden Geistes, die geniale Auffassung des Gegebenen, die wunderbare Leichtigkeit, sich fremde Gedanken anzueignen und sie auf dem Gange ihrer Folgerichtigkeit weiter zu entwickeln, der lebhafte Sinn für die Eigenthümlichkeit der staatlichen Grundverhältnisse, kurz eine Anlage zum Staatsmann ohne Gleichen, und bei seiner stylistischen Vollendung eine hohe Begabung für die Literatur, hauptsächlich in den sogenannten „ehetorischen Fächern,“ wofür Oesterreichs Kriegsmanifeste von 1809 und 1813 Zeugniß ablegen, alle diese Eigenschaften stellen die „rechte Hand Metternich's“ auf den ersten Rang der politischen Größen seiner Zeit. Aber wie schnöde ist Gentz mit seinen Gaben verfahren! Er hat sie nicht werth gehalten, von einem vorwurfsfreien Leben umrahmt zu werden, er hat sich nicht gescheut, einen sittlichen Selbstmord zu begehen! Wer auch noch so wenig den Beruf verspürt, über das Kapitel „Gentz“ ein Moral-Kollegium zu lesen, kann doch gewisse schwarze Flecken auf der Seele des Mannes nicht mit dem Mantel der Liebe bedecken. Dies wäre einzig noch hinsichtlich seiner zahllosen Liedschaften thunlich, die zwar Gentz, namentlich 1801 bis 1805 (ihren Höhepunkt erreichte die Leidenschaft 1804, wo die polnische Damenwelt Wien's ihn stark fesselte) ungeheuer viel beschäftigten und kostbare Zeit raubten; jedoch als ein häufiger und fast Standesfehler der Staatsmänner von ehedem, insofern die Liebe der Politik selbst fremd blieb, zu entschuldigen sind, und bei einem schönen, eitelen, heißblütigen Manne wohl erklärlich. Es möchte sogar im Gegentheil ein politischer Mißgriff sein, wenn man in Staatssachen auf das punctum umoris ein entscheidendes Gewicht legt, und wenn der Herr Kriegsrath Gentz, was man ziemlich bestimmt annehmen darf, auch in Folge seines lockeren Lebenswandels, durch den er den Boden unter den Füßen verlor, in Preußen Amt, Stellung und die Möglichkeit der Existenz aufgeben und sich 1802 Oesterreich in die Arme werfen mußte, so ward hiermit ein ähnlicher Fehler begangen, wie der, als Friedrich der Einzige den großen Loudon wegen seines unansehnlichen Aeußeren nicht in seinen Dienst nahm, sondern ihn zwang, bei Oesterreichs Fahnen Ruhm und angemessene Verwendung seiner Kraft zu suchen. Und Gentz, der zündende Blitze des Genius auf den ersten Napoleon zu schleudern verstanden, war später ein schmerzlich entbehrtes „Talent.“ In der preußischen Atmosphäre, zumal unter dem Hauche des Umschwungs von 1808, hätte Gentz immer noch zu innerem Halt, sittlichem Ernst und edlem Selbstbewußtsein geistigen Vermögens gelangen können, während er in Wien unter Menschen, die er, von Oben angefangen, gründlich verachtete, vollends zum Intriganten und Genußmenschen herabsank.

Was wir Gentz am schärfsten verwerfen müssen, sind nicht die Tollheiten der Ueppigkeit, Unordnung, Verschwendung, die Schlechtigkeiten seines herz- und lieblosen Betragens gegen Vater, Gattin und Freunde. Diese Dinge kommen bei einem öffentlichen Charakter erst in zweiter Linie in Betracht, oder besser, sie sind erst Folgen eines tiefer liegenden Grundübels. Ich nannte Gentz vorher „eine verlorene Seele;“ öffnen wir die geheimen Schubfächer seiner Seele, die das Tagebuch uns aufschließt, so erblicken wir die Todsünde seines Ich in der Darangabe seiner sittlichen Freiheit! Man möchte fragen, welcher Dämon hat Gentz dazu geführt, die höchsten Blüthen des Geistes, die nur in der Freiheit, wahrlich nur in seelischer Freiheit, gedeihen können, zu knicken, dann zu zertreten, sein Selbst zu verkaufen an Solche, die er, wie eben gesagt, verachten mußte und an eine Sache, deren alleinige Gerechtigkeit einem Manne von Gentz' umfassender Kenntniß kein unbedingter Glaubensartikel zu bleiben vermochte. Vielleicht ein sich überstürzender Ehrgeiz? Sicherlich ist Gentz nicht von vornherein seiner bessern Natur untreu geworden; wir müssen dem freisinnigen Mohl, dem gewissenhaft unparteiischen Gegner, einräumen, daß Gentz' politischer Konservatismus nach den Erfahrungen der französischen Schreckenszeit in seinem Ursprunge ehrlich, sein Kampf gegen „Bonaparte“ ein Kampf aus Ueberzeugung war, weil durch den ingrimmigen Haß erzeugt, den der Rest seiner eigenen, innerlichen Freiheit wider die arglistige Despotie des revolutionairen Imperator's aufzubieten strebte. Aber daß die Gewissenswahrheit der Opferung des bessern Selbst, des Seelenverkaufs an die äußere Macht, des Verlustes jener sittlichen Freiheit von keiner Declamation wider die „Demagogie“ ganz übertönt werden konnte, sondern in den ungeschminkten Stunden des Alleinseins die Hülle der Eitelkeit unwillkürlich durchbrach — dafür giebt es merkwürdige Zeugnisse in den Tagebüchern, und wir möchten den Vertheidigern der konservativen Aufrichtigkeit des Herrn v. Gentz unter Anderm folgende Stelle, die am Jahresschluß von 1814 als ein Verdikt über den Wiener Kongreß geschrieben, zu bedenken geben. Gentz erklärt:

„Der Anblick der öffentlichen Angelegenheiten ist traurig; aber er ist es nicht wie sonst, vermöge des lastenden und zermalmenden Gewichtes, das über unsern Häuptern schwebte, sondern wegen der Mittelmäßigkeit und Albernheit fast aller handelnden Personen; nun dient jedoch, da ich mir nichts vorzuwerfen habe (?), die vertraute Bekanntschaft mit dieser erbärmlichen Entwickelung und allen diesen armseligen Wesen, welche die Welt regieren, weit davon entfernt, mich zu betrüben, lediglich zu meiner Belustigung, und ich erfreue mich an diesem Schauspiel gerade so, als wenn man es allen zu meinem Privatvergnügen gäbe.

„Ich habe dieses Jahr an interessanten Persönlichkeiten nur den Prinzen von Ligne verloren.

„Das Jahr 1815 beginnt unter ziemlich guten Aussichten für mich; was die „öffentliche Sache“ betrifft, so sehe ich, daß es unnütz zu glauben, sie werde jemals die eitlen Hoffnungen erfüllen, mit denen sich die Enthusiasten schmeicheln, und auf die ich für ewig verzichtet habe! Ergo sil felix et faustum!“

— Wird man nach diesen Worten, die eine mephistophelische Befriedigung ausdrücken sollen, die aufrichtig konservative Gesinnung des Herrn von Gentz und seinen Herzensbeifall zu den Wiener Maßnahmen der Neugestaltung Europa's noch ferner standhaft behaupten? Offenherziger gegen seine Partei konnte Gentz allerdings nicht reden, und es ist in der That ein „ewig“ denkwürdiges Ereigniß, daß zwölf Dienstjahre in der österreichischen Diplomatie und ein Wust von Staatsakten, Intriguen und Leichtfertigkeiten die Erinnerung an seinen Jugend-Enthusiasmus für Freiheit und Fortschritt nicht völlig hatten begraben können!

Und hatte etwa Gentz den Kampf der Coalitionen mit Napoleon I., oder gar die Lage der Dinge in Oesterreich, die unmittelbar vor seinen Augen ihre Lebenszeichen kund gab, durch ein rosenfarbenes Glas betrachtet? Eben dazu war er viel zu sehr Realist. Das Oesterreich von 1809 ist von ihm so bis in's Innerste durchschaut worden, wie es noch kein Darsteller zuvor begriffen hat, und indem das Jahr 1809 die edelste Kraft, die Volkskraft und die Stärke der Hülfsquellen Oesterreichs neben den trostlosen Schwächen, Halbheiten, Jahrhunderte langen Vernachlässigungen an den Tag brachte, ist das Tagebuch des kritischen Beobachters Gentz, der mitten im Strome der Zeithandlung stand, ein wunderbar scharfes Prognostikon für das Oesterreich des ganzen 19. Jahrhunderts! Der österreichische Staatsmann wende sich an Gentz und lerne, was ist und was noth thut!

Bei einem besonnenen Manne kommt aber das Urtheil nicht gleich im ersten Drang der Zwischenfälle, deshalb wende man sich ebensosehr an die genaue Darstellung der Monate Februar und März 1810, als an die der Sommer- und Herbstmonate von 1809! Wie das politische Tagebuch von 1809 uns den Gang der Katastrophe an dem reihenweisen Auftreten der Personen enthüllt, unter denen z. B. der Erzherzog Karl auf Grund der Aussagen des Majors O'Donnell (Feldgehülfen des Erzherzogs Maximilian und eines ausgezeichneten Offiziers) des Grafen Ferdinand Palffy, des Hofraths Hudelist, wegen seiner unentschlossenen Haltung bei Aspern und Wagram wiederholt geladelt wird, so verschafft uns der Bericht von 1810 den breiten Ueberblick über die Zustände und Ergebnisse des verflossenen Jahres; das Bild von 1809, will ich sagen, empfängt erst 1810 seinen vollendeten Abschluß. Aber wie wenig schmeichelhaft urtheilt nun Gentz über Zustände, Aussichten und leitende Größen Oesterreichs! Es ist hiernach noch unmöglicher, daß er, der Ausländer, aus einem andern Grunde, denn aus selbstsüchtiger Berechnung und über-

haupt aus nacktem Eigennutz, Geisteskraft und Fähigkeit dem Kaiserstaate zur Verfügung gestellt. Am Schluß des März 1810 schreibt er nämlich folgende bedeutsame Schilderung:

„Die Monarchie, gefestigt durch den letzten Krieg — obwohl die kurzsichtigen Leute es nicht ahnen — gefestigt auch von Neuem durch die Heirat (der Erzherzogin Marie Louise mit Napoleon), so bitter auch dies letztere Heilmittel sein mag — kann bestehen und allen Stürmen trotzen, wenn sie ununterbrochen an der Wiederherstellung ihrer Kräfte arbeitet, und mindestens auf sechs oder acht Jahre jeden Gebrauch dieser Kräfte zu irgend welchem auswärtigen Kriege vermeidet.

„Aber regiert und verwaltet, wie sie nun einmal wird, ist es gewiß, daß sie das erste dieser Ziele nicht erreichen und sehr zweifelhaft, ob sie sich des zweiten versichern wird.

„Das Unglück dieses Staates besteht nicht in dem Einflusse dieses oder jenes Menschen, oder dieser oder jener Partei. Es liegt ganz und gar an dem absoluten Mangel eines Centralverbandes — und an der äußersten Mittelmäßigkeit derer, welche die Hauptzweige leiten.

„Man fühlt, daß die Eroberung Ungarns die erste Vorbedingung jeder wesentlichen Reform ist; man sagt das bei allen Gelegenheiten. Die Schwierigkeiten sind wenig beträchtlich (!); ein starker Wille und einige geschickte Maßregeln würden genügen, den Erfolg zu sichern. Aber Niemand hat einen Plan; Niemand weiß, womit anfangen; Niemand will das Problem fondiren und feststellen, und wenn irgend Jemand damit zu Stande käme, Wen gäbe es für die Ausführung?"

Hierauf nimmt er die Departements-Chefs durch, bemerkt, daß der Kriegsminister Graf Bellegarde fortwährend auf seine Ankunft warten läßt, und seine Vertreter, unter ihnen selbst Radetzky und Klemm, inzwischen Alles thun, Material und Geist der Armee zu zerstören, die inneren Angelegenheiten sich in einem beklagenswerthen Zustand befinden, das Finanz-Departement hingegen noch besser wie die übrigen bestellt sei, da der Finanzminister O'Donnell Vertrauen einflöße: „er hat viel Geist, viel Scharfsinn, wahrhaftes, politisches Talent, ist unermüdlich arbeitsam und hat einen ernsthaften (und in Wien sehr seltenen) Eifer für die Pflichten seiner Stellung. Aber er ist nicht umgeben, wie er es sein sollte, und was noch betrübender ist, er ist selber nicht glücklich in der Wahl seiner Umgebungen." — „In der öffentlichen Meinung fällt ihre unbestreitbare Mittelmäßigkeit in wenig vortheilhafter Weise auf den Chef zurück."

„Und gleichwohl ist die Frage, wenn das neue System sich nicht behaupten könnte, oder wenn irgend eine andere Ursache den Fall des Grafen O'Donnell herbeiführte, welch' Mittel giebt es, ihn zu ersetzen? — Diese Noth bildet das Grundübel der Monarchie."

„Die auswärtigen Angelegenheiten befinden sich nicht geradezu schlecht in den Händen des Grafen Metternich. Er glaubt an sein Glück, und das ist eine vortreffliche Eigenschaft. Er weiß sich zu helfen, er besitzt Geschicklichkeit, er tritt für Vieles mit seiner Person ein. Aber er ist leichtsinnig, zerstreut und hochmüthig. Wenn sein Stern ihm während einiger Jahre günstig ist, kann er dem Staate eine sehr zuträgliche Lage nehmen und geben. Aber er hüte sich vor neuen Krisen, sie würden ihn umwerfen, und (dank dem Grundübel!) er ist eben so schwer zu ersetzen, wie der Graf O'Donnell!"

Nur Eine Person von überlegenem Geist sieht Gentz am Hofe: die damalige Kaiserin; vom Kaiser selbst, in dessen Diensten er doch stand, redet er in einem höchst unehrerbietigen Tone, der seinerseits wiederum beweist, wie nicht die geringste persönliche Anhänglichkeit ihn an Oesterreich fesselte.

Lieſt man den politischen Theil der Tagebücher, so möchte man wirklich ausrufen: Schade um Gentz! Schade, daß seine an Gemeinheit streifenden Leidenschaften ihn in ein Netz von Erbärmlichkeiten verstrickt hatten, daß Genußsucht, Geldmangel (seine Börse glich dem Faß der Danaiden) und Geldgier ihm die Wahl seiner Erwerbsquellen ziemlich gleichgültig machten, worauf unter Andern auch die geheimnißvolle Korrespondenz nach Bukarest hinzudeuten scheint; schade überhaupt, daß der Mensch von dem Staatsmanne unzertrennlich war! Unter diesen leidigen Umständen kann es nur wenig darauf ankommen, ob Gentz von dem Glauben an die reaktionaire Doktrin seines Freundes Adam Müller innerlich durchdrungen war oder nicht.

Mag nach Varnhagen's Nachwort zu den Tagebüchern, das der drastische Eindruck der Wiener und der Karlsbader Minister-Konferenzen eingegeben, den Abscheu gegen die Pfiffigkeit der Staatsheilkünstler der Restaurations-Epoche in eine etwas übertriebene, bittere und heftige Apostrophe gekleidet haben, an welcher zweifellos die politische Gegnerschaft des Zeitgenossen einigen Antheil hat; die Entschuldigung, alle Diplomaten von damals hätten, indem sie die heiligsten Interessen des Völkerlebens in Saus und Braus behandelten, denselben Grad von Leichtsinn und Leichtfertigkeit entfaltet, diese Entschuldigung würde den speziellen Schuldposten unseres Gentz kaum verringern. Denn Gentz überragte ja an Horizont und Schärfe des Urtheils, wie an politischer Sachkenntniß alle seine Kollegen! Der Schriftführer der Fürsten-Kongresse muß mit dem höchsten Maßstab gemessen werden. Er hat in Folge seiner Leidenschaften dem ihm gebührenden und eigenthümlichen Maßstab nicht genügt; dies ist die Tragik des außerordentlichen, sowohl berühmten als berüchtigten Mannes! T. v. B.

Volkswirthschaftliches.

I.

Aus dem südwestlichen Deutschland.

Der volkswirthschaftliche Verein für Südwest-Deutschland, welcher in diesem Frühjahre gegründet worden und von dem wir im „Magazin" bereits einigemal gesprochen haben, hat einen von Dr. Passavant und Max Wirth in Frankfurt a. M. unterzeichneten Aufruf zu weiterer, thätiger Betheiligung erlassen, dessen nachfolgende Stellen wir mit Vergnügen auch zur Kenntniß unserer Leser bringen:

„Blicken wir zurück auf die raschen Erfolge der volkswirthschaftlichen Reform in Deutschland, so fühlen wir uns zu kühnen Hoffnungen berechtigt. Vor zehn Jahren fing Schulze-Delitzsch, der aus dem Schiffbruch der Jahre 1848 und 1849 die Genossenschaft gleichsam wie ein Palladium gerettet hatte, ganz allein in einem kleinen Landstädtchen der Provinz Sachsen zu wirken an; mehrere Jahre verstrichen, bis die Zahl der Associationen auf ein Dutzend sich erstreckte, 1858 waren es erst 80, 1859 schon 250, 1860 350, und jetzt gegen 450. Vor drei Jahren wurde die Gewerbefrage auf die Tagesordnung der volkswirthschaftlichen Bewegung gesetzt, im Jahre 1858 erklärte sich der Kongreß deutscher Volkswirthe für das Prinzip der Gewerbefreiheit, und heute ist dieses in Oesterreich, Würtemberg, Nassau, Bremen, Sachsen, Oldenburg, Koburg-Gotha durchgeführt und in den übrigen Staaten in der Durchführung begriffen.

„Nicht wenig Schuld an der Vereitelung der Jugendträume der deutschen Nation trug vor 12 Jahren die Unklarheit über die volkswirthschaftlichen Verhältnisse, denn die Furcht vor den unwirthschaftlichen, verderblichen Bestrebungen der Socialisten und Kommunisten, welche soeben in Frankreich die nationale Erhebung vergiftet und zu Grunde gerichtet hatten, trieb auch in Deutschland einen großen Theil der besitzenden Klassen aus der Reformpartei in das Lager Derjenigen, welche die Wiederherstellung der alten Zustände um jeden Preis auf ihre Fahne geschrieben hatten; und jetzt, nach einer zehnjährigen Klärungsarbeit der volkswirthschaftlichen Reformer hat der Handels- und Fabrikanten-Stand Deutschlands auf dem deutschen Handelstag sämmtliche Forderungen derselben fast einstimmig sanctionirt. Das kann uns wohl ermuthigen, rüstig weiter zu streben.

„Wir rufen Ihnen zu, was Professor Schröder den Mannheimer Bürgern in seinem Berichte über die erste Versammlung des volkswirthschaftlichen Vereins gesagt hat: „„Der volkswirthschaftliche Verein verhandelt nicht über eigentlich politische Fragen. Man ist der Ansicht, daß die persönliche und bürgerliche Freiheit, der individuelle und bürgerliche Wohlstand der Zweck sind; die politischen Institutionen nur das Mittel, um die ersteren zu erlangen und zu sichern. Man ist der Meinung, daß über dem Streben nach den Mitteln die Klarstellung des Zwecks einigermaßen vernachlässigt worden sei. Während über das Bedürfniß der constitutionellen Verfassung, der Freiheit der Presse, der Unabhängigkeit der Gerichte ꝛc. so ziemlich Jedermann aufgeklärt sei und für ihre Erringung gekämpft habe, sei der Mangel an Freizügigkeit, d. h. die Internirung der Einzelnen in ihren Heimatorten, der Zunftzwang, die bureaukratische Bevormundung des ganzen wirthschaftlichen Lebens ꝛc. fast ohne Widerspruch geduldet worden. Wer über Ziel und Zweck, die bürgerliche Freiheit und Wohlfahrt, sich klar geworden sei, werde übrigens auch in der Beförderung der Mittel zu diesem Zwecke nicht lässig werden. Obwohl uns England in praktischen wirthschaftlichen Verhältnissen voraus sei, so bleibe doch zu hoffen, daß Deutschland in vorgeschrittener wirthschaftlicher Einsicht bald alle Nationen überflügeln werde.""

„Zu diesem Zwecke sollen nicht blos die jährlich mehrmals stattfindenden Versammlungen des Vereins wirken, sondern dieser soll auch in der Zwischenzeit seine Thätigkeit entfalten, sowohl im engeren Kreise der Vereinsmitglieder, als auch in der Presse durch Verbreitung populärer Schriften und durch Bestellung von Reisepredigern."

Eine dieser populären Schriften ist kürzlich als „erstes Flugblatt des volkswirthschaftlichen Vereines für Südwest-Deutschland“ ausgegeben worden. Es ist eine Abhandlung von Franz Wirth, Redacteur des Arbeitgebers in Frankfurt am Main, über die „deutschen Volksbanken.“* Der Verfasser nennt die auf Selbsthülfe beruhenden Vorschuß-Vereine, deren es in den verschiedenen Gegenden Deutschlands, nach den von Schulze-Delitzsch gegebenen Anleitungen, bereits über vierhundert giebt, „Volksbanken,“ weil sie namentlich in solchen Städten, wo es keine größeren Bank-Institute giebt, von Jedem benutzt werden, der nicht in der Lage ist, sich bei einer auswärtigen Bank, oder bei einem Banquier, ein Conto zu verschaffen. Viele dieser Vorschuß-Vereine, oder Volksbanken, sind in neuerer Zeit eine wahre Geldmacht geworden, die als solche auf dem Kapital-Markt erscheint und aller Vortheile des großen Kapitals theilhaftig ist. Das unter der Leitung von Schulze-Delitzsch bestehende Central-Bureau hat den mit demselben in Verbindung stehenden Vorschuß-Vereinen bei der Leipziger Kredit-Anstalt einen Kredit vermittelt, der in den ersten drei Monaten, von Mitte September bis Ende December 1860, schon in einer Höhe von 750,000 Thalern benutzt worden ist, also jährlich sich auf drei Millionen belaufen dürfte. Im Herzogthum Nassau gewährt die Landesbank den Vorschuß-Vereinen in der liberalsten Weise fast unbeschränkten Kredit. Im Uebrigen ist jedoch das südwestliche Deutschland bis jetzt noch in der Bildung dieser Volksbanken zurückgeblieben. Das Bedürfniß derselben ist inzwischen überall erwacht, und Herr Franz Wirth spricht die Hoffnung aus, daß bald auch dort keine Stadt mehr ohne Volksbank sein werde.

II.

Der Rechts- und der Polizeistaat.

In Schwaben ist ein neuer Hallex erstanden. Der Geist der württembergischen Regierung, die, seitdem Preußen ein constitutioneller Rechts-Staat geworden, aus bloßer Opposition gegen Alles, was das moralische Ansehen dieses Staates zu vermehren geeignet ist, die entgegengesetzte Richtung des Rechtsstaates einschlug, hat auch die Landes-Universität Tübingen inficirt. Herr Professor Dr. Schäffle, der uns bereits als volkswirthschaftlicher Schriftsteller bekannt, wenn auch nicht eben interessant, war, hat am 7. März d. J. seine Inaugural-Rede beim Eintritt in den akademischen Senat der Universität Tübingen gehalten und zum Thema dieser Rede den „gegenwärtigen Standpunkt der wissenschaftlichen Polizei und Politik“ gewählt.** „Wissenschaftliche Polizei und Politik,“ sagt Herr Schäffle, und schon aus dieser Voranstellung der Polizei, der er das Prädikat wissenschaftlich vindizirt, wird man erkennen, welche Art von Politik die des Herrn Professors ist. Deutschen Professoren, einem Justi, einem Schmolz, einem Robert Mohl und einem Schäffle, war es vorbehalten, die „Polizei-Wissenschaft“ zu erfinden. Engländer und Franzosen, denen man doch auch ihren Antheil an der cultura scientiarum lassen muß, wissen von solcher „Wissenschaft“ nichts. Franzosen und Engländer rufen vielmehr den deutschen Professoren zu, daß man ebenso gut, wie von einer Polizei-, auch von einer Corrections- und Rekruten-Anhebungs-, von einer Feuerversicherungs- und Ordensverleihungs-Wissenschaft reden könne. Man sieht, daß sie uns nicht einmal das Verdienst unserer Erfindungen gönnen.

Dafür haben wir jetzt auch den Triumph, daß ein deutscher Professor den Begriff des Rechtsstaates, welchen noch Mohl seiner Polizei-Wissenschaft zum Grunde gelegt hatte, als eine leere Fiction aufzeigt, die erst durch das Complement des Polizeistaates eine Realität und so überhaupt denkbar und nachweislich werde. Aretin und Zachariä tragen, wie uns Schäffle sagt, hauptsächlich die Schuld, daß in Deutschland die Begriffs-Verwirrung in Bezug auf den Rechts- und Polizeistaat so um sich gegriffen, daß nicht blos die Volkswirthschaft, sondern auch sogar die Kirche von Selbstverwaltung spreche — ein Wort, das unserem Schäffle ein wahres Grausen erregt. „Und nicht nur in Deutschland,“ klagt Herr Schäffle, „auch in Belgien, Frankreich, England kämpfen organisirte Schulen und Vereine unter der Fahne der Selbstverwaltung gegen ein wirkliches oder angebliches Uebermaß polizeilicher Einmischung. In Deutschland (fügt er hinzu) finden diese Bestrebungen ihren Brennpunkt in dem volkswirthschaftlichen Wander-Kongresse, welcher von Jahr zu Jahr die Mehrzahl derjenigen Persönlichkeiten versammelt, die in den einzelnen Staaten (wie z. B. in Württemberg der wackere Director von Steinbeiß und der nicht minder wissenschaftlich gebildete Fabrikant Dr. Ammermüller in Stuttgart) bemüht sind, der wirthschaftlichen Gesetzgebung die Fesseln der bisherigen Bevormundung abzustreifen.“

Diesen Schulen, diesen Vereinen entgegenzuarbeiten, die hohe Bedeutung der Polizei-Wissenschaft und des Polizeistaates darzulegen, hat sich nun Herr Professor Schöffle, als Nachfolger des Professors Robert Mohl auf dem „Lehrstuhle der Polizei-Wissenschaft“ in Tübingen, zur Aufgabe gemacht. Der volkswirthschaftliche Wander-Kongreß wird seine nächste Herbst-Versammlung in Stuttgart halten; es ist daher hohe Zeit, daß das gute Schwabenland vor dem Umsichgreifen des Rechtsstaates gewarnt werde.

Holland.

Politische Wespen in der Naturgeschichte.

Der bekannte holländische Naturforscher, Professor Cl. Mulder in Gröningen, liefert dem französisch-schweizerischen Naturforscher, Henri de Saussure, im Konat-en Letterbode folgendes kleine Scharmützel:

„Die Politik drängt sich überall ein. Daß man Wespen als Titel-Vignette eines politischen Blattes abbildet, läßt sich begreifen; daß aber ein Naturforscher sich so weit vergißt, den Wespen Namen zu geben, die der Politik entlehnt sind, ist unverzeihlich. Das Erste geschieht ohne Nachdenken; denn wer ernstlich erwogen hat, was eine Wespe ist, wird sie nicht zum Sinnbild erwählen. Das Zweite thut leider Henri de Saussure in seiner Monographie des guêpes sociales (Paris et Genève, 1859) S. 22. Ein neues Geschlecht von Wespen wird von ihm Icaria genannt, über welche Benennung er keine Rechenschaft giebt, so daß man unwillkürlich an das „Icarus icariis nomina fecit aquis“ denkt.

„Unter den zweiunddreißig Arten dieses genus kommen einige neue vor, die von ihm folgende Namen empfingen: Icaria socialiatica, Icaria reactionalis, I. revolutionalis, I. constitutionalis, I. democratica, I. anarchica, I. aristocratica, I. politica. Glückliche Wespen, die sich an die ihnen von Menschen beigelegten Namen nicht zu kehren und sich nicht danach zu benehmen haben! Was würde das sonst auch für einen Skandal geben, wenn die sozialistische und die aristokratische Wespe einander begegneten, oder wenn alle gar zusammenträfen in einer Versammlung und sie wirklich zu sein glaubten, was ihr Name besagt!

„Saussure ist überhaupt nicht glücklich in der Bildung neuer Namen. Eine Art seines Geschlechtes Raphigaster heißt Madecassus, womit er, wie es scheint, die Heimat Madagascar hat andeuten wollen (S. 16). Icaria Hongkonkjensis ist gewiß nichts weniger, als wohllautend; es ist ein chinesischer Icarus. Was soll man zu Polistes liliaceous und Polistes liliaceusculus (S. 97 ff.) sagen? Freilich liliacea FABR. konnte er bei Polistes nicht leicht wieder gebrauchen, da er diese Art unter das Geschlecht Polybia gebracht hatte, aber das verschönert nicht den garstigen, neuen Namen.

„Ich bin übrigens weit davon entfernt, das Verdienst des vielumfassenden Werkes von Saussure schmälern zu wollen, aber ich beklage es, daß ein Mann, der einen sehr schwierigen Theil der Entomologie zum besonderen Gegenstande seiner Studien machte, nicht durchdrungen zu sein scheint von der fortdauernden Geltung der Linnéischen Gesetzgebung über die Nomenclatur. Seine längere Abwesenheit zur Zeit des Erscheinens seines Werkes ist nicht ohne nachtheiligen Einfluß geblieben, doch auch dies hat eigentlich keine Beziehung zu dem besprochenen Gegenstande.“

Belgien.

Die Nationalitäten in Belgien.

III.

Germanen und Romanen.

Seit dem Anfange des vierten Jahrhunderts sind die Germanen Belgiens — abgesehen von einem freilich sehr langsamen Vordringen des wallonischen Idioms — in ihre gegenwärtigen Gränzen eingeschlossen gewesen.*

---

* Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1861.

** Deutsche Vierteljahrs-Schrift. April—Juni 1861

* Noch heute finden wir in der Umgegend von Boulogne eine Anzahl Dörfer mit unzweifelhaft deutschen Ortsnamen, wie Boutenberg, Maninghem, Eschinghem ꝛc. Ihre Bewohner sind vollständig romanisirt, wie überhaupt sporadisch über

Dieſes Vordringen des wallonaiſchen, reſp. franzöſiſchen Idioms, deſſen ſchon der 1552 geſtorbene Chronift Jakob de Meyer gedenkt, läßt ſich hiſtoriſch erklären, ſchwerlich aber dürfte jetzt noch die Größe des Verluſtes, den das vlamiſche Sprachgebiet durch daſſelbe bis heute erlitten hat, mit Genauigkeit zu beſtimmen ſein. Wenigſtens iſt dies eine Aufgabe, die nur ein Belge, dem mit reichem archäologiſchen Wiſſen und einer genauen Kenntniß der Oertlichkeit auch alle die Hülfsmittel zu Gebote ſtehen, welche die Ortschroniken und die mündlichen Traditionen der Bevölkerung bieten, zu löſen vermöchte.

Bedeutend ſind übrigens dieſe Verluſte nicht; dieſe harten Köpfe von Flandern, wie Karl V. ſie nannte, wußten, von einem lebhaften Freiheitsgefühl — was für uns wenigſtens mit Nationalitäts-Bewußtſein identiſch iſt — getragen, ihre Nationalität mit Kraft und echt germaniſcher Zähigkeit zu vertheidigen.

Hatten ſchon die letzten Grafen von Flandern ſklaviſch franzöſiſcher Sprache und Sitte gehuldigt, und die Herzöge von Burgund, ſelbſt franzöſiſchen Stammes, das Franzöſiſche in den Niederlanden als Geſchäftsſprache einzuführen geſucht, ſo ſtießen ſie doch dabei Seitens der flandriſchen Stände auf einen ebenſo energiſchen, als hartnäckigen Widerſtand. Bevor die Stände von Flandern dem Herzoge Johann von Burgund, mit dem Beinamen ohne Furcht (regierte von 1404—1419), die Huldigung leiſteten, mußte er feierlich geloben, ſich in allen, Flandern betreffenden Staatsakten ausſchließlich des Vlamiſchen zu bedienen. Zugleich ſchloſſen Gent, Brügge, Ypern und die Freiherrſchaft einen Vertrag, durch welchen ſie ſich verpflichteten, alle Eingaben an den Herzog und ſeinen Rath ausſchließlich vlamiſch abzufaſſen und keine franzöſiſch geſchriebene Antwort auf dieſelben entgegenzunehmen. Das große Pridilegium Maria's von Burgund von 1478 erhebt das Vlamiſche für alle niederdeutſchen Provinzen zur ausſchließlichen Staatsſprache, und ein Jahrhundert ſpäter hatten die Stände von Brabant noch den Muth, dem Herzog von Alba Aktenſtücke darum zurückzuſenden, weil ſie franzöſiſch und nicht vlamiſch geſchrieben ſeien.

War und blieb alſo das Vlamiſche bis zur franzöſiſchen Invaſion in allen niederdeutſchen Provinzen Belgiens Sprache der Juſtiz und der Verwaltung, ſo wurde mit der Einverleibung Belgiens in das Gebiet der franzöſiſchen Republik dem Volke das Franzöſiſche gewaltſam aufgedrungen. Biſchof Gregoire erklärte alle dieſe verſchiedenen Jargone (Deutſch ein Jargon!) für Ausflüſſe des Feudalismus, die der Sprache der Freiheit Platz machen müßten; ein Heer franzöſiſcher Beamten überſchwemmte das belgiſche Land; ein Dekret des erſten Konſuls vom Jahre 1803 befahl, nach Ablauf eines Jahres alle öffentlichen Aktenſtücke ausſchließlich franzöſiſch abzufaſſen, und 1812 verbot Napoleon ſelbſt den Druck vlamiſcher Zeitungen und Gebetbücher.

Das belgiſche Volk, erdrückt unn der Laſt franzöſiſcher Centraliſation, aber zu ſchwach, ſich mit Waffengewalt gegen dieſelbe zu erheben, hatte das nelle Bewußtſein des nationalen Druckes, der auf ſeiner Mehrheit laſtete. — „Die Völker Deutſchlands,“ ſo lautete eine kurz nach Napoleon's Sturze von 145 Aelteſten und Syndiken der Brüſſeler Sectionen verfaßte Bittſchrift, „haben die Sprache ihres Landes wieder zu Ehren gebracht, und wir, wir müſſen erröthen, weil wir noch das Joch der franzöſiſchen Sprache tragen; es iſt Zeit, daß die Unterdrückung des Vlamiſchen aufhöre.“

Man hat die niederländiſche Regierung des Sprachzwanges beſchuldigt; allein kein Vorwurf iſt ungerechter, als dieſer. Die den Sprachgebrauch regelnden königlichen Ordonnanzen vom 18. October 1814, vom 15. September 1819, vom 26. October 1822, vom 28. Auguſt 1829 und vom 4. Juni 1830 athmen alle den Geiſt weiſeſter Mäßigung und Gerechtigkeit.

Indem Wilhelm I. den öffentlichen Gebrauch der Landesſprache wiederherſtellte, ohne die Herrſchaft des Franzöſiſchen in den wallonaiſchen Provinzen zu beſchränken, erfüllte er nur eine Pflicht gegen ſeine niederländiſchen Unterthanen.

Allein ſeit den Tagen, in welchen der niederländiſche Freiheitskrieg den politiſchen Schwerpunkt der Niederlande aus Flandern und Brabant nach Holland verrückt, und die Vlamingen nicht nur der politiſchen Verbindung mit ihren nördlichen Stammgenoſſen beraubt, ſondern ſie auch dem wohlthätigen Einfluſſe ihrer wachſenden Kultur entzogen, hatte das Franzöſiſche zunächſt unter den ariſtokratiſchen Kreiſen der vlamiſchen Provinzen tiefe Wurzel geſchlagen.

Unter Ludwig XIV. hatte das Franzöſiſche alle Höfe Europa's beherrſcht; kann man ſich wundern, wenn es in den excluſiven Kreiſen Flandern's und Brabant's immer mehr Boden gewonnen? Dazu hatte die zwanzigjährige Herrſchaft Frankreichs ein neues Geſchlecht im franzöſiſchen Geiſte herangebildet, und, das Schlimmſte von Allem, die nationale Literatur hatte in den unter ſpaniſch-öſterreichiſche Herrſchaft zurückgekehrten, unter dem Einfluſſe politiſcher Stabilität in Apathie verſunkenen vlamiſchen Provinzen längſt aufgehört, Knospen zu treiben. Unter dieſen Umſtänden iſt es erklärlich, wie man, ohnedies gewöhnt, alle Schritte der niederländiſchen Regierung mit Mißtrauen zu betrachten, derſelben die Einführung des Niederdeutſchen als Sprache der Verwaltung zum Vorwurf machen konnte, wie der Sprachzwang unter den ſogenannten Griefs nationaux der Belgen figurirte, während in Wirklichkeit das Recht der Nationalität nirgends gewiſſenhafter reſpektirt wurde, als von der niederländiſchen Regierung in Belgien.

Wäre der Sprachzwang, über den man mit Unrecht klagte, die einzige Beſchwerde der Belgier geweſen, ſo würde man, trotz des Geſchreis einiger hundert franzöſiſcher, in ihren Stellen verbliebener Beamten, ſchwerlich je die Hand zum Sturze der Oraniſchen Dynaſtie erhoben haben; leider hatte dieſe Letztere jedoch durch anderweitige politiſche Sünden dem belgiſchen Volke gerechten Grund zur Unzufriedenheit gegeben.

Es iſt hier nicht der Ort, die Urſachen der belgiſchen Revolution zu zergliedern; wir wollen nur daran erinnern, daß dieſelbe namentlich von den walloniſchen Provinzen ausging, und daß es der ganzen Rathloſigkeit, Ungeſchicklichkeit und Saumſeligkeit der holländiſchen Regierung bedurfte, um die vlamiſchen Provinzen zu veranlaſſen, ſich der Bewegung widerwillig anzuſchließen.

Da kein Ding, mithin auch nicht die September-Revolution, ihren Urſprung verleugnen kann, ſo ſah ſich das vlamiſche Belgien in Folge derſelben ſchnell von einer Armee walloniſcher oder franzöſiſcher Beamten überſchwemmt; das Franzöſiſche ward Sprache der Militair-, wie der Civil-Adminiſtration, Sprache der Juſtiz; das Vlamiſche verſchwand aus dem höheren und mittleren Unterricht und wurde offiziell nur noch von der Kanzel herab oder aus dem Munde des Dorfſchulmeiſters vernommen. Der Paragraph 23 der belgiſchen Verfaſſung, der die Gleichberechtigung der in Belgien üblichen Sprachen gewährleiſtet, war, gegenüber dem faktiſchen Zuſtande und verglichen mit der perfiden Interpretation, welche eben dieſer Paragraph Seitens der neugeſchaffenen belgiſchen Bureaukratie erfuhr, nichts, als ein der unterdrückten vlamiſchen Bevölkerung in's Angeſicht geſchleuderter Hohn. Dieſer Zuſtand war jedoch ein zu unnatürlicher, doppelt unnatürlich, da es ja hier die Minorität war, welche die Majorität in ihrem nationalen Rechte unterdrückte, als daß ſich nicht ſchnell ein energiſcher Widerſtand dagegen hätte geltend machen ſollen. Dieſe Oppoſition der Vlamingen gegen den auf ihnen laſtenden nationalen Druck, dieſes ihr Ringen für die Gleichberechtigung ihrer Sprache mit dem herrſchenden Franzöſiſch, nennt man die vlamiſche Bewegung.

Die vlamiſche Bewegung iſt alſo ihrem Weſen nach ein politiſcher Kampf, der freilich bisher vorzugsweiſe in literariſcher Regſamkeit ſeinen Ausdruck fand. Aber Politik und Literatur ſind keine Gegenſätze, ſondern ſie ergänzen ſich, wie Theorie und Praxis, gegenſeitig. Jede politiſche Stimmung wird auch in der Literatur ihren Ausdruck finden, und, umgekehrt, wird ſich eine Idee nie politiſch verwirklichen laſſen, wenn ſie nicht zuvor auf dem Wege der Literatur zum geiſtigen Eigenthume des Volkes geworden iſt.

Nie war eine nationale Bewegung gerechtfertigter, denn die vlamiſche.

Was nützt es mir, wenn die Verfaſſung die Gleichberechtigung Aller zu allen Aemtern und Würden ausſpricht, während man die Erlangung eines jeden Amtes faktiſch von der Kenntniß einer Sprache abhängig macht, welche ich nicht verſtehe? Mag man mir immerhin das paſſive und aktive Wahlrecht einräumen; wenn die Volksvertreter in einer mir unbekannten Sprache verhandeln, ſo kann meine Theilnahme am Staatsleben immer nur eine paſſive, nie eine aktive ſein. Mag mir die Verfaſſung durch Schwurgerichte, Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens u. ſ. w. einen noch ſo kräftigen Rechtsſchutz gewähren, dieſer Rechtsſchutz iſt für mich eine Illuſion, wenn Richter, Staatsanwalt, Vertheidiger und Geſchworene ſich bei ihren Verhandlungen einer mir fremden Sprache bedie-

---

in fremdes Sprachgebiet zerſtreute Kolonien nur dann Hoffnung haben, ihre Nationalität zu behaupten, wenn ſie entweder über die Umwohner eine politiſche Herrſchaft ausüben, oder ſich im Beſitze einer bedeutend überlegenen Kultur befinden.“ — Bernhard von Clairveaux erzählt, daß, als er 1194, den Kreuzzug predigend, nach Lüttich gekommen ſei, habe das Volk den vlamiſchen Geſang: Krist ons genade, kirie eleison, alle heilige helpen ons ungeſtimm, während in Hoey, Gembloux und Villers das Vlamiſch nicht mehr verſtanden wurde. Es dürfte indeſſen doch genügt ſein, auf Grund dieſer Mittheilung das Lüttich des zwölften Jahrhunderts dem deutſchen Sprachgebiete zuzuzählen. — Auch in Brabant finden wir deutſche Namen, wie Terhalve, Waterloo, Strenterke, auf walloniſchem Gebiet.

nen und mich dadurch hindern, sowohl die Anklage des Staatsanwaltes, als die Aussagen der Zeugen oder das Plaidoyer meines Vertheidigers zu kontrolliren.

So ist die ganze, viel gerühmte belgische Verfassung heute für die Mehrzahl des belgischen Volkes nichts weiter, als ein Stück Papier, für die Minorität desselben hingegen nicht nur eine Wahrheit, sondern selbst ein Privilegium.*

Doch es ist hier nicht unsere Aufgabe, die vlamische Bewegung in ihrer politischen oder literarischen Entwickelung zu verfolgen; uns genügt es, zu wissen, daß bei dem gegenwärtig kräftig geweckten Nationalsinne der vlamischen Belgen weitere namhafte Gebietsverluste an die französische Zunge nicht ferner zu fürchten sind.

Zum Schlusse sei es mir erlaubt, hier einige, die *oberdeutsche Bevölkerung* des Distriktes Arlon betreffende Worte zu wiederholen, die ich im vorigen Jahre, gelegentlich eines Artikels über das belgische Kloster Clairefontaine, für die „Jahreszeiten" schrieb:

„Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, daß Stadt und Distrikt Arlon noch dem deutschen Sprachgebiete angehören. Volkssprache ist jenes eigenthümliche Luxemburger Deutsch, welches Klein jüngst zum Gegenstande einer erschöpfenden, linguistischen Arbeit gemacht, welches in Gongler einen Lexikographen gefunden und sogar eine eigene, der Beachtung keineswegs unwürdige Literatur besitzt, als deren Haupt-Repräsentant der Baron Edmund de Lafontaine zu betrachten ist.

„Für den Deutschen ist es nun ein nichts weniger, als ergötzliches Schauspiel, wenn er das Deutsche in Arlon aus dem öffentlichen Leben fast ganz verdrängt sieht. Alle Straßen, alle Läden sind ausschließlich französisch bezeichnet; die beiden in Arlon erscheinenden Lokalblätter bringen nur hie und da eine kurze, rheinischen Zeitungen entnommene Notiz, ausnahmsweise eine deutsche Annonce. Das Deutsche lebt als Familiensprache fort, wird aber literarisch nicht im Mindesten kultivirt; ein Notar in Arlon, der sich im Umgange mit seinen Hausgenossen des Deutschen bediente, gestand mir freimüthig, daß weder er, noch einer seiner Kollegen im Stande sein würde, eine Urkunde in deutscher Sprache aufzunehmen.

„Zuletzt ist diese Vernachlässigung des Deutschen in Arlon wohl erklärlich; Belgien politisch angehörig, begünstigen die politischen und commerziellen Interessen hier den Sieg des Französischen über die deutsche Muttersprache. Daß aber im deutschen Großherzogthum Luxemburg das Fromzösische noch heute die offizielle Sprache der Justiz und der Administration ist, — mit alleiniger Ausnahme der Militair- und Zollverwaltung, wo der deutsche Bund und der Zollverein das Deutsche als Geschäftssprache vorschreiben — das ist eine um so größere Schmach für Deutschland und das deutsche Volk, als Luxemburg nicht nur politisch dem deutschen Bundes-, sondern auch sprachlich dem deutschen Sprachgebiete *in seiner ganzen Ausdehnung* angehört."

Rudolph Müldener.

Italien.

Der Etna und die Stadt Catania.

„Ueberhaupt," sagte der Ritter Gioeni am 4. Mai 1787 zu Goethe, „die hier ankommenden Fremden sehen die Sache für allzu leicht an; wir andern Nachbarn des Berges sind schon zufrieden, wenn wir ein paar Mal in unserm Leben die beste Gelegenheit abgepaßt und den Gipfel erreicht haben. Für jetzt erstreckt sich der Schnee noch allzuweit herunter und breitet unüberwindliche Hindernisse entgegen."

So ist denn, dem guten Rathe folgend, Excellenz von Goethe nicht auf den Etna gekommen und ich bin's auch nicht. Vorgestern, am 18. April, Abends, als wir in Nicolosi ankamen, schneite es oben so stark, daß in der nämlichen Nacht gar nicht daran zu denken war. Und gestern hätte ich mindestens sechs Stunden durch frischen, lockeren Schnee steigen müssen, um höchst wahrscheinlich — nichts, oder sehr wenig nach unten zu sehen. Dazu kam nun guter Rath von allen Seiten: nur jetzt nicht: jetzt ist's am schlimmsten, jetzt der Schnee am tiefsten — kurz, ich bin nicht auf den Etna gekommen und werde diesmal auch nicht hinaufkommen — selbst nicht so weit, daß ich Sicilien wie ein Dreieck sehen könnte. Wir haben gemacht, was ohne Heroismus möglich war und immer noch mehr als Goethe; wir sind auf die Monti Rossi gestiegen und bis an den Anfang der boschi der mittleren Bergregion — etwa 4000 Fuß hoch — geritten. Auch von hier ist das Land wie eine Karte zu sehen. Von Syracus bis zum Faro liegt die Ostküste frei da, Calabrien tritt deutlich vor, die Bergketten vom Cap Passaro und Cap Peloro vereinigen sich, ein weites Bergland umschließend, im fernen Westen. Aber die Meere im Süden und im Norden habe ich nicht gesehen. Nun habe ich aber, das ist doch die Hauptsache, einen klaren Begriff vom Berge selbst bekommen. Wie ein Tyrann, ohne Absicht und Rücksicht, hat er über das Land geherrscht; seine furchtbaren Einfälle sind in zahllosen Linien tief in die Steine der Insel gegraben. Achtzig oder hundert — was weiß ich? — Ausbrüche; fast jeder ein neuer Vulkan, fast jeder ein Lavastrom, und jeder dieser Ströme fast für die Ewigkeit ein Grab, das eine Wüste — das sind die Resultate seiner Regierung. Und dabei ist er unabsetzbar! Keine volonté générale, keine Barrikaden, nicht einmal ein oder mehrstimmige Kammerbeschlüsse haben je den geringsten Einfluß auf ihn gehabt; er ist der wahrhaft legitime und absolute Monarch, quod ei placet, habet legis vigorem! Was für Mossen-Hinrichtungen! 1669, als die Monti Rossi aus der Werkstatt seiner Launen emporstiegen, sollen 90,000 Menschen, zu andern Zeiten Myriaden und Chiliaden ohne Prozeß, ohne Grund, ja ohne Verdachts-Momente verbrannt, ersäuft, veräschert worden sein. Gar nicht von dem allereinfachsten und ursprünglichsten Expropriationsmodus zu reden: wo heut mein Feld, Haus, Weinberg ist, finde ich morgen ein erstarrtes Meer wilder, wüster Schlacken — kein Baum, kein Strauch, nicht hie — nicht dort!

Und dennoch — giebt es eine stärkere Probe für die Ursprünglichkeit, das Urmenschliche des wahren Despotismus? Dennoch vertrauen sie ihm alle, setzen all' ihr Dasein auf ihn und leben wie im Schoße der Götter. Hier dies Catania; wie gänzlich rückhaltlos, mit offenem Busen liegt es vor, unter, an ihm, der oft seine Brandraketen rings umher gesendet hat. Ein Schwalbennest in einer Schmiede-Esse ist minder feuergefährdet: die Catonier bauen großartiger, reinlicher, als je Schwalben gebaut haben: sie versichern ihre Häuser in irgend einer waghalsigen Feuerkasse und trinken den Wein, den ihr Herr und Despot bei guter Laune ihnen kochen kann. Kommt ihre Stunde einmal, wälzt der König Etna seinen glühenden Strom gegen sie — so sind sie alle verloren — kein Gott und kein Heiliger kann, wenn der Berg einmal gerade hinunter lavirt, ablenken oder haken: dann geht die ganze Stadt mit Kirchen, Palästen und Spatzenhäusern gradewegs in's Meer. Aber es hat so lange gehalten, so oft ist der Strom rechts und links vorbeigegangen; warum sollen sie sich, gerade sich, für dieses Unglücksgeschlecht halten? So sind sie denn munter und froh, reiten auf Eseln, wo wir in Droschken fahren würden, schreien, singen, essen und rauchen, flicken Schuhe und spinnen Flachs, immer und stets auf der Straße, damit ihnen ja nicht einen Augenblick der Himmel, so lange er blau ist, entgehe. Wie kam die ganze Folge aller dieser hellen, stattlichen, sommerlichen Häuser, diese Orangengärten, mit dem lustigen flamirenden Menschengewühl und dem allenthalben wimmelnden Getier an Eseln, Schweinen, Hühnern zu allernächst wie ein großes, schönes Dorf an einem prächtigen Sonntags-Nachmittag vor. Du fährst so eben vom Etna in's Centrum des Ganzen hinein, ohne Thore und Mauern, ohne Paßscererei, ohne schlechte Vorstädte mit Rumpelpflaster, so daß erst der Anblick einer stattlichen, reichlichst ausgeputzten Kathedrale, eines langhin geschwungenen Universitäts-Palastes und einer geschlossenen Reihe reicher Läden und Gewölbe die Ueberzeugung von einer großen Stadt verschafft.

Viel habe ich mich noch nicht umsehen können, aber alles flößt mir den Wunsch ein, hier ein paar Tage oder Wochen als Phäake leben zu können. Einmal ist Manches zum Studiren hier: abgesehen von dem Berge, sie nennen den Etna natürlich blos la montagna, für dessen Erforschung Catania das vorzüglichste Hauptquartier wäre, ist hier an Alterthümern einiges Bedeutende; es ist das große Museum des Fürsten Biscaris, die Kathedrale und dergl. Dann aber ist die Bevölkerung sehr anziehend. Schon von Rom und Neapel her bin ich als Italiano gekommen: die Sicilianer aber mit ihrem ruhigen Feuer, ihrer natürlichen Würde und ihrer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit haben einen Italianissimo aus mir gemacht, daß ihr euch wundern werdet. Nun kommt dazu, daß Alles so ganz und gar, auch im Wohnen, Essen und Trinken,

---

* Wir wissen sehr gut, daß zwei zu einem Staats-Ganzen vereinigte Nationalitäten sich nie vollständig gleichberechtigt gegenüber stehen können, da die nothwendige Einheit der höheren Administration, der Legislatur, die Vertretung nach Außen und des militairisches Oberbefehls stets ein Vorherrschen der einen Sprache über die andere bedingt; allein was eine so kompakter Masse auf einem geographisch scharf abgegränzten Gebiete wohnende Bevölkerung, wie die vlamische, mit Recht fordern kann, das ist, daß in ihrer Mitte keine der Volkssprache unkundigen Beamten angestellt werden, daß die Gerichtshöfe sich auf vlamischem Gebiet des Vlamischen bedienen und daß dasselbe im höheren und mittleren Unterricht dieselbe Berücksichtigung, wie das Französische, erfahre. Wilne gehen auch die Forderungen der Vlamingen nicht.

hier eigen geartet und doch behaglich ist, wenn man's nur finden will. Du weißt, wie sehr Sicilien den Ruf hat, nicht für Reisende zu taugen; in gewissem Sinne ist's wahr. Catania hat keinen Gasthof in unserm, oder im kosmopolitisch-französischen Style. Der albergo della corona, in dem wir hausen, ist ein mächtiger Palast der Fürsten Biscaris, noch jetzt Eigenthum eines Barons, Schwiegersohns der Familie, und im dominio indiretto eines Herrn Notar's. Einen Padrone giebt es nicht; der Cameriere ist l'uno e tutto, und gestern, als wir ankamen, war er nicht da. Portier, Hausknechte, Kellner — unbekannte Größen. Ein kleiner Vice-Cameriere führte uns in einen gewölbten Saal mit Deckengemälden, durch Gänge und Hallen — das ist die eine Stube. Betten für ein Regiment; altväterliche Möbel mit Schnörkelfüßen und gichtischen Schubläden aus der Fürstenzeit, gefährliche Fangsessel. Ich bewohne ein kleines Gemach; in Berlin würde es zu einer Geheimraths-Wohnung in der Schelling- oder Grabenstraße ausreichen. Denn es gehören dazu ein Vorzimmer (dunkel) mit einem Tisch ohne Zweck und scharfen Ecken; ein halbfinsteres Potzgan mit zwei Waschtischen und einem dreibeinigen Stuhl; ein helles Gemach mit einem rundlichen Fenster oben an der Decke, mit einem Waschtisch und einem Kleiderriegel; ein Alkoven mit Bett und Sopha, und endlich die Stube selbst, mit nach einem Bett, nach einem Sopha und einem ganzen Apparat von Tischen und Kommoden jedes Zeitalters und Geschlechts. Der Speisesaal hat seidene Vorhänge, Fresken und ist so hoch, wie der Rittersaal im Berliner Schloß; mächtige Mauerflächen: ich glaube auf je 30 Fuß Front rechnen sie hier ein Fenster, das dann aber einen Balkon mit geschnitztem Sandstein und wunderbaren Eisenzierrathen hat.

Türkei.

Kolonisirung der Türkei.

Finanzen und Engländer.

Wir haben in der letzten Zeit zu wiederholten Malen Artikel gebracht, welche die inneren Zustände und das bevorstehende Schicksal der Türkei zum Gegenstande hatten, und wir glauben, um in dieser Hinsicht unser Urtheil zu begründen, nur zuverlässiges Material benutzt zu haben. Wenn wir diese Schilderungen, diese Berichte französischer, russischer, ja selbst englischer Reisenden mit einander verglichen, so kamen wir zu demselben Schlusse, den ziemlich alle Welt gemacht oder angenommen hat, daß nämlich die Tage der Osmanenherrschaft gezählt sind, daß sie an innerer Fäulniß zu Grunde gehe. In heutiger Zeit ist man indeß seines Urtheils nicht vierundzwanzig Stunden sicher, weil die Fortschritte, welche wir gemacht haben, jedes Ding von zwei Seiten anzusehen, ungeheuer sind. — „Eine Lanze für die Türkei"* lautet der Titel des Schriftchens, das uns vorliegt, und in der That eine sehr gute, kräftige Stoßlanze; der Verfasser versichert uns nach eignen Erfahrungen, daß die türkische Regierung recht passabel, vielleicht vortrefflich, und daß die Türkei im Grunde ein recht scharmantes Land sei. — Nun desto besser für den Sultan, die Türken und für Europa, das ein solches Paradies besitzt; wir haben gar nichts dagegen; indessen hat doch die große Stoßlanze des Herrn L. Gertschek einen kleinen Widerhaken, der uns die edle Uneigennützigkeit seiner Türkenliebe einigermaßen zu erklären scheint; wir meinen „das Colonisations-Patent für die Türkei," welches im Anhange beigefügt ist.

Sollte es in der That den Türken einfallen, in ihrer jetzigen Lage noch Colonisations-Pläne zu machen, und sich mit dem Gedanken zu tragen, „deutschen Fleiß" auf Zinsen anzulegen? Das wäre interessant! Deutsche Bauern- und Handwerkerknochen sind ein geschätzter Artikel auf dem Weltmarkte, und alle jungen, schwach organisirten Staaten fremder Erdtheile, die eine faule, aber spekulative Bevölkerung haben, suchen, da Guinea geschlossen ist, das nöthige Strapazier-Material aus Deutschland zu ziehen. Deutschland rangirt wirklich in dieser Hinsicht mit Indien und China, das jetzt seine Kulis in so vortheilhafter Weise ausführt.

Jedes Land, für welches eine Auswanderungs-Agentur die Werbe-Trommel rührt, ist das Königreich Schlaraffenland selbst, reizender noch, als es unser wackerer Hans Sachs geschildert hat. Höchst angenehme, leichte Ueberfahrt mit bester Verköstigung für ein Spottgeld, glänzende Veranstaltungen, um den Ankömmling in seiner neuen Heimat sogleich zu unterstützen, furchtbar edelmüthige, aufopfernde Regierungen, fabelhafte Rentabilität des Bodens ꝛc.

Dies wäre also die Spitze, welche die Lanze für die Türkei hat. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß Kolonisten, welche dorthin zu gehen sich entschließen, im Ganzen dort bessere Aussichten haben, als in vielen andern, namentlich brasilianischen Kolonial-Ländern. Natürlich ist das Auswandern und Kolonisiren immer ein Glücksspiel; der Eine kommt im schlechtesten Lande glänzend fort, während der Andere trotz aller Mittel, Mühe und Anstrengung vielleicht im besten zu Grunde geht. Abgesehen davon, bietet die Türkei wirkliche Vortheile, und wenn es auch nur der wäre, daß im Falle des Fehlschlagens eine Zurückwanderung nicht gerade schwer zu bewerkstelligen ist.

Herr Gertschek geht für die Türkei und ihre Aufrechthaltung tüchtig in's Feuer. Er erklärt sich von vornherein gegen „alle Broschürenschreiber," welche das Schluß-Resultat herausgebracht, die Herrschaft des Sultans liege in den letzten Zügen und gehe ihrer Auflösung entgegen; er hat sich vorgenommen, „nachzuweisen, wie ungerecht und voller Vorurtheil jene Staatenvertilger zu Werke gehen;" er will für die, „welche à tout prix die Türkei vernichten wollen," nicht geschrieben haben; er beruft sich auf den Ausspruch jenes englischen Staatsmannes, der gesagt haben soll: „Wenn es keine Türkei gäbe, müßte man eine machen."

Hierauf stellt er eine längere politische Betrachtung über den letzten türkisch-russischen Krieg an, die gar nicht übel ist. Die Schwierigkeiten einer Theilung der Türkei liegen bei der Konkurrenz, die sich Rußland, Frankreich und England, in zweiter Reihe Oesterreich, das junge Italien (?) und Griechenland dabei machen, hinlänglich am Tage, und ohne einen gewaltsamen Zusammenstoß dieser Mächte geht die Sache schwerlich ab; indessen hat Herr Gertschek nicht bewiesen, daß diese Uneinigkeit der Bewerber die Türkei erhalten werde; im Gegentheil hätte er bei der klaren Beurtheilung der Sachlage, die wir anerkennen, gerade zu dem Schlusse kommen müssen, daß dort vor der Hand kein Kolonial-Land sei, daß ein Zusammenstoß von Frankreich und England bei weiterem Fortgange der Entwickelung nothwendig erfolgen müsse. Schon vor Jahren wurde es ausgesprochen, was unser Gewährsmann hier sehr scharf und kräftig ausspricht, daß die englische Politik in unglaublicher Verblendung am Schaden ihrer eignen Interessen arbeite, daß Napoleon sie mit dem Bündnisse von 1853 und der italiänischen Politik in eine Falle gelockt habe, in der sie leicht einen Fuß lassen kann. Es scheinen den englischen Staatsmännern jetzt in der That die Augen darüber aufzugehen, daß, wenn ein angelsächsischer Gauner und ein romanischer sich gegenseitig überlisten wollen, der erstere stets den kürzeren ziehen würde; denn der letztere besitzt außer der unumgänglichen Gewissenlosigkeit auch noch eine Portion Gewandtheit, Verschlagenheit und Verstellungskunst, die der Beefsteak essenden und Porter trinkenden Menschen-Race einmal abgeht. Die Fußangeln für Palmerston und Russell sind vortrefflich gelegt.

Herr Gertschek geht nun zur eigentlichen Vertheidigung der Türken über.

Ja, aber der türkische Fanatismus ist nicht mehr zum Aushalten; haben nicht erst Tausende von Christen in Speien das Leben oder Hab und Gut verloren? Werden nicht in den von der Hauptstadt entfernten Provinzen schreiende Ungerechtigkeiten gegen die Christen begangen? Werden sie nicht auf jede Weise bedrückt und gleichsam systematisch zur Verzweiflung gebracht?

Antwort: Das geschehe „nicht eigentlich aus Fanatismus, der erst bei ihnen durch äußere Einwirkungen wach gerufen werden müsse, sondern aus Geringschätzung, weil sie die Christen für Ungläubige halten"... Sehr gut! — Herr Gertschek macht nun eine Schilderung von dem Zustande des Christenthums in der Türkei, von den verschiedenen Kirchen und Sekten, von ihrem Hasse, den Prügeleien zu Jerusalem u. s. w. Die Christen reizten den Fanatismus der Türken vielfach, namentlich die Engländer, welche mit unbeschmutzten Stiefeln in die Moscheen traten und sich dort ganz flegelhaft während des Gottesdienstes benahmen; die syrischen Metzeleien seien von Drusen und theilweise von Türken ausgeführt, aber eigentlich von einer europäischen Macht angezettelt worden. Herr Gertschek sagt viel Richtiges und Beherzigenswerthes hierüber; aber wie kann er unter so bewandten Umständen eine Kolonisirung befürworten? Sollen Europäer nach der Türkei auswandern, um sich „geringschätzen" zu lassen, sollen sie sich unter das klägliche Gezücht verlieren, als welches er im Gegensatze zu den Türken die orientalischen Christen schildert?

Weiterhin wird von dem Unfuge des Konsulatwesens gesprochen, welches darin bestehe, daß die Vertreter auswärtiger Mächte sich oft unbefugter und ungerechter Weise in die Amtsthätigkeit der Lokalbehörden

---

* Eine Lanze für die Türkei, von L. Gertschek. Nebst einem Anhang: das Colonisations-Patent für die Türkei enthaltend. Berlin, Oehmigke (Fr. Appelius) 1861.

mischen. Herr Gertschek zählt nun eine Anzahl skandalöser Fälle auf, wie sie dieses Konsulatswesen ermöglicht: Straflosigkeit von schlechten Subjekten, Mördern, Prellereien ꝛc. Die Sache ist bekannt und vielfach besprochen worden; aber was beweist das? daß die Türken bessere Menschen und Beamte sind, weil die Europäer ärgere Gauner — oder daß die türkische Regierung, die ein solches Unwesen duldet und dulden muß, im traurigsten Verfalle liege. Nichtsdestoweniger will Hr. Gertschek nicht zugeben, daß die Türkei schwach sei; wie der letzte Krieg, wie das Auftreten in Syrien beweist, besitzt der „kranke Mann" nach Kraft genug; man möge ihm nur Zeit zu Reformen lassen und eine noble Politik gegen ihn verfolgen, so werde er sich schon erholen, trotz der schlechten Finanzen, deren Aufbesserung man energisch in Angriff genommen hat. Nun, wir haben erst vor Kurzem darüber gesprochen und nach den vertässigsten Gewährsmännern gezeigt, was es damit auf sich hat. Daß Hr. Gertschek auch an die auf dem Papiere stehende Gleichberechtigung, an das Tanzimat und den Hatt-Humayun glaubt, aber Glauben beibringen möchte, versteht sich von selbst.

Was das Finanzwesen der Türkei betrifft, so müssen wir dabei etwas länger verweilen, weil unser Gewährsmann hier eine Stelle bloslegt, die allerdings von englischen wie französischen Publizisten sehr geheim gehalten wird.

„Noch im Jahre 1848 war von einer Geldnoth wenig oder nichts zu merken. Papiergeld war nicht im Umlaufe; die Gehalte an Civilbeamte wie an Militair wurden regelmäßig gezahlt, die Lebensbedürfnisse waren billig, und Handel und Gewerbe erfreuten sich des besten Gedeihens. Einer der vornehmsten türkischen Würdenträger theilte mir damals mit, daß die Staatseinkünfte der Türkei sich jährlich auf etwa 1 Million Beutel, das ist auf 5 Millionen Gold-Piaster (31 ⅓ Mill. Thaler) belaufen;* die Militair-Verwaltung kostet etwa 350,000 Beutel, ebenso viel die Civil-Verwaltung, und 300,000 Beutel bleiben noch zur Disposition (?). Allein die Mailiji in Konstantinopel (die oberste Finanzbehörde) wußte unstreitig besser, als das große Publikum, daß etwas „faul war im Staate Dänemark," und es dauerte nicht lange, da kamen Kaimeh (Papiergeld) und andere zinstragende Staatspapiere in Umlauf, denn auch diese Kaimeh waren mit 6 Procent verzinslich. Bis zum Frühjahre 1851 waren bereits, wenn ich mich recht erinnere, 625 Millionen Piaster Papiergeld, und zwar nur für Konstantinopel in Cours; denn für die Provinzen hatte dasselbe aus Gründen keine Gültigkeit. Die letzten 15 Millionen Piaster in Zetteln zu 20 Piaster waren jedoch unverzinslich. Man kam immer tiefer hinein; man mußte die Einkünfte von großen Zollämtern und andere größere und normirte Staatseinkünfte gegen Anlehen verpfänden; man war genöthigt, Steuern im Voraus zu erheben; die Auszahlung der Gehalte an Militair wie Civil kam in's Stocken, kurz — endlich kam man auf dem Punkte an, wo der Kredit gleichsam ein Ende hatte und man demnach genöthigt war, zu unverschämten Bedingungen neue Anlehen zu machen.

„Wie ist das zugegangen? fragt man sich erstaunt. Haben sich die Einnahmen vermindert, die Ausgaben vermehrt? Das Erstere gewiß nicht, aber das Letztere ohne Zweifel."....

Worin liegt nun nach Herrn Gertschek der fressende Krebs, der die türkischen Finanzen ruinirt hat und noch ruinirt. Er giebt uns die Antwort: in den Handels- und Steuerverhältnissen.

„Es beträgt nämlich die Ausfuhr etwa 20 % der sämmtlichen beweglichen Güter; dazu den Transithandel nach Persien ꝛc. mit 40 % gerechnet, macht zusammen 60 %. Dagegen stellt sich die Einfuhr auf 120 %; folglich 60 % mehr Einfuhr als fortwährendes Minus. Oder mit anderen Worten: es wird noch einmal so viel eingeführt als ausgeführt, wofür also das Geld aus dem Lande geht und wodurch dieses in schneller Folge der gänzlichen Verarmung entgegen geführt wird.

„Das ist aber noch nicht Alles. Der Eingangszoll beträgt im Durchschnitt 8 % vom Werth der Güter, und dazu kommen 2 % Verbrauchszoll, zusammen 5 %. Die Landesprodukte werden dagegen mit 9 %, und bei der Ausfuhr noch mit 3 %, die Ausfuhr also mit 12 % versteuert. Dieses unglückliche Steuersystem, welches der türkischen Regierung in bedrängten Zeiten aufgenöthigt worden ist, muß das Land vollends zu Grunde richten; denn da Jeder seine Bedürfnisse vom Auslande her für's halbe Geld bekommen kann, so ist es der inländischen Industrie gänzlich unmöglich, hiermit zu konkurriren, und die Folge davon ist, daß aller Bedarf mit Gewalt auf den Bezug vom Auslande hingedrängt wird, während zugleich die inländische Industrie auf Null reduzirt werden muß und folglich auch die Lebensbedürfnisse, wie es in der That der Fall ist, auf eine erschreckende Höhe getrieben werden.

„Bedenkt man nun, daß England beiläufig zwei Mal zu viel importirt, als alle übrigen Länder der Welt zusammengenommen, so ergiebt sich, daß England der eigentliche Vampyr ist, welcher der Türkei das letzte Gran Mark aus den Knochen saugt, und zwar in einer so infernalischen Weise, daß es immer noch dabei den Gentleman spielen kann. Nach ihm nimmt Frankreich vor allen übrigen Konkurrenten den Löwen-Antheil in Anspruch.

„Die Türkei hat längst dieses unglückliche Verhältniß begriffen und verschiedene Anstrengungen gemacht, sich aus den Klauen seiner Harpyien zu befreien; allein hier heißt es: Laß dich den Teufel bei einem Haar fassen, und du bist sein auf ewig! Das war wenigstens der Sinn jener höllischen Handels- und Zollverträge, die man der Türkei aufgenöthigt hat."

Ohne Zweifel hat hier Herr Gertschek einen Punkt berührt, der seine volle Richtigkeit hat, einen Punkt, den englische und französische Publizisten, wie es scheint, geflissentlich vertuschen. Wehe der Nation, die England in seine industriellen Klauen kriegt, ohne daß sie sich durch eine Gegenindustrie zur Wehr setzen kann. England taxirt die Nationen aus und bestimmt mit statistischer Genauigkeit die Höhe der Summe, die es aus diesem oder jenem Lande herausschlagen, die Quantität der Baumwollen- und Stahlwaaren, die es ihm — wie der technische Ausdruck lautet — in den Leib pfropfen muß. Von diesem Standpunkte aus begreifen wir auch das lebhafte Interesse, welches England hat, die Türkei zu erhalten; von diesem Standpunkte aus verstehen wir den Vorschlag, den vor einiger Zeit ein englischer Agent machte, die türkische Armee mit englischem Gelde zu bezahlen, den Oberbefehl über diese zu übernehmen und den Sultan als englischen Pensionair in Konstantinopel aufrecht zu erhalten.

Weiterhin ist von den Ersparnissen die Rede, welche die Regierung in Folge dieser Geldnoth hat eintreten lassen: Abschaffung der kostbaren diamantnen Dienstzeichen bei den höhern Militair- und Civilbeamten, von denen die geringsten einen Werth von 5000 Piastern hatten; die Ersparnisse im Haushalt des Sultans und der Großen. — Wir glauben es, daß dergleichen wirklich ausgeführt worden sei — aber andererseits haben wir eine Anzahl positiver Angaben zur Hand, daß trotzdem der Aufwand, den der Sultan macht, ganz unverhältnißmäßig ist, daß die Pascha's sich auf widerrechtliche Weise bereichern, daß eine höchst zweideutige Gesellschaft armenischer und griechischer Geldwechsler in Konstantinopel im Bunde mit hochstehenden Personen die ganzen Geschäfte in der Hand hat, endlich daß das ganze Finanzwesen der Türkei sich in gräuelhafter Unordnung befindet. Wir haben vor nicht gar langer Zeit darüber ausführlich berichtet. Seit jener Zeit ist die Affaire Mirès in Paris dazu gekommen, die mit diesen Finanz-Operationen zusammenhängt, und jedenfalls zum Theil in jenen Konstantinopolitanischen Comptoirs mündet; und so kann man denn wohl sagen, daß das Vertrauen, die Türkei werde sich durch eigne Kraft und Klugheit aus dieser trostlosen Lage retten, sich nicht recht kommen will. Vor zwei Jahren bereits besprachen wir die Schrift des Russen Tschichatschew über diese Angelegenheiten und äußerten damals unsere Meinung, daß den Türken nichts würde übrig bleiben, als zuletzt den Vakuf, d. h. die geistlichen Güter und alles darauf eingetragene Privateigenthum (ein Mittel, um der Steuerzahlung zu entgehen), anzugreifen, daß aber dieses auch das Ende des muhammedanischen Türkenthums sein werde; wie wir soeben anderswo lesen, ist nun wirklich der Vakuf in Vorschlag gekommen und nur vorläufig durch ein Zwangs-Anlehen auf das Grundeigenthum in den Hintergrund geschoben worden. Wie lange wird es aber dauern, und man muß wirklich dazu greifen!

Herr Gertschek macht zum Besten der Türkei praktische Vorschläge, die wir sehr kurz bezeichnen können; 1) Aufhebung des schlechten Zollsystems; Herabsetzung des Ausgangs- und Erhöhung des Eingangs-Zolles. 2) ein scharfes Inspicirung- und Kontrole-System; 3) Bau der erforderlichen Chausseen und Eisenbahnen. Wir glauben, daß diese an sich gewiß guten Vorschläge ganz überflüssig sind; daß das schlechte Zollsystem nicht aufgegeben, daß keine hohen Schutzzölle eingeführt werden, dafür werden England und Frankreich im eigenen Interesse sorgen, und die Türkei wird nichts thun können, wenn sie auch wollte. Zu einer scharfen Inspection und Kontrole gehört eine stark organisirte, durchgreifende, ehrliche und intelligente Beamtenschaft — wir glauben, daß die Türkei weder die Intelligenz, noch die Leute dazu hat, einen solchen Stand in kürzester Zeit zu schaffen. Chausseen aber und Eisenbahnen kosten mehr Geld und verlangen mehr Kredit, als die Türkei gegenwärtig besitzt, und sind ohne eine blühende Industrie gar nicht denkbar.

* Nach Tschichatschew etwa 50 Mill. Thaler (d. d. nach dem Krimkriege), nach dem Engländer Senior (1857) etwa 9 Mill Pfd. Sterl.

Endlich wird noch der Rath ertheilt, die in der Erde verborgenen Schätze herauszuholen und eine regelmäßige Forstverwaltung einzuführen. — Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Bergwerke und Forsten Geld bringen — aber dazu müssen ganz andere Vorbedingungen vorhanden sein, dazu gehört eine geordnete Staatsverwaltung, dazu gehört Aussicht auf langen Frieden und — Geld. — Wie die Dinge jetzt stehen, würde der Bau von Eisenbahnen und Chausseen, die Ausbeutung der Metallschätze und Forsten nur dazu dienen, habgierige englische und französische Spekulanten zu bereicheren und das Land noch ärger auszusaugen, als es jetzt schon der Fall ist.

Wir werden wohl nicht sehr irren, wenn wir annehmen, daß auch die von Herrn Gertschek so lebhaft befürwortete Colonisation der Türkei mit diesen Plänen, dem finanziellen Ruin aufzuhelfen, zusammenhängt, daß die Regierung in Konstantinopel gern deutsche Kolonisten für ihre durch osmanische Barbarei verödeten Länderstriche haben möchte, um von ihnen so bald als möglich Steuern zu bekommen. Das im Anhang gegebene, sehr freisinnige „Colonisations-Patent für die Türkei," tritt als ein offizielles Schriftstück der türkischen Regierung auf, und es bleibt also nur der Schluß übrig, daß unser Gewährsmann mit ihr in direkter Verbindung steht und ots Auswanderungs-Agent es auf sich genommen, diese Colonisation in Deutschland geschmackvoll zu machen.

Wie gesagt, in ruhigeren Zeiten wäre eine organisirte Auswanderung nach der Türkei gar nicht so übel; die Türkei ist wirklich gegenwärtig, wie Heer Gertschek behauptet, das freiste Land der Welt, „so frei, daß in mancher Hinsicht Einschränkungen höchst wünschenswerth sein würden." — Ja, da liegt der Hase im Pfeffer! — Es ist spaßhaft, was man heutzutage unter Freiheit versteht! Wenn der Mangel aller gesellschaftlichen Ordnung, die völlige Sorglosigkeit der Regierungen um ihre Unterthanen Freiheit ist, allerdings, dann ist die Türkei sehr frei. Herr Gertschek schildert diese Freiheit von allem Kultus-, Handels- und Polizeizwange sehr idyllisch; da giebt es keine Konstabler oder Schutzmänner, die zwei auf der Straße politisirenden Fremden mit der Aufforderung sich in den Weg stellen: „Meine Herren, gehen Sie auseinander," oder gar Gensdarmen, die das neugierige Volk, dos den Kaiser sehen will, mit dem urwüchsigen „Zurück" stoßen; da giebt es keine Hauswirthe, die blos kinderlose Leute zu Miethern haben wollen ꝛc..... Kurzum, das reine Schlaraffenland, fast so schön, wie Nord-Amerika, wo es auch keine Polizei, dafür aber zahllose Bummler, Rowdies, giebt, die ohne Furcht vor'm Gehängtwerden dem Andern das Messer in den Leib jogen, wo man mißliebige Menschen lyncht oder eiotheert und in Federn wälzt — Alles sehr schön für einen freiheitsliebenden Mann; die Frage, ob in der Türkei Schutz der Person und des Eigenthums, ob Recht und Gerechtigkeit zu finden, oder ob der Kolonist auf das Faustrecht angewiesen ist bei dieser so großen Freiheit, finden wir nicht beantwortet.

Das Colonisations-Patent, das, wie gesagt, alle möglichen Vortheile und Freiheiten garantirt, wird ohne Zweifel fruchtlos bleiben. Wen es nicht die Beurtheilung der Zeitverhältnisse lehrt, den mahnt der Instinkt, daß jetzt nicht die Zeit ist, in die Türkei zu gehen, die jeden Augenblick in vollem Feuer stehen konn. Vor zwanzig Jahren wäre das Projekt vielleicht am Orte gewesen; heutzutage kommt es offenbar zu spät oder viel zu früh.

Hinter-Indien.

Deutsche Briefe aus Annam.

Scenen aus dem französischen Kriegslager in Cochin-China.

Der Handel in Saigun.

Seit mehreren Jahren bereits liegen die Franzosen mit den Cochin-Chinesen in Krieg, und beabsichtigen den König von Annom zu zwingen, einen Vertrag mit ihnen abzuschließen, der, wenn er jemals in Kraft tritt, den Franzosen unendliche Anstrengungen, große Geldopfer und eine nicht geringe Anzahl von Menschenleben gekostet haben, und handelskundigen Engländern und Amerikanern von bedeutendem Nutzen sein wird.

Dieser Krieg hat seine unmittelbare Ursache in den Klagen einiger katholischer Missionäre, deren Genossen von den Annamesen gemißhandelt und getödtet worden waren. Die französische Dampf-Korvette, der Catinat, war in Folge dessen nach Turanne geschickt worden, und der General-Konsul, Herr von Montigny, der sich auf diesem Schiffe befand, hatte den Auftrag erhalten, dem Könige von Annam ernsthafte Vorstellungen zu machen und ihn zu bewegen, mit Frankreich einen Friedens-Vertrag abzuschließen, der den in Cochin-Chino ansässigen Christen die freie Ausübung ihrer Religion gestotten und mehrere Häfen des Königreichs dem fremden Handel öffnen sollte.

Aber Herr von Montigny war von der annamesischen Regierung sehr schlecht, oder richtiger gesagt, gar nicht empfangen worden, und der Catinat hatte die Bai von Turanne verlassen, nachdem er durch einige Kanonenschüsse gegen die unfreundliche Aufnahme protestirt hatte, die man dem Vertreter Frankreichs hatte zu Theil werden lassen.

In Folge dieser Ereignisse war der Admiral Rigault de Genouilly, der im Jahre 1858 die französische Flotte in den Wassern von Canton und im Golf von Pechili kommandirt hatte, beauftragt, sich, nach Beendigung seiner Mission in Chino, nach Cochin-Chino zu begeben, um den Annamesen die verlougte Achtung vor dem Willen Frankreichs abzuzwingen.

Der Admiral war Ende August 1848 in der Bai von Turanne angelangt, hatte sich der Forts, die dieselbe vertheidigten, bemächtigt und war dann noch Saigun, der Hauptstodt des Vice-Königreichs Kambodscha, in Süden des Cochin-Chinesischen Reiches, gegangen, um eine annamesische Armee, die sich dort gebildet haben sollte, zu zerstreuen. Er hatte ouch dort nur schwachen Widerstand gefunden und sich mit Leichtigkeit der großen, starken Citadelle bemächtigt, in der die Annomesen ungeheure Reisvorräthe aufgehäuft hatten. Später war die Citadelle zu groß befunden worden, um von der kleinen eroberndeu Armee gehalten zu werden. Rigault de Genouilly hatte sie deshalb theilweils unterminiren, in die Luft sprengen und ganz zerstören lassen. Bei dieser Gelegenheit waren dann auch ulle Reisvorräthe — für mehrere Millionen Thaler — verbrannt worden, da der Admiral, ein guter, aber sehr theurer Soldat, es verschmäht hatte, irgend eine unbequeme Oekonomie zu mochen. Dos Feuer, das diese Vorräthe verzehrte, brannte länger als ein Jahr, und achtzehn Monate, nachdem es angesteckt worden war, fand man die Asche noch glühend.

Dies ereignete sich zu Anfang des Jahres 1859. Die Annamesen zogen sich von Saigun zurück und concentrirten ihre Kräfte in dem Fort von Ki-oa, vier Kilometer westlich von ihren alten Positionen.

Rigault de Genouilly ging bald darauf wieder nach Turanne, in der Absicht, sich von dort nach Hüe zu begeben, und ließ nur eine kleine Besatzung in Saigun zurück, die unter das Kommando des Fregatten-Capitains Jaurreguiberry gestellt ward. Dieser unternahm es, die Annamesen in ihrem gut befestigten Lager von Ki-oa anzugreisen, konnte sich desselben jedoch nicht bemächtigen und ward mit empfindlichem Verlust zurückgeschlagen.

Um dieselbe Zeit war Rigault de Genouilly im Norden von Cochin-China auch nicht glücklich. Bösartige Fieber und pestilenzialische Krankheiten hatten in seiner kleinen Armee große Verwüstungen angerichtet, und hatten ihn gezwungen, auf das Projekt, nach Hüe zu gehen, vorläufig zu verzichten. Er selbst war durch den langjährigen Aufenthalt in heißen Ländern und durch die fortwährenden Anstrengungen, denen er sich dort unterworfen hatte, so geschwächt worden, daß er sich genöthigt sah, um seine Rückberufung nach Europa einzukommen. Diese war ihm nach einigem Zögern eingesandt worden, und der Admiral Page hatte seinen Platz als Chef der französischen Expedition gegen Cochin-China eingenommen.

Die französischen Angelegenheiten hotten aber von diesem Wechsel keinen Vortheil gezogen, denn der neue Befehlshaber erfüllte in keiner Weise dos, was non ihm erwartet worden war. Die französische Regierung, in den Strudel der italiänischen Ereignisse gezogen und in Erwartung der bevorstehenden Expeditiov gegen China, hatte sich nämlich des annamesischen Krieges, der sehr viel Geld und nicht geringe Streitkräfte kostete, so schnell als möglich entledigen wollen. Page, uls Schriftsteller und Diplomat ausgezeichnet, aber unbeliebt in der Flotte und ohne jedes Talent als Feldherr, hatte deshalb ganz friedfertige Instructionen erhalten. Aber eifersüchtig auf den Ruf als unternehmender, energischer Soldat, den Rigault de Genouilly sich in Cochin-China erworben hatte, war Page nor ullen Dingen bemüht gewesen, einen Sieg über die Annamesen davon zu tragen. Er hatte deshalb die Forts von Kien-schau bei Turanne angegriffen und sich derselben bemächtigt. Bold darauf jedoch, und wie dies leicht vorherzusehen war, hatte er diese Positionen wieder aufgeben müssen, um seine unbedeutenden Streitkräfte ouf einen einzigen Punkt in Saigun zu concentriren. Von dort aus hatte er es dann zu spät versucht, mit dem König Tü-Düc in friedliche Unterhandlungen zu treten. Aber seine Bemühungen waren erfolglos geblieben. Der Kaiser Napoleon hatte ihm gleich darauf den Oberbefehl der französischen Expedition entzogen und ihn in China zur Verfügung des Admiral Charnier gestellt.

Während nun dieser die fronzösische Flotte im Golf von Pechili

kommandirte und Page trotz seiner ehrgeizigen Bestrebungen ganz in den Hintergrund gedrängt ward, hatte der Schiffs-Capitain Daries, der mit einer kleinen Garnison in Saigun zurückgelassen worden war, sich dort so zu befestigen gewußt, daß der Admiral Charner, der nach Beendigung des Krieges gegen China mit einer großen Flotte und einer 3000 Mann starken Armee am 7. Februar 1861 in Saigun angelangt war, dort alles zum sofortigen Beginne der Feindseligkeiten gegen die Annamesen bereit gefunden hatte.

Nachfolgende Skizzen, im Kriegslager geschrieben, beziehen sich auf diese letzte französische Expedition gegen die Cochin-Chinesen.

* * *

Unter einem glühenden Himmel, inmitten einer weiten, fruchtbaren Ebene, in der es fortwährend grünt und blüht und reift, zwischen ergiebigen Reisfeldern und dichten Wäldern von Rhizophoren, Palmen, Bambus und Fruchtbäumen, schlängelt sich der tiefe, schnelle Strom von Saigun dem Meere zu. Auf seinem westlichen Ufer, 45 englische Meilen oberhalb seiner Mündung liegt Saigun. Die Stadt, oder vielmehr das große Dorf, ist ärmlich, häßlich und ungesund, und die schmutzigen Einwohner sind nicht nirt besser, als dir Behausungen.

Im Norden und Süden der Stadt, in der Richtung von Westen nach Osten, fließen der „Arroya de l'Avalanche" und der „Arroyo Chinois," die sich beide in einer Entfernung von ungefähr 1½ engl. Meilen in den Strom von Saigun ergießen. Es sind zwei schmale, aber tiefe Flüsse, auf deren grünen, flachen Ufern ein reges Thier- und Pflanzenleben herrscht, und deren Gewässer von zahlreichen annamesischen und chinesischen Dschunken und Booten bedeckt sind.

Saigun ist demnach von drei Seiten von Wasser umgeben. Die Westseite allein ist frei. Dort erstreckt sich eine große baumlose Ebene, die mit unzähligen Grabhügeln ganz dicht bedeckt ist, und die von den Franzosen „Plaine des Tambeaux" benannt worden ist. In dieser Ebene befinden sich die stark befestigten Linien, hinter denen sich die Annamesen seit Zerstörung der Citadelle von Saigun zurückgezogen haben.

Saigun hat zwei Hauptstraßen; die eine, der „Quai," zieht sich längs des großen Stromes dahin und ist ungefähr eine englische Meile lang. Die andere „rue des Bazars" genannt, läuft mit dem „Arroya Chinois" parallel und ist etwas länger, als der Quai. In beiden Straßen, aber hauptsächlich in der rue des Bazars, wohnen fast nur Kaufleute. Die meisten sind Chinesen, jedoch findet man auch einige Franzosen, Engländer, Amerikaner und Deutsche unter ihnen. — Die Chinesen betreiben jeden möglichen Handel. Sie verkaufen Reis, Opium, seidene und baumwollene Zeuge, Eßwaaren; sie sind Schneider, Schuster, Wäscher ꝛc. Die hier ansässigen Franzosen, erbärmliche Krämer, die dir ganze Woche feiern, wenn sie am Montag eine Kiste Wein oder Bier zu einem Wucherpreise losgeschlagen haben, dir Franzosen in Erwartung, daß sie sich als handelskundige Nation im fernen Osten bekannt machen, haben in Saigun, wo sie von Seiten der französischen Regierung kräftig unterstützt werden, vorläufig das Monopol des Getränkehandels an sich gerissen und haben dort mehrere Café's erbffnet, in denen die Seconde-Lieutenants ihre gewöhnliche Partie Piquet oder Domino mit derselben gewissenhaften Regelmäßigkeit spielen, als wenn sie in Castelnaudary oder Carcassonne in Garnison lägen. — Die Kaffeewirthe und Weinhändler sagen, sie warten nur darauf, daß dir französische Dampfschiffs-Linie etablirt sei, um bedeutende Geschäfte mit Reis und andern Landes-Produkten zu machen. Einstweilen wird dies bestens von den hier ansässigen Engländern, Amerikanern und Deutschen besorgt, und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß dem auch so in Zukunft sein wird.

Der Mittelpunkt des Handels von Süd-Cochin-China mit China und dem Westen, befindet sich jedoch nicht in Saigun, sondern in der chinesischen Stadt „La Cité Chinoise," die am Arroyo Chinois, 1½ Stunden westwärts von Saigun liegt, und von 15—20,000 chinesischen Kolonisten bewohnt ist. Diese sind die wirklichen und waren bis vor ganz kurzer Zeit dir einzigen Kaufleute, denen Saigun seinen Ruf als Handelsstadt verdankt.

Dir chinesische Stadt ist kleiner, als die annamesische, aber weit reicher und belebter. Man findet darin viele Wohngebäude aus Stein und Holz, während die annamesischen Behausungen meist Hütten aus Bambus-Rohr und Palmenblättern sind, eine bedeutende Anzahl von sehr großen Waaren-Lagern und mehrere Klöster wie Buddha-Tempel, unter denen einer an Schönheit und Reinlichkeit alle chinesischen Tempel übertrifft, die die Fremden in China gewöhnlich zu sehen bekommen.

Die Annamesen, dir eigentlichen Herren des Landes, bilden dir zahlreichste und wenigst beachtete und beachtungswerthe Klasse der Bevölkerung von Saigun. Sie leben in erbärmlichen Hütten, in engen Querstraßen zurückgezogen, und scheinen auf den Zufall zu warten, um Arbeit und Arbeitslohn zu finden. Man sieht sie zu jeder Tageszeit im Schatten der großen Dächer ihrer Behausungen kauernd, oder sich in Hängematten schaukelnd und dort schlafend. Thätige Handwerker oder gar Künstler, regelmäßige Arbeiter, wenn ich die Schiffer und Fischer ausnehme, die den ganzen Tag auf dem Wasser liegen, habe ich in und um Saigun unter den Annamesen gar nicht gesehen. Die kriegerischen Verhältnisse, die die Umgegend von Saigun zu einer Einöde gemacht, und eine große Anzahl von fremden Kaufleuten und Handwerkern dahin gezogen haben, mögen nun zwar die gewöhnliche Lage der Dinge sehr geändert haben, aber aus der ganzen Lebensweise der Annamesen, die ich zu beobachten häufig Gelegenheit gehabt habe, geht hervor, daß sie einen genußsüchtigen, trägen Menschenschlag bilden. — Ich füge hinzu, daß ihr Körperbau, der weit zarter und schwächlicher ist, als der der robusten Chinesen, sie von Natur schon zu beschwerlicher Arbeit weniger fähig macht, als ihre unermüdlich thätigen Nachbarn.

Die Fremden kommen mit den Annamesen fast gar nicht in Berührung und haben ganz ausschließlich mit chinesischen, europäischen und amerikanischen Kaufleuten und chinesischen Handwerkern und Arbeitern zu thun. Die annamesischen Mädchen allein, dir jungen, wohlgebauten und nicht häßlichen Kongois, deren gute Laune und leichte Sitten sie zu besondern Freundinnen der Franzosen gemacht haben, nähern sich den Fremden und fangen an, von diesen eine eigenthümliche Umgangssprache zu lernen, die sich zu dem Französischen ungefähr so verhält, wir das in China gebräuchliche, sogenannte pidgeon English sich zu der englischen Sprache verhält.

Das Leben in Saigun ist gezwungenermaßen ein sehr regelmäßiges und einfaches. Nach 9 Uhr Morgens und vor 5 Uhr Abends wagen es die Fremden kaum, auszugehen, da es wirklich gefährlich ist, sich der Sonne auszusetzen, so lange dieselbe hoch am Himmel steht. Die Soldaten und Matrosen erhalten übrigens gar nicht die Erlaubniß, während des heißen Tages ihre Kasernen und Schiffe zu verlassen, und Saigun, das heute kaum noch als eine annamesische Stadt bewohnt werden kann, sondern bereits eine junge, französische Kolonie ist, in der sich alles um europäischr Bedürfnisse und Gewohnheiten dreht, Saigun ist nur während der frühen Morgenstunde und des Abends gegen Sonnenuntergang einigermaßen belebt.

Von fünf bis sieben Uhr Abends trifft man auf dem Quai eine große Anzahl französischer Offiziere, und alle Soldaten und Matrosen, die Erlaubniß erhalten haben, auszugehen. Letztere findet man sehr häufig in lebhafter Unterhaltung mit den lachenden und spielenden Kongois, und es ist wirklich erstaunlich zu bemerken, wie wenig Tage genügt haben, um die Fundamente einer neuen Sprache zu legen, die heute bereits allen Ansprüchen des gewöhnlichen Lebens genügt, und von vielen Franzosen und Annamesen gesprochen und verstanden wird.

Saigun, 16. Februar 1861. **Rudolph Lindau.**

Ostindien.

Orient und Occident.

Theodor Benfey, der rühmlich bekannte Sanskritforscher, giebt jetzt in Göttingen* eine Vierteljahrschrift unter dem Titel heraus: „Orient und Occident, insbesondere in ihren gegenseitigen Beziehungen. Forschungen und Mittheilungen." Es liegt uns das erste Heft vor; der allgemeine Charakter der Zeitschrift wird sich am Besten bezeichnen lassen, wenn wir sagen, sie steht etwa in der Mitte der beiden Berliner Zeitschriften von Kuhn („Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft") und von Lazarus und Steinthal („Zeitschrift für Völker-Psychologie"). Auch die Ausstattung und innere Einrichtung hat viele Aehnlichkeit mit jenen.

Der erste Abschnitt enthält eine Uebersetzung des Rig-Weda vom Herausgeber; Leo Meyer, früher ein fleißiger Mitarbeiter der Kuhn'schen Zeitschrift, giebt dann eine lange Abhandlung „über die Bildung der griechischen und lateinischen Vokale"; sodann Felix Liebrecht „Beiträge zum Zusammenhange indischer und europäischer Sagen." Eine zweite Abhandlung des Herausgebers, dessen Uebersetzung der indischen Märchen-

* Dietrich'sche Buchhandlung, 1860—1861.

sammlung „Pantschatantra" wir vor einiger Zeit näher besprachen, hat die alte deutsche Uebersetzung desselben Werkes in seiner durch die Perser und Arober gemachten Umarbeitung als „Kalilah und Dimnah" zum Gegenstand. Es folgen darauf einige sprachliche Miscellen, ganz in der Art, wie wir sie aus der „Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft" kennen, und eine Notiz über die neuesten Entdeckungen Mariette's in Aegypten.

Seinem Zwecke, die Vermittelung des orientalischen und occidentalischen Forschgebietes, die Kenntniß des gemeinsamen Kultur-Zusammenhanges beider zu fördern, dürfte das Unternehmen wohl entsprechen, und ist ihm hierin ein gedeihlicher Fortschritt zu wünschen; freilich ist die Frage, ob Göttingen neben Berlin und Leipzig, wo die gleichfalls vielfach in den Occident übergreifende „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft" erscheint, wird in die Höhe kommen können, zumal in jetziger Zeit, wo das noch vor wenigen Jahren sehr rege Interesse für diese Studien nachzulassen scheint, und wo sich die betreffenden Arbeiten vielfach zersplittern und in Einzelnheiten verlieren, denen ein größeres Publikum nicht zu folgen im Stande ist. Wie uns scheint, wäre es zu wünschen, daß das Griechenthum wieder kräftiger in die Mitte träte, und daß man die griechische Sprache nicht blos etymologisch berücksichtigte, sondern den griechischen Geist als das lebendige Mittelglied zwischen Orient und Occident festhielte. Auch müßte man einen stärkeren Accent auf Geschichte und geschichtliche Fortentwickelung legen, wenn nicht die ganze Betrachtung des Alterthums — wir reden hier im Allgemeinen — in's Gebiet der Naturwissenschaft und Physiologie herabsinken soll.

Mannigfaltiges.

— Aus dem Jahre 1819. Professor Aegidi in Hamburg, der im vorigen Jahre die bisher nicht bekannt gewesenen Verhandlungen über die Entstehung der Wiener Schluß-Akte von 1820 herausgegeben, beschenkt das deutsche Publikum jetzt mit der sehr interessanten Einleitung zur Geschichte dieser Verhandlungen, nämlich mit einer historischen Skizze des berüchtigten Karlsbader Kongresses.* Im Jahre 1819 hatte die Ermordung Kotzebue's durch den Studenten Sand und der Mord-Anfall des Apothekers Löhning auf den nassauischen Regierungs-Präsidenten von Ibell stattgefunden, und diese Handlungen zweier wahnwitzigen Menschen benützten einige deutsche Minister, deren Namen auf Schandsäulen verewigt werden sollten, dazu, um ihre Souveraine glauben zu machen, daß ohne Fesselung der deutschen Nation, ihrer Universitäten, ihrer Schulen, ihrer Turn- und Wehrverfassung und ihrer gesammten wissenschaftlichen, wie politischen und literarischen Presse, alle Throne gefährdet, aller Glaube und jede staatliche Ordnung dem Umsturze geweiht sein würden. Vergebens protestirten der großherzige Karl August von Weimar und der Minister Wilhelm von Humboldt in Berlin gegen diese antinationale Verschwörung, gegen eine Coalition, die es nicht allein auf politische Unterdrückung, sondern auch auf Zertretung aller edeln Geistesblüthen des deutschen Volkes abgesehen hatte. So schlau gingen die Leiter dieser finstern Unternehmens zu Werke, daß man nach Karlsbad nur diejenigen Minister einlud, auf deren Mitwirkung man im Voraus zählen konnte, und daß man einen Theil der deutschen Regierungen über das, um was es sich eigentlich bei jenen Bode-Konferenzen handelte, gar nicht in Kenntniß setzte. Wie es gekommen, daß nachmals, am 20. September 1819, in der 35. Sitzung der deutschen Bundes-Versammlung, gleichwohl ein einstimmiges Votum in Bezug auf die Karlsbader Beschlüsse zu Stande kam, das weist uns Herr Aegidi, der in den Besitz vieler bisher unbekannter Aktenstücke gekommen, auf das Unzweideutigste nach. Wie es damals in Karlsbad sowohl, als in Wien, herging, welche Motive bei den aminösen Beschlüssen von 1819 und 1820 mitwirkten, das ersehen wir auch aus den gleichzeitig von uns besprochenen Tagebüchern von Gentz. Welcher Abgrund von sittlicher und politischer Verworfenheit! Der Verfasser hat recht, wenn er das Jahr 1819 das „tolle Jahr" par excellence nennt.

— Herr von Heuglin über den Suez-Kanal. In Uebereinstimmung mit dem, was wir kürzlich (Nr. 23) über dieses große Unternehmen berichtet haben, schreibt Herr v. Heuglin aus Alexandrien vom 17. März d. J. an die Redaction der „Geogr. Mittheilungen": „Dieser Tage besuchte ich meinen alten Reisegefährten und Freund, Herrn von Lesseps. Nach Allem, was ich von ihm und Anderen über den Kanalbau höre, sind die Arbeiten sehr weit vorgerückt. Die Gesellschaft hat zwei Dampfer für die Verbindung zwischen Alexandrien und Port Said (bei Pelusium). Die Arbeiten zwischen diesem Ort und den Bitterseen sind allseitig in Angriff, und zwar in der Wüste selbst in Stationen von 2000 zu 2000 Meter aber Schritt. Herr v. Lesseps hat uns eingeladen, Alles zu besichtigen, und hat zu diesem Zwecke Schiffe und Kamele zu meiner Verfügung stellen wollen; doch werden mir, so sehr mich die Sache interessirt, keine Zeit haben, Alles in Augenschein zu nehmen. Die Arbeiter bestehen theils aus Europäern, theils aus Eingeborenen, und es ist die Ausgrabung des Terrains an verschiedene kleinere Unternehmer in Akkord gegeben. Die Preise per Quadrat-Meter Wegräumung sollen sich um mehrere 100 Procent billiger stellen, als der Kosten-Anschlag ausweist. Ich habe nie in dem Glauben an die Ausführbarkeit des Unternehmens gewankt, und wenn auch die Vollendung durch politische Ereignisse verschoben werden kann, wird doch der Kanal sicher noch in diesem Jahrhundert zur größten Welthandels-Straße werden."

— Mariette's ägyptische Alterthümer. Der bekannte französische Archäolog, Herr Mariette, Director des Museums ägyptischer Alterthümer in Cairo, ist kürzlich auf einer Urlaubsreise nach Paris gekommen, wo er sich mehrere Monate aufzuhalten denkt. Die auf Befehl des Vicekönigs, unter Leitung des Herrn Mariette, an allen wichtigen Punkten des Nilthales unternommenen Forschungen und Ausgrabungen werden mit allem Eifer fortgesetzt. Unter Anderem ist kürzlich der Punkt ermittelt worden, wo das alte Tanis in Unter-Aegypten gelegen, wobei man zu sehr wichtigen, historisch-archäologischen Resultaten gelangt ist. In den Ruinen von Memphis hat Herr Mariette eine, in einer Kalkstein-Tafel eingegrabene Liste von 63 ägyptischen Königen aufgefunden. Die Pariser Bibliothek und das Britische Museum besitzen zwar bereits ähnliche Tafeln, doch sind diese bei Weitem nicht so vollständig, als die des Herrn Mariette, die jetzt einen Bestandtheil des von ihm in Cairo gegründeten Museums bildet. Die Tafel von Memphis soll das merkwürdigste Zeugniß sein, das wir bisher für das Studium und die Feststellung der dem Pyramidenbau vorangegangenen, ägyptischen Königs-Dynastieen besitzen. Auch der Tempel von Edfou, welchen Mariette im Auftrage des Vicekönigs an das Licht gezogen, wird als ein bewundernswerthes Denkmal geschildert. Wahrscheinlich wird Herr Mariette in einer der nächsten Sitzungen der Pariser Akademie der Inschriften einen Vortrag über seine Entdeckungen halten.

— Böhmische Geschichts-Studien. Der im „Magazin" schon öfters genannte böhmische Gelehrte, Ferdinand B. Mikowec, welcher durch seine trefflichen Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichts- und Alterthumskunde in Deutschland nicht minder bekannt ist, wie in seinem Vaterlande,* hat in der von ihm redigirten belletristischen Wochenschrift „Lumir" die Biographie des berühmten kaiserlichen Heerführers Hermann Christoph von Rueßwurm (auch Rueßwarm, Raßwurm genannt) mitgetheilt, welche nunmehr, mit Anmerkungen versehen, unter dem unten genannten Titel auch als Separat-Abdruck erschienen ist.** Da der Verfasser nicht nur die handschriftlichen Quellen des Wiener Archivs, sondern auch die in Prag befindlichen Original-Akten des Prozesses jenes unglücklichen Feldmarschalls benutzt hat, so ist diese Monographie die vollständigste und beste Biographie Rueßwurm's geworden, welche wir bisjetzt besitzen. Selbst das Ende des tapferen Generals, welcher nach so vielen glorreichen Kämpfen gegen die Türken am 29. November 1605 in Prag durch das Beil des Henkers fiel, stellt sich nach Mikowec's Forschungen ganz anders dar, als es Hurter in seiner sonst so vortrefflichen Studie über den jüdischen Kammerdiener Kaiser Rudolph's II., Philipp Lang von Langenfels, geschildert hat. Besonders aber erscheint der kürzlich unter dem Titel „General Reßwurm" von C. Breier herausgegebene, sogenannte „historische" Roman, welcher das Leben des Feldmarschalls Rueßwurm behandelt, der authentischen Biographie gegenüber, als jämmerliches Machwerk, indem sogar die Namen der in jener Zeit in Prag lebenden Personen gewissenhaft ganz so beibehalten worden sind, wie sie Rueßwurm's Freund, der Marschall Bassompierre, in seinen Mémoires auf echt französische Weise bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt hat. Schon

* Aus dem Jahr 1819. Beitrag zur deutschen Geschichte, von Ludwig Karl Aegidi. Hamburg, Boyes & Geißler, 1861.

* Herr Mikowec hat auch über die Geschichte des dreißigjährigen Krieges und insbesondere Wallenstein's einige schätzbare Studien geliefert. D. R.

** Herman Kristof Rueswurm. Sepsal Ferdinand B. Mikowec. V Praze, 1861.

ein flüchtiger Blick in das bekannte Werk Redeln's „Das sehenswürdige Prag," welches die Namen aller Burggrafen von Karlstein enthält, hätte indessen genügt, um zu wissen, daß z. B. unter Bassompierre's „Perche-storis" Johann Wrzesovec von Wrzesovic (Jan Vřesovec z Vřesovic) gemeint ist.

— **Verlags-Artikel des Lloyd in Triest.** Die große Bequemlichkeit und Schnelligkeit, mit welcher man jetzt den Orient bereisen kann, hat auch das Bedürfniß schneller Orientirung hervorgerufen, wie es im westlichen Europa für Engländer Murray, für die Deutschen Bädeker befriedigt. Die Anstalt des österreichischen Lloyd in Triest war vor Allen dazu in Stand gesetzt und veranlaßt, den Reisenden, namentlich den zahlreichen Pilgern in's Morgenland, durch Herausgabe brauchbarer Reise-Handbücher einen wichtigen Dienst zu erweisen. Wir besitzen aus demselben Verlage und von dem Verfasser des vorliegenden Reise-Handbuches über die Türkei* bereits ein Reise-Handbuch über Aegypten (1858) und eines über Griechenland (1859). Das vorliegende Buch bildet den sechsten Band von „Lloyd's illustrirter Reise-Bibliothek," zu der auch das bekannte Reise-Handbuch „Von Wien nach Triest" gehört, an welches es auch in der äußeren Ausstattung, wie in der inneren Einrichtung, erinnert. Im ersten Kapitel werden wichtige Verhaltungs-Maßregeln für die Reisenden ertheilt: „Wer kann in den Orient reisen? — Die rechte Zeit im Jahr — Reiseplan für sechs Monate — Kostenüberschlag — Ausrüstung — Paß — Geld — Sprachen — Gesundheitsregeln zum Schutz gegen Malaria, Fieber, Ophthalmie, Pest" ꝛc. Denn ganz so bequem und gefahrlos, wie in unseren Ländern, ist das Reisen in der Türkei noch nicht. — Eine Anzahl sauberer Holzschnitte, Ansichten, namentlich von Palästina und seinen heiligen Stätten und Konstantinopel, sind in den Text eingedruckt. Die Verkehrsmittel, Fahrpläne ꝛc. sind natürlich besonders berücksichtigt, so daß der Reisende alles Nöthige beisammen hat, um sich auf jedem Punkte mit gehöriger Sicherheit zurechtzufinden.

In demselben Verlage, der hoffentlich auch ferner, und zwar ungestört durch das auf Triest's Thätigkeit eifersüchtige Italien, ein vorgeschobener Posten der literarisch-artistischen Propaganda Deutschlands bleiben wird, ist gleichzeitig eine neue Ausgabe der Stahlstiche nach den Kunstsammlungen Wien's, mit erläuterndem Text von A. R. von Perger, erschienen.** Die ersten beiden Lieferungen enthalten Rafael's heilige Jungfrau im Grünen, Caravaggio's Lautenschlägerin, Domenichino's David, Tizian's Grablegung Christi, Amerling's schlafende Kinder und Schnorr's Faust in vortrefflichen Stahlstichen. Der Preis jeder Lieferung von drei Stichen, nebst Text, beträgt nicht mehr als 10 Sgr. Das Ganze wird aus 36 Lieferungen bestehen.

— **Pädagogisches aus Schleswig.** Der Schulamts-Kandidat Ramanns Müller hat allen Lehrern und Erziehern in den Herzogthümern Schleswig und Holstein ein Buch unter dem Titel „Gedanken-Spähne" gewidmet.*** Wenn der Verfasser in dem Vorworte bemerkt, „den mündlichen und schriftlichen, den weltlichen, wie geistlichen Recensenten werde das Buch gewiß Veranlassung geben, sich im entrüstetsten und strafendsten Styl zu üben": so mag die Bemerkung in Beziehung auf andere Recensenten treffend sein; für uns, die wir dasselbe mit einigen Worten zu recensiren gedenken, ist sie es nicht. Zwar ist die Milde der Ausdrucksweise in dem Buche nicht die allenthalben vorherrschende (vergl. was Herr Müller Seite 52 über die Kardinäle in der katholischen Kirche äußert, „deren getreuer Sohn er noch vor wenigen Jahren" gewesen). Allein es würde eben nicht unsere Mäßigung bekunden, wenn wir über die Müller'sche Schrift wegen ihrer Schattenseiten den Stab brächen. Die Lichtseiten sind in derselben weit überwiegend. In Erzählungen, welche den Hauptinhalt der Leistung bilden, entwickelt Herr Müller dergestalt, daß er das Interesse des denkenden Lesers anregt, theils über die berühmte Schreib- und Lese-Methode Jacotot's, theils über die Erziehung, Gedanken, welche um so mehr zu beachten sind, als sie die unmittelbare Lebenserfahrung zum Ausgangspunkte haben. So unterrichtet Herr Müller selbst nach jener Methode in alten und neuen Sprachen mit bestem Erfolge, wie das Vorwort bemerkt. Die Gedanken des Verfassers sind meistens von jener wahrhaft humanen Gesinnung durchdrungen, welche nicht blos ein *sittliches*, sondern auch ein religiöses Element in sich schließt (Vergl. S. 45). Im Herzogthum Schleswig scheinen der Jugend-Unterricht und die Erziehung noch nicht den Gipfelpunkt der Vollendung erreicht zu haben. Der Verfasser bemerkt von den Dorfschulen Schleswigs, daß in ihnen „Kinder von zehn bis zwölf Jahren kaum lesen konnten und nicht im Stande waern, aus dem gedruckten Buche ohne Fehler abzuschreiben." Herr Müller fand (S. 51) „Kinder in dem zartesten Alter um zwölf Uhr Nachts im sogenannten Gildehause, wo getanzt, Bier in Zinnbechern und der unvermeidliche Kümmel in Gläsern auch den Kindern gereicht wurde, so daß sie in einem vollständig trunkenen Zustande waren. Knaben von zwölf und Mädchen von elf Jahren begingen grobe Unsittlichkeiten." Wir zweifeln nicht daran, daß der Jugend-Unterricht und die Erziehung in dem Herzogthum eine wesentliche Verbesserung erfahren würden, wenn die Lehrer und Erzieher des Landes manchen „Gedanken-Spähnen" ihres Amtsgenossen thatsächlich Rechnung trügen.

Breslau. Wilhelm Böhmer.

— **Was ein Pariser Gasthof einbringt.** Das große Hotel de Louvre in Paris ist bekanntlich für Rechnung der Gesellschaft des „Credit mobilier" erbaut und wird auch für dieselbe verwaltet. Folgendes ist eine Uebersicht der reinen Einkünfte bei der Verwaltung dieses Hotels in den letzten fünf Jahren. Es brachte:

im Jahre	1856 . . .	781,704 Fr.	41 Ct.
„	1857 . . .	912,552 „	5 „
„	1858 . . .	917,253 „	27 „
„	1859 . . .	941,301 „	43 „
„	1860 . . .	1,114,940 „	43 „

Außer den 1,114,940 Francs, die im Jahre 1860 das Wirthshaus-Geschäft eintrug, wurden 296,400 Francs durch Vermiethung der Kaufläden gewonnen, welche die Parterre-Etage des Hotels bilden, so daß die Gesammt-Einkünfte des Hotels nahe an anderthalb Millionen, oder 10½ Procent des aufgewandten Kapitals, betrugen. Wenn man erwägt, daß die Kapitalien, welche die Gesellschaft des „Credit mobilier" in anderen Grundstücken von Paris, in der Rue Rivali, am Boulevard des Capucins ꝛc. angelegt hat, durchschnittlich 8 Procent bringen, und wenn diese 8 Procent auch auf das Kapital von 11,496,328 Francs berechnet werden, die der Grund und Boden und der Bau des Hotels gekostet, so bringt das Kapital von 2,457,000 Francs, welche auf die innere Ausstattung und Einrichtung des Gasthofes verwandt wurden, nicht weniger als 20 Proc. jährlicher Zinsen. Die Brutto-Einnahmen des Hotel de Louvre haben im vorigen Jahre 2,594,663 Francs 65 Ct. betragen.

— **Der „Philistor."** Diesen Namen trägt eine, seit dem 1. Januar 1861 in Athen erscheinende, philologisch-pädagogische Zeitschrift, herausgegeben von den Professoren Komanudis, Xanthopulos und Manrophrydis. Monatlich erscheinen zwei Hefte dieser Zeitschrift, die ebenso ihren Herausgebern, wie dem griechischen Publikum zur Ehre gereicht, da sie immerhin ein Beweis ist, daß dergleichen philologische Journale dort Leser und Unterstützung finden, was man von viel reicheren und kultivirteren Ländern, wie England und Frankreich z. B., nicht sagen kann. In den ersten Heften befindet sich unter Anderem eine vortreffliche Abhandlung von Kyprianos über die griechische Literatur und speziell über die charakteristischen Unterschiede der klassischen und der alexandrinischen Periode. Herr Komanudis theilt in denselben Heften sehr anziehende, gelehrte Notizen über die merkwürdigen, ephebischen Stelen mit, die durch die Archäologische Gesellschaft von Athen unter den Ruinen des Ptolemäischen Gymnasiums aufgefunden worden sind. Diese Notizen werden genügen, um die Aufmerksamkeit der ganzen philologischen Welt auf jene, für die Geschichte von Athen überaus wichtigen Inschriften zu lenken.

J. C.

* Die Türkei. Reise-Handbuch für Rumelien, die untere Donau, Anatolien, Syrien, Palästina, Rhodus und Cypern, von Dr. Moritz Busch. Triest, literarisch-artistische Anstalt des Oesterreichischen Lloyd, 1860.

** „Die Kunstschätze Wien's in Stahlstich ꝛc." Dritte Ausgabe. Triest, literarisch-artistische Abtheilung des Oesterreichischen Lloyd. 1860.

*** Dünaburg. 1861.

Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im regelmäßigen Empfange dieses Blattes keine Unterbrechung wünschen, werden höflichst ersucht, ihre Bestellungen auf das III. Quartal baldigst zu bewirken, da mit gegenwärtiger Nummer das II. Quartal zu Ende geht.

Die Verlagshandlung
Veit & Comp. in Leipzig.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Sechszigster Band.

Juli bis December.

1861.

Leipzig,

Verlag von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges vier Thaler.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährig zu beziehen

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Deutschland und das Ausland.

Juli. Čechenthum und Deutschthum in Böhmen. S. 325. — Die deutsche Auswanderung. S. 346. — Volkswirthschaftliches. Die Wuchergesetze und die Mahl- und Schlachtsteuer. S. 359. — Die Reise des Pytheas nach Thule. S. 359. — Das deutsche Lustspiel. S. 370.

August. Die Abstammung des Hauses Habsburg. S. 383. — Zur Geschichte der Erziehung. Anschauung der christlichen Volksschule. S. 393.

September. Die christliche Gemeinde des neunzehnten Jahrhunderts. S. 431. — Zur klassischen Literatur. S. 442. — Zwei Zeiterscheinungen des Völkerrechts. S. 443. — Der religiöse Glaube und der Zeitgeist S. 451

Oktober. Das Orakel-Heiligthum des Swantewit zu Arkona auf der Insel Rügen. S. 481.

November. Nationalität und Civilisation. S. 549. — Die Juden in Ungarn und den deutsch-slavischen Ländern dem Nationalitäten-Kampfe gegenüber. S. 550. — Varnhagen's Tagebücher seit dem Jahre 1835. S. 553. — Aus Schlesiens Vergangenheit. Schlesische Bürger des Mittelalters und im Jahre 1740. — Martin Opitz von Boberfeld — Lessing in Breslau S. 573.

December. Die Leopoldinische Universität in Breslau. S. 587. — Die Frau im Sprichwort. Schwiegermutter und Schwiegertochter. S. 587 — Das preußische Gesetz über die Stempelsteuer der Presse vom 29. Juni 1861. S. 611. — Erwiederung. S. 611.

Böhmen.

August. Das böhmische Erzgebirge in industrieller Hinsicht S. 379. — Böhmische Volkspoesie. S. 417.

September. Geschichte des böhmischen Nationaltanzes. S. 434.

Oktober. Böhmische Feste und Heilige. S. 501.

November. Čechische Agitation in Mähren. S. 537. — Die Zukunft des Čechenthums in Böhmen. S. 565

Ungarn.

August. Die Politik des wissenschaftlichen Ungarn. S. 397.

Oktober. Magyarische Dankbarkeit gegen deutsche Lehrer. S. 513. — Croatien, Slavonien und Dalmatien. S. 517.

December. Die magyarische Literatur vor und nach der Revolution. S. 601.

Frankreich.

Juli. Proudhon, als Zerstörer Englands und Frankreichs. S. 317. — Französische und deutsche Stimmen über die Zukunft der Philosophie. S. 330 — Die Literatur des zweiten Kaisereichs. S. 351. — Literarisches Echo aus Paris. Die Glorien des Romantismus. Victor Hugo, Lamartine und George Sand. S. 361. — Die Studien des französischen Protestantismus. S. 362.

August. Zur Orientirung über die französischen Finanz-Zustände S 376 — Eine chemische Entdeckung. Das organische Leben im Gährungsprozeß. S. 389. — Einige neue Erscheinungen der Roman-Literatur Madame Colgnet und Adrien Robert. S. 390. — Adolf Thiers als Geschichtsschreiber. Napoleon I. und die Restauration der Bourbons. S. 411.

September. Literarisches Echo aus Paris. Das „kleine Journal" und seine Beziehungen zur neufranzösischen Romanschule. S. 424. — George Sand und die Leidenschaft im Roman. S. 426. — Literarisches Echo aus Paris. Retiac's „Menschliche Dummheit" in der Form von Romanen. S. 448. — Die Paris-Sceaux-Eisenbahn und ihre gegliederten Wagen S. 449.

Oktober. Der fossile Mensch und seine Art. S 477. — Aus Guizot's Memoiren. Die auswärtige Politik der Juli-Monarchie. S. 493. — Die Freiheit des Lehrers und die Methode. S. 510. — Louis Blanc als Geschichtsschreiber. Die Schreckenszeit und der Sturz Robespierre's S 526.

November. Leibniz und Bossuet über die Versöhnung der katholischen und protestantischen Kirche. S. 529. — Das Meer, nach J. Michelet. I Der Mensch und das Element. S 531. — II. Wer hat eigentlich die neue Welt entdeckt? S 544. — Der Protestantismus und die weltliche Herrschaft des Papstes. S 566.

December. Cäsar und die Napoleoniden. S. 577. — Die Einheit des Menschengeschlechts I. Der Mensch und das Thierreich S. 578. — II. Gattung und Race. S. 594. — Die Revolution und die Doctrine. I. Royer-Collard. S. 602 — Orientalische Studien, von A Franck. Rechts-Philosophie des Orients. S. 604. — Anthologie der französischen Dichter aller Epochen. S. 613. — Die Revolution und die Doctrine II. Tocqueville. S. 615.

England.

Juli. Briefliche Nachrichten aus London. Frankreich, England und der Orient. S. 329. — Aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth. I. Spanische Gesandtschaftsberichte über die Königin Elisabeth und Leicester. II. Lord Bacon von Verulam. S. 345. — Aus dem Schreiben eines Touristen in Frankreich und England. S. 357. — Edmund Forbes. S. 367.

August. Literarische Korrespondenz aus England. Die große Feuersbrunst. — Hachleben-Maral — Deutscher National-Verein. — Kinkel, Macdonald, Hirsch — Der Tod der größten Dichterin Englands. — Frances Browne. S 377. — Der große „Strike" der Bauhandwerker in London. S. 387. — Milton's Komus. S. 389. — Buckle's Geschichte der Civilisation. S. 404. — Englische Touristen und ihre Bücher. S. 414

September. Universal- und Privat-Telegraphie in London. S 427. — Semper viret. Zur Lebensgeschichte des Admirals Beenen S 435. Literarische Korrespondenz. Das Mysterium London. S. 446.

Oktober. Die Sonette von William Shakspeare. S. 476. — Die unverehelichten Könige Englands. S 489. — Englische Korrespondenz Schönheits- und Größen-Maß, Unförmlichkeit und Ungeschick — Eisenbahnen-Ueberstürzung — Welt-Industrie u. Kunst-Ausstellung S 505. — Londoner Korrespondenz. Zur Statistik der Mineralien, der Verbrechen, der Literatur und der Kunst. S. 523.

November. Englische Korrespondenz In- und ausländische Sorgen — Aus der sozialen und politischen Welt. — London unterirdisch, überirdisch und zu ebener Erde. S 532 — Hamlet, das psychologische Räthsel, nach Professor Gerth S. 541 — Dickens', Große Erwartungen und die englische Lieferungs-Novellistik S. 569.

December. Briefliche Mittheilungen aus England. Monatsschriften und Baumwollen-Politik. Kriminalstil und Romantik. Englische Preßfreiheit und deutscher Steuerzoll-Stab für Literatur. S. 591. — Thomas Hood S 607. — Shakspeare's Sonette, übersetzt von Bodenstedt. S. 618

Italien.

Juli. Italiänische Geschichte im Roman Gutzkow's „Zauberer von Rom." S. 343. — Neapolitanische Photographien. I. Ein Ritt auf den Vesuv. S 332 — Das tägliche Leben des Papstes. S 334. — II. Das Lava-Meer und Herculanum S 343. — Masken und Schalksnarren des italiänischen Theaters. Nuzzane (Angelo Beolco). S. 355. — Literatur-Bericht aus Italien. I Roman, Gedichte, Theater II. Schriften über Erziehung. III. Geschichte und Politik. S. 365.

August. Die Juden in Rom. S. 373. — Die Lehnsträger des heiligen Stuhles. Graf Mérode als päpstlicher Kriegsminister. S. 407. — Die diesjährige italiänische Kunst- und Gewerbe-Ausstellung. S 416.

September. Das heutige Rom, von Edmond About S. 433. — Wanderungen in Neapel und Sicilien von F. Gregorovius S. 459.

Oktober. Erinnerungen an Sizilien. Das alte und das neue Syracus S. 507.

November. Literatur-Bericht aus Italien. Das Buch der Weissagungen. S. 533. — Da Ponte, der Librettodichter. S. 546.

December. Ein Lectionskatalog der Universität zu Bologna. S 605.

Schweiz.

Juli. Herr William Reymond und die Revue Suisse. S 354.

August. Die schweizerische Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Albrecht v. Haller. — Lavater. — Pestalozzi. — Johannes Müller. S 409.

Spanien.

November. Ein bayerischer Offizier über General Prim in Marokko S. 558

Belgien.

August. Kirchliche Zustände des Landes. S. 385.

September. Fastnachtsbelustigung in Belgien. Der Stelzenkampf in Namur und die Riesen-Prozessionen. S. 459.

Oktober. Die Kunstschätze Belgiens in Photographien von Fierlants. S. 478.

December. Belgische Bibliothek. S. 598.

Niederlande.

Oktober. Die Rederyker. I. Ein niederländisches Literaturbild S 520.

November. Die Rederyker. II. Einfluß auf die niederländische Nationalität. S. 543.

Dänemark.

September. Die Dänen und die Nationalität der Färöer. S. 421.

December. Die freiwillige Volksbewaffnung in Dänemark. S. 608.

Schweden.

Juli. Die skandinavische Union und Deutschland. I. Die Könige Karl Johann und Oskar II. Das schwedische Junker- und Priesterthum S 314 — III. Frankreich und Spanien, Preußen und Schweden. IV Die Sympathien in Schweden für Deutschland. V Die Aufgaben Preußens gegenüber der skandinavischen Union S. 327.

Oktober. Runeberg's zweiter Theil von Fähnrich Stahl's Sagen. S. 496 — Korrespondenz aus Stockholm. Deutschlands gegenwärtiges Verhältniß zu Schweden. S. 524.

December. Die schwedische Expedition nach Spitzbergen S. 619.

Norwegen.

Oktober. Björnson's nordische Dorfgeschichten. S. 497.

December. Norweger und Dänen gegenüber Deutschland. S. 620.

Skandinavien.

Oktober. Die Tagespresse in den skandinavischen Ländern. S. 488.

December. Die Riesen und Zwerge des Nordens. S. 585.

Rußland.

Juli. Die Leibeigenschaft und ihre Aufhebung. S. 337.

August. Fürst Dolgorukov's „Wahrheit über Rußland" in zweiter Auflage. S. 382 — Die constitutionelle Frage in Rußland und Polen. Das Budget von 1860. S. 398.

September. Die soziale Umgestaltung des Volkes durch Aufhebung der Leibeigenschaft. S. 437.

Oktober. Die Deutschen in St. Petersburg. I. Anzahl und Bedeutung S. 469. — II. Kirche, Schule, Gesellschaft, Publizistik und Theater. S. 485.

November. Der lettanische Bildhauer Ostrowski S. 548. — Motinori's Briefe vom Jahre 1860. Zustände der höheren Gesellschaft. — Der Liberatismus in St. Petersburg und Moskau. — Die russische Journalistik. S. 559. Die Branntweinpacht und die Enthaltsamkeits-Vereine S. 570.

December. Alex. Puschkin's bisher ungedruckte Gedichte. S. 582. — Das russische Theater, nach Bodenstedt. Gribojédov, Gogol, Aksakov. S. 583.

Polen.

August. Französische Publizisten über Polen. S. 382. — Das aristokratische Polenthum, Preußen und Frankreich gegenüber. S. 402

September. Die Abstammung Lelewel's. S. 450.

Oktober. Die Parteikämpfe der Zamoiski und Zborowski. S. 472. — Kasimir Brodzinski S. 499.

Finnland.

December. Neueste Erscheinungen der finnischen Literatur S. 598

Esthland.

September. Die esthnische Literatur. S. 450.

Griechenland.

December. Liebes- und Klagelieder des neugriechischen Volks. S. 599. — Der in Zante aufgefundene Bibel-Codex S. 610

Rumänien.

Oktober. Die neuere rumänische Literatur I. Volkspoesie. S. 518.

November. Die neuere rumänische Literatur. II. Lyrische und Fabel-Dichter. S. 535.

Türkei.

Juli. Türken, Griechen und Slaven in ethnographischer Hinsicht. S. 341. — Der Regierungsantritt des Sultans Abd-ül-Asis. S. 367.

September. Touristenbilder von Wachenhusen. S. 439.

Morgenländische Literatur.

September. Ist mit dem biblischen Barzel unser Eisen gemeint? S. 441.

December. Julius Fürst's hebräisches und chaldäisches Wörterbuch S. 620.

Syrien.

Oktober. Die europäischen Mächte in der syrischen Angelegenheit S. 510

November. Die Reorganisirung Syriens und des Libanons. S. 562.

Tscherkessien.

Oktober. Die Kriegführung im Kaukasus. S. 487.

Hinter-Indien.

September. Deutsche Briefe aus Cochin-China. I. Der Kriegsschauplatz. — Das Lager der Franzosen — Le Camp des Pagodes. S. 445. — II. Der Sturm von Ki-oa, am 24. und 25. Februar 1861. S. 460.

November. Szenen aus dem französischen Kriegslager in Cochin-China. Die Erstürmung des Forts Ki-oa. S. 537.

Japan.

Juli. Die preußische Expedition. Die Holländer auf Desima. S. 320

August. Japanesische Kriminaljustiz. S. 419.

September. Japanesische Sprache und Zeitrechnung. S. 429.

Aegypten.

Juli. Der Suez-Kanal und sein gegenwärtiger Zustand. S. 368.

Westindien.

September. Santo Domingo und Spanien. I. Die dominikanische Republik. S. 453 — II. Hayti, die Vereinigten Staaten und Süd-Amerika. S. 461.

Nord-Amerika.

Juli. Deutsch-amerikanische Fata Morgana S. 319. — Transatlantische Philosophen. Ralph Waldo Emerson. S. 349.

August. Bekenntnisse eines Mormons. S. 391 — Was ist ein amerikanischer Dry-goods-Jobber? S. 406.

September. Civilisation und Barbarei in Europa und den anderen Welttheilen S. 464.

Oktober. Zur Geschichte des amerikanischen Bürgerkriegs. S. 475. — Ein Jugendleben unter den Indianern. S. 490

November. Erinnerungen an Washington Irving. S. 556.

December. Die Aufhebung der Sklaverei nach dem O'Donnogh'schen Systeme. S. 618.

Mittel-Amerika.

November. Jegór von Sivers Reise nach Mittel-Amerika S. 554

Süd-Amerika.

November. Helps' Geschichte der spanischen Eroberungen in Am... S. 572

Brasilien.

December. Die sozialen Verhältnisse und die Colonisation. S. 589

Polynesien.

December. Die oceanische Menschenrace und ihre Abstammung — Cook als Gott — Das jetzige Honolulu. S. 621.

Mannigfaltiges.

Juli. Friedrich der Große, Deutschland und die illoländische Frage. S. ... — Zur deutschen Flotte. S. 323. — Die Schiller-Lotterie. S. 323. — ... ler, Leising, Pestalozzi. S. 324. — Die Sängerhalle. S. 324 — Eine ... chische Revue. S. 324. — Der Handel in Japan. S. 321. — Die „... Industrie-Zeitung" und der deutsche Zollverein. S. 335. — Der ... Handwerker-Verein. S. 335. — Ein Gesellen-Stammbuch S. 336. — ... Studentenlieder. S. 336 — Balkedruck über Arndt. S. 336. — William ... gant. S. 336 — Die kurhessische Frage. S. 348 — Das London er *Athe...* über die Macdonald-Affaire. S. 348. — Henglin's Expedition en S. 3... Lelewel und Schafarik. S. 348. — Zur deutschen Landesvertheidigung S. ... — Deutschland und das Ausland. S. 360. — Musik und Musikmacher... S. 360. — Blamische Briefe über die Nordische Literatur. S. 360. — Ein ... nischer Bericht über Amerika im Jahre 1576. — Lessing-Denkmal in ... S. 399. — Das Attentat in Baden. S. 371. — Bibliothek polnischer ... stellen. S. 371 — H. Heine und Friedrich Steinmann S. 372. — Kirch... Handlungen aus der Entfernung. S. 372. — Geönländische Presse. S. 3...

August. Die Aufgaben Deutsch-Oesterreichs S. 383 — Die lat... Presse Deutschlands. S. 384. — Die heilige Schrift in der Herero-Sprac... S. 384. — Wie man in Frankreich das *Gaudeamus igitur* übersetzt. S. 3... — Von Wien nach München. S. 384. — Die bevorstehende Monarchen-... sammenkunft in Chalons S. 395. — Der Herzog von Gotha und sein ... S. 395. — Jacob Grimm, Leopold Schefer und Karl von Holtei. S. 3... — Turnfest und Jahn-Denkmal S. 396. — Deutsche Bibliothek. S. 396 — ... vidos' Legik. S. 396. — Ueber den Ursprung der Sitten. S. 396. — Kalkbau zu seefortificatorischen Zwecken. S. 408 — De lana caprina in Böhmen. S. 408. — Die deutschen Tuener von New-York. S. 408. — Humboldt-Stif... der S. 408. — Die *Encyclopaedia britannica*. S. 408. — Der Kraftsitz in Ungarn S. 419 — Der Geburtsort von Peter Paul Rubens S. 420 — Dr. Leonhard Beer. S. 420. — Medizinisch-Materialistisches S. 420 — Bericht über Moon's Blindenschrift. S. 420. — Das Buch der Erfindungen S. 420.

September. Das Buch der Wilden. S. 431. — Wilhelm Carpen S. 432 — Zur Geschichte des literarischen Eigenthums. S. 432. — Diät der Geschten S. 432. — Napoleon I. und der Feldzug von 1815. S. 443. — England und Deutschland. S. 444. — Volksschulwesen in Italien. S. 444. — Englische Anthologie S. 444 — Zur deutschen Flotte S. 456. — Ein seeles Werk über die russische Bauern-Emancipation. S. 456. — Die katholische Pudendik S. 467. — Zur Korrektur von Schiller's Werken S. 468. — Weber's Volkskalender für 1862. S. 468 — Deutsche Auswanderer in Brasilien. S. 468 — Gegen Macaulay als Essayist. S. 468

Oktober. Friedrich von Raumer's Urtheil über gewisse Historiker S. 480. — Deutscher Unterricht in Böhmen S. 480. — Zur Geschichte der Juden S. 480. — Das „Buch der Wilden" in Paris. S. 480. — Das Buch der Absenden. S. 480. — Der Eisenbahn-Streik in England. S. 491. — *Dioramic Views*. S. 492 — Das Berthemer'sche Jahrbuch und die Juden der österreichisch-ungarischen Monarchie. S. 492. — Nationalismus, die letzte Gefahr der Kirche. S. 492. — Die deutsche Flotte von 1849. S. 503. — M. Block: die Bevölkerung Frankreichs. S. 503. — Die Ausstellung der „Arkadia" in Prag S. 504 — Die Neuzeit S. 504. — Die Abstammung Lelewel's S. 504. — Saarlouis und Landau S. 514 — Deutschland, England und Frankreich S. 515. — Der englische *Civis Romanus*. S. 515. — Das Tschechische als Unterrichtssprache in Böhmen. S. 515 — Ungarische Romane. S. 516 — Der russische Dichter Chomjakow. S. 516. — Zur griechischen Chronologie S. 516 — Der Eleras in Mexiko S. 516. — Israeliten als Universitätslehrer. S. 516 — Selbstbekenntnisse des Prinzen von Schleswig-Holstein-Noer. S. 527 — Zur Rechtsgeschichte von Welsch-Tyrol. S. 528. — Zur Rechtsgeschichte der Niederlande. S. 528. — Zwei Gebäude in Wien. S. 528. — Die deutschen Farben in Preußen und Oesterreich. S. 528. — Italiänische Bibel-Uebersetzungen für Juden. S. 528.

November. Dem Könige Wilhelm I. S. 539. — Das Budget Berlins, vergliechen mit dem von 24 deutschen Staaten S. 539. — Zwieners. S. 539 — Dessau sonst und jetzt. S. 539. — Die Deutschen in Siebenbürgen S. 539 — Graf Montalembert. S. 539 — Ein linguistisches Werk von Heinrich Barth S. 540. — Die neue Ausgabe der sämmtlichen Werke H. Heine's. S. 540 — Zur Geschichte der Juden in England. S. 540. — Nordschleswig und Skandinavien S. 551. — Alfred Meißner über Steinmann. S. 551 — Friedrich Thiersch. S. 551. — *Un bord des lacs Helvétiques*. S. 552 — Polnische Polemik. S. 552. — Deutsche Professoren der Universität Krakau. S. 552. — Der Freischütz, die deutsche Musik und die Cechemanen S. 552. — Friedrich Wilhelm IV. und die evangelische Kirche. S. 564. — Lüge und Wahrheit S. 564. — Weber's illustrirter Kalender. S. 564. — Karl Schmidt's Geschichte der Pädagogik S. 564 — Radde's historischer Schul-Atlas S. 564. — Das Wiener Burgtheater. S. 575. — Shakspeare in Deutschland S. 575. — *De tribus impostoribus*. S. 575. — Patee Benlucq. S. 576. — Die Zeitungen des Königreichs Italien.

December. Sittungswidrige Beamtensetzungen. S. 588. — Die Gesellschaft *„Bibliothèque Universelle."* S. 588. — Preußens Vertreter in China. S. 599. Kredit- und Consum-Vereine des deutschen Gewerbstandes. S. 600. — Montalembert's Werke S. 600. — *Modern British Dramatists*. S. 600 — Der Münchener „Volksbote" und das monarchische Prinzip. S. 611. — Denkmal für Fichte in dessen Geburtsort. S. 611. — Erinnerungen an Ernst v. Lasaulx S. 612. — Farben-Harmonie und Damen-Toilette. S. 612. — Weihnachts-Literatur S. 612. — Internationales Verlagsrecht. S. 612. — Oesterreichs und Preußens orientale Politik. S. 623. — Die „Berliner Allgemeine Zeitung." S. 623. — Die Kunst der deutschen Handschriften-Deutung S. 623. — Das deutsche Lied. S. 624 — Eine bisher unbekannte historische Forschung Rousseau's S. 624. — Eine Wallfahrt nach Jerusalem. S. 624.

Bestellungen über Annahme jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin nur der Zeitungs-Expedition Jacobsstraße, Hausvogteiplatz No. 21) und die Verlagshandlung in

Leipzig.

Magazin

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Anfragen, Briefe etc. entweder kommen an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn B. Behr's Buch-, Kunst- & Musikhandlung in

Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr. Halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postvereine portofrei geliefert wird.

№ 27. **Mittwoch, den 3. Juli 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Italien. Seite

Italiänische Geschichte im Roman. Gutzkow's „Zauberer von Rom" . . . 313

Schweden.

Die skandinavische Union und Deutschland. I. Die Könige Karl Johann und Oskar. II. Das schwedische Junker- und Priesterthum . . . 314

Frankreich.

Proudhon, als Zerstörer Englands und Frankreichs 317

Nord-Amerika.

Deutsch-amerikanische Fata Morgana 319

Japan.

Die preußische Expedition. Die Holländer auf Desima 320

Mannigfaltiges.

Friedrich der Große, Deutschland und die italiänische Frage 323

Zur deutschen Flotte . . . . . „

Die Schiller-Lotterie . . . . . „

Schiller, Lessing, Pestalozzi 324

Die Sängerhalle . . . . . „

Eine österreichische Revue . . . . . „

Der Handel in Japan . . . . . „

Italien.

Italiänische Geschichte im Roman.

Gutzkow's „Zauberer von Rom."*

Mit der Sedergabe des Dichters hat Karl Gutzkow einen Stoff ergriffen, der von Jahr zu Jahr größer wurde, aus dem vollen Leben der Gegenwart erwachsend, den Höhepunkt des allgemeinsten Interesses gerade in dem Augenblick erreichte, als das Schlußkapitel seines Romanes die Druckerpresse verließ. Dasselbe ist denn auch keine geschlossene Thür, sondern eine weit geöffnete Pforte, durch die man wie durch einen Triumphbogen in die allernächste Zukunft blickt. Das Schlußkapitel von Gutzkow's Roman enthält eine Prophezeiung, deren Erfüllung augenblicklich in den schwülen Tagen der neuesten Geschichte Italiens zu reifen beginnt.

Allerdings kann es nur einem wirklichen Zauberer von Rom gelingen, alle die Gährungen zu klären, die Streitfragen zu beschwichtigen, die Räthsel zu lösen, die Gemüther zu erheben, die Geister zu erleuchten, die Dämonen zu bannen, um endlich zu erreichen, was die Menschheit ersehnt!

Gutzkow's Zauberer ist eine ideale Gestalt, eine seraphische Natur, wohl geeignet, die Welt zu überwinden, nicht sie zu beherrschen, wie es einem Zukunfts-Papst, ohne irdisches Reich, geziemt. Ob er dereinst wirklich so auf Erden wandeln wird, ist eine Frage an das Welten-Schicksal, die kein Sterblicher beantworten kann!

Daß Gutzkow einen katholischen Geistlichen, Bonaventura von Asseln, mit dem Nimbus der höchsten Vollkommenheit verklärt, dargestellt hat, wird die Anfechtungen, welche sein Roman Seitens der Katholiken erfahren, wenn nicht entwaffnen, doch ihnen die Spitze abbrechen. Denn er macht dem katholischen Kultus damit das Zugeständniß, den Menschengeist läutern, entsündigen und erleuchten zu können, wie kein anderes Religions-Bekenntniß.

Das ahnungsvolle Intuitions-Vermögen des Dichters ist mit dem protestantischen Bewußtsein des Mannes offenbar mehrfach in Collision gekommen, wie das in jetziger Zeit nicht anders möglich ist bei Religions-Fragen; die Lichtgestalt Bonaventura's ist das Erzeugniß des ersteren, die Schattenrisse römischer Priester und Zustände sind aus letzterem entstanden.

Der letzte Band des Zauberer von Rom hat ungeduldige Leser etwas lange auf sich warten lassen; nun er so eben erschienen ist, zeigt es sich, daß er fast nicht zeitgemäßer kommen konnte, als gerade jetzt, wo jede Mittheilung über Italien das Interesse der Gegenwart berührt. Gutzkow hat besonders die Geschichte der neuesten Verschwörungen, der Vorläufer der jetzigen Ereignisse, in seinem Roman erzählt, und namentlich der letzte Band desselben enthält die speziellsten Aufschlüsse darüber, verbunden mit einer so genauen Charakteristik des Landes und seiner Bewohner, daß man auf jeder Seite die Ueberzeugung erlangt, der Verfasser müsse seine Studien an Ort und Stelle gemacht haben. Gutzkow ist auch in der That zu diesem Zwecke nach Italien gereist und hat den ganzen Zauber des romantischen Bodens in seinem Romane wirksam gemacht.

Rom bildet natürlich den Mittelpunkt desselben; von der Priesterherrschaft und der vornehmen Gesellschaft werden sehr dunkle Schattenrisse gegeben, aber viele derselben sind, trotz ihrer veränderten Namen, auf den ersten Blick zu erkennen, ein Beweis, daß sie der Wahrheit gemäß gezeichnet sind. Die Lokalfärbung der römischen Bilder tritt besonders bei den charakteristischen Vorgängen der Papstwahl, der Verwerthung der Reliquien, der Kirchenfeste, als gelungen hervor, und so protestantisch, kritisch auch hin und wieder die Auffassung dabei ist, die Intuition des Dichters dringt doch durch dieselbe zu den poetischen Höhen der Seelenstimmung seines Bonaventura.

Man lese die Beschreibung einer Feier (Seite 245 — 252) im letzten Bande und sage, ob ein katholischer Schriftsteller mit richtigerem Verständniß so etwas nachempfinden und schildern könnte: „Es lag in seinem Beruf, daß Bonaventura sich in seine goldstarrenden Gewänder werfen mußte; die Bischofskrone prangte auf seinem Haupte. Schon spiegelte sich die nach stürmischer Nacht goldig aufgegangene Sonne in den kostbaren Edelsteinen ihrer Verzierungen. Unter einem von sechs Knaben getragenen Baldachin, begleitet von allen im Treppenhause seines Palastes versammelten Abgeordneten der Kirchen und Klöster der Stadt Rom, den Civilbehörden, den Ober-Offizieren des Militairs, trat der Erzbischof, gebeugt und trauernd, aus dem Eingange des Portals, das mit Blumen geschmückt war..... Er trug im Herzen „Maria's nichtes Schwert," wie er jene Leiden nannte, die Jedem nur allein verständliche, nur allein von Gott ihm zu tröstende und zu heilende wären. So schritt er in seinem Trauer-Triumphzug, unter dem Geläute der Glocken, dahin. ... Die große, mit drei Kuppeln gebaute, dem vorigen Jahrhundert angehörige Kirche war überfüllt. Seine Ministranten waren heute seine nächsten Würdenträger..... Den geheimnißvollen Ritus der Messe aus der Kirche zu verbannen, würde sich Bonaventura nie verstanden haben. In einem gelegentlichen Streit mit Gräfin Erdmuthe (einer Waldenserin) hatte er allerdings gesagt: Die Messe sollte eigentlich in der Landessprache gelesen werden; aber ich gebe auf die stummen Augenblicke in der Messe mehr, als auf die gesprochenen. Ein Gottesdienst muß mehr als eine Predigt sein. Unserer Messe ist lediglich der Schein, daß sie ein unblutiges Opfer wäre, sonst nichts von ihren mystischen Vorgängen zu nehmen. ... Kirchen, die nur um der Predigt willen da sind, müssen ja mit der Zeit leer stehen — wer verbürgt denn nur dem Preise Gottes immer würdige Sprecher, Zungen, die nicht anstoßen, Kehlen, die nicht heiser werden? Was macht die Gotteshäuser der Protestanten so leer? Die

* Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern von Karl Gutzkow. Leipzig, Brockhaus. 1861.

alleinige Herrschaft der Kanzel und die Einsamkeit am Altar!... Still zu sein in einer Kirche mit Tausenden von anderen Stillen, das ist die feierlichste Aufforderung zur Einkehr in sich selbst. — Ein Gesang der christlichen Dichtkunst spricht aus, was edle Herzen bei höchstem Leid erfüllt: Das Stabat mater in seiner unnachahmlichen Magnilequenz! Jacopone da Todi war der Dichter dieser Threnodie der verlassenen Liebe, die, zurückgeblieben am letzten Rest ihres Daseins, dem todten Leib des Geopferten, trauert!..." — Die Geschichte dieses Jacopone da Todi wird dann ausführlich erzählt, sie hat Aehnlichkeit mit der bekannteren des Trappisten Rancé. Man muß dabei unwillkürlich ausrufen, die italiänische Geschichte ist wie ein Roman! Es ist nur zu verwundern, daß erst Gutzkow sie dazu verwendet hat.

Wenn man von dem neunten und letzten Bande des Zauberers von Rom auf seine acht Vorgänger zurückblickt, so wird man die Wege, welche den Verfasser nach Rom führten, allerdings etwas weit nennen müssen, aber er hatte augenscheinlich sein Ziel stets im Auge; es bestand wohl darin, alle Pflanzstätten des Katholicismus in das Rundgemälde seines Romanes mit aufzunehmen. Darum führt er die Leser nach Westfalen, namentlich dem Münsterlande, das man mit all seinen Eigenthümlichkeiten vor sich sieht und durch die schalkhaft neckischen Namen sich nicht irre machen läßt. Die Schlösser des westfälischen Adels sind eine dankbare Staffage für den Roman; Familien-Namen, wie Doesle, Hülleshoven, Ubbelohde, sind so wenig verändert, daß sie auch dem Unkundigsten bekannt erscheinen müssen und zu der Aehnlichkeit des Charakterbildes jenes originellen Landstriches wesentlich beitragen. Die meisten modernen Schriftsteller würden bei dieser Gelegenheit der Versuchung zur Karrikatur-Zeichnung nicht widerstanden haben, aber Gutzkow hat sich durchaus fern davon gehalten. Er giebt die liebenswürdigen Originale, die sich ihm darboten, mit Naturwahrheit und Verständniß wieder. Die echte Komik findet dadurch übrigens mehr Boden, als bei fratzenhaften Verzeichnungen, und die drolligen Scenen werden oft die Lachlust der Leser in diesem Theile des Zauberers von Rom erregen.

Würzburg, der schöne, alte Bischofssitz, wird sodann als eine weitere Station nach Rom in den Roman gezogen; diese Episode ist durch die Beschuldigungen, welche eine gräfliche Abenteurerin gegen den Verfasser erhob, bereits vielfach besprochen worden. Wenn derselbe auch nie ein Wort zu seiner Vertheidigung geschrieben hätte, die Grundlosigkeit der gräflichen Behauptungen geht auf's Deutlichste aus diesem Theile seines Romanes hervor.

Köln und das Rheinland nehmen gleichfalls auf dem Wege nach Rom ihre Stelle ein. In den malerischen Seitenthälern des Rheins werden die Kirchdörfer geschildert, wo die katholischen Geistlichen der verschiedensten Gemüthsrichtung sich an den Bewegungen der Zeit betheiligen und zugleich ihr idyllisches Pfarrhausleben genießen. Die Dechanei zu Kocher am Fall (ein fingirter Name, wie die meisten Ortsbezeichnungen des Romans) ist ein in sich so abgerundetes Genrebild, daß es fast wie ein Konterfei nach der Natur aussieht; man kann sich leicht einbilden, an Ort und Stelle gewesen zu sein. Die vielen „Nichten" und die alte Freundin des geistlichen Herrn streifen indessen doch sehr an die Karrikatur, die der Verfasser sonst so sorgfältig vermieden hat. Köln wird zwar nicht genannt, sondern heißt nur die Residenzstadt des Erzbischofs, aber es ist so deutlich gezeichnet, daß man nicht einen Augenblick über den Namen zweifelhaft sein kann. Die kaufmännische Aristokratie ist mit allen ihren Eigenthümlichkeiten kenntlich gemacht; das Fest, welches der junge Chef eines reichen Hauses giebt, ist unwiderstehlich komisch geschildert, ebenso ein Diner auf der Villa eines Banquiers, der Pariser Sitten auf kleinstädtischen Hochmuth gepfropft hat. Neben diesen heiteren Zwischenspielen geht das schauerliche Element des Romanes einer raschen Entwickelung entgegen. In Kölns engen, dunkeln Straßen wird ein Mord verübt und Verbrechen entdeckt, die das Interesse des Psychologen lebhaft in Anspruch nehmen.

Daß Wien nicht unberührt bleiben konnte, wenn man Rom im Auge hat, versteht sich von selbst, und die Rolle, die es im Roman spielt, ist völlig zeitgemäß ertheilt. Das komische Element tritt in der heiteren Kaiserstadt natürlich mehrmals auf, und Gutzkow hat den Ton genau getroffen, indem er die modern gebildete Banquiersfamilie mit dem selbst gemachten Adel „von Zickeles" redend einführt. Das musikalische Wien, der Boden, den Beethoven und Mozart betraten, klingt und singt auch an gehöriger Stelle, wie denn überhaupt kein Charakterzug der merkwürdigen Stadt übersehen worden ist.

Auf dem Wege nach Rom, der gleichsam eine via dolorosa für den heiligen Zauberer Bonaventura ist, begleitet ihn in mannigfachen Irrgängen eine Frau, Lucinde Schwarz genannt, die man fast für eine Allegorie ansehen könnte. Sie *ist* das Bild des Egoismus; alle unreinen Elemente, die das Leben enthält, der Roman als dessen Spiegel **also** auch wiedergeben muß, hängen sich an diese Lucinde. Die Jugendgeschichte derselben füllt fast den ganzen ersten Theil des Werkes und giebt die Erklärung ihres Wesens ab. Sie ist spitzfindig und dämonisch, ein weibliches Mephisto, der ein Quälgeist für Bonaventura wird, obwohl diese die menschliche Faust-Natur frühzeitig überwunden hat. Daß solche Frauen in bewegter Zeit wirksam in die Geschichte eingreifen können, ist eine historische Erfahrung; die Rolle, welche Lucinde in Rom spielt, ist deshalb motivirt genug, wenn sie auch zuweilen nur als allegorisch zu betrachten ist und an einigen Unwahrscheinlichkeiten laborirt.

Die Geschichte, wie sie der Roman zu verarbeiten vermag, kann natürlich keine buchstäbliche Chronik der Ereignisse sein, sie darf sich nur auf die Schilderung des Einflusses beschränken, den dieselben auf die Menschenseele ausüben. Diese Aufgabe erfüllt der „Zauberer von Rom" vollkommen; er hat die Pulsschläge der italiänischen Herzen gezählt.

F. v. H.

Schweden.

Die skandinavische Union und Deutschland.

Von Junius Rectus Marcellus.

I.

Die Könige Karl Johann und Oskar.

In Schweden herrscht seit dem Jahre 1818 das Haus des Jean Baptiste Bernadotte, eines glücklichen Kriegers, der mit Muth Klugheit, mit Standhaftigkeit Milde verband.

Als dieser, unter dem Namen Karl XIV. Johann, zum schwedischen Thron gelangte, war die heilige Allianz in ihrer schönsten Blüthe.

Angebrochen war die verhängnißvolle Restaurations-Epoche und der Krieg war erklärt allen Gewalten, welche ihren Ursprung aus der Zeit nach dem Jahre 1789 datirten.

Unter diesen Umständen konnte Karl XIV. nicht daran denken, sich allein der allgemeinen Reactionsströmung entgegen werfen zu wollen.

Er that es auch nicht; vielmehr suchte er sich mit der heiligen Allianz abzufinden und sich mit ihr auf einen möglichst guten Fuß zu setzen; letzteres bewerkstelligte er — stellenweise wenigstens! — mit der ihm eigenen Würde und so namentlich in der bekannten, nach dem Aachener Kongreß an den Kaiser Alexander gerichteten, von dem Letzteren sehr übel aufgenommenen Note.

Der heiligen Allianz dienen — hieß aber, die Interessen des „heiligen Rußland" fördern, und so war denn auch Schweden unter der Regierung Karl Johann's, sowie seines Sohnes Oskar, dem russischen Einfluß und namentlich den Rathschlägen des fortschrittsfeindlichen nur starrköpfigen Kaisers Nikolaus in einem Grade hingegeben, wovon die Patrioten Schwedens für eine gedeihliche Entwickelung ihres Vaterlandes sich, weit entfernt Vortheil — vielmehr den entschiedensten Nachtheil versprachen.

Wie anderwärts, bestimmten die äußeren Allianzen die innere Politik in einer verhängnißvollen Weise.

Die russische Allianz ist beim schwedischen Volke überaus verhaßt und insbesondere seit dem Frieden von Fredrikshamn, durch welchen Schweden ganz Finnland verlor.

Als Kaiser Nikolaus den greisen König Karl Johann im Jahr 1838 besuchte, empfing das schwedische Volk den fremden Monarchen mit eisiger Kälte.

Wie ist es auch — um nur Eins anzuführen — möglich, daß zwischen Schweden und Rußland ein wirklich aufrichtig gemeintes Freundschafts-Verhältniß stattfinden könne, so lange die dicht vor den Thoren Stockholms liegenden, mit ihren befestigten Häfen einer russischen Schoonerflotte eine ganz ausgezeichnete Hauptstation gewährenden Alandsinseln — in dem Besitz von Rußland sind?!

Da Bernadotte und sein Sohn Oskar Hand in Hand mit Rußland vor dem schwedischen Volke erschienen, so konnten sie sich — betreffs der inneren Fragen — auf die Sympathien des schwedischen Volkes nicht stützen.

So blieb ihnen Nichts übrig, als Anschluß an den ohnehin schon übermächtigen Adel, und dieser Letztere hat denn auch im schwedischen Reiche, unter der Regierung Karl Johann's und seiner Nachfolger, eine

Ralle in schwedischen Dingen gespielt, die mit allen Regeln einer gesunden und kräftigen Politik sich nicht verträgt.

Zwischen Rußland einerseits und em mächtiges Junkerthum andererseits mitten hineingestellt, war im Ganzen das Haus des Fürsten von Pontecorva — wenig vermögend, und wenn er auch die von ihm in so großer Verwirrung vorgefundenen Finanzen in meisterhafter Weise ordnete; wenn er sogar allmählich das schwedische Reich von aller Nationalschuld ganz befreite; wenn er sich um den Ackerbau, wie das Forstwesen, die größten Verdienste erwarb; wenn er die Industrie emsig förderte, Handel und Schifffahrt neu belebte; wenn er die Communicationsmittel ungemein hob, die Post neu einrichtete, Landstraßen und Kanäle schuf; wenn er Großes that für das Landheer, wie die Marine; wenn er auch die Künste und Wissenschaften, und namentlich die Volksschulen, eifrig unterstützte, — — seine Unpopularität wuchs namentlich in den späteren Jahren seines Lebens immer mehr und selbst in einem für die Fortdauer der Herrschaft seines Hauses bedenklichen Grade.

Das schwedische Volk verlangte und verlangt Freiheit und Wahrung der nationalen Ehre, welche letztere es durch jedes engere oder weitere Bündniß mit Rußland beeinträchtigt sieht; mit der bloßen Pflege der sogenannten materiellen Interessen will dies Volk sich ebensowenig abspeisen lassen, wie das deutsche.

Diese nationalen Bedürfnisse befriedigte der alte Kriegsheld, — den man übrigens sehr schief beurtheilen würde, wollte man ihn für einen Despoten gewöhnlichen Schlags erklären — nicht, und deshalb verscherzte er die Sympathien des schwedischen Volkes.

König Oskar, ein persönlich höchst liebenswürdiger Mann, voll Wohlwollen und ausgerüstet mit vielen und selbst sehr seltenen Kenntnissen, insonderheit vorzüglicher Kenner der Criminalrechts-Wissenschaft und aller auf das Gefängnißwesen sich beziehenden Fragen, setzte zwar das Erbfolgegesetz, das den Adel ungemein verdroß, durch; suchte auch sich und sein Haus mehr und mehr von den russischen Armen freizumachen und erhob gleichfalls eine, wenn auch matte Protestation gegen die Einverleibung Krakau's, — allein im Großen und Ganzen ist seiner Regierungs-Periode der Stempel des Unsicheren, Schwankenden, Unschlüssigen aufgedrückt, und er hatte weder die Kühnheit, Rußland in entschiedener Weise eine trotzige Stirne zu zeigen, noch besaß er die Kraft, die Forderungen der überwiegenden Mehrheit des schwedischen Volkes gutheißend und auf die Sympathien des Bürger- und Bauernstandes sich stützend, die erbitterte Renitenz der privilegirten Stände in der namentlich seit 1848 heftig diskutirten Verfassungsfrage entschlossen niederzuwerfen.

Was ihm aber die Schweden besonders zum Vorwurf machten, war, daß er die so ausgezeichnete Gelegenheit versäumte, während des orientalischen Krieges durch einen raschen Anschluß an die Westmächte Finnland aus dem Besitz Rußlands, welches das schwedische Kabinet auch 1848 und 1849, bei der schleswig-holsteinischen Frage, in eine anti-deutsche Strömung hineingezerrt hatte, zu reißen, wodurch der in vielen anderen Hinsichten so vortreffliche Monarch nicht allein die schwedische National-Ehre wieder repatirt, sondern sein Haus zugleich auf's Entschiedenste auf dem schwedischen Throne befestigt haben würde.

II.

Das schwedische Junker- und Priesterthum.

In Norwegen, welches mit Schweden weder Verfassung, noch Regierung, noch Gesetzgebung, sondern nur allein die Person des Königs gemeinschaftlich hat, in Norwegen erfreut sich das Volk einer Verfassung, welche — und zwar mit Recht — für die freisinnigste Europa's gilt.

Diese — hauptsächlich das Werk des Professors Sverdrup und des Landrichters Falsen — enthält die Bestimmung, daß der König durch seinen Widerspruch keinen auf drei Reichstagen unverändert angenommenen Beschluß verhindern könne, Gesetz zu werden; er kennt also nicht das „absolute Veto," welches in jener fieberhaft erregten Zeit am Schluße des vorigen Jahrhunderts für viele Franzosen den Vorwand abgab, den unglücklichen Ludwig XVI. auf den Weg zum Schaffot zu stoßen.

In Norwegen ist der Adel aufgehoben, und an keinen Norweger darf ein Orden verliehen werden, ohne daß die Verdienste, für die er als Belohnung ertheilt wird, öffentlich bekannt gemacht werden; in Norwegen sind alle direkten Steuern und Abgaben abgeschafft, und seit 1836 sogar die Grundsteuer.

Hiervon sind die Verfassungs-Zustände Schwedens himmelweit verschieden. Während die Constitution Norwegens die liberalste unter den Völkern diesseits des Atlantischen Oceans ist, spiegelt die Schwedens am Meisten die Anschauungen eines weit hinter uns liegenden Mittelalters ab; während in Norwegen der freie Bauer herrscht und regiert, wird Schweden beherrscht und ausgebeutet von dem mit dem lutherischen Priester eng verbundenen Junker.

Die schwedischen Reichsstände entscheiden über Besteuerung und Feststellung der Münze allein; in allen übrigen Branchen der Gesetzgebung im Verein mit dem Könige.

Die Reichsstände, welche sich jedes dritte Jahr (bis zum Anfang der Vierziger Jahre sogar nur alle fünf Jahr!) versammeln, können bei außerordentlichen Anlässen zu einer außerordentlichen Session einberufen werden.

Der schwedische Reichstag besteht aus vier Ständen oder Häusern: der Ritterschaft (welche die Seniores aller schwedischen Adelsfamilien umfaßt), dem lutherischen Klerus, der Bürgerschaft, und endlich der Bauernschaft.

Weil jede adelige Familie — ganz einerlei, ob sie etwas besitzt oder ob sie in den glänzendsten Verhältnissen Derer von Habenichts sich befindet — ein Mitglied auf den Reichstag senden darf, so müßten, wenn alle adeligen Familien von eben genanntem Rechte Gebrauch machen würden, 2500 Mitglieder anwesend sein; in der Regel erscheinen freilich nur 400—600 „Ritter," weil diese allein im Stande sind, den kostspieligen Aufenthalt in Stockholm zu bestreiten, und weil die Herren vom Adel keine Diäten empfangen.

Um sich einen Begriff zu machen, wie ehrwürdig, unabhängig, unseigennützig diese Versammlung edler Ritter sein müsse, registrire man, statt aller Thatsachen, nur die Eine: daß, nach einer Notiz von Theodor Mügge, bei einem Reichstage neuerer Zeit sich unter 492 anwesenden Mitgliedern des Ritterhauses 475 Beamte, resp. Bestellte, befanden; darunter 67 Lieutenants und Fähndriche, 49 Capitaine, 105 Obersten, Majore, Rittmeister, 38 Kammerherren, nebst 20 Kammerjunkern und Hofbeamten, außerdem 51 Präsidenten, Räthe und andere Angestellte; die Adeligen, welche Grundbesitzer waren, betrugen nicht den sechsten Theil der Versammlung.

Die drei anderen Stände schicken — mit Ausnahme der Bischöfe und des pastor primarius von Stockholm, die, vermöge ihres Amtes, Mitglieder des Standes der Geistlichkeit sind, Abgeordnete aus ihren bezüglichen Ständen.

Jeder der vier Stände oder Häuser berathschlagt für sich und besitzt eine Curiatstimme beim Reichstage; in jedem einzelnen Hause wird die Entscheidung nach Stimmen-Mehrheit getroffen.

In Fragen über Fundamental-Gesetze und Stondes-Privilegien ist die Einstimmigkeit aller vier Stände und des Königs gebeten, um einen rechtskräftigen Reichstagsbeschluß hervorzubringen, der auch nur dann erst volle Rechtskraft erlangt, wenn er vom nächsten Reichstage sanctionirt wird.

Bei allen anderen Gegenständen ist es genügend, wenn drei Stände und der König zusammenstimmen, um einen Beschluß zu erzeugen.

Sind aber zwei Stände für einen Antrag oder Vorschlag, die anderen zwei jedoch gegen denselben, so muß ein „verstärkter Ausschuß" aus allen vier Kammern gewählt werden, dem es obliegt, durch Majorität Entscheidung über die betreffende Frage zu geben.

Der Geschäftsgang ist äußerst weitschweifig und schleppend, sehr schwerfällig und unbeholfen, schon allein wegen der Sonderung in vier besonders deliberirende Häuser, von welchen in jedem alle zur Berathung kommenden Sachen, nachdem sie in einem der, gleich bei Eröffnung des Reichstags durch Wahl gebildeten Ausschüsse vorläufig besprochen sind, zur Discussion verstellt werden müssen, was bei dissentirenden Ansichauungen ein unerträglich häufiges Hin- und Herfenden der Akten verursacht.

Auf diesem Reichstage herrscht, manövrirt, intrigirt das Junkerthum im Bunde mit der orthodoxen, lutherischen Geistlichkeit, welche seit Jahren durch krasse Intoleranz gegen Andersgläubige sich auszeichnet; welche mit Fanatismus gegen alle modernen Ideen ankämpft; welche jeder Aufklärung den Krieg erklärt; jede Kritik des orthodoxen Lutherthums für ein nicht zu sühnendes Verbrechen erklärt, und, getrieben von Herrschsucht und geleitet von Eigennutz — die Vortheile, Vorzüge, Vorrechte, Monopole, Privilegien ihres eigenen Standes — um jeden Preis und selbst auf Kosten des Wohls des schwedischen Volkes und schwedischen Reiches aufrecht zu erhalten sucht.

Wie in Norwegen, ist die lutherische Kirche Staats-Religion, zu der sich der König bekennen muß, und neben der alle übrigen Konfessionen und Religionen nur geduldet sind, so daß der Uebertritt zu keiner von diesen erlaubt ist, aber doch ohne große Nachtheile in privatrechtlicher, wie in staatsrechtlicher Hinsicht nicht zu bewerkstelligen wäre.

In beiden Skandinavischen Reichen gelangte die lutherische Konfession

zur unbedingten Alleinherrschaft und verdammte nicht nur die katholische, sondern auch die reformirte Kirche bis zur neuesten Zeit zu einer sehr untergeordneten Stellung.

So dürfen in Schweden, wie in Norwegen, nur die Genossen der lutherischen Kirche Staatsämter bekleiden, wogegen selbst in dem despotischen Rußland bei Verleihung von Staatsämtern auf die Konfession nicht gesehen wird.

Auf den schwedischen Reichstagen dürfen nur Lutheraner und seit neuerer Zeit erst Reformirte (welche letztere bis 1741 der freien Religionsübung sich nicht erfreuten, während den übrigen christlichen Konfessionen diese spärliche Freiheit erst am Ende des vorigen und am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts zu Theil ward) erscheinen.

In die Constitution von Norwegen ließ das Lutherthum die Bestimmung aufnehmen, daß die Juden vom Eintritt in das Reich ausgeschlossen bleiben sollten, so daß sie sich, außer mit königlichen Geleitsbriefen versehen, nicht einfinden sollten!

Die lutherische Geistlichkeit Schwedens, die auch auf der Universität Upsala eine strenge Censur handhabte und mit Eifer alle philosophischen Untersuchungen zu verbannen suchte, stemmte sich der Emancipation der Juden von jeher mit wüthendem Fanatismus entgegen.

Erst im vorigen Jahre erging in Schweden nach harten Kämpfen die Verordnung, welche den Juden das Recht zuerkennt, überall festes Eigenthum zu besitzen, und selbst diese Concession gießt die Berechtigungen so tropfenweise aus, daß die Juden sie in Wirklichkeit als einen „Akt der Befreiung" gewiß nicht betrachten können.

Diese Verordnung lautet nämlich — man höre und staune! — also:

„Die mosaischen Glaubensbekenner, welche schwedische Bürger sind, sollen das Recht haben, sich niederzulassen und festes Eigenthum zu erwerben und zu besitzen, überall im Reiche, sowohl auf dem Lande, wie in den Städten.

„Im Zusammenhange damit wollen wir in Gnaden erklären, daß ausländische mosaische Glaubensbekenner, welche, nach erhaltener Erlaubniß, nur bis auf Weiteres im Reiche sich aufhalten, das Recht besitzen sollen, wie bisher, eine von den Städten Stockholm, Gothenburg, Norköping, Karlskrona zum Wohnort zu haben."

Während also das Lutherthum in Norwegen den Juden das Reich geradezu und förmlich zuschloß und ihnen nicht einmal ein „Ghetto," oder eine „Judengasse," einräumte, — ist es denselben, wenn sie nämlich nicht schwedische Bürger sind, seit vorigem Jahre doch wenigstens gnädigst erlaubt — an vier Plätzen des schwedischen Reiches zu wohnen und schwedische Luft zu athmen!

Und dieser lutherische Klerus in Skandinavien charakterisirt sich nicht allein durch eine Intoleranz, die nicht genug gebrandmarkt werden kann, er widersetzt sich auch in allen anderen Hinsichten — nur darauf bedacht, seine Petailegien zu sichern — auf's Hartnäckigste allen gerechten Forderungen der Neuzeit.

In den Kämpfen, welche wegen der Reform der Reichsverfassung während der letzten Regierungsjahre Karl's XIV., beim Regierungs-Antritt des Königs Oskar, und namentlich seit dem Ausbruche der französischen Februar-Revolution (der 18. März und die folgenden Tage sahen nicht blos das Volk in Berlin, sondern auch das zu Stockholm in Aufruhr!), auf den schwedischen Reichstagen in überaus heftiger Weise entbrannten, zeigte sich dieser lutherische Klerus noch weit zäher, halsstarriger, hartköpfiger und widerspenstiger, als selbst der Adel, und jeder — auch der allseitig für vernünftig erkannten — Neuerung widersetzte er sich mit der perfiden Phrase, welche wir seit dem Jahre 1848 bis zum Ueberdruß haben hören müssen: Die Religion sei in Gefahr! Der Altar sei bedroht! da doch diese beiden nicht im allergeringsten, wohl aber Vorrechte und Privilegien Objekte der Parteikämpfe sind.

Diesem Prinzipe, allen Forderungen der Neuzeit in's Gesicht zu schlagen, ist der schwedische Klerus denn auch bis in die allerneueste Zeit treu geblieben.

Am 17. Oktober 1860 schlug in der Sitzung des Bürgerstandes der Abgeordnete Blanche vor, daß der Bürgerstand, wie es der Bauernstand beabsichtigte, an die Regierung das Gesuch richten möge, den nächsten Ständen einen vollständigen Repräsentations-Vorschlag vorzulegen, und daß der Bürgerstand ein Comité niedersetzen möge, zur Abfassung eines Vorschlages zu diesem Schreiben, in welchem blos die allgemeinsten Gründe für eine Repräsentations-Veränderung und in erster Linie das Aufhören der jetzigen Stände angedeutet werden möchten.

Der Antrag des Herrn Blanche wurde angenommen, und zu Mitgliedern des Comité's wurden die Herren Blanche, Lallerstedt und Hierta gewählt.

Dies ist der neueste Versuch, die überaus schwerfällige Befassungs-Maschinerie des Reiches Schweden den modernen Bedürfnissen entsprechend auszubessern, resp. umzugestalten.

Wird auch diesem Versuche der lutherische Priesterstand sein stereotypes Nein entgegensetzen? — Ohne Zweifel!

So mag denn der Priesterstand — dessen Herrschaft wir ohne Frage in Wien und Madrid gewiß nicht wünschen, dessen Macht-Entfaltung in Stockholm wir aber nicht minder auf's Allerentschiedenste mißbilligen — versuchen, wie lange er noch in Schweden das Rad der Zeit aufzuhalten vermag!

Die Folgen der Herrschaft dieser beiden in Schweden gegen die Freiheit und das Wohl des Volks verschworenen Stände sind entsetzlich.

Während die adeligen Hufen, die sogenannten Gränzhufen, weder Grundzins noch Hufen-Rente, weder Zehnten noch irgend eine andere Last tragen, und während die Domkirchen-Hufen nur eine sehr geringe Steuer zahlen, sind die Bauern-Hufen über alle Gebühr belastet.

Der Bauer, in Schweden ein elender Knecht, während er in Norwegen ein Freiherr ist, zahlt zu den schwedischen Staats-Einnahmen mehr als $^1/_4$ und hat außerdem noch die ungeheure Last der Erhaltung des Indelta-Heeres auf sich ruhen! Daher die außerordentliche Armuth unter dem schwedischen Landvolk!

Nach einer, im Jahre 1840 vorgenommenen, Volkszählung hatte Schweden 3,138,887 Einwohner, und unter diesen befanden sich 1,700,000, welche fremdes Eigenthum bearbeiteten; Kathenmänner und Einlieger 500,000; Gesinde 300,000.

Die Zahl der wirklich Unterstützten, der eigentlichen Armen, abgesehen von dem großen Proletariat, stieg in den Jahren 1829 bis 1844 von 66,928 auf 94,194!

Nach Forsell's Angaben lebt wenigstens $^1/_4$ des Volkes in Armuth und Elend!

Für dies elende Volk ist der Branntwein der einzige „Tröster in diesem Jammerthal" und verrätherischerweise zieht er diese „misera plebs" immer tiefer und tiefer in den Abgrund!

Das Armenwesen liegt ausschließlich der Geistlichkeit ob und dem, aus der letzteren ganz beherrschten Kirchenvorstande; es befindet sich vielfach in einem tadelnswerthen Zustande, und manche Gegenden entbehren der Armenpflege ganz.

Auf dem Lande kommt unter zwanzig Geburten eine uneheliche vor; in den Städten, mit Ausnahme Stockholm's, unter sechs eine; in Stockholm selbst aber unter fünf zwei.

Die Zahl der jährlich begangenen Verbrechen ist eine überaus große. Nach der, von König Oskar herausgegebenen, bekannten Schrift, fanden im Jahre 1835 in Stockholm 2611 Verhaftungen statt, auf 31 Köpfe der Bevölkerung eine, und im Jahre 1838 stieg, in wahrhaft erschreckender Weise! die Zahl bereits auf 5404, so daß unter unter fünfzehn Einwohnern Einer in Haft saß!

Während der Regierungszeit des Königs Karl Johann verfielen durchschnittlich jährlich zwanzig Menschen dem Henkerbeil, d. h. man berechnete auf 150,000 Einwohner eine Todesstrafe, während in Preußen — höchstens! — auf $2^1/_2$ Millionen eine Hinrichtung kommt.

Eine zahlreiche Beamtenkaste — das Produkt des Bündnisses des Adels und der lutherischen Geistlichkeit, welche beide auf Placirung und Versorgung ihrer Relikten bedacht sein müssen — hat sich über das ganze Reich ausgebreitet und erleichtert die Lasten des Volkes keineswegs.

Ein überaus großes und mit dem wirklichen Bestande der Armee gar keinem Verhältniß stehendes Offiziercorps — ebenfalls eine bequeme Pensionsanstalt für die Söhne des Adels und der Geistlichkeit — und eine höchst verwickelte Verwaltung fressen ungeheure Summen auf.

Die Gesetzgebung ist dunkel und abgenutzt; groß und allgemein sind die Klagen über den überaus schleppenden Gang und die zum Theil lächerlichen und ganz veralteten Einrichtungen der Gerichte.

Das Berg- und Hüttenwesen — bei Weitem der wichtigste Theil der Industrie, worin Schweden, unter dem Schutze zeitgemäßer Gesetze, schnell und sicher reichender Gerichte, Freiheit und Recht gewährender Staats-Institutionen, mit dem größten Erfolge die englische Eisen-Production zum Wettkampf herausfordern könnte — ist durch allzugroße Staatslasten lahm gelegt.

Das Handwerk ist in überlebten Zunftzwang gefesselt, ohne Energie und ohne Fortbildungskraft.

Also beschaffen ist das Land Gustav Adolph's, welcher zuerst die Axt an den stolzen Baum schwedischer Bauernfreiheit legte, und welcher, weil er den Adel (früher blos ein zu Roß dienendes Bauernthum!) 1626 als einen in sich abgeschlossenen Erb-Adel erklärte, den Königen das Pri-

vilegium vorbehaltend, Bürger und Bauern ferner in den Adelsstand zu erheben, der eigentliche Gründer und Schöpfer des heutigen schwedischen Erb-Adels ist, jenes Gustav Adolph, dessen Namen neuerdings auch die „Reformirten" in einer für uns stets unbegreiflichen Weise gleichsam als Bannerzeichen erhoben haben, da doch der besagte „tolerante" Mann, als man ihn um einen den Anhängern Calvin's in Frankfurt einzuräumenden Tempel bat, die berühmte Antwort gab: Eher sollten die Schwerter aller seiner Soldaten in seine Brust gestoßen werden, als daß er der reformirten Kirche den geringsten Vorschub leiste.

Frankreich.

Proudhon, als Zerstörer Englands und Frankreichs.

In Brüssel erschien soeben unter dem Titel „La Guerre et la Paix"* eine neue Schrift des daselbst in der Verbannung lebenden socialistischen Philosophen C. J. Proudhon, die sich mit den Folgen beschäftigt, welche nach den bestehenden Verhältnissen ein Krieg zwischen Frankreich und England herbeiführen könnte. Proudhon ist ein Mann, der neben seiner fanatischen Doctrin, die er vielleicht nicht ganz so ernstlich meint, als er sie ausspricht, einen recht klaren Ueberblick über die wirkliche Lage der Dinge besitzt und sehr praktische Zwecke verfolgt. In der vorliegenden Arbeit tritt deutlich das Bestreben hervor, einerseits das Kaiserthum und den Bonapartismus, andererseits die Herren Engländer zu ärgern und in möglichsten Mißkredit zu bringen. Schaden kann es Beiden nicht. Wir fangen gleich mit der Sache selbst an.

„Nachdem der Krieg längere Zeit zwischen Frankreich und England von Ferne gemurrt, bricht er endlich los. Anlässe und Vorwände werden nicht fehlen. Es wird dies durch die aus alten Kämpfen und Unbilden stammende Abneigung geschehen, gewiß nicht durch die Nothwendigkeit einer Incorporation. Was der Kanal de la Manche getrennt hat, wird nicht die Politik zusammenbringen, sondern nur das Uebergewicht über Europa und den Erdball. Wir abstrahiren für den Augenblick von den andern Mächten, die wohl etwas mitzählen; wir nehmen an, die Tage von Austerlitz und Friedland seien zurückgekehrt. Das Festland ist unter die französischen Waffen gebeugt; es bleibt nur noch Ein Gegner zu besiegen — England. Von beiden Seiten der Meerenge predigen die Journale den Krieg bis an's Messer und die Nothwendigkeit, ein Ende zu machen. Die Gemüther erhitzen sich bei den halb sagenhaften Erzählungen vom hundertjährigen Kriege; jede der beiden Nationen erinnert sich ihrer Siege, Eroberungen und Heldenthaten. Die Engländer feiern die Tage von Ecluse, Poitiers, Agincourt; sie erinnern sich, Dünkirchen, Calais, Boulogne, Havre, Bordeaux besessen zu haben. Einmal war Einer ihrer Könige König von Frankreich und wenig fehlte, so wäre Sprache von oc und Sprache von oeil (Süd- und Nordfrankreich), Sprache von Yes geworden, während das britische Land frei von französischen Invasionen geblieben ist, und nur die Besuche französischer Reisenden empfangen hat.

Das englische Volk rühmt sich, in seinen Kriegen mit Frankreich stets das Uebergewicht behauptet zu haben; nur ein Mal kam Frankreich oben auf, aber es kämpfte gegen England in Gemeinschaft mit Kriegern englischen Stammes im amerikanischen Kriege. England hat den Stolz des großen Königs im spanischen Erbfolgekriege gebrochen; England hat den großen Kaiser gedemüthigt. Was will die so schnell ausgewetzte Scharte von Fontenay neben so viel Siegen bedeuten, welche Europa zwei Mal vom französischen Uebermuthe befreit und Großbritannien die Seeherrschaft gesichert haben?....

Diese Diatriben, von jenseits des Kanals berichtet, erbittern das französische Volk; wenn etwas in Frankreich die verschiedenen Parteien, die es zerrissen, in einem gemeinsamen Gefühle vereinen kann, so ist es ein Krieg gegen England. Die Legitimisten werfen der englischen Regierung vor, den Sturz der Bourbonen angezettelt, die Orleanisten, den Fall Ludwig Philipp's vorbereitet, die Republikaner den Staatsstreich vom 2. December unterstützt zu haben. Der Socialismus ist England feind, weil er es als den Mittelpunkt und die Festung des ausnutzenden, malthusianischen Kapitalismus betrachtet, den er geschworen hat, zu zerstören. Der Klerus verwünscht es wegen seiner Missionen à la Pritchard (auf den Sandwichs-Inseln).

Die ganze Nation hat die vierundzwanzig Kriegsjahre der Republik und des Kaiserreichs, die Belagerungen von Toulon und Dünkirchen, die Niederlagen von Abukir, Trafalgar und Waterloo auf der Seele; ferner den Verlust ihrer Kolonien, die Geschichten von Pekim, Suez, vom Durchsuchungsrechte, von Marokko und an letzter Stelle die gefahrlose, nachträgliche Intervention der Engländer in der italiänischen Revolution. Niemals war so viel Brennstoff zwischen zwei Ländern aufgehäuft, und es genügt eines Funkens, um ihn zu entzünden. Wenn der Krieg ausbricht, so wird er nur durch die schließliche Demüthigung einer der beiden Mächte enden.

Vergleichen wir jetzt im allgemeinen Ueberblicke die Kräfte der beiden Länder:

Bevölkerung. Frankreich zählt seit der Annexion von Savoyen und Nizza 37 Millionen Einwohner; Großbritannien 28 Millionen.

Boden. Der französische ist umfangreicher und von besserer Beschaffenheit.

Industrie, Handel, Ackerbau, Seewesen, Kolonie. England in Allem überlegen.

Krieg. Die französische Armee ist die furchtbarste Zerstörungsmaschine, die es giebt, selbst der unter dem ersten Kaiserthume überlegen. Aber dieser Vortheil wird ausgeglichen durch die Ueberlegenheit der englischen Marine und die größere Ausdehnung ihrer Verwendbarkeit. Während die Landheere sich nur langsam bewegen und nur eine kleine Strecke Landes einnehmen, umspannt England mit seinen Schiffen den Erdball.

Staatsschuld, Budget. Die französische Staatsschuld beträgt etwa 10 Milliarden, die englische 20. Frankreich ist im Vortheile. Aber dieser Vortheil wird zum Nachtheil, wenn man das in beiden Ländern angehäufte Kapital, die Zahl der Geschäfte und Profite und das Budget in Anschlag bringt.

Von diesem Gesichtspunkte aus steht England im Vortheil.

Socialer Zustand. Die Ungleichheit des Vermögens ist in Frankreich geringer. Dafür ist der Unternehmungsgeist in England entwickelter. Der Engländer ist mehr Arbeiter und verbraucht mehr; der Franzose mehr Künstler und braucht weniger. Der Erfindungsgeist steht in beiden Ländern auf gleicher Höhe; aber England zieht aus seinen Erfindungen mehr Vortheil, als Frankreich, das sich um die Seinigen nur sehr mäßig kümmert.

Im Großen und Ganzen kann man sagen, was mancher englische Patriot leugnen und mancher französische Patriot nicht zugeben wird, daß, wie die physischen, geistigen und sittlichen Fähigkeiten beider Stämme einander die Wage halten, so auch die Kräfte beider Staaten einander etwa gleich sind.

Was der Fremde gegenüber England seiner produktiven Kraft, seinem überwuchernden Handel, seinen ungeheuren Kapitalien, seinen liberalen Einrichtungen an Einfluß verdankt, das erhält Frankreich durch seine kontinentale Lage, seine Centralisation, seine revolutionaire Propaganda und seine Heere. Was die Volksangehörigen selbst betrifft, so kann man sagen, daß der britische Hochmuth und die französische Eitelkeit beide in gleicher Weise unausstehlich sind.

Aus allen diesen Unterschieden kann man schließen, wie groß für jedes der beiden Länder die Tragweite und Gefahr eines bis an's Messer geführten Krieges um die Oberherrschaft sein würden. Da England durch seine Aristokratie, durch seine Bourgeoisie, seinen Handel, seine Kolonien das Uebergewicht hat, so ist es klar, daß nach dem geltenden Gesetze, welches alle Mittel erlaubt, um den Feind zu verderben, nach dem Rathe der allergewöhnlichsten Klugheit, Englands Reichthum, Marine, Kolonien, Kapitalien, Manufakturen der Gegenstand sein müßten, auf den Frankreich im Falle des Sieges seine Schläge zu richten hätte. Aus demselben Grunde würde England, wenn es diese letzte und entscheidende Schlacht gewänne, Frankreichs Centralisation und seine Heeres-Organisation angreifen müssen.

Prüfen wir nach einander diese zwei Entweder-Oder.

Nehmen wir zuerst an, daß nach einer glücklichen Ueberfahrt und einer ersten Niederlage der englischen Flotte hunderttausend Franzosen an der englischen Küste ausschiffen, denen bald noch Hunderttausend folgen, und wenn's nöthig sein sollte, Zweimalhunderttausend (wenn man sie hat?!). Man darf wohl glauben, daß vor regelmäßigen Heeren von dieser Wichtigkeit, die englischen Freiwilligen, wie tapfer sie auch sein mögen, nicht lange Stand halten werden. Ist England erobert und besiegt, London, Birmingham, Manchester und Liverpool besetzt, die englische Seemacht genöthigt, nach der Einnahme des Landes zu kapituliren (würde sie wohl nicht so bald thun), dann wäre das, was Frankreich nach dem bestehenden Kriegsrechte, im Interesse seiner künftigen Obermacht, und zum Zwecke der vollkommenen Unterwerfung seines Nebenbuhlers thun könnte, dieses:

* Paris, Hetzel. Berlin, B. Behr, 1861.

Die ganze Nation würde entwaffnet.

Die ganze Aristokratie und Bourgeoisie expropriirt, geplündert, zum Proletarier gemacht (— großer Jubel im Lager Proudhon's, der Socialisten und Kommunisten, in propriété c'est le vol; le vol c'est la propriété!).

Die Staatsschuld, die hypothekarische und Commanditenschuld würden als erloschen erklärt (allgemeiner Jubel bankerotter Staaten!)

Nach allgemeiner Aufräumung würde das Land in kleinen Loosen von vier bis zehn Hektaren und auf Grundzins von 50 Procent unter dem gegenwärtigen Pachtsatze ausgethan. (Proudhon als Proletarier-König und Mormonischer Prophet seiner, wie er selbst sagt, intoleranten Gerechtigkeit.)

Bergwerke, Spinnereien, Werften und Bahnhöfe, die ganze englische Industrie werden auf gleiche Weise behandelt, und Arbeiter-Vereinen auf Zinsen von 2 Procent überliefert.

Die ganze Kriegsmarine, die Arsenale, Magazine als guter Fang erklärt; Indien und seine Kolonie würden Frankreich anheimfallen. Was die Handelsmarine betrifft, so würde ein Theil der Schiffe in die französischen Häfen geschickt, die übrigen Matrosen-Gesellschaften überliefert werden, die ebenso wie die Pachtbauern, Bergleute und andere Arbeiter organisirt wären.

Endlich eine Contribution von vier Milliarden baar, Gemälde, Statuen, Kleinodien, Geschier, Möbel, Wäsche, Waaren aller Art, den höheren Klassen der Gesellschaft weggenommen, und zwischen den Fiskus und die sieben Millionen bedürftigsten Familien Frankreichs getheilt.

In allen Pfarreien Englands und Schottlands Steuer-Einnehmer gesetzt, die im Namen und auf Rechnung des französischen Volks die Zwölftel als Tribut vom Ackerbau, Gewerbfleiße, Bergbau, Handel, Fischerei einkassiren müßten ꝛc.

Wenn dieses zur allgemeinen Genugthuung der englischen Plebs, die sich durch den Ruin der Adligen und Bürger bereicherte und der französischen, welche sich an den Plunderstücken des Feindes ersättigte, geschehen wäre, so würde es keine Nebenbuhlerschaft zwischen beiden Ufern des Kanals, keine englische Aristokratie, keine englische Ausnützung, keinen englischen Hochmuth mehr geben. Eine Occupations-Armee und eine strenge Polizei, das wäre Alles, was der Sieger brauchte, um seine Nutznießung zu sichern und die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Frankreich würde dann allein herrschen; die Einnahme, die es von jenseits des Kanals bezöge, würden die Ausgaben des Landes decken; wenn das französische Volk nichts zu zahlen hätte, würde es das heiterste Völkchen der Welt (und sehr sanft und liederlich) werden; der Gehorsam würde ihm leicht werden (?), und das englische niedere Volk, von seinen Aristokraten erlöst, zufrieden mit seinem Schicksale, würde ihm die brüderliche Hand reichen (?).

Indem sich so die Staatsraison mit der ökonomischen, die Bedürfnisse der öffentlichen Ordnung mit denen der Menschlichkeit verbänden, würde zur Legalität dieses großen Aktes der Depossessionirung und Entnationalisirung (Beraubung und Entvölkerung in besserem Deutsch) nichts mehr fehlen.

Das ist es, was nach den Gesetzen des Kriegsrechtes, wie sie von Hugo Grotius bis Hauteville docirt, mit mehr oder minder Klugheit von allen Eroberern, von Nimrod an bis Napoleon, dan allen Aristokratien, von den Patriarchen der Bibel an bis zu den moskowitischen Bojaren und den englischen Lords, von allen Bourgeoisien, von denen zu Tyrus und Karthago bis zu denen von Venedig, Amsterdam und London, geübt worden ist.

Das ist es, sage ich, was das siegreiche Frankreich von Rechtswegen seinem Nebenbuhler in einem Kriege um die Suprematie in Europa anthun könnte. In der That, das einzige Mittel, eine besiegte Nation, deren Einverleibung unmöglich ist, im Zaume zu halten, ist dieses, daß man die ganze reiche Klasse durch Beraubung vernichtet und aus dem Lande eine große Maierei macht, indem man das Volk in sich selbst zertheilt, und die zahlreichste und ärmste Klasse an den Spolien der Reichen Theil nehmen läßt.

Nehmen wir jetzt das Gegentheil an. England, gestützt auf eine europäische Coalition, zerstört die französische Flotte in einem zweiten Abukir; die kaiserlichen Armeen werden in einem zweiten Leipzig, dem ein zweites Waterloo folgt, vernichtet; Frankreich überzogen, Paris genommen. Was würde der Gedanke der Sieger sein? Der Baron v. Stein, der liberalste Geist von ganz Deutschland, der aber kein Freund Frankreichs war, Blücher und der Tugendbund (nach Proudhon's Anschauung eine Art socialistischer Klub), haben es uns vor 46 Jahren gesagt, und ich habe es mit eignen Ohren von ihren Nachtretern aussprechen hören. Nun wee, wenn man die ökonomische Lage des Landes in ähnlicher Weise, wie wir es eben bei England gesehen, umgestaltet, der französischen Einheit, der Hauptursache des französischen Kriegsgeistes und der Beunruhigung Europa's den Garaus machen. Hier giebt es keine Aristokratie auszurotten, es handelt sich darum, das Prinzip der Gleichheit, welches dem Volke so theuer ist, bis in seine äußerste Konsequenz zu verfolgen und die Zerstückelung des Landes zu bewerkstelligen.

Wenn also die Nation entwaffnet, die Festungen und Häfen zerstört, die Zeughäuser geleert, die Kriegsschiffe weggenommen, alle Schulden, Staatsschuld, Hypothekenschuld, Kommanditenschuld, alle Privatschuldbriefe (d. i. die Hauptsache!) vernichtet wären, würde man der Bourgeoisie eine Kriegs-Contribution von einigen hundert Millionen auflegen und das Land in unabtretbaren und unveräußerlichen Loosen auf Erbpacht, etwa 50 Procent der Bodensteuer, den Bauern überlassen; Verkehrswesen, Fabriken, Banken, Bergwerke, Seewesen, Alles würde im Staatsdienst organisirt und die arbeitende Klasse an die Stelle der rentenzehrenden und vermittler-spielenden Bourgeoisie gesetzt. Größerer Sicherheit wegen würde man alle große Industrie des Landes vernichten, und ihr nur die Luxus- und Geschmacks-Artikel lassen, in deren Verfertigung die englische Plumpheit mit der französischen Feinheit nicht wetteifern kann. Von dem Ertrage des Ackerbaues, Handels und der Industrie würde ein Theil für die Kosten der neuen Staaten aufgewendet, ein Theil dem Feinde als Tribut bezahlt.

Nach diesen allgemeinen Maßregeln würde man zur Theilung Frankreichs in zwölf unabhängige Regentschaften schreiten, deren jede ihre vom Volke erwählte, gesetzgebende und ausführende Macht haben würde; daneben Universität, Gerichtsbarkeit, Centralbank, Börse ꝛc. Die im französischen Reiche aufgegangenen Nationalitäten würden neu in's Leben gerufen: Normandie, Flandern, Lothringen, Elsaß, Burgund, Auvergne, Touraine, Dauphiné, Provence, Longuedoc, Bretagne ꝛc., mit Rouen, Lille, Metz, Straßburg, Dijan, Clermant, Orleans, Lyon, Marseille, Toulouse, Bordeaux, Nantes als Hauptstädten.

Uebrig würde noch bleiben, um das Werk zu befestigen, daß Paris zerstört würde. Paris zerstören, heißt nicht blos die Häuser einreißen. Paris ist mehr als Materie; es ist eine Idee, und diese Idee müßte man angreifen. Nach der Decentralisation des Reiches dürfte man blos die 150 Hauptdenkmäler, Kirchen, Paläste, Theater, Ministerien, Mairien, Museen, Kasernen, Gefängnisse, Spitäler, Akademien, Konservatorien, Tribunale, Hallen, Lagerorte, Triumphbogen, Säulen, die Börse, die Bank, das Stadthaus, die Brücken und Bahnhöfe zerstören.

Alles Mobiliar, das dem Staate, der Stadt, den öffentlichen Anstalten gehört, wird weggenommen und an zwölf neue Hauptstädte vertheilt. Mit einer Bevölkerungsmasse, wie die von Paris, die disponibel würde und die man leicht für den Fortgang der Operation interessiren könnte, wenn man sie in die Departements schickte, würden acht Tage genügen, um diesen letzten Akt des Vandalismus zu vollziehen.

In sechs Wochen würden $^{19}/_{20}$ der Bewohner des Seine-Departements sich in die Provinzen ergossen haben. Paris würde nur noch ein Haufen von Baumaterial sein, das den Bedürfnissen ganz Frankreichs für Jahrhunderte hinaus entsprechen würde. Man würde dort ganze, fertige Häuser kaufen, um sie weit weg zu zu transportiren, damit sie zum Baue eines neuen Frankreichs dienen.

Die zwölf Regentschaften, jede von etwa zwei bis vier Millionen Seelen, würden einen Bund kleiner Staaten bilden, welche, kaum zur Existenz gekommen, durch das Belieben der Fremden, gegründet auf Raub und Bankerott, die größten Feinde der Einheit sein würden. Der Nationalsinn ist ein so schwaches Gefühl in der großen Masse und verbindet sich so leicht mit den Kirchthurms-Interessen, daß der Plebs der Städte und Dörfer, durch den politischen Ruin der Nation bereichert, die Sache kurz und gut hinnehmen und, wie die Bourgeoisie von 1814, den Fremden ihren Dank beschließen würde. Zu allen Zeiten einer Krise erstehen haufenweise, wie durch Selbsterzeugung, abnorme Figuren, welche die öffentliche Meinung karrikirend übertreiben, Schrecken, Bedauern oder Ekel verbreiten, um dann spurlos zu verschwinden. 1789 hatte seine „Brigands," 1793 seine Sans-culottes, 1796 seine jeunesse dorée, 1815 seine „Verdets." Wir würden Fanatiker der Zerstückelung haben, die Jeden zum Schreien zwingen würden: „Nieder mit Frankreich." — Eine Anzahl Militair, Gelehrte, Künstler, Alles, was Gefühl für französisches Leben und Ehre hat, würde beim Anblick des guillotinirten Vaterlandes sich eine Kugel vor den Kopf schießen oder verrückt werden. Mit drei Jahren wäre Alles gethan; ein großer Staat, eine große Nation wäre verschwunden. Aber der Weinstock würde fortblühen, die Felder sich

mit Aerndten bedecken, der Wein würde fließen, das Geld circuliren, man würde trinken, singen, lachen, den Hof machen, wie vor der Sündfluth.

Nubebant et libebant, plantabant et edificabant. Und es könnte sein, daß das so geköpfte Volk glücklicher wäre, als seine Herren: o Eitelkeit des Krieges und der Politik!

Soweit die patriotischen Ideen von Herrn Proudhon, der in einem Nachwarte noch behauptet, so und kein Jota anders stünde die Sache, es sei keine Uebertreibung darin.

Von unserem deutschen Standpunkte aus würden wir einen derartigen Untergang Englands oder Frankreichs nicht allzu übermäßig zu beklagen haben; indeß scheint es uns doch, daß Herr Proudhon sich etwas sehr stark in Uebertreibungen verliert. — Was sind Vandalen, Hunnen, Tataren, was Genserich, Dschingiskhan, Tamerlan gegen den Zerstörer, den er in einem civilisirten Franzosen oder Engländer zu finden hofft? Reine Naturalisten, reine Pfuscher! — Proudhon malt nicht umsonst den Schwarzen an die Wand; so soll es kommen; er spricht diese Idee in usum Delphini, zum Nutzen Napoleon's oder Lord Palmerston's u. s. w. aus, damit diese natürlich, einfältig und blind, wie sie sind, darauf zugehen, Alles radikal ruiniren und so das unendlich schöne und herrliche Paradies des Socialismus verwirklichen, in welchem das süße Proletariat, ungehindert von Nationalitäts-Ideen und dergl. von Herrn Proudhon's „Gerechtigkeit" und dem Fabrik-Reglement regiert, ein seliges Dasein führt. Die Aristokratie und Bourgeoisie frikassiren, allgemeine Plünderung, das wäre so ein hübsches Catilinarisches Gelüstchen! Wie schön würde das sein, wenn Paris oder Lonoon an allen vier Ecken brennte, welches Freudenfeuer der sich verjüngenden Menschheit! Schade, daß Herr Proudhon nicht zu Nebukadnezar's oder Genserich's Zeiten gelebt und als geheimer Ober-Plünderungs- und Städteverwüstungs-Intendant bei diesen Fürsten angestellt gewesen! So fein hat es noch Keiner herauskalkulirt, wie man es machen müsse, um ein Volk, ein Land, ja selbst das eigene Vaterland in die Luft zu sprengen.

Nord-Amerika.

Deutsch-amerikanische Fata Morgana.

Es scheint, als ob es die Deutschen selbst nicht wüßten, daß sie hauptsächlich die amerikanische Krisis zu dem jetzigen Ausbruche getrieben haben. Wenigstens bekümmern sich die Deutschen in Deutschland so wenig um ihre Weltgeschichte, um ihr Leben und Wirken unter allen Breiten- und Längengraden des „Auslandes," daß sie selbst ihre Betheiligung an dem wichtigsten Ereignisse Amerika's bis jetzt weder zu beachten, noch zu begreifen wissen. Wenn eine ausländische Zeitung oder die Londoner lithographische Korrespondenz meldet, daß Karl Schurz amerikanischer Gesandter geworden oder etwas Dergleichen, so drucken's unsere Zeitungen ab und sind damit fertig. Auch Leitartikel der Times oder Korrespondenzen aus Amerika in englischen Zeitungen werden wohl gelegentlich excerpirt oder wenigstens in der lithographischen Korrespondenz berichtet; dann aber kehren sie immer wieder zu ihren lokalen Pfahlbürger-Fragen zurück. Hierdurch können sie weder sich, noch Andere sonderlich erquicken, da nichts darin steckt und nichts herauszublasen ist. Das Wesentliche und Entscheidende solcher Tages- und Lokalsachen ist lange vorher und tausendmal gesagt und abgemacht gewesen, und wird mit fauler, feiner, gedrechselter Phrase umgangen. Ja, wir sind schrecklich verkommen, lokalisirt, ausgetrocknet, löschpapierig, zeitungssteuer- und confiscationsängstlich in unserer Publizistik.

Wenn sie sich nur wenigstens in der Welt ordentlich umsähen oder Männer schickten und bezahlten, sich für sie und das Publikum umzusehen und durch frische Blicke und Nachrichten aus der weiteren Welt unsere Augen offen zu halten, unsere eingepferchten Herzen zu erweitern. Deutschland müßte in diesen beengenden, ängstlichen, feigen Zeiten aus seiner Geschichte, aus seiner historischen Weltstellung, aus seinem kosmopolitischen Wesen und Wirken Trost schöpfen, stolz und muthig werden lernen. Kein Zeitungsschreiber scheint von diesen Quellen wahrer Publizistik nur eine Ahnung zu haben.

„Das Ausland," das „Magazin für die Literatur des Auslandes" und einige andere Organe thun nach Kräften ihre Schuldigkeit, aber es ist nicht ihre Aufgabe, den politischen horror vacui auszufüllen.

Um nicht in's Weite zu schweifen, ziehen wir uns auf das angedeutete Thema zurück: Die Deutschen in Amerika. Wir wissen, daß sie seit Jahren eine stets zunehmend mächtige Rolle bei Obrigkeitswahlen gespielt, und die Wahl Lincoln's ganz eigentlich entschieden haben. Der entscheidende Schlag gegen die Sklavenhalter-Partei war die Rede von Karl Schurz in St. Louis, von der wir seiner Zeit einen Auszug gegeben haben. Ich glaube nicht, daß die deutschen Zeitungen etwas davon erfuhren oder übersetzen ließen. Sie ward im Lager der Feinde vor Feinden gehalten und siegte selbst da. In allen englisch- und deutsch-amerikanischen Zeitungen abgedruckt, kommentirt und gepriesen, hunderttausendfach vertheilt und unwiderstehlich durch ihre scharfe Logik und allseitige Durchleuchtung der Frage — gab sie den Ausschlag, die Entscheidung, da sie der „Partei" zur Standarte ward und selbst die einsichtigen Sklavenhalter entwaffnete, insofern der Brennpunkt derselben der erschöpfende Beweis war, daß politische Lostrennung des Südens unter allen Umständen, auch mit dem glänzendsten politischen Siege, nur zum Verderben dieses Südens ausfallen könne.

In welcher Weise die Deutschen in Amerika sonst und bisher politisch und sozial als Amerikaner und als Deutsche für Ausbreitung ihrer eigenen Kultur wirkten und streben, mögen wir mit besonderer Genugthuung aus der deutsch-amerikanischen Preis-Novelle: „Fata-Morgana" von Adolph Douai (St. Louis, Druck und Verlag des Anzeiger des Westens, 1858) ersehen. Der Anzeiger des Westens, unter Redaction Heinrich Börnstein's, schrieb im Frühjahr 1857 einen Preis für die beste deutsch-amerikanische Preis-Novelle aus. Von sechs eingesandten Arbeiten entsprachen nur drei den Bedingungen für Zulassung um die Bewerbung überhaupt. Die Preis-Richter, Frau Bertha Behrends in St. Charles, Herr F. Münch in Marthasville und Herr C. L. Bernays in St. Louis, erkannten einstimmig und unabhängig von einander den Preis der uns vorliegenden „Fata Morgana" zu. Sie ist zunächst durch ihre mexikanische Landschafts- und Sitten-Malerei in ihren Rahmen, Vorder- und Hintergründen und Perspektiven wahrhaft fesselnd und originell meisterhaft. Die auf dieser Bühne handelnden Personen sind Deutsche im Konflikt mit dem Zauberer mexikanischer Natur, besonders aber der Kirche, die an der Spitze aller Corruption und aller politischen Greuel steht, durch welche das zauberhafteste Land der Erde wieder und immer wieder materiell und moralisch zerrüttet wird. Die ziemlich reiche und verwickelte äußere Handlung spitzt sich höchst dramatisch in die gewaltsame Befreiung einer unwillkürlichen Nonne und geraubten jungen Frau zu. Am Wichtigsten ist aber die innere Handlung, die Discussion und Unterhaltung deutscher Kolonisirung, um für die deutsche Welt-Kultur in Amerika und namentlich auch in Mexiko einen neuen, wahren Stütz- und Brennpunkt zu gewinnen. Wir lassen hier gleich den Haupt-Träger dieser Idee mitten aus der Sache heraussprechen.

„Es ist wahr, der Nationalstolz ist bei den Amerikanern so stark, daß er fast Jeden zum Fremdenhaß verführt — und das erklärt uns den rasend schnellen Erfolg der Know-Nothing-Partei. Aber dieser Fremdenhaß ist nicht energisch, ernstlich und thätig — er wird mehr als aufgewogen und unwirksam gemacht durch die Berechnung des Nutzens, welchen die Fremden für das Land und jeden Eingeborenen haben. Wenn die Fremden nicht seit lange durch ihre große Zahl den Ausschlag bei Wahlen und in der ganzen Politik zu geben im Stande wären, so wäre der Nationalhochmuth nie in Fremdenhaß ausgebrochen. Seitdem eine Mehrheit der Deutschen, besonders im Westen, sich für die republikanische Partei erklärt hat, seitdem haben diese Deutschen, die vordem nur als „stimmendes Vieh" betrachtet wurden, bei allen Parteien sich viel mehr Achtung erworben. Der Amerikaner hat eine herrliche Nationaltugend: er läßt sich belehren — er ist der Wahrheit zugänglich — er ist in seinen Meinungen nicht so eigensinnig, wie der Deutsche. Eine Person oder eine Wahrheit, die ihm imponirt, bekehrt ihn schnell, gewinnt ihn. Ich will Ein Beispiel, anstatt vieler, geben, die mir zur Hand sind. Ein Amerikaner kam, um einen meiner Bekannten, einen Zeitungs-Herausgeber, wegen eines Angriffes in seinem Blatte, durchzuprügeln; der Deutsche drehte den Spieß um und prügelte den Amerikaner ab, war aber dann großmüthig genug, ihm Waschwasser und ein Handtuch zum Abwaschen des Blutes anzubieten. Der Besiegte, wenn es ein Deutscher gewesen wäre, würde in neun Fällen unter zehn dem Sieger fortgegrollt haben; beim Amerikaner war es umgekehrt — und wird es in neun Fällen unter zehn so sein — er ging in sich, bat um Verzeihung und gab alle Rachegedanken auf. Mit diesem bedeutungsvollen Charakterzuge hängt ein anderer zusammen — die Scheu, die der Amerikaner vor der Lüge hat; es ist nicht blos die größte aller Beleidigungen, einen Amerikaner einen „Lügner" zu nennen, sondern er lügt im Durchschnitt weniger, als andere Nationen. Und diese beiden wichtigen Charakterzüge sind nichts, das uns an ihnen unerwartet kommen sollte — sie sind das natürlichste Ergebniß der freiesten, politischen und sozialen Institutionen in der

Welt. Je unterdrückter und knechtischer ein Volk ist, desto lügnerischer und rachsüchtiger wird es sein, desto mißtrauischer und schwerer zu überzeugen. Diese Charakterzüge verrathen angeborene Achtung vor der Wahrheit und Fortschrittsfähigkeit. Wie dunkle Schicksale auch immer diese Nation sich noch zuziehen sollte — sie wird sich aus der tiefsten Verlegenheit und Entwürdigung am Schnellsten anfassen — sie wird stärker sein, als ihre Fehler und Laster. So ist denn ganz natürlich, daß die Deutschen, seitdem sie sich politisch zu emancipiren begonnen und nicht mehr als voting cattle sich zum Stimmkasten treiben lassen; seitdem sie sich lebhaft für deutsche Bildungs-Anstalten interessiren und überhaupt einen bessern öffentlichen Geist zeigen, ganz bedeutend in der Achtung der Amerikaner aller Parteien gestiegen sind. Die Deutschen haben seitdem in den Vereinigten Staaten eine große Zukunft. Ihre Schriftsteller, Lehrer, Gelehrte und Künstler werden auf die Amerikaner befruchtend einwirken. Ich kenne schon heutzutage Einzelne, die es thun — es ist wahr, nur wenige in geachteter Stellung, weil eben nur wenige achtbare Männer darunter waren, oder der Landessprache mächtig genug geworden waren, um einen wirklichen Ideen-Austausch einzuleiten; aber täglich ist dies mehr und mehr der Fall. Ich behaupte geradezu, ein gebildeter deutscher Mann, der keine geachtete Stellung unter den Amerikanern einnimmt und keinen Wirkungskreis unter ihnen genießt, der hat entweder Beides noch nicht verdient, oder verdient es überhaupt nicht."

Man kommt also darauf hinaus, daß nicht in Mexiko, sondern mitten in der Union der Hebel für Begründung einer deutschen Welt-Kultur angesetzt und von da aus in Bewegung gesetzt werden müsse. Dies motivirt den Haupt-Charakter der Novelle bestimmter auf folgende Weise:

„Es kommt nur darauf an, so viel tüchtige Männer erst friedlich und unbeargwöhnt im Herzen des Landes zu kolonisiren. Und das ist die größte Schwierigkeit. Sie bekommen schwerlich so viel Männer rechtzeitig zusammen, ehe die jetzige, der Kolonisation günstige Regierung gestürzt, der Bürgerkrieg wieder angefacht, und die Flibustier-Eroberung oder europäischer Einfluß zu mächtig geworden sind, Ihre Ansiedelungspläne zu verhindern. Geben Sie mir heute zehntausend wohl bewaffnete Deutsche mit guten Führern und einigem Gelde, und ich will Ihnen Mexiko so rasch erobern, daß auswärtige Gewalten es nicht hindern können. Dann aber kommt eine zweite große Schwierigkeit. Um das Land für unsere Zwecke festzuhalten, müßte unsere Macht weit größer sein, als um es zu erobern. Die Vereinigten Staaten, England, Frankreich und Spanien würden sofort sich in die Sache mischen und im Stande sein, uns den erforderlichen Strom der Einwanderung schon durch eine Blokade der Küste abzuhalten. Im Inneren nicht vor der eingeborenen Bevölkerung hinlänglich sicher, würden wir dem vereinten Neide auswärtiger Einmischer leicht unterliegen. Sie sehen, es geht nicht so leicht; es geht wenigstens nicht, bevor die republikanische Partei in der Union gesiegt hat. Von dieser dürften wir eher erwarten, daß sie unseren Plan mit einigermaßen günstigen Augen ansehen, und uns vielleicht selbst gegen europäische Einmischung in Schutz nehmen würde. Sie sehen, daß die am Ruder befindliche demokratische Partei eine Todfeindin unseres Planes ist, und daß wir zu allererst diese müssen besiegen helfen, ehe wir nur daran denken können, in Mexiko uns friedlich anzusiedeln. Ob dann, wenn wir eine republikanische Partei in der Union am Ruder haben, die Verhältnisse in Mexiko noch günstig genug stehen werden, unseren Plan auszuführen, das wäre abzuwarten. Sie sehen, wo wir anfangen müssen, thätig zu werden, — es ist in der Union. Der Sieg der republikanischen Partei bei der nächsten Präsidentenwahl ist gesichert, wenn wir alle oder doch die allermeisten Deutschen zu dieser Partei bekehren können. Das ist möglich. Aus Dankbarkeit würde diese Partei — so wenig auch Amerikaner überhaupt geneigt sein können, eine völlige Deutschwerdung Mexiko's zu wünschen, — unseren Plan wenigstens so weit unterstützen, daß wir überhaupt in Mexiko thätig werden können. Es gilt ja zunächst der Einschränkung der Sklaverei und der Bekämpfung der Jesuiten. Sie würde uns also bis auf einen gewissen Punkt gewähren lassen und gegen Europa in Schutz nehmen. Unser Fehler würde es dann sein, wenn wir die günstige Gelegenheit nicht möglichst auszubeuten verständen, um unsere politisch-sozialen Reformpläne in Mexiko und weiterhin durchzusetzen.

„Zweierlei müssen wir zu vereinfachen suchen: unsere allgemeinen und unsere besonderen Zwecke. Mit anderen Worten: wir können unsere beschränkten Geldmittel nicht aufopfern, um bis zur nächsten Präsidentenwahl, Jeder von uns irgendwo anders, durch die nördlichen Staaten zu reisen und unter den Deutschen für die republikanische Partei und unsere Pläne Propaganda zu machen. — Wir brauchen diese Geldmittel, und noch viel größere, um dereinst in Mexiko handelnd aufzutreten. Wir müssen also durch unsere Arbeit in der Union zu bestehen und unsere Mittel zu vermehren suchen, und dürfen nur einen Theil unserer Zeit und Kräfte zur politischen Wühlerei verwenden. Mein Plan, wie Beides am Vollständigsten zu erreichen geht, ist der folgende: Wir gehen in irgend einen Sklavenstaat, der die Aussicht hat, in Kürze ein freier Staat zu werden, also entweder Maryland, oder Virginien, oder Missouri. Wir bringen unser billig gekauftes Land durch zweckmäßigen Anbau und Improvements aller Art so in die Höhe, daß wir, sobald der Staat ein Freistaat geworden ist, beim Steigen aller Landpreise, hoch verkaufen können. Wir wenden ungefähr nur eine Hälfte unseres Vermögens in Land und Improvements und behalten die andere theils zu unseren Propaganda-Reisen, theils dazu verfügbar, um, wenn wir nicht rechtzeitig verkaufen könnten, zur Ansiedelung in Mexiko einige Mittel bereit zu haben. Wir wirthschaften am Billigsten auf folgende Weise: wir bilden eine Association — kaufen ein größeres Stück Land gemeinsam, bebauen es gemeinsam, kaufen alle unsere Bedürfnisse und verkaufen alle Erzeugnisse im Großen, behalten aber dabei unser Privateigenthum und unsere Freiheit vor. Wir verbinden dergestalt alle Vortheile des Kommunismus mit allen Vortheilen des Privateigenthums und der individuellen Arbeit und vermeiden zugleich alle Nachtheile beider Systeme. Wir brauchen nur Ein großes Wohnhaus, statt vieler kleinen, nur Ein Feuer, Eine Kocherei, Eine Wäscherei, Eine Säe-, Aerndte- und Dreschmaschine, Eine Frau, Einen Viehzüchter, Einen Melker, Einen Boten in die Stadt, Eine Scheune, Eine Einrichtung überhaupt genügt für uns Alle. Aber Jeder hat sein Credit und Debet im Buche, Jedes Einschuß, Arbeit und Genuß wird gebucht, und aller Reingewinn nach Verhältniß seines Guthabens vertheilt. Wir suchen ähnliche Associationen in unserer Nachbarschaft hervorzurufen, jede für sich organisirt, alle zusammenwirkend, wo die Mittel einer einzigen nicht ausreichen. Jeder hat so und so viele Tage im Jahre, und so und so viele Stunden die Woche frei, um Agitationsreisen zu machen; nur darf er damit während der Aerndte und anderen nothwendigen Feldarbeiten keine Zeit versäumen. Stimmenmehrheit regiert in allen Verwaltungssachen. Jedem aber steht es frei, nach Ablauf einer Kündigungsfrist, aus der Association auszutreten und seinen Einschuß und Gewinn-Antheil herauszuziehen. — Was meinen Sie dazu?"

Es kommt hier nicht darauf an, was wir dazu meinen, sondern nur, zu zeigen, wie der vom Preis gekrönte Plan der Deutschen in Amerika aussieht. Gegen Ende der Novelle finden wir die Hauptheiden als Redner gegen die Sklaverei in Versammlungen für Gouverneurs- und Präsidentenwahl und sehen sie für die Union und für ihren Zweck in herrischer Thätigkeit mitten unter erbitterten und wild gegen sie andringenden Feinden, auch die kommunistisch-privateigenthümliche Anstalt und Wirthschaft in voller blühender Thätigkeit und — Gleichheit, d. h. ohne Dienstmädchen. „Wenn die allgemeine Gleichheit keine Lüge und Heuchelei sein soll, muß sich Jeder selbst bedienen, sich unabhängig machen von bezahlten Diensten Anderer und auf eigene Füße treten. Im Lichte der Idee (?) ist Der, welcher einen Bedienten braucht, um seinen Rock putzen zu lassen, und die Frau, welche ihr Essen von einer Dienerin kochen läßt, unselbständiger, als Diener und Dienerin."

Schade, daß das Erhabene hier in's Lächerliche überspringt. Das „Rockputzen" möchte noch gehen, aber Stiefelputzen, Stiefelmachen, Rockzuschneiden ꝛc.? Brauchen wir nicht in der besten, vollkommensten Gesellschaft gerade die meisten bezahlten Dienste? Es schadet uns nichts, im Gegentheil, es ist sehr gut für uns und den Schneider, wenn Letzterer uns für gutes Geld (das wir für ihn verdienten) einen guten Rock macht. Jeder sieht, wie weit man das ausdehnen und wie enge man es in seiner Häuslichkeit eindringen lassen muß. Er hätte sollen an das große Natur- und Kulturgesetz der Arbeitstheilung anknüpfen, statt sich in phalansterische Labyrinthe zu verirren. Doch das übersehen wir gern in dem gedankenreichen Streben und Wirken der Deutschen in Amerika, das uns hier mit Recht als preisgekrönt geschildert wird.

Japan.

Die preußische Expedition.

Die Holländer auf Desima.

Die preußische Expedition nach Japan ist in Preußen selbst wie im übrigen Deutschland mit sehr verschiedenen Gedanken begleitet worden, von der Mehrzahl sogar, wenn wir anders einen solchen Schluß machen können, nicht mit den freundlichsten. Wir sind zwar sehr gewohnt, uns in

den Träumen von einer künftigen deutschen Seemacht zu wiegen, für eine mächtige Kriegsflotte zu schwärmen und schon im Geiste mit den übrigen seefahrenden Nationen zu rivalisiren; aber, da wir zu gleicher Zeit einen sehr gediegenen, nüchtern Verstand haben, so ernüchtern wir uns gewöhnlich, wenn es zur Sache kommt und Ernst gemacht wird. Allerdings sieht die preußische Seemacht noch etwas sehr dürftig aus, und die Fahrt nach Siam und Japan hat, man kann es nicht leugnen, einigermaßen den Anstrich eines Argonautenzuges. Für Spott hätte sie wahrlich nicht zu sorgen gehabt, wenn sie unverrichteter Sache zurückgekommen und einige ausgestopfte Vögel, japanische Riesenmolche, Hände der Kurilenbewohner und chinesische Pagoden zurückgebracht hätte. Doch Preußen ist glücklich gewesen und hat einen günstigen Zeitpunkt getroffen; die preußischen Schiffe sind vor Jedo aufgetreten, wie sonst nur die Palmerstons und Russells aufzutreten pflegen; die Japanesen haben die Leute von Stettin und Danzig in engster Verbindung mit allen übrigen europäischen Nationen und den Amerikanern bewaffnet durch ihre Hauptstadt ziehen sehen, und dieser Eindruck der Solidarität, wenn wir selbst von allem kriegerischen Bramabasiren absehen, kann seinen Eindruck bei diesen Asiaten unmöglich verfehlen. Die Preußen sind also, wie man zu sagen pflegt, eingekauft. Freilich hat sich die japanesische Regierung geweigert, in den Handels-Vertrag ganz Deutschland einzubegreifen, und derselbe ist allein mit Preußen zu Stande gekommen; indeß Preußen kann das insofern recht sein, als es dadurch über die Hansestädte, deren Handel nach jenen Gegenden, wie wir hören, gleich nach dem englischen und französischen kommt, auf die einfachste Art ein Schutzrecht erlangt hat. Wollen die Hansestädte ihren Handel daselbst forttreiben, so können sie das füglich nur unter Preußen's Aegide, und wollen sie ihn geschützt wissen, so versteht es sich von selbst, daß sie nach Verhältniß die Mittel dazu gewähren müssen. Dem preußischen Volke zumuthen, so lange noch kein einiges Deutschland vorhanden ist, eine größere Kriegsflotte zu beziehen, um dem reichen Hamburg ꝛc. den Handel in Ost-Asien zu schützen, wäre etwas viel verlangt; es wird jetzt Sache der reichen Handelsherren jener Städte sein, theils selbst Kanonenboote zu bauen, um ihre Häfen gegen eine neue Blokade der Dänen zu schützen und theils Beiträge zum Bau deutscher Kriegsschiffe unter preußischer Flagge zu gewähren. Auf diese Weise werden wir eine Flotte zum Schutze des deutschen Handels erhalten, die, wenn sie zum Theil auch unter preußischem Rechtstitel steht, doch ganz Deutschland angehören wird.

Das ist ein sehr greifbares Resultat dieses Argonautenzuges, der jetzt auf der Rückreise begriffen ist; wir glauben auch, daß die Engländer seine Tragweite besser ermessen, als es bei uns geschieht; denn die Art und Weise, die Erbitterung, mit welcher sie gelegentlich der Holstein'schen Sache über die Seemachtsträume der Deutschen hergefallen sind, wie sie die Möglichkeit der Erwerbung des Kieler Hafens mit besonderem Eifer betreten haben, zeigt, daß sie, welche die Ausdehnung des deutschen Handels weit besser kennen, als wir binnenländische Deutsche selbst, gar nicht schlecht von uns denken, und so etwas wie einen neuen Konkurenten wittern.

Wie also gesagt, die preußische Regierung hat mit dem Unternehmen, soweit die Sache bis jetzt gediehen, Glück gehabt. — Freilich:

> Gedenk, auf ungetreuen Wellen —
> Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen —
> Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück!

Aber der Handels-Vertrag, welcher den Deutschen Japan eröffnet, das Schutzrecht über den norddeutschen Seehandel, das dadurch gehobene Ansehn, ist doch nicht gering anzuschlagen. L'appetit vient en mangeant! Es ist möglich, daß die Japanesen schon in Jahr und Tag den Vertrag brechen! Was dann? — Neue Expedition nach Ost-Asien, die wieder viel Geld kostet! — Nun, wenn nicht der Zollverein, so werden doch die Hansestädte Kriegsschiffe bauen müssen, wenn sie ihren Handel dorthin, der weit bedeutender ist, als der preußische, geschützt wissen wollen.

Wir haben also zum ersten Mal ein ernstliches Interesse, uns mit diesem fernen, fremden Japan zu befassen, von welchem wir bereits mehrere Mal in diesen Blättern gesprochen haben. Unsere Handels-Minister, unsere Konsuln und Kaufleute werden dieses Land nun studiren müssen, wie die Engländer die fremden Völker, bei denen sie Waaren absetzen, zu studiren gewohnt sind — ein sonderbares Studium, wobei nichts zu gering ist; ob das fremde Volk, falls es z. B. an seiner Kleidung Knöpfe trägt, bleierne, messingene oder beinerne vorzieht; ob es dieselben lieber an Oesen annäht, oder vermittelst angebrachter Löcher; ob es lieber Schnappmesser kauft, als Messer mit unbeweglichen Klingen; welche Muster und Blumen es auf seinen Zeugen liebt und dergleichen hunderttausend Kleinigkeiten. Die stolzen Engländer sind in dieser Beziehung überaus herablassend und dienstfertig, und gehen auf die kleinsten Launen und Capricen, selbst der schmutzigsten Negerdame ein, die in Dengola oder an der Goldküste wohnt; ja, wenn sie hören, daß irgend ein halb oder ganz wilder Stamm in Indien ein Götzenbild mit zehn Armen und drei Köpfen verehrt, und daß dergleichen Bilder dort guten Absatz finden, lassen sie sofort in Birmingham oder sonstwo dergleichen Gestalten anfertigen, die wohlfeiler und preiswürdiger sind, als die einheimischen, auch durch schönere Form und Farben vortheilhaft auf die Geschmacksbildung jener Wilden einwirken. — Solche Studien mögen uns immerhin fern bleiben!

Unsere Lehrmeister in japanischen Dingen werden ohne Zweifel am füglichsten die Holländer sein können, die so lange Zeit im Alleinbesitze des Handels mit Japan gewesen sind; es ist daher ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, wenn das Werk von G. F. Meylan, gewesenen Oberhauptes des niederländischen Handels in Japan, übersetzt worden ist.*

Diese „Kenfuin" oder „Oberhäupter des niederländischen Handels in Japan," die an der Spitze der holländischen Faktorei zu Desima stehen, datiren schon aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. In den Jahren 1826 bis 1832 war es Herr F. G. Meylan, welcher dieses schwierige Amt zur großen Zufriedenheit der niederländisch-ostindischen Regierung bekleidete. Durch seine Stellung mit allen Hülfsmitteln auf's Beste versehen, unternahm es derselbe während seines Aufenthalts in Japan, für jene Regierung eine „Geschichte des Handels der Europäer in Japan" in officieller Weise abzufassen. Die Direction des Vereins für Kunst und Wissenschaft zu Batavia, dessen Mitglied auch Herr Meylan war, erhielt durch das Wohlwollen der niederländisch-ostindischen Regierung alsbald eine genaue Abschrift des wichtigen Werkes, und gab dasselbe im gemeinnützigen Interesse bereits im XIV. Bande ihrer „Abhandlungen" vom Jahre 1833, kurz nach dem Tode des Verfassers heraus.

Diese Schrift öffnet nicht nur eine tiefere Einsicht in die so merkwürdige und doch so wenig in ihrem Zusammenhange bekannte Geschichte des niederländisch-japanischen Handels, sondern sie gewährt auch eine zuverlässige und nüchterne Aufklärung über den Charakter, die Sitte, die Politik, und insbesondere über die kommerziellen Verhältnisse des Volkes am äußersten Ostrande der alten Welt. Sowohl der gelehrte Forscher und Denker, wie der praktische Geschäftsmann wird demnach das Werk des ehemaligen Oberhauptes jener Faktorei mit Nutzen und Interesse lesen, zumal eine Veraltung nicht zu fürchten ist. Die Völker und Staaten des Morgenlandes verändern sich nicht so schnell, daß dreißig Jahre eine sichtbare Wirkung äußern könnten.

Was die Geschichte der Verbindungen der Europäer mit Japan betrifft, so haben wir vor gar nicht langer Zeit einen Artikel gebracht, der auf den Zusammenstellungen der betreffenden Nachrichten von Wilhelm Heine, dem bekannten Mitgliede der amerikanischen und jetzt wieder der preußischen Expedition, beruhte. Natürlich kann jenes ziemlich flüchtig gearbeitete Buch nicht die Ansprüche machen, wie das vorliegende, welches officiellen Werth hat, auf solidem Materiale beruht und vollkommen durchgearbeitet ist; indeß haben wir aus demselben doch einen allgemeinen Ueberblick bekommen, der zur ersten Orientirung vollkommen hinreichend sein dürfte.

Ueber die ältesten Geschichten von Marco Polo an bis zu Franciscus Xaverius, dem ersten Einführer des Christenthums in Japan, geht Meylan äußerst kurz hinweg; er widmet diesen Verläufern der europäischen Beziehungen mit Japan etwas mehr als eine Seite, und seine Geschichte beginnt erst da, wo Xaverius das Land verläßt und seine Schüler zurücklässt, obgleich er auch diese Christianisirung Japan's nur sehr summarisch behandelt. Man muß in Anschlag bringen, daß das Werk im Auftrage der japanesischen Regierung verfaßt ist, daß auch den Holländern diese Geschichten, bei denen sie nicht die beste Rolle spielten, nicht besonders angenehm sind, und daß überhaupt der Zweck des Buches mehr das Praktische des Handels im Auge hat. Die Behandlung dieser Streitigkeiten, des Kampfes zwischen Japanesern und Portugiesen, sowie die Betheiligung der Holländer daran ist indeß sehr ruhig, sachgemäß und möglichst unparteiisch gehalten. Diese Betheiligung wird namentlich dem Oberhaupte Nikolaas Koekebakker zur Last gelegt, welcher, wenn auch mit einigem Zögern, Pulver und Geschütz hergab, um ein Kastell, worin sich aufständische japanesische Christen vertheidigten, zu bombardiren und später

---

* Geschichte des Handels der Europäer in Japan. Von G. F. Meylan, Oberhaupt des niederländischen Handels in Japan und verwaltenden Mitgliede des Vereins für Künste und Wissenschaften zu Batavia. Aus Deutsche übertragen von F. W. Diederich, kgl. niederländ. Major a. D. von der ostindischen Armee. Leipzig, Voigt & Günther, 1861.

zu diesem Zwecke selbst ein niederländisches Schiff stellte, oder stellen mußte. Durch diese Beihülfe wurde der große Aufstand von Aeima beendigt, der dem Christenthum in Japan den Garaus machte, und, wie man berechnet hat, gegen 35,000 Menschen das Leben kostete. Denn die siegreiche Partei der Japanesen verfuhr mit entsetzlicher Grausamkeit.

„Mehrere Geschichtschreiber," sagt nun Meylan, „haben das Benehmen der Niederländer bei dieser Gelegenheit sehr scharf getadelt. Sie erklären es für unedel und grausam, daß eine christliche Nation ihre Waffen dazu geliehen, um eine kleine Anzahl unterdrückter Christen in einem fremden Lande zu vertilgen. Andere behaupten sogar, daß die Japanesen selbst mit Geringschätzung und Verachtung auf diese That herabgesehen hätten, und daß dieselbe ihnen noch größeres Mißtrauen als je zuvor gegen die Niederländer eingeflößt. „„Wenn die Niederländer, so lassen diese die Japanesen sprechen, gegen Menschen, welche sie wegen ihrer Religion doch als Brüder betrachten müßten, so handeln, wie werden sie dann erst gegen Fremde verfahren, mit denen sie nicht in so naher Beziehung stehen? Es ist also ein Volk, gegen welches man nicht genug auf seiner Hut sein kann.""

„Ob die Japanesen wirklich diese Schlußfolgerung gemacht haben, kann ich nicht behaupten; gewiß ist aber, daß sie hinterher nur zu sehr in diesem Sinne handelten."

Meylan meint, Koelebakker habe, wie man die Sache auch betrachten möge, zu viel und zu wenig gethan; zu viel, daß er sich darauf überhaupt einließ, thätigen Antheil an den Feindseligkeiten gegen die Christen zu nehmen; zu wenig, weil er diese Hülfe nur zögernd leistete. „Er würde sich mehr Ehre erworben haben, wenn er sich standhaft geweigert, sein Schwert gegen die Christen zu ziehen." — Wir denken auch, und nicht blos, wie Meylan meint, blos vom religiösen Standpunkte aus. — Denn, „wie dem auch sein mag, die Japanesen zeigten sich nicht erkenntlich für die geleistete Hülfe, sondern ergriffen noch strengere Maßregeln gegen das Christenthum als bisher; sie waren erstaunt über die tiefen Spuren, welche dasselbe zurückgelassen, und die sie in Folge des Aufstandes von Aeima und Amakfa entdeckten."

Die Maßregeln der Japanesen zur Unterdrückung des Christenthums waren wahrhaft entsetzlich. Ein Schreiben aus jener Zeit giebt ausführliche Auskunft über die kaiserlichen Verordnungen. Man weiß, wie die japanesische Regierung den Familienverband, das Stadtviertel, die Kommune für das Verbrechen des Einzelnen verantwortlich zu machen pflegt. Wenn also z. B. in dem gesetzmäßig bestehenden Verbande von fünf Familien, die einander zu überwachen hatten, ein Christ entdeckt wurde, so wurden alle diese fünf Familien getödtet. Dieser Befehl wurde noch verschärft. Jeder, Groß und Klein, Jung und Alt, Mann oder Frau, Hoch oder Gering, der selbständig zu denken im Stande erachtet wurde, mußte zwei Bürgen stellen, daß er keinem christlichen, sondern nur dem japanesischen Kulte beigewohnt und scheinlich angeben, welcher Bonze sein Seelsorger, welcher Tempel sein Opfer- und Gebethaus. Wer ein solches Zeugniß nicht beibringen konnte, mußte sterben oder fliehen, aber — wohin, da das Gesetz im ganzen Reiche galt?

1639 wurde das Oberhaupt Koelebakker von François Caron abgelöst, und nun begann die Unzufriedenheit der Japanesen mit den Holländern sich offen zu zeigen. Zuvörderst ordneten sie eine genaue Untersuchung in Betreff aller Kinder an, welche Niederländer und Engländer mit Japanesinnen gezeugt hatten. Mütter und Kinder mußten auf Schiffe gepackt und nach Batavia geschafft werden; fortan aber wurde jeder Umgang der Europäer mit einheimischen Frauen verboten und so gut wie unmöglich gemacht.

Ein Giebel der Faktorei, auf dem die Niederländer die Jahreszahl 1640 angebracht, erregte den Japanesen ungemessenen Unwillen — weil diese Zeitrechnung an's Christenthum erinnerte. Sie griffen zu Chikanen und ruhten nicht eher, als bis das Gebäude eingerissen wurde.

Das stolze und trotzige Betragen des Oberhauptes Caron trug freilich viel dazu bei, die Japanesen aufzubringen.

Bei dieser Gelegenheit wird uns die Stellung der Holländer und das Geheimniß ihrer Zulassung in Japan ziemlich klar.

In den Augen der japanesischen Großen und der Adligen steht der Kaufmannsstand sehr niedrig, indem sie ihn zur vierten Klasse der Gesellschaft rechnen und mit Verachtung auf ihn herabsehen; die Holländer waren Kaufleute und wollten der japanesischen Regierung gegenüber auch nicht mehr sein; durch ihre bereite Hülfe gegen die aufständischen Christen hatten sie sich ihren Respekt vergeben und als Leute gezeigt, denen das Handels-Interesse selbst über Religions- und Menschlichkeits-Interessen ging. Wenn man bedenkt, wie bigott die Japanesen in Betreff ihrer Religion sind, wie ausgeprägt bei ihnen auch nach den neuesten Berichten das Ehrgefühl ist, so kann man sich wohl vorstellen, daß sie von den Holländern nicht besonders hoch dachten. Andererseits hatten sie in dem fast hundertjährigen Verkehr mit den europäischen Völkern recht gut deren Ueberlegenheit in gewissen Künsten und Wissenschaften kennen gelernt; es mußte ihnen daran gelegen sein, sich ein Pförtchen offen zu lassen, durch welches sie auch bei der strengsten Abschließung ihrer Gestade mit jenem Geistesleben in Verbindung blieben, dessen Früchte sie wohl zu schätzen wußten; deshalb gestatteten sie den Holländern, den unschädlichsten und am wenigsten vom Ehrgefühl beunruhigten Europäern, einen ärmlichen, durch unzählige Plackereien erschwerten Handelsverkehr. Die Faktorei auf Desima war das japanesische Postamt für Europa, das erste, was jedes neu angekommene Schiff abzugeben hatte, die überseeischen Neuigkeiten. Zwei oder drei Stunden, nachdem Capitain und Passagiere an's Land gestiegen, kam das ganze Dollmetscher-Kollegium, mit den Ottonas, Kaiserissen und Dwars-Kykers zum Oberhaupte, um alle europäischen und indischen Neuigkeiten zu vernehmen: allgemeine Neuigkeiten, Krieg, Frieden, Feldschlachten, Siege, Thronbesteigungen, Todesfälle der Könige wurden mitgetheilt und durch die Dollmetscher notirt. Japanesisch zu Papier gebracht und vom Oberhaupt unterzeichnet, wurden sie sodann durch expresse Boten sofort nach Jeddo an den Hof gesandt.

Meylan gesteht es selbst ein, daß dies der Hauptgrund ist, weshalb die Niederländer in Japan geduldet würden, und daß dieses das Einzige sei, wofür sich die Regierung erkenntlich zeige. Denn sie betrachteten diese Nachrichten als von der höchsten Wichtigkeit.

Das trotzige Benehmen Caron's, der, wie allgemein bekannt war, als Gehülfe eines Schiffskoch nach Japan gekommen und unwürdig deshalb in den Augen der Japanesen sehr tief stand, verschuldete noch eine Anzahl der strengsten Maßnahmen, welche dem niederländischen Handel ungemein schadeten und die Holländer fast zu Gefangenen auf ihrer Faktorei machten.

Höchst merkwürdig ist ein Brief vom 9. November 1640, der sich auf jene verhängnißvolle Jahreszahl an dem Faktoreigebäude bezieht:

„Se. kaiserliche Majestät," lautet er, „ist genau unterrichtet, daß ihr ebenso wie die Portugiesen Christen seid. Ihr feiert den Sonntag; ihr schreibt das Datum von der Geburt Christi oben an die Spitze in den Giebel eurer Häuser, im Angesicht und vor den Augen unserer ganzen Nation; ihr habt die zehn Gebote, das Vater Unser, den Glauben, die Taufe und die Vertheilung des Brodes, Bibel, Testament, Moses, Propheten und Apostel, in Summa Ein Werk, wie aus Allem erhellt. Den Unterschied zwischen euch Beiden achten wir nur gering. Daß ihr Christen seid, haben wir lange schon vor diesem gewußt; aber wir hatten gemeint, daß es ein anderer Christus sei, den ihr anbetet. Se. Majestät läßt euch also durch mich befehlen: alle eure Wohnungen, ohne Ausnahme, auf denen das Datum steht, abzubrechen, bei der Nordseite anfangend, welche zuletzt aufgebaut worden ist, und weiter bis zur letzten."

Es wurde ihnen darin ferner verboten, den Sonntag öffentlich zu feiern und anbefohlen, alljährlich mit den Oberhäuptern zu wechseln.

Die Antwort der Holländer war höflich: sie würden Alles, was Se. kaiserliche Majestät zu befehlen geruhe, pünktlich befolgen. Denn sie wußten höchst wahrscheinlich, daß eine große Macht der Landesherren von Jingo, Tjikingo und Aeima auf den nächsten Inseln lag, welche die Bestimmung hatte, beim geringsten Widerstande auf Befehl des kaiserlichen Bevollmächtigten das Oberhaupt und alle Holländer niederzumetzeln. Die anstößigen Häuser wurden abgebrochen, und als es den Japanesen zu langsam ging, halfen sie in höchst energischer Weise nach. Von nun an waren die Holländer ganz in den Händen der Japanesen und lebten von deren Gnade.

Zunächst mußten sie von Firando nach Desima übersiedeln und sich dort jene berühmte Einschließung gefallen lassen, die so oft beschrieben und geschildert worden ist. Die Vorsichtsmaßregeln, welche die Japanesen schufen, um die Holländer hermetisch abzusperren, und die in unserem Buche nach den Original-Verordnungen angeführt werden, machen der japanesischen Polizei alle Ehre; denn so gut hat es keine europäische jemals verstanden. Man wundert sich fast, daß die Japanesen wirklich noch den „Herren," welche das Privilegium hatten, nach Desima zu kommen, den Zutritt verstattet haben. Die niedrigsten Diener und Knechte der Niederländer mußten sich vor ihrer Anstellung eidlich verpflichten, sich mit denselben nie in ein Gespräch über das Christenthum und dergleichen einzulassen.

Im Ganzen erklärt sich diese Politik der Japanesen nebenbei aus der Furcht, die man immer noch vor den europäischen Mächten hatte. 1643 liefen ein paar Kanonenschüsse eines holländischen Schiffes, das man für ein spanisches hielt, im ganzen Lande eine ganz unglaubliche Furcht und

Aufregung hervor, und die Holländer hatten Mühe, die Regierung zu beschwichtigen.

Wir können in die weitere Geschichte dieses Handels, die sich nun vielfach um Preisbestimmungen, Waarentaxen, Umsatz, Handelsmaßregeln u. dgl. dreht, nicht näher eingehen; im Ganzen bleibt das Verhältniß, die Einschließung auf Desima, die Förmlichkeiten des Verkehrs sich ziemlich gleich bis auf die Zeit, wo sich Japan auch anderen Völkern wieder erschlossen hat. Das Wichtigste wird man erst später erfahren; die Japanesen sind durch diese holländische Vermittelung in Stand gesetzt worden, mit Europa in geistigem Zusammenhange zu bleiben, und wissen ohne Zweifel mehr von uns, als wir von ihnen. Der neu eröffnete Verkehr mit Europa und Amerika scheint indeß für die mit so vielem Blute zusammengekittete Ordnung Japan's, wie sie seit mehr als zwei Jahrhunderten bestand, verhängnißvoll werden zu wollen; die den profanen Blicken verborgene Regierungsmaschine scheint theilweise in's Stocken zu gerathen und nur unregelmäßig zu wirken; es wäre möglich, daß die Geschichte wieder dort anfinge, wo sie aufgehört, mit Bürgerkrieg. Offenbar gehen in Ost-Asien die wichtigsten Dinge vor, die seit Jahrtausenden dort vorgefallen sind; die alte Kultur der Chinesen und Japanesen kommt nun im großen Maßstabe in Berührung mit der westeuropäischen und muß deren Ueberlegenheit anerkennen. Es ist eine günstige Vorbedeutung, daß dieses Mal auch Deutschland, durch Preußen würdig vertreten, auf dem Platze ist.

Die dem Buche als Anhang beigegebenen Erläuterungen betreffen die Ordnung, in welche der Verkehr zwischen Holländern und Japanesen geregelt war, und geben die Förmlichkeiten an, die dabei beobachtet werden mußten: Ankunft der Schiffe, Abgabe des Schießpulvers, Musterung der Schiffe, Löschung derselben, Landung der Waaren und Einspeicherung, Mittheilung der Neuigkeiten, Visitationen der Schiffe, Preisbestimmung durch gegenseitiges Abkommen, verschiedene Steuern und Geschenke. Kurzum, die Holländer mußten sich für den wenig bedeutenden Handel, den sie von Desima aus treiben durften, die größten Entwürdigungen gefallen lassen, die man sich denken kann; sie waren vollständig in den Händen der Japanesen und polizeilich überwacht und ausgekundschaftet bis auf den nackten Leib. Das Leben der niederländischen Beamten auf Desima muß ein höchst trauriges gewesen sein.

Mannigfaltiges.

— Friedrich der Große, Deutschland und die italiänische Frage. „L'Allemagne et la question d'Italie," heißt eine, kürzlich bei Dentu in Paris erschienene Flugschrift, die sich in eingehendster Weise mit dem preußischen Abgeordneten-Hause, mit dem bekannten Vincke'schen Amendement in Bezug auf die italiänische Frage, mit der kurhessischen Verfassung von 1831, mit dem deutschen Juristentage und anderen, uns nahegehenden Dingen beschäftigt. Der Verfasser ist auf dem Titelblatte nicht genannt, doch nach den auf der Rückseite des Umschlages aufgeführten „Travaux du même auteur" zu schließen, ist es der durch seine Arbeiten über deutsche und besonders preußische Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in Frankreich rühmlichst bekannte Dr. Jules Bergson in Paris, der auf deutschen Universitäten seine juristisch-philosophischen Studien gemacht und die Früchte derselben hauptsächlich in der Revue critique de Législation et de Jurisprudence niedergelegt hat, deren Mitredacteur er neben Troplong, Wolowski, Delangle und Rouland ist. Die vorliegende Schrift ist hauptsächlich gegen Herrn J. J. Weiß, Redacteur des Journal des Débats, gerichtet, der en zwei, Aufsehen erregenden Artikeln vom 6. und 7. März d. J. die Einheit und die Nationalität Deutschlands und dessen Verhältniß zu Italien in sehr ironischer Weise besprochen hatte. Das Journal des Débats schreibt jetzt zuweilen, ebenso wie der Moniteur, im Interesse der „Würzburger" gegen den deutschen Nationalverein. Das sonst so trefflich redigirte Blatt scheint in diesem Jahre überhaupt eine Schwenkung gemacht zu haben, weshalb ein großer Theil seiner frühern politischen und wissenschaftlichen Mitarbeiter sich unter dem geistreichen Reffzer zu dem neuen Journale Le Temps vereinigt hat. Um die Débats zu widerlegen, um darzuthun, daß Deutschland ebenso berufen sei, als Italien, ein großes, einiges und mächtiges Land zu bilden, wie sehr auch der Particularismus der vielen kleinen Staaten dagegen zu sprechen scheine, verweist der Verfasser auf die Geschichte des Mittelalters, auf die Kämpfe der deutschen Kaiser mit den römischen Päpsten, auf die Reformations-Geschichte und endlich auf die, seine deutschen Zeitgenossen beherrschende Stellung Friedrich's II. von Preußen.

In dieser Darstellung, die für französische Leser gewiß sehr interessant ist, wenn sie auch für Deutsche nichts Neues enthält, kömmt unter Anderm folgende, überaus merkwürdige Stelle einer dem Verfasser auf Privatwegen bekannt gewordenen Depesche des Freiherrn von Cocceji, der sich zur Zeit des siebenjährigen Krieges in einer geheimen Mission des Königs von Preußen in Venedig befand, an Friedrich den Großen vor:

„Man muß darauf bedacht sein, das Land des Königs von Sardinien zu vergrößern. Man muß ihm eine solche Gebiets-Ausdehnung verschaffen, daß er sowohl für Frankreich als für Oesterreich ein gefährlicher Nachbar wird. Der unlängst abgeschlossene Aachener Frieden hat ihm legitime Rechte auf das Mailändische, das Mantuanische und das Bolognesische verliehen.* Warum sollte er sich nicht können zum König der Lamburdei ernennen lassen? Das unglückliche Italien ist ebenso zerstückelt, wie das unglückliche Deutschland und ebenso in eine Masse von kleinen Staaten zertheilt, die, statt einem einzigen Souverain, einer großen Anzahl von Landesherren gehorchen. Die Bewohner Italiens, statt sich Italiäner zu nennen, nennen sich Mailänder, Venetianer, Sarden, Toscaner, Römer, Neapolitaner ꝛc., was das Nationalgefühl schwächt und das Volk um das Gefühl seiner Größe bringt. Der König von Sardinien sollte sich daher des ganzen Ober-Italien bemächtigen!"

Der Verfasser der vorliegenden Schrift bemerkt, daß diese prophetischen Worte etwas über ein Jahrhundert vor ihrer Erfüllung, nämlich im Jahre 1758, niedergeschrieben worden. Friedrich der Große theilte die Ansichten seines Gesandten v. Cocceji, denn er ließ durch denselben den König Victor Amadeus darauf aufmerksam machen, wie leicht er sich durch einen kühnen Schritt aus seiner bedrängten und gefährlichen Lage zwischen Frankreich und Oesterreich befreien könne.

— Zur deutschen Flotte. Wir nehmen mit Vergnügen Akt von nachstehenden, halboffiziellen Aeußerungen der „Preußischen (Stern-) Zeitung:"** „In mehreren deutschen Nordseestaaten haben sich in jüngster Zeit Bestrebungen kund gethan, die jeder Patriot mit Befriedigung begrüßt haben wird. Mit neuer Lebendigkeit ist der Widerspruch empfunden, daß ein Volk, dessen Handelsflotte nur der englischen und amerikanischen an Bedeutung nachsteht, gleichwohl noch der Mittel entbehrt, um seine auf den Meeren schwimmenden Güter zu schützen und die nach allen Welttheilen reichenden Verkehrs- und Handelsbeziehungen zu unterstützen und vor Beeinträchtigungen zu wahren. Von neuem ist man es mit Unwillen inne geworden, daß eine an sich unbeträchtliche, feindliche Marine noch heute im Stande sein würde, dem reichen und blühenden Handel Deutschlands empfindlichen Abbruch zu thun und daß es, außerhalb des preußischen Gebiets, selbst noch an allen Vorbereitungen fehlt, welche den Versuch einer feindlichen Landung an den Küsten vereiteln oder doch beträchtlich erschweren könnten. In der Presse wie in Versammlungen und Vereinen, von den Seestädten bis tief in das Binnenland sind diese Verhältnisse Gegenstände der Erörterung geworden und besonders in den Hansestädten sind Beschlüsse theils gefaßt, theils scheinen sie sich vorzubereiten, welche auf eine Verständigung mit anderen deutschen Regierungen behufs Herstellung einer Kriegsflottille zum Schutze der Nordseeküsten hinzielen. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Bedürfniß nach maritimem Schutz und die Bereitwilligkeit zur Herstellung desselben nunmehr praktisch Hand anzulegen, Leistungen und Opfer dafür einzusetzen, sich am regsten in den Staaten bekundet, deren ganze blühende Existenz auf dem Seeverkehr beruht, und deren Handelsflotte, wie z. B. die Hamburgs oder Bremens, für sich allein der Handelsmarine großer europäischer Staaten an Bedeutung gleichkommt. Das Bewußtsein der gegenwärtigen Schutzlosigkeit ihrer Interessen muß hier noch geschärft werden durch die Erinnerung an die seemächtige Stellung, welche einst die Vorfahren auf den Meeren zu behaupten wußten."

— Die Schiller-Lotterie. Das Geschrei einer gewissen Sorte deutscher Kleinstädter — die immer Krähwinkler bleiben, auch wenn sie in einer großen, schönen Stadt, wie Dresden wohnen — über den nicht ganz sichern Thaler-Werth ihrer Gewinne in der Schiller-Lotterie ver-

---

* In dem Aachener Friedensvertrage (1748) ist aber auch stipulirt, daß, falls Don Carlos, König von Neapel, seinem Bruder Ferdinand auf dem Throne von Spanien folgen sollte, sein jüngerer Bruder, Don Philipp, Herzog von Parma, auf den Thron der beiden Sizilien zu berufen sei, unter Heimfall der Herzogthümer Parma, Guastalla und Piacenza an die Kaiserin Maria Theresia und deren Rechtsnachfolger.

** In besserer Unterscheidung von der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung" hat diese in den Decker'schen Verlag übergegangenen Zeitung vom 1. Juli ab diesen Namen angenommen.

diente in der That, in einem neuen Kotzebue'schen Lustspiel auf die deutsche Bühne zu kommen. Der geschätzte Nordlands-Reisende Alexander Ziegler erzählt in einer uns eben zugehenden Flugschrift über zwei deutsche National-Unternehmungen, die Schiller-Lotterie und die Heuglin-Expedition,* daß ein Inhaber von zwei Schiller-Loosen in Dresden den wackern Major Serre wirklich verklagt hat, weil dieser von dem Gelde, welches für die abgesetzten 660,000 Schiller-Loose einging, einen Theil der Schiller- und einen andern der Tiedge-Stiftung und nicht vielmehr Alles den gewinnlustigen Inhabern der Schiller-Loose zufließen läßt. Der gedachte Kläger, oder vielmehr sein Advokat, Herr Dr. Papermann, der wunderbarerweise von der berühmten Freundin Tiedge's, Elise v. d. Recke, Alles, mit Ausnahme ihrer Achtung für die deutsche Literatur, geerbt hat, behauptete vor Gericht, daß sein Gewinn nicht, wie es in dem Plane der Schiller-Lotterie hieß, den Werth des Kaufpreises hebe und trug also darauf an, den Major Serre zu verurtheilen „wegen 1 Thaler und 15 Neugroschen, auf Grund ausdrücklich geleisteten Versprechens, zu leistender Ergänzung zu dem vom Kläger aus der Allgemeinen deutschen National-Lotterie erhaltenen Gewinne." Wie vorauszusehen war, hat das Gericht am 3. Juni den Kläger in erster Instanz abgewiesen, da der Geldwerth der Gewinne in der Schiller-Lotterie nicht nach der Abschätzung des Herrn Dr. Papermann, sondern noch dem Werthe bestimmt wird, den das große Publikum Deutschlands diesen Gewinnen beilegt, durch welche ein großer, sittlicher Zweck gefördert worden ist. Abgesehen hiervon weist aber Herr Ziegler auch nach, daß selbst die kleinsten Gewinne — Kupferstiche, Lithographien, Bücher und andere Verlags-Artikel — einen Ladenpreis-Werth von mehr als einem Thaler haben. Herr Major Serre hat in der That Alles geleistet, was er versprochen hatte. Er verdient nur Preis und Dank für seine Anstrengungen, die man gewiß auch noch in ferner Zukunft als Opfer auf dem Altare der Vaterlandsliebe anerkennen wird.

— Schiller, Lessing, Pestalozzi.** Diese drei Namen hat Hermann Maeggraff, der Herausgeber der Blätter für literarische Unterhaltung, einer kleinen Sammlung von ihm gerichteter Theater-Prologe vorgesetzt, die vielleicht mit demselben Beifall, den ihnen das Leipziger Publikum geschenkt, auch auf anderen Bühnen, bei passender Gelegenheit vorgetragen, aufgenommen werden. Von den hier abgedruckten acht Prologen sind vier den Dramen Schiller's, zwei dem Dichter der „Emilia Galotti" und des „Nathan," einer dem Andenken Pestalozzi's und einer dem deutschen Vaterlande gewidmet. Des von Mary Anne Burt in's Englische übersetzten Prologes zu „Wilhelm Tell" haben wir in diesen Blättern bereits gedacht. Die folgenden schönen Verse Maggraff's würden wahrscheinlich Lord Palmerston und Lord John Russell anders, als ihre wackere Landsmännin, übersetzt haben, da diese englischen Parlaments-Minister uns Deutschen weder Sitte und Bildung, noch Recht und Wahrheit zutrauen:

> May we forget each variance, petty strife,
> Unnatural fratricide, in days of yore,
> Each jealousy, each sombre withering cloud
> And each fierce discord in religious creed!
> May we united raise our hand toward's Heaven,
> And swear, yes! swear all us One man to stand
> Guardians of German morals, science, rights,
> Of each most sacred boon, kind Heaven bestows,
> And which a nation proudly calls her own —
> Treasures that universal history's
> Genius sublime trusts to a people's care!

— „Die Sängerhalle." So nennt sich ein neubegründetes Organ der deutschen Gesangvereine, herausgegeben von Müller von der Werra, das mit dem Wahlspruch „Freiheit, Friede, Fröhlichkeit" als Wochenschrift erscheint.*** Die Herrschaft der deutschen Gesangvereine reicht weit über die des deutschen Bundes hinaus — wenn überhaupt noch von einer Herrschaft des Letzteren die Rede sein kann. Unter den Deutschen in Amerika, in den russischen Ostsee-Provinzen, in der Schweiz, im Elsaß und unter den Vlamingen Belgiens giebt es deutsche Sängerbunde, die sich zum Theil in ausgesprochener und zum Theil in sympathetischer Allianz mit den Gesangvereinen in Deutschland befinden. Ihnen Allen wird ein gemeinsames Organ, wie das durch Müller von der Werra begründete, das sowohl der Theorie als der Praxis des Männergesanges gewidmet sein und das neben Berichten über Gesangfeste auch neue Compositionen, besonders für den Volksgesang, mittheilen wird, sehr willkommen sein. Ein deutscher Fürst, der mit Freuden Alles fördert, was geeignet ist, das deutsche Nationalbewußtsein zu heben, Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, hat gestattet, daß in der ersten Nummer der „Sängerhalle" eine von ihm komponierte, von Müller von der Werra gedichtete Hymne für Chor-Gesang mitgetheilt werde. Unter solchen glücklichen Auspizien wird sich das neue Unternehmen gewiß sehr bald eines bedeutenden Aufschwunges erfreuen.

— Eine österreichische Revue.* Die noch junge österreichische Journalistik ist im übrigen Deutschland noch wenig bekannt, obgleich sie einen bedeutenden Aufschwung erlebt hat. Der Grund davon ist leicht einzusehen; sie verleitt eine Menge von Interessen, die bald aber ganz außer dem deutschen Gesichtskreise liegen; die Zustände und Verhältnisse des Kaiserstaates in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, die ungarischen, galizischen, ja selbst die deutsch-erbländischen Streitfragen, welche die Politiker in Wien lebhaft beschäftigen, sind in vielen Fällen, wenn man sich nicht auf einen gewissen absoluten Partei-Standpunkt stellen will, jenseits der schwarzgelben Gränzpfähle oft schwer verständlich und erwecken nur sehr im Allgemeinen das Interesse des Auslandes. Bisher hat die österreichische Journalistik, von den heimischen Verhältnissen in Anspruch genommen, noch nicht recht eine Perspektive finden können, um die übrige europäische Welt in Augenschein zu nehmen, und ist in dieser Hinsicht mehr empfangend, als gebend, mehr passiv als aktiv gewesen, so sehr jenes auch im Interesse des österreichischen Volkes läge. Man kann nicht behaupten, daß in Oesterreich politische Bildung und unbefangene, ruhige Betrachtung sehr verbreitet wäre, selbst in Kreisen nicht, wo man sie mit Recht voraussetzen könnte. Es ist daher ein Zeichen der Zeit, wenn uns aus Oesterreich nun eine Zeitschrift zugeht, welche die Gegenwart, Inland, wie Ausland, von einem höhern Standpunkte zu betrachten und sich in ruhiger Haltung darüber zu orientiren sucht. Ein solches Blatt (in Heften) kann in Oesterreich nur vortheilhaft wirken, vorausgesetzt, daß es sich in den richtigen Schranken der Unparteilichkeit und objektiven Auffassung hält und mit Geschick redigirt wird. Es kann so zur Abkühlung vieler allzu hitzigen und jugendlich übersprudelnden Ansichten beitragen, mit denen die österreichische Journalistik jedenfalls ziemlich gesegnet ist, und dem Oesterreicher ein politisches Selbstgefühl geben, das er bisher, verglichen mit anderen großen europäischen Völkern, großentheils nicht besaß. Die uns vorliegenden Hefte besprechen interessante Gegenstände: Die Krisis in Oesterreich und die nationalen Bestrebungen, den Thronwechsel in Preußen, die Belagerung von Gaeta; biographische Skizzen: Friedrich Wilhelm IV., König Wilhelm I. von Preußen; Telek, Hanka; die Adreß-Debatte im preußischen Parlament; Eröffnung des französischen Parlaments, Oesterreichs Umgestaltung, Ungarn seit dem Reskript, rc.

— Der Handel in Japon. Ein französischer Korrespondent des Temps schreibt aus Jedda vom 17. März, daß die Befürchtungen der Europäer, nächstens wieder vertrieben zu werden, gänzlich beseitigt seien, indem ein gutes Vernehmen mit den Einwohnern und der Regierung von neuem hergestellt sei. Der Handel habe demnach auch wieder neue Thätigkeit entwickelt. Es sei nur zu bedauern, fügt der gedachte Korrespondent hinzu, daß sich das Geschäft in diesem Augenblicke auf eine sehr kleine Anzahl von Personen beschränke, welche die günstigen Constellationen für sich allein benutzen und allen Handel monopolisiren. „Junge intelligente Franzosen (und Deutsche), die in den Umgebungen von Jedda Comptoire errichten wollten, würden in wenigen Jahren ein Vermögen erwerben können, wie man es in Europa selten am Schlusse einer langen und arbeitsamen Laufbahn aufzubringen vermag. Es genügt zu diesem Zwecke, über ein kleines Kapital verfügen zu können, vor einigen vorläufigen Bemühungen, um den Platz näher kennen zu lernen, die jedoch höchstens einige Monate dauern würden, nicht zurückzuschrecken und endlich solche Gelegenheiten, wie die jetzige, so rasch als möglich zu benutzen. Die Engländer und die Amerikaner wissen dies bereits sehr gut, denn mit jedem Schiffe kommen deren neue an, die sich in Japan niederlassen.

* Dresden, Buchdruckerei von Julius Ernst. 1861 (zweite Auflage).

** Leipzig, Franz Jünger. 1861.

*** Verlag von Ernst Schäfer in Leipzig.

* Die neueste Zeit. Geschichtliche Uebersicht der Ereignisse der Gegenwart. Mit Karten, Plänen und Porträts. Herausgegeben von Ernst Hellmuth. Wien und Prag, Kober & Markgraf. 1861.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes; in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Inserate,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wolle man ihre Sendungen portofrei entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn B. Behr's Buchh., Unter den Linden Nr. 37, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Zeilen in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 28. **Mittwoch, den 10. Juli 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite

Čechenthum und Deutschthum in Böhmen 325

Schweden.

Die skandinavische Union und Deutschland. III. Frankreich und Spanien, Preußen und Schweden. IV. Die Sympathien in Schweden für Deutschland. V. Die Aufgaben Preußens gegenüber der skandinavischen Union 327

England.

Briefliche Nachrichten aus London. Frankreich, England und der Orient . 329

Frankreich.

Französische und deutsche Stimmen über die Zukunft der Philosophie . . 330

Italien.

Neapolitanische Photographien. I. Ein Ritt auf den Vesuv 332
Das tägliche Leben des Parisers 334

Mannigfaltiges.

Die „Sächsische Industrie-Zeitung" und der deutsche Zollverein 335
Der Berliner Handwerker-Verein . . . . . „
Ein Gesellen-Stammbuch 336
Deutsche Studentenlieder . . . . . „
Volksbuch über Arndt . . . . . „
William Stigant . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

Čechenthum und Deutschthum in Böhmen.

Eine kleine Schrift, die unter dem Titel „Germanisirung oder Čechisirung" soeben erschien,* wird in der uns Deutsche sehr nahe berührenden, böhmischen Nationalitäts-Frage zur Orientirung wesentlich dienen und kann daher dem deutschen Publikum empfohlen werden. Der Verfasser hat recht, wenn er im Eingange bemerkt, daß Deutschland über die Sorge vor Beschädigung durch seinen westlichen Nachbar — eine Sorge, die wirklich sehr übertrieben ist, da der kluge Nachbar sich hüten wird, das deutsche Volksthum in gleicher Weise gegen sich aufzureizen, wie es sein in St. Helena verstorbener Oheim gethan — daß Deutschland also über diese unnöthige Sorge die viel reelere Beschädigung vernachlässigt, die der östliche Nachbar durch beständiges Unterminiren des nationalen Bodens uns zufügt.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich das zweite Moment zu dem ersten verhält, wie im Sprüchworte der Vogel in der Hand zu den Vögeln auf dem Dache, und daß es wahrhaft wahnsinnig ist, wenn wir aus Furcht, etwas, *das einmal bedroht werden könnte*, zu verlieren, dasjenige zu thun verabsäumten, was uns einen Besitz erhalten würde, *der wirklich bedroht ist*.

Und die slavischen Maulwürfe sind ganz vortreffliche Unterminirer! Dort die Polen wollen im preußischen Großherzogthum Posen, das bis auf einen schmalen, nordöstlichen Landstrich fast gänzlich deutsch spricht und kultivirt ist, die Deutschen zwingen, der zurückgebliebenen polnischen Kultur, Sitte und Sprache sich anzuschließen, und hier gar die Čechen, die mitten in Deutschland wohnen und seit Jahrhunderten dem deutschen Reichsverband einverleibt sind, zu dessen Kurfürsten ihre Könige gehörten, haben Lust, sich mit den von ihnen durch deutsche Landschaften getrennten Mähren und slavischen Schlesiern zu einem Bündnisse *gegen* Deutschland zu vereinigen! Nun, wenn wir Deutschen dergleichen uns beleidigende Versuche länger ruhig mit ansehen wollten, dann wären wir in der That werth, daß uns nächstens die Turcos und Zuaven im Namen Allah's und seines Propheten Napoleon überfielen und unterjochten!

Auf dem Reichstage in Wien haben sich die čechische und die polnische Partei verbunden, um die eben in's Leben getretenen freien Institutionen zu untergraben, durch welche der alte Kaiserstaat endlich wieder auf gleiche Kulturhöhe mit den anderen deutschen Staaten gehoben werden soll. Die von Rieger und Genossen an den Kaiser gerichteten Anträge, den *Reichsrath* zu vertagen und vorerst den böhmischen, galizischen ꝛc. *Landtag* einzuberufen, hatten keinen andern Zweck, als das ganze österreichische Verfassungswerk vom 26. Februar d. J. zu vernichten, auf das kaiserliche Patent vom 20. October 1860, welches jedem der „Königreiche und Länder" eine Art von Autonomie zu sichern schien, zurückzugreifen und der Coalition Rieger und Clam-Martinitz die unbedingte Herrschaft über die gebildeten und besitzenden Mittelstände der Deutschen in Böhmen zu sichern.

Scheitern nun solche Anträge auch an dem gesunden Sinne der Mehrheit des österreichischen Reichsrathes, dessen Herrenhaus sogar auch schon bewiesen hat, daß es da, wo es gilt, das Recht und die freie Verfassung des gemeinsamen Vaterlandes aufrecht zu erhalten, opferwilliger und liberaler denkt, als das meistens aus Junkern und Kreuzzeitungs-Männern zusammengesetzte preußische Herrenhaus, so dürften sie doch die auf die čechische Heimat berechnete Wirkung nicht verfehlen. Dort hat man es mit einem sowohl politisch als kulturhistorisch völlig unreifen Volke zu thun, dem durch Monövre, wie das vorgedachte, demonstrirt werden soll, daß die Deutschen und nichts weiter, als die leidigen Deutschen, daran schuld seien, wenn das Reich der Libussa und des „goldenen Königs" Přemysl Otakar nicht in seiner alten Glorie wieder hergestellt werde. Also muß bei den nächsten Wahlen noch mehr, als bisher, auf die Ausschließung aller Deutschen gesehen werden!

Der Verfasser, der in vorliegender Schrift einen ungemein interessanten Ueberblick der deutschen und der čechischen Kultur in Böhmen liefert, weist unter Anderm auch auf die große Zahl jetzt lebender Dichter, Schriftsteller und wissenschaftlicher Autoren hin, deren das Böhmerland deutscher Zunge sich rühmen darf. Von den zahlreichen, dort aufgeführten Namen nennen wir nur die nachstehenden: Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Ludw. Aug. Frankl, Adalbert Stifter, L. Kompert, Joseph Rank, Kuranda, Schuselka, Czörnig, Hock, Helfert, Kreutzberg, Hauer, Theophil Pösling, Makowitschka, Haimerl, Unger, Volkmann, Baumgartner, Heßler, Balling, Litrow, Reuß, Kostelecky, Rokitansky, Skoda, Oppolzer, Hyrtl, Arlt, Riedl, Fischel, Ad. Neustadt, J. Heller ꝛc. Alle diese und noch viele andere dort Genannte haben ihre mehr oder minder bedeutenden Schriften ausschließlich in deutscher Sprache abgefaßt. Diesen deutschen Namen lassen sich nur folgende čechische Autoren gegenüberstellen, die übrigens zum größten Theil auch Werke in deutscher Sprache herausgegeben haben: Palacky, Hanka, Purkynje, Kollar, Čelakowsky, Klipcera, Halek, Rieger, Mikowec ꝛc. Nicht minder werden auch auf dem Gebiete der Musik, das doch vorzugsweise den Böhmen dindizirt wird, bei weitem mehr deutsche, als čechische Namen genannt, wie: Moscheles, Beith, Kittl, Schulhof, Dreyschock, Mildner, Laub, Kökert, Pixis, Kalliwoda, Abert ꝛc. Von čechischen Namen haben nur Tomaschek, Skroup, und Krecj einen gleich guten Klang.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß, wenn fortan, wie zu hoffen steht, beiden Nationalitäten auf politischem, literarischem, industriellem und sozialem Gebiete vollkommen freier Spielraum gelassen wird, die

* Germanisirung oder Čechisirung. Ein Beitrag zur Nationalitäten-Frage in Böhmen. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1861.

čechische bald, der Ueberlegenheit ihrer Rivalin bewußt, sich der deutschen Nationalität ebenso unterordnen werde, wie sich in Belgien die vlamische der wallonischen (französischen) Nationalität unterordnet, ohne daß dadurch die politische Gleichberechtigung und die soziale Zufriedenheit der beiden Nationalitäten irgendwie gestört wird. Nur der Druck, den die scheinbar deutsche Regierung der Habsburger bis auf die neueste Zeit auf die Völker des Kaiserstaats (unter denen sich allerdings auch das deutsche selbst befand) ausübte, hat den Haß der nichtdeutschen Nationalitäten Oesterreichs gegen die deutsche in der Weise hervorrufen und erhalten können, wie er sich in diesen sonst vom Himmel so gesegneten Ländern verbreitet findet.

Bei der Wahl der Mittel zur Erreichung ihrer politischen oder nationalen Zwecke sind die Čechen übrigens niemals sehr ängstlich gewesen. Schon auf dem Reichstage von 1848 saßen sie bald auf der rechten und bald auf der linken Seite des Hauses; sie waren bald liberal und bald reactionair, wie es gerade eben ihren augenblicklichen Zwecken zu dienen schien. Zu allen Zeiten aber waren sie, wie der Verfasser der vorliegenden Schrift sagt, bereit, „die Freiheit für das Linsengericht des nationalen Vorrechts herzugeben." Da in neuester Zeit dadurch, daß man den deutschen Liberalismus bei der Regierung in Wien verrieth, nichts mehr zu gewinnen war, so wandte man sich seitdem an den Klerus und an den Adel durch Schmeicheleien und Versprechungen, sowie an die Juden durch Drohungen einerseits und durch Eröffnung von Aussichten auf Gewinn anderseits. Wir lassen über diesen Punkt den Verfasser selbst reden:

„Was die kirchlich-nationale Verbindung betrifft, so hat zwar die čechische Partei bis jetzt dieselbe nicht ausdrücklich zugegeben, aber, nachdem sie ihr durch die Presse vorgeworfen worden, auch nicht desavouirt. Die Thatsachen sprechen für das Vorhandensein einer solchen.

„Die aristokratisch-nationale Coalition, die Ergänzung der böhmischen Landesfarben durch das „blaue" Blut zur slavischen Tricolore, wurde von der čechischen Partei eingestanden, und das Organ dieser, sowie das Organ der Junker, betont diese noch heute, wo sie bereits aufgehört, eine solche zu sein, auf welche Čechen bauen können. Schon in dem ersten Programme der Čechen war der Wunsch nach einer solchen Coalition ausgesprochen; in demselben hieß es, daß die Mitglieder des Adels, wollen sie ihre Thätigkeit der Verherrlichung der Nation widmen, als die ersten Söhne der Nation anerkannt werden sollen, und daß man sich ihrer Führung anvertrauen würde, wo sie in politischer Klugheit und aufopferndem Patriotismus vorangehen würden. Im Punkte der politischen Klugheit sind die Adeligen auch den Čechen vorangegangen; sie haben nämlich richtig erkannt, daß die Bewegung der Čechen eine retrograde, reactionaire sei, und auf diese Seite der Bewegung richteten sie, da doch die Reaction, so zu sagen, ihr Beruf, in höherem Grade ihr Augenmerk als auf die nationale. Die Wiederherstellung der historischen Rechte mußte ihren aristokratischen Bestrebungen ebenso willkommen sein, wie den Čechen, nur im feudalen, statt im nationalen Sinne. So fand man sich denn gegenseitig im Fahrwasser der Reaction; die Entstehung eines von beiden Seiten aus egoistischen Gründen geschlossenen Bündnisses war natürlich, und bald waren die Küsse, die es besiegeln sollten, getauscht — es waren Judasküsse! Die Čechen hatten ja in Ungarn gesehen, daß der Adel sich an die Spitze der Bewegung gestellt, warum sollten sie vom böhmischen Adel nicht ein Gleiches erwarten? Freilich konnten ihnen die Tendenzen des böhmischen Adels nicht unbekannt sein, die schlecht zu einer freiheitlichen Entwicklung passen, aber was schadet dies, wenn man die Nationalität über die Freiheit setzt; ja in gewissem Sinne, in dem nämlich, daß es auch dem Adel um Wiederherstellung des Rechtes zu thun sei, mußten ihnen diese Tendenzen sogar willkommen sein. Und der Adel?

„Seine Stellung ist genugsam bekannt, wir können uns über dieselbe kürzer fassen. Daß die Stellung des böhmischen Adels, so klein die Anzahl seiner Glieder auch im Verhältniß zu der des Bürgerthums ist, und so geringen Halt seine Ansprüche im Schoße der Bevölkerung haben — daß die Stellung des Adels eine mächtige sei, darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben. Auch im Falle des Zusammenhaltens aller andern Parteien und der Unterordnung aller Parteibestrebungen unter diesen höhern Zweck wird man in ihm gegen eine feste Burg anzustürmen haben. Die Adelspartei hat — während keine andere die Mittel zur Vereinigung besaß, oder von den in ihrem Besitz befindlichen keinen Gebrauch machen durfte — Gelegenheit gehabt, sich in der freiesten Weise zusammen zu scharen. In einer Zeit, wo eine bürgerliche Versammlung in einem Gasthofe, wenn es nicht gerade gegolten, einen Namenstag zu feiern, mittelst Gensdarmen auseinander gejagt worden wäre, war es der Adelspartei gestattet, freie Zusammenkünfte zu halten, Meetings zu veranstalten; es bedurfte nicht einmal eines Vorwandes, etwa einer Jagd, oder einer Schlittenpartie. Da konnte sie die Laufgräben für die feste Burg ihres Zusammenhaltens graben; da konnte sie die Ketten für ihre Burgverließe schmieden, Munition für die Reichsrath-Reden und ihr Zukunftsblatt sammeln; und fast nur aus Uebermuth ließ sie damals aus dem überflüssigen Pulver einige Raketen drehen und in Gestalt der bekannten Pamphlete und Programme, über die Köpfe der Menge hinweg, in die Luft steigen, die über das unerwartete Feuerwerk nicht wenig erstaunt waren. Man unterschätzte dieses Gesindel und belustigte sich damit, aber man vergaß, daß es die Männer der Adelspartei mit dem Spaße sehr ernst genommen. Diese hatten sich organisirt, einexercirt und concentrirt, und als der Reichsrath kam, war die Folge dieser beharrlichen Vorarbeiten ein leider vollständiger Sieg....

„Indessen zeigte es sich bald, daß die böhmischen Feudalen in ihrer Gesammtheit durchaus nicht in dem Maße geneigt seien, separatistische Bestrebungen, um der eigenen Sache willen, zu unterstützen, als die Nationalen ihrerseits gewillt gewesen wären, die feudalen Interessen ihrer eignen halber zu fördern. Was uns anfangs mit bangen Ahnungen für die Zukunft erfüllte, war eben das Zusammenhalten der beiderseitigen Gesammtheiten, die kompakte Masse der Hochtories einerseits und die geschlossene Phalanx der Čechen andererseits. Beide Parteien sind aber eben durch die erwähnte Coalition nichts weniger als gestärkt worden; im Gegentheil möchten wir behaupten, daß sie gerade durch dieselbe in demselben Maße an innerem Zusammenhalt verloren, als sie nach außen hin den Schein einer Bedeutung gewannen. Die Mitglieder der böhmischen Aristokratie sind nämlich ebenso wenig alle national gesinnt, wie alle Čechen mit den Tendenzen des Junkerthums einverstanden. Die Coalition mußte also nothwendiger Weise auf der einen Seite zur Ausscheidung der nicht national Gesinnten, wie auf der andern Derjenigen führen, die nicht gewillt sind, sich der Nationalitäts-Idee zu Liebe den Junkern mit Haut und Haaren zu verschreiben. Wir haben es auf dem Landtage gesehen, daß sich ein Theil des Adels, der deutsche, den Deutschen, ein anderer, der unentschiedene, der Mittelpartei, wenn vielleicht auch gleichfalls nur, um in diesen Kreisen für die aristokratischen Interessen zu wirken, angeschlossen; genug aber, daß sich der Adel zerklüftete, gruppirte und daß nur eine Fraction den Čechen treu blieb, und so schrumpft denn die ganze Coalition, mit der so viel Aufhebens gemacht wurde, in Wirklichkeit auf ein Kompromiß einiger wenigen Persönlichkeiten zusammen, die zwar bei ihren Parteien als Stimmführer gelten und die auch wir in der That, so anfechtbar ihre Bestrebungen sein mögen, als die hervorragendsten Parteimänner gelten lassen wollen, die uns aber bisjetzt keinen Beweis geliefert, daß sie wirklich mehr als die Stimme zu führen vermögen, welche gerade, je lauter der Tumult, desto schneller verhallt, und daß sie wirklich eine Partei führen, wirklich einen Anhang besitzen, der über den Kreis einer gewissen Journalisten-Coterie hinausgeht.

„Aber selbst in den Augen Derer, die an ihrem Streben, ihre aristokratischen Interessen durch Geltendmachung historischer Rechte zu wahren, festhalten, hat die Coalition mit den Nationalen ihre Bedeutung verloren, seitdem die Zusammensetzung des Herrenhauses gezeigt, daß die Feudalen in demselben, als Körperschaft an der Regierung Theil zu nehmen befähigt, ein besseres Mittel für die Erreichung ihrer Zwecke erhalten haben, als für sie die Verbindung mit den Nationalen je werden könnte, durch welche sie sich, indem sie sich den Schein geben, destruktive Tendenzen zu unterstützen, denn doch der Regierung gegenüber compromittiren würden, was um so weniger angeht, als sie, wenn das Herrenhaus gleich mehr oder weniger nur eine Adelskammer ist, selbst einen Theil der Regierung bilden.

„Die aristokratisch-nationale Coalition kann also ebenso wie die kirchlich-nationale nur ein sehr zweifelhaftes Mittel für die Geltendmachung der politischen Nationalitäts-Ideen abgeben.

„Was die Drohung gegen die Juden betrifft, so ist dieselbe schon in dem ersten Programme der Čechen ausgesprochen. In diesem heißt es wörtlich: „Man versichere diejenigen unter ihnen (den Juden) der besondern Achtung der Čechen, die ihre Theilnahme aufrichtig der Nation widmen; aber daß jene Achtung auch jenen Israeliten gewährt werden sollte, welche den Čechen nicht das geringste Mitgefühl äußern und böswilliger, als irgend ein Fremdling, ihre heiligsten Interessen antasten, das schreibt nicht einmal das Gesetz Christi vor." Später wurde einem deutschen jüdischen Landtags-Kandidaten mit Mord, wenn er gewählt, und dem von Juden bewohnten Wahlbezirke mit dem rothen Hahn gedroht, wenn er ihn wählen würde; noch später wurde einem jüdischen čechischen Deputirten, der redlich mit den Čechen auf dem Landtage gestimmt, das Haus gestürmt, die Scheiben eingeworfen und er selbst auf das Gröbste insultirt.

weil er angeblich nicht immer mit den Čechen gestimmt. Da nun diejenigen Juden, welche früher deutsch gesinnt waren, es wohl auch in Zukunft bleiben werden, so verzichten wir darauf, das Mittel, welches in diesen Drohungen für die Realisirung der nationalen Bestrebungen liegen soll, einer weitern Untersuchung zu unterziehen; es würde uns auf ein Kapitel führen, dessen unerquickliche Erörterung wir uns und dem Leser ersparen wollen.

„Wir haben nun gesehen, daß keines der von den Čechen angewendeten Mittel den Zweck der Geltendmachung der politischen Nationalitäts-Idee fördern könne, daß dieser nur ein künstlich erwecktes Bedürfniß zu Grunde liege, und daß sie mit dem politischen Fortschritte im Widerspruche stehe; es sind mithin die politischen Bestrebungen der Čechen ebenso wenig, wie die ethnographischen, auf Geltendmachung der Race abzielenden, zukunftsfähig. Der vorübergehende politische Sieg, den die Čechen erfochten und günstigen vorüberziehenden Constellationen verdanken, darf uns nicht irre machen; er ist so wie der vorübergehende sprachliche Sieg ein nur scheinbarer, ephemerer; wenn die Čechen auch bei den Wahlen in den Gemeinderath, in den Landtag und Reichsrath einen vorübergehenden Sieg erfochten, so hat derselbe keine höhere Bedeutung, und kann ebenso wenig für den endlichen letzten Ausgang des Kampfes maßgebend sein, als die vorübergehende par force betriebene Čechisirung des Landes; wie diese gegenüber der nivellirenden Kultur sich nicht als stichhaltig erweisen wird, ebenso wird das nivellirende Element der Politik über diese kleinen Siege hinweg sich verbreiten und durch diese die große, erleuchtete Politik in ihrem siegreichen Fortschritte zu ihrem dauernden Triumphe nicht gehindert werden. Die Wahrheit unserer Behauptungen wird durch diese transitorischen Erscheinungen nicht getrübt, und das čechische Volk ist deshalb unter jenen Völkern und Völkerfragmenten, die wir gegenwärtig auf dem Schauplatze nationaler Kämpfe antreffen, zu den nichtberechtigten Nationalitäten zu zählen."

Schweden.

Die skandinavische Union und Deutschland.

Von Junius Decius Marcellus.

III.

Frankreich und Spanien, Preußen und Schweden.

Napoleon III. begnügt sich nicht damit, Kaiser der Franzosen zu sein; er will, getreu den „Napoleonischen Ideen," die Führerschaft der romanischen Völker übernehmen.

Spanier, Italiäner, Portugiesen, Moldauer, Wallachen, die welschen Schweizer will er — wenn auch nicht dem französischen Scepter unterwerfen — doch unter den Fittichen des französischen Adlers sammeln.

Mit Hülfe dieser unter dem Zeichen des imperatorischen Adlers geeinigten Romanen will er die leider schon einmal dagewesene Bonapartistische Pression auf die europäischen Händel, und insbesondere die germanischen Nationalitäten, ausüben.

So verfügt in gewisser Hinsicht Bonaparte auf das Entschiedenste über Italien, seine Völker und Hülfsmittel.

Mazzini und Garibaldi, hoben sie etwa Unrecht, wenn sie behaupteten, in Turin führe das Staatsruder nicht Graf Cavour (oder gar, wie er sich's mitunter sehr lächerlicher Weise einbildet, Lord John Russell), sondern Seine Majestät, der „allerchristlichste" Kaiser?

Wurde nicht in dem reizenden Plombières zwischen Bonaparte und Cavour der Plan einer Heirat zwischen dem Alma-Helden Napoleon Bonaparte und der Tochter Victor Emanuel's beredet und der lombardische Feldzug bis in's Detail fixirt?

Mußte Herr Cavour nicht einen Theil seines Vaterlandes in die Knechtschaft verkaufen, um einen anderen frei zu machen — bei Gott! eine feine Manier — das Vaterland frei, integer, groß und fest hinzustellen?

Wer herrscht in Rom und lähmt daselbst zu gleicher Zeit den Nachfolger St. Petri, wie die Anhänger des Regno d'Italia?

Wer diktirte die Bedingungen bei Uebergabe der festen Plätze: Gaeta und Messina?

Mußten nicht die sardinischen Schiffe in Paris um Erlaubniß anfragen, ob sie auch wohl Gaeta von der Seeseite angreifen dürften?

Und hat es nicht selbst Garibaldi einem „laisser-passer" der französischen See-Ungeheuer, welche zwischen Genua und Palermo auf- und abschwammen, zu danken, daß es ihm vergönnt war, in Sicilien zu landen?

Und so Cavour so oft davon redete, daß das bekannte Festungs-Viereck eine stets drohende Gefahr für Sardinien sei, so hätte man ihn doch auch recht oft und nachdrücklich daran erinnern sollen, daß man die savoyischen Alpen mit rüstigen und zahlreichen Truppen besetzt halte, Genua, Torino, Milano permanent bedrohe, und daß er — eines am Ende immer zweifelhaften Erfolges wegen — die nach Westen bereits vorhandene Sicherheit seines Vaterlandes und der Hauptstadt des letzteren in einem Schacherhandel, den die Geschichte einst noch mit flammenden Schriftzügen brandmarken wird, einem überaus mächtigen Staate Preis gegeben habe.

Also, um es kurz zu sagen, Cavour war ein Vasall Bonaparte's.

Fürst Kusa, der Hospodar der Moldo-Wallachen, der, wie alle Verständigen übrigens vorausgesagt haben, mit außerordentlich geringem Erfolge in der so schweren „Kunst des Regierens" debütirt und dem viele, in politischen Händeln erfahrene Männer ein keineswegs günstiges Prognostikon stellen — Fürst Kusa, durch französische Intriguen und mit der Weisung, Oesterreichs Macht an der unteren Donau zu schwächen, gewählt, empfängt — dies ist ein offenes Geheimniß — seine Ordres aus Paris.

Am Hofe der bescheidenen, tugendhaften und frommen Königin Isabella besitzt in allen öffentlichen Fragen das höchste Ansehen: Marschall O'Donnel.

Der Herzog von Tetuan aber ist die Marionette des zehnten Decembers; und bisher wurde diese Drahtpuppe angezogen, rechts und links gelenkt, durch die Hand der — vor einigen Monaten verstorbenen — Herzogin von Alba, der Schwester der Kaiserin Eugenie.

Der Krieg mit Marokko, den die Spanier vor Kurzem führten, war das Werk des Kabinets der Tuilerien, und ebenso sehr darauf berechnet, England, wie Marokko (welch Letzteres gleichsam ein Schutzstaat Englands ist) zu demüthigen.

Als nun der marokkanische Krieg zum Vortheil Spaniens und zum Ruhme der spanischen Armee (von jeher galten übrigens die Spanier für ganz vortreffliche Feldsoldaten) beendigt war, rückte Bonaparte mit einem Plane heraus, der gleichmäßig darauf berechnet war, sowohl dem bekanntlich sehr weit gehenden spanischen Stolze zu schmeicheln, als auch das Uebergewicht Frankreichs im Rathe der Großmächte bedeutend zu erhöhen.

In höchst harmloser Weise proponirte das Tuilerien-Kabinet denjenigen von St. James, St. Petersburg, Berlin und Wien: in Anbetracht, daß die spanische Monarchie, welche lange Zeit eine so große Rolle gespielt habe und welche auch neuerdings wieder, nach Erstickung der inneren Zwistigkeiten, ungemein erstarkt sei und welche sich in diesen Tagen mit neuem Ruhme (nämlich durch die Siege im Kriege mit Marokko) bedeckt habe — sowohl was Umfang und Größe des Reichs und Kolonien, als auch Bevölkerungszahl anlange, mit anderen Großmächten in Parallele gebracht werden könne — sei es doch wohl billig, die spanische Monarchie, als eine Großmacht mit Sitz und Stimme, in den Rath der fünf Großmächte einzuführen.

Die Falle war nicht übel gestellt, und der Fallensteller, d. h. das Tuilerien-Kabinet, machte ein sehr unschuldiges Gesicht bei dieser Affaire.

Aber die Großmächte merkten die Absicht, und namentlich wurde von dem preußischen Minister, Freiherrn von Schleinitz, dieser Bonapartistische Stoß meisterhaft parirt.

Das österreichische Kabinet freilich befürwortete ohne eine Klausel und Condition die Aufnahme Spaniens in den genannten Rath, und, that es dies entweder aus Rücksicht für den durch Cavour bedrohten apostolischen Stuhl, oder aus Aerger gegen Sardinien, gewiß handelte hierbei Oesterreich nicht in seinem wohl verstandenen Interesse. Denn gebot dies Letztere wohl den Einfluß einer Macht, welche seit Jahren planmäßig und in allerlei Weise bestrebt war, die Geltung Oesterreichs zu schwächen, zu vermindern, ja zu untergraben, noch durch das Zuführen der von Paris aus dirigirten Stimme Spaniens in sehr wesentlicher Weise zu erhöhen? Sicherlich nicht!

Herr von Schleinitz, als Vertreter der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen, antwortete im Laufe des vorigen Sommers dagegen auf den genannten Bonapartistischen Vorschlag in Betreff Spaniens im Wesentlichen:

„Er lasse zwar den edeln Eigenschaften der spanischen Nation alle Gerechtigkeit widerfahren; auch erkenne er die erheblichen Fortschritte an, welche Spanien in den letzten Jahren in Festigung seiner staatlichen Ordnung und in Entwickelung seiner reichen Hülfsquellen gemacht habe; allein er könne, im Namen des preußischen Staats, der Aufnahme Spa-

niens in den Rath der Großmächte nur dann seine Zustimmung geben, wenn Schweden gleichfalls darin aufgenommen würde.

Wie gesagt, meisterhaft war dieser Coup; er enthüllte auf eine geschickte Weise die wahren Anschläge der Tuilerien; er lenkte den Hieb ab, der namentlich auch auf eine Herabsetzung Preußens gerichtet war, weil man schon aus der Motivirung des fraglichen französischen Vorschlags herausmerken sollte: „so gut wie Preußen, könne auch Spanien als Großmacht figuriren," da doch Preußen bei einer klaren Verfassung, einer fest gewurzelten Dynastie, einem tapferen und zahlreichen Heere, bei der von keinem anderen größeren Staate annähernd erreichten Bildungsstufe seiner Bewohner, bei den reichen Hülfsmitteln, welche eine strebsame Landwirthschaft, eine rührige Industrie und eine freie Wissenschaft bieten, eine bei Weitem größere Kraft und eine ungleich höhere Bedeutung, als Spanien besitzt.

Er suchte endlich die große Geltung Schwedens in einer für das letztere sehr schmeichelhaften Weise hervorzuheben und damit zu gleicher Zeit in dem großen europäischen Völkerroth das germanische Element zu verstärken.

Diese Schleinitz'sche Antwort basirte aber auch auf einem längst festgestellten, hochwichtigen Richterspruch der Geschichte, der dahin geht, daß gerade jene Macht — deren allmählichen Verfall der größte und edelste unter den politischen Dichtern der deutschen Nation so schön mit den Worten schildert:

„Kaum versank allmählich, im trägen Zeitlauf,
Jener Zwingburg südlicher Bau zu Trümmern,
Wo des Weltheern Scepter dem Ingrafitor
Schürte den Holzstoß —."

durch den Einfluß und die Macht Schwedens die ersten Stöße, welche den ganzen Bau tief erschütterten, empfing.

Bei den in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Westfalen zum Zwecke der Beendigung des dreißigjährigen Krieges gepflogenen Verhandlungen, welche gerade deshalb getrennt in Münster und Osnabrück stattfanden, weil sich Schweden und Frankreich über den einem jeden von ihnen gebührenden Rang, resp. Vorrang, nicht einigen konnten, machte Schweden namentlich sein damals sehr schwer wiegendes Wort entschieden zu Gunsten der Niederlande geltend und nöthigte Spanien, die vereinigten Niederländer als eine freie Nation anzuerkennen.

Mit großem Fug konnte also Herr von Schleinitz den französischen Bemühungen, Spanien in die Reihe der Großmächte einzuführen, entgegenhalten:

„Gut! — Will man diese Bedeutung Spanien beilegen, so muß man solches noch viel mehr Schweden, welches letztere ganz besonders mitgeholfen hat, Spanien aus seiner hervorragenden Machtstellung zu verdrängen."

IV.

Die Sympathien in Schweden für Deutschland.

Bekanntlich mußte Schweden auch in der schleswig-holsteinischen Frage, namentlich beim Beginn der Händel, den Einfluß Rußlands auf seine Politik nur allzu sehr wahrnehmen.

Kaiser Nikolaus insonderheit legte es ganz besonders darauf an, Schweden und Norwegen für die dänischen Gelüste gegen Deutschland voranzutreiben und aufzuhetzen; Kaiser Nikolaus erblickte in einem Bündnisse Schwedens mit Preußen die größte Gefahr für die von ihm planmäßig angestrebte Herrschaft über die Ostsee, welche er, ebenso wie den Pontus Euxinus, zu einem russischen See, gleich dem Kaspischen Meere, herabdrücken wollte. Die Bemühungen Rußlands waren leider nicht erfolglos. Neuerdings scheint man in Schweden jedoch besser zu begreifen, was denn eigentlich im Interesse der nordischen Reiche liegen möge.

Ganz deutlich beginnt die schleswig-holsteinisch-dänische Frage ihre Kehrseite — nämlich ihre skandinavische Kehrseite aufzuweisen.

In Schweden, Norwegen und selbst Dänemark tritt sehr deutlich eine schwedisch-skandinavische Partei hervor, welche, weit entfernt, gegen die Ziele Deutschlands und speziell Preußens eingenommen zu sein, vielmehr — worauf wir das allergrößte Gewicht legen! — eifrig bestrebt ist, mit Deutschland Hand in Hand zu gehen.

Ja, die Wünsche und Forderungen der schwedisch-skandinavischen Partei kommen denjenigen Deutschlands in der schleswig-holsteinischen Sache geradezu entgegen.

Diese schwedisch-skandinavische Partei will wieder die Herstellung der Kalmarischen Union der Königin Margarethe.

Jedermann in Schweden und Norwegen, und jeder kluge Kopf in Dänemark, d. h. hier auf den Inseln und in Jütland, begreift, daß nur Schweden, und speziell das vom Haus Bernadotte beherrschte Schweden, an die Spitze dieser Union treten könne; denn Norwegen hat gar nicht die Ambition, an die Spitze der Union treten zu wollen und noch weniger die Mittel, es zu können; in Dänemark aber ist wirklich Alles faul, und dieser Staat, dessen Verfall, Ohnmacht, Rathlosigkeit und Hoffnungslosigkeit uns ja täglich deutlicher vor die Augen tritt, kann doch wahrlich nicht auf eine Führerschaft, zu welcher vor allen Dingen Festigkeit, Klarheit und Kraft gehören, Ansprüche erheben wollen.

Diese Skandinavier, d. h. diese Anhänger der Wiedererrichtung der Kalmarischen Union unter Schwedens Führung, sprechen es unverhohlen aus: man müsse den gerechten Forderungen Deutschlands in Holstein und Schleswig gerecht werden; sie sind durchaus nicht abgeneigt, Deutschland ohne Anstand Holstein und Schleswig zu überlassen und möchten nur die Inseln Bornholm, Moen, Seeland, Falster, Laoland, Langeland, Fünen und wo möglich auch Jütland zu dieser skandinavischen Union heranziehen.

Diese Union, wenn thunlich verstärkt durch das von Schweden an Rußland auf so jämmerliche Weise eingebüßte Finnland, ist das Ziel der wahrhaft patriotischen und nationalen Partei in den drei Reichen Dänemark, Schweden und Norwegen.

Zwar wollte die Berliner Nationalzeitung im Laufe des vorigen Sommers wissen: „daß zwischen Dänemark und Schweden ein Vertrag zu Stande gekommen sei, durch welchen sich Schweden verpflichtet habe, für den Fall, daß Preußen oder der deutsche Bund die Ansprüche in Bezug auf Schleswig durch Zwangsmaßregeln gegen Dänemark geltend zu machen versuchen sollte, das Herzogthum Schleswig zunächst mit 10,000 Mann schwedischer Truppen zu besetzen."

Allein diese Nachricht der Nationalzeitung wurde von einem, wie wir stets gefunden haben, sehr gut unterrichteten Korrespondenten der Kölnischen Zeitung in Nr. 224 in Zweifel gezogen und in Nr. 233 geradezu für falsch und unwahr erklärt; und es ist auch von dieser Ente der Nationalzeitung seitdem nirgends mehr eine Spur aufgetaucht. Auch die Enthüllungen, welche ganz neuerdings das dänische Blatt: „Daheim und Draußen" — wahrscheinlich aus der Feder Bixen-Finecke's — brachte, lassen die fragliche Mittheilung der Nationalzeitung als durchaus unrichtig erscheinen.

Statt dessen, drangen vielfach Stimmen über die Ostsee zu uns, welche betonten, daß die schwedisch-norwegische Armee nicht allein nicht feindselig gegen Deutschland gesinnt sei, sondern vielmehr die aufrichtigsten Sympathien für Deutschland, und namentlich für Preußen und Preußens Heer, hege.

Was aber die schwedischen Preßorgane, welche sich von jeher mit den deutsch-dänischen Fragen sehr viel befaßt haben, anlangt, so war gegen Ende des vorigen Jahres Aftonbladet fast das einzige größere Blatt, das noch für die Dänen Partei nahm.

„Der bei Weitem größte Theil der schwedischen Presse erklärt sich mit immer größerer Entschiedenheit gegen jede Betheiligung Schwedens zu Gunsten Dänemarks," so wurde unterm 28. September 1860 von Stockholm der „Magdeburger Zeitung" geschrieben.

In „Nya Dagligt Allehanda" hob ein „alter, schwedischer Militair" „die Nothwendigkeit und Nützlichkeit" eines freundschaftlichen Einvernehmens mit Preußen nachdrücklich hervor, dessen Regierung erst neuerdings wieder, durch den Vorschlag: „Schweden eventuell in den Rath der europäischen Großmächte aufzunehmen," eine Probe ihrer wohlmeinenden Gesinnung gegeben habe.

Die in Gothenburg erscheinende Handels- und Schifffahrts-Zeitung gerieth mit dem Haupt-Organe der Eiderdänen, dem in Kopenhagen erscheinenden Faedrelandet, in Streit und Hader, weil die genannte „Gothenburger Zeitung" das Gerechtigkeitsgefühl gehobt hatte, sich tadelnd und verweisend gegen die saubere Wirthschaft der Dänen im Herzogthum Schleswig auszudrücken, und weil sie die schwedische Nation vor einer Einmischung in die deutsch-dänischen Händel zu Gunsten Dänemarks sehr ernstlich gewarnt hatte.

Die in Norköping erscheinende Zeitung „Kuriren" brachte einen größeren Aufsatz aus der Feder des oftgenannten schwedischen Reichstags-Mitgliedes, Freiherrn von Raab, in welchem dieser darlegt, daß die wahre Politik Skandinaviens im Bunde Deutschlands gegen Rußland bestehe.

Dieser Artikel des genannten Freiherren ist so schlagend und hat so ungemeines Aufsehen, namentlich in den drei nordischen Reichen, erregt, daß wir es nicht unterlassen können, denselben in dem folgenden Abschnitte mitzutheilen.

Digitized by Google

V.

Die Aufgaben Preußens gegenüber der ſkandinaviſchen Union.

Freiherr von Raab läßt ſich in dem genannten ſchwediſchen Blatte alſo vernehmen:

„Wünſcht das däniſche Volk von Herzen einen Anſchluß an Schweden und Norwegen, ſo muß es ſeine deutſchen Provinzen aufgeben. Oder was berechtigt in der jetzigen Zeit denn ſonſt einen Anſchluß unter den ſkandinaviſchen Völkern, wenn nicht die Nationalität?

„Wenn es für den Skandinavismus keinen anderen Rechtsgrund giebt, wenn dies das Prinzip iſt, auf welchem unſere Hoffnungen fußen und unſere Anſprüche vor Europa ſich ſtützen, wie ſollten wir mit geſunder Vernunft die Prätenſionen der däniſchen Staatsmänner auf Beſchränkung der deutſchen Nationalität zu Gunſten der däniſchen unterſtützen?

„Oder mit anderen Worten: Mit welchem Rechte kann Dänemark die Zuſtimmung der Kabinette zum Anſchluß an Schweden und Norwegen fordern, auf Grund der Nationalität und zugleich im Widerſpruche mit dieſer Forderung den Beſitz Holſteins und Lauenburgs behaupten und einſeitig auf der Belaſſung von ganz Schleswig beſtehen?

„Ein ſolches Verhalten iſt ein doppeltes Spiel! Es iſt ein Verſuch, zwei Wege einzuſchlagen, die einander geradezu entgegengeſetzt ſind. — Können denn die däniſchen Staatsmänner nicht einſehen, daß auch die ſchleswig'ſche Frage eine diplomatiſche werden muß, und daß dieſelbe nach dem Staatsrechte der Gegenwart wahrſcheinlich zur Erledigung kommen wird, durch Abſtimmung in Schleswig ſelbſt?

„Warum ſollte in allen anderen Ländern und Provinzen dem Volke freie Wahl zugeſtanden werden, nur allein in Schleswig nicht?

„Mag man einwenden, daß nicht alle unterdrückten Nationen in unſerer Zeit zu ihren Rechten kommen können, denn alsdann müßte Oeſterreich zerfallen und Rußland und England müßten getheilt werden; allein dies Gleichniß hinkt.

„Daß große Nationen im Stande ſind, die kleineren möglicherweiſe niederzuhalten, kann man begreifen; ein ganz unſinniges Unternehmen wäre es aber, wenn kleine Nationen es verſuchen wollten, die großen zu unterdrücken, wie jetzt die Sache zwiſchen Dänemark und Deutſchland ſteht.

„Die däniſchen Staatsmänner wollen dies nicht einſehen.

„Dies iſt das Uebel, welches den däniſchen Staat im Inneren zerfrißt und an der Lebenskraft deſſelben zehrt, und das Dänemarks Verderben und das Unglück der übrigen ſkandinaviſchen Völker werden wird.

„Skandinaviens wahre Politik beſteht im Bunde mit Deutſchland wider Rußland, wider die Barbarei und den Despotismus.

„Was hat die Civiliſation von Deutſchland zu fürchten, was kann Skandinavien von demſelben drohen, ſobald man ihm nur einmal Recht giebt in den Forderungen, die wir ſelber auf den Lippen tragen?

„Skandinavien, Dänemark, Schweden und Norwegen umfaſſend, in einer wichtigen politiſchen und commerciellen Poſition zwiſchen zwei Meeren gelegen, ſich gegen das Herz von Europa ausdehnend, durch ſeine Seemacht eingreifend, überall, wo ſeine Intereſſen ſolches fordern, mit einem freien, nicht zu unterwerfenden Volke zu ſeiner Vertheidigung — was ſollte daſſelbe wohl alsdann noch zu fürchten haben?

„Schwedens Politik iſt unter König Oskar mehr als ſkandinaviſch — ſie iſt einſeitig däniſch geweſen.

„Dies kann vielleicht entſchuldigt werden im Hinblick auf die Zeit und die Ueberraſchung, in welcher und unter welcher der deutſch-däniſche Krieg ſtattfand.

„Aber dieſer Krieg hat die Lage der Sache nicht verbeſſert; Dänemark iſt heute ebenſo bedroht, wie geſtern, und dieſe politiſche Situation wird auch morgen unverändert ſein, ſo lange Dänemark bei ſeiner Geſammtſtaats-Politik zu beharren fortfährt.

„Das Recht der Nationalität, welches man damals dunkel ahnte, iſt jetzt eine gereifte Wahrheit, ein anerkannter Lehrſatz geworden. Was König Oskar that, kann deshalb König Karl XV. auf ſeine Art nicht nachthun.

„Die ganze Nation, das erklären wir, die wir Skandinavier ſind, würde ſich dawider erheben; denn ein Krieg gegen Deutſchland, wider das Recht der deutſchen Nationalität, iſt und bleibt nach ſchwediſcher Anſchauung ein Krieg wider das ſkandinaviſche Nationalitäts-Prinzip."

So weit der ebenſo wackere, als einſichtsvolle Freiherr.

So ſteht alſo die Sache: Schweden reicht im Namen der Skandinavier Deutſchland, und ſpeziell Preußen, die Hand zum germaniſchen Bruderbunde!

Germanien, und namentlich Preußen, ſtoße unter allen Umſtänden und um keinen Preis dieſe Hand zurück, ſondern ergreife ſie ohne Rückhalt und halte ſie feſt mit Entſchiedenheit.

Hiermit iſt auf Einen Schlag die ſchleswig-holſteiniſche und die ſkandinaviſche Frage, und zwar zum Heile Deutſchlands, wie Skandinaviens, gelöſt!

Hiernach ergeben ſich die Aufgaben für eine muthige, freiſinnige und patriotiſche Politik Preußens ganz von ſelbſt.

1) Preußen befreie Schweden immer mehr und mehr von dem auch für Preußen von jeher ſo verhängnißvoll geweſenen und auch für die Zukunft verderbendrohenden Bündniß mit Rußland und vermittele, mit Beihülfe Englands, — gegenüber der Aggreſſion der Romanen unter Bonaparte's Führung und dem von Rußland angeführten Panſlavismus — einen ſtarken und feſten Bund der germaniſchen Völker.

2) Preußen — ſchon durch die Tochter des Prinzen Karl auch verwandtſchaftlich dem jetzigen ſchwediſchen Königshauſe näher getreten — ſtütze und kräftige, von einer Politik der Sentiments und von allen Legitimitäts-Marotten gänzlich abſehend, auf's Entſchiedenſte das Haus Bernadotte und verleihe ihm dadurch die Kraft, auch im Inneren die Bahn des Fortſchritts und einer freiſinnigen Politik zu betreten und die Bande eines Prieſter- und eines Junkerthums, für welche die Geſchichte nicht beſteht, und welche Nichts lernen und Nichts vergeſſen wollen, gründlich abzuſchütteln.

3) Preußen ebene dieſem, nach Innen und nach Außen frei gewordenen Schweden die Straße, an die Spitze einer wieder erweckten Kalmariſchen Union zu treten.

König Wilhelm, der die unerträgliche Uſurpation des proteſtantiſchen Klerus in Berlin gebrochen, zum Heile ſeines Volkes, zum Heile Deutſchlands gebrochen — helfe auch in Stockholm die Gewalt-Anmaßungen herrſchſüchtiger Prieſter zum Heile Schwedens beugen und brechen; und alle Staatsmänner Preußens, Generale und Diplomaten, Miniſter und Mitglieder des Herrenhauſes, wie des Abgeordnetenhauſes, mögen dahin wirken: daß es in Schweden fürder nicht blos eine Partei ruſſiſcher Mützen und eine ſolche franzöſiſcher Hüte gebe, ſondern auch eine Partei preußiſcher Helme!

England.

Briefliche Nachrichten aus London.

Frankreich, England und der Orient.

Haben Sie wohl bemerkt, mit welcher Achtung die Times in ihren neueſten Blättern von den „tapferen Preußen" und den „gebildeten Deutſchen" ſpricht? Sie nimmt die „dreijährige Dienſtzeit" gegen das „übrigens mit politiſchem Verſtand abgefaßte" Programm der liberalen Partei von Berlin in Schutz, und meint, daß ein ſo patriotiſches Parlament, wie das preußiſche, doch auf einige Millionen Thaler mehr oder weniger nicht ſehen ſollte, wenn es ſich um eine ſo große Sache, wie die Vertheidigung Deutſchlands handele, die doch über kurz oder lang Preußen allein obliegen werde. Woher mit einem Male dieſe wohlwollende Sprache, dieſe ungewohnte Hochachtung?

Der elektriſche, oder vielmehr ſympathetiſche Draht, der von Downing-Street über das Home Department nach Printinghouse-Square führt, muß dem „Mr. Editor" eine Depeſche über Preußen gebracht haben, die aus einer anderen Tonart komponirt war, als diejenigen Noten, die ſeit der berüchtigten „Macdonald-Affair" (Sie wiſſen doch, daß Capitain Macdonald ein Bruder des Mr. Macdonald iſt, der die Hauptkaſſe im Times Printinghouse führt?) aus dem Home Departement (von Lord Palmerſton) durch das Foreign Office (Lord John Ruſſell) nach Preußen erlaſſen wurden.

Meine kürzlich ausgeſprochene Vermuthung, daß man hier zu fürchten anfange, es könnte Preußen der Dritte im Bunde zwiſchen Frankreich und Rußland werden und dadurch in den durch den Tod des Sultans von Neuem in den Vordergrund getretenen Lebensfragen des Orients den Ausſchlag in einer Weiſe geben, die für England nichts weniger, als angenehm wäre, hat ſich durch mehrfache Anzeichen beſtätigt. Man fängt hier an, ſelbſt einzuräumen, daß England in den letzten Jahren Nichts gethan, um ſich die deutſchen Mächte, namentlich Preußen und Oeſterreich, zu Freunden zu machen. Von Oeſterreich wird angenommen, daß es in der Levante ein zu ſehr mit dem Intereſſe Rußlands kollidirendes eigenes Intereſſe habe, als daß es jemals dort mit Letzterem Hand in Hand gehen könne. Preußen jedoch, das im Orient unbetheiligte, iſt, wie man

ſich jetzt, in der zwölften Stunde plötzlich bewußt zu werden anfängt, von England, und zwar nicht blos in der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit, ſo brüſkirt und zurückgeſtoßen worden, daß es kein Wunder wäre, wenn es endlich ſeiner unerwiederten Neigung für England überdrüßig und des größeren Vortheils ſich bewußt würde, den es ſich in ſeiner europäiſchen Machtſtellung verſchaffte, wenn es ſich wieder mit ſeinem alten ruſſiſchen Alliirten auf das Engſte verbände und durch dieſen, unter gegenſeitiger Garantie ihrer Beſitzungen, mit Frankreich in eine Allianz träte, die für das geſammte Feſtland von Europa nicht allein nichts Bedrohliches, ſondern nur Beruhigendes hätte.

Man ſage nicht, daß Preußen, weil es ein conſtitutioneller Rechtsſtaat iſt, mit den beiden Polizei-Staaten, Rußland und Frankreich, kein engeres Bündniß eingehen dürfe! Haben das freie, parlamentaeiſche England und das unfreie, Napoleoniſche Frankreich ſo lange auf das Engſte verbunden ſein und gemeinſame Kriege zu Land und zu Waſſer führen können, ohne daß irgend ein liberaler Engländer daran Anſtoß nahm, ſo wird auch das conſtitutionelle Deutſchland, unter Preußens Aegide, unbeſchadet ſeinem Rechtsſinne und ſeiner Freiheitsliebe, ſich mit Rußland und Frankreich verbinden können. In der Politik gilt nur der nationale Vortheil, und dieſer ſcheint unter den jetzigen Conſtellationen unbedingt für eine deutſch-franzöſiſch-ruſſiſche Tripel-Allianz zu ſprechen.

Einſtweilen hat Frankreich bereits, und zwar, wie es ſcheint, nicht ohne Einverſtändniß mit Preußen und Rußland, einen kleinen Sieg im Orient davongetragen, und zwar durch die Ernennung eines chriſtlichen Gouverneurs des Libanon in der Perſon Daoud-Efendi's. Frankreichs Beſtreben in der nach dem Ableben Abdul Medſchid's ihrer Auflöſung entgegeneilenden Türkei geht in Syrien, wie unter den Bulgaren Europa's, in Montenegro, wie in Serbien, dahin, der Ohnmacht der türkiſchen Regierung die Lebenskraft und Organiſations-Fähigkeit der eingeborenen chriſtlichen Bevölkerungen gegenüberzuſtellen, während England ſeit vierzig Jahren bemüht iſt, und zwar lediglich im egoiſtiſchen Intereſſe ſeines Handels und ſeiner Ausbeutung untergeordneter Nationalitäten, die Scheingewalt des Sultans und ſeiner Paſcha's, den Griechen, wie den türkiſchen Slaven und den ſyriſchen Chriſten gegenüber, aufrecht zu erhalten. Es kann nicht im Intereſſe des übrigen Europa's liegen, dieſe Politik Englands, bewußt oder unbewußt, länger zu unterſtützen. Vielmehr ſcheint jetzt die Zeit gekommen, die Hoffnungen der Griechen auf Erweiterung ihres ſelbſtändigen Gebietes und auf Stärkung ihrer Seemacht im Mittelländiſchen Meere zu erfüllen. Ebenſo werden ſich aber auch die Donau-Fürſtenthümer, Serbien, Montenegro und die Bulgaren von der Herrſchaft der Pforte vollſtändig emancipiren dürfen. Nicht auf Gebiets-Vergrößerung einer der europäiſchen Mächte kann und wird es dabei abgeſehen ſein können; vielmehr werden dieſe darin allein ihren Ruhm zu ſuchen haben, daß ſie dem Chriſtenthum in dieſen Urſtätten ſeiner Wirkſamkeit wieder zum Siege verhelfen, und zwar zu einem Siege, der glorreicher, als der Sieg Konſtantin's ſein wird, denn im neunzehnten Jahrhundert werden mit dem Chriſtenthume auch die Humanität und die Kultur in die befreiten Länder des Orients einziehen.

Frankreich.

Franzöſiſche und deutſche Stimmen über die Zukunft der Philoſophie.

Wenn wir nochmals auf den Aufſatz des Herrn Renan „De la métaphysique et de son avenir“ im zweiten Januarhefte der Revue des deux Mondes vom vorigen Jahre zurückkommen, ſo kann die ſachliche Wichtigkeit dies rechtfertigen. Aehnliche Anſichten finden ſich auch in deutſchen Schriften jüngſter Zeit, wie in O. F. Gruppe's „Gegenwart und Zukunft der Philoſophie in Deutſchland.“ Hier, wie dort, wird mit der Thatſache begonnen, daß ſeit Hegel kein Syſtem von Bedeutung erſchienen, und wird mit der Folgerung geſchloſſen, daß ein ſolches nicht weiter möglich ſei. Auch das poſitive Ergebniß iſt auf beiden Seiten gleich. Der Gruppe'ſchen Looſung „Kein Syſtem!“ ſteht die Renan'ſche Beſchränkung auf érudition ebenbürtig zur Seite. Ganz gleichen Weſens iſt endlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, das beiderſeitige Prinzip. Es iſt der Zweifel an der Erkennbarkeit des Wahren, welcher ſich bis zur Verzweiflung an dem Letzteren fortgeſetzt hat.

Inzwiſchen hat jeder Skepticismus nur relativen Werth. So unvermeidlich die erkannte Einſeitigkeit eines Syſtemes zur Verneinung, ebenſo unvermeidlich drängt letztere wieder zur Bejahung hin; zwar nicht nothwendig in dem nämlichen Individuum, — denn wer wollte die individuelle Freiheit leugnen, welche Herr Renan vielleicht gerade deswegen ſo hoch ſchätzt, weil ſie im heutigen Frankreich nicht eben übermäßig geſichert iſt, — wohl aber in der Gattung. Der Einzelne für ſeine Perſon kann an der Wahrheit endgültig verzweifeln; die Menſchheit kann dies nicht. Jener kann ungehindert bis zur letzten ſkeptiſchen Konſequenz, bis zum ſtoiſchen Selbſtmorde, fortgehen. Daß aber die Anderen ſeinem Beiſpiele folgen ſollten, kann er nicht verlangen. Seine Ueberredungskunſt muß hier ebenſo fehlſchlagen, wie die des Fuchſes in der Fabel, der den Schwanz verlor. Denn am Ende ſind die Anderen auch Füchſe.

Den wahren Sinn des Skepticismus hat Spinoza angedeutet, indem er von Carteſius ſagt, derſelbe habe an Allem gezweifelt, zu dem Endzwecke, um ſich von allen Zweifeln zu befreien (ut ac ab omnibus dubiis liberaret). Inhaltlich betrachtet, iſt dieſe Befreiung erſt möglich, wenn wirklich aller denkbarer Zweifel als Material vorliegt. Dies war zu Carteſius' Zeit noch nicht der Fall. Die Skrupel gegen ſein Cogito ergo sum blieben ihm ſelbſt verborgen. Sie kamen erſt ſpäter, von Kant bis Hegel, zum Durchbruch und zur vollſtändigen Entwickelung. Nun erſt iſt die Befreiung von allen Zweifeln wirklich möglich. Statt deſſen muthen franzöſiſche und deutſche Skeptiker um die Wette dem Verſtande zu, ſich vielmehr den Zweifeln zu ewiger Knechtſchaft zu ergeben!

Da dies indeß, wie bemerkt, nicht ohne Hatsabſchneiden angeht, ſo muß hiergegen ein Mittel gefunden werden. Und welches könnte dieſes ſein, als die Rückkehr zum blinden Glauben, welche ja ſchon Kant empfahl, und welche denn auch richtig ſo Renan, wie Gruppe, als das Letzte anſehen. Denn etwas Anderes, als die Subſtanz des Glaubens wird man in der Gruppe'ſchen „nach oben offenen Anſicht“ nicht finden. Deswegen coincidirt auch die Forderung „Kein Syſtem!“ auf merkwürdige Weiſe mit der gläubigen „Umkehr der Wiſſenſchaft“ des Herrn Stahl. Sie iſt nur deren Präciſirung. Ließ Stahl es unbeſtimmt, bis wohin umzukehren ſei, ob blos auf Abälard oder gar auf Plotin, oder bis auf wen ſonſt: ſo ſagt Herr Gruppe ausdrücklich, bis wohin, nämlich bis auf Baco von Verulam.

Was dabei überſehen wird, iſt der Umſtand, daß Niemand anders, als der Glaube, es iſt, welcher den Zweifel weckt. Glaube und Zweifel ſind Zwillingsbrüder. Denn es iſt ein und derſelbe Inhalt, welchen der Eine glaubt, der Andere bezweifelt oder, was gleichviel, der Nämliche erſt geglaubt, nachmals bezweifelt hat. Wie kann alſo die Rückkehr vom Zweifel in den Glauben ohne Selbſtbetrug erfolgen? Der Inhaltsmangel, der den erſten Zweifel weckte, bleibt ja auch beim zweiten Glauben. Es müßte alſo folgerecht auch zum zweiten Male wieder gezweifelt werden, und der Hexenkreis, in welchem man ſich dreht, fände kein Ende.

Vom Zweifel giebt es nur einen einzigen wirklichen Ausweg: das Wiſſen. Denn nur dieſes ändert den Inhalt. Ein Inhalt, welcher nicht bezweifelt werden kann, wie z. B. die Gleichheit der drei Winkel jedes Dreiecks mit zwei Rechten, kann eben deswegen auch niemals blos geglaubt, ſondern kann nur gewußt werden — wie dies ſeit Kant für alle Zeiten feſtſteht. Alle nachkantiſche Metaphyſik hat ſich daher nur um die Begründung des Wiſſens gedreht. Wäre dieſe aber bisjetzt nicht geglückt, was würde daraus folgen? Etwa, daß ſie unmöglich ſei? Unmöglich! Sondern einzig, daß ſie noch zu leiſten bliebe. Und hier haben wir wohl den triftigſten Erklärungsgrund für die Verzichtleiſtung auf das „Syſtem“ und die Beſchränkung auf érudition. Jene Unglückspropheten der „Zukunft der Philoſophie“ in Frankreich und in Deutſchland mahnen, um an die obige Fuchsfabel das Gedächtniß einer anderen zu reihen, an Reinecke, der die Trauben ſaner fand.

Machen wir von Obigem die Anwendung auf philoſophiſche Syſteme. Kann ein ſolches Syſtem mit Grund bezweifelt werden, ſo iſt dies nur unwiderlegliche Beweis, daß es nur ein Produkt des Glaubens, nicht des Wiſſens, war. Der unkritiſche Gebrauch des Wortes „Wiſſen“ darf nicht hierüber täuſchen. Wer kann nach der Kritik des Ariſtoteles noch zweifeln, daß Plato's „Ideen“ nur ein Glaube waren? Wer ſieht nicht ein, daß Kant die Unmöglichkeit der inhaltlichen Syntheſis des Urtheils zwar glaubte, aber nicht wiſſen konnte, da ſeine Nachfolger die Syntheſis faktiſch vollzogen haben? Daß dann auch Hegel's Herleitung der Dinge aus dem logiſchen Chaos nur einen konfuſen Glauben ausdrückt, aber weit entfernt von jedem Wiſſen iſt, hat eine würdige Kritik des Inhalts dargethan. Wenn aber dies: mit welchem Rechte will man dann behaupten, daß das Hegel'ſche Syſtem nicht blos, wie es in Wahrheit iſt, das zufällig, ſondern das nothwendig letzte, und daß außer ihm kein anderes weiter möglich ſei?

Das Hegel'ſche Syſtem iſt ſo wenig das letzte mögliche, daß es noch nicht einmal das erſte wirkliche geweſen iſt. Das iſt es, wovon weder

Herr Renan, noch Herr Gruppe, noch die meisten Metaphysiker der Gegenwart eine Ahnung haben. Man muß aber freilich von dem „wirklichen" Systeme etwas höher denken. Zwischen System und System ist ein gewaltiger Unterschied. Es giebt drei mögliche Formen des Systems, wie es drei Methoden giebt: das intuitive, discursive und spekulative System. Die beiden ersten Formen haben nur relative und nur die dritte hat absolute Wahrheit, aus dem einfachen Grunde, weil die intuitive Darstellung nur den Gattungs-, der Discurs nur den Ortbegriff, hingegen das spekulative Organon den Eigenthümlichkeitsbegeiff, mithin erst letzteres das wirkliche Leben des Gegenstandes, zum Inhalte hat. Nun liegt aber vor Augen, daß alle bisherigen Systeme der Metaphysik entweder intuitiv (Theoieen) oder discursiv sind, daß namentlich auch das sogenannte „Organen" des Baco thatsächlich nur ein analytischer Discurs (ein Kursus) ist. Einzig bei Hegel — und das erklärt das Aufsehen, welches dessen Auftreten zu seiner Zeit erregte, — lag eine Ahnung von organischer Darstellung zu Grunde. Allein die Ausführung mißlang, aus Gründen, welche hier nicht zu erörteen sind, und so ist denn auch sein System noch lange kein wirkliches zu nennen.

Erklären wir uns noch etwas deutlicher. Herr Renan unterstützt seine Forderung der érudition durch die Analogie der schönen Kunst, als welche gleichfalls nur in dem einzelnen Kunstwerke bestehe. Hierbei ist aber doch der nämliche Unterschied, wie bei der Wissenschaft. Unmöglich kann man die chinesische Malerei, nicht einmal die alt-florentinische, auf welche sich die römische Schule stützte, für ebenso wirkliche Kunst halten, als die Meisterwerke Raphael's. Erst diese erreichen die lebendige Eigenthümlichkeit, während die rohere Kunst entweder nur die Gattung, das platte Menschenantlitz, oder höchstens die Art, den nationalen Typus, zur Erscheinung beingt. In der That verhalten sich die meisten philosophischen Systeme als chinesische Malerei, und die bedeutenderen zum Höchsten als Vorläufer eines künftigen philosophischen Raphael.

Der Philosoph will das System der Weltordnung mit gleicher Treue wiedergeben, wie der Maler das System der menschlichen Gestalt und der Natur. Die Möglichkeit des philosophischen Systems bestreiten, heißt daher nichts Anderes, als die Wirklichkeit der Weltordnung leugnen. Denn diese einräumen, aber ihre Erkennbarkeit verneinen, ist ein Widerspruch, zu dessen Widerlegung es nicht einmal des Studiums von Kant's Nachfolgern bedarf. Er widerlegt sich durch sich selbst, weil man von einer Weltordnung, die nicht erkennbar wäre, auch nicht wissen könnte, ob und daß sie wirklich sei.

Zur Weltordnung gehört dann freilich zweierlei: die Dinge drüben, das Ich hüben. Le monde physique und le monde moral des Herrn Renan läuft etwa auf dasselbe hinaus. Und es ist klar, daß die Möglichkeit der Wahrheit auf dem Beweise der ursprünglichen Wesens-Einheit beider Seiten, der Dinge und des Ichs, beruht. Denn Gleiches läßt sich nur von Gleichem erkennen. Auch ist diese Stellung der Aufgabe nichts Neues. Alle Metaphysik hat die letztere so verstanden, und ohne dieses Verständniß wäre die Idee der Metaphysik gar nicht denkbar. Schon Aristoteles sagt, daß in der Welt (im Kosmos) der νοῦς nur sich selbst erkenne. Spinoza definirt die Wahrheit als cognitio unionis, quam mens cum tota natura habet. Kant fordert die apeiorische Synthesis des Urtheils, Fichte die Einheit von Ich und Nicht-Ich, Schelling den Parallelismus von Natur und Intelligenz, Hegel die Identität von Sein und Denken. So ist denn alle Metaphysik Identitäts-Philosophie, und über den Vorwurf, welchen ein Mitarbeiter dieses Blattes (in Nr. 42 des vorigen Jahrganges) auch dem Unterzeichneten in dieser Hinsicht macht, kann man sich leicht trösten. Wenn aber gleichzeitig wieder, wie gewöhnlich, auf „Pantheismus" angespielt wird, so ist zu entgegnen, daß es leichter ist, Gott und Natur sich so verschieden vorzustellen, wie Vater und Mutter, als sie in dem Begriff zu fassen, in welchem sie doch thatsächlich so gut „identisch" sind, als Vater und Mutter in dem Kinde, nämlich im Begriffe des Menschen. Oder sind Vater und Mutter darum weniger verschieden, weil sie beide Menschen, weil sie ferner in dem Kinde faktisch Eins sind? Es war gerade Hegel's Hauptverdienst, den wahrhaften Identitätsbegriff, die „Einheit in dem Unterschiede," sein Leben lang ohne Unterlaß einzuschärfen. Dennoch kommt man uns heute wieder mit der Indifferenz, statt der Identität. Wie kann man einen Pantheisten schelten, wer Gottes- und Naturwissenschaft sowohl im Praktischen — Theologie und Medizin — als im Theoretischen — Geschichte der Menschheit und Naturgeschichte — deutlich unterscheidet?

An der Möglichkeit des Beweises der Identität von Ding- und Ichheit kann nach Schelling's und nach Hegel's Vorgange kein Vernünftiger mehr zweifeln. Ein so klar eingesehenes Prinzip kann seine Konsequenzen nicht verfehlen. Alles, was man sagen kann, ist nur, daß die Aufgabe zu groß ist, um mit der Ungeduld passiver Lernbegierde gleichen Schritt zu halten. Die Sache dauert ihr zu lange; erga soll sie gar nicht möglich sein. Daß dies kein Schluß ist, leuchtet ohne Weiteres ein. Wer an der Möglichkeit der Wahrheit aus dem Grunde zweifelt, weil seit Hegel's Tode schier dreißig Jahre ohne ein neues metaphysisches System verflossen sind, der sollte doch bedenken, daß Kant, der Widerleger Leibnizen's, erst acht Jahre nach des Letzteren Tode geboren ward, daß zwischen der Theodicee (1710) und der Keitik der reinen Vernunft (1781) ein Zwischenraum von über siebzig Jahren liegt.

Das ist das Eine; die Sache hat aber noch eine andere Seite. Herr Gruppe führt das Wort des seligen Eduard Gans an: „Systeme können nur durch Systeme widerlegt werden." Dies war ganz richtig. Gans fuhr aber fort: „So lange ihr uns kein neues gebt, müssen wir bei dem bleiben, was wir haben!" Und das war nicht richtig. Denn wer sind jene „Ihr," die da „geben" sollen? Wo läge eine Verpflichtung für Andere vor, das zu „geben," um was sich denkende Männer selbst bemühen sollten? Die Anmaßung der eigenen Unkraft geht weit. Es ist der nämliche Mißverstand, wie mit den jüdischen und christlichen Erwartungen des Messias und der Wiederkunft des Herrn. Soll dies nicht bloße Heuchelei sein, so läge doch am Nächsten die selbsteigene Bemühung, das Bild des Gottmenschen in Sinn und Wandel wiederherzustellen. Die Instanz (siehe die angeführte Nr. 42), daß dies bisher schlecht gelungen sei, beweist nichts gegen die Heiligkeit der Pflicht.

Daß übrigens jede Reform der Metaphysik nur auf deutschem Boden denkbar ist, folgt aus dem ganzen Gange der Entwickelung. L'Allemagne, fragt Herr Renan, recommencera-t-elle à créer des systèmes comme ceux qu'elle a vus éclore au commencement de ce siècle? und seine etwas schadenfrohe Antwort ist: Je ne le crois pas. Der Glaube eines Zweifters hat indeß nach Obigem nichts zu bedeuten. Möge Heer Renan sich beruhigen. So grundlos er sich schmeichelt, daß der moderne deutsche Materialismus, diese logische Konsequenz des Hegel'schen Systems, französischen Ursprungs sei, so ohne Grund ist auch sein Wahn, von seinem Standort aus den Fortgang deutscher Geistesarbeit überschauen zu können. Es kommt hierbei, außer der Schwierigkeit der Sprache Hegel's für französisches Verständniß (worüber selbst Victor Cousin klagt), noch ein sehr wichtiger Umstand in Betracht. Die Zukunft der Philosophie gehört ausschließlich dem Protestantismus an. Und zwar nicht aus zufälligen Gründen, wie die Thatsachen bewiesen haben. Auf Scheitt und Tritt haben geistreiche Katholiken es versucht, dem Gange der neueren Philosophie zu folgen. Hermes strebte, die Kantisch-Fichte'sche, Bader die Schelling'sche, Günther die Hegel'sche Philosophie mit der römischen Kirche zu versöhnen. Umsonst! Die Kirche hat sie sämmtlich reprobirt — zum redenden Beweise, daß die trennende Kluft im Inhalte liegt. Konnte doch auch Carteslus nur spekuliren unter Vorbehalt des Widerrufs, sofern er etwas gegen das römische Dogma gesagt haben sollte!

Die philosophische Unmündigkeit unserer Nachbarn jenseits des Rheins zeigt sich kaum irgendwo unbefangener, als in der Schulmeister-Instanz des Empirismus gegen die Philosophie. Schon Victor Cousin warf dieselbe ein und mußte sich darüber von Schelling sagen lassen, das sei gar nicht der Streitpunkt mehr; die erste Zeile Kant's spreche es aus, daß alle Wissenschaft von der Erfahrung ausgehe. „Giebt es denn eine Erkenntniß a priori, die nicht zugleich a posteriori, und eine a posteriori, die nicht a priori wäre?" So Fichte in seiner unvergleichlichen „Probe einer Recension in wehmüthigem Ton." Ist denn nicht alles Denken eine Erfahrung, die man an sich selbst macht? Hegel nennt seine Phänomenologie des Geistes die Erfahrung des Ichs über sich selbst. Und umgekehrt: ist denn nicht aller Empirismus ein Nachdenken über äußere Dinge? Was thut Herr Renan Anderes, als daß er gegen die Philosophie — philosophirt? Es ist dieselbe Blindheit, die man an dem heutigen Materialismus rügte. Man wandte gegen Herrn Büchner's „Kraft und Stoff" mit Recht ein, daß dies nicht empirische, sondern metaphysische Dinge seien; er möge doch einmal die reine Kraft, den reinen Stoff in seinem Destillirkolben zum Vorschein beingen. So spielen denn auch bei Herrn Renan les causes und les effets, les raisons und les conséquences ihre Rolle: jedenfalls aber eine um so bessere, je gründlicher diese Begriffe erst erwogen worden sind. Und also bleibt auch bei dem Empirismus das Nöthigste die gute Metaphysik. Immer wird der Empiriker den Vorzug haben, der mit der Metaphysik seine Zeit nicht, wie Heer Büchner von sich rühmt, „vertrödelt," sondern tüchtig ausgenutzt hat.

Vollends abgedroschen ist endlich der Tadel, daß das „System" mit den Prinzipien nicht auch gleich alle möglichen Konsequenzen gebe. Herr

Renan sagt (was wir auch in Deutschland hundertmal haben hören müssen), Schelling und Hegel hätten mehr geschadet, als genützt, on détournant les jeunes gens des recherches spéciales et en portant les esprits à ne contenter trop facilement et à croire qu'on peut penser avec des formules. Dies möchte immerhin in einzelnen Fällen zutreffen; es würde aber alsdann doch noch weit mehr gegen die érudition beweisen. Denn die Zahl empirischer Machwerke, die sich allzu leicht begnügen, ist laut Meßkatalog die weitaus überwiegende. Im Ganzen wissen wir Deutschen doch besser, was wir unseren größten Philosophen schuldig sind. Unter den lebenden deutschen Schriftstellern ist vielleicht nicht Einer, der, in seinen Busen greifend, sich nicht sagen müßte, daß er Schelling, sowie Hegel, unendlich viel verdanke. Gesteht doch selbst Goethe, er habe von der nähern Berührung mit Letzterem jederzeit „wahren geistigen Vortheil" gehabt.

Entschuldigt scheint Herr Renan einigermaßen durch den grausenhaften Zustand der Wissenschaft im heutigen Frankreich, welchen er selber schildert. Nicht ohne Mitgefühl liest man seine Sarkasmen: „Ist der Staat verantwortlich für Alles, was man auf den Katheedern lehrt, so wird die Ordnung der Verwaltung erst vollkommen sein, wenn die bureaux der Professoren fertige Hefte zum Ablesen zusenden. Nos enfans verrant assez dans le jour." Bei solchem Drucke mag Einem freilich am Ende auch die Lust zur érudition vergehen. Aber eine ähnliche Entschuldigung kommt den Deutschen nicht zu Statten. Und dann ließe sich auch für Frankreich der Spieß leicht umdrehen. Denn an sich ist die Philosophie keine nationale, sondern die universelle Wissenschaft. Sie ist das wissenschaftliche Evangelium für alle Völker. Sie hat daher auch, gleich dem religiösen, zu ihrem Elemente die Freiheit. Am Wenigsten sollte also über sie geringschätzig ein Volk urtheilen, bei welchem augenblicklich der Freiheit keine andere Zufluchtsstätte geblieben ist, als die des Denkens, der Einkehr in sich selbst, — kurz, der Metaphysik.

E. v. Meysenbug.

Italien.

Neapolitanische Photographien.

I.

Ein Ritt auf den Vesuv.

In den Umgebungen von Neapel wird das Interesse des Fremden von nichts so lebhaft und ununterbrochen in Anspruch genommen, als vom Vesuv. Man ist nicht im Stande, seine Blicke von ihm abzulenken, denn er ist zu jedem Augenblick und von jedem verschiedenen Standpunkte aus ein Anderer.

Wer sich vom Meere aus dem Golfe von Neapel nähert, forscht schon aus weiter Ferne nach dem Vulkan, dem rauchgekrönten, unabsetzbaren König des Landes, von dessen Belieben die Existenz der zahlreichen Städten der Menschen an seinem Fuße abhängt. Steht es doch in seiner Macht, die ganze Herrlichkeit Neapels in Asche zu legen, und wie einst Herculanum und Pompeji über tausend Jahr dem goldenen Lichte der Sonne zu entziehen.

Fährt man an Virgil's Grabe vorüber durch das Wunder der alten Welt, die gegen tausend Schritt lange Grotte des Posilipo, und wendet sich dann links, um denselben Berg zu ersteigen, den die Grotte durchbohrt und auf der Strada nuova del Posilipo nach Neapel zurückzukehren, so jauchzt man vor Entzücken laut auf, wenn man den Punkt erreicht hat, von welchem aus das trunkene Auge über den Golf von Neapel schweift, zumal bei heiterem Wetter gegen Abend, wenn die Sonne ihre letzten Strahlen sendet. Der Vesuv gleicht alsdann in seinem tiefen Blau einem riesenmäßigen Saphir, dem die in der Abendsonne hell erglänzenden Ortschaften an seinem Fuße — Portici, Herculanum, Torre del Greco und Annunziata — das Ansehen geben, als wär er in Diamanten gefaßt. Es ist begreiflich, daß die Neapolitaner, denen außerdem so herrliche Promenaden zu Gebote stehen, wie keiner andern städtischen Bevölkerung der Erde, die Strada nuova fast ausschließlich besuchen.

Steigt man an einem schönen Vormittage, nachdem man die unermeßlichen Kunstschätze des Museo Borbonico in Augenschein genommen, zu dem herrlichen Park des Lustschlosses Capo di Monte hinauf, oder wandelt man hinaus noch dem neuen, mit zahlreichen Marmor-Denkmälern geschmückten Gottesacker, dem Campo Santo nuovo, so gewinnt man einen Blick auf die gesegneten Weinberge, Gärten und Felder, die in dem unermeßlichen Schoße des Vesuvs ausgebreitet liegen, und bei ihrem friedlichen Anblick wäre man geneigt, das Bedenkliche ihrer Lage zu vergessen, wenn die Rauchsäule auf dem Gipfel des Berges nicht an die Gefahr erinnerte. Sie ist die Flagge, durch welche der Beherrscher des Landes den Umwohnern seine Anwesenheit verkündet. Bei Windstille erhebt sich die weiße Rauchsäule von dem 3600 Fuß hohen Kegel des Vesuvs gegen tausend Fuß in den blauen Himmel hinein, noch oben an Umfang zunehmend und sich endlich rings herum auslegend, wie der Kelch einer Lilie. Weht aber ein leiser Wind vom Lande, so flattert von der Rauchsäule aus ein Riesen-Wimpel weit hinaus über das blaue Meer, und verliert sich, immer schmaler und duftiger werdend, in den unermeßlichen Himmelsraum. Ist der Wind heftiger, so legt sich der kolossale Flaggenstab schief — bei Windstößen schwankt er hin und her — unter allen Umständen zieht er die Blicke auf sich.

Benutzt man das Dampfboot zu einer Fahrt nach Sorrent, so ist es abermals der Vesuv, der — wenn dieser Ort auch ohne allen landschaftlichen Reiz wäre — den Reisenden durch seinen unbeschreiblichen Anblick von dieser Seite her entzückt. Von Neapel aus betrachtet, hat der Vesuv links einen etwas niedrigeren Berg neben sich. Sorrent aber ist ein Punkt, der mit dem Vesuv und seinem Nebenberge in einer Linie liegt und diesen also verdeckt. Man sieht daher von Sorrent aus den Vulkan von der Spitze des Kegels bis hinab nach Neapel, und folgt einer unendlichen, wie mit einem scharfen Demant in den blauen Horizont geritzten, sanft nach unten gesenkten Bogenlinie, welche die Wirkung eines lang getragenen, durch die Lüfte schwebenden Akkordes einer Aeolsharfe hervorbringt. Ich glaubte beim Anblick dieser durch nichts in ihrer Entwickelung unterbrochenen Linie den reinen, lang hingehaltenen Silberton zu vernehmen, wie ihn Paganini der Geige entlockte.

Kehrt man gegen Abend nach Neapel zurück und wird von der Dunkelheit überrascht, so ist es wiederum der Vesuv, welcher ausschließlich unsere Blicke fesselt, denn er spaht aus unermeßlicher Höhe mit zwei großen Feueraugen in die Nacht hinein. Diese beiden Feuerstellen bezeichnen die Punkte, bis zu denen zwei Lavaströme auf ihrem Wege zu den Städten der Menschen bereits gelangten. Sie sind es, die auch in der Nacht, wenn Berg und Rauchsäule in Dunkel gehüllt und den Blicken entzogen sind, an die Existenz und die Thätigkeit des Vulkans erinnern.

Nichts aber geht über den unvergleichlichen Genuß, den die Besteigung des Berges selbst gewährt. Von den Wundern der Natur, welche man bei dieser Gelegenheit zu sehen bekommt, hat man in der That keine Ahnung, und wer seinen Aufenthalt in Neapel nicht dazu benutzt, sie zu schauen, der bringt sich um das Merkwürdigste, was die Erde bietet.

Um den Vesuv zu besteigen, nimmt man am besten in Neapel für den ganzen Tag einen Wagen und fährt über Portici nach Resina, woselbst Führer und Pferde bereit stehen. Es ist nicht rathsam, auf der Eisenbahn nach der Station Resina zu fahren, denn der Weg von dem Eisenbahnhofe bis zur Stadt ist ziemlich weit und in der Sonnenhitze des vorgerückten Tages sehr ungreifend.

Schon der Weg nach Resina ist höchst interessant. Er führt an dem Hafen entlang, dessen Quai so belebt ist, daß man alle Augenblick genöthigt ist, langsam zu fahren — in Neapel etwas sehr Unbeliebtes — oder gar anzuhalten. Zahlreiche Lazzaroni sind beschäftigt, Fässer und Ballen aus den Handelsschiffen, die in geordneten Reihen am Ufer liegen, an's Land zu schaffen; Kriegsschiffe, aus deren geöffneten Luken die Kanonen drohend hervorschauen, weilen exklusiv und vorsichtig in der Ferne.

Beim Castello del Carmine angelangt, welches die Regierung im Jahre 1647 nach den Aufständen des Masaniello erbauen ließ, um die unruhige Bevölkerung zu zügeln, läßt man den Wagen halten, und wirft einen Blick auf den geschichtlich merkwürdigen, nur wenige Schritte entfernten Largo del Mercato. Auf diesem Platze fiel im Jahre 1268 das blonde, jugendliche Haupt Konradin's von Schwaben, des letzten der Hohenstaufen, auf Befehl Karl's von Anjou. Ein mit rothem Samma überzogenes und mit königlicher Pracht ausgestattetes Blutgerüst war aufgeschlagen, wie Amari in seinem Werke „La Guerra del Vespro Siciliano" erzählt, und auf ihm stand Robert v. Bari, das von ihm verfaßte Todesurtheil in der Hand, umgeben von Scharfrichtern und Henkersknechten. Den weiten Raum des Platzes füllte eine bestürzte Menge, durch eine starke Abtheilung französischer Söldner, die das Blutgerüst besetzt hielten, in Zaum gehalten. Karl von Anjou selbst schritt nicht bei dem grausamen Schauspiel; nach Blut lechzend, lauerte „der Tiger" an dem Fenster eines am Richtplatze gelegenen festen Thurmes, und blickte dann und wann hinter den Vorhängen hervor. Unter dem Geläute der Todtenglocke wurden Konradin und sein Jugendfreund und Vetter, Friedrich von Oestereich, dem Schaffot zugeführt, — beide im Jünglingsalter, beide blond, beide von rührender, fast mädchenhafter Schönheit.

Festen Schrittes gingen sie einher. Auf dem Gerüst angelangt, verlas Robert von Bari das himmelschreiende Urtheil, worin der rechtmäßige Erbe des Königreiches ein Hochverräther und Kronenräuber genannt wurde. Hiergegen protestirte Konradin mit lauter Stimme vor Gott und dem versammelten Volke. Ein drohendes Murren erhob sich und rollte einher wie ein fernes Donnern; aber die Söldner erhoben ihre Waffen und es ward still. Ein letzter Strahl der Hoffnung hatte Konradin's Gesicht erleuchtet, — bald aber wendete er seinen Blick nach oben und empfahl Gott seine Seele. Da hörte er etwas vor seinen Füßen niederfallen: es war das lockige Haupt seines Freundes. Er hob es mit beiden Händen empor, bedeckte es mit Küssen, und legte dann sein eigenes Haupt geduldig auf den Block.

Dies war die blutige Saat, welche am 30. März 1282 als sicilianische Vesper aufging — den ungerechten Richter aber stach gleich nach der Execution der Graf von Flandern, ein Schwiegersohn Karl's von Anjou, nieder.

Die Leichname der beiden Jünglinge wurden wie die der gemeinen Verbrecher in einen sichtenen Sarg geworfen und in die auf dem Platze gelegene kleine Kapelle geschafft, wo sie verblieben, bis Konradin's Mutter, Elisabeth von Oesterreich, sie in der an den Largo del Mercato stoßenden Kirche Santa Maria del Carmine beisetzen ließ. In dieser Kirche hat König Maximilian von Bayern im Jahre 1847 „seinem Verwandten," dem unglücklichen Konradin, ein Denkmal von weißem Marmor setzen lassen, bestehend aus einer Statue des Letzten der Hohenstaufen auf einem mit Reliefs versehenen Piedestal. In derselben Kirche liegt auch Masaniello begraben, dessen am Largo del Mercato gelegenes Haus den Fremden bei dem Besuche des Platzes ebenfalls bezeichnet wird.

Setzt man noch dieser kleinen Abschweifung seine Fahrt weiter fort, so wird die Straße zwar nach und nach breiter, aber sie verliert keineswegs an Lebendigkeit. Fuhrwerke aller Art sausen im Galopp vorüber, und der Kutscher bringt nun auch seinerseits die Pferde durch Peitsche und Zuruf in eine Gangart, die er seiner Würde angemessen hält.

Aber die Stadt scheint kein Ende zu nehmen, — an dem schönen Busen von Neapel reiht sich nach dieser Seite hin Haus an Haus, Ortschaft an Ortschaft, kaum daß hin und wieder eine Gartenmauer die Häuserreihe unterbricht. Wo eine Thür offen steht, hat man einen herrlichen Blick durch schnurgerade Alleen und Weinlauben auf das blaue Meer und die Ortschaften, welche man passirt, stehen auf der Lava, die im Jahre 79 nach Christi die volkreichen Städte Herculanum, Teglana, Taurania, Oplontis, Pompeji und Stabiä verschüttete.

Zunächst gelangt man nach Portici mit seinem geräumigen, unter Karl III. erbauten Palast, in welchem einst die Alterthümer aufbewahrt wurden, die man gegenwärtig im Museo Borbonico bewundert. Wenn man den Schloßhof passirt hat, durch welchen die öffentliche Fahrstraße führt, so hält der Kutscher ohne Weiteres vor dem Eingange des großen, zum Palaste gehörigen Gartens, dessen Besuch dem Fremden nicht erlassen wird.

Der Garten ist recht gut gehalten und die Aussichtspunkte, welche er darbietet, lassen nichts zu wünschen übrig; nur muß man lächeln, wenn man, von dem Gärtner zu allerletzt vor einen Georginenstrauch geführt, ihn diesen als das Schönste und Seltenste im ganzen Königreich preisen hört. Vielleicht mag es in der That seine Schwierigkeiten haben, einen Georginenstrauch in dem heißen neapolitanischen Klima groß zu ziehen und zum Blühen zu bringen; von einem Norddeutschen aber enthusiastische Aeußerungen über einen solchen Strauch zu verlangen, das ist eine harte Zumuthung. Der Herr Hofgärtner waren über unsere Gleichgültigkeit so empört, daß Hochdieselben sogar unser Trinkgeld mit höchst ungnädiger Miene entgegen zu nehmen geruhten.

Als wir unsern Weg fortsetzten, mußten wir daran denken, daß vor mehr als tausend Jahren hundert Fuß unter uns ein eben so reges Treiben geherrscht hatte, wie das, was uns umgab; denn das alte, volkreiche Herculanum soll sich bis nach Portici und Resina hin erstreckt haben. Gegenwärtig produziren die Bewohner dieser Gegend die Maccaroni für ganz Neapel, und wir erblickten fast vor jedem Hause mehrere Reihen von Stangen-Gerüsten, an denen die Maccaroni-Fäden, weißem Wollengarn ähnlich, in der Sonne trockneten. Der Umstand, daß dies Trocknen an der staubigen Landstraße geschieht, war eben nicht geeignet, unsern Appetit für diese National-Speise zu wecken; wir dachten im Gegentheil an alle die Schicksale, welche der Maisteig im Innern der italiänischen Häuslichkeit zu bestehen hat, bevor er in der Form eines langen Fadens an das Sonnenlicht kommt.

Sobald die ersten Häuser von Resina erreicht sind, fängt der Kutscher eine telegraphische Unterhaltung mit allerlei Männern an, welche auf der Gasse umherlungern. Diese nicken ihm stets freundlich zu, winken mit den Händen und deuten nach hinten auf die Ställe; — der Kutscher aber hält ihnen ein ernsthaftes, unverbindliches Gesicht entgegen, schüttelt den Kopf, oder macht eine ablehnende Bewegung mit der Hand. Man sieht, er bringt Fremde, die den Vesuv besteigen wollen, und bietet ihm für seine Fahrgäste Saumpferde und Führer an. Aber der Kutscher weiß einen Pferdebesitzer, der — obwohl theurer mit seinen Pferden als alle seine Kollegen — gegen die Kutscher stets sehr erkenntlich ist. Vor dessen Stallthür angelangt, hält er still, und ohne Weiteres ziehen geschäftige Hände so viel ungesattelte Pferde aus dem Stall, als Fremde im Wagen sitzen.

Der bereits durch Erfahrung klug gemachte Fremde erhebt nun die Frage: „Was ist zu zahlen für das Pferd?"

Niemand untwortet.

Da die Partien auf den Vesuv und nach Herculanum und Pompeji in der Regel die letzten sind, welche von den Fremden überhaupt gemacht werden, so weiß man, wie dieses Schweigen zu deuten ist und wiederholt seine Frage; denn einigt man sich nicht vorher über den Preis, so muß man nachher zahlen, was verlangt wird.

Die Antwort lautet jetzt, der „Herr" sei nicht zu Hause, — es werde sich bei der Rückkehr der Fremden schon finden.

Sowie man dem Kutscher nun den Befehl giebt, weiter zu fahren, tritt der unsichtbare „Herr" sehr freundlich in Hemdsärmeln aus dem Stall an den Wagen, und aus seinem Gesicht liest man die Worte: „So ganz dumm sind die nicht."

Auf die wiederholte Frage nach dem Preise fordert er das Doppelte der Taxe.

„Avanti!" ruft der Fremde dem Kutscher zu. Da läßt der Herr die Pferde zum hergebrachten Satz und bedingt sich außerdem nur noch ein kleines Trinkgeld aus.

Nachdem dies bewilligt, befiehlt der Herr zu satteln und verschwindet, um gleich darauf in einer verschlossenen Manchester-Jacke wieder zu erscheinen und sich als Führer anzukündigen.

Da er vorher zur Rechtfertigung seiner hohen Forderung angeführt, daß für jedes Pferd ein Knecht mitgehen müßte, um es zu leiten, so wird ihm bemerklich gemacht, die Knechte würden den Weg schon finden, weshalb es eines besondern Führers nicht bedürfe. Er behauptet hierauf, das Gesetz schreibe einen solchen ausdrücklich vor, ja — zur Besteigung des Kegels habe ein jeder Fremde außerdem noch zwei Führer nöthig, und jedes Führer-Paar könne bei dem beschwerlichen Wege eine Ablösung in natura oder in Gelde beanspruchen, so daß unsere aus vier Personen, zwei Damen und zwei Herren, bestehende Gesellschaft eigentlich sechzehn Führer, ihn selbst ungerechnet, annehmen müsse.

Wir erklärten ihm, daß es nicht in unserer Absicht liege, den Kegel zu ersteigen, sondern nur bis zur fließenden Lava hinauf zu gehen, und um die Expedition nicht länger aufzuhalten, nahmen wir seine Führerschaft an.

Endlich waren die mageren, schwerfälligen Pferde mit elenden Sätteln belegt, und wir stiegen auf.

Die klugen Thiere zu leiten, war durchaus nicht nöthig; ohne irre zu gehen, fanden sie den verworrenen Pfad durch die engen Gassen der Stadt in's Freie. Die Knechte und der Führer schlenderten weit hinter her.

Sobald man das Labyrinth der Gärten verlassen hat, deren Mauern sämmtlich aus Lava-Quadern bestehen, erreicht man die Weinberge, in denen an unansehnlichen, neugepflegten Stöcken die bräunlichen kleinen Trauben wachsen, woraus der „Lacrymä Christi" gepreßt wird. Alsdann führt der Weg ziemlich steil in die Höhe, und nach einem tüchtigen Ritte, bei welchem man den Kegel stets zur Linken hat, erreicht man eine Region, in welcher keine Spur von Vegetation zu erblicken ist. Es ist die Region der Lava-Ströme.

Seit der Eruption im Jahre 79 nach Christi, welche die oben bezeichneten Städte verschüttete, haben nämlich bis auf die heutige Zeit über fünfzig Hauptausbrüche des Vesuvs stattgefunden. Die Lavaströme derselben sind strahlenförmig von dem Gipfel des Berges dem Meere zu geflossen. Oben bilden sie ein chaotisches Lava-Meer, — weiter unten gehen sie in der Form von zerklüfteten Hügelketten rodienförmig auseinander. Je nach dem Alter der Eruption, deren Produkt sie sind, haben diese Hügelketten eine andere Farbe: die jüngsten sind schwarz, die ältesten grau, die übrigen schwarzgrau, alle aber so zerrissen und zerklüftet, daß es unmöglich wäre, einer von ihnen der Länge nach zu folgen und so den Vesuv zu ersteigen. Man nimmt daher zunächst einen Weg, der, die Lavaströme links lassend, hart an den Endpunkten derselben nach der rech-

ten Seite hinführt, aber immer höher steigt, bis er das Lava-Meer erreicht hat. Von hier aus wendet man sich links und überschreitet nun das Lava-Meer in der Richtung der Eremitage, welche auf einem aus dem Lava-Meere hervorragenden Erd-Rücken liegt. Hat man diesen äußerst steilen, mit Strauchwerk bewachsenen Erd-Rücken erreicht, so steigt man vom Pferde, setzt den Weg zu Fuß mit Hülfe der Hände eine Zeit lang fort, und tritt dann wieder von der Erde auf das Lava-Meer, um bis zur fließenden Lava, d. h. zu den beiden feurigen Stellen vorzudringen, die man des Nachts leuchten sieht.

Mit dem Augenblick, in welchem die Pferde den Huf auf die Lava setzen, beginnt das beispiellose Interesse der Partie. Das Lava-Meer schlummert nicht etwa glatt und eben wie die See bei Windstille, — nein, ein Orkan hat seine Wogen durchwühlt; dennoch aber markiren sich noch deutlich die verschiedenen Lavaströme, aus denen es zusammengeflossen ist und welche man jetzt nach und nach kreuzt.

Wer vermöchte die gigantischen Formen zu schildern, in denen die Lava hier erscheint? Sie ist hart wie Glas, doch bekunden die erstarrten Massen überall das dereinstige träge Fließen eines zähen Schlammes oder dicken Teiges von oben nach unten. Hier liegt ein wüster Knäuel von schwarzgrauen Riesenschlangen wild durcheinander, — dort taucht ein vorsündfluthliches Thier mit dem platten Eidechsenkopf aus dem Lava-Schlamm empor und reißt einen schwefelgelben Rachen drohend auf. Bald hat die Lava die Form von großen Windblasen oder regelmäßigen Kuppeln, so daß es scheint, als wären viele venetianische Markus-Kirchen und moskowitische Kremel hier bis an das Dach versunken; bald zeigt sie, so weit das Auge reicht, nur kantige, krystallinische Prismen, welche im Sonnenschein in tausend Farben schillern. Mitunter scheint es, als hätte ein Riese mit flacher Hand auf die weiche Masse geschlagen, denn von einem Mittelpunkte aus schießen tausend Strahlen nach allen Richtungen hin; dann glaubt man wieder sich in den Speisekammern der Giganten zu befinden, da man sich umgeben sieht von allerlei Backwerk, von großen, platten Fladen, runden und langen Brödn und hohen, gerippten Topfkuchen, denen sogar das runde Loch in der Mitte nicht fehlt.

Daß der Weg, der solche Unebenheiten entweder zu umgehen oder zu überschreiten hat, ein höchst gefährlicher ist, braucht kaum bemerkt zu werden; zum Glück ist man durch die wunderbaren, nie geahnten Formen so beschäftigt, daß man an einen möglichen Sturz mit dem Pferde nicht eher denkt, als bis die Gefahr vorüber ist. Eigentlich ist von einem bestimmten Wege keine Rede, sondern es bleibt den Pferden überlassen, sich eine Bahn zu suchen. Zuweilen, wenn der Weg zu steil in die Höhe geht, sind Stufen in die Lava gehauen. Mitunter steht das kluge Pferd plötzlich still; es befindet sich auf einer jener platten Kuppeln, zu der es durch Stufen hinaufgelangt, und es handelt sich nun darum, auf der anderen Seite wieder hinunter zu kommen. Da macht es einen kleinen Sprung und glettet dann auf allen Vieren über die gewölbte Fläche, ihr die Spuren seiner Hufe einschrammend. Stürzte das Pferd bei solcher Gelegenheit, so käme der Reiter bei der Eisenhärte der Lava ohne zerschellte Glieder schwerlich davon.

Die Sonne brennt, der Weg wird immer steiler und beschwerlicher, tiefe Risse, wie Gletscherspalten, hauchen verdächtige Wärme und Schwefeldämpfe aus. Die Führer, welche untereinander plapperten und lachten, sind verstummt; sie bezeichnen nicht mehr die Jahrgänge der Lava-Ströme, die wir überschreiten, und von denen der jüngste, zwei Jahr alt, noch warm ist, — sie haben sich die Schwänze der Pferde um die Hand gewickelt und lassen sich schweißtriefend von diesen schleppen. Man hört weit und breit keinen Laut, als die Hufschläge der Pferde, welche bald so hell klingen, als schritten sie über Glasfliesen, bald so dumpf, als wäre der Weg unterwölbt!

Endlich schwebt und flimmert die Hitze, welche der Vulkan aushaucht, deutlich in der Luft, — der Weg ebnet sich ein wenig, — er führt eine Strecke über erstarrte Schwefelbrei-Strudel von gelber und röthlicher Farbe, und der Erd-Rücken, auf welchem die Eremitage steht, ist erreicht.

Hier steigt man vom Pferde und bemerkt mit Verwunderung, daß sich die Zahl der Führer oder Begleiter verdoppelt, wenn nicht verdreifacht hat. Der Hauptführer ermahnt zu einer kurzen Rast und fragt dann, ob man sich mit dem Gesehenen begnügen oder die Expedition fortsetzen wolle. Wir hatten Alle guten Muth und riefen „nvnuti!“

Sobald man sich nun in Bewegung setzt, um an dem Fuße des Erd-Rückens hin weiter in die Höhe zu klettern, wird man von vier Individuen umringt, welche von jetzt an für den Fremden, ohne ein Wort zu verlieren, la monche du coche machen, dieser mag wollen oder nicht; denn es handelt sich für die Dienstbeflissenen darum, begründete oder unbegründete Ansprüche auf ein gutes Trinkgeld zu erwerben, und sie abzuschütteln ist rein unmöglich. Ich glaubte anfänglich, es waren „amateurs,“ wie wir selber; und da sie mich eher hinderten, als förderten, stand ich mehrmals still, um sie vorübergehen zu lassen. Aber sobald ich anhielt, thaten sie es ebenfalls, setzte ich mich in Bewegung, so folgten sie, und that ich den kleinsten Fehltritt, so hatte mich Einer von ihnen beim Arm oder beim Rockschooß. Meinen Gefährten erging es ganz ebenso

---

Das tägliche Leben des Papstes.

In einer römischen Korrespondenz des Pariser Temps wird das tägliche Leben des Papstes, auf Grund von Mittheilungen aus seiner Umgebung, in folgender Weise geschildert:

„Um sechs Uhr steht der Papst auf. Beiläufig müssen wir sagen, daß die Privatgemächer des Vaticans sehr schön, sehr reich, voller Vergoldung und Seide sind; nur daß sie systematisch zu Stühlen verschiedene einfache und selbst ärmliche Schemel von bemaltem Holze haben, um die apostolische Demuth zu bewahren. Ebenso ist es auf dem Quirinal, zu Castel Gandolfo und in allen päpstlichen Residenzen.

„Um halb sieben oder sieben Uhr liest der Papst alle Tage die Messe in einer zur Seite seines Schlafzimmers liegenden Kapelle. Beinahe alle Kardinäle und Bischöfe thun dasselbe. Wenn ein Prälat zu Rom ein möblirtes Quartier miethet, stellt er seinen kleinen, tragbaren Altar in einen Schrank und liest daran die Messe. In mehreren von mir zu Rom gemietheten Wohnungen habe ich Reste dieser improvisirten Altäre und Spuren dieser im Negligé gehaltenen Messen gefunden, z. B. ein kleines Kredenztischchen mit Goldpapier überklebt, Kerzenwachs, ein zerbrochenes Meßkännchen ꝛc. Der Kammerdiener (cameriere) dient als Ministrant; beim Papst ist der Cameriere ein Prälat, Priester oder Diakon. Es giebt im Vatican zehn geheime Camerieri, Kammerherren und Prälaten des Palast-Dienstes. Die vertrautesten sind in der Ordnung, wie sie nach ihrem Alter vom Aeltesten zum Jüngsten kommen, die Monsignori Stella, de Mérode, Talbot, Ricci. Diese vier Personen sind stets um den heiligen Vater; sie leisten ihm Gesellschaft, unterhalten ihn und bringen ihn zum Lachen, was gar nicht schwer ist. Denn im Privatleben ist Pius IX. das immer lächelnde und zufriedene Opferlamm.

„Um acht Uhr frühstückt der Papst Kaffee mit Sahne und einigem Backwerk. Monsignor Stella wohnt allein diesem Frühstück bei. Er öffnet die Korrespondenz und liest sie vor oder giebt einen Auszug. Dies ist der gemüthlichste Moment des Tages. Man muß nämlich wissen, daß Monsignor Stella ein Geistlicher von einigen 60 Jahren, der ehemalige Secretair von Pius IX., in dessen Bisthum Imola, ein alter Freund und beinahe Kamerad des Papstes ist. Monsignor de Mérode ist ein Belgier, Talbot ein Engländer, Ricci ein junger Italiäner. Stella nimmt die erste Stelle ein.

„Um neun Uhr ist das Frühstück zu Ende; die Privat-Korrespondenz ist gelesen. Da tritt der Kardinal Antonelli ein, der aus dem oberen Stockwerke herabkommt. Er ist unterwürfig und dabei fest, sonst und dabei sicher; er weiß sich mit Allem Rath. Er ist nicht mit Golde zu bezahlen. Santo Padre hinten, Beatissimo padre vorn. Er preist den Geist des Papstes, seine Detail-Kenntniß der Geschäfte. Er fragt ihn über Alles um Rath, er ist sein ergebenster Diener.

„Diese politische Unterhaltung, diese Arbeit des Königs mit seinem Minister, dauert ein oder zwei Stunden. Die Kammerherren unterbrechen sie zuweilen. Antonelli steht mit den letzteren auf sehr gemüthlichem Fuße.

„Gegen halb elf oder elf Uhr fangen die Audienzen an. Das Publikum geht um allerhand Angelegenheiten willen in den Vatican, und man wird daselbst ohne Schwierigkeit vorgelassen. Der Papst sitzt, ganz weiß gekleidet, auf einem Armsessel mit hoher Lehne, und vor ihm steht ein Tisch. Man macht drei Kniebeugungen; aber für gewöhnlich küßt man den Pantoffel nicht; nur wenn man abtritt, küßt man den Ring. Der Papst sagt Einem zwei oder drei Worte in der Sprache, in der man ihn anredet, wenn man sich des Italiänischen, Französischen oder Spanischen bedient; für's Englische und Deutsche ist ein Dollmetscher nöthig. Er spricht das Französische ziemlich gut, aber er mischt alle Augenblicke italiänische Wörter hinein. Bisweilen unterzeichnet er in voller Sitzung die Indulgenzgesuche, die ihm schriftlich überreicht worden sind. Wirklich überreichen ihm Personen eine Bittschrift in geheiligter Form, worin sie „um Indulgenz im letzten Augenblick für sich, ihre Kinder und andere Verwandten bis in's dritte Glied“ ansuchen. Der heilige Vater thut das bereitwillig. Er schreibt unten hin: Fiat. Pio Nono. Seit die politischen Ereignisse eingetreten sind, bringen ihm Viele Geld und Beileids-

Adressen. Er schreibt unten an den Rand dieser Adressen: „Impleat vos Dominus gratia. Benedicat te Deus et tuam familiam" oder irgend einen anderen wohlwollenden Spruch. Es liegt etwas tief Bewegendes, ich möchte fast sagen, Ergreifendes in diesem weiß gekleideten, lächelnden Greise, der so gelassen dasitzt, und in dieser Weise der mächtigen Aufregung trotzt, welche ihn umringt.

„Um zwei Uhr Mittagbrod. Der Papst ißt stets allein an einer erhöhten Tafel. Wenn Andere mitspeisen, was selten ist, ein König oder Fürst, so essen die Gäste an getrennten Tischen, die tiefer stehen. Bei Generalen, die bisweilen eingeladen werden, geht es ebenso zu, und dann finden diese Mahle nicht im Vatican, sondern im Casino des Gartens statt. Die Einsamkeit des päpstlichen Mahles ist eines der heiligsten Dinge.

„Von drei bis vier Uhr hält der Papst seine Siesta. Die ganze, vornehme Welt zu Rom schläft von drei bis vier Uhr.

„Wenn man einen Kardinal zu dieser Stunde aufsucht, erhält man den Bescheid: Za ma Eminenza riposa. Der Papst macht es wie die Anderen.

„Um fünf Uhr Spazierfahrt, immer feierlich, immer mit Nobelgarden, welche zu Roß daher galoppiren, immer mit Lakaien, Camerieren und anderen Monsignori, immer Benedictionen. Um übermäßiges Begegnen von Leuten und Benedictionen zu vermeiden, fährt die päpstliche Kutsche gewöhnlich außerhalb der Stadt. Man findet sie dort um die Mauern auf den verlarenen Wegen. Wenn man ihr begegnet, ist es Gebrauch, niederzuknien. Es ist schwer, sich dessen zu überheben, wenn nicht gerade viel Volk da ist; indessen bleiben die Fremden gewöhnlich stehen und grüßen durch eine Verbeugung. Die Römer knien alle nieder; aber die Leute aus dem Volke haben Acht, während der Papst sie segnet, mit ihren Fingern in der Höhe des Magens Hörnchen zu machen, um vor seinem bösen Blicke bewahrt zu bleiben; denn es steht fest, daß Pius IX. einen bösen Blick besitzt, daß er Unglück hat und Unglück bringt. Da hat man die ganze Kraft des Hornes gegen das Unheil. Es giebt in Rom nicht ein Haus, nicht ein Zimmer, wo es nicht Hörner, marmorne, natürliche, oft riesenmäßige gäbe. Das Horn ist das römische Kruzifix. Es vertreibt den Teufel und das Böse. Deshalb wendet es das Volk gegen den Segen des Papstes an, und sehr oft auch gegen die Priester. Wenn ein Priester vorbeigeht, macht eine gute Römerin verstohlen ein kleines Hörnchen unter ihrer Schürze; wenn es ein Jesuit ist, zwei.

„Um sieben Uhr leichtes Abendbrod, la cena. Danach noch einmal Audienz oder eine Partie Billard.

„Um zehn Uhr verlöschen die Lichter im Vatican."

Mannigfaltiges.

— Die „Sächsische Industrie-Zeitung" und der deutsche Zollverein. Wir nehmen mit Vergnügen die Gelegenheit wahr, auf die von Robert Binder in Chemnitz herausgegebene, dem Gewerbfleiß und seiner Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes gewidmete Industrie-Zeitung aufmerksam zu machen, da wir stets dem Aufschwunge, den in neuerer Zeit das Arbeitsleben in dem deutschen Manchester genommen und dem Verständnisse, welches die Ideen der Neuzeit dort gefunden, mit Theilnahme gefolgt sind. In den uns vorliegenden Nummern (1 bis 21) der „Sächsischen Industrie-Zeitung" begegnen uns überall lichtvolle Erörterungen über Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, Handels- und Wechselrecht, Bergbau und Maschinenwesen, Eisenbahnen und Schifffahrt, internationalen Verkehr und Zollverein. Wenn auch in Bezug auf diese Fragen die Ansichten der „Sächsischen Industrie-Zeitung" nicht überall die unsrigen sind, müssen wir doch den Geist und das Streben nach Wahrheit anerkennen, die darin durchweg vorherrschen. Stets erkennt man die Absicht der Redaction, einerseits der Wissenschaft in den Kreisen der Praxis vermehrte Geltung zu verschaffen und andererseits dieser Praxis das Zugeständniß der Wissenschaft zu vindiziren: daß sie ihre besten Kräfte daran setze, um des Stoffes immer mehr Herr zu werden. Der Sondertitel „Sächsisch" soll nur eine Firma zur Unterscheidung von anderen Firmen sein, keineswegs aber dazu dienen, partikularistische Kleinstaats-, beschränkte Kirchthurms-Interessen in den Vordergrund zu stellen. Deutscher Gewerbfleiß, europäische Kultur und uneingeschränkter Welthandel sind vielmehr die großen Momente, welche die „Sächsische Industrie-Zeitung" stets im Auge hat.

In ihrer Nummer 21 widmet diese Zeitschrift dem deutschen Zollverein und seiner weiteren Ausbildung im Interesse aller Vereinsstaaten einen Artikel, worin, im Hinblick auf den im Jahre 1865 erfolgenden Ablauf des bestehenden Vertrages, auf die Dringlichkeit der Prolongirung und Verbesserung des Zollvereins-Vertrages, als Lebensfrage für das gesammte, verbündete Deutschland, mit warmen Worten hingewiesen wird. Es werden die außerordentlichen Vortheile und die Segnungen zusammengestellt, die das gemeinsame Vaterland dem Zollvereine verdankt; es werden aber auch die Mängel aufgezählt, die mit dieser segenreichen Institution noch verbunden sind, wozu namentlich der Mangel eines völkerrechtlich anerkannten Organes des Zollvereines, als eines Ganzen, gehört. Billig denkende Deutsche müssen zugeben, daß derjenige Staat, der allein ebenso viele Angehörige zählt, wie alle übrigen Zollvereins-Staaten zusammengenommen, daß Preußen, indem es sich mit den anderen Staaten auf völlig gleichen Fuß stellte und sich als ein Glied unterordnete, das im Rathe des Vereines eben auch nur eine Stimme, wie die anderen Glieder, hat, dadurch ein ungemein patriotisches Opfer gebracht habe, sowie daß es nicht minder ein positives, großes Opfer sei, wenn Preußen, das die ausgedehntesten Gränzen besitzt und das zur Vertheidigung dieser Gränzen gegen das Ausland seinen Staats-Angehörigen die größten Steuer-Lasten zumuthet und auferlegen muß, doch bisher für sich kein Präcipuum an den Erträgnissen des Zollvereins beansprucht hat, obwohl diese Erträgnisse und das innere Gedeihen des Zollvereines hauptsächlich eben dem Umstande zu verdanken, daß Preußen sein weites Gebiet, seine im Westen und Osten ausgedehnten Gränzen, allen Industriellen des Zollvereines als Spielraum ihrer Wirksamkeit überläßt. Wenn es sich also darum handelt, ein völkerrechtlich anerkanntes Organ des Zollvereines, als eines Ganzen, zu schaffen, wenn es darauf ankommt, Ouera und Commada in Deutschland nach einem billigeren und richtigeren Verhältniß, als bisher, zu vertheilen, so wird Preußen jedenfalls im Jahre 1865 eine entschiedene Bevorzugung zu beanspruchen haben.

— Der Berliner Handwerker-Verein. Ein aus bescheidenen Anfängen hervorgegangener Kultur- und Bildungs-Verein des deutschen Handwerkerstandes, der nach kurzem Bestehen sich bereits ein so großes moralisches Ansehen erworben, daß von nah und fern, aus deutschen Gauen und den Vereinigten Staaten, aus Rußland und Chili, Zeichen der Theilnahme und der Wunsch, Aehnliches zu schaffen, nach Berlin gelangten, verdient auch die Beachtung der Leser dieser, der Völker-Kultur und den Bildungs-Bestrebungen aller Zonen gewidmeten Zeitschrift. Der seit zwei Jahren neu erstandene „Berliner Handwerker-Verein" ist ein direkter Nachkomme des im Jahre 1814 gestifteten und im Jahre 1850 von dem Polizei-Präsidenten von Hinkeldey ohne allen Grund, ja, ohne irgend einen plausiblen Vorwand aufgelösten Volksbildungs-Vereins des Handwerkerstandes von Berlin. Bei Gelegenheit seines Stiftungsfestes, am 29. Juni, hat dieser Verein einen Jahresbericht ausgegeben, der in vieler Hinsicht ein schönes Zeichen der Zeit ist.* Zunächst ist er ein Beweis des jetzt wieder bei den maßgebenden, preußischen Behörden herrschenden, uneingeschränkten Vertrauens zu den sittlichen Zuständen des deutschen Bürger- und Handwerkerstandes; alsdann aber giebt er dem in diesem Stande herrschenden Sinne für Fortbildung, Selbstverwaltung und unverbrüchliche Achtung des Gesetzes ein ehrenvolles Zeugniß. Mehr als viertausend Mitglieder zählt der Verein, der sich im Laufe des vorigen Jahres ein großes, eigenes Haus nebst Garten (Alexander-Straße Nr. 26) erworben und der mit seinen, der Belehrung und Unterhaltung gewidmeten Versammlungen und Vorträgen besondere Unterrichtsklassen (unter Anderm auch für Geometrie, Zeichnen und Stenographie), eine Bibliothek, Lesezimmer für Zeitungen und Zeitschriften, Turn- und Gesang-Zirkel verbindet. Der Gesang ist bekanntlich ein die deutschen, geselligen Vereine vor allen ähnlichen Verbindungen des Auslandes, wie allen Mechanics-Institutions u. s. w. auszeichnendes Bindemittel. In ihrer Vorliebe für den Gesang besitzen die Deutschen das wirksamste Gegengift wider das Gift des Partikularismus und des Meinungsstreites. Auch im Berliner Handwerker-Vereine hat sich die Wirksamkeit und Unfehlbarkeit dieses Mittels vielfach erprobt. So oft die Reibungen der Parteien und des Widerspruches einen Mißton erzeugten, hat der tausendstimmige Einklang des Männergesanges, der von Liebe zum Vaterlande, zur Natur und zu der Arbeit ertönte, die Harmonie wieder hergestellt.

Die Feier am 29. Juni gab denjenigen Männern, die sich um die

* Erster Jahresbericht des Berliner Handwerker-Vereins. Berlin im Juni 1861.

Gründung und Erhaltung des Berliner Handwerker-Vereines besonders verdient gemacht: dem in der populären Weise eines Benjamin Franklin belehrenden, beschwichtigenden und aufmunternden Schulvorsteher, Herrn Steinert, dem Vorsitzenden des „Centralvereines für das Wohl der arbeitenden Klassen in Preußen," Herrn Präsidenten Lette, dem Buchhändler, Herrn Franz Duncker und dem praktischen Arzt, Herrn Dr. Aborbanell, Gelegenheit, in beredten Worten kund zu thun, wie fest der Verein in der Liebe seiner Mitbürger wurzelt und wie sicher er auf eine lange, segenreiche Zukunft rechnen kann. Eine von dem Historien-Maler, Herrn Blockhorst, gezeichnete, sinnreiche Stiftungskarte gab dem Herrn Dr. Löwenstein zu einer humoristischen, die überaus zahlreiche Versammlung erheiternden Erklärung Anlaß. Hoffentlich wird der volksbildende Einfluß des Berliner Vereins sich mit jedem Jahre mehr über den deutschen Handwerkerstand verbreiten.

— Ein Gesellen-Stammbuch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.* Ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kulturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts, von Dr. Keil mitgetheilt und den Manen Ernst Moritz Arndt's gewidmet. Stammbücher zu führen, war eine Sitte, die sich zuerst an fürstlichen Höfen findet und dann durch die Hände der Ritter, Gelehrten, Studenten bis zu den Handwerkern herabstieg. Auch die städtischen Patrizier führten zuweilen ein Stammbuch, oft wohl nur, um mit der darauf verwandten Pracht zu glänzen. Das vorliegende Stammbuch gehörte einem Tyroler Buchbindergesellen an und beginnt mit dem Jahre 1642. Ueberhaupt waren es meist Buchbindergesellen, bei denen sich die ersten Stammbücher finden, offenbar, weil ihr Geschäft sie mit der Literatur und höheren Personen häufig in Verbindung brachte. Solche Personen waren damals nicht etwa difficil, sich einem rechtschaffenen Gesellen in's Stammbuch zu schreiben; so finden sich z. B. in dem Stammbuche Johann Karl Coler's aus Amberg in der Pfalz, Apotheker-Gesellens, welcher von 1640 ab Polen, Schlesien, Stettin, Lübeck, Hamburg, Holland und Liefland bereiste, ein Herzog von Liegnitz, Georg Rudolph, und ein Herzog von Münsterberg, Karl Friedrich, mit einem lateinischen Spruche (mann propria ausdrücklich vermerkt) eingeschrieben.

Der Inhaber des abgedruckten Stammbuches, welches im Originale mit vielen Bildern geschmückt, war Christoph Felber aus Hall in Tyrol, und, wie gesagt, seines Gewerbes ein Buchbinder. Das Buch ist deshalb auch sehr elegant und reich gebunden. Im Eingange erklärt der Besitzer:

„Dieß Buch ist für gut Freundt gemacht,
Daß Sie mir bleiben in guter acht,
Wann sich's begibt zu solcher Zeit,
Daß wir waren von einander weit,
Daß mancher zieht in fremde Landt,
Bleibt lang auß, wirdt vndekandt ꝛc."

Nach langen Wanderungen, auf denen Felber selbst bis Konstantinopel kam, wo sich ihm Johann Georg Orth, den 17. April 1649, italiänisch, ferner ein Trompeter, Michael Kataniza, durch Felber selbst, und wahrscheinlich auch „ein kaiserlicher Hoff-Kriegs-Ambt-Offizier" einschrieb, ließ er sich endlich als Meister zu Olmütz nieder, von wo die letzten Blätter datirt sind. Für die Sittengeschichte sind Verse und Bilder vielfach interessant; Alles noch derb, ohne Umschweif, ohne Schwebeln und Empfindelei. Sehr gescheidte Leute haben sich eingeschrieben; so z. B. der „Badt Junger Hanß Jakob Mollert" in Gratz 1658:

„Wan wir alle hetten einen Glauben,
Gott vndt gemeinen Nutz vor Augen,
Ein Maß, ein gewicht, und guetes gelt,
So stnendt es besser in der Welt."

Auch ein Johann Hans Rudolph Lavatter aus Zürich hat sich eingeschrieben; jedenfalls ein Vorfahr des berühmten Theologen und Physiognomikers. Interessant müssen die mehrfachen Abbildungen bekannter Städte aus der damaligen Zeit sein, welche dem Scheidenden zum Andenken eingefügt sind.

— Deutsche Studentenlieder. Aus demselben Verlage und von demselben Verfasser, in Gemeinschaft mit Dr. Richard Keil, jedenfalls einem nahen Verwandten, ist uns noch ein interessantes Bändchen, „Deutsche Studentenlieder des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts," zugegangen. Dieselben sind aus alten Handschriften gesammelt und mit einleitenden Bemerkungen über die Geschichte des deutschen Studentenliedes versehen. Der Werth derselben ist natürlich verschieden, der Ton nicht immer gerade decent; doch wer kennt das deutsche Studentenleben und das Centrum nicht, um welches sich dabei Alles dreht? Für die Sittengeschichte des bezeichneten Zeitraums werden diese Lieder ohne Zweifel ein interessanter Beitrag sein.

— Volksbuch über Arndt. Endlich liegt uns auch aus demselben Verlage ein Volksbuch vor, das den alten Arndt zum Gegenstande hat und von Heemann Rehbein und Robert Keil zusammengestellt ist.* Einem mit Liebe und Talent gezeichneten Charakterbilde des trefflichen Mannes folgt eine von zahlreichen Auszügen und Citaten begleitete Charakteristik seiner Dichtungen.

— William Stigant. In einer Sammlung englischer Poesieen, von William Stigant, die die Ueberschrift eines dieser Gedichte: „Barbaroffa's Traumgesicht" als gemeinsamen Titel tragen,** finden wir nicht blos unseren Kaiser Friedrich Rothbart, der gegen das österreichische Concordat protestirt, sondern auch in der Einleitung eine ganze Seite von Citaten in deutscher Sprache aus Martin Luther's „Papstthum mit seinen Gliedern," ferner nach Geist und Form treffliche Uebertragungen von Gedichten Friedrich Rückert's, Freiligrath's, Dammer's (Hafis), Goethe's, Uhland's, Heine's, Claudius' und Pfeffel's, und endlich eine sehr gelungene, auf Italien angewandte Nachahmung des deutschen Vaterlandsliedes von Arndt. Wir citiren aus diesem „größer sein sollenden" Italien die nachstehenden Strophen:

Tell me where, oh where may be,
The true land of Italy!
Is't where Roma sits sublime etc.
No, oh no! fout shame 't would ha
To call that only Italy.

Is't where Naples laughe serena
Shining o'er tha summer waters?
Is't where Genoa, Tyrrhena Queen etc.
No, oh no, fout shame 't would ho
To call that only Italy.

Is't where the Adriatic bride
Fortress'd riden upon the ocean?
Where Florenen for her bygone pride etc.
No, oh no etc.

Land of love and light and life,
Fire their souls with words of flame,
To merit in the coming strife
Their heritage of fame.
Oh, if you but united be,
She shall be free, your Italy!

Es freut uns, daß die Töne des deutschen Liedes, der Ausdruck deutscher Vaterlandsliebe, deutschen Rechtssinnes und Gemüthes bei Herrn William Stigant solchen Anklang gefunden, daß er den Worten unserer volksbeliebtesten Dichter ein so poetisches Gewand in englischer Sprache zu geben vermochte. Nicht jedoch unserem Mangel an Achtung für sein Talent, sondern dem jetzt in Deutschland verbreiteten Mißtrauen gegen die englische Politik möge er es zuschreiben, wenn für politische Gedichte aus England — und dazu gehört „Barbarossa's Traumgesicht" — in Deutschland nicht die geringste Sympathie sich findet. Die Lords Palmerston und Russell haben uns leider daran gewöhnt, alle solche Worte, wie „Flag of Freedom," „Truth's living waters" etc., die ein Engländer den Deutschen zuruft, für „cant," d. h. für das Gegentheil der Wahrheit zu halten. Daily News sagt von Herrn Stigant, daß seine Poesie überall für die Wahrheit eintritt, wo sie verletzt worden;*** nun, so möge sich seine Muse zunächst gegen die Männer richten, welche die auswärtige Politik seines Landes dirigiren.

J. L.

* „Ein denkwürdiges Gesellen-Stammbuch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges." Original-Mittheilung ꝛc. von Dr. Robert Keil. Lahr, M. Schauenburg & Comp.

* Ernst Moritz Arndt, ein Buch für das deutsche Volk. Lahr, M. Schauenburg & Co.

** A vision of Barbarossa, and other Poems. By William Stigant. London, Chapman and Hall; Berlin, Asher and Co., 1860.

*** Mr. Stigant writes with a genuine sympathy for outraged truth. Daily News.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, inwieweit die Buchhandlung der In- und Auslande (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung zu
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Behufs etwa entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn J. Bohr's Buch-, Kunst- & Musikhandlung in Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postvereine portofrei geliefert wird

№ 29. Mittwoch, den 17. Juli 1861. 30. Jahrgang.

Inhalt:

Rußland. Seite
Die Leibeigenschaft und ihre Aufhebung 337
Türkei.
Türken, Griechen und Slaven in ethnographischer Hinsicht 341
Italien.
Neapolitanische Photographien. II. Das Lava-Meer und Herculanum . . 343
England.
Aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth. I. Spanische Gesandtschaftsberichte über die Königin Elisabeth und Leicester. II. Lord Baco von Verulam 345
Deutschland und das Ausland.
Die deutsche Auswanderung 346
Mannigfaltiges.
Die kurhessische Frage 348
Das Londoner *Athenaeum* über die Macdonald-Affaire . . . . . „
Heuglin's Expedition . . . . . „
Lelewel und Schafarik . . . . . „

Rußland.

Die Leibeigenschaft und ihre Aufhebung.

Die ungeheuere sociale Umgestaltung, welche in Rußland durch die Aufhebung der Leibeigenschaft stattgefunden, oder vielmehr erst begonnen hat, macht verhältnißmäßig weit weniger von sich reden, als sie es verdient. Diese That Alexander's steht gewissermaßen einzig in der Weltgeschichte da. In alter Zeit sind massenhafte Freilassungen von Sklaven und Frohnbauern ganz unerhört, und was die Aufhebung der Leibeigenschaft in Frankreich, Deutschland und sonstwo betrifft, so kann man sie einestheils dem Umfange und der Bedeutung nach nicht im entferntesten mit einer derartigen Emancipation, welche vierundzwanzig Millionen Menschen mit einem Federstriche als frei erklärt, vergleichen; anderntheils weiß man, daß sie durch die offene Revolution, oder durch andere dringende Umstände erlangt worden ist. Am nächsten mag ihr, den Motiven und der Ausführung nach, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit in Preußen kommen; aber wie sehr steht auch sie zurück, wenn man bedenkt, unter welchen Umständen diese stattfand, wie viel geringer die Zahl, und wie viel günstiger die frühere Lage der Erbunterthänigen war.

Wir wollen nicht sagen, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland nicht durch die Vorgänge im Westen vorbereitet sei, daß nicht die Revolution, die weitere liberale und humanistische Entwickelung und dringende Verhältnisse in Rußland selbst ihr vorgearbeitet hätten; aber wir sind der Ueberzeugung, daß die Leibeigenschaft dort noch sehr lange Zeit hätte fortbestehen können, ehe die zwingende Nothwendigkeit ihrer Durchführung eingetreten wäre, daß also das Verdienst Alexander's, der so muthig und energisch Hand anlegte, ein ungeheures bleibt, wenn wir bedenken, welche Schwierigkeiten er zu überwinden hatte. Man braucht nicht Enthusiast zu sein, man braucht keine Hymnen anstimmen zu wollen; etwas nüchternes Vergleichungsvermögen lehrt es, wenn wir z. B. die Humanität der amerikanischen Sklavenzüchter dagegen halten, die durch eine verlogene materialistische Naturwissenschaft sich die Rechtfertigung geben lassen, ihre schwarzen Mitmenschen als Nutzvieh zu behandeln, und die aus diesem Grunde sich nicht fürchten, einen Bürgerkrieg zu entzünden, der Europa allem Anscheine nach lehren wird, daß die angelsächsischen Amerikaner vielfach zur Kulturstufe der Rothhäute herabgesunken sind.

Man vergleiche das Betragen der russischen Leibherren, welche sich gewiß mit äußerstem Widerwillen, aber doch dem Wunsche ihres Kaisers gehorsam, in's Unvermeidliche fügen und selbst die Emancipation ihrer ehemaligen Sklaven verkünden, mit dem Verfahren der Sklavenzüchter, die einen Krieg entzünden, nicht weil man sie ihrer Sklaven berauben will, sondern weil sich nicht noch viele andere Staaten versklaven lassen wollen, und man wird nicht umhin können, die wahre Civilisation, die wahre humane Gesinnung in der halbasiatischen Despotie zu finden.

Was die Folgen dieses großartigen geschichtlichen Ereignisses sein werden, übersieht man noch gar nicht; jedenfalls wird der Kaiser, ebenso wie die Leibeigenen, auch anderen geknechteten und bisher mit Mißachtung behandelten Landesbewohnern, z. B. den armen Ewreew (Juden), volle Gerechtigkeit zu Theil werden lassen müssen. Es steht nicht zu erwarten, daß man überall den besten Gebrauch von der neuen Freiheit machen wird; es ist wahrscheinlich, daß manche der Befreiten durch dieselbe, die für sie zur Schutz- und Hilflosigkeit wird, in Trägheit umkommen, daß Verarmung eintritt, daß sich Rachegelüste gegen ehemalige Unterdrücker, Gelüste nach deren Besitze regen, daß Revolutionäre, Sektenstifter, Betrüger u. s. w. das geistig hilflose, unwissende Volk ausbeuten; es ist aber auch wahrscheinlich, daß die russische Landbevölkerung, wenn sie nur die ersten Schwierigkeiten überwindet, kräftig gedeihen wird, daß sie sich rasch vermehrt und zu Wohlstande kommt, daß Rußland erst zu dem Lande wird, wie es Viele bereits in der Furcht sehen, der Ausgangspunkt einer neuen Völkerwanderung zur Verjüngung des abgelebten Westens.

Wenn das westliche Europa noch fünfzig Jahre, vielleicht auch nur noch eine Generation lang fortfährt, politische Experimente zu machen, alle Staatsverfassungen durchzuprobiren, alle Herrscher fortzujagen, Alles dialektisch-kritisch aufzulösen, zu zerbröckeln, Alles begreiflich, Alles erklärlich und erträglich zu finden, so wird es in der That für Barbaren reif werden, die sich beim Aussprechen des Namens ihres Kaisers bekreuzen, und beim Vortragen eines schwarzen byzantinischen Madonnenbildes sich des Sieges unzweifelhaft für versichert halten. Möge man nie vergessen, daß Bildung, Civilisation, Nationalreichthum, wenn sie nicht durch Religion, Vaterlandsliebe und alle edlen Gefühle getragen waren, stets spottwohlfeil von den Barbaren, die dafür ihren straffen Gehorsam, ihre stumpfe Gläubigkeit, und ihre physische Kraft in die Waagschale warfen, eingetauscht wurden.

Welcher Art die Zustände während der Leibeigenschaft in Rußland gewesen, werden wir erst jetzt nach der Brechung des Bannes allmählich erfahren; denn es ist in der Natur der Dinge begründet, daß die besten Berichte, die wir bisher von der Sache erhielten, mehr oder minder einseitig bleiben mußten; entweder zu schwarz, oder zu rosig gefärbt, entweder im Eifer der Anklage oder dem der Entschuldigung. Die russischen Censurverhältnisse sorgten dafür, daß offiziell ein tiefes Dunkel darüber bleiben mußte.

Wir lesen nun in der Pariser Zeitung „Le Temps" eine Anzahl Briefe über die Zustände der Leibeignen, die einen in Rußland seit längerer Zeit heimischen Franzosen zum Verfasser haben. Sie bringen interessante Aufschlüsse und Belehrungen, und wir verfehlen nicht, daraus das Schlagendste mitzutheilen:

„Man muß die verwickelte Natur dieser Zustände näher kennen, um die Schwierigkeiten des Unternehmens (der Freilassung) zu begreifen. Die Umstände, unter denen die Leibeigenschaft stattfindet, bieten mehr Schwie-

rigkeit dar, als die Leibeigenschaft selbst. Man würde sich täuschen, wenn man eine vollkommene Analogie der Freilassung der Neger unserer Kolonien and der dre russischen Bauern annehmen wollte. Diese nehmen im Reiche eine ganz besondere organische und weit complicirtere Stellung ein, als die der Sklaverei. — Herren und Leibeigene gehören demselben Stamme and demselben Glauben an. Es giebt hire nicht, wie in den alten feudalen Nationen, Sieger und Besiegte; sondern nur Häuptre und Arbeiter, welche gemeinschaftliche Bande an das Eigenthum knüpfen. Die Abschätzung der Domänen aber Dörfre geht nicht, wie anderswo, nach einem agrarischen Maaße vor sich; sondern man zählt einfach die Bevölkerung, die an die Schalle gebunden ist.

„Die Leibeigenen betrachten den Boden, den sie bebauen, als ein Eigentham, von dem sie nichts losreißen kann; es ist gewissermaaßen ein heiliges Recht, das sie von ihren Vorvätern ererbt. Für sie ist der Eigenthümer eine Art Patriarch, den sie achten und den sie „Bätrechen" nennen. Derselbe kann kein Gut veräußern, ohne daß sich die Baaern darüber beunruhigen. Der neue Herr wird dasselbe Anrecht auf ihre Huldigungen haben, mag er nun anwesend oder abwesend, bekannt oder unbekannt sein.

„Diese Denkungsart der Leibeigenen scheint auf sehr alten Traditianen zu beruhen; die Kronbauern haben dieselbe Ansicht von den Gemeindegütern, deren beständige Nutznießer sie sind. Man weiß, daß diese Letzteren seit 1858 frei gewarden. Seit langer Zeit war ihr Zustand bei weitem erträglicher, als jener der Adelsleibeigenen. Ihre Knechtschaft war gewissermaaßen privitegirt. Doch die guten Folgen, die man sich von ihrer Freilassung versprach, werden sich erst nach der vollkommenen Aufhebung der Leibeigenschaft im ganzen Reiche bemerkbar machen.

„Die Herren setzen ihr Eigenthumsrecht nicht mit den vaa ihren Unterthanen angenommenen Einschränkungen an; sie behaupten, daß dieses Eigenthum vollgültig und vollkommen sei. Sie führen dafür ihre Glaubwürdigkeit, die Brejährung, die Anleihen an, die sie auf den Kopf ihrer Leibeigenen gemacht. Wenn sie in die Freilassung der Personen willigen, so thun sie das unter der Bedingung, daß sie die Gesammtheit ihrer Ländereien behalten. Einige weigern sich nicht, den Freigelassenen einen Theil ihrer Güter zu verkaufen; andere widersetzen sich jeder Art von Zertheilung. Die moralische Frage liegt so zu sagen außerhalb der Sache; nur die ökonomische bleibt der Lösung vorbehalten.

„Die gegenwärtige Regierung faßte den Entschluß, die Leibeigenschaft aufzuheben. Neunzehn Millianen Kronbauern wurden zunächst für frei erklärt; aber in der Bebauung der Dominialgüter hat sich nichts geändert. Die Regierung hat das Eigenthum der Dörfer behalten, ohne den Arbeitenden zu erlauben, das Land ankaufen za können, welches sie bewirthschaften. Die Herren wollen nicht liberaler als die Regierung sein; sie bilden im Reiche die wahrhaft einflußreiche Partei und wollen die ihren Leibeigenen seit undenklicher Zeit zuertheilten Aecker zurücknehmen.

„Ihrerseits legen die Bauern bei dieser ernsten Angelegenheit die vollkommenste Gleichgültigkeit an den Tag. Sollte das eine Folge ihrer tiefea Unwissenheit sein? oder ist es ein Uebermaaß van Vertrauen auf das Recht, welches sie auf den Besitz des nutzbaren Badens zu haben glauben? Wie man sieht, ist die Durchführung dieser Maaßregel gar nicht so leicht, als maa sie von der Ferne ansieht; und um einen so verschlungenen Knoten aufzunesteln, genügt nicht, das Wort des Siegers über Gordias zu wiederholen: „Es ist gleichgültig, wie er gelöst wird."

„Zwischen Herren und Bauern ist die Mission der Regierung um so zarter, als es sich darum handelt, zwei sich entgegenstehende Interessen zu versöhnen; und zwei oreschiedene Lagen klar zu machen, auf denen das finanzielle Gleichgewicht des Staates beruht. Einerseits besteht eines der Privilegien der Herrengüter darin, daß sie von jeder Grundsteuer befreit sind; die Krone also, welche ihrerseits etwa die Hälfte des Grundes und Bodens als Eigenthum besitzt, ist im Uebrigen Gläubigerin von zwei Dritteln dre adligen, in den kaiserlichen Banken hypathekisirten Güter. Andererseits zahlen die Bauern die Kopfsteuer, die ineirekten Steuern und stellen die Rekruten. Wenn man den Leibeigenen die Freiheit giebt, ahne ihnen den Boden zu lassen, der sie ernährt, was soll da aus den Steuern werden?

„Wenn die Arbeiter, die sich beraubt glauben, ihre Arbeitskraft in andere, fruchtbarere Orte tragen, was wird aus den Herrengütern und folglich aus dem Faustpfande der Kroae dann werden? Die Emanzipation wird auf diese Weise eine Pandorabüchse, die alles Gute und alles Böse in sich einschließt.

„In Rußland ist, wie anderwärts, die Freiheit das Ursprüngliche und die Knechtschaft das Neue. Völker lebten ehemals in Stämmen, unter der Autarität eines frei gewählten Häuptlings. Der Grund und Boden gehörte der Gemeinschaft und wurde alljährlich in ebenso viele Theile getheilt, als es Familien gab. Diese Sitte ist noch nicht vollständig vreschwuaden; bei ungebildeten Völkern bewahren Traditionen ihre valle Stärke. In den Krandörfern wird die Bodentheilung alljährlich vorgenommen, und die Bauern wählen einen Obersten, den sie den Aeltesten nennen.

„Die Einführung der Leibeigenschaft in Rußland stammt aus den Zeiten der mangolischen Eroberung. Nachdem die Tataren in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts Moskowien erobert und graaenhaft verwüstet hatten, diktirten sie endlich die Friedensbedingungen. Sie ließen sich nicht im Lande selbst nieder, sondern schickten alljährlich ein Heer aus, welches lagern blieb, um die Tribute zu erheben. Dre Khan der goldenen Horde ernannte die Großfürsten, setzte sie ab aber ließ sie umbringen. Um die Einnahme der jährlichen Steuern zu erleichtern, fanden es die Tatarenhäuptlinge, aber Baskakis, für bequem, die Aeltesten (Staroften) jedes Dorfes verantwortlich zu machen.

„Hierin liegt der Ursprung des feudalen Eigenthums, der Leibesstrafen und dre Knechtschaft. Drei tatarische Wörter, welche der russischen Sprache verblieben sind, erinnern an diese Einführung: kniaz,* Fürst; knut, Peitsche; Chrestian, Leibeigner, wörtlich Christ. Einige tatarische Fürsten ließen sich bei den besiegten Völkern nieder, Bündnisse fanden statt. Ein Großfürst heiratete die Tochter des Khan Usbek. Nach 240 Jahren einer furchtbaren Unterdrückung machten die Russen eine kräftige Anstrengung, und es gelang ihnen, die Fremdlinge aus dem Norden und dre Mitte Moskowiens zu vertreiben. Hundert Jahre später waren sie Sieger in den Ostprovinzen und die Tataren auf die Ufer des Schwarzen Meeres eingeschränkt. — Während dieser Kriege geschah es, daß die Leute, welche das Gefühl der alten Freiheit ihres Stammes noch nicht verloren hatten, auf den Inseln des Dniepr die berühmte Kolonie der zaporogischen Kosaken gründeten.

„Nach der Vertreibung der Tataren athmeten die moskowitischen Völker freire and empfanden das Wohlsein der Unabhängigkeit auf's Neue. Umstände anderer Natur sollten bald ihre neue Lage bedrohen. Der letzte Abkömmling aus Rurik's Stamme war verschwunden, and die Krone befand sich in den Händen van Boris Godunov, dem Abkömmling eine tatarischen Familie. Die Nation versank in das furchtbarste Elend; zwei Jahre hinter einander mißglückte die Aerndte vollständig. Das Uebermaß des Regens erhielt eine so niedrige Temperatur, daß die Feldfrüchte nicht reifen konnten. Die Baaern flohen in Masse aus den Landschaften, wo das Leben unmöglich war; Schaaren von Hungerleidern thaten sich zusammen um die Städte und plünderten die Waarenzüge. Man führt Thatsachen an, deren Gräßlichkeit das Furchtbarste übertrifft, was die Geschichte von Hungersnöthen rezählt. Ein Fremdee, der sich zu Moskau aufhielt, erzählt, daß 500,000 Menschen daselbst dem Elend erlagen.

„Godunov versuchte, diese schreckliche Krisis zu schwächen. Er führte große Gebäude auf, bei denen Tausende von Arbeitern verwendet und auf seine Kosten ernährt wurden; er vertheilte Almosen auf den öffentlichen Plätzen; er ließ die Speicher der Prälaten und Bojaren mit Gewalt öffnen. Alle diese Mittel hatten nur einen beschränkten Einfluß und trugen nur noch mehr bei, daß alle Darbenden nach der Hauptstadt strömten. Um die Unordnung, die aus der Häufung der Menschenmassen entstand, zu beseitigen, veröffentlichte der Zar eine Polizeiordnung, die jedem Bauer verbot, sein Dorf zu verlassen. Dieser Ukas vom 21. November 1601 war ein Staatsstreich, dessen Folgen bis heutigen Tages fortgewirkt haben.

„Vor diesem Dekrete waren die Bauern nicht an die Scholle festgeschmiedet; sie verdangen ihre Arme den Eigenthümern vertragsmäßig und nur für ein Jahr. Sie hattea das Recht auf ein Stück Landes als Entgelt ihrer Dienste, und wenn sie nicht zufrieden waren, so setzte Sanct-Görgeatag ihrer Verpflichtung ein Ende. Wahrscheinlich hatte Godunov bei Promulgirung dieser Polizeimaßregel nicht die Absicht, die Arbeiter für immre an den Boden zu fesseln; die Unruhen, welche seiner Herrschaft ein Ende machten, scheinen zu beweisen, daß die Bojaren mit dem neuen Regimente nicht zufriedener waren, als die Bauern, die ihm als Opfer fielen. Der Ukas vom 21. November legte den Eigenthümern Schutz- und Unterhalts-Verpflichtuagen gegen ihre Unterthanen auf, als er die Bauern in ihre Dörfer internirte. Merkwürdig, man sogt, dieses Dekret ist aicht wieder aufgefunden worden.

* Kniaz, Kniis u. s. w. kommt in allen slavischen Dialekten vor, und ist nichts als slavische Aussprache des deutschen Wortes kuning, König; im lithauischen noch kunigas deutlich erhalten. Wahrscheinlich waren die Stammhäupter der Staven seit Hermonarich's Herrschaft in jenen Gegenden gothischer Eroberungsadel. Auch das Wort knut ist gothisch (knuto) und heißt eine Knoten-Peitsche. D. R.

„Es scheint, daß beim Eintritte der neuen Ordnung die Bauern sich einiger Ruhe erfreuten.

„Die Einfachheit der despotischen Regelung schuf zwar keinen Wohlstand, aber beseitigte doch das Elend. Die Herren überwachten selbst die Bebauung der Felder, ohne allzu viel Anstrengung zu fordern; die Leibeignen widmeten sich dem Ackerbaue, ohne danach zu streben, Verbindungen über ihr Dorf hinaus anzuknüpfen. Wenn es ihnen nicht gerade gut ging, so hatten sie doch ihr Auskommen.

„Als hundert Jahre später Peter der Große es unternahm, Rußland zu reformiren und aus seiner Lethargie zu wecken, erfuhr das Schicksal der Bauern neue Aenderungen. Man führte im Reiche die deutsche, regelrechte Verwaltung und die Hierarchie der Rangklassen, den Tschin ein; man entzog die Herren ihren Gütern, um ihnen Aemter und Würden anzuvertrauen; endlich wollte man Fabrik-Industrie gründen.

„Unter solchen Umständen wurden die Bande, welche den Bauer an die Scholle fesselten, gebrochen; die Knechtschaft des Bodens wurde mit der Industrie-Knechtschaft vertauscht. Leibeigene wurden zu den Fabriken verwandt, und der Menschenbesitz wurde vom Grund- und Bodenbesitze geschieden. Die Garantien, welche die Bauern hatten, verschwanden, und man sah, wie die Herren, die manchmal keine Scholle Land unter der Sonne besaßen, ihre Sklaven wie Vieh ausnutzten und verkauften. Diese Zustände wurden immer drückender und haben endlich das Bestreben erzeugt, sie gründlich zu beseitigen.

„Man muß die Zustände der Leibeigenschaft aus eigener Anschauung kennen, um sich einen Begriff von der Entwürdigung zu machen, welche die menschliche Gattung ertragen kann. Der größte Theil der russischen Leibeignen ist so tief in Unwissenheit versunken, daß sie weder die Jahreszahl, noch ihr Geburtsjahr und Alter, noch ihren Familiennamen wissen. Die grobe Befriedigung der Bedürfnisse des Augenblicks ist das einzige Gefühl, das sie kennen. Keine Sorge für die Zukunft, kein Hoffnungsstrahl erweitert den engen Horizont ihrer Wünsche Fragt man einen Leibeignen nach den wichtigsten Ereignissen seines Lebens, so wird er gleichgültig antworten, daß er nichts weiß; als wären die Dinge dieser irdischen Welt für ihn gar nicht vorhanden. Diese fast cynische Theilnahmslosigkeit erweckt eben so viel Mitleiden, als Erstaunen; man glaubt einen Menschen vor sich zu haben, der zum Sterben resignirt ist. Ich habe in den letzten Jahren Gelegenheit gehabt, vielen Bauern zu sagen: „Ihr werdet bald frei sein, der Zar will es," ohne eine andere Antwort zu erhalten, als: „Gott will es," oder „Der Kaiser ist mächtig."

„Die Gewohnheit des passiven Gehorsams hat endlich bei diesen Unglücklichen den Trieb nach Individualität unterdrückt, und doch gehört diese Bevölkerung, deren moralisches Gefühl so tief steht, zu einer der schönsten Menschenracen. Sie würde fähig sein, sich sehr bald auf die Höhe der fortgeschrittensten Civilisation zu erheben.

„Um die Wirkungen der Unterdrückung des Leibeignen-Reglements recht zu begreifen, genügt es, die sonderbaren Umstände zu prüfen, unter denen seine Anwendung stattfindet. Auf dem Boden seiner Geburt bis zu seinem Tode festgebannt, eingeschlossen in ein Dorf, dessen Gränze unüberschreitbar ist, bleibt der Bauer vollkommen unwissend darüber, ob es in der Welt noch eine andere Lebensart giebt, außer der, die er selbst führt, und man kann wohl sagen, daß dieser Mangel eines Vergleichungspunktes sein Schicksal minder peinvoll macht. Keine Initiative seinerseits wird geduldet; er hat keine Erlaubniß, nach seinem Belieben zu arbeiten; wenn er der Stimme der Vernunft folgt, wenn er sich irgend einen Handgriff durch Geschicklichkeit abkürzt, so läßt ihn der Aufseher merken, daß man von ihm weniger die Arbeit, als den Gehorsam verlangt. Wenn er nur den Befehl buchstäblich ausführt, das Andere hat nichts zu bedeuten. Diese Willkür bewacht seine geringsten Handlungen und, gleich als ob er seine Intelligenz sparen sollte, überhebt die despotische Gewalt den Sklaven jeder Anstrengung der Phantasie; sie übernimmt für ihn das Denken. Wie hätte ein solches System nicht zur Verthierung führen sollen!

„Was die individuelle Thätigkeit betrifft, so muß man die Bedingungen studiren, unter denen die verknechteten Völker stehen, um die Schwäche ihrer Production zu begreifen. In den Ländern der reinen Sklaverei ist die Lage der Arbeiter dem Herren gegenüber einfach und gleichförmig. In dem Mechanismus der Leibeigenschaft ist das anders; verschiedene Abstufungen finden bei den Unterthanen statt. So beträgt die Zahl der russischen Leibeignen jedes Alters und Geschlechts etwa 24 Millionen in 5 Millionen Familien, im Besitze von 110,000 Eigenthümern. Diese Menge kann man in zwei große Klassen theilen, nämlich: Ackerbau-Leibeigne oder Kriépostni's und die im Hauswesen, in Fabriken und im Verwaltungswesen verwandten, oder Dworovni's. Sie gehen beide durch unmerkliche Unterschiede in einander über.

„Betrachten wir zuerst die Ackerbau-Leibeignen. Alle Einwohner eines Dorfes zusammengenommen, gehören dem Herrn; alle sind seiner Jurisdiction und Polizei unterworfen, und ihm eine Anzahl Frohnden nach bestimmtem Herkommen zu leisten verpflichtet. Die Natur dieser Verbindlichkeiten ist ganz dieselbe, die man in unsern Freibriefen aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert stipulirt findet; sie besteht in zwanzig persönlich zu leistenden Frohntagen, die dem Herrn bei dringenden Ackerbauarbeiten zu leisten sind: Heuärndte, Getraideschnitt, Aussaat, und beim Bauen und Ausbessern der Dominial-Gebäude.

„Außerdem schulden alle männlichen Bauern dem Staate eine Kopfsteuer, welche der Herr unter persönlicher Verantwortlichkeit einzieht, und diese Leistung wird gewöhnlich an Arbeitstagen eingezogen. Die früheren Lasten sind für alle Bauern gemeinschaftlich; aber hier beginnt eine neue Reihe von Thatsachen, welche für die Unterthanen eine Unterabtheilung in verschiedene Klassen begründen.

„Die Leibeignen-Familie hat kein Anrecht, ein Stück vom Gemeinde-Acker zu empfangen. Diese Vergünstigung hängt von der Laune des Eigenthümers ab, der seine Einwilligung giebt, oder zurückzieht. Uebrigens weichen die zugestandenen Parcellen in der Größe ab. Die erste Klasse der Leibeignen ist die der Tiagli's. Sie besitzen als Eigenthum einige Arbeitsthiere, Rinder oder Pferde, und erhalten jährlich die Vergünstigung eines Feldes von vier Hektaren, die sie zur Hälfte mit Winterung und Sömmerung bestellen. Nach der Aerndte wird ihnen das Land abgenommen und fällt wieder in die Masse, so zwar, daß Bebauer weder in der Bebauungsart, noch in der Wahl der Verbesserungsmittel frei ist. Außerdem werden jeder Familie eine oder zwei Hektaren Wiesenland zugestanden. Gewöhnlich sind es dürre Wiesen, deren Aerndte wenig ergiebig ist. Endlich wird dem Leibeignen im Dorfe ein Fleck angewiesen, wo er auf seine Kosten eine Hütte bauen, und das Freibleibende als Garten benutzen kann. Das nennt man den Hof. Zum Entgelt für diese Parcellen schuldet der Bauer seinem Herrn wöchentlich drei Frohntage mit seinen Thieren. Auf einigen Gütern sind diese Frohnden in einen festen Geldbetrag verwandelt, welcher den Namen Obrok führt, und deren Zahlung den Bauern der gewöhnlichen Pflichten entledigt. Die Klasse der Tiagli's ist die am besten gestellte; sie besitzt ein Betriebs-Kapital, und die ehrgeizigsten Bauern streben danach, sie zu erlangen. Sie machen die Bestellung für die Leibeignen der andern Klassen, die kein Ackergeräth haben, und wenn irgendwo ein Rückhalt von Geld existirt, so muß er sich in der Klasse der Tiagli's finden.

„Früher war diese Kategorie von Bauern in Rußland sehr zahlreich; aber die Herren, die im Allgemeinen selbst keinen Feldbau trieben, haben, indem sie sich ein besonderes Gut zu bilden anfingen, nach und nach einen Theil der Feldmark ihrer Dörfer in Beschlag genommen. Durch diese ökonomische Veränderung geschah es, daß viele Bauern des Landes, das ihre Väter bebauten, beraubt wurden und sich gezwungen sahen, in die weniger begünstigten Klassen hinabzusteigen.

„Die zweite Klasse der Leibeignen besteht aus Pieschi's oder Handarbeitern. Sie erhalten zur Nutznießung einen Fleck Land für ihre Hütte und den Garten und ein Feld von zwei Hektaren, das sie auf ihre Kosten durch einen Tiagli bebauen lassen.

„Sie säen halb Korn, halb Sommergetraide. Eine halbe Hektare dürre Wiese, gewöhnlich in den Waldlichtungen gelegen, welche nur zur Noth eine Kuh ernährt, vervollständigt den Theil eines Pieschi. Dafür schuldet der Bauer dem Herrn drei Frohntage wöchentlich, zwei der Mann, einen die Frau. Diese Leibeignen bilden die zahlreichste Klasse.

„Eine dritte bilden die Ogrodniki's (Gärtner). Sie erhalten einen Fleck zur Hütte mit Garten, aber kein Ackerland. Sie leisten unbestimmte Frohnden. Oft beschäftigt man sie auf der herrschaftlichen Wirthschaft als jährliche Arbeiter. Sie erhalten Verköstigung im Werthe von 8 Frcs. monatlich und eine gleiche Summe unter dem Namen Lohn. Man nennt sie dann Schtatni, d. h. Hofleute — eine sehr beneidete Stellung.

„Eine vierte Klasse umfaßt die Bobiell, die blos eine Hütte ohne Garten haben; sie helfen beim Feldbaue des Gutes mit einem geringen Lohne.

„Die von den Leibeignen hinterlassenen Waisen werden in die engere Gutshörigkeit aufgenommen. Sie haben nur bis zum sechzehnten Jahre Anrecht auf Unterhaltung. Die Herren verwenden sie im Stalle, im Hühnerhofe oder im häuslichen Dienste. Bisweilen vermiethet man sie auswärts als Bediente, oder läßt sie ein Handwerk lernen. Die Waisenmädchen haben ein ähnliches Loos. Die Greise endlich, die nicht mehr arbeiten können und keine Familie haben, werden als Feldhüter benutzt. Sie beingen ihre letzten Jahre in einer Art Strohhütte zu, oder leben vielmehr von brüderlichen Almosen."

So weit sind uns die Briefe des Franzosen zugänglich gewesen.

Wir knüpfen hier gleich etwas an, das mit diesen Berichten im innigsten Zusammenhange steht. Die „Baltische Monatsschrift",* die vielfach interessante Mittheilungen über Rußland enthält, veröffentlicht Auszüge der organischen Dekrete, durch welche die Aufhebung der Leibeigenschaft ausgeführt und die neue Ordnung der Dinge geregelt wird. Wir wollen hiervon Einiges mittheilen, was besonders hervortretend ist und dazu dienen kann, einen allgemeinen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie die Sache praktisch angegriffen wird.

Der Senats-Ukas vom 2. März, durch welchen die Emancipation ausgesprochen wurde, veröffentlicht:

1. Eine allgemeine Bauern-Verordnung für's ganze Reich.
2. Eine Verordnung über die Freilassung der Hofleute.
3. Eine Verordnung über den Ankauf der Bauernhöfe durch die Bauern und über die Beihülfe, welche der Staat denselben bei der Erwerbung des Ackerlandes gewährt.
4. Eine Verordnung über die zu errichtenden Gouvernements und Kreisbehörden für Bauernsachen.
5. Bestimmungen über die Einführung der Bauern-Verordnung.
6. Lokale Bauern-Verordnungen für 34 Gouvernements Groß-, Neu- und Weiß Rußlands.
7. Für Klein-Rußland (Tschernigov, Poltawa und einen Theil von Charkoo).
8. Für Kiew, Podolien und Wolhynien.
9. Für Wilna, Grodno, Kowno, Minsk und einen Theil von Witebsk.
10. Ergänzungs-Bestimmungen für die Bauern der Leibherren, die unter 21 Seelen halten, und über die Beihülfe, die den Herren gewährt wird.
11. Für die Leibeigenen der Privat-Bergwerke.
12. Für die Leibeigenen der Perm'schen Privat-Bergwerke und Salzsiedereien.
13. Für die Leibeigenen der gutsherrlichen Fabriken.
14. Für die Bauern und Hofleute im Lande der Donischen Kosaken.
15. Für die Bauern und Hofleute im Gouvernement Stawropol.
16. Für die Bauern und Hofleute in Sibirien.
17. Verordnung über die Freilassung der Bauern in Bessarabien.

Dieses ganze Gesetzgebungswerk umfaßt über 350 Folioseiten.

Unmittelbar nach der Publication soll sich in jeder Gouvernementsstadt, unter dem Vorsitz des Gouverneurs, eine Gouvernements-Behörde für Bauersachen konstituiren, bestehend aus dem Adelsmarschall, dem Dirigenten des Domänenhofes, dem Procurator und zwei Gliedern des im Gouvernement ansässigen Adels, die vom Ministerium nach Vereinbarung mit dem Gouverneur designirt werden, und zwei Adeligen derselben Kategorie, welche von den Gouvernements- und Kreis-Adelsmarschällen gewählt werden. Bei der Behörde wird ein Secretair angestellt. Die vier adeligen Mitglieder erhalten jedes einen Gehalt von 2000 Rubel Silber; für Secretair- und Kanzlei-Ausgaben werden 1500 Rubel Silber jährlich gut gethan. Gutsbesitzer und Bauern bestreiten gemeinsam diese Auslagen.

Die Behörde hat sich vor Allem mit der Einführung der neuen Bauern Ordnung zu beschäftigen und ein Formulae für die Grundbücher zu entwerfen, in welchen die bleibenden Rechtsverhältnisse zwischen Herren und Bauern zu präcisiren sind. Sie konstituirt ferner die neuen Friedensgerichte, Bezirks- und Gemeinde-Verwaltungen.

In jedem Kreise werden Friedensrichter in erforderlicher Anzahl auf Vorschlag des Gouverneurs und unter Bestätigung des Senats angestellt. Man nimmt sie aus der Zahl der adeligen Gutsbesitzer, die 500 Dessätinen Land und darüber besitzen. Auch Gutsbesitzer von mindestens 150 Dessätinen sind wahlfähig, wenn sie einen Schul-Kursus durchgemacht und Dienstrechte der zwölften Rangklasse haben.

Die Besoldung eines Friedensrichters incl. Kanzleikosten beträgt 1500 Rubel jährlich, ohne Rechenschafts-Ablegung. Die Auslage wird von den Gouvernements-Angehörigen bestritten.

Die Friedensrichter sind theils richterliche, theils Verwaltungs-Beamte. Sie entscheiden Streitigkeiten zwischen Herren und Bauern, prüfen und beglaubigen ihre Vereinbarungen, regeln, wenn diese nicht erzielt werden, die Verhältnisse selbständig, setzen ein und beaufsichtigen die Gemeinde- und Bezirks-Verwaltungen. Sie haben überdies gegen Personen aller Stände eine polizeiliche Strafgewalt, nämlich das Recht, Schadenersatz, Geldbuße bis fünf Rubel, gegen Steuerpflichtige Gewalt, bis zu sechs Tagen Gemeinde-Arbeit, bis zu sieben Tagen Arrest und Bestrafung mit zwanzig Ruthenhieben zu verhängen. In Streitsachen unter dreißig Rubel Werth ist ihr Entscheid inappellabel. Rekurs von ihnen findet an die Plenar-Versammlungen der Friedensrichter des Kreises statt, die sich zu bestimmten, von den Richtern selbst vereinbarten Terminen versammeln und unter Vorsitz des Adelsmarschalls und Zuziehung eines Regierungs-Bevollmächtigten tagen. Kompetenz wesentlich, wie die der Friedensrichter. Von hier kann weiter an die Gouvernements-Behörde rekurrirt werden.

Die bäuerliche Bevölkerung jedes Gutes bildet eine Bauer-Gemeinde, wenn sie über zwanzig männliche Revisionsseelen zählt. Zählt sie darunter, wird sie einer anderen zugeschlagen. Eine Anzahl solcher Bauer-Gemeinden, die im selben Kreise beisammen liegen und nicht unter 300, aber auch nicht über 2000 Revisionsseelen (Wirthe?) haben, und vom Mittelpunkte der Verwaltung nicht über zwölf Werste entfernt sind, heißt eine Bezirks-Gemeinde. Ist diese Gliederung nach einer bestimmten Frist vollzogen, so soll unter Leitung der Friedensrichter an einem festgesetzten Termine und Orte zur Wahl der neuen bäuerlichen Amtspersonen geschritten werden.

Die Verwaltung der Bauern-Gemeinden wird nunmehr gehandhabt: 1) durch die Versammlung der Bauernwirthe, und 2) durch die Gemeinde-Aeltesten (Starostu).

Die Gemeinden können anstellen: Abgaben-Einnehmer, Aufseher über Magazine, Schulen, Krankenhäuser, Wald- und Flurwächter, Gemeindeschreiber ꝛc.

Die Gemeinde-Versammlung verwaltet ihre inneren Angelegenheiten selbständig; der Gemeinde-Aelteste beruft sie aus eigener Bewegung, oder auf Verordnung des Friedensrichters oder des Gutsherrn. Er hat eine Strafgewalt auf zwei Tage Arrest oder Gemeinde-Arbeit und einen Rubel Buße zum Besten der Gemeindekasse. Rekurs dagegen muß innerhalb sieben Tagen beim Friedensrichter geschehen.

Die Verwaltung der Bezirks-Gemeinde wird gehandhabt

1) Durch die Bezirks-Gemeinde-Versammlung, aus Deputirten der Bauern gebildet. Je zehn Bauernhöfe senden einen Vertreter, in einigen Gouvernements selbst die Bauernknechte und Häuslee einen auf je zwanzig erwachsene Arbeiter.

Die Bezirks-Gemeinde wird bei Anwesenheit von $^2/_3$ der Stimm-Berechtigten beschlußfähig. Stimmen-Mehrheit entscheidet.

2) Durch den Bezirks-Aeltesten in Gemeinschaft mit der Bezirk-Verwaltung, bestehend aus den Bezirks-Aeltesten, allen Gemeinde-Aeltesten und deren Gehülfen, endlich aus den Abgaben-Einnehmern, wo solche vorhanden sind.

3) Durch das bäuerliche Bezirksgericht. Die Gemeinde-Versammlung wählt jährlich vier bis zwölf der Reihe nach eintretende Richter. Aus mindestens dreien muß die Behörde bestehen. Die Gemeinde kann den Richtern einen Gehalt aussetzen. Das Gericht versammelt sich alle vierzehn Tage am Sonntage, wenn nicht außerordentliche Vorfälle darin Aenderungen hervorbringen. Die Bezirks-Versammlung hat ein sehr ausgedehntes Verwaltungsrecht. Sie bestimmt selbständig über alle ökonomischen und Gemeinde-Angelegenheiten, sie übt Selbstbesteuerungsrecht zu Gemeinde-Zwecken und repartirt Steuern und Abgaben, vertheilt die Rekrutenpflicht und verificirt die Rekruten-Listen, wählt Gemeinde-Beamten und Richter, kontrolirt ihre Amtsthätigkeit, verlangt Rechenschafts-Ablegung von ihnen, trifft Maßregeln zur Vorbeugung von Mangel, zur Einrichtung von Schulen und Magazinen; sie hat das Recht, in Gemeindesachen durch Bevollmächtigte Beschwerde zu führen.

Das bäuerliche Bezirksgericht ist kompetent in allen Civil-Prozessen der Bauern untereinander und entscheidet inappellabel in allen Sachen bis 100 Rubel Werth. Es kann auf Verwendung zur Gemeinde-Arbeit auf sechs Tage, auf Geldbuße bis drei Rubel, Arrest bis zu sieben Tagen und bis zu zwanzig Ruthenhieben erkennen. Alle Personen von einiger Bildung, Beamte, ferner Leute über 60 Jahre, sind von körperlichen Züchtigungen ausgenommen.

Die gutsherrliche Gewalt hört ganz auf; der Herr behält nur die Gutspolizei und eine Art fürsorgender Aufsicht über die Gemeinden der Freigelassenen. Seine Pflicht ist wesentlich, Ruhe und Ordnung zu erhalten, alle Gewaltthätigkeit zu unterdrücken, im Nothfalle Hülfe gegen Gewalt zu leisten, das Eigenthum zu sichern, bei Feuersgefahr, Waldbrand, Ueberschwemmung, Pest, Viehseuche ꝛc. die Leitung zu übernehmen, Taugenichtse, Vagabunden ꝛc. zu überwachen, die Vicinalwege zu unterhalten, Verbrechen zu arretiren und bis zur Ablieferung an die Gerichte festzuhalten. Klagen über den Gemeinde-Aeltesten bringt der Gutsherr beim Friedensrichter an; auch kann er auf dessen Absetzung antragen.

* Riga, Nicolai Kymmel, 1861.

Der Gutsherr kann auch seine Gemeinde oder ein einzelnes Glied derselben vor Gericht vertreten und ein Schiedsrichteramt übernehmen.

Die schwierigste Frage ist die Umwandlung des Leibeigenen in einen freien Gutsbesitzer. Den Gutsherren wird das Eigenthumsrecht an dem Grund und Boden vorbehalten, aber sie müssen erstens den Bauern ihr bisheriges Stück zur Nutznießung überlassen und es sich, wenn sie es im Stande sind, abkaufen lassen.

Vor der Hand stehen also die Bauern zu ihren Herren in einem frei vereinbarten Kontraktsverhältnisse, worin sie sich zu gewissen Leistungen an dieselben verpflichten. Der Staat nimmt es über sich, durch gewisse finanzielle Operationen den Bauernstand zu unterstützen, um ihm allmählich den Ankauf seiner Pachtgüter zu ermöglichen. Diese Verhältnisse sind so ungemein verwickelt, daß wir hier nicht auf die Einzelnheiten eingehen können. Wie man hieraus ersehen wird, dürfte der Zustand der Bauern sich in nächster Zeit noch nicht wesentlich ändern; Lasten und Frohnden werden noch lange fortbestehen; was dabei gewonnen ist, besteht in der Möglichkeit, daß der Einzelne ungleich mehr, als früher, seines eigenen Glückes Schmied werden, und daß sich ein freies Bauernstand allmählich heranbilden kann.

Dem Gesetze nach ist diese Bauern-Ordnung die freisinnigste, die existirt, und Kaiser Alexander traut seinen leibeigen gewesenen Russen ein Selbstverwaltungs-Talent zu, wie man es den englischen Farmern, den französischen und deutschen Bauern nicht zutraut. Unsere juristisch-bureaukratische Schule wird vor dem Gedanken zurückschrecken, aus den intelligenten deutschen Bauern, die häufig reiche, gebildete Leute sind, Gerichte zusammenzusetzen, und sie über einfachen Kartoffeldiebstahl u. dergl. entscheiden zu lassen, da bei uns dergleichen Dinge, der Wohlfeilheit wegen (?), nur durch das Schwurgericht entschieden werden können. Von Frankreich, wo der Flurschütz eines Gebirgsdorfes in den Pyrenäen oder Alpen (möglicher Weise nach seinen politischen Grundsätzen) in Paris ernannt wird, wollen wir gar nicht reden. Die Frage ist freilich, wie sich die Sache praktisch bei der Ausführung machen wird, ob wirklich die russischen Bauern so viel Talent und Geschicklichkeit haben, sich allmählich in ihre neue Stellung zu finden und ihre Vortheile zu begreifen. Doch ist uns auch aus älteren Berichten über Rußland bekannt, daß dort immer schon unter den Bauerschaften eine gewisse Art von Gemeinwesen und Selbstverwaltung bestanden hat.

Türkei.

Türken, Griechen und Slaven in ethnographischer Hinsicht.

Die ausgezeichnete, geographische Zeitschrift von Dr. A. Petermann* bringt in ihrem vierten Ergänzungsheft die Arbeit eines französischen Gelehrten, des Herrn G. Lejean, im Original und in einer gegenüberstehenden deutschen Uebersetzung, welche eine Ethnographie der europäischen Türkei enthält. Es ist uns dies ein Zeichen, welches Ansehen diese Zeitschrift bereits im Auslande genießt, und wir können mit einiger Genugthuung darauf hinblicken, daß es Deutschland, welches leider der materiellen Interessen in der entferntesten Fremde wenig zu vertreten hat, gelungen ist, dieselben in geistiger Hinsicht um so ehrenvoller zu vertreten, und daß es hierin Völkern vorangeht, die mehr Anlaß haben, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen.

Was die besagte Arbeit des Herrn Lejean betrifft, welche das Ergebniß sehr eingänglicher, an Ort und Stelle unternommener Forschung ist, so giebt dieselbe ohne alles überflüssige Beiwerk, ohne weitläufige Betrachtungen und Erörterungen, gewissermaßen nur das Mark der Sache, wie es die echte Wissenschaft gern hat. Hinten ist eine sauber gestochene und kolorirte Karte beigegeben, auf welcher die Sitze der einzelnen Völkerstämme durch besondere Farben unterschieden sind, so daß man auf den ersten Ueberblick eine deutliche Anschauung über die Völkerverhältnisse der europäischen Türkei gewinnt. Wir können sagen, daß wir sie mit Ueberraschung betrachtet haben; so viele falsche Vorstellungen schwinden mit Einem Mal.

Fangen wir von Norden an, so bieten die Moldau und Wallachei eine fast durchaus gleichartige romanische Bevölkerung, die sich fast genau in den politischen Schranken dieser Länder hält; nur im mittleren Drittel vom Laufe des Sireth sind etwa zwanzig größere oder kleinere Inseln eingesprengt, welche die Sitze einer Kolonie der Szekler oder Tschangei (Magyaren) andeuten. Andere vier befinden sich in unmittelbarer Nähe von Bukarest; nordwärts der Donaumündungen befinden sich einige Bulgaren und Russen (auf dem abgetretenen Theile von Bessarabien); Türken giebt es als säßige Bevölkerung gar nicht. Ebenso sind Serbien und Bosnien durchgängig slavisch; man bemerkt nur zwei kleine türkische Inseln bei Zwornik (südöstlich von Belgrad). Südlich von der Czernagora und östlich davon, etwa von der bulgarischen Morava und der Gebirgsscheide begränzt, bis hinab nach Griechenland, wohnen Arnauten oder Skipetaren, nördlich Ghegen, südlich vom Ergent Tosken genannt, im Norden von einer größeren serbischen Sprachinsel, südlich mit sieben Flecken durchbrochen, auf denen Zinzaren, ein eigenthümlicher wallachorumänischer Stamm, wohnen.

Was den übrigen Theil der Halbinsel südwärts von der Donau und westlich von den Skipetaren betrifft, so sieht man, daß, wenn man die Türken wegnimmt, im Allgemeinen das ganze Binnenland den Bulgaren, die Küstenstriche den Griechen gehören, ein Verhältniß, das sicher von dem der byzantinischen Zeiten nicht wesentlich verschieden ist. Die Hauptmasse der Griechen sitzt in Thessalien bis zu dem Gebiete der zwei Seen westlich von Salonichi, auf der Halbinsel Pallene und in dem Striche zwischen Adrianopel und Konstantinopel; wenn man von Salonich über Adrianopel bis an's schwarze Meer eine gerade Linie zieht, so hat man südöstlich davon die nur von kleineren türkischen Inseln durchbrochene Hauptmasse der Griechen; noch heute liegt Konstantinopel mitten in einem wesentlich griechischen Lande; denn auch die asiatische Seite des Marmora-Meeres ist fast ringsum von Griechen bewohnt und nur hier und da von Türken, die mehr landein zusammenhängend wohnen, durchbrochen.

Was nun die Türken selbst betrifft, so zeigt die Karte auf den ersten Blick, daß sie Eindringlinge sind. Ihre Hauptmasse sitzt zusammenhängend, nur von einigen kleinen bulgarischen Inseln unterbrochen und im Norden mit einer starken Masse von Tataren verschwistert, in dem Winkel von der südlichsten Donaumündung, die Donau aufwärts bis einige Meilen vor Rustschuk (bis Baba); dann geht die Völkerscheide, welche die Türken von den westlich wohnenden Bulgaren trennt, etwas südwestlich bis an den Balkan und von dort über das Gebirge weg, mit einem Vorsprunge nach Südwesten versehen, etwas südöstlich bis zu dem Meerbusen, den dort das Schwarze Meer macht; an die Küste desselben stoßen sie andererseits nur in unterbrochenen Stellen, da dieselbe südlich mit Griechen, nördlich mit bulgarischen Strichen gesäumt ist. Außerdem ist das nächste Kleinasien, soweit es auf der Karte erscheint, mit Ausnahme der Küstenstriche, die von Griechen bewohnt sind, rein türkisch. Auch wohnen die Türken nur in mehr als hundert größeren und kleineren Inseln unter der übrigen Bevölkerung, davon sich die meisten in dem Raume befinden, der östlich von einer geraden Linie liegt, die man etwa von der Mündung des Isker in die Donau nach dem Meerbusen von Salonichi zieht; außerdem befinden sich im griechischen Gebiete des südwestlichen Maredoniens und in Thessalien, ferner in der Mitte der Insel Kreta (hier aber griechisch sprechend) größere, zusammenhängende Massen von Türken; in Bosnien, Maredonien (mit Ausnahme eines Küstenstriches über dem Athos), im Lande der Skipetaren verschwinden die wenigen, kleinen Inseln beinahe; die Moldau und Wallachei, ferner Serbien sind so gut wie ganz frei von türkischer Bevölkerung.

Rumänen, Slaven, Bulgaren (wenn wir sie aus Gründen von Serben und Bosniern trennen), Griechen, Skipetaren und Türken, das sind also die Nationen, welche in Betracht kommen können; die wenigen Russen, Deutschen, Ungorn, Polen (eine Kolonie am Olympus, Ueberbleibsel der polnischen Legion auf den Gütern eines Pascha's angesiedelt), Zinzaren ꝛc. verschwinden in der Masse. Armenier und Juden, die in bedeutender Zahl in der Türkei leben, finden sich nur in den Städten.

Ueber die Geschichte der türkischen Einwanderung und Verbreitung erfahren wir Folgendes:

Die Ugro-Altaische Race, zu welcher die Türken, Mongolen, Mandschu ꝛc. gehören, drang erst im dreizehnten Jahrhundert systematisch nach Europa vor. Um 1224 mochte sich ein mächtiger Türkenstamm in Chorassan die großen, durch die Einfälle der Mongolen in Asien entstandenen Umwälzungen zu Nutze und setzte sich in Armenien fest. Ein Zweig dieses Stammes, vierhundert Familien stark und von Ertoghrul („der redliche Mann") geleitet, bot seine Dienste dem Seldschuken-Sultan Aladdin in Kleinasien an. Dieser Sultan, selbst von türkischer Abkunft, siedelte seine Landsleute in dem Bezirk von Sultan-öni an und trug ihnen auf, diese Gränze zu vertheidigen. Beim Zerfall des Seldschuken-Reiches bemächtigte sich Osman, Ertoghrul's Sohn, mehrerer festen Plätze (1299) und wurde das Haupt eines Staates, der sich rasch vergrößerte, und eines

* Gotha, Justus Perthes.

Volkes, das seinen Namen (Osmanli oder Osman's Söhne) annahm. Unter seiner Regierung wurde Brussa erobert und zur Hauptstadt des neuen Reiches gemacht; sein Sohn Orkhan faßte in Europa Fuß, indem er sich der Stadt Gallipoli bemächtigte. Die spätere Geschichte der Türken gehört weniger der Ethnographie, als den politischen Annalen Europa's an.

Die Besiedelung der thracisch-hellenischen Halbinsel durch die Osmanli war nach Methode und Erfolg sehr verschiedenartig. Zahlreiche Truppenmassen folgten dem siegreichen Heere und häuften sich in den fruchtbarsten Ebenen und an strategisch wichtigen Punkten an. In Thessalien besetzte eine Osmanli-Schaar die Ebenen bei Pharsala inmitten einer dichten, griechischen Bevölkerung; in Albanien und Epirus, wo ein Theil der einheimischen Bevölkerung zum Islam übertrat, um den Folgen der Eroberung zu entgehen, während ein anderer Theil in den Gebirgen seine Selbständigkeit behauptete, ließen sich die Türken nur in einigen Städten nieder; ebenso in Bosnien und der Herzegowina, wo die Aristokratie den Islam annahm. Im siebzehnten Jahrhundert gab es einige türkische Dörfer in Montenegro, das momentan erobert worden war, aber ein Aufstand mit allgemeiner Metzelei vernichtete sie.

In Bulgarien bekehrte sich ein Theil der Bevölkerung zum Islam aus Gründen des Eigennutzes, wie dieses seine jetzige Lauheit für diese Religion genugsam beweist: dies sind die Pomaken; im östlichen Bulgarien aber, wo die Religion und Sprache der Eroberer zugleich eindrangen, wurde das bulgarische Element dermaßen erschüttert, daß es uns, wie gesagt, unmöglich ist, in diesem Lande die angesiedelten Osmanli von den zum Islam übergetretenen Bulgaren zu unterscheiden. Auch die Dobrudscha besitzt türkische Kolonien in dem Thal von Babadagh, den Umgebungen von Hirsowa und an einigen isolirten Punkten. Was die beiden rumänischen Fürstenthümer betrifft, so war den Osmanli durch besondere Vergleiche verboten, daselbst zu wohnen, und noch jetzt beschränken sie sich im Norden der Donau auf eine Kolonie von ungefähr 150 Holzhändlern, die sich durch Nachsicht der Verwaltung in Pietra (Obere Moldau) niedergelassen haben; dem Mittelpunkt eines ungeheuren Handels mit Flößholz, das auf der Bistritza, dem Sereth und der Donau bis nach Konstantinopel geführt wird. Bei ihrem friedlichen Sinn, ihrer Rechtlichkeit in Geschäftssachen und dem Nutzen, welche ihre Gegenwart dem Lande bringt, hat man diese Ausnahme aufrecht erhalten, selbst während der russischen Besitznahme des Landes im Jahre 1853.

In Macedonien gab es noch vor Ankunft der eigentlichen Osmanli zahlreiche türkische Kolonien, deren Studium viel Interesse bietet. Seit dem zehnten Jahrhundert waren Auswanderer aus Persien in das Thal des Wardar gekommen; sie bekannten sich zur Religion der Ghebr (Parsen) und flohen vor den Verfolgungen der Muhammedaner. Diese Einwanderer, 30,000 Seelen stark, waren anfangs auf das Wardar-Thal beschränkt, später aber, als sie dem Staat gefährlich wurden, zerstreute man sie, wie es scheint, zum Theil in Trupps von 2000 Personen über die Provinzen. Die Byzantiner nennen sie „Perser," setzen aber hinzu, sie redeten „die türkische Sprache." Pouqueville vermuthet mit viel Grund, daß sie Turkomanen waren, gleich den Stämmen, welche man gegenwärtig im Nordwesten von Persien antrifft; auch behauptet er, Bruchstücke von in's Türkische übersetzten Bibeln bei zum Christenthum bekehrten Wardariaten in Gebrauch gesehen zu haben. Derselbe Reisende schätzt sich glücklich, längs des Kara-su und zwischen Kastoria und Trikala in den Dörfern um Anaselitza Spuren von Wardarioten gefunden zu haben; die dortigen Türken schienen ihm durch ihre Rechtschaffenheit, Gastfreundschaft und ihre ländlichen Tugenden gegen die eigentliche türkische Bevölkerung abzustechen. Dieser Beweisgrund ist jedoch von untergeordnetem Werth, denn diese Vorzüge hat die ganze türkische Landbevölkerung, und die Wardarioten Pouqueville's sind wahrschrinlich Koniariden.

Um das Jahr 1065 siedelte sich ebenfalls in Macedonien eine Kolonie eines andern türkischen Volkes, der Uzen, an. Ihre Vorgesetzten erhielten den Rang von Senatoren. Von ihnen spricht ohne Zweifel Anna Komnena, wenn sie türkische Kolonien bei Ochrida erwähnt.

Einige Schriftsteller scheinen diese Ansiedlung mit der späteren der Türken von Konia oder Koniariden, wie sie von den Griechen genannt werden, verwechselt zu haben. Mögen diese um das elfte Jahrhundert von den orientalischen Kaisern herbeigerufen worden sein, um Macedonien wieder zu bevölkern, oder im vierzehnten Jahrhundert mit der ersten türkischen Eroberung gekommen sein, jedenfalls bilden sie ein Element für sich, das hauptsächlich um Koschani und nordöstlich von Thessalonichi verbreitet ist. Ihrer Lebensart nach, sind sie ein Hirtenvolk, und ihre Regierung ist republikanischer, als die der übrigen Türken. So werden die Versammlungen des Koniariden-Bezirks von Tscherschembe in Koschani, dem Centralpunkt dieser Gruppe, abgehalten. Wir wissen nicht, ob sie ein älteres oder reineres Türkisch sprechen, als das in Konstantinopel oder von den Osmanli in Bulgarien gesprochene.

Zwischen den Gränzen der griechischen und bulgarischen Race haben sich die Osmanli am Rhodope (Despat) über einen bedeutenden Raum ausgebreitet, dagegen verschwinden sie in der dichten Masse der Griechen, je mehr man sich Konstantinopel nähert. In der Umgebung der Hauptstadt und an beiden Ufern des Bosporus sind sie auffallend dünn gesäet.

Die Türken bedienen sich im ganzen Reiche ihrer nationalen Sprache, der türkischen Volkssprache, die man von der mit „Farsi" oder Persisch sehr vermischten türkischen Schriftsprache unterscheiden muß. Ausgenommen sind jedoch hievon die Türken auf Candia, welche nur Neugriechisch verstehen, oder doch gewöhnlich sprechen. Im Allgemeinen bekümmern sich die Türken wenig um die Erlernung fremder Sprachen, und nur in Folge ihrer häufigen, kommerziellen oder anderweitigen Beziehungen sprechen die im Nordosten bulgarisch, die im Südosten griechisch und die in der Dobrudscha rumänisch.

Juruk — das ist der vulgäre Name, welchen die Türken denen von ihren Blutsverwandten geben, welche ihre Gewohnheiten eines Nomaden- und Hirtenlebens beibehalten haben; er bedeutet „Fußgänger." Die Juruken sind reine Turkomanen und stehen zu den Osmanli nahezu in demselben Verhältniß, wie die Isländer zu den übrigen Skandinaviern. In Europa ist ihre Zahl gering, sie bilden hier nur einige in Thracien zerstreute Gruppen, namentlich besitzen sie auf den Hochebenen des Rhodope Weidegründe (Jaila), von denen sie im Winter nach ihren Dörfern herabkommen. Diese letzteren haben sich hauptsächlich in der Ebene von Sares, nach Drama hin, und längs der Bergkette nordöstlich von Salonichi dichter gruppirt. Die Reisenden, welche dieses etwas barbarische, aber gesittete und friedliche Volk besuchten, sind seines Lobes voll. Auch die Gebirge von Kleinasien haben eine zahlreiche, turkomanische Bevölkerung; auf unsere Karte fällt noch eine dieser Gruppen, die des Olympus.*

Tataren nennt man fälschlich die türkischen Nogai der Dobrudscha. Ebenso wie einst die Scythen diese Halbinsel in Besitz nahmen, breiteten sich auch die Nogai, welche das alte Scythien bevölkerten, etwas südlich über die Trajan-Mauer aus und wohnten seitdem in der Dobrudscha, selbst nachdem die Rumänen und die Russen das Land zwischen Donau und Dniepr kolonisirt und dadurch die Nogai der Krim von ihren Brüdern in der Dobrudscha abgeschnitten hatten. Der orientalische Krieg brachte den letzteren eine Verstärkung von mehreren tausend Landsleuten aus der Krim, die sich durch ihre Sympathien für die Heere der Verbündeten kompromittirt hatten.

Die Tataren der Dobrudscha haben im Gegensatz zu den Osmanli ihren asiatischen Typus ziemlich treu bewahrt; sie treiben etwas Ackerbau, meist aber Viehzucht, und erkennen, obwohl der Pforte unterthan, die Autorität eines erblichen Khan an, der seinen Sitz zu Tschetal-Orman, nahezu im Mittelpunkt des von ihnen bewohnten Gebietes, hat. Nach Jonesco beträgt ihre Zahl 33,000 Seelen.

Ueber die Montenegriner, dieses kleine, tapfere, aber barbarische Gebirgsvolk erhalten wir folgende Auskunft:

„Dieses Land, slavisch Zrnagora („schwarzer Berg" oder „Berg der Geächteten"), türkisch Kara-dagh, albanisch Maliſts (alle diese Namen bedeuten dasselbe), ist ein letzter herrenloser Rest des alten serbischen Kaiserreiches und hat etwa seit 1504 unter seinen Fürstbischöfen seine Unabhängigkeit bewahrt. Aus den Ebenen der unteren Moratscha vertrieben, zogen sich diese Fürsten in's Gebirge zurück und behaupteten sich dort trotz allem Unglück. Die montenegrinische Bevölkerung hat seit drei Jahrhunderten eine merkwürdige Veränderung erfahren. Der ursprünglich sehr kleine Kern des Volkes vergrößerte sich rasch durch serbische Flüchtlinge aus der Herzegowina, nachdem die für Montenegro gesicherte Freiheit dieses Land zu einem ersehnten Asyl für Alle machte, die sich der türkischen Tyrannei entziehen wollten. Nach dem venetianischen von Bolizza zählte die Zrnagora im Jahre 1606 93 Dörfer und 8027 Krieger oder etwa 33,000 Seelen. Im Jahre 1687 ließ sich der Bosniake Wutschkowitsch von Livno mit 400 Familien, genannt Kraichnizi (Grenzleute) in der Katsunka nieder, und dieser Einwanderung folgten viele andere, weniger

* Es sei uns hier erlaubt, im Interesse der alten Geographie eine kurze Bemerkung zu machen. Wie Herodot berichtet, saß neben den Thyssageten in Scythien (gegen den Ural zu) ein Volk mit Namen Jürken (Τύρκαι, Herod. IV., 22). Der berühmte Orientalist Hammer von Purgstall wollte dafür Τοῦρκαι, Türken lesen — sehr bedenklich. Aber die Jürken könnten doch türkische Namen, nämlich Juruken, Nomaden, gewesen sein. Gegen Turkomanen werden die Forscher im alten Scythien gewiß nichts einwenden, da bei Herodot auch andere Namen vorkommen, die auf diesen Sprachstamm weisen.

bedeutende. Zu Anfang unseres Jahrhunderts zählte Montenegro 53,000 Seelen, jetzt hat es etwa 120,000 (die Angaben wechseln zwischen 107 und 140,000). Die Eintheilung der montenegrinischen Stämme ist folgende:

1.	Katsunka (Unterabtheilungen: Cetinje, Njegusch, Tzutze, Osdrenitschi, die theils auf türkischem Gebiet wohnen, Pjessewizi, Tzellitza, Bielitza, Grahowo, Remani, Zagarotz	33,000 Seelen,
2.	Lietschanka	6,000 „
3.	Rietska, mit Liubotin, Tseklina ꝛc.	12,000 „
4.	Tsermitza (Unterabtheil.: Dupila, Gluhido ꝛc. .	13,000 „
5.	Pipeei	9,000 „
6.	Moratscho mit den Rowtsi	10,000 „
7.	Kutschi mit den Drekalomitsch, Wassoewitsch, Bratonitsch	18,000 „
8.	Bielopawlitsch	15,000 „

Die vier letzten bilden die „Berdas" oder Berge.

Montenegro umschließt außerdem einige albanesische Dörfer und einen gleichfalls albanesischen Stamm, die Triepschi oder Zatriebatz; endlich sichert ihm der Vertrag von 1858 den Besitz der von den „Uskok" oder Flüchtlingen bewohnten Gebiete, die man nicht mit den alten, in der Geschichte Venedigs als Seeräuber berühmten Uskok verwechseln darf. Die Uskok der Herzegowina sind christliche Flüchtlinge an der montenegrinischen Grenze und lagen bisher in beständigem Kriege mit den Türken. Sie zerfallen in zwei Gruppen: die an den Quellen der Moratscha und die von Rudinje, nordwestlich von der Ebene von Nikschitje.

Italien.

Neapolitanische Photographien.

II.

Das Lava-Meer und Herculanum.

Unter diesen Widerwärtigkeiten und in Anspruch genommen von körperlicher Anstrengung, hatte ich den Berg, der uns mit seiner Lava-Masse zur Rechten lag, einige Zeit außer Acht gelassen. Als ich meine Blicke wieder auf ihn richtete, bemerkte ich eine große Veränderung. Das Lava-Meer oder vielmehr seine großen Teig-Massen und abgerundeten Formen, waren verschwunden, und an seine Stelle war eine Aufschüttung von großen, losen Schlacken getreten, so daß die Bergfläche vor mir einem riesigen Coalshaufen glich, wie man sie im Kleinen in Gasbereitungs-Anstalten sieht. Dieser Coalshaufen, obwohl oben schwarz, schien von unten her zu brennen, denn an einzelnen Stellen grinste die rothe Gluth, trotz der Tageshelle, deutlich hervor, und über dem Ganzen schwebte ein weißer, erstickender Schwefeldampf. In einiger Entfernung aber und noch höher hinauf, zeigten sich, unter schwarzer Decke tückisch hervorlugend, die beiden großen Feuerstellen, das eigentliche Ziel unserer Expedition.

Der Erd-Rücken, auf dessen Spitze nach der Seeseite zu die Eremitage steht, bildet eine Insel im Lava-Meer und verliert sich hinten in dieses. Als wir das Ende des Rückens erreicht hatten, ließen die Führer abermals anhalten und fragten uns, ob wir gesonnen wären, die Wanderung bis zur fließenden Lava, den beiden großen Feuerstellen, fortzusetzen.

Die Herren antworteten mit „Ja," die Damen waren vollständig erschöpft und erklärten, nicht weiter fort zu können, — Allen war Ruhe nöthig.

Die Führer benutzten die Zeit der Ruhe, ihre gewöhnlichen Kunststückchen zu produziren. Dicht vor uns legten sie Kupfermünze auf die Lava. Diese war so heiß, daß die Münzen bald flüssig wurden und auseinander liefen. Das Stückchen Lava mit dem geschmolzenen Kupfer wurde nun losgebrochen und uns als ein Andenken verehrt.

Sodann wurden rohe Eier auf die heiße Lava gelegt. Es dauerte nicht lange, so waren sie gesotten und konnten verzehrt werden.

Endlich stießen die Führer ihre Stöcke in die Lava und zogen sie als brennende Fackeln wieder heraus.

Wir aber wurden nicht müde, das unbeschreibliche Bild zu betrachten, welches sich vor unseren Blicken ausbreitete. Wie kolossal muß der Heerd in den inneren Räumen der Erde sein, der im Stande ist, so gigantische Massen von Schlacken und Lava zu liefern, wie sie vor uns lagen! Welcher Hitzegrad gehört dazu, diese Massen zu schmelzen, und welche überirdische Kraft, sie aus der Tiefe empor zu heben! Man wünscht den Kegel des Berges zu ersteigen und einen Blick in den geheimnißvollen Krater zu thun. Das Ersteigen geschieht häufig, — doch ist man, nach übermenschlicher Anstrengung, oben angelangt, so sieht man sich um eine getäuschte Hoffnung reicher, denn man hat nichts erreicht, als einen Blick in einen mit Rauch angefüllten Schornstein, und man bekommt keinen Begriff von dem Inneren eines feuerspeienden Berges. Um sich diesen zu verschaffen, muß man den Krater eines erloschenen Vulkans besuchen. Ein solcher ist der Epomeo auf der Insel Ischia, dessen Einsiedelei nicht nur eine der schönsten Rundsichten der Erde, sondern auch einen Blick in die schauerlichen, zerklüfteten Eingeweide eines ausgebrannten feuerspeienden Berges gewährt.

Aber nicht allzulange gestatten die Führer dem Fremden, an dem Rande des unabsehbaren, heißen und mit dichten Rauchwolken bedeckten Schlackenmeeres auszuruhen; sie behaupten, das Einathmen der Schwefeldämpfe sei ungesund, mitunter sogar gefährlich, und treiben zum Besuche der beiden großen Feuerstellen. Der Weg zu diesen ist nun in der That äußerst beschwerlich, denn er führt durch die warmen Schwefeldämpfe über lose, heiße, ja mitunter glühende Lavaschlacken, die sich bei jeder Berührung verschieben und dem Fuße keinen festen Halt gewähren. Hier zeigt sich nun die Nothwendigkeit und die Geschicklichkeit der bisher verachteten Begleiter. Man strauchelt bei jedem Tritt, und wird bei jedem Straucheln von ihnen aufgefangen und wieder in die senkrechte Lage gebracht. Nachdem ich mehrmals auf die Hände gefallen war und mir diese empfindlich verletzt hatte, ließ auch ich mir ihre unverdrossenen Dienste geduldig gefallen.

Noch ehe man die Hälfte des beschwerlichen Schlackenweges zurückgelegt hat, fühlt man sich schon völlig erschöpft und außer Athem, ja man steht still und ist geneigt, sich nieder zu werfen, oder umzukehren; aber das wird nicht geduldet; so wie man still steht, um Luft zu schöpfen, fühlt man sich von zwei kräftigen Händen unter die Arme genommen und weiter geschoben. Es sind wohl nur die Schwefeldämpfe, welche das Athemholen erschweren und jene sonderbare, an Verzweiflung grenzende Erschöpfung bewirken.

Nachdem man zuletzt noch eine gute Strecke mehr getaumelt als gegangen ist, befindet man sich dicht vor der feurigen, „fließenden Lava."

Die Gluth ist groß und die Schlacken, auf denen man steht, sind so heiß, daß man, um sich nicht die Sohlen zu verbrennen, fortwährend die Füße abwechselnd in die Höhe heben muß; was aber das „Fließen" der Lava betrifft, so ist von einem solchen nicht die Rede. Man steht vor einem riesenmäßigen Coals-Feuer, das unter einer von schwarzen Schlacken gebildeten Decke glimmt, die das Feuer nach vorn überragt, wie ein verräuchertes Kaminsgewölbe. Von dem überstehenden Rande dieses Gewölbes bröckeln nun fortwährend mit leisem Geknister unregelmäßige Stücke ab und fallen in die Gluth, die sie schüren und nach unten hin verlängern, während die schwarze Decke immer langsam nachschiebt. Der Vesuv hat demnach an seiner dem Meere zugekehrten Seite zwei Oeffnungen, aus denen ein ewig genährter Strom von glühenden Schlacken, deren obere Schicht schwarz ist, langsam hervorquillt und in der bezeichneten Weise durch eine unterirdische Kraft getrieben und nach dem Gesetze der Schwere steigend, sich nachmunten hin fortbröckelt. Wahrscheinlich arbeitet der Heerd des Vulkans im Innern der Erde ununterbrochen, und entledigt sich seiner Produkte auf den beiden erwähnten Abfatzwegen. Werden ihm diese oder durch irgend welche Vorgänge im Innern des Berges verlegt, oder verstopft und abgeschnitten, so speichert er seine Produkte so lange auf, bis es ihm gelingt, sich ihrer durch eine gewaltsame Eruption, sei es durch den Krater oder durch andere Oeffnungen, zu entledigen. Bei solchen Ausbrüchen aber ist alsdann die Lava nicht mehr ein Geschiebe von einzelnen Bruchstücken, kein Conglomerat, sondern jene zähe, dickflüssige Teigmasse, deren erstarrte Formen das Lava-Meer aufbewahrt.

Steigt man von den beiden Feuerstellen noch höher hinauf, so werden die Schlacken immer kleiner, immer zerbröckelter und endlich zu loser Asche. Diese ist es, welche das Ersteigen des Kraters zu einer so übermenschlichen Anstrengung macht, da sie noch leichter, verschiebbarer ist, als die Schlacken, und dem Fuße einen noch weniger festen Halt gewährt, als diese.

Auf die uns sehr bald von den Führern vorgelegte Frage, ob wir noch höher hinaufsteigen wollten, antworteten wir mit „Nein," und stürzten, so gut es gehen wollte, nach dem Orte zurück, wo wir die Damen gelassen hatten. Aber der Ort war leer; die bei ihnen zurückgebliebenen Führer hatten die Damen, um sie den Schwefeldämpfen und der in der Luft flimmernden Hitze zu entziehen, bereits an dem Erd-Rücken entlang bis hinab zu den Pferden geleitet. Hier trafen wir sie, umgeben von allerlei Produkten aus Lava, sowie von Gläsern und Flaschen mit Lacrymä

Christi, nebst andern Erfrischungen und Lebensmitteln, welche aus der Eremitage herbeigeschafft worden waren. Sie zeigten kein Mitleid mit unserer Erschöpfung, sondern behaupteten, daß wir, trotz unseres mühseligen Marsches über die heißen Schlacken und durch die erstickenden Schwefeldämpfe, nicht mehr gesehen hätten, als sie, und .... sie mochten Recht haben.

Nachdem wir uns durch einen Schluck Wein und ein Stückchen säuerliches Brod ein wenig gestärkt hatten, galt es, die Ansprüche derjenigen zu befriedigen, die uns Dienste geleistet hatten, oder geleistet haben wollten, denn die Versammlung hatte beschlossen, sich bei dem herrlichen Wetter in der Eremitage einen lustigen Abend zu machen. Wir bezahlten zunächst die entnommenen Lavasachen, den Wein, das Brod, die Eier, die Kupfermünzen, sowie die verbrannten Stöcke, — denn jede Kleinigkeit wurde uns natürlich in Rechnung gestellt, — und erklärten dann, um die weiteren Ansprüche zu dämpfen, daß wir nun nichts mehr schuldeten, da wir Niemand zu Dienstleistungen aufgefordert hätten.

Da entstand ein großer Sturm unter unsern Begleitern. Ein Jeder zog ein schmutziges Stück Papier aus der Tasche, welches ihn als vereideten Führer dokumentiren sollte. Als Inhaber eines solchen Patentes, hieß es, wären Abgaben zu entrichten, und wo sollten diese herkommen, wenn die Fremden nicht zahlten? Hätten sie uns nicht vor der Hitze gewarnt, wo wären unsere Schuhsohlen? — und wo die Kleider der Damen, hätten sie sie nicht geschützt vor den Dornsträuchen? — ja, sie priesen sich als unsere Lebensretter, indem es *ihnen* ja frei gestanden hätte, uns in den Schwefeldämpfen der Lava bis zum Ersticken verweilen zu lassen.

Unserm Einwande, daß wie alsdann den Trost gehabt haben würden, mit ihnen *gemeinschaftlich* zu sterben, begegneten sie mit der Bemerkung, ihre Lungen seien an das Einathmen der Schwefeldämpfe gewöhnt.

Endlich erklärten sie, uns nicht eher wieder auf die Pferde zu lassen, als bis wir einem Jeden von ihnen zwei Piaster gezahlt. Wir entgegneten lächelnd, die Zeit gehöre dem Reisenden, — hier oben recht lange zu verweilen, womöglich die Nacht in der Eremitage zuzubringen und morgen früh die Sonne aufgehen zu sehen, hielten wir für kein Unglück, — zahlen aber würden wir *nicht*.

Das half, und es geschah endlich, was wir wünschten.

Der Herr der Pferde, unser Hauptführer, der mit seinen Thieren sobald wie möglich wieder in Resina sein wollte, trat mit seinen Landsleuten auf die Seite und sprach eifrig, aber leise mit ihnen hin und her. Dann kam er, um uns zu verkünden, daß es ihm gelungen sei, unsere Begleiter dahin zu vermögen, sich mit drei Piaster für alle sammt und sonders zu begnügen. Diese möchten wir ihm nur anvertrauen und ein kleines Trinkgeld für seine Bemühung hinzufügen, dann wäre Alles geschlichtet und gerichtet.

„Ueberwunden und geblaut" zahlten wir gern das Verlangte, bestiegen die Pferde und traten den Rückweg über das Lava-Meer an; die vereideten Führer aber erstiegen geräuschvoll den Bergrücken, um sich für das leicht Erworbene einen fröhlichen Abend zu machen.

Wir indeß, als wir das Lava-Meer überschritten und uns *rechts* gewendet hatten, jubelten laut auf, denn das blaue Meer und die ganze Herrlichkeit des Golfes von Neapel, angestrahlt vom hellsten Sonnenlicht, lag plötzlich vor uns, und wir würden diesen Anblick nicht für zu theuer bezahlt erachtet haben, wenn wir den Führern anstatt der drei Piaster eine Million gegeben hätten.

Es war ein wunderbares Landschaftsbild; Meer und Land schienen auf einer schiefen Ebene zu liegen, an deren oberen Rande der Posilipo mit der Insel Nisita hoch in den Himmel hineinragte. Man wußte nicht, ob man träume oder wache, und der Führer hatte Mühe, uns dahin zu vermögen, den entzückenden Standpunkt zu verlassen.

Er mußte endlich aufgegeben werden; aber wir nahmen die Ueberzeugung mit, daß die Aussicht vom Vesuv mit vollem Rechte für die erste in der Welt gilt.

In Resina angelangt, war es noch so früh am Tage, daß wir beschlossen, den Rest desselben zu einer Fahrt nach dem nahen Herculanum zu verwenden. Wir gewannen dadurch überdies den Vortheil, daß wir uns bei einer späteren Fahrt nach Pompeji nicht mehr mit Herculanum aufzuhalten brauchten.

Mit Vergnügen vertauschten wir die harten Sättel der Pferde mit den weichen Polstern des auf uns harrenden Wagens, und rollten durch die geräuschvollen Gassen von Resina. Der Weg führte uns vorüber an *Faverita*, dem Palaste des Prinzen von Salerno; aber wir ließen uns weder durch die Landschaften von Hackert, welche er enthält, noch durch den Mosaik-Fußboden, den man aus den Ruinen des Palastes des Tiberius auf Capri hierher geschafft hat, zu einem Aufenthalte verleiten. Wir hatten für heut' nur Sinn für den Vesuv und für das, was mit ihm in nächster Beziehung steht.

Im gewöhnlichen Leben wird Herculanum selten *allein* genannt, sondern es heißt fast immer „Herculanum und Pompeji." Daher kommt es, daß man aus weiter Ferne glaubt, man habe es mit zweien Städten zu thun, die im Jahre 79 n. Chr. durch einen Ausbruch des Vesuvs verschüttet und in neuerer Zeit ausgegraben worden. Man wundert sich daher nicht wenig, wenn der Kutscher, nachdem das volkreiche Herculanum in kurzer Zeit erreicht ist, in einer der lebhaftesten Straßen vor einem ganz neuen Hause still hält und mit dem Bemerken absteigt, hier sei das alte Herculanum.

Er zieht nun an einer Glocke, die Thür öffnet sich, und man betritt einen kleinen Hof, auf welchem immer noch von einer ausgegrabenen Stadt nichts zu sehen ist.

Endlich erinnert man sich gelesen zu haben, daß Herculanum unter einer an manchen Stellen 100 Fuß mächtigen Lava-Masse, Pompeji aber unter einer kaum zwölf Fuß hohen Schicht von Asche und kleinen Steinen begraben wurde. — Diese Asche auf den Straßen und Häusern von Pompeji zum Theil fortzuräumen, nachdem ein Bauer im Jahre 1748 die Stadt beim Graben eines Steinberges wieder aufgefunden hatte, war verhältnißmäßig leicht, während es fast unmöglich ist, die steinharte, dem Stahle Widerstand leistende Lavadecke von Herculanum abzuheben, wenn die Häuser der modernen Stadt, welche über der alten erbaut sind, dies auch gestatteten.

Man hat sich daher, um die moderne Stadt nicht zu gefährden, in Herculanum hauptsächlich damit begnügt, nachdem die alte Stadt im Jahre 1720 beim Graben eines Brunnens wieder aufgefunden worden, *unter* der Lavaschicht ein antikes Theater für 10,000 Zuschauer aus der Lava-Masse vollständig herauszuhauen; sonstige Ausgrabungen sind aber auf Anordnung der Regierung wieder zugeschüttet worden. Es besteht also das alte Herculanum für den Fremden nur aus dem unterirdischen Theater.

Von dem kleinen Hofe aus wurden wir in ein Zimmer geführt, wo ein alter Mann, der seinem verwitterten und angebröckelten Aussehen nach so lange wie Herculanum unter der Lava gelegen zu haben schien, Wachskerzen anzündete, einen Jeden von uns damit versah und uns, selbst mit einer brennenden Kerze versehen, auf einer schmalen Treppe voranleuchtete, die in die Lava gehauen, tief hinab zum antiken Theater führt.

„Dort unten aber ist's fürchterlich."

Zunächst fielen uns die vortrefflichen Augen des Alten auf, denn er sah in der schwarzen Finsterniß Dinge, von denen wir keine Ahnung hatten und durch die Kerzen nicht den leisesten Schimmer erhielten. Er las mehrere Inschriften, unterschied ganz deutlich 121 Sitzreihen und verlangte von uns, daß wir an der Wand die Spur oder den Abdruck eines Menschengesichts erkennen sollten; — in seinem Eifer schilderte er sogar als noch anwesend alle Statuen und Säulen, die gleich nach ihrer Auffindung in's Museo borbonico geschafft worden waren. Uns fiel dies nicht auf, — wir hatten bereits in Rom erfahren, daß das Nichtvorhandensein der Merkwürdigkeiten des klassischen Alterthums stets das Merkwürdigste ist.

Weit unangenehmer an dem so hellsehenden Führer war, daß er eine Unebenheit des in die Lava gehauenen Weges oder der Decke niemals vorher ankündigte, sondern stets erst sagte: „Fallen Sie nicht," oder „Stoßen Sie sich nicht," wenn Jemand bereits gefallen *war*, oder sich gestoßen *hatte*.

Doch wir verloren die Laune nicht; im fernen Auslande „Berlin bei Nacht" gesehen zu haben, ist ja überdieß ein Gewinn; wir beflügelten nur unsere Schritte die Lavastufen hinauf, als der Alte, nachdem wir aber auch nicht das allermindeste geschaut, seine Rede mit der kühnen Behauptung schloß, nun hätten wir Alles gesehen, und wir waren herzlich froh, im goldenen Sonnenlicht wieder in den Wagen zu steigen.

Dieser führte uns so schnell nach Neapel zurück, daß wir in unserm Hôtel noch um 6 Uhr mit an der table d'hôte diniren und wie gewöhnlich im Theater San Carlo den Tag mit dem Genuß einer Verdi'schen Oper beschließen konnten.

Außer Neapel aber giebt es keine Stadt auf der Erde, die im Stande wäre, dem Fremden an einem und demselben Tage eine lange Reihe von so abwechselnden Genüssen darzubieten, wie sie uns zu Theil geworden waren.

England.

Aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth.

I.

Spanische Gesandtschaftsberichte über die Königin Elisabeth und Leicester.

Durch die von dem berühmten amerikanischen Historiker Motley in seinem neuesten Werke mitgetheilten Beiträge zur Geschichte der spanischen Armada hat der politische Ruf Elisabeth's bereits einen harten Stoß erlitten. Es geht daraus hervor, daß wenn zum Glück Europa's und der Freiheit das wohlüberlegte Unternehmen Philipp's II. und seines großen Feldherrn Alessandro Farnese vollständig scheiterte, dies nicht, wie man oft meinte, an der Staatsklugheit und Entschlossenheit der Königin lag, sondern an zufälligen Umständen, an der Tapferkeit Effingham's und Drake's und der energischen Mitwirkung der Holländer, und daß Elisabeth, weit entfernt eine hervorragende Rolle zu spielen, sich vielmehr der ihr gestellten Aufgabe nicht im Mindesten gewachsen zeigte. Der durch seine Geschichte Heinrich's VIII. bekannte Herr Froude hat nunmehr aus den Archiven von Simancas Dokumente zu Tage gefördert, welche dazu geeignet scheinen, auch den moralischen Charakter Elisabeth's in den Augen der Nachwelt vollends zu vernichten. Sie bestehen in den Berichten Alvarez de Quadra's, Bischofs von Aquila, Gesandten Philipp's II. am englischen Hofe von 1558 bis 1563, die dem wesentlichen Inhalt nach im Juniheste von Fraser's Magazine veröffentlicht werden und die wir hier auszugsweise folgen lassen.

Von dem Tage ihrer Thronbesteigung an hatte Elisabeth durch die besondere Gunst Anstoß erregt, die sie dem nachher unter dem Titel eines Grafen von Leicester berüchtigt gewordenen Lord Robert Dudley erzeigte. Die Gerüchte über dieses Verhältniß wurden so laut, daß Quadra sich veranlaßt sah, nähere Erkundigungen darüber einzuziehen. — Das Resultat war im Ganzen nicht ungünstig. Im Publikum waren viele für die Königin nachtheilige Geschichten in Umlauf, aber der Gesandte war nicht geneigt, ihnen unbedingten Glauben zu schenken. Sie sei eine eigensinnige Person und eine böse Ketzerin, aber das sei auch das Schlimmste, was man von ihr sagen könne. Ihre Vorliebe für Dudley war jedoch so augenscheinlich, daß sowohl Protestanten, als Katholiken darüber ihre Glossen machten. Er war verheiratet, aber seine Gattin erschien niemals bei Hofe, angeblich wegen Krankheit, die die Fama keiner natürlichen Ursache zuschrieb. Dudley selbst war so unvorsichtig, von Zeit zu Zeit Winke fallen zu lassen, daß ihm dereinst ein glänzendes Loos beschieden sein möchte; hatte doch schon sein Bruder vor den Stufen des Thrones gestanden.* Der Staatssecretair Cecil (Lord Burleigh) fand endlich, daß sich die Königin so ernstlich kompromittire, daß er es für seine Pflicht hielt, ihr Vorstellungen zu machen. Indessen verging die Zeit; der Krieg mit Schottland lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände; Amy Robsart blieb am Leben, und allmählich verstummten die bösen Zungen, als in einer Herbstnacht des Jahres 1560 Cecil heimlich zum spanischen Gesandten kam und ihm sagte, daß alle seine Anstrengungen fruchtlos gewesen seien. Die Königin stürze sich in's Verderben, und er könne sie nicht mehr retten. Sie habe Lord Robert Dudley „zum Herrn der Regierung und ihrer eigenen Person gemacht." Dudley's Frau solle aus dem Wege geräumt werden und könne sich schon jetzt kaum der Gistmischer erwehren. Ihre Ehre vergessend, die Gefahr und Alles verachtend, um nur ihrer Leidenschaft zu fröhnen, denke Elisabeth nur daran, ihren Buhlen auf den Thron zu erheben, und die unglückliche Amy Robsart werde nicht lange ein Hinderniß sein. Was ihn selbst (Cecil) betreffe, so werde er, wie ein vorsichtiger Schiffer vor einem Sturm, sich bei Zeiten vom öffentlichen Leben zurückziehen. Seine Bemühungen hätten zu Nichts geholfen; jetzt wolle er sich entfernen und den Verlauf der Revolution abwarten, die bei dem Wahnsinn, der die Königin ergriffen, unvermeidlich sei. Während der Gesandte die verhängnißvolle Kunde an seinen Herren chifferirte, kam die Nachricht nach London, daß Amy Robsart todt sei. Sie hielt sich, wie sich die Leser von „Kenilworth" erinnern werden, in Cumnor-Place, einem einsamen, etwa drei Meilen von Oxford gelegenen Hause auf. Zu welchem Zwecke man sie dahin gebracht hatte, ist nie erklärt worden; sicher ist, daß sie hier — wie Elisabeth dem spanischen Gesandten betheuerte, zufällig — von einer Treppe herabfiel und getödtet wurde. Sogleich wurde ein Kabinetsrath berufen. De Quadra sagt nicht, wer an demselben theilnahm, aber die Hauptperson war auch diesmal Cecil, der, von Unwillen hingerissen, auf einen Augenblick alle politischen Bedenken vergaß. Man schlug vor, Elisabeth zu entthronen und sie mit Dudley nach dem Tower zu schicken. Das Verbrechen der Königin sei zu offenkundig, als daß die Protestanten nicht diesen Schritt billigen müßten, und aus den zahlreichen Personen, welche auf den erledigten Thron Anspruch machen könnten, würde sich wohl Eine finden, die dem Lande genehm sei. Wer sollte dies aber sein? Mehrere Tage war es zweifelhaft, auf wen die Wahl fallen würde. Die Königin wußte wahrscheinlich, in welcher Gefahr sie schwebe, wagte aber keine Vertheidigungsmaßregel zu treffen. Gegen Darnley, den Kandidaten der katholischen Partei,* stimmte Cecil entschieden; er wäre nur ein Werkzeug in den Händen der Reaction. Cecil schlug vor, die Dynastie zu ändern, die Tudor für Usurpatoren zu erklären und den Grafen von Huntingdon, als Nachkommen des Hauses York, zum König auszurufen; aber der Graf von Huntingdon war, als eifriger Protestant, der einen Hälfte der Nation ebenso verhaßt, als der Katholik Darnley der anderen Hälfte. Auch hätte Philipp die Entfernung Elisabeth's nicht ruhig mit angesehen, wenn man einen Ketzer an ihre Stelle setzte. Die verschiedenartigsten Pläne wurden angeregt und verworfen; in der Verwirrung fand, wie man glaubt, auf Cecil's Anstiften, die heimliche Ehe der Lady Katherine Grey, einer Schwester der unglücklichen Johanna, mit dem Grafen von Hertford, Sohn des unter Eduard VI. enthaupteten Protektors, statt, die einen neuen Thron-Kandidaten schuf. Am Ende konnte man dennoch zu keinem Entschluß kommen. Ein Bürgerkrieg, eine französische Invasion und Maria Stuart schienen die gewissen Folgen der Absetzung Elisabeth's, und wenn sie darauf verzichtete, durch die Heirat mit ihrem Günstling das Volksgefühl offen zu verletzen, so beschloß man, ihre Herrschaft für's Erste noch zu dulden. Leider fehlt gerade hier einer von den Briefen De Quadra's, von dem nur ein Auszug vorhanden ist, der die näheren Umstände nicht erwähnt. Jedenfalls kam es zu keinem öffentlichen Ausbruch, und da man sich geeinigt hatte, Elisabeth auf dem Throne zu lassen, so war es nothwendig, ihre Ehre zu schützen und den Mord zu vertuschen.

So weit die Erzählung unseres Bischofs, der kein Motiv haben konnte und es auch schwerlich wagen durfte, seinen Herrn über dergleichen Ereignisse zu täuschen, und die man daher in Bezug auf das, was er persönlich sah und hörte, als vollkommen glaubwürdig anerkennen muß. Wenn er aber später berichtet, daß erst Sir Henry Sidney (der Schwager Leicester's), dann Dudley selbst und endlich sogar Elisabeth ihm eröffnet hätten, daß sie Philipp heiraten, die Reformation abschaffen und „die Religion" in England wieder herstellen wolle, so ist allerdings hierauf wenig Gewicht zu legen, da sie offenbar dem Könige von Spanien nur mit der Aussicht auf ihre Hand schmeicheln wollte, um ihn von einer Verbindung mit ihren inneren Feinden abzuhalten.

II.

Lord Baco von Verulam.

Es ist unstreitig eine der peinlichsten Empfindungen für jeden Verehrer der Wissenschaft und ihrer Priester, wenn das leuchtende Lebensbild eines Genius, wie Baco von Verulam, der den von seinem namen- und geistverwandten Landsmanne Roger Baco begonnenen Kampf gegen die Scholastik aufgenommen und mit siegreichen Waffen verfolgt; der einer gesünderen Philosophie die Bahn theils gebrochen, theils angedeutet; der durch zahlreiche Schriften seinem Namen ein unsterbliches Gedächtniß gestiftet hat — wenn, sagen wir, dieses Bild ihm durch die Schuld parteiischer oder leichtfertig nachbetender Darsteller getrübt und entweihet; der fromme Glaube, daß ein großer Denker auch ein großer Mensch sei, daß, mit Jean Paul zu reden, unterhalb eines hellen Kopfes stets ein warmes Herz schlage, tief erschüttert wird; mit Einem Worte, wenn der bewunderte Baco von seiner Höhe herabgerissen, als kleinlich neidischer Selbstsüchtling, als verrätherischer Freund, als kriechender Höfling im Staube liegt.

Unsere Brust von diesem peinlichen Gefühl, diesem moralischen Alpdruck zu befreien, unternimmt ein engl. Publizist, Herr W. Hepworth Dixon, Advokat und zugleich Redacteur des Athenaeum, in einer kürzlich erschienenen Schrift,** deren Hauptwerth darin besteht, daß sie neue That-

* Der jüngere Bruder Leicester's, Lord Guilford Dudley, war bekanntlich der Gemahl der unglücklichen Johanna Grey, die einige Tage lang Königin von England war. D. R.

* Darnley war ein Urenkel Heinrich's VII., durch seine Großmutter, Margaret Tudor, Königin von Schottland, in zweiter Ehe vermählt mit dem Grafen von Angus. Ihr Sohn erster Ehe war Jakob V., der Vater Maria Stuart's. D. R.

** Personal History of Lord Bacon. From unpublished Papers. By William Hepworth Dixon, of the Inner Temple. Copyright Edition Leipzig, Tauchnitz, 1861

sachen beibringt, um jeden dunklen Punkt auf Baco's Laufbahn zu beleuchten. Man hat z. B. behauptet, Baco habe sich als Parlamentsglied nur von eigennützigen Beweggründen leiten lassen und habe der Regierung blos zu dem Zwecke opponirt, um ihr seine Berufung in's Ministerium abzuzwingen. Herr Dixon zeigt durch Thatsachen, daß Baco's Opposition durch höhere staatsmännische Gründe gerechtfertigt gewesen; daß er Patriot und Reformator war; daß große Wahlkörperschaften mit einander wetteiferten, ihn als ihren Vertreter in's Parlament zu senden; daß er an Verstand, Gelehrsamkeit, Mäßigung, Weisheit, Macht, der Menschen Sinn und Leidenschaften zu richten, zu lenken, als der Erste im Hause der Gemeinen hervorragte; daß in seinen Parlamentsreden die Keime großer Verbesserungen zu finden sind; daß, wenn er sich unter die fast despotische Macht des Hofes zu beugen schien, er hier nur die Behutsamkeit eines weisen Staatsmannes zeigte; daß Königin Elisabeth gelegentlich seine Dienste gegen das Land anerkannte und weit entfernt, ihn zu vernachlässigen, ihm wiederholentlich wesentliche Zeichen ihrer Gunst spendete. Diese Partie des Dixon'schen Buches, auf archivarische Urkunden gestützt, wird beide, die Tadler, wie die Lobredner Baco's, überraschen.

Das harte Urtheil, das Macaulay und Lord Campbell über das Benehmen Baco's gegen Essex fällen, entkräftet Dixon durch thatsächliche Beweise, die es vollkommen rechtfertigen. Hätte sich Baco, wie Essex, von persönlichen Leidenschaften hinreißen lassen, er wäre weit grimmiger aufgetreten, um die Verrätherei des Letzteren zu entlarven. Ursache genug hätte er dazu gehabt: der Weise war von einem Narren hinter's Licht geführt und in Gefahr gebracht worden, in das Netz eines Staatsverrathes, den er verabscheute, zu gerathen, durch die Perfidie eines Mannes, der allgemein dafür galt, sein Freund und Gönner zu sein und nach seinem Rath zu handeln. Da nun Baco ohne Zweifel das wußte, was wir erst durch Dixon jetzt erfahren, so müssen wir vielmehr die Mäßigung bewundern, mit der er sich bei dieser Gelegenheit benahm. Essex würde keinen Augenblick angestanden haben, Baco eine Kugel durch den Kopf zu jagen, oder ihn durch einen Dolchstich kalt zu machen, hätte sich dieser gegen ihn das zu Schulden kommen lassen, was die Biographen demselben so bereitwillig zur Last legen. Wir scheinen aber geneigt, das Wildeste und Schanderhafteste zu entschuldigen, wenn es aus leidenschaftlicher Selbstsucht entspringt, und sparen unser Verdammungs-Urtheil für die schwächere Form der Selbstsucht auf, wenn wir ihre Quelle in dem Verstande vermuthen.

Auch in Betreff der anderen Bezichtigungen gegen Baco's persönlichen Charakter bringt Dixon klare Beweisstücke genug, die geeignet sind, die landläufigen Meinungen darüber wesentlich zu berichtigen. Er beweist, daß Baco als praktischer Staatsmann seiner Zeit weit voraus war; daß seine Philosophie seine Politik durchwehete; daß er weise Rathschläge gab, liberale und humane Maßregeln empfahl, einem Geschlechte freilich, das sie nicht zu würdigen vermochte; daß er für die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit Alles that, was ein Mann in seiner Stellung thun konnte, sofern es ihn nicht nöthigte, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Die Mißbräuche, die er zu seinem Nutzen hätte ausbeuten können, verfocht er nicht nur nicht, sondern suchte sie abzuschaffen. Unter den Staatsmännern seiner Zeit scheint er nicht nur an geistiger Ueberlegenheit, sondern auch an Ehrenhaftigkeit des Charakters hervorzuleuchten; Zeugniß davon giebt die einfache Thatsache, daß er in drückender Armuth starb, während die meisten seiner Berufsgenossen ungeheure Reichthümer hinterließen.

Eines jedoch übersieht Dixon bei seiner Apologie, daß nämlich unter dem Regiment Jakob's I. kein Staatsdiener sich im Amte erhalten konnte, wenn er nicht Mißbräuchen, die seinen Ruf bei der Nachwelt gefährdeten, durch die Finger sehen wollte. Bei Baco kam überdies folgender Umstand hinzu. Baco der Philosoph ist durchaus nicht von Baco dem Staatsmann zu trennen; beide sind vielmehr eng verbunden. Baco's Methode, auf die er als Philosoph besonders stolz war, hatte ihre Lücken; er ließ namentlich das Moment aus, das nach seiner Zeit die Quelle aller Entdeckungen wurde: den wissenschaftlichen Geist. Er machte seine Methode von einer Sammlung unermeßlichen Materials abhängig, die weder ein Privatmann, noch ein Verein von Privatleuten zu Stande bringen kann. Er selbst wurde nicht müde, zu wiederholen, daß wir von der Methode keine Frucht zu hoffen haben, wenn sie nicht durch die finanziellen Einkünfte einer Nation unterstützt wird. Die wichtigen, naturwissenschaftlichen Leistungen eines Kopernikus, Kepler, Galiläo, Gilbert hat er nie gewürdigt. Er war im Reiche des Geistes ein Autokrat; er ging in der Auslegung der Natur seinen eigenen Weg, der ihn, nach seiner Meinung, Schritt für Schritt systematisch verfolgt, dahin führen mußte, der tiefsten Schöpfungsgeheimnisse Meister zu werden. Sein Verlangen nach der Stelle eines Lord-Kanzlers von England ging in den höheren Wunsch auf, Lord-Kanzler der Natur zu werden. Von Jakob und Buckingham hoffte er nun die Mittel aus dem Staatssäckel zu erschmeicheln, durch die sein großer philosophischer Plan ausgeführt werden sollte.

Stellen wir nun die von Dixon zu Tage geförderten Thatsachen mit denen zusammen, die jedem denkenden Leser aus den philosophischen Schriften Baco's bereits bekannt sind, so erscheint uns dessen Charakter als Mensch vollkommen gerechtfertigt. Das Doppelziel seines höchsten Ehrgeizes hat er freilich nicht erreicht: seine philosophische Methode ist erwiesen mangelhaft; sein Versuch, Jakob und Buckingham zu seinem Plan zu bekehren, endete in ungerechter Ungnade am Hofe und in nicht minder ungerechter Schmach bei Mit- und Nachwelt. Die Wahrheit ist, daß unter einem kalten, leidenschaftslos-ruhigen Aeußeren von Jugend auf ein Fanatismus in seinem Inneren glühte und arbeitete, der nur deshalb weniger intensiv, als der Fanatismus eines Cromwell schien, weil er unendlich umfassender war. Wäre ihm sein Plan durchgegangen, so würde seine Geistesmacht sich nicht auf England beschränkt, sondern über das ganze Gebiet der Schöpfung und der Menschenwelt erstreckt haben.

Als dankenswerthe Zugabe der Schrift bezeichnen wir die bisher noch ungedruckten Briefe der Lady Anna Baco, der Mutter des großen Mannes, die schon allein die Veröffentlichung der interessanten Schrift rechtfertigen würden.

Deutschland und das Ausland.

Die deutsche Auswanderung.*

Alle Dinge, die unser theures, deutsches Vaterland in seiner Gesammtheit berühren, haben einen wehmüthigen Anklang, den selbst die stolzen Harmonien unserer Kunst und Wissenschaft empfinden lassen. Warum wirft man dem Deutschen einen Mangel an Selbstvertrauen, Selbstbewußtsein, an Nationalstolz vor? Weil der Deutsche nur im kleinen Kreise sich glücklich fühlt, im Hinblick auf das Ganze aber Vergleiche anstellt, reflektirt, kritisirt, sich gern in das Reich der Ideale flüchtet, oder sonst der Wirklichkeit von Zuständen zu entgehen strebt, die seine nach weitem Bauplan angelegte Natur noch nicht erfüllen können. Der Deutsche, dem die Abstraction von der gemeinen Wirklichkeit wie keinem Volke des Erdballs gelingt, ist recht eigentlich der Mensch an sich, jenes des Glückes entbehrende Gute, von dem unser tiefsinniger Schiller sagt:

> Er ist ein Fremdling, er wandert aus
> Und suchet ein unvergänglich Haus

Darum ist die Auswanderung ein inhaltschweres Thema bei den Deutschen, und ein Thema, welches wie als Ausdruck sozialer Leiden und Freuden echt deutsch vorzüglich mit dem Gemüthe auffassen. Das haben unsere Dichter bewiesen: Anastasius Grün, Freiligrath und der wackere Philipp Heinrich Welcker, der „dem Unzufriedenen im Vaterland" zuruft:

> Kannst Du nirgends hier noch fassen
> Eine Hoffnung, deutscher Mann,
> Eh' Du wanderst, muthverlassen
> Ueber's Meer in fernen Bann?
> Giebt's kein Herz mehr, keine Klause
> Und kein Grab mehr, Deutschlands Sohn,
> Wo noch gern Dein Kummer hause,
> Gern noch Deine Liebe wohn'?

Und der große Schiller fügt mahnend hinzu: „Hier sind die zähen Wurzeln deiner Kraft!" Eine ergreifende Wahrheit, gewiß, doch es lauern im Hinterhalte viele Aber! Man schaue nach den Nordwest-Gauen unserer Heimat, nach den Nordseeküsten, welche den deutschen Unternehmungsgeist zur Meerfahrt aufzufordern scheinen, man schaue nach Hannover und Holstein und weiter landeinwärts nach Hessen, und diese drei H werden, auch ohne belehrenden Beistand unseres Volkskenners Riehl, gar Manches erklären! Der Deutsche ist eben ein Weltbürger, der, wenn er, wie Bias, all' sein kleines Habe mit sich fortträgt, auch das Vaterland mit hinfortzutragen glaubt. Auch meist ein Aberglaube! Der Strom der Auswanderung nach den neuen Welttheilen schiebt sich ungehemmt weiter, „Millionen von Deutschen haben schon dem Vaterlande den Rücken gekehrt;" Tausende sind mit ihren Wünschen, Hoffnungen und Versuchen gescheitert,

---

* Die deutsche Auswanderung von Emil Lehmann. Berlin, G. Reimer, 1861. 103 Seiten 8°.

und wir Zurückbleibenden stehen in fruchtloser Trauer vor einem Schauspiele, dessen Wendepunkt nicht abzusehen ist.

Eine soziale Erscheinung von so massenhafter Ausdehnung verdient es gewiß, daß ein einsichtsvoller, mit dem Sachverhältniß vertrauter Mann sie hinsichtlich ihrer Gründe und Folgen prüft und in ihrem geschichtlichen Auftreten treu darzustellen sucht. Den zweiten Theil dieser Aufgabe hat unlängst Herr Emil Lehmann in Hamburg in einer Schrift über die deutsche Auswanderung zu lösen unternommen, welche Schrift ursprünglich als Aufsatz in Haym's Preußischen Jahrbüchern erschienen war. Herr Lehmann giebt uns einen geschichtlichen Ueberblick über die gesammte deutsche Auswanderung vom Beginn des 17. Jahrhunderts an bis 1860; er verweilt aber, auf ein treffliches, statistisches Material gestützt, am Ausführlichsten bei der Auswanderung in diesem Jahrhundert. Es hieße das Maß des uns hier gesetzten Raumes überschreiten, wollten wir das von Herrn E. Lehmann gezeichnete Bild Zug für Zug nachmalen, und wir würden außerdem, wenn wir das verjüngte Abbild herstellten, wegen der räumlichen Zersplitterung des Stoffes, höchstens den Eindruck eines zusammengewürfelten Haufens trockener Einzelnheiten erzielen. Darum sei mit einer Rechenschaft von den leitenden Gesichtspunkten unseres Autors genug gethan!

Die Frage, welche das Eintheilungsprinzip für die hier zu behandelnden Thatsachen bestimmt hat, lautet: Colonisation oder Einzelauswanderung? Wenn man die abstrakte Logik seines Verstandes wählen läßt, so wird man sich zweifelsohne sofort für das System der Colonisation entscheiden. Scheint doch die planmäßige Auswanderung einer noch dazu von der Heimat aus unterstützten Gesellschaft durch Bequemlichkeit, Sicherheit und geringeren Geldaufwand vortheilhaft gegen ein Verfahren abzustechen, das den Einzelnen lediglich auf seine eigene Kraft verweist und ihm im Falle des Versiegens derselben mit Nichts in der Welt zu Hülfe kommt! So spricht die Logik, aber die Erfahrung, welche die Geschichte der Ansiedelungsversuche, wenigstens an deutschen Beispielen darbietet, lehrt uns gerade das Gegentheil. Bis auf die jüngst durch William Penn ruhmreichen Andenkens vermittelte Niederlassung deutscher Separatisten in Pennsylvanien, und nicht einmal alle Nachzügler dieses noch am Besten gelungenen Unternehmens, entbehren sämmtliche Bestrebungen dieser Art, seien sie von Regierungen oder Privatgesellschaften ausgegangen, eines irgendwie nachhaltigen Erfolges. Je mehr man sich vorgesehen zu haben glaubte, desto kläglicher war das, was man erreichte. So geschah es, als der Mainzer Fürstenverein, der 1842 zusammengetreten, im Jahre 1844 die Expedition nach Texas unter Führung des Prinzen Karl von Solms-Braunfels in's Werk setzte und schon 1845 mit der dort gegründeten Stadt und Kolonie Neu-Braunfels ein trauriges Fiasco machte, den Traum eines bureaukratisch-monarchischen Staates in der Wildniß der Prairie schwer büßend; so geschah es auch, als 1849 von Berlin aus eine aus 180 Personen aller Stände zusammengesetzte Auswanderungs-Gesellschaft, der ein Kapital von 60,000 Thalern zu Gebote stand, den Gebrüdern Schomburgk nach Süd-Australien folgte, um daselbst eine geschlossene Ansiedelung mit sozialistischen Tendenzen einzurichten, und gleich nach der Ankunft durch die rauhe Wirklichkeit über die Unmöglichkeit ihrer Pläne belehrt ward! Ueberall, wo eine tendenziöse Absicht den Strom der Auswanderung auf ein bestimmtes Ziel der Niederlassung zu leiten versuchte, haben die Urheber dieser Entwürfe alle ihre Erwartungen scheitern sehen.

Was sich einzig und allein praktisch bewährt hat, ist und bleibt, trotz mannigfacher Schattenseiten, die Einzelauswanderung!

Ich möchte wohl fragen, warum? Herr Emil Lehmann verschweigt uns die Einsicht, welche er als denkender Beobachter von dem Grunde der Erscheinung haben muß; und doch liegt dieser Grund, wenn wir den Standpunkt des Nationalökonomen in's Auge fassen, äußerst nahe! Gerade wie auf volkswirthschaftlichem Gebiete alles künstliche Machen, Aufpfropfen, „Organisiren," die sogenannte „Leitung der Verkehrswege," nämlich das ganze protectionistische System sich neuliter als völlig verfehlt und unwirksam herausgestellt hat, so ist es auch mit dem Dirigiren der Auswanderung von Oben herunter ergangen, wobei das Kolonie-Sein-Sollen ziemlich regelmäßig in ein Nicht-Sein-Können sich aufzulösen pflegte. Handel und Wandel, Austausch der Produkte und Heimatwechsel, alle diese flüssigen Elemente unseres veränderlichen Erden-Daseins lieben nun einmal das self-government als das Naturprinzip ihrer Entwickelung; es steckt tief in ihrem innersten Schooße und es hat sich in ihnen von Anfang offenbart, seit der erste Kauffahrer über die „grauliche Salzfluth" dahinglitt. Das muß man einfach anerkennen, denn die objektiven Sachverhältnisse sind stärker als die Menschen und deren mechanische Künstelei!

Steht also die Einzelauswanderung wenigstens über der von fremdartiger Tendenz beherrschten Colonisation um so viel höher, als die Freiheit über der Abhängigkeit, so darf man es als einen natürlichen Zug wahlverwandtee Motive betrachten, daß der deutsche Auswanderer in den Freistaaten von Nord-Amerika die ergiebigste Stätte für ein menschenwürdiges Leben und Lebensziel gefunden hat. Ob der Streit zwischen den nördlichen und den Sklavenstaaten eine Modification der bisherigen, dem deutschen Fleiße ziemlich günstigen Aussichten herbeiführen wird, müssen wir schon abwarten; vielleicht würde selbst eine Trennung der Staaten dem Deutschthum vortheilhaft sein, was ich aus dem Aufschwung des politischen Ansehens unserer Landsleute schließen möchte, der sich in der „republikanischen" Partei und in den unionistischen Bewegungen der Nordstaaten geltend macht.* Herr Emil Lehmann bestätigt meine Vermuthung, indem er an den Schluß seiner Abhandlung ein schönes Wort setzt, das ein Anglo-Amerikaner, der Senator Seward, eines der hervorragendsten Mitglieder der republikanischen Partei, vor einigen Monaten aussprach. Derselbe erklärte in einer zu St. Louis gehaltenen Rede: „Man hat mir überall, wohin ich in Missouri kam, gesagt, die republikanische Partei dieses Staates bestehe namentlich aus der deutschen Bevölkerung von Missouri. Ich freue mich, daß dem so ist. Denn wo immer die Deutschen hinkommen, da ist es ihre Aufgabe, der Freiheit eine Gasse zu brechen. Wer das Recht gegen das Unrecht vertheidigt, ist überall an seinem Platze, wo er immer geboren sei. Laßt also getrost Missouri germanisirt werden. Es war der germanische Genius, der die Magna Charta in England erobert hat, — es war die deutsche Philosophie, die, wohin immer sie gedrungen, die Herzen aller freien Männer mit Hoffnung erfüllte, — ja, es war nur der deutsche Genius, welcher überall auf dem ganzen Erdenrund zur Freiheit ermuthigt hat. Sind es darum die Deutschen, welche Missouri frei machen sollen, so laßt es immerhin die Deutschen sein!....."

In der Reihe der Länder, welche die stärkste Auswanderung anziehen, ist nach Nord-Amerika, jenem „Paradiese des armen Mannes," uns ähnlichen Gründen auch noch Kanada empfehlenswerth, denn Kanada hat, sobald durch die Verbindung der dichten Kette von Seen der Weg zum Oregon gebahnt ist (und man beschäftigt sich jetzt mit diesem Werke!), eine große Zukunft! Wir bedauern, bei unserem Autor eine Andeutung hierüber vermißt zu haben. Sonst freilich ist seine Schilderung der dortigen Zustände in ihren knappen, klaren Umrissen durchaus befriedigend. — Australien, das dritte Tochterland des angelsächsischen Stammes, hält hinsichtlich der Aussichten, die es dem deutschen Auswanderer eröffnet, mit den beiden vorigen keinen Vergleich aus, und wenn es der ausdrücklichen Versicherung noch bedürfte, so ist dies mit den hispano-amerikanischen Republiken, unter denen Chili wegen seiner festeren, staatlichen Ordnung eine ehrenvolle Ausnahme macht, in weit tieferem Grade ebenso der Fall. Was aber das Kaiserthum Brasilien sammt seinem Parceria- oder Halbpacht-System (das an den „truck" der englischen Fabrikarbeit erinnert, aber tausendfach drückender ist) für das Wohl des deutschen Auswanderers leistet und kraft seiner Pflanzer-Barone, seiner bigott katholischen Unduldsamkeit und unchristlichen Menschen-Verachtung zu leisten im Stande ist, davon ist in diesen Blättern von kundiger Hand schon manch' erkleckliches Kapitel berichtet worden!

Im Ganzen und Großen ist nun zwar die Lage der Deutschen in allen überseeischen Ländern, sei es in Amerika, Australien, Afrika, mehr oder weniger eine gedrückte, und das wird sie bleiben, bis nicht die Zustände im Mutterlande selbst eine das Nationalbewußtsein freudig erhebende Wendung nehmen. Würde der Deutsche an fernen Gestaden nicht ganz anders angesehen werden, wenn die deutsche Flagge von dem großem Maste stattlicher Orlogschiffe wehte, wenn der Fremde an diesem Anblick merken könnte, daß der deutsche Mann der Sohn einer großen Gesammtheit ist? Solche Gedanken zu hegen, ist nicht sowohl die Sache einer idealischen Vaterlandsliebe, es ist eine hohe und heilige Pflicht, welche die Vorsehung uns auferlegt. Eine innere Nothwendigkeit drängt täglich stärker zu lebendiger, organischer Gemeinschaft der deutschen Stämme, und von Außen her schärft jeder neue Tag die Noth uns ein, indem jeder neue Tag neuen Uebermuth und neue Gefahren vom Auslande zu uns trägt. Wenn wir selbst fest an einander geschlossen, dann werden die abgetrennten Glieder der Heimat auch ihrerseits wieder in

---

* Leider sind in neuester Zeit sehr traurige Nachrichten über die Zustände unserer nach den Vereinigten Staaten im Laufe dieses Jahres ausgewanderten Landsleute eingegangen. Die Geschäfts- und Arbeitslosigkeit ist dort so groß, daß viele dieser armen Deutschen, die sich nicht als Kanonenfutter für eine ihnen fremde Sache wollten verbrauchen lassen, unter Kummer und Noth nach ihrer Heimat zurückgekehrt sind. D. R.

lebendigen Verkehr mit uns treten, und wir, die in Geduld ausharren wollten, werden den überseeischen Brüdern all' die Hülfe gewähren können, die sie im Interesse der Aufrechthaltung ihres Deutschthums zu erwarten berechtigt sind. T. v. B.

Mannigfaltiges.

— Die kurhessische Frage. Gotha, wo eben unter den Auspizien eines wahrhaft patriotischen Fürsten das allgemeine, deutsche Schützen- und Turner-Fest gefeiert worden, und Karlsruhe, dessen Regierung mit Muth und Freisinn die Sache des deutschen Volkes im Bunde der Fürsten vertheidigt, lenken jetzt weit mehr, als München, Dresden, Stuttgart und Hannover, die Blicke und die guten Wünsche des gemeinsamen, großen Vaterlandes auf sich. In Karlsruhe fühlt man auch am Tiefsten und Richtigsten, wie nahe die Ehre des deutschen Namens von dem Verfassungs-Handel in Kassel berührt wird. Wir führen zum Beweise die nachstehenden Worte der offiziösen „Karlsruher Zeitung" über die Bedeutung der kurhessischen Frage an — Worte, die einen um so günstigeren Eindruck machen, wenn man sie mit den undeutschen Noten vergleicht, die Herr Graf von Rechberg wieder in der kurhessischen Angelegenheit zu erlassen für gut befand:

„Mit der kurhessischen Frage," sagt die Karlsruher Zeitung, „berühren wir einen der wundesten Flecke deutschen Staatslebens. Nicht um die glänzenden Hoffnungen kühner, oder, wie Andere sagen mögen, neuerungssüchtiger Politik, welche dem deutschen Volke auch nach Außen Geltung verschaffen möchte, sondern darum handelt es sich, die Heiligkeit des Rechts zu wahren, auf daß wir ohne die Röthe der Scham auf uns selbst hinblicken können. Nein, zu schämen brauchen wir uns nicht. Das kurhessische Volk hat sich von den Scheingründen mattherziger Politiker nicht bethören lassen; es hält fest an der ebenso einsichtigen, als charaktervollen Erkenntniß, daß auf keinem anderen Boden, als dem des Rechts, ein befriedigendes Staatsleben gedeihen kann. Mit einer Gegenpartei, welche die Herrschaft des Rechts überhaupt übereinstimmend mit uns anerkennt, mag es je nach Umständen verständig und zweckmäßig sein, unter Nachlaß an Einzelrechten sich zu vergleichen. Demjenigen, welcher nach seiner Willkür das Recht überhaupt leugnet, die eine Hälfte unseres Rechtes preiszugeben, in der Hoffnung, damit vielleicht die andere Hälfte desselben zu retten, ist eitel Thorheit. Der Gewaltthätige wird den Rest zu theilen fortfahren, bis Nichts mehr übrig ist, und dem Geplünderten bliebe neben seinem Schaden nur der Spott über seine kurzsichtige Leichtgläubigkeit. Wenn irgend eine Erscheinung, kann das Beispiel Kurhessens die immer noch viel zu zahlreichen, superklugen Leute bekehren, welche meinen, die beste Politik sei die des charakterlosen Vermittelns zwischen Recht und Unrecht. Dem kurhessischen Volke wird, so hoffen wir mit fester Zuversicht, der wohlverdiente Lohn seiner mannhaften Ausdauer nicht fehlen."

— Das Londoner *Athenaeum* über die Macdonald-Affaire. Das einfältige Geschrei, das die Times über die angebliche Mißhandlung des Capitain Macdonald erhob und das in der ihr mechanisch nachplappernden, politischen Presse Londons seinen Widerhall fand, ist endlich verstummt, und die literarische, die kulturhistorische Presse Englands, die nicht, wie jene, ein Ausdruck der zwar ewig wechselnden, aber auch ewig ungebildeten Meinung des Tages ist, fängt an, ihr Verdict in dieser Sache abzugeben. Es versteht sich von selbst, daß die mit der deutschen Literatur, mit den deutschen Wissenschafts- und Bildungs-Zuständen vertrauten Organe der englischen Presse über eine Frage, bei der es sich gewissermaßen um das Verhältniß der deutschen zur englischen sozialen Bildung handelt, anders und richtiger urtheilen, als die großen Organe des „Money-Market" und der „City-Intelligence." Leider sind die deutschen Zeitungen bonhommistisch genug, von jedem dummen Artikel, den die großen englischen Blätter über Deutschland bringen, Notiz zu nehmen. Dagegen haben wir bisher nur in wenigen deutschen Zeitungen die nachstehenden Bemerkungen des Londoner Athenaenm über die Macdonald-Affaire gefunden:

„Deutsche Zeitungen melden, daß eine Denkschrift von Manchester an den Baron Schleinitz gesandt worden ist, um ihm für die Höflichkeit und Mäßigung zu danken, welche die preußische Regierung in der Macdonald-Geschichte gezeigt. Wir sind darüber nicht erstaunt. Diese Geschichte am Rhein ist von Anfang bis zu Ende ein Sturm in einem Glase Wasser gewesen. Wir haben zu viel daraus gemacht. Das System, jeden beliebigen englischen Reisenden zu ermuthigen, mit dem Geschrei „Civis Romanus sum" in der Welt herum zu laufen, als ob jeder einzelne Engländer, der Welt gegenüber, Cäsar wäre und über ihre Gesetze und Verpflichtungen erhaben — dieses System trägt dazu bei, uns in Europa lächerlich zu machen. Wer immer das ursprüngliche Opfer des Capitain Macdonald war, so viel ist klar, daß die preußische Regierung mit ihm dem preußischen Gesetze gemäß verfahren ist. Unsere eigenen Kronjuristen haben die Sache untersucht und sind bei dieser Gewißheit angekommen. Sicherlich, dieses Resultat sollte der diplomatischen Korrespondenz ein Ende gemacht haben, die nur verlängert worden ist, um mehr und mehr bitter zu werden, bis endlich diejenigen französischen Zeitungen, welche die beiden protestantischen Mächte verabscheuen, das unverschämte Vergnügen haben, der Welt zu verkünden, — unbegründeter Weise, so hoffen wir — daß ein unfreundliches Gefühl zwischen den Kabinetten von Potsdam und St. James entstanden sei, und daß der preußische Gesandte seine gewöhnlichen freundlichen Beziehungen zu Lord John Russell unterbrochen habe. Die unermeßlichen Interessen, welche England mit Preußen verbinden, Interessen der Abstammung, der Literatur, der Religion und Politik, Handels- und Familien-Interessen, sind allzu ernster Natur, um wegen einer Angelegenheit, über die so viele Zweifel erlaubt sind, wie über die Eisenbahn-Geschichte von Bonn, der Gefahr oder auch nur einem Anschein von Gefahr ausgesetzt zu werden."

— Heuglin's Expedition. Das neueste Heft (VI.) von A. Petermann's geographischen Mittheilungen bringt briefliche Nachrichten der Herren von Heuglin und Hensal aus Kairo bis zum 17. Mai, die jedoch nichts Neues darbieten. Die Beamten des Vicekönigs, König-Bey, Linant-Bey und der deutsche Professor der Anatomie, Dr. Bilharz in Kairo, suchen der deutschen Expedition in jeder Beziehung förderlich zu sein. Durch Linant-Bey's Vermittlung wurde dem Central-Magazin des Vicekönigs in Bulak der Befehl ertheilt, die Expedition mit allen Instrumenten zu versehen, deren sie etwa noch bedürfen sollte, oder auch ihre eigenen Instrumente zu repariren und zu rektifiziren. Linant-Bey selbst schenkte einen kostbaren Sextanten-Horizont. Ueber das von Mariette in Bulak begründete und geleitete „Aegyptische Museum" spricht sich Heuglin sehr anerkennend aus. Die Expedition dachte am 25. Mai mit einem Dampfboot der Medjidieh-Gesellschaft von Suez über Djedda nach Abessinien und Chartum abzugehen.

— Lelewel und Schafarik. Die Wissenschaft und die Literatur der Slaven haben bald nach einander zwei große, empfindliche Verluste erlitten. Am 29. Mai verstarb in Paris, 75 Jahr alt, Joachim Lelewel, der, obwohl er fast die ganze zweite Hälfte seines Lebens, fern von seinem Vaterlande, ein heimatloser Verbannter war, nicht aufhörte, für den Ruhm desselben zu arbeiten und für das Wohl seiner Mitbürger zu wirken. Im Jahre 1816 ward Lelewel von Wilna, wo er einen Lehrstuhl bekleidete, als Professor der Geschichte an die neubegründete Universität nach Warschau und als Custos der National-Bibliothek berufen. Obwohl zur Zeit des Kaisers Alexander I. die Wissenschaft der Polen in Rußland noch geachtet war, wurde Lelewel doch im Jahre 1824, wegen angeblicher Theilnahme an geheimen Verbindungen, seiner Lehrthätigkeit enthunden. Mitglied der Regierung während der polnischen Revolution, theilte er später das Schicksal seiner verbannten Landsleute. Im Jahre 1833 richtete er in Brüssel sein Studirzimmer ein, und hier schrieb er den größten Theil seiner gelehrten Werke: seine „Betrachtungen über den politischen Zustand des alten Polen" (2 Bde., Paris 1844), seine „Numismatische und archäologische Studien" (Brüssel 1841), seine „Geographie des Mittelalters" (Berlin 1852) und seine „Geographie der Araber" (2 Bde., Paris 1851), fast sämmtlich in französischer und nur zum Theil auch in polnischer Sprache.

Poul Schafarik verstarb am 26. Juni in Prag, 66 Jahr alt. Er gehörte, wie Kopitar, der Dombrowsky's Nachfolger bei der kaiserlichen Bibliothek in Wien wurde, während Schafarik in Prag als Bibliothekar fungirte, zu den immer seltener werdenden, slavischen Gelehrten, die sich der Wissenschaft und nur ihr allein mit reiner, heiliger Begeisterung hingeben, ohne sie zugleich zum Deckmantel politischer Agitationen zu machen. Von Geburt ein slavischer Ungar, hat er zuerst zahlreiche historisch-linguistische Abhandlungen in serbisch-illyrischer, später jedoch seine größeren Werke in čechischer Sprache geschrieben. Seine „Slavischen Alterthümer" sind eine wahre Fundgrube für jeden Forscher auf diesem Gebiete. Nicht minder ist auch sein „Slovansky Národopis" die reichste Quelle für slavische Topographie und Statistik. Als seine letzten, bedeutenderen Arbeiten sind seine „Denkmäler der älteren Literatur der Südslaven" und seine „Denkmäler der glagolitischen Literatur" zu betrachten.

J. C.

Im Verlage von Belt & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expedition Kronenstr., Redaktionsstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Bestellungen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correspondiren, wolle man an die Verlagshandlung in Leipzig richten; oder an deren Commissionär, Herrn J. Pohl's Buch-, Kunst- & Musikhandlung Nr. 27,
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 30. Mittwoch, den 24. Juli 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Nord-Amerika. Seite
Transatlantische Philosophen. Ralph Waldo Emerson 349
Frankreich.
Die Literatur des zweiten Kaiserreichs 351
Schweiz.
Herr William Reymond und die Revue Suisse 354
Italien.
Masken und Schalksnarren des italiänischen Theaters. Ruzzante (Angelo Beolco) 355
England.
Aus dem Schreiben eines Touristen in Frankreich und England 357
Deutschland und das Ausland.
Volkswirthschaftliches. Die Wuchergesetze und die Mahl- und Schlachtsteuer 359
Die Reise des Prinzen von Wales nach Irland . . . . . "
Mannigfaltiges.
Zur deutschen Landesvertheidigung . . . . . "
Deutschland und das Ausland 360
Musik und Musikmacherthum . . . . . "
Slavische Briefe über die Nordische Literatur . . . . . "
Ein spanischer Bericht über Amerika im Jahre 1576 . . . . . "
Lessing-Denkmal in Berlin . . . . . "

Nord-Amerika.

Transatlantische Philosophen.

Ralph Waldo Emerson.

Wenn die Vorsehung schwere und trübe Zeiten schickt, so schickt sie auch Männer, um sie zu tragen; wenn das gewinn- und genußsüchtige Treiben der Alltagswelt alles geistige Leben zu ersticken und zu erdrücken scheint, so erhebt sich aus der glimmenden Asche des olympischen Feuers schon wieder der junge Phönix, der hoch über dem Jagen und Klagen des fleischlichen Materialismus zur Aetherbläue seine Schwingen dehnt und noch lange, weithin hinter sich den Schatten seines rauschenden Gefieders wirft. Und sollte einmal das Geschlecht der Dichter und Propheten dem Aussterben nahe sein und nur zwei oder drei noch übrig bleiben, die ihren entarteten Zeitgenossen von einer Wahrheit sprächen, die höher ist, als alle Güter dieser Welt, so würden sie im Riesenkampfe gegen die Uebermacht der Dummheit wohl auf einige Zeit unterliegen, aber eine begabtere Nachwelt würde gerechter richten, und eine spätere Generation würde sie als muthige Kämpfer des freien Gedankens verehren und mit Eifer und Bewunderung ihren Fußstapfen folgen. Wohl mag es geschehen, daß hier und da ein Volk und Land, erschöpft durch voraufgegangene Anstrengungen, oder herausgerissen aus seinen natürlichen Beziehungen zur Außenwelt, oder niedergedrückt durch eiserne Tyrannenmacht, eine Zeit lang nicht vorwärts schreitet, stagnirt und rückwärts geht; aber über ihm, neben ihm, an allen seinen Gränzen bewegt sich die Welt; der Donner der Schlachten zerstreut die Miasmen, die sich über seinem versumpfenden Leben gebildet haben, und wenn es nicht Kraft genug besitzt, sich aus sich selbst heraus in der allgemeinen Bewegung neu zu gestalten und zu gebären, so verläßt seine Seele, wie die eines Menschen, ihren Körper, und neue Organismen nähren sich aus seinem vermodernden Leibe.

Diese Bemerkungen drängten sich uns auf, indem wie das neueste Werk Ralph Waldo Emerson's durchblätterten.* Was die nächste Zukunft den Amerikanern bringen wird, weiß Gott allein. Jedenfalls aber wird die Geschichte der geistigen und materiellen Entwickelung eines Landes, aus welchem zuerst die Kunde von einer in's praktische Leben übersetzten Freiheit des Gedankens, des Wortes und Handelns nach Europa herüber tönte, immer eine interessante Studie sein und bleiben. Mit gespanntem Ohre lauschen wir den Stimmen, welche von jenseits des Oceans zu uns herüberschallen, und wir fühlen uns angenehm berührt, wenn wir, mitten im wüsten und wilden Parteigezänk der materiellen Interessen, einen Weisen reden hören, der, unbekümmert um die tobsüchtigen Schreier zur Rechten und zur Linken, ruhig und klar die Fundamentalsätze ewiger Wahrheit aufstellt und entwickelt. Dieser Umstand allein würde dem Buche Emerson's ein Recht auf unsere Anerkennung sichern; aber die Anerkennung für seinen geraden und unabhängigen Sinn wird zur Bewunderung für die Kühnheit seines Geistes werden, wenn wir ihm nur wenige Schritte auf seinen hochkreisenden Gedankenbahnen folgen.

Der Grundgedanke der Emerson'schen Philosophie ist der Individualismus. Dem Individuum allein vindizirt er das Recht, seinen Glauben und sein Schicksal zu bestimmen; Ueberlieferungen von unmittelbarer Offenbarung und durch Gewohnheit geheiligte Sitten haben ihm gegenüber kein Recht. Wir verfolgen seine Theorien nach drei Seiten hin, den Individualismus in staatlicher, religiöser und geselliger Beziehung. „Eine Institution ist nur der verlängerte Schatten eines großen Mannes." Sobald also der Schatten sich verblaßt, ist es an der Zeit, ihn durch einen anderen zu ersetzen; ein anderer ebenso Großer oder Größerer muß kommen, der wieder nachfolgende Jahrzehende oder Jahrhunderte überschattet. Die aufmerksame Prüfung, genaue Kontrole und, wo es nöthig ist, Bekriegung des Bestehenden wird demnach zur Pflicht. — Die Pflicht ist der Gedanke der Gottheit, welcher in unserer Person zum Ausdruck gekommen ist, und indem wir sie erfüllen, ragen wir über der Endlichkeit Schranken zur Gottheit empor. Die Pflicht ist aber nach Emerson kein eisernes, starres und unabänderliches Gesetz, so daß wir fragen könnten: was habe ich von Gott zu fürchten, wenn ich meine Pflicht gethan? sondern sie ist die immerwährende und in einem von seiner over sonl geleiteten Menschen ununterbrochene Offenbarung der Gottheit. Diese unmittelbare Offenbarung der Gottheit im Einzelnen ist die einzige oder mindestens die höchste, die Emerson anerkennt; alle aus früheren Jahrhunderten und durch menschliche Traditionen uns überkommenen haben vielleicht einen gleichen, niemals aber einen höheren Werth.

Unser Philosoph war früher unitarischer Geistlicher und hat sich von seiner Kirche getrennt, weil ihm dieselbe nicht frei und unabhängig genug erschien. Er steht jetzt allein, wie es seine Doktrin verlangt, die im Kreise des Individuums alle Fähigkeiten und Bedürfnisse der Menschheit abschließt. Es mag viel Falsches in seiner Lehre sein und einige Uebertreibung, aber das Gerechtigkeitsgefühl muß ihr eine hohe und große Bedeutung unbedingt zuerkennen. Emerson's glanzender Styl und seine sprungweise Darstellung verdecken übrigens manche Klippen, an denen seine Theorie, mit Konsequenz durchgeführt, scheitern könnte. Seine Bildung ist eine glückliche und universelle. In allen seinen Werken begegnen uns zahlreiche Anklänge aus deutschen Philosophen, mit Geschmack und Kenntniß gewählte Citate aus deutschen Dichtern.

„Du Geisterwelt ist nicht verschlossen!
Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt;
Drum bade, Schüler, unverdrossen
Die irdsche Brust im Morgenroth!"

* The Conduct of Life by Ralph Waldo Emerson, Author of „Representative Men," „Fruits of English Life," „Essays" etc.

befindet sich als Motto über einer seiner früheren Arbeiten, und wir erinnern uns kaum, diese oft mißbrauchten Verse unseres großen Altmeisters Goethe je geistiger aufgefaßt und wärmer durchklingen gehört zu haben, als in den Zeilen Emerson's. Zeit und Raum verstatten uns nicht, sein vorliegendes neuestes Werk zu analysiren; wir müssen uns deshalb begnügen, einige flüchtige Bemerkungen darüber niederzuschreiben, die um so weniger ausführlich sein können, als die lakonische Gedrängtheit Emerson's ohnedies kaum einem Gedanken mehr, als die nöthigsten Worte gönnt.

„Die Frage vom Geiste der Zeiten," sagt unser Autor, „löste sich nur in eine praktische von der Führung des Lebens auf. Unsere Geometrie ist nicht im Stande, die gewaltigen Kreise der leitenden Ideen zu umspannen, ihre Rückkehr zu berechnen und ihre Gegensätze auszugleichen. Wir können nur unserer eigenen Polarität gehorchen, und wir finden es schön, wenn wir einer unabänderlichen Bestimmung gehorchen müssen, unsere Laufbahn wenigstens berechnen zu können."

Das Buch von der Lebensführung enthält neun Kapitel, überschrieben: Fate. — Power. — Wealth. — Culture. — Behaviour. — Worship. — Consideration by the way. — Beauty. — Illusion. — Jeder Aufsatz ist ein in sich mehr oder minder abgeschlossenes Ganze, ohne sichtbaren Zusammenhang mit den übrigen, aber durch alle ziehen sich die leitenden Grundgedanken hindurch, deren wir schon bei Eingang unseres Artikels gedachten.

Durch das ganze Buch weht ein poetischer Hauch; dichterisches Sichgehenlassen und Verschwimmenlassen macht manchmal einen wohlthätigen Eindruck, wo die volle und strenge Logik den Philosophen oder die Philosophie kompromittiren würde, und in mehr oder minder gelungenen Versen spricht der Autor Manches aus, das, in die schlichte Prosa der philosophischen Sprache gebracht, nicht ebenso gut klingen würde.

Das erste Kapitel, „vom Fatum," beginnt mit folgenden Versen, die wir möglichst getreu im Deutschen wiederzugeben versuchten:

„Es ließen Gestalten in luftigen Räumen
Von wahrem Wissen den Barden träumen.
Es rauschten der Vögel augurische Schwingen
Und sangen von unbegreiflichen Dingen
Und gaben ihm Winke und guten Rath.
Wohl mochte damals der Dichter verachten,
Nach Schriften und Zeitungsblättern zu trachten:
Er fand einen andern und schönern Pfad;
Und in seiner Seele, am dämmernden Morgen,
Lagen die Schatten des Abends geborgen.
Denn immer ist der Gedanke vereint
Mit dem Dinge, das als sein Ausdruck erscheint;
Oder die Vorsehung, die da wacht,
Ist derselbe Geist, der die Welt gemacht."

Das Schicksal selbst, das Fatum, sucht Emerson, ganz im Geiste seiner Theorie, nicht außerhalb, sondern innerhalb des Menschen; in den Eigenschaften, die ihm angeboren werden, in seinen Aeltern, seiner Erziehung, den Eindrücken, welche er im frühesten Kindesalter empfängt, ꝛc. Alle großen Männer glaubten an ihr Verhängniß, aber nicht, indem sie von äußeren Umständen und Einflüssen die Erfüllung ihrer Pläne abhängig machten, sondern indem sie durch die Kraft ihres Willens ihren eigenen Entschlüssen den Nachdruck und die Unabänderlichkeit einer göttlichen Fügung gaben. Bewußt haben allerdings nur wenige Helden zu dieser Stufe der Selbstvergöttlichung oder vielmehr der vollkommensten und absoluten Freiheit des menschlichen Willens sich erhoben. Wir nennen von den „Heroen unter den Heroen" nur etwa Friedrich den Großen, der nur in seinem eigenen Geiste die Riesenkraft suchte und fand, um gegen eine Welt in Waffen auszudauern, und Cäsar, der aus ungünstigen Zeichen günstige zu machen verstand. Wallenstein horchte den Deutungen Seni's und Napoleon vertraute seinem Stern; bei Beiden war der Glaube an das Fatum noch nicht zu einem Glauben in sich selbst gereift.

Aber dieser stolzen Zuversicht, diesem unbedingten Vertrauen in sich selbst, das scheinbar selbst die göttliche Vorausbestimmung in seine Bahnen zwingt, stehen Erfahrungen anderer Art gegenüber, welche beweisen, daß elementare Ereignisse und andere Unglücksfälle scheinbar ohne alle und jede Rücksicht auf das Schicksal der Menschheit sowohl, als das des einzelnen Menschen, Tausende von Leben und Existenzen in kurzer Zeit vernichten. Wo ist die Vereinigung so gewaltiger Gegensätze? — In der Pflicht.

Wilhelm von Oranien bemerkte, als er bei Belagerung einer Festung sich an einem sehr ausgesetzten Punkte der Laufgräben befand, einen fremden Edelmann, der erst gestern mit Aufträgen für ihn angekommen war, und der sich bei den Belagerungsarbeiten betheiligte, als ob er dazu gehöre. „Ich setze mein Leben nicht mehr aus, als Ew. Hoheit," sagte der Edelmann, als ihm der Prinz darüber Vorwürfe machte. „„Ja, aber ich thue meine Pflicht,"" erwiderte ihm dieser und ging weiter. Wenige Minuten darauf hatte eine feindliche Kanonenkugel dem Edelmann den Kopf abgerissen. — Die Emerson'sche Lehre von der Pflicht erlaubt, eine scharfe und genaue Gränze zu ziehen zwischen den Fällen, wo wir, wenn auch der ganzen Welt und der augenscheinlichen Gefahr gegenüber, dennoch sicher und fest, gleichsam im Schutze Gottes stehen, und den Fällen, wo wir frevelnd unsere Kräfte und unsere Befugniß überschätzen.

Wir erlauben uns, hier das Urtheil Emil Montégut's, des geistreichen Verbreiters der Emerson'schen Philosophie in Frankreich, anzuführen *

„Als Protestation für die Rechte des Individuums würde der Emerson'schen Philosophie Erfolg in Europa zu wünschen sein, aber, abgesehen von diesem gelegentlichen Verdienste, haben die „Studien" (Essays) des amerikanischen Denkers noch eine andere Bedeutung. „Schreibe für ein ewiges Publikum," sagt er dem Dichter und Philosophen. „Betrachte die Gegenwart, als ob sie die Ewigkeit wäre," sagt er dem Weisen. Des Lebens Unbestand und die Unterschiede des Raumes und der Zeiten zu überwinden, das Ohr den Meinungen der Gesellschaft zu verschließen und ihr Lob und ihren Tadel, ihre Sirenenstimmen und ihren Thersitesspott gleichgültig zu vermeiden, heißt mit festem Schritte durch die Menschen gehen, unbekümmert um ihr drohendes oder schmeichelndes Gemurmel, wie die ersten Christen durch die Natur wandelten, ohne ihre Koncerte oder ihre Lockungen zu hören. So erhebt sich das Dasein, — diese Aufeinanderfolge von Fakten, welche unserem Gedächtnisse als Gespenster erscheinen, sobald sie vorüber geflogen sind, — wenn es sich weder durch Menschen, noch durch die sinnliche Natur zerstreuen läßt, bis zur Höhe des Absoluten; es gleicht einer Wahrheit, welche, ein Kind der Zeit, in einer flüchtigen Minute erfunden und festgestellt, künftig für alle Menschen und Zeiten unvergänglich ist und bleibt. Mit der Natur zu leben, ohne sich von ihr beherrschen zu lassen, wie die Alten; mit der Gesellschaft zu leben, ohne sich von ihr zu trennen, wie Montaigne, muß heute der Ehrgeiz des Weisen sein. Emerson kennt diesen Ehrgeiz und regt ihn in uns an; diese Bestimmung ist genügend für seinen Ruhm. Die Nachwelt wird nicht vergessen, daß er unserem Jahrhundert Das gegeben hat, was Montaigne dem seinen gab: Ein neues Weisheits-Ideal."

Es ist schwer, aus einzelnen Stellen ein nur einigermaßen klares und anschauliches Bild von dem Gedankengange unseres Philosophen zu gewinnen. Oft steht das, was er auf einer Seite sagt, scheinbar im grellsten Widerspruche mit dem, was er auf der vorhergehenden als unumstößliche Sätze aufgestellt hat. Er ringt nach Klarheit und Wahrheit mit allen Kräften und kehrt zu deren Begründung immer wieder auf das Individuum zurück. Da nun unser ganzes Sein und Leben der ungelösten Widersprüche so viele in sich schließt, so müssen sich diese auch als unvermittelte Gegensätze in eine Philosophie übertragen, die auf den Bedürfnissen und Erfahrungen der Menschen ihr System erbaut. Man kann eben Emerson mit allen seinen Tugenden und Fehlern nur dann recht verstehen und beurtheilen, wenn man ihn in seiner Ganzheit vor sich sieht; um aber von seiner eigenthümlichen Auffassung und Darstellungsweise eine, wenn auch nur sehr unvollkommene Probe beizubringen, wählen wir aus dem dritten Kapitel seines Buches, „vom Reichthum", eine Stelle (S. 63) aus, die wir möglichst getreu im Deutschen wiederzugeben versuchen.

„Geld ist ein Nominalwerth und richtet sich nach den Verhältnissen und der Natur seines Eigners. Der Münzwerth ist ein empfindlicher Barometer für bürgerliche, gesellschaftliche und moralische Veränderungen. Der Farmer geizt mit seinem Dollar, und mit Recht; er ist für ihn kein Diebsgut. Er weiß, wie viele Arbeit er repräsentirt; seine Knochen schmerzen ihn noch von dem Tagewerke, mit dem er ihn gewann; er weiß, wie viel Land er repräsentirt, wie viel Regen, Frost und Sonnenschein. Er weiß, mit dem Dollar giebt er auch so und so viel Entbehrung und Geduld, so und so viel Arbeit mit Pflug und Karst. Versuche, seinen Dollar zu lüpfen, Du mußt alle die Last mit emporheben, die daran hängt. In der Stadt, wo Geld auf einen Federzug, auf eine glückliche Hausse am Geldmarkt folgt, wird es wohl leichter angesehen; aber ich wollte, der Farmer hielte seinen Dollar noch theurer und gäbe ihn nur für wirkliches Brod aus, Kraft für Kraft. — Des Farmers Dollar ist schwer und der des Schreibers ist leicht und flüchtig; er hüpft aus seiner Tasche und springt zu Karten- und Pharotischen; aber noch bemerkenswerther ist seine Empfindlichkeit für metaphysische Veränderungen. Er ist

* Essais de philosophie américaine. Introduction à la Philosophie de R. W. Emerson, par Emile Montégut. Paris 1861. 1 vol. in 12°.

der feinste Barometer für soziale Stürme und verkündet die Revolutionen vorher.

„Jede Stufe sozialen Fortschrittes vermehrt den Werth von Jedermanns Dollar. Was würde man in Kalifornien, dem Lande, wo er wächst, wohl dafür kaufen? Vor wenigen Jahren noch: Elend, Brechruhr, Hunger, böse Gesellschaft und Verbrechen. Es giebt weite Länder, wie Sibirien, wo man noch heute weiter nichts dafür erkauft, als eine kleine Erleichterung des Leidens. In Rom kauft man Schönheit und Pracht dafür. In Boston, unserer alten Stadt, kauft man jetzt, Dank den Eisenbahnen, Telegraphen, Dampfbooten und dem gleichzeitigen Wachsthum New-Yorks und des ganzen Landes, für einen Dollar weit mehr, als vor vierzig Jahren. Aber viele Güter, die nur einer Hauptstadt zugehören, sind für Berge von Gold nicht verkäuflich. Ein Dollar in Fleeida ist weniger werth, als ein Dollar in Massachussetts. Ein Dollar ist kein Werth, sondern die Bezeichnung eines Werthes und zugleich eines moralischen Werthes. Ein Dollar muß geschätzt werden nach dem Korne, das man dafür kauft, oder, genauer zu reden, nicht die Nahrung und Wohnung, sondern Athenensisches Korn und ein Römisches Zimmer, oder noch mehr, den Witz, die Rechenschaffenheit und Macht, die wir erwerben und an denen wir theilnehmen, indem wir genießen, bestimmen seinen Werth. Reichthum ist geistig; Reichthum ist moralisch. Der Werth eines Dollars ist, gewisse Dinge zu kaufen; der Werth eines Dollars wächst mit all dem Genius und all der Tugend in der Welt. Ein Dollar in einem gemäßigten, gebildeten und gesetzmäßigen Lande ist mehr werth, als in einer Diebshöhle, wo Würfel, Messer und Arsenik regieren.

„Der Banknoten-Anzeiger ist eine nützliche Publication, aber der rollende Dollar von Silber oder Papier zeigt selbst Recht und Unrecht an, wo er circulirt. Steigt er nicht augenblicklich im Werthe, sobald Gerechtigkeit und Billigkeit zunimmt? Wenn ein Wahlmann sich weigert, seine Stimme zu verkaufen oder unehrenhaft zu handeln, so befördert er um so viel die Gerechtigkeit in Massachussetts, und jeder Acker im Staate ist mehr werth zur Stunde, wo er handelt. Nehmt aus der Staaten-Straße die zehn ehrenwerthesten Kaufleute weg und setzt an ihre Stelle als Herren eines ebenso großen Vermögens zehn Schufte, so werden die Versicherungs-Prämien es anzeigen, die Kapitalien der Banken es bemerken, die Landstraßen weniger sicher sein; die Schulen werden es fühlen, und die Kinder werden ihre kleine Gistvosts mit beimbringen; der Richter wird weniger fest auf seiner Bank sitzen, und seine Entscheidungen werden weniger gerecht sein; hat er doch so viel Unterstützung und moralischen Zwang verloren, dessen wir Alle bedürfen; — und von den Kanzeln selbst wird man eine lockere Moral predigen. Wenn Du von den Wurzeln eines Apfelbaumes eine Zeit lang jeden Tag ein gewisses Quantum gute Erde nimmst und sie durch Sand ersetzest, wird er es zuletzt bemerken; und ein Apfelbaum ist doch gewiß nur ein unvernünftiges Geschöpf. Und wenn Du aus der vermögenden Handelsklasse hundert gute Menschen herausnimmst und hundert schlechte an ihre Stelle setzest, sollte nicht der Dollar, der nicht unvernünftiger ist, als ein Apfelbaum, es sofort ausfindig machen? Der Werth eines Dollar ist sozial und wird von der Gesellschaft bestimmt. Jeder, der sich in dieser Stadt bewegt, mit einem Talente oder einer Kunst, die er verkauft, giebt Jedermanns Arbeit in dieser Stadt einen neuen Werth. Wenn irgendwo in der Welt ein Talent geboren wird, so bereichert sich die ganze Völkergemeinde damit, und noch mehr; mit einem neuen Grade von Rechtschaffenheit. Die Ausgabe für Verbrecher, eine der größten Lasten für jede Nation, ist um so viel vermindert. In Europa bemerkt man, daß die Verbrechen sich mit dem Preise des Brodes verwehren oder vermindern. Wenn die Rothschilds in Paris gewisse Wechsel nicht honoriren, so ist das Volk von Manchester, Paisley und Birmingham gezwungen, die Landstraßen zu belagern, und Gutsbesitzer werden in Irland erschossen. Die Polizeiberichte bestätigen es. Nicht minder unmittelbar wirkt die Geldmacht vermöge der politischen Ereignisse auf die Massen ein. Rothschild verweigert die russische Anleihe — und Friede waltet und die Aerndten sind gerettet; er nimmt sie an — und Krieg bewegt einen großen Theil des Menschengeschlechts und entfaltet alle seine Schrecken und endet in einer neuen Gestaltung und Ordnung."

So weit Emerson. Wer sich für ihn und seine Sache interessirt, den verweisen wir auf eine sorgfältig ausgearbeitete Uebersetzung des Conduct of life seines neuesten und in jeder Beziehung reifsten Werkes, die sich bereits unter der Presse befindet und hoffentlich noch im Laufe dieses Sommers erscheinen wird. Von den Essays erschien bereits früher eine Uebersetzung von G. Fabricius (Berlin) bei C. Meyer in Hannover.

E. S. v. Mühlberg

Frankreich.

Die Literatur des zweiten Kaiserreichs.

Unsere gerechten oder ungerechten Antipathien gegen Frankreich und französisches Leben und Streben dürfen nicht so weit gehen, daß wir über den Verfall ihrer politischen, sozialen und literarischen Zustände frohlocken. Heute stehen die Völker nicht mehr wie im Alterthum und Mittelalter einander fremd und feindlich gegenüber; sie sind Glieder eines und desselben Körpers, und die Krankheit des Theiles fühlt das Ganze mit. Wenn sich diese Mitleidenschaft in der politischen Welt nur allzu fühlbar macht, so ist die Wechselwirkung in der Welt des Geistes, wenn auch minder offenbar, doch nicht weniger tief angreifend. Es ist indessen schon ein Anfang der Heilung, wenn die Schäden offen dargelegt werden, so daß wir die Krankheit erkennen. Im schlimmsten Falle ist selbst die Gewißheit der Unheilbarkeit ein Gewinn, da sie uns vor trügerischen Hoffnungen bewahrt. Eine solche Krankheitsgeschichte des gegenwärtigen literarischen Frankreichs giebt, wenn auch nur in Umrissen, doch mit scharfem und richtigem Blicke und in lebendiger Darstellung ein Schriftchen von William Reywond,* das seine Entstehung Vorlesungen verdankt, die der Verfasser, ein französischer Schweizer, vor einem Berliner Auditorium gehalten hat.

„Frankreich fremd," gesteht der Verfasser in dem Vorworte, „empfinden wir doch für dieses hochherzige, wiewohl unbeständige Volk die Sympathie, die ihm das gesammte intelligente Europa nicht verweigern kann; aber wir lieben es zu sehr, als daß wir es täuschen könnten, und wir bedürfen seiner Initiative zu nothwendig, als daß uns seine gegenwärtige Indolenz nicht beunruhigen sollte. Bis jetzt hat Frankreich durch seine Literatur in Europa den Begriff der modernen Freiheit verbreitet, und dies sollte für immer seine Aufgabe sein. Nur mit Schmerz sehen wir, daß es sich der materiellen Richtung der Zeit hingiebt und die Sache der Humanität verläßt. Könnte unser Nothschrei wenigstens bei der jüngeren Generation das Gefühl der Würde der Literatur und die Erinnerungen an die providentielle Mission des französischen Volkes erwecken!"

Wenn auch Paris nicht mehr wie in der Vergangenheit der Leuchtthurm der europäischen Civilisation ist, so übt es doch noch seine alte Ueberlegenheit über das gesammte Frankreich aus, und der Zauber seiner schönen Literatur ist auch in der Fremde noch nicht geschwunden. Die früheren Perioden der französischen Literaturgeschichte sind ohne Zweifel idealer, erbaulicher, bildender, geeigneter, in uns das Streben nach dem Großen zu erwecken; aber sie haben den Fehler wie das Pferd des Roland — sie sind todt! Heute leben wir mehr als jemals in der fieberhaften Gegenwart, in dem Geräusche des öffentlichen Lebens. Wir sind so zu sagen in der Periode der Mauser, denn wir arbeiten Alle an der materiellen Umformung der Politik und der Gesellschaft des alten Europa's. Auch das zweite Kaiserreich kann nur als eine Epoche des Ueberganges betrachtet werden. Man sucht vergebens in diesem plötzlich entstandenen und mit Kanonen vertheidigten Gebäude das Gepräge eines großen Gedankens oder einer dauerhaften Organisation. Es ist offenbar nur ein Zelt auf Sand errichtet, ein Haltepunkt von einigen Jahren auf dem Wege des Fortschrittes. Doch wäre es ungerecht, den Verfall der Literatur nur der gegenwärtigen Regierung zur Last zu legen. Die heutige Situation ist die logische Konsequenz der vorangegangenen Epochen.

Der schönste Fortschritt der modernen Zeit ist gewiß der, daß sie aus der Literatur ein Mittel der Civilisation und nicht einen rein ästhetischen Zweck gemacht hat. Die Literatur ist nicht mehr eine rein geistige Unterhaltung, ein Vergnügen großer Herren; sie ist eine Waffe in der Hand des Schriftstellers, die dem Fortschritte Bahn bricht und an der Emancipation des Einzelnen, wie der Gesellschaft arbeitet. Der Despotismus kann nur eine frivole Literatur entwickeln; eine echte Literatur bedarf des Lichtes und des Raumes. Wer kümmert sich heute noch um die Dichter des ersten Kaiserreiches, jene furchtsamen Nachahmer des 17. Jahrhunderts, die man die Klassiker des Verfalles genannt hat? Damals blühte die wahre französische Literatur außerhalb Frankreich, in Amerika durch Chateaubriand, und in der Schweiz und Deutschland durch Frau von Staël. Später kam ihr ein anderer Strom aus England und Deutschland: die Gedichte Ossians, die Romane Walter Scott's, die Werke Byron's, die Dramen Shakspeare's, die Schriften Lessing's, Wieland's, Herder's, Schiller's, Goethe's, jene ganze wunderbare und reiche Literatur, deren Kenntniß Frau von Staël den Franzosen eröffnet hat. Das Beispiel der Engländer und Deutschen erweiterte den Horizont der

* Études sur la litterature du second empire Français depuis le coup d'état du deux Decembre par William Reymond. Berlin, A. Charisius, 1861.

politischen Phantasie in Frankreich, und aus diesen beiden neuen Quellen der Begeisterung entstand der Romantismus, der für die Literatur das war, was die Revolution für die Politik. Der Romantismus gab dem Gedanken den männlichen und freien Ton wieder, den die höfischen Schriftsteller verloren hatten; er machte den französischen Geist von den letzten Fesseln frei, die ihn noch an die legitimistische und katholische Religion hielten; er bereicherte endlich die poetische Sprache mit glänzenden Bildern, mit wechselnden Rhythmen, mit Ausdrücken, die man mit Unrecht hatte veralten lassen. Die Romantik war in Frankreich, wie in Deutschland royalistisch und katholisch, während ihre Gegner, die Klassiker, liberal und voltairianisch blieben; aber nach und nach wechselten sie die Rollen. Die Romantiker entfalteten die Fahne der Unabhängigkeit, und unbemerkt befanden sie sich im Jahre 1830 an der Spitze der Opposition.

Indessen hatten die Romantiker, indem sie in ihrer Theorie die Kunst als der Kunst wegen da seiend erklärten, die Thatsache, die die Grund-Idee der modernen Literatur und vor Allem der Zukunfts-Literatur ist, verkannt; sie geriethen auf Abwege, indem sie eine unübersteigbare Kluft zwischen der Kunst und dem praktischen Leben zogen, und bereiteten so ihren Nachfolgern eine traurige Zukunft. Der Aesthetiker unserer Zeit hat nicht mehr das Recht, sich von der Moral und dem wirklichen Leben zu isoliern. Unsere Empfindung des Schönen ist innigst verknüpft mit der des Guten. Die Kunst ist nicht geschaffen, um allein zu existiren, unabhängig von dem Fortschritt und der Bewegung der Gesellschaft; sie soll ein Mittel der Sittlichkeit werden, die sich wieder an die Religion, an die Wissenschaft, an unsere Berufspflichten, an das Familien- und öffentliche Leben knüpft. Der vollkommene, moderne Mensch ist derjenige, auf den alle Erscheinungen des Lebens und der Gesellschaft ihre Wirkung üben; der gegen nichts gleichgültig ist, ebenso wenig gegen Politik, wie gegen Religion, gegen die Vervollkommnung der Industrie und des Handels, wie gegen die Würde der Kunst; der mit einem Worte mit Terenz sagen kann: „Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd!"

Der Druck der Regierung, der jetzt auf der französischen Literatur bis zum Ersticken lastet, ist die natürliche Folge jener Gleichgültigkeit in Bezug auf Politik, jener Erstarrung des öffentlichen Geistes, die sich Frankreichs seit zehn Jahren bemächtigt hat, eine Folge des Wechsels von dreizehn Constitutionen und zwanzig Regierungsformen in einem Zeitraume von sechzig Jahren. Wo soll der Nation noch ein Ideal bleiben, wenn sie in so kurzer Zeit Freiheit, Religion, Gefühl, Poesie, kurz Alles, was die Massen zu bewegen im Stande ist, abgenutzt hat? Dazu kommt die Furcht vor allgemeinen Ideen seit der Revolution von 1848. Seit man gesehen hat, wie schlecht sich die sozialen Theorien in der Praxis bewährt haben, hat man ein Mißtrauen gegen den Gedanken gefaßt; man hat sich in die trockene Wissenschaft, oder in die soziale Literatur geflüchtet, wie in einen wohlgeborgenen Hafen; man ist so weit gekommen, selbst den Journalismus und den Parlamentarismus zu verleugnen und zu verwünschen, diese beiden Säulen der modernen Freiheit, diese Eroberungen der Revolution, worauf Frankreich stolz sein müßte.

Die Romantiker hatten in ihrem Hochmuthe die Menschheit in zwei Lager getheilt: auf der einen Seite die Dichter, die Künstler, die Auserwählten, eine Art von gelehrten Mandarinen, die sich in ihrer idealen Sphäre voll Eitelkeit breit machen; auf der anderen Seite die Bürger, die Krämer oder Epiciers, wie man sie nannte, die nur in dem unedelen Staube ihres Ladens oder Comptoirs leben. Aber das Rad des Schicksals hat sich gewendet. Der Bürger hat sich gerächt und tritt seinerseits die Poeten und die Künstler in den Staub. Wo die Interessen herrschen, da hat es ein Ende mit Kunst, Literatur, Poesie, Heroismus, mit Allem, was den öffentlichen Geist erhebt und stärkt. Doch bedurfte die neue Macht eines Schattenbildes der Literatur; denn so tief auch Frankreich gesunken ist, es wird ihrer nie ganz entbehren können. Nur verlangt die Bourgeoisie eine billige Literatur, und sie wird nach Wunsch bedient mit der Literatur der Demi-mondo. Dem Romantismus ist der Merkantilismus gefolgt; die Industrie ist in die Literatur, wie in die Kunst gedrungen. Die Literaten, lüstern nach dem Luxus der an der Börse und in der Coulisse reich Gewordenen, hat der Ehrgeiz erfaßt, zu jedem Preise ein reißendes Glück zu machen. — Sie haben es als das beste Mittel erkannt, ihre Schritte und ihre Ideen nach dem Geschmacke und der Meinung der Menge zu regeln, den gröbsten Trieben des Publikums zu schmeicheln und durch die Quantität zu ersetzen, was der Qualität abgeht. Vergebliche Mühe! Bereitet doch demselben Publikum eben so vergeblich seine Regierung alle Tage eine neue Ueberraschung. Nichts kann es mehr aus seiner Starrsucht herausbringen. Frankreich langweilt sich!

Eine andere Erscheinung hat die Abwesenheit des Idealen und die Verkümmerung der Phantasie hervorgebracht: die Affectation des Styls. Unsere Zeit hat so gut wie die Molière'sche ihre Précieusen; nur sind sie nicht ein Ausbund von Eleganz und Delikatesse, sondern von übertriebener Einfachheit und Scheu vor jedem Gemeinplatz und schwunghaftem Ausdrucke. Einige bis zur Trockenheit nüchtern, Andere durchaus realistisch. Die Letzteren bilden noch die bessere Seite der gegenwärtigen Literatur. Der Realismus ist eine zwar brutale, doch gesunde und stärkende Reaction gegen die Sentimentalität, die von der Restauration her datirt, und gegen den Geschmack an dem Niedlichen, Beschränkten, den kleinlichen Details, der die Konsequenz des bürgerlichen Industrialismus ist. Noch ist der Gegensatz der Precieusen und Realisten nicht streng geschieden; doch er existirt, und man darf hoffen, daß der Kampf, der über kurz und lang ausbrechen muß, nicht unfruchtbar sein wird. Der Realismus wird seinen Weg machen und die französischen Schriftsteller lehren, genauer die Natur und die Gesellschaft, jene unerschöpflichen Quellen der Poesie und der Schönheit, zu studiren und zu malen.

Die berühmten Schriftsteller, die die Epoche des Romantismus überlebten, haben selber manche Metamorphose durchgemacht. Die Einen, dem Hange nach Ruhe und der Gewohnheit des Luxus nachgebend, haben sich mit der herrschenden Macht verbunden und ihre frühere Meinung vollständig modificirt; Andere haben sich in das entgegengesetzte Extrem geworfen und ihre Würde durch unziemende Heftigkeit compromittirt; Andere haben sich in eine unlogische und dem Werke ihres Lebens entgegengesetzte Reaction geflüchtet; noch Andere endlich, die immer für die Reaction und den Ultramontanismus gekämpft hatten, sind plötzlich Verfechter liberaler und protestantischer Institutionen geworden, aus Groll gegen eine Macht, die sie verabscheuen. Der Verfall der Literatur hat nicht zur einzigen Ursache den Einfluß der kaiserlichen Regierung, sondern ist allmählich durch die Revolution von 1830, die Regierung Louis Philipp's und die übereilte Explosion von 1848 herbeigeführt worden. Das Kaiserreich selber ist die Wirkung des Verfalles Frankreichs. Es bedurfte zwanzig Jahre der Corruption und einiger Monate des Schreckens, um die auf ihre Aufklärung stolze französische Nation zu demüthigen und sie in eine geistige Knechtschaft zu stürzen, wie sie nur die traurigsten Epochen ihrer Geschichte aufzuweisen hat. So sind der literarische Industrialismus, die Herabsetzung des Idealen, die Künstlichkeit der Literaten, der Mangel an moralischem Gewissen, die Erniedrigung der Charaktere und Talente, jene allen Zeiten des Verfalles gemeinsamen Erscheinungen, die Konsequenzen der Fehler und Unglücksfälle Frankreichs seit dem Anfange unseres Jahrhunderts. Aber was dem gegenwärtigen Systeme eigenthümlich angehört — denn man muß dem Kaiser geben, was des Kaisers ist — das ist das allgemeine Mißtrauen, das die sonst hochherzigen und mittheilsamen Franzosen tief ergriffen und sie zu Kopfhängern und Egoisten gemacht hat, der Terrorismus, der über dem Gedanken schwebt und ihn lähmt, der Mangel an Schutz von Oben, der die Künste ihrem Verfalle überläßt, ohne ihnen eine freundliche und intelligente Hand zu reichen, der Lärm der Kanonen, der die Stimme des Gedankens übertönt und den Geist in seiner Entwicklung hemmt, in einem Jahrhunderte, das so viel zu versprechen schien.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen geht der Verfasser zu den einzelnen Erscheinungen der Gegenwart über. In dem Abschnitt Les Metamorphoses unterscheidet er zwei Klassen von Schriftstellern: die Besseren, die sich in sich selbst zurückziehen und schweigen, und die, welche von dem praktischen Gesichtspunkte ausgehen, daß ein Schmollen, welches sich auf unbestimmte Zeit zu verlängern droht, sie nur der Vergessenheit und dem Dunkel anheimfallen läßt; nur wenn sie an den öffentlichen Ereignissen Theil nehmen, können sie dem Vaterlande und sich selber nützlich werden. Sie haben sich daher mit der bestehenden Regierung verbündet. Unter diesen ist Ste. Beuve, der poetische Kritiker, derjenige, der seinen eigenen Geständnisse nach alle Metamorphosen durchgemacht hat. Da er niemals seine Prinzipien öffentlich ausgesprochen hat, so kann ihn auch der Vorwurf nicht treffen, sie geändert zu haben. Ein fast eben so berühmter Kritiker, der die Sache des Kaiserreichs zu der seinigen gemacht hat, ist Désiré Nisard, der letzte Vertheidiger der klassischen Theorien. Seine Unterscheidung zwischen öffentlicher und Privat-Moral, die im Jahre 1858 so viele Unruhen in der Ecole normale erregte, dient seinen politischen Wandelungen zur Erklärung. Zu diesen berühmten Kritikern kommen noch einige andere Literaten, die theils aus Interesse, theils aus wirklicher Sympathie sich der Politik des zweiten Kaiserreiches angeschlossen haben: Forteul, Théophile Gauthier, Arsène Houssaye, Octave Feuillet, Mongis, General-Procurator und Verfasser einer Ode L'Empereur, die alle Dithyramben, die je zu Ehren Ludwig's XIV. und Napoleon's I. gedichtet worden sind, weit hinter sich läßt. Auf eine geschicktere Weise

als der begeisterte Dichter Mongis vertheidigen ihren Helden die beiden Publicisten: der Vicomte de la Guerronnière, Erbe einer legitimistischen Familie in Poitou, der leidenschaftliche Bewunderer Chateaubriand's und Lamartine's, und der Verfasser der berühmten Brochüren Napoléon III. et l'Angleterre, Napoléon III. et l'Italie, le Pape et le Congrès, La France, Rome et l'Italie, und Granier de Cassagnac, eine Art von literarischem Poltron, der an den berüchtigten Senèri des 17. Jahrhunderts erinnert. Er wirft sich in die Paradoxen. Sein Ausspruch: „Racine war nur ein Hanswurst," fand einen großen Wiederhall. Ein anderes Mal bewies er, daß die Sklaverei eine soziale Nothwendigkeit sei, und in seiner Schrift Histoire des classes nobles behauptete er, daß der Adel eine eigene Race sei, bestimmt, die Menschheit zu beherrschen. In dem Journal L'Epoque ging er in seinen conservativen Ideen so weit, daß die gesammte Presse, die er unaufhörlich angriff, es aufgab, ihm zu antworten, und gegen ihn die sogenannte Conspiration des Stillschweigens organisirte. Erst neulich hat er mit dem berüchtigten Veuillot das Journal Le Réveil gegründet, das, trotz seiner Excentricitäten, Jedermann, statt zu erwecken, nur einschläferte und nach einigen Monaten einging.

Die Exteeme berühren sich. Neben den gewaltsamen Vertheidigern des Kaiserreiches verdienen Victor Hugo und die Literatur der Flüchtlinge ihren Platz. Das Exil hat sie erbittert und eben so unleidlich ihren Gastfreunden, wie unversöhnlich gegen die Regierung, die sie verbannt hat, gemacht. Dem erlauten Victor Hugo, der nach und nach Ultra-Royalist, Konservativer, Pair von Frankreich und Treiber der rothen Republik gewesen ist, hat der Zorn das wüthende Pamphlet Napoléon le petit und die Châtiments eingegeben. Das heißt nicht schöne Literatur treiben, doch ist immer noch der Zorn eines Victor Hugo der eines Löwen, interessant die unzähligen Schmähschriften anderer exilirter Demokraten an das antinationale Benehmen der royalistischen Emigranten der ersten Revolution erinnern. Einer von ihnen scheut sich nicht, die Invasion der nordischen Völker herbeizurufen, damit sie, wie er sagt, das verderbte Blut des französischen Volkes erneuern; und ein Journal L'homme, in Jersey von dem verstorbenen Ribeyrolles herausgegeben, enthielt Artikel, gegen welche die des Père Duchesne nur Madrigale sind.

Das französische Volk ist mitleidlos gegen die, welche fallen, besonders wenn sie es nicht verstehen, mit Würde zu fallen, wie Herr von Lamartine. Auch er opfert dem Industrialismus; auch er hat aus seinen Gedanken einen Broderwerb gemacht. Was man witzig von seinem Journal Le Conseiller du peuple gesagt hat: „Lamartine bedient uns mit einem zweiten Aufguß des Thees, der ganz Frankreich berauscht hat," gilt auch von seinen letzten Schriften: l'histoire de la Restauration, l'histoire de la Turquie, Raphael, Geneviève und les Constituants. Um Beranger's Leiche, den die öffentliche Meinung zwischen Lamartine und Victor Hugo gestellt, und der mit ihnen das ruhmvolle Dichter-Triumvirat Frankreichs gebildet hat, haben sich die Raben gesammelt und ein kritisches Gekrächz über den Todten erhoben. Man hat ihm vorgeworfen, die Nation durch seine unmoralischen Lieder verdorben, das liebenswürdige Laster und den bürgerlichen Egoismus identificirt und so das zweite Kaiserreich hervorgerufen zu haben. Inde irae! Man hat den Hieb auf den Todten gerichtet, der die Regierung treffen sollte. Nichts destoweniger bleibt Beranger eine der ruhmvollsten literarischen Größen unseres Jahrhunderts.

Die Hauptschriftsteller der Zeit des zweiten Kaiserreichs sind Ueberbleibsel der großen literarischen Bewegung von 1830: Lamartine, Thiers, Michelet, Guizot, Ste. Beuve, Mad. Sand, St. Marc-Girardin, Montalembert sind trotz des Halbdunkels, in das sie die Vernichtung der Rednerbühne, das Umsichgreifen der materiellen Interessen und die Undankbarkeit des Volkes verwiesen hat, mit wenigen Ausnahmen die einzigen Lichter, die noch mit einem unbestrittenen Glanze am Himmel des Gedankens leuchten. Mehrere von ihnen, wie Cousin und Michelet, haben den hohen Speculationen, die sie berühmt gemacht hatten, entsagt und sich bescheidene Aufgaben gestellt; Andere verfolgen, trotz der Ereignisse, der Revolutionen und des Verfalles ihren geraden Weg. Zwei Staatsmänner einer vergangenen Zeit, für welche die Geschichte schon angefangen hat, Guizot und Thiers, erheben sich auf den Ruinen der Vergangenheit wie zwei granitne Sphinxe, die der Samum von 1848 verschont hat. Guizot hat immer seine Lust darin gefunden, unpopulair zu sein, und hat darauf ebenso viel Mühe verwendet, als Andere auf die Gewinnung der Volksgunst. In den Memoiren, die er gegenwärtig herausgiebt, hat der alte Minister Louis Philippe's dieselbe Unparteilichkeit und Starrheit bewahrt, die ehemals seine Kraft und seine Schwäche waren, und die abwechselnd zu seiner Erhebung und zu seinem Sturze beigetragen haben. Immer dem Prinzipe des monarchischen Liberalismus treu, ist Guizot der unversöhnliche Feind der Demokratie geblieben. Zugleich ist er fortdauernd Doktrinär in der strengsten Bedeutung des Wortes zu einer Zeit, wo dieser Begriff so geächtet ist, daß es noch einer oder zweier Revolutionen, oder eben so vieler Reactionen bedürfte, um ihn wieder zu Ehren zu bringen. Guizot hat sich nicht metamorphisirt, sondern krystallisirt. — Thiers, nachdem er die Republik bekämpft und sie angetrieben hat, Louis Napoleon zum Präsidenten zu wählen, hat sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen, wie ein Kind, das sich beim Spiel die Finger verbrannt hat. Er hat sich wieder seinen historischen Studien und seinem Geschmacke für die schönen Künste ganz hingegeben.

Wenn auch beide Männer von der jetzigen Generation ganz vergessen sind, so sind sie es doch, die, wenn es noch eine ernste Opposition in Frankreich giebt, im Stillen eine Partei bilden, die wirksamer ist, als die ränkevolle, republikanische Partei im In- und Auslande. Uebrigens geht die einzig mögliche Opposition in diesem Augenblicke, wie Prevost-Paradol in seiner Brochüre Aneiens Partis gezeigt hat, nur von solchen aus, die den Despotismus verabscheuen und den Kultus des freien Gedankens und des wahren Fortschrittes bewahrt haben. Diese Opposition tritt nicht mehr in Volksversammlungen, in Klubs oder geheimen Gesellschaften auf, sondern in den lichten Sphären der Gerichtshöfe und der Wissenschaft. „Die Barre," sagt Berryer in seiner letzten Schrift les Droits de l'ordre des Avocats, ist der letzte Wall der Bürger gegen die Willkür, die Gewalt, die Rechtsverletzung und die angesetzlichen Verfolgungen. Mit noch mehr Zähigkeit macht die Akademie Opposition. Nichts hält „die Unsterblichen" in ihrem anti-bonapartistischen Eifer, selbst die Logik nicht, zurück. Es ist ein kleiner Tiraillеurs-Krieg, wozu Cousin das Pulver und Villemain die Flinten liefert. Nach der Veröffentlichung der kaiserlichen Brochüre le Pape et le Congrès haben sich Pantheisten und Voltairianer verbunden zur Vertheidigung des Papstes und seiner weltlichen Macht. Es ist bekannt, daß der Mönch Lacordaire sich immer gegen die weltliche Macht des Papstes ausgesprochen hat; aber als man ihn in die Akademie aufnehmen wollte, um aus seiner Ernennung eine Demonstration gegen die herrschende Gewalt zu machen, verlangte man von ihm, daß er seine Meinung in diesem Punkte modificire, und nur durch Verleugnung seiner früheren Meinung erlangte er die Aufnahme. Wenn solche Meinungswechsel uns sonderbar erscheinen, so haben sie doch zuweilen auch ihr Gutes. Erinnern wir uns, daß Montalembert vor einem oder zwei Jahren sich verurtheilen ließ, weil er die englische Freiheit im Gegensatze zu dem Drucke, der auf den Geistern in Frankreich lastet, erhoben hatte. Das Auffallende in dieser Sache war, daß ein Staatsmann, der am meisten dazu beigetragen hatte, die Presse in Frankreich zu knebeln, nun selbst wegen eines Preßvergehens verfolgt wurde, und daß ein entschiedener Ultramontaner und warmer Vertheidiger des Sonderbundes ein Anhänger der protestantischen Freiheit geworden war. Das sind die Wunder, die uns ein System bringt, das mit allen Traditionen der Revolution, mit der normalen Entwickelung der Zeit gebrochen hat!

Gegenüber einer so betrübenden Lage ziehen sich einige bessere Geister in sich selbst zurück, entsagen dem höheren Schwunge ihres Geistes und pressen ihn in einen engeren Rahmen. Das ist der Fall mit dem großen Historiker Michelet, der nach dem zweiten December es verweigerte, dem Kaiser den Eid zu leisten, seine Stelle aufgab und sich in die Einsamkeit zurückzog. In dieser Zeit hatte Michelet seine erste Frau verloren, und eine zweite Heirat scheint für ihn eine wahre Offenbarung geworden zu sein. Von da an datirt seine sogenannte zweite Manier, deren Früchte die Werke l'Insecte, l'Oiseau, l'Amour, la Femme, la Mer sind.* Sie sind zu gleicher Zeit physiologisch, poetisch und mystisch, eine sonderbare Mischung von Wissenschaft und Träumerei, von Anmuth und Kraft, von Religion und Irr-Religion, von Natur und Unnatur, von Sensualismus und Mysticismus. Namentlich sind die beiden Schriften: über die Liebe und über die Frau, von solcher Wärme, Frische und Jugendlichkeit der Empfindung, daß, wenn man sie mit den Produkten unserer industriellen Literatur vergleicht, man eher geneigt wäre, sie einem jungen, geistreichen Studenten, als dem in Studien und Forschungen ergrauten Historiker zuzuschreiben. Auch Michelet hat eine Metamorphose bestanden: er hat sich verjüngt — vielleicht ein wenig zu sehr. Die Naivetät paßt nicht für das Alter. Wenn unsere jungen Leute mit Stolz ihre frühen Runzeln zeigen, sich über jeden Aufschwung des Herzens lustig machen, die Poesie verachten und an der Börse spekuliren, so ist das ein

* Von dem letztgedachten Buche ist kürzlich auch eine vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe, in der Uebersetzung von F. Spielhagen, (Leipzig, J. J. Weber), erschienen.

vorübergehender Irrthum, eine Mode-Thorheit, aber kein Grund, daß alte Leute ihre Stelle ersetzen und die Dichter die Verliebten und die Enthusiasten spielen.

Die Einbildungskraft hat in Frankreich eine größere Rolle als die Prinzipien. Die meisten Schriftsteller haben die Republik als eine Offenbarung angenommen und sie weit hinaus in das Gebiet des Socialismus getrieben. Aber der größte Theil ist davon zurückgekommen, so auch Mad. Sand. Sie lebt jetzt auf ihrem Schlosse Nohant und beschäftigt sich mit Naturwissenschaften, Philosophie und Romanschreiben. Von da schrieb sie an eine Freundin: „Du denkst, ich trinke Blut aus den Schädeln von Aristokraten. Ach nein! Ich studire den Virgil und lerne Latein." Uebrigens ist ihr Talent im Wachsen und theilt nicht den allgemeinen Verfall. Ihr Name ist mitten in der gegenwärtigen Gesunkenheit der Geister und Charaktere das Kriegsgeschrei der Freunde des Ideals geworden. Sie liefert den Beweis, daß das Ideale noch nicht gänzlich geschwunden ist, da es noch Priester giebt, die das heilige Feuer bewahren. Ste. Beuve und Mad. Sand sind noch dreißigjährigen Arbeiten immer noch die Ersten auf der Bresche; sie haben, wie Oberon und Titania, ihre silberne Hochzeit mit ihren immergrünen Myrthen- und Lorbeer-Kränzen gefeiert. Und solchen Beispielen gegenüber können wir nicht an das Ende der Welt des Geistes in Frankreich glauben. Woher die neue Morgenröthe kommen wird, das wissen wir freilich nicht; nur so viel ist gewiß, daß die großen und edlen Geister, von denen wir eben gesprochen, nicht im Scheiden alle ihre Reichthümer mitnehmen, sondern wenigstens einen Theil auf die künftige Generation vererben werden.

Nach solchem trostreichen Zuspruche, führt uns der Verfasser in die speziellen Gebiete der Philosophie, der Poesie, des Romans, des Theaters, der Kritik und der Journalistik und zieht am Schlusse das allgemeine Resultat: „Der französische Geist ist noch nicht erloschen, er entwickelt vielmehr in Europa die größte Thätigkeit und Produktivität, wenn es ihm auch an Gehalt und Ernst mangelt. Wir haben gesehen, mit welcher Religiosität die Männer der Periode von 1830 den Kultus des Idealen bewahren und das Wiedererwachen der Freiheit vorbereiten. Sind auch die Philosophen von der Höhe der reinen Abstraction hinabgestiegen, so verdient es doch Anerkennung, daß sie die Philosophie dem allgemeinen Verständnisse zum Dienste der liberalen Ideen näher gebracht haben. In dem Realismus ist das Streben nach Wahrheit und die Rückkehr zu der Natur zu erkennen; er erzeugt den Ausdruck und das ästhetische Gefühl und kann die Grundlage zu einem neuen Idealismus abgeben. Endlich die reiche Produktivität im Drama, die Fortschritte der Kritik lassen in einer nahen Zukunft glücklichere Tage und einen neuen Aufschwung des öffentlichen Geistes voraussagen. Freilich läßt sich zu der vom Kaiser versprochenen Freiheit, die sein Werk krönen soll, kein großes Vertrauen fassen; aber so lange es in Frankreich noch eine aufgeklärte, für alle Aeußerungen der Intelligenz empfängliche Klasse und ein Volk, das den Kultus der National-Ehre und das Gefühl für das Schöne, Gute und Gerechte bewahrt hat, giebt, ist die französische Nation nicht verloren. Von diesen beiden Klassen, nicht von der blasirten und korrumpirten Bourgeoisie, muß man eine Regeneration erwarten. Frankreich glaubt an seine civilisatorische Mission. Aber diese kann es nur erfüllen durch friedliche und liberale Institutionen, nicht durch die Waffen. Expeditionen, wie die nach Sebastopol, oder der italiänische Krieg, können ihm in Europa ein ephemeres Uebergewicht geben, niemals aber einen reellen Einfluß, gegründet auf das Vertrauen und die Sympathie Aller. Mit den Waffen in der Hand erregt Frankreich nur das Mißtrauen, die Unruhe und den Schrecken, setzt nur das Mittelalter fort und erweckt den Donquijotismus aus dem Grabe. Dadurch wird nicht das Werk des Fortschrittes verbreitet, die providentielle Mission eines Mustervolkes erfüllt. Bis 1848 hatte Alles in ihm den Glauben erregen können, daß es an der Spitze des Fortschrittes einherginge; aber der geistige Schlaf, in den es jetzt versunken ist, könnte ihm verhängnißvoll werden. Es möge sich beeilen, sich zu ermuntern, wenn es sich auf der Höhe seines Ideals erhalten will!" M.

Schweiz.

Herr William Reymond und die Revue Suisse.

Es geht uns armen Deutschen jetzt schlecht. Niemand ist, dem wir es recht machen! In England werden wir im Parlament reprimandirt, in Böhmen erklärte uns bereits vor dem Frühling ein „Landeskind," Dr. J. Palacky, für ein „jämmerliches Epigonengeschlecht, voll Dünkel und Unwissenheit, Lakaienthum und Großsprecherei," und im Frühling nimmt uns Herr William Reymond in seiner Chronique Berlinoise vor und sagt uns, von der Höhe seines schweizerischen Franzosenthums herab, lächelnd die allerunangenehmsten Wahrheiten.

Wie der Gesandte einer Regierung, mit welcher ein fremder Herrscher gerade unzufrieden ist, alle die Vorwürfe anhören muß, die der Regierung gelten, so muß hier Berlin als Repräsentant Deutschlands gelten und leiden. Alles, was Herr William Reymond an Deutschland auszusetzen hat, und man weiß, ein Franzose, besonders wenn er ein Schweizer ist, hat eigentlich immer Alles an Deutschland auszusetzen, — sämmtliche Mängel, Schwächen, Albernheiten und Lächerlichkeiten, die Herr William Reymond als scharfer und vollkommen berechtigter Beobachter an Deutschland entdeckt, werden zunächst dem armen Berlin aufgeladen.

Das arme Berlin! Es hat „500,000 Seelen, eine gebildete Gesellschaft, Gelehrte in Masse, einige Hundert Studenten und einige Tausend Doktoren, aber kein Volk; einige Equipagen, viele Droschken, Offiziere, Herren in Pelzen und Damen in Kapuzen, aber kein Leben, keinen Boulevard, kein Volk." Es ist eben nicht Paris, nicht Brüssel, nicht Neuchatel, es ist — kann eine Stadt sich dergleichen erlauben! — eine Individualität für sich, eine deutsche, eine norddeutsche, eine preußische Individualität, folglich „ein chinesisches Gemälde, in welchem die Perspektive, die Ferne, der Hintergrund und die Plastik fehlt." Was bleibt da noch?

Die Berliner finden nicht mehr Gnade als Berlin selbst. „Ganz stolz darauf, die deutschen Pariser genannt zu werden, machen sie alle möglichen Anstrengungen, um sich von der deutschen Schwerfälligkeit zu befreien und un air dégagé anzunehmen." Es glückt ihnen nicht, sie gelangen nur zu einer manière d'être conventionelle, froide, compassée, qui n'est ni de la distinction ni de la rondeur. Diese Artigkeit ist so echt französisch, daß man sie französisch lesen muß, um sie ganz zu würdigen. Ueberdies drückt die Phrase noch vollkommen aus, was ein Franzose von uns Deutschen verlangt, womit er in seiner Großmuth zufrieden ist. Tout rond soll der Deutsche sein. Distinguirt kann er ein für alle Mal nicht sein, spirituell auch nicht. Diese Eigenschaften sind und bleiben Privilegien des Franzosen, aber tout rond, wie ein Bierfaß; Bier mit Idealität, das ist es, was ein Franzose bei uns sucht. Deutschland erscheint ihm „wie die heilige Arche des Idealismus durch die Nebel des Tabaks und des Abstrakten." In München, in Ulm, in Leipzig selbst giebt es auch noch „schweigsame Bürger, welche ihre Pfeife bei einem Schoppen Bier rauchen, wahre Bürger nach Jean Paul. Dort erhält sich, wie in einer Theeschachtel hermetisch verschlossen, der wirkliche germanische Geist; dort gährt der Dampf, welcher, früher oder später herausplatzend, eine neue Philosophie und ein neues Frankfurter Parlament zu Tage fördern wird." Aber in Berlin ist das nicht so. Berlin ist nicht mehr Deutschland. Warum, das muß wieder französisch gesagt werden. L'individualisme berlinois est une conséquence évidente du protestantisme et de la philosophie de Fichte et de Hegel. De cette tendance sortent ça et là des hommes remarquables, à larges vues, tels que Humboldt, Michelet, Rosenkranz, Adolphe Stahr et d'autres. Mais il n'en sortira jamais une nation.

Wenn wir uns gegen einen so infallibeln Beobachter einige Bedenken erlauben dürften, so würden wir bezweifeln, ob in der christlich modernen Welt eine einzelne Stadt noch die Zeugerin einer Nation sein könne. Dann, ob Humboldt so ohne Weiteres als ein bloßes Vereins-Produkt des Protestantismus und der Hegel'schen Philosophie angenommen werden könne. Endlich, ob Humboldt und Adolph Stahr als völlig analoge Intelligenzen gemeinsam betrachtet werden dürfen. Indessen Herr William Reymond hat sich dadurch, daß er Vorlesungen über etwas Nicht-Existirendes, nämlich die Literatur des zweiten Kaiserreichs, gab, als ein so scharfsinniger Entdecker bewährt, daß er auch in Berlin allerlei Dinge entdeckt haben kann, von denen der deutsche „runde" Hamlet sich bei aller Philosophie bisher Nichts träumen ließ.

Dagegen erlauben wir uns wirklich einige Einwendungen gegen die Behauptung, daß Berlin von dem Tode Rahel's an, bis zu dem Augenblick, wo Frau Stahr ihren Salon eröffnete, ganz ohne einen solchen geselligen Vereinigungspunkt gewesen sei. Wir entsinnen uns eines kurzen Winter-Aufenthaltes in Berlin, während dessen wir, was man gewöhnlich Salon nennt, nämlich an einem bestimmten oder an jedem Abend erleuchtete und erwärmte Zimmer, Thee, Conversation und Musik in mehr als Einem Hause gefunden haben und überall auch den lebendigen Bestandtheil, die Gesellschaft, gewürzt mit einigen speziellen Namen. So fand man bei Fräulein Henriette S. allabendlich Varnhagen, General Pfuel, oft Sternberg und außerdem was literarisch kam und ging; bei Olfers Hum-

beldt, Puttlitz, Hermann Grimm, Kunst, Hof, Garde; bei Bonin Diplomatie und Kunst, bei Savigny Einzelne. Allerdings war der Eintritt überall, und besonders in dem letzten Hause, nicht ganz leicht, er mußte vermittelt werden, aber wer Eintritt fand, sah sich doch in Salons. Es ist also nie ganz so schlimm in Berlin bestellt gewesen, selbst wenn wir gern zugeben, daß jetzt überhaupt nicht die Zeit zum Salonleben ist. Das ist aber in Paris nicht anders. Madame Bucelet sagte uns darüber ein sehr bezeichnendes Wort. „Mein Gott," sprach sie, „ich fange jetzt wieder an, mir eine Gesellschaft zu bilden — es ist zum dritten Male. Zwei Mal schon hat eine Revolution meinen Salon zerstört."

Was die literarischen Urtheile des jungen Neuchatellers betrifft, so erklären sie sich leicht. Er selbst sagt, daß er ausschließlich mit der Literatur der Zukunft verkehre, welche sich bei der deutschen George Sand, bei Frau Fanny, versammelt. „C'est du sein de ce monde là que je vous écrirai," sagt er, „c'est là que je pourrai glaner à votre profit des jugements sains et lumineux sur l'étnt actuel de la littérature Allemande. Wir erfahren daher, daß wir nur le terrain de la littérature facile, hâtive et légèrement immorale toute de goût et de mésure in la vulgarité et le bas-comique hineinfallen. Une fois envahie par les romans de Dumas, de Feydeau, de Ponson-du-Serrail, l'Allemagne ne peut produire que les pointes de Kindderadatsch, des Fliegende Blätter ou des Possen de Faubourg. Traurig! aber hoffentlich sind wir noch nicht envahis. Nach Reymond, danken wir dem impitoyable railleur d'Henri Heine l'abnissement de l'idéal en Allemagne. L'Allemand ironique n'est plus qu'un singe. Henri Heine a fait rougir ses compatriotes de leur adorable naïveté, de leur sentimentalité exquise. Dennoch ging es bis zum Jahr Achtundvierzig. Es ging selbst Alles pour le mieux dans la meilleure des Allemagnes, aber da schrieb man Achtundvierzig. Un an après, rien n'était changé en Allemagne, il n'y avait qu'un souvenir de plus. Aber damit: adieu à la poésie antionnle, à la poésie inspirée des Freiligrath, des Herwegh, des Kinkel! Plus de rêves d'unité, plus de germanisme flamboyant, plus d'enthousiasme à la bière. Ajoutons: plus d'oeuvres marquantes. Natürlich, wo sollen sie herkommen, ohne Bier-Enthusiasmus? Aber, wie gesagt, ganz envahis sind wir noch nicht. „Das Vaterhaus," „das Mädchen von Hela" und „Joseph im Schnee" retten uns. Auch wird der Roman noch kultivirt. Gustav Freytag, Hackländer, Otto Müller, Max Ring, A. Meißner und Sternberg halten sich noch im ersten Rang, Theodor und Louise Mundt sind bereits früher genannt worden. Paul Heyse wird seiner Jugend wegen mit Nachsicht beurtheilt. Das konnte nun Herr William Reymond bei Anderen, wie Wilibald Alexis, Edmund Hoefer, Joseph Rank, Moritz Hartmann, Holtei ꝛc., allerdings nicht thun; aber einer kleinen Erwähnung wären sie doch wohl werth gewesen, wie auch Gutzkow, als Novellist, Kritiker und Dramatiker, Gervinus als Kritiker, Putlitz als Dramatiker, Geibel als Lyriker, Bodenstedt als solcher und als Skizzist, Hermann Grimm als Essayist, Ranke als Historiker, ꝛc.

In jedem Urtheil, wenn es nicht geradezu von Gehässigkeit eingegeben wurde, findet sich Wahres. So sagt auch William Reymond über die Veröffentlichungswuth aller Nachtlöpfe, die sich nur in irgend welchem Schranke vorfinden, über den Hyperkultus der großen Todten, bei welchem der Kopf unaufhörlich rückwärts gedreht und dabei die Zukunft aus dem Auge verloren wird, über das Theater und schließlich über Herrn Bogumil Golz gute und brauchbare Dinge. Nur hätten wir im Ganzen eine minder groteske und „cavaliére" Manier, etwas weniger Voreingenommenheit und etwas mehr allgemeines Verständniß des wirklichen Deutschland gewünscht.

Die Revue Suisse,* in welcher die Chronique Berlinoise sich befindet, ist nach den uns vorliegenden drei ersten Heften ihres 24. Jahrganges eine jener schätzenswerthen Nachahmungen der Revue des deux Mondes, wie wir sie fast in jeder französischen Provinz finden. — Diese periodicals haben für den engen Kreis, in welchem sie gelesen werden, den sehr reellen Nutzen, daß sie das große Draußen hereinziehen. Politik sowohl wie Literatur, Geschichte wie Aktualität, sie besprechen Alles und verbreiten dadurch Anschauungen, die ihren Lesern sonst unbekannt bleiben würden.

J. R. D.

* Neuchatel, E Klingebeil, libraire, 1861.

Italien.

Masken und Schalksnarren des italiänischen Theaters.*

Ruzzante (Angelo Beolco.)

In der Anmerkung geben wir den vollständigen Titel eines Prachtwerkes, das an Schönheit der Ausführung, an Genialität der Auffassung seiner Kunst-Beilagen, sowie an treu historischem, in möglichster Gedrängtheit wiedergegebenen Texte nicht leicht einen Nebenbuhler zu scheuen hat. Unter den mannigfachen Versuchen, die Commedia dell' arte in ihrer Gesammtheit zu schildern, die Biographie des reizenden, unterhaltenden und belehrenden Kunstzweiges, der im Titelbilde des genannten Werkes dem Beschauer in Gestalt eines wunderliebsten, weiblichen Bühnenkindes verkörpert entgegentritt — unter allen diesen Versuchen dürften die „Masques et Bouffons," des Herrn M. Sand, der übersichtlichste und gelungenste sein. Insbesondere glücklich ist der Verfasser in seiner Schilderung der Uebergänge von der italiänischen Commedia in die französische Comédie gewesen. Die Vorrede von George Sand sagt: „Die Geschichte der Commedia dell' arte, d. h. der Stegreif-Darstellung, bildet nicht allein einen Theil der Kunstgeschichte, sie gehört überhaupt zur psychologischen Geschichte zweier Nationen: Italiens, als des Geburtslandes, und Frankreichs, welches sie aufnahm und, nachdem es sich an den Typen belustigt hatte, die Meisten derselben sich aneignete, neue erschuf und ihnen den Ausdruck der Grazie, des Lächerlichen, der Leidenschaften und Phantasien, der Eigenheiten und Grillen seines Volkes hinzufügte. Die Nothwendigkeit, verschiedene Regungen des menschlichen Seins, lächerliche oder ernste, in Gestalten wie: Harlequin, Policinello, Cassandra, Capitano, Pierrot ꝛc. zu verkörpern, wurde zu einer gewissen Zeit das Gemeingut der beiden Nationen. Man kann es die italiänisch-französische Commedia nennen, darf aber dabei nie vergessen, daß Italien das Vorrecht zu beanspruchen hat, diese geistreichen und anregenden Abdrücke der Natur hervorgerufen zu haben, und daß ohne diese merkwürdigen und reichhaltigen Vorgänger Molière nie die eigentliche Comédie française geschaffen haben würde."

Der Verfasser breitet nun seine Schätze vor den Augen des Lesers aus. Er beginnt mit der bekanntesten und ältesten Figur: dem Harlequin, den er als Arlechino, Tricelin und Truffaldino durch Bild und Text erläutert. Es folgen alsdann: Policinell, die Ballerina, der Capitano, Colombine, Pierrot, Lelio, Pantalon, die Cantatrice, Stenterello, Isabella, Scapin, Scaramouche, Cociello und schließlich Tartaglia. Die Reichhaltigkeit des Werkes ist sehr bedeutend, und jeder Wandlung des ursprünglichen Typus wiederfährt ihr Recht. So behandelt z. B. der Artikel Scapin elf verschiedene Charaktere, die alle nach einander aus der Stamm-Figur Brighella entsprungen sind. Dabei ist für die bildliche Anschauung trefflich gesorgt, und die Kostüme der verschiedenen Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit sind mit historischer Treue wiedergegeben; zugleich findet sich in jeder Figur die Handlung, welche sie auf der Bühne zu vertreten hat, durch die künstlerische Darstellung so ausgeprägt, daß der Beschauer sogleich die Bestimmung erräth. Aber auch auf das Gebiet der historisch-literarischen Forschung begiebt sich der Verfasser, und zwar mit großem Geschick. Er ist hierin bei den meisten Figuren älteren Ueberlieferungen gefolgt, hat neuere, selbst gemachte Entdeckungen hinzugefügt, und dadurch eben sein Werk zu einem wahren Schatze für den Historiker und Bühnenfreund gemacht. Durch diese geschichtliche Treue gewinnt das Buch dergestalt an Umfang, daß es zu weit führen würde, wollte man Proben eines jeden Artikels geben. Aber der Verfasser hat auch neue Entdeckungen gemacht; eine Figur, ein Charakter tritt zu Tage, den aus dem Dunkel gezogen zu haben der Verfasser allein beansprucht, und der allerdings merkwürdig genug ist. Es ist dies der Schauspieler und Dichter Ruzzante. Bei aller Hochachtung vor dem Werke des Franzosen wollen wir doch hier sogleich bemerken, daß auch in Deutschland der originelle Ruzzante nicht so ganz unbekannt ist, als Herr Maurice Sand glaubt;** allein dieser hat jedenfalls das Verdienst, über den merkwürdigen, wenig bekannten Mann so viel Licht verbreitet zu haben, als bei dem geringen Material möglich war. Wir lassen den Artikel Ruzzante hier mit einigen Kürzungen folgen.

„Man kennt fast Nichts über das Leben Shakspeare's; man kennt Nichts von dem des Angelo Beolco, genannt Ruzzante (der Mnthwillige,

* Masques et Bouffons. Comédie italienne. Texte et dessins par Maurice Sand. Gravures par Manceau. Préface p. Georges Sand. Paris, Levy, 1860.

** Schen in Zedler's Universal-Lexikon findet sich unter Beolco ein Artikel über Ruzzante. Der Band des Lexikons ist vom Jahre 1733.

der Ausgelassene), geboren zu Padua im Jahre 1502. War er Schauspieler von Fach, oder war er nur ein Dilettant, der aus innerem Berufe die Kunst trieb? Den einzigen genaueren Aufschluß, der vorhanden ist, giebt eine Seite des Bernardino Scarleone. Dieser sagt in seinem Werke: De antiquitate urbis Patavii (1560) daß Angelo Beolco, bekannt unter dem Namen Ruzzante, zu Padua als Autor die Stelle, welche ehedem Plautus, und als Darsteller den Rang eines Roscius einnahm. Ja, er hat sie sogar überflügelt, denn es giebt keine antike Camoedia praetexta, togata, mixta oder atellana irgend welcher Art, die einen Vergleich mit denen Ruzzante's aushalten könnte. Seine Stücke wurden in ganz Italien gespielt, sie gefielen über alle Maßen, und zogen eine Menge von Frauen und Männern herbei. Er selbst war ein, die Schauspieler seiner Zeit so bedeutend überragender Darsteller, daß, sobald er auf der Scene war, das Publikum nur für ihn Augen hatte."

Ruzzante's Epoche war eine glänzende. Das Erwachen des italiänischen Schauspiels traf mit der Entfaltung seiner Kraft und der Freiheit seines Genies zusammen. Seine berühmten Vorgänger Ariost, welcher im zwanzigsten Lebensjahre (1494) sein Schauspiel I Suppositi gedichtet und am Hofe des Herzogs von Ferrara zur Aufführung gebracht hatte; Nikolaus Machiavell (1469—1527), Autor der Mandragora (1504) der Clizia (1508), Stücke, deren Darstellungen sogar vor Leo X. zu Rom, durch die akademischen Schauspieler von Florenz und Siena, die sogenannten Sempiterni oder Intronadi, stattfanden; Bernardo Dovigi, Kardinal von Bibbiena, Autor der Calandra (1490) — alle diese Vorgänger sind ihm in Beziehung auf Selbständigkeit und Neuheit untergeordnet. Sie schufen keine neue Gattung, es waren vielmehr Wiederbelebungs-Versuche, welche sie anstellten. Sie suchten die Fußstapfen der antiken Meister und verließen den eingeschlagenen Pfad nicht wieder. Selbstschöpfer, und zwar mit besonderer Kühnheit begabt, vervollständigte und verschönerte dagegen Ruzzante seine Erzeugnisse. Inmitten der, durch Convention herrschenden, phantastischen Idyllen, schuf er das Schauspiel der Wirklichkeit. Ruzzante würde ohne Zweifel der Molière Italiens geworden sein, hätte er, statt seine Zeit der improvisirten Komödie zuzuwenden, sich ganz der Feder geweiht; aber nur während der letzten zehn Jahre seines kurzen Lebens (er starb mit 40 Jahren), hat er einen Theil seiner Stücke und reizenden Zwiegespräche für die Kardinäle Cornaro und Picomi geordnet und niedergeschrieben. Während des Sommers bewohnte er die Villa des Venetianers Cornelius, eines prachtliebenden und freigebigen Mannes, der als ein Mäcen des Dichters, ihm und seiner Gesellschaft Gastfreundschaft angedeihen ließ. Hier gab die Gesellschaft auch häufig Vorstellungen. Scarleone erzählt, daß die Stadt Padua dem Dichter Ruzzante nach dessen Tode große Ehren zu Theil werden ließ. Er starb am 17. März 1542. Seine zahlreichen Freunde und Bewunderer errichteten ihm 1560 in der Kirche San Daniel, bei Prato della Valle zu Padua, als „Zeichen der Freundschaft, Hochachtung und Bewunderung" ein Epitaphium mit lateinischer Inschrift.

Diese Inschrift wurde später als profan beseitigt. Bernardino Scarleone erzählt noch, daß „Ruzzante von heiterem und liebenswürdigem Charakter, stets entgegenkommend und leutselig gewesen sei." Seine äußere Erscheinung zeigt nach dem uns überlieferten Bilde den feinen, zur Satyre und scharfen Beobachtung hinneigenden Kopf, dem eine Mischung von Entschlossenheit und Melancholie beigegeben ist. Fast alle Persönlichkeiten seiner dramatischen Erzeugnisse tragen Eigennamen, die in der Folge Gattungsnamen wurden und eine bleibende Stelle auf der Bühne fanden. Was die Darstellung selbst anbetrifft, so lag ihre Ausführung in Händen der Bühnengefährten Ruzzante's, die aus Mitgliedern seiner Truppe, aus Nacheiferern und sogar vornehmen jungen Leuten der gebildetsten Schichten Padua's bestanden.

Benedetto Varchi (1502—1563), der berühmte Verf. der Geschichte von Florenz, sagt bei einer Besprechung des Schauspiels in Bezug auf die antike Bühne: „Wenn man der Erfahrung und den obwaltenden Umständen Rechnung trägt, so glaube ich, daß unsre Zanni weit komischer wirken, als ihre (der Alten) Mimen, und daß die Komödien des Ruzzante von Padua, welche ländliche Vorgänge behandeln, bei Weitem Diejenigen übertragen, welche die Alten „Atellanen" nannten." „Unsere besten Schriftsteller," sagt Riccoboni, „haben den Ruzzante hochgepriesen. Seine Stücke, die Atellanen der Lateiner an Komik übertreffend, bringen alle Dialekte unserer nunmehr verdorbenen lombardischen Sprache. Er hat unserer Bühne die Charaktere des Scapin, Harlekin, des Pantalon und des Doktors zugeführt." Ruzzante war es in der That, welcher dem volksthümlichen Ausdrucke die Pforten der Bühne öffnete. Alle seine Figuren sprachen verschiedene Dialekte; der paduanische, bergamaskische, bolognesische, venetianische und toskanische sind vertreten. Ebenso finden sich Latein, das italisirte Spanisch und das moderne Griechisch. Am meisten jedoch treten Padua, Venedig und Bergamo in den Vordergrund.

Ruzzante eignete sich später die Art und Weise der Akademiker an, und suchte durch Reinheit seines Styles mit Bembo Speroni und andern Autoren seiner Epoche zu rivalisiren. Obgleich sein Talent dem seiner Kollegen mindestens gleich kam, war er doch nie mit dem Erfolge zufrieden. Er machte die Wahrnehmung an sich, daß er hinter dem zurückblieb, was er sich wiederzugeben vorgenommen hatte. Er begann nun den Dialekt der Landleute zu lernen, ihre Sitten, Charaktere und Eigenthümlichkeiten zu studiren. Er eignete sich die bäurische Sprache und Manieren, die Naivetät und natürliche Komik der Landleute dergestalt an, daß er sie vollkommen täuschte und in seiner Verkleidung von ihnen für Ihresgleichen gehalten wurde. Beolco hatte eine besondere Vorliebe für sie und machte zu ihrem Vortheil seine Kritiken der Großen, der klassischen Gelehrten, des Luxus, der Sitten und der Schöngeisterei. Ruzzante läßt nie eine Gelegenheit vorübergehen, das Gewicht der ländlichen Sprache zu rühmen. In einem in Paduanischer Mundart abgefaßten Schreiben, welches al revendissima Cardinale Carnaro Vecchio gerichtet ist, sagt er:

„Ich sehe nicht ein, weshalb, wenn ich bäurische Typen auf die Bühne bringe, meine Figuren nicht lieber toskanisch, als ägyptisch sprechen sollen. Die ganze Welt geht heutzutage kreuz und quer; Jeder reckt seinen Hals weit höher, als er sollte. Nichts will einfach und natürlich sein, und durch die Anmaßungen des Nachbars läßt sich Jeder blenden und verleiten, anstatt bei der Einfachheit zu bleiben. Man sucht sogar die Mundarten zu wechseln, um sich nur nicht der Muttersprache bedienen zu müssen. Jedermann läuft dem Blendwerk nach, und sollte doch bedacht sein, den Weg der Wahrheit zu gehen; das ist schlimm, sehr schlimm! Soll ich, der ich Italiäner, Paduaner bin, dahin streben, Toskaner oder Franzose zu werden? Nein, tausendmal nein, ich werde es nicht thun. Ich will bei der Wahrheit und Natur verbleiben."

Ruzzante lebte zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, inmitten der Kriege Franz' I. und Karl's V., die sich um Italiens Herrschaft stritten, während die furchtbare Invasion der deutschen Heere Rom zuströmte und auf dem Wege Alles verwüstete und einäscherte. Die heilige Stadt ward mit Sturm genommen und der Willkür der Kriegsvölker preisgegeben; Florenz entvölkerte die Pest, und das Paduanische, Ruzzante's Vaterland, litt unter den Qualen einer Hungersnoth. In seinen Stücken verwünscht er daher häufig die Spanier und die Deutschen. „Möge die Pest die Kriege und die Soldaten, die Soldaten und die Kriege fressen! Aber dessenungeachtet wollen wir lachen, meine Freunde, wir müssen uns betäuben in so vielem Unglück."

Mitten in seinen lebhaftesten Scherzen findet man oft bei Ruzzante einen Blitzstrahl wahrer Leidenschaft, eine tiefsinnige Betrachtung oder einen Herzensschrei. Die ernsten Seiten seines Geistes treten in schärfsten Umrissen hervor; sie wirkten in den wahrsten Ausdrücken auf die Zuschauer. Leider sind oft gerade diese Stellen unübersetzbar.

Es soll hier nur die komische Kraft des Ruzzante betrachtet werden, denn sie ist es, durch welche er eigentlich der „Commedia dell' arte" angehört. Häufig ist diese Komik bitter, tragisch und schreckend. Einige seiner Stücke haben gar keinen Titel, sondern tragen die Benennung „Dialaghi." Als solche sind sie gedruckt und bis auf uns gekommen. Einer der am Häufigsten vervielfältigten Dialoge ist der zwischen: Beolora, Andronico, Dina, Zome und Pittaro. Es ist eine Eifersuchtsscene, die anfangs fast komisch wirkt, zum Schluß jedoch vollständig zur Tragödie sich gestaltet, zu einer Tragödie, wie sie sich häufig auf der venetianischen Traghetta ereignete, jener Treppe, welche, oft mit Blut besprengt, von dem heranspülenden Wasser der Canaletti gereinigt wurde, wenn sie den Leichnam davontrug. Das Original ist ergreifend, obwohl es keinen Schwung, kein Ideal zeigt. Jede Person denkt und spricht, wie im gewöhnlichen Leben. Aber welch' unheimlicher Humor, welche Nervenstärke mußte einem Publikum innewohnen, das bei Anschauung der Verzweiflung und des Verbrechens über die Lazzi, welche jene grauenvollen Scenen begleiteten, lachen konnte!

Von Interesse für den Leser dürfte gewiß ein Brief Ruzzante's sein. Bei den wenigen Anhaltepunkten, die uns die Kunstgeschichte Italiens in Betreff des Lebens unseres Dichters überliefert hat, ist dieses Schreiben besonders wichtig. Es läßt einen Blick in das Seelenleben eines jungen, kräftigen Mannes thun, der, wie fast alle Komiker, einen starken Hang zur Melancholie zeigt, eine Krankheit, welche durch geistige Abspannung, nicht aber durch die Unregelmäßigkeit des Lebens erzeugt wurde; denn die Reinheit seiner Schöpfungen tritt besonders zu einer Epoche hervor, wo die Zügellosigkeit in allen übrigen dramatischen Erzeugnissen herrschte.

Man betrachte die Sujets der Mandragora und der Calandra! es ist die Zeit Aretin's und anderer berühmter literarischer Wüstlinge. Zuweilen klingt auch bei Ruzzante ein Ton jener cynischen Ausdrucksweise hindurch; aber der Cynismus in dem Munde der Bauern beleidigt weniger, als der von den Lippen der rossinirten Mitglieder einer verderbtern Gesellschaft kommende. Der Grundton seiner Sujets ist stets ein streng moralischer, zuweilen tragisch oder ergreifend.

Uebrigens verbirgt Ruzzante unter allegorischen Blumen einen feinen und taktvollen Spiritualismus, der sich in dem erwähnten, an seinen Kollegen Marco Alvarotto gerichteten Briefe besonders zeigt.

„A Messire Marco Alvarotti.

„Mein theurer Meister Marco. Wie Ihr, so erfreue auch ich mich des Vergnügens der Jagd, und indem ich mir vorstelle, wie lebhaft Ihr an der, welche ich vor einiger Zeit mitgemacht habe, Theil genommen hättet, will ich sie Euch beschreiben, damit wir mindestens geistig von Unterhaltung zu Unterhaltung eilen.

„Wie Ihr wißt, halte ich unsere Welt für das schönste Land der Welt, und so faßte ich denn eines Tages den festen Entschluß, für immer auf ihr zu verweilen, oder doch Einer der Letzten sein zu wollen, welche sie verlassen. Ich sah indessen wohl ein, daß es weder den Begüterten, noch den anderen Sterblichen geboten wird, eine Existenz zu hoben, die mehr ist, als — Existenz. Lange unterhielt ich mich darüber mit meinen kleinen Büchern, welche mir zeigten, daß es möglich sei, lange, ja ewig leben zu können, nur müsse man die Bekanntschaft einer gewissen Dame machen, welche die Einen: Bescheidenheit, die Anderen: Weisheit nennen. Sie kann uns so viel Leben schenken, als mir billiger Weise von ihr verlangen können, denn berühmte, längst verstorbene Personen leben noch durch ihre Werke. Ich öffnete den Mund, um ihnen zu sagen: „Kleine Bücher, meine Brüder, wollt Ihr Euch über mich lustig machen? Mit der Dame verhält es sich, wie mit jenem Kraute, welches die Kraft besitzt, Den, der es trägt, unverwundbar zu machen — oder es ist nicht zu finden." Ich schwieg indessen, da ich von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt und gewiß bin, daß sie jenen seltenen Menschen gleichen, die für Tausende von Thalern keine Lüge sagen würden. Ich nahm mir fest vor, jene Dame zu suchen, und ihr, wenn ich sie weniger unliebenswürdig fände, als den Neid, den Hof zu machen, und zwar so gewandt, daß es mir vielleicht gelingen würde, sie zur Gefährtin zu erbolten. Aber nachdem ich alle meine kleinen Schriften durcheinander geworfen, nachdem ich unendlich viel gesucht und in meinem Geiste weiter gekommen war, als die spanischen Schiffe — dessenungeachtet aber nicht die Spur ihrer Schritte fand, verzweifelte ich eines schönen Tages, gleich dem Spieler, dem beim ersten Satze das Unglück entgegentritt. Ich verwünschte die Schreiberei, und voll Zorn ging ich hinweg, um die Ruhe in der ländlichen Stille zu suchen.

„Allein geblieben auf der Jagd, befand ich mich mit meinen Hunden, welche einen Hasen verfolgten, erwartend auf einem jener kleinen, an der Ostseite sich hinziehenden Berge. Das Gekläff der Meute verhallte in der Ferne, ich hörte Nichts mehr. Um mich her war Alles ruhig und schweigsam. Sei es die Wirkung dieser tiefen Stille, sei es die geistige Abspannung, genug, der Schlaf kam, ehe ich mich dessen versah, in meine Augen und entführte mich mir selbst. Mein ganzes Leben muß ich ihm dankbar und erkenntlich sein für den süßen und angenehmen Traum, der mich so interessante und schöne Dinge schauen ließ. Ich sah unseren guten, alten Polo, ganz so, wie er ehemals war, so prächtig ausschauend, daß ich nicht den Muth hatte, zu fragen: ob er lebend oder todt sei. Er hatte sein Festtagskleid an und schien von dem Barbier zu kommen; seine Miene zeugte, daß er wohl eher ein gutes Mahl zu sich genommen, als gefastet. Ich weiß nicht, wie er meinen Entschluß, ewig leben zu wollen, erfahren hatte (ich glaube, daß die Seele etwas Göttliches sei), aber, nachdem er mir guten Tag gewünscht, sich rechts und links die Nase gerieben hatte, sprach er: „Ruzzante, Du hast Dich mehr bei Deinen Büchern abgemüht, als ich mich bei meinen Pferden, und doch wirst Du nie die gesuchte Dame finden, wenn ich Dir nicht helfe und sie Dir zeige. Es ist eine wahre Sucht, die Dinge bei Namen zu rufen, die sie nicht trugen. Du glaubst, sie nenne sich so, wie Du sagst, aber Du machst mir dadurch den Eindruck, wie Jemand, der aus einem Buche, worin Cheearello geschrieben steht, statt dessen „Ballottu" liest. Aber komm' mit mir, und ich werde Dich on ihren Hof führen, wo Du eine Menge Gefährten finden wirst, welche so viel lachen, als Du durch Deine Komödien jemals Gelächter erregt hast."

„.... Während er so sprach, ertönte Musik, oder vielmehr ein Geschwirre von Klängen und Gesang, aber über alle Begriffe harmonisch. Das Ganze erschien mir so wundervoll, daß ich tausend Jahre und tausend Zungen brauchen würde, um es wiederzugeben. Ich wollte genau betrachten, um keinen Eindruck zu verlieren, so entzückte mich das Schauspiel, aber eine unerklärliche Schwere drückte meine Augen. Mit Gewalt suchte ich sie zu öffnen, der Traum entfloh, und erwachend, fand ich mich in der Wirklichkeit. In demselben Augenblicke sah ich meine Hunde, den Hasen vor sich hertreibend, zurückkommen. Sie waren so ermüdet, daß der Eine von ihnen zu meinen Füßen niedersank, um auszuruhen; ich nahm ihm den fast noch lebenden Hasen aus dem Rachen. Ich erinnerte mich des Traumes, und es schien mir nun, als habe die Musik, welche ich gehört, viel Aehnlichkeit mit den Stimmen meiner Hunde gehabt. Es schien mir auch, als wäre der durch sie verfolgte Hase die Ursache aller jener schönen Dinge gewesen, die vor mir im Schlafe auf- und niedergegaukelt waren, indem die Thiere, bei mir vorübereilend, mich endlich vollständig erweckt hatten. Da habt ihr meine Unterhaltung. Belustigt Euch darüber mit einigen Freunden. Ich weiß, Ihr habt deren genug. Ich drücke Euch die Hand und empfehle mich allen Lieben, denen ich das Glück und ein ebenso langes Leben wünsche, wie das ist, welches ich suchte.

„Padua, am Tage Epiphonias 1535. Ruzzante."

Ueber die von Ruzzante hinterlassenen Werke sprechen seine undankbaren Nachfolger, Gozzi und Goldoni, gar nicht; vielleicht haben sie die Schriften nie gelesen. Nach alt-italiänischem Gebrauche, der sowohl auf komischem, als pathetischem Gebiete stattfand, schrieb Beolco seine Dichtungen erst nieder, nachdem er sie mit seinen heiteren und gewandten Genossen zur Darstellung gebracht hatte; wenigstens wurden sie theilweise aus dem Stegreife, oder doch nach nur leicht hingeworfenem Plane ausgeführt, zuweilen waren die Darstellungen wohl gemischt, d. h. theils auswendig gelernt, theils improvisirt. Es finden sich auch in einigen seiner Stücke viele Scenen nur durch einige Worte angedeutet, um dann durch die Schauspieler mimisch ausgeführt zu werden.

Ruzzante's sämmtliche Werke erschienen 1584 in 12. bei Giorgio Greco. Sie zerfallen in acht Abtheilungen. Die zweite Ausgabe erschien 1598; die dritte, wohl die noch am Meisten bekannte, 1617 bei Domenico Amabio in Vicenza.

England.

Aus dem Schreiben eines Touristen in Frankreich und England.

.... Die Reihenfolge, in der man bei einer längeren Touristenfahrt die verschiedenen Eindrücke von Land und Leuten auf sich wirken läßt, ist keineswegs gleichgültig; im Gegentheil ist es gut, wenn man dabei eine aufsteigende Stufenfolge, eine gewisse Gradation beobachten kann. Von seinen Quellen bis zum Meere von Völkern germanischen Stammes bewohnt, steht der Rhein an seinen Ufern fast alle Bildungs-Formen deutschen Lebens sich entwickeln, und es ist, als ob mit seinem Wachsen und Schwellen vor unseren Augen der enge, schweizer Cantönli-Geist sich zu umfassenderen und allgemeineren Formen umgestaltete, bis endlich der Strom sich zum Meere erweitert und als Weltmeer Albions Küsten umspült, in dem sich gegenwärtig germanische Kultur, Sitte und Machtstellung gipfelt. Von Basel bis Rotterdom dem Laufe des herrlichen Stromes folgend und rechts und links in die lachenden Uferlandschaften, die im maigrünen Frühlingsschmucke prangten, weite Eisenbahn- und Fußtouren unternehmend, erfreuten wir uns zum ersten Mal wieder, nach so langen, freudlosen Pilgerfahrten im Osten und Westen unseres Vaterlandes, in Rußland und Frankreich, am Laute der heimatlichen Sprache im Munde des fröhlichen Rheinlandsvolkes, ergötzten uns an den rauhen und herzigen Accenten der schwarzwäldler und schwäbischen Maidli und dem geziert und doch melodisch klingenden „N'ja" der linksrheinischen Preußinnen.

Für andere Merkwürdigkeiten blieb begreiflicher Weise wenig Zeit; doch zeichneten mir auch einzelne deutsche Städtegestalten, wie sie in solcher Frische, Größe und Kraft eben nur Rheinlandsluft und deutscher Bürgersinn erzeugen kann, in unsere fliegende Touristenmappe, und die reizendsten Uferpartien in unmittelbarer Nähe des Stromes, die durch Geschichte, Sage und schöne Natur geheiligten Punkte wurden ebenfalls nicht vernachlässigt. Endlich erreichte unsere Rheinreise in Rotterdam ihre Endschoft, oder es war uns klar, daß so Vater Rhein nicht enden dürfe, sich versplitternd und verlierend in dem aus seinem Schlamme emporgewachsenen Holland. Indem er seinen Wogenschwall in die brandende Nordsee ergießt, macht er diese für Franzosen und Briten zum „Deutschen Meere,"* und deutsches Meer soll es werden und bleiben, mit allen seinen Ufern, Städten und Gestaden.

* German Sea, *mer allemande.*

Deshalb schließt auch erst England die Rheinfahrt würdig ab. Der germanische Geist bleibt ein unverstandenes Problem, wenn man ihn nicht auch in London belauscht hat. — Jede der großen Völkergruppen, in die unsere Race sich verzweigt, repräsentirt in der Geschichte der Menschheit Einen Gedanken, den sie dem gesammten Geschlechte zum Opfer bringt und den sie unter jeder Bedingung, selbst mit Aufopferung ihres eigenen individuellen Seins, durchführen und durchfechten muß.

Wir durchwanderten das assyrische Museum des Louvre in Paris. Vorher hatten die herrlichen Farbenschöpfungen von Rubens, die in ihrer Einfachheit so ernste und erhabene Verklärung Johannis, die reichen, überreichen Schätze der Gallerien unsere Seele erquickt und erhoben, und die Meisterwerke der antiken Skulptur, diese von griechischen und römischen Künstlerhänden belebten und redend gemachten Steine, uns mit staunendem Entzücken erfüllt. Hier umgaben uns die Grabdenkmäler versunkener Herrschergeschlechter; menschliche Gestalten mit Thier-Attributen; riesige Centauren mit Menschenantlitzen und aufwärts gerichteten Schwingen; überall drückt der Künstler eine vollkommenere Menschenkraft durch die Organe desjenigen Thieres aus, welches ihn in dieser Eigenthümlichkeit übertrifft. Des Künstlers Hand beherrscht vollkommen, wie die des Griechen, den rauhen, ungeschmeidigeren Stoff (grauen Granit oder Basalt); aber sein Gedanke erhebt sich nicht über die rohen Formen des in thierischer Sinnlichkeit seine Vollendung suchenden, natürlichen Menschen. Schweigend und sinnend verließ ich die gewaltigen, hohen Hallen und sann und sann, indem ich über den Platz des Carousels, oder, wie er künftig heißen wird, „Napoleon's III.," dem Tuilleriengarten zuschritt.

Vom Indus bis zum Nil herrschen in den Kunstwerken jener Völker, die sich am Frühesten von allen dem Zustande der Thierheit entrangen, Tendenzen vor, die Thierwelt zu vergöttern. Sie beneiden dem Aar seine Schwingen und fügen sie ihren Helden hinzu; sie beneiden dem Rosse seinen festen, haltenden Huf und schaffen Gestalten, die Rosseskraft und Schnelligkeit mit einer schönen Menschenstirn verbinden, sie erheben Thiere selbst, als Fetische, auf die Throne ihrer Götter. Erst der Hellenismus entreißt die Menschheit den Sklavenfesseln einer thierischen Kindheit; seine Kunst und Kultur erhebt die schöne Menschenform zum Ideal des Schönen und führt die Menschengestalt selbst in den Götterhimmel ein. Jahrtausende flutheten und rauschten, Römerreiche wurden gegründet und vernichtet, Religionen und Sekten konsolidirten sich, um die Menschheit von dem Throne zu stürzen, auf dem die Griechen sie erhoben: sie vermochten es nicht. Der Mensch schuf Maschinen nach seinem Bilde, zwang den Dampf, ihm die Kraft der Elemente und Flügel und Schwingen zu ersetzen und baute Tempel für einen neuen Gott, der Mensch geworden und gewesen war.

Hin und her diese Gedanken bewegend, schlenderten wir durch den mit vielen Aufwand von Kunst und Geschmack angelegten Tuilleriengarten und konnten nicht umhin, bei den Statuen von Rhone und Rhein, Nil und Tiber, zu bemerken, daß weder in strenger und sicherer Beherrschung des Steines, noch in kühnem und glücklichem Ausdrucke des Gedankens unsere besseren Kunstwerke die idealen Schöpfungen der alten Welt erreichen; eine Bemerkung, die wir Gelegenheit hatten, bei den Frauengestalten des Luxemburg zu wiederholen.

Ein Gedanke aber quälte uns und verließ uns nicht, indem er, seinem Abschlusse entgegenstrebend, nicht dazu gelangen konnte. War es natürlich, daß die aus der thierischen Bedürfnißlosigkeit zu menschlichen Bedürfnissen und Gewohnheiten sich emporarbeitenden Völker ihre Ideale wieder in der Thierwelt suchten? Vielleicht hatten sie von dem einen Thiere das, von dem anderen jenes andere gelernt; von diesem die Idee zu einem nützlichen Handwerke, von jenem die zu einer segensreichen Kunst empfangen, und ein Gefühl natürlicher Dankbarkeit trieb sie, ihren Wohlthätern Altäre zu erbauen. Vielleicht sehnten sie sich, indem sie sich jenem Zustande entrangen, doch nach jenem trüb hindämmernden Dasein zurück, und sie verehrten in den Thieren die gleichberechtigten Spielgenossen ihrer fröhlichen, unbewußten Kindheit. Aber wenn dem so ist, wenn die Menschheit auf den ersten Stufen ihrer Entwickelung wehmüthig zurückblickt nach dem Traumlande des Paradieses, wer giebt ihr dann die Impulse, weiter und weiter zu klimmen auf der steilen Bahn zum wahrhaften und bewußten Leben? Wo findet sie die Kraft, sich diesen Banden zu entringen, die ihre tausend Polypen-Arme fester und fester um sie schlingen, je länger sie in diesen süßen, lauich warmen Zauberkreisen beharrt? — Wir sahen das Hindu-Volk, begabt, wie keines, und das herrlichste Land der Erde bewohnend, weichlich verschmimmen und schwinden, noch ehe sie fremden Eroberern, die weit unter ihnen standen, zum Opfer fielen; was hinderte die ganze Menschheit, ihrem Beispiele zu folgen?

Wie ihre Centauren und Sphinxe, empfingen die Griechen auch ihre ersten Bildungs-Elemente aus dem Süden; den nordischen Barbaren leuchtete die griechische Bildung erst nach dem Falle der römischen Welt; aus Einem Samen entsprangen leiblich und geistig alle Geschlechter der Erde; wo findet sich für die erste Zeugung des geistigen Geschlechts eine sichere Spur?

Da stand ich auf der Terrasse; über mir wölbte sich der Bäume schützendes Blätterdach, und duftgeschwängerte Maienlüfte durchzogen den Garten und umwogten mein Haupt. Vor mir lag der „Platz der Eintracht," dessen Name eine Ironie und eine Sühne für das in Strömen hier vergossene Blut der edelsten Kinder Frankreichs ist. Ernst, stolz, einsam und kalt stand der Obelisk von Luxor, angestaunt, bewundert und unverstanden, ein Kind des tiefsinnigen Aegyptens, inmitten des leichten Paris, vor mir; und da war die Frage gelöst, die ich lange verlangend gestellt.

Predigte er nicht mit kräftiger, donnernder Stimme in das lustige Leben um ihn herum, hinein den gewaltigen Grundsatz:

Gott ist Einer,
Er hat nicht gezeugt,
Er ward nicht gezeugt,
Ihm gleich ist Keiner.

In allen Semitischen Völkern lagen Keime jener Lehren, die in den Arabern zum Muhammedanismus, bei den Juden zur Moses- und Christus-Religion sich entwickelten, und indem der Monotheismus den Menschen loslöste aus jenen Schranken und Banden, die ihn herniederzogen zur sittlichen Natur, indem ihm das Christenthum die höchsten Ziele des Menschen und des Gottes als erreichbar darstellte, hoben sie ihn selbst über die griechische, menschlich schöne Bildung hoch empor und machten ihn zum allvermögenden Herrn der Erde, den selbst der Erdball nicht mehr abschütteln kann, ohne selbst zu Grunde zu gehen.

So ist der Obelisk von Luxor auf dem Eintracht-Platze zu Paris der Schlüssel zu Vielem: zu dem ernsten, Grabesduft athmenden, schweigsamen Geiste der Semitischen Stämme und zu ihren Thiergestalten, zu der nach griechischen Beschreibungen von Napoleon gebauten Trirenre, die gegenwärtig am Pont de Neuilly landet; zu unseren Lokomotiven, Dampfbooten und elektrischen Drähten, zu unserem Glauben, zu all' unserem Wissen und unserer Poesie.

So ist auch London der Schlüssel zu vielen Licht- und Schattenpartien des deutschen Geistes; nicht nur indem es einen Kinkel, einen Freiligrath und so manchen edlen, aus dem Vaterlande vertriebenen Sohn des Teut in seinen Schooß aufnahm, sondern auch noch in mannigfach anderer Weise. Und hier dürfte sich wohl die passendste Gelegenheit bieten, von London zu sprechen, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, so wenig, als möglich darüber zu sagen. Jeder hat sein Steckenpferd; ich reite das meine. Ich habe auf London einen so gründlichen und gerechtfertigten Haß, daß ich eben von dort zurückgekehrt, morgen wieder dahin abreisen möchte, um mich mit ihm auszusöhnen. Meinen nächsten Brief datire ich hoffentlich von dort.

Emerson nennt die Engländer fine animals; und das sind sie auch, männlich und weiblich, körperlich und geistig. Das scharfe, duftige, prickelnde, kohlensäurehaltige, rosige, liebliche Kolorit der englischen Mädchenwangen rührt von der scharfen Seeluft und dem wogenden Nebel her; selbst ihre Küsse haben etwas von jenem scharfen, salzigen und dabei doch so kräftigen, herzstärkenden Seewassergeschmack, der in alle Poren eindringt, wenn man schwimmend die brausende Brandung bekämpft.

Wärme des Gefühls und Gluth der Empfindung werden die Engländerinnen selten oder nie gewinnen, wohl aber ein Geist, der dem ihren an Bildung, Macht und Gewandtheit überlegen ist. Sind sie aber dann einmal in ihrem eigensten und bevorzugten Felde geschlagen, so sind sie im Stande, Dinge — nicht zu sagen, aber zu begehen — vor denen eine Französin schaudern würde. — Wenn ihr das Glück habt, einer Französin zu gefallen, so ist sie in diesem Augenblick euer, mit voller, ganzer Seele; und alle übrigen Männer, um sie und euch herum, dienen ihr nur dazu, sie mit euch zu vergleichen und euch in ihren Augen noch zu erheben, zu verschönern, zu idealisiren. Die Engländerin kokettirt fortwährend und rechnet, trotz dem besten City-Kaufmann. Ihre Eroberung ist nicht eher sicher, als bis sie gelernt hat, euch gegenüber, ihrem eigenen Urtheil zu mißtrauen. Die Gastlichkeit der Engländer habe ich, selbst in Familien, denen ich nicht eigentlich empfohlen war, äußerst liebenswürdig gefunden. Selbst Rußland, das Land der Gastfreundschaft, par excellence, kann ich darin kaum höher stellen. Damit für heute Gott befohlen!

E. S. v. Mühlberg.

Deutschland und das Ausland.

Volkswirthschaftliches:

Die Wuchergesetze und die Mahl- und Schlachtsteuer.

Einem von Herrn Regierungsrath, Professor Bergius in Breslau gehaltenen, lehrreichen Vortrage über „die Abschaffung der Korngesetze und der Schutzzölle in England,"* entlehnen wir nachstehende Notizen über die Wuchergesetze und über die Mahl- und Schlachtsteuer:

„Wenn die Gesetze dem Zinsfuß eine Schranke setzen, so kann dies zwar in der Meinung geschehen, daß für das allgemeine Wohl ein niedriger Zinsfuß zuträglich sei; es kann aber nicht im Interesse beider kontrahirender Parteien — der Anleihenden und der Ausleihenden — geschehen, sondern nur in dem Interesse der einen Partei, welcher allein ein niedriger Zinsfuß erwünscht sein muß. Ein anderer Grund, die Anleiher den Ausleihenden vorzuziehen, möchte sich, wie John Stuart Mill sagt, schwerlich auffinden lassen; es müßte denn der sein, daß in den meisten Ländern die regierenden Klassen zu den anleihenden gehören. So wird überhaupt allenthalben, wo die regierenden Klassen andere Interessen haben, als die regierten, die Gesetzgebung parteiisch. Im englischen Parlament hatte die Aristokratie sonst ein viel größeres Uebergewicht, als jetzt; und daher erklärt es sich, daß die Gesetzgebung sie auf Kosten der übrigen Klassen begünstigte." (Bekanntlich sind erst zu Anfang des vorigen Jahrzehends die Wuchergesetze in England abgeschafft worden.)

„Kornzölle, wie sie England sonst hatte, haben wir in Preußen zwar nicht; doch besteht in etwa achtig Städten noch eine ähnliche Auflage: die Mahl- und Schlachtsteuer, die ich von sämmtlichen preußischen Steuern für die allerschlechteste halte, wenn sie auch vielleicht an reichen, kinderlosen Geizhälsen, die alle ehrlichen, direkten Steuern vom Vermögen hassen, Freunde haben mag. Im Jahr 1850 war es lediglich die erste Kammer, die ihre Abschaffung verhinderte. Wie viele Menschen nun in Folge dieser Steuer jährlich verhungern, vermag ich zwar nicht anzugeben; daß aber der durch die künstliche Vertheuerung für die arbeitenden Klassen herbeigeführte Mangel an gesunder und kräftiger Nahrung das Leben verkürzen muß, scheint mir unbestreitbar. Dennoch haben die, nach dem Dreiklassen-Wahlsystem gewählten Stadtverordneten, selbst in den beiden ersten Städten des Landes, noch nicht einmal die Abschaffung oder auch nur Verminderung der 50 Procent Kommunalzuschläge zur Mahl- und Schlachtsteuer beantragt.

In den sechs Jahren 1853 bis 1858 sind:

	geboren	gestorben	davon unter 5 Jahren
im ganzen Staat	3,985,000	3,092,135	1,264,652
in der Provinz Westfalen	313,230	232,429	76,114
in Berlin	93,663	73,974	32,929
in Breslau . . .	27,700	28,034	12,816

„Es kommen also durchschnittlich auf 1000 Geborene im ganzen Staat 776 Gestorbene, in der Provinz Westfalen aber, wo die Mahl- und Schlachtsteuer allenthalben schon nach die Klassensteuer ersetzt ist, nur 742; in Berlin dagegen 790, und in Breslau, wo die Mehrzahl der Einwohner nicht so wohlhabend ist, wie in Berlin, sogar 1012. Und was die Kinder-Sterblichkeit insbesondere betrifft, so waren unter 1000 überhaupt gestorbenen Menschen durchschnittlich im ganzen Staat 408 Kinder unter fünf Jahren, in der Provinz Westfalen nur 327, in Berlin dagegen 445 und in Breslau 457.

„Hiernach scheint es mir, daß derjenige, welcher die Beibehaltung einer Besteuerung und Vertheuerung der unentbehrlichen Lebensmittel vertheidigen will, sich vorher fragen müßte, ob er dadurch nicht gegen das fünfte Gebot sündigen würde, welches heißt: Du sollst nicht tödten!"

Die Reise des Pytheas nach Thule.**

Pytheas, ein wissenschaftlich gebildeter und mit der Mathematik vertrauter Seemann aus Massilia (Marseille), ein Zeitgenosse Alexander's des Großen, ist der erste Grieche gewesen, welcher das Weltmeer befahren und Britannien, Dänemark, die preußische Ostseeküste zuerst nach dem Augenschein beschrieben hat. Das gewiß nicht unbedeutende Werk, in welchem er seine Entdeckungen beschrieb, ist verloren gegangen und nur aus den Bruchstücken bekannt, welche Dikäarchus, Hipparchus, Polybius, Strabo, Plinius, Tacitus, Diodor, Pomponius Mela, Asinius Pollio, Procopius (unter Justinian), der Patriarch Photius von ihm beiläufig aufbewahrt haben.

Pytheas hat im Alterthum das Unglück gehabt, daß er mit vielen früheren (z. B. Herodot, Ktesias) und späteren Reisenden getheilt hat, als Lügner und Aufschneider zu gelten, und ist selbst von einem so klaren und umsichtigen Manne, wie Strabo, hart angelassen worden. Wahrscheinlich ist ihm großes Unrecht geschehen, wenigstens lautet das Urtheil, welches die neueren Forscher auf Grund seiner Fragmente fällen, durchaus anerkennend.

Pytheas kam auf seiner Reise nach dem britischen Vorgebirge Kantium, von da nach Thule, einem sehr nördlich gelegenen Lande, das nach ihm unter den Polarkreis reichte, wo im Sommer beständiger Tag, im Winter beständige Nacht war, und über welches hinaus eine Tagereise nördlich das Eismeer anfing.

Die große Streitfrage, die schon im Alterthum verhandelt wurde, ist, welches Land unter Thule gemeint sei. Nach Ortelius, Sven Nilsson ist es die skandinavische Halbinsel, nach von Buch Nordland und Finnmarken; nach Andern Grönland, Tell- oder Thulemarken (Max Fuhr), die Insel Feula, eine der Arkaden (Voß), eine Insel Tilos (Bredsdorff), Nord-Jütland (Malte Brun), Island (v. Humboldt, Bessel), Tilö im Meerbusen von Halmstedt (Redslob) u. s. w. Der gelehrte Verfasser unserer kleinen Schrift sucht darzuthun, daß unter Thule die Shetland-Inseln zu verstehen seien, und unterstützt seine Ansicht in jeder möglichen Weise; indeß will es uns scheinen, daß auf einige gegenseitige Einwendungen zu wenig Gewicht gelegt wird. Daß Pytheas darüber im Zweifel hätte bleiben können, ob Thule, d. h. die größte der Shetlands-Inseln, eine Insel oder aber ein Kontinent sei, scheint uns bei dem großen Maßstabe seiner Fahrten ganz unglaublich. Pytheas fand jene Nordgegenden bewohnt und das Meer vielfach mit Schiffen befahren, wie ein paar hundert Jahre später; daß bereits Briten, Germanen dort wohnten, daß sie Seefahrt trieben, daß Pytheas nicht in einer menschenleeren Oede sich befand, ist gewiß, daß er mit den Einwohnern sich durch Dollmetscher unterhalten und sie befragen konnte, geht aus dem Umstande hervor, daß es Kunden vom Hörensagen, z. B. von der Nähe des Eismeeres giebt. Ueberdies spricht er ausführlich von diesem Verkehr mit den Eingeborenen. Auch sieht man, wenn man über den Einzelheiten den Blick auf das Ganze nicht verliert, daß man unter Thule kein kleines Lokal, kein kleines Inselchen und dergl., sondern ein großes, kontinentartiges Land, wie Skandinavien, Island oder Grönland zu verstehen hat.

Mannigfaltiges.

— Zur deutschen Landesvertheidigung. Hermann Rauchlin, der Verfasser einer Geschichte der neueren Ereignisse in Italien, hat „den Herzhaften unter der deutschen Jugend" eine kleine Schrift unter dem Titel „Garibaldi und die Alpenjäger"* gewidmet, worin, unter Hinweisung auf das, was ein beherztes Häuflein junger Leute unter der Führung eines energischen Patrioten in Italien zu Stande gebracht, die Bildung von Freiwilligen-Corps zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen einen wohlgerüsteten Feind in Anregung gebracht wird. Wenn England, das meerumschlungene und von unzähligen schwimmenden Festungen vertheidigte, für nöthig hält, seine „Volunteers" im Frieden für die Kriegsvertheidigung vorzubereiten; wenn die Jugend und die Männer der durch ihre Berge geschützten Schweiz die Mühen und Entbehrungen des Feld- und Waffendienstes nicht scheuen, um für alle Fälle kriegsbereit zu sein, sollten doch auch die deutschen Staaten Aehnliches zu thun nicht unterlassen, besonders die Mittel- und kleineren Staaten, die nicht, wie Preußen, in neuerer Zeit ihre Heeres-Kontingente vermehrt und auf einen dem Kriegszustande der großen Nachbarstaaten entsprechenden, achtunggebietenden Fuß gebracht haben. Hoffentlich werden die patriotischen Bestrebungen des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, die Schützengilden Deutschlands, die jedenfalls auch viele beherzte, opferwillige Männer in ihren Reihen zählen, zu einem Schützenbunde zu vereinigen, der nöthigenfalls Haus und Heerd vertheidigen kann, von Erfolg sein. Die Schützengilden zählen jedoch nur einen sehr kleinen Theil der wehrfähigen Männer Deutschlands, während, wenn die Ehre unseres Vaterlandes und des deutschen Namens gegen jede Eventualität geschützt werden soll,

---

* Berlin, Gustav Bosselmann, 1861.

** Von Alexander Ziegler. Dresden, Heinrich, 1861.

* Nördlingen. C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1861.

die gesammte männliche Jugend des Volkes waffengeübt sein muß. „Seid einig, wie wir!“ riefen die eben zum schweizerischen Landesschützenfeste vereinigten Männer telegraphisch den in Gotha versammelten deutschen Schützenbrüdern zu. Die in Frankfurt a. M. erscheinende, constitutionelle Zeitung, „die Zeit,“ sagt in dieser Beziehung:

„Deutschland vertraut den Schutz seiner Heiligthümer der Kraft aller seiner Söhne, von Allen den Herzhaften unter seinen Söhnen an; es will nicht mehr das Aschenbrödel an der Tafelrunde der Völker sein, es will sich nicht ferner von Racen, welche weit unter uns stehen, geringschätzig behandeln lassen. Verdienen würden wir aber solchen Spott, wenn unserer Jugend der Muth, den Leitern Umsicht und Willenskraft fehlte. Eines von den Mitgliedern des englischen Parlaments, welchen der Sinn für Wahrheit und für andere Völker noch nicht im blinden Eigendünkel abgestorben ist, sagte im Juli 1860: „‚Das deutsche Volk hegt über tausend Dinge verschiedene Ansichten, doch vollständig einmüthig und einstimmig ist es in dem Einen: Frankreich darf nie und nimmermehr den deutschen Rhein besitzen. Und alle Deutschen sind beseelt von der gemeinsamen Entschlossenheit: nie wieder die Erniedrigung und den Jammer zu ertragen, den sie zu Anfang dieses Jahrhunderts erduldet haben, sondern da anzufangen, wo sie damals geendigt: mit einer hochherzigen Erhebung des ganzen Volkes.“* Wollen wir diesen Ehrenmann durch unsere Gleichgültigkeit Lügen strafen?“

— Deutschland und das Ausland. Ueberaus charakteristisch für das Verhältniß, in welchem sich das politische Deutschland zu dem politischen Auslande befindet, ist, was jetzt öffentliche Blätter berichten, daß von den Gesandten der am Hofe von St. James vertretenen deutschen Regierungen der Eine ein Ungar, und zwar ein Ungar mit allen magyarischen Vorurtheilen gegen Deutschland, und der Andere ein geborener Franzos ist. Nur der preußische Gesandte, Graf von Bernstorff, ist, ebenso wie es sein berühmter Vorgänger, Freiherr von Bunsen, war, nicht blos der Vertreter einer deutschen Macht, sondern auch selbst ein Deutscher, sowohl seiner Herkunft, als seinen patriotischen Gesinnungen nach. Er allein giebt den diplomatischen Noten, die aus Deutschland in Bezug auf das von Dänemark unterdrückte und in seinen edelsten Gefühlen verletzte Schleswig-Holstein kommen, auch durch seine eigenen Aeußerungen Nachdruck und Relief, während die Anderen Alles, was etwa in den von ihnen überreichten Noten Deutsch ist, durch ihre eigene Undeutschheit paralysiren. Unter diesen Umständen ist es leicht zu erklären, warum gerade die Engländer und ihre politischen Organe so wenig Achtung vor der Politik Deutschlands haben. Wäre diese Politik noch so ungerecht und gewaltsam, aber ihrem Ursprunge nach einig und konsequent, so würden Times und Morning Post gewiß nicht so absprechend und unverschämt über sie urtheilen, als sie es in Bezug auf eine Politik sind, die nur das bescheidenste Maß von Ansprüchen erhebt, jedoch selbst darin nicht von einer über ihre Zwecke und Mittel einigen Diplomatie unterstützt wird.

— Musik und Musikmacherthum. Gegen unsere Besprechung des Romans „Kunst und Handwerk“ in Nr. 19 unserer Zeitschrift ist von Seiten des Verfassers* eine Reclamation eingelaufen, die zwar nicht die Kritik selbst betrifft, uns aber den Vorwurf macht, wir hätten „ein Anathem gegen die Musiker“ geschleudert. Wir stellen das einfach in Abrede; wir haben auf Grund der Vorlagen, die uns der Verfasser des Buches selbst geboten, das „Musikmacherthum“ im Gegensatze zur Kunst angegriffen; die Musiker sind aber dabei so weit aus dem Spiele gelassen, als sie sich nicht selbst der Sache, d. h. des „Musikmacherthums,“ annehmen. Der Herr Verfasser nimmt in seinem Briefe die musikalischen Zustände in Schutz, und behauptet, daß die Theater-Zustände, die Unsittlichkeit der Stücke, die Verlammenheit vieler Schauspieler, u. s. w. noch bei Weitem tadelnswerther seien.* Diese Art der Vertheidigung ist der beste Beweis, daß wir Recht hatten, von musikalischer Misère zu sprechen; denn wenn die Theater-Zustände noch ärger sind, so beweist das nicht, daß die Musik-Zustände gut seien und von der Sitten-Censur geschont werden müssen, welche letztere unnachsichtlich zu üben vielmehr die Pflicht eines jeden verständigen Journales ist.

— Vlamische Briefe über die Nordische Literatur.** Die Idee, ein Gesammtbild einer fremden Literatur durch Mittheilung von Biographien ihrer Schriftsteller und von Uebersetzungsproben aus ihren Werken zu geben, scheint mehr und mehr Anklang zu finden. Wie Ida von Düringsfeld in ihrem „Von der Schelde bis zur Maas“ die gesammte vlamische Literatur der Jetztzeit und Gottfried von Leinburg in seinem „Hausschatz der schwedischen Poesie“ die Dichter und Dichtungen Schwedens für Deutschland bearbeitet haben, so macht der junge vlamische Schriftsteller Konstantin Hansen in Antwerpen, als Fortsetzung seiner „Reisebriefe aus Deutschland und Dänemark,“** von denen im „Magazin“ bereits die Rede gewesen ist, in seinen „Nordischen Briefen“ das niederdeutsche Lese-Publikum mit den nordischen Sprachen (dänisch, altnordisch, schwedisch und isländisch) und Literaturen bekannt. Den Biographien der ausgezeichnetsten Schriftsteller sind sehr gelungene Uebersetzungen einzelner Proben aus ihren Werken beigefügt; als Einleitung dient eine kurze, vergleichende Darstellung der ethnologischen und grammatikalischen Besonderheiten der nordischen Sprachen in Bezug auf die niederdeutsche, welche wünschen läßt, daß der Verfasser fortfahren möge, auf dem Gebiete der Sprachenkunde nützlich für seine Landsleute zu wirken, da gerade dieses Fach in der vlamischen Literatur nur wenig vertreten ist.

— Ein spanischer Bericht über Amerika im Jahre 1576. Der verdiente amerikanische Forscher, E. G. Squier, der jetzt in New-York eine Sammlung seltener Original-Urkunden in Bezug auf die Entdeckung und Eroberung von Amerika, hauptsächlich nach spanischen Archiven, herausgiebt, theilt in dieser Sammlung zunächst ein von den Licentiaten, Don Diego de Palacio in Guatemala, im Jahre 1576, an den König von Spanien gerichtetes Schreiben über den Zustand des Landes, der eingeborenen Bevölkerung, der Sprachen, Sitten und Religion der Provinzen Guatemala's mit.*** Was in diesem, mit großer Beobachtungsgabe abgefaßten Briefe besonders anziehend, ist Palacio's Beschreibung der merkwürdigen Ruinen von Copan. Auf die Großartigkeit dieser Ruinen ist Alexander v. Humboldt und die neuere Zeit überhaupt erst im Jahre 1841 durch den Engländer Stephans aufmerksam gemacht und seitdem sind sie vielfach von Reisenden aufgesucht und dargestellt worden. Aus Palacio's Beschreibung geht hervor, daß diese Ruinen bereits im Jahre 1576, also etwa fünfzig Jahre nach der spanischen Eroberung Guatemala's, einen ähnlichen Anblick, wie jetzt, darboten.

Lessing-Denkmal in Berlin.

Es geht uns nachstehendes, aus Berlin vom 10. Juli datirtes Circular zu:

„Wir erlauben uns, Ihnen hiermit ganz ergebenst anzuzeigen, daß wir uns, in Uebereinstimmung mit einem anfangs bekannt gewordenen Vorschlage, zu vorbereitenden Schritten für die Errichtung eines Lessing-Standbildes in Berlin, zur Seite des künftigen Schiller-Standbildes auf dem Vorplatze des königlichen Schauspielhauses, heute vereinigt haben. Wir hoffen, dadurch zu dem angestrebten doppelten Zwecke mitzuwirken, daß das vaterländische Fest des 10. November 1859 für unsere Stadt ungetrübt und gesegnet bleibe, und daß die Dankbarkeit des gesammten Deutschlands und in erhöhtem Maße die Dankbarkeit Preußens und Berlins jetzt hier auch dem deutschen Schriftsteller gerecht werde, der in der Macht und Unvergänglichkeit seiner Einwirkung auf die Bildung und den Geist der Nation, von Schiller und Goethe nicht zu trennen ist, sondern mit ihnen jene unerreichte Dreizahl bildet, die das größte Verdienst und den höchsten Ruhm unserer Literatur in sich zusammenfaßt. Wir begleiten diese Anzeige mit dem Wunsche, daß es Ihnen genehm sein möge, sich uns zur gedeihlichsten Förderung dieses Zweckes bald gefälligst anzuschließen und gemeinschaftlich mit uns an der demnächstigen Beschlußfassung über die Bildung und Konstituirung eines Lessing-Comités wirksam theilzunehmen. Denselben Wunsch richten wir gleichzeitig an die verehrten Herren Mitglieder des Schiller- und des Goethe-Comités. Ihre zustimmende Erklärung würden wir an den Mitunterzeichneten, Dr. G. Parthey, Nicolai'sche Verlags-Buchhandlung, Brüderstraße Nr. 13 hier, gelangen zu lassen bitten. Hochachtungsvoll:

Bleemee, Ober-Tribunalsrath. Dr. Dransen, Professor. Friedländer, Geh. Ober-Justizrath. Hübener, Ober-Baudirector. Lessing, Gerichts-Assessor. Dr. G. Parthey, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Dr. v. Raumer, Professor. Schütlee, Geh. Ober-Postrath. Dr. Johannes Schulze, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath. Dr. A. Twesten, Professor, zeitiger Rector der Universität. Dr. M. Veit, Stadtverordneter. v. Webern, General-Lieutenant a. D.“

---

* H. Ebrlich in Frankfurt a. M., aus dessen Feder wir soeben im „Neuen Frankfurter Museum“ (Beiblatt der „Zeit“) einen sehr gut geschriebenen Artikel über die musikalisch-ästhetische Literatur der letzten zehn Jahre gelesen haben. D. R.

* Noordsche Letteren, door C. J. Hansen. Gent, 1860.

** Reisbrieven uit Dietschland en Denemark, door C. F. Hansen. Gent, 1860.

*** Carta dirigida al Rey de España, por el Licenciado Dr. Don Diego Garcia de Palacio, Oydor de la Real Audiencia de Guatemala, Año 1576.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt Deutschland-Österreichs, Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expedition Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefe rc. unter der Adresse an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn B. Behr's Buch, Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 31. Mittwoch, den 31. Juli 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Frankreich. Seite

Literarischen Echo aus Paris. Die Glorien des Romantismus. Victor Hugo, Lamartine und George Sand 361
Studien des französischen Protestantismus 362

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien. I. Roman, Gedichte, Theater. II. Schriften über Erziehung. III. Geschichte und Politik 365

England.

Edmund Forbes 367

Türkei.

Der Regierungsantritt des Sultans Abd-ül-Asis . . . . . „

Aegypten.

Der Suez-Kanal und sein gegenwärtiger Zustand 368

Deutschland und das Ausland.

Das deutsche Lustspiel 370

Mannigfaltiges.

Das Attentat in Baden 371
Bibliothek polnischer Schriftsteller . . . . . „
H. Heine und Friedr. Steinmann 372
Kirchliche Handlungen aus der Entfernung . . . . . „
Grönländische Presse . . . . . „

Frankreich.

Literarisches Echo aus Paris.

Die Glorien des Romantismus.

Victor Hugo, Lamartine und George Sand.

Vor einigen Jahren erschienen bei Dentu zwei dicke Bände, unter dem etwas prätensiösen Titel: „Les gloires du romantisme, upprécies pur leurs contemporains et recueillies par un *autre Benedictin*."

Dieser Titel versprach eine unparteiische Beurtheilung aller jener geistreichen und begabten Schriftsteller, die liberalen Kinder der Juli-Revolution, die plötzlich dem klümmerlich verkommenen Frankreich einen neuen Horizont eröffneten, und die Literatur-Epoche von 1830 zu einer wahren Augustus-Periode von Frankreich machten.

Ich gestehe, daß ich mir nie die Entrüstung und den Abscheu, den diese jugendfrische Schule auf dem Felde der klassischen Perrücken hervorrief, zu erklären im Stande gewesen bin.

Dieser Romantismus, das gefürchtete, rothe Gespenst, vor dessen Keckheit und Zügellosigkeit die geregelte Bedachtsamkeit der bisherigen Versküntler vor Entsetzen erbebte; dieser Romantismus, der mit einem kühnen Faustschlage die unwürdigen Ketten unsinniger Convention zerbrach, der mit der brennenden Fackel der Leidenschaft und des Enthusiasmus das sogenannte klassische Dunkel verscheuchte und nur seinem eigenen Lichte folgte, mußte einerseits alle jugendlichen, warmfühlenden, poetischen Herzen gewaltsam an sich reißen, andererseits aber auch natürlicherweise den weisen Herren der Vergangenheit als ein lächerliches, verächtliches Unbild erscheinen.

Die erbitterten Konflikte, welche zwischen der alten und neuen, der vernünftigen und enthusiastischen Schule ausbrachen, sind zu bekannt, als daß ich hier näher darauf einzugehen für nöthig befände.

Wie bei jeder Neuerung, ward das Wort Mäßigkeit beiderseits aus dem Lexikon gestrichen, und nur im Extreme berührten sich diese feindlichen Elemente.

Wenn man auf dieses sonderbare Schlachtfeld einen Rückblick wirft, so weiß man heute noch nicht, wer eigentlich lächerlicher ist, der starrköpfige Eigensinn Dieser, oder die alles Vergangene zertrümmernde Neuerungswuth Jener.

Die großen Geister, die sich unbedingt nur in der Partei der Romantiker vorfanden, blieben allerdings von diesen Schwächen am Meisten verschont; aber die kleinen Geister, die sich ebendaselbst durch die Ungeziemtheit ihrer verbrannten Gehirne hervorthaten, gingen in der Uebertreibung ihrer blinden Wuth so weit, daß sie selbst den aufrichtigsten Freunden des Fortschritts die Schule, die den Fortschritt vertrat, zu verleiden drohten.

Ein jeder hergelaufener Laffe, der in einer bisher unbekannten Sprache in unmöglicher Bilderwahl bisher unbekannte Gedanken aus seinem Gehirn zu pressen im Stande war, der Etwas vom Mittelalter gehört hatte, seine Haare lang wachsen und seinen unkultivirten Bart in die Welt hinausragen ließ, beehrte die großen Tragiker mit seiner Verachtung, stemmte den Arm auf die Hüfte und sprach mit stolzer Geberde: „unch'io!" auch ich bin Romantiker.

Diese Burschen schadeten, wie gesagt, der Würde und dem Respekte, auf den die neue Schule Anspruch machen durfte, ungemein, und selbst die großen Dichter, die größten poetischen Seelen, die Frankreich jemals hervorgebracht hat, wie Victor Hugo, Alfred de Musset, George Sand, Lamartine, mußten unter dem Mißtrauen, das ihre albernen Glaubensgenossen hervorgerufen hatten, viel leiden.

Eine Lächerlichkeit, wie der berühmt gewordene Ausruf des damaligen Romantikers Granier de Cassagnac, der allerdings seither mit seinen politischen Ideen auch seine literarischen geändert hat: „*Racine* n' est qu'un polisson!" genügte, einer ganzen Gesellschaft, welche die Ehre hatte, ein so fein gebildetes Gemüth in ihrer Mitte zu besitzen, das Brandmal der Lächerlichkeit aufzudrücken.

Aber seit jenen bewegten Tagen sind nun dreißig Jahre in das Land gegangen, mit ihnen mehrere Dynastien in's Grab gestiegen, und neue Kinder eines neuen, wenn auch nicht besseren Geistes an das Tageslicht getreten; wir sind wieder ruhig und gehen, wie früher — nur duckmäuserischer, als je geworden — ereifern und entrüsten uns nur selten, enthusiasmiren uns nie, leben in der Objektivität unserer Größe und besitzen so alle die zum unparteiischen Kritiker erforderlichen Eigenschaften.

Um so befremdender muß es nun erscheinen, wenn jetzt auf einmal ein Mann auftritt, der seine donnernde Stimme gegen den Romantismus zu erheben sich getraut, der nach dem entschiedenen Siege in ohnmächtiger Wuth alle Waffen, die ihm jedwede Gelegenheit bietet, Gott weiß wo, auftrafft und auf die ruhmbekränzten Sieger zu schleudern sich unterfteht.

Wer ist nun dieser starke Mann? Was bezweckt er mit seinen zwei dicken Bänden?

Will er die Freundlichkeit haben, der beschränkten Welt das hellstrahlende Licht seiner Weisheit zu leihen? Will er die Namen Victor Hugo, Lamartine, Musset, die im ehernen Tempel der Unsterblichkeit dauernd eingegraben sind, aus den Registern der Lebendigen streichen? Ich kann mir nicht denken, daß Jemand, selbst in einer schwachen Stunde, so verblendet und bedauernswerth sein kann, mit seiner Atom-Stärke die Alpen schleifen zu wollen; ich glaube und hoffe vielmehr, obgleich ich ihm damit kein Kompliment mache, daß der kühne Herr Verfasser, nur um die

öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, diesen Schwabenstreich begangen hat.

Das Pseudonym, das der Verfasser gewählt, würde allerdings diese Auffassung widerlegen, wenn nicht dieser untre Benedictin, sobald man sich um sein Buch Etwas zu bekümmern anfing, mit einem Muthe, der hart an Eitelkeit streift, sich als Baron von Grovestins legitimirt und die Vaterschaft seiner unglaublichen Schöpfung beansprucht hätte. Wenn das der eigentliche Zweck des Buches ist, so hat der Herr Baron wenigstens in Frankreich fehlgeschossen, wo er fast allgemein mit stiller Achtung übergangen ist; ich bin naiv genug, dem Verfasser dieses literarischen Curiosums den Gefallen einer unentgeltlichen Reclame zu erzeigen; er seinerseits erweise mir die Gefälligkeit, meine ungeschminkte Wahrheit mit anzuhören.

Voe der Hand erkläre ich dem Herrn Verfasser, daß ich mich mit keiner einzigen seiner in den „gloires du romantisme" ausgesprochenen Ideen einverstanden erkläre. Diese Meinungsverschiedenheit zwischen dem honoreabeln Herrn Baron und mir beginnt mit dem Titelblatte und endet mit der letzten Seite; nun begreife ich, daß das Buch bei Dentu erschienen ist, der die About'schen Broschüren und die Memoiren von Rigolboche verlegt hat. Dem Titel nach, „die Glorien des Romantismus," von ihren Zeitgenossen abgeschätzt, durfte und mußte man, wie gesagt, natürlicherweise eine unparteiisch gewählte Sammlung der ungünstigen wie günstigen Kritiken, die sich auf die romantische Schule beziehen, voraussetzen; der Herr Benediktiner hat inwessen in seinem Buche nur diejenigen „verarbeitet," die den Charakter der entschiedenen Feindseligkeit und Verwerfung derselben an sich tragen. Das Buch, das auf individuese Urtheilskraft übrigens gar keinen Anspruch macht, hat also nicht einmal den banalen Werth der Unparteilichkeit; es ist von einem ganz merkwürdig einseitigen Standpunkt aus zusammengestoppelt und interessirt, wie gesagt, nur als Curiosum. Dazu kommt noch, daß es der Akademie gewidmet ist.

Mit welchem Gefühl muß man an die Lektüre eines Buches gehen, das, der Elite der französischen Gelehesamkeit zugeeignet, in seiner Einleitung, nachdem es Lamartine, Victoe Hugo, Musset, Gauthier, Balzac und Andere, als Romantiker bezeichnet hat, folgende memorable Worte enthält: „Wenn man uns fragt, we man die Erklärung für diese Literatue zu suchen habe, die gleichzeitig die Religion und das Moealgefühl, die Philosophie und den gesunden Menschenverstand verletzt, so können wir darauf nur antworten — Gewinnsucht (!!!)

„Was am Meisten in der romantischen Schule anekelt, ist, daß man in ihr schachernde Schriftsteller findet, ohne alle Würde, die unter pomphaften und schnaufenden Phrasen ihren Geldourst und ihee Habsucht zu vertuschen suchen. In der Schöpfung iheer Werke spielt die Speculation die Hauptrolle, und untee dem Worte Kunst, das sie laut erschallen lassen, treiben sie am Eure Nichts, als ein elendes Gewerbe."

Auf derartige Gesinnungen zu antworten, halte ich unter meiner Würde. In dem begeisterten Schöpfee der „Legende des siècles," in dem jugendlichen und so reinen Dichter der „Nuits," in dem frommen und gläubigen Sänger der „Cantidonce," in der Aües fesselnden, Alles analysirenden Schärfe eines B alzac endlich, nur Krämerseelen, nichts als feile Geldschacherer und geistige Börsenschwindler herauszufinden — für solche Geistesarmuth, für solche Dürftigkeit an Gefühl und für solche Beeblendung giebt es nue Bedauern.

Wenn ein so genialee Mensch, wie Proudhon, heftige Anfeindungen gegen die obenerwähnten Namen zu erheben wagt, so läßt man sich das freilich gefallen, weil ee seine Angriffe auf gedregene Ueberzeugung und seltenen Geist begründet, unv weil ee wenigstens schon tausendfache Beweise seiner eigenen Kraft abgelegt hat.

Aber für einen Menschen, dee aus dem Dunkel seiner Winzigkeit die gefeiertsten Bilder mit Koth bewirft, der auf den Krücken seiner Grammatik schwer daherhinkt und die Apollosormen der Gottheiten verhöhnt, der, weil er eine Thersites-Zunge besitzt, das Recht zu haben glaubt, einen Demosthenes zu verhöhnen; für einen solchen Sterblichen giebt es nur eine Erklärung, keine Heilmittel, denn er leidet an dem Uebel, gegen das die Götter selbst vergeblich kämpfen.

Deshalb hat er auch vollkommen Recht, sich immer auf das Steckenpferd des Ernstes und der Würde zu setzen, da, wie schon La Rochefoucauld sagt, die Würde der Deckmantel der Ignoranz ist.

Nachdem, was ich gesagt, wird mir der Leser Dank wissen, ihn mit einer eingehenden Besprechung dieses Buches zu verschonen; nur bemerke ich, daß der Herr Baron es für gut befindet, im ersten Bande, Seite 157, der Victor Hugo'schen Prosa „alle Grazie und lebendige Bewegung zu verweigern," dem Romane „Natre Dame de Paris" (S. 138) Mangel an Interesse vorzuwerfen, (S. 159) im Drama „Cromwell" nur eine historische Lüge zu sehen — nichts Anderes; (S. 167) „Hernani" „absurd" zu nennen, (S. 175) die Kunst in Victor Hugo's Händen nue als ein Instrument zu betrachten, um den Beifallsruf der Demagogen zu erwerben und ihn selbst als das Haupt einer Propaganda zu betrachten, die allzu oft das Moralgefühl und den Verstand der großen Masse verrückt hat; (S. 189) über denselben mitleidig zu lächeln, (sic!) ꝛc.

Schließlich noch eine Bemerkung: Vor einiger Zeit brachte die „Pariser Zeitung" einen Beief von Heren Baron v. Grovestins, in dem derselbe, ich eeinnere mich nicht mehe genau in welchen Worten, ungefähe Folgendes sagte:

„Ich bin in Frankreich geboeen, das thut mie herzlich leid, weil ich das Unglück habe, Landsleute wie Victoe Hugo und Lamartine zu besitzen — Gottlob, lehet mich mein Stammbaum, daß noch germanisches Blut in mir rieselt, Deutschland ist vom Rheumatismus und Romantismus verschont geblieben, Deutschland und ich müssen gemeinsame Sache machen. Wir beide, Deutschland und ich, werden schon das romantische Unkraut ausmärzen, und deshalb, Herr Redacteur, wende ich mich zuerst an Sie, nicht um Sie auszumärzen, sondern Sie zu bitten, mir bei meiner Ausmärzung behülflich zu sein; Deutschland ist von der gütigen Natue beinahe ebenso begabt, wie ich, und wird sicher mit mie Schritt zu halten im Stande sein. Ihr ergebenster Sirtema Grovestins."*

Der Herr Baron hat vollkommen Recht; unsere deutsche Literatur hat in diesem Augenblick allerdings nicht viele Victor Hugo's aufzuweisen, und es wird uns ein großes Vegnügen machen, einen so eminenten Schriftsteller, wie der Herr Baeon es ist, bei uns zu bewillkommnen. Gleichzeitig oerspreehen wie ihm feierlich, ihm nie einen Platz anzuweisen, der selbst nur im Entferntesten an den erinnert, auf welchem sich Victor Hugo festgesetzt hat; wie verheißen ihm einen ganz besonderen Sitz, ähnlich den Göttinger Doktor-Stühlen, wo er sich nach Herzenslust amüsiren kann, so viel er will, selbst am Studium seines Werkes, wenn sich ein dringendes Bedürfniß danach bemerkbar machen sollte. Er thue seinen Gefühlen keinen Zwang an.

Paul Lindau.

Studien des französischen Protestantismus.

Unlängst wurde in diesen Blättern der französische Ultramontanismus, wie er sich seit dee Restauratim von 1815 ausgebildet und wie er heute mit dem sinkenden Papstthum, nachdem sein Einfluß auf die öffentliche Meinung längst gebrochen und vernichtet ist, seiner nahen Auflösung entgegengeht, einer eingehenden Besprechung gewürdigt. — Wir erlauben uns, heute die Aufmerksamkeit auf einen verwandten Gegenstand von gleicher Wichtigkeit und größerer Zukunft hinzulenken: auf die Vergangenheit, die Entwicklung und Befruchtung dee protestantischen Kiechen Frankreichs.**

Wir glaubten, in einem kurzen Artikel unserm Thema vollständig gerecht werden zu können; abee, indem wie schreiben, ist uns der interessante Stoff unter den Händen gewachsen, und wir müssen uns darauf beschränken, in flüchtig skizzirten Umeissen die hauptsächlichsten Partien zu zeichnen, und uns vaebehalten, auf interessantere Details, namentlich soweit sie die kirchlichen Zustände des Elsaß betreffen, später noch einmal zurückzukommen. — Die Frage des französischen Protestantismus gewinnt an Bedeutsamkeit, wenn man bemerkt, daß für oder gegen denselbe Kräfte in die Schranken treten, die gegenwärtig in ganz Europa und darüber hinaus in geistigen und materiellen Kämpfen begeissen sind. — Die Entscheidung dieser Frage, die wirkliche oder versuchte Ausgleichung der religiösen Gegensätze dieses Landes, wird ein wichtiges Kriterium für die definitive Lösung des Problems abgeben: ob das in allen Ländern und namentlich im Schoße des Protestantismus aller Länder neu erwachte Glaubensleben nue das letzte, zuckende Aufflackern eines verlöschenden Lichtes, oder ob es berufen ist, aus den Fluthen der Bewegung neue, wichtige Ideen und Wahrheiten zu gestalten und das alternde Christenthum zu einee wahren Weltreligion der Freiheit und der Liebe zu erweitern. Frankreich hat eben in den letzten zwei Jahrhunderten entschieden die Hegemonie Europa's errungen und behauptet; selbst unsere ureigenste deutsche Schöpfung, die Reformation, hat hier eine dem Charakter des Landes unv Volkes entsprechende Gestaltung annehmen müssen;

---

* Hr. Baron v. Grovestins ist, seinen beiden Namen nach zu schließen, von holländischer Abstammung. D. R.

** Wir verweisen in dieser Beziehung auch auf die Artikel eines andern Mitarbeiters (T. v. B.) in Nr. 1 und 41 des „Magazin" von 1860.

und es will uns bedünken, als könnten auch unsre deutschen Protestanten so manches von der Weise ihrer französischen Glaubensgenossen beherzigen und lernen.

Wir betrachten hier zunächst die politische und sociale Aufgabe der Lehren Calvin's und Luther's, den Einfluß, welchen sie auf die Entwicklung Frankreichs ausgeübt haben und auszuüben bestimmt sind, die Art und Weise, in welcher sie die Erfüllung dieser Aufgaben auffassen, verstehen und anstreben und endlich die Mittel, welche ihnen dafür zu Gebote stehen.

Die französische Reformation nennt sich die Schwester, nicht die Tochter der deutschen.* Sie hat einiges Recht zu dieser Benennung, denn es erhoben sich, wie in fast allen Ländern Europa's, auch in Frankreich bereits lange vor Luther gewichtige Stimmen gegen das Papstthum und die Mißbräuche der katholischen Kirche. Als erster Vorläufer der Reformation wird Lefèvre (Faber Stabulensis) bezeichnet (geboren 1455), der im Jahre 1536 nach einer langen und segensreichen Laufbahn zu Nerac starb. Doch ist er, wie seine Geistesverwandten in Spanien, Italien und England, eben nur ein Vorläufer unserer Reformatoren; die eigentliche Konsolidirung, auf den positiven Grundlagen der Bibel und des freien Denkens, empfing auch der französische Protestantismus erst durch Luther und seine Genossen; dann durch Zwingli und Calvin. Raum, Zeit und die Tendenz dieses Blattes verbieten uns, ausführlicher auf die innere Entwicklung des französischen Protestantismus in seiner Siegs- und Leidens-Epoche bis zur Aufhebung des Ediktes von Nantes einzugehen; wer sich dafür interessirt, dem empfehlen wir das schon genannte Werk von Puaux, evangelischem Pfarrer zu Mühlhausen im Elsaß, und die bereits früher erschienene, gedrängtere Darstellung von Drion.** Von ersterem Werke sind bisjetzt vier Bände in 12° erschienen, welche die Geschichte der Reformation bis zur Ermordung Heinrich's IV. führen.

Was die Widerrufung des Edittes von Nantes betrifft, so war dieselbe, so sehr man sie auch vom protestantischen Standpunkte und im Interesse jeder Glaubensfreiheit verdammen muß, entschieden kein politischer Mißgriff, sondern nur der Schlußstein, mit welchem Ludwig XIV. den von seinen Vorgängern begonnenen Bau vollendete, den Bau eines uniformen, nur einen einzigen absoluten Willen anerkennenden, geknechteten und darum nach Außen mächtigen Frankreichs. Dies hat er erreicht, indem er mit Waffengewalt den protestantischen Staat im Staate vernichtete, die Bekenner des Evangeliums beraubte und durch Bedrückungen und Grausamkeiten von Haus und Hof vertrieb, und während er dem Papstthum keinen Schritt breit wich, in seiner Person allen Eigenwillen, alle Freiheit, alle Macht concentrirte, nach seinem Hofe und seiner Stadt, als der Sonne des Landes, alle Knospen, alle Triebe bog, und der geknechteten Nation für die verlorne Freiheit, für das vernichtete innere Leben Waffenruhm, Eroberungen, Beutezüge, Glanz und Macht und blendende Feste bot.

So wie es Ludwig geschaffen und die erste Kaiserzeit zu ihren Zwecken dienlich vorgefunden, so ist das französische Volk auch noch; die gewaltigen Umwälzungen der ersten Revolution haben nur dazu gedient, diesen Geist der Aeußerlichkeit, der anfangs nur die höhern Stände beherrschte, auch in den breiten, niedern Schichten zu verbreiten, so daß es jetzt erst recht, und namentlich seit der Chauvinismus dem Ganzen den rechten Namen gegeben hat, als „wie aus einem Guß gegossen" dasteht. Diesen sprudelnden, raschen, beweglichen, immerfort drängenden und niemals beharrenden Champagnergeist mit neuen, ernsteren Elementen zu durchglühen, dieses hastige, zerfahrene Wesen in festere, solidere Formen zu gießen, diesem Volke, das allen Völkern Europa's den Weg zur Freiheit gewiesen und doch selbst die wahre Freiheit nie gekannt hat, Freiheit und Gleichheit und Liebe in einem höhern, bisher nie geahnten Sinne zu verkünden, ist die Aufgabe des französischen Protestantismus.

Die Zeit, welche die Idee einer bis in's Kleinste durchgebildeten Centralisation Frankreichs aufkeimen ließ, sah auch die Geburt des französischen Protestantismus. Als der ritterliche Franz I. die Königswürde mit einem neuen Siegs- und Waffenglanze umgab, und den emancipationslustigen Adel fester an seine Fahnen kettete, da zog mit der Idee vom absoluten Königthum zugleich eine neue Gedankenwelt über die Alpen, die anfangs sich geduldig schmeichelnd zu den Füßen des Thrones schmiegte und nur bestimmt schien, den Glanz und die blendende Pracht des absoluten Königthums in den Augen der Welt noch zu erhöhen: die Renaissance. Die absolute Monarchie und die wiederbelebte Kenntniß von den Errungenschaften der altklassischen Welt haben dem ausgelebten Mittelalter sein Grab gegraben, und die gewaltigen Erderschütterungen der Reformation durchbrachen vollends die dünne Decke, auf welcher das morsche Ritter- und Pfaffenthum noch ruhte, das nun in seinem jähen Sturze vielen Wust, Unrath und Staub, aber auch manches Heerliche und Große, bestimmt noch Jahrhunderte zu überdauern, mit in's Grab nahm. Und als die beiden Verbündeten die mittelalterliche Welt in Trümmer gestürzt, und nun jeder für sich eine neue Welt zu bauen begannen, da sahen sie, daß, obwohl mit derselben Muttermilch genährt, sie Todfeinde waren und sein mußten von Jugend auf, und wo sie sich begegneten, begannen sie jetzt einen bald verhaltenen, bald blutig auflodernden Riesenkampf, der bis in unsere Zeit seine hochgehenden Wogen schlägt. Wie in der mittelalterlich deutschen Zeit Kaiser und Papst ihre edelsten Kräfte fruchtlos erschöpften, so rangen jetzt die Fürsten-Allmacht und die Geistesfreiheit blutig und verbissen mit einander, aber ihr Kampf war wesentlich anderer Art. — Die beiden Gegner entwickelten ihre Kräfte in gleichgewichtiger Schwebe, die Opposition der Fronde und des Parlamentes auf politischem, die der Hugenotten auf religiösem Gebiete, hielten zu verschiedenen Zeiten, aber immer mit gleicher Tendenz, der absoluten Herrschergewalt das Gegengewicht. Die Wagschaale senkte sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite, und der segensreiche Frieden, den Heinrich IV. seinem Lande gab, war nur ein Waffenstillstand, dem der Dolch des Jesuiten Ravaillac ein Ende machte. — Da, nachdem durch die Intriguen und Treulosigkeiten der Kardinäle Mazarin und Richelieu die Wege geebnet und gebahnt, vollendete Ludwig XIV. den Sieg des absoluten Königthums. Von da an giebt es keinen Widerstand mehr; Frankreich schweigt und duldet. Die politische Opposition ist gebrochen, die religiöse vernichtet. — Aber der gefesselte Geist hat sich furchtbar und blutig gerächt, und die Blutströme der Revolution haben den Sieg des absoluten Königthums und seine Verbrechen nicht vollständig vom Boden Frankreichs wegwaschen können.

Das Werk des absoluten Königthums war eben jene Centralisation, die in den Kriegen der Revolution und des Kaiserreichs ihre Bluttaufe erhielt; im Anstreben dagegen, im Kampfe für Glaubensfreiheit, für die Rechte des Einzelnen und für die Autonomie der Gemeinde hat sich die Reformation der vorigen Jahrhunderte versucht: in der Behauptung derselben Rechte wird auch der Protestantismus unserer Tage seine Aufgabe finden; die Decentralisation Frankreichs ist seine Lebensfrage, in ihr ruht sein politischer Accent.

Die gegenwärtige Regierung ist diesem Streben keineswegs entgegen. Sie ermuthigt die freiere Bewegung der Provinzen und beschränkt die drückende Suprematie der Hauptstadt. Sie gewährt dem Volke und seinen Vertretern so viel thätigen Antheil an der Leitung der inneren Angelegenheiten, als sie vermag, ohne ihre eigene Existenz zu gefährden.

Der Protestantismus bietet für diese neue Ordnung der Dinge drei wichtige Momente: einen regeren, selbständigeren, religiösen Sinn des Einzelnen; ein schöneres, fester begründetes Familienleben, das in den Familien, in denen der Glaube Leben ist, in der Hausandacht seinen Schwerpunkt findet; ein republikanisches Self-Government der Gemeinde. Die Christusreligion hat seit zwei Jahrtausenden viele Millionen Seelen getröstet und über die Leiden des irdischen Lebens erhoben, sollte sie in unseren Tagen alle selig machende Kraft verloren haben? Sollte sie, die einst in die römischen Formen ein neues und so mächtiges Leben hauchte, daß diese starren Formen selbst zersprangen, nicht mehr im Stande sein, den Anforderungen ihrer glaubensbedürftigen Bekenner zu genügen? Ist sie hinfällig und alt geworden? — So lange ihre Dogmen dem menschlichen Fühlen, Denken und Forschen keine Fesseln anlegen, so lange sie uns im Gegentheil in Räume führt, die wir an ihrer Hand mit größerer Sicherheit betreten, als aus eigener Kraft, so lange in ihrem Schooße überhaupt noch eine Entwickelung möglich ist, wäre es Frevel, wollten wir sie verschmähen. — Aber eben dieses selbständige Forschen und Denken muß die protestantische Kirche nicht nur dulden, sondern auch ermuthigen und fördern. Erst wenn der Einzelne die Grundsätze seines Glaubens selbst durchdacht und erprobt, kann er zu jener innigen und festen Ueberzeugung gelangen, die Gefahren und Verfolgungen, Bedrückungen und Verlockungen muthig Trotz bietet. — Glauben ohne Denken kann einen blinden Fanatismus erzeugen, niemals eine ruhige, stete, beharrende Kraft. — Und selbst mit dieser innigen, durchdachten Ueberzeugung darf der Protestantismus sich nicht genügen lassen, er muß von seinen Bekennern auch Zeugniß in Wort und That, in Liebe und Liebeswerken fordern. Der Einzelne muß sich als thätiges und integrirendes Glied der Gemeinde

---

*Puaux, Histoire de la Réformation française. Paris, Michel Lévy.

** Histoire chronologique de l'Eglise protestante de France jusqu'à la révocation de l'édit de Nantes, par Ch. Drion, président du Tribunal de Schlettstadt. Strasbourg et Paris 1855, 2 vols in 12°.

fühlen, sich seiner freien Stellung zum Glauben bewußt werden und sich getrieben fühlen, auch durch die That für die Wahrheit seiner Lehre Zeugniß abzulegen.

Wir gedenken bei dieser Gelegenheit einer Institution, die sich in der protestantischen Kirche Straßburgs eingebürgert hat, und die uns besonders geeignet erscheint, das freie Denken des Einzelnen anzuregen, kirchlichen Sinn zu erwecken und ein frischeres Glaubensleben im Schooße der Gemeinde zu erhalten. In der protestantischen Kapelle werden eine Woche lang alltäglich und dann allwöchentlich Versammlungen abgehalten, in welchen jeder Einzelne, der sich eben dazu gedrungen fühlt, aufgefordert ist, seinen Gedanken in einem lauten Gebete Worte zu geben und der Gemeinde seine Ansichten schlicht und einfach darzulegen. Diese Versammlungen entsprechen in ihrer schmucklosen Einfachheit vollkommen dem Geiste der protestantischen Kirche. Das Laienpriesterthum, das festere Anlehnen des Einzelnen an den persönlichen Gott und an die symbolischen Bücher, das selbständige Denken und Forschen wird mächtig dadurch gefördert; und so bescheiden auch die Anfänge sind und so wenig auch bis jetzt das Resultat den Erwartungen entspricht, so kann doch aus diesen unscheinbaren Versammlungen noch großer Segen für das ganze Land erspießen.

Wir berührten flüchtig das Leben der Gemeinde, da sich dasselbe eben von dem geistigen Leben ihrer Glieder nicht streng und vollkommen trennen läßt; was die Verwaltung der ersteren betrifft, so zeigen sich darin in den beiden protestantischen Bekenntnissen einige Unterschiede. — Die Administration der reformirten Kirche ist durchaus republikanisch. Der Conseil central in Paris wird von den Konsistoien, diese von den Gemeinderäthen, und diese aus den Laien gewählt. Die Kirchen Augsburgischer Konfession, auch hierin positiver, haben das Directoium und Ober-Consistorium in Straßburg als höchste Behörden, zählen ihre Bekenner hauptsächlich im Elsaß, der ehemaligen Frei-Grafschaft Mömpelgard, Algier ꝛc. und räumen in allen Stücken den Geistlichen eine größere Gewalt ein, als die Reformirten.

Dieser Gegensatz der beiden Konfessionen zieht sich durch den ganzen französischen Protestantismus hindurch, aber es ist nicht eigentlich das Glaubensbekenntniß, welches diese beiden Richtungen so merkbar von einander scheidet. Im Schooße derselben Gemeinde sind oft beide Gegensätze vertreten.

Die beiden Lieblingsprediger Straßburgs, Colani und Härter, können als Repräsentanten dieser verschiedenen Richtungen gelten, obgleich beide lutherisch sind. — Straßburg zählt, beiläufig bemerkt, acht protestantische Kirchen, in allen wird deutsch, in dreien nur ausnahmsweise französisch gepredigt, so daß auf circa acht bis zehn deutsche Predigten immer nur eine französische kommt. — Härter repräsentirt den starren Bibelglauben, wie er durch Luther zum Dogma seiner Kirche geworden ist, Colani die freiere Bewegung und Auslegung, ersterer das konservative Element, letzterer das aggressive, und in Letzterem ruht die größere Zukunftshoffnung des französischen Protestantismus. — Auf philosophischer Grundlage ruhend, gestützt durch die Schärfe der Logik Calvin's und durchdrungen von einem neuen Glaubensleben, muß er die moralische Eroberung Frankreichs versuchen, und wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, so wird er sie vollenden.

Die Macht des Papstthums, sagt Bungener,* gleicht einer Armee, die am Ufer des Meeres zur Ebbezeit den weichenden Fluthen gefolgt ist, ohne das Gesetz zu kennen, welches nach der abgelaufenen Frist dem Meere sein altes Recht zurückgiebt. Jetzt ist die Fluthzeit gekommen, die Wogen branden zurück und überschwemmen mit ungeahnter Schnelle das Lager der sich sicher glaubenden Armee und ertränken rettungslos Alle, die sich zu weit vorgewagt. Ein junger Pfarrer bezeichnete das Beispiel Samuel's, der ohne Zögern und Säumen der Stimme des Volkes gehorchte, das einen König begehrte, und sein weltliches Regiment in die Hände Saul's niederlegte, als dasjenige, dem der Papst gehorchen solle. Die Politik ist in unserer ereignißschweren Zeit auch auf die protestantischen Kanzeln gestiegen, aber sie wird mit mehr Mäßigung und Anstand gepredigt, als von den Lehrstühlen des katholischen Dogmas.

Wir haben eine kleine, längst vergessene Broschüre unter den Händen, die im Jahre 1849 erschienen, unter dem Titel La Confession d'un Republicain de la veille ungefähr das politische Glaubensbekenntniß des französischen Protestantismus enthält.** Ieren wir nicht, so ist der Verfasser evangelischer Geistlicher in Desaudons bei Mömpelgard, in jedem Falle aber eifriger Protestant. Die Schrift veröffentlicht den Briefwechsel zweier Freunde, deren einer in Paris die Februar-Revolution und deren Folgen mit durchlebt, während der andere in seiner ländlichen Stille und Einsamkeit den Ereignissen vollkommen fremd geblieben ist. Die Briefe des Pariser Freundes geben die Daten und Fakta, und der biedere Pfarrer entwickelt daraus die Wahrheiten, die er auch im Sturm der Revolution gewahrt wissen will, und formulirt daraus, mit weniger Schärfe des Verstandes, als Wärme des unmittelbaren Gefühls, die Glaubenssätze seiner Partei und Richtung. Seine Flugschrift steht keineswegs vereinzelt als eine rein persönliche Manifestation da, sondern sie spricht im Allgemeinen das Urtheil eines großen Theiles der Provinzen und fast aller Protestanten über die Bewegungen der Hauptstadt aus; das Resultat, zu dem er gelangt, ist ungefähr folgendes:

„Die Landbevölkerung wandert nach den Städten aus; die Centre der Bevölkerung üben auf die umliegende Landschaft einen viel zu großen und unheilvollen Einfluß. In den Hauptstädten häufen sich bald zu viele unbeschäftigte Arbeiter an, während die Landschaft für ihre dringendsten Bedürfnisse keine Arbeitskräfte findet. Die unbeschäftigten Arbeiter der Hauptstadt, die professionellen sowohl, als die von der Feder, sind in fortwährend gährendes, nie zu befriedigendes Element; der leiseste Funk genügt, um diese leicht entzündliche Masse explodiren zu lassen.

„Um künftigen Revolutionen vorzubeugen, muß man den Dörfern ihre Arbeiter erhalten, deren sie zum Wohle des Ganzen bedürfen, und den Arbeitern der Hauptstadt eine soziale Stellung geben, in welcher sie nicht jeden Umschwung als eine unmittelbare Verbesserung ihrer Lage anzusehen geneigt sind. Die Erziehung des Volkes muß darauf hinwirken, Thätigkeit, praktischen Sinn und Religiosität auch in den unteren Schichten des Volkes zu wecken, und die Regierung muß danach streben, ihre Unterthanen zu freien und zufriedenen Staatsbürgern zu erziehen."

Die Grundgedanken der Schrift und die Heilmittel, welche sie zum Schlusse als Resultat ihres Nachdenkens giebt, sind also: Decentralisation und Religiosität, mit dem Hintergrunde eines durch letztere neu gestärkten, festen im Volke gegründeten Familienlebens. Wie wir schon oben sagten, sind es aber eben diese Prinzipien, welche der französische Protestantismus zu seinen Fundamenten einerseits, zu seinen Zwecken und zu seiner Lebensfrage andererseits machen muß, und zu deren Verwirklichung sich gerade jetzt vielleicht die günstigsten Chancen bieten. Die Idee des Protestantismus muß Frankreich erobern. In jedem Einzelnen muß sie ein freieres Denken anregen und die ersten Grundlagen für ein thätigeres, inneres Leben schaffen und entwickeln. Zwischen der Idee des Protestantismus und der Art und Wirklichkeit der Protestanten unserer Tage haben wir wohl zu unterscheiden.

Nachdem wir so den Zweck und die Bedeutung des französischen Protestantismus angedeutet, seine Entwickelung und die gewaltigen, zukunftsreichen Umwälzungen, die er vielleicht in seinem Schooße birgt, dem Forschen und Nachdenken des Lesers überlassend, bleibt uns noch ein flüchtiger Blick auf seine Mittel und die Art und Weise ihrer Anwendung zu werfen.

Die protestantischen Kirchen beider Konfessionen zählen in Frankreich circa 2 Millionen Bekenner, deren größere Hälfte reformirt ist. Zur Besoldung sämmtlicher 801 Pastoren werden jährlich 1,305,350 Francs verwendet, mit Ausnahme der aus den protestantischen Kirchengütern einiger Departements zu ziehenden Einkünfte. Die Stellungen der Seelenhirten sind im Allgemeinen nicht glänzend und meist geringer, als in ihrer Kollegen in Deutschland.

Der protestantischen Sache dienen 35 Gesellschaften und Institute, die sich theils mit Erziehung der Kinder, theils mit Verbreitung der Bibeln und religiösen Schriften beschäftigen; 18 protestantische Blätter von durchaus religiöser Tendenz vertreten dieselbe in der periodischen Presse.

Die protestantische Literatur ist von jeher sehr fruchtbar gewesen und wird mit jedem Jahre besser kultivirt. Das Annuaire protestant für 1861 nennt 45 Original-Erscheinungen des letzten Jahres von kirchlichem Interesse, außerdem nehmen die zahlreichen Uebersetzungen aus dem Deutschen und Englischen eine bedeutende Stelle auf diesem Literatur-Gebiete ein.

Die protestantische Propaganda (doch verdient sie kaum diesen Namen) geht hauptsächlich von der Société centrale protestante d'évangélisation aus, welche ganz Frankreich in acht Sectionen theilt, mit dem vormaligen Motto Guizot's: Il faut évangéliser toute la France. In Frankreich selbst bestehen zwei Fakultäten für protestantische Theologie, Montauban für die reformirte, Straßburg für die lutherische Kirche

---

* Bungener, Rome et le Coeur humain. Livre in 12°. Paris et Genève. Joël Cherbuliez.

** La Confession d'un Republicain de la veille, par M. Louis Berger. Paris, Garnier frères, 1849 1 vol. in 8°

außerdem haben, kraft eines Zugeständnisses der französischen Regierung, die Studien auf der Universität Genf gleichen Rang mit den im Inlande gemachten, vorausgesetzt, daß der Predigtamts-Kandidat sein Baccalaureats-Examen in Straßburg oder Montauban absolvirt.

Politisch sind die Protestanten Frankreichs den Bekennern jeder anderen Religion vollkommen gleich gestellt. Während die Regierung Ludwig's XVIII. und Karl's X. sich aus übertriebener Konnivenz gegen den römischen Stuhl manche Härte und manches Unrecht gegen die Dissidenten zu Schulden kommen ließ, hat das erste sowohl, als das zweite Kaiserthum die Prinzipien der Religionsfreiheit streng und unverletzt aufrecht erhalten.* Die verschiedenen Sekten, Methodisten, Wesleyaner ꝛc. stehen zu der Landeskirche, sowie zu den übrigen Konfessionen, in völlig unabhängigem Verhältnisse. Die Herrnhuter sind der evangelisch-lutherischen Kirche eingereiht** und bilden keine eigentliche Brüdergemeinde, sondern nur eine Gesellschaft protestantischer Freunde. Die Administration des nichtkatholischen Kultus bildet eine Abtheilung des Unterrichts-Ministeriums, unter Roulaud's Direction.

Ein schönes Zeugniß sich thatkräftig beweisender protestantischer Liebe ist das Straßburger Diakonissen-Haus, das in der kurzen Zeit seines Bestehens schon unendlich viel Gutes gewirkt hat. Im ganzen Elsaß sind die protestantischen Schwestern als Armen- und Kranken-Pflegerinnen verbreitet, in Basel verwalten sie das Zuchthaus und nehmen sich der entlassenen Sträflinge an.

Zum Schlusse dieser Skizze möchten wir den oben bereits ausgesprochenen Gedanken der Prüfung unserer Leser unterbreiten, nämlich, daß der Protestantismus, d. i. die Idee der protestantischen Lehre, berufen sei, Frankreich umzugestalten (?), dem französischen Volke „einen neuen und gewissen Geist" einzuimpfen und zur Konsolidirung der neuen, festeren und haltbareren Ordnung, die sich gegenwärtig erbaut und gestaltet, mächtig mitzuwirken. Der Geist des Protestantismus erweckt in jedem Einzelnen, recht verstanden, ein freieres, selbständigeres Denken, ein festeres, unbedingteres Vertrauen in seinen Gott und die eigne Kraft, in den Familien ein sittlicheres, fester in sich gegründetes Zusammenleben, in den Gemeinden eine engere, strebsamere Entwickelung und einen auf solideren Grundlagen ruhenden Unabhängigkeitssinn, im Staate endlich ein erhöhtes, inneres Leben, eine unerschrockene Opposition gegen jede absolute Gewalt und den Sinn für friedliche Entwicklung im Schoße des Bürgerthums, in Handel und Gewerbe.

Das Frankreich unsrer Tage ist weder das der Römer, noch das der Franken. Die Herrschaft der Römer wurde in den Kriegen Chlodwig's und der Merovinger gebrochen, durch den großen Karl vernichtet, und die Idee der Weltherrschaft von den römischen auf die deutschen Adler übertragen. Die Herrschaft des fränkischen Adels wurde durch die Kriege der Fronde erschüttert, durch die Triumphe des absoluten Königthums untergraben und stürzte mit diesem, um sich nur als galvanisch zuckender Leichnam noch einmal zu erheben, in das weite, offene Grab der Revolution. Das Frankreich unserer Tage ist das der Gallier. So wie sie Cäsar schildert, so sind sie heute, nicht noch, sondern wieder; in den Stürmen der Revolutionen hat sich das alte, eingeborne Urelement durchgesiebt und endlich mit Gewalt durchgebrochen (?); die deutschen, sowie die römischen Einwanderer sind von der Race des Landes assimilirt und verschlungen worden.

Die Frage des Protestantismus, oder besser die des religiösen Sinnes und Lebens überhaupt, wird vielleicht die Lebensfrage Frankreichs werden. Ist es möglich, den Geist des Christenthums, als den der Religion der Freiheit und Liebe im Sinne des selbständigen Forschens und Denkens in Frankreich einzubürgern, so wird das neugeborne, gallische Volk zu einem höher potenzirten, geistigen Leben erwachen und mit Ehren den Platz ausfüllen, den es, vermöge seiner hohen Gaben, in der europäischen Völker-Einheit einzunehmen berufen ist. Beharrt es aber in seinen romanisirenden Tendenzen, mit denen sich bei ihm unmittelbar die Idee der römischen Weltherrschaft verbindet, so gehen wir einem neuen Völkerkampfe entgegen, der nur mit der völligen Knechtung und Vernichtung einer der kämpfenden Racen enden kann.

Frankreichs uniforme Einheit ist seine Stärke, wenn ein intelligenter Heerführer sie zu seinem Vortheil auszubeuten versteht; sie kann seine Schwäche und sein Verderben werden, wenn ein Krieg der Nationen bis zum letzten Hauche von Roß und Mann die Kräfte eines freien Volkes gegen Frankreich in die Schranken ruft. **C. S. von Mühlberg.**

---

* Sollten dem Herrn Verfasser nicht die Streitigkeiten über das Straßburger St. Thomasstift und die im Jahre 1855 von der kaiserlichen Regierung in dieser Sache angeordnet gewesenen ootiprotestantischen Maßnahmen bekannt sein? D. R.

** Diese Einreihung und Bezeichnetzung entspricht auch vollkommen den Absichten Zinzendorf's. Le Comte de Zinzendorf par Felix Bovet. 2 vols. in 8°. Paris, Grassart, 1860.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

I.

Roman, Gedichte, Theater.

Alessandro Bonsorti, o l' apostata Siciliano, dal Gincomo Oddo. Milano, 1860. 2 Vol.

Dieser Roman ist, wie seit Manzoni die meisten italiänischen Novellen, ebenfalls ein geschichtlicher Roman; allein, was hier seltener ist, ein Roman aus der Gegenwart; es fehlt daher nicht an politischen Beziehungen.

Humori. Racconti da Francesco Antonio Doni. Venezia, 1860.

Diese Erzählungen bilden gewissermaßen die Fortsetzung der von dem Verfasser früher herausgegebenen Novellen. Der Druckort zeigt hinreichend, daß hier von Politik nicht die Rede ist.

La Farina in Sicilia e Garibaldi a Caprera. Satira di Buffalmacco. Firenze, 1860.

Diese Satyre ist dagegen rein politisch und gegen die verschiedenen Parteien des italiänischen National-Vereins gerichtet. Dessen Präsident ist jetzt öffentlich La Farina, nachdem er lange heimlich die Seele desselben war und durch seinen Piccolo Corriere seit Jahren mittelst geheimer Presse wirkte, wobei er von den vornehmsten und ausgezeichnetsten Männern unterstützt wurde. Er bediente sich Garibaldi's und Mazzini's, ohne im Mindesten an den Ueberschreitungen des Letzteren Theil zu nehmen, da er der treueste Anhänger der Monarchie unter Victor Emanuel ist. Auch ist Mazzini jetzt ohne allen Einfluß, und La Farina hat auch die Ueberschreitungen von Garibaldi, der leider in die Hände von Alexander Dumas gerathen war, nicht gebilligt. Die Satyre fand daher hinreichenden Stoff. La Farina, aus Messina, befehligte übrigens schon 1848 zu Messina gegen die dortige Citadelle, ward Abgeordneter zum Parlamente in Palermo, Gesandter, Ministee, dann verbannt und lebte meistens in Genua, mit der Leitung des italiänischen National-Vereins beschäftigt. Dabei hat er an dreißig Bände herausgegeben, worunter die Geschichte Italiens in zehn Bänden sich eines bedeutenden Rufes erfreut.

Muratori, Petrarca, Michel-Angelo. Cunzoni. Modena, 1860.

Diese berühmten Männer Italiens werden hier in denselben gewidmeten Gesängen gefeiert.

Ancona e Roma, Cantiche, di Fabio Uccelli. Firenze, 1860.

Der Dichter besingt hier die Wichtigkeit Ancona's für Rom, im Sinne der italiänischen Einheits- und Unabhängigkeits-Bestrebungen.

Il conte di Sarno, Tragedia di Giuseppe Maggio. Firenze, 1860.

Ein ebenfalls auf geschichtlicher Grundlage gedichtetes Trauerspiel, das ziemlich gefallen hat.

II.

Schriften über Erziehung.

Perche son io Israelita? Da Todesco. Trieste, 1860.

Die Frage: „Warum bin ich ein Israelit?" wird hier zum Behuf der Erziehung der israelitischen Jugend von einem rühmlich bekannten Pädagogen beantwortet.

Scelta per fanciulli Israeliti. Trieste, 1860.

Diese Blumenlese ist zur Gedächtniß-Uebung der israelitischen Jugend bestimmt. Es ist merkwürdig, wie in der Praxis Italien viel toleranter ist, als andere Länder, die an der Spitze der Civilisation zu stehen glauben; auch auf die zu Vercelli herauskommende Zeitschrift L'educatore Israelita erlauben wir bei dieser Gelegenheit.

III.

Geschichte und Politik.

Atto di accusa contro i papi di Roma ed i loro seguaci, di Aonio Paleario. Traduzione Italiana da L. de Sanctis. Torino, 1861. p. 244 in 8°.

---

* Dem Geheimen Justizrath Reigebaur

Als das Concil von Trient zusammenberufen werden sollte, schrieb einer der aufgeklärten Italiäner, Paleario aus Berceli, ein Nachfolger der Zeugen der Wahrheit, wie Savonarola, Cornesecchi, Vermigo und Celio-Secondo eine Anklage-Schrift gegen die Päpste, welche das Urchristenthum umgestaltet hatten, um sie dem Kaiser Karl V. und den christlichen Fürsten vorzulegen. Er wollte weder ein Anhänger von Luther noch von Calvin sein, sondern hielt sich allein an das Evangelium, zugleich davon überzeugt, daß das Papstthum alles Unglück über Italien gebracht hatte, wie es Dante, Machiavelli und Campanella aussprechen. Im Vorgefühl der ihn erwartenden Verfolgungen, vertraute er seine Handschrift einem Freunde an, auch wurde er bald darauf 1558 in Mailand verhaftet und in Ketten nach Rom geführt, wo er zum Feuertode, ad majorem dei gloriam, verdammt wurde. Er hatte mehrere Werke verfaßt, besonders ein Gedicht in italiänischen Hexametern über die Unsterblichkeit. Das vorliegende Werk unter dem Titel: Actio in romanon Pontifices wurde erst 1596 bekannt, und der bekannte Gelehrte L. de Sanctis giebt hier die erste italiänische Uebersetzung davon, was unter den früheren Verhältnissen unmöglich gewesen wäre. Der gelehrte Uebersetzer hat sehr viele wichtige Anmerkungen beigefügt, z. B. die Formel, wie nach dem 1845 zu Rom neu aufgelegten Pontificale Romanum das Wasser und das Salz gesegnet werden, damit da, wo in den Häusern der Gläubigen das Wasser gesprengt wird, nicht nur der Teufel weiche, sondern auch jede Pest und verdorbene Luft. Ueber die Eigenschaften solchen Wassers erschien im Jahre 1821 unter höchster Genehmigung folgende Schrift: Utilità spirituale e corporale dul nqua benedetta, worin noch folgende Erläuterung vorkommt: Dasselbe hilft gegen die Unfruchtbarkeit der Menschen und Thiere, schützt vor Krankheiten und heilt jedes Gebrechen. Der Uebersetzer macht unter anderm auf das kanonische Recht aufmerksam, wo der Papst bereits bestimmt: Ein Bischof darf nicht vom Volke wegen schlechter Aufführung angeschuldigt werden, denn Gott hat es so angeordnet, daß die Herrscher sich zu aufführen, wie es seine Unterthanen verdienen (D. p. II. n. 2. qu. 7).

La Religioun di stato, per T. Pintro Coln-Rossetti, Torino, 1861.

Darin beweist der Verfasser, daß die Staats-Religion abzuschaffen, weil alle die früheren Erfahrungen gezeigt haben, daß die Meinungen der größten Philosophen zum Atheismus, zur Unsittlichkeit und Unordnung geführt haben. Keine besseren Erfolge hätten die Gewaltmaßregeln der Fürsten gehabt; Konstantin, Julian, Karl der Große und Heinrich VIII. haben nichts Bleibendes geschaffen. Theistliche Polizeistaaten haben nur Verderben hervorgebracht. Wenn aber die Staats-Religion abzuschaffen ist, sieht der Verfasser in Italien die Nothwendigkeit ein, ein gläubiges, nicht ein ungläubiges Volk zu haben; denn die Religion ist das moralische Band zwischen den Menschen und der Gottheit. Aber man bedarf nichts Neues, das Theistenthum hat feste Wurzeln gefaßt. Aber dasselbe nach den Ansichten von Dante zu reformiren, ist jetzt unpassend; eine Reform nach Savonarola würde die Ungläubigen zum Lachen reizen, so wie eine Reform wie die von Luther und Calvin in Italien nie Eingang finden dürfte. Es besteht aber das Evangelium; es kommt nur darauf an, es in seiner Reinheit wieder herzustellen.

Del matrimonio civile, del Canonico G. B. Avignone. Milano, 1861.

Der Justiz-Minister legte im Jahr 1860 dem Turiner Parlament ein Ehegesetz vor, nach welchem jede Ehe nichtig, die nicht vor der betreffenden Obrigkeit geschlossen werden. Der Abgeordnete Andreucci schlug eine Verbesserung dieses Gesetz-Entwurfs vor, wonach in der Regel die Ehe nach den Religions-Verhältnissen der Eheleute zu schließen, daß aber für Diejenigen, welche ihre Ehe nicht auf diese Weise schließen können oder wollen, der Staat ein Mittel schaffen müsse, um die Ehe mit voller gesetzlicher Gültigkeit schließen zu können. Dieser Antrag wurde verworfen, und so wird diese Angelegenheit in dem Parlamente von 1861 aufs Neue verhandelt werden. Deshalb hält es der Verfasser für nothwendig, darauf hinzuweisen, daß die Ehegesetzgebung wenigstens nicht den Katholiken die Wirksamkeit der bisher gewöhnlichen Förmlichkeit entziehe. Der Verfasser ist gegen zwei Acte der Ehe, einen religiösen und einen bürgerlichen. Der Verfasser gesteht, daß erst Justinian in der 74. Novelle für die Senatoren und die Großen des Reichs bestimmt habe, daß die Brautleute ihre gegenseitige Einwilligung vor dem Kirchen-Vorsteher abzugeben hätten. Erst einige Jahrhunderte später wurde durch eine Constitution des Kaisers Leo bestimmt, daß die Ehe durch kirchliche Einsegnung befestigt werden müsse. Durch die Kapitulare Karl's des Großen wurde dies erst im 9. Jahrhundert im Abendlande eingeführt. Die Kirche dagegen hielt stets den Grundsatz aufrecht, daß die Einwilligung die Ehe vollgültig mache. Nikolaus I. verfügte dies an die Bulgaren und Armenier, auch Innocenz III. bestätigte dies auf einer allgemeinen Kirchen-Versammlung im Lateran; Gregor IX. war derselben Meinung. Erst das Concil zu Trient bestimmte die kirchliche Ehe dahin: das Sakrament wird bewirkt durch die Erklärung der Brautleute vor dem Pfarrer und zwei Zeugen. Heinrich III. bestimmte als Gesetzgeber in dem Edicte von Blois dasselbe, eben so auch Ludwig XIV., ohne das Concil zu erwähnen; dasselbe that auch Joseph II. in seinem Ehe-Patent von 1783. Ueberall erscheint diese Vorschrift mehr als bürgerliches Gesetz, und der Verfasser sagt nicht einmal, wann die Kirche die Ehe zum Sakrament gestempelt hat; er sagt vielmehr, daß die Kirche stets die weltliche Obrigkeit darüber habe entscheiden lassen, bis die französische Revolution die bürgerliche Ehe einführte, und im Jahr 1837 auf den Antrag von R. Peel dieselbe auch in England für die Quäker eingeführt wurde. Die Ehescheidungen werden aber durch die Art der Eingehung der Ehe bedingt, und dabei lobt der Verfasser das Berliner Parlament, daß es sich so fromm dieser Sache angenommen. Da die Dispense in Ehesachen eine bedeutende Rolle spielen, die bei der bürgerlichen Ehe nicht stattfinden, ist ein Anhang darüber beachtenswerth, worin der Verfasser sagt, daß es gerecht ist, wenn dafür Taxen bezahlt werden. Damit nicht solche Gesuche zu häufig vorkommen, und daß sie nach Umständen gesteigert werden, sei auch billig, weil der, welcher einen Vortheil verlangt, dafür auch zu einem guten Werke zahlen muß. Auch ist es natürlich, daß in Ländern gemischten Bekenntnisses milder verfahren werde. Ueberhaupt aber sei es billig, daß zur Unterhaltung der prachtvollen Kirchen in Rom und zum Glanze der Religion auf diese Weise beigetragen werde.

Der Verf. verschweigt aber, daß die Franzosen, die, wie das Glaubensheer von Lamoricière gezeigt hat, bigott genug sind, doch die bürgerliche Ehe haben, wie die preuß. Rheinlande, und daß es beinahe ohne Beispiel ist, daß dort die kirchliche Ehe versäumt wird. Im Königreich Neapel blieb auch die bürgerliche Ehe bestehen; allein die kirchliche Ehe mußte ihr folgen, beide sind dort zur Gültigkeit nothwendig. Dem Verfasser ist die Ehe ein Sakrament, und dies hält er für unauflöslich. Er verschweigt aber die sehr elastischen Ehe-Hindernisse, bei denen ungenommen wird, daß das Sakrament nicht stattgefunden. Die geistlichen Herrn sind so klug, daß sie vermeiden, die diesfallsigen Freiheiten des kanonischen Rechts bekannt werden zu lassen. In dem bekannten Prozesse Bonaparte-Patterson gegen die Kinder zweiter Ehe des Prinzen Jerome kam vor, daß der Papst die erste Ehe nicht für nichtig erklären wollte. Dies geschah vor einiger Zeit mit dem Grafen v. N...., der die Auflösung seiner Ehe, wie dem Papste sehr gut empfohlen, durchsetzen wollte. Dies wurde ebenfalls abgeschlagen; da fand er aber einen guten Kenner des canonischen Eherechts, der bei dem geistlichen, bischöflichen Gericht die Nichtigkeits-Klage anstellte und bewies, daß er vor seiner Ehe der Liebhaber der Mutter seiner Braut gewesen war. Die Curia entschied, dies sei ein Nichtigkeitsgrund, der nicht etwa das Sacrament der Ehe aufhebe, nein — sondern schon bei der Verheiratung bewirkte, daß wegen dieser Nichtigkeit das Sacrament gar nicht stattgefunden habe! Dieser deutsche Herr hat bald darauf wieder geheiratet, und seine erste Frau ebenfalls. — Dabei wird stets wiederholt, das Sacrament sei unauflöslich; (siehe „Vergleichung der Nichtigkeits-Gründe in Ehesachen nach dem canonischen und preußischen Landrecht." Von Dr. Daniel. Berlin, 1825, bei Reimer; und „Die Ehe nach Lehre, Gesetz und Gebrauch der katholischen Kirche. Hamburg, 1855, bei Compe"). Hieher gehört der in Casale bei Turin gedruckte Prozeß wonach der Bischof daselbst, als ordentlicher geistlicher Richter, vor Kurzem folgenden Fall entschied: Eine Dame klagte, daß sie sich vor ein paar Jahren mit einem Manne verheiratet habe, den sie für den Grafen C... aus Corsu und für reich gehalten. Jetzt erst — nachdem sie ein paar Kinder gehabt, hätte sie erfahren, daß Herr C. nicht Graf sei, auch kein Vermögen habe. Die Curia entschied: die Ehe ist nichtig, denn die Frau hat sich im Irrthum befunden; dies ist aber ein solches Ehehinderniß, daß das Sacrament nicht stattgefunden hat; Beide konnten daher wieder heiraten. Volei in seiner Reise nach Italien erzählt, wie eine Fürstin Czartoeiska ihrer Tochter bei der Trauung eine Ohrfeige gegeben, damit sie nöthigenfalls beweisen könne, sie sei gezwungen worden. In Frankreich giebt es keine geistlichen Gerichte, daher dort so viele Männer sich von ihren Frauen durch Mord, und diese ihrer Männer durch Vergiftung entledigen.

Digitized by Google

England.

Edmund Forbes.

In der großen kosmopolitischen Republik des Wissens ist jetzt unstreitig die Naturwissenschaft Präsident. Sie regiert wirklich und steht mit ihr eigener Lebenskraft obenan, über den Parteien. Sie hat die Schranken der Nationalitäten ebenso sehr überwunden, wie die der Sprachen, der Fachwissenschaften oder der „vier Fakultäten," von deren mittelalterlichen Zöpfen sie ebenso wenig wissen will, wie diese von ihr. Sie ist unabhängiger, als alle anderen Wissenschaften und wird von elektrischen Drähten der Politik und Börse, von Wahlen und Qualen des Tages weniger beunruhigt, als alle Lebens- und Geistesformen. Sie allein war im Stande, während der letzten Jahrzehende, selbst während des letzten, große Männer zu erziehen, während in anderen Phasen des Schaffens, Wissens und Forschens die Großen klein wurden, verdarben und starben, und die Kleinen klein blieben.

Am Glücklichsten scheint sich die Naturwissenschaft in England zu entwickeln, insofern sie sich wenigstens bis jetzt noch nicht durch theoretische Anmaßung gegen Philosophie und Religion mit anderen Phasen des Geistes verfeindet hat, wie in Deutschland, und dabei wirklich radikalere Fortschritte anbahnt, als wir den deutschen Naturforschern nachrühmen können. Wir erwähnen nur Darwin, Buckle und Forbes. Auch Buckle gehört hierher, insofern seine Auffassung der Entwickelung in der Geschichte der Menschheit von physischen Bedingungen ausgeht. Diese drei Helden haben wirklich neue Wissenschaften angebaut, ohne sich durch Uebergreifen theoretisch an Philosophie oder Theologie zu versündigen.

Edmund Forbes war und blieb als Schöpfer einer neuen Naturwissenschaft nicht nur eine durchweg dichterische, sondern auch religiöse Natur, wenn auch nicht nach dem Schema der Hoch- oder einer anderen fixirten Kirche. Ueberhaupt verehren die Engländer in ihm ebenso sehr den Menschen, als den Philologen der ältesten heiligen Schrift, der Hieroglyphik unserer Erdrinde.

Wie nobel, lebendig, feurig, genial und groß der Professor in Edinburg lebte, strebte, dachte, fühlte, lehrte, schrieb und handelte, wie sich sein Herz und sein wissenschaftlicher Geist in eigener Lebenslust verzehrte und sich so seiner Wissenschaft und der edlen „Brüderschaft" aller edel strebenden Menschen opferte, das können wir erst jetzt recht verstehen und würdigen, nachdem edle Freunde und Kollegen uns dieses Leben in seiner ganzen Herrlichkeit offenbart haben. Es sind Memoiren, Skizzen, Ueberbleibsel und Fragmente, Erlebnisse und Erinnerungen, von George Wilson, dem ebenfalls zu jung verstorbenen Kollegen und Professor der Technologie in Edinburg, und Archibald Geikie, Mitglieder der Geologischen Gesellschaft, die zu einer Art von Biographie und Charakteristik ihres Freundes und einem stattlichen Bande zusammenwuchsen.* Wir geben nur einige biographische Andeutungen aus dem Werke, um auf die Quelle nur eben aufmerksam zu machen.

Edmund Forbes ward 1815, am 12. Februar zu Douglas, in der eigenthümlichen „Wiege des Meeres," geboren, die als die „Insel Man" geologisch und historisch, geographisch und sozial eigenthümlich ist und nicht verfehlen konnte, auf ihn, seine ganze Anschauungs- und Charakterbildung einen großen Einfluß auszuüben, da er seine ersten sechzehn Lebensjahre ununterbrochen darauf zubrachte und sich schon tief in sie hineinlebte. Man muß die Schilderung dieser Insel von Wilson lesen, um zu ahnen, wie eine so eigenthümlich gestaltete „Ruine der Geologie" auf das Kind und den Knaben wirkte. Im achten Jahre hatte er schon ein besonders für ihn gedachtes naturwissenschaftliches Museum ziemlich voll, und junge und alte Freunde beiderlei Geschlechts waren aus Liebe zu dem liebenswürdigen Genie thätig, ihm von allen Seiten der immer neue Schätze zu bringen. Man sucht einen Geistlichen, einen Künstler ꝛc. aus ihm zu machen, ihn von seiner „Spielerei" wegzulocken, aber das gelingt mit keinem Versuche und keiner Ausdauer, da sein Genius und seine Liebenswürdigkeit allen Widerstand überwanden. Seine ihm aufgeredete Künstlerlaufbahn in London wird ihm so zuwider, daß er nach einiger Quälerei bald rasch auf seinen wahren Lebensweg zurückkehrt und nur um so gewaltiger auf demselben vordringt, neue Bahnen bricht und aus feurigen Studentenjahren in Edinburg, wo er die kosmopolitische „Brüderschaft" aller edlen, wissenschaftlichen Menschen aller Nationen stiftete und dirigirte, durch wissenschaftliche Forschungsreisen, Berichte und Abhandlungen darüber, auf akademische Lehrstühle steigt. Als Curator der Geologischen Gesellschaft in London, Professor der Botanik am King's College, und besonders als Seele der „geologischen Vermessung" Englands wurde er so berühmt, verehrt und populair, daß er bei Besetzung des akademischen Lehrstuhls für Naturgeschichte in Edinburg allen Anderen vorgezogen ward. Seine Antrittsrede im größten Hörsaale der Universität war ein Ereigniß in der wissenschaftlichen Welt Englands. Alle frohlockten in Zeitungen und Magazinen über die neue, herrliche Sonne, die hiermit für die Wissenschaft aufgegangen war und ihren Platz gefunden hatte, zu leuchten, zu wärmen, zu befruchten. Allgemeiner und tiefer war noch der Schmerz über den raschen, plötzlichen Untergang dieses herrlichen Gestirnes, noch ehe es seine Mittagshöhe erreichte. Forbes starb schon 1854 im 39. Jahre seines Lebens.

Wir verzichten hier darauf, irgend eine Idee von der ungeheuern Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Arbeiten, Anregungen und wissenschaftlichen Leistungen zu geben, und heben nur hervor, daß er speziell als eigentlicher Schöpfer der Zoogeologie sich Unsterblichkeit gesichert hat, als erster Entdecker der Lebensgesetze, die nach und neben einander während der Millionen Jahre vorsündfluthlicher Geschichte der Erde in Gestaltung von Thier- und Pflanzengebilden thätig gewesen. Hier ist es besonders die Theorie von der Polarität, die ihm vor Allem eigen ist. Eine wissenschaftliche Erörterung dessen, was er darüber versteht, führt zu weit in die Mysterien der Polar-Zoologie selbst. Wir geben deshalb auch diesen Brennpunkt aller seiner wissenschaftlichen Leistungen nur in allgemeiner Erklärung. Polarität in der Geschichte und Metamorphose der Lebensgebilde ist nach Forbes Verwandtschaft und Beziehung durch Kontrast und Opposition (nicht zu verwechseln mit Divergenz und Antagonismus). Hund und Katze mögen als Antagonisten neben einander gedacht werden, Pudel und Windhund als Divergenzen — auseinandergehende Entwickelungen desselben Typus; polarische Opposition in den Thiergebilden wird von einem gemeinsamen Mittel- oder Indifferenz- oder Gemeinsamkeitspunkte aus genährt und ist lebendige Einheit des Entgegengesetzten oder Gegensatz einer Einheit — Mysterium, das Forbes in der exactesten, klarsten Wissenschaftlichkeit noch gelten ließ und in wissenschaftlicher Bescheidenheit und Religiosität als den Schleier verehrte, hinter welchem sich die Unendlichkeit des Göttlichen verbirgt. Er wurde selten bitter und böse, aber die nüchternen, anmaßenden Burschen, die sich erdreisteten, hinter der engen Gränze ihres eigenen Wissens eben nichts mehr gelten zu lassen und das Jenseits des Wissens zu leugnen, für diese hatte er kaum ein besseres Wort, als „Dummköpfe."

* Memoir of Edward Forbes. F. R. S. Arte Regius Professor of Natural History in the University of Edinburgh. By G. Wilson, M. D., F. R. S. E. Professor and Director of the Industrial Museum of Scotland, and Archibald Geikie esq. Macmillan.

Türkei.

Der Regierungsantritt des Sultans Abd-ül-Asis.

Insofern die ersten Aeußerungen eines neuen Herrschers in Wort und That als eine Bürgschaft für seine Zukunft gelten, darf sich die Türkei zu dem bei ihr soeben eingetretenen Regierungswechsel Glück wünschen. Nach dem Bericht eines Korrespondenten in Konstantinopel, der es sich angelegen sein ließ, an Ort und Stelle Notizen zu sammeln und sorgfältig vergleichend zu sichten, scheint der neue Sultan die Behandlung des „kranken Mannes" am rechten Ende zu fassen, und die Kur in eine Erfolge verheißende Bahn zu leiten.

Bei seinem ersten Eintritt in das großherrliche Serail Dolma-Bagtsche — sagt der Korrespondent — ließ er sofort die reichen Boeräthe an Spirituosen aus dem Selamlek — dem für die Männer bestimmten Flügel des Palastes — wegschaffen. Seine Neffen, die zitternd des ihnen drohenden Looses harrten, beruhigte er durch die Versicherung seiner väterlichen Zuneigung; gestattete ihnen die beim Leben ihres Vaters bewohnten Appartements ferner beizubehalten, beschenkte sie fürstlich, unter andern den Prinzen Murad-Effendi, den ältesten Sohn Abd-ül-Medschid's, mit einer Luchsjacht und einer großen Besitzung in Klein-Asien. Zugleich gab er ihnen gute Lehren, ermahnte sie zur Sparsamkeit, zum Studium, zur Arbeit. „Ich wünsche," äußerte er unter Anderm, „daß die moslemischen Prinzen, gleich den Prinzen der christlichen Höfe, angemessene Stellen im Heere einnehmen und im Stande seien, so oft sich Gelegenheit bietet, zum Wohl und zum Ruhm des Vaterlandes das Ihre beizusteuern."

Dann begab er sich in den eigentlichen Harem und tröstete die in Thränen aufgelösten Frauen. „Er sei nicht Willens," sagte er, „das Leid, das das Schicksal über sie verhängt, indem es ihnen ihren Herrn

geraubt, noch zu vermehren; die Paläſte von Gül-Hané in Beglerbeg ſollen ihnen verbleiben und ausreichende Jahrgelder geliefert werden; dagegen verlange er aber auch, daß ſie leben, wie es moslemiſchen Frauen geziemt, ſich des Luxus und des Prunks enthalten; die Spaziergänge nicht ſo häufig beſuchen, den überflüſſigen Aufwand unterlaſſen oder doch möglichſt beſchränken.“ Nur die Prinzeſſin Zerphiras, die Lieblingsſklavin des verſtorbenen Sultans, die ihre Gewalt über dieſen dazu gemißbraucht hatte, ihrer koſtſpieligen Putzſucht zu fröhnen, und ihn zu nuſtuniegen, die Civilliſte erſchöpfenden Bauten und Ausſtattungen von Kioſks und Paläſten zu verleiten, die für ihre Perſon ſo viel Schulden gemacht hatte, wie der ganze übrige Harem zuſammengenommen — ſie allein wurde hinausgewieſen und in Top-Kapu eingeſperrt.

An demſelben Tage beſchied er den Münzdirektor in den Palaſt und überlieferte ihm die ungeheuren, mannshohen Leuchter, die ſchweren Mangals (Wärmelampen), theils von Gold, theils von Silber, daß er ſofort Geld daraus ſchlage. Die Summe von dreißig Millionen Piaſter, die ſo unverhofft in den Zarap-Hané (Münze) kommt, iſt um ſo höher anzuſchlagen, als ſie größere Mäßigung in den Palaſtausgaben andeutet.

Außer den koſtbaren Geräthſchaften in edlen Metallen wurden auch die reichen Gefährte des Serails nur der Hand in Beſchlag genommen, um ſpäter darüber Entſcheidung zu treffen. Schon aber iſt beſchloſſen, daß den Harems von Gül-Hané und Beglerbeg nur einfache Wagen, ohne Gold- und Silberverzierungen, zur Verfügung geſtellt werden ſollen.

Von dem Dienſtperſonal ſeines Bruders hat der Sultan nur Einen, den erſten Secretair Hadſchi-Bey beibehalten, der das Verdienſt hat, niemals mit Rizza-Paſcha geſtimmt zu haben; die anderen alle, Secretaire, Kämmerlinge, Adjutanten ſind entfernt worden und die Wahl ihrer entſprechenden Nachfolger befriedigt allgemein; namentlich bezeichnet man als eine glückliche die des Chalib-Bey zum erſten Kämmerling; er hatte ſeine Studien zu Paris und Wien gemacht, ſpricht franzöſiſch und deutſch und war General-Director der Mititairſchule.

In der erſten öffentlichen Audienz, die der neue Monarch dem Geſammt-Miniſterium ertheilte, war der Groß-Weſir natürlich darauf gefaßt, ſeinem Herrn eine Darſtellung von dem Zuſtande der Reichsangelegenheiten zu geben; allein der Sultan nahm das Wort und zeigte, daß er mit Allem, was die gegenwärtige Lage für einen guten Fürſten und guten Patrioten Trauriges darbietet, genau bekannt ſei. „Ich weiß,“ ſagte er unter Anderm, „daß unſere Armee ſchlecht bekleidet, ſchlecht bewaffnet, ſchlecht verpflegt und ganz ohne Sold iſt. Ich weiß, daß wir Schiffe beſitzen, daß wir aber ohne Uebung, wie dieſe ſind, keine Flotte haben. Ich kenne den Zuſtand der Finanzen, und bin feſt entſchloſſen, ihn von Grund aus zu heilen.“ Ordnung und Sparſamkeit, die er als anerkannt vortrefflicher Wirth ſich in ſeinem Privathaushalt zur Regel gemacht, will er auch bei der Staatsverwaltung zur Geltung bringen.

In derſelben Audienz verordnete er, ein Drittel ſeiner Civilliſte zu ſtreichen und dieſe Summe — beiläufig 100,000 Thlr. monatlich — zu den dringendſten Bedürfniſſen der Armee zu verwenden.

Er erklärte endlich in Betreff der Beziehungen zu den auswärtigen Mächten, der Politik ſeines Bruders treu zu bleiben und die Gleichheit vor dem Geſetz für alle Unterthanen des Reichs, ohne Unterſchied der Raçen, aufrecht zu halten.

Daß dem Kriegs-Miniſter (Seraskir) Rizza-Paſcha bei dieſen Aeußerungen, die auf ihn als des Uebels Quelle mit Fingern zeigten, nicht wohl zu Muthe war, läßt ſich denken. Mehmet-Ali-Paſcha, der Marine-Miniſter, iſt freilich vor der verdienten Strafe durch Familienbande geſchützt: er iſt nämlich Gemahl der Lieblingsſchweſter des Sultans. Und ſo wird ihm blos das Portefeuille der Marine abgenommen werden, und er wird ſich mit einem Miniſterium ohne Portefeuille, oder mit einem Dienſte im Palaſt begnügen müſſen. Rizza-Paſcha iſt bereits entlaſſen und durch Namik-Paſcha, früher Präſident des Dar-i-Schura (Krieges-Rath) erſetzt. Man will zwar dieſe Beſetzung nur als interimiſtiſch anſehn, da Namik in Betracht ſeiner Antecedentien — er war Gouverneur von Djeddah zur Zeit der dortigen blutigen Auftritte, 1859, die Oppoſition der Geſandten hervorrufen dürfte; indeß findet die Ernennung dennoch eine befriedigende Aufnahme, da ſie einen ſich unentbehrlich dünkenden Miniſter entfernt und einem neuen Verwaltungsgang Bahn macht. Der Groß-Weſir Küprüſli-Mehmed-Paſcha iſt ganz an ſeinem Platze, und der Sultan, weiß deſſen Erfahrung und offenen, ehrlichen Charakter zu würdigen.

Daß der Sultan den Wein aus dem Palaſte verbannt, den Harem-Frauen Zurückgezogenheit predigt, unter den glaubenseifrigen Alt-Türken ſeine Diener wählt, macht zwar Manchen ſtutzig; man will darin die beſten Anzeichen von Fanatismus, von einer Reaction gegen weſtliche Ideen und gegen den Fortſchritt ahnen. Es ſcheint indeſſen, Abd-ül-Aſis habe dieſem Urtheil über ihn vorbeugen wollen. Denn an demſelben Tage, wo er Namik zum Seraskir ernannte, verlieh er den Paſcha-Titel zweien Chriſten: ſeinem Leibarzt Marco-Bey, Schwager Ariſtarchi's, Fürſten von Samos, und Guatelli, dem Director des Konſervatoriums und Chef der Militair-Muſik. Offenbar will er damit zeigen, daß er, bei aller Frömmigkeit, frei von Fanatismus, geleiſtete Dienſte und ausgezeichnete Talente, ohne Rückſicht auf das Glaubensbekenntniß, zu ſchätzen und zu belohnen weiß.*

Aegypten.

Der Suez-Kanal und ſein gegenwärtiger Zuſtand.

Am 15. Mai laufenden Jahres hat Ferdinand von Leſſeps der General-Verſammlung der Actionaire des Suez-Kanals einen Rechenſchaftsbericht, 1) über die Finanzlage, 2) den Stand der Arbeiten, 3) über die allgemeine Lage der Geſellſchaft abgelegt, aus dem wir das Folgende entnehmen.

Vergangenes Jahr beſagte der vorgelegte Bericht, daß die damals der Compagnie zur Verfügung ſtehenden, finanziellen Mittel zur Ausführung des erſten Theiles der Aufgabe hinreichend ſchienen, der darin beſteht, von einem Meere zum andern einen Kanal für Poſt- und kleine Schifffahrt zu eröffnen.

Man konnte alſo hoffen, daß man nicht eher neue Fonds beanſpruchen werde, als die Verbindung beider Meere hergeſtellt ſein würde. Das Gleichgewicht der Zeichnungen ſaldirt ſich am 30. April dieſes Jahres auf 28,106,434 Fr. zu Gunſten der Aktiva.

Dieſe Mittel könnten in der That die Bedürfniſſe auf mehr als ein Jahr decken, aber es würde den Regeln einer guten und weiſen Verwaltung nicht angemeſſen ſein, auf dieſe Weiſe alle realiſirbaren Mittel zu erſchöpfen, ohne einen für alle möglichen Fälle ausreichenden Reſervefond zu legen. Von ſolchen Betrachtungen geleitet, hat ſich alſo der Verwaltungsrath entſchieden, demnächſt vom 1. bis 15. Juli den Nachſchuß zur erſten Einzahlung von 200 Francs, die zur Zeit der Subſcription ſtattfand, beizutreiben.

Als ſich Hr. v. Leſſeps vergangenes Jahr nach Aegypten begeben, ſetzte er dem Vicekönig die Nothwendigkeit auseinander, die für ihn und die Geſellſchaft ſelbſt beſtehe, die Subſcriptionen, die er ſich vorbehalten, in's Werk zu ſetzen. Der Vicekönig entſprach ſofort dieſem Anſuchen, und erfüllte mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit die Verbindlichkeiten, zu denen er ſich anheiſchig gemacht. Der Betrag ſeiner Unterzeichnungen wurde in Anweiſungen auf den ägyptiſchen Regierungsſchatz niedergelegt, und das Erträgniß zu 10% iſt für die Geſellſchaft ebenſo viel, als einer Zinſen-Garantie durch Subvention auf die zwei erſten Zehntel des aktuell gelieferten Kapitals. Die Verwirklichung der vom Vicekönig weiterhin zu machenden Geldzahlungen iſt geſichert. Die Lage iſt alſo vortrefflich. Die 15 Millionen Obligationen, die im Porteſeuille ſind, bilden für die Compagnie einen koſtbaren Rückhalt für alle Fälle, und müſſen demgemäß unumgänglich erhalten werden.

Nachdem der Bericht im zweiten Theile daran erinnert, daß das Unternehmen zwei Hauptwerke umfaßt — nämlich 1) den See-Kanal, der beide Meere vereinigen ſoll — und 2) den Süßwaſſer-Kanal, der mitten durch das Thal von Goſen den Nil im See Timſah erreicht, als Central-Hafen des See-Kanals — und nachdem er kurz die Ausdehnung und Wichtigkeit der auszuführenden Arbeiten und zu überwindenden Schwierigkeiten aufgezählt, zergliedert er die gemachten Arbeiten.

Man mußte zuerſt an den Ufern des Mittelmeeres Platz faſſen, um der Hülfsquellen Meiſter zu werden, von denen ſeine Küſtenländer ſo reich ſind. Das hat man zu Port-Said, als dem Kanalkopfe, gethan. Heute iſt Port-Said eine Stadt mit 2000 Einwohnern, mit Häuſern für die Europäer; einem Dorfe für die Araber, Magazinen, einer großen Sägemühle, Schmiedewerkſtätten, Rüſthäuſern, Maſchinen zur Meerwaſſer-

---

* Nach den neueſten Nachrichten hat der Sultan das Serail aufgelöſt; nur den Müttern der Söhne Abdül-Medſchid's ſind darin Wohnungen eingeräumt. Abd-ül-Aſis hat nur Eine Frau. Rizza-Paſcha bleibt in Haft, bis er Rechnung abgelegt. Auch der Ober-Kämmerer, der Unterſchlagung verdächtig, iſt verhaftet; das Hofperſonal vollſtändig erneuert. Die Juwelen und Möbel ſollen verkauft werden, um aus dem Erlös die Schulden der Civilliſte zu decken. D. R.

Distillirung, Besicken-Apparat und allem nothwendigem Geräthe zu Auskassung der Schiffe ꝛc.

Ein großer Theil der Kräfte mußte sich mehrere Monate lang zu Port-Said concentriren, um je nach Maß und Verhältniß der dem Menzaleh-See abgenommenen Strecken die nöthigen Terrassirungen an den Bodenanschwellungen zu machen, auf denen er sich erhebt; ferner um Wohnhäuser für die Arbeiter, Schuppen, Magazine ꝛc. zu bauen. Vierzehn Schienenwege sind hergestellt, von dem Küstenraude weg, der den engen Baden von Port-Said bildet, um durch Erweiterung gegen die Lagunen des Sees, die Oberflächen des unumgänglich nothwendigen Terrains zu schaffen.

Man wird eine Vorstellung von der Lebhaftigkeit der Rhede dieser neuen Stadt erhalten, wenn man erfährt, daß sie am 15. April laufenden Jahres schon 135 Schiffe mit 29,000 Tonnen Last aufgenommen.

Auf die Einwürfe der Gegner des Kanals, daß der Bau eines Hafens an der Mündung desselben in's Mittelmeer unmöglich sei, antwortet Herr v. Lesseps durch das Zeugniß der kompetentesten Ingenieure, namentlich der Herren von Negrelli, Paleocapa, Konrad, Mongel, Renaud, Pascal, Lieussou und Larousse und beweist die Richtigkeit solcher Behauptungen. Er hat in dieser Hinsicht ja klare und scharfe Erklärungen gegeben, daß man über diese Frage ebenso wenig als über die, welche die Grabung des Kanales selbst betreffen, durchaus keinen Zweifel, keine Befürchtung zu hegen braucht.

Die Aushöhlung der Schwelle El-Guide sollte das Mittelmeer bis an den See Timsah bringen. Auf diesen Punkt mußten alle Anstrengungen gerichtet sein und sind es in der That. Aber in der weiten Wüste war Alles zu schaffen und zu transportiren: Wasser, Lebensmittel, Geräthe, Handwerkszeug, Schutzdächer, Werkstätten ꝛc. — In der Nähe dieser Linien sind mehrere Brunnen, welche das nöthige Wasser sichern, gegraben oder wieder hergestellt worden. Zwei Wasserkunst-Kastelle mit Leitung führen das Wasser von Ort und Stelle bis Feadane. Von Strecke zu Strecke sind Wasserabläufe mit Behältern angelegt. — Wohnungen für sechs Tausend Arbeiter sind gebaut. Die Mittel, um den Arbeiten einen kräftigen und nicht kostspieligen Schwung zu geben, z. B. Schubkarren, Ziehkarren und Fortschaffungsmittel aller Art, sind vermehrt worden.

Trotz der zu besiegenden Schwierigkeiten sind Vorräthe von Lebensmitteln, Geräthe und Arbeitswerkzeug durch die Wüste transportirt worden. Die Werkstätten, versehen mit Allem, was ihnen nöthig ist, sind errichtet. — Die Linie von Feadane bis Timsah ist in sechs wohlorganisirte Werften, und eben so das Terrain in various bezeichnete Stücke getheilt, jedes mit der arabischen Angabe für die Eingebornen, was für die Arbeit daran gezahlt wird.

Der Süßwasser-Kanal zur Flußschifffahrt spielt in dem Gesammtanschlage eine beträchtliche Rolle. Er ist bestimmt, den See Timsah mit dem Nil bei Zagazig (Sagasik), dem alten Bubastus, zu verbinden. Die Studien zu dieser Arbeit sind gemacht, man arbeitet an der Ausführung. Drei Tausend Arbeiter sind gegenwärtig daran beschäftigt. In der wichtigen Stadt Zagazig werden sich alle Etablissements der Gesellschaft mit dem Kanalnetze und den Eisenbahnen Aegyptens verbinden. Alles läßt hoffen, daß diese wichtige Arbeit in einigen Monaten beendet sein und daß noch vor Jahresschluß die Gesellschaft im Besitz dieses kostbaren Handelsweges sein wird. Mit diesem Zeit-Abschnitte wird sich die Gesellschaft im Stande sehen, mit der Feuchtbarmachung des Thales Gasen zu beginnen.

Was den See-Kanal zum kleinen Küstenhandel betrifft, so fassen die strengsten Rechnungen hoffen, daß mit den heute vorhandenen Mitteln die Gesellschaft im Laufe des nächsten Jahres die erste Verbindung des Mittelmeeres mit dem Rothen Meere wird eröffnen können.

Der dritte Theil des Berichtes ist der wichtigste; denn er sollte als Antwort auf die ganz neuerdings gegen die Campagnie geschleuderten Angriffe beweisen: daß, wie groß auch immer der Widerstand und der böse Wille der Gegner des Kanals wäre, man den Kanal doch bauen werde. Unsere französische Quelle druckt diesen gesperrten Satz mit ganz auffallend großen Buchstaben — wie eine geballte Faust gegen England hin, wo Lord Palmerston im Parlamente jene französischen Fortschritte im Bauen des Kanals sehr dreist in Abrede stellte, und wo ihm die edlen Baumwollenkrämer so gern glaubten, weil auch schon im Ignoriren ein Trost ist. — Vielleicht bekommt John Bull seinen Muth wieder, wenn er sieht, daß Indien aufgeschlossen und der Schlüssel in den Händen seines Gegners ist, der zahme, politische Intrignen und technische Begutachtungen englischer Ingenieure nicht fürchtet. Auch darüber erhalten wir Aufschluß.

Die Aufgabe war ungeheuer und verwickelt. Um eine zahlreiche Volksmenge in der Wüste unterzubringen, arbeiten zu lassen und zu unterhalten, bedurfte es bei vieler Geduld eines Zusammenwirkens energischer Willenskräfte, das glücklicherweise bei keiner der Prüfungen gefehlt hat.

Die Situation war klar gezeichnet. — Die hohe Pforte, bei welcher der französische Gesandte die Interessen der Gesellschaft zu vertreten beauftragt war, billigte, so weit es sie selbst betraf, das Unternehmen und schlug den großen Seemächten, namentlich Frankreich und England vor, sich über die politischen Folgen zu verständigen, welche die Folge der Ausführung des Kanals sein könnten. Sie schlug eine internationale Regulirung vor. Die Gesellschaft hatte die Grundlagen eines Abkommens formulirt und der Vicekönig war geneigt, auf dem Isthmus ein türkisches Truppen-Corps zuzulassen, was ihm weder durch den Hatti-scherif von 1841, noch durch die Verträge der großen Mächte auferlegt war.

Diese Gesammtheit von Garantien bewies so deutlich die Aufrichtigkeit des Vicekönigs, die Uneigennützigkeit Frankreichs und die Solidität der Gesellschaft, daß keine, von Hintergedanken freie Politik sie hätte abweisen können.

Dem sollte nicht so sein. Lord Palmerston hat lieber seine Furcht und Unruhe behalten, als sich davon durch ein klares und entschiedenes Reglement befreien wollen. Wir wollen nun die Insinuationen oder die offenen Angriffe erwähnen, die er seit dem Ursprunge der Gesellschaft gegen deren Ehrenhaftigkeit gerichtet hat.

Obschon der Agent der britischen Regierung wußte, daß seine Regierung in Folge der Berathungen des Divans eingeladen war, Verhandlungen über diesen Plan anzunehmen, forderte er doch, als er erfahren, daß Alles auf der Londenge zur Ausführung des Werkes bereit sei, und daß die Gesellschaft sich im Falle befinden dürfte, vom Vicekönig von Aegypten die kraft des Vertrages bestimmte Zahl Arbeiter zu verlangen, einen Brief vom Westr an den Vicekönig und drängte ihn der hohen Pforte, sich stets hintee ihr haltend, wirklich ab, um der Gesellschaft die Unterstützung der ägyptischen Regieeung zu entziehen. Der Vicekönig beschränkte sich darauf, in seiner Antwort zu berichten, wie weit die Sache gediehen sei. Das hieß so viel, als Jeden an seine Verpflichtung erinnern. Um der ägyptischen Regierung diese elenden Quengeleien zu ersparen, wurde die freiwillige Anwerbung der Arbeiter in großem Maßstabe organisirt. Ein vollständiger Erfolg hat alle die Maßnahmen gekrönt. In diesem Augenblicke sind 8000 Arbeiter auf die Arbeitsplätze von Port-Said bis Timsah vertheilt und werden für alle Arbeiten genügen, die zur Verbindung beider Meere nöthig sind.

In diesem Stande befanden sich die Angelegenheiten, als am 6. Mai dieses Jahres in dem Hause der Lords neue Angriffe gemacht wurden, welche eine gewisse Wichtigkeit gehabt haben würden, wenn man seit langer Zeit nicht wüßte, was man von deegleichen Dingen zu halten hat.

Wir wollen von der Mation sprechen, die durch Lord Carnarvon und Lord Stratford-Redcliffe eingebracht wurde.

Man kannte nicht mehr wie früher, wo man sich zu Konstantinopel über den gedeihlichen Fortschritt der Arbeiten beschwerte, die Behauptung aufstellen, daß sie nur auf dem Papiere existirten. Die Thatsachen sind da. Man mußte also frei heraus sprechen. Niemals hatte die Frage einen so bedeutenden Schritt in England vorwärts gethan.

Man will sich der Ausführung des Projekts nicht mehr widersetzen; alle Redner, Lord Carnarvon, Lord Stratford-Redcliffe, sein alter und eifrigster Gegner, Lord Wodehouse, der Regierungs-Redner, haben sich um die Wette bemüht, zu erklären: ein solches Werk würde ein kräftiger Antrieb für den Handel sein, und der Civilisation, selbst dem Christenthume einen neuen Schwung verleihen (Lord Carnaevon). Die Stellung des Herrn von Lesseps würde in hohem Grade gerechtfertigt sein, wenn er beweisen könnte, daß sein Unternehmen rein commercieller Natur sei. (Derselbe.)

Man habe nicht die Absicht, die Entwicklung des französischen Handels in dieser Richtung zu hemmen; denn dieser Kanal würde für England ganz besonders vortheilhaft sein. (Derselbe.)

England werde keinen Augenblick daran denken, sich einem einfachen Handelsprojekte zu widersetzen, woher es auch kommen möge (Lord Wodehouse).

Wenn das Projekt nur einen kommerziellen Charakter hätte, der dem Welthandel förderlich sein könnte, so begriffe der Redner nicht, wie es durch ein Gefühl der Eifersucht Widerstand in England finden könne, welches in diesem Falle gewiß den Hauptvortheil von seiner Ausführung

ziehen werde. (Lord Stratford-Redcliffe). Alle Redner stimmten darin überein. Wenn das Projekt rein kommerziell ist, dann ist es gut, und England wird davon den Hauptvortheil ziehen. Das hat die Engländer aber gar nicht gehindert, zu behaupten, die Sache sei unausführbar, man werde sie im Stiche lassen, die Aktionaire seien betrogen ꝛc. Zu gleicher Zeit fügten Alle, Opposition und Ministerium hinzu, man müsse und man werde bei der Pforte darauf dringen, um Sicherstellung zu erhalten, daß „der vorgeschlagene Verbindungsweg die europäischen Interessen nicht beeinträchtige, und daß keine der Mächte der Vortheile beraubt werde, die irgend welcher Staat, namentlich im Falle eines Krieges, genießen würde." — Wie soll man solche sich widersprechende Dinge zusammenreimen! — Wenn der Kanal rein kommerzieller Natur ist, wird England daraus den Hauptvortheil ziehen; also — muß man ihn mit allen möglichen Mitteln bekämpfen, in der öffentlichen Meinung ruiniren, vernichten. — Wenn er hergestellt werden könnte, würde er die Interessen der Pforte verletzen — und die Pforte hat seit langer Zeit zu erkennen gegeben, daß sie keinen Einwand zu machen habe, daß sie den zwei großen Mächten die Sorge überläßt, die politischen und internationalen Fragen zu regeln. Er ist unausführbar, unmöglich — und man muß alle Sicherstellungen suchen, damit, wenn er fertig ist, keine Nation zum Nachtheile der andern bevorzugt sei.

Aus allen diesen Erklärungen geht die klare und einleuchtende Thatsache hervor, daß England endlich geneigt ist, in die vorgeschlagenen Verhandlungen einzugehen. Das geht aus den Erklärungen von Lord Wodehause hervor. Auch hat Herr v. Lesseps unter dem Beifalle der Versammlung seinen Bericht in folgender Weise schließen können:

„Das ist die große Thatsache, welche für uns alle andren Aeußerungen der Sitzung vom 6. Mai im Hause der Lords überragt.

„Ja, meine Herren, ist die politische Lösung, die der frühere französische Gesandte zu Konstantinopel vorgeschlagen hatte, und die von der Pforte vor fünf Vierteljahren angenommen war, heute vom britischen Kabinet zugestanden.

„Was die technische Lösung betrifft, so haben die vollendeten Thatsachen, Dank Ihren vorjährigen Entschließungen, alles weitere Wortgefecht beseitigt. Der Suez-Kanal ist kein bloßes Projekt mehr; man arbeitet an ihm, er wird fertig werden, ohne Ueberstürzung, und wir haben mehr als je das Zutrauen, daß er den Interessen der Aktionaire eben so förderlich sein wird, als denen der Civilisation."

Inzwischen ist Sultan Abdul-Medschid mit Tode abgegangen, und Abdul-Asis hat den Thron bestiegen, dessen Charakter sehr von dem seines Bruders verschieden sein soll. Oeffentlichen Blättern zufolge, würde sich der neue Herrscher der Osmonen stark auf die Seite der Engländer neigen, und eine Politik einschlagen, die dem französischen Einflusse eher abgeneigt, als günstig sein dürfte; ja, wir lesen, daß gerade diese Frage des Suez-Kanals dabei ganz besonders in Betracht kommen dürfte. Es ist also möglich, daß die französischen Siegeslieder bei diesem unerwarteten Zwischenfall zu früh angestimmt sind, daß dem weiteren Fortschreiten des Baues von Konstantinopel ans Hinderniße in den Weg gelegt werden; es ist auch möglich, daß diese Angelegenheit der Anstoß dazu wird, die Lage endlich zu klären und die Sache der Entscheidung zuzuführen, die, trotz aller diplomatischen Floskeln und offiziellen Vermummung, näher rückt. Frankreich und Rußland contra England und Türkei — das ist ein klares Programm.

Deutschland und das Ausland.

Das deutsche Lustspiel.*

Keine Dichtungsart ist so innig mit dem Volksleben verwachsen und ein so treuer Spiegel desselben, als das Lustspiel. Während Epos, Lyrik und das ernste Drama sich in einer idealen Welt bewegen, wurzelt das Lustspiel in der Wirklichkeit. Es ist die reale Gegenwart, die es zur Anschauung bringt; und flüchtig wie diese blüht und altert es in rascher Folge und steigt und fällt in schnellem Wechsel in der Gunst des Volkes. Dauernd sind nur die Erzeugnisse der wenigen Dichter, die das Bleibende, das rein Menschliche auch in dem Vergänglichen und Wandelbaren der Neigungen und Anschauungen des Volkes zu erfassen verstanden; die Lustspiel-Dichter, denen diese Kunst abgeht — und ihre Zahl ist die größere — kommen und verschwinden, wie die Tagesfliegen. Das Lustspiel schafft nur zum Theil der Dichter; das Volk selbst ist so zu sagen Mitarbeiter, und Lob und Tadel fällt nicht nur dem Dichter, sondern auch dem Volke zu. Eine Geschichte des Lustspiels ist daher gewissermaßen zugleich eine Geschichte des Volkslebens in allen seinen Beziehungen, und wenn irgend ein Dichter von seiner Zeit aus beurtheilt werden muß, so ist es der Lustspiel-Dichter.

In diesem Sinne hat nun zwar der Verfasser des unten angezeigten Werkes die Geschichte des deutschen Lustspiels nicht gefaßt; er giebt vielmehr nur eine fleißige Zusammenstellung der Leistungen in dieser Gattung der Poesie mit bald kürzeren, bald ausgeführteren kritischen Urtheilen. Was er über den Ursprung und die ersten Versuche des deutschen Lustspieles sagt, ist das Bekannte in nur sehr zusammengedrängter Darstellung. Als Schöpfer des echten deutschen Lustspiels gilt auch ihm Lessing. Von ihm sagt er: „Es ist nicht zu bestreiten, daß Lessing auf dem Bereiche der Komödie nicht sowohl durch Theorie, sondern durch die Praxis so höchst bedeutend, gehaltvoll und entscheidend gewirkt hat." Das hat aber nicht blos Lessing, sondern jeder große Dichter und Künstler gethan. Nicht durch die Theorie schafft man Meisterwerke von nachhaltiger Wirkung, sondern aus den Meisterwerken abstrahirt man die Theorie, und wenn irgendwo, so ist im Lustspiel alle Theorie nur grau, und grün des Lebens goldener Baum. Eben weil Lessing aus dem Leben, nicht aus der Theorie geschöpft hat, ist seine „Minna von Barnhelm" ein Werk, wie der Verfasser sagt, für alle Ewigkeit, das von der deutschen Bühne wohl nimmer verschwinden wird. Was der Verfasser mit so vielen Anderen dem Stücke nachrühmt, daß es das erste national-deutsche Lustspiel sei, ist nur halbwahr. Ein nationales Deutschland gab es damals in der Wirklichkeit eben so wenig wie heute. Das männliche Selbstbewußtsein, der thatkräftige Geist, von dem großen Friedrich seinen Preußen eingehaucht, und den die übrigen Deutschen bewunderten, aber ihrer jämmerlichen, politischen Verfassung wegen nicht auch in sich aufnehmen konnten, ist es, der das Stück beseelt. Tellheim ist der Typus des höheren, preußischen Kriegers, des Mannes, der seiner Ehre selbst seine Liebe opfert. Er kann die Hand seiner Minna nicht annehmen, so lange seine Unbescholtenheit nicht wieder von seinem Könige anerkannt ist. Der Charakter Tellheim's ist sicherlich nicht ein bloßes Phantasiegebilde des Dichters; solche Tellheime gab es gewiß nicht wenige, und nur mit solchen vermochte Friedrich, es mit ganz Europa aufzunehmen. Der unbegründete Tadel des Verfassers kann daher nur aus einer Verkennung der historischen Treue in der Charakteristik Tellheim's hervorgegangen sein. Er sagt nämlich: „Man muß zugestehen, daß die Handlung zu keinem inneren Abschluß gelangt und der Konflikt nur rein äußerlich gelöst wird, indem Tellheim sich nicht davon überzeugt, daß seine Auffassung der Verhältnisse verkehrt gewesen sei, sondern vielmehr nur die Ordre des Königs ein gutes Ende herbeiführt. Man kann nicht anders, als den Charakter eben dieses Tellheim's reflektirt nennen und ihn selber einen Pedanten, dessen überreizte und fast unverständige Begriffe von Ehre nur für abnorme und daher unpoetische Erscheinungen im Reiche des Sittlichen zu gelten haben." Nicht eine innere Differenz setzt sich der Liebe Tellheim's und Minna's entgegegen, sondern der rein äußerliche Konflikt, daß der argwöhnische König Tellheim's Benehmen gegen die unglücklichen Sachsen verkannt hat und ihn einer unehrenhaften Handlung fähig hält, und dieser Konflikt kann ja auch nur äußerlich gelöst werden, daß der König sein Unrecht erkennt und, wie es nur ein Friedrich konnte, eingesteht und wieder gut macht, so daß Minna selbst bekennen muß: „Ihr König, der ein großer Mann ist, mag wohl auch ein guter Mann sein!" Tellheim kann und soll sich auch gar nicht davon überzeugen, daß seine Auffassung der Verhältnisse verkehrt gewesen sei; denn sie war nicht verkehrt, und er würde in ähnlichen Fällen ganz wieder ähnlich handeln. Erkennt dies ja auch der Graf von Bruchsal an, mehr noch Minna an, daß er ehrenhaft gehandelt. Gegen Ende des Stückes sagt der Graf von Bruchsal: „Ich bin sonst den Offizieren von dieser Farbe eben nicht gut. Doch Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim, und ein ehrlicher Mann mag stecken in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben." Worauf Minna: „O, wenn Sie Alles wüßten!" Reflektirt ist der Charakter Tellheim's allerdings; ihm ist aber die Ehre nicht eine blos überlieferte Standesehre, die meist nur auf Vorurtheilen beruht, sondern das aus der Reflexion hervorgegangene Bewußtsein der persönlichen Würde, das unter allen Verhältnissen zu bewahren, die Pflicht des Mannes von wahrer Ehre ist; wie man denn überhaupt zur Zeit Lessing's sich weniger von unklaren Gefühlen leiten ließ, sondern überall auf Vernunftgründe drang. Es stände wahrlich schlimm um uns, wenn uns mit dem Verfasser Tellheim wirklich nur als ein pedantischer Thor erschiene. Dann wäre uns leider das Gefühl für wahre Ehre abhanden gekommen.

* Das deutsche Lustspiel in Vergangenheit und Gegenwart. Kritische Beiträge zur Literaturgeschichte unseres Volkes, von Dr. Emil Kneschke. Leipzig, Verlag von Veit & Co. 1861.

Allein es ist zu hoffen, daß des Verfassers Ansicht nicht die allgemeine ist, und daß sich auch heute noch Viele finden, die mit Tellheim sympathisiren, die seinen Begriff von Ehre nicht mit Herrn Kneschke für einen abnormen, sondern für den einzig wahren und sittlichen halten und zu dem ihrigen machen, auch auf die Gefahr hin, dem Verfasser eine unpoetische Erscheinung abzugeben. Nur ein Ehrenmann, wie Tellheim, konnte eine Geliebte haben, wie Minna und Unterge bene, wie Werner und Just. Ist Tellheim der Typus des ehrenhaften, höheren Offiziers, so sind Werner und Just die der Treue und Anhänglichkeit der Befehligten, und wo ein solcher Geist ein Heer beseelt, da ist es kein Wunder, daß es Wunder verrichtet.

Ungerecht ist auch der Vorwurf des Verfassers, „daß Lessing seinem an sich ganz ehrenwerthen Zorn über den allzu mächtigen Einfluß des welschen Elements auf deutschem Boden in ziemlich kleinlicher Weise Luft gemacht habe, indem er gleichsam als Repräsentant der ganzen französischen Nation den einen erbärmlichen Betrüger Riccaut de la Marlinière hinstellte." Lessing hat gewiß nicht daran gedacht, in Riccaut die ganze französische Nation zu persifliren. Riccaut ist vielmehr der Typus eines französischen Militairs, dessen Ansichten von Ehre denen Tellheim's schnurstracks entgegengesetzt sind. Einem solchen müssen Männer wie Tellheim und überhaupt die Deutschen als Pedanten erscheinen, die es mit ihren Handlungen und Worten allzu genau nehmen. „Corriger la fortune.... das nennen die Deutschen betrügen! Betrügen! O, was ist die deutsche Sprak ein arm Sprak! für ein plump Sprak!" Er bildet daher nicht sowohl, wie der Verfasser meint, einen wirksamen Kontrast eines französischen Filou zu dem possirlichen Schelm von Wirth, sondern eines leichtfertigen, französischen Militairs zu dem ehrenhaften preußischen, des Besiegten zu dem Sieger von Roßbach. Der Revolution verdanken es die Franzosen, daß solche Typen ausgestorben sind.

Daß Schiller und Goethe die von Lessing überkommene Erbschaft einer nationalen Komödie mit angetreten haben, ist nicht, wie der Verfasser meint, sonderbar genug, sondern ganz natürlich. Wie hätten sie ein nationales Lustspiel dichten können, wo es kein nationales Leben gab? Einzelne, aus dem Volksleben entnommene Figuren machen noch nicht ein nationales Lustspiel; zu einem wahren nationalen Lustspiele gehört ein wahres, nationales Leben als Grundlage. Konnte der jämmerliche Zustand des damaligen deutschen Reiches eine solche abgeben? Was in jener Zeit im Lustspiele geleistet werden konnte, das hat Kotzebue geleistet. Man hat ihm Unrecht gethan, an seine Werke einen allgemeinen sittlichen und ästhetischen Maßstab zu legen. Der Lustspiel-Dichter ist mehr wie jeder andere Dichter ein Kind seiner Zeit, und seine Tugenden und Sünden sind zugleich die Tugenden und Sünden seiner Mitwelt. Das Verdammungsurtheil, das der Kunst- und Sittenrichter über Kotzebue ausspricht, trifft das Publikum, das ihm Beifall klatschte, eben so sehr, wenn nicht noch härter als den Dichter. Das Volk hat den Dichter und der Dichter das Volk verdorben, wenn an Beiden noch viel zu verderben war. Es fehlte Kotzebue, wie auch der Verfasser zugesteht, nicht an komischem Talent: er hat alle Eigenschaften eines trefflichen Lustspiel-Dichters, nur der sittliche Ernst und der ästhetische Geschmack gehen ihm ab, weil beide der damaligen Gesellschaft im Allgemeinen abgingen. Iffland's moralische Rührstücke sind Ausflüsse der damaligen schwindsüchtigen Ethik, wie die Verirrungen der Romantiker die Folgen einer verwilderten Aesthetik. Nur mit tiefem Schamgefühl können wir auf das erste Viertel des jetzigen Jahrhunderts zurückblicken. Noch am Ende desselben waren es Clauren's fade Produkte, die nicht blos das Publikum auf der Gallerie, sondern auch in den Logen und im Parterre entzückten. Die klassischen Leistungen Schiller's und Goethe's hatten eben so wenig, wie die Demüthigung und später die Erhebung des deutschen Volkes, eine sittliche und ästhetische Umwandlung bewirken können, weil die politische Freiheit fehlte. Erst seit 1830, als nach der Juli-Revolution allmählich auch in Deutschland ein politisches Leben sich zu regen begann, wird es auch mit dem Lustspiele besser, und nach dem Sturme von 1848 ist ein erfreulicher Fortschritt in demselben zu merken, wenn auch noch viel zu seiner klassischen Wendung fehlt.

Der größte Theil des Kneschke'schen Buches beschäftigt sich mit den neuesten Leistungen der Komik. Eine gewisse Vollständigkeit in der Aufführung der Dichter und ihrer Erzeugnisse ist das Hauptverdienst, das wir an dem Verfasser loben können; die Charakteristiken und Urtheile jedoch sind weder tief eingehend, noch immer treffend; sie erheben sich kaum über die gewöhnlichen Berichte und Kritiken in den Zeitblättern. Auch laufen manche Irrthümer mit unter. Wir wollen nur einen berichtigen, da er einen Mann betrifft, der in seinem Kreise eine wohlverdiente Achtung nicht blos als Gelehrter, sondern auch als geschmackvoller Kenner der Literatur, der sich früher selbst nicht ohne Geschick als Dichter versucht hat, genießt. Der Verfasser spricht im 28. Kapitel von den Parodien. Hier heißt es: „Gewiß kann die Travestie ein sehr heilsames Mittel und eine treffliche Abwehr gegen allerlei falsche Tendenzen und krankhafte Symptome in Kunst, Literatur und Leben sein — aber es war eine Verirrung, ein tadelnswerthes und übermüthiges Beginnen, als man auch die edelen Dichterwerke unserer Klassiker zu parodiren suchte. Mit was hatte es z. B. ein Schiller verdient, daß seine herrliche „Jungfrau von Orleans" der obscure Röller in einer Travestie verspottete, und mit was Goethe, daß der mit seinem eigenen Herzblut empfindende Werther „verhöhnt wurde?" Röller hat nicht die Jungfrau von Orleans travestirt, sondern außer einigen kleineren Gedichten von Schiller und Goethe die „Glocke" von Schiller geistreich in dem „Kaffee" parodirt, keineswegs um unseren großen Dichter zu verspotten — denn wenn Einer, so ist Röller ein begeisterter Verehrer desselben und in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit weit entfernt, mit einem solchen Riesen anzubinden — sondern in der Absicht, die allen besseren Parodien zu Grunde liegt: durch harmlosen Witz zu erheitern.

Wir hätten noch so Manches zu rügen, sowohl an dem Inhalte, als auch besonders an der vielfach mangelhaften, sprachlichen Form des Buches; doch übergehen wir es, da wir im Allgemeinen das Buch für brauchbar halten, dem großen Publikum eine bequeme Uebersicht der Leistungen unserer komischen Bühne zu gewähren. M.

Mannigfaltiges.

— Das Attentat in Baden. Nachdem unsere vorige Nummer zur Presse gegeben war, ging uns die zugleich erschütternde und erhebende Nachricht von dem versuchten, jedoch mißglückten und das gesammte Deutschland in dem wohlthuenden Dankgefühle gegen Gott vereinigenden Attentate auf das Leben des Königs von Preußen zu. Der Pistolenschuß in der Lichtenthaler Allee zu Baden hat es im Süden, wie im Norden unseres Vaterlandes, Allen, die vielleicht noch ein leises Mißtrauen gegen die Politik Wilhelm's I. zu hegen wagten, zum Bewußtsein gebracht, daß sie sich gewissermaßen zu Mitschuldigen des Studenten Oskar Becker machen würden, wenn sie den edeln Herrscher, der gleich ruhig und gesinnungstreu den Versuchungen des gewaltigen Franzosenkaisers, wie den Kugeln des Meuchelmordes gegenüber bleibt, eines anderen, als eines durch und durch ehrenhaften, dem deutschen Volke, wie den deutschen Fürsten, Jedem das Seine gewährenden Sinnes fähig hielten. Es ist nicht blos unlogisch, sondern auch unehrlich, stets auf das hinzuweisen, was in einem Nachbarlande zwischen den Fürsten und dem Volke vorgegangen, da dort ganz andere Verhältnisse, ja, himmelweit verschiedene, kirchliche, politische und kulturhistorische Beziehungen, als bei uns, vorliegen. Auch sind, abgesehen hiervon, die Zustände des neuen Königreichs Italien keineswegs so vertrauens- und hoffnungserregend, daß man etwas Aehnliches auch bei uns herbeiwünschen sollte. Leider aber hat das, was in Italien vorgegangen, nicht blos auf politische Fanatiker und Monomanen, wie Oskar Becker, einen beklagenswerthen Eindruck geübt. Auch die Gegner der deutschen Einheit sind seit zwei Jahren, nach Eintritt der italiänischen Ereignisse, noch viel mißtrauischer und selbstsüchtiger geworden, als sie bis dahin waren. Möchten diese doch nur ruhig die Dinge betrachten, wie sie sind, und sich gestehen, daß es in Deutschland ebenso wenig zur Macchiavellistik der sardinischen, als zur Versunkenheit und Fäulniß der neapolitanischen, der modenesischen und der kirchenstaatlichen Regierung Seitenstücke giebt. Wären nur alle deutschen Fürsten so volksvertrauend und so geraden Sinnes, wie der König von Preußen, der Großherzog von Baden und der Herzog von Coburg-Gotha, so würde es gewiß keine nach Innen, wie nach Außen, gesichertere Verfassung geben, als die des einigen Deutschland.

— Bibliothek polnischer Schriftsteller.* Die polnische Frage, welche wiederum in „brennenden Zustand" versetzt worden ist, hat die Aufmerksamkeit der Nachbarvölker auch auf die schöne Literatur der Polen gelenkt, und dem Zuge dieses Interesses verdanken wir das von Brockhaus in Leipzig veranstaltete Unternehmen einer „Bibliothek polnischer Schriftsteller," deren erster Theil, Poesien von Stefan Garczyński enthaltend, uns vorliegt. Da wir mit Recht annehmen dürfen, daß die

* Biblioteka pisarzy polskich. Tom pierwszy: Poezye Stefana Garczyńskiego. Lipsk, F. A. Brockhaus, 1860.

fragliche Sammlung im Einklang mit dem Motiv, das sie hervorgerufen, vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich die jüngere Dichterschule, die sich um Adam Mickiewicz gruppirt, vorführen soll, so ist mit Stefan Garczyński wohl ein glücklicher Anfang gemacht. Das erste Stück muß bei einer rechtschaffenen Sammlung sozusagen das Charakter-Titelblatt liefern und zu einem solchen scheint Garczyński, ein ziemlich getreuer Spiegel der neupolnischen Stimmung, völlig geeignet. Allerdings, von „Stimmung" ist gewaltig viel in diesen Poesien, deren Subjektivität die unserer Neuromantiker weit überflügelt, und das phantastische Element, jener salto mortale des Ich's in die abscheulich ferne Welt der Objekte, ist deshalb der Lückenbüßer der Realität und findet sich, wie jeder beschwichtigende Schein mit Vorliebe gepflegt. Diese Dichtungen sind Bekenntnisse, weniger der inneren Erfahrung, als der Denkungsart und des subjektiven Pathos, kleine Illustrationen zu dem Untergang Polens. Eine ganze Reihe politischer und vaterländischer Gedichte, namentlich aus der Epoche von 1831, weisen direkt auf das große Thema der „Nation," welches zwar in politischer Hinsicht an- und aufregen mag, in ästhetischer jedoch, betrachtet man die Sache unbefangen, die dichterische Schöpfungskraft nicht befeuert, sondern lähmt! Denn das Schicksal des Volkes lastet wie Blei auf den Dichtern! Zur Probe davon nenne ich das Gedicht: „Grobowiec na granicach Sybiru" (der Todtengräber an den Gränzen Sibiriens), welches den tragischen Ausgang eines winterlichen Gefangenen-Transports nach Sibirien schildert, und die Ueberschrift zu Dante's Hölle: „lasciate ogni speranza," (laßt Hoffnung auf Rückkehr hinter euch) unter dem nordischen Schneehimmel mit seiner erstarrenden Todeskälte, etwas breit und declamatorisch variirt. — Auffallend ist aber dem scharf betonten Potenthum gegenüber der sofort und überall in die Augen springende Einfluß fremdländischer Literaturen, sowohl der Franzosen, nämlich ihrer Romantiker, und der Engländer, unter denen Lord Byron (Beweis die Apostrophe: „Z Lorda Byrona") am meisten der „Stimmung" entspricht, als ganz besonders der sonst von sarmatischen szlachcic so verachteten Deutschen! Die Uebersetzungen jener Empfindungsklänge aus Wilhelm Meister, der hellsten Lichtpole in Goethe's Lyrik, zeugen an sich schon für den Einfluß des germanischen Nachbars und selbst die „geharnischten Sonnette" (sonety wojenne) an General Umiński, welche Garczyński zu Dresden im Herbst 1832 gedichtet hat, sind eine offenbare Nachahmung. Wessen? sagt jedes Schulbuch der deutschen Literatur. — Mehr Polnisch-Ursprüngliches hätten wir in der Auswahl erwarten können. Die politischen Lieder, seien sie gartig oder nicht, zeigen uns allzuwenig den eigenthümlichen Geist und die Seelensprache des Volkes, geschweige denn die objektive Lebenswürdigung desselben. Doch eben hiernach steht unser Sinn in solchem Falle!

— H. Heine und Friedrich Steinmann. Der von der Campe'schen Buchhandlung in Hamburg mit der Besorgung einer neuen Gesammt-Ausgabe von H. Heine's Werken beauftragte Herr Adolf Strodtmann publizirt in einem dortigen Blatte („Freischütz"), sowie demnächst in einem Separat-Abdrucke, die Korrespondenz, die er mit Herrn Friedrich Steinmann in Münster über die Echtheit der Handschriften geführt, welche Letzterer in der Form von „Dichtungen," „Herbstmärchen," „Briefen" ꝛc., als Nachträge zu Heine's Schriften herausgegeben. Die Zweifel, die wir mit vielen anderen deutschen Blätter über die Echtheit aller dieser „Nachträge" ausgesprochen, die jedenfalls voll von willkürlichen Einschiebseln und unwürdigen Entstellungen sind, werden durch den vorliegenden Bericht nur allzu sehr bestätigt. Herr Steinmann hatte unter Anderem versichert, daß er die sogenannten Manuscripte Heine's „nach Berlin an Fräulein Ludmilla Assing und die Herren Lassalle und Moser, welche Alle mit Heine's Handschrift vertraut, zur Einsicht gesandt, deren Echtheit zu bestätigen sie, wenn dazu veranlaßt, gewiß nicht verweigern werden." Auf die darauf an die beiden Erstgenannten von Herrn Strodtmann gerichtete Anfrage, haben Fräulein Assing und Herr F. Lassalle erwiedert, daß Keinem von ihnen durch Herrn Steinmann irgend ein Manuscript zur Einsicht übersandt worden. Und was den dritten, von ihm aufgerufenen Zeugen, Herrn Moses Moser, betrifft, so ist dieser in Berlin viel gekannt und allgemein geschätzt gewesene, geistreiche Freund Heine's leider schon seit dreundzwanzig Jahren todt. Dieser Gewährsmann kann also weder für, noch gegen die Behauptungen Steinmann's zeugen, doch giebt es allerdings noch viele, im Leben befindliche Freunde Heine's, welche die Echtheit der Handschriften desselben — wenn sie wirklich existirten — bezeugen könnten. Wir lassen mit Vergnügen die nachstehenden Schlußworte des Herrn Adolf Strodtmann folgen:

„Somit ist der bestimmte Nachweis geliefert, daß Herr Steinmann den von ihm versprochenen Beweise für die Echtheit seiner, unter H. Heine's Namen veröffentlichten Publicationen nicht nur nicht beigebracht, sondern sich in ein haltloses Lügengewebe verstrickt hat. Es scheint mir außer Zweifel, daß der Verdacht einer absichtlichen literarischen Fälschung, für den schon früher von mir und Anderen innere Gründe geltend gemacht worden sind, nun auch durch gewichtige äußere Gründe zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben wird, und daß die Herausgabe jener Papiere außerdem, als ein unverzeihlicher Eingriff in die Rechte des Dichters und seiner Erben, die strengste moralische Züchtigung von Seiten der Presse verdient.

„Es steht zu hoffen, daß der echte literarische Nachlaß des Dichters, welcher sich zur Zeit größtentheils in Händen der Wittwe und der Geschwister Heine's befindet, nicht länger der Veröffentlichung entzogen bleibt, sondern in der nächstens erscheinenden Gesammtausgabe von H. Heine's Werken den ihm gebührenden Platz einnehmen wird."

— Kirchliche Handlungen aus der Entfernung. Seite 540 des „Magazin f. d. Literat. des Auslandes" von 1860 wird erzählt, ein Pastor in Virginien habe 1855 ein Paar Verlobte über einen angeschwellenen Fluß hinweg getraut, indem der Pastor diesseit, das Brautpaar jenseit des Flußes gestanden habe. Ein diesem ähnliches Verfahren beobachtete schon während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Pastor zu Ratzdorf in der Niederlausitz. Das eben genannte Dorf, in dem der Pastor seine Amtswohnung hat, liegt am westlichen, das kirchlich mit ihm verbundene Dorf Schiedlow, in dem die Pfarrkirche steht, am östlichen Ufer der Oder. Wenn nun bei Hochwasser oder einem Eisgange über den Strom zu setzen gefährlich, und etwa ein Kind in Schiedlow ohne Aufschub der Handlung zu taufen war, so ließ der Pastor die Pathen mit dem Täuflinge an das rechte Ufer der Oder treten, an das linke aber die Feuerspritze seines Wohnortes fahren und, indem er nach Verrichtung der übrigen, den Bauern wohlbekannten Kirchengebräuche die Weiheworte der Taufe sprach, aus der angefüllten Feuerspritze drei Mal nach einander dahin, wo der Täufling sich befand, einen Wasserstrahl senden, der freilich das jenseitige Ufer nicht erreichen konnte. Die christgläubigen Bauern jener Zeit, die ihren Pastor wegen mancher Eigenschaften, welche freilich nicht zu den geistlichen, vielleicht aber zu den pfarramtlichen gerechnet werden können, aufrichtig liebten, haben an der beschriebenen Art des Taufens nie Anstoß genommen, nie die Wirkung der geistlichen Handlung bezweifelt, noch irgend andere kirchliche Bedenken gehegt. — In der ganzen Lausitz bediente man sich aber des nun wahrscheinlich längst vergessenen Sprüchwortes: Laß Dich in Schiedlow mit der Feuerspritze taufen! — oder: Geh' zum Pastor nach Ratzdorf! — wenn man etwas Abenteuerliches, das Vergebliche der Bemühung, Jemanden von einem Irrthume abzubringen, und Aehnliches bezeichnen wollte. S—e.

— Grönländische Presse. In der Kolonie Godthaab in Grönland ist im Jahre 1859 eine mit einer lithographischen Presse verbundene, kleine Buchdruckerei gegründet worden — die erste Manifestation der Guttenberg'schen Erfindung in den arktischen Regionen. Das Bedürfniß von Zeitungen scheint auch unter den Grönländern und Eskimos zu erwachen. Ein Buch, das aus diesen neuen Pressen hervorgegangen, führt den grönländischen Titel: „Kalatlit Okalukatualliait" und ist sehr anziehenden Inhalts — nämlich für den, der es versteht, was außerhalb Grönlands wohl kaum der Fall sein dürfte. Denn die in dem Buche enthaltenen Volks-Sagen und Volks-Gesänge sind nicht etwa in dänischer oder in altnordischer (isländischer), sondern in der einheimischen Sprache des Landes mitgetheilt. Dagegen sind die beigegebenen Holzschnitt-Illustrationen, sowie die Noten zu den Gesängen, auch außerhalb Grönlands verständlich. Von der lithographischen Presse sind einige wohlgelungene, colorirte Abbildungen der Kolonie Godthaab, sowie grönländischer Landschaften, Gletscher ꝛc., und zwei Karten des Disko-Fjords und des Distriktes Fiskernaß geliefert worden. Von den beiden Karten ist die erstere, von H. Rink, einem bekannten Grönland-Kenner, und die andere von dem Missionar der Brüdergemeinde, Kleinschmidt, gezeichnet.

J. L.

Im Verlage von Belt & Comp. in Leipzig

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt in Deutschland, Österreich, Ungarn, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rußland, Polen, sowie die Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expedition Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen Portofrei entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig einliefern, oder an deren Kommissionär, Herrn H. Hoyt's Buchh., Roter Adler-Straße Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Zeilen in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 32. Mittwoch, den 7. August 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Italien. Seite
Die Juden in Rom 373
Frankreich.
Zur Orientirung über die französischen Finanz-Zustände 376
England.
Literarische Korrespondenz aus England. Die große Feuersbrunst — Hochleben-Moral. — Deutscher National-Verein. — Kinkel, Macdonald, Hirsch — Der Tod der größten Dichterin Englands. — Frances Brawne 377
Böhmen.
Das böhmische Erzgebirge in industrieller Hinsicht 379
Rußland.
Fürst Dalgorukov's „Wahrheit über Rußland," in zweiter Auflage . . . 382
Polen.
Französische Publizisten über Polen . . . . . "
Deutschland und das Ausland.
Die Abstammung des Hauses Habsburg 383
Mannigfaltiges.
Der Aufgaben Deutsch-Österreichs . . . . . "
Die katholische Presse Deutschlands 384
Die heilige Schrift in der Herero-Sprache . . . . . "
Wie man in Frankreich das *Gaudeamus igitur* übersetzt . . . . . "
Von Wien nach München . . . . . "

Italien.

Die Juden in Rom.

Der mächtige Freiheitsruf, welcher gegenwärtig Italien von einem Ende zum anderen durchfliegt, der selbst die Bewohner der ewigen Stadt an der Tiber begeistert und sogar den Felsen erschüttert, auf den der Sitz des heiligen Vaters gegründet ist, von dem aus derselbe die Gläubigen aller Welttheile nach den Satzungen der allein selig machenden Kirche lenkt, — dieser mächtige Ruf hat auch einen kleinen Theil der römischen Unterthanen, die Bewohner des Ghetto, mit Hoffnungen erfüllt, deren Verwirklichung diese Parias von einer Zeit zur anderen mit nie gestillter Sehnsucht entgegen sehen.

Diese von der menschlichen Gesellschaft gleichsam Ausgestoßenen verdienen durch ihre Schicksale und ihre Widerstandskraft gegen die Mißhandlungen von achtzehn Jahrhunderten Erstaunen, ja die Bewunderung der Welt! „Es mag allerdings räthselhaft erscheinen" — wie ein neuerer Schriftsteller sagt — „daß eine so mißhandelte Menschensorte, wenn auch erneut und gekräftigt durch frischen Zuwachs, so doch meistens aus einem und demselben Familien-Geschlecht und in einem und demselben Straßenwinkel und in einer und derselben verpesteten Luft, sich von Generation zu Generation fortzeugend, als ein individuelles Ganze und als ein lebendiger Organismus sich hat erhalten können, — denn seit Pompejus dem Großen wohnen Juden in Rom. Von den ersten römischen Kaisern mehrmals aus der Stadt gejagt, kehrten sie immer wieder dahin zurück, und seit Tacitus behielten sie bis auf den heutigen Tag ihre Wohnplätze in der Stadt und nisteten hier auf der für sie gefährlichsten Stelle der Welt, weil unter den Augen der Römer, ihrer Feinde, welche Jerusalem zerstört hatten, — und darauf der Päpste, der Stellvertreter des von den Juden Gekreuzigten."

Von Pompejus' Zeit an trugen sie Schimpf, Verachtung, Ehrlosigkeit und endlich, als unreine Paetas, zu einem Ghetto organisirt, klammerten sie sich in diesem elenden Winkel krampfhaft aneinander und dauerten allen Wechsel der Jahrhunderte und das furchtbare Einerlei ihres beklagenswerthen Zustandes aus, — ein dunkler Anblick und ein schmutziges Blatt in der Geschichte der christlichen Menschheit. Unfähig, in einem angreifenden Kampfe ihren Feinden Etwas abzuringen, verschanzten sie sich hinter die mächtigste und traueigste Wehr des Elendes, die Gewohnheit, und hinter die jüdische Zähigkeit des Familiengeistes; — aber auch ihnen leuchtet die Sonne der Hoffnung, und im Geiste sehen sie die Stunde der Freiheit schlagen, wenn schon die Freiheit, die sie meinen, und die ihren in dieser Beziehung bescheidenen Wünschen genügen würde, eine ganz andere ist, als jene, welche ihre christlichen Brüder zu erstreben suchen.

Allerdings ist das Ghetto in seiner früheren Bedeutung dem Worte nach aufgehoben, — doch besteht es faktisch noch fort, als das traurigste Quartier der stolzen Roma — ein Winkel des Schmutzes und der Armuth.

Es gereicht dem gegenwärtigen Papste Pius IX. zur Ehre, daß er, menschenfreundlicher und liberaler als seine Vorgänger, die Ghetto-Schranken schon im Jahre 1847 — also ein Jahr vor der letzten Revolution — niederreißen und alle jene Mauern und Thore entfernen ließ, welche das Ghetto sperrten — aber nicht leicht machte bisher ein Jude von dem Rechte Gebrauch, überall in Rom wohnen, Gewerbe und Handwerke treiben zu dürfen, — weil, was nun das Gesetz freistellt, doch durch das unausrottbare Vorurtheil, wenn nicht unmöglich gemacht, doch unendlich erschwert wird. Nur ein völliger Umschwung aller bestehenden Verhältnisse kann hier die nöthige Aenderung anbahnen und eine durch beinahe zweitausendjährige Gewohnheit fast zur andern Natur gewordene Sitte mildern und endlich aufheben.

So wie aber der römische Jude nur in höchst seltenen Fällen sich außerhalb dieses schmählichen Zwingers feil der ertheilten Erlaubniß niederzulassen sucht, eben so wagt er es kaum, auch nur eine Nacht außerhalb desselben zu verweilen. Wie die Abenddämmerung hereinbricht, eilt er nach Hause — bis zu jenem Jahre war den Juden bei hoher Leibes- und Geldstrafe verboten, außerhalb des Ghetto zu übernachten — wo seine Väter geduldet und gelitten, da will er sein müdes Haupt hinlegen zu kurzer Rast, um wieder aufzustehen zu neuer Noth und neuer Schmach. In Mitte des Elends hat er das Licht der Welt erblickt, — im Elende lebt und liebt er, — im Elende stirbt er, und das sieht er auch immerfort vor sich. Jammertöne sind sein Wiegenlied, sein Hochzeitsgesang, — Jammertöne begleiten ihn durch's Leben, geleiten ihn zum Grabe. Und die erste Nacht, die er außerhalb des Ghetto ruht, ist für den größten Theil die letzte, die sein Erdenwallen und seine Erdennoth beschließt.

Das Ghetto liegt unmittelbar an der Tiber; man gelangt zu demselben entweder von der Stadt her, am Marcellus-Theater und an der Octavia durch die Straße der Savelli, oder von Trastevere über die Tiber-Insel und die Brücke Quatro Capi. Man sieht da das malerische Trastevere mit seinen alten Bauwerken und zersplitterten Thürmen, sieht über dem Flusse die römischen Bogen des Ponte rotto und darüber den prachtvollen Tempel der Vesta, den alten Thurm der Santa-Maria in Cosmedin, die riesigen Trümmer der Kaiser-Paläste mit ihren schwarzen Cypressen und in der Ferne die Gipfel des Albaner-Gebirges; — vor sich aber sieht man die Häuserreihe des Ghetto, thurmartige Massen, bizarr gebaut, mit vielen Blumenscherben an den Fenstern und zahllosem, an die Wände gehängten Hausrathe.

Mit wenigen Schritten ist man in dieses Judenquartier von der Brücke hinunter getreten, und unwillkürlich schreckt man zusammen vor dieser

fürchterlichen Enge und dem unbeschreiblichen Schmutze dieser winkeligen Gassen und Gäßchen, deren Häuser sich hoch und schmal hinaufstrecken in den blauen Himmel.

Welch' ein armseliges Leben führen die Bewohner dieses traurigen Winkels der so prachtvollen Stadt, — Viertausend sind eingezwängt in diesen Raum, kleiner als der sechste Theil einer Stadt mit gleicher Einwohnerzahl, — und wie elend, wie auf's äußerste zerfallen sind diese Häuser, denn kein Jude wagt es, etwaigen Reichthum hier zur Schau zu tragen.

Alljährlich tritt die Tiber über ihre Ufer, und da der Strom in der Nähe dieses Stadttheiles durch Inseln eingeengt ist, so trifft eine jede Ueberschwemmung zuerst das Ghetto. Furchtbar ist die Noth der armen Bewohner in einem solchen Falle — das geht über alle Beschreibung, wenn der Fluß seine gelben Fluthen durch die Fiumara strömt, die unterste Ghetto-Straße, deren Häuser-Fundamente unmittelbar als Quai den Strom selbst einfassen. Der Fluß strömt auch von der andern Seite am Bogen der Octavia herein, und bedeckt die untern Räume der tief stehenden Häuser. Bisweilen steigt die Noth fürchterlich, wenn die Tiber, vom Schnee der Berge und der Regenfluth schwellend, noch durch den Westwind von dem Meere zurückgetrieben, überströmt, — dann flüchtet sich, was zu unterst wohnt, in die obern Stockwerke, welche sich, da ohnedieß die kleinen Häuser schon überfüllt sind, begreiflicherweise unerträglich anfüllen und von erstickender Atmosphäre verpestet sind. Nahrung und Gewerbe stocken, und die Fluth verwüstet, was ihr nicht entzogen werden kann.

Im Jahre 1846 stieg die Fluth so hoch, daß nicht zwei Zoll fehlten, um auch in die obern Stockwerke der Häuser einzudringen! Und bei dieser schrecklichen Noth fehlt alle Hülfe; — es giebt wohl noch andere Städte, die ein Ghetto haben, hinsichtlich des Raumes, vielleicht eben so beschränkt und nicht geringeres Elend bergend, — aber da wird den Unglücklichen wenigstens in solchen Zeiten der Noth eine, wenn auch nur geringe Aufmerksamkeit und Hülfe zugewendet — die fehlt hier ganz, — sie mögen selbst zusehen, wie sie sich helfen, und wenn die Wasser immer höher steigen und selbst in die oberen Gelasse dringen, den letzten Zufluchtsort überschwemmen, sie verlassen auch nicht eine Nacht die zu einer Gefahr und Leben bedrohenden Stätte des Elendes und der Verwüstung gewordenen Häuser!

Durchgeht man die schmalen und winkeligen Gassen des Ghetto an einem Werktage bei günstigem Wetter, so sieht man den größten Theil der Bevölkerung, Männliche und Weibliche, Alt und Jung, vor den Häusern in voller, rastloser Arbeit, die fast immer dieselbe bleibt. Es liegen hier aufgethürmt ganze Haufen alten Trödels, zerrissene abgetragene Kleider, Flicken und Lappen von jeder Art und Größe, — sie werden durchgewühlt und sortirt, — die Frauen und Töchter sind berühmt durch ihr kunstreiches Sticken, Flicken, Stopfen, mit welcher Arbeit sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt sind; ein fast widerlicher Anblick, diese braungelben Gesichter und starrem, wirren Haare hervorlugend, schmutzige, verkommene Gestalten in schmutzige, zerrissene Lumpen gehüllt, kaum zu unterscheiden von dem Plunder, den sie vor und neben sich aufgehäuft haben.

Das ist aber nur in der Fiumara, wie die unterste Gasse heißt, in dem Azimello und den andern Winkelgassen so. Glücklicher, wenn man es so nennen darf, sind die Juden, welche den oberen Theil des Ghetto bewohnen, namentlich die Via Rua. Diese Straße ist nicht so unfreundlich, wie die übrigen, und trifft man da ziemlich gute Wohnhäuser an; hier findet man auch alle mögliche, selbst kostbare Waaren; es ist das Viertel der Reichen, doch drängt es diese, das Ghetto zu verlassen, um das Erworbene in Ruhe zu genießen; sie ziehen meistens nach Toskana.

In diesen höher gelegenen Theil des Ghetto kommt man, wie wir bereits mittheilten, von der Stadt her durch die Straße Savelli.

Unter den großartigen und erhabenen Denkmälern der ewigen Stadt sind wenige, welche ein größeres Interesse erregen, als der Triumphbogen des Titus auf dem Forum; seine Bedeutung wird uns am deutlichsten und ergreift den sinnigen Beschauer so ungemein, weil die Geschichte der Juden und ihrer Stadt Jerusalem für den Theisten etwas Vaterländisches ist und sein Gemüth vorzugsweise anspricht.

Man eilt vorbei an den Palästen, wo die Kunst thront, vorbei an den Ruinen der Vergangenheit, die auf den Gräbern menschlicher Größe stehen, vorbei an den Schlachtfeldern, auf denen ein Jahrhundert währender Kampf ausgekämpft wurde, auf denen das Alterthum und das Mittelalter mit einander rangen und bleibt an diesem bedeutungsvollen Denkmale stehen.

Auf dem Fries dieses Bogens erblickt man noch den Triumph-Opferzug, indem man den heiligen Strom Jordan in der Gestalt eines alten Mannes auf einer Bahre einher trägt, und im Durchgangsbogen erkennt man die im Siegeszuge des Titus aufgeführten Tempelgeräthe von Jerusalem, den goldenen Tisch, den siebenarmigen Leuchter, die Lade, in welcher das Gesetz verschlossen lag, und die silbernen Trompeten für das Jubeljahr.

Das war ein Triumphzug, wie ihn Rom weder früher noch später sah. Es ist unmöglich, erzählt Flavius Josephus, der jüdische Geschichtsschreiber, welcher den Zug mit ansah, die Mannigfaltigkeit dieses Schauspiels und die Pracht in jeder Hinsicht, sei es in Bezug auf die Kunst der Werke, oder auf Reichthum und Seltenheiten zu beschreiben. Alles, was je Menschen einzeln besaßen, und was nur selten und kostbar ist, schien an jenem Tage vereinigt, um die Größe des römischen Reiches zu zeigen. Schmuck von Gold, Silber und Elfenbein sah man hier in allen Gestalten, nicht blos etwa als einzelne Prunkstücke des Festzuges, sondern wie in einem Strome daherfließend. Gewänder, theils mit dem feinsten Purpur getränkt, theils mit babylonischer Kunst auf's sorgfältigste gestickt, schimmernde Edelsteine in goldene Kronen gefügt, oder in andern Fassungen, wurden in solcher Anzahl vorbeigetragen, daß man es für Irrthum ansah, solche Dinge noch für selten zu halten. Es folgten Götterbilder, an Größe außerordentlich und an Kunst unnachahmlich — Alles aus den kostbarsten Stoffen. Auch Thiere verschiedener Art, und in den seltensten eigenthümlichen Verzierungen wurden vorbeigeführt. Sämmtliche Träger dieser Kostbarkeiten erschienen in purpurner und vergoldeter Kleidung. Besonders herrlich waren die Soldaten geschmückt, welche um der Ehre des Triumphes Theil nehmen durften. Selbst die Schaar der Gefangenen zog die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre bunte Kleidung entzog den Augen der Zuschauer den widerlichen Ausdruck dieser ausgemergelten Gestalten. Das größte Erstaunen erregten die prachtvollen Baldachine. Man mußte unwillkürlich für die Kräfte der Träger fürchten. Einige hatten drei und vier Wölbungen über einander, und die Kunst der Ausführung war eben so erstaunlich, als angenehm. Viele waren noch mit goldgestickten Teppichen überhangen, an allen funkelten kunstreiche Arbeiten aus Gold und Elfenbein. In allen möglichen Formen und Wendungen stellte sich der Krieg dar. Da sah man eine verheerte Gegend, ganze Reihen gefallener Feinde, Fliehende, Gefangene, unermeßlich hohe Mauern unter dem Stoße der Maschinen stürzen, feste Burgen zertrümmert, die Mauern volkreicher Städte erstiegen, ein in das Innere stürmendes Heer, Blutbad, Hülfeflehende, Wehrlose, brennende Tempel, Häuser, die über ihren Bewohnern zusammenstürzen; endlich nach einer weiten, wilden Verheerung hereinströmende Flüsse, nicht um Felder zu bewässern, oder Menschen und Heerden zu tränken, sondern um den allgemeinen Brand zu löschen. Dies Alles, erzählten die Juden, hätten sie im Kriege erduldet, die prächtige Ausführung stellte es selbst dem Unkundigen, wie gegenwärtig dar. Bei jedem der Baldachine standen die feindlichen Befehlshaber in der Haltung, wie sie gefangen wurden. Nun folgten eine Menge Schiffe. Andere Kriegsbeute wurde haufenweise getragen, doch Alles mußte erbleichen vor den Tempelgefäßen von Jerusalem: ein goldener Tisch von mehreren Talenten an Gewicht, ein Kronleuchter ebenfalls von Gold, aber in der Form von denen zum Alltagsgebrauche dienenden verschieden; der Schaft in der Mitte war im Fuße befestigt, und dünne Aeste erstreckten sich auswärts nach Art eines Dreizacks; oben an jedem befand sich eine eherne Lampe. Deren waren es sieben, ein Symbol der Heiligkeit des siebenten Tages bei den Juden. Hinter diesem wurde das Gesetz Gottes als Schluß der Beute getragen. Hierauf kamen Männer, welche Bildsäulen der Victoria trugen, sämmtlich aus Gold und Elfenbein. Zunächst an ihnen ritt Vespasian, ihm folgte Titus; Domitian ritt neben ihm in prachtvollem Gewande und auf herrlichem Rosse. Diesem Feste zu Ehren, und um die Siege des Titus über das Reich der Juden zu feiern, wurde der erwähnte Triumphbogen erbaut, aber erst nach Titus' Tod gänzlich vollendet. Im Mittelalter hieß er wegen seiner Bildwerke „der Bogen der sieben Leuchter;" seine römische Gestalt wurde damals geändert, denn die mächtigen Frangipani, welche das Forum und Kollyseum beherrschten, hatten ihn zu einem Kastell umgestaltet und einen Thurm daran gebaut, Turris Cartularia genannt. Erst im Jahre 1821, unter dem Papste Pius VII., wurde der Triumphbogen so wieder hergestellt, wie er heute noch dasteht.

Welche Erinnerungen knüpfen sich an dieses Denkmal des Untergangs einer ganzen Nation als solches! Und seit jenem Tage, an dem das letzte Häuflein Juden gottvertrauend aus der rauchenden Stadt hinauszog, in die fremde Welt, zog ein Geist des Hasses hinter ihm her und schwang seine Geißel hinter ihm, und noch immer zieht es seinen Weg, und das Weltgeschick, das Völker vernichtete, die die Welt erobert, hat es

erhalten. Und seit der Zeit, daß das siegende Römerheer, mit seinen Kaisern an der Spitze, triumphirend durch diesen Bogen zog und den Heerführer der Juden, Simon Bar Goria, mit einem Strick um den Hals zum Tode führte, ragt er unversehrt empor, und das Weltgeschick, das jenes Siegesvolk und so viele seiner ungeheuren Werke vernichtete, hat ihn erhalten!

Was wohl die Unglücklichen denken mögen, wenn sie so oft vorbeiziehen an diesem Denkmale ihrer Schmach, das wie ein Grenzstein zwischen der glücklichen Vergangenheit ihrer Väter und ihrer eigenen trostlosen Gegenwart steht? Viele von ihnen gehen wohl gleichgültig daran vorbei und wissen nicht, was es für eine Bedeutung für sie hat, sehen es an wie jede andere alte Ruine, an denen und auf denen ihre armseligen Hütten stehen! Sie kehren schweigend wieder zurück in ihr Ghetto, das selbst nichts ist, als eine Ruine, eine Ruine, die unveränderlich seit vielen Jahrhunderten dasteht, indessen überall in allen Theilen der civilisirten Welt die Zeit die alten Wohnstätten des Elends umgestürzt hat; eine Ruine unter den Ruinen, an welchen der Geist des Jahrhunderts bei seinen Wanderungen über die Erde nicht vorbeigezogen ist, eine Ruine, die auch einst wird zusammenfallen in Staub, wie die andern alle, wenn der Sturm und das Ungewitter des Weltgeschickes darüber hinfährt; eine Ruine, an der die Nachwelt einst mit gleichem Staunen stehen wird, wie an allen übrigen von irgend einer Bedeutung.

Wahrhaft schmählich waren die Beschränkungen und Vexationen, denen die Juden in Rom jederzeit unterworfen waren, und noch bis zum Jahre 1847 hatte sich gar Vieles davon erhalten. Sie waren streng innerhalb der Mauern des Ghetto gebannt; schwere Thore, Tag und Nacht von Schildwachen gehütet, verwehrten den Ausgang, und wehe dem, der sich den Tag über verspätet hatte und nicht vor dem Abendläuten in den traurigen Zwinger zurückgekehrt war: schwere Leibes- und Geldstrafen büßten das Vergehen. Bei gleicher Strafe war ihnen verboten, gewisse Stadttheile Roms zu betreten, und so wanderten sie durch die Straßen mit zagendem Scheitte, gesenkten Blickes, stets in der Erwartung, Lästerungen, Hohn und Spott geduldig über sich zu nehmen. Vier Mal des Jahres mußten dreihundert Juden und fünfzig Jüdinnen einem christlichen Gottesdienste in der Kirche St. Angelo Peschieria beiwohnen, und die Predigt eines Geistlichen mit anhören, in der derselbe Worte sprach, wie man sie sich wohl denken kann. Am Charsamstage jeden Jahres mußte eine gleiche Anzahl der Taufe eines Juden beiwohnen, die in der Taufkapelle des St. Johann vom Lateran stattfand. Das geschieht heute noch; dieses Schauspiel muß um jeden Preis vollzogen werden, selbst wenn im Falle, daß ein bekehrter Täufling mangeln sollte, ein Jude oder Türke von auswärts geholt werden müßte. Von Jahr zu Jahr mußten sie vor den päpstlichen Behörden, vor einer ungeheuern Menschenmenge auf dem Kapitol, um noch ein Jahr Ruhe betteln, das sie innerhalb des römischen Staates zubringen durften. Auf dem Platze, wo einst ihre Vorfahren in Ketten dem versammelten Volke zur Beschimpfung, zum Hohn und Spott hingestellt waren, standen die Nachkommen noch vielen Jahrhunderten und trugen ebenfalls ihre Ketten, und das Volk stand auch wieder da und jubelte über die Schmach. Und wie das vorüber war, dann läuteten alle Glocken den Karneval ein, den Karneval, wo das italiänische Blut heißer siedet, wo alle Lebensadern lebendiger schlagen, die einzige Zeit, wo alle Italiäner einander gleich sind! Und indeß Jeder, die Tochter des vornehmen Peineips, wie das Weib des armen Mannes aus Trastevere, das jenseits der Tiber wohnt, seine Maske nimmt und hinauseilt in das Gewimmel, wo Frohsinn und Heiterkeit herrschen, wo aller Schmerz und alles Weh, das so ein Menschenkind mit sich herumträgt auf seiner Erdenfahrt, wenigstens auf Tage oder doch Stunden vergessen ist, kehrte der unglückliche Jude nach Hause zurück und weinte über seine Schmach, nahm die Klagelieder des Jeremias zur Hand, indessen draußen Freudengesänge erschallten, dachte daran, daß mit seiner Erniedrigung die Freuden derer beginnen, welche mit ihm dieselbe Stadt bewohnten; dachte wohl auch an eine schöne ferne Zeit der Erlösung, an einen Gottesboten, der ihn aus diesem Jammerthale in ein Land der Verheißung führen werde; dachte endlich seiner Väter, die an den Strömen Babel's saßen und weinten, und seiner Brüder, die in weiter Ferne die Bibel censiren und die Messias-Idee mit dem Rothstifte wegstreichen!

Und welche glückliche Veränderung war dieses, daß die Juden während des Karnevals zu Hause sitzen und trauern durften! Wie ganz anders war es in dieser Beziehung in früheren Jahrhunderten! Es hatte sich für die karnevalischen Spiele der Römer auf der Piazza Navona, am Hügel Testaccio und auf dem Corso nach und nach die Sitte festgestellt, die Juden zur Volksbelustigung zu mißbrauchen. Ein Trupp ihrer Aeltesten, in Jacken und Wämsee gekleidet, mußte der Cavalcade der Senatoren voranschreiten, wenn diese den Corsozug eröffneten, ja sie mußten sogar selbst zur Schau rennen. Das geschah zum erstenmale, als der Venetianer Pietro Barbo als Paul II. die berüchte Krone trug.

Noch heute ist es in vielen Städten Italiens Sitte, bei verschiedenen Volksfesten um die sogenannten Pallien zu rennen, d. h. um den Preis von Teppichen und Seidenstoffen, welche der Sieger erhält. Als Papst Paul II. dieses Fest gab, liefen an jedem der acht Karnevalstage nun die Pallien Pferde, Esel, Büffel und Juden. Man gab den Juden reichlich zu essen, um ihnen das Laufen beschwerlicher, dem Volke aber ergötzlicher zu machen. Sie liefen vom Arce Domziano bis zur Maeluskirche am Ende des Corso, in vollee Furie und unter dem Hetzgeschrei und dem Jubelgelächter der Zuschauer. Es betheiligten sich zwar auch Römer, und zwar Greise, Jünglinge und Kinder, an diesem Wettrennen, — es war aber ihr freier Wille und hatte sonach den Charakter olympischer Spiele, während die Juden, um des Volksspottes willen, zu laufen gezwungen wurden.

Später mußten die Juden nackt und nur mit einer Binde um die Lenden laufen, — erst kamen die Esel, dann die Juden, dann die Büffel, zuletzt die Berberpferde (Sprenger, Roma anno 1667).

Endlich fand das wiederholte Flehen der also Geschändeten geneigte Ohren — Clemens IX. befreite die Juden von dem entehrenden Laufen im Jahre 1668 gegen eine jährliche Abgabe von 300 Scudi.

Aber immerhin mußte diese Abgabe auf eine schmachvolle Weise entrichtet werden. Am ersten Sonnabend des Karnevals mußten die Vorsteher und Aeltesten der Judenschaft vor den Konservatoren des römischen Senats auf dem Kapitol erscheinen, vor ihren Sesseln niederknien, einen Blumenstrauß und zwanzig Scudi überreichen und bitten, diese zur Auszier des Balkons zu verwenden, auf welchem der Senat auf der Piazza del Popolo die Karnevalsspiele mit ansah. Dann gingen sie zu dem Senator, der hierzu kommittirt war, und baten ihn kniend, ferner in Rom bleiben zu dürfen. Dieser setzte seinen Fuß auf ihre Stirn und sagte, sie seien in Rom nicht aufgenommen und nur aus Barmherzigkeit geduldet.

Heute noch leisten die Juden an dem genannten Tage auf dem Kapitol einfache Huldigung und übergeben den Tribut für die Pallien der Pferde, welche sie zu beschaffen haben.

Wie sehr Alles darauf berechnet war, die Juden doppelt und dreifach zu kränken, das geht aus vielen Beispielen hervor. So mußten sie immer dem neuerwählten Papste in festlicher Deputation entgegengehen und ihm kniend huldigen und die Gesetzesrolle — den Pentateuch — darreichen. Der Papst erwiderte: Wir bestätigen das Gesetz, aber das jüdische Volk und seine Auslegung verdammen wir. Man hatte in der Stelle, wo diese Huldigung geschehen mußte, das Grabmal Hadrian's ausersehen, des Kaisers, welcher Jerusalem zum zweiten Male von Grund aus zerstört und die Juden in die Sklaverei verkauft hatte, — den sie ebenso haßten, wie den Kaiser Titus. Spott und Hohn der zuschauenden Römer arteten bald in solche Mißhandlungen aus, daß seit dem Jahre 1484 unter dem Papste Innocenz VIII. auf dringendes Bitten der Juden diese Huldigung im Inneren der Engelsburg dargebracht werden durfte, bis sie im Jahre 1513 abgeschafft wurde; doch mußten sie von da an einen Theil der Straße, durch welche der päpstliche Triumphzug sich bewegte, mit kostbaren Stoffen und Teppichen ausschmücken. Um auch hierin die Schmach und Kränkung zu verdoppeln, wurde diese Auflage bald dahin ausgedehnt, daß sie den Triumphbogen des Titus, des Zerstörers Jerusalems, in dieser Weise ausschmücken mußten.

Es ist kaum glaublich, was die Juden im Verlaufe dieser achtzehn Jahrhunderte erduldet haben. Wo man auch diese Kraft im Dulden herleiten mag, sie ist eine Thatsache, und es scheint die Natur selbst die unglücklichste aller Menschenarten mit den heftigsten Lebenstrieben versorgt zu haben. Vielleicht möchte jede andere Nation unter ähnlichen Verhältnissen in Rom ausgestorben sein, unfähig eine so gränzenlose Verachtung der Welt zu ertragen, — aber die Juden waren dessen fähig. Ausgeschieden von dem bürgerlichen und staatlichen Verbande der Menschen, blieben sie mit ihnen unvermischt; noch ihre spätesten Enkel stehen unter den Christen der Stadt so fremd da, wie ihre frühesten Väter, und ohne Zweifel sind sie jetzt, wo unter den Auspizien des dermaligen Oberhauptes der katholischen Christenheit Cicernacchio selbst Hand mit anlegte, um die Mauern und eisernen Thore des Ghetto niederzulegen, den Römern um Nichts näher gerückt, als sie es zur Zeit des Pompejus waren — und doch erwarten sie eben von den Fortschritten der Civilisation Seitens ihrer Dränger ein allmähliches Verschwinden der von ihnen selbst gepflegten Scheidewand.

Der Papst Paul IV. errichtete das Ghetto, — vordem durften die Juden in Rom wohnen, wo sie wollten, doch wohnten sie meistens in

Trastevere bei einander, — jetzt wurde ihnen ein streng abgesperrtes, mit Mauern und Thoren umgebenes Quartier angewiesen, das sie am 26. Juli 1556 beziehen mußten. Der Name ist wohl aus dem talmudischen Ghet gebildet, welches „Absonderung" heißt.

Die ganze Judenschaft Rom's steht gegenwärtig unter der obersten Congregation der Inquisition, und ihr Spezial-Magistrat für alle civile und criminelle Gegenstände ist das Kardinal-Vikariat. Die Polizei ist in den Händen des Präsidenten der Region von Son-Angelo und Compitelli. Die Juden besorgen ihre inneren Angelegenheiten durch drei Fattori del Ghetto, welche von halb zu halb Jahr gewählt werden; — die Abgaben an den Staat und an einige religiöse Anstalten betragen jährlich ungefähr 6000 Gulden.

Wir schließen diese Skizze mit den Worten von F. Gregorovius (dessen, sowie der Herren Th. Mannheimer u. E. Suggenheimer Nachrichten wir einigemal benutzt haben) über die Juden in Rom: Der Charakter dieser Stadt der Städte, wie er sich dem heutigen Beobachter darstellt, trägt das Gepräge der drei großen Kulturperioden des menschlichen Geschlechtes, des Judenthums, des Antiken und des Christenthums. Man kann sie kaum mehr scheiden, so sehr sind sie in einander gewachsen, und so sehr hat der christliche Kultus das Jüdische und das Antike in sich vereinigt. Von den Anschauungen des Alterthums der Griechen und der Römer nicht zu sprechen, so durchwandere man doch Rom und seine Herrlichkeiten: überall springt in die Augen Geist und Gestalt des Hebräerthums, selbst auf den Gipfeln der christlichen Kunst. Ist es die Sculptur, so ist das Höchste, was christliches Genie nach dem Phidias in Marmor schuf: der Moses des Michel Angelo auf dem Grabmal des Papstes Julius II. Ist es die Malerei: Stanzen und Loggien des Rafael, die Kapelle des Sixtus und so Ungezähltes sind voll von Darstellungen des Testamentes der Juden. Ist es die Musik: was als Höchstes und als Tiefstes der Musik und in der Chorwoche gesungen wird, die Lamentationen und das Miserere, — es sind die Klagelieder des Jeremias und die Psalmen der Juden!

Und von diesem Volke, welchem das Schicksal die Urkunden der Menschheit anvertraute, und dem das Christenthum gleichsam von seinem Eigenthum das Beste weggenommen hat, lebt hier im Ghetto-Winkel — einer der ältesten und historisch merkwürdigsten Reste, an welchem die Geschichte ihre große, tragische Ironie vollzogen hat, — und hält sich da, dem wilden Epheu gleich, angeklammert unter den Ruinen einer großen Vergangenheit, auf Trümmern römischer Kaisergeschichte, selbst eine lebendige Ruine des Alterthums und werth, daß sie eine aufmerksame Betrachtung auf sich ziehe! H. H.

Frankreich.

Zur Orientirung über die französischen Finanz-Zustände.

Wir benutzen zu dieser Orientirung einen unlängst in der Revue des deux Mondes erschienenen Aufsatz von Victor Bonnet:

„Als vor mehr denn dreißig Jahren das Budget in Frankreich zum erstenmale tausend Millionen Francs betrug, und mehrere Mitglieder der damaligen Opposition diese Summe übermäßig hoch fanden, erwiderte ihnen ein junger Deputirter, der hernach als Minister sich auszeichnete: „Verwundert betrachten Sie die Milliarde unseres Budgets; nehmen Sie Abschied von der Milliarde, Sie werden sie nie wieder sehen." Und in der That hat sich seitdem unser Budget von Jahr zu Jahr vergrößert; bald stieg es auf 1200 Millionen, dann auf 1500 und jetzt hat es 2000 Millionen erreicht. Nach den bisher gemachten Erfahrungen müßte man wohl dieser zweiten Milliarde, wie ehemals der ersten, Lebewohl auf Nimmer-Wiedersehen zurufen."*

Während gar viele bedeutende Finanzmänner dieses beständige Wachsthum unseres Budgets beunruhigt, betrachten andere dasselbe als die natürliche Folge des zunehmenden Nationalreichthums. „Immerhin mag unser Budget, sagen letztere, zwei Milliarden betragen; hat nur der Wohlstand in denselben Verhältnisse zugenommen, so erschwingt Frankreich heute zwei Milliarden eben so leicht, als es vor dreißig Jahren eine Milliarde, und vor ungefähr zehn Jahren 1500 Millionen bezahlte. Der Umfang eines Budgets ist nicht beziehungslos, er steht im Verhältniß zu den Mitteln der Steuerpflichtigen; so war Oesterreich bei einem Budget von 315 Millionen Gulden (1858) in größerer Verlegenheit, als Frankreich jetzt durch 2000 Millionen."

Durch derartige Raisonnements wähnt man die unaufhörlichen Vergrößerungen der Budgets rechtfertigen und zugleich den Beweis liefern zu können, daß wir nicht mehr bezahlen, als wir bezahlen müssen. Indessen ist nicht allein die Behauptung, daß ein Land in dem Maße, als es reicher wird, mehr Steuern erlegen muß, unrichtig, sondern man läuft noch obendrein Gefahr, sich über den Charakter des Reichthums und der Hülfsmittel Illusionen zu machen. Gar trefflich bemerkt Montesquieu: „Wenn über irgend etwas, so muß vor Allem über das den Unterthanen entzogene Vermögen weise Vorsicht walten; nicht die Steuerfähigkeit, sondern einzig das Bedürfniß darf die Auflagen bestimmen, nicht die Einbildungskraft, sondern die bestehenden Verhältnisse dem Volke neue Abgaben auferlegen."

Möchten doch alle Verwaltungen, die zu gern Aufwand treiben, diese Lehre beherzigen und nicht mehr den Nationalreichthum, als ihnen gehörig, betrachten; denn noch immer befolgen sie den Ausspruch Ludwig's XIV., l'état c'est moi. Viele Regierungen, die sich dabei gar nicht für unumschränkt ansehen, glauben genügende Ansprüche auf das Vermögen ihrer Unterthanen zu haben, um alle Steuervermehrungen rechtfertigen zu können; halten sich für die Theilnehmer, wenn nicht für die Besitzer alles Eigenthums, und erheben nicht allein die durch die Entwicklung des Reichthums entstandenen Ueberschüsse fort, sondern schreiten noch neue Steuern aus, wenn sie bewiesen haben, daß diese die Kraft der Abgabepflichtigen nicht überschreiten. Gerade als ob ihnen das Volksvermögen für seine Vermehrung eine Prämie schuldete! Und deshalb soll auch das wohlhabendere Frankreich mehr bezahlen und Niemand weiter überlegen, was die Steuer für den Empfänger, und was sie für den Zahler ist.

Dem Empfänger, d. h. dem Staate, soll die Steuer die Dienste, die Opfer ersetzen, denen er sich für die Gesellschaft unterzogen. Der Staat gleicht keineswegs einem abstrakten Wesen, das außer den ihm von der Gesellschaft geschuldeten Rechten noch andere besitzt. Als die legitime Monarchie noch bestand, und die oberste Gewalt, gleichsam außer der Notion befindlich, besondere Privilegien beanspruchte, konnte sie wohl das Volk zu besonderen Leistungen verpflichten und ihm ohne Widerrede einen Theil seines Vermögens entziehen, wie die Geistlichkeit den Zehnten erhob; doch heutigen Tages sind die Verhältnisse andere geworden, die Souverainetät behauptet nicht mehr ihre frühere Ausnahmsstellung, die Regierung ist lediglich der Bevollmächtigte der Bevölkerung, und hat als solcher mit der größten Sparsamkeit die Geschäfte zu besorgen und mit der höchsten Gewissenhaftigkeit die Auflagen zu ordnen.

Einzig von diesem Standpunkte aus kann die Rechtmäßigkeit der Steuern beurtheilt werden.

Wie Jemand, gleichviel ob reich, ob arm, einen Gegenstand, den er kaufen will, nach seinem Werthe bezahlt, braucht auch ein Bürger seine Regierung nur für die geleisteten Dienste zu entschädigen.

Wir müssen nun zuerst zu ermitteln suchen, ob die Verpflichtungen des Staats im gleichen Verhältniß mit dem allgemeinen Wohlstande zunehmen. Von vorn herein sei bemerkt, daß es durchaus unrichtig ist, als eine der Ursachen, welche zur Vermehrung der Ausgaben beitragen sollen, die staatliche Beihülfe zu großen, öffentlichen Arbeiten zu nennen. In einer unbemittelten Gemeinschaft muß jede gemeinnützige Unternehmung auf Kosten des Staats ausgeführt werden; er baut die Landstraßen, leitet die Kanalbauten, öffnet die Häfen, verschönert die Städte. Niemand vermag ihn in diesen Leistungen zu ersetzen, weil Niemand die erforderlichen Mittel besitzt. Nimmt jedoch mit dem Laufe der Jahre die Wohlhabenheit eines Volkes zu,* dann wird die Unterstützung des Staates entbehrlich; es entstehen Gesellschaften, welche sich unter gewissen Bedingungen diesen Arbeiten unterziehen; so verschwanden allmählich in England und in den Vereinigten Staaten, da sich hier das Vermögen am Raschesten entwickelte, die Ausgaben für öffentliche Arbeiten.

Von 1854—1859 hat sich der Staat für den Krimkrieg und den italiönischen Feldzug zwei Milliarden geborgt und so dem Lande eine jährliche Last von über 100 Millionen auferlegt. Die Staatsschuld hat sich überdies noch vermehrt, weil man die ordentlichen Deficits des Budgets decken wollte; wenn auch keine offenbaren Anleihen eröffnet worden, so sind

* Das Budget des Jahres 1857 war auf 1,699,000,000 Francs abgeschätzt, und betrug nach der Regulirung 1872 Millionen Francs; das von 1858 betrug 1858 Millionen statt 1716 Mill. Francs; das von 1860 war auf 1825 Mill. Francs; das von 1861 auf 1929 Millon Francs abgeschätzt. Beide erreichen in Wirklichkeit die zweite Milliarde.

* In Frankreich wurden von Staatswegen für außerordentliche Ausgaben
1846 169,000,000 Frcs., 1847 177,000,000 Frcs; dagegen
1860 31,600,000 „ 1861 31,900,000 „ verwendet.

doch zum Mindesten diese für den Krieg abgeschlossenen Darlehen benutzt, um durch sie unsre Budgets in's Gleichgewicht zu bringen. Auf diese Weise sind notorisch die Ueberschüsse aus den Anleihen zum Krimfeldzug verausgabt worden, um die Budgets von 1857 und 1858 zu regeln, und kann unser gegenwärtiges Budget, wenn überhaupt, nur durch die zur Verfügung stehenden, vom italiänischen Kriege herrührenden Geldmittel geordnet werden. Daß diese beiden Veranlassungen, durch welche unsere Staatsschuld gestiegen — der Krieg und die Minder-Einnahmen — in nothwendiger Beziehung zu der Zunahme des Nationalreichthums stehen, mag wohl Niemand behaupten. Wenn das Land demnach wegen dieser Unfälle mehr Steuern bezahlen muß, so liegt doch so viel auf der Hand, daß diese und nicht besondere Dienstleistungen des Staats sie erforderten.

Für den Steuerzahler ist hingegen die Auflage ein Vermögens-Abzug, ja selbst eine Genußverminderung.

Je mehr Geld man dem Lande nimmt, um so mehr entzieht man dem Handel; am besten aber wird stets das Kapital angewandt, welches dem Volke verbleibt, denn hier liegt es niemals unnütz oder unthätig. Damals, als Baudau diese Worte aussprach, kannte man noch nicht hinlänglich die Nützlichkeit und Productionskraft des Geldes. Heutigen Tages finden sich keine brachliegenden Kapitale mehr. Alles, was man an Steuern zahlt, wird dem Handel, der Industrie entzogen und vermindert nicht allein den gegenwärtigen, sondern auch den zukünftigen Wohlstand. Wenn daher der Staat aus Sparsamkeits-Rücksichten, und ohne daß er einem wesentlichen Verwaltungszweige schadet, 200 Millionen von einem Budget von 2 Milliarden streichen kann, so sind diese 200 Millionen unstreitig für das Volksvermögen gewonnen. Verwendet man nun diese 200 Millionen zu nützlichen Werken, so würden sie bei einer Anlage von 10% nach 7 bis 8 Jahren mit Zinsen und Zinseszinsen sich schon verdoppelt haben. Hätten sich z. B. die Ausgaben seit jener Milliarde, welche vor 30 Jahren die Opposition so sehr in Bewegung setzte, nicht vermehrt, in wie großartigem Maßstabe wäre der Nationalreichthum gestiegen! Um von vorn herein allen Mißverständnissen vorzubeugen, fügen wir hinzu, daß wir unter unproduktiven Ausgaben des Staats nur diejenigen verstehen, welche letzterer, ohne besonderen Nachtheil zu erleiden, ersparen kann; ohne Zweifel giebt es auch sehr produktive, wozu insbesondere die zur Aufrechthaltung der Ordnung und der Sicherheit, der Gerechtigkeitspflege ꝛc. verwandten Summen zu rechnen sind.

Da wir hiermit die Dienste und Verdienste des Staats um den vermehrten Wohlstand genügend gewürdigt zu haben glauben, wollen wir nunmehr die Beschaffenheit des letztern besprechen.

Soll Frankreich jetzt ein Budget von zwei Milliarden mit derselben Leichtigkeit bezahlen können, als vor 30 Jahren eine Milliarde, so muß sich der Volksreichthum seitdem mindestens verdoppelt haben. Mag sich auch das bewegliche Vermögen inzwischen bedeutend vermehrt, der auswärtige Handel verdreifacht haben und überdies eine Menge industrieller und anderer Werthpapiere aufgekommen sein, von denen ehemals nicht die Hälfte existirte, so sind die Immobilien dagegen keineswegs in demselben Maßstabe im Werthe gestiegen, die Inhaber derselben bei Weitem nicht um das Doppelte reicher geworden; vielmehr kann man behaupten, daß seit mehreren Jahren der Bodenertrag stationair geblieben, da fast alle Bestrebungen lediglich auf die Hebung des Handels und der Industrie abzielten. Das bewegliche Vermögen wirft allerdings auf ein Land den größten Glanz und verbreitet den höchsten Wohlstand, aber es ist auch am ehesten großen Schwankungen ausgesetzt. Bei der ersten, unbedeutendsten Krisis ist Alles verändert; das Vermögen ist freilich nicht gänzlich vernichtet, die Hüttenwerke bleiben bestehen, die Waaren lagern noch in den Speichern, die Eisenbahnen nebst ihrem ungeheuren Material sind nicht verschwunden; aber die Hüttenwerke gehen kaum noch, die Waaren sind beinahe unverkäuflich, die Eisenbahnen viel weniger frequentirt, und doch ist gerade im Budget auf die andauernde Vermehrung dieser Einkünfte gerechnet. Ist nun aber ein Budget, das, um ein Gleichgewicht zu erzielen, auf den größtmöglichen Aufschwung des mobilen Eigenthums fest rechnet, auf soliden Grundlagen entworfen? Mit der Zunahme des beweglichen Besitzes, mit dem Verbrauche vermehren sich vornehmlich die indirekten Einnahmen; weiß man indessen schon im Voraus, wie diese Einkünfte in kritischen Zeiten sich gestalten werden? Der Berichterstatter des Budgets von 1861 im gesetzgebenden Körper führt unter Anderm an, daß von 1847 auf 1848 die Einnahmen von 824 auf 683, d. h. um 141 Millionen Francs zurückgegangen seien; heute betragen dieselben 1,100 gegen 1,094 Millionen im vorvorigen Jahre. Die geringste Geschäftsstockung hemmt ihren Fortschritt; 1857 auf 1858 hatten sie sich noch um 36 Millionen vergrößert, 1858 auf 1859 dagegen nur um drei Million., einzig weil der italiänische Feldzug einige Besorgnisse erweckt hatte.

Hieraus läßt sich erkennen, wie schwankend dieser Theil des Nationalreichthums ist, und wie leicht die auf ihn gesetzten Hoffnungen getäuscht werden können.

Nehmen wir einmal an, daß beim Ausbruch eines allgemeinen Krieges, oder einer Revolution, die indirekten Einnahmen 200 Mill. weniger ergäben (diese Voraussetzung hat bei der Höhe dieser Einkünfte nichts Uebertriebenes), und daß um eben so viel die Ausgaben wüchsen, (denn wenn sich die Einnahmen verringern, nehmen nicht auch die Abgaben ab;) dann entstehen in der That außerordentliche Bedürfnisse, die um jeden Preis befriedigt werden müssen.* Die großen, industriellen Unternehmungen werden von Privat-Gesellschaften nicht weiter geführt; der Staat ist nun gezwungen, wenn er nicht will, daß die Werkstätten leer stehen, und die Arbeiter sich auf den Straßen umher treiben, die Arbeiten wieder aufzunehmen, dem Handel und der Industrie jegliche Unterstützung zu gewähren, und häufig nehmen dann gerade auswärtige Verwickelungen seine ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch. — So tritt bei einer Minder-Einnahme von 200 Mill. und einer Mehr-Ausgabe von 200 Mill. ein Deficit von 400 Millionen ein.

In die peinlichste Lage kann nun gar der Mißbrauch mit Steuer-Vermehrungen führen. Holland bietet hierfür ein warnendes Beispiel. Denn gerade da, als diese Macht ihre Auflagen übermäßig erhöhete, verlor sie ihre angesehene, kommerzielle und industrielle Bedeutung; die Folge war, das fremde Kapital entfernte sich aus dem Lande. Als wir eine Abgabe den beweglichen Werthgegenständen auferlegten, haben wir schon ein Aehnliches erfahren; ein großer Theil auswärtigen Geldes, welches bisher auf unsern Markt geströmt war, blieb fort. Diese Lehre sollte uns genügen; sie beweist, daß man bei neuen Auflagen sehr umsichtig zu Werke gehen muß, nicht Steuern schaffen oder erhöhen darf, um die Finanzen zu ordnen, denn häufig kosten Steuern mehr, als sie einbringen. Wer möchte leugnen, daß man seit 1857, wo obenerwähnte Auflage, die nebenbei bemerkt nur sechs Mill. Francs jährlich einbringt, eingeführt wurde, den Nationalreichthum nicht um viel beträchtlichere Summen gebracht hat, das fremde Kapital wegzog, und Aehnliches läßt sich bei jeder neuen Steuer gewärtigen. Das beste Mittel, das Budget im Gleichgewicht zu halten, besteht darin, Alles zu vermeiden, was der Entwicklung des Volksvermögens Fesseln anlegen kann. Das Budget von zwei Milliarden bringt uns, da nur die Mittel für 1848 Millionen vorhanden sind, in eine bedenkliche Stellung. Wollen wir uns aus derselben befreien, so müssen wir — wenn nichts besseres geschehen kann — diese Ziffer festhalten; dann vermag vielleicht Frankreich, bei einer stetigen, naturgemäßen Entfaltung des Nationalreichthums, in der Zukunft ein Budget von zwei Milliarden zu erschwingen, das jetzt noch bei Weitem seine Kräfte übersteigt.

England.

Literarische Korrespondenz aus England.

Die große Feuersbrunst. — Hochleben-Moral. — Deutscher National-Verein. — Kinkel, Macdonald, Hirsch. — Der Tod der größten Dichterin Englands. — Frances Browne.

London, Juli 1861.

An dem Tage, als ich Ihnen meinen letzten Brief sandte, war das größte Feuer in London, seit dem allergrößten vom Jahre 1666 das größte von den mehr als 10,000 Feuersbrünsten, die seitdem London heimgesucht, ausgebrochen. Es hat blos zwei Waaren-Lager in der berühmten Tooley-Street, östlich von der Londoner Brücke, der eigentlichen Weltmarkt-Waarenlager-Straße, zerstört und damit folgende Güter, wie sie sich nach einer offiziellen gedruckten Liste ergeben:

In dem einen Waarenlager befanden sich 902 Tonnen Zucker (1 Tonne = 20 Centner), 371 Tonnen Kaffee; über 300 Sack Cacao, 30,000 Pack Thee, 3,302 Tonnen Reis, über 200 Tonnen Pfeffer, über 1000 Kisten Jaqwer, 180 Pack Cassia, 1,684 Pack Sago, über 500 Pack kostbare Färbestoffe, 2000 Pack Lackfarbe, 364 Tonnen Salpeter (welche explodirten), 24,000 Ballen Baumwolle, über 1000 Pack verschiedene Harze und Gutta-Percha, 500 Tonnen Hanf, 170 Ballen Saffran, 80 Ballen Senna, 110 Pack Schellack, 15,000 Ballen Turmeric (Gelbwurzel), 8,834 Fässer Talg, 4000 Stück Speck, 5000 Fässer Fleisch;

* So übertraf das auf 1446 Millionen abgeschätzte Budget von 1848 diese Summe um 300 Mill., da es in Wirklichkeit 1746 Mill. betrug.

Digitized by Google

in dem Waarenlager daneben: 16,000 Sack Zucker, 700 Ballen Hanf, 130 Tonnen Cichorien, 300 Sack Kleesaat, 14,000 Fässer und Säcke Mehl, 5,150 Sack Hopfen, 173 Kisten Gutta-Percha; außerdem mehrere tausend Tonnen Farben- und Gewürzstoffe, unzählige kostbare Felle und 350 Tonnen Oliven-Oel. Diese furchtbaren Massen werthvoller, zum Theil brennbarster und fettester Stoffe gingen in Flammen auf, die sich zum Theil in brennenden Oelstammen-Meeren über die Themse ergossen und Schiffe in Brand steckten. Das Feuer ist, nachdem es beinahe drei Wochen lang immer wieder aus seinem Grabe ausbrach und brennende Schinken und sonstige Feuersäulen ausspeite, überwunden und definitiv gelöscht worden. Der Schaden wird jetzt noch auf die verschiedenste Weise auf so und so viel Millionen Pfund Sterling angegeben, woraus wir vorläufig nur entnehmen können, daß er sehr groß ist, wie dies die Masse der verbrannten und zerstörten Artikel, Waaren und Bauten eben vermuthen läßt.

Jetzt ist das gigantische Unglück schon vergessen, und andere Interessen haben sich der öffentlichen Aufmerksamkeit bemächtigt.

Die Zahl derselben ist in einer so complicirten Gesellschaft, wie die englische ist, stets groß und bunt. Ich will nur auf diese und jene „Topics of the day" hinweisen. Hieher gehört besonders eine zuerst in der Times auftretende öffentliche Klage von sieben Müttern mit vierundzwanzig heirathsfähigen Töchtern aus den höchsten Ständen (nämlich aus der Belgrave-Square-Gegend), über die Hartherzigkeit und Hartnäckigkeit der Jungen und Jünglinge mit Titeln und Vermögen gegen die Listen und Ränke der Mütter und Töchter, sich zu Schwiegersöhnen ab- und einfangen zu lassen.* Diese Nero's von künftigen Sir's, Baronet's, Earl's und Lords ziehen es vor, heißt es in der Anklage, sich mit Pferden, Hunden, Damen niedrigen Standes, oder wohl gar schlechten Rufes und überhaupt unrespektabler Gesellschaft abzugeben, statt Einladungen und Liebenswürdigkeiten der sieben Mütter und ihrer vierundzwanzig Töchter die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken. Im Gegentheil thun und unterlassen sie Alles, nur um sich recht unangenehm und abstoßend zu machen, nur um den Einladungen der Mütter und den Liebenswürdigkeiten ihrer heirathslustigen Töchter zu entgehen. Auf diese Anklage folgte eine ganze Reihe der interessantesten Rechtfertigungen und Gegenbeschuldigungen aus den zum Theil witzigen und sarkastischen Federn der Angeklagten.

Wie können wir Töchter heiraten, die solche Mütter haben! Einladungen von Müttern folgen, die mit solchen Töchtern gesegnet sind! Sie sind ungeheuer respektabel, streng religiös und sittlich in des Wortes verwegenster Bedeutung. Aber mit welcher Frechheit umgarnen, umzingeln und umstellen sie uns und werfen uns beinahe mit Gewalt ihre Töchter — oder diese sich selbst — in unsere Arme, wenn sie uns abgefangen haben. So liederlich, grausam, verrufen, verschuldet und nichtsnutzig wir auch sein, oder uns zeigen mögen, schadet Alles nichts. Dem betitelten Roué wird Alles, Alles gern verziehen, wenn er nur seinen Titel, seinen Rang nicht verloren hat und wirklich anbeißt und geduldig still hält, wenn man ihm eine dumme Gans oder alte Schachtel von Tochter aufbindet. Abgesehen davon, wie langweilig, wie frech, wie unverhohlen sind sie in ihren Machinationen, uns zu fangen und uns oft auf die unsittlichste Weise zu verpflichten, durch eine Heirat sie und uns zu Ehren zu bringen. Da laufen tüchtige, liebenswürdige, gebildete Jünglinge und Männer genug herum, die durch eigene Arbeit so viel Brod verdienen, um auch eine „Lady" als Frau zu ernähren; aber diese sind und bleiben ausgeschlossen, so daß alle reich mit Töchtern gesegnete Mütter und die Töchter jener exklusiven Stände alle mehr oder weniger gierig auf uns paar Dutzende betitelter und erdberechtigter Auserwählten Jagd machen. Diese Einfang-Begimpelungs- und Jagd-Manövers werden alle Tage auf dem Reit-Corso von Rotten-Row und auch während des täglichen Fahr-Corso's um die Serpentina herum praktizirt. Wie eklig, wie langweilig, wie zudringlich, von den „schönen Roßbändigerinnen," the pretty horse-breakers, und ihren dicken, fetten Müttern zu Pferde umgaukelt, beobachtet, mit Aufmerksamkeiten überritten, oder mit symbolischen Lasso's der List umstrickt und strangulirt zu werden!"

So etwa lauteten die Vertheidigungen und Gegenanklagen des unglücklichen Hochwildes, das von den sieben Müttern und ihren vierundzwanzig Töchtern und anderen Müttern und Töchtern der Belgrave- und Grosvenor-Square-Gegenden zu Pferde verfolgt und mit Lasso's listigster Einfangungskunst gejagt wird. Es wäre interessant, diese Reclamen zum Theil wörtlich wieder zu geben, da sie den Ton und die sittlich-soziale Anschauungsweise der höheren und höchsten „fast young men," d. h. der Lebemänner und Löwen, ebenso an den Tag legen, wie die sieben Mütter ihre und der höchsten Stände weibliche Sittlichkeits-Aesthetik. Die jungen Helden bewegen sich mit offenbarer Selbstgefälligkeit in der Ansicht, daß eine gewisse höhere Liederlichkeit in sittlicher, wie sozialer und finanzieller Beziehung für den künftigen Lord, höheren Staatsbeamten und Offizier unerläßlich sei, obgleich der schwärzeste, sittliche Ruf nicht mehr vor den Nachstellungen töchterreicher Mütter und heirathsfähiger Töchter schütze, da diese blos auf Titel, Rang und Stand Jagd machen und die Personen eben mit in den Kauf nehmen.

Solche Enthüllungen aus den höchsten Lebenskreisen, wie sie bald in dieser, bald in jener Form an die Oeffentlichkeit treten, bald als Ehescheidungs-Skandale, bald als Polizei- und Gerichtsverhandlungen gegen verschuldete, oder wegen Trunkenheit und öffentliche Friedensstörung junger Erben ꝛc., haben nach und nach auch die Gläubigsten in ihrer Achtung vor der englischen Aristokratie und der höheren Sittlichkeit wankend gemacht. Die, welche nicht glaubten, sondern aus Erfahrung und Thatsachen urtheilten, wußten schon längst besser Bescheid und brauchten nicht erst die Macdonald-Geschichte zu erleben, um die Perfidie und Ehrlosigkeit der tonangebenden englischen Presse und Palmerston's verachten zu lernen.

Palmerston ist nicht nur seit Jahren Premier-Minister und „vollkommenster Gentleman der drei Königreiche," sondern auch wirklich populär. Er hat seit funfzig Jahren amtlich und persönlich gefälscht, Perfidie beschönigt und begangen, und namentlich Deutschland immer nach Kräften beschimpft und geschadet; aber es gehörte erst eine Deutschland gewissermaßen persönlich treffende Perfidie und absichtlich amtliche Entstellung der Thatsachen in der Macdonald-Angelegenheit dazu, um diesen eingerosteten Respekt vor dem großen Staatsmann „der Freiheit" etwas auszubeizen. Der Skandal ist jetzt ziemlich vergessen, aber unter den Deutschen in London hat er noch große Verwüstungen angerichtet. Ein ungarischer Renegot, Namens Hirsch, weder Ungar noch Deutscher, der sich in London Dr. Zerffi nennt und die Ungarn in einer Broschüre wegen ihrer schlechten Gesinnungen gegen ihren Kaiser anklagte, beschimpfte und verleumdete, trat auch als Mitglied des deutschen National-Vereins in London und im Namen desselben in einer Zeitung gegen die Deutschen und für Macdonald auf. Der deutsche National-Verein, der die geachtetsten und bedeutendsten Namen deutscher Kaufleute und Gelehrten in London unter seinen Mitgliedern zählt, brach darüber in die größte Entrüstung aus und beschloß, den perfiden Renegaten Hirsch aus dem Verein zu stoßen. Merkwürdigerweise nahm sich Kinkel, bis dahin als der edelste Vertreter Deutschlands in London geehrt, nicht nur des Hirsch, sondern auch des Macdonald gegen die Deutschen und speziell gegen die ihm in Preußen mild zuerkannte Gerechtigkeit an. Und damit stürzte er plötzlich von seiner Popularität herab und eine viel größere Höhe des Gegensatzes hinauf. Bei einer Präsidentenwahl für den National-Verein erhielt sein Gegner alle Stimmen, mit Ausnahme von vier, die für Kinkel abgegeben worden waren. Vier Stimmen in London, wo ihm Jahre long alle Deutschen aller Stände und Parteien fast einstimmig huldigten! Vier, darunter eine von einem wegen Betrügereien verjagten Baron und von einem wegen Betrügereien aus Berlin geflohenen Buchhändler.

Kinkel's Enthusiasmus für Macdonald und dessen Vertheidiger Hirsch wird als ein acuter Ausbruch der Erbitterung über zu stark verletztes, bei ihm sehr empfindliches Ehrgefühl betrachtet. Er rechnete auf besondere Beachtung bei der Amnestie, ersp. auf Demonstrationen der Deutschen zu seinen Gunsten, auf größere Wirkung seiner Autorität und Stellung bei den Deutschen in London. Letztere verstanden aber in der Macdonald-Hirsch-Perfidie keinen Spaß und ließen Kinkel bei der Wahl des Präsidenten zum National-Verein ihre Entrüstung auf das Entschiedenste fühlen. Vorläufig hat er bei den Deutschen allen langjährigen Nimbus verloren. So sehr ich ihn auch im Uebrigen achte und liebe, ich kann ihn jetzt nur bedauern, aber nichts zu seinen Gunsten in diesem Punkte auffinden. Die englische Perfidie und Frechheit war zu schreiend, zu „Palmerston-Timesisch," als daß nicht jeder Deutsche, der die Engländer hier in Schutz nahm, das vollste Maß der Strafe vor der öffentlichen Meinung Deutschlands verdient hätte.

Wollen wir erfahren, wie berechtigt und gewaltig die sittliche und poetische Entrüstung über die Verlotterung der englischen Gesellschaft ist, so brauchen wir nur die Verse der „größten englischen Dichterin aller Zeiten" zu lesen, wie sie im Athenaeum genannt ward. Wir meinen Elisabeth Barret Browning, deren Gatte ebenfalls als Dichter ersten Ranges anerkannt ist. Sie starb am 29. Juni in Florenz, zwischen dessen grasbewachsener und bemoos'ter Herrlichkeit sie Jahre lange Ruhe und Erholung gegen die Leiden in England gesucht hatte. Ihr Vater war

* Ist diese ganze Zeitungs-Polemik auch nur die Erfindung eines lustigen Kopfes, so liefert sie doch immerhin einen Maßstab zur Beurtheilung der wirklichen Zustände der englischen Gesellschaft. D. R.

ein gewöhnlicher englischer Kaufmann, von dem die schwache, delikate, phantastische Tochter keine poetische Nahrung erhielt. Ihre ersten unonym erschienenen Gedichte, ihre Uebersetzung des Aeschylus aus dem Griechischen, besonders ihr „Romaunt of Margaret" (1836), waren schon Perlen der englischen Literatur, als die Dichterin selbst noch ganz unbekannt war. Erst die gesammelten Gedichte führten auf die Spur des Originals. Mit dem „Drama of Life" und den „Casa Guidi Windows," besonders aber ihrer „Aurora Leigh," diesem seltsamen, erhabenen, verstificirten, langen Romane — größer als Milton's verlorenes Paradies, — wurde die Dichterin als erste und größte Englands begrüßt und seitdem als solche verehrt.

In ihren letzten größeren poetischen Ergüssen: „Poems before Congress" (Amerika's) brach ihr Zorn gegen die sittliche, soziale und politische Verwahrlosung in Amerika und England alle Schranken, sogar zuweilen die des Schönen. Sie sang und lebte ihre letzten Kräfte für die Erhebung, Befreiung und Einheit Italiens, deren erste Blüthen und Früchte ihr Sterbelager umdufteten. Sie starb selig in dem poetischen Glauben an Italiens und anderer Völker erstrebte Freiheit und Einheit.

Hier nehme ich Gelegenheit, an eine andere Dichterin zu erinnern, die in ihrer Weise größer genannt werden kann, als selbst die größte. Ich meine Frances Browne. Sie war im Jahre 1816 zu Stranorlar, einem Bergdorfe Irlands, geboren und im achtzehnten Monate schon blind. Unter vielen Geschwistern arm aufwachsend und seitdem stets mit Armuth, blind und allein, kämpfend, ohne besondere Erziehung und Schule als die, die sie ihren sehenden Geschwistern von der Dorfschule her ablauschte — ist sie gleichwohl eine bedeutende Dichterin geworden, die sich freilich erst neuerdings, nachdem ihr der Marquis of Landsdowne hundert Pfund geschenkt, zu etwas Größerem concentriren konnte. Es ist ein Roman: „Mein Antheil an der Welt,* die Selbstbiographie eines Künstlers, Lehrers, Phrenologen, Journalisten, Privat-Secretairs, Beamten und endlich reichen Erben, an welche Schicksale sich eine große Menge Verwickelungen und Charaktere anschließen, deren Ineinandergreifen zu einem schließlichen Ganzen von der blinden Seherin auf eine geist-, gemüth- und nicht selten witzvolle Weise angelegt und durchgeführt ward. Vielleicht finden wir Gelegenheit, auf das ganze Leben und zerstreute poetische Wirken unserer Heldin einmal näher einzugehen.

Böhmen.

Das böhmische Erzgebirge in industrieller Hinsicht.**

Lohnende Erwerbszweige zu schaffen, muß ein Hauptbestreben jeder Regierung sein, der es aufrichtig um das Wohl der großen Masse des Volkes zu thun ist. Nicht blos das Bewußtsein der Pflicht, viele äußere dringende Veranlassungen müssen heutzutage diejenigen, denen die Verwaltung des Staates anvertraut ist, bestimmen, sich eingänglich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen und alle Kräfte aufzubieten, um den schrecklichen Uebeln, welche die Verarmung im Gefolge hat, zu begegnen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die großen Länder Europa's, in welchen die moderne Kultur ihren Sitz hat, in Folge des langen Friedens an theilweiser Uebervölkerung leiden, d. h. daß die Ackerbauprodukte, trotz der Fortschritte des Landbaues, in einem Mißverhältniß stehen zu dem Anwachsen der Verzehrenden, daß die große Industrie die Handarbeit entwerthet hat, und daß es folglich vielen Millionen ungemein schwer wird, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Große Landstriche, welche von der Verarmung dauernd heimgesucht sind, wirken höchst nachtheilig auf das Gesammtleben des Staates ein, dem sie angehören: die Steuerkraft ist geschwächt; es werden unverhältnißmäßige Unterstützungen nöthig; die Verarmten werden politisch unzufrieden, Wühlereien und sozialistischen Ideen zugänglich; vielleicht brechen Aufstände aus, oder die Bevölkerung versinkt in eine Art körperlicher Schwäche und sittlicher Verkommenheit, die sie zu einem Krebsschaden des ganzen Landes macht. Ohne Zweifel ist in dieser Hinsicht durch Unterlassung viel gesündigt worden; das Uebel mußte schreiend werden, ehe man etwas Ernstliches zu seiner Hebung that, ehe der Staat zur Einsicht gelangte, daß das beste Mittel, den kommunistischen und sozialistischen Theorien zu begegnen, das sei, dem Volke durch kräftiges Einschreiten und schnelle Beihülfe den Beweis seiner Fürsorge zu geben.

Wir wollen damit nicht sagen, daß schon Alles gethan worden sei, was gethan werden könnte; aber es ist wenigstens ein guter Anfang gemacht, und wenn Regierungen eine kräftige, einsichtige Oberleitung üben, wenn Privatpersonen, reiche Gutsbesitzer und Industrielle, wie Leute von Sachkenntniß, hierbei zusammenwirken, wenn endlich die Selbstthätigkeit im Volke geweckt, wenn Abzugsquellen verschafft werden, so läßt sich erwarten, daß man die fortschreitende Verarmung zum Stillstande und in rückgängige Bewegung zum Wohlstande hin bringen werde.

Um die wirklichen Bedürfnisse der arbeitenden Volksklassen kennen zu lernen und den leitenden Personen genügende Vorlagen zu geben, ist Studium nöthig; das Studium der wirklichen Verhältnisse, wie sie in diesem oder jenem verarmten oder von Verarmung bedrohten Landestheile vorhanden sind — ohne Schwüle, ohne Uebertreibung, ohne Declamation. — Uebertriebene Schilderungen von der sozialen Noth sind ebenso schädlich, als die hartnäckige Leugnung derselben, und führen oft zum geraden Gegentheil dessen, was beabsichtigt wird; vor Allem muß man festhalten, daß der bei Weitem größte Theil des Volkes an ein knappes Leben, ja selbst an Entbehrungen und Mangel gewöhnt ist, und dieselben, wenn sie nur nicht das Maß überschreiten, mit Muth und sittlicher Stärke trägt; daß dieses in der Natur der menschlichen Verhältnisse überhaupt liegt und wesentlich dazu beiträgt, das menschliche Geschlecht sittlich, moralisch und körperlich kräftig und arbeitstüchtig zu erhalten. Denn Nichts erträgt das menschliche Wesen schlechter, als Glück und Wohlleben; Verweichlichung, Arbeits-Untüchtigkeit und sittliche Entartung verbinden sich damit sehr leicht, und daher ist die Erscheinung sehr erklärbar, weshalb stets die höheren Stände zuerst entarten und an der Genußsucht zu Grunde gehen. Der wahre Freund des Volkes wird also weit davon entfernt sein, für das Volk ein rein unmögliches Römgreich Schlaraffenland anzustreben, in welchem Jedermann Kuchen und Braten zu essen und Wein zu trinken hat; er wird das Mögliche anstreben, und dieses ist, daß ehrliche Arbeit einen ausreichenden Lohn erhalte, daß Jeder, der arbeiten will, satt zu essen habe, sich anständig kleiden und jenen Pflichten genügen könne, welche die Moral und die menschliche Ordnung an ihn stellen, und daß Dem, welcher sich bei größeren Fähigkeiten zu einer besseren Stellung emporarbeiten will, nicht unübersteigliche Hindernisse entgegengestellt werden. Mehr verlangt der vernünftige Mann im Volke auch in der That nicht; es ist ein bedenkliches Zeichen, wenn phantastische Ansprüche und Hoffnungen in dieser Sphare Wurzel fassen, wenn man den glänzenden Versprechungen von Menschen glaubt, die vielleicht selbst vom Borg leben; es ist das dann ein Beweis, daß der dem Volke eigenthümliche, solide und dem Praktischen zugewandte Sinn in bedenklicher Weise geschwunden ist.

Ein Buch dieser Art — d. h. der gesunden Volkswirthschaft angehörig — liegt uns eben vor; es hat uns in vieler Hinsicht an die interessanten Studien erinnert, welche Jules Simon in Frankreich über die einzelnen Industrien seines Vaterlandes anstellt. Wie in dem Vorworte gesagt wird, ist es aus einzelnen Aufsätzen entstanden, die der Verfasser als Ausbeute einer Reise, die er zur Erforschung der volkswirthschaftlichen Zustände des böhmischen Erzgebirges unternommen, zuerst in verschiedenen österreichischen Journalen (Oesterreichisches Gewerbsblatt, Familienbuch des österreichischen Lloyd ꝛc.) veröffentlicht hat, und schließt sich an ein früheres Werk, „Nationalökonomische Briefe aus dem nordöstlichen Böhmen," das bereits die zweite Auflage erlebt hat, naturgemäß an. Der Verfasser wurde in seinen Bestrebungen ganz besonders von dem Statthalter Böhmens, dem Grafen Anton Forgách, unterstützt, indem derselbe die Kreis- und Bezirksbehörden anwies, demselben in seinen Forschungen auf jede Weise hülfreich zur Seite zu stehen.

Im ersten Abschnitte, „Ost und West," kommt Herr Dr. Pisling auf den bedeutenden Gegensatz zu sprechen, der zwischen der östlichen Hälfte Nordböhmens und der westlichen besteht. Es beständen in beiden ganz verschiedene Verhältnisse; und deshalb sei das, was sich in der ersteren als gut und praktisch bewährt habe, nicht in gleicher Weise auf die andere anwendbar. Die Versuche, die man seit mehreren Jahren gemacht, um dem Erzgebirge aufzuhelfen, seien deshalb verunglückt.

„Die Elbe, welche das nördliche Böhmen von Tetschen bis zur Landesgränze in zwei geographische Hälften theilt, trennt auch zugleich zwei in industrieller Beziehung vollständig von einander unterschiedene Gebietstheile, und jedes der beiden Elbufer kann als der Ausgangspunkt einer eigenthümlichen Entwickelung betrachtet werden.

„Rechts sehen wir eine Anzahl großer, für den Weltmarkt geeigneter, auf große Dimensionen berechneter Industrien blühen oder wenig-

* My Share of the World. By Frances Browne. London: Hurst and Blackett. Berlin: Asher and Co.

** Volkswirthschaft und Arbeitspflege im böhmischen Erzgebirge. Von Dr. Theophil Pisling. Wien und Prag, Kober & Markgraf, 1861.

stens ihrer Blüthe entgegengehen, die bereits allein im Stande sind, die Arbeiterfrage im nordöstlichen Böhmen zu lösen, direkt oder indirekt auf Verbesserung der Lage der Gebirgsbewohner hinzuwirken; und indem sie einen großen Theil der arbeitenden Bewohner in's Schlepptau nehmen, das Werk des Arbeitgebens, welches, Nothständen gegenüber, einzig und allein das rettende ist, in wünschenswerther Weise vollbringen; es sind dies große Industrien, welche umsomehr der Privatunterstützung entbehren können, je mehr ihre Erhaltung, Pflege und Beschützung Pflicht des Staates wird. Hier hat die Noth aufgehört, die stabile Eigenthümlichkeit der Industrie-Disteikte zu sein; sie ist, Dank dem industriellen Aufschwung der letzten zehn Jahre, gebrochen worden, und ihr Wiedererscheinen kann nur ein zeitliches, durch Mißständen oder Geschäftsstockungen herbeigeführtes sein, so daß es Associationen und Wohlthätigkeits-Vereinen gelingen kann, der Bevölkerung in derartigen Zwischenperioden kräftigen Beistand zu gewähren, bis das normale Fahrwasser des Gewerbfleißes wieder erreicht ist.

„Am linken Elbufer dagegen sind die Verhältnisse von jenen wesentlich verschieden, die Uebelstände eingewurzelt, die Verbesserungen schwieriger, und darum verdienen sie einer von anderen Gesichtspunkten ausgehenden Untersuchung unterzogen zu werden.

„Vor Allem zeigt sich uns eine größere territoriale Verschiedenheit. Während im nordöstlichen Böhmen die Industrien ohne Rücksicht auf die Lage Platz gegriffen haben und ursprünglich gerade in unwegsame Gegenden gelockt wurden, aus Gründen, die am Passendsten in einer Geschichte des Schleichhandels dargestellt würden; während hier ein Unterschied in dieser Beziehung nicht besteht, und wir Fabrik-Etablissements ebenso im Thale, als auf der Abdachung und dem Kamme des Gebirges finden, macht sich dieser Unterschied im nordwestlichen Böhmen vor Allem geltend und tritt so scharf hervor, daß er uns Veranlassung zur Eintheilung der gewerblichen Production in drei Hauptgruppen bietet und uns nöthigt, die Industriezweige je nach ihren Ausgangspunkten, dem Thale, dem Kamme und der Abdachung des Gebirges einzutheilen.

„Während nun im nordöstlichen Böhmen die Großindustrie erstarkt genug ist, um eine wohlthätige Rückwirkung auf die Bevölkerung des Gebirgskammes auszuüben (wir brauchen nur auf die vier größten Industrien des nordöstlichen Böhmen, die Schafwolle-, Baumwolle- und Leinen-Industrie, sowie die ausgedehnte Glas-Industrie hinzuweisen, die wieder in einzelne Fabeicationszweige, wie Spinnerei, Weberei, Druckerei, Rohglas-Erzeugung, Raffinerie, Spiegel-Fabeication, Quincaillerie zerfallen), so ist sie im nordwestliche nBöhmen viel zu schwach und zu spärlich gesäet, um diesen Zweck erreichen zu können; selbst die größte und umfangreichste Industrie des nordwestlichen Böhmen, die Thonwaaren-Industrie, ist dieser Aufgabe nicht gewachsen, geschweige denn die sich auf einzelne wenige Punkte beschränkende Baumwollen-Manufaktur, und nur der Montan-Industeie kann zum Theil eine solche Wirkung zugeschrieben werden; während also im nordöstlichen Böhmen die Haus-Industrie sich solchen Zweigen zuwenden konnte, welche sie in ein Abhängigkeits-Verhältniß zur Großfabriks-Industeie brachten und den Uebergang non der Hand zur Maschine ermöglichten, mußten sich die Bewohner des Erzgebirges, eines solchen Rückendeckers entbehrend, selbständigen Industriezweigen der verschiedensten Art zuwenden; so wurde der nordwestliche Gebirgskamm Böhmens ein gewerbereiches, aber ein erwerbarmes Industriegebiet.

„Da nun keiner jener Gewerbszweige so geartet war, daß er eine Bereicherung oder auch nur die Erwerbung eines die Zukunft sichernden Besitzthums ermöglicht haben würde, so mußte sich jene allgemeine Armuth einbürgeen, wie wir sie in jenen Gebirgsgegenden antreffen, und die beim Hinzutreten äußerer Zustände natürlich leicht in allgemeines Elend übergehen kann, da die Bewohner hier vor Mißärndten und Geschäftsstockungen ebenso wenig sicher gestellt sind, als im nordöstlichen Böhmen; die Wirkung solcher Zufälle aber hier eine furchtbarere ist.

„Die Ansichten, welche im Publikum über die Noth im Erzgebirge herrschen, beruhen indeß zumeist auf falschen Nacheichten und übertreiebenen, in die Tageblätter gedrungenen Schilderungen; eine übersichtliche Darstellung der erzgebirgischen Verhältnisse vom volkswirthschaftlichen Standpunkte besitzen wir bisjetzt nicht; wie denn überhaupt über diese interessanten Distrikte, einige zerstreute Feuilletons etwa ausgenommen, noch gar Nichts geschrieben worden ist."....

Weiterhin kommt der Verfasser auf die Bevölkerung des böhmischen Erzgebirges zu sprechen, die in ihrem Charakter gleichfalls von der des nordöstlichen Böhmen ziemlich verschieden sei. Die alten Sitten und Gebräuche, der alte Dialekt habe sich im Erzgebirge weit besser erhalten, als dort, wo bereits vielfach die moderne Verschleifung eingetreten sei. Die Bauart der Häuser sei dieselbe geblieben, die Menschenwohnungen im Erzgebirge böten einen ungemein traurigen Anblick dar, ebenso das zusammengeschichtete Leben darin. Der Menschenschlag sei körperlich so heruntergekommen, daß ihm von Außen her Hülfe geboten werden müsse, wenn er sich erholen solle; doch sei der geistige Zustand desselben weit besser, als der körperliche; der Erzgebirger sei treuherzig, genügsam, ehrlich und in Betreff des Mein und Dein gewissenhaft; die Moral sei, abgesehen von dem auf die Wanderung gehenden Musikproletaeiate, gut bestellt; Talent und rasches Fassungsvermögen seien überall hervortretend, obgleich es um Schule und Kirche traurig genug bestellt sei. Das Bürgerthum in den größeren Ortschaften und Bergstädten übe geringen Einfluß auf die Arbeiter-Bevölkerung aus, weil es, um es kurz zu sagen, in Philisterthum verkommen und ganz der Bevormundung des Beamtenthums anheimgefallen sei.

Das folgende Kapitel handelt vom musikalischen Proletariat, das namentlich von dem Städtchen Preßnitz ausgeht und mindestens halb Europa überschwemmt. Wir haben den Inhalt dieses Kapitels bereits in mehreren Unterhaltungs-Jouenalen dem großen Publikum mitgetheilt gefunden, und können wohl aus diesem Grunde Anstand nehmen, dasselbe nochmals aufzutischen. Diese Industrie, welche Geld einbeingt —, aus Preßnitz sind in einem Jahre allein 30,000 Gulden auf der Post von Haesenmärchen eingelaufen" — wirkt höchst entsittlichend auf die Volkszustände im Erzgebirge; die Zugvögel beingen bei ihrer Heimkehr die Liederlichkeit der großen Städte, namentlich aber einen Hang zum Nichtsthun und Schwelgen mit, der sich wie ein Pesthauch weiter nerbreitet.

Der Verfasser unseres Buches beingt darauf, diese Musik-Industrie im Interesse der Hebung der gewerblichen, wie der sittlichen Zustände des Erzgebirges wo möglich ganz abzuschaffen oder doch stark zu beschränken. Dieses Wanderleben hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen, und dies führt zu dem traurigen Schluße, daß die Ernährungsfähigkeit der heimischen Erwerbszweige in der Abnahme begriffen ist.

Die Spitzenklöppelei ist neben dem Bergbau die einzige Industrie, welche entlang des ganzen Gebirgskammes getrieben wird, während die anderen nur auf einzelne Punkte beschränkt sind. Die Papiermaché-Warenproduction z. B. ist auf die Ortschaften Oberleitensdorf, Ober-Georgendorf und die umliegenden Dörfer beschränkt; Katharinenberg, Zinnwald, Schmiedeberg sind die Hauptorte, wo Strohflechterei getrieben wird; die Stickerei hat ihren Mittelpunkt in Böhringen; die Fabrication von Metallwaaren, namentlich von Löffeln, in Platten; Hanfschuhnähterei wird in und um Neudeck getrieben; der Hauptfabrikplatz musikalischer Instrumente ist Graßlitz; endlich beschäftigt die Weißnähterei in Heinrichsgrün und Umgegend viele Hände, während Posamentirarbeit, Hanfweberei, Spinnerei und Strumpfwirkerei daneben nur nereinzelt auftreten.

Die Spitzenklöppelei ist neben dem Bergbau die älteste, und aus dem benachbarten Sachsen herüber gekommen. Die geklöppelte Spitze ist deutschen Ursprungs, während die genähten oder gestickten Spitzen (Paints) aus Brabant stammen; sie verdankt ihren Ursprung der Annaberger Bergherrnsgattin Barbara Uttmann (geboren 1514, gestorben den 14. Januar 1575), einer Geborenen von Etterlein, welche Familie noch in Mittel-Schmiedeberg lebt. Die rasche Verbreitung des Klöppelns ist leicht erklärlich, weil dazu nichts als Zwirn und geschickte Finger erforderlich sind; unerklärlich aber ist die noch immer steigende Verbreitung desselben bei der Elendigkeit des Erwerbes.

„Der Erlös einer fleißigen Klöpplerin kann durchschnittlich mit acht bis zehn Neukreuzer pro Tag angenommen werden, von welchem jedoch noch der Preis des Zwirnes in Abzug gebracht werden muß, um den eigentlichen Verdienst bestimmen zu können, wozu im Winter noch der Preis des Oeles kommt, wenn gleich nier bis fünf Klöpplerinnen bei einem Tigel arbeiten. Die angegebene Zahl ist allerdings nur eine Durchschnittsziffer, denn der Lohn sinkt in einzelnen Orten bis auf fünf, ja auf vier Neukreuzer herab, steigt aber auch in einzelnen bis auf 20 und 35 Neukreuzer."....

Weiterhin wird bemerkt, daß seit Jahren ungeheure Summen auf Unterstützung der Klöppelei verschwendet worden seien — und völlig ohne Resultat.

Man habe übersehen, daß diese Beschäftigung nur für Frauen geeignet und dabei nur ein Luxusartikel sei; die Unterstützung, die man ihr gewidmet, habe fast die ganze Bevölkerung verlockt, sie zu betreiben; die Männer, die dazu gegriffen, verkämen dabei, der Bedarf der Spitzen sei nicht in gleichem Maße mit der Konkurrenz gewachsen; die Konkurrenz mit Belgien wirke hemmend ein, in Belgien arbeite man nach französischen und englischen Mustern und betäusche die Launen der Mode; im Erzgebirge bleibe man bei den alten, herkömmlichen Mustern ꝛc.

Nachdem unser Gewährsmann dargelegt, wie alle möglichen Aushülfemittel, wie z. B. Verschaffung neuer Absatzörter, Musterschulen ꝛc., fruchtlos bleiben müssen, kommt er zu dem Schlusse: das Beste, was gethan werden könne, sei die Ausrottung neuer Industrien auf diesen kranken Stamm. Denn ausrotten, verbieten, lasse sich das Spitzenklöppeln ja doch nicht. Eine Maschinen-Fabrication von Spitzen einzuführen, ist auf keinen Fall anzurathen; „die Maschinenspitzen-Industrie hat keinen goldenen Boden, auch sie fristet eine traurige Existenz. Wir sehen dies am Deutlichsten in England, wo man den Versuch gemacht hat, von dem Klöppelkissen theils zu der Lace-Maschine, theils zu den Lindley'schen Pointnet- oder Henthaote'schen Bobinet-Maschinen überzugehen. In Nottingham, Leicester, Wiltshire, Devonshire sind 4000 derartige, zum Theil sogar mit Dampf betriebene Maschinen im Gange und beschäftigen über 200,000 Menschen, während die Klöppelei sich nur auf wenige Ortschaften beschränkt. Aber die mit der Maschinenspitzen-Fabrication beschäftigten Arbeiter zählen, nach übereinstimmenden Berichten, zu den am schlechtestgestellten unter dem englischen Arbeiterstande, sowohl was den Lohn, als den körperlichen Zustand betrifft, auf welchen die durch das fortwährende Nadel-Einfädeln augengefährliche Beschäftigung den schädlichsten Einfluß ausübt.

„Die Schweiz, der man doch wahrlich nicht den Vorwurf machen kann, daß sie irgendwo, wo der Uebergang von der Hand zur Maschine räthlich erschienen, die Einführung der Letzteren unterlassen habe, hat sich wohl gehütet, die Spitzen-Fabrication in einen mit Maschinen beteiebenen Industriezweig umzuwandeln. Auch in der Schweiz stellt sich die Spitzenklöppelei als der am wenigsten lohnende unter den daselbst heimischen Erwerbszweigen dar, obgleich der tägliche Verdienst einer Klöpplerin noch immer drei bis vier Mal so groß, als im böhmischen Erzgebirge ist. Die schweizerische Spitzenklöppelei, deren Fabrikat, wenn es gleich mit dem belgischen nicht konkurriren kann, doch qualitativ viel höher steht, als das böhmische und sächsische, geht ihrer Auflösung immer mehr entgegen und wird, noch vor einem halben Jahrhundert eine sehr verbreitete Industrie, gegenwärtig nur noch in wenigen Ortschaften der Kantone Schwyz, Thurgau, Bern, Genf, Waadt, am stärksten nach in ihrem Mutter-Kantone Neuenburg, betrieben, beschäftigt jedoch im Ganzen nicht viel mehr als 4000 Arbeiter, während die Zahl der böhmischen Spitzenklöpplerinnen eine vielfach größere ist." — Nach der Angabe der Egerer Handelskammer, die indeß als ein sehr unzuverlässiger Gewährsmann bezeichnet wird, soll sich die Arbeiterzahl auf 40,000 bis 60,000 belaufen. Nur über drei Bezirke hat man sichere Angaben, die auf Zählung im Einzelnen beruhen: im Joachimsthaler Bezirk giebt es 2387 Spitzenarbeiter, respektive Arbeiterinnen, im Neudecker 4295, im Plattener 4000. Die Zahl der Spitzenherren aber Verleger beläuft sich auf 84 (im ganzen Gebirge), davon kommen auf den Graßlitzer Bezirk 34, auf den Neudecker 16, auf den Plattner 11, auf den Preßnitzer 10, auf den Joachimsthaler 9, auf den Falkenauer 4.

Dr Pisling schlägt nun als die geeignetste Industrie, um das Spitzenklöppeln allmählich einzudämmen, die Weißstickerei vor, eine Beschäftigung, die keine neue, veränderte Lebensweise von dem Arbeiter erfordert, in ähnlicher Weise betrieben werden kann und einen weit besseren Lohn sichert. Er beruft sich hierbei auf den Vorgang der Schweiz, wo der Mechaniker Nadler in Oberberg die von dem preußischen Ingenieur Heilmann erfundene, bereits 1835 patentirte, später von James Houldsworth in Manchester und Barbe-Schmitz verbesserte Stickmaschine derart vereinfacht hat, daß zu ihrer Leitung nicht mehr, wie bei Houldsworth, fünf, sondern nur ein Mensch erforderlich ist, und ihr Preis nicht mehr als 213 Thaler beträgt. Schon jetzt seien in St. Gallen und Appenzell allein über 200 solcher Maschinen thätig, welche an einem Tage die Arbeit von 25 Stickerinnen ersetzt. — Diese Maschine arbeitet nur in gerader Linie und im Plattstich; deshalb läßt sie neben sich der Menschenhand Raum, welcher nun blos die Vollendung der Arbeit anheimfällt. — Es wird also zur Einführung dieser Maschine und der von Stickschulen gerathen.

Ein weiteres Kapitel handelt von den kleinen Haus-Industrien: Posamentirwaaren-Fabrication, Handschuhnäherei, Strumpfwirkerei und Strohflechterei. Sodann werden in besonderen Abschnitten die darinngsweise männlichen Arbeiten besprochen: Metallwaaren-Industrie, Löffel-Fabrication, Gewehr-Fabrication, Instrumentenbauerei, Spielwaaren, Schwarzwälder Uhren; sodann die eigentliche Fabrik-Industrie, der Bergbau, Wald- und Feldkultur als Arbeitsgeber, die böhmischen Bäder, endlich die Pflege der Arbeit, Bevölkerungs-Statistik, Association, Sparkassen, Vereine, Handelskammern ꝛc.

Ein sehr interessantes Kapitel ist das über die Spielwaaren-Fabrication, als deren Stammland die Schweiz, namentlich das Berner Oberland, gelten muß. Von da ist die Holzschnitzerei nach Tirol in das Gröduer Thal gewandert; ebenso nach Bayern in den Ober-Ammergau. Gleicherweise hat sich dieser Erwerb in den schlesischen Gebirgen, im Thüringer- und Frankenwald, selbst, durch eine hochgestellte Berliner Dame dorthin verpflanzt, in der Saargegend eingebürgert. Im sächsischen Erzgebirge besteht diese Industrie seit dem siebzehnten Jahrhundert und hat in der neuesten Zeit einen hohen Aufschwung genommen; ihr Erzeugniß, das über 2000 verschiedene Artikel liefert, spielt auf den überseeischen Märkten eine große Rolle. Von daher ist sie auch in's böhmische Erzgebirge eingewandert, wo sie, ohne namentliche Unterstützung, z. B. durch Zeichenschulen, wie in Sachsen, zu finden, doch einen ziemlich bedeutenden Standpunkt erreicht hat. Einen Weltruf besitzt in dieser Hinsicht die „C. A. Müller'sche Fabrik," deren Chefs, die Herren Deibler und Reinmann, unermüdlich an der Hebung dieser Industrie arbeiten. Das Wort „Fabrik" ist indeß nicht wörtlich zu nehmen, da die Waaren selbst außer dem Hause gefertigt und in der Fabrik nur sortirt und verpackt werden, was bereits allein eine Menge fleißiger Hände beschäftigt. Der Müller'sche Preis-Courant weist nahe an 14,000 verschiedene Gegenstände nach. Nach dem Rahmaterial zerfällt die Erzeugung in Gegenstände aus Holz, Blech und Papiermaché. Die Hauptgruppen der hölzernen Spielwaaren bilden Aufstellungen, als: Soldaten, Thiere u. s. w., Bauzegenstände, Waffen, kleine Möbel, Puppen ꝛc. Die Drechselbank ist hier überall zu Hause; eine verständige Arbeitstheilung erleichtert die Fabrication. Z. B. 11 Arbeiter sind mit Anfertigung von Kinderpistolen beschäftigt; der Eine dreht blos die Läufe, der Zweite schnitzt die Schäfte, der Dritte arbeitet die Hähne, ein Vierter setzt zusammen, ein Fünfter lackirt. Diese 11 Arbeiter verfertigen wöchentlich 50 Dutzend solcher Pistolen und erhalten für's Dutzend drei Gulden.

Im Allgemeinen beträgt der Lohn für die an einem Tage gelieferte Arbeit nicht unter einem halben Gulden; selbst Kinder verdienen täglich zwanzig bis dreißig Neukreuzer.

Die einfachste Arbeit, die Dreherei, wird natürlich am Niedrigsten bezahlt, am Höchsten die Arbeit in Papiermaché, welche Geschicklichkeit erfordert und schon an die Kunst stößt, wie die Glasschleiferei im östlichen Böhmen. Diese Papiermaché-Arbeiter verfertigen die hübschesten Figuren, komische Gestalten und Gruppen, ohne je modelliren gelernt, zu vielleicht ohne je eine Illustration gesehen zu haben. Hier wäre es Zeit, eine Schule zu errichten.

Im Schluß-Abschnitte wird statistisch nachgewiesen, daß von einer Uebervölkerung des böhmischen Erzgebirges nicht die Rede sein könne, daß aber die Boden- und Besitz-Verhältnisse in der That sehr ungünstig seien. Mangel an Arbeit sei selten zu treffen, dagegen lasse sich bemerken, daß sie nicht lohnend genug betrieben werde; das Spitzenklöppeln und der Musterwerb sind auf jede Weise zu beschränken; weiter zu befördern und neu einzuführen dagegen würden sein die Stickerei, Wäsche-Fabrication, Tabletterie, Uhren-Fabrication. Fabrik-Etablissements müßten angelegt, dem Bergbau Kapitalien zugeführt, die Forstwissenschaft verbessert werden. Bisher ist freilich Vieles versäumt worden, und die Regierung kann nicht Alles thun; sie hat im Ganzen mehr für das Land gethan, als dieses für sich selbst, dabei aber auch genug unberücksichtigt gelassen. An höheren Schulen mangelt es: „Im Erzgebirge befindet sich kein Gymnasium (im ganzen nordwestlichen Böhmen nur vier, zu Eger, Brüx, Komotau und Saatz), keine Ober-Realschule (im ganzen Landstriche nur in Elbogen), nur eine Unter-Realschule, keine Gewerbeschule, keine Fachschule, kein landwirthschaftliches Institut, nicht eine einzige öffentliche Bibliothek — doch für gute Straßen hat die Regierung gesorgt, und wenn noch keine Eisenbahn zu Stande gekommen, so ist das nicht ihre Schuld, da sie wiederholt Concessionen dazu ertheilt hat.

Weiterhin wird entwickelt, was Arbeitgeber und Arbeiter für sich selbst thun können und müssen. Bisher ist noch Manches sehr zurückgeblieben, z. B. das Spartassenwesen. In ganz Oesterreich bestehen nur 22 Sparkassen, und davon kommen auf Böhmen allein 11; Böhmen steht hier zwar voran, aber doch anderen Ländern bedeutend nach. Das Versicherungswesen hat sich im Erzgebirge noch kaum Eingang zu verschaffen gewußt, weil man überhaupt von der Macht der Association noch keinen richtigen Begriff zu haben scheint.

Die Handelskammer zu Eger scheint ihrem Zwecke, örtlich sowohl, wie geistig, wenig zu entsprechen; die darin sitzenden Leute haben es nach unserem Buche noch nicht bis zur Kenntniß der Arbeitsverhältnisse gebracht, und man kann also nicht erwarten, daß Vorschläge zu Verbesserungen von ihr ausgehen sollen.

Digitized by Google

Rußland.

Fürst Dolgorukon's „Wahrheit über Rußland," in zweiter Auflage.*

Wir haben der ersten Auflage dieses Buches in unserer Zeitschrift auf das Ausführlichste gedacht. Das Buch ist die stärkste Anklageschrift gegen die russische Regierung, das russische Beamtenthum und den russischen Begriff von der Sittlichkeit des Staates, die jemals geschrieben worden. Das Buch des französischen Grafen von Custine über Rußland unter Kaiser Nikolaus, das in den Jahren 1835—1836 ein so außerordentliches Aufsehen in Europa machte, war eine harmlose Skizze, im Vergleiche mit diesem farbenreichen, grauenvollen Gemälde, das einen um so stärkeren Eindruck als Jenes macht, weil es nicht von einem mit den Dingen nur oberflächlich vertrauten Fremden, sondern von einem Einheimischen herrührt, der selbst derjenigen Klasse der russischen Bevölkerung angehört, gegen deren unglücklichen Einfluß auf den Kaiser und die Regierung die Schrift hauptsächlich gerichtet ist.

Erst im Jahre 1859 hat Fürst Peter Dolgorukon — nicht zu verwechseln mit seinem Vetter, dem russischen Polizei-Minister, Fürsten Basil Dolgorukon — seine Heimat verlassen. In der Vorrede zur zweiten Auflage seines Buches giebt der Verfasser über die Gründe seiner Expatriirung nähere Auskunft. Den Entschluß zur Auswanderung hatte er bereits im Jahre 1852 gefaßt, weil, wie er sagt, seit dem Jahre 1848 die Regierungsweise des Kaisers Nikolaus völlig unerträglich geworden war. „Die Presse war gefesselt, das mündlich ausgesprochene Wort in jedem Augenblicke bedroht und das Reisen überhaupt erschwert, während die Spionerie sich überall einschlich, die politische Polizei über ganz Rußland herrschte, die Verbannungen (nach Sibirien) nicht aufhörten, die Festungs-Gefängnisse von St. Petersburg und Schlüsselburg voll von Unglücklichen waren, welche man ohne Verhör und ohne Prozeß dort einsteckte"... Aber an die Erlangung eines Passes zur Reise nach dem Auslande war nicht zu denken. Im Jahre 1851 hatte Fürst Orlow dem Verfasser, als er seine Vermittelung zur Erlangung eines Auslands-Passes sich erbat, ihm erwidert, daß er davon dem Kaiser nichts sagen könne, indem er sicher sei, einem Refüs sich auszusetzen. Als Dolgorukov gleichwohl diese Bitte im Jahre 1852 wiederholte, ließ ihn der General Dowbelt, Unter-Chef der politischen Polizei, zu sich kommen und erklärte ihm, „daß, wenn er sein Gesuch nicht zurücknehme, er sich den größten Unannehmlichkeiten aussetze, so daß er seine Hartstarrigkeit, einen Paß zu erlangen, bitter bereuen würde." Er nahm darauf allerdings sein Gesuch zurück, von der Stunde ab stand jedoch sein Entschluß fest, auszuwandern, sich dieser entehrenden Sklaverei zu entziehen und seine Lebenstage in freien Ländern zu beschließen. Vorher mußte er aber zur Rettung seines Vermögens, mit dem er im Auslande sorgenfrei leben konnte, einige Vorsichts-Maßregeln treffen, zu deren Ausführung mindestens einige Jahre erforderlich waren. Inzwischen starb Kaiser Nikolaus, und Alexander II. bestieg den Thron.

„Dies ist," sagt Dolgorukov, „ein loyaler, guter, von den besten Absichten beseelter Fürst. Wenn er ein constitutioneller Monarch wäre, d. h., wenn er in der Lage sich befände, das Gute thun und nach den Wünschen der öffentlichen Meinung regieren zu können, ohne daß seine Umgebung in seinem Namen schaltete und Unrecht thäte, so würde Alexander II. von seinen Unterthanen angebetet und sein Name von der Nachwelt gesegnet werden." Leider sei jedoch in den Umgebungen des Kaisers nach dem Tode seines Vaters keine solche Veränderung eingetreten, daß dadurch der Geist der Regierung ein wesentlich anderer geworden wäre.

Nur in dem Einen Stücke war eine Erleichterung eingetreten, daß man jetzt eher einen Auslands-Paß erlangen konnte und daß also Fürst Dolgorukov nicht, wie er es früher, unter Nikolaus, beabsichtigt hatte, heimlich zu entfliehen brauchte. Aber den Entschluß, zu expatriiren, hielt er um so mehr fest, als nach einigen Jahren der neuen Regierung die moralischen Zustände des russischen Reiches nicht besser wurden und sich nach manchen Seiten noch verschlimmerten. Der Verfasser sagt in dieser Beziehung: „Eine moralische Anarchie, von der man sich in Europa, besonders bei den vielen lobpreisenden, von bezahlten Federn geschriebenen Büchern und Zeitungs-Artikeln über Rußland, kaum einen Begriff machen kann — ja, eine vollständige, moralische Anarchie ging von St. Petersburg aus, verbreitete sich über das ganze Reich und ergriff sogar die entfernten Provinzen, so daß heutiges Tages in Rußland Jedermann der Ueberzeugung ist, daß es an aller Energie, an jedem festen System fehlt und daß im Schooße der Regierung die vollständigste Verwirrung herrscht; Jedermann in Rußland, daß wir einer Zukunft entgegengehen, die ebenso schwer zu berechnen, als voller Gefahren ist."

Unter diesen Umständen hielt es Fürst Peter Dolgorukov, wie er sagt, für eine heilige Pflicht, dem Auslande und die Stimme der Wahrheit, und zwar der vollen Wahrheit, ertönen zu lassen. Am 14. Mai 1859 überschritt er die russische Gränze, und im April 1860 erschien in Paris die erste Auflage seines Buches: „La Vérité sur la Russie."

„Man kann sich," fügt der Verfasser hinzu, „keine Idee machen, welchen Schrecken eine Publication in französischer Sprache den Männern einflößt, welche die Umgebung des Kaisers bilden und das Hinderniß jeder Reform sind, welche nicht blos auf dem Papier steht. Das Erscheinen meines Buches erregte die Wuth, die Raserei der Camarilla von St. Petersburg, der russischen Bureaucratie und aller Derjenigen, die von den Mißbräuchen Nutzen ziehen oder eines Tages davon zu ziehen hoffen. Was diese Leute in Verzweiflung bringt, ist die Unmöglichkeit, in der sie sich befinden, den Verfasser als einen Menschen zu bezeichnen, der die Dinge, von welchen er spricht, nicht genau kennt — die Unmöglichkeit, die strenge Wahrheit der in dem Buche erzählten Thatsachen zu leugnen oder anzufechten."...

Die zweite Auflage des Dolgorukov'schen Buches ist durch Nachträge zahlreicher Notizen vermehrt, die der Verfasser, wie er sagt, während eines Aufenthaltes in England zu sammeln Gelegenheit hatte. Namentlich sind die Kapitel über den Adel, über die Leibeigenschaft und deren Emancipation, sowie das über die Branntweinpacht, bedeutend erweitert. Endlich sind zwei neue Kapitel hinzugekommen, von denen das eine die Versuche des Kaisers Alexander zur Verbesserung der Lage der Leibeigenen, sowie die Ursachen des Mißlingens dieser Versuche bespricht, während das andere von den Dissidenten der russischen Kirche, den „Raskolniks," handelt. Auch hat der Verfasser in dieser zweiten Auflage alle Persönlichkeiten Rußlands, die er früher nur angedeutet hatte, jetzt in ihren vollen Namen genannt — Grund genug, um auch denjenigen Lesern, welche die Wahrheit sonst nur sehr wenig, den Skandal aber um so mehr lieben, das Buch als eine sehr anziehende Lectüre erscheinen zu lassen.

Polen.

Französische Publizisten über Polen.*

Drei französische Publizisten haben sich hier — wahrscheinlich auf polnische Veranlassung — in einem Bändchen zusammengefunden, um ihre unmaßgeblichen Ansichten über Polen, nachdem sie dieselben bereits in der Revue des deux Mondes und sonst veröffentlicht, auch für Deutschland, namentlich aber für die Polen selbst, nutzbar zu machen. Man ist es gewohnt, daß die heutigen Franzosen, was die Freiheit im Auslande betrifft, stets die erste Trompete blasen und aller Welt ihren guten Rath antragen, während sie über nichts so schweigsam und so rathlos, als über die Freiheit in Frankreich, sind. Besonders tiefgehend, das können wir ohne Bedenken sagen, sind diese Arbeiten alle drei nicht; sie geben in einer coulanten Schreibart im Allgemeinen das wieder, was man in Paris von einem polnischen oder russischen Aristokraten hören kann. Stellenweise sind es eben blos Worte, Salongeschwätz, z. B. wenn Herr Saint Marc-Girardin Seite 9 sagt: „Ja wohl, das constitutionelle Polen hat nur fünfzehn Jahre bestanden; aber was dauert denn überhaupt heutzutage in Europa lange? giebt es nicht Dinge, die nicht einmal so lange dauern? Ihr sucht, was Polen den Tod gebracht; ich suche, was es am Leben erhalten hat."

In diesem leichtfertigen Tone geht es fort. Der berühmte französische Publizist hat sich eine Anzahl leicht zu habender Daten über die neuere Geschichte Polens verschafft und darüber seine sehr dünne Sauce gegossen. An einigen Stellen, wo er den religiösen Charakter der neuen polnischen Erhebung, das Beten und Flehen der friedlichen Volkswaffen schildert, versucht er, rührend zu werden.

Auch der zweite Artikel, von Vrignault, ist ein gelinder Panegyrikus auf die Polen, gegen Rußland, Oesterreich und Preußen, im Interesse der Nationalitätspolitik. Die Erklärungen, die wir darin von den Ver-

---

* La vérité sur la Russie, par le Prince Pierre Dolgoroukow. Deuxième édition revue et considérablement augmentée. 2 vol. Leipzig. A. Franl'sche Verlags-Buchhandlung (Herold & Lindner), 1861.

* Trois Mémoires sur la Pologne. Affaires de Pologne, par St. Marc-Girardin. Dernières événements de Pologne, par Henri Vrignault. La Pologne un siècle après le partage et l'agitation de Varsovie, par Charles de Mazade. Berlin et Posen, B. Behr, 1861.

trägen des Wiener Kongresses ꝛc. gegeben finden, kennen wir bereits aus den Reden der Polen-Fraction im preußischen Parlament.

Die dritte Abhandlung, von Mazade, ganz in demselben Gegenstande aufgehend, greift Preußen umständlicher und direkter an, als die zwei vorhergehenden; namentlich klagt er über die Infiltration des germanischen Elementes, die von der Regierung ausgehe, und macht Preußen und den Deutschen ein Verbrechen daraus.

Wir denken von unserer deutschen Sprache und Kultur nicht schlechter, als die Franzosen von der ihrigen; wenn die Franzosen unseren Stammgenossen im Elsaß eine Wohlthat zu erweisen gedenken, indem sie ihnen ihre Nationalität einimpfen wollen, so würden wir, den Polen gegenüber, dasselbe Recht beanspruchen können. Wir finden es begreiflich, wenn der Pole sich gegen den deutschen Einfluß wehrt und ihm nicht besonders zugethan ist; wenn uns aber die Franzosen darüber Vorlesungen halten wollen, so müssen wir sie bitten, vor ihrer eigenen Thüre zu fegen. Wollen sie uns Elsaß und Lothringen herausgeben, so wird sich vielleicht auch Deutschland bewegen lassen, Polen wiederherstellen zu helfen. Wie schwer die Hand des Kaisers Nikolaus auf Polen gelastet hat, welchen Zwang die an so große Ungebundenheit gewohnte Nation ertragen hat, wissen wir in Deutschland so gut und besser, als die Franzosen; wir gönnen den Polen gewiß alles Gute und wollen ihnen zu normalen, gesunden Zuständen herzlich gratuliren; aber eben weil wir es mit Polen gut meinen, möchten wir es vor dem französischen, nach Napoleonischer Pfeife tanzenden Nationalitäts-Schwindel, der in Polen höchstens eine neue Anarchie hervorrufen könnte, bewahrt wissen.

Deutschland und das Ausland.

Die Abstammung des Hauses Habsburg.

Genealogische Forschungen erfreuen sich bei der vorherrschenden Strömung unserer Zeit nicht gerade einer besonderen Begünstigung von Seiten des Publikums, haben aber nichtsdestoweniger ihre zahlreichen stillen Liebhaber. Für diese, wie auch für die Geschichtsschreiber von Fach, wird die Schrift, die uns eben vorliegt, von Interesse sein: „Studien über den Ursprung des österreichischen Kaiserhauses, von Dr. Legis Glückselig.“*

Man weiß, wie schwierig über einen gewissen Punkt hinaus diese Forschungen selbst bei den erlauchtesten Herrscher-Familien zu sein pflegen, und welche andere Motive sich häufig hineinmischen, die nicht streng geschichtlicher Natur sind. Die adeligen Genealogien alter und neuer Zeit machen sich häufig durch das Streben der Heraldiker verdächtig, dem Geschlechte, in dessen Dienste sie ihre Kräfte verwenden, einen möglichst glänzenden Ursprung zuzuweisen, und bei stellenweise lückenhafter oder ganz fehlender Ueberlieferung jene Konjekturen zu machen, die sich als die glänzendsten am Meisten empfehlen. Früher verfuhr man genialer; zu Kaiser Maximilian's Zeiten, dem, wenn wir nicht irren, sein Hofnarr, Kunz von der Rosen, die Schätze seiner Gelehrsamkeit aufthat, war es ein Leichtes, den Stamm der Habsburger bis auf die Arche Noah's zurückzuführen, und auf diesem Wege alle Großen des Alterthums, Konstantinus, Maximinianus, Julius Cäsar, Alexander den Großen, Darius, Cyrus, Nebukadnezar ꝛc. an einen Faden aufzureihen, bis man richtig auf dem Berge Ararat anlangte und die Patriarchen Japhet und Noah als Ahnherren begrüßte.

In neuerer Zeit, seitdem man „kritische Geschichte“ schreibt, thun freilich die Historiker, diese Unholde, welche so viele alte Königreiche, die Könige von Alba, die Vorfahren der Merovinger, Pharamund, Frankus, Paris ꝛc. vertilgt haben, dem Geschäfte der Genealogen und Heraldiker einigen Eintrag, und dieselben haben sich bequemen müssen, etwas vorsichtiger zu verfahren; indeß bleibt dem guten Belieben doch immer noch ein gewisser Spielraum frei.

„Unter allen europäischen Regentenhäusern,“ schreibt Klüber, „ist das kapetingische das einzige, welches mit einem Geschlechts-Register bis zu der Mitte des neunten Jahrhunderts hinauf vor dem Tribunal der historischen Kritik nothdürftig die Probe zu bestehen vermag. Bis in die zweite Hälfte des zehnten Jahrhunderts gelingt es dem Hause Habsburg; und nur bis in das elfte vermögen es die ältesten nach ihm, die Häuser Savoyen, Braunschweig, Baden, Lothringen und Großbritannien. Alle anderen erreichen mit gehörig dokumentirten Geschlechts-Registern höchstens das zwölfte Jahrhundert.“

Es ist allgemein bekannt, daß Rudolph von Habsburg den Thron des deutschen Reiches nur erlangte, weil die großen Reichs-Vasallen einen möglichst machtlosen Herrscher darauf sehen wollten. Die ursprüngliche Hausmacht der Habsburger beschränkte sich auf einige Grafschaften — eigene Güter und Rechte, Komitate, Schirmvogteien und Lehen im helvetischen Burgund, in Ober-Schwaben, im Breisgau und Elsaß. Eine Rolle in der Geschichte haben seine Vorfahren nicht gespielt, und die Geschichte des Geschlechts wird daher in ziemlich bedeutungslosen Ereignissen verlaufen. Wer hier forschen will, wird sich tief in alte Chroniken, Stiftungs-, Belehnungs-, Schenk- und sonstige Urkunden einlassen müssen.

Im Jahre 1737, zur Zeit, wo die letzte Habsburgerin, Maria Theresia, den Herzog von Lothringen geheiratet, und somit diese Familie in die Reihe trat, gab der damalige kaiserliche Historiograph, P. Marquard Hergott, Probst und Mitglied der Abtei St. Blasius im Schwarzwalde, eine Genealogie des Hauses Habsburg heraus, worin er die gemeinschaftliche Abstammung beider alten Geschlechter auf die ältesten bekannten Herzöge von Elsaß zurückführte und sie von Herzog Ettiche I. und seinen Söhnen Adalbert und Etiche II. ableitete. Man nennt diese Herleitung das Ettichonische System. J. D. Schöpflin billigte dieses im Allgemeinen (Alsatia illustrata. Kolmar 1751, Mannheim, 1772) und gab viele neue Urkunden heraus. Außerdem schrieben hierüber General Baron zur Lauben, Escher (Encyklopädie von Ersch und Gruber, Habsburg), namentlich aber Richard Röpell (die Grafen von Habsburg, Halle 1832), der den ganzen Bau der früheren Genealogen umzustoßen versuchte, indem er nachwies, daß die Abstammung der Habsburger von einem gewissen Luitfrid, Erneuerer des Klosters St. Trudbart, nicht zugegeben werden könne. Später hat noch der unglückliche Fürst Lichnowsky über diesen Gegenstand geschrieben, dessen Ansichten von unserem Verfasser indeß nicht sehr stichhaltig befunden werden.

Was die vorliegende Arbeit des loyalen Verfassers betrifft, so sind wir natürlich außer Stande, den Werth derselben zu beurtheilen und in die zahllosen Einzelnheiten einzugehen. Der gute Wille, die Häuser Habsburg und Lothringen in alter, fränkischer Zeit im Elsaß zusammenzubringen, ist unverkennbar und vielfach ausgesprochen. Dem Buche sind drei genealogische Tafeln angehängt, welche die Ergebnisse der Untersuchung enthalten. Danach wäre Rudolph von Habsburg's zehnter Vorvater Guntram der Reiche, begütert im Breisgau und Elsaß, der aus den Jahren 952, 959 und 972 erwähnt wird, also ein Zeitgenosse Kaiser Otto's I.

Auf der dritten Tafel wird derselbe durch Hugo III. in Egisheim (902) aus der lotharingischen Geschlechtsreihe abgeleitet, deren Stammheer Etiche I., Sohn Ludarich's, Gemahl der Bereswinda, 660 n. Chr. dux und 672 — 684 exactor fisci (Ober-Steuereinnehmer) Theodorich's III. war.

Die Geschichtsforscher mögen prüfen, ob das Gebäude haltbar ist; denn hier hängt die Haltbarkeit sehr oft von einem einzigen Steine ab, der aus dem Gefüge genommen wird.

Mannigfaltiges.

— Die Aufgaben Deutsch-Oesterreichs.* Der patriotische Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift hat sehr richtig erkannt, daß Oesterreich von dem Augenblicke an, wo es ein constitutioneller Staat wurde, aufhören mußte, in seiner auswärtigen und namentlich in seiner deutschen Politik die alten, jesuitischen Praktiken gegen die Freiheit der fremden Völker und gegen die deutsche Einigkeit zu üben. Es ist ein schreiender Widerspruch, wenn neben dem Wiener Reichsrath, in welchem Herr von Schmerling die freisinnigsten Reden hält, in der Wiener Hof- und Staatskanzlei Graf von Rechberg fortfährt, so undeutsche, freiheitsfeindliche Noten zu schreiben, wie diejenigen, die er erst wieder im März d. J. in der unglückseligen, kurhessischen Angelegenheit erlassen hat. Ja, wie ist es möglich, daß derselbe Diplomat, der im Jahre 1850 der Anführer der Strafbayern und der Exekutor des Bundestages gegen die gesetzestreuen und nur das strenge Recht vor Augen habenden Richter Kurhessens war, jetzt noch Minister der auswärtigen Angelegenheiten des

* Nebst drei historisch-genealogischen Tafeln. Prag, Kober & Markgraf.

* Die Aufgaben Deutsch-Oesterreichs nach dem 26. Februar 1861. Wien, J. Klemm.

conſtitutionellen Oeſterreich ſei? So lange dieſer ſchreiende Widerſpruch nicht beſeitigt worden, iſt auch an ein inniges Zuſammengehen Deutſchlands und Oeſterreichs nicht zu denken, und ſind die Aufgaben, welche Deutſch-Oeſterreich ſeit dem kaiſerlichen Patent vom 26. Februar 1861 ſich geſtellt, nicht zu erreichen. Als dieſe Aufgaben aber bezeichnet der Verfaſſer vor Allem: „Erweckung, Förderung und Ausbildung eines deutſch-nationalen Bewußtſeins, ſowie geiſtige Einigung mit Deutſchland."

— „Die katholiſche Preſſe Deutſchlands." Ein unter dieſem Titel bei Herder in Freiburg erſchienenes Schriftchen giebt aus ultramontaner Feder eine Ueberſicht der jetzt in Deutſchland in ſpecifiſch katholiſchem Sinne wirkenden Literatur-Kräfte. Es fehlt dabei natürlich nicht an obligaten Schmähungen auf nicht-katholiſche Tendenzen der Literatur, namentlich auf Freimaurer und auf Juden. Es iſt jedoch immerhin intereſſant, über einen ſonſt nur wenig bekannten Zweig unſerer Literatur, dem eine gewiſſe Fruchtbarkeit nicht abzuſprechen iſt, hier vollſtändige Auskunft zu erhalten. Wir entlehnen der Schrift daher die nachſtehenden Notizen:

„Es iſt keineswegs mehr nothwendig," ſagt der Verfaſſer, „in's akatholiſche Heerlager zu gehen und dort ſich den Stoff für unſere Leſerwelt zu holen. Der Münchener Verein zur Verbreitung guter katholiſcher Bücher hat gute Werke in Umlauf geſetzt; der Borromäusverein in Bonn liefert das Beſte der katholiſchen Literatur um billige Preiſe; er ſoll ja nicht einſeitig werden und nicht zu viele ſtreng wiſſenſchaftliche Werke übernehmen, ſchon deshalb, damit der Zoen der Buchhändler nicht zu groß wird; auch die Mechitariſten-Congregations-Buchhandlung in Wien hat eine reſpektable Anzahl von Werken gedruckt, obwohl ſie viel energiſcher in den öſterreichiſchen Buchhandel hätte eingreifen können. Die ausgezeichneten Romane der edlen ſpaniſchen Dame Fernan Caballero (funfzehn Bändchen), wie die beliebten Romane des patriotiſchen Flomlönders Conſcience fehlen nicht mehr in unſeren Volksbibliotheken. Die Sammlung der Schriften engliſcher Autoren iſt auf das neunzehnte Bändchen geſtiegen; es iſt zwar nicht Alles klaſſiſch was darin ſteht, aber Manches iſt vortrefflich, Vieles ſehr gut. Immerhin thäten wir in Deutſchland beſſer, ſelbſt mehr Originelles zu ſchaffen, uns mehr den eigenen Gedanken und den nationalen Eingebungen zu überlaſſen und uns nicht immer vor fremden Autoritäten blindlings zu beugen. Der deutſche Genius hat zum Mindeſten ebenſo große Hülfsmittel, als der engliſche. Wo zu viel überſetzt wird, iſt das ein Zeichen, daß man keine neuen Münzen ſchlagen kann, und man beingt deshalb die alten in Umlauf. Für das höhere Talent iſt Nachahmung eine Geißel.

„Katholiſche Dichtung wird von Jahr zu Jahr großartiger. Gräfin Hahn-Hahn ſchreibt Tendenzromane, die von gewaltiger Wirkung ſind und raſch in mehrere Sprachen überſetzt werden. Auch Hermann Geiger, Amara George, Lautenſchlager, Pflanz, Overhage wirken für die Jugend durch geiſtreiche Schriften. Wir beſitzen nicht blos eine erhebliche Anzahl von Hand- und Lehrbüchern für Profan- und Kirchengeſchichte, auch für die Populariſirung der beiden Disciplinen iſt durch Hepp, Stiefelhagen und Schöppner Manches geſchehen. Bumüller's Bücher dringen in die weiteſten Kreiſe. Wir haben vier größere encyklopädiſche Werke, zum Handgebrauch trefflich geeignet. Das Kirchenlexikon von Aſchbach in ſechs Bänden enthält viel Gutes. Das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte in zwölf Bänden, in vielen Tauſenden von Exemplaren in der katholiſchen Welt verbreitet, iſt als ein Ereigniß in der Literatur zu betrachten, hat einem ähnlichen Unternehmen in außerkirchlichem Kreiſe zum Vorbild gedient, wird ſeit einigen Jahren in's Franzöſiſche überſetzt und bringt in Frankreich deutſche Wiſſenſchaft zur Geltung. Das Freiburger Converſationslexikon zeichnet ſich durch Vollſtändigkeit und richtige Anſchauungen aus; die Manz'ſche zwölfbändige Encyklopädie wird zu ihrem Vortheile eben umgearbeitet.

„Nicht den letzten Rang in der katholiſchen Volksliteratur nehmen die Kalender ein: von Kolping, der den Volkston mit dem reinſten Verſtändniß trifft; von Stolz, der für alle das Vorbild geworden; von Weiſenburger, Jarich, Jochom, der rheiniſche Volkskalender, Einſiedler-Kalender und Münchener Nordlichtkalender.

„Die katholiſche Literatur hat in der erſten Epoche der Reſtaurationsperiode Anerkennenswerthes geleiſtet; ſeit zwölf Jahren beſonders iſt es auf allen Gebieten beſſer geworden. Wir dürfen nicht ſtehen bleiben. Benutzen wir die gewonnenen Reſultate, um die noch übrigen Lücken auszufüllen, arbeiten wir nach einem wohl überlegten Plane und das literariſche Leben des katholiſchen Deutſchlands wird ſich verjüngen und kräftigen.

„Es iſt nicht genug, daß für die Tages-Journaliſtik und die periodiſche Preſſe die nöthige Anzahl von Blättern vorhanden ſei, es muß auch die Qualität mit der Quantität harmoniren. Dies iſt der Fall, wenn gewandte, geſchulte und allzeit ſchlagfertige Publiziſten an der Spitze der größeren, wie kleineren Blätter ſtehen, wenn die Zahl der Abonnenten eine ſo bedeutende iſt, daß alle katholiſchen Kreiſe nur durch eigene Organe beſorgt werden, und dieſe, dadurch finanziell gut geſtellt, viele gediegene Korreſpondenten unterhalten können, die allmählich die breite Langweiligkeit aus unſeren Blättern verbannen."

— Die heilige Schrift in der Herero-Sprache. Du Forſcher auf dem afrikaniſchen Sprachgebiete werden darauf aufmerkſam gemacht, daß der Miſſionar Hugo Hahn, Verfaſſer der durch die Berliner Akademie im Jahre 1857 herausgegebenen Grammatik und eines damit verbundenen Wörterbuches der Herero-Sprache, gegenwärtig eine erweiterte bibliſche Geſchichte, zum großen Theil genaue Ueberſetzung einzelner Abſchnitte der heil. Schrift des A. und N. Teſtaments in derſelben Sprache drucken läßt. Es iſt das Werk mit 150 meiſt ſehr guten Holzſchnitten, welche zum Theil in den Text gedruckt ſind, illuſtrirt, und wird etwa 33 Bogen ſtark werden. Im Anfange Juli wird es vollſtändig erſchienen ſein, und der Debit der für den Buchhandel beſtimmten Exemplare durch C. Bertelsmann in Gütersloh beſorgt werden.

— Wie man in Frankreich das *Gaudeamus igitur* überſetzt. Die Revue d'Alsace, eine wiſſenſchaftliche, in Colmar erſcheinende Zeitſchrift, veröffentlicht in ihrem neueſten (Juli) Hefte eine Reihe deutſcher Gedichte in franzöſiſcher Ueberſetzung, von Ch. Berdellé, von der wir es uns nicht verſagen können, eine Probe mitzutheilen. Der Original-Text war leider dieſer ſonderbaren Uebertragung nicht beigegeben — wir führen ihn aber zum überſichtlichen Vergleiche mit an:

Gaudeamus igitur.

Chanson des étudiants **allemands**.

Dixième Vers.

Vivat academia,	À nos doctes Facultés,
Vivant professores,	À ces puits de science,
Vivat membrum quodlibet,	Toutes les prospérités,
Vivant membra quaelibet,	Gloire en abondance;
Semper sint in flore!	Vivent tous nos professeurs,
	Ainsi que leurs auditeurs,
	Espoir de la **France**!

Sichſter Vers.

Vivant omnes virgines,	Bavons au pays, à ceux
Facites, Fermesae!	Qui par leur vaillance,
Vivant et malieres,	Ornent de rayons glorieux
Tenerae amabites,	Le nom de la **France**;
Bonae, laboriesae!	A son drapeau redeaté
	Symbole de la liberté
	Et d'indépendance!

Wir überlaſſen es jedem Franzoſen gern, ſein Vaterland in Liedern zu verherrlichen; aber dieſe Glorificotion durch Verdrehung unſerer Volkslieder in dieſem Sinne deutſchen Studenten in den Mund legen zu wollen, — dogegen möchten wir uns doch entſchieden verwahren. C. S.

— Von Wien nach München.* Von „Lloyd's Illuſtrirter Reiſebibliothek" iſt das ſiebente Bändchen „Von Wien nach München" erſchienen und, wie ſein Vorgänger, elegant ausgeſtattet. In der erſten Abtheilung wird die Eiſenbahnfahrt von Wien nach Linz, in der zweiten die Donaufahrt von Linz nach Wien, in der dritten die Eiſenbahnfahrt von Linz nach Salzburg, in der vierten die von Salzburg nach München, in der fünften die Donaufahrt von Paſſau nach Linz von Station zu Station, nebſt allen Merkwürdigkeiten und Naturſchönheiten der ganzen Gegend in anziehendſter Weiſe beſchrieben. Der Touriſt kann mit dieſem Führer in der Hand das ganze obere Donaugebiet und das prachtvolle Alpengebiet des Salzkammergutes auf's Bequemſte und Billigſte bereiſen. Drei kleine Eiſenbahnkarten, fünf Stahlſtiche und vierunddreißig Holzſchnitte zeigen ihm dabei die lohnendſten Partien und die vornehmſten Sehenswürdigkeiten auf dieſer Tour. Genaue Fahrpläne und Preistarife bilden die zur Orientirung nöthige Zugabe.

* Triest, literaeiſch-artiſtiſche Abtheilung des Oeſt. Lloyd, 1861.

J. L.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Gieſecke & Devrient.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auf der Hofbuchhandlung von Lehmann, Ritterstraße Nr. 41) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Bestellungen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, sowie alle Sendungen, Briefe, Manuscripte etc. sind an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn H. Behr's Buchh., Mauerstr. Nr. 27,
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postvereine portofrei geliefert wird.

№ 33. Mittwoch, den 14. August 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Belgien. Seite

Kirchliche Zustände des Landes 385

England.

Der große „Strike" der Bauhandwerker in London 387
Milton's Komus 389

Frankreich.

Eine chemische Entdeckung. Das organische Leben im Gährungsprozeß . . „
Einige neue Erscheinungen der Roman-Literatur. Madame Colgnet und Adrien Robert 390

Nord-Amerika.

Bekenntnisse eines Mediums 391

Deutschland und das Ausland.

Zur Geschichte der Erziehung. Anschauung der christlichen Volksschule . . 393

Mannigfaltiges.

Die bevorstehende Monarchen-Zusammenkunft in Chalons 395
Der Herzog von Gotha und sein Volk . . . . . „
Jacob Grimm, Leopold Scheier und Karl v. Holtei 396
Turnfest und Jahn-Denkmal . . . . . „
Deutsche Bibliothek . . . . . „
Liwadas' Logik . . . . . „
Ueber den Ursprung der Sitten . . . . . „

Belgien.

Kirchliche Zustände des Landes.*

Diejenigen, welche in das Reich des Geistes einen fertigen Kanon mitbringen, der als absoluter Maßstab mit rücksichtsloser Strenge angelegt wird, vergessen gewöhnlich, daß der allwaltende Gott seiner Menschheit einen allgegenwärtigen Trost gespendet hat, der eben darin besteht, daß die Wirklichkeit des leibhaftigen Lebens nur den ihr selbst eigenthümlichen Vernunftgesetzen sich fügt, und jeden noch so hoch gespannten Anspruch auf Alleinberechtigung in die Schranken unüberwindlicher Sachlagen verweist. Je weiter die Kultur fortschreitet, desto deutlicher tritt diese objektive Wahrheit hervor. War im Mittelalter das Uebergewicht einer Priester- oder Kriegerkaste noch eine Möglichkeit, so ist es im Laufe der neuern Zeit und vollends im 19. Jahrhundert ein Unding geworden. Der Zweifel, den man zum Theil mit Recht beargwöhnt, der aber dennoch seine nothwendige Stelle in den Plänen der Vorsehung einnimmt, hat mit unwiderleglicher Schärfe dargethan, daß jedwede Autorität nur insoweit sich behaupten kann, als ihr Antheil an der allgemeinen Vernunft der Dinge reicht und so weit sie ein Bedürfniß für die Menschheit. Selbst die Diener einer speziellen Offenbarung der Gottheit müssen dieses Weltgesetz anerkennen. Da hilft kein Sträuben, das Schwert der unparteiischen Gerechtigkeit ist stärker, als menschlicher Hochmuth.

Freilich, das Priesterthum der fertigen Seelenschätze, d. h. der kanonischen Satzung, hat bis zur Stunde jener objektiven Lebensbedingung mit merkwürdigem Geschick und wunderbarer Geschmeidigkeit zu trotzen verstanden, und wenn gleich hundertmal durch die Thatsachen geschlagen, im hundertsten Falle die ganze Gluth seiner Hoffnungen wieder angefacht. Alle Wendungen des Schicksals sind nicht in demselben Grade ungünstig, einige werden vielmehr entschieden günstig sein: es gilt nur abzuwarten und die Gelegenheit zu ergreifen! Und die Gelegenheit hat sich geboten! Der Zeitgeist in seinem verschwenderischen Freisinn forderte oder schien wenigstens auch die Freiheit der Kirche vom Staate zu fordern; diese Ströme des Liberalismus mußte man benutzen, und man konnte unter den Fittigen constitutioneller Grundrechte eine Stellung erlangen, wie sie unter dem absoluten Regimente von Gottes Gnaden und selbst unter dem Feudal-Regimente nur zu den idealen Träumen der Hierarchie gehört hatte. Sollte das Individuum aller Bevormundung überhoben sein, so mußte die „moralische Person" der Kirche, schon um der Gewissensfreiheit willen (!!) doppelte Freiheit genießen. Also unbeschränkte Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche, keine Einmischung, keine Aufsicht des Staats, kein Appell vom geistlichen an den weltlichen Richter, freier Verkehr der Kirchen-Organe unter sich und mit dem Oberhaupte der Kirche, keine Kirchenhoheit des Staates, kein Placet der Fürsten, überall Freiheit, nichts als Freiheit! — Zwar heißt es gerade römisch: summum jus, summa injuria und ebenso dürfte man sagen: summa libertas, summa servitus! Die absolute Freiheit, wenn sie möglich wäre, gäbe die scheußlichste Knechtschaft durch Willkür!

Est modus in rebus, sunt certi denique fines

Die Gunst des launenhaften Glücks lächelte der Kurie über Erwarten. In Belgien fand sie das gelobte Land ihrer Zukunftsträume, zwar klein, aber wohlgelegen zwischen Frankreich und Deutschland. Der römische Klerus von Flandern und Brabant hatte genau gewußt, was er wollte, als er 1830 die Lostrennung der südlichen Provinzen von dem ketzerischen Reich der Niederlande mit seinen „Hervormden," um Legitimität und Königsmacht unbesorgt, betrieb; ihm winkte die Siegespalme der „Kirchenfreiheit" und der alten Herrschaft über die Massen des vlamischen und wallonischen Volkes. Dicht eingehüllt, bis zur Unkenntlichkeit, in die Falten des dreifarbigen Banners, ging der Ultramontanismus ohne Scheu dem ersehnten Ziel entgegen und eroberte, im Sturm der allgemeinen Begeisterung für Freiheit der Einzelnen und der Corporationen, die Artikel 14 und 16 der Constitution vom 25. Februar 1831. Auch die Freiheit, geistlich bevormundet zu werden, erkannte man hier als ein Urrecht der Belgier an, indem die völlige Freiheit der Kirche von der Staatsgewalt, der unbedingt freie Verkehr des Klerus unter sich und mit dem römischen Stuhle und die völlige Abschaffung des Placets (d. i. der Genehmigung geistlicher Erlasse durch die weltlichen Behörden, vor deren Publication) feierlich gewährleistet wurden.

Was man mit diesen Bestimmungen gewonnen hatte, kam erst nachträglich zum Bewußtsein. Aber es kam zum Bewußtsein! Es entspann sich gar bald, und in keinem Lande heftiger als in Belgien, ein Prinzipienkampf Mann gegen Mann zwischen den Liberalen und den Klerikalen. Die Maske des Liberalismus, welche die Priesterschaft in der Stunde der Revolution vor's Antlitz genommen, entsank ihr in den praktischen Fragen der Fortentwickelung des Staatswesens, in denen der Klang schöner Theorien oft schmählich verhallt. Die römische Geistlichkeit mußte nun heraussagen, was sie im Einzelnen positiv wollte und da konnte nicht geheim bleiben, wie sie mit der Denkungsart des Jahrhunderts im schneidendsten Widerspruch stand. Der Name „Liberale" kehrte zu denen zurück, welche ihrer Anschauung nach allein ihn verdienen konnten, und das reactionaire Element des Ultramontanismus hob sich gegen das liberale in scharfen Umrissen ab. Warum unterlag nicht die Priestervartei sofort nach Enthüllung ihres Wesens? Wie konnte sie mehrmals ein Ministerium De Decker oder De Theux an's Ruder fördern? Das Geheimniß liegt darin: der Klerus hatte in Folge der Artikel 14 und 16 ein hohes Interesse an der Verfassung, und also beharrte er klüglich und grundsätzlich auf dem Boden der Verfassung. Auf dem ge-

* Van Espen, Etude historique sur l'Eglise et l'Etat en Belgique par F. Laurent. Bruxelles, Leipzig, Paris, 1860. Vgl. Nr. 16 des „Magazin" vom 17. April 1861 in dem Artikel „Feudalismus und Kirche."

setzlichen Boden eine berechtigte Macht, kämpfte die Kirche nicht sowohl zum Zwecke der Erschütterung des Staatsgebäudes, als in der Absicht, alle Räumlichkeiten desselben möglichst unzerstört für ihren Nutzen in Beschlag zu nehmen. Daß dieses Streben doch schließlich auf die Erschütterung des Staats- und Rechtsbestandes hinauslaufen muß, blieb freilich ebenfalls kein Geheimniß.

Jeder historische Prinzipienkampf erringt uns ein neues Feld politischer Einsicht. Auch der große Kampf zwischen Kirche und Staat, der in Belgien, unter den ungünstigsten Verhältnissen auf Seiten des Staates, geführt wird, hat uns vm wichtige Erfahrungen bereichert. Der in diesen Blättern mehr erwähnte Professor Laurent hat einen Schatz von solchen Erfahrungen Belgiens (einige wurden vom Verfasser selbst bitter erkauft) in seinen „Van Espen" betitelten Studien über Kirche und Staat in Belgien niedergelegt. Man wird erstaunt fragen, woher der Titel „Van Espen?" Antworte ich: Van Espen war der berühmteste, belgische Kanonist im achtzehnten Jahrhundert, so wird man immer noch verwundert sein, diesen Namen an der Spitze einer Abhandlung über kirchliche Zustände des heutigen Belgiens zu finden! Indessen, man gebe sich zufrieden und glaube der Versicherung, daß Herr Professor Laurent sehr weise gehandelt hat, indem er seine Beobachtungen an den hochberühmten belgischen Namen van Espen knüpfte. Van Espen, die unerschöpfliche Quelle selbst der ihm feindlichen Kirchenrechtslehrer, ist der Typus des altbelgischen Gallicanismus, der zwar im Klerus erloschen, aber in der Magistratur noch tausend Anhänger zählt; van Espen hat sich in der ausführlichsten Art und stets als belgischer Patriot über all' die Gegenstände verbreitet, welche die zwischen Kirche und Staat brennenden Fragen enthalten; van Espen ist also ein Spiegel belgischer Vergangenheit für die Bürger der Gegenwart, unter denen eine leider sehr zahlreiche Partei ihr Vaterland Belgien über die geistliche Heimat des römischen Priesters vergessen hat! So ist es wahrlich höchst zeitgemäß, an van Espen zu erinnern, während man die heutigen Uebelstände und Fehler darlegt.

Kirche und Staat, allerdings ein äußerst zärtes Verhältniß! Wer dasselbe berührt, wird wenig ausrichten, wenn er in abstrakt-philosophischer Manier verfährt; man hat zwei gewaltige Glieder als Gegebenes vor sich, man muß sie in ihrer concreten, d. h. geschichtlichen Wirklichkeit fassen. Herr Laurent reißt uns sofort aus dem Reich der abstrakten Begriffe auf den praktischen Boden der historisch gewordenen Welt. Wie ist diese Welt geworden? Hat sich das jetzige Verhältniß zwischen Kirche und Staat nicht aus den großen historischen Kämpfen zwischen Papstthum und Fürstenmacht entwickelt? Wer ist aus dem Streite als Herr des Erdballs hervorgegangen; ist der Pontifex jener Universal-Monarch, vor dem sich alle Könige der Christenheit zu beugen haben? Mit dieser Erwägung, welche unmittelbar die Entscheidung in's Auge faßt, muß die Arbeit beginnen.

Die Souveraenetät des Staates ist in ihrem innersten Wesen verletzt, wenn ein ausheimischer Monarch den Anspruch erhebt, eine direkte oder indirekte Gewalt über die Staatslenker ausüben zu dürfen. Nun hat aber der Papst das Richtschwert in den geistlichen Dingen, er herrscht über die Seele; schließen also die Ultramontanen nicht richtig, wenn sie sagen: gleichwie die Seele über den Körper herrscht, deren Organ er lediglich ist, so throne die geistliche Macht über der weltlichen, die weltliche sei der Kirche untergeordnet! In der neuern Zeit haben zwar die Jesuiten dieser ultramontanen Theorie eine mildere Form gegeben; ihr berühmtester Publizist, der Kardinal Bellarmin, schrieb dem Papste in weltlichen Sachen nicht eine direkte, sondern blos eine indirekte Gewalt zu; jedoch diese Mäßigung der Doktrin lag nicht in den Absichten und Ansichten Roms, und Sixtus V. ließ den Traktat Bellarmin's über die Macht des summus pontifex auf die Liste des Index der verbotenen Bücher setzen, indem er eine glühende Vertheidigung des Papstthums wegen übriger „Inkorrektheit" noch für ketzerisch erklärte. Der römische Hof macht nach wie vor den Anspruch der Herrschaft über den Staat!

War Bellarmin zu bescheiden gewesen, der gelehrt hatte, der Papst könne über Königreiche verfügen, Könige absetzen, die Völker des Eides der Treue entbinden, die bürgerlichen Gesetze kassiren, die Rechtshändel vor seinen Richterstuhl ziehen, dann lebt in Roms Tradition eine so ungeheure Machtvorstellung, daß kein Staat daran denken kann, derselben Genüge zu thun. Sieht man unter solcher Voraussetzung das Verlangen nach Kirchenfreiheit und Trennung der Kirche vom Staate, so hat man alsbald ein ziemliches Bild von dem, was das Endziel der ultramontanen Bewegung ist. Nichts anderes als die Unterwerfung des Staates unter die Kirche, der das weltliche Schwert zum Werkzeug dient, nichts anderes, als die Vernichtung des Staates, die auch der ultramontane Professor Ferdinand Walter (zu Bonn) im Jahre 1856 in dürren Worten verkündigte, als er die Existenz eines Dinges, das „Staat" heißt, dem lebendigen Institut der Kirche gegenüber in Abrede stellte. „Herrschaft der Kirche" ist der wahre Sinn der wohltönenden Losung „Freiheit der Kirche," denn was ist nach der unabänderlichen Lehre der Jesuiten der Inhalt der Kirchenfreiheit? Folgen wir Herrn Laurent, der definirt: „die Freiheit der Kirche besteht darin, außerhalb des Staates zu sein," so gehört zum Inhalt derselben vor Allem die Unabhängigkeit vom weltlichen Arm, die sogen. „Immunität;" die Geistlichen sind weder den Gesetzen, noch der Gerichtsbarkeit des Staates unterthan, nicht den Fürsten, sondern allein der Kirche, d. h. dem Papste Gehorsam schuldig; sie empfangen ihre Gesetze, die für alle Staaten maßgebend sind, von Rom; sie brauchen nur vor dem geistlichen Richter zu erscheinen, selbst wegen Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates! Trotz der Stellung außerhalb des Staates fordert die klerikale Theorie für die Kirche eine Masse ansehnlicher Privilegien, Freidrung der Kirchenämter in Grundbesitz, vom Armen den drückenden Zehnten, der wahrhaft ein Ruin für den Ackerbau, während die Kirche selbst Steuerfreiheit in Anspruch nimmt. Das sind nicht etwa ideale Wünsche, sondern positive Befugnisse nach göttlichem Recht.

Im Hinblick auf diesen Kanon des Ultramontanismus erwäge man die Lage eines Staates, wie Belgien, der unter 4½ Millionen Einwohnern kaum 10,000 Protestanten und das beneidenswerthe Glück besitzt, die Freiheit der Kirche zu seinen Grundrechten zu zählen! L'entente est ma disenr (die Auslegung steht beim Redner), heißt ein französisches Sprichwort; man bedenke, die „Freiheit der Kirche" ist von der klerikalen Partei in die Verfassung Belgiens gebracht! Mit der unbefangensten Miene hatte bei der Diskussion der Verfassung Hr. Rothomb den geistreichen Satz ausgesprochen: „Zwischen dem Staate und der Religion bestehe so wenig Zusammenhang, als zwischen dem Staate und der Geometrie!" Seltsame Entdeckung auf dem Felde der Thatsachen! Die gemeine Erfahrung lehrt, daß Staat und Religion, aber was in katholischen Ländern dasselbe ist, Staat und Kirche tagtäglich einander begegnen, und wie wird diese Bewegung ausfallen, wenn Theorien von der oben erwähnten Beschaffenheit in der Kirche walten? Wird der Staat, wenn ein Hirtenbrief die Unterthanen zum Widerstand auffrut, die Arme kreuzen und sagen: „Ach was, geometrische Frage, das geht mich so viel an, als das Hypotenusen-Quadrat"? Der belgische Episkopat ergänzt sich nicht durch Wahl, sondern durch Ernennung von Seiten des Papstes, der niedere Klerus hängt gänzlich von den Bischöfen ab; folglich ist die belgische Kirche in den Händen des Papstes, und wird sich nothwendig ultramontan fühlen und zeigen. In Wirklichkeit hat die ultramontane Richtung beim belgischen Klerus einen solchen Aufschwung genommen, daß kein einziger Lehrer der Theologie oder des kanonischen Rechtes wagen dürfte, Meinungen von so gallikanischer Färbung zu vertheidigen, wie sie im 17. Jahrhundert, unter spanischem Regiment, auf der katholischen Universität Löwen offen bekannt wurden. Van Espen, der aus der Schule jenes Zeitalters hervorgegangen, ist der ungeheueren Mehrzahl des belgischen Klerus ein Gegenstand des Abscheues; er hatte die Souverainetät des Staates bewahren wollen, statt der Alleinherrschaft der Kirche das Wort zu reden; darum ist einer der größten Kanonisten, die je gelebt, bei vielen seiner eigenen Landsleute übel berüchtigt! Nachdem eine so radikale Umwälzung in den Ansichten der Geistlichen über ihr Verhältniß zum Staate gefolgt ist, läßt man den Staat waffenlos abwarten, wann es dem Klerus belieben wird, den vollen Inhalt der „Kirchenfreiheit" über die Fluren des freien Landes auszugießen.

Laurent übertreibt nicht, indem er behauptet, der belgische Staat stehe der Kirche waffenlos gegenüber; ist ihm doch jedwede Einmischung in Kirchen-Angelegenheiten untersagt! That er nicht Alles, was der Klerus wünscht, so sieht er sich in den nachtheiligsten Konflikt verwickelt. Die Priesterschaft kann in schönster Ruhe ihrerseits die Gemüther beunruhigen; er kann dem in keiner Hinsicht vorbeugen, gegen staatswidrige Bullen und Erlasse des römischen Stuhles darf er sich keines Placets oder sonstiger Präventivmaßregel bedienen; er hat nur die Erlaubniß, nach vollbrachter Verletzung seines Interesses die Repression der Uebelthat und gleich in dem harten Wege der Kriminalverfolgung zu verfügen, wobei er überdies noch Gefahr läuft, dem geistlichen Kontravenienten gegen das Strafgesetz eine Märtyrerkrone einzutragen. Mit der Preßfreiheit der Privaten, welche man so oft zu Gunsten der klerikalen Autonomie anführt, ist die unbeschränkte Freiheit der Kirche, ihre Dekrete männiglich zu verkünden, gar nicht in Vergleich zu bringen. Der Privatmann äußert in der Presse eine Privatmeinung, die man je nach Gefallen annehmen oder verwerfen darf und die nicht einmal durch die freiwillige Ueberzeugung bindendes Ansehen erlangt; die Kirche Roms will nicht überzeugen,

sie befiehlt und bedroht mit Höllenstrafen die, welche es wagen sollten, ungehorsam zu sein: zwischen dem legislativen Akt einer öffentlichen Gewalt und der Erklärung einer Privatansicht oder eines Privatwillens klafft ein Abgrund von Verschiedenheit! Das ganze Raisonnement gegen das Placet des Souverains bricht vor diesem Sachverhältniß zusammen.

Man vernehme den Beleg aus der neuesten belgischen Geschichte! Die Kirche, nämlich der römisch-geistliche Staat im belgischen Staate, hat, so gut wie die Regierung, das Recht, Lehr-Anstalten ersten Ranges zu gründen, sie hat dieses Recht benutzt und die katholische Universität Löwen gestiftet. Die Staats-Universitäten, an denen nicht nach Vorschrift der Bullarien gelehrt wird, also wirkliche Lehrfreiheit herrscht, sind die natürlichen Rivalen der bischöflichen Hochschule; diese und die Bischöfe haben einen Konkurrenzkrieg wider die „gottlosen, ketzerischen, materialistischen, verthierten" (Ausdrücke aus der neubelgischen Kirchensprache) Unterrichts-Anstalten des Staates eröffnet, dessen Kampfplatz der volle Wirkungskreis der Priesterschaft. Ihr Haupthaß wendet sich wider die Staats-Universität Gent, die gerade in jenem Ost-Flandern liegt, wo der Klerus sonst allmächtig! Als im Jahre 1855 „ein Professor der Rechte an der Genter Universität," und zwar unser Laurent selbst, ein Werk über das Christenthum herausgab, war der glückliche Vorwand zu einem General-Angriff gefunden, und es wurden alle Streitkräfte in Bewegung gesetzt. Nicht allein aus den katholischen Zeitungen, von den Kanzeln, aus dem Beichtstuhl donnerte es auf den Frevler; man trat mit den Studenten in Verbindung, organisirte einen Spiondienst, verschaffte sich Kollegienhefte und schmiedete Denunciationen. Allein jetzt erfolgte erst der eigentliche Sturm. Der Bischof von Gent erließ ein Fasten-Mandat über das Seelengefährliche des Universitäts-Unterrichts, zumal in der Geschichte und Philosophie, nachdem er sich überdies durch eine päpstliche Bulle wider die Universität den Rücken gedeckt; und der Bischof von Brügge folgte alsbald dem Beispiele des Amtsbruders, ein ähnliches Anathem auf die Staatsanstalt schleudernd. Der Staat aber spielte die Rolle des passiven Zuschauers und duldete es sanftmüthig, wie seine Volkserziehung planmäßig verdächtigt und bis in den innersten Schooß der Familien hinein verhaßt gemacht ward. Welch' Mittel steht ihm auch zu, dies zu hindern?*

Wenn über die Schädlichkeit der absoluten Trennung von Staat und Kirche ein ernster Zweifel möglich, so sind Vorgänge obiger Art sicherlich geeignet, alle Ungewißheit schwinden zu lassen. Die constitutionellen Freunde jener Trennung stützen sich meist auf das freie Associationsrecht, das auch die Kirche genießen müsse. Einmal jedoch lehnt die Kirche, und übrigens mit vollem Rechte, den Begriff einer „Association" von sich ab; sie ist etwas mehr, als eine solche; aber auch zugegeben, die Kirche sei weiter nichts, als eine Association, hat der Staat keinerlei rechtlichen Einfluß auf die Associationen? Ueberall, wo ein allgemeines und öffentliches Interesse in Frage kommt, gebührt hier ja unbestritten dem Staate ein Aufsichts- und Einmischungsrecht; ist die Kirche etwa so unbedeutend, daß sie die Staatsthätigkeit nicht verlohnt, aber so reich, daß sie nicht gern Unterstützung annimmt? Der belgische Staat z. B. unterhält Priesterseminare, trotz der kirchlichen Selbständigkeit, und er besoldet hernach den Priester, sobald er in Function getreten; wär' es nicht blos gerecht, wenn der Staat sich auch um das von ihm bezahlte Heer von Gottesstreitern ein Wenig kümmern dürfte? Die belgische Constitution spricht ihr Veto, woraus folgt, daß der niedere Klerus, der sich bei der Ordination zum unbedingtesten Gehorsam gegen die Oberen verpflichtet, nicht den Schatten eines Schutzes vor Uebergriffen Letzterer von derjenigen Macht erhalten kann, die seine zeitlichen Interessen besorgt und ihn auch als Bürger ihrer Gemeinschaft betrachten muß. Der belgische Kleriker niederen Grades ist, wie Laurent nachweist, dem Bischofe gegenüber schlimmer daran, als ein Kammerdiener vor seiner Herrschaft! Hat aber der arme Landpfarrer nicht den geringsten Schutz vom Staate zu erwarten, muß er um seiner Sicherheit willen zu jeder Rechtswidrigkeit schweigen, so bleibt ihm nichts übrig, als der dienstbeflissene Parteimann der ultramontanen Bischöfe zu werden, im Kirchspiel den Wahlagenten zu spielen, ultramontane Scheiften zu verbreiten, die Kanzel in einen Lehrstuhl ultramontaner Politik zu verwandeln. Auf Grund solcher „Organisation" der kirchlichen Verhältnisse nährt der Staat in jedem Dorfe einen erbitterten Feind seiner eigenen Macht und muß dessen Agitation noch obendrein vor Störung wahren. Indessen alle Glieder des Baues waren nie und sind nicht ultramontan gesinnt, der Pfarrer stößt auf Widerspruch, die Sache der Religion, mit der der Kirche verschmolzen, wird zur Parteisache, der Unglaube wird bei allen Gegnern der Reaction eine Art politischer Pflicht, der Diener der Liebesreligion ein Gegenstand des Hasses und schließlich die Religion selbst, identisch mit der Kirche, ein Zankapfel, um den sich Haß und Heuchelei in wetteifernder Wuth streiten.

Das sind die belgischen Früchte des ultramontanen Systems der Kirchenfreiheit! T. v. B.

* Das inkriminirte Werk „Le christianisme" war der vierte Theil der Etudes sur l'histoire de l'humanité, Gand, Hoste, 1855. Laurent hat jetzt auch vor dem Klerus aus Gent weichen müssen; er ist, ich glaube, nach Brüssel abberufen worden Anmerkung des Referenten

England.

Der große „Strike" der Bauhandwerker in London.

Die allgemeinen Arbeits-Einstellungen, die sogenannten „Strikes," sind eine in England häufig vorkommende Erscheinung; seit langer Zeit ist aber keine so umfangreich und, wie wir einer Londoner Korrespondenz entnehmen, selbst so bedrohlicher Natur gewesen, als der vielleicht diesen Augenblick noch währende „Strike" der Bauarbeiter in London, welcher die Folge gehabt, daß fast alle Bauten in einem großen Theile Londons ruhen, daß sust keine Kelle berührt, kein Ziegel gekippt, kein Stein eingemauert wird. Arbeitgeber und Arbeiter stehen einander in Schlachtordnung gegenüber.

Die Bauarbeiter von London haben nämlich verlangt, daß das Tagewerk von zehn Stunden auf neun herabgesetzt werde, und zwar ohne verhältnißmäßige Minderung des Lohnes. Um nun dergleichen Forderungen ein für allemal zu begegnen, haben die Unternehmer einen Gegenvorschlag aufgestellt, nämlich die Bezahlung der Arbeit nach der Stunde, wobei es natürlich dem Arbeiter überlassen bliebe, wie viele Stunden er arbeiten wolle.

Hierüber Bildung zweier feindlichen Lager, Feier der Arbeiter, Aufhören der Arbeiten, und Alles, was eine ähnliche Lage an Leiden, Ruin und Bedrohlichkeit mit sich bringt. Die Entschürzung des Knotens ist noch nicht da; Folgendes ist die Lage der Dinge:

Am 22. Juni hielten die Maurer von London und der Umgegend ein Meeting, in welchem sie beschlossen, den Handel, wenn sich die Unternehmer damit einverstanden erklären sollten, vor das Schiedsgericht des Rathes des britischen Architekten-Institutes zu bringen, damit man zu einem auf unparteiischer Untersuchung beruhenden Kompromisse gelangen könne.

Eine Schrift, die diesen Wunsch ausdrückte, wurde demgemäß von den Arbeitern an den Rath der Architekten gerichtet.

Unglücklicherweise lehnten die Unternehmer jede freundschaftliche Ausgleichung ab; sei es, daß sie darin einem Gefühle der Erbitterung nachgaben, sei es, daß sie für ihren nahen Triumph auf den Geist der Spaltung rechneten, dessen Keim sie unter den Arbeitern wahrzunehmen glaubten; und schon den Tag darauf beschlossen sie ihrerseits in einem Meeting, in welchem die Haupt-Etablissements vertreten waren, daß vom 1. Juli ab das System der Stundenzahlung von allen Unternehmern als feste Regel angenommen werden solle.

Am letzten Montag lief der verhängnißvolle Termin ab, und dieser Tag wurde, wie man sich denken kann, mit Angst erwartet, nicht blos von den Bauarbeitern, sondern von der Allgemeinheit der Arbeiter überhaupt.

Die Zahl der Etablissements, welche die in dem Meeting vom 23. Juni beschlossene Maßregel in Ausführung brachten, beschränkt sich, wenn wir recht unterrichtet sind, auf einundzwanzig, enthält aber gerade die umfangreichsten.

Das Resultat war, daß mit wenigen Ausnahmen die Ziegelmaurer auf der Stelle ihre Arbeiten verließen.

Zu gleicher Zeit veröffentlichte ihr Ausschuß ein Manifest, worin es heißt: „Wir sind jetzt an den kritischen Punkt des Kampfes gekommen. Entweder siegen, oder auf den Sieg verzichten." England expects every man will do his duty. „Jeder thue seine Pflicht, und in vierzehn Tagen werden wir triumphirt haben." — Gewiß ist es, daß auf 1000 Mitglieder, aus denen die Steinmaurer-Corporation in London besteht, 700 feiern. Die Uebrigen arbeiten unter den alten Bedingungen.

Was die Zimmerleute betrifft, deren Profession sich an das Bauhandwerk anschließt, so bilden sie gewissermaßen die Reserve des im Kampfe stehenden Heeres. Sie haben sich, freilich mit Protest, herbeigelassen, das System der Stundenverlohnung anzunehmen; aber das hindert sie nicht,

die Bewegung ihrer Kameraden zu unterstützen, zu deren Gunsten Jeder einen Schilling von seinem Lohne herbeischießt.

Dies ist die Lage. Wie wird sich dieser gordische Knoten lösen? Das Publikum mit gekreuzten Armen, wie die Maurer selbst, — und die Regierung hütet sich, einzuschreiten.

Den Tag nach diesem Termine verlangte Mr. Ayrton im Hause der Gemeinen die zweite Lesung der Bill, bezüglich der Bildung einer Art gemischten Versöhnungs-Tribunals, ähnlich etwa dem, was man in Frankreich den Sachverständigen-Rath (conseil des prud' hommes) nennt. Nichts schien gebieterischer von den Umständen verlangt zu werden; aber sollte man es glauben, daß dieser vernünftige Vorschlag kaum die Ehre einer Besprechung erlangte! Die Bill wurde vom Staatssekretair, vom Solicitor general, bekämpft und ohne Weiteres verworfen, da Mr. Hardy, eines der Mitglieder, peremptorisch erklärte, für die Arbeiter sei es das beste, dem Prinzipe des Angebots und der Forderung die Sorge zu überlassen, sie zu nähren.

Man wundere sich nicht allzu sehr über diese Antheilslosigkeit der Gesellschaft an einer so ernsten, so tragischen Thatsache, die das Wohlergehen und die Sicherheit Aller so nahe angeht. Es erklärt sich aus der gewissermaßen religiösen, oder will man sagen, abergläubischen Achtung vor der Freiheit des Individuums, welche die Grundlage der englischen Gesellschaft bildet, dabei aber noch aus einem andern Umstande.

Wie jetzt die Dinge stehen, wird in England die Arbeit rein als eine Waare betrachtet, und oft unter dieser Benennung denselben Gesetzen unterworfen, welche z. B. den Kauf eines Hutes oder eines Paars Stiefeln regeln.

Bei dem Strike von Preston gab das geachtetste Organ der Volkswirthschaft, wie man sie in England auffaßt, eine Definition des Strikes in folgender charakteristischen Weise.

„Ein Strike ist ein an sich sehr einfacher Hergang. Man sieht bei einem Kunsthändler ein Gemälde, das einen anspricht. Man fragt nach dem Preise; findet man ihn zu hoch, so läßt man den begehrten Gegenstand, und geht aus dem Laden. Nehmen wir an, daß ihr ein Pfund weniger bietet, und der Kunsthändler es höflich ausschlägt — so ist der Strike fertig. Ihr macht einen Strike gegen ihn. Hiermit haben die schönen Beweisführungen, die beredten Tiraden, die gegenseitigen Beschimpfungen gar nichts zu thun. Man wird dem Kunsthändler nicht ausführlich nachweisen, daß seine Forderungen ungerecht sind; ihr werdet nicht sein Gefühl zu Gunsten eurer Familie ansprechen, deren Geschmack ein hübsches Gemälde zu billigem Preise verlangt; ihr werdet nicht zu dem widerstrebenden Kunsthändler sagen, daß es ein Mensch ohne Herz ist, daß er sich keine Vorwürfe macht, schöne Gegenstände zum eigenen Gebrauche zu haben, die er sich auf Kosten seiner Kunden verschafft. Nein, ihr geht fort, ihr vergeßt den Kunsthändler. Ihr habt verlangt, was euch paßte; er seinerseits hat dasselbe gethan. Ihr seid nicht einig geworden. Und dann? Ist nicht Jeder selbst der beste Richter über das, was ihn betrifft? Dies angenommen, wozu, bitte ich, worin unterscheiden sich die Verhältnisse des Arbeiters und Patrones vor denjenigen des Kunsthändlers und seiner Kunden?"

Diese Logik ist stark; einigermaßen, insofern sie unser Urtheil verweg in Beschlag nimmt, unverschämt; denn man könnte denn doch einige sehr klare Unterschiede zwischen diesen beiderseitigen Verhältnissen auffinden, z. B. den, daß man einen Brodherrn, oder wenigstens das tägliche Brod, nicht so leicht vergessen kann, als einen Kunsthändler und sein Gemälde; daß ferner einige hundert gesunde Fäuste sich nicht so leicht und höflich abfertigen lassen, als ein bescheidener Kunstliebhaber, und daß der Selberhaltungstrieb stärker ist, als die Scholastik eines Systemes, die vor dem Absurden selbst nicht zurückscheut.

Unserem Berichterstatter zufolge ist dies der in England allgemein angenommene Gesichtspunkt; wir möchten dies aber doch nur mit einiger Einschränkung annehmen. Offenbar giebt es in England Leute genug, die sich über die Konsequenzen einer bis zum Fanatismus gehenden Doktrin nicht täuschen können. Auch kann der Standpunkt, auf dem die Frage zur Zeit steht, nicht für die Dauer anhalten. Weil nach der Theorie die Arbeit einfach eine Waare ist, und weil volle Associationsfreiheit besteht, so finden es die Engländer ganz natürlich, daß die Arbeiter sich zusammenthun und Coalitionen bilden; andererseits finden sie es aber eben so natürlich, daß die Meister Gegen-Coalitionen bilden; und in der That läßt sich dagegen nichts sagen; wer aber mit einigem Verallgemeinerungs-Vermögen begabt ist, wer die übrigen sozialen Verhältnisse, die in ganz Europa bereits den Charakter der Solidarität annehmen, mit in Anschlag bringt, der wird in diesen Scharmützeln unschwer den großen sozialen Kampf erkennen, zu welchem solche Zustände nothwendig führen müssen. Es ist in der That jene Theilnahmlosigkeit des Publikums, von der oben die Rede war, gar nicht vorhanden; nur der Staat und die Gesetzgebung enthalten sich, um nicht Eingriffe in die bürgerliche Freiheit zu thun, des thätigen Einschreitens; im übrigen ist das Volk selbst und seine öffentlichen Organe gleichfalls in zwei Parteien gespalten, indem die einen mit eben solchem Eifer für die Arbeiter, als die andern für die Herren in's Zeug gehen. Bei dem großen Strike von Preston wurden 17,000 Familienväter mit Frauen und Kindern brodlos, und geriethen in's äußerste Elend, während andererseits eine Anzahl Unternehmer Bankerott machte. Man denke an den Haß, an die Erbitterung, die bei solchen Gelegenheiten üppig aufgeht, und man wird die Ansicht unseres Gewährsmannes nicht zu gewagt finden, der darin den Keim zu sozialen und zu Bürgerkriegen sieht. Existirt in der That zwischen Arbeitsgeber und Arbeiter kein Bindeglied, kein gemeinsames Interesse, mit einem Worte kein Rechtsverhältniß, dann ist der Krieg in der That schon erklärt, der Kampf zwischen Eigennutz und Eigentrutz schon angefangen; ja die Hartnäckigkeit dieser Strikes zeigt, daß sich beide Theile dessen, was auf dem Spiele steht, wohl bewußt sind. Siegen die Unternehmer, dann sind sie die unumschränkten Gebieter ihrer Arbeiter-Klientelen, und es bildet sich ein industrieller Feudalismus; setzen die Arbeiter ihre Forderungen durch, so hat das rein sozialistische Prinzip, wie es die Franzosen lehren, Aussicht, in England praktisch in's Leben zu treten, indem die Arbeiter sich zu selbständigen Korporationen konstituiren und aus sich selbst ihre Leiter wählen. Jedenfalls ist es der schlechteste Kauf, den man machen kann, wenn man mit dem Kapitale den Hunger kauft und die schwieligen Fäuste als Zugabe erhält.

Unser Gewährsmann giebt sich noch die Mühe, in längerer Auseinandersetzung den Nachweis zu führen, daß die oben angeführte Erklärung der Natur des Strike's wonach das Verhältniß des Brodherrn und seiner Arbeiter dem eines Kunsthändlers und seines Kunden entsprechend sein soll, nicht richtig ist. Wir haben bereits kurz angedeutet, daß auch wir einen sehr bedeutenden Unterschied finden; indessen scheint es überflüssig, dergleichen zu widerlegen. Eine solche Sprache ist nicht mehr durch eine theoretische Verirrung des systematisirenden Geistes zu erklären, und demgemäß aus irgend einer volkswirthschaftlichen Doktrin abzuleiten; es ist der rohe Haß und Hohn, der sich darin Luft macht; sie ist ein Symptom von den innern Zuständen der englischen Plutokratie, welche in der Weise Coriolan's redet. Solche Worte werden gewöhnlich von der entgegengesetzten Partei getreu im Gedächtniß bewahrt und bei Gelegenheit vergolten, wie alle Bauern- und Proletarier-Aufstände beweisen.

Jeder vernünftige Mensch wird einsehen, daß es im Interesse der Arbeitgeber wie Arbeitnehmer ist, ihr Verhältniß nicht blos vom Standpunkte des einfachen Kaufes zu betrachten, vielmehr eine Solidarität der Interessen herzustellen, die sie an einander fesselt und Beiden eine befriedigte und gefahrlose Existenz möglich macht. Für einen Staat, wie das heutige England, der ganz auf der Industrie basirt ist, erscheint es eine Lebensfrage, daß der utopische Sozialismus der Franzosen, der bei längerer Fortdauer solcher Zustände sicher Propaganda machen würde, nicht Wurzel faßt und schließlich zu offener Feindseligkeit zwischen Besitzenden und Besitzlosen, oder, wie sie es nennen, zwischen Kapital und Arbeit, führt. Bei den furchtbaren Arbeiter- und Proletariermassen, die England besitzt, namentlich wenn Stockungen, Handelskrisen ꝛc. eintreten, ist mit der Sache nicht zu spaßen; denn wie hoch man auch von dem gesetzlichen Sinne der Engländer denken mag, so dürfte er seine Gränzen haben, namentlich bei der massenhaften Rohheit, die, wie alle Welt weiß, in diesem Lande unter dem niederen Volke herrscht. Ob der Staat wirklich so durchaus gar kein Interesse habe, die Sache auf gesetzlichem Wege zu regeln und Vorkehrungen gegen das unleugbare Umsichgreifen eines großen sozialen Uebelstandes zu treffen, werden Manche bezweifeln. Das englische Prinzip des laissez aller ist das eines Menschen, der eine kräftige, gesunde Constitution zu haben glaubt, und deshalb im Krankheitsfalle die ärztliche Hülfe zurückweist, weil er darauf vertraut, daß die Natur sich selbst helfen wird. Immerhin möglich, aber gewagt. Vor der Hand haben doch mehrere Leute von weiterem Blicke gesehen, daß etwas gethan werden müsse, um dem Uebel zu begegnen und jene Gegenseitigkeit zwischen Brodherrn und Arbeitern herzustellen, die dringend geboten ist. Man hat damit bereits, wenn auch in beschränkten Maßstabe angefangen, z. B. zu Leeds, Rochdale und anderwärts, wo Kapital und Arbeitskraft in ein geregeltes Verhältniß getreten sind. Namentlich interessirt sich Lord Brougham dafür, ebenso John Stuart Mill, der berühmte National-Oekonom Englands.

Digitized by Google

Milton's Komus.*

Der Komus iſt eines der kürzeren Gedichte des großen Sängers des verlornen Paradieſes — ein Maskenſpiel, das laut einer alten Ueberſchrift am Michaelisabende (29. September) 1634 zu Ludlow Caſtle vor dem ſehr ehrenwerthen Earl of Bridgewater, Lord-Präſidenten von Wales ꝛc. aufgeführt wurde, und zwar zu Ehren ſeiner Ankunft auf beſagtem Schloſſe. Als Buch wurde es zuerſt 1637 anonym veröffentlicht. Komus iſt die Perſonification des Sinnentaumels; die Fabel des Stückes iſt ſehr einfach. Eine Jungfrau, die Tochter des Lord-Präſidenten, geräth in die Gewalt des Komus, wird von ihren Brüdern unter Mitwirkung eines Schutzgeiſtes befreit, und zuletzt durch den Beiſtand der Fluß-Nymphe Sabrina vom Zauber erlöſt — alſo weſentlich derſelbe Geſchmack, dem Opitz in ſeiner zu Ehren eines Grafen Schafgotſch am Rieſengebirge gedichteten Nymphe Hercynia huldigte; dieſelbe kloſſiſche Verbrämung, wenn auch natürlich Milton's Dichterflug weit höher geht, als der von Martin Opitz von Boberfeld, poeta laureatus. Eine junge Dame von Stande dem Sinnentaumel (dem Sohne des Bacchus nach Milton) anheimfallen zu laſſen, erinnert ſtark an die damals „galante" Mode, an Hoffmannswaldau und Lohenſtein, und es gehörte eben Milton's Geſchmack und ſittlicher Ernſt dazu, dem Gegenſtande eine höhere Seite abzugewinnen.

Die Ueberſetzung lieſt ſich wie ein Original und ſchließt ſich, wie wir aus der Vergleichung mit dem Urtext fanden, demſelben getreulich an.

Man vergleiche:

The star that bids the shepherd fold,
Now the top of Heav'n doth hold,
And the gilded car of day
His glowing axle doth allay
In the deep Atlantic stream,
And the slope sun his upward beam
Shoots against the dusky pole,
Pacing toward the other goal
Of his chamber in the east;
Meanwhile welcome Joy and Feast,
Midnight Shout and Revelry,
Tipsy Dance, and Jollity.

Der Stern, der Hürden ſchließen heißt,
Jetzt ſchon hoch am Himmel kreiſt;
Tags gold'nen Wagen ſpült,
Daß er die glüh'nde Axe kühlt,
Tief ſich in atlantiſche Flut;
Die Sonne ſchießt die letzte Glut
Nach dem dunklen Pole an,
Wie ſie ſtatt und eilt zur Ruh'
Nach dem öſtlichen Gemach.
Nun wird Scherz und Freude wach,
Mächt'ger Jubel, Luſtbarkeit,
Trunk'ner Tanz und Heiterkeit.

Was die erläuternde Abhandlung betrifft, ſo thut es uns leid, ſagen zu müſſen, daß der Herr Verfaſſer wohl etwas zu viel gethan hat, wenn er die ſtreng kloſſiſch philologiſche Methode, Dichter zu kommentiren, auf dieſes immerhin ſchöne, aber doch nur untergeordnete Gelegenheitswerk anwendete, und jede Stelle, jede Redensart mit einer Menge Shakſpearicher, griechiſcher und lateiniſcher Parallelſtellen illuſtrirte. Wer wird dies Alles durchſtudiren wollen? Ein kurzer Wegweiſer würde genügt haben, das Gedicht weit beſſer zu verſtehen, als dies jetzt der Fall iſt. Milton war ein tüchtiger Philologe und wußte, wie vielleicht kein zweiter, wo das Gold der Poeſie bei den Alten zu finden ſei, um es von Neuem in kurrente Münze umzuprägen — aber Milton ſelbſt iſt doch kein Alter, die Engländer vor zweihundert Jahren ſtehen uns noch nahe genug, um jenen furchtbaren kritiſchen Apparat entbehrlich zu machen, mit welchem man einem Pindar, Aeſchylus ꝛc. zu Leibe geht. Wir wollen kurz ſagen: die Ueberſetzung iſt für alle Welt und vortrefflich, die Erklärung für klaſſiſche Philologen, wie ſie heutzutage nur noch in ſeltenen Exemplaren angetroffen werden.

* Milton's Komus. Ueberſetzt und mit einer erläuternden Abhandlung begleitet von Dr. Immanuel Schmidt. Berlin. 1860. Hauder- und Spener'ſche Buchhandlung (F. Weidling.)

Frankreich.

Eine chemiſche Entdeckung.

Das organiſche Leben im Gährungsprozeß.

Wir haben vor einiger Zeit einen längeren Artikel über die Selbſterzeugung (generatio aequivoca) nach franzöſiſchen Forſchungen gebracht, in denen Betrachtungen über den Gährungsprozeß eine hervortretende Rolle ſpielten. So eben leſen wir in Berichten über die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften eine Mittheilung über eine neue Entdeckung, welche dieſen wichtigen Gegenſtand betrifft, und zögern nicht, das Wichtigſte davon mitzutheilen. Sie iſt niedergelegt in einem kürzlich erſchienenen Buche von L. Paſteur: „Physiologie végétale. Expériences et vues nouvelles sur la nature des fermentations."

Entgegengeſetzt der allgemein angenommenen Meinung, hat Herr Paſteur den viel beſtrittenen Hauptpunkt bewieſen, daß in der alkoholiſchen Gährung die Bierhefe, anſtatt ſich zu verzehren, zunimmt; er hat gezeigt, daß ſie ſich nicht allein, wie man bisher glaubte, nicht ändert, indem ſie Ammoniak abgiebt, ſondern daß ſie im Gegentheil das Ammoniak abſorbirt, das in die Flüſſigkeit gebracht iſt, in der ſie ſich befindet, um den Stickſtoff zu abſorbiren. Mit Einem Worte, Herr Paſteur hat aus ſeinen langen und genauen Experimenten mit Sicherheit den Schluß ziehen können, daß die alkoholiſche Gährung ein entſprechender Lebensakt iſt, und daß die Hefe, ſtatt zu verſchwinden, im Gegentheil in dieſem Falle an Umfang und Schwere zunimmt.

Seine Unterſuchungen ferner auf die verſchiedenen eigentlichen Gährungen ausdehnend, hat Herr Paſteur nachgewieſen, „daß Alle zur Erſcheinung und Vervielfältigung organiſcher Weſen führen." Er hat die Fermente iſolirt, Experimental-Beweiſe ihrer Organiſation geliefert, die Produkte dieſer Gährungen eingänglicher und genauer ſtudirt, als es bisher geſchehen, und durch unerwartete Entdeckungen auf einen Gegenſtand, der ſeit lange den Scharfſinn der Phyſiologen beſchäftigt, ein ganz neues Licht geworfen. Aber bisher hat der Verfaſſer ſich rückſichtlich der Theorie der Gährung in ein vollkommenes Schweigen abgeſchloſſen; er hat ſich, wie er ſelbſt ſagt, jeder Meinung über die Natur dieſer geheimnißvollen Phänomena enthalten und ſich nur auf die Feſtſtellung der Thatſachen beſchränkt. Die vorliegende Schrift ſucht in das Innere der Frage einzugehen. Herr Paſteur ſtellt in der That das Problem, deſſen Löſung er ſucht, in völligſter Allgemeinheit hin. Er frägt ſich, wie die organiſchen Weſen in der Gährung ſich bethätigen?

Schon vor einiger Zeit hatte der gelehrte Chemiker angezeigt, daß das butterige Ferment nichts iſt, als ein Infuſionsthierchen, ein organiſches Weſen nach der Art derer ſich bewegend und fortpflanzend, welche die Naturforſcher Vibrionen nennen. Wenn man durch direkte Experimente die Lebensweiſe der bis heute beſchriebenen Vibrionen findirt, ſo erkennt man, daß ſie der atmoſphäriſchen Luft bedeutende Quantitäten Sauerſtoff entziehen und Kohlenſäure entwickeln. Genau ebenſo iſt es nach Herrn Paſteur bei den Mucedineen, den Toeulaceen und den Mucors (Schimmelarten). Dieſe kleinen Pflanzen können ebenſo wenig den Sauerſtoff entbehren, als die Infuſionsthierchen; überdies haben ſie, ebenſo wie die Infuſionsthierchen, keinen Gährungs-Charakter.

Der Verfaſſer hat feſtgeſtellt, daß die Dinge bei dem Vibrio der butterigen Gährung ganz verſchieden von ſich gehen; er hat gefunden, daß dieſer letztere in der That einerſeits ohne freien Sauerſtoff lebt; andererſeits, daß er Gährungsmittel iſt. Ohne Luft leben und Ferment ſein, das ſind zwei Eigenſchaften, die ihn völlig von den gewöhnlichen niederen Weſen beider organiſchen Reiche trennen. Dieſe ſonderbare Thatſache hat Herrn Paſteur ganz naturgemäß darauf hingeführt, ſich die Frage zu ſtellen, ob nicht eine geheime Verwandtſchaft beſtehe zwiſchen der Eigenſchaft, gährungsfähig zu ſein und der Fähigkeit, ohne Zutritt atmoſphäriſcher Luft zu leben. Das an der Bierhefe gemachte Experiment hat die Frage auf eine, wie dem Verfaſſer und auch uns ſcheint, höchſt einleuchtende Weiſe gelöſt.

Die außerordentliche Wichtigkeit dieſer Entdeckung ladet uns ein, in die Einzelnheiten des Experimentes einzugehen. In eine Glaskugel von 1/8 Litre Faſſung thut man etwa 100 Kubik-Centimeter Zuckerwaſſer, mit eiweißhaltigen Stoffen vermiſcht. Man zieht mit der Lampe aus dem Halſe der Kugel die Luft, deren offenes Ende unter Queckſilber gebracht wird; dann läßt man die Flüſſigkeit der Lampe ſieden, ſo zwar, daß man die Luft gänzlich vertreibt, welche darin eingeſchloſſen war, und jene, welche die Flüſſigkeit auflöſt. Während der Abkühlung tritt das Queckſilber in die Phiale. Man bringt dann unter das Queckſilber, und zwar ohne das kleinſte Theilchen Luft einzulaſſen, eine ſehr kleine Quan-

tität frischer Bierhefe hinein. Das Experiment zeigt, daß die zerstreuten Kügelchen sich vervielfältigen, obschon mit einer gewissen Schwierigkeit, und daß der Zucker in Gährung geräth. Unter diesen Bedingungen zersetzt ein Gewichtstheilchen Hefe sechzig, achtzig bis hundert Theile Zucker. Folglich kann sich die Bierhefe bei gänzlicher Abwesenheit freien Sauerstoffes vermehren, und sie nimmt dann einen hohen Grad von Gährungskraft an.

Dieses festgestellt, nimmt Herr Pasteur das Experiment beim Vorhandensein vieler Luft als Quelle des Sauerstoffes vor. Man trifft die Vorrichtung so, daß man nach Belieben die Analyse des Gases anstellen und die Veränderung der Luft untersuchen kann. Alles geht dann auf eine ganz verschiedene Weise vor sich. Ist sehr viel Luft oder, was auf Eins hinausläuft, viel freier Sauerstoff vorhanden, so vervielfältigt sich die Hefe mit einer höchst merkwürdigen Thätigkeit. Die Analyse zeigt, daß die Kügelchen bei der Vervielfältigung der Luft eine bedeutende Menge Sauerstoff entziehen; aber — eine bemerkenswerthe Thatsache, die Gährungskraft der Hefe, ist fast völlig verschwunden, und der Verfasser zweifelt nicht, daß man dazu gelangen könne, sie ganz aufzuheben.

Außerdem muß bemerkt werden, daß die Bierhefe, welche sich im Contakt mit der Luft durch Aufsaugung des Sauerstoffgases entwickelt, und unter diesem Einflusse und dieser besonderen Art des Lebens ihren Charakter als Ferment verliert, ihre Natur nicht verändert hat. Denn wenn man sie, von der Luft gesondert, unter das Zuckerwasser bringt, so ruft sie alsbald die lebendigste Gährung hervor.

So hat die Hefe zwei ganz verschiedene Arten des Lebens. In Umstände gebracht, wo sie freies Sauerstoffgas einathmet, ist ihr Wachsen eigenthümlich erhöht; sie hat eine in jeder Weise mit dem Pflanzenleben und dem der niedrigen Thiere ähnliche Lebensart, aber sie bringt keine Gährung hervor. Im Gegentheil, wenn sie sich in einem, von freiem Sauerstoff leeren, Medium entwickelt, nimmt sie in ruhiger Weise zu, aber sie wächst und erlangt die Eigenthümlichkeit, Ferment zu sein.

Sehen wir nun, welche Folgerungen sich daraus ziehen lassen:

„Muß man zugeben," sagt der Verfasser, „daß die Hefe, die so begierig nach dem Sauerstoff ist, welchen sie der atmosphärischen Luft mit solcher Hast entzieht, denselben nicht mehr nöthig hat und ihn entbehren kann, wenn man ihr dieses Gas im freien Zustande entzieht, und ihn reichlich in Form einer Verbindung unter gährungsfähigerem Stoffe giebt?" Darin liegt das ganze Geheimniß der Gährung. Denn wenn man auf die oben gestellte Frage antwortet: Wenn die Bierhefe das Sauerstoffgas mit Energie assimilirt, wenn es frei ist, so beweist das, daß sie es nöthig hat zum Leben, und sie muß es folglich dem gährungsfähigen Stoffe entnehmen, wenn man ihr dieses Gas entzieht — so erscheint uns alsbald die Pflanze als ein Zersetzungsagens des Zuckers. Dann wird es bei jeder Respirationsbewegung seiner Zellen Zuckermolekülen geben, deren Gleichgewicht durch die Entziehung eines Theiles ihres Sauerstoffes aufgehoben wird.

Ein Zersetzungs-Phänomen wird stattfinden; daher der Gährungsprozeß, der im Gegentheil nicht eintreten wird, wenn die Pflanze Sauerstoffgas assimilirt. Kurz und gut, neben allen den bis heute bekannt gewordenen Wesen, welche, wie man wenigstens glaubt, nur durch Einathmung und Assimilirung von freiem Sauerstoffgas bestehen können, würde es eine Klasse von Wesen geben, deren Athmen kräftig genug sein würde, um außerhalb des Einflusses der Luft durch Aneignung des Sauerstoffes gewisser Verbindungen leben zu können. Hieraus würde für dieselben eine langsame und allmähliche Zersetzung hervorgehen. Diese zweite Klasse organischer Wesen würde aus den Fermenten bestehen, die ganz und gar den Wesen der ersten Klasse ähnlich wären, indem sie ganz wie sie lebten, Kohlenstoff, Stickstoff und Phosphate assimilirend, wie sie, des Sauerstoffes bedürftig, aber verschieden von ihnen, so daß sie in Ermangelung von freiem Sauerstoffgas mit dem aus minder kräftigen Verbindungen gelösten leben könnten.

Wie man sieht, würde die Theorie des Herrn Pasteur zu der Annahme führen, daß die Zersetzung eines gährungsfähigen Stoffes im Allgemeinen durch eine Entziehung von Sauerstoff zu Gunsten des Fermentes stattfinde; die Gährung würde also nicht mehr eine eigentliche Wirkung des Contaktes oder einer mitgetheilten Bewegung sein, wie man bisher lehrte; sie wäre das reine und einfache Resultat der Sauerstoff-Entziehung des gährungsfähigen Prinzipes. Die interessanten Experimente, welche mir eben angeführt, würden also bis zu einem gewissen Punkte zu dem Gedanken führen, daß die Gährungen einmal eine rein chemische Erklärung finden werden. Aber damit es möglich würde, diese einzelnen Metamorphosen als aus rein chemischen Actionen hervorgehend nachzuweisen, müßte man zeigen, daß auch mineralische Substanzen, oder wenigstens organisationslose Körper, vermöge ihrer Verwandtschaft mit dem Sauerstoffe, fähig sind, die Molekülen des Zuckers zu trennen; dieser Verbindung den Sauerstoff zu rauben und so Alkohol und Kohlensäure hervorzubringen. Bis hierher berechtigt Nichts, einen solchen Schluß anzunehmen.... (Folgt eine Kritik unzureichender Experimente.)

Die erste Ursache der Gährung bleibt also noch in einen dichten Schleier gehüllt, und wir können es sagen, ohne Furcht, von der Zukunft widerlegt zu werden: sie wird es noch lange, vielleicht für immer in ihrer Wesenheit unbekannt sein, wie übrigens alle Natur-Erscheinungen, von der Bildung des einfachsten Minerals an bis zu den unerforschlichen Geheimnissen der Seele und des menschlichen Geistes.

Einige neue Erscheinungen der Roman-Literatur.

Mndame Coignet und Adrien Robert.

Schon seit mehreren Jahren erheben sich in Frankreich gewichtige Stimmen gegen jene Romane und Dramen, zu denen die verderbtesten Schichten der menschlichen Gesellschaft den Stoff liefern. Hat die Welt in der That so beklagenswerthe Zustände aufzuweisen, warum sie nicht mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllen, statt sie durch scheinfreierische Thätigkeit, mit verlockenden Farben übertüncht, an das Tageslicht zu ziehen! Sollte nicht das Spiel einer lebhaften Phantasie, oder die Schilderung eines bedeutenden Moments in der Geschichte, oder die anmuthige, mit Geist und Gefühl verfaßte Beschreibung eines Familienlebens, den Leser mehr anziehen und fesseln, als wenn der Schriftsteller ihm solche Verirrungen, solche moralische Erniedrigungen vorführt? Wenn auch der Geschmack des Publikums während einiger Zeit zu diesen Erzeugnissen der Literatur hinneigte, so übten doch die Männer, die in Rede und Schrift gegen jene verderbliche Richtung aufgetreten sind, einen günstigen Einfluß aus, indem sie die Irrwege der Literatur und deren schädliche Folgen für die menschliche Gesellschaft schilderten. Unter ihnen hat sich besonders Eugen Poitau (Conseiller à la cour imp. d'Angers) durch sein Werk „Du rumun et du théâtre contemporains, Paris, 1857," ein großes Verdienst erworben, indem er vielleicht manchen Scheiftsteller und gewiß viele Leser von jener verwerflichen Bahn ablenkte und sie wieder für das Bessere empfänglich machte. — Ist es nicht die Aufgabe des Schriftstellers, den Geschmack des Publikums zu bilden und zu veredeln, und eine Pflicht gegen sich selbst, Geist und Talent nur dem Schönen, Reinen und Erhabenen zu weihen? Warum soll die Lektüre unsern Geist in eine Sphäre einführen, die uns nur Widerwillen und Abscheu einflößt? Wir hegen zu viel Achtung für uns selbst, um durch eigne Anschauung solche entsittlichenden Zustände kennen zu lernen; mit Entsetzen ziehen wir den Fuß von der Schwelle zurück, die zu solchen Stätten der Unsittlichkeit führt, und es sollte uns erfreuen, daß wir durch Vermittlung des Schriftstellers mit unmoralischen Handlungen und lasterhaften Lebenswandeln bekannt gemacht werden?

Zwei soeben erschienene französische Romane, die die größten Gegensätze vertreten, geben wieder den Beweis, daß der für das Sittliche begeisterte Schriftsteller, der Tugend und Reinheit schildert, gewiß denselben Erfolg mit seinem Talent erzielt, als jener Autor, der moralische Verirrungen, tiefe Verworfenheit zum Gegenstande seiner schriftstellerischen Thätigkeit gewählt hat. Der eine Roman von Mndame C. Coignet, „Les Mémoires de Marguérite," wird in der Vorrede von der Verfasserin als ein Charakter-Roman bezeichnet, dessen sittlicher Inhalt für die Jugend eine angemessene Lektüre ist, und der wohl selbst in einer Familie, die die strengsten Grundsätze hegt, Eingang finden wird. Unsere Ansichten stimmen in diesem Punkt mit denen der Verfasserin überein, wo uns das Leben, die Freuden und Leiden einer einzigen Familie vorführt, und uns mit der verschiedenen Denkungsweise, den oft eigenthümlichen Anschauungen, besonders der Hauptperson des Romans, bekannt macht. Die einzelnen Charaktere sind gut gezeichnet, der Leser gewinnt eine deutliche Vorstellung von den Eigenschaften und Fehlern einer jeden Person, nichts Unwahrscheinliches tritt ihm entgegen; es sind Verhältnisse, Verwirrungen und Lösungen, die die Schriftstellerin wohl theils dem wirklichen Leben entnommen, theils erfunden und auf eine anziehende Art geschildert hat. Margarethen's Schüchternheit, ihre Bangigkeit, ihr gedrücktes, in sich verschlossenes Wesen, die nur fühlt, aber alle ihre Empfindungen nicht in ihr Inneres verbirgt, alle äußeren Reize entbehrt, bildet einen schroffen Gegensatz zu der strahlenden Schönheit, der lebhaften, geistreichen Erscheinung, dem munteren, einnehmenden Auftreten ihrer Stiefmutter. Der ruhige, ernste Vater, nicht gefühllos, aber es äußerlich scheinend, ist keine wohlthätige Vermittelung zwischen zwei so verschiedenen Charakte-

ren, wie die Stiefmutter und die Stieftochter. Die Pflicht gebietet ihnen, sich zu lieben, aber was vermag ein so empfindsames Gemüth, wie Margarethe, für ein Wesen zu fühlen, welches zwar für alles Gute und Edle empfänglich ist, sich aber nicht mit solcher Innigkeit hingiebt, flüchtiger, oberflächlicher in seinen Neigungen ist; und muß nicht die Frau, die die Beweise der Liebe und Anhänglichkeit, die sie ihrer Stieftochter giebt, so schroff aufgenommen sieht, in ihren Gefühlen erkalten? Als Margarethe tägliche Zeugin der zärtlichen und hingebenden Liebe der Mutter für deren eigne Kinder ist, da fühlt sie sich immer mehr abgezogen von ihr; sie gedenkt nicht mit welchem Schein der Gleichgültigkeit sie alle Beweise der Zuneigung ihrer Stiefmutter entgegennahm, wie sie weder in Worten, noch in dem Ausdruck ihrer Gesichtszüge jemals innigere Gefühle für die Gattin ihres Vaters verrieth. So lebte Margarethe in dem Hause ihrer Eltern, das durch den Reichthum ihrer Stiefmutter eines der glänzendsten in Paris war, einsam und allein, nur mit ihren trüben Gedanken und Gefühlen; sie glaubte sich von Keinem geliebt, und diese Ueberzeugung schmerzte sie tief und machte sie nur immer verschlossener. Endlich erlag das harmlose Mädchen den wohlberechneten Plänen eines Bösewichts, der ihr zuerst Theilnahme für ihre vermeintliche Zurücksetzung in der Familie, dann aufopfernde Freundschaft und später hingebende Liebe heuchelte; und sie, die sich von Allen verlassen wähnte, durchschaute nicht, trotz der eindringlichen Ermahnungen und Vorstellungen ihrer Stiefmutter, das trügerische Spiel. Zu spät, als erst Margarethe die Gattin des Herrn von Forbin war, und fern von ihren Eltern in Orleans lebte, wo ihr Mann durch Vermittelung ihres Vaters eine Anstellung hatte, sah sie das Unglück, in welches sie sich gestürzt. Das rohe, grausame Auftreten ihres Gatten gegen sie, seine Untreue, trieben sie zur Verzweiflung; sie dachte mehr und tiefer über den Charakter ihrer Stiefmutter nach, und ward in ihrem bisherigen, ungünstigen Urtheil so wankend, daß sie heimlich den Beistand der Stiefmutter gegen ihren Gatten erbat. Der Elende verläßt Margarethe, die von einem todten Kinde entbunden wird; die Stiefmutter, tief gebeugt durch den Tod ihrer ältesten, blühenden Tochter, ist die treueste, liebevollste Pflegerin und Trösterin ihrer schwer erkrankten Stieftochter, die erst jetzt einsieht, wie sie diese edle Frau verkannt hat. Margarethe erwacht zu neuem Leben, um ihrer Stiefmutter während deren langer Krankheit alle Beweise der aufopferndsten Liebe, der innigsten Dankbarkeit und wahrer Reue über ihre frühere Ungerechtigkeit und Verschlossenheit zu geben. Den langen Leiden folgt der Tod, und bald ruhen beide Ehegatten in einem Grabe und die zärtlichen, innigen Gefühle, die Margarethe so lange in ihr Inneres verschlossen, umschlingen nunmehr mit den Banden der Liebe ihr Herz und das ihrer beiden verwaisten Geschwister.

Der unter dem Titel „Le nouveau roman comique“ von Adrien Robert erschienene Roman schildert, wie der Verfasser angiebt, noch lebende Personen, und so vermag er nicht beim Schluß, wie es meist üblich ist, den Leser mit dem endlichen Schicksal der Helden und Heldinnen, die er ihm vorgeführt hat, bekannt zu machen. Das Leben und Treiben der Komödianten und Komödiantinnen giebt den Stoff zu diesem Roman, die Verbindungen dieser oder jener Schauspielerin, Sängerin oder Tänzerin mit einem reichen Engländer oder mit Franzosen, die stets gefüllte Börsen zu der Verfügung solcher Damen stellen, oder ihnen Geschenke eben so kostbar als zahlreich darbringen. Ein junger, sehr reicher Mann aus der Provinz wird von den Reizen einer Sängerin, die in seiner Vaterstadt eine Gastrolle giebt, gefesselt und folgt ihr, in glühender Liebe für sie entbrennend, nach Paris. Dort strebt er, der sogenannte Held des Tages zu sein, seinen glänzenden Equipagen fehlt nur das adlige Wappen, aber in der Einrichtung seines Hôtels, in der Ueppigkeit seiner Lebensweise, in der Freigebigkeit gegen seine Geliebte steht er wohl sobald Keinem nach. Eine alte, kühne, unternehmende Tante folgt ihrem Neffen nach Paris; es gelingt ihr, ihn aus den Fesseln der Schönen zu befreien, indem der junge Mann sich durch seine Tante von der Untreue seiner Geliebten überzeugt. Neben diesem soeben geschilderten Treiben verschiedener Damen vom Theater, sehen wir Unschuld und Harmlosigkeit durch ein junges Mädchen aus der Provinz vertreten, die nach einer kurzen, aber glänzenden theatralischen Laufbahn eben so rein nach ihrer Heimat zurückkehrt, wie sie sie verlassen; und nachdem das junge Mädchen eine glückliche Heirat geschlossen, läßt der Schriftsteller den Vorhang fallen. Der Dialog ist leicht fließend und pikant, das heitere Element vorherrschend, der Roman reich an komischen Situationen, besonders die alte Tante trefflich gezeichnet, als sie verkleidet bei jenem Fest erscheint, welches die Geliebte ihres Neffen veranstaltet hat. Ueberhaupt scheint der Schriftsteller mit Geist und Talent begabt, welches er auch in einigen kleinen Novellen zeigt, die derselbe Band enthält. Mit der anziehenden Darstellungsweise des Autors würde er gewiß durch die Schilderung anderer Lebensverhältnisse das lesende Publikum nicht minder fesseln, als indem er seine Feder der Beschreibung des unsittlichen Elements weiht. F. A.

Nord-Amerika.

Bekenntnisse eines Mediums.

In der Bostoner Zeitschrift Atlantic Monthly, der wir schon mehrfach interessante Mittheilungen über amerikanische Zustände entlehnt, stieß uns ein längerer Artikel mit der Ueberschrift auf: „Confessions of a Medium,“ „Bekenntnisse eines Mediums.“ Nicht ohne eine humoristische Regung machten wir uns daran, Kenntniß von den abenteuerlichen Dingen zu nehmen, die darin vorkommen würden, weil wir erwarteten, in einen echt amerikanischen Schwindel und Humbug eingeweiht zu werden; unsere Erwartung wurde interessen getäuscht; bei näherem Zusehen fanden wir, daß wir es mit Dichtung und Wahrheit, d. h. mit einer Art Halb-Novelle zu thun hatten, in welcher der sensitive Verfasser seine spiritualistischen oder besser dämonistischen Erfahrungen zum Besten giebt — mit einem Worte — ein Stück Nachtseite der Natur.

Interessant ist diese Geschichte deshalb, weil sie uns einen Einblick in den grausenhaften Unfug und Schwindel gewährt, der noch immer unter der Hülle des Uebernatürlichen fortgetrieben wird, einen Unfug, der direkt zu Lasterhaftigkeit, zu Wahnsinn, wenigstens zu geistiger Schwäche und Entmannung führt. Der Verfasser legt hierüber gewissermaßen sein reumüthiges Bekenntniß ab und äußert am Schlusse seine Freude, aus dieser Unterwelt entronnen zu sein, in welcher ihm, wie dem Odysseus, zuletzt das Haupt der Gorgo zu erscheinen drohte:

„Mich faßte blasses Entsetzen.“

Im Eingange schildert er seine psychische Constitution:

„Von meiner Mutter erbte ich eine ungewöhnlich thätige und sensitive Phantasie, von meinem Vater einen derben praktischen Sinn, eine Neigung, die Räthsel-Fragen, die das Leben jedem Menschen stellt, mit ruhiger Heiterkeit zu wägen und zu ermessen. Diese mit einander streitenden Eigenschaften waren, wie es bei ähnlichen Naturen gewöhnlich der Fall ist, nicht in gleichem Maße entwickelt. Die erstere beherrschte meine Kindheit, mein Jünglingsalter und verstrickte mich in einen Zauberbann, den alle Kraft der anderen langsamer reifenden Fähigkeit gar nicht im Stande war, zu brechen. Ueppiges Unkraut und Gestrüpp überwucherte den Boden, der gepflügt und mit rechtschaffenem Getraide hätte besäet werden sollen. Unglücklicherweise hatte ich keinen Lehrer, der fähig gewesen wäre, mich zu verstehen und zu leiten. Die Aufgabe war mir selbst überlassen, und ich kann mich nur wundern, wie es mir nach Allem, was mir begegnete, möglich gewesen, dies mit Erfolg zu thun.“

Er erzählt nun, wie er schon als Kind die Gabe des vollständigen Sichselbstvergessens, des Versinkens in sich selbst — wie wir kurz sagen könnten — der buddhistischen Contemplation, besessen, in welcher die ganze Außenwelt wie ein Traum verschwindet und nicht mehr die Fähigkeit hat, anregend und erweckend zu wirken. Er habe dabei eine merkwürdige Stärke darin besessen, sich diese Phantasmen zu merken und darüber weiter zu brüten.

Er stellt nun förmlich damit Versuche an und entdeckt, daß er wachend träumen könne.

„Ich lernte allmählich (vielleicht blos in der Einbildung, aber deshalb nicht minder in der Wirklichkeit), die Wirkung meines Willens auf meine Arm- und Beinmuskeln aufzuheben. In dem Maße, wie der Wille passiv wurde, wuchs die Thätigkeit meiner Einbildung, und ich erfuhr ein neues, eigenthümliches Vergnügen, das Spiel der Phantasien zu beobachten, welche scheinbar unabhängig von mir kamen und gingen. Es blieb mir dabei noch ein dunkles Bewußtsein von den äußeren Dingen, vermischt mit dem meiner Lage; ich war immer noch im Stande, meine Sinne zurückzurufen. Aber eines Tages, erinnere ich mich, als ich bewegungslos, wie eine Bildsäule, dasaß und aufgehört hatte, weitere Versuche zu machen, meine todten Glieder zu regen, stahl sich allmählich ein schimmernder Nebel um mich; meine Augen hörten endlich auf, äußere Gegenstände zu erkennen; ein leises Summen, wie Musik, tönte in meinen Ohren, und die Geschöpfe der Einbildungskraft, welche bisher mein Hirn als Gedanken durchkreuzt, sprachen zu mir mit hörbaren Stimmen. Wenn es in den ersten Stadien der Vergiftung — wovon ich, Gott sei Dank, keine Erfahrung habe — ein glückliches Delirium giebt, so muß

dies ein jenem sehr ähnliches Gefühl sein, das ich hatte. Der Tod des äußeren und die Geburt des inneren Bewußtseins überstürzten meine kindische Seele mit einer stumpfen, unwissenden Ekstase, wie sie wohl die Wilden fühlen, wenn sie das erste Mal die Magie der Musik vernehmen."

Dies geschah in der Kirche während des Gottesdienstes; seine Mutter stieß ihn in die Seite und weckte ihn: „Himmel, was fehlt dem Jungen? er sieht ja weiß aus, wie eine Kalkwand!" — Er erholte sich langsam und verwundert und ging träumend mit seinen Aeltern nach Hause. Späterhin wandte er nur selten diese eigenthümliche Fähigkeit an, um die ihn ein buddhistischer Bonze beneidet haben dürfte.

Des Erzählers Erziehung war, wie er nun auseinandersetzt, sehr mangelhaft, und gequält von Zweifeln warf er sich nun dem thierischen Magnetismus in die Arme. Da ihm dieser, wie er meinte, gar manchen Aufschluß gab, ihm zu gleicher Zeit aber neue Räthsel in den Weg warf, namentlich seine dringende Neugier nach den Geheimnissen des Jenseits nicht befriedigte, so ging er weiter, und es war natürlich genug, daß er den neu auftauchenden Tischklopfern und Dämonisten in die Hände fiel.

„Unter solchen Umständen tritt die Erscheinung auf, die als „Rochester Knockings" bekannt ist (meine Heimat ist, nebenbei gesagt, eine kleine Stadt in der Nähe von New-York). Ich nahm Theil an dem allgemeinen Interesse, welches die wunderbaren Geschichten und eben so dergleichen aus Norwalk, Connecticut erweckten; sie regten mich in einem Grade auf, daß ich zu dem neuen Glauben schon halb bekehrt war, ehe ich irgend eine spiritualistische Manifestation selbst erlebt hatte. Bald nach der Ankunft der Misses Fox in New-York, besuchte ich sie auf ihren Zimmern in Howard-House. Eingenommen durch ihr ruhiges, natürliches Benehmen, die Abwesenheit alles dessen, was nach Gaukelei schmeckte, und durch den sonderbaren Charakter der Stöße und der Bewegungen des Tisches, fragte ich meine Fragen und wandte in einer passiven, wenn nicht gläubigen Gemüthslage meine Kriterien an. In der That hatte ich nicht lange gesessen, als das Geräusch laut und häufig wiederholt wurde.

„Die Geister verkehren gern mit Ihnen," sagte Mrs. Fish; „Sie scheinen ihnen näher zu stehen, als die meisten anderen Leute.

„Ich forderte in der Reihenfolge die Geister meiner Mutter, eines jüngern Bruders und eines Vetters auf, dem ich in meiner Knabenzeit sehr zugethan gewesen, und erhielt auf alle meine Fragen richtige Antworten. Ich gab damals nicht Achtung auf etwas, worauf ich später gefallen bin, daß diese Fragen Dinge betrafen, die ich wußte, und daß die Antworten darauf in jener Zeit deutlich in meinem Geiste ausgeprägt waren. Das Resultat einer meiner Probefragen machte einen sehr tiefen Eindruck auf mich. Nachdem ich mir einen Freund gedacht hatte, den ich im Laufe des Morgens getroffen, frug ich: „Wird der Geist, dessen Namen ich mir jetzt denke, sich mir mittheilen?" Hierauf kam die Antwort, langsam geklopft, indem sie über das Alphabet ging, heraus: „Er lebt."

Unser Erzähler wird also zum Tischklopferthum bekehrt, und besucht fleißig die Zirkel, die sich zu diesem Zwecke in großer Zahl bildeten. In einer solchen Gesellschaft kommt er mit einer gewissen Miß Fatters zusammen, die eine Virtuosin im Tischdrehen ist.

„Wir standen rings um einen schweren, runden Eßtisch; vollständiges Schweigen herrschte und Aller Gemüther sanken allmählich in eine ruhige, passive Erwartung herab. In etwa zehn Minuten fing ich an zu fühlen (oder bildete mir es ein), daß ein Lichtstrom — wenn Licht eine greifbare Substanz wäre — etwas weit feineres und subtileres, als ein elektrischer Strom, von Miß Fatters Hand durch die meinige in den Tisch ginge. Sogleich fing die große, hölzerne Masse an, sich zu bewegen — stockte — bewegte sich auf's Neue — drehte sich im Kreise; wir hinterd'rein, ohne die Lage unserer Hände zu verändern — und schließlich fing er an, mit wachsender Heftigkeit von einer Seite auf die andere zu kippen.

„Einige aus dem Kreise wurden von den Bewegungen weggestoßen; Andere zogen aus Schreck ihre Hände zurück, und nur vier, darunter Miß Fatters und ich hielten Stand. Mein äußeres Bewußtsein schien etwas benommen, wie von einer Art Zauber oder nahem Schwindel, doch behielt ich Neugier genug, um auf meine Genossin zu sehen. Ihre Augen, funkelnd von einem sonderbaren Lichte, staerten auf den Tisch; ihr Athem wurde heftig und kurz, ihre Wange hatte jede Spur von Farbe verloren. Plötzlich, wie mit einer krampfhaften Anstrengung, entfernte sie ihre Hände, ich that dasselbe — der Tisch stand still. Sie warf sich in einen Sessel, wie völlig erschöpft; doch während der ganzen Zeit hatte nicht ein Muskel der Hand, die auf der meinigen lag, gezuckt. Ich erkläre feierlich, daß meine Hände eben so passiv gewesen, und doch hatte ich dasselbe Gefühl der Erschöpfung — nicht Muskelmüdigkeit, sondern ein Gefühl von Tod, als ob mir jeder Tropfen Nervenkraft plötzlich genommen wäre."

Er kommt zum Tischklopfen. „Ich muß indessen gestehen, daß, so oft wir in die Zukunft eindringen wollten, wir so zweideutige Antworten erhielten, wie die der griechischen Orakel oder Vorhersagungen, die sich nicht erfüllten"....

„Nach dem, was der Leser von meinem früheren geistigen Zustande weiß, wird er einsehen, daß es für mich nicht schwer war, die Theorien der Spiritualisten anzunehmen. Hier war ein Beweis der Unsterblichkeit der Seele — ja mehr, ihrer fortgesetzten Individualität durch endlose, künftige Existenzen..... Die Geister selbst bekehrten uns, daß sie gekommen wären, diese Wahrheiten zu lehren. Der einfache, unwissende Glaube der Vergangenheit, sagte man, sei abgenutzt; mit der Entwicklung der Wissenschaft sei der Mensch skeptisch geworden; die alten Quellen genügten nicht länger für den Durst; jede neue Aera erfordere eine neue Offenbarung; in allen früheren Zeiten habe es einzelne Geister gegeben, rein und fortgeschritten genug, um mit den Todten zu verkehren und die Media ihrer Botschaften an die Menschen zu sein; jetzt sei die Zeit gekommen, wo die Kenntniß dieses Verkehrs Allen mitgetheilt werden müsse; in seinem Lichte würden die Geheimnisse der Vergangenheit klar; in der so mitgetheilten Weisheit würde die glückliche Zukunft, die jedem feurigen und edlen Herzen möglich scheint, gesichert werden. Mich beunruhigte die Thatsache nicht, daß die Botschaften, welche diese Dinge verkündigten, oft unrichtig buchstabirt, daß die Grammatik schlecht und die Sprache entfernt davon war, elegant zu sein...."

Unser Amerikaner entwickelt sich also, wie es unter solchen Umständen erklärlich wird, vollends zum Medium, und nun beginnen seine Enthüllungen psychologisch interessant zu werden.

„Ich entdeckte, daß die eigenthümliche Gemüthslage, die erreicht werden muß, ehe sich die Tische in Bewegung setzen, nach Belieben hervorgebracht werden könne." In einer Anmerkung setzt er auseinander, wie er Allen, welche die Sache nicht praktisch durchgemacht und jene eigenthümliche, psychologische Erfahrung nicht an sich selbst erprobt, eigentlich unverständlich bleiben müsse, und wir können wohl annehmen, daß er die Wahrheit sagt; denn die abnormen Zustände, welche er schildert, sind wohl derart, daß sie ein geistig nüchterner und gesunder Mensch schwerlich erfinden kann.

„Ich fand also," fährt er fort, „daß der passive Zustand, in welchen ich auf natürliche Weise versank, ein Bestreben hat, jene Entrückung und Aufhebung des Willens hervorzubringen, die ich in meinem Knaben-Alter entdeckt hatte. Indessen schwand das äußere Bewußtsein doch nicht ganz. Ich sah den Kreis der Frager um mich, aber schwach und als Phantome, — während die Eindrücke, die durch mein Hirn gingen, sichtbare Gestalten zu tragen schienen und mit hörbaren Stimmen sprachen.

„Ich zweifelte in jener Zeit gar nicht, daß die Geister mich besuchten und Gebrauch von meinem Körper machten, um mit denen zu verkehren, die sie nur auf andere Art hören konnten. Neben dem angenehmen Rausche der Halb-Entrückung, fühlte ich eine seltene Freude an dem Gedanken, von anderen Menschen auserwählt zu sein, um ihnen als Dollmetscher zu dienen. Möge man mir erlauben, die Natur dieses Besessenseins zu beschreiben. Bisweilen, selbst ehe ein Geist gerufen war, stellte sich die Gestalt der Person, wie sie im Geiste des Fragers existirte, plötzlich vor mich hin — nicht vor meine äußeren Sinne, sondern vor meine innere, instinktive Erkenntniß. Wenn die Erinnerung des Anderen auch die Stimme behalten hatte, so hörte ich die Stimme in derselben Weise und ahmte sie unbewußt nach. Die Antworten auf diese Fragen wußte ich durch denselben Instinkt, sobald die Fragen ausgesprochen waren. War die Frage unbestimmt und mehr zur Unterrichtung, als zur Bestätigung gefragt, so kam entweder keine Antwort, oder ich hatte den Eindruck eines Wunsches nach dem, was die Antwort sein könnte, oder zu Zeiten entschlüpfte irgend welche sonderbare, unwillkürliche Sentenz meinen Lippen. Wenn ich schrieb, schien meine Hand sich selbst zu bewegen; doch die Worte, die sie schrieb, gingen unabänderlich durch meinen Geist. Selbst wenn mir die Augen verbunden wurden, litt ihre Thätigkeit hierin keinen Eintrag. Dieselben Kräfte entwickelten sich bei Miß Fatters noch in einem weit höheren Grade. Die Geister, welche am Bereitwilligsten durch sie sprachen, waren die von Männern, selbst groben und rohen Charakters, die unaufgefordert kamen. Zwei oder drei der Mitglieder unseres Zirkels waren im Stande, Bewegungen im Tische hervorzubringen; sie konnten, wie sie behaupteten, selbst die Berührung der Geisterhände fühlen; doch, obschon sie es höchlichst wünschten, wurden sie doch nie persönlich besessen, wie wir, und konnten nicht füglich Media genannt werden."

Nun kommt ein Apostel der neuen Lehre in den Kreis; solche Apostel sind gewöhnlich von „preaching Mediums“ begleitet.

Dieser Mann war ein gewisser Mr. Stilton, Herausgeber einer Monatsschrift, „Revelations from the Interior,“ selbst kein Medium, aber ein großer Kenner und Director der neuen Sache, der über den dämonistischen Unsinn in dem schnell erfundenen pseudo-wissenschaftlichen Kauderwelsch schrieb und sprach. „Er war ein Mann von mannigfaltigem, obgleich nicht tiefem Wissen, welcher Eindrücke mit gleicher Leichtigkeit empfing und von sich gab, und einer ungewöhnlichen Mischung von Unsichversinkens und Allerwelts-Gewandtheit in seiner Natur. Eine gewisse Inspiration war mit seiner Gegenwart verknüpft. Seine Persönlichkeit überfluthete und beeinflußte Andere. „„Mein Geist ist nicht unterwürfig genug,““ pflegte er zu sagen, „„um Eindrücke von den Geistern zu empfangen, aber meine Atmosphäre zieht sie an und ermuntert sie, zu sprechen.““ Er war ein strammer, stark gebauter Mann mit grobem, schwarzen Haar, grauen Augen, großem, thierischen Munde, vierschrötigen Kinnbacken und kurzem, dicken Halse. Wäre sein Haar kurz abgeschnitten gewesen, so würde er einem Boxer von Profession sehr ähnlich gesehen haben, aber er trug es lang, in der Mitte gescheitelt und so sanft im Ausdruck, als es die steifen Borsten erlauben wollten.

„Stilton wurde bald der regierende Geist unseres Kreises. Seine Gegenwart schien in der That die Geister zu ermuntern. Nie waren ihre Manifestationen so zahlreich und so überraschend gewesen. Miß Fatters besonders setzte uns durch die Stärke ihrer Besessenheiten in Staunen. Nicht blos Simson und Peter der Große, auch Gibbs, der Seeräuber, Black Hawk und Joe Manton, die im vorigen Jahre am delirium tremens gestorben, prophezeiten, stritten, fluchten und schlugen vermittelst ihres kleinen, schwachen Körperchen allerlei Sachen entzwei. Als Cribb, ein bekannter Boxer des vergangenen Jahrhunderts, schlug sie einem unvorsichtigen Zuschauer dermaßen in's Gesicht, daß er noch nach vierzehn Tagen ein blaues Auge hatte. Sonderbar genug, meine Besucher waren der entgegengesetzten Art; Hypatia, Petrarca, Abälard und, am Häufigsten von Allen, Shelley verkündeten mystische Wahrheiten durch meine Lippen. Sie sprachen gewöhnlich in begeisterten Monologen, ohne sich zuvor anzukündigen und oft ohne den Schlüssel zu ihrer Persönlichkeit zu geben. Ein geübter, von Stilton angeworbener Stenograph schrieb viele dieser Mittheilungen so, wie sie gemacht wurden, nieder, und wurden solche später in den „Revelations“ abgedruckt. Auch wurde bemerkt, daß während Miß Fatters heftige Geberden machte und übernatürliche Kräfte zu besitzen schien, ich im Gegentheil bewegungslos, blaß und ohne ein Lebenszeichen dasaß, abgesehen von meiner Stimme, die leise, dabei aber klar und dramatisch in ihren Modulationen war.

„Stilton erklärte diesen Unterschied ohne Zögern. „„Miß Abby,““ sagte er, „„besitzt Seelenstoff von einer Textur, an welche die Seelen dieser kräftigen Leute sich anheften. Im Geisterlande stoßen Ueberflüssigkeiten sich einander ab; die individuellen Seelen suchen ihre Unvollkommenheiten zu heilen; nur in der Einheit der Gegensätze findet sich die große Harmonie des Lebens ꝛc.““

So treibt es John zwei oder drei Jahre. Zuletzt fällt es ihm auf, daß er gegen erwähnte Miß Fatters einen instinktmäßigen Widerwillen habe, den er zu besiegen nicht im Stande sei.

„Ihre kalten, dünnen Lippen, blassen Augen und dünne Figur machten auf mich einen eigenthümlichen Eindruck von Heißhunger. Ihre Gegenwart wurde mir oft durch einen kühlen Schauer kund, ehe ich sie noch sah. Vor Jahrhunderten mußte einer ihrer Vorfahren ein Ghul oder Vampyr gewesen sein. Die Ekstase der Besessenheit schien für sie nur eine Art von Zerstreuung zu sein, der sie sich hingab, wie sie sich vielleicht einem gemeineren Appetite hingegeben hätte. Die neue Religion war Nichts für sie; ich glaube, sie schätzte sie blos wegen der Wichtigkeit, die sie dadurch unter ihren Anhängern erhielt. Ihr Vater, ein eitler, schwachköpfiger Mann, der einen Gewürzkram in der Stadt hatte, war selbst ein Bekehrter.“

Stilton erklärt ihm auch diesen Widerwillen auf natürliche Weise, als Mangel an Wahl-Verwandtschaft; ferner, warum selbst große Geister, wie z. B. Shakspeare, wenn sie citirt werden, so platte und fastlose Antworten gäben. Es seien dies nicht die wirklichen großen Männer, sondern böse Geister, welche die Namen annehmen, um den Verkehr mit den höheren Regionen zu unterbrechen.

Wir wollen über die weitere Geschichte, die fast wie eine Novelle aussieht, jedenfalls am Ende etwas pathetisch zugestutzt ist, wegen ihrer Scheußlichkeit hinweggehen. Sie wird bestialisch gemein und diabolisch, wie nur immer viehmäßige Orgien verworfenster Menschen werden können. Miß Fatters spielt darin eine Rolle, die Uebelkeit erregen muß, wenn man sie sich zu lebhaft vorstellt. Angeblich von den besagten am delirium tremens verstorbenen Trunkenbolden besessen, tafet sie wie eine Mänade und schreit in den gemeinsten Kneipen-Ausdrücken und Flüchen nach Schnaps, der ihr nach Stilton's Vorschrift aus großen Gläsern eingegossen wird.

„Ich gestehe, ich kann mich nicht ohne ein Gefühl äußerster Scham, der Rolle entsinnen, die ich in einer Sache spielte, die eine klägliche Posse gewesen wäre, wenn sie nur nicht so entsetzlich tragisch war. Nur mein tiefes Mitgefühl für Tausend und Tausende, die noch unter derselben Illusion stehen, konnte mich zu einem solchen Opfer meiner Selbstliebe bewegen. Sonderbar genug (wie ich damals dachte, jetzt aber nicht mehr) kam damals das Aussprechen von Gedanken, die meinem sittlichen Gefühl widersprachen — nämlich die Abschaffung alles sittlichen Zwanges — von meinen Lippen, während die Handlungen von Miß Fatters ihnen praktische Ausführung gaben. Aus dem Grunde, daß die Interessen der Seele allen menschlichen Gesetzen und aller Sitte übergeordnet seien, erklärte ich — oder vielmehr, meine Stimme erklärte, — Selbstverleugnung sei ein trauriger Irrthum, dem die Hälfte des menschlichen Elends beizumessen sei; daß die Leidenschaften, als Sklaven gehalten, blos die thierische Natur von Sklaven zeigten und erhöht und verherrlicht werden würden durch gänzliche Freiheit; daß unsere einzige Leitung von den Stimmen der Geister kommen sollte, die mit uns verkehrten, statt von den unvollkommenen Gesetzen, die von unseren umnachteten Mitmenschen gemacht sind! — Wie klar, wie logisch, wie erhaben schienen diese Lehren! Wenn mich zu Zeiten ihre Natur abstieß, so schrieb ich es der Thatsache zu, daß ich nur noch ein Neophyte der spiritualistischen Philosophie und unfähig sei, die Wahrheit mit voller Klarheit zu umfassen.“

Nun kommt die Quintessenz, die gewöhnlich im Hintergrund solcher schamanisch-bacchantischen Konventikel lauert — geistige Wahl-Verwandtschaft. Mr. Stilton, der mit einer ziemlich unbedeutenden, ihm gläubig anhängenden Frau verheiratet ist, arbeitet dahin, mit der besagten Miß Fatters in gewisse unsagbare Verhältnisse zu treten, während er einen anderen Bund unserem Medium zudenkt. — Hier erwacht dessen ganzer Widerwille und mit plötzlicher Energie zerbricht er die Schranken.

Seine Lehre, die er auf Grund dieser Erfahrungen aufstellt, ist kürzlich die, daß schlechte Menschen durch ihren Willen im Stande sind, sich den Willen solcher ganz passiv gewordenen Media dergestalt zu unterwerfen, daß sie gar keinen eigenen Willen mehr haben, und daß sie dann, mit Leib und Seele ihrem Herrscher unterthan, nur seine Gedanken, seine Anschauungen haben, und folglich durch ihn auch die Menschen mit angeblichen Prophezeiungen u. dergl. täuschen können. — Also jedenfalls eine Art Magie des Willens, die über alle physischen Gesetze hinausgeht. Es liegen merkwürdige Konsequenzen darin.

Unser Amerikaner betheuert zum Schluß mit großem Nachdruck, daß er diese seine Erfahrungen zum Nutz und Frommen aller Derer geschrieben, die sich mit dieser Sache befassen, daß er sie eindringlich davor warne; er wolle kein abschließendes Urtheil fällen und nicht immer das Schlimmste sehen; das aber könne er sagen, und das habe er an sich selbst erfahren, die ganze Geschichte sei „Etwas Böses.“ Er wolle Jeden warnen, seinen Willen, die Selbstbestimmung, die edelste Gabe Gottes, einem Anderen zur Verfügung zu stellen — nur mit genauer Noth und großer Anstrengung habe er sich der dämonischen Willens-Tyrannei des spiritualistischen Propheten Stilton entrungen.

Wir zweifeln nicht daran, daß dieses Geisterklopfer-Psychographen- u. dergl. Wesen im besten Falle auf der Höhe des Schamanenthums und der Bacchanalien steht, welche der römische Senat so kräftig unterdrückte. Es kann sich daraus eine giftige Eiterbeule entwickeln, und es wäre gerathen, den Unfug polizeilich zu behandeln und mit strengen Strafen zu unterdrücken. Verbietet man Hazardspiele, warum nicht Spiele mit dem Edelsten, was der Mensch hat?

Deutschland und das Ausland.

Zur Geschichte der Erziehung.*

Anschauung der christlichen Volksschule.

Wir haben seiner Zeit den ersten Theil des unten angegebenen Buches besprochen und daraus Mehreres hervorgehoben, was für unsere

* Die Geschichte der Pädagogik ꝛc. Von Dr. Karl Schmidt. Zwei Bände. Köthen, Paul Schettler, 1861.

Leſer von Intereſſe ſchien; es iſt uns nun der zweite Theil zugegangen, welcher die Geſchichte der Pädagogik von Chriſtus bis zur Reformation enthält.

Das erſte Kapitel beſpricht die Fundamente des Chriſtenthums und ſeine Erziehung, und zeigt, wie die letztere aus demſelben hervorgeht, und nur eine Sekte der ganzen Religion bildet, die von Chriſtus, „dem Lehrer und Erzieher," ausgeht. „Das Ideal der Kinderwelt iſt auch das Ideal der Lehrerwelt." — „Der menſchgewordene Gott, der zu Gott erhobene Menſch: das iſt das Bildungs-Ideal der chriſtlichen Erziehung. Erziehung des Menſchen iſt Herausziehung deſſelben aus ſeiner Niedrigkeit und Nichtigkeit und Ziehung und Erhebung in die Ebenbildlichkeit Gottes — geiſtige Vollendung durch Entwickelung der Harmonie von Wahrheit, Freiheit und Liebe. Dieſe Aufgabe der Erziehung, die Chriſtus ſtellt, iſt unter allen Nationen, für beide Geſchlechter, für jeden Stand dieſelbe: — ein Prinzip, das nicht blos die Spitze aller Theorie iſt, weil es mit dem Ringen des menſchlichen Geiſtes nach ſeiner Freiheit und Weſenheit zuſammenfällt, ſondern das ſich auch in der Praxis bewährt, weil es in ſeiner Allgemeinheit unter allen Verhältniſſen Anwendung findet und keine Beſtrebungen des Geiſtes, weder in Kunſt noch in Wiſſenſchaft, von ſich ausſchließt, feindlich allein dem, was der ſittlichen Freiheit des Geiſtes gefährlich iſt."

Der Verfaſſer ſchildert hierauf in ſehr umfänglicher und eingehender Weiſe die große Veränderung, die durch das junge Chriſtenthum in der abgelebten und zerklüfteten Welt vor ſich ging, namentlich die Neubildung der Familie und hierdurch der ganzen Geſellſchaft. „Durch die tief religiöſe Auffaſſung der Ehe geſtaltet ſich auch ein neues Verhältniß der Eltern zu den Kindern, und ſomit eine Pädagogik, welche namentlich dem Heidenthume ganz fremd war.

„Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern iſt und ſoll ein Abbild des Verhältniſſes Gottes zu den Menſchen ſein. Darum muß Liebe das Band ſein, das ſie mit einander verbindet. Nur an der Liebe der Eltern zu den Kindern, die ein Geſchenk Gottes und darum Gottes Eigenthum ſind, kann ſich des Kindes Liebe zu Gott, deſſen ſichtbare Stellvertreter die Eltern ſind, entzünden. Nur in hingebender Liebe werden die Eltern ſich hüten, den Kindern Aergerniß zu bereiten, werden ſie vielmehr die Kinder als ihnen von Gott anvertraute Seelen betrachten und mit ihrer geiſtigen Wohlfahrt zugleich für die leibliche ſorgen. Nicht nach Gutdünken werden ſie dieſelben züchtigen; ihr Vorbild iſt die Weisheit Gottes, die nicht heute anders als morgen, nicht heute ſchnell und morgen langſam in ihren Ermahnungen und Strafen iſt. Auch in den Strafen muß das Kind noch an des Vaters Liebe glauben können; darum ſoll die Zucht keine Wahl laſſen, die Ermahnung ſich an des Kindes Herz wenden. Die Zucht hat das Gute einzuüben und als Gott gefälliges Handeln einzugewöhnen. Die Ermahnung hat dafür zu ſorgen, daß das Gute nicht eine äußere Gewöhnung werde, ſondern daß es aus dem Schatze eines guten Herzens von ſelbſt hervorwachſe. Zucht und Ermahnung ohne Liebe ſchließen den Zugang zu dem Innern des Kindes für die Eltern zu; Zucht und Ermahnung mit Liebe laſſen den Eltern die Thür zum Herzen ihrer Kinder offen. „Ihr Väter, reizet Eure Kinder nicht zum Zorn, ſondern ziehet ſie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn." „Ihr Väter, erbittert Eure Kinder nicht, auf daß ſie nicht ſcheu werden."

Wenn man an die Entwürdigung denkt, in welche das weibliche Geſchlecht in dem in ſeinem Schlamme verſinkenden Heidenthum geſunken war, ſo treten die chriſtlichen Frauen jener Zeit wie überirdiſche Geſtalten hervor. Ihr Einfluß als Gattinnen, Familienmütter und Pflegerinnen iſt unendlich groß und ſegensreich geweſen.

„Das Bewußtſein von der gliedlichen Gemeinſchaft unter Einem Haupte im Himmel ſtellte die Frau dem Manne gleich und betrachtete die Gemeinſchaft zwiſchen Mann und Weib als Gemeinſchaft des höheren Lebens. „Sonſt ſtanden," ſagt Chryſoſtomus, „die Frauen den Männern gleich. Jetzt iſt es das Gegentheil. Sehet, was Chriſti Erſcheinen auf Erden bewirkt hat! Die Frauen übertreffen uns an edlen Sitten, an chriſtlicher Wärme und Frömmigkeit, an Liebe zu Chriſtus, der den Fluch von dem weiblichen Geſchlechte hinweggenommen hat." Und Tertullian: „Welche Verbindung zwiſchen zwei Gläubigen, die Eine Hoffnung, Eine Sehnſucht, Eine Lebensordnung, Einen Dienſt des Herrn mit einander gemein haben? Beide, wie Bruder und Schweſter, keine Trennung zwiſchen Geiſt und Fleiſch, ja hier im wahren Sinne zwei in Einem Fleiſch; ſie fallen mit einander auf die Knie, ſie beten und faſten mit einander, ſie lehren, ſie ermahnen, ſie tragen einander gegenſeitig; ſie ſind mit einander in der Kirche Gottes, bei dem Mahle des Herrn; ſie theilen mit einander Bedrängniſſe, Verfolgungen, Freuden; Keines verbirgt dem Anderen Etwas, Keines meidet den Anderen; frei wird der Kranke beſucht, der Dürftige unterſtützt; es ertönen Pſalmen und Hymnen, und ſie wetteifern mit einander gegenſeitig, wer beſſer ſeinem Gott ſingen könne. Die chriſtliche Frau geht aus, um den kranken Bruder zu beſuchen, an der Communion Theil zu nehmen oder das Wort Gottes zu hören. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt, die um des Bekenntniſſes willen Gefangenen im Kerker zu beſuchen, den kranken Brüdern nachzugehen bis in die ärmſten Hütten, reiſende Brüder in's Haus aufzunehmen und zu bewirthen." Das Chriſtenthum gab der Frau eine Thatkraft und einen Muth, ſowie einen Sinn voll theilnehmender Liebe und Geduld, daß ſelbſt der heidniſche Lehrer der Beredtſamkeit in Antiochien, Libanius, ausrufen mußte: „Welche Weiber haben doch die Chriſten!"

„Wie das Weib, ſo trat in dem chriſtlichen Hauſe auch das Kind in ſeine natürlichen, gottgeborenen Rechte ein. Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern ward in dem Gedanken geheiligt, daß dieſe Geſchenke Gottes ſeien, für welche die Eltern einſt Rechenſchaft ablegen müſſen. An dem Liebesreiche Chriſti zerſchellte die herzloſe Ausſetzung, der ſelbſtſüchtige Verkauf, die kalte, liebeleere Tödtung der Kinder, und ſelbſt die Waiſen und Verwahrloſten fanden ein Aſyl zum Schutze ihres Lebens, eine Heimat für ihre leibliche und geiſtige Entwickelung. Kirchen-Verſammlungen machten es Biſchöfen, Diakonen und Gemeinde-Vorſtehern zur Pflicht, ſich der Waiſen oder ausgeſetzten Kinder anzunehmen und ſie entweder an Familien, die ſie freiwillig als ihre eigenen Kinder aufnehmen wollten, abzugeben, oder auf Koſten der Kirche anderen Pflege-Eltern anzuvertrauen; ſpäter wurden beſondere Anſtalten für Waiſen und Findlinge errichtet; im vierten Jahrhundert ſchon war das erſte Waiſenhaus in Konſtantinopel, im achten das erſte Findelhaus in Mailand.

„Solches Leben in der Familie mußte tief in die zarten Herzen der Kinder einſchneiden. „Die Werke," ſagt Cyprian, „haben auch eine Zunge; ja ſie ſind noch weit beredter, als der Mund ſelbſt; darum werden Eure Kinder allezeit weit mehr auf das Acht geben, was ihr thut, als auf das, was ihr redet." Und Chryſoſtomus: „Nichts iſt kälter, als ein Lehrer, der nur in Worten weiſe iſt; denn dieſes iſt nicht die Sache eines Lehrers, ſondern eines Schauſpielers: darum lehrten die Apoſtel erſt durch Beiſpiele, dann durch Worte; ja ſie hatten die Worte gar nicht nöthig, da ihre Werke ſo laut ſprachen."....

Das fünfte Kapitel handelt von der erſten chriſtlichen Volksſchule. Wir heben Einiges davon hervor, was über das Katechumenat geſagt iſt:

„Die Apoſtel und erſten Glaubensboten waren urſprünglich mehr zur Verkündigung des Evangeliums an Erwachſene berufen, wobei ſie zum Theil die jüdiſchen Synagogen und die Hörſäle der heidniſchen Völker benutzten. Auf die Jugend konnten und wollten ſie nur mittelbar durch die Eltern einwirken. Da jedoch die Taufe den Unterricht eines jeden zu taufenden Individuums, der Unterricht aber das Leſen der heiligen Schriften vorausſetzte, ſo bildete ſich bald in der erſten Kirche eine Art Synagoge, in welcher Erbauung, Erziehung und Unterricht noch nicht getrennt waren. Es entſtand das Inſtitut des Katechumenats, das urſprünglich nicht für Kinder, ſondern für Perſonen aller Altersſtufen, Nationalitäten, Charaktere und Bildungsgrade beſtimmt war und nicht blos Unterricht umfaßte, ſondern Einführung in eine andere Lebensluft, in die chriſtlich aſcetiſche Lebensordnung, bezweckte. Die Katechumenen, das ſind die im Inbegriff des chriſtlichen Glaubens an Vater, Sohn und heiligen Geiſt zu Unterrichtenden und im chriſtlichen Leben zu Uebenden, waren in den früheſten Zeiten in zwei, ſpäter in drei Klaſſen getheilt. Dieſe Klaſſen bezeichneten die Lern- und Prüfungsgrade, die ſie durchzuarbeiten hatten, ehe ſie zur Taufe zugelaſſen wurden. Je nach dem Grade ihrer chriſtlichen Entwickelung und ihrer Kenntniſſe, waren ſie noch von der Theilnahme an der chriſtlichen Erbauung ausgeſchloſſen, oder Zuhörer, wo ſie in der kirchlichen Verſammlung dem Vorleſen in der heiligen Schrift und der Predigt beiwohnen konnten, aber beim Anfange der Kirchengebete entlaſſen wurden. In der darauf folgenden Abtheilung der Knienden waren ſie bei gewiſſen Kirchengebeten, namentlich bei den für ſie gehaltenen, aber kniend, zugegen, worauf ſie als eigentliche Tauf-Kandidaten unter Hände-Auflegen gänzlich in die Gemeinde der Erwachſenen aufgenommen wurden. Bei dieſer Heranbildung zum Chriſtenthume war der Unterricht, deſſen Ziel die Kenntniß des Inbegriffs der weſentlichen Unterſcheidungslehren des Chriſtenthums war, die auswendig gelernt und abgefragt wurden, ein weſentliches Moment. Dieſer Unterricht war alſo ein Unterricht im Chriſtenthum, und ward bald auch Kindern, wahrſcheinlich ſchon vom ſiebenten Jahre ab, ertheilt.

„Der Katechumen-Unterricht war urſprünglich der einzige, der chriſtlich ertheilt ward, weitere chriſtliche Schulen gab es in den erſten chriſtlichen Zeiten nicht. Konnten deshalb Eltern ihre Kinder nicht ſelbſt un-

Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten, oder einen Privatlehrer für sie halten, so schickten sie dieselben in die öffentlichen heidnischen Schulen. Auch christliche Jünglinge besuchten in den ersten Jahrhunderten die höheren wissenschaftlichen Bildungs-Anstalten des Heidenthums und studirten die heidnischen Klassiker; so Viele strebten, sich die formale Gewandtheit und Sprachkunst der Griechen und Römer anzueignen. Selbst Geistliche, wie Gregor und Basilius, standen im freundlichen Vernehmen mit den Sophisten.

„Als die Verfolgungen der Christen aufhörten, und diese zur Ruhe in sich und damit zur inneren Entwickelung gelangten, auch die christliche Religion die herrschende im römischen Reiche ward, riethen einzelne bedeutende Männer und christliche Genossenschaften von dem Unterrichte der Kinder bei den Heiden ab und verlangten Ertheilung christlichen Unterrichts im ganzen Umfange. Das war der erste Anstoß zur Gründung von vollständigen christlichen Schul-Anstalten. Schon am Schlusse des zweiten Jahrhunderts soll Protogenes in Odessa neben seinem höheren Unterrichte als Lehrer der Kinder segensreich gewirkt haben. Lesen, Schreiben, Auswendiglernen und Hersagen, auch Absingen der Psalmen, waren die Lehr-Gegenstände dieser ersten christlichen Volksschulen."

Der nächste Abschnitt handelt von den ersten christlichen Gelehrtenschulen, den Katechesten-Anstalten, von Clemens von Alexandrien und Origenes; daran reihen sich die Charakter-Schilderungen von Tertullian, Cyprian, Hieronymus und Augustinus und die Ansichten, die diese Männer von der Erziehung aufgestellt haben. Von Rom und Griechenland gelangen wir dann in den zum Christenthum bekehrten Norden, und es wird von den ersten Klosterschulen und der klösterlichen Bildung verhandelt. Den Schluß dieser Abtheilung macht eine kurze Meldung über das Erziehungswesen der Byzantiner. Hierauf kommt der Verfasser auf die Erziehung im Muhammedanismus zu sprechen, die er „als die abstrakt verständige" charakterisirt. Man könnte hin und wieder wünschen, daß diese philosophischen Terminologien, welche mehr Formeln sind, als wirklich zum Verständniß helfen, vermieden wären. „Die Lehren des Koran sind das abstrakteste Verstandessystem in der vorreformatorischen Zeit, aber zugleich die vollendetste Anschauung des orientalischen Geistes und das eigenste Produkt des arabischen Volkes." — Wir glauben nicht, daß dieses im dogmatischen Sinne richtig ist. Die Lehren des Koran sind, abgesehen von dem strengen Monotheismus, weder abstrakt, noch wenden sie sich an den Verstand; im Gegentheil sie sind konkret und phantastisch; was man das Abstrakte des Muhammedanismus nennt, ist Nichts, als die Reaction des gesunden Menschenverstandes gegen diese Phantasien; er hat freies Spiel, weil Muhammed in seiner Religion dem Gemüthe keinen Raum gegeben hat, und ihm keinen geben konnte, weil er über die Exaltation nicht hinauskam.

Eine Volksschule, wie das Christenthum, eine Ineinanderbildung von Gemüths- und Verstandes-Entwickelung, von sittlicher Erziehung und Belehrung, eine fortlaufende organische Heranbildung von der untersten Stufe bis zur höchsten hat der Muhammedanismus nicht entwickelt, obgleich die Moslemin sich sehr viel mit der Pädagogik beschäftigt haben.

Jedenfalls ist die Stellung, welche die Frauen im Islam einnehmen, ein Haupthinderniß, weshalb sein Erziehungswesen, trotz glänzender Erscheinungen in der Wissenschaft, nicht gedeihen konnte: für das weibliche Geschöpf geschah bei solchen Verhältnissen wenig oder gar nichts; und was die Knaben betraf, so konnte ihnen ihre mit anderen Kebsfrauen zusammenlebende und als Sklavin gehaltene unwissende Mutter nicht das sein, was die christliche Mutter und Hausfrau ihren Kindern ist. Das Gemüth blieb ungebildet, und das ist ein Zug, der im Muhammedanismus, trotz der Pietät, welche gegen die Eltern grüßt wird, in allen äußeren Beziehungen zu den Nebenmenschen herrscht. Bei dem schorfen Verstande, der den Arabern eigen ist, bei der gelehrten Bildung, die unter ihnen heimisch wurde, kann es nicht Wunder nehmen, wenn sie sehr bald auf rationalistische Theorien geriethen, und wenn der arabische Rousseau 600 Jahre älter ist, als der französische.

Der wilde Bengel Emil, bei dem nur zu bedauern ist, daß ihn Rousseau nicht gleich als Botokuden oder Neuholländer hat geboren werden lassen, um das Erziehungs-Resultat desto glänzender zu schildern, hat einen sehr alten Geschlechts-Verwandten in „Hai Ebn Yokdan," „dem Naturmenschen," einem philosophischen Romane des spanischen Arabers Ebn Tophail, der 1190 zu Sevilla starb. Das Werk wurde von Muhammedanern und Juden mit gleicher Bewunderung aufgenommen, kommentirt, in's Hebräische, mehrmals in's Englische und hieraus 1782 von Eichhorn in's Deutsche übersetzt.

„Den Mittelpunkt dieser Schrift bildet der Gedanke, daß ein Mensch, ohne alle Gemeinschaft mit anderen Menschen aufgewachsen, also auch ohne Unterricht durch eine positive Religion, zur vollkommenen Erkenntniß Gottes und der Natur gelangen könne. Die Lehren der positiven Religion werden nur als Anbequemungen an die Vorstellungen der Menschen angesehen. Die Lehren des Gesetzes sind nicht von der Wahrheit verschieden, hüllen sich aber in sinnliche Bilder, und indem sie an äußere Gebräuche und Handlungen binden, durch Strafen schrecken und Belohnungen versprechen, welche sich auf sinnliche und verächtliche Güter beziehen, haben sie nur die schlechten Menschen vor Augen, welche auf andere Weise nicht gebändigt werden können, weil sie sich von der nackten Wahrheit nicht belehren lassen.

„Nach diesen Grundsätzen will Ebn Tophail seinen Naturmenschen erziehen. Es ist dieser ein Knabe, welcher von der auf einer Insel im indischen Ocean in einen Thurm gesperrten Schwester eines Königs in sinnlicher Liebe gezeugt ward. Er ward sogleich nach der Geburt in ein Kästchen gelegt und dem Meere übergeben, aber von den Wellen an eine unbewohnte Insel getragen, wo ihn ein Reh ernährte. Mit den Thieren und mit den Vögeln lebend, lernte er, durch den Nahrungstrieb geleitet, so viel, daß er sich mit sieben Jahren Kleidung zu verschaffen wußte, und von da ab seine Gefühle und Gedanken immer weiter entwickelte, bis er, dreimal sieben Jahre alt geworden, durch Betrachtung der Organisation der Thiere, Pflanzen und Gesteine zur Anerkennung eines höchsten Wesens gelangte, in dessen Anschauung er mit neuplatonischer Ekstase versank." Doch wir haben hiermit wohl genug, und können den jungen Mann auf seiner Insel lassen, wo er Physik, Astronomie, Geometrie ꝛc. erfindet. Denn man sagt, daß in dieser Weise ausgesetzte Kinder wohl von den Affen Fratzen schneiden und krotzen, von den Bären brummen und beißen, von den Wölfen heulen und Zähnefletschen, aber keine menschliche Sprache, keinen menschlichen Gang, keinen Gedanken lernen.

Der nächste Abschnitt handelt von der geistlich-scholastischen Erziehung der occidentalischen Kirche. Das Buch schließt mit der Reformation.

Mannigfaltiges.

— Die bevorstehende Monarchen-Zusammenkunft in Chalons. Deutsche Vaterlandsfreunde haben den Wunsch ausgesprochen, daß die Franzosen in der bevorstehenden Reise des Königs von Preußen nach Chalons das aufrichtige Bestreben Deutschlands erkennen mögen, mit der französischen Nation in Frieden und Freundschaft zu verbleiben. Sind es doch beide Völker, mit deren ungestörtem, ioneren Fortschreiten die Kultur der Wissenschaft, der Kunst, des Gewerbsfleißes und der Literatur Europa's zusammenhängt! Glaube man ja nicht, daß das französische Volk, welches diese Kultur über Alles liebt, sie um der Rheingränze willen, die das deutsche Volk auf Tod und Leben vertheidigt, gefährden würde. Der europäische Sturm, den schon die mit Zustimmung der Bevölkerung erfolgte Annexirung Savoyens erregte, hat das französische Volk belehrt, daß jeder Angriff auf den deutschen Rhein, dessen Bevölkerung niemals wieder von ihren deutschen Brüdern getrennt sein will, Frankreichs Integrität gefährden würde; denn ein Volk von vierzig Millionen Seelen würde sich wie Ein Mann dagegen erheben. Darum wird die Reise des Königs von Preußen nach Cholons auch vom französischen Volke als eine Bürgschaft des Friedens und des Fortschritts begrüßt werden. Beide große Nationen werden fortan um so vertrauensvoller an der Förderung ihrer wahren Größe arbeiten, die in der Veredelung des Volksgeistes und der Ausbreitung der Civilisation besteht.

— „Der Herzog von Gotha und sein Volk."* So heißt ein jetzt besonders abgedruckter Aufsatz des Herrn Eduard Schmidt-Weißenfels, der ursprünglich im „Leipziger Sonntagsblatt" gestanden und den Se. Hoheit der Herzog mit einem Antwortschreiben beehrte, welches in der interessanten Druckschrift ebenfalls enthalten ist. Diese freimüthige Selbstkritik des fürstlichen Verfassers, verbunden mit ebenso offenen, auf gründlicher Menschenkenntniß ruhenden Bemerkungen über Land und Volk des Herzogthums Gotha, entspricht ganz dem edeln Bilde, das sich seine deutschen Zeitgenossen — sofern sie nicht zu den beiden extremen, politischen Parteien gehören — von dem Herzog Ernst gemacht haben. Wir möchten behaupten, daß diese Auslassung eine praktischere, jedenfalls aber eine unserer Zeit mehr entsprechende Widerlegung des „Fürsten" Machiavelli's sei, als der berühmte „Anti-Machiavell" Friedrich's des

* Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861.

Grafen. Wir widerstehen nur ungern der Versuchung, einzelne Stellen dieser fürstlichen Selbstkritik hier abzudrucken; man muß die Worte in ihrem vollständigen Zusammenhange lesen, um von dem nachhaltigen Eindrucke, den sie auf Geist und Herz machen, nichts zu verlieren.

— Jacob Grimm, Leopold Schefer und Karl v. Holtei. Professor Jacob Grimm, der in seiner bekannten, akademischen Schiller-Rede gegen die Tendenz des Schiller-Vereins polemisirte, ist jetzt auch aus dem Berliner Goethe-Comité geschieden, weil in dem letztern der Vorschlag genehmigt worden war, die Bildsäule Lessing's — des großen, humanen, echt deutschen Lessing! mit den Standbildern von Schiller und Goethe in Berlin zu vereinigen. Die Motive dieses Austrittes scheinen eben so unerklärlich, wie die akademischen Bedenken gegen die Wirksamkeit des Schiller-Vereins. Herr Professor F. A. Märcker giebt in einem gedruckten Circulare Nachricht über den Austritt Jacob Grimm's, jedoch ohne andere Erläuterungen, als zwei Sonette an den Letztern und dessen Rückäußerung: „daß noch viel ungeduldiges Wasser die Spree hinablaufen wird, ehe hier das Land für deutsche Einheit reift und ehe nichts anderes mehr geschieht, als was ihr entspricht." Es macht das die Sache noch unverständlicher; denn im vorliegenden Falle hat doch wohl nur der Ausgeschiedene das gethan, was etwa der deutschen Einheit nicht entspricht. Der hochachtbare Gelehrte ist ebenso über die Gleichstellung Lessing's mit Schiller und Goethe, wie über die erfreuliche Wirksamkeit des Schiller-Vereins, in entschiedenem Widerspruch mit der Ansicht des deutschen Volkes. Als vor einigen Tagen, am 30. Juli, der Dichter des „Laien-Brevier," Leopold Schefer in Muskau, im Kreise seiner Kinder und Enkel seinen 78. Geburtstag feierte, da segnete nicht blos dieser Kreis, sondern auch mancher schlichte Mann aus dem Volke, den Schiller-Verein, welcher dem greisen Dichter, der leider nicht mehr in alter Weise thätig zu sein vermag, eine Pension bewilligte, mit der er sorgenfrei leben kann. Nicht minder hat die unerwartete Weihnachtsbescheerung, mit welcher am letzten 24. December der Schiller-Verein den Lieblingsdichter der Schlesier, Karl von Holtei, durch Bewilligung einer Jahresrente erfreute, eine ganze Provinz in gemüthliche Aufregung versetzt. Wahrlich, Jacob Geimm, der von den Geldbewilligungen des Schiller-Vereins befürchtete, daß sie nur die ohnedies schon viel zu große Zahl der unbedeutenden Schriftsteller in Deutschland vermehren würden, weiß nicht, wie viel poetischer Sinn noch im deutschen Volke lebt, das gerade für solche Ideen, wie die des Schiller-Vereins und der vereinigten Denkmäler seiner großen Dichter, sehr empfänglich ist.

— Turnfest und Jahn-Denkmal. Bei Gelegenheit des allgemeinen deutschen Turnfestes, das in diesen Tagen zu Berlin stattfindet, wo vor gerade funfzig Jahren der erste Turnplatz unter Jahn's persönlicher Leitung eröffnet wurde, ist von einem Ausschusse, an dessen Spitze der ehrwürdige General von Pfuel und der Geheime Regierungsrath Kerst stehen, ein Aufruf zu Sammlungen für ein Denkmal des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn erlassen worden. An derselben Stelle, in der Hasenhaide bei Berlin, wo er im Jahre 1811, als das Land zum Theil noch von französischen Garnisonen besetzt war, den Turnplatz errichtete, auf welchem die deutsche Jugend lernen sollte, sich durch Leibesübungen stark zu machen, um den fremden Eroberer zu vertreiben, dort soll ihm jetzt auch das Turner-Denkmal errichtet werden. Herr Wilhelm Angerstein von Köln hat ein, dem Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha gewidmetes Lebensbild Jahn's herausgegeben,* das sich durch eine lernige, klare Sprache empfiehlt und gewiß viel dazu beitragen wird, den alten Vater Jahn auch unter der heutigen Jugend populär zu machen. Jahn war derjenige, „der," wie er später selbst sagte, „die höchst gefährliche Lehre vom einigen Deutschland zuerst aufgebracht." Er war aber auch, als „Mitstifter und Mitwerber der Lützow'schen Freischaar," ein wackerer Arbeiter an dem Werke der Wiedergewinnung des deutschen Vaterlandes; ja, noch vor dem Aufrufe Friedrich Wilhelm's III. erschien Jahn als der erste Freiwillige des Jahres 1813 in der schlesischen Hauptstadt. Ueber alle diese Lichtseiten aus Jahn's Leben, sowie über die traurige Nachtseite seiner politischen Verfolgung durch den Minister von Kamptz, berichtet die vorliegende, kleine Schrift in eindrucksvollster Weise.

— Deutsche Bibliothek. Professor Heinrich Kurz in Aarau, von dem wir eine sehr beliebte, in lexikalischer Form abgefaßte, deutsche Literaturgeschichte besitzen, giebt unter dem Titel „Deutsche Bibliothek" eine Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen Literatur heraus (Leipzig, J. J. Weber), die, der Ankündigung nach, überaus werthvoll zu werden verspricht, obwohl sie, bei eleganter Ausstattung, zu sehr billigem Preise geliefert wird.* Was den Franzosen die Bibliothèque gnuloise, der Trésor du pièces rares ist, das soll uns die „Deutsche Bibliothek" werden: eine sowohl dem Fachgelehrten, als dem gebildeten Publikum durch zweckmäßige Behandlungsweise und elegante, äußere Form sich empfehlende Sammlung unserer älteren Literatur-Schätze. Die zunächst erscheinenden Bände enthalten: 1) den „Esop," von Burkhard Waldis; 2) den „Simplicissimus;" 3) Fischart's epische Gedichte, und 4) Marner, „Die Müller von Schwindelsheim." Wir hoffen, auf diese interessante Erscheinung zurückzukommen.

— Livadas' Logik. Die Griechen waren die Lehrer der Welt; heute lernen sie von den Deutschen. Die Enkel des Aristoteles schöpfen ihr philosophisches Wissen von den Enkeln der Barbaren, die der große Philosoph wohl kaum dem Namen nach kannte. Es liegt uns ein kleines Schulbuch, ein Abriß der Logik, in neugriechischer Sprache von Dr. Theagenes Livadas, Director der hellenischen Schule in Triest, vor.** Der Hofrath Prof. Dr. Joseph Beck in Baden gab vor etwa acht Jahren eine kurze Propädeutik der Philosophie für Gymnasien heraus, deren erster Theil die empirische Psychologie und die Logik, der zweite die Encyklopädie der Philosophie enthält. Hieraus hat Herr Th. Livadas die Logik zum Gebrauch für seine Schüler übersetzt, um, wie er sagt, das Scherflein der Wittwe zur geistigen Wiedergeburt seines Volkes beizutragen. Zu Anmerkungen hat der Uebersetzer einige exegetische und ergänzende Erläuterungen und Beispiele hinzugefügt und auf die entsprechenden Stellen im Aristoteles hingewiesen. Er erwähnt dankbar der Hülfe, die ihm hierbei die „Elementa Logices Aristotelicae" von Trendelenburg und die „Darstellung der Logik" von Drobisch gewährt haben, und schließt sein Vorwort mit dem Wunsche, daß die hellenische Jugend in dieser wichtigen Wissenschaft fortschreite, die der große Aristoteles die Königin der Wissenschaften genannt hat, und die ihren Verehrern nicht von Menschenhänden geflochtene Lorbeerkränze ertheilt, sondern im Geiste die Wahrheit hervorruft, die unsterbliche Göttin, die der große Vater der Götter und Menschen in seinem Haupte erzeugt hat.

Wie sehr sich auch die Franzosen und Engländer ihrer civilisatorischen Mission rühmen, das wahre, weltbildende Volk sind doch die Deutschen. Nicht durch die rohe Gewalt von Soldaten, noch durch den Fanatismus von Mönchen und Missionären, wird das Reich des Geistes auf Erden verbreitet, sondern durch unscheinbare, bescheidene Schulbücher, die die Jugend zum Wahren, Guten und Schönen hinleiten; und Schulbücher sind die Krieger und Missionäre, die die Deutschen unter alle Nationen ausschicken, die Herrschaft der Vernunft, das wahre Reich Gottes, zu gründen.

M.

— „Ueber den Ursprung der Sitten,"*** so lautet der Titel einer kleinen Schrift von Professor Dr. M. Lazarus, die sich als Antritts-Vorlesung bei der Habilitation des Verfassers an der Universität zu Bern zu erkennen giebt. Dieselbe ist bereits in der geschätzten Zeitschrift, die der Verfasser mit Dr. Steinthal in Berlin zusammen herausgiebt, erschienen, und damit einem großen Theile des gelehrten Publikums zugänglich. Die Frage über den Ursprung der Sitten, die so nahe mit der über den Ursprung der Sprache und des Denkens zusammenhängt, ist natürlich wesentlich psychologisch und damit als zur empirischen Psychologie des Völkerlebens gehörend aufgefaßt; es wird klar zu machen gesucht, wie die Sitten, d. h. die löblichen stehenden Lebensgewohnheiten der Völker aus dem moralischen Bewußtsein und dem Gewissen hervorgehen. Freilich giebt es auch schlechte Sitten. Vielleicht hätte der Einfluß, den positive Gesetzgebungen, religiöse wie politische, auf die Völker-Erziehung und die Sitten gehabt, stärker hervorgehoben werden können; denn die meisten guten Sitten sind den Völkern in ihrem jugendlichen Zustande durch strenge, oft barbarische Dressur und den kräftigsten Zwang beigebracht worden, lange vorher, ehe sie die moralische Trefflichkeit derselben zu begreifen vermochten. Man lese die Veden, das Zendavesta, die Bibel, die Gesetzbücher aller alten Völker.

* Friedrich Ludwig Jahn. Ein Lebensbild für das deutsche Volk, von Wilhelm Angerstein. Berlin, Haude und Spener, 1861.

* Der Preis wird für den Band von etwa 20 Bogen 1⅓ Thlr. betragen.

** Λογικὴ ὑπὸ Δ. Ι. Βενιζέλου Κελλημαβδέλλα καὶ διδασκαβδέλλα ὑπὸ Θεαγένους Λιβάδα Δ. Φ., διευθύντου τῆς ἐν Τεργέστῃ ἑλληνικῆς σχολῆς, πρὸς χρῆσιν τῶν παῤ αὐτῷ μαθητιώντων. Τεργέστῃ, τύποις τοῦ Αὐστριακοῦ Λόυδ. 1861.

*** Berlin, Ferdin. Dümmler, 1860.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expedition Neumann, Niederwallstraße Nr. 13) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postvereine portofrei geliefert wird.

Insertionen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wolle man gefälligst Herrn G. Pohl's Buchh., Unter den Linden Nr. 27, in
Berlin.

№ 34. Mittwoch, den 21. August 1861. 30. Jahrgang.

Inhalt:

Ungarn. Seite
Die Politik des wissenschaftlichen Ungarn 397
Rußland.
Die constitutionelle Frage in Rußland und Polen. Das Budget von 1860 398
Polen.
Das aristokratische Polenthum, Preußen und Frankreich gegenüber . . . 402
England.
Buckle's Geschichte der Civilisation 404
Nord-Amerika.
Was ist ein amerikanischer Dry-goods-Jobber? 406
Italien.
Die Lehnsträger des heiligen Stuhles. Graf Mérode als päpstlicher Kriegs-Minister 407
Mannigfaltiges.
Kalkfundbau zu fortificatorischen Zwecken 408
De lana caprina in Böhmen . . . . . „
Die deutschen Turner von New-York . . . . . „
Humboldt-Silber . . . . . „
Die *Encyclopaedia britannica* . . . . . „

Ungarn.

Die Politik des wissenschaftlichen Ungarn.

Der sechste Jahrgang des „Magyar Nyelvészet," dieser von uns mehrfach angezeigten sprachwissenschaftlichen Zeitschrift der Magyaren, beginnt mit einem Artikel des unseren Lesern ebenfalls bereits rühmlichst bekannten Dr. Hunfalvy, den wir zur Charakterisirung der jetzt unter den ungarischen Männern der Wissenschaft vorherrschenden Stimmung, unseren Lesern mittheilen:

„Jede Zeitung und Zeitschrift Ungarns treibt gegenwärtig Politik; mit dieser Beschäftigung wurde das Jahr 1860 abgeschlossen, und im laufenden Jahre wird sie noch emsiger fortgesetzt. Die alten Tageblätter erzeugen neue in steigender Progression, damit sie das Land erfüllen und herrschen über jede politische Meinung, mag sie im Wasser sich umtreiben, auf der Erde kriechen, oder in den Lüften fliegen. Soll nun — fragt der Verfasser — unser „Magyar Nyelvészet" allein von Politik schweigen, und somit gleichsam bekennen, daß er nicht Fleisch sei von ihrem Fleische, nicht Bein von ihrem Beine? Ei, da würde man ihn ja am Ende verläugnen und nicht einmal als „hospes," geschweige denn als Magyaren anerkennen. Es muß also das M. Ny. jetzt auch in Politik machen, wie seine fast unzählbaren Brüder; er muß es, wenn er Magyar bleiben soll.

Das M. Ny. spricht zu den Männern der Wissenschaft im Lande, desgleichen zu einigen Männern von erlesener Natur, die, ob zwar nicht Gelehrte oder Graduirte, doch am Himmel der magyarischen Wissenschaft Sterne werden wollen, indem sie den auf ihrer Lebensbahn ermüdenden Gelehrten Hoffnung und Vertrauen einflößen. Das Publikum des Magyar Nyelvészet ist also gewiß eins von der Art, zu welcher Christus spricht: „Ihr seid das Salz der Erde; wenn nun das Salz seinen Geschmack verliert, womit soll man salzen?"

Wie kann nun die Politik eines solchen Publikums beschaffen sein? Sie wird in eine theoretische und eine praktische zerfallen müssen. Was die Erstere betrifft, so will es für zwei Grundsätze Propaganda machen; diese lauten: Leidenschaft ist nicht Politik, und Recht und Pflicht sind unzertrennlich. Nach Impulsen der Leidenschaft handelt die Jugend, und jeder unbesonnene Mensch, wenn auch der Schnee der Jahre seinen Scheitel deckte. Leidenschaft in Sachen der Politik ist Berserkertum: sie sieht nur ihr eigenes Recht und ist blind für das Recht Anderer, daher weiß sie nichts von ihrer Pflicht. Recht und Pflicht verhalten sich nicht so zu einander, wie Sprossen aus einer Wurzel; nein, sie bedingen einander, denn jedes von Beiden ist die Wurzel des Anderen.

Wie oft vergißt aber der Mensch — der Herrschende, wie der Beherrschte — die ewige Wahrheit, daß es ohne Pflichten keine Rechte giebt, und daß Pflichten ohne Rechte erlahmen! Darf diese Betrachtung uns entmuthigen? Gewiß nicht! Wie das winterliche Eis von der lauen Frühlingsluft geschmolzen wird, so streckt die Leidenschaft früher oder später ihre Waffe vor jenem politischen Hauche, dessen Seele den Grundsatz ausmacht: Recht und Pflicht bedingen einander.

Doch mit Theorien oder Abstractionen kann dem Publikum des M. Ny. nur unvollkommen gedient sein. Es verlangt etwas mehr, und auch dies wollen wir ihm nicht vorenthalten.

Es ist vollkommen wahr, daß die Rechte mit dem Menschen geboren werden, aber nur in dem Sinne, in welchem der Mensch überhaupt geboren wird. Nur als abstrakter Mensch, als leerer Begriff komme ich zur Welt: zu einem wirklichen Menschen, einem Begriffe mit Inhalt werde ich erst in der Folge, und zwar durch eigene Thätigkeit. Die Erziehung will der Menschwerdung (in diesem Sinne) zwar Vorschub leisten; je weniger sie aber meine eigene Thätigkeit, je mehr sie etwas außer mir ist, desto weniger kann sie mich zu einem wahren Menschen machen; sie regt die Selbstthätigkeit nur an, und wirkt auf das Erwecken derselben sogar nachtheilig, wenn sie nicht zweckmäßig ist. Die mit dem Menschen geborenen Rechte sind auch eher abstrakte Rechte oder Fähigkeit zu thatsächlichen Rechten, als diese selber. Wodurch wird nun die Fähigkeit zur Wirklichkeit? Eben nur durch das, was den abstrakten Menschen zum wirklichen Menschen macht, und das ist die Selbstthätigkeit, oder, schärfer und bestimmter ausgedrückt, die geistige und stoffliche Arbeit. Wenn ein Unterschied obwaltet, zwischen der Erwerbsfähigkeit und dem Erwerb oder Besitze, so gewiß kein geringerer zwischen der Rechtsfähigkeit und den materiellen Rechten. Jene kommt mit uns zur Welt; diese erwerben wir selbst uns.

Die leidige Straßen-Politik jagt immer nur den abstrakten Rechten oder der Rechtsfähigkeit nach, und vergißt vollkommen, daß, wie der Mensch zu einem konkreten Menschen, einem vollen Individuum — erst durch Selbstthätigkeit wird, so auch die Rechtsfähigkeit erst durch geistige und körperliche Arbeit ein inhaltvoller Begriff oder faktisches Recht werden kann. Denken wir uns einen Staat, dessen großjährige Bürger, gleich der von Anakreon besungenen Cicade (die jedoch, dem Dichter zufolge, nur von Thau lebt), den ganzen Tag und das ganze Jahr von politischen Rechten zirpten, aber dabei weder in der Erziehung ihrer Familien, noch im Anbau ihrer Felder, noch in Gewerbfleiß oder Wissenschaften besondere Thätigkeit entwickelten — würden diese wohl, und wenn Gott selbst ihr jus publicum und privatum geschrieben hätte, besser vorwärts kommen, als die zirpende Grille, in Vergleichung mit Staaten, deren Bürger zwar weniger, aber desto verständiger reden, weil sie größere, geistige und materielle Thätigkeit entwickeln und in Folge derselben mehr geistiges und materielles Kapital besitzen?

Bedarf es aber eines bloßen Problems, um die Wahrheit unserer Behauptung darzuthun? Unser eigenes, historisches Leben liefert schon überzeugende Beweise. Vor dem Jahr 1848 war der Begriff des Ahnen-

thums (der Aviticität) ein Recht, welches auf ein anderes Recht sich stützte, kraft dessen die Fähigkeit des Besitzes liegender Güter ausschließlich dem Adel zuerkannt war. Diese Art Rechtsfähigkeit scheint unsere Theorie, dergemäß die Arbeit das thatsächliche Recht schafft (und also auch aufrecht hält) Lügen zu strafen; denn der besitzende Edelmann wird geboren, also das Recht des Besitzes mit ihm. Was zeigte aber die Erfahrung? Die Rechtsfähigkeit blieb zwar den gebornen Edelleuten; aber das Einkommen aus den Besitzungen floß in die Hände der Gläubiger, wie eng begrenzt auch der Begriff der Aeiticität gewesen. Wie ist das gekommen? Ganz einfach so, daß im Lauf der Jahrhunderte die Arbeit des Säbels nicht blos aufhörte, alleinige produktive Arbeit zu sein, sondern auch von ihrer verhältnißmäßigen Würdigkeit verlor, seitdem der Staat sie nur mit Geld bezahlte, wie die Gesellschaft jede andere Arbeit bezahlt; und daß zufolge eben dieser Veränderung in den Augen der die Kriegsheere besoldenden Macht jede andere Arbeit, da sie von ihrem Erwerbe steuert, beinahe wichtiger geworden ist, als die militairische. So lange die Arbeit des Säbels entweder die ausschließlich produzirende, oder die ehrenvollste (was jedoch nur in den Eroberungs-Perioden der Völker Europa's der Fall sein konnte), und so lange der Edelmann einzige und zugleich unbesoldeter Streiter für's Vaterland war, fand das obgedachte Vorrecht im praktischen Leben seine Gewährleistung. Als aber die Verhältnisse sich änderten, als die Arbeit des Schwertes in Rücksicht auf das Gemeinwesen mehr konsumirend, als produzirend wurde (nicht blos aus allgemeinen, in der Natur der Dinge steckenden Ursachen, sondern auch aus jener besonderen, äußerst beklagenswerthen Ursache, daß der Staat damit aufing, seiner Bewaffneten zur Unterdrückung der Gesellschaft sich zu bedienen), da wurde die gesetzlich festgestellte Besitzfähigkeit eine reine Abstraction, die Keinem sein Vermögen sichern konnte, der nicht wenigstens kluger Wirthschaft sich befleißigte.

Die natürliche Basis der Gesellschaft ist die Arbeit, geistige, wie körperliche. Je mehr Arbeitsüberschuß irgend eine Gesellschaft in ihrem Schoße ansammelt, desto größer ist ihr geistiger und stofflicher Besitz, desto größer das geistige und stoffliche Kapital. In demselben Verhältnisse steht die Zahl der entwickelten Menschen in einem solchen Gemeinwesen; also giebt es da nicht blos mehr Rechtsbeanspruchter, sondern auch mehr Rechtsbesitzer. Denn Arbeit ist die Quelle der materiellen und faktischen Rechte, und je reicher diese Quelle fließt, desto größer ist die Quantität der faktischen Rechte. Beleuchten wir die Sache mit noch einer Erfahrung:

Die Eisenbahnen, das bis heute vollkommenste Mittel des Verkehrs, sind jedenfalls eines der großen Förderungsmittel des nationalen Wohlstandes; aber an und für sich machen sie das Land nicht wohlhabend und können es nicht, ja vielleicht absorbiren sie noch dessen Kapitalien, wenn sie nämlich so wirken, wie Anleihen gegen schweren Zins. Die ersten Eisenbahnen Ungarns sind bei weitem zum größten Theile aus fremden Kapitalien errichtet; der produzierte Nutzen kommt also naturgemäß ausländischen Antheilhabern zu Gute; schon darum erhält das inländische Kapital keinen Zuwachs. Aber Eisenbahnen rentiren überhaupt nur, wenn sie viele Waaren befördern; die Eisenbahn-Reisenden aber reisen nur dann zu ihrem Nutzen, wenn sie es in Angelegenheiten ihres Erwerbes im weitesten Sinne thun: also giebt es nur da viele Reisende, wo es viel Betrieb und Verkehr giebt; auch Waaren kann es nur da viele geben, wo die Industrie blüht. Bei uns in Ungarn ist wenig Industrie, wenig Verkehr, also auch wenig Geschäftsreisen, wenig Waaren. Deswegen haben die fremden Kapitalisten und Eisenbahn-Unternehmer sich ein bestimmtes Einkommen garantiren lassen, und wirft der Verkehr es nicht ab, so ersetzt es der Staat, d. h. die Steuer Derjenigen, welche die Bahn unbenutzt gelassen, weil sie ihnen nicht nöthig gewesen, oder nicht genugsam benutzt, weil es nicht in ihren Kräften gestanden. Die ungarischen Eisenbahnen rentiren also nicht uns, sondern Franzosen, Schweizern und Niederländern, und was bedeutet dies anders, als daß in dieser Beziehung Franzosen, Schweizer und Niederländer mehr Rechte haben, als wir. Wie haben sie diese Rechte erworben? Durch ihre Arbeit, und nicht allein durch grabende, bohrende, hämmernde, webende und andere stoffliche Arbeiten, sondern auch durch geistige. Ist eine Maschine nöthig, so liefert sie uns das Ausland; sind Personen nöthig, die sich auf's Eisenbahnwesen verstehen, so holen wir sie von Außen — und die Kosten für Beides bezahlen wir ebenfalls.

Der Leser kann mir hier entgegnen, daß viele ungünstige Umstände nicht uns zur Last fallen, ja daß ein oder der andere dieser Umstände in anderem Betrachte eher zu unserem Nutzen gereichen könnte. Der Einwand ist begründet; auch habe ich hier nicht die Absicht, über ungünstige Umstände ein billigendes oder verwerfendes Urtheil auszusprechen. Nur so viel hab' ich darthun wollen, daß die geistige und körperliche Arbeit Quelle der thatsächlichen Rechte ist. Und jetzt füge ich hinzu, daß diese Quelle wirksamer ist, als jede Art von Charte, Constitution, Diplom, Octroyirung &c., die man jemals in Europa oder sonstwo verleihen oder schenken wird. Die Arbeit hatte der ausschließenden Besitzfähigkeit, von welcher wir oben geredet, schon ein Ende gemacht, ehe die neuere Gesetzgebung daran dachte, es zu thun.

Zu welcher Art praktischer Politik kann nun das Publikum des „Magyar Nyelvészet" im Jahre 1861 sich bekennen? Nur zu derjenigen, welche das sicherste und verläßlichste Ergebniß herbeiführt, d. h. zur Politik der Arbeit. Aber die Arbeit ist von vielerlei Art, und vertheilt sich im Gemeinwesen; das Publikum unserer Zeitschrift wird also wohl auf die geistige Arbeit und von dieser nur auf denjenigen Theil sich beschränken müssen, der die Sprachen und die Literaturen behandelt, welche Gegenstände der Zeitschrift sind. Was hat aber solche Beschäftigung mit der Politik gemein? Das wollen wir gleich sehen.

In Europa schwatzt man viel von Gleichberechtigung der Nationalitäten, ohne je danach zu handeln, ja ohne nur zu wissen, was man darunter verstehen soll. Wir wollen für diese Gleichberechtigung im rechten Sinne des Wortes thätig sein. Schon bei der Gründung unserer Zeitschrift (1856) sprachen wir uns dahin aus, daß die werden sollende, magyarische Sprache und Geschichtskunde durch innere und äußere Verhältnisse unseres Landes und Volkes bestimmt wird, und daß unsere innern Verhältnisse die gründliche, sprachliche und historische Erforschung der Vergangenheit, wie der Gegenwart Ungarns und seiner verschiedenen Völker nothwendig machen. Was damals nur wissenschaftliches Interesse war, das ist jetzt und für alle Zeiten politische Nothwendigkeit. Nicht aus bloßer Gnade, sondern aus heiliger Pflicht anerkennen wir die Rechte der Nationalitäten. Anerkennung eines Rechtes setzt Achtung desselben, die Achtung aber Kenntniß voraus. Vor Allem wende sie die magyarische Sprachforschung den Sprachen der Slaven und Rumänen zu, und verfahre dabei so gewissenhaft, als hätte sie keine andere Aufgabe. Ich will das mir vorgesteckte Ideal in folgenden Worten bezeichnen: „Die slavischen und rumänischen Völker Ungarns und „Siebenbürgens sollen in der magyarischen Literatur eine wissenschaftliche „Bearbeitung ihrer eigenen Sprache und den treuesten Spiegel ihrer eige„nen Literaturen finden." Bestrebt sich das Publikum des „Magyar Nyelvészet" recht baldiger Verwirklichung dieser Idee, so übt es gewiß die segensreichste praktische Politik; im entgegengesetzten Falle aber wird der Magyar in Sachen seiner Mitbürger von anderem Stamme schwerlich jemals eine gerechte Entscheidung fällen können."....

Den hier ausgesprochenen, gewiß vortrefflichen Grundsätzen gemäß, ist viel Versäumtes nachzuholen, denn für Sprachen und Literaturen der slavischen Bewohner Ungarns hat Herrn Hunfalvy's schätzbare Zeitschrift bis dato nichts gethan, und die Rumänen sind darin nur insoweit berücksichtigt, als sie eine magyarisch geschriebene Grammatik ihrer Sprache aufgenommen hat. Das „Magyar Nyelvészet," dessen sämmtliche Artikel bisjetzt ausschließlich in magyarischer Sprache abgefaßt waren, würde seiner Freisinnigkeit wohl die Krone aufsetzen, wenn es von Zeit zu Zeit Artikel aus der Feder eines gelehrten Slaven oder Rumänen in dessen respektiver Muttersprache aufnähme. Freilich würde dies einem ansehnlichen Theil seiner Leser nicht zu Danke geschehen, da die gebildeten Magyaren viel seltener slavisch oder rumänisch lernen und verstehen, als die gebildeten Nicht-Magyaren (in Ungarn) überhaupt magyarisch.

Rußland.

Die constitutionelle Frage in Rußland und Polen.

Das Budget von 1860.*

Der russische Fürst Peter Dolgorukov, welcher das Aufsehen erregende Buch: La Vérité sur la Russie veröffentlichte, hat nun auch eine kleinere Schrift herausgegeben, welche die russisch-polnische Frage und das russische Budget behandelt. Ein Buch dieser Art von einem Russen, von einem Kenner der slavischen Zustände geschrieben, hat immer Anspruch

* La Question Russo-Polonaise et le budget Russe, par le Prince Dolgoroukoff. Paris et Leipzig, A. Franck, 1861.

Études sur l'avenir de la Russie. Sixième étude, par D. k. Schédo-Ferroti. Berlin, B Behr, 1861.

auf ernstere Berücksichtigung, als die vielen Schriften, welche jetzt über diesen Gegenstand von französischen Federn geschrieben und in die Welt geschleudert werden. Es ist unglaublich, wie viel selbstzufriedene Unwissenheit, welcher Leichtsinn der Auffassung sich darin geltend macht, wie das Alles mit französischem und west-europäischem Maßstabe gemessen wird, der gar nicht für die slavische Welt paßt.

Man darf nicht fürchten, daß Fürst Dolgorukan als Russe den Polen feindlich gegenüber stehe; im Gegentheil, sein Liberalismus, sein Abscheu gegen den Kaiser Nikolaus ist so lebhaft und energisch, daß er hierin vollständig auf die Seite der Polen tritt und allen ihren Ansprüchen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Nur darin hält er den russischen Standpunkt fest, daß er die polnischen Foederungen, wonach dem zukünftigen Reiche altrussische Provinzen einverleibt werden sollen, weil sie früher längere Zeit unter dem polnischen Scepter gestanden, mit aller Entschiedenheit zurückweist. Es ist dies ganz dieselbe Geschichte, die wie unsererseits erleben, wenn unsee den alten Preußen durch deutsche Waffen abgerungenes, durch deutsche Kräfte kolonisirtes und kultivirtes Westpreußen als ehemalige *polnische Provinz*! in Anspruch genommen wird, weil sie ein paar Jahrhunderte lang eine nicht eben musterhafte polnische Regierung hat ertragen müssen! Wir wollen auf diese aus erhitzter Phantasie springenden Aufwallungen nicht viel geben; sie sind bei einem Volke, dessen Wollen und Können zwei so weit verschiedene Dinge sind, ziemlich natürlich, und ebenso berechtigt, als unsere eigenen, patriotischen Phantasien von 1848, wo selbst die nüchternsten und konservativsten deutschen Zeitungen Livland, Esthland und Kurland verspeisten, und als ehemalige Lehen des heiligen, römischen Reiches ungenirt einzogen.

So wie die Dinge jetzt stehen, werden die Polen ihren gesunden Sinn, ihr Verständniß politischer Verhältnisse dadurch bethätigen können, daß sie nach Erreichbarem streben, dasselbe kräftig festhalten und besonnen fortbilden. Offenbar liegt dem Kaiser Alexander daran, mit ihnen in ein gesetzliches und geordnetes Verhältniß zu treten und den harten Zwang mit organischen Einrichtungen zu vertauschen. Das Kongreß-Polen, wie es bis 1830 bestand, hat Aussicht, mit einer mäßigen Anforderungen entsprechenden Constitution wieder in's Leben zu treten, und damit ist, wenn es die Polen nur verstehen wollen, sehr viel gewonnen. Ein höheres Maß von Selbständigkeit — wir sagen das offen — würde das so lange, im harten Zwange gehaltene, im Ganzen an Bildung, namentlich an politischer, arme und des städtischen Elementes fast ganz entbehrende Land schwerlich ertragen. Daß der von alter Leidenschaftlichkeit nicht geheilte Adel im Stande sein sollte, die Formel für eine feste, solide Ordnung, für eine Ausgleichung aller Interessen zu finden, daß er gar im Stande sein werde, alte, lang entfremdete Landestheile mit Geschick und Gerechtigkeit zu regieren, glauben wir nicht; man kann, abgesehen von allem nationalen Parteigeiste und ganz ruhig auf dem objektiven Standpunkte des kosmopolitischen Politikers stehend, behaupten, daß in diesem Falle die Mißregierung und die Anarchie ärger werden würde, als sie früher war. Ein aufrichtiger Freund der Polen kann nur wünschen, daß sie der Rachegelüste und der Anfeindung ihrer Nachbarn sich soweit möglich entschlagen, um jener Güter theilhaftig zu werden, die sie wieder in die Gesellschaft der europäischen Völker einführen. Ein fanatischer Nationalismus, systematisch fortgesetzt, ist für die heutigen Polen, wie für die Ungarn nichts als ein Zurücksinken in die Barbarei, denn wenn diese Völker das, was sie andern Völkern, namentlich den Deutschen, verdanken, Alles wieder ausstoßen wollen, so wird ihnen, außer einigen nationalen Kleidungsstücken ꝛc., nicht viel bleiben.

Die polnische Frage ist also wieder da, sie soll nicht zurückgewiesen werden, aber sie soll auch nicht die Welt gefährlich erschüttern; die Polen sollen gelernt haben, daß allein auf dem Wege der Ordnung, der Disziplin, des gesetzmäßigen, besonnenen Fortschreittes für sie etwas zu erreichen ist, daß vor Allem Geduld und Ausdauer dazu gehören wird, ihr Volksthum, ihr Reich wieder aufzubauen, das nur durch Jahrhundert lange Zuchtlasigkeit untergegangen.

Fürst Dolgorukov spricht sich hierüber in folgender, gewiß höchst beachtenswerther Weise aus:

„Die Polen nehmen Wolhynien und Podolien, zwei alte russische Provinzen, als polnisch in Anspruch; sie verlangen Kiew, die alte russische Hauptstadt seit dem neunten Jahrhundert bis 1200, Kiew, das seit dem neunten Jahrhundert als die Mutter aller russischen Städte (unt ghorodow rassiiakih) betrachtet wird; sie verlangen Lithauen, welches weder russisch noch polnisch ist, wo aber die russische Sprache bis in's sechzehnte Jahrhundert derart die amtliche Sprache gewesen ist, daß das berühmte Lithauische Statut (atatutt litawakoi) von den lithauischen Großfürsten russisch abgefaßt und veröffentlicht, und in's Polnische erst in den letzten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts übersetzt wurde.

„Wir haben immer eine aufrichtige und tiefe Achtung gegen die edle und unglückliche polnische Nation bezeugt; wir begreifen vollständig, daß sechzigjährige Leiden in den begabtesten und loyalsten Gemüthern eine Masse von gerechtfertigter Bitterkeit haben aufhäufen müssen; wir begreifen, daß ein Volk, welches seit sechzig Jahren duldet, vollständig das Recht hat, gegen Andere nicht nachsichtig zu sein; es besitzt fast ein Recht darauf, nicht unparteiisch zu sein. Nie wird unsere Feder ein für die Polen verletzendes Wort hinschreiben, und wenn sich in dieser Schrift ein einziges Wort, ein einziger Ausdruck fände, der für die Polen beleidigend scheinen könnte, so betheuern wie von vorn herein hoch und feierlich, nicht die geringste Absicht gehabt zu haben, diese unglückliche Nation zu verletzen oder anzutasten; nur die Feigen verspotten das Unglück..... Selbst Patrioten, aufrichtige, vielleicht glühende Patrioten, haben wir eine tiefe Achtung vor dem Patriotismus Anderer; wir achten dieses edle Gefühl selbst bis in seine Illusionen und Irrthümer; aber gerade aus diesem Grunde, weil wie den polnischen Patriotismus zugeben, ihn ehren und achten, haben wir das Recht, die Polen zu bitten, auch den russischen Patriotismus zu achten. Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich; Niemand kann in die Zukunft blicken; aber wir Russen (wir sprechen von den ernsten Leuten, nicht von großen Kindern und politischen Schwärmern) können, dürfen und wollen nicht unsere Zustimmung zur Zerstückelung unseres Vaterlandes geben. Wir haben um so mehr Grund, so zu sprechen, als die Prätensionen der Polen weder mit der Geschichte, noch mit der Ethnographie im Einklange sind."

Man wird hieraus ersehen, bei welchem Punkte der patriotische Russe mit dem patriotischen Preußen und Oesterreicher, trotz aller aristokratischen Höflichkeit, trotz aller Freisinnigkeit, in genauester Uebereinstimmung tritt.

„Wir können nicht in eine Zerstückelung unseres Vaterlandes willigen!" — Diese Erklärung wird hinreichen, den Herrn Fürsten in Mißkredit bei den Polen zu beingen; denn damit ist eben unumwunden ausgesprochen, daß das alte Polen nicht wieder hergestellt werden kann, daß sich das Land darauf beschränken muß, nur ziemlich gemäßigte Freiheiten zu erlangen.

Der Herr Verfasser tritt hierauf den Nachweis an, daß Wolhynien und Podolien echt russische Provinzen seien.

„Es hat sich in neuerer Zeit eine neue historische Schule in Polen aufgethan, die von einem selbst bis in seine Verirrungen (?) achtungswerthen Gefühle des Patriotismus ausgeht.

„Diese Schule will einen vollkommenen Unterschied zwischen Russen und, wie sie das nennt, Ruthenen gemacht wissen, zwischen welchen kein größerer Unterschied bestehe, als zwischen Teutonen und Germanen, d. h. gar keiner. Diese Schule behauptet, daß das heutige Rußland nur Moskowien ist, dessen Beginn erst von 1200, d. h. von der Uebertragung der Residenz aus Kiew nach Sousdal datiren würde. Ohne sich im Geringsten zu geniren, unterschlägt sie mit einem Federstriche vier Jahrhunderte russischer Geschichte."....

Wir kennen diese Art naiver Geschichtsschreibung zu Ehren eines besondern Slaventhums auch in Deutschland. Fürst Dolgorukov vergißt beinahe seine schonende, artige Haltung und spricht von Fabeln, die keiner Widerlegung bedürften. Zum Schlusse fragt er, warum diese Geschichtsforscher statt von *Moskowien*, nicht lieber von *Petersburgien* sprächen, da Petersburg doch die Hauptstadt des heutigen Rußlands sei.

„Wolhynien und Podolien, welche die Polen so ungerechterweise als polnische Provinzen beanspruchen, sind alte russische Provinzen, welche vom neunten Jahrhundert bis in's vierzehnte inclusive von Prinzen aus dem Hause Rurik, das in Rußland von 862 bis 1598 regierte, besessen wurden. Der größte Theil des gegenwärtigen Königreichs Gallicien, dessen Bevölkerung gleichfalls russischen Ursprungs ist, und das Roth-Rußland (Russ Tschermunin oder Russ Tschervonnain) heißt, stand gleichfalls im Besitze von Fürsten aus dem Hause Rurik.

„Der ganze Theil Galiziens, der auf dem rechten Ufer der San liegt, ist russisch; er hat zu dem alten Fürstenthum Galizien gehört, welches Daniel Romanowitsch, Fürst von Galizien und Wolhynien, im zwölften Gliede männlicher und legitimer Erbfolge aus dem Hause Rurik's stammend, 1255 zum Königreich erhob, nachdem er sich in der Stadt Drogitschin unter dem Titel „König von Galizien und Rußland" hatte krönen lassen."

Wir können auf die Einzelnheiten dieser Landesgeschichten, die nun folgen, nicht eingehen. Was das Ethnographische betrifft, so scheint sich die Sache so zu verhalten, daß sich eigentlich gar nicht genau bestimmen läßt, wo der polnische Stamm und die polnische Sprache aufhört und

der ruſſiſche anfängt, und umgekehrt. Die zahlreichen kleinen Slavenſtämme, die man unter die großen Rubriken Polen und Ruſſen gebracht hat, exiſtiren ethnographiſch immer noch als eine große, gleichförmige Maſſe, bei denen das Uebereinſtimmende in Sprache und Sitte weit ſtärker iſt, als das Unterſcheidende. Was ſind die Polen urſprünglich Anderes, als ein beſonderer, kleiner Stamm dieſſeits der Weichſel im heutigen Poſen? Was ſind die Ruſſen, als ein den Principat erringender Stamm an der Wolga? Es iſt Beiden nicht gelungen, trotz einer tauſendjäheigen Zeit, den in dem weiten Zwiſchenraume liegenden Stämmen ein ſo ſcharfes Gepräge aufzudrücken und das Urſprüngliche ſo zu verwiſchen, daß man eine genaue Völkerſcheide machen könnte.

Die Haupt-Unterſchiede ſind geſchichtliche, nicht die herrſchende Sprache, ſondern die Neigung der Völkerſchaften für die herrſchende Sprache, das religiöſe Bekenntniß und der Patriotismus. Was die große Maſſe des Volkes betrifft, ſo glauben wir, daß ſich aus ſo einem Wolhynier, Podolier, Lithauer ebenſo leicht ein Pole, als ein Ruſſe machen läßt, daß er formbar iſt, wie das Wachs; denn zuletzt iſt es vollſtändig gleichgültig, ob er z. B. die Milch moloko oder mleko ausſpricht. Polen und Rußland fängt erſt da an, wo polniſcher und ruſſiſcher Adel, wo römiſcher und griechiſcher Katholicismus, wo Erinnerungen aus dem polniſchen Reiche und Traditionen aus Kiew, Moskau und dem Kreml zuſammentreffen.

Uebrigens wird geklagt, daß die Polen ſich in ziemlich roher Weiſe jener Provinzen bemächtigt und dort das ruſſiſche Element, namentlich das Griechenthum, verdrängt hätten.

„Die Vorfahren der meiſten großen lithauiſchen und wolhyniſchen Familien, die ſich heute durch einen eifrigen Polonismus und durch Haß gegen die (griechiſche) Orthodoxie auszeichnen, waren Orthodoxe; ſie haben den römiſchen Katholicismus erſt im ſechzehnten und der größte Theil ſelbſt erſt im ſiebzehnten Jahrhundert angenommen.

„Und hier ſprechen wir nicht blos von den Familien aus Rurik's Stamme, wie z. B. den Fürſten Lubecki, den Fürſten Sviatopolk-Czetwertinski, den Fürſten Sviatopolk-Mirski, den Ogínski, Puzhna; wir ſprechen auch von alten und berühmten Familien Lithauens und Wolhyniens, wie z. B. Sapieha, Tyszkiewicz, Chodkiewicz, Chreptawicz, Wolowicz, Danielowicz, Kiſiel, Salahub, Wielhorski ꝛc.

„Als im Jahre 1596 acht orthodoxe Biſchöfe, von der polniſchen Regierung erkauft, in der Stadt Brzescz Litewſk den Glauben ihrer Väter verkauften und das verkündigten, was man Union nennt, wandte die polniſche Regierung, um dieſe Union auszubreiten, die grauſamſten Mittel an: Pfählen, lebendig Schinden, Verbrennung der Widerſpänſtigen in einem ehernen Stiere. — Sie verpachtete die orthodoxen Kirchen an die Juden, die eine Steuer von allen religiöſen Ceremonien erhoben."

Man ſteht, wie ſich die Dinge in der Welt ändern. Heute mir, Morgen dir! Wer kann ſich eigentlich beklagen, wenn es ihm ſchlecht geht?

Der erſte Abſchnitt von La Question Russo-Polonaise enthält im Eingange eine geſchichtliche Skizze über die Schickſale Polens unter ruſſiſcher Herrſchaft. Hervortretend iſt darin nur der ſtarke Widerwille des fürſtlichen Verfaſſers gegen den Kaiſer Nikolaus und die ruſſiſche Regierungsart, ein Widerwille, der ihn in ſympathetiſche Beziehung mit den Polen bringt. Er findet den Schlüſſel zu den geſchichtlichen Ereigniſſen in der Schöpfung des Wiener Kongreſſes. „Von 1815 bis 1830 fanden ſich Polen, von einer conſtitutionellen Regierung geleitet, und das Kaiſerthum Rußland, deſſen Bevölkerung vierzehn Mal zahlreicher iſt, als die des Königreichs Polen, der abſoluteſten, erniedrigenden und entwürdigenden Macht unterworfen, unter dem Scepter deſſelben Herrſchers vereint. Das war eine Anomalie, die nicht dauern konnte."……

Von dieſem Standpunkt aus werden dann die geſchichtlichen Ereigniſſe beleuchtet, und zwar durchgehends zu Gunſten der Polen; es wird behauptet, daß namentlich Kaiſer Nikolaus von vornherein darauf ausgegangen ſei, die polniſche Conſtitution zu ſtürzen, welche ihn in ſeinen autokratiſchen Neigungen hemmte.

„Nikolaus war ein Mann von der allergewöhnlichſten Intelligenz, von einem gewaltthätigen, groben und brutalen Charakter; er begriff die Freiheitsliebe nicht; ſtolz im Uebermaß, bildete er ſich ein, ſeine Regierung ſei die beſte; mit einer inſtinktmäßigen und unbeſiegbaren Abneigung gegen Alles, was Geiſt, Verdienſt, Charakterwürde war, hatte er zu Vertrauten die erbärmlichſten Kreaturen; beſtändig von ihnen bis zu einem Grade angeräuchert, wie es Europa ſchwerlich glauben würde, hielt er ſich zuletzt erhaben über der Menſchheit und verfiel in den Fetiſchismus ſeiner eigenen Perſon, in eine manchmal nahe an Raerheit gränzende Selbſt-Anbetung."

Späterhin wird von der Bedrückung der Polen geſagt:

„Der Tyrann glaubte Polen getödtet zu haben, und ſterbend bildete er ſich ein, Polen habe für immer aufgehört zu exiſtiren. Ohne Kenntniß der Geſchichte und des menſchlichen Herzens, dachte der Tyrann gar nicht daran, daß für die Nationen, wie für den Einzelnen die Verfolgung die beſte Schule macht. Die Verfolgung, die Gewaltthätigkeit der Regierung entwickelten bei den Polen das Gefühl der Einheit, deſſen Mangel ſie im achtzehnten Jahrhundert zu Grunde gerichtet hatte. … Kaiſer Nikolaus wurde wider ſeinen Willen und ohne im Geringſten daran zu denken, der politiſche Lehrer der Polen, wie Oeſterreich der politiſche Lehrmeiſter der Italiäner geweſen, und Diejenigen, welche die Polen von 1861 nach denen von 1831 abſchätzen wollten, würden in denſelben Irrthum fallen, wie Diejenigen, welche die Italiäner von 1861 nach denen von 1848 ſchätzen wollten."

Weiter heißt es von Kaiſer Alexander II., daß derſelbe einem „toll unternommenen Kriege" ein Ende gemacht und ſeine ganze Sorgfalt den inneren Zuſtänden Rußlands und Polens zugewandt habe.

„Dieſer Zuſtand trug das Gepräge einer halb-aſiatiſchen Anarchie: der letzte Krieg hatte bis zur vollſtändigſten Evidenz die Unmöglichkeit nachgewieſen, daß ein ungeheures Land ohne Rechtspflege, ohne Adminiſtration, ohne Verwaltung fortkommen könnte, wenn man ſich allein auf die Staats-Polizei, auf die Käuflichkeit und die offizielle Lüge, dieſe drei Grundlagen der ruſſiſchen Regierungsweiſe, verließe. Alles war zu thun, Alles zu reformiren. Man konnte in Rußland keine Conſtitution geben, ohne zuvor die Leibeigenen befreit zu haben, und die Freilaſſung der Leibeigenen mußte, da ſie auf den Widerſtand des größeren Theiles des Adels ſtieß, von der abſoluten Macht in der Fülle ihrer Autokratie proklamirt werden.

„Iſt aber einmal die Leibeigenſchaft der Landbevölkerung, gegenüber den Eigenthümern, aufgehoben, ſo hat die Leibeigenſchaft aller Klaſſen der Nation, gegenüber dem Throne, kein Recht mehr, zu exiſtiren. Sie iſt nicht blos ein Unſinn geworden, ſondern eine wahrhafte Monſtruoſität.

„Wenn der Kaiſer Alexander den Weg einer geſunden und weitblickenden Politik hätte einſchlagen wollen, dann hätte er, anſtatt ſeine Bevollmächtigten am Pariſer Kongreſſe, den Fürſten Orlov und den Baron v. Brunnov, rückſichtlich Polens trügeriſche und lügenhafte Verſprechungen machen zu laſſen (da man ſie nicht zu halten gedachte), nach Unterzeichnung des Friedens zu Warſchau, die Conſtitution von 1815 herſtellen und feierlich verkünden müſſen, daß er, die Freilaſſung der Leibeigenen in Rußland einmal ausgeſprochen, ſeinem Reiche eine Conſtitution verleihen werde. Wenn man ſo das weiſe, den Herrſchern gegebene Beiſpiel der königlichen Häuſer von Preußen und Sardinien befolgt hätte, welche, indem ſie aus freiem Antriebe und in der Fülle ihrer abſoluten Macht die Conſtitutionen von 1847 und 1848 verkündigten, ſich auf der Höhe der Ereigniſſe gezeigt und ihre Dynaſtien befeſtigt haben; wenn man dieſem weiſen Beiſpiele gefolgt wäre und freiwillig den conſtitutionellen Weg betreten hätte, würde Kaiſer Alexander die großen Stürme vermieden haben, welche in kurzer Zeit ſich wohl um ſeinen Thron erheben könnten."….

Was wir weiter über die Zuſtände in Polen leſen, iſt theilweiſe ſchon veraltet; der Graf Zamoyski, der als ein „wahrer Staatsmann und großer Bürger" charakteriſirt wird, iſt bekanntlich ſeit geraumer Zeit zurückgetreten, der agronomiſche Verein aufgelöſt, und überhaupt ſind Schritte gethan, die eine Veränderung der Auffaſſung bedingen. Das Verfahren der Ruſſen in Warſchau, ihr Einſchreiten ꝛc. wird entſchieden gemißbilligt und in einer Weiſe dargeſtellt, die oft den Eindruck macht, als hörten wir keinen Ruſſen, ſondern einen Polen ſprechen.

Wir ſind mit den Zuſtänden zu wenig bekannt, als daß wir wagen könnten, hier ein Urtheil zu fällen, ob nämlich die Warſchauer Scenen das Vorſpiel einer dem Ausbruch zueilenden Revolution, oder nur der Ausdruck einer durchaus loyalen und edlen Erhebung geweſen, ob die Ruſſen durch ihr Einſchreiten blutige Ereigniſſe und eine allgemeine Empörung verhindert, oder ob ſie nur als brutale Unterdrücker und Feinde aller Humanität zu betrachten ſind. — Der eigentliche Verlauf der Thatſachen wird jedenfalls erſt nach Jahren in ſeinem wahren Lichte erſcheinen; die Art und Weiſe aber, wie Kaiſer Alexander auf dem eingeſchlagenen Wege fortfährt, zeigt wenigſtens, daß er ernſtlich entſchloſſen iſt, für die Polen etwas zu thun. Wir glauben auch, daß dieſer Weg im Großen und Ganzen der richtige iſt, daß die Reorganiſation Polens von unten auf erfolgen, und daß erſt geſetzliche Organe geſchaffen werden müſſen, ehe man an die Wiederverleihung einer Conſtitution denken kann. Iſt die Dorf-Gemeinde, die Stadt-Gemeinde, der Provinzial-Verband organiſirt, ſind geſetzliche Körperſchaften mit verſtändig abgegränzten Befugniſſen da, dann iſt die Conſtitution das natürliche Facit der Verhält-

nisse, während im umgekehrten Falle das Zusammenrufen einer konstituirenden und gesetzgebenden Versammlung nach den Zuständen, die so lange in Polen gewaltet, nur eine neue Anarchie hervorrufen könnte. Der Uebergang von äußerster Knechtschaft zu äußerster Freiheit ist eine Sache, die nie ohne die größten Erschütterungen, ohne den bedeutendsten Schaden abläuft und gewöhnlich mit einem traurigen Rückfall endet. Die lange Unterdrückung hat ohne Zweifel in den Gemüthern der Polen eine ungeheure Masse von Groll, Haß und Leidenschaft aufgehäuft; wir haben alle Achtung vor dem Unglücke, alle guten Wünsche für unsere Gränz-Nachbarn; aber andererseits glauben wir nicht an die so durchaus engelreinen, tief sittlichen und friedlichen Revolutionen ganzer Völker, wie man sie jetzt gewöhnlich im Partei-Interesse darstellt: wir glauben, daß blinde Leidenschaften stärker sind, als die jetzt vielfach einstudirten, edlen Haltungen, welche die Revolutions-Regisseure den aagehenden Erhebungen zu geben wissen.

Der gute Rath also, welcher dem Kaiser gegeben wird, ist der, den Polen die Verfassung von 1815 wiederzugeben und eine andere an Rußland selbst zu verleihen. Also Rußland ein constitutioneller Staat! — Wir glauben, die Sache hat Aussicht auf Erfolg; die Schritte, welche gethan worden sind, die Maßnahmen, die überall getroffen werden, führen direkt darauf hin; Kaiser Alexander wird sich schließlich nicht den Konsequenzen entziehen können, welche in der Zeit liegen. — Aber zu gleicher Zeit constitutioneller Kaiser von Rußland und constitutioneller König von Polen, würde sich derselbe dann genau in der Lage befinden, wie der Kaiser von Oesterreich als gleichzeitiger König von Ungarn. Die Personal-Union ist bei zwei constitutionellen Reichen unmöglich, sagen uns die Oesterreicher aus ihrer Erfahrung; zwei verantwortliche Ministerien, die sich vielleicht feindlich gegenüberstehen, unter demselben Haupte, ist ein Unding. Die Konsequenz wäre also, daß Polen auf dem naturgemäßesten Wege selbständig würde. Man müßte es unter einem russischen Großfürsten als Königreich freigeben.

Indeß das sind wohl ziemlich eitle Konsequenzen. Man kann glauben, daß Kaiser Alexander sich von der Unhaltbarkeit des bisherigen Regierungssystemes überzeugt hat, und daß er daran denkt, dasselbe durch ein besseres zu ersetzen, welches mehr der europäischen Anschauungsweise entspricht, und welches Rußland befähigt, eine wirklich durchgreifende Civilisation zu entwickeln; daß er sich seiner völlig autokratischen Rechte theilweise zu Gunsten einer Landesvertretung begeben wird; aber man kann zweifeln, ob Rußland und Polen mit Verleihung einer Constitution im west-europäischen Sinne etwas gedient sein wird. Wir sind seen von allem Nationalitätsdünkel, von aller Selbstüberhebung — aber wir fragen, wo sind in Rußland, in Polen die Elemente, welche eine organische Volks-Vertretung ermöglichen? Wo ist der Bürgerstand, dessen Vorhandensein diese Regierungsform überhaupt möglich macht? — Man gebe eine Verfassung, man lasse wählen nach jedem beliebigen Modus. — Welches werden die Vertreter sein, welche das aller politischen Bildung entbehrende Volk nach Petersburg eder Warschau schicken kann? — Die ehemaligea Leibherren, welche die Anshebung der Leibeigenschaft noch nicht verschmerzt haben und welche nun ihrer Rücksichten gegen den autokratischen Herrscher entbunden wären, würden gewiß eine Junkerpartei bilden, gegen welche die preußische verblassen müßte. Die alte Bojaren- und Schlachzizen-Wirthschaft würde in großem Maßstabe und ohne Zweifel nicht zur Stärkung der Nationalkraft hergestellt sein; es würde sich sehr bald zeigen, daß die französische Bildung, welche dieser Adel sich aus Paris bezogen hat, nicht Stich hält vor den wirklich noch urthümlich unkultivirten Zuständen eings umher. Machen die Bauern gemeinsame Sache, widerstehen sie der Versuchung, in welche sie ein Glas Branntwein versetzt (wir haben solche Scenen in den slavischen Gegenden Deutschlands, wo der slavische Bauer auf einem unleugbar höheren Standpunkte steht, als in Rußland und Polen, selbst mit angesehen), so wird das Unterhaus von den Kiolbassas und der Partei der Wilden (aus dem Jahre 1848) in Beschlag genommen, wenn vielleicht auch nebenbei ein Städtebewohner, ein furchtsamer Kaufmann erster oder zweiter Gilde, zu seinem Rechte kommt. Welches würden die geistig bedeutenden Elemente sein? — Keine Frage, die französisch gebildeten Adeligen mit ihrer fremden Anschauungsweise, ihren abstrakten Doktrinen und ihrem slavischen Naturell, und eben jene „byzantimisch-tatarische" Büreaukratie, welche bis jetzt die Geschichte geleitet hat, eine Bureaukratie, die man trotz alledem nicht entbehren könnte, weil sie allein praktische Geschäftskenntniß hat.

Wir erwarten Viel von der Einführung wirklich gesetzlicher Ordnungen im slavischen Osten, aber wir sind überzeugt, daß dazu Zeit gehört, daß sich die Sache nicht über's Knie brechen läßt. Die Gefahr ist unleugbar vorhanden, daß mit zu weit gehenden Experimenten nur die alten, halb-asiatischen Zustände, welche das barbarische, aber trotzdem großartig energische System Peter's des Großen gebrochen, wieder zum Vorschein kommen können.

Wie gesagt, Fürst Dolgorukov steht mit seinem Hasse gegen das byzantinisch-mongolische System, wie er es wiederholt mit Emphase nennt, ganz auf Seite der Polen; er will nicht, daß „die guten Russen, Sklaven des Hauses Holstein-Gottorp, die Polen deshalb unterdrücken und niederhalten, weil sie sich von derselben Sklaverei befreien wollen; er sieht die Rettung nur durch Verleihung zweier Constitutionen für die betreffenden Länder ermöglicht.

„Rußland ist durch seine Finanz-Noth, durch den Mangel aller Gerechtigkeit, aller Gesetzlichkeit, durch die administrative Anarchie, die sich in erschreckenden Verhältnissen entwickelt, jetzt zu einer Macht zweiten Ranges gesunken und wird unabänderlich bis zu dem Augenblicke darin bleiben, wo die Einführung des constitutionellen Systems der Regierung erlauben wird, sich auf alle lebendigen und intelligenten Kräfte des Landes zu stützen, welche der Regierung von St. Petersburg heutzutage durchaus fehlen.

„Wenn jetzt ein Krieg ausbrechen sollte, und wenn der Feind, die gegenwärtige Schwäche der Regierung benutzend, zu gleicher Zeit die drei Fragen auf die Bahn brächte, die polnische Frage, die Frage der constitutionellen Freiheit Rußlands und die der Dissidenten, dann würde das Reich aller Reußen — das Wort ist schrecklich zum Aussprechen, aber man muß es sagen, weil in der Politik Nichts gefährlicher ist, als Illusionen — einer Zerstückelung ausgesetzt sein."

Also Constitution für Polen und Rußland; für Letzteres ein Oberhaus und Unterhaus (dumm zemskaia), eine einzige Dynastie, ein Strafgesetzbuch, ein einziges Budget, eine einzige Armee nad Diplomatie, Decentralisation der Verwaltung, Theilung des Reiches in funfzehn oder zwanzig große Provinzen. „Fünf dieser Provinzen, Lithauen, Weiß-Rußland, Klein-Rußland mit Kiew, Wolhynien nnd Podolien, die baltischen Provinzen nad der Kaukasus könnten hinsichtlich der Civilgesetze, des öffentlichen Unterrichts und der Sprache eine gesetzlich bestimmte Autonomie genießen. Jede der fünfzehn oder zwanzig Provinzen (oblaste) könnte eine Universität, einen berathenden Provinzial-Landtag ꝛc. haben."

Der Herr Verfasser sieht voraus, daß unter diesen Umständen die Polen Ansprüche auf ihre ehemaligen Ost-Provinzen machen würden. „Die russische Regierung, constitutionell gestützt auf die lebendigen und intelligenten Kräfte des Landes, könnte diese Ansprüche kurz abschneiden, und dann wäre ihre Handlungsweise gerechtfertigt, was sie heute nicht ist." — Also, wie es Oesterreich jetzt mit den Ungaen macht. Was die Polen dazu sagen würden, ist freilich eine andere Frage; Polen ist stärker, als Ungarn, ist eine gleichförmige Nation, während man die Magyaren durch die Kroaten, Slovaken, siebenbürgischen Sachsen und Wallachen im Zaume halten und auf ihr nationales Element reduciren kann.

Die Finaaz-Noth Rußlands wird mit sehr lebhaften Farben geschildert; zum Schluß wird sogar ein russisches Budget von 1860 veröffentlicht, welche', trotzdem daß auf einem solchem Verbrechen die Verbannung nach Sibirien steht, seinen Weg aus den Petersburger Kanzleistuben in Herzen's famose „Glocke" (kolokol) gefunden hat. Es ist in wehrerer Hinsicht interessant, die Einnahme-Quellen des russischen Reiches kennen zu lernen. Wir können nur Einiges hervorheben.

Am allereinträglichsten ist die Branntweinpacht, welche nicht weniger als 128,293,371 Rubel (offiziell subtructis subtrahendis) einbringt, beinahe die Hälfte der ganzen Staats-Einkünfte. Dann folgt der Höhe nach die Kopfsteuer mit 51,399,454 Rubel. Gegen diese beiden Posten verschwinden fast alle übrigen. Die Zölle bringen 29,000,000, die Post 6,000,000, die Staats-Branntweinbrennereien 5,742,000, der Salzverkauf 8,000,000 Rubel; alles Uebrige darunter. Manches ist interessant; wenn z. B. die Freikaufung vom Militairdienste nur 200,000 Rubel, die Interessen von den Kapitalien des orthodoxen Klerus nur 30,000 Rubel bringen, so sieht man daraus, wie arm im Ganzen das russische Volk sein muß. Dies stellt sich auch bei den Ausgaben heraus.

Der Kriegsminister erhält 96,862,374 Rubel zur Verfügung; das Marine-Ministeium 21,305,029 Rubel; die Militairschulen kosten 3,314,521 Rubel; die Militair-Kolonien 581,361; der Ankauf von Munitionen 2,175,943 Rubel. Die Militair-Pensions-Kasse erhält 1,718,686 Rubel — Summa: die russische Militair-Maschine kostet, wenn anders dieses Budget nicht blos eine boshafte Erfindung ist, mehr als 125,000,000 Rubel. — Daneben figuriren die Zinsen der Staatsschuld mit 54,605,921 Rubel; die Unterhaltung des orthodoxen Klerus mit 4,452,131 Rubel, das Justiz-Ministerium mit 4,425,131 Rubel, das Ministerium des öffentlichen Unterrichts mit 3,405,562 Rubel.

Google

Die Auslagen für den kaiserlichen Hof sind mit 8,443,267 Rubel angesetzt; der Fürst behauptet aber, daß sie in der That mindestens drei Mal mehr betragen.

Die Gesammt-Einnahmen des russischen Staats betragen nach diesem Budget 281,318,536 R.; die Gesammt-Ausgaben 298,307,388 Rubel.

„Das offizielle Defizit, wie es unter dem Siegel der Verschwiegenheit im Staatsrathe mitgetheilt ist, müßte für 1860 16,988,852 Rubel betragen, in der That erhob es sich zu einer weit höheren Zahl. Nach den Angaben, die wir besitzen, hat das Deficit für 1860 44 Millionen Rubel überstiegen und ist belastet worden:

1) durch eine öffentliche Ausgabe von Serien (zu 4½ %) verzinsbare Renten), im Betrage von 15 Millionen Rubel, was eine innere Anleihe bildet, und
2) nach dem traurigen und beklagenswerthen Gebrauche der russischen Regierung durch eine geheime Ausgabe von Kreditscheinen oder Assignaten."

So weit Fürst Dolgorukov. Wir müssen es unseren Lesern überlassen, dieses im Kolokol von Herzen veröffentlichte Budget für glaubwürdig zu halten oder nicht. Es verräth unstreitig eine genaue Kenntniß der russischen Einnahme-Quellen und des Finanzwesens, aber es wäre möglich, ja es ist vielleicht wahrscheintich, daß es in einzelnen besonders hervorspringenden Posten im Interesse der bekannten Partei gefälscht ist. Am besten wäre es unstreitig, wenn die russische Regierung dem Beispiele anderer Staaten folgte, und ihre Finanzwirthschaft durch ehrliche Offenheit in ein besseres Gleis brächte. Was auch gesündigt worden sein mag, die Interessenten verzeihen viel, wenn sie nur sehen, daß man ernstliche Anstalten macht, die Mißbräuche gründlich zu beseitigen.

Wir reihen hier gleich einen kurzen Bericht über eine andere Schrift verwandten Inhalts an, welche uns zugegangen ist und den pseudonymen russischen Publizisten, Schéda-Ferroti, zum Verfasser hat, welchem wir schon andere dankenswerthe Mittheilungen aus Rußland entlehnt haben: „Studien über die Zukunft Rußlands"; — das vorliegende Heft handelt von den noch nicht befreiten Leibeignen.

Es giebt nämlich immer noch Leute, welche nicht in den von der Regierung aufgestellten und freigelassenen Kategorien der Leibeignen mit einbegriffen sind. Dazu gehören die Arbeiter in den Goldwäschereien von Nertschinsk in Sibirien, welche das Reglement vom 19. Februar nicht ausschließt, aber auch eben so wenig befreit. Diese Arbeiter, aus etwa 15,000 Köpfen bestehend, sind wohl zu unterscheiden von den Sträflingen, die in Nertschinsk zur Ausbeutung der anscheinend ziemlich erschöpften Silberminen und des Goldsandes verwendet werden.

Es sind Leibeigne aus der Zahl der russischen Kolonisten, deren etwa 68,000 in jenen ungeheuren Strecken leben, welche keine Verwendung im Ackerbau gefunden haben. Ihr Loos ist das allerkläglichste; sie erhalten weder Wohnung, noch Kleidung auf Kosten der Regierung, und verdienen jährlich allerhöchstens 18, gewöhnlich nur 6 bis 12 Rubel.

Uebrigens hat man bereits daran gedacht, sie zu befreien; Graf Muraviev hat bereits 1858 und modifizirt 1859 einen Anschlag eingereicht, wie die Loslassung dieser Kronleibeignen zu bewerkstelligen sei. Derselbe wird einer ausführlichen Kritik unterworfen, auf welche wir nicht näher eingehen können, da diese Verhältnisse zu verwickelt, zu eigenthümlich russisch und für uns auch in ihren Einzeltheilen zu wenig interessant sind. Es handelt sich meist um innere Verwaltungsmaßregeln, für deren Beurtheilung uns der Maßstab fehlt.

Die Dokumente, auf die sich unser Gewährsmann stützt, sind zuerst in dem famosen „Kolokol" von Herzen veröffentlicht, und zwar mit sehr heftigen Anschuldigungen und bissigen Anmerkungen begleitet gewesen. Herr Schéda-Ferroti, der diese Daten entlehnt, um sie in gemäßigter Weise zu besprechen und geeignete Vorschläge zu Gunsten seines Vaterlandes zu machen, ist natürlich mit Herzen's weiteren Zwecken nicht einverstanden, und mißbilligt die leidenschaftliche, revolutionaire Sprache, in welcher diese Artikel geschrieben sind. Es folgt also eine lebhafte Polemik gegen einzelne Anschuldigungen Herzen's, z. B. daß sich die Krone den Besitz der Minen von Nertschinsk widerrechtlich angeeignet habe, wobei der geschichtliche Nachweis vom Gegentheile geführt wird. Daß die Absichten der russischen Emigration in London über das vernünftige Ziel hinausschießen, daß ihre Thätigkeit wesentlich auf das Einreißen und Zerstören, nicht auf Wiederaufbau und friedliche Reformen gerichtet ist, glauben wir nach dem, was wir von dieser Seite zu Gesicht bekommen haben, sehr gern. Wir können jedoch darauf nicht näher eingehen.

Polen.

Das aristokratische Polenthum, Preußen und Frankreich gegenüber.

Es giebt in allen Verhältnissen unseres Erden-Daseins Fragen, die nie ganz befriedigend gelöst werden können. Wie die Quadratur des Zirkels nie durch ein einfaches, genaues und abgeschlossenes Maß bestimmt werden kann, obgleich Tausende von mathematischen Grüblern bis zum Schiffbruch ihres Erkenntnißvermögens diesem Problem nachgeforscht hatten; oder, wie in der Philosophie, die doch eine Wissenschaft des Absoluten sein soll, die wichtigsten Aufgaben der Metaphysik und selbst der Logik immer nur annäherungsweise zur Klarheit und Schlüssigkeit gebracht worden sind, so geht es namentlich auch in den öffentlichen Dingen des Völkerlebens, in deren Gebiet die Anzahl der Zwecke von nur relativer Erreichbarkeit zu einer fast Schrecken erregenden Höhe heranwächst. Die Männer der strengen Staatswissenschaft wissen recht gut, warum; indessen leider und äußerst leider ist ihr Warnungsruf von den Inspirations-Politikern, welche großartig genug stets auf absolute Ergebnisse hindrängen, in den meisten und schwierigsten Fällen überhört worden!

Und doch die Zeit verstreicht! Das sollte schon etwas mahnen! Es giebt wohl Stadien der Entwickelung, in denen ein rascher, kräftiger Griff in die leitenden Zügel den Lauf der Schicksalsrosse gedeihlich verändern und unverhoffte günstige Aussichten eröffnen kann, aber oft ist nur Ein Augenblick der rechte, den der rechte Mann an rechter Stelle benutzen muß; blieb er unbenutzt, so schiebt sich urplötzlich der Riegel der Vergangenheit vor Wünsche und Hoffnungen, und das Donnerwort: „Zu spät!" schneidet den feuerten Weg zum bestmöglichen Ziele sehr grausam ab! Darin liegt sicherlich, und nicht blos bei auserwählten Einzelnen, eine wahrhafte Tragik, allein deshalb eben auch keine Tragik ohne Schuld, und wäre sie nur die Schuld der Unterlassung! Polens gewaltige Katastrophe (ich möchte sie ein „unendliches Ende" nennen) ist das klassisch großartigste und sinnfälligste Beispiel der neueren Geschichte, das unsere Beobachtung stützt.

Selbst die polnische Entwickelung bietet Phasen dar, welche wenigstens die Möglichkeit besserer Zustände in sich trugen; war dies nicht mehr die Zeit von Johann Sobieski, der schon die Errichtung der unsinnigen Pacta conventa (einer Art Wahl-Capitulation, eingeführt bei der Thronbesteigung Heinrich's von Valois 1572) nebst der Königswahl durch den ganzen Adel, oder das ganze „Volk" nach polnischen Begriffen, und überdies die noch sinnlosere Einführung des anarchischen „liberum veto" jedes Edelmannes anno 1652 vorangegangen waren, so war es vielleicht die Aera Kasimir's des Großen, des „Bauernkönigs" (1333—1370), obgleich dessen unleugbarer Mangel an Energie sich die Abschaffung des erblichen Königthums vom Senat gefallen ließ; oder endlich vielleicht die Aera der Piasten überhaupt, welche mit demselben Kasimir den Schauplatz verließ.

Aber das Unglück bei allen diesen Umständen war, daß die günstigen Momente einer nach dem anderen ungenützt verflogen und daß hingegen aus der Unsumme toller Einfälle einer stets aufgeregten und aufrührerischen Menge, gleichviel, ob sie lieber „Adel" oder „Volk" genannt sein wollte, ein babylonischer Thurmbau der gesetzlosesten Verwirrung und der schreiendsten Mißbräuche gen Himmel stieg! In dem Glauben, man könne auf diesem eng begränzten Erdball absolute Freiheit erlangen (was übrigens von Seiten einer Aristokratie ein etwas verwegener Gedanke!), schmiedete man förmliche Privilegien für die Anarchie, z. B. in der Satzung zum Schutz der persönlichen Freiheit. Die polnische Art, eine Habens-Corpus-Akte aufzufassen, fand ihren getreuen Ausdruck in dem Fundamental-Statut (lex cardinalis): „neminem captivabimus nisi jure victum," welches unter Wladislaw II. Jagiello das Licht der Welt erblickte. Dieses Urgesetz verbürgte (natürlich blos dem Adel, der die einzige politisch berechtigte Existenz im Lande vertrat), daß Niemand, bevor er gerichtlich überführt, festgenommen werden dürfe. Von Bestrafung eines adeligen Verbrechers konnte folglich kaum jemals die Rede sein! Der Verbrecher brauchte nicht zu flüchten, er durfte selbst thätlichen Widerstand leisten, weil jeder Versuch, seiner habhaft zu werden, von vornherein ungesetzlich war!

Ob eine Gesetzgebung von solchem Kaliber genügt hätte, die polnische Republik in den Abgrund des Nichts zu stürzen, wollen wir dem Urtheil aller Vernünftigen überlassen; wenn aber noch außerdem die gänzlich verfehlte Grund-Anlage einer Gemeinschaft zur Vorbedingung ihres Unterganges gehört, so ist in dem altpolnischen Reiche, vor dessen Hinterlassenschaft wir heute sitzen, an Verkennung der wesentlichsten Grund-Erfoderniße das Menschenmöglichste „erreicht" worden. Soll

ein Staat entstehen, so muß doch vorher eine Gesellschoft sich gebildet und diese Gesellschaft durch das Uebergewicht eines Raçen-Typus einen einheitlichen Volks-Charakter empfangen haben! Doch schon die erste soziale Ansammlung der Stämme mißglückte vollkommen. Wer nicht unmittelbar einen Blick in das wunderliche Gemisch der polnischen „Gesellschoft" gethan hat, kann sich von den ungleichartigen Bestandtheilen derselben gar keine Vorstellung machen. In Polen sind zuvörderst die beiden zahlreichsten Stände, Adel und Bauernstand, weit schärfer getrennt, als durch die bloße standische Abstufung, schärfer, als irgend sonst in Europa! Der sarmatische Edelmann ist der orientalisch-tatarische Eindringling, der den slavischen Bauer, d. h. den Ureinwohner dereinst seiner Herrschaft unterwarf und zum Sklaven (daher auch der Name „Slav," slave bei den Sachsen und Angelsachsen) erniedrigte. Es stehen sich also zwei ganz verschiedene Raçen gegenüber, deren stark abweichender Typus noch heutzutage in Wuchs und Gesichtsbildung, ja sogar in der Verschiedenheit des Charakters ihrer Nationaltrachten hervortritt. Denn die alte Nationaltracht des Edelmannes war bis auf das glatt geschorene Haupt durchaus orientalisch. — Nun war aber die Zahl der einbrechenden tatarischen Reiterhorde verhältnißmäßig klein gewesen; dies ergab einerseits die Unterdrückung von Millionen durch etliche Hunderttausende und andererseits den häufig wiederkehrenden Umstand, daß die Unterdrücker die Sprache der Unterjochten annahmen. Wogegen freilich der angeerbte Raçenhaß, genährt durch grausame Behandlung der leibeigenen Ureinwohner, durch Bewußtsein des Unrechts und Rachegefühl, unaufhörlich fortwucherte und auch noch in diesem Jahrhundert an schauerlichen Spuren, welche die Ereignisse in Galizien, Lodomerien, Mosovien (zu denen die gegen den Adel furchtbar gereizte Stimmung der Bauern im Großherzogthum Posen leicht einen Beitrag liefern könnte) gezeigt haben, sein Dasein in Erinnerung gerufen hat.

Das Gemälde zu vollenden, erwäge man noch, daß die Elemente des Bürgerstandes, so geringzählig derselbe ist, ebenfalls ein Gemisch von Nationalitäten bildet, indem sein Kern von den deutschen Ansiedlern herrührt, die im dreizehnten Jahrhundert in großen Massen in Polen einrückten und ihr eigenes Recht: das Landrecht des Sachsenspiegels und das Magdeburger Stadtrecht, nicht allein behielten, sondern auch bis nach Rußland hinein fortpflanzten. Allmählich schlossen sich ihnen auch polnische Gemeinden an, aber Deutschthum und Polenthum verschmolzen nie ganz in diesem Stande, was, nebst den Uebergriffen des immer zügelloser werdenden Adels, der den Kommunalgeist verabscheute, die Zerspaltung und folgeweise Schwächung dieser segensreichen Volksklasse nach sich zog.

Wenn bei so beschaffenen Grund-Elementen, denen nur äußere, rohe Gewalt ein Einheitsband überwerfen kann, aus dem Staatswesen etwas Tüchtiges wird, dann muß eine übernatürliche Macht ihre Hand im Spiele gehabt haben; die gemeine Logik sagt die früher oder später eintretende Auflösung voraus, und daß es nach dem tollen Reichstage von 1572 und trotz des hitzigen Naturells der herrschenden Adels-Coterien noch zwei Jahrhunderte mit dem polnischen Zwitter von Königthum und Republik seinen Fortgang hatte, gränzt in der That an das Reich der Märchen und Wunder. Nicht darüber muß man erstaunen, wie das polnische Reich, von 1772 ab, von den Waffen des Auslandes in den Staub sank, sondern darüber, wie nicht die innere Zersetzung seiner Lebenskraft den Zerfall des Staates herbeigeführt hat.

Unter dem Gesichtspunkte der polnischen Reichs- und Rechtsgeschichte ist es völlig unerheblich, welche von den drei östlichen Großmächten die Hauptschuld an dem Untergang Polens trifft; der Einsturz dieses Staatsgebäudes war von Anfang durch die verfehlte Grundanlage, durch die Unmöglichkeit einer gesunden Vereinigung der sozialen Elemente und am Allerdeutlichsten durch die Gesammt-Entwickelung der politischen Verhältnisse des Landes bedingt. Wo so gewirthschaftet ward, wie man vier Jahrhunderte, ohne eine Ahnung von Staatsraison und Verwaltungs-Maxime, regiert und gewirthschaftet hatte, da mußte zuletzt Alles drunter und drüber gehen; und ein Staat, der kein einziges Prinzip der modernen Welt-Anschauung zur Geltung gebracht und seiner dürftigen Feudal-Organisation zum Ueberfluß noch die verrückte Idee der „Glaubens-Einheit," d. h. der geistlichen Herrschaft Roms zumuthen wollte, hatte über sich selbst den Stab gebrochen und verdiente wegen seiner Fortschritts-Unfähigkeit vollauf den Tod!

Niemand in Europa weiß dies oder muß dies besser wissen, als die polnische Aristokratie, denn sie, die regierende Kaste, war und ist im Besitz aller Staats-Geheimnisse und auch der Archive des alten Polens, die sie in der allgemeinen Verwirrung des Staats-Zerfalles stückweise an sich gerissen hat. Niemand in der Welt könnte Europa über die Ursachen der polnischen Katastrophe besser unterrichten, als die polnische Aristokratie. Inzwischen, statt die Ehrenschuld der Wahrheit einzulösen, hütet sie sich, den Schleier der Vergangenheit zu lüften, und stimmt unausgesetzt das alte Klaggeschrei über die Theilung und Knechtung Polens an. Da nun zwar die drei Ostmächte ihre Antheile an Polen gar nicht mehr auf Grund der Theilungen von 1772—1794, sondern auf Grund der Kriegs-Eroberung in den Jahren 1813 — 1815 und kraft völkerrechtlicher Verträge besitzen, so geht man öffentlich auch nicht mehr auf jene Theilungen zurück, betont aber desto schneidender die „Knechtung" des unglücklichen Polens. Die aristokratische Partei, die sich um den verstorb. Fürsten Czartoryski („König Adam I.") zu Paris gruppirte, hat sich dem völkerbefreienden Bonapartismus in die Arme geworfen und hofft gläubig auf Napoleon III., wie ihre Väter gläubig auf Napoleon I. gehofft haben. Es gehört ein starker Glaube hierzu! Der Franzose schwärmt nicht so heißblütig, wie der polnische Edelmann; er ist vor Allem Realist und vergißt zu keiner Stunde seine eigenen Interessen. Von Frankreich glauben, daß es Polen wiederherstellen wird, das heißt, von Frankreich glauben, daß es von der politischen Unfähigkeit der Polen keinen Begriff hat. Allein Frankreich war in allen Kniffen hinsichtlich der polnischen Aus-, Ab- und Einsichten sehr gut unterrichtet; zur Zeit der Theilungen durch Dumouriez, Marquis Debonnaye und Andere, später meist durch die Polen selbst und durch den unerträglichen Augenschein. Napoleon I. hatte sich klärlich überzeugt, daß mit den Polen politisch nichts Dauerndes zu machen sei; er ließ 1812 den Herzog von Bassano, Moret, aus Wilna schreiben: „Der Kaiser hat keine Thorheiten im Kopfe. Er hat Polen stets nur als ein Mittel, nie aber als eine Hauptsache behandelt." Das geschah vor Eröffnung des russischen Feldzuges in einer charakteristischen Situation.

Wähnt die polnische Emigration zu Paris, der noch viel „praktischere" Kaiser Napoleon III. werde die Versäumniß des Oheims nachholen? Es scheint so, als wenn sie es dächte, denn der Krieg, welchen sie jetzt dem preußischen Kabinet erklärt hat, erhält auch in ihren eigenen Augen lediglich durch die Mitwirkung Frankreichs Realität! So meint der staatskluge Verfasser der fulminanten Flugschrift: „La Prusse et les traités de Vienne."* An dem „moralischen Eindruck" seiner Phantasien zweifelt er mit vollem Rechte. Auch in Frankreich dürfte die Fabel, der Wiener Kongreß habe das Großherzogthum Posen als eine selbständige, politische Individualität konstituirt und die territoriale Einheit und Integrität des altpolnischen Reiches trotz der Zerstückelung aufrecht erhalten (?!!), nur bei der ungebildeten Masse Anklang finden. Denn der erste Blick in die wirklichen Verträge, nämlich in die Wiener Kongreß- und Wiener Schlußakte, belehrt sofort, daß hier das gerade Gegentheil, d. h. die Incorporation der abgetretenen, polnischen Landestheile und die Integrität der neuen Staatsgebiete, von Polens Besonderheit als Glied der europäischen Völkerfamilie aber kein Wort ausgesprochen ist! Folglich kann auch die preußische Regierung auf Grund der Wiener Verträge gar nicht verantwortlich gemacht werden. Dies erfolgt nun, wieder sehr staatsmännisch, auf Grund der eigenen Erklärungen jener Regierung! Beim Besitz-Antritt des „Großherzogthums Posen" habe König Friedrich Wilhelm III. eine Proclamation erlassen, und in derselben die politische und nationale Sonderstellung der ihm zugefallenen „polnischen Territorien" als des nunmehrigen „Großherzogthums Posen" eingeräumt! Dreister kann kaum gelogen werden! Preußischerseits ist man die Antwort auf das Pamphlet nicht schuldig geblieben, und eine in Brüssel bei Muquardt erschienene Broschüre mit dem bedeutsamen Titel „Finis Poloniae!" hat in besserem Französisch, als dem barbarischen Jargon des polnischen Publizisten, das Nöthigste kräftig erwidert. Indem der Vertheidiger Preußens einfach die wortgetreue Uebersetzung des Besitz-Ergreifungs-Patentes vom 15. Mai 1815 und der unter gleichem Tage erlassenen Proclamation giebt (zwei Dokumente, die der Franco-Polone gemüthlich zusammenwirft), führt er den augenfälligen Beweis, wie der Pariser Publizist absichtlich gefälscht hat, z. B. an der Stelle, wo es heißt: „Ihr werdet Meiner Monarchie einverleibt," welche Stelle der Proclamation der staatskluge Publizist übersetzt: „Ihr werdet meine Unterthanen und Ich euer Monarch sein!" Monarch in welchem Staate? In dem „neu gebildeten Staate Posen"! Daß Posen ein Staat, haben selbst die polnischen Abgeordneten im Schooße des preußischen Landtages nicht zu erklären ge-

* *La Prusse et les traités de Vienne.* Paris, E. Dentu, libraire-éditeur, Palais Royal 13, Galerie d'Orléans, 1861 Gr. in-8°. 67 pag Dagegen preußischerseits: *Finis Poloniae*, Bruxelles et Leipzig, Gand, Charles Muquardt, 1861. Gr. in-8° 19 pag.

wegt. Ist es da nicht ein tief begründetes Urtheil, wenn der preußische Apologet in seinem Verdikt „Finis Poloniae" einer Sache, deren gemäßigtste (!) Verkämpfer zu solchen schwindelhaften Mitteln greifen, schlechthin jede Lebensfähigkeit absprecht?

Große Mittel und kleine Mittel wenden jetzt die „Quellenforscher" der polnischen Emigration zu Paris an. Unter den „kleinen Mitteln" verstehe ich solche, wie die „Karte des alten Polen und der anliegenden Gegenden der Nachbarländer"* („Kurta duwnej polski i przyległemi akolicznmi krajów sąsiednich," wie der Titel nach Verbesserung der Druckfehler lautet) und die 1859 in Paris „nach neuen Materialien" verfertigt ist. Was hat diese Karte zu bedeuten? fragt man zuerst. Soll Jung-Polen daran polnische Geographie studiren, oder verbindet man mit diesem gelehrten Kunstwerk wieder einmal hochpolitische Zwecke? Da das letzte Jahrzehend, zumal in Frankreich, eine große Meisterschaft im politischen Kartenstich entwickelt hat, so denkt natürlich ein Jeder bei einer von der Pariser polnischen Emigration ausgehenden Karte allsogleich an eine Karte von Polen im Style der Bonapartistischen General-Karte von Europa, der Karte der natürlichen Gränzen Frankreichs, der Karte von Italien und ähnlicher Zukunfts-Karten. Leider sehe ich mich dieser Vergungenheits-Karte gegenüber außer Stande, die ängstliche Vermuthung Lügen zu strafen: die Karte ist ein Zukunfts-Programm, ein ungeheuer umfassendes Zukunfts-Programm, obgleich sie den polnischen Besitzstand vom Jahre 1772, also vor den drei Theilungen, darzustellen behauptet. Mag es auch von der Wahrheit nicht weit entfernt sein, daß die polnische Gränzlinie damals den Thoren von Smolensk sehr nahe kam, so überrascht uns doch die seltsame Nachricht ein wenig, wonach Anno 1772 Kurland, Ostpreußen so gut wie Westpreußen und Danzig und im Süden Bessarabien der Krone und Republik angehört haben sollen! Das Andenken an den Frieden von Oliva (1660), in welchem Kur-Brandenburg die Souverainetät über das Herzogthum Preußen, d. h. über Ostpreußen erhielt, hat irgend ein unglücklicher Zufall dem französisch-polnischen Kartographen abhanden kommen lassen, der aber seinen Mangel an Gedächtniß durch einen tüchtigen Ueberschuß an Kühnheit zu erheben weiß. Doch wie wär' es, wenn wir seinem Gedächtniß Unrecht thäten und er in dem angeblichen Polen von 1772 uns das Polen der idealen Träume seiner Partei und „König Adam's" vor die Sinne gezaubert hat? Ich glaube, dieses Letztere ist die richtige Auslegung der so auslegungsbedürftigen Karte! Man träumt unablässig von einem großpolnischen Reiche, das von den Küsten der Ostsee bis zu denen des Schwarzen Meeres quer durch den Kontinent sich erstrecken soll!

Man träumt, und das könnte den Gegnern erwünscht erscheinen, denn der Träumer verliert den Boden der Wirklichkeit unter seinen Füßen. Indeß, der wahre Vaterlandsfreund hat keine Zeit zu träumen, er muß wachen für das Wohl seiner geliebten Heimat! Den Patriotismus des Polen wird der rechtschaffene Deutsche nicht verdammen, vielmehr lediglich nur die grundverkehrte Art, wie zu Paris, zu Posen und in Warschau dieser Patriotismus in leeren Demonstrationen, die großentheils an das Kindische streifen, an den Tag gelegt wird. Wo sind da die staatsmännischen Gesichtspunkte, die sich auf die Realität des Gegebenen stützen? Wo ist da eine, das Gewissen der Nation durchrüttelnde Erkenntniß ihrer Geschichte? Wo ist da die echt politische Einsicht, daß das absolutiste Ideal nur in streng relativer Verkürzung irgend erreichbar ist? Wenn selbst die Schule der Staatsmänner Polens, ich meine die Partei Czartoryski, in dem Schwebeln und Nebeln phantastischer Zukunftsträume sich gefällt, was soll man da von der wirklichen Zukunft Polens weissagen? Ich sage: dieses, daß wenn die Nation nicht von Gott verlassen ist, so doch ihre Freunde sie verlassen haben! Denn, was müßten sie je eher je lieber zum einzig möglichen Heile der Nation thun? Was ihnen zwar unerträglich bedünken mag: sich offen und ehrlich, unbefangen und ohne Rückhalt an die bestehenden Verhältnisse anschließen, retten, was noch zu retten ist, aber dafür ongeben, was in Folge nierhundertjähriger Mißherrschaft unwiderbringlich verloren ging, und was in dem idealen Gewande des tendenziösen Euphemismus als eine eigentliche Staatsordnung nie und nimmer bestanden hat!

T. v. B.

* Kurta Duwnej Polski etc. według nowszych materyałów, na skalę 1/3000000. Paryż, 1859 roku, w drukarni L. Martinet przy ulicy Mignon, 2. Das Original ist Eigenthum der Polnischen Bibliothek zu Paris, und werden die nach demselben abgenommenen Exemplare Quai d'Orléans 6, Isle St. Louis verkauft. Uns hat nur die lithographirte Uebersicht (karto zbiorowa) nebst dem Prospekte des Originals vorgelegen.

England.

Buckle's Geschichte der Civilisation.*

Zwei Engländer haben mit ihren bloßen Einleitungen zu wissenschaftlichen Werken, die noch nicht geschrieben sind, die Welt gründlicher und seltsamer bewegt und gefördert, als sonst vielleicht Dutzende von Gelehrten mit Hunderten von Folianten. Darwin hat die Welt erschaffen und Buckle deren Geschichte geschrieben. So verschieden sie auch in ihren Gegenständen und deren Behandlung, sind sie doch wesentlich Helden Einer Gattung und Eines Zieles. Ersterer weist den Natur-Prozeß nach, wie sich Thiere, Letzterer, wie sich Menschen civilisiren.

Buckle's erster Band ist in diesen Blättern seiner Zeit dem Inhalte und Geiste nach gewürdigt worden. Suchen wir den jetzt erschienenen zweiten näher kennen zu lernen. Wir wissen bereits, daß Buckle den Grund zu einer neuen, zeit- und sachgemäßeren Behandlung der Geschichte gelegt hat. Geschichte ist Geschichte der Civilisation, und diese wesentlich Naturgeschichte.

Das Lessing'sche „Niemand wandelt ungestraft unter Palmen" gilt von jedem Baume, jeder Gegend, jedem Klima, nur daß die Strafe je nach Bodenbeschaffenheit und sonstigen geographischen Bedingungen auch zum Lohne wird. Der „schnatterige" Berliner könnte vielleicht sogar sagen: „Niemand wandelt unbelohnt auf dem Sande," wenn der vierte Lehrsatz Buckle's ihn nicht um jeden Vortheil dieses beneidenswerthen Bodens beträge.

Geschichte der Civilisation ist Naturgeschichte, aber freilich mit einigem Einspruch der für den Engländer Mysterium bleibenden Freiheit oder des Willens, oder sittlicher und vom Menschen gemachter Verhältnisse, die dann auch allerdings einen Theil ihres Lebens und Gedeihens dem Boden, dem Klima, der Natur verdanken.

Kurz, zwischen der Buckle'schen Auffassung und der Hegel'schen Definition der Geschichte: „Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit" ist ein eben so großer Unterschied, wie zwischen der deutschen und englischen Wissenschaft, und eine Kluft, die von beiden Seiten durch Auffüllung und Näherung beseitigt werden muß.

Buckle's vier Lehrsätze oder Ergebnisse aus seinen Untersuchungen im ersten Bande lauten nach seiner eigenen Angabe so.

„Die Basis der Geschichte der Civilisation wird von folgenden Haupt-Thatsachen geleitet:

„1) Der Fortschritt der Menschheit hängt von dem Erfolge ab, mit welchem die Gesetze der Phänomene (also Naturgesetze überhaupt) erforscht, und von der Ausdehnung, in welcher die Kenntnisse derselben verbreitet werden.

„2) Ehe solche Forschung beginnen kann, muß ein Geist des Zweifels, des Skepticismus sich geltend machen, der anfangs die Forschung leitet, hernach von ihr geführt wird.

„3) Die so gemachten Entdeckungen vergrößern den Einfluß intellektueller (logischer, philosophischer), vermindern aber relativ, wenn auch nicht absolut, die Macht moralischer, sittlicher Wahrheiten, da letztere stetiger sind, als erstere, und weniger bereichert werden.

„4) Der größte Feind dieser Fortschrittsbewegung, also auch der Civilisation, ist ein — Schutzgeist, der persönliche Staats- und Kirchenschutz, jener protektive Geist, der da meint, daß die Gesellschaft nicht gedeihen könne, wenn die Angelegenheiten des Lebens nicht bei fast jeder Gelegenheit überwacht und von Staat und Kirche geschützt würden, so daß der Staat den Menschen vorschreibt, was sie thun und lassen, die Kirche, was sie glauben sollen.

Diese vier Sätze hat er im ersten Bande behauptet, vertheidigt und festgestellt. Im zweiten und den folgenden der Einleitung „zur Geschichte der Civilisation" werden diese Wahrheiten bestimmter und immer bestimmter nachgewiesen, zunächst in der Geschichte Spaniens und Schottlands (das ist der Inhalt des Zweiten Bandes), dann Deutschlands und Amerika's. (Unbegreiflich, warum er den zweiten Band, der es ausschließlich mit Spanien und mit dem für England auch lange spanischen Schottland zu thun hat, „Geschichte der Civilisation in England," betitelt.)

Spanien ist ein wahres Goldland für erschütternde, furchtbare Beweise der Buckle'schen Lehrsätze. Nirgends wurden die Grundbedingungen des Fortschritts und der Civilisation ärger und dauernder verletzt und

* History of Civilisation in England. By Henry Thomas Buckle. Volume the second. London. Parker, Son and Rouen, West-Strand. Berlin, Asher and Co

verhöhnt, als hier; nirgends trat eine härtere und gerechtere Strafe dafür ein.

Zunächst werden Dummheit und Aberglauben durch physikalische Erscheinungen genähret, dann durch die großen Kriege gegen die Arier und den achthundertjährigen Kampf gegen die Muhamedaner. Diese drei Ursachen wirkten stark auf Ferdinand und Isabelle, hernach auf Karl V. und Philipp II. Letzterer, ein abschreckender Tyrann in staatlicher und kirchlicher Beziehung, ist gleichwohl ein — Liebling des Volkes, des loyalsten in der Welt, weil des dümmsten und kirchlich und staatlich am Meisten geschützten. Das Ideal des „christlichen Staates" ward hier zur schönsten Wirklichkeit: Gott und König, Kirche und Staat allbeschützend, alles Thun und Glauben genau vorscheibend und das Volk in solchem Glauben und Thun zum gehorsamsten durchbildend. Daher jetzt die meisten Lumpen, das meiste Ungeziefer, die schmutzigste Faulheit, die traurigste Beltelarmuth an Geld und Geist.

Zunächst wurden durch vereinigte Kraft des Aberglaubens, der Loyalität und des alleinseligmachenden Fanatismus große Eroberungen gemacht. Die Sonne ging nicht unter in dem glorreichen, goldüberfüllten Spanien — jetzt geht sie nicht mehr auf. — Dieser Fortschritt war Schein und abhängig von tüchtigen Staats- und Kirchen-Allbeschützern. In England, wo das Wohl und der Fortschritt von der Arbeit und Bildung der Nation abhängt, ist und läßt es die Nation ziemlich gleichgültig, ob die Dudle- oder die Rudlefamilien regieren. Die englische Nation hat's dazu — they can afford it — unfähige und schlechte Regierungen zu ertragen und sogar gut zu bezahlen, wie ein allgemein als Krösus anerkannter Bankier, schlecht gemacht und ausgelacht wegen seines spottschlechten, schäbigen Hutes, stolz und mit dem dicken Bauche wackelnd sagte: „Ich hab's dazu, so'nen Hut zu tragen."

Ja, die Engländer und Amerikaner haben's dazu, weil ihnen kein weltlicher und geistlicher Papst vorschreibt, was sie thun und glauben sollen. Sie thun desto mehr von freien Stücken, und was den unpolizeilichen Glauben betrifft, findet man bei diesen Angelsachsen alle Sorten in jeder Quantität, mehr wie Baumwolle.

In Spanien getten blos weltliche und geistliche Schutzmänner Alles, das Volk nichts. Große, tüchtige Absolutisten machten daher im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts das glänzendste Weltreich aus Spanien, untüchtige und schlechte im siebenzehnten fanden kein Volk, den schnellen Verfall aufzuhalten. Die lachendste Gunst der Natur, große Patrioten und Gesetzgeber, nichts konnte die Verbettelung und Verkümmerung des von geistiger und weltlicher Knechtschaft und Schutzmannschaft abgetödteten, stolzen, spanischen Volks hemmen und hindern. Spanien steht noch heute isolirt von der übrigen, civilisirten Welt, vernagelt, abergläubisch, faul, bettelstolz auf untergegangene Herrlichkeit, blind von Fanatismus und Loyalität und so spanisch, daß es uns ganz spanisch vorkömmt; der furchtbarste Beweis für Buckle's vierten Grundsatz der Civilisation, daß keinem Volke etwas Schlimmeres, Tödtlicheres begegnen kann, als absoluter, persönlicher Schutz und jene natürliche, geistige und weltliche Polizeiherrschaft, die genau vorscheibt, was Jeder thun und nicht thun, glauben oder nicht glauben solle. Schlechte Regierungen könnten nichts Besseres thun, als — gar nichts. Dann sind sie sogar gut und werden bezahlt, glänzend und gebührend honorirt für das größte Verdienst, nichts zu thun, und das Volk ungeschoren zu lassen.

Schottland und Spanien waren und sind in Sachen der Loyalität sehr unähnlich, aber sehr verwandt in kirchlicher Bornirtheit. Vereinigung der größten politischen Liberalität mit Stupidität in kirchlichen Angelegenheiten ist die charakteristische Thatsache in der Geschichte Schottlands. Eigenthümliche Beschaffenheit des Bodens und der Umgebung, Invasionen davon angelockt, Fremdherrschaft ohne Städte und städtische Kultur, daher Ochlokratie der „Robeln," Schwachheit der Krone, die sich ohne Städte und städtische Kultur nicht wieder kräftigen kann; schwache Bevölkerung ohne Industrie, Bund der Krone mit der Kirche, die unter einer glaubensstupiden Bevölkerung den Robeln allein Widerstand zu leisten im Stande ist — dies ist die Geschichte Schottlands bis in das vierzehnte Jahrhundert hinein.

Jakob I begünstigte die Kirche, und verbindet sich mit ihr gegen die „Robeln." Dieser Kampf der Kammer und Kirche gegen die schottische Aristokratie wogt ein ganzes Jahrhundert hin und her. Einmal unterliegt die eine, dann die andere Partei. Jetzt wird ein König gemordet, dann eine starke Aristokraten-Familie. Zuletzt wird die Aristokratie aus Rache protestantisch. Alle Kirchlichkeit und aristokratischer Protestantismus führen auch einen mehr als dreißigjährigen Krieg. Details darans, besonders Beweise von schottisch-geistlicher Aufgeblasenheit und Dummheit, sind von Buckle graphisch und sehr ausführlich geschildert.

Endlich verbündet sich die von den Gebildeten und Regierenden verachtete Geistlichkeit mit dem Volke und demokratisirt. Unter Melville kam's zum offenen Bruche. Man demokratisiet und erbeliet sechzig Jahre lang, bis Demokratie und Geistlichkeit ihrer Macht durch Rebellion gegen Karl I. die Krone aufsetzen. Geistlose, aber hitzige Kämpfe um Bischofthum, Wuth der Geistlichkeit gegen Aristokratie und König, nachdem der Mohr seine Schuldigkeit gethan — Weißwaschung des Mohren vor dem Volke, das der Geistlichkeit seinen kirchlich bornieten Liberalismus verdankt.

Im Jahre 1603 wurde der schottische König auch Beherrscher Englands und beschloß, mit seiner größeren Gewalt die schottische Geistlichkeit zu demüthigen. Er behandelte sie oft grausam, eben so das für ihre Geistlichen schwärmende Volk. Man zwang ihnen wieder Bischöfe auf. Gegen diese entwickelte sich Reaction und Rebellion, die mit Vertreibung der Bischöfe endete. Dieser kirchlich-demokratische Sieg wirkte bald politisch. Die Schotten rebellieten gegen Karl I., besiegten und verkauften ihn an die Engländer, deren Parlament ihn hinrichten ließ. Karl II. mußte den Schotten erst seine und seines Hauses Sünden bekennen, ehe sie ihn anerkannten.

Jakob II. rächte sich dafür an ihnen und unterdrückte sie ärger, als je ein früherer Herrscher. Doch gelang es ihm nicht, einen haltbaren Despotismus zu gründen. Wie früher halfen die Bischöfe der Regierung, das Volk zu unterdrücken. Gehaßt vom Volke, rächten sie sich durch größeren Haß und durch Liebe für den größten Tyrannen Jakob II., unter dessen Regierung die größten Grausamkeiten gegen das Volk begangen wurden. Durch eine neue Erhebung (1688) befreiten sich die Schotten abermals von ihren Unterdrückern. Doch blieben die Hochländer Freunde der grausamen Regierung, wenn auch nicht aus Loyalität. Mit ihrer Freundschaft für die Stuarts bereiteten sie deren und ihren eigenen politischen Untergang vor, bis sie beide durch den neuen Kulturgeist, Handel und Industrie vollständig beseitigt wurden. Dieser neue Kulturgeist stieg aus dem Grabe der aristokratischen Privilegien empor. Der Fall dieses Feudalismus und die Vereinigung mit England ist die Wiedergeburt, die Erlösung Schottlands aus einem langen, traurigen Kriege zwischen Freisinnigkeit und kraftlosem Autoritätsglauben. Schottland entwickelte in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auffallende Regsamkeit in Industrie und Handel, Literatur und Wissenschaft. Dieser neue Geist war aber bisher noch nicht im Stande, den tiefgewurzelten Aber- und kirchlichen Autoritätsglauben auszurotten. Nach vor wenigen Jahren wurde ein Deutscher in Edinburg aus allen gebildeten Kreisen, mit denen er befreundet war, verbannt, weil er gesagt, daß er das Leben Jesu von Strauß gelesen.

Buckle beschäftigt sich nun sehr ausführlich mit dem Widerspruche in der schottischen Geschichte, daß das politisch liberale Volk pfäffisch bereit war und blieb in allen Glaubens- und Kirchensachen; ferner, daß dessen skeptische, freisinnige, rationalistische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts nicht im Stande war, es religiös zu heilen. Hier ist er oft mächtig, poetisch und erhaben in Schilderung des Prozesses, wie die Pfaffen den schottischen Charakter total brachen und vergifteten, und sie keine weltliche Erholung oder Freude nur als erlaubt übrig ließen. Auch heute würde das Volk Jeden mißhandeln, der etwa Sonntags mit seinen Fingern durch die Saiten zu meistern anfinge. Wer Sonntags seine Frau küßt, kommt noch heute mit einem Stück ewiger Verdammniß in's schwarze Buch. Die schottische Ascetik ist eitler und geistloser, als alle Auswüchse des katholischen Ultramontanismus. Die literarische und philosophische Reaction gegen die sinnlose Herrschaft kirchlicher Bornirtheit blieb zu vereinzelt und zu gelehrt, als daß sie hätte in's Volk dringen können. Adam Smith, Hutcheson, Endwoelh, Reid, Hume, Black, Leslie, Hutton, M. Smith, James, Hall, Watt, Hunter ꝛc., lauter Sterne erster Größe am Firmamente der Wissenschaft, aber ohne irgend einen merklichen Einfluß auf das kirchlich verhunzte Volk Schottlands. Buckle drängt die Ursache dieser Ohnmacht in ein Wort zusammen: alle diese großen Herren verschiedener Wissenschaften waren deductiv, statt inductiv. Erstere Methode ist die eigentlich verrufen gelehrte. Sie geht A priori von Schlüssen, Meinungen, Hypothesen aus, für deren Triumph die Thatsachen und die Naturgesetze in einem Prokrustesbette zugeschnitten werden. Inductiv heißt A posteriori, von sorgfältig gesammelten und geprüften Thatsachen ausgehen und daraus bescheidne Schlüsse ziehen.

Die schottische Civilisation ist nicht in's Volk gedrungen, daher ist letzteres immer noch voll Aberglauben und kirchlicher Stupidität, worin Buckle zum Schlusse des zweiten Bandes mit schärfster, saenigster Beredtsamkeit die greulichste Gottlosigkeit oder Abgötterei nachweist: „Die, welche unzufrieden mit dieser kleinen Welt des Wissens ihren Geist zu

etwas Unfaßlichem zu erheben suchen, könnten doch leicht einsehen, wie roh und materialistisch jenes theologische Vorurtheil ist, welches solch einer übersinnlichen Allmacht die vulgären Functionen eines irdischen Königs zuschreibt, sie mit der Pracht eines weltlichen Potentaten ausschmückt, sich hier und da parteiisch einmischend, drohend, strafend, belohnend. Welch' niedrige und gemeine Vorstellungen, Kinder der Unwissenheit und galstiger Nacht, kaum etwas Anderes, als gemeine Abgötterei! Auswurf und Schmutz vergangener Zeiten, den man uns nicht mehr aufdrängen soll. Wir können sie in keiner Weise mehr mit unserm Wissen und Leben in Einklang bringen. Alles ist gegen sie. Sie stehen allein, es ist nichts mehr übrig, das mit ihnen in Einklang zu bringen wäre. Unsere Zeit zwingt uns mit Gewalt Einsicht in die Regelmäßigkeit und das Gesetz der Natur und aller Dinge auf, denen diese Vorstellungen in keiner Weise mehr entsprechen. Selbst die, welche sich noch an diese alte Theologie klammern, thun's blos aus Angst oder Gewohnheit, und nicht mehr gläubig. Auch dieser Rest wird schwinden, und die Menschen werden bald aufhören, vor den Kindern ihres eigenen Aberglaubens sich demüthig zu beugen. Vielleicht begrüßen wir diese Befreiung eher, als wir bis jetzt zu hoffen wagen. Die Zeichen der Zeit stehen rund umher, die Schrift steht an der Wand, das „Werde" ist gesprochen, die alte Herrschaft soll stürzen, die Tyrannei des Aberglaubens, bereits in sich zerfallen, wird niederbrechen und in Staub bröckeln. Neues Leben in die chaotische, wirre Masse geblasen und neue Einsicht, überall vorbereitet, wird beweisen, daß vom Anfang aller Dinge her niemals Unnatur, Wetterspruch, Wunder, Willkür oder Gewalt herrschte, sondern daß alle Dinge und Ereignisse, die uns umgeben, selbst bis in die fabelhaftesten Wunderzeiten zurück, nur verschiedene Theile eines einzigen Planes seien, der von einem einzigen, sternreichen Prinzipe allgemeiner und ausnahmloser Regel- und Gesetzmäßigkeit befreit ist und stets verwirklicht wird."

Nord-Amerika.

Was ist ein amerikanischer Dry-goods-Jobber?

Wenn ich Dir, deutscher Leser, das amerikanische Wort in unsere Muttersprache übersetzen soll, so bedeutet es einen Handelsmann mit trockenen Waaren, oder noch kunstgerechter: der in trockenen Waaren macht; aber nun bist Du so klug, wie zuvor. Eine Wort-Erklärung giebt so wenig den Sachbegriff wieder, wie ein Schattenriß das Original. Hier gilt vielmehr, was Hegel von der Philosophie sagt: die befriedigende Erklärung über sie ist allein die Darstellung der Philosophie selbst. — Laß' uns denn an der Hand eines Amerikaners* in das Magazin eines Dry-goods-Jobber treten. Sehen wir uns um! Hier finden wir alle Arten von Gütern, Waaren und Stoffen aufgestapelt: kleine und große, feine und grobe, ausländische und heimische; zur Bekleidung, zur Bequemlichkeit, zum Schmuck für Mann, Weib und Kind; zur Verzierung und behaglichen Ausrüstung Deines Wohnzimmers und Deiner Schlafstube; vom Strumpf für Deinen Fuß bis zum Hut für Deinen Kopf; vom Hemdeknopf bis zum Bett-Laken; vom Fußteppich bis zum Tafeldeck; vom Taschentuch bis zum wasserrichten Filz; von einem Stückchen Band für wenige Groschen bis zu Tausenden von Ballen Shirting, die sich auf beträchtliche Summe belaufen. Wer zählt und nennt mit Namen alle die Fabrikate von Linnen, Seide und Wolle, für Leib, Tisch und Bett? Aus allen Ecken und Enden hat sie der Dry-goods-Jobber aufgetrieben; der Klein-Krämer nimmt sie ihm ab, um sie weiter bei den Konsumenten an den Mann zu bringen.

Ein richtiger Dry-goods-Jobber im Jahre 1861 ist eine neue Schöpfung, ein Kind unserer Zeit. Von ihm läßt sich mit gleichem Recht, wie vom Dichter, sagen: er wird geboren, nicht gemacht. Er ist Alles in Allem: Dichter, Philosoph, Künstler, Ingenieur, Feldherr, Rechtsanwalt, Finanzmann — eine Dampfmaschine, ein Telegraph, „ein Mädchen für Alles" männlichen Geschlechtes; ein Hiob an Geduld, ein Herkules an Kraft, ein Napoleon I. an Genie.

„Uebertreibung!" ruft Ihr. Mit Nichten! Zu einem jungen Manne, den eine Augenschwäche nöthigte, seine Vorbereitung auf die Universität zu unterbrechen, sagte ich: Laß dich das nicht anfechten; es stimmt gerade zu meinem wohlüberdachten Plane. Geh' in ein Dry-goods-Lager, bis sich deine Augen gestärkt haben; das wird die beste Schule für dein ganzes Leben sein.

„Wie das? Was kann ich denn da lernen?"

Lernen? Alles! Gesunden Menschenverstand, der gemeinhin in den Hörsälen nicht zu Hause ist, obendrein. Du lernst den Werth von Zeit, Raum und Zahl; lernst Länge, Breite, Dicke, Weichheit und Härte, Stück und Elle, Dutzend und Dutzendbrüche kennen; lernst Liebe zu Ordnung und Sauberkeit, Abneigung vor Wust und Schmutz; lernst Stoffe, Farben und Farben-Schattirungen unterscheiden; lernst Geduld, Benehmen, Anstand — kurz, du lernst, daß hier mehr zu lernen ist, als aus Büchern, und letztlich, daß ein Mensch, der nur weiß, was in Büchern steht, ein Komplex von Schrullen ist, der in der Wage des praktischen Lebens gerade so viel wiegt, wie die Asche der Alexandrinischen Bibliothek, oder die Würmer in den Manuscripten, die jenen Brand überlebt haben.

„Uf! Das ist viel auf Einen Hieb. Wer sollte denken, daß das Alles hier zu finden wäre."

Du gewiß nicht, sagte ich. Du hast den größten Theil deiner jungen Jahre unter der Zucht von Männern verbracht, die es für ihren Beruf ansehen, aus lebensfrischen Knaben dickleibige Wörterbücher zu machen, und die ganz ehrlich glauben, ein wandelndes Lexikon sei Hauptbedürfniß unserer Zeit. Eine andere Bildungsform der Menschheit „verlohnt sich nicht," sagen sie. Als wenn sie viel wüßten, wann sich und was sich nicht verlohne. Man möchte über diese Anmaßung, diesen Dünkel der Universität, mit ihrer einseitigen, schiefen und verschrobenen Erziehung aus der Haut fahren. Nur auf die Dummheit der Menge pochend, kann sie behaupten, daß es unumgänglich nothwendig sei, jeden Knaben des neunzehnten Jahrhunderts für irgend einen Abzweig der Wissenschaft zu drillen. Dieses hartnäckige Sichsteifen auf einen erblichen Absolutismus, dem die Welt entwachsen ist, haust noch immer in unseren Gelehrten-Schulen. Willig räumen wir der Wissenschaft das Recht von Gottes Gnaden ein; gern geben wir zu, daß ein zähliges Häuflein unserer Jugend die Fähigkeit besitzt, Priester im Tempel der Weisheit zu werden; allein weder Götter noch Menschen geben den versteinerten Dollmetschern der Wissenschaft das Recht, eine ganze Nation zu zwingen, daß sie ihre Söhne ausweiden lassen, um deren Inneres mit griechischen, römischen und ägyptischen Alterthümern zu füllen. Wir glauben nicht, obgleich der arabische Arzt Hali darauf schwört, daß „Mumien eine Medizin sind." Waren sie es jemals, so ist ihre Zeit dahin. — Ein Cromwell thut uns Noth, nicht daß er die Universitäts-Wissenschaft zu Boden werfe, sondern daß er eine Republik des gesunden Menschenverstandes aufrichte, der jene untergeordnet sei und eine Erziehung ersinne, wie sie unserer Zeit und ihren Bedürfnissen entspricht. Unser Jobber steht zu Euren Universitäts-Menschen, was praktische Brauchbarkeit betrifft, im schroffsten Gegensatz. Sein Wissen ist kein dürres Herbarium, sondern voll frischen Lebens, um in Verlegenheit dir auf jede Frage Rede und Antwort zu stehen.

„Ich will's glauben, denn die Weisheit des Jobber dreht sich ja lediglich um gemeine Dinge des täglichen Lebens. In den engen Kreis des Momentes gebannt, lassen sie sich von allen Seiten leicht überschauen. Wie tief aber stehen die Dinge, die durch Kauf und Verkauf von Hand zu Hand gehen, unter den würdigen und gedankenreichen Arbeiten der Gelehrten!"

Das zeigt, du hast nicht die Probe von Begriff von dem ausgedehnten Umfang der Jobber-Thätigkeit.

Zuvörderst kauft er denn alle Arten Güter, Waaren, Stoffe: denn Alle schlagen in sein Fach. Er ist auf's Genaueste in die Geschichte der Rohstoffe eingeweiht; er kennt die Länder, woher sie kommen — Boden und Klima, worin sie heimisch sind — Anbau und Pflege, wodurch sie gedeihen — ihre Behandlung beim Verschiffen — die Wirkung, die der Transport zu Land und zu Wasser auf Rohstoffe, wie auf Fabrikate übt — die Mysterien der Güter-Versicherungen, der Einfuhr- und Rückzölle — aller Usancen im In- und Ausland. Bei seinen Bestellungen verschlingt er Euch auf's Haar sechs, zwölf, achtzehn Monate voraus, die Quantität der Waaren, die dann zu Markte sein, wie die wechselvolle Mode, die dann herrschen wird. In Betreff des Binnenhandels hat er eine Schule durchzumachen, deren Vernachlässigung ihm theuer zu stehen kommen würde; in ihr lernt er den Unterschied zwischen einem erfahrenen, angenehmen Käufer und dessen Gegensatz; zwischen einem freundlich willkommenen und einem abstoßend widerwärtigen Kunden; zwischen dem Namen eines geschickten Kaufmannes und dem Verruf eines ungebildeten Menschen, eines ungeleckten Bären. Und nichts Geringeres steht bei diesem Unterschiede auf dem Spiele, als die Alternative: Entweder sein Geschäft in immer reichere Blüthe zu bringen, oder seinen Laden zu schließen.

Bist Du begierig, die Physiognomien dieser so entgegengesetzten Käufer zu kennen? Ihre Züge sind so mannigfaltig, wie die Gesichter,

* Im Atlantic Monthly.

denen man auf der Straße begegnet. So sind Einem Menschen die Offenheit, Freundlichkeit und Hilfreichkeit angeboren; der Andere ist kalt, verschlossen, argwöhnisch; der Eine ist zu jeder Zeit rasch, heiter, von gewinnendem Aeußeren; der Andere schwerfällig, mürrisch, sein bloßer Anblick erweckt in Euch jedes schlummernde Gefühl der Antipathie. Der geschickte Käufer ist der schärfste Beobachter. Er kennt die feinsten Unterschiede der Qualität und des Musters, und sein Geschmack greift fast niemals fehl — er kennt den Stand des Marktes — kennt jedes Lager, in welchem der Artikel, den er braucht, zu finden, und den niedrigsten Preis, um den er zu haben ist. Er kennt die Eigenheiten des Verkäufers, dessen starke und schwache Seiten; weiß, wie derselbe vor, oder nach Tische zu behandeln ist. Rede nicht von Diplomatie! Ich sage dir, kein Diplomat an irgend welchem Hofe in Europa kennt seine Stellung, seinen Rückhalt, seinen Hebel und den Gebrauch, den er von seinen Mitteln zu machen hat, so gut, wie unser Geschäftsmann. Er versteht's, jeden Knäuel von Combinationen aufzuwickeln, jede Maske zu durchschauen, jedes Hinderniß zu überwinden. Vor Allem kennt er „die Zeit zu schweigen und zu reden," weiß, die Last der Unterhaltung auf den Verkäufer zu werfen — die Waaren, die er dringend nöthig braucht, unter dem Scheine der Gleichgültigkeit von dem Verkäufer um einen Preis zu erlangen, der tief unter dem vorgeschlagenen steht.

Betrachten wir uns nun das Gegenstück. Der Käufer ohne Erfahrung, ohne Umsicht, ohne Menschenkenntniß, wird nach dem Stück Waare, das er wünscht, so hastig greifen, daß der Verkäufer entschlossen ist, es nur um den höchsten Preis abzulassen. Der Unbefonnene hat schon bei der Zweite sein Spiel verloren. Nun meint er, durch die gewöhnlichen plumpen Kniffe zum Ziele zu kommen: er facht die Waare, die, wie er recht gut weiß, oder wissen sollte, der Verkäufer mit Recht sehr werth hält, herabzusetzen, sie schlechteren Sorten derselben Gattung gleichzustellen. Dadurch erregt er Mißtrauen, ja Verdruß, wo sein eigener Vortheil es erheischte, sich einschmeichelnd, gewinnend zu benehmen. Und erreicht er auch durch Lästiges, zudringliches Feilschen bisweilen seinen Zweck, so läßt er doch den Keim eines Widerwillens zurück, der ihm später schlechte Frucht tragen dürfte. Sein Sieg ist um Nichts besser, als eine Niederlage. Der verständige Käufer verwirft überhaupt den halbwahren, rohen Gemeinplatz: Handelschaft ist keine Feindschaft.

„Aber," fragst du, „haben denn nur Diejenigen Glück im Geschäfte, die mit so außerordentlichen Gaben von Natur ausgestattet sind? Und sind denn die Glücklichen alle so wundervoll tüchtige Männer, wie Ihr sie beschreibt?"

Wenn du unter Glück „Geldmachen" verstehst, so räume ich ein, daß es Leute giebt, die instinktartig ihren Schnitt machen, gerade wie der Hund einen Marktmochen auswittert. Keine Regel ohne Ausnahme; der Zufall hat bei allen Dingen seine Hände im Spiel. Ein Buridon verlud einst Wärmflaschen nach Westindien. Alles lachte; er aber zuletzt. Der Erfolg war ein glänzender. Die Eingeborenen hielten das Geräth für eine Metallfassenform und rissen sich darum. Allerdings kommen geschäftliche Erfolge zum Theil auf Rechnung des unauflöslichen Rathsels „Glück". — Mancher kommt mit der plumpen Keule eines unbeugsamen Willens, wie ein Anderer mit den geschliffenen Waffen eines feinen Taktes und gebildeten Benehmens fort. Ja, gerade die Rohheit ist bei rohen Naturen der beste Empfehlungsbrief; denn diese verwechseln Verfeinerung mit Verschmitztheit und bilden sich ein, daß die Brutalität nothwendig ehrlich sei.

. . . . . .

Hiermit schließen wir diesen Platonischen Dialog über das Dryjobberthum, der dem deutschen Leser zugleich einen Begriff davon geben kann, was man in Amerika unter praktischer Belehrung und Handlungsweise versteht.

Italien.

Die Lehnsträger des heiligen Stuhles.

Graf Merode, als päpstlicher Kriegsminister.

Wir brachten vor einiger Zeit nach französischen Quellen ausführlichere Mittheilungen über das tägliche Leben des Papstes, die, da sie mehrere Blätter von uns entlehnt haben, ziemlich interessant gewesen sein müssen. Von derselben französischen Feder lesen wir nun weitere Berichte über römische Zustände der Jetztzeit, und wir können nicht umhin, das Wichtigste daraus zu entnehmen.

„Am 28. Juni, der Vigilie von St. Peter und Paul, hat im Vatikan eine ziemlich sonderbare Ceremonie stattgefunden, welche zeigt, in welcher alterthümlichen Atmosphäre die römische Regierung athmet. Diese Ceremonie ist die Tributzahlung an den Kardinal-Kämmerling, welcher das ganze Personal der ehrwürdigen apostolischen Kammer beiwohnt.

„Wenn das ganze Camerlingat in dem Vatican vom heiligen Vater in feierlicher Sitzung versammelt ist, ruft man der Reihefolge nach die Tributpflichtigen auf, welche eine Gabe als Anerkennung der Oberherheit des Papstthumes zu leisten haben, völlig noch wie im Mittelalter.

Die Borghesi werden aufgerufen; sie schulden eine silberne Schüssel.

Die Barberini: ein Pfund Wachs.

Die Piombino: zwei Dukaten.

Die Prinzessin Marie Bonaparte: ein Pfund Wachs für die Grafschaft Castro Laviano, die sie 1856 erkaufte.

Der Marquese Lazatico: zwei Pfund Wachs.

Der Marquese Campana: zwei Pfund Wachs.

Die Chigi: ein silbernes Becken.

Die Colonna: ein goldenes Ciborium und zwei Scudi.

Der Fürst Torlonia: sechs Pfund Wachs für die Kastanienpflanzung von Capomonte, die vom Fürsten Pomatowski an den Herzog Johann Torlonia abgetreten werden.

„Unter den aufgerufenen Tributpflichtigen der apostolischen Kammer, deren nazählige sind, sehe ich auch die Fürsten von Parma mit einem jährlichen Tribut von 9000 Tholer Gold. Seit 1730 ist diese Summe nicht mehr bezahlt worden. Man hat sie nicht erlassen, und gegenwärtig beläuft sie sich auf 11 Millionen Francs ohne die Zinsen.

„Noch ruft man im Tribunatsaale Jemanden auf, dessen Name hier ganz eigenthümlich klingt: der erlauchteste Victor Emanuel, König von Sardinien. Er schuldet einen goldenen Kelch für das Fürstenthum Masseran, oder die Grafschaft Crevecoeur (ominöser Name.) Dieser Kelch ist bezahlt worden bis auf Victor Emanuel, der die Leistung gleich von seinem Regierungs-Antritte an abgeschafft hat. Alle Jahr ruft man ihn auf; der Camerlengo frägt, ob er da ist, oder ein Stellvertreter für ihn. Man konstatirt seine Abwesenheit; er wird dann getadelt und sein Lehn als verfallen erklärt.

„Spaßhaft genug; man sieht, das System bleibt stehen; in römischer Phantasie besteht das Lehnswesen noch in alter Weise zu Recht, und die Zeiten haben darauf eben so wenig Einfluß, als auf die kirchlichen Dogmen.

„Alles in Allem empfängt das Camerlingat, glaub' ich, etwa 60,000 Francs, mehr als 12 Kelche, 25 Ciborien, 9 goldene oder silberne Becken und etwa 400 Pfund Wachs.

„Der Kämmerling, der diese Tribute einnimmt, ist der Kardinal Altieri; neben ihm sitzt der berühmte Monsignore Antonio Matteucci, Polizei-Oberst und Vice-Camerlengo. Etwa zwanzig Monsignori in Violett, trotz ihres schallenden Titels nur niedere Priester, wie unsere Pfarr-Kapläne, bilden die Beisitzer."

Weiterhin wird berichtet, welchen Eindruck die Anerkennung des Königreichs Italien von Seiten Frankreichs in Rom gemacht hat. Vorher hatte sie das Giornale di Roma noch für unmöglich erklärt; später aber hat man den Muth sinken lassen; auf die Wahrung der Rechte des heiligen Stuhls, welche vorbehalten ist, giebt man nicht viel. Es werden die Angaben gewisser belgischen und französischen Blätter, welche von neuen Hoffnungen des päpstlichen Hofes sprachen, widerlegt.

„Das Mißtrauen des Vatican's gegen die französische Regierung ist nicht zu beschwichtigen. Man gebe diesem Ausdrucke den weitesten Umfang, und man wird das Richtige treffen.

„Es ist übrigens nicht leicht, dem Leser eine klare Idee von der Gemüthsrichtung im Vatican zu geben. Was daselbst herrscht, ist, ich weiß nicht welch' eine Art passiver Ergebung in's Schicksal. Neulich sagte Pius IX., damals krank, melancholisch und mit trüber Miene, indem er von den Feinden des heiligen Stuhles sprach, zu einem französischen Legitimisten: Damians coaqunssabit caput eurum. „Gott wird ihr Haupt treffen." Wenn man ihm von Action, von Coalition redet, sagt er: „Hütet euch vor diesen partiellen Reactionen, sie führen zu Nichts.

„Was er wünschen würde, wäre eine großartige Coalition aller katholischen Mächte; aber da er Oesterreich heutzutage so beschäftigt sieht, nachdem es so kalt gewesen, als es handeln konnte (?), fügt er hinzu: „Ja, es giebt nur in Frankreich katholisches Leben." (Sollte das nicht französische Selbstschmeichelei sein?) Unklarheit über das, was zu thun ist, mit der mystischen Gewißheit, zu triumphiren, wie Pius VII., das ist anscheinend die Gemüthslage von Pius IX.

„Derselbe mystische Fatalismus charakterisirt das Denken des größten Theils des römischen Klerus. Antonelli, dessen System den Papst

todt zu machen scheint, begünstigt diese Geneigtheit. Er ist nach der Abschätzung des ganzen römischen Klerus in seiner Staerköpfigkeit ein entschieden mittelmäßiger Geist.

„Alles würde schlafend in Erwartung des jüngsten Gerichtes erscheinen, wenn Monsignore Mérode nicht da wäre. Man muß ihn sehen, diesen langen, excentrischen Prälaten. Er lacht auf, er schreit, er geht gestikulirend umher. In einem Gespräche mit Lamoricière und anderen Offizieren wurde er so aufgeregt, daß er vom Sopha aufsprang und über die Lehne hinwegsetzte, wobei seine lange Soutane an den Schnitzereien hängen blieb. Etwas Aehnliches, oder vielmehr noch Stärkeres, ist ihm kürzlich mit General Goyon passirt. Die Römer, die ihn kennen, nennen ihn Matto, d. h. einen Mann, dem man eine Portion Nieswurz verschreiben sollte.

„Ja, Mgr. de Mérode lebt; er ist der Lebendigste am ganzen Hofe. Er nimmt es ernst mit seiner Armee. Er hält sich für ein militoirisches Organisirungs-Talent; er läßt sich die Geschichte der Kardinäle vorlesen, die gleichfalls für den heiligen Stuhl gekämpft haben. Er läßt eine Reitbahn bauen; er bestehlt Waffenmnkäufe. Er hatte einen Angriffsplan gegen die Piemontesen in Neapel entworfen; Bedeliènre wollte davon nichts wissen; daher die Brrfeindung. — Letzte Woche gab er sich das Schauspiel einer Ponton-Brücke über der Tiber, an der Stelle, wo zu Cäsar's Zeiten der pons triumphalis war.

„Abends gegen 10 Uhr geht er in den Vatican, wo er zu jeder Zeit, Tag und Nacht, Eintritt hat. Er hat einen besondern Schlüssel zu den Gemächern des heiligen Vaters. Er kommt vor und während der cena (Abendbrot), und detaillirt seine kriegerischen Pläne. Der alte Pontifex sieht ein, daß alle diese kleinen Kriege à la Mérodu zu Nichts führen können; er hat Recht.

Uebrigens murret der römische Klerus allgemein gegen Mérode wegen der ungeheuren Ausgaben, die er für die militairische Organisation macht. „Unnütz, wenn die Franzosen bleiben, nnnütz, wenn sie fortgehen" — sagen sie.

„Auch macht die gegenseitige Abneigung zwischen den französischen Offizieren und den franca-belgischen Zuaven Fortschritte. Letztere ärgerten, im Theater Alibert, die ersteren durch eine Demonstration mit der altköniglichen Lilie, und durch Unehrerbietigkeit gegen die dreifarbige, französische Fahne bei der Frohnleichnams-Prozession und dergl.

Mannigfaltiges.

— Kalksandbau zu seefortificatorischen Zwecken. Der preußische Geheime Regierungs- und Baurath a. D. Herr Fr. Krause, der im Jahre 1851 (Glogau, Flemming) eine praktische Anleitung zur Kalksandbaukunst herausgab, veröffentlicht jetzt, mit Rücksicht auf die seitdem gemachten Erfahrungen, eine Flugschrift über die Vortheile des Kalksandbaues bei Befestigung der deutschen Seeküsten.* Festigkeit, Wetterbeständigkeit und Widerstandsfähigkeit einerseits, und Kosten-, sowie Zeit-Ersparniß andererseits, sind die Vortheile des Kalksandbaues. Versuche, die mit Abfeuerung von Spitzkugeln gegen ein im Jahre 1851 aus Kalksand aufgeführtes Bauwerk stattgefunden, haben den Erfolg gehabt, daß die Kugeln, mehr oder weniger platt geschlagen, niederfielen und nur einen sehr unbedeutenden Eindruck auf der äußeren Wandung hervorbrachten. Auch gegen stärkere Geschosse ist ein Bau dieser Art widerstandsfähiger, als ein Bau aus Bruchsteinen oder Mauerziegeln, „weil die, die Masse bildenden harten und völlig gleichartigen Gemengtheile möglichst nahe an einander gefügt und durch ein kräftiges Bindemittel vollständiger, als bei einem aus gemischten Steinarten aufgeführten Bauwerk, mit einander vereinigt sind." Durch die Erfahrung ist bestätigt worden, daß auch Fundamente, auf wasserfreiem Untergrunde, aus Kalksandmasse gebildet, sich sehr gut gehalten und erhärtet haben. Was den Kosten-Aufwand betrifft, so hat der Verfasser ermittelt und in seiner Schrift nachgewiesen, daß, wenn die Kosten für den Kalksandbau 1000 Thaler betragen, diese bei'm Kalksand-Ziegelbau auf 1647, bei'm Bruchsteinbau auf 2367 und bei'm Mauerziegelbau auf 2294 Thaler sich belaufen. Es würde demnach von großer, volkswirthschaftlicher Bedeutung sein, wenn bei Befestigung der deutschen Seeküsten, die immer lauter und lebhafter nun der Volksstimme gefordert wird, der Kalksandbau, wie ihn der Verfasser vorschlägt, als anwendbar und zweckmäßig sich erwiese.

— Du lnna naprinn in Böhmen. Irgend ein deutscher Spaßvogel in Prag hat einen Preis von hundert Dukaten demjenigen ausgesetzt, der den für eine nichtčechische Zunge unaussprechlichen, böhmischen Kinderspruch „Strč prst skrz krk" in Musik setzt. Auf diesen Scherz antwortet ein böhmischer „Philolog," Herr Joseph R. Wilimek, in einem geharnischten Sendschreiben: „Der Sprachen-Klugmesser in der böhmischen Orthographie,"* das aus etwa 330 daktylischen, reimlosen Versen besteht. Abgesehen davon, daß das Ganze ein Streit um des Kaisers Bart ist, müssen wir dem čechischen „Philologen" zugestehen, daß er die deutsche Sprache vortrefflich zu schreiben versteht, wenn wir auch nicht zugeben können, daß er sie eben so gut und richtig spricht. Auf das Richtigsprechen aber kömmt es hauptsächlich bei diesem gegenstandslosen Streite an, in welchem uns Deutschen bewiesen werden soll, daß auch unsere Sprache dergleichen unaussprechliche Laute, wie strč, prst etc. besitzt. Nur die Böhmen, und zwar čechische Böhmen, sprechen die Wörter „meistert's," wie „meistrč," „stolperst," wie „stolprst" u. s. w. aus. Unser čechischer „Philolog" hat, wie es scheint, gar keinen Begriff von der richtigen Aussprache des Deutschen — das geht aus dem ganzen Inhalte seines weitschweifigen Gedichtes und ganz besonders aus dem guten Rathe hervor, den er uns (S. 11) darüber ertheilt, wie wir, um Tinte und Papier zu sparen, die deutsche Sprache schreiben sollen. Gleichwohl stimmen wir aus vollem Herzen in die drei letzten Zeilen seines Sendschreibens ein:

„Laß doch singen den Vogel, wir ihm der Schnabel gewachsen.
Achte den Kaiser-Spruch von gleichen Pflichten und Rechten:
Nur so sitzen wir dann fein neben, nicht über einander."

— Die deutschen Turner von New-York. Das New-Yorker „Turner-Regiment," das jetzt in den Krieg gegen die südlichen Secessionisten gezogen, besteht aus aus Deutschen und befindet sich unter dem Kommando des Obersten Max Weber. Bei Abgang der letzten Nachrichten hatte Oberst Weber sein Hauptquartier in der jenseits Washington's, bei der Festung Monroe, gelegenen Villa des Ex-Präsidenten John Tyler, Hampton-Creek, aufgeschlagen. Tyler hat die Partei seiner südlichen Landsleute, der Secessionisten, ergriffen, bei denen er sich befindet. Die deutschen Turner lassen es sich inzwischen in seiner Villa sehr wohl sein, und da in der großen Halle derselben unter anderen Statuen auch die von Schiller und Goethe aufgestellt sind, so glauben sie sich dadurch nach der Heimat ihrer Väter versetzt, was ihnen, wie von dort geschrieben wird, einen sehr poetischen Aufschwung verleihen soll.

— Humboldt-Silber. In Kalifornien ist kürzlich, unfern von „Russens Meadow" bei Humboldt, ein großes Silber-Erzloger entdeckt worden. Beinahe die Hälfte der Bevölkerung am Honey-Lake ist nach diesem Silber-Lager hingezogen, dessen Erze pro Ton** einen Ertrag von 700 bis 2000 Dollars an gediegenem Silber liefern sollen. Von diesem ist bereits Einiges unter dem Namen „Humboldt-Silber" in den Handel gekommen.

— Die *Encyclopaedia britannica*. Die Vollendung der achten Ausgabe der „Encyclopaedia britannica" wurde vor Kurzem durch ein vom Verleger (Black) veranstaltetes Bankett gefeiert, zu dem er alle in London anwesenden Mitarbeiter und sonstigen Schriftsteller von Bedeutung geladen hatte. Bei dieser Gelegenheit erzählte er seinen Gästen, daß ihm die beiden letzten (siebente und achte) Ausgaben dieses Werkes die Summe von 184,425 Pfd. St. gekostet haben, nämlich 40,970 Pfd. St. Honorar, 52,503 Pfd. St. Papier, 36,708 Pfd. St. für Druck und Stereotypie, 18,277 Pfd. St. für Kupferplatten und deren Abzüge, 22,613 Pfd. St. für Buchbinderarbeit, 11,081 Pfd. St. für Annoncen und 2269 Pfd. St. für verschiedene kleinere Auslagen. Die Papiersteuer hatte für diese beiden Auflagen 8573 Pfd. St. ausgemacht.

* Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1861.

* Prag, Kath. Gerzabek, 1861.
** 20 Centner.

J. L.

Im Verlage von Brit & Comp. in Leipzig.

Leipzig. Druck von Gieseckc & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Freidmund Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen
übernimmt außer dem Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes in Berlin auch der Zeitungs-Expediteur Arnoldi, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" gleich direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefen, entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn B. Behr's Buch., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 35. **Mittwoch, den 28. August 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Schweiz. Seite

Die schweizerische Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Albrecht v. Haller. — Lavater. — Pestalozzi. — Johannes Müller 409

Frankreich.

Adolf Thiers als Geschichtsschreiber. Napoleon I. und die Restauration der Bourbons 411

England.

Englische Touristen und ihre Bücher 414

Italien.

Die diesjährige italiänische Kunst- und Gewerbe-Ausstellung 416

Böhmen.

Böhmische Volkspoesie 417

Japan.

Japanesische Kriminal-Justiz 419

Mannigfaltiges.

Der Konflikt in Ungarn . . . . . „
Der Geburtsort von Peter Paul Rubens 420
Dr. Bernhard Beer . . . . . „
Medizinisch-Materialistisches . . . . . „
Bericht über Moon's Blindenschrift . . . . . „
Das Buch der Erfindungen . . . . . „

Schweiz.

Die schweizerische Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Albrecht v. Haller. — Lavater. — Pestalozzi. — Johannes Müller.

Wenn in den früheren Zeiten der geistige Zusammenhang der Schweiz mit Deutschland nur ein geringer war, so traten im vorigen Jahrhundert einige Schweizer so mächtig einwirkend auf die deutsche Literatur auf, daß man ihnen mit Recht einen großen Theil des Anstoßes zu der Bewegung zuschreibt, der wir unsere klassische Periode verdanken. Man erkennt dankbar das Verdienst dieser Männer an, indeß man ihre literarischen Leistungen als in Inhalt und Form mangelhaft mit einer gewissen Geringschätzung betrachtet, wohl größtentheils deshalb, weil man an sie einen Maßstab legt, der nicht für sie paßt. Denn diese Männer lebten und schrieben unter ganz anderen politischen und sozialen Verhältnissen, als ihre deutschen Zeitgenossen. Ein Schweizer ist in dem unten verzeichneten Werke* dem Vorurtheile gegen seine Landsleute entgegengetreten, indem er uns die allgemeinen und die besonderen Verhältnisse, unter welchen jene Schriftsteller sich herangebildet und gearbeitet haben, an der Hand der Geschichte enthüllt, und die Entstehung ihrer Werke aus ihrer persönlichen Eigenthümlichkeit und ihrer Stellung nachweist. Wenn auch sein Buch nicht sowohl von der schweizerischen Literatur, als vielmehr von den bedeutendsten schweizerischen Literaten des vorigen Jahrhunderts handelt, und also weniger eine Geschichte des literarischen Entwickelungsganges, als ein reiches Material zu einer solchen liefert, so ist es doch wie kein anderes geeignet, uns eine klare Einsicht in das damalige Geistesleben der Schweiz und in die Wechselbeziehungen derselben wie Deutschlands zu verschaffen. Der Verfasser ist als Schweizer in dem Geiste und den Traditionen seines Landes erwachsen und war daher am Besten befähigt, uns das Streben und Wirken seiner Landsleute zu schildern. Die ersten Bücher, so erzählt er selbst in dem Vorworte, welche ihm in früher Jugend in die Hand kamen, waren größtentheils die Erzeugnisse jener Schweizer des vorigen Jahrhunderts und prägten sich ihm tief ein. In seiner Studienzeit gehörte die freundliche Aufnahme bei Kindern, Enkeln und Verwandten mehrerer Glieder aus jener geistigen Blüthezeit der Schweiz zu seinen glücklichen Erlebnissen, und viele Jahre war das Studium der deutschen Sprache und der Geschichte seine unmittelbare Aufgabe und Berufspflicht. Ihm standen literarische Hülfsmittel und bisher unbenutzte Quellen, die einem Nicht-Schweizer kaum zugänglich gewesen wären, zu Gebote, und in vielfacher Bereitwilligkeit zur Beihülfe fand er eine wachsende Ermunterung. So ist durch Fleiß und Liebe ein tüchtiges Werk entstanden, das nicht nur ein wahrer Gewinn für die richtigere Erkenntniß und Würdigung einer der bedeutungsvollsten Epochen unserer Literatur ist, sondern zugleich auch durch seine lebendige und ansprechende Form eine ebenso belehrende, wie anziehende Lectüre gewährt.

Mit Albrecht von Haller beginnt die Reihe der durch ihr literarisches und persönliches Wirken ausgezeichneten Schweizer des vorigen Jahrhunderts. Es folgen Drollinger und Sprecng, Bodmer, Sutzer, Hirzel, Ludwig Meyer von Knonau, Salomon Geßner, Zimmermann, Iselin, Lavater, Pestalozzi, Johannes Müller, Martin Usteri und Salis. — Der Forderung Lessing's: „Haller's Leben beschreiben, heißt nicht, einen bloßen Dichter, oder einen bloßen Zergliederer, oder einen bloßen Kräuterkundigen, sondern einen Mann zum Muster aufstellen," ist von dem Verfasser entsprochen worden; aus seiner Schilderung tritt uns der ganze Mann entgegen, in welchem, wie der Verfasser sagt, sich Bern's ruhig stolze Würde, die abgemessene Besonnenheit, die das ganze Leben sich gleichbleibende Konsequenz darstellt; den Bern's Herrschergeist auch zu einem Fürsten der Gelehrsamkeit stempelte. „Er hat sowohl bei seinen Zeitgenossen, als bis auf unsere Tage unter allen Schweizern die ungetheilteste, andauerndste und am Weitesten verbreitete Anerkennung gefunden. Er war zwar kein erfindungsreicher oder mit glänzenden und kühnen Gedanken hochbegabter Genius; ihm stand keine die Massen blendende und hinreißende Beredtsamkeit zu Gebote; er war nicht darauf bedacht, weder seiner persönlichen Individualität eine besondere Bedeutsamkeit beizumessen, noch Aufsehen zu erregen. Allein seine Größe bestand darin, den einmal festgehaltenen Gedanken, die lieb gewonnene Aufgabe nach allen Richtungen zu verfolgen und zur möglichsten Klarheit und Nutzbarkeit zu bringen. Wissenschaft und Gelehrsamkeit war ihm stets nur Mittel zu einem höheren Zwecke, oder Antrieb wie Ziel des wissenschaftlichen Strebens mußte ihm wenigstens eine gemüthliche Befriedigung gewähren. So entzündete ihn die Liebe zu seinem Vaterlande zur Beschreibung von dessen Pflanzen; und so sehr er der ausübenden Arzneikunst abgeneigt war, so ließ er doch die unaufhörlichen Consultationen einer sehr großen Zahl von Aerzten aller Länder nie ohne Antwort. Sein Herz, wie er selbst sagt, machte ihn zum Dichter und zum Staatsmann, d. h. durch Belehrung und Begeisterung zu wirken und für die unmittelbare Wohlfahrt des Volkes thätig zu sein. Aus seinem Herzen erwuchs auch die innige Gottesfurcht; daher erscheint er sein ganzes Leben hindurch als ein unermüdlicher Vorkämpfer gegen den Materialismus der Naturforscher und Geschichtsschreiber, der Philosophen und Bellettristen. Allein während Haller durch Wissenschaft und Religiosität mit einem universellen Blick Welt und Menschen umfaßte, so fühlte er sich doch nach Art und Gesinnung seinem innersten Wesen nach als Deutscher und vertheidigte bei jedem Antasse mit bescheidener Unbefangenheit die Würde und Ehre deutscher Nation, ihrer Sprache und Schriftsteller."

Wie Haller den Berner, so repräsentirt Bodmer den Züricher. „In

* Die schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Von J. C. Mörikofer. Leipzig, S. Hirzel, 1861.

Digitized by Google

ihm entfaltet sich Zürich's Vielseitigkeit und Betriebsamkeit: er wußte die seltenen Eigenschaften eines klugen Geschäftsmannes und eines begeisterten Arbeiters und Beförderers der Wissenschaft mit einander zu verbinden, so daß bei ihm nicht nur die Eröffnung neuer Gesichtspunkte und Quellen der Literatur, sondern auch die Geschicklichkeit in Anschlag zu bringen ist, mit welcher er die Kräfte Anderer an der rechten Stelle in Bewegung zu setzen wußte." Eine interessante Episode hat der Verfasser in die Lebensbeschreibung Bodmer's verflochten: Die Schilderung von Klopstock's Aufenthalte in Zürich im Jahre 1750, eine neue Bearbeitung eines schon im Jahre 1851 erschienenen Aufsatzes: „Klopstock in Zürich."

Mit besonderer Liebe und Meisterschaft ist das Charakterbild Lavater's entworfen. „Es ist schwer," sagt der Verfasser, „alle die verschiedenartigen Züge zu einem klaren und harmonischen Bilde zu vereinigen; allein das Bemühen wird dadurch unterstützt, daß Lavater von Anfang bis zu Ende derselbe war, ein scharf ausgeprägter, willenskräftiger, unerschütterlicher Charakter, dessen Gesinnung, wie seine Bestrebungen, durch allen Wandel der Zeit sich gleich blieben." Der Verfasser hebt an Lavater mit Recht hervor, daß sein Glaube auf der Selbständigkeit innerer Erfahrung beruhte. „Gott," sagte er selbst, „will Protestanten aller Art, wie Katholiken aller Art haben, Kantianer und Lutheraner; nur ob Gott keine Lavaterianer will? Nein! Es soll nur ein einziger Lavater sein!" Mit diesem Grundsatze, der Jedem das Recht der freien, inneren Ueberzeugung zugesteht, scheint die bekannte Aufforderung an Mendelssohn in der Widmung der Uebersetzung von Bonnet's Palingenesie: „Diese Schrift zu widerlegen, oder zu thun, was Sokrates gethan haben würde, wenn er dieselbe unwiderleglich gefunden haben würde," im Widerspruch zu stehen. Und in der That erkannte auch Lavater seine Aufforderung als eine Uebereilung, nachdem sie Mendelssohn auf eine wohlwollende und feine Weise zurückgewiesen hatte. Wenn jedoch, wie der Verfasser sagt, Lavater trotzdem sich nicht an seiner Berechtigung irre machen ließ, an den Philosophen die Aufforderung zu richten zur Untersuchung der Thatbeweise für das Christenthum, der Geschichte, nicht der Lehre; und wenn Mendelssohn in der Nacheinnerung auf der allgemeinen skeptischen Ansicht seiner Zeit beharrte und das öffentliche Urtheil auf seiner Seite hatte, welches jetzt unbefangener erkennen würde, wie ungenügend der ruhige, seine Mendelssohn dem redlichen Wahrheitsforscher nicht die Wahrheit, sondern seine abgeschlossene Ueberzeugung entgegenstellte — so möchten wir im Gegentheil behaupten, daß auch jetzt noch jeder Unbefangene sich ebenso auf Mendelssohn's Seite stellen würde, wie damals. Die Herausforderung Lavater's hatte nur zu viel Aehnlichkeit mit dem Mittel, dessen sich das bekehrungssüchtige Mittelalter oft bediente, die Juden zu einer theologischen Disputation mit den Geistlichen durch Gewalt treiben zu lassen, wobei in jedem Falle den Juden, mochten sie Sieger oder Besiegte sein, der Ausgang verderblich war. Zwang der Klerus im Mittelalter die Juden durch materielle Gewalt, Rede und Antwort zu stehen, so versuchte es Lavater durch moralische Nöthigung; bei Beiden war das Motiv dasselbe: Proselytenmacherei durch Ueberrumpelung, und der ruhige und feine Philosoph, wie der zur Vorsicht und Rücksicht gezwungene Jude konnte nichts Anderes und Besseres thun, als seine abgeschlossene Ueberzeugung geben, die ihm als Wahrheit, als das Resultat seiner inneren Erfahrung galt, die er aber Anderen aufzunöthigen weit entfernt war. Der Untersuchung über die geschichtliche Wahrheit des Christenthums hatte sich Mendelssohn gewiß nicht entzogen, zumal in einer Zeit, in welcher die Wolfenbüttel'schen Fragmente so sehr dazu drängten. Dadurch aber, daß er als Jude sich nicht berufen fühlte, durch öffentlich ausgesprochene, kritische Zweifel gläubige Gemüther zu beunruhigen, zeigte er gewiß eine größere Achtung vor der religiösen Ueberzeugung Anderer, als der christliche Lavater. Bei allen Vorzügen seines Geistes und seines Herzens kann Lavater von dem Vorwurfe der Schwärmerei nicht losgesprochen werden. Auf den unbefangenen Beurtheiler macht er immer den Eindruck eines liebenswürdigen, aber doch von einer fixen Idee beherrschten Don Quijote, der im Wahne ist, daß im aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert in seiner Person die Apostel des ersten Jahrhunderts mit ihren Wundergaben und übernatürlichen Kräften wiedererstanden seien. Wenn Goethe in seinen Xenien in ihm eine Mischung von Edel- und Schalksinn, „Stoff zum würdigen Manne und zum Schelmen," findet, so mag ein solches Urtheil aus dem Eindrucke eben jener Don Quijote-Rolle, die bei Lavater nicht minder, wie bei dem edlen Ritter von La Mancha, zu ihrer natürlichen Durchführung ein wenig der künstlichen Nachhülfe bedurfte, hervorgegangen sein. Erst in späteren Jahren, als sich solche störende Eindrücke verwischt hatten, konnte Goethe in seinem Leben ein reineres Bild Lavater's zeichnen.

Auf Lavater's Portrait folgt das Pestalozzi's. „Es ist ein bemerkenswerther Umstand," leitet der Verfasser seine Schilderung ein, „daß Zürich zu gleicher Zeit Müller wie Lavater und Pestalozzi hervorgebracht hat. Zwar giebt es nicht leicht zwei Charaktere, welche nach Anlagen, Lebensgewohnheiten und gesellschaftlichen Verbindungen verschiedener gewesen wären; aber Beide zeichneten sich vor allen ihren Zeitgenossen durch eine unauslöschliche Menschenliebe und durch die aufopferndste Hingebung für die Armen aus. Diese Uebereinstimmung war keine Zufälligkeit, sondern eine Folge der zu jener Zeit in Zürich sich kundgebenden Geistesrichtung. Bodmer und seine Freunde bildeten durch Lehre und eigenen Vorgang ihre jungen Mitbürger zu einem theoretischen und praktischen Philanthropismus und nahmen sich mit besonderer Vorliebe des Volkes und seiner Erhebung an; es ist daher ein sprechendes Zeugniß für den Geist Zürich's in jener Zeit, daß aus ihm die beiden größten und wirksamsten Freunde des Volkes im achtzehnten Jahrhundert hervorgingen." — Die Kritik, die der Verfasser über Pestalozzi's pädagogisches und literarisches Wirken übt, ist eine treffende und gerechte. Ihr Resultat giebt er am Schlusse mit folgenden Worten: „Nicht durch das, was Pestalozzi als Erzieher geleistet, sondern indem er als gedankenreicher, tiefsinniger, auf klare Erkenntniß der Menschen-Natur dauender Philosoph sprach, oder indem er noch mehr als seelenvoller Dichter, wenn auch in unbeholfenem Ausdruck, die göttlichen Keime im Menschenherzen und die heilige Kraft der Mutterliebe mit stets neuer Frische kundthat, und für die Erweckung und Belebung der Hausesitte und häuslichen Bildung sein Leben einsetzte, entzündete er in einer Zeit, welche neue Grundlagen und Mittel suchte, jugendliche und hochstrebende Gemüther mit dem edlen Feuer, das ihn beseelte. Er wußte wohl, daß dieses Ziel von ihm und seinen Anstalten wenig erreicht wurde, aber er erfüllte mit Begeisterung für die Kunst der Erziehung und war unablässig bemüht, dieselbe durch Vereinfachung in die niedrigste Hütte einzuführen, so daß durch dieselbe eine Regeneration des Volkes von unten herauf und von innen heraus erreicht werden sollte. Um die pädagogische Wissenschaft selbst hat er sich durch Beleuchtung der beiden großen Grundgedanken ein unsterbliches Verdienst erworben: daß nämlich alle Volksbildung von der häuslichen Erziehung und aller Unterricht von der Anschauung ausgehen müsse. Durch die Art und Weise, wie Pestalozzi für diese Aufgaben der Volksbildung und der Schule zu begeistern verstand, gab er den Lehrern der Volksschule einen idealen Schwung und brachte ihnen ein erhebendes Bewußtsein von der Größe und Wichtigkeit ihres Berufes bei. Von Pestalozzi's Zeit an treten die Schullehrer als Stand auf; der Lehrer erkennt sich als Menschenbildner, als einen der wichtigsten Faktoren im Leben des Volkes, als den Baumeister, der den Grund legen muß, worauf das Gebäude des Volks- und Staatswohles am Ende beruht. Dennoch drang ein Theil von seinem wirklichem Gehalte, von seiner Liebe und Hingebung, wie von dem tiefen Gehalt seiner Ideen zu den empfänglichen Gemüthern hindurch. Alles dieses macht erklärlich, warum Pestalozzi als der Vater der neueren Pädagogik angesehen wird; und nimmt man seine Persönlichkeit und seine Lebensschicksale hinzu, so kann man wohl sagen, er sei der Märtyrer und Schutzheilige der Pädagogen."

Auf die Schilderung Pestalozzi's folgt die Johannes Müller's. Du warme Apologie, die der Verfasser dem verkannten großen Manne gewidmet hat, hat uns sehr wohl gethan. Johannes Müller war kein Vaterländer an der deutschen Sache! Als seine beiden Hauptankläger treten Gentz und Perthes auf. Von Jenem sagt der Verfasser: „Gentzens Absagebrief an Müller wird häufig als eine Ehren-Rettung seines Charakters angesehen. Allerdings fiel Gentzens Erklärung in dessen beste Zeiten, wo ihn noch eine höhere Idee und ein reinerer Patriotismus leitete, und er hatte das richtige Urtheil über Napoleon's Zukunft für sich. Allein der leidenschaftliche, cynische Parteimann, welcher Fortschritt und Bildung haßte und sich allein mit Genußmenschen jeder Sorte gefiel, bezeichnet den Gegensatz seines Wesens mit demjenigen Müller's am Besten mit seinen eigenen Worten: „Ich möchte ausschließend an der Aufrechthaltung der alten Welt-Ordnung arbeiten; Sie wollen das Neue immerfort in das Alte hineinweben. Ich bin nicht bezahlt, es mit der Kultur zu halten; ich habe fast nur gelebt, um zu sehen, was sie Scheckliches bei" Müller lebte hoffnungsreich in der Entwickelung der Zukunft. Bei Gentz ist heftige Abneigung gegen die Reformation, er will die „definitive Schärflichkeit derselben für wahre Aufklärung, Bildung und Vervollkommnung" beweisen. Müller blieb in Wien zurückgesetzt seinem Glaubensbekenntniß treu. Während Gentz sich bei Müller wegen Besuchs von „unangemessenen Gesellschaften" zu entschuldigen hat, muß er Letzterem „diese edle und vornehme Popularität selbst unter der Klasse unserer Landsleute zugestehen, die mich als einen Freiheits-Feind und Despoten-Fröhner verwarfen." „Les soi-disants savants et hommes éclairés de Berlin ne m'intéressent pas. Vous aimez cette ville; je la déteste." Ein

sehr bezeichnender Zug in Gentzens energischer Invective ist, daß Müller „gründlichen Hasses" nicht fähig sei."

Tiefer gehend ist des edlen Perthes schonender Vorwurf, daß Müller's Freunde an seinem Grabe trauern, daß die Nation nicht weiß, ob sie ferner seine Stimme hören solle oder nicht. Doch hörte Perthes nicht auf, an Müller's Redlichkeit zu glauben. Perthes' Stachel des Vorwurfs ging allerdings aus seiner tiefsten Gesinnung hervor, wurde indeß durch persönliche Umstände geschärft. Müller war nämlich in derselben Zeit mit Cotta in Geschäftsverkehr getreten. Cotta hatte dem von Schulden Bedrängten Vorschüsse auf den Verlag seiner Universal-Historie angeboten, die von Perthes aus buchhändlerischen Rücksichten abgelehnt worden waren. Zudem war es Cotta, der die Anstellung Müller's in Tübingen betrieb. „Diese Verhandlungen kamen Perthes zu Ohren. Er äußerte sich gegen Müller über die buchhändlerische Verwickelung nicht; allein es trat zu derselben Zeit in dem Briefwechsel jener schärfere Ton über Müller's politisches Benehmen auf. Perthes war bei aller Freundschaft Geschäftsmann genug, um Müllern nicht loszulassen und ihm auch später noch zu schreiben: „Daß, wenn die Universal-Historie je erscheint, ich Verleger bin, versteht sich ja wohl von selbst?" Diese beiden Buchhändler, der aufstrebende und der schon feststehende, sind zuvorkommend, liberal, aber Beide sorgen für ihr Interesse und schrauben den armen Schriftsteller. Und doch will Perthes dem zu wenig Rechnung tragen, wenn Müller, in Sorge um seine Existenz, dasselbe thut. Cotta entschädigte Perthes nach Müller's Tode."

Müller darf nicht nach der Anschauung einer späteren Zeit und nach einem durch den Zeitumschwung ganz veränderten Maßstabe, sondern muß nach seinem eigenen Wesen, nach seiner historischen Welt-Anschauung und seiner damaligen Stellung beurtheilt werden. Es spricht am Entschiedensten für ihn, daß er von den Größten der Nation in Schutz genommen und gerechtfertigt worden: von Fichte, der in der Ferne ihn zum Bleiben zu bestimmen suchte, in der Nähe aber das „Unrecht, das man der herrlichen Gesinnung des Mannes zugefügt hatte," erkannte und ihm bis in den Tod mit warmer Freundschaft zugethan blieb; von Goethe, der durch die Uebersetzung der angefochtenen Rede „Friedrich's Ruhm" einflußreich für Müller eintrat; von Alexander von Humboldt, der den Verkannten und deshalb Gebeugten nicht nur beruhigte und aufrichtete, sondern, weit entfernt, den Gedanken an den französischen Staatsdienst zu mißbilligen, ihn vielmehr dazu ermunterte. „Müller hätte gern Deutschland genützt und namentlich die Interessen des Rheinbundes bei Napoleon vertreten. Allein er hatte seine Ehre so treu und gewissenhaft gewahrt, daß er nach keiner Seite Schritte that, bis endlich der Ruf nach Tübingen die Ungewißheit über die Zukunft zu entscheiden schien. Auch da tritt Humboldt mit seinem Freundesrath dazwischen. L'idée que Vous voulez pourtant nous quitter si promptement m'attriste, mon excellent ami. Vous devez aller à Paris et directement. Je crains que Tubingen ne Vous accomode pas. Des heures fixes, la petitesse de la ville, le cloisonnage, Votre manque de voix... Et l'Empereur s'occupera de Vous. S'il ne l'a pas fait jusqu'ici c'est qu'il est trop occupé. Que ne fuites Vous sauter Maret par Pardo. Und nochmals fügt er in einem anderen Zettelchen bei: Pas de Tubingen! Non! Paris! — Erst jetzt benutzt Müller und mit großer Zurückhaltung den vom Freunde ihm angewiesenen Weg. In solchem Grade erscheint Alexander von Humboldt als Miturheber und Mitschuldiger von Müller's Abfall!" Auch unter den preußischen Staatsmännern erhielten die Besten für Müller Theilnahme und Freundschaft, vor Allen Stein. Müller's Wirken in Kassel war für ihn kein erfreuliches, doch für Westfalen, ja für Deutschland selbst, ein ersprießliches, und was er auch gefehlt haben mochte, so ist seine Schuld durch seinen Tod hinlänglich gesühnt. Mit Rührung lesen wir das Ende des unglücklichen Mannes, wie es uns der Verfasser schildert. „Eine persönliche Rohheit des Königs, dessen Unmuth durch Dörnberg's Erhebung und die Theilnahme daran in Hessen veranlaßt worden war, machte Müller's Lage unerträglich. Den 11. Mai 1809 richtete dieser an den König folgenden Brief: Sire, le 28. Decembre 1807 V. M. voulut un Directeur général de l'Instruction publique. Elle m'en offrit l'emploi, je l'ai accepté. Aujourd'hui en annonçant qu'Elle ne veut que des ignorants et qu'Elle réserve un sort funeste aux villes à Universités, Elle m'a donné ma dimission. Sa volonté est mal; j'accepte. Je suis etc. Zugleich schrieb er an den Minister Simeon: Après la déclaration que le Roi a faite en face de toute la cour, de ne vouloir plus de savants, de vouloir brûler Halle, de détruire les Universités et n'avoir plus que des soldats et des ignorants (propres paroles de S. M.), le Directeur général de l'Instruction publique non seulement est déplacé à l'avenir dans le royaume de Westphalie, et s'il y en a un ici une étincelle d'honneur, il n'y restera plus un jour. Je vais adresser à M. le Ministre de l'Intérieur la demande de la démission, et je partirai encore aujourd'hui. Il faut montrer que pour être envoyé on n'est pas lâche ni reservé au bas intérêt qui peut faire tant supporter (aus Müller's handschriftlichem Nachlasse). Reinhard suchte den Gekränkten zu begütigen. Allein jener „Kummer" vom 11. Mai hatte den schon längere Zeit in seiner Gesundheit erschütterten Mann gebrochen, so daß er den 29. Mai erlag — ein wahrhaft tragisches Ende, in dem aber auch die Versöhnung lag. Denn wenn Müllern von deutsch gesinnten Männern verargt werden konnte, daß er sich als Werkzeug der Fremden im unterdrückten Deutschland hatte brauchen lassen, so war hingegen sein Kampf mit dem Unrecht und der Gewalt und seine Treue für deutsche Art und Wissenschaft ein Beweis der Redlichkeit und des Adels seiner Gesinnung." M.

Frankreich.

Adalf Thiees als Geschichtsschreiber.*

Napoleon I. und die Restauration der Bourbons.

Von der Macht der Persönlichkeit ist in unseren Tagen viel die Rede, und es geht damit wie immer: man spricht am meisten von den Abwesenden. Wir entbehren heute gar sehr der Persönlichkeiten! Warum? das wüßten wir inmitten des Aufschwungs der materiellen, selbstlosen Kräfte vielleicht zu sagen, doch nützte die Erörterung wenig, und könnte außerdem zu Mißdeutungen führen. Die Thatsache genügt; unser 19. Jahrhundert hat, was die Production von Charakteren betrifft, Unglück gehabt. Gleich an die Schwelle seiner Herrschaft stellte es einen Riesen an Willenskraft, der die Erde erbeben machte unter seinem ehernen Fußtritt,

> Der flammend unternahm ein hohes Kronenspiel
> Und Thron auf Thron gewagt, im Sinn das Herrscherziel,
> Den drum die Welt den Cäsar taufte.

Wir wissen den Mann nicht besser zu beschreiben, als durch das Wort „Cäsar," obgleich Napoleon I. ein Original gewesen, ein Original von ungeheurer Großartigkeit, und doch nur ein Meteor, „weil durch den Himmel seinen Glanzweg ziehend," und dann hinsinkend, krank und gebeugt, auf dem öden Felsen-Eiland, wohin den Giganten der Blitzstrahl des erzürnten Zeitgeistes verschlagen! Wohl klingt es alltäglich-kleinlich, wenn man diesen Mann der abgeschlossenen Selbstgenügsamkeit, der alle Fäden einer gewaltigen Sturm- und Drang-Periode auf sein Selbst bezog, Napoleon den Ersten betitelt, während ganz Europa den einstimmigen Wunsch donnernd erklärt hatte, Napoleon I. möge der Einzige dieses Namens bleiben! Das war ein genialer Gedanke unseres Erdtheils gewesen, aber die Jetztzeit in der abgeblaßten und abgeflachten Mittelmäßigkeit ihres Daseins, die List an die Stelle welterschütternder Kühnheit setzend, hat nicht den tiefsinnigen Takt entfaltet, die Einzigkeit der großen atmosphärischen Erscheinung zu bewahren und nicht beachtet, daß einem Namen ein Zauber einwohnt und es frevelhaft ist, die Geister der Helden zu beschwören!

Europa ist sehr in die Breite des Lebens getreten, und der Glaube an die Schöpfermacht des springenden Punktes „Ich" ist schmählich gesunken. Sank er etwa in Folge des gräßlichen Falles, den der schwindelnde Ehrgeiz des gallischen Eroberers gethan hatte? Es ist leicht möglich; die Höhen wenigstens wagt jetzt selten Jemand zu erklimmen! Das zaghaft gewordene Jahrhundert hat nicht einmal Männer gefunden, welche die Thaten seiner Jugendjahre würdig darzustellen vermochten. Wie armselig schauen doch eigentlich die Arbeiten derer aus, welche die Geschichte des ersten Napoleon zu schreiben sich unterfangen haben! Die Werke von Laurent, Norvin, Walter Scott stehen doch unverhältnißmäßig tief unter der erhabenen Stufe ihres Helden! Und Herr Adolf Thiers? Uns liegen gegenwärtig der 17. und 18. Theil seiner Geschichte

* Histoire du Consulat et de l'Empire, par. A. Thiers, ancien président du conseil des ministres etc. Tomes XVII et XVIII. — Paris, Paulin, Lheureux et Co. Bruxelles, Moline, Cans et Comp., Leipzig, Alphonse Dürr. 1861.

des Konsulats und des Kaiserreichs vor, und diese Theile schildern die verhängnißvollste Epoche des Kaiserreichs, die Katastrophe des Jahres 1814, den Sturz des Giganten, die erste Rückkehr der Bourbons und die Wiener Verhandlungen bis zum März 1815. Wenn es einen Abschnitt des Werkes giebt, der vor der Vollendung des Ganzen zu einem Gesammt-Urtheil berechtigt, so ist es am allerehesten das hier erreichte Stadium der Entwickelung. Schon hat auch Thiers das Urtheil der Welt herausgefordert, indem er am Schluß des 17. Theiles erklärt: „Nachdem wir den Mann unparteiisch gerichtet haben, wird unsere Aufgabe vollendet sein, und wir werden der Nachwelt das Urtheil über unser eigenes Urtheil überlassen, falls sie es werth hält, sich mit dessen Durchsicht oder Bestätigung abzugeben." Thiers glaubt also den großen Mann unparteiisch gerichtet zu haben; indessen scheint ihm niemals ein Zweifel über die Vorfrage eingekommen zu sein, nämlich, ob seine Auffassung der Person und der Epoche des Mannes, und ob seine trotz der guten französischen Quellen nur lückenhafte Kenntniß der über ein ungeheueres Feld zerstreuten Handlung, ihn wirklich und vollständig zum Richteramt über den corsischen Helden ermächtigt? Abgesehen von der Nähe der Zeit, welche zwischen den Tagen Napoleon's und den unseren verstrichen und noch nicht alle Leidenschaft des Für und Wider in den Lethe der Vergangenheit getaucht hat, mußte eine Geschichte Napoleon's k., die, wie das Buch von Thiers, zugleich das Zeitalter des Imperators beschreiben sollte, nach einem viel umfassenderen Plane angelegt werden, der den einseitig französischen Standpunkt von vornherein unmöglich machte. Adolf Thiers mußte einen ähnlichen Weg verfolgen, wie z. B. Henri Martin in seiner trefflichen Geschichte Frankreichs eingeschlagen hat. Dann könnte durch die gleichmäßige Großartigkeit der Verhältnisse eine Art Gleichgewicht der Völker und der Interessen hergestellt werden. Aber Thiers hat, ungeachtet der scheinbaren Ausführlichkeit der Einzelschilderung, doch offenbar die Größe der Aufgabe unterschätzt. Es ist ihm kaum eingefallen, daß auch wir Deutschen und mit uns alle übrigen Völker Europa's zur Geschichte Napoleon's gehören und derselben, jedes Volk in seiner Sprache, einen nicht zu verachtenden Stoff, einen reichlichen und gediegenen, beizutragen im Stande sind. Indem er die französischen Sympathien sorglich schonen zu müssen glaubte, hat er den Napoleon der Franzosen gezeichnet, nicht den Napoleon der wirklichen Weltgeschichte! Die „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs" giebt den erklärenden Text zu der Vendôme-Säule und dem Dome der Invaliden zu Paris, und ist demnach ein französisch-patriotisches Unternehmen; im Dienste der strengen Wissenschaft wird es sich schwerlich behaupten!

Einem Gelehrten, der die politische Laufbahn des ersten Napoleon und dessen Thätigkeit an der Spitze der Staatsgeschäfte Frankreichs unparteiisch entwickeln wollte, mußten die ausgedehntesten Kenntnisse zu Gebote stehen, jedenfalls die in kosmopolitischen Sprach-Kenntnisse; es mußten ihm neben der französischen Muttersprache das Deutsche, Englische und Italiänische völlig geläufig sein. Nun besitzt zwar Thiers Fach-Kenntnisse in hinreichender Menge, und ist namentlich sein Geschick in der Darlegung finanzieller Krisen bewundernswerth; dagegen an sprachlicher (deutsch kann er entschieden nicht), an philosophischer und überhaupt an allgemeiner Bildung, selbst im gewöhnlichen Sinne, läßt er es oftmals fehlen. Bekanntlich war stets die Geographie eine schwache Seite der Franzosen, aber einem Historiker von dem Range eines Thiers, der ohnehin die besten topographischen Hülfsmittel auf seinem Arbeitstisch vereinigen konnte, durfte es z. B. doch nimmermehr zustoßen, daß er die volkreiche Hansestadt Hamburg, wie am Anfang des 54. Buches (man vergleiche Seite 10 des 18. Theiles in der Brüssel-Leipziger Ausgabe) geschieht, in das Binnenland Westfalen* verlegte!! Der Ruhm der Genauigkeit in Namen und Daten, welchen Thiers mit einigem Wohlbehagen Deutschen gegenüber sich selber zugesprochen hat, zerfließt bei näherer Beleuchtung ziemlich spurlos, und die entsetzlichen Verstümmelungen ausländischer, besonders deutscher Namen sind höchstens geeignet, den Anschein der Unwissenheit in den der Flüchtigkeit zu verwandeln.

Damit wir aber nicht den Tadel der Kleinigkeits-Krämerei verdienen, wollen wir uns jetzt der weltgeschichtlichen Action selbst zuwenden, und wenn wir so das große Drama der Geschicke Frankreichs unter Napoleon in's Auge fassen, werden wir allerdings eines schönen Vorzuges der Darstellungsweise des französischen Historikers gewahr. Lebhaft und bestimmt ist der Ausdruck schon von Natur, nach dem Genius der Sprache seiner Landsleute, und dieser Sprachgeist ist ja der treue Spiegel des Volks-Naturells; deshalb gelingt dem Franzosen ganz unvergleichlich gut die frappante Schilderung einer Situation oder der Gesammt-Ueberblick über eine Reihe von Thatsachen, ein Ding, das die französische Zunge ein „tableau" nennt, und wir kaum treffend genug mit „Gemälde" wiedergeben würden. Thiers hat richtig erkannt, wie der Feldzug von 1814 von allen Feldzügen des Imperators demselben am Meisten zur Ehre gereicht, und nun entwirft unser Autor folgendes meisterhafte Gemälde der Feldherrnkunst und der Katastrophe Napoleon's in jenem Entscheidungsjahr: *

„Die Geschichte giebt nicht zweimal das außerordentliche Schauspiel, welches er (Napoleon) während jener beiden Monate, Februar und März 1814, darbot. Seine Unter-Feldherren, auf allen Gränzen angefallen, ziehen sich in Unordnung zurück und langen bestürzt in Chalons an. Er eilt allein herbei, ohne eine andere Verstärkung, als sein Selbst; er beruhigt sie, ermuntert sie, giebt seinen entmuthigten Soldaten die Zuversicht wieder, stürzt sich der Invasion entgegen auf Brienne, auf La Rothière, schlägt sich dort Einer gegen Vier und selbst gegen Fünf, erschüttert den Feind durch die Gewalt seiner Schläge, gelangt solchergestalt dazu, ihn aufzuhalten, benutzt einige Aufschubtage, welche auf der Degenspitze erobert sind, um die Marne, die Aube, die Seine, die Yonne mit unentbehrlichen Streitkräften auszurüsten; behält im Centrum eine hinreichende Macht, um dem am Meisten bedrohten Punkte zu Hülfe zu kommen, und hier, wie der Tiger auf der Lauer, erwartet er einen Fall, welchen er in den Tiefen seines Geistes geschaut hat, nämlich den, daß der Feind sich zwischen den Strömen theile, die in der Richtung auf Paris fließen. Als diese Voraussicht sich gerechtfertigt hat, stürzt er sich auf Blücher, der von Schwarzenberg getrennt ist, überwältigt ihn in vier Tagen, kehrt gleich darauf gegen den von Blücher getrennten Schwarzenberg zurück, treibt ihn in die Flucht und reißt ihn von den Thoren von Paris in die Nähe der von Troyes; sieht alsdann, wie der Feind ihm ein letztes Mal den Frieden, d. h. die Krone anbietet, weist das Anerbieten ab, weil es nicht die natürlichen Gränzen umfaßt, fällt wiederum über Blücher her, schließt ihn zwischen der Manche und der Aisne ein, und ist im Begriff, ihn für immer zu vernichten (?) und seinen Glücksstern durch ein Wunder wieder emporzuheben, als Soissons seine Thore öffnet. Nicht im Geringsten bestürzt über diesen Wechsel des Glücks, kämpft er bei Craonne, bei Laon mit unbeugsamer Hartnäckigkeit, ist nahe daran, den Sieg wieder an sich zu fesseln, den Marmont ihm durch einen Fehler entschlüpfen läßt; zieht sich halb besiegt, aber ohne Wanken zurück, verzweifelt noch nicht, obwohl das Manöver, von Blücher auf Schwarzenberg zu stürzen, nicht mehr möglich ist, weil es zu leicht vorausgesehen wird, weil er Blücher nicht besiegt hat, endlich, weil man einander zu nahe gerückt ist. Stets unerschöpflich an Auskunftsmitteln, denkt er jetzt daran, sich den festen Plätzen zuzuwenden, um deren Besatzungen zu sammeln und mit 100,000 Mann auf dem rechten Flügel des Feindes sich festzusetzen. Bevor er diesen gewagten Schritt ausführt, schmettert er bei Arcis-sur-Aube einen Hieb in die Flanke Schwarzenberg's, um diesen nach sich zu ziehen, eilt hierauf gegen Nanch, als dem Feinde, der sich entschließt, auf Paris zu marschiren, dessen Thore zu sprengen gelingt. Napoleon dreht in höchster Eile um und findet den Feind auf beiden Ufern der Seine zerstreut; er macht sich fertig, ihn niederzuschlagen, als seine Unter-Feldherrn ihm sein Schwert entreißen, indem sie ihn also zu spät dafür bestrafen, es gemißbraucht zu haben; und er, der Held der glücklichsten Kriege, endet seine Laufbahn, nach Entwickelung aller Hülfsquellen des Charakters und des Genies, in diesem verzweifelten Kriege, in welchem er zu dem Glanze, der Kühnheit und der Fruchtbarkeit seiner ersten Feldzüge eine Eigenschaft hinzufügt, die er noch zu entfalten hatte, und die er bis an's Wunderbare gränzend entfaltete: die unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück!"

Es ist in diesen „gefügelten Worten" kaum zu viel gesagt. Wahrhafte Größe bewährt sich am besten in schwierigen Lebenslagen; Napoleon I. hat, gleich Friedrich dem Einzigen, seine gewaltigste Geistesstärke in den Tagen der Widerwärtigkeit erprobt, und der Winterfeldzug von 1814, unter Hunger und Mangel mit den Trümmern der „großen Ar-

* Dieser grobe Schnitzer ist durch Nichts zu entschuldigen. Auch dem Königreich Westfalen des biederen Jérôme hat Hamburg nie angehört, weil es eben eine französische Departements-Hauptstadt war!

* In Frankreich citirt man gewöhnlich über den Feldzug von 1814 das Buch von Beauchamp, welches jedoch durch die gründliche Studie des Elsässers Koch (chef de bataillon d'état-major), zu Paris 1819 erschienen, übertroffen ward. Von uns Deutschen hat Freiherr von Damitz, weiland Major vom Generalstab des fünften preußischen Armee-Corps (Posen), 1842 eine höchst genaue und umsichtige Beschreibung jenes Feldzuges geliefert. Dieselbe wird aber wohl mit Recht dem damaligen Vorgesetzten des Herrn von Damitz, dem General der Infanterie Karl von Grolmann, zugeschrieben.

nee" und mit schlecht bewaffneten Konscribirten rastlos durchgekämpft für die Integrität des altfranzösischen Bodens, da, wo die Wiege der Soldaten der Revolution und des Kaiserreichs gestanden, ist die populärste aller Kriegsthaten des eisernen Imperators. Nicht blos pro gloria hatte man gefochten, sondern recht eigentlich einmal pro patria, und der Napoleon, welcher die ganze Fülle seiner Feldherrngaben zur Vertheidigung des Heimatgrundes aufgeboten hatte, lebt nach einem halben Jahrhundert fort im Gedächtniß des Bauern der Champagne und Lothringens:

On parlera de sa gloire
Sous le chaume bien long-temps:
L'humble toit, dans cinquante ans,
Ne connaitra plus d'autre histoire

singt Beranger voll Begeisterung für den Napoleon von 1814 im Eingang seiner berühmten Souvenirs du peuple, die ihm das feierliche Grablied wurden bei'm Klange des

Parlez-nous de lui, grand'mère,
Parlez-nous de lui!

Dieses Gefühl eines, zumal in den Wintertagen von 1814, gerechten, patriotischen Stolzes, den auch der deutsche Kosmopolit gern anerkennt, hebt den historischen Kritiker aus dem pragmatischen Erzähler-Ton empor zu einer poetischen Auffassung und fast lyrischen Stimmung, als die Katastrophe über seinen Helden hereinbricht. Von den Abschiedsscenen in Fontainebleau giebt uns Thiers eine, welche zwar nicht dem Ruf des Lebewohls an die atte Garde gleichkommt, aber die Situation unendlich ergreifender und bedeutsamer darstellt.

„Jeder Tag brachte eine neue Abfahrt einiger hoher Rang-Offiziere. Der Eine verließ Fontainebleau aus Gesundheits-Rücksichten, der Andere wegen Familien- oder Geschäfts-Angelegenheiten; Alle versprachen, bald wieder zu erscheinen, Keiner dachte daran. Napoleon ging scheinbar in Jedes Beweggründe ein, drückte den Scheidenden herzlich die Hand, denn er wußte, daß es die letzten Abschiedsgrüße waren, die er empfing, und er ließ ihrem Wort, daß sie bald wiederkehren würden, ruhig gewähren, ohne daran zu glauben. Nach und nach war der Palast Fontainebleau leer geworden. In seinen schweigsamen Höfen hatte noch einige Male ein Wagengeräusch das Ohr getroffen; man horchte, und es waren Wagen, die sich entfernten. Napoleon wohnte also lebendig seinem eigenen Ende bei. Wer hat nicht öfters bei Winters Anfang inmitten der schon verödeten Felder eine mächtige Eiche gesehen, welche weithin ihre kahlen Aeste ausbreitet und zu ihren Füßen die vertrockneten Reste ihres eigenen Wachsthums hat? Rings umher herrschen Kälte und Schweigen, und dazwischen hört man kaum das leichte Geräusch eines Blattes, das fällt. Der unbewegliche stolze Baum hat nur noch wenige vergilbte Blätter, welche wie die übrigen im Begriff sind, sich loszutösen, aber dennoch beherrscht er noch immer die Ebene mit seinem erhabenen, entblößten Haupte. So sah Napoleon eine Treue nach der andern schwinden, die ihm durch die unzähligen Wechselfälle seines Lebens gefolgt war. Es gab deren, welche einen Tag, zwei Tage länger aushielten und dann verflogen. Alle gelangten schließlich zu ihrem Endziel."

Fata viam inveniunt! Tragisch ist der Ausgang menschlicher Geschicke, am höchsten tragisch, wenn die Laufbahn des Erdenbürgers zu den Wolken emporzusteigen schien. Loben wir den Geschichtschreiber, daß er dieses hochtragische Moment empfunden hat und rechten wir nicht mit ihm, ob er es in seiner ungeheuren Wucht empfunden hat! Napoleon, den der Wendepunkt der müde gewordenen Revolution auf die Staffel der Alleinherrschaft gestellt hatte, im Rausch der cäsarischen Allgewalt die einst vergötterte Volkskraft vergessend, stürzt von dem Schemel der schimmernden Größe jählings herab, weil das mit Füßen getretene Volksbewußtsein der Fremden die Schmach der Knechtschaft abschütteln will. Die Idee der Freiheit, welche Bailly und Mirabeau im Sturmjubel der Bundesfeier auf dem Marsfelde schon verkörpert glaubten, vertraute sich tollkühn dem Loos der Schlachten an, und auf den blutigen Marsfeldern Italiens, der Niederlande, Deutschlands und Rußlands ging eine Saat der Unfreiheit auf, die erst an dem Auferstehungstag* der geknechteten Völker sich für Frankreich in eine Saat wahrer politischer Freiheit umzuwandeln schien. Auf den Sturz des Uebermächtigen folgte unmittelbar die Einsetzung der constitutionellen Monarchie mit Volksvertretung, und Frankreich, das die Bourbons ausgestoßen hatte, ohne den geträumten Ersatz zu erringen, empfing das lang ersehnte Gut aus den Händen eines Bourbon, dem die reife Lebenserfahrung und der vieljährige Anblick des englischen Parlamentswesens Achtung vor freien Institutionen eingeflößt hatten.

Es braucht nicht stark Wunder zu nehmen, wenn man in den Sympathien des Herrn Adolf Thiers um Ostern 1814 einen unplötzlichen Bruch hervortreten sieht. Der Enthusiasmus für den Helden erlischt in der Erwägung, daß er doch eigentlich nichts Bleibendes geschaffen hatte, und nun zeigen sich die Bourbons in der Glorie des Unglücks und der Verbannung, und der traditionelle Geist, der Zukunft an Vergangenheit knüpft und überall das Dauerhafte, den Zusammenhang im Auge hat, wirkt unwillkürlich Ehrfurcht gebietend, da er die Anforderungen der neuen Zeit ebenfalls in Anschlag zu bringen weiß. Der Zauber der angestammten Dynastie, welche aus eigener, freier Bewegung politische Freiheit gewähren mochte, ergreift selbst den Minister des Juli-Königs in einem Anfall von Altfranzosenthum und Royalismus, und wir lesen deutlich zwischen den Zeilen den Wunsch: o wenn doch Frankreich auf der Bahn des Mai 1814 ruhig fortgeschritten wäre!

Das wäre allerdings das Beste gewesen! Die Politik der Versöhnung zwischen Einst und Jetzt hätte, ehrlich und standhaft gehandhabt, herrliche Früchte des Staats- und Volkswohls zeitigen können, aber leider, leider störten die bösen Geister der Zwietracht, des Uebermuths, des Verurtheils und das scheußliche Erb-Kapital Bourbonischer und Bonapartistischer Gewaltherrschaft die gedeihliche, friedliche Entwickelung des constitutionellen Lebens. Auch war die Aufgabe der Regierung Ludwig's XVIII. in der That bis zum Erdrücktwerden schwer! Welche tief abgeneigten und im höchsten Grade ungleichartigen Elemente galt es, in denselben Staatszweck aufzunehmen und zu verbinden! Die alten Royalisten, selber noch nach Maßgabe des Datums der Emigration scharf in sich unterschieden; die Bonapartisten, etwas eingeschüchtert, aber im Ganzen ungebeugten Sinnes und dicht geschaart um den Kern der Armee; die Geistlichkeit, welche, sogar dem Königthum ziemlich unbequem, die Fahne des Gallikanismus mit dem restaurirten Schlüsselbanner der unfehlbaren Kurie zu vertauschen im Begriff stand; die liberale Bourgeoisie, welche die Bourbons um der gemäßigten Freiheit willen anerkannte; die Protestanten, voller Besorgniß, in dem uferlosen Meere der Staatsreligion, trotz aller prollanirten Duldung, ihren Rechtsboden versinken zu sehen; und vor Allem jenes in hundert Schlachten feuerfest gegossene Kriegsheer, das den Namen „Napoleon" aus den Emblemen entfernt, aber nicht einen Augenblick aus dem Herzen gerissen hatte! Nur die Marschälle des Reichs, die „Rangirten," denen der tekenskluge Ludwig auf dem Schlosse zu Compiègne in der zuvorkommendsten Weise begegnet war, zogen, etwa Massena, Davoust, Lefèbure ausgenommen, die anscheinend sicher begründete Gegenwart dem Gaukelspiel der Erinnerung an vergangene Thaten vor, deren Erfolge sie ärndten wollten, deren Mühen und Beschwerden hingegen in sehr unliebsamem Andenken standen. Und doch fragte es sich, sind die Marschälle die Armee? War die Armee unzuverlässig, so schwebte der eben restaurirte Thron in bedenklicher Gefahr! Zwar gab es ein entschieden wirksames Mittel, das Blendwerk der Bonapartistischen Ruhmes-Aera zu vernichten. Warf man sich ohne Rückhalt und in der Absicht der innersten Versöhnung alles Parteihaders und mit dem unabänderlichen Willen, den Interessen Aller durch die kräftige Wahrung des Staatszweckes gerecht zu werden, in die Bahn der constitutionellen Regierungsform, die man ja selber eingeführt hatte, so konnte die Einheit von Fürst und Volk den Damm eines von Millionen vertheidigten gesetzlichen Zustandes aufbauen, gegen den der Versuch eines Staatsstreiches ein kindisch ohnmächtiges Unternehmen gewesen wäre.

Indessen, diesen einzigen Weg des Heils schlug man nicht ein! Wir fragen, weshalb nicht? Unser Gewährsmann antwortet, wie ich glaube, ganz richtig: aus Furcht! Er wählt nicht gerade das Wort „*peur*," das später dem geschliffeneren neunzehnten Jahrhundert den Begriff von „*la terreur*," dem großen Hebel einer anderen Epoche Frankreichs, wiedergeben sollte, aber er zeichnet die Stimmung der Bourbons, den neuen Menschen und den neuen Verhältnissen gegenüber, so deutlich und plastisch, daß unter der Hülle der etiquettenmäßigen, sicheren Haltung das wahre, psychologische Motiv der Glieder des Königshauses unverkennbar hindurchblickt. Muth gehörte in erster Linie zu jener konservatorischen Radikalkur der Staatsleiden, und zwar nicht blos der sogenannte persönliche Muth, der den Bourbons niemals gefehlt hat, sondern die höhere, genialere Stufe dieser Eigenschaft, der moralische Muth, den die Größe einer sozialen Aufgabe erfordert. Den ließ auch der fein gebildete Ludwig XVIII. vermissen. Statt ein Vertrauen an den Tag zu legen, das, wenn selbst erheuchelt, eine nothwendige Vorbedingung sogar der persönlichen Sicherheit und jedenfalls der Festigkeit des Thrones war,

* Am ersten Osterfeiertage 1814, irre ich nicht, zogen die Verbündeten in Paris ein. D. Ref

zeigte man unklug ein unzweideutiges Mißtrauen in die Gesinnung der Nation und des nach immer furchtbaren Heeres. Man beleidigte erst die Kaisergarde, dann die Nationalgarde, indem man den Wachtdienst in den Tuilerien zuletzt ausschließlich als Privilegium den gardes du corps überwies; man beleidigte das Gleichheits-Prinzip, indem man die altbourbonische maison (militaire) du roi und die „rothen Compagnien" Ludwig's XVI. wiederherstellte, während 30,000 Offiziere der schlachtenergrauten Napoleanischen Armee, auf Halbsold oder Wartegeld gesetzt, kümmerlich ihr Dasein fristeten; man beleidigte den eben wiedererwachten Freisinn der Nation, indem man die Censur in die constitutionelle Charte hineininterpretiren wollte, was den ersten Anstoß zu einem parlamentarischen Kampfe wider die Reaction gab; und man wußte andererseits auch nicht den extremen Royalisten zu genügen, da man die Unmöglichkeit einer absoluten Restauration des Alten einsah und nach beiden Seiten hin die Maxime der Vermittelung nicht gänzlich preisgeben mochte. So beschwor man die dämonischen Folgen von Furcht und Unentschlossenheit. Es schien dem jungen Frankreich der Revolution, als sei Alles darauf angelegt, die schwarze Prophezeiung Napolean's wahr zu machen: „Die Bourbons werden Frankreich mit Europa aussöhnen, es aber mit sich selbst in Krieg verwickeln!"

Thiers versäumt es, diesen inhaltschweren Satz auf die Gegenwart zu beziehen. Der Deutsche muß dies aber, weil er die kosmopolitische Uebersicht hat! Man sei dessen überzeugt, wir Alle kranken in politischer Hinsicht an den verfehlten Resultaten von 1814: denn, hätte Frankreich damals im Sinne des Rechtsstaates seinen Frieden mit sich selbst geschlossen, Europa würde heute nicht unablässig die Hand am Schwertgriff halten und jeden neuen Morgen einen neuen Brand der kulturfeindlichen Kriegsfurie erwarten!! T. v. B.

England.

Englische Touristen und ihre Bücher.

„All the world over," über die ganze Welt weg, um die ganze Erde herum ist der Engländer beinahe so gut, wie der Deutsche. Nur daß Letzterer überall auf der Erde wirklich lebt, arbeitet, gedeiht, sich einbürgert und wirklich Civilisation verbreitet, während Ersterer entweder in eigenen Kolonien sich englisirt, abschließt oder gar im Großen mit Kriegsschiffen oder A la Macdonald im Kleinen durch Faustschläge und durch Verhöhnung fremder Völker, ihrer Sitten und Gesetze sich geltend zu machen sucht, oder auch zum Vergnügen reiset und Bücher darüber schreibt. Als Buchreisenden oder Touristen finden wir ihn am Amur und am Mississippi, unter dem Aequator und an den Polen, in Peru, Peking und Petersburg, bei den Mormonen und den Menschenfressern. Sie bilden als Touristen schon ganze Banden, um Bände zu füllen. Vor mir liegt ein Buch von nicht weniger als funfzehn Touristen gefüllt, die ihren Stoff aus aller Welt zusammenholten. Es sind Vergnügungs- und Erbauungs-Reisen und Notizen darüber.* Diese Reise-Gesellschaft und ihr Buch steht unter Direction und Redaction des Mr. Francis Chaltan, der in Afrika reisete und die eigentliche Kunst des Reisens erfand und beschrieb: „The Art of Travel." Sein Beitrag ist freilich kein besonderer, da er blos Spanien nicht sowohl beschreibt, als vielmehr bewundert und besonders die Damen und Donnen und die Zeichensprache ihrer Fächer vergöttert, so daß ihre Cigaretten und gelben Zähne seiner Aufmerksamkeit entgangen sein müssen. Auch stellt er die Ehrlichkeit und Moralität der spanischen Bauern weit über die Englands, obgleich der Gebrauch von Messern gegen einander ziemlich allgemein ist. Er findet sie also höchst moralisch, nur ein Bischen zu sehr dem Morde ergeben.

Ein anderes Mitglied der Reise-Gesellschaft finden wir in Lappland mit höchst moralischen Christen, unter denen ein ganzes Jahr lang blos ein Einziger wegen eines Verbrechens verurtheilt worden war. Sie sind sehr moralisch, aber sehr stinkig und voller Ungeziefer. Unser Tourist roch sie oft eher, als er sie sah. Er besuchte ein Lappenlager fern im Norden, jenseits Tromsö, mit fünfhundert Rennthieren und englischem Porter, besonders aber viel Insektenleben unter ihren Pelzen. Die Norweger erschienen ihm auch sehr moralisch, obgleich ganze Heerden junger Leute beiderlei Geschlechts wie gesalzene Häringe schlafen, ungenirt vor einander und dem dichtesten Jahrmarktsleben schwarzer und noch greulicherer Insekten um und an ihnen. Unser Reisender wurde von letzteren des Nachts öfters ganz aus dem Hause getrieben, um seine zerfressenen Glieder draußen in Eiswasser zu kühlen. Als er am Morgen auch seine Zähne putzte, sagten die Leute, er wetze sie zum Frühstück. In den norwegischen Gasthäusern fand er zuweilen außer Fichtenrinden-Brod und Sägespäne-Pudding Nichts zu essen.

Nachdem wir so — denn viel mehr erzählt er nicht — Lappland und Norwegen gründlich kennen gelernt haben, führt uns ein Dritter durch Island und zu den Geysern, mit denen er Allotria treibt, um sie speien und dampfen zu lassen. Der große Geyser ließ sich aber mit aller Quälerei nur bewegen, wie ein ungeheurer Theekessel überzukochen. Der „Strokr" besonders wird von den Engländern wie ein gehänselter Schuljunge behandelt, dem man allerhand an den Kopf wirft, nur um ihn ärgerlich zu machen.

Vier Beiträge sind nun dem lächerlichen „Alpen-Kletter-Klub," der sich's zur Aufgabe gemacht hat, alle Jahr ein paar Dutzend Montblanc-Besteigungen zu schildern.

Peru und Sutherlandshire sind gut geschildert. Doch wollen wir uns weiter nicht darauf einlassen, um Italien, Neapel und Garibaldi von W. G. Clark desto mehr zu beachten. Der Verfasser reiste nach Neapel, um sich den Einzug und Empfang des Befreiers mit anzusehen, aber kaum, um Theil zu nehmen. Seine italiänischen Freunde, der gemäßigteren Partei angehörig, nannten Garibaldi einen „braven Soldaten, aber großen Narren." Andere ließen sich herab, ihr Urtheil zu motiviren. „Als Soldat," sagten sie, „ist Garibaldi ein Mann erster Größe, hinsichtlich seines Muthes und seiner Meisterschaft in militairischen Kunststücken des Guerillakrieges; aber er ist kein General des großen Feldes und kennt kaum die Elemente der Taktik (Ist auch gar nicht nöthig, wenn er militairisch-taktisch-strategisch nullkommene Armeen schlägt.). Er ist gut, muthig und sanft in seinem Wesen und sehr zart, Jemanden zu verletzen, ohne sich im Geringsten zu geniren, das Leben seiner Leute aufs Spiel zu setzen. Sein Muth und seine Sanftmuth, seine Großmuth und Uneigennützigkeit sichern ihm die größte Liebe und Ergebung Aller, die ihn persönlich umgeben. Doch treibt er seine Liebe zum Einfachen und Armen bis zur Affectation und renommirt gewissermaßen mit seiner Abneigung vor Pomp und Pracht. Er ist unlogisch, voller Vorurtheil und Hartnäckigkeit, trotz seiner Sanftmuth, in unerklärlicher Vereinigung. Er hält Kavallerie für nutzlos und die Artillerie verachtet er (Ja wohl. Seine Siegesgewalt war — militairisch genommen, ganz ohne Moral dabei in Rechnung zu bringen — der persönliche Muth des Bajonnet-Angriffes, vor dem die taktisch geschulten Massen flohen, wie Spreu.) Er ist ganz fest überzeugt, daß er vor den Mauern Roms blos zu erscheinen braucht, um die Franzosen, mit dem heiligen Vater in der Mitte, davonzujagen. Nach seinem Glauben werden die Mauern von Mantua und Verona, wie die Jericho's, durch bloßen Trompetenstoß und Schrei fallen. Er läßt sich leicht täuschen und hat Vertrauen zu Allen, die ihn persönlich umgeben. Ihm fehlt der moralische Muth, Nein zu sagen (bei seiner Hartnäckigkeit?). Er hält Crespi für einen Staatsmann und Alexander Dumas für'n Gelehrten. Jedes Zeichen von ein Bischen Wissen imponirt ihm. Aber trotz aller Ausstellungen an seinem Charakter läßt man den „König der Männer" gelten, der Armeen aus der Erde, aus sich selbst stampfte und ein großes Kaiserreich des Despatismus zerbrach."

Clark selbst läßt ihn nach persönlichem Studium höher gelten als er findet zunächst in seinem Erscheinen jene bezaubernde Milde und philosophische Ruhe, von der Alle getroffen zu werden scheinen, die mit ihm in nähere Berührung kamen. Sein Oberkörper erinnert auffallend an die Büste des Euripides im Vatican. „In seinem Gesicht strahlt der herrlichste Ausdruck unendlicher Güte, und die theilweise Kahlheit mit dem langen Barte geben ihm das Gepräge des Ehrwürdigen."

Als Garibaldi einzog, sah unser kalter Engländer die fanatischsten Ausbrüche der Freude. Ein Mann stürzte nach förmlicher Raserei der Begeisterung in Zuckungen zusammen. „Ich fragte meine Wirthin, ob der Mann vielleicht zu stark die Gesundheit des Befreiers getrunken habe." „O," rief sie vorwurfsvoll, „ihr Engländer, die ihr immer frei wart, könnt nicht diese trunkene Freude über unsere Befreiung würdigen." und kehrte mir stehend und verachtungsvoll den Rücken.

Die Einholung und Begrüßung Garibaldi's wird ziemlich drastisch beschrieben. Der Name des Helden war in allen Declinationen und Entstellungen in Aller Munde: Garibaldi, Garibaldo, Garibalda, sogar Gallibar, Gallipot und Gallipoard, woraus endlich blos „Viva Boar" mit langem Pantamento der Schreienden und Brüllenden auf der letzte

*Vacation Tourists and Notes of Travel in 1860. Macmillan, Ige and London, 1860.

Silbe ward. Auch das „Viva l'Italia una“ spitzte sich bald zu einem bloßen „una“ zusammen. Und als die Fanatikee sich so heiser geschrieen hatten, daß sie keinen hörbaren Laut mehr hervorbringen konnten, wackelten sie blos mit tonlosem Mund und schüttelten ihre ausgestreckten Zeigefinger, als Zeichen der Einheit in der Fingersprache, den Vorübergehenden in's Gesicht. Fanatisch begeisterte Schaaren hingen sich an Wagen, wie Bienen, und ich sah einen mit dreizehn Menschen behangen und von einem einzigen armseligen Pferde gezogen. Einige schwangen Fahnen, Andere Dolche bis dicht vor die Hälse Vorübergehender und brüllten mit wilder Drohung: „Viva Garibaldi, Bald, Board-una“ etc., Andere tanzten und speangen, wie befreite Irrenhäusler, und sprützten mit geschwungenen Fackeln umher. Ich habe nie etwas für möglich gehalten, was ich jetzt wirklich in der Toledo-Straße sah. Diese langen Linien von Lichtern, in der Ferne zusammenlaufend, diese wehenden und geschwungenen Fahnen und Fackeln, diese blitzenden Dolche und Augen und athemlos, sinnlos geschrieenen, wilden Gesichter. Hier und da brüllte ein fanatischer Redner von irgend einer Erhebung auf die Volksmassen los; größere und kleinere Banden von Enthusiasten, an der Spitze einen Priester oder eine Priesterin, tanzten wild die Straße entlang und drangen in Kaffeehäuser ein, um alle Gäste zu zwingen, mit ihnen zu tanzen und zu schreien. Eine ganze Menge Mademoiselles Louise Thereigne der französischen Revolution. Als ich im Café d'Europa saß, drang ein Priestee herein, Dolch und Fahne schwingend und unartikulirtes Geheul ausbrüllend. Nun verstand ich die alten Bachantinnen. Ein junges, wunderschönes Mädchen erhob sich plötzlich mitten unter der Masse in ihrer Equipage und hielt eine Rede an das Volk, anfangs ruhig und gemessen, sich aber rasch zu solcher Furie des Enthusiasmus entflammend, daß ihre Adern auf Stirn und Hals sichtbae anschwollen bis sie mit dem entsetzlichsten Aufschrei: „Morte ai Borboni“ endete.

Von dem Aberglauben, der Simplicität und fabelhaften Dummheit der niedrigen Klassen Neapels, von dem gläubigen Fanatismus bei der Feierlichkeit, mit welchem jährlich das Blut des heiligen Januarius flüssig gemacht wird ꝛc., erzählt der Verfasser uns Dinge, die wir für unglaublich halten würden, wenn wir nicht wüßten, wie tief entwürdigt, wie beispiellos verwahrlost und absichtlich die Bewohner der beieen Sicilien seit langen Jahren verdummt wurden.

Aus dem Buche der dreizehn Touristen ließe sich noch manche Blume pflücken, obgleich sie auf sehr lockerem und unzuverlässigen Boden stehen; aber wir müssen noch anderen Herrlichkeiten der neuesten englischen Reise-Literatur einige Aufmerksamkeit schenken.

Was giebt es Interessanteres und Furchtbareres in dee Reise-Literatue, als B. du Chaillu's Heldenthaten und Forschungen unter den Aequator-Schrecknissen Afrika's, unter Gorillas und Menschenfressern? Obgleich Manches zu fabelhaft klingt, müssen wir's doch glauben, da der leidenschaftliche, unter dem Aequator zum Sieden gebrachte Verfasser keine Zweifel an seinem Buche duldet. In der ethnologischen Gesellschaft ließ sich ein ungläubiger Thowas etwas spöttisch über mehrere Ungeheuerlichkeiten des Buches aus, worin ihn der Verfasser wüthend damit unterbrach, daß er ihm in's Gesicht spuckte und zum Duell forderte. Den ablehnenden Engländer nannte ee nun offen vor der Gesellschaft einen cowurd, Feigling, und forderte wild Jeden heraus, ihm etwas zu widerlegen. Diese französische Heldenthat eines Einzelnen mitten in dem freien England erregte natürlich ungeheure Entrüstung, aber Palmerston schickte weder die Flotte, noch Noten, sondern Alles begnügte sich mit einee öffentlichen Erklärung du Chaillu's, daß er sich übereilt habe und seine Rohheit bereue, aber gegen sein Buch solle man sich nicht versündigen. So wollen wir dem Helden der Forschungen und Abenteuer im aequatorialischen Afrika* auch Gerechtigkeit widerfahren lassen:

„Ich reiste stets zu Fuß, unbegleitet von einem Weißen, über ungefähr 8000 englische Meilen unerforschter Aequator-Gegenden. Ich schoß, stopfte und brachte über 2000 Vögel mit, darunter mehe als 60 ganz neue Species, und ich tödtete etwa 1000 vierfüssige Thiere, von denen mehr als 200 ausgestopft und mitgebracht wurden, darunter 80 mit Skeletts. Nicht weniger als 20 davon waren der Wissenschaft bisher unbekannt. Ich wurde fünfzig Mal vom afrikanischen Fieber befallen und kurirte mich mit 14 Unzen Chinin (genug für eine ganze preußische Armee im Lazareth). Von Hunger, anhaltenden Strapazen und furchtbaren tropischen Regengüssen, Anfällen grausamer Menschen bei lebendigem Leibe, fressenden Ameisen-Schaaren und giftigen Fliegen will ich weiter nicht sprechen.“

Solch' ein Eroberer, dessen wesentliche Heldenthaten sich so durch Trophäen bekunden, verdient sofort unsere höchste Achtung, die sich nach Durchlesung seines Buches zue tiefsten und höchsten Bewunderung steigert, auch wenn nicht Alles speziell wahr, sondern französisch-schriftstellerisch ausgeschmückt sein sollte. Er befand sich ganz wohl unter den menschenfreundlichsten Menschenfressern, die ihm füe den ersten Abend einen sehr jungen und fetten Sklaven gebunden zum Geschenk machten und ihn baten, er möge sich ein delikates Abendessen aus ihm zurecht machen. Im Allgemeinen essen diese „Fan's“ keine lebendigen Menschen, soudern am Liebsten Verstorbene, und auch nicht ihre eigenen, sondern von benachbarten Dörfeen gekaufte Leichen. So oft Jemand stirbt, laufen die Verwandten in's nächste Dorf und verkünden die Todes-Nachricht etwa in folgender Weise: „Der arme, alte Rambidschi ist nun doch endlich gestorben, was bietet ihr für ihn auf's Pfund?“ Für einen ganzen Kerl geben sie oft gern einen ganzen Elephanten-Rüssel oder auch einen in ihrem Dorfe Verstorbenen. M. du Chaillu sah oft Weiber, die solches Menschenfleisch in kleinen Stückchen auf der Straße verkauften, jedoch ohne es in Zeitungspapier einzuwickeln. So essen die „Fan's“ also auf die freundlichste Weise Menschenfleisch, aber nicht von jedem Verstorbenen. Es sind z. B. die Könige ausgenommen. Dessen ungeachtet und obgleich du Chaillu anfangs fürchtete, sie möchten wohl Appetit auf weißes Menschenfleisch bekommeu, lehnte er doch ihre Gesuche, ihn zum König machen zu dürfen, höflich, aber hartnäckig ab. Wir können's ihm nach seinen Erfahrungen nicht verdenken. Er hatte einmal den erzdemokratischen Myrogwies zugesehen, wie sie seinen Freund Njogoni mit allgemeinem Wahlrecht auf der breitesten Grundlage zu ihrem König auserkoren und dann krönten. Er sah's nicht gern, sein Freund, aber die Liebe des Volkes zu ihm ließ sich nicht abweisen. Als er wußte, daß ee gewählt war, machte er sich davon an's Meeresufer, doch das begeisterte Volk fand ihn und umdrängte ihn massenweise und mißhandelte ihn auf das Scheußlichste. Einige spien, Andere schlugen ihm in's Gesicht, noch Andere bewarfen ihn mit allem möglichen Unrath und verfluchten ihn, seine Familie, seine Verfahren und Nachkommen. Ein Fremder hätte jetzt keinen Pfennig mehe für sein Leben gegeben, und doch wurde er kurz darauf gekrönt und ein gefürchteter, geliebter, absoluter König. „Mir war das unerklärlicher, als irgend etwas in der Welt, bis er aus dem Geschrei und Geflucht der Massen so viel verstand: „Du bist noch nicht unser gekrönter König. So wollen wir noch thun, was uns gefällt, und dir zeigen, daß wir freie Menschen sind, denen du gar nichts zu befehlen hast. Später werden und müssen wir ja doch blos deinen Willen thun.“

Selbst wenn das nicht wahr wäre, müßte es als eine tief psychologische, wahre Dichtung bewundert werden. Daß ihm der König hernach alle seine Frauen zur beliebigen Auswahl anbot, und er die älteste und häßlichste darunter, die er als Haushälterin zu sich genommen, mit dem Stocke wieder fortjagte, daß sie sich um seine abgeschnittenen Haare zausten, um Fetische daraus zu machen, die gränzenlose Stupidität und Pfiffigkeit dieser Wilden ꝛc., alle diese merkwürdigen Erlebnisse und Einzelnheiten können wir hier nicht einmal andeuten, um unserem Helden noch in seinen naturforschenden Verdiensten einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Er kämpft mit Ameisen, die mit furchtbarer Wuth, Schnelligkeit und Napoleonischer Taktik alles Lebendige überwältigen, tödten und auffressen, selbst lebendige Leoparden nicht ausgenommen. Wenn sie einmal etwas Lebendiges bekrochen haben, erliegt es und ist oft nach wenig Minuten bis zu einem weißen Skelett abgefressen. — Vor einer achtzehnfüßigen Schlange unter einem giftigen Baume fliehend, wird er von einee andern verfolgt. Er findet Vögel, die nie ein Europäer vorher gesehen, Affen, die sich wie Vögel Nester in den Bäumen konstruiren; er findet und erlegt — Hauptzweck seiner Reise, den entsetzlichen König der Aequator-Wälder, den Gorilla-Affen, vor dessen scheußlichem Gebrüll selbst Löwen und Tiger den Schweif einziehen und wie feige Katzen fliehen. Dieser stiehlt Menschen, besonders Mädchen und macht sie entweder todt, oder zu seinen Frauen. Er lauert in Baumkronen auf Vorübergehende, faßt sie und drückt sie um den Hals, daß sie sofort ersticken. Unser Held ist der erste, der dieses Ungeheuer systematisch jagte, und in dessen Heimat und Schlupfwinkel eindrang. Der größte, aufregendste Moment seines Lebens war, als er dem ersten Exemplare gegenüberstand. „Plötzlich machte mein Begleiter Mtergai ein leises Klack-Klack-Geräusch mit der Zunge, was so viel heißt: „Jetzt aufgepaßt, es ist was los. Nehmt Euch in Acht!“ Wir hörten Zweige im dicken Walde über uns knacken und brechen. Dies that ein Gorilla, wie ich's sofort den gespannten Blicken meiner Begleiter ansah. Wir verfolgten das Geräusch leise, lautlos, bis wir Zweige in dem dicken Walddache sich bewegen sahen. Jeder von uns untersuchte noch

* Explorations and Adventures in Equatorial Africa. By Paul B. du Chaillu London, Murray. Berlin, Asher and Co

einmal sein Gewehr und hielt es schußfertig. Das Reißen, Knacken und Brechen in den Bäumen, wo sich das Ungeheuer wahrscheinlich seine gewöhnliche Nahrung, Beeren und Früchte suchte, dauerte fort. Plötzlich füllte sich der Wald dicht über uns mit dem größten Entsetzen des Aequators, mit dem donnernd-bellenden Gebrüll des Gorilla. Das dichte Baum- und Buschwerk knackte und krachte, und ein ungeheurer männlicher Gorilla stand vor uns und stierte uns scheußlich an, aus etwa einer Ferne von zwölf Yards. Ich werde den Anblick nie vergessen. Beinahe 6 Fuß hoch (eine Messung hernach ergab blos 4 Zoll weniger), mit riesigem Körper, furchtbar breiter Brust und scheußlich langen, muskulösen Armen, grausam glotzigglühenden, tiefen, grauen Augen und einem wahren Teufels-Ausdruck in seinem Gesicht — so stand er endlich vor uns, der König der afrikanischen Wildniß. Er zeigte nicht die geringste Furcht, sondern forderte uns in seiner Weise heraus, durch furchtbare Schläge mit den gewaltigen Fäusten auf seinen eigenen, fürchterlichen, knochigen Brustkasten, der wie eine große Regiments-Baßtrommel donnerte, wozu er in der größten Wuth ein donnerndes Gebell und Gebrüll nach dem andern ausstieß. Dieses Gorilla-Gebrüll ist der eigenthümlichste und entsetzlichste Laut in diesen Wildnissen. Es beginnt mit einem scharfen Gebell, wie dem eines wüthenden Hundes, und geht dann in ein dumpfes Rollen über, das ganz genau dem fernen Donner eines Gewitters gleicht, wofür ich's auch einige Male nahm, ehe ich damit bekannt war. Es klingt so tief und dumpf, daß es weniger aus seinem Rachen, als aus Brust und Bauch hervorzudringen scheint. Seine Augen blitzten grausamer, als wir vor ihm bewegungslos und schußbereit stehen blieben, und der Kamm kurzen Haares auf seiner Stirn zuckte heftig auf und nieder, schneller und immer schneller, während er mit jedem Donnergebrüll seine weitgestreckten Krallenfinger wüthender und wüthender erhob. Jetzt erinnerte er mich genau an die scheußlichen Höllengemälde, die in alten Abbildungen der ewigen Verdammniß meine kindliche Phantasie erschreckten, ein Scheusal pfäffischer Verdammnißwuth, halb Bestie, halb Mensch. Er kam einige Schritte näher, stand wieder still, um noch scheußlicher zu brüllen, und kam heran bis auf sechs Schritt. Jetzt zielten wie sicher und schossen ihn nieder, während er brüllend auf seinen Brustkasten trommelte."

Mit diesem Trommelschlag, eine Meile weit zu hören (das Gebrüll drei), nehmen wir plötzlich von unserm Helden Abschied, um mit Mr. Tilley noch eine Minute Japan, das Amur-Sibirien und den stillen Ocean* zu besuchen. Mr. Tilley machte die Reise in dem kaiserl. russischen Schiffe Rynda, als mit angestellter, wissenschaftlicher Beamter, und hatte so manche Begünstigung im Sehen und Erforschen, was sich auf die mannigfaltigsten Kleinigkeiten ausdehnt. Wir erwähnen nur, daß er die Amur-Colonisation sehr genau kennen lernte und so der Erste ward (unseres Wissens), der uns über dieses mannigfach mit Fabeln und Phantasien bevölkerte neue Rußland thatsächlichen Aufschluß giebt und namentlich die Schwierigkeiten schildert, mit welchen die Kolonisten in ihrem Handel und Wandel zu kämpfen haben. Der große Fluß hat manche Untiefen und Gefahren für die Schifffahrt, und wird durch den sibirischen Winter jedes Jahr auf viele Monate geschlossen. Daß auch hier Deutsche mit pionieren und der Natur Meister zu werden suchen, versteht sich von selbst. Ich habe sie bisjetzt noch in allen Reisewerken gefunden, und glaube, daß du Chaillu bei näherer Forschung auch unter den Gorilla's und Menschenfressern mindestens einige deutsche Schneidergesellen gefunden haben würde.

Um beim Thema zu bleiben, will ich der vielen, oft interessanten kleinen Abenteuer gedenken, welche Engländer in allen möglichen Winkeln der Erde erlebten, ohne Bücher daraus zu machen. Sie begnügen sich, ihr Haupt-Abenteuer in einer der unzähligen Wochen-, Monats- oder Vierteljahrschriften zum Besten zu geben. So fand ich einen Engländer, in einem gebrechlichen Indianer-Kahne auf dem Huronen-See in's eisige Wasser geworfen und von den Indianern auf eine einsame, kleine Felsen-Kegel-Insel gerettet, wo sie sich gegen Schnee und Kälte in eine Höhle retteten. Bald bevölkert sich die Insel dicht mit Seegeflügel, und vor dem Eingange zur Höhle finden sich einige furchtbar kreischende und wüthende See-Adler ein. Anfangs schreien und hacken sie blos von Außen, aber jeden Augenblick vermehrte sich deren Zahl und Zorn. Endlich drangen sie ein, hackend, krahend, mit mächtigen Flügeln Beulen und Blut schlagend. Wie auch die Indianer unter ihnen metzelten und den Eingang bald mit Todten, die Höhle mit Blut füllten, ihre Kampfwuth und ihre Zahl stieg immer noch, bis die Indianer zu ihrer furchtbarsten Waffe ihre Zuflucht nahmen, dem war-whoop, ihrem Kriegsgeschrei. Diesem Mark und Bein erschütternden, pfeifenden Gehenl widerstanden die See-Adler nicht; sie flohen mit wildem Entsetzen, bis die Höhle nur noch mit Blut und den niedergemetzelten Exemplaren bedeckt war.

Ja, ja, Engländer findet man überall auf der Erde, sogar in den versteckteften Höhlen. Nur daß sie nicht wie die Deutschen, die noch viel reichlicher über die Erde verstreut sind und nicht blos als Reisende, sich wirklich niederlassen, wenigstens nicht in der Fremde einbürgern und Civilisation verbreiten. Im Gegentheil, sie demoralisiren durch ihre Kolonisirung und Anglisirung mehr, als sie Andere zu Menschen machen und sich als Menschen zeigen. Jetzt nach dem Parlamente, laufen sie wieder bald über alle Welt, und die Times hat ihnen diesmal wirklich den Rath gegeben, sie möchten sich anständig betragen lernen und nicht macdonaldisiren.

* Japan, the Amoor and the Pacific, with Notices of the places comprised in a Voyage of Circumnavigation in the Imperial Russian Corvette Rynda 1858—1860. By H. A. Tilley. With 8 Illustrations. London: Smith, Elder and Co.

Italien.

Die diesjährige italiänische Kunst- und Gewerbe-Ausstellung.

Am 12. Juni 1860 stellte der Abgeordnete Quintin Sella im italiänischen Parlamente den Antrag: die von der provisorischen Regierung von Toscana am 10. März vorgeschlagene Ausstellung der dortigen Erzeugnisse des Ackerbaues und des Gewerbfleißes in eine Ausstellung für das gesammte Italien zu verwandeln. Der damalige Minister des Ackerbaues und Handels, Signor Corsi, stimmte diesem Antrage nicht nur bei, sondern dehnte denselben auch auf die Erzeugnisse der italiänischen Kunst aus. In Folge dessen wurde, nach Beistimmung des Senats, am 8. Juli 1860 von dem Könige Victor Emanuel ein Gesetz erlassen, wonach diese Ausstellung im September 1861 zu Florenz stattfinden sollte, deren Ausführung einer Kommission übergeben ward. Diese Kommission besteht aus 20 von dem Ministerium ernannten Mitgliedern, welche in den verschiedenen Provinzen durch die Handelskammern und landwirthschaftlichen Vereine gewählt werden. Der König ernannte unter dem Ehrenvorsitze des Prinzen Carignan, zum Präsidenten dieser Kommission den Marchese Cosimo Ridolfi, Präsidenten der Ackerbau-Gesellschaft zu Florenz, zum Vicepräsidenten den Professor Amici, Direktor der technischen Institute zu Florenz, und zum General-Secretair den Professor Corego, an der höheren Ackerbauschule ebendaselbst. Unter den von dem Ministerium ernannten Mitgliedern steht oben an der Eingangs genannte Professor Sella, und auch die Anderen sind Männer, welche sich bereits durch Leistungen in der Kunst, in den Gewerben und in der Landwirthschaft ausgezeichnet haben.

Unter den in den verschiedenen Provinzen gewählten Mitgliedern nennen wir nur den Präsidenten der Handels-Kammer zu Bergame, Piazzoni, den der König schon früher zum Senator oder Mitgliede der ersten Kammer ernannt hatte.

Herr Cesare d'Ancona zu Florenz hat für dieses nationale Unternehmen eine eigne Zeitschrift gegründet,* welche mit Illustrationen bis zum Anfange der Ausstellung monatlich zwei Mal erscheint, während derselben aber wöchentlich zwei Mal. Die Buchhandlung Franz in München hat die Verbreitung dieser Zeitschrift in Deutschland übernommen, sowie dieselbe überhaupt durch ihre Verbindungen mit Italien am besten im Stande ist, italiänische Werke in Deutschland zu verschaffen. Diese Zeitschrift liefert in der ersten Nummer das Portrait Victor Emanuels, Königs von Italien, welches ihn in ganzer Figur nach dem Bilde des ausgezeichneten Malers Gordigiani aus Florenz darstellt, das der kunstliebende Prinz von Carignan hat malen lassen. Die Zeitschrift theilt zuvörderst alle auf die Ausstellung Bezug habenden amtlichen Erlasse mit, sodann aber fortlaufende Nachrichten über den Fortgang dieses Unternehmens. Bei einem solchen kommt es stets zunächst auf die dazu geeignete Räumlichkeit an. Man hatte Anfangs dazu den Eisenbahnhof vor dem Thore a Prato zu Florenz bestimmt, da derselbe verlassen werden soll, nachdem man einen für die sämmtlichen Toscanischen Eisenbahnen bestimmten Central-Bahnhof eingerichtet hat. Doch ist dieser Plan aufgegeben worden, und der Architekt Martelli ist jetzt mit 1300 Arbeitern beschäftigt, ein neues Ausstellungs-Gebäude in Florenz bis zum 1. September herzustellen.

* L'esposizione Italiana del 1861. Giornale con incisioni e con atti officiali della commissione. Firenze, 1861. Fol.

Digitized by Google

Die beigefügten Illustrationen zeigen bereits das projektirte neue Gebäude. Mit Recht enthält das erste Blatt dieser Zeitschrift, außer dem Bilde des Königs von Italien, auch das des eigentlichen Urhebers der italiänischen Ausstellung, des obenerwähnten Quintin Sella, nebst den Nachrichten über seine Persönlichkeit. Er ist der Sohn eines sehr reichen Tuchfabrikanten in Biella bei Turin, der, selbst ein Mann von bedeutender Bildung, auch diesem seinen erst 1827 gebornen Sohne eine sorgfältige Erziehung geben ließ. Nachdem er auf der Universität zu Turin, besonders unter dem berühmten Astronomen Plana, Mathematik studirt hatte, besuchte er die Bergwerksschule zu Paris und zu Freiberg in Sachsen, wo er sich die deutsche Sprache dergestalt zu eigen machte, daß in der dort herauskommenden bergmännischen Zeitschrift von ihm Aufsätze, besonders über Kristallisation abgedruckt sind. Nachdem er mehrere wissenschaftliche Reisen gemacht hatte, wurde er als Professor an dem technischen Institut zu Turin für die auf Gewerbe angewandte Geometrie angestellt, und 1858 zum Bürgermeister des Turiner Reviers, sowie zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und zum Studienrathe der dortigen Universität ernannt. Von der Stadt Biella ward er zum Abgeordneten des italiänischen Parlaments gewählt, wo er am 12. Juni 1860, wie oben erwähnt, die allgemeine italiänische Ausstellung in Anregung brachte. Unterdeß war der rühmlichst bekannte neapolitanische Gelehrte de Sanctis, der in der Zeit der Verbannung aus seinem Vaterlande in Zürich Professor war — nachdem er im Gefängnisse die Aesthetik des Königsberger Philosophen Rosenkranz in's Italiänische übersetzt hatte — Minister des öffentlichen Unterrichts geworden; dieser ernannte den Herrn Quintin Sella zu der Stelle eines General-Secretairs dieses Ministeriums, die er nur unter der Bedingung annahm, ohne Gehalt dieselbe wahrnehmen zu können. Man sieht hieraus, wie unabhängig dieser Gelehrte ist. (Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß in Italien weder die Abgeordneten, noch die Senatoren Reise-Kosten oder Tagegelder beziehen.) Nach dem Abgange des Ministers Jacini im Winter 1861, sollte Sella Minister der öffentlichen Bauten werden; doch zog er vor, als Abgeordneter zu wirken. In diesem constitutionellen Staate ist überhaupt eine Ministerstelle kaum Versorgung, und die Stellung eines Abgeordneten, der seine Zeit und Geld zum Opfer bringt, eine viel unabhängigere, aber eben deshalb um so ehrenvoller. Herr Sella gehörte zu der näheren Umgebung des Ministers Cavour, und war bei dessen Tode gegenwärtig. Reigebaur.

Böhmen.

Böhmische Volkspoesie.*

In unserer bitterernsten Welt voll Richtungen und Drang nach Recht und Rechtsgewähr ist es ein wahrhaft erquickendes Labsal, wenn einmal ein warmer, unbefangener Hauch aus dem Leben der Mutter Natur oder dem innern Volksleben, das so zu sagen die „Natur" in der Menschheit darstellt, um die von Stubenluft gebleichte Wange streicht und uns den Kindersinn für die Herrlichkeiten von Flur und Wald, Wiese und Weidenbach wieder ein wenig in's Gedächtniß ruft! Wir möchten dann alle Last unserer täglichen Sorge von uns werfen, und durch nichts an Neid und Streit des mühseligen Daseins gemahnt sein. Wir preisen dann von Herzen die süße Stimme, die uns in den Lethe des friedereichen Vergessens niedertaucht und unser müdes, träumerisches Auge mit den sanften Bildern der zauberischen Märchen- und Sagenwelt umgaukelt. Wohl dem Menschen, der noch mit ganzer Seele sich den lieblichen Gestalten des nackischen Geisterreichs hingeben kann.

Zu den Glücklichen, denen ein günstiger Stern in der Stunde ihrer Geburt das innige Verständniß für die ursprünglichen Laute der Menschenbrust, für Sage, Wunder und Volksweise gnädig erschloß, gehört der ehrenwerthe Böhme, Herr Alfred Waldau in Prag, der sich das Ziel gesteckt hat, die Blüthen der čechischen Volkspoesie den unwohnenden Gliedern der großen deutschen Nation in der Heimatsprache derselben mitzutheilen. Er hat sich an ein zahlreiches Publikum gewandt, das willig seinem Worte lauscht und vermöge seines erleuchteten Weltbürgerthums das Fremde in seiner Eigenthümlichkeit anerkennt und dem Gaste, soweit Fug und Recht, gern gewähren läßt. Möge Herr Waldau, der selbst ein Čeche sein soll, dergleichen Vorurtheilsfreiheit gegen die Deutschen auch bei seinen čechischen Brüdern begegnen! Aber fort mit den Schwächen des Tages! Wir betreten ein Reich des ewigen Friedens, wo der Čeche nicht zu erweisen hat, daß er ein Čeche, sondern vor Allem, daß er ein Mensch ist!

Drei Proben der slavistischen Thätigkeit des Herrn Waldau liegen uns vor: „Böhmische Minnepoesie," „Böhmisches Märchenbuch und „Böhmische Naturdichter." Der treue Fleiß und die liebevolle Sorgfalt, welche auf alle drei dieser Literaturzweige verwendet wurden, setzen uns einigermaßen in Verlegenheit, wenn wir entscheiden sollen, welcher der drei Arbeiten die Palme der Vorzüglichkeit am eigensten gebührt. Und wonach soll sich unser Urtheil richten? Die beste Richtschnur scheint mir der Grad von Mühwaltung zu sein, den jede der drei Arbeiten an sich erfordern mußte. Welche ist das oder? Ohne lange zu schwanken, möchte ich der dritten, nämlich der Vorführung der böhmischen Naturdichter den höchsten Grad objektiver Schwierigkeit beimessen. Die Perlen der Naturdichter zu sammeln ist unbedingt das schwierigste Geschäft; die Werke großer Dichter, oder die Sagen, welche im Volke von Mund zu Mund gehen, zu sammeln und aufzuziehen, ist ein Leichtes im Vergleich zu der Aufmerksamkeit und Geduld, welche das Erforschen, Einsammeln und namentlich auch das Darstellen fremdländischer Naturdichtung erheischt. Was bedeutendere und überhaupt was Kunstdichter geschaffen haben, das tritt vor die Schaubühne eines umfassenden Kreises, wo es der hellsten Beleuchtung ausgesetzt, gar bald land- und stadtkundig wird, und sich kaum jemals der Nachforschung entziehen kann. Wie anders ist es mit dem, was der schlichte Mann aus dem Volke frisch von der Leber weg singt und dichtet! Es ist ein eigener Spürsinn dazu nöthig, diese verborgenen Veilchen aufzufinden. Und wenn sie aufgefunden, so bedarf es wieder einer eigenthümlichen Gabe, sie ohne Knicken und gewaltsames Beugen zu niedlichen Sträußen zu vereinigen, wobei freilich die Hand des vorsichtigen Sammlers ein wenig nachhelfen und zustutzen muß. Herrn Alfred Waldau ist dies Alles in seinen „Böhmischen Naturdichtern" vortrefflich gelungen, und deshalb dürfen wir eben diesem schlichten Veilchenstrauße, der, so ungekünstelt er ist, ein ordentliches „Studium" beanspruchte, die Würde des ersten Preises zuerkennen.

Böhmen muß, was von dem Vaterlande so vielen Sanges und Klanges nicht auffällt, ungewöhnlich reich an Naturdichtern sein. Herr Waldau hat uns 37 Naturdichter und die meisten wenigstens mit Einem Produkte vorgeführt, allein selbstverständlich haben wir es nur mit einer Auswahl und numerisch gewiß mit einer kleinen Auswahl zu thun. Höchstens ließe sich muthmaßen, daß der Herausgeber unter den Naturdichtern des vorigen und dieses Jahrhunderts die besten ausgewählt hat, denn nicht blos Eine, nein, viele der gegebenen Proben würden einer deutschen Mustersammlung Ehre machen. Ein wehmüthiger Hauch athmet in dem Haine der slavischen Volkspoesie und so auch der böhmischen, aber er strömt aus der innersten Seele des Volkes, und adelt die schmucklose Weise oft bis zur Erhabenheit.

Wer möchte das folgende kleine Gedicht der Tochter eines unbemittelten Kleinbürgers aus einem entlegenen Städtchen zuschreiben? Es ist von Marie Stronpežnická aus Pisek und heißt:

Böhmische Gebirge.

Böhmische Gebirge
Ihr erhebt euch mächtig,
In die weiten Thäler
Blickt ihr klangreich, prächtig.

Ueber alle Kreise
Haltet ihr die Wache,
Und mit starken Armen
Schirmt ihr Böhmens Sache.

Ueberraget stattlich
Alle Nachbarreiche,
Daß nicht ihre Arglist
Böhmens Volk umschleiche.

Zwar mehr als das Erhabene, ist das Tiefinnige die starke Seite der Volkspoesie, wovon uns gleich dieselbe Dichterin Stronpežnická einen schönen Beweis liefert:

Wechsel.

Müssen welke Blätter
Von den Bäumen wehen?
Kann nichts ohne Wandlung
Auf der Welt bestehen?

Müssen wohl die schönsten
Freuden schnell zerstieben?
Können sich die Menschen
Nicht stets herzlich lieben?

* Böhmische Naturdichter Literar-historische Studie von Alfred Waldau. — Böhmisches Märchenbuch, deutsch von Alfred Waldau. — Böhmische Minnepoesie von Alfred Waldau. Prag, Gerzabek. 1860

Stets gleich prächtig brennen
Dort die Himmelskerzen —
Haß und Liebe wechseln
Nur im Menschenherzen!

Ja, Haß und Liebe! Sie sind die Grundtöne in der Menschenbrust, gottlob, daß auf dem Altare der Muse, auf dem auch der Sohn des Armen werkthätig Opfer spendet, heller die Fackel der Liebe strahlt, als die düstre Flamme des Hasses. Die Liebe ist ein unerschöpfliches Thema für die böhmische Naturdichtung, und es wird in allen Tonarten variirt.

Im Gebiete der Erotik treibt die Volkspoesie ihre zartesten Blüthen, wenn sie von unglücklicher Liebe singt. Der elegische Jan Lukáš (1832 bis 1854), der die „Welt von Schmerz" in unserm Erdendasein vom Aeußeren bis zum Innersten kennen gelernt, zeigt uns die zartesten Harfenklänge seiner Seele in dem erotischen Liedchen „Blümlein glüht in stiller Sehnsucht." Das böhmische Volk hat groß Gefallen an dieser Sangweise, der eines der beliebtesten Lieder des čechischen „Hans Sachs," nämlich des Schusters und Kaiserjägers Bechyna aus Nimburg, entsprungen ist. In „wunderschöner Melodie" gesetzt, soll es Eigenthum des ganzen Volkes, ein wahres Nationallied geworden sein. Es lautet:

Hoch bist du, hoch, o Felsenstein.

Hoch bist du, hoch, o Felsenstein!
Fern bist du, fern, o Liebchen mein!
Du wohnest hinter jenen Höh'n —
Es welkt die Liebe, einst so schön!

Sie welkt, sie welkt, bis sie zerfällt,
Und auf der ganzen weiten Welt
Giebt's kein Vergnügen mehr für mich —
Nein, keines mehr, kein's finde ich.

Fast noch tiefer empfunden ist ein reizendes Liedchen von Joseph Adamec, Arbeiter in der Tabaksfabrik zu Sedlec, das eine größere Begabung zu verrathen scheint, als Herr Waldau annehmen mag:

O ihr Sterne!

O ihr Sterne, goldne Sterne,
Wie ihr doch so herrlich glänzt,
Von dem stillen blauen Himmel
Ihr oft vor dem Fenbeerb zieht!

Ja, ihr zieht fort, doch am Abend
Seid ihr wieder da, o Glück! —
Nur der Goldstern meiner Liebe
Kehrt mir nimmermehr zurück!

Ich selbst, auch ein armer Dichterling, würde stolz darauf sein, so das schlichte Gefühl gerad' in's Herz getroffen zu haben! Ebenbürtig reiht sich dem vorigen das andere von Adamec mitgetheilte Gedicht an, welches mit den Zeilen beginnt:

O blicke auf mein Herz, du Mädchen
Kann wohl ein Trug darin gedeih'n? ꝛc.

Gleich wie die Liebe meist wehmüthig aufgefaßt wird, sieht man den Volksdichter auch das Leben mehr in seiner elegischen und tragischen Gestalt betrachten. Der wackere Joseph Novák aus Petrovic bei Beraun, seines Zeichens ein Töpfer, giebt davon eine lesenswerthe Probe in dem obenartigen Liede

Mein Loos.

Der Kranz von Silberhaar auch schon mein Haupt bedeckt,
Bald kommt die Zeit, wo mich der Todtengräber legt
In's Grab, und alle meine Fehler
Mit Rasengrün bedeckt.

Selbst dies mein letztes Haus von Lehm, so öd', ohn' Licht,
Mag gönnt dem Todten es zur ew gen Ruhe nicht:
Bald kommt der Todtengräber wieder,
Der mir mein Haus erdacht.

Und einen neuen Herrn legt er hernach hinein,
Ich weeß' bei diesem nur ein bloßer Miethsmann sein!
Die Welt theilt Güter aus und fordert
Sie alsbald wieder ein! —

Aber auch die heitre Seite des Lebens ist den böhmischen Volksdichtern erschlossen, Scherz und Witz sprudeln überall aus dem Volksmund in lebendiger Fülle. Herr Waldau giebt uns ein ansprechendes Beispiel in dem komischen Gedichte „Director und Schulze," einem Genrebildchen aus dem Verkehr der Dörfler mit den Vertretern der hohen Patrimonialherrschaft. Jan Vostřebal (1803—1844) aus Pardubic ist der Verfasser, dessen beim Tuchhandel erstarktes humoristisches Talent vielleicht noch ein oder zwei Proben mehr gerechtfertigt hätte.

Indessen der Ernst des Lebens scheint doch dem Geiste des čechischen Volkes näher am Herzen zu liegen, das beweist es, wenn der „Naturdichter" sogar zu den italiänischen Kunstformen greift, von denen das Sonett namentlich bei den Čechen beliebt geworden. Vermöge seiner antithetischen Gliederung eignet sich das Sonett vortrefflich zum knappen, scharfen Ausdruck der Lebensweisheit, Lebensklugheit und Lebenserfahrung, zumal des Einzelnen, was nach Shakspeare's Sonetten, die der Dichter des realen Lebens geschaffen, das Bürgerrecht unumstößlicher Gewißheit erlangt hat. Der begabteste aller böhmischen Volksdichter, František Chládek (geb. 1829 zu Hředle bei Rakonic, anfangs Webergesell, dann Kunstdrechsler, seit 1855 im Dorfe Senomat lebend, hat demnach auch die schönste Perle in einem Sonett beigesteuert, welches Herr Waldau folgendermaßen wiedergegeben:

Natur, das ist die Bibel aller Zeiten,
Die echte, heil'ge Schrift; wer hierin liest,
Wohl ihm, da sich die Wahrheit ihm erschließe
Und Frömmigkeit sanft rühret des Herzens Saiten.

Ihr, die da über jeden Glauben streiten,
Ob dieser recht, ob jener Lüge ist,
Die kein Entziffern fremder Schrift ecrdrießt,
Ihr wollt zum Prachtbuch der Natur nicht schreiten?

Ich halt' dafür, es sei das schönste Glück,
In dieses Buch mit jenem hehren Titel
Entzückt zu heften seinen Leserblick.

Besonders Nachts, da öffnet sich so hold
Der hehrsten Wunder strahlendes Kapitel,
Geschrieben mit des Weltgeistes Sternengold! —

So schließen wir die Betrachtung der Volksdichter, der sogenannten „Naturdichter" mit einer sinnreichen Verherrlichung der Natur.

Wahrlich, diese Natur der čechischen Volkspoesie spricht mehr an, als die Kunstgewebe der mittelalterlichen Minnedichtung aus der Aera der Přemisliden. Alle Ehre dem Uebersetzer-Talent des Herrn Waldau, er hat z. B. in dem Liede „Seltsam ist des Adlers Sitte" sich zu einer überaus schwungvollen Sprache erhoben, die derjenigen des Originals wenig nachgeben mag; immerhin wird man lebhaft daran erinnert, daß man, abgesehen von der schwachen Modification durch das Slaventhum, eine Nachahmung des deutschen Minnegesangs vor sich hat, welche der frühe Anschluß Böhmens an das deutsche Reich (heutzutage ein unliebsames Thema bei den Heeren Palacky und Riegen) in der Blüthezeit jener Poesie vollauf erklärt. Keinem in der Welt darf man es übel nehmen, wenn er lieber an dem Urbilde, als an der Copie sein Auge weidet.

Die čechische Eigenthümlichkeit erkennt man besser in den „Böhmischen Märchen," aus denen die Vertrautheit des Herrn Waldau mit beiden Heimatsprachen des Kronlandes Böhmen (1,800,000 reden deutsch) recht klar und durchsichtig hervorleuchtet. Die Märchen lassen zwar ebenfalls den Einfluß des Deutschthums fühlen, weil ja von den mit Deutschen besetzten Gebirgen die Luft deutsch herüberweht, und einige Märchen, wie z. B. „Mikeš, der Furchtlose" und „die drei Schwestern," sind klassische Belege dafür. Indessen erscheint die Umschmelzung der von den Deutschen entlehnten Stoffe doch energisch genug, um das nationelle Gepräge fast überall außer Zweifel zu stellen. Da, wo die Feuer- und Wassergeister eine Hauptrolle spielen, darf man wohl versichert sein, daß der slavische Charakter des Märchens ursprünglich ist. Uebrigens haben die Märchen zum Theil Koryphäen der čechischen Kunstpoesie, z. B. Karl Jaromir Erben, zu Darstellern, was ihren Werth bei manchem Leser erhöhen mag, obgleich eigentlich nicht mit Recht. Je schöner das Märchen, deste eher vergißt man über das Erzählte den Autor, und dies ist das privilegium odiosum der ausgezeichnetsten Producte der epischen Poesie aller Völker und Zeiten, sowie aller Nebenzweige derselben. Auch an unsern „Böhmischen Märchen" offenbart sich das in der lieblichsten Weise. Leider verbieten Raum und Gelegenheit, hier eine Probe vorzutragen. (Am schönsten sind vielleicht „Prinzessin Goldhaar," „der Wassermann," das eine charakteristische Schilderung des Todtenreiches enthält; „Bolemir," „die dankbaren Thiere" und „Mariška"). Möge an dieser Stelle der Wunsch genügen, das lesende Publikum auf die „Böhmischen Märchen," die Alt und Jung erfreuen können, nachdrücklich aufmerksam gemacht, und dieselben auf das Wärmste empfohlen zu haben. Sie sind ja der unmittelbarste Ausdruck der eigentlichen Volkspoesie, an der nicht blos der Einzelne, sondern das ganze Volk sich schaffend betheiligt.

T. v. B.

Japan.

Japanesische Kriminal-Justiz.*

Zu Anfang des Juni-Monats 1860 hatte die Stadt Hakodade das merkwürdige Schauspiel der Hinrichtung eines der gefährlichsten Staatsverbrecher. Dieser Unglückliche war der Brandstiftung eines Regierungs-Magazins überführt, von welchem sich die Flammen so rasch verbreiteten, daß sie in Zeit von drei Stunden sämmtliche Hafengebäude mit allen dort befindlichen Vorräthen zerstörten. In Haft genommen, gelang es dem Verbrecher, nach einem Monat zu entfliehen; bald als Mönch, bald als Dorf-Bonze verkleidet, schweifte er im Lande umher, bis er endlich wieder ergriffen und von Neuem in den Kerker geworfen wurde. Nach einem Kriminal-Prozeß, der, wie es bei den Japanesen gebräuchlich, von den qualvollsten Foltern begleitet wurde, bekannte er seine Schuld, und sein Geständniß ward von dem Gouverneur von Hakodade dem obersten Rathe in Jeddo zur Entscheidung unterbreitet. Auf Befehl des Taikun verurtheilte ihn der Rath, außerhalb der Stadt lebendig verbrannt zu werden. Am Tage der Hinrichtung versammelte sich das Volk, durch Ausrufen von dem bevorstehenden Ereigniß in Kenntniß gesetzt, in dichten Haufen um das Gefängniß, um zu sehen, wie dem Delinquenten nach japanesischer Sitte das letzte Mittagsmahl als Geschenk vom Gouverneur dargebracht wurde. Die Speisen, die zum Zeichen besonderer Ehre in lackirten Gefäßen und Schüsseln aufgetragen wurden, bestanden aus den ausgesuchtesten nationalen Leckerbissen, und der Unglückliche schien ihnen mit gutem Appetit zuzusprechen, erregte aber dadurch den Unwillen der Menge, daß er es versäumte, die übliche Verbeugung nach den vier Himmelsgegenden zu machen. Man führte ihn alsdann in Prozession von dem Gefängniß zur Stadt hinaus. Kaum zeigte er sich am Thore, als ein Weib mit verhülltem Gesicht, wie es hieß, seine Frau, auf ihn zustürzte und ihm einige Abschiedsworte sagte, die von seiner Seite nur ein kaltes, verächtliches Lächeln hervorriefen; ich bemühte mich, auf dem Antlitz des Verbrechers irgend einen Ausdruck der Furcht, der Verzweiflung, der Wuth zu entdecken, bemerkte aber Nichts, als stumpfe Gleichgültigkeit. Vor dem Thore stand ein altes, kläglich aussehendes Pferd mit einem flachen Sattel auf dem Rücken, auf welchen die Henkersknechte den Verbrecher hoben, indem sie ihn mit Stricken an demselben befestigten. Als diese Operation beendigt war, bewegte sich der Zug durch die Hauptstraße weiter. Die Ausrufer, welche fortfuhren, das Volk durch ihr Geschrei von der Hinrichtung in Kenntniß zu setzen, eröffneten die Prozession; ihnen folgten vier Soldaten mit langen Stöcken in der Hand; dann kam ein Henkersknecht mit einer papiernen Fahne, auf der der Stand, der Name und das Alter des Verbrechers verzeichnet war, und ein Polizei-Beamter mit einer, an einem langen Stabe befestigten Tafel, auf welcher man das begangene Verbrechen und das dafür in Jeddo gesprochene Urtheil las; hinter diesem Beamten ritt der Verurtheilte selbst, von vier Polizisten gefolgt, welche die Werkzeuge der Folter und der Hinrichtung trugen — große, eiserne Gabeln, einen zackigen Speer, eine Art Rahm mit acht langen Spitzen und einen Stock mit eingeschlagenen Nägeln, welche Attribute der Macht und der Strafe bei allen öffentlichen Ceremonien aufgestellt werden. Den Zug schloß der Beamte, der die Hinrichtung leiten sollte, zu Pferde und in Parade-Uniform. Das Volk umschwärmte lachend und scherzend die traurige Prozession, aber ich war überrascht, den Schrecken wahrzunehmen, den ihre Annäherung in den Straßen hervorzubeingen schien; die Kaufleute eilten, ihre Läden zu schließen, die Straßenhändler liefen mit ihren Waaren fort, und die Weiber und Kinder flohen in die Häuser hinein, indem sie die Thüren und Fenster hinter sich zuschlugen. Man belehrte mich, daß die Sitte es den Weibern und Kindern verbiete, einen so „unreinen" Menschen, wie einen zur Hinrichtung verurtheilten Sträfling, anzuschauen, und daß sein bloßer Blick die Waaren und Alles im Hause beflecken würde.

Der Richtplatz liegt etwa drei Werst von der Stadt; auf einer großen Wiese war ein hoher Pfahl errichtet, links von ihm befand sich ein Zelt und rechts ein Haufen Brennholz und einige Bund Stroh. Der Henker begann seine Vorkehrungen zu treffen, indem er einen mächtigen, hölzernen Reif mit Stricken umwand, ihn mit Thon beschmierte und in solcher Weise auf einem Untergestell befestigte, daß der Pfahl in der Mitte desselben stand; dann wurde ein umgestürzter Zober an den Pfahl gerückt, das Stroh um den Reif gewickelt und das Holz darunter gelegt. Die Vorbereitungen waren aber noch lange nicht fertig, als die Prozession ankam, und der Verbrecher mußte zusehen, wie der Scheiterhaufen für ihn zurecht gemacht wurde. Unterdessen hatten sich einige Tausend Menschen versammelt, die sich lustig umhertummelten, als ob das Schauspiel einer Hinrichtung für sie nichts Ungewöhnliches oder Abschreckendes sei. Als der Henker fertig war, ließ er den Verurtheilten zu sich bringen, entkleidete ihn, stellte ihn auf den Zober, mit dem Gesicht nach der Stadt, und begann ihn an den Pfahl festzubinden. Dieser Prozeß dauerte über eine halbe Stunde, so daß der Unglückliche endlich die Geduld verlor, dem Henker zurief, sich zu beeilen, und den Beamten, der die Hinrichtung zu leiten hatte, mit Schimpfworten überhäufte. Zuletzt war Alles in Ordnung; man nahm den Zober weg, legte noch Stroh herum und zündete es von allen Seiten an. Das Volk wurde plötzlich still; die Flamme erfaßte schnell den Scheiterhaufen, man hörte das Knistern des Holzes und des Strohs. Doch nicht lange mußte sich der Unglückliche quälen; er wurde nicht verbrannt, sondern eher von dem Rauch und den Flammen erstickt. Nach drei Minuten scharrten die Henkersknechte mit Schiffshaken das Stroh auseinander, begossen das Holz mit Wasser, und unseren Augen bot sich der furchtbare Anblick einer versengten, aufgedunsenen und gräßlich entstellten Leiche dar. Um jeden Zweifel an dem Tod des Hingerichteten zu beseitigen, hielt der Henker auf Befehl des Beamten ihm ein brennendes Strohbund an das Gesicht, aber natürlich war kein Lebenszeichen zu bemerken. Die Leiche bleibt zweimal 24 Stunden liegen, dann schneidet der Henker ihr den Kopf ab und beerdigt sie.

Dergleichen grausame Executionen finden in Japan unaufhörlich statt. Wie man sagt, vergeht in Jeddo kein Tag, wo nicht ein Verbrecher verbrannt, enthauptet oder ihm der Bauch aufgeschlitzt würde; vor Kurzem wurden dort die Mörder eines Fürsten öffentlich in Kesseln zu Tode geschmort. Außer den erwähnten, allgemein üblichen Strafarten, existiren noch andere; von den Verurtheilten werden manche gekreuzigt, mit Speeren durchbohrt, mit spitzigen Eisen gehobelt, oder sie werden in der heißesten Jahreszeit nackt und mit einer süßen Flüssigkeit beschmiert im Felde ausgestellt und den Stichen der Insekten preisgegeben. Auf die Frage, ob diese öfteren Hinrichtungen ihren Zweck erreichen, ob sie Furcht einflößen oder Verbrechen verhindern, muß man verneinend antworten. Sie rufen vielmehr eine solche Gleichgültigkeit gegen den Tod hervor und lassen den Japanesen einen so äußerst geringen Werth auf sein Leben legen, daß er nie von irgend einer That durch den Gedanken an die Strafe abgehalten wird, mit der er von frühester Jugend vertraut ist. Während meines Aufenthaltes in Hakodade kamen zwei merkwürdige Beispiele dieser Todesverachtung vor. Zu Anfang dieses Jahres ritt ein Europäer durch die Stadt und versetzte einem japanesischen Beamten, der ihm den Weg vorlegen wollte, einen Schlag mit der Reitpeitsche. Der beleidigte Japanese riß den Europäer vom Pferde, zog seinen Säbel und würde ihn getödtet haben, wenn man ihm nicht zugerufen hätte, daß es der englische Konsul sei. Der Japanese verlor die Fassung und ließ den Engländer fahren, der spornstreichs nach Hause galoppirte. Ohne seinen Säbel in die Scheide zu stecken, erschien der Beamte bei seinen Vorgesetzten und meldete ihnen den Vorfall. „Du hättest den Fremden tödten sollen," sagte man ihm. „Du kennst das Gesetz, daß, wer den Säbel zieht, und den Zweck nicht erfüllt, zu welchem er ihn entblößt hat, seine Absichten an sich selbst ausführen und so den Schimpf durch sein Blut abwaschen muß." Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als der Beamte sich den Bauch aufschlitzte.

Der zweite Fall war folgender: Ein japanesischer Zimmermann, dem die für Diebstahl verhängte Strafe ganz wohl bekannt war, entwendete einem Amerikaner ein Kästchen mit Silbergeld im Werthe von 1300 Thalern. Nach kurzer Zeit ward er ergriffen, bekannte seine Schuld und gab das gestohlene Geld zurück, mit Ausnahme einer Summe von etwa vierzig Thalern. Der Amerikaner besuchte ihn im Gefängniß und fragte ihn, warum er nicht mehr von dem Gelde verbraucht habe, worauf er zur Antwort erhielt, daß er vierzig Thaler an seine armen Verwandten gegeben habe, für deren Unterhalt sie auf eine Reihe von Jahren ausreichen würden. Der Unglückliche hatte sich also mit vollem Bewußtsein und nur um seiner Familie eine sorgenfreie Existenz zu sichern, der Todesstrafe ausgesetzt, die auch durch Enthauptung an ihm vollzogen wurde.

* Der Morskai Sbarnik enthält öfters Korrespondenz-Berichte von Mitgliedern des russischen Konsulats in Hakodade, aus welchen wir Obiges mittheilen.

Mannigfaltiges.

— Der Konflikt in Ungarn. Ueber den ungarischen Landtag und die Bewegungsgründe zu seiner ablehnenden Adresse an den Kaiser äußert sich ein französischer Mitarbeiter des Temps, der seine Berichte aus Wien datirt, folgendermaßen: „Die Weigerung des ungarischen Landtages, an der liberalen Institution des österreichischen Reichsrathes

Theil zu nehmen, gleicht dem Widerstande Schleswig-Holstein's, welches, um seine Nationalität, seine Autonomie und seine alten Rechte zu wahren, es verschmäht, mit Dänemark die demokratischen Institutionen desselben zu theilen. Ungarn bietet in diesem Augenblicke das merkwürdige Schauspiel einer bewundernswerthen Ordnung mitten unter anarchischen Zuständen dar. Die Regierung erläßt Dekrete, die von Niemand ausgeführt werden; die Comitate fassen Beschlüsse, die ebenso wirkungslos bleiben, weil ihnen die Regierung ihre Zustimmung versagt. Während die Regierung einerseits die Eintreibung der Steuern durch Executionstruppen anordnet, erklären die ungarischen Gemeindebehörden Jeden für einen Vaterlands-Verräther, der ohne Zustimmung des Landtages auch nur einen Kreuzer an Steuern zahlt. So gehen zweierlei Rechts-Anschauungen und zweierlei Rechts-Ausführungen neben einander her, ohne daß es zu blutigen Zerwürfnissen kömmt. Die ungarische Kommunal-Freiheit ist es, die diesen passiven Widerstand möglich macht; ohne diese Kommunal-Freiheit würde das Land, und mit ihm wahrscheinlich ein großer Theil des übrigen Europa, seit vier Monaten in Feuer und Flammen stehen."

— Der Geburtsort von Peter Paul Rubens. Der bekannte belgische Deputirte der klerikalen Partei und frühere Minister Dumortier hat eine kleine Schrift unter dem Titel „Recherches sur le lieu de naissance de Pierre Paul Rubens" herausgegeben, worin er die Behauptung aufstellt, daß der große Maler Peter Paul Rubens weder in Köln, wo die Fronte des Hauses, in welchem er geboren ward, mit seinem Bilde geschmückt ist, noch zu Siegen in Westfalen, wo sein Vater in der Verbannung gelebt, das Licht der Welt erblickt habe, sondern in Antwerpen, wohin der Vater die Frau geschickt, damit das ungeborne Kind in Siegen nicht etwa protestantisch getauft werde. Da jedoch der ältere Rubens, ein Vertrauter Wilhelm's von Oranien (des Schweigsamen), selbst Protestant war, so ist nicht recht abzusehen, wie jener Grund hat Platz greifen können. Köln, Siegen und Antwerpen streiten also jetzt um die Ehre, der Geburtsort von Rubens zu sein. Für Siegen ist ein Holländer, der gelehrte Archivar Backhuysen van den Brinck im Haag, in die Schranken getreten.

— Dr. Bernhard Beer. Eine uns eben zugehende Rede zur Gedächtnißfeier des am 1. Juli d. J. verstorbenen Dr. Bernhard Beer in Dresden* veranlaßt auch uns, diesem ehrenwerthen Manne einige Worte der Erinnerung zu widmen. Die literarischen Arbeiten des Verstorbenen, namentlich sein nach den ältesten Traditionen poetisch bearbeitetes „Leben Abraham's" und seine deutsche Bearbeitung der von S. Munk französisch geschriebenen „Philosophie und philosophische Schriftsteller der Juden" sind zur Zeit in diesen Blättern besprochen worden. Dr. Beer wirkte aber nicht blos als Gelehrter und Schriftsteller, sondern auch durch eine wahrhaft unermüdliche Menschenfreundlichkeit. Stiftungen aller Art zur Ausbreitung von Gesittung, Kunst und Gewerbfleiß unter seinen jüdischen Glaubensgenossen sind von ihm in's Leben gerufen worden; eine der seltensten Bibliotheken, die jetzt als Vermächtniß an eine öffentliche Anstalt übergehen soll, wurde von ihm gesammelt, und so ging er anderen Wohlhabenden mit einem leider nur selten befolgten Beispiele der richtigen, segenreichen Anwendung ererbten Vermögens voran. Wie in der vorliegenden Schrift berichtet wird, beabsichtigt die jüdische Gemeinde in Dresden, welcher hauptsächlich die praktische Wirksamkeit Beer's gewidmet war, eine Stiftung, die seinen Namen trägt, zur Unterstützung wissenschaftlicher Studien zu gründen. Es wird dies die würdigste Bethätigung der Dankbarkeit sein.

— Medizinisch-Materialistisches. Die materialistische Literatur der Neuzeit wächst begreiflicher Weise mit den rastlosen Fortschritten der Naturwissenschaften. Eines der neuesten Produkte dieser Art liegt uns vor: „Naturforschung und Humanität. Versöhnungswort und Partei-Stimme eines Mediziners."** Das Versöhnende liegt aber hier am Ende nur in der sich von selbst verstehenden Freiheit der persönlichen Ansicht, für welche der Verfasser mit Recht in die Schranken tritt. Mit der sachlichen Wahrheit hat dies wenig zu schaffen. „Die edelsten Güter leiten wir von dem Stofflichen ab. Die köstlichsten Spenden des Lebens begrüßen wir als Lebens-Aeußerungen organisirter Naturgebilde ꝛc." (S. 18.) Damit ist die Frage nach dem Dynamischen in der „Zelle," dieser Grundlage alles organischen Lebens, noch keineswegs beantwortet; denn selbst der schwarze Kernpunkt der Zelle ist doch nur ein Zufälliges, eine Entelechie oder Monade, die ihren energischen Grund und Ursprung nicht in sich selbst hat, da sie endlich entstanden und vergänglich ist. Dieser Grund aber, auch nur als mathematischer Punkt aufgefaßt, liegt schon ganz außerhalb der sinnlichen Wahrnehmung. Mit Recht sagt Liebig, daß die Existenz eines Kügelchens noch nicht die Kraft erklärt, welche das Gerade krumm beg. Wie unzulänglich erscheint aber erst aller Materialismus der großen Thatsache gegenüber, daß es außer einer Naturgeschichte eine davon nach allen Seiten total verschiedene Geschichte der Menschheit giebt! Wenn für die erstere die „Zelle" immerhin einen wenigstens äußerlich genügenden Anknüpfungspunkt bieten möchte, so wird man doch für die Weltgeschichte eine gleiche Grundlage nicht eher gelten lassen können, als bis es dem Materialismus wirklich gelungen wäre, die Erscheinungen der Geschichte sammt und sonders aus der Struktur und Thätigkeit des Zellengewebes herzuleiten.

— Bericht über Moon's Blindenschrift.* William Moon, Mitglied der königlich geographischen Gesellschaft in London, hatte das Unglück, im Jahre 1839 gänzlich zu erblinden. Er lernte nun mit Hülfe der von Frère erfundenen, erhaben gedruckten Bücher lesen und bemühte sich bald, andere Blinde lesen zu lehren. Die lange Beschäftigung mit diesem Gegenstande und der eifrige Wille, seinen Leidensgefährten nützlich zu werden, hat ihn darauf gebracht, die Mängel dieser plastischen Druckschrift zu beseitigen und ein System aufzustellen, das sich durch möglichste Einfachheit empfiehlt. Man bediente sich nämlich bisher der sogenannten Stuttgarter Schrift, in der die Stuttgarter Bibel-Gesellschaft das Neue Testament hat drucken lassen, welche Schrift einfach aus den erhaben gedruckten, lateinischen Unzialen besteht. Moon setzt dafür theilweise weit einfachere Zeichen, deren Gestalt sich durch das Betasten mit den Fingerspitzen weit leichter ermitteln läßt; Zeichen, die der altenglischen Stenographie entlehnt sind, und große Aehnlichkeit mit dem einfachen Ductus der ältesten griechischen und lateinischen Lapidar-Alphabete haben, wie die beigegebene Probe zeigt. Selbst ein Sehender dürfte im Stande sein, bei geschlossenen Augen ohne weitere Uebung diese Gestalten durch das Tasten zu unterscheiden. Die vorliegende Schrift ist im Interesse des Moonischen Systemes abgefaßt.

— Das Buch der Erfindungen. Mit Vergnügen zeigen wir das Erscheinen der vierten Auflage dieses ebenso umfassenden, als populair bearbeiteten und durch zahlreiche Illustrationen auch für das einfachste Verständniß anschaulich gemachten Buches der Erfindungen auf dem Gebiete der Gewerbe und der Industrien an.** Während des Erscheinens der ersten Auflagen dieses Werkes, das von dem verdienstvollen, leider zu früh verstorbenen Friedrich Georg Wieck begründet wurde, sind die betreffenden Industrien und Gewerbe in ihrer Technik und Ausbreitung rastlos vorgeschritten, und diesem Fortschritte so viel als möglich zu folgen, haben der neue Herausgeber und die Verlagshandlung des Werkes sich zur angelegentlichen Aufgabe gemacht. Die erste Abtheilung desselben ist, nach einer vortrefflichen Einleitung Wieck's über die kulturgeschichtliche Entwickelung der Menschheit, der Geschichte der Buchdruckerkunst und der damit zusammenhängenden Gewerbe gewidmet; die zweite Abtheilung handelt von der Geschichte der Erfindung des Pulvers und der Schießwaffen, der Gase, der Dampfmaschinen, der Eisenbahnen und des Elektromagnetismus. Die dritte Abtheilung umfaßt die Baukunst, die Spinnerei und Weberei, die Glas- und Porzellan-Fabrication, sowie den Landbau und die landwirthschaftlichen Gewerbe; die vierte Abtheilung endlich behandelt die Bergwerkskunde und die Metall-Arbeiten, den Maschinenbau und die Mechanik überhaupt. Hier ist ein reicher Stoff für Jeden, der sich einerseits belehren und unterhalten, andererseits aber auch das, was er liest und lernt, auf das praktische Leben anwenden will.

J. L.

---

* Gehalten vom Ober-Rabbiner Dr. W. Landau. Zum Besten einer zu gründenden Beer-Stiftung. Dresden, Rudolf Kuntze, 1861.

** Berlin, A. Asher & Comp., 1861.

* Von Dr. G. Michaelis. Mit einer Druckprobe. Berlin, W. Hertz (Besser'sche) 1861.

** Materische Feierstunden. Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Begründet von Friedrich Georg Wieck. Vierte sehr vermehrte Auflage. Vier Abtheilungen in drei Bänden. (Preis 4 Thlr.) Leipzig, Otto Spamer, 1862.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Elsasser in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, ferner jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Preußen auch das Zeitungs-Expedition Neumann, Niederwallstraße Nr. 61) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefporto-frei, entweder kommandirt an die Verlagshandlung in Leipzig, oder an deren Commissionär, Herrn B. Behr's Buchh., Mauerstr. Finden Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 36. Mittwoch, den 4. September 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Dänemark. Seite

Die Dänen und die Nationalität der Färöer 421

Frankreich.

Literarisches Echo aus Paris. Das „Revue Journal“ und seine Beziehungen zur neufranzösischen Romanschule 424
George Sand und die Leidenschaft im Roman 426

England.

Universal- und Privat-Telegraphie in London 427

Japan.

Japanesische Sprache und Zeitrechnung 429

Böhmen.

Geschichte des böhmischen Nationaltanzes 430

Deutschland und das Ausland.

Die christliche Gemeinde des neunzehnten Jahrhunderts 431

Mannigfaltiges.

Das Buch der Wilden . . . . . „
William Caxton 432
Zur Geschichte des literarischen Eigenthums . . . . . „
Diät der Gelehrten . . . . . „

Dänemark.

Die Dänen und die Nationalität der Färöer.

Unter dem Titel: „Schilderungen und Sagen von den Färöern,“ hat ein färöischer Patriot, der Adjunkt P. A. Holm, in dänischer Sprache ein Werkchen von circa neun Bogen über seine heimatlichen Felseninseln herausgegeben, welches den Zweck hat, Schonung, respective Berechtigung der färöischen Nationalität von den Dänen zu erbitten und, wie er außerdem angiebt, die Aufmerksamkeit anderer Nationen, außer der dänischen, auf seine Heimat hinzuleuken, wozu der mit derselben freigegebene Handel die beste Veranlassung bietet.

Der dem Leser dargebrachte Stoff ist durchaus anziehend; der Gelehrte und Forscher, wie auch der Politiker, werden jeder für sich etwas Interessantes herausfinden, — doch Verarbeitung und Fassung sind durchaus mittelmäßig. Der Verfasser hätte sicherlich besser gethan, sich mit dem Zusammentragen des sehr schätzbaren Materials zu begnügen und die Redaction einem befähigteren Landsmanne zu überlassen, — doch es ist möglich, daß gerade ein solches sich nicht dazu hergeben wollte, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Der Verfasser schreibt nämlich unter dem doppelten Druck seiner amtlichen Stellung und des dänischen Fanatismus. Was das zu bedeuten hat, haben die schleswig-holsteinischen Prediger und Beamten erfahren und erfährt noch täglich sogar jeder Däne, der z. B. über die deutschen Universitäten und deutschen Zustände anderer Ansicht, als das Kopenhagener Ministerium, ist. Doch ein wahrer Patriot darf sich durch derartigen Terrorismus nicht zurückschrecken lassen, wenn ihm sein Ziel am Herzen liegt und er auf die Achtung von Ehrenmännern etwas giebt.

Unser färöischer Patriot hat die Sache anders angefangen: Er schmeichelt der dänischen Eitelkeit über alle Maßen, gleichviel, ob die Gelegenheit schicklich oder unschicklich ist; mitunter klingt es wie der bitterste Spott, und — trüge das Buch nicht an zu vielen Stellen den Stempel ungeschminkter, fast kindlicher Naturlichkeit der Auffassung, man wäre versucht, den Verfasser für einen durchtriebenen Schäfer zu halten. Doch damit hat er noch nicht genug gethan, er huldigt auch den unedeln Passionen seiner Gewalthaber, kurz, er ahmt den dänischen Patriotismus nach, den zu bekunden, es unumgänglich nöthig ist, eine Portion Galle über die Deutschen zu entleeren, wenn es auch so schlecht paßt, wie die Faust auf's Auge. Wir lieben den Verfasser zwar deshalb nicht, können ihm aber auch nicht zürnen, sondern nur bedauern, daß er sein Publikum nicht besser kannte, obschon er darunter aufgewachsen ist: die plumpsten Schmeicheleien steckt der Däne als etwas Selbstverständliches ein, vergißt aber darüber nie das Solide (gerade so, wie es der Franzose mit der „gloire“ und der Engländer mit dem „cotton“ hält!), und wehe Dem, der ihm seine solideren Interessen zu gefährden scheint, und wenn er ein Grundtviger wäre, es hülfe ihm kein Schmeicheln, er setzte sich dem Schlimmsten aus, wie die Erfahrungen der neuesten Tage nur zu gut bekunden!

Doch zurück zum Buche. Unser Färinger ist, wie gesagt, Patriot, wenn auch ein zaghafter, und beginnt daher sein Werk mit einer poetischen Widmung an die Färöer, bei welcher der gute Wille das Beste ist, ebenso wie in der darauf folgenden, acht Octavseiten langen Beschreibung der Reise von Kopenhagen nach seiner Heimat, die er im Versmaß des „Vikingeballs“ der „Frithjofssage“ abgefaßt hat, unter gleichzeitiger Angabe der Melodie derselben, falls Jemand Lust bekommt, den halben Bogen abzusingen. Der Anfang des Gesanges zeigt übrigens von einer eigenthümlichen seeräumischen Anschauungsweise, über die wir freilich, als Deutsche — nach des Verfassers Ansicht — nicht rechten können: „Hebt nun den Anker hinein und hißt das Bramsegel in den Topp, jedes Ende macht klar an Bord. Die Flagge weht von der Raae, der Wind lufft an aus Süden; wir woll'n nach dem Nordea zurück!“ ꝛc. Und die Reise geht vorwärts, wobei dem Norden tüchtig Weihrauch gestreut wird; Schweden kommt dabei etwas knapp weg, um so besser Dänemark; am Besten aber Norwegen und die Normannen, schon deshalb, weil die Färinger ihres Stammes sind, welche Annahme die dänischen Kritiker natürlich sehr übel aufgekommen; doch das kümmert uns Deutsche nichts, ebensowenig wie die schöne Meerfahrt; nur bei Hetland (Shetlandsinseln) halten wir uns auf, schon wegen unserer weltbekannten Sentimentalität in Sprachsachen, welche die Engländer, und das mit Recht, so gern lächerlich machen. Da sind die unparteiischen Briten doch ganz anders; sie „erwarben“ (der Verfasser sagt mit Gold!) die Shetlandsinseln, sowie die Orkneys, und hingen den Eingebornen den Brodkorb höher, so hoch, daß sie schon nolens volens auf englisch um Brod bitten mußten und schließlich ihr „melodisches, herrliches, skandinavisches Idiom“ (Siehe die ebenso unterrichtete, als wahrheitsliebende Times!) ganz gegen das bessere Englisch vertauschten; nun haben sie wenigstens eine „entschiedene“ Nationalität, von ihrem heimatlichen Boden aber kein Sandkorn mehr; Alles, bis auf die Lumpen, welche ihren Leib decken, gehört dem Landlord, — so sagt der nordische Patriot, und wir stimmen ihm bei.

Ja, es ist eine schöne Sache um die Moral, aber eine noch schönere um die Praxis! Unser unschönes Hochdeutsch devours the low Germnn, und wird nicht fetter davon, die Sprache des respektablen Englands hingegen hungert das Skandinavische aus und wird dabei fetter, am fettesten freilich seine biederen Gentlemen, die Landlords!

Die weiteren poetischen Versuche des Verfassers übergehen wir und verweilen nur mit Befriedigung einen Augenblick beim letzten, beim Gedicht: „Der 22. Juni 1844.“ Es wird darin der Besuch des Kronprinzen (jetzigen Königs) von Dänemark in Thorshave besungen. Es war dies ein seltener Ehrentag für die Kolonie, und die dänische Regierung hatte auch alles Mögliche gethan, um bei den Eingeborenen einen günstigen Eindruck von des Mutterlandes Macht zu hinterlassen; man hatte

zwei Fregatten und eine Korvette abgesandt, — eine der Fregatten war die jetzt preußische „Gefion." Als dänischer Unterthan und um die späteren Sünden seines Buches etwas zu entschuldigen, kann der Verfasser nicht umhin, auf die deutschen Niddinge (Schufte) zu schimpfen, die von Eckernförde's „Wällen" ihren „Tod" verursachten. Na, den Nidding mag der Herr Verfasser nur auf sich selbst nehmen, die tapferen Deutschen und der edle deutsche Fürst, welcher sie an jenem Tage führte, brauchen ihn nicht anzunehmen, und soll uns das dänische Schimpfen nicht abhalten, wenn es nöthig ist, wieder mit zwölf leichten Geschützen zwei Kriegsschiffe ersten Ranges der „seetüchtigsten" Nation zusammenzuschießen!

Die Erinnerung an Eckernförde hätte der Verfasser übrigens auch aus Klugheitsrücksichten unterlassen sollen, da er uns gleich am Anfange des ungereimten Theiles seines Buches (welcher etwas poetischer ist, als der gereimte) einen Vergleich zwischen dänischer und deutscher Hafenvertheidigung bietet. Gegenüber von Thorshave liegt nämlich eine tüchtige Schanze auf einer hohen Klippe, die meist wohl armirt und bemannt war, und den Hafen vollständig beherrscht, „so daß sie jedes eindringende Schiff in den Grund bohren kann;" indessen 1808 kam eine englische Kriegsschaluppe und nahm Thorshave mit sammt der Schanze — weil der dänische Kommandant den Färingern zu feuern verbot! Hier ließe sich also wohl eher ein Nidding anbringen. Die Engländer benahmen sich bei jener Gelegenheit, wenn auch nicht edel, so doch praktisch; warfen die Geschütze von der Schanze den Felsen herab, „wo sie lange liegen blieben," plünderten die Stadt aus und nahmen die Handelskasse mit. „Dies ist die traurige Geschichte der färöischen Festung, die jetzt nur zum Staat da ist, während der dänische Amtmann sich die 24 Mann Besatzung (junge Färinger) gut zu Nutze macht, sie unter Anderem als Ruderknechte bei seinen Amtsreisen verwendet!" Was soll der Mann auch weiter machen; ein Amt muß seinen Mann nähren, von der Ehre ist noch kein Däne fett geworden, das wissen die Hardesvögte und die anderen Beamten in Schleswig am Besten, und hat deshalb auch Ehren-Hall 70,000 Unterschriften für die Incorporation dieses gesegneten Landes zusammengebracht; die Färöer sind aber nicht so gesegnet, wie Schleswig, ergo muß der dänische Amtmann die 24 färöischen Kriegsleute zu Gelde machen.

Wie schön übrigens Dänemark verstanden hat, diese armseligen Inseln seit Jahrhunderten auszubeuten, schildert der Verfasser in seiner kindlich unschuldigen Weise recht treffend. Seit 1709 wurde nämlich der Handel mit den Inseln königliches Monopol, weil die Färinger schon lange über die Aussaugungen von Seiten der Familie Gabel geklagt hatten, welche Familie mit dem Handelsmonopol der Inseln von Friedrich III. belehnt war. Vor dieser hatten theils die Hansestädte (nie), theils die isländische Compagnie den Handel geführt, „aber die hatten das Volk gepeinigt!" Der gebundene Handel hatte zwar manchen Nachtheil für die Färinger, doch auch den großen Vortheil, daß sie durch diese Abgeschlossenheit ihrer Väter Sprache und Sitte in voller Reinheit bewahrt haben! Allerdings ein guter Trost, und gewiß besser, als das den Hetländern und Orkneyern von schottischen Lords und englischen Krämern bereitete Schicksal, welches der färöische Patriot wiederum mit düsteren Farben ausmalt. Doch Zufriedenheit ist die Hauptsache, und die scheint ihm und seinen Landsleuten stark innezuwohnen, wenigstens geht dies aus den Schilderungen färöischer Wohnungen und färöischen Lebens hervor. Die Hauptstadt Thorshave hat 900 Einwohner — Fischer und Tagelöhner, deren Kleidung und Häuser weder gegen Regen noch Kälte Schutz geben; ein schlechtes, braunes Wollenwamms, dünne, schwarze Kniehosen, Schaf- oder Kalbfellschuhe, durch welche man jedes Sandkorn fühlt, sind die Kleidung, die eher für italiänischen Sonnenschein, als für das rauhe, färöische Klima gemacht scheint. Und erst die Wohnungen! Gleich beim Eintritt in das Haus, welches stets nur aus Holz besteht, kommt man in eine Stube mit Lehmboden, meist ohne Decke, stets mit Torfqualm gefüllt, so daß die Thür, die sich gewöhnlich in der Giebelseite befindet, immer offen ist, — sie ist Fenster, Schornstein und Thüre zugleich. Am anderen Ende des Zimmers ist ein steinerner Heerd mit einem Holzschornstein darüber, der aber selten in Brand geräth, weil er zu sehr berußt ist. Außer dieser Rauchstube, in der man sich gewöhnlich aufhält, giebt es noch eine Wohnstube, an deren Seiten Bettstellen festgenagelt sind; diese, nebst einem Tisch, einigen Bänken, einigen Näpfen und Gefäßen, sowie einer eisernen Thranlampe an der Decke bilden den ganzen Hausrath. Alles ist von Rauch durchzogen, und man hustet und reibt die Augen, aber die Färinger sind doch kräftige, gesunde Menschen. Ihre Nahrung besteht aus Fischen und Wallfischfleisch oder Speck, frisch oder getrocknet; ein wenig Gerstenbrod und Schaffleisch, sowie die Wolle zu der ärmlichen Kleidung, giebt der Reichere dem Armen. Branntwein wird tüchtig getrunken, wahrscheinlich aber auch Thran, was der Verfasser zwar nicht anraunt; doch wer vom „Dufte" des Thranes redet, der wird auch wohl seinen Geschmack gut finden; und schadet dies auch gar nichts, und sollte der wackere Adjunkt Holm unseren Landsmann Graba in Ruhe lassen und nicht auf diesen schmähen, weil er beim Kauen des getrockneten Wallfischfleisches den Kinnbackenkrampf bekam und die färöische Lebensart nicht lobte; räumt doch der Verfasser selbst ein, daß färöische Speisen nur von Färingern zu genießen und zu verdauen sind. Warum seinen dänischen Herren zu Liebe uns selbst im Essen verfolgen? Doch wir verzeihen ihm, können ihm aber auf seine Küstenfahrt nicht folgen, weil die Beschreibung der großartigen Naturschönheiten jener Felseninseln etwas zu naiv abgefaßt ist, etwa wie die Ferienarbeit eines deutschen Tertianers; hier nur ein Beispiel: „Der erste Punkt, den wir auf Baagö treffen, ist Trollkonufingur, eine hervorragende Klippe von etwa 1000 Fuß Höhe. Diese Klippe hat ihren Namen von ihrer Gestalt (Hexenfinger), denn sie ist spitz und oben etwas gekrümmt, wie eine unmäßig große Klaue; unten hängt sie mit dem Felsenweg Baagö's zusammen; aber es geht ein großes Loch durch ihren Fuß, durch welches man wieder in ein anderes Loch sehen kann." Die Schilderung ist allerdings der Wahrheit gemäß, hat noch obendrein den Vortheil, daß der Leser seine ganze Phantasie spielen lassen kann, — ob man wohl jenen Hexenfinger besteigen kann, welche Sage knüpft sich an ihn, und was mag wohl in dem zweiten Loche zu sehen sein? — Da wollen wir lieber gleich für den die Naturschönheiten liebenden Leser Sir George Mackenzie's Schilderungen der Färöer empfehlen, auf den sich der Verfasser auch beruft, und zum richtigen Verständniß des Ganzen unseres Landsmannes Graba's Werk nicht vergessen.

Wir überspringen also die naturhistorischen Schilderungen, auch die Beschreibung des Vogel-, Seehunds- und Grindwallfisch-Fanges; in letzterem erwähnen wir nur eine kluge Bemerkung des Herrn Adjunkts, dessen Steckenpferd die segenannte deutsche Seeuntüchtigkeit ist. Die Färinger, meint er nämlich, sagen nicht Wallfisch, sondern blos Wall (hval, denn Wallfisch ist ein recht urdeutsches Wort, „welches eine vollständige Unbekanntschaft mit dem Meere und seinen zahllosen Viehherrden verräth." Das ist auch Patriotismus, aber dänischer.

Eine färöische Hochzeit wird uns auch vorgeführt, mit Wallfischspeck, angefaultem Hammelfleisch und anderen Leckerbissen, die uns nicht reizen können; aber Damen sind dabei, zum Entzücken, überhaupt muß der färöische Menschenschlag ein bildschöner sein, — nach des patriotischen Adjunkts Darstellung wenigstens. Eigenthümlich ist auch der färöische Tanz. Herren und Damen fassen sich abwechselnd bei der Hand, schließen einen Kreis, und nun geht's feierlich drei Schritt vor und drei zurück, nach dem Takte eines Liedes, welches Einer vorsingt und die Anderen nachsingen. Das beliebteste Tanzlied ist das folgende:

Góda skemtun gera skal,
Hvar eg gengi í dans,
Kvöði um kong Pipping
Og Oluvu dottur hans!

Stev.

Stigum fast á várt golv,
Sparum ei vár skó!
Gud man ràda, hoar voer drekkum onnur jól.

Tüchtig Possen soll man machen,
Wo ich zum Tanze antrete,
Singen vom König Pipping
Und Olwa, seiner Tochter.

Reett

Fest auf unseren Boden treten.
Schuhe sollen nicht geschont werden!
Gott mag wissen, wo wir wieder Weihnacht feiern.

Dieses Lied und seine Melodie hat der Dichter Ploug (Chef-Redacteur des Faedrelandet) als Modell zu seinem feierlichen Gesange, „Tü Schlacht bei Schleswig," benutzt, und wegen dieses Prachtstücks gehört er hauptsächlich zu den dänischen Klassikern. Vergleicht man nun die Motive des dänischen Patriotismus mit denen jenes schwunghaften Liedes, so kann man sich des Gedankens nicht enthalten, sie seien beide eines Ursprungs, nämlich aus der Posse! Von dem patriotischen Adjunkt war es übrigens eine große Unvorsichtigkeit, so aus der Schule zu plaudern, und hat er sich dadurch einen „bösen Zahn" des Dichter-Redacteurs zugezogen, den er in der erbarmungslosen Kritik seines Buches zu fühlen bekommen hat.

Doch lassen wir die Färinger in ihrer Weise tanzen, die, wenn auch nicht schön, so jedenfalls sehr besonnen ist, wie das ganze Wesen dieses

Volkes, was auch sein uraltes Sprüchwort schon andeutet: „Illt nytist af bróðræsi," segði Loki, han skuldi forn eftir sklruur-vattniuum; men kom ikki uttur, firr enn gentan stóð bróður, og tá spilti han vattnið i durunum. („Uebereilung schadet immer," sagte Loke, da er nach Taufwasser geschickt wurde und nicht eher wiederkam, als bis das Mädchen vor dem Trau-Altare stand, und da verschüttete er noch obendrein das Wasser auf der Thürschwelle.)

Wir kommen nun zur Beschreibung eines Wintertags, mit obligater Thranlampe, „starkem Tobak" (aufgeralter Kantaback), der von den Frauen aus ganz kurzen Thonpfeifen geraucht wird, hören ein färöisches Wiegenlied:

Färöisch.

Itogva út á krabbaskel,
Hví man kelling huka her?
Misti burtur ongul og stein.
Ikki fekk eitt fiskabein
Nú er eið at fara heim til pápa og mommu,
Abba og mommu ete. ete
Brenna skulum vi kråkubeinið í eldi okkurn í kvöld.

Dänisch.

Seile paa en Krabbeskal;
Hvi maa Kjælling sidde der?
Mistede baade Angel og Steen,
Ikke fik een Fiskeben.
Nu er Tid at seile hjem til Fader og Moder,
Farfar og Farmor ꝛc ꝛc.
Brænde skulle vi Kragebeen i vor Ild i Kvæld.

Deutsch

Hinausrudern in einer Krabbenschale,
Warum muß das Scheerkindchen hier hocken?
Es verlor sowohl Angel, als Stein,
Bekam keine einzige Fischgräthe.
Jetzt ist es Zeit, nach Hause zu fahren, zu Papa und Mamma,
Großvater und Großmutter ꝛc.
Verbrennen wollen wir einen Krähenknochen in unserm Feuer
während der Dämmerung.

und gehen zu den färöischen Sagen über. Diese enthalten viel interessanten Stoff und hätten wohl eine bessere Bearbeilung verdient, als sie bisher erfahren. Wir müssen auf die Sage von der Niederlassung der Friesen auf Syderö etwas näher eingehen. Es heißt: „Lange nachdem die Normannen sich des Landes bemächtigt hatten und nachdem die christliche Religion schon auf der Insel herrschte, ließen sich einige Friesen auf der Südspitze von Syderö nieder, von wo aus sie Seeräuberei trieben. Sie redeten eine andere Sprache, als die übrigen Leute der Insel, aber konnten sich ihnen doch verständlich machen; sie lebten übrigens mit den Eingeborenen im Frieden, aber sie waren Heiden. Man findet noch Ueberreste ihrer starken Schanze auf Akraberg, wo sie ihren Sitz hatten. Ihre Boote und Waffen waren anderer Art, als die der Färinger; sie hatten niemals, daß einer ihrer Landsleute gefangen wurde, er mußte sich entweder heraushauen oder sterben; sie selbst nahmen auch Niemand gefangen, sondern erschlugen ihre Feinde oder ließen sie abgeben, wenn sich dieselben ergeben hatten. Sie trieben keinen Handel mit anderen Völkern und verheirateten sich niemals mit Fremden. Als der schwarze Tod nach den Färöern kam, starben alle Friesen-Familien bis auf Eine aus. Das Haupt dieser Letzteren hieß der „Bauer von Akraberg" (bondin t Akrabirgi), war wegen seiner Stärke berühmt und hatte acht tüchtige Söhne. Da um der Bischof von Kirkjubö die Färinger mit Steuern drücken wollte, entstand ein Bürgerkrieg, und in der Schlacht im Mannafellsthal wurden des Bischofs Gegner besiegt, es waren dies die Bewohner der südlichen Inseln; doch im nächsten Jahre kam es zur Schlacht im Kolle-Fjord, also einer Seeschlacht, und nach einer jedenfalls recht ergiebigen Metzelei wurden des Bischofs Anhänger besiegt; nur er selbst entwischte nach seinem geweihten Bischofssitz, wo ihn Niemand zu tödten wagte, aus Furcht vor dem Banne. Doch unser friesischer Landsmann war ein Heide, und er erwies den Färingern gern den Liebesdienst, das streitsüchtige Pfäfflein zur Ruhe zu bringen." — Selbst den Schluß der Sage mit inbegriffen, haben wir hier das stolze, wenn auch wilde Bild des edlen, deutschen Friesenstammes vor uns, wie er vor achthundert Jahren war; und abgesehen von der durch die Zeit bedingten Milderung der Sitte sind die Leute dieses Stammes noch heute so, wie damals: Zwar nicht der Seeraub, aber doch die See ist ihr Element geblieben; heute, so wie damals, leben sie unvermischt in Blut und Sprache und kämpfen den geistigen und physischen Kampf mit dem Meere und mit dem Dänenthum; ihre Tapferkeit ist immer noch dieselbe, wie damals, als sie sich bei den ungastfreien Normannen festsetzten und durch das Schwert behaupteten.

Von den Sagen kommen wir zu dem Hauptzweck des Buches: Zur Darstellung der Unterdrückung färöischer Nationalität durch die Dänen. Jedenfalls nicht ohne Absicht hat der Verfasser diesen wichtigsten Abschnitt am Ende des Werkes angebracht. Er beginnt seine Abhandlung über die färöische Sprache damit, behutsam anzudeuten, daß die Sprache seiner Heimat ein Dialekt jener gemeinsamen nordischen Stammsprache, die sich am Reinsten in Island erhalten hat, wo sie zur Schrift-, Kirchen- und Rechtssprache entwickelt und so gebildet wird; dann beweist er, daß das Färöische dem Isländischen am Nächsten steht (mit Ausnahme der norwegischen Volkssprache doch wohl!), woraus schweigend folgt, daß auch das Färöische eigentlich Duldung verdient. Nun kommt noch ein Wenig über Orthographie und Aussprache, dann geht es an die Hauptsache, an die Unterdrückung der färöischen Sprache durch die dänische. Seite 121 u. ff. heißt es:

„Diese Sprache (die färöische), welche so außerordentlich falsch hier in Dänemark von Leuten beurtheilt wird, in deren Hand leider das Schicksal der Färinger gelegt ist, diese Sprache (nun kommt etwas Zucker), welche der Deutsche Graba ein Gemisch von Isländisch, Dänisch und Deutsch genannt hat, letzteres unter Anderem, weil ein Roß auch auf Färöisch „ross" heißt, diese Sprache hat nun seit Jahrhunderten im Munde der Färinger gelebt, in Gesang und Sage, und sie ist beibehalten und bewahrt mit einer Treue und Liebe, wie sie jedes gesunde Volk für seine Muttersprache fühlt; denn jeder Färinger betrachtet Färöisch als seine Muttersprache.

„Das Dänische ist eine fremde und geehrte (sic!) Sprache, welche niemals im täglichen Umgange zwischen Mann und Mann gebraucht wird. Nichtsdestoweniger ist das Dänische seit der Reformationszeit auf den Inseln die Rechts- und Kirchensprache gewesen, und die Färinger waren gezwungen, sie zu lernen und beim Sprechen mit den Beamten anzuwenden, abschon das weiche, milde dänische Idiom (hier hätte er den Schleswig-Holsteiner Graba citiren sollen) sich natürlich sehr häßlich aus dem Munde eines Färings anhört. Daß durch diese Verhältnisse viele Verlegenheiten entstehen, wird wohl Jeder einsehen, der für den Werth der Muttersprache und für die Bedeutung des lebenden Wortes ein offenes Auge hat. Der Färinger, welcher, wie ich in dem Vorhergehenden zu zeigen versucht habe, sehr gottesfürchtig ist, geht in die Kirche und hört eine dänische Predigt, von der er wohl — doch durchaus nicht immer — die meisten Wörter versteht, aber den Geist, der den Worten Leben giebt, versteht er nicht; nun geht er also nach Hause und spricht mit seinen Lieben über die ewigen Dinge, aber in einer anderen Sprache, deren Geist auch ein durchaus anderer ist. Die Kinder lernen ihr Christenthum aus dänischen Büchern, und es würde noch viel trauriger mit dieser Lehre aussehen, als es in der That ist, wenn nicht die Aeltern selbst sie ihnen mittheilten; denn sie erzählen ihnen die heiligen Wahrheiten in der Muttersprache, und dadurch gewinnen die Kinder eine Liebe zu derselben, welche die dänischen Bücher, die sie später auswendig lernen müssen, nicht in ihnen hervorrufen können. Der Uebelstand, eine Redesprache und eine andere Schriftsprache haben, wird dadurch noch vermehrt, daß im Schulgesetz der höheren Bürgerschule in Thorshave nur das Dänische, und das Färöische gar nicht, als Lehrgegenstand aufgenommen ist; damit ist den Unbilligkeiten gegen die Färinger in der letzten Zeit die Krone aufgesetzt; denn es steht unumstößlich fest, daß die Färinger sich niemals zu gesunder, geistiger Bildung entwickeln können, zu der sie doch so gute Anlagen haben, so lange man sie des Gebrauches des natürlichen Mittheilungsmittels ihres Geistes beraubt. Der gewöhnliche Einwand: das Färöische hat keine Literatur — ist nichtssagend; denn theils ist in Gesängen und Sagen hinlänglicher Stoff, um sie in ihrer Muttersprache zu unterrichten, theils werden nach und nach mehr färöische Bücher entstehen, wenn die Muttersprache nur erst Schriftsprache geworden ist. Zu behaupten, daß es hemmend und absondernd für die geistige Entwickelung wirken sollte, die Färinger Färöisch zu lehren, ist noch ungereimter, um so mehr, da es doch erwiesen ist, daß die wahre, geistige Bildung nur durch freie Wahl erworben werden kann; da nun aber die Färinger nicht zwischen Dänisch und Färöisch wählen dürfen, können sie sich auch nicht zu gesunder Bildung entwickeln. Es ist auch eine Thatsache, daß das Dänische hier oben auf den Inseln in schlechtem Ansehen steht, und der Grund dazu ist natürlich der, weil es eine den Leuten aufgezwungene, unnatürliche Sprache ist.

„Was den Werth der Sprache angeht, so kann dieser selbstverständlich nicht nach der Anzahl der darin erschienenen Bücher bestimmt werden, auch nicht nach der Menge der Sprachwerkzeuge gemessen werden, welche dieselbe reden; ebensowenig kann man denselben von eines dänischen Mannes, sondern nur von eines Färingers Standpunkt gerecht beur-

theilen (die Times ist vielleicht anderer Meinung!), und so meine ich denn, daß die Thatsache, daß die färöische Sprache immer noch so rein und unverfälscht besteht, wohl ein hinreichender Beweis für den hohen Preis ist, den die Färinger auf ihre Muttersprache setzen! Sehr verwundert hat es mich, daß Pastor Sörensen, selbst ein Färinger von Geburt, in einer oft angeführten Abhandlung der dänischen Monatsschrift, das Unrecht, welches die färöische Sprache leidet und litt, noch gar zu vertheidigen wagt, indem er die geistlosen Gründe anführt, die immer und immer wieder als Stütze für den unbilligen Zwang hingestellt werden. Ich schließe diese Bemerkungen mit dem Wunsche, den ich schon früher offen aussprach, daß man die Färinger dahin bringen möge, ihre Muttersprache lesen und schreiben zu lernen, dadurch, daß man dieselbe in den Schulen als Lehrgegenstand einführt....."

Nun bittet der Verfasser noch seine „dänischen Landsleute" recht inständig, die Bedeutung der geistigen Freiheit zu würdigen und den Färingern zu ihrem natürlichen Rechte zu verhelfen; er citirt noch zum Ueberfluß einen Grundtvig'schen Vers, welcher den Werth der Muttersprache in Rede und Buch hervorhebt; der ist aber für Schleswig geschrieben, wo nun das Deutsche ausrutten will, und macht ein derartiges Citat daher auf die Dänen geringen Eindruck. Die Klagen des patriotischen Färingers haben sie übrigens mit echt dänischer (nur so sind sie recht bezeichnet) Gemeinheit abgewiesen, wobei sich am Meisten Faedrelandet auszeichnete; dieses Blatt sagte unter Anderem:

„Wie kann eine Inselgruppe, etwa so groß, wie Möen, und mit so viel Einwohner, wie Helsingör, verlangen, ein Staat im Staate zu sein! Denn auf etwas Anderes zielen die Klagen doch nicht ab. Wir glauben gern, daß es den Färingern recht schmeicheln würde, ihren Dialekt als Schulsprache, wo möglich auch als Kirchensprache, eingeführt zu sehen, später vielleicht gar als Rechts- und schließlich vielleicht als Regierungssprache zu gelten; wir kennen dies schon von Schleswig her. Aber mit Nichten! Die Färinger sollen das Dänische behalten, welches sie der Segnungen der Civilisation, des Fortschritts und der Verbindung mit anderen Völkern theilhaftig macht (trotz Fischthran und elender Hütten!); die färöischen Patrioten mögen sich übrigens, wenn ihre Muttersprache gänzlich verschwindet, damit trösten, daß sie einer stammverwandten, nur auf einer jüngeren Stufe der Ausbildung stehenden Sprache Platz gemacht habe!"

Das nennt man Konsequenz! Für die Färinger ist die dänische Sprache auf einer jüngeren Stufe der Ausbildung, also besser, wie die alte, nordische; für die Schleswiger ist sie die ältere, nordische, also besser, wie die jüngere (?) Hochdeutsche! Die Religion ist überall Nebensache, wenn nur die schwindsüchtige dänische Nationalität einen möglichen kleinen Zuwachs erhält, von 16,000 Seelen auf 24 Quadratmeilen (soviel haben die Färöer), was allerdings für das winzige Dänemark ein bedeutenderer Bruchtheil, als für Preußen seine 30,000 Wenden im Spreewald, für welche die „sentimentale" preußische Regierung, unter voller Zustimmung ihrer deutschen Staatsbürger, die kostspielige Ausbildung wendischer Prediger, Schullehrer und Dollmetscher unterhält. Nun, vielleicht besorgt das fromme England durch seine Bibelgesellschaften für die armen Färinger eine färöische Bibel, wodurch es die Plünderung Thorshave's wenigstens in etwas wieder gut machen könnte.

Wir geben hier noch eine Probe färöischer Poesie, welche der Verfasser, um den Unterschied der färöischen von der dänischen Sprache zu zeigen, ebenfalls gebracht hat. Es ist der zweite Gesang des Sigmundsliedes:

Sigmundur-kvædi.

Färöer.

Nú skall taka upp annan tátt,
og sigla nordur til Svinoyjar brátt

I Svinoyjor býr sin menukur mann,
Bjarni bondi heitir hann.

Feir vundu upp segl i búnar hátt
og sigldu so til Svinoyjar brátt

Sjogvarnir bróta sum budaflus,
uá fór hann nordur um Mjóvanes

Sigmundur sigldi um Svinoyjar fjörd,
Skáftan bognaði unm ein gjörd.

Kastar hann akker á hvítan sand,
fyrstur steig Sigmundur fótum á land etc.

Dänisch

Nu begynder den anden Sang,
vt foite til Svinø dennegang

Paa Svinø boer en storver Mand,
Bonde Bjarne hedder han.

De vunde op Seil i höien Mast,
og seilede san til Svinø med Hast.

Söen brød, saa mod Skjär den flog,
Da nord for Mjovnäs han drog

Sigmund seilede paa Svindfjord,
Skibet bugnede sau en Gjord.

Han kaster Ankre paa hviden Sand,
den förste var Sigmund, der steg i Lund ꝛc.

Deutsch.

Jetzt beginnt der andre Gesang,
und nordwärts, nach Svinö, segeln wir ab.

Auf Svinö wohnt ein wehrhafter Mann,
der Bauer Bjarne heißt er.

Sie hißten die Segel im hohen Mast
und segelten also nach Svinö in Hast.

Die Meereswogen brechen sich wie die Braudung (am Schiffe),
Da er nordwärts auf Mjovnäs hielt.

Sigmund segelt nun durch den Svindfjord,
Das Schiff schmiegte sich wie ein Gurt.

Er wirft den Anker in den weißen Sand,
Zuerst setzt Sigmund den Fuß an's Land ꝛc.

Frankreich.

Literarisches Echo aus Paris.

Das „kleine Journal" und seine Beziehungen zur neufranzösischen Romanschule.

Die Deutschen wollen mit den Franzosen, die Franzosen mit den Deutschen Nichts gemein haben. Einzeln genommen finden wir uns liebenswürdig und scharmant, aber sobald ein Tropfen von der großen Nationalfrage mitunterläuft, sobald das persönliche Interesse verschwunden und die deutsche Masse der französischen gegenübersteht, hört alle Sympathie auf und die eine Masse findet die andere massenhaft unerträglich. Der Gebildete, dessen Geist sich vor einer so lächerlichen Ungerechtigkeit sträubt, will das allerdings nicht zugeben und findet in der Apotheke der Civilisation tausend Höflichkeitsformeln und Deckalven, die der häßlichen Pille der Gehässigkeit ein wohlgefälliges Aeußere verleihen; aber die Antipathie selbst existirt nichtsdestoweniger. In der Schale schimmernder, flimmernder Worte schlummert der Kern des gehässigen Gedankens, und im Verborgenen keimt und gedeiht er desto erfreulicher.

Das zeigt sich auch, wie jede geistige Bewegung, in dem Sittenspiegel der Literatur. Es fällt mir natürlich nicht ein, zum Beweise meiner Aussage, hier selbst nur skizzenhaft eine comparative Literaturgeschichte beider Völker entwerfen zu wollen und daran zu erinnern, wie von Anbeginn ein konstantes von einander Abweichen und Entfernen diese gleich großen Nachbarn charakterisirt habe. Ich beschränke mich auf den Augenblick und im Augenblick auf den Roman; da zeigt sich dasselbe Phänomen in verhältnißmäßiger Größe.

Die französische Roman-Literatur hatte schon vor der unsrigen den richtigen Weg gesucht und gefunden. Jetzt, wo wir von unseren Irrwegen abgeleitet, auf die rechte Bahn geführt werden, schlägt sie flugs einen Seitenweg ein und produzirt „Roman" getaufte Werke, die auf alle möglichen ehrenhaften Benennungen, nur nicht auf die eines Romanes, Anspruch machen können.

Wenn ich von Werken spreche, die zu „ehrenhaften Benennungen" berechtigt sind, so versteht sich von selbst, daß ich die Schauer-Geschichtes des Vicomte Ponson du Terrail und andere Sue-Nachäffe unbeachtet lasse. Die Kammerzofen- und Scheerenschleifer-Literatur beschäftigt mich überhaupt nie, weil ich sie erstens und Gottlob! nur sehr oberflächlich kenne und weil ich zweitens ein Gleiches von meinen Lesern voraussetzen darf. Auch Flaubert's „Madame Bovary" und die letzten und gelungensten Schöpfungen George Sand's müssen als absonderliche Erscheinungen, als Ausnahmen, bei Seite gelassen werden; nur will ich Ihnen im Vorübergehen den Marquis de Villemer und Jean de la Roche der großen Stylistin auf das Wärmste anempfehlen, reizende Romane, rein und

keusch, die vom wahren Genius ihrer Schöpferin durchweht and voa paradoxalee Sozial-Philosophie Gottlob verschont geblieben sind.*

Nach dieser Einleitung, deren Länge mir ein etwaiger Leser verzeihen möge, gehe ich nun zum wahren Zweck meines Briefes über, zur neufranzösischen Romanschule, wie ich ia der Ueberschrift za setzen mir getraute. Wenn za einer „Schule" ein Schulmeister ebenso erforderlich ist, wie die Schüler selbst, so ist die von mir gewählte Bezeichnung aur gewissermaßea richtig, da die Meisterstelle noch vacant ist. Vorsichtigere Pedanten würden deshalb „neufranzösische Romanrichtung" geschriebea haben; ich schrieb Schule, weil ich, wenn ich mir die za besprechenden Romanciers dergegenwärtige, eine ausgelassene, muthwillige Schuljugend, die über Tisch und Bänke klettert, Faxen an die Wandtafel schmiert und an den Schellen friedlicher Nachbarn erißt, vor Augen zu haben glaube.

Da haben wir den Gassenbuben Edmovd About, der mit Voltaire's gepuderter Perrücke stolz daher marschirt und den gaffendea Laffen „Poudre" in die Augen wirft, da haben wir dea schon erwachsenen, aber desto tolleren Alphonse Karr mit dem Papierdrachen des Paradoxons, dev juagen, behenden Jules Noriac, einen Galgenstrick; Méry, das Schooßkind der Damen, vnd andere lustige, amüsaate Burschen, die mit dem hausbackenen, gesunden Menschenverstande blinde Kuh spielen und deshalb sehr beliebte, sehr verkaufte sogenannte „Romane" geschriebenhaben.

Das ist das erste und charakteristische Kennzeichen der neufranzösischen Romanschöpfungen; ein schelmisches Verblenden der trockenen Vernunft wetteifert ia ihaen mit dem Hervorleuchten pikanter, herzerfreuender Paradoxien. Die einfache Natürlichkeit, die unserem verwöhnten Magen nicht mehr behagen will, hat der complicirten Widernatürlichkeit, die wider Willen fesselt, den Platz räumen müssea. Handlung und Charaktere, Styl und Behaadlung, Alles ist paradoxal; schon in der Benennung „Roman," die der Verfasser seiner Schöpfung beilegt, liegt eine Paradoxie; noch leuchtender tritt sie in der Bezeichnung, die die ganze Schule als Devise gewählt hat, hervor. Sie nennt sich nämlich, ohne einen schlechtea Witz machen zu wollen, l'ecole du boa evne.

Wena ich mir nun diese Eigenthümlichkeit, die Sie jedenfalls auch schon bei der Lektüer moderner Romone (von Karr z. B.) frappirt haben wird, zu erklären suche, so finde ich einen ersten Fingerzeig in den persönlichen Verhältnissen dieser Schriftsteller selbst. Die oben genannten Herren Karr, About, Méry und Noriae haben sammt and sonders Jahre lang an den sogenannten „kleinev Journalen," dea satyrischen Witzblättern, gearbeitet.

Das petit journal ist, identisch wie die Sonnette, eine Paris allein gehörige Schmarotzerpflanze, die eigenthich nur auf dem Asphalt der Boulevards gedeiht. In der Provinz, geschweige im Ausland, wird das Paeiser petit journal weder gewürdigt, noch verstanden, und man muß lange Zeit im Strudel der Pariser Bewegung, die sich auf dem Boulevard, zwischen der Obnusée d'Antia and dem Faabourg Montmartin concentrirt, hin and her geworfen sein, um den Reiz dieser Stadtklatschereien und den Werth, den der Pariser auf tiefe seine Lieblings-Lektüre legt, begreifen zu könaen; man muß mit einem Worte die Herren und Damen des Augenblicks, ihre Verhältnisse zu einander und zu Anderen ganz genau kennen, denn das kleine Journal ist ganz lokal vnd gaaz persönlich. Wenn es z. B. von Jules Janin spricht, so sieht es in ihm nicht den Kritiker der Débats, soadern den schmunzelnden, dicken Papa mit seinen kurzen Beinchen und seinem runden Schmeerbäuchelchen. Alle diese Details sind dem Fremden, der den gristreichen nad liebenswürdigen Recenfenten nicht persönlich kennt, vollkommen gleichgültig; aber gerade diese Details erregen die Heiterkeit des Figaro-Lesers, des müßigea Boulevards-Bummlers, der an dem Café Riche seine Cigarette raucht und täglich den oben besagtea lieben, dicken Mann an sich vorübergehen sieht.

Die Satyre, die sich unter dem jetzigen Preß-Regime nicht mehr aa politische Persönlichkeiten, noch weaiger an politische Ereignisse za vergreifen wagt, warf sich schonungslos auf die geistigen, fleischlichen oder finanziellen Celebritäten und wühlte, da ihr der öffentliche Moder unzugänglich war, im Schmutze des Privatlebens herum. Auf die Tragweite, Nützlichkeit und Würde der großen Satyre, wie sie Juvenal auf Rom, Heine auf Deutschland, Courrier auf Frankreich schleuderte, mußte sie allerdings verzichten, aber dafür entschädigte sie der Appetit, die Gier, mit der ihre klatschsüchtige Kundschaft die gewürzten and gepfefferten Pillen verschlang. Der Erfinder der Chroniqne scandaleuse (ich glaube, die Ehre gebührt dem noch jetzt den „Figaro" dirigirendea Herrn de Villemessant) war ein großer Menschenkenner; er wußte, daß in dem gutea Menschenherzen ein noch beseligenderes Gefühl lebte, als die von eigenem Kraftbewußtsein und eigeaer Wohlfahrt hervorgerufene Seelenruhe, nämlich die schadsüchtige Schadenfreude über Anderer Schwächen und Gebrechen. Die Klatschsucht, sagte er sich, die man bisher irrthümlich als ausschließliches Privileg der Kleinstädter betrachtet hatte, die liebe Klatschsucht, die lange Wmterabende verkürzt and dem dümmstea Einfaltspinsel Witz giebt, existirt auch in Paris, das Wagengerassel der großen Start übertönt sie. Setzen wir ihr eine Posaune an die breiten Lippen, damit sie ihrerseits das Gerassel überschreien kann, geben wir ihr ein Organ, und man wird sehen, daß sich der Paeiser, der sich über die Kleinlichkeit der Provinzial-Klatschereien erhaben glaubt, mit Leib und Seele in die ihm eröffneten Arme stürzen wird!

So entstand das moderne kleine Jovraal, das wahrscheinlich aur aus euphonistischen Rücksichten den Namen kleialiches Journal verschmäht hat. Trotz aller Protestationen und Indigaationen, trotz dem Zetergeschrei, man begehe an der Würde, auf die der Liberalste Anspruch machen müsse, einen Hochverrath, trotz alledem erfreute sich diese sehr charakteristische Ausgeburt eines herrlichen Gedeihens. Das Unternehmen glückte, besonders weil die Iraenalisten, die mit der gefährlichen Masse der Persönlichkeiten spielten, sehr geschickte Jongleurs, sehr geistreiche Leute waren; weil das Publikum ohne alle Befürchtungen dem pikaatea Spektakel beiwohnen konnte vnd nur, zu seinem hohen Ergötzen, über irgend einen verhaßten Nachbar das Damoklesschwert hängea sah. Die große, müßige Masse, die den Boulevard zwischen vier und sechs Uhr Abends unsicher macht, die neugierige, junge Paeiser Welt auf Kosten einiger bekannter, folglich der Lächerlichkeit anheimgefallener Persönlichkeiten zu ergötzen — in diesem Sinne war die Stadtchronik abgefaßt, die den Keim des neuen Journal-Genres bildete oder vielmehr das aene Genre selbst war.

Ein solche Tendenz entschied schon über die Form des Blattes. Die träge Provinzial-Klatscherei mußte, um sich in einem Paeiser Blatte einzubürgern, ihre unbeholfeve, kleinstädtische Tournüre, die sie der bitterbösen Verleumdung sehr ähnlich machte, vor allen Dingen ablegen und sich mit der Pariser Leichtigkeit vertraut machen. Der Ruhe, dem Ernste, der Ueberlegung blieben die Pforten geschlossen, und nur witzigen, spitzigen, behenden, lebhaften, ausgelasseaen, unbändigen Federn war die Ehre, im kleinen Journal zu schreiben, vergönnt. Die scelerösesten Alkoven-Geschichten, die traueigsten Eventualitäten des Ehestandes erschienen hier in lebendiger, heiterer Frische, ohne alle Moralhaberei. Deshalb wählte auch der Figaro das sehr glücklich gefundene Motto, die leichtsinnige Lebensregel seines klassischen Ahnen: „In der Befürchtung, weinen zu müssen, beeile ich mich, über Alles zu lachen," und er lachte über Alles.

Fehlte dem Verfasser heitere Stimmung und gute Laune, wie das mitunter passirt, so blieb ihm, um sein Publikum zu befriedigea, nur Eins übeig, die mangelade, natürliche Lebendigkeit durch eine künstliche, oder richtiger annatürliche za ersetzen, und dem nach leckeren Bissen schmachtenden Leser statt eines gefundea, guten oder schlechtea Witzes pikante Paradoxien aufzutischen. Das Paradoxe spielte also eine große Rolle im Jovrnale, fast die alleinige, da auch im lustigen Fraakreich der derbe, gute Hamor so zu sagen ausgestorben ist, aad der Esprit Parisien die gaieté gauloise verdrängt hat.

Schriftsteller, die diese Schule durchgemacht haben vad zum Theil in dieser Schule aufgewachsen sind, fangen nun an, Romane zu schreiben, und ich glaube Alphonse Karr war der Erste, der das petit journal auf das Romangebiet übertrug. Zu diesem Behufe erfand er die sogenannte, viel nachgeahmte „Parenthese," d. h. er suchte die Nüchternheit der einförmigen, erzählenden Form dadvrch zu beseitigea, daß er mitten in einer spannenden Scene ohne Weiteres eine gemüthliche Feuilletoas-Plauderei einschaltete, die mit dem Vor- und Nachstehenden Nichts gemein hat. Dies Einführen voa Joarnal-Artikeln im Romane fand allgemeiaen Beifall, und das ermuthigte Karr, auf der von ihm eröffneten Baha weiter vorzudringen, und Andere, dem Innovator zu folgen. Bisher war die „Parenthese" wirklich eine Parenthese, ein Einschiebsel geblieben, bunte Knoten im langen Faden der Erzählung; aber wir lebea im Jahrhundert des Fortschrittes — das genügte bald nicht mehr. Die Parenthese ward vervielfältigt, erweitert und erweitert, sie wurde zur Hauptsache, nad der Romaa selbst schien nur noch den Zweck zu haben, ein Schock Parentheseu in einem Rahmen zusammenzufassen.*

Paul Liadau.

* Frydeau machte mit seiner zu bekannten Fanny, der er den unglaublichen Zusatz „Studie" beizulegen für gut befand, auf Romon-Ehre gar keinen Anspruch.

** Ein zweiter Artikel, speziell den Romanen Noriae's gewidmet, folgt nächstens.

George Sand und die Leidenschaft im Roman.

George Sand hat nicht schlafen können vor Aerger, daß man ihr Talent, die Leidenschaft so hinreißend zu schildern, wie sie es in den Jahren der Jugendglut gethan, in Zweifel zog. Sie hat einen Roman aus dem Aermel geschüttelt, der die Leidenschaft wieder mit aller Machtvollkommenheit, mit Scepter und Krone darstellt, ihre Vasallen mit Blindheit schlagend und in den Abgrund des Verderbens stürzend.

Indem die berühmte Schriftstellerin den Rezensenten auf diese Art beweist, wie ungeschwächt ihre poetische Begabung ist, hat sie ihnen jedoch nicht die Konzession gemacht, ihre neue Ansicht von dem Gesetz der Moral abzuschwören. Im Gegentheil zeigt sie die Stärke ihrer Ueberzeugung mehr als jemals in den ergreifenden Darstellungen ihres Romans. Die Revue des deux Mondes bringt denselben augenblicklich unter dem anspruchslosen Titel „Valvèdre," aber in kurzer Zeit wird der Verlegee der sämmtlichen Werke George Sand's, Levy in Paris, die vollendete Arbeit dem großen Publikum übergeben, und vielleicht findet sich auch wohl einmal wieder ein deutscher Uebersetzer dafür. Es ist eine eben so traurige, als merkwürdige Thatsache, daß George Sand nicht mehr so viel übersetzt wird, seit ihre Romane moralisch geworden sind!

Valvèdre ist der Name, den George Sand einem großen Naturforscher beilegt, der seine wissenschaftlichen Reisen und Untersuchungen auf Kosten seines Familienglücks verfolgt. Seine Frau fühlt sich durch die stete Abwesenheit und gelehrte Zerstreutheit des Gemahls berechtigt, an seiner Liebe zu zweifeln und eine Entschädigung nicht zu verschmähen, die ihr in der abgöttischen Verehrung eines jungen Mannes, Francis Valigny, dargeboten wird. Dieser ist, obwohl noch völlig unverdorben, doch schon von dem Geist der Zeit erfüllt; der Dämon des Zweifels und der Unzufriedenheit hat sein Inneres durchwühlt und empfanglich gemacht für die Trugschlüsse der Leidenschaft.

Er lernt die Geliebte in einem einsamen Gebirgs-Gasthause kennen, nachdem seine Phantasie durch die widersprechendsten Gerüchte über sie im höchsten Grade erregt worden ist. Ein deutscher Jude, Moserwald, der in Paris als reicher Inwelier gelebt hat, und seine angeborene poetisch-sentimentale Natur durch die raffinirten französischen Theorien über Lebensgenüsse und Sittengesetze verdorben hat, liebt ebenfalls die schöne Frau des reisenden Gelehrten; er erzählt dem jungen Manne mit buntester Ausschmückung über ihren Ruf und Vortheilhaftes von ihren Eigenschaften. Dieser Moserwald ist ein Meisterstück der Charakteristik; ein so anziehender Kontrast von niedriger Gesinnung und hoher Empfindung, ein so unterhaltendes Gemisch von komischen und rührenden Zügen findet sich in keinem andern Romane George Sand's. Der Mannigfaltigkeit ihrer psychologischen Schöpfungen hat sie damit wieder ein glänzendes Zeugniß ausgestellt.

Dieser tragikomische Liebhaber treibt seine Selbstverläugnung so weit, daß er seinem glücklichen Nebenbuhler die Wege bahnt, um mit der Geliebten geheime Zusammenkünfte zu halten. Er schmückt ihnen eine Rosenhütte aus, welche dicht an den Garten der Frau von Valvèdre stößt. Dorthin kann sie unbemerkt gelangen und das exaltirte Liebesverhältniß, dem sie den entschuldigenden Nimbus platonischer Begränzungen zu verleihen trachtet, auch noch mit dem Reiz des Geheimnißvollen umgeben. Meisterhaft hat George Sand die Sophistik der Selbsttäuschung und Selbsterhebung geschildert, die zwischen den Liebenden herrscht. Der junge Mann, beinahe um acht Jahr jünger als die Geliebte, ist vollkommen darin verstrickt. Dennoch ahnt er dunkel, daß er die Bitterkeit der Schuld nicht würde ertragen können, und sehnt sich nach der reinen, sittlich hohen Atmosphäre, in der die nahen Verwandten der Frau von Valvèdre leben. Es ist darumtee ein junges Mädchen, Adelaide, die ihm einst von seinen Eltern zur Gattin bestimmt war; ohne die irrgeleitete Empfindung für Frau von Valvèdre würde sich sein Herz der größten Beseligung öffnen können, das fühlt er deutlich beim Anblick dieses lieblichen Wesens, das der Inbegriff echter Weiblichkeit und Jungfräulichkeit ist. Aus dem Versteck der verbotenen Liebe belauscht der unglückliche Jüngling zum öftern die reizende Adelaide, die in einer Laube an der Mauer des jenseitigen Gartens ihre jüngere Schwester unterrichtet. Das ganze, unverlorene Paradies ihrer Seele wird ihm dadurch vor Augen geführt, und man muß George Sand bewundern, wegen der zarten, idealen Pinselführung in dem Bilde dieser Jungfrau. George Sand ist ein Raphael der Feder, und besitzt noch viel mehr Begabung für die Darstellung reiner Seelen, als für die entfesselten Dämonen der Leidenschaft.

Ein Gedicht, welches Adelaiden in den Mund gelegt wird, ist die zarteste und echteste Poesie; aber es ist seltsam, George Sand giebt es in ungebundener Rede. Eine Dichterin, der das Wort so unumschränkt zu Gebote steht, vermag doch nicht, es in die Form der Poesie zu bringen.

Man würde diese Anomalie nicht begreifen können, wenn nicht Frankreichs andere berühmteste Schriftstellerin, Frau von Staël, sie ebenfalls zur Anschauung gebracht hätte.

Doch zu George Sand's Roman der Leidenschaft zurück. Die Liebe des jungen Mannes schwankt eine kurze Zeit zwischen Adelaide und Frau von Valvèdre. Letztere bemächtigt sich seiner jedoch endlich ganz und gar, weil sein Mitleid und sein Stolz durch sie in's Spiel gezogen worden.

Der Ehemann hat durch einen unvorsichtig über die Mauer geworfenen Brief des Liebhabers den Sachverhalt erfahren und hält in ganz neuer Weise ein Strafgericht darüber ab. Er setzt sich in die Laube neben dem Lauscherplätzchen, wo er Valigny mit Recht anwesend vermuthet, und erzählt nun seinem Schwager, der zugleich der Jugendfreund des Letzteren ist, die ganze Geschichte seiner Heirat. Die schonungslose Art, womit er dabei über den Charakter seiner Frau und ihre neueste Verirrung urtheilt, soll die Strafe und das Mittel zur Erleuchtung für den Liebhaber werden. Aber das Gegentheil wird dadurch bewirkt. Der junge Mann fühlt sich nun grade erst recht unauflöslich an Frau Valvèdre gekettet, weil sie so hart von ihrem Manne verurtheilt wird, und weil dieser an seiner Ausdauer und Charakterfestigkeit zweifelt, das Verhältniß durchzuführen. Er schlägt der Geliebten vor, mit ihm zu entfliehen, eigentlich nicht von der Liebe geleitet, sondern um zu beweisen, daß er Alles daran setzen kann, ihren Besitz zu erlangen. Dem romantischen Sinn der Frau von Valvèdre ist es überaus lockend, sich entführen zu lassen; sie sehnte sich schon lange aus der Einförmigkeit ihres Kreises hinaus; Bewegung, Veränderung, Leidenschaft scheinen ihr eine Erfrischung ihres ganzen Wesens zu bieten. Der Gedanke der Trennung von ihren Kindern und die Furcht, ihre Ehre in den Augen der Welt zu verlieren, halten sie jedoch noch vor dem entscheidenden Schritt zurück. Sie unterhandelt mit dem Geliebten, er muß ihr versprechen, sie zu respektiren, bis sie eine gerichtliche Scheidung von ihrem Manne erlangt hat, und sie die rechtmäßige Gattin Valigny's geworden. Die Trennung von ihren Kindern will sie als die Strafe und Sühne ihrer Flucht betrachten und sich darin fügen.

Der großmüthige Moserwald bringt seinem Nebenbuhler das nöthige Geld auf, welches derselbe jedoch nur als Darlehn annehmen will. Es folgt nun eine furchtbare Prüfungszeit für die treulose Gattin; sie muß es mit ansehen, wie ihr Geliebter sich martert, um die Mittel für ihren beiderseitigen Unterhalt und für die Erstattung seiner Schuld zu gewinnen. Die Aussicht auf ihre Vereinigung wird auch fast unmöglich gemacht, denn der beleidigte Gatte, der zwar keinen Schritt gethan, um sie von ihrer Flucht zurückzuhalten, hat doch eine Scheidung zu vereiteln gewußt. Erst nach mehreren Jahren will er in dieselbe einwilligen, wenn seine Frau dann noch darauf bestehen sollte. Er wollte ihr dadurch die Möglichkeit zur Rückkehr gewähren, oder vielleicht auch nur versuchen, ob sie zu der romantischen Verirrung auch noch die Erniedrigung gesellen würde; aber die unglückliche Frau wehrt sich mit Energie gegen letztere. Ihr Geliebter unterstützt sie darin und benimmt sich überhaupt in ganz anderer Weise, als George Sand sonst die Liebhaber auftreten läßt; dieselben haben bekanntlich in ihren Romanen stets die schlechtesten Rollen inne. Von Egoismus, Gefühllosigkeit, Verderbtheit, sind sie es immer, welche die liebenden Frauenherzen zertreten, oder wenigstens nicht zu würdigen wissen. Francis Valigny ist eine so edle Seele, wie George Sand sie noch nie einem ihrer Liebhaber gegeben hat. Seine Leidenschaft verflüchtigt sich nicht etwa und macht dem Mitleid Platz, was immer noch eine feinere Empfindungsweise wäre, als sonst den Helden George Sand's beigelegt wurde; nein, seine Leidenschaft sublimirt sich wirklich zu dem reinsten Platonismus, und seine Selbstopfer für die Geliebte sind übermenschlich.

Wohl fühlt sie sich dadurch in tiefster Seele gerührt, aber vergebens ist ihr Streben, auch Glück darin zu finden; seit sie ihre Ehe gewaltsam löste, hat die Verblendung der Leidenschaft aufgehört. Es erscheint ihr plötzlich Alles im richtigen Licht der Vernunft und Moral, sie sieht ein, daß sie die scheinbare Gleichgültigkeit ihres Gatten selbst verschuldete, daß sie hätte danach trachten müssen, seine Liebe wieder zu verdienen, und auch wenn dies ihr nicht gelungen wäre, sie doch nicht ihren Pflichten untreu werden durfte.

Der Kummer wirft sie in eine rettungslose Krankheit, sie kennt kein anderes Gefühl mehr, als die Sehnsucht, ihren Gatten wieder zu sehen und seine Verzeihung zu erlangen. Durch die Vermittlung des gutmüthigen Moserwald, dessen uneigennützige Liebe zu ihr sie aus der Ferne bewacht und jeden ihrer Wünsche errath, wird Herr von Valvèdre an ihr Sterbebett geführt. Er versöhnt sie mit sich und erhebt ihre Seele wieder zu Gott, den sie verloren hatte; es ist eine ergreifende Scene, die

weibliches Auge ohne Thränen lesen wird. Aber es ist keine Anwandlung von Sentimentalität darin; das Ergreifende liegt in der sittlichen Kraft und in der Naturwahrheit. Die unglückliche Frau sühnt ihre Schuld durch einen frommen Tod, der iere geleitete junge Mann durch ein asectisches, arbeitsvolles Leben. Herr von Valvèdre, den George Sand mit sittlicher Vorliebe als christlichen Philosophen geschildert hat, verzeiht auch dem Geliebten seiner Frau, nachdem derselbe Jahre lang der Reue gelebt und seine heilsamen Vorschläge befolgt hat. Er verheiratet ihn sogar schließlich mit einer jungen Verwandten, und geht selbst noch einmal zum Altar mit jener Adelaide, die ihn im Stillen immer verehrt und geliebt hat. Die schöne, arme Sünderin, Frau von Valvèdre, ist es also allein, die eigentlich Sühne leistet; sie hat freilich auch am meisten gefehlt, und ihr Unglück ist völlig selbstverschuldet; dennoch empfindet man tiefes Mitleid mit ihr, sie ist die weibliche Schwäche in holdester Gestalt, leichtgläubig und warmherzig, für alle Täuschungen der Leidenschaft empfänglich. Früher hätte George Sand gewiß auch für sie Partei ergriffen, aber jetzt läßt sie sie als Sühnopfer bluten und für die Heiligkeit der Ehe Zeugniß ablegen — vielleicht um die Akademie Lügen zu strafen, die neulich den Preis nicht an George Sand geben wollte, weil sie die Ehe in ihren Schriften angegriffen haben soll! F. v. H.

England.

Universal- und Privat-Telegraphie in London.

Dieses London ist als Mittelpunkt für alles Mögliche auch das Haupt-Centrum der Sprache des Blitzes geworden, und zwar durch einen der Deutschen, die das Pulver allen möglichen Fortschrittes erfunden, obgleich sie es zu Hause selbst je kaum zu riechen bekommen. Ein Deutscher gründete und erzog die „Times," die nun aus Dankbarkeit für ihren Urvater mit echter Renegaten-Tücke am Stock-Englischsten auf Deutschland zu schimpfen weiß.

Vielleicht richtet sich die Macht der neuesten Presse, die Telegraphie, als deutsches Kind in der Fremde, auch noch gegen ihr Mutterland — das keine Times-Macht duldet und auch der Blitz-Literatur nur staatlich und polizeilich kontrolirte Zuckungen erlaubt. — Doch das ist nicht unsere Sache hier. Wir freuen uns zunächst, daß es auch wieder ein Deutscher war, der die dem Odersten der Götter aus der Hand gewundenen Blitze in London hinter der Börse und Bank concentrirte und sie als Börsen, Banken und Throne erschütternde Sprache über die ganze Welt spielen läßt.

Es ist das Telegraphen-Bureau des Herrn Reuter, das dem politischen und Börsen-Publikum schon gehörig durch seine Telegramm bekannt ist.

Es fing vor zwölf Jahren in Aachen an. Der erste Telegraph auf dem Kontinente war der zwischen Berlin und Aachen, der im Jahre 1849 zur Benutzung des Publikums eröffnet wurde.

Herr Reuter, der die Nützlichkeit und Tragweite des elektrischen Telegraphen vollständig erkannte, suchte auch dem Volke die Vortheile desselben zu verschaffen und gründete zu dem Zwecke bei Eröffnung der oben erwähnten Linie ein telegraphisches Bureau in Aachen. Nun mußte auf Mittel gesonnen werden, den Unvollkommenheiten, die das Telegraphen-System zur damaligen Zeit noch aufzuweisen hatte, abzuhelfen, und Herr Reuter nahm zur Taubenpost seine Zuflucht. Diese wurde zur Beförderung von Depeschen zwischen Aachen und Brüssel etablirt, wodurch die Expedition der an dem einen oder anderen der beiden Plätze ankommenden Depeschen um circa acht Stunden beschleunigt wurde. Die für den Osten bestimmten Depeschen, die in Brüssel mit der Post ankamen, wurden von dort aus in drei Kopien vermittelst drei verschiedener Tauben nach Aachen expedirt. (Die dreifache Versendung der Depeschen geschah nur, um Regelmäßigkeit und sichere Ankunft herzustellen.) Die Tauben legten die Entfernung von Brüssel nach Aachen in einer Stunde zurück. Von letzterem Orte wurde dann das Telegramm dem elektrischen Draht anvertraut und, in Berlin angekommen, an den Bestimmungsort auf das Schleunigste weiter befördert. Die für den Westen bestimmten Depeschen wurden von Berlin nach Aachen per Telegraph befördert, und von dort per Taubenpost in oben angeführter Weise nach Brüssel, um von letzterem Platze ihrem Bestimmungsort zugeführt zu werden. Der Nutzen, der für den Handel daraus entstand, wurde bald anerkannt, und man bediente sich des Reuter'schen Bureau's in ausgedehntester Weise.

Der Telegraph nahm jedoch bald immer größere Dimensionen an, und es währte nicht lange, da waren Berlin und Paris, bis auf eine kleine Strecke zwischen Quievrain und Valenciennes, in direkter telegraphischer Verbindung. Zur Ausfüllung dieser Linie wurden von dem Reuter'schen Bureau stets berittene Postillone in Bereitschaft gehalten, die den Depeschen-Dienst zwischen diesen beiden Orten zu versehen hatten.

Im Jahre 1851 eröffnete Herr Reuter sein Etablissement in London, wohl einsehend, daß dieser Platz den Mittelpunkt der Telegraphie bilden würde. Der Sub-Marine-Kabel war damals glücklich zwischen Calais und Dover gelegt und somit direkte Communication per Telegraph mit dem Kontinente hergestellt worden. Bisher hatte das Reuter'sche Bureau seine Aufmerksamkeit nur kommerziellen Depeschen zugewandt, jetzt aber glaubte Herr Reuter den Zeitpunkt herangenaht, auch für politische Nachrichten sein System nützlich machen zu können, indem er der Presse telegraphische Mittheilungen machte.

Da gab es nun viele Schwierigkeiten zu überwinden, von denen eben nicht die geringste war, daß die englischen Journale nur ungern dieselben Telegramme veröffentlichen wollten, sondern daß jedes seine eigenen, ihm exklusiv angehörenden Depeschen zu geben wünschte. Dieses Vorurtheil mußte bekämpft werden, und es gelang erst nach dem dritten Versuche, die Londoner Journale an den Gedanken zu gewöhnen, daß Alle, ohne sich Etwas zu vergeben, dieselben telegraphischen Berichte veröffentlichen könnten. Eine andere Schwierigkeit war, die Korrespondenten zu finden, die in der Wahl von Nachrichten die nöthige Vorsicht gebrauchten, sie nur aus zuverlässigen Quellen zu schicken, damit nicht auch falsche Gerüchte in die Welt geschickt würden. Hier war nun ganz besondere Umsicht nöthig. Die außerordentliche Pünktlichkeit, Unparteilichkeit und Genauigkeit, die den telegraphischen Mittheilungen zugewendet wurde, gewannen denn auch bald das Vertrauen der englischen Presse, und so kam denn ein Journal nach dem anderen, um mit Reuter's Telegrammen versehen zu werden.

Daß es aber nicht leicht war, dieses Ziel zu erreichen, ergeht schon daraus, daß, wie wir gesehen haben, Herr Reuter sein Office hier im Jahre 1851 etablirte, es aber erst im Jahre 1858, kurz vor dem Ausbruch des Krieges in Italien, demselben gelang, die Presse für sein Telegramme zugänglich zu machen.

Jedoch noch vor dem Beginn des italiänischen Feldzuges sollte schon die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf die Reuter'schen Telegramme gelenkt werden, und zwar waren es die von Napoleon III. am 1. Januar 1859 an den österreichischen Gesandten gerichteten, verhängnißvollen Worte, welche das Reuter'sche Bureau bekannt machte.

Die vorerwähnte Ansprache des Kaisers wurde gegen 1 Uhr Mittags in den Tuillerien gehalten und um 2 Uhr — also nur eine Stunde später — war das hiesige Publikum damit in einer dritten Ausgabe der „Times," unter der Aufschrift „Reuter's Telegrams," bekannt gemacht.

Nun wollten auch die Journale der Provinz nicht länger hinter den Londoner Zeitungen zurückstehen, und so wurden auch sie Abnehmer der Reuter'schen Depeschen, und das Interesse der Bevölkerung steigerte sich mit jedem Tage.

Vom fernen Osten und Westen, wo immer sich etwas Wichtiges ereignet, berichtet uns das Reuter'sche Bureau auf das Genaueste und benutzt hierzu jeden bestehenden elektrischen Draht. Wo dieser fehlt, werden alle zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung gebracht, um die Transmission der Depeschen zu beflügeln. Ueberall sind Korrespondenten angestellt, die jedes wichtige Ereigniß an das Haupt-Bureau auf das Schnellste zu melden haben. Dies bezieht sich nicht nur auf den Kontinent, wo auf allen Hauptplätzen das Bureau vertreten ist; auch in Afrika, Asien, Indien, China und Australien, ebenso in Amerika, Brasilien, Westindien ꝛc. hat Herr Reuter Agenten aufzuweisen, so daß das Publikum von allen Welttheilen aus mit Nachrichten per Telegraph versehen werden kann. Wo es aber die Lage der Dinge erheischt, wie z. B. zur Zeit des italiänischen Feldzuges, da ist das Reuter'sche Bureau noch durch spezielle Korrespondenten vertreten.

Während des Krieges in Italien mußte ein solcher den kriegführenden Parteien auf Weg und Steg folgen, um dem Reuter'schen Bureau vom Kriegsschauplatze selbst alle wichtigen Ereignisse mit der Schnelligkeit des Blitzes zugängig zu machen.

Ein Gleiches ist jetzt mit dem Bürgerkriege in Amerika der Fall, wo auch ein spezieller Korrespondent für das Bureau hingegangen, dessen Aufgabe es ist, alles Wichtige auf das Rascheste mitzutheilen. Leider ist die Legung des Atlantischen Telegraphen mißglückt. Wie wichtig eine solche direkte Communication aber jetzt wäre, bedarf wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Täglich würde uns der Telegraph Neues von

dorther zu berichten haben. Wie es übrigens iſt, laßt das Reuter'ſche Bureau kein Mittel unbenutzt, um uns auf das Schleunigſte in den Beſitz amerikaniſcher Nachrichten zu ſetzen. Nach Abgang der Dampfer aus den dortigen Häfen werden noch Depeſchen nach demjenigen Platze Ameika's geſandt, den die Dampfer noch auf ihrer Route berühren, ehe dieſelben die amerikaniſchen Geſtade gänzlich verlaſſen. Wir erhalten dadurch oft Nachrichten, die ein ſechs Tage ſpäteres Datum, als den Abgangstag des Dampfers von New-York tragen. Hier werden die Nachrichten bei Ankunft des letzteren in irgend einem Hafen Großbritanniens oder Irlands per Telegraph nach London geſandt und ſomit die Poſt wiederum um circa zwei Tage überflügelt.

Die Depeſchen gehen dem Bureau außer in engliſcher, auch in deutſcher, franzöſiſcher, italiäniſcher und ſpaniſcher Sprache zu, und dieſe letzteren werden daher, ehe ſie den Zeitungen mitgetheilt weeden, erſt in's Engliſche übertragen. Um ſeinen Depeſchen neue Fittige zu verleihen, und ſo jeden möglichen Zeitverluſt zu beſeitigen, hat nun Herr Reuter auf neue Mittel geſonnen und ſein Bureau mit denen der Zeitungen in direkte telegraphiſche Verbindungen gebeacht.

Wer hat nicht ſchon beim Paſſiren des Finsbury-Square, der Royal-Exchange, St. Paulskirche, Fleet-Street, Strand und Pall-Mall, einen von zwei Drähten gehaltenen dicken Kabel bemeekt, der ſich über den Häuſern durch die Luft hinzieht? — Es iſt dies die Linie, welche die drei Bureaux des Herrn Reuter in Waterloo-Place, Pall-Mall, Royal-Exchange-Buildings und Finsbury-Squaee telegraphiſch unter einander und auch gleichzeitig die verſchiedenen Zeitungs-Bureaux mit den Reuter'ſchen Bureaus verbindet.

Dieſer Kabel enthält nämlich dreißig dünne, kupferne Leitungs-Drähte, von denen jeder einzelne wieder mit Kautchouc überzogen iſt, ſo daß ſie von einander getrennt ſind.

Von dieſen Deähten kann nun an jeder beliebigen Stelle einer oder mehrere gelöſt und nach irgend einem Houſe hingeleitet werden, wo immer telegeaphiſche Communieationen herzuſtellen ſind. Jede dem Reuter'ſchen Bureau zugehende Depeſche wird nun vermittelſt dieſer Drähte den Zeitungen unmittelbar nach Empfang zugeführet, und man kann daher mit Recht ſagen, daß die engliſche Preſſe durch Vermittelung des Reuter'ſchen Bureau in direkter telegraphiſcher Verbindung mit dem Kontinente ſteht. Denn alle Telegraphen-Aemter ſind in direkter telegraphiſcher Verbindung mit dem Reuter'ſchen Bureau.

Desgleichen iſt dieſes Bureau mit dem Parlamentshauſe telegraphiſch verbunden, und die Debatten werden von dort aus an beſſelbe ohne Verzug geſandt, um alsdann in die verſchiedenen kontinentalen Sprachen überſetzt nach Deutſchland, Frankreich, Belgien, Holland, Italien und Rußland telegraphiet zu werden. Man iſt daher in allen Hauptſtädten vorerwähater Länder bereits am Morgen beim Frühſtück über die in der verfloſſenen Nacht hier ſtattgehabten Parlaments-Verhandlungen durch das Reuter'ſche Bureau unterrichtet.

Das Bureau verſieht ebenſo den Kontinent mit Nachrichten aus Indien, China, Auſtralien und Ameeika, und überhaupt aus allen übrigen bedeutenden Plätzen.

Wir dürfen nicht unterlaſſen, zu erwähnen, daß Herr Reuter ſeine politiſchen Depeſchen nue der Preſſe allein und keinem Privatmann mittheilt, um ſeine Telegeamme nicht zum Mittel für Börſen-Speculationen zu machen. Wohl aber werden kommeezielle Depeſchen der Kaufmannſchaft zur Verfügung geſtellt.

Was Herr Reuter füe die große Welt der Oeffentlichkeit, iſt die neue „Universal-Private-Telegraph-Company“ für den kleinen und Privat-Verkehr, für Haus und Hof und als Stückchen in die Wirthſchaft. Schon iſt London ſelbſt von Telegraphen für den ſtädtiſchen Verkehe durchkreuzt, ſo daß man um einen geringen Preis von einem Theil der Stadt nach dem anderen Depeſchen befördern kann. Es gab indeß bis jetzt einen Maugel in der Telegraphie, dem abgeholfen werden mußte. Bisher konnte man nur vermittelſt fremder Hülfe Depeſchen ſenden. Die Einmiſchung einer deitten Perſon mußte überflüſſig gemacht werden. Wie für jede ondere Erfindung, mußte auch für die Telegraphie ein Weg angebahnt werden, ihr Popularität zu verſchaffen, ſie in's Volk eindringen zu laſſen, und wir glauben uns zu der Annahme berechtigt, daß das in's Lebentreten der Univerſal-Privat-Telegraphen-Compagnie ein bedeutender Schritt in dieſer Richtung iſt. Durch ſie fällt fremde Einmiſchung gänzlich weg. Man wied ſich fortan des Telegraphen, wie einer Feder bedienen. Der Miniſter in ſeinem Kabinet wied ſich mit dem Geſandten ſeiner Regierung am fremden Hofe unterhaltea können, als ob ſie in einem und demſelben Zimmer wäeen. Der Kaufmann wird die Leitung ſeines Geſchäftes von ſeinem Peivathauſe aus, ſelbſt wenn das Bureau viele Meilen entfernt iſt, betreiben können, wie dies auch bereits geſchieht.

Die Erzielung dieſes Reſultates verdanken wir dem Herrn Profeſſor Wheatſtone, deſſen im Jaher 1840 erfundener und im Jahre 1858 verbeſſerter alphabetiſcher Telegeaph dem Zwecke vollkommen entſpricht. Bei dieſem Patent iſt hauptſächlich darauf geſehen worden, das Erlernen der Telegraphie ſo zu erleichtern, daß es durchaus gar keine Schwierigkeiten bietet. Nicht nur iſt die Handhabung der Inſtrumente leicht faßlich, ſie erfordert auch nur ganz geringe Kenntniſſe. Jedes Kind, das zu leſen im Stande iſt, kann telegraphiren.

Bevor wir aber unſeren Leſern eine Beſchreibung der Inſtrumeute geben, wollen wir erſt den Zweck der benanaten Geſellſchaft beleuchten.

Wie geſagt, mußte die Telegraphie ohne Einmiſchung fremder Hülfe eingeführt werden, und dies iſt, wie der Leſer aus Folgendem klar ſehen wird, erzielt. Wie man bisher das Gas oder Waſſer in ſein Haus leiten laſſen konnte, ſo wird man ſich den Telegraphen anlegen laſſen können. Wer hat nicht ſchon mit Bewunderung auf das Gewebe geblickt, das ſich über unſeren Häuptern hinzieht, die Straßen und Plätze Londons durchkreuzend? Die Univerſal-Privat-Telegraphen-Compagnie iſt die emſige Spinne, die das Netz über uns ausſpannt. Dieſe Cables — denn Cables ſind es — die ſich fern von dem Getreibe der Menſchen, von zwei Eiſendrähten gehalten, durch die Luft hinziehen, bilden ſo zu ſagen nur den Stamm, aus welchen Aſt nach Aſt hervorkommen wird, um ſich überall hin zu verzweigen. Schon erblickt man hier und da dünne Fäden, die rechts und links von dem Kabel ausgehen, und bald wird dieſe Weltſtart Demjenigen, der ſie von einem Ballon aus betrachtet, wie ein Juwelier-Laden vorkommen, deſſen Schaufenſter vergittert ſind. Wie bei den Gas- und Waſſer-Röhren, die in dem Schooß der Erde ruhen, Ableitungen nach irgend einem beliebigen Hauſe gemacht werden können, ſo kann auch von dem oorerwähnten Kabel, der die Hauptleitung bildet, ein Draht — denn der Cable beſteht aus zwanzig bis hundert ganz feinen Drähtchen — gelöſt und nach irgend einer beliebigen Stelle hingeleitet werden. Zu dieſem Zwecke ſind in Zwiſchenräumen von je einer engliſchen Meile Verbindungs-Gehäuſe angebracht, in welche die Cables geführt ſind. Die Drähte ſind ſchon im Kabel durch eine dünne Cautchouc-Decke von einander getrennt und, um das Aneinanderſcheuern derſelben ſchadlos zu machen, noch mit getheertem Zwirn überzogen. Jedee einzelne Draht iſt an beiden Enden des Cables nummeeirt. In der Verbindungsbüchſe befinden ſich nun eben ſo viele Iſolations-Schieber, als Cables in dieſelbe geleitet ſind. Jeder Schieber hat wiederum kleine nummeeirte Röhrchen von Ebonite aufzuweiſen, und je ein Draht iſt durch dasjenige Röhrchen geleitet, welches die korreſpondirende Nummer trägt. Auf dieſe Weiſe kann eine Connection auf das Leichteſte hergeſtellt werden, ohne den Kabel ſelbſt zu löſen. Die Compagnie vermiethet nämlich dieſe Drähte jedem Privatmanne für den geringen Preis von 4 Pfund Sterling für die engliſche Meile jährlich und ermöglicht es daher Kaufleaten, Fabrik-Herren und ſonſtigen Geſchäftsleuten, ihre verſchiedenen Etabliſſements unter einander, oder auch die Etabliſſements verſchiedener Leute in direkte telegraphiſche Verbindung zu ſetzen. Jeder Miether des Telegraphen erhält einen eigenen Draht für ſeinen ausſchließlichen Gebrauch, folglich, da das Telegraphiren ſelbſt gar keine Schranken bietet, kann man ohne irgend welche fremde Einmiſchung von ſeinem Bette, ſeinem Frühſtückstiſche oder ſeinem Salon aus nach Belieben ſeine Geſchäfte dieigiren. Die Miethe des Drahtes ſchließt jedoch nicht die der Inſtrumente mit ein; dieſe müſſen extra gemiethet werden. Aber auch dafür iſt der Preis ſo gering, daß er durchaus nicht in Betracht kommt. Jeder Satz Inſtrumente koſtet eine jährliche Miethe von 6 Pfund Sterling, mithin würde eine zwiſchen zwei Häuſern herzuſtellende Communieation 12 Pfand Sterling jährlich für Inſtrumente, und wenn die Entfernung drei engliſche Meilen beträgt, 12 Pfund Sterling für den Draht ausmachen. Es wied uns Jeder zugeſtehen, daß die Vortheile, die uns ein ſolches Syſtem bietet, den geringen Koſtenpreis ganz in den Schatten ſtellen.

Schon ſind die Polizei-Stationen in der City auf dieſe Weiſe verbunden; und man geht mit dem Plane um, auch die verſchiedenen Regierungs-Bureaux auf gleiche Weiſe in Verbindung zu ſetzen.

Wie wichtig es wäre, die Stationen der Feuer-Brigade Londons mit dieſen Facilitäten zu verſehen, brauchen wir wohl nicht erſt hervorzuheben. Wie mit einem Schlage könnten beim Ausbruch eines Feuers die verſchiedenen Stationen davon in Kenntniß geſetzt und, je nach Bedürfniß, von dem Fortſchreiten oder Abnehmen deſſelben unterrichtet werden.

Was nun die Inſtrumente ſelbſt und deren Handhabung betrifft, ſo wollen wie unſeren Leſern einige Aufſchlüſſe geben, ohne Illuſtrationen eine nicht eben ſehr leichte Aufgabe.

Der Universal-Telegraph besteht aus zwei, eigentlich drei Apparaten. Zwei jedoch sind zum Telegraphiren unumgänglich nothwendig. Einer dieser Apparate, der Communicateur, dient zum Senden einer Depesche, der andere, der Indicateur, zum Empfangen derselben. Ersterer ist ein viereckiger, kleiner Kasten, auf dessen oberer Seite ein durch Glas verdecktes, rundes Zifferblatt angebracht ist. Dieses ist in dreißig gleiche Zwischenräume eingetheilt, von welchen am äußeren Ende jeder mit einem Buchstaben des Alphabets bezeichnet ist, die dann noch übrig bleibenden vier Felder haben Interpunctionszeichen aufzuweisen. Das Zifferblatt hat außerdem noch einen inneren Zirkel, um die Zahlen ebenfalls zu vertreten. Ein in der Mitte angebrachter, durch Mechanismus beweglicher Zeiger deutet nach dem Willen des Operateurs auf denjenigen Buchstaben, den derselbe zu telegraphiren wünscht, und wozu es nur eines leisen Druckes mit dem Finger auf eine dem Buchstaben gegenüber befindliche Knopf-ähnliche Taste bedarf, worauf der Zeiger in seinem Kreislaufe daselbst inne hält, bis eine andere Taste, deren dreißig das Zifferblatt umgeben, niedergedrückt ist. Beim Niederdrücken des Fingers auf eine Taste durcheilt die elektrische Strömung die Linie und zeigt auf dem Indicateur, welcher ebenfalls ein Zifferblatt aufzuweisen hat, den gewünschten Buchstaben an. Der Empfänger hat dabei nichts weiter zu thun, als sein Auge auf den Indicateur zu richten und die Depesche zu lesen, wie sie sich vor ihm ohne weitere Mühe durch das Aneinanderreihen der verschiedenen Buchstaben entziffert.

Der elektrische Funke hat seinen Ursprung in einem, im Inneren des Communicateurs in der Form eines Hufeisens sich befindlichen, konstanten Magneten. Ein solcher Magnet wird nur Wenigen unbekannt sein, denn wem hätte nicht schon Aehnliches als Spielzeug in den Kinderjahren gedient? Den beiden Polen des konstanten Magneten gegenüber und in fast unmittelbare Berührung mit demselben, befinden sich zwei Elektro-Magneten von weichem Eisen, die mit dünnem Kupferdraht umwickelt sind. Diese Elektro-Magneten werden durch einen an der Außenseite des Apparates befindlichen Hebel gedreht, und so entsteht der elektrische Strom durch Induction. Der Operateur hat daher nur mit der rechten Hand den Hebel zu drehen und mit der linken die Tasten nach Wunsch niederzupressen, und seine Depesche erreicht unverzüglich ihren Bestimmungsort. Das Empfehlenswerthe bei der Production der Elektricität in vorerwähnter Weise besteht in dem Wegfallen der voltaischen und galvanischen Batterien, die schon der Säurenstoffe halber dem Privatmanne viele Unannehmlichkeiten bereiten würden, da diese von Zeit zu Zeit erneuert werden müssen. In ihrer jetzigen Construction sind die Instrumente aber so zierlich, daß sie als Verzierung des Kaminsimses in dem elegantesten Salon aufgestellt werden können, ohne denselben zu verunstalten. Wie sprachen zuvor von drei Apparaten, die zu einem Satz gehören, haben aber nur zwei beschrieben, daher noch ein Wort über den dritten Apparat. Dieser ist eine Glocke, welche mit dem Indicateur in Verbindung steht und dem Empfänger das Zeichen giebt, daß er eine Depesche erhalten soll. Eine an dem Indicateur befindliche Feder kann nach Belieben rechts auf T. oder links auf A. gestellt werden, welche Buchstaben auf dem Sockel des Apparates angebracht sind. T. bedeutet „Telegraph" und A. „Alarm." Wenn man das Instrument verläßt, hat man nur die Feder auf A. zu stellen, und will der Eine oder der Andere telegraphiren, so hat er nur den Hebel zu drehen und den Finger auf eine beliebige Taste zu drücken, alsdann erschallt die Glocke am anderen Ende so laut, daß sie durch das ganze Haus ertönt. Der auf diese Weise Herbeigerufene erwidert das Signal in eben der Art und stellt die Feder auf T.; alsdann übt die Elektricität ihre Wirkung auf den Indicateur aus, welches im entgegengesetzten Falle, wenn die Feder auf A. steht, nicht geschieht, da dann die Strömung von dem Indicateur entfernt und auf die Glocke geleitet ist.

Nach einiger Uebung kann man hundert Buchstaben in einer Minute telegraphiren.

Herr Professor Wheatestone hat noch ein anderes Instrument erfunden, welches er den Automat nennt, und welches 600 Buchstaben in der Minute befördert. Dieses Instrument werden wir in einem späteren Artikel beschreiben; für heute sei nur gesagt, daß zur Handhabung desselben einiges Studium erforderlich und es daher für den Privat-Verkehr nicht so leicht anwendbar ist.

Die Universal-Privat-Telegraphen-Compagnie beschränkt sich übrigens nicht auf London; auch auf andere Hauptstädte Englands will sie ihr System ausdehnen, und in Glasgow ist man schon mit der Anlegung des Telegraphen für den Privat-Verkehr beschäftigt.

Wir dürfen nicht unterlassen, zu erwähnen, daß der Miethpreis der Instrumente auch alle Reparaturen, die vorkommen dürften, in sich schließt; da die Gesellschaft dieselben vornimmt, ohne extra dafür zu berechnen.

Von vielen Seiten hat man sich gegen die Leitung von Telegraphen über Häuser ausgesprochen, sie als Gefahr beingend dargestellt, da sie den Blitz leicht anziehen. Dies ist auch unleugbar der Fall. Allein um so mehr halten wir es für gut, die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf zu lenken, daß bei den Leitungen obiger Gesellschaft die beiden Eisendrähte, von denen der Cable gehalten wird, nicht nur als Stütze derselben dienen, sondern auch die schöne Eigenschaft besitzen, Blitzableiter zu sein und mithin alle Befürchtungen dieser Art, die man bei Anlegung des Telegraphen in seinem Hause hegen könnte, sofort beseitigt sind. — Es wird nicht lange dauern, so hat jeder Privatmann, auf der Höhe der Zeit, nicht nur seine Wasser- und Gasleitung für Privatgebrauch, sondern auch eine entsprechende Menge von Drähten, durch die er sich augenblicklich, so oft's ihm einfällt, mit Freunden und Verwandten, Kunden und Käufern bis so und so viel Tausende von Meilen rund herum unterhalten kann.

Auch wird man dann „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" um die Hand einer Angebeteten anhalten und schnell einen Korb oder ein erröthendes Ja von einer Chinesin oder Kalifornierin als Antwort erwarten können.

Wer nach hundert Jahren noch lebt, wird's bestätigen und noch mehr.

Japan.

Japanesische Sprache und Zeitrechnung.

Japan beschäftigt die europäische Literatur in bedeutendem Maße. Wir haben in letzter Zeit diesem eigenthümlichen Lande mehrfach unsere Aufmerksamkeit gewidmet. — Dieses geschieht auch in Frankreich, und so finden wir in der Revue des deux Mondes einen interessanten Artikel, der einen Ueberblick über sieben dieses Land betreffende englische Werke und auch ein deutsches ergiebt, nämlich die „Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk, von Wilhelm Heine." Ueber die andern hier erwähnten Bücher von Oliphant, dem Sekretair Lord Elgins'; ferner über die Reise der „Barracouta" von Ironson, haben wir selbst beiläufig und ausführlich Bericht erstattet. Wir unterlassen es deshalb, darauf hier noch einmal zurückzukommen und Dinge zu wiederholen, die bereits gesagt sind. Denn es ist mit diesen Berichten eine eigenthümliche Sache; wie mehrere Mitglieder der preußischen Expedition erst vor kurzer Zeit beiläufig auseinandergesetzt haben, ist das Beste, was man über Japan weiß, noch immer aus den alten Büchern von Engelbert, Kämpfer und Thunberg zu schöpfen, da es keinem der späteren Reisenden gelungen ist, so tiefe Blicke in jenes sonderbare Staats- und Volksleben zu thun. Alle neueren Berichte bleiben durch die Ungunst der Verhältnisse, welche die strenge Abschließung des Volkes verursacht, an der Oberfläche haften und bewegen sich in Schilderungen von Einzelheiten, die an sich vielfach interessant sein mögen, aber doch nur in das Gebiet des Genre, nicht in das der Historie gelangen.

Zwei der angezeigten Bücher waren uns neu, erstens die Introduction à l'étude de la langue japonaise, von L. de Rosny und Memoire sur la chronologie japonaise von demselben; ebenso noch ein drittes: Correspondance inédite de M. Casimir Lecomte. Die beiden ersten würden uns vorzüglich interessiren, da sie den richtigen Schlüssel zum Verständniß (wenigstens das erstere) enthalten. Nur auf dem Wege der Sprache kann man hoffen, in Besitz eines sichern Maßstabes zu gelangen, nach welchem das Verhältniß der Japanesen zu ihren Nachbarn und die Höhe ihrer Kultur zu bemessen ist. Wir lesen darüber folgende Angaben, die freilich etwas inhaltsreicher hätten ausfallen können:

Die japanesische Sprache bietet Schwierigkeiten besonderer Art, welche nur erst eine sehr kleine Anzahl von Gelehrten zu besiegen unternommen haben. Hier, wie an andern Punkten, schien der erste Anschein eine innige Verwandtschaft zwischen Chinesen und Japanesen zu verrathen. In der That besitzen die Japanesen wie ihre Nachbarn eine ideographische Sprache, und bedienen sich mit großer Vertrautheit eines auf japanesische Weise ausgesprochenen Chinesisch, das man Chino-Japanesisch nennt. Indessen hat die Wissenschaft sehr bald erkannt, daß unter diesem Anscheine enger Verwandtschaft durchaus kein fester Grund vorhanden sei. Es ist mit der Sprache gewesen, wie mit der Religion: mit ihrer erstaunlichen Aneignungsfähigkeit und beispiellosen Toleranz haben die Japanesen von ihren Nachbarn eine Sprache angenommen; aber sie hatten schon eine, die weit besser war, und wie der Buddhismus neben der Religion der Sinto's ge-

lebt hat, ebenso hat die einsilbige, ideographische Sprache der Chinesen neben der syllabischen und phonetischen Sprache der Japanesen eine gute Aufnahme gefunden. Aller Wahrscheinlichkeit nach, darf man also in dieser Einführung des Chinesischen nach Japan, die gegen das Ende des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung stattfand, nur ein Zeichen der Handelsverbindungen beider Völker erblicken. Ein Engländer, der sich diesen Augenblick in Japan aufhält, Mr. Alcock, macht die Bemerkung, daß dieses Volk das einzige sei, welches, ohne durch eine Eroberung oder sonstigen äußeren Druck gezwungen zu sein, die Sprache und den Glauben eines fremden, ganz verschiedenen Volkes angenommen habe, während es dabei selbst seine Nationalität und einen sehr entwickelten Unabhängigkeitssinn besitzt.

Durch diese Thatsache, daß die japanesische Sprache vielsylbig und phonetisch (der Schrift nach) ist, erscheint sie also grundverschieden* von der Chinesischen, und es ist fast überflüssig zu bemerken, wie sehr sie ihr durch die Existenz dieser phonetischen Buchstaben überlegen ist. Wo finden sich die Verwandten dieser Sprache? Hr. A. Maury, der die Ansichten der Wissenschaft zusammenstellt, sagt, sie gehören zur Familie der altaischen oder ugro-japanischen Sprachen, aus denen z. B. unter andern die mongolischen, türkischen, magyarischen, Mandschu-Sprachen hervorgegangen, und daß neben dem Japanesischen das Coria, oder die Sprache von Corea ein Ast des nämlichen Zweiges erscheint. Herr L. de Rosny, einer der Gelehrten, die sich vorzugsweise mit dieser Sprache beschäftigen, bestätigt die Verwandtschaft des Coreanischen mit dem Japanesischen in ihrer Grammatik, ja in ihren Vokabularien. Wenn es also noch nicht möglich ist, den Ursprung des Japanesischen mit Bestimmtheit zu bestimmen, so erkennt man doch wenigstens ziemlich klar seine Verwandtschaft mit den Stämmen, die von diesen an Völkern so fruchtbaren Ebenen Hoch-Asiens ausgegangen sind.

Freilich haben sie sich, begünstigter als die Mandschu's und sonstigen Mongolen, zu einer weit höheren Gesittung und geistigen Ausbildung erhoben.

Lange Zeit, nachdem sie die ideographische Schrift der Chinesen angenommen und ohne sie deshalb aufzugeben, haben die Japanesen sich ein Alphabet, oder vielmehr ein Syllabarium gebildet, denn ihr Schreibsystem ist wesentlich syllabisch, und besteht aus siebenundvierzig Zeichen. Sie nennen dasselbe Irosa. Die Zeichen des Irosa können durch sehr verschiedene Formen dargestellt werden; so z. B. giebt es ein kata-kana, bestehend aus siebenundvierzig Elementen oder Trümmern chinesischer Charaktere, ein man-yô-kana, fira-kana, yamato-kana, zyak-seô and andere. Die verschiedenen Zeichen haben im Allgemeinen eine verschiedene Anwendung. So z. B. ist das fira-kana die in der Geschichtschreibung, den Romanen, der Poesie angewandte Gattung. Andere Schriftarten müssen in der Philosophie, den Wissenschaften, der Theologie angewendet werden; indeß giebt es in dieser Hinsicht keine bestimmte Regel, und es kommt häufig vor, daß der japanesische Schriftsteller mehrere dieser Schriftarten mengt, was das Studium des Japanesischen noch mehr erschwert. Die Japanesen schreiben von oben nach unten, in senkrechten Kolonnen, die sich parallel von der Rechten zur Linken folgen. Wie die Chinesen, bedienen sie sich eines Pinsels, den sie ganz grade halten, so zwar, daß blos die Spitze das Papier berührt. Die großen Veränderungen, die das Japanische im Laufe der Jahrhunderte erfahren, haben eigentlich zwei Sprachen zurückgelassen: die alte von den Dichtern noch beibehaltene Sprache, die sich am Hofe des Mikado zu Miato noch sehr rein erhalten hat, und mit dem Namen yamatu-kutoba, d. h. Sprache der Provinz Yamato, bezeichnet wird. Man versichert, daß sie regelmäßig, kunstvoll gegliedert und geordnet ist. Das gegenwärtig gesprochene Idiom theilt sich in mehrere Mundarten, von denen die nördlichste und die südlichste am meisten von einander abweichen. Kiusiu und vorzüglich Nangasaki haben durch den Einfluß der Fremden chinesische, in selbst holländische and portugiesische Einflüsse erfahren. „In gegenwärtiger Zeit," sagt Herr von Rosny, „bietet die japanesische Sprache noch ein buntes Gemisch von einfachen Buchstaben und euphonischen Compositionen. Sie besitzt fünf Vokale a, e, i, u, o, welche auch zu Diphthongen zusammentreten. Das ü, welches sich auch bei den Chinesen findet, fehlt hier. Was die Konsonanten betrifft, so finden sich fast alle, welche das lateinische Alphabet bietet, auch im japanesischen Syllabarium. Das r und l wird sehr häufig verwechselt.

Die Substantive besitzen (wie z. B. auch im Magyarischen) kein Geschlecht; aber man setzt, um die Geschlechter zu bezeichnen, die zwei Partikeln u und me vor: u-usi der Stier, me-usi die Kuh. Von den Zahlwörtern gehören nur die ersten zehn dem Japanesischen; die übrigen haben im gewöhnlichen Leben den chinesischen Namen Platz gemacht. Die persönlichen Fürwörter werden am häufigsten durch demüthige Ausdrücke für die erste Person und lobende für die andern ersetzt; z. B. statt „ich, wir," sagt man: talentlos, grober Leib, elender Bonze, närrischer Alter, der zu eurer Verfügung steht, euer Diener" ꝛc. Für die zweite Person sagt man, „der Edelmann, die edle Stellung, erlauchter Greis" ꝛc. Die Interpunction besteht in kleinen weißen und schwarzen Kreisen und einer Art gebogenen Komma's. Man muß hinzufügen, daß die Japanesen, wie im Hebräischen, die Bücher von hinten anfangen, so daß die letzte Seite eines Buches, wie wir sie heißen, dort die erste ist. Anstatt daß ihre Blätter, wie bei uns, hinten am Buche gefalzt und am Rande beschnitten sind, sind sie an der Schnittseite gefalzt und am Rücken beschnitten, so zwar, daß jedes einen Einschlag mit zwei Blättern bildet. Sie sind nur auf einer Seite bedruckt. Man bindet sie in mehr oder minder dicke Hefte mit einem Seidenfaden, den man an dem der Faltung entgegengesetzten Ende befestigt, so zwar, daß die nicht bedruckte Seite sich innerhalb in den an jeder Seite gemachten Falten befindet. Der Titel ist oben an der Seite geschrieben, die Seitenzahl unten. Die Namen des Verfassers, des Verlegers und der Druckort sind in chinesischen Charakteren geschrieben. Die Daten werden mit Hülfe der Namen angegeben, welche die Kaiser den Jahren ihrer Regierung beigelegt, und durch die cyklischen Charaktere der sechzigjährigen Periode.

Die Japanesen haben mehrere Arten, die Zeit zu berechnen. Sie gebrauchen die Aera des Sin-mu, ihres ersten Mikado, 660 vor unserer Zeitrechnung. Dann bedienen sie sich der kaiserlichen Aeren, genannt nengo. Der zweiunddreißigste Mikado hatte den Einfall, gewisse Beiwörter mit dem seine Herrschaft beginnenden Jahre zu verbinden: der himmlische Frieden, die ewige Tugend. Seine Nachfolger folgten seinem Beispiele, und diese Redensarten dienen dazu, die Epochen zu bezeichnen. So ist der Vertrag des Baron Gros unterzeichnet, am 30. Tage des 9. Monats, des fünften Jahres des nengo Ansei, „Jahr des Pferdes" (9. October 1858). Was den gleicher Weise in China und in Siam angewendeten sechzigjährigen Cyklus betrifft, so datirt er vom Jahre 2637 vor Christi Geburt; folglich kommt Sin-mu in den dreiunddreißigsten Cyklus zu stehen. Seit dieser Zeit sind deren fünfundsechzig verlaufen, und der sechsundsechzigste wird 1864 beginnen, um 1923 zu enden.

Jedes Jahr dieses Cyklus hat einen besonderen Namen. Die japanesische Literatur umfaßt nach Angabe der Holländer historische und geographische Werke, Beschreibungen des Archipels, Dichtungen, Theaterstücke, Encyklopädien, Biographien, moralische und religiöse Abhandlungen. Auch giebt es mit Holzschnitten verzierte Romane und Bücher, die nichts als Stiche enthalten. Eine Art Farbendruck, wobei die Steine durch Holz vertreten werden, ist seit langer Zeit in Japan bekannt, und man übt dort die Buchdruckerei seit dem ersten Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Der Unterricht ist sehr allgemein; man behauptet, daß die Kinder beider Geschlechter und jeden Standes in den öffentlichen Schulen Lesen, Schreiben und die Elemente der heimischen Geschichte lernen. Die Japanesen haben allgemein einen lebhaften Trieb, sich zu unterrichten. Alle europäischen Besucher bezeugen diese Wißbegierde; ihre Gäste befragten sie, schrieben englische Worte auf ihre Fächer und behielten sie leicht. Zu Jeddo und Nagasaki lehrt man holländisch. Die Schüler, welche in letzterem Hafen die neuesten Erfindungen der Mechanik und der Wissenschaften studiren, gehen dann in die Hauptstadt, um sie weiter zu lehren. Die Japanesen sind stolz auf ihre leichte Fassungsgabe und sehr ausdauernd. Mr. Oliphant berichtet, daß man zu Tien-tsin die größte Mühe hatte, die Chinesen zu bewegen, das Englische als diplomatische Sprache anzunehmen, während die Japanesen dieser Forderung entgegenkamen. Wie viel Zeit würde dazu gehören, sagte einer der Unterhändler, um einen Briefwechsel auf Japanesisch führen zu lernen! Gebt uns dagegen fünf Jahre und wir werden im Stande sein, englisch zu korrespondiren.

Böhmen.

Geschichte des böhmischen Nationaltanzes.*

Alfred Waldau, ein Pseudonym, hinter dem sich ein čechischer Name versteckt, ist ein unermüdlicher Verherrlicher seines Vaterlandes. Böh-

* Das scheint ein etwas übereilter Schluß, und beweist gegen höher liegende Stammverwandtschaft noch gar nichts. Vielsylbige Sprachen können aus einsylbigen bestehen, oder wieder fast zur Einsylbigkeit zurückfinken. Die uralischen Sprachen bestehen z. B. alle im Grunde aus den nämlichen einsylbigen Wurzeln, die in ältester Zeit selbständige Wörter gebildet zu haben scheinen.

* Prag. Kath. Gerzabek, 1861.

mische Granaten (čechische Volkslieder), Böhmische Nationaltänze, Böhmisches Märchenbuch, Böhmische Naturrichter, Alt-Böhmische Mimepoesie sind Schriften von ihm, die bereits das Licht der Welt erblickt haben. Eine „Geschichte des böhmischen Nationaltanzes" liegt uns vor, und eine Geschichte von Böhmen, eine Geschichte der böhmischen Frauen, Historische Volkslieder in Böhmen, Karl Hawiček, die Biogeaphie eines Čechen, Böhmisches Spruch- und Räthselbuch sind Bücher, die auf dem Umschlage des Buches in Aussicht gestellt werden. Für die Unsterblichkeit des Čechenlandes in Deutschland ist also geforgt, und wir könnten ganz zufrieden sein mit diesem uns geschenkten Vertrauen, wenn ihr Čechen sich andererseits nicht alle Mühe gäben, uns begreiflich zu machen, daß sie uns nicht gerade zugethon sind. Wir müssen doch, trotz Rieger und Palacky, ein recht gemüthliches Volk sein, daß man uns so viel Interesse für die čechische Nationalität zutraut. Nun, wir sind keine Feinde der Čechen, wie finster-hussitisch sie auch drein schaurn mögen; wir freuen uns, daß die Čechen, unsere alten, deutschen Reichsgenossen, solche treffliche Muster und flotte Tänzer sind, daß man eine Geschichte ihres Nationaltanzes schreiben kann.

Die Böhmen sind Tanz-Genies; sie haben viele Tänze und erfinden deren stets noch neue, wie z. B. die weltberühmte Polka nach des Verfassers Angabe einem čechischen Landmädchen ihre Entstehung verdankt. Wo wäre dies heutzutage sonst noch möglich, da ziemlich überall in civilisirten Ländern das Tanzen, selbst auf dem Lande, in ein wildes, einförmiges Rasen ausgeartet ist. Tanzen, d. i. das harmonische Bewegen des Körpers als Ausdruck gewisser edler Gefühle, selbst religiöser, ist heute sogar ganzen Völkern eine unbekannte Sache geworden; das Hüpfen, Speingen, Kreiseln, welches wir jetzt mit diesem Namen belegen, und das höchstens einr gewisse energische, animalische Lebensregung ausdrückt, läßt auf eine gewisse Rohheit der Empfindung schließen, die, trotz aller Verfeinerung, zu Grunde liegt. Wenn also die Čechen und andere Slaven noch wirklich zu tanzen wissen, so müssen sie eine gewisse alterthümliche Sitten-Einfalt noch gerettet haben, und es ist demgemäß interessant genug, diese besondere Anlage geschichtlich zu verfolgen. Freilich sind die Lücken groß genug, um dieser Geschichte mehr das Ansehen einer Sammlung von Nachrichten, die das Tanzen betreffen, zu geben. Auch spielt, wie natürlich, viel Fremdes, namentlich Höfisches, hinein. Den Zusammenhang der Tanzweisen mit den jedesmaligen Zeit- und Kultur-Verhältnissen hat der Verfasser recht gut dargestellt. Das Büchlein liest sich, als ein Beitrag zur Sittengeschichte, namentlich des Mittelalters, recht angenehm.

Interessant ist, was der Verfasser über die alten, gottesdienstlichen Tänze der ersten Christen bringt, die, symbolischen Charakters, in den Kirchen stattfanden, und wobei die Priester an Sonn- und Festtagen den Reigen führten. Mehrere Kirchenväter, z. B. der heilige Basilius, erschöpfen sich in Lobsprüchen über diese würdige und ehrbare Feier. Als die Böhmen zum Christenthum übertraten, behielten auch sie, jedenfalls gemildert, die Tänze bei, die sie früher zur Ehre ihrer Götzen angestellt; da sie aber bald ausarteten, so wurden durch die Concilien harte Verbote dagegen ausgesprochen. In der Hussitenzeit war das Tanzen in Kirchen und auf Kirchhöfen wieder zur argen Unsitte gediehen, und erst mit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts starb dieser Mißbrauch langsam aus. Schon im Mittelalter dürften böhmische Tänze in Deutschland Anklang gefunden haben. Die Minnesänger erwähnen mehrfach einen Tanz, genannt „Ridewanz." Weinhold meint, es sei der böhmische „Rejdovák." Wackernagel leitet freilich dieses Wort von dem französischen rotuenge, provençalisch retroenss (Rückschritt?) ab.

Der Verfasser ist in Bezug auf die Nationalitäts-Fragr unparteiisch und läßt dem deutschen Einflusse sein Recht widerfahren, wenn auch manche kleine Elegien vorkommen, für die ein deutsches Publikum nicht das rechte Organ hat. Eine kleine čechische Laune ist das allzukorrekte Čechisiren der Eigennamen, selbst wenn sie deutschen Ursprungs sind; z. B. Dětřich z Gutenšteina, Jan z Kuttenberka u. dgl., statt einfach: Dietrich von Gutenstein, Johann von Guttenberg.

Es scheint hierbei die zarte Sorgfalt obgewaltet zu haben, daß wir nur ja keinen dieser alten Heren für einen Deutschen und Landsmann halten sollen. Offenbar aber klingt in deutscher Sprache effektirt, was sich in čechischer ganz natürlich ausnimmt. Wir wissen Alle recht gut, wie viel Deutsches in Böhmen steckt. Wozu also diese Maskirung ehrlicher, deutscher Namen in einem Buche, das sich um die Gunst eines deutschen Publikums bewirbt?

Deutschland und das Ausland.

Die christliche Gemeinde des neunzehnten Jahrhunderts.

Der Verfasser des vorstehenden, in Nr. 20 dieses Blattes rezensirten Schriftchens, hat es bei dessen Ankündigung bereits ausgesprochen, dasselbe werde den Orthodoxen zu ungläubig, den Rationalisten zu gläubig, den Indifferenten zu streng religiös sein. Der dasselbe in Vorlage treffende Tadel ist somit ein vorgesehener, dessen Widerlegung aber ausgeschlossen, indem das Schriftchen jede abweichende religiöse Ueberzeugung als gleichberechtigt anerkennt. Nur einigen, den Sinn des Schriftchens mißverständlich wiedergebenden Stellen sei eine kurze Aufklärung als unabweisbar gestattet.

Wenn der Herr Rec. in der Hauptsache meint, das Schriftchen lasse Alles beim Alten, so mißversteht er doch wohl eigentlich dessen Haupt-Tendenz. Die Einigkeit aller Christen in einer Heerde unter einem Hirten, welche fast zwei Jahrtausende hindurch vergeblich mittelst gleicher Glaubensform erstrebt worden ist, soll nach dem Schriftchen in ganz entgegengesetzter, also doch wahrlich neuer Weise nicht seenr in der Einförmigkeit, sondern in der Mannigfaltigkeit der Glaubensbekenntnisse erstrebt und hiermit das von Christus gebotene priesterliche Volk endlich eine Wahrheit werden, wobei den Katholiken es unbenommen bleibe, ihrr priesterliche Berechtigung nach wie vor auf einen obersten Peiester zu übertragen.

Das Schriftchen ist wesentlichst für die große Zahl derjenigen geschrieben, denen es, ohne offenbare Heuchelei, ganz unmöglich ist, in einer der zeitherigen christlichen Konfessionrn, noch weit weniger in den Ueberspanntheiten von Uhlich und Genossen Genüge zu finden, und die einer Bewahrung oder Wiedergewinnung für das Christenthum dringend bedürfen, sollen sie ihm nicht ganz entfremdet und verloren werden, wie eine Unzahl der nur dem Namen nach ihm noch angehörender Indifferentisten auf kaum glaubliche Weise es bereits ist.

Ihnen werden Vorschläge zur Herstellung eines der Bildung des 19. Jahrhunderts entsprechenden Gemeindrlebens gemacht.

Nennt der Herr Rec. es „eine geistige Tyrannei," wenn die Gemeinde des 19. Jahrhunderts von ihren Mitgliedern das Gelöbniß des „Glaubens an die Bibel in dem von ihr erfaßten geistigen Sinne" fordert, so verkennt er offenbar den großen Unterschied dieses Glaubensbekenntnisses von denen, welche die verschiedenen christlichrn Kirchen fordern. Letztere schließen jedes abweichende Bekenntniß als unberechtigt aus, wogegen die empfohlene neue Gemeinde jedes andere cheistliche Bekenntniß als gleichberechtigt anrkennt, das obigr postlde Gelöbniß somit blos fordert, um für möglichst gleiches Streben Gleichgesinnter einen Anhalt zu haben.

Für die Anerkennung der wohlmeinenden Gesinnung des Schriftchens darf sich dasselbe bedanken, dem Hrn. Rec. jedoch versicheen, dasselbe sei nicht das vermuthete Ergebniß eines der neueren drutschen Philosophie entstammten Ideolismus, sondern einer möglichst vielseitigen und gründlichen, wissenschaftlichen Prüfung des Cheistenthums in seinen Urquellen sowohl, als in seinen geschichtlichen Zeugnissen der Vergongenheit und Gegenwart, und zwar unter der Prüfung rines ziemlich bewegten, vieljähreigen Familienlebens.

Daß mit solcher Arbeit „man es Niemandem recht macht," bemerkt der Herr Rec. sehr richtig.

Wenn jedoch auch der Erlöser und Seligmacher es mit allen bestehenden Glaubensbekenntnissen verdarb, so dürfte ein Schriftchen keine Rücksicht auf jenen Anstoß nehmen, welches, und zwar in der allerversöhrndsten Weise die Bethätigung des Christenthums zu dem Zwecke erstrebt, es möchte die von ihm gebotene Liebe Aller gegen Alle, gleichwie der von ihm verheißene Friede auf Erden nicht in alle Ewigkeiten ein todter Buchstabe bleiben. — Wer mit dem Schriftchen die Einigkeit der Christen nicht in der Einförmigkeit, sondern in der Mannigfaltigkeit ihrer Glaubrnsbekenntnisse sucht und findet, für den ist die Zeit, wo Ein Hirt und Eine Heerde sein wird, nicht länger rin Gegenstand vergeblichen Hoffens in ferner, ferner Zukunft, sondern bereits ereeichter Erfüllung in der Gegenwart.

Mannigfaltiges.

— Das Buch der Wilden. Die im vorigen Jahre von französischen Blättern mit vielem Pomp angekündigte, auf Kosten der Regierung Napoleon's III. von dem Abbé Domenech herausgegebene, „pittographisch-

ideographische Handschrift der amerikanischen Rothhäute"* hat sich bekanntlich als eine alberne Mystification ausgewiesen, zu der sich — man begreift nicht recht, wie — die gelehrte Bibliographie der Franzosen hat verleiten lassen. Vergebens behauptet der Temps, daß der „blunder" seiner gelehrten Landsleute doch nicht gar so arg und dumm sei, als einige deutsche Zeitungen versichert hätten. Allerdings kämen in dem Manuskripte einige Worte in deutscher Currentschrift vor, welche weder der Abbé Domenech, noch der Bibliophile Jacob, hätte entziffern können; gleichwohl sei das Ganze nichts Anders, als eine, von einem durch deutsche Missionaire getauften Wilden abgefaßte Geschichte der Bezähmung und der Bekehrung der Rothhäute. Diese Behauptung des Temps ist jedoch — nachdem einmal die Verblendung des Herausgebers nachgewiesen war — fast noch abgeschmackter, als die ursprüngliche, von der kaiserlichen Regierung protegirte Herausgabe des sogenannten pictographischen Manuskriptes. Pictographisch, ein schönes Wort, doch — — — non est pictum! Herr J. Petzholdt in Dresden weist in einer so eben erschienen, kleinen Schrift** auf das Schlagendste nach, daß das angebliche Manuskript nichts weiter sei, als das Schmierbuch eines deutschen Schulbuben in den amerikanischen Hinterwäldern. Der Beweis ist ganz handgreiflich durch den Ausdruck zahlreicher (64) Proben des Geschmieres und Gekritzels jenes ebenso unsaubern, als unwissenden Schulbuben geliefert, der die Ehre gehabt hat, durch kaiserliche Munifizenz zu einem „Ideographen" und Geschichtsschreiber erhoben zu werden. Eine solche Blamage ist in der That noch nicht da gewesen. Man muß es sehen, um es zu glauben! Der deutsche „Gassenbub" hat augenscheinlich neben Schreiben, Lesen und Rechnen (Nr. 26 ist — was Herrn Petzholdt entgangen zu sein scheint — ein Rechen-Exempel: 15×89=1335) auch etwas Religion lernen sollen; aber statt dessen hat er die unsaubersten Allotria getrieben, die freilich am Meisten dazu beigetragen haben mögen, ihn den französischen Bibliographen interessant zu machen. Das satiram non scribere ist hier wirklich eine schwere Aufgabe für Jeden, der sich einer gewissen Achtung vor dem französischen Geiste niemals ganz entschlagen kann.

— William Caxton. Vor dem Andenken William Caxton's, ihres ersten bekannten Buchdruckers, hegen die Engländer, wie man weiß, einen ungeheuern Respekt, den sie bereits durch Institutionen, Gesellschaften und historische Arbeiten, die seinen Namen tragen, vielfach an den Tag gelegt. Nächstens wird bei J. Lilly ein neues, dem englischen Guttenberg gewidmetes Werk unter dem Titel erscheinen: The Life and Typography of William Caxton, compiled from original sources by William Blade (Das Leben und die Buchdrucker-Arbeiten Caxton's nach Original-Quellen zusammengestellt) — ein Werk, das zwei starke Bände in 4. bilden und mit 60 Facsimile-Platten ausgestattet sein wird. Einer sehr ausführlichen Lebensskizze Caxton's folgt ein mit bibliographischer Sorgfalt ausgearbeitetes Verzeichniß aller Bücher, die aus seinen Pressen hervorgegangen sind oder sein sollen. Demnächst theilt Herr Blade auch eine genaue Uebersicht aller öffentlichen und größeren Privat-Bibliotheken Englands, Nord-Amerika's und des Kontinents mit, in welchen sich gedruckte Bücher aus Caxton's Offizin befinden. In öffentlichen Bibliotheken beläuft sich die Zahl der Bände dieser Art auf 270 und in Privatsammlungen auf 180.

Das französische Bulletin du Bouquiniste, dem wir die obige Notiz entlehnen, enthält zugleich eine andere über den großen Katalog der auf der Bodleyana in Oxford befindlichen Druck- und Handschriften in hebräischer Sprache, ausgearbeitet von dem rühmlichst bekannten Bibliographen, Dr. Steinschneider. Das Bulletin scheint jedoch den Katalog selbst, über dessen Umfang (132 Kolumnen Einleitung, 3104 Kolumnen Bücherverzeichniß mit Kritiken und 100 Seiten Tabellen) es seine Bewunderung ausspricht, niemals gesehen zu haben, denn es nennt Berlin als Druck- und Publications-Ort des Werkes, während dies nur der Wohnort des Verfassers ist, welcher Letztere sich während der Ausarbeitung und des Druckes seines großen Kataloges mehrere Jahre lang in Oxford aufgehalten hat.

* Manuscrit pictographique Américain, précédé d'une notice sur l'idéographie des peaux-rouges, par l'Abbé Em. Domenech, missionnaire apostolique etc. Ouvrage publié sous les auspices de M. le ministre d'état et de la maison de l'Empereur Paris, Gide, 1860.

** Das Buch der Wilden im Lichte französischer Civilisation. Dresden, G. Schönfeld, 1861.

— Zur Geschichte des literarischen Eigenthums haben die Herren Ed. Laboulaye und G. Guiffrey, zwei Advokaten der Pariser Barre, so eben ein ungemein belehrendes und interessantes Werk herausgegeben.* Es ist im Auftrage des französischen Vereins zum Schutze des literarischen und artistischen Eigenthums geschrieben, welcher Letztere dem in Brüssel im September 1858 versammelt gewesenen Kongresse zur Berathung eines internationalen Nachdrucks-Gesetzes seine Entstehung verdankt. Bekanntlich konnte man sich in Brüssel über das Prinzip des literarisch-artistischen Eigenthums und namentlich über die Zeitdauer desselben nicht vollständig einigen. Die Herren Laboulaye und Guiffrey weisen nun nach, wie man zur Zeit, als dieses Prinzip in Frankreich zur Geltung kam, nämlich im achtzehnten Jahrhundert, dasselbe aufgefaßt habe. Die historische Darstellung wird durch zahlreiche Aktenstücke und Citate erläutert. Wahrscheinlich werden die Verfasser demnächst auch eine Geschichte des literarisch-artistischen Eigenthums in neuerer Zeit folgen lassen.

— Diät der Gelehrten. Der als wissenschaftlicher Autor bekannte Arzt, Dr. Daremberg in Paris, theilt im Journal des Débats eine Reihe von Artikeln über Gesundheitspflege mit, worin folgende Stelle über die Diät der Literaten und anderer, viel mit geistigen Arbeiten beschäftigter Männer vorkömmt: „Früh aufstehen und früh zu Bett gehen, ist sicherlich ein Verfahren, das der Gesundheit und den Naturgesetzen am meisten entspricht. Mindestens sollte man niemals später, als um Mitternacht, zu Bett gehen und spätestens um acht Uhr aufstehen. Am Morgen sollte man sich in jeder Jahreszeit kalt waschen, und zwar so vollständig, als möglich — es müßten denn geradezu Contre-Indicationen vorhanden sein. Auch tüchtig sich abzureiben, sollte man dabei nicht versäumen, da dies unter Umständen sehr wohlthätig sein kann. Man nehme einen leichten Imbiß, kleide sich in bequeme, reinliche Gewänder — zwei Bedingungen, welche die Hautfunctionen sehr begünstigen — arbeite bis elf oder zwölf Uhr in einem wohlgelüfteten, im Winter mäßig geheizten Zimmer, schreibend oder lesend; vermeide jede unnatürliche Körperhaltung, arbeite vielmehr abwechselnd sitzend und stehend; frühstücke seinem Appetit, seinen Kräften, seinem Geschmack und den Erzeugnissen der Jahreszeit angemessen; mache die Speisen möglichst klein — was mit Rücksicht auf den Magen zu beachten — esse daher auch langsam, lese nicht während der Mahlzeiten, sondern unterhalte sich vielmehr mit seinen Verwandten und Freunden, wenn man das Glück hat, deren an der Tafel zu haben. In unseren gemäßigten Klimaten mache man sich dann, mit Vermeidung der ermattenden Mittagshitze, mäßige Bewegung, besuche seine Freunde, oder, wie Bayle, die „Marionetten" — es giebt keine bessere Zerstreuung. Man ruhe mindestens zwei Stunden nach der geistigen Arbeit; an diese gehe man nicht eher wieder, als bis die Verdauung beendigt scheint. Man nehme zwischen fünf und sieben Uhr** ein solides Diner ein, regle überhaupt seine Speisestunden soviel, als möglich. Abends arbeite man nicht länger, als drei bis vier Stunden, je nach der Zeit des Diners; reservire für diese Stunden, so viel als möglich, jede anziehende Lektüre oder passive Forschung, um sich einen um so unmittelbareren und ruhigeren Schlaf zu bereiten; denn die produktive geistige Arbeit steigt zu Kopf, wie man zu sagen pflegt, und echauffirt, weshalb sie bis in den Schlaf uns verfolgt und unruhiges Träumen und Alpdrücken verursacht. Man treibe das Studium überhaupt nicht bis zu äußerster Ermüdung; diese wirkt nicht blos auf den Geist, sondern auch auf die Arbeit nachtheilig. Man wechsle oft ab mit seinen Arbeiten und Forschungen, denn aus dem traurigen Einerlei erwächst nicht blos die Langeweile, sondern auch das Uebel. Man unterbreche sich von Zeit zu Zeit einige Augenblicke, fahre mit einer in kaltes Wasser getauchten Bürste über Kopf und Haut, was gleichzeitig erfrischend und für die Augen sehr wohlthätig ist. Man widerstehe niemals gewissen Bedürfnissen der Natur, regle diese vielmehr möglichst periodisch, überwache alle als krankhaft erkannten Anlagen, und wo irgend ein Leiden sich herausstellt, frage man einen erfahrenen Arzt, welcher vor allen Dingen auch weiß, mit welcher Rück- und Vorsicht diejenigen behandelt werden müssen, deren Organe geschwächt sind, bevor sie erkranken. Endlich und vor allen Dingen widme man sich nicht zu gleicher Zeit allen möglichen Studien, Vergnügungen und guten Mahlzeiten; der Organismus würde so vielen Anstürmungen auf einmal nicht langen Widerstand leisten können."

* La propriété littéraire au XVIIIe siècle. Paris, Hachette, 1861.

** A la Parisienne.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient,

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Feodinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expediteur Neumann, Universitätsstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, mögen ihre Sendungen hierher entweder transmittiren oder Verlagsgeschäften in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 37, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 37. Mittwoch, den 11. September 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Italien. Seite
Das heutige Rom, von Edmond About 433
England.
Ver non semper viret. Zur Lebensgeschichte des Admirals Vernon . 436
Rußland.
Die soziale Umgestaltung des Volkes durch Aufhebung der Leibeigenschaft . 437
Türkei.
Touristenbilder von Wachenhusen 439
Biblische Literatur.
Ist mit dem biblischen Barsel unser Eisen gemeint? 441
Deutschland und das Ausland.
Zur klassischen Literatur 442
Zwei Zeiterscheinungen des Völkerrechts 443
Mannigfaltiges.
Napoleon I. und der Feldzug von 1815 . . . . . „
England und Deutschland 444
Volksschulwesen in Italien . . . . . „
Englische Anthologie . . . . . „

Italien.

Das heutige Rom, von Edmond About.*

Als im April 1859 die Oesterreicher zur Ueberschreitung des Ticino, die Franzosen zum Uebergang über die Alpen sich rüsteten, erschien eines schönen Tages durch mehrfach wiederholte Annoncen und Dementis prophezeirt, bei allen Pariser Buchhändlern ein kleiner Band, betitelt: „La Question romaine, par Edmond About." Dieser dünne Ankömmling machte einen ungeheuren Lärm. Während harmlose Gemüther sich von der Hoffnung, den Frieden erhalten zu sehen, noch nicht getrennt hatten, während Weitausschauende noch an die „Lokalisirung" des drohenden Kriegsungewitters glaubten, schleuderte dies Buch die schwersten Anklagen gegen den römischen Stuhl, gegen die Regierung des Papstes, die durch die Waffen Frankreichs, des noldat de Dieu, hergestellt und unter der Aegide des Kaisers zehn Jahre lang aufrecht erhalten worden war; es verlangte die sofortige Vertilgung dieser Regierung im Interesse Frankreichs, der katholischen Religion, der Menschheit, und beschwor Himmel und Erde zur ungesäumten Vollstreckung dieses Verdammungsurtheils. Und der also die Sturmglocke läutete, war ein junger Schriftsteller, der unter den literarischen Mignons des kaiserlichen Hofes bisher das erste Wort gehabt hatte, der bei zweideutigen Anteeedentien und gelegentlichen Oppositionsgelüsten der verzogene Liebling des Vielgewandten und nicht minder seiner frommen Kaiserin geblieben war. Der Skandal war groß, zu groß für den Augenblick; dem Rachegeschrei der Ultramontanen zu Liebe mußte die Polizei das Buch, nachdem etliche Tausend Exemplare verkauft waren, mit Beschlag belegen, mußten die Gerichtshöfe es als Pamphlet verurtheilen. Ueberdies genoß Herr About die Ehre, sich und sein Werk von einer Flut bischöflicher Hirtenbriefe verdammt zu sehen; ja er kam sogar auf den Index. Welcher Erfolg für einen jungen Journalisten, der auf dem Gebiete der höheren Politik debütirte!

Aber auf Homer folgten die Homeeiden, auf About die Hippolyt Castille, die Ségur, die Lagnerronière. Die question romaine war nur der Vorbote eines Ungewitters von Broschüren jeder Art und Größe, das sich über den Stuhl des heiligen Petrus ergoß. Offizielle, offiziöse, oppositionelle, ultramontane Federn wurden für und wider gespitzt und stumpf geschrieben; Europa hallte von dem Lärm der Allocutionen, Hirtenbriefe und Handschreiben hoher Personen wieder; schwere Citate aus wurmstichigen Folianten, konstantinische Schenkungen und karolingische Kapitularien wurden hin und her geschleudert. Inzwischen schritten die Ereignisse schnell einher. Unbekümmert um die Wortschlacht, löste kühnes Handeln die römische Frage; der Kirchenstaat ward italiänisch, Rom die designirte Hauptstadt des Königreichs. Man kann seitdem keine Pamphlete mehr über diese Frage schreiben, selbst wenn man noch so viel Material dazu vorräthig hätte. Auch ist es für einen kaiserlichen Oppositions-Schriftsteller eine mißliche Sache, stets für die Confiscation und das Zuchtpolizei-Gericht zu arbeiten. Gebrannte Kinder scheuen das Feuer, so sagt Herr About, und er schreibt demgemäß weder ein Pamphlet, noch ein politisches Buch überhaupt, sondern harmlose Studien, literarische Bemerkungen über den Kaiserstaat. Man erwarte keine Betrachtungen über die päpstliche Regierung: wer sie sucht, findet sie bei jedem Buchhändler außerhalb Frankreichs, findet in der Question romaine die volle Meinung Herrn About's „im klassischen Gewande der Wahrheit."

Aber man muß sehr kurzsichtig sein, um nicht zu sehen, daß „das heutige Rom" nicht minder politisch ist, als „die römische Frage." Ja es ist noch viel politischer, dies neue Buch. Denn es überläßt den theoretischen Streit allen denen, die noch dazu aufgelegt sind, und hält sich, in dem bescheidenen Gewande von Tagebuch-Notizen, an die praktischen Resultate. Hier ist ein Feld, auf dem mühsamer Lorbeeren zu ärndten sind, als auf dem der allgemeinen Diskussion und des politischen Raisonnement. Um zu schreiben, kraft welchen Rechtes der Papst regiert, und ob er noch ferner regieren soll, dazu genügt selbst für kaiserliche Publizisten ein wenig gute Prosa und viel geduldiges Papier; wie der Papst bisher regiert hat, das kann nur mit einiger Sachkenntniß, vermittelst detaillirter Untersuchungen, an Ort und Stelle ergründet werden. Indessen Mangel an Selbstvertrauen ist nicht der Fehler der neunapoleonischen Aera überhaupt und insbesondere nicht der von Edmond About, der überdies ein geübter Beobachter, ein vortrefflicher Erzähler und ein excellenter Klatschmeister ist. So handelt denn sein Buch nicht von den Gemälden und Statuen und Ruinen, kurz nicht von dem, was alle Fremden sehen, sondern von den Bürgern und Bauern, den Juden und den Nobili, von dem Charakter, den Sitten, den Unterschieden der Stände, von den Institutionen und den Gesetzen, von den Künstlern und von der Armee und auch ein klein wenig von der Regierung. Man wird natürlich von dem französischen Feuilletonisten nicht die unparteiische Gründlichkeit eines deutschen Statistikers erwarten; man wird auch wohl daran thun, ihm nicht in allen Dingen ohne weiteres zu glauben, aber man wird ihn ganz gern auf seinen schnellen Streifzügen begleiten und dabei in der That Manches zu sehen bekommen, wovon die Reisehandbücher und die Handbuch-Reisenden sich nichts träumen lassen.

„Jeder Weg, so sagt man, führt nach Rom. Aber für uns Pariser ist der kürzeste der über Marseille." Kraft dieses unbestreitbaren Satzes reist denn auch unser Verfasser über Marseille, und es gefällt ihm auf der run Cannebière, unter dem unendlichen Geplauder dieser flinken, brannen Phocäer, die selbst Herrn Alexander Dumas, den ersten canaeur von Frankreich, todt machen, und unter dem betäubenden Lärm dieses Verkehrs, der die Produkte des Mittelmeeres, dieses „See's von Marseille" und die Waaren von Amerika, Indien und Afrika hier zusammenhäuft. Es gefällt ihm gut, hier unter dem Getöse und dem Staub

* Rome Contemporaine par Edm. About. Deuxième Edition. Paris, 1861.

der riesenhaften Bauten, die der Stadtrath von Marseille und Herr Mirès um die Welt ausführen; zwei neue Häfen, ein Kanal, ein Justiz-Palast, ein kaiserlicher Palast, ein Börsenpalast, eine Kathedrale, ein zoologischer Garten, ein paar Straßenerweiterungen, alles auf einmal! Welch' ein Aufschwung, welches Beispiel für Städte, deren Gemeinderäthe nicht so kühn denken, wie der von Marseille, und deren Banquiers nicht so großartig handeln, wie Herr Mirès! Ja es gilt solche Städte, die hinter der Zeit so zurückbleiben, daß sie sparen, daß sie „ohne Enthusiasmus auf der Bahn des Luxus und des Fortschrittes entlang ziehen, auf welcher Frankreich, Paris an der Spitze, in Galopp rennt." Mögen sie von About lernen, „daß die Sparsamkeit sicherlich die dümmste und die unfruchtbarste aller Tugenden, daß sie bei Privatleuten absurd, bei Behörden fast verbrecherisch ist, daß blos das Geld, das man ausgiebt, bleibt, während das, was man spart, schließlich doch verschwindet." Das ist das neue Evangelium des Kapitals, welches das Frankreich des empire zum Paradiese der Maurer und der Steinsetzer gemacht, das ist die neue Finanzwissenschaft, die ihre Jünger Millionäre und — Verbrecher werden läßt.

Aber wir sind in Rom, und müssen zunächst unserm Autor in seine Wohnung, an sein Fenster folgen. Die Aussicht ist bewundernswerth von da oben, von der Höhe des ehemaligen Palastes Mediris, wo Galilei gefangen saß, und wo jetzt die französische Akademie stattlich, vornehm und glänzend residirt. Es ist beiläufig gesagt, wohl die allerunrömischste Gegend in Rom, ebenso unrömisch wie die Kirche des heiligen Ludwig von Frankreich, in der die Direction und die Professoren dieser Akademie, mit mächtigen, steinernen Allongen-Perrücken angethan, die kalte und steife Cour der Todten feiern.

Wir haben es indessen mit der Bevölkerung von Rom zu thun. Wie ziemlich überall, giebt es drei Klassen, das niedere Volk oder die Plebs, wie wir sie mit About kurzweg benennen wollen, den Mittelstand und den Adel. Zu diesen drei Kategorien gehört aber alles, was anderwärts außerhalb derselben zu stehen pflegt, die Armee, die Künstler, die Beamten; nur die Geistlichkeit nicht. Wie man es in einer Stadt ohne Handel, ohne Industrie, ohne Arbeit nicht anders erwarten kann, so findet man die niedere und die mittlere Klasse der Bewohner verkommen, dürftig, herabgedrückt; man findet einen ehrenwerthen, aber stehen gebliebenen und großentheils finanziell bedrängten Adel; endlich aber eine mächtige, reiche und alleinherrschende Geistlichkeit. Werfen wir einige Blicke auf das Leben dieser Gesellschaft.

Da ist zuerst die Plebs. Sie besteht nicht blos aus den Fachini, die den Fremden prellen, und den freilich fast unzähligen Bettlern, die seine Geduld auf die Probe stellen. Zu ihr gehören alle jene Unbeschäftigten, deren Existenz dem Ausländer so viel zu rathen giebt; jene Fluth von Lohndienern, Kutschern, Ciceroni, wandernden Krämern, Arbeitern und kleinen Handwerkern, die zum Mittagbrod ein Wunder der Vorsehung oder eine Terne in der Lotterie erhoffen. Diesen ehrlichen Vagabunden fehlt durchaus nicht die Kraft oder Geschicklichkeit zu irgend welcher Arbeit; aber sie sind abgesagte Feinde jeder regelmäßigen, andauernden, einförmigen Thätigkeit, die ihnen die süße Möglichkeit eines ungewissen Erwerbs nehmen würde. Denn das Ungewisse, mag es auch noch so oft kärglich ausfallen oder ganz ausbleiben, ist ihre große Hoffnung, ihr Leckerbissen, für den sie ein solides, gerade ausreichendes Stück Brod höchst ungern eintauschen. Mangel an dauernder Beschäftigung, Mangel an Erziehung, Ueberfluß an Feiertagen und Spenden aller Art haben diese Neigung gepflanzt und aufgezogen; die wechselnde Fluth der Fremden und die Unmöglichkeit eines steten allmählichen Vorwärtskommens giebt ihr fortwährend neue Nahrung. Jeder Reisende kennt sie, die Wurzel der buona mana, des über die bedungene Zahlung als Geschenk, als Trinkgeld Erwartelen und Begehrten, nach der sich alle Hände ausstrecken, überall in Italien, aber am Meisten in Rom. Aber trotz dieses Vagabundenthums hat der römische Plebejer große Vorzüge; vor Allem die Haltung, die Selbstachtung, die ihn von dem eigentlichen Pöbel anderer Länder so sehr unterscheidet und welche eine kräftige Handhabe zu seiner dereinstigen Erhebung und Erziehung darbietet. „Die Klasse von entarteten Geschöpfen, die man die Canaille nennt, ist in Rom völlig unbekannt; das Ignoble ist keine römische Waare." Wir sehen diese Plebs, wenn wir den Verfasser begleiten, auf den Plätzen und Märkten stehen, feilschen, essen, Briefe schreiben und empfangen, natürlich durch Vermittelung des öffentlichen Schreibers; wir sind mit ihr in Trastevere, dem ärmsten und verrufensten Stadttheile drüben am anderen Ufer des Tiber und feiern, spielen und zanken uns in der Osteria. Glücklicherweise ist der Wein schlecht gewesen; sonst pflegt solch ein Streit durch einen schnellen Stoß mit einem sehr spitzen Messer summarisch entschieden zu werden. Dies schlimme „Messerspiel"! Feuriges Blut, feuriger Wein und feuriges Klima lassen Messerstiche eintreten wo in England ein Faustschlag, in Frankreich ein Duell, in Deutschland eine Klage genügt. Ist es ein Trost, daß diese Mordthaten nicht aus Habgier, nicht um zu rauben und um zu stehlen, geschehen, wenn ihre Häufigkeit, Oeffentlichkeit und Straflosigkeit uns entsetzt? Im Jahre 1853 haben die Gerichte des Kirchenstaates 609 Verbrechen gegen das Eigenthum und 1344 gegen die Person bestraft. Und wie groß ist die Zahl der Missethaten, die gar nicht zur Kenntniß der Richter gelangen, weil die Flucht, die zahlreichen Asyle, die Furcht vor dem gerichtlichen Zeugniß und den Langwierigkeiten des Prozesses, ja die Sympathie des Volkes den Verbrecher verheimlichen.

Eine kurze Unterhaltung, die About auf dem Wege nach Frascati mit einem Bauern hatte, bietet ein furchtbares und nur zu treffendes Zeichen der Volks-Auffassung. Der Franzose traf den Biedermann auf seinem Esel gemächlich einen Bergpfad hinanreitend, während die Frau, eine schwere Last auf dem Kopfe, etwas zurück nachfolgte. Er knüpfte eine Unterhaltung mit diesem Muster von Ehemann an und kam zufällig auf die Messerstiche zu sprechen.

„Signoer," sagte der Bauer, „jetzt ist's mehr als sechs Jahre her, daß unsere Dorf-Feste die Hälfte von ihrem Schwange verloren haben. Dazumal, als die Traubenkrankheit noch nicht im Lande war, und man so viel Wein trinken konnte, wie man mochte, da gab's keinen Viehmarkt, auf dem nicht Vier oder Fünf umgekommen wären. Ich habe mehr als Einen abgefertigt, als ich jung war; aber man wird alt, das ist nun aus. Man kann nicht sein und gewesen sein."

„Und hast du nie mit den Gerichten Unglück gehabt?"

„Doch, doch, verzeiht. Ich habe zwei Jahre in Civita-Vecchia abgemacht. Ihr erinnert mich an meine beste Zeit. Ah der Bagno! Ihr habt ihn nie besucht in unserem Lande, Eccellenza?"

Der Mittelstand, die Grundlage der jetzigen Nationen, ist in Rom unverhältnißmäßig gering und schwach. Zu ihm gehören alle weltlichen Beamten, die Advokaten, Aerzte, Kaufleute, Laden-Besitzer, Häuser- und Wohnungs-Vermiether, die Landpächter, ferner die Künstler und, so sonderbar es klingen mag, die Offiziere aller Grade. Sie sind meistens unbemittelt, von mäßiger Erziehung, fast alle Clienten irgend eines Kardinals oder Prinzen, fast Alle mit den jetzigen Zuständen unzufrieden. Wir können auf die wirklich interessanten Bemerkungen über die Lage der römischen Beamten, über die Stellung der Advokaten, die kümmerliche Existenz und das mangelhafte Studium der Aerzte nicht näher eingehen. Sehr anziehend ist auch, was von den Landpächtern erzählt wird, den eigentlichen Kapitalisten und Industriellen, deren ungeheurer Wirthschaftsbetrieb die Hauptstadt des Katholicismus auch zur Hauptstadt des Korns macht. Vorzüglich bemerkenswerth ist aber die Schilderung der Künstlerkreise. Zwar ist man von der Meinung, daß Rom auch jetzt noch die Heimat der größten Künstler sei, in Deutschland noch mehr zurückgekommen, als in Frankreich; aber es existiren in dieser Beziehung doch auch bei uns sehr merkwürdige Vorurtheile. So ist z. B. die Ansicht ebenso allgemein als irrig, daß die römischen Dichter, dramatischen Künstler, Musiker und Maler sich von den unserigen ganz besonders durch Excentricität, gränzenlose Kühnheit und wildes Feuer unterscheiden, Eigenschaften, die man als die natürlichen Wirkungen des Klima's und des südlichen Blutes bei Künstlern in ganz besonderem Maße voraussetzt. In der That aber findet sich ein fast komischer Gegensatz. Nirgends sind die Künstler so völlig bürgerlich, ja spießbürgerlich, nirgends wird die Kunst, mit wenigen ausgezeichneten Ausnahmen, so allgemein und so durchaus als Handwerk, als Fabrication betrieben, wie in Rom. Es ist wohl kaum nöthig, ausdrücklich zu bemerken, daß dies Urtheil nur den römischen Künstlern, keineswegs aber den fremden Künstlern in Rom gilt. Daß es gegen die Ersteren nicht zu streng ist, davon kann man sich überzeugen, wenn man dem Autor durch die Theater, die Buchläden, die Maler-Ateliers folgt, die von Dutzend Copien derselben Originale wimmeln, und in die Säle der Bildhauer, die den Marmor wie Butter verarbeiten und die „in alle dem positiv die Ersten sind, was nicht in das Gebiet der wahren Kunst gehört."

Die Zahl der römischen Adels-Familien hat sich seit zwei Jahrhunderten kaum verändert. Zu dem Feudal-Adel, der seinen Ursprung zu weilen bis über den Anfang dieses Jahrhunderts hinaus nachweisen kann, und zu den Nepoten-Familien des funfzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist allmählich eine nicht zahlreiche Geld-Aristokratie gekommen. Es giebt Fürsten Mati, die von Mutius Scävola, Santa Croce, die von Valerius Publicola herkommen. Einen Prinzen Massimo fragte Napoleon einmal kurz und schroff, ob es wahr sei, daß er von Fabius Maximus abstamme. „Ich kann es nicht beweisen," erwiderte der römische

Nobile, „aber das Gerede iſt ſeit nicht, als tauſend Jahren in unſerer Familie.“

Sodann findet man die Abkömmlinge jener päpſtlichen Vettern und Brüder, welchen der Ehrgeiz ihres Familien-Papſtes ſo ungeheure Summen und Güter zuwandte, die Peretti, Aldabrandini, Borgheſe, Ludovigi, Borberini und ſo fort bis zu den Braſchi, den Nepoten von Pius VI. Der Nepotismus galt im Laufe der Zeit nicht, wie er uns erſcheint, als ſchamloſe Plünderung des Kirchen-Vermögens, ſondern als ein Recht, ja als eine Pflicht, der ſich kein Pontifex entziehen durfte. „Als Innocenz X. Pamphili Bedenken gegen dieſe „Inſtitution“ hatte, bewieſen ihm die päpſtlichen Juriſten, daß er berechtigt ſei, die Einkünfte des heiligen Stuhles theilweiſe zur Ausſtattung ſeiner Familie zu verwenden. Sie ſetzten dieſen Antheil, mit einer Mäßigkeit, die uns die Haare zu Berge ſteigen macht, dergeſtalt feſt, daß jeder Nachfolger Petri, ohne irgend welche Ueberſchreitung ſeines Rechtes, ein Majorat von 400,000 Francs reinen Einkünften erreichten, eine Secunda-Genitur für einen minder nahe-ſtehenden Verwandten begründen, und jeder ſeiner Nichten 900,000 Frcs. zur Ausſtattung geben dürfe. Dieſes Gutachten ward dan dem General der Jeſuiten, Pater Vitelleſchi, gebilligt. Demgemäß machte ſich denn Innocenz X. daran. Er gründete das Haus Pamphili, baute den Palaſt Pamphili, legte die Villa Pamphili an, kurz, er pamphiliſirte nach Kräften die Finanzen der Kirche und des Staates.“

Die Folgen der Majorats-Wirthſchaft ſind indeſſen auch hier nicht ausgeblieben. Die römiſchen Nobili haben meilenweite Landgüter, königliche Paläſte, glänzende Villen und unſchätzbare Galerien, aber ſie ſind von Alters her mit Schulden beladen. Alle dieſe koloſſalen Vermögen gewähren wenig freie Einkünfte. Unſer Verfaſſer ſtellt einen Cenſus auf, wonach die Carſini und die Borgheſe, bei allen ihren unermeßlichen Beſitzungen, kaum eine halbe Million Francs zur Verfügung haben, die andere n großen Häuſern noch viel weniger. Nur zwei Familien haben ein unbegränztes Einkommen. Die Eine ſtammt von einem ſpekulativen Lohndiener ab, der das Haus Torlonia begründete. Die Andere kam nur nicht ſehr langer Zeit mit leeren Taſchen aus jenem Felſen-Neſte Sonnino, das durch die Raubthaten ſeiner Bewohner ſo intereſſant iſt. Sie beſitzt dort noch jetzt ein Haus, in welchem Jakob Antonelli geboren iſt. Seine Brüder und Neffen, die Grafen Antonelli, ſind, wenn man den Torlonia glauben ſoll, reicher, als dieſe ſelbſt, alſo die reichſten Leute in Rom. Aber ſie wollen es nicht zugeben.

Was über die Lebensweiſe und die geſellſchaftliche Stellung dieſes Adels mitgetheilt wird, giebt doch zu einigen Bemerkungen Anlaß. Zunächſt wird ein verſtändiger Leſer nicht zu viel Gewicht auf die Geſchichtchen legen, die M. About mit vielem Behagen aus der Chronique scandaleuse der römiſchen Damen vorbringt. Denn die Luſt an ſolchem Geklätſch iſt ein allbekanntes Erbtheil der Kinder von Frankreich, und ganz beſonders von Paris. Sie können Alle von ſich ſagen, wie Beranger:

Aux dames du jour
Faisons la morale;
Quoique non de la cour,
J'aime le scandale.

About amüſirt ſich ferner über die Unbefangenheit, mit welcher der hohe Adel von Rom die mittleren, ja auch die niederen Stände behandelt. Er belächelt einen Kardinal, der von einem Bedienten eine Priſe annimmt, und einen alten Principe, der allabendlich mit ſeinem Koch ein Partiechen macht. Aber ſo komiſch das iſt, ſo verdient es doch nicht im Mindeſten verſpottet zu werden. Denn es iſt nur eine leiſe karrikirte Erſcheinung desjenigen Charakterzuges, der ſich in Italien überall und im ganzen Volke geltend macht und der für den ſittlichen Werth der Nation von der größeſten Bedeutung iſt. Das iſt die Achtung, welche alle Klaſſen, trotz der beſtehenden Rang- und Standes-Unterſchiede, frei und menſchlich einander erweiſen. Dieſe beinahe klaſſiſche Humanität, welche den Verkehr aller Italiäner mit einander und auch mit den Fremden, ſobald dieſe nur einigermaßen darauf eingehen, ſo entſchieden bezeichnet, verleiht ebenſowohl dem gemeinen Manne ſeine offene, von Kriecherei wie von Unbeholfenheit gleich freie Haltung gegenüber dem Vornehmen, als ſie die Quelle der Ungezwungenheit iſt, die man an dem Adel mit Recht ſchon ſeit langer Zeit bewundernd bemerkt hat. Man vermißt dabei nicht blos den rohen Junkerſtolz und die wegwerfende Selbſtüberhebung, die anderwärts noch mitunter unartig genug auftreten, ſondern auch die feine, aber doch zurückhaltende Herablaſſung, die ſonſt wohl in dem Verkehr des gebildeteren Adels mit den anderen Klaſſen der Geſellſchaft durchblickt. Es iſt vielmehr in dem geſelligen Leben der Italiäner eine wahre und ehrliche Gleichberechtigung, die der Niedrigere ohne Anmaßung oder Verlegenheit beanſpruchen, der ſich der Höhergeſtellte ohne Opfer oder Ueberwindung hingeben darf. Natürlich wäre das unmöglich, wenn nicht zugleich die wirklich vorhandenen Unterſchiede der Bildung, des Einfluſſes, des Ranges ſo ſehr innerlich reſpektirt und ſo taktvoll beachtet würden, wie es in Italien geſchieht.

Aber nicht blos deshalb nimmt der italiäniſche Adel eine ſo bedeutende Stellung ein; er verdankt dieſelbe in weit höherem Grade der lebendigen und hervorragenden Theilnahme, die er den Intereſſen und den Beſtrebungen der Nation neuerdings gewidmet hat. Dieſen Antheil an dem großen Befreiungs- und Einigungswerke, der auch bei der römiſchen Nabilität ganz unverkennbar iſt, überſieht About, und es iſt deshalb ungerecht, wenn er als die bemerkenswertheſten Eigenſchaften derſelben die blos negativen der Unterwürfigkeit und der Höflichkeit hinſtellt. Es iſt eine geſchichtliche Thatſache, daß die römiſche Hierarchie, trotz aller glänzendſten Vortheile, den Adel im Ganzen der nationalen Sache nicht hat entziehen können, und Erſcheinungen, wie jene römiſchen Nobili, die vor Kurzem dem Kaiſer Napoleon und dem König von Italien Bittſchriften um boldige Einverleibung darzubieten wagten, und die jetzt deshalb in der Verbannung leben, ſtehen keineswegs vereinzelt da.

Ueber dieſen Laien-Klaſſen ſteht nun die Geiſtlichkeit als ein geſchloſſener, regierender Körper. In ſich ſtreng gegliedert nach der Stufenfolge der Hierarchie, geſellſchaftlich geſondert in die Plebs der Bettel-Orden, den Mittelſtand der Kloſter- und Pfarr-Geiſtlichkeit, den Adel der Prälatur mit dem Fürſtenrathe des Kardinal-Kollegiums herrſcht der Klerus über den Kirchenſtaat, der auch in ſeiner bürgerlichen Verwaltung den Formen und den Dikaſterien der Hierarchie unterworfen iſt. In dem „ſchmeichelhaften Gemälde“ von der römiſchen Staats-Verwaltung, das ſich About, um nicht eine zweite question romaine zu ſchreiben, von einem intimen Freunde des römiſchen Gouvernements dictiren ließ, heißt es ganz einfach: „Die 38,320 Perſonen, die die weltliche und die Kloſter-Geiſtlichkeit ausmachen, üben im Staate den Einfluß aus, der ihrem kirchlichen Range entſpricht. Die letzte von dieſen 38,320 Perſonen iſt der unmittelbare Vorgeſetzte des oberſten Laien. Dieſe Hierarchie iſt in den Augen der Regierung ſo heilig, wie vor Gott ſelbſt.“ Es bedarf kaum der Bemerkung, daß dies Gemälde eine ſehr ſcharfe und bittere Satyre iſt. Uebertrieben in den Ausdrücken, iſt es aber ſachlich der Wirklichkeit entſprechend. Und eben darum kann man ſich nur dem Wunſche anſchließen, den About ſelbſt ausſpricht, daß der Tag nicht fern ſein möge, wo ſein Buch nur noch ein archäologiſches Intereſſe erregen wird, der Tag, an dem ſämmtliche ehemalige Unterthanen des heiligen Vaters in ihren Ideen, ihren Sitten und ihren Rechten das erreicht haben werden, was die Romagna, die Marken und Umbrien bereits erreicht haben.

England.

Ver non semper viret.

Zur Lebensgeſchichte des Admirals Vernon.

Zu den beliebteſten Gattungen des Witzes gehören in England die Wortſpiele, trotzdem der große Lexikograph Johnſon nicht angeſtanden hat, einen „Punster“ mit einem „Pickpocket“ auf gleiche Linie zu ſtellen. Dieſe Vorliebe erſtreckt ſich ſogar auf die Heraldik, in welcher die ſogenannten punning oder cantiug mottoes ſich auf den Wappen mehrerer der angeſehenſten Familien finden, wie z. B. der Grafen von Weſtmorland, deren Ahnherr Fone bei ſeiner Verheirathung mit der Erbin der Neville ihrem vereinigten Wappenſchilde die Deviſe: Ne vile fano beilegte. Ein ſolches punning-motto, und zwar eines der ſinnreichſten, iſt der bekannte Wahlſpruch des Hauſes Vernon: „Ver non semper viret,“ was alſo nach Belieben „der Frühling blüht nicht immer,“ oder „Vernon blüht immer,“ heißen kann. Eine andere Verſion wurde freilich durch den ſchalkhaften Geſellen Punch zu Ehren des Miniſters Vernon Smith gegeben, nach welcher Ver non semper virot nichts anderes bedeuten ſoll, als „Vernon bleibt immer grün.“ Uebrigens zählen die Vernan, abgleich erſt ſeit einem Jahrhundert in den Pairsſtand erhoben, zu den älteſten und berühmteſten Geſchlechtern Englands, und treten ſchon in Shakſpeare's „Heinrich IV.“ und „Heinrich VI.“ auf.

Unter den zahlreichen Mitgliedern dieſer Familie, die ſich als Diplomaten, Kriegsmänner oder Gelehrte einen Namen erworben haben, nimmt der Admiral Edward Vernon, deſſen Biographie jetzt von einem Nachkommen aber Verwandten herausgegeben wird,* eine der erſten Stellen

* Ver Non Semper Viret. Memorial of Admiral Vernon. Trom Contemporary Authorities. By W. J. Vernon. London, Dalton

ein. Sein Vater war Staatssekretair unter Wilhelm III., und hatte den Sohn zum Juristen bestimmt, in der sichern Erwartung, ihn einst als Lord-Kanzler auf dem Wollsack zu erblicken. Allein der junge Edward hatte frühzeitig eine Neigung für das Seeleben gefaßt; schon auf der Westminster-Schule nannten ihn seine Kameraden nicht anders, als den „Admiral," und ein Lehr-Kursus in Oxford vermochte nicht, ihn von seiner Leidenschaft zu heilen. Der Vater gab endlich nach, und im Jahr 1701 trat der siebzehnjährige Jüngling in die Marine ein, wo er bei dem bald darauf ausbrechenden Kriege gegen Frankreich hinlängliche Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Er nahm an der Expedition nach Vigo, unter dem Admiral Hopson, Theil, der, wie Derfflinger, die Schneidigkeit mit dem Degen vertauscht und sich zu den höchsten Kriegsämtern emporgeschwungen hatte. Einige dreißig Linienschiffe und über zwanzig spanische Galeeren wurden im Hafen von Vigo zerstört. Der Kampf war lang und heftig; als der letzten Galeere das Pulver ausging, griff die Mannschaft zu dem originellen Mittel, den Angreifenden einige Schachteln Schnupftabak in's Gesicht zu werfen, was zwar ein ungeheures Niesen verursachte, aber die Niederlage der Spanier nur wenig verzögerte. In dieser Schlacht, wie bei der Eroberung von Gibraltar durch den Prinzen von Hessen-Darmstadt und Sir George Rooke, that sich Vernon so sehr hervor, daß ihm nach seiner Rückkehr die Königin Anna höchst eigenhändig eine Börse mit 200 Guineen überreichte. Die Franzosen und Spanier lernten bald den Namen des jungen Schiffscapitains kennen und seine Tapferkeit achten. Noch mehr Respekt flößte er den Ministern ein, als er zum Parlamentsmitgliede für Penryn erwählt wurde. Sir Robert Walpole, der allmächtige Günstling Georg's II. hatte niemals einen gefährlicheren Gegner. Alle Mißbräuche in der Marine-Verwaltung, die Korruption der Beamten, die Unwissenheit der „Lords", wurden von Vernon mit derselben schonungslosen Offenheit blosgelegt, wie hundert Jahre später von Cochrane und Napier, und mit demselben Erfolg — daß nämlich Alles beim Alten blieb, und daß die Regierung die erste Gelegenheit ergriff, sich den unbequemen Kritiker vom Halse zu schaffen. Es wurde eine Expedition gegen Portobello, im spanischen Süd-Amerika, ausgerüstet, und man bot das Kommando dem Capitain Vernon an, der es begierig annahm. Als sie aber auslaufen sollte, zeigte es sich, daß man ihm nur sechs Schiffe gegeben hatte, und zwar die ältesten und schlechtesten, die sich nur mustern ließen, schlecht armirt, schlecht bemannt und kaum im Stande, sich über dem Wasser zu halten. Die Absicht war offenbar, daß der gefürchtete Oppositionsmann in dem mit so unzulänglichen Mitteln unternommenen Angriff scheitern und sich dadurch gründlich blamiren sollte. Es kam jedoch anders. Am 20. November 1739 erschien Vernon mit seiner kleinen Eskadre vor Portobello. Tags darauf begann er seine Operationen gegen ein Fort, welches den Eingang des Hafens schützte und den Namen des „Eisernen Kastells" führte. Noch einem kurzen Kampfe wurde es von den englischen Matrosen erstürmt, und als Vernon sich am folgenden Morgen zum Angriff auf ein zweites Fort, das Castilla de la Gloria, anschickte, zog es die weiße Flagge auf und ergab sich auf Discretion. Sechzig Kanonen, ein bedeutendes Kriegsmaterial und eine nicht unbeträchtliche Summe in mexikanischem Golde fielen den Engländern in die Hände, welche in der ganzen Affaire nicht mehr als sieben Mann verloren hatten.

Der Enthusiasmus, den dieser Sieg in England erregte, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Vernon hatte nicht allein über die Spanier, sondern auch über das verhaßte Ministerium triumphirt; er wurde auf einmal der Held des Tages, und man verzieh es ihm sogar, daß er seinen Leuten nicht erlaubt hatte, den gefangenen Spaniern die Ohren abzuschneiden. Eine Vorstadt Edinburgs wurde mit dem Namen Portobello getauft; der Geburtstag Vernon's wurde im ganzen Lande gefeiert, und da man über das Datum dieses Ereignisses nicht ganz einig war, so feierte der Pöbel ihn doppelt, indem er zweimal jährlich in Prozession durch die Straßen zog, die Fenster einwarf, an denen sich kein Licht zeigte, und sich schließlich zu Ehren des großen Seehelden betrank. Vernon's Kopf wurde ein beliebtes Emblem, das noch vor zwanzig bis dreißig Jahren auf zahlreichen Wirthshausschildern figurirte und vielleicht auch heute noch nicht ganz von neueren Berühmtheiten verdrängt ist.

Der Expedition nach Portobello folgte eine zweite gegen Carthagena, die von Vernon mit viel bedeutenderen Mitteln unternommen wurde. Obgleich auf sein n Ruhm eifersüchtig, mußte Walpole der Volksstimme weichen und ein mächtiges Kriegs- und Seeheer unter sein Kommando stellen. Nicht weniger als 115 Schiffe mit 15,000 Matrosen und 12,000 Mann Truppen versammelten sich in Jamaica, und man war in England des Erfolges so sicher, daß schon im Voraus eine Medaille auf die Eroberung von Carthagena geschlagen wurde.* Diese sanguinischen Hoffnungen wurden indeß nur theilweise erfüllt. Das Fort Boca Chica ward zwar nach tapferem Widerstande genommen, worauf die entmuthigten Spanier ein zweites Fort, Castillo Grande, im Stich ließen und sich in der Stadt einschlossen, welche bombardirt und zum Theil in Asche gelegt wurde; aber der Angriff auf die Verschanzungen von San Lazaro, die den Schlüssel zu Carthagena bildeten, mißlang, wie Vernon behauptete, durch die Schuld des Generals Wentworth, und zugleich rissen Krankheiten unter den Truppen ein, welche die effektive Stärke derselben bald auf die Hälfte reduzirten. Unter diesen Umständen beschloß man, die eroberten Festungswerke in die Luft zu sprengen und nach Jamaica zurückzukehren, zuerst aber einen Abstecher nach Cuba zu machen und einen Handstreich gegen Santiago zu versuchen. Man landete ohne Widerstand in der Bai von Guantanamo, aber hier erhielt Wentworth so bedenkliche Nachrichten über die Schwierigkeiten des Terrains und die zur Vertheidigung von Santiago getroffenen Anstalten, daß er von weiterem Vorrücken abstand und trotz der Bitten und Vorwürfe des Admirals sich mit allen seinen Truppen wieder einschiffte. „Obschon ich einige Erfahrung in militärischen Operationen zu Lande habe," schrieb Vernon an den Herzog von Newcastle, „so glaube ich doch, daß, wenn das alleinige Kommando in meinen Händen gewesen wäre, die Streitkräfte Sr. Majestät sich sowohl zu Herren von Carthagena als von Santiago gemacht haben würden, und zwar mit weit geringerem Verlust, als den sie wirklich erlitten haben." Persönlich hatte er in der That Alles gethan, um den Erfolg des Unternehmens zu sichern, und wenn dieser nicht so vollständig war, als das Publikum und er selbst erwartet hatten, so kehrte er doch mit großer Beute und mit zahlreichen Trophäen beladen nach England zurück.

Er fand seinen alten Gegner, Sir Robert Walpole, nicht mehr im Amte, aber das neue Kabinet war seinen Reformplänen eben so wenig hold, als das alte. Namentlich goltten seine Einwendungen gegen das Matrosenpressen für eine Ketzerei, die die allerstrengste Rüge verdiene. — Als im Jahre 1745 ganz England durch die Landung des Prätendenten in Schrecken gesetzt wurde und man jeden Augenblick einer französischen Invasion entgegen sah, wurden zwar die Dienste des tapferen Admirals in Anspruch genommen, der auch wirklich durch seine geschickten Manöver die französische Flotte verhinderte, in See zu stechen; sobald aber die Gefahr vorüber war, ergriff man die erste Gelegenheit, ihn wieder vom Kommando zu entfernen. Seine Neider sprengten aus, daß er wegen Unfähigkeit entlassen sei; um seine Ehre zu retten, veröffentlichte er eine Flugschrift, in der er die gegen ihn gespannenen Ränke enthüllte und die Mißverwaltung der Admiralitäts-Behörde mit vernichtender Schärfe geißelte. Die Antwort war ein königliches Dekret, durch welches Vernon von der Liste der Marine-Offiziere gestrichen wurde.

Den Rest seines Lebens brachte der Held von Portobello damit zu, die Mißbräuche, deren Opfer er geworden, im Parlament zu bekämpfen. Seine Popularität blieb unvermindert; die ersten Städte Englands ernannten ihn zum Ehrenbürger, und das Publikum klatschte dem kühnen Redner Beifall, vor welchem die Minister auf ihren Sitzen erzitterten. Sein leidenschaftlicher Charakter hielt sich nicht immer in den Schranken des parlamentarischen Dekorums, und er ließ sich mitunter zu Wuthausbrüchen hinreißen, die der von ihm verfochtenen Sache eher schadeten, als nützten; aber trotzdem war er ein gefährlicher Gegner, und die Regierung machte sich nicht wenig erleichtert fühlen, als er im Oktober 1757 plötzlich mit Tode abging.

Vernon war der Typus eines englischen Seemanns aus der alten Schule, derb, hitzig, störrisch gegen seine Oberen, streng gegen seine Untergebenen, aber ehrlich, treu und bieder, ein warmer Patriot und ein furchtloser Krieger. Wie schon angedeutet, hatte er in seinem Charakter und seiner Laufbahn einige Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Lord Dundonald und noch mehr mit Sir Charles Napier, der, gleich ihm, nach langjährigen Diensten von der Regierung zurückgesetzt und von ihren Kreaturen mißhandelt, sich durch sein parlamentarisches Auftreten für die ihm widerfahrene Unbill rächte. Um die Parallele noch schlagender zu machen, enthäuteten die Feinde Vernon's sich nicht, dem Sieger von Portobello Mangel an Muth vorzuwerfen, wie die Times dem alten Helden von San Vicente nach der Rückkehr von seiner baltischen Campagne

* „Il y a beaucoup d'exemples de ces médailles prématurées," schreibt Voltaire, „qui trompernient la postérité, si l'histoire plus fidèle et plus exacte ne prévenait pas de telles erreurs." Die merkwürdigste von diesen anticipirten Siegesmedaillen ist wohl die von Napoleon auf seine beabsichtigte Invasion Englands geschlagene, welche den mit einem Ungeheuer kämpfenden Herkules darstellt und die Inschrift: „Descente en Angleterre" und darunter „Frappé à Londres 1804" trägt

Noch länger, als durch seine Kriegsthaten aber wird das Andenken Vernon's durch den Namen eines Getränks fortleben, das von ihm zuerst eingeführt und von den Seeleuten nach ihm getauft wurde. Er hatte nämlich von ihnen wegen der von ihm getragenen, aus einem derben Wollenzeuge, Grogram, verfertigten Hosen den Spitznamen Old Grog erhalten, und als er in seinem westindischen Feldzuge, um der in jenem Klima so schädlichen Uebermäßigkeit Schranken zu setzen, den Befehl gab, den der Mannschaft verabreichten Rum mit Wasser zu verdünnen, belegten die über diese Neuerung unzufriedenen Matrosen das Getränk mit demselben Namen, den sie ihrem Admiral ertheilt hatten. Von diesem Umstande rührt das Wort Grog her, das seitdem in allen europäischen Sprachen Bürgerrecht erworben hat.

Rußland.

Die soziale Umgestaltung des Volkes durch Aufhebung der Leibeigenschaft.

In Nummer 29 unseres Blattes brachten wir einen Artikel über die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland, dem wir die längeren Berichte eines französischen Reisenden und offizielle, in der „Baltischen Monatsschrift" enthaltene Angaben und Dokumente zu Grunde legten, ohne natürlich darauf Anspruch zu machen, ein maßgebendes Urtheil in dieser umfangreichen und verwickelten Frage zu haben. Da es uns darauf ankommt, den Lesern unseres Blattes der Wahrheit möglichst nah kommende, übersichtliche Beleuchtungen von dem Stande derselben zu geben, so war es uns erfreulich, von einem gelehrten Russen, Herrn Victor von Poroschia, ehemaligem Professor und Mitglied des Comité's der Bauern-Befreiung im Gouvernement Grodno, der, ein Freund unseres Blattes, sich gegenwärtig in Paris aufhält, von dort zwei von ihm verfaßte Schriften über diesen Gegenstand zu erhalten, die jedenfalls der Sache auf den Grund gehen.* Die erste umfangreichere Schrift, die von der sozialen Wiedergeburt Rußlands handelt, ist noch vor der offiziellen Frei-Erklärung der Bauern erschienen. Die zweite enthält eine Kritik der von der verschlogenen Kommission für gut befundenen Maßregeln und positive Vorschläge zur Beseitigung der aufgewiesenen Unzuträglichkeiten.

In der Einleitung des erstgenannten Buches äußert der Herr Verfasser sich zuerst über die Befangenheit, welche ihn ergreife, da er über eine Schattenseite seines Vaterlandes, über die Leibeigenschaft, schreiben solle; indessen habe sie bei genauerer Betrachtung Nichts, dessen man sich zu schämen brauche.

„Man findet sie bei allen Völkern. Vor fünfzig, höchstens siebzig Jahren war sie die allgemein über das europäische Festland verbreitete Gesellschaftsform. Sie ist also Nichts, was uns (den Russen) eigenthümlich wäre. Man hat ihrem Ursprung, die Ausschreitungen, die Leiden erzählt, die sie überall verursacht: schimpfliche oder herzzerreißende Erzählungen. Wir haben unseren Theil daran, wie alle Anderen. Man wird selbst bemerken, daß die Knechtschaft in Rußland minder systematische Reize beansprucht, als sonstwo (weshalb sie vielleicht auch gerade länger sich erhalten hat), daß sie mehr vom patriarchalischen Regiment an sich hat, als vom feudalen. Die Unterdrückung ist hier weniger raffinirt. Man kennt hier z. B. jene sonderbaren Rechte nicht, welche, ohne etwas Nützliches zu haben, nur dazu dienten, die Unterthanen zu erniedrigen, um den Stolz ihrer Herren zu berauschen.** Die andere große Quelle von Erpressungen, die unter dem Namen „Patrimonial-Gerichtsbarkeit" bekannt ist, hat in Rußland niemals in gleich hohem Maße stattgefunden, als bei den meisten anderen Völkern. Da entscheiden die Gemeinde-Aeltesten die entstandenen Streitigkeiten nach der Einsicht des einfältigen Verstandes; da sucht selbst die Willkürmacht des Herren nicht, wie anderer Orten, das lügenhafte Aeußere einer sogenannten regelmäßigen Patrimoniol-Gerichtsbarkeit anzunehmen, welche jederzeit für die Vasallen, die sie zum Ränkeschmieden trieb, um sie für sich auszubeuten, nur formelhaft und zu Grunde richtend gewesen ist. Die regelrechte Justiz hat in Rußland den höheren Klassen, deren waher Geißel sie ist, mehr Leid zugefügt; das Volk ist weniger der Gefahr ausgesetzt, von ihr zu leiden."

Die Einleitung, welche dem Vorworte folgt, ist vornehmlich der Auseinandersetzung der Sachlage und der Schwierigkeit der Lösung vorliegender Frage, die auf eine radikale soziale Umgestaltung hinausläuft, gewidmet. Hierauf folgt eine Geschichte der Leibeigenschaft, welche über erste Entstehung sehr kurz berührt und erst mit Peter dem Großen ausführlicher wird und in alle Einzelnheiten der Gesetzgebung eingeht. Wir ersehen daraus, daß diese Frage der Leibeigenschaft eigentlich nie ganz geruht hat und daß ihre Aufhebung, respektive Milderung, zu verschiedenen Zeiten angeregt worden ist.

In dem zweiten Kapitel wird die Gegenwart seit dem Regierungs-Antritte Alexander's II. besprochen. Wir heben daraus Einiges hervor, was zur Orientirung dienen kann.

„Als präsumtiver Thronerbe hatte Großfürst Alexander zur Vertagung der zweideutigen Maßregeln beigetragen, die man gegen das Ende der letzten Regierung in Rußland allgemein durchsetzen wollte, indem man sie auf große Länderstrecken anwandte. Alexander unterrichtete sich bei dieser Gelegenheit von dem wirklichen Stande der Dinge und lieh sein Ohr dem freien Worte unabhängiger Leute. Da er die Frage selbst studirt hatte, begriff er ihre ungeheure Wichtigkeit. Als Kaiser zögerte er nicht, sein Ministerium zu wechseln, und sich der vom Adel ausgesprochenen Meinung bemächtigend, beschloß er, sie zu verwerthen. Seine liberalen Ideen waren für Niemanden ein Geheimniß. Sie fanden einen günstigen Boden in dem Bewußtsein unserer Gebrechen, unseres Elends und der Nothwendigkeit, ihm abzuhelfen — einem Bewußtsein, zu dem die Nation in Folge schwerer Unglücksfälle neuerdings gekommen war.

„Zu der Zeit der Krönung zu Moskau (August 1856) ließ der Kaiser einige Worte über die Nothwendigkeit fallen, durch weise Reformen dem Erwachen subversiver Tendenzen zuvorzukommen, welche eines Tages aus den tiefsten Schichten der Gesellschaft unerwartet zu Tage treten könnten. Diese Worte gingen von Mund zu Mund, erschreckten die Einen, erfüllten die Anderen mit Freude und brachten alle Welt in Bewegung.

„Im Mai 1857 wurden die Abgeordneten des Adels durch höchsten Befehl in außerordentlichen Versammlungen zu Wilna, Grodno und Kowno versammelt. Die Versammlung zu Grodno that am 1. Juni die Erklärung, welche die von Wilna und Kowno einige Tage später machten daß nämlich das Glück des Landes für immer gesichert werden würde, wenn die Leibeigenschaft aufgehoben und das Eigenthum des Bodens als ein unzweideutiges und staatlich anerkanntes Recht dem Adel garantirt würde.

„Das kaiserliche Reskript vom 20. November 1857 an den General-Gouverneur von Wilna, von Nasimow, billigte diese Grundlagen sozialer Neugestaltung und sanctionirte sie in folgender Weise:

„Der Minister des Inneren hat mir von den trefflichen Absichten Mittheilung gemacht, welche den Adel der Gouvernements Wilna, Grodno und Kowno rücksichtlich der Bauern beseelen. Diese Geneigtheit von Herzen billigend, da sie meinen Ansichten und Wünschen entspricht, ermächtige ich den Adel, sofort die Besprechung der Wege und Mittel zu beginnen, die geeignet sind, die von seinen Repräsentanten ausgesprochenen Wünsche-Meinungen zu realisiren und sie stufenweise in's Leben zu führen, damit die Bewirthschaftung der adeligen Güter dadurch nicht Schaden erleide."

(Zu diesem Ende sollen in diesen drei Gouvernements vorbereitende Comités eingerichtet, und ihre Vorschläge, gesendert ausgearbeitet, sollen von der General-Kommission, die in Wilna ihren Sitz haben wird, geprüft und in Eins verschmolzen werden.)

„Die Gouvernements Comités, welche in ihren Arbeiten die Verbesserung des Looses der leibeigenen Bauern zum Zwecke haben, sollen sich auf folgende Prinzipien gründen:

„1) Der Herr behält seine Rechte auf das ganze Land des Gutes, aber die Bauern behalten ihr ländliches Gehöft (enclos rural), das sie durch einen in bestimmter Zeit zu vollziehenden Kauf eigenthümlich erwerben. Außerdem sollen sie den Genuß eines hinreichenden Stückes von Land, je nach der Oertlichkeit, haben, um ihre (soziale) Stellung (als Bauern) zu sichern und sie in den Stand zu setzen, ihre Pflichten gegen den Staat und den Grundherrn zu erfüllen, dem sie seine Rente in Gold oder in Arbeit zahlen sollen.

---

* Régénération Sociale de la Russie, par Victor de Porochine, ancien professeur, Membre du Comité d'émancipation du gouvernement de Grodno. Paris, A. Bourdillat, 1860. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Solution pratique de la question des paysans en Russie. Paris, 1861.

** Der Herr Verfasser wird uns hier eine kleine Bemerkung verstatten. Diesen sonderbaren Rechten und sonderbaren Leistungen, welche in Deutschland und sonst häufig vorkommen, liegt sehr oft blos ein derber Humor und eine ausgesprochene Bonhomie zu Grunde. In Deutschland verstand man von je viel Spaß, und die Frohn-Bauern lachten mit, wenn sie z. B. auf einem vierspännigen Leiterwagen ein Hühner-Ei in's Schloß fuhren

„2) Die Bauern werden sich in Landgemeinden zusammenthun; die Gutspolizei wird von den Herren geübt.

„3) Die weiteren Beziehungen zwischen Herren und Bauern werden derartig geregelt, daß der volle Betrag der dem Staate zu zahlenden und der örtlichen Steuern gesichert bleibt."

„Diese Worte des Reskriptes athmen die Billigkeit und die Liebe des Fürsten gegen seine Unterthanen. Die Klarheit, mit der diese Grundsätze ausgesprochen sind, scheint nicht getrübt werden zu können. Man weiß indessen auf einige weiße Wölkchen hin.

„Eine lange ministerielle Note, datirt vom 21. November, begleitete das Reskript, um ihm als Kommentar zu dienen.

„Sprechen wir zuerst von dem Reskripte:

„Die Freiheit ist hier unter den Worten „Verbesserung der Lage der Leibeigenen" versteckt. Worauf es uns hierbei ankommt, das ist ihre konstatirbare Anwesenheit in dem Gesetze. Der folgende Ausdruck: „Die Bauern behalten das Gehöft, welches sie vermittelst Kauf eigenthümlich erwerben," gab Anlaß zu der Frage: „Ist der Ankauf des Gehöftes für den Bauer ein Recht oder eine Pflicht, oder handelt es sich hier einfach um einen möglichen Fall?" Ganz von vornherein schien es, als wollte das Reskript dem Bauer eine Pflicht auflegen, weil es einen Termin setzt. — Kann nun eine derartige Pflicht allgemein aufgestellt werden? Ja noch mehr, welchen Beweggrund wird der Bauer haben, das zu kaufen, was er thatsächlich inne hat? Man hat geglaubt, daß dieser bei ihm angenommene Beweggrund schließlich kein anderer sein könnte, als der Trieb, sich den allzuharten Bedingungen des Grundbesitzes zu entziehen.

„Man hat daraus geschlossen, daß das Verfügungsrecht, das auf diese Weise durch den Kauf des Gehöftes beschränkt ist, demgemäß für die Zukunft frei von jeder anderen Fessel anerkannt sei. Daher individuelle Freiheit und Garantie der Unabhängigkeit des Gehöftes für den Bauer: Eigenthum und Verfügungsrecht über die Güter für seinen alten Herrn. Dies war wahrscheinlich der erste Wunsch des Kaisers.

„Wir wollen jedenfalls zugeben, daß die große Masse des Publikums sich bei dieser klaren und bestimmten Auffassung der Zukunft nicht aufhielt. — Was den Land-Adel beunruhigte, war das Loos, welches der ländlichen Production in dem Falle bevorstand, wenn die befreiten Bauern, mit ihrem Gehöfte zufrieden, ihre Felder verließen, um dem Herrn des Bodens weder Zins noch Arbeit schuldig zu sein.

„Das Gehöft wird ihnen als feste Grundlage dienen; sie werden leichteren Arbeiten nachlaufen, die weniger drückend sind; angelockt von der Gewinnsucht und dem Abenteuergeiste, werden sie ihr Land, ihre Familie, ihre angestammten Sitten abschwören.

„Die ministerielle Note, die sich auf einen entgegengesetzten Standpunkt stellte, gab von vornherein auf diese Befürchtungen Antwort, aber derart, daß sie andere, nicht minder schwere, erweckte. Was der Minister zu fürchten schien, war nicht die Verlassung des Feldes von Seiten der Bauern, sondern vielleicht das große Eigenthum, welches ihre Ländereien auflaufte, um sie herunterzubringen, oder die härteste Noth erdulden zu lassen. Daher Restrictions-Maßregeln gegen das Eigenthum, die man den versammelten Eigenthümern anempfiehlt.

„Abgesehen von dem Gehöfte (welches nach der offiziellen Definition aus der Bauern-Wohnung, den dazu gehörigen Baulichkriten, dem Grund und Boden, worauf sie stehen, und dem Küchengarten besteht), wird das Land des Gutes (nach der ministeriellen Erklärung) in Dominial-Land und in Bauern-Land eingetheilt. Der letztere Theil kann nie zur Domaine des Herrn geschlagen werden. Es soll den Bauern zur immerwährenden Nutznießung überlassen werden, unter der Bedingung für sie, daß sie den Zins in Geld, in Arbeit oder in Produkten zahlen. Die Größe des zu diesem Zwecke vom Reskripte hergegebenen Landes wird nach den örtlichen Bedingungen und Gebräuchen geregelt werden. Die Grundzinsen sollen gleichfalls nach der Ausdehnung und Natur des Terrains festgesetzt werden.

„Es ist klar, daß hier mehr, als ein bloßer Kommentar vorliegt. Diese Ideen, aus den Aktenschränken der Bureaukratie entnommen, hängen sich an das Reskript an; sie sind ihm entgegengesetzt.

„Und in Betreff der Bauern, was thut hier die Note? Das Reskript hatte gesagt: „Verwirklicht Eure Ideen stufenweise, nach und nach." Sie erklärt das so:

„Die künftige Organisation der ländlichen Bevölkerung soll stufenweise vor sich gehen. Zu diesem Ende werden die Bauern anfangs in einem Uebergangs-Stadium bleiben, d. h. mehr oder minder streng an die Scholle gebunden. Später werden sie in den definitiven Zustand übergehen, wenn die Regierung sie ermächtigt haben wird, ihren Wohnort nach einer von ihr festgesetzten Art und Weise zu verändern. Die Comités werden die Dauer der Uebergangszeit, die übrigens eine Frist von zwölf Jahren nicht überschreiten darf, zu bestimmen haben.

„Nun wohl, man wird unmöglich behaupten können, daß dieses im Worte „stufenweise" liege. Dieses Wort scheint uns in dem Reskripte zu stehen, um eine gewisse Klugheit in der Entwickelung der Freiheit anzuempfehlen und nicht, um eines ihrer wesentlichsten Rechte zu leugnen.

„Die Note sagt ferner: „Die Grundzinsen, in Geld oder Produkten fixirt, sind verbindlich für die Bauern, welche die unter diesem Titel ihnen zugewiesenen Ländereien inne haben.

„So giebt es also keine gegenseitigen Verhandlungen; überall Institutionen. Man mäht, man säet, man drischt nach dem Reglement. Man zieht keine Furche auf diesem Stücke, man schlägt keinen Pfahl auf dem anderen ein, ohne das Zeichen dazu von der kompetenten Behörde zu erhalten, da die Rolle eines Jeden von ihr nummerirt ist. Das ist die intelligente Knechtschaft, wie sie vor hundert Jahren von Friedrich dem Großen in Preußen eingeführt worden ist. — Intelligent, mag sein; aber das ist nicht die Emancipation, nach welcher man heute trachtet.*

„Mitten unter diesen Uebeln, welche den höchsten Willen und die öffentliche Meinung einhüllten, wurden die Comité's der drei westlichen Gouvernements seit dem Februar 1858 mit der Forderung eingesetzt, ihre Aufgabe binnen sechs Monaten zu beenden.

„Etwas früher, am 8. Januar, war ein höchstes (Central-) Comité zu St. Petersburg eingesetzt worden, um die Bewegung zu leiten, welche sich über das ganze Reich verbreiten sollte. Denn Kenntniß von dem Reskripte nehmend, hatten der Adel von Petersburg und von Nischnei (Nowgorod) gleichfalls um die Gnade angesucht, in Gouvernement-Comité's zusammenzutreten.

„Sie erhielten dieselbe, und die beiden Comité's wurden zu derselben Zeit eröffnet, wie die westlichen. Darüber ging das ganze Jahr 1858 hin. Wie viel Zeit wäre gewonnen worden, wenn die Aufforderung auf eine bestimmtere Weise geschehen wäre, und mehr Einheit und Präzision in diesen Maßregeln gelegen hätte.

„Das Ober-Comité ließ ein Programm ausarbeiten, um den Arbeitern der einzelnen Unter-Comité's als Anhalt zu dienen. Wir erhielten es im Mai. Das Comité hatte drei Monate in Ungewißheit gelebt.

„Dieses Programm that in der Frage der Gehöfte einen Schritt vorwärts; sein ganzer übriger Inhalt lehrte nichts Neues. Man findet wohl zum ersten Male bestimmt ausgesprochen die Worte „Aufhebung der Leibeigenschaft" (negativer Ausdruck) darin; aber andererseits wird dem Uebergangs-Stadium ein eigener Name gegeben: „Zustand der zeitweilig verpflichteten Bauern," ein künstlicher und *sonderbarer* Ausdruck, der niemals populair werden dürfte, und den einige Comité-Mitglieder sich selbst als „Leibeigne auf lange hinaus" (mindestens zwölf Jahre) übersetzten, worauf sie nach einer Sache suchten, die diesem Namen entspräche."

Wir können von nun an nicht mehr auf das Einzelne der sehr ruhigen und sachgemäßen Kritik jenes Cellasses eingehen, und müssen uns bescheiden, nur besonders in die Augen springende Punkte hervorzuheben. Jedenfalls erhält man durch die Verfolgung der vorgeführten Thatsachen und der darüber angestellten Betrachtungen den Eindruck, daß die soziale Umgestaltung, welche Kaiser Alexander durchzuführen sich entschlossen hat, die ungeheuersten Schwierigkeiten bietet, und sich im Großen und Ganzen noch aller Berechnung entzieht. Die Hauptschwierigkeit liegt augenscheinlich darin, daß das ganze russische Staatsgebäude auf der Leibeigenschaft der Bauern als einem per fas oder nefas gültig gewordenen Rechtsstande beruht, und daß der neue Rechtsstand der allgemeinen Freiheit naturgemäß ein ganz neues russisches Staatsgebäude verlangt. Beide Rechtsstände, der alte der Leibeigenschaft und der neue der Freiheit, sind einander so entgegengesetzt, von einander so verschieden, daß das Uebergangs-Stadium durch die getroffenen milden Maßregeln, welche ein autokratisches Durchgreifen verschmähen, zu einer Zeitperiode wird, in welcher das streng juristische Recht und alle bestimmten Rechtsbegriffe beinahe ganz aufgehoben sind.

Die Leibeigenschaft ist gesetzlich aufgehoben, der Thatsache nach dürfte sie fortbestehen; der Gutsherr ist Besitzer des ganzen Landes und nicht Besitzer des Theiles, den ihm seine Bauern abkaufen sollen. Der Bauer

* Die „intelligente Knechtschaft Preußens" hat doch manches Gute im Gefolge gehabt, z. B. einen eminenten Ordnungssinn, der in Preußen trotz alledem immer noch heimisch ist und gerade dem Verfassungsleben zu Gute kommt. Ob die russische Regierung den bisherigen Leibeignen der bloßen Discretion des Gutsherrn zur freien Transaction überlassen kann, dürfte eine von uns schwer zu beantwortende Frage sein.

muß bleiben und zahlen, oder die Frohnde leisten, ebenso wie ihn sein ehemaliger Herr an seinem Platze lassen muß. Es ist also ein Zustand gegenseitiger Gebundenheit eingetreten, der durch gar keine bestimmten, durchgreifenden, gesetzlichen Normen geregelt wird; es ist keine rechtliche Auseinandersetzung erfolgt, sondern Alles in der Schwebe gelassen; weder der Herr noch der Bauer weiß, was ihm gehört, oder nicht gehört, und wie sich die Sache gestalten wird. Der Bauer hat mit der ausgesprochenen Freiheit und der Anerkennung auf einen, wenn auch erst künftig freien Besitz Waffen gegen den ersteren in die Hand bekommen, die bei den rohen Begriffen desselben unter Umständen sehr gefährlich werden können und auch bereits gefährlich geworden sind. Es scheint Rußland mit Aufhebung der Leibeigenschaft zu gehen, wie gewissen schwächlichen Damen, welche den Schnürleib, mag er auch noch so eng und unbequem sein, so gewohnt sind, daß sie, sobald sie ohne denselben stehen und gehen sollen, allen Halt verlieren und zusammenknicken. Es mag ein seltsames Treiben sein, welches jetzt in dem unermeßlichen Flachlande des Ostens vor sich geht; dieses unbestimmte Drängen und Wogen unzähliger Menschen, welche von dem neuen Zustande, in den sie getreten, jedenfalls nur sehr ungewisse Vorstellungen haben und sicher nicht wissen, was sie nun eigentlich anfangen sollen. Das Wort Freiheit klingt zu schön, als daß es nicht seinen Zauber auch auf den letzten russischen Bauern ausüben sollte, daß es nicht in ihm den Gedanken erwecken sollte, er müsse etwas Außergewöhnliches thun, um sich in den leibhaften Besitz der schönen Sache zu setzen, die er thatsächlich noch nicht zu Gesicht bekommen, es müsse etwas ganz Wunderbares, bisher Unerhörtes vorgehen; er müsse, wenn es nöthig sein sollte, selbst ein Opfer bringen. Wir können uns lebhaft denken, daß dem Adel, den Beamten, der Regierung, wenn sie diesem Treiben zusehen, nicht ganz wohl wird, und daß die russische Staatsmaschine an mehr als einer Stelle zu stocken beginnt. Natürlich läßt sich nur aus sehr oberflächlichen Symptomen auf jene innern Vorgänge schließen; aber man kann sich allenfalls denken, wie es aussehen mag in einem Lande, wo Alles bisher auf militairisches Kommando seine Pflicht und Schuldigkeit that, und wo nun ein Wort ausgesprochen ist, das scheinbar zur Ungebundenheit ermächtigt.

Die Rechts-Tradition der Bauern, die auf dunklen Erinnerungen an die alte patriarchalische Gemeinde- und Stammverfassung vor der Einführung der Leibeigenschaft beruht, erkennt keineswegs ein absolutes Besitzrecht des Herrn auf Grund und Boden an, sondern würde denselben am liebsten als Gemeingut reklamiren. Kurzum im Lande, wo die Idee des Privatbesitzes, des Mein und Dein im strengsten Sinne, gewissen umfangreichen Institutionen gar nicht zu Grunde liegt, muß die Schwierigkeit, eine einfache und scharfe Auseinandersetzung herbeizuführen, ungeheuer sein und die Gefahr nahe liegen, daß Alles aus Rand und Band geht. Kommunistische Theilung ist hier am Ende das einfachste Prinzip, einen neuen Rechtsstand zu begründen, und derartig scheinen auch die Bewegungen zu sein, von denen wir zeitweise in den Blättern lesen.

An Land für die Bauern wird es nicht fehlen; denn das dünnbevölkerte Rußland hat bebaute und unbebaute Flecken genug; was man fürchtet, ist im Gegentheil, daß die Bauern die Arbeit liegen lassen und fortlaufen, daß eine allgemeine Wanderung eintritt. „Was haben die Eigenthümer beim ersten Worte von Emancipation gesagt? Sie haben ausgerufen: „Wir werden Mangel an Arbeitskräften haben, wir sind verloren!" Und man fürchtet, daß sie das Land aufkaufen, daß sie die Bauern vertreiben werden!....' Nein, jetzt ist die Reihe an ihnen, Sklaven zu sein, Sklaven der stets rebellischen Natur und der produktiven Klassen, der Landbauer."

Ebenso wie unter diesen Umständen aus dem Bauer ganz etwas Anders werden soll, ebenso muß aus dem, was man in Rußland Adel heißt, etwas ganz Anderes gemacht werden. Was ist, abgesehen von dem Tschin oder Rang-Adel, in Rußland Adel? Fürst Dolgorukov behauptet, daß ein solcher im westeuropäischen, feudalen Sinne in Rußland eben so wenig existire, als in Amerika. — Ein Adliger war thatsächlich ein Besitzer von so und so viel Leibeignen. — Man nehme ihm die Leibeignen weg, wo bleibt der Adel, wo bleiben die politischen Rechte, welche bisher an den Besitz von Leibeignen geknüpft waren? — Soll ein Adel fortbestehen, so muß er erst aus den ehemaligen Leibherrn, namentlich aus den Grundbesitzern geschaffen werden; der große Grundbesitz allein (S. 250) kann natürliche Base eines Geburtsadels werden; diesen aber aufrecht zu erhalten, sind für ihn Rechte, eine Organisation und politische Prärogativen, Theilnahme an der Staatsverwaltung namentlich, nöthig.

Die zweite oben erwähnte Schrift enthält praktische Vorschläge zur Beseitigung der in den Kommissionsarbeiten beregten Mängel; sie gehen vornehmlich darauf hin, an die Stelle schwankender Bestimmungen gewisse rechtliche, einer juristischen Regelung fähige Verhältnisse zu setzen; so z. B. in dem, was das dem Freigelassenen gesetzlich belassene Gehöft betrifft. Diese Expropriation zum Nachtheile des Gutsherrn war es namentlich, was den Adel beunruhigte. Die Ausstattung des neuen Freibauern war eine unumgängliche Sache, und die erste Bedingung zur Schoffung der neuen sozialen Ordnung. Einen häuslichen Herd, die ersten Mittel zur Existenz mußte der Bauer doch haben. Nach der Kritik, welche unser sachkundiger Gewährsmann an den einschlagenden Anordnungen gegeben hat, ist die Sache hierin ziemlich verfahren und ein, rechtlich beinahe monströses, Verhältniß eingeführt worden, das nach beiden Seiten hin hindernd und schädlich wird. Nach seinem Vorschlage hätte man die einmal nöthige Expropriation nicht verklausuliren und maskiren, sondern dem Prinzipe getreu offen anerkennen müssen. Der Bauer wäre demnach sofort Besitzer geworden, und hätte dann zu seinem ehemaligen Herrn in dem einfachen Schuldnerverhältnisse gestanden, während er jetzt etwas ist, wofür die Jurisprudenz eigentlich keinen Namen hat. Ebenso hätten ihm die Ländereien, die ihm jetzt in Zwangspacht gegeben sind, als einfaches, aber schuldpflichtiges Eigenthum überlassen werden müssen. Wir berühren das kurz und nur beispielsweise, weil wir nicht in das Einzelne der sehr lichtvollen Auseinandersetzungen eingehen können; aber man wird auch aus diesen kurzen Andeutungen sehen, daß der Standpunkt des Herrn Verfassers ein durchaus praktischer ist.

Türkei.

Touristenbilder von Wachenhusen.

Unter den mancherlei Reisenden, welche die Welt gleich den Bienen nach allen Seiten hin durchschwärmen und von allen Ecken den Honig der Aufklärung in ihre Heimat herbeitragen, ist die Species der „Flaneurs" bis jetzt wohl am unbeachtetsten geblieben, vielleicht, weil das Resultat ihrer Streifereien, der aufgesammte Honig, nicht wissenschaftlich genug geordnet, nicht in regelmäßigen Zellen untergebracht war. Dennoch, Respekt auch vor ihnen! Manche interessante Seite des Lebens fremder Völker entgeht dem Blicke des gelehrten Reisenden, dessen Forschungen auf bestimmte Ziele gerichtet sind, und mancher kleine, aber wichtige Zug in dem Charakter solcher Völkerschaften würde verborgen, manches Vorurtheil unbesiegt bleiben, wenn nicht der Flaneur eine Nachlese auf diesem Felde hielte. — Und unterschätzen wir den Muth dieser Herren nicht! Mit der Lust am Abenteuerlichen begabt, am dem Anblicke des Gewöhnlichen gesättigt, begierig, den Reiz neuer, die Nerven möglichst erschütternder Ereignisse zu genießen, stürzen sie sich oft, tollkühn genug, in den Wirbel politischer Wirren und Völkerkämpfe, sind überall, wo „Etwas los" ist, ertragen scheinbar einer bloßen Laune willen die ärgsten Mühseligkeiten, schlagen ihre Gesundheit und ihr Leben dabei jeden Augenblick in die Schanze, erwerben sich aber als Kosmopoliten, die über den Parteien stehen, das Verdienst, über Dinge ein objektives Urtheil zu fällen, welche uns sonst nur durch die subjektiv angelaufene Brille des Partei-Standpunktes vorgeführt zu werden pflegen.

Es liegt uns ein Buch vor, dessen eigenthümlicher Eindruck uns dazu drängt, dieses Verdienst der Flaneure auszusprechen.

Hans Wachenhusen, der unermüdliche Tourist, einer der verdienstvollsten Flaneure unserer Zeit, der liebenswürdige Schilderer seiner Reiseabenteuer, hat unter der Bezeichnung „Halbmond und Doppeladler" die Erinnerungen an seine Erlebnisse im Krimkriege und im letzten italiänischen Feldzuge gesammelt und in gemüthlich frischem Gewande der Oeffentlichkeit übergeben,* nachdem sein „Tagebuch" über diese beiden mörderischen Kriege schon früher erschienen war.

„.... Sechs Jahre — heißt es in der Vorrede — sind verstrichen, seit unsere Generation die blutige Schwelle eines politischen Labyrinths betrat, aus welchem sie nicht wieder herauszufinden vermag; sechs Jahre, während welcher unsere Civilisation rastlos, gleich einem Ameisenvolke, immer wieder den künstlichen Bau aufrichtete, den ihr der Fuß des Krieges so schonungslos zertreten — sechs Jahre, während welcher wir in Forschung, Kunst, Wissenschaft und Industrie das Unerhörte leisteten, und dennoch daneben Muße genug hatten, in dieser für die Geschichte so kurzen Spanne Zeit die Belagerungen von Kalafat, Silistria, Kars und Seba-

* Halbmond und Doppeladler. Soldaten-Bilder aus zwei Feldlagern. Berlin. Verlags-Comptoir (R. Domine), 1860.

stopol, die Schlachten von Czetate, Giurgewo, Oltenizza, Alma, Inkjerman, Montedello, Palestro, Magenta und Solferino zu leisten! sechs Jahre, in welchen wir, die wie unter den Wohlthaten und für die Zwecke des tiefsten Friedens erzogen, es dahin bringen konnten, zu einem Kriege zu gehen, wie man zu einem Frühstücke geht und Frieden zu schließen, wie man sich mit der Serviette den Mund wischt! sechs Jahre, während welcher die europäischen Nationen, nach deren ökonomischen Erwerbsprinzipien jeder Thaler seine richtigen Zinsen tragen soll, sich den Luxus zweier Kriege erlauben durften — der blutigsten Kriege, die je geführt wurden, und zwar ohne Haß, ohne Leidenschaft, ja sogar ohne Nothwendigkeit.

„Demselben Drange nach dem Abenteuerlichen folgend, von welchem ich sprach, sagte ich mir: hat unsere Generation Zeit und Geld, Kriege zu führen, nun, so darfst du auch dabei sein! So eilte ich beim Ausbruch der Feindseligkeiten nach der Türkei; so wartete ich nach dem Friedensschlusse 1856 vier Wochen lang vergeblich in Madrid auf den Ausbruch der Revolution, und erfuhr erst von ihr in den Steppen des nördlichen Afrika, als sie schon wieder vorbei war; so eilte ich nach Neuenburg, um eine der seltensten Scenen, eine royalistische Schild-Erhebung, freilich schon niedergeschlagen, zu sehen; so eilte ich endlich zum Ticino, um während vier Wochen die erschütterndsten Momente des Unglücks einer der stolzesten und schönsten Armeen mit zu erleben.

„Zwischen der ersten Schlacht, deren Donner ich hörte, zwischen der von Czetate, und der letzten, der von Solferino, liegt eine Kluft, in welcher unsere Generation mehr als eine halbe Million von Menschen verscharrte. Was ich Entsetzliches sah und erlebte, habe ich zerstreut und gesammelt bereits geschildert; der Aufenthalt am Kriegsschauplatz aber und das Lagerleben bieten, trotz ihrer blutigen Kehrseite und trotz der harten Devise „Heute roth, morgen todt!“, auch so mancherlei ergötzliche Momente, und diese zu schildern, sei der Hauptzweck der nachfolgenden Worte.“

Gewiß nur der unausgesprochene Zweck! Denn unter dem bescheidenen, harmlosen Titel: „Halbmond und Doppeladler — Soldatenbilder,“ tritt uns eine scharfe Parallele zwischen der Türkei und der österreichischen Monarchie entgegen. Zwischen dem armen kranken Manne und der Großmacht Oesterreich, dem Staate Karl's V. und Maria Theresia's! Gewiß! Und für Beide giebt es nur Eine Perspektive: Untergang. Selbst bei der Durchsicht dieses, anscheinend nur auf die möglichst heitere Veranschaulichung des kriegerischen Lebens berechneten Buches können wir uns dieser Betrachtung nicht entschlagen. Hier wie dort die Unfähigkeit, sein gutes Recht zu vertheidigen; hier wie dort die Vertheidigungskraft, das Heer, aus allen möglichen Nationen zusammengesetzt; hier wie dort ein Opfer frivoler, trügerischer Politik; hier wie dort tragische Folgen einer unglücklich leichtsinnigen Finanzwirthschaft. — Doch nein! Es giebt auch der Unterschiede genug auf den Wegen, auf welchen beide Staaten zum Abgrunde geführt werden. In der Türkei hat Regierung, Religion und Klima mit gleichem Eifer das Volk in einen Zustand moralischer Unfähigkeit versetzt, und daher die politische Unfähigkeit des Reiches. In Oesterreich beobachten wir die umgekehrte Prozedur: eine ewig mißtrauische Regierung machte, indem sie alle politische Gewalt für sich allein in Anspruch nahm, die Völker politisch unfähig und untergrub dadurch die moralische Kraft des Staates. Die Türkei erscheint uns wie ein Greis, der aus Entkräftung das Zeitliche zu segnen im Begriff ist; er hat sich überlebt — requiescat in pace! Aber Oesterreich! Ein Mann, der aus sturrem Uebermuth sein eigenes Fleisch durchwühlt, aus Hochmuth die ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Heilung und Kräftigung von sich weist und in den besten Jahren seiner Auflösung entgegengeht, weil ihm der feste Wille fehlt, die eiternden Geschwüre muthig auszuschneiden und sein Heil auf dem natürlichsten Wege, in dem Vertrauen zum Volke, zu suchen. Nun, ihm versagen die Glieder den Dienst zu einmüthigem kräftigen Handeln; noch ein Sturm, und ohnmächtig liegt er da, der Koloß, und zertrümmert der Staat, an dessen Größe ein Jahrtausend gebaut hatte.

Doch es war nicht unsere Absicht, Politik zu treiben und den Propheten zu spielen — unerquickliche Beschäftigung. Folgen wir lieber unserem Touristen mitten hinein in die kriegerischen Werkstätten der Kämpfenden, in das Lager vor Widdin und Kalafat, in die Festung Widdin, in die Hauptquartiere von Schumla, Varna ꝛc., in die Schlachten von Magenta und Solferino.

In diesen Berichten tritt uns eine seltsame Erscheinung entgegen: die todesmuthige Aufopferung der türkischen, wie der österreichischen Truppen. Es macht einen wehmüthigen Eindruck, zu sehen, wie jene, trotz eines Heldenmuthes, welcher im entschiedenen Widerspruche mit dem Mangel an moralischer Kraft des Orientalen steht, immer in den Hintergrund der Kriegstribune gedrängt, und wie diese durch unverantwortliche Führung vom Siege zurückgehalten werden.

Wie der österreichische Soldat im italiänischen Kriege sich geschlagen hat, ist mit glänzenden Zügen in die Bücher der Geschichte geschrieben. Mit einem solchen Heere in den Schlachten von Magenta und Solferino besiegt zu werden, ist eine Kunst, deren Ausübung einem Giulay vorbehalten war.

Zwar auch von mancher Heldenthat der türkischen Truppen im Orientkriege ist uns gute Kunde zugekommen. Indeß ist es von großem, psychologischen Interesse, aus Wachenhusen's Schilderungen zu beobachten, wie gerade das, was den Türken von den Fortschritten der Civilisation ausschließt, der Mangel geistiger Thätigkeit, der unbesiegbare Stumpfsinn, als die Ursache jener Heldenthaten erscheint. Wir wollen uns daher die Kampfweise der Türken ein wenig näher betrachten.

Wachenhusen war zunächst in das türkische Lager vor Widdin gegangen, von wo aus die Türken das auf dem linken Donau-Ufer belegene Dorf Kalafat den Russen wieder abgejagt hatten. Diese wichtige Position war von ihnen mit Schanzen und namentlich mit einer meisterhaft angelegten Sternschanze befestigt worden, so daß den Russen nichts übrig geblieben war, als sich vor die Verschanzungen zu legen und sich fast ein Jahr lang vergeblich den Kopf an denselben zu brechen. Baschi-Bozuks, diese aus allen Theilen der Türkei zusammengetriebenen Irregulären, Soldaten des Redif, der Landwehr und des Nizam, des regulären Heeres, bilden die Besatzung von Widdin und Kalafat, nebenbei auch ein buntes Durcheinander, das um so mehr den Blick fesselt, als aus der phantasiereichen türkischen Uniform nicht selten jene martialischen, herausfordernden Gesichter hervorschauen, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie zu den unter Bem versprengten Resten der ungarischen Revolutions-Armee gehörten.

„Es war ein wildes, militairisches Chaos, eigenthümlich, aber doppelt fesselnd, weil so fremdartig. Auf diesen Gesichtern stand so ein „Hol's der Teufel!“ geschrieben. Der Säbel, die Sonne, Wind und Wetter hatten dazu ihre Randzeichnungen gemacht, und wer in solchen Gesichtern zu lesen versteht, findet immer die abenteuerlichsten Geschichten darin.“

Soeben versuchen die Russen einen Sturm auf die Schanzen von Kalafat; sie werden mit blutigen Köpfen zurückgewiesen.... „Der Major führte mich in diese Schanze. Hier trafen wir zuerst auf den unter den Schutz einer Terrain-Erhöhung belegenen Verbandplatz, von welchem aus die Verwundeten in die Lazarete geschafft wurden. In den Schanzen selbst sah es, den Umständen nach, sehr sauber aus. Zwei Geschütze lagen mit zerschmetterten Lafetten da; an einzelnen Stellen hatten die Kugeln des Feindes in dem Erdwerk starke Verwüstungen angerichtet, doch war man bereits mit der Wiederherstellung beschäftigt.

„Die Artilleristen hatten sich in der kleinen Grube, welche der „Topsi“ sich stets hinter der Schanze gräbt, in großer Gemüthlichkeit niedergelassen, hatten ihre Tschibuks zur Hand genommen und hielten ihr „Käff,“ ihr dolce far niente — ein Genuß stillen, gedankenlosen Hinbrütens, der dem Türken über Alles geht.

„Dergleichen Gruben bildeten hier, wie in Silistria, während der Belagerung stets die Kaffeehäuser der Geschützbedienung. In träger Ruhe saßen die Soldaten da, legten, wenn es galt, gemächlich den Tschibuk fort und griffen zur Lunte, und kehrten nach dem Kampfe in ihr halb unterirdisches Kaffeehaus zurück.

„Nichts geht über die Gemüthsruhe der Türken, selbst in den kritischsten und blutigsten Momenten. Ihr Fatalismus ist ein Prinzip, eine Lehre, die für den halbcivilisirten Soldaten unbezahlbar. Der Fanatismus spornt ihn aus seinem Phlegma; der Fatalismus überzeugt ihn, daß, wenn es nicht seine Bestimmung zu sterben, alle Geschütze, deren Schlünde ihm entgegengähnen, dem Braven nichts anzuhaben vermögen. „Es steht geschrieben,“ sagt er. Sein Loos ist schon mit seiner Geburt bestimmt, und das Schicksal läßt nicht mit sich feilschen.

„Gerade wie hier in den Kalafater Schanzen, saßen, während der gleich darauf folgenden Bestürmung Silistria's, die irregulären Aegypter hinter der nach ihnen benannten Schanze „Aeab-Tabia“ (arabische Schanze), hinter welcher sie während eines dreißigtägigen, stets auf dieselbe, aus bloßem Erdwerk bestehende, Schanze gerichteten, Sturms der Russen einen heldenmüthigen Widerstand leisteten. Diese Schanze, welcher Silistria wahrscheinlich seine Rettung verdankte, wurde nämlich erst später errichtet, als Omer Pascha vor Beginn der Belagerung die Festungswerke inspizirte. Grad, mein liebenswürdiger, unglücklicher Landsmann war es, der, den Marschall begleitend, es für zweckmäßig hielt, auf dem, die Festung beherrschenden Punkt noch eine Schanze anzulegen. De

Marschall war nicht der Meinung; Grach indeß, der damals die Stellung eines Artillerie-Instrueteurs inne hatte, und als Bombardier mit den übrigen preußischen Offizieren nach der Türkei gezogen war, legte diese Schanze trotzdem an, und sie war es, auf welche die Russen ihre ganze Aufmerksamkeit richteten!

„Dieselbe war, wie ich sagte, von Aegyptern vertheidigt. Als befänden sie sich im sichersten Kaffehause, saßen sie hinter der Schanze, Kaffee kochend, in der Grube. Rückten die Russen heran, so erhoben sie sich kaltblütig, ließen die stets im Paradeschritte herankommenden Russen bis auf kleine Schußweite nordringen und empfingen sie dann aus der Schanze, sowohl wie aus den Laufgräben. Irre ich nicht, so war es am 26. Mai, an welchem die Russen mit sechzehn Bataillonen stürmten und 2000 Mann liegen ließen. Sie waren bereits so weit vorgedrungen, daß sie die Geschütze mit Hoken und Stricken aus der gänzlich demolirten Schanze zu ziehen suchten — noch einmol rafften sich die Aegypter zusammen, und der Feind zog sich zurück. Die Arab-Tabia ward nicht genommen. Während der Waffenruhe, wenn man die Todten begrub, war das Geschäft des Kaffeekochens sehr im Gange; man reichte sogar den russischen Todtengräbern die kleinen Schälchen mit dem schwarzen Mokka, gab ihnen Tabak dazu, und träge sahen die Uebrigen, auf dem zu einem großen Maulwurfshügel umgewandelten Schanzwerk liegend und rauchend, der traurigen Arbeit zu.

„Einmal sogar war es den Russen auch gelungen, eine Mine dicht vor die Schanze zu graben. Grach's Aufmerksamkeit jedoch gelang es, dieselbe aufzufinden und sie zu sprengen, während einige hundert Arbeiter darin beschäftigt waren, die Alle ein entsetzliches Ende nahmen. Die Aegypter jedoch ließen sich durch die Explosion in ihrem Käff nicht stören; ein Insch-Allah! war Alles, was dieses ungewöhnliche Ereigniß ihnen entlockte, während die Erde unter ihnen bebte. Gott ist groß!"

Und in welchem Zustande befand sich die türkische Armee, welche damals noch allein das ganze russische Heer im Schach zu halten hatte! Hören wir eine kleine Schilderung davon:

„.... Während unserer Tafel hatte ich verschiedene Subaltern-Offiziere vorbeikommen sehen, wie sie, eine rohe Hammelkeule in der einen, ein Bund Knoblauch in der andern Hand haltend, ihre Zelte aufsuchten, um sich ihr Mahl zu bereiten. Die Armen dauerten mich. Ihre Uniform sah schäbig und reduzirt genug aus; am Ellenbogen schaute wohl ein Stück isabellfarbigen Hemdes heraus, wenn sie einen solchen Luxus überhaupt noch besaßen; ihre Schuhe waren niedergetreten und schlappten ihnen an den Füßen, und mitunter saß auch wohl an dem einen dieser Schuhe ein langer, spitzer Doen, der den Hauptmann charakterisirte.

„Wor es aber ein Wunder, daß die Armee äußerlich so verkommen? Seit fünf Monaten hatte der Padischah ihnen keine Gage mehr gezahlt und die Wintercampagne wor hort und schwer gewesen! Trotzdem schlugen sie sich für diesen ihren Padischah mit ungebeugtem Muthe; es fiel ihnen nicht ein, zu klagen, und wenn man über Ausbleibung der Gage und Kriegszulage räsonniren hörte, so geschah dies immer nue von den im Heere dienenden europäischen Offizieren, die durch Bons bei der Regimentskasse wenigstens zu einigem Gelde zu kommen wußten."

Wir sehen, daß in diesen so jämmerlich herobgekommenen Gestalten noch immer eine Kraft wohnt, die sich in dem gonzen Kriege zwor zumeist in der Resignation und im Widerstande, alsa passiv, gezeigt hat, dennoch aber wohl nicht das ihr zu Theil gewordene Schicksal verdient, dos Schicksol, unter der Regierung der Pforte vergeudet zu werden oder hinzusiechen. Wird es französischem Einflusse gelingen, diese Kräfte einst in eine geregelte Thätigkeit zu leiten und im Interesse des Friedens und seiner Segnungen zu verwenden, wenn das morsche Gebäude des Reiche zusammengebrochen und die Stätte unter die Fittige des französischen Adlers und ihren liebevollen Schutz gebracht sein wird?

Biblische Literatur.

Ist mit dem biblischen Barsel unser Eisen gemeint?

Bekonntlich hat man in den letzten sieben Jahren in den schweizer Seen, zuvörderst im Züricher See, tief unterhalb des Wassers, Spuren von menschlichen Wohnungen entdeckt, begleitet von mancherlei Thongefäßen und allerlei Geräth in Bronze und Stein, welche, obgleich auf ein sehr hohes Alter hinweisend, dennoch eine gewisse Abstufung der Kultur bezeichnen. Man forschte weiter nach und kam so zur Entdeckung der sogenannten Pfahlbauten im Neuchateler See, Bauten, die vom Grund des Sees aus beginnen, doch niemals bis an die Oberfläche des Wassers reichen. — Herr Dr. E. Desor, Professor in Neuchatel, hat über diese geheimnißvollen Wohnungen in dem diesjährigen Neuchateler Almanach geschrieben, dann in einem besonderen Abdruck ein Schriftchen veröffentlicht unter dem Titel: „Quelques considérations sue les habitations lacustres des lacs de Suisse et d'Italie." — Besonders auffallend bei diesen Pfahlbauten ist aber, daß man, während man in einigen Seen, vorzüglich in den italiänischen, nur steinerne Geräthe gefunden, in anderen auch bronzene, nirgends sonst eiserne fand, als einzig im Neuchateler See, und selbst hier nur sehr wenige, so daß dieses auf die Idee führte, die Zeitalter nach ihrer Aufeinanderfolge einzutheilen, in das steinerne, bronzene und eiserne. — Mit Bezug hierauf hat nun Herr Professor Dejar die Anfrage an uns gerichtet, ob wohl das biblische Wort Barsel entschieden Eisen bezeichne? „Noch der Genesis," so lautet dessen Schreiben, „soll Tubal-Cain Kupfer und Eisen geschmiedet haben. Nun muß ich Ihnen gestehen, daß dieses so sehr frühe Auftreten des Eisens wenig mit der Entwickelung der Kultur, so weit sie sich aus den verschiedenen Zeitalteen der Pfahlbauten ergiebt, übereinstimmt. — Manche, denen ich mein Bedenken mitgetheilt und dabei gefragt, ob das biblische Wort der Genesis wirklich diejenige mineralische Sreeies bezeichne, die wir Eisen nennen, meinen, es könnte vielleicht dieses Wort eine allgemeine Bedeutung gehobt haben, so daß man damit alles härtere Metall im Gegensatz zum weichen (Kupfer) bezeichnet habe, in welchem Falle das Erz damit gemeint sein könnte. Andere wieder — es sind dies die Orthodoxen — suchen zu beweisen, daß allerdings die ersten Menschen die Kenntniß der beiden Metolle besaßen, gerade wie beide auch schon bei Homer vorkommen und thatsächlich in den Etrurischen Gräbern beisammen zu finden sind; daß unsere Vorfahren dieselbe aber im Laufe der Zeit ihrer Wanderungen aus dem Orient bis an die schweizer Seen verloren hätten und nach Jahrhunderten erst wieder in Besitz derselben gelangt seien (Troyon, Etudes sur les habitationn lacustres)."

So sehr wir uns nun der Schwierigkeit der Froge bewußt waren, so wünschten wir doch, der ehrenden Anfroge nach Kräften zu entsprechen, und haben demgemäß folgende Antwort on Herrn Dr. Desor gerichtet, die wir hier deßhalb mittheilen wollen, um vielleicht dadurch einen Anderen zu einer noch eingehenderen und mbglichst entscheidenden Untersuchung der Sache anzuregen.

....."Was nun Ihre Anfrage hinsichtlich des hebräischen Wortes Barsel (aram. Parselo) betrifft, so ist es allerdings sicher, daß dasselbe sowohl bei den ältesten Ueberseßern, als die ganze Tradition hindurch bis in den Volksglauben hinab als Eisen gilt. — Die Septuaginto geben Barsel stets durch σίδηρος, Eisen, indeß sie das dabei stehende Nechosheth durch χαλκὸς, Erz, gestähltes Kupfer, geben. In den beiden Stellen der Fluch-Androhung (3. Buch Mos. 26, 19 und 5. Buch Mos. 28, 23) paraphrasirt das Targum J., dabei dem von einander abweichenden Texte folgend: „Wie Paeselo, das keinen Schweiß von sich giebt (delo mesin), und wie Nechoscho, das Schweiß von sich giebt (dimaln, Grünspon?)," und zwar in der ersten Stelle mit Bezug auf Himmel und Erde, „daß die Himmel keinen Regen geben, und die Erde — durch verderbliche Säfte — die Früchte in Fäulniß übergehen läßt." (Vergl. Jakkut zur Stelle aus dem Kommentar Jorchi.) — Nach einem Volksglauben fällt jedes Mal um die Zeit der Sonnenwende (Toknphnh) ein Blutstropfen vom Himmel (Blutregen!), deingt in alle mit Speisen und Getränken gefüllten Gefäße nnd theilt denselben eine schädliche Wirkung mit. Um dieses nun zu verhüten, legt man in oder auf jedes Geschirr, das Speisen oder Getränke enthält, ein Stück Eisen, wodurch das Eindringen des Blutstropfens abgehalten werden soll; „denn," fügt die Mystik hinzu, „das Wort Barsel enthält in seinen Consonanten die Namen der nier Frauen Jokeb's: Bilhah, Rahel, Silpoh, Lea." — Abgesehen nun daben, was ursprünglich Veranlassung zu dem Volksglauben und dem vermeintlichen Heilmittel gab (vergl. hierüber Aruch s. v. Tekuphah bei Londau), soll dieses uns eben nur beweisen, daß das Volk allgemein unter Barsel Eisen versteht.

Sehen wir indeß auf die etymologische Bedeutung des Wortes, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß fast alle übrigen in der Schrift neben Borsel genannten Metolle (4. Buch Mos. 31, 22, Ezechiel 27, 12 u. A.) ihren Namen mehr einer Aeußerlichkeit verdanken, indeß Barsel in seiner Grundbedeutung eine wesentliche Eigenschaft bezeichnet. Gold heißt zahab (zahad, sahnh, zahnh, vom Sonnenlichte beschienen) von der glänzenden gelben Farbe; Silber heißt kesoph (kasaph, kese, vom Mondlichte beschienen) von der glänzenden weißen Farbe; Opheeeth, Blei, von der weißgraulichen Erd-(aphar)Farbe (das Targum J. hat 2. Buch Mos. 15, 10, wie Onkelos und häufig bei den Talmu-

disten, nhra, indessen es 4. Buch Mos. 31, 22 und Hiob 19, 24. Karkmisch hat, vielleicht in Zusammenhang mit dem Ortsnamen Karkemisch: Jes. 10, 9, Jerem. 46, 2, 2. Chron. 35, 20); Bedil ist das nam Silber gesouderte (budal) Blei, das stannum der Alten, „Werk," dann auch Zinn (4. Buch Mos. 31, 22), plumbum ulbnw (s. Aench s. v. gisteron = *νασσίτερος*, ebenso Targum J. I. und II.), und selbst Nechaschatt, Erz, Kupfer, scheint seinen Namen — wenn nicht ebenfalls von der ihm eigenen schlangenähnlichen Farbe — von der dem Kupfer bekanntlich von den Alten zugeschriebenen Heilkraft zu haben, also von nachasch, zischen, flüstern, besprechen (vergl. 4. Buch Mos. 21, 8—10: „Wenn nun eine Schlange Jemand biß, so blickte er zur kupfernen Schlange — nechasch nechoscheth — hin und blieb am Leben." 2. Könige 18, 4); nur Barsel deutet auf eine spezifische Eigenschaft des Metalles, auf dessen Härte und Eindringlichkeit (von baras, paras, paraz, eindringen, durchbrechen, woher bei den Talmudisten biras, Stich, Oeffnung, Wunde. Der Endbuchstabe luwod entspricht hier beinahe der deutschen Endsilbe el in Stachel; vergl. Karmel). — So tritt denn auch diese Eigenschaft des Barsel in vielen bildlichen Ausdrücken auf, z. B. Jes. 2, 9: schobet barsel, eisernes Scepter, strenge Herrschaft, welche die Empörer „wie irdene Gefäße" zerschmettert; Jes. 48, 4: „Denn ich weiß, daß du hart bist, dein Nacken ist eine eiserne Sehne (gid barsel) und deine Stirn ehern (nechuschah)." So nahm auch das Wort barsel, ohne irgend einen Zusatz, noch andere entsprechende Bedeutungen an, und zwar (2. Könige 6, 5) zur Bezeichnung eines Werkzeuges, um Holz zu fällen; (Pred. 10, 10) „ein stumpfes Eisen (Schwert), dessen Schneide (panim) nicht geschärft." — Fesseln indessen finden sich sowohl von barsel (Ps. 105, 18, 107, 10), als von nechoscheth (Klagel. 3, 7. Richt. 16, 21, 2 Sam. 3, 34). — Nach der Eigen-Name Barsilai (2 Samuel 17, 27; 21, 8, Esra 2, 61) heißt wohl: ein Mann von Eisen, fest und unbeugsam, „Eisenmann," „Eisenhart." — Nicht unwichtig ist auch die Stelle (Prov. 27, 17): „Eisen (barsel) wird am Eisen scharf, und ein Mann wetzt die Schneide (penê) des Anderen." — Auffallend endlich ist es auch, daß sich nur von Nechascheth ein Adjektiv findet: nechusch, nechuschah, welches das Targum denn auch durch kurkum = *κάλχωμα*, ehern, giebt (Ps. 18, 35, Hiob 28, 2).

A. Tendlau.

Deutschland und das Ausland.

Zur klassischen Literatur.

Die klassische Literatur hat für Jeden, der einmal an ihrem Quell sich gelabt, wenn er auch später durch Lebensberuf sich von ihr auf längere Zeit entfernen mußte, doch immer etwas so Erfrischendes und Labendes, daß er, so oft er ihr wieder nahe tritt, sich von ihr angemuthet fühlt, und wie in den schattigen Gängen eines Lusthaines eine behagliche, neubelebende und aufmunternde Ruhe findet. Selbst in Jahren und Lebensberuf gereiftere Männer gedenken mit Freude der Tage, da sie ihren Homer oder ihren Horaz und Virgil, oder ihren Demosthenes oder Cicero gelesen und in einem ewig jugendlichen Leben sich bewegten. Und selbst dann, wenn ihnen ferner liegende Beschäftigungen nicht mehr gestatten, sich ganz dem Studium der Alten hinzugeben, labt sie die Geschichte jener Zeit und ihrer Männer mit ihren Leistungen. Um so mehr Freude bietet aber dem Jüngling eine reife Handleitung in die Gebiete jener Zeiten und Männer. — Eine solche genußreiche Handleitung finden wir in der „Geschichte der römischen Literatur, für Gymnasien und höhere Bildungs-Anstalten, von Professor Dr. Eduard Munk," deren dritter Theil als „Geschichte der nachklassischen Literatur der Römer" soeben die Presse verlassen hat.*

Munk hat bereits durch seine Leistungen auf dem klassischen Gebiete der Griechen und Römer sich einen würdigen Namen erworben. Seine „Metrik der Griechen und Römer" (1834) hat durch Karl Beck und Felton, Professoren an der Harward-Universität in Boston eine englische Uebertragung erhalten (1844), und sie ist dort als Handbuch eingeführt. Seine Schrift: „Die natürliche Ordnung der Platonischen Schriften" (1857) hat ein ganz neues Licht über das Studium Plato's, hinsichtlich des Zusammenhanges seiner Schriften, verbreitet, und in seiner „Geschichte der griechischen Poesie und Prosa" (1849 u. 1850) sowie in der „Geschichte der römischen Literatur" (3 Bde., 1858—1861) hat Munk die lichtvollsten Punkte der altklassischen Welt dem Leser dargeboten. Der eben erschienene Band bespricht die nachklassische Literatur der Römer, „die Literatur unter den Juliern, Flaviern, unter Nerva und Trajan und die absterbende Literatur;" aber selbst hier findet sich des Interessanten und Anziehenden noch so viel, daß der Leser mit fortgesetzter Spannung auch diese Perioden verfolgt. Besonders interessant sind Seneca und seine Schriften, sowie des Tacitus Leben und Werke, behandelt. Aber Munk hat noch ein wahrhaft großes Verdienst; er versteht es, wie selten Einer, dem Leser die griechischen und lateinischen Dichter erst recht genießbar zu machen, und nicht blos dem, der die alten Sprachen nicht versteht, sondern (was weit schwerer) selbst dem, der diese Sprachen zu lesen und zu genießen vermag.

Seine Uebersetzungen, die er passend einstreut, sind nicht blos muster-, sondern auch meisterhaft, besonders (was gewiß viel heißen will) die poetischen, worin er das Original des Griechen und Römers in ein deutsches Original umzuwandeln scheint; dies ist ihm in den Uebersetzungen aus Martial und Juvenal trefflich gelungen; so in dem prächtigen, dreißigen Epigramm des Martial (IX. 98), dessen Original wir zum Vergleiche hier unten mittheilen wollen.*

„Jemand berstet vor Neid, o theuerster Julius, berstet,
Weil ganz Roma nur mich liebet; es berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil, wo sich das Volk in Haufen versammelt,
Alle mit Fingern auf mich zeigen; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil zwei Cäsaren die Gunst mir erwiesen,
Daß sie mir Vaterrecht gaben; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil dicht an der Stadt ein Gütchen ich habe,
Weil mir ein Häuschen in Rom eigen; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil gerne gesehen von Freunden ich werde,
Weil man mich häufig zu Tisch ladet; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil Alle mich lieben und Alle mich loben:
Nun denn berste nur zu Jeder, der berstet vor Neid."

Oft glaubt man, wenn man diese Satiren liest, man habe einen Sittenschilderer der neuesten Zeit vor sich; so schildert Juvenal in der elften Satire das Leben der Schwindler in Rom, und wenn man sie liest, frägt man sich, ob das ein alter Römer, oder ein neuer Satiriker aus Paris, Berlin oder einer andern großen Stadt der Neuzeit geschrieben.

„So ist meist der Vertauf: man borgt sich Geld und verzehrt es
Unter den Augen der Leiher in Rom; ist Weniges dann noch
Uebrig und bleicht schon die Angst des Gläubigers Wangen, so kehrt man
Rom den Rücken und eilt nach dem Austernland und nach Bajä.
Denn ein Bankrott ist jetzt nichts Schlimmeres, als aus Suburra's
Drückender Luft nach der esquilinischen Höhe zu ziehen.
Was nur allein die Flüchtigen schmerzt, was allein sie betrübet,
Ist, daß entbehren sie müssen ein Jahr die eireensischen Spiele;
Sonst färbt kein Blutstropfen die Wange. Nur wenige Leute
Halten die Scham noch zurück, die, ein Spott, fortflieh' aus der Stadt sunst."

So wiederholen sich die Gebrechen und Laster der Menschen und Zeiten auch bei den neuesten Völkern.

Vortrefflich liest sich die Darstellung von dem Leben und den Schriften des Tacitus, welchen man hier in seiner ganzen Größe kennen lernt. Was Tacitus über Deutschland spricht, hat noch heute seine volle Wahrheit. Tacitus sagt Munk) sah mit wahrem Seherauge voraus, woher seinem Vaterlande einst der Untergang kommen werde, und darum hat er in seiner Germania dem tiefgesunkenen Rom die Deutschen als die dreiheade Nemesis gezeigt zur Warnung und zur Lehre, daß Freiheit und Sittlichkeit die einzigen Mächte sind, die die Welt überwinden. „Schon zweihundert und zehn Jahre," sagt Tacitus (Germania 37) „wird Germanien besiegt. Während dieses Zeitraumes schwere Verluste auf beiden Seiten. Nicht die Samniter, nicht die Punier, nicht Hispanien oder Gallien, ja nicht die Parther haben uns öfter gewarnt. Denn gefährlicher als des Arsaces Reich, ist der Deutschen Freiheit. In den letzten Zeiten ist mehr über sie triumphirt, als gesiegt worden." Er

---

* Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1861.

* Rumpitur invidia quidam, carissime Juli,
Quod me Roma legit; rumpitur invidia,
Rumpitur invidia, quod turba semper in omni
Monstramur digito; rumpitur invidia,
Rumpitur invidia, tribuit quod Caesar uterque
Jus mihi natorum; rumpitur invidia,
Rumpitur invidia, quod rus mihi dulce sub urbe est,
Parvaque in urbe domus; rumpitur invidia,
Rumpitur invidia, quod sum jucundus amicis,
Quod convivа frequens; rumpitur invidia,
Rumpitur invidia, quod amamur, quodque probamur:
Rumpatur, quisquis rumpitur invidia.

Digitized by Google

deutet es an, daß Rom schon längst der Deutschen Beute wäre, wenn nicht Uneinigkeit sie trennte; darum wünscht er: „O bliebe doch dauernd diesen Völkern, wenn nicht Liebe zu uns, doch wenigstens der Haß unter sich, indem, wenn einst des Reiches Verhängniß drängt, das Glück uns nichts Besseres gewähren kann, als der Feinde Zwietracht," (Germ. 33). Fast 1800 Jahre lang (setzt Munk hinzu) ist leider Deutschlands Feinden des Tacitus Wunsch erfüllt worden!

Das Werk Munk's liest sich so angenehm, daß es nicht blos für „Gymnasien und höhere Bildungs-Anstalten," sondern ein Buch für alle gebildeten Stände heißen dürfte. K.

Zwei Zeiterscheinungen des Völkerrechts.*

Bei Gelegenheit einer Besprechung des siebenten Theils von Laurent's „Riesenwerk" (Etudes sur l'histoire de l'humanité, ou histoire du droit des gens, Bruxelles et Leipzig, Schnee ed. Tom. 7. 1861) und zwar in dem „Feudalismus und Kirche" überschriebenen Artikel („Magazin" Nr. 16 vom 17. April 1861) haben wir auf den gesteigerten Werth hingewiesen, den das Völkerrecht seit der rastlos zunehmenden Erleichterung der Communicationsmittel erlangt hat. Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen sind in voller Arbeit, uns einen Völkerverkehr anzubahnen, wie keine Kultur-Epoche der Vorzeit jemals etwas Aehnliches aufweisen konnte. Ein unwiderleglicher Beweis, daß der Fortschritt eine Wirklichkeit ist! Heutzutage giebt es nicht mehr blos ein internationales Staatenrecht, auch ein internationales Privatrecht hat sich gebildet, und ist an Masse des Stoffes und Bedeutung des Inhalts seiner älteren Schwester schnell ebenbürtig geworden. Es ist nicht mehr blos der Krieg, dessen Herbeiführung oder Abwendung die Völker und deren Leiter beschäftigt, der Friede hat sich sein selbständiges Recht erobert, die gegenseitige Sorge und Furcht in den Hintergrund gedrängt und an einer tausendfachen Kette von Interessen, geistigen der Wissenschaft und Kunst, so gut wie materiellen des Handels und der Gewerbe, eine Brücke der Völkereinheit gewölbt zum Austausch aller Lebensgüter des Erdballs! Dadurch erhält nun das Streben nach rechtlicher Ordnung der Völkerbezüge die Weihe des Zeitberufs und der innersten Nothwendigkeit!

Eine Abhandlung über das Völkerrecht der großen Ströme und über die Freiheit der Flußschifffahrt von Stephan Karathéodory, Sekretair der osmanischen Gesandtschaft am preußischen Hofe, und ein codificatorischer Abriß des gesammten Völkerrechts von Alphons v. Domin-Petrushevecz, Beamten am Gericht erster Instanz zu Wien, liegen uns als Zeugnisse vor, daß die Jünger der Rechtsgelahrtheit den Beruf unserer Zeit für das Völkerrecht erkennen und demselben schöpferisch nachleben wollen. Wir sind wegen dieser Einsicht in der Wahl des Gegenstandes beiden Herren Verfassern unsere Anerkennung schuldig. Aber — die Kritik ist das Vaterland des Aber — es kommt doch ein klein wenig darauf an, in welcher Weise die gern gerühmte Einsicht ihren Ausdruck findet. Sind wir etwa Feinde jeglicher Codification, und können deshalb dem Entwurfe des Herrn von Domin nicht in gleichem Grade gerecht werden, wie der Monographie des Herrn Karathéodory? Das würde alsdann der Fall sein, wenn wir dem Feldgeschrei der historischen Juristenschule, welches die Codification mit dem Kainszeichen ewiger Unvollkommenheit behaftete und dieselbe in der That für eine Zeit lang „mißliebig" machte, jurans in verba magistri über Stock und Stein nachfolgen möchten. Hierzu haben wir jedoch leider nicht die geringste Lust, denn die Wirklichkeit der Dinge, welche etwas stärker ist, als die schönste Theorie, aus Justinian's Codification geschöpft, lehrt uns unweigerlich, daß der Menschenverkehr, je enger und vertrauter er sich zusammenschließt, desto dringender einheitlicher Formen und Normen bedarf, und daß die örtlichen Gewohnheitsrechte, dieses Palladium der Rechtsalterthümer und die Fundgrube der Rechtsgeschichte, oft Niemandem auf Erden lästiger fällt, als den Glücklichen, an deren Wohnsitz zwei bis drei verschiedene Rechte Geltung haben.

Wenn wir also der Arbeit des Herrn Karathéodory vor derjenigen seines österreichischen Fachgenossen den Vorzug gönnen, so geschieht das nicht aus „Tendenz," sondern aus einem einfachen sachlichen Grunde. Wer den „Précis d'un Code international" des Herrn von Domin in die Hand nimmt, wird durch die Abwesenheit alles dessen überrascht, was man in der Sprache der Gesetzgebung mit dem Worte „Motive" zu bezeichnen pflegt. Er schickt zwar einen „Avant-Propos" voraus, in welchem er angiebt, daß die Bestimmungen seines Codex dem neuesten positiven Völkerrechte, namentlich den Verträgen des 19. Jahrhunderts gemäß formulirt sind, allein in unserer zweifelnden Gegenwart verlangt man (wie am Forum stets vorkommen soll), Beweise, man glaubt nicht auf's Wort. Uns scheint allerdings eine große Zahl von Artikeln des fraglichen Codex nichts Unerhörtes und Schwerannehmbares darzubieten; ob das nun alle Leser des „Précis" einräumen werden, das wäre doch erst in Erwägung zu ziehen! Herr Karathéodory hat die Mühe nicht gescheut und sein ganzes Quellen-Material offen dem Publikum vorgelegt, so daß Jeder beurtheilen kann, woher seine Angaben geflossen sind, auf welchen Thatsachen er fußt. Bei Herrn v. Domin-Petrushevecz hingegen wäre ein genaues Studium erforderlich, um herauszubekommen, welche positiven Vertragsbestimmungen, welche Uebung oder Praxis diesen oder jenen Artikel diktirt hat, oder inwiefern der Verfasser selbständig schöpferisch aufgetreten ist. Bei dem sittlichen und humanen Geiste, der den Entwurf des Herrn von Domin durchweht, ist es wirklich schade, daß er seiner Arbeit den unmittelbaren, praktischen Erfolg zu sichern versäumt hat. Er würde, hätte er die ganze Arbeit mit einer vollständigen Rechenschaft über seine Quellen und jeden Artikel mit einer eingehenden Erörterung des Rechtspunktes begleitet, vielleicht eine zündende Mitwirkung erzielt haben! Wir bedauern, daß dem nicht so ist! Wir bedauern, doch wir klagen nicht an.

Was die Abhandlung des Herrn Karathéodory betrifft, so haben wir theilweise unser Urtheil schon im Vorigen abgegeben. Auf den ersten Blick erkennt man eine quellengetreue Monographie. Sofort erkennt man den eifrigen Besucher der Berliner Universität, den Pfleger der deutschen Wissenschaft und Gründlichkeit! Jener universelle Forschertrieb, der die Größe der deutschen Kultur ausmacht, zeigt sich fast Satz für Satz in den Blättern der vorliegenden Schrift. Ueber alle internationalen Flüsse in'sgesammt und jeden einzelnen besonders findet man die reichlichste Auskunft hinsichtlich der Quellen und der Literatur des auf sie bezüglichen Rechts. Das ist ein bedeutsamer Beitrag zu der Brauchbarkeit des Buches. Für eine gewisse Werthstufe der Leistung wäre damit schon der günstigste Spruch gefällt; wir dürfen aber — ein wohlwollendes Aber — die innige Genugthuung ausdrücken, daß Herr Karathéodory die Stufe brauchbarer Mittelmäßigkeit glanzvoll überschritten hat! Er hat nicht blos Heffter, den Freund von Eduard Gans, studirt, sondern auch den Rechtsphilosophen Ahrens und den philosophischen Völkerrechts-Historiker Laurent auf sich einwirken lassen. Solchergestalt ist es ihm gelungen, die empirische Ausbeute der Quellen mit einer philosophischen Auffassung zu „durchsättigen," indem er seinen Gegenstand als kulturhistorisches Moment begriff! Wer die Einheit in der Vielheit der Dinge zu durchschauen vermag, ähnlich wie dies Laurent in Gent zu seinem Lettstern erkoren, der steht vor dem Mysterium der Wissenschaft als ein würdiger Katechet, und es wird sich ihm offenbaren! Dessen darf Herr Karathéodory freudig versichert sein. Und könnte der Forscher einen schöneren Triumph erwünschen? T. v. B.

---

* Du droit international concernant les grands cours d'eau. Etude théorique et pratique sur la liberté de la navigation fluviale par Etienne Carathéndory. Leipnig, Brockhaus, 1861. — Précis d'un Code du droit international par Alphonse de Domin-Petrushevecz. Edit. orig Leipzig, Brockhaus, 1861. — Beide Schriften in 8°, die erste 198, die zweite 133 Seiten umfassend.

Mannigfaltiges.

— Napoleon I. und der Feldzug von 1815. Der seit dem Staatsstreiche vom December 1851 in Verbannung lebende, bekannte Publizist Edgar Quinet veröffentlicht in der Revue des deux Mondes eine sehr anziehende historische Studie, welche den ersten französischen Kaiser, und zwar speziell während der hundert Tage seiner Regierung im Jahre 1815, zum Gegenstande hat. Der verbannte Schriftsteller bespricht bei dieser Gelegenheit die Schriften des in der Verbannung gestorbenen Autokraten, der selbst so viele Autoren, um ihrer Schriften willen, in das Exil gesandt hatte. Er stellt die Behauptung auf, daß die Ideen des ersten Napoleon nur dann völlig zu verstehen seien, wenn man ihn als Italiäner, als Nachkomme ghibellinischer Capitani, der er in der That war, und als einen Schüler der großen Staatsmänner von Florenz auffasse. Die Idee der „Weltmonarchie" (Monarchio del Mondo) sei durchaus nicht französisch, entspreche keineswegs den Gedanken Ludwig's XIV., Richelieu's oder Ludwig's XI. und sei vielmehr identisch mit dem „Reiche ohne Gränze, das selbst vom Ocean unbeschränkt, wie es sich in der poetisch-chevaleresken Auffassung aller bedeutenden Italiäner, von Dante bis auf Guicciardini, finde. Edgar Quinet sagt: „Das ghibellinische Reich Karl's des Großen herzustellen, wie es der Geist der italiänischen Renais-

sance geträumt, ihm seine imaginairen Gränzen zu erobern, auf dieses unmögliche Ziel die Kräfte der französischen Revolution zu verwenden — das war die Idee des großen Italiäners, der sich dazu des Armes von Frankreich bediente. Und da diese Idee mehr der Einbildungskraft, als der Vernunft, ihren Ursprung verdankt, so haben wir daraus die merkwürdige Erscheinung zu erklären, daß ein Mann von so berechnendem Geist, wie Napoleon, gleichwohl eine ganz phantastische, unmögliche Politik befolgte. Die Idee der ghibellinischen Weltmonarchie war bei ihm eine Geschlechts-Tradition und hatte darum auch den zähen Charakter einer solchen. Es erschien ihm ganz berechtigt, für die Ausführung einer solchen Idee die Geschicke Frankreichs einzusetzen."

Edgar Quinet erklärt es für eine wichtige Aufgabe der Geschichtschreibung, das Unfranzösische der „Napoleonischen Ideen" nachzuweisen und demnächst auch die Geschichte Napoleon's von allem Sagenhaften und Wahrheitswidrigen zu entkleiden, womit die Zeitgenossen sie umgeben haben. Es gebe, sagt er, in Bezug auf Napoleon eine Volks-Legende und eine Legende der Gebildeten, der Gelehrten, ja sogar der Geschichtschreiber, welche Letzteren sich einmal daran gewöhnt hätten, gewisse Momente aus dem Leben Napoleon's, z. B. den 18. Brumaire, von einem bestimmten Standpunkte zu betrachten, an dem sie, ungeachtet daß er längst als unklar und widerspruchsvoll nachgewiesen sei, eigensinnig festhalten. Bereits hätten einige Geschichtsforscher, wie Villemain, Duvergier de Hauranne, Thiers (in den letzten Bänden seines großen Werkes) und Oberst Chaer·s, angefangen, den ersten Napoleon in seiner wahren Gestalt zu zeigen, aber noch Vieles bleibe zu thun übrig, um den unglücklichen Einfluß nachzuweisen, den die Napoleons-Legende auf die neuere Geschichte Frankreichs, auf den Geist der Unabhängigkeit und der Freiheit dieses Landes geübt habe. Einen Beitrag zu dieser Nachweisung liefert Herr Edgar Quinet in seiner vorliegenden, historischen Studie, worin er namentlich auch das Verhältniß Napoleon's zu seinen beiden militairischen Gegnern, Wellington und Blücher, bespricht und wobei er sich unter Anderem auch auf zwei deutsche kriegsgeschichtliche Darstellungen: auf von Damitz (General von Grolmann), „Geschichte des Feldzuges von 1815," und auf von Clausewitz „Hinterlassene Werke" (Bd. VIII.) stützt.

— „England und Deutschland." Mit dieser Ueberschrift bringt die „Zeit" (Frankfurt a. M.) einen mit H. bezeichneten, wahrscheinlich aus der Feder des Professors L. Häußer geflossenen Artikel, dem wir Nachstehendes entlehnen, weil es mit den in unserem Blatte ausgesprochenen Ansichten über die gegenwärtigen Verhältnisse Deutschlands zu England im Wesentlichen übereinstimmt. „Wie richtig auch," sagt die Zeit, „die oberste Maxime britischer Staatskunst sein mag, nur dem Mächtigen die Hand zu reichen, dem Schwachen und Unentschlossenen aber — und wenn er auch 40 Millionen zählte — den ganzen höhnenden Uebermuth der Gewalt fühlen zu lassen: es giebt doch auch in der Anwendung dieses Satzes Maß und Ziel. Die Engländer haben das aber seit geraumer Zeit gegen Deutschland vergessen: in der Macdonald-Geschichte, im dänischen Konflikt, in der Flottensache. Wir wissen z. B. recht wohl, daß es eine übertriebene Einbildung ist, wenn man glaubt, England fürchte die bescheidenen Anfänge einer deutschen Küstenflotte; allein wir sind auch ebenso fest überzeugt, daß England jede maritime Organisation Deutschlands mit tiefem Widerwillen sieht, denn es mindern sich ihm damit die Mittel, einen mittelbaren Druck auf uns zu üben, und die Vorstellung von seiner Unentbehrlichkeit fällt im Werthe. Wir begreifen darum, daß man in England darüber verdrießlich wird, wenn wir ein paar Schiffe bauen, und daß man schon darum Schleswig und wo möglich auch Holstein der Annexionslust des Deutschen Bundes zu entreißen sucht; aber wir verstehen den unschicklichen Hohn und die Schmähungen nicht, womit die britische Presse bei diesem Anlaß Deutschland bedient hat. Damit hat England nicht Herrn von Schleinitz oder irgend welchem deutschen Kabinet wehe gethan, sondern dem deutschen Volke eine Kränkung zugefügt, die es schwerlich so leicht vergessen wird. In frischen Athemzügen regt sich wieder, nach zehnjähriger Gebundenheit, in unserem Volke der Trieb zur Selbstthätigkeit in nationalen Dingen; die Sache der Einheit, die Angelegenheit der Herzogthümer, der Schutz unserer Küsten sind große reale Interessen, an die sich diesmal der Geist der Nation wagt — und England, dem nach alter Tradition die liberalen Sympathien unseres Volkes in einer ehrenvollen Prärogative zugewendet waren, England, das für jede unserige Nationalität und jeden Sonderbund seine eilfertigen Händedrücke bereit hat, England bedient uns mit Hohn und plumper Schmähung, wie sie bisher nur der politische Pöbel der dänischen Hauptstadt als unbeneidetes Vorrecht hat üben dürfen! Und diesen Ton hat nicht etwa irgend ein obskures Organ der Londoner Presse, oder ein beliebiger politischer Querkopf aufgebracht; nein, Lord Palmerston selbst hat die Initiative dazu ergriffen. Seine Expectorationen im Unterhause, insbesondere der Epilog in der Macdonald-Affaire, haben das Höchste an brutaler Unschicklichkeit geleistet, was sich in den Annalen parlamentarischer Debatten vorfindet. Es war, als ob der britische Premier den Beweis liefern wollte, daß nicht allein, wie Herr Möller in Bonn meinte, die auf dem Kontinent reisenden Engländer sich vielfach eines bengelhaften Uebermuths schuldig machen. Wir haben uns oft gefragt: wozu der Lärm, wozu diese schmähenden Ausfälle gegen ein Land und seine Gesetze, das man unter Umständen zu cajoliren alle Ursache hat? Denn wie werthvoll uns auch eine britische Allianz unter Umständen sein mag, die deutsche und preußische ist es ebenso sehr für England. Wir haben es wahrhaftig nicht vergessen, daß wir Ludwig XIV. und Napoleon nur mit britischer Hülfe überwältigt haben, aber wir wissen uns auch zu erinnern, daß von 1689 bis 1815 England keinen glücklichen Krieg in Europa geführt hat, ohne deutsche Hülfe. Von Blenheim bis Waaterloo sind gar viele Siege, die der Brite gewohnt ist, als die seinigen zu betrachten, unter britischen Fahnen mit deutschem Blut erstritten worden. Also wozu die Deutschen-Fresserei? Wozu das Großthun gegen uns, nachdem wir im Laufe der letzten Jahre so manchen Beweis widerwilliger Nachgiebigkeit Englands gegen Mächtigere erlebt haben? Wozu das Buhlen mit Allem, was uns feindselig ist, während doch höchst wahrscheinlich der nächste kriegerische Angriff auf England nicht von Deutschland ausgehen, vielleicht aber deutsches Blut zu dessen Abwehr sehr willkommen sein wird? Man kann manchmal auf die Einfälle des wunderlichen Urquhart gerathen und fast im Ernst glauben, Lord Palmerston sei von den Feinden Englands bezahlt."

— Volksschulwesen in Italien. Nachstehendes ist einem Leitartikel der Turiner Opinione entlehnt: Die Besoldung der Lehrer in Italien steht durchwegs höher, als in Frankreich. Dazu kommen ordentliche und außerordentliche Beiträge; am Wohlthätigsten wird sich jedoch die vom Minister De Sanctis angeregte Assekuranz der Lehrer erweisen. Die Thätigkeit der Regierung für Verbesserung der Schulen wird von Gemeinden und Privaten allerorts lebhaft unterstützt. In Turin hat sich die Zahl der Schulen für Knaben in den letzten zehn Jahren vervierfacht: dazu wurden eine Menge Schulen für Mädchen und sogenannte Abendschulen gegründet. In Genua werden die Abendschulen durchschnittlich von 1885 Schülern besucht. Die lombardischen Gemeinden leisten Unglaubliches für das bisher sehr vernachlässigte Volksschulwesen, wie man aus Tenca's gedrucktem Bericht ersehen kann. In Aemilien wetteifern die Ortschaften in Errichtung von Volksschulen, obgleich diese noch durch kein Gesetz obligatorisch erklärt worden sind. Im ganzen Reich sind Muster- und Normal-Schulen auf Rechnung und unter Aufsicht der Regierung eröffnet und werden massenhaft von freiwilligen Lehrern besucht. In den Marken, in Umbrien, in Sicilien, im Neapolitanischen ist der Erfolg dieser Bestrebungen sichtbar. In Caserta meldeten sich 120 Lehrer zum Lehrcurse, in Benevento 45, in Campobasso 100, in Aquila 60, in Chieti 64 ꝛc. Sie wurden von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Auch das Turnen will De Sanctis allgemein machen und hat deshalb in Turin ein Seminar für Turnlehrer gegründet.

— Englische Anthologie.* Eine Anthologie der englischen Literatur ist uns zugegangen, die sich durch geschickte Auswahl der Gedichte auszeichnet und dabei ganz gut als Wegweiser der Literaturgeschichte für die Zeit von Shakspeare bis auf die neuere Zeit dienen kann. Die Verfasserin, Maeia Mary Martinac, welche ihre fleißige und umsichtige Arbeit der Lady Bloomfield (Gattin des englischen Gesandten in Wien?) gewidmet, hat biographische und kritische Noten beigefügt, welche das Verständniß bedeutend erleichtern. Eine große Zahl englischer Dichter, selbst solcher, die weniger bekannt sind, werden uns hier in ihren besten Productionen vorgeführt. Das Buch, Groß Octav, umfaßt gegen 800 Seiten; die Ausstattung ist gut.

* Selections from the Works of the British Classical Poets from Shakspeare to Shelley. Systematically arranged etc by Maria Mary Martinack. Leipzig, Brockhaus, 1861.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt Deutschlands, Oesterreichs, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes; für Berlin und der Zeitungs-Expedition Hermann, Unterwasserstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" in direct correspondiren, wollen nicht Sendungen, Briefe rc. unmittelbar franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn H. Hahr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 21,
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Zeilen in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 38. **Mittwoch, den 18. September 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Hinter-Indien. Seite

Deutsche Briefe aus Cochin-China. I. Der Kriegsschauplatz. — Das Lager der Franzosen. — Le Camp des Pagodes 445

England.

Literarische Korrespondenz. Das Mysterium London 446

Frankreich.

Literarisches Echo aus Paris. Nortac's „Menschliche Dummheit" in der Form von Romanen 448
Die Paris-Sceaux-Eisenbahn und ihre gegliederten Wagen 449

Polen.

Die Abstammung Lelewel's 450

Esthland.

Die esthnische Literatur . . . . . „

Westindien.

Santo Domingo und Spanien. I. Die dominikanische Republik 453

Deutschland und das Ausland.

Der religiöse Glaube und der Zeitgeist 455

Mannigfaltiges.

Zur deutschen Flotte 456
Ein freies Wort über die russische Bauern-Emancipation . . . . . „

Hinter-Indien.

Deutsche Briefe aus Cochin-China.*

I.

Der Kriegsschauplatz. — Das Lager der Franzosen. — Le Camp des Pagodes.

Pagode du Cai-Mai, den 23 Februar 1861.

Ich befinde mich seit einigen Tagen in der Cai-Mai-Pagode, dem äußersten Vorposten der französischen Angriffslinie, und muß mich beeilen, Sie mit dem Kriegslager, dem Kampfplatz und den streitenden Parteien bekannt zu machen, wenn ich mich nun den Ereignissen nicht allzuweit überholen lassen will. Während des ganzen Tages haben wir französische Truppen und schwer beladene chinesische Culis vorbeidefiliren sehen. Sie haben sich sämmtlich in der Nähe des kleinen Hügels gelagert, auf dem sich die Cai-Mai-Pagode befindet, und sollen die Annamesen morgen früh in ihren Verschanzungen angreifen.

Die französische Flotte in Cochin-China besteht aus zwei schönen Dampf-Fregatten Impératrice Eugénie und Renommée; aus vier Dampf-Korvetten: Norige, Forbin, Laplace, Primoguet; aus vier großen Dampf-Kanonenböten: Analanche, Mitrailte, Dragonne, Alarme; aus zehn Dampf-Schaluppen, von denen jede einen Achtzig-Pfünder trägt; aus zehn großen Transportschiffen, wie aus zwölf Dampfschiffen, die hauptsächlich zum Depeschendienst und zum Recognosciren benutzt werden. Die Flotte steht unter dem unmittelbaren Befehl des Contre-Admiral Page.

Die Land-Armee ist ungefähr 3000 Mann stark und wird von dem Brigade-General de Vassoigne kommandirt, einem noch jungen Offizier, der das volle Vertrauen seiner Truppen genießt und der dem Kriege gegen China nicht nur seinen hohen Rang, sondern auch das bedeutende Vermögen verdankt, das er in Yün-Min-Yün, dem Sommer-Palaste des Kaisers, zu erobern gewußt hat.

Der Ober-Befehlshaber der Land- und Seemacht ist, wie ich bereits gesagt habe, der Vice-Admiral Charner, ein schweigsamer, alter Mann, den jeder Marine-Offizier einen erfahrenen und entschlossenen Seefahrer nennt, aber von dessen Feldherrentalente man im Allgemeinen keine sehr hohe Meinung hegt.

Der Kampfplatz ist leicht zu übersehen. Im Norden und Süden begränzen ihn der Arroyo de l'Avalanche und der Arroyo Chinois, im Osten der Strom von Saigon und im Westen die befestigten Linien der Annamesen. Die Franzosen beherrschen zwei Seiten des durch diese vier Linien gebildeten unregelmäßigen Vierecks. Der Strom von Saigon und der Arroyo Chinois sind durch die französische Flotte und durch vier gut befestigte Pagoden, les Pagodes Barbé, des Mares, des Clochetons und du Cai-Mai, vertheidigt. Die Pagoden liegen an einem wohl unterhaltenen Wege, der mit dem Arroyo Chinois fast parallel läuft. Die am Meisten westlich gelegene, die Cai-Mai-Pagode, befindet sich auf einem kleinen Hügel, von dem man einen großen Theil der annamesischen Festungswerke übersehen und beschießen kann. Zwischen der Cai-Mai-Pagode und der Pagode des Clochetons liegt die Cité Chinoise und ganz in der Nähe dieser Stadt und ebenfalls unmittelbar am Arroyo Chinois findet man eine große Anzahl von Buddhisten-Tempeln und Klöstern, die von den reichen chinesischen Kolonisten errichtet worden sind und das sogenannte Camp des Pagodes bilden.

Im Norden des Kampfplatzes beherrschen die Franzosen einen unbedeutenden Theil des südlichen Ufers des Arroyo de l'Avalanche. Das linke Ufer dieses Stromes ist in der Macht der Annamesen.

Im Westen erstreckt sich die lange Linie der cochin-chinesischen Festungswerke, deren Centrum die, von den Eingeborenen für unüberwindlich gehaltene, Citadelle von Ki-oa bildet.

Ich recapitulire: Der Kampfplatz ist ein unregelmäßiges Viereck, im Osten der Strom von Saigon, im Westen die annamesischen Linien, im Norden der Arroyo de l'Avalanche, im Süden der Arroyo Chinois und die Pagoden. Die kürzeste Seite, die Ostseite, ist ungefähr zwei englische Meilen lang; die längste Seite, die Westseite, zehn bis zwölf Meilen. Diese beiden Seiten sind im Norden acht und im Süden sechs Meilen von einander entfernt. Eine Diagonale, die von der Cai-Mai-Pagode nach dem Punkte gezogen wird, an dem sich der Arroyo de l'Avalanche in den Strom von Saigon ergießt, theilt das Viereck in zwei Theile, von denen der untere französisch, der obere annamesisch ist.

Am 10. Februar wurden die ersten französischen Truppen gelandet. Sechs Tage später, trotz der drückenden Hitze, die während dieser Zeit geherrscht hatte, war die ganze Armee in und um Saigon kasernirt. Die Marine-Infanterie war in dem sogenannten Camp des Lettrés (das Lager der Mandarinen) und in den Ouvrages neufs (die neuen Festungswerke) untergebracht worden. Die Matrosen, Marins fusiliers, hatten das Camp des Pagodes in der Nähe der chinesischen Stadt und die oben genannten vier Pagoden besetzt.

Im Camp des Lettrés und in den Ouvrages neufs herrschte ein einförmiges Feldlagerleben. Die Garnison, aus alten Soldaten bestehend, die in Afrika, Süd-Rußland, in Italien und China eine harte Lehrzeit durchgemacht hatten, verrichtete ihren Dienst ruhig und regelmäßig und verstand es, sich denselben so leicht als möglich zu machen. Die Schildwachen traten nur selten aus dem Schatten der Bäume und Häuser und durchschritten, wenn sie abgelöst wurden, eiligen Schrittes die den bren-

* Vgl. Nr. 20 u. Nr. 26 des „Magazin" von d. J.

nenden Sonnenstrahlen ausgesetzten, offenen Wege. Die anderen Soldaten, von einsichtigen Offizieren jeder unnützen oder beschwerlichen Arbeit überhoben, verrichteten ihren leichten Dienst während der kühlen, frühen Morgenstunden oder nach Sonnen-Untergang und ruhten während des ganzen Tages. Der Gesundheits-Zustand dieser Truppen war ein ganz befriedigender, und die alten Soldaten lachten, wenn sie von dem „mörderischen Klima" von Cochin-China sprechen hörten, und sagten: „Nous en avons bien vu d'autres."

Im Camp des Pagodes sah es ganz anders aus. Die Infanterie hatte in den Ouvrages neufs und in dem Camp des Lettrés ein gutes Lager, zu ihrem Empfang bereit, vorgefunden und hatte nichts weiter zu thun gehabt, als davon Besitz zu nehmen, um kasernirt zu sein. Im Camp des Pagodes im Gegentheil war den Matrosen Nichts geboten worden, als eine große Anzahl von schmutzigen, feuchten Tempeln und Häusern: Alles, was zum Leben und Wohnen in einem feindlichen Lande nöthig ist, hatte von ihnen, in großer Eile, eingerichtet werden müssen. Die besten Matrosen sind übrigens in einem heißen Lande immer nur sehr mittelmäßige Soldaten, wenn es sich darum handelt, zu marschiren oder Lagerdienste zu thun. Sie sind daran gewöhnt, jede Arbeit mit größter Energie anzugreifen und mit einem beeutenden, oft ganz unnützen Kraftaufwand zu verrichten. Außerdem bringt es ihre Lebensweise mit sich, daß sie jede nicht ganz augenscheinliche Gefahr verachten. Es ist unnütz, einem Matrosen Vorsicht zu predigen. Er ist daran gewöhnt, die drohende, große Gefahr allein als einen seiner würdigen Feind zu betrachten, und es ist unmöglich, ihn zu bewegen, sich gegen Regenschauer oder Sonnenstrahlen zu schützen. Mit solchen Ansichten und Gewohnheiten bringt man es aber in einem Lande, wie Cochin-China, nicht weit. Die Matrosen hatten kaum ihre Schiffe verlassen und von dem Camp des Pagoden Besitz genommen, so lagen schon Viele von ihnen, an bösartigen Fiebern und Dysenterie leidend, darnieder. Die Offiziere überwachten ihre Leute auf Schritt und Tritt. Ein Tagesbefehl wurde erlassen, wonach jeder nicht wachthabende Matrose sich von zehn bis drei Uhr ruhig in seinem Quartier zu verhalten hatte. Aber auch dies nützte nur wenig, und täglich mußten neue Kranke aus dem Lager nach dem Hospital gesandt werden. Von 1000 Marins fusiliers, die gelandet worden waren, fand der Admiral Charner, als er die französische Armee gegen den Feind führen wollte, nur noch 700 streitbare Männer vor.

Diese hatten sich übrigens durch das drohende Beispiel, das sie täglich vor Augen hatten, nicht einschüchtern lassen und führten ein beschwerliches, ermattendes, aber sorgloses und fast heiteres Leben. Des Morgens von sechs bis neun Uhr wurde exerciert. Während derselben Zeit begab sich eine Abtheilung von sechs Mann aus jeder Compagnie auf den Markt. Dort ging es etwas wild zu; so wild, daß die annamesischen und chinesischen Händler nach kurzer Zeit verschwanden, und die Franzosen weite und nicht ungefährliche Excursionen zu machen hatten, um sich etwas Geflügel und Gemüse zu verschaffen. Von neun bis drei Uhr herrschte Todtenstille im Lager. Alles ruhte. Ich unternahm es einige Mal, um diese Zeit eine Runde zu machen. Die Matrosen lagen halb nackt auf ihren Matten ausgestreckt und schliefen, oder versuchten zu schlafen; die Offiziere, in möglichst leichten Kostümen, mehr als halb nackt, schaukelten sich in annamesischen Hängematten und lasen Romane oder gähnten und schliefen. Von drei bis sechs Uhr wurden dann wieder militairische Uebungen vorgenommen. Gewöhnlich war es um diese Zeit noch sehr heiß, und die armen Soldaten, die mit Sack und Pack und in schweren Kleidern drei Stunden lang den Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen waeen, kehrten fast immer sehr ermattet und niedergeschlagen nach ihren Quartieren zurück. Mancher legte sich dann erschöpft zur Ruhe und stand am nächsten Tage auf der Krankenliste; die anderen gingen nach einem der zahlreichen Brunnen und leisteten sich dort gegenseitig den Dienst, sich einige Kübel Wasser über den Körper zu werfen. Das Lager glich sodann einer großen Bade-Anstalt, und auf allen Wegen, die nach den Quartieren oder Brunnen führten, sah man nackte Gestalten. Es ist mir bei dieser Gelegenheit aufgefallen, daß das, was wir „Schamgefühl" nennen, sich sehr rasch, je nach den Umständen, modifizirt. Sobald Nacktsein ein natürliches Bedürfniß wird, hört es auf, schamlos zu sein. Ich bin fest überzeugt, daß eine beliebige Anzahl von vollständig civilisirten Europäern, die in Cochin-China einige Zeit lang ihrem Schicksale überlassen wären, sich in Kleidung sehr rasch dem Geschmack und den Gewohnheiten der Wilden nähern würden. Als ein Factum kann ich verbürgen, daß man sich in dem Camp des Pagodes ganz ungenirt und unbeachtet in Anzügen bewegte, die einem in Paris, Berlin oder London die öffentliche Moral überwachenden Konstabler ein leicht zu rechtfertigendes Entsetzen eingeflößt haben würden.

Um sieben Uhr wurde gegessen und um acht Uhr war Jedermann, mit Ausnahme der wachthabenden Soldaten, frei.

Manchen schönen, ruhigen Abend habe ich im Camp des Pagodes verlebt. Der große, alte Tempel, in dem wir uns des Abends zu versammeln pflegten, lag in einem Dickicht, von hohen, schlanken Palmen gebildet, deren grüne Wipfel zu dem schönen, mit unzähligen großen, leuchtenden Sternen besäeten Nachthimmel emporragten. Ueberall herrschte tiefer Frieden. Die Matrosen hatten ihre heißen Kasernen verlassen und sich unter die Bäume gelagert. Oft sangen sie, und die alten, von Jedermann gekannten Volks-Melodien weckten in mancher Brust Gedanken an die ferne Heimat und an die fernen Freunde.

Die Marine-Offiziere bilden ein ganz eigenthümliches Element im französischen Volke. Es sind meist wohlgebildete, ernste, schweigsame Leute, von denen eine große Anzahl unzufrieden mit dem seefahrenden Leben ist. Die Franzosen sind alle sehr warme Patrioten und fühlen sich in fremden Ländern gewöhnlich unglücklich. Es fehlt ihnen der kaufmännische Geist der Engländer und Amerikaner, die in einer ergiebigen Thätigkeit reichlichen Ersatz für das Leben in England oder Amerika finden; es fehlt ihnen ganz und gar die geistige Elasticität des Deutschen, der sich mit Leichtigkeit in jede neue Lage fügt, und der sich rascher, als irgend ein Anderer, überall eine neue Heimat zu gründen weiß. — Der Franzose bleibt überall Franzose, rechnet überall nach Franken, mißt Alles nach französischem Maße und ist ganz aus seinem Elemente, sobald er nicht zu Hause ist. — Die Marine-Offiziere sind dies nur selten. Während der kurzen Monate, die sie auf Urlaub in Frankreich zubringen, erfreuen sie sich ihres Lebens auch nur wenig, da jeder Genuß für sie den bitteren Nachgeschmack der Gewißheit hat, daß sie demselben bald wieder werden entsagen müssen. — Sie verlieben sich leicht und meinen es, sobald es sich um eine Französin handelt, außerordentlich ernsthaft. Viele verloben und verheiraten sich deshalb sehr jung und geben sodann ihr ganzes Herz der Braut, oder der Gattin und dem Kinde. Für diese ist das Leben auf dem Meere ein sehr hartes Exil. Man sieht sie während der vierstündigen Wacht schweigsam und ernst auf- und abgehen. Sie achten gut auf Segel, Steuer und Wind, aber ihr Herz ist weit im fernen Frankreich, bei der innig Geliebten.

Viele von den jungen Offizieren suchen in wilden Abentenern Zerstreuung, Vergnügen und Vergessen. Diese Abentener werden gern und einfach erzählt und tragen den Stempel vollkommener Wahrhaftigkeit an sich. Oft, nachdem die Matrosen ein Lied gesungen hatten, das ein Offizier sich erinnerte, in Lima oder in Japan, am Kap oder in Grönland, in Toulon oder in Brest, gehört zu haben, habe ich diesen abenteuerlichen Berichten lauschen können, und immer habe ich aus der Erzählung und aus der Haltung der Zuhörer geschlossen, daß die französischen Marine-Offiziere eine bei Weitem größere geistige Verwandtschaft mit dem deutschen Geiste haben, als irgend ein anderes Glied der französischen Gesellschaft.

Unsere Unterhaltung in der Pagode wurde nach jeder halben Stunde durch ein fernes Rufen unterbrochen, das näher und näher drang, bis die Schildwachen der Pagode selbst ihr lautes Sentinelle, prenez gardo a vous hören ließen. Der Schrei pflanzte sich von dort aus weiter fort, und es dauerte immer einige Minuten, bis er an dem äußersten Vorposten zum letzten Male ausgestoßen wurde und dann verhallte.

Eines Abends, als wir Alle ruhig versammelt saßen, hörten wir plötzlich einen wilden Tumult: Aux armes! Die Annamesen sind im Lager! In wenigen Sekunden war der Tempel leer; jeder Offizier und jeder Soldat stand kampfbereit auf seinem Posten. Man hatte eine vereinzelte Schildwache überfallen und erschlagen. Der Kommandant schickte mehrere Patrouillen aus, aber alles Suchen blieb erfolglos. Ein unglücklicher chinesischer Kuli, der das „Wer da!" der Schildwache nicht verstand und folglich nicht beantwortete, wurde niedergeschossen, aber die Annamesen, die es gewagt hatten, sich durch die gut bewachten französischen Linien zu schleichen, und im Lager selbst, in der unmittelbaren Nähe ihrer Feinde, einen derselben zu tödten, die Annamesen waren spurlos verschwunden!

England.

Literarische Korrespondenz.

Das Mysterium London.

Obgleich das Wunder seit so vielen Jahren alle Tage geschieht, und sich alle Tage vierundzwanzig Stunden lang in immer großartigerem Maßstabe wiederholt, bleibt es doch immer ein Wunder, und wird ein um so

größeres, je mehr es eben zur Alltäglichkeit wird — dieses London. Wie's die drei Millionen Menschen auf einem einzigen Flecke anfangen, zu leben, zu arbeiten, zu essen, zu trinken und zu schlafen, vor einander vorbei zu gehen und zu fahren — und im Ganzen dies Alles *besser*, als eben so viele Menschen, die ganze Länder und Königreiche ausmachen — dies wird ein um so tieferes Räthsel und größeres Wunder, je länger man es sich ansieht und je genauer man es kennen lernt. Ich habe London nun zehn Jahre lang studirt, und es während der ganzen Zeit kaum ein Dutzend Male länger als 24 Stunden verlassen, von London gelebt, über London geschrieben und zu diesem Zwecke mich immer scharf umgesehen. Was ist die Folge? Ich weiß nicht mehr, was ich von London denken, sagen und schreiben soll. Oft komme ich in den Fall, dem Ersten Besten, der London erst vierundzwanzig Stunden lang gesehen, mit seinem kenntnißlos hingeworfenen, meinen Erfahrungen ganz widersprechenden Urtheile Recht zu geben. Er hat wirklich ganz recht, insofern er sich auf irgend eine auffallende Eigenthümlichkeit beschränkt und diese um so entschiedener und schärfer hervorhebt, als er durch tieferes Studium und Erkenntniß von tausenderlei Eigenthümlichkeiten, die mir das Gegentheil sagen, durchaus nicht gestört wird. So kommt's heraus, daß man, je nach den Erlebnissen und Ereignissen des Tages oder individuellen Positionen, alles Mögliche und das Widersprechendste von London und ganz England behaupten kann, ohne etwas durchaus Falsches oder Unbegründetes zu sagen. Irgendwo und wie findet sich immer Beweis und Beleg dafür.

„Der Teufel steckt muß eine Welt sein,
Um so viel Widersprüche zu vereinen."

London ist durchaus nicht wesentlich Hauptstadt Englands, sondern in erster Instanz eine Art kosmopolitisches langes Parlament aller Völker, kommerziell-merkantiler Brennpunkt aller Nationen, das Herz der Welt, das geographische und moralische Centrum der bewohntesten Erdhalbkugel. So oft es auch schon gesagt worden ist, ist's doch nicht überflüssig zu wiederholen, daß, wenn man die Erde so in zwei Halbkugeln zerlegt, daß auf die eine möglichst viel Land kommt und man nach der üblichen Vorschrift mathematischer Lehrbücher den Mittelpunkt dieser Halbkugel sucht, uns die betreffenden Linien just nach London führen, in den Mittelpunkt Londons, wo die imposante Festung der englischen Bank, die heitere Börse und das Schloß des Lord-Mayor's der City mit der von Schuhputz-Jungen umgebenen Reiterstatue Wellington's in der Mitte (der wirklich wie ein General der öffentlichen Stiefelwichser-Brigade aussieht), die fünf zusammenlaufenden, sich immer staunenden und stopfenden Hauptverkehrs-Straßen bilden. Ja, London ist weniger Hauptstadt Englands, als der ganzen civilisirten Erde, und mit mathematischer Bestimmtheit Central-Gewalt der Halbkugel, auf welche das meiste Land fällt, die höchste Kultur, der dichteste Gewerbsfleiß und Handel. Dazu kam von jeher, seit mehr als 2000 Jahren, die günstigste, natürliche Lage für *Flüssigmachung* und Austausch aller Erzeugnisse und Fabrikate der Menschheit, so daß London nicht nur Mittelpunkt alles civilisirten festen Landes ist, sondern auch der „Völker verbindenden Brücken" oder Meere. Allerdings ist es auf dem Wege, etwas oder vielleicht sehr viel an einen neuen Welthandels-Mittelpunkt zu verlieren, der sich für den stark aufstrebenden, antipodischen Verkehr zwischen den West-Küsten Amerika's und den asiatischen Gestaden und Ländern — China, Amur-Rußland, Japan, Kalifornien, den unzähligen, dazwischen liegenden Inseln ꝛc. und *zugleich* mit der alten Welt und Halbkugel wahrscheinlich in der engen Taille des langgestreckten Amerika, an der Panama-Eisenbahn, oder in der durchschnittenen Landenge von Darien ansetzen wird. Aber das ändert darläufig die alte Centralstelle London noch nicht merklich und wird ihr zuletzt wenig Schaden thun, vielleicht im Gegentheil viel nützen, da Spornung, Konkurrenz und Verkehr auf dem *ganzen* Netze der Erdkugel viel mehr aus- und einbringt, als das Monopol auf dem halben.

Diese Central-Gewalt Londons erklärt viel, aber durchaus noch nicht die Wunder seiner sozialen, politischen und sittlichen Phänomene, insofern diese einander oft so unerklärlich widersprechen und gegenseitig unmöglich zu wachen scheinen. In London wird alle Tage viel verbrochen, gemordet und vielleicht jedes Gesetz, jede Bedingung polizeilicher, sittlicher und sozialer Ordnung übertreten. Und doch muß man sich mitten in diesen Mordgeschichten wundern, wie es die drei Millionen, dicht neben, über und unter einander sich stoßend, verdrängend, die Ellenbogen, Fäuste und Füße gebrauchend, um Einer den Andern zu überholen, niederzuschlagen und zu zertreten, wie sie's nur anfangen, daß die Meisten doch immer von Tag zu Tag mit heiler Haut, oder höchstens mit einem „blauen Auge" durchkommen, ohne zu morden, oder gemordet zu werden, ohne sich gegenseitig thatsächlich zu rädern und zu zertreten. Dies fiel mir als unerklärliche Tugend Londons auf, gerade als Publikum und Presse über eine Reihe dicht auf einander folgender Mordgeschichten in Klagen und entrüstete Betrachtungen ausbrachen.

Ein Vater (Baron Vidil) lauert seinem Sohne auf, um ihn todt zu schlagen, und nur ein Zufall, nicht sein Verdienst, rettet ihn vor Vollendung dieses Vorhabens. Zwei Herren der gebildeten Klassen, ein Major Murray und ein Wechselhändler, schlagen, schießen und hacken sich gegenseitig todt, mitten am Tage, mitten in der dichtesten Bevölkerung, und nur Ersterer kommt, mehrfach angeschossen, mit dem Leben davon, nachdem er seinen Gegner mit einer Feuerzange todt geschlagen. Mehrere Ehegatten werden wegen Ermordung ihrer Frauen für den Galgen zurecht gemacht. Eine Dame zerschlägt ihre eigene Mutter mit einem Knüppel, bis die Polizei sich einmischt. Ein Schulknabe sticht seinen Genossen mit einem Messer todt. Ein Mädchen wird von einem wüthenden Ochsen in die Luft geschleudert und auf ein Eisengitter gespießt. Diese und einige andere beabsichtigten, halb oder ganz vollendeten Mordgeschichten fielen in ihrer dichten Aufeinanderfolge allerdings auf; aber grade deshalb fragte ich mich, wie's komme, daß dieselben Veranlassungen und Leidenschaften, welche sich hier in diese Verbrechen zuspitzten, unter Tausenden von täglichen Verhältnissen ähnlicher Art, in diesem sich selbst überlassenen Gewirre von drei Millionen Menschen nicht öfter zu dieser Höhe ausarten? Welcher gute Genius fesselt die wüthenden, beteufelten, leidenschaftlich kochenden Menschen so oft gegen ähnliche Gräuel? Wenn man so hineinsieht in die unabsehbaren Haufen Lumpengesindel beiderlei Geschlechts, wie sie alle Abende und Nächte, von verfälschten Bieren und Spiritusen vergiftet, durcheinander taumeln und schreien und sich zausen, boxen, niederbalgen und die furchtbarsten Leidenschaften aufkochen, ohne daß Polizei und Autorität irgend einer Art ordnend oder hindernd eingreift, so muß man unwillkürlich ausrufen: Wie kommt's, daß nicht viel mehr verbrochen und gemordet wird? Die treffendste Antwort ist vielleicht: *weil man die Leute zufrieden läßt*. Man muß dies freilich im weitesten Sinne nehmen und darunter verstehen, daß Polizei und Regierung den Leuten in jeder Richtung des Lebens, Denkens, Erwerbens und Handelns, Leuten aller Art, jeder Nation, Race und Farbe freien Spielraum lassen, sich der hier zusammenströmenden Lebensquellen zu bedienen, so gut sie eben können und wollen. Das ist es. Wenigstens sind diese beiden Umstände — die sich hier zusammendrängenden Lebensquellen und die vollständige Freiheit, daraus zu schöpfen — die eigentlichen schützenden Genien eines so ungeheueren, sich selbst überlassenen Menschen-Konglomerats. Niemandem fällt es ein, sie zu regieren, zu beaufsichtigen, ihnen gewisse Bedingungen ihres Erwerbens, Vergehens, Thuns und Denkens vorzuschreiben. Wer dagegen geltend macht, daß das Parlament mit seinem bereits über eine Million gestiegenen Statut-Gesetzen jedes Jahr mehr Gesetze macht, der weiß noch nicht, daß weder die gelehrtesten Juristen, noch die praktischen Richter, noch weniger die Menschen von diesen Gesetzen etwas wissen und diese alle Tage millionenfach gebrochen werden, ohne daß Jemand eine Ahnung davon hat. Nur hier und da wird von einem pfiffigen Juristen in einer sehr verwickelten, Geld einbringenden Prozeß-Angelegenheit dieser oder jener Paragraph aus dem ungeheueren Labyrinthe der Parlaments-Statuten hervorgeholt, nach welchem denn auch wohl entschieden wird, wenn nicht ein noch pfiffigerer Advokat der gegnerischen Partei einen *andern* Paragraphen aufstöbert, der den gegnerischen aufhebt oder neutralisirt. Im Uebrigen werden alle Störungen der sozialen Lebensbedingungen sehr einfach und ziemlich rasch nach dem alten angelsächsischen „common law," dem Gemeinem Rechte, den im Volke lebenden Ansichten und Gewohnheiten des Rechts, auch oft ziemlich willkürlich von Polizei- und Magistratsrichtern abgemacht. Die Regierung, der Staat bekümmert sich nicht darum. Was *wir* Staat oder Regierung nennen, davon weiß man in England kaum etwas. Der Staat besteht aus den „regierenden Klassen," im weitesten Sinne aus den „obersten Zehntausenden," mit ihrer Prinilegien-Festung, dem Parlamente. Dies bekümmert sich eben so wenig um's „Volk," wie dieses um jenes, was man auch für Fuhren von „Bills" und Gesetzen gegen diese Thatsache anfahren mag. Die ganze parlamentarische Thätigkeit, der Staat, die Regierung ist zu einem Actien-Compagnie-Geschäft geworden, wie fast alle industrielle und kommerzielle Thätigkeit; nur daß die Direktoren hier Minister, die Actienbesitzer Parlamentsmitglieder und die Actienhändler und Mäkler Beamte, Wähler ꝛc. genannt werden. Das Unterhaus wurde schon von Cobden als eine Art Actienbörse geschildert. Die Einzelheiten und Eigenthümlichkeiten dieses ganzen Compagnie-Geschäfts verstecken sich hinter „parlamentarische Farmeln und Reden," hinter deren wahren Gehalt nur Wenige blicken. Lord John Russell, der jetzt endlich aus seiner vieljährigen Direktor-Thätigkeit unter die Pensionair- und Titular-Mit-

glieder, das Oberhaus, relegirt werden ist, gab bei dem Rückblick auf sein staatsmännisches Wirken vielfach Gelegenheit, den Compagnie-Charakter des ganzen Geschäfts zu erkennen. Er hat eigentlich nie etwas Rechtes gethan, aber er ist ziemlich populär und angesehen, weil er der eigentliche Held der Parlaments-Reformen war und es verstand, nachdem er der dreißig Jahren die erzwungene Wahlrechts-Ausdehnung auf die höheren Mittelklassen als die letzte, die „final" bezeichnet hatte, und dafür mit dem Titel „Lord Finality" dekorirt worden war, durch Schein- oder zurückgezogene und vertagte Reform-Bills das Regierungs-Monopol gegen den Andrang der untern Klassen zu schützen. Als Minister des Innern und Aeußern, wie als Premier-Minister, war er stets sehr thätig, sehr langweilig und unbedeutend. Noch thätiger, bis zur Aufopferung arbeitsam war der jetzt verstorbene Kriegs-Minister Lord Herbert, aber auch seine besten Lobredner wissen nicht zu sagen, was er eigentlich durch seine unhaltende Thätigkeit Gutes geschaffen. In dem Compagnie-Geschäft der regierenden Klassen kann sich Niemand auszeichnen, weil er als „Mitglied" nie selbständig handeln, wenigstens nichts Eigenes und Gutes durchsetzen kann. Das Volk unten ist glücklich darüber. Die schwache, sich ihrer Monopole und Privilegien erfreuende Regierung ist die Stärke des zufrieden gelassenen Volks, das sich jetzt in London wegen Mangel an Raum in den Straßen und Häusern, unter und über denselben Platz macht. Unter den Straßen hinlaufende Eisenbahnen und Tunnels für das Adersystem der Gas-, Wasser- und Abzugsröhren ergänzen die Netze der über denselben hinlaufenden, über welchen sich ein immer dichteres Netz von Privat- und Stadtpost-Telegraphen entspinnt. Der freie, beschwingte Verkehr waffnet sich mit den Blitzen des Himmels, die sich unter dem Meere hin in alle Welt vertheilen, und aus aller Welt in dieses Herz der Welt lebendig zurückpulsiren.

Frankreich.

Literarisches Echo aus Paris.

Noriac's „Menschliche Dummheit" in der Form von Romanen.

Auf dem Gebiete des Romans hat es Jules Noriac in seinen kürzlich erschienen Werken: „La Bêtise humaine und Le Grain de sable" weiter gebracht, als irgend einer seiner heutigen Kollegen, und der außerordentliche Erfolg (vierzehn Auflagen in wenigen Monaten) beweist am Besten, welchen Hochgenuß das französische Publikum in dieser neuesten aller Neuerungen findet.

Ob aber der Literatur damit gedient sei, das ist eine Frage, die ich dahin gestellt sein lassen will. Auf jeden Fall ist es wahr, daß sich sogar Jules Noriac mit den erwähnten Schriften das Verdienst erworben hat, fast alle seine Pariser Leser trefflich zu amüsiren, und das ist am Ende kein unerhebliches Verdienst.

In der „Bêtise humaine" führt uns der Verfasser einen jungen ignoranten, primitiven Menschen Eusebe Martin vor, der auf dem Lande bei seinem philosophischen Vater in der lieben Einfachheit seines unwissenden Herzens aufgewachsen ist, und das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hat, ohne mit dem, was die vulgären Sterblichen Bildung und Erziehung zu nennen pflegen, eine selbst nur oberflächliche Bekanntschaft zu machen. Er hat Lesen und beinahe Schreiben gelernt und damit basta; seine Lektüre hat sich bisher nur auf Robinson Crusoe und Telemach beschränkt. Der Vater Martin ist zum alten Mann geworden, ohne seinen Lebenszweck, das Wahre vom Falschen unterscheiden zu lernen, erreicht zu haben; vielleicht wird sein Sohn glücklicher sein, und Eusebe geht deshalb mit fünfzig Tausend Francs nach Paris, der Welt in Miniatur-Ausgabe. Hier bietet sich nun dem Verfasser die Gelegenheit, vor dem staunenden und unerfahrenen Eusebe den bunten, wogenden Pariser Karnevalstrom vorüberschwirren zu lassen, den dünnen, simplen Faden der Romane mit den klingenden Schellen des petit journal zu überleben. Die Liebe des Helden zur Heldin, um die herkömmliche, wenn auch nicht recht passende Bezeichnung zu gebrauchen — das „Verhältniß" des naiven Eusebe zur schönen Adeonne ist eine Epifore, die der Bêtise humaine dennoch den Romantitel verschafft hat.

Das Buch ist witzig, oft geistreich, immer amüsant geschrieben; der Pariser Parfüm strömt aus jeder Zeile, und sein Erfolg ist ganz erklärlich — es entspricht allen Ansprüchen, die der leichtsinnige Leser heutzutage an seinen Dichter stellt; aber es tritt alle Gebote, die der Roman dem Schriftsteller auferlegt, mit Füßen. Die allzugroße Bewegung, die in der Bêtise humaine herrscht, hat das, was im Roman Handlung zu nennen pflegt, ganz in den Hintergrund gedrängt. Anstatt der fließenden, laufenden Intrigue, ihrer Verknüpfung und Entwickelung wird das Interesse des Lesers durch den beständigen Wechsel Schlag auf Schlag folgender Bilder aufrecht gehalten. Das Durchführen und Reifen der Charaktere ist ganz vernachlässigt. Die in der Bêtise humaine auftretenden Personen sind aber trotzdem sammt und sonders wahrscheinlich und wahr, jedoch nur in gewissen Momenten. Eine jede ihrer Redensarten ist aus dem Leben gegriffen und mit photographischer Treue wiedergegeben; aber das Ganze ist unnatürlich und unwahr, weil es ohne logische Knüpfung abgerissen und vereinzelt dasteht.

Diese Mängel treten noch schroffer im Grain de Sable hervor. Da ist nun von Roman-Respekt gar keine Rede mehr. Ich überlasse dem Verfasser seine Selbstkritik.

Nachdem es sechzig Seiten und zwölf Kapitel mit einer Art von Romanansang gefüllt hat, beginnt er urplötzlich (Seite 62) seinen Leser mit „Mein Herr" anzureden und ihm einen liebenswürdigen und sehr höflichen Brief zuzueignen, der als „Vorwort" (denn das ist seine wahre Bedeutung), von weniger neuerungssüchtigen Literaten dem Romane vorangestellt wäre. Darin heißt es unter Anderm:

„Als ich Eusebe Martin (La Bêtise humaine) veröffentlichte, schenkte mir die Kritik ein Wohlwollen, das ich nie vergessen werde, wenn sie mich später nicht bitter dafür büßen läßt. Ich war der glücklichste Papierkritzler meines Jahrhunderts und schwamm in Wonne! aber ach! ich hatte nicht an Alles gedacht.

Kaum waren acht Tage vergangen, so erhielt ich eine Lawine von Briefen in Prosa und in Versen, und einer war immer unartiger, als der andere — Alle ganz verschiedenartig, das, was der eine lobend hervorhob, wurde vom andern getadelt. Die Männer behaupteten, mein Held sei ein Esel, und verdiene eine so reizende Geliebte, wie ich sie ihm huldreich verliehen hatte, durchaus nicht. Die Frauen behaupteten, meine Heldin habe großes Glück gehabt, einen solchen Geliebten zu finden, weil ein solcher Mann zu den großen Seltenheiten unserer Tage gehört.

„Da ich durchaus nicht die Absicht habe, vor Ihnen, lieber Leser, meine ganze Korrespondenz zu analysiren, will ich mich mit dem Worte beschränken, daß meine korrespondirenden Freunde in vier Klassen zerfielen. Die erste fand den Anfang am Gelungensten, die zweite die Mitte, die dritte das Ende und die letzte verwarf Anfang, Mitte und Ende.

„Einer meiner Freunde sprach mitleidig zu mir:

> . . . . . Est bien fou de cerveau,
> Qui prétend contenter tout le monde et son pié.

„Ich wußte ihm für diesen Trostspruch, den ich schon in Lafontaine gefunden hatte, Dank, und ich faßte einen großen Entschluß. Dieser Entschluß besteht darin, daß ich den „Sandkorn" nicht für die Masse, sondern für Einen Herren, der mich begreift und dessen Physionomie mir sympathetisch und wohlwollend ist, niederschreibe. Für Sie allein, werther Herr, schrieb ich diesen Band, der außer allen herkömmlichen Regeln liegt. Die Heldin erscheint auf der 67. Seite; das Interesse ruht nicht auf ihr allein, und die Handlung, die gar keine Wichtigkeit hat, entspricht keineswegs dem gewählten Titel. Alles bewegt sich darin und nichts ist verknüpft, und wenn nichts Außerordentliches passirt, bin ich zu glauben geneigt, daß der befriedigende Schluß (dénouement) fehlen wird. Die Heirat ist mir verhaßt, und bevor ich eine meiner Personen um die Ecke bringe, passe ich gehörig auf.

„Was wird das Publikum zu dieser etwas gewagten Ungewißheit sagen? Ich weiß es wirklich nicht, und würde mich wenig darum kümmern, wenn ich sicher wäre, Ihnen, lieber Herr, zwei angenehme oder ungefähr angenehme Stunden verbringen zu helfen.

„Genehmigen Sie ꝛc."

Was soll man zu dieser Selbst-Ankloge noch hinzufügen? Herr Noriac ist beinahe weiser, als die griechische Weisheit; er kennt sich selbst und spricht von seiner Schwäche mit sonderbarer Offenheit. Ob er vielleicht denkt, daß man ihm dazu gratulire?

Die Heldin erscheint auf der 67. Seite und ist keine Heldin. Sie ist allerdings die liebende und geliebte Person, aber sie ist keineswegs die Ideen-Vertreterin, noch bildet sie den Brennpunkt des Interesses. Ich habe hier, kurz und gut, ein außergewöhnliches Literatur-Gewächs vor mir und muß meine Kritik in außergewöhnliche Formen schmiegen; ich wage das Buch keinem deutschen Leser anzuempfehlen, obgleich es mich herzlich amüsirt hat. Es ist ein Pariser Spezial-Produkt, ein sonderliches Gewebe, das, wie das kleine Journal, besonders, vielleicht ausschließlich, dem Pariser Gaumen behagen wird. Leute, die Classificationen lie-

ben, werden hier in große Verlegenheit gerathen; ich für meinen Theil weiß mit den besten Willen nicht, in welches Fach die Noriac'schen Schöpfungen zu weisen sind. Nehmen wir sie so, wie sie sind, lassen wir das Analysiren und Destiniren ganz bei Seite, gestehen wir, daß uns das Feuilleton-Gewebe, dem eine heilsame Romanhandlung untergelegt ist, ergötzt, daß Witz und Silberflittern unser Auge gefesselt und befriedigt haben und danken wir dem dichterischen Sonderling, dem liebenswürdigen Flickschneider, herzlich dafür.

Um Ihnen zu zeigen, daß Herr Noriac in seinen Witzeleien mitunter wirklich reizende Einfälle, die sogar auf die Ehre eines guten Gedankens Anspruch machen können, hat, theile ich Ihnen folgende, dem Grain de sable entnommene Passage mit, die allen Kommentars entbehren kann.

Es handelt sich um eine vom moralischen Katzenjammer heimgesuchte Lorette, Fräulein Magdalena, die von zwei gleich skeptischen und gleich reichen Courmachern (beinahe ein Pleonasmus) mit Liebes-Erklärungen und Skrupel-Beseitigungen aller Art gelangweilt wird.

Nachdem der Eine, ein Herzog, die Tugend geleugnet und das in Sammet und Seide starrende Laster in alle Himmel erhoben hat, schließt er seine erbauliche Predigt mit den Worten:

„Glauben Sie mir, alle Weiber haben Gefündigt, von Ihrer Schutzheiligen an, der verziehen ward, weil sie sehr geliebt hatte, bis auf Eva selbst, deren Vergehen wie ein Flecken auf die ganze Menschheit herabgefallen ist — und die Menschheit hat sie doch nie deshalb verachtet!"

„Eva," antwortet Magdalena, „ist das einzige Weib, dessen Fehler verzeihlich ist; Eva hatte keine Mutter!" Paul Lindau.

Die Paris-Seeaux-Eisenbahn und ihre gegliederten Wagen.

Der unterzeichnete Redacteur dieser Blätter hat über das vor einiger Zeit von ihm kennen gelernte, überaus merkwürdige System der gegliederten Eisenbahn-Wagen (Systéme de waggons articulés) einen Aufsatz für die „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen" geschrieben, dem wir Nachstehendes entlehnen:

Das von dem Ingenieur Herrn Arnoux, Präsidenten des Verwaltungsrathes der Paris-Seeaux-Eisenbahn, erfundene System der gegliederten Waggons hat sich die Aufgabe gestellt, die kleinsten Curven mit voller Sicherheit zu überwinden und daher zu bewirken, daß beim Bau der Eisenbahnen ein Theil der Kosten zur Beseitigung von Gebäuden und anderen Terrain-Hindernissen erspart werde.

Auf der genannten Bahn, welche 11 Kilometer ($1_{,485}$ Meilen) ohne die Fortsetzung nach Orsay lang ist, wurden seit dem 23. Juni 1846 bis zu Ende des Jahres 1860 über acht Millionen Menschen befördert. Bisher ist auf derselben, ungeachtet ihrer wahrhaft wunderlichen Krümmungen und Curven, noch keine Entgleisung und kein namhaftes Unglück vorgekommen. Auch sind die Fahrten auf dieser Bahn, obwohl sie nur eingleisig ist, und täglich 30, an Sonn- und Festtagen sogar über 60 Personenzüge befördert, niemals gestört oder unterbrochen gewesen.

Der kleinste Curven-Radius aller anderen, von Paris ausgehenden Bahnen beträgt 800 Meter. Die Eisenbahn von Seeaux dagegen bietet eine ganze Reihenfolge von Curven dar, von denen die größte einen Radius von 200 Meter hat; in den Einschnitten des Abhanges von Seeaux fällt dieser Radius bis auf 70 und 50 Meter, und an den Empfangshäusern von Paris und Seeaux, wo der Perron selbst einen Halbkreis bildet, während die Bahn an diesen Endpunkten vollständig die Form eines Kreises annimmt, beträgt der Radius gar nur 25 Meter.

Für den Fremden, der aus dem Empfangshause an der Barrière d'Enfer auf den bedeckten Perron heraustritt, ist es ungemein überraschend, die Wagen in einem Halbkreise vor sich stehen zu sehen. Setzt sich der Reisende in den ersten Wagen hinter der Locomotive, so kann er das Vergnügen haben, sich mit seinem im letzten Wagen des ziemlich langen Zuges sitzenden Reisegefährten, der sich ihm gerade gegenüber, am Ende des 25 Meter langen Halbkreis-Durchmessers, befindet, ohne Anstrengung zu unterhalten.

Die Eisenbahn-Züge circuliren im wahrsten Sinne des Wortes in dem reizenden Thale zwischen den Ortschaften Fontenay, Bagneux und Seeaux und erklimmen in Zickzacks, die sie fortdauernd selbst bilden und wieder auflösen, den steilen Abhang der Anhöhe, auf welcher das alte Schloß der Herzoge von Maine und Penthièvre liegt.

Auf den Bahnhöfen der Paris-Seeaux-Eisenbahn giebt es weder Drehscheiben und Schienen-Kreuzungen, noch Weichen (mit Ausnahme einer einzigen) und Schutzschienen. Ist in Paris ein Zug aus Seeaux angekommen, so brauchen Locomotive und Tender, um den Rückweg nach Seeaux anzutreten, nicht erst, wie auf anderen Bahnen, umgedreht zu werden, sondern sie setzen auf der Rundbahn, auf der sie eben gekommen sind, die Richtung fort, während erst auf der dem Mittelpunkte des Perrons gegenüber befindlichen Gegend der Peripherie des Kreises derselbe sich öffnet, um zwei verschiedenen Gleisen Platz zu machen, von denen das eine in die Perron-Rundbahn hinein und das andere aus derselben heraus führt. Derselbe Wagen-Park, der eben seine sämmtlichen Passagiere entladen hat, nimmt sofort eine neue Ladung von Passagieren auf, die er dem Endpunkte wieder zuführt, von welchem er eben hergekommen war. Ja, an Sonn- und Festtagen, wo der Dienst nicht durch einen einzigen, beständig hin- und zurückfahrenden Zug, sondern durch zwei Züge versehen wird, kommt es vor, daß in demselben Augenblicke, wo der von Paris nach Seeaux abgelassene Zug den Perron verläßt, der von Seeaux in Paris ankommende Zug hinter dem ersteren vorfährt und sich an dem Punkte, den dieser eben verlassen hat, sofort aufstellt.

Dabei werden die Fahrten mit einer Geschwindigkeit von 30 — 40 Kilometer (4 — $5^1/_4$) Meilen pro Stunde auch auf allen Curven — natürlich mit Ausnahme der beiden Rundbahnen auf den Endpunkten — zurückgelegt, während auf anderen französischen Eisenbahnen auf Curven von 800—1000 Meter Radius höchstens mit einer Geschwindigkeit von 30 — 35 Kilometer gefahren werden darf. Die Anwendung des gegliederten Betriebs-Materials bewirkt demnach die gefahrlose Ueberwindung von Curven, deren Radius zwanzigmal kleiner, als das Minimum des Radius ist, das die fast einstimmige Ansicht aller französischen Eisenbahn-Ingenieurs für anwendbar erklärt. — Die doppelte Fahrt des Zuges auf der Paris-Seeaux-Eisenbahn, hin und zurück, wird mit Einschluß des Aufenthaltes an sieben Anhaltepunkten, wo überall Personen aus- und einsteigen, gewöhnlich in einer Stunde bewirkt.

Das von Herrn Arnoux erfundene und in's Werk gesetzte System beruht darauf, daß die mit Einschluß der Locomotive gegliederten — d. h. aus verschiedenen Abtheilungen, die durch bewegliche Gelenke mit einander verbunden sind bestehenden — Wagen auf Achsen und Rädern ruhen, welche von einander unabhängig sind, und durch die an der Locomotive angebrachten Geschiebe (galets) je nach Bedürfniß ihre Richtung erhalten und centralisirt, d. h. auf den Schienen zu bleiben gezwungen werden. An den gewöhnlichen Eisenbahn-Wagen laufen die Achsen und Räder unveränderlich parallel; bewegen sich diese nun auf starken Curven, so wird der Widerstand außerordentlich vermehrt, eine stärkere Abnutzung der Schienen und Räder wird herbeigeführt, und Achsbrüche, sowie Entgleisungen treten viel leichter ein, als auf geraden Linien, besonders wenn in raschem Tempo gefahren wird. Durch die sinnreichen Wagengestelle (chassis) und deren, mit den „Geschieben" der Locomotive in Verbindung stehenden Glieder-Ketten und Räder des Herrn Arnoux dagegen wird die Leichtigkeit des Mechanismus des auf der Bahn sich bewegenden Zuges, ebenso wie die Sicherheit desselben, ganz außerordentlich vermehrt.

Gleichwohl hat das System des Herrn Arnoux, das nun seit fünfzehn Jahren in praktischer Anwendung ist, und sich der Anerkennung der höchsten wissenschaftlichen Autoritäten erfreut, bisher eine weitere Ausbreitung nicht gefunden. Bereits im Jahre 1839, als Herr Arnoux erst seine Modelle der Regierung überreicht und eine vorläufige Prüfung des Systems stattgefunden hatte, wurde demselben der Manthon'sche Ehrenpreis für wichtige Erfindungen auf dem Gebiete der Mechanik zuerkannt. Im Jahre 1844 wurde ihm die Concession für die Paris-Seeaux-Eisenbahn ertheilt, um hier, vor den Augen der Hauptstadt, die praktische Anwendbarkeit des von Männern, wie Arago, Baron Seguier, Pouillet, Charles Dupin u. A. öffentlich belobten Systems zu beweisen. Dieser Beweis wurde einige Jahre darauf auf das vollständigste geführt. Aber die geringe Rentabilität der Bahn, die nur nach einigen unbedeutenden, verhältnißmäßig wenig besuchten Ortschaften in der Umgebung der Hauptstadt führt und zur Güterbeförderung keine Gelegenheit giebt, hat bewirkt, daß das System, ungeachtet seiner wiederholten Protection und Empfehlung durch die Akademie, in den Augen der Speculation keine Gnade gefunden hat, und von ihr vollständig unberücksichtigt geblieben ist.

Vergebens hat auch eine im Jahre 1853 von der französischen Regierung niedergesetzte technische Kommission zur Prüfung der Mittel und Wege, durch deren Anwendung auch in Gebirgsgegenden und in weniger bevölkerten Landestheilen mit sehr coupirtem Terrain die Eisenbahnen leicht einzuführen sein, das System des Herrn Arnoux empfahlen; vergebens sind dafür die wissenschaftlichen Mitarbeiter des Journal des Débats und des Journal des Savans in die Schranken getreten; die gegliederten Waggons des Herrn Arnoux und die Curven mit kleinstem Radius auf der Paris-Seeaux Eisenbahn sind nach wie vor ein bloßes Experiment geblieben, das aber jedenfalls verdient, von Allen, die sich nicht blos für

die wachsenden Dividenden der Eisenbahnen, sondern auch für ihre wachsende Vervollkommnung interessiren, nähr geprüft und bereitwillig anerkannt zu werden. J. C.

Polen.

Die Abstammung Lelewel's.

Man nimmt gewöhnlich an, daß der kürzlich zu Paris verstorbene berühmte polnische Geschichtsforscher Joachim Lelewel von deutscher oder von schwedischer Herkunft sei. So hat noch ganz kürzlich Dr. H. Wuttke in Leipzig (Allgemeine Augsburger Zeitung vom 18. August 1861, Beilage Nr. 230, S. 3745) diese Behauptung aufgestellt, indem er sagt: „Joachim Lelewel, der Bannerträger der Polen, war deutscher Abkunft. Nach Einer Angabe stammt er aus einer Familie, welche in den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts mit August II. nach Polen kam und dort, wie so oft Deutsche thun, sich polonisirte. Einer anderen und vielleicht wahrscheinlicheren Nachricht zufolge, war es erst unseres Lelewel's Großvater, der aus dem preußischen Samland nach Polen einwanderte. Der eigentliche Familien-Name soll Lelhövel gelautet haben. Unser Joachim Lelewel hatte also in seinen Adern deutsches Blut, war im Grunde ein in Polen geborener Deutscher." — Nun findet sich über eine höchst merkwürdige Notiz hierüber in einem unlängst veröffentlichten Briefe des in Paris seit drei Decennien für die Emancipation der Israeliten in Polen mit höchst rühmenswerthem Streben kämpfenden Herrn Johann Czynski, des bekannten Verfassers der Werke: „Le Roi des Paysans, Le Réveil d'Israël" etc. Er erzählt nämlich in einem an den Redacteur der Archives israélites (XXII. Année No. 8, 1. Août 1861. p. 433 u. ff.) gerichteten Briefe aus seinem eigenen Leben die ersten Zusammenkünfte der polnischen Emigration unmittelbar nach ihrer Ankunft in Paris, im Jahre 1831. Damals präsidirte noch Lelewel diesen Versammlungen der Polen in einem unscheinbaren Hause der kleinen Rue des Cordiers. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir durch Herrn Czynski, daß an einem Abende daselbst einst der muthige und würdige Beniowski zum ersten Male zu Gunsten der Emancipation der Israeliten in Polen das Wort ergriffen habe, indem er die unglückliche Lage derselben, ihre Verdienste, ihre Kräfte ꝛc. schilderte. Hiergegen erhob sich damals sofort ein sehr heftiger Sturm in der Versammlung. Beniowski ließ sich aber dadurch nicht abschrecken und hielt eine feurige Apostrophe an Lelewel, der, als Vorsitzender, auch gegen ihn in dieser Frage Partei ergriffen und gesprochen hatte. Czynski selbst verhielt sich dabei ganz ruhig. Nach dieser stürmischen Sitzung ging die Versammlung aus einander, ohne über die von Beniowski angeregte Frage und gestellte Motion irgend einen Entschluß zu fassen. Doch wir wollen Herrn J. Czynski selbstredend als Erzähler hier verführen. „Le lendemain de cette mémorable séance," fährt er in der oben citirten Stelle, p. 435, fort, „le bruit circulait, que *Lelewel* descendait de la race *israélite* et que, s'il s'opposait à l'affranchissement de ses anciens coreligionaires, c'était pour mieux cacher son origine. La nouvelle arriva jusqu'aux oreilles de *Lelewel*, qui ne l'a *jamais démentie*. Immédiatement ses tendances prennent une autre direction. Il propose et prépare une proclamation aux Juifs de Pologne. Il retrace leur humiliation, parle de leur passé et de leur avenir et au nom des refugiés leur tend une mains fraternelle. Je dois," so schließt Czynski, „lui rendre cette justice, qu'à dater de ce jour, il est resté fidèle au drapeau de la réconciliation."

Wir ersehen also aus dieser sehr interessanten Notiz, daß seine eigenen Kampf- und Leidensgenossen unseren Lelewel nur von israelitischem Ursprung herstammend annahmen, und daß er selbst, der stets mit Entschiedenheit und rücksichtsloser Offenheit überall jeder Unwahrheit entgegenzutreten die Gewohnheit hatte, dieser Ansicht seiner eigenen Landsleute, diesem damals allgemein in Paris verbreiteten Gerüchte nicht widersprechen zu dürfen glaubte. Es wäre nun wichtig, den ursprünglichen Familien-Namen Lelewel aufzufinden. Ob er der weit verbreiteten Benennung vom Stamm Levi angehört hat, kann von vornherein nur vermuthet, nicht entschieden werden. Wer aber die vielfachen Metamorphosen kennt, welche gerade die Namen Levi (ebenso wie Cohen) im Laufe der Zeiten und im Wechsel des Glaubensbekenntnisses erfahren haben, wird immerhin berechtigt sein, im Namen Levi den Ursprung von Lelewel anzunehmen. J. B.

Esthland.

Die esthnische Literatur.*

Die Brüder der Suomalaiset (Finnen) im Süden des Finnischen Meerbusens, die Wirolaiset oder Esthen, sind gleichzeitig mit jenen in die Gemeinschaft der christlichen Völker Europa's gekommen. Beiden Völkern entrissen mächtigere Nachbarn im Namen des Christenthums die nationale Selbständigkeit, aber von der Zeit an divergiren die bis dahin parallel laufenden politischen Zustände Beider. Die Besieger der Finnen, in deren Staatsverbande der Adel nie so große Gewalt sich anmaßen konnte, wie im übrigen Europa, machten das unterworfene Volk ihrer eigenen Gesetze und Civilisation theilhaft, und unterdrückten seine Nationalität nur insoweit, als sie der herrschenden (schwedischen) widerstrebte. So vergaß der Finne allmählich seine Vergangenheit, und man entdeckt selbst in seinen Volksliedern keine Spur jener Verbitterung, welche ein unterjochtes Volk gegen seine Zwingherren zu nähren pflegt.

Ganz anders kam es mit den Esthen. Der römische Oberpriester, dessen Sädel bodenloser war, als der irgend eines Anderen, wollte durch Bekehrung der an christliche Völker grenzenden Heiden seine ihm Wolle gebende Schafheerde vermehren, und stachelte die damals allgemeine Kampflust wider das Esthenvolk, nach seiner Gewohnheit die schon begangenen, wie die noch zu begehenden Sünden allen Denen vergebend, welche in den Wohnsitzen dieses Volkes den wahren Glauben ausbreiten würden. Die deutschen Ritter überfielen das Land, und die verzweifelte Gegenwehr der Eingebornen scheiterte theils an den ehernen Rüstungen der Eroberer, theils am Verrathe der bis dahin den Esthen unterworfenen Letten. Die Sieger schlugen Liefland und Esthland in die härteste und entwürdigendste Sklaverei. Man zwang das unglückliche Volk, seinen Unterdrückern Burgen und Landsitze zu bauen und hielt es in thierischer Unwissenheit. Selbst um das Christenthum der Esthen kümmerte sich Niemand, wenn nur der Zehnte ihrer Aerndten den üppigen Tafeln der Geistlichkeit zufloß. Nur christlich getauft, und die ihnen anbefohlenen religiösen Gebräuche mechanisch vollziehend, lebten sie noch lange in ihrem alten Glauben und beteten im Verborgenen Bäume und Felsen an. Es muß der moralische Zustand der Esthen in der ganzen römisch-katholischen Periode gewesen sein; denn selbst als Luther's Lehre bereits über das Land verbreitet war, fanden sich noch viele Spuren der alten Abgötterei, von denen einige bis in's gegenwärtige Jahrhundert ihr Dasein fristeten.

Das Oberhaupt der Ritterschaft und das der Geistlichkeit, der Bischof von Riga, waren über die Theilung der Beute bald in Streit gerathen, und kämpften seitdem Jahrhunderte lang um das Supremat im Lande. Der hochwürdige Herr, dessen weltliche Vertheidigungsmittel muthmaßlich schwächer waren, als die seiner Gegner, bewarb sich öfter um Hülfe von Außen, und so erhielten die starken Nachbarn des Landes gute Gelegenheit, in dessen Angelegenheiten sich zu mischen und ihren Vortheil daraus zu ziehen. Die beständige Unruhe, welche das abwechselnde Kämpfen der Litthauer, Polen und Russen mit den deutschen Rittern unterhielt, war schlecht geeignet, die Rohheit der Sitten und das Elend im Lande zu vermindern.

Erwägen wir dies Alles, so dürfen wir uns nicht wundern, daß in jenen Zeiten kein Mensch an Erforschung und Anbau der esthnischen Sprache dachte. Ein wesentliches Hinderniß wäre schon der katholische Klerus gewesen, welcher Aufklärung des Volkes immer nicht blos für werthlos, sondern auch für schädlich hielt, weil sie den blinden Glauben benachtheiligte. Erst als die Reformation Wurzel geschlagen hatte, versuchte man in der Volkssprache zu schreiben; allein es ging damit viel langsamer vorwärts, als in Finnland. Wohl hundert Jahre lang wurde die Sache erwogen, und obschon angeblich bereits im 16. Jahrhundert einige Bücher in esthnischer Sprache erschienen, so können wir doch die Morgenröthe dieser Literatur nicht früher datiren, als vom zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts, um welche Zeit das Land überhaupt (durch Vereinigung mit Schweden) in einen glücklichern Zustand überging.

Wenn von einer esthnischen (wie auch finnischen) Literatur der vergangenen Jahrhunderte die Rede ist, so darf man — die erst sehr spät gesammelten nationalen Lieder und Sagen abgerechnet — so nicht den Begriff der Originalität und selbständigen Entwicklung damit verbinden. Die im Druck erscheinenden esthnischen Bücher und Büchlein waren vornehmlich Volkslehrbücher, meist religiösen Inhalts; außerdem waren sie größten-

* Größtentheils nach Anleitung eines Werkes des finnischen Sprachforschers und gelehrten Reisenden August Ahlquist, das er in finnischer Sprache abgefaßt unter dem Titel: „Wiron nykyisemmästä kirjallisuun desen," u. d. üb. die neuere Literatur Wiro's (Wierlands, d. i. Esthlands).

theils Uebersetzungen oder Nachbildungen, so daß höchstens die Sprache der Verfasser zu loben oder zu tadeln ist.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kam das Esthenvolk unter russische Botmäßigkeit. Damals hatte es eine lange Periode hindurch im tiefsten Frieden gelebt, welcher Umstand seiner Entwicklung nur vortheilhaft sein konnte. Es kamen jetzt immer mehr esthnisch geschriebene Bücher aus den Pressen, doch war die Mehrzahl derselben immer noch kirchlichen und geistlichen Inhalts. — Erst gegen Ende des vorigen, besonders aber im zweiten Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts sehen wir in Esthland ein neues, geistiges Leben erwachen, welches sich darin zu erkennen gab, daß man die Sprache eifriger und gründlicher studirte, und den Bücherstyl durch Vergleichung mit der lebendigen Volkssprache zu verbessern suchte, die häufigen Germanismen und Barbarismen ausmerzend und durch eingeborne, allgemein verständliche Ausdrücke ersetzend. Seit 1800 sind schon zwei Mal so viel esthnische Bücher erschienen, als in dem ganzen vergangenen Zeitraum, und das früher verachtete Idiom des Volkes ist Organ der verschiedensten Literatur-Gebiete geworden. Diese so erfreuliche Erscheinung verdankt man zum Theil gewiß dem Umstande, daß der Fürsten und Völker gemeinsames Streben, die französische Kontinental-Herrschaft zu vernichten, selbst unter Ständen, die bis dahin sehr verschiedene Interessen verfolgt, eine gegenseitige Werthschätzung und einen gewissen Grad gegenseitiger Zuneigung erzeugte. Auch in die deutschen Bewohner der russischen Ostsee-Provinzen drang dieser gute Geist; man fing an, den unglücklichen Landbauer wenigstens für einen Menschen zu halten und an seiner Sprache allgemeineres Interesse zu nehmen. Noch höher stieg des Landmanns Werth, als Kaiser Alexander gleich nach dem Kriege mit Frankreich die Leibeigenschaft in den Ostsee-Provinzen aufhob, und die Verhältnisse der Grundherren und der Beamten zu den Bauern durch Gesetze regelte.

Das Erlernen der esthnischen Sprache wurde jetzt unter den Vernehmen und Gebildeten einigermaßen Bedürfniß. Derjenige, welcher dieses Bedürfniß vor Allen zu befriedigen suchte, war der Prediger Rosenplänter zu Perno (geboren in Liefland 1782, gestorben 1846). Seine von 1813 bis 1832 in zwanzig Lieferungen erschienenen „Beiträge zur genaueren Kenntniß der esthnischen Sprache" beurkunden fast auf jeder Seite des Herausgebers und seiner Mitarbeiter Eifer, sowohl selbst zu lernen, als Anderen Belehrung zu schaffen. Demgemäß findet man in diesen Heften esthnische Lieder, Sprüche, Räthsel und Erzählungen, die unter dem Volke gesammelt sind, ferner neuere Lieder und Gedichte in derselben Sprache, Bereicherungen der Grammatik und des Wörterbuches ꝛc. Einer der Mitarbeiter, Namens Knüpffer (1777 — 1843), erwarb sich großes Verdienst um die Grammatik durch seine Abhandlung „Ueber Bildung und Ableitung der Wörter im Esthnischen," eine wahre Fundgrube für esthnische und finnische Forscher; auch sammelte er sein Lebelang Erzeugnisse des Volksgeistes.

Unter den Uebrigen, die zu Rosenplänter's „Beiträgen" steuerten, ragen drei Edelleute hervor: v. Frey, v. Willmann und v. Luce, die Alle von der Insel Oesel waren. Der Erste, v. Frey (geboren 1757), schrieb über „esthnische Poesie" und gab „Neue geistliche Lieder" (Ued wnimollikkud luulud) heraus, die das Volk mit solcher Begeisterung aufnahm, daß die ganze Auflage in ein paar Jahren vergriffen war. — Hr. von Willmann (1746—1819) erwarb sich eine Menge Verehrer durch sein, das erste Mal im Jahre 1782 gedrucktes und schon 1804 zum dritten Mal aufgelegtes Buch: „Fabeln und Räthsel, nebst vielen wirthschaftlichen Belehrungen, zum Besten des Esthenvolkes." (Juttud ja Moistatusseed etc.)

Den Haupt-Inhalt bilden neunzig Erzählungen, größtentheils die in den meisten Literaturen Europa's beliebten Thier-Fabeln. Nach jedem Stücke kommt eine Nutz-Anwendung, die häufig der damaligen gedrückten Lage des Volkes angepaßt ist, daher nicht immer auch anderswo passen würde.* Den Fabeln folgen 125 Räthsel mit ihren Auflösungen, dann Vorschriften über Bienenzucht und diätetische Regeln. Die Sprache ist nicht ganz frei von Germanismen, der Styl aber musterhaft kurz und klar. Weniger Anklang, als dieses Werk, fand des Verfassers „Führer durch's Leben" (Ellamisse Juhtuntaja, 1793), worin ganze drei Kapitel von den Pflichten der Untergebenen handeln, während an ihre Brodherren nicht einmal zwei Seiten gerichtet sind!!

* Charakteristisch für den entwürdigenden Druck, der noch damals auf dem esthnischen Bauer lastete, ist z. B. die Moral zu der bekannten Fabel, in welcher der König Löwe den zur Hof-Cour erscheinenden Bären wegen seiner Aufrichtigkeit tödtet, den schlauen und verlogenen Fuchs aber gnädig empfängt. Der Verfasser lobt nicht nur die List des Letzteren, sondern ermahnt obendrein seine Leser, im Umgang mit großen Herren ebenso zu verfahren.

Der Dritte dieser Oeseler, Ludwig v. Luce (oder Ludi Ludie wie er sich esthnisch schrieb), kam 1756 als sechs Zoll langes Siebenmonatkind zur Welt; aber aus der winzigen Menschenpflanze erwuchs ein vortrefflicher Schriftsteller für Esthland, der sogar bis 1842 lebte, also ein patriarchalisches Menschenalter erreichte! Seine beste und beliebteste Schrift ist das „Historienbuch von Oesel" (Saremm Jutto-ramat), dessen erster Band 1807, der zweite 1812 an's Licht trat, und welches 1843 wieder aufgelegt ward. In 41 Erzählungen, die meist nur einige Seiten lang, beleuchtet der Verfasser die Fehler und Schwächen der Esthen von allen Seiten und ermahnt sie zur Besserung ihres ganzen geistigen und leiblichen Zustandes. Allein er versteckt seine heilsamen Lehren in Blumensträußchen; sie scheinen nicht unmittelbar vom Verfasser zu kommen, sondern ergeben sich aus den erzählten Begebenheiten, und keinem Leser kann das warme Wohlwollen, die herzliche Liebe des Autors zu Denen, für die er schreibt, entgehen. Seine mannigfache Stellung zur Gesellschaft (denn er war nach einander Prediger, Arzt, Apotheker, Richter und endlich Inspector der Schulen!) hatte ihm die umfassendste Menschenkenntniß verschafft, und seine Charaktere sind die treuesten Kopien nach der Natur. Nimmt man dazu noch die Reinheit, Leichtigkeit und Lebhaftigkeit seiner Sprache, so wird man ermessen können, wie sehr das genannte Buch unter dem Landvolke beliebt ist.

Noch einen Mitarbeiter Rosenplänter's wollen wir nicht unerwähnt lassen. Dieser heißt Winkler (gestorben 1815). In die „Beiträge" gab er nur Gedichte, meist Erzählungen in Versen. Selbständig publizirte er 1807 einen Band „Kriegslieder des esthnischen Landvolkes" (Eestima Ma-wäe söa-länlud). Das beste dieser Lieder ist seine eigene Schöpfung; sonst lieferte er meist Uebersetzungen oder Nachbildungen; aber, wie er, so meisterhaft verstanden hat, die Gedanken Anderer in eine der europäischen Versweise noch wenig gewohnte Sprache zu kleiden, ohne dieser Sprache Gewalt anzuthun, der verdient viel größeres Lob, als ein in der ausgebildetsten Sprache mittelmäßiger, wenn gleich selbständiger Dichter.

Ehe wir weiter gehen, sei von Rosenplänter noch bemerkt, daß seine Thätigkeit bei Weitem nicht auf die mehrerwähnte Zeitschrift beschränkt blieb. Dieser verdienstvolle Mann hat Predigten, Lieder, Schulbücher ꝛc. in esthnischer und lettischer Sprache dem Druck übergeben und viel anderes Dergleichen, auch ein esthnisches Wörterbuch von mehr als hundert Bogen, handschriftlich hinterlassen. Dabei wartete er eifrigst seines praktischen Berufes als Prediger und Seelsorger. Seine Werke haben ihre Mängel, und bei Aufnahme von Beiträgen Anderer fehlte ihm öfter der nothwendige, kritische Blick, so daß er manches Werth- und Gehaltlose seiner Zeitschrift einverleibte; aber in der Geschichte der esthnischen Literatur wird er immer einen Ehrenplatz behaupten.

Die bis jetzt erwähnten Schriftsteller haben das Studium der Sprache Wiro's, wie auch die Literatur in derselben, zwar bis zu einem gewissen Punkte kräftig gefördert, aber sie schrieben das Esthnische noch in alter, überlieferter Weise, und wenn Einige, z. B. Knüpffer, sehr wohl einsahen, daß der Bücherstyl die mündliche Sprache mangelhaft wiedergab, so wagten sie nicht, das einmal zum Schlendrian Gewordene und schon im Volke selber Festgewurzelte durchaus zu reformiren. Dieser Beruf war dem Prediger O. W. Masing (1763—1832) vorbehalten, weshalb er, obgleich noch Zeitgenosse der Vorgenannten und Rosenplänter's Vorbild, hier eine besondere Stelle verdient. Ueber dreißig Jahre für die Aufklärung seiner Heimat und die Sprache des Volkes wirksam, wurde dieser hochherzige Mann, trotz aller hämischen Verunglimpfungen seiner Feinde, ein Heros der esthnischen Sprache. Im Jahre 1816 erschienen seine „Esthnischen Originalblätter für Deutsche." Dieses Büchlein, oder vielmehr die Reihe Schriften, deren erste Lieferung es sein sollte, hatte den doppelten Zweck: in der Landessprache eine Lectüre zu bieten, welche auch die gebildetsten Leserkreise befriedigte, und die Sprache selber durch Anpassung an höhere Stoffe zu veredeln. Der vornehmste Inhalt des Heftes ist nämlich eine Vertheidigung der Deutschen, besonders ihrer Literatur, gegen die Franzosen! Mit umfassender Kenntniß beider Literaturen ausgerüstet, stellt der Verfasser ihre Vorzüge und Mängel in's Licht und handhabt die Sprache, von welcher Materie er auch sprechen mag, mit großer Geschicklichkeit. Nicht wenig staunte man, als dieses Büchlein in die gebildeten Kreise kam, wo Esthlands Nationalsprache nach wie vor in dem Rufe stand, nur für die niederen Zwecke des Lebens auszureichen! Noch mehr Staunen verursachte Masing's Versicherung, daß er sein Büchlein gleich esthnisch abgefaßt und nicht erst deutsch, um es dann zu übersetzen. Doch muß wohl einestheils der blasse Neid, anderntheils das alte Vorurtheil des Publikums des Verfassers Eifer in dieser Richtung abgekühlt haben, denn die erste Lieferung der

„Originalblätter" blieb auch die letzte. Forthin suchte er seinen Leserkreis ausschließlich unter dem Volke und ließ im Jahre 1818 seine „Erholungs-Lectüre an Sonntagen" (Pühha päwa Wahhelnggemised) erschrinen. In noch aellsthümlicherer Sprache, als die der „Originalblätter" ist, giebt hier Masing Kunde von fremden Ländern und ihren Erzeugnissen, an jeder passenden Stelle seine Angaben mit Bibelstellen in Einklang bringend und so das Verständniß der heiligen Schrift seinem schlichten Publikum erleichternd. Durch das ganze Buch geht der Gedanke, daß der Mensch unter allen Zonen Mittel zum Glück und zur Zufriedenheit hat, wenn er die Gaben des Schöpfers weise benutzt. Dieses Werk wurde mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen; gleichwohl ließ der Verfasser eine verheißene Fortsetzung nicht erschrinen.

Von den vielen nützlichen Schriften Masing's können wir nur eine Auswahl erwähnen. Im Jahre 1819 begann er rine (bis 1827 fortgeführte) Uebersetzung aller, das esthnische Volk betreffenden obrigkeitlichen Verfügungen. Seine wichtigste und umfassendste Arbrit auf diesem Gebiete ist das „Gesetzbuch (seädus) des liefländischen Landvolkes" (1820), worin die Regierung, nach Aufhebung der erblichen Leibeigenschaft, die künftige Stellung der Bauern und ihr Verhältniß zu den Grundherren genauer regelte. Diese Uebersetzung erklärte Masing für das Beste, was er überhaupt geschrieben; man findet darin eine Menge neuer, esthnischer Bezrichnungen für Begriffe, die in's Gebiet der Gesetzgebung und der Rechtspflege gehören. Ein von Masing im Jahre 1823 angefangener Volks-Kalender, welchen er bis 1826 fortsetzte, enthält schätzbare Artikel zur vaterländischen Geographie und Geschichte. Seine vollständige christliche Glaubenslehre (Täieline Kristinsso õppetus, 1825) hat, wie seine übrigen religiösen Schriften, manches Dunkel in den Köpfen der Bauern etwas aufgehellt und ist für angehende Seelsorger wegen der Sprache ein sehr nützliches Handbuch. — Derjenige Theil von Masing's Thätigkeit, welcher ihm die meisten Freunde und — Feinde erwarb, waren seine sehr verständigen orthographischen Neuerungen.

Nach Masing gedenken wir zunächst eines Mannes, der zwar mit Schriftstellern seiner Zeit, so scheint es, nicht in Verbindung gestanden, aber aus mehreren Ursachen ehrenvolle Erwähnung verdient: dieser ist Graf Peter Mannteuffel (gestorben 1842). Schon allein der Umstand, daß wir eine hochadelige Person bei einem so untergeordneten Geschäfte, wie die Aufklärung der Bauern, antreffen, ist verwunderlich; denn die Nachkommen jener Ritter, welche das Volk Wiro's knechteten, wenn auch in allem Uebrigen anders geworden, als ihre Ahnen, pflegen doch in einem Punkte ihnen gleich zu sein — in der Verachtung der Esthen. Noch in vielem Anderen unterschied sich der edle Graf von seines Gleichen und sogar von anderen Menschen, was uns jedoch hier, wo wir ihn als Schriftsteller betrachten, Nichts angeht. Mannteuffel hat nur zwei kleine Volksbüchlein verfaßt, von denen das eine: „Zeitvertreib beim Scheine des Lichtspahns" (Ajawite pero walgussel), in gleichem Jahre mit dem ersten Erscheinen des anderen: „Wilhelm Nawi's Lebenstage" (W. N. ella-päiwad), nämlich 1839, die zweite Auflage erlebte. Bei unscheinbarer und sehr ärmlicher typischer Ausstattung, sind diese Werkchen von hohem inneren Werthe. Die erzählten Begebenheiten aus dem Volksleben und die Charaktere, welche uns hier vorgeführt werden, haben so viel Wahrheit, daß man nirgends noch bessere Belehrung über Lebensweise und Naturell des Esthen zu suchen braucht. Auch die Reinheit und frische Ursprünglichkeit der Sprache verdienen großes Lob. Graf Mannteuffel ist rin ausgezeichneter Erzähler, und obwohl beide Büchlein Erzeugnisse seiner alten Tage sind, so hat er doch die dem Alter sonst eigene Weitschweifigkeit geschickt vermieden, eher fällt er zuweilen in den entgegengesetzten Fehler. Die hin und wieder eingewebten Lieder zeugen von echter lyrischer Dichtergabe.*

In „W. Nawi's Lebenstage" werden die schauderhaften Folgen unmäßigen Branntweingenusses schön erzählt. Die Einleitung dieser Geschichte ist so launig, daß man den schrecklichen Ernst, der nachkommt, kaum ahnet.

„An den warmen Sommertagen" — so beginnt der Erzähler — „gab es so viele Fliegen, daß sie den Menschen gar nicht Ruhe ließen. Der Herrenhof war dem Mittage (Süden) zugekehrt; sobald man die Thür öffnete, flogen ganze Schaaren herein. Schon am frühen Morgen, wenn das Kaffeebret gebracht wurde, kam eine Schaar, als wären alle Dinge nur um ihretwillen auf den Tisch gesetzt, und betrachtete forschend jeden Artikel. Da nicht gerade Alles nach ihrem Sinne war, so schlugen sie sich mit den Vorderfüßen an den Kopf, streichelten mit den Hinterfüßen ihre Flügel, schwangen sich wieder fliegend empor und flogen gerades Weges auf ein Stück Semmel. Von diesem aßen sie ein paar Bissen, ließen sich dann auf den Rand der Kaffeetasse nieder und tranken ein Schlückchen Kaffee, um die trockene Krume besser zu verdauen. Einige wollten ohne Umstände die ganze Tasse austrinken, krochen hinein und ertranken: dies war das unglückliche Geschick falscher jungen Fliegen, die den guten Rath der Alten, daß zu große Gierigkrit immer ein trauriges Ende nimmt, nicht beherzigten. Zur Zrit des Mittagsmahls waren sie am unverschämtesten: da blieb kein Gericht ungeprobt. Der alte Herr hatte sehr von ihnen auszustehen; denn Viele unter ihnen spielten ihm heillose Streiche. Sie flogen beständig auf sein ehrwürdiges, kahles Haupt, das nur noch vereinzelte graue Härchen zierten, und hielten da Wettläufe. Am Schlimmsten erging es ihm, wenn er sein Mittagsschläfchen hielt, denn alsdann wehrte seine Hand ihrem Unfuge nicht leicht. Eine der gottlosesten Fliegen kam zu ihren Kameraden auf den Tisch, erhab ein Beinchen um das andere und konnte vor Lachen kein Wort herausbringen. Die Anderen sagten: „Sprich, was hast du angerichtet?" — „Ich saß auf der Wand, wartete, bis der Alte seine Augen geschlossen hatte, flog ihm auf die Nase, kauerte nieder und machte ihm — hi! hi! — einen Klecks darauf!" — Alle kicherten und breiteten ihre Fliegelchen aus. — „Seine große Tatze" — so fuhr sie fort — „kam herun und wollte mich tödten: ich entschlüpfte, und der Schlag, der mir zugedacht war, traf — hi! hi! — seine Nase." Eine andere Fliege sagte: „Wenn er ordentlich schläft und srin Mund offen steht, so will ich etwas thun, daß ihr staunen sollt. Neulich, als die Mahlzeit schon eingenommen war, drang mir ein Speisegeruch zur Nase; ich ging dem Geruche nach, um einmal den Keller zu sehen, in welchem der Alte unterbringt was er gegessen hat; ich fand einige Bröckchen davon zwischen den Zähnen, allein es war so finster in dem Keller, daß ich die rechten Vorräthe nicht zu suchen wagte. Da begannen die Hunde in der Nase des Alten zu bellen: ich machte mich eilig davon und entkam mit heiler Haut, obschon ich auf Diebeswegen gewesen." — Eines Abends gingen der Gutsherr und seine Gemahlin mit den Kindern spazieren. Der junge Herr brachte seinen Eltern einen schönen, hochrothen Pilz. Diesen nahm der Papa ihm aus der Hand und sagte: dies Gewächs ist giftig, und man muß sich davor in Acht nehmen; doch überlaß' ihn mir, ich kann es gut verwenden." Am andern Morgen, als das Kaffeebret schon hinweggenommen war, verlangte der Herr einen Teller nebst Löffel, zerbröckelte den Pilz und streute geriebenen Zucker darauf. Als die Fliegen sahen, daß wieder rin Teller auf dem Tische stand, sagten sie zu rinander: „Laßt uns doch das neue Gericht einmal ansehen!" Bald waren einige Dutzend beisammen; erst ließen sie sich auf dem Rande des Tellers im Kreise nieder, und als einige Wagehälse gierig zu pappen begannen, da kamen auch die Anderen näher und kosteten. Jede, die bis zur Sättigung von dem Pilze gegessen, kehrte sich um, und blieb leblos liegen. Wenn Eine weniger zu sich genommen hatte, kroch sie etwa bis auf den Rand des Tellers und verendete da. Mehrere flogen auf den Tisch, konnten noch ein paar Schritte gehen und starben dann. Von der Wand kam rine Fliege, die sich besonders weise dünkte, auf den Tisch geflogen; als sie da eine Gefährtin auf dem Rücken liegen sah, wendete sie sich ihr zu, schritt näher, stach sie mit ihrem Rüssel in die Seite und sprach: „ist das Fliegen-Sitte, auf dem Rücken liegend, zu ruhen? erhebe dich doch, Unverschämte!" Aber sie brachte nicht mehr die Füße nach unten. Eine andere Fliege kam der sich weise dünkenden tanmelnd entgegen. Diese sprach: „was fehlt dir denn? du warst ja sonst so flink im Laufen." — Ich habe von dem neuen Gericht zu viel genossen; jetzt fühl' ich rin Scheiden im Leibe, mein Kopf schmerzt und schwindelt, meine Kräfte vergehen, und doch hat es so gut geschmeckt! „Ei, davon muß ich auch einmal kosten!" sprach die weise Fliege; „werde mich vor Uebermaß schon zu wahren wissen!" Sie nahm einen Mund voll des Gerichtes, flog wieder auf den Tisch und sagte: „nun, was hat es mir angethan? es hat mich nur fröhlicher gemacht; schau, wie ich hüpfe und die Flügel ausbreiten kann! ich gehe gleich und pappe noch mehr." Sie nahm wieder einige Bissen zu sich, kroch auf den Rand des Tellers und sprach: „'s ist aber noch gar zu wenig, ich will umkehren und mein Gelüste recht stillen!" Dieses Mal kam sie nicht zurück; ihre Naschhaftigkrit kostete ihr das Leben. — Wieder eine Andere flog in unruhiger Hast herbei: „Wo ist meine Maija? habt ihr meine Maija nicht gesehen? wir saßen zusammen auf einer Blume; ich ging um etwas Milch zu trinken, kehrte wieder und Maija war fort: was ist aus meinem Liebchen geworden?" Die Angeredete wischte sich den Rüssel und sprach: „Ich bitte dich, koste einmal die neue Speise, wie gut und lecker sie ist; da hast du ein Stückchen, verzehr' es, und du wirst so fröhlich werden, daß aller Gram verschwindet; dann geh' und suche die Geliebte." — „Wohl, ich will das Stück essen, hier

* Ueber den Inhalt des Ajawite sehe man einen Artikel aus der Feder W. Schott's in Erman's Archiv, Band 13, S. 391 ff.

im Hause speiset man immer gut." Sie aß sich beinahe satt und flog auf den Tisch, um Maija zu suchen. Die Füße waren schon beinahe erstarrt; sie erblickte ihre Maija am Rande des Löffels, kroch mühsam heran und starb an ihrer Seite."....

So weiset der Verfasser bereits im Eingang spielend darauf hin, daß der Genuß des Branntweins einer Vergiftung gleich kommt. Am Ende dieses ersten Kapitels sieht der alte Heer im Traume den ganzen Tisch mit todten Fliegen übersäet, und dies veranlaßt ihn zu einer Betrachtung, in welcher der Autor noch bessere Gelegenheit findet, zu zeigen, daß der Mensch mit aller angebornen Vernunft, wenn er einmal seinen Begierden sich hingegeben, eben so kopflos in's Verderben stürzt, wie die Fliegen.

Im Jahre 1838 trat die esthnische gelehrte Gesellschaft zu Tarto (Dorpat), dem alten Hauptsitze des Esthenthums, in's Dasein. Diese hat ungefähr gleiche Zwecke, wie der literarische Verein zu Helsingfors; doch waren ihre Bestrebungen eine Zeit lang vorwiegend historischer und archäologischer Art. In den ersten Jahren ihres Bestehens ließ sie verschiedene Bücher in esthnischer Sprache drucken, und das Volk verdankt ihr seit 1840 einen Kalender mit vielen nützlichen Zugaben. Ihre Verhandlungen erscheinen in deutschee Sprache; der vierte Band (seit 1857) enthält aber keine „Beehandlung," sondern die verflüchtigte Sage von Kalewi Poeg (s. w. u.) Der erste Vorsitzende und zugleich bedeutendste Mitarbeiter war Fählmann (1799—1850), seiner Abkunft nach National-Esthe, aber aus denjenigen Kreisen, in welchen das Volk, ohne seine Sprache und moralische Lauterkeit einzubüßen, nach wenigen Generationen dem Herrenstande an Bildung gleichkommt. In seinem Knabenalter fast nur esthnisch sprechend und hörend, lernte Fählmann so manche schöne Sage kennen, die das Volk damals noch mehr als jetzt sich erzählte. Das Sammeln alter Lieder und Sagen, wie der Anbau seiner Muttersprache, wurden ihm bald die theuerste Beschäftigung, und doch konnte er diesem seinem wahren Berufe nie ganz sich widmen, da ihm die angestrengteste ärztliche Praxis zu viel Zeit und in den letzten acht Jahren eigenes Siechthum die nöthigen Kräfte raubte. Demungeachtet sind seine grammatischen Abhandlungen sehr schätzenswerth, und die von ihm deutsch nacherzählten Volkssagen haben überall lebhaften Anklang gefunden. Schott verglich sie mit einem frischen Lufthauche in der damaligen verschwülten Atmosphäre. — Den größten Ruf erlangte „Kalt und Aemmarik," die Mythe von der gegenseitigen Liebe des Morgen- und Abendroths.* Bald regten sich zwar starke Zweifel an ihrer Echtheit; diese wurden aber vollständig gehoben, als ein Feldmesser, Namens Lagos, im Jahee 1854 sie aus esthnischem Munde in der Nationalsprache niederschrieb. Der Unterschied zwischen diesee und der Fählmann'schen Erzählung besteht nur theils in der Einkleidung, theils in dem Umstande, daß der von Lagos niedergeschriebene Text augenscheintich nicht eine, sondern zwei zusammengeflossene Sagen darstellt.

Fählmann ist auch einigermaßen Dichter gewesen. Als solcher bedient er sich mit Vorliebe antiker Versmaße, zu denen das Esthnische besser als das Finnische sich eignet.

Gleich nach Fählmann müssen wir den als tiefen Kenner der Nationalsprache (die auch seine Muttersprache) ihm wenigstens ebenbürtigen Reeuzwald nennen, der in Prosa und Veesen Manches, unter Anderen „Reinecke Fuchs" und Bürger's unsterbliche „Lenore" meisterhaft übersetzt hat, dessen größtes Verdienst aber die Sammlung und Anordnung einer langen Reihe zusammenhängender Volkssagen ist, in welchen ein Heros dee Vorzeit, Kalev's Sohn genannt, die voenehmste Rolle spielt. Ueber die ersten sechs Gesänge diese epischen Dichtung ist im „Magazin" berichtet worden;** in der seitdem uns zugekommenen Fortsetzung (Gesang 7—13), veemissen wir leidee den esthnischen Text; sie enthält nur Reinthal's Ueberfetzung, welcher verschiedene Mängel ankleben.

Der Born lyrischer Ergüsse scheint bei den Esthen nie so reichlich, wie bei den Finnen, geflossen zu sein. Doch bietet uns die von Reus herausgegebene Sammlung schon manche liebliche Blüthe;*** und wie manche andere mag sich noch, aus Bescheidenheit oder aus Mißtrauen, der Nachforschung entziehen!

„Die Volkspoesie der Finnen und Esthen," — sagt Schott in einem Artikel des Erman'schen Archives (Bd. 13, S. 374) über das eben erwähnte Sammelwerk — „bestärkt uns in der Ueberzeugung, daß wahre und tiefe Innerlichkeit, wahre Glut und Stärke der Gefühle nicht im warmen Süden, sondeen im kalten Noeden zu Hause ist. Was von erotischen Völkerstimmen dee Süd-Europäer zu unserer Kenntniß gekommen, das hat einen vergleichungsweise frostigen Charakter; denn die gefeierte „südliche Glut" bleibt gewöhnlich an der Oberfläche und verdient oft eher den Namen „wilde Sinnenlust." — Da die Liebe des Nordländers geistiger, so hat sie auch in seiner Volkspoesie ein viel umfassenderes Gebiet: elteeliche, kindliche, geschwisterliche Zuneigung gaben einem Theile der reizendsten lyrischen Ergüsse ihr Dasein; und die Eindrücke der großen Wesenmuttee, an deren Busen die Völker des Nordens sich inniger anschmiegen, finden bei ihnen auch ihren reinsten und rührendsten Ausdruck."

* Siehe den Jahrgang 1844 des „Magazin"

** 1857, Nr. 115. Vgl. auch Erman's Archiv, Bd. 19, S. 346 ff.

*** S. Schott's Beurtheilung in Erman's Archiv, Bd. 13, S. 374 ff.

Westindien.

Santo Domingo und Spanien.

I.

Die dominikanische Republik.

In unseree, an Welt-Ereignissen so überschwänglich reichen Zeit scheint sich eine Thatsache, wie die Rückkehr der dominikanischen Republik in den Schooß des Mutterlandes Spanien, als eine kaum beachtenswerthe zu verlieren. Und dennoch ist in der Wirklichkeit auf dem transatlantischen Schauplatz, wo das folgenschwere, blutige Drama des Beuderkrieges bereits eröffnet ist, dieses Intermezzo wichtig genug, um die Aufmerksamkeit auch der seensten Zuschauer anzuregen und zu fesseln. Um nun aber unter dem wüsten Lärmen dee Partei-Leidenschaften, die jenes Zwischenspiel hervoegerufen und nothwendig hervorrufen mußten, zu dessen klarer Anschauung und gründlichem Verständniß zu kommen, dürfte die ruhige Darstellung des Herrn Le Pelletier de Saint-Remy in der Revue des deux Mondes vom staatsrechtlichen Standpunkt aus am Geeignetsten erscheinen, und wir wollen daher unseren Lesern den wesentlichen Inhalt mittheilen.

Santo Domingo, ursprünglich Española (Hispaniola) genannt, gehört zu den ersten Entdeckungen Colon's und ist eine der heerlichsten Blumen in dem Antillenkranz. Zwischen Cuba im Westen und Portorico im Osten belegen, bildet sie füe den Welthandel einen hochwichtigen Punkt, und kann duech die neuen politischen Wendungen in Europa ihrer Zeit den ihr gebührenden Rang wiedee einnehmen.

Uesprünglich von Spaniern ausschließlich bevölkert, landeten zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts französische Abenteurer von dem nordwestlich benachbarten kleinen Eiland La Tortes (Schildkröten-Insel). Auf einem Boden, den das mächtigste Volk jener Zeit inne hatte, mußten sie sich auf einen sehr engen Raum beschränken. Mit dem Messer in der Faust, langsam, Schritt für Schritt, voerückend, hielten sie sich vorsichtig an der Küste, ohne vorerst in das Binnenland einzudringen. Daraus erklärt sich auch die Configuration dee alten französischen Kolonie: sie wand sich wie ein schmaler Bandstreifen längs dem Meeresufer, kaum den dritten Theil der Gesammtfläche der Insel umfassend. Dieser usurpatorische Zug dauerte von 1630—1697, also bis zum Ryswicker Friedens-Berteag, in welchem Frankreich die Souverainetät über die Kolonie Santo Domingo zueekannt wurde. Voe dieser Zeit geschah es, daß bei jedem Regierungs-Wechsel die spanischen Ansiedlee aufsaßen und durch einen Einfall in die angränzenden französischen Niederlassungen einen Riß in das Verjährungsrecht machten. Ohne jene traktatmäßige, gesetzlich bestimmte Geänzberichtigung ist es sehr wahrscheinlich, daß die französische Kolonie, auf dem Littorale unbequem zusammengedrängt, sich allmählich in die Breite ausgedehnt und endlich die Stadt Santo Domingo erreicht hätte.

Die fürderhin befreundeten Kolonien gingen nun gleichen Schrittes, die eine dem Wohlstande, die andere dem Verfall entgegen. Aus den mancherlei Urfachen, die diesen Gegensatz bewirkten, heben wir die hauptsächlichste heraus: den Zauber, den die Eroberung des benachbarten Festlandes auf jeden Spanier übte. Das wundergleiche Glück des großen Conquistador Cortez, der die Feder — er war Gemeindeschreiber in dem Städtchen Azua, unsern Santo Domingo — mit dem Schwerte vertauscht hatte, um sich eines der gewaltigsten Reiche zu unterwerfen, war ein unwiderstehlichee Sporn für die Zurückgebliebenen. Alles strömte nach dem unermeßlichen Mexiko, wie früher die Kinder des Mutterlandes von dee Flnth nach der neuen Welt hingerissen wurden. Erschlaffung und Verfall traten nun an die Stelle der Rührigkeit, die in weniger denn vierzehn Jahren nach der Entdeckung Colon's auf der Insel fünfzehn Städte mit Vorrechten und Wappen gegründet hatte.

Dieser augenfällige Kontrast mußte natürlich den Gedanken anregen, die beiden Kolonien zu verschmelzen, damit sich durch gegenseitige Berührung die eine an der anderen belebe. Von 1698 ab wurden der spanischen Regierung in diesem Sinne Eröffnungen gemacht, die sich zu verschiedenen Zeiten öfter wiederholten. Allein Hispaniola war die erste Eroberung Spaniens in der neuen Welt; Colon's Asche ruhte dort. Ferdinand hatte für sich und seine Nachfolger die Verpflichtung übernommen, sie niemals von der Castilischen Krone zu trennen. Die nationale Eigenliebe setzte einen hohen Werth auf die Erhaltung des Kleinods, das sich ihr im Lichte des Grundsteins zeigte, auf dem der unermeßliche Bau der spanischen Macht in Amerika ruhte.

Erst 1795 nahm die französische Republik den Gedanken Ludwig's XIV. wieder auf und ließ sich in dem Baseler Vertrag die Insel abtreten. Der Artikel IX. bestimmte, daß, gegen Zurückerstattung der den Spaniern abgenommenen Plätze, „der König von Spanien für sich und seine Nachfolger an die französische Republik den ganzen spanischen Antheil an der Insel Santo Domingo abtritt und zu vollem Eigenthum übertäßt." Eine Klousel, die Ausführung dieser Bestimmung betreffend, lautete dahin, daß die Generale und Kommondonten der beiden Gebiete die nöthigen Maßregeln zu nehmen haben, um die französische Besitznahme zu erledigen.

Aus dieser Klousel jedoch, so schlicht sie auch abgefaßt war, entfaltete sich das merkwürdigste und dramatischste Zwischenspiel in dieser Periode der französischen Kolonialgeschichte; sie bildete das Terrain, auf dem der letzte Kampf zwischen der hinsterbenden mutterländischen Mocht und der gewoltsamen Dictatur Toussaint Louverture's ausgekämpft wurde. Dieser kühne Schwarze, der die Fahne der Revolte noch nicht offen erhoben hotte, sich vielmehr das Ansehen gab, das Steuer des Regiments im Namen Frankreichs zu führen, schickte sich an, den Abtretungs-Artikel sofort in's Werk zu setzen und für die französische Republik Besitz zu ergreifen. Der politische Agent des Direktoriums, das Ziel dieser Komödie durchschauend, wollte im Einvernehmen mit Spanien dieser Lösung des Knotens zuvorkommen; der Versuch mißlang. Unter einer panischen Bestürzung des Volkes, die einige, dem Mutterlande getreue Franzosen, den heldenmüthigen Mulatten Chanlatte an der Spitze, umsonst zu beschwichtigen suchtn, besetzte Toussaint Santo Domingo. Am 22. Februar verließ der letzte spanische Gouverneur den Boden, den die Politik zweier großen Nationen gegen die Kniffe eines alten Afrikaners nicht zu vertheidigen vermochte. Schon vor seinem Abzuge hatte, in dunkler Ahnung des drohenden Unheils, die königliche Audiencia* ihren Sitz nach La Havanna auf Cuba verlegt, und das Volk hatte mit Schrecken bemerkt, daß an demselben Tage, wo die Rechtspflege, dieses erste Attribut der europäischen Herrschaft, in die Verbannung ging, das Gebälk des alten Palastes, der von Colon unweit Santo Domingo erbaut worden, unter furchtbarem Getöse zusammenbrach.

Die Expedition des Generals Leclerc, 1803, hatte anfangs glücklichen Erfolg: beide Gebiete warden Toussaint entrissen. Als aber die Dinge eine scharfe Wendung nahmen, als Rochambeau in Port-au-Prince zur Capitulation gezwungen ward, da verließ der General-Adjutant Ferrand seine Stellung in der nördlichen Audiencia, wo er kommandirte, vernagelte seine Kanonen, zog in Eilmärschen nach Santo Domingo und schloß sich hier ein, nachdem er den bisherigen Kommandanten, General Kerverseau, des Amtes entsetzt hatte. Die väterliche und geschickte Verwaltung Ferrand's hat in der normaligen spanischen Besitzung dauernde Erinnerungen zurückgelassen, und ihm wäre es gewiß gelungen, alle Gemüther für die französische Herrschaft zu gewinnen, wenn die beiden Nationalitäten der Kolonie dem großen Streit ihrer Mutterländer hätten fremd bleiben können. 1808 ließ die Junta von Sevilla, welche die Leitung der Bewegung gegen Frankreich in die Hände genommen hatte, dem Gouverneur von Portorico die Kriegs-Erklärung, die sie eben gegen Napoleon kühn geschleudert hatte, übergeben und ihn bedeuten, demgemäß zu handeln. Die feurige Nationalität des Spaniers, verbunden mit seinem glühenden Fremdenhaß, brachen ebenso zu Santo Domingo, wie in den Sierren der Halbinsel aus. Der Aufstand, von einem Kreolen altspanischer Abstammung, Don Juan Sanchez Ramirez, geleitet, verbrennte sich reißend schnell. Von diesem Häuptling, dem er sich mit einer Handvoll Leute entgegenwarf, besiegt, gab sich Ferrand den Tod, und der Beigode-General Barquier übernahm das Kommando.

Unter diesem unbekannt gebliebenen Offizier begann jene heroische Belagerung Santo Domingo's, die sicherlich in den Annalen der Geschichte als denkwürdig verzeichnet worden wäre, hätte sie eine europäische Stadt zum Schauplatz gehabt. Von den Aufständischen und der ihnen zu Hülfe gekommenen englischen Flotte blokirt, erlag die Stadt nach Wundern der Tapferkeit und des Muthes dem Hunger. In Folge dieses Ereignisses gelangte Spanien wieder zum Besitz seiner früheren Kolonie, und dieser Zustand der Eroberung dauerte bis 1814, wo er gesetzliche Form durch den achten Artikel des Pariser Friedens erhielt.

Dieser Wiederbesitz hatte indeß auf den Zustand des Landes nicht den geringsten Einfluß. Kolonie und Mutterland schleppten sich in gegenseitiger Erschlaffung hin bis 1821, wo die Revolution zum Ausbruch kam, die der spanischen Herrschaft nicht nur auf dem benachbarten Festlande, sondern auch in den Insel-Kolonien den Garaus machte. Präsident Boyer, der Petion in der Regierung des alten französischen Theiles folgte, vollzog die Annexion des spanischen Theiles 1822. Die haytischen Scheriftsteller nannten sie eine Eroberung der Herzen, und Präsident Geffrard spricht mit großem Pathos von „dem eigenen freien Willen der Bevölkerungen des Ostens, die seit 22 Jahren dasselbe politische und soziale Leben geathmet haben."... Redensarten! Die Wahrheit ist, daß die Besetzung des östlichen Theiles durch Einschüchterung und Bestechung vollbracht wurde, und daß sie sich darin um kein Haar von der Toussaint's unterscheidet.

Der Kern der Bevölkerung wanderte aus; eine einfache und bequeme Maßregel, daß man von ihnen den unmöglichen Nachweis des Besitztitels verlangte, hatte sie ihrer Güter beraubt. Spanien nahm davon Gelegenheit zu einer seine Rechte vorbehaltenden Demonstration. 1830 nämlich reklamirte der Gesandte Ferdinand's, Don Felipe de Castro, von der Regierung des Präsidenten Boyer die Entschädigung der beraubten Kolonisten und erbot sich dagegen, die Unabhängigkeit des östlichen Gebietes anzuerkennen, wie fünf Jahre früher Frankreich das westliche anerkannt hatte. Schade nur, daß Don Felipe nicht, wie der Baron Mackau, ein Geschwader hinter sich hatte, um seiner Mission Nachdruck zu geben; so mußte sie scheitern. Und gewiß war man darauf gefaßt, da das Ganze nur ein vom Zaune gebrochener Anlaß war, einen diplomatischen Protest gegen die Besitz-Ergreifung in die Welt zu werfen.

Während der 22jäheigen Regierung Boyer's schien sich die Verschmelzung der beiden europäischen Nationalitäten auf der Insel verwirklichen zu wollen; aber es schien eben nur: denn als 1843 die aufständische Bewegung gegen Boyer sich kund gab, säumte auch der Osten nicht, Revolution auf eigene Rechnung zu machen. Unter der Führung eines der großen Grundbesitzer, Pedro Santana, desselben Santana, der gegenwärtig sein kläglich angelegtes und patriotisches Werk krönt, erhoben sich die Bewohner der alten spanischen Audiencia mit dem charakteristischen Feldruf: Viva la Virgen Maria! (Es lebe die Jungfrau Maria!). Bald folgte das Verfassungs-Manifest der dominikanischen Republik in der bereits geöchteten und jetzt wiedereroberten spanischen Sprache. Man lese diese Urkunde mit der langen Liste der begangenen Gewaltstreiche und der erlittenen Plünderungen, um den wahren Charakter des Kampfes zu würdigen, in welchem man heutzutage einen bloßen „Zank um die Regierungsform" sehen möchte.

Wir übergehen die unabläßigen, aber erfolglosen Bestrebungen der Nachfolger Boyer's, das Ostgebiet wieder zu erobern: der Antagonismus der beiden Nationalitäten war einmal nicht zu überwinden. Indeß fühlte die neu geschossene Republik nur zu gut, daß sie, bei ihrer schwachen Bevölkerung, zu ohnmächtig sei, um eine wahrhaft unabhängige Stellung zu behaupten. Bald also nach vollbrachter Revolution wurden der frühere Präsident Boëz und Santana beauftragt, anfangs in Cuba, später in Madrid selbst Eröffnungen zu machen. Spanien aber, das damals, wie man weiß, mit seinen inneren Kämpfen den Kopf voll hatte, war nicht in der Fassung, sich noch aus der Ferne Sachen auf den Hals zu laden. Die Dominikaner, hier abgewiesen, wandten sich nun an Frankreich, das hier durch zwei unternehmende und thatkräftige Männer, Armiral Mosges und General-Konsul Levasseur, vertreten war. Die Unterhandlungen wurden wieder durch Baëz und Santana mit dem französischen Konsulat zu Port-au-Prince angeknüpft. Der kluge Levasseur begriff von vornherein, daß die Sache nur dann auf Erfolg zu rechnen habe, wenn der soeben zum haytischen Präsidenten erwählte Schwarze, Guerrier, dafür gewonnen würde. Es glückte ihm auch, sich dessen geheime Zustimmung zu sichern, unter der einzigen Bedingung, daß in den zu annektirenden Theil niemals die Sklaverei wieder eingeführt werde. Gewiß ist, daß die ergriffene Initiative des französischen General-Konsuls von dessen Regierung gut geheißen, dem Admiral Mosges der Befehl ertheilt ward, Santo Domingo mit der ganzen Flotten-Station im Mexikanischen Golf zu

* Die spanischen Kolonien der neuen Welt zerfielen in große Gerichtssprengel, Audiencias genannt.

vereinigen und die Annexion des spanischen Theiles mit Frankreich zu proklamiren.

Die Sache war schon so weit gediehen, daß nur noch die letzten Bestimmungen der Ausführung getroffen werden sollten, als plötzlich Gegenbefehl einlief. Die Angelegenheit war nämlich inzwischen endbar geworden und nahm sofort einen internationalen Charakter an, der es nicht gestattete, weiter zu gehen, ohne ernste Interessen zu gefährden. Der Plan, in der Folge wiederholentlich aufgenommen, namentlich 1848 durch den Ex-Präsidenten Baez, der, damals in Paris weilend, mit der französischen Regierung anknüpfte, zerschlug sich stets, und Frankreich begnügte sich, die dominikanische Republik anzuerkennen und ihrem Konsul das Exequatur zu ertheilen.

Den Gedanken der Annexion an Spanien und Frankreich aufgebend, wandte endlich die Republik ihre Blicke auf die Vereinigten Staaten; denn die Antipathie der lateinischen Race gegen die angelsächsische hatte sich durch die Nachbarschaft und den täglichen Verkehr einigermaßen gemildert. Der Moment schien dazu um so günstiger, als die Politik des Weißen Hauses eben ihr seltsames Evangelium der nützlichen und schicklichen Annexion Cuba's verkündet hatte. Schon waren die Unterhandlungen, durch einen geschickten Agenten geleitet, zum Schluß des Vertrages reif, als eine merkwürdige Diversion den Abbruch derselben herbeiführte.

Diese neue Bewegung soll von Santana selbst ausgegangen sein und hat ihm den Vorwurf des Wankelmuths in den härtesten Ausdrücken zugezogen. Eine unparteiische Prüfung der Thatsachen indeß kommt zu dem rechtfertigenden Ergebniß, daß der Libertador von 1843, der seiner Politik das unverrückbare Ziel gesetzt, sein Land dem Joche Hayti's zu entreißen, auf jenem Wege, wenn auch nicht das Beste, so doch das mindest Uebele zu erreichen suchte. Von Spanien und Frankreich zurückgewiesen, wendet er sich an die Union; kaum aber erfährt er, daß durch einen Wechsel in der Politik der Halbinsel das alte Mutterland zugänglicher geworden, als er eine plötzliche Volte macht und zu diesem zurückkehrt. Der verschrieene Wankelmuth zeigt sich demnach als die zäheste Beharrlichkeit. Noch eine bezeichnende Thatsache tritt hinzu, um die Wendung in der Politik Santano's zu motiviren. 1856 hatte Spanien die Unabhängigkeit seiner früheren Kolonie anerkannt; unter den Bedingungen dieser Anerkennung lautete eine sogenannte Immatriculations-Klausel, daß es jedem geborenen Spanier freistehe, durch eine zu Protokoll abgegebene Erklärung, sein castilianisches Bürgerrecht wieder zu erlangen. Die angesehensten Kolonisten drängten sich so zahlreich zu den aufgenommenen Immatriculations-Listen, daß die Regierung sich mitunter genöthigt sah, ihre Beamten aus diesen Matriculados, die doch eigentlich keine dominikanischen Bürger mehr waren, zu wählen. Diese bekundete, tiefe Anhänglichkeit an dem Mutterlande, die dem Präsidenten Santana anfangs sehr ungelegen kam, mußte ihn zuletzt überzeugend mit sich fortreißen. Und das gegenwärtige Benehmen der Bevölkerung, wie unbeständig sie sonst sein mag, beweist wenigstens, daß sie dem Geiste ihrer ersten Kundgebung treu geblieben. — Niemals, in der That, ist eine Revolution friedlicher verlaufen, als die Wiedereinverleibung der Kolonie in ihr Mutterland. Eine bloße Proclamation reichte hin, überall die castilianische Fahne aufzupflanzen, und sie bedurfte der von Havanna herbeigezogenen Truppen gar nicht, sie gegen irgend eine Anfechtung zu schützen.

Einer solchen Einmüthigkeit der Bevölkerung gegenüber konnte die spanische Regierung über die Wahl dessen, was sie zu thun habe, keinen Augenblick zweifelhaft sein; sie gab dann auf diplomatischem Wege zu erkennen, daß sie dem allgemeinen Verlangen nach Annexion Folge gebe, und die Amtszeitung von Madrid veröffentlichte bald das Dekret der Besitz-Ergreifung mit einem einleitenden, von dem Präsidenten des Ministerraths unterzeichneten, ausführlichen Bericht. Es ließe sich allerdings in diesem Berichte an manchem gewagten Ausdruck mäkeln; so, z. B., spricht er von „einer spanischen Insel, die soeben ihre, durch die Königin vor einigen Jahren anerkannte Souverainetät, an den Stufen des Thrones niedergelegt — von den Wunden der Sklaverei, die in den anderen Kolonien nicht zu umgehen ist“....; indeß sind ihm zwei Eigenschaften nicht abzusprechen: er giebt eine genaue Darstellung der Thatsachen und leistet eben durch sie eine glänzende Huldigung den Prinzipien des internationalen Rechts, dessen Verletzung man bei diesem Anlasse Spanien zum Vorwurf macht.

Das sind die Facta, die der gegenwärtigen Lage des spanischen Theils der Insel vorangegangen sind. In einem zweiten Artikel werden wir die Verhältnisse Santo Domingo's zu den Regierungen von Hayti und von Spanien erörtern.

Deutschland und das Ausland.

Der religiöse Glaube und der Zeitgeist.

Ueber das Verhältniß des religiösen Glaubens zu dem Zeitgeiste sind neuerdings aus Frankreich und England Stimmen zu uns herübergedrungen, — von Ch. Rémusat, E. Rénan, den Verfassern der „Essays and Reviews,“ die den Vorsprung der Deutschen in solchen Fragen deutlich erkennen lassen. Dort handelt es sich noch immer um den ersten kritischen Kampf gegen die starre Dogmatik der gallikanischen und anglikanischen Kirche, während in Deutschland die Sache längst auf ihren eigenthümlichen Boden, der freien philosophischen Forschung, gestellt worden ist. Auf diesem beläßt sie denn auch die Schrift von Dr. David Ascher: „Der religiöse Glaube. Eine psychologische Studie. Als Beitrag zur Psychologie und Religionsphilosophie.“* Nicht um einen bestimmten dogmatischen Lehrbegriff, nicht um den Glauben als Glaubenslehre, ist es zunächst zu thun, sondern um dessen Verhältniß zur Wahrheit des Erkennens, um den subjektiven Glauben, um „das“ Glauben als Akt des Ich's.

Es giebt indessen nichts Subjektives ohne Objektives, keine psychische Form ohne ontologischen Inhalt. Alle psychischen Stimmungen Ich's, Fühlen und Denken, Liebe und Haß, Glauben und Zweifel, sind nur verschwindende Momente oder Formen des sich selbst gleichen Ich's, A=A. Sie können daher nicht im Ich selbst ihren Grund haben, sondern nur in dessen Inhalte, in den Dingen; wie denn Liebe und Haß sich nur an einem liebens- oder hassenswürdigen Gegenstande entzünden. Die Bedingtheit meiner Seelenstimmung durch die Natur ihres Inhalts macht, daß ich z. B. Raum und Zeit zwar denken oder vorstellen, aber nicht fühlen, dagegen die Materie zwar (als Fülle und Leere in Vergnügen und Mißvergnügen, als anziehend und abstoßend in der Lust und Unlust) fühlen, aber nicht vorstellen kann. So müssen mithin auch Glaube und Zweifel ihren Grund in irgend einer metaphysischen Bestimmtheit der Dinge haben, und diese ist keine andere, als der Schein der Dinge überhaupt. Denn dem Schein steht das Wesen der Dinge gegenüber, und das Verhältniß Ich's zu diesem ist das grade Gegentheil von Glauben und Zweifel, nämlich das Wissen.

Wäre nicht der Inhalt alles Glaubens Schein, so könnte der Glaube nicht den Zweifel wecken, welcher doch, wie der Verfasser mit Recht (S. 72) sagt, „allemal unwillkürlich“ angeregt wird. Die Berechtigung des Skepticismus gegen allen Glauben aber vorausgesetzt: wie könnte er zu dem „Positiven“ (S. 3) führen, mittelst Rückkehr zum bloßen Glauben, anstatt des Fortschritts zum Wissen? Der Begriff des Scheins schließt die Anerkennbarkeit des jenseitigen Seins, der Begriff des Wesens die gleiche Erkennbarkeit des Seins und seiner Erscheinung ein. Aller Glaube hat daher sein Geheimniß, während das Wissen das Gegentheil jedes Mysteriums, also die lautere Offenbarung der Dinge, voraussetzt. Ob ein religiöser Inhalt Gegenstand des Glaubens oder des Wissens ist, hängt daher lediglich davon ab, ob er sich für Geheimniß oder für Offenbarung ausgiebt. Die Religions-Philosophie zeigt aber die Entwickelung aller Religion aus dem absoluten Mysterium zur absoluten Offenbarung. Das Christenthum nennt sich ausdrücklich die „Offenbarung aller Heimlichkeit von Anbeginn der Welt.“ In sinniger Weise sagt sein Stifter: „Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar, und ist nichts heimlich, das man nicht wissen werde.“ Deswegen ist auch hier der subjektive Glaube als Form des religiösen Inhalts nur ein vorläufiges Gebot, das endgültige Gebot der Verheißung dagegen das Wissen oder Erkennen. „Ihr werdet die Wahrheit erkennen.“

Noch klarer ergiebt sich dies aus dem sittlich-praktischen Zwecke der Religion, welchen die christliche als die Nachfolge Christi bezeichnet. Denn Christi eigenes Verhältniß zu Gott war kein Glaube, sondern Wissen. Er glaubte nicht, Gott sei dies oder jenes, sondern er wußte, wer Gott sei. „Niemand weiß, wer der Vater sei, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.“ Er glaubte auch nicht, dieser Sohn zu sein, sondern er wußte, daß er es war. „Ich bin's!“ ist nicht des Glaubens Sprache, sondern der Gewißheit. Wenn aber dies: wie soll der inhaltliche Zweck der allgemeinen Kindschaft, das Gebot an die Menschheit, grade so mit Gott Eins zu sein, wie Vater und Sohn (Johan. 17, V. 21), jemals erfüllt werden, ohne die Umwandlung der unio mystica des Glaubens in die unio perfecta des Wissens?

Die von unserm Verfasser anempfohlene Beruhigung bei der Form des Glaubens ist mithin von christlichem Standpunkte aus unmöglich. Sie ist es aber nicht von philosophischem Standpunkte aus. Denn die erwähnte Identität von Psychologie und Ontologie ist einmal unverlier-

* Leipzig, Brockhaus, 1860.

Digitized by Google

bares Gemeingut der Speculation geworden. Dem Arthur Schopenhauer'schen Prinzip des gelehrten Verfassers, bei „psychalagischen Untersuchungen das eigene Innere" als „die ursprünglichste Quelle" anzusehen (S. 7), steht die Natur alles religiösen Inhalts direkt entgegen. Denn jeder solche stammt aus einer andern Quelle, als aus meinem eigenen Innern. Goethe spricht dem letztern sogar allen Werth für die Selbsterkenntniß ab:

Inwendig kennt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen; denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.

Und ist denn das Schelling-Hegel'sche Identitäts-Prinzip, welches die Begründung aller psychologischen Studien auf ontalagische Voraussetzungen fordert, durch Arthur Schopenhauer wirklich widerlegt?

Was man freilich zugeben muß, ist, daß die Religians-Philosophie der Gegenwart noch weit entfernt ist, sich zu der Anschauung des Wissens als des einzig sachgemäßen Organs der Religian erhaben zu haben. Hiegin könnte indessen doch nur eine um so stärkere Aufforderung gefunden werden, die Natur dieses Organs zu untersuchen. Alle Religion ist nur in ihren Grundlagen dogmatisch, in ihren Konsequenzen dagegen praktisch. Es kammt in erster Stelle allerdings auf die Lehre, in letzter Stelle aber auf den Wandel nach derselben an. Das wahre religiöse Organ ist daher das praktische Wissen, das Gewissen. Damit ist der dogmatische Inhalt ein für alle Mal in jedem Falle gerettet. Dena das Gewissen gebietet, diesen Inhalt, so lange er noch nicht zum überzeugenden Wissen geworden ist, mit dem Glauben festzuhalten. Es ist gewissenlos, um des Formen-Mangels willen den Inhakt selbst wegzuwerfen, da ohne ihn doch so wenig ein Zweifel und ein Wissen, als ein Glauben, möglich ist. Hierin liegt die Apologie der so oft mißverstandenen lutherischen „Rechtfertigung durch den Glauben." Denn Luther fordert diesen lediglich für den Inhalt, dagegen die völligste Gewissensfreiheit für die Form. Wenn daher nichts intoleranter ist, als die objektive Wahrheit (denn was diese neben sich dulden sollte, könnte nur die Unwahrheit sein), so muß dagegen nichts toleranter sein, als die subjektive Ansicht. In diesem Sinne verdient jedes gewissenhafte Streben Anerkennung, — eine Anerkennung, welche daher Referent der gründlichen Arbeit des Verfassers hierdurch ausdrücklich ausgesprochen haben will. Emil von Meysenbug.

Mannigfaltiges.

— Zur deutschen Flotte. Der Geh. Regierungs-Rath z. D., Herr Kerst, hat den Berliner Zeitungen einen Aufruf zugehen lassen: „Der deutsche Patriatismus erhebe sich zu einer großen That!" worin er zur Selbstbesteueeung für Herstellung eines Kriegsschiffes auffarderl. Wir entnehmen dem Aufruf folgende Stellen:

„Aller Orten in Deutschland beginnen Sammlungen für eine deutsche Flotte, die unter dem einheitlichen Befehl Sr. Majestät des Königs von Preußen stehen soll. Jeder wahre Vaterlandsfreund begrüßt diesen neuen Aufschwung mit Freuden. Derselbe wird aber nach den bei den Sammlungen von 1848 gemachten Erfahrungen nur dann ein des deutschen Volkes würdiges Ergebniß liefern, wenn unter den Einwohnern der Städte der Geist der alten Hansa wieder auflebt und wenigstens jede der großen und mittleren Städte ein ihrem Reichthume entsprechendes Kriegsfahrzeug bahr- und segelfertig hinstellt. Wenn die brasilianische Stadt Bahia, die kaum so groß und bedeutend als Breslau und Köln sein dürfte, in den zwanziger Jahren ihrem Kaiser ein Linienschiff als patriotische Gabe darbringen konnte, so werden doch wohl Städte, wie Berlin und Hamburg, je eine schwere Schrauben-Fregatte, auf 50—60 Kanonen gehebrt (im Kostenpreise von 600,000 bis 800,000 Thalern), Städte, wie Breslau, Bremen, Köln, Frankfurt a. M., Leipzig, Königsberg, Danzig, Stettin, Lübeck ꝛc. je eine Fregatte aber wenigstens eine Schrauben-Korvette (im Kostenpreise von 350,000 bis 450,000 Thalern), kleinere Städte, unter Mitwirkung des flachen Landes, Schrauben-Kanonenböte (im Kostenpreise von 20,000 bis 50,000 Thalern) bohr- und segelfertig zu liefern im Stande sein? Dem Maine-Ministerium bliebe dann noch immer die schwere Sorge zu überwinden, für eine Bemannung dieser Schiffe mit seegeliegsgeübten Matrosen, Maschinisten und Offizieren und für die Herstellung geschützter und Schutz gewährender Kriegshäfen mit Werkstätten zur Ausrüstung und Ausbesserung der Schiffe zu sargen. Selbstverständlich müßten alle diese von den Städten gelieferten Kriegsfahrzeuge und die dazu gehöeigen Dampfmaschinen im In- aber Auslande nach Plänen gebaut werden, welche das Marine-Ministerium zu verabfolgen hätte. Auf denn zur That! Berlin gebe das Beispiel und es wird nicht an Nachfolge fehlen! Außer den an allen Orten unserer Stadt und bei jeder Gelegenheit angenommenen Sammlungen besteuere sich der Einkommensteuer-pflichtige Theil unserer Mitbürger, schaffe Jeder nach seinem Vermögen, und concentrire man alle die kleinen und großen Summen in eine einzige Hand, in die Hand eines einzigen aus allen Ständen dieser Hauptstadt gewählten Ausschusses, der mit der Herstellung einer schweren Fregatte betraut werde. Es zeige sich endlich in Berlin, daß der Patriotismus aller Stände und Klassen in dieser Hauptstadt ein werkthätiger ist. In kürzester Zeit wird in dieser Weise die benöthigte Summe zusammen sein, und der Ausschuß wird ohne Verzug die Einleitung des Baues treffen können, sobald unser Vorschlag der Selbstbesteuerung der vermögenden Klassen angenommen ist."

— Ein freies Wort über die russische Bauern-Emancipation. Konstantin Aksakow war der Sohn des durch seine „Familien-Chronik" bekannten Sergéi Aksakov, und genoß in seinem Vaterlande als Publizist und Patriot eines hohen Ansehens. Von wohlwollendem Charakter und liberalen Grundsätzen, obwohl mit stark panslavistischer Färbung, nahm er eifrigen Antheil an den Arbeiten des zur Durchführung der Bauern-Emancipation niedergesetzten Comité's, und legte seine Ansichten über diese hochwichtige Frage in einer Denkschrift nieder, an deren Vollendung er durch den in der Blüthe seines Alters erfolgten Tod verhindert wurde, und wovon ein Bruchstück jetzt in Leipzig im Druck erschienen ist.* „Obgleich," heißt es in der Vorrede, „diese Bemerkungen schon im Jahr 1859, vor Veröffentlichung des am 19. Februar 1861 a. h. bestätigten Reglements über die aus dem Hörigkeitsstande entlassenen Bauern, geschrieben wurden, so haben sie auch heute ihre Bedeutung nicht verloren; erstens weil die darin erörterten Artikel des Emancipations-Projekts fast vollständig in das Reglement aufgenommen wurden und Gesetzeskraft erhalten haben, und zweitens, weil sie eine gründliche Darlegung der eigenthümlichen Elemente des russischen Volkslebens in sich schließen, die konsequent und in Allem, meistens unbewußt, zum Theil aber auch absichtlich, von der Petersburger Bureaukratie verletzt werden. Der Leser wird sehen, von welcher feurigen Liebe zum Volke, von welchem unermüdlichen Eifer für die Bewahrung der nationalen Selbständigkeit vor aller Einmischung der Regierung, von welchen hohen, sittlichen Bestrebungen der so frühzeitig dahin geschiedene Verfasser beseelt war. Wir sind fest überzeugt, daß die Veröffentlichung der Ideen Aksakow's sowohl für die Regierung, als für die Gesellschaft und das Volk nützlich sein wird; aber zum Unglück erstreckt sich das Wohlwollen der Regierung noch nicht so weit, dem gedruckten Wort in Rußland volle Freiheit zu gestatten; sie ist noch immer nicht im Stande, ihre wahren Interessen, ihren wahren Vortheil zu begreifen. Unterdessen drängt die Zeit; ein gutes Wort hat doppelte Kraft und führt am sichersten zum Ziele, wenn es im rechten Augenblicke ausgesprochen wird, und wir haben daher, so angenehm es der Familie des Verfassers auch sein mag, uns *entschlossen*, daß Manuskript im Auslande zu publiziren." — Dasselbe besteht erstens aus einem Schreiben Aksakow's an seinen Freund Chomjakow über die Emancipation im Allgemeinen, „die jedenfalls für die Edelleute nützlich sei, während es auf die Art und Weise ihrer Ausführung ankomme, ob sie auch den Bauern Nutzen bringen werde;" dann aus einem zweiten Schreiben an ein ungenanntes Mitglied des Comité's, und endlich aus Bemerkungen über einzelne Punkte des Emancipations-Projekts. Der Grundgedanke des Verfassers, den wir freilich aus Mangel an Kenntniß der Details nicht in allen Einzelheiten verfolgen können, scheint der zu sein, daß vor allen Dingen der altrussische Gemeinde-Verband, der Миръ, in seiner ursprünglichen Form beibehalten werden müsse, und daß jeder Versuch, ihn den im Westen herrschenden Prinzipien der Gemeinde-Verwaltung anzupassen, nur dazu dienen werde, bureaukratische Elemente in derselben einzuführen und daher entschieden verwerflich sei. Durch die Abschaffung oder Schwächung des Миръ würden alle Vortheile der Emancipation mehr als aufgewogen; der Verfasser nennt sie geradezu einen Mord, eine „Kreuzigung des russischen Volks." „Nur das tröstet mich," sagt er, „daß die russische Geschichte nicht immer in Petersburg gemacht werden wird, und daß es Ihnen, meine Herren (den Mitgliedern des Comité's) nicht gelingen wird, den Mord des russischen Volks faktisch zu vollbringen." Die Vorliebe Aksakow's für den Миръ hat in der That etwas Fanatisches; er findet in ihm alles das verwirklicht, was den europäischen Völkern als unerreichbares Ideal vorschwebt. Ueber die Berechtigung dieser Ansicht mögen Sachkundige urtheilen; doch müssten wir bemerken, daß gerade dieses an den Socialismus erinnernde Gemeindewesen von einer anderen Partei, den Западники oder Westmännern, den Gegenflüßlern der Panslavisten, auf's heftigste angefeindet und für ein unübersteigliches Hinderniß alles wahren Fortschritts erklärt wird.

* Замѣчанія на новое административное устройство Крестьянъ въ Россіи Leipzig, 1861.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von Herrn Alphons Dürr in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen
übernimmt für das Inland des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie die Buchhandlung des In- und Auslandes in Berlin und der Zeitungs-Expedition Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen derselbe, entweder kennen an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn B. Behr's Buch, Unter d. Linden Nr. 37,
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postvereine portofrei geliefert wird.

№ 39. **Mittwoch, den 25. September 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Italien. Seite

Wanderungen in Neapel und Sicilien von F. Gregorovius 457

Belgien.

Fastnachtsbelustigung in Belgien. Der Stelzenkampf in Namur und die Riesen-Prozessionen 459

Hinter-Indien.

Deutsche Briefe aus Cochin-China. II. Der Sturm von Kiwa, am 24. und 25. Februar 1861 460

Westindien.

Santo Domingo und Spanien. II. Hanti, die Vereinigten Staaten und Süd-Amerika 461

Nord-Amerika.

Civilisation und Barbarei in Europa und den anderen Welttheilen . . . 464

Mannigfaltiges.

Die katholische Publicistik 467
Zur Korrektur von Schiller's Werken 468
Weber's Volkskalender für 1862 . . . . . „
Deutsche Auswanderer in Brasilien . . . . . „
Gegen Macaulay als Essayist . . . . . „

Italien.

Wanderungen in Neapel und Sicilien von F. Gregorovius.*

Von der Fülle des Herrlichen, das Kunst und Natur in Italien gewähren, den Daheimgebliebenen mitzutheilen, ist eine Pflicht, der nordische Wanderer fast um so eifriger obzuliegen pflegen, je schneller ihre Reise, je flüchtiger die Eindrücke waren, von denen sie umstürmt wurden. Wer auf längere Zeit ein Bewohner dieses glücklichen Klimas wird, dem nimmt gar häufig allmähliche Gewöhnung selbst an das Schönste und Fremdartigste, oder wohl auch träumerisches Vergessen der Heimat, die Lust und Fähigkeit zu ferneren Mittheilungen. Findet man doch in Italien und besonders in Rom eine größere Schaar von solchen Fremden, die, wie in den Gärten der Circe, die Heimkehr vergaßen, als an irgend einem andern Punkte der Welt. Unser Landsmann Ferdinand Gregorovius macht von der letzteren Erfahrung eine rühmliche und erfreuliche Ausnahme. Bereits seit einer Reihe von Jahren in Rom angesiedelt, und durch mannigfache Wanderungen mit den Reizen der Halbinsel und ihres Felsenkranzes innig vertraut, hat er seinen Namen durch die Bücher, welche er uns über die Alpen zuschickt, im Vaterlande lebendig erhalten. Schon seine früheren Sendboten, das Buch über Korsika, die „Figuren," sein „Euphorion" haben ihm viele Freunde hier erworben; die sicilianischen Wanderungen werden die Zahl derselben sicherlich nicht verringern. Im Gegentheil werden Viele dem Verfasser Dank wissen, daß er mitten in den Arbeiten zu seiner Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter Muße gefunden hat, diese meist schon in den Jahren 1854 und 1855 entstandenen Aufsätze zu sammeln und herauszugeben. Denn auch die Siciliana theilen die Vorzüge jener früheren, gleichartigen Arbeiten von Gregorovius: sie werden nicht nur für nachfolgende Wanderer sich als liebenswürdige und lehrreiche Begleiter erweisen, und die glücklichen Erinnerungen früherer Reisenden an vielen Punkten erquickend und läuternd berühren, sondern sie sind auch für Alle, die irgendwie für das schönste Land von Europa Theilnahme haben, eine höchst anziehende und interessante Lektüre. Gleich fern von der übererregten Effekt-Hascherei mancher modernen Feuilletonisten, die vor lauter Geist ungenießbar sind, wie von der gründlichen Schwerfälligkeit, durch welche so viele unserer gelehrten Forscher sich gegen das Publikum abschließen, bietet Gregorovius mit lebensvollen Schilderungen und feinen Bemerkungen eine Fülle von geschichtlichen Uebersichten und literarischen Nachweisungen, die, an Ort und Stelle, wie wir aus eigner jüngster Erfahrung bestätigen können, vom allergrößten Werthe und überall von dauerndem Interesse sind.

Neapel, Palermo, Agrigent, Syracus, das sind die vier Bilder, welche in kurzen und eigenthümlichen Strichen vom Verfasser gezeichnet worden sind: nicht eigentlich Beschreibungen oder Schilderungen der Natur und des Volkslebens, die Seele und die Wonne sonstiger Touristenberichte, sondern abgerundete Darstellungen der historischen und gegenwärtigen Besonderheit eines jeden dieser großen Kulturstädte. Namentlich wird dann solchen Zügen die Aufmerksamkeit zugelenkt, an denen man sonst leicht vorbeigeht, obschon sie für das Gesammtgemälde mitunter von hervorragender Wichtigkeit sind. Was ist nicht schon über Neapel geschrieben worden! Und doch bietet der unerschöpfliche Born der Schönheit, mit der die Natur diesen köstlichen Landstrich gesegnet hat, stets neue Reize für den, welcher sie zu finden weiß. So bemerkt unser Verfasser, während er die Lage der Stadt mit der von Genua und Palermo vergleicht, als unterscheidenden Punkt für den Golf und die Stadt des Besuv die Weite, die im Licht schwimmende Unendlichkeit, welche die Sinne mit sich fortreißt und dem getheilten Blick keine Ruhe gestatten will. Genua entsteigt im herrlichsten Amphitheater dem Meere, Palermo liegt in köstlicher Linie mit Kuppeln und Thürmen im üppigsten Thale; aus dem Häuser-Meere von Neapel strebt Nichts auf, was die Einförmigkeit dieser ungeheuren Masse dominirend unterbräche. In dieser architektonischen Unterschiedlosigkeit sieht nun unser Landsmann den vollständigen Spiegel der Geschichte Neapels, „den Unbestand und Wechsel flüchtiger Herrschaften, das Unorganische, die Unentschiedenheit, die Bestimmungslosigkeit des Volksgeistes für irgend eine kulturgeschichtliche Aufgabe, Passivität und Genuß des Gegenwärtigen, höchste Lebendigkeit der Sinne und allgemeine, heitere Lebensentfaltung." So sind denn auch die Ueberreste des Alterthums spurlos verschwunden; die beiden einzigen staunenswerthen Monumente der Vergangenheit, die Grotte des Pausilip und die Katakomben, sind unterirdische. Bei der letzteren, dem christlichen Pompeji, verweilt der Blick länger. Von den Fremden selten, noch seltener von den Eingebornen besucht, denn wer möchte sich auch nur auf kurze Zeit von dem goldnen Sonnenlichte dieses Himmels trennen? Sind doch die weiten Aushöhlungen mit ihren rauchgeschwärzten altchristlichen Wandbildern von der höchsten Wichtigkeit für die Entwicklung des neuen Religionsbegriffes aus den heiteren heidnischen Gebilden. Die griechischen Bilder, Rebengewinde, Genien und Vögel finden sich hier mitten unter den christlichen Symbolen, den Hirten und Schafen, den Hirschen, Pfauen, Tauben und Fischen. Aber wir verlassen diese dunklen Gräber so vieler Geschlechter gern, um unserem Führer auf die steile, selten besuchte Somma, die ausgebrannte und halbzerstörte, niedrigere Spitze des zweigegipfelten Besuvs zu folgen. Neapel und sein Golf mit Ischia und Capri, der Busen von Salerno, die wundervoll bebaute Ebene der terra di lavoro, der Garten von Italien, liegen zu unseren Füßen, mit mehr Reizen, als das trunkene Auge zu fassen vermag. „Wenn man dies herrliche Stück Meer und Land überblickt, so kann man begreifen, daß, wer einst hier Herrscher war, eher sterben, als den Verlust verschmerzen mochte," so schreibt Gregorovius, wie man sieht, vor 1860; „auf solchem Standpunkte mochte einst der große Kaiser Friedrich II. ausgerufen haben: Je-

* Leipzig, Brockhaus, 1861.

hova hätte dem Moses das gelobte Land weniger angepriesen, hätte er Neapel gesehen." Von hier sieht man auch jenes Nola, den Schauplatz des wunderlichen Festes des heiligen Paulinus, von dem wir dem Verfasser eine heitere und lebensvolle Schilderung verdanken.

Bei den drei Hauptorten Siciliens tritt, dem Charakter der ganzen Insel gemäß, die historische Betrachtung überwiegend auf. In Palermo ist es natürlich die innige Verschmelzung der griechischen, arabischen und normännischen Herrscher mit dem ursprünglich sikulischen Elemente, diese ganz einzige und wundervolle Erscheinung, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Unser Buch giebt eine kurze Erzählung von der Eroberung der Insel durch die Araber, von der, wenn auch nicht wie die Kämpfe der Mauren und Gothen auf der iberischen Halbinsel mit der Frische einer romantischen Sagenwelt, doch noch viele Züge im Volke fortleben. So zeigte man uns von dem köstlichen Theater von Taormina aus, der Stadt, die den Emiren des Chalifen von Kairewan am längsten widerstand, den Fußpfad, auf dem ein Verräther die Ungläubigen um den steilen Fels des Bergschlosses Mola in die Mauern der Festung hinein geführt hat. Uebrigens war sonst, wenn man auch die verzweifelte Vertheidigung von Syrakus abrechnet, der Kampf durchaus nicht heftig, denn die Griechen von Byzanz waren viel zu elend und barbarisch geworden, als daß sie dem Andrang der Araber gewachsen gewesen wären. Auch traten die neuen Herren zu den Besiegten in keinen dauernden Gegensatz. Derselbe Charakter der religiösen Duldsamkeit bezeichnet auch, die ersten Anfänge abgerechnet, die Herrschaft der Normannen. Sie ließen die Sprache, die Kunst und Sitte der Moslemin bestehen, zu eigneten sich dieselbe mit Vorliebe an. Kaum ist zu unterscheiden, was von jenen herrlichen Prachtbauten, die nach dem Ausdrucke eines arabischen Schriftstellers aus dem zwölften Jahrhundert die Stadt umgaben, wie das Halsband, welches den schönen Hals eines jungen Mädchens umschlingt, von den Arabern, und was von ihren Nachahmern, den Normannen, herstammt. Eben dieser Schriftsteller, der Reisende Mohamed-Ibn-Djobair aus Valencia, pries den König Wilhelm II., den Erbauer des wunderbaren Doms von Monreale, wegen seiner Liebe zum Islam. „Der König liest und schreibt arabisch; sein Harem besteht aus muselmännischen Damen. Seine Pagen und Eunuchen sind heimliche Muselmänner. Die Frauen fand der Reisende schön, üppig und ganz sarazenisch gekleidet, und wenn er sie an festlichen Tagen in der Kirche sah, in goldgelber Seide, mit eleganten Mantillen, in farbigen Schleiern, mit goldenen Ketten und Ohrgehängen, geschminkt und balsamduftend wie Frauen des Orients, so erinnerte er sich der Verse des Poeten: „Fürwahr, wenn man eines schönen Tages in die Moschee tritt, so findet man dort Gazellen und Antilopen." In den Prachtbauten dieses Königs Wilhelm finden wir arabische Geschichten, auch in den Kirchen; wir finden die arabische Sprache in den amtlichen Urkunden und Erlassen gleichberechtigt neben der griechischen und lateinischen. Ja die Verwirrung ist so groß, daß in Morso's Antica Panormo Dokumente noch aus der Regierung des Hohenstaufen Friedrich gefunden werden, die Arabisch beginnen, Griechisch fortfahren, Lateinisch endigen. Eben diese Mischung ist das höchst bemerkenswerthe Gepräge der Paläste und Kirchen, die Palermo zieren; des Königs-Palastes, in dem Kaiser Friedrich II. seine Jugend verlebte, der Kathedrale, in der er mit seinen Eltern in gewaltigen Porphyr-Gräbern ruht, des Klosters Martorana und der Kapelle Palatina, die durch reichen Mosaikschmuck und zauberische Farbenpracht dem Dom von Monreale nacheifern.

Rein, in herb und strenge tritt dagegen die griechische Antike in den unvergleichlichen Resten auf, welche dem Westen und Süden der Insel noch immer Glanz verleihen, dem Tempel von Segesta, der noch heute unvollendet kaum eine Ruine zu nennen ist, der Trümmerwelt von Selinunt, der Tempelreihe von Agrigent. Auch hier wird ein Abriß der wechselvollen Geschichte dieser einst so mächtigen Stadt geboten, den man bei der Betrachtung ihrer Denkmäler ungern vermissen wird. Drei Personen treten aus der Fülle von glänzenden und großen Gestalten, welche die erhabenen Trümmer von Agrigent beleben, anziehend hervor, der Tyrann Phalaris, der, wie alle griechischen Tyrannen, Weise, Dichter und Künstler um sich versammelte, und dem der hellenische Haß gegen die Monarchie die fürchterlichen Gräuel des glühenden Stieres unterschob. Sodann Theron, dessen siegreiche Herrschaft die Glanzperiode Agrigents war, den Simonides und Aeschylus besuchten und den Pindar besang. Endlich aber und vorzüglich Empedokles, der hier sein göttergleiches Leben führte, der Ordner des Verfassungsstreites, der wunderbare Arzt, der schon für das Alterthum ein Mythos geworden war. Schon in ihm erkannten griechische Freigeister die Spuren der Charlatanerie, die später noch mehr als die Naturphilosophie in Sicilien ausgebildet worden ist, nicht blos bis auf die Tage Cagliostro's. Wie der Glanz und die sprüchwörtliche Ueppigkeit von Agrigent plötzlich verging, „wie ein Mensch, der mitten in der Fülle seiner Herrlichkeit vom jähen Tode dahingestreckt wird," ist ergreifend dargestellt, und den wundervollen Tempeln am Rande der alten Mauer durch genaue Beschreibung die gebührende Ehre erwiesen. Die Beschreibung wird ebenso, wie die der Einöde von Syrakus den Leser anziehen, den Besucher aber belehren und fördern. Wir müssen sie beide übergehen, um uns zu den letzten Abhandlungen des Buches zu wenden.

Von diesen ist die eine, welche die Zustände von Neapel und Sicilien vom Jahre 1830 bis 1852 darlegt, jetzt glücklicherweise actenmäßig. Preisen wir das Geschick, das diese Geschichte von wiederholten Aufständen, Erdbeben und Pestilenzen hoffentlich für immer abgeschlossen hat, und gehen wir selbst an der bestrittenen Frage vorbei, ob der vorletzte König Ferdinand II. wirklich neben seinen andern Herrschergaben ein so schwacher und untergeordneter Fürst gewesen ist, wie Gregorovius glaubt. Mit um so größerem Interesse verweilen wir bei dem Abschnitte, der allein noch übrig bleibt. Er ist den sicilianischen Volksliedern gewidmet, und beruht auf der vortrefflichen Sammlung, die Lionardo Vigo vor Kurzem veröffentlicht hat,* einer Sammlung wahrhaftiger, echter Volkslieder, in ihrem klassischen, obschon uns leider schwer verständlichen Dialekt. Die Sicilianer sind indessen auf diese ihre Sprache nicht wenig stolz; sie sehen in ihr, gestützt auf das Zeugniß Dante's, daß Alles, was die Italiäner in der Vulgärsprache dichteten, sicilianisch genannt werde und auch fortan so genannt werden müsse, die älteste und ursprüngliche von allen italiänischen Mundarten, ja die Wurzel des modernen Italiänisch überhaupt, welche sie dann bis in die Vorzeiten der italischen Ansiedelungen zurück zu verfolgen belieben. In der Corruption des Lateinischen ist der sicilianische Dialekt gar häufig andern mittel- und süditaliänischen nah verwandt; Versetzungen des r und Verwandlungen anderer Buchstaben, besonders des l, in diesen kräftig ausgesprochenen Laut findet man nicht blos auf der Etna-Insel. Den Namen, die Gregorovius mit dieser Verwandlung anführt, hat die letzte Zeit einen großen und allgefeierten hinzugefügt: wir haben fast allgemein in Sicilien den großen Befreier Galibardi, auch wohl Canebardi, nennen und singen hören. — Mitten unter diesem Sicilianisch trifft man noch heute einige durchaus abweichende, den Sicilianern selbst völlig unverständliche, Spracherscheinungen an, die vermöge der Zähigkeit ihrer Stämme und nicht minder vermöge der Unkultur und Unwegsamkeit des Landes sich trotz vieler Jahrhunderte abgesondert und lebendig erhalten haben. Die eine ist die Sprache der Lombarden-Kolonien, die um Prazza und Nicosia seit dem elften Jahrhundert ihre germanischen Endlaute oder ihren normannisch-französischen Accent bewahrt haben. Biro hat die Art dieser Sprache durch eine Anekdote erläutert, die wir dem Verfasser nachzuerzählen uns nicht enthalten können. Als im Jahr 1806 der König Ferdinand durch Piazza kam, fragte er einen Bauer: „Was habt ihr in Piazza für mich zubereitet?" Der Lombardo antwortete: „Ppi Vostra Maesta a Ceinzza gh'è 'neiangh cing di fi rian." Worte, sagt Vigo, unverständlicher als die Sprache des Teufels, und die mir völlig chinesisch klingen. Sie heißen auf Italiänisch: per V. M. in Piazza v'è un pinno pieno di fichi reali (für E. M. ist in Piazza ein Garten voll von Königsfeigen). — Die andre Erscheinung ist noch fremdartiger. Die Nachkömmlinge der Albanesen, welche zahlreich nach dem Fall von Epirus im Jahre 1842 nach Sicilien kamen, bilden noch heute dicht vor den Thoren von Palermo eine griechisch und albanesisch redende Kolonie, nach der das Land Piano de'Greci genannt wird. Sie haben ihren eignen griechischen Kultus und ihre eignen Bischöfe, deren einer, der gelehrte Sprachforscher Crispi, ihr Albanesisch für eines der ursprünglichen Stämme erklärt, auf denen die göttliche Sprache der Hellenen erwuchs. Er vergleicht es nach Mechanismus und Laut dem Phrygischen, Pelasgischen, dem alten Macedonisch und dem primitiven Aeolisch.

Von den Volksliedern hat Gregorovius eine ziemlich beträchtliche Auswahl in freien Uebersetzungen gegeben. Wir müssen es uns versagen, näher auf diese Kinder des Südens einzugehen, denen es an deutschen Freunden nicht fehlen wird. Sonst in unbestreitbarem nationalen Verbande mit dem italiänischen Volksgesange überhaupt, hat das Volkslied von Sicilien einen Reiz vor demselben voraus: den althellenischen, klassischen Hauch, der das unzerstörbare Erbtheil der ganzen Insel ist. Er weht durch die kurzen Octaven der Sänger vom Markt und von der Halle nicht minder, wie durch die kunstvollen Weisen der gebildeten und gelehrten Dichter dieses Landes. Denn das ist eben der zweite große Vorzug dieser Poesie und der italiänischen Poesie überhaupt, daß die Kunstpoesie

* Canti Popolari Siciliani. Raccolti e illustrati da L. V. — Catania, 1857.

von der Volkspoeſie durch keine Kluft von einander getrennt wird, weil das Volk künſtleriſch iſt, weil ſein Sinn für die Formenſchönheit, ſein freier Takt, ſeine natürliche Grazie auch im Volksliede ihr entſprechendes Abbild findet. Darum erklärt Gregorovius dieſe Sammlung und die gleichzeitig erſchienene von toskaniſchen Volksliedern mit Recht für die glänzendſte Apologie Italiens, die je geſchrieben worden iſt, für bedeutende hiſtoriſche Dokumente von der inneren Einheit des italiäniſchen Volks. Man hat dies Volk ſo lange ſpöttiſch und verächtlich angeſehen. Selbſt Freunde der gegenwärtigen Bewegung ſind wegen ſeiner innern Tüchtigkeit und Fähigkeit nicht ohne Beſorgniſſe. Ihnen zum Troſte, noch mehr aber für jene Läſterer ſei uns ſchließlich vergönnt, das Urtheil von Gregorovius anzuführen, das wir aus dem Grunde unſeres Herzens billigen.

„Man leſe," ſagt er, „dieſe Volkslieder und erkenne, welcher feinen, liebenswürdigen und keuſchen Kultur des Herzens dieſes Volk fähig iſt, das unter ſo elenden, politiſchen und bürgerlichen Zuſtänden und faſt ohne Unterricht, faſt immer an ſeine Scholle gefeſſelt, aufwachſen muß. Es wiederholt ſich bis zum Ekel, daß Touriſten aus allen Ländern, namentlich oder aus Deutſchland, nachdem ſie flüchtig auf den beeiten Heerſtraßen ein paar Monate, ſelbſt nur Wochen lang aus dem Reiſewagen Italien geſehen haben, ſich herausnehmen, über die Zuſtände des Volkes dicke Bücher zu ſchreiben, worin ſie die althergebrachten Phraſen von der italiäniſchen Canaille wiederholen, um ſich vielleicht nur an den Wirthshaus-Prellereien zu rächen. Und doch kennen ſie von dem Lande gerade ſo viel, als Einer Rom kennt, der es Nachts beim Schein von Schwefelhölzchen geſehen hat. Um das Volk kennen zu lernen, muß man mit ihm leben und mit ihm zu reden wiſſen, und man muß es in ſeinen Bergen und Thälern, bei ſeiner unausgeſetzten Arbeit, wie bei ſeinen mäßigen Feſten aufſuchen." P. D. Fiſcher.

Belgien.

Faſtnachtsbeluſtigung in Belgien.

Der Stelzenkampf in Namur und die Rieſen-Prozeſſionen.

Von dem belgiſchen Feſt-Kolender* des Herrn Baron von Reinsberg-Düringsfeld, der mit ſeiner Gattin auf dem Gebiete des Volkslebens unermüdlich thätig iſt, ſind uns einige weitere Lieferungen zugegangen, welche viel geſchichtlich, wie ethnographiſch Intereſſantes enthalten.

Wir entlehnen den uns vorliegenden Heften zunächſt etwas über die Art und Weiſe, wie in Belgien die Faſtnacht begangen wird.

„Die drei Tage, welche dem Beginne der Faſten vorangehen, ſind in Belgien drei wahre Karnevals-Tage. Die Blamingen nennen ſie „vette dagen," fette Tage, obwohl man zu Fuenes nur „de vette zondag" und „de vette moendag" kennt; der ſehr verbreitete Name des fetten Dienſtags „vette dinstag" iſt hier nicht in Gebrauch."

Zu Gent nennt man den Montag „zotten maendag," Narren-Montag, ein Name, dem um Termonde herum der „lundi perdu," der verlorene Montag, entſpricht.

Die Benennung „vastenavand," Faſtel-Abend, bezeichnet nicht nur, wie der Name anzudeuten ſcheint, den fetten Dienſtag, ſondern auch wie carême prenant (carnevale) die drei letzten Karnevals-Tage und manchmal ſelbſt die ganze Woche vor der Faſte, die vlamiſch auch „duivelsweek," Teufelswoche heißt. Um die Tage zu unterſcheiden, ſagt man: eerste vastenavonddag ꝛc.

Die Ableitung des Wortes Karneval von carni vale dicere, „dem Fleiſche den Abſchied geben," iſt bekannt und jedenfalls die richtige. Die andere von „carrus navalis," Schiffswagen, weil man an dieſen Tagen im Mittelalter ein Schiff auf einem Karren in Prozeſſion herumzuführen pflegte, iſt jedenfalls gezwungen.

Die Faſtnachts-Luſtbarkeiten in Belgien ſind ſehr alt; wir heben nur Einiges daraus hervor.

„Zu Namur gab der Karneval Veranlaſſung zu dem „Kampfe der Stelzenläufer," jenem wahrhaften Volksfeſte, welches die Freude und den Stolz der Jugend von Namur ausmachte. Es wird ſchon aus den erſten Jahren des 15. Jahrhunderts erwähnt.

„Die zahlreichen Kämpfer waren in zwei Parteien getheilt, in die der „Mélans" und die der „Avresses." Die erſteren, welche die Altſtadt vertraten, wie ſie vor ihrer erſten Vergrößerung beſtand, trugen Gold und Sandgelb als Farbe. Die Anderen aus den Vorſtädten und jenem Theile der Stadt, der zwiſchen der dritten und vierten Mauer lag, trugen rothe und weiße Kolarden.

„Jede Partei hatte ihren Hauptmann und „Alfer," d. i. Fähndrich.

„Sie beſtand aus einer gewiſſen Anzahl von Schaaren (brigades). Jede derſelben, von einem Schaarenführer und Unterſchaarenführer befehligt, beſtand aus funfzig bis hundert Kämpfern, ſodann aus einer Anzahl von Unterſtützen (soateneurs), d. i. Kameraden, die dazu beſtimmt waren, ſie auf ihren gebrechlichen Stelzen zu erhalten und an ihre Stelle zu treten, wenn ein Fall ſie außer Stand ſetzte, fortzukämpfen.

„Mehrere Zünfte hatten Schaaren, die ihren Namen trugen; im andern Falle beſtimmte das Stadtviertel die Begrenzung der verſchiedenen Haufen. Unter den „Mélans" zählte man die Brigade der Laſtträger, der Fleiſcher, welche Pelzmützen auf hatten, der Soubiſen (Soubises), die ſich aus der Kreuzgaſſe (rue de la Croix) rekrutirten und einen mit einer Granate gezierten eiſernen Helm trugen, roth für die gemeinen Stelzengänger, von Silber für den Anführer — die „der ſchwarzen Granaten," vom Platze „Pied du Château" und dem benachbarten Viertel; — die der „Schiffer" (Batoliers) — die „von der Feder" aus Advokaten, Procuratoren und Notaren beſtehend. Dieſe Kämpfer trugen einen ſchwarzen Rock, weiße Kniehoſen und einen aufgeſtutzten Hut mit einer vergoldeten Feder als Buſch geziert. Die dee Brauer, gemeiniglich das „Haus des Königs" genannt, weil ihre Mitglieder die Ehrenpoſten verſahen, trugen Kniehoſen von rothem Atlas und einen runden Hut mit Federbuſch. Ihee Anführer hatten, je nach ihrem Range, eine goldene oder ſilberne Schärpe. Auch beſchuldigte man ſie gewöhnlich, daß ſie tiefer parodirten, als kämpften. — Endlich die dee „Raccaaseux," aus Veteranen gebildet, die man für entſcheidende Gelegenheiten ſparte. Unter den Vorſtädten hielt es nur eine mit dev „Mélans," die Vorſtadt Val-Saint Georges, heute genannt les Trieux de Salzinnes, welche die Brigade der „Briquetours" (Ziegelſtreicher) bildete.

„Auf der Seite der Avreſſen ſtanden die Brigaden der andern Vorſtädte, namentlich die Brigade der „Jambes" (Beine?), mit der Brigade der „Gerber," die ſtärkſte der Partei. Die letztere trug weiße Kniehoſen, rothen Rock und Hoſetten (Höschen, welche über die Knie herabgingen). Dann kamen die Brigaden des Fürſten von Ligne, von der Pont-Spulard-Gaſſe; die der Steinſchneider, die der Schotten, auch „Montagnards" genannt, von der Vorſtadt am St. Niklas-Thore, wie die zuerſt aufgeführte bekleidet; die von Bedrin, die eine Kuh in der Fahne führte, weshalb ſie auch die Kuh-Brigade hieß; endlich die von der Aſtolle, aus den Holzhackern und andern Holzarbeitern beſtehend. Sie rekrutirte ſich aus der St. Niklas-Gaſſe und hatte ihren Namen davon, weil die Kämpfer aus Mangel ſchönerer Federbüſche am Hute einen Holzſplitter trugen, der im Patois „natalle" heißt.

„Die beiden Parteien hatten auch eine Brigade Küraſſiere, eine Brigade Huſaren oder rother Grenadiere, die wegen ihrer Uniform ſo hieß.

„Die Namurer Stelze war acht bis neun Fuß hoch; ein Fußbrett war in der Höhe von etwa drei Fuß über dem Boden daran angebracht, ſo daß das oberſte Ende der Stelze bis in die Höhe der Schulter reichte. Wenn die Füße auf dem Tritte ſtanden, hielt ſich dee Stelzengänger in dieſer Lage dadurch, daß er die Hände in eine Art Deckung (Stichblott, wie am Degen) legte, die ſich am Obertheile der Stelze befand.

„Wie die Turnieer des Mittelalters, hatten auch die Stelzenkämpfe ihre Regeln; davon abzuweichen, galt als unredlich.

„Um einen Gegner kampfunfähig zu machen, konnte man ihn nur mit dem Ellenbogen ſtoßen und „pitter," d. h. mit dem Stelzenbeine nach dem Stelzenbeine des Gegners ſchlagen. Vom Kampfe erhitzt, foederten die Kämpfer bisweilen den „bonte-à-tot." Dies war ein Zweikampf bis an's Meſſer, wo es erlaubt war, von Allem Gebrauch zu machen; vom Stoßen mit dem Kopfe, den Füßen, Fäuſten, Stelzen ꝛc., wo man endlich eine ganze Brigade über den Haufen werfen konnte „en donnant l'avion," d. h., indem man die eine Stelze beinahe wagerecht mitten in's Getümmel ſtreckte und ſo alle die, welche in dieſer Richtung vordrangen, zum Stürzen brachte.

Der Ort, wo gewöhnlich dieſe Kämpfe ſtattfanden, war dee Sanct-Remigius-Platz. Die Brigaden dee Mélans zogen von oben herab auf denſelben; die der Avresses durch das Hoyont-Thor. Vor jeder Partei zog die Leib-Brigade des Anführees. Das Gefecht ging los, und die Kämpfer überließen ſich demſelben mit ſolchem Feuer, daß dee Marſchall von Sachſen, als er im Jahre 1748 davon Zeuge war, ausrief: „Wenn zwei Heere im Augenblicke des Zuſammenſtoßes eben ſo muthig wären, wie er es bei dieſen jungen Leuten geſehen, ſo würde das nicht mehr eine Schlacht, es würde eine furchtbare Schlächterei ſein."

* Calendrier Belge. Fêtes religieuses et civites etc. Bruxelles, Ferdinand Claassen, 1860—1861.

Digitized by Google

So lange der Kampf dauerte, standen die beiden Fähnriche auf dem Balkon des Rathhauses und ließen abwechselnd ihre Fahnen fliegen, wenn der Sieg sich zu ihrer Partei neigte.

Wenn man sich so mehrere Stunden gestritten, und sich entweder einerseits bis über den Platz Lillon hinaus, oder andererseits bis in die Eisen- oder Brüsseler Straße zurückgedrängt, befanden sich beide Parteien hinlänglich abgearbeitet, und eine von ihnen ergab sich zuletzt. Um nun ihren Triumph zu feiern, haben die Sieger eine Stelze, d. h. sie hüpften auf einer herum, wobei sie die andere in der Rechten erhoben.

Endlich spielten die Trommler und Pfeifer einen Siegesmarsch, und die ganze Truppe reppte (reppait), d. h. tanzte, indem sie das Fuß-Ende der Stelze stark auf dem Pflaster hinrutschte.

Eines der berühmtesten Stelzenspiele fand am letzten Fastnachtstage 1669 statt. Es hat den Baron de Walef zu einem Gedichte in vier Gesängen begeistert, das zu wiederholten Malen gedruckt worden ist.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erlaubte es der Magistrat, welcher in diesem Spiele nur einen Anlaß zu Händeln und körperlichen Verletzungen erblickte und schon lange darauf hingearbeitet hatte, es aufzuheben, nur in größeren oder kleineren Zwischenräumen und verbot es endlich gänzlich. Bald brach die Brabanter Revolution aus; dann fielen die Franzosen ein, und das Stelzenspiel hörte auf, wie eine Menge anderer alter Gebräuche.

Nichtsdestoweniger verschwand das Lieblingsvergnügen der Namurer nicht auf der Stelle. Zur Zeit des Kaiserreiches bildeten sich auf's Neue die Brigaden. Die Lastträger, die letzten Reste der Mylaner, nahmen die Benennung der „Blauen" an, wegen der vorherrschenden Farbe ihrer Tracht. Die Gerber, welche die Stelle der Avresser vertraten, nannten sich Nunkinots, nach dem Nankingstoffe, aus dem ihre Kleider gemacht waren. Diese beiden Brigaden bildeten ein Ganzes von ungefähr 150 Mann, bekleidet mit einem Turban, einem engen Leibrocke und weiten Hosen. Die dritte Abtheilung endlich, nicht stärker als die vorhergehenden, gab sich den Namen Husaren. Als am 3. August 1803 bei Bonaparte's Ankunft in Namur diese Brigaden ein Spiel gaben, nahm der erste Konsul nur ein mäßiges Interesse daran. Ein Kampf, bei dem die Anzahl der Kämpfer noch geringer war, fand endlich am 26. September 1814 statt, um den Einzug Wilhelm's von Oranien in Namur zu feiern. Dies war der letzte. Seit dieser Zeit hat man verschiedene Mal nur eine kleine Anzahl von Leuten gesehen, die bei feierlichen Gelegenheiten, ruhig auf Stelzen schreitend, mit im Zuge gingen. Noch ein halbes Jahrhundert, und man würde dieses Volksfest bis auf den Namen vergessen haben, wenn nicht der gelehrte Archivar von Namur, Jules Borgnet, sein Andenken durch eine treffliche Schrift erhalten hätte, welcher das Obige entlehnt ist.

Zu Ypern war es sonst der Gebrauch, am Karneval die Riesenfamilie herumzuführen, um die allgemeine Lust zu vermehren.

Diese Riesen, welche in den Ergötzlichkeiten der belgischen Städte eine so große Rolle spielen, gehören sehr alten Zeiten an. Man findet sie in fast allen Städten und selbst in einigen Dörfern Brabants und Flanderns, und überall singt man bei ihrem Umzuge mit mehr oder weniger Abänderung ein besonderes Lied, welches das Riesenlied heißt. So z. B. in Ypern:

Als de groote klokke luidt,	Wenn die große Glocke laut't,
De klokke luidt,	Die Glocke laut't,
De reuze komt uit,	Der Riese kommt heraus,
Keer u eens om, reusjen, reusjen,	Kehr' nur um, Rieschen, Rieschen,
Keer u eens om	Kehr' nur um,
Gy schoone blom.	Du schöne Blume.
Moeder zet den pot op't vier,	Mutter setzt den Topf auf's Feu'r,
Den pot op't vier,	Den Topf auf's Feu'r,
De reuze is hier,	Der Riese ist hier,
Keer u eens om, reusjen, etc.	Kehr' nur um ꝛc.
Moeder geef den kuffépot,	Mutter gieb den Kaffeetopf,
Den kuffépot,	Den Kaffeetopf,
De reuze is zot,	Der Riese ist ein Trapf,
Keer u eens om, etc.	Kehr' nur um ꝛc.

Einige Schriftsteller glauben, sagt de Coussemaker, daß das Lied und die Ceremonie sich an skandinavische Erinnerungen knüpfen. Man findet verschiedene Stellen in der Edda, wo von Kriegen zwischen den Riesen oder Joten und den Asen oder Göttern die Rede ist. Die Riesen, welche nach einigen Autoren Niemand anders, als die Finnen waren (?), hatten zu wiederholten Malen Versuche gemacht, in's Gebiet der Asen einzubrechen. Diese hatten sie schließlich in die Wüste zurückgetrieben. Daher ein Stammhaß, der bei den Abkömmlingen der Asen, den Sachsen und Blomen-Sachsen *nachklingen* scheint. Der Riese war für das Volk das Bild des Feindes.* Dieses erklärt die in dem Riesenliede, welches Willems beibringt, ausgedrückte Abneigung gegen die Riesen:

„Dio zeit, wy uin van reuzen gekomen,
Zy liegen duerom"

„Die sagen, wir sind von den Riesen gekommen (stammen ab von ihnen),
Sie lügen darum."

Der Lauf der Jahrhunderte hat diesen traditionellen Haß (wenn je vorhanden war?) in Vergessenheit gebracht, und aus Feinden sind Lieblinge des Volkes geworden.

Man liebt diese grotesken Bilder, man spricht von ihnen mit einer ganz patriotischen Begeisterung und betrachtet sie mit unendlichem Entzücken. Auch haben mehrere Städte die Gewohnheit bewahrt, jedes Jahr unter verschiedenen Namen, Formen und Bekleidungen ihre ungeheuren Puppen aus Weidengeflecht (sic! Man vergleicht unsere Anmerkung) zu zeigen, deren Gesichtee jedes Mal die öffentliche Neugier erregt haben.

„Die berühmtesten Riesen sind die von Antwerpen und Wetteren."

Wir wollen das nun folgende, gleichfalls sehr aufpenchlose Riesenlied nicht versetzen; sein Inhalt ist, daß der Riese hungrig und durstig ist, daß ihm die Mutter Kaffee, einige Butterschnitte und das beste Bier geben solle, worauf erklärt wird, daß er satt sei. Hunger und Durst waren gewiß auch die Hauptleiden der alten gallischen, aus Korbweiden geflochtenen Götter, wenn sie, wie die germanischen, in der Zwölfnacht ihren Umzug hielten — vielleicht eine Priester-Kollekte der Druiden, wie sie noch heute für die Pfarrer mit dem Neujahrs-Umgange verbunden ist. So dürfte sich unserem Ermessen nach der Brauch weit angemessener erklären, als durch eine ganz unhaltbare Herbeiziehung der Skandinaven und Finnen, die mit der belgischen Küste geschichtlich nur in sehr geringem Zusammenhange stehen dürften. Wenigstens hat man keine Veranlassung, die alten Bataver und Belgen zu einer normännischen Kolonie zu machen; dagegen liegt es so nahe, wie möglich, an die alten Gallier zu denken, zudem, wie wir gleich sehen werden, sich der Brauch auch auf das benachbarte Frankreich erstreckt.

Zu Courtrai führt man eine Riesin umher: Mevrow van Amanis" (die alte Stadtgöttin?), zu Ath „Madame und Mosjeu Grujar" oder Goliath; zu Brüssel „Ommegon und seine Familie."

Zu Hasselt ist der alte Riese, „Lange Man," 1835, bei Gelegenheit des Jubiläums wieder erschienen; er saß auf einem vierspännigen Wagen und wohnte einer allgemeinen Suppen-Vertheilung bei, die zum Andenken einer Hungersnoth im Jahre 1638 geschah. Zu Rupelmonde gab es früher ein Gebäude, das „Reuzenhuys" (Riesenhaus) oder „Pronkhuys," worin die Riesen, Kameele und Drachen aufbewahrt wurden, die in der großen Prozession figurirten.

Die Städte Lille, Douai, Cassel, Hazebrouck und Dünkirchen im nördlichen Frankreich haben auch ihre Stadtriesen; die zu Cassel und Hazebrouck erscheinen alljährlich am fetten Dienstage. Sonst bietet der belgische Karneval heutzutage nur sehr wenig Eigenthümliches.

* Dieses scheint uns wenig zufriedenstellend. Der Riese (althochdeutsch Rize) ist allen deutschen Stämmen gemeinsam, und die Ableitung der Brabanter ꝛc. von den Skandinaven, wie das Nachklingen des Stammhasses gegen die Finnen, sehr gewagt. Uns scheint der Gebrauch keltisch zu sein, da von den Alten berichtet wird, daß die alten Gallier ungeheure Riesenbilder aus Flechtwerk zu machen pflegten, Menschen hineinbrachten und als Opfer verbrannten. Haben vielleicht die Gallier ihre Götter in solchen Riesengestalten in Prozession umhergeführt, den Hesus, Teutates, Mars Caturix ꝛc.? Jedenfalls wird die Abneigung von Christen gegen die heidnischen Götter auch zur Erklärung der besagten Stelle ausreichen.

Hinter-Indien.

Deutsche Briefe aus Cochin-Chinn.

II.

Der Sturm von Ki-oa, am 24. und 25. Februar 1861.

Im Lager von Ki-oa, den 27. Februar 1861.

Es ist fünf Uhr. Die Morgendämmerung liegt schwül und feucht auf dem weiten Todtenacker, der sich zwischen Cai-Mai und den cochinchinesischen Festungswerken unübersehbar dahin erstreckt. Noch ruht die Natur, aber die Menschen sind bereits thätig, das blutige Werk des Tages vorzubereiten.

Auf der Steaße, die von der chinesischen Stadt nach Cai-Mai führt, bewegt sich eine große, dunkle Masse. Sie nähert sich der Ebene langsam und geräuschlos und hat jetzt die Pagode von Cai-Mai erreicht. Dort macht sie Halt.

Da leuchtet aus dem blutig rothen Osten der erste Sonnenstrahl des Tages wie ein Blitz über die finnme Ebene, und Alles erwacht dort zu lautem Leben. Tausende von bunt gefiederten Vögeln begrüßen das Licht mit hellem Gesang; lustige Affen schaukeln sich schreiend und schäkernd auf den grünen Aesten der weit verzweigten Banianen nnd auf den starken, langen Blättern der schlanken Palmen, nnd plumpe, kolossale Büffel erheben sich langsam und schwer aus dem feuchten Grase nnd nähern sich dem tiefen, ruhigen Fluß, um dort ihr Morgenbad zu nehmen.

In der dunklen Masse werden flatternde Fahnen und rothe, blaue, weiße Uniformen sichtbar, nnd an der Spitze zeigt sich nun der alte Admiral Charner, der Ober-Befehlshaber der französischen Armee in Cochin-China. Sein häßliches, ehrliches, großes Gesicht ist heute fast schön, so ernst und feierlich, so besorgt und wohlwollend blickt es auf die jungen, frischen Truppen, die freudig nnd vertrauensvoll grüßend vor ihm vorbeimarschiren.

Zuerst defiliren die kleinen, schnellfüßigen Jäger von Vincennes. Das schwere Gepäck, das ihnen den ganzen Rücken bedeckt, nnd die gute Büchse, die sie, wie einen leichten Stock, mit nachlässiger Sicherheit tragen, hindern in keiner Weise die Freiheit ihrer Bewegungen. Ihr Schritt, der dem raschen Tempo eines lustig rufenden Hornes folgt, ist sicher und ekastisch, nnd das Gesicht des Admirals heitert sich bei ihrem Anblick auf. „Bon jour mes enfants," ruft er ihnen freudig zu, und laute, freudige Antwort wird ihm zu Theil.

Die Jäger sind in der Ebene, aber man sieht sie dort nur einen Augenblick, dann sind sie verschwunden. Jeder der unzähligen Hügel, mit denen der Todtenacker bedeckt ist, wird von ihnen benutzt, um sich dem Feinde rasch nnd ungesehen zu nähern.

Der Lieutenant zur See, Jaurès, der Adjutant des Admirals, der den Jägern gefolgt ist, kommt jetzt rasch zurückgesprengt und stattet Bericht ab. „Die Tirailleurs haben sich den feindlichen Linien bis auf tausend Schritt genähert. Der Weg bis dahin ist frei. Vorwärts Marsch!"

Der Admiral, von seiner Leibgarde, funfzig berittenen Manilla-Tagals, umringt, zeigt seinen Truppen den Weg, und bald befindet sich die ganze Armee in der Ebene nnd bildet dort eine lange, ununterbrochene Linie, die sich den cochin-chinesischen Festungswerken parallel dahinzieht.

Auf dem rechten Flügel befehligt der Oberst Palanca y Guttieres eine spanische Kolonne von 200 Mann. Es sind darunter einige hagere, sonnenverbrannte Spanier, die schon seit langen Jahren Kriegsdienste in den Kolonien nnd in Cochin-China gethan haben, aber der größte Theil der kleinen Armee der Alliirten besteht aus Tagals, Malayen von Manilla, zuverlässige Soldaten, wenn sie neben europäischen Truppen fechten, aber blutdürstige, plündernde Wilde, die dem Feinde gegenüber jede Grausamkeit für erlaubt halten — Als das Signal zum Sturm geblasen wird, und Palanca befiehlt, das Gepäck niederzulegen und nur die Waffen zu bewahren, ziehen sie auch die Stiefel aus, um leichter und schneller laufen zu können.

Den linken Flügel der Armee bilden sieben Compagnien Marine-Füseliere, vom Capitain zur See, Herrn von Lapelin, kommandirt; das Centrum 1000 Marine-Infanteristen unter Colonel Fabre.

Vor der Schlachtlinie, die nur zwei Mann tief ist, stehen auf dem rechten Flügel 200 Pioniere, auf dem linken Flügel 100 „Abordeurs" unter Pollu, und im Centrum 200 Artilleristen. Rechts nnd links schwärmen die Tirailleurs, bereit, im Nothfall den Rückzug zu decken.

Der General de Vassoigne, der vorher schon vom Admiral alle nöthigen Instructionen erhalten hat, leitet den Angriff.

Um sieben Uhr Morgens, wo Alles kampfbereit ist, eröffnet die französische Artillerie das Feuer. Die Annamesen bleiben nicht stumm und zeigen sich gefährlicher, als man geglaubt hatte. Ihre Kugeln treffen gut und die Franzosen erleiden empfindliche Verluste. Der General de Vassoigne fällt einer der ersten. Eine Kugel hat ihm den rechten Arm zerschmettert. Er will demohngeachtet den Befehl der Truppen nicht aufgeben und zieht sich nur auf den ausdrücklichen Wunsch des Admirals zurück. Ihm folgt bald darauf der spanische Colonel Palanca, der eine Schußwunde in das Bein erhalten hat und von seinen getreuen Tagals vom Pferde gehoben und aus dem Schlachtgewühl getragen wird. Ich sehe ihn auf einem Tragsessel, den man ihm bereitet hat, das Feld verlassen. Er dreht sich eine Cigarette, streicht sich verdrießlich den großen Bart und macht seinem Unmuth, dem Kampfe nicht bis zu Ende beiwohnen zu können, durch eine erstaunliche Anzahl von Variationen des popularen spanischen Fluches Luft. Andere Offiziere und viele Soldaten sinken schwer getroffen.

Da schweigt plötzlich die donnernde Stimme der französischen Kanonen, und eine halbe Minute lang folgt tiefe Stille dem betäubenden Lärmen. Jetzt blasen die schmetternden Trompeten zum Sturm und wie ein Ungewitter braust es über die Ebene. Die meisten Soldaten sind in diesem Augenblicke kaum noch zurechnungsfähige Menschen. Der Pulverdampf hat sie trunken gemacht. Ihre Gesichter sind geröthet und ihre weit geöffneten, erhitzten Augen blicken unverwandt nach dem Walle, hinter dem sie den Feind wissen. — Wohl sinkt Mancher, um sich nicht wieder zu erheben, aber sein klägliches Wimmern verhallt ungehört, und seine besten Kameraden verlassen und vergessen ihn in diesem Augenblicke, um nur rasch weiter vorwärts zu dringen. Ihr wüthender Lauf kann durch kein Hinderniß gehemmt werden. — Ein weiter, tiefer Graben, aus dessen Seiten und Boden unzählige scharf zugespitzte, harte Bambusrohre hervorragen, eine Ebene, die unter trügerischem Rasen tausende von sogenannten „Wolfslöchern" birgt, zwei dichte, hohe Hecken aus zackigem Bambusrohr, ein zweiter Graben, dem ersten gleich; alle diese Hindernisse sind in wenigen Minuten überwunden, und die ganze Armee, mit Ausnahme der Artillerie, ist am Fuße des Walles.

Aber hinter diesem Walle ist Alles still geworden, und die Soldaten, die ihn zuerst erklommen haben, lassen entmuthigt die Arme sinken und rufen, in der Erwartung eines Handgemenges getäuscht, den nachfolgenden Kameraden traurig zu: „Ihr braucht Euch nicht zu eilen, wenn Ihr Euch nicht unnütz erhitzen wollt. Sie haben nicht auf uns gewartet. Alles ist leer."

Und so war es in der That. Die Annamesen hatten die Flucht ergeiffen, sobald von den Franzosen das Signal zum Sturm gegeben worden war, und die Sieger fanden in der eroberten Festung kein lebendes Wesen vor. Weit in der Ferne sah man die fliehenden Haufen hinter den Bäumen verschwinden, da wo die Citadelle von Ki-oa liegt. Die Franzosen erfuhren nun erst, daß diese ein von dem genommenen Fort ganz unabhängiges Festungswerk sei.

Der Admiral ließ seine ermüdeten Truppen auf dem Schlachtfelde ruhen. Um fünf Uhr wurden die Zelte wieder abgebrochen, und die Armee näherte sich durch einen zweistündigen Marsch der Citadelle von Ki-oa bis auf ungefähr eine halbe deutsche Meile. Dort wurde von Neuem campirt und der folgende Morgen erwartet.

So endigte der erste Tag von Ki-oa. Die Franzosen begruben achtzehn Todte und schickten sechzig Verwundete in das Hospital von Chun-Kuang.*

Rudolf Lindau.

Westindien.

Santo Domingo und Spanien.

II.

Hayti, die Vereinigten Staaten und Süd-Amerika.

In Hayti „herrscht der Schwarze, aber regiert nicht." Diesem ebenso witzigen, wie wahren Ausspruch eines französischen Konsuls liegt folgende Thatsache zu Grunde: Der Antagonismus zwischen dem Vollblut-Afrikaner und dem Mischblut, der sich bald nach der Austreibung der Weißen in dem Schwarzen Toussaint und dem Mulatten Rigaud verleiblicht hat, kämpft seitdem bald offen, schrecklich und blutig, bald versteckt, durch Lug und List. „Der Schwarze herrscht, aber regiert nicht," will also sagen: die mulattische Oligarchie, die einsieht, daß sie, zur Macht hinanklimmend, von der schwarzen Demokratie herabgeeissen und zerschmettert würde, erschöpft sich in Combinationen, durch diese und hinter ihr zu regieren. Wenn aber der Mulatte hinter den Coulissen hervortritt, wenn er nur das leiseste politische Lebenszeichen von sich giebt, so thun sich die Kerker auf, werden Hekatomben geschlachtet. Es ist unglaublich, wie viel Talent, Schlauheit, man möchte sagen, Genie der Präsident Boyer, ein wirklich gedankenreicher Kopf, entfaltete, um die Blicke von sich abzulenken, um jeden Schein des Regierens zu meiden. Darin liegt das Geheimniß der oben angedeuteten 25jäheigen Lethargie, in welche die Kolonie versunken war.

Sein Besieger und Nachfolger Hérard-Rivière konnte diese Rolle nicht über wenige Monate ertragen; er stürzte, und in diesem Sturze hebt

* Leider ist uns der Schluß dieses Briefes, die Waffenthaten vom 25. Febr. beschreibend, nicht gleichzeitig zugegangen D. R.

sich die Politik der Selbstverleugnung (la politique d'effacement) am schärfsten ab. Guerrier, Pierrot, Riché, alte verthierte Schwarze, waren treffliche Wahlen im Geiste dieser Politik. Der letzte flößte anfangs einige Besorgniß ein; aber der kurze Aufblitz erlosch bald in dem Schlamm sinnlicher Genüsse, denen er sich ergab. Soulouque, sein Nachfolger, gab einige Zeit die schönsten Hoffnungen: kindisch unwissend, mit dem Prunk und den Flitteren der Macht spielend, schien er wie gemacht für die Rolle, die man ihm überwiesen hatte. Man weiß, in welcher Art dieser afrikanische Nero der ersten Hälfte seiner Herrschaft plötzlich den Scheidebrief gab und als grausiger Faustin I. auftrat, der seine mulattischen Seneca und Pyrrhus in den Tod schickte. Die ganze Race wäre diesen gefolgt, hätte nicht Einer, über dem bereits das Henkerbeil schwebte, dem Tyrannen zu rechter Zeit ein Bein gestellt. Geffrard's Präsidentschaft ist faktisch ein neuer Versuch von Seiten des Mischblutes, die Regierung unmittelbar in die Hand zu nehmen; ein Versuch, den offenbar zufällig überlegene Stärke, vereint mit verzweifelter Anstrengung des Erhaltungstriebes, veranlaßt haben.

Wie es immer zu geschehen pflegt, hat auch diese neue Regierung mit einer langen Reihe Gesetze und Proclamationen, die einander an Liberalität überbieten, debütirt; wie immer hat es Europa diesen Kundgebungen, die „Hayti in neue Bahnen zu leiten" verhießen, nicht an beifälligem Handeklatschen fehlen lassen. Der Präsident scheint überdies ein Mann von Kopf und von den besten Absichten beseelt zu sein; man kann der Energie, womit er unter den peinlichsten Umständen an's Ruder gelangte, nicht die Bewunderung versagen, und dennoch wird er — mehr denn zwei Jahre am Steuer beweisen es zur Genüge — so wenig leisten, wie seine Vorgänger geleistet haben. Er hat nichts gethan und kann nichts thun; er drehet sich in dem abmattenden, unseligen Kreise, worin Petion, Boyer und Hérard Sinn und Kraft verzehrten. In Hayti ist die Rolle der schwarzen Demokratie: Unterdrückung und Ohnmacht; die der mulattischen Oligarchie: Liberalität und Ohnmacht. Heutzutage, wo kein philanthropischer Grund vorhanden ist, die Wahrheit zu verschweigen, muß man den Muth haben, es unumwunden zu sagen: dieses Volk hat keiner einzigen der Erwartungen entsprochen, womit sich das liberale Frankreich an dessen Wiege geschmeichelt hat. Niemals ist eine neugeborene Nationalität so begünstigt gewesen. „Es war Alles da," sagt ein Zeitgenosse der ersten Emancipation, „man brauchte nichts zuzubereiten, man hatte nur zuzugreifen." Selbst der auswärtige Kredit blieb nicht aus; denn im Moment der amtlichen Anerkennung, 1825, waren die Papiere der Kolonie an der Pariser Börse weit gesuchter, als selbst die französischen Staats-Effekten. Lange Zeit behauptete man, es fehle nur noch diese diplomatische Förmlichkeit, um die schwellenden Keime des Wohlstandes zur Entfaltung zu bringen. Später, als sich die Täuschungen einfanden, schrieb man sie dem moralischen Druck zu, den der bedingte Charakter der Ordonnanz von 1825 auf die Anerkennung übte. Frankreich, stets schwach, oder stets geprellt, strich die beschränkende Klausel in dem Vertrag von 1838, einem der unglücklichsten politischen Akte der letzten Regierung.

Was ist nun aus dieser mit solchem Eifer erstrebten, mit solcher Gewandtheit verfolgten und endlich erlangten Autonomie hervorgegangen? Die Schriftsteller aller politischen Farben, die diese Frage aufgeworfen, sind in der Antwort einstimmig. „Die Haytischen Fluren," lesen wir in einem Flugblatte von 1842, „liegen todt da. Wo die Sklaverei früher Tonnen Zucker in die Tausende füllte, erzeugt man höchstens etwas Syrup, um daraus Ratafia abzuziehen. Dornengestrüpp überwuchert die von Menschenhänden verlassenen Zuckerrohr-Beete, die Wiesen, die Weiden; es dringt bis in die Dörfer, ja, schießt aus den Trümmern, in den Städten hervor, gleichsam zum Hohn der müßigen Bewohner." Nicht aber die europäischen Reisenden schildern „dieses ironische Konzert des tropisch üppigen Pflanzenwuchses, die Abwesenheit der Arbeit zu feiern," mit den grellsten Farben — eine Zeitung in Port-au-Prince sogar äußerte neulich in einem Anfall von Offenheit: „Man sehe zu, was bei uns vorgeht und frage sich, ob nicht im Verhältniß zu den ersten Schritten auf unserer Bahn, unser Gang nicht immer langsamer geworden sei; man frage sich, ob nicht diese Beschaffenheit der Lebensbedingungen unserer Civilisation das Vaterland mit völligem Stillstand, ja mit Verfall bedrohe."

Kehren wir nun nach dem spanischen Antheil zurück, um ihn vom landwirthschaftlichen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Hier tritt uns die große Aufgabe der menschlichen Thätigkeit, deren Lösung einer kräftigen Regierung vorbehalten ist, laut mahnend entgegen. Die alte Audiencia von Santo Domingo, dieses Juwel der neuen Welt an Schönheit und Fruchtbarkeit, umfaßt ein Areal von 3200 Quadrat Lieues, wovon 2700 ebenes Land und 400 fast durchgängig anbaufähiges Gebirgsland. Schon Columbus, den unermeßlichen grünen Teppich von den Höhen des Montechristo herab überschauend, nannte ihn Vega real (königliche Flur), und seitdem hat ihn kein Reisender besucht, ohne von der Herrlichkeit desselben mit Entzücken zu sprechen. Von der düstern, hochragenden Gruppe des Cibao laufen vierzehn Aeste nach allen Richtungen aus; zwischen diesen, von ihnen geschützt und den von ihren Gipfeln herabschießenden Gewässern befruchtet, senken sich die Vega's in stets zunehmender Erweiterung dem Meere zu. Wir nennen darunter nur die Vega de San Raphael, deren fette Weiden 3000 Fuß über dem Wasserspiegel fast die ganze französische Kolonie mit Vieh versorgten; die Vega de Naybo, die 150 Zuckersiedereien Rohstoff liefern könnte; die Vega de la Zayna, die in der Blüthenzeit der ersten Ansiedelung dem Mutterlande mehr eintrug, als später die ganze Provinz u. A. m.

Der Boden eignet sich für all die reichen Kulturen, welche die tropischen Kolonien dem Mutterlande so kostbar machen. Die Flächenausdehnung und die Zonen-Mannigfaltigkeit begünstigen den Wachsthum der edlen Pflanzen, die, von dem später auf den kleinen Antillen eingeführten Zuckerrohr in einen engern Raum gedrängt, gleichsam erstickt sind. Während auf den kanarischen Inseln die Gewürzbäume nur noch als Schmuck in einigen Gärten gehegt werden; während dort die Indigo-Pflanze nur hin und wieder im wilden Zustande wächst und der Kakao kaum für den örtlichen Bedarf ausreicht; während endlich die Baumwollenstaude fast ganz verschwunden ist und der Kaffeebaum dem Aussterben heimfällt, wuchern hier diese Gewächse unter der gewaltigen Thätigkeit eines jungfräulich gewordenen Bodens zu undurchdringlichen Waldungen. Und jene schönen Hölzer, die seit einem Jahrhundert von der Kunsttischlerei auf der ganzen Erde gesucht werden — gerade die spanische Kolonie besitzt sie in überschwänglicher Fülle. Keine Gegend der Insel liefert solche Blöcke des gereiften Mahagoni wie Azua; kein Forst solche prächtige Cedern und Ebenholzbäume wie der von Yuna. Und nicht der Luxus der feineren Möbelarbeiten allein, auch der nützliche Schiffbau findet bei diesem von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Boden seine volle Rechnung.

Noch ein höheres schifffahrtliches Interesse für Spanien bieten gewisse Küstenpunkte; namentlich sind die Buchten von Santo-Domingo und Samana als wichtige Häfen hervorzuheben. Jenes liegt nämlich an der Spitze des Delta, das von zwei großen, eine Lieue vom Meere sich vereinigenden Flüssen, Isabella und Ozama, gebildet wird. Diese beiden Hauptströme, auf ihrem Laufe von zahlreichen Nebenflüssen angeschwellt, vermischen ihre Gewässer zu einen ungeheuern Spiegel, eingerahmt von schroffen, an zwanzig Fuß hohen Felsen. — Nach Vollendung der erforderlichen Arbeiten, die Ozama-Mündung zu reguliren, wird sich erst dieses natürliche Bassin in seiner ganzen Wichtigkeit für die spanische *Metropole* der neuen Welt in ihrem vollen Glanze zeigen. Schon Fernandez Oviedo sagte zu Karl V.: „Keine spanische Stadt kann sich in der Fruchtbarkeit des Bodens, der Anmuth der Lage, der Schönheit der Straßen und Plätze, den Gärten der Umgebung mit Santo Domingo messen, und die Paläste, die Ew. Kaiserl. Majestät bewohnen, stehen an Bequemlichkeit, Umfang und Reichthum mehreren der dortigen Gebäude weit nach."

Die Halb-Insel Samana, deren Südküste mit der gegenüberliegenden von Samana-la-Mare das geräumige Haff gleichen Namens einschließen, erstreckt sich in einer Länge von funfzehn Lieues, bei einer zwischen zwei und fünf Lieues wechselnden Breite, von West nach Ost. Lange Zeit hat man sie für eine Insel gehalten. Das so gebildete Becken ist eines der prachtvollsten auf der ganzen Erde; und eine nähere Betrachtung der Lage desselben unter dem Ostwinde, der in diesen Breiten regelmäßig wehet und luvwärts von Cuba, Jamaica und dem mexikanischen Golf, macht es begreiflich, daß es von je für alle Seefahrer an diesen Gestaden ein Gegenstand des Verlangens gewesen ist. Was aber der maritimen Bestimmung dieses Punktes die Krone aufsetzt, ist der Reichthum der Umgebung an Materialien zum Schiffbau und Bedürfnissen der Seefahrt. Nicht nur ist die ganze Halbinsel dicht bewaldet, sondern der auf mehr denn zwanzig Lieues schiffbare Yuna kann auf seinen Wellen die Fichten, Cedern und anderes Gehölz, die seine Ufer säumen, bis zu seiner Mündung in die Bucht tragen. Auf derselben können dahin gelangen der Gatak (Franzosenholz), allerlei Harze, Eisen, das hier in Ueberfluß gewonnen wird, Kupfer aus der Maymon-Grube, Steinkohlen aus den entdeckten Lagern.

Und dieses schöne, weiträumige Land zählt nicht über 120,000 Seelen! Die Hauptursache dieser dünnen Bevölkerung ist aus den dorstehenden Thatsachen ersichtlich; es kamen aber seit der Abtretung an Frankreich noch mancherlei entvölkernde Störungen hinzu. Der gesundeste Theil dieser Kolonisten, den der Machiavellismus Boyer's bei der Besetzung 1822

nicht in die benachbarten Kolonien trieb, zog sich in das Innere, namentlich in den Nord-Osten in die schöne Landschaft um den Cibao zurück. In diesem Kern reiner Race, etwa 50,000 Seelen stark, konzentrirte sich die Lebenskraft des Landes, das Nationalgefühl. Freilich ist die Racenreinheit nicht in aller Strenge zu nehmen; vielmehr herrschte das Mischblut vor, mit der Einschränkung jedoch, daß das afrikanische Element sehr schwach vertreten war, und die Kreuzung der Racen mehr zwischen den Spaniern und freien Karaiben vorging; und die Familien, die aus diesen gesetzlich sanktionirten Eheverbindungen abstammen, sind stolz auf die doppelte Blutverwandtschaft. Pedro Santana rühmt sich dieser Herkunft. Es ist ein wackerer, thätiger Menschenschlag, der aber fortwährend seine Arbeiten unterbrechen mußte, um bewaffnet zur Vertheidigung an die Grenze zu eilen. Das traurige Gemälde, das der Marschall O' Donnel in seinem Bericht von dem Zustande dieser Bevölkerung entwirft, übersteigt allen Glauben. „Von den unausgesetzten, innern Kämpfen erschöpft," sagt er unter Anderm, „von den Landplagen des Papiergeldes heimgesucht, ist nur Eines zu bewundern, daß sie im Stande war, den rettenden Entschluß auszuführen, nicht völlig ihrem Elend erlag."

Die Publizisten, die heute diesen Entschluß der dominikanischen Republik so lebhaft angreifen — was würden sie sagen, wenn eines schönen Tages die französische Kolonie auf den Gedanken käme, dem Beispiel ihrer spanischen Schwester zu folgen? Und außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt dieser Ausgang nicht; vielmehr drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß Frankreich die Frucht des Liberalismus, den es längst ausgestreut, später oder früher ändern werde. Nicht umsonst hat es, noch Abschaffung der Sklaverei in seinen Kolonien zur Würde der Staatsämter diejenigen aus der vormals so verachteten Race berufen, die sich durch Bildung vorweg selbst emanzipirt hatten. Und so erscheint die Erwartung durchaus nicht überspannt, daß eines Tages ohne gewaltsame Erschütterung die Tricolore des Mutterlandes auf dem Giebel des Stadthauses in der alten französischen Kolonie flattern und die Schiffsstation aus den französischen Antillen, brüderlich eingeladen, an der Rhede von Port-au-Prince Posto fassen werde. Sind dann in Folge dieser zwiefachen Bewegung die finanziellen und administrativen Hülfsquellen zweier großen Nationen einem der schönsten Länder der Welt unter neuen Bedingungen eröffnet: dann nimmt die europäische Civilisation, gesühnt durch die lange, aber gerechte Buße für begangene Fehler, wieder von einem Boden Besitz, den heutzutage nur sie zu befruchten vermag.

Wodurch, fragen wir, ist die Rückkehr der spanischen Kolonie zum Mutterlande ein Eingriff in das internationale Recht? Zu begreifen wären die Proteste der Regierung von Port-au-Prince gegen dieselbe, wenn sie während der oben berührten 22jährigen Annexions-Periode stattgefunden hätten. Und auch dann, wo diese Annexion als „eine Eroberung der Herzen" bezeichnet wurde, bliebe immer noch die Frage, ob sie einer unumstößlichen, einer flottenbündlichen Union gleichkomme, und zwar in dem Sinne, wie sie Präsident Lincoln in seinen Erklärungen gegen die Separatisten des Südens auffaßt. Gewiß ließe sich ein merklicher Unterschied zwischen den beiden Situationen nachweisen: hier ein Rechtsbund, ausgesprochen in einer feierlichen, von aller Welt gekannten Verfassung; dort eine halb mit Gewalt, halb mit List herbeigeführte Thatsache, die man mehr in dumpfer Ergebung hin-, als auf dem Verfassungswege annahm. Doch die Erörterung würde zu weit führen, halten wir uns lieber an die Akte selbst der Kanzelei von Port-au-Prince: sie betonen besonders den Umstand, daß die europäischen Staaten die Unabhängigkeit der dominikanischen Republik anerkannt haben; allein gerade diese Anerkennung bricht dem feierlichen Protest des haytischen Präsidenten die Spitze ab. Eine Anerkennung, die trotz der bewaffneten Einsprüche Soulouque's, trotz der schriftlichen Vorbehalte Geffrard's erfolgt ist — was Anderes beweist sie, als daß kein Kabinet jemals das 1822 geknüpfte Band für gesetzlich unauflösbar betrachtete? Wenn, um die Eröffnungen des Madrider Kabinets von 1830 zurückzuweisen, man sich auf die seit acht Jahren existirende, rein thatsächliche Unabhängigkeit berief, warum will man nicht begreifen, daß eine rechtliche Unabhängigkeit, auf die sich heute die ehemals spanische Kolonie beruft, eine straks entgegengesetzte und bei Weitem günstigere Situation begründet? Eine Provinz hatte sich aus freier Machtvollkommenheit Euch hingegeben, sich aber in der Folge von Euch wieder losgesagt, um ein selbständiges Wesen zu errichten. Achtzehn Jahre erhielt sie sich in dieser von den anderen Nationen ihr bestätigten autonomischen Verfassung, kraft deren sie sich jetzt in eine andere Staatsform umzuschmelzen geneigt ist — wer will es ihr wehren? Die Begriffe Recht und Unrecht und die daraus hergeleiteten Vorschriften sind allerdings dieselben für Alle, für die Schwachen, wie für die Starken; allein das internationale Recht ist kein Regulativ eines Friedensrichters; es umfaßt vielmehr allgemeine Prinzipien, bei deren Anwendung die Gerechtsame, die Interessen und das Anpassende der Mehrzahl zu erwägen sind. Keinem Unbefangenen wird daher das Unangemessene und das Uebertriebene in der Behauptung entgehen, daß „die Besitz-Ergreifung des Ostens von Seiten Spaniens eine ebenso rechtsverhöhnende Thatsache sei, wie wenn Frankreich oder England danach gegriffen hätte." Wie, ist das Band gemeinsamer Abkunft, ist das kindliche Gefühl für den Mutterboden, jenes hochherzige Gefühl, das in den Bevölkerungen lebenskräftiger und tiefer, als in dem Individuum wurzelt, und das sich weder von den Kniffen der Diplomatie wegeskamotiren, noch von den Gewaltstreichen der Eroberung unterdrücken läßt — ist das Alles für Nichts zu rechnen? Ihr sagt, die That sei gleich unberechtigt, ob von Spanien, ob von Frankreich oder England vollbracht — nun denn, versucht es: legt die Immatriculations-Listen aus und sehet zu, wie viel Franzosen und Engländer ihre Nationalität revindiziren werden! — Die europäischen Kanzleien können und werden einmal nicht die Einheit der haytischen Republik mit den Augen der haytischen Regierung als unerläßlich für das politische Gleichgewicht der Welt ansehen; können und werden sich einmal nicht zu der Lehre bekennen, daß die Interessen der beiden Volksstämme der Insel solidarisch Hand in Hand gehen, wenn sie sich aus der Vergangenheit erinnern, daß, nachdem die französische Besitznahme durch den Ryswicker Frieden regulirt war, die beiden Nationalitäten bis zu den großen Erschütterungen von 1793 getrennt und doch friedlich neben einander wohnten.

Die Kanzleien der beiden anglo-amerikanischen Republiken, die gegenwärtig den blutigen Waffentanz begonnen haben, sind natürlich ganz andrer Meinung. Und in der That hat das Kabinet des Präsidenten Lincoln, in Uebereinstimmung mit den Publizisten, welche die Doktrin Monroe's dringend wahren, gegen den wichtigen Akt der Einverleibung protestirt, und Jefferson David, der Präsident des Südens, wird nicht säumen, dem Beispiele zu folgen. Der Kern jenes angeblichen Internationalrechts, auf das sich eben nur die Erfinder berufen, läßt sich auf den einfachen Gedanken zurückführen: Amerika darf nur den Amerikanern gehören. Vermuthlich hatte Monroe bei dieser Formel ursprünglich nur das lowinenartige Länder-Anschweißen für die Anglo-Amerikaner im Auge; die neueste Zeit jedoch gab ihr eine ganz andere Richtung und Tragweite, die Gasparin kürzlich in einer trefflichen Schrift beleuchtete. Nach den Tendenzen der neuen Föderation der Süd-Staaten heißt die Losung: Amerika den Amerikanern nichts Anderes, als: Amerika den Sklavenhaltern! Für sie ward der erste Krieg gegen Mexiko unternommen, für sie das freie Texas in einen Sklavenstaat verwandelt, für sie Mexiko dem blutigen Zwist, zur Schmach unserer Zeit, überlassen, da es gelegentlich vier prächtige Sklavenstaaten abgeben könnte; für sie endlich, ohne Zweifel, wurden die geheimen Fäden in Santo-Domingo angeknüpft, und um ein Haar wäre das Listgewebe fertig geworden. Unerwiesen aber ist Gasparin's Ansicht, daß der Bund der Sklavenstaaten ein todt geborenes Kind sei, und daß er nur zu bald bereuen werde, sich blindlings in diese blutige Krisis gestürzt zu haben. Es können vielmehr vielerlei Ursachen zusammenwirken, ihm für eine Zeit lang wenigstens eine nationale Existenz zu sichern. Angenommen nun, diese Existenz faßte Boden, und Monroe's Evangelium begänne sein Bekehrungswerk mit Wort und Faust, dürfte Europa diesem Treiben gleichgültig zusehen? „Um Gott," rief Lord John Russell dem Hause zu, „mischen wir uns nicht darein!" Schwerlich aber ist dieser Rath, der seiner Zeit gut sein mag, der Ausdruck für die wahre Politik des Volkes, das der Welt das denkwürdige, großherzige Beispiel der Abschaffung der afrikanischen Sklaverei gegeben hat. Ein Kampf von unabsehbaren Folgen gegen die Sklaverei bereitet sich vor; wenn nun Spanien darin gegen den Südbund Partei nimmt? Wenn, was doch geschehen kann, das ganze ehemalige spanische Amerika dem Mutterland sich wieder in die Arme wirft? Das sind sehr gewichtige Fragen, die heute oder morgen in den Vordergrund treten können, und die Besprechung derselben jetzt schon ist nicht so ohne Weiteres als unzeitig von der Hand zu weisen.

Bei einer unbefangen prüfenden Vergleichung der Situationen wird man leicht begreifen, daß die Trennung des spanischen Amerika vom Mutterlande, die Bolivar zu seiner Zeit so eifrig verfochten, jetzt allen Grund und Boden verloren hat. Das damals absolutistische, geschwächte, in seinen verrotteten Traditionen herabgekommene Spanien hat einem verjüngten, liberalen, in seinen constitutionellen Freiheiten mehr und mehr erstarkenden, kurz einem Spanien Platz gemacht, das sich rüstet, unter den Großmächten Europa's die ihm gebührende Stelle einzunehmen. Die französischen Publizisten, die von einem „spanischen Joche, das auf den Kolonien lastet," den Mund so voll nehmen, sollten doch etwas bescheide-

ner sein, wenn sie bedenken, daß die spanischen Kolonien in Betreff der ökonomischen Lage schon längst fast ebenso ungehemmt sind, wie die Kolonien des freien England, während Frankreich die seinigen noch immer nicht von dem grausamen Colbert'schen Monopol erlöst hat. — Offen gesagt, Mexiko hätte mehr Ehre und Nutzen davon, sich frischweg als Provinz dem constitutionellen Spanien anzuschließen, als seine Kraft länger in brudermörderischen Kämpfen vollends zu erschöpfen, der Spielball des niedrigsten Ehrgeizes, die Beute obskurer Abenteurer zu sein. Und was von Mexiko gilt, warum sollte es nicht auch von Columbien, Peru, kurz von allen unabhängigen amerikanischen Republiken spanischer Abkunft gelten? Wer weiß, ob nicht die Zeit kommt — und das wäre eines der schönsten Ergebnisse der Freiheit! — wo diese zu früh emancipirten Töchter einer vormals ohnmächtigen Mutter, beschämt ob ihrer entarteten Erschlaffung, dem Beispiele der kleinsten unter ihnen folgend, die Rechte ihrer alten, stark und groß gewordenen Nationalität aus freien Stücken ansprechen.

Noch ist diese Zeit freilich nicht gekommen. Zur Lösung der großen Aufgabe, die ihm geworden, muß Spanien bei sich zu Hause anfangen, seine Institutionen zu entwickeln, seinen Boden fruchtbar zu machen, seinen Kredit zu befestigen, die politische und soziale Lage seiner Kolonien zu verbessern; es muß endlich zu der Einsicht kommen, daß die Sklaverei auf Cuba und Portorico sich nicht verewigen dürfe, und, belehrt durch das drohende Beispiel der Vereinigten Staaten, wird es die systematische Vertagung der Lösung dieser Frage für das erkennen, was sie ist, für die unheilvollste Taktik. Mit der Einverleibung der östlichen Kolonien erklärt das spanische Kabinet thatsächlich, daß die Sklaverei, die hier längst aufgehört hat, niemals wieder eingeführt werden soll.

Es ist freilich vorauszusehen, daß die englische Eifersucht, die sich heute gegen die Durchstechung der Landenge von Suez sträubt, auch dieser Rehabilitation Spaniens feindlich in den Weg treten werde; allein wider die Idee der Abolition, die in der allgemeinen Politik Englands eine so bedeutende Stelle einnimmt, wird der Antagonismus auf die Länge nicht Stich halten. Spanien muß, wie Italien, wieder eine Macht ersten Ranges werden; beide Halbinseln müssen Marinen besitzen, stark genug, im Nothfalle sowohl einander, als Anderen das Gleichgewicht zu halten. Der Riß in der amerikanischen Union kann — das scheint man bis jetzt unbeachtet gelassen zu haben — das maritime Gleichgewicht gar sehr in's Schwanken bringen. Das Seerecht der neueren Zeit hatte sich unter dem Schirm des auf seine Unabhängigkeit so stolzen Sternenbanners gebildet, und nur Schutzwehr der Neutralen ist kein Protokoll so wirksam, wie eine große Seemacht, die außerhalb der Kriegführenden steht. Während dem Riesenkampfe zwischen England und Frankreich wäre gewiß Europa nicht ausgehungert worden, wenn schon damals die Union ihrer Seemacht die imposante Ausdehnung gegeben hätte; eine Ausdehnung, die, wie die Sachen jetzt stehen, vielleicht auf lange Zeit gehemmt wird; ja, kaum kann man sich des Zweifels erwehren, daß ihre Seemacht überhaupt auf dem Spiele steht. — Nicht nur blos für die Politik Frankreichs, sondern für die Weltpolitik ist es demnach von höchstem Belang, Spanien in seinem Aufschwung zu einer Seemacht zu fördern und — was diesem Aufschwung zu Gute käme — die Entwickelung seiner kolonialen Kräfte zu begünstigen.

„Das sind Träume," wird man vielleicht sagen; zugegeben! allein besser, selbst auf die Gefahr hin, für einen Schwärmer zu gelten, seine Blicke auf eine noch so ferne Zukunft zu richten, als immer und immer wieder auf die Vergangenheit zurückzuschauen. Es hat eine Zeit gegeben, wo jeder Riß zwischen Kolonie und Mutterland von dem enrapäischen Liberalismus zujauchzend begrüßt wurde — das hat sich geändert: eine wahrhaftere, liberale Politik sieht jetzt klarer; sicherer und segensreicher erscheint ihr die Emancipation der Kolonien Kanada und Australien, die unter dem Schutz der ruhmreichen Flagge ihres Mutterlandes sich einer wirklichen Autonomie erfreuen. Vielleicht ist der Moment nicht mehr fern, wo diese großen Lehnsträger, zur vollen, sozialen Mannheit gereift, noch das letzte Band der Lehnsherrlichkeit, das sie an das Mutterland knüpft, als drückend abstreifen; dann aber ist sicherlich die Zeit gekommen, wo die Trennung ohne gewaltsames Abreißen vor sich gehen kann; die Zeit, die einer der größten britischen Staatsmänner vorausgesehen und in einer Darstellung der Kolonial-Politik die edlen und weisen Worte gesprochen: „Mögen unsere Kolonien an Reichthum und Bevölkerung gedeihen, komme dann für dieses große Reich, was da kommen mag: wir haben die Beruhigung, daß wir zur Civilisation und zum Glück der Welt das Unsere beigesteuert."

Nord-Amerika.

Civilisation und Barbarei in Europa und den anderen Welttheilen.*

Im Innern der Insel Borneo hat man eine Art Wilde gefunden, die halb Menschen und halb Thiere zu sein scheinen, und deren Familienähnlichkeit auch auf den Philippinen existirt. Sie gehen fast aufrecht und erreichen beinahe vier Fuß Höhe, sind dunkelfarbig, runzlig und haarig, errichten keine Wohnplätze, bilden keine Familien und verkehren überhaupt fast gar nicht mit einander. Sie schlafen in Bäumen oder Höhlen, fressen Schlangen, Ungeziefer, Ameisen-Eier, Mäuse und sogar sich gegenseitig selbst. Sie können weder gezähmt, noch zu irgend einer Arbeit gezwungen werden. Man jagt und schießt sie wie Gazilla's, von welchen sie eine verhunzte Abstammung zu sein scheinen. Werden sie lebendig gefangen, so entdeckt man mit Erstaunen, daß ihr häßliches Geschnatter wie eine Art Sprache klingt. Sie zeigen ein menschliches Gesicht und starren ihren Ueberwinder erschrocken an. Und diese elenden Geschöpfe sind Menschen — Menschen, das Ebenbild Gottes, zur Unsterblichkeit gebaren, des Fortschritts fähig, und nur dem Grade nach von Shakspeare und Sokrates verschieden.

Nur eine leichte Kluft trennt diese traurige Niedrigkeit von der vollkommensten Höhe menschlicher Entwickelung. Eine leicht verfolgbare Spur verbindet diese verstoßenen Kinder mit den historisch gefeierten Racen der Welt: mit dem Assyrer, Aegypter, Araber und Juden, mit dem schönen Griechen, dem starken Römer, dem leidenschaftlichen Italiäner, dem stattlichen Spanier, dem trägen Portugiesen, dem glänzenden Franzosen, dem freien Bewohner des Nordens, dem geistreichen Deutschen, dem energischen Engländer und dem letzgebornen Erben der Zeit, dem „smarten" Amerikaner.

Was macht den Unterschied aus?

Nicht die Farbe, denn die niedrigsten Racen scheinen niemals die schwärzesten gewesen zu sein, und die Erbauer der Pyramiden waren viel dunkler, als die Bewohner der Aleuten. Nicht die ungemischte Reinheit des Blutes, da der Tscherkesse, der reinste Typus der vornehmsten kaukasischen Race, dem Kulturhistoriker keinen andern Stoff liefert, als den Muth der Männer und die Entwürdigung der Frauen. Nicht die Religion, denn aufgeklärte Nationen sind unter jedem großen historischen Glauben entstanden, während selbst das Theistenthum sein Abessinien und Arkansas hat. Nicht das Klima, denn jeder Theil des Erdballs hat beide Extreme gesehen. Wir können nur sagen, daß es eine unerklärliche Stufe des Fortschritts giebt, die wir Civilisation nennen. Es ist die Entwickelung des Menschengeschlechts zu der vollkommensten Reife der Kraft, um organisirte Institutionen zu gründen und aufrecht zu erhalten. Es ist der Einzug der Literatur und Kunst, das friedliche Nebeneinanderliegen des Löwen und des Lammes, ohne daß der Löwe, wie die Fabel sagt, das Lamm in sich hat.

Diese große Umwandlung zeigt uns unzählige Eigenthümlichkeiten, darunter eine ganz besondere, die aber meist ignorirt oder übersehen wird: es ist das geheime Mißtrauen der Civilisation gegen sich selbst. Wir werden niemals müde, öffentlich zu erklären, welchen großen Gewinn sie den Sitten, der Moral und dem Verstand gebracht habe. Daneben hört man aber nicht selten, daß dieser Gewinn durch entsprechenden physischen Verfall erkauft worden sei. Dieses Mißtrauen ist von Emerson am besten geschildert worden: „Die Menschheit schreitet niemals vorwärts, sie verliert auf der einen Seite, was sie auf der andern gewinnt."

Welcher Kontrast zwischen dem eleganten Amerikaner, mit Uhr, Bleistift und Wechsel in der Tasche, und dem Neuseeländer, dessen Eigenthum in einer Keule, einem Speer, einer Decke und dem zwanzigsten ungetrennten Theil einer Hütte besteht, die ihm als Schlafstelle dient!

Aber vergleicht die Gesundheit beider: wie schlaff und stark der Wilde, und wie verweichlicht der Weiße, der seine ursprüngliche Kraft längst eingebüßt hat.

Nach Schilderungen von Reisenden kann man den Wilden mit einer Holzart verwunden, und das Fleisch würde in ein oder zwei Tagen wieder so gut zusammengeheilt sein, als hätte man in sumpfige Erde geschlagen, während dieselbe Wunde den Weißen in's Grab stürzen würde. — Ein trauriges Faktum, wenn es eins wäre!

Der Mensch ist ein fortschreitendes Wesen. Wie sich der Verstand beim Kinde erst allmählich entwickelt, so kann auch der Wilde erst nach und nach der Civilisation näher gebracht werden. Freilich kann der Mensch

* Nach dem American Monthly.

Jahrhunderte lang ohne Geist existiren, während der Körper nicht eine Sekunde lang fehlen darf. Alleia wenn die Civilisation die physische Kraft hoffnungslos der geistigen opfern müßte, und der Barbarismus nur die geistige der physischen, dana wäre dieser ohne Frage im Vortheil, insofern er für die wesentlichsten Hauptbedingungen sorgen und das Uebrige abwarten kann.

Sydney Smith hat in seinem Werke über „Moral-Philosophie" diesen Punkt der physiologischen Verzweiflung stark hervorgehoben:

„Nichts ist natürlicher, als daß das soziale Leben den animalischen Kräften der Menschheit ungünstig ist. Ein Choctaw kann von London nach Oxford laufen, ohne sich auszuruhen; ich hingegen setze mich in die Postkutsche und benutze die Zeit, die jener zum Laufen braucht, etwas Nützliches zu lernen. Es würde für mich nicht nur nutzlos sein, wie ein Choctaw laufen zu lernen, sondern auch närrisch und unwürdig."

Hätte sich der wackere Gelehrte nur der unwürdigen Kunst des Laufens ergeben, so könnte sein Tagebuch nicht berichten, er habe die Gewohnheit gehabt, des Morgens zwei Stunden zwinkernd und zweifelnd im Bett zu liegen, oder daß er den ganzen Tag in körperlicher Ermüdung über seine Faulheit zugebracht habe. Auch würde er nicht nöthig gehabt haben, die schreckliche Rüstung gegen Rheumatismus zu ersinnen: Blechschuhe, Blechkragen, Blechhelm und blechernes Sitzkissen, Alles mit kochendem Wasser gefüllt.

Zum Glück der Menschheit ist die Angst vor den Schwächen der Civilisation ganz grundlos; der Fortschritt der richtigen Erkenntniß zerstreut sie.

Civilisation ist Kultur, ganze Kultur, und selbst in ihrem jetzigen unvollkommnen Zustande läßt sie nicht nur physische Erziehung zu, sondern **befördert** sie.

Der traditionelle Ruhm des Wilden in Bezug auf Körperkraft bleibt weit hinter der medizinischen Statistik zurück; es ist vollständig erwiesen, daß die Wilden, die man von der Wiege bis zum Grabe beobachtet hat, weder reich noch klug genug sind, ihren Körper gut zu entwickeln und zu erhalten. Er ist im Gegentheil, im Vergleich zu dem Gebildeten, klein und kränklich und lebt nur kurze Zeit.

Die großen Athleten der Welt, welche das höchste Alter erreichten, und die mächtigsten Armeen waren civilisirte. Durchschnittsalter, Gesundheit, Größe und Kraft sind jetzt unter den Völkern am Höchsten gediehen, wo Wissenschaft, Pflege und gebildete Lebensbefriedigung am Weitesten entwickelt sind.

Und doch sollte man, nach der allgemeinen Klage, fast glauben, daß alle Civilisation ein langsamer Selbstmord sei, und Verfeinerung und Kultur die Menschen in einen Zustand versetzen, in welchen sie den fast nur aus Kopf und Flügeln bestehenden Engeln auf Grabsteinen gleichen würden. Man muß zugeben, daß der geschichtliche Aberglaube diesem Wahne günstig ist, die Thatsachen aber ungünstig. Nach diesem Aberglauben sind **die Völker** seit der Schöpfung von einem Jahrhundert zum andern rückwärts gegangen, so daß der ursprüngliche Adam zweimal so groß wie die Webster-Statue gewesen sein muß. Die Phantasie fliegt gern über nüchterne Thatsachen hinaus.

Homer und Virgil ließen niemals ihre Helden Steine werfen, ohne uns zu sagen, daß andere Helden in Glashäusern wohnen, wo sie mit Steinen geworfen werden. Xenophon, der über den zunehmenden Luxus in Persien trauert, sagt, die moderne Verweichlichung habe einen solchen Grad erreicht, daß die Männer sogar Futterale für ihre Finger erfunden haben, die sie Handschuhe nennen.

Homer und Virgil haben weder die Steine ihrer Helden, noch ihre eignen betreffenden Worte gewogen.

Es ist wunderbar, wie gern Menschen in entlegenen Gegenden den Touristen einreden, sie könnten zwölfhundert Pfund heben. Und mancher junge Ruderer beweist uns, daß er seine Meile schneller zurücklegen könne, als Ward oder Clark, wenn wir ihm nur **sein** Raum- und Zeitmaß lassen. Die Spuren solcher Uebertreibungen sind leicht zu verfolgen: alte Seeleute zum Beispiel, wie viele Dinge haben sie gesehen, die es gar nicht giebt?

Wie angenehm war es ihnen, ferne Barbaren-Reiche mit Riesen zu bevölkern? Jakob Hartop, der drei Mal eine Seejungfer, in der Nähe von Bermuda, bis an die Brust über Wasser sah; Harris, der am Südpol solch' entsetzliche Kälte ertrug, daß einst seine Nase, als er sie heftig schneuzte, in's Feuer flog und nie wieder zum Vorschein kam; Knyvett, der in denselben Regionen war, und einst seine gefrornen Strümpfe und damit seine Zehen mit abzog, die ihm vom Schiffsarzt wieder angesetzt wurden!

Solche Leute sahen natürlich Riesen, und wir sind ihnen noch großen Dank schuldig, daß sie uns auch von Zwergen berichten, um die Selbstachtung in uns aufrecht zu erhalten.

In der Magellan-Straße z. B. sahen sie drei oder vier Tausend Zwerge mit Mäulern von einem Ohre bis zum andern, während sie am andern Ufer Riesen fanden, deren Fußstapfen viermal so groß waren, wie die der Engländer, was gewiß viel sagen will.

Die einzige Art, solche Angaben zu untersuchen, ist, sie mit den späteren Forschungen zu vergleichen. Im Jahr 1892 z. B. entdeckte ein Holländer Namens Rogewein, das östliche Australien. Die Regierung hatte ihm die Mittel unter der Bedingung bewilligt, daß er die Kosten aus dem Gewinn seiner Entdeckungen zurückerstatte. In Folge dessen macht er seine Insulaner zu Riesen, zweimal so groß, als die größten Europäer. Sie maßen Einer wie der Andere zwölf Fuß, so daß man mit Leichtigkeit zwischen ihren Beinen hindurchlaufen konnte, ohne sich bücken zu müssen. Die Stärke ist natürlich im Verhältniß zur Höhe.

Um ganz vorsichtig und genau zu sein, warnt er uns vor der Ansicht, daß die Frauen eben so groß seien, als die Männer, da jene gewöhnlich nur zehn bis elf Fuß groß würden.

Süße, nette Geschöpfchen müssen's gewesen sein, und gewiß fand sich Capitain Cook, der fünfzig Jahre später dieselbe Insel bereiste, sehr enttäuscht, als er keinen Menschen über **sechs** Fuß Höhe fand.

Abgesehen von diesen Thatsachen, giebt es noch eine allgemeine Wahrheit, die gegen den physischen Ruhm der wilden Stämme spricht: sie können sich nicht hinreichend fortpflanzen und gehen immermehr ihrem Untergange entgegen. Wenn sie von den Weißen entdeckt werden, erzählen sie gewöhnlich Geschichten ihrer eignen Verminderung in großen Zahlen, und in Folge dessen wird die Abnahme noch beschleunigt. Sie sind arm, unwissend und unvorsichtig; sie werden von andern Völkern mit Gewalt unterdrückt, oder erschöpfen sich gegenseitig selbst. Krieg, Mißgeburten und Kindermord verheeren sie, ehe sie das Mannesalter erreichen; Pestilenz, Hunger und Pocken vertilgen ganze Stämme.

Unter dem strengen Klima der Eskimos sowohl, als unter dem milden Himmel von Tahiti, zeigt sich derselbe Verfall.

Parkman berichtet uns, daß 1763 die ganze Zahl der Indianer am östlichen Mississippi kaum zehn Tausend gewesen sei, und diese betrauerten schon ihren eignen Untergang. Fast alle Reisende, welche die Länder der Wilden besuchen, bestätigen die Seltenheit alter Leute und junger Kinder.

Die Wilden, die wir auf ihren Raubzügen sehen, sind natürlich immer die ausgesuchtesten Männer des Stammes. Der Beobachter zählt nicht die große Menge, die im Verlauf der Zeit umgekommen sind. Die Civilisation erhält in jeder Generation eine große Zahl, die in der Wildheit frühzeitig umgekommen sein würden.

Die Millionen unserer Invaliden können ihre Krankheit nicht der Civilisation schuld geben, im Gegentheil verdanken sie derselben ihre **Erhaltung**.

Es ist allerdings schmerzlich, daß dein kranker Freund von Kiefschaft leben muß; allein wäre er unter den Barbaren geboren, so würde er ihn weder bekommen haben, noch überhaupt so weit wieder hergestellt worden sein, ihn trinken zu können.

Ueberdem ist jetzt hinreichend ermittelt, daß diese ausgesuchten Ueberbleibsel der Wilden gewöhnlich an denselben Krankheiten leiden, denen ihre civilisirten Kameraden ausgesetzt sind, Erstere aber nicht die Lebenskraft der Letzteren besitzen, ihnen zu widerstehen.

Jeder Weiße wird von den Wilden für einen Arzt gehalten, von dem er von allen Dingen Medizin verlangt, wenn nicht die rechte, denn doch die falsche, und wenn auch diese nicht da ist, hilft oft schon ein geschriebenes Rezept, das er verschlingt.

Die ersten Missionaire der Südsee-Inseln fanden Bucklige, Wassersüchtige, Krebs- und andere Kranke vor. Der englische Bischof von Neuseeland landete einst auf einer einsamen Insel, wo noch niemals ein Schiff hingekommen war, und fand die ganze Bevölkerung von Fiebern befallen. Rothe Ruhr, Gliederlähmung, Rheumatismus, Zahnschmerzen, schlimme Augen ꝛc., kommen bei Wilden öfter vor, als bei uns.

Der Wilde kann die Verpflanzung in ein anderes Klima nicht aushalten, während der Weiße, der seine Lebensweise dem Klima gemäß einrichtet, jenen in seinem eigenen Lande an Kraft und Ausdauer übertrifft. Nachdem **Kane** einmal gelernt hatte, wie man im Lande der Eskimos leben müsse, lebte er besser, als diese selbst, und er sagt ganz bestimmt, daß ihre Widerstandskraft nicht größer sei, als die der gut vorbereiteten Reisenden. Der civilisirte Ausländer vermehrt sich und gedeiht in jedem Klima.

Der starke Neuseeländer hat im Durchschnitt zwei Kinder, während

die Familien der englischen Kolonisten größer sind, als zu Hause, was gewiß viel sagen will.

Die schrecklichste Thatsache unter den Wilden ist, daß sie der Civilisation gegenüber sich nicht halten, nicht zu sittlicher Anstrengung erhoben werden können. Der Wilde sieht seinen Stamm aussterben und kann nur trinken, um es zu vergessen. Der Gebildete hingegen hat eine wunderbare Kunst der Wiederbelebung; er begeht Irrthümer und verbessert sie; er sündigt und bereut, er sinkt und erhebt sich wieder.

So viel im Allgemeinen. Nun besondere und andere Seiten der Sache.

Die Rüstungen mittelalterlicher Ritter sollen für ihre modernen Nachkommen zu klein sein. Hamilton Smith berichtet, daß zwei Engländer mittlerer Größe in der ganzen großen Sammlung von Sir Samuel Meyrik keinen einzigen passenden Anzug fanden; sie waren alle zu klein. Weder der orientalische Säbel paßt für eine englische Hand, noch das Armband des Kaffern-Kriegers dem englischen Arm. Die Schwerter aus den römischen Gräbern haben unbequem kleine Griffe, und das große zweischneidige Schwert ist, wie man vermuthet, nur für ein oder zwei Schläge beim ersten Angriff gebraucht, und dann durch ein kleineres ersetzt worden.

Angaben eines Aristoteles, Homer und Vitruvius, die ihre größten, vollständig ausgewachsenen Männer als sechs Fuß hoch darstellen, und die unwiderlegbaren Zeugen der alten Thore, Bettstellen und Grabmäler geben uns genau die Durchschnittsgröße der Raçen an, die in unseren Tagen sicher nicht abgenommen hat.

Alle die riesigen Knochen haben sich als thierische erwiesen.

Die enormen Wilden, Riesen und gigantischen Völkerstämme haben sich in Reise-Fabeln aufgelöst; selbst die Patagonier sind bis auf fünf Fuß zehn Zoll zusammengeschrumpft, und dies ist nur ein Zweig einer Raçe, die „Abiponen;" die andern waren entschieden noch kleiner.

Wir können aus eigner Erfahrung lernen, wie unwiderstehlich unsere Phantasie geneigt ist, allen starken und kriegerischen Völkern ungeheure Proportionen zu geben. Die meisten Menschen z. B. bilden sich ein, die schottischen Hochländer seien ein Geschlecht von Riesen, und doch war Karl Eduard, dessen Höhe fünf Fuß neun Zoll betrug, größer, als seine ganze hochländische Armee.

Genaue Untersuchungen der Kraft und Stärke liefern dasselbe Ergebniß.

Frühere Reisende in den Indianer-Ländern, wie Hearne, Mackenzie und frühere Missionäre der Südsee-Inseln berichten uns über Wettkämpfe, in welchen sich die Eingebornen nicht mit den besser genährten, gekleideten und erzogenen Europäern messen konnten. Als die französischen Gelehrten Peron, Regnier und Ranfonet mit ihren Dynamometern auf den Inseln des indischen Oceans experimentirten, fanden sie mit Erstaunen, daß ein mittelmäßiger, englischer Seemann vierzig Procent und ein mittelmäßiger Franzose dreißig Procent stärker war, als der stärkste Insulaner. Auch beim Vergleich der verschiedensten europäischen Raçen findet sich unleugbar die höchste körperliche Kraft auf der Seite höchster Civilisation.

Robert Stephenson berichtet uns, daß die englischen Erdarbeiter, die an den Eisenbahnen des Kontinents arbeiteten, zweimal so große Spaten hatten, als ihre kontinentalen Arbeitsgenossen und auch gewöhnlich doppelt bezahlt wurden. Quetelet's Experimente mit dem Dynamometer an Studirenden zeigten dasselbe Resultat: obenan stand der Engländer, dann kam der Franzose, dann der Belgier, dann der Russe, dann der Bewohner des südlichen Europa; denn diese Raçen, die einst die östliche und westliche Welt regierten, haben mit dem Stillstand der Civilisation an geistiger und körperlicher Kraft verloren.

Man kann nicht läugnen, daß die Beobachtungen über diesen Gegenstand noch immer sehr unvollkommen sind, aber das haben sie bereits sicher ergeben, daß sie alle zu Gunsten der Civilisation gegen den Naturzustand sprechen.

Was statistische Angaben betrifft, so haben sich die Franzosen vor allen Andern unparteiisch gehalten, auch sind ihre Urtheile immer die zuverlässigsten gewesen. Man muß gerechter Weise hinzufügen, daß sich ihre Beobachtungen nur auf Neuholland und Van-Diemens Land beschränken, wo keineswegs wirkliche Barbaren sind. Es trifft sich deshalb glücklich, daß die französischen Angaben durch weitere Vergleiche von A. S. Thomson, dem Regiments-Arzt der britischen Armee, vervollständigt worden sind. Wir finden sie im siebzehnten Band des Journals der „London Statistical Society." Dr. Thomson stand mit seinem Regimente in Neuseeland und hatte dort die Aufgabe, allen Eingebornen im englischen Dienste die Pocken zu impfen. Natürlich waren die Insulaner, die das Experiment zu bestehen hatten, ausgesuchte Männer, da nur körperlich kräftige und gesunde Gestalten zum Dienst genommen wurden. Außerdem waren sie gewöhnt, schwere Lasten zu tragen und deshalb auch besser genährt, als die Meisten ihrer Landsleute.

Der neuseeländische Stamm ist im Allgemeinen ein ausgezeichneter Typus des Barbarismus: frisch aus dem gänzlich wilden Zustande hervorgegangen und bis zur vorletzten Generation aus Kannibalen bestehend, sind sie demjenigen Volke am ähnlichsten, von denen man die wunderbaren Kuren der Fleischwunden, auf die Emerson aufmerksam macht, erzählt. Cook und andere Seefahrer haben ihr physisch robustes Aussehen gelobt, und ohne Zweifel sind sie auch nebst den Fidgi's und Malayen die bedeutendsten insulanischen Raçen. Sie werden unseren amerikanischen Indianern sowohl, als auch den Kaffern und den Joloff's, gewiß einer der schönsten afrikanischen Raçen, gleichgestellt.

Genaue Vergleiche zwischen den neuseeländischen Raçen und den anglo-sächsischen, haben nach Dr. Thomson Resultate geliefert, die sich am besten in folgender Tabelle anschaulich machen lassen.

	Größe	Zahl	Durchschnitt
Neuseeländer		147	5 Fuß 6 3/4 Zoll
Studenten in Edinburg		800	5 „ 7 1/10 „
Klasse von 1860 Cambridge (Massachussetts)		106	5 „ 7 3/5 „
Studenten in Cambridge (England)		80	5 „ 8 3/5 „

	Gewicht	Zahl	Schwere
Neuseeländer		146	140 Pfund
Soldaten im 58. Regiment		1778	142 „
Klasse von 1860 Cambridge (Massachussetts)		106	142 1/2 „
Studenten in Cambridge (England)		80	143 „
Männer in Boston gewogen U. S. Mechanics Fair 1860		4369	146 3/4 „
Cambridge, England,		—	151 „
Engländer, Dr. Thomson		2648	148 „
Revolutions-Offiziere in West-point den 10. August 1778		11	226 „

	Brustfläche		
Neuseeländer		151	35. 36 Zoll
Soldaten im 58. Regimente		628	35. 71 „

	Hebekraft		
Neuseeländer		31	367 Pfund
Studenten in Edinburg, 25 Jahr alt		—	416 „
Soldaten im 58. Regiment		33	422 „

Anmerk. Die durchschnittliche Hebekraft der Neuseeländer war von 250 bis 420 Pfd., unter den Soldaten von 350 bis 405 Pfd

Aber die größten Triumphe feiert die Civilisation beim Vergleichen der Lebensdauer. Hier liefern nun die Lebensversicherungs-Tabellen freilich neue Quellen. Natürlich erreichten die Menschen zur Zeit des Wunderglaubens ein enormes Alter; die Hindus' z. B. geben ihren Ahnen, nach ihren heiligen Büchern, eine Lebensdauer von vierzig Millionen Jahren. Gewiß ein hübsches Alter.

Die neue Wissenschaft der Statistik kann sich solcher Zahlen nicht rühmen, dafür stellt sie aber erfreuliche Thatsachen fest: nämlich zunächst im Allgemeinen, daß wir mit fortschreitender Civilisation im Durchschnitt bis 25 Procent mehr Lebensdauer gewonnen haben. In Genf z. B., wo seit dreihundert Jahren sehr genaue Verzeichnisse geführt worden sind, scheint die durchschnittliche Lebensdauer der Städtebewohner von 1560 bis 1600 einundzwanzig Jahre zwei Monat gewesen zu sein; im nächsten Jahrhundert fünfundzwanzig Jaher und neun Monat, im darauf folgenden zweiunddreißig und neun Monat und 1833 vierzig Jaher und fünf Monat.

Dies beweist, das während der drei letzten Jahrhunderte des gesellschaftlichen Fortschritts die durchschnittliche Lebensdauer in Genf beinahe um das Doppelte gestiegen ist.

In Frankreich hat man berechnet, daß das menschliche Leben seit einem Jahrhundert, trotz Revolutionen und Napoleonen, jedes Jahr zwei Monat gewonnen hat. Man hat ferner aus Quellen des vierzehnten Jahrhunderts bewiesen, daß das Sterblichkeits-Verhältniß in Paris Eins zu Sechzehn war; jetzt verhält es sich wie Eins zu Zweiunddreißig. Also ein Gewinn von hundert Procent in fünfhundert Jahren!

In England ist man noch viel schneller vorwärts gekommen. Im

Jahr 1690 verhielt sich die Sterblichkeit wie Eins zu Dreiunddreißig, 1780 Eins zu Vierzig und jetzt Eins zu Sechzig, während in dem halbbarbarischen Rußland noch je Einer von Siebenundzwanzig stirbt.

Es wird nun keinem medizinischen Statistiker mehr einfallen, den Ausspruch Hufeland's, daß ein gewisser Kulturgrad für die Erhaltung der physischen Kraft und zur Beförderung der Lebensdauer nothwendig sei, anzugreifen. Alle Thatsachen vereinigen sich in dem Beweise, daß der civilisirte Mensch dem Barbaren an physischer Kraft überlegen ist.

Es mögen sich gewisse Raçen in dieser oder jener Fähigkeit ausgebildet haben, worin sie sich dann auch vor andern, die nicht in dieser Spezialität geübt sind, auszeichnen, wie z. B. die Sandwichs-Insulaner im Schwimmen und die Indianer im Laufen. Aber erstere kommen dem civilisirten Schwimmer und letztere dem kunstgebildeten Schnellläufer nicht gleich. Im Tauchen hat Mr. Atkins von Liverpool, der kürzlich in eine Tiefe von 230 Fuß drang und nach einer Minute und elf Sekunden wieder über Wasser war, Alle übertroffen.

In der Wildniß und in den Prairien herrscht die allgemeine Ansicht, daß Kultur und Verfeinerung die Raçen schwäche; es ist gar nicht wahr, sie *bilden* blos.

Eine starke Hand verliert ihre Muskeln nicht unter einem Glacé-Handschuhe, und ein Held in einem rothen Hemd kann auch einer im *weißen* sein.

Civilisation, so unvollkommen sie bisjetzt auch ist, hat uns bereits bessere Nahrung, bessere Luft und bessere Sitten gebracht; sie giebt uns systematisch-physische Erziehung und durch Verfeinerung des Nervensystems dieselbe Quantität muskulöser Kraft mit viel *besserer Verwendung*.

Die jungen englischen Fähndriche und Lieutenants, die bei Waterloo dem Tod wie einem Cricket-Spiel entgegen gingen, waren Früchte der Civilisation, Repräsentanten der Aristokratie ihres Landes. Wir müssen in dieser Beziehung uns und unsere Kinder alle zu englischen Aristokraten zu erziehen suchen.

Es ist jetzt noch nicht an der Zeit, die Einzelheiten zur Ausführung dieser großen Frage vorzuschlagen, da der Volksgeist noch nicht vollständig dafür erwacht ist. Kommt die Zeit, so können die nothwendigen Vorkehrungen bald getroffen werden, wenigstens was die Knaben betrifft, denn die physische Erziehung der Mädchen ist ein viel schwereres Problem.

Die Organisation ist feiner und complicirter, und Beobachtungen sind nicht genau und mit geringem Erfolg gemacht worden.

Jeder intelligente und kräftige Mann kann die physische Erziehung von fünfzig Knaben übernehmen und darf hoffen, sie bei leichter und klarer Methode Alle zu kräftigen Männern zu erziehen, so zart ihre Organisation auch immer sein mag. Aber welcher weise Mann, aber welche Frau kann einen ähnlichen Erfolg für fünfzig amerikanische Mädchen erwarten?

Die wichtigste Frage für uns ist jetzt die: wie sichern wir den amerikanischen Frauen die physischen Vortheile der Civilisation? Ohne die Lösung derselben kann kein dauernder Fortschritt erzielt werden.

Schon die Sandwichs-Insulaner haben erkannt, von welcher Wichtigkeit die physische Erziehung des weiblichen Geschlechts ist, wie uns folgendes von ihnen erfundene Sprüchwort beweist:

„If strong be the frame of the mother
Her son shall make laws for the people."

Aber in diesem Lande ist es keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß das männliche Geschlecht von einem ganzen Schwarm kranker Damen umgeben ist und dennoch zu Männern heranwächst. Daß er später selbst der Mann einer kranken Frau und der Vater einer kranken Tochter wird, und endlich so weit geht, Kränklichkeit als den normalen Zustand des weiblichen Geschlechts anzusehen, das ist wahr, und traurig, daß es wahr ist!

Wenn ich an schönen Sommermorgen dem Schwarm der Schulmädchen nachblicke, die sich mit rosigen, jugendlichen Gesichtern, im Liliengewand, mit gelocktem Haar und keckem Strohhütchen durch die Straßen drängen, und von stolzen Müttern als wahre Muster weiblicher Vollkommenheit preisen höre, so sehe ich schon die unnatürliche Nähe des Verblühens, den lebendigen Tod, der ihrer so bald wartet und weiß, daß die größte Zahl dieser schönen Kinder unbewußt einer trüben, unglücklichen, kraft-, freuden- und nutzlosen Reife entgegengeht. Unter den unendlichen Triumphen der fortschreitenden Civilisation scheint eine furchtbare Gefahr zu lauern, und zwar ganz besonders in Nord-Amerika.

Wir zweifeln jedoch nicht, daß die Gefahr bei fortschreitender Wissenschaft vorübergehen wird. Die Schnelligkeit, mit welcher man Hülfsmaßregeln ergreift, namentlich wenn sie unerläßlich werden, steht im Verhältniß mit unserer nationalen Rastlosigkeit.

Wenn uns eine amerikanische Mutter mit Stolz sagt, daß ihre Tochter zwei Meilen ohne Anstrengung gehen kann und wieder zurück, so erscheint uns diese Prahlerei entsetzlich; allein, wenn wir lesen, daß die Königin der Sandwichs-Inseln Capitain Wallis mit solcher Leichtigkeit über einen Sumpf hob, als hätte sie ein kleines Kind, so gewährt uns das doch einigen Trost. Brunhilde in den Nibelungen bindet ihren ungezogenen Liebhaber mit ihrem Gürtel und hängt ihn an die Wand. Emmburga, Frau des Herzogs Ernst von Lithauen, konnte zwischen ihren Fingern Nüsse knacken und mit ihrem Daumen Nägel in die Wände schlagen. Ob sie jemals ihren Mann unter diesem Daumen gehabt, ist nicht berichtet. Hier darf auch Lady Butterfield nicht vergessen werden.

Sie erließ 1700 in Wanstead (Essex, England) folgende Anzeige: „Ich benachrichtige meine geehrten Herren und Damen und lieben Freunde, daß Lady Butterfield Jeden, Herren oder Damen, auffordern läßt, mit ihr um die Wette zu reiten, zu springen oder zu laufen. Ich bin bereit, diesen Kampf mit jeder, sieben Jahre jüngeren Engländerin aufzunehmen; dieselbe darf jedoch nicht einen Tag älter sein, da ich nicht wünsche, meinen langjährigen Ruhm (denn ich bin jetzt 74 Jahr alt) verdunkelt zu sehen."

Allein die übersiedelte Raçe, die sich in einem Jahrhundert von Delft-Hafen bis San-Franzisko durchgeschlagen, braucht sich ihrer Heldenthaten um so weniger zu schämen, als sie auf diesem Wege eine Riesen-Arbeit vollbracht, die jeder geschichtlichen Großthat an die Seite gestellt werden kann. Als die Civilisation von diesem Theil der Erde Besitz nahm, fand sie eine unermeßliche Decke von fast unberührtem Urwald und wildester Vegetation, vom Landungsplatz bis in die Prairien. Diese Wildniß mußte der verdrängenden Kultur zugänglich und nutzbar gemacht werden. Was waren da die wüthenden Indianer — der drohende Hunger — die lauernde Pest — gegenüber einem so furchtbaren Hinderniß? Nicht mit bloßem Muth, mit bloßem Scharfsinn oder Geschicklichkeit; auch nicht mit Yankee-Weisheit oder einer Arbeits-Maschine, die nur einen Kopf ohne Hände hat, konnten sie dagegen ankämpfen; sondern nur mit der ausdauerndsten Energie und der unermüdlichsten, körperlichen Muskelkraft für jeden Axtschlag.

Und dieser unermeßliche Urwald ist in zwei Jahrhunderten gänzlich gefällt worden, Baum für Baum!

Was sind die Pyramiden gegen solche Arbeit? Es giebt keine zweite ähnliche Heldenthat in der ganzen Geschichte.

Und doch lastet auf diesem Stück Erde noch ein Wald des moralischen Elendes, der viel entsetzlicher, als jener; eine Schranke, dichter und dunkler, ein Sumpf der Unmenschlichkeit, ein Barbarismus, vor dem die Civilisation bisher still stehen mußte und dem sie nicht einmal „Halt" zurufen konnte. Doch es wird ihm jetzt Halt geboten; es erhebt sich ein Schrei mitten heraus, als hätte sich der lichte Tag in Nacht verwandelt.

Was auch zunächst aus Amerika werde, seine einzige, wahre, manifestirte Bestimmung ist der Triumph gesunder, wahrer Civilisation über Barbarei in jeder Gestalt und Verhüllung.

Mannigfaltiges.

— *Die katholische Publizistik.* Wir haben kürzlich (Nr. 32), nach einer zu Freiburg im Breisgau erschienenen Schrift, eine Uebersicht der katholischen Literatur in Deutschland mitgetheilt. Zu dieser Schrift ist jetzt ein Nachtrag unter dem Titel: „Die katholische Publizistik" * erschienen, deren Verfasser Redacteur des in Münster erscheinenden „Westfälischen Merkur," eines der politischen Organe der spezifisch katholischen Partei, ist und darum der clericalen Publizistik näher zu stehen glaubt, als der Verfasser der erstgedachten Broschüre, von welchem Herr Brückmann sagt: „Manche der von ihm ausgesprochenen Ideen und Anschauungen sind antiquirt, passen nicht mehr für die Gegenwart und haben in Folge neuerer, gewichtigerer Erörterungen über die angedeutete Tagesfrage ganz anderen wohlbegründeten Resultaten weichen müssen." Herr Brückmann gehört augenscheinlich dem Reichensperger'schen Lager an, das allerdings nicht so „antiquirt" ist, wie das Münchener Lager der historisch-politischen Blätter, aus welchem jener Freiburger Anonymus gekommen; aber einen Einfluß auf die politischen Ansichten der Gegenwart hat weder das eine, noch das andere Lager mehr, wie z. B. die Publizistik der

* Westfälische Anhorismen ꝛc., von W. H. Brückmann. Soest, Franz Istmann, 1851.

conſtitutionellen Preſſe in Wien beweiſt und wie noch augenſcheinlichee die bevorſtehenden Neuwahlen zum preußiſchen Abgeordneten-Hauſe beweiſen werden, in welchem die ſogenannte „katholiſche (Reichensperger'ſche) Fraction" zu einem ſehr kleinen Häuflein zuſammengeſchmolzen ſein dürfte, da auch in Rheinland-Weſtfalen das katholiſche Volk immer mehr Vertrauen zu der jetzigen preußiſchen Regierung gewinnt und von den ſeltſamen Antinomieen des Herrn Reichensperger ſich mehr und mehe abgeſtaßen fühlt. Zu dieſen Antinomieen gehört unter Anderem, daß die Intereſſen der katholiſchen Kirche mit denen der feudaliſtiſch-konſervativen Partei in Deutſchland identiſch ſeien und daß, wer die einen vertritt, den anderen nicht den Krieg erklären könne. Der Verfaſſer der vorliegenden kleinen Scheift bekennt ſich ebenfalls zu dieſer Anſicht und nimmt darum auch keinen Anſtand, die offenen Sympathieen der von ihm vertretenen „katholiſchen Publiziſtik" mit den Prinzipien dee „Frankfurter Poſtzeitung," dee „Neuen Preußiſchen Zeitung," der „Neuen Münchener Zeitung" und der Wiener „Donau-Zeitung" auszuſprechen, wäheend er der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," obwohl er darch ihre Haltung während des italiäniſchen Krieges ſehr zufrieden geſtellt iſt, dach einige Vorwürfe über ihre damit in Widerſpruch ſtehende Bekämpfung der badiſchen, württembergiſchen und darmſtädtiſchen Konkardate mit Rom und der Proteſtanten-Abwehr in Tirol macht. Der Verfaſſer richtet an die eben in München zuſammengetretene Generalverſammlung der katholiſchen Vereine Deutſchlands den Antrag, eine neue, große, allgemeine Zeitung zue Wahrnehmung der katholiſchen Intereſſen zu gründen, eine Zeitung, die ebenſo mannigfaltig und wiſſenſchaftlich ausgeſtattet ſei, wie die Augsburgerin und zu ihrem Wahlſpruche die Worte des heiligen Auguſtinus nehme: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus autem charitas." Nicht auf Actien (an deren Unterbringung gezweifelt wird), ſondern darauf fall dieſe Zeitung gegründet werden, daß Jedes der achthundert Mitglieder der Generalverſammlung in München ſich verpflichtet, „für das neu zu gelündende Blatt auf fünf Jahre zehn Abonnenten zu werben." Die früheren Generalverſammlungen der katholiſchen Vereine (in Köln, Freiburg und Prag) hatten jedes Mal einen beſanderen Ausſchuß ernannt, der ſich mit der Frage zu beſchäftigen hatte, auf welche Weiſe die katholiſche Tagespreſſe gehoben, ihr Aufblühen und ihre Fortentwickelung gefördert und ihre Exiſtenz möglichſt geſichert werden könne, aber mnn hat es zuletzt immer bei einer blaßen, warmen Empfehlung dieſer Preſſe bewenden laſſen. Der Verfaſſee meint, daß nur van der Befolgung ſeines Planes eine Beſſergeſtaltung der van ihm vertretenen Verhältniſſe zu erwarten ſei.

— Zur Koeeektur van Schiller's Werken. Das „Neue Frankfurter Muſeum" (Nr. 124) weiſt nach, daß das zur Zeit auch van uns mitgetheilte Gedicht, „die Schatten," welches der verdienſtvalle Schillee-Karrektor, Praf. Joachim Meyer, als ein Schiller'ſches Werk bezeichnet, von Amalie von Imhaf, die es auf einem Weimariſchen Hof-Maskenball vertheilen ließ, ſelbſt verfaßt ſei. In einem Beiefe der Frau von Imhof an Maithiſſon findet ſich nämlich eine Stelle, die darüber keinen Zweifel läßt.

Intereſſant für die künftige kritiſche Ausgabe van Schiller's Werken iſt, was Feerdinand Freiligrath im Londoner „Athenaeum" (Nr. 1755) über die in London, im Beſitze des Herrn Gillman befindliche, Handſchrift des „Wallenſtein" (Wallenſtein's Tod) ſagt, welche Schiller für den eeſten engliſchen Ueberſetzer ſeines Werkes, S. T. Coleridge, hatte anfertigen laſſen, und auf der ſich folgende Bemerkung von Schiller's eigenee Hand befindet:

> „Dieſes Schauſpiel iſt nach meiner eigenen Handſchrift
> „copirt und van mie ſelbſt durchgeſehen, welches ich hiemit atte-
> „ſtiee. Jena, 30. September 1799.
>
> Friedrich Schiller"

Eine ähnliche Beſcheinigung von Schiller's Hand enthält auch (ſoviel wie uns erinnern) die auf der königlichen Bibliothek in Berlin befindliche Handſchrift von Schiller's „Wallenſtein," die für das Berliner Theater angefertigt worden war und nach welcher Herr Wendelin von Maltzahn kürzlich eine Ausgabe des Drama's veranſtaltet hat. Beide Handſchriften ſtimmen übrigens, wie Freiligrath bemerkt, in allen weſentlichen Stücken übereein, doch iſt das Londaner Manuſcript, ebenſa wie Schiller's Beſcheinigung, in Antiqua-Lettern geſchrieben. Die Abänderungen in dieſem Manuſcript ſind ebenfalls van Schiller's Hand; größtentheils ſind es Verbeſſerungen des Abſchreibers, manchmal aber auch Verbeſſerungen des Textes, die nicht immer in die gedruckten Exemplare übergegangen ſind, während andere darin aufgenommen wurden, dagegen aber in der Berliner Handſcheift fehlen. Freiligrath ſpricht übrigens die Hoffnung aus, daß ſich auch noch Abſchriften von „Wallenſtein's Lager" und der „Piccolomini," die für Coleridge veranſtaltet worden, in England finden werden.

— Weber's Volkskalender für 1862.* Der Weber'ſche Kalender ſteht mehr, als irgend einer ſeiner uns bekannten Zeitgenoſſen, mitten in dee Zeit und im Volke, für die dieſe einjahreslebigen Bücher geſchrieben ſind. Wie können es nur als einen Fortſchritt der politiſchen Volksbildung in Deutſchland betrachten, wenn dergleichen Bücher um ſo lieber geleſen und gekauft werden, je mehr ſie ſich mit den bewegenden Zeitfragen beſchäftigen. In dem voeliegenden Kalendee iſt unter Anderem dem „Deutſchen Nationalverein" ein eingehendee Artikel gewidmet, begleitet von dem Bilde des vortrefflichen Patrioten Rudolf van Beningſen. J. Benedey beſchreibt ein Stück Schwarzwald-Natur und Schwarzwälder-Leben mit graphiſcher Feder. Von den religiöſen Erweckungen (revivaln), die von England nach dem Wupperthal übertragen wurden, wird ein mit Recht abſchreckendes Bild geliefert. Profeſſar Reimäßler widmet der Bedeutung des naturgeſchichtlichen Volksunterrichtes ein kerniges Wort. Von dem Hermanns-Denkmal im Teutoburger Walde, von dem Denkmale des Erzherzogs Karl in Wien und van dem Winkelried-Denkmal für Stanz werden Bilder und anregende Beſchreibungen geliefert. Ebenſa anregend ſind die lebensgeſchichtlichen Notizen über den Afrika-Reiſenden, Theador von Heuglin, den Antiſklaverei-Präſidenten, Abeaham Lincoln, und den erſten modernen König von Italien, Victor Emanuel. Geſchichtsbildee aus der Gegenwart wechſeln mit gemeinnützigen Belehrungen übee Himmelskunde, Thier-, Pflanzen- und Mineralreich ab, denen ein Blick in den menſchlichen Körper und auf die neueſten Erfindungen bewegender Kräfte (kaloeiſche und Gas-Maſchine), ſowie endlich eine Erzählung „am Kamin," van Roderich Benedix, folgt. Man ſieht, daß es mcht an Mannigfaltigkeit fehlt, deren Anziehungskraft auch noch durch 45 Illuſtrationen aus den bekannten xylographiſchen Werkſtätten van J. J. Weber erhöht wird.

— Deutſche Auswanderee in Beaſilien. Berichten aus Rio-Janeiro zufolge, haben hart die Verhandlungen des preußiſchen Landtages über das Schickſal der deutſchen Auswanderer in Braſilien das größte Aufſehen gemacht. Herr Ottoni, einer der Unternehmer der berüchtigten Kolanie am Mucury, interpellirte deshalb in der braſilianiſchen Deputirtenkammer die Miniſter, welche behaupteten, daß die ungünſtigen Darſtellungen, welche der preußiſche Geſandte, Herr von Meuſebach, Dr. Avé-Lallemant u. A. von den Verhältniſſen der Deutſchen in Braſilien geliefert, aneichtig und übertrieben ſeien. Gleichwohl ſind dieſe Darſtellungen indirekt duech die Aeußerungen einiger Deputirten beſtätigt, indem dieſe auffarderten, daran feſtzuhalten, daß Miſch-Ehen, ſowie proteſtantiſche Ehen überhaupt, in Beaſilien ungeſetzlich bleiben und daher die Kinder aus ſolchen Ehen als illegitim zu betrachten ſind. Der Miniſter Felicardo gab zu, daß es ſich die braſilianiſche Regierung ſchon ſehe viel Geld habe koſten laſſen, um in der deutſchen Preſſe einige Organe (wie die Rudolſtädter „Auswanderer-Zeitung" und ein Hamburger Blatt) für ſich zu gewinnen, daß man jedoch auch fernerhin bemüht ſein müſſe, auf dieſe Weiſe zu wirken, weil ſonſt die deutſche Auswanderung nach Beaſilien ganz aufhören würde.

— Gegen Macaulay als Eſſayiſt. Macaulay's Schilderung des Stifters der Quäkerſekte, George Fox, wird jetzt in Bezug auf Gerechtigkeit und Treue nicht minder ſcharf angefochten, als früher ſeine Angaben über William Penn und Friedrich den Großen. Eine der betreffenden Scheiften heißt: „An Inquiry into the Truthfulness of Lord Macaulay'n Portraiture of Georga Fox. By John Stephenson Rowatree." Lord Macaulay wird bei dieſer Gelegenheit als der „glänzende, aber eigenthümlich kaltherzige und ungeiſtige Eſſayiſt" bezeichnet.

---

* Dreizehnter Jahrgang. Leipzig, J. J. Weber. Preis 15 Ngr

J. L.

Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im regelmäßigen Empfange dieſes Blattes keine Unterbrechung wünſchen, werden höflichſt erſucht, ihre Beſtellungen auf das IV. Quartal 1861 baldigſt auf der Poſt, wie duech den Buchhandel zu eeneuern.

Die Verlagshandlung: Veit & Comp. in Leipzig.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefcouv. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn B. Behr's Buch., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., Halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., welche das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 40. Mittwoch, den 2. Oktober 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Rußland. Seite
Die Deutschen in St. Petersburg. I. Anzahl und Bedeutung 469
Polen.
Die Parteikämpfe der Zamoiski und Zborowski 472
Nord-Amerika.
Zur Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges 475
England.
Die Sonette von William Shakspeare 476
Frankreich.
Der fossile Mensch und seine Art 477
Belgien.
Die Kunstschätze Belgiens in Photographien von Fierlants 478
Mannigfaltiges.
Friedrich von Raumer's Kritik über gewisse Historiker 480
Deutscher Unterricht in Böhmen . . . . . „
Zur Geschichte von Italien . . . . . „
Das „Buch der Witwen" in Paris . . . . . „
Das Buch der Reisenden, von Karl Andree . . . . . „

Rußland.

Die Deutschen in St. Petersburg.

I.

Anzahl und Bedeutung.

Die Narova bildet bekannter Maßen die östliche Gränzscheide deutschen Wesens im Norden, wie der Memel die der deutschen Staaten. Westlich von ihr sind, wenn auch bis Kurland einschließlich nicht die Bauern, so doch auf dem Lande Edelleute und Pfarrer und in den Städten die Bürger deutsch, obschon letztere seit den letzten Jahrzehnten mehr wie früher, und je näher der Narova, desto mehr mit russischen Elementen versetzt. Oestlich davon hingegen hat der fletige Zusammenhang deutscher Bewohner ein Ende; nur Eilanden gleich im weiten Meere, ragen einzelne deutsche Ansiedlungen und Kolonien aus der breiten Masse des russischen Volksthumes hervor, diese freilich beinahe gleich weit, als sich das große russische Reich nach Osten zu erstreckt. Aber noch einmal findet sich gleichsam ein Knotenpunkt deutschen Wesens, in wesentlicher Verschiedenheit von den sogenannten Kolonien, die beinahe nur aus Ackerbauern bestehen, fast alle Schichten der Gesellschaft, alle Lebensberufe einbegreifend, seltsamer Weise da, wo man ihn wohl am wenigsten erwarten zu dürfen meinen könnte, in der Hauptstadt des ungeheueren Reiches selbst, in St. Petersburg. — Wir verzichten hier auf eine Erzählung der geschichtlichen Begebenheiten, als deren Folge die genannte Thatsache erscheint, wohl aber meinen wir, daß es dem Deutschen im Mutterlande anziehend sein müsse, von einem so zahlreichen und reichgegliederten Bruchtheile seiner Landsleute in der Fremde ein genaueres Bild zu gewinnen, doppelt anziehend, da sich dieses im Großen und Ganzen mit vollem Rechte als ein erfreuliches Bild bezeichnen läßt.

Wir beginnen mit der Bestimmung der Zahl der Petersburger Deutschen, eine Sache, die bei weitem leichter scheint, als sie ist. Zunächst, so selbstverständlich dies Manchem auf den ersten Blick vorkommen mag, ist nicht einmal das von vorn herein klar, was hier ein Deutscher zu nennen ist. Der deutsche Name ist kein sicherer Anhalt, denn wir begegnen sehr vielen, die trotz des Namens nicht einmal deutsch verstehen, was sich daher erklärt, daß dem russischen Gesetze zufolge alle Kinder aus Misch-Ehen, deren einer Theil griechischen Bekenntnisses ist, eben dieses Bekenntniß annehmen, in diesem aber der Religionsunterricht ausschließlich russisch ertheilt wird, so daß in der Regel schon das erste Geschlecht aus solchen Ehen, sicher aber das zweite wenigstens, völlig in das russische Volksthum übergeht. Andererseits finden sich natürlich auch, wie namentlich im östlichen Deutschland selbst, viele Deutsche mit Namen fremden, zumal polnischen Klanges. Noch weniger ist die Unterthanenschaft entscheidend, da eine große Anzahl, theils aus den Ostsee-Provinzen stammend von Hause aus, theils eingewandert, sie selbst oder ihre Vorfahren, hier erst russische Unterthanen geworden sind. Aber selbst die Muttersprache entscheidet hier nicht, weil in Folge der eigenthümlichen Verhältnisse für viele eine Muttersprache in Wahrheit gar nicht besteht, indem auch die von deutschen Eltern Geborenen fast alle von Kindheit an wenigstens deutsch und russisch neben einander, wo nicht — und das ist fast das Häufigste — zuerst russisch ausschließlich reden, nicht wenige sich daneben von der frühesten Zeit an zugleich des Französischen bedienen. Sonach bleibt uns als einziger, sicherer Anhalt die Kirche. Wir nennen eben deutsch, was deutsch redet und sich zur lutherischen, reformirten oder römisch-katholischen Kirche bekennt. Auch der hiesige Sprachgebrauch hat diese Norm anerkannt, sofern er die lutherische Kirche, die in deutscher Zunge bei weitem herrschende, geradezu die deutsche nennt, des „deutschen Gottes (nemezki bog)," den der gemeine Russe öfters vom „russischen Gotte" unterscheidet, gänzlich zu geschweigen. Auch in dieser Bestimmung aber läßt sich die Summe der Deutschen doch nur annähernd angeben. Statistische Nachrichten fehlen.

Es ist zwar vor einigen Jahren einmal an die Prediger die Aufforderung ergangen, die Zahl ihrer Gemeindeglieder zu bestimmen; auch befinden sich jene Angaben in den Händen eines hochgestellten Beamten, man hat aber damals einfach die Zahl der Kommunikanten mit drei multiplicirt. Auch uns bleibt nichts anderes zu thun übrig. In Erwägung indeß, daß sich eine ziemliche Anzahl zu keinem bestimmten Prediger hält, werden wir zu der so sich ergebenden Summe noch etwas hinzurechnen müssen. Es zählte aber im Jahre 1860 die Gemeinde zu St. Petri 5658 Kommunikanten, die Annen-Gemeinde 5018, die Katharinen-Gemeinde 3582, die Michaelis-Gemeinde 381, die zweite Kadettencorps-Gemeinde 158, die deutsche reformirte Gemeinde 1014. Schon diese Zahlen würden mit 3 multiplicirt in runder Summe an die 49,000 Deutsche ergeben. Es ist aber auch noch ein Theil der Lettischen Gemeinde hierher zu ziehen, von deren 3517 Kommunikanten die Hälfte — denn so viel sieht man wohl mit Recht für deutsch an — neue 5000 Seelen hinzubringt; ebenso die esthnische Gemeinde mit ihren 3724 Kommunikanten etwa zum Drittheile, und desgleichen einige hundert Römisch-Katholische, so daß, wenn man hiezu, was sicher eher zu wenig, als zu viel ist, gegen 3000 bei keiner Gemeinde Betheiligte rechnet, etwa 60,000 Deutsche herauskommen, eine Summe, die auch der gewöhnlichen Annahme hier entspricht. Ich habe in sehr verschiedenen Kreisen sehr oft jene Frage nach der Zahl unserer Landsleute gethan und sehr verschiedne Zahlen zu hören bekommen: 40,000, 70,000 bis 120,000; unter zehn Malen aber neun Mal ist mir immer 60,000 genannt worden. Dies also die Zahl der Deutschen. Am dichtesten beisammen finden wir sie in den belebtesten Gegenden der Stadt, das heißt, am Newski-Prospekt und in dessen Nähe, wo sich denn auch die meisten ihrer Kirchen befinden, die zu St. Petri am Newski selbst, ebenda die römisch-katholische, die reformirte in einer Seitenstraße; ebenso, wo nicht noch mehr, auf der Wilhelmsinsel (Wassili-Ostrow) mit der Katharinenkirche und dem Betsaale der Michaelis-Ge-

meinde, dann wohl auf dem Stückhofe (Liteinaja), wo die St. Annen-Kirche mit der zweitgrößten Gemeinde steht. — Zerstreuter jedoch ziehen sie sich durch die ganze Stadt, wie sich denn z. B. die zweite Kadetten-Corps-Gemeinde auf der Petersburger Seite, die lettische Kirche auf der großen Offizierosstraße, die esthnische unweit des Heumarktes befindet. Indeß kann die Anzahl der Kirchen nur mit großer Beschränkung einen Maßstab für die Dichtigkeit der deutschen Bevölkerung abgeben, da nicht, wie in Deutschland wohl allenthalben, bestimmte Stadtbezirke an bestimmte Kirchen gewiesen sind, sondern ein Jeder zu des Pastors Gemeinde gehört, der sein Beichtvater ist, Wahl aber, wie auch Wechsel desselben, völlig frei steht. — Ihrer Unterthanenschaft nach, sind die hiesigen Deutschen, wie schon bemerkt, theils deutsche Unterthanen, wie denn in Petersburg selbst auch fremden Unterthanen das Betreiben von Gewerben und der Staatsdienst gestattet ist, theils russische, und diese wieder theils Ostseebewohner, Kur-, Liev- und Esthländer, theils solche, die erst hier russische Unterthanen geworden. Die Zahlen beider, der deutschen und russischen, mögen sich ziemlich gleich sein. Unter den deutschen Unterthanen sind die Meisten Preußen, dann Sachsen, dann Mecklenburger, viele Hessen und Nassauer, dagegen nur wenige Süddeutsche und namentlich fast kein Oesterreicher.

Fragen wir weiter nach der Vertheilung unserer Landsleute auf die einzelnen Stände und Berufsarten, so begegnen wir denselben, wie schon gesagt, in allen Gesellschaftsschichten. Selbst in der nächsten Nähe des Thrones fließt deutsches Blut. Muß ich es auch übergehen, daß die Kaiserin selbst eine hessen-darmstädtische Prinzessin, daß die Gemahlinnen der Großfürsten deutsche Fürstinnen sind, weil diese, dem kaiserlichen Hausgesetze zufolge, das griechische Bekenntniß angenommen haben; aber auch zwei deutsche Fürsten finden wir, den Prinzen Peter von Oldenburg als Sohn, einen Herzog von Mecklenburg als Gatten einer Großfürstin. Dann, die Beamtenkreise von oben herab zu verfolgen, ist der Minister des kaiserlichen Hauses, v. Adlerberg, ein Deutscher in der oben gegebenen Bestimmung. (Sein Sohn freilich ist bereits der griechischen Kirche zugehörig.) Auch im Reichsrathe fehlen die deutschen Namen nicht ganz, wie sich andererseits von den obersten Hofämtern wenigstens eins, das des Ober-Ceremonienmeisters, in deutschen Händen, nämlich in denen des katholischen Grafen Lerch, befindet. Sehr häufig dagegen finden wir Deutsche in den ferneren Aemtern, im Heere und außer demselben, ohne daß jedoch das Verhältniß sich leicht durch eine Zahl ausdrücken ließe. Und der Grund dieser Sachlage ist leicht zu erkennen. Einmal werden für nicht wenige Aemter geeignete Leute aus Deutschland herbeigerufen, andererseits widmen sich in den Ostseeländern bei Weitem mehr dem Staatsdienste, als in diesen selbst Verwendung finden. Der alte deutsche Adel Kur-, Liev- und Esthlands, durchschnittlich minder bemittelt, als der alte russische Geburts-Adel, findet eben darin einen verstärkten Anlaß zur Betheiligung an Staatsämtern. Außerdem mag auch größere Neigung zu derlei Geschäften mit im Spiele sein. Dies zeigt sich namentlich im Heere, wo die vielen hohen Posten in deutschen Händen auf den ersten Blick befremden, genauer zugesehen aber ihre Erklärung in dem Umstande finden, daß der vornehme Russe in den meisten Fällen nur eine kurze Zeit im Dienste bleibt, dann sich in's Privatleben, beziehendlich auf seine Güter, zurückzieht, der deutsche Offizier hingegen in der Regel seinem Beruf treu bleibt und so höher vorrückt. Von einer Bevorzugung ist dabei nicht die Rede, ebenso wenig von einem schlechthinnigen Ueberwiegen der Deutschen über die eigentlichen Russen in diesen Stellungen; nur ein vergleichsweises Mehr in Anbetracht der geringeren Anzahl deutscher Unterthanen läßt sich behaupten. Also, um auf unseren Zweck zurückzukommen, ein sehr beträchtlicher Theil unserer hiesigen Landsleute findet sich unter dem Offizierstande, und namentlich unter dem höheren. Daß die Mannschaften und Unteroffiziere fast keinen Deutschen aufzuweisen haben, ist eine nothwendige Folge der Rekrutirungs-Verhältnisse, sowie des Mangels deutscher Bauern in den Ostsee-Provinzen. Von den übrigen Beamten fallen dem fremd Ankommenden zuerst die Deutschen beim Zolle recht angenehm auf. Besonders zahlreich sind indeß in diesem Ministerium die Deutschen nicht, wie sich Jeder durch einen Besuch auf dem Haupt-Zollamte leicht selbst überzeugen kann. Ziemlich das Gleiche gilt von der Polizei. Zwar in der sogenannten ausländischen Polizei wird man vorwiegend Deutsche antreffen, sonst aber schwerlich. In allen anderen Ministerien sind sie häufiger, sehr häufig unter den Aerzten, in keinem aber häufiger, als im Unterrichts-Ministerium oder, wie man hier sagt, dem der Volks-Aufklärung. Daß die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, die eine Klasse für russische Sprache und Literatur ausgenommen, wesentlich aus Deutschen zusammengesetzt ist, ist eine bekannte Sache, und die Namen der betreffenden Herren sind ja bekannt genug in der gelehrten Welt. Nur noch die Mathematik zählt eine Anzahl echt russischer Vertreter. Von der Universität gilt zwar nicht das Gleiche, aber deutsche Namen kommen doch auch hier vor. Der Professor der griechischen Sprache, Steinmann, zugleich Director der unten zu erwähnenden St. Petrischule, dürfte auch in Deutschland verschiedenen Kreisen bekannt geweeden sein. Auch der Zoolog Lenz und der Mineralog Hofmann sind hier zu nennen. Von den spezifisch deutschen Anstalten sehe ich jetzt gänzlich ab, aber auch unter den russischen dürfte sich nicht leicht eine irgend bedeutende ohne wenigstens einen deutschen Lehrer, manche dagegen mit einer ziemlichen Anzahl, finden lassen. An der Spitze der Rechtsschule und des Lyceums, sowie der gesammten weiblichen kaiserlichen Erziehungs-Anstalten steht Prinz Peter von Oldenburg; der Director des Lyceums ist gleichfalls ein Deutscher; von den fünf Gymnasial-Directoren wenigstens Einer. Daß dieser Einfluß der Deutschen auf russische Erziehung nicht von allen Seiten günstig aufgenommen wird, läßt sich von vornherein voraussehen. Erst neulich hat ein russischer Lehrer in einer öffentlichen Sitzung nachzuweisen versucht, daß dieser Einfluß ein schädlicher gewesen. Daß man inneß in den maßgebenden Kreisen anderer Ansicht ist, dafür spricht die Sachlage selbst. Jener Russe ist übrigens wegen seines Vortrages seitens des Prinzen von Oldenburg aus seinen Aemtern entlassen worden. Auch die kaiserliche öffentliche Bibliothek hat nicht nur einen deutschen Vorstand in dem Baron v. Korff, sondern wird auch sonst zumeist von Deutschen verwaltet. — Allein so viele Deutsche wir in dem Beamtenstande finden, die größere Menge tritt uns doch im Bürgerstande entgegen, den wir hier von jenem deshalb trennen müssen, weil bekanntermaßen in Rußland der Beamtenstand mit dem Adel des russischen Reichs, der von dem Adel der einzelnen Länder, insonderheit des deutschen der Ostseeländer, scharf zu trennen ist, ziemlich zusammenfällt, indem alle Beamtenklassen eine Art persönlichen Adels, von dem Kollegien-Assessor an aufwärts den vollen persönlichen Adel, von dem Wirklichen Staatsrathe an den Erbadel verleihen, wie hinwiederum auch der Erbadel bei Ausbleiben aus dem Staatsdienste durch drei Glieder hindurch erlischt. Also nach hiesigen Verhältnissen verstehen wir eben unter Bürgerstand, was Handel und Gewerbe treibt. Von diesem aber sind dann zuvörderst die Großhändler in ganz unverhältnißmäßiger Mehrheit Deutsche. Aus guter Quelle habe ich das Verhältniß wie $^4/_5$ zu $^1/_5$ angeben hören. Diese Zahl will ich nun zwar nicht gerade verbürgen, aber so viel steht fest, daß sich von hiesigen großen Geschäften nur ein sehr kleiner Theil in russischen, nur einzelne in französischen, holländischen und englischen Händen befinden. Ihren Sitz haben diese Großhändler meist auf Wassiliostrow. Dagegen ist der Kleinhandel wieder fast ausschließlich im Besitze der Russen, die dafür eine ganz besondere Begabung und Neigung verrathen. Mancher ist mit *Nichts*, als mit seinem Pelze, zur Stadt gekommen, hat erst mit einigen Bäckerwaaren an der Straßenecke feil gehalten, später eine kleine Bude angelegt und ist jetzt ein gemachter Mann mit einer Anzahl Kaufläden in der Stadt. In solchen Buden begegnet man dann oft dem buntesten Durcheinander. Schnitt- und kurze Waaren, selbstgebackenes Brod, Butter und Käse, Kolonialwaaren und Tabak, Alles in friedlichem Vereine beisammen. Nur Luxus-Gegenstände, Fabrik- und Manufaktur-Waaren trifft man öfters in deutschen Geschäften, meist solchen, denen Fabrikanten oder Handwerker vorstehen, die sich zugleich mit der Verfertigung der einschlagenden Artikel beschäftigen. Was man dagegen in Deutschland Spezereiwaaren-, Material- oder Kolonialwaaren-Handlungen nennt, von solchen Geschäften ist ein einziges in deutschen Händen. Freilich genießt dieses des besten Rufes und hat Verkaufsstellen an mehrfachen Orten. — Fabrikanten zählen gleichfalls ein starkes deutsches Kontingent, vielleicht ein überwiegendes. Das Photogen oder die Stearinkerzen, die uns den Winter erhellen, die Cigarren, die wir dabei anzünden, die Lampen, in denen jenes brennt, unser Zucker und so viele andere Dinge sind in der Regel, wenn auch nicht durch die Hände deutscher Arbeiter, so doch durch die Bücher deutscher Fabrikherren gegangen. — Ein ganz eigenthümliches Verhältniß aber besteht in den Handwerken, die sich nach den einzelnen Volksstämmen so getheilt haben, daß manche beinahe ausschließlich, manche gar nicht deutsch sind, andere in sehr mannigfachen Verhältnissen sich auf die verschiedenen Nationalitäten vertheilen. Voran stehen als deutsch, wo nicht der Zahl nach, obwohl ihrer sehr viele sind, so doch der Bedeutung nach, die Bäcker. Die backenden Krämer und Buden-Besitzer abgerechnet, deren schon oben Erwähnung geschah, sind fast alle Bäcker Deutsche. Wer je auf der Straße um deutsche Auskunft verlegen ist, braucht nur in den ersten besten Bäckerladen zu treten. Meister und Meisterin, auch die in irgend größeren Geschäften selten fehlende Verkäuferin werden in der Regel Deutsche sein. Unter den Gesellen hingegen wird man neben nicht wenigen Deutschen doch mehr noch Russen finden, die um billigeren Lohn

zu arbeiten pflegen. Wohin ihre Menge sich später verliert, warum trotzdem russische Meister nicht zahlreicher sind, das ist mir bisjetzt eine nicht zu beantwortende Frage geblieben. Und in der That, ein gesegnetes Gewerbe ist hier die Bäckerei, wie nur eines! Begonnen haben die Meisten mit wenig oder nichts, jetzt aber findet man gar Manchen im Besitze eines, zu mehrerer steinernen Häuser, deren jedes recht wohl den Werth eines ziemlichen Rittergutes vertritt, und der Meisterin im kostbaren Pelze, schweren Goldschmuck auf dem reichen Seidenkleide, sieht man's wenig an, daß sie als Dienstmädchen, Kammerjungfer, Ladenmamsell ihre Laufbahn hier angetreten. Sind aber auch solche Hochbegünstigte nicht allzu zahlreich, so sind doch solche um so häufiger, die in einem eigenen bequemen Holzhause, oder in einem schön geputzten Miethsquartiere sitzend, ein ganz hübsches Vermögen angelegt haben und nur noch einige Jahre abwarten, um als gemachte Leute in die Heimat zurückzukehren, oder auch hier im Reiche eine Fabrik, ein Landgut und dergl. käuflich an sich zu bringen. Früher bei nur halb so hohen Getraidepreisen, und doch nicht viel größeren Broden war der Verdienst noch zugleich größer, und aus jener Zeit stammt auch die russische komische Oper „der deutsche Bäcker," in der sehr bezeichnend ein armer Geselle sich in dem Gedanken weidet, wie er, nach Verheiratung mit seiner Meisterstochter und selbst Meister, Sonntags spazieren gehen wird und die Leute, seine Stattlichkeit bewundernd und, wer er sei? unter sich fragend, zur Alles erklärenden Antwort erhalten: „Ein deutscher Bäcker." Allein auch jetzt, trotz der natürlich nicht ausbleibenden Klagen, steht die Sache für den unverdrossenen Arbeiter noch sehr gut. Ich selbst kenne eine Familie, die mit ein paar geborgten Hunderten begannend, noch dazu in einem stilleren Stadtviertel, doch nach Jahresfrist nicht allein das Geborgte zurückgezahlt, sondern auch ein Tausend etwa als reinen Gewinn erübrigt hatte. Freilich zweierlei gehört dazu, Geschick wie in der Bäckerei selbst, an die man hier sehr hohe und vielfache Forderungen stellt, so in der Behandlung der Kunden und dann Ordnung und Thätigkeit. Namentlich letzteres geht ziemlich Vielen ab, und daher erklärt sich's, wenn neben den günstigen Fällen leider auch die anderen gedrückteren und gefährdeteren Existenzen nicht selten sind.

Insonderheit das hier oft ganz maßlose Kartenspiel pflegt wie der Arbeit viele Zeit so der Betriebskasse manche recht erkleckliche Summen zu entziehen. Jenem genannten Bäcker blieben nun Tag und Nacht kaum einige Stunden zum Schlafen, und seine Frau machte die Verkäuferin selbst, ohne ihre Thätigkeit als Hausfrau an ein Mädchen abzugeben. In wie gutem Geruche ein wohlhabender Bäcker steht, davon lieferte erst vor wenigen Jahren ein seltsamer Fall einen recht sprechenden Beweis. Einer sehr geachteten Bäckerfamilie hatte Neid oder Eifersucht, oder auch bloße Klatschsucht nachgesagt, die Tochter habe ein außereheliches Kind ermordet und solle von Gerichts wegen darum gestraft werden. Dem Gesetze nach steht auf Kindsmord Auspeitschen (früher mit der Knute, jetzt mit einer leichteren Peitsche) und Verbannung nach Sibirien. Wenn jedoch ein Mann auf dem Kriminalplatze sich bereit erklärt, die Mörderin zu ehelichen, so wird jene Strafe erlassen, beide aber, gleich an Ort und Stelle getraut, genöthigt, sofort das russische Reich zu verlassen. Demzufolge, zumal da das Gerücht auch die Summe nannte, welche der Vater als Mitgift geben würde, sah sich denn jene Familie so mit Anerbietungen heiratslustiger Männer und großentheils aus den höhern Ständen belästigt, daß sie sich schließlich genöthigt fand, mittels der Zeitungen den Ungrund des ganzen Gerüchts zu erklären. Also nochmals, der Bäcker ist unstreitig eine der größten Lichtseiten hiesigen deutschen Lebens. Um jedoch nicht in den Verdacht zu kommen, als solle dies auswanderungslustigen deutschen Bäckergesellen vor Allen gesagt sein, füge ich ausdrücklich hinzu, daß die Anlegung eines neuen Geschäfts von der Erlaubniß des sogenannten deutschen Amtes, wovon später mehr, abhängig, diese aber zu erhalten ziemlich schwierig ist, da sich bereits genug Edle dem wichtigen Berufe geweiht haben, die Hauptstadt nicht Hungers sterben zu lassen.

Gleich nach dem Bäcker ist der Wurstmacher zu nennen, den man sich hüten muß, mit dem Fleischer zu verwechseln. Letzterer ist in der Regel russisch, der Wurstmacher hingegen so sehr rein deutsch, daß sein Name (nemezki kalpasnik) seitens der Russen sogar zu einem Spott- und Schimpfnamen der Deutschen überhaupt geworden ist. Daheim in Deutschland, wo er in der Regel geboren ist, war er Fleischer; hier dagegen kauft er nur bereits geschlachtetes Vieh und verarbeitet es zu Würsten der verschiedensten Gattungen, woneben er zugleich einen Handel mit Schinken, gesalzenen und geräucherten Zungen, Schweinsköpfen und anderen ähnlichen Leckerbissen zu betreiben pflegt. Diese Beschränkung schon seiner Thätigkeit läßt erwarten, wie es sich denn auch in Wahrheit verhält, daß er bei weitem minder zahlreich als der Bäcker vorkommt. Wo wir ihm aber begegnen, da zeigt, wenn wir es sonst nicht wüßten, schon sein wohlgenährtes Aussehen, daß er zu den Hungerleidern nicht gehört. Wie der Bäcker, ist er eine deutsche Charakter-Figur, nur erscheint er nicht in dem Glanze desselben.

Daß der deutsche Schneider zahlreich ist, sehr zahlreich, wird Niemanden wundern, der sich der starken Vertretung dieses Gewerbes durch unsere Landsleute in anderen fremden Städten entsinnt. Es ist dies indeß hier ein nicht ungefährliches Geschäft. Der Russe liebt es, zu borgen, viel zu borgen und lange zu borgen; ohne Borg kann der arme Schneider überhaupt zu gar keiner Kundschaft gelangen. Aber wehe ihm, wenn er es nicht versteht, mittelst eines glücklichen Blitzes seines Geistes gleich bei der Bestellung zu erkennen, ob wo Geld zu erhalten und dieses Geld wirklich einzutreiben! Denn einklagen, wie in Deutschland, ist hier nahezu unmöglich, und wenn möglich, mit so viel Mühen und Kosten verbunden, daß es mehr eine Handlung der Rache als gute Wirthschaft wäre. — Besser durch hohe Preise etwaige Verluste ausgleichen, und das thun auch diese Biederen redlich, bei denen ein Rock ohngefähr das Dreifache von dem, was in Deutschland kostet. Und so kommt es denn, daß trotz der genannten Gefährlichkeit des Geschäfts und trotz einer Anzahl armer Teufel eine ziemliche Menge wohlhabender Männer besteht. Sonst zeigen sich die Eigenthümlichkeiten der Gattung auch an der Petersburger Art. Als besonderer Zug dürfte eine Art Heimweh nach Paris zu nennen sein. Die Reise dorthin, wo irgend möglich, unterläßt er selten, und war er dort, so ist alles andere Geschehene kaum noch der Rede werth.

Auffallend muß es scheinen, daß der in Paris so zahlreiche deutsche Schuster hier nur sehr vereinzelt sich zeigt. Schweden und Finnen haben dieses Handwerk inne. Dagegen sind deutsch wieder zum großen Theil die Tischler, sowohl die großen Kunst-Tischler, als die von ihrer Hauptbeschäftigung sogenannten Särgemacher, desgleichen die Wagenbauer, die Instrumentenmacher, die Schlosser, die Buchbinder, ebenso auch die Uhrmacher, nur daß hier auch Franzosen vorkommen. Sparsamer zeigen die übrigen Handwerke Deutsche, als Klempner, Lampenmacher u. dgl. Gar keine aber findet man unter den Zimmerleuten, Maurern und Schornsteinfegern. Die ersten beiden sind Russen, die letzteren in der Regel Esthen; Haarkünstler und Barbiere sind vorwiegend Russen oder Franzosen; Bierwirthe, auf die wir später zurückkommen werden, wenigstens zum größeren Theile Deutsche. — Deutsche Dienstboten sind ein sehr gesuchter, aber seltener Artikel. Hier geboren, sind sie äußerst selten, fast immer mit einwandernden Familien gekommen oder voraasgegangenen Verwandten nachgefolgt, öfter aus den Ostseeländern, minder oft aus Deutschland selbst. Sie erhalten mehr Lohn, als die Russen, Finnen, Letten und Esthen, aber sie müssen viel entbehren. Kein traulicher Brunnen bietet sich ihnen zum Versammlungs- und Plauderorte dar, kein Tanzboden läßt den Sonntag ersehnen, in keine Schenke können sie mit dem Schatze zu Biere gehen. Auch der Herrschaft bleiben sie nach hiesiger Sitte ferner, als daheim; mit den russischen Dienstleuten passen sie nicht zusammen, so sind sie gänzlich auf sich angewiesen. Das Entbehren der heimischen Art läßt denn auch die heimischen Vorzüge häufig verschwinden; anspruchsvoll namentlich werden sie bald, und nach einem längeren Aufenthalte hier sind sie vielfach ebenso gescheut, als geschätzt.

Von den Künsten zu reden, so versteht es sich wohl von selbst, daß die Musik wesentlich in deutschen Händen liegt. Das ist zu beinahe überall so. Andere Künste aber, von der dramatischen abgesehen, sind so gut, wie nicht vorhanden. — Schließlich sei auch noch bemerkt, daß bis vor Kurzem ein Gesetz bestand, nach welchem die Apotheker, die übrigens hier im Staatsdienste stehen, durch das ganze Reich Deutsche sein mußten. Dies zwar ist unlängst aufgehoben worden, aber die Thatsache besteht und wird noch lange bestehen, daß alle Apotheker Deutsche sind.

Da für die Stadt Petersburg der Bauer natürlich wegfällt, so würden wir also mit der Gliederung der deutschen Bevölkerung am Ende sein, wäre nicht noch jener Stand übrig, der, aus einer Art Verwesungsprozeß der übrigen Stände hervorgegangen, für die sogenannten kultivirten Länder eine der brennendsten Fragen der Gegenwart bildet, das Proletariat. Von diesem sagt Riehl in seinem bekannten Buche „Die bürgerliche Gesellschaft" für Deutschland, es liege dort sein Schwerpunkt in dem Proletariate der Geistesarbeit, wie in England und Frankreich in den Fabrik-Arbeitern. Dies gilt nun zwar für hier nicht, wie denn, Gott Lob! überhaupt dieser vierte Stand keine große Ausdehnung besitzt. Vertreten jedoch findet er sich und fast in allen von Riehl unterschiedenen Gattungen. So zunächst das Beamten-Proletariat. Welche ungeheuere Ausdehnung dieses in Rußland überhaupt genommen hat und wie eng es mit der berüchtigten Bestechlichkeit zusammenhängt, ist wohl auch in Deutschland keine unbekannte Sache. Die Unmasse von Beamten, die schlechten Gehalte, die sich ebenso wenig gesteigert haben, als die Preise

faſt aller Dinge raſend geſtiegen ſind, erklären dies ſchon genugſam, und die Entlaſſungen von Beamten, mit denen man namentlich nach dem letzten Kriege verfahren iſt, um zu ſparen, machen dieſe Erſcheinung faſt zur Nothwendigkeit. Iſt es doch damals vorgekommen, daß Hofräthe Hausknechte und Straßen-Arbeiter geworden ſind, und noch heute ſieht man einzelne Offiziere und Beamte in abgeſchabten Uniformen — betteln. An dieſer allgemeinen Noth nehmen unſere Landsleute natürlich auch mit Theil, nicht jedoch in dem Verhältniſſe ihrer Anzahl zu der der Ruſſen. Der Grund davon mag, außer der größeren Sparſamkeit, die hier wenigſtens für eine deutſche Eigenthümlichkeit gilt, zumeiſt darin liegen, daß in die niederſten und am ſchlechteſten ausgeſtatteten Stellen nur ſeltener Deutſche eintreten, ſondern in der Regel einen ſolchen Bildungsweg einſchlagen, der den Eintritt gleich in höhere Aemter ermöglicht. Ein deutſches Schulmeiſter-Proletariat haben wir wenigſtens in der nämlichen Form nicht. Wenn auch oft ein kärgliches, aber allenfalls ein ausreichendes Brod ſcheint dies Amt, ſofern es wirklich ein Amt iſt, doch abzuwerfen. Höchſtens wären hierher die Leute zu rechnen, deren Zahl nicht klein ſein ſoll, die, nachdem ſie in mannigfachen anderen Berufen Schiffbruch gelitten, weil Nichts mehr verfangen will, ſchließlich noch als Lehrer herumabenteuern. Unter dieſen jedoch ſind die Franzoſen häufiger. Ein Literaten-Proletariat iſt nicht einmal dem Namen nach bekannt, das künſtleriſche beinahe nur in ſeinen unterſten Ausläufern, den Drehorglern, Harmonikaſpielern und Straßenſängern. Unter letzteren fallen namentlich eine Menge Knaben auf. In welche Straße man auch einbiegt, man begegnet ihnen, wo man auch wohnt, man muß ſie anhören; ſelbſt auf dem Lande im Sommer findet man ſie wieder, die echt deutſchen Geſtalten, in blauen, gewirkten Jacken, die Harmonika unter dem Arme dahin ſummelnd oder mit weit aufgeriſſenem Munde in gröbſter Mundart deutſche Volkslieder, meiſt die bekannten Schnaderhüpfle abbrüllend. Auch einige Mädchen finden oder fanden ſich wenigſtens darunter. Gott weiß, was inzwiſchen ihr Loos geworden! Es fallen Naſſauer ſein. Unter der Vorſpiegelung, ſie hier in ein gutes Brod zu bringen, fall ſie Jemand ihren Eltern daheim abgeſchmatzt haben und nun hier zu dieſer berufsmäßigen Bettelei mißbrauchen, von der ſie täglich eine beſtimmte Abgabe entrichten müßten. Ich ſage ausdrücklich: fall; denn ich berichte damit nur die allgemeine Rede, ohne ihre letzte Quelle angeben zu können. Genauere Unterſuchung und Abhülfe thäte wohl recht Noth, ſollen nicht eine ziemliche Zahl kräftiger, deutſcher Burſchen geiſtig und ſittlich verkommen und zu Grunde gehen.

Etwas zahlreicher iſt das Proletariat der körperlichen Arbeit, bankerotte Handwerksmeiſter, verdorbene Geſellen u. dergl. umfaſſend, nicht jedoch den Arbeiter *κατ' ἐξοχήν*. Denn, wie es eigentliche Fabriken doch nur wenige giebt, ſo ſind die Arbeiter in dieſen nie Deutſche. Als beſondere Spielart verdienen nur eine eigenthümliche Gattung Handelsleute genannt zu werden. Dieſe kommen, wie? weiß man nicht recht, aus den armen Gegenden Naſſau's und Heſſen's. Ihre Waaren beſtehen in Körbchen von Gewürznelken, Federwedeln, rohen Holzſchnitzereien, ſehr groben, künſtlichen Blumen und anderen Kleinigkeiten. Mit ſelbigen hauſiren ſie, und wenn ſie, was gewöhnlich geſchieht, Nichts verkaufen, ſo betteln ſie wenigſtens um einige Kopeken, die ſie denn öfter erhalten. Daß dieſe armen Leute ſich ſehr ſchlecht befinden und ſehr klagen, darf nicht Wunder nehmen, aber ſeltſam, ſollen ſie von dem deutſchen Wohlthätigkeitsvereine, von welchem ſpäter, in ihre Heimat zurückgeſandt werden, ſo ſträuben ſie ſich mit Hand und Fuß. „Wir müſſen dort auch betteln," ſagen ſie. Man ſieht alſo, das iſt keine hier erſt aufgeſproßte, ſondern eine recht eigentlich aus Deutſchland hierher übergetragene Pflanze.

Es bleibt noch die Frage zu erledigen, wie ſich denn dieſes zahlreiche Stück deutſchen Volksthums dem fremden Volksthume der ruſſiſchen Hauptſtadt gegenüber verhält. Und da iſt das freilich einzuräumen: Es gleicht unſer Deutſchthum hier einem Baume, der von den vielen Kräften und Säften, die er ſtetig empfängt, nur einen Theil zur Erhaltung und zum Wachsthume ſeiner ſelbſt verwendet, indeß ein andrer Theil wie aus abgehauenen Zweigen auf den Boden rinnt. Die gemiſchten Ehen mit Ruſſen oder Ruſſinnen ſind die Kanäle, in denen ununterbrochen viel deutſches Blut ſich in's ruſſiſche verläuft. Denn das Glaubensbekenntniß entſcheidet über das Volksthum ſchlechthin, wenn auch, gleichſam geſpenſterartig, über dem todten Deutſchthum die Kenntniß der deutſchen Sprache noch eine Zeit lang fortſchwebt, und nur bei außerordentlich wenigen, die nach Deutſchland zurückgekehrt, dort ihre Kinder in einem deutſchen Bekenntniſſe erziehen laſſen, bleibt dieſe Folge aus. Indeß, Gott Lob! nicht Alles geht ſo verloren. Vieles bleibt, und Dank dem ſtetigen Zuſtrömen deutſcher Bevölkerung einerſeits, den wenn auch wenig zahlreichen, doch vorhandenen Stützpunkten andererſeits, ſteht wohl zu erwarten, daß unſer Volksthum ſich nicht nur erhalten, ſondern mit der Stadt ſelbſt eher ſich ausbreiten, als zurückgehen werde. Als außer den Deutſchen ſelbſt liegende Förderung iſt da zuvörderſt die nationale Duldung der Regierung zu nennen. Die Hauptſtadt des ruſſiſchen Weltreichs iſt ein anderes, als die Hauptſtadt des ruſſiſchen Volkes. Letzteres iſt Moskau noch heute, wie es von jeher war; Petersburg, von vornherein zur erſteren beſtimmt, enthält die verſchiedenen Nationalitäten, die in ihrer Geſammtheit oder zu einem Bruchtheile dem Reiche unterthänig ſind, gleichberechtigt nebeneinander. Nicht als wäre nicht auch anderwärts Gottesdienſt und Schule den anderen Volksthümern frei geſtellt — denn die lutheriſche Kirche hat durch ganz Rußland Schule und Kultus in deutſcher Sprache, und dürfte Beſchränkung hierin auch in andern Staaten ſelten ſein — aber daß ein Volksthum neben dem andern nicht als fremdes auftritt, ſondern als auch ſelbſt ein einheimiſches anerkannt wird, weil die Stadt von Hauſe aus auf ein mehrfaches Volksthum gegründet iſt, das möchte ich als eigenthümlich für Petersburg beanſpruchen. Es wird aber als ſolches anerkannt, indem unbeſchadet des Ruſſiſchen als offizieller Sprache doch faſt überall das Deutſche zugelaſſen wird. Die Akademie druckt das Meiſte ihrer Arbeiten deutſch; auf dem Zolle, auf der Poſt, ſelbſt auf den höheren Aemtern der Polizei finden ſich deutſche oder doch deutſch verſtehende Beamte; für die Gewerke aber findet ſich ſogar ein eigenes deutſches Handwerksamt, welches, wie es die Steuerzahlung an den Staat vermittelt, ſo auch die inneren Angelegenheiten ordnet, Auskunft und Erlaubniß zur Niederlaſſung ertheilt ꝛc. Freilich erſtreckt ſich dies nur auf fremde Unterthanen, nicht auf die Kur-, Liev- und Eſthländer, und iſt eigentlich für die Ausländer überhaupt beſtimmt; da aber dieſe in ganz unvergleichlicher Mehrheit Deutſche ſind, haben wir wohl ein Recht, mit der gemeinen Anſchauung die Anſtalt als eine deutſche zu betrachten. Es ſtehen derſelben ein Präſident und ein Vice-Präſident vor; außerdem aber hat jede Innung (oder Amt, wie man hier ſagt) ihre Aeltermänner.

Polen.

Die Parteikämpfe der Zamoiski und Zborowski.

Eine Epiſode aus der polniſchen Geſchichte.

Mit Intereſſe haben wir die ſchätzenswerthe Monographie geleſen, welche das Interregnum Polens im Jahre 1587 zum Gegenſtande hat.* Solche Arbeiten haben vor den größeren Geſchichtswerken das voraus, daß der behandelte Zeitabſchnitt gewiſſermaßen in geſperrtem Lichte geſchaut wird, weil ſich hier der Fleiß des Forſchers auf einen beſtimmten und enger begränzten Raum beſchränkt hat, und weil ferner der Leſer mit größerer geiſtiger Ruhe und Aufmerkſamkeit die Sache verfolgt, als da, wo der Gedanke an die Weitſchichtigkeit des geſchichtlichen Werkes ihn unbewußt beunruhigt, oder das Intereſſe bereits durch den vorhergegangenen Scenenwechſel abgeſtumpft iſt. Die polniſche Geſchichte iſt in dieſer Hinſicht wohl ganz beſonders angreifend, weil ſie meiſt in Händeln verläuft, die kein höheres geiſtiges Intereſſe anregen. Das iſt auch in vorliegendem Buche der Fall, das ein Beitrag zur Geſchichte des Verfalls der königlichen Macht in Polen und des polniſchen Reiches iſt, voll blutiger Parteihändel und niedrigſter, gemeinſter Leidenſchaft, voll ſinnloſeſter Bethörung dieſer Adels-Republik, welche muthwillig und gedankenlos ſich ſelber zum Untergang reif machte. Jedes Mal, wenn man wieder zur polniſchen Geſchichte zurückkehrt, wenn man wieder einmal ein Blatt derſelben aufſchlägt, wird man wieder einer milderen Beurtheilung des polniſchen Volkes abhold und zu dem Geſtändniß gezwungen; hier war alles Heil verloren; es konnte nicht anders kommen, als es gekommen iſt, und es hat lange genug gedauert, ehe es ſo kam. Die Zuſtände Polens im ſechzehnten Jahrhundert ſind nicht ohne Romantik; ſie erinnern an die früheren Zeiten des Mittelalters, als der dritte Stand noch nicht vorhanden oder, dem Feudal-Adel gegenüber, völlig machtlos war, und alles politiſche Leben in den Kämpfen zwiſchen dem Oberherrn und ſeinen trotzigen Vaſallen aufgeht. So lange dieſe Verhältniſſe in den anderen europäiſchen Staaten gleichzeitig andauerten, war für den Beſtand des einzelnen Staates und Volkes nichts zu fürchten, und ſo kriegeriſch das Mittelalter war, ſo unfähig war es, größere Eroberungen planmäßig auszuführen.

* Das Interregnum Polens im Jahre 1587 und die Parteikämpfe der Häuſer Zamoiski und Zborowski, nach den Quellen von Dr. J. Caro. Gotha, Perthes 1861.

Wenn also Polen mehrere Jahrhunderte hinter seinen Nachbarn zurückgeblieben war, so mußte sich das rächen, um so mehr, als es in der Zwischenzeit Nichts gethan hatte, um den Uebergang in eine neue Ordnung der Dinge zu finden.

Stephan Batori war der letzte König Polens, der dem Lande einigermaßen Haltung und Ansehen gab; mit seinem Tode beginnt der lange Zersetzungs-Prozeß, dem endlich das Land, oder eigentlich die sich durch ihre Parteihändel aufreibende Adels-Republik zuletzt unterlag. Die königliche Würde, welche so lange Zeit der Spielball der mächtigen Adels-Familien gewesen, wurde naturgemäß zuletzt der Spielball des Auslandes, bis die Regierung Polens und die leitende Politik endlich überall sonst, nur nicht in Warschau oder Krakau, ihren Sitz hatten, und man den König, wie die Factionen, vom Auslande aus nach Belieben lenkte.

So auch ist die Geschichte des Interregnums in Polen im Jahre 1587 wesentlich eine Geschichte des Parteikampfes der beiden damals mächtigen Häuser Zamoiski und Zborowski, eine Geschichte voll wilder Romantik, wie wir sie aus den Zeiten der späteren Merovinger oder Karolinger kennen, vielleicht zu Tragödien-Stoffen geeignet, aber betrübend, wenn man an die Leiden denkt, die sie dem Lande und den Nachkommen verursachten.

Die königliche Gewalt in Polen war auf zwei Mittel vorzugsweise gestellt: auf das Privilegium, über Ehrenstellen, Aemter und Würden und über Staatsgut nach Willkür schalten und walten zu können. Allerdings war diese Befugniß sehr reich und von tiefem Einfluß; sie sicherte auch dem Könige, der sich dadurch eine stets dienstbare Majorität erzeugen könnte, eine ziemlich unumschränkte Gewalt; aber die Ausübung dieses Vorrechts erforderte so viel Geschicklichkeit in Rath und That, daß große Mißgriffe nicht ausbleiben konnten; andererseits erzeugte sie stets zu gleicher Zeit eine der königlichen Partei entgegengestehende Partei, welche mit aller Erbitterung verletzten Ehrgefühls und fehlgeschlagener Hoffnung auf Berücksichtigung gegen die erstere ankämpfte und wenigstens fast immer im Stande war, die besten Absichten und Pläne des Herrschers zu durchkreuzen und zu vereiteln. Auch Stephan Batori mußte dies während seiner nur zehnjährigen Regierung erfahren; diese Zeit war zu kurz, um Uebelstände abzuschaffen oder nur zum Besseren zu lenken, an deren Aufrichtung Jahrhunderte gearbeitet hatten. Als er nach Polen kam, fand er die ersten, noch kaum beachteten Ursachen einer Zerklüftung schon vor, die unter seiner Regierung sich nähren und entwickeln, nach seinem Tode aber zum wüthendsten Partei-Hader entflammen und endlich auch dem Regierungs-Antritt seines Nachfolgers zum offenen Bürgerkrieg entbrennen sollten.

Samuel Zborowski, ein lebhafter, talentvoller Mann aus einem alten Geschlechte, in der calvinistischen Lehre erzogen, hatte kurz nach der Krönung Heinrich's von Valois als König von Polen einen anderen Edelmann, Andreas Wapowski, im Schloßhofe zu Krakau erstochen, gleichsam Angesichts des Königs und des ganzen Senates, welcher im Schloße noch über die pacta conventa berieth. Der Angriff hatte eigentlich dem Kämmerer des Königs, Johann Tenczynski, gegolten, der als Nebenbuhler der Zborowski'schen Familie, und nun noch mehr als Günstling des neuen Königs, den Haß des jungen Mannes erweckt hatte. Wapowski hatte die Streitenden aus einander bringen wollen und dabei die tödliche Wunde erhalten. Die That brachte eine ungeheure Aufregung hervor; Heinrich zog sich, erschrocken über den Tumult, in seine Gemächer zurück und umgab sich mit seinen französischen Begleitern, wie darauf gefaßt, eine neue Bluthochzeit zu erleben.

Gericht mußte gehalten werden, trotz der Unentschlossenheit des Königs; die Wittwe des Wapowski verlangte Gerechtigkeit, Tenczynski und sein Anhang hoben das Ungeheuerliche des Falles hervor: ein Mord an einem Mitgliede der Reichsversammlung bei der Krönungsfeier begangen. Die Zborowski verlangten, da das Recht wider sie war, Gnade aus Rücksicht für ihr Geschlecht.

Samuel Zborowski war indessen geflohen, ehe ihn noch das Gericht zur Landesverweisung verurtheilt und in Verruf gethan hatte. Nach dem Spruch der Starosten und Kastellane sollte er auf polnischem Boden in der Acht sein und falls er zurückkehre, nach eingeholter Erlaubniß des Königs, hingerichtet werden. So war sein Schicksal doch noch der Gnade des Königs vorbehalten.

Samuel Zborowski ging durch Ungarn nach Siebenbürgen an den Hof des heldenmüthigen Stephan Batori, der ihn freundlich aufnahm und ihm eine Hofstelle übertrug.

Heinrich von Valois verließ bekanntlich nach dem Tode seines Bruders, Karl's IX. von Frankreich, das ihm wenig zusagende Polen, und alle Versuche, ihn zur Rückkehr in sein Königreich zu bewegen, schlugen fehl. Der polnische Thron war also abermals verwaist.

Die mächtigen Verwandten Zborowski's glaubten nun, wenn sie den Gönner ihres flüchtigen Stammvetters, den Herzog von Siebenbürgen, zum König von Polen erheben könnten, so würde dieser aus Rücksichten der Dankbarkeit jenen Bann lösen und dem Landesflüchtigen das Vaterland wieder öffnen müssen. Daß dem edlen Manne das Rechtsgefühl und die Achtung vor dem Gesetze höher gehen könne, als das Schicksal eines Privatmannes, daran dachten sie nicht. So wurde denn Stephan Batori gegen seinen Mitbewerber, den Kaiser Maximilian, zum König von Polen gewählt.

Die Zborowski hatten sich in dem neuen Könige geirrt, wenn sie glaubten, er werde aus übel verstandener Dankbarkeit für ihre Bemühungen eigenmächtig einen Spruch des Senates kassiren, den nur dieser selbst rechtskräftig aufheben konnte. Was er unter den bewandten Umständen thun konnte, that er übrigens. Er gab dem Samuel Zborowski einen Sicherheits- und Geleitsbrief, durch welchen ihm der Aufenthalt in Polen möglich gemacht wurde, und während welcher Zeit er Schritte thun konnte, um die Agnaten Wapowski's zu versöhnen und den Reichstag zur Aufhebung seines Urtheils zu vermögen.

Statt sich für diese Gnade dankbar zu erweisen und in aller Form und Ruhe die nöthigen Schritte zu thun, pochte Samuel Zborowski auf den Einfluß seiner Brüder, von denen der eine, Johann, Kastellan von Gnesen, der andere, Andreas, Hofmarschall, der dritte, Christoph, Gesandter, theils in Wien, theils in Regensburg, war. Die Dreistigkeit, mit welcher er an öffentlichen Orten, am Hofe, in im Reichstage erschien, war herausfordernd. Tenczynski und sein Anhang klagten laut über die Schlaffheit der Justiz und der öffentlichen Gewalt; aber es kam nicht zu entscheidenden Maßregeln.

Der König gerieth natürlich in eine schiefe Lage, da er weder den Zborowski genug that, noch ihre Gegner zufrieden stellte; indessen war der tapfere und selbständige Mann weit davon entfernt, sich irgend wie zum Werkzeug machen zu lassen. Mit scharfem Blick fand er eine Persönlichkeit aus der Zahl der politisch bedeutsamen Polen heraus, die an Bildung, wie an Charakter die meisten derselben hinter sich ließ, und machte den Johann Zamoiski zu seinem Minister. Derselbe war in Straßburg und Padua gebildet worden. Als blutjunger Mann noch, wurde er aus Anlaß seines Buches „De emendatione Romana" von der letzteren Universität zu ihrem Rector ernannt, und als ihm, der nach Polen zurückgekehrt war, die Ordnung des Staatsarchivs übertragen wurde, fand er Gelegenheit, sich eine ebenso reiche, als genaue Kenntniß des polnischen Staatswesens anzueignen, die ihn befähigte, den gewiegtesten Staatsmännern die Spitze zu bieten. In der That hatte er in den letzten Zwischen-Regierungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nicht minder wacker und tüchtig zeigte er sich im Felde; im Kriege gegen Danzig erwarb er sich die ersten Lorbeeren, und nach dem dreijährigen Feldzug gegen Moscowien übertrug ihm Stephan das höchst einflußreiche Amt eines Kron-Hetmann, der die gesammte Armee unter sich hatte, und als der Reichskanzler starb, wurde ihm auch dieses Amt übertragen.

Diese Anhäufung von Aemtern und Ehren auf Eine Person (er hatte außerdem acht Starosteien) brachte einen Sturm von Neid, Eifersucht und Mißgunst hervor, namentlich bei den Zborowski, welche bei der Aemter-Besetzung übergangen worden waren, trotzdem sie sich so eifrig für die Erhebung des Königs bemüht hatten. Es setzte sich bei ihnen ein tiefer Haß gegen Stephan und natürlich auch gegen Zamoiski fest. Nur einer der Brüder, der Kastellan von Gnesen, Johann Zborowski, zeigte sich einigermaßen zurückhaltend und verständig. Trotzdem daß der König und Zamoiski dem Samuel Zborowski wiederholt einschärften, kein Aufsehen zu machen, sich in einer kleinen Gränzstadt zu halten und nicht nach Krakau, dem Justiz-Bezirke Zamoiski's, zu kommen, schweifte dieser, im Vertrauen auf ein kleines Heer, das er um sich gesammelt, frei im Lande umher, auf die Furcht der anderen Starosten bauend.

Stephan arbeitete vereint mit Zamoiski an der Stärkung der königlichen Gewalt und der Beschränkung des Adels; die mächtigen Zborowski ließ er trotz ihres Einflusses bei Seite, weil sie ihm, wie sich das zur Zeit Heinrich's von Valois gezeigt hatte, zu unzuverlässig schienen. Beide waren ferner der festen Ueberzeugung, daß es um die Unabhängigkeit Polens geschehen sei, wenn einmal ein Mitglied des Kaiserhauses den polnischen Thron besteige. Um diesem vorzubeugen, mußte auf eine Wahlreform hingearbeitet, namentlich aber danach gestrebt werden, das Königthum erblich zu machen — eine Sache, die unbeschadet des freien Wahlrechts eingeleitet werden konnte, da schon früher der Brauch geherrscht hatte, die Söhne der Könige bei Lebzeiten ihres Vaters zu wählen. Wie

ehrlich und patriotisch aber dies auch gemeint war, den Feinden verlieh es bei dem Freiheitsstolze der Polen eine furchtbare Waffe. Man deutete mit Unwillen auf die große Anzahl Ungarn, die der König in's Land ziehe und mit Wohlthaten überhäufe; man gab sich den Anschein, Beschützer der öffentlichen Freiheit zu sein; kurzum, es bildete sich in Kurzem eine Partei, deren ganzes Streben darauf ausging, dem Könige alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Auf dem Reichstage von 1588 kamen seine Vorschläge zur Wahlreform gar nicht zur Berathung, und derselbe verlief unter fortwährenden Händeln ganz ergebnißlos.

Als dem Kanzler Zamoiski seine Frau, eine gebrorene Radziwyl, gestorben war, gab ihm der König seine Nichte Griseldis, die Tochter seines Bruders, zur Ehe — ein Ereigniß, das natürlich die allgemeine Mißgunst noch mehr erhöhte. Auf dieser Hochzeit wurde von den Zborowski eine Art Einigung der Parteien versucht, zu der auch der dritte Bruder, der Diplomat, aus Deutschland gekommen war; doch schon nach einigen Tagen kam es auf's Neue zum Bruch, weil der streng rechtliche König dem Christoph Zborowski eine gewisse frei gewordene Pension nicht verleihen wollte, die derselbe als Preis für seine Zustimmung ansah. In Folge dieser Angelegenheit gelangte der Kanzler in den Besitz gewisser Schriftstücke, welche die Zborowskis und ihr geheimes Treiben enthüllten. Nizowcer Kasaken hatten nämlich, auf Anstiften einiger Edelleute, bei denen sich Samuel Zborowski aufhielt, einen Einfall in's türkische Gebiet gemacht und die Festung Jahorlik erobert und zerstört. Wäre der Sultan damals nicht gerade mit seiner Macht in Persien beschäftigt gewesen, so hätte er jedenfalls mit einem Feldzuge gegen Polen geantwortet, dem dieses, damals ohne Hoffnung auf österreichische Hülfe und außerdem von den Moskowiten bedroht, schwerlich mit Glück hätte begegnen können. Nur mit großer Mühe erhielt der König vom Sultan den Frieden, nachdem er strenge Bestrafung der Uebelthäter versprochen hatte.

Nach den Briefen, die durch den Verrath eines in den Diensten des Samuel stehenden Lautenschlägers Albert Dlugoraj an den Kanzler und den König gelangten, konnte man annehmen, daß derselbe der Anstifter jenes Einfalls, und daß die Zborowski Anzettler von Wühlereien seien, von welchen derselbe nur ein vereinzeltes Glied war. Der König stimmte für die äußerste Strenge; andererseits tauchten Gerüchte von bevorstehenden Attentaten auf das Leben desselben auf, die indeß bald wieder zerrannen. Die Zborowski, welche (wenigstens zwei der Brüder, Andreas und Christoph) nahezu ihr Vermögen verthan hatten, waren zu einem äußersten Entschlusse getrieben. Um die gesetzliche Gewalt vollkommen einzuschüchtern und hülflos darzustellen, wurde beschlossen, Samuel solle trotz Verbot und Warnung nach Kralau gehen, und zwar gerade zur Zeit, wo Zamoiski dort Gericht halte. Er machte sich also mit seinem heerartigen Gefolge dorthin auf. Zamoiski erhielt indessen davon Kunde und traf danach seine Anstalten. Sobald Samuel Zborowski den Gerichtssprengel Krakau's betreten hatte und bei einer Verwandten in Piekary eingekehrt war, ließ Zamoiski, der seinerseits auch ein Heer gesammelt, ihn gefangen nehmen. — Die Sache machte das ungeheuerste Aufsehen. Zamoiski, dem darum zu thun war, das Ansehen des Gesetzes in voller Kraft zu zeigen, ging weder auf die Bitten der Senatoren und Adeligen, welche die Sache an den höchst unzuverlässigen Reichstag bringen wollten, noch auf sonst etwas ein — er hielt Gericht und ließ, nach eingelaufener Bestätigung des Königs, den Samuel Zborowski am 26. Mai 1582 auf dem gewöhnlichen Richtplatze enthaupten.

Der Eindruck dieser in Polen fast unerhörten Energie der gesetzlichen Gewalt war gewaltig, und in einem fester organisirten Lande würde dieser Schlag, der mit dem schuldigen Haupte zugleich die ganze dahinter stehende Partei traf, hingereicht haben, dieselbe für längere Zeit mit Furcht und Scheu zu erfüllen. Nicht so in Polen. Der ausgestellte blutige Leichnam war bald von klagenden Frauen und trotzig blickenden Männern umgeben; wie zum Hohn des Königs und seines Ministers ließ Andreas Zborowski an allen vier Ecken des Krakauer Marktes durch einen Herold ausrufen, daß sein Bruder ungerecht den Tod erlitten habe. Der Adel, der es gar nicht für möglich gehalten, daß er der Justiz erreichbar sei, gerieth in die höchste Aufregung, und der Ruf „Tyrannei" trieb wie ein mächtiger Posaunenschall Tausende zu den Fahnen der Zborowski, alle Unzufriedenen, alle ihrer Meinung nach Zurückgesetzten traten zusammen, um dieser Tyrannei den Krieg zu erklären. Der Anschluß des Grafen Stanislaus Gorka, Palatin von Posen, eines edleren Charakters, der die heimische Freiheit gefährdet glaubte, gab der Partei Halt und Ansehen.

Andererseits konnten der König und sein Kanzler nicht zurück; hatte man mit Energie angefangen, so mußte man mit Energie fortfahren. Samuel Zborowski hatte Geständnisse gemacht, die namentlich seinen Bruder Christoph bloßstellten. Man beschloß, diesem den Prozeß zu machen, zuvor aber den Senat zu gewinnen, der meist aus Pfründnern des Königs bestand.

Am 28. März 1584 war Iwan der Schreckliche zu Moskau gestorben, der sich dem Schwerte des tapferen Batori hatte demüthigen müssen. Sein Sohn war ein Schwächling; die Gelegenheit war günstig, das Uebergewicht Polens vollends herzustellen und durch einen glücklichen Krieg das Ansehen zu stärken, dessen der König so dringend bedurfte. War Polen gegen Osten gesichert, so hatte es gegen Süden freie Hand. Die Hauptsache war, den Widerstand des trägen und tumultuarischen Reichstages zu brechen und ihn für die Sache zu gewinnen, dabei aber namentlich das Haus Zborowski zu stürzen. Um sich in Zukunft vor Anschuldigungen sicher zu stellen, ließ er von dem Senat den Reichstag auf den Monat August (1584) nach Lublin berufen; doch so beredt auch der König auf demselben seine Pläne verfocht, so mußte er doch bald sehen, daß er nicht hinreichende Unterstützung für dieselben finden würde. Die entschiedenen Anhänger der Zborowski'schen Partei waren gar nicht erschienen, die maßgebende Mitte war dem Könige aus einer kleinbürgerlichen Liebe zum Frieden gram, darunter namentlich die hohe Geistlichkeit, die bei steigender Macht des Königs gleichfalls für ihre Privilegien fürchtete, wenn sie auch nicht für den calvinisch gewesenen Zborowski besonderes Interesse zeigt. Man rieth dem König zur Nachsicht; charakteristisch für die polnische Grund-Anschauung ist hierbei ein Ausspruch des Erzbischofs Demetrius Solikowski: „Die polnischen Könige erlangten das Reich durch den freien Willen der Polen und müßten gnädige und nachsichtige Väter sein und nicht mit der Starrheit des Rechts und der Gesetze regieren (non tam jure ac legum rigore, quam leni, justa ac moderato imperia ex aequa et bona impetrare)." Was daraus für Konsequenzen hervorgehen mußten, wenn das Recht von vornherein eine wächserne Nase hat, die Jeder nach Belieben zu drehen die Befugniß hat, ist unschwer einzusehen. Das Reich taumelte dem Untergange zu. Indeß beschloß doch die Mehrheit, daß den Gebrüdern Zborowski wegen geheimen Einverständnisses mit fremden Mächten und versuchter Staats-Umwälzung der Prozeß gemacht werden solle. Sie wurden deshalb sechs Wochen vor dem im Januar abzuhaltenden Reichstage vor den Senat geladen.

Inzwischen flammte das Land in wilder Unordnung auf; die Provinzial-Landtage wurden von Bewaffneten besucht, die königlichen Kommissarien nirgends gehört, in Proszowice, wo Christoph Zborowski selbst aufgetreten war, kam es zu einer förmlichen Schlacht. Die Landtage, in welchen sich die Zborowskische Partei das Uebergewicht erhalten, trugen den Landboten auf, eine Revision des Zborowskischen Prozesses zu fordern. Der König, dem Alles dies seine politischen Pläne durchkreuzte, war im höchsten Grade erbittert.

So begann denn der Reichstag am 15. Januar 1585. Warschau glich einem Heerlager; denn auch die Zborowski waren mit einer bedeutenden Heeresmacht eingezogen. Jedes Senats-Mitglied hatte seine Leibwächter, der König selbst steckte hinter Schaaren von Bewaffneten und Kanonen. Es ging zu, wie in Rom zu den Zeiten des Marius und Sulla, und man konnte sich nicht wundern, wenn einer der Redner geradezu Stellen aus den Catilinarischen Reden des Cicero vortrug. Endlich kam man dazu, den Prozeß zu verhandeln. Nach vielen Zwischenfällen wurde ein Urtheil gefällt, welches auf Landes-Verweisung, Absprechung aller Ehren und Rechte eines Adeligen und Einziehung der Güter lautete, dabei aber war die gesetzliche Zeit des Reichstags verstrichen und für die auswärtige Politik des Königs wieder Nichts gethan.

Nun aber geschah etwas Unerhörtes: acht Edelleute, darunter Männer von Namen und Ansehen, wie Zbigniew, Ossolinski u. A. legten Protest gegen den königlichen Beschluß ein.

Doch wir müssen hier kurz sein. Alle Anstrengungen des Königs, für Polen die Zeiten der Pinsten und Jagellonen zu erneuern und dem Reiche Kraft und Festigkeit zu geben, alle idealen Pläne seines Kanzlers, der dem Uebel auf den Grund geschaut hatte, alle politischen Combinationen scheiterten an der Unregierbarkeit der Polen selbst, die für höhere Gedanken kein Verständniß mehr hatten, und jeden Versuch, Zucht und Ordnung einzuführen, als Tyrannei verschrieen. Wenn eine dauernde Anarchie, eine fortwährende Ausübung des Faustrechts Freiheit ist, so haben die Polen sie vollständig genossen; keine andere Nation ist ihr in dieser Hinsicht dem Ideal so nahe gekommen; nur freilich waren diejenigen Bestandtheile des Volkes, welche nicht dem herrschenden Adel angehörten, übler daran, als je ein geknechtetes Volk gewesen ist; nicht blos die Bauern, sondern auch die deutsche Bevölkerung im damaligen polnischen Preußen, die sich, während Polen an allen Enden aufflammte, durch ruhige und gemessene Haltung auszeichnete. Die Last, die sie trug, war nicht gering, ihre Beschwerden, seit fast einem Jahrhundert unbeachtet,

schreiend. Was war der Lohn davon, daß sie mit Ruhe und Geduld vorgebracht wurden? Die Klagen der Preußen auf dem polnischen Reichstage wurden bei den Polen zum Sprüchwort und Gelächter, bis die Preußen sich selbst ihrer zu schämen anfingen. Man sieht, daß es eine geschichtliche Nemesis giebt; wenn man jetzt im preußischen Parlamente die enragirten Diatriben der Polen mit großer Geduld und ohne besonders tiefe Gemüthsbewegung anhört, so werden die geschichtskundigen Herren unter ihnen Ursache haben, sich den Zusammenhang der Vergangenheit mit der Gegenwart klar zu machen. Eine besondere Begeisterung wird das deutsche Westpreußen nicht zeigen, seine Gerechtigkeit wieder in einem polnischen Reichstage zu Warschau zu holen. Denn daß die politischen Polen zwar viel vergessen, aber nichts gelernt haben, dürfte man aus ihrer ungemessenen Heftigkeit, dem Uebermaß ihrer Forderungen und vielen anderen Anzeichen mit Recht schließen. Wo sind die Elemente, die dafür bürgen, daß die Zukunft anders sein wird, als die Vergangenheit?

Wir müssen kurz sein. Was wir ausgehoben und in kürzerer Fassung mitgetheilt, hatte ein gewissermaßen dramatisches Interesse, wie in der That das Schicksal Samuel Zborowski's in einem Romane dargestellt worden ist.

Wir erinnern uns wenigstens, daß unsere Zeitschrift vor mehreren Jahren darüber eine Notiz brachte. Der wilde Trotz hat unstreitig etwas Imponirendes, so lange er noch ein geistiges Element in sich hat; sobald dasselbe aber schwindet, so weicht auch dieser Eindruck, und das Gefühl, das den Leser bei der Verfolgung dieser wüsten, leidenschaftlichen Händel, dieser Mischung von Intrigue und Gewalt überkommt, ist zuletzt der reine Widerwille. Zamoiski's Gestalt ist das Einzige, was hier ein höheres Interesse gewährt, weil dieser Mann ein Ideal hatte, weil er den Schäden seines Vaterlandes auf den Grund sah und sein Leben daran setzte, dasselbe auf der Bahn des Verderbens aufzuhalten und auf einen besseren Weg zu bringen. Es sollte ihm leider nicht gelingen. Mit Stephan Batori's Tode war ihm eine mächtige Stütze gebrochen, und die ihm feindliche Partei konnte es wagen, ihn auf alle mögliche Weise wegen Kumulirung der Aemter ꝛc. anzugreifen, namentlich aber ihm den Oberbefehl über die Truppen, die ihn immerhin noch mächtig erhielten, wo möglich zu entziehen. Wenn ihr dies auch nicht gelang, so setzte sie es doch durch, daß ihm ein Kollege mit gleicher Machtfülle beigegeben und daß der Prozeß gegen die Zborowski, die nun wieder in den Vordergrund treten, kassirt wurde. Die neue Königswahl von 1587 fand wieder auf einem Reichstage statt, der das Ansehen eines Kriegslagers hatte. Die Zborowski, welche sich für den österreichischen Kandidaten interessirten, trafen mit einem Heere von nicht weniger als 10,000 Mann, darunter viele deutsche und französische Söldner, ein; Zamoiski's Heer war geringer, aber besser disciplinirt. Beide lagen sich, wie im offenen Kriege, in getrennten Lagern gegenüber, beide in der Absicht hergekommen, den Reichstag zu beherrschen. Man kann sich denken, welcher Art die Verhandlungen waren, die in einem Senate stattfanden, wo man mit Flinten schoß und Rohheiten aller Art beging. Wie sollten sich tobsüchtig Rasende mit einander verständigen können? Nur die lithauischen und preußischen Landboten mit ihrem Gefolge benahmen sich wie verständige Menschen. Die ausführliche Schilderung dieses Reichstags mit seinen Ränkeln, Partei-Versammlungen, Ränken, mit den Gesandtschaften der Krön-Kandidaten aus Oesterreich, Schweden, von dem russischen Zaren ꝛc. und was dieselben für Kunstgriffe gebraucht, für Reden gehalten, giebt ein recht lebhaftes Bild von diesem sonderbaren Thun und Treiben, das für uns sprüchwörtlich geworden ist.

Endlich spaltete sich die Reichsversammlung in den General-Konvent, wo die Zborowskiliche Partei dominirte, und in den „Schwarzen Kreis," dessen Macht auf dem Heerlager Zamoiski's beruhte, und der durch den Uebertritt der Geistlichkeit, welche von der ersteren Kränkung erfahren, verstärkt wurde. Diese letztere, die Ordnungs-Partei, wählte, nachdem Zamoisli schon am frühen Morgen (den 19. August) das Heer in Schlacht-Ordnung gestellt hatte, den Prinzen Sigismund von Schweden. Unter dem Schutz der Waffen zogen die Massen von dem Wahlfelde in die Stadt zurück und sangen in der St. Johanniskirche ein feierliches Tedeum, bei welchem der Erzbischof Karnkowski fungirte. Drei Tage später wählte die Gegen-Partei den Erzherzog Maximilian von Oesterreich zum König von Polen und sang ihr Tedeum in der Bernardiner-Kirche bei Warschau, wobei der Kardinal Radziwyl das Hochamt verrichtete.

So war der Bürgerkrieg offen erklärt; die gegenseitige Eifersucht zweier Familien war bereits stark genug, die Schicksale dieses Reiches zu bestimmen. Bekanntlich unterlag hierin der österreichische Kandidat, der sogar gefangen und erst nach zwei Jahren freigelassen wurde, nachdem am 28. Dec. 1587 die Krönung Sigismund Wasa's stattgefunden hatte.

Nord-Amerika.

Zur Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges.

Wenn ein anonymer Mensch in der Zeitung oder sonst öffentlich seine Weisheit zum Besten giebt, hören's oder lesen's immer eine große Menge Leute, die noch weiser sind, oder sich wenigstens dafür halten und ihm deshalb gern widersprechen. Deshalb ist's gut und auch ziemlich Mode, zur Bekräftigung parteiischer Grundsätze, die immer auf Widerspruch rechnen können, Autoritäten zu Hülfe zu rufen, die schon wegen ihres Namens Achtung einflößen. Wenn diese nun auch noch ohne Partereizung auf neutralem Boden ruhig und historisch und mit Thatsachen auftreten, muß sich jeder anständige Mensch, wenn auch im übrigen grimmiger Gegner, dazu bequemen, sie zu hören und gellen zu lassen, was als thatsächlich sich nicht mehr abweisen lassen will.

Wir haben hier einen Namen, Capitain Marryat, vor dessen Werken und Urtheilen, namentlich über Amerika, Jeder Achtung haben wird, besonders wenn sie sich als sich erfüllende Prophezeiung bewähren, wie z. B. folgendes, das wir in „The Settlers in Canada" finden.

Wir sehen, wie jetzt die stolzen Republikaner mit ihrer leuchtenden Freiheit und Demokratie zusammenbrechen und einem Despotismus weichen, der mit seinen Spionen, politischen Verfolgungen und Verfassungen, konfiscirten Zeitungen, getheerten und gefederten Gegnern, seinen Verboten, gesetzlichen Aufhebungen der wichtigsten Freiheiten, Pässen und Polizisten eher an die ärgste Bourbonenzeit in Neapel erinnert, als an die amerikanischen Freistaaten. Marryat sah dies zum Theil voraus und zwar vor mehr als zwanzig Jahren. Seine Urtheile über die Geschichte Englands und Amerika's ist wie zufällig eingestreut, und hat jetzt in dieser Absichtslosigkeit einen um so größeren Werth.

„Wir wissen nie, meine liebe Emma, was in dieser veränderlichen Welt kommen mag (sagte Mr. Campbell). Ich habe diesen Morgen gelesen und dabei die Entdeckung gemacht, daß nicht nur einzelne Menschen, sondern auch ganze Nationen ungemein oft in ihren Hoffnungen und Erwartungen getäuscht werden. Ich kenne keinen schlagenderen Beweis, als den Verlauf von Thatsachen, die wegen ihrer Neuheit kaum schon Geschichte genannt werden können. Vielleicht sind Wirkungen nie so schnell Ursachen gefolgt, die den Hoffnungen kurzsichtiger Sterblichen so scharf widersprachen, als in unserer Geschichte. Es war im Jahr 1756, als die Franzosen, im Besitz der Provinzen, auch die Theile Amerika's, die uns gehörten, an sich zu reißen suchten. Was wurde daraus? Nach einem beispiellos grausamen Kriege — beide Parteien beschäftigten Wilde, von denen bald die Engländer, bald die Franzosen kannibalisch gemartert und lebendig verbrannt wurden — sah sich Frankreich genöthigt, Alles aufzugeben. Der Versuch, Alles zu gewinnen, führte zu dem Verluste aller amerikanischen Besitzungen. Es mußte 1760 alle seine Provinzen an England abtreten. Das ist ein Beispiel, in welchem Erwartungen ganz in ihr Gegentheil umschlugen.

„Und was nun mit den Engländern? Niemals war England mächtiger und gefürchteter, als nach dem Schlusse dieses Krieges. Das Siegesglück macht es anmaßend und unrechtlich. Es beleidigte und mißhandelte seine Kolonien. Es rachte, sie könnten keinen Widerstand gegen seine Herrscherwillkür („imperious will") wagen und meinte, daß nach Vertreibung der Franzosen, Amerika ihm unbedingt als Eigenthum angehöre, während es sich herausstellte, daß die Kolonien just deshalb rebellirten, weil die Franzosen von Kanada vertrieben waren. So lange nämlich die Franzosen Kanada besaßen, hatten die englischen Kolonisten in Amerika einen Feind an ihren Gränzen und hielten sich deshalb zu ihrem Schutze an England. Sie brauchten Hülfe und Beistand, und so lange sie dieses Bedürfniß fühlten, blieb es unwahrscheinlich, daß sie gegen ihre Besteuerung um einen Theil der Kosten, die England hatte, um sie zu beschützen, decken helfen, etwas einzuwenden haben würden. Hätten die Franzosen unter Moncalm eine Armee bereit gehabt, feindlich vorzurücken, als den Kolonisten die Stempel-, Thee- und Salzsteuer aufgebürdet werden sollte, so würden letztere schwerlich dagegen aufgetreten sein. Aber da sie keine Armee zu ihrem Schutze gegen die Franzosen mehr brauchten, wurden sie von dieser Zumuthung, Steuern zu zahlen, zur Rebellion gegen eine nach ihrer Ansicht ungerechte Zumuthung getrieben und sogar ihre völlige Unabhängigkeit geltend zu machen. Also wieder ein Beispiel, wie Erwartungen und Berechnungen in ihr Gegentheil umschlagen.

„Noch mehr. Die amerikanischen Kolonisten gewannen ihre Unabhängigkeit, was ihnen wahrscheinlich nicht gelungen wäre, hätten sie nicht den Beistand einer starken Armee und Flotte Frankreichs gefunden, das aufgebracht über den Verlust Kanadas, England durch den Verlust seiner

amerikanischen Kolonien zu demüthigen suchte. Dabei dachten der König und der Adel Frankreichs freilich nicht daran, daß sie durch Unterstützung der amerikanischen Unabhängigkeit und Freiheit und durch den Geist dieser Revolution, der Gleichheit, der Demokratie, des Republikanismus, den die französischen Soldaten und Matrosen einsogen und in der Masse französischen Volks verbreiteten, im eigenen Land den Samen der Revolution säeten, die den König und den größten Theil des Adels auf's Schaffot bringen sollte.

„Hier entsprachen die Ereignisse wieder den Erwartungen nicht, und man steht doch auf beiden Seiten den gegen einen Andern gerichteten Schlag auf die eigenen Häupter zurückfallen.

„Da fällt mir eine Geschichte ein, rief Alfred, die ich irgendwo von einem orientalischen Könige gelesen habe. Er kaufte einem Derwisch ein Sprüchwort ab (gleichsam das Verlagsrecht), das er an allen seinen Haus-, Gold- und Silbergeräthen seines Palastes anbringen ließ. Das Sprüchwort lautete: „Unternimm nie Etwas eher, als bis du das Ende davon wohl überlegt hast." Nun entspann sich eine Verschwörung gegen ihn, nach welcher es sein Wundarzt übernahm, ihm zu Ader zu lassen und ihn dabei mit einer vergifteten Lanzette zu behandeln. Der Wundarzt hatte schon den Arm unterbunden und war bereit, Blut in ein vorgehaltenes Becken zu lassen. Das Becken enthielt die bekannte Umschrift, deren Warnung ihn so überraschte, daß er die Lanzette hinwarf, Alles gestand, und so das Leben des Königs rettete.

„Es frägt sich nun, fuhr Alfred fort, ob Amerika dieser Kurzsichtigkeit der Franzosen und Engländer gegenüber nach Abwerfung seiner Abhängigkeit sich durch die Wohl einer demokratischen Regierung nicht eben so kurzsichtig bekunden werde.

„In wie weit eine andere Demokratie sich bewähren mag, antwortete Mr. Campbell, kann ich nicht sagen; aber so viel weiß ich, daß deren Dauer in alten Zeiten gewöhnlich sehr kurz war, und sich immer bald in Oligarchie und Tyrannei verlor. So viel ist gewiß, daß es keine Regierungsform giebt, unter welcher das Volk schneller verdirbt und seine Wohlthäter mit solcher Undankbarkeit behandelt.

„Wie ist das zu erklären? fragte Alfred.

„Durch zwei Hauptursachen. Erstens, wo alle Menschen als gleich gelten (was kein Mensch seinem „Gleichen" so leicht einräumt, wenn er sich als besser oder stärker gegen ihn geltend machen kann), bleibt fast nur Reichthum als Auszeichnung übrig, und so wird die Jagd nach Reichthum die herrschende Leidenschaft des ganzen Volks, und keine Leidenschaft ist so demoralisirend. Zweitens, wo das Volk, oder eigentlich die gemeine Masse — „mob" — herrscht, muß dieser durch Schmeichelei und Servilität der von dieser Masse gewählten Obrigkeit begütigt, ihr gefröhnt werden. Schmeichelei ist aber Lüge und diese ist für beide Theile, die Lügner und Belognen, gleich stark demoralisirend. Keine Regierung so verächtlich und so unangenehm für einen ehrlichen Mann, darunter zu leben, als eine Demokratie. Wie weit die Amerikaner im Stande sein mögen, dies zu widerlegen, bleibt abzuwarten; aber das ist sicher, daß sie ihre neue Regierungsform mit einem Akte gröbster Ungerechtigkeit angefangen haben, was uns zu der Annahme berechtigt, daß alle ihre gerühmten Tugenden nur Vorwand seien. Ich meine die Beibehaltung der Sklaverei. Sie haben ihrer eigene Unabhängigkeits-Erklärung Lügen gestraft, da sie darin alle Menschen gleich und frei geboren nennen, und können keinen Segen für die erwarten, die ihre Freiheit mit Lüge und Tyrannei gegen Mitmenschen begonnen. Die Zeit wird kommen, daran zweifle ich nicht, obgleich es Keiner von uns erleben mag, wenn die Nemesis ihre oder ihrer Kinder Häupter treffen wird."

Die Nemesis, dieses Umschlagen in das Gegentheil der Erwartung, geht jetzt mit furchtbarer Raschheit vor sich. Wir wollen's nicht der Freiheit anrechnen, sondern der demokratisch mißbrauchten Freiheit, den groben, furchtbaren Sünden gegen das Ideal der Menschheit.

England.

Die Sonette von William Shakspeare.

Ehe wir auf die vor Kurzem erschienene Schrift von D. Barnstorff* über diesen Gegenstand eingehen, wollen wir die nöthigen literarischen Notizen, die der Verfasser ganz unberücksichtigt gelassen, zur Orientirung des Lesers hier voranschicken. Die ursprüngliche Ausgabe der gesammelten Sonette, 154 an der Zahl, erschien in London im Jahre 1609, also noch bei Lebzeiten des Dichters. Voran ging der Sammlung eine Widmung des Verlegers, T. T. (Thomas Thorpe), welche in ziemlich wortgetreuer Uebersetzung, wie folgt, lautet: „Dem einzigen Erzeuger der folgenden Sonette, Mr. W. H., wünscht, beim Anbeginn, alles Glück und die von unserem ewig lebenden Dichter ihm verheißene Ewigkeit, der ihm alles Gute wünschende Unternehmer (Verleger) T. T."

Ob die besser unterrichteten Zeitgenossen Shakspeare's, wie z. B. in unseren Tagen die des Dichters A. Tennyson, dessen schönster Liederkranz, „In Memorium" betitelt, an A. H. H. (Arthur Henry Hallam, Sohn des berühmten Historikers), gewidmet sind, wußten, wer dieser W. H. war, ist wohl möglich, doch nicht wahrscheinlich, da die Kunde davon sich sonst fortgepflanzt haben und auf uns herabgekommen sein würde. Die Sammlung selbst konnte für sie um so weniger auffallend sein, als bereits im Jahre 1596 vier ähnliche unter dem Titel „Amoretti" von Spenser, und fast um dieselbe Zeit auch die von Daniel und Drayton erschienen waren. Der Widmung der Shakspeare'schen Sonette werden die Zeitgenossen im Allgemeinen demnach keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt oder höchstens werden sie in den Anfangs-Buchstaben W. H. eine blos fingirte Persönlichkeit sich gedacht haben. Für die Nachkommen hingegen wurden diese ein Räthsel, welches man auf die verschiedensten Weisen zu lösen versucht hat.

Th. Tyrwhitt, in seinen Observations and Conjectures on some Passages of Shakspeare (Oxford 1766), glaubte aus dem Verse im zwanzigsten Sonett: „A man in hew all Hews in his controlling" (so die Lesart im alten Manuskript), schließen zu dürfen, die Anfangs-Buchstaben W. H. stünden für einen gewissen William Hews oder Hughes. Malone, den Tyrwhitt* auf diesen Vers aufmerksam machte, hielt diese Ansicht für nicht unwahrscheinlich. James Boswell** jedoch wies nach, daß noch viele andere Wörter in den Sonetten aus bloßer Laune des Setzers gesperrt gedruckt wären und demnach auf jene Wörter kein besonderes Gewicht zu legen sei.

Dr. R. Farmer stellte in seinem werthvollen Essay on the Learning of Shakspeare (London 1767) die Vermuthung auf, viele der Sonette wären an des Dichters Neffen, William Harte, gerichtet. Dagegen sprechen sowohl innere, wie äußere Gründe. Nachdem sich so keiner der bisher gemachten Deutungs-Versuche als stichhaltig erwiesen, trat H. Chalmers in seiner Schrift: „A Supplemental Apology" etc. (London 1799) mit der Ansicht hervor, „der liebliche Knabe," an den Shakspeare seine Sonette gerichtet, sei keine geringere Person, als die jungfräuliche Königin Elisabeth selbst. So plausibel indessen diese Annahme auf den ersten Blick auch erscheint, besonders wenn man Nr. 80 und 83 in Erwägung zieht, wo Shakspeare auf einen anderen Dichter Bezug nimmt, der gleich ihm den Gegenstand seiner Verehrung feiert, wobei man doch wohl nur an Spenser, als den einzigen ihm ebenbürtigen zeitgenössischen Dichter denken kann, so läßt sie sich bei näherer Betrachtung und tieferem Eingehen in die Sache doch nicht festhalten; auch ist sie in England von kompetentester Seite verworfen worden.

M. Drake, der nächste Kritiker, der seinen Scharfsinn an der Lösung des Räthsels versucht hat, behauptet in seinem wichtigen Werke: „Shakspeare and his Time" etc. (London 1817) ebenfalls, die in den Sonetten gefeierte Persönlichkeit müsse von hohem Range gewesen sein, wenngleich nicht die Königin selbst, und schlägt eine Umstellung der röthselhaften Buchstaben vor, so daß man sie für Henry Wriothesly (Lord Southampton), den bekannten Freund und Gönner Shakspeare's, zu lesen hätte. J. Boaden*** u. C. A. Brown† hingegen (ebenso zuletzt die Westminster Review vom Juli 1857) stellten die Vermuthung auf, die Buchstaben stünden für William Herbert, Grafen von Pembroke. Doch bieten die Lebens-Umstände keines der beiden Grafen einen sicheren Anhalt dafür. Endlich sprach sich S. T. Coleridge (in seinen Literary Remains, Edited by H. N. Coleridge. 4 vols. London 1836—1839) dahin aus, sämmtliche Sonette seien wirklich an eine Geliebte gerichtet, und die Ausdrücke, die auf etwas Anderes deuteten, wären nur als Blendwerk hinzugefügt.

Barnstorff nun weicht in seinem „Schlüssel" ꝛc. von allen seinen

---

* „Schlüssel zu Shakspeare's Sonetten." Bremen, Kuhtmann & Comp., 1861.

* In seinem Supplement to the Editions of Shakspeare's Plays etc. London 1780.

** Sohn des berühmten Biographen Johnson's und Herausgeber der Malone'schen Ausgabe von Shakspeare's Dramen und Gedichten (London 1821).

*** On the Sonnets of Shakspeare. London 1857.

† Shakspeare's Autobiographical Poems. London 1838.

Digitized by Google

Vorgängern ab und stellt die Behauptung auf, die Sonette seien durchweg an Shakspeare's eigenen Genius gerichtet, und die räthselhaften Buchstaben, meint er, bedeuteten nichts Anderes, als William Himself.

Wie viel dieser neuen Hypothese im Wege steht, geht aus dem, was wir vorangeschickt, deutlich genug hervor. Jede der hier erwähnten beansprucht die richtige zu sein, und hat auch wirklich einige, theils stärkere, theils schwächere Stützpunkte für sich geltend zu machen. Aber gerade dieser Umstand ist es, der einerseits jedem einzelnen der verschiedenen Auslegungs-Versuche zum Nachtheile gereicht und sie alle unhaltbar macht, der aber auch andererseits das Mäßige und Verfehlte dieser Versuche endlich dorthin müßte, da es so durch diese Vieldeutigkeit klar werden sollte, daß es vergebliche Mühe sei, sämmtlichen 154 Sonetten eine einheitliche Idee oder einen engeren Zusammenhang unterlegen zu wollen, und man auf diese Weise das schlechteste Mittel ergreife, zu ihrem Verständniß zu gelangen. Vielmehr wird man sich nur dann auf dem rechten Wege befinden, wenn man annimmt, daß in diesen Sonetten die lyrischen Ergüsse des großen Dichters, wie solche unter verschiedenen Eindrücken und Stimmungen seiner unsterblichen Feder entflossen, vorliegen. Wer dies natürlicher findet, der mag sich entweder an die in der Auflage von 1640 getroffene Anordnung, deren wir oben noch nicht erwähnt haben, die aber mit der hier ausgesprochenen Ansicht genau übereinstimmt, halten, oder mit Brown eine fortlaufende Sammlung autobiographischer Gedichte annehmen. Nach dieser mit vielem Scharfsinn durchgeführten Hypothese bestünde die Sammlung aus sechs Dichtungen, und wäre die Eintheilung folgende:

I. 1—26 an seinen Freund, ihn auffordernd, sich zu vermählen.

II. 27—55 an seinen Freund, der ihm seine Geliebte geraubt hat — und ihm verzeihend.

III. 56—77 an seinen Freund, über dessen Kälte sich beschwörend, und ihn an des Lebens Schwinden mahnend.

IV. 78—101 an seinen Freund, sich beklagend, daß er eines anderen Dichters Huldigungen vorzieht, und ihn wegen Fehler tadelnd, die seinem Charakter nachtheilig sein dürften.

V. 102—126 an seinen Freund, sich entschuldigend, daß er eine Zeit lang geschwiegen und den Vorwurf der Unbeständigkeit zurückweisend.

VI. 127—152 an seine Geliebte, über ihre Untreue.

Nach dieser Eintheilung, die allerdings viel Zutreffendes für sich hat, wird man Barnstorff's Deutungs-Versuch schwerlich gelten lassen können, wenn man auch zugeben muß, daß sein „Schlüssel" auf eine nicht unbedeutende Zahl der Sonette anwendbar sei. Aber selbst noch diesem Zugeständnisse kann man sich nur schwer entschließen, von einem Manne wie Shakspeare, von einem so durchaus objektiven Dichter, anzunehmen, daß er sich je einer so selbstgefälligen Bespiegelung hingegeben haben solle, wie Barnstorff uns glauben machen möchte. Es wäre dies eine Eitelkeit, eine Selbstverherrlichung gewesen, wie wir sie uns von Shakspeare, trotz der ähnlichen Beispiele seiner Zeitgenossen, nicht denken können. Es widerspricht daher eine solche Annahme allen unseren Vorstellungen von dem einzigen Manne und widerstrebt unserem Gefühle. Am allerwenigsten aber können wir die von Barnstorff versuchte Deutung der Anfangs-Buchstaben W. H. als „William Himself" gelten lassen. Sie als höchst komisch zu bezeichnen, ist das Geringste, was man von ihr sagen kann. Wir fürchten sehr, sie dürfte jeden Kundigen von der weiteren Prüfung der Barnstorff'schen Auslegung abhalten und ihr sofort den Todesstoß geben. Im besten Falle wird sie nicht verfehlen, ein Lächeln abzunöthigen. Das Lächerliche aber ist nicht blos in Frankreich ein gefährlich Ding, und können wir nur bedauern, daß der Verfasser seinen immerhin anerkennungswerthen Versuch durch einen solchen argen Mißgriff verunstaltet hat.

D. Asher.

Frankreich.

Der fossile Mensch und seine Art.

Wir haben schon vor längerer Zeit einen Artikel gebracht, dessen Gegenstand nichts weniger, als der fossile Mensch war, den man im nördlichen Frankreich endlich entdeckt haben wollte — d. h. nicht eigentlich den fossilen Menschen selbst, wohl aber seine steinerne Axt. Die Studien über diesen ernsten Gegenstand werden, wie wir aus einer Berichterstattung im Temps sehen, sowohl von französischer, als englischer Seite noch immer mit großem Ernst betrieben, und es ist sehr zu wünschen, daß sie recht bald zu einem gedeihlichen Ziele, d. h. zum zweifellosen Nachweise des homo fossilis antediluvianus oder zur völligen Beseitigung einer Streitfrage führen, in welcher viel Scharfsinn verschwendet werden kann, der vielleicht fruchtbarere Felder finden könnte. „L'homme fossile," von Boucher de Perthes und „Les haches taillées d'Amiens et d'Abbéville," von Prestwich und Sir Charles Lyell, sind die beiden angezeigten Werke.

Wie es in der Einleitung heißt, erhält die Akademie fast in jeder ihrer Sitzungen Mittheilungen über die Steinärte, die man im Thale der Somme in der Erde findet und als plumpe Werkzeuge einer vorsündfluthlichen Menschenrace betrachtet. Wir übergehen den ausführlichen Nachweis, daß man aus naturwissenschaftlichen, wie aus geschichtlichen Gründen eine solche Vermuthung, wie die Existenz fossiler Menschen, wohl anstellen dürfe, und gehen zugleich zu der Revolution über, welche denselben von unserem jetzigen Geschlechte trennt. Es kommt auf eine kleine Erd-Revolution zu Gunsten der antediluvianischen Nord-Franzosen nicht an. Unser Berichterstatter giebt uns davon eine sehr anschauliche Schilderung, und wir wollen also glauben, daß bei dieser letzten großen Fluth, welche die Granitblöcke des Jura-Gebirges und der Vogesen weithin in die Ebenen verschleppte, jene hypothetischen Menschen verschlungen worden sind, welchen die gefundenen Steinärte gehört haben können.

„Man glaubte, den fossilen Menschen in Guadalupe gefunden zu haben. Das Museum von Paris enthält ein in einer Kalkhöhle dieser Insel entdecktes Skelett, und Mr. Richard Owen hat mir das fast vollständige und bewunderungswürdig wohl erhaltene Skelett eines Erwachsenen gezeigt, das im selben Striche entdeckt worden ist und im britischen Museum aufbewahrt wird. Aber es ist heute bewiesen, daß der Kalktuff, in welchem sich diese menschlichen Reste finden, von ganz junger Formation und demjenigen ganz ähnlich ist, der sich in mehreren vulkanischen Gegenden absetzt.

„Heutzutage behauptet man in Frankreich, selbst menschliche Produkte gefunden zu haben, die man einer vorsündfluthlichen Menschenrace beilegen darf. Die Entdeckung verdankt man nicht einem Geologen, sondern einem Archäologen, Boucher de Perthes.

„1847 war es, als dieser Gelehrte in einem Werke, betitelt: „Antiquités antédiluviennes," zum ersten Mal verkündigte, daß sich an verschiedenen Punkten des angeschwemmten Terrains der Somme zahlreiche Kiesel mit einem groben, aber absichtlichen Schnitt fänden. Diese Kieselsteine unterscheiden sich von den gewöhnlichen keltischen Aexten dadurch, daß sie nicht polirt und auf der ganzen Oberfläche abgenutzt sind; es sind Produkte einer früheren und weniger fortgeschrittenen Kultur. Boucher's Entdeckung wurde anfangs mit Gleichgültigkeit oder Unglauben aufgenommen. Man bestritt selbst den Werth seiner Beobachtungen. Waren die zugeschärften Kiesel an Ort und Stelle für Boucher de Perthes gesammelt worden? Fanden sie sich wirklich vermischt mit dem Fluth-Niederschlage, welcher Reste von Elephanten und Nashörnern enthält? Hatte das Diluvium nicht vielleicht an den von Boucher de Perthes bezeichneten Punkten eine Aenderung erlitten, was in Thälern oft genug vorkommt? Alle diese Fragen wurden natürlicher Weise gestellt.

„Sir Charles Lyell, immer auf der Jagd auf geologische Neuigkeiten, begab sich selbst in die Picardie, in Begleitung eines anderen englischen Gelehrten, Mr. Prestwich, um die Lage der geschärften Steine genau zu bestimmen. In den Sitzungen des Kongresses zur Förderung der Wissenschaften, der 1859 in Aberdeen stattfand, von seinen Nachforschungen Bericht erstattend, erzählte er, daß er sich während seines kurzen Aufenthaltes zu Abbeville und Amiens eine große Menge Instrumente von Kiesel habe verschaffen können. Zwei dieser Steine waren selbst während seines Aufenthaltes daselbst in dem Steinbruche von St. Acheul bei Amiens gefunden worden, der eine in der Tiefe von zehn Fuß, der andere siebzehn Fuß unter der Oberfläche des Bodens. Unter den Beobachtern, welche mit ihren eigenen Händen bearbeitete Steine ausgegraben, nannte er Herrn George Pouchet von Rouen, bekannt durch seine Experimente über die spontane Zeugung und die Menschenracen, und die Herren Prestwich und Flower. Noch Sir Charles Lyell liegen die Schichten, worin man diese plumpen Werkzeuge findet, unmittelbar auf der Kreide, in welche das Thal der Somme eingehöhlt ist. Darüber liegen Sandlagen, welche Fluß- oder Land-Muscheln von noch bestehenden Arten enthalten.

„Mehr als tausend dieser Kieseläxte sind in den letzten Jahren in einem kleinen Theile des Thales der Somme gefunden worden, und der englische Geologe schließt daraus, wie Boucher de Perthes, daß ein wilder, mit dem Gebrauche des Eisens unbekannter Stamm diese Gegend lange Zeit bewohnt hat. Er erinnert sich bei dieser Gelegenheit, daß er auf der Insel Saint-Simon in Georgien, in den Vereinigten Staaten, eine ungeheure indische Hütte gesehen, die zehn Acker Landes deckte, fünf

Fuß hoch war und ganz aus Austernschalen, Pfeilspitzen und Topfgeschirr bestand. Wenn die Wässer des nahe gelegenen Baches austräten und die Reste dieser Hütte auf's Neue niederrissen, so würde man ihm zufolge eine, der in der Picardie sehr ähnliche Anhäufung, haben, die gleichfalls menschlicher Reste entbehrten.

„Obgleich die Muscheln, welche die bearbeiteten Steine der Picardie begleiten, noch lebenden Arten angehören, so denkt Sir Charles Lyell doch, daß das Alter dieser Instrumente sehr hoch hinaufreicht, wenn man es an die Zeit hält, welche die Geschichte, ja selbst die Tradition umfaßt. Indeß betrachtet er die Niederschläge, in denen sie sich finden, nur als Fluß-Ablagerungen sehr alter Ueberschwemmungen, vielleicht laagsamer Bodenrutsche, welche wiederholt die Wasserläufe modifizirt hätten. Die von Menschenhand geschnittenen Kiesel sind in seinen Augen — und das ist der wichtigste Punkt — den ausgestorbenen Arten von Elephanten und Nashörnern, welche man in den Schichten des Sommethales findet, gleichzeitig.

„Nach den Bemerkungen der englischen Geologen führen wir die von Albert Gaudry, Sekretair der Geologischen Gesellschaft Frankreichs, und die von Buteux an. Der Erstere begab sich nach Saint-Acheul, um Nachgrabungen anzustellen, von denen er der Akademie der Wissenschaften Bericht erstattet. Aus seiner Note sieht man, daß die Steinbrüche von Saint-Acheul einen niedrigen Hügel überragen und 33 Meter über dem gegenwärtigen Niveau der Somme sind. Die Aushöhlungen erlauben, die Lagen auf einem Raume von mindestens 60 Meter zu verfolgen. Folglich kann man leicht ihr Aussehen und ihre Beschaffenheit studiren. Zuerst trifft man auf Schlammbänke und braunes Conglomerat, welche das Diluvium bedecken. Die Bänke sind etwa zwei Meter dick. In einer Tiefe von etwas über drei Meter findet man diese Aexte.

„Gaudry, Hittorff, von der Akademie der schönen Künste, und mehrere Personen von Amiens waren zugegen, als man neun solcher Hacken fast in derselben Tiefe im Diluvium fand. Bei derselben Gelegenheit sammelte man Muscheln und einige fossile Knochen, Pferde-Zähne und Zähne einer Rinderart, die größer war, als die jetzige.

„Ganz nahe bei Saint Acheul, bei Saint-Roch, findet man im Diluvium dieselben Zähne mit Resten von Nashörnern, Tichorinus, Elephas primigenius und Nilpferden zusammen.

„Auch Gaudry betrachtet diese Steine als Produkte menschlicher Industrie, obgleich sie ungemein roh und plump sind. Ihre große Zahl erlaubt nicht, sie als ein Naturspiel zu betrachten. Freilich ist es sonderbar, daß man keine anderen Spuren menschlichen Kunstfleißes und keine Menschenknochen dabei findet, und daß diese Beile auf einem so engen Raume zusammengehäuft sind."

Buteux hat sich die Mühe gegeben, die Fundorte geologisch zu klassificiren. Wir wollen hier auf die genaue geologische Beschreibung des Bodens der Picardie nicht näher eingehen, da sie ziemlich lang ist und eigentlich auch keine besondere Aufklärung giebt. Der Kiesel findet sich an Ort und Stelle im unverschliffenen und durch das Rollen im Wasser verschliffenen Zustande. Aus der näheren Beschreibung sieht man aber so viel, daß diese angeblichen Aexte denn doch sehr roh und etwa wie ein Stein aussehen müssen, und an dem vorspringenden Theile kantig abgeschlagen sind. Sie sollen aus solchen durch das Rollen abgeschliffenen Kieseln bestehen. Von einem Loche für den Stil, wie ihn selbst rohe Wilde zu bohren vermögen, lesen wir Nichts; das wäre aber gerade ein Hauptbeweisgrund für menschliche Fabrication. Auch Prestwich hat ganz neulich in den Transactions philosophiques eine Abhandlung über die Silex von Amiens und Abbeville veröffentlicht, aber darin gleichfalls nichts Schlußgebendes beigebracht. Zu bemerken ist nur noch, daß diese Lager von Steinen stets nicht weit von dem gegenwärtigen Laufe der Somme abliegen.

Wenn man Alles in Allem zusammennimmt, so bleibt als Thatsache, daß sich in einer gewissen Ablagerung, die von Fluß-Thätigkeit herrührt, gewisse, durch Rollen abgeschliffene Kieselsteine finden, an denen die Seiten so abgeschlagen sind, daß sie ungefähr wie das Eisen einer Axt aussehen. Sollte das die Gewalt des Wassers nicht selbst haben machen können, indem sie die hart rollenden Bachsteine von einer gewissen Größe, die sie eben zu erschleppen im Stande war, heftig an einander stieß und so nach einem gewissen, festen Rythmus, den die Strömung hervorbrachte, die Seiten abschlug. Eine gewisse Sprödigkeit des Gefüges, die möglicher Weise dem dortigen Kiesel eigenthümlich ist, konnte dieses Abschlagen begünstigen. Eine solche Unzahl von Aexten auf einem so kleinen Raume hat doch die ganze Kulturgeschichte und alle gesunde Analogie gegen sich.

Prestwich sucht übrigens in seiner Schrift zu zeigen, daß Frankreich nicht allein das Privilegium vorsündfluthlicher Hacken hat; er führt die Ortschaft Hoxne in Suffolk an, wo man ganz ähnliche Boden-Verhältnisse, wie bei Amiens und Abbeville, finde. John Frere hat bereits im Jahre 1860 in einer englischen Zeitschrift die Kieselwaffen beschrieben, die man an dieser Stelle gefunden hat. Auch er betrachtete sie als menschliche Erzeugnisse sehr alter Zeit. Das britische Museum bewahrt einige dieser Silex, welche damals Mr. Frere einlieferte; und man behauptet, daß sie ganz denen von Amiens und Abbeville gleichen. Mr. Prestwich hat sich selbst nach Hoxne begeben, aber Nichts finden können.

So steht also gegenwärtig die Frage. Wir glauben, daß die vorliegenden Thatsachen noch nicht zur Annahme einer Hypothese berechtigen, die denn doch etwas sehr kühn ist. So lange man nicht nachweisbar menschliche Ueberreste in gleichen Lagerungs-Verhältnissen mit diesen angeblichen Aexten und den Pferde-, Elephanten- ꝛc. Knochen zusammenfindet, dürfte der homo fossilis antediluvianus ein subjektives Fabelwesen bleiben. Sollten denn die menschlichen Reste wirklich so ganz spurlos verschwunden sein? Sollte sich die ganze Industrie dieser Urmenschen nur auf Aexte, nicht auch auf andere ebenso leicht herstellbare Gegenstände, wie Schalen, Mörser u. dergl., erstreckt haben?

Belgien.

Die Kunstschätze Belgiens in Photographien von Fierlants.*

Alle Welt spricht gegenwärtig von den Riesenfortschritten der Photographie. Schon hat ein Berliner Photograph ein Verfahren entdeckt, Personen in Lebensgröße zu photographiren, so daß der letzte Posten, welchen die Portraitmalerei noch als ihr ausschließliches Eigenthum behauptete, von dem stürmischen Andrang der dienstbaren Naturkraft erobert ward. Die Verbreitung der Photographie ist unvergleichlich schnell vor sich gegangen, und deshalb die fast ängstliche Frage wohl gerechtfertigt: was wird aus der Portraitmalerei werden? Wird sie bald ganz überflüssig sein? Für den Hausgebrauch des Mittelstandes jedenfalls, wo es nur darauf ankommt, die Aehnlichkeit von Familienzügen zu fixiren, da ist die Photographie weit zweckentsprechender, als Malerei und Zeichnung, die von der subjektiven Fähigkeit eines Künstlers zweiten und dritten Ranges und daneben sehr stark vom Glücksfall abhängen. Bei Bildnissen hingegen, welche für das Auge der Oeffentlichkeit bestimmt sind, welche Kunsthallen und Prachtgemächer von Herrschern und Großen, sowie die Schauplätze von Staatsverhandlungen zieren sollen, da möchte die Photographie schwerlich an ihrem Platze sein; denn *hier kommt es nicht hauptsächlich auf die Treue der Aehnlichkeit Zug für Zug, sondern* auf eine gedankliche Auffassung der Person an; statt der Wiedergabe der einzelnen Menschengestalt in ihrem abstrakten Dasein, machen sich die Stellung, die Haltung, die geschichtliche Bedeutung, der Moment, die Thätigkeit der Person geltend und geben eine so concrete Färbung der Aufgabe, daß die bloße Vervielfältigung des Außeneindrucks vor der Anforderung des Inneneindrucks, den der Beschauer empfangen soll, völlig in den Hintergrund tritt. Mag nun die Portraitmalerei auf diesen engern Kreis beschränkt werden, so müßte sie sich, genau genommen, dazu Glück wünschen; was sie an Umfang verlor, wird sie an Inhalt gewinnen, das Prinzip der wahren Kunst, welche alle Mittelmäßigkeit ausschließt, wird zur Alleinherrschaft gelangen und die scheinbare Niederlage vielleicht die schönsten Triumphe der Kunst hervorzaubern helfen.

Das wäre schon ein Verdienst der Photographie um die Malerei, obgleich allerdings nur ein negatives. Aber auch ein positives Verdienst kann sich die Photographie um die bildende Kunst erwerben. Sie kann die Schwierigkeit des Treffens gegebener Züge durch die Zwischenstufe des Naturabdruckes vermindern (ich meine, dem Portraitmaler wird ein gutes Lichtbild bei der sinnlichen Auffassung wesentliche Dienste leisten), und noch mehr, sie könnte im Stande sein, die herrlichsten Denkmale der Kunst in ihrem treuen Spiegel wieder zu geben. Die Idee liegt nahe, und sie ist neulich in überraschender Vollendung verwirklicht worden. Den würdigen Gegenstand des Versuchs boten die reichen Kunstschätze Belgiens, die ein namhafter Künstler dieses Landes, Herr E. Fierlants, mit allen Mitteln der heutigen Photographie darzu-

---

* Trésors d'Art en Belgique: Die Kunstschätze Belgiens. Photographische Abbildungen der in den Museen, Kirchen, öffentlichen und Privat-Sammlungen enthaltenen Meisterwerke der Malerei sowie der Bau- und Kunst-Denkmäler des Landes. Nach den Originalen photographirt von E. Fierlants. Brüssel, Leipzig, Gent, 1861. Ed. Duquardt Berlin, Mitscher und Röstell

stellen bestrebt ist. Wenn man erwägt, welche Massen von Meisterwerken in Museen, Kirchen, Klöstern, öffentlichen Gebäuden jeder Art und namentlich auch in Privatsammlungen das kleine Königreich beherbergt, so muß ein Unternehmen, das, dem Prospekt zufolge, alle diese Fundgruben ausbeuten will, von vornherein eine vorzügliche Aufmerksamkeit erregen. Und bedenkt man ferner, daß fast keines der Bilder, die Herr Fierlants uns photographisch vorführt, jemals durch den Stich oder in anderer Weise vervielfältigt ward, so steigt der Werth dessen, was geliefert wird, um ein Beträchtliches. Es fragt sich dann nur noch, wie die Darstellung des Gegebenen beschaffen ist. Auf eigenen Augenschein hin könnten wir in dieser Hinsicht versichern, daß die uns vorgelegten Photographien den besten und bekannten älteren Kupferstichen in nichts nachstehen, und überhaupt den Eindruck von Schöpfungen des künstlerischen Bewußtseins hervorbringen, aber für die autoritätsgläubige Menschheit, die aller Hyperkritik und Hypochondrie zum Trotz noch fortlebt, wollen wir hinzufügen, daß ein unbestreitbar zuständiger Richter in Kunstsachen, Herr Professor Waagen, Director der Königl. Gemälde-Gallerie zu Berlin, den Leistungen des Herrn Fierlants das unbedingteste Lob gespendet hat. Herr Waagen hat dabei die ungemeinen Schwierigkeiten hervorgehoben, welche die Uebersetzung der Farben des Gemäldes in die Licht- und Schattenvertheilung der Photographie dem Unternehmen entgegenstellten. Einzelne helle Farben — Herr Waagen führt als Beispiel das Gelb an — erscheinen in der Photographie geradezu dunkel, was ohne die äußerste Vorsorge den ganzen Charakter des Kunstwerks verschieben kann. Ueberdies aber hat das Kolorit dieser alten Gemälde durch den Einfluß der Zeitdauer von seiner ursprünglichen Frische und Harmonie Manches verloren, Ungleichmäßigkeiten wie Farbenton, als Folgen der Retouche, Risse in den Farben haben sich eingeschlichen, lauter verhängnißvolle Umstände für eine Nachbildung, welche ihrer Natur nach auf die Treue der Lichter des Vorbildes à discrétion angewiesen ist. Der belgische Künstler hat es vorgezogen, alle diese Uebelstände mit in den Kauf zu nehmen und sich streng an die jetzige Erscheinung der Originale zu halten, als durch nochmalige Retouche Zweifel an der Korrektheit seiner Arbeit zu erwecken. So schauen wir denn die Originale, wie sie jetzt wirklich sind, und wie sie der Kunstfreund kennen und schätzen gelernt hat. Auch bekommen wir, vermöge der Ausdehnung des angewandten Apparates einige der niederländischen Meisterwerke in dem ganzen Raumverhältniß des Originals zu Gesicht, unter andern den berühmten Reliquienschrein der heiligen Ursula (la châsse de Sainte-Ursule) von Hans Hemling (oder Memling) in dem Hospital des heiligen Johannes zu Brügge.

Die fraglichen Photographien sind in großen Mappen gesammelt, aus denen jedoch ein jedes Bild einzeln zu haben ist. Außerdem hat Herr Fierlants zur ersten Mappe noch eine Sammlung einzelner Köpfe (têtes séparées) veranstaltet, welche aus den größeren Gemälden entnommen und in der Originalgröße photographirt sind. Exemplare derselben hat die belgische Regierung für alle ihre Zeichen-Akademien ankaufen lassen.

Die erste Mappe bereits fertig vorliegend, enthält die Gemäldesammlungen in Brügge (Tableaux anciens à Bruges) und zeigt uns folgende berühmte Gemälde:

1) von Hans Hemling: der Reliquienschrein der heiligen Ursula; die mystische Vermählung der heiligen Katharina; der heilige Christoph; die Taufe Christi; die Anbetung der heiligen drei Könige; die Pietà (angoisse de la vierge); Märtyrertod des heiligen Hippolytus; das Doppelbild: Madonna und das Portrait des Nieuwenhove und die Sibylla Zambetha.
2) Von Johann van Eyck: das Vorbild des Canonicus von Pala; das Bildniß seiner Frau; die heilige Barbara.
3) Von J. Gassaërt (aus Maubeuge): Christus bei Simon.
4) Von Schoreel: Tod der heiligen Jungfrau.
5) Von J. Mostaërt: die sieben Leiden der Jungfrau (la vierge aux sept douleurs).

Es folgt und ist im Erscheinen begriffen: „Das Museum zu Antwerpen." Vollständig wird diese Mappe vierzig der vorzüglichsten Gemälde jener berühmten Gallerie enthalten und beigegeben ist ein erklärender Text in französischer Sprache, den Herr W. Bürger verfaßt hat. Die zehn ersten Lieferungen dieses zweiten Unternehmens des Herrn Fierlants bieten je auf einem Blatt unter Andern folgende Stücke dar: Josse von Gent: die Geburt Christi; Rogier van der Weyden, der Aeltere: die sieben Sakramente; Hans Hemling: Bildniß eines Kanonikus; Antonello von Messina: Christus am Kreuze; Jan Gossaërt (Mabuse): die unbestechlichen Richter; Quentin Messys: Christuskopf; dann mehrere von Rubens, als: Christus zwischen den Spähern; die Erziehung der heiligen Jungfrau; Bildniß des Bürgermeisters Rockox und seiner Gemahlin; die Madonna mit dem Papagei; Christi Grablegung; ferner Cornelis de Vos: der Bote der St. Lucas-Gilde; A. van Dyk: Abnahme vom Kreuze; Rembrandt: Bildniß einer Dame; J. Steen: Simson, den Philistern verrathen ꝛc. Hier sind, wie man bemerkt, neben den niederländischen auch ausländische, zumal deutsche Meister vertreten, darunter ein Ungenannter aus der Kölner Schule, von welchem die „Benedictiner" herrührt.

Allein Herr Fierlants und sein Verleger schienen sich an dieser Ausbeute aus der Antwerpener Galerie noch nicht genug gethan zu haben, eine dritte Mappe unter dem Titel: „Die Meisterwerke des Museums zu Antwerpen," giebt eine Auswahl von sechzehn Gemälden in sehr großem Maßstabe (die Blätter sind 52 bis 53 Centimeter hoch und 32 bis 44 Centimeter breit), nach den Originalen photographirt. Es ist selbstverständlich, daß in Abbildern von solcher Ausdehnung die feinen Nüancen der klassischen Pinselführung bis in die kleinste Einzelheit sich wiedergeben lassen und deshalb möchte, gerade dem eigentlichen Kunst-Studium gegenüber, diese dritte Publication am bedeutsamsten erscheinen. Aus den sechzehn, die Herr Fierlants zu liefern verspricht, hebe ich hervor: Rogier van der Weyden: die sieben Sakramente; Jan van Eyck: Madonna mit St. Donat und dem Stifter Kanonikus von Pala; O. van Veen (Venius): Berufung des heiligen Matthäus; dann zehn Bilder von Rubens, nämlich: Bildnisse seiner Familie (in der St. Jakobskirche zu Antwerpen befindlich), die heilige Jungfrau mit dem Papagei; Christus am Kreuze; die Dreifaltigkeit; die Erziehung der heiligen Jungfrau; Ungläubigkeit des heiligen Thomas; die Flügelbilder hierzu: Portrait von Rockox und seiner Frau: Christus auf dem Strohlager, und die Flügelbilder hierzu: die heilige Jungfrau und St. Johannes; endlich von Cornelis de Vos: der heilige Norbert, und von Ant. van Dyck, Christi Grablegung.

Weil die berühmte Galerie Sneemandt in Aachen ihre Hauptstärke in dem Kontingent der niederländischen Meister findet, hat Herr Fierlants auch diese außerbelgische Privatsammlung in den Kreis seines Unternehmens gezogen und wieder eine Auswahl von sechzehn der bedeutendsten Bilder getroffen, die hauptsächlich den Ruf jener Galerie begründet haben. Wir begegnen hier z. B. van der Venne (Winter in Holland), A. Brauwer (der Schläfer), drei Rubens, van Dyck (Kreuzabnahme), unserm deutschen Lucas Cranach (Bildniß der Herzogin Sibylle von Cleve), Rembrandt (die Gelehrten im Tempel, Zeichnung), Backhuizen (die Geschützsalve), van der Velde (Marine), Hondekoter (Hahnenkampf in Aquarell) und am Schluß noch einen van Dyck (Bildniß des Adrian van Stalbent, Zeichnung.)

Als Ergänzung aller vorigen Mappen liefert Herr Fierlants ferner eine Sammlung von Portraits nach Meistern der vlamischen und holländischen Schule, von welcher die erste Serie in zwölf Blatt bereits angekündigt ist. Die Auswahl scheint sich auf diesem Gebiete namentlich auf Pendants gerichtet zu haben; so finden wir von Rubens die berühmten Seitenstücke: Jan Karel de Cordes und seine Frau; Jacqueline van Castere, dann ein männliches und ein weibliches Bildniß aus der Sammlung Huibrecht's; von van Dyck: den Bildhauer Fr. Duquesnoy und die Dame mit dem Handschuh; von Th. de Keyzer: Portrait eines Mannes und Portrait einer Frau ꝛc.

Unter den Werken der monumentalen Kunst hat Herr Fierlants zuerst die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Antwerpen und darauf die desgleichen von Brügge in Angriff genommen, auch von erstererer Stadt, auf Befehl der belgischen Regierung, ein großes Panorama nach der Natur photographirt. Es ist also das Unternehmen schon jetzt über den Bereich der Malerei und ihrer Schwestern hinausgeschritten.

Die vorstehenden Angaben liefern gewiß den Beweis, daß die Welt der Künstler und Kunstkenner sich von dem Unternehmen des Herrn Fierlants und seines Verlegers C. Muquardt in Brüssel wirklich Großes versprechen darf. Wenn die herrlichen Meisterwerke der niederländischen Kunst in treuen Abbildern Europa durchwandern werden, sind für die Veredelung des Geschmacks die schärfsten Aussichten eröffnet! In diesen Kindern Flanderns und Hollands steht man nun einmal Autoritäten gegenüber, an denen keine engherzige Tageschronik zu mäkeln und zu rütteln wagt. Hier gilt es nur zu lernen! Und wie lernt man am besten? Die Antwort ist nicht schwer: Natur und Kunst lernt man am besten durch Sehen. Vorher freilich muß man sehen gelernt haben, vorher muß der Sinn für die Kunst entwickelt sein. Aber lag derselbe nur brach oder in dem Schlummer der Indifferenz begraben, so wird die sympathetische Annäherung der wahren Kunst das Urbild des Schönen, welches in

die Menschenseele eingesenkt ist, wach rufen, zu lebendiger Wirksamkeit entflammen, gleichsam, als wenn die Kunst ihr Organ sich selber zu schaffen verstände!

L. Vitet hat in einem trefflichen Artikel in der Revue des deux Mondes, welcher *Les peintres flamands primitifs* überschrieben ist (Revue des deux Mondes 30e année, 2me période, 29me p. 934—959), den Satz ausgesprochen, daß die Schule der alten Niederländer, so sehr sie auch sich über den Erdball zerstreut hat, nur auf ihrem Heimatboden, wo immer noch die beste und reichste Auswahl, zum vollen Verständniß gelangt. Dort müsse sie studirt werden; van Eyck in Saint-Bavon zu Gent, Hans Hemling im Johannishospital zu Brügge. Jetzt tödtet diese tiefsinnige Wahrheit sich selbst, denn die van Eyck, die Hemling, die van der Weyden, die van Dyck steigen jetzt aus ihren stillen Asylen zum Tageslicht alter Menschen herauf, sie werden durch das Mittel der Photographie das geistige Eigenthum aller Völker, und dennoch werden sie in einem Grade, wie nie zuvor, den künstlerischen Ruhm ihres freiheitsstolzen Vaterlandes verbreiten! T. v. B.

Mannigfaltiges.

— Friedrich von Raumer's Urtheil über gewisse Historiker. Friedrich von Raumer, der am 14. Mai 1861 achtzig Jahr alt wurde und dessen fünfzigjährige Professor-, Doctor- und Hochzeits-Jubiläa zugleich in diesem Jahre eintreten, während er seit gerade sechzig Jahren im königlichen Staatsdienst und Mitglied der „Sing-Akademie" in Berlin ist, hat zur Feier dieses seltenen Zusammentreffens einen Theil seiner älteren Lebens-Erinnerungen drucken lassen.* Wer jemals dem liebenswürdigen Greis mit seinem unversieglichen Erzähler-Talent und seiner reichen Personen- und Sachkenntniß gern und theilnehmend zuhörte, der wird auch diese mit einem reichen Briefwechsel verbundenen schriftlichen Aufzeichnungen mit Vergnügen lesen. Wir theilen in diesen Blättern nur nachstehendes Fragment aus einem Briefe Raumer's an Ludwig Tieck mit, dessen Urtheil über manche sogenannte, gründliche, historische Forschung wir vollständig unterschreiben:

„Mancherlei las ich in den neuen „Staaten-Geschichten," die bei Perthes erscheinen. Alles recht fleißig und gründlich, aber — ich kann fast nichts davon behalten, und während ich oft darauf loslese, denke ich an etwas Anderes oder an gar Nichts. Das kömmt freilich zunächst aus Mangel an Aufmerksamkeit; aber dieser Mangel muß doch hier wiederum seinen besonderen Grund haben. Ich sehe ihn vorzugsweise darin, daß Geschichtschreiber alle und jede Ereignisse wenigstens mit einem Worte erwähnen wollen. Da fehlt denn zuletzt keine Faser — wohl aber Saft und Kraft, und diese trockene Osteologie des Lebens wird keine Physiologie und noch weniger Psychologie. Ich meine: Vieles muß ganz über Bord geworfen und lediglich das Denkwürdige, wahrhaft Lehrreiche festgehalten werden. Hätte Gibbon z. B. diese Regel nicht befolgt, wer könnte sein Werk durchlesen, wer würde etwas daraus lernen? Ich kann mich nicht entschließen, dieser sandigen Unerschöpflichkeit nachzustreben, wenn ich deshalb auch von Manchen ungründlich gescholten werde. Das Excerpt muß nicht so kahl hervorscheinen, und die Freude über das unendliche Bagatellen-Wissen ist kindisch und verkehrt."

— Deutscher Unterricht in Böhmen. In Dresden, Berlin, Leipzig und München treffen täglich zahlreicher junge Leute aus Prag ein, um in den dortigen Gymnasien, Real- und Privatschulen Aufnahme zu finden. Die Echtsirungswuth der Prager Schul-Aufsichtsbehörde, namentlich des bekannten Schulrathes, Dr. Joseph Wenzig, und der beiden Bürgermeister Pstroß und Belsky, hat es glücklich dahin gebracht, daß die von der großen Mehrzahl der gebildeten Familien der böhmischen Hauptstadt wenig verstandene und noch weniger gesprochene, böhmische Sprache die Unterrichtssprache der städtischen Schulanstalten werde, und dort an die Stelle jener bildenden und gebildeten Speache trete, die seit Jahrhunderten dichtet und denkt, und die den Lernenden in das Geistesgebiet von vierzig Millionen Menschen einführt, an deren geistigem Besitzthum er sofort auch theilzunehmen vermag. Zwar haben die Stadtverordneten Prags, die sich der Barbarei ihrer beiden Bürgermeister, mit Einschluß des Herrn Wenzig, zu schämen anfangen, kürzlich beschlossen, zwei neue, und zwar deutsche Schulen in's Leben zu rufen; auch geht man damit um, mehrere in Prag bestehende Privat-Unterrichtsanstalten zu erweitern und nach dem Muster der berühmtesten Institute dieser Art in Dresden, Berlin und Leipzig einzurichten, allein über die vollständige Ausführung dieser Ideen dürfte noch einige Zeit hingehen, und so sehen sich denn sorgsame Eltern und Vormünder, denen es um eine gründliche Bildung ihrer Pflegebefohlenen zu thun ist, genöthigt, dieselben nach dem benachbarten Sachsen und Preußen zu senden.

— Zur Geschichte von Italien. Eine von Friedrich Spielhagen geschmackvoll ausgeführte Uebersetzung des berühmten Werkes von William Roscoe über Lorenz von Medici, ist kürzlich der Lorck'schen „Hausbibliothek" einverleibt worden, die schon so viele treffliche historische Arbeiten des Auslandes in sich vereinigt. „Der Beziehungen zwischen jener früheren Zeit und der jetzigen sind viele," sagt der Uebersetzer in der Einleitung. „Wie in unseren Tagen war der italiänische Geist in reger, fruchtbringender Bewegung, und wie heute, war die nationale Unabhängigkeit das Feldgeschrei.... Kaum war jedoch in Lorenzo der Mittler Italiens gestorben, so brachen jene Tage der Fremdherrschaft herein, die sich, die unglückliche Halbinsel zu einem Spielballe fremder Völker machend, bis auf die Gegenwart fortgesetzt haben."

— Das „Buch der Wilden" in Paris. Die Nachricht, daß der Minister des kaiserlichen Hauses befohlen, den jüngsten Beweis für die Sorge, welche er und die Tuilerien um die französische Wissenschaft trugen, zu vernichten, bestätigt sich. Man stampft nicht blos die noch nicht ausgegebenen Exemplare des Domenech'schen Werkes ein, sondern Graf Walewski läßt mit schweren Kosten auch die übrigen Exemplare ankaufen und der Vernichtung übergeben, da der Titel desselben ihn und das Kaiserreich allerdings für alle Zeiten kompromittiren dürfte. Das Werk wird also wahrscheinlich in kurzer Zeit eine große Seltenheit sein. Inzwischen hat sich aber auch das Ausland aus Kuriosität manches Exemplar kommen lassen, das nicht wieder zu beschaffen sein wird. Es besteht aus vier Lieferungen, von denen drei die Steindruck Abdrücke, die vierte die Auslegung derselben durch den gelehrten Abbé Domenech enthalten. Das Opus ist Herrn Paul Lacroix gewidmet, der unter dem Namen des Bibliophilen Jacob bekannt ist; er ist es gewesen, welcher die ersten Schritte „des jungen Mannes, bleich, traurig, leidend, träumend, ähnlich einer jener exotischen Pflanzen, welche neben Gräbern wachsen und verkümmern," unterstützte. Nächst ihm und dem Staatsminister Fonkd hat vorzugsweise Herr de Mersey, Director der schönen Künste, „die ganze Wichtigkeit dieser Veröffentlichung begreifend," den Abbé unterstützt, der in der Vorrede mit maßloser Eitelkeit über sich selbst Bericht erstattet, von seinem Nachruhm im Voraus überzeugt.

— Das Buch der Reisenden, von Karl Andree.** Den ersten Band dieses schätzenswerthen Werkes haben wir in unserer Zeitschrift ausführlicher besprochen; jetzt ist uns der zweite Band zugegangen, welcher dasselbe schließt. Auch dieser Band ist mit werthvollen Illustrationen und außerdem mit einer schönen Karte von Afrika (von Dr. Henry Lange) versehen, auf welcher die neuesten Entdeckungen alle eingezeichnet sind. Man sieht daraus, wie große, früher ganz leere Stellen nach und nach eine bestimmte geographische Physiognomie bekommen, und wie die unbekannten Theile Afrika's immer kleiner werden. Im Stromgebiete des oberen Nil, in dem südafrikanischen Seen-Systeme ist dies recht auffallend. Den Inhalt bilden verschiedene Reiseberichte; zuerst Burton's und Speke's Reise von Zanzibar nach Mombas, Pangani und Fuga im Lande Usumbara ꝛc. Speke erreichte auf dieser Fahrt das Süd-Ufer des erst vor ein paar Jahren bekannt gewordenen Nyanja- oder Ukarewa-Sees. Ferner sind in dem Buche die Reisen von Krapf und Rebmann an der Ostküste Afrika's beschrieben. Durchgehends betreffen diese Pilgerfahrten die unbekanntesten und völlig barbarischen Theile von Afrika, jene zahlreichen Negerländer, wo der Mensch auf der tiefsten Stufe der Gesittung steht. Viel Erfreuliches und Angenehmes wird uns daher nicht berichtet, und die Strapazen der Reisenden, die Gefahren, von denen wir sie umgeben sehen, sind außerordentlich. Dafür muß uns der Nutzen schadlos halten, den dieses ganz neue und massenhafte Material der geographischen und ethnographischen Wissenschaft ohne Zweifel bringen wird.

J. L.

* Lebens-Erinnerungen und Briefwechsel von Friedrich von Raumer. 2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861.

* Leben Lorenzo's di Mediei, genannt der Prächtige, von William Roscoe. Nach der achten Auflage des englischen Originals, von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Lorck, 1861.

** Forschungs-Reisen in Arabien und Ost-Afrika, nach den Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Ehrardt und Anderen, von Karl Andree. Leipzig, Hermann Costenoble, 1861.

Berichtigung.

In Nr 38, S. 455 dieses Blattes ist bei Erwähnung der Schrift „Der religiöse Glaube von Dr. David Asher" irrthümlich angegeben „Leipzig 1860, F. A. Brockhaus." Dieselbe ist im Verlag der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig erschienen.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen übernimmt außer Postamt in Deutschland-Oesterreichisches Postvereins, ferner jede Buchhandlung des In- und Auslandes in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße No. 21) und die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Berlin. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Kommissionär, Herrn B. Behr's Buch-, Kunst- & Landkarten-Handlung in Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Zeiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postvereine portofrei geliefert wird.

№ 41. Mittwoch, den 9. Oktober 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite

Das Orakel-Heiligthum des Swantewit zu Arkona auf der Insel Rügen . 481

Rußland.

Die Deutschen in St. Petersburg. II. Kirche, Schule, Gesellschaft, Publicistik und Theater 483

Tschechenflen.

Die Kriegführung im Kaukasus 487

Skandinavien.

Die Tagespresse in den skandinavischen Ländern 488

England.

Die unverheirateten Könige Englands 489

Nord-Amerika.

Ein Jugendleben unter den Indianern 490

Mannigfaltiges.

Der Eisenbahn-Streik in England 491

Dissolving Views 492

Das Weltheimer'sche Inhebuch und die Juden der österreichisch-ungarischen Monarchie . . . . . „

Nationalismus, die letzte Geißel der Kirche . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

Das Orakel-Heiligthum des Swantewit zu Arkona auf der Insel Rügen

In den meisten Geschichten Deutschlands werden namentlich, was die älteren Zeiten betrifft, die Ostmarken unseres Vaterlandes etwas stiefmütterlich behandelt. Die Gründe davon liegen auf der Hand. Der Kern der Begebenheiten dreht sich um die Person des Kaisers und seiner großen Vasallen; die Kämpfe in Italien trugen das Gepräge des Großartigen und Theatralischen, und so ist es natürlich genug, daß die unscheinbaren, aber für Deutschland weit fruchtbareren Begebenheiten jenseits der Elbe in den Hintergrund treten. Eine gewisse Geringschätzung des „slavischen Ostens" kam hinzu und ist heute noch nicht ganz erstorben, obwohl derselbe jetzt für die deutschen Geschicke längst maßgebend geworden ist. Ferner ist in Anschlag zu bringen, daß früher die meisten Forscher es unterließen, die nöthigen ethnographischen Forschungen anzustellen und sich slavische Sprachkenntnisse zu erwerben, ohne welche ein richtiges Verständniß dieser Verhältnisse gar nicht möglich ist. Ohne Zweifel ist in dieser Hinsicht schon Viel anders geworden. Die erhöhte Wichtigkeit, welche die slavischen Völker des Ostens durch ihre geistige Rührigkeit erhalten, hat dazu beigetragen, manches mittelalterliche Vorurtheil des trotz seiner Bescheidenheit auf sein Blut und seine Kultur nicht wenig stolzen Deutschen zu schwächen; die vergleichende Sprachforschung hat die slavischen Sprachen als würdige Gegenstände wissenschaftlicher Forschungen hingestellt und ihre Verwandtschaft mit dem Deutschen, ferner ihre innere Trefflichkeit anerkannt, und es gereicht keinem deutschen Gelehrten mehr wie halb zum Vorwurf, polnisch, böhmisch oder russisch zu verstehen und diese Kenntniß sachgemäß zu verwerthen. Nachdem dieser Punkt einmal erreicht ist, wird die Geschichte der deutschen Ostmarken vielfach sehr interessant.

Alle jene glänzenden Unternehmungen in Italien und im Morgenlande haben, wenn sie auch sicher nicht fruchtlos für den Fortschritt des Menschengeschlechtes waren, nur Ruinen hinterlassen; hier haben fast unbemerkt und in der Stille die Deutschen ein neues, blühendes Deutschland geschaffen, von dem mehr als einmal schon neues Leben in die alten Reichsländer zurückgeströmt ist. Es ist das schönste Ehren-Denkmal, das sich, abgesehen von den blutigen Scenen, welche die Eroberung herbeiführte, die Deutschen gesetzt haben; denn schwerlich dürfte ein anderes Volk sich einer ähnlichen Ausdehnungskraft rühmen können.

Sieht man sich in diesem Lichte die Geschichte der slavischen Vorbevölkerung an, so ist sie in ethnographischer, wie in jeder anderen Hinsicht höchst interessant: Sitten, Staats-Einrichtungen, Religion dieser Stämme haben, wenn sie mit Kenntniß und Geschmack dargestellt werden, einen frischen, romantischen Geist, den z. B. die Westwelt nicht hat. Der Kampf des Heiden- und Christenthums, das alterthümlich groteske Kolorit des ersteren und die geistige Energie des letzteren üben einen ganz eigenthümlichen Zauber aus; ja wenn man tiefer in das patriarchalische Wesen der alten Slaven und Litthauer eindringt, glaubt man sich in weit ältere vorchristliche Zeiten versetzt. An wilder Romantik, an Heldenthaten und rührenden Zügen ist kein Mangel.

Von allen Geschichten des Ostens dürfte aber keine der rügisch-pommerschen den Rang streitig machen. Hier sehen wir die Slaven in einer Weise auftreten, die sonst ihrem Wesen ganz fremd zu sein scheint, nämlich als ein seefahrendes, handeltreibendes Volk in fester Verfassung und durch ein theokratisches Regiment geleitet, das an die ältesten Theokratien des Morgenlandes erinnert. Die Rügianer waren im zwölften Jahrhundert das gefürchtetste Seeräubervolk der Ostsee und kamen in häufige Berührung mit den Dänen und Normannen, welche in ihren Sagas dieser Insel und der angränzenden Küsten vielfach gedenken (z. B. in der Knytlinga-Saga).

Man kennt die trefflichen Arbeiten von L. Giesebrecht über den slavischen Osten. — Ihnen reihen sich würdig die Rügen'sch-Pommerschen Geschichten von Otto Fock an, deren erstes Bändchen (153 Seiten) uns vorliegt.* Das Werk scheint zunächst nur auf die engere Heimat des Verfassers berechnet; aber das ist in der Ordnung; das Interesse des Forschenden ist lebhafter, die Darstellung wird wärmer und anschaulicher, wo es sich um Gegenstände handelt, die im nächsten Geschichtskreise liegen, und an denen das Gemüth betheiligt ist. Das vorliegende Buch beschäftigt sich eingänglich mit der ältesten Geschichte zunächst des ganzen Ost-Deutschlands, dann insbesondere mit der Pommerns.

Wir theilen etwas über den höchst eigenthümlichen und jedenfalls ziemlich großartigen Kult des Gottes Swantewit zu Arkona auf der Insel Rügen mit, dessen Glanz und Ruhm den aller übrigen slavischen Götter, des Triglaw (Dreikopf) zu Stettin, des Borwit und Herowit zu Wolgast, des Rovegast in Rethro in Mecklenburg, des Zuarasitsch zu Riedegost (?), der Siwa und des Podaga bei den Polabern im Ratzeburg'schen und des Prove bei den Wagriern im östlichen Holstein bei Weitem übertrifft.

„Der Swantewit bezeichnet in wörtlicher Uebersetzung den „heiligen Held oder Sieger." Seinem Wesen nach ist es der siegreiche, triumphirende Lichtgott. Denn der Begriff des Heiligen hat im polytheistischen Heidenthume noch nicht das spezifisch geistige, sittliche Gepräge, den er im Christenthum durch die Beziehung auf den sittlichen Gegensatz von Gut und Böse erhalten hat, sondern besitzt noch eine vorzugsweise dem Natürlichen entstammende Färbung und bezeichnet, im Gegensatz zu dem Unrei-

* Rügen'sch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. I. Rügen im Jahre 1168 mit einer Karte des alten Rügen und einem Grundriß von Arkona von Otto Fock. (Dem Andenken des Professors H. G. L. Kosegarten gewidmet.) Leipzig. Veit & Comp., 1861. Preis 24 Ngr.

nen, Dunklen, Unvollkommenen der Welt und ihree Geschöpfe, das reine, lichte, vollkommene Wesen des Göttlichen. — Worin bezeugt nun Swantewit seinen Charaktee als siegreichee Lichtgott? Zunächst indem er durch seinen erwäemenden, belebenden Einfluß dem dunkeln Schooß der Erde die Menschen und Thiere ernährende Frucht entlockt; das Aerndtefest, der höchste Triumph des Himmelslichtes, ist daher das höchste Fest des Swantewit. Der wendische Swantewit nimmt somit dieselbe Stelle ein, wie dee Licht- und Sonnengott in einer Reihe von älteren und jüngeren Foemen heidnischer Religion. Das wilde, zerstörende Feuer-Element, welches im Perün (Donnergott, Jupitee) noch eine so wesentliche Stelle einnimmt, ist hier im Swantewit bereits in den Hintergrund gedrängt; die schöpferische, belebende, befruchtende Seite, die allerdings auch im Perün schon nicht fehlte, hat im Swantewit den Sieg und damit die erste Stelle im Gottesbegriff erhalten. Auch in den Opfeen zeigt sich dieser Unterschied, das blutige Menschenopfer ist dem Perün noch durchaus Bedürfniß; Kriegsgefangene in großee Zahl, selbst die Erstgebuet seiner eigenen Berehrer, fallea ihm zum Opfer; der Swantewit ist mit einem Minimum an Menschenopfern zufrieden gestellt; es genügt ihm, wenn jähelich ein christlicher Gefangeaer ihm geopfert wird.

„Der Segen und Heil spendende Gott ist Swantewit aber aue für seiae Anhänger und Berehrer; füe seine Feinde, namentlich für die Chriſten, ist er der unwiderstehliche, zerstörende Kriegs- und Siegesgott. Während er in jener Eigenschaft das Füllhoen trägt, führt ee nach diefer das Schwert. Ja, er besteigt wohl in eigener Person, wie die Sage giag und das Volk glaubte, das heilige weiße Roß, welches seinem Dienste geweiht war; nnd wenn maa dann des Margens das edle Thier schaumbedeckt und abgemattet im Stalle fand, ſa war es vom Gotte gegen seine Feinde geritten. Das weiße Roß, das Symbol des Lichtgottes, bildete einen Gegensatz zu dem schwarzen Rosse des Triglaw. Auch Znaeaſitsch und Radegast hatten geweihte Rosse.

„Swantewit ist der höchste der Götter, und alle anderen beugen sich vee seiner Macht. Er umfaßt mit einem Auge das ganze Universum; die vier Antlitze, welche seine Bildsäule führt, sind das Symbol der dier Weltgegenden; zeitlich umspannt sein Blick das ganze Gebiet von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, und dadurch ist er der untrügliche Seher; er ertheilt seine Orakel durch sein heiliges Roß, nnd der Mund des Hohenprieſtees hat sie zu deuten.

„Die äußere Erscheinung des Gottes, wie sie dee Augenzeuge Saxo beschieben hat, war menschlicher Gestaltung, doch weit über die natürliche Größe hinausgehend. Die kolossale Bildsäule, nicht von Stein oder Metall, sondern aus dem bei den Rügianern so beliebten Holz bestehend, hatte vier Häupter, nach einer bei den Wenden beliebten Symbolik. Zwei oder drei Köpfe waren etwas Gewöhnliches; der Borwit (Waldgeist) von Garz hatte deren fünf, dee Rugiewit brachte es sogar zu wenigstens sieben Gesichtern. Die vier Häupter Swantewit's saßen auf ebenso vielen Hälſen, welche je zwei aus Brust und Rücken hervorwuchsen, und jedes derſelben blickte nach einer verschiedenen Richtung. In der Rechten hielt er ein großes, kunstreich aus verschiedenen Metallen gearbeitetes Horn, welches bei besonderen festlichen Gelegenheiten herausgenommen wurde; die Linke wae abgerundet in die Seite gestemmt; im Uebeigen hatte dee wahrscheinlich einheimische Künstler dem Gotte die Haltung und Tracht eines Rügianers jener Zeit verliehen; selbst das kurz geschorene Haupthaar und der gestutzte Bart waeen nachgeahmt, der Rock reichte bis unter das Knie. Dort waeen aus anderer Holzaet die Beine eingefügt, und zwae so kunstreich, daß uiegends die Fuge zu sehen wae.

„Die Füße gingen herab auf die Erde, so daß ee wie ein gewöhnlicher Mensch auf dem Fußboden zu stehen schien; doch waeen sie auf einem in der Erde verboegenen Postament befestigt.

„Neben dem Gotte stand das ebenso kolossale Schwert, Scheide und Griff von kunstvoll getriebenem Silber. Ferner Reitzeng, Sattel und Zaum füe das heilige Roß und noch andere uns nicht genannte Insignien der Gottheit.

„Die Wohnung des Gottes, dee berühmte Swantewit-Tempel, wie die Statue, ebenfalls aus Holz gebaat, war in ein Innerstes, Allerheiligstes nnd ia eine dasselbe umgebende Vorhalle geschieden. Das erstere ruhte auf vier Säulen und war durch Vorhänge von jener Halle getrennt. Darin stand die Bildsäule des Gottes mit seinen Insignien. Die Wände der Vorhalle trugea eine mit Purpurfarbe gemalte Decke und waren von Außen mit ziemlich roher Malerei geschmückt. Der Zutritt zum Tempel war nue dem Hohenprieſter gestattet, and für so heilig galt der Ort, daß selbst der Hoheprieſtee im Heiligthum nicht athmen durfte, vielmehr an die Thüre zu gehen gehalten war, wenn er Athem holen wollte.

„Der Ort, wo der Tempel stand, war ein freier Platz in der Mitte der Veste. Auf dem Wall, dee sie nach Westen zu schützte, oder vielmehr auf einem mächtigen Thurme, dee über dem Thore gebaut war, sah man die Staniza, das Banner des Gottes; wie es scheint, ein kolossaler, auf eine Fahne gemalter Adler, die dort neben andeeen Insignien aufgepflanzt war. Wuede bei einem Kriegszuge die Staniza dem Heere voeangetragen, so war es, als wenn bei den Bekennern des Islam die heilige Fahne des Peophetea entfaltet wied; der eeligiöse Fanatismus steigeete sich zum Wahnsinn, und was auch ein solches Heer beganu, mochte es göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen treten, es geschah im Namen des Gottes und wae also wohlgethan.

„Neben dem Haupt-Tempel auf Aekona hatte der Swantewit noch eine Anzahl anderee Heiligthümer auf der Insel; aber sie standen in geringerem Ansehen and wurdea nur von Priestern niederen Ranges bedient. In dem Haupt-Tempel zu Arkona ertheilte dee Gott seine Oeakel, dort fanden die großen Jahresfeste statt, doethin strömten die Tempel-Einkünfte und Geschenke zusammen, dort hatte die Hierarchie ihren Mittelpunkt in der Person des Hohenprieſtees.

„Die Mantik wurde auf folgende Weise betrieben. Alte Weiber setzten sich voe den Herd und machten auf Gerathewohl Striche in die Asche; wae es schließlich eine gerade Zahl, so bedeutete es Glück, war es eine ungerade, Unglück.

„Bei etwas höheren Anspeüchen nahm man zu den Würfeln seine Zuflucht, die sich freilich auch noch in einem sehe naturwüchsigen Zustande befanden; es waren drei Stückchen Holz, auf der einen Seite weiß, auf der anderen schwarz. Lag weiß in der Mehezahl oben, so bedeutete das einen glücklichen Ausgang, wenn schwarz, einen unglücklichen.

„Anders wae die öffentliche Erforschung; hier oeakelte der Gott durch sein heiliges Roß. Auf dem freien Platze vae dem Tempel wurden durch die Dienee des Heiligthums in gleichem Abstande drei Barrièren gebildet, jede bestehend aus zwei zu den Seiten mit der Spitze in die Erde gesteckten Speeren und einem oben quer darübee gelegten. Darauf wurde das Roß vom Hohenprieſter aus dem Stalle geführt, ein feierliches Gebet erflehte die Gnade des Gottes, und dann führte der Hoheprieſter das Roß am Zügel an die Barrièren. Ueberschritt es dieselben mit dem rechten Fuße zuerſt, ſa wae es ein Wahrzeichen glücklichen Ausganges; der linke Fuß zuerſt bedeutete Unglück, und man stand ab von dem Unternehmen. Füe alle großen Staats-Unternehmungen, namentlich für alle Kriegs- und Seezüge, wurde in dieſer Weise die Entscheidung des Gottes eingeholt. Teat das heilige Roß auch nur ein eiaziges Mal unter dreien mit dem linken Fuße übee, so unterblieb, weil man ganz sicher gehen wollte, die beabsichtigte Expeditioa. — Auch Peivate, Handels- und Geschäftsleute sanden für ihre Unternehmungen dea entscheidenden Beschluß erſt, wenn dee Gott durch den Fuß des heiligen Rosses die Antwort auf ihre Frage gegeben hatte.

„Der Swantewit za Aekona war berühmtee, als alle Wenden-Götter dnrch seine Orakel; aus der Nähe und Ferne strömten die Fragen herbei, and füe Alle hatte er natürlich eine Antwort. Leider ist uns keine einzige erhalten.

„Den Mittelpunkt des Kultus bildete das große, alljährlich im Herbste gefeierte Aeendtefest. Dann sammelte sich die Menge von der Insel und aus weiteeer Ferne unter Darbringung von Opfern und Geschenken vee dem Tempel von Arkona. Der Hoheprieſter, der schon am Tage voeher eigenhändig den Tempel mit dem Besen gefegt hatte, nahm das große, metallene Hoen aus der Hand des Gottes nad betrachtete seinen Inhalt. Hatte sich der im vorigen Jahre hineingegossene Meth verringert, so bedeutete das Mißwachs und Mangel für das nächste Jahr, und der Hoheprieſter ermahnte dann das Volk, mit den geärndteten Früchten haushälterisch umzugehen. Der Hoheprieſter füllte das Horn mit neuem Meth, und nach einem feierlichen Gebete für das Wohlsein und Gedeihen des Staates und der Bürger setzte er es an den Mund und trank es aus. Zum zweiten Mal gefüllt, wurde es dem Gotte zurückgestellt. Dem Trank-Opfer folgte das Speis-Opfer; ein ungeheurer, runder Honigkuchen, etwa in der Höhe eines Menschen, wurde gebracht, den der Prieſter zwiſchen ſich und das Volk stellte. Sodann befragte er dasſelbe, ob es ihn sehen könne. Lautete die Antwort bejahend, war aber der Kuchen zu klein, so betete er, daß er über's Jahr so groß sein möge, daß er nicht gesehen werden könne, daß also der Gott eine reichlichere Aerndte verleihen möge. Den Beschluß der Feier bildete eine Anrede an das Volk, welches dee Hoheprieſter im Namen des Gottes begrüßte, und natürlich fehlte die Ermahnung nicht, fest am alten Glauben zu halten und fleißig Opfee zu spenden; zur Belohnung die Verheißung von Sieg zu Wasser und zu Laade.

„Den Rest des Tages füllte ein schwelgerisches Mahl von den Ueber-

resten der Opfer. Eine wilde Ausgelassenheit herrschte, und bei dieser Gelegenheit nüchtern zu bleiben, hätte als Mangel an Frömmigkeit gegolten.

„Die durch Orakel und Kultus hervorragende Stellung des Swantewit-Tempels zu Arkona führte eine reiche Begabung an irdischen Gütern mit sich. Zunächst strömte eine große Anzahl freiwilliger Geschenke dort zusammen; denn alle noch heidnischen Wendenvölker — die Wagrier noch zu Helmold's Zeit — bezeugten dem Swantewit auf diese Weise ihre Verehrung. Selbst benachbarte christliche Fürsten nahmen keinen Anstoß daran, in dieser Weise die Gunst des gefürchteten Heidengottes zu erkaufen. So hatte der Dänenkönig Sven, der Vorgänger Waldemar's, der Rügen schließlich unterwarf, ihm einen Becher von wundervoller Arbeit geschenkt, den die Dänen später bei der Eroberung noch vorfanden. Außerdem aber nahm der Gott auch mit gewaffneter Hand von seinen Feinden, was er bekommen konnte. Was seine reitende Leibwache, eine Schaar von dreihundert Mann, von ihren Raub- und Kriegszügen heimbrachte, gehörte ihm ganz; von der anderen Beute der Inselbewohner der dritte Theil, namentlich liebte er Gold und Silber. Auch für den Fall war gesorgt, wenn die Beutezüge einmal Nichts einbrachten; alle Rügianer, männlichen, wie weiblichen Geschlechts, zahlten ihm eine jährliche Kopfsteuer, wahrscheinlich einen Denar, die kleinste Silbermünze. Daneben besaß der Gott auf der Insel liegende Gründe, welche später in den Besitz der christlichen Kirche übergingen. So hat z. B. Ralswiek, der alte Besitz der Bischöfe von Roeskilde, und von diesen später an die Barnekows gekommen, wahrscheinlich ursprünglich zum Eigenthum des Swantewit gehört.

„Was von den reichen Einkünften des Gottes nicht für den Tempel, seinen Dienst und seine Diener Verwendung fand, speicherte man im Heiligthum in großen Kisten auf. Es war zugleich der Staatsschatz der Rügianer für Fälle der Noth.

„An der Spitze des gesammten Kultus-Wesens, welches weit über die engen Gränzen Rügens bekannt und berühmt war, stand nun der Hohepriester des Swantewit. Er residirte zu Arkona, wie der königliche Hof wahrscheinlich zu Karenz; er war das Haupt der überall im Lande an den niederen Heiligthümern des Swantewit fungirenden Priesterschaft. Schon sein Aeußeres zeichnete ihn vor allem Volke aus, da er der Einzige war, der, entgegen der Landessitte, langes Haar trug. Er war die Mittelsperson zwischen Gott und dem Volke, und wir haben gesehen, wie er allein in's Allerheiligste treten, aus dem Trinkhorn des Gottes trinken, dessen Roß besteigen und am Zügel führen durfte, wenn es über die Speere schritt; seine Sache war es, die Orakel des Gottes, ohne welche keine große Staats-Unternehmung begonnen ward, zu deuten. In seiner Hand befand sich der Staatsschatz; sollte derselbe angegriffen werden, so bedurfte es seiner Einwilligung. Wir sehen daher in einem bestimmten Falle, als um das Jahr 1113 Heinrich, der Fürst der westlichen Wenden, mit einer Armee über das Eis nach Rügen marschirt war, den Hohenpriester die Verhandlungen mit ihm führen, durch die er sich endlich bestimmen ließ, gegen Zusicherung der Zahlung einer für die damalige Zeit beträchtlichen Geldsumme von 4400 Mark das Land wieder zu räumen. Seinem Befehle gehorchte natürlich die stehende Leibgarde der Gottheit; er war es endlich, der in außerordentlichen Fällen das heilige Banner der Stanitza entfaltete und damit das Zeichen zum heiligen Kampfe gab."

Weiterhin wird ausgeführt, wie diese Hierarchie viel zur Einschränkung des Königthums und der Fürsten beitrug, und wie dieses vielleicht ein Grund mit war, daß dieselben das Christenthum, welches sie von der Bevormundung des Oberpriesters von Arkona befreite, schließlich bereitwillig annahmen. Uebrigens gingen neben der Staats-Religion des Swantewit auf Rügen noch andere Kulten nebenher. Saxo nennt drei Götter innerhalb des Burgwalls von Karenz (Garz): Rugiewit, der Kriegsgott der Insel, ein häßliches Idol von Eichenholz mit sieben Gesichtern an einem Kopfe, sieben Schwertern an der Seite und von so kolossaler Größe, daß Bischof Absalon, der auch nicht klein war, auf den Zehen stehend mit dem Ende seiner Streitaxt nur eben sein Kinn erreichte — ferner den Porewit mit fünf Häuptern, unbewaffnet, und den Porenut oder Porenutz, wahrscheinlich einen Perün, Perkun, Perkunas d. h. den Donnergott. Die isländische Knytlingo-Saga nennt noch zwei rügische Götzen, den Pizamarr und den Tjarnagloft (czarna glowa? Schwarzkopf).

Was das Ende dieses Kultes betrifft, so wollen wir es der Vollständigkeit wegen in Kürze mittheilen. Bei so vielen Gegnern, welche die Rügianer an allen Seiten hatten, konnten sie sich für die Dauer nicht behaupten; ihr Schicksal war fest beschlossen, seitdem König Waldemar von Dänemark und Heinrich der Löwe von Sachsen sich zu ihrem Untergange verbunden hatten. Nach längeren Kriegen, in denen die Rügianer ihre besten Kräfte aufrieben, landeten endlich am 19. Mai 1168, am ersten Pfingstfeiertage, König Woldemar mit der dänischen Armee auf Rügen; bald wurde Arkona eingeschlossen, aber tapfer vertheidigt, es ergab sich erst, nachdem im Inneren ein furchtbarer Brand ausgebrochen war, auf die gestellten Bedingungen. Am 15. Juni, dem Tage St. Veit's, zogen die siegreichen Dänen ein. — Ein sonderbarer Umstand von großer Bedeutung! Die Aehnlichkeit der Namen Swante Vit mit Sanctus Vitus (St. Veit), wobei noch in Anschlag zu bringen ist, daß swanto wirklich soviel wie (heilig, svęty, svinty, svaty) bedeutet, hatte zeitig christliche Priester auf den Gedanken gebracht, die Rügianer verehrten eigentlich den heiligen Veit, dessen Kult ihnen unter Karl dem Großen auf irgend welche Weise zugekommen; kurzum, diese Götzendienst sei eine heidnisch entstellte Heiligen-Verehrung; daher kam es auch, daß hier, wie vielleicht auch an anderen slavischen Orten (die Kathedrale in Prag ist auch dem heiligen Vitus geweiht), Sanct Veit an die Stelle des Swantewit trat. Er war also sichtlich der Sieger des häßlichen Götzen, aus dem beim Umhauen und Herausschlitzen der Dämon in Gestalt eines häßlichen schwarzen Thieres entwichen sein soll. Dabei konnte es aber natürlich sehr leicht kommen, daß der neue, aus der Fremde gekommene Heilige in den harten Köpfen seiner ungeschlachten Verehrer sehr bald die wohl bekannten Züge ihres heimischen Swantewit annahm, da streng genommen der Name ganz derselbe geblieben war.

Swantewit's Bildsäule wurde also umgehauen und, weil die alten Verehrer immer noch große Furcht vor der Macht des Gottes hatten, von Sklaven und fremden Kaufleuten aus der Burg in's christliche Lager geschleift, wo er zuerst längere Zeit von Fürsten und Volk in Augenschein genommen, dann zerhackt und zu Brennholz für's Kochen des Abendbrods verwendet wurde. Was aus dem Oberpriester geworden, wird nicht erzählt. Sogleich wurden die Rügianer (an 1300 an demselben Tage) getauft, und an dem Orte des Tempels in aller Eile eine Kirche errichtet, wohl nur ein Bretterschuppen mit Kreuz und Altar. In demselben Feldzuge wurden auch die Götzentempel zu Korenz (Garz) geschleift.

Rußland.

Die Deutschen in St. Petersburg.

II.

Kirche, Schule, Gesellschaft, Publicistik und Theater.

Um von den innerdeutschen Stützen deutschen Wesens und Lebens in der russischen Hauptstadt zu sprechen, beginnen wir wieder mit der Kirche, d. h. mit der lutherischen Kirche. Diese hat bekanntlich in Petersburg ihre oberste Behörde, das General-Konsistorium, dessen Präsident und Vice-Präsident vom Kaiser ernannt werden, außer welchen sich noch zwei weltliche und zwei geistliche Mitglieder, letztere die sogenannten Ober-Konsistorialräthe, darin befinden. Desgleichen hat hier das Petersburger Konsistorium, eines der acht, in die sich die lutherische Kirche Rußlands gliedert, seinen Sitz. Von den einzelnen Gemeinden und Kirchen ward schon oben gehandelt. Hier ist nur nachzutragen, was die gemeinsame Verfassung derselben anlangt. Es hat aber in der Regel jede Gemeinde erstens einen selbstgewählten Patron, die Petri-Gemeinde den Prinzen Peter von Oldenburg, die Annen-Gemeinde den Herzog von Mecklenburg. — Sodann steht ihr als Behörde der sogenannte Kirchenrath vor, dessen Mitglieder theils die eigentlichen Pastoren bilden, theils von der Gemeinde aus dieser gewählt werden. Seine Thätigkeit betrifft vorwiegend das Gemeindevermögen, das zumeist in Häusern um die Kirche herum, den sogenannten Kirchenhäusern, besteht. Bei der Petri-Gemeinde, welche die älteste zu sein wenigstens beansprucht und bei des Meisten dafür gilt, — denn auch die Annen-Gemeinde macht Anspruch darauf, obwohl wenigstens ihre jetzige Kirche erst unter der Kaiserin Anna erbaut ist — ist dieses Kirchenvermögen, zum Theil in Folge der günstigen Lage der Häuser am Newsky-Prospekte, sehr angewachsen; bei den übrigen Kirchen, deren Häuser, mit ihnen selbst später und von geborgtem Gelde erbaut, der Schuldenlast noch nicht ledig sind, läßt sich das Gleiche nicht sagen, wenn auch natürlich mit der jährlich vorschreitenden Schuldentilgung und den stetig steigenden Miethen für spätere Zeit eine nicht unbeträchtliche Zunahme zu erwarten steht. Bisjetzt muß freilich bei mehreren Kirchen

ein Theil der Ausgaben durch freiwillige Beiträge der reicheren Gemeindeglieder gedeckt werden.

Also das vorhandene Vermögen verwaltet zunächst der Kirchenrath, über außerordentlich wichtige Fälle aber wird die Gemeinde-Versammlung befragt. Von den stehenden Ausgaben fordert zunächst viel die Heizung der Kirchen, die weitaus den größesten Theil des Jahres zu jedem Gottesdienste (außer den sonntäglichen auch zu den Bibel- Missionsstunden) mittelst Luftheizung erwärmt werden; ein nicht Unbedeutendes die Beleuchtung, da der zweite Sonntags-Gottesdienst, der im Sommer wegfällt, auch Abends gehalten wird; etwas die Besoldung der Kirchendiener, die man mit ihren Metallkreuzen auf den Rockpatten gleich beim Eintritte in der Vorhalle zu sehen bekommt; endlich eine mäßige Summe der feste Gehalt der Pastoren, deren Haupteinkünfte indeß nicht in diesem bestehen. Die Wohnung zwar und Heizung gewährt ihnen die Kirche, wenigstens den eigentlichen Pastoren, die am Morgen predigen, im Gelde dagegen eine geringe Summe, die nur nach Hunderten zu zählen, auch im günstigen Falle nicht über Tausend Rubel Silber hinausgeht. Die Haupt-Einnahme besteht in den Beichtgeldern und den sonstigen Gebühren. Da aber diese nicht unbedeutend zu sein pflegen und die Gemeinden nicht klein sind, so ist die Einnahme eines eigentlichen Pastors wohl nach Tausenden zu zählen. Schlechter gestellt sind die pastores adjuncti, die keine Beichtkinder besitzen, und auch zu anderen Amtshandlungen selten oder nicht beigezogen werden. Mühevoll ist ein hiesiges Pfarramt freilich, in einem in Deutschland wohl selten gekannten Maße. Nicht nur, daß die einzelnen Amtshandlungen, Taufen, Aufbahrungen, Begräbnisse, Trauungen viel Zeit erheischen, außerdem ist es Brauch, daß die Gemeindeglieder zum großen Theile seitens des Pfarrers in ihren Wohnungen besucht werden, und es leuchtet ein, wie ungemein zeitraubend dies bei der Zerstreutheit der Gemeinden über die ausgedehnte Stadt sein muß. Gebildet sind die Pastoren zum größten Theile in Dorpat, ein kleiner Theil ist aus dem Auslande berufen, wie der eine Pfarrer der Petrikirche Fromman, früher akademischer Dozent zu Jena. Auch an Harnack zu Erlangen, der freilich ein geborner Petersburger ist, erging vor mehreren Jahren ein Ruf hieher, doch zog er die akademische der pastoralen Thätigkeit vor. Zur näheren Verbindung der Geistlichen unter sich dient eine Abendgesellschaft, die Prediger-Abende. Daß im kirchlichen Leben auch hier die Gegensätze sich geltend machen, die jetzt überall schärfer als in den Jahren vor 1848 hervortreten, läßt sich nicht anders erwarten. Von einem Ueberwiegen dieser oder jener Richtung in den Gemeinden läßt sich nichts Rechtes sagen, bei den Geistlichen selbst zählt die Strenggläubigkeit die meisten Anhänger, obschon der andere Pol auch seine Vertretung hat. Die Strenggläubigen haben außer den eigentlichen Gottesdiensten, die durchschnittlich in auffallend starker Weise besucht sind, selbst wenn man die Kleinheit mancher Kirchen in Rechnung bringt, auch in den Bibel- und Missionsstunden, zum Theil auch in besonderen Bibel-Abenden auf Privatzimmern, ihre Vereinigungspunkte.

Gleich nach der Kirche die Schulen zu erwähnen, ist hier um so mehr Ursache, da die hiesigen deutschen Schulen eben Kirchenschulen, d. h. aus den einzelnen Kirchengemeinden hervorgegangen und diesen untergeben sind. Die älteste ist die Kirchenschule zu St. Petri, die nächstes Jahr ihr hundertjähriges Jubelfest begeht, auch „Deutsche Hauptschule zu St. Petri" genannt, weil sie lange Zeit die einzige ihrer Art war. Seit einer Reihe von Jahren aber steht ihr die Kirchenschule zu St. Annen mit gleichen Rechten, gleicher Einrichtung und Ausdehnung zur Seite.

Beide Lehranstalten nämlich stehen unter dem Kuratorium des St. Petersburger Lehrbezirks und haben die Rechte eines kaiserlichen Gymnasiums, so daß ihr Reifezeugniß für die unmittelbar in den Staatsdienst Tretenden die letzte Rangklasse bedingt, die Lehrer aber als Staatsdiener zählen und nach bestimmten Gesetzen durch verschiedene Rangklassen aufsteigen. Nur giebt die Mittel nicht der Staat, oder wie man hier zu sagen pflegt, die Krone, sondern die Annenschule ist auf ihre eigenen Einkünfte durch Schulgelder angewiesen, während die Gemeinde gegen eine Anzahl Freischüler das Schulhaus gewährt; die Petri-Schule aber wird von der Petri-Gemeinde erhalten, der hinwiederum die Einnahmen der Schule zufallen. Die Berufung des Lehrer-Personals, wie die Verwaltung, liegt in nächster Instanz dem Schulrathe, einem Ausschusse des obenerwähnten Kirchenrathes, ab, in höherer Instanz diesem selbst. Den Kollegien selber steht nach russischer Einrichtung ein Direktor und ein Inspektor vor, letzterer für die Kassengeschäfte, äußere Schulzucht, Räumlichkeiten und dergleichen. Beide Anstalten enthalten, was man in Deutschland Gymnasium, Realschule und Vorbereitungsklassen nennen würde, und auch der Lehrplan ist im Ganzen deutschen Verhältnissen nicht unähnlich. Eigenthümlich jedoch ist einmal das starke Gewicht, welches auf die Mathematik gelegt wird, in der man ungleich mehr als in Deutschland fordert, und dagegen die sehr bescheidenen Leistungen in den alten Sprachen; andererseits die Rolle der neueren Sprachen, d. h. außer dem Deutschen, des Russischen und Französischen, welche drei Sprachen, obschon die eigentliche Unterrichtssprache die deutsche ist, von unten herauf, neben und durcheinander getrieben und gehandhabt, die Stelle einer einheitlichen Muttersprache einnehmen, sehr zum Nachtheile der Jugend, die so in der Regel jenes keuschen Sprachgefühls gänzlich verlustig geht, welches ungestörtes Aufwachsen und Erstarken in der Muttersprache mit sich bringt, und zwar leicht in verschiedenen Sprachen herumfaseln, aber auch keine einzige sicher beherrschen lernt. Ein hier geborener und erzogener Philolog, der später seine Studien in Deutschland fortsetzte, klagte ausdrücklich, daß er weder russisch noch deutsch verstehe und so zu seinem Studium des festen Bodens ermangele. Und daß man dem Russischen, als der herrschenden Reichssprache Zeit und Mühe widmet, bleibt allerdings nothwendig, obschon auch hier das Nacheinander dem Nebeneinander und eine wissenschaftliche statt der praktischen Behandlung der zweiten Sprache gewiß vorzuziehen wäre; daß man aber, die Verwirrung voll zu machen, damit auch das Französische noch vermengt, ist ein bloßes Zugeständniß an die hier zu Lande noch üppig blühende Französelei.

Deutschland, Gott Lob! hat diese schimpflichsten Fesseln längst abgestreift: wird es denn der russische Edelmann nicht auch bald einsehen, daß es seiner ungleich würdiger wäre, seiner formenreichen Muttersprache, als des abgerissenen, formelhaften Französischen sich zu bedienen? Jenen Herren, die auch in Deutschland für ein möglichst frühes Beginnen der fremden Sprachen schwärmen und sich's nicht schön genug vorstellen können, wenn schon die Kinder deutsch, englisch und französisch durcheinander plapperen, ihnen wäre in der That nichts dienlicher zur Ernüchterung, als ein genauerer Einblick in die hiesigen Zustände. Wofern sie es anders ehrlich meinen, würde sicher ein einziges Jahr hinreichen, sie zur entgegengesetzten Ansicht zu bekehren. Doch ich kehre zu den genannten Schulen zurück.

Mit beiden ist zugleich eine Anstalt, nach dem hiesigen Ausdrucke für „Demoiselles," verbunden, d. h. nach deutschen Verhältnissen etwa eine Mädchenschule und Pension für junge Damen. In diesen Anstalten zeigt sich eine wesentliche Verschiedenheit von der deutschen Sitte. Während nach dieser die Mädchen die eigentliche Schule bis in's vierzehnte Jahr ihres Lebens zu besuchen pflegen, dann die Erziehung dem Hause wesentlich anheimfällt und die Ausbildung zur Hausfrau und für die Gesellschaft im Auge hat, höchstens in den höhern Ständen noch einige Jahre weiterer Vervollkommnung in der Musik, den neueren Sprachen, der Kenntniß der deutschen Literatur und etwa der Geschichte gewidmet werden, allein auch dies bei vielen im Hause selbst, nicht in einer Pension, so werden hier die jungen Mädchen, vielfach selbst gewöhnlicher Bürgersleute, in der Regel bis zum sechzehnten, siebzehnten, ja neunzehnten Jahre in der Schule, beziehendlich Schulpension, festgehalten, so daß sie von letzterer aus nur die Feiertage und Schulferien im Elternhause zubringen, aber auch durch erstere schon, mit fünf bis sechs täglichen Unterrichtsstunden und einer Menge häuslicher Arbeiten beladen, dem Hause so gut wie ganz entzogen werden. Freilich lernen diese weiblichen Gymnasiasten (denn in Wahrheit sind es doch eine Art Parallelklassen des männlichen Gymnasiums, obwohl der Name „weibliches Gymnasium" nur bei einigen neu errichteten russischen Anstalten statt hat), es lernen also diese jungen Mädchen ein buntes Vielerlei zusammen, Geschichte, Geographie, Arithmetik — gegen den gründlichen Religionsunterricht wäre schon nichts zu sagen — hauptsächlich aber deutsch, russisch, französisch und englisch sprechen und schreiben. Aber schon das kränkliche, schwächliche Aussehen der Meisten zeigt, um welch' hohen Preis diese Dinge gelernt wurden; ein gut Theil der lieblichen Märchenjahre und jene liebenswürdige Frische des Geistes geht verloren, und von Wirthschaftsführung, Kinder- und Krankenpflege, kurz von dem, was im Hause zu üben ist, wird Nichts gelernt. Und wozu dies? Um am Schlusse des ganzen Lehrganges, den jedoch glücklicherweise nicht Alle durchmachen, das Gouvernanten-Diplom zu erhalten. Dieses Diplom spielt hier in den meisten Kreisen ganz eine ähnliche Rolle, wie in Deutschland das Doktor-Diplom. Und doch ist es entweder ohne alle Bedeutung, wofern man davon absieht, Gouvernante zu werden, oder es giebt doch nur die Anwartschaft auf die mühevolle Stellung der in der Regel gering geschätzten Erzieherin, die, was sie ist, meist zeitlebens bleibt, wenn es ihr nicht in besonders glücklichen Fällen gelingt, schließlich etwa einer eigenen Mädchen-Pension vorzustehen. In beiden Fällen, wenn es zum Heiraten kommt, sehen sich natürlich die jungen Damen außer Besitz alles dessen, was der Hausfrau am unentbehrlichsten ist. Indeß begreift sich's leicht, daß vor so erzogenen Mädchen viele Männer allen Respekt

haben und es vorziehen, aus den Ostseeprovinzen, aus Deutschland selbst, oder aus den Dienenden ihre Gattinnen zu wählen. Für den redlichen Handwerker besonders, der erst anfängt und arbeiten will, dürfte eine hier geborne Handwerkers-Tochter nur selten brauchbar sein, wofern nicht eine reiche Mitgift den persönlichen Mangel einigermaßen ausgleicht.

Neben den genannten beiden Hauptschulen ist die reformirte Schule zu nennen, eine Realschule mit Vorbereitungsklassen und etwas über dreihundert Schülern, also ein wenig kleiner, als jene, da die Petrischule durchschnittlich etwa achthundert, die Annenschule an die sechshundert Schüler enthält. Die Verfassung ist hier ähnlich, nur fehlt der Charakter einer Staats-Anstalt. Auch ist keine „Demoiselles-Anstalt" damit verbunden. Eine schwedische deutsche Schule besteht nicht mehr. Ob an den andern Kirchen deutsche Schulen sich entwickeln werden, muß der Zukunft überlassen bleiben. Von Privat-Anstalten nimmt unzweifelhaft die des Dr. Wiedemann auf Wassili-Ostrow den ersten Rang ein, im ersten Jahre ihres Bestandes in Gymnasium, Handelsschule und Vorbeitungsklassen etwa 140 Schüler enthaltend. Aber kleinere Privatschulen giebt es für Knaben und Mädchen eine wahre Unzahl, meist nach Art von Geschäften durch eine Firma: Pension, oder: Schule, gekennzeichnet. Man würde indeß sehr irren, wollte man diese deutschen Schulen lediglich von Deutschen besucht denken. Nicht allein, daß ihnen sich die andern Ausländer, Engländer rc. anschließen, sondern ein gutes Drittheil der Schüler sind Russen. Man nimmt eben die Gelegenheit wahr, „die drei Sprachen," den Inbegriff Petersburger Bildung, möglichst früh zu erlernen.

Als ferner mit der Kirche in Verbindung stehend, ist einmal eine deutsche Bibelgesellschaft, dann der evangelische Hülfsverein, d. i. ein Gustav-Adolph-Verein für das russische Reich, der hier seinen obersten Vorstand hat, zu nennen, ebenso ein evangelischer Gesangverein und die evangelische Bibliothek, die eine ziemliche Menge von allerlei Büchern, nur nicht widerchristlichen, besitzt. Außerdem stehen mit den einzelnen Kirchen Wohlthätigkeits-Anstalten, Waisen- und Armenhäuser, seit Kurzem mit der Annenkirche auch das evangelische Hospital, im Zusammenhang, doch scheinen Mittel und Thätigkeit dieser einzelnen Anstalten ziemlich beschränkt. Als wichtigste Wohlthätigkeits-Anstalt ist der deutsche Wohlthätigkeits-Verein namhaft zu machen. Derselbe ward in den vierziger Jahren von vier Männern gegründet, unter denen ich namentlich den sächsischen Gesandten von Seebach und den Pastor Frahmann zu St. Petri hervorhebe, später auf Anlaß Herrn v. Seebach's unter Vorsitz des preußischen Gesandten gestellt, welcher als solcher immer Präsident desselben ist, wie der König von Preußen Patron. Unter dem Präsidenten steht einmal das Comité von sieben bis acht Männern, andererseits die sogenannten Pfleger; Mitglieder sind, die sich zu gewissen Beiträgen verpflichtet haben. Gegenstand der Unterstützung sind die Armen deutscher Unterthanschaft, nicht also auch die russischen Unterthanen deutscher Zunge. Jedem Pfleger ist ein besonderer Bezirk der Stadt zugetheilt, in welchem er auf verschämte Armuth achtet und die Gesuche an ihn sich Wendender entgegennimmt. Kleinere Summen ist er selbst zu verabfolgen ermächtigt, für größere stellt er dem Bittsteller einen Schein an den Geschäftsführer des Comité's aus, und hat dieses dann zu entscheiden. Es besteht aber die Unterstützung außer etwaigen kleineren Geldsummen, erstens in unentgeltlicher Gewährung von Arzeneien und ärztlicher Behandlung, ferner in Arbeitszuweisung, zu welchem Behuf der Verein auch selbst eine Schneiderei für gröbere Stücke, Schlafröcke u. dgl., namentlich aber für Wäsche unterhält, endlich in der Vermittelung freier Rückfahrt nach Deutschland. Außerdem aber ist noch eine Art Spital für alte Männer und Frauen, und damit verbunden eine Erziehungs-Anstalt gegründet worden, und dies nimmt die jetzt gar nicht beträchtlichen Einkünfte am Meisten in Anspruch. Früher nämlich wurden sehr bedeutende Summen durch Verlosungen erzielt, für deren Gewinne, die zu ihrem werthvolleren Theile aus Paris, dem Eldorado der Russen, verschrieben wurden, zollfreie Einfuhr ausgewirkt war. Der Reiz der Neuheit wirkte mit, es wurden sehr viele Loose abgesetzt; so war bei einer Verlosung ein Reingewinn von 10,000 Rub. Silber nichts seltenes. Später, als ebenso die Zollfreiheit, wie die erste Lebhaftigkeit der Theilnahme aufhörte, sind derartige Unternehmungen unterblieben, und jetzt werden nur noch Beiträge, zur größeren Hälfte hierselbst, zur anderen von einzelnen deutschen Regierungen, gezahlt, die aber in Summa nur etwa jährlich 5000 Silber-Rubel betragen. Ein früher in günstigerer Zeit gesammeltes Kapital ist schon nicht unbeträchtlich angegeiffen worden. Kurz, neue Begeisterung für die so löbliche Sache und neue Mittel thun recht Noth. Zur Erklärung jedoch des Nachlassens des früheren Eifers, abgesehen davon, daß der erste Anlauf überhaupt am Thätigsten zu sein pflegt, muß bemerkt werden, daß mit dieser Unterstützung theilweise schmählicher Mißbrauch getrieben worden ist. Gleich vom Schiffe aus, mit dem sie gekommen, sollen Handwerksburschen sich bei dem Verein eingefunden und seine Hülfe nachgesucht haben. Desgleichen soll es wiederholt vorgekommen sein, daß Leute, die man unentgeltlich nach Deutschland befördert hatte, wieder kamen und auf's Neue hinausgeschickt werden mußten. Der Verein hat in Folge davon bei einigen deutschen Regierungen darum nachgesucht, den von ihm Heimgeschickten einen neuen Paß nach Petersburg zu verweigern, aber „wegen Schwierigkeiten in der Ausführung" ist die Antwort abschlägig ausgefallen. Auch Geld-Vorschüsse, zur Begründung eigener Geschäfte an Gesellen gegeben, fallen nie zurückgezahlt worden sein, und werden solche daher schon seit längerer Zeit nicht mehr gewährt.

Das gesellige Leben zeigt zunächst einen wichtigen Unterschied vom deutschen Leben in dem beinahe gänzlichen Mangel der Wirthshausgeselligkeit, wie solche wenigstens in den Städten Deutschlands nachgerade zu allgemeiner Geltung gelangt ist, während „als der Großvater die Großmutter nahm," mehr Uebereinstimmung mit den hiesigen Verhältnissen stattfand. Einen Ort, wo der ehrsame Bürger nach vollbrachtem Tagewerke sein Glas Wein oder Bier zu sich nimmt und auf seinem Stammplatze unter Tabaksqualm jeden Abend mit den nämlichen Gästen von Krieg und Frieden, städtischen und besonderen Angelegenheiten plaudert, bis ihn der Nachtwächter oder die Polizeistunde nach Hause ruft — einen solchen Ort giebt es eben nicht. Was man von öffentlichen Orten hat, das sind entweder Schnapsbuden, die aber nur der russische Bauer besucht, oder Theehäuser, sogenannte Tractirer, deren Publikum nicht höher als der Bauer steht, oder endlich Bierstuben, theils russische, in der Mehrzahl aber deutsche, zu einem kleineren Theile auch französische. Allein auch diese stehen in schlechtem Ansehen und geben durch ihr, trotz der hohen Bierpreise, meist unsauberes, ungemüthliches Aeußere auf den ersten Blick zu erkennen, daß sie nur den niedrigsten Bevölkerungs-Schichten eine Zuflucht gewähren, und selbst diese kommen mehr deshalb dahin, um im eigentlichen Verstande zu trinken, als um beim Trinken gesellig beisammen zu sein. Höchstens daß sie das Dominespiel eine kurze Weile fesselt. Wer sonst gelegentlich einen solchen Ort besucht, pflegt, indem er eintritt, sich umzusehen, ob ihn Jemand sieht; auch meidet man die in der Nähe der eigenen Wohnung gelegenen Bierstuben. Selbst einen nichts weniger als feinen Mann hörte ich bei einem höchst ärgerlichen Auftritte, wobei die gemeinsten Schimpfreden ununterbrochen laut wurden, sich ausdrücklich rühmen, daß er kaum alle Vierteljahre einmal die „Bierbude" besuche. Einige Ausnahmen giebt es zwar, wo ein kleiner Kreis anständiger Männer in einem geschlossenen Zimmer des Bierschanks zusammentreffen, aber sie sind äußerst selten. Ueberigens verdient es als eigenthümlich bemerkt zu werden, daß jede Bierstube zugleich Meth schenkt, jenes aus Honig bereitete liebliche Getränk, welches wir in Deutschland in der Regel als urdeutsch aus Büchern kennen lernen, ohne es heutzutage irgendwo kosten zu können. Weinstuben sind überhaupt nicht vorhanden. So bleibt denn das Kaffeehaus, deutsch oder französisch, der einzige anständige Ort; für Geselligkeit aber liegt es im Wesen desselben, Nichts zu bieten, man liest eben Zeitungen oder spielt Billard oder speiset. Auch ersetzen sie in gewisser Hinsicht die Weinstuben. Und wie in der Stadt selbst, so auf den Inseln, die gleichsam das der Stadt nächste Land vertreten. Es sind einige Gartenwirthschaften da. Gegen Eintrittsgeld darf man im Garten spazieren gehen, hört Instrumentalmusik, russische Sänger, deutsche Harfenisten, kann auch im Freien, wie im Zimmer essen und trinken, allein, trotz des Gewühls an schönen Feiertagen, wie verschieden Alles vom deutschen öffentlichen Leben! Immer bleibt es mehr ein Drängen und Treiben, als ein behagliches, sesshaftes Kneiren. Die hiesige Sitte ist nun einmal öffentlichen Orten nicht hold, und überdies halten die hohen Preise der Speisen und Getränke, wie des Eintritts, der z. B. im Isler'schen Garten einen vollen Silber-Rubel beträgt, Manchen ab, der sonst dieselben besuchen würde. Die Geselligkeit beschränkt sich demzufolge wesentlich auf das eigene Haus. In vielen Häusern zum Mittagstische, der verschieden zwischen zwölf und fünf Uhr fällt, in fast allen aber zum Thee, ist jeder Bekannte und, durch Bekannte eingeführt, selbst der Unbekannte willkommen. Man ist beim Thee wenigstens durchgehends auf Gäste eingerichtet und empfängt sie ebenso unumwunden, als diese kommen. Außerdem aber ist es, wenn nicht allgemein, so doch in sehr vielen Kreisen herrschende Sitte, daß jede Familie an einem bestimmten Abende aller acht oder vierzehn Tage sicher daheim ist und Gäste erwartet. Besondere Einladungen, beziehendlich Abfütterungen, habe ich, wenn auch natürlich vorkommend, doch ungleich seltener gefunden, als anderwärts. Meist, wo eine Einladung zum Mittag- oder Abendessen erfolgt wäre, hörte ich nur: Besuchen Sie uns an dem oder jenem Abende. Eine Ausnahme machen natürlich alle häuslichen Feste, unter welchen, auch bei den Deutschen,

durch Anbequemung an ruſſiſche Sitte, der Namenstag eine hohe Rolle ſpielt. Das Vergnügen des Tanzes, hier weſentlich in Contre-Tänzen beſtehend, während die ſparſam eingeſchobenen Rund-Tänze nicht einmal derſelbe mit derſelben Dame, ſondern in lauter Extra-Touren getanzt werden, findet weſentlich nur bei ſolchen Feſten ſeine Rechnung. Von Bällen werden wir gleich unten reden. Eigentliche öffentliche Tänze aber giebt es nicht, und den „Tanzboden" nach älterem, oder „Tanzſaal" nach neuerem Ausdruck muß der deutſche Handwerksburſche nicht minder vermiſſen, als die Schenke mit der munteren Kellnerin. Innerhalb jener häuslichen Geſelligkeit iſt mir als fremd aufgefallen die ſtrenge Scheidung der doch zugleich anweſenden beiden Geſchlechter. Nie habe ich bei Tafel bunte Reihe gefunden. Meiſt haben die Damen mit der Wirthin die eine, der Wirth mit den Herren die andere Hälfte der Tafel inne; nach Tiſche aber trennten ſich Herren und Damen, oft ſogar nach verſchiedenen Zimmern. Ein zweites Befremden iſt die ungeheure Ausdehnung des Kartenſpiels, namentlich in Handwerker- und Kaufmannskreiſen, und zwar ſolchen, welche ruſſiſchem Einfluſſe ſtark ausgeſetzt ſind. Den Namenstag einer Dame ſah ich ſo feiern, daß alle Zimmer der Wohnung mit Spieltiſchen ausgeſtattet waren, und an uns, ſobald wir eingetreten, ging gleich zuerſt die Frage, ob wir Karten wünſchten. In ſolchen größeren Geſellſchaften, wo geſpielt wird, erſcheint dann das Nachteſſen zu allerletzt, und noch den letzten Biſſen im Munde, eilt Alles, ſich zu empfehlen. Endlich habe ich auch gefunden, daß, gegen deutſche Geſellſchaften gehalten, hier die jungen Mädchen auffallend zurücktreten, und daß im Ganzen weniger muſicirt und geſungen wird.

Geſchloſſene Geſellſchaften, nach Art der deutſchen „Erholungen, Erheiterungen, Caſinos" und wie ſie ſonſt heißen, giebt es den ſogenannten „Deutſchen Bürger-Klub" (vulgo Schuſter-Klub, von ſeinem Gründer Schuſter) aus Beamten und Kaufleuten, mit etwa 2000 Mitgliedern, beſtehend, und die „Deutſche Tanz-Geſellſchaft," deren 800 Mitglieder dem wohlhabenden Handwerkerſtande angehören. Die Hauptſache in beiden Geſellſchaften ſind einige Bälle und Schmäuſe; der Tanzverein giebt auch eine Art öffentlicher Tänze für Jedermann, der den Eintritt bezahlt, wobei jedoch die Tänzerinnen vielfach verdächtige Perſonen ſein ſollen. Beide Geſellſchaften haben einen Garten und halten des Sommers daſelbſt Konzerte ab. Desgleichen ſind beide im Beſitz einer gar nicht unanſehnlichen Bibliothek und der geleſenſten Zeitungen. Als dritter kommt zu dieſen beiden nach der Kommerz-Klub; wie ſchon ſein Name ſagt, eine Kaufmanns-Geſellſchaft. Selbſtverſtändlich gehören ſonſt noch viele Deutſche den ruſſiſchen Geſellſchaften an, die indeß keineswegs zahlreich, faſt nur die beiden adeligen Geſellſchaften (deren Glieder eine der vierzehn Rangklaſſen beſitzen oder doch zu erwarten haben müſſen) und den „Ruſſiſchen Kaufmanns-Klub" ſind als bedeutender aufzuweiſen.

Ohne eine Geſellſchaft zu bilden, vereinigen ſich öfters die Glieder einer Innung zu einem Feſte; namentlich die Bäcker fahren zuweilen aus und halten einen Ball, wo dann die reichen Toiletten das Handwerk in ſeinem ganzen Glanze zeigen. Von beſonders häufiger Benutzung zu ſolchen Feſten hat eine Zeit kurz nach der eigentlichen Butterwoche (die letzte Woche vor den großen Faſten, in der die Ruſſen noch Butter genießen dürfen) den Namen: Deutſche Butterwoche erhalten. Als etwas Eigenthümliches nenne ich noch die im Sommer, zumal zu Pfingſten, gebräuchlichen Ausflüge auf die Inſeln, beſonders in die Nähe des Kollerberges, eines nur einige Fuß hohen mit Gras bewachſenen Hügels. Deutſche, aber auch viele Finnen und Schweden, ſelbſt nicht wenige Ruſſen, ziehen dort hinaus, lagern ſich auf dem grünen Raſen des Waldes, kochen an Feuern, zu denen der Stoff rings umher reichlich verſtreut liegt, Thee und Kaffee, ſpielen Geſellſchaftsſpiele und bringen ſo den Nachmittag bis ſpät in den Abend zu; ja die Johannisnacht wird bei hell brennenden Feuern auf dem Kollerberge ganz im Freien zugebracht.

Von deutſcher Geſelligkeit zu künſtleriſchen Zwecken iſt nicht viel zu ſagen. Ein einziger ſchriftſtelleriſcher Kreis beſteht, der in den ſogenannten „Nordiſchen Schneeflocken," einer mehrere Jahre hindurch erſchienenen Gedichtſammlung, als ein verbundener an die Oeffentlichkeit getreten iſt; aber ſelbſt dieſer eine iſt durch Tod oder Wegzug der einzelnen Glieder auf eine äußerſt geringe Anzahl zuſammengeſchmolzen. Sonſt giebt es noch eine größere Liedertafel, meiſt aus Kaufleuten gebildet, und eine Anzahl kleinerer Geſangvereine. Auch deutſche Vorleſungen ſind ſpärlich vertreten. Der letzte Winter hat uns nur vier philoſophiſche Vorträge eines Herrn Meyer gebracht, in welchen ſelbiger, ein Schüler Schelling's und Schubert's, die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen darlegte, und dann wieder vier Vorträge über Schiller von Herrn Wolffſohn in Dresden, dem bekannten Verfaſſer von „Nur eine Seele" und „Eine Oſternacht."

Faſt Alles aber, was ich bisher von deutſcher Geſelligkeit geſagt, hat ſeine Geltung nur für den Winter, d. h. für drei Viertel des Jahres. Während der drei Sommer-Monate wohnen, mehr der Sitte und Gewohnheit, als einer Nothwendigkeit zufolge, die meiſten Familien auf dem Lande, unweit der Stadt, wer es nicht vorzieht, ſich auf Reiſen zu begeben. Dieſes Landleben, wenn auch befreundete Familien natürlich möglichſt nahe unter ſich ihre Datſchen oder Landquartiere miethen, iſt doch bei den nun um ſo mehr gewachſenen Entfernungen im Ganzen ein ziemlich einſames. In der Stadt aber ſtockt das Leben förmlich während dieſer Zeit. Wen drin am Tage Geſchäfte feſthalten, der eilt wenigſtens gegen Abend, wen Werkeltags, der doch Sonn- und Feſttags zu den draußen wohnenden Seinigen. Den wenigen Zurückbleibenden bieten die öffentlichen Gärten, der Tauriſche, der Sommergarten, der Alexander-Park Spaziergänge; öffentliche Vergnügungen nur die genannten geſchloſſenen Geſellſchaften. Zu Ausflügen nach den Inſeln gewähren eine große Menge Dampfboote Gelegenheit. — So viel nun vom geſelligen Leben.

Nun noch der Tagespreſſe zu erwähnen, ſo haben wir erſtens die „Deutſche Petersburger Zeitung," gegenwärtig von Dr. Meyer aus Waldeck herausgegeben, welche, den Tag nach Sonn- und Feſttagen ausgenommen, alle Tage erſcheint und weſentlich politiſche und Anzeigen-Zeitung iſt. Ein zweites Blatt, erſt mit Anfang dieſes Jahres begründet und einmal wöchentlich erſcheinend, das „Montagsblatt," vertritt die ſchönen Wiſſenſchaften in erſter Linie, und giebt nur eine kurze politiſche Ueberſicht. Herausgeber iſt der als Verfaſſer der „Baltiſchen Skizzen" bekannte Dr. Schulz. Ferner giebt der Paſtor Seeberg zu St. Annen eine kirchliche Wochenſchrift, Sonntagsblatt mit Namen, heraus. — Deutſche Buchhandlungen endlich haben wir die Eggers'ſche, Höſſel'ſche, Krug'ſche, Schmitzdorff'ſche, Münz'ſche, Wolf'ſche, Schmiedekampf'ſche und Hövert'ſche.

Und die deutſche Bühne? — Von dieſer ſoll ſogleich die Rede ſein, wenn nur zuvor verſichert worden, daß ſie jedenfalls beſſer, als ihr Ruf iſt, daß von den vorhandenen Mängeln aber ein großer Theil lediglich dem Publikum zur Laſt fällt. Es iſt nämlich Mode hier geworden, wenn man nach der deutſchen Bühne frägt, bedauerlich mit den Achſeln zu zucken und ſchließlich mit dem weiſen Ausſpruche herauszurücken, es ſei nicht viel daran. Geht man aber dann ſelbſt in's Theater und wohnt einer Anzahl Vorſtellungen bei, ſo wird man zuletzt ſicher die Ueberzeugung gewinnen, daß unſere Bühne, wenn auch natürlich nicht mit Theatern erſten Ranges, mit Dresden, München, Berlin oder dem Wiener Burgtheater zu vergleichen, ſo doch mit den größeren Stadttheatern, wie ſie im Durchſchnitt ſind, recht wohl in die Schranken treten kann. Und wer dann ſeine Augen über die Zuſchauer gleiten läßt und, wie das ja nicht ſchwer zu erkennen iſt, die höheren und gebildeteren Kreiſe der Geſellſchaft ſo äußerſt ſpärlich, recht häufig dagegen den Bäcker, Schneider, Handelsmann ꝛc. vertreten findet, dem kann die Urſache nicht entgehen, warum es nicht beſſer ſteht. Ohne Beifall kann der Schauſpieler nicht ſpielen, und der Geſchmack ſeines Publikums wird für ſeine Darſtellung maßgebend ſein. Iſt dieſer gröber, ſo wird er eben in groben Zügen und dicken Farben auftragen. Sodann aber wird ſich auch das Repertoir nach ſeinem Publikum richten, und wenn dies allenthalben, wo gute Einnahmen zu berückſichtigen ſind, ſo doppelt hier, wo das Repertoir größtentheils von den Schauſpielern beſtimmt wird. Ein großer Theil nämlich derſelben hat neben der Gage eine jährliche Benefiz-Vorſtellung, zu welcher Jeder das Stück ſelbſt beſtimmt und häufig eine Novität ankauft. Natürlich liegt es in ſeinem Intereſſe, ein Stück zu wählen, bei dem er des größtmöglichen Zuſpruches gewiß ſein kann, ſo aber, bei der ſchon genannten Zuſammenſetzung unſeres Publikums, kommen in der Regel fade Berliner Poſſen, Rührſtücke und Birchpfeifferiaden auf die Bretter. Höhere Dramen, ſo wenig arm deren unſere ältere Literatur und auch die neueſte Zeit iſt, ſind ſeltene Gäſte. Eben darum aber, wenn ja einmal eines zur Aufführung gelangt, erſcheinen unſere Schauſpieler zum Theil der ganzen Gattung ſo entwöhnt, daß für die Menge wenigſtens, die einen beſſern Zuſtand der Bühne nicht erſt langſam heranbilden, ſondern gleich reife Früchte irgend welcher Art genießen will, faſt jeder derartige Verſuch ein neuer Grund wider das höhere Drama auf unſerer Bühne wird. Kann man es dabei dem Schauſpieler verargen, wenn er ſein einziges Benefiz zu ſolchen Verſuchen herzugeben Bedenken trägt? Aber was ſo zu Benefiz-Vorſtellungen zuerſt gegeben wurde, das wird in Krons-Vorſtellungen ein, zwei ja drei Mal wiederholt. Wie viel Raum bleibt da noch im Repertoir; nimmt man noch hinzu, daß den ganzen Sommer über und während der Faſtenzeit überhaupt nicht geſpielt wird? Im letzten Winter gab es von neuen bedeutenderen Stücken faſt nur Eliſabeth, Charlotte von Paul Heyſe, von älteren verſuchte man Goethe's Fauſt. Dieſer Verſuch fiel zwar ſehr unbefriedigend aus, dennoch wäre ſo ein öfteres Verſuchen recht ſehr

wünschen. Es wäre das einzige Mittel, nach und nach die höheren Stände lebhafter für das deutsche Theater zu interessiren, und die Bühne selbst auf einen höheren Kunststandpunkt zu erheben. Die anderweitigen Verhältnisse sind nicht ungünstig. An Mitteln fehlt's nicht; denn wie alle hiesigen Theater ist auch das deutsche kaiserlich, in Folge wovon es denn mit den anderen unter einem gemeinschaftlichen Director steht und dem Ministerium des kaiserlichen Hauses untergeben ist, so daß einige geringere Einnahmen eher als bei auf sich selbst angewiesenen Bühnen zu ertragen wären. Wiewohl bisjetzt ist das deutsche Theater das einzige gewesen, das ohne Zuschüsse sich nur durch seine Einnahmen erhalten und jährlich ungefähr 80,000 Rubel Silber eingenommen und ausgegeben hat, eine Sache, die freilich zum Theil nur durch die verhältnißmäßig geringen Gagen und Tantièmen (30 Rubel Silber für ein größeres Bühnenstück mit dem Rechte mehrfacher Aufführungen) ermöglicht wird. Auch Konkurrenz ist nicht zu fürchten. Denn obschon bei den deutschen Kaufleuten auf Wassili-Ostrow öfter schon der Gedanke aufgetaucht ist, ein zweites Theater eben dort zu errichten, so ist die Erlaubniß dazu doch immer verweigert worden. Endlich fehlt's auch nicht an den Schauspielern. Seit diesem Winter in Herrn Barth, dem Sohne des Dresdner Barth, von Berlin, seit länger schon in Herrn Landvagt vom Wiener Burgtheater haben wir zwei recht tüchtige erste Liebhaber und Helden. Als würdiger Alter und Vater ragt Heer Schwarz wirklich bedeutend hervor; auch Herr Tallert verdient alle Anerkennung; und wenn ferner die Fächer der Intriganten durch die Herren Harnike und Gerstel, das der zweiten Liebhaber durch die Herren Sammt und Fuhlmann, das der Naturburschen durch die Herren Dietze und Niemann theils schwach, theils doch nicht zureichend besetzt sind, so stehen dieser Blöße andrerseits drei treffliche Komiker entgegen. Herr Lobe, seit etwa vier Jahren von Wien gekommen, jugendlicher Komiker, ist zugleich als komischer Dichter bekannt, und sein „Hermann und Dorothea" mit dem unvergleichlichen Bäckerjungen (freilich zugleich ein sprechender Beweis für meine obige Behauptung, unser Publikum und seinen Einfluß betreffend), ist wohl auch auf vielen deutschen Bühnen gesehen worden. Herr Brüning als älterer Komiker, würde noch mehr Wirkung thun, wenn er mit seinen Farben etwas spaesamer umginge. Herr Gärtner endlich, Intrigant des Lustspiels, wenn man diesen Ausdruck gelten lassen will, früher beliebter Baßbuffo, dürfte noch aus früherer Zeit in Deutschland vielen und an manchen Orten bekannt sein.

Dann unter den Damen ist als tragische Liebhaberin Fräulein Annette Langenhaun bedeutender, als Frau Stolte; als muntere Liebhaberinnen Fräulein Schönhof und Fräulein Louise Ehlers, beide gleich und beide sehr anerkennungswerth; sowie als Sanbretten Fräulein Chorherr von München, Fräulein Höfer, die unübertreffene Darstellerin recht derber Bauermädchen, und Frau Winter (verheiratete von Santis), nicht überspannten Ansprüchen vollkommen genügen. Als ganz ausgezeichnete Mutter und Alte ist aber Frau Albrecht zu nennen, in auffallender Weise an die Leipziger Ecke erinnernd, deren Martha im Faust wohl von Keinem vergessen wird, der etwa als flotter Student oder bei Meßgeschäften Gelegenheit hatte, diese köstliche Leistung zu sehen. Die Vertreterinnen kleiner Rollen darf ich hier übergehen, wo mein Absehen nur darauf ging, nachzuweisen, wie der Hauptmangel unserer Bühne im Repertoir und dieser wieder in der nur theilweisen und zu wenig künstlerischen Theilnahme der Deutschen selbst liegt. So lange unsere Landsleute von irgend etwas Bildung in der Mehrzahl nicht aufhören werden, die Virtuosität im Konservationsstücke bei den hiesigen Franzosen zu bewundern — denn etwas anderes ist an ihnen nicht zu bewundern — so lange wird unsere Bühne gut zwar in denjenigen Gattungen, die sie zu vertreten pflegt, diese selbst aber gering sein. Wendet sich ihr aber allgemeinere Theilnahme zu, so liegt kein Grund vor, nicht einen größeren Aufschwung zu erwarten. Daß ich aber die einzelnen Mitglieder erwähnt habe, scheint deshalb berechtigt, weil, wie bisher wenigstens, die Engagements auf Pension geschlossen wurden — erst in allerneuester Zeit soll man anfangen, davon abzugehen — wer hier ist, in der Regel auch bis zu seiner Pension (nach fünfzehn Dienstjahren) hier bleibt. Gastspiele sind im Ganzen selten. Letzten Winter indeß war Herr Friedrich Haase hier, und es muß dankbar anerkannt werden, daß er in dieser Zeit die allgemeine Ansicht unserem Theater günstiger gestaltete. Nur hätten wir besseren Einfluß auf's Repertoir und statt der vielen kleinen unbedeutenden Stücke mit Bravour-Rollen eine Anzahl klassischer Dramen gewünscht. Dieses erwartete man von Herrn Haase, wie denn zur Zeit seines Hierseins unter anderen das Gerücht umlief, Richard III. solle gegeben werden, wovon wir aber zuletzt nur einen Akt zu sehen bekommen haben. Warum diesen Erwartungen so wenig entsprochen worden, ist in der That schwer abzusehen. — Eine deutsche Oper bestand bis 1850. Sie ist durch die italiänische Oper verdrängt worden, welche alle Winter neu eingerichtet wird, während jene ständig war. Sie ist jetzt noch Modesache. Eben darum liegt es nicht außer aller Möglichkeit, daß sie mit der Zeit wieder einer deutschen Oper weiche. Für jetzt erkennen wir den Besitz des deutschen Schauspiels dankbar an. Als Stützpunkt deutschen Wesens ist selbiges ungleich wichtiger.

Wir sehen, in Summa ist das Bild, welches von dem Leben und Treiben und der Stellung unserer Landsleute hier zu entwerfen war, kein unerfreuliches — daß es kein uninteressantes sei, hoffen wir zu dem Patriotismus der Leser. Bisjetzt ziemlich abgesprengt von der Hauptmasse deutschen Volkes und deutscher Art wird übrigens dieser Bruchtheil in Bälde, wenn erst die Eisenbahnlinie nach Deutschland vollendet ist, demselben ungleich näher treten. So hofft man wenigstens hier. Von dem dann sich kundgebenden Einflusse dieser Verbindung auf hiesige Verhältnisse dann vielleicht ein andermal zu seiner Zeit.

Tscherkessien.

Die Kriegführung im Kaukasus.

Der Kaukasus ist den Russen unterworfen, aber gilt wenigstens dafür. Wenn er es wirklich ist, so können die Russen sich Glück wünschen, und der Vorsehung danken, daß die Unterwerfung jener Gebirgsländer ihnen in einer Zeit gelungen ist, wo sie mit so vielen andern Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Sechzig Jahre lang hat dieser Krieg gedauert, der so viel Menschen und so viel Geld verschlungen hat. Daß die Russen auch wirklich mit großer Befriedigung auf das vollbrachte Werk zurücksehen, beweist uns das soeben zugegangene Buch, welches der königl. sächs. Oberlieutenant und Adjutant G. Baumgarten nach russischen Originalen deutsch bearbeitet hat.* Das im vorigen Jahre in Tiflis erschienene Werk „chest djeojät' ljet' kawkasskai waini" von Fadejev, Offizier im Generalstabe der kaukasischen Armee, sowie die 1850 in Petersburg herausgegebene Schrift: opisanie wojennich djeistwij 1839 ghodu w' sewjernom' dnghestone aan Miljutin, von 1856—1860, Chef des großen kaukasischen Generalstabes, bilden die Originale der vorliegenden deutschen Bearbeitung.

Das Buch ist natürlich vom rein militairischen Standpunkte geschrieben und wird daher füglich nur von sachkundigen Militairpersonen seinem Werthe nach gewürdigt werden können. Die beigegebenen Karten und Pläne, in „verbesserter Weise" den Originalen (des russischen Generalstabes?) nachgebildet, sind sehr anschaulich und schön, und wir können uns wohl denken, daß wissenschaftliche Offiziere danach mit Lust den Gebirgskrieg studiren können. Was uns militairische Laien anbetrifft, so müssen wir uns begnügen, Einiges aus dem Buche hervorzuheben, was von allgemeinem Interesse ist, und in der That gehen wir hierin nicht ganz leer aus.

Der Krieg im Kaukasus hat viele Jahre lang die Aufmerksamkeit des europäischen Publikums gefesselt; jetzt gehört er, falls er nicht in nächster Zeit neu losbrechen sollte, der Geschichte an, und das Urtheil über diese geschichtlichen Ereignisse, die in ihren Ergebnissen ohne Zweifel von Wichtigkeit sind, kann sich mit größerer Ruhe zurecht finden.

Wir entheben aus der Vorrede eine Stelle, die zum Wegweiser für den leitenden Faden des Buches dienen kann.

„Nach Zweck und Ausführung sind alle die einzelnen Kriegs-Expeditionen einander sehr ähnlich, und nur nach ihren Resultaten sind sie verschieden. Dies gilt von dem Augenblicke an, als der General Knorring im J. 1801 von Grusien Besitz nahm, bis zu der Zeit, als der Fürst Woronzov 1856 durch den Fürsten Barjätinskij im Oberkommando der kaukasischen Armee abgelöst wurde. Die Zerstörung irgend eines feindlichen Aul's war in der Hauptsache stets der einzige Zweck bei den meisten dieser Kriegszüge: wenn dieses nach unbeschreiblichen Mühen und Opfern gelungen, so gingen die russischen Kolonnen wieder nach ihren Ausgangspunkten zurück, und die Bergvölker, durch den Muridismus in den letzten Jahrzehnden in wüthende Fanatiker umgewandelt, begannen nun von Neuem ihr feindseliges Gebahren gegen die Russen. Wie falsch dieses System der kaukasischen Kriegführung war, ist im vorliegenden Werke näher erörtert. Dem Fürsten Barjätinskij blieb es vorbehalten, binnen

* Sechzig Jahre des Kaukasischen Krieges, mit besonderer Berücksichtigung des Feldzuges im nördlichen Dagbestan im Jahre 1839. Mit zwei Uebersichtskarten und fünf Plänen. Von G. Baumgarten ꝛc. Leipzig, Bernh. Schlicke, 1861.

drei Jahren das zu erreichen, was im Laufe von dreißig Jahren mit verhältnißmäßig viel zahlreicheren Streitkräften keinem einzigen russischen Heerführer gelungen. Der Fürst Barjätinskij gründete sein System darauf: um den Kaukasus zu erobern, muß man die Natur besiegen, seine Bewahner aber nur insoweit, als es zur Ausführung dieses Unternehmens nöthig ist."

Von diesem System ist S. 140 die Rede.

„Der Plan der Unterwerfung des östlichen Kaukasus, welchen der Fürst Barjätinskij schon lange vor seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber entworfen hatte, wurde in drei Jahren Wort für Wort und Strich für Strich ausgeführt, wie noch niemals ein Kriegsplan. Derselbe war einem Plane zur regelmäßigen Belagerung einer Festung nicht unähnlich, seinen Hauptumrissen nach natürlich in größerem Maßstabe. Die hauptsächlichsten Hülfsmittel der Bergvölker befanden sich nicht im Mittelpunkte ihres Landes, sondern auf den Gränzen desselben. Diese glichen einer Brustwehr, welcher die Russen sich ungedeckt nähern mußten, während hinter derselben der Feind vollständig in Sicherheit war. Auf der Gränze befanden sich die Festungen der Muriden, und dort lebten Völkerstämme, die ohne Ausnahme aus abgehärteten Kriegern bestanden, welche in dem halbhundertjährigen Kampfe mit Rußland aufgewachsen waren. Derartige Hindernisse existirten zum Theil mitten in den Bergen nicht. Standen die Russen einmal im Gebirge, so hatten die natürlichen Schutzmittel für beide kriegführende Theile gleiche Bedeutung und künstliche waren so gut wie gar nicht vorhanden. Die Bevölkerung, welche entfernt von den Russen wohnte, und niemals durch sie beunruhigt worden war, weit weniger kriegerisch, hatte eine geringere Abneigung gegen die Russen und war einem ruhigen Leben mehr zugethan, als die halbnomadisirenden Gränzgemeinden. Die Hauptschwierigkeit bestand nur darin, einen gesicherten Weg mitten in das Gebirge zu führen, und die erste Bedingung für den Erfolg hierbei war die richtige Wahl einer solchen Operationslinie. Das übrige Verfahren war gleich dem bei einer Belagerung: die Zugänge zu dem Gebirge mußte man stark besetzen; das Vorrücken mußte methodisch geschehen, alle Hindernisse, welche die Russen antrafen, mußten zerstört werden; in den Bergen galt es, auf vortheilhaft gewählten Punkten sich dauernd festzusetzen, alsdann zu einem energischen Angriffe mit der ganzen Truppenmasse überzugehen und das feindliche Land von innen heraus zu zerstören, wodurch die Gränzlinie ohne Widerstand fallen mußte. Nach diesem Plane bestand die Eroberung demnach aus drei Perioden: die Periode der Vorbereitungs-Arbeiten zur Besetzung der nöthigen Zugänge; die Periode des in den Bergen methodisch geführten Krieges, und endlich die Periode des entschlossenen Angriffs. Der Erfolg war allein von der richtigen Wahl der Angriffspunkte und der Operations-Linien abhängig."

In dem einleitenden Abschnitte wird umständlich auseinandergesetzt, warum Rußland diesen langen und kostbaren Krieg mit solchem Kostenaufwande geführt habe. Er sei eine politische Nothwendigkeit gewesen. Die Herrschaft über das Schwarze und Kaspische Meer werde für Südrußland immer mehr eine Lebensfrage; hier liege der Lebensnerv des Kaiserthums. In Asien sei Alles verfault und vermodert, die muhammedanischen Staaten ein bloßer Leichnam, und Rußland verfahre nur wie ein Gutsbesitzer, der stets vorrücke, weil er eigentlich nur herrenloses Land in Besitz zu nehmen brauche. Rußland müsse vordringen, „weil die gewichtige Frage über die Herrschaft in Asien einen getheilten Einfluß nicht zulasse." Mit anderen Worten: weil es mit den Engländern konkurriren muß. Denn Persien ist so gut wie die Türkei ein herrenloses Land, ein Leichnam, an dem links der russische Adler, rechts der englische Leopard ihre Fänge einschlagen. In Teheran werden sich beide begegnen.

Großes Gewicht wird übrigens auf eine zu erbauende transkaukasische Eisenbahn gelegt, welche den ganzen Karawanen-Handel Armeniens mit Europa in engste Verbindung setzen und Asien in Bereich der europäischen Kultur ziehen würde. Auch in militairischer Hinsicht würde dieselbe von großer Bedeutung sein, und die russische Herrschaft im armenischen Oberlande würde bald schwer genug auf die Euphrat-Linie im Unterlande drücken, welche der Zustand der Türkei den Engländern zur freiesten Verfügung anheim gestellt hat. Nimmt man andererseits den Weg dazu, den sich die französische Politik im Namen der Industrie und des Welthandels über die Landenge von Suez zu bahnen sucht, so sieht man recht deutlich, wie eine russisch-französische Verbindung nahe daran ist, die Engländer hier in die Mitte zu nehmen und ihnen diese Straße zu versperren; Manches wird dann klar, was, vom rein europäischen Standpunkte betrachtet, in der Politik dieser Staaten als Räthsel erscheint. Man erkennt nun, warum sich die Engländer so unglaubliche Mühe geben, die Türkei zu erhalten, und warum Rußland und Frankreich trotz so bedeutender Gegen-Interessen nicht auseinander zu bringen sind.

Die Schilderungen, welche diese Russen von den Zuständen des Muhammedanismus entwerfen, zeichnen sich durch eine gewisse Derbheit und Frische aus; sie diplomatisiren nicht, sondern verurtheilen kurz und gut. — Der Islam ist ihnen eine Religion des Fanatismus ohne Weiteres; sein Gesetz (Schariat) ist unveränderlich die Religion selbst. Der Muhammedaner ist fanatisch, oder gar nichts. Ist der Rausch vorüber, bleibt nur die Abgespanntheit des Säufers (S. 8).

Der Muridismus, mit welchem die Russen im Kaukasus zu kämpfen hatten, eine Art Freimaurerei, war das letzte Aufflackern des Muhammedanismus. Was diese sonderbare religiöse Erscheinung betrifft, so giebt das folgende Kapitel, das ihm gewidmet ist, einigen Aufschluß. — Wir sagen „einigen;" denn was das Innere, die Lehre ꝛc. betrifft, so finden wir nicht viel darüber gesagt; dagegen ist die äußere Geschichte desselben ausführlich genug behandelt.

Skandinavien.

Die Tagespresse in den skandinavischen Ländern.

In der „Revue des deux Mondes" finden wir eine recht schätzenswerthe Uebersicht über die Tagespresse in den skandinavischen Staaten, von welcher wir hier das Wichtigste mittheilen wollen. Die günstigen Urtheile darin über das Dänenthum und gewisse dänische Blätter, welche uns nicht besonders freundlich gegenüberstehen, haben wir natürlich nicht zu vertreten.

„Die Länder des skandinavischen Nordens sind dem Beispiele der andern europäischen Länder gefolgt. Nachdem sie im achtzehnten Jahrhundert einige dem englischen Spectator derselben Zeit ähnliche literarische Sammlungen gehabt, schüchterne Versuche, die aber schon eine Periode triumphirender Oeffentlichkeit anzeigten, haben sie diese neue Periode für sie erst wahrhaft eröffnet gesehen, als sie sich im Besitz einer constitutionellen Regierung befanden. Man weiß, mit welchem raschen und sichern Schritte sie in der politischen Laufbahn vorwärts gegangen sind. Es hat für Norwegen genügt, 1814 die Freiheiten aufzeichnen zu lassen und anzuerkennen, die es seit Jahrhunderten übte, und die einen integrirenden Theil seines Geistes ausmachten. Schweden hatte unter dem Absolutismus des heroischen, aber unklugen Karl XII. und des unsinnigen Gustav IV. zu stark gelitten, um für die constitutionellen Freiheiten, die ihm die Veränderung von 1819 bringen sollte, wohl vorbereitet zu sein. Wenn endlich Dänemark bis zum Januar 1848 auf das feierliche Versprechen einer solchen Regierungsform hat warten müssen, so hat es nichts desto weniger durch den guten Gebrauch, den es davon zu machen wußte, gezeigt, daß sie seinem Geiste der Mäßigung und praktischer Weisheit zusagte.

Auch ermangelt die periodische Presse hinsichtlich der Politik weder des Schwunges, noch der Thätigkeit und Kraft bei den drei skandinavischen Völkern. Das Aftonblad (Abendblatt) von Stockholm, gegründet den 10. December 1830 von Lars Hjerta, das in etwa 7000 Exemplaren aufgelegt wird, ist eines der großen europäischen Journale geworden. Der liberalen Sache geweiht, hat es mit einem vollständigen Erfolge den Streit gegen die schwerische Zeitung (Svenska Tidning) ausgehalten, welcher nach einigen Jahren das „Neue tägliche Allerhand" (Nyn dagligt Allohanda) folgte. Die liberale Rolle des Aftonblad in Schweden vertreten in Dänemark zwei wichtige Blätter das Faedreland (Vaterland) und das Dagblad (Tagblatt).

Diese beiden Blätter finden sich oft im Gegensatze zu der halboffiziellen Berlingske Tidende, die von Berling gegründet worden ist, demselben Organe, welches unsere (französischen) wenig unterrichteten und sich um den Norden kümmernden Journale die Gazette de Berlin genannt haben. Das erste von Ploug, das zweite von Bille redigirt, welche, wie Sehlmann für das Aftonblad in Schweden, eifrige und intelligente Patrioten sind, lassen jene beiden dänischen Blätter keine politische oder soziale Frage von einiger Bedeutung vorüber, ohne sie sorgfältig durchzusprechen und ihre Beleuchtungen, den Kammer-Verhandlungen vorausgehend, oder sie begleitend, lassen eaergisch die öffentliche Meinung in die Beschlüsse eingreifen, welche die Schicksale der Nation regeln sollen. Die politische Presse füllt in dieser Weise in Dänemark und Schweden die Stelle aus, die ihr naturgemäß angewiesen ist: sie ist eine zweite Tribüne neben dem Parlament. Ebenso ist es in Norwegen mit dem Morgenblad

der Fall. Von diesen verschiedenen Blättern hat unstreitig das Aftonblad durch die Zahl seiner Abonnenten, die Größe seines Formates und die Mannigfaltigkeit des Stoffes die meiste Wichtigkeit. Zahlreiche Korrespondenzen machen es lehrreich nicht blos für Schweden, sondern auch für das Ausland, welches darin eigenthümliche Nachrichten aus wenig bekannten Ländern Europa's, wie Finnland und Rußland, erhält. Dennoch hat es eines der obengenannten dänischen Journale in Anstrengungen, sich Leser von Außen zu verschaffen, überholt. Um in dem Streite mit Deutschland wegen der Herzogthümer sich die Sympathien Frankreichs und des Westens zu gewinnen, giebt das Dagblad seit zwei Jahren französisch geschriebene Wochenberichte.

Ein ähnlicher Versuch — und selbst im höhern Maßstabe — ist von einem Literaten Stockholms, Kramer, unternommen worden, der vor einigen Jahren eine ganz französisch geschriebene „Revue Suédoise" herausgab. Der Versuch ist durch die Schuld, noch mehr der Schriftsteller, als des Publikums gescheitert; wenn wir uns nicht iren, hat die Zeitschrift zu erscheinen aufgehört. Politische Chronik, statistische, literaeische, historische und moralische Studien zu beingen, das war der überdachte Plan, der zu Grunde lag, aber der Herausgeber fand nicht die nöthigen Talente dazu; die Unerfahrenheit der Schriftsteller trat zu stark hervor.

Die bedeutendste periodische Schrift im skandinavischen Norden ist in diesem Augenblicke die „Nordische Universitäts-Zeitschrift" (Nordisk Universitets Tidskrift), die bereits ihren siebenten Jahrgang schließt. Die äußere Hülle dieser Sammlung, welche Embleme und Devisen bietet, zeigt auf den ersten Augenblick, welches Ziel sie sich gesteckt hat. Auf der ersten Seite steht man eine Fahne, ähnlich der, wie sie gewöhnlich die skandinavischen Studenten in ihren gegenseitigen Besuchen von Universität zu Universität begleitet. Auf der letzten Seite steht man den budstikko (Botenstock), d. h. den Wurfspieß, oder im Feuer angekohlten Stock, welchen man im alten Skandinavien von Dorf zu Dorf schickte, um ein Gericht zu entbieten, oder zu den Waffen zu rufen. Auf dem Zettel, der sich um den Botenstab wickelt, liest man die Worte: Bud ag Hilsen, oder Bud oeh Helsning (Botschaft und Gruß). In der That ist jede Lieferung, welche einmal im Jahr in jeder der vier Universitätsstädte Christiania, Upsala, Lund und Kopenhagen herausgegeben wird, eine Botschaft und ein brüderlicher Gruß an die drei anderen.

Eine charakteristische Stelle möge hier stehen, welche dieses Verhältniß betrifft.

„Wir sprechen eine einzige Sprache, und Frigga ist unsere gemeinsame Mutter. Norweger, Schweden und Dänen, laßt uns Brüder sein! Die lateinische Grammatik lehrte uns einst vier regelmäßige Conjugationen. Die erste amare (lieben), die zweite docere (lehren), die dritte legere (lesen), die vierte audire (hören). Uns einander lieben, uns einander unterrichten, uns einander lesen, uns einander hören, ..., das wäre vielleicht auch noch heut zu Tage keine schlechte Art zu konjugiren." (Thomander). — Als Gelehrtenwitz ist die Stelle nicht übel, obgleich unser Gewährsmann meint, daß sie für einen französischen Leser nicht vom goût parfait sei.

Die darauf folgende Kritik dieser Zeitschrift läuft im Ganzen darauf hinaus, daß sie etwas zu sehr nach der Schule und gelehrten Pedanterie schmecke, daß sie sich um das Leben und seine Bedürfnisse nur wenig kümmere, indem von Politik, Zeitgeschichte, von sozialen Verhältnissen und dergleichen darin fast gar nicht die Rede sei. Allerdings werden die Reden, welche bei Gelegenheit der gewöhnlichen skandinavischen Besuchs- und Verbrüderungs-Feste gehalten werden, darin abgedruckt; aber das ist so ziemlich Alles, was an ihren eigentlichen Zweck erinnert.

Wie trocken die Zeitschrift zuweilen ist, möge nur ein Beispiel zeigen. So hat Professor Bergfalk zu Upsala, sonst ein gescheidter Oekonomist, eine Reihe von Dokumenten „zur Geschichte der Handelskrisen in den letzten hundert Jahren" abdrucken lassen, die ohne Unterbrechung gegeben, eine ganze Lieferung ausmachen. Eine etwas dürre Lektüre für ein ganzes Vierteljahr.

Uebrigens finden sich darin interessante Studien über die Mythologie und die alte Literatur des Nordens, von Karl Säve, Grimur, Thomsen, Thaasen ꝛc. Des letzteren Arbeit über den Mythus von der Esche Yggdrasil und seine Untersuchung, ob dieselbe christlichen Ursprungs sei, ist gewiß sehr werthvoll. Die geschichtlichen Studien von Hammerich und Fryxell entsprechen dem Rufe ihrer Verfasser. Die ökonomischen Arbeiten aus der Feder des verstorbenen Professor Agardh, sind von seltener Klarheit in der Anordnung. Die Uebersicht über die alten Universitäts-Gebräuche von Ek ist ein interessantes Gemälde aus der Geschichte des Mittelalters. Niemand unterrichtet uns besser über die neueren Dichter Skandinaviens: Holberg, Atterbom, Oehlenschläger, Bellmann, als die Herren Lysander, Ljunggren, Hammerich u. A.

Weiterhin werden der schwedischen Zeitschrift noch mehrere gute Rathschläge gegeben, die darauf hinauslaufen, daß sich dieselbe mehr den französischen Revuen nähern, daß sie Gedichte, Erzählungen (von den geschickten Erzählern Dänemarks) beingen möge. Die schwedischen Revuen sind ihm zu eintönig.

Seit 1838 veröffentlicht Cruusenstolpe in Schweden eine Art Revue unter dem Titel Ställninger och Förhallanden (Zustände und Verhältnisse), die aber weiter nichts ist, als eine monatlich erscheinende Tages-Chronik über Alles, was Schweden im In- und Auslande interessiren kann. Der Verfasser, ein Mann von Geist und mit der Zeitgeschichte wohl betraut, begleitet dasselbe mit politischen Betrachtungen.

P. A. Munch, Professor an der Universität Christiania, veröffentlicht seit 1855 seine „nordische Monatsschrift" (Norsk Maanedskrift). Sein Programm läßt sich über die Schwierigkeiten aus, die ein solches Unternehmen findet, wenn der Redacteur allein steht. Natürlich bringt er viel Uebersetztes und hat dabei Noth, die zu wünschende Mannigfaltigkeit und Abwechselung in Styl, Stoff und Betrachtungsweise zu erzielen. Er ist ein bedeutender Gelehrter, aber ein Mann des Systems, der sich in eine Anschauung der Dinge eingelebt hat, von der ihn kein Widerspruch zurückbringen kann.

„Außer zwei oder drei Studien über die brennende Frage des Skandinavismus und einer langen Arbeit über die Personen-Namen in den skandinavischen Sprachen haben wir nichts finden können, was uns über den Norden neue Aufschlüsse gäbe. Es ist klar, daß er seine Zeitschrift nur den Norwegern allein gewidmet."

Ebenso hat Goldschmidt in Kopenhagen ganz allein mehrere Jahre hindurch eine periodische Zeitscheift in Octav unter dem Titel „Norden und Süden" herausgegeben. Ihr ist in der letzten Zeit das Hiemme ag Ude (Daheim und Draußen) gefolgt, welches weniger exklusiv in der Geschichte ist: Goldschmidt ist im Norden durch mehrere bemerkenswerthe Schriften sehr bekannt. Er hat zwei Romane geschrieben: „Hjemlös" (der Heimatlose), der diesen Augenblick zu gleicher Zeit in Kopenhagen und in London dänisch und englisch wieder aufgelegt wird. Der andere, betitelt der „Jude," hat im Norden wie in England einen ziemlichen Erfolg gehabt. Uebrigens hat Goldschmidt ziemlich lange hindurch den „Corsaren" zu Kopenhagen eine satyrische Zeitschrift redigirt, die ihm den Ruf großen Witzes erworben hat. Er hat in neuerer Zeit Reisen in Italien gemacht, um die dortigen Dinge nach dem Augenschein kennen zu lernen. Sein Blatt nimmt lebhaften Antheil an den politischen Streitigkeiten zwischen Dänemark und Deutschland. — Uebrigens macht man es sich in Dänemark bequem. Wenn Goldschmidt auf Reisen oder auf's Land geht, hört das Blatt auf, zu erscheinen und wird wieder ausgegeben, wenn er zurückkehrt, was man ganz in der Ordnung findet. Von einer solchen Gemüthlichkeit wird man in den großen Kulturländern schwerlich noch einen Begriff haben.

Die Dansk Maanedsskrift (dänische Monatsschrift), von Steenstrup, bringt historische und literarische Artikel mit der Unterschrift ihrer Verfasser. — Dieses sind die Blätter und Zeitscheiften, die einen allgemeinern Standpunkt einnehmen. An Journalen für spezielle Fachwissenschaften, für Theologie, Philologie, Ackerbau, Industrie, Medizin, Chirurgie, Naturwissenschaften, häusliche Oekonomie ist im Norden kein Mangel; auch üben sie einen bedeutenden Einfluß.

England.

Die unverheiratelen Könige Englands.

Agnes Strickland, die mit ihren prachtvoll ausgestatteten und elegant geschriebenen „Königinnen Englands," dann mit den „Königinnen Schottlands," zuletzt mit „alten Freunden und neuen Bekanntschaften"* in zwei Bänden sich nicht nur als Malerin vergangener Heerlichkeiten und Höhen, sondern auch als Originalzeichnerin gegenwärtigen, gemeinen Lebens (in den östlichen Grafschaften Suffolk ꝛc.) einen geachteten und beliebten Namen unter der literarischen Aristokratie erwarb, hat sich einen Stoff für ein hübsches drawing-room-book ausgesucht und ihn mit mehr Gründlichkeit durchgearbeitet, als man dem weiblichen Studium in der Regel zutraut. Die drei unverheirateten Könige Englands** sind zugleich als

* Old Friends and New Acquaintances. By Agnes Strickland. London, Simpkin, Marshall and Co.

** Lives of the Bachelor Kings of England London, Marshall. Berlin, Asher and Co.

Gegenstände neuer, selbständiger Forschung behandelt und nach „Quellen" dargestellt worden. Da nun alle Drei just in historisch wichtigen Epochen regierten und verhältnißmäßig selbst Epoche machten, wird das elegant ausgestattete, mit Stahlstichen, Facsimiles ꝛc. ausgestattete Buch zugleich ein beachtenswerther Beitrag zur Geschichtsforschung, um so mehr, als die Verfasserin es verstand, recht klar in Einzelheiten und charakteristische Winkel hineinzuleuchten, was der auf dem Kothurn schreitende Historiker von Profession selten versteht. Allerdings ist es ein seltsam weiblicher und durchaus kein historischer Standpunkt, sich Könige auszusuchen, blos weil sie nicht verheiratet waren. Nur insofern, als die drei königlichen Junggesellen zugleich historisch bedeutende Epochen repräsentiren und wegen der Moral, welche die Verfasserin aus dem Umstande zieht, daß das Junggesellenthum auf die Dauer keinem Manne gut thut, am Wenigsten einem Könige, mag man dieses Kriteeium gelten lassen, oder wenigstens übersehen, da wir doch nur um drei interessante Monographien und interessante Detailschilderung historisch bedeutender Zeiten reicher geworden sind. Außerdem sind sie ein hübscher Gegensatz zu ihren englischen und schottischen Königinnen, die mit ihrer Ermangelung an Männern, wenigstens den rechten, von entgegengesetzter Seite her dieselbe Moral predigen, nämlich, daß es nicht gut sei, daß der Mensch allein sei, am Wenigsten eine Königin oder ein König.

Die drei königlichen Junggesellen sind Wilhelm Rufus, Eduard V. und Eduard VI. Die dazwischen fallenden Regierungen bilden große, leere Zwischenräume in dem Buche, die aber durch die „Königinnen Englands" ziemlich vollständig ausgefüllt werden. Aber die Verfasserin will keins als Ergänzung des andern angesehen wissen, und beansprucht für die königlichen Junggesellen eine besondere, unabhängige Anerkennung des Publikums für die drei Individuen und die bedeutungsvollen Zeiten, in denen sie regierten.

Mit Wilhelm dem Rothbart, dem zweiten nach dem Eroberer, stellen sich die ersten Grundlagen der Größe Englands auf: Ritterlichkeit, Poesie, historische Literatur, Kunst und sogar schon etwas ernste Wissenschaft, illuminirte Schreibkunst, vor allem aber der monumentale, altnormännische, grandiose Baustyl, den die späteren Zeiten nie wieder erreicht haben.

Eduard V. wurde in dem Jahre geboren, als ein Engländer die erste Druckpresse von Deutschland bekam, und eins der ältesten gedruckten Bücher Englands wurde ihm gewidmet. Im Uebrigen kann er wegen seines Junggesellenthums auf keine besondere Aufmerksamkeit Anspruch machen.

Leben und Regierung des dritten königlichen Junggesellen fallen in die Zeit der Reformation, als diese eben englisirt ward. Er war der erste protestantische König. Und just hier wird auch der historisch Kundige eine ziemliche Menge ganz neuer Aufschlüsse aus bisher unbenutzt oder schwer zugänglichen Quellen verbreitet finden.

Die Regierung des fünften Eduard war blos nominell. Aber die Junggesellen-Regierung der beiden Andern war negativ eine Verherrlichung der regierenden und mitregierenden Weiblichkeit. „Weibliche Königlichkeit," sagt die Verfasserin, „ist für England immer sehr wohlthätig gewesen, einmal wegen des verfeinernden Einflusses auf das Hochleben, dann wegen der Begünstigung von Handel und Gewerben" (weil die Damen mehr Staat machen, glaub' ich). „Ein Hof ohne Damen," sagte der ritterliche Franz I. von Frankreich, „ist wie ein Frühling ohne Blumen." — „Aber ein Hof voller Damen ohne eine Königin," setzt die Verfasserin hinzu, „würde bei dem Volke bald mißliebig und verächtlich werden. Wir hoffen deshalb ernstlich, daß wir nie wieder die Biographie eines königlichen Junggesellen Englands zu schreiben haben."

Wir hoffen, auch nicht und noch mehr, nämlich daß England sich und uns mit künftigen, ewig jungfräulichen Königinnen verschonen werde.

Nord-Amerika.

Ein Jugendleben unter den Indianern.*

James Beckwourth hat in New-York die Schilderung seines Lebens herausgegeben, das Hunderte von Abenteuern enthält, vor welchen die seltsamsten Erfindungen der Romandichter erbleichen. Zwanzig Jahre lang war er sogar Häuptling eines Indianerstammes; er kennt die Rothhäute vollkommen und giebt Mittheilungen über sie, wie man sie nie vorher erhalten hat. Zuletzt ergeiff auch ihn das Goldfieber; er verließ sein Volk, wanderte nach Kalifornien aus, entdeckte in dem Gebirge einen Paß, der einen vortrefflichen Zugang zu dem Goldlande bildet, baute sich in der Nähe, in einem lieblichen Thale, ein Haus und nimmt da Reisende auf. Gelegentlich zeigt er sich auch in San Fronziska, und so ist er dort, wie von seinen frühern weiten und seltsamen Wanderungen her an andern Orten, Tausenden bekannt, welche die Wahrheit seiner Erzählungen bestätigen können. Wir theilen einige derselben mit.

„Ich wurde am 26. April 1793 zu Fredericksburg in Virginien geboren und hatte sechs Brüder und sechs Schwestern. Mein Vater war Major im Unabhängigkeitskriege gewesen, und ich hörte in meiner Jugend kaum von etwas Anderm sprechen, als von Krieg und Schlachten. Als ich etwa acht Jahre alt war, zog meine Familie mit zweiundzwanzig Negern nach St. Louis in Missouri an eine Stelle, die heute noch unsern Namen führt, und die damals eine Wildniß war, nur bewohnt von wilden Thieren und unbarmherzigen Indianern. Gegen die Letztern mußten die Ansiedler fortwährend auf der Hut sein, so daß, während die eine Hälfte arbeitete, die andere unter den Waffen stand, die umherschleichenden Rothhäute zu bewachen.

„In gewissen Entfernungen waren überdies Blockhäuser gebaut worden, in die sich Alle im Nothfall flüchten konnten. Kaum ein Tag verging ohne Kämpfe, und um eine Vorstellung von dem Leben zu geben, das wir dort führten, will ich nur einen Vorfall erzählen.

„Mein Vater rief mich eines Tages und fragte mich, ob ich mich getraue, einen Sack Getraide in die Mühle zu schaffen? Der Gedanke, in die Stadt zu reiten, hatte für mich etwas sehr Verlockendes, und ich gab mit Freuden eine bejahende Antwort. So wurde denn ein Sack mit Getraide auf ein geduldiges Pferd gelegt und ich auf den Sack gesetzt, um ihn in die zwei Meilen entfernte Mühle zu bringen. Etwa in der Mitte des Weges wohnte unser nächster Nachbar, ein Mann mit vielen Kindern, mit denen ich häufig spielte. Ich ritt also stolz und vergnügt an die Fenz (Zaun), welche das Haus von dem Wege trennte, um mich meinen Spielgenossen zu Pferd zu zeigen. Wie schauderte ich aber, als ich alle Kinder, acht an der Zahl, von einem Jahre bis vierzehn Jahren, vor der Thür liegen sah — mit durchschnittenem Halse, skalpirt, noch frisch blutend! In der Thür selbst lag ihr Vater und neben ihm die Mutter, ebenfalls skalpirt und todt. Alle hatte Ein Schicksal ereilt. Ich kam sehr geschwind zu meinem Vater zurück, aber ohne den Sack Getraide — wie ich ihn verloren, weiß ich nicht — und erzählte, was ich gesehen. Er machte sofort Lärm in der Umgegend, und eine Anzahl Männer brachen auf, die Wilden zu suchen, welche die Greelthat vollbracht hatten. Mein Vater war mit zehn seiner Schwarzen auch dabei.

„Nach zwei Tagen kamen sie zurück und brachten achtzehn Indianerskalps mit sich, denn damals wurde auch von den Weißen jedem überwundenen Wilden die Kopfhaut abgezogen.

„Später wurde ich nach St. Louis, damals ein kleines Städtchen, in die Schule geschickt und endlich zu einem Schmied in die Lehre gegeben, was mir nicht eben gefiel. Ich hielt es auch nicht lange aus; als der Schmied mich eines Tages schlagen wollte, prügelte ich ihn tüchtig und lehrte zu meinem Vater zurück, der wohl einsah, daß er dem unbändigen Jungen den Willen thun, d. h. ihm erlauben müsse, sich einer kleinen Gesellschaft kühner Handelsleute anzuschließen, die sich zu den Indianern begeben wollten."

Wir übergehen die ersten Jahre seines neuen Lebens, in denen er handelnd, jagend und abenteuernd in dem wilden Lande umherzog, auch einmal zu seinen Eltern zurückkam, aber sie bald wieder verließ, um sich seinen Jagdgenossen anzuschließen. Er hatte bereits viele Kämpfe mit den Indianern bestanden und sich unter denselben bekannt gemacht. Besonders feindselig zeigten sich stets die Schwarzfuß-Indianer, und deswegen erbot sich der junge Beckwourth, unter denselben, im Interesse einer Pelz-Compagnie einen Handelsposten anzulegen. Er wurde in der That sehr gut aufgenommen und der Häuptling bot ihm sogar eine seiner Töchter zur Frau an.

„Weil diese Verbindung jedenfalls mein Leben mehr sicherte und mir auch Gelegenheit gab, die Handelsgeschäfte auszudehnen, nahm ich ohne Weiteres den Antrag an.

„Ich machte vortreffliche Geschäfte und bekam häufig für ein Stückchen Tabak oder ein Messer ein vortreffliches Biberfell. Indessen gab es nach einigen Tagen in der Familie Unannehmlichkeiten. Es kamen einst mehrere Indianer in das Lager zurück und brachten die Skalps von drei Weißen mit. Das Blut kochte in mir, aber ich mußte mit Geduld auf den Tag der Rache warten.

„Dem Herkommen gemäß sollte Abends der Skalptanz getanzt wer-

* Nach dem in Buffalo erscheinenden deutschen „Weltbürger"

den, indem die Wilden ihre Freude über den Tod der Feinde ausdrücken. Meine „Frau" erzählte mir dies, und wollte an der Freude ihres Volkes Theil nehmen.

„Nein," antwortete ich, „diese Skalps gehörten Landsleuten; mein Herz trauert über ihren Tod, und du darfst dich nicht freuen, wenn mein Herz traurig ist, du darfst nicht tanzen, wenn ich betrübt bin."

„Sie ging von mir, wie ich glaubte, beruhigt. Meine beiden weißen Begleiter wollten den Tanz mit ansehen und gingen hin; sie kamen aber bald zurück und meldeten mir, meine Frau sei auch dabei, und tanze eifriger, als alle andern.

„Das gab mir einen Stich in das Herz. Ich nahm sofort meinen Tomahawk, ging an den Tanzplatz, drängte mich nahe zu den Tanzenden, nahm die erste beste Gelegenheit wahr, und versetzte der ungehorsamen Frau einen Schlag an den Kopf, der sie sofort zu Boden streckte, als habe eine Kugel ihr Herz durchbohrt. Ich zog sie aus dem Kreise heraus, ließ sie liegen und kehrte in mein Zelt zurück.

„Ich hatte die That in Anwesenheit von Hunderten von Kriegern gethan, die anfangs vor Staunen regungslos dastanden; bald aber brach die Wuth los und es entstand ein wildes Geschrei: „Tödtet ihn! Verbrennt ihn!"

„Ich blieb gefaßt, wußte ich doch, daß sie mir das Leben nur ein Mal nehmen konnten. Auch hörte ich bald die Stimme des Häuptlings, meines Schwiegervaters, die über alle klang. „Halt Krieger!" rief er, „hört auf euern Häuptling."

„Augenblicklich wurde Alles still und er fuhr fort: „Krieger! ich habe eine Tochter, und ihre Brüder haben eine Schwester verloren; Ihr verlort nichts. Sie war das Weib des weißen Handelsmanns; ich gab sie ihm. Wenn eure Weiber ungehorsam sind, so erschlagt ihr sie; es ist euer Recht. Sie war ihrem Manne ungehorsam; er sagte, sie dürfe nicht tanzen; sie hatte keine Ohren, sie tanzte und er erschlug sie; er hatte das Recht. Er that, was ihr Alle würdet gethan haben, und ihr werdet ihn deshalb nicht tödten, auch ihm sonst nichts zu Leide thun. Ich versprach dem weißen Häuptling, wenn er einen Handelsmann zu meinem Volke senden wolle, würde ich ihn schützen und unverletzt zurückkehren lassen; dies muß ich halten, und er wird hier nicht verletzt werden. Krieger! wartet, bis ihr ihn trefft, in der Schlacht, oder in seinem eigenen Lager, dann tödtet ihn; hier ist sein Leben heilig. Was hilft es, wenn wir auch Alle tödten und Alles nehmen, was sie haben? Es währt nur einige Sonnen, dann brauchen wir mehr. Woher bekommen wir Pulver? Von den Weißen. Wenn wir kein Pulver haben, können wir unsere Feinde besiegen? Wenn wir die drei Weißen in unserm Lager tödten, die ich mit meinem Häuptlingswort zu schützen versprochen habe, so wird uns der Häuptling kein Pulver mehr schicken, aber viele seiner Krieger, die den Tod ihrer Brüder rächen. Nein, ihr werdet ihnen nichts zu Leide thun. Sie haben von unserm Fleisch gegessen und von unserm Wasser getrunken; sie haben auch mit uns geraucht. Lasset sie in Frieden fortziehen, wenn sie ihre Waaren verkauft haben."

„Damit beruhigte er die Krieger, dann kam er in mein Zelt und sagte: „Mein Sohn, du hast Recht gethan; das Weib, das ich dir gegeben, hatte keinen Verstand; ihre Ohren waren verstopft, sie hörte nicht auf deine Worte, und du hattest das Recht, sie zu erschlagen. Aber ich habe noch eine andere Tochter, die jünger ist, als jene war. Sie ist auch schöner, sie ist verständig und wird auf deine Worte hören. Nimm sie statt der Schlechten."

„Hm, dachte ich, da bekomme ich eine zweite Frau, ehe ich Zeit gehabt habe, die erste zu betrauern, und ich antwortete: „Gut, Vater, ich werde deine Tochter annehmen," denn ich wußte recht wohl, daß eine Weigerung ihn tief beleidigt haben würde.

„Die zweite Frau wurde sofort zu mir gebracht. Sie war in der That viel hübscher, als ihre Schwester, schien auch verständiger zu sein, und so freute ich mich des Tausches, zumal mir nicht unbekannt war, daß Manche der jungen Krieger blutige Heldenthaten verrichtet hatten, um sie zu erlangen; denn es ist eine große Ehre, die Tochter eines Häuptlings zum Weibe zu bekommen, und mancher junge Krieger opfert sein Leben, indem er solchen Preis zu erringen sucht.

„In der Nacht, als ich mit meiner zweiten Frau ruhig lag, kroch Jemand bitterlich schluchzend an unser Lager. Ich fragte, ärgerlich über die Zudringlichkeit, wer da sei.

„Ich bin es," antwortete eine Stimme, in der ich die meiner Frau erkannte, die wir Alle für todt gehalten hatten. Nachdem sie einige Stunden besinnungslos im Freien gelegen, hatte sie sich allmählich wieder erholt und war zu meinem Bett gekrochen.

„Geh!" antwortete ich ihr. Du hast hier Nichts zu schaffen, denn ich habe eine andere Frau, die verständig ist und gehorcht."

„Ich gehe nicht fort," entgegnete sie, „meine Ohren sind nun offen. Ich war thöricht, daß ich nicht auf die Worte meines Mannes hörte, aber jetzt bin ich klug geworden und werde auf alle deine Worte hören."

„Ihr Herz schien in der That wie gebrochen zu sein, und sie blieb kauernd an dem Bette liegen bis zum Morgen. So hatte ich nun zwei Weiber — zuviel! Aber ich fügte mich in das Schicksal, wollte ich doch nicht lange verweilen und dann die Indianer, die Weiber und Alles verlassen. Ich wagte mein Leben, um Geld zu gewinnen, um reich in die Heimat zurückkehren und die Geliebte heirathen zu können, die in St. Louis in steter Treue meiner wartete."

Es sollten freilich viele Jahre vergehen, ehe Beckwourth wieder nach St. Louis kam und da — hatte man ihn für todt ausgegeben, und die Geliebte war die Frau eines Andern, die Mutter einer zahlreichen Familie! Doch kehren wir zu seinen Abenteuern zurück. Er blieb eine ziemlich lange Zeit bei den Schwarzfuß-Indianern, wohnte Kämpfen derselben bei, zog jagend umher, und wurde endlich von einem Schwarm Crow-Indianer gefangen genommen.

„Als wir in das Lager derselben kamen, führte man mich zu dem Häuptlinge, wo mehrere alte Männer und Weiber versammelt waren, wahrscheinlich sämmtlich Glieder der Familie. In wenigen Minuten war im ganzen Lager meine Gefangenschaft bekannt, und Hunderte erschienen vor dem Häuptlingszelte, mich zu sehen. Früher hatten meine Freunde wohl gelegentlich im Scherz zu Indianern gesagt, ich sei eigentlich gar kein Weißer, sondern als Kind Indianern geraubt worden. Einige der Crows hier mochten zufällig auch dies Märchen gehört haben, genug, auf einmal hörte ich laut rufen: „Er ist der verlorne Crow, der große Krieger, der so viele unserer Feinde (der Schwarzfüße) getödtet hat! Er ist unser Bruder."

„Dies brachte das ganze Lager in Aufregung, und sofort wurde Befehl gegeben, alte Weiber herbeizubringen, die vor vielen Wintern einen Sohn verloren. Sie kamen athemlos herbei, so zahlreich, daß das Zelt sie nicht alle fassen konnte. Meine Arme und Beine wurden prüfend untersucht; dann ging es an das Gesicht, an den Hals, den Rücken, die Brust und alle Theile des Körpers, denn die Matronen wollten irgend ein Zeichen oder Merkmal finden, daran ihren verlorenen Sohn zu erkennen.

„Wenn er mein Sohn ist, hat er ein Fleckchen über einem Auge!" rief endlich eine Alte aus, die mein Gesicht lange mit der äußersten Sorgfalt betrachtet hatte.

„Sofort wurden mir die beiden Augenlider so weit als nur möglich niedergezogen und — richtig, über dem linken Auge fand sich ein kleines, schwarzes Fleckchen. Alle Andern ließen ihre Ansprüche sofort fallen, und der ganze Stamm geleitete mich nun zur Hütte meines Vaters. Da fanden sich sogleich alle meine neuen Verwandten ein und sie drückten mich fast todt aus Liebe. Das Gesicht brannte mir buchstäblich von den Küssen meiner zahlreichen Schwestern, Cousinen und Tanten, die Alle unerschütterlich fest daran glaubten, ich sei der Verlorene. Der Vater erkannte mich auch ohne Weiteres als seinen Sohn an."

Mannigfaltiges.

— Der Eisenbahn-Streit in Oesterreich. Auch außerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie erregt der seit Kurzem zwischen den Verwaltungen der Kaiser Ferdinands-Nordbahn und der Staatsbahn-Gesellschaft ausgebrochene Konkurrenzstreit, durch welchen sich die erstere in ihrem ausschließlichen Privilegium für beeinträchtigt hält, ein lebhaftes Interesse. Es kann dem norddeutschen Publikum nicht gleichgültig sein, seine Verbindungen mit der für Deutschlands Handel und kulturhistorische Bedeutung so überaus wichtigen Kaiserstadt Wien nur auf der ausschließlich privilegirten Linie der „Kaiser Ferdinands-Nordbahn" erhalten zu sehen; denn man mag nun über Breslau, über Dresden oder über Zittau den Weg von Norddeutschland nach Wien einschlagen, immer wird man an einem Punkte der Nordbahn — in Oderberg, in Olmütz-Prerau oder in Lundenburg — in dieselbe eintreten müssen, um nach Wien zu gelangen. Es versteht sich, daß dadurch der Verwaltung der Nordbahn-Gesellschaft das Mittel an die Hand gegeben ist, die Frachtsätze zwischen Wien und dem nördlichen Deutschland nach ihrem eigenen Ermessen hoch zu halten. Ob sie dies wirklich thut, oder nicht, das kann uns für den Augenblick gleichgültig sein, da über die Nachtheile, die ein solches Privilegium für die gesammte Volkswirthschaft und

den internationalen Verkehr hat, kein Zweifel herrscht. Deshalb hat auch die Nachricht, daß die an eine französische Gesellschaft verkaufte österreichische Staatsbahn, zu welcher die Linien von der sächsischen Gränze über Prag nach Olmütz und nach Brünn gehören, die Absicht habe, eine direkte Eisenbahn von Wien nach einem ihrer nördlichen Ausgangspunkte zu erbauen, die allgemeinste Zustimmung in Deutschland gefunden. Aber die weiteren Nachrichten über diesen Plan der Staatsbahn, wie sie sowohl in österreichischen Zeitungen, als in mehreren darüber erschienenen Schriften vorliegen, haben die Theilnahme dafür und die Zustimmung außerordentlich vermindert; denn es handelt sich, wie daraus zu ersehen, nicht um die großartige, dem gesammten österreichisch-deutschen Handel zu gute kommende Ausführung einer direkten Linie von Wien durch die fruchtbaren Ebenen Mährens und Böhmens nach Prag, sondern um eine zweite, fast parallel mit der ersten laufende und diese zweimal überschreitende, verhältnißmäßig kurze Linie zwischen Wien und Brünn. Diese würde volkswirthschaftlich nicht den allergeringsten Nutzen haben, während sie mit dem Wortlaute des Privilegiums der Nordbahn in direktem Widerspruch wäre. Allerdings können solche aus der Zeit der Willkür herstammende Privilegien in einer Zeit des Gesetzes und des freien Verkehrs nicht aufrecht erhalten werden, sobald es sich um die Ausführung des großen Prinzips „gleiches Recht und gleiche Pflicht für Alle" handelt; aber in dem vorliegenden Falle würde die zulassende Konkurrenz nur allerlei Vortheile für die Staatsbahn, nicht aber auch einen wirklichen Vortheil für die österreichische Monarchie, der es an anderen Punkten noch ganz an Eisenbahnen fehlt, zur Folge haben, und müssen wir daher — wenn auch nicht aus den in einem uns vorliegenden Promemoria entwickelten Gründen — doch in der Hauptsache der soeben in Wien bei Ed. Hügel über den Gegenstand erschienenen Denkschrift beistimmen.*

— *Dissolving Views.* Ein unter diesem englischen Titel — man begreift nicht recht, warum der Verfasser nicht das kürzere deutsche Wort „Nebelbilder" gewählt hat — bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienener, zweibändiger Roman macht in diesem Augenblicke in der Wiener Gesellschaft das größte Aufsehen und geht in der österreichischen Hauptstadt von Hand zu Hand. Man sucht und findet in diesen geheimnißvollen und gleichwohl sehr indiskreten Bache Aufschlüsse über manche pikante und räthselhafte Erscheinung der letzten Jahre in den Kreisen des Hofes, der erzbischöflichen Curie, der Armee, der Polizei, der hohen Finanz und der Presse, welche die Welt bedeuten. In den Formen und zum Theil auch mit dem Darstellungs-Talente Gutzkow's in den „Rittern vom Geiste" führt uns der Verfasser der „Dissolving Views" worin eine Reihe von geistreich skizzirten, treu die Originale wiedergebenden und nur zu rasch einander ablösenden Bilder vor. Der Roman spielt in Wien, kurz vor und nach dem Eintritte der letzten großen, militairischen, ekklesiastischen und finanziellen Katastrophe. Alle Welt erkennt unter den leicht verhüllten Namen die wahren Träger derselben, und alle Welt läßt dem anonymen Verfasser die Gerechtigkeit zu Theil werden, daß es ihm nicht um Skandal und um den Beifall des Pöbels, sondern um den Sieg des Lichtes und des Rechtes in seinem österreichischen Vaterlande zu thun sei. Wie die Sachen jetzt dort und speziell in Wien stehen, scheint ein solcher Sieg, der zugleich ein Sieg für die deutsche Kultur und für die Sache der Humanität überhaupt sein wird, nicht mehr zweifelhaft; es dürfte daher auch der Verfasser der „Dissolving Views" keinerlei politische Verfolgung in Oesterreich zu befürchten haben.

— Das Wertheimer'sche Jahrbuch und die Juden der österreichisch-ungarischen Monarchie.** Der beliebte Erzähler Leopold Kompert hat sich zur Herausgabe dieses neuesten Jahrganges eines weit verbreiteten Volksbuches mit dem hochachtbaren, seit einer Reihe von Jahren um die Aufklärung seiner Glaubensgenossen in Oesterreich verdienten Kaufmann, Herrn Joseph Wertheimer in Wien, verbunden. Herr Kompert hat eine Erzählung aus dem jüdischen Volksleben, „Der Sechus," beigetragen; der übrige Theil des Jahrbuches besteht jedoch, wie der Inhalt seiner Vorgänger in ihrer Mehrzahl, aus geschichtlichen, kulturhistorischen und literarischen Darstellungen des jüdischen Lebens der Vergangenheit und der Gegenwart, sämmtlich mit der Tendenz, einerseits die sittlichen Anschauungen des jüdischen Volkes zu läutern und zu heben und andererseits die politische, bürgerliche Stellung derselben zu verbessern. Hauptsächlich für die jüdischen Einwohner der Kaiserstaaten bestimmt — obwohl auch außerhalb Oesterreichs viel gelesen — hat dieser Kalender nicht blos einen edeln, moralischen, sondern auch einen staatspolitischen Zweck und Wirkungskreis in deutschnationalem Sinne. In den verschiedenen Ländern Oesterreichs befinden sich, nach der Zählung vom Jahre 1858, nicht weniger, als 858,000 Israeliten. Diese sind zu einem großen Theile unter den Magyaren, Čechen, Südslaven und Rumänen zerstreut und unterliegen natürlich den Einflüssen der Völkerschaften, mit denen sie in volkswirthschaftlichem Verkehr leben. Aber neben dem religiösen Bande, das sie umschlingt, giebt es auch ein kulturhistorisches Band, das ihnen gemeinsam ist, und das ist die deutsche Sprache und der deutsche Geist. Das sogenannte Jüdisch-Deutsch bildete bei ihnen bereits seit Jahrhunderten eine Vermittelung zwischen der Sprache der heiligen Schrift und der des Verkehrslebens, als sie durch den Einfluß der Schriften Moses Mendelsohn's zur Theilnahme an der geistigen Bildung der deutschen Nation eingeladen wurden. Und seitdem empfangen die Juden Böhmens, Ungarns, Galiziens und der südslavischen Länder alle neuen Anregungen der Wissenschaft und Bildung aus deutschen Quellen, die auch fernerhin ihre natürliche Geistesnahrung bleiben werden, während das Magyarische, welches die Sprache eines zwar kräftigen, aber mit anderen europäischen Stämmen sich nicht assimilirenden und sie sogar zurückstoßenden Stammes ist, oder das Čechische, welches jetzt mit dem künstlich erzeugten Treibhaus-Produkt einer Literatur ausgestattet worden, ihnen weder neue Bildungs-Elemente zuzuführen, noch eine warme und innige Theilnahme bei ihnen zu erwecken vermag. Deshalb sind solche Volksbücher, wie das Wertheimer'sche „Jahrbuch für Israeliten" als wahre Fundgruben deutscher Bildung, deutscher Humanität und deutscher Wissenschaft für die Juden der österreichisch-ungarischen Monarchie zu betrachten. Der gegenwärtige Jahrgang aber, der unter Anderem eine Skizze von M. Kayserling über Herder's Verhältniß zu Moses Mendelssohn, Briefe über die neueste jüdische Literatur, von dem kürzlich verstorbenen Dr. Bernhard Beer, Enthüllungen und Streiflichter in Bezug auf den jüdischen Unterricht in Oesterreich, von Simon Szántó, einen statistischen Artikel über die Juden in österreichischen Strafanstalten, von Dr. G. Wolf und Rückblicke auf das kulturhistorische Leben der Juden im verflossenen Jahre, von J. Wertheimer, enthält, verdient die wärmste Empfehlung Aller, die der Sache der Menschheit und der deutschen Bildung dienen wollen.

— Rationalismus, die letzte Geißel der Kirche. Unter diesem Titel* hat der englisch hochkirchlich evangelische Christ Christie in einem ziemlich dickleibigen Oktavbande voller Bibelstellen, frommer Aussprüche und Expectorationen versucht, den neologischen Rationalismus der „Essays and Reviews," die fromme Tischlergesellen-Neologie des Mormonen-Häuptlings Pratt und alle sanftige Ketzerei von Plato bis auf die neueste Zeit nicht sowohl zu widerlegen, als durch mehr oder weniger dicke Deckfarben frommer Salbung und theologisch-dogmatischer Salbadereien zu übertünchen. Es ist ein unüberwindlich schwieriges Ding, solche Polemik durchzulesen. Logische Schlüsse, wissenschaftlich bekräftigte Thatsachen und Untersuchungen und den natürlichsten, gesunden Menschenverstand durch Sturzbäder von Bibelstellen und frommes Gewäsch widerlegen zu wollen, das sieht so unendlich jämmerlich und blödsinnig aus, daß man den Mann in seinen ehrlich gemeinten Bemühungen wohl bedauern und bemitleiden, sich aber durchaus nicht mit ihm einlassen kann, ohne an den Irren-Arzt zu denken. — Das Exemplar, das in Deutschland vorhanden ist, wird schwerlich einen Käufer finden. In England ist's vielleicht mit der übrigen Auflage noch zu verwerthen, denn die Frommen und Festen drüben empfehlen es sehr. So heißt es z. B. in einer hochkirchlichen Zeitschrift: „Das Ziel des Autors scheint nicht eigener Profit zu sein, sondern Profit der Menge, damit sie gerettet werde, denn selten oder niemals haben wir ein Buch von dieser Größe für einen so niedrigen Preis gesehen; aber wenn auch der Preis doppelt wäre, wir würden's doch allen Freunden der Wahrheit empfehlen, es zu kaufen und zu lesen. Es ist sehr geeignet, die Festen zu befestigen, die Fragenden und Forschenden zu leiten, die Schwankenden zu sichern und die, welche sich auf Sand gebaut zu haben glauben, zu erschüttern, obgleich Letzteres die schwierigste Aufgabe von allen sein mag." — Die Festen auf dem Sande sind vielleicht die Berliner. Einer oder der Andere könnte es versuchen, ob er sich gegen die erschütternde Gewalt dieses Buches zu halten im Stande sei.

J. C.

* Die staatsrechtliche Bedeutung des Steuerfußes der Nordbahn gegen die Staatsbahn. Ein Promemoria an den Reichsrath. Mit einer Eisenbahn-Karte. Wien, Eduard Hügel, 1861.

** Jahrbuch für Israeliten, 5622 (1861—1862). Herausgegeben von Joseph Wertheimer und Dr. Leopold Kompert. Neue Folge, achter Jahrgang. Wien, Leopold Sommer, 1861.

* Rationalism, the last scourge of the Church, illustrated principally from the Writings of the Rev. J. Kirk, Mormonian, Orson Pratt, chief Mormon etc. By T. W. Christie, B. A. Edinburgh: Paton and Ritchie. Berlin, Asher and Co.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhaen in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt der Verlag des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes in Berlin und der Zeitungs-Expedition Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber der „Magazin" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Behufs Vermeidung Kreuzcouverts an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 23, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 42. Mittwoch, den 16. Oktober 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Frankreich. Seite
Aus Guizot's Memoiren. Die auswärtige Politik der Juli-Monarchie . . 493
Schweden und Finnland.
Runeberg's zweiter Theil von Fähnrich Stahl's Sagen 496
Norwegen.
Björson's nordische Dorfgeschichte 497
Polen.
Kasimir Brodzinski 499
Böhmen.
Böhmische Feste und Heilige 501
Mannigfaltiges.
Die deutsche Flotte von 1849 503
M. Block, die Bevölkerung Frankreichs . . . . . „
Die Ausstellung der „Arkadia" in Prag 504
Die Neuzeit . . . . . „
Die Abstammung Lelewel's . . . . . „

Frankreich.

Aus Guizot's Memoiren.*

Die auswärtige Politik der Juli-Monarchie.

Der vierte Theil der Memoiren von Guizot umfaßt den Zeitraum von 1832—1840. Der Verfasser bespricht in dem ersten Abschnitte die auswärtige Politik des Kabinets vom 11. Oktober 1832, nachdem die innere Politik schon im vorigen Theile abgehandelt worden war. Als den Grundcharakter der Regierung von 1830 bezeichnet Guizot die Vertheidigung des öffentlichen Rechtes von Europa, nicht blos in Worten und in der offiziellen Diplomatie, sondern auch durch die That und das reelle Verhalten. „Wir haben," sagt er, „nicht heuchlerischer Weise diesen oder jenen Grundsatz dieses Rechtes, der der neuen, von uns zu befestigenden Macht hätte nützlich sein können, unterstützt oder geübt: wir haben alle seine Prinzipien in ihrer Gesammtheit gewissenhaft angenommen und geachtet, die einander widerstrebendsten, wie die einfachen, die, welche die unter den verschiedenen Staaten bestehende Ordnung für unverletzlich erklären, ebenso wie die, welche die innere Unabhängigkeit in der freien Entwicklung jedes Staates schützen. Wir haben nach 1830 alle die Fragen vor uns gehabt, die Europa so sehr aufgeregt haben und noch aufregen: die Frage der Nationalität, der Insurrection, der Intervention, der territorialen Vergrößerung und der natürlichen Gränzen. In Deutschland, Italien, der Schweiz, Belgien und Spanien erhoben sich damals alle diese Fragen, theils einzeln, theils mehrere zugleich. Wir haben sie alle gelöst nach den Prinzipien des öffentlichen europäischen Rechtes. Bald haben wir dieses Recht gewissenhaft geachtet, bald es ohne Zögern geübt; hier haben wir intervenirt, dort nicht, und anderswo haben wir im voraus erklärt, daß wir interveniren würden, wenn Andere intervenirten. Wir haben überall den moralischen Einfluß, worüber wir zu verfügen hatten, zu Diensten einer menschlichen und liberalen Politik gestellt; aber nirgends haben wir die Gränzen des internationalen Rechtes verkannt und überschritten."

Warum hat aber, konnte man fragen, eine so loyale und edele Politik doch weder in Frankreich, noch im Auslande die gebührende Anerkennung gefunden? Weil sie im Widerspruche mit dem Ursprunge und der Mission der Regierung, die sie zu üben sich zum Grundsatze gemacht hatte, stand. Denn das öffentliche europäische Recht, dessen Wahrung sich das Kabinet Louis Philipp's zur Aufgabe gestellt hatte, war kein anderes, als das der Legitimität, auf deren Grundlage die Wiener Verträge das bestehende Staatengebäude aufgeführt hatten. Und dieses Recht sprach der Juli-Monarchie die Berechtigung ihrer Existenz ab, da sie aus der Revolution hervorgegangen war. Wenn daher trotzdem die französische Regierung sich zur Beschützerin der Legitimität aufwarf, so verleugnete sie ihren Ursprung selbst, und gerieth dadurch in eine schiefe Stellung sowohl zur Mehrzahl des französischen Volkes, das eben die ihr von den Feinden oktroyirte, legitime Dynastie vertrieben hatte, weil sie sich nicht zur Hüterin der durch die Revolution erkämpften Freiheit, sondern zur Dienerin absolutistischer Bestrebungen hergegeben hatte, als auch zu den fremden Mächten, die zu der Aufrichtigkeit einer Regierung, die eines illegitimen Ursprungs war, kein rechtes Vertrauen fassen konnten, wenn sie sich auch dessen schämte und ihn gern vergessen machen wollte. Daher ist auch die äußere Politik Frankreichs für die Entwicklung eines gedeihlichen, staatlichen Lebens der Völker Europa's im Ganzen unfruchtbar geblieben; sie wirkte mehr depeimirend, als ermunternd.

Dabei fehlte es ihr an Konsequenz. „Bald intervenirten wir, bald nicht," bekennt Guizot selbst; d. h. nicht wie es die Gerechtigkeit forderte, sondern, wenn das Interesse des Herrscherhauses es gebot und man es ohne Gefahr thun konnte, intervenirte man, wie in Belgien, wo ein Thron zu vergeben war, den man dem Herzog von Nemours zudachte, und den später wenigstens eine Tochter Louis Philipp's theilte, und wobei man die Stütze Englands hatte und auf die Unthätigkeit der nordischen Mächte, die durch die polnische Revolution in Anspruch genommen waren, rechnen konnte. Auch in Italien nahm man durch die Besetzung Ancona's den Anlauf, einen politischen Einfluß zu üben; bald aber erschlaffte der Eifer und man räumte Ancona, und überließ das unglückliche Italien dem unseligen Einfluß Oesterreichs wieder. Guizot selbst erkennt die Räumung Ancona's als einen Fehler des Ministeriums Molé an, und findet in ihr mit Recht den Grund der späteren Wieren in Italien. „Der Papst," sagt er, „verlangte sie, und Oesterreich machte sich anheischig, zu derselben Zeit die Legationen zu räumen. Das Recht war nicht zweifelhaft; aber die Ereignisse haben gezeigt, wie kurzsichtig damals die Kabinette Europa's in den italiänischen Angelegenheiten waren. Im Jahre 1831 hatten sie während des Aufstandes in den römischen Staaten zu Reformen gerathen. Sie wurden gegeben, aber erschienen dem Volke ungenügend; und doch würden sie heilsam gewirkt haben, wenn sie nicht eitel geblieben wären. Nichts kompromittirt und setzt eine Macht mehr herab, als wenn sie nachgiebt, ohne zu entsagen, und sich berechtigt glaubt, ihren Versprechungen keine Rechnung zu tragen, sobald sich ihrer Erfüllung Schwierigkeiten entgegensetzen und die Möglichkeit zeigt, sie nicht zu halten. Unterstützt von dem Wiener Hofe, beeilte sich der römische Hof, jede Gelegenheit zu ergreifen und alle Gründe geltend zu machen, die Reformen, die er beschlossen, fallen zu lassen; und die europäischen Kabinette kümmerten sich, sei es aus Böswilligkeit oder aus Sorglosigkeit, nicht darum, auf ihre ernste und wirksame Ausführung zu dringen. Nach Allem, was seit dieser Zeit geschehen ist und in Gegenwart dessen, was heute geschieht, kann ich mich immer noch nicht von dem Gedanken trennen, daß die römische Frage, d. h. die Reform der inneren Regierung der römischen Staaten, gelöst werden könnte, ohne das Papstthum seiner

* Memoires pour servir à l'histoire de mon temps par M. Guizot. Tome quatrième. Paris, Michel Lévy frères; Leipzig. F. A. Brockhaus, 1861

weltlichen Macht zu berauben. Das Werk war schwierig, aber nicht unmöglich und damals wie heute nothwendig. Diejenigen irren offenbar, die, auf die gegenwärtigen Ereignisse sehend, die Lösung der römischen Frage nahe glauben. Nicht die Lösung naht heran, sondern das Chaos beginnt. Niemand vermag die Verwirrung zu ermessen, die die Desorganisation der römischen Kirche und die Schwächung der Basis, worauf sie beruht, in den sozialen und moralischen Zustand Europa's bringen würde. Zur Ehre und Sicherheit der christlichen Welt muß die Regierung der römischen Staaten reformirt werden, ohne daß das Papstthum darunter leide. Von 1831—1838 hätte eine entschiedene und kräftige Einwirkung der großen Mächte auf den römischen Hof dieses doppelte Ziel erreicht. Durch die Besetzung von Ancona, diesen diplomatischen und militairischen Handstreich Casimir Perier's, war Frankreich in der Lage, sich an die Spitze dieses großen Werkes zu stellen; es konnte von da gleichzeitig den römischen, wie den Wiener Hof sein Gewicht fühlen lassen, die Hoffnungen der römischen Bevölkerung wach erhalten und eine tief eingreifende Reform in der Verwaltung des Kirchenstaates herbeiführen, ohne den Umsturz Italiens und die Auflösung des Papstthums. Mit der Verlassung Ancona's raubte Molé Frankreich jedes Mittel, thätig einzugreifen, und jede Aussicht auf Erfolg. Der römische Hof verfiel wieder in seine gewohnte Trägheit, Oesterreich erlangte in Italien sein staeres Uebergewicht wieder und die römische Frage blieb ohne Lösung, und wurde immer mehr ein Gegenstand der Verlegenheit und Gefahr."

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß Guizot die Bedeutung der italiänischen und speziell der römischen Frage ganz verkennt — ob absichtlich oder unabsichtlich, lassen wir dahin gestellt sein — wenn er meint, es handle sich um Reformen der inneren Verwaltung, die oft versprochen, zuweilen auch gegeben, aber immer wieder entzogen, die Italiäner zum Kampfe gerufen hätten. Was die Italiäner forderten, waren nicht einzelne Reformen, sondern eine Verfassung, die ihnen eine selbständige, nationale Existenz verschaffte. Diese konnte ihnen weder der Papst, noch Oesterreich geben: jener nicht, weil der moderne Staat der grade Gegensatz zu der mittelalterlichen Priesterherrschaft, worauf Rom's Macht beruht, ist; und dieses nicht, weil das Prinzip des Absolutismus, das es vertrat, es nicht zuließ. Das erkannten auch die Italiäner wohl, daher ihr Streben, die weltliche Macht des Papstes zu brechen und Italien von Oesterreich frei zu machen. Es war also nicht Böswilligkeit oder Sorglosigkeit, wie Guizot meint, was die Mächte hinderte, den Italiänern gerecht zu werden, sondern ihr eigenes Interesse. Sie konnte das Streben der Völker nach selbständiger Entwicklung nicht fördern, ohne ihre eigene Existenz zu gefährden; wohl aber mußte es Frankreich thun, um sich einen überwiegenden Einfluß gegen die absolutistischen Mächte zu verschaffen. In Italien führten konsequent die immer vergeblichen Versuche der einzelnen Staaten nach politischer und nationaler Selbständigkeit zu der Ueberzeugung, daß nur durch die Vereinigung des gesammten italiänischen Volkes die Erringung und Behauptung dieses Zieles möglich sei, und dieser Ueberzeugung muß die weltliche Macht des Papstes zum Opfer fallen. Die Wiederherstellung des Kirchenstaates war schon im Jahre 1815 ein Anachronismus, der sich heute bitter rächt. Die Selbständigkeit des Papstes ist seitdem nur immer ein Schein gewesen, da seine Existenz nur von dem Schutze fremder Mächte, früher Oesterreichs, heute Frankreichs abhing, und es ist die Frage, ob es für die Welt, wie für den Papst und die katholische Kirche nicht besser sei, daß dieser Schein endlich schwinde. Das weltliche Ansehen des Papstes kann nicht verächtlicher sein, als es jetzt ist, und auch das moralische Ansehen muß nothwendig leiden, wenn man ihn mit solcher Zähigkeit an einer eitlen Herrschaft festhalten sieht, die er gegen seine eigenen Unterthanen nur durch fremde Bayonette behaupten kann. Wäre die Existenz der katholischen Kirche nur an die elende Priesterherrschaft in Rom geknüpft, so wäre ihre Desorganisation nicht erst mit Guizot zu befürchten, sondern schon wirklich da; wir sehen sie aber noch ganz gut organisirt und müssen ihr also doch wohl eine bessere und festere Basis zuerkennen, als die klägliche Heerschaft in Rom.

Aehnlich wie in den italiänischen Angelegenheiten war auch in den Wirren der pyrenäischen Halbinsel die Politik Frankreichs eine energielose, die zur Stärkung seines Ansehens und Einflusses wenig beitrug. Guizot kann es selbst nicht leugnen, daß das gute Einverständniß Englands und Frankreichs und ihr beiderseitiges Zusammenwirken in den portugiesischen und spanischen Angelegenheiten nur England Früchte trug, indem es seinen ausschließlichen Einfluß in Portugal zu bewahren und Frankreichs Einfluß auf Spanien glücklich zu lähmen verstand. Er giebt nicht undeutlich zu erkennen, daß im Grunde Frankreich von Palmerston dupirt wurde. „Man hat," sagt er, „aus dem Benehmen Palmerston's Uebelwollen, ja selbst Haß gegen Frankreich erkennen wollen. Ich glaube, daß man sich täuscht. Lord Palmerston trägt gegen Frankreich keinen Haß, ja selbst nicht einmal Uebelwollen; er ist Engländer und dient England, und seine Gesinnungen, wie sein Benehmen wechseln nach dem, was in seinen Augen das Interesse Englands fordert. Vielmehr kann man sagen, und das ist auch meine Meinung, daß er sich zu ausschließlich einem patriotischen Egoismus hingiebt und daß er zu wenig für das allgemeine Vertrauen und die politische Ehre Englands den moralischen Gefühlen und den Forderungen der Billigkeit, die die moderne Civilisation auch in dem Völkerverkehr verlangt, Rechnung trägt. Der patriotische Egoismus hat seine Berechtigung, wenn er nur nicht zu sehr jener brutalen Gleichgültigkeit der barbarischen Zeiten gleicht. Dazu kommt bei Palmerston noch, daß ihn in der Praxis die spezielle Frage des Augenblicks ausschließlich so beschäftigt, daß er jede Rücksicht, jeden anderen Gedanken außer Acht läßt. Wenn auch ein merkwürdig thätiger, fruchtbarer, scharfsinniger und kräftiger Geist, so besitzt er doch nicht jene Größe der Einbildungskraft und des Gedankens, die nie das Ganze aus den Augen verliert und die jedem Interesse, jeder Angelegenheit den Platz und das Maß der Wichtigkeit zuertheilt, das ihnen in dem allgemeinen System der Interessen und Angelegenheiten des Landes zugehört. Er vergißt beständig die allgemeine Politik; jede Frage wird für ihn, sobald sie sich geltend macht, die ganze Politik, und er behandelt sie mit energischem Geschick, aber ohne Voraussicht." Man sieht, Guizot kennt seinen Mann; aber um so auffallender ist es, daß die französische Regierung die Schwächen dieses Mannes nicht geschickter zu ihrem Vortheile zu benutzen verstanden hat. Louis Napoleon weiß dies besser.

Im Orient fanden Frankreich und England an Rußland einen Gegner, der mit überwiegender Schlauheit die Angelegenheiten zu seinem Vortheile auszubeuten verstand. Guizot widmet der orientalischen Frage einen besonderen Abschnitt und giebt in den Pièces historiques die wichtigsten sie betreffenden diplomatischen Korrespondenzen. Zu dem Kampfe Mehemed Ali's mit dem Sultan verhielten sich die fünf großen Mächte verschieden. Am schwierigsten war, wie Guizot selbst gesteht, die Situation Frankreichs. England und Oesterreich hielten einfach und fest an der Idee, das ottomanische Reich zu erhalten und gegen seine Feinde zu beschützen. Auch Rußland hatte die nicht weniger einfache, aber exclusive und beharrliche Absicht, das türkische Reich zu erhalten, ohne es zu befestigen, um es zu beherrschen, während es dasselbe beschützte. Preußen war der Frage fast fremd; es neigte sich in der Regel mehr zu Oesterreich und England, doch mit schonender Rücksicht auf Rußland. Die Politik Frankreichs war komplicirt und getheilt: es wollte gleichzeitig dem Sultan und dem Pascha dienen, das ottomanische Reich erhalten und Aegypten groß machen. Auf diese Weise hatte die Pforte zwei aufrichtige Alliirte, einen heuchlerischen Beschützer und einen Freund, dessen Herz getheilt war. Es war weniger die politische Nothwendigkeit, als die Sympathie des Volkes, die das französische Kabinet trieb, sich mehr der Sache Mehemed Ali's, als des Sultans anzunehmen. Gründe für diese Politik fanden sich später. Die glorreiche Erinnerung der ägyptischen Expedition von 1798 hatte ein lebhaftes Interesse der Franzosen an diesen Schauplatz des Nationalruhmes geknüpft, und der neue Herrscher Aegyptens, der es mit einem gewissen Glanze verwaltete, fand bereitwillige Unterstützung in Frankreich, mehr aus Neigung, als aus Interesse. Nach der Schlacht bei Konieh war es Frankreich, das die Pforte zu bewegen suchte, in alle Concessionen, die Mehemed Ali verlangte, einzuwilligen. Da erschien, im Januar 1833, heimlich vom Sultan gerufen, eine russische Flotte im Bosporus zum Schutze des Sultans gegen seinen ehrgeizigen Vasallen. Der französische Gesandte in Konstantinopel, der Admiral Roussin, verlangte auf der Stelle vom Divan die Entfernung der Flotte, indem er sich verpflichtete, Mehemed Ali zu bewegen, die Bedingungen, die die Pforte ihm in Erwiderung auf seine Forderungen gestellt hatte, anzunehmen, nur auf das Versprechen des Sultans, daß sich zu diesem Preise die Russen zurückziehen würden, schrieb der Admiral an den Pascha, der sich jedoch standhaft weigerte, von seinen früheren Forderungen abzustehen. Der Kaiser Nicolaus stellte hierauf von Neuem Schiffe und Truppen zur Verfügung des Sultans; am 5. April landeten 5000 Russen an der Küste von Asien, und ein russisches Armeecorps marschirte gegen die Donau. Da erfolgte am 5. Mai der Abschluß des Friedens zu Kutajeh. Die Pforte trat dem Pascha Syrien, nebst dem Distrikt von Adana ab, und der Pascha zog seine Truppen zurück. Der Friede war im Orient wieder hergestellt, aber zu einem Preise, der in Europa die Zwietracht säete. Am 6. Mai, am Tage nach der Publication des Friedens, zog der Graf Orlov mit großem Pompe als außerordentlicher Gesandter und oberster Befehlshaber der russischen Truppen im osmanischen Reiche in Konstantinopel ein. Er sollte feierlich den Schutz konstatiren, den Rußs-

land der Pforte gewährt hatte, und fernere Beschützung in jedem künftigen Falle versprechen. Die Mächte verlangten von der Pforte eine Erklärung dieses auffallenden Ereignisses. Die Pforte versicherte, daß die Ankunft Orlow's nur ein ausdrückliches Zeichen des guten Einverständnisses zwischen dem Sultan und dem Kaiser von Rußland sei. Der Graf Orlow blieb zwei Monate in Konstantinopel, bis, wie er sagte, die ägyptische Armee die Staaten des Sultans gänzlich geräumt haben würde. Ende Juni war diese Räumung vollendet, und am 10. Juli zogen sich auch die russischen Truppen und Schiffe zurück; aber zwei Tage vorher, am 8. Juli, war der Vertrag von Unkiar-Skelessi unterzeichnet worden, der beide Staaten zur gegenseitigen Unterstützung mit allen moralischen und militairischen Kräften im Falle eines feindlichen Angriffes verpflichtete. So hatte Rußland die Wirren benutzt, sich einen überwiegenden Einfluß für die Zukunft zu sichern.

Der Friede blieb ungestört, bis unerwartet sich die Nachricht verbreitete, die türkische Armee habe am 21. April 1839 den Euphrat überschritten, um die Truppen des Pascha von Aegypten, die sein Sohn Ibrahim kommandirte, anzugreifen. Die Kabinette von Paris und London hatten ein gleiches Interesse, den Kampf im Orient zu hindern. Es ward beschlossen, ein französisches und englisches Geschwader, dem sich einige österreichische Schiffe anschließen sollten, in das Mittelmeer zu entsenden. Während die Diplomaten korrespondirten und unterhandelten, waren die Ereignisse ihnen zuvorgekommen und hatten die Situation erschwert. Am 21. Juni 1839 hatte Ibrahim die türkische Armee in der Nähe des Dorfes Nisib völlig vernichtet, und als die Neuigkeit nach Konstantinopel kam, war, sechs Tage vorher, am 30. Juni, der Sultan Mahmud gestorben. Sein junger Sohn, Abdul Medschid, nahm den Thron ein, und vierzehn Tage später lief der Kapudan-Pascha Achmed Feruz mit dem türkischen Geschwader von neunzehn Schiffen aus dem Marmora-Meer, führte es nach Alexandrien und überlieferte es Mehemed Ali. In drei Wochen hatte die Türkei ihren Souverain, ihr Landheer und ihre Flotte verloren. In dieser Krisis mußten Frankreich und England Rußland gegenüber zusammengehen; doch erhoben sich auch zwischen ihnen Differenzen, indem Frankreich Mehemed Ali's Forderung des erblichen Besitzes von Syrien unterstützte. Beide Mächte hätten sich auch über diesen Punkt leicht verständigt, wenn nicht plötzlich das Kabinet von St. Petersburg, trotz seiner vortheilhafteren Stellung zur Pforte, sich nachgiebig gegen Englands Vorschläge gezeigt hätte. Es veranlaßte die Pforte, jede direkte Unterhandlung mit Mehemed Ali aufzugeben und die Ausgleichung den fünf großen Mächten zu überlassen. Das französische Kabinet war erstaunt und verwirrt. Es hatte nicht erwartet, daß Rußland seine privilegirte Stellung zur Türkei, die ihm der Vertrag von Unkiar-Skelessi verschaffte, so gänzlich aufgeben und zugestehen würde, daß französische, englische und österreichische Schiffe zugleich mit den seinigen in den Gewässern von Konstantinopel erschienen. Am 9. December 1839 beauftragte der Marschall Soult den General Sebastiani, dem englischen Kabinet seine Befriedigung über die unerwartete Concession, die eben Rußland gemacht habe, auszudrücken, gleichzeitig aber drückte er dem General Sebastiani seine lebhafte Unruhe aus über die geheimen Motive, die Rußland zu einer solchen Verleugnung seiner Politik bewogen haben könnten. „Ich wiederhole es," schrieb er ihm, „diese ganze Taktik läßt sich mit zwei Worten erklären: man will die englisch-französische Allianz sprengen, der Europa schon seit zehn Jahren die Verlängerung des Friedens verdankt." Damit dies nicht geschehe, drang das französische Kabinet darauf, den General Sebastiani von London abzuberufen, weil es ihn nicht für den wahren Repräsentanten seiner Politik hielt. Guizot's Aeußerungen in der Kammer über die orientalischen Angelegenheiten hatten in ihm den Mann erkennen lassen, der mehr geeignet sei, entweder das Band mit England fester zu knüpfen, oder mit größerem Erfolge der französischen Auffassung den Sieg zu verschaffen. Er wurde zum Botschafter an Sebastiani's Stelle ausersehen und erklärte sich auch zur Uebernahme des Postens bereit. Nur der König Louis Philipp zeigte sich anfangs dagegen, gab aber endlich nach, da die Situation immer dringender wurde, indem Rußland in London immer mehr an Terrain gewann und das englische Kabinet schon schwankte und Miene machte, sich offen von Frankreich zu trennen. Den 5. Februar 1840 wurde die Ernennung Guizot's unterzeichnet und publizirt; vierzehn Tage später reiste er nach London ab. — Hiermit schließt der dritte Band.

Im Allgemeinen war die auswärtige Politik der Juli-Monarchie eine geschickte und gewandte, indem sie ein gutes Vernehmen mit allen auswärtigen Mächten erstrebte; deshalb aber auch ohne Größe und Energie. Sie ließ sich allzu sehr von dem Nimbus der Macht Englands und der materiellen Stärke der drei nordischen Mächte imponiren. Man sah in ihnen immer noch die Sieger Frankreichs in den Jahren 1813—1815 und hütete sich, ihren Zorn zu wecken. In jenen Jahren der Befreiung vom französischen Joche waren aber Fürsten und Völker einig gewesen, daher ihre Macht unwiderstehlich; die Zeiten der Restauration und Reaction hatten jedoch das Band zwischen beiden zerrissen; die Interessen der Dynastien und Völker gingen jetzt auseinander. Nirgends zeigte sich die Ohnmacht und Rathlosigkeit der absoluten Mächte deutlicher, als in der belgischen Angelegenheit. Sie unterstützten die Sache des Königs von Holland und forderten die Achtung vor den Wiener Verträgen, standen aber vor dem vereinigten England und Frankreich von jedem aktiven Widerstande ab und ließen, wenn auch unwillig, Alles geschehen, was sie nicht hindern konnten. Guizot hat diese Schwäche wohl erkannt. „Die absoluten Regierungen sind," sagt er, „wenn sie keinen großen Mann an ihrer Spitze haben, mehr Sklaven ihrer Vorurtheile und unsicherer in ihren Handlungen, als die freien Regierungen. Bei ihrer Unabhängigkeit wuchtet die Last ihrer Macht schwer auf ihnen, und um sie zu erleichtern, nehmen sie gern ihre Zuflucht zur Unthätigkeit und Inkonsequenz. Wenn auch die Kontinental-Mächte Alles, was sich seit 1830 in und um Frankreich ereignet hatte, geschehen ließen, so war ihre Auffassung der Zeitverhältnisse beschränkt und engherzig, ohne Kühnheit und Größe. Der Ursprung der neuen französischen Monarchie, die Wirren und Kämpfe ihrer Prinzipien, die Ausschreitungen, die ihre Wiege umstürmten und die sie später noch verfolgten, die schlimmen Traditionen und die schlimme Sprache eines Theiles ihrer Anhänger, alle diese Umstände verdunkelten und verwirrten die Anschauungen der alten Regierungen des Kontinents." Und diese Schwäche hätte die französische Regierung benutzen müssen. Sie war aus der Revolution hervorgegangen und mußte aufrichtig in ihrer inneren und äußeren Politik die Errungenschaften der Revolution zu erhalten und fortzuentwickeln suchen. Dann wäre sie Meisterin der Situation gewesen, und hätte sich die Sympathien der Völker errungen, und die Mächte hätten um ihre Gunst gebuhlt. Statt dessen zog sie es vor, ihre Mission in der Konservirung der von den Mächten gegen den Willen der Völker restaurirten Zustände zu finden und ärndtete die verdiente Abneigung der Völker und den Undank der Fürsten, die, wie Guizot sagt, nicht erkannten und selbst nach Jahren der Prüfung nicht zu würdigen verstanden, was das praktische Verdienst und die historische Ehre der Regierung Louis Philipp's bilden wird. „Ausgegangen von einer Revolution, brach diese Regierung vollständig im Inneren wie im Aeußeren mit dem revolutionairen Geiste. Sie nahm in ihre Dienste ebenso wenig die Politik der Unordnung, wie der Ordnung, sie beide wechselweise nach den Wünschen ihres Ehrgeizes oder der Verlegenheit ihrer Lage brauchend; sie hat beharrlich ihre Handlungen in einem konservativen Geiste und nach dem öffentlichen europäischen Rechte geregelt. Die Kontinental-Mächte ließen dieser schwierigen Beharrlichkeit keine gerechte Vergeltung zu Theil werden: ihre äußere Haltung gegen die Monarchie von 1830 war eine andere, als ihr reelles Benehmen; bald trat ihr Uebelwollen offen zu Tage, bald schimmerte es durch die friedlichen Beziehungen und Erklärungen durch."

Merkwürdige Verkennung des gewöhnlichen Laufes der Dinge! Es ist die alte Moral der bekannten Fabel von der Krähe, die sich mit Pfauenfedern schmückt und unter die Pfauen mischen will; sie wird von den Pfauen verleugnet und von den Krähen vertrieben. Eine Regierung, die aus der Revolution hervorgegangen war, durfte eben keine konservative Politik treiben! — „Aber wir waren nur im Interesse des allgemeinen Friedens konservativ," entschuldigt sich Guizot. Sehr lobenswerth, wenn es nur eine Art des Krieges gäbe. Allein außer dem physischen Kriege, der auf den Schlachtfeldern geführt wird, giebt es noch einen moralischen Krieg, der mit den Waffen des Geistes geführt wird. Den hätte die französische Regierung führen müssen, wenn sie sich den Dank der Franzosen und der fremden Völker, nicht der Fürsten, auf den sie von vorn herein resignirt mußte, verdienen wollte. Sie hätte im Inneren den Krieg führen müssen, nicht blos, wie sie es gethan hat, gegen die revolutionären Republikaner und Bonapartisten, sondern auch mit allem Ernst und Eifer gegen die reaktionairen Legitimisten und Ultramontanen; sie hätte die Charte, wie es Louis Philipp versprochen, wirklich zur Wahrheit, nicht aber, dem Volke das böse Beispiel der Corruption bietend, zum Spielwerk eigennütziger Tendenzen machen müssen. Und in der äußeren Politik mußte sie den Völkern, nicht den Fürsten ihre Sympathien zuwenden; sie durfte namentlich Italien nicht durch Oesterreich gewaltsam reaktioniren, Spanien sich durch den Bürgerkrieg zerfleischen lassen. Die belgischen Angelegenheiten hatten der Welt gezeigt, wie es nur des energischen Auftretens der constitutionellen Staaten bedurfte, die absoluten Mächte zum Nachgeben zu zwingen, ohne daß sich ein Weltkrieg entspann; denn die

Kontinental-Mächte hatten den Krieg viel mehr zu fürchten, als Frankreich. Und wenn der Friede, den Frankreich mit so vieler Aufopferung erkaufte, noch ein wirklicher Friede gewesen wäre! Im Innern Frankreichs beständige Emeuten und Attentate, im Auslande ununterbrochener Kampf der Regierungen gegen jede freie Bewegung der Völker, und in dieser schwülen, drückenden Sumpfluft, die von keinem frischen Hauche bewegt wurde, entwickelten sich die giftigen Gase der bösen Leidenschaften und der unsinnigen Theorien, die 1848 gewaltsam explodirten und das morsche Gebäude der Juli-Monarchie umstürzten. Eine Politik, die zu solchen Resultaten führt, ist durch die Geschichte gerichtet. Man mag von Louis Napoleon und seiner Politik denken, was man wolle: nicht zu leugnen ist es, daß der kriegslustige Imperialismus, wenn auch gegen seinen Willen, der Welt bisher größere Dienste geleistet hat, als die friedenslustige Juli-Monarchie. Er hat die Schwäche und die Hülflosigkeit der absoluten Regierungen bloßgelegt, so daß selbst ihre Hauptstützen Oesterreich und Rußland sich in die Forderungen der Zeit haben fügen müssen; er hat Italien aus den Fesseln Oesterreichs befreit, so daß es sich zu einem nationalen Ganzen gestalten konnte, das, wie zu hoffen, zu seiner Zeit auch das französische Joch, das noch auf ihm lastet, abschütteln wird; er hat endlich uns Deutschen den Antrieb gegeben, uns zu einigen und zu kräftigen gegen auswärtige Eroberer, wie gegen innere Unterdrücker. M.

Schweden und Finnland.

Runeberg's zweiter Theil von Fähnrich Stahl's Sagen.

Runeberg, der Skalde Finnlands, der für Schweden das ist, was für uns Vater Arndt und Theodor Körner waren, hat wieder die ehrenvollen Wunden seines Volkes aufgerissen, um es an das zu erinnern, was es verloren hat, aber nicht verloren geben darf — Finnland. Er hat den zweiten Theil der Fänrik Ståls sägner herausgegeben, welcher siebzehn Gedichte umfaßt, die den ruhmreichen, aber unglücklichen letzten Kampf Schwedens um Finnland besingen. Der erste Theil des Werkes erschien zur Zeit des orientalischen Krieges, war unter dem Druck des damals noch ganz ungemilderten russischen Despotismus geschrieben und konnte mithin nicht so frei an alte Erinnerungen anknüpfen, als der jetzt unter dem neuen Regime erschienene. Doch schon jener entzückte das Herz jedes braven Finnen und Schweden in so hohem Maße, schlug so tief vibrirende Saiten an, daß nur daraus der fabelhafte Erfolg beim Auftreten des zweiten Bandes zu erklären ist. Als sich nämlich in Helsingfors in den letzten Tagen des alten Jahres das Gerücht verbreitete, der zweite Theil der Fänrik Ståls sägner sei unter der Presse, entstand in Stadt und Land eine Aufregung, welche ebenso sehr dem Skalden, wie dem Volke zur größten Ehre gereicht: man bestürmte den Verleger und den Drucker förmlich um Korrekturbogen, für welche — natürlich vergeblich — enorme Preise angeboten wurden; als man sich von der Vollendung des Druckes überzeugt und die Bogen beim Buchbinder wußte, lief man diesem nach ungehefteten Exemplaren das Haus ein. Das fieberhaft gespannte patriotische Lese-Publikum mußte sich aber gedulden, bis die Auflage in der Buchhandlung war. Diese und eine andere Buchhandlung, in welche man einen Theil der Auflage gebracht, um den Andrang etwas zu mindern, wurden zwei Tage lang förmlich belagert, und so kam es, daß in jenen zwei Tagen die ganze Auflage vergriffen wurde; etwa 1200 Exemplare blieben in Helsingfors und 4000 im Lande überhaupt. Jetzt hat das Werk schon mehrere Auflagen hinter sich, ist in Schweden und Dänemark im Auftrage der Verleger nachgedruckt und hat jedenfalls seinen Zweck erfüllt: den Stoff zu einem dritten Theile vorzubereiten, der hoffentlich von der Wiedervereinigung Finnlands mit Schweden handeln wird! Wie wenigstens wollen den wackeren Schweden und Finnen von Herzen gönnen, daß es so kommen möge, und es wird geschehen, denn das Dichten und Trachten eines ganzen Volkes ist auf dieses Ziel gerichtet, wofür wohl außer anderen das beste Zeugniß die begeisterte Aufnahme der jüngsten Gesänge des patriotischen Skalden ist.

Ueberhaupt ist es rührend, zu sehen, wie Volk und Presse darin wetteifern, jede Reliquie aus dem finnischen Kriege im Leben und im Tode zu ehren. Es stirbt z. B. ein hochgestellter Mann; er war ein Veteran aus jenem Kriege, in ihm hat er seine ersten oder seine letzten Lorbeeren gepflückt, — mit welcher Aufmerksamkeit zählt man seine Verdienste aus jener Zeit auf, wie bereitwillig, d. h. unaufgefordert, unterzieht sich die Presse diesem Geschäfte! In solchem Falle geschieht dies allerdings auch bei uns, besonders wenn der Dahingeschiedene ein Mann von altem Namen oder hübsch geordnetem Vermögen war; doch für den Nekrolog eines simplen „Invaliden" oder Veterans, der es im Privatleben nicht weiter, als etwa zum Wächter oder Boten und in seiner Krieger-Laufbahn vielleicht nur bis zum Gefreiten oder Korporal brachte, ist der Raum der Zeitungsspalten zu kostbar. Die Veteranen-Vereine sorgen freilich dafür, daß einer der Ihrigen nicht ganz unbeachtet verscharrt wird. Ja, sein Begräbniß ist — besonders in kleinen Städten und deren Umgegend — oft recht kriegerisch-feierlich, mit Musik und Gewehrsalven; auch widmet der Pfarrer am darauf folgenden Sonntage in der Kirche dem Dahingeschiedenen ein paar Worte der Erinnerung, aber damit ist die Angelegenheit erledigt. Nicht so in Schweden und Finnland; der Veteran mag so untergeordneter Stellung gewesen sein, wie nur möglich, die Blätter der Hauptstadt, sowie der Provinz zählen seine Krieger-Verdienste auf, erwähnen, wo er die Schwert-Medaille — dies Seitenstück zu unserem schönsten Orden, dem eisernen Kreuze — sich erkämpfte und ehren dadurch den Todten, sich selbst und die Nation.

Nach dem Berausgeschickten wird es Jedermann erklärlich sein, wie Runeberg seine edle Begeisterung und sein kostbares Talent auch auf Verherrlichung eines Troßkutschers, einer Marketenderin, eines gemeinen Soldaten (Munter), ja eines tapferen Obdachslosen (Nr. 15 Stolt) verwenden — nicht verschwenden — konnte, wie er gethan.

Es kann natürlich nicht Aufgabe dieses Blattes sein, jedes einzelne Gedicht zu besprechen, obwohl ein jedes derselben dies verdiente, nicht blos wegen des nachahmungswerthen patriotischen Geistes, welcher es belebt, sondern auch wegen der Schönheit der Sprache, womit aber nicht gesagt sein soll, der Dichter hätte an seinem Werke gefeilt oder polirt, wie dies wohl erzogene Dichter oder Sprachkünstler zu thun pflegen; o nein, bei Worten, die aus der tiefsten Seele hervorquellen, ist dies nicht möglich — unser Arndt that es auch nicht. Runeberg ist eben in seinem Felde ein Dichter von Gottes Gnaden, und sein Werk mit den kühnen Umrissen hingeworfen, wie Thorwaldsen's Löwe von Luzern. Was meilenweit gesehen, was von einem ganzen Volke gefühlt werden soll, kann nicht mit dem Mikroskop betrachtet oder mit dem geaichten Zollstock des Versmaßes gemessen werden. Ein derartiges Dichterwerk findet auch sehr schwer einen passenden Uebersetzer (und noch schwerer einen Verleger der Uebersetzung!), denn ein solcher muß neben tiefer Erkenntniß der Sprache auch selbst von glühendem Patriotismus erfüllt sein; ist er aber in letzterem Falle ein Deutscher, so hat er leider Gelegenheit genug, Originale zu schaffen, statt schöne Uebersetzungen zu liefern. Ueberhaupt verliert schwedische Poesie durch Uebersetzung gemeiniglich an Wohllaut; selbst in die dem Schwedischen am ähnlichsten Sprache, in das Dänische, ist sie nur mit Einbuße ihrer Melodie zu übertragen, wie dies selbst die doch gewiß hinreichend eitlen Dänen einräumen, welche noch obendrein dabei eingestehen, daß die Grammatik beider Sprachen ziemlich verschieden ist; denn eine wörtliche Uebersetzung — die doch nach eiderdänischer Ansicht wegen der großen Verwandtschaft sehr leicht sein müßte — brächte viele Sprachschnitzer zu Wege.

Doch beschäftigen wir uns näher mit dem Inhalte des Werkes. Das erste Gedicht, „Der Soldatenknabe," behandelt die Erinnerungen eines armen Knaben, der seinen Vater in's Feld ziehen sah, um für Schwedens Ehre und Finnlands Freiheit zu fechten; der Winter vergeht, der Frühling kommt, und mit ihm die Kunde von des Vaters Tode:

„Mein Vater fiel auf Lappo's Feld, die Fahn' hielt er umfaßt;
Man sagt, es war das erste Mal, daß er im Streit erblaßt'!"

Großvater und Urgroßvater fielen auch für's Vaterland, was sollte wohl er, der Knabe, anders thun, als den Stand und, wenn es möglich, auch das Schicksal seiner Väter zu wählen, sobald er funfzehn Jahre alt sein würde. — Da haben wir das Bild jener schwedischen Kriegerkaste, die noch heute besteht, die auch in Preußen einstmals bestand, nur nicht so hoch geehet, wie in Schweden, — die in Preußen durch die Freiheitskriegt und durch Errichtung der Landwehr ihr Ende erreichte, und in Schweden und Finnland vielleicht auch durch den Freiheitskrieg und die Volkswehr verschwinden wird.

„Söhne eines Volkes, welches blutete
Auf Narva's Haide, Polens Sand, auf Leipzigs Eb'nen, Lützens Hügeln!
Noch ist Finnlands Kraft nicht todt,
Noch kann mit Feindes Blut das Feld sich färben roth.
Fort, fort mit Ruhe, Rast und Frieden!
Der Sturm bricht los, es leuchten Blitze und Feld-Kanonen-Donner rollt;
Vorwärts, vorwärts, Glied bei Glied!
Auf tapfre Männer blicken Geister tapfrer Väter nieder."

So beginnt der „Björneberger Marsch," der im letzten Kampfe Schwedens Krieger so oft zum Siege führte, der jetzt wieder gespielt wird ꝛc

am Grabe von Veteranen — deſſen Klänge hier im Norden ſchönere Wirkung hervorbrachten, wie im Süden einſt die Marſeillaiſe oder „Noch iſt Polen nicht verloren!“ — Doch jetzt rührt ſeine wilde Melodie nur alte Knaben zu Thränen, welche vordem als Jünglinge, als Männer durch dieſelbe zum ſchönſten Todesmuthe begeiſtert wurden. Welche Kraft üben nicht Töne auf das menſchliche Herz, und ſollten ſie wohl auf Finnlands Jugend ihre Wirkung verfehlen? — Und Rußland duldet ſolch ein Lied! Was würden die däniſchen Büttel wohl mit einem Schleswig-Holſteiner anfiellen, der es wagte, „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ zu ſingen oder zu ſpielen, — ſelbſt nicht ſeine Theilnahme an einem feierlichen Leichenzuge würde ihn vor der Brutalität jener Schergen retten, die im Spoliiren der Gräber ihrer Feinde ſchon ſo Tüchtiges geleiſtet haben — man denke nur an den Flensburger, Schleswiger und Eckernförder Kirchhof und an die Aufforderung Kopenhagener Blätter im Frühjahre 1851, welche den Grabſtein eines ſchleswig-holſteinischen Kriegers betraf!

Doch unſerem Schleswig-Holſtein iſt noch kein Runeberg erſtanden, und kann ihm unter dem Drucke der däniſchen Zwingherrſchaft auch keiner erſtehen; darum kehren wir zurück zu Finnland und ſeinem Skalden, der ſeinem Namen Ehre macht, deſſen Runen in der nordiſchen Geſchichte wohl unvergänglicher ſein werden, wie die in Fels und Bautaſtein gehauenen.

Zum vollſtändigen Bilde des Kampfes gehören aber nicht blos die Siege und Niederlagen, welche die Erde mit Blut düngen, ſondern auch ſene in einſamer Menſchenbruſt gekämpften Schlachten zwiſchen Ehrgefühl, Vaterlandsliebe und Bruderliebe, wie in dem Gedichte „die Brüder“ vorgeführt wird. Sveaborg, das uneinnehmbare, ergab ſich, ehe eine eiſerne Kugel gegen ſeine Granitwälle ſchlug; die klugen Ruſſen ſchoſſen mit ſilbernen Kugeln; für zwei Millionen Silberrubel, ſagt die Geſchichte, übergab es Wadenſtjerna, den ſpäter die Reue über ſeine Miſſethat verzehrte, und der den Judaslohn nie angerührt hat. Wadenſtjerna's Bruder lebte zurückgezogen, gaſtfrei und geachtet auf dem Sitze ſeiner Väter, ſein Glück war nur durch Ein Wort zu trüben: Sveaborg! Bei Nennung dieſes Namens ergriff den ehemaligen Mann wahnſinnige Verzweiflung. Eines Abends, da ſeine Familie ſchon zur Ruhe und er allein noch in der Halle am behaglichen Kaminfeuer ſitzt und dem Winterunwetter lauſcht, welches draußen tobt, öffnet ſich die Thür; ein beſchneiter Wanderer tritt ein, bleibt aber mit demüthig bittender Miene ſtumm an der Thür ſtehen. Eine zeitlang betrachten ſich beide Männer, da erkennt der Schloßherr ſeinen ehemaligen Lieblingsbruder, den er ſeit 19 Jahren nicht geſehen, er erkennt den Verräther Sveaborgs! Im erſten Augenblick brauſten alle Gefühle brüderlicher Liebe in ihm auf, und faſt hätte er die dargebotene Umarmung angenommen; doch ſchnell bekämpfte er die menſchliche Regung und winkte abwehrend mit der Hand. Da erhebt der Verſchmähte ſeine bebende Stimme, fleht um Bruderliebe und Mitleid, beſchwört den ſtarren Ehrenmann, doch nicht auch noch über ihn ruhelos Umherirrenden den Stab zu brechen; es ſcheint ihm, ſein Bruder ſei erſchüttert, er eilt mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, — da langt jener ſchweigend ein Piſtol von der Wand und hält ihm dieſes mit geſpanntem Hahn entgegen. Der Verſtoßene flieht zurück in die wilde Winternacht, die ihn nicht zurückweiſen kann. Das iſt die ſchauerliche Sage von den beiden Brüdern. Der Dichter fügt hinzu, daß der ſtarre Bruder, bei dem Vaterlandsliebe und Ehrgefühl die Bruderliebe erſticken konnten, darauf ſein Antlitz verhüllte und wie ein Kind die lange Nacht durchweinte, bis der helle Tag in's Zimmer ſchien. Gräßlich iſt ſo etwas, — doch was thut nicht *wahres* Ehrgefühl und Vaterlandsliebe — ob wohl bei uns die Träger gewiſſer Namen *erröthen*, wenn ſie Magdeburg, Erfurt, Spandau, Glogau und einige andere Plätze von 1806 nennen hören?

Auch das ſtrenge, unbeugſame Rechtsgefühl findet ſeine Verherrlichung und feiert im „Landeshauptmann“ ſeinen Triumph. Wibelius heißt der edle Richter, welcher den übermüthigen Drohungen des ruſſiſchen Obergenerals zu trotzen wagt. Alt in Ehren iſt der Mann ohne Ahnen geworden, deſſen Lebensaufgabe im Handhaben der Gerechtigkeit lag. Die Ruſſen haben endlich geſiegt, das Land iſt von ihnen an allen Enden überſchwemmt, der alte Wibelius ſitzt eines Tages mit nur zwei Gehülfen in ſeinem Bureau, er iſt ſo erſchöpft, — da tritt plötzlich kein Geringerer, denn der ruſſiſche Obergeneral, mit Gefolge ein, und hebt mit zorniger Stimme alſo an: „Heer Höfding! Finnlands Kampf iſt zu Ende, uns gehört das Land nach Waffenrecht, aber dennoch kämpfen Landesſöhne im ſchwediſchen Heere gegen uns! Hier, nehmt eine Feder und ſchreibt folgende kräftige Mahnung an dieſe Leute: wer zurückkehrt, wird begnadigt, wer aber fortfährt gegen ſeinen Herrn und Monarchen zu kämpfen, deſſen Familie wird von Haus und Hof gejagt werden. Habt Ihr mich vollſtändig verſtanden, dann ſchreibt!“ Ruhig hatte der Greis die rauhe Rede mit angehört, jetzt antwortete er, die Hand auf das „ſchwediſche Recht“ gelegt: „Heer General, hier iſt ein Schutz gegen Ihre Drohung; dies Recht hat Ihr Kaiſer anerkannt, und es ſagt, der Mann büßt nicht ſeiner Frau Vergehen, noch die Frau das des Mannes. Iſt es ein Verbrechen, für's Vaterland zu kämpfen, ſo verhängen Sie nur Strafen über die Männer mit dem Schwerte in der Hand, nicht über Weiber und Kinder. Heute hybt Ihr die Macht, nun thut mit mir, was Ihr wollt, das ſchwediſche Recht wird mich überleben, ſo wie es ja auch ſchon vor mir da war!“ Und der Greis blickte mit ſeinen klaren Augen den finſtern Krieger an, — dieſer hatte Ehrgefühl, er reichte dem Greiſe die Hand, verneigte ſich und ging; der alte Richter aber ſank in ſeinen Stuhl — und verſchied; die Abendſonne oder innere Verklärung machte ſein Antlitz erglänzen. Einen ähnlichen Triumph des Rechtes über die Gewalt, hatte ein preußiſcher Richter gegenüber Bonaparte's Satrapen. „Mich könnt Ihr todtſchießen, aber nicht die preußiſche Juſtiz!“ ſagte unſer Landsmann.

Das letzte Gedicht gilt Adlercreutz, dem Bravſten der Braven, der bei Siikajokis ſeinen Kopf auf's Spiel ſetzte, wie unſer Vater York, der wahre Retter Preußens und wie Bülow von Dennewitz, der Retter Berlins. — Adlercreutz ließ ſich durch den verzweifelten Trotz ſeiner Krieger hinreißen, den von Hoffchranzen befohlenen Rückzug nicht auszuführen, ſondern zum Angriff und Siege — zum erſten Siege zu ſchreiten. Düſtern Antlitzes und Grimm im Herzen ſteht der Held auf dem hohen Flußufer und ſieht, wie ſein ſo ſchön in Schlachtordnung geſtelltes Heer ſich widerſtrebend auflöſt, in Marſchkolonnen abbricht und den Rückzug unter dem Hohngeſchrei der übermüthig nachdrängenden Ruſſen, die in dieſem Feldzuge noch keinen Widerſtand gekoſtet, antritt. Die tapferen Führer Döbeln, Palmfelt, Gripenberg, ſie gehorchen zähneknirſchend, mußte er der Tapfere doch auch gehorchen. Eiſig iſt die Kälte, und die Thränen der Wuth auf den Wangen der Soldaten eefrieren zu Eis — immer weiter nach dem Nordpol ſollen ſie ziehen, ſtatt in heißem Kampfe ſich zu wärmen und mannhaft zu ſterben. Faſt das ganze Heer hat den gefrornen Fluß paſſirt, doch der General hält noch auf ſeinem gefährlichen Poſten, denn er will auch das letzte Bataillon in Sicherheit ſehen — es iſt das Hertzen'ſche. Doch dieſe Schaar bleibt auf dem Eiſe ſtehen, ſchon drängt der Feind von allen Seiten, ſie abzuſchneiden; Adlercreutz ſendet Befehl auf Befehl zum Rückzuge — die Männer dieſer Truppe ſind ſeine nächſten Landsleute — doch Hertzen und ſeine Soldaten wollen ſterben, nicht fliehen. Der General ſteht betäubt, kein Zorn regt ſich in ihm, ſeine Stirn klärt ſich auf — er hat den Fingerzeig des Himmels verſtanden: „Halt! Front! und dann Vorwärts!“ lautet ſein Kommando und jubelnd gehorchen die Krieger; Bataillon um Bataillon drängt ſich herbei, Hertzen's Leute *ſtehen* nicht mehr, ſie ſtürmen den Strand und durchbrechen die ruſſiſche Front in der Mitte; die Männer von Åbo, von Tawaſtahus dringen mit lautem Hurah nach, alle die tapfern Bataillone mit ihren Führern, Lange, Kihlſtröm, Bremer, Nordenſoan und Andere ſind vom böſen Zauber entfeſſelt und gehen vorwärts, die Ruſſen werden geworfen — des unbeſiegten Rajewsky Ruhm geht hier zu Grabe, doch nicht ſo leicht; neue Feindesmaſſen treten auf, die Schlacht kommt zum Stehen: da plötzlich ertönt in der Ferne der ſtolze Björneborger Marſch, immer näher, immer klarer, — das iſt Döbeln, der im Sturmſchritt ſeine Brigade herbeiführt, und der Sieg, der erſte große Sieg für Finnland iſt gewonnen. — Doch ſchon lange ruht der Sieger, *ſchwediſche* Erde deckt ihn, und nie wird ihn das ſchwediſche Volk vergeſſen, für welches er auch in Schweden einen ſchönen Kampf gekämpft hat:

Doch wenn im Heldenland in ungemeſſ'ner Fern'
Vor größern Namen ſeine ſollt' erblaſſen
Und nicht mehr zünden jedes Herz mit heil'ger Gluth,
Und einſam blieb das Grab mit halbverwiſchten Runen,
Das jetzt die Aſche birgt des treuſten Finnen,
Dann lebt ſein Lob und ſeine Ehre *hier*,
Dann wird ſein Geiſt ſo ſtolz herüberſchweben
Zu Finnlands meerumfluthtem Heimatsſtrand:
Hier, wo für's Volk er einſt geblutet, ſtirbt er nie,
Hier wird er leben, wenn auch *dort* begraben.

Norwegen.

Björnſon's nordiſche Dorfgeſchichten.

Das „Magazin“ hat neuerdings (in Nr. 6 von 1861) auf die von Henrik Helms herausgegebene Ueberſetzung der Björnſon'ſchen Erzählun-

gen „Schön Synnöve“ und „Arne“ in kurzen Worten aufmerksam gemacht. Die Schriften Björnson's verdienen indeß wohl eine ausführlichere Erörterung, weil sie in schmucklosem Gewande uns ein anziehendes Bild norwegischen Landlebens vorführen.

Bei den Schilderungen dieses nordischen Bauernstandes werden wir unwillkürlich an Auerbach's Dorfgeschichten erinnert, und eine Vergleichung der Björnson'schen und Auerbach'schen Arbeiten läßt sich nicht zurückdrängen. Ohne uns in eine Kritik der deutschen Dorfgeschichten einlassen zu wollen, müssen wir doch bekennen, daß Björnson's Feder uns das Landleben und den Charakter der Landbewohner mit größerer Treue und Wahrheit vor Augen führt, als die von Auerbach. Die Sentimentalität, in welche Auerbach's Bauern sich so gern versenken, und welche in den von Frau Charlotte Birch Pfeiffer und Anderen dramatisirten Dorfgeschichten unsere Thränen so reichlich hervorpreßt, giebt bei Björnson's Bauern natürlicheren Gefühlen Raum. So wie ihn Björnson schildert, kann der Landmann sein; und in der That ist der Bewohner der norwegischen Alpen so kurz angebunden, so anscheinend verschlossen, so selbstbewußt, wie wir ihn in Björnson's Erzählungen treffen. Der norwegische Bauer, ein König in seinem Gehöfte, spricht wenig und denkt viel. Wir begegnen daher, wenn der Bauer sprechend eingeführt wird, keinen wohl gedrechselten Redensarten, sondern kurzen, gedrungenen, viel gewichtigen Sätzen; auch keiner Natur-Philosophie, sondern raschen Handlungen, dem Resultate des Gedankens und des festen Willens. Unübertrefflich sind die Darstellungen des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern, zwischen dem Dienstherrn und dem Knechte, zwischen dem Pfarrer und seinen Beichtkindern. Von den Bewegungen der Kirchgänger vor dem Gotteshause bis hinab zu den unvermeidlichen blutigen Schlägereien beim Hochzeitsschmause, sind diese Erzählungen ein klarer Spiegel ländlicher Erscheinungen und ländlicher, spezifisch norwegischer Sitten. Dies tritt insbesondere da recht lebhaft vor, wo es sich um die Kirche handelt. Die Kirche ist der Mittelpunkt des Landlebens in Norwegen. Für manche interessante Sitte bildet sie den Kern, um welchen lose die Schale gehüllt ist. Hören wir daher, was Björnson selbst in „Synnöve“ darüber treffend und schön sagt:

„Die Kirche, wie sie gewöhnlich allein auf einem hervorragenden Punkte liegt, so ist sie überhaupt dem Bauer, wenn seine Gedanken sich ihr zuwenden, ein erhabenes Haus in einsamer, geweihter Majestät, sich selbst genügend; um sie herum die feierliche Ruhe des Grabes, darin das festliche Leben des Gottesdienstes. Die Kirche ist das einzige Haus im Thale, welches er mit Pracht ausgestattet hat, und ihre Thurmspitze ragt deshalb auch ein wenig höher hinauf, als es den Anschein hat. Ihre Glocken begrüßen aus weiter Ferne seinen Gang zu ihr am hellen, feierlichen Sonntagsmorgen, und er lüftet stets die Mütze vor ihnen, als wollte er für den am vorigen Sonntag gespendeten Segen danken. Es waltet ein geheimes, mystisches Bündniß zwischen ihm und ihnen ob. Während der Kinderjahre stand er wohl oft auf der Schwelle des väterlichen Hauses und lauschte ihrem Klange, wenn in stillen, festlichen Zügen die Kirchgänger unten am Wege vorüber wallten! Der Vater rüstete sich dann zum Kirchengange mit den Anderen; er selbst aber „sei zu klein,“ hieß es. Er dachte sich dann gar Manches bei diesen schweren, mächtigen Tönen, die eine oder zwei Stunden lang zwischen den Bergen erdröhnten und von einem Fels zum anderen hinüber hallten. Eins aber blieb unzertrennlich mit dem Geläute verknüpft: frische Wäsche, neue Kleider, glänzend geschmückte Frauen, glatt gestriegelte Pferde mit blankem Silbergeschirr.

„Und wenn diese Glocken nun einen Sonntag über sein eigenes Glück läuten; wenn er in nagelneuem, nur etwas zu weitem Anzug stramm an der Seite seines Vaters einherschreitet und zum ersten Mal die Kirche betreten soll, o, dann jubeln sicher die Glocken mit ihm! dann schlagen sie ihm alle Thüren und Thore auf zu all den Herrlichkeiten, die ihm zu schauen beschieden sind! — Und auf dem Rückwege, wenn ihr Geläute über seinem Haupte dahin tönt, das ihm noch schwer ist und noch von den Psalmen, von der Liturgie und den Worten der Predigt wiederhallt, Eindrücke, mit denen sich doch wiederum das Alles vermischt, was zu gleicher Zeit das Auge erfaßte: die Altartafel, der Sonntagsstaat der Frauen, die versammelte Gemeinde und ihre einzelnen Glieder, — ja dann überbauen die läutenden Kirchenglocken auch für immerdar diesen Gesammt-Eindruck und weihen mit Feiertönen die unsichtbare Kirche ein, die er von nun an in seinem Inneren tragen wird.

„Ein wenig älter geworden, muß er das Vieh auf die Berge treiben: wenn er aber am hellen, thauigen Sonntagsmorgen auf dem Gestein sitzt, die Heerde zu seinen Füßen und nun das Geläute der Kirchenglocken das Geschelle der Heerde übertönt, da wird es ihm schwer um's Herz, denn in dem Glockengeläute klingt ihm etwas Helles, Leichtes, Lockendes von dort unten herauf; er gedenkt der Bekannten und Jugendgespielen, mit denen er an der Kirche zusammentraf, gedenkt der feierlichen Freude in der Kirche und der noch größeren, wenn es wieder nach Hause geht, gedenkt des guten Essens am Sonntag Mittag, des sonnäglichen Zusammenlebens mit Vater, Mutter, Geschwistern und des fröhlichen Spielens auf dem Rasen am Sonntag Nachmittag ..... und das Herzchen in der Brust wird rebellisch. Allein dies Alles endet doch stets in dem Gefühl, daß es das Geläute der Kirchenglocken ist; er besinnt sich nun auf irgend ein Bruchstück eines Kirchenliedes, welches er auswendig weiß, und er singt es, faltet die Hände dabei und läßt einen langen Blick in das Thal hinabgleiten, spricht wohl auch noch ein kurzes Gebet, erhebt sich darauf rasch in wieder gewonnener Fröhlichkeit, setzt die eigenthümliche, norwegische Schalmei, die sogenannte „Luur,“ an die Lippen und bläst in dieselbe, daß es weit im Gebirge wiederhallt.

„Hier in den stillen Felsenthälern hat die Kirche noch ihre besondere Sprache für jedes Alter, und jedes Auge sieht sie mit einem anderen Blick an. Mag auch Vieles sich zwischen diesem und der Kirche aufgebaut haben, Nichts wird sie doch jemals überragen. Groß und würdevoll steht sie vor dem Blicke des Konfirmanden, — erhobenen Fingers, halb drohend, halb winkend vor dem Jüngling, der seine Wahl getroffen, — breitschulterig und stark wölbt sie sich über die Sorge des Mannes, weit und freundlich über den müden Greis. Bei vollem Gottesdienste werden die kleinen Kinder in die Kirche gebracht und getauft, und es ist eine Thatsache, daß die Andacht während dieser Handlung am tiefsten ist. Es ist deshalb unmöglich, norwegische Bauern, unverdorbene oder verderbte, zu zeichnen, ohne daß man irgendwo in der Zeichnung auf eine Beziehung zur Kirche trifft. Mag dieses auch als eine Einförmigkeit erscheinen, sie ist jedenfalls nicht zu tadeln. Und dies sei hier ein für alle Mal gesagt, und nicht allein um des Kirchenbesuchs willen, den wir jetzt vorführen werden.“

Wenn vorhin gesagt wurde, der norwegische Bauer spreche wenig und denke viel, so ist dies eine Folge des steten, unmittelbaren Umgangs mit der Natur, welche in ihrer Abgeschlossenheit auch den meist einsamen Bewohner dieses seltsam gestalteten Landes verschlossen macht. Dieser stete Umgang mit der Natur ruft die aufmerksame Betrachtung derselben und das Nachdenken über ihre Erscheinungen wach, eine Thatsache, welche sich bei allen Menschen in gleicher Lage mehr oder weniger ausgeprägt wahrnehmen läßt. Eine seltsame Eigenthümlichkeit Björnson's besteht nun darin, daß er, wo er die Natur schildert, den Geschöpfen menschliche Empfindungen einflößt, ihnen gewissermaßen die Zunge löst und sie sprechend einführt. So läßt er in „Synnöve“ den Helden Thordjörn an einem schönen Frühlingstage während des Sonnen-Unterganges auf der Sennweide sich in das Heidekraut strecken und seine Augen auf Himmel, Wald und Haide schweifen.

„Dies Alles wirkte auf sein Gemüth und er wandte seinen Sinn und seine Gedanken dem zu, was er sah. Die Birke lachte auf's Neue der Sonne mit tausend Aeuglein zu; die Fichte stand voll Verachtung da; sie schwieg zwar, aber sie streckte ihre stachlichten Schößlinge nach allen Seiten aus, denn mit der immer wärmeren Luft entfalteten die anderen Bäume ringsum ihre Blätter, schossen ihre Zweige empor und steckten ihr das frische Laub gerade unter die Nase. „„Möchte wissen wohl, wo ihr im Winter stecktet?““ frug nun die Fichte, fächelte sich und schwitzte, daß das Harz ihr aus allen Poren kam bei der großen Hitze... „„Es ist doch fast zu arg! — so weit gen Norden!““

„Stand da auch eine alte, grauköpfige Fichte, die über alle die anderen hinwegsah, aber nichtsdestoweniger konnte sie doch einen viel begünstigten Zweig fast senkrecht herabbiegen und einen dreisten Ahorn beim obersten Haarbüschel packen, daß er bis in die Knie dabei zitterte. Diese klafterdicke Fichte hatten die Menschen immer höher und höher ihrer Zweige beraubt, bis sie endlich, dessen überdrüssig, dermaßen in die Höhe schoß, daß der schlanken Tanne an ihrer Seite ganz bange ward und sie die Fichte frugte, ob sie wohl auch an die Winterstürme denke. „„Ob ich ihrer gedenke?““ antwortete die Fichte und schlug sie mit Hülfe des Nordwindes dermaßen um die Ohren, daß sie nahe daran war, ihre Fassung zu verlieren. Die großgliederige, dunkle Fichte hatte jetzt einen so mächtigen Fuß in die Erde gesetzt, daß die Zehen über sechs Ellen weiter vom Stamme wieder hervorguckten und dabei dicker waren, als die dickste Weide, was diese eines Abends dem Hopsen verschämt zuflüsterte, der sich verliebt an sie emporrankte. Die bärtige Fichte war sich ihrer Kraft bewußt, und indem sie weit über den Bereich der Menschen Zweig auf Zweig in die wilde Luft hineintrieb, sprach sie nun stolz: „„Entzweigt mich, wenn Ihr könnt!““

„„Nein, das werden sie schon bleiben lassen,““ sprach der Adler, ließ sich gnädig herab, legte seine Flügel mit Anstand zusammen und putzte sich etwas elendes Schafblut von den Federn weg. „„Ich denke, ich ersuche die Königin, daß sie sich hier niederläßt, sie möchte einige Eier nersen;““ — fügte er leiser hinzu und warf dabei einen Blick auf seine nackten Beine; denn er schämte sich des Anflugs zärtlicher Erinnerungen aus den ersten Frühlingstagen, die ihn jetzt gerade überkamen, aus den Tagen, in welchen man selbst kopfverdeckt ab der eesten Sonnenwäeme wied. Bald erhob er jedoch den Kopf wieder und schaute unter den federbuschigen Beauen hinauf über die schwarzen Felsenspitzen, ob nicht irgend wo dort die Königin segeln möchte, schwer an ihren Eiern tragend und leidend. Er schwang sich von danurn, und die Fichte sah nun bald das Paar hoch oben in der klaren, blauen Luft ziehen, wo es in gleichee Linie mit dem höchsten Gipfel der Felsen segelte, seine häuslichen Angelegenheiten besprechend. Es beschlich die Fichte ein wenig Unruhe, denn so stalz sie sich auch fühlen mochte, so war es doch ein noch stalzerer Gedanke, ein Adlerpaae zu wiegen. — Das Paar läßt sich herab und gerade auf die Fichte zu! Es speach nicht, soudern machte sich sofoet daean, Zweige herbeizuholen. Die Fichte machte sich wo möglich noch breiter — wer hätte sie auch daran hindern sollen!

„Aber im Walde eingsum wurde es geschäftig und gesprächig, als man sah, welche Ehee der Großfichte widerfahren wae. So z. B. war da eine kleine, niedliche Bieke, die am Raude eines Teiches stand, sich in demselben spiegelnd, und die da glaubte, sich ein Recht auf ein wenig Liebe von Seiten eines grau-weißen Zeisigs erwarben zu haben, der seine Mittagsruhe in ihren Zweigen zu halten pflegte. Sie hatte dem Zeisig ihren Duft gerade in das Schnäbelchen gesandt und hatte kleine Insekten an ihre Blätter festgehalten, daß sie ihm leicht genug zu fangen blieben; ja, sie hatte gae zum Schutz gegen die Hitze ein dichtes Häuschen aam Zweigen ihm zusammengeflochten und es mit frischem Laub überdeckt, so daß der Zeisig in der That auf dem besten Wege war, sich bei ihr für den ganzen Sommer einzurichten. Jetzt dagegen hatte sich der Adler in der Großfichte festgesetzt, und dee Zeisig mußte verziehen. Wohl war das eine Betrübniß! Er sang ein trillerndes Abschiedsliedchen, aber ganz leise sang er, auf daß der Adler ihn nicht vernehme; die Birke weinte, und ihre Thränen flossen in das Bächlein hinab, und sie fand, daß sie häßlich aussähe.“ ꝛc.

In ähnlicher, anmuthiger Weise wird in „Arne“ die Landschaft geschildert und, wie einsam und düster sie auch sei, von der Phantasie des Dichters mit den wechselvollsten Gestalten erfüllt. Strauch und Baum, Bach und Fels spinnen, wenn man die Landschaft durch die Dichterbrille Biörnsan's betrachtet, muntere, romanhafte Beziehungen an, verbinden sich zu gemeinschaftlichen Unternehmungen und behandeln sich gegenseitig mit menschlichen Rücksichten, mit menschlicher Leidenschaftlichkeit, mit menschlicher Schwäche. Das Schweigen des Waldes erhält eine wohl beeedtsame Sprache. Bei aller Anmuth, welche Biörnsan diesen Naturscenen zu geben aersteht, möchten wir dieselben doch nicht in unsere deutsche Novellistik verpflanzt sehen; sie würden zur Manier und unter weniger geschickten Händen zur Abgeschmacktheit führen.

Schließlich sei es aoch gestattet, van den vielen hübschen Liedern, welche in die Erzählung „Arne“ eingereiht sind, und als deren Uebersetzer der Dichter Edmund Lobedanz genannt ist, Arne's Wanderlied den Lesern des „Magazin“ mitzutheilen, weil es in wahlgelungenee Weise der Sehnsucht nach der Ferne, dieser bei jedem Jüngling so tief im Herzen wurzelnden Empfindung, Ausdruck giebt.

Wundern soll's mich, was ich wahl seh'
Jenseits der haben Felsen?
Nun sieht das Auge, ach, nichts, wie Schnee;
Draumen doch grünt es am Fluß und See!
Kann mir den Wunsch nicht versagen —
Darf ich die Reise wohl wagen.

Hoch steigt der Adler mit starkem Schlag
Ueber die hohen Felsen!
Fliegt durch den jungen, den kraftvollen Tag,
Sättigt den Muth in dem wilden Gejag',
Sinkt, wo er fühlet Gelüsten,
Nieder auf ferneste Küsten.

Lindertiche Apfelbaum, sag' willst auch du
Ueber die hohen Felsen?
Schenkst ihnen Schnee zu dem Schnee noch dazu,
G'nügt denn auch die nicht des Thales Ruh!
Vögel auf Zweigen sich schaukeln,
Lieder und Duft sie umgunkeln!

Der sich gesehnet durch zwanzig Jahr
Ueber die hohen Felsen,
Aber dennoch der Hoffnung bar,
Dünckt sich ja kleiner Jahr für Jahr,
Vögel durch Lüfte sich schwingen,
Hörst du, wie selig sie singen?

Plaudernder Vogel, was wolltest du hier,
Ueber den hohen Felsen?
Dort werden bessere Nestee dir,
Höhere Bäume im weiten Revier,
Wolltest du Sehnsucht mir bringen,
Mir, dem versaget die Schwingen?

Kamm' ich denn nimmer und nimmer hin,
Ueber die hohen Felsen?
Schlägt diese Mauer mit Angst mir den Sinn,
Soll sie mit Schnee, Eis und Gram'n dem Beginn
Gleich einem Sarge zum Ende,
Fesseln mir Muth und Hände?

Nein! Hinaus! Will hinaus, weit, weit!
Ueber die hohen Felsen!
Hier schleicht so drückend, so zehrend die Zeit,
Keck ist mein Muth, ja, ist jung und bereit,
Zu erklimmen die Gipfel, die hellen,
Ohne am Fels zu zerschellen!

Einmal, ich weiß es, du fühet mich mein Muth
Ueber die hohen Felsen!
Hatb schon treibt mich die schwellende Fluth —
Herr, o mein Gott, doch — die Heimat ist gut,
Soll ich die Sehnsucht nicht stillen,
Preis' ich doch deinen Willen!

J. H.

Polen.

Kasimir Brodzinski.

Wenn in neuester Zeit die palnische Literatur mit Recht auch in weiteren Kreisen des Auslandes Anerkennung findet, so verdient Kasimir Brodzinski daselbst als einer der ersten in den Reihen palnischer Dichter genannt zu werden.

Wahl wenig heevorragende Männer giebt es, um welche sich die Kunst der Erziehung so wenig verdient gemacht hatte, wie um Kasimir Brodzinski.

Alles, was er später wurde, veedankt er seinen eignen, glänzenden Anlagen und der wundervollen Schönheil seiner Heimatberge, inmitten welcher er aufgewachsen.

Wer immerhin den Dichter niemals persönlich gekannt, Erzählungen aus dem Munde seiner Freunde und seine eigne, rührend anmuthige Jugendschilderung lassen den hochbegabten und doch so einfach kindlichen Geist des Dichters in solch faßlicher Anschaulichkeit hervortreten, daß es scheint, als müßte man iegend wa und wann in dies klaee, wohlwollende Auge geschaut haben, das nur Wünsche für das Wohl seines Vaterlandes und das Glück seiner Landsleute wiederstrahlte.

Kasimie Brodzinski wuede am 8. März des Jahres 1791 in dem Kirchdarf Krulje wjez (Królewiec) in Galizien gebaren. Ee war bei seinee Geburt so schwächlich, daß man dem Kinde einen baldigen Tad peaphezeite. Indessen sollten glücklicher Weise sich diese unheilverkündenden Peophezeiungen nicht erfüllen, denn das schwache Kindlein erhelte sich sichtlich, und wenn es auch nie kräftig und blühend wurde, so entfaltete es sich doch stark genug, um während meheerer Jahrzehnde vielfachen Stürmen und Entbehrungen eines wechselvollen Lebens zu trotzen.

Es war im Jahre 1809, da traten die Brüder Andreas und Kasimir Brodzinski in's Kriegsheer des Großherzogthums Warschau.

Kasimir Brodzinski theilte alles Elend und alle Drangsale dieses für Polen so verhängnißvollen Krieges; bei Leipzig endlich wurde er von einee preußischen Abtheilung gefangen genammeu und als Gefangener nach Beeslau abgeführt. Nach zweijähriger Gefangenschaft erst kehrte ee in sein Vaterland zurück, und aon da ab beginnt erst die Zeit seiner eigentlichen Wirksamkeit. Er nimmt seinen dauernden Wohnsitz in Warschau, als dem Herzen Polens, und beginut aun dort aus Leben und Regsamkeit übee alle Kreise seines Vaterlandes zu verbreiten. Mit dem Schwerte in der Hand hatte er seinen Brüdern kämpfen helfen, aber er hatte sich überzeugen müssen, wie wenig segensreich dieser Kampf für Polen gewesen. Es scheint, als hätte er während der Zeit seiner Gefangenschaft die stillen

Stunden der Einsamkeit dazu benutzt, sich die Stellung Polens im großen Völkerbunde Europa's recht zu vergegenwärtigen. Von da ab beseelt ihn einzig der lebendig kühne Gedanke, seinem Vaterlande statt der ersehnten staatlichen Größe und Freiheit eine andere, höhere zu sichern: die Größe und Freiheit des Geistes, die geistige Autorität den Völkern Europa's gegenüber.

So warf er sich denn zunächst selbst mit der ganzen Gluth seiner jungen Seele auf die Wissenschaft, um sich selbst ein klares Urtheil und demnächst die Möglichkeit einer ferneren Wirksamkeit zu schaffen. — Er wurde Lehrer verschiedener Anstalten, endlich auch Professor der polnischen Sprache an der Universität zu Warschau.

Hier fand er bald Gelegenheit zu bemerken, wie besonders auf dem Gebiete der Literatur andere Nationen, und zwar besonders Engländer und Deutsche die Polen weit überflügelt hatten.

Die polnische Literatur hatte, gleich der Literatur anderer Nationen, ihre verschiedenen Epochen durchgemacht; auch sie hatte eine Zeit der Nachahmung griechischer und lateinischer Musterwerke durchlebt, eine ergiebige, bildende, segensreiche Zeit: das goldne Zeitalter der polnischen Literatur. Später hatte auch hier die Nachahmung der französischen Poesie die Oberhand gewonnen; was aber dadurch die Sprache an Leichtigkeit und Anmuth gewonnen, das verlor der Geist der Poesie an Ernst und Tiefe der Auffassung. Dazu kam noch das lächerliche Bestreben der Dichter, sich bei den letzten, schwachen Königen Polens und deren frivolen Hofleuten durch ihre Werke beliebt zu machen; so kamen mehr Gelegenheitsgedichte denn irgend andres an's Tageslicht, kleine Spielereien ohne Zweck und Gehalt, ein Wortschwall und Tongeklimper, davon kein Herz warm und kein Auge naß wurde. Verlassen und ungekannt wandelten die wenigen, einsichtsvolleren Männer ihre einsame Straße.

So hatte der kühne, weiße Adler Polens mit seiner Kraft auch seine Poesie begraben. Aber seine Poesie war nicht gestorben, sie war nur scheintodt, gebannt im Schlamm der seichten Alltäglichkeit, die königlichen Schwingen gelähmt, die sie hoch und frei hätten hinauf tragen sollen, weit weg über die schwarzen Wolken des Drucks und der Verwirrung, der leuchtenden, hellen Sonne des Geistes zu. Da kam Kasimir Brodzinski! Ein Blick in die Literatur der Deutschen und der Engländer machte ihm die Richtung klar, welche einzuschlagen Noth that. Lessing, Schiller, Goethe, Byron brachten ihn zu der klaren Ueberzeugung, daß die Poesie weder ihrer Form noch ihrem Inhalt nach eine erborgte sein dürfe, daß sie aus der geheimsten Tiefe des Volkslebens entspringen müsse, um wieder zum Herzen zu dringen, um selbständig, eigenthümlich und frei zu sein. Kasimir Brodzinski thut einen Riesenschritt, er verdammt alle Nachahmerei und führt die Poesie seines Volkes vom Witz zum Gedanken, von der Sentimentalität zum Gefühl, von der Künstelei zur Natur. Er machte den jungen Söhnen seines Vaterlandes theils durch seine Vorträge, theils durch seine Werke den bedeutsamen Werth, die erhabene Bedeutung und große Bestimmung der vaterländischen Poesie klar. War er nicht der Bedeutendste in der großen Aera, welche nun nun an für die polnische Literatur anbricht, so war er doch der erste, der die vaterländische Poesie in seiner Seele ahnte und sie selbständig aus derselben hervor entstehen ließ. In einem seiner Briefe nennt er sich selbst ein kleines Dorfglöcklein, dessen einziges Verdienst darin bestehe, die polnische Literatur noch vor Tagesanbruch zur Morgenandacht erweckt zu haben, das aber verstummt sei vor den großen Glocken der Hauptstadt, welche mit gewaltigem Tönen das ganze Land der Poesie durchflutheten.

Brodzinski's gelungenstes Werk ist der Wieslaw, eine Idylle, der das Ausland wohl die ihr gebührende Anerkennung zollen sollte. Wenn die Deutschen mit Recht stolz sind auf Goethe's Hermann und Dorothea, so ist der Wieslaw von gleich großem Werth für die polnische Literatur.

Die Werke Kasimir Brodzinski's, besonders aber sein Wieslaw giebt Aufschluß, weshalb alle Lebensbeschreibungen des Dichters seine ersten Jugendjahre mit besonderer Vorliebe behandeln. Aus dem Quell seiner Jugenderinnerungen schöpfte er Leben, Farbe und Gestalt für seine Werke. In jenen bösen und doch so lieben Tagen der Kindheit hat er jenes Volk, sein Volk, in dessen Schoß er aufgewachsen, kennen, seinen Geist erforschen, seine Eigenthümlichkeiten lieben gelernt. Und er hat alsdann dies Volk aus der Tiefe seiner innigen, frommen, begeisterten Seele heraus geschildert, wie es leibt und lebt, in seiner eigenthümlichsten Eigenthümlichkeit.

Der Wieslaw ist der erste Tropfen in jenem Strom epischer Dichtungen, die besonders seit Mickiewitsch die polnische Literatur so glorreich auszeichnen. Es wäre ein schlimmes Zeichen für die Gerechtigkeitsliebe der Kritik der Gegenwart, wollte sie bei näherer Kenntniß der polnischen Literatur nicht den epischen Dichtungen der Polen einen besondern Vorrang gönnen.

Die sämmtlichen Werke Brodzinski's sind:

1) Die Tempelritter, eine Tragödie.
2) Verschiedene Dichtungen in zwei Bänden, darunter der Wieslaw.
3) Elegien Johann Kochanowski's, aus dem Lateinischen übersetzt.
4) Vermischte Schriften, ein Band.
5) Erzählungen des alten und neuen Testaments.
6) Werther's Leiden, übersetzt nach Goethe.
7) Ein Manuskript von der Insel St. Helena und verschiedene dramatische Sachen für das Warschauer Theater.
8) Eine Menge von Gedichten und wissenschaftlichen Abhandlungen findet sich in verschiedenen Zeitschriften zerstreut.
9) Eine seiner letzten Arbeiten ist die Schilderung seiner Jugendzeit zum Andenken für seine Tochter Karoline. Es ist dies eins seiner besten Werke.

Kasimir Brodzinski bereiste in den letzten Jahren seines Lebens noch Italien und die Schweiz, lebte auch eine Zeit lang in Paris. Aber sein Brustübel, an dem er lange gelitten, nahm mit raschen Schritten zu und hemmte allzu schnell seine Wirksamkeit in ihrer schönsten Blüthe. — Dem Tode nahe reiste Brodzinski noch in die böhmischen Bäder, um dort Rettung zu suchen. Vergebens! Zurückkehrend, starb er zu Dresden am 10. Oktober des Jahres 1835.

Daselbst ist er auf dem katholischen Kirchhofe der Friedrichsstadt begraben. Sein Grab schmückt ein bescheidner Denkstein, bescheiden wie sein Leben war, mit der einfachen Aufschrift:

Dem Andenken
Kasimir Brodzinski's
von seinen Landsleuten

Kazimierzowi
Brodzinskiemu
Ziomkowie.

Wir lassen nun einige Abschnitte aus dem Wieslaw folgen:

II.

Ein lieblicher Abend lächelt zur Erde,
Heimwärts führt Wieslaw die gekauften Pferde;
Es tönt vom Dorf, das am Wege gelegen,
Ihm Tanz und Spiel und Gesang entgegen.
Die schnellen Pferde wob'n eilig verüber,
Da schauen rautenbekränzte Mädchen herüber,
Absätze klirren an Brautführers Füßen,
Sie grüßen den Wand'rer mit fröhlichem Grüßen.
Starost, dess Amt als Festordner ihn kündet,
Spricht: „Gut, wenn man auswärts Freunde findet,
„Willkommen heißen wir Euch aus der Ferne,
„Die ländliche Spende, wir reichen sie gerne,
„Verachtet sie nicht und kommt und genießet,
„Was uns durch Gott und die Arbeit zufließet.
„Kommt, Euch die Krakauer Mädchen betrachten,
„Verschiedne Tänze und derbliche Trachten.
„Auch's Tanzen schadet nicht, seid zwar gefahren,
„Seid müde, doch seh' ich jung Euch an Jahren."
— Da kommt die junge Helena gegangen,
Sie hat auf der Hochzeit die schönsten Wangen,
Schaut beschämt den Gast, als wollt' sie entweichen,
Doch bleibt sie, Obst und Gebäck ihm zu reichen:
„Du fremder Wanderer, Du wirst wohl müssen
„Unser Brod und uns're Früchte genießen."
Der Wange Lächeln strahlt lieblich zurücke
Und fesselt durch Anmuth des Wanderers Blicke,
Und fesselt sie also, daß ewig zu eigen
Sich Aug' und Seele zu Helena neigen.
D'rauf Starost zu den Brautführern sich wendet
Und ihnen folgende Rathschläge spendet:
„Dem Fremden müßt stets den Vorrang ihr geben,
„Er möge tanzen, er möge aufheben
„Die Weisen den Geigern, die Mädchen sich wählen;
„Dem Fremden zeigt offne, redliche Seelen."
Da wählt er die Maid, deren anmuthig Blühen
That auf sich des Wanderers Blicke ziehen.
Er tritt hervor, bleibt steh'n vor den Geigen,
Helena eilt hüpfend die Hand zum Reigen;
Nach ihm kommen andre, die Maid umkreisen
Und singen und klirren mit Absatz von Eisen.
Den Arm aufgestemmt kommt Wieslaw gesprungen,
Leichtfüßig voran Helena, der jungen.

Reichlich Geld schüttet er für Baß und Geigen,
Kommt sich den Bäteen mit Anstand zu neigen,
Stampft auf, neigt den Kopf — wie die Geigen klingen
Beginnt er folgende Weise zu singen:

(Krakowiak)

Besser, daß ich nimmer lebe,
Mädchen, Süße meine,
Wenn es jemals Neuglein gäbe,
Lieber mir als Deine.

Fest luß Aug' in Auge blicken,
So wahr Gott schaut nieder,
Hüpft zu Dir mir vor Entzücken
Faß das Herz hinüber.

Warum mußt am Heimat-Herde
Ich ein Mädchen kennen,
Wäre heut auf Krakaus Erde
Glücklichster zu nennen.

Bint, nicht Wasser, Menschen lenket,
Wer kann's Herze wenden?
Mensch, der wünschet, Mensch, der denkt,
Gott hat's All' in Händen!

Liebchen willst bei mir nicht weilen,
Meine Millionen,
Will, Berber'ne, Dich ereilen,
Ewig Dir's zu lohnen.

Vöglein kreist durch Wald und Auen,
Sitzt auf jedem Aestchen,
Bis es Federn trägt zum Bauen
Und sich klebt ein Nestchen.

Wirth zu Haus, die Pferd' sind theuer,
Wirst es kaum mir glauben.
Kosten nicht nur Deine Dreier,
Ließ das Herz mir rauben.

Geigen tönt, dem Schmerz zu wehren,
Da mich floh' mein Glücke;
Werd die Pferde heimwärts kehren,
Herze bleibt zurücke!

* * *

Sie reicht ihm die Hand, er tanzt im Kreise
Den Brautführern vor die fröhliche Weise;
Und als er zum neuen Liede sich wendet,
Der nickende Geiger das Spiel beendet!
Helina über und über erglühet
Jetzt schnell zum Tische der Frauen fliehet.
Er grüßt den Starost, die Mutter im Kreise:
Man hört rundum flüstern heimlich und leise.

Jung war Wieslaw vergnügt zu Gaste geblieben;
Weiß guckt der Tag über die Berge d'rüben;
Er scheidet traurig von Allen, es klingen
Ihm stets noch die Ohren vom Spielen und Singen.
Das Herz voll Unruh, die Gedanken neigen
Sich ganz der schönen Helina zu eigen.

Aus IV.

(Ein Krakauer Brautlied.)

Das Gehege überschütten
Rosmarin und Rautenblüthen;
Hängt ein Kranz am Fensterbogen,
Ist 'ne Maid zum Frein erzogen.

Jüngling kommt aus ferner Gegend
Eltern sich zu Füßen legend;
Blüthen werden abgeschnitten,
Mädchen zieht zu fremden Hütten.

Letztes Mai soll'n Rosmarinen
Dann um Mädchens Stirne grünen,
Liebe Raute am Gehege,
Wem vermählst du dann zur Pflege?

Hüttchen arm, doch heimlich drinnen
Segen folgt auf gut Beginnen.
Elfter krächzt vom Kiefernbaume,
Mädchen schmückt sich im Kammerraume.

Oeffnet, öffnet, Gäste kommen,
Woll'n sein fröhlich aufgenommen,
Oeffnet gerne Herz und Thüren,
Gute Wünsch' uns zu Euch führen.

Böhmen.

Böhmische Feste und Heilige.

Von dem „Festkalender aus Böhmen," den Herr Baron von Reinsberg-Düringsfeld herausgiebt, liegen uns zwei weitere Lieferungen vor.*

Böhmen ist ein Land der Heiligen und läßt es sich angelegen sein, dieselben in echt nationaler Weise zu verehren. Da ist St. Wenzel (Sv. Wáclaw), der alte Čechenherzog und streitbare Held, welcher in voller Rüstung und mit wallender Fahne abgebildet wird, der Schutzpatron des ganzen Landes; da ist der heilige Adalbert (Sv. Woitěch), der Apostel der heidnischen Preußen, dessen Märtyrertod Giesebrecht in seiner Geschichte der deutschen Kaiser so anziehend erzählt hat; da ist die heilige Ludmilla, die alte Böhmen-Herzogin, deren Namen noch Tausende von Frauen und Mädchen in Böhmen und den anliegenden Gegenden tragen; da ist Johannes von Nepomuk, der auf Befehl Kaiser Wenzel's von der Moldaubrücke gestürzte Priester, der in der ganzen katholischen Welt wohl bekannt ist, und dessen Statue unzählige Brücken ziert. Diese Aufzählung könnte noch sehr vermehrt werden. Mehreren dieser ganz besonders verehrten Heiligen begegnen wir in den vorliegenden Heften. Es wird daher in der Ordnung sein, wenn wir uns vorzüglich mit ihnen beschäftigen.

Das Fest des heiligen Johannes von Nepomuk wird den 16. Mai gefeiert.

Ueber das Leben dieses Heiligen, zu dessen Ehren 88 Kirchen in Böhmen gebaut worden sind, besitzen wir leider nur mündliche Traditionen. Er soll um 1330 geboren worden sein, und sein Familien-Name eigentlich Hasil gelautet haben. Nepomuk heißt er von seinem Geburtsorte. Seine geistige Bildung empfing Johann zuerst in dem am Grünberg gelegenen Cistercienser-Kloster, dann in Saaz auf der dortigen lateinischen Schule und zuletzt in Prag auf der damals neu errichteten Universität, wo er die Würde eines Magisters und Doctors des kanonischen Rechtes erlangte. Nach vollendeten Studien wurde er zum Priester geweiht und wegen seines ausgezeichneten Redner-Talentes zum Prediger an der Teynkirche in Prag ernannt. Bald darauf nahm ihn das Dom-Kapitel von St. Veit als Mitglied auf, erhob ihn zum Probst der Allerheiligen-Kirche und trug ihm sogar das Bisthum von Leutomischl an, aber Johann schlug die bischöfliche Würde aus, um das ihm ebenfalls angebotene Amt des Almosenpflegers des Königs Wenzel IV. (und Kaisers) anzunehmen.

Zu derselben Zeit wählte ihn die Königin Johanna, Wenzel's Gemahlin, zu ihrem Beichtvater, und als solcher erlitt er 1383 am Vorabend des Festes der Himmelfahrt Christi das Martyrium, weil er, trotz aller Drohungen des Königs, nicht verrathen wollte, was die Königin ihm im Beichtstuhl anvertraut hatte.

Schon lange, bevor ihn Papst Benedict XIII. auf Antrag Kaiser Karl's VI. am 19. März 1729 heilig gesprochen, verehrte ihn das Volk als Schutzpatron gegen Verleumdungen, Anschwärzungen und Verkleinerungen, und rief ihn zugleich, da er seinen Tod in den Fluthen der Moldau gefunden hatte, als Helfer gegen Wassersnoth an. An ihn gerichtete Gebete, in deutscher und böhmischer Sprache, wurden an seinem Grabe aufgehangen und mit Eifer abgelesen, und Kerzen und andere Geschenke ihm dargebracht; der Andrang wurde endlich so groß, daß man die Grabstätte, über welcher 93 silberne und zum Theil vergoldete Lampen hingen, von denen einige immer brennend erhalten wurden, mit einem eisernen Gitter umgeben mußte. Aus den entferntesten Orten kamen, von ihren Geistlichen geführt, ganze Gemeinden hierher, um Segen zu bitten.

„Seine Heiligsprechung war bereits bei drei Päpsten in Anregung, aber immer noch nicht zur Ausführung gekommen, als Innocenz XIII. ihn den 30. Mai 1721 wenigstens selig sprach. Sogleich stieg die Zahl der während des Jahres ihm zu Ehren in der Metropolitane gelesenen Messen auf 50,672. Von 1723 bis 1727 betrug sie nicht weniger als 327,000, und an Kommunikanten fanden sich im Laufe dieser fünf Jahre 7,286,477 am Grabe des Seligen ein.

„Als endlich die Canonisation erfolgte, war der Jubel groß. Sie war in Rom mit großem Glanz gefeiert worden, Prag wollte dieses nationale Fest noch prächtiger begehen. Am Abend des 8. October 1729, die Vigilie der dazu festgesetzten Octave, wurde von allen Glocken der Stadt geläutet.

„Am 9. October früh sammelte sich die Prozession zu Strahow. Vor dem Stifte war ein prachtvoller, vierzig Schuh hoher und zwanzig Schuh breiter Triumphbogen errichtet worden, unter welchem ein ebenso

* Festkalender aus Böhmen, von Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld. Prag, Kober, 1861. Zweite und dritte Lieferung

Digitized by Google

prachtvoller Altar stand; der Erzbischof hielt das Hochamt, dann brach die Prozession, die Fahnen der drei Prager Städte voran, nach dem Hradschin auf, wo im innersten Schloßhof das Regiment Sickingen, auf anderen Punkten dreizehn Bürger-Compagnien aufgestellt waren. Unter Kanonenschüssen wurde in der Metropolitane, die mit verschwenderischem Reichthum geschmückt war, das Hochamt abgehalten, dann begannen die Predigten in deutscher, böhmischer, lateinischer und italiänischer Sprache.

„Den festlichen Tag krönte eine Illumination, wie sie in Prag noch nie gesehen worden war. Vor dem erzbischöflichen Palaste sprang rother und weißer Wein aus Röhren. Diese Illumination wiederholte sich die ganze Octave hindurch.

„Die Art, auf welche jetzt der 16. Mai gefeiert wird, sticht allerdings gegen jenen Prunk bedeutend ab, doch ist dieser Tag noch immer ein schönes und heiteres Volksfest, das von den Čechen mit dem Namen „Svatojanska pout" bezeichnet wird.

„Zur Vigilie schon erglänzt die Kapelle, welche mit Laub und Blumen geschmückt, über der am 31. August 1683 errichteten Statue des Heiligen auf der steinernen Brücke erbaut wird, von Lampen und Kerzen, und die Menge strömt so andachteifrig herbei, daß an diesem, so wie am nächsten, dem eigentlichen Festabend, die Brücke für Wagen gesperrt werden muß. Am Tage des Heiligen selbst wallfahrtet man zu seinem von Silber schweren Grabmal in der Metropolitane. Die Burghöfe, der wälsche Platz, die Brückengasse bieten das Bild einer belebten Masse dar. Auf dem Platz vor der königlichen Burg bei der Schloßstiege wird abwechselnd gekocht und gegessen.

„Alle Bilder und Statuen des Heiligen werden reich bekränzt, man hört nur Lieder zu seiner Ehre.

„Während die Čechen vorzugsweise Lieder gegen den despotischen König Wenzel singen, hört man von den Bauern aus der Saazer Ebene und den Mägden des Egerlandes den alten deutschen Gesang:

„Heiliger Johann von Nepomuk,
Ein Zier der Prager Bruck,
Der du hast müssen
Dein Leben büßen
Im Moldaufluß."

Dein Nam' ist wohlbekannt
Im ganzen Böhmerland,
Der zu jeder Zeit
Aller Verschwiegenheit
Ein Muster bist" u. s. w.

Ein anderes Lied theilte Herr Dr. Virgil Grohmann im „Deutschen Museum" mit. Es lautet:

O heiliger Johann,
Wir rufen dich demüthiglich an,
Bei Gott am höchsten Throne
Wir fallen dir zu Füßen,
Laß uns deine Gnade genießen.
In aller Noth vor Schand und Spott,
Errette uns vor einem jählichen Tod,
Vor einem jählichen Tod.

Durch die Verschwiegenheit,
Des Königs Wenzel Grausamkeit,
Gestürzet in den Moldaufluß.
Der Moldaufluß zu gleich zersprang,
Vor lauter Traurigkeit zerdrang,
Als man seinen heiligen Leib erhebt,
Zu Prag in's Domstift begräbt,
Und ihm das Gloria singt

Begraben hat man ihn
Mit Posaunen-, Harfen- und Saitenspiel.
Das sind eine Stimme von sich.
Die Glocken auch desgleichen
Thun ihren Klang auch läuten,
Als Sanct Johann der heilige Mann,
Den sechzehnten Mai seinen Urlaub nahm,
Zu Prag im Moldaufluß.

„Ist die Andacht vollbracht, so ziehen viele von den entfernter wohnenden Landleuten noch am Festtag selbst der Heimat wieder zu, viele aber bleiben noch länger. Gegen Abend werden unzählige Häuser illuminirt, auf Transparenten glänzt der Name des Heiligen, und um neun Uhr verkünden Böllersalven das Feuerwerk auf der Schützen-Insel, welches den heiligen Tag beschließt, und am letzten Abend der neuntägigen Andacht wiederholt wird.

„Während der Festzeit sind in dem ältern Theile der Prager königl. Burg einige schöngewölbte gothische Hallen geöffnet, durch welche man in einen langen finsteren Raum gelangt, der für das Gefängniß Johann von Nepomuk's gilt und von Tausenden von Wallfahrern besucht wird.

„Eine besondere deutsche und böhmische Inschrift wird während dieser Zeit ausgehängt, um den frommen Pilgern den Weg zum Kerker zu zeigen, in welchem sich eine Statue des Heiligen befindet.

„In den Landstädten wird dasselbe Fest ebenfalls mehr oder minder feierlich begangen."

Der 6. Juli, der Tag, an welchem Johann Huß im Jahre 1373 geboren und 1415 in Constanz verbrannt wurde, hieß früher in čechischen Kalendern „památka mistrn Jana Husi," Gedächtnißtag des Meister Johann Huß, und wurde allgemein als Feiertag begangen. Viele Urkunden sind nach ihm datirt, und selbst in Prag hielt noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts das Volk so streng auf die festliche Feier dieses Tages, daß der Abt Paul Paminondas Harský, welchem Kaiser Rudolph II. am 30. November 1592 das Stift Emmaus übergeben hatte, auf das Aergste verfolgt wurde, weil er einmal am Tage des Huß hatte im Weingarten arbeiten lassen. Noch ist die Anfangsstrophe eines Spottliedes erhalten worden, das die Utraquisten deshalb auf ihn machten:

A ten Slovansky Opat
Dal na vinici kopat
Na svátek Jana Husi
Za to do pekla musí íte.

Dieser sinnische (sic!) Abt
Ließ im Weinberge graben
Am Feste Johann Hussen,
Deshalb muß er zur Hölle ꝛc.

Da selbst Ermordungsversuche das Leben des Abts bedrohten, legte dieser endlich seine Würde nieder, verließ Emmaus und trat 1598 als Benedictiner-Mönch in ein anderes Kloster über.

In allen utraquistischen Kirchen Böhmens wurden an diesem Tage Legenden über Johann Huß vorgelesen, Responsorien gehalten, und das in keinem hussitischen Cantionale fehlende Offiz des Huß gesungen, welches gewöhnlich mit besonderer Pracht, nicht selten mit goldenen Buchstaben geschrieben und mit den schönsten Bildern geschmückt war.

„28. September. Der heilige Wenzel wird in Böhmen als Landes-Patron verehrt, sein Fest ist Hauptfest, und wird in ganz Oesterreich mit doppeltem Ritus begangen.

„Als Enkel Bořiwoj's, des ersten christlichen Herzogs in Böhmen, wurde er von seiner Großmutter, der frommen Ludmilla, erzogen und später zu seiner weitern geistigen Ausbildung nach Budec geschickt, wo damals die erste christliche Schule blühte.

„Da sein Vater Wratislaw starb, als er noch zu jung war, die Regierung antreten zu können, kam er unter die Vormundschaft seiner Mutter Drahomira. Diese, der christlichen Religion feindlich, brachte das Land durch Verfolgung der Christen sowohl, wie durch Herrschsucht dermaßen in Verwirrung, daß sie verwiesen und Wenzel auf den Thron erhoben wurde. Obgleich er nun die christliche Religion für die herrschende erklärte, so verfolgte er doch, ganz im Gegensatz zu seiner Mutter, die Heiden durchaus nicht, sondern gewann sich durch Liebe und Duldung alle Gemüther. In seiner großen Güte rief er sogar seine Mutter zurück, welche es ihm dadurch lohnte, daß sie sich nach Bunzlau zu ihrem zweiten Sohne Boleslav begab, und diesen so lange hetzte und anstachelte, bis er den ruchlosen Entschluß faßte, sich seines Bruders zu entledigen. Wenzel durch Boleslav freundlich nach Bunzlau eingeladen, kam mit edler Unvorsichtigkeit, alle Warnung gering achtend, in Begleitung eines einzigen Freundes zu seinem Bruder, der ihn zärtlich empfing, köstlich bewirthete und dann, als Wenzel, die Kirche von Kosmas und Damian verschlossen findend, in der äußern Halle sein Gebet verrichtete, ihn mit dem Schwert in der Hand überfiel. Wenzel wehrte sich tapfer und entwaffnete sogar Boleslav, aber dieser rief seine Hofleute und Diener zur Hülfe herbei, und so fiel Wenzel, nichtswürdig erschlagen, am 28. September 939 (unter Otto dem Großen).

„Die Trauer um den geliebten Herzog war allgemein und äußerte sich in Wallfahrten zu seinem Grabe, wo bald Wunder geschahen. Boleslav ließ seinen Bruder heimlich nach der St. Veitskirche in Prag bringen, die Wenzel gegründet hatte. That er da nach Wunder, so kannten sie zu Ehre St. Veit's ausgelegt werden. Aber diese boshafte Berechnung wurd

* Die Version: „der du hast mussen, dein Leben bussen, im Moldaufussen." die der Herr Verfasser nach Gerbe mittheilt, ist ganz und gäbe Karrikatur. Wir kennen das Lied und die Melodie aus dem Munde des Volkes selbst; es ist nichts weniger als „kammelnd."

unterwegs durch den Vorfall vereitelt, welcher sich beim Kleinseitner Rathhaus zutrug (beim 4. März erzählt — uns gegenwärtig nicht zugänglich) und bereits 951 war die Kunde der Wunder des heiligen Wenzel bis nach Dänemark gedrungen. Schon vom elften Jahrhundert an kömmt er daher in den Kalendern, vom zwölften in den Martyrologien vor, und seine Octave (5. October) wird seit dem fünfzehnten Jahrhundert erwähnt.

„Das Volk machte ihn zum Heiligen und wählte ihn zum Schutzpatron. Noch jetzt tönen an seiner Vigilie, an seinem Festtage, während seiner Octave, bittend und innig die Litaneien seiner Čechen zu ihm empor, wo es hoch zu Roß auf dem Roßmarkte in Prag hält. Die Kapelle wölbt sich mit dem Schein purpurner Lampen über ihm, auf seiner Brust glänzt das Bild der Mutter Gottes von Alt-Bunzlau, welches er bei sich geführt haben soll, als der Bruder ihn ermordete, und die fromm und rein gesungenen Lieder grüßen ihn als den Patron des Landes.

„Seine Gebeine ruhen in der nach ihm benannten Kapelle zu St. Veit, wo noch jetzt die Reichs-Insignien aufbewahrt werden. Zu diesen gehörten ehedem sein Schwert und sein Panzerhemd. Mit seiner goldenen Krone wurden von Alters her die böhmischen Könige gekrönt, mit seinem Schwerte schlagen diese die Wenzelsritter, und an seiner Lanze soll einst in der Kirche St. Wenzel in Wrbčan das Banner St. Adalbert's gehangen haben, welches am 28. Februar 1127 in der Schlacht des Sobĕslaw gegen Lothar und die Sachsen bei Chlumec den Sieg zu Gunsten der Böhmen entschied.

„Das älteste Siegel von Wodnan aus dem Jahre 1422 zeigte das Bild des heiligen Wenzel, der Markt Čista im Pilsener Kreise führt es noch im Wappen.

„Alles, was gut ist, nennt das Volk in Böhmen des „heiligen Wenzel's Werk." Selbst die uralten Verschanzungen, welche man bei Přistoupin, anderthalb Stunden von Kestelec, sieht, werden nach ihm benannt, indem er dort sein Lager gehabt haben soll, als er mit Radislaw, Herzog von Kourim, Krieg führte.

„Auch ist er dem Volke nicht wirklich todt. Er gehört zu den Fürsten, die in den Bergen schlafen, bis die Zeit kommt, wo sie wieder erwachen und ihr Volk stark und glücklich machen dürfen.

„In Stunden der Gefahr pflegt er schon jetzt den Böhmen beizustehen.

„Noch sieht man bei Viertel im Böhmerwald die alte Kapelle, welche dem heiligen Wenzel zum Dank für den Sieg errichtet wurde, den Herzog Břetislaw I. am 22. und 23. August 1040 über das mächtige deutsche Heer davontrug, das unter König Heinrich III bei Neugedein in Böhmen einzudringen versuchte.

„Dem heiligen Wenzel schrieben es auch die Böhmen zu, daß in der blutigen Schlacht bei Mühldorf, am 28. September 1322, zwischen den römischen Königen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich, König Johann von Böhmen, der den Oberbefehl über Ludwig's Heer führte, mit seinen Böhmen den Sieg davontrug und glücklich der großen Gefahr entrann, in welche ihn ein Sturz vom Pferde gebracht hatte. Es wurde ihm deshalb später eine Kapelle auf dem Schlachtfelde selbst errichtet, und zum Dank für die von den Böhmen geleistete Hülfe verpfändete Ludwig Stadt und Gebiet von Eger an die Krone von Böhmen, bei welcher Eger mit wenigen Unterbrechungen bis jetzt geblieben ist. Im Ganzen sind dem heiligen Wenzel in Böhmen 176 Kirchen geweiht, mehr als irgend einem anderen Heiligen, darunter einige der ältesten. Denn die St. Wenzelskirche in Neudorf (Nowá wes) bei Kolin soll schon 1068 errichtet worden sein, die in Prosik bei Prag sogar schon 970, so daß am 30. September 1770 das 800jährige Jubiläum derselben mit großer Feierlichkeit begangen wurde."

Mannigfaltiges.

— Die deutsche Flotte von 1849. Der hochachtbare Bürgermeister von Bremen, Herr A. Duckwitz, veröffentlicht in dem Frankfurter Blatte „die Zeit" eine Notiz über die kürzlich von einem anderen süddeutschen Blatte mit Geringschätzung behandelte deutsche Flotte von 1849, deren Zerstörung und Verkauf zwei Jahre später vom deutschen Bundestag angeordnet wurde. Wir entnehmen dieser Notiz nachstehende Data zur Geschichte jenes ersten Versuches einer deutschen Flotte: Im Sommer 1849 waren auf der Weser die angekauften, zum Theil bereits umgearbeiteten und zum Theil noch in der Aemirung begriffenen Fahrzeuge eingetroffen. „Da lag," so fährt Herr Duckwitz fort, „acht Monate, nachdem Seitens der Centralgewalt die Sache in die Hand genommen worden, in der Mündung der Weser eine vollständig ausgerüstete, armirte und mit kundigen Offizieren, Kanonieren, Matrosen und Marinesoldaten bemannte, schlagfertige Flottille von 10 Dampfkriegsschiffen (Fregatten und Korvetten)* und 27 Kanonenbooten, völlig genügend, eines Feindes, wie etwa die Dänen sein konnten, in der Nordsee sich zu erwehren, aber leider zu spät, um in dem schon beendeten Kriege noch wirksam sein zu können. Deutsche Staatsmänner, welche später den Verkauf der Flotte beschlossen, haben sie nie gesehen. Man mußte über ihren Werth das Urtheil amerikanischer und englischer Maine-Offiziere hören, um zu erkennen, was man hatte. Es war nicht selten, daß solche Offiziere unsere Flotte besahen, eingestandenermaßen, um sich darüber lustig zu machen. Wie oft aber habe ich direkt und durch Andere deren Ausspruch vernommen: „„Das macht Euch keine andere Nation in acht Monaten nach.""" Daß es so war, das ist vor Allem das Verdienst meines wackeren, verewigten Freundes, des Admiral Brommy, der ein merkwürdiges Organisations-Talent besaß. Der Gram über den Untergang der Schöpfung brachte den edeln Seemann leider zu früh in's Grab. Wer waren aber die Männer, auf deren Rath im Winter 1848 auf 1849 die Schiffe angeschafft, in Stand gesetzt, armirt und bemannt wurden? Die Artillerie-Offiziere: General von Radowitz, der preußische Major Teichert, der österreichische Hauptmann Möring, der preußische Major (jetzt Generallieutenant) von Wangenheim, der hannoversche Capitain (jetzt Major) Mareard und Oberstlieutenant Gründer; die Wasserbau-Beamten im Hinblick auf Hafen-Anstalten: die Wasserbau-Directoren Blome aus Hannover und Hübbe aus Hamburg; und endlich die Seemänner: Se. königliche Hoheit der Prinz Adalbert von Preußen, der Fregatten-Capitain (später Admiral) Brommy, der Capitain-Lieutenant (später Vice-Admiral) Schröder, der Capitain Donner und der englische Maine-Ingenieur Morgan. Unter der speziellen Aufsicht des Letzteren geschah die Umarbeitung der älteren Schiffe, sowie der Neubau der contrahirten Schiffe. Was von seemännischer Intelligenz in Deutschland vorhanden war, fand hier seinen Platz, und an der Spitze dieser Kommission stand derselbe Mann, der auch jetzt noch das preußische Marinewesen leitet, der Prinz Adalbert von Preußen. Was diese Männer im December 1848 und Januar 1849 mit dem Reichs-Ministerium der Marine, in welchem die Räthe Kerst und Jordan arbeiteten, beschlossen und vereinbart hatten, wurde im Januar 1849 dem amerikanischen Commodore Parker vorgelegt. Nachdem dieser Alles durchgesehen und geprüft hatte, sagte er zu mir: „„Das ist das Einzige, was Sie thun können, um rasch zum Ziele zu kommen; ich weiß auch nicht das Mindeste davon zu verbessern.""" Ich kann nicht umhin, auch noch ein anderes Urtheil anzuführen, nämlich dasjenige des Flotten-Vertilgers, des Herrn Hannibal Fischer. Derselbe besuchte mich einige Wochen nach seiner Ankunft zu Bremerhaven, und sagte mir ungefähr die folgenden Worte: „„Ich bin erstaunt gewesen über das, was ich gesehen habe, ich glaubte, ein Demokraten-Nest zu finden, das ich zerstören möchte, ich habe aber eine so musterhafte Ordnung und Disziplin, ja ein so aristokratisches Wesen auf der Flotte bemerkt, das meine Gesinnungen noch übersteigt, daß ich es nicht über's Herz bringen kann, dies Institut zu verkaufen. Ich will jetzt eine Rundreise in Deutschland machen, denn ich habe mich aus einem Saulus in einen Paulus umgewandelt.""" Herr Fischer reiste darauf nach Hannover, Berlin und Frankfurt, um für die Erhaltung der Flotte ein Wort einzulegen, erhielt aber von dem Präsidenten der Bundesversammlung den Befehl, sich sofort nach Bremerhaven zu begeben und seinen Auftrag auszuführen. Das ist denn auch geschehen."

— M. Block: die Bevölkerung Frankreichs.** Dieses von einem rühmlichst bekannten französischen Statistiker in deutscher Sprache abgefaßte, von zwölf illuminirten Kärtchen begleitete Buch zur Uebersicht der statistischen Verhältnisse Frankreichs ist in unserm Blatte noch nicht angezeigt, obwohl es bereits vor mehreren Monaten erschienen. Durch die Schuld eines unserer Mitarbeiter hat sich diese Anzeige verspätet. Es schließt sich die vorliegende Block'sche Arbeit dem in diesen Blättern früher angezeigten, ähnlichen, kartographisch-statistischen Handbuche

* Das „Fregattschiff" Deutschland ist hier nicht mitgerechnet, denn es wurde als Lehrschiff benutzt, auf welchem die jungen Kadettes unterrichtet wurden. Das Schiff wurde im vorigen Jahre an die chinesische Regierung verkauft, nachdem es bis dahin in den ost-asiatischen Gewässern als Handelsschiff gefahren. Es ist dahin jetzt eine chinesische Fregatte geworden.

** Bevölkerung des französischen Kaiserreichs in ihren wichtigsten statistischen Verhältnissen dargestellt von Dr. M. Block. Gotha, Justus Perthes, 1861.

der österreichischen Monarchie vollständig an. In gleicher Art wie dort, liegt uns hier die Karte eines großes Landes, zwölfmal in verschiedener Weise illuminirt vor. Während jedoch in Oesterreich hauptsächlich die Verschiedenheit der Nationalitäten den Gegenstand der statistischen Vergleichung bildete, sind es in Frankreich, wo eine einzige Nationalität vorherrscht, die sittlichen Verhältnisse der verschiedenen Departements, die den hauptsächlichsten Vergleichungspunkt bilden, und so sind hier die zwölf Kärtchen von einander abweichend je nach der Volksdichtigkeit, der Zunahme und Abnahme der städtischen Bevölkerung seit 1856, den Geburten im Allgemeinen, den unehelichen Geburten, den Heiraten, der Sterblichkeit, den Religionsbekenntnissen, dem Unterricht, der Kriminalität, den Prozessen, der Wohlhabenheit, den Steuern und der Beschäftigung. Herr Maurice Block, der sich durch zahlreiche statistische Schriften und insbesondere durch seine „Statistique de la France comparée avec les autres états de l'Europe" den Ruf eines sorgfältigen und gewissenhaften Forschers erworben, hat zu diesen Kärtchen den Kommentar geliefert, der im Allgemeinen, wenn man von der durch Kriege und ein ungeheueres Kriegsbudget in den letzten zwölf Jahren bedeutend vermehrten Steuerlast des Landes absieht, ein Vorschreiten Frankreichs in seinem Wohlstande und seinen sittlichen Verhältnissen erkennen läßt. Während z. B. im Jahre 1827 unter tausend militairpflichtigen Burschen nur 420 lesen konnten, war die Zahl der Letzteren im Jahre 1859 auf 670 gestiegen. Aus der Unterrichts-Karte ersehen wir übrigens, daß die mit deutschen Elementen gemischten Gegenden weiter vorgeschritten sind, als diejenigen, die sich das celtische Blut reiner erhalten haben. Diese Karte stehl so aus, als ob das Wissen von Deutschland nach Frankreich hinüber leuchtete. Wir empfehlen die vorliegende kleine Schrift, und hören mit Vergnügen, daß wir nächstens aus demselben Verlage auch über Spanien, Portugal und andere europäische Länder ähnliche Darstellungen zu erwarten haben.

— **Die Ausstellung der „Arkadia" in Prag.** Der wissenschaftlich-literarische Verein „Arkadia" hatte im Monat September d. J. in der böhmischen Hauptstadt eine Ausstellung „böhmischer Alterthümer" veranstaltet, von welcher uns der gedruckte Katalog vorliegt.* Dieser zählt 330 Nummern von Gegenständen der Kunst, der Industrie, des Kriegs- und des Kuchenlebens, den verschiedensten Epochen angehörend, und sämmtlich in den zahlreichen Schlössern, Rathhäusern und archäologischen Sammlungen des weiten Böhmerlandes zerstreut. Es ist ein rühmliches Zeugniß des Kunstsinnes und des Glanzes, welchen Böhmen im Mittelalter und bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein entwickelt. Mit Vergnügen haben wir aber auch bemerkt, daß, wie in der Geschichte Böhmens überhaupt, so auch in dieser Ausstellung, Deutschthum und Čechenthum friedlich neben und durch einander zum Ruhm und Glanze des gemeinsamen Vaterlandes wirkten. Hier ist keine Spur jener künstlichen Zerklüftung und jenes Zwiespaltes wahrzunehmen, die in den „Narodny Listy" von Prag, oder in der von slavisch-deutschen Federn redigirten Zeitung „Ost und West" in Wien ihr Wesen treiben. Hier haben Deutsche und Čechen aus den verschiedensten Gegenden des Landes dazu beigetragen, daß die Geschichte ihres schönen Böhmens in seinen Kunstdenkmälern verherrlicht werde. Der Herausgeber der in diesen Blättern bereits vielfach genannten „Böhmischen Alterthümer," Herr Ferdin. V. Mikowec, hat das Verdienst auch diese Sammlung geordnet und, als einer der Vorsteher des Vereins „Arkadia," veranlaßt zu haben. Unter den ausgestellten Kunstgegenständen, die auch für das Ausland ein historisches Interesse haben, befanden sich ein merkwürdiges Bild des Infanten Don Carlos, Sohnes Philipp's II., in dessen Antlitz die charakteristischen Züge seines Großvaters Karl V. und seines Vaters vereinigt sind. Das Bild befindet sich im Besitze des Fürsten von Lobkowitz. Aus demselben Besitze war hier auch ein Original-Bildniß des Grafen Lamoral Egmont, gemalt von Balthasar Ouroga im J. 1566. Ein Krummstab aus dem Jahre 1303 befand sich neben dem Fischerringe des Papstes Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini); eine prachtvolle Onix-Schaale Kaisers Karl IV. (1351) neben dem Modell des Slawata-Denkmals, zur Erinnerung an den grauenvollen Beginn des dreißigjährigen Krieges; ein Drath-Hemd von Jan Ziška neben einem Oberkleid aus Elenthierhaut, das Albrecht von Waldstein getragen ꝛc. ꝛc.

* Katalog der Ausstellung böhmischer Alterthümer, veranstaltet vom Verein Arkadia in Prag. Zusammengestellt von Ferd. V. Mikowec und Dr. August Ambros. Prag, 1861.

— **„Die Neuzeit."*** Unter diesem Titel liegt uns eine seit dem 1. Septbr. in Wien erscheinende, den politischen, religiösen und Kultur-Interessen, zunächst des Judenthumes, jedoch, bei dessen heutigem Aufgehen im europäischen Leben, dem geistigen Fortschritt überhaupt gewidmete Zeitschrift vor. Daß ein Blatt mit so ausgesprochener Tendenz gerade von Wien ausgeht, ist ein erfreulicher Beweis mehr von dem Umschwunge, den die Zeit — die Zeit des Konkordates, der Gewissenspolizei, der Brunner und der Hurter — in Oesterreich erfahren hat. „Das jüdische Volk," heißt es in der Einleitung dieser Zeitschrift, „bietet eine synchronistische Tabelle für die Ereignisse aller Länder und Völker, ein erschöpfendes Kompendium der ganzen Weltgeschichte. Ein Volk, das so wunderbar macht- und zusammenhangslos lebt, ohne irgend einen lokalen und persönlichen Mittelpunkt, einzig und allein von dem Bande einer Idee zusammengehalten, und so gleichsam in den Lüften schwebt, muß auch für jede Bewegung und Strömung am empfindlichsten sein. Die Juden inmitten der anderen Menschenstämme, gleichen jener beweglichen Luftblase in dem Instrumente, das die Physiker „Libelle" oder „Wasserwage" nennen. Diese Luftblase zeigt bekanntlich alle Schwankungen der Flüssigkeit, auf der sie ruht, gar getreulich an, und an ihr bekundet es sich am deutlichsten, was selbst dem geübtesten Auge entgeht — ob die Unterlage die normale Stellung habe oder nicht. An den Juden, ihrer Stellung und Bildung, läßt sich der jeweiligen Kultur der Zeiten der Puls fühlen. Die Juden sind ein sicherer Gradmesser, ein empfindliches Barometer des allgemeinen Zustandes, ein Spiegel von kleinem Rahmen, der in leicht überschwenglicher Weise das Bild seiner großen Umgebung darstellt. Dem Judenthum ist nichts Menschliches fern, und es sollte selber auch keinem Menschen ganz fremd bleiben. Wie es alle Interessen in sich abspiegelt, so sollte es auch nach allen Seiten hin interessant erscheinen. Wir selber wünschen uns daher nicht nur aus dem specifisch jüdischen Publikum unser Leser-Kontingent, sondern auch in weiteren und größeren Kreisen Anregung gewähren und Theilnahme beanspruchen zu dürfen."

Von den beiden Herausgebern hat Herr **Kompert** den kulturhistorischen und sozialen, Herr **Szántó** aber den wissenschaftlichen und kritischen Stoff vorzugsweise zu bearbeiten unternommen. Nach beiden Richtungen hin bieten die uns vorliegenden vier Nummern ein reiches, mit Geist und Sachkenntniß bearbeitetes Material. Herr Kompert hat unter Anderm eine in dem bekannten, gemüthvollen Ton seines „Ghetto" erzählte Skizze aus der Zeit des Kaisers Joseph II., „die beiden Schwester," geliefert, worin er den Konflikt von Kirche und Staat in einen jüdischen Familien-Ereignisse darstellt, welches eine Folge des berühmten Toleranz-Ediktes war, und wobei der liebenswürdige Charakter des in seiner Art einzigen, von den Meisten seiner Zeitgenossen verkannten Kaisers in seiner ganzen Isolirtheit und tragischen Resignirtheit gezeigt wird. Herr Szántó giebt unter Anderm für diejenigen, die ein Interesse an den inneren, religiösen Bewegungen des Judenthumes nehmen, eine Uebersicht der theologischen Polemik zwischen den beiden Rabbinern, Dr. G. Frankel, Director des jüdischen Seminars in Breslau, und Dr. Hirsch in Frankfurt a. M., von welchem Ersterer die wissenschaftliche, rabbanitische Forschung und Letzterer die buchstabengläubige, gewissermaßen karaitische Stagnation im Judenthume repräsentirt. Aus der ruhigen, allen gelehrten Notenkram verschmähenden Darstellung dieses Streites wird sich jeder Unbefangene leicht selbst ein richtiges Urtheil darüber bilden können.

Wir haben hiermit sowohl nach der kulturhistorischen, als auch der wissenschaftlichen Seite der neuen Zeitschrift hin angedeutet, welches der Charakter derselben sei, und wollen nur noch bemerken, daß sie auch im Auslande tüchtige Mitarbeiter, wie z. B. den gelehrten Professor S. D. Luzatto in Padua, besitzt.

— **Die Abstammung Lelewel's.** Mit Bezug auf den in Nr. 38 des „Magazin" enthaltenen Artikel über die Abstammung Lelewel's werden wir auf eine Abhandlung „zur Geschichte der Juden in Polen" in Frankel's „Zeitschrift des Judenthums," 1846, S. 249, aufmerksam gemacht, worin gesagt ist, daß die Familie Lelewel und Malachowski von getauften Juden abstammen, die durch Siegmund II. August in den Adelstand erhoben worden.

* Die Neuzeit. Wochenschrift für politische, religiöse und Kultur-Interessen. Herausgegeben von Dr. Leop. Kompert und S. Szántó. Wien, 1861.

J. L.

Im Verlage von Belt & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen
übernimmt das Postamt in Leipzig, österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch die Zeitungs-Expedition Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Zuschriften,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt korrespondiren, wolle man ihre Sendungen direkt, entweder Leipzig an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an Herrn Kommissionär, Herrn J. Behr's Buch-, Kunst- & Musik-Handlung Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postvereine portofrei geliefert wird.

№ 43. Mittwoch, den 23. Oktober 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

England. Seite

Englische Korrespondenz. Schönheits- und Größen-Maß. Unförmlichkeit und Ungeschick. — Eisenbahnen-Ueberstürzung. — Welt-Industrie und Kunst-Ausstellung 505

Italien.

Erinnerungen an Sizilien. Das alte und das neue Syracus 507

Frankreich.

Die Freiheit des Lehrers und die Methode 510

Syrien.

Die europäischen Mächte in der syrischen Angelegenheit . . . . . „

Ungarn.

Magyarische Dankbarkeit gegen deutsche Lehrer 513

Mannigfaltiges.

Sanct-Louis und Landau 514
Deutschland, England und Frankreich 515
Der englische *Circle Romanus* . . . . . „
Das Tschechische als Unterrichtssprache in Böhmen . . . . . „
Ungarische Romane 516
Der russische Dichter Chomjakow . . . . . „
Zur griechischen Chronologie . . . . . „
Der Clerus in Mexiko . . . . . „
Jesuiten als Universitätslehrer . . . . . „

England.

Englische Korrespondenz.

Schönheits- und Größen-Maß. Unförmlichkeit und Ungeschick. — Eisenbahnen-Ueberstürzung. — Welt-Industrie und Kunst-Ausstellung.

London, Anfange Oktober.

Als ich vor einigen Jahren mit etwa 60,000 Besuchern des Krystall-Palastes die mehr als 1100 Strahlen und Stränge des vollständigen Wasserkünste-Spiels bewunderte, bemerkte ich gegen einen Engländer, daß diese Fontainen-Nymphen in Sanssouci gemüthlicher, in Versailles graziöser, die englischen aber viel zu ängstlich angestrengt, zu dick und zu massenhaft erschienen. Er wurde natürlich grob, und schimpfte nach Herzenslust auf die Anmaßungen der Deutschen und Franzosen, es dem ersten Volke in der Welt irgendwie nachmachen zu wollen; die Fontainen *hier* schmissen jede Minute so und so viel Hunderttausend Kubikfuß Wasser in die Luft, in Sanssouci kaum ein Fünftel, in Versailles kaum ein Drittel so viel; folglich wären die Engländer auch in diesem Punkte entschieden „superior."

Damit hatt' ich für immer einen Schlüssel zu der englischen Aesthetik und dem Nationalstolze. Für schönes Maß, für die „Beschränkung, in der sich erst der wahre Meister zeigt," haben sie keinen Sinn, kein Auge. Ihr Stolz ist, in allen Dingen das Meiste, Dickste, Stärkste und Größte zu haben. Sie wären im Stande, einer deutschen Venus den Paris-Apfel durch das größte Dragoner-Frauenzimmer mit blauer Branntweins-Nase streitig zu machen. Ihr größter, nagendster Schmerz ist jetzt, daß sie nicht mehr ganz sicher beweisen können, ihre Flotte sei immer noch schiffreicher, als die französische, und die Wuth einiger Palmerston'schen, den gemeinen Massenvorstellungen schmeichelnder Zeitungen gegen den Flotten-Enthusiasmus in Deutschland hat ihren Grund in dem stillen Bewußtsein, daß die Deutschen bereits eine Menge Vorzüge in Wissenschaft, Kunst, Industrie ꝛc. vor England haben und in der Furcht, daß sie nun auch am Seide auf dem Meere diese Ueberlegenheit geltend machen könnten, zumal da die Engländer mit alle dem Größten und Mächtigsten maritimer Bauten und Heldenthaten Jahre lang Unglück hatten. Ihre unwiderstehlichen, bis in die halbe Ewigkeit hinein schießenden Kanonen platzten, ihre undurchdringlichen, eichenen und eisernen Schiffsmauern wurden von eigenen Zerschmetterungs-Instrumenten durchbohrt, ihr babylonischer Thurm zu Wasser, ihr great Eastern ist eine Blamage, ein Unglück, ein testimonium panpertatis vom ersten Anfang bis heute. Die Zeitungen haben ausführlich geschildert, wie dieses mächtigste Ungeheuer der Welt, das stolz nun unangefochten und mit nie erreichter Schnelligkeit durch die größte Wuth der Oceane schießen sollte, neulich von einem Sturme ärger mißhandelt und zusammengebrochen ward, als das kleinste, altväterische Schiff von Holz, und jämmerlich um Hülfe telegraphirte, bis das hülflose Monstrum von gemeinen, kleinen Schlepp-Dampfern endlich aus dem offenen Wasser in einige Sicherheit gezogen ward.

Der größte Stolz Englands ist gründlich zerzaust und gedemüthigt worden. Jetzt können sie sich nur an den „Warrior" halten, das größte, unüberwindlichste, dickste, eisenbeschlagene Kriegsschiff in der Welt, und was die Timon sonst für Superlative aufhäufte. Aber dabei scheinen sie doch nicht recht sicher zu sein, ob nicht Frankreich, oder gar die künftige deutsche Flotte dem Warrior seine jungen Lorbeeren abreiße.

Sie sind nur in Einer Sphäre entschieden unübertrefflich, in einer gewissen Kriminalistik, nicht in der Menge und Grausamkeit gemeiner, sondern vornehmer, reicher, aristokratischer Verbrecher. Der neueste, Guineß Hill, der sein eigenes Kind unter Lumpengesindel steckte, um es dort verkommen zu lassen, damit es nicht um die 14,000 Pfund Jahresrente, die er geheiratet, mit konkurrire, ist einer der unglaublichsten und unübertrefflichsten.

Dieser fette Bissen für die Oeffentlichkeit fiel gerade in den Anfang der stillen Zeit und wurde deshalb in den verschiedensten Zubereitungen wiederholt aufgetischt. Im Uebrigen fehlt es auch jetzt nicht an Stoffen für die meisten und größten Zeitungsspalten der Welt.

Unsere dichtgedrängten, scharf wetteifernden, verwickelten Lebensverhältnisse lassen auch in der stillsten Zeit, die wir jetzt durchmachen, keine Ruhe zu. Es geht immer d'runter und d'rüber, d'ranf und d'ran, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Dabei bricht und platzt, entzündet sich und explodirt, stößt und stürzt bald hier, bald da etwas mit mehr oder weniger Geld- und Menschenverlust zusammen oder auseinander.

Von den großen Feuern in London — wenigstens den drei größten während dieses Sommers, haben die Zeitungen hinreichend Notiz genommen. Auch sind sie nun in Wirklichkeit und in der öffentlichen Aufmerksamkeit längst gelöscht worden. Nach dem ganz England erschütternden Zusammenstoß der beiden Eisenbahnzüge in der meilenlangen Nacht eines Tunnels der London-Brigthon-Bahn am 25. August war kein Platz mehr für ältere und geringere Schrecken des englischen Verkehrs, zumal da kurz darauf ein fast eben so entsetzliches und mörderisches Unglück auf einer Londoner Bahn die Zeitungsspalten füllte und das Publikum mit Detailschilderungen, Todtenschauen und Untersuchungs-Berichten lange in Aufregung hielt. Ich will mich nicht auf Raum vertilgende Beschreibung der Einzelheiten einlassen, sondern nur auf die Umstände hinweisen, welche nothwendig zur Erklärung solcher Verkehrs-Trugödien gehören. In London münden sieben Hauptflüsse der dicht über das Land gezogenen Eisenbahn-Adern mit mehr als 100 Stationen noch innerhalb des Städte-Ungeheuers selbst, theils über, theils unter den Häusern und Straßen. Diese Bahnen verdichten und verzwicken sich hier von mehr als 1000 Städten und Häfen Englands, und strahlen von hier nach allen Seiten in den verschiedensten Verkettungen und Knotenpunkten

aus. Die Züge kammen und gehen nicht wie anderswo, des Tages drei, vier, fünf, sondern funfzehn bis funfzig Mal, ohne die Nacht auszuschließen. Kurz, es sind auf jedee der unendlich veezwickten und verbundenen Doppel-, vier- bis hundertfachen Schienenwege immerwährend nach der Minute berechnete, eilende, donnernde, rasende Züge dicht hinter einonder und in entgegengesetzten, sich kreuzenden, di- und cewergirenden Richtungen unterwegs. Dabei müssen oft genug Extra-, Güter- und Parlaments-Züge eingelegt und durch diesen Wirrwaer von sich jagenden und kreuzenden Dampf-Kometen sichee hindurch gewunden und geschmuggelt werden. Hier sind nun besonders die „Parlaments-Züge" aerhaßt, gefürchtet und gefährlich. Niemand versiehe darunter Züge, in denen Parlaments-Mitglieder oder sonst bedeutende Leute fahren, sondern im Gegentheil vom Paelament ektroyirte, extra wohlfeile (1 Penny pro Meile) Züge für Publikum nnd Pöbel, die nur als Menschen allerdings sehr wohlfeil, aber schlechter fahren, als Hammel und Hunde. Die Eisenbahn-Beamten behandeln diese ihnen gewaltsam vorgeschriebenen Züge, und alles Publikum darin gern als Canaille und schmuggeln sie auf ihren Bahnen durch, so gut aber schlecht sie eben können. Ein anderer böser Dämon dieses dichten, vielfach konkurrirenden Eisenbahnveekehes ist die Sucht der einzelnen Compagnien, sich durch Wohlfeilheit, Schnelligkeit und Ausdehnung ihrer gegenseitigen Bahnnetze in einander zu überbieten, sich gegenseitig das Publikum wegzufangen, einandee Schaden und Schabernack zu thun. Ein großer Bericht, der neulich über diesen Konkuceenz-Wahnsinn in den Zeitungen stand, gab fabelhafte Aufschlüsse über den Schaden, den sich einzelne große Compagnien selbst zugefügt, nur um andern konkurrirenden nur noch größeren zu thnn: die eine war auf einer besondern Linie in einem Jahre mit 150,000 Pfd. Sterl. Verlust gefahren, eine andere anderswo mit mehr als dem doppelten. Ich habe mir die Zahlen dieser Deficits nicht genau gemerkt, da ich nicht für Aktien-Inhaber und Dividenden-Betrogeue scheibe. Hier gilt's nur auf die Sache hinzuweisen und deren Folgen. Sie wollen auf andere Weise sparen, was sie in solchen Konkurrenzkriegen und bei den abschreckend gemachten, dahee nicht lohnenden Parlaments-Zügen zusetzen. Sie aernachlässigen daher Vorsichtsmaßregeln, Telegraphen, Aufseher, Signale ɔc., so daß uns bei dem unaufhörlichen, dichten Wirrwore des sich kreuzenden, opponirenden und konkurrirenden Beekehes gae nicht wundeen kann, daß selten eine Woche ohne Unglücksfälle vergeht. Wer die Tag und Nacht unaufhöeliche Hetzjagd der täglich Hunderte von Zügen kennt, muß es noch als ein Glück bewundern, daß solche möeerische Katastrophen, wie die vom August, verhältnißmäßig nur selten vorkommen.

Erstees läßt in Bezug auf Gräßlichkeit nichts zu wünschen übeig. Es sind vier Züge kurz hinter einander unterwegs. Einer davon muß wegen Unsicherheit vor sich auf ein gegebenes Zeichen sich rückwärts in den eine englische Meile langen Clayton-Tunnel hineinorbeiten, während ein eingeschobener Parlaments-Zug, der nachkam und von einem hinter sich bedraht ward, nachdem er von einem Warnungszeichen aufgehalten, und dann durch eine Sicherheitsflagge zum Weitergehen ermahnt worden war, in den Tunnel hiaeinbraust. In dieser engen, pechfinstern Tunnel-Schlucht stoßen nun die beiden Züge so zusammen, daß die Lokomotive des letzten auf die letzten Wagen des ersten springt, diese wie Scherben zusammenbrechen und die Passagiece daein mit zerquetscht. Die in den nächsten Waggons beider Züge waren zum Theil todt oder lebensgefährlich zerbrochen, gestoßen, gequetscht und lebendig unter Trümmern begraben, während die an den Endpunkten mit verhältnißmäßig leichteren Wunden und Stößen davon kamen. Aber man denke sich die eine Stunde und zehn Minuten dauernde Scenerie, die nun im Tunnel folgte! Der Romanschreiber, der unerhörte, Haace zu Berge treibende Gräßlichkeit wünscht, beaucht nur die Berichte der englischen Zeitungen zu excerpiren. Dem zweiten Unglück eester Klasse auf einee alle sieben Minuten zugleich hin und her befahrenen Lokal-Eisenbahn fehlte zwar die Nacht und der Tunnel, aber im Uebrigen hört sich's auch Nerven erschütternd genug an, wie der mit Ausflugs-Passagieren gefüllte Zug von einem nicht rechtzeitig ausweichenden Güterzug von den Schienen und in ein dreißig bis aieezig Fuß tiefes Thal gestoßen wird. Die einzelnen Waggons rutschten immer einer auf den anderen hinunter, so daß dee letztere immer den vor ihm zerdrückte und die Personen darin ebenso. Der unterste Wagen war mit den darin befindlichen Personen so tief in den weichen Boden hineingeeanut worden, daß Nichts mehr von ihm zu sehen wae und er mit seinem schauerlichen Inhalt vou lebendig begrabenen Leichen ausgegraben werden mußte. Die ersten Eindrücke des Schreckens haben sich verwischt, aber sie scheinen einer lange gehegten und genährten Entrüstung gegen die Parlamentzugs-Liederlichkeit und sonstige geldmacherische Ruchlosigkeit verschiedener Compagnien, wie vielleicht gegen die ganze Art des jetzigen Eisenbahn-Betriebes, Halt und Ziel gegeben zu haben, so daß wir vielleicht einem allgemeinen Petitions- und Beschwerde-Sturm im Volke und im nächsten Parlamente entgegensehen. Möglich, daß dies der neuen, gefahrlosen, viel schnelleren Art der Personen- und Güter-Beförderung Bahn bricht, ich meine, der Luft-Eisenbahn, wovon eben ein Stückchen im Süden Lpndons glücklich versucht worden ist. Dies Stückchen Eisenbahn ist eine luftdichte Röhre, durch welche Wagen mit Packeten und Briefen geblasen werden. Die Wagen passen mit einer Scheibe vorn so in die Röhre, daß diese luftdicht (wenigstens verhältnißmäßig) verschlossen wird. Indem nun die Luft durch Dampf-Luftpumpen aus der Röhee gesogen wird, drängt die Luft von Außen den Wagen (oder später Eisenbahnzug) rasch nach und schiebt ihn so mit Orkan-Geschwindigkeit durch die Röhre. Dies ist gefahelos, und der Zug kann in jedem Momente durch Aufhebung des Luftdruckes von Außen aufgehalten werden. Das kleine Stückchen hat sich durchaus bewährt, wird aber erst just auf langen Touren zur Verbindung der entferntesten Punkte unter der Erde hin (so daß Oben kein Boden gebraucht wird) in seinem ganzen Werthe sich geltend machen. Man ist noch im Zweifel, was besser ist, die Bewegung durch eingeblasene Luft oder durch Saugen, so daß verdünnte Luft die dichtere zum Treiben zwingt. Ein Modell füe letzteren Prozeß, Erfindung eines Dänen in London, das ich arbeiten sah, begeisterte mich förmlich für die künftige Art, sich leicht und sicher mit je Hunderten von Menschen unter der Erde hin von Ort zu Ort blasen zu lassen, ohne Dampf, dessen Gefahr und Schwerfälligkeit. Ueberall umsonst zu habende Luft als Zug- oder Triebkraft des Verkehrs und des Verkehrs unter der Erde hin, so daß die Tausende von Quadrat-Meilen fruchtbaren, theuern Bodens, die jetzt blos Eisenschienen tragen, wieder frei werden zum Säen und Aernten, das ist sehr wahrscheinlich über Kuez oder Lang ein Haupt-Pathos sozialer Reform. So lächerlich dies jetzt auch noch klingen mag, es sieht lange nicht so lächerlich und unmöglich aus, wie noch zu Anfang dieses Jahehunderts das Dampfschiff und die Eisenbahn. In England, besonders London, sieht man eher, als irgendwo, die Nathwendigkeit, die Unabweisbarkeit solcher Reform ein. Sie haben hier niegends mehe recht Platz, und müssen deshalb schon vielfach zu Auswegen unter und über der Erde ihre Zuflucht nehmen. Die Eisenbahnen über den Häusern und Straßen hin mehren sich und dehnen sich aus neben Stadtpost- und Privat-Telegraphen-Drähten, welche die Oberfläche Londons über den Dächern und Schoensteinen hin immer dichter überspinnen. Die unterirdische Eisenbahn unter dem ganzen Norden Londons hin zur Verbindung der großen West- und Nordbahn ist ziemlich vollendet. Mit Dampf hindurchzufahren, wird immer sehr unbequem und gefährlich bleiben, so daß man sich schon hier zum Blasen oder Ziehen vermittelst weicher, humanerer Luft entschließen wird, was ohne viel Schwierigkeiten geschehen kann, wenn man nur den ungeheuern Tunnel möglichst luftdicht macht und die Luft von den Endpunkten her zum Ziehen oder Treiben nöthigt.

Es muß Platz gemacht werden auf dem theuern Pflaster Londons. Sie werden diesen Zweck ziemlich erfüllen, indem sie der Erdoberfläche hier drei Etagen geben, ein Souterrain für Licht-Eisenbahnen, Gas-, Wasser- und Kloaken-Tunnels (in den neuen letzteren wird man nächstens neun Meilen weit zweispännig fahren können), ein Parterre zum Wohnen, Gehen, Aebeiten und Schlafen, und ein Obergeschoß für die Luftgeister des elekteischen Verkehes und die Eisen- oder Luftbahnen, die im Parterre und im Keller nicht anzubringen sind. Das merkwürdigste Beispiel von Mangel an Roum in einer bis jetzt mit bloßem Auge nicht ermeßlichen Räumlichkeit, der größten, die jemals von Mauer und Dach eingeschlossen ward, liefert das riesige Ungeheuer von Ausstellungs-Gebäude für 1862. Es steigt jetzt unter 3000 geschäftigen Händen, die wie Ameisen drum und dran wimmeln, rasch in die Höhe, etwas südlicher, als der riesige Krystall-Polast vor ezt Jahren, und ein halbes Mal größer, als das damalige unabsehbore Ungeheuer von Glas und Eisen, schon mit Seitengebäuden nnd doch jetzt schon viermal kleiner, als der Raum, den die verschiedenen Nationen als Aussteller bestellt haben. Bis jetzt sind über 9000 englische Aussteller angemeldet worden, doch vermehrt sich die Zahl derselben in täglichee Steigerung bis zum letzten Termine, dem 1. Oktober. Noch größee wae schon die Menge französischer Anmeldungen, die sich im Jahre 1851 auf noch nicht 2000 belief und jetzt schon (10. September) weit über 7000 angeschwollen war, die allein mehr Raum eeboten, als das ganze Ausstellungs-Gebäude mit seinen Hunderttausenden von Quadratfuß überhaupt einschließt. Im Jahre 1851 nahm England die größere Hälfte, nämlich 544,000 Quadratfuß, ein, seine Kolonien und die ganze übrige Welt nur 403,000 Quadratfuß. Die 1,500,000 Quodratfuß Raum in dem neuen Ausstellungs-Gebäude (just 500,000 Quadratfuß mehr, als im alten) nimmt England wieder zur

Hälfte in Anſpruch; alle übrigen Ausſteller müſſen ſich in die andere Hälfte theilen, obgleich Frankreich allein mehr als das Ganze verlangte. Es ſoll die ganze Hälfte der für's Ausland beſtimmten Hälfte bekommen, wobei es doch noch über viermal in ſeinen Anſprüchen verkürzt wird, ſo daß im Durchſchnitt auf jeden Ausſteller nur 6 Quadratfuß kommen (1851 waren's 26). Die anderen Völker folgen, je nach ihren Raum-Anſprüchen, ſo: Oeſterreich, die vereinigten Staaten, Belgien, Preußen und Rußland. Doch klagen Alle über Raum-Abzug, beſonders im Departement der Gemälde. Man hat blos 69,000 Quadratfuß Wandraum dafür zu vergeben, wovon England die Hälfte, alſo 38,500, bekommt. Die Künſtler aller übrigen Völker müſſen ſich mit der anderen Hälfte behelfen, obgleich Frankreich wieder allein mehr verlangt, nämlich 40,000. Dazu kommen Belgien mit 17,000, Rußland mit 10,000, Deutſchland, Holland, Schweden, Dänemark, Italien und die Schweiz mit 60,000 Quadratfuß. Man ſah ſogar auch noch Kalifornien, Auſtralien und ſelbſt die Sandwichs-Inſeln mit nicht unbedeutenden Wandraum-Anſprüchen für ihre ſchönen Seelen in Oel aufgetreten.

Summa Summarum, es wird auf dieſem anderthalb Millionen Quadratfuß Ausſtellungs- und den 69,000 Quadratfuß Gemälde-Raum ſehr voll werden, da nicht nur ganz neue Ausſtellungs-Länder, ſondern auch 1851 gar nicht vertretene Gegenden untergebracht ſein wollen, z. B. die Kolonie Victoria, das engliſche China und das ganz neue Gebiet des Erziehungs- und Schulweſens mit Gebäude- und Schulſtuben-Modellen, Muſtern für Leſe- und Hörſäle, Heizung, Beleuchtung, Ventilation, Schulbücher, Unterrichtsmittel, Gymnaſtik, Turnerei, pädagogiſche Spielwaaren, Naturgeſchichte und Muſterſammlungen für die Gebiete derſelben, die ſeit zehn Jahren zur Heldin gewordene Photographie in allen ihren Spielarten, Anwendungen und Apparaten, Camera's, Lampen, Linſen, Scheiben, Flaſchen. Dazu Weine und andere höhere Flüſſigkeiten, Nahrungsmittel und deren Veredelung und Aufbewahrung, ein culinariſches Departement mit Proben und Idealen der Koch-, Brat- und Schmorkunſt.

Uebrigens ſcheint man bereits dafür zu ſorgen, daß auch den unerwartet großen Anſprüchen auf Raum möglichſt genügt werde. Wie ich geſehen, haben ſie angefangen, Seitengebäude anzulegen, in denen namentlich die umfangreichſten Gegenſtände, wie Dampf- und andere Maſchinen untergebracht werden ſollen. Die eine Annexation iſt eigentlich blos ein großer Schuppen, aber nach Anſicht der Zeichnung ein wahres Muſter von ſchöner architektoniſcher Conſtruction der roheſten Umhüllung von Bretern. Der Schuppen beſteht aus vier gewölbten Ueberdachungen, die an je einer Seite offen ſind. Die Wölbungen ſind modificirt durch gothiſche Spitzbogen, die ſich auf die ſimpelſte Weiſe durch Placirung von Quer- und Bindebalken formiren. Alles iſt leicht hingeworfen, ſo zu ſagen, elegant, luftig, graziös und doch ſtark, wie Maſſivität. Dieſe Stärke beruht auf mathematiſch richtig angebrachten Bretern. Wo beſondere Stärke nöthig war, hat man ſchmale Planken in rechten Winkeln gegen breite geſtemmt. Dieſe Kraft gebenden Rippen machen nun in der Totalität den angenehmſten Effekt architektoniſcher Decoration. Das Schöne hat hier wirklich einen klaſſiſchen Charakter, inſofern der äſthetiſch-gebildete Architekt keine Verzierungen gut heißen will, die nicht zugleich durch den Geiſt und den Zweck eines Gebäudes als praktiſch nothwendig geboten und legitimirt ſind.

Man ſpricht ſchon von einer zweiten Annexirung in ähnlichem Geiſte für Ackerbau-Gegenſtände, da dieſe nach den Dampfmaſchinen den meiſten koſtbaren Raum in Anſpruch nehmen. Doch finden die Bau-Unternehmer ungeheure Schwierigkeit in Erwerbung des erforderlichen Baudens, der ungeheure Summen koſten ſoll. Für den Bau des Ausſtellungs-Gebäudes von 1851 erhielten die Herren Fox und Henderſon 80,000 Pfund Sterling; die Bau-Unternehmer des jetzigen größeren, maſſiven Gebäudes ſollen 300,000 Pfund Sterling (ohne die Seitengebäude) erhalten, wobei ſie 100,000 Pfund Sterling riskiren, indem ſie dieſe nur in Anſpruch nehmen wollen, wenn die Ausſtellungs-Einnahmen, incluſive dieſer 100,000 Pfund Sterling, kein Deficit ergeben. Die beiden Annexirungen ſind auf 20,000 Pfund Sterling berechnet, was den Gewinn des ganzen Unternehmens viel fraglicher macht. Doch wird man auch dies riskiren.

Die ungeheure, unerwartet großartige und begeiſterte Theilnahme der ganzen civiliſirten Welt an dem kühnen Unternehmen hat das Vertrauen ſo geſteigert, daß man weder an dem pecuniären, noch moraliſchen Erfolge zweifelt. Eiſenbahnen und Dampfſchiffe haben ſich während der Jahre von der erſten Ausſtellung an ſo vermehrt, und der zunehmende Wohlſtand, die erhöhte Bildung, das wiſſenſchaftliche und praktiſche Intereſſe der großen Maſſen aller Völker ſich ſo geſteigert, daß man auf die großartigſten Völker-Wanderungen und Wallfahrten nach dieſem kosmopolitiſchen Friedenstempel rechnet, auf viele ſolche Tage, wie es 1851 Einen gab, nämlich mit 106,000 Beſuchern.

Wir erwähnen hier, daß ſchon im Juli ein neues, illuſtrirtes Journal, das ſich ganz der Ausſtellung widmet, gegründet ward: „The International Exhibition“ etc. mit engliſchem Text und verſchiedenen franzöſiſch geſchriebenen Artikeln. Es iſt ein Anfang und, wie ich höre, will man es wo möglich in engliſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sprache erſcheinen laſſen. Haben wir doch ſchon 1851 während der Ausſtellung eine ganze „Illustrated London News“ ganz Deutſch gehabt.

Die Welt hat trotz bedeutender Hinderniſſe und Kulturſtörungen, namentlich durch franzöſiſche, Palmerſton'ſche und Manteuffel'ſche Politik, während des verfloſſenen Jahrzehends die erfreulichſten Fortſchritte gemacht, die wir in der Ausſtellung in ihrer Herrlichkeit und Fülle zu genießen hoffen.

Italien.

Erinnerungen an Sizilien.

Das alte und das neue Syracus.

Wenn man von Lentini her den heißen langen Tag über auf dem ſchön gebahnten Pfad an Blumenwieſen und Steinfeldern vorbeigerollt iſt und das reizende, tief eingeſchnittene Felſenthal des ſchäumenden Fiumare von Auguſta mit Bedauern hinter ſich gelaſſen hat, um das ſteile Ufer jenſeits Stufe für Stufe zu erklimmen, ſo ſieht man von der höchſten noch einmal zurück auf den immer majeſtätiſcher und höher zurücktretenden Etna und den herrlichen Golf zu ſeinen Füßen, deſſen ſanft geſchweiften Bogen die Ebene von Catania, Siziliens ſchönſter Garten, blühend umarmt. Mühſam nur trennt ſich der Blick von dem in den tieferen Farben der Spätnachmittags-Sonne erglühenden Bilde und findet eine nicht minder anziehende Scene vor ſich. Statt der traulichen grünen Waldthäler, die den von Meſſina Kommenden auf den erſten Tagefahrten ſo duftig und ſo deutſch anheimelten, ſtatt der frucht- und weinreichen Bodenwellen der letzten Tage ſenkt ſich von hier oben eine mäßig geneigte Ebene meerwärts und nach Süden hin. Nur leicht überziehen die glänzenden Gaben der Flora, ſonſt ſo verſchwenderiſch über die Inſel ausgegoſſen, den furchenreichen Kalkſtein; wenige Baumgruppen unterbrechen die feierliche Eintönigkeit, die wie mit einem Schlage die Erinnerung an eine noch weit feierlichere Stätte erweckt, an die Compagna von Rom. Ja wohl hat ſich die Scene verändert! Alle die mauern Hügel, die ſchnell wechſelnden Plagen unſeres Dreigeſpanns ſind verſchwunden; dafür umfaßt der Gebirgszug ſelbſt, den man vor allen jenen kleinen Herren nicht ſah, aus dem Innern des Landes näher herangeſchoben, die Küſtenfläche mit einem ernſten Rande ſtarrer Felſen-Terraſſen. Und das Meer, auf der Fahrt durch die Hügel-Landſchaft nicht immer und ſtets in den willkürlichen Schranken der nächſten Umgebung ſichtbar, breitet ſich nun weit und goldig und ſchrankenlos vor uns aus. Da aber, wo unſere langgeſtreckte Ebene in's Meer hinabſinkt, ſpringt noch eine Spitze inſelartig in die Flut hinaus, mit Kuppeln und Thürmen und hohem Mauerwerk ungleich und unregelmäßig emporſtrebend: es iſt das Ziel unſerer Reiſe, es iſt Syracus.

Ich kann nicht leugnen, daß mich, während der Wagen dieſem Ziele ſchnell zueilte, eine leiſe Hoffnung beſchlich. Die Kunde von dem gänzlichen Untergang der alten Herrlichkeit, von allen neueren Reiſenden weithin ausposaunt, hatte mich längſt erreicht und ich hatte mich eifrigſt bemüht, ihr unbeſchränkten Glauben zu ſchenken. Dabei hatte ich aber den heimlichen Gedanken an eine doch mögliche freudige Enttäuſchung nicht unterdrücken können und fand ihn nun Angeſichts der Zinnen von Syracus keck emporſchnellend und an dem unvergänglichen Glanze des großen Namens ſich zu neuen Erwartungen aufſchwingend. Mag die Zeit, mag die Wuth der Eroberer, ſo viele ihrer auch waren, ihr Aergſtes gethan haben, nicht zu gedenken des Fluches der hundertjährigen Mißregierung und der mörderiſchen Krankheit — Syracus, das Syracus, das vorn in den ſcheidenden Strahlen der Sonne funkelt, kann nicht ſo völlig von der ſtolzen Stadt des Gelon und der Dionyſe verſchieden ſein, wie die warnenden Vorfahrer es gefunden haben wollen! Solchen Gedanken nachhängend hatte ich die Ebene raſch durchſchnitten, wenige Bignen tauchten vereinzelt zu beiden Seiten auf, der Pflanzenwuchs verdichtete ſich zu üppigen Feigen- und Weingärten, hier und da lenkte auch ein müder Arbeiter ſeine hochgehörnten Ochſen heimwärts. Nahe muß

die Stadt sein — hier kommt ein freier grüner Weideplatz, von einer arg beschädigten Marmorsäule ohne Kapitäl einsam überragt, und hier dringt von beiden Seiten das Meer heran: auf der schmalen Landzunge dazwischen erheben sich die Mauern von Syracus, Mauern von hellem Stein, etwas öde und granitig, aber zweifellos solide, kalte, finstere Festungsmauern; in der Mitte gähnt ein möglichst wenig einladendes Thor, über dem der Adler des deutschen Kaisers den mächtigen Erbauer Karl V., aller hispanischen Lande Herren, bezeichnet. Wir dringen durch die dunkle Höhle dieses Thors: da ist gegenüber eine andere Mauer und ein anderes Thor, jene nicht lustiger und dieses nicht wirthlicher als die ersten. Und so thut sich hinter einander ein wahrer Banquespiegel von hohen Kalksteinmauern und niedrigen Bogenpforten auf, zu denen wir über Wassergräben und Fallbrücken auf krummen Wegen, stets dem Feuer einer glücklicher Weise nur imaginären Besatzung ausgesetzt, uns heranwinden müssen. Welche Schätze würden nicht hinter diesem Stachelgürtel von Stein sicher ruhen; wer, der dahinter gefangen schmachtet, könnte ohne Flossen oder Flügel entweichen! Und wie mögen von der Höhe dieser unbarmherzigen Klippen die Herren der Stadt, Griechen und Sarazenen, Normannen und wer sonst immer den Stürmen ihrer Gegner Hohn gelacht haben! Uns aber läßt der freundliche Korporal am letzten Thore ohne Weiteres hinein.

Aber *wie* sieht's d'rin aus! O meine Hoffnungen! Nie haben meine Augen etwas so abschreckend Kahles und Wüstes erblickt, als den Platz, den man zunächst vom Thore her, dem Einzigen, das die Stadt mit dem Festlande verbindet, erreicht. In liederlicher Verwirrung laufen zahlreiche Gäßchen, krumm, schmutzig, elend, hier aus; anbrüchige Häuser hängen in lückenhafter Reihe schlotternd ringsum; vor verdächtig aussehenden Spelunken — die eine nennt sich albergo della Pace, gegenüber macht ihr eine noch schmierigere Fortuna Konkurrenz — treibt sich entsprechendes Gesindel von müßigen Schiffern und zerlumpten Fuhrleuten umher. Ich versuchte mir nochmals Muth einzureden: es sei ja nur die Vorstadt, durch die Festungsmauern nach innen hineingezwängt, wollt' ich mir vorspiegeln. Aber jeder fernere Schritt zerstört diesen Beefuch von Selbstverblendung. Immer toller wird das Gewühl der schmutzigsten Gäßchen und Winkel, immer trostloser das Aeußere der verkommenen, niedrigen Häuser, immer elender, was uns von Menschen umgiebt. Greise Weiber von wahrhaft klassischer Häßlichkeit umringen unseren Wagen, kreischend das Almosen zu begehren, das ihnen Keiner verweigern wird, dem vor dem Fluche der Sibyllen und Parzen graut. So erreichen wir den albergo del Sole, der von Jahren und Sorgen verfinstert in einem schmalen Gäßchen steht, das erste, das vielgepriesene Gasthaus von Syracus. Aber ich kann nicht eher ruhen, als bis ich das Schlimmste weiß. Erst muß ich Syracus ganz gesehen haben, und das Syracus von heute ist nicht groß. Was im Alterthum diesen Namen führte, war bekanntlich die Verbindung der mächtigen und großen Städte Achradina, weithin am Meere gelegen, Neapolis, nach Süden zum weiten Hafen hin absteigend, Tycha, über ihnen auf den ersten Stufen das Felsengebäude gelagert, und endlich des festen Epipolä, das hoch über dem Ganzen mit seinen Burgen auf dem Gipfel des Bergrandes thronte. Das gemeinsame National-Heiligthum der ungeheuren, meilenweit ausgedehnten Gesammtstadt war die Insel Ortygia, auch schlechthin die Insel genannt. Hier auf der schmalen, hügeligen Landspitze, die den herrlichsten Hafen der alten Welt nach Norden und Osten vor Wind und Wogen schützte, war die älteste Ansiedelung der Korinther unter Archias gelandet; hier standen die Tempel der Juno, der Minerva, der Diana; hier war die Burg von Dionys dem Tyrannen, die Timoleon niederriß und hier das Grabmal des großen Befreiers.

Heute ist die Stadt auf diesen ehemals allerkleinsten Theil beschränkt; nachdem sie Jahrhunderte lang weit überfluthend die Meeres-Ufer mit Tempeln, Palästen und Burgen bis tief in's Land hinein bedeckt hatte, ist sie wiederum bis in ihre ursprünglichr Quelle hinein versiegt und versumpft und sitzt nun in ihrem Greisenalter wieder hier auf Ortygia, an demselben heiligen Quell der Arethusa, der ihre blühende Kindheit sah. Aber es ist nicht ein ehrwürdiges Greisenalter in sanfter Ruhe und voll hoher Erinnerungen, das der alten Stadt beschieden; ihr fiel das härteste Loos, alt, elend und vergrämt noch sorgen und kämpfen zu müssen, um das tägliche Brod, in jämmerlicher Verlassenheit dem kläglichsten Verfall nicht abwehren zu können, und am Rande des Unterganges in Kummer und Leid ein Scheinleben zu führen. Von Haus zu Haus und von Straße zu Straße, von dem öden Hafen, der die Flotten Europa's statt der drei oder vier Felucken bergen könnte, bis zu dem einsamen festen Schlosse des Maniakes, des Griechenfeldherrn, der die Araber besiegte, überall kläglicher, schmutziger Ruin, überall nacktes und würdeloses Elend! Durch das Ganze klang mir stärker und stärker jenes Marl-Antonische:

Wenn ihr noch Thränen habt, bereitet euch
Sie zu vergießen!

Hier am Mauerrande der Bastion, hart am Meer, ist unten ein Halbkreis, den leise vorströmendes helles Wasser erfüllt: es ist die Arethusa, die Quelle, wie sie sie noch jetzt einfach nennen. Das Alterthum erzeigte ihr göttliche Verehrung, sie glänzte in Gold und köstlichem Marmorgestein, bewundert, angebetet von den Schaaren der Einheimischen und der Fremden, die der Weltruf der Syracusanischen Herrlichkeit zahlreich hieher zusammenführte. Jetzt aber, ein Sinnbild des Schicksals der Stadt, muß die heilige Nymphe in ihrem einsamen Winkel Mägdedienste thun; alte Weiber reinigen schwatzend und keifend in ihren geweihten Fluthen Wäsche. Kaum milder ist indessen das Loos der anderen, ach so wenigen Reste des Alterthums, die der Fremde in dem heutigen Syracus sehnsüchtig aufsucht. Hier und da ein paar verstümmelte Säulen, der Capitäle beraubt, in Häusern eingemauert, oder auf dunkelen Höfen, das sollen die Trümmer jener Pracht-Tempel sein, die nach so vielen Stürmen und Plünderungen noch einen Verres zu neuem Raube und einen Cicero zu neuer Bewunderung anreizten? Am kläglichsten aber erging es jenem herrlichen großen Tempel der Minerva, einem der ersten Wunder des Alterthums. Noch stehen seine Säulen, aber eingelerkert und halbvergraben in den plumpen Mauern der großen und häßlichen Kathedrale, wehmüthig und hülflos wie gefangene Königstöchter.

Das ist, was in dem heutigen Syracus von dem alten geblieben; soll ich mich von diesen kümmerlichen Ueberbleibseln nochmals zu dem, was jetzt ist, wenden? Auch im Innern, im Mittelpunkt der Stadt, wo der große wüste Palast des Bischofs und die weitläufigen Gebäude seines Kapitels, der Seminarien ꝛc. in nerblichenem Glanze sich langweilen, ist es nur wenig besser, als am Meere. Engr, düstere Straßen, ein wenig stadtähnlicher allerdings, aber doch dürftig, verschossen, ohne Leben und Frische. Paläste fehlen auch hier nicht, wie ja jede kleinste italiänische Stadt sie hat; große Ideen oft, aber zur einen Hälfte verfallen, zur andern nicht angefangen; fratzenhafte Steinbilder an Thür-, Fenster- und Ballonverzierungen bezeichnen so recht den argen Ungeschmack, der hier seine Residenz hatte. Nur gar wenig neue Häuser sind zu sehen; eins fiel mir durch Größe und kahle weiße Mauern unerfreulich auf — es war das Gefängniß. Aus seinem Innern, jetzt nicht mehr der Kerker so vieler politischer Verbrecher, tönen dumpf jene klagenden Gesänge mit dem schwermüthig langhin verhallenden Refrain, die man als canti dei prigionieri so häufig im Munde des gemeinen Volks in Sicilien hört. Rechts und links aber laden kleine Kirchen, sich nur mäßig mit ihren häßlichen Jesuiten-Façaden aus den Häusern vorhebend, die Gläubigen zur indulgentia quotidiana plenaria ein. Was wollen wir weiter nach den Gründen des jetzigen Zustandes von Syracus suchen? *Das Gefängniß* ist neu und groß, Kirchen sind im Ueberfluß, wohin man nur sieht, nebenbei gesagt, eine immer häßlicher, als die andere; *vierundsechzig* Kirchen — ohne die zahlreichen Klöster — in einer Stadt von kaum noch achtzehn Tausend Menschen. Daher wandeln denn auch überall diese stattlichen Abbaten und Kuraten, in glänzenden neuen schwarzen Kleidern, behaglich und wohlgenährt, sie allein unberührt von dem allgemeinen Verfall. Noch immer schreiten sie wie die Herren und Gebieter unter diesem ärmlichen, hungrig aussehenden Volke umher, paarweise, in Zügen und förmlichen Massen, wie vielleicht an keinem andern Orte der Welt. Wahrlich es ist schwer, bittere Gefühle bei dem Anblicke dieser reichen Hirten und dieser geschorenen Heerde zu unterdrücken, bei dem furchtbaren Abstande zwischen dieser prunkenden Geistlichkeit und der verkümmerten Bevölkerung, die ohne Handel — Syracus ohne Handel! — und ohne Gewerbe, jetzt auch ohne Fremden, „von sich selbst lebt," wie sie hier sagen.

Aber fort aus diesem Syracus der Habsburger und der Bourbonen zu dem der Hieronen und des Timoleon. Was ist in der weiten Ebene zwischen der Bergkette und dem Meer von ihm geblieben?

Ich erwähnte der Marmorsäule, die sich einsam und trümmerhaft auf dem grünen Weideplatz vor dem Festungsthore, nicht gar weit vom Hafenstrande, erhebt. An ihr muß vorbei wer in die Stadt hinein und wer aus ihr heraus will; machen auch wir Halt an dem Rande des Brunnens, der lustig an ihrem Fuße sprudelt. Der Ort ist wohl geeignet, Raths zu pflegen, wohin wir zur Erforschung des alten Syracus unsere Schritte zunächst lenken wollen: Jahrhunderte lang ist hier über das Geschick der Stadt weise berathen und lärmend verhandelt worden, denn wir stehen auf der Agora, auf dem Markte von Achradina. Hier ist man zu wählen; rechts ab, dem kleinen Hafen zu, der früher der marmorne hieß, führt der Weg durch Achradina nach den Steinbrüchen; gerade aus winken die Terrassen des Theaters, darüber die Trümmer von Tycha und hoch oben die Felsenzinnen von Epipolä. Zur Linken aber

ſchlagen die Wellen des großen Hafens an den flachen Strand, lockend und ladend mit eintöniger Melodie. Folgen wir dem verführeriſchen Sange! Tüchtige Ruderer bringen uns im raſchen Boot, an jenen Sümpfen entlang, die ſo oft in alter Zeit den belagernden Feinden der Stadt durch ihren Gifthauch verderblich wurden, zu der Stelle, wo der Anapus ſeine haſtigen Fluthen in das weite, theaterförmige Rund des Hafens ergießt. Und während unſere Schiffer bald mit der aus zwei biegſamen Rohren geflochtenen Ruderſtange, bald mit dem Schlepptau uns zwiſchen den engen Ufern den Fluß hinaufarbeiten, dringt in der Verlaſſenheit des ſtillen Orts die goldene Mythenwelt von Hellas flatternd und gaukelnd auf uns ein. Wie haben die Götter und die Göttinnen dieſe heimlichen Lauſcheplätze in dem flüſternden Schilf und den üppig überwuchernden Blumen des Flußrandes geliebt! Hier wandelte die blonde Tochter der Ceres in heiteren Spielen; hier weint noch heute ihre Nymphe Cyane, jenes dicht umſchattete, waſſerreiche Bächlein, um den Raub der Göttin, den zu hindern ſie ſich vergebens dem finſteren Gotte der Unterwelt entgegenwarf. Aber die Götter ſegnen ihren Lieblingsort noch heute. So zauberhafter Pflanzenwuchs umſproßt und umblüht wohl kein anderes Flußbett in Europa. Wohl nirgends ſonſt erhebt ſich die ſchöne Canna ſo ſchlank und ſo dicht, werfen die dunklen Schlingpflanzen ihre Blätter und Blüthenmaſſen ſo reich dazwiſchen in die Fluth! Sicher aber findet man nirgends ſonſt in Europa jenes hohe Rohr mit dem glatten, dreikantigen Stiel, auf dem eine ennbliche Federkrone zierlich im leiſeſten Lufthauch weht, die Papyrosſtaude des Nils. Auf dieſen ſeltenen Gaſt, auf die gelehrte Pflanze Aegyptens, wie ihr Dichter Gargalla ſie nennt, ſind die Syracuſaner nicht wenig ſtolz; ſie erzählen Dir gern, daß ihr berühmter Cavaliere Landoliva nach ſo langer Zeit die Methode, Papier aus ihren Faſern zu bereiten, wieder entdeckt hat, und nehmen Dir's hoch auf, wenn Du noch einem Blättchen von Papyros Verlongen bezeigſt. Aber ſchade um jede Staude, die deshalb ihr königliches Haupt ſenken muß! Laßt doch dieſen erhabenen und traulichen Gruppen, die in ſteter Bewegung ſich wie Menſchen zu fliehen und wieder zu begegnen ſcheinen, die holde Ruhe ihrer Einſamkeit. Erfreut euch mit ihnen jener Palmen, die unweit vom Ufer, hier einzelne, da mehrere bei einander, ſtolz über die Ebene emporragen, und jenes einſamen, mächtigen Säulenpaares, das auf der anderen Seite aus wenigen Trümmern noch höher aufſteigt. Der einzige Reſt ſind ſie von dem gewaltigen Tempel des olympiſchen Zeus, der ſchon die erſten Siegesfeſte der Syracuſaner über Karthago feiern ſah. Aber wer möchte hier an die Wuth der Menſchen, an ihre Kriege und Siege denken? Was ſie für die Ewigkeit gebaut zu haben vermeinten, iſt verſchwunden oder zu Schutt geworden; aber die blaue Cyane rauſcht heute wie damals mit dem ſchnellen Anapus durch die Blumengefilde; heute wie damals „liſpelt leiſe ſüßen Frieden" das ewig junge Ufer-Röhricht. Hierher gehört unſeres Goethe's Paneioslied:

Rege dich, du Schilfgeflüſter!
Hauche leiſe, Rohrgeſchwiſter,
Sänftelt, leichte Weidenſträuche,
Liſpelt, Pappelzitterzweige,
Unterbroch'nen Träumen zu!

Aber die Sonne hat ſich umwölkt, auf den Höhen von Epipalä ſammelt ſich düſterer Nebelruch; heftiger fährt der Oſtwind vom Meere her über die Ebene dahin. Eilen wir, vor dem Ausbruch des Wetters die Steinbrüche zu erreichen; ſie ſind weit ab, am entgegengeſetzten Ende von Achradina. So müſſen wir denn die ganze ehemalige Bodenfläche der Stadt überſchreiten, kahle Kalkfelſen, hier und da tief eingefurcht in einer Art, die dem unvergeßlich ſein wird, der ſie in den öden Straßen von Pompeji zum erſten Mal ſah. Ja, es ſind die Spuren der griechiſchen Wagen, dem harten Boden durch die unendliche Maſſe des Fuhrwerks eingeprägt, ein unvergängliches Andenken der Lebensfülle, die hier auf- und niederwogte, leider das einzige, was davon geblieben iſt. Denn ſonſt entdeckt man auf der ſonſt unabſehbaren Ebene keinen Stein, keinen Trümmerhaufen, Nichts, was auch nur die leiſeſte Andeutung davon gäbe, daß hier Hunderttauſende gelebt und gewohnt, daß ſie ihre Pracht-Tempel und Säulenhallen hier errichtet haben, daß hier ihre Stadt das Staunen und die Bewunderung der alten Welt geweſen iſt. — Inzwiſchen ſind wir eine ſanfte Anhöhe hinan bis an die Pforte eines ſchmuckloſen, weißen Kloſtergebäudes gelangt. Es ſind die capuccini, die hier oben wohnen, und ihr Garten iſt der größte und herrlichſte der Steinbrüche von Syracus. Ein kurzer, ſchlüpfrig und ſteil ſich ſenkender Gang führt uns mitten hinein in ein wahres Paradies. Ein nicht ſehr großer, länglicher Raum iſt es, rings von hohen, völlig ſteil aufſtrebenden oder überhängenden Felswänden umſchloſſen, die in den keckſten und willkürlichſten Formen hier ausbiegen, da pfeilerartig vorſpringen, mit kühnen Brückenbogen, wunderſamen Höhlen, phantaſtiſchen Thürmen und Zinnen reichlichſt ausgeſtattet. Kroſtvoll ſtrömt uns balſamiſcher Duft entgegen von den Orangen- und Mandelbäumen, die in köſtlicher Fülle in dieſem unterirdiſchen Gaeten grünen, blühen und mit Goldfruchtmaſſen ſchimmern; zu ihren Füßen umſchlingen ſich in lieblichſter Verwirrung Roſen und Myrthen, wuchern koloſſiſches Bärenklau und rieſige Farren in ſolcher Fülle, daß dem Beſchauer kaum ein freies Plätzchen bleibt. Der üppigſte Epheu umklettert die Felſen; mit ihm wetteifern Immergrün und zahlloſe Schlinggewächſe, vor Allem jene großen, ſchönen, dunkelrothen Blüthen — ſie tragen von der Farbe der Kardinäle auch den Namen —, deren dichte, herrliche Purpurgewebe man ſo häufig an ſchroffen Abhängen weithin ausgebreitet findet. Mit ſo zauberiſchem Reiz hat die milde Natur dieſe Felsſpalte übergoſſen, daß man kaum der Schrecken gedenkt, die ſich an den Namen der Latomien von Syracus knüpfen. Einſt das furchtbarſte Gefängniß der gefangenen, atheniſchen Tauſende, ſind ſie jetzt das Reizendſte und Entzückendſte, was an wildem und maleriſchem Pflanzenwuchs ſelbſt auf Sizilien gefunden wird, eine dieſer Stätte völlig eigenthümliche, mit Nichts zu vergleichende und über Nichts zu vergeſſende Herrlichkeit. Man ſagt, daß hier jene Gefangenen die Geſänge ihrer großen Dichter erſchallen ließen, um den Zoen der Sieger zu verſöhnen; vielleicht erklang denn auch aus dem Oedipus auf Kolonos das ſchöne Lied, deſſen Worte am beſten zu ſchildern vermögen, was der Kerker von damals heute iſt. Ja die Steinbrüche ſind jetzt der Feld,

„wo die ſüß flötende Nachtigall
Häufig klaget mit leiſem Ton in der grünenden Waldſchlacht,
Die den finſteren Epheu liebt und Dir, Kronos, geheiligte,
Schattige, Blüthen umkränzete Büſche,
Die nie der Sturm durchtobt im Winter."

Aber unſere Erinnerungen, ſo feſt ſie auch dieſen Zauberort umſchlingen, müſſen für jetzt ſcheiden. Mögen ſie dann auch vorbeifliegen an allen den anderen Latomien von faſt gleicher Schönheit, die mehr oder minder benachbart ſind; an der des Grafen Cafale mit ihrem koloſſalen, hoch gewölbten Felſenſaale, an der des Paradieſes und der Philoſophen, und endlich auch vorbei an der tief eingeſchnittenen, vom zarteſten Farrenkraut umgrünten Schlucht, welcher der Maler Michel Angelo da Caravaggio wegen ihrer freilich mehr dem Ohre eines Pferdes als dem eines Menſchen vergleichbaren Höhlung den viel berufenen Namen orecchio del Dioniso gab. Vorbei auch für heute an dem alten Kirchlein San Giovanni mit ſeinen ungeheuren Katakomben, vielleicht den ausgedehnteſten, höchſten und lichteſten, die es überhaupt giebt; und an dem Garten des edeln Ritters Mario Landolina, wo unter Lorbeeren und Palmen der Graf von Platen begraben liegt, von dem liebevollen Gaſtfreunde als Germaniae Hortatus geehrt. Noch eines anderen Grabes haben wir zu gedenken, das nicht blos der deutſche Reiſende aufſucht. Unter vielen Höhlen, die uns rechts und links auf der Geräberſtraße, einem kahlen Felſenhohlwege zwiſchen Achradina und Neapolis, ſchmucklos und formlos anſtarren, iſt eine durch einen faſt verfallenen, geringen, doriſchen Giebelvorbau ausgezeichnet. Wohl allein dieſem Umſtande verdankt ſie den großen Namen des Archimedes, den jeder brave Syracuſaner hier begraben ſein läßt. Halten wir ihnen die Bedenken nicht entgegen, die wir aus manchem Grunde haben mögen, z. B. weil die Beſchreibung, welche Cicero von dem durch ihn neu aufgefundenen Denkmal des großen Mannes giebt, durchaus abweicht; unſere Freunde würden dadurch wohl verſtimmt, aber nicht überzeugt werden. Folgen wir ihnen vielmehr zu dem nahen Amphitheater, deſſen köſtliche Bogenlinien ſonſt unverſehrt unſeren Blick entzücken, wenn er den ſchön geſchwungenen von Sitzreihe zu Sitzreihe zu folgen verſucht. Auch die wohl erhaltenen, tief in den Felſen eingegrabenen Eingänge, jetzt mit herrlichem Grün umzogen, gewähren ein treffliches Bild: wohl verzierten, friſch aufgeputzten Triumphpforten gleichen ſie noch heute. Wieder dicht dabei zeigt ſich uns die Stelle, wo der große Zeustempel ſtand; nur der Grundriß, die Felſenplatte, auf der er ſich erhob, iſt geblieben, von ſeinen gewaltigen Säulen und Mauern Nichts, kein Stein. Hier ſind wir nun am Eingange zu der denkwürdigſten Stelle des alten Syracus; wenige Schritte nur, und vor uns ſteigt das Theater maeſtätiſch, mächtig, völlig erhalten den Bergrand hinan. Wir ſtehen in der Orcheſtra, hier war der Altar, den der Chor „in feierlich gemeſſenem Schritte" umwandelte, dort die Scene, die Grundlagen der Bildſäulen, die ſie ſchmückten, die Vorkehrungen für Couliſſen und Maſchinen, die Räume für die Schauſpieler. Im freieſten Halbkreiſe ſteigen die Sitzreihen Abſatz über Abſatz auf, noch ſind die Treppen gangbar, welche ſtrahlenförmig unten zuſammentreffen, noch leſbar die Inſchriften, die mit großen griechiſchen Lettern einen Platz in der Mitte als den „der Königin Nereis" und einen anderen als den „der Königin Philiſtis" be-

zeichnen. Freilich sind dagegen verschwunden die Marmorbildwerke, die den Riesenbau des theatrum maximum Cicero's schmückten; verschwunden die Marmorplatten, mit denen Alles, was jetzt Kalkstein ist, herrlich überkleidet war. Aber was hat das zu sagen!

Ich weiß nicht, ob es Anderen so gegangen sein mag, wie mir, und bin mir auch nicht völlig klar darüber, wie es kam, daß ich mich nirgends in ganz Italien so stark und so unmittelbar von dem Geiste der vergangenen Tage ergriffen fühlte, als hier auf den Stufen dieses großen, stillen Theaters. Namen, die ich seit den Tagen meiner Schulzeit nicht gehört hatten, traten wie lebendige Wesen vor meine Erinnerung; als wenn ich alle Tage daran gedacht hätte, stand mir vor den Augen, wie hier auf dieser Skene Epicharmus und Phormis zuerst den Jubel der Komödie erschallen ließen, wie Aeschylus, vor dem wachseaden Ruhme des jungen Sophokles aus Athen weichend, hierher seine furchtbaren Trauerspiele verpflanzte, wie hier ein Publikum zu Gericht saß, das an Geschmack und Urtheil dem Volke von Athen keineswegs nachzustehen meinte. Achtzigtausend Zuschauer fanden hier ihre Plätze; achtzigtausend lebendige, lärmende, schwatzende Syracusaner folgten hier dem bebenden Dichterworte in die Tiefen menschlichen Leides, auf die Höhen menschlicher Lust. Stolz und freudig mochten sie dabei ihre Blicke schweifen lassen über die Weltstadt unter ihnen, über die Tempel, Burgen und Säulenhallen hinweg nach dem freien, großen, unendlichen Meer, ihre Wiege und Ernährerin, auf jene Häfen zu beiden Seiten der Insel, von denen vielleicht hier oben noch nach so vielen Jahren der Römer sein oft wiederholtes Wort sprach: Nihil pulcrius quam Syracusanorum moenia et portus vidori potuisse. Auch heute noch ist die Aussicht von der obersten Sitzreihe des Theaters wunderbar. Nirgends hat man das Ganze so klar vor sich zu liegen, aber nirgends sieht man auch so klar, wie furchtbar der Kontrast ist zwischen der Gegenwart und den bewundernden Worten Cicero's. Es ist die weite Ebene nach allen Seiten hin vor dem Beschauer aufgeschlagen, dieses trümmerlose Gefilde, auf dem Syrakus einst stand. Wie es so absolut vertilgt, so völlig ausgewischt werden konnte, das bleibt ein Räthsel, das selbst durch eine so lange Reihe von Jahrhunderten, Belagerungen, Verwüstungen und schlechten Regierungen nicht befriedigend gelöst wird. Das allein steht fest, daß von der Stadt nur geblieben ist, was Theil des Bodens selbst oder innigst mit dem Boden verwachsen war. Keine Ruine von menschlichen Werken erfreut und belehrt den Besucher, keine stört ihn durch unförmlichen Verfall oder schnöden Mißbrauch. Was vergänglich war, ist vergangen; das Wenige, was geblieben ist, möge für immer unvergänglich sein, für immer den Erinnerungen an so viel Glanz und so viel Elend ein fester und tröstender Anhaltepunkt sein. Dr. F.

Frankreich.

Die Freiheit des Lehrers und die Methode.

Wir finden in der Revue de l'Instruction publique einen interessanten Artikel, von B. Jullien, über die Freiheit des Lehrers beim Unterrichte.

Daß diese Freiheit in Frankreich, wo das höhere Schulwesen bekanntlich ganz centralistisch organisirt und militairisch reglementirt ist, nicht besonders groß sei, kann man sich leicht denken; indessen giebt es doch daselbst Leute, denen dies geringe Maß noch zu groß zu sein scheint. „Diese ganz materielle Regelmäßigkeit entzückt eine große Anzahl von kleinen Geistern, welche nichts Schöneres kennen, als ein exercirendes Regiment." — Ein paar Herren, Villemereux und Pinet, haben unter dem Titel „Organisation pédagogique," ein Buch veröffentlicht, nach welchem „die Lehrer nichts mehr sein würden, als bloße Monitor's, die unter der unausgesetzten Leitung der Person stünden, die beauftragt wäre, über die Ausführung des Programms zu wachen." — Z. B. ein Lehrer giebt griechische Stunde; meinetwegen er erklärt ein Kapitel der Anabasis — hier wäre Alles vorher genau festgesetzt — diese Erklärung nimmt zwei Minuten weg, jene zehn, und geht der Lehrer darüber hinaus, wird er nach der Uhr daran gemahnt.

So ist es. Herr Jullien illustrirt diese Methode auch aus andern Fächern und besteht darauf, daß dem Lehrer hierin Freiheit gelassen werden müsse; das Quantum des zu absolvirenden Pensum könne ihm vorgeschrieben sein, die Methode seines Unterrichts, die Verfügung über die Zeit desselben müsse ihm gewahrt bleiben, wenn er nicht ein reiner Handlanger, eine reine Unterrichtsmaschine werden solle. Man sollte es nicht für möglich halten, aber Herr Jullien widerlegt ganz ernst und ausführlich die Möglichkeit des Ansinnens, die genaue Minutendauer jedes Vortrages, jeder Erklärung, jeder Abfragung vorzuschreiben. Die beiden oben erwähnten Herren, wahrscheinlich kaiserliche Schulräthe, wollen mit einem ähnlichen Reglement sogar die Elementarschulen beglücken und das A B C nach militairischen Exercier-Tempo's lehren. Die Lehrmethode ist übrigens schon früher in Frankreich etwas Politisches gewesen, denn unter Methode verstand man bisweilen auch den Lernstoff; gewisse Professoren fingen plötzlich an, mitten im Kurse einen ganz andern Stoff (z. B. Revolutionsgeschichte) zu behandeln und sich dafür auf die Freiheit in der Wahl der Methode zu berufen. La méthode mutuelle galt als liberal, la méthode simultanée als reactionär; die neu vorgeschlagene Methode scheint eine echt kaiserliche zu sein.

Uebrigens würde man Unrecht thun, hierin auf Frankreich mit zu großem Mitleid herabzusehen. Auch unser deutsches Schulwesen, namentlich das höhere, nähert sich immer mehr der taktischen Regelmäßigkeit einer allgemeinen staatlichen Bildungsmaschine; die Begeisterung für alles „Edle, Schöne und Erhabene," für das „Ideale" und andere schöne Dinge hat ihre Zeit gehabt, und wird von Schülern und Lehrern auch nicht mehr verlangt; die Hauptsache ist doch das Reglement und die Ablegung des Examens. Da spielt denn die Dressur eine große Rolle, und es ist abzusehen, daß sich das System der rein formellen Abrichtung von Lehrern und Schülern immer noch weiter ausbilden wird.

Syrien.

Die europäischen Mächte in der syrischen Angelegenheit.

Herr St. Marc Girardin scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, den Stand der Dinge im türkischen Reiche von allen Seiten gründlich zu beleuchten, und die Welt darüber au courant zu erhalten. Wir haben seine früheren Artikel über türkische Zustände (in der Revue des deux Mondes) dazu benutzt, auch unsererseits dem Publikum eine möglichst richtige Anschauung von diesen Verhältnissen zu geben, die von unbestreitbarer Wichtigkeit sind. Jetzt lesen wir eine weitere Abhandlung desselben Verfassers über die syrischen Angelegenheiten, die, nach englischen Aktenstücken bearbeitet, Aufschlüsse über die zu Beyrut zusammengetretene internationale Kommission giebt und wohl verdient, näher berücksichtigt zu werden.

Im Eingange macht Herr St. Marc Girardin eine Bemerkung, die uns sehr gegründet scheint. Er spricht es aus, daß, nach den offiziellen englischen Papieren (Blaubüchern), die ihm vorliegen und die er ausführlich bespricht, die englischen Staatsmänner und Politiker im Grunde des Herzens sicherlich ebenso trost- und aussichtslos über das Schicksal der Türkei denken, wie er selbst und die französischen Politiker. Nichts ist wohl gewisser als das; denn wenn es auch in England Leute geben mag, die sich im Interesse ihres Landes lieber etwas Falsches einbilden, als der Wahrheit in's Gesicht sehen wollen, so sind doch seine leitenden Staatsmänner viel zu gescheidt und zu gut unterrichtet, als daß man ihnen eine ähnliche Beschränktheit zutrauen könnte. Die Lebensfähigkeit der Türkei ist einmal eine These der Politik des Lords Palmerston; es ihr eine Wahrheit zu Grunde liegt, ist, nach der höheren Logik der Diplomaten, vollständig gleichgültig, und auf etwas Raffinesserei und Spitzfechterei kommt es nicht an, so lange sie sich überhaupt noch mit Worten vertheidigen läßt. Diese These fallen lassen und die Theilung der Türkei aussprechen, sind zwei Dinge, die sich zu einander wie Ursache und Folge verhalten. England müßte in diesem Falle positive Vorschläge machen oder zu Thaten schreiten, die beide von unendlicher Tragweite sein würden; davor aber wird es sich hüten so lange wie möglich.

Zudem hat die Thronbesteigung des Sultans Abdul Asis nicht wenig dazu beigetragen, diese Fiction von der Haltbarkeit der Türkei wieder zu kräftigen. Man wird alles Mögliche thun, um anschaulich zu machen, daß in orientalischen Reichen ein ganz anderes Gesetz der Entwickelung herrsche, daß dort ein kräftiger Herrscher weit größere Wunder thun könne, als im Westen. Auch die inneren Zustände Rußlands, die in Folge der Aufhebung der Leibeigenschaft und der unruhigen Stimmung Polens eingetreten sind, scheinen der Türkei eine neue Frist gewähren zu wollen, die man noch vor kurzer Zeit nicht voraussehen konnte.

Herr St. Marc Girardin erzählt uns, daß seine Beleuchtungen türkischer Zustände im Orient sehr übel aufgenommen werden sind. „Seit dieser Zeit empfange ich von Zeit zu Zeit aus dem Orient kleine, französisch geschriebene Schmähschriften gegen mich, und ich ersehe aus einer

Schrift, die mir aus Smyrna zugeht, daß ich wohl ein Agent Rußlands sein könnte. Was ist dabei zu thun? Ich stelle in meiner Bibliothek alle diese kleinen türkischen Pamphlete neben die kleinen russischen Pamphlete, die man gleichfalls gegen mich losließ, als ich vor 25 Jahren die Sache Potens vertheidigte."

Der französische Publizist spricht weiterhin die Ansicht aus, daß die Reformen des neuen Sultans die Türkei schwerlich retten würden, und begründet sie ausführlicher. Das Uebel liege zu tief und sei weit älteren Datums, als die Mißregierung unter Abdul Medschid, es liege in der türkischen Gesellschaft und der Zusammensetzung des Reiches.

„Wie kann man Muselmänner und Christen, welche das türkische Reich ausmachen, bewegen, mit einander zu leben? Wie die Gleichheit unter ihnen herstellen? Wie werden die Muselmänner sie ertragen können, ohne sich für erniedrigt zu halten? Wie kann man die Einen herabdrücken, ohne sie zu schwächen? Wenn es dem Sultan Abdul Asis gelingt, diese Schwierigkeit zu lösen, und aus der Türkei ein Land zu machen, wo das für Alle gleiche Gesetz gleichmäßig gehandhabt wird, so wird er einer der größten Männer der Neuzeit sein; aber um zu erfahren, ob er es ist, wird man nach meinem Dafürhalten etwas länger, als acht Tage warten müssen."

Hierauf geht der Verfasser zur syrischen Frage über.

„Die osmanische Gesellschaft und die türkische Autorität haben, wir geben es zu, in Syrien gesiegt, und zwar gesiegt, trotz der europäischen Intervention.

„Mögen die syrischen Christen und die europäischen Publizisten, welche Viel gehofft hatten, sich über ein Fehlschlagen ihrer Hoffnungen beklagen, mögen sie selbst die Mittel tadeln, die angewendet werden, um sie zu hintergehen, mögen sie sagen, daß dieselben der verheißenen Gerechtigkeit zuwider laufen; diese Klagen konstatiren nur das von der muselmännischen Gesellschaft und der türkischen Regierung erlangte Uebergewicht. In der Erzählung, wie Europa, trotz aller Ueberlegenheit seiner Mittel, unmächtig, und die Türkei, mit jeder Art von Schwäche behaftet, siegreich und allmächtig geblieben ist, liegt Nichts, was dem neuen Sultan mißfallen könnte.

„Man weiß, daß Europa außer der französischen Expedition eine internationale Kommission nach Syrien sandte, welche beauftragt war, die Umstände zu untersuchen, welche die letzten Konflikte herbeigeführt, den Grad der Verantwortlichkeit der Rädelsführer des Aufruhrs und der Agenten der Ortsverwaltung, ebenso wie die den Schlachtopfern schuldigen Bußen zu bestimmen und endlich auf Anordnungen zu denken, welche der hohen Pforte zur Gutheißung vorzulegen wären, um neues Unglück ähnlicher Art zu verhindern.

„Diese internationale Kommission, welche die französische Expedition begleitet, war eine diplomatische Intervention Europa's neben der militairischen, und sie gefiel der Regierung des Sultans ebenso wenig, wie die letztere. Auch hat die Türkei Geschicklichkeit genug besessen, die Wirkung von allen beiden zu vereiteln. Um die Wirkung der militairischen Interventien aufzuheben, hat sie die Hülfe Englands gehabt; aber die diplomatische Intervention hat sie ganz allein vereitelt, und das macht ihrer Geschicklichkeit alle Ehre. Ich erkenne an, daß die Eifersüchteleien der europäischen Mächte der osmanischen Pforte zu Hülfe gekommen, und daß die Ohnmacht des Occidents, wenn er einen vereinten Druck auf den Orient ausüben will, zu Beyrut, wie sonst überall, zu Tage gekommen ist.

„„Die syrische Kommission hatte zwei verschiedene Missionen; einmal sollte sie neue Unruhen unterdrücken, das andere Mal Schadenersatz fordern; sie sollte durch ihre Nachforschungen zur Bestrafung der Urheber der Metzeleien und zur Entschädigung der Betroffenen mitwirken.

„Was den ersten Punkt betrifft, so konnte die Kommission selbst nicht Richterin sein; aber sie konnte die Art und Weise überwachen, wie der außerordentliche Kommissar der Pforte die Justiz üben würde. Dieses Zusammenwirken aber vielmehr dieses pflichtgemäße Zusammenstoßen der türkischen juristischen Ideen und der europäischen ist ein interessanter Gegenstand für Studien. Wie in der Strenge, so in der Milde, kommen die europäische Kommission und der türkische Kommissar auch nur einen Augenblick überein. Es ist klar, daß sie eine ganz andere Idee von Justiz haben. Als Fuad-Pascha in Damaskus ist, beschäftigt ihn vor Allem, wenn wir der Depesche von Mr. Fraser an Lord John Russell Glauben schenken, der Gedanke, das Minimum von Verurtheilungen zu erfahren, das Europa verlange, um befriedigt zu sein, was Genugthuung anbetrifft, und seinerseits ist es nicht Grausamkeit, es ist Berechnung und Hast, um endlich mit den Reclamationen des Occidents fertig zu werden. Aus diesem Grunde wünscht er sobald als möglich die höchste Zahl der auszusprechenden Verurtheilungen zu erfahren, weil er glaubt, wenn die Blutschuld einmal bezahlt ist, wird die Sache ein Ende haben. Sich darum bekümmern, ob das zu vergießende Blut das Blut der am Gemetzel von Damaskus Schuldigen oder das ganz anderer Verbrecher sein wird, das sind Skrupel und Schwierigkeiten, welche ein türkischer Jurist gar nicht kennt. Auch schreibt Major Fraser am 21. September an Lord Russell, daß man neun seit längerer Zeit wegen Mordes verurtheilte Verbrecher aufgehängt habe, die bis dahin aus Gründen im Gefängnisse gesessen und eben deshalb an den Metzeleien keinen Theil hätten nehmen können, weil sie gerade gesessen — übrigens Leute aus der Hefe des Volkes. Warum hat man nun diese im Gefängniß vergessenen Verbrecher hingerichtet? Um Ziffern zu machen, um die Zahl der Verurtheilungen zu vergrößern, die man Europa nachweisen soll.

„Wenn die europäische Justiz einen Schuldigen trifft, so hat sie nicht allein die Bestrafung des Schuldigen, sondern vornehmlich das Beispiel im Auge, um die Bösewichter abzuschrecken. In Damaskus läßt Fuad-Pascha den Achmed-Pascha, der das Gemetzel zugelassen, heimlich hinrichten. Mr. Fraser beklagt sich über diese heimliche Hinrichtung. Das Resultat davon ist, sagt er, daß das Volk von Damaskus nicht glauben will, daß Achmed-Pascha wirklich hingerichtet worden ist, und daß das Gerücht geht, nach einer scheinbaren Erschießung habe Fuad-Pascha noch am Abende dieser formulirten Hinrichtung den Achmed nach Beyrut gebracht.

„Der osmanische Kommissar hat ohne Zweifel einen muselmännischen Aufstand verhindern oder den Stolz der Muhawmedaner schonen wollen, indem er den Damasceneen den Tod Achmed-Pascha's verbarg. Das ist nun die Ursache, daß sie nicht daran glauben, und daß die Unverletzlichkeit, d. h. die Straflosigkeit der Muselmänner noch jetzt in Damaskus herrschende Idee ist, eine dem Leben und der Ehre der Christen gefährliche Idee.

„Dieser wesentliche Widerspruch zwischen den Ideen der europäischen Justiz und denen der türkischen sowot jeden Augenblick und bei den geringsten Gelegenheiten zum Vorschein. So z. B. interpellirt in einer Sitzung der internationalen Kommission zu Beyrut der preußische Kommissar, Herr von Rehfues, Abro-Effendi, den Secretair und Bevollmächtigten Fuad-Pascha's: er wünsche zu wissen, warum man von den Bewohnern gewisser Ortschaften endgültige Quittungen für Empfang der zahlbaren Summen fordere, welche ihnen von den Abschätzungs-Kommissionen (des durch die Muselmänner angerichteten Schadens) zugesprochen sind? Abro-Effendi antwortet, die so zuerkannten Summen seien gar keine Zahlungen auf den Betrag der Entschädigungen, sondern bloße Unterstützungen. Was die von den Einwohnern verlangten Quittungen betreffe, so leugnet er, daß es wirkliche Quittungen seien, und versichert, es seien bloße Empfangscheine..... Herr von Rehfues hält seine Behauptung rücksichtlich der geforderten Quittungen aufrecht, und sagt, dieselben unterschrieben nur in der Ungewißheit über die Zukunft und weil sie einer wenn auch unzulänglichen Entschädigung nicht verlustig gehen wollten. Abro-Effendi verlangt die Namen Derjenigen zu wissen, die solche Quittungen unterschrieben haben, aber der preußische Kommissar glaubt nicht, daß es an der Zeit sei, dieselben namhaft zu machen. Ein europäischer Jurist würde die Namen Derjenigen zu wissen verlangen, welche diese mißbräuchlichen Quittungen unterzeichnen lassen; der türkische Jurist verlangt die Namen Derjenigen, die sie unterzeichnet, die sich beklagt und die der internationalen Kommission einen Grund zum Einschreiten gegeben haben.

„Abro-Effendi, der Secretair und Delegat Fuad-Pascha's, hat in der internationalen Kommission zu Beyrut eine Rolle zu spielen, die einer näheren Beobachtung werth ist. Er hat das Amt auf sich genommen, auf Fragen ausweichende Antworten zu geben, schlimme Fälle zu leugnen, dringenden Reclamationen der Kommission zu entgehen, Ausflüchte zu machen, zweideutig zu bleiben, zu verschleppen. Er spielt diese Rolle mit Ausdauer, aber als Subaltern, ohne Leichtigkeit, ohne Kühnheit. Der Mann, der wahrhaft geschickt ist, das Andrängen der Kommission an der Nase herumzuführen, ist Fuad-Pascha. Er ist bald gewandt und verschmitzt, bald stolz und hartnäckig; bisweilen ist er sogar aufrichtig, weshalb er sodann mit desto besserem Erfolge lügen kann, was Abro-Effendi nicht zu thun im Stande ist. Kurz, in dem Maße, als die Berathungen der Kommission sich durch das Aufkommen der europäischen Rivalitäten verwickeln, macht sich Fuad-Pascha mit großer Feinheit diese Rivalitäten zu Nutze und bringt schließlich die internationale Kommission zur Ohnmacht herab. Ich weiß nicht, welche Belohnung Fuad-Pascha von der hohen Pforte für die Erfolge erhalten wird, die er gegen die europäische Intervention errungen hat. Lord Dufferin wollte aus ihm einen Vice-

König von Syrien machen. Dieses Projekt, welches Lord John Russell annahm, hat die Pforte unruhig gemacht, und gegen Fuad-Pascha eine Eifersucht erregt, die ihm verhängnißvoll werden kann. Gewiß ist, daß sein Abgeordneter, Abro-Effendi, der auf dre Liste stand, um zum christlichen Statthaltee des Libanon ernannt zu werden, sich durch Daud-Effendi verdrängt sah. Die Pfarte hat im Libanon keinen Mann wie Fuad-Pascha haben wollen; sie hat einen höheren Beamten aus Konstantinopel geschickt. So ist der arme Abro-Effendi schlecht belohnt worden für seinen Eifre....

„In der ersten Sitzung der internationalen Kommission fragte der französische Kommissar, Mr. Béclard, an, ob der Oberst Husni-beg, Mitglied des außeeordentlichen Teibunals zu Beyrut, welches über Kurschid-Pascha, Gouverneur von Beyrut während der Abschlachtungen, Gericht holten sollte, derselbe Offizier sei, welchre die Besatzung von Baalbeck befehligte? Auf die bejohende Antwort Abro-Effendi's, welcher übeigens versichert, die Anteeedentien von Husni-beg nicht gewußt zu haben, macht der französische Kommissae bemerklich, daß die Anwesenheit dieses Offiziers, gegen den betreffs seines Benehmens zu Baalbeck sehe schweee Beschuldigungen voeliegen, in dem außerordentlichen Tribunale von Beyrut mindestens sonderbar ist. So ist die erste Sorge ore intrenationalen Kommission darauf gerichtet, zu verhindern, daß der Gerichtshof zu Beyrut nicht aus Mitschuldigen der Angeklagten zusammengesetzt werde. Das Recht der Oberaufsicht und Kmtrole über die Akte jenes Tribunals, welches die Kommission für sich in Anspeuch nimmt, wird ohne Unterlaß angefochten und ist sehr schwer auszuüben. Fuad-Pascha erklärt zwar durch den Mund seines Delegaten Abro-Effendi, daß die Mitgliedee der Kommission den Sitzungen des Teibunals beiwohnen können, abre er fügt zu gleicher Zeit bei, daß Fremde von Stande in gleicher Weise beiwohnen können, so daß man zweifeln daef, ob die Mitglieder der Kommission den Sitzungen des Tribunals kraft ihres Rechtes beiwohnen konnten, oder blos ous Höflichkeit nnd unter dem Titel von Feemden von Stande.

„Die internationale Kommission hatte Recht, daß ste wissen wollte, was in dem außeeordentlichen Teibunale von Beyrut vorging. Es war im Teibunal abgemachte und bestimmte Sache, die türkischen Offiziere nnd Beamten, die man als Theilnehmer der syeischen Metzeleien odee als deren stillschweigende Gutheißee var dasselbe gebracht hatte, freizusprechen odee ste nur zu illusaeischen Strafen zu veeurtheilen. Andererseits war es eine in dem Geiste der Mitgliedre der internotionolen Kommission feststehende und andauernde Ueberzeugung, daß die Türken die Hauptschuldigen jener Metzelein, und daß sie in diesem Punkte schuldiger, als die Druſen selbst seien.

„Die Druſen hatten, getrieben vom Hasse des Bürgerkriegs, das Unheil angerichtet; die Türken hatten die Metzeleien aus osmanischer Politik und aus muhammedanischem Fanatismus angerichtet, odre anrichten lassen. Das außeeordentliche Tribunal zu Beyrut verlangte nichtsdestaweniger, die Druſen streng zu verurtheilen, und namentlich die reichsten und wächtigsten untre ihnen. Es paßte in den alten Plan der osmanischen Politik, die Maroniten durch die Druſen zu treffen, und dann die Deuſen als Mörder der Marroniten zu vernichten. Die Mehrheit der internatinnalen Kommisstan wollte zwar ebenso gut die Druſen, welche des Mordes schuldig waren, exemplarisch bestrafen, aber ste konnte es nicht einsehen, daß die Türken, welche den Mord angestachelt, freigesprochen würden. Deshalb fand ein fortwährender Streit zwischen der Kommission und dem Teibunale von Beyrut, d. h. zwischen Fuad-Pascha und Abro-Effendi, welche das Tribunal leiteten, statt.

„Fuad-Pascha wollte im Anfang streng gegen die Türken sein, welche thätlich odee durch steäfliche Konnivenz an den Abschlachtungen Theil genommen hatten. Zu Damaskus hatte er Achmed-Pascha verurtheilen und hinrichten lassen; zu Beyrut ließ er, seeilich gedeängt durch die Aufforderungen des englischen Admiral Martin, Kurschid-Pascha vor Gericht stellen.

„Er entfernte den Obersten Hosni-beg, der ehre auf der Bank der Angeklagten hätte sitzen sollen, aus der Zahl der Richter; aber bald war Fuad-Pascha von Konstantinopel aus bedeutet worden, weniger Eifee für die Rechtspflege im europäischen Sinne zu zeigen. Ich habe Ursache, zu glauben, schreibt Loed Dufferin an Sie Henry Balwer am 18. Januar 1861, daß Fuad-Pascha von der Pfoete Instructionen empfängt, welche dem Verfahren, das er sich vorgezeichnet, zuwider laufen, und daß der Versuch, Kurschid Pascha und die anderen Türken auf Kosten des Lebens von dreißig druſischen Scheiks loszubeingen, von Konstantinopel aus eingegeben ist. Die englische Regierung findet sich mit diesen Intriguen gegen die Gerechtigkeit nicht ob; sie faedert nicht, daß Kurschid-Pascha, den das Teibunal zu Beyrut nur zur Gefangenhaltung veeurtheilt hat, auf die Vorstellungen dee internationalen Kommission zum Tode verurtheilt werde; aber sie verlangt: wenn das Leben Kurschid-Pascha's geschont bliebe, möge seine Haft mindestens streng und unnachsichtig sein, damit seine Strafe eine Wahrheit, nicht eine Maske zur Bedeckung neuen Zutrauens und einer nahen Beförderung werde.

„Trotz diesre veremptoeischen Sprache der Engländer konnte die Gerechtigkeit gegen die türkischen Offiziere und Beamten nicht durchdringen. Und warum? — Die Engländer hatten ihre Schützlinge unter den Angeklagten, sie plaidirten für die Druſen, suchten deren Schuld kleiner darzustellen — natürlich aus dem Grunde, weil die Druſen schon früher den Schutz Englands angerufen und sich unter dessen Protectorat gestellt hatten. Die christlichen Maroniten unter französischem, die Druſen, ihre Feinde, untre englischem Schutz, die Türken untee ihrem eigenen — damit ist die Sachlage gezeichnet. Man kann es den Türken nicht verübeln, daß sie aus der Heuchelei der Engländer ihren Vortheil zogen und ihre Leute ebenso hartnäckig vertheidigten, als die Engländre ihre Klienten. Wer ein Opfer veelangte, das war Frankreich, als Schutzhere der oeientalischen Cheisten; wee das Opfer beingen sollte, war weniger die Türkei, als England, welches Syrien bereits als seine Domaine betrachtte. Gleiche Strenge gegen Deusen und Türken würde die wahre Gerechtigkeit gewesen sein; da nun die Engländee ihre Klienten nicht minder in Schutz nahmen, als die Türken ihre Glaubensgenossen, so war dem ganzen Verfahren die Spitze abgebrochen.

„Es gab z. B. einen druſischen Scheik, Said-ben-Dschumblat, welcher der Schützling und erklärte Parteigänger Englands war. Er hatte durch seine Konnivenz Theil an den Metzeleien, nnd da er sehr reich und mächtig war, da er die Eifersucht der Pforte nnd die Habgier ihrer Beamten reizte, da es überhaupt einen Einfluß zu zerstören und eine große Confiscation zu machen gab, hatte ihn das Tribunal zu Beyrut zum Tode verurtheilt. Lord Dufferin hatte Said-ben-Dschumblat oft in der internationalen Kommission vertheidigt, ohne, wie mir scheint, seine Kollegen von etwas Anderem überzeugen zu können, als davon, daß Said-ben-Dschumblat nicht schuldiger war, als viele türkische Offiziere, eie das Gericht freigesprochen. Selbst, als er zum Tode verurtheilt war, verließ ihn Lord Dufferin nicht, ebensowenig dee englische Gesandte, und es giebt in dem Blaubuche zwei Depeschen von Lord John Russell, die eine an Lord Dufeein, um ihm vorzuschreiben, „bei Fuad-Pascha darauf zu bestehen, daß Said-ben-Dschumblat nicht hingerichtet werde," die andere an Sir Henry Bulwer, um ihm aufzutragen, „eine Mittheilung in ähnlichem Sinne an die osmanische Pforte zu machen." — Wenn die Engländer in diesre Weise im Interesse iheer Klienten ihr eigenes zu wahren suchen, kann man es dann den Türken veeargen, daß sie dasselbe thun, daß ste das Geheimniß herausfinden, wie sich mit dieser europäischen Rechtspflege und Gerechtigkeit feilschen und handeln läßt?

„Uebrigens hat die internationale Kommission (vier Kommissare von fünf) am 23. Februar 1861 ein Schriftstück unterzeichnet, worin ausgesprochen wird, daß die Hauptschuld an dem Blutvergießen in Syrien auf die türkischen Offiziere und Beamten zurückfalle.

„Nach dem Urtheile dee vier Kommissare von Frankreich, Großbritannien, Preußen und Rußland lastet — es thut ihnen Leid, es sagen zu müssen — die Verantwortlichkeit noch fortwährend auf den Dienern der osmanischen Obrigkeit, wenigstens ebenso stark, als auf den schuldigsten Druſen-Häuptlingen, und der Untreschied der über den einen und den anderen Theil verhängten Strafen findet nach den ihrer Prüfung unterbreiteten Prozeß-Akten in ihren Augen keine genügende Rechtfertigung. Die Kommissare fordern sodann Fuad-Pascha auf, die Initiative zu ergreifen und das Recht nach der Strenge dee Gerechtigkeit walten zu lassen."

Europo sprach sein Schuldig aus übre die syeischen Ereignisse — indeß wos hilft das? Unsere Zeit ist an Worten, Protesten, feierlichen Erklärungen so reich, daß ihre Bedeutung im Werthe unendlich gesunken ist. Die Türken hatten den Handel bereits gewonnen, als man sich, Dank der englischen Intrevention, darauf einließ, die Sache friedlich zu schlichten; wie sie einmal die Sicherheit hatten, daß man nicht schießen würde, kehrte ihr Muth, ihre Hartköpfigkeit, ihre Taubheit gegen vernünftige Vorstellungen zurück; sie waren wieder als Herren ihres Landes anerkannt und fühlten sich als solche.

„Die Metzeleien in Syeien stehen, wie die von Dschedda, schon auf der Rechnung der Türkei und, ich füge hinzu, wie Namik-Pascha, der das Gemetzel von Dscherda angestiftet, soeben zum Kriegs-Minister ernannt worden ist, ebenso wird man ohne Zweifel in einigen Monaten Kurschid-Pascha, den das Gericht zu Beyrut wegen seiner Duldung der syrischen

Abschlachtungen zur Haft verurtheilt hat, begnadigt und belohnt sehen, um das Wort Lord John Russell's über diese Verurtheilung wahr zu machen, daß dieselbe „ein erneutes Zutrauen und eine nahe Beförderung maskier."

Wie gesagt, Fuad-Pascha hat sich sehr geschickt die Getheiltheit der Ansichten, welche in der Kommission über die Schuld der Drusen obwalteten, namentlich aber die Protectionsgelüste der Engländer, die denselben zu Gute kommen sollten, zu Nutze gemacht. Schon in der Sitzung vom 28. Februar erklärte der französische Bevollmächtigte, Mr. Béclard, das Werk der Unterdrückung für vollkommen gescheitert.

Ohne Zweifel wird die Folge dieser halben Maßregeln, die man wesentlich der englischen Erhaltungs-Politik verdankt, eine Erneuerung der Metzeleien sein, denn die Türken, wie die muhammedanischen Bevölkerungen des Ostens, sind durch die Spaltung unter den Westmächten in dem Glauben an ihre Macht wieder bestärkt worden und haben die Ueberzeugung gewonnen, daß der Eifer für das Leben ihrer Glaubensgenossen im Orient bei den Europäern sehr mäßig ist.

Die zweite Aufgabe der internationalen Kommission war: „die Ausdehnung des Unglücks, welches die christlichen Bevölkerungen betroffen, zu bemessen und die geeigneten Mittel ausfindig zu machen, die Betroffenen zu unterstützen und zu entschädigen."

„Die erste Sorge der Kommission mußte sein, die Verluste der Christen und die Entschädigung, welche die Muselmänner zahlen sollten, abzuschätzen. Mr. Outrey, der französische Konsul zu Damaskus, schätzte die Verluste der Christen auf 150 Millionen türkische Piaster, und die internationale Kommission, welcher diese Summe von etwas mehr als dreißig Millionen Francs mitgetheilt worden war, fand nach der Prüfung, wie Lord Dufferin sagt, daß dieselbe ungemein mäßig sei. Fuad-Pascha selbst nahm sie als Grundlage der Entschädigung an. Ueber die Art und Weise, diese Summe aufzubringen, entstanden einige Meinungs-Verschiedenheiten. Lord Dufferin hatte vorgeschlagen, 64 Millionen Piaster von Damaskus und den benachbarten Orten, welche Theil an den Schlächtereien genommen, zu erheben. Die übrigen 86 Millionen sollte die hohe Pforte schaffen."

Alles schien bereits in Ordnung zu sein, als in der 15. Sitzung, am 22. December 1860, Fuad-Pascha ankündigte, er habe soeben eine offizielle Depesche erhalten, worin er benachrichtigt werde, „daß seine Regierung sich vorbehalte, die Art und Weise zu bestimmen, wie diese Entschädigungen an die Christen festgesetzt und gezahlt werden sollten, ebenso die Bestimmung der für diese Entschädigungen zu erhebenden Auflagen."

Hiermit war der internationalen Kommission das Recht aberkannt, jene oben erwähnte Aufgabe zu lösen; die Entschädigung der Christen ꝛc. war zu einer inneren Angelegenheit des türkischen Reiches gemacht und hing ganz von dem guten oder bösen Willen seiner Regierung ab. Zwar protestirte die internationale Kommission einstimmig gegen ein solches Verfahren, aber was hat es geholfen? — Die Türken verstehen die Sprache der fränkischen Kanonen sehr gut, aber nicht die der fränkischen Diplomaten. Sieben Monate nach dem Urtheil war die Lage der Christen zu Damaskus noch ebenso elend und trostlos, wie am Tage unmittelbar danach. Wer nur irgend aus dem dortigen Elende fortkommen kann, begiebt sich nach Beyrut, um neuen Hinschlachtungen zu entgehen, die bemerklich genug gedroht werden.

In der 25. Sitzung vom 5. März 1861 theilte Fuad-Pascha der Kommission neue Instructionen mit, die er betreffs der Entschädigung der Christen von Konstantinopel erhalten habe.

„Die Pforte hat mit der Kommission anerkannt, daß das Prinzip einer festen und von vornherein bestimmten Summe, die dann unter die Berechtigten nach Verhältniß ihrer Verluste zu vertheilen wäre, das Beste sei, was man thun kann; aber wenn die Pforte mit der Kommission über das Prinzip überein gekommen ist, so entfernt sie sich von ihr in seiner Anwendung. Anstatt 150 Millionen Piaster, welche die Kommission vorschlug, unter die Christen zu vertheilen, würde die Pforte der Meinung sein, sich in Rücksicht auf die ihr verfügbar scheinenden Hülfsquellen an die Ziffer von 75 Millionen Piaster zu halten, als deren Schuldner sich die Regierung des Sultans den Christen gegenüber hinstellen, und welche sie ihnen in sechs halbjährigen Zahlungen, d. h. im Verlauf von drei Jahren, zahlen würde. Nach dem zu Konstantinopel festgestellten Plane würde eine auf Damaskus und die Umgegend gelegte Steuer das Mittel sein, um für die Zinsen und die Amortisirung der Summen, welche die Regierung vorschießen wird, aufzukommen."

In klaren Worten: die Pforte hat kein Geld; sie will nur die Hälfte der vorher schon mäßig veranschlagten Summe zahlen, und ob sie dieselbe zahlen wird, ist natürlich mehr als zweifelhaft, wenn man bedenkt was es heißen will, wenn die armen hülflosen Christen rein und nett zu Gläubigern der Pforte gemacht werden. Die Mitglieder der Kommission protestirten und beklagten sich um die Wette, aber was half es? Sie waren machtlos. Die syrischen Christen können nach dieser Maßregel ihre eigene Entschädigung, falls sie dieselben erhalten sollten, mit bezahlen helfen; vielleicht aber bezahlen sie die Steuer und erhalten gar Nichts.

Kurzum, die internationale Kommission ist vollständig gescheitert, und zwar kläglich in Folge der Räumung Syriens durch die französischen Truppen; damit verlor sie allen materiellen Rückhalt, die Mittel zur Drohung und zur Execution.

Dieses glänzende Resultat verdankt man der englischen Politik, welche im Orient, wie überall in der Welt, nur ihre Interessen verfolgt, und der es deshalb nicht darauf ankommt, die christliche Bevölkerung des Morgenlandes an's Messer zu liefern.

Natürlich ist die dritte Aufgabe der Kommission, die Reorganisation Syriens, in gleicher Weise ein reiner Spott geworden. Die orientalischen Christen sind bitter in ihren Erwartungen getäuscht worden, sie hoben mit Schrecken dem Abmarsch der französischen Truppen zugesehen. — Jedenfalls werden dieselben in nicht gar langer Zeit wieder zurückkommen, vielleicht wird auch dann wieder eine neue internationale Kommission tagen, aber wahrscheinlich erst, nachdem Muhammedaner und Drusen wieder viele Tausende von Giaurs abgeschlachtet haben werden. Es lebe Lord Palmerston!

Ungarn.

Magyarische Dankbarkeit gegen deutsche Lehrer.

Unsere Zeitschrift hat es während ihres dreißigjährigen Bestehens niemals an Theilnahme und Anerkennung für die wachsenden Bestrebungen und Erfolge der jungen, magyarischen Literatur fehlen lassen. Auch andere deutsche Blätter, wie die Augsburger „Allgemeine Zeitung," die „Blätter für literarische Unterhaltung" ꝛc. haben stets Freude darin gefunden, die großherzigen Opfer, welche einige edle Magyaren zur Begründung einer ungarischen Wissenschaft gebracht, in das günstigste Licht zu stellen. Ja, man kann wohl sagen, daß ohne die wohlwollende, nachsichtige und neidlose Vermittelung der Deutschen die übrige Welt auch bis zum heutigen Tage noch nichts von magyarischer Kultur und Poesie, von magyarischer Literatur und Wissenschaft wissen würde. Um so mehr haben jetzt aber auch die Deutschen ein Recht, das asiatische Barbarenthum, das jetzt wieder bei den Magyaren zum Durchbruche kömmt, vor der ganzen Welt verdientermaßen zu brandmarken. Die Art und Weise, wie man in Pest mit den deutschen Lehrern der städtischen Oberrealschule umgesprungen, ist eine von den Manifestationen dieses Barbarenthums. Wir theilen nach einer Flugschrift: „Die Pester Oberrealschule und ihr Ende" und nach einem Referat, das die „Zeit" darüber liefert, nachstehend ein gedrängtes Bild dieses modernen Vandalen-Treibens mit:

Nach langen Verhandlungen in den Jahren 1853 und 1854 wurde im Gemeinderath von Pest beschlossen, eine sechsklassige Oberrealschule mit deutscher Unterrichtssprache nach dem Muster der in Wien bestehenden zu errichten und für dieselbe das durch das k. k. Unterrichts-Ministerium zu genehmigende Recht, staatsgiltige, im ganzen Umfang des Reichs gesetzlich anerkannte Zeugnisse auszustellen, in Anspruch zu nehmen. Man erbat sich, da man in Ungarn noch keine Realschulen kannte, von der Regierung den Director einer k. k. Oberrealschule in Wien, Dr. Joseph Weiser, um die Schule einzurichten. Die Einrichtung geschah unter der Bedingung, daß die Gemeinde nur geprüfte Lehrer anstelle und diese Anstellung vom Ministerium genehmigen lasse. Die Väter der Stadt wünschten mit Rücksicht auf den Pester Gewerbestand zur Unterrichtssprache die deutsche, und richteten nur für die zwei untersten Klassen Parallel-Klassen mit ungarischer Unterrichtssprache ein, an denen man drei Piaristen-Ordenspriester anstellte. Von der Gemeinde wurden nun im Concursweg aus allen Gegenden Oesterreichs Lehrer nach Pest berufen, und auch, natürlich mit Bevorzugung, Lehrer magyarischer Herkunft angestellt, mit dem Dekret: „Der Gemeinderath der k. Hauptstadt Pest hat mittelst Rathsbeschlusses vom 11. November 1854, Z. 19,583, befunden, Euer Wohlgeboren zum Lehrer an der Pester städtischen öffentlichen Realschule zu ernennen.... Herr.... hat am 31. März 1855 den vorgeschriebenen Diensteid als Lehrer..... vor dem versammelten städtischen Magistrat und den Vertretern der k. Hauptstadt Pest abgelegt...." So hatte die Gemeinde mit diesen wissenschaftlich gebildeten Männern einen

legalen bindenden Dienstvertrag eingegangen und die Verpflichtung auf sich genommen, für sie so lange zu sorgen, als sie ihre Pflicht thun.

Daß die Lehrer ihre Pflicht gethan, erhellt aus folgenden kurzen Angaben: Trotz der unbequemen und ungenügenden Räumlichkeiten in den ersten drei Jahren nahm der Besuch einen ungeahnten Aufschwung. Die Lehrer erhielten fortwährend Anerkennungs-Beschlüsse Seitens der Gemeinde. Die Schülerzahl stieg in den vier deutschen Klassen plötzlich über 300, wovon etwa die Hälfte magyarischer Herkunft waren, so daß mehrere Klassen in zwei Abtheilungen gesondert werden mußten, während der Besuch in den zwei ungarischen Parallel-Klassen bei den nicht geprüften Piaristen-Ordenspriestern immer mehr sank und endlich diese Klassen gänzlich eingingen. Im neuen Realschulgebäude entfaltete sich die Anstalt zur höchsten Blüthe, die Schülerzahl überstieg 600, die wissenschaftlichen Sammlungen wurden ausgedehnt und vervollständigt, und die ungarischen Tagesblätter sogar hatten nichts auszusetzen, als daß es eine deutsche Anstalt sei, obwohl an derselben die ungarische Sprache ausgezeichnet vorgetragen und gepflegt wurde. Die Gemeinde von Pest verlieh dem ursprünglichen Einrichter Dr. Weiser das Ehrenbürgerrecht der Stadt und stellte sämmtliche Lehrer deutschen und magyarischen Stammes mit Genehmigung des k. k. Unterrichts-Ministeriums ohne Vorbehalt definitiv an. Andererseits errichteten die Lehrer 1855 unentgeltlich eine Sonntags-Gewerbeschule für Handwerker, 1856 unentgeltlich einen Lehramts-Kandidaten-Curs für Lehrer an Unterrealschulen, und erzogen so eine Reihe tüchtiger ungarischer Lehrkräfte.

Mit dem Beginne des Schuljahrs 1860 fing die Zeit an, in welcher die ritterlichen und edlen Magyaren ihren schuldigen Dank abstatteten. Die ungarische Tagespresse, die früher nur Lob für die Anstalt hatte, begann nun weidlich auf dieselbe zu schimpfen. Der erste Nagel zum Sarg der Schule wurde geschlagen, indem im September 1860 zwei Vorstände neben und über einander in einer und derselben Anstalt aufgestellt wurden. Daß nun jetzt an neben der deutschen auch eine selbständige ungarische Oberrealschule bestehen sollte, war an sich löblich, undurchführbar aber die Bestimmung, daß der bisherige Lehrer der ungarischen Sprache zugleich Lehrer an der deutschen und Vorstand der ungarischen, der Vorstand der deutschen Oberrealschule als Hülfslehrer des Zeichnens in den ungarischen Klassen auch dem Vorstand der ungarischen Anstalt unterstehen sollte. Die durch solche Zweitheilung herbeigeführte Zuchtlosigkeit trat denn auch früh genug in einem Auftritt zu Tage, bei welchem die Straßen-Politik in die Schule förmlich eingeführt, die Selbständigkeit der meist knabenhaften Schüler in Zuschriften bekundet, der Unwille gegen die in den Hörsälen befindlichen Abzeichen der kaiserlichen Macht thatsächlich bewiesen wurde. Den des Ungarischen unkundigen Lehrern der deutschen Oberrealschule wurde befohlen, mit den des Ungarischen großentheils auch unkundigen Schülern ungarisch zu beten und zu singen, was eben auch nicht dazu beitrug, ihr Ansehen zu heben, so wenig als der Umstand, daß die ungarischen Lehrer an der deutschen Oberrealschule ohne Befehl, ja ohne irgend eine Anzeige beim Vorstand plötzlich ungarisch vorzutragen anfingen, so daß viele Schüler die Anstalt in der Mitte des ersten Halbjahrs verlassen mußten.

Nachdem am 4. Januar 1861 die neue städtische Vertretung sich gebildet hatte, in welche viele der bisherigen Gemeinderäthe eintraten, trat Herr von Eötvös an die Spitze des Schul-Ausschusses. In den Verhandlungen über die Schul-Angelegenheiten sprach der Lehrkörper der städtischen Oberrealschule die Ansicht aus, bei der gemischten Bevölkerung von Pest seien beide Schul Anstalten, die ungarische und deutsche, in ihrer Entwickelung zu belassen. Es wurden auch die bündigsten Versicherungen gegeben, man werde diesen gerechten Ansprüchen nachkommen. Am 9. Januar wurde die Anstalt von Eötvös untersucht und seine Zufriedenheit kund gegeben, in der folgenden Sitzung aber beschlossen, die Eltern sollten auf Wahlzetteln niederschreiben, in welcher Sprache sie ihre Söhne unterrichten zu lassen wünschen. Da aber der das Wahlgeschäft leitende Herr die Schüler geradezu aufforderte, die Zettel selbst zu unterschreiben, so entstanden wirkliche Wahl-Umtriebe unter diesen, die allen Ernstes glaubten, sie dürften nun ihre Lehrer wählen. Noch mehr! durch die Kürze der Wahlzeit waren entfernter wohnende Eltern gar nicht in der Lage, zu wählen. Merkwürdiger Weise zeigte es sich auch noch bei der Abstimmung, daß 444 Schüler gewählt hatten, während es deren überhaupt nur 385 waren, von denen überdies ein Drittel gar nicht mitgestimmt hatten. Dies kam daher, daß man die Ungarn in der ungarischen Oberrealschule mitgezählt hatte, die doch die Sache gar nichts anging. Auf Grund dieses durch offenbaren Betrug erreichten Ergebnisses beschloß nun die Behörde, die Schule solle ganz ungarisch eingerichtet werden, die Gemeinde solle die Leitung der Anstalt selbst übernehmen, die deutschen, der ungarischen Sprache unkundigen Lehrer haben bis Ende des Schuljahres 1860 auf 1861 ihren Schuldienst zu thun und seien dann mit vierteljähriger Gehalts-Abfertigung zu entlassen, der Lehrer der deutschen Sprache und Literatur sei sogleich seiner Stelle zu entheben. Namentlich gegen den dritten Punkt erhoben sich sämmtliche Lehrer und erklärten, daß sie nicht von der Regierung nach Pest versetzt, sondern auf Grund eines Dienst-Vertrages von der Gemeinde berufen worden und daher eine anständigere Abfertigung beanspruchen müßten. Darauf kam die Antwort: der Vertrag der Lehrer, als in den letzten zwölf Jahren geschlossen, sei ungesetzlich und räume den fremden Lehrern keinen Anspruch ein. Auf die Frage des Vorstandes: auf Grund welcher Schrift man gegen die fremden Lehrer so unbarmherzig verfahren sei? antwortete ein Gemeinderath: Im Stadt-Archiv fand sich Nichts vor, und man sprach in der Stadt, die Regierung hätte uns die fremden Lehrer octroyirt. Auf Grund eines Stadtklatsches erfuhren die Lehrer also diese unerhörte Behandlung. Herr von Eötvös munterte die fremden Lehrer auf, an die Stadt in dieser Sache eine motivirte Eingabe zu richten, die er seinerseits zu unterstützen versprach.

Die fünfte und sechste Klasse wurden nun dem rechtmäßigen Vorstand entzogen, ungarisch eingerichtet und dem Vorstand der ungarischen Realschule untergeordnet, ein neuer Lehrplan, in dem unter Anderem auch die Metaphysik aufgeführt wurde, eingeführt, die freien Lehrstellen besetzt. Herr von Eötvös brach sein Versprechen, die Gemeinde-Vertretung that Nichts für die Lehrer, sondern verhöhnte sie noch mit der Erklärung, vom Standpunkt der Humanität habe man für sie ohnedies Alles gethan, vom Standpunkt des Rechts hätten sie Nichts zu fordern. Wer den fremden Lehrern das Reisegeld nach Pest gab, möge es ihnen auch nach Wien geben. Magyar Orszag wünschte ihnen Glück zur Reise nach Wien in das Lager der Centralisten. Merkwürdiger Weise waren inzwischen viele andere Verträge, die von der Stadt während jener unliebsamen zwölf Jahre geschlossen wurden, als gesetzlich und bindend anerkannt worden, z. B. die Verträge mit den Oberrealschullehrern ungarischer Herkunft, die doch als Landeskinder mit den Ansichten und dem Stand der Dinge zur Zeit ihrer sogenannten ungesetzlichen Anstellung während der letzten zwölf Jahre besser als ihre fremden Amtsgenossen vertraut waren. Der Schluß ist des Ganzen würdig.

Die städtische Kammer-Kasse erhielt von der Gemeinde-Verwaltung plötzlich Befehl, den fremden Oberrealschullehrern für August und September keine Gehalte mehr auszuzahlen. Der betroffene Vorstand der Realschule kaufte sich die Erklärung dieses sonderbaren Vorgangs für 1 fl. 5 kr. am städtischen Taxamt. Das Jahr war nämlich inzwischen auf zehn Monate herabgesetzt worden, und man erklärte den Lehrern, sie hätten keinen Anspruch auf die Gehalte für August und September, weil das Pester Schuljahr nicht mit September, sondern mit Juli schließe. Durch diesen Kniff ersparte man an den deutschen Lehrern zwei Monate Gehalt, und setzte die ganze Abfertigung auf 87 fl. 50 kr. herab. Noch mehr! Da am 26. Juli Ausziehzeit ist, versprach man vierteljährige Abfertigung bis zu dieser Frist. Allein auch dieses Versprechen wurde gebrochen. „Die Stadtvertretung ließ die Betrogenen und schnöde Mißhandelten von dannen ziehen, ohne die geringste Unterstützung, ohne Rücksicht auf ihre Familien, dem leidigen Zufall sie preisgebend.“

Mannigfaltiges.

— Saarlouis und Landau. Kurz bevor König Wilhelm I und Kaiser Napoleon III. in Compiègne zusammentrafen und im Namen beider großen Nationen, die sie vertreten, die Freundschafts-Hand sich reichten, erschien in Paris eine Schrift: „Der Rhein und die Weichsel,“ worin mit der Resignation des Fuchses, der die Trauben für sauer erklärt, auf den französischen Besitz des linken Rhein-Ufers verzichtet wird — jedoch mit Ausnahme von Saarlouis und Landau, welche deutsche Landschaften mit ihren beiden Festungen die Franzosen, wenn auch nicht gleichzeitig mit Straßburg, doch um einige Jahre früher, als Worms, Köln und Aachen, an sich gerissen hatten und die darum, als ein von Deutschland „unrechtmäßig“ durch den Friedensschluß von 1815 erworbenes Gut, zurückgefordert werden. Es versteht sich von selbst, daß diese im höchsten Grade unschickliche und im gegenwärtigen Augenblicke geradezu beleidigende Zumuthung in keiner Weise von der Regierung Napoleon's III. direkt oder indirekt ausgegangen ist oder unterstützt wird. Die Schrift „Der Rhein und die Weichsel“ ist vielmehr eine bloße Buchhändler-Spe-

culation, wie dies zum Ueberflusse auch der Temps vom 10. Oktober sagt, der die Versicherung hinzufügt, daß, außer den drei bekannten Flugschriften Laguerronnière's, Nichts der Art in Frankreich erschienen, was der kaiserlichen Inspiration beizumessen sei. Gleichwohl haben englische und österreichische Blätter von dieser Schrift Anlaß genommen, in Deutschland Mißtrauen zu säen und gegen ein Bündniß Frankreichs und Preußens, das durch den Besuch des Königs in Compiègne angebahnt ist, zu warnen. Wir, und mit uns sehr viele gute Deutsche, glauben jedoch, daß diese Blätter keinen Grund zu ihrer jetzigen, zarten Besorgniß für Deutschlands Ehre und Integrität haben. Gerade wenn Frankreichs Herrscher noch eine stille Sehnsucht nach dem Besitze von Saarlouis und Landau haben sollte, dann würde seine persönliche Freundschaft zu dem Beherrscher Preußens, der das feierliche Gelübde ausgesprochen, niemals einen Zoll deutscher Erde an eine nichtdeutsche Macht abtreten zu lassen, das beste Mittel sein, diese Sehnsucht zu unterdrücken. Befand sich doch England viele Jahre lang mit Frankreich in der bekannten „entente cordiale," lediglich um die Eroberungslust der Franzosen zu paralysiren — warum sollte also nicht mit demselben Erfolge ein gleich inniges Freundschafts-Bündniß zwischen Preußen und Frankreich möglich sein? Allerdings zeigt sich jetzt, daß die Folgen jener „entente cordiale" für Frankreich viel, ja sehr viel vortheilhafter, als für England sind; allerdings ist es richtig, daß Frankreich sein gegenwärtiges Uebergewicht in Europa, seine Macht-Entfaltung auf dem sonst von England allein beherrschten Meere, und den großen Einfluß, den es jetzt auf die Geschicke des Orients übt, hauptsächlich der englischen Allianz im Krimm-Kriege, im italiänischen Kriege und im chinesischen Kriege zu verdanken hat; aber wenn die Lords Palmerston und Russell so kurzsichtig waren, die Folgen ihrer Politik und ihrer engen Freundschaft mit Napoleon III. nicht zu berechnen, so braucht doch darum nicht von den Rathgebern Wilhelm's I. eine ähnliche Kurzsichtigkeit und Mißpolitik befürchtet zu werden.

— Deutschland, England und Frankreich. Wir haben es immer gesagt, daß es mit der politischen Weisheit der englischen Zeitungen, und namentlich der Times, nicht weit her sei, und die neuesten Artikel der letzteren über die Zusammenkunft des Königs von Preußen und des Kaisers der Franzosen in Compiègne sind ein neuer Beweis dafür. Nachdem es diesem angesehensten und verbreitetsten Organe der englischen Presse gelungen war, alle politischen und kulturhistorischen Sympathieen, welche zwischen Deutschland und England seit dem siebenjährigen und dem Befreiungs-Kriege von 1813—1815 bestanden, vollständig zu vernichten — so, daß jetzt jeder am Rhein oder auf deutschen Eisenbahnen reisende Engländer, der sich nicht der strengsten Artigkeit befleißigt, den handgreiflichsten Zurechtweisungen von Seiten des Volkes ausgesetzt ist — hat es jener weise Daniel unter den kleinen Propheten der City jetzt dahin gebracht, daß auch bei den Franzosen wieder der traditionelle Unwille über das „perfide Albion" erwacht ist. Etwas Unklügeres, als jene Compiègne-Artikel hätte die Times nicht schreiben können. Denn einerseits hat sie sich dadurch den Hohn und die Verachtung der von ihr bisher so vornehm behandelten und geringgeschätzten öffentlichen Meinung Preußens und Deutschlands zugezogen, welcher sie in diesen Artikeln die Freundschaft Englands dringend an's Herz legt, während sie uns vor einer Allianz mit dem Arges sinnenden Frankreich warnt, und andererseits hat diese Warnung mit Recht die ganze französische Presse empört. Selbst das maßvolle Journal des Débats spricht die Besorgniß aus, daß durch jene unverständigen Artikel der Times die öffentliche Meinung in Frankreich auf den Gedanken gebracht werde, „Lord Palmerston sei in England nicht der einzige Erbe der beklagenswerthen Leidenschaften und Vorurtheile, welche vor funfzig und sechzig Jahren die Politik Großbritanniens gegen Frankreich beherrscht haben."

— Der englische *Civis Romanus*. Nicht uninteressant ist und zu neuer Erläuterung der englischen „Flegelhaftigkeit" im Auslande dient, was jetzt einige englische Zeitungen selbst über die kürzlich in Japan ausgebrochenen Mißhelligkeiten der englischen Gesandtschaft und der dortigen Regierung sagen. Herr Alcock, der englische Gesandte in Japan, war nämlich in seinem Hôtel von einem Haufen mißvergnügter Japanesen angegriffen worden, wurde zwar von der Regierung in Jeddo auf das Kräftigste geschützt, scheint aber dadurch der Regierung der Lords Palmerston und Russell einen willkommenen Anlaß geboten zu haben, mit Japan Händel zu suchen, um dort neue Erpressungen zu machen. Ministerielle, Londoner Blätter sprechen von einem Kriege mit Japan; ja, Admiral Hope soll bereits Befehl erhalten haben, mit Hülfe seiner Flotte Genugthuung zu verlangen. Nun findet sich der Morning Herald veranlaßt, darüber Folgendes zu bemerken: „Was in Japan vorgefallen, das mußte Jeder im voraus besorgen, der die Art und Weise kennt, wie die Engländer ihre Kultur nach dem Osten tragen. Japan hatte einige hundert Jahre lang aus sehr guten Gründen keine Ausländer in's Land gelassen. Mit keinem anderen Rechte, als dem des Stärkeren, preßten England und Amerika der japonischen Regierung neue Verträge ab, die zur Entrüstung eines großen Theiles des japanischen Volkes die alte und bewährte Ausschließungs-Politik über den Haufen stürzten. Es kam, wie es nicht anders kommen konnte. Bei allen seinen großen Eigenschaften versteht es der Engländer doch, sich unter Fremden unangenehm zu machen. Er muß alles Fremde nach seinem insularen Maßstab beurtheilen und, wenn es ihm lächerlich scheint, offen verhöhnen. Die weichlichern Racen des Orients behandelt er als verächtliche Geschöpfe, die nur zu seinem Nutzen oder Vergnügen da sind, und an ihren heiligsten, religiösen Gebräuchen kühlt er seinen Uebermuth mit handgreiflichen Späßen. Diese Charakteristik paßt auf die Engländer überhaupt und ganz besonders auf die Menschenklasse, die sich in neu erschlossenen Regionen niederläßt. Japan zog mit einem Male die englischen Abenteurer aus allen Theilen des Orients an. Ueber den Reichthum des Landes waren die wunderbarsten Fabeln verbreitet; Vergnügen, hieß es, war dort eben so leicht zu haben, wie Gewinn. Natürlich geriethen unsere civen Romani sehr bald in ernste Streitigkeiten, weil sie das Nichtbezahlen ihrer Schulden und die Beleidigung von Frauenzimmern zu ihren vertragsmäßigen Privilegien rechneten. Die Mitglieder der Gesandtschaft selbst waren weit entfernt, sich mit dem wünschenswerthen Takte zu benehmen und sollen den Anstand, namentlich gegen Damen, oft in grober Weise verletzt haben. Wir können das Haupt der Gesandtschaft von einer Mitschuld an diesen Ungehörigkeiten vollkommen freisprechen. Herr Alcock that sogar sein Bestes, um die Habgierde der Geschäftsleute in Schranken zu halten, und doch hat er in seiner Weise vielleicht mehr Unheil gestiftet, als alle seine Landsleute. Sein Ausflug nach dem heiligen Berge und seine Landreise quer über die Insel, hatten durchaus keinen Zweck und mußten, wie Herrn Alcock bekannt war, die altgläubige Mehrheit des Volkes erbittern. Dieser letzten Expedition war der neuliche Mordanfall allem Anschein nach direkt zuzuschreiben. Unsere liberalen Zeitungen schreien nun schon nach exemplarischer Bestrafung und bewaffneter Besetzung. Sie möchten in Japan das infernalische System befolgen, welches, nach der Prahlerei Lord Palmerston's und seiner Anhänger, China der Civilisation des Westens erschlossen hat, welches aber, wie wir nur zu wohl wissen, jenes Reich erschüttert, das unglückliche Volk beispiellosen Brutalitäten unterworfen, England Millionen Geldes und Hunderte von Menschenleben gekostet, aber nichts als die Zerrüttung und Verherrung China's zur Folge gehabt hat. Wenn dieser Civilisations-Prozeß einmal begonnen hat, so wird der Krieg chronisch. Wir zwingen ein Volk, unsere Kaufleute und Koafuln einzulassen; der Kaufmann beleidigt oder mißhandelt das Volk; das Volk rächt sich, der Konsul verlangt übertriebene Genugthuung, bekommt sie nicht, ruft einen Admiral; der Admiral bombardirt, der Krieg ist fertig. Die liberale Regierung sagt: wir sind einmal darin, civis Romanus sum; sendet eine Armee aus; darauf etwas Blutvergießen, Vertragsschluß, Gesandtschaft. Der Vertrag ist verschiedener Auslegungen fähig; der Gesandte wird wild, weil der Pöbel ihm seine Abneigung zu erkennen giebt, zieht sich zu seinen Schiffen zurück, verlangt Genugthuung und läßt gleich bombardiren, und so fängt das Lied wieder von vorn an. Nun, wir protestiren gegen die Anwendung dieses Civilisirungs-Prozesses auf Japan; er mag nach dem großen (französischen) Prestige-Prinzip sich vertheidigen lassen; aber wir wollen hoffen, daß Graf Russell sich noch erinnert, wie er selbst diese höchst unmoralische Doktrin gebrandmarkt hat. Wenn wir unsere Landsleute nicht zwingen können, die Gefühle des Volkes, unter dem sie leben, mit einiger Achtung zu behandeln, oder wenn wir keine Vertreter finden können, die ihre eigene impertinente Neugier zu zügeln vermögen, so thäten wir viel besser, Japan aufzugeben. Ohnedies stellt sich jetzt heraus, daß der Handel mit Japan niemals viel eintragen wird, und kaum das Opfer von einem halben Dutzend Menschenleben werth ist."

— Das Čechische als Unterrichtssprache in Böhmen. Bekanntlich ist seit Kurzem auf Anordnung der Schulbehörde in Prag, an deren Spitze der k. k. Schulrath, Herr Joseph Wenzig, steht, in allen denjenigen Schulen Böhmens, die hauptsächlich von Kindern čechischer Eltern besucht werden, an die Stelle des Deutschen, das Čechische als Unterrichtssprache getreten. Als eine solche Schule mit vorwiegend čechischen Kindern war unter Anderem die Bürgerschule an der Teyn-Kirche in der Altstadt Prag erklärt worden. An dieser Schule pflegen beim Beginn

jedes neuen Semesters (Oktober und April) durchschnittlich 150 Kinder neu einzutreten. Dieses Mal war jedoch die Zahl auf 55 gesunken, während die Zahl der Ausscheidenden ungewöhnlich groß war. Allerdings sind es hauptsächlich Kinder von čechischer Abstammung, die die Teyn-Schule besuchen, aber die Eltern dieser Kinder sagen mit sehr richtigem Takte, daß es genügend sei, wenn letztere, wie bisher, in allen Klassen in der čechischen Grammatik und Schriftsprache unterrichtet werden; daß jedoch das Deutsche, weil es für die Böhmen die Sprache des öffentlichen Lebens und des Welt-Verkehrs sei, ohne deren vollständigste Kenntniß Niemand sich emporschwingen könne, auch auf den Schulen den ersten Rang einnehmen müsse. Sie berufen sich dabei auf Männer, wie Franz Palazky, Purkinje und Herrn Wenzel selbst, von denen sie mit Recht behaupten, daß sie ohne die deutsche Unterrichtssprache, mit deren Hülfe sie logisch denken und philosophisch forschen gelernt haben, das nicht geworden wären, was sie sind. Verurtheile man die čechische Jugend dazu, an der Hand der unvollkommenen čechischen Sprache, die weder genügende Lehrbücher besitze, noch eine kulturhistorische Tradition für sich habe, in das Gebiet der Wissenschaft eingeführt zu werden, so würde ein Franz Palazky, ein Purkinje ꝛc. künftig unter den Čechen unmöglich sein. Wie richtig diese Bemerkung ist, geht aus der Thatsache hervor, daß an dem für čechisch erklärten Altstädter Gymnasium in Prag die čechische Sprachlehre selbst nach einem deutschen Handbuche docirt wird und daß man sich, trotz allem Widerstreben, doch hat entschließen müssen, sowohl Physik, als philosophische Propädeutik, wegen des Mangels an Hülfsmitteln in čechischer Sprache, in alter Weise deutsch vorzutragen.

— Ungrische Romane. Der letzte Roman von Jósika Miklos: Egy magyar család a farradalom n latt (Eine ungarische Familie während der Revolution), welcher kürzlich bei Hartleben in Pesth in vier Bänden erschien, hat solches Aufsehen gemacht, daß nächstens eine Fortsetzung desselben folgen soll. Auch von der Frau des Verfassers, der Baronin Jósika (Julia), wird binnen Kurzem ein neuer Roman: Családélet (Familienleben) die Presse verlassen.

— Der russische Dichter Chomjakow. Vor Kurzem sind in Moskau die gesammelten Gedichte des im Oktober v. J. verstorbenen Chomjakov erschienen, der zu den Häuptern der panslavistischen Schule in Rußland gehörte. Chomjakow wurde am 1. Mai alten St. 1804 in Moskau geboren, trat im Jahre 1822 in die Armee, und machte die türkischen Feldzüge von 1828 und 1829 unter dem durch seine Tapferkeit bekannten General Mudrov mit. Bald nachher nahm er seinen Abschied, und ließ sich in seiner Vaterstadt nieder, wo er sich mit einer Schwester des Dichters Jasykow verheirate und sich ganz literarischen und wissenschaftlichen Studien widmete. Außer den Dramen „Jermak" (1832) und „Dimitri Samoswanez" (1833) schrieb er zahlreiche lyrische Gedichte, die sich durch originelle Kühnheit des Gedankens und Schönheit und Kraft der Sprache, die er mit vollendeter Meisterschaft handhabte, auszeichneten. Viele seiner schönsten Poesien konnten lange Zeit wegen Censurschwierigkeiten nur in Abschriften circuliren; dies verhinderte sie jedoch nicht, sowohl in Rußland, als auch namentlich in den west- und südslavischen Ländern einer großen Popularität zu genießen, wo sie, wie der Russkji Wjestnik versichert, dazu beitrugen, das lange unterdrückte Gefühl des Patriotismus und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu wecken. „Die soziale Bedeutung Chomjakov's," schreibt das genannte Blatt, „war groß und wohlthätig. Er war ein lebender Protest gegen die Apathie, die Leerheit und den Egoismus, die sich des größten Theils unserer Gesellschaft bemächtigt haben. Er war nicht allein der Mittelpunkt, um den sich ein Kreis von Denkern sammelte, sondern trug auch Leben und die Erinnerung an höhere sittliche Bedürfnisse in Sphären, die ohne ihn in tiefem Schlummer verharrt hätten. Hierzu gebrauchte Chomjakov die ihm von Gott verliehenen Gaben, die er zu entwickeln und fruchtbar zu machen wußte: die Talente eines Dichters und Denkers, eine hinreißende Beredtsamkeit, eine scharfe Dialektik, tiefe Ueberzeugungen und einen energischen Charakter." Außerdem war Chomjakov ein großer Gutsbesitzer und Herr von mehreren tausend Bauern, die er, wie Aksakov in der unlängst im „Magazin" erwähnten Skizze bemerkt, auf das Musterhafteste verwaltete.

— Zur griechischen Chronologie. Unter dem Titel: „Der Attische Kalender in der Zeit von Solon bis zur Einführung der christlichen Religion in Griechenland," ist ein kleines Hülfsbuch der griechischen Chronologie von August Faselius erschienen.* Der Verfasser hat sich nicht darauf beschränkt, eine Anleitung zur Ermittelung der chronologischen Data und ihrer Zurückführung auf unsere Zeitrechnung zu geben, sondern er weicht auch in einigen wesentlichen Punkten von den Ansichten der früheren Chronologen ab. Wir können hier auf die Kritik und Beweisführung, womit der Verfasser nicht ohne Sachtenntniß und Scharfsinn die Ansichten der Früheren widerlegt und seine eigne Meinung begründet, nicht näher eingehen und begnügen uns, das Resultat kurz anzugeben. Von Solon (584 v. Chr.) an bis zur Einführung des Julianischen Kalenders (312 n. Chr.) hat in Griechenland blos die Oktaeteris gegolten, nur daß man Olymp. 112, 3 (330 v. Chr.) eine neue Oktaeteris anheben ließ, und die in derselben begriffenen acht Jahre mit den ersten acht Kallippischen Cykeljahren sowohl in den Anfängen, als auch in der Stellung der Schaltjahre gleich setzte, und daß der Kallippische Kalender von Olymp. 120, 1 bis 147, 1 (300—192 v. Chr.) neben dem verbesserten Oktaeteris-Kalender in Anwendung gebracht, nie aber allein als Staats-Kalender adoptirt wurde.

— Der Clerus in Mexiko. Die Einkünfte des mexikanischen Clerus sind doppelt so groß wie die gesammten Staatseinkünfte; nach ungefährer Schätzung belaufen sie sich jährlich auf 19 bis 20 Mill. Pesos. Ueber die Hälfte dieser Revenüen stammt vom Kapital-Vermögen und vom Grundbesitz; der letztere ist so ausgebreitet, daß in manchen Staaten, z. B. im Distrikt Mexiko, über die Hälfte, in den meisten wohl ein Drittel des Grundbesitzes sich in den Händen der Geistlichkeit befindet. Den Rest des Einkommens, etwa 9 Millionen, liefern die Zehnten, die Sporteln und Stolgebühren, die so exorbitant sind, daß — nach dem Urtheil eines hochgestellten Mexikaners — ein Tagelöhner, der sich verheiratet, durch die Höhe der kirchlichen Abgaben auf Lebenszeit ruinirt wird. Zum Zweck der Geldererpressung hatte der Clerus zu Mitteln gegriffen, die auf seinen eigenen Zustand wie auf den des Volkes den düstersten Schatten werfen. In einigen Theilen des Landes hatte er Lotterien veranstaltet, um die Seelen der Verstorbenen aus dem Fegefeuer hinauszuspielen; wer um das Seelenheil eines seiner verstorbenen Angehörigen besorgt war, ließ gegen Erlegung von zwei Reales den Namen des Verstorbenen auf ein Lotterieloos schreiben, und nach der Verloosung wurden die Seelen derer, deren Namen auf den gewinnenden Loosen standen, durch eine kirchliche Ceremonie feierlich aus dem Fegefeuer in das Paradies versetzt. Zu Ehren Unserer Lieben Frauen zu Guadalupe veranstaltet das dortige Kollegiat-Bisthum monatlich zwei Lotterien, zu denen jedesmal 13,000 Billets à 1 Peso abgesetzt werden, während die Gewinne nur 6500 Pesos werth sind; die frommen Väter erhalten durch diese Prozedur also ein jährliche Revenüe von 156,000 Pesos. Eine unbändige Spielsucht ist das Hauptlaster des nichtsnutzigen Volks: die Kirche patronisirt es und macht aus ihm eine hübsche Erwerbsquelle für sich selbst. Während die Regierungskassen leer bleiben, füllt sich der Seckel des Clerus.

— Israeliten als Universitätslehrer. Die Pariser Revue de l'Instruction publique meldet in ihrem Blatte vom 26. September die Ernennung des gelehrten Verfassers der „Geschichte Muhammeds und der Chalifen," Dr. Weil, zum ordentlichen Professor der philosophischen Fakultät an der Universität Heidelberg und fügt hinzu, daß dies der erste Israelit sei, der zum Prof. ord. an einer deutschen Universität ernannt worden. Dies ist nicht ganz richtig, da bereits früher an derselben Universität Dr. Goldschmidt zum Professor des Civil- und des Handelsrechtes ernannt worden. Auch in Oesterreich ward Dr. Wessely zum ordentlichen Professor des Kriminalrechtes an der Universität Prag befördert. Oesterreich scheint jetzt auch auf diesem Gebiete dem übrigen Deutschland und besonders Preußen in freisinniger Auffassung eines Problemes unserer Zeit vorangehen zu wollen. An derselben Universität Prag, und zwar an der theologischen Fakultät, ward nämlich der Rabbiner Dr. Kämpf zum außerordentlichen Professor der semitischen Sprachen und Literaturen ernannt. In Berlin hat man sogar einem Gelehrten wie Dr. Zunz, der unbestritten die erste deutsche Autorität auf dem Gebiete der orientalisch-talmudischen Wissenschaft ist, einen Lehrstuhl nicht bewilligen zu können vermeint. Herr Minister v. Bethmann-Hollweg hat bekanntlich ganz eigenthümliche Ansichten in Betreff des konfessionellen Charakters der Wissenschaft. Nur an der medizinischen Fakultät der Berliner Universität haben bisher einige geachtete Gelehrte jüdischer Religion (Dr. Traube und Dr. Remak) als Professoren Anstellung gefunden. Andere ihrer preußischen Glaubensgenossen, wie Dr. Valentin und Dr. Lazarus, haben nach der Schweiz auswandern müssen, um eine wissenschaftliche Lehrthätigkeit zu finden.

J. L.

* Weimar, 1861. Bernh. Friedr. Voigt.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig
Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Eichorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes; in Berlin auch die Zeitungs-Expedition Neumann, Niederwallstraße Nr. 913 und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Bogen in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Bezüglich,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct in Verbindung treten, wollen ihre Sendungen Briefform, entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Hauptfactor, Herrn G. Hedo's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27/28
Berlin.

№ 44. Mittwoch, den 30. Oktober 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Südslavische Lande. Seite
Croatien, Slavonien und Dalmatien 517
Rumänien.
Die neuere rumänische Literatur. I. Volkspoesie 518
Niederlande.
Die Niederländer. I. Ein niederländisches Literaturbild 520
England.
Zur Statistik der Mineralien, der Verbrechen, der Literatur und der Kunst. Londoner Korrespondenz 523
Schweden.
Korrespondenz aus Stockholm. Deutschlands gegenwärtiges Verhältniß zu Schweden 524
Frankreich.
Louis Blanc als Geschichtsschreiber. Die Schreckenszeit und der Sturz Robespierre's 525
Mannigfaltiges.
Selbstbekenntnisse des Prinzen von Schleswig-Holstein-Noer 527
Zur Rechtsgeschichte von Welsch-Tirol 528
Zur Rechtsgeschichte der Niederlande . . . . . „
Zwei Gebäude in Wien . . . . . „
Die deutschen Farben in Preußen und Oesterreich . . . . . „
Italiänische Bibel-Uebersetzungen für Juden . . . . . „

Südslavische Länder.

Croatien, Slavonien und Dalmatien.

Die Gestaltung des politischen Verhältnisses dieser südslavischen Länder zu Ungarn einer- und zur österreichischen Monarchie andererseits spielt eine Hauptrolle in dem gegenwärtigen, den Kaiserstaat bewegenden und ihn in seinen tiefsten Grundfesten erschütternden Nationalitäten-Kampfe. Die Nord-Slaven Oesterreichs (Čechen, Polen und Ruthenen) sind, ebenso wie die West-Slaven (Slovenen und Illyrier), im Wiener Reichsrathe vertreten, während jene südslavischen Völkerschaften, mit Ausnahme der zum Theil italisirten und daher, sowie durch geschichtliche Vorgänge, mit den Kroaten zerfallenen Dalmatiner, sich vom konstituirenden Reichsrathe bisher fern gehalten haben. Auf ihrem Landtage in Agram beschlossen sie vielmehr, gegen die ihnen durch das Februar-Patent angedotene constitutionelle Freiheit zu protestiren und auf ihre vorgeblichen, alten Privilegien, deren Wiederaufleben ihnen durch das Oktober-Diplom zugesichert sei, zu bestehen. Sie haben Oesterreich gegenüber eine ähnliche Stellung genommen, wie die Magyaren, und obwohl sie mit diesen keineswegs sympathisiren und noch viel weniger mit ihrem dreieinigen Reiche des Zwornimir in dem Reiche des heiligen Stephan aufgehen wollen, lehnen sie sich doch an das Magyarenthum, um mit Hülfe dieses energischen, kühnen Volksstammes ihre Ablösung von der österreichischen Gesammt-Monarchie zu erlangen, und — wenn dies erst erreicht ist, in Ungaen selbst, mit Hülfe der Nord-Slaven dieses Königreiches, dem Panslavismus zum Siege und zur Hegemonie zu verhelfen.

Und das ist es, worauf augenscheinlich auch die dem Panslavismus sich zuneigenden Polen Galiziens und die Čechen Böhmens warten. Das Verhalten ihrer Führer im Wiener Reichsrathe, wo sie für Alles Partei nehmen, was die Konsolidirung eines großen und freien Oesterreich zu hintertreiben vermag, läßt darüber keinen Zweifel. Die Herren Smolka und Rieger begeistern sich zwar für die Deak'sche Adresse, sie reisen auch wohl selbst von Wien nach Pest, um dort Eljen's und Zivio's auszutauschen, doch über Buda-Pest hinweg liebäugeln und korrespondiren sie mit Agram, Semlin und Munacacz, mit denen sie durch einen elektrischen Faden verbunden sind, der bis nach Moskau hinauf reicht.

Wären die Magyaren ebenso politisch gewandt, als sie energisch und kühn sind, so würden sie die ihnen vom Panslavismus drohenden Gefahren längst erkannt und, um diesen zuvorzukommen, einen Weg gefunden haben, sich auf dem Boden ihrer alten Verfassung mit dem neuen constitutionellen Oesterreich zu versöhnen. Aber wie die Sachen jetzt stehen, arbeiten die Magyaren den Slaven in die Hände, denen es vorläufig nur darum zu thun ist, das Chaos in allen Theilen des Kaiserstaates herbeizuführen, in der Hoffnung, dann sowohl Deutsche als Magyaren durch ihre Massen zu überwältigen.

Um einen Begriff davon zu bekommen, welche Ansprüche die Vertreter des dreieinigen Königreiches Zwornimir's an das heutige Oesterreich machen, wird es gut sein, die Adresse kennen zu lernen, welche am 9. Oktober die Barone Kuslan und Kraljewić im Namen des kroatisch-slavonischen Landtages dem Kaiser Franz Joseph übergaben. Wir folgen zu diesem Zwecke einem Referate, welches die gut unterrichtete Wiener „Presse" darüber liefert:

Dieses langathmige Schriftstück, das in seiner äußern Form eine unverkennbare Familien-Aehnlichkeit mit dem Deak'schen Adreß-Entwurfe aufweist, und ebenso wie dieser reich mit geschichtlichen und staatsrechtlichen Citaten aufgeputzt ist, zerfällt in zwei organisch ziemlich verschiedene Theile. Der erstere derselben behandelt die staatsrechtliche Stellung des „dreieinigen" Königreichs zu Ungarn und zur Gesammt-Monarchie, sucht aus der bisherigen Geschichte von Croatien und Slavonien, aus den Verträgen desselben mit den Königen von Ungarn und den Fürsten des Hauses Habsburg-Lothringen die Selbständigkeit des „dreieinigen" Königreichs als eine begründete Rechtsforderung darzustellen, und widmet dann der anzustrebenden Regelung der Territorial-Verhältnisse jene besondere und nachdrückliche Aufmerksamkeit, welche bei unseren Slaven derartige Gebietsfragen stets zu einem bedenklichen Zankapfel mit den Nachbarn zu machen pflegt. Der zweite Theil der Adresse, dessen offizieller Wortlaut uns leider in dem slavischen Moniteur heute noch nicht vorliegt, sondern dessen Inhalt wir nur aus den in Klarheit und Verständlichkeit nicht sonderlich excellirenden Sitzungsberichten des Agramer Landtags kennen, ist der Beantwortung der königlichen Propositionen gewidmet, deren wichtigste bekanntlich die der Beschickung des Reichsrathes war. Diese königlichen Propositionen wurden schon früher in ablehnender Weise beantwortet, wenn auch jetzt erst die Gründe für dieses Nichteingehen auf dieselben an den Stufen des Thrones in Form dieser Repräsentation mitgetheilt wurden.

Der Grundgedanke, welcher sich wie ein rother Faden durch die Adresse hindurchzieht und, unter den verschiedensten Formen maskirt, bei den Landtags-Verhandlungen in Agram stets wieder und wieder ausgesprochen wurde, liegt darin, daß Croatien, Slavonien und Dalmatien, mit einander zu einem compakten Gebiete vereinigt, jene Selbständigkeit, jenen hohen Grad von Autonomie beanspruchen können und beanspruchen müssen, welchen das vormärzliche Ungarn besessen hat, sowie, daß ferner diese Selbständigkeit zu einer möglichst nationalen, den slavischen Interessen allein Rechnung tragenden Entwicklung benützt werden solle. Diese nationale Seite der kroatischen Frage wird übrigens in der Adresse mit einer Mäßigung betont, welche nicht unvortheilhaft contrastirt gegen die leidenschaftlichen Wuthausbrüche wider die deutsche und die italiänische Nationalität, zu denen sich der kroatische Landtag nur zu häufig hatte hin-

reißen lassen. Was aber die Argumente betrifft, mit denen die Selbständigkeit des Königreiches als das Ergebniß einer 600jährigen Geschichte und zahlloser Staatsverträge nachgewiesen werden soll, so erinnern dieselben nur allzu lebhaft an den Inhalt jener Proclamation, welche im Juli 1848 kroatisch-slavonische Deputirte „an die Völker Oesterreichs" gerichtet haben, lediglich mit dem Unterschiede, daß in jener Proclamation die Invektiven allein gegen Ungarn gerichtet waren, während sie jetzt auch zugleich der Wiener Regierung und den Deutschen gelten. Wie man damals gegenüber dem Ministerium Kossuth und den ungarischen Centralisten geltend machte, daß im Anfange des zwölften Jahrhunderts nach dem Ableben der heimatlichen Herrscherstämme der erledigte kroatische Königsthron den Fürsten aus dem Hause Arpad nur unter der Bedingung eingeräumt worden sei, daß sie die Integrität des dreieinigen Königreichs ebenso, wie die Selbständigkeit desselben wahren und dasselbe nur als durch Personal-Union mit Ungarn vereinigt betrachten, ebenso wird dieses jetzt dem Reichsministerium in Wien gegenüber betont.

Es wird sodann darauf hingewiesen, daß 1527, als auf dem Landtage zu Cetinje nach Ludwig's II. Ableben Ferdinand I., damals bereits König von Ungarn, auch die Krone Kroatiens übertragen erhielt, dieses nur unter der Bedingung geschehen sei, daß er für sich und seine Nachfolger die strengste Beachtung der alten Verfassung von Kroatien und Slavonien versprochen habe. Dieses Versprechen, so wird ferner angeführt, sei später bei jeder Krönung, namentlich aber 1712, als der Landtag auch die weibliche Thronfolge anerkannte, wiederholt worden. Die nach der Josephinischen Periode beschlossene nähere Vereinigung mit Ungarn sei nie völlig durchgeführt worden, da der Plan eines gemischten ungarisch-kroatischen Statthalterei-Rathes, welcher von Agram aus vorgeschlagen wurde, in Pest keinen Anklang gefunden habe. Die vertragswidrigen Magyarisirungs-Versuche des ungarischen Landtages in den vierziger Jahren aber, hätten diese 1791 eingeleitete nähere Vereinigung mit Ungarn wiederum gelöst. Das dreieinige Königreich sei demnach gegenwärtig wieder ein für sich bestehendes selbständiges Gebirt mit seiner eigenen alten und durch alle Fürsten bis herab auf Kaiser Ferdinand I. bei ihrer Krönung bestätigten und beschworenen Verfassung; diese Verfassung garantire ebenso, wie die vormärzliche ungarische, das Recht der vollständigsten Selbstverwaltung der inneren Angelegenheiten, die Steuern und Rekrutenbewilligung, sowie die Einflußnahme auf die auswärtige Politik, insofern dieselbe die Rechte und Pflichten des dreieinigen Königreiches berühre.

Einen andern Zusammenhang mit der österreichischen Monarchie will die Adresse nicht gelten lassen, als jenen der reinen Personal-Union mit dem Königreiche Ungarn und dadurch indirekt auch mit den erbländischen Provinzen. Aus dieser Auffassung resultirt dann auch die kategorische Weigerung, sich an einem Reichsparlamente zu betheiligen, und nur in einem solchen das Recht der Rekruten- und Steuerbewilligung auszuüben. Ob eine derartige Auffassung der Wechselbeziehungen zwischen Kroatien und Slavonien einerseits und dem Kaiserstaate andererseits in Wien unter den gegenwärtig gegebenen Verhältnissen eine anerkennende Berücksichtigung finden könne, darum kümmert sich der kroatisch-slavonische Landtag ebenso wenig, als um die Frage, ob die an sich vielleicht nicht ungerechtfertigte Forderung einer Auflösung der Militairgränze in dem gegenwärtigen Momente, in welchem das ganze türkische Nachbargebiet unterwühlt ist und der Schauplatz einer umfassenderen Erhebung zu werden droht, opportun sei. Diese politische Naivetät, die die Gegenwart und die eisernen Forderungen derselben durchaus unberücksichtigt läßt, wenn es gilt, uralte und seit Jahrhunderten mannigfach von lebensfähigen Neubildungen überwucherte Ansprüche zur Geltung zu bringen, zeigt sich nach nackter in der Forderung der Wiedervereinigung Dalmatiens.

Dieses Land gehörte im frühen Mittelalter einmal vorübergehend zu Kroatien, kam später an Venedig, und wurde auf dem Wiener Kongresse mit dem festländischen Besitze der Lagunenstadt dem Kaiserthum Oesterreich einverleibt, als Ersatz für die Abtretung der südlichen Niederlande. Der kroatische Landtag verlangt nun von Oesterreich die Zurückerstattung Dalmatiens, weil der ungarische und kroatische Krönungseid den König verpflichte, alle jene Gebiete, welche einstens zu dem Territorium der Kronen des heiligen Stephan und Zwonimir's gehört haben, im Wiedererlangungsfalle mit demselben einzuverleiben. Daß Dalmatien seit mehr als vierhundert Jahren eine von der kroatischen total verschiedene Geschichte hatte; daß es einen andern Entwicklungsgang durchmachte; daß seine durchaus modernen Institutionen und Gesetze im grellsten Widerspruche mit den noch halb mittelalterlichen Komitats-Einrichtungen in Kroatien und Slavonien stehen; daß sein Landtag den ausdrücklichen Wunsch ausgesprochen hat, im Verbande der deutsch-slavischen Provinzen zu bleiben, und sich deshalb beeilte, den Wiener Reichsrath zu beschicken, wird von den Agramer Politikern einfach ignorirt. Dieselben lieben es überhaupt, den Entwicklungsgang, welchen Oesterreich seit seiner Konstituirung als Kaiserstaat genommen, die Verhältnisse, die aus diesem Entwicklungsgange entsprungen, die Machtstellung, welche aus derselben erwachsen ist, zu übersehen, und bewegen sich auf dem Boden antiquarischer Forschungen mit einem Behagen, daß ihnen darüber aller politische Sinn abhanden gekommen zu sein scheint.

Rumänien.

Die neuere rumänische Literatur.

I.

Volks-Poesie.

Die rumänische Literatur hat bisher von deutscher Seite wenig, in ihren neueren Erscheinungen fast gar keine Beachtung erfahren. Es ist, als ob dem Deutschen, der mit so großer Vorliebe Völkerstimmen sammelt und mit richtigem Verständniß und vieler Geläufigkeit alle Literaturen des Orients und Occidents bei sich eingebürgert, die poetischen Blumen am östlichsten Aste der romanischen Welt Europa's etwas außer dem Wege gestanden. Die Talvj hat uns die serbischen Nationalgesänge wiedergegeben; die ungarische Literatur hat ihre Vertretung unter uns gefunden; die Erzeugnisse der polnischen und russischen Dichter sind unserer Sprache angeeignet, und selbst die Neugriechen nicht übergangen worden. Wenn die seit dem letzten orientalischen Kriege in Aufnahme gekommenen Türken zu unserer reichen Uebersetzungs-Literatur kein Kontingent gestellt, so ist die Ursache die, daß sie eben keine Literatur besitzen, daß sie in den Tagen ihres Glanzes eine solche nicht hervorgebracht haben und noch weniger in der Zeit ihres Verfalles erzeugen werden. Gleiches gilt nicht von den Rumänen aber, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, Mokko-Wallachen, die nicht nur aus vergangenen Jahrhunderten herrührende Volkslieder aufzuweisen haben, sondern auch in diesem Jahrhundert eine erwachende literarische Bewegung in ihrer Mitte entstehen sahen. Während aber, was die oben genannten Nachbarvölker in dieser Beziehung unserer Zeit geleistet, nach Gebühr gewürdigt worden, sind mir nur von den ältern rumänischen Volksliedern deutsche Bearbeitungen bekannt. v. Kotzebue hat die Volkslieder, die der geistreich-gewandte und auch als selbstschaffender Dichter bedeutende Alexandri mit patriotischem Eifer gesammelt, theils mit treuem Anschluß an's Original, theils in freier, nicht immer glücklicher Behandlung übertragen, und Schullerus in Kronstadt, dem dieser Gegenstand als Nachbar nahe lag, hat sich bemüht, seinen deutschen Landsleuten durch etliche verdienstliche Uebersetzungen und andere Arbeiten den Geist der rumänischen Volkspoesie näher zu bringen.

Soll ich mir diesen Mangel der Theilnahme an dem geistigen Leben der Rumänen erklären, so möchte ich damit in Zusammenhang bringen, daß die Länder, die sie bewohnen, im Allgemeinen sowohl unserer Kenntniß, als, wie man meint, unseren Interessen ziemlich fern liegen, und daß man in Deutschland durch die mißtrauisch und negirend gegen die Vereinigten Fürstenthümer sich verhaltende Politik Oesterreichs und die Taktik der dieselbe vertheidigenden Organe in Gleichgültigkeit, ja fast Verachtung gegen die Rumänen eingewiegt ist.

Wenn ich hier auf ihre Literatur aufmerksam machen will, so geschieht es nicht, um etwas Ueberraschendes, Großartiges zu enthüllen, aber man hat bei uns unbedeutenderen Erscheinungen aus Interesse am Fremdartigen Aufmerksamkeit geschenkt. Ich könnte, um die Bedeutung der rumänischen Sprache hervorzuheben, darauf hinweisen, daß sie auf einem Raume, der außer der Moldau und Wallachei das Banat, Siebenbürgen, Bukowina, Bessarabien und Bulgarien mit Macedonien umfaßt, das Idiom von 7½ Millionen Menschen und in dieser eben umschriebenen Lokalität allerdings ein unentbehrliches Verständigungsmittel ist, weshalb und wohl nur aus diesem Grunde auch Fremde sie erlernen. Allein die Macht und das Gewicht einer Sprache im Völker-Verkehre beruht vielmehr auf der Entfaltung der geistigen Kraft einer Nation in Wissenschaft und Kunst, auf den Ausstrahlungen und auf dem Zauber ihrer politischen, sowie auch kommerziellen Weltstellung. In diesen Beziehungen sind die Rumänen noch zurück; sie sind hierin nur schwache Anfänger. In wie weit die Constituirung der Moldau und Wallachei als eines unirten Staates ein Werk von Dauer und Bestand sein und die dort unvermischt wohnenden Rumänen zu einer würdigen nationalen und politischen

Selbständigkeit erheben werde, was zu hoffen, und ob gar dieser junge Staat den Kern der Krystallisation abgeben werde, an den die übrigen unter türkischer, russischer und österreichischer Bolmäßigkeit zerstreuten Bruchstücke derselben Nationalität anschießen, was zu bezweifeln, diese Streitfragen mögen hier dahin gestellt bleiben.

Die Geschichte der Rumänen war nicht danach angethan, den Wissenschaften und Künsten eine Pflegestatt zu gönnen, und ein Volk in beständiger Unterdrückung schafft keine Literatur. Die höheren Stände aber, die Bojaren, die in den Zeiten des fremden Joches mit den fremden Zwingherren sich in die Herrschaft theilten, schmiegten sich deren Sitten, nahmen deren Sprache an. So war während des Fanariaten-Regiments das Neu-Hellenische die Sprache des Salons. Und noch heute gewahren wir eine ähnliche Erscheinung, nur daß an die Stelle der griechischen die Sprache der Nation getreten ist, die zur Zeit durch mannigfache Berührungen den größten Einfluß dort ausübt, der französischen nämlich. Trotz der geistigen Anregungen, die von der rumänischen Literatur ausgehen, empfängt sie deren wenig aus der vornehmen Welt, die französische Romane den einheimischen Autoren vorzieht und den höchsten Ruhm darein setzt, sich im Laufenden mit den Pariser Moden zu erhalten. Hier gerade wäre eine Gelegenheit, wo sich der wortreiche und vorlaute Patriotismus der Rumänen zu bethätigen hätte. Aber es weckt das Bedauern der Verständigen und zeugt von dem im Durchschnitt niederen Bildungsgrade des Volkes, daß ihre Dichter nicht mehr Anerkennung und Aufmunterung finden. Dieselben müssen ihre Werke im Selbstverlag erscheinen lassen, und weil sie sich nicht mögen veranlaßt gesehen haben, neue Auflagen zu veranstalten, sind jetzt die älteren Sachen schwer zu bekommen. Eine Ausnahme macht die Journalistik, die viel Rührigkeit entfaltet und angemessene Verbreitung und namhaften Einfluß zu erringen gewußt hat.

Unter solchen Umständen ist es um so mehr zu verwundern, daß seit langst vergangenen Tagen die Volkslieder durch Ueberlieferung sich erhalten haben und als ein Glück zu schätzen, daß ein Chorführer der rumänischen Literatur mit ebenso viel Eifer, als Geschick bestrebt war, sie zu sammeln. Verfasser sind von diesen Liedern nicht bekannt, und fraglich erscheint es, ob sie überhaupt von bestimmten Individuen herrühren und nicht vielmehr, so wie sie vorliegen, als spontaner Ausfluß, als originelles Produkt des Volksgenius zu betrachten seien. Diese „Drine," wie die rumänische Bezeichnung ist, schlagen Töne der Sehnsucht, Liebe und Wehmuth an, deren Innigkeit und Zartheit der Empfindung sie in Verwandtschaft mit unseren deutschen Liedern stellen, während die Ueberfälle der Bilder und allegorischen Bezüge schon auf die Nachbarschaft des Orients hindeutet. Viele dieser Volkslieder sind wahrhafte Balladen, über die das ganze Düstere, Schauerliche, Gespenstische, Dämonische der nordischen Poesie ausgegossen ist. Hinein verwebt sind heidnisch-römische Einnerungen; nur haben sich die Olympischen in bald feenhafte, bald neckische, bald bös-artige Elementar-Geister, in Kobolde, Nixen, Sylphen und Vampyre verwandelt und bilden den dämonischen Hintergrund, die in die menschlich-irdische hineinragende und eingreifende Welt höherer Wesen. Aehnliches hat kein anderes der romanischen Völker aus den Schätzen seiner Poesie aufzuzeigen. In dem Maße als das Mysteriös-Sagenhafte und Geheimnißvoll-Grausige der rumänischen Volkspoesie sie den ursprünglichen Dichtungen der nordischen Völker anzunähern scheint, weicht sie von dem romanischen Charakter der Dichtungsarten der romanischen Schwesterstämme ab. Die Rumänen sind ein romanisches Volk ohne Romantik, zu deren Entstehung bei ihnen die wesentlichsten Elemente fehlten, insofern man dieselbe als eine Mischung des christlichen Glaubens, theilweise Aberglaubens, und des kühnen, schwärmerischen, galanten Ritterthums erklärt. Denn die Rumänen kannten und besaßen ein eigentliches Ritterthum nicht, und auch die Religiosität bildete sich bei ihnen ganz verschieden aus.

Alexandri's Sammlung ist nicht vollständig, nicht alle Sagen und vom Volk gesungene Lieder umfassend. Das Unternehmen selbst aber trug für die ganze Literatur die schönsten Früchte, indem es den Poeten die Richtung andeutete, in der sie Glückliches zu leisten hoffen durften und sie zur Behandlung des in Sage und Geschichte vorhandenen nationalen Stoffes anregte. Auch darin, in der selbständigen Benutzung der hier reichlich fließenden poetischen Quellen, ging Alexandri mit dem glänzendsten Beispiele voran. Gerade seine innige Vertrautheit mit den Volksliedern ließ ihn hier den richtigen Ton treffen. Ausgezeichnet ist seine Baba klonutzu, in der aller Teufel- und Hexenspuk des Blocksberges und der Wolfsschlucht losgelassen zu sein scheint. Da es mir noch nicht hat gelingen wollen, dieses schwierige Gedicht zu meiner Zufriedenheit zu übersetzen, theile ich hier ein anderes mit, eine Räubergeschichte, denn auch die Räuber spielen in den poetischen Erinnerungen des rumänischen Volkes eine große Rolle. Sinn, Ton und Charakter des Originals habe ich mich bemüht, möglichst getreu wiederzugeben.

Andres Popa.

(Im Versmaße des Originals.)

Dort wer zieht im öden Thal,
Blank er trägt das Dolches Stahl,
Frei enthüllt die rauhe Brust?
Andres Popa ruhmbewußt!

Spricht der Jahre sieben schon
Standhaft dem Gesetze Hohn,
Plündert, wo er immer kann,
Ist ein kühner Räubersmann

Tag und Nacht er liegt zu Roß,
Von den Straßen hebt er Schoß,
Und im ganzen Lande ihn
Alle Häscher eilig flieh'n.

Denn die Büchse nach Bedarf
Lud er mit drei Kugeln scharf,
Hat auch ein vierjährig Pferd,
Das sich vor den Feinden wehrt.

Der Gefährten sieben sind
Ihm zur Seite wild gesinnt,
Und so scheut Gefahren nicht
Popa, dieser kecke Wicht.

Brudee Hauptmann, was mag's sein,
Das dort glänzt im Sonnenschein?
Mögen sein der Rosse vier, ..
Fällt die Mihai in's Revier?

Spute dich, o Hauptmann mein,
Mihai dringet auf dich ein,
Wie der Blitz kommt er herbei,
Schlage flugs der Kreuze drei!

Popa ruft mit lautem Ton,
Sehend ihn von weitem drohn.
„Auf, die Scherzen nehmt zum Ziel!
„Auf, 's ist nur ein Kinderspiel!"

Sprach's und schreit und sprenget jach
Ueber Anger, Wies' und Bach
Mit des Rosses Ungestüm,
Und die Räuber hinter ihm.

Mihai kommt, stolz anzuschau'n —
Wie die Feuersäule traun! —
Auf dem Schimmel jagt er hin,
Dessen Augen Funken sprüh'n.

Rasch wie Flug der Schwalbe ist,
Rasch wie Blitz hernieder schießt,
Zieh'n die Kämpen voller Wuth
In den Streit mit Todesmuth.

Brust an Brust, es hallt das Feld,
Schlag auf Schlag hernieder fällt,
Matt sind Alle von dem Strauß,
Allen quillt das Blut heraus

Rosse wiehern, Kampfesmuth!
Hurrah, Brüder, in den Tod!
Ueber uns ist's überklar
Und im Flug gehemmt der Aar.

Tapfer bis zur Abendstund'
Wettern sie sich in den Grund.
Schlagen mit des Eisens Schärf',
Mit der Faust erlahmtem Nerv.

Blut entströmet mancher Wund'
Und verstummt ist mancher Mund;
Zehn sind todt, es leben zwei,
Andres Popa und Mihai.

Popa, dem die Hand versehret,
Fliegt zum Braunen, wo sein Pferd,
Schwingt sich bangen Herzens auf,
Treibt es an zu hast'gem Lauf:

„Fliege, hurt'ger Liebling mein.
„Rett' mich aus der schweren Pein.
„Und ich schwör' es, liegst du mich,
„Wie den Bruder pfleg' ich dich."

Und der Braune flracks entweicht,
Doch Mihai ihn bald erreicht:
„Sylphbud' sieh! wie liegt's im Sinn,
„Dir zu zeigen, wer ich bin."

Spricht's und legt zum Schusse an,
Trifft am Kopfe seinen Mann
Hurrah! dreimal mächtig gellt
Adlers Ruf vom Himmelszelt.

Viele haben mit Alexandri gewetteifert, z. B. Assaki, Eliade, Bolliak, Rosetti, Boliulineanu, Kretziauu; keiner von diesen Gleichstrebenden aber hat seinen glücklichen Stil in der Ballade erreicht. Meistens versehen sie es darin, daß sie ihren Gegenstand zerstückeln, fragmentarisch behandeln. Immerhin möchte ich aber unter allen Schöpfungen der rumänischen Muse die Balladen obenan setzen, als das Eigenthümlichste und Beste. Um noch eine Probe zu geben, wähle ich das fol-

gende Gedicht von Dem. Belintineanu, das er den Bewohnern des Distriktes Romanaţi nachgesungen. Der Name Lero, der darin genannt wird, ist wahrscheinlich verstümmelt aus Aurelius, und wird damit Antonius Aurelius Philosophus, der Erretter Daciens (161), gemeint sein, dem die Anlage einer Römerstraße von der Donau zum Olt zugeschrieben wird, und dessen Name sich auch sonst im Munde des Volkes, z. B. in den Kolinde, Weihnachtsliedern, erhalten hat.

Der Thaufürst.

I.

Grün lieget die Halde, der Mond verstreut
Seine Strahlen mit silbernem Scheine,
Still wandelt und sucht eine blonde Maid
Doet zwischen den Gärten alleine.

Ihr Antlitz ist lieblich und frisch wie das Licht
Der Stern auf der blumigen Aue,
In Strähne die goldenen Haare sie flicht,
Die feucht von dem nächtlichen Thaue.

Ein Hemd sie trägt, wie das Feuer so blank
Des Sonnenbilds in den Wogen,
Ein Gürtel umgiebt ihre Lenden schlank,
Der glänzt wie der Regenbogen

II.

Und sieh, da sprenget der Thaufürst herbei —
Kaiser Lero wird er genennet —
Auf mildem Roß, das im Laufe entzwei
Den wirbelnden Ostwind trennet.

„O sei mir, du Röslein, gepriesen," sie spricht,
„Das meinen Liebsten getragen,
„Weil ich sein herziges Angesicht
„Nicht schaute seit sieben Tagen."

— „Warß du bekümmert, du theures Herz,
„Leid thut mir's und besser soll's werden.
„Doch hättest du meiner vergessen, der Schmerz
„Brächt' mir weit größ're Beschwerden."

Da neigt sie die blendende Stirn zu ihm dicht,
Daß sie Lero der herrliche küsse,
Und lieblich verklärt sich ihr Gesicht
Und lächelt voll Anmuth und Süße

Das Röslein aber beim Mondenschein,
Es schreitet gar zahm und gelassen
Und läßt sich gern führen vom Mägdelein,
Auf der thaunigen Wiese zu grasen

III.

„Nun laß mich von hinnen, denn siehst du, lieb Kind,
Dort dämmert es gelblich zur Rechten."
— „Das ist nicht die Röthe des Morgens, es sind
Mit Blumen durchwirkt meine Flechten."

— „Die Veilchen aber am Himmelszelt,
Die Rosen siehst du nicht glühen?"
— „Meine Augen sind, meine Lippen das Feld,
Wo Veilchen und Rosen dir blühen."

So schmeichelnd ihren Geliebten hat
Die junge Stolbin belogen
Und mit einem Kuß, um den er sie bat,
Ihn wieder auf's Lager gezogen.

„Gewiß es tagt, mein Liebchen, ich muß
Von dannen zu eilen nun trachten."
— „Nein bleibe bei mir," so ruft mit Verdruß
Das Mädchen und kost mit Schmachten.

„Mein Lieb," sagt der Fürst mit bekümmertem Ton,
„Das gereicht uns nimmer zum Glücke,
Weil Leiden und Qualen uns beide bedeutn
Im Laufe der künftigen Geschicke.

„„In bösen Träumen hat mich vor der Zeit
Mein grausames Schicksal gemahnet;
„„Kaiser Lero, du liebst eine skythische Maid,
„Du schön wie im Traum keiner ahnet.

„„Vom mächtigen Ister zum rauschenden Olt
„Liebst du am Abend voll Sehnen,
„Zu werben um süßen Minnesold
„Und wegzuküssen viel Thränen.

„„„Doch geschieht es einmal, daß die Sonne dich wird
„Auf deinem Pfade begrüßen,
„Gleich wirst du, von ihren Strahlen berührt,
„In perlenden Thau zerfließen.""

— „Was sagst du, mein Trauter, hab' recht ich gehört?
„O sprich, daß du Scherz nur getrieben.
„O bleibe bei mir, weg schick' ich das Pferd
„Zur Weide, dort ist es geblieben."

— „Ich gab dir getreuen und wahren Bericht,
„Mein Liebchen, mein schönes und gutes.
„Doch durch deine Hand, o betrübe dich nicht,
„Du steh' ich getrosten Muthes."

— „O nein, noch ist's Zeit, mein Bräutigam,
„Mein Süßer, der Tag ist noch ferne
„Herbei mit dem Roß!" — Das Roß es kam,
Schon waren verblichen die Sterne.

Der Fürst enteilet behende und jach,
„Zurück seine Straße zu kehren,
„Vom Giebel noch schaut ihm die Liebste nach
Und vergießet bittere Zähren.

„„O heilige Nacht, halt' ein im Ring,
„Verweilet im Aether, ihr Sterne!""
So betet sie jammernd und späht nach dem Zug
Der Wolken und späht in die Ferne.

Fürst Lero auf dämm'rigem Wege hinsaust,
„Niederbolet die wehenden Winde,
„An Bäumen und Bergen vorüber er braust,
„Ueber Bäche und Halden und Gründe.

Schon winkt dem Gefeculen ein städtisches Thor,
„Noch ruht es im Schatten verschlossen.
„Da leuchtet, o Jammer! die Sonne hervor
Und in Thau ist Lero zerflossen.

Niederlande.

Die Rederyker.*

I.

Ein niederländisches Literaturbild.

Die Rederyker-Kammern sind eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen des niederländischen Kulturlebens. Zwar finden sich analoge Institutionen, minder ausgebildet, auch bei anderen Völkern; allein nirgends erscheinen dieselben in gleichem Maße als Träger der gesammten Volkskultur, wie auf dem niederländischen Boden.

Mit dem Ritterthume tauchen in den Niederlanden, gleich den Minnesängern in Deutschland, — aber früher, als diese — den Troubadours der Provençe und den Trouveres des nördlichen Frankreichs, wandernde Sänger auf, die man „Spreker," „Sogger," oder, entsprechend dem provençalischen „Trobador," „Vinder" nannte.

Diese „Spreker," darunter viele von edler Geburt, wanderten allein oder in Begleitung eines oder mehrerer Gesellen — entsprechend den französischen Jongleurs — durch das Land von Schloß zu Schloß, um durch den Gesang eigener oder fremder Poesien die Einsamkeit des Schloßherrn zu beleben, oder den Glanz seiner Feste zu erhöhen. Der Adel, zu einer Zeit, in welcher der Landmann und der Bürger noch unter dem doppelten Fluche der Armuth und der Unwissenheit rang, der einzige Träger der Kultur, belohnte die wandernden Spreker mit freigebiger Hand; diese hinwiederum ließen es sich angelegen sein, die Thaten ihrer Gönner zu besingen und deren Ruhm von Land zu Land zu verbreiten.

Die Gunst-Bezeigungen indessen, mit denen der Adel die wandernden Spreker überschüttete, vermehrte rasch deren Zahl; an die Stelle der Kunst trat rasch das Handwerk; der Spreker sank zum Bänkelsänger, endlich zum Gaukler herab, und einge Gesellen erlitten in den Niederlanden wegen Diebstahl und Raub die Todesstrafe; zuletzt verfolgte man die Spreker, und ihr einst an allen Fürstenhöfen so hoch geehrtes Gewerbe durch Polizei-Verbote.

Nur die Namen weniger Spreker, wie die eines Augustijnken, Lodewike, Jan van Hollant, Jan Dille, Colpaert, Pieter van Jersele, Willem van Hildegaertsberge, Baudewyn, van der Loven, sind bis auf uns gelangt, dafür aber besitzen wir mehrere ihrer größtentheils noch unedirten Werke.

Der geistig Bedeutendste unter den Sprekern scheint van der Loven, dessen von Vaterlands- und Freiheitsliebe durchglühete Poesien Blommaert herausgegeben, gewesen zu sein.

Die Dichtungen der Spreker, Sproken genannt, sind Erzählungen, Fabliaux, Fabeln, Satiren, Allegorien und Liebeslieder; auch ist es wahrscheinlich, daß einzelne Spreker, angeregt durch die in den Niederlanden überall dargestellten geistlichen Mysterien, sich mit ihren Gesellen in der Aufführung dramatisirter Scenen versuchten. Wenigstens besitzen die Niederlande aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, das heißt aus einer Zeit, wo in anderen modernen Literaturen von Dramen noch nicht die Rede war, eine Reihe von Schauspielen, — Abele spelen, d. h. größere Stücke ernsten Inhalts, und Sotternien, Possen und Farçen — von denen einige, wie Esmorit von Sicilien, der Herzog von Braunschweig und Lancelot von Dänemark,** ebensowohl was

* Das holländisch-vlamische Wort „Rederyker" läßt sich am Besten durch das anklingende Wort „Rhetoriker" wiedergeben.

** Alle drei von Hoffmann von Fallersleben herausgegeben.

die Compoſition der dem Stücke zu Grunde liegenden Handlung, als auch Gewandtheit im Dialog betrifft, als höchſt gelungen bezeichnet werden müſſen und zu beweiſen ſcheinen, daß ſie jedenfalls nicht der erſte dramatiſche Verſuch der niederländiſchen Literatur ſind. In der That verlegen einige niederländiſche Kritiker — ob mit Recht oder Unrecht, möge dahingeſtellt bleiben — die Anfänge der dramatiſchen Poeſie ſogar noch ein Jahrhundert weiter zurück, nämlich in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Exiſtenz der Spreker war, gleich der der Minneſänger, an die Blüthe des Ritterthums geknüpft, doch feierten ſie, wenn gleich getragen von einer anderen Schicht der Geſellſchaft, in den Rederykern ebenſo ihre Auferſtehung, wie die Minneſänger die ihrige in den Meiſterſängern.

Das Bürgerthum war in den Niederlanden noch früher, als in dem übrigen Deutſchland, dem theils durch Prachtliebe, theils durch immerwährende Privatfehden und bürgerliche Kriege verarmten, oder auch verfunkerten Adel über den Kopf gewachſen. Außerdem nahm der Adel, nach dem Beiſpiele der letzten Grafen von Flandern und ſpäter der Herzöge von Burgund, franzöſiſche Sprache und Sitte an und entfernte ſich ſo, innerlich, wie äußerlich, von der lebensfähigen Maſſe des Volkes, ſo daß endlich das Protektorat der Wiſſenſchaften und Künſte vom Adel an das reich gewordene Bürgerthum überging, und ſtatt der Ritterſitze wurden die Städte Brennpunkte und Pflanzſtätten der Kultur.

Die Rederyker in den Niederlanden ſind, gleich den Meiſterſängern in Deutſchland, ein Erzeugniß des Bürgerthums.

Einzelne Spreker waren im Laufe der Zeit ſeßhaft geworden; die Städte boten ihnen beſſeren Verdienſt, als die Ritterſitze, wo nur noch ein verwilderter, oder franzöſiſche Sitte ſklaviſch nachäffender Adel hauſte. Dieſe Spreker ſuchten die Liebe zur Dichtkunſt in ihren Kreiſen zu pflegen und fanden bei dieſem Streben namentlich in den Schützengeſellſchaften, die in Stadt und Dorf über die geſammten Niederlande verbreitet waren, einen Anhaltepunkt. Der im ganzen Mittelalter ſo rege Aſſociationstrieb machte ſich geltend, die den Niederländern von jeher eigene Liebe zur Geſelligkeit that auch das ihrige, und bald hatten ſich Freunde und Liebhaber der Dichtkunſt in geſchloſſenen Geſellſchaften vereinigt, die man „Kamers van Rhetorica," ihre Mitglieder Rederyker nannte. Der Nachahmungstrieb und die Eiferſucht der einzelnen niederländiſchen Städte auf einander — eine Eiferſucht, welche, wie die zwiſchen Gent und Brügge, hiſtoriſch geworden und ſich ſogar bis auf den heutigen Tag erhalten hat, — kam mit in das Spiel; und ſo ſah man im Anfange der Burgundiſchen Herrſchaft bald in allen Städten und Dörfern Rederyker-Kammern emporwachſen, freigebig unterſtützt von den ſtädtiſchen Behörden. Hatte Gent eine Kammer, ſo durfte ſie Brügge nicht fehlen; unterſtützte Kortryk (Courtrai) ſeine Rederyker aus ſtädtiſchen Mitteln, ſo mußte Ypern zu demſelben Zwecke nothwendig auch etwas tiefer in den Stadtſeckel greifen, und endlich wurde die der Rederyker-Kammer des Ortes zu zahlende Subſidie ein ſtehender Artikel im ſtädtiſchen Budget.

Dieſe Rederyker-Kammern umfaßten alle am Orte ihres Beſtehens vorhandenen literariſch gebildeten Elemente, und da die einzelnen Kammern bald ſchnell mit einander in Verbindung traten und ſich zu einem innigen Verbande vereinigten, ſo wurden ſie nicht nur Hauptträger der geſammten Volkskultur, ſondern ſie erwuchſen auch zu einer politiſchen Macht, wozu es die ihnen ſonſt analogen Meiſterſänger in Deutſchland niemals gebracht haben.

Was das Alter der Rederyker-Kammern anbelangt, ſo führt die Kammer der Katharinaſten zu Aelſt (Aloſt) den Urſprung der ihrigen, laut ihrer Deviſe: aMor Vin Cft, auf das Jahr 1107 zurück. Doch iſt dieſe Angabe unwahrſcheinlich, wenigſtens durchaus nicht hiſtoriſch verbürgt. Mehr Glauben verdient die Nachricht, welche den Urſprung der Kammer in Dieſt vom Jahre 1302 datirt, denn in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts finden wir bereits einzelne Rederyker-Kammern in den verſchiedenſten Theilen des Landes.

Die berühmteſten Kammern waren die Fontaine zu Gent, mit dem Motto: alst past bi apetite, deren Freibrief vom 9. December 1448 datirt; der Olyſtak (Olivenzweig) und die Violieren (Levkojen) zu Antwerpen; die Korenbloem (Kornblume) zu Brüſſel; Alpha und Omega zu Ypern; het Boek (das Buch) zu Brüſſel und, eine der jüngſten, aber thätigſten nicht zu vergeſſen, die 1517 geſtiftete Kammer: In liefde bloeyende (in Liebe blühend) zu Amſterdam. Einzelne dieſer Kammern haben allen Stürmen der Zeit getrotzt und ihre Exiſtenz ununterbrochen bis heute behauptet, ſo die Fontaine zu Gent und der Olyſtat zu Antwerpen; andere Kammern, wie die Kammer Maria t'eeren in Geat, ſind im Laufe der Zeit in geiſtliche Brüderſchaften umgewandelt worden.

Als mit dem Aufblühen der niederländiſchen Bewegung in allen Städten des vlamiſchen Belgiens literariſche Geſellſchaften entſtanden, nahmen viele derſelben die Namen der alten, früher am Orte blühenden Rederyker-Kammern an, ſo daß man heute unter ihnen auf viele altbekannte Namen ſtößt. Aber man möge ſich durch die Namen nicht täuſchen laſſen; die Mehrzahl der heutigen Rederyker-Kammern haben mit ihren gleichnamigen Vorgängerinnen Nichts als den Namen gemein und ſind keineswegs friſche Zweige auf altem Stamme.

„Die Mitglieder einer Kammer," ſagt Snellaert in ſeinem Kort begrip eenige Geschiedenis der Nederduitsche Letterkunde. Antwerpen 1859. 8., „zerfielen in Hoofden (Häupter) und einfache Kameriſten oder Kammerbrüder. Die Häupter nannten ſich Prins, Keyzer, Dekan, Hoofdman, Facter. Außerdem gab es einen Fiskal zur Aufrechthaltung der Ordnung, einen Fahnenträger und einen Zot oder Narren!

„Der Facter war der Dichter der Geſellſchaft. Sein Amt beſtand in Anfertigung von Gedichten und Theaterſtücken für große Feierlichkeiten. Er hatte die jungen Leute in den rhetoriſchen Künſten zu unterrichten und die Rollen an die Acteurs zu vertheilen. Jeder Factor hatte ſeine Deviſe, oft ein Anagramm ſeines Namens, unter der er im ganzen Lande bekannt war. Der wahre Chef der Kammer war der Prins, der als ſolcher manche Vorrechte genoß."

Wie man ſieht, ſchmeckt die Organiſation der Rederyker-Kammern, ebenſo wie die Einrichtung der Schulen des deutſchen Meiſtergeſanges in Nürnberg, Augsburg, Mainz ꝛc., ſtark nach dem Zunftzopf, was uns zuletzt nicht überraſchen kann in einer Zeit, deren Haupt-Weisheit darin beſtand, die Geſellſchaft in Stände, die Stände in Corporationen aufzulöſen und dieſe möglichſt ſcharf gegen einander abzugränzen.

Die Kammern wurden in freie und unfreie eingetheilt. Um für frei erklärt zu werden, mußte eine Kammer einen Beſtätigungsbrief der Ortsbehörde beibringen und auf Grund deſſelben von der Kammer Alpha und Omega zu Ypern oder von der Fontaine zu Gent, welche beide die Eigenſchaft als Hauptkammer für ſich in Anſpruch nahmen, einen Freibrief löſen; dieſer erſt gab der Kammer das Recht, bei öffentlichen Preiskämpfen zu konkurriren.

Da einige Rederyker-Kammern ſich weigerten, ſich dieſen beiden Hauptkammern unterzuordnen, ſo berief Philipp der Schöne am 1. Mai 1492 einen Kongreß aller Rederyker-Kammern deutſcher Zunge nach Mecheln, und hier wurde die Einſetzung einer ſouverainen Kammer van Rhetorica beſchloſſen, der alle anderen Kammern untergeordnet ſein ſollten. Prins der ſouverainen Kammer ſollte der Landesherr ſelber ſein; zu ſeinem Stathoudeer ernannte Philipp ſeinen Kaplan Pieter Aelturs. Im Jahre 1505 errichtete Pieter Aelturs in Gent ſeine ſouveraine Kammer unter der Deviſe: Jesus met de balsembloem (Jeſus mit der Balſamblume). Sofort proteſtirten die übrigen Rederyker-Kammern in Gent gegen die der ſouverainen Kammer bewilligten Vorrechte bei den Schöffen der Stadt, dann bei dem Rathe von Flandern und endlich wandten ſie ſich ſogar an den hohen Rath zu Mecheln. Allein die ſouveraine Kammer ward durch zwei Mandate Kaiſer Maximilian's, der als Vormund ſeines Enkels, Karl's V., damals die Niederlande regierte — vom 20. Januar 1507 und dem 17. März 1511 — in allen ihr bewilligten Privilegien beſtätigt.

Uebrigens hatte die ſouveraine Kammer nur ein ſehr kurzes Leben; am 29. December 1577 begrüßte ſie den Prinzen Wilhelm von Oranien bei ſeinem Einzuge in Gent und mit dieſem, ihrem letzten und faſt auch einzigen Lebenszeichen verſchwindet ſie aus der Geſchichte.

Die ſouveraine Kammer beſtand ſtatutenmäßig aus funfzehn in Geat wohnhaften Mitgliedern, die auf der rechten Schulter und rechten Bruſt eine Balſamblume als Abzeichen trugen, und funfzehn in der „Konst van Rhetoryke" zu unterrichtenden jüngeren Gildebrüdern. Die Kammer hielt eine offene Schule der rhetoriſchen Kunſt, zu der jeder Rederyker kommen und Preiſe gewinnen möge.

Da die durch fürſtliche Autorität und unter den Auſpizien eines Prieſters eingeſetzte ſouveraine Kammer zugleich einen halb geiſtlichen Charakter trug, ſo waren „zu Ehren der funfzehn Freuden von Jeſus gebenedeieter Mutter Maria" auch funfzehn Frauen in die Kammer aufgenommen; die Kammer verſammelte ſich funfzehn Mal im Jahre ꝛc.

Die Rederyker-Kammern thaten Alles, was die ihren Namen führenden literariſchen Geſellſchaften Belgiens noch heute thun; die Mitglieder theilten ſich gegenſeitig ihre poetiſchen Arbeiten mit, kritiſirten dieſelben, beantworteten poetiſche Preisfragen, entſchieden poetiſche Streitigkeiten, ſchrieben Preiſe für die beſten Dichtungen aus; hauptſächlich aber beſchäftigten ſie ſich mit der Darſtellung dramatiſcher Scenen. Von Zeit zu Zeit fanden auch Preiskämpfe zwiſchen den einzelnen Rederyker-Kammern des Landes ſtatt, die man, wenn von ſtädtiſchen Kammern in

Städten veranstaltet, Landjuweel, wenn von Kammern des platten Landes auf Dörfern gefeiert, Huegspelo nannte. Solches Landjuweel fand statt 1394 zu Doornik (Tournai), 1539 zu Gent, 1496 und 1561 zu Antwerpen, 1532 zu Brüssel, 1561 zu Rotterdam, 1607 zu Haarlem, 1620 zu Mechelen ꝛc.

An dem 1561 durch die Kammer der Violieren (Leylajen) zu Antwerpen ausgeschriebenen Landjuweel nahmen, außer den Violieren und den beiden anderen Antwerpener Kammern, dem Olyftak (Oelzweig) und der Goudbloem (Goldblume), die Kammern von Bergen-op-Zoom, Mechelen, Lier, Heerendael, Bilvoorde, Dieft, Zuid-Leeuwe, Löwen, Herzogenbusch und Brüssel Antheil. Brüssel erhielt den für den prächtigsten Zug ausgesetzten Preis. Der Zug der Brüsseler bestand aus 340 Rederykern zu Pferde, sieben mit je acht reich geschmückten Pferden bespannten römischen Triumphwagen und noch 78 anderen Wagen. Die Reiter trugen alle weiße Wämmser, carmoisinrothe, mit Silber gestickte „Kasacken," golddurchflochtene Gürtel und rothe, helmartige Hüte; die Wagenlenker rothe Mäntel. Die Wagen selbst waren mit roth und weiß gestreiftem Tuche bedeckt.

Die Pivane (Päonie) zu Mechelen, welche mit 326 Reitern, sieben Triumph- und sechzehn anderen Wagen im Zuge erschien, that es den Brüsselern an Pracht fast gleich. Im Ganzen waren es 1173 Rederyker zu Pferde, die mit Fahnen und Emblemen, 21 Triumph- und 196 anderen Wagen am 3. August 1561 in Antwerpen, von einer ungeheuren Volksmenge umringt, ihren prachtvollen Einzug hielten.*

An den eigentlichen Preiskampf schlossen andere Volksbelustigungen sich an, wie überhaupt die den Belgiern bis auf den heutigen Tag eigene Vorliebe für festliche Aufzüge und sinnliche Schaustellungen bei diesen Gelegenheiten die üppigste Befriedigung fand. Bei dem Landjuweel, welches die Kammer het Boek 1537 nach Brüssel ausgeschrieben, fand ein Ringel-Rennen statt, an welchem hundert Rederyker zu Pferde sich betheiligten.

In den Zeiten ihrer Blüthe ließen sich auch viele Fürsten in die Kammern aufnehmen; so behielt, wie wir gesehen, Philipp der Schöne sich den Vorsitz in der souverainen Kammer vor, und Johann der Gute von Burgund war Kammerbruder von het Boek.

Die Kammer, welche ein Landjuweel ausschrieb, stellte in der Regel drei Preisfragen auf, eine in's vroede, een in't amoureuse, und een in't zotte, d. h. — im didaktischen, verliebten und komischen Sinne, welche die um den Preis ringenden Rederyker-Kammern in Form dramatischer Allegorien oder allegorischer Dramen zu beantworten hatten.

Zuweilen wurden diese Preiskämpfe selbst Mittel finanzieller Speculationen. „Die Fabrikherren der St. Jakobskirche zu Antwerpen," sagt Mone in seiner „Uebersicht der niederländischen Volksliteratur" (Tübingen 1838. 8) „wollten diese Kirche unterhalten und ausbauen, es fehlte aber dazu an Mitteln. Da schrieben die Fabrikherren für die Rederykers Preisfragen aus, sammelten die gekrönten Lieder und ließen sie mit Privilegium drucken, um den Gewinn für die Kirche zu verwenden. Die Exemplare galten als Einlaßkarten, um dem Wettstreite der Rederyker beizuwohnen, daher ist jedes gestempelt und mit einer schriftlichen Nummer versehen. In dem Exemplare der Löwener Bibliothek steht die Nummer 62,336, woraus man sowohl auf den Absatz dieser Büchlein, als auch, was hier wichtiger ist, darauf schließen kann, wie verbreitet der Geschmack für die Dichtkunst, und besonders für diese Art derselben, damals war."

Das hier erwähnte Buch führt den Titel: Deuchtelycke salutien, gesalvaert by vele ingenieuse camponisten van diversche cameren van Rhetaryken. 1574. 8. In demselben Jahre erschien eine zweite Auflage als: Diversche refereynen ende liedekens seer pluysant om te lesen. 8. mit Musiknoten.

Die theatralischen Darstellungen der Kammern fanden meist in bedeckten Räumen, häufig im Stadthause statt, selten im Freien aber auf eigens zu diesem Zwecke gebauten Gerüsten. Uebrigens wurden zu der freilich wohl immer noch rohen Inscenirung der aufzuführenden Stücke keine Kosten gespart, wie folgender Vorfall beweisen mag:

Als der als Maler wie als Dichter bekannte Karl van Mander (geboren 1548 zu Meulebeke bei Courtrai, gestorben den 11. September 1606 zu Amsterdam) sein Trauerspiel „Noah" zur Aufführung brachte, wurde eine riesige von van Mander selbst gemalte Arche über die Bühne gezogen; zugleich hatte man, zur Erhöhung der Illusion, Wasserkünste in Bewegung gesetzt, die eine solche Fluth lebendigen Wassers über die Bühne ergossen, daß die Zuschauer die Flucht ergreifen mußten, und einige Schauspieler in den Fluthen ertranken.*

Ermißt man die große Zahl der über die gesammten Niederlande verbreiteten Rederyker-Kammern, ersieht man aus den Chroniken, wie ein Landjuweel, ein Huegspel dem anderen folgte, und vernimmt man, mit welcher Pracht alle diese literarischen Festlichkeiten begangen wurden, so muß uns das literarische Leben des niederländischen Volkes während des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nothwendig als ein ebenso reiches, wie bewegtes erscheinen. Nur schade, daß die poetischen Leistungen der Rederyker-Kammern ihrem Eifer nicht gleichkommen.

Die Wissenschaft kann durch Associationen gefördert werden, und darum wünschen wir auch allen im Dienst einer exacten Wissenschaft thätigen Vereinen ein fröhliches Gedeihen: — in den Annalen, Jahresberichten und Publicationen unserer archäologischen und naturwissenschaftlichen Vereine ist eine unschätzbare Masse von Beobachtungen und Entdeckungen verborgen, deren Kenntniß ohne das Vehikel der dieselbe publizirenden Gesellschaft der Welt vielleicht noch lange entzogen sein würde. Darum haben wissenschaftliche Vereine unleugbaren Nutzen und eine unleugbare Berechtigung. Anders ist es mit den auf Pflege der poetischen Kunst gerichteten Gesellschaften und Vereinen. Dieselben können höchstens die Liebe zur Poesie im Volke wecken, und dadurch, und indem sie in geeigneten Fällen die Existenz desselben materiell sicher stellen, dem Dichter den Boden bereiten; aber sie können keine Poeten wie Ananas im Treibhause ziehen. Der Einfluß literarischer Gesellschaften, Orden und Akademien wirkte überall, wo sie zur dominirenden Geltung kamen, ebenso verderblich, als der Einfluß jener Regenten, welche, „die Dichtkunst protegirend," nichts weiter thaten, als der Literatur, zu deren großem Schaden, den Stempel ihres individuellen Geistes aufzuprägen: — diese literarischen Gesellschaften hemmten die naturgemäße Entwickelung der Nationalpoesie, statt sie zu fördern; sie machten die Literatur einseitig. Indem sie sich zu Gesetzgebern des Parnaß aufwerfen, schlagen sie Sprache und Literatur in die Fesseln eines geisttödtenden Regelzwanges; indem sie dem Etiquen- und Koterie-Unwesen Thor und Thür öffnen, gelangen sie nothwendig zu dem höchst verderblichen Kultus der Mittelmäßigkeit; durch die Aussicht auf einen wohlfeilen Ruhm verlocken sie die bedeutendsten Kräfte auf ihnen nicht zusagende und darum falsche Bahnen, und Viele werden durch sie verleitet, die Leier zu rühren, während sie nie aus der Hippokrene getrunken.

Alle die hier gemachten Vorwürfe kann man den Rederyker-Kammern nicht ersparen: — ihr Wirken gleicht einem breiten, aber seichten Strome.

Den Poesien der Rederyker sieht man das Gemachte, das Handwerksmäßige an, und der Vorwurf, den man den deutschen Meistersängern macht, daß sie nämlich das Wesen der Poesie in der Form gesucht und von dem Unterschiede zwischen einem poetischen und einem prosaischen Gedanken und Ausdruck keine Ahnung gehabt, hat, auf die Rederyker angewandt, seine volle Berechtigung. Wie die Meistersänger sich in Erfindung sonderbarer Singweisen mit noch seltsameren Namen gefielen, so leisteten die Rederyker das Mögliche im Erfinden sonderbarer, zum Theil dem Französischen und Italiänischen nachgebildeten Versformen und Dichtungsarten, deren barbarische Namen, wie Dobbelsteerten, Scärberden, Simpletten, Dobbletten, Reequeracken, Baguemanden, Cocquerullen ꝛc. heute jedes niederländische Ohr zerreißen.

Das Volk, sagt ein englischer Schriftsteller, bildet die Meinungen, die Aristokratie bildet die Sitten! Dieser Ausspruch ist wahr mit einer gewissen Einschränkung. In den Niederlanden, wo am Hofe der letzten Grafen von Flandern, der burgundischen Fürsten und der Regentin Margarethe von Oesterreich das Französische als Umgangssprache herrschte, hatte sich der Adel schnell gewöhnt, sich im gewöhnlichen Verkehr einer halb fremden Sprache zu bedienen, und die Masse des Volkes, ohnedies im beständigen Contact mit den französisch sprechenden Bewohnern von Hennegau und Namur, nahm diesen Jargon bereitwillig als Ausdruck höherer aber feinerer Bildung auf. Die Schriften der Rederyker sind oft in einer Weise mit Fremdwörtern überladen, daß unter ihren Händen die weiche und biegsame niederdeutsche Sprache jede Spur von Flüssigkeit verliert.

Die von den Rederykern am Meisten kultivirten Dichtungsarten

* Kops, Schets eener Geschiedenis der Rederykern in den Werken der Maatschappy v. Leyden und Blommaert, beknopte Geschiedenis der Kamers van Rhetorica te Gent. Gent, 1838. 8°.

* Diese Angabe erscheint unwahrscheinlich, gleichwohl ist sie vollkommen verbürgt. Wir verweisen auf den betreffenden Artikel in Michaud's Biographie universelle, als die dem Leser vielleicht am Leichtesten zugängliche Quelle.

warea: Der Referein, Bellslied mit wiederkehrendem Endreime, oft satirischer, cynisch-erotischer oder burlesker Natur; die Ballade; die Snede, ein Gedicht mit unbestimmter Strophenzahl, und das Heckeldicht oder Epigramm.

Die dramatische Literatur der Rederyker zerfällt in Spele vun Zinne, Esbuttementen und Tafelspele. Erstere waren steife Allegorien, deren Handlang sich entweder ausschließlich zwischen allegorischen Personen — steifen Personificatioaen von Tugenden und Lastern — abspann oder in denen die nicht selten auch satirisch, oft auch possenhaft gehaltenen allegorischen Personen (Zinnekens) eine Rolle ähnlich dem Chor in der antiken Tragödie übernahmen.

Diese allegoeischen Stücke entsprachen einigermaßea dem zugleich ernsten und doch auch satirischen Charakter des niederländischen Volkes, wie der rein didaktischen Richtung, welche die alt-niederländische Literatur unter dem Einflusse ihres mächtigsten Repräsentanten, Jakob Maerlant's, genommen. Vielleicht lag aber auch die hervorstechende Pflege, welche man dem allegoeischen Schauspiele zuwandte, in dem Handwerksmäßigea, künstlich Getriebenen der Rederyker-Poesie selbst. Gute Schauspiele, voll Handlung und Leben, mit Charakteren von Fleisch und Blut, schreibt man nicht alle Tage, und da viele Stücke eben nur als Beantwortung einer Preisfrage verfaßt wurden, so war die Allegorie jedenfalls eine sehr bequeme Form, wie geschaffen für die Mittelmäßigkeit.

Esbuttementen sind satirische Farcen, häufig von etwas laxer Moral. Das niederländische Volk, welches in seiner Naivetät ein Manneken piss auf offenea Markt zu stellen wagte, war im Punkte der Decenz von jeher nicht allzu skrupulös, und die Darstellung von Stücken, wie sie Kornelius Everaert zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts für das Theater der Drie Sanctinnen zu Brügge schrieb, würde wohl heutzutage in allen Ländern der Erde zur Unmöglichkeit gehören.

Tafelspele waren kleine Stöcke, welche man bei größeren Festlichkeiten am Schluß der Tafel aufzuführea pflegte; sie waren in Zeiten der Parteikämpfe oft politischer Natur.

Im Allgemeinen sind nar die Namen weniger Rederyker bis auf uns gekommen; was wollen ein paar Dutzend Namen sagen im Vergleich mit Hunderten von Rederyker-Kammeen, die während anderthalb Jahrhunderten in den Niederlanden blühten! R. M.

England.

Zur Statistik der Mineralien, der Verbrechen, der Literatur und der Kunst.

Londoner Korrespondenz

Um auf einige englische Fortscheitte aufmerksam zu machen, die uns fast durch statistische Nachweise anschaalich wurden, erwähnen wir zunächst die Zunahme in Ausbeatung des englischen Mineral-Reichthums während des Jahres 1860. — Die ganze zehnjährige Periode würde eine noch bedeutendere Zunahme herausstellen. Trotz des unheimlichen Druckes, der auf kammerzießen Unternehmungen lastete, brachte man im vorigen Jahre den Werth von 26 Millionen Pfund Sterling in Form von Mineral- und metallargischen Schätzen aus der Erde, über 2,177,000 Pfd. Sterling mehr, als im Jahre vorher, dazu für 20 Millionea Pfund Sterling Kohlen gegen 17 Millionen des Jahres 1859. Der Verkaufspreis aller gewonnenen Metalle und Mineralien war über 37 Millionen Pfund Sterling, über 3½ Milliaaen mehr, als im Jahre vorher. Etwa dasselbe würde sich aus der vergleichenden Statistik der Aus- und Einfuhr ergeben, nämlich eine entsprechende Steigeraag, die sich anderweitig durch Verminderung der Ge- und Verbrechen erweiset. Die Zahl der schweren Verbrecher, die nicht als leichte von Magistrats- und Polizei-Gerichten den Kriminal- und Geschworenen-Höfen überwiesen wurden, ergiebt eine Abnahme von 17 Procent in England im Vergleich zu den fünf aorhergehenden Jahren, in Schottland von 11, in Irland von 24. Im Ganzen kam in England 1 Vergehen auf je 197 (in Irland auf 195) Personen, wobei die zwei- und mehrmals bestraften Personen jedes Mal gezählt wurden. So vertheilten sich in Irland 30,712 Bestrafungen auf blos 24,639 Personen, von denen nur 15,760 zum ersten Mal in's Gefängniß kamen. In England konnten 34 Procent der Bestraften weder lesen, noch schreiben, in Irland 46. Unter den englischen Verbrechern waren 30 Procent weibliche, in Irland 47, wo die Zahl der weiblichen Verbrecher überhaupt nicht in demselben Grade abnimmt, wie in England. Von den leidenschaftlichen, Prügelei als ein unentbehrliches Vergnügen kultivirenden Irländerinaen waren 688 Personen über 10 Mal im Gefängniß gewesen, dagegen blos 165 männliche. Ueber das zwanzigste Mal spazierten 47 männliche Personen unter Schloß und Riegel, aber weibliche nicht weniger als 366. Und die Stadt Cork rühmt sich einer weiblichen Notabilität, die zum 68. Mal eingesteckt ward, und in der That immer nur aus dem Gefängniß kom, um sofort, manchmal an demselben Tage, ein neues Anrecht auf gerichtliche Haft zu erkrotzen.

Ich könnte die statistischen Beweise für Fortschritt und Verbesserung in allen möglichen Sphären des Lebens noch bedeatend vermehren. Die Engländer sind stark im Parademachen mit solchen Zahlen, die freilich allein den Kohl nicht fett machen, zumal da man mit Grund argwöhnt, daß die statistischen Künstler sich stark daraaf verstehen, auf negativen Seiten abzaziehen and die günstigsten Verhältnisse aaf nicht besonders gewissenhafte Weise noch zu begünstigen. Deshalb will ich selbst ein Stück Statistik versachen. Vor anr liegt ein gedrucktes Verzeichniß der Bücher, welche die Verlags-Buchhandlung von Longman & Comp. im Monat August veröffentlicht hat and im September zu veröffentlichen gedachte. Die Zahl der ersteren ist sechzig. Sechzig neue Werke in einem Monate and zwar dem schlechtesten für die Buchhändler and die geistige Production überhaupt, sechzig Werke, darunter manche mehrbändige, z. B. der 6. and 7. Band der neuen Ausgabe der Bacon'schen Werke, von Ellis and vier anderen Herausgebeen, dreibändige Romane, geschichtliche, kirchliche, antiquarische, naturwissenschaftliche Werke — über 100 Bände. Dazu die Neuigkeiten, die anter der Presse waren und im Verlaufe des September fertig werden sollten: Der chinesische Krieg von 1860, Theben und seine Gräber, Waldbewohner, Naturgeschichte Ceylon's, Biographie des großen Ingenieurs Brunel, ein naturwisseaschaftliches Werk mit 39 Holzschnitten (das Reich der „Cölenterata"), Geschichte der alten Perserkriege, Mineralogie, Botanik mit Holz- und Stahlbildern, Kultur- und Fortschrittsgeschichte, Schulbücher, Atlasse, Zeit-Broschüren ꝛc.

Wir wollen diese Verleger-Thätigkeit einer einzigen Firma — etwa 200 Bände — auf ein Vierteljahr ausdehnen und mit vier, nur mit drei maltiplicirea, so kommen „unter Brüdern" etwa 1000 Bände in eiaem einzigea Jahre heraus. Das ist Ein Verleger. Einige seiner Kollegen sind ziemlich ebenso, dieser and jener zuweilen noch viel fruchtbarer.

Wo kommt Alles her und wo geht's hin? Die ungeheure Masse Bücher sind, wenn neu und zum ersten Male erscheinend, immer ziemlich theuer. Namentlich setzt maa gern in halben und ganzen Guineen (3 Thlr. 15 Sgr. und 7 Thaler) die Preise fest. Nur die Aasgabea, die hernach aon belletristischen Werken, Romanen ꝛc. für die Eisenbahn-Buchhandlungen mit engem Druck auf wohlfeilem Papier veranstaltet werden, halten sich in Schillagen, so daß man sogar oft für einen einzigen Schilling einen dicken Baad sehr eng gedruckter, neuer Literatur erhalten kann.

Wer kauft dena aber die ungeheure Masse theurer, elegant und nicht selten mit Stahlstichen aasgestatteten Literatur?

Jeder, der ein hübsches Haas hat — und jeder halbweg anständige Mensch hat eins — maß auch einen runden, mit neuen Büchern belegten Tisch im Gesellschaftszimmer und eine Bibliothek haben. Die reicheren und höheren Klassen haben ihre stets frisch gehaltenen, mit Neuigkeiten bereicherten Bibliotheken, die, in einem besonderen Zimmer oder Saale aafgestellt, einen unumgänglichen Artikel der civilisirten Klassen aasmachen. Höher hinauf giebt's noch besondere Gemälde-Hallen mit mehr oder weniger alten Meistern in Original. England besitzt die meisten und besten Schätze der alten Klassiker aerschiedener Malerschulen, von einigen freilich so viel, daß das Original immer zugleich mit hundert Händen gemalt haben müßte, wenn er sie Alle produzirt haben sollte. Der feinen Kenaer giebt's aur wenige, die Zahl der höchsten und höheren Klassen aber und Derer, die's ebeaso haben wollen, geht in viele Hunderttaasende, die sich immer frisch rekruiren and sich mit nachgemachten, alten Meistern begnügen, wenn sie auch hübsche Oeiginalpreise bezahlen. Es giebt ganze Gegenden des Westendes, namentlich hinter Piccadilly, wo lauter Raphaels, Titians, van Dycks, Paul Potters ꝛc. mit ihren Gehülfen berühmte Originale so täuschend nachmachen, wie fabeikmäßige Diamanten- und Geldfälscher echte Waare. Die Partie der Falschmünzer nehme ich nicht wegen der bösen, praktischen Folgen; aber vor den zahlreichen Fabeikanten berühmter Oeiginal-Gemälde habe ich einen gewissen Respekt: sie befriedigen das Kultur-Bedürfniß reich gewordener Käsekrämer, die nun in dem Glaaben, auch echte Raphaels zu besitzen, sehr glücklich sind. Was kann der Mensch mehr thun, als seine Nebenmenschen glücklich machen?

Schweden.

Korrespondent aus Stockholm.

Deutschlands gegenwärtiges Verhältniß zu Schweden.

Seit der Reise des Königs von Schweden nach Paris scheint sich das freundschaftliche Verhältniß zwischen Deutschland und jenem skandinavischen Lande etwas geändert zu haben, ja sogar erkaltet zu sein.

Es scheint dies so, wenn man nur nach den beiderseitigen Zeitungsberichten hört, welche zwar die öffentliche Meinung machen, aber nicht immer aussprechen. Meines Wissens sind sich die Massen beider Völker jetzt nicht um ein Haar mehr gram oder freund, als vor der Königsreise, daher wäre es vielleicht am Orte, durch einen Rückblick auf das Geschehene sich den Standpunkt klar zu machen und eine Richtschnur für die Zukunft anzulegen. Der gegenwärtige deutsch-schwedische Federkrieg, über den ich weiter unten noch mehr sagen werde, verdankt seinen Ursprung deutscherseits der Königsreise. Hier haben sich einige oder eigentlich nur Ein Blatt einer gehässigen Polemik schon vorher befleißigt, und dasselbe mag in Deutschland der Fall gewesen sein. Im Uebrigen aber herrschte ein recht freundschaftliches Verhältniß; die deutsche Presse erhob nicht blos aus Humanität, sondern — geradezu gesagt — aus Gefälligkeit gegen Schweden laut ihre Stimme für die unterdrückten, mißhandelten Insel-Schweden Estlands und Liefslands, die doch nicht schlimmer gestellt sind, als die Mehrzahl der Bauern jener ehemals deutschen Ostsee-Provinzen unter dem Drucke einer hochmüthigen, feudalen Aristokratie, welche leider deutscher Abkunft, obschon zum geringsten Theile von jenen Helden stammend, die das Land als deutsche Ordensritter eroberten und zum Theil germanisirten. Nur Gefälligkeit gegen Schweden war es, daß die meisten deutschen, inclusive österreichischen Zeitungen von der Klage-Deputation der Wormsö-Bauern so viel Aufhebens machten, welche uns, im Grunde genommen, gar Nichts kümmerte. Aber Aftonbladet hatte sich bittend an die Presse des Auslandes gewandt, diese Angelegenheit zu besprechen, um sie auf diese Weise möglichen Falles zu Ohren des Zaren zu bringen, und nicht *weil*, sondern *trotzdem* Aftonbladet den Anstoß dazu gab, war die *deutsche*, sonst aber *keine* ausländische, auch nicht die dänische Presse, so gefällig, dieser Bitte zu willfahren. Kurz darauf erfolgte die bekannte Reise und die eigenthümlichen Auslassungen norwegischer und west-schwedischer Blätter, daß der König mit einem starken Kriegsgeschwader (uralter und baufälliger Schiffe!), um zu „imponiren," nach Lübeck kommen würde! Nun, das „Imponiren" möchte in dieser Weise wohl gegenüber Mexiko, Honduras und anderen barbarischen Ländern richtig angebracht sein, aber gegen Deutschland beabsichtigt, noch im tiefsten Frieden, hatte es im Verein mit den vielen, vagen Gerüchten von der feindseligen Gesinnung des schwedischen Hofes und der uns feindseligen Tendenz der Reise, nur den Erfolg, daß man die Beschaffenheit der Flotte, des Landheeres und der Finanzen jenes skandinavischen Feindes in specie einer gründlichen Besprechung unterzog, zu der ja die schwedischen Organe selbst das nöthige Material geliefert hatten, welches aber vordem von deutscher Seite unbenutzt gelassen war, um die entente cordiale nicht zu stören, denn wer läßt sich wohl gern von seinem Nachbar, wenn auch Freund, bis auf den Pfennig-Werth taxiren? — Diese Rücksicht deutscherseits hörte nun aber auf und erweckte, wie nicht anders möglich, bei den von uns sehr verwöhnten Schweden, welche die deutsche Gemüthlichkeit in diesem Punkte nicht kennen, eine morose Stimmung, die unsere Gegner, und an ihrer Spitze das saubere Aftonbladet, glücklich benutzten, um Haß und Mißtrauen zu säen; letzteres in einer Weise, die für sein eigenes Leser-Publikum keine hohe Meinung verräth. Es verfehlte nicht, sofort darauf hinzuweisen, „daß Deutschland, welches vordem so fest von Schwedens Unparteilichkeit im deutsch-dänischen Streite überzeugt war, und auf Grund dessen (?) Schweden mit den ausgesuchtesten Artigkeiten überhäufte, nun, da König Karl einen kleinen Ausflug nach Paris zu einem Verwandten gemacht habe, plötzlich eine „ganz andere Pfeife" anstimme!" obwohl die deutsche Presse bis dahin nur die Urtheile und Auslassungen der schwedischen über eigene Zustände und den Monarchen nachgesprochen hatte, über Letzteren noch dazu sehr gemildert. Doch verfehlte dies nicht seine Wirkung; hierzu kam noch der Umstand, daß die letzte große Anleihe von dreißig Millionen fabelhaft schnell von Nord-Deutschland realisirt worden war und ein Weilchen auszureichen verspricht; was hatte also der hiesige Philister von Deutschland noch zu erwarten, oder nöthig, auf dasselbe Rücksicht zu nehmen! Das vorzüglichste Organ West-Schwedens und Vertreter der volkswirthschaftlichen Interessen, die Göteborger Sjö och Handelstidning, welche bisher immer Deutschland gegen Dänemark vertrat, scheint seine seitherigen Ansichten wenigstens aus obigen praktischen Gründen dahin geändert zu haben; denn wie hätte es sonst wohl in einem sehr langen Leit-Artikel mit bedauernswerth fruchtlosen Gründen den Beweis zu führen versucht, daß Deutschland Schwedens natürlicher Bundesgenosse *nicht* sei! Deshalb brauche man zwar die Deutschen nicht zu hassen, fügte sie hinzu, könne vielmehr das „Achtenswerthe" an ihnen lieben, unter welch „Achtenswerthes" sie wahrscheinlich das versteht, was jeder Fremde, selbst John Bull, an uns liebt, nämlich Geld.

Wer übrigens Deutschland nicht aus genauerer Bekanntschaft liebt, hat Mühe, unparteiisch zu bleiben, wenn man das unermüdliche Geklaff unserer erklärten Feinde in Betracht zieht, welche Alles benutzen, um uns in der Achtung wenigstens *ihres* Leser-Publikums herabzusetzen. So bringt Aftonbladet jeden Passus unserer Chronique scandaleuse mit hämischen Bemerkungen gewürzt, wie: der längste Büchertitel (war in einer feudalen Streitsache) muß natürlich in Deutschland gefunden werden; der längste Prozeß (in eben solcher Angelegenheit) kann nur in Deutschland geführt werden; die berüchtigte gräflich Hahn'sche Ordonnanz konnte nur in Deutschland, sonst nirgends erscheinen ꝛc. ꝛc. In neuester Zeit hat freilich die deutsche Presse dagegen eine mäßige Vergeltung geübt, und nicht, wie früher, z. B. zur Zeit der Eichhoff'schen Enthüllungen, die schwedischen Landshöfdinge (Landräthe) unter Anklage der Steuer-Defraudation todtgeschwiegen, sondern Deutschland, und in Folge dessen Europa, mit den interessanten Zuständen der „Hochkirche" hiesiger Gegend etwas bekannter gemacht, durch Vorführung der im Glaubenseifer Andersgläubige prügelnden Bischöfe, durch Nachdruck des schriftlichen Heirats Aktes, zu dem Leute schreiten mußten, weil einer der Betreffenden sich dem Abendmahlszwange nicht fügen wollte. Was den Hahn'schen Erguß und die Bemerkung Aftonbladets dazu: Nur in Deutschland, dem Lande der Sehnsucht schleswig-holsteinischer Ritterschaft, ist so etwas möglich, betrifft, so hat allerdings kein hiesiger Korrespondent nöthig, dagegen zu erklären, daß in Schweden so etwas nicht gedruckt zu erscheinen braucht, denn das Hahn'sche Reglement wird von den hiesigen Bauern und Abhängigen noch viel strikter gegen den besitzenden oder besitzlosen Adel *eingehalten*, als jener Hahn sie für seine Person erst *verlangen* mußte. Die Unterwürfigkeit sitzt im schwedischen Bauern so fest, daß sie nicht einmal durch den Soldatenstand aus ihm herauszubringen ist, wie er denn auch als Soldat beim Anblicke eines ihm unbekannten Civilisten mit bis an den Hals zugeknöpften Tween oder Raglan durch respektvollen Gruß desselben solches beweist. Dieselbe Beobachtung machte ich übrigens auch bei den Dänen. Der russische Bauer oder Soldat muß wenigstens erst einen rothen Kragen sehen, ehe er sein Honneur macht. Wie lächerlich wäre es nun deutscherseits, den schwedischen Bauer deshalb unter den russischen stellen zu wollen, oder auch nur ihn mit diesem zu vergleichen!

Aber durch gegenseitiges Anheften solcher Zöpfchen können sich gute Nachbarn schließlich ernstlich erzürnen, worauf freilich die eiderdänische Presse Schwedens hinarbeitet, doch hat sie zum Glück nicht soviel Einfluß, als guten Willen, so daß sie durch die Stärke ihrer Dosen assa foetida, welche sie ihrem Leser-Publikum reicht, solchem Mangel abzuhelfen sucht, wie Aftonbladet, das sich sogenannte Toureisteubeleze aus Deutschland schreiben läßt, die, unter fleißiger Benutzung des Bädecker und anderer Reise-Handbücher, von seinem Kopenhagener Korrespondenten verfaßt werden, und deren Aufgabe es ist, ungeschickte, aber sehr freche Lügen über Deutschland zu verbreiten. Den Löwen erkennt man an der Klaue und an den Hörnern den Kurir från Köpenhamn, überdies auch an seinem forcirten Witz brechseln und der vulgären Sprache. Er ist die Hauptperson Aftonbladets, d. h. der Clown desselben, deshalb kann er seine Briefe *aus* Paris, Petersburg und Hamburg datiren.

Um nun diesen sogenannten „Toueisten" und seine Tunr till Teplitz etc. zu kennzeichnen, kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß der gute Mann schreibt, alle Kellnerinnen, Stubenmädchen und derartige weichherzige Personen weiblichen Geschlechts sowohl in Deutschland, aber *besonders* in Böhmen (d. h. in Teplitz, wo man nach seiner Ansicht böhmisch zu sprechen scheint) wären blos deshalb in ihn verliebt gewesen, weil er ein Schwede war, und man die ritterlichen Schweden den „geizigen, knickerigen Deutschen" vorzieht. Den so errungenen Vorzug mag der „ritterliche" Korrespondent übrigens behalten, aber, abgesehen von seinem ausgesprochenen Blödsinn, erinnere ich den ritterlichen Schweden an das Sprüchwort seiner Heimat: Der Deutsche thut Alles für Geld und der Schwede Alles für einen Schnaps. Was indessen die deutschen Phrasen betrifft, deren er sich in seinem Geschreibsel mitunter bedient, so kann ich ihm sagen, daß sie einen Umgang mit Landsleuten verrathen, denen gegenüber ich gern ein Incognito meiner deutschen Nationalität bewahre. Aus

deutschen Zeitungen suchte er sich auch skandalöse Inserate heraus, um uns dadurch in seiner Weise abzumalen; um dänische Blätter scheint sich der gute Mann weniger zu bekümmern, am wenigsten um die gesammtstaatliche Berlingske Tidende, weshalb ich schon seine Annoncen-Kenntniß durch Hinweis auf Nr. 183 genannter Zeitung kompletiren muß; da wird er mit großer Lapidarschrift lesen: „Seltener Hund, 1 Jahr alt, aus Italien, heißt Garibaldi, zu verkaufen ꝛc." und nicht weit davon die Kneipen-Anzeige: „Alhambra, großes Volksfest zu Ehren und im Beisein des Marquis Torrearfa ꝛc.," was natürlich ein grober Namens-Mißbrauch und Schwindel war, den selbst dänische Blätter rügten. Doch verdanken wir jenem Korrespondenten auch manches Gute, so z. B. unsere Kenntniß von dem „Strom nordischer Bildung," der sich von der Kopenhagener Universität ergießt, deren Studenten — in seinen Briefen gar lustiglich zu lesen — Lustspiele in ihrem Theater aufführen, in welchen die verzauberten Dänen schnelle Luftreisen machen — indem sie sich durch den Druck ihrer natürlichen Gase (Nachbaein, Euer Fläschchen!) — sobald sie sich platt auf die Erde setzen und durch deren Repulsionskraft — hinschnellen, wohin sie Lust haben. Welche Erfindung nordischer Bildung sich die anständigen Engländer zu Nutze machen können; jedenfalls würde es sich auf Englisch auch recht anmuthig lesen lassen! Zum näheren Nachschlagen diene Aftonbladet Nr. 160.

Diese Anführungen werden wohl unsere Gegner und deren Kriegsreise auf der skandinavischen Halbinsel hinreichend charakterisiren, deshalb kann ich mich nun zu den blunders der deutschen Presse wenden, deren bedeutendster der von ihr erregte unzeitige Lärm war, als fürchtete man schon jeden Abend am nächsten Morgen eine schwedisch-französische Kriegs Erklärung mit obligater Begleitung von Kanonendonner und anderem Instrumental-Concert zu vernehmen. Solche Angst ist einer großen Nation, die zwar nicht im Besitze einer Achtung gebietenden Flotte ist, aber es in ihrer Gewalt hat, in Zeit von vier Wochen ein Heer von circa 1½ Millionen Streitern gegen Jeden, der Lust zum Anbeißen hat, auf die Beine zu bringen, unwürdig, zeigt außerdem von großer Unkenntniß der schwedischen Wehrkräfte, wie sie in diesem Augenblicke noch beschaffen sind. Zur besseren Charakteristik derselben führe ich daher hier von den vielen ungünstig lautenden schwedischen Auslassungen nur den Ausspruch der Göteborger Handelstidning darüber an: „In das Comité zur Reorganisation der Seewehr sind auch Nichtfachmänner, Nichtseeleute aufgenommen worden, obwohl in demselben wohl nur Fachmänner Sitz haben sollten; in das Comité zur Reorganisation der Landes-Vertheidigung hingegen hat man nur Militairs und einen Militair-Arzt gebracht, obwohl hier sehr wohl Nichtmilitairs auch hinzugezogen werden sollten. Mögen die Heeren indessen darauf achten, daß sie einen Reorganisationsplan entwerfen, welcher dem durch die freiwillige Volksbewaffnung deutlich ausgesprochenen Wunsche des Volkes nach einer zweckentsprechenderen Landes-Vertheidigung entspricht, die gleichzeitig das Land nicht durch ihre Kosten erdrückt. Die alte Wehr-Verfassung und das nach ihr eingerichtete Heer und die Flotte sind in ihrer plumpen (eigentlich tölpelhaften = otymplig) Verfassung nicht im Stande, unsere nationale Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu vertheidigen. Auch müssen wir Bürgschaft haben, daß die zu bewilligenden Mittel wirklich zu dem verlangten Zweck und nicht zum alten Schlendrian verwendet, oder möglichen Falles zu abenteuerlichen Zwecken in der Hand der Gewalt benutzt werden!" Da steht es: Die schwedische Land- und Seemacht ist nicht einmal in ihrem jetzigen Zustande hinreichend, die nationale Selbständigkeit des Landes zu vertheidigen, und wird dazu erst ausreichend sein, wenn sie vollständig reorganisirt ist;* bis dahin können wir uns aber eine Flotte Pfennigweise zusammengetrunken haben, trotz des Spottes des Auslandes! Von einem Mit-Angriffe Schwedens auf Deutschland wegen Dänemarks kann also nicht die Rede sein** und ein Angriff auf Rußland wegen Finnlands würde wohl, trotz französischer Hülfe, ziemlich rauh abgewiesen werden; Deutschland dürfte ihn unter französischem Beistande auch nicht dulden, so sehr wir sonst den Schweden in Betreff Finnlands Recht geben und ihnen den Wiederbesitz jener Provinz oder deren Befreiung zu eigener Selbständigkeit von Herzen gönnen, da wir in Nationalitätsfragen, wie bekannt, sehr sentimental sind, und besser darin zu unterscheiden vermögen, wie Aftonbladet, welches sich bei seinen Lesern entschuldigte, daß es die gute dänische Stadt „Sönderborg" bei dem „verquackelten" deutschen Namen „Sonderburg" genannt hatte.

Aber es ist eine traurige Erscheinung in der deutschen Presse, daß sie sich durch unbedeutende Vorfälle so leicht aus der Fassung bringen läßt. Wie konnte sie wohl aus der Reise des Königs von Schweden nach Paris sogleich den Schluß ziehen, dieselbe bezwecke ein französisch-schwedisches Bündniß zu einer Invasion Nord-Deutschlands? Läßt denn die Eifersucht der anderen Mächte so etwas ohne Weiteres zu? und konnten wir nicht in solchem Falle sehr bereitwillig, falls es überhaupt nöthig wäre, Bundesgenossen finden?

Die eiderdänische Presse Schwedens, von der Regierung nie in ihre Pläne eingeweiht, gab sich das Ansehen, als wüßte sie von einem derartigen Bündniß, um jetzt hinterher Deutschland auszulachen, daß es in die Falle gegangen, um seinen Landsleuten demonstriren zu können, wie schwach es mit der deutschen Freundschaft stände.

Die anständige Presse Schwedens mochte im ersten Augenblicke auch glauben, es sei etwas Wahres an dem Gerüchte von der Allianz auf Leben und Tod, dadurch wäre wenigstens ihre Deutschland gegenüber beobachtete gleichgültige Haltung zu erklären. Und man muß gerecht sein, muß sich in die Lage dieser ehrlichen Schweden setzen, denen plötzlich durch französische Blätter mit dem Wiederbesitz Finnlands der Kopf schwindelig gemacht wurde. Die „große" Nation gerirte sich ja Schweden gegenüber, wie weiland gegen Italien; es war ja eine förmliche Einleitung zur Annexions-Politik in jenen inspirirten, d. h. besoldeten Blättern zu lesen!

War es da ein Wunder, daß auch hier besonnene Leute den Kopf verloren und dachten, besser Finnland gleich haben, als erst später bekommen! Jetzt ist man bedeutend ernüchtert, und wer sonst noch Illusionen hatte, wird sie wohl durch die Verleihung des schwarzen Adlerordens an den Prinzen Oscar verloren haben. Der Meinung wird ja wohl das biedere Aftonbladet auch sein, wenn es erfährt, daß der schwarze Adlerorden für Preußen das ist, was der Annunziata-Orden für Piemont. In neuester Zeit sind nämlich Orden die politischen Barometer jenes Blattes, in Ermangelung genauerer Instrumente.

Beide Theile, Schweden sowohl, wie Deutsche, haben gefehlt und — wie es mir scheint — möchten sie den Fehler wieder gut machen, aus dem der große Civilisateur doch nur den alleinigen Vortheil zieht!

Wie ich schon am Anfange meines Schreibens aussprach, beruht die gegenwärtige Spannung nur auf dem Papiere, ist Nichts als Zeitungs-Polemik und nicht in die verschiedenen Kreise des Volkes gedrungen, welche bisher davon noch nicht berührt waren. So lassen sich z. B. schwedische Flotten-Offiziere nicht zu dänischen Demonstrationen verwenden, wie die Dänen in Helsingör zu ihrem Verdruß lernen mußten, trotzdem sie den schwedischen Offizieren zu Ehren einen Ball arrangirten, wenigstens versteckten sie ihren Plan hinter deuselben; sie stelen aber glänzend ab, indem kein Schwede den Ball besuchte. Der Kommandant des Schiffes gab auf Aftonbladets Muthgeschrei die Erklärung ab, die schriftliche Einladung konnte nicht befolgt werden, weil die Korvette segelfertig, nur auf günstige Gelegenheit wartend, zum Absegeln bereit lag! Auch bei dem 50jährigen Jubiläum der Universität zu Christiania konnte eine Demonstration, trotz Anwesenheit dänischer Gäste und ihrer insinuirenden Reden und Anmaßungen, nicht zu Wege kommen; Alles, was die Dänen dort erreichten, war, die aufrichtige Anerkennung des Strebens deutscher Universitäten hören zu müssen, auf deren Wohl sogar ein Toast ausgebracht wurde! Sehr zu tadeln ist es übrigens, daß die Deutschen sich bei diesem für den Norden so hochwichtigen Feste nur durch die einzige Universität Kiel haben vertreten lassen, ja nicht einmal von ihren resp. Domiciles Festgrüße nach dort gesandt hatten. Freilich haben die Nerweger, meines Wissens, das Breslauer 50jäheige Jubiläum auch nicht beachtet; die Haupt-Veranlassung zu der beiderseitigen Vernachlässigung scheint mir aber in Verkennung der gegenseitigen Volksstimmungen zu liegen, welche durch die Brille der „dänischen" Polemik in Dänemark und Schweden und die Replik, welche diese in Deutschland findet, allerdings schwer zu erkennen ist. Jedenfalls konnten deutsche Ehrengäste Beleidigungen und gehässige Demonstrationen fürchten, weil es bekannt war, daß Dänen beim Feste zugegen sein würden; daß dies sich aber nicht ereignete, ist eben ein Beweis meines oben über die wirkliche Stimmung in Schweden und Norwegen Gesagten.

Nun noch zum Schlusse die Bemerkung: Wenn eine Nation blind ist gegen ihre Fehler oder die Mangelhaftigkeit ihrer Institutionen, dann ist es wohl nicht unschicklich vom Auslande, darüber herzuziehen; in solchem Falle bedarf es auch, um durchzudringen, keiner Zuflucht zu däni-

---

* In einem früheren Artikel „über die freiwillige Volksbewaffnung in Schweden" (siehe Nr. 18 dieses Jahrganges) haben wir dies schon ausgesprochen.

** Ist auch nicht im Entferntesten davon die Rede gewesen: die ganze Geschichte war überhaupt nichts, als eine Demonstration gegen das neuerdings etwas widerhaarige Rußland abseiten des Nationalitätenmachers, dessen öffentliche Handwerkszeuge aber ebenso unwissend, als frech bei Erfindung und Classification von Nationalitäten zu Werke gehen; man denke nur an die Detailirung der Zustände Finnlands und seiner Nationalität!

scher Gemeinheit; aber eine Nation zu beleidigen und zu verleumden, welche Verstand genug besitzt, um über ihre Zustände richtig zu urtheilen, wenn diese Streiche auch nur von einer zwar kleinen, aber sehr schmutzigen Partei ausgehen, erfordert unter allen Umständen derbe Zurechtweisung nicht blos jener Partei, sondern auch der Nation, welcher sie angehört, um so mehr, wenn diese aus Indolenz oder Speculation eine solche Zurechtweisung ihres Auswurfes nicht selbst übernimmt.

Frankreich.

Louis Blanc als Geschichtsschreiber.*

Die Schreckenszeit und der Sturz Robespierre's.

Das ungeheure Ereigniß der französischen Revolution wird uns wieder und wieder vor die Augen geführt, und wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts werden nicht müde, Bericht auf Bericht über die großartige Katastrophe zu vernehmen. Wir haben den Worten von Charles Lacretelle, Mignet, Thiers und Michelet aufmerksam gelauscht; empfanden wir doch Alle an den Pulsschlägen unserer eigenen Zeit die Nachklänge der Schlachtmusiken jener Tage, deren Sturmmarsch auf das Ziel der politischen Freiheit in den Anläufen der Epigonen fortgesetzt scheint. Auch Louis Blanc, der neueste Geschichtsschreiber der Revolution, hat eifrige Leser gefunden und ungeachtet seiner extremen Parteistellung ein gewisses Ansehen als ernsthafter Forscher sich zu verschaffen gewußt. Wir Deutschen, stets geneigt, fremdes Verdienst anzuerkennen, haben sicherlich keine Lust, die Vorzüge eines ausländischen Autors zu verkleinern, aber immerhin bewahren wir uns das Recht zu der kritischen Frage, ob der Autor den sachgemäßen Ansprüchen genügt hat, welche man bei dem allgemeinen Stande der heutigen Wissenschaft Europa's nach gemeingültigen Grundsätzen erheben darf.

Wie verhält sich Louis Blanc zu diesen Ansprüchen? Uns liegt gegenwärtig der eilfte Theil seiner Geschichte der französischen Revolution vor, ein Abschnitt von höchst bedeutungsvollem Inhalt! Denn nicht allein umfaßt derselbe den Wendepunkt des furchtbaren Drama's, das Jahr 1794 und Anfang 1795; er begreift auch zugleich eine Epoche, deren herrschende Idee (die Demokratie um jeden Preis) mit der politisch-sozialen Anschauung von Louis Blanc eine unleugbare Wahlverwandtschaft aufzeigt. Indem also der Autor das blutgetränkte Erdreich von 1794 beschritt, hat er den Prüfstein seiner Würde als Geschichtsschreiber in eigener Person uns in die Hand geliefert. Er hatte die schärfste Klippe der Parteilichkeit zu vermeiden, er hatte darzuthun, wie das Bewußtsein der Wissenschaft den Erzähler auf die Stufe des Allgemein-Menschlichen hinaufrückt und vor den Einflüssen der Alltagswelt und der sozialen Vorurtheile in ihren geheiligten Schutz nimmt. Louis Blanc hat die Probe der Unparteilichkeit nicht blos nicht bestanden, er scheint sogar, und dies ist der härteste Vorwurf, der ihn trifft, kaum etwas Anderes, als eine Rechtfertigung der Schreckensmänner, namentlich Robespierre's, bezweckt zu haben.

Wir man längst weiß, ergreift Louis Blanc sofort für die Revolution Partei; dies ist leicht erklärlich, wenn man den Zusammenhang mit der Gegenwart und die Kürze der Zwischenzeit in Anschlag bringt: Umstände, denen nur ein Sybel oder Häusser, und nicht einmal ein Thiers, gewachsen waren — es ist selbst verzeihlich, insofern der Autor in der Revolution den Gedanken des Rechtsstaates sich Bahn brechen und den Feudalstaat überwinden sieht, aber im Sinne einer Apologie des Jakobinismus ist das Verfahren völlig unberechtigt. Waren denn die Jakobiner wirklich die Träger und Säulen der Revolution? Ja, wenn es auf unmenschliche Rohheit, auf Blut und Mord ankam, gewiß! Blickt man jedoch tiefer in die finstere Verkettung dieser Geschicke, so drängt sich dem ruhigen Beobachter die entgegengesetzte Gewißheit auf: gerade die Jakobiner haben die Revolution scheitern gemacht! Denn sie haben den moralischen Kern derselben verflüchtigt, sie durch verbrecherische Gewaltthat befleckt und auf die schwindeligen Pfade der Tyrannei gestoßen. Der Jakobinismus rief die Reaction der Säbelherrschaft als das unabwendbare Endziel der Bewegung hervor. Das ist eine Einsicht, welche in unseren Tagen bekanntlich ohne große Mühewaltung erlangt wird und die, man möchte sagen, zu den Trivial-Erkenntnissen der Historiker gehört.

Herr Louis Blanc, der „Mann von 1848," hat freilich andere Begriffe von Moral und Politik, als diejenigen, welche in Deutschland üblich und auch in Frankreich noch von manchem „spießbürgerlichen Standpunkte," etwa dem der Herren Guizot, Thiers, Odilon-Barrot, als stichhaltig anerkannt sind. Er dünkt sich über solchen „Krämergeist" erhaben. Wer wird auch der ewigen Ruhe und Friedensliebe des épiciers schmeicheln wollen? Ein tüchtiger Schrecken ist zu Zeiten heilsam, und wäre nicht die scharfe Schneide des Eisens in der Welt, es möchte wenig Großes im Lauf der Geschichte vollbracht worden sein. Folglich ist der Jakobinismus, der die Revolution in ihrer vollen blutrothen Großartigkeit gewollt habe, der reinste Ausdruck der Revolution! Und Robespierre, das wahre Haupt jener „Volksgesellschaft," der Herod derselben! Robespierre ist, nach Louis Blanc, die Quintessenz des revolutionairen Genius.

Es läßt sich denken, daß Voraussetzungen von so sonderbarem Kaliber die objektive Aufgabe des Historikers höchlich erschweren, wenn sie auch vielleicht noch möglich bleibt; allein Louis Blanc wendet seinen emsigen Fleiß und sein unleugbares Darstellungs-Talent nicht im Geringsten zur Einhaltung der schmalen und schon geschmälerten Straße der Wahrheit an, er glaubt die Rolle eines Advokaten der Revolution und des Jakobinismus, des Anwalts in Sachen Robespierre wider Tallien und Konsorten spielen zu müssen. Gleich das zweite Kapitel des fraglichen Theils und zugleich das erste, welches in diesem von den innern Zuständen Frankreichs handelt, ist überschrieben: „Horribles machinations contre Robespierre." Es wird eingeleitet mit einer Stelle aus der letzten Rede Robespierre's (vom 8. Thermidor), der großen Vertheidigungs- und Anklagerede des Tribunen, die man nicht mit Unrecht das „politische Testament" Robespierre's genannt hat. In der That verdient diese Rede und ganz besonders die von Louis Blanc als Orientirungsmittel angeführte Stelle in gewisser Hinsicht unsere Bewunderung! Robespierre weiß das Odium der Blutheknotomben sehr geschickt von sich auf seine Feinde, die Dantonisten und Hébertisten, abzuwälzen; er fingirt mit täuschendem Wahrheitsanschein eine sittliche Entrüstung wider die methodische Schlächterei. Ein unbefangener und denkender Historiker konnte ebenfalls aus diesem ausgezeichneten Kunstgriff eine bedeutsame Lehre ziehen, nur hätte sie in erster Linie nicht die Schuld oder Unschuld Robespierre's betroffen. Die sittliche Entrüstung war allerdings urplötzlich zum mächtigen Hebel geworden, das Uebermaß des Schreckens hatte sie endlich nach gerüttelt, nämlich bei der von den Tyrannen mit Füßen getretenen öffentlichen Meinung; Robespierre war ein viel zu geschickter Politiker, um diese Wendung zu Ungunsten der Guillotine nicht bald bemerkt zu haben, und er sah mitten aus dem blutigen Dunste der massenhaften Hinrichtungen, jener berüchtigten „fournées" (Schaffot-Lieferungen) von Anno 94, die Kraft der rechten Seite des Konvents und des Royalismus neu belebt und erfolgt auferstehen! Robespierre wandte sich also, um vor das Forum der öffentlichen Meinung zu gelangen, im letzten Stadium seiner Laufbahn nicht sowohl an seine getreuen Jakobiner, die ihn buchstäblich als Leidmache auf Schritt und Tritt begleiteten, als recht eigentlich an die gemäßigten Parteien, an die rechte Seite und an das Centrum (la Plaine) des Konvents. Darum und nur darum hielt er sich vom 23. Prairial bis zum 19. Thermidor von den Sitzungen des Wohlfahrts-Ausschusses fern, in welchem er übrigens durch Couthon und Saint-Just sich hinlänglich vertreten wußte, und ließ die Verantwortlichkeit für die letzte Riesenarbeit der „heiligen Guillotine" getrost auf die Häupter jener Streitkumpane und auf die von Collot-d'Herbois, Billaud-Varenne, Barère, Carnot und die der Mitglieder des Sicherheits-Ausschusses fallen. Auf die Pariser Kommune, den Jakobiner-Klub und auf Henriot, den General der Sectionen gestützt, arbeitete er im Stillen und bereitete einen gewaltigen Stoß wider den Konvent vor. Von dieser Verschwörung der Partei Robespierre, welche in einem Briefe von Henriot an den Maire Lecot Fleuriot ganz deutlich erwähnt wird, sagt Louis Blanc keine Silbe; er stellt die Sache gerade so dar, als wenn Robespierre und die Seinigen sich in dem Monate vor der Katastrophe des 19. Thermidor völlig leidend verhalten und alle Action von dem Bunde der Dantonisten und Hébertisten ausgegangen wäre. Das Gewicht der Rolle, die Robespierre als Präses des Triumvirates Robespierre, Couthon, Saint-Just spielte, wird mit einem an's Komische grenzenden Eifer herabgesetzt und zu der Unschuld des „tugendhaften Robespierre" beinahe auch dessen Unbedeutsamkeit in den Kauf gegeben. Aber Robespierre soll nun einmal um jeden Preis rein gewaschen werden, und wenn selbst auf Kosten seines gesunden Menschenverstandes. Denn Herr Louis Blanc stempelt wohl oder übel seinen Helden zur unbewußten

* Histoire de la révolution française par Mr. Louis Blanc. Tome onzième Paris, Pagnerre; Furne et Comp., 1861. — Man vergleiche das Seitenstück: „Adolf Thiers als Geschichtsschreiber. Napoleon I. und die Restauration der Bourbons" in Nr. 35 des Magazin vom 28. August 1861.

Dupe der Badier, Vouland, Fouquier-Tinville, indem die „Harribles machinations" des zweiten Kapitels einfach darauf hinauslaufen, daß jene Schreckensmänner (die Hébertistischen Verehrer des „Vernunft-Kultus") den Kultus des „höchsten Wesens," den Robespierre hatte dekretiren lassen, lächerlich machen wollten. Dies war der Kern an den Enthüllungen über die „Gottesmutter" Katharina Théat, welche der Schützling Robespierre's, der Ex-Karthäuser Dom Gerle hatte inspiriren helfen und an der Geschichte nan den „Rothen Hemden" (d. h. Büßerhemden), welche 54 zur Guillotine Verurtheilte bei ihrem Transporte zum Richtplatz (barrière du Trône) auf Befehl non Fouquier-Tinville tragen mußten. Was soll man aber von dem Beweise denken, welchen Louis Blanc für die Keuschheit und Einfachheit seines Helden antritt? Ist es nicht ein schönes Ding um die Gewißheit, daß Robespierre wirklich niemals die Abende der galanten Frau von Saint Amaranthe besucht hat, wirklich niemals in diesem Hause den Freuden der Tafel und des Spiels huldigte? Hatte doch die Saint Amaranthe nebst ihrer verführerischen Tochter längst das Gefängniß non Sainte Pélagie bezogen und dann mit der „Prison des Anglaises" vertauscht, als Robespierre durch den Schauspieler Trial bei der Dame eingeführt sein sollte? Ein vollständiges Alibi wird an's Licht gefördert und mit diesem Beweise im Text der Erzählung nicht zufrieden, schreibt Herr Louis Blanc über die Affaire mit Frau van Saint Amaranthe noch eine kritische Anmerkung am Schluß des elften Theils, worin er das angebliche Verhältniß der Dame zu Saint-Just erörtert. Welch' eine historisch merkwürdige Persönlichkeit, diese „Madame de Saint Amaranthe!" Wie viel hing nicht daran ab, ob Robespierre aber Saint-Just mit ihr verkehrt hatten! Abscheuliche Machination gegen Robespierre: er soll nicht allein am Tische der Frau von Saint Amaranthe sich berauscht haben, er soll auch der intellektuelle Urheber tausender von Hinrichtungen gewesen sein! Herr Louis Blanc nimmt es den „Bürgern" Tallien, Barère, Fouquier-Tinville (dieser bekanntlich der öffentliche Ankläger beim Revolutions-Tribunal) gewaltig übel, daß sie dem „reinsten Charakter der Revolution" die Hauptschuld an den Mordscenen der Schreckenszeit aufbürdeten, daß sie stets und immer wieder ihn als das Triebrad der Schlächtereien bezeichneten. Er bemerkt nicht, wie dies Robespierre gegenüber schlechtweg ein Akt der Nothwehr war. Denn so schwache Potitiker waren die Dantonisten und Hébertisten keineswegs, daß sie die Kriegslist Robespierre's durch Fernhaltung nom Wohlfahrts-Ausschuß und durch öffentliche Deklamationen nan Tugend, Sittenreinheit und Unschuld die Gehässigkeit der Menschenopfer ihnen auf's Haupt zu schieben, nicht nachgerade durchschaut hätten. Ihre Hände waren gewiß nichts weniger als rein von Blut, aber waren etwa die Hände des Diktators darum reiner, weil er den unästhetischen Anblick des Schaffots vermieden und nur indirekt durch Befehl, Einschüchterung und sonstigen unwiderstehlichen Einfluß die Guillotine mit ihrem täglichen Futter versorgt hatte? Die Art, wie Herr Louis Blanc seinen Helden weißbrennen möchte, streift an den göttlichen Unverstand jenes Mannes, der den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Wer hatte denn die Entwickelung der Dinge bis zu dem Gipfel der Scheußlichkeit gebracht? Etwa blos der wahnwitzige Marat, aber nicht vielmehr der staatskluge Robespierre, der den Schrecken und die Wuth der Schreckensmänner als zweckdienliche Mittel für seine weitaussehenden Pläne benutzen wollte? Oder war der Ehrgeiz Robespierre's von aller persönlichen Eigensucht fern? Auch das möchte Herr Louis Blanc glaubhaft machen, aber vergebens. Denn das „testament de mort," die letzte Konvents-Rede Robespierre's, der Louis Blanc ein ganzes Kapitel widmet, bezeugt es klar, wie Robespierre das Prinzip und das Loos der Revolution mit der Machtstellung seiner Persönlichkeit unauflöslich zu verketten strebte: sein Sieg war schon das Ende der demokratischen Republik und folglich der politische Antrieb seiner Gegner ein sachlich durchaus begründeter. Wenn sie nun ihrerseits Robespierre's Affektation von Mäßigung nachahmten, sich der Rechten und dem Centrum (dem „Sumpfe" nach der Sprachweise der Bergpartei) nicht blos näherten, sondern sogar eine Coalition mit Baisty d'Anglas und Durand de Maillane eingingen, jedoch, was Louis Blanc absichtlich in den Hintergrund schiebt, erst am Vorabende des Entscheidungskampfes, so war dies objektiv die natürliche Folge der gegebenen Constellation, welche der dritten Partei die Entscheidung in die Hand legte und subjektiv das beste Paroli, das man den Anschlägen Robespierre's bieten konnte, indem man den ganzen Konvent gegen ihn vereinigte. Es war das wieder nur ein Akt der Nothwehr. Denn die Feinde der Triumvirn wußten recht gut, was im Schoße der Jakobiner verhandelt ward, obgleich Herr Louis Blanc sie ganz unthätig schildern möchte und zu diesem Zwecke den Bericht über die Verabredungen, welche am Abend des 8. Thermidors für den Angriff am 9. zwischen Robespierre und seinen getreuen Jakobinern getroffen wurden, einfach mit Stillschweigen übergeht. Er erwähnt nicht einmal, daß die andern Erzähler dergleichen behauptet haben. Der brave Robespierre war ja zu keiner Stunde ein Verschwörer! Auch nicht in seiner Todesstunde! Und außerdem würde vielleicht die Identität seiner persönlichen Sache mit den Sympathien der Anhänger, wie sich solche an den Vorgängen im Jakobiner-Klub deutlich abspiegelt, ein seltsames Licht auf seine republikanische Selbstverleugnung geworfen haben. Also, der Rest blieb Schweigen! Ein Mann von dem Heroismus eines Robespierre schritt auch natürlich dem Verhängniß der Katastrophe, dem „dénouement," wie es der Autor nennt, mit kaltblütiger Festigkeit entgegen, der Gedanke an Selbstmord im Augenblick des Scheiterns konnte nicht in seiner Seele aufkommen. So ist es denn gar nicht wahr, daß Robespierre beim Eindringen der Feinde in den Saal des Stadthauses den Versuch machte, sich durch einen Pistolenschuß in den Mund zu tödten; daß er mit zerschmetterter Kinnlade gefangen genommen ward, muß vielmehr auf einen Mordanschlag der Gegner zurückgeführt werden, denen ein Gendarm, Namens Méda, früher ein Gardist Ludwig's XVI., den Liebesdienst der Vernichtung des Tyrannen erweisen wollte. Beweis für dies Faktum lediglich ein Brief desselben Méda, der auf Grund jenes angeblichen Dienstes vom Direktorium sich ein Avancement (nam Unterlieutenant zum Eskadren-Chef) erschwindeln wollte! Tallien bezeugt ihm freilich nur, daß Er es war, der sich im Stadthaussaal der Person Robespierre's bemächtigte! Allein das sei eine absichtliche Verschleierung der Unthat gewesen. Denn es paßt wahrscheinlich sehr in die Darstellung des Autors, daß die erbitterten Gegner dem „Tyrannen" die Schmach des öffentlichen Aufzuges auf dem Wege zur Guillotine und die Strafe des Schaffots ersparen machten! Deshalb ward auf Robespierre von einem Andern ein Mordversuch gemacht, während seine Schicksalsgefährten ganz vereinzelt den Selbstmord der Gefangenschaft vorzogen, leider nur mit ihrer verzweifelten Absicht nicht zu Stande kamen! Wunderbare Differenz des Verhaltens inmitten der Katastrophe!

Aber was häufe ich noch die Unsumme der Unwahrscheinlichkeiten, die Herr Louis Blanc mit Hülfe „neuentdeckter Quellen" und meist im offenen Widerspruche mit seinem Vordermann, dem Revolutionsbeschreiber Michelet, reichlich und eifrig darbietet. Zuweilen widerlegt er sich unbewußt selbst, z. B. wenn er den Verkehr Robespierre's mit Fouquier-Tinville ableugnet und dann gegen den Schluß eine Geschichte vorbringt, welche den mächtigen Einfluß des Tribunen auf den öffentlichen Ankläger außer allen Zweifel stellt! Es ist wirklich schade um das große Talent unseres Autors. Ohne die unglückselige Parteileidenschaft würde er vielleicht das beste Werk über die Revolution geliefert haben. So aber nur die Streitschrift eines historisirenden Advokaten, der für die Auswüchse der Revolution, für den Jakobinismus, für die Schreckensmaßregeln und für seinen Helden Robespierre plaidirt! Trautwein von Belle.

Mannigfaltiges.

— Selbstbekenntnisse des Prinzen nan Schleswig-Holstein-Naer. Kürzlich sind in der Schweiz die „Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich aon Schleswig-Holstein-Naer aus den Jahren 1840 bis 1850" erschienen.* Da der Prinz während des schleswig-holsteinisch-dänischen Krieges eine hervorragende Rolle spielte, indem ihm unter Anderem die Reorganisation der schleswig-holsteinischen Regimenter, nachdem daraus die dänischen Offiziere entfernt worden, übertragen war, so hätte man allerdings etwas Anziehendes in diesen Denkwürdigkeiten erwarten sollen. Sie sind jedoch höchst trocken und abstoßend, und zwar nicht blos für deutsche, sondern auch für dänische Leser. Welche nationale aber politische Farbe der Prinz trägt, mag man aus folgenden Worten ersehen, mit denen er seine Selbstbekenntnisse beginnt: „Mein Vater war deutsch, meine Mutter dänisch, meine Großmutter englisch Von Kindheit an wechselte ich meinen Aufenthalt bald in Dänemark, bald in den Herzogthümern. Deutsch und dänisch ward in meiner Eltern, und später in meinem eigenen Hause ohne Unterschied gesprochen. In meinem siebzehnten Jahre reiste ich nach Genf, und nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte von dort nach Italien, Frankreich, England, und besuchte auch zwei deutsche Universitäten bis zu meinem 24. Jahre, wo ich in

* 1 Band von 447 Seiten. Zürich, Meyer und Zeller.

aktiven Militairdienst trat. Daß bei einer solchen Abstammung, Erziehung und Entwickelung von großem Nationalgefühle nicht die Rede sein kann, wird Jeder einräumen müssen. Hierauf mache ich auch gar keinen Anspruch, und sehe darin mehr Beschränktheit, als Ausbildung des menschlichen Geistes, bei dem jetzigen Standpunkte allgemeiner Bildung und unbeschränkten Verkehrs. Meine Motive sind von jeher gewesen, dem anzuhängen und dasjenige zu vertheidigen, welches ich für Recht erkannte." Unter dem „Rechte" aber, wofür er immer gekämpft, scheint der Prinz, da sein kosmopolitischer Standpunkt ein warmes Interesse für das deutsche Element in Schleswig, gegenüber den Danisirungs-Versuchen, ausschließt, wesentlich die Rechte des Adels der Herzogthümer zu verstehen. Er wirft der Regierung Christian's VIII. die Aufhebung der Fideicommisse und die Umgestaltung der adeligen Klöster vor, und „Demokrat" und „Demagog" sind ihm die stehenden Beiworte aller mißliebigen Persönlichkeiten. Der Prinz ist noch heutigestages der Ansicht, die er im Jahre 1848 den schleswig-holsteinischen Soldaten gegenüber ausgesprochen, daß der König von Dänemark nicht frei sei, indem ihn die dänischen Demokraten gehindert hätten, den Herzogthümern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nur von diesem Standpunkte hat er in den Jahren 1848—1850 die dänische Regierung mit den Waffen in der Hand bekämpft, und von diesem Standpunkte möchte er auch jetzt noch den ganzen schleswig-holsteinischen Handel betrachtet wissen.

— Zur Rechtsgeschichte von Wälsch-Tyrol. Höchst interessant in Bezug auf das historische Recht der deutschen Nationalität in Wälsch Tyrol ist eine Publication von Dr. F. A. Tomaschek in Wien über „die ältesten Statuten der Stadt und des Bisthums Teient in deutscher Sprache."* Es werden hier diese Statuten nach einer Handschrift des kaiserlichen Staats-Archives vom Jahre 1363, mit einer rechtsgeschichtlichen Einleitung und einem Glossar, mitgetheilt. Sie zerfallen in zwei Abtheilungen, von denen die zweite die Ueberschrift trägt: „Hie vahen sich nv die newen statut." Die erste Abtheilung soll, wie der Herausgeber als wahrscheinlich darstellt, bereits der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts angehören. Die sogenannten „neuen" Statuten sind unter dem Bischof von Teient, Nikolaus von Brünn, in den Jahren 1338—1347 zusammengestellt worden. Eine Bestimmung derselben sagt unter Anderem, daß sie im ganzen Gebiete des Bisthums Trient Geltung haben sollen, ausgenommen da, „wo mnn daz urtail geit nuch der mntsten volge."

— Zur Rechtsgeschichte der Niederlande. Herr de Geer van Jutfaas, Professor an der juristischen Facultät der Universität Utrecht, hat zur Feier des 225jährigen Bestehens dieser Hochschule einen Beitrag zur Rechtsgeschichte der Niederlande unter dem Titel: „Die Sachsen vor und unter Karl dem Großen" herausgegeben.** Der Verfasser weist in dieser Schrift nach, daß ein großer Theil der heutigen Niederlande von den alten Sachsen bewohnt war, ferner welchen Einfluß dieselben, sowie die Einführung des Christenthums unter ihnen und die Nachbarschaft der Franken, auf die Entwickelung des Rechtszustandes in den Niederlanden geübt. Er bemerkt zugleich, daß noch sehr viel gethan werden müsse, bevor an eine vollständige Rechtsgeschichte der Niederlande gedacht werden könne, was dem Kaant-en Letterbode zu folgenden Bemerkungen Anlaß giebt: „Waenm soll, was in Deutschland ausgeführt worden, für uns noch unthunlich sein? Man bedenke, daß wir beinah die einzige gedittete Nation in Europa sind, die noch keine vaterländische Rechtsgeschichte besitzt, und daß es daher hohe Zeit sei, kräftig die Hand an's Werk zu legen, falls wir nicht wollen, daß uns ein Ausländer darin zuvorkomme. „Where there 'n u will, there 's n way," sagt ein englisches Sprüchwort. Wir hoffen daher, daß uns der Utrecht'sche Professor, oder sein Leidenscher Amtsgenosse, sehr bald mit einem solchen Werke, wie es von Vielen sehnsüchtig erwartet wird, beschenken werde."

— Zwei Gebäude in Wien. Der jetzige Redacteur des Journal des Débats, Herr J. J. Weiß, bekanntlich der Verfasser einer Geschichte der reformirten Kirche in Frankreich, hat sich in den letzten Tagen des September, gleichzeitig mit dem Redacteur dieser Blätter in Wien befunden, und veröffentlicht darüber einige Briefe in der von ihm redigirten Zeitung. Vieles ist in diesen Briefen, was, weil es nicht neu ist und schon tausendmal gedruckt worden, besser hätte ungeschrieben bleiben können; Manches ist darin aber auch pikant und lesenswerth. So erblickt er in dem neuen Wien, wo sich die Altstadt von den verstärtischen Emporkömmlingen absondert, zwei Gebäude: „Beide sind neu, doch sehr verschieden; das Eine scheint das Andere zu überwachen. Das Eine ist ein monumentales Werk, gebaut für Jahrhunderte; das Andere, bescheiden, macht den Eindruck, als ob es das Atelier eines Malers, oder die provisorische Werkstätte eines Architekten wäre. Ein über die Donau herbrausender Orkan könnte es niederwerfen, während jenes Gebäude jedem Sturme kühn die Stirne bietet. Der einem befestigten Kastell gleichende, halb byzantinische, halb mittelalterliche Bau ist die „Franz-Joseph-Kaserne;" kein Gebäude in Wien, außer dem ebenfalls neuen Arsenal, bietet eine imposantere Masse; es wurde im Jahre 1851 beendigt, als eben die österreichische Verfassung gefallen war. Das bescheidene Haus auf dem Glacis, zwischen dem Schotten-Thor und der Alser-Vorstadt, das man nicht beachten würde, wenn man seine Bestimmung nicht kennte, ist das Abgeordneten-Haus. An der Kaserne baute man drei bis vier Jahre, an dem Parlament drei Monate; Letzteres sieht gerade so aus, als ob es bemalter Pappdeckel wäre.* Man scheint angenommen zu haben, daß das Parlament sich, wie ein Touriste, höchstens drei Monat in Wien und in Oesterreich aufhalten werde. Man kann aber sagen, daß in diesem Augenblicke die Haupt-Unterhaltung in Wien um diese beiden Gebäude sich bewegt."

— Die deutschen Farben in Preußen und Oesterreich. Die Wiener Presse ergeht sich in ironischen Bemerkungen darüber, daß zur Zeit der Krönungsfeier in Königsberg an mehreren Stellen die deutschen Farben auf polizeiliche Andeutung haben entfernt werden müssen. In Wien haben wir allerdings, bei Gelegenheit von Turner-Festen, schwarzrothgoldene Schärpen und Flaggen entfalten sehen, ohne daß die Polizei daran den geringsten Anstoß genommen hätte. Die „Musikbande" eines k. k. Infanterie-Regiments in ihrem Dienst-Uniformen begleiten vielmehr die patriotischen Gesänge der Wiener Turner (Arndt's „Deutsches Vaterland," Theodor Körner's Schwertlieder ꝛc.) mit wahrer Begeisterung.

— Italiänische Bibel-Uebersetzungen für Juden. Den Juden in Italien war es bisher untersagt, italiänische Uebersetzungen der Bibel, ohne Beifügung des hebräischen Textes, in den Druck zu geben. Professor Luzatto in Padua erzählt in dieser Beziehung Folgendes in der zu Wien erscheinenden „Neuzeit." „Schon der berühmte Leon de Modena (im 16. Jahrhundert) wollte eine italianische Bibel veröffentlichen, was jedoch auf höheren Befehl untersagt wurde. Er beschränkte sich daher auf ein Glossar, „Guloth Jehuda," das nur die schwierigeren Wörter in der heiligen Schrift zum Gegenstand hatte. Seitdem ist aber die Bibel mit italiänischen Wort-Erklärungen am Rande für die Juden in Italien öfter gedruckt worden. Als der berühmte Dichter Salomon aus Florenz, 1802, sein hebräisches Gebetbuch mit italiänischer Uebersetzung herausgab, mußte er Basel als Druckort desselben nennen. Später wurde in Livorno erlaubt, die Psalmen und liturgischen Bücher hebräisch mit italiänischer Uebersetzung zu drucken. Nichtsdestoweniger wurde mir, als ich eine italiänische Uebersetzung des Buches „Hiob," ohne hebräischen Text, in Livorno herausgeben wollte, das Manuskript zurückgeschickt, und dem Buchdrucker wurde streng verboten, es zu drucken. Bis zum Jahre 1859 wurde in Italien jede Veröffentlichung einer Bibel-Uebersetzung, die nicht in katholischem Sinne veranstaltet war, als ein Vergehen bestraft, namentlich war die Einführung der Bibel von Diodati — einem gelehrten italiänischen Professor der Theologie zu Genf, um 1660 — streng untersagt. Nur den Juden ward ausnahmsweise der Druck einzelner Stücke der heiligen Schrift mit Beifügung des hebräischen Textes, zu ihrem eigenen Gebrauche, verstattet." — Herr Luzatto bemerkt das Letztere namentlich, um zu erklären, warum er seine 1858 erschienene, italiänische Uebersetzung des Pentateuch auf dem Titel mit der Bemerkung versehen habe: „zum Gebrauche der Israeliten." Es sei dies gesetzliche Vorschrift gewesen; aber mit dieser Beifügung habe die gedachte Ausgabe der fünf Bücher Mosis sogar auch in das Ghetto von Rom eingeführt werden dürfen.

---

* Wien, Gerold, 1861.

** De Saksers voór en onder Karel den Groote Inleiding tot eene regtsgeschiedenis van het door hen bewoonde gedeelte onzes vaderlands, door Mr B. J. L. de Geer van Jutfaas. Utrecht, 1861.

* Der Wiener Witz nennt das Abgeordneten-Haus zum Unterschiede von dem ihm sehr ähnlichen, am Franz-Joseph-Kay gelegenen „Tremann-Theater," das „Schmerling-Theater." D. R.

J. L.

Zum Verlage von Weit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin an Adolf Hesse's Nachfolger Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen Buchhandlungs-Gelegenheit an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Kommissionär Herrn P. Pehr's Buch, Hotel d. Fürsten Nr. 67, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 45. Mittwoch, den 6. November 1861. 30. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich. Seite

Leibniz und Bossuet über die Versöhnung der katholischen und der protestantischen Kirche 529
Das Meer, nach J. Michelet. I. Der Mensch und das Elsmeer 531

England.

Englische Korrespondenz. Inn- und ausländische Sorgen. — Aus der sozialen und politischen Welt. — London unterirdisch, überirdisch und zu ebener Erde 532

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien. Das Buch der Weissagungen 538

Rumänien.

Die neuere rumänische Literatur. II. Lyrische und Fabel-Dichter 535

Deutsch-Slavische Länder.

Čechische Agitationen in Mähren 537

Hinter-Indien.

Szenen aus dem französischen Kriegslager in Cochin-China. Die Erstürmung des Forts Ki-oa . . . . . „

Mannigfaltiges.

Dem Könige Wilhelm I. 539
Das Budget Berlin's, verglichen mit dem von 24 deutschen Staaten . . „
Zwirner . . . . . „
Tessau sonst und jetzt . . . . . „
Die Deutschen in Siebenbürgen . . . . . „
Graf von Montalembert . . . . . „
Ein linguistisches Werk von Heinrich Barth 540
Die neue Ausgabe der sämmtlichen Werke H. Heine's . . . . . „
Zur Geschichte der Juden in England . . . . . „

Frankreich.

Leibniz und Bossuet über die Versöhnung der katholischen und der protestantischen Kirche.

Bekanntlich sind in Frankreich die französischen Schriften unseres Leibniz, und zwar zum erstenmal vollständig nach den Original-Handschriften, herausgegeben worden. Graf A. Foucher de Careil ist der Gelehrte, der sich dieser gewiß mühsamen und langwierigen Arbeit unterzogen hat, für welche ihm Deutschland zu Dank verpflichtet ist. Wir wollen unsern Landsleuten keinen Vorwurf daraus machen, daß sich unter ihnen keiner gefunden, der selbst die Ehrenschuld in dieser Weise abgetragen; als Schriftsteller in französischer Sprache fällt Leibniz halb und halb aus unserem Bereiche, und es kann uns nur erfreut sein, wenn ein Ausländer, den die Sprache, wie die genaue Kenntniß jener Zeit, namentlich des damaligen Frankreichs, besonders befähigen, dem Genius unseres Volkes diese Huldigung erweist. Wir folgen in dem, was wir unseren Lesern hier vorführen, einem umfangreichen Artikel der Revue des deux Mondes.

Leibnizen's Arbeiten sind meist fragmentarisch. In den Wissenschaften, worin er als selbständiger Erfinder auftrat, hat er kaum zwei Werke geschrieben, die wirkliche Bücher sind; davon ist das eine, las Nouvenux Essais, erst nach seinem Tode erschienen. Er hat sein Denken in einer Menge von Abhandlungen, Aufsätzen, Bemerkungen, Briefen und losen Artikeln zerstreut, davon gerade die kürzesten und weniger ausgearbeiteten oft besonders schätzenswerth sind; und obwohl sein Geist ungemein systematisch war, obgleich er mehr als irgend ein Philosoph darauf ausging, alle Theile menschlichen Wissens zu vereinigen, obgleich er die Ideen, die Methode und die Hypothesen seiner Metaphysik auf alle Fragen anwandte, so hat er doch die ungeheure Laufbahn, die er durchlief, mit Stücken und Lappen bestreut, die man sorgfältig aufheben und zusammenfügen muß, um das zum Theil solide, zum Theil phantastische und originelle Gebäude seiner Philosophie herzustellen.

Leibnizen's Werke, deren Ausgabe (1768) von Dutens herrührt, bilden schon eine anständige Sammlung, und jene sechs Quartbände bleiben die Grundlage aller Studien über diesen großen Philosophen; aber man wußte seit langer Zeit, daß die Sammlung nicht vollständig war, und Hr. Erdmann hatte, als er 1840 die philosophischen Werke Leibnizen's herausgab, durch Abdruck von mehr als einer unbekannten Schrift, die wesentlichen Elemente einer durch wiederholte Meditationen nach und nach gebildeten Lehre in ein und demselben Bande zusammengefaßt.

Doch diese werthvolle Sammlung erschöpfte die angeschürfte Mine keineswegs. Erdmann selbst, dann Guhrauer, der die treffliche Biographie von Leibniz geschrieben, hatte wiederholt die Existenz zahlreicher Manuskripte bestätigt, namentlich die der Masse Papiere, die unter dem Titel Leibnizianum die Schubfächer der Bibliothek von Hannover füllen. Mehr als Ein deutscher Schriftsteller hat in den letzten Jahren an dieser Quelle geschöpft, während Foucher de Careil, aus Frankreich kommend, ähnliche Forschungen unternahm, die Masse sichtete und zunächst seine „Lettres et Opuscules inédits de Leibnitz" herausgab. Diesen folgt nun das größere Werk.

Der erste Band der „Oeuvres de Leibnitz" ist ohne Zweifel höchst interessant. Die Vorrede giebt uns eine Vorstellung von den mühevollen Forschungen, die er gekostet. Eine geschmackvolle Einleitung enthält genaue und neue Angaben über die nachfolgenden Briefe, die Umstände, unter denen sie entstanden, die Gegenstände, die darin behandelt werden. So erfahren wir, daß der neue Herausgeber in einem Haufen wie zum Wegwerfen zusammengeknüllter Papiere mit der wenig ermunternden Aufschrift: „Nicht würdige," unter mathematischen Arbeiten Originalbriefe von Bossuet an Leibniz mit den Antworten des Letzteren gefunden hat. Einmal auf die Fährte gebracht, hat er diese Nachforschungen verfolgt; und vier andere, nicht im Kataloge aufgeführte Päcke, ferner neunzehn Bände Manuskript, unter dem Titel Theologica et Irenica eingetragen, haben ihn in Besitz aller Stücke gebracht, welche die Geschichte der religiösen Verhandlungen zwischen dem hannoverschen Hofe und den vornehmsten Höfen Deutschlands betreffen — Verhandlungen, deren Folge jener Briefwechsel zwischen Leibniz und Bossuet war. Der erste Band besteht fast gänzlich aus Korrespondenz, und enthält den ganzen ersten Theil derselben, die Leibniz führte, um die Versöhnung der katholischen und der protestantischen Kirche herbeizuführen.

Man hat über diesen Versuch viel geschrieben und gesprochen, und nach der Art, wie man Leibniz in dieser Rolle dargestellt hat, könnte es scheinen, als sei er nahezu Katholik gewesen. Er wird von den treuen Vertheidigern der Orthodoxie des Conciliums von Trident fast als einer der ihrigen angeführt, so zwar, daß man nicht einsieht, warum Bossuet und er sich nicht am Ende verständigt haben. Die in der Veröffentlichung von Foucher de Careil gesammelten Dokumente und die verständige Vorrede, die er vorausgeschickt hat, beweisen, daß sie keinen Augenblick im Einklange gewesen, und daß ihr Austausch wohlwollender Höflichkeiten niemals einem gegenseitigen Verständniß geglichen hat.

Man muß nicht glauben, daß Leibniz, als er gegen 1671 anfing, sich mit den Mitteln zu beschäftigen, wie man die religiösen Zwistigkeiten beseitigen könnte, einer ganz persönlichen Eingebung folgte, die einzig ihren Ursprung dem Nachdenken, der Frömmigkeit und Friedensliebe verdankte; er schloß sich dabei nur einer ziemlich allgemeinen geistigen Bewegung an, deren Ursprung vor Allem politischer Natur war. Der theolo-

gische Frieden schien eine ganz natürliche Folge des westfälischen Friedens sein zu müssen. Die Ermattung nach einem langen, schrecklichen Kriege, die Siege der Schweden, die geschickte Einmischung später Vermittelung Frankreichs, endlich die wohlwollende und aufgeklärte Mithülfe des Papstes hatten jene große und schöne Unterhandlung herbeigeführt, welche der Triumph für die Politik der Gewissensfreiheit war, jenen westfälischen Friedentraktat, welcher, weil er im Staatsrechte alle christlichen Bekenntnisse sich gleich gestellt hat, für die hartnäckigen Sektenmenschen einer bedrückenden Kirchen-Einheit ein Gegenstand der Verwünschungen ist. Der Geist, der 1648 triumphirte, war ein Geist der Gerechtigkeit und Eintracht, und es war einfach genug, daß er, nachdem er aus dem Kriege zum Frieden geführt, danach trachtete, aus dem Frieden die Einträchtigkeit des Willens und der Gewissen hervorgehen zu lassen. Die Anstrengungen, die damals an mehreren Stellen Deutschlands auftauchten, um eine Annäherung der Kirchen und Sekten, ja selbst eine Aussöhnung der Glaubensbekenntnisse herbeizuführen, waren also so zu sagen diplomatisch im Prinzipe, diplomatisch im bessern Sinne. Noch mehr als die Häresie, wollte man das Schisma beseitigen und vor Allem eine äußere Einheit herstellen, unter deren Schutze die getrennten Parteien über die gefundene Konkordien-Formel hinaus allmählich sich auch geistig einigen und allmählich wieder zusammenwachsen könnten. Der religiöse Friede lag in der Luft. Der Kaiser, der Kurfürst von Brandenburg, ja selbst der König von Spanien schenkten ihr Zutrauen einem Franziskaner, Namens Spinola, der, als er Bischof von Tina, später von Neustadt geworden, sich endlich vom Papste autorisiren und von den protestantischen Fürsten von Sachsen und Braunschweig empfangen ließ. Er war ein unterrichteter Geistlicher, voll guter Absichten, scheint aber nicht sehr geschickt gewesen zu sein. Indessen mit ziemlich ausgedehnten Vollmachten versehen, gelang es ihm doch, mit Zustimmung des Herzogs Ernst August, protestantischen Bischofs von Osnabrück, die Eröffnung von Konferenzen zu erlangen, die in Hannover stattfanden, und an denen sich mehrere Professoren der Theologie, namentlich der Präsident des Konsistoriums, Gerard, Abt von Lokkum, bekannter unter dem Namen Molanus, betheiligten.

Leibniz stand im Dienste des braunschweiger Hauses. Er hatte schon seit mehreren Jahren und unter der Regierung des letzten Herzogs, der bekanntlich zum Katholicismus übergetreten war, auf eigne Rechnung an einem Plane christlicher Versöhnung gearbeitet. Er träumte, wie viele edle Geister, die Errichtung einer allgemeinen Kirche, welche die Sekten unter dem Gesetze des Einen Evangeliums begriffe. Er war durch gegenseitige Vertrauensbande eng mit dem Abte von Lokkum verknüpft. Dieser wurde beauftragt, versöhnliche Vorschläge als Antwort auf die des Bischofs von Neustadt aufzusetzen, welcher zur Grundlage „die Auseinandersetzung des katholischen Glaubens" von Bossuet genommen hatte. Auf diese Weise kam Bossuet's Namen mit in die Verhandlung, ehe er noch selbst persönlich daran Theil nahm.

Er scheint sich nicht darnach gedrängt zu haben; wenigstens wenn Leibniz zuerst schrieb, so geschah das, um ihn mit einem andern Gegenstande zu unterhalten, der kein Vorwand sein konnte. Leibniz hatte ihn auf seinen Reisen nach Paris nicht kennen gelernt, und indem er ihm in einem ceremoniellen Tone antwortet, nimmt er Gelegenheit, ihm im Namen des Bischofs von Tina ein Kompliment zu machen über sein livre des controverses — dont tout le monde sait grandissime état, und ihm zu versichern, daß „Se. erlauchte Hoheit, der Herzog von Braunschweig, dem er das Glück zu dienen habe, gern der Vermittler sein wolle."

Bossuet zögert nicht, ihm seinen ergebensten Dank abzustatten, und weil ein so katholischer Fürst seine „Exposition de la foi" schätzt, so schickt er ihm drei Exemplaer, eins „pour Monseigneur," eins für Spinola und eins für Leibniz. Dieser erwidert ihm, er sei entzückt von diesem Werke, er könne nicht erwarten, es in's Deutsche übersetzt zu sehen; aber er empfiehlt ihm, die Schriften von Calixtus zu lesen, welche für die Augsburger Konfession das seien, was Daillé für den Kalvinismus.

Wie man bald sieht, nahm Bossuet die Sache weniger leicht, als Leibniz und hielt eine Einigung auf den Grundlagen, die dieser für ausreichend hielt, nicht für recht ausführbar. Die Korrespondenz schleppte sich, mehrfach unterbrochen, durch viele Jahre hin, ohne daß etwas herauskam, selbst nachdem man Ludwig XIV. dafür zu interessiren gesucht hatte.

Inzwischen hatte Leibniz noch einen andern Korrespondenten gefunden, eine Dame, die Ursulinerin Fräulein von Brinon, die es auf sich genommen, zwischen dem Papst und Luther zu vermitteln, obwohl sie so wenig eine Gelehrte war, daß sie die kläglichste französische Orthographie schrieb. Es war dasselbe Fräulein v. Brinon, die als erste Directrice des Fräuleinstiftes von St. Cyr daselbst die dramatische Poesie eingeführt hatte. Noch mehrere Damen von hohem Range interessirten sich für die Geschichte, und durch sie kam auch der converturte Kalvinist Pelisson, ein nicht gerade tiefer Geist, in Verbindung mit Leibniz (seit 1691).

Wenn man diese Verbindungen in Anschlag bringt, die charakteristisch für die damalige Zeit und für das Leben am Hofe des alternden Ludwig XIV. sind, so kann man sich fast nicht wundern, daß Bossuet, ein ernster Charakter und scharfer Beurtheiler der herrschenden Gegensätze, nicht gerade besondere Lust zeigte, mit den Vermittelungen sich zu befassen, die in den halb frommen, halb frivolen Klatsch-Zirkeln von professionirten Proselytenmacherinnen und ihrem Anhange betrieben wurden. Bei Leibniz kommt doch der Diplomat etwas stark zum Vorschein, wenn er sich schmeichelte, in dieser Weise auf den König einwirken und seine Zwecke erreichen zu können.

Jene frommen Damen hassten Leibniz und mit ihm den Hof seines Fürsten zu bekehren; aus diesem Grunde schrieben sie ihm freundschaftliche und anerkennende Briefe, in welchen sie die bestehenden Schwierigkeiten als sehr geringfügig, als „bloße Spinnengewebe" vorstellten; Bossuet dagegen hatte trotz seiner höflichen und gemäßigten Antworten nichts anderes im Hintergrunde, als was die Kurie, was die Bischöfe, getreu dem monarchischen Prinzipe der römisch-katholischen Kirche, stets festgehalten haben — keine Vermittelung, keinen Pakt — unbedingte Unterwerfung, oder wenigstens ein vorausgehendes pator peccavi, dem entgegenkommende Schritte zugesagt werden. Wie sollte da eine Einigung zu Stande kommen, wie sollte sich der Papst herbeilassen, ein Glaubensbekenntniß, eine Konkordien-Formel anzunehmen, die nichts anderes war, als eine Bescheinigung der Uneinigkeit — also eine Unwahrheit, die jeden Augenblick wieder in's Leben treten konnte. Bossuet verstand den Protestantismus nicht, wie umgekehrt Leibniz ebensowenig den Katholicismus und sein Autoritäts-Prinzip verstand. Er ist dem französischen Bischof an diplomatischer Kunst, an philosophischer Ruhe und Scharfsinn, an geistiger Unbefangenheit überlegen, wie jener ihn an Konsequenz und Klarheit innerhalb der ihm gezogenen Gränzen übertrifft. Oft ist eine leise Ironie von Seiten des deutschen Philosophen nicht zu verkennen, mit welcher er Bossuet's scholastische Logik behandelt, während sich in Bossuet's Briefen manchmal ein gewisser Unmuth auszusprechen scheint, auf diese Weise mit Dingen behelligt zu werden, die doch zu keinem greifbaren Resultate führen können. Als guter Diplomat hat Leibniz seine Hoffnung auf den König von Frankreich gesetzt, und er sagt einmal dem gallikanischen Bischof ganz deutlich, es würde schon gehen; wenn der große Ludwig nur ernstlich wolle, würde es auch wohl dem Papste genehm sein; die französischen Bischöfe machten sich ja nicht soviel daraus, sich mit ihrem Oberhaupte in Rom zu überwerfen, falls es dem Könige gefiele; die von der gallikanischen Kirche reservirten Punkte seien im Grunde nicht viel geringer, als der Unterschied zwischen Rom und Augsburg.

Das mußte Bossuet ärgern; denn es rührte an seine schwache Seite und er wußte darauf Nichts zu antworten. Bossuet hält ihm darauf eine Predigt; Leibniz antwortet ihm sehr phlegmatisch und fein, eine nüchterne Auseinandersetzung wäre ihm lieber gewesen, wenn er auch das rhetorische Talent des Bischofs von Meaux überaus hoch schätze. Man sieht, daß die Sache endlich in Häkeleien ausartete, wie sein und decent auch die Briefe gehalten waren, in denen sich der einigermaßen unfehlbare Bischof und der sehr vielseitige diplomatische Philosoph ihre Standpunkte auseinandersetzten.

Es ist allerdings richtig, daß die katholische Kirche sehr abweichende Lehr-Meinungen in ihrem Schooße birgt, daß der Umfang und die Ausdehnung der päpstlichen Autorität auf dem Koncile von Trident nicht genau formulirt und begränzt worden sind; aber dennoch täuschte sich Leibniz, wenn er hieraus besondere Hoffnungen für seine Einigungspläne schöpfte; er vergaß, oder suchte sich darüber zu täuschen, daß zwischen der katholischen Kirche und dem Protestantismus, zwischen dem Papste einerseits und Luther und Calvin andererseits die besiegelten Anathemata der Tridentiner Synode lagen.

Wir wollen auf weitere Einzelnheiten hier nicht eingehen, da sie in der That nicht von besonderem Interesse sind, und auch für den speziellen Charakter der beiden Männer nichts besonders Belehrendes enthalten. Statt Bossuet's könnte man jeden beliebigen anderen Bischof setzen, der die Satzungen und die Logik seiner Kirche vertheidigt, ohne sich auf Disputationen einzulassen, deren Konsequenzen er nicht anerkennen würde. Leibniz ist durch und durch Protestant, also subjektiv, und der Plan seiner Kirchen-Vereinigung ist eben der, den der Philosoph Leibniz als den richtigsten erkennt, der Plan, dem Subjektivismus in seiner Universalkirche einen mäßig beschränkten Spielraum anzuweisen. „Die einzige Regel

des Glaubens," sagt er an einer Stelle, „ist, nur das zu glauben, was bewiesen ist," und spricht also mit großer Klarheit jenen Grund- und Fundamentalsatz des neueren Rationalismus aus, dessen praktische Konsequenzen nun hinlänglich zu Tage liegen. Andererseits behauptet Bossuet, auf die Autorität des Thomas von Aquin und anderer Kirchenlehrer und scholastischen Philosophen gestützt, eigentlich bewiesen könnten die kirchlichen Dogmen gar nicht werden, man könne sie nur durch Wahrscheinlichkeitsgründe dem bereits vorhandenen Glauben, welcher eine göttliche Gnadenwirkung sei, einleuchtend und anschaulich machen. Wie wollten also die beiden bedeutenden Männer mit einander disputiren, da sie gar keinen gemeinschaftlichen Grund und Boden hatten, auf dem sie hätten zusammenkommen können?

Herr Charles de Rémusat, dem wir das Vorhergehende entlehnt, kommt gleichfalls zu dem Schlusse, daß das Unternehmen von Leibniz einigermaßen phantastisch sei, daß der in allen Sätteln und Anschauungen gerechte Eklektiker, der kühne Logiker und Denker, sich die Sache etwas zu leicht vorgestellt habe. Weder Protestanten, noch Katholiken würden, wenn es drum und dran gereicht hätte, so bereitwillig gewesen sein, diesen Pact einzugehen, der einestheils die Ersteren unter eine Herrschaft zurückgebracht hätte, der sie sich mit Aufbietung so starker Leidenschaften entzogen, anderntheils aber das Prinzip der kirchlichen Autorität, wie es einmal im Katholicismus feststand, gefälscht und untergraben hätte. Würde man die nur künstlich neutralisirten Keime des Zwiespaltes für die Dauer hoben unterdrücken können? Gewiß nicht! — Uebrigens sah Leibniz mit merkwürdigem Scharfsinn die kommende geistige Entwickelung, das Einbrechen der Frivolität, das Ueberhandnehmen atheistischer Lehren und religionsfeindlicher Systeme voraus, und seine friedenstifterischen Versuche gehen zum großen Theil aus dem wohlgemeinten Bestreben hervor, einen schützenden Damm gegen dieselben aufzuführen.

Das Meer, nach J. Michelet.*

I.

Der Mensch und das Eismeer.

„Der Anblick Grönlands erfüllt," wie John Roß naiv sich ausdrückt, „den Seemann nicht mit Freude." Das glaube ich gern. Steil und schaurig erhebt sich die Küste aus dem Meere, an ihren schroffen, schwarzen, granitenen Wänden haftet nicht einmal der Schnee. So weit das Auge schaut, überall unabsehbare Eisfelder, nirgends eine Spur von Vegetation. Hunger und Tod beherrschen mit eisernem Scepter dies öde Gebiet, das vor uns den Pol verbirgt.

Nur drei Monate hindurch scheint die Sonne; unter ihrem wohlthätigen Einfluß zerschmilzt die dicke Eishülle, das Meer öffnet sich, die Erde bringt grünende Kräuter hervor; aber wie bald ist der Sommer zu Ende. Womit soll man die noch übrige Zeit des Jahres ausfüllen, wovon leben? Alles bedeckt tiefe Finsterniß, die nächste Umgebung ist unerkennbar; so konnte Kane die um ihn lagernden Hunde einzig an ihrem Athem, an ihrem feuchten Hauche wiederfinden. Doch zwei Wesen ireen ungeachtet aller Schrecknisse bei nächtlicher Dunkelheit in dieser öden, von undurchdringlichem Eis starrenden Gegend umher. Das eine ist der Eisbär, ein gefährlicher Landstreicher, trotz seines schweren Pelzes und seiner dicken Fettmasse, von der er im Winter zehrt. Das andere, eine sonderbare Erscheinung, gleicht von fern einem ungestalteten, ungeschickten, auf seinem Schwanze sich bewegenden Fisch, bei dem die Flossfedern lang abwärts hängen, — das ist der Mensch. Beide, Bär und Mensch, suchen sich, lauern einander auf; der Eine will den Anderen verspeisen. Häufig flieht der Bär, um einem Kampfe auszuweichen; denn sein Genosse ist noch wilder und ausgehungerter.

Der hungrige Mensch ist fürchterlich. Nur mit einer Fischgräte bewaffnet, verfolgt er das Ungethüm; aber schon wiederholt wäre er eine Beute des Todes geworden, müßte er sich allein von seinem grausen Gefährten ernähren. Indessen er lebt; doch einem Frevel verdankt er sein Leben. Die Erde reicht ihm Nichts, beim Meere sucht er Hülfe; vergebens, es bleibt ihm verschlossen; da gewahrt er seinen Freund, den Seehund; vom Elend überwältigt, tödtet er ihn. Durch diesen Mord erlangt er das Fett des Meeres, das Oel; gegen die unerträgliche Kälte hat er Schutz gefunden.

Ein Phantasiegebilde erheitert auf Erden das Gemüth des Grönländers; durch den Tod hofft er in den Mond versetzt zu werden, wo Brennholz in Menge das Feuer, die Flamme seines Heerdes unterhält. Hier unten ersetzt dies Alles das Oel. Er trinkt es massenhaft, so erwärmt es ihn. Wie verschiedenartig wirkt dieses Klima auf den Menschen und jene schlafsüchtigen Amphibien; denn ohne Beschwerden leben sie hier, das sanfte Auge des Seehunds bekundet es genügend. Das Meer ist sein Element, da haust er im Sommer und versorgt sich für den Winter. Trotz seiner anscheinenden Ungeschicklichkeit schwimmt er ausgezeichnet, schwingt sich behend auf die treibende Eisscholle. Das von Mollusken wimmelnde, von unscheinbaren Thierchen erfüllte Wasser mästet den Fisch zum Mahle des Seehunds, der, ganz gesättigt, auf seinem Felsen in tiefen, schweren Schlaf verfällt.

Ein ganz anderes Leben aber führt der Mensch. Verfolgt, bekriegt von Allen, scheint er gegen den Willen Gottes dies Land zu bewohnen. Aus den finsteren, schwarzen Augen, dem stieren Blick leuchtet das gränzenlose Elend des Eskimo hervor; die furchtbaren, ihn täglich umgebenden Schrecken der Natur haben ihn abgestumpft, ja beinahe versteinert. Gleichwohl birgt sich unter dieser ehernen Maske ein scharfer Verstand und ein erfinderischer Geist; mit ihnen beschirmt er sein von Gefahren bedrohtes Leben.

Was sollte er thun? Seine Familie hungerte; seine Kinder schrien, seine Frau, hochschwanger, zitterte vor Frost auf dem Schnee. Ein eisiger Polwind überdeckt Alles mit Reife; wie mit spitzigen Pfeilen durchsticht, verwundet er den Körper; schwächt, vernichtet die Stimme und die Sinne. Eine feste Eisdecke verschließt das Meer, beschützt die Fische. Doch liegt da nicht der Seehund, welcher so viele Fische, einen so großen Vorrath von Oel in sich birgt? Er schläft ruhig und unbesorgt. Jetzt erwacht er, aber entflieht nicht. Nähere dich nur, berühre, schlage ihn, du rüttelst ihn nicht auf. Fängst du ihn jung und willst ihn wieder in's Meer werfen, es nützt dir nichts; er folgt dir eigensinnig nach. Eine derartige Gutmüthigkeit ist unerhört. Verwundert schwankt der Mensch, widersteht für den Augenblick der Versuchung; doch die Kälte ist zu heftig, sie wird unerträglich, sie übermannt ihn, er mordet. Seitdem ist er reich und kann leben.

Das Fleisch des Seehunds stillte den Hunger, das Oel, als Getränk genossen, erwärmte, die Knochen ersetzten viele Geräthe des Haushalts, die Fasern lieferten Stricke und Netze, das Fell bedeckte die Fröstelnden. Mann und Frau sind gleich gekleidet, nur reicht der Ueberwurf der letzteren etwas weiter nach unten. Auch verbrämt ihn zierlich ein schmaler, rother Lederstreifen; dies ist des Weibes einziger Putz, er macht sie liebenswürdiger in den Augen ihres Verehrers. Mit eigenthümlicher Geschicklichkeit nähen sie die Seehundsfelle zusammen, sie verfertigen aus ihnen ein leichtes, aber starkes Fahrzeug. Unerschrocken besteigt der Mann diese elende, gebrechliche, etwas längliche Barke. Ueberall ist sie verstopft, eine kleine Oeffnung bleibt als Sitz für den Ruderer; hat er sich hineingesetzt, so zieht er das Fell fest an seinen Körper. Das kann nicht schwimmen, das muß umschlagen, behauptet Jeder. Doch nein. Wie ein Pfeil fliegt sie auf dem Rücken der Woge, bald ist sie verschwunden, bald taucht sie wieder auf aus brausenden Wirbeln, aus sich wälzenden Bergmassen.

Mann und Nachen sind Eins, beide vereint, ein künstlicher Fisch; doch weit steht dieser dem wirklichen nach. Vergebens suchst du das Wesentlichste, die Schwimmblase, durch welche der Fisch sich trägt, sich nach Belieben schwer und leicht macht. Wo ist denn das Oel, das, leichter als Wasser, immer obenaufschwimmend, an der Oberfläche sich zeigt? Und eine Haupt-Eigenschaft geht ihm überdies noch ab, die Biegsamkeit, die Zusammenziehungskraft des Rückgrates, wodurch der Fisch sich mächtig bewegen, mit seinem Schwanz heftig in das schäumende Wasser schlagen kann. Nur die Flossfedern hat es nachgeahmt. Aber seine Ruder haften nicht am Körper, ein langer Arm lenkt sie aus der Ferne, daher verlieren sie ihre Kraft und ermatten bald gänzlich. Seine physischen Kräfte sind dem furchtbaren Kampfe gegen die Mächte der Natur nicht gewachsen, sie drohen zu unterliegen; doch immer von Neuem weckt sie die unermüdliche Energie des Menschen und feuert sie an zur Ausdauer, zur Besiegung aller Hindernisse und Gefahren.

Doch steh, da verlegen Eisberge den Weg, die Durchfahrt ist versperrt. Nun wechseln beide ihre Rolle; vorhin trug die Barke den Menschen, jetzt trägt der Mensch die Barke; er wirft sie auf die Schulter und eilt über das knackende Eis; weiterhin macht er sich wieder flott. Dort schwimmen zwei riesige Gebirge, ein schmaler Zwischenraum trennt sie von einander, jetzt sind sie vereinigt, jetzt wieder gesondert; wie leicht kann er hier verschwinden, lebendig begraben werden. Fortwährend schwebt

---

* Während wir diese anziehenden Skizzen nach Michelet's gefeierter Monographie „La Mer" bearbeiteten, erschien eine deutsche Uebersetzung dieses Buches von F. Strehlhagen (Leipzig, J. J. Weber), die wir Allen empfehlen, welche das Werk vollständig kennen lernen wollen. D. R.

über ihm die drohendste Gefahr; stürzen sich jene bläulichen Mauern auf ihn und seine Barke, dann ist er unrettbar verloren, die entsetzliche Wucht ihres Falles müßte ihn zu einem dünnen Foden zusammendrücken. Dies widerfuhr einem großen, mächtigen Schiffe, es zerbarst in zwei Theile, die Trümmer wurden zerschmettert, dann platt gepreßt.

Nach den Behauptungen der Eskimo hätten ihre Väter Wallfischfang getrieben. Sie waren damals also nicht so arm, ihr Land nicht so kalt, sie überdies noch gebildeter und besaßen Eisen, das ihnen aus Norwegen oder Island zugesandt wurde. Bei Grönland fanden sich immer in großer Menge Wallfische, welche für die des Oels so bedürftigen Menschen sehr werthvoll sein mußten. Denn wenn der Fisch tropfenweise, der Seehund in Bächen, so giebt der Wallfisch in Strömen Oel.

Armselig gerüstet, schlecht bewaffnet, unternahm der Mensch dies Wagniß; wo unter seinen Füßen das Wasser schäumte, wo ungeheure Eisberge sein Leben bedrohten, stieß er bei nächtlicher Finsterniß mit dem Kolosse zusammen, Mann an Mann; wahrlich, großes Vertrauen mußte er zu sich haben, der sich so einzig auf seine Kraft, auf seinen Muth, auf die Gewalt seines Armes, auf die Wirksamkeit seines Schlages, auf die Wucht seiner Harpune, die das Fell, die Speckschicht und das dicke Fleisch durchbohren sollte, verlassen konnte, der das erschreckliche Erwachen des Verwundeten, dessen wüthende Luftsprünge und Schwanzschläge, dessen verderbliches Niedertauchen in den grundlosen Abgrund nicht fürchtete. Im tollkühnen Uebermuth befestigte er ein Seil an seiner Harpune, seine Beute wollte er verfolgen, trotzen der gewaltigen Erschütterung; daß das Ungethüm in die Tiefe entfliehen könne, beachtete er nicht.

Irrt er sich aber und geräth statt auf den Wallfisch, auf dessen erbittertsten Feind, auf das Ungeheuer des Meeres, auf den Cachelot, dann Gnade ihm Gott! 60—80 Fuß beträgt zwar nur seine Länge, aber hiervon geht ein Drittheil (20 — 25 Fuß) auf den Kopf. Jetzt wird der Fischer ein Fisch, eine Beute des gierigsten Fisches. Alles zermalmen seine 48 gräßlichen Zähne, verschlingen seine riesigen Kiefer, in ihnen verschwinden Mann und Boot. Seine Mordlust, seine verblendete Wuth erregt bei den Wallfischen furchtbaren Schrecken, sie entfliehen vor ihm, werfen sich an den Strand und suchen sich im Sande, im Kothe des Ufers zu verbergen. Ist er todt, treibt seine Leiche im Wasser; noch vor dieser grauft ihnen, ihr nähern sie sich nicht. Unter diesen ist wieder der wildeste und blutgierigste der Meerdrache, der φύσητηρ der Alten, die Angst der Isländer; auf dem Meere wagen sie nicht, seinen Namen auszusprechen, denn er könnte ihn hören und kommen.

So über alle Begriffe wagehalsig und abenteuerlich erscheint die Jagd, daß Viele behaupten, überspannt, exaltirt, ja hirnverbrannt müßte der gewesen sein, welcher sie zuerst unternommen. Vernünftige und bedächtige Nordländer? Nein, unsere Basken, die am Unsinnigsten und Gefährlichsten Gefallen finden, hätten sie eröffnet. Trefflich zu Fuß jagten sie auf dem Mont Perdu, durchfuhren auf elenden Barken ihr tannenhaftes Meer, die Bucht, den Schlund der Gascogne. Hier fingen die tollkühnen Schiffer den Thunfisch, hier beobachteten sie die sich tummelnden Wallfische; sie jagten ihnen nach, verfolgten sie hitzig, wie im Nachstellen den Gemsbock in den Schluchten, über gähnende Abgründe, an steilen, abschüssigen Felswänden. Die gewaltige Größe des Wildes, der Gewinn, den man aus dem Erlegten erzielte, die Gefahren bei seiner Verfolgung, verlockte, trieb sie in den Tod. Den Pol erreichten sie, in ihrem Eifer bemerkten sie es nicht. Hier glaubte sich der arme Koloß geborgen; wer sollte ihm auch nachfolgen? Ruhig entschlief er, da nahte sich lautlos die übermüthige Schaar. Der Stärkste und Behendeste schnürte seinen rothen Gurt fest zusammen, schwang sich vom Nachen auf jenen gewaltigen Rücken und stieß, sein Leben in die Schanze schlagend, die Harpune tief hinein.

England.

Englische Korrespondenz.

In- und ausländische Sorgen. — Aus der sozialen und politischen Welt. — London unterirdisch, überirdisch und zu ebener Erde.

London, Mitte Oktober.

Die englischen Häuser haben alle verschlossene Thüren, die nur auf besonderes Pochen mit dem in der Mitte der Thür angebrachten „Knocker" oder Klopfer geöffnet werden. Die Times meinte, Niemand höre jetzt mehr an seine Thür klopfen, ohne daß er an einen Steuer-Einnehmer denke. Ja, es treiben sich Legionen von Einnehmern der verschiedensten, ganzer Dutzende von Steuerarten herum, die immer von Haus zu Haus gehen und klopfen und gedruckte, mit geschriebenen Zahlen ausgefüllte Steuerforderungen einreichen. Sie sind auf Humanität und Nachsicht dressirt und lassen sich drei- bis viermal abweisen. Endlich aber kommen dann, statt des abgewiesenen Steuersammlers, Gerichtsboten mit Vorladungen, auf denen die Drohung steht, daß nach so und so viel Tagen gewaltsame Eintreibung erfolgen werde. Diese besteht in Execution. Wer es irgend möglich machen kann, bezahlt dann endlich, und so müssen sich die Engländer mehr als jede andere Nation quälen, nur um die beispiellos hohen, mannigfaltigen und seit vielen Jahren immer steigenden Steuern zu erschwingen.

Viele und immer Mehrere brechen endlich zusammen, werden ausgepfändet und verfallen dann nicht selten als Almosen-Empfänger den noch Steuerkräftigen zur Last. Es schreiet immer wieder bald Dieser bald Jener dagegen auf, natürlich immer vergebens. Der größte und ansehnlichste unter diesen Schreiern ist jetzt Mr. Lindsay, Vertreter von Sunderland im Parlamente und reicher, auch in Politik und Finanzen für sehr kundig geltender Schiffseigenthümer. Er hielt neulich an seine Wähler eine Rede, die viel Aufsehen machte, da er sich mit besonderer Energie und Sachkenntniß gegen die Ausgaben für Armee und Marine aussprach. Ueber 60 Millionen Pfund Sterling blos für Armee und Marine während der beiden letzten Jahre — und das Meiste weggeworfen, verschwendet in kostspieligen Versuchen, bessere Schiffe, mächtigere Kanonen und Zerstörungsmittel auszufinden — Alles vergebens, weil die Versuche, von Ignoranz und altersschwachen Admirälen geleitet, alle mißlangen. Eine neue Art von hölzernen Schiffen, gebaut im Durchschnitt für 33 Pfund Sterling auf jede Tonne Gehalt, erwiesen sich, als sie fertig waren, als unbrauchbar und mußten als altes Bauholz verkauft werden. Hierauf machte sich die Leidenschaft für eisenbeschlagene Schiffe von Holz geltend. Der „Worrior" gilt als Muster und das größte, unantastbarste Kriegsschiff der Welt mit seinen eisengepanzerten, dicken Holzwänden. Man baut jetzt zu viel auf einmal, um in der unvermeidlichen, selbstmörderischen und absurden Konkurrenz mit der französischen Marine nicht zurückzubleiben. Aber das beruhigt nicht, zumal da die Millionen von Pfunden für Verbesserung der Artillerie ausgegeben, sich nun doch auch wieder als weggeworfen erweisen. Die Times brachte neulich einen langen, wie es schien, sehr sachverständigen Artikel, in welchem haarklein nachgewiesen ward, daß die von Mr. Armstrong erfundene Kanone, die lange als der höchste Triumph in der Artillerie und als Garantie für alle künftigen Siege Englands ausposaunt ward, nun doch, nachdem sie fünf- oder sechsfach verbessert und vervollkommnet worden, als unbrauchbar aufgegeben werden müsse.* Sie können sich denken, was diese Entdeckung für einen Schreck erzeugte, besonders jetzt, als es galt, der allgemeinen Furcht vor einem preußisch-französischen Bündnisse, das man an die Zusammenkunft des Königs von Preußen mit dem Kaiser der Franzosen in Compiègne knüpfte, durch stolze Hinweisung auf eigne Kraft zu trotzen. Mehrere Zeitungen versuchten dies, aber mit schlechtem Erfolg. Die Blätter Palmerston's hatten eben großen Lärm der Furcht und Besorgniß vor den Groschen und Pfennigen geschlagen, die man jetzt in Deutschland zu einer Flotte sammelt. Ja sie fürchteten sich wahrhaftig schon vor der zukünftigen, möglichen deutschen Flotte. Und so sah es sehr kläglich aus, als die Times, nachdem sie unsere Flotte im Hafen von Spes, der Flotte in Ape, lächerlich zu machen versucht, dann uns die englische Flotte zur Miethe oder Pacht angeboten, auf Englands eigene Kraft hinwies, die gar keiner Freundschaft auf dem Kontinente bedürfe und den König von Preußen im Tone hohee Weisheit warnte, sich mit Frankreich in Bündniß-Verhandlungen einzulassen. Später warnte sie vor der Flotte und rieth Preußen, sich so schnell als möglich eine Armee gegen Frankreich anzuschaffen, Preußen habe so gut wie keine Armee. Ja, die schlechten Kanonen und enormen Ausgaben zu Hause und die Regungen auf dem Kontinente, und der Bürgerkrieg in Amerika und China und Japan, wo die Vertreter Englands beinahe ermordet worden wären — alles In- und Ausland machen den Engländern viel Sorgen. Man merkt's alle Tage im praktischen Leben, noch mehr an den Leit- und Raisonnir-Artikeln der Zeitungen, die „hangend und bangend in schwebender Pein," bald drohen, bald warnen, jetzt höhnen und spotten, dann wieder väterlich rathen und freundschaftlich bitten und schmeicheln.

Wenn sie wenigstens noch das große Ostschiff hätten, den gigantischen König der Weltmeere, dem man vorrühmte, daß er im Fall eines Seekrieges zur Noth allein eine ganze feindliche Flotte spalten, durchschnei-

* Armstrong selbst protestirte gegen dieses Urtheil, und wies sehr viel Irrthümer darin nach

den und in den Grund bohren könne. Das unglückliche Meeres-Ungeheuer iſt aber nach dem letzten Unglück, wo es von einem Steuere ärger und hülfloſer mißhandelt ward, als das kleinſte Fahrzeug, mehr als je Gegenſtand des Mitleides und Spottes.

Im Uebrigen war bisjetzt ſtille Zeit, die nur durch die maſſenhafte Manie des Ausfliegens mit Excurſions-Eiſenbahnzügen etwas lebhaft ward. Es war, als wenn alle zurückgebliebenen Millionen die faſhionable Pflicht, vom Auguſt bis Oktober „out of town,“ außerhalb London zu ſein, wenigſtens durch möglichſt viel Ausflüge zu erſetzen ſuchten. Jetzt wird's ruhiger, trotz des ungewöhnlich ſchönen Oktobers, und die Familien kehren maſſenweiſe von 30—40 verſchiedenen Badeorten, von der „seaside“ zurück.

Daß es an ſozialen und kriminaliſtiſchen Skandalen nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt. Nach dem Guineß-Hill-Verbrechen, das der höheren Sphäre der Geſellſchaft angehört, kam ein wahrhaft ſcheußlicher Vorfall aus Dublin auf die Oberfläche des Tages. Ein Droſchkenlutſcher wird eines Nachts beauftragt, eine junge Dame in eine größere Entfernung nach Hauſe zu fahren. Er jagt mit ihr davon, bis er, in einem einſamen Hohlweg angekommen, wohin er ſie vom rechten Wege ab abſichtlich gefahren, ſie brutal überfällt. Die Schilderung, wie die junge Dame gegen das Ungeheuer kämpfte, vor ihm floh, in Sümpfe und durch Waſſer flüchtete, immer wieder verfolgt ward, zerriſſen, zerkratzt und im nächtlichen Schmutze umhergezerrt immer wieder ſiegreich kämpfte, glücklich entkam und zwiſchen Höhen und Abgründen in einſamer Nacht umhertaumelnd, ſtürzend und ſich wieder erhebend, endlich von Licht und mitleidigen Menſchen begrüßt ward — die Schilderung dieſes Kampfes gegen das ſcheußliche Ungeheuer gehört zu dem heroiſchſten und ergreifendſten, was je die Feder des kühnſten Dichters aus den gräßlichſten Nachtſeiten des Lebens erfinden konnte. Ganz Dublin war in Aufregung und auf den Beinen, das Ungeheuer zu finden und zu fangen.

Unter den kriminaliſtiſchen Ereigniſſen Englands, von denen verhältnißmäßig immer nur wenige von der Preſſe anderer Länder in ihrer ſozialen und moraliſchen Bedeutung gehörige Beachtung finden, trat wieder einmal ein myſteriöſer Selbſtmord in der Sphäre der oberſten Zehntauſende hervor. Dieſer Selbſtmord iſt als der Schluß eines eigenthümlichen, jugendlichen Hochlebens, eines ariſtokratiſchen „fast young man“ oder Roués nur verſtändlich und ſozial charakteriſtiſch, wenn man das ſo endende Leben näher unterſucht. Wir wiſſen freilich nur wenige auf die Oberfläche gekommene Momente dieſes Lebens. In größter Kürze iſt's Folgendes. Viscount Forth, einziger Sohn des Earl of Perth, geboren 1834 zu Neapel, vergiftete ſich am 8. Oktober zu Glocester neben der Leiche einer Dame, die als ſeine Frau galt, und die ihm eben ein Kind geboren hatte. Beide waren unter falſchen Namen gereiſt, wie dies die Roués mit „unangetrauten“ Frauen immer machen, und es beſonders der Major Pelverton (deſſen Skandal-Prozeß noch in der Erinnerung ſein wird) auf ſeinen Liebesreiſen verſtand. Der Name des Selbſtmörders figurirte vor einigen Monaten im ſcheußlichſten Lichte der Oeffentlichkeit einer Eheſcheidungsklage, während welcher die ſich trennende Frau Enthüllungen über die Lebensgewohnheiten des noch jungen Ehemannes zu machen genöthigt ward, die ſelbſt die in ſolchen Dingen ſehr offenen engliſchen Zeitungen zu unterdrücken für gut fanden. Der junge Lord ſcheint ſich, wie die verſchiedenen Ausſagen bei der Todtenſchau bekundeten, im maßloſeſten Schmerze über den Tod ſeiner Dame und in maßloſeſter Trunkenheit vergiftet zu haben. Er war ein „fast young man,“ wie es unzählige Sprößlinge der Ariſtokratie ſind, und die mit den „fast young girls“ und den „pretty horse-breakers“ weiblichen Roués und Entretenues, die nicht nur ſelbſt glänzend unterhalten werden, ſondern denen die grünen und genauen Jungen auch Reit- und Wagenpferde halten müſſen, eine ganz eigenthümliche, nur in London einheimiſche und in keinem Lande der Welt nachahmliche Klaſſe von ſozialen, privilegirten Romantikern bilden. Ja, England iſt in dieſer Sphäre eines der romantiſchſten Länder, und wenn Palmerſton, als er neulich in einer Rede zu Lewes wieder verſicherte, daß die Engländer die erſte Nation der Welt ſeien, dieſe unübertreffliche ſexuelle Romantik und Kriminaliſtik im Auge hatte, müſſen wir ihm vollkommen Recht geben.

Sieht man ſich die politiſche und ſoziale Lage Englands etwas ehrlicher an, ſo kann man zwar immer noch unübertroffene Eigenthümlichkeiten aufzählen, aber Niemand wird die Engländer darum beneiden.

Welche politiſche Angſt und Unruhe! Wie ſie ſich vor Compiègne, ſogar vor der deutſchen Flotte fürchteten, finden ſie von allen Seiten her viel reellere Ruhe- und Geſchäftsſtörer. Die Staats-Einnahmen haben ſich während des dritten Quartals dieſes Jahres um ganze 2 Millionen Pfund Sterling verringert, und zwar durch Ausfälle in der Einkommenſteuer, der Acciſe und den Brief-, Quittungs- und Wechſelmarken. Dies beweiſt, daß Verkehr, alſo auch Wohlſtand, bedeutend gefallen. Man hofft, daß dieſer Verfall, dieſe Verarmung mit dem amerikaniſchen Bürgerkriege enden werden. Aber wann und wie wird dort Frieden werden? Sie tröſten ſich mit Indien, das den Ausfall an Baumwolle bald decken werde. Aber der Verkehr zwiſchen England und Indien — vorausgeſetzt, daß die Hindus die Sklavenarbeit der Schwarzen übernehmen — bietet ganz andere Diſtanzen und Schwierigkeiten, als der zwiſchen New-York und Liverpool. Sie dachten wenigſtens in die beſte telegraphiſche Verbindung mit Indien zu kommen, und legten zu dieſem Zweck einen Telegraphen-Kabel für 46,000 Pfund Sterling durch's Rothe Meer. Aber der Kabel iſt ebenſo wenig zu brauchen, wie der atlantiſche. Er telegraphiet nicht, iſt zerriſſen, verrottet und verloren. Wieder 46,000 Pfund Sterl. in's Waſſer geworfen, aber ewig lebendig, da die Regierung die Zinſen dieſes Kapitals bezahlen muß. Der berühmte Ingenieur Macdonald Stephenſon hat jetzt einen Plan ausgearbeitet und, wie ich höre, mit Bewilligung der Regierung im Werke, wonach er für 36,000 Pfund Sterl. auf ſeine und ſeiner Actionnire Gefahr unternimmt, die telegraphiſche Verbindung zwiſchen England und Indien über Malta, Aegypten, die Landenge von Suez ꝛc. vollſtändig herzuſtellen.

Das iſt denn wenigſtens noch lobenswerth, daß ſich die Engländer durch keinerlei Täuſchungen, Verluſte und mißlungene Verſuche, ſo viel Millionen auch fortwährend damit verſchwendet werden, abhalten laſſen, immer wieder anzufangen. Da bei dieſer Hartnäckigkeit und Ausdauer des Unternehmungsgeiſtes doch immer hier und da Etwas gelingt und ſich lohnt, tröſten ſie ſich mit Einem Siege gern über alle vorher erlittenen Verluſte und Niederlagen.

Die Regierung macht jetzt Anſtalten, durch eine Expedition gegen Mexiko, an welchem engliſche Kapitaliſten unter Miramon zwölf Millionen Pfund Sterling verloren haben, den Spaniern, die auch eine Expedition machen, etwaige Eroberungen unmöglich zu machen. Dabei muß man Flotten-Verſtärkung in amerikaniſche Gewäſſer, an die Küſten von China und Japan ſenden, und wohl gar gegen Letzteres einen Rachekrieg wegen der Angriffe auf die engliſche Geſandtſchaft unternehmen.

Auch ſteht ein neuer Kaffernkrieg in Ausſicht. Ich glaube, man hat ſchon ein Dutzend Kaffernkriege am Kap der guten Hoffnung geführt, die ſtets ungeheure Geldſummen und Menſchen koſteten und nie lohnten. Ein Häuptling der Zulus und ein Fürſt der Geiquas zeigten ſich ſo rebelliſch und drohend, daß man wahrſcheinlich wieder Schiffe voll Soldaten gegen ſie ſenden muß.

Auch in Auſtralien, wenigſtens in den Goldminen, ſah's bürgerkriegeriſch aus, und auf Neuſeeland ſind die Streitigkeiten mit den Eingeborenen Maori's noch nicht geſchlichtet.

Man beneidet die Engländer wegen ihrer reichen, vielen Kolonien. Danke jedes Land, das in ſich abgerundet und zufrieden iſt, Gott, daß ſie deſſen Bewohner alle Abende die Sonne untergehen und ſie ruhig ausſchlafen können. In Großbritannien geht die Sonne nie unter, es kann daher auch nicht ſchlafen, nicht ruhen, ſich nicht ſtärken. Alle großen Reiche gingen an ihren Satrapien und Kolonien zu Grunde.

Politiſch und Palmerſtoniſch iſt England in einer nicht beneidenswerthen Lage. Aber London als Weltſtadt, als vollkommenſter, größter, individualiſirteſter Kulturſitz der Welt, gefällt mir, ſtößt mir immer mehr Verehrung ein, je näher ich es kennen lerne. Es beſteht bekanntlich, ohne Rückſicht auf die Häuſer, aus drei Etagen, einem unter- und überirdiſchen und ebenen London. In dem unterirdiſchen giebt's ſchon Eiſen- und Luftbahnen und bald auch 2000 engliſche Meilen lange Abzugs-Cloaken, an denen jetzt 10,000 Menſchen arbeiten. Eine Deputation des Londoner Bauamts (Board of Works) machte neulich eine Inſpectionsreiſe durch beinahe neun Meilen der neuen Haupt-Cloake. In zwei Jahren wird keine Spur von Unrath mehr auf der Straße bleiben oder in die Themſe kommen. Dann iſt London das Paradies aller Städte, und Berlin dagegen mit ſeinen offenen Rinnſteinen und an jeder Wand improviſirten Piſſoirs eine Giftbude gegen London.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

Das Buch der Weiſſagungen.

Je mehr in Italien die allgemeine Stimme ſich gegen die weltliche Herrſchaft des Papſtes ausſpricht, und dieſe nicht mehr für das Weſen

* Vom Geheimen Juſtizrath Reigebaur.

der Religion hält, und je mehr man die Kirche von der Religion zu unterscheiden versteht, desto mehr geben sich die päpstliche Curie und der Clerus Mühe, solche Ansichten zu bestreiten und als Ueberhandnehmen des Protestantismus darzustellen. Damit hat es übrigens hier keine Noth; der Italiäner ist nicht für Sekten-Stiftung, da er nach seinen klassischen Traditionen leichter Anderer Meinungen verträgt. Freilich giebt die Geistlichkeit sich alle Mühe, den Fanatismus gegen den Fortschritt heraufzubeschwören, wie die beiden in Turin erscheinenden klerikalen Zeitungen L'Armonia und il Campanello beweisen, während die Monatsschrift la Civiltà Cattolica, die übrigens die meisten Leser in Deutschland hat, viel vorsichtiger auftritt. Zu den Versuchen, auf die Einbildungskraft der unter den Weltkindern lebenden Frommen zu wirken, gehört folgendes Werk:

Il futuri destini degli stati e delle unzioni, ovvero profezie e prediziani. Torino, 1860.

Der ungenannte Verfasser dieser Weissagungen über den Umsturz aller Reiche der Welt bis zum Ende derselben, hatte schon im Jahre 1854 ein solches Werk über künftige Schicksale der Staaten und Nationen herausgegeben, das so viele gläubige Seelen, besondees unter den Gegnern der constitutionellen Regierung Piemonts fund, daß schon im folgenden Jahre eine zweite Auflage erscheinen mußte und der Verfasser sich veranlaßt sah, im Jahre 1856 eine anderweite solche Sammlung unter dem Titel: „das Orakel," herauszugeben, welche ebenfalls bald erschöpft ward; daher jetzt beide Werke vereint den gläubigen Lesern vorgelegt werden. Der Vers. versichert, daß er sein Manuscript einem frommen Gottesgelehrten vorgelegt habe, der daraus Alles entfernt habe, was der Kirche anstößig sein könnte. In der Vorrede wird die Nützlichkeit dieses Buches gerühmt; die starken Geister werden widerlegt, welche mit Verachtung auf solche vermeintliche Ausgeburten des Aberglaubens herabsehen. Da solche Leute sich aus dem Ansehen der Kirchenväter nichts machen, so wenig wie aus den Ansichten der Kirche über die Weissagungen überhaupt, so führt er die Meinungen Machiavelli's über dieselben an, welcher sagt, daß große Ereignisse stets voraus verkündigt worden sind; zum Beispiel habe Savonarola den Einfall Karl's VIII. von Frankreich in Italien vorhergesagt. Dabei sei es aber, sagt der Verfasser, nicht nothwendig, daß derjenige, welcher eine Begebenheit voraussagt, auch von ganz vorzüglicher Begabung sei, da manche Propheten oft Sachen vorher verkündigten, die sie selbst nicht verstanden, indem ihre Zunge nicht von dem eigenen Willen, sondern von dem Geiste Gottes geleitet worden, wie dies dem hohen Priester Kaiphas widerfuhr, der o h n e W i s s e n weissagte. Es wird nachgewiesen, daß die Geschichte zu allen Zeiten und überall solche Vorhersagungen kennt, daß diese Erscheinung aber nichts an sich habe, was der menschlichen Vernunft widerstreitet, da vielmehr der Geist der Vorhersagung dem Menschen angeboren ist. Dabei wird nicht blos auf die Bibel, sondern auch unter andern auf Cäsar hingewiesen, der den Schiffer im Sturme damit beruhigte: fürchte Nichts, du führst den Cäsar und sein Glück, und auf Attila, der auf die Frage, wohin? antwortete, wohin mich Gott treibt. Als Zeichen der wahren Weissagungen wird auf das Eintreffen derselben verwiesen, was freilich sehr leicht ist. Daß aber manche Vorhersagungen nicht eintreffen, ist nicht zu verwundern, sagt der Verfasser, besonders solche, welche Strafen androhen, da die Verhältnisse sich geändert haben, so daß es vorkommen kann, daß Gott das nicht mehr will, was in seinem Namen vorhergesagt worden ist. (S. 35.)

Die in dieser Sammlung enthaltenen Weissagungen fangen mit der des Muhammed an, welcher kurz vor seinem im Jahre 633 erfolgten Tode die Zeichen des Endes der Welt vorhersagte. Diese sind unter andeen die Abnahme des Glaubens bei den Menschen; daher Manche darauf hinarbeiten, daß das Volk r e c h t viel glaube, ohne daß es viel darauf ankommt, was geglaubt wird; auch ist es leichter, recht viel zu g l a u b e n, als Gutes zu t h u n. Ein ferneres Zeichen des sich nähernden Endes der Welt ist, nach Muhammed, die Beförderung von Menschen niedern Standes zu erhabener Würde, daß die Magd die Mutter ihrer Herrin oder ihres Herrn werden wird; daß überall Aufruhr sein wird, und das Elend so groß, daß sich Jedee den Tod wünschen wird.

Auf diese Vorhersagungen Muhammed's folgen diejenigen der Sybille, welche mit Karl dem Großen anfangen und mit der Eroberung von Rom endigen.

Der Verfasser wendet diese Prophezeiungen auf Napoleon III. an, welchem nur noch zehn Jahre der Regierung zugemessen werden, worauf von Norden her die schmutzigsten Völker kommen, die ein römischer Kaiser vernichten, der dann nach Jerusalem ziehen und sein Reich Gott übergeben wird, worauf die Lebenden und Todten werden gerichtet werden. Der heilige Malachia, ein Erzbischof aus England, der 1148 zu Clairvaux starb, hat die Reihenfolge der Päpste bis zum Ende der Welt in Denksprüchen vorhergesagt.

Der Vers. führt die Päpste seit dem Jahre 1590 mit Gregor XIV. anfangend an, Benedict XIV. mit dem Motto: animal rurale; ursus vorax wird auf Clemens XIV. bezogen, Peregrinus apostolicus auf Pius VI., Aquila rapax auf Pius VII., weil er wieder nahm, was ihm geraubt worden; Canis et coluber auf Leo X., Crux de cruce, auf den gegenwärtigen Papst. Die Symbole der auf ihn folgenden Päpste fangen mit Lumen de coelo an, so daß der Nachfolger von Pius IX. ein sehr aufgeklärter Mann zu sein verspricht. Der elfte, der letzte Nachfolger des jetzigen Papstes wird nach vielen Verfolgungen Petrus II. heißen, worauf das letzte Gericht gehalten werden wird. Pico di Mirandola bestimmt in seiner Astrologie von 1486 die Dauer der Welt auf 2000 Jahre nach unserer Zeitrechnung. Dann wird der Mann des Nordens mit seinen Kirchen kommen, die Gallier, welche das Werkzeug seiner Größe gewesen, werden darüber klagen, aber es wird zu spät sein. Die Weissagung der heiligen Brigitte von 1360 wurde in der Gruft der Benedictiner in Neapel gefunden und 1810 von dem Notar Bionri abgeschrieben; darin steht unter andern, daß im Jahr 1848 die Völker gegen einander aufstehen werden, daß 1849 Rom von Blut getränkt werden wird; daß 1860 der allerschlechteste Mann sich erheben wird, 1886 ein großer Mann; 1900 wird ein großes Zeichen am Himmel erscheinen; 1980 werden die Gottlosen siegen und 1999 wird alles Licht verlöschen. Aus einer zu Regensburg gedruckten Schrift von 1850 wird eine Weissagung von Jasper angeführt, wonach in Westfalen die Heere des Morgenlandes mit denen des Abendlandes zusammenstoßen werden, die letzten aber Sieger bleiben. Bei Unna und Hamm wird eine andere Schlacht und eine dritte bei Cöln sein, in welcher die Feinde gänzlich unterliegen werden. Die Weissagung von Spielbach spricht von einer ähnlichen Schlacht bei einem gewissen Baume zwischen Werl und Unna, in welcher die nordischen Völker unterliegen werden. Eine gleiche Schlacht wird bei Holtum und Werl geschlagen werden, wobei der siegreiche Feldherr von Bremen ausgehen wird. Dabei wird auch die Weissagung des Mönches Hermann von Lehnin erwähnt, aus der die Worte: quod non speravit hubebit eine so schöne Anwendung auf Friedrich Wilhelm III. finden. Die letzte Weissagung ist von einem 1857 sehr jung gestorbenen Zögling im Kloster Francesco di Sales in Turin, welcher eine Erscheinung hatte, die ihm den Papst Pius IX. darstellte, wie er mit einer Fackel in der Hand die Welt erleuchtete und die Engländer zur katholischen Religion bekehrte. Diese werden nämlich in Italien, als Proselytenmacher, sehr gehaßt.

Delle constituzione civile del Clero e del incameramento dei beni ecclesiastici, di Fr. Dini Firenze, 1860.

In Italien nimmt man jetzt keinen Anstand mehr, ö f f e n t l i c h davon zu sprechen, daß die Kirche von der Religion verschieden ist und der Geistliche mit dem Staatsbürger unter denselben Gesetzen stehen muß. Diese Ansichten sind hier neu, denn bisher wurde in allen Geschichtswerken gelehrt, daß die weltliche Macht der Fürsten nur ein Ausfluß der geistlichen Macht des Papstes ist, ja man kann in jedem ital. Geschichtswerke lesen, daß Karl der Große von dem Papst Leo III. zum Kaiser ernannt — creato — worden. Wenn also die Erklärung zum Kaiser von dem Papste abhängig war, kann man denken, wie groß die Verehrung der Geistlichkeit war.

Der Verfasser, der freilich als ein Demokrat angesehen wird, weil er alten Vorurtheilen entgegen ist, zeigt, daß die Geistlichkeit im gewöhnlichen Leben nicht außerhalb des Volkes steht; dabei aber zeigt er, daß das Kirchenvermögen vom Staate beaufsichtigt werden muß, um den jetzt bestehenden Mißbräuchen ein Ende zu machen, nach welchen die ungeheuren Kirchengüter dergestalt benutzt wurden, daß einzelne Bischöfe, Prälaten und Canonici im Ueberflusse schwelgten, während die Dorfpfarrer und die meisten Geistlichkeit überhaupt sehr spärlich leben mußten und es gewöhnlich war, daß sie von den armen Bürgern und Bauern für kirchliche Handlungen, besonders für Begräbnisse bedeutende Steuern erpreßten. Seit im Piemontesischen die Verwaltung der geistlichen Güter von dem Staate übernommen worden, sind die bisher ganz vernachlässigten Dorfgeistlichen ausnehmlich bedacht worden. Diese gerechte Maßregel findet aber viele Feinde. Der König Ferdinand II. wollte in Sizilien die ungeheuren Güter der Geistlichen in Erbpacht austhun, wobei die Geistlichkeit nichts verloren hätte; allein dies wurde zum großen Nachtheile des Landes von den auf die Selbstverwaltung eifersüchtigen Geistlichen verhindert.

Digitized by Google

Rumänien.

Die neuere rumänische Literatur.

II.

Lyrische und Fabel-Dichter.

Die rumänische Lyrik verfällt häufig in den Fehler, rhetorisch auszuschweifen. Wenn im Hinblick auf ihre Volkslieder die Rumänen von sich rühmen, daß von jeher ein poetischer Geist in ihrer Nation und Sprache webte, so ist es nicht minder wahr, daß sie geborene Rhetoriker sind. Mit Erstaunen hörte ich oft den gemeinen Walachen seine Gedanken entwickeln, seine Sache darlegen. Welche Geläufigkeit, welche urwüchsige Logik! Und wie geschickt weiß er seine List und Tücke hinter glatten, verschmitzten Redensarten zu verbergen! Er ist nur in seiner einfachen, schlagenden, und doch schlauen und viel sagenden Sprechart zu widerlegen, sonst verwickelt man sich ganz und gar mit ihm. An Cooper's beredtsame Indianer erinnerten mich die Leute der niederen Stände in der Walachei oft durch ihren Vortrag. Auch die Vorliebe für zärtliche Beiwörter und Gleichnisse gehört hierher. Man begegnet ihnen in der Conversation, wie in jedem Verse.

Unter den gewöhnlichen Gegenständen der Lyrik wird man beim Durchblättern rumänischer Gedichtsammlungen Einen vermissen, der unsere deutschen Dichter zu manchem hübschen Liedchen begeistert hat, nämlich den Wein. Die Rumänen scheinen für dieses Labsal nicht den rechten Gaumen, noch Sinn für die Poetik des Rausches zu haben. Der Trunk ist eine üble Angewöhnung, die sie nicht müde werden, den Deutschen vorzuwerfen, deren dort manche, durch den angenehmen walachischen oder moldauischen Rebensaft verführt, leider traurige Beispiele zu reichlichen Weingenusses abgeben. Desto ungezügelter fröhnen sie der Liebe, und schwören darum vielleicht den Bacchus ab, weil dessen Dienst die schädlichen Folgen der Freuden der Venus erhöhen könnte.

Das Thema der Liebe wird dagegen vielfach abgehandelt, wunderlicher Weise aber selten erotisch-lüstern, sondern meistens sentimentalisch-zart, oft bis zur Fadheit, im sonderbaren Widerspruche mit dem unter den Rumänen bestehenden, mehr als freien Umgang der Geschlechter. Da ich mich hier auf einzelne wenige Beispiele beschränken muß, so greife ich aus der Fülle des mir Vorliegenden auf gut Glück heraus. Zuerst ein Lied aus Odobesku's historischer Erzählung Kiajna, bei dem das Versmaß des Originals beibehalten ist:

Grün das Laub und glatt die Welle
Und die Seele grauerfüllt,
Und der Mond, er scheint so helle,
Während Nacht den Geist umhüllt.

Nirgends mehr ein Hoffnungsschimmer,
Und die ich im Herzen trug,
Meine Träume, sie sind Trümmer,
Was ich liebte war ein Lug.

Mag der Wind mir günstig schwellen,
Er belebt mir nicht den Muth,
Mag der Mond den Pfad mir hellen,
Löscht er nicht die inn're Glut.

Doch sie komme, die ich liebe,
Sag': ich lieb' dich, mir in's Ohr,
Dann zum Licht mit frischem Triebe
Richtet sich mein Herz empor.

Das Kind.

Von Bolintineanu.

Einst suche' ich dort im schattigen Thal
Mit heit'rem Spiel beim Abendstrahl
Nach bunten Schmetterlingen.
Da saß eine Maid, viel Blumen im Schoß,
Wo unten ein Bächlein murmelnd floß
Und d'rüber die Weiden hingen.

In reichen Locken bernieder hing,
Den Nacken und schneeigen Busen umfing
Ihr Haar von der Schwärze des Raben.
Eine Blum' aus dem Schoß, einen Kuß vom Mund
Gab mir das holdselige Kind zur Stund' —
Zwei süße, duftige Gaben.

Nun nehm' ich euch nimmer, ihr Folter, in Haft,
Nun sauget der Blüthen würzigsten Saft
Und flattert und schwebet in Frieden.
Mir aber ist ewig der Frieden gebannt,
Mir bebet das Herz und schwindelt das Haupt,
Nicht kann ich den Thränen gebieten

Munterer ist das folgende von demselben Dichter.

Räthsel.

(Im Versmaße des Originals.)

Mädchen:

Rathe mir, mein Leben, das:
Spiegelt die bestirnte Flur
Sich an dem gestirnten Himmel,
Oder sind vom Sternengewimmel
Diese Blumen Bild und Spur?
Sage mir, o Teurer, das.

Dichter:

Schelmisch Kind, nun rathe mir:
Borgt etwa der Sonnenstrahl
Seinen Glanz von deinen Lippen,
Oder sind sie es, die nippen
Ihren Glanz vom Sonnenstrahl?
Liebe Kleine, sag' es mir.

Ein deutscher Dichter würde wohl eher die Augen mit dem Sonnenstrahl in Vergleichung gesetzt haben.

Nun auch einige Blüthen aus dem nahe gelegenen Garten der Elegie. Charalamb Grandea, ein noch junger und verwaister Dichter singt:

Das Leben flieht mit unbemmbaren Schritten,
Verschwunden ist der Kindheit süßer Traum;
Viel bitt're Tage hab' ich durchgelitten
Und düster vor mir gähnt der Zukunft Raum

Die Grabesnacht durchbohrend möcht' erkennen,
Der Blick, was fürder meines Lebens Loos,
Da fühl' von Zähren ich die Wangen brennen
Und aus der Brust ringt sich ein Seufzer los.

Nichts hat die Zukunft mehr, mich zu beglücken,
Was ich geahnt, gehofft, ist mir entflohn — —
Ein milder Thau nur kann die Blüth' erquicken,
Die früh des Schicksals eis'ge Hand berührt.

Rührende Töne hat der Schmerz der Trennung vom Vaterlande den Lauten rumänischer Sänger entlockt. Die herrlichsten Worte hat ihm Alexandri geliehen in seinem

Lebewohl an die Moldau.

(Im Versmaße des Originals.)

Meiner Moldau schöne Gauen,
Moldau, dir gehört mein Herz!
Ach, wer nimmer soll dich schauen,
Den verzehrt der bitt're Schmerz;
Weil gewiegt in deinem Schoße,
Wie im gold'nen Paradies,
Heiter sind des Lebens Loose,
Wie ein Maienmorgen süß.

Theure Heimat, ich soll missen
Dich und deines Himmels Lust,
Ach von Kummer ist zerrissen
Und von Qualen mir die Brust.
Seufzend sieh' ich da beim Scheiden,
Kalte Schauer mich umweh'n,
Alle deine Herrlichkeiten
Jetzt vor meinem Blick vergeh'n.

Von des Schicksals Sturm verschlagen,
Ach wer weiß es, ob ich werd'
Froh einst meinen Stab beimtragen,
Dich zu küssen Mutter-Erd';
Ob ich einmal noch darf schlagen
Deiner Berge Echo an,
Deren stolze Scheitel ragen
Droben in die Wolkenbahn;

Ob ich deine grünen Haine
Wiedersehe, wo das Ohr
Lauscht der Quellen und der Vögel
Melancholisch süßem Chor,
Deinen Himmel, welcher Feuer
In Rumänenherzen gießt,
Jeden, dem ich lieb und theuer,
Jeden, der mir theuer ist.

Doch die Scheidestunde schläget,
Die die Seele mir entzweit,
An der Grenze abgelegen
Hab' ich Glück und Heiterkeit.
Moldau, leb' denn wohl! Mit Klagen
Muß ich jetzt von hinnen gehn:
Mög' in glücklicheren Tagen
Ich dich glücklich wiedersehn!

Gegenüber der geringen Zahl der überhaupt Gebildeten ist die Menge der Dichter ziemlich ansehnlich. Viele sind freilich berufen, aber Wenige auserwählt. Es läuft da viel geistlose Reimerei — und das Reimen ist in der rumänischen Sprache außerordentlich leicht — mit unter, die eine spätere, gelautertere Epoche unnachsichtlich verdammen wird. Jetzt wird Alles gelobt, was nach einem Gedichte, einer Novelle, einem Drama ꝛc. aussieht, wenn auch Weniges gelesen wird. Gleichwohl ist allen Denjenigen, die sich bemühen, ihrem Volke die Zierde einer Litera-

tur zu verſchaffen, und ſich in dieſem löblichen Beginnen durch ungünſtige Verhältniſſe und Hinderniſſe nicht abſchrecken laſſen, ein gewiſſes Verdienſt nicht abzuſprechen, und der Ruhm Einiger wird wohl über die vergängliche Gegenwart hinausreichen. Es macht ſich bei Beurtheilung der rumäniſchen Dichter noch ein anderer Geſichtspunkt, außer dem äſthetiſchen, geltend: der nationale. Bei einem unterdrückten Volke, das ſeine ſtaatliche und nationale Exiſtenz bedroht und beſtritten ſieht, werden die Dichter zu Propheten der Nationalität und der Freiheit, zu Vorläufern und Führern einer aufſtrebenden Bewegung; jedes Gedicht erhält einen höheren Werth, als ihm ſein vielleicht unbedeutender Inhalt verleiht, es wird als eine heroiſche That ausgelegt, als ein Beweis der nationalen Individualität, als ein Proteſt gegen die Fremdherrſchaft, kurz, als eine politiſche Demonſtration aufgefaßt, und dies wird um ſo mehr der Fall ſein, wenn das Lied ſelbſt politiſcher Natur iſt. Die rumäniſchen Poeten haben daher gerade dieſe Gattung mit beſonderer Vorliebe gepflegt und großen Beifall dadurch geärntet; aber wie es hierbei zu geſchehen pflegt, die ſogenannte Geſinnung muß die äſthetiſchen Blößen bedecken, und in den meiſten Fällen iſt es nur gereimte Proſe. Das rhetoriſche Pathos hat hier freies Feld, ſeinen langathmigen Tiraden den Zügel ſchießen zu laſſen, deren overlogener Patriotismus, ausſchweifende Prahlerei, erkünſtelter Freiheitstaumel nur ein ſo ſelbſtgefälliges, mit ſeiner Geſchichte und ſeiner Zukunft kokettirendes Volk, wie die Walachen ſind, hinreißen können. Weil Jeder, der irgend reimen konnte, auf dieſes beliebte Genre ſich geworfen, iſt ein Schwall von politiſchen Gedichten angewachſen, deren Hohlheit den Unparteiiſchen anwidert, und die dem Fremden wenig Ausbeute gewähren. Das Urtheil fall den guten Köpfen keinen Eintrag thun, die ſich auch in dieſer Art ausgezeichnet haben. Abermals führe ich hier ein Gedicht Alexandri's an, durch das er als junger Mann ſeinen literariſchen Ruhm begründete. Es verherrlicht den Akt der moldaniſchen Regierung, durch den am 31. Januar 1844 die Leibeigenſchaft der dem Staate, den Kirchen und Klöſtern gehöreigen Zigeuner aufgehoben wurde. Die Ueberſetzung iſt im Versmaß des Originals.

Sei geprieſen, Tag des Heiles, der das Glück der Freiheit bringt,
Den mit einem Strahl des Stolzes des Rumänen Herz durchdringt.
Herrlich biſt du aufgegangen meinem theuren Vaterland,
Hehrer Tag, der du die Freiheit ſchenkteſt dem leibeig'nen Stand.

Viel Jahrhunderte des Schmerzes ſind im Sturm dahingeflob'n,
Seit verdammt ein ganzer Stamm ſich beugte unter harten Frohn;
Doch es bricht die Sklavenkette des Rumänen Hand mit Macht,
Frei geworden iſt zum Glücke der Zigeuner heut' erwacht.

Prächt'ger heute ſtrahlt die Sonne und die Welt voll Heiterkeit,
Heute dünkt mich ſchön das Leben, und das Herz es wächſt mir weit.
Da ich ſeh', daß bei der Freiheit Ruf die Moldau ſich erhebe,
Daß die Stimm' der Menſchlichkeit mit ſanften Rührung ſie durchbebe.

Größ' und Ruhm ſei dir beſchieden, ſchönes Land, in Ewigkeit,
Das du wägeſt mit der Wage heiliger Gerechtigkeit.
Ja, dein Arm, der heute ſprengte dieſes harte Sklavenjoch,
Vorbereitet eine freie Zukunft einſt dir ſelber noch.

Den Worten ließ Alexandri die That folgen; er ging ſeinen Standesgenoſſen mit der Befreiung der privativen leibeigenen Zigeuner voran.

Die politiſchen Bezüge und Anſpielungen werden gern auf das Gebiet der Fabel verſetzt, welches vielfach angebaut und bevorzugt iſt. Die Fabeln kehren ihre Stacheln bald gegen ſoziale Gebrechen, bald gegen beſtimmte Perſonen und Vorgänge aus der Geſellſchaft und der Tagesgeſchichte, oder ſuchen politiſche Lehrſätze zur Anſchauung zu beingen; ſeltener zeigen ſie die Nutz-Anwendung einer allgemeinen moraliſchen Wahrheit. Als Fabuliſten werden geſchätzt: Cikindelu, Alexandresku, Eliode Radulesku, Donici u. A. Von dem ſpäter in Wahnſinn verfallenen Alexandresku, den ſie den rumäniſchen Lo Fontaine nennen, wähle ich eine Fabel aus, die für walachiſche Verhältniſſe bezeichnend iſt.

Der liberale Fuchs.

Der Fuchs erhob einmal ein groß Geſchrei,
Wie ſchlecht und ungerecht doch die Regierung ſei.
Seitdem der Elephant das Scepter führe;
Verguuter geh' es mit dem Reich der Thiere,
Die Staatseinkünfte würden all' verpraßt
Nur für des Königs Tafel und Pulaſt.

Als nun der Elephant vernommen,
Wie ihm die Unzufried'nen droh'n,
Da ward ihm ſchier das Herz beklommen,
Er fürchtete Revolution.
Indeß klug wie er war, ließ er den Haſen kommen
Und ſandte ihn zum Fuchs mit einem Brief,
Der dieſen an den Hof berief.

„Du biſt," ſprach er, „ein Mann von herrlichen Talenten,
„Der Amt und Brod verdient, und zum Beweis,
„Wie ſehr ich dich zu ſchätzen weiß,
„Erheb' ich dich zum Chef der Gänſe und der Enten.
„Mit dieſem wichtigen Beruf
„Wirſt du dich, hoff' ich, treu befaſſen."
„Ihr könnt' euch ganz auf mich verlaſſen,""
Antwortete der Fuchs und küßte ihm den Huf
Und kehrte heim. Als er im Klub am andern Tage
Erſchien, in Tücher eingeſchnürt,
Auf Wang' und Hals ein Pflaſter aufgeſchmiert,
Erſcholl an ihn die allgemeine Frage:
„Was fehlt dir denn, was iſt dir denn paſſirt?"

„Ich kann es euch gar nicht beſchreiben,
Wie niederträchtig mir zu Muth.
Und mit der Politik ſollt ihr nur fern mir bleiben!
Der König weiß ſchon, was er thut;
Er ſinnet ſtets, glaubt mir's, auf Ehre!
Wie er des Reiches Wohlfahrt mehre.
Lebt wohl! Ich bin unbaß, mir ſteckt ein Bein im Schlund.""

Daran erkennt man jene Liberalen,
Die wie der Fuchs mit freien Reden ernten:
Zuletzt ſtopft doch ein Knochen ihren Mund.

Eliade Radulesku ſchrieb 1844 eine Fabel, deren ich hier, da ich ſie wegen ihrer Länge nicht einſchalten kann, wenigſtens erwähnen muß, in Anſehung der zündenden Wirkung, die ſie damals, als das darin verhandelte Thema zeitgemäß war, geübt haben ſoll: 30,000 Abdrücke, heißt es, ſeien davon an Einem Tage in Bukoreſt verbreitet worden. Es iſt mehr eine etwas breit angelegte, aber gewandt durchgeführte Allegorie als Fabel, betitelt: „Der Gärtner und der Brombeerſtrauch." Sie iſt gegen die ruſſiſchen Intriguen gemünzt, die dazumal ſpielten, um einem ruſſiſchen Abenteurer Trandafirov und ſeinem Anhange die vorhandenen und noch aufzufindenden Bergwerke in der Walachei gegen eine mäßige Abgabe als Peivileginm und Monopol in die Hände zu liefern. Derſelbe hatte bereits 100 Arbeiter und Gehülfen mitgebracht, und es verlautete, er werde andere 5000 nachziehen. Die Furcht vor dieſer moskowitiſchen Invaſion hintertrieb das ganze Projekt. Eliade ſtellt in ſeiner Allegorie die Moskowiter als Brombeerbüſche dar, die in einen ſchönen, blühenden Garten (die Walachei) hineingeweht, ſich dort als Roſen (trandafiri im Rumäniſchen) einführen wollen. Eitel auf ſeinen langen Rankenſchwanz, hat der Brombeerſtrauch ihn mit einem of (trandafir-of) geziert. Die anderen Blumen erkennen aber den gefährlichen Geſellen, der ſie mit ſeinen unverſchämten Ranken und Wurzeln umzingeln, erdrücken, ihnen die Nahrung entziehen wird, warnen den Gärtner (den Fürſten Bibesku), der das Brombeerreis ſchon einpflanzen will, vor dem nichtsnutzigen Gaſt und bitten ihn, beſſer für ſie ſelber zu ſorgen. Der Gärtner bleibt aber eigenſinnig und würde ſein Vorhaben ausgeführt haben, wäre nicht plötzlich ein Sturm aus Weſten gekommen, der die Brombeerbüſche ausriß und weit hinweg über die Hecke ſchleuderte. Die Roſen tanzen nun im Garten umher und ſingen: „Gärtner, hüte dich vor den Ranken, jeder Zweig an ihnen hat hundert Schlingen, und jede Schlinge iſt ein Of; hier ein Of, da ein Ef, wahre dich vor den Ofs und den Efs (den Ruſſen), das iſt ein Hagel, der uns erſchlagen und dich mit verderben würde."

Die tyrtäiſchen Schlachtrufe gegen die Ruſſen ſind nicht mehr an der Tagesordnung, und auch Eliade iſt aus der Mode gekommen. Sein politiſches Verhalten hat ihn um ſeinen einſt in populärer Gunſt hochgefeierten Namen gebracht, und ſein ſchönes Talent, das er in allen Formen verſucht, hat er in verkehrte Bahnen geleitet. So iſt er, obwohl immer noch ſehr fruchtbar, jetzt ohne Anſehen und Einfluß. Seine Stil-Gewandtheit, mit der er trefflich überſetzte, und ſein feiner Geiſt hätten ihn zu einem wirkſamen Bildungs-Vermittler für ſein Volk berufen. Nicht zu verkennen iſt ſein Antheil an der Ausbildung und Reinigung der Sprache. Als die deutſche Kolonie in Bukoreſt 1859 ihr Schillerfeſt feierte, erfreute uns Eliade mit einem Lobgedicht auf Schiller.

Das Drama iſt noch nicht ſo weit angebaut worden, daß hervorragende Erſcheinungen anzuzeigen wären. Am erträglichſten ſind die Luſtſpiele oder richtiger Poſſen, die, getragen von einem geſchickten Mimen, einer wahren Proteus-Natur, Namens Millo, der ſelber mehrere verfaßt hat, nie ohne Effekt über die Bukureſter Nationalbühne gehen. Alexandri hat eine nette Art Singſpiele oder Vaudevilles, echt nationalen Gepräges, geſchaffen, in denen er gleichſam Dorfgeſchichten zur Darſtellung bringt. Das höhere Drama aber, die Tragödie, liegt im Argen; das hohle Pathos derſelben iſt widerwärtig, die Charakteriſirung unnatürlich, und das Ganze wird durch Darſteller, die für niedere Komik ſich nicht ſchlecht eignen, in's Poſſen- und Fratzenhafte gezogen.

Alle Literatur fängt mit Poeſie an; ſo iſt auch in der rumäniſchen bisher mehr in Verſen, als in Proſa geleiſtet worden. Die beiden Koryphäen, Eliade und Alexandri, ragen auch auf dieſem Gebiete hervor. Des Letzteren Saldo literara enthält ſehr nette Genreſtücke. Gediegene wiſſenſchaftliche Aufſätze finden ſich im „Hiſtoriſchen Magazin" und in einigen anderen Zeitſchriften. Beachtenswerthe hiſtoriſche Novellen haben

unter Anderem geschrieben Negruzzi und Odobesku. Ein fester, mustergültiger Stil hat sich noch nicht herausgebildet, und befindet sich die Sprache überhaupt noch in einem schwankenden Zustande. Die Wenigsten schreiben ein reines Walachisch, die Meisten gegenwärtig, so zu sagen, ein Französisch-Rumänisch, und da die Schriftstellerei in den Dienst der Tagespresse getreten, wo sie Gefahr läuft, den Stil noch mehr zu korrumpiren, so steht nicht zu erwarten, daß die Rumänen bald werden „klassische" Autoren aufweisen können. G. W. Schweitzer.

Deutsch-Slavische Länder.

Čechische Agitation in Mähren.

Täglich kommen uns neue Nachrichten über die Untergrabung und Paralysirung der deutschen Macht Oesterreichs in ihren slavischen Ländern zu. Die bekannte Schule, welche die Umkehr der Wissenschaft in Deutschland lehrt, kann daraus lernen, welche Folgen die Beobachtung ihrer Grundsätze hat, die doch in Oesterreich seit dem Tode des Kaisers Joseph II. bis zum Jahre 1860 im Schwunge waren. Vergebens sucht sich jetzt Herr von Schmerling diesen Folgen durch freisinnige Reformen der Verwaltung und Gesetzgebung zu entziehen. Das aminöse Zu spät! das in Italien und besonders in Neapel eine so tragische Rolle gespielt, scheint auch in Oesterreich seine beklagenswerthe Anwendung zu finden. Hören wir, was über die čechischen Agitationen in Mähren ein patriotischer Oesterreicher schreibt:

„Die čechische Agitation scheint es in der neueren Zeit vorzüglich auf Mähren abgesehen zu haben. Der Operationsplan ist ganz geschickt gemacht, und offenbar wird nach einem gemeinsamen Losungsworte gehandelt. Mähren enthält eine Menge deutscher Enclaven, die Bevölkerung ist zumeist großösterreichisch gesinnt, jedenfalls der Union mit einem großböhmischen Königreich abhold. Mähren trennt Böhmen von der Slowakei; die Čechen haben ein naheliegendes Interesse, Mähren für ihre nationalen Bestrebungen zu gewinnen, damit sie den slavischen Brüdern im Neutraer und Trentschiner Comitat die Hand reichen können. Die großčechische Propaganda hat sich daher zunächst auf Mähren geworfen; die Tage zu Hostein und Wellehrad geben davon Zeugniß. Beide Feste hatten einen entschieden kirchlich-nationalen Charakter, zu beiden hatte der Clerus ein Contingent geliefert. Stark vertreten war außerdem nur das Bauernvolk und die studirende Jugend, die sich in der Rolle von nationalen Aposteln gefällt und gern politische Kannegießerei treibt. Auch magyarische und russische Sendlinge hatten sich in Hostein und Wellehrad eingefunden.

Um das Volk zu hetzen, bedient man sich in Mähren desselben Mittels, das die Ungarn bei dem bekannten Slovaken-Congreß in St. Marton anwendeten. Dort sprachen die Pester Emissäre bis zum Ekel von dem „Wiener Absolutismus," und immer wieder von diesem. Natürlich denkt sich die Masse darunter einen in Wien wohnenden mächtigen und bösen Minister, dessen Name „Absolutismus" ist. Die čechischen Agitatoren haben als Schreckmittel und Vogelscheuche für das Landvolk das Wort „Wiener Centralist" erfunden. Welche Begriffe das Volk damit verbindet, darum kümmern sich die Führer nicht: genug wenn die unzurechnungsfähige Menge sich darunter den Inbegriff alles Schlechten denkt. Man sucht die Stichworte „Centralist" und „Absolutist," im Gegensatz zu den Vertretern der sogenannten nationalen Freiheit, tief in das Bewußtsein der Bevölkerung zu prägen, und diese Begriffe zum Gemeingut des nordslavischen Bauernvolkes zu machen. Auch verbreiten die čechischen Emissäre überall die Meinung, die magyarische Politik diene dem Wohle der verschiedenen anderen nichtdeutschen Nationalitäten Ungarns und der Monarchie.

Die Religion wird als Substrat für den nationalen Fanatismus benützt, und der katholische Clerus bedient sich dieses Mittels nicht ohne Erfolg, um den katholischen Cultus mit dem Cultus der Nationalitäts-Theorie zu identificiren. In der Bistritzer Gegend war unter den reformirten Gemeinden allgemein die Furcht verbreitet, die katholischen Slaven werden die protestantischen, anläßlich des Hosteiner Festes, niedermetzeln. Die protestantischen Gemeinden bemühten sich in ihrer Angst und um ihrer Sicherheit willen, für gut slavisch zu gelten. Dagegen hörten wir katholische Bauern in den Schenken erzählen: die Protestanten wallen „ihrem Papst," dem König von Preußen, in Hostein huldigen, und dahinter stecke — Schmerling! Woher kommt ihnen diese Weisheit? Wir wollen noch weiteres sagen, denn es ist gut, daß diese Dinge rückhaltlos in die Oeffentlichkeit gelangen.

Der niedere Clerus sorgt reichlich dafür, daß Herr v. Schmerling dem gemeinen Volke als der „Antichrist" gelte. Er macht es sich zum Geschäfte, den Minister als den bösen Dämon des Monarchen, und die Regierung als revolutionair hinzustellen. Man stellt für den Kaiser Gebete an, damit er dem „Judas" und den bösen Rathgebern kein Gehör schenke. Es ist uns in der Hanna vorgekommen, daß Bauernweiber ihre Kinder bekreuzen, wenn der Name Schmerling genannt wird, damit er sie nicht „verschreie." Vor dem Hosteiner Tag erzählt man sich, daß Schmerling die Geister der am Hostein begrabenen tatarischen Reiter citiren wolle, um die christlich-slavische Versammlung zu hintertreiben. Wir haben Leute gehört, die erzählten, daß sie am Tage des Festes in der Luft herumfliegende tatarische Hufeisen gesehen hätten. Es fanden sich Bauern, die das glaubten, oder wenigstens weiter erzählten. Thatsache ist, daß der čechisch gesinnte Theil der Geistlichen solche Dinge mit Schmunzeln unhört und die Fabel mit einer Art von Schadenfreude colportirt. Daß diese unausgesetzte Agitation nicht geeignet ist, das Vertrauen in die Regierung zu heben und die Achtung vor derselben zu vergrößern, liegt am Tage. Es ist nicht gleichgültig, wenn der Clerus die staatlichen Autoritäten als Verächter des Slaventhums denuncirt.

In Wellehrad wurde an der Festtafel* triumphirend ein Toast auf die Bereitwilligkeit des Clerus ausgebracht, das Beispiel des heiligen Clemens als Märtyrers für die Sache der Freiheit der Kirche und der Nationalität nachzuahmen, und dabei der panslavistische Gedanke des Weges illustrirt, den Cyrill und Method von der Krim aus einschlugen, um das „christliche Slaventhum" herzustellen. So wie sich die Kapellen des heiligen Clemens von der bulgarischen Grenze nach Mähren und Böhmen hinziehen, so müsse das slavische Element auch einen Bruderstamm bilden, der sich festhalte gegen die Deutschen, welche, gleich den Tataren, die Slaven ausrotten wollen.

Allerdings ist nur ein Bruchtheil unseres Clerus in solcher Weise fanatisirt, aber nichtsdestoweniger ist dieser kleine Theil durch seine Rührigkeit dem loyal gesinnten Clerus überlegen, und hat großen Einfluß auf die Jugend und das Landvolk. Wer gesehen hat, wie die Bildnisse Rieger's und Palazky's, ja auch des Prager Erzbischofs, Kardinals Fürsten Schwarzenberg, zu Hostein und Wellehrad unter den Heiligenbildern hingen und verkauft wurden, kann an der Allianz des katholischen und des nationalen Cultus, mindestens in Mähren, nicht zweifeln.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie wenig es dem Staate gelungen ist, durch das Concordat und andere Concessionen die Kirche für sich zu gewinnen. Unsere slavischen Geistlichen nennen das Concordat den modernen Deutsch-Katholicismus oder den Rauscherianismus, im Gegensatz vom 1847er Deutsch-Katholicismus oder Rangeanismus. Sie identificiren das Concordat mit dem Deutschthum, und nennen es die Germanisation der Kirche. (Und doch ist es das gerade Widerspiel vom germanischen Geist, was im Concordat zur Geltung strebt!) Die Regierung hat in diesem Punkte böse Erfahrungen gemacht. Der lombardische Episcopat ist der erste gewesen, der aus dem Concordat die Forderung der Präventiv-Censur stellte, und der Regierung durch solche und andere Uebergriffe Verlegenheiten bereitete. Gleichwohl stand früher und später die Mehrzahl des italiänischen Clerus gegen Oesterreich."

Hinter-Indien.

Szenen aus dem französischen Kriegslager in Cochin-China.**

Die Erstürmung des Forts Ki-oa.

Ein schwüler Abend war dem heißen Tage des 24. Februar gefolgt; dunkle, schwere Gewitterwolken hatten sich über der Ebene gelagert, auf der die Zelte der französischen Armee ausgebreitet standen. Die meisten Soldaten, von den Anstrengungen und der Aufregung des Tages ermattet, ruhten neben ihren Waffen. Diejenigen, die noch wachten, saßen, in tiefes Nachdenken versunken, vor ihren Zelten, oder pflogen gedämpfter Stimme einer ernsten Unterhaltung.

* Das Fest galt der Erinnerung an die vor 1000 Jahren durch die Landes-Apostel Cyrill und Method in der Krim geschehene Auffindung der Gebeine des heiligen Clemens. Das Fest hat am 4. September stattgefunden.

** Vergl. Nr. 39 des Magazin.

Achtzehn Todte und sechzig Verwundete! Es sind nur kleine Zahlen, wenn die Zeitungen sie mit der Nachricht eines Sieges bringen, und des Lesers Auge gleitet gleichgültig darüber hinweg. Aber achtzehn Todte und sechzig Verwundete sind doch ein tiefer Schmerz und nagende Unruhe für viele Hunderte.

Da liegt ein junger Offizier von neunzehn oder höchstens zwanzig Jahren, den ich heute früh noch in voller Jugendkraft und Lebensfülle gesehen habe. Eine Kugel ist ihm in die Brust gedrungen und hat ihn tödtlich verletzt. Er athmet nur noch mit großer Mühe, und sein brechendes Auge wird sich noch in dieser Nacht für immer schließen. Mehrere Offiziere und Matrosen stehen um sein Lager; ein junger Mensch kniet am oberen Ende desselben und hat sein weinendes Antlitz auf die matt herabhängende Hand des Sterbenden gelegt. Die jungen Leute waren alte Freunde; sie hatten von Kindheit auf zusammen gespielt, gearbeitet, geträumt. Mir wird das Herz schwer, und ein Härterer als ich würde hier wohl Thränen vergießen. Auf jenen dunklen Locken, die jetzt der kalte Todesschweiß näßt, haben vor wenigen Monaten noch die segnenden Hände greiser Eltern geruht; auf jenen schön geformten Mund, um den es jetzt so schmerzlich zuckt, haben Schwestern und Brüder den Kuß heiliger Liebe gedrückt; jene kraftlose Hand hat vom Schiffe aus zahlreichen Freunden ein letztes Lebewohl freudig und hoffnungsvoll zugewinkt, und in jener keuchenden Brust hat ein starkes, liebendes, ehrliches Herz geschlagen. Das Alles muß jetzt vergehen. Ein kurzer Brief wird dem Vater melden, daß sein Sohn gestorben ist, „mort sur le champ d'honneur." Die Mutter soll ihren Liebling nicht wiedersehen; kein Bruder, kein Freund schaut je wieder die geliebte Gestalt. Es zuckt jetzt unendlich schmerzlich über das bleiche Gesicht; wie eine feuchte Wolke lagert sich der Todesschweiß auf die hohe Stirn; die großen, blauen Augen öffnen sich unheimlich weit; der Blick erstarrt; da stockt das Herz. Todtenstille herrscht rings umher im Lager. Die meisten Soldaten schlafen, und die, die noch wachen, schauen in tiefem, trüben Nachdenken versunken vor sich hin.

Die Gewitterwolken haben sich verzogen, und die großen, schönen Sterne, die nun in unvergleichlicher Pracht am tiefen Nachthimmel prangen, ergießen ihr mildes Licht über die stille Ebene. Jetzt wird es kühler. Dicke Thautropfen bedecken jedes Gräschen. Die Sterne werden bleicher und bleicher und verschwinden bald ganz. Es grant im Osten. Gott Lob, die lange, lange Nacht ist endlich dem neuen Tage gewichen.

Admiral Charner hatte am 24. Februar Abends Truppen zum Recognosciren ausgeschickt, aber die Leute hatten nur wenig sehen und erfahren können und waren fast unverrichteter Sache von ihrer Expedition zurückgekehrt. Nach den Berichten, die sie abgestattet, und die des Neuen wenig gebracht hatten, wußte man nun, daß Ki-oa eine große, muthmaßlich stark befestigte und gut vertheidigte Citadelle sei, die sich hinter einer schmalen Linie von hohen Bäumen, eine halbe Meile nordwestlich von dem Orte befand, auf dem die französischen Truppen während der Nacht vom 24. zum 25. Februar gelagert hatten. — Auf diese unvollkommene Kenntniß der zu erobernden Stellung mußte Admiral Charner seinen Angriffsplan basiren. Aber wenn man europäische Truppen unter seinem Befehl hat, und damit vor Annamesen oder Chinesen bekämpfen soll, so ist es schon erlaubt, eine Unvorsichtigkeit zu begehen, die wohldisciplinirten, europäischen Truppen gegenüber unverantwortlich sein würde.

Um 5 Uhr Morgens wurde zum Abmarsch geblasen und um 6 Uhr hatte die ganze Armee das kleine Gehölz passirt, das Ki-oa bis dahin verborgen hatte. — Sobald die Franzosen sich dem Feinde zeigten, wurden sie von diesem mit einem lebhaften Feuer begrüßt. Admiral Charner konnte aber demungeachtet alle seine Dispositionen ruhig treffen, und um 6½ Uhr begann die französische Artillerie die annamesische Festung zu beschießen. Ueber eine Stunde dauerte das Feuern von beiden Seiten ununterbrochen fort. Während dieser Zeit hatte sich die französische Armee zum Angriff und Sturm bereit gemacht. Die Marine-Füsiliere, von der spanischen Kolonne und Pallu's „Compagnie des abordeurs" unterstützt, sollten die Südseite von Ki-oa angreifen, während dann die Marine-Infanterie, mit Hülfe der Pionniere, von der Westseite aus in das Fort zu dringen versuchen sollte.

Es war der französischen Artillerie bisher nicht gelungen, die Wälle der Citadelle erheblich zu beschädigen. Eine Bresche war nirgends zu sehen. Aber die Sonne stieg höher und höher, und jeder Zeitverlust machte das Werk des Tages zu einem heißeren, schwierigeren und gefährlicheren. Das Signal zum Sturm ward gegeben. Wieder, wie am vorhergehenden Tage, stürzten die Soldaten unaufhaltsam vorwärts und überwanden in kurzer Zeit zahlreiche und große Hindernisse. Der erste Erfolg jedoch sollte noch kein vollkommener sein. Die Marine-Füsiliere hatten den Wall erklommen, von dem aus die Annamesen während des ganzen Morgens ein ununterbrochenes Feuer unterhalten hatten, aber hinter diesem Walle sahen sie nur einen weiten, öden Vorhof, der noch durch einen zweiten, sehr stark befestigten und sehr hohen Wall von der eigentlichen Festung getrennt war. — Und nun erst begann die wirkliche Schlacht.

Die Franzosen waren in wilder Unordnung in den Vorhof gedrungen; diejenigen, die am schnellsten laufen konnten, waren dort zuerst angelangt. Die Hauptleute Pallu, Senez, Brosset, Prouhette, Jaurès rafften an Matrosen zusammen, was sie finden können, und eilen vorwärts. Aber sie werden von einem mörderischen Feuer empfangen. Niegends ist ein Hügel oder irgend ein Gegenstand, hinter dem sie Schutz suchen können; hinter ihnen befindet sich der Wall, den sie soeben mit so großem Aufwand von Kraft und Muth erobert haben, und hinter den sie sich unter keiner Bedingung wieder zurückziehen wollen. Vor ihnen erheben sich dichte Bambushecken, erstrecken sich tiefe, weite Gräben, befinden sich Tausende von gefährlichen Wolfslöchern, die ein rasches Vordringen zu einer absoluten Unmöglichkeit machen; und am äußersten Ende des gefährlichen Hofes, und doch nur wenige Hundert Schritte von ihnen entfernt, droht die große Mauer von Ki-oa, die eine feindliche, wohl bewaffnete Armee schützt und birgt. Pallu, Prouhette und die anderen Offiziere, von ihren Leuten treu gefolgt, bahnen sich langsam einen Weg durch stechende Hecken, über tiefe Gräben und Wolfslöcher. Viele der Bravsten fallen schwer, fallen tödtlich verwundet. Da ist der junge Lieutenant Lavegnère, einer in der ersten Reihe unter den Angreifenden. Er befindet sich fast am Fuße des Walles. Sein Hauptmann, der heißblütige Kreole Senez, ruft ihm zu, den Rest der Compagnie der Impératrice Eugénie zu sammeln. Lavegnère winkt Antwort, daß er verstanden habe, und eilt davon, den Befehl auszuführen; aber kaum hat er hundert Schritte gemacht, so sinkt er tödtlich getroffen zu Boden. Sein langjähriger Freund und Kamerad, der Lieutenant Pouzet, findet ihn gleich darauf, sterbend: „Was kann ich noch für dich thun?" fragt er den Verscheidenden. „Nichts," sagt Lavegnère, „es ist Alles vorbei. Aber schreibe meinen Bruder, daß ich ruhig gestorben bin, und geh' nun, wohin deine Pflicht dich ruft." Kann ein Soldat größer sterben! Zum Tode verwundet und mit der Gewißheit des Todes im Herzen, findet er ein letztes Wort des Trostes für die ferne Familie und einen letzten, nicht erbitterten Gedanken an die blutige Pflicht, die sein Leben als Opfer erheischt hat. Ehre dem unbekannten Helden!

Der Lieutenant zur See Jaurès befindet sich jetzt am Fuße des Walles, einem wohl verrammelten Thore gegenüber. Neben ihm sind die oben genannten Offiziere, zu denen sich acht oder zehn andere gesellt haben, und 200—300 Matrosen. Die anderen arbeiten sich noch durch Hecken und Gräben, die sie von ihren Kampfgenossen trennen. „Versucht nicht das Thor zu nehmen," ruft man Jaurès und seinen nächsten Begleitern von allen Seiten zu. „Die Annamesen haben sich dort ganz besonders gut befestigt. Kommt etwas mehr nach dieser Seite." „Ah bah," antwortet Jaurès, „alle Wege führen nach Rom." Im selben Augenblicke reißt ihm eine Kugel den Hut vom Kopfe und es fallen zwei seiner nächsten Begleiter. Aber das Glück ist ihm hold, denn unversehrt soll er die Ehre haben, einer der Ersten auf den Wällen von Ki-oa zu sein. — Der Kampf hat nun seinen Gipfelpunkt erreicht. Die Franzosen klettern den mit Tausenden von spitzen, schneidenden Bambusröhren bedeckten Wall in die Höhe, und die Annamesen halten noch immer und versuchen es, mit ihren langen Lanzen die Stürmenden am weiteren Vordringen zu verhindern. Aber es ist ein vergeblicher Versuch. Jetzt stehen zwanzig und gleich darauf hundert, zweihundert Franzosen auf dem Walle, und jetzt springen sie in das Innere der Citadelle, und die Annamesen fliehen, fliehen so rasch sie können.

Einen Augenblick glaubten die Franzosen, ihnen den Rückzug abschneiden zu können, denn sie sahen die Marine-Infanterie, die von der Westseite in das Fort gedrungen war, den Fliehenden entgegeneilen. Aber diese, beim Anblick der neuen Feinde, verließen den eingeschlagenen Weg und warfen sich in eine breite Straße, die nach dem freien Nordthor führte, durch das sie verschwanden, bevor die zum Tode ermatteten und zum raschen Verfolgen ganz unmächtig gewordenen Franzosen sie hätten erreichen können. Man schoß jedoch viele, vielleicht ein Hundert, von ihnen nieder, deren Leichen man am folgenden Tage in- und außerhalb der Festung, in der unmittelbaren Nähe des Stadtthores, fand.

Der Anblick der siegreichen Truppen, die sich nun rasch um ihre Führer schaarten, war ein schrecklicher. Hunderten von ihnen hingen die Kleider, die sie in den Bambushecken zerrissen hatten, in Fetzen um den Leib; einige zitterten und schwankten vor Aufregung und Ermattung; die

Meisten, mit pulvergeschwärzten Händen und erhitzten, rothen Gesichtern, sahen wie Fieberkranke aus. Aber die Sonne brannte auch unbarmherzig und das Werk des Tages war ein langes, beschwerliches und blutiges gewesen. Der Admiral Charner hatte nur 1800 Mann in das Feuer geführt, und von diesen waren über 200 verwundet und getödtet worden.

Rudolph Lindau.

Mannigfaltiges.

— Dem Könige Wilhelm I. Der kaiserlich russische Kollegienrath, Herr Dr. Walther in Bonn hat zur Feier der Krönung Sr. Maj. des Königs Wilhelm I. und mit einem Hinblick auf die traurige That Oscar Becker's in Baden-Baden eine lateinische Dichtung im alcäischen Versmaß herausgegeben, deren vollständigen Titel wir in der Anmerkung folgen lassen.* Form und Inhalt des Gedichtes sind in gleicher Weise würdig und an die Muster des Alterthums erinnernd. Besonders Horaz in seinen Augusteischen Oden klingt uns in diesen alcäischen Versen an, jedoch nicht zum Nachtheile der modernen Dichtung. Wir theilen daraus nachstehende Strophen mit:

Majore plectro Principis Optimi
Virtute partae sidus adorese
Sub lume mox circumdaturi
Conceledra capiti corosam,
Regnante sub Quo Gloria verticem
Martis triumphis efferat altius,
Gulli nec uoquam vincta Rbenos
Teotonicus patietur ammis
Nunc Rege mivo plaude, Borussia,
Vostro Patrono, plaudite Teutones.
Divusque plandet Friederiens
Coelitus adspiciens Nepotem!

— Das Budget Berlin's, verglichen mit dem von 24 deutschen Staaten. In der „Monatsschrift für deutsches Städte- und Gemeindewesen" befindet sich folgende interessante Notiz: „Die Gesammtsumme der Ausgaben der Stadt Berlin im Jahre 1860 betrug bekanntlich 3,532,344 Thlr.; diejenige der Einnahmen 3,938,772 Thlr. 11 Sgr. 7 Pf.; Barbestand war am Schluß des Jahres 1860 406,427 Thlr. 20 Sgr. 1 Pf.; für den Rathhausbau sind ferner vorhanden 425,927 Thlr., welche für die im laufenden Jahre erforderlichen Kosten bestimmt sind, und 543,512 Thlr. aus verschiedenen Dispositionsfonds. Die Stadt Berlin hat also ein stärkeres Budget als folgende deutsche Bundesstaaten: Anhalt-Dessau und Köthen (1½ Mill. Thlr.), Anhalt Bernburg (1,052,000 Thlr.), Braunschweig (1½ Mill. Thlr.), Bremen (1½ Mill. Thlr.), Frankfurt (1,089,000 Thlr.), Hamburg (3,100,000 Thlr.), Hessen-Homburg (300,000 Thlr.), Liechtenstein (36,000 Thlr.), Lippe-Detmold (450,000 Thlr.), Lippe-Schaumburg (230,000 Thlr.), Lübeck (436,000 Thlr.), Luxemburg (778,000 Thlr.), Mecklenburg-Schwerin (3½ Millionen Thaler), Mecklenburg-Strelitz (96,000 Thlr.), Nassau (1,795,000 Thlr.), Oldenburg (3,096,000 Thlr.), Fürstenthum Reuß (¼ Mill. Thlr.), Sachsen-Altenburg (740,000 Thlr.), Koburg-Gotha (1,050,000 Thlr.), Meiningen (817,000 Thlr.), Weimar (1,543,000 Thlr.), Schwarzburg-Rudolstadt (431,000 Thlr.), Sondershausen (527,000 Thlr.), Waldeck (386,000 Thlr.); also von den 36 Bundesstaaten 24!"

— Zwirner. Das Londoner Atheneum widmet dem verstorbenen Zwirner, dem verdienstvollen Baumeister des Kölner Doms, einen ehrenden Nachruf. „Es wird schwer halten," schreibt das englische Blatt, „ihn in der von ihm bekleideten Stellung zu ersetzen. Was in den letzten dreißig Jahren für den Ausbau jenes ehrwürdigen Denkmals gethan wurde, ist ausschließlich Zwirner's Werk. Die Vollendung der Kathedrale war die große Aufgabe seines Lebens; er hatte sich gleichsam mit ihr identificirt; aber auch ihm war es nicht vergönnt worden, sie vollendet zu sehen, und der alte Krahn auf dem noch immer halb fertigen Thurm harrt abermals des Meisters, der das unbeendete Werk von Jahrhunderten ausführen soll. Max von Schenkendorf sang 1815 in prophetischem Geiste:

Seh' ich immer noch erhoben
Auf dem Dach den alten Krahn,
Scheint mir nur das Werk verschoben,
Bis die rechten Meister nah'n.

„Zwirner war sicherlich ein „rechter Meister," einer von denen, welche dem geistigen Auge des Dichters vorschwebten."

Dem Schreiber dieser Zeilen ist es noch in voller Seele gegenwärtig, mit welcher Begeisterung der edle, heimgegangene Meister im vorigen Jahre — es war im Herbst 1860 — in einem Kreise deutscher Männer, die eben zum „volkswirthschaftlichen Kongreß" in Köln versammelt waren, auf der obersten Galerie des Domes, an dem kürzlich von ihm vollendeten Mittelthurme, der für jetzt die höchste Spitze des ganzen Bauwerkes bildet, über die Aufgaben und Pflichten deutscher Kultur und deutscher Kunst an dieser Seite des deutschen Rheines sprach. Möchte doch der Geist des edlen Abgeschiedenen von der Höhe des gottgeweihten Bauwerkes, dessen von ihm geförderte Vollendung er selbst nicht erleben sollte, stets über den schönen Rheinufern schweben und allen seinen Bewohnern einen Hauch seiner großherzigen, vaterländischen Gesinnung einflößen!

— Dessau sonst und jetzt. Friedrich von Raumer, der seine Kindheit in Wörlitz und Dessau verbrachte, wirft in seinen kürzlich erschienenen „Lebens-Erinnerungen" einen Blick auf die alte Zeit in Anhalt und sagt bei dieser Gelegenheit: „Seitdem hat sich in Dessau Vieles geändert. Der Fürst ist ein Herzog, das Fürstenthum ein Staat, das Dessauer Wochenblatt ein Staats-Anzeiger geworden und die unpassende und abgeschaffte Verfassung vorderhand in eine absolute Souverainetät umgewandelt. Staatspapiere, Banken, Schulden, Bankeratte, Orden, Excellenzen beweisen nicht minder, daß man sich à la hauteur du jour befinde und mit der Zeit fortschreite."

— Die Deutschen in Siebenbürgen. Geradeso, wie die zahlreichen, intelligenten Deutschen in Triest, denen es an aller moralischen Unterstützung von Seiten der Regierung fehlt, dort der vielgewandten, intriganten, italiänischen Nationalität unterliegen; geradeso, wie in Prag das dort historisch und kulturgeschichtlich zuerst berechtigte Deutschthum vom čechischen Beamten, wie Pistroß und Wenzig, ungestraft gemaßregelt und unterdrückt werden darf — ganz ebenso müssen sich die Deutschen, die tapferen, fleißigen Sachsen mit ihren alten Gaugrafen, in Siebenbürgen mißhandeln lassen. Obwohl die Sachsen in diesem Lande ebenso zahlreich wie die Magyaren sind — ein Viertel der zwei Millionen Einwohner Siebenbürgens gehört der deutschen, ein Viertel der magyarischen und die Hälfte der rumänischen Nationalität an — hat man in die konstituirende Konferenz von Karlsburg, d. h. in den provisorischen Landtag, 24 Magyaren und dagegen nur acht Sachsen, sowie acht Rumänen, berufen. Magyarische Dorfgemeinden, deren Bauern sämmtlich meter lesen, noch schreiben können, senden Abgeordnete zum Landtage, während alle sächsische Städte, mit Einschluß von Hermannstadt und Kronstadt, unvertreten sind! Natürlich kann und wird dieser, von Magyaren dominirte Landtag keine anderen Beschlüsse fassen, als der aufgelöste Reichstag in Pest. Es ist allerdings ein Wahlmodus aus dem Jahre 1791, nach welchem der siebenbürgische Landtag zusammengesetzt wird; da jedoch die Regierung in Wien das Landtags-Statut von 1791 in anderen Bestimmungen abgeändert hat, so hätte sie doch vor Allem diesen ungerechten Wahlmodus abändern müssen. Man begreift nicht, wie Herr Minister von Schmerling jene Hintansetzungen des Deutschthums mit seiner einst in Frankfurt a. M., als deutscher Reichsminister, dargelegten großdeutschen Gesinnung zu vereinigen vermag.

— Graf von Montalembert und das „trauernde Polen." Aus der kürzlich von dem legitimistisch-klerikalen Akademiker, Grafen von Montalembert, publizirten Schrift: „Une nation en deuil"* greift die preußische Stern-Zeitung folgende, offenbar unwahre und lächerliche Behauptungen des edlen Freundes der Herren Reichensperger und Graf Ciesykowski heraus: „Polen besitzt, was den meisten europäischen Nationen fehlt, die Mäßigung, die Klugheit, die Disziplin, die Fähigkeit sich zusammen zu nehmen und sich zu bezwingen, um seine Feinde besser bezwingen zu können, diese self-control, welche die erste und beste Bedingung des self-government ist." ... Polen hat niemals die eigennützige Willfährigkeit, die knechtische Feigheit derer, die dem Erfolge schmeicheln, gekannt. — Es hat von keiner Unbilligkeit Vortheil gezogen, mit keiner Lüge Vertrag geschlossen. Allen denen, welche sich bemühten, es zu verführen, auszubeuten oder zu unterdrücken, hat es stets dieses kraftvolle und entschlossene Nein zugerufen, welches sonst weder

* Augustissimo Ac Potentissimo Regi Borussiae Guillelmo Primo Providentiae Divinae Gratia Nuper In Thermis Sanvicis E Vitae Discrimine Gravissimo Pro Orbis Terrarum Pace Ac Salute Incolumi Servato Pietatis Devotissimae Exiguum Monumentum Venerabundos Obtulit Dr. Cb. Fr. Walther, Thuringus, Aug. Imperat. Rossiaeque a consiliis collegiorum etc. Aquisgrani, Typis C. H. Müller, 1861. 4to.

* Paris, Douniol, Dentu, 1861.

die Völker noch die Könige der triumphirenden Ungerechtigkeit zuzurufen wissen."

„Diese preußische Verwaltung, welche sich als so beeifert für die Ausbreitung der Wissenschaft ausgiebt, verweigert hartnäckig ein katholisches und polnisches Gymnasium im Großherzogthum zu genehmigen." (Woher hätte der Graf Montalembert auch erfahren können, daß es in der Provinz schon lange drei katholisch-polnische Gymnasien giebt, die freilich nicht so besucht sind, als sie sein könnten, so daß für ein projektirt gewesenes neues Jesuiten-Gymnasium in Schrimm kein Bedürfniß nachgewiesen werden konnte!) „Sobald fünf oder sechs Deutsche sich in einem polnischen Dorfe niedergelassen haben, errichtet man sogleich unter dem Namen des „Systems" eine protestantische Parochie, welcher man die benachbarten Dörfer zuschlägt, und welche man mit einer den Katholiken weggenommenen Kirche und einer auf den Säckel der Provinz angewiesenen Dotation versieht." (Man muß gestehen, daß der unbekannte Gewährsmann des Grafen Montalembert die einem Lügner von Profession unentbehrliche Erfindungsgabe und Dreistigkeit besitzt, denn von alledem ist selbstredend niemals auch nur etwas Aehnliches vorgekommen.) „Die Polen hatten eine Boden-Kredits-Gesellschaft (Société de credit fancier) eingerichtet, welche den verschuldeten Grundbesitzern die wesentlichsten Dienste geleistet hat. Durch eine Maßregel, die man Mühe hat, nicht als willkürlich und böswillig zu bezeichnen, hat die Regierung die Fortführung dieser Einrichtung verboten, welche schon anfing, den Grundbesitz zu erleichtern. Sie leiht selbst den Deutschen Geld und verbietet den Polen, sich gegenseitig etwas zu leihen. Alle Quellen des Kredits bleiben so den Polen verschlossen und den Deutschen offen". (Vergleiche die landwirthschaftliche Kredit-Ordnung für das Großherzogthum Posen vom 15. Dezember 1821, Gesetz-Sammlung von 1821 Seite 217 ff., — der General-Landschafts-Direktor ist noch heute ein Pole! — und das Statut des neuen landschaftlichen Kreditvereins für die Provinz Posen vom 13. Mai 1857 und 15. September 1858, (Gesetz-Sammlung von 1857 Seite 326 und von 1858 Seite 525), Institute, die allen Grundbesitzern der Provinz offen stehen, und von den polnischen Grundbesitzern in reichem Maße benutzt werden.)

— Ein linguistisches Werk von Heinrich Barth. Im Verlage von Justus Perthes in Gotha erscheint soeben eine „Sammlung centralafrikanischer Vokabularien," von Dr. Heinrich Barth. Der Verfasser bearbeitet darin (wie wir aus A. Petermann's „Mittheilungen" entnehmen) „die linguistischen Ergebnisse seiner großen Reise, indem er nicht nur reichhaltige Wörtersammlungen aus den verschiedenen Sprachen, mit denen er in Berührung kam, zusammenstellt, sondern auch auf den grammatikalischen Bau, die gegenseitigen Beziehungen, die geschichtlichen Veränderungen und dialektischen Verschiedenheiten derjenigen Sprachen, die er gründlicher zu studiren Gelegenheit hatte, wie des Kanuri, Teda, Hausa, Fulfulde, Saiebai, Logonu, Wandala, Bagrimma und Maba, eingeht." „Meine Sammlung," heißt es in der Einleitung, „hat den doppelten Zweck, einerseits Sprachgelehrten und Ethnographen ein ziemlich reiches Material und einen ersten, leidlichen, umfassenden Einblick in eine, ein großes Ländergebiet umfassende Anzahl von Sprachen dieses bis dahin, zumal in dieser Hinsicht so wenig gekannten Erdtheils zu gewähren, andererseits aber auch ihnen sowohl, wie besonders auch etwaigen Reisenden in jene Länder eine Uebersicht der den ganzen Lebenskreis dieser Völker am meisten kennzeichnenden und beschreibenden Ausdrücke in geistiger, wie materieller Beziehung vorzuführen." Sprachforschern wie Reisenden wird daher diese bedeutende Arbeit von nicht geringem Nutzen sein und außerdem zieht sie auch manche historisch und kulturgeschichtlich interessante Thatsache an's Licht. So ergeben z. B. in letzterer Beziehung Dr. Barth's linguistische Studien, daß Pferd und Esel im nördlichen Binnen-Afrika, wenigstens von sehr alter Zeit her, einheimisch waren, ebenso die Katze; der Hund dagegen erst in späterer Zeit von Nordost eingeführt wurde.

Ebenso scheint sich durch diese Wörtersammlung die höchst interessante Frage über Reis und Tabak zu entscheiden, nämlich daß ersterer seit uralter Zeit einheimisch ist, letzterer aber, trotz seines starken Anbaues bei den Negervölkern, erst spät eingeführt wurde; denn fast alle Sprachen Central-Afrika's haben sonderbarer Weise den mit unserem europäischen, den Arabern ganz fremden Ausdruck zusammenhangenden Namen „tabu." Diese Form als „tabbâ" hat auch die Yoruba-Sprache, durch deren Vermittelung der Ausdruck wahrscheinlich seit dem 15. Jahrhundert von der Südwest-Küste in das Innere eindrang. Auch ergiebt sich, daß die Adansonia digitata, jener für diese inner-afrikanischen Länder so charakteristische Baum, wenigstens in der ganzen Ländergruppe vom Tsad-See bis zum Niger, nicht einheimisch war.

Das Werk ist zugleich in deutscher und in englischer Sprache abgefaßt und wird etwa 25 bis 30 Bogen stark werden, von denen zwölf Bogen, die Pronomina, Partikeln, Zahlwörter und Zeitwörter der neun eben genannten Sprachen und einen Theil der ausführlichen Einleitung umfassend, bereits gedruckt sind.

— Die neue Ausgabe der sämmtlichen Werke H. Heine's. Aus der „Ankündigung," welche dem ersten Bande der jetzt bei Hoffmann und Campe in Hamburg erscheinenden „sämmtlichen Werke" von Heinrich Heine vorgedruckt ist, ersehen wir, daß diese sogenannte „rechtmäßige" Original-Ausgabe sowohl ohne Zustimmung der zur Universal-Erbin des Dichters eingesetzten französischen Wittwe desselben, als ohne Mitwirkung der in Deutschland lebenden Geschwister Heine's publizirt wird. Herr Julius Campe hat zwar, wie in dieser Ankündigung gesagt wird, dem verstorbenen Dichter das „feierliche Versprechen" gegeben, die von dem Letzteren selbst getroffene Anordnung in Bezug auf die Zusammenstellung einer Gesammt-Ausgabe seiner Werke genau zu befolgen; auch haben sich in dem Nachlasse Heine's zwei Abschriften dieser sehr ausführlichen, jedenfalls auch den Stempel seines eigenthümlichen Geistes tragenden Anordnung gefunden; nichtsdestoweniger hat sich jedoch der Herr Verleger veranlaßt gesehen, sein feierliches Versprechen nicht zu erfüllen, da weder die Wittwe Heine's, noch der von ihr bevollmächtigte Bruder desselben, Herr Gustav Heine in Wien, zu bewegen war, die gedachte schriftliche Anordnung des Verstorbenen, sowie vieles Andere, was sich noch in seinem Nachlasse fand, ohne alle Entschädigung für die Wittwe,* herauszugeben. In Ermangelung also einer solchen Ausgabe letzter Hand, werden nun die sämmtlichen Werke Heine's, wird die „rechtmäßige Original-Ausgabe" seltsamerweise das Arrangement der zum größten Theil nach dem Tode des Dichters bei Michel Levy in Paris (1855 — 1859) erschienenen, französischen Uebersetzung der Heine'schen Schriften befolgen. Außerdem wird man nach dieser Uebersetzung die mitunter bogenlangen Lücken ergänzen, welche die deutsche Censur zwanzig Jahre lang beflissen war, in den Heine'schen Druckschaften, gleichviel ob Prosa oder Poesie, einzuschneiden. Hieraus aber dürfte, allem Anschein nach, ein höchst interessanter Konflikt in Bezug auf das literarische Eigenthum entstehen. Es frägt sich nämlich, ob der Verleger, der allerdings mit Heine einen Vertrag über das immerwährende Verlagsrecht allee bei ihm in Druck erschienenen Werke des Dichters abgeschlossen, auch das Recht habe, ohne Zustimmung der Heine'schen Erben bogenlange Ergänzungen aufzunehmen, für welche er dem Verfasser niemals Honorar gezahlt. Unserer Ansicht nach, würde eine Ausgabe mit solchen eigenmächtigen Ergänzungen ebenso unberechtigt, als die Ausgabe des Herrn Friedrich Steinmann sein, mit welchem die solidarische Verantwortlichkeit zu theilen sich in neuerer Zeit sogar dessen Amsterdamer Verleger, Gebrüder Binger, geweigert haben.

— Zur Geschichte der Juden in England. In „Notes und Queries" (Nr. 190 1859) finden wir folgende, von Francis Trench eingesandte Notiz, aus Reliq. Hearnianae (Vol. II., p. 663), welche, da sie in keines der uns bekannten Geschichtswerke, welche die Juden in England zum Gegenstande hat, aufgenommen worden, wir hier zur Kenntnißnahme der Historiker beingen wollen. Das Citat lautet wortgetreu, wie folgt: „Um das Jahr 1075 fingen die Juden an in großer Zahl nach Oxford zu kommen. Nachdem sie sich niedergelassen hatten, verschafften sie sich sehr viele Häuser, besonders in den Kirchsprengeln St. Martin, St. Edward und St. Aldate, und häuften große Schätze auf. Ihre Wohnungen in St. Edward und St. Aldate waren so ansehnlich, daß sie die Old und New Fewry genannt wurden, und in St. Aldate hatten sie eine Synagoge (Lehrhaus?), wo sie Lehrer hatten und die hebräische Sprache lehrten, zum großen Vortheil der Universität, da es Gelehrte gab, die nachher in jüdischen Häusern Unterricht ertheilten. Die Namen dieser Häuser, Lombard Hall, Milfy Hall, Jakob Hall ꝛc., stammen ohne Zweifel von ihren früheren jüdischen Besitzern her."

* Herr Gustav Heine hatte diese Entschädigung auf 10,000 Frcs. (2665 Thlr.) festgesetzt, wozu er selbst einen Theil beitragen wollte. D. R.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von Herrn G. Langenscheidt in Berlin.

Digitized by Google

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch die Zeitungs-Expedition Behrenstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Berlin, Behrenstraße Nr. 21, an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 21, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 46. Mittwoch, den 13. November 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

England. Seite
Hamlet, das psychologische Räthsel, nach Prof. Gerth 541
Niederlande.
Die Rederyker. II. Einfluß auf die niederländische Nationalität 543
Frankreich.
Das Meer, nach J. Michelet. II. Wer hat eigentlich die neue Welt entdeckt? 544
Italien.
Da Ponte, der Librettodichter 546
Rußland.
Der lithauische Bildhauer Ostrowski 548
Deutschland und das Ausland.
Nationalität und Civilisation 549
Die Juden in Ungarn und den deutsch-slavischen Ländern dem Nationalitäten-Kampfe gegenüber 550
Mannigfaltiges.
Nordschleswig und Skandinavien 551
Alfred Meißner über Friedrich Steinmann . . . . . „
Friedrich Thiersch . . . . . „
Au bord des lacs Helvétiques 552
Patnische Polemik . . . . . „
Deutsche Professoren der Universität Krakau . . . . . „
Der Freischütz, die deutsche Musik und die Tschechmanen . . . . . „

England.

Hamlet, das psychologische Räthsel, nach Prof. Gerth.*

Noch immer übt Prinz Hamlet seine gewohnten Reize auf unsere Aeltikee aus. Seit dieses Trauerspiel, mit zuerst von den Schöpfungen Shakspeare's, auf der deutschen Bühne erschien, hat es nicht nur seine volle Macht über das deutsche Publikum bewahrt, sondern durch seine geheimnißvolle Erhabenheit und sein dem nationalen Geiste wunderbar congeniales Wesen immer auf's Neue zu Auslegungen und Deutungen unwiderstehlich angetrieben. Mehr als irgend einem anderen seiner Geschwister blieb ihm die genaueste Sorgfalt der Uebersetzer, der Herausgeber, der Erklärer gewidmet, ihm die volle Kunst unserer ersten Geister zugewandt, ihm die allgemeine Theilnahme unerschütterlich getreu. Aber ob ein Goethe es wie einen köstlichen Edelstein in das Gold seiner schönsten Erzählung einfaßte, ob die Tieck und die Schlegel es mit der Sonde ihres Scharfsinns zu ergründen suchten, unter den sich häufenden Bänden der jüngeren Scholiasten und unter den kritischen Schlachten der feindseligsten Ausleger blieb dies Stück als was Tieck es erkannt hatte, blieb es und ist es bis auf den heutigen Tag eine Hieroglyphe von unerschöpflichem Tiefsinn.

Professor Gerth ist zunächst durch die dem Helden des Stückes sehr abgeneigten Deutungen, welche übereinstimmend mehrfach in den letzten Jahren laut geworden sind, zu einer neuen Erklärung des Hamlet angeregt worden. Die Werke von Kreyssig, Rohrbach und Storffrich, sonst unter einander und von den früheren genugsam abweichend, haben darin gemeinsam den, irren wir nicht, zuerst von der politischen Poesie der voemärzlichen Zeit eingeschlagenen Weg gewandelt**, daß sie in Hamlet, dem blasirt geistreichen, vor jeder kräftigen That in unschlüssigee Grübelei zurückzaudernden, die Personification unseres politischen Nationalcharakters erblicken, in ihm das Vorbild und das Abbild unserer wortreichen Thatenlosigkeit befehden. Im entschiedenen Gegensatze zu dieser Interpretation, ja mit lebhaftem Proteste gegen sie, geht unser Verfasser bei seiner Erforschung des Prinzen von dem religiösen Element in seinem Charakter aus. Während jene Herren ihm mehr oder minder laxe Grundsätze beilegen und von seiner Sittlichkeit wenig Gutes wissen wollen, steht Professor Gerth mit Goethe in Hamlet ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, eine tief sittliche und ernste Natur, welcher alle ihre Verpflichtungen heilig, alles Unanständige bis zum Abscheu zuwider ist. Herr Gerth geht aber weiter. Er legt dem Aufenthalte in Wittenberg, den Goethe's Wilhelm zur Freude seines Serlo ganz übergeht, den bedeutendsten Einfluß auf die Ausbildung einer streng religiösen Richtung in dem Prinzen bei. An dem Sitze deutscher Gelehrsamkeit und Wissenschaft, dem Beennpunkte des neu erwachten Glaubenslebens, hat Hamlet, der Mittelpunkt eines Kreises gleichgesinnter Studiengenossen, der Vorbereitung zu seinem künftigen Herrscheramte sich hingegeben; sein jugendlicher, dem Idealen durchaus zugewendetee Geist hat in der Tiefe und Innigkeit des deutschen Protestantismus reiche Nahrung gefunden. Die Kunde von dem jähen Tode des heißgeliebten Vaters ruft ihn aus dieser seiner Welt ab. Er findet seinen Oheim auf dem Throne, seine Mutter im Begriff, sich dem neuen Gatten zu vermählen, findet sich aller seiner hochfliegenden Hoffnungen beraubt, als müssigen Hofmann eines Fürsten, den er verachtet und dem er zugleich in tiefster Seele mißtraut. Einsam an dem Hofe voll wüster, lärmender Sinnlichkeit und gleißender Heuchelei, zieht er sich vor der faden Hohlheit und der inneren Gemeinheit dieser neuen Umgebungen schweigend in seine Trauee zurück; da dringen die Gerüchte, die über das geheimnißvolle Ende des alten Königs in leisem Umlaufe sind, zu seinen Ohren. In dem Aufruhre, den der blitzschnell erwachende Argwohn, dee Schmerz um seine zertrümmerten Hoffnungen, der nagende Gram über die Aufführung dee Mutter in seinem Gemüthe erregen, erscheint ihm der Geist seines Vaters, redet, für die Anderen stumm, zu ihm allein, enthüllt den Mord und fordert Rache. Im Sturm der Leidenschaft gehorcht der Prinz dieser Aufforderung augenblicklich. Von den Tafeln der Erinnerung löscht er aus die Sprüche aus den Büchern, er entsagt dem göttlichen Gebote, das den Mord verbietet, das ihm befiehlt, dem Herrn seine Sache zu überlassen, daß er die Rache ist und der vergelten wird; er setzt das Rachegebot des Geistes ganz allein an die Stelle aller dieser ihm hochheiligen Gottesgebote, er schreibt das Wort „Tod dem Oheim“ in titanischer Verhöhnung einee in der heiligen Schrift in gleicher Weise verordneten bildlichen Handlung in seine Schreibtafel, wie er sonst Gottes Wort in die Tafel seines Herzens schrieb. Aber kaum ist die Erscheinung gewichen, kaum dee Fieberwahn, der sie, die Verkörperung seiner innersten Befürchtungen, ihm vorgeführt hatte, im Verschwinden, so kehrt mit der Selbstbesinnung auch die Religiösität des Prinzen, seine Gebundenheit vor dem Worte Gottes zurück. Die Sprüche, die er von den Tafeln dee Erinnerung sofort wegzuwischen sich vermaß, leben hell wieder auf, das Wort „Du sollst nicht tödten!“ tritt scharf und klar dem „Tod dem Oheim!“ gegenüber. Diesen Gegensatz zwischen dem Trugbilde seiner Rachegedanken, als seinem fiebererzeugten Scheinsein, und seinem wirklichen Sein, seinem von religiöser Scheu erfüllten Bewußtsein, betrachtet der Verfasser als den Punkt, über den Hamlet mit sich kämpft; hier erkennt er den Zwiespalt in Hamlet's Inneren, der die unerforschten Tiefen, auf welche die Grundlage dieses Trauerspiels hinabgebaut ist,

* Der Hamlet von Shakspeare. Acht Vorlesungen von Professor Dr. A. Gerth, Oberlehrer am königlichen Pädagogium zu Putbus. Leipzig, C. F. Steinacker, 1861. 8. 244 Seiten

** Ludwig Börne war es, der den Gedanken zuerst aussprach.

bildet. Nicht mit seiner Unentschlossenheit, nicht mit seiner Furcht vor kraftvollem Handeln ringt der Prinz, nicht gegen sie empört er sich bei jedem Anlasse, der seine Rachegedanken neu aufsteigen läßt, sondern er ringt mit seinem Gewissen, er sträubt sich gegen das göttliche Gebot, gegen den christlichen Grundsatz: „Rächet euch selbst nicht, meine Lieben;" kurz, nicht an seiner Hamlet-Natur (wie man sie bisher falsch ausdeutete) scheitert sein Racheplan, sondern an seiner Glaubenstiefe. Religiöse Bedenken sind es also, so behauptet unser Verfasser, die in dem Prinzen gegen die göttliche Sendung des Geistes Zweifel erwecken; ihretwegen benutzt er das Schauspiel als Schlinge für das Gewissen des Königs; sie sind der Kern des „Sein- oder Nichtsein"-Monologs, der hiernach nicht blos gegen den Selbstmord, sondern gegen die von ihm ersehnte, von Gott verbotene Blutrache gerichtet sein soll; die Religion ist's, die ihm das Schwert aus der Hand schlägt, als er den Mörder beim Gebet überrascht, Religion, die ihn endlich zur Aufgabe seiner Pläne zwingt. „Unter ähnlichen äußeren und inneren Anlässen zur Seelenqual des Prinzen, nur daß jede neue Situation desselben jene Lebensfrage des Christen, „sein oder nicht sein," von einer anderen ernsten Seite zu erwägen giebt, verläuft die ganze Handlung bis zu Ende. In ihrer Wirkungslosigkeit auf die Entschließung desselben zu der blutigen That weisen sie alle auf den Einen Grund, daß sich jene beiden Prinzipien die Wage in ihm halten.... Es sind nicht Bedenken äußerlicher Art, nirgends Zweifel an seiner Kraft, an der Erreichbarkeit des Königs oder sonst was der Art, woran sein Sturm sich immer wieder bricht, sondern nur sein innerstes, eigenstes Leben, sein sittlich-religiöses Bewußtsein, dasjenige, welches an jenen Kindheitssprüchen so erstarkte, daß er es nicht vertilgen, noch zum Schweigen bringen kann, und über dessen Mittelpunkt, bei dem beständigen Verweilen seiner Besinnung auf dem Gebiete religiös-christlicher Lebens-Anschauung, auch nicht der mindeste Zweifel bestehen kann."

Bei diesem Geschicke, das ihn ohne sein Zuthun trifft, besteht nun, nach Herrn Gerth, die tragische Schuld des Prinzen darin, daß er in leidenschaftlicher Verblendung den richtigen Ausweg aus dem Labyrinthe seiner natürlichen und seiner christlichen Pflichten verkennt. Dieser Ausweg wäre gewesen, daß er das Verbrechen auf dem Throne fest und offen entlarvte, und den König, falls die erregte Gewissensangst bei ihm nicht ausreichte, durch die Androhung, daß er Volk und Gesetz zu Richtern anrufen werde, zur Räumung desselben zwang. Und nichts war einfacher, nichts leichter, so versichert Herr Gerth, als diese Entlarvung. Das wahrheitsmuthige, freie, männliche Wort mußte Hamlet's Waffe sein. Mit dem Worte: „Es ist nicht, daß du deines Bruders Weib und mein Erbe habest" hatte er Rechenschaft zu fordern; mit diesem Schwerte, mit dem Schwerte der siegenden Wahrheit, deren Panier ihm der begeisternde Name seiner Bildungsstätte Wittenberg in die Hand gab, war der Ausweg gefunden.

Statt dessen greift der Prinz, aus unzeitiger Rücksicht auf seine Mutter, zu der halben Maßregel des verstellten Wahnsinns. Er thut dies, um unter dieser Maske die Gewissensangst des Königs zu erregen, um ihn durch halbe, nur ihm verständliche Drohungen einzuschüchtern, ihn vielleicht sogar zur freiwilligen Herausgabe seines Raubes zu nöthigen. Aber von Claudio durchschaut, von dessen Kreaturen umlauert, geräth er auf diesem schlüpfrigen Pfade in wirkliche Schuld. Er treibt die aufrichtig von ihm geliebte und ihm ebenso ergebene Ophelia zur Verzweiflung, er erschlägt ihren Vater. So verliert er die Reinheit seines Gewissens, er sieht sich vom Himmel gestraft, er glaubt durch diese wirkliche Sünde jedes Anrecht auf die Bestrafung des sündigen Oheims verwirkt zu haben und giebt nicht ohne schweren Kampf den Plan auf, dem er unter der Hülle des Wahnsinns nachstrebte. Von nun ab verzichtet er auf jede wirkliche Unternehmung gegen den König, er ist auf die Defensive beschränkt, kann es aber nicht lassen, denselben nach wie vor durch Anspielungen auf sein Geheimniß zu reizen. Auch der Anschlag auf sein Leben, den er mit kühnem Entschlusse parirt, bringt ihn aus dieser entsagenden, leidenden Stellung nicht heraus; die Zuversicht zu der erbarmenden Liebe droben, der Glaube hat ihn verlassen; die Vorsehung ist ihm zum Verhängniß, zu jener trostlos-schweigsamen Macht geworden, die auf seine Fragen keine Antwort giebt. So fällt er in die Schlingen des Feindes, der auf seine Ehrlichkeit, Arglosigkeit und Edelmüthigkeit den mit Gift gewürzten Mordplan baut. Laertes, der zu Paris in allen Weltlüften ausgebildete Kavalier, dem Ehre vor den Menschen Alles ist, wie dem Prinzen die Ehre vor Gott Alles ist, der französirte Laertes, in allen Punkten das Gegenstück zu dem deutschen Hamlet, ist das Werkzeug und der Mitwisser dieses Mordplans. Aber die Hand der Vorsehung fängt die Verräther in ihren eigenen Schlingen; mit Hamlet gehen die Schuldigen zu Grunde, ihre Missethat wird laut, die göttliche Welt-Ordnung ist hergestellt. Hamlet's Untergang war nothwendig, weil er den religiösen Zwiespalt in sich nicht zu lösen wußte, weil er es nicht verstand, sein Natursein und die Christenpflicht zu den Zwecken männlichen Handelns in die nothwendige Einheit zu verwickeln; aber sein Streben ist als sittlich anerkannt; es läßt den reineren, volleren Sieg in Aussicht.

Auf die Art, in der der Verfasser die Charaktere der Mitwirkenden und die einzelnen Momente der Handlung mit seiner Auffassung von dem Helden in Einklang zu bringen bemüht ist, kann hier nicht näher eingegangen werden. Einige Bemerkungen über diese Auffassung aber mögen gestattet sein.

Zunächst ist Professor Gerth des Dankes aller Freunde des Dänen-Prinzen sicher und werth dafür, daß er sich seiner gegen seine politischen Ausleger warm und geschickt angenommen hat. Jene Herren mit dem Motto: „Hamlet ist Deutschland," waren über die Entdeckung, daß unter den geistreichen Reden des Peinzen schließlich doch nur ein armer deutscher Michel stecke, allmählich so weit hinausgerathen, daß sie den Armen, der doch im Leben genug von den Pfeilen und Schleudern des wüthenden Geschicks zu leiden gehabt, nach seinem so tragischen Tode noch täglich und stündlich für Alles, was sie an ihren Landsleuten auszusetzen hatten, verantwortlich machten. Hamlet büßte als Prügelknabe dieser Kritik die politischen Unterlassungssünden des deutschen Volks. Der steigende Unmuth über die langen Ferien des Bundestages zog ihm bittere Vorwürfe über seine Thatlosigkeit zu, die Langeweile über die vielen Kammerreden und Adreß-Debatten machte sich in scharfen Zurechtweisungen gegen seine Geschwätzigkeit und sein Maulheldenthum Luft. Da nun der Prinz die gerügten Mängel weder abstellte, noch sich sonst irgendwie rechtfertigte, sondern alle die Philippiken seiner Zoilus gleichmüthigst hinnahm, so wurde man persönlich. Man untersuchte seinen Charakter, dem die Goethe, Schlegel, Tieck nicht ganz ungünstige Zeugnisse ausgestellt hatten, mit der Genauigkeit der Erbitterung. Nun erst kamen die Schäden zu Tage. Geistreichigkeit war bald sein kleinstes Verbrechen; Feigheit wies man ihm, den Hamlet in der Hand, nach und Grausamkeit und sittliche Stumpfheit und Freude an krummen Wegen und viele andere schlimme Dinge dazu. So wurde die Identität seiner Person mit dem deutschen National-Charakter immer weniger schmeichelhaft für die arme deutsche Nation; ja diese trotz alle dem unerschütterlich festgehaltene Parallele wurde im Auslande für uns bedenklich. Wenn z. B. einer der Herren, die auf ihr „Hamlet ist Deutschland" leben und sterben, zu dem Untergange der Höflinge Rosenkranz und Güldenstern bemerkt, daß es des Prinzen Art sei, bei nächtlicher Weile zu morden und am Tage feig zu schwatzen: konnten da nicht Ausländer wähnen, daß jene ungemüthliche Art bei uns in Deutschland allgemein recipirter Brauch sei? Solche Erklärer, die einen selbständigen und souverainen Charakter mit einem ungerechten Maße messen, die ihn für ihre ihm fremden Zwecke ausbeuten und dienstbar machen, würde Hamlet abgewiesen haben, wie er die Forschungen seiner falschen Freunde abwies: Ihr könnt mich wohl verstimmen, aber nicht auf mir spielen!

Ihnen gegenüber hat Professor Gerth das Verdienst, auf die positive Seite von Hamlet's Charakter wiederum aufmerksam gemacht zu haben. Die Frage nach dem Kampfe in Hamlet, um den die Handlung des Stückes sich bewegt, ist durch ihn weit befriedigender gelöst, als durch jene letzten Vorgänger. Nicht aus Unentschlossenheit oder gar aus Feigheit — eine schmähliche Beschuldigung, die im Stücke nicht den mindesten Boden findet, wenn man nicht einen Schmerzensschrei des Prinzen selber für genügenden Beweis hält! — nicht weil er sich blos in geistreicher Selbst-Ironie gefällt, unterläßt Hamlet die That, die so ungestüm von ihm gefordert wird. Eine höhere Rücksicht hält ihn von der Ermordung des Mörders zurück. Soweit stimmen wir mit dem Professor überein. Aber wir können die Ansicht nicht theilen, daß Hamlet's Seelenkampf lediglich aus seiner religiösen Richtung herstammt. Ohne in eine nähere Auseinandersetzung einzutreten, können wir nicht umhin, zu bemerken, daß uns die biblische Grundlage, welche Herr Gerth für das Trauerspiel entdeckt hat, sehr problematisch erscheint. Wo es sich wie hier um Verbrechen gegen die göttliche Weltordnung und um die Wiederherstellung der Letzteren handelt, da können mit fleißiger Forschung aus dem Worte Gottes wohl mannigfach anklingende Stellen gefunden werden, die auch in der Seele des Dichters ihren Nachhall ausübten. Solche Sätze aber, wie die von Herrn Gerth nicht ohne Mühe im Prediger Salomonis entdeckten:

> Siehest du dem Armen Unrecht thun und Recht und Gerechtigkeit im Lande wegreißen, wundere dich des Vornehmens nicht, denn es ist noch ein hoher Hüter über den Hohen, und sind noch Höhere über die beide;

und:

Wo viel Träume sind, da ist Eitelkeit und viel Worte — aber fürchte du Gott, — solche und andere können wir nicht für das geistige Fundament von Shakspeare's Werk, noch auch für die Eckſteine desſelben, ſondern nur für geſuchte Erklärungen einzelnee obnedies beſſer verſtändlichen Worte des Dichters halten. Daher können wir auch die weiteren Folgerungen unſeres Verfaſſers, daß es der Katholicismus und der Proteſtantismus, nach ihren inneren und äußeren Gegenſätzen, nach Verſchiedenheit ihrer Denk- und Handelsprinzipien, innerhalb des naturbeſtimmten Antagonismus des romaniſchen und germaniſchen Volksthums ſei, was Shakſpeare in ſeinem Hamlet in Kampf geſtellt hat, durchaus nicht theilen. Wie wollen es Herrn Gerth nicht verargen, wenn er um dieſe Idee aus dem Stücke herausleſen zu können, bei den „Thaten fleiſchlich, blutig, nanatürlich," von denen die Tragödie berichtet, an die natürlichen Kinder Innocenz VIII. und die Giftmiſchereien Alexander's VI. denkt; wenn ihn der Name der Königin an die 1587 von dem Herzog von Parma durch Uebereumpelung genommene feſte Stadt Gertrudenburg in Nord-Beabant erinnert, oder wenn er ſich freut, in dem König Claudio Shakſpeare's Zeitgenoſſen den Jeſuiten-General Claudio, Herzog von Aquaoiva, ertappt zu haben. Aber wir halten dafür, daß dieſe Interpretation auf die Religionskämpfe des 16. Jahrhunderts dem Stücke nicht minder Zwang anthut, als die von Herrn Gerth mit Recht abgewieſene Deutung auf die politiſchen Leiden Deutſchlands. Der Grund, warum ſo auch dee neueſte Ausleger zur Stütze ſeiner Erklärung äußere, dem Stücke fremde Tendenzen herbeizieht, ſcheint uns in einem einfachen Umſtande zu liegen. He. Gerth unterſchätzt die Aufgabe, die der Held zu löſen hat. Gerechter als die Kritiker, die Hamlet wegen der unterlaſſenen Ermordung ſeines Oheims kreuzigen, irrt doch auch er in dem Motive, das den Prinzen hierzu nöthigt. Wie, wena dieſe Ermordung, die der Prinz im Sturme dee Leidenſchaft immer auf's neue beſchließt, um ſie bei ruhigerer Erwägung zu unterlaſſen, weniger darum unterbliebe, weil er ia ihr eine Sünde gegen das fünfte Gebot erkennt, als darum, weil ſie eine große Thorheit wäre? Wie, wenn dieſe Ermordung, die dem Prinzen zeitweiſe als eine Unternehmung von Mark und Nachdenck erſcheint, gae nicht die Aufgabe wäre, die auf dem Prinzen ſo ſchwer laſtet, daß er mit inniger Sehnſucht an die Ruhe des Todes denkt; wie, wenn er der Verſuchung zu ſolcher raſchen That darum widerſtünde, weil ſie die Erreichung ſeinee wahren Aufgabe unwiederbringlich vereiteln maß? Und wie, wenn Herr Gerth, der als die wahre Aufgabe des Prinzen die Entlarvung des Verbeechers richtig erkannt, ſich nur daria geirrt hätte, daß dieſe Aufgabe nicht ganz ſo einfach und leicht ausführbar iſt, wie er meint? — Fragen, zu deren Beantwortung wir auf das Stück ſelbſt verweiſen müſſen.

Niederlande.

Die Rederyker.*

II.

Einfluß auf die niederländiſche Nationalität.

Der Leſer wird es uns hoffentlich erlaſſen, auf die einzelnea Rederyker, deren Namen uns die Geſchichte überliefert, detaillirter einzugehen, und ihre meiſt noch unedirten Werke, deren Handſchriften alle niederländiſchen Bibliotheken füllen, einzeln zu zergliedern. Die Namen, welche wir nennen könnten, dürften ohnedieß der Mehrzahl der deutſchen Leſer vollkommen unbekannt ſein. Unſere Aufgabe geht nur dahin, den Einfluß zu charakteriſiren, den die Inſtitution der Rederyker-Kammern auf die literaeiſche und politiſche Entwickelung der Niederlande ausgeübt.

Niemand wied lengnen, daß die Rederyker die Vorläufer eines Bondel, Hooft und Cats, dieſer drei Begründee des „goldenen Zeitalters der niederländiſchen Literatur" geweſen, und daß unter dem Einfluſſe ihrer Kammern ſich ein Volk gebildet hat, welches es unternahm, dem mächtigſten Despoten, den die europäiſche Welt bis dahin geſehen, mit Erfolg die Spitze zu bieten; — dieſer Umſtand allein würde genügen, die Rederyker-Kammern für uns zu einem Gegenſtande des Intereſſes zu ſtempeln.

Seit Karl V. die Genter beſiegt, den Trotz dieſer „harten Köpfe von Flandern" gebrochen, übte er in den Niederlanden faktiſch eine Gewalt aus, die von der eines abſoluten Monarchen wenig verſchieden war. Karl, in den Niederlanden geboren und ſchon darum bei der Maſſe populär, war klug genug, dem niederländiſchen Volke das Joch, welches er ihm auferlegte, ſo leicht als möglich zu machen, außerdem hatte der Volkscharakter durch die laagdauernde Herrſchaft fremder Fürſten, welche die beſten Kräfte der Niederlande ſchon ſeit Jahrhunderten Zwecken geopfert, die dem Intereſſe ſeiner Bewohnee ziemlich fern lagen, viel an ſeiner urſprünglichen Spannkraft verloren. Die Nation erfreute ſich eines Wohlſtandes, von dem die Geſchichte bisher noch kein Beiſpiel geſehen, und im Genuſſe ihres Reichthumes nahm ſie von Karl V. manche Maßregel hin, auf welche ihre Väter mit den Goedendag's geantwortet haben würden; jeder innere Krieg drohete dem Wohlſtande des Landes Gefahr, und darum ſchmiegte man ſich liebee untee den Willen des Monarchen, ſelbſt wenn derſelbe ſich in einer der Landesverfaſſung nicht gerade gemäßen Form geäußert. Da verbreitete ſich die Reformation von Deutſchland aus nach den Niederlanden und rüttelte alle Gemüther aus dem Schlummer. Namentlich waren es die Rederyker-Kammern, die wie als Repräſentanten des gebildeteren Theiles der Nation zu betrachten haben, welche an der Bewegnag den regſten Antheil nahmea; ſie waren es, welche die Lehren der Reformateren über das ganze Land verbreiteten, alle Schichten des Volkes mit denſelben durchdringend. Bei dem bereits erwähnten Landjuweel, welches die Kammer „die Fonteine" im J. 1539 nach Gent ausgeſchrieben, tantete eine der Fragen: Was dem Menſchen ſterbend den meiſten Troſt gewähre? Neunzehn Kamaeen bewarben ſich um den Preis; die „Violiera" zu Antwerpen, welche in ihrem Schauſpiele bewieſen, daß die Auferſtehung des Fleiſches dem Sterbenden am tröſtlichſten ſei, gewannen denſelben.* Die bei dieſer Gelegenheit aufgeführten Allegorien waren blutige Satyren gegen den Papſt, die Mönche, den Ablaß, die Wallfahrten, weshalb ſie auch noch in demſelben Jahre, im Druck erſchienen, ſofort verboten wurden, ohne daß dieſes Verbot den wiederholten Abdruck der Sammlung zu verhindern vermochte. Nicht mit Unrecht datirt man die Verbreitung der Reformation in den Niederlanden von dieſem Landjuweel.

Alle katholiſchen Schriftſteller dieſer Epoche beſchuldigen die Rederyker-Kammern, Herde politiſcher Unzufriedenheit und Pflanzſtätten der Ketzerei geweſen zu ſein.

Von dieſem Geſichtspunkte ging auch Alba aus. Dieſer Mann, der während ſeines kurzen Regimentes zehntauſend Köpfe unter dem Schwerte des Henkers fallen ließ, hob die den Kammern bewilligten Privilegien auf, unterdrückte ſie entweder gänzlich, oder ſorgte doch dafür, daß ſie durch eine Reoeganiſation jedes öffentlichen Einfluſſes entkleidet wurden. Hatten Karl's V. Plakate einzelne Rederyker wegen Ketzerei zum Feuertode verdammt, ſo erlitten unter Alba eine ungleich größere Zahl — daeunter Antonis van Stealen, den wir 1561 an der Spitze des Landjuweels von Antwerpen erblicken, — den Tod durch das Schwert. Während dee ganzen Daner ihrer Herrſchaft überwachte die auf Unterdrückung jedee nationalen Lebensäußeeung ängſtlich bedachte ſpaniſche Regierung die Rederyker-Kammern mit eiferſüchtigem Auge.

Vor dem niederländiſchen Freiheitskriege lag der Schwerpunkt und das politiſche Gewicht der Niederlande in den beiden durch Handel, Induſtrie und Reichthum alle anderen weit überſtrahlenden Provinzen Flandern und Brabant; in dieſen beiden Provinzen konzentrirte ſich auch das literariſche Leben der Nation. Dee niederländiſche Freiheitskrieg, der nue den ſieben nördlichen Provinzen Freiheit und Unabhängigkeit gab, die ſüdlichen Niederlande indeſſen definitiv der ſpaniſchen Herrſchaft überlieferte, veränderte dies Verhältniß mit einem Schlage.

Belgien entvölkerte ſich durch die zahlloſen Auswanderee, welche der Despotismus einer Regieeung, die es vorzog, die reichſten Länder Europa's in eine Wüſte zu verwandeln, ſtatt ihren Bewohnern Gewiſſensfreiheit zu gewähren, aus dem Lande trieb; auf Koſten Antwerpens, bei deſſen Anblicke Guieciardini Thränen vergoſſen, weil er durch daſſelbe den Glanz Venedigs verdunkelt ſah, blühete Amſterdam empor; in Gent, von wo binnen zwei Jahren mehe denn ſechstauſend Familien ausgewandert waren, wachs Gras in den Steaßen; das ganze Volk verſank untee dem entnervenden Hauche des ſpaniſchen Regimentes in eine geiſtige Nacht.

Ja den nördlichen Niederlanden nahm man die belgiſchen Auswanderer mit offenen Armen auf; durch ſie hob ſich der Glanz und Reichthum der holländiſchen Städte, durch ſie blüheten Gewerbe und Induſtrie, ihre Hände waren es, die die Sümpfe von Seeland in fruchtbares Ackerland verwandelten. Auch den Ruf ſeiner Univerſitäten, wie die von ganz Europa bewunderte Blüthe ſeiner Literatue, ja ſeine politiſche Stellung, die es befähigte, der vereinigten Macht von Frankreich und England ſiegreich die Spitze zu bieten, verdankt Holland zum großen Theile dieſen Einwanderern, welche, von einee kurzſichtigen Regierung aus dem eigenen Vater-

* Vgl Nr. 44 des „Magazin"

* Vier ſilberne Kannen von 9 Mark Trovs.

lande vertrieben, in die neue Heimat, außer ihrer Arbeits- und Kapitalkraft, ihre Talente und ihe Wissen mit hinüberbrachten.

Neben den bereits existirenden älteren Kammern gründeten die belgischen Einwanderer in den größeren Städten Hollands neue Rederyker-Kammern, wie die Witte lavanderbloem (Weiße Lavendelblume) und Het vygebaomken (das Feigenbäumchen), beide zu Amsterdam, die Witte angelseren (weiße Nelke) zu Haarlem; die Oranje lelie zu Leiden, die Balzembloem zu Gouda, und so gelangten die in den spanischen Niederlanden unterdrückten, oder langsam verkümmernden Rederyker-Kammern in Holland noch einmal zu einer, wenn auch kurzen Blüthe.

Literarische Vereine sind ein Produkt literaeischer Halb-Kultur; und der Aufschwung des niederländischen Volkes war ein zu rascher, als daß dasselbe der Leitung literarischer Klubs noch ferner bedurft hätte.

Die Zeitschriften und Zeitungen, ein gut organisirter, über das ganze Land verbreitetee Buchhandel botea dem Schriftsteller bei weitem bessere Mittel, sich und seine Schriften dem Publikum bekannt zu machen, als die Protection literaeischer Klubs und Coterieen; die Theilnahme des Publikums an theatralischen Darstellungen war groß genug, um aus der Uebernahme eines Theatees ein lukratives Gewerbe zu machen; die Schauspielkunst, bisher eine Liebhaberei, wurde zum Beruf. Mit jedem Schritte, den die Niederlande auf der Bahn ihrer Entwickelung vorwärts gingen, büßten die Rederyker-Kammern einen Theil ihres Einflusses ein, während den seit zwei Jahehnnderten in den Niederlanden blühenden rein wissenschaftlichen Vereinen ihr Einfluß ungeschwächt erhalten worden ist.

Wenn in den nördlichen Niederlanden die Rederyker-Kammeen zu Grunde gingen, weil das Volk ihnen entwachsen war, so starben die wenigen den Stürmen des niederländischen Freiheitskrieges glücklich entgangenen Rederyker-Kammern Belgiens an den Folgen jenes geistigen Schlummers dahin, der sich des Landes seit dea Tagen Albert's und Isabella's bemächtigt hatte.

Unter dem Einflusse der Fremdherrschaft und der politischen Stabilität hatte das belgische Volk jede Liebe und jeden Sinn für nationale Kunst und Literotur veeloren; der Charatter der Epoche war die Apathie. Unter diesen Umständen war die Existenz der Rederyker-Kammern nur noch ein Begetiren zu nennen. Im J. 1784 schrieb die „Fonteine" in Gent nochmals ein Landjuweel aus, allein dasselbe war taum ein bleiches Schattenbild jener Tage, in denen man ein Landjuweel als Nationalfest beging, zu dem Hunderttausende aus allen Theilen des Landes herbeizuströmen pflegten. Die wenigen literarischen Blüthen, welche das vlamische Belgien in den letzten Jahren der österreichischen Heerschaft gezeitigt, wurden durch die französische Invasion geknickt.

Um gerecht zu sein, dürfen wie hier indessen auch eine Umwandlung nicht verschweigen, welche die Rederyker-Kammern in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erfuhren, eine Umwandlung nicht ihrer Organisation, sandern ihres Wesens.

Politik und Literatur ergänzen sich gegenseitig. Bevoe eiae politische Bewegung in das Gebiet der historischen Thatsache hinüber tritt, wird sie stets in der Literatur ihren ideellen Ausdruck finden, und umgekehrt, spiegelt sich hinwiederum die politische Stimmung in der Literatar. Der niederländische Freiheitskampf war wenigstens indirekt ein Produkt der Reformation, d. h. eines geistigen Kampfes. Nan ist es unmöglich, für eine Idee in die Schranken zu treten, ohne dadurch sich sittlich erhoben zu fühlen, an sittlichem Ernste zu gewinnen. In den Kämpfen der Reformation fand das niederländische Volk sich selbst wieder, und so erhoben sich denn auch aus der Mitte der Rederyker-Kammeen jetzt energische Stimmen, welche auf Reinigung der Sprache von allen fremden Bestandtheilen, Verbannung aller geschraubter und geschnörkelter Versformen und Rückkehr zu den großen Vorbildern der altniederländischen Sagen- und Heldenpoesie drangen. — Castelyn, Factor der Kammern Pax vobis zu Audenaerde, ein mittelmäßiger Dichter, aber ziemlich klarer Kopf, schrieb eine Kunst vun Rhatarikan, in welcher er der Sprachmengerei und dem sinnlosen Versgeklingel energisch den Krieg erklärte. Später veröffentlichte auch die Kammer: In liefde bloeyende zu Amsterdam, welche unter Spiegel's, Coornhert's und Römer Visscher's Leitung für Fixirung des grammatikalischen Sprachbaues und Sprachreinigung sich große Verdienste erwarb, eine noch heute geschätzte Grammatik und ein Buch der Logik (Rnggh, Bewarp van de Redekuveling).

Diese aus der Mitte der Rederyker-Kammern selbst hervorgehenden auf Sprachreinigung gerichteten Bestrebungen blieben keineswegs erfolglos. Die späteren Rederyker, wie van Dieöt und der Dramatiker Zacharias Heins, befleißigen sich in ihren Schriften nicht nur größerer Reinheit des Ausdruckes, sondern dieselben verrathen auch einen ungleich höheren geistigen Gehalt, als den Arbeiten der Rederyker im Allgemeinen eigen zu sein pflegt. R. M.

Frankreich.

Das Meer, nach J. Michelet.

II.

Wer hat eigentlich die neue Welt entdeckt?

Wer begann die Fahrten zur See, entdeckte das Meer, beschrieb seine Straßen und Ströme, enthüllte der Erde Kugelgestalt? Der Wallfisch und der Wallfischfänger. Lange vor den Reisen des Columbus und der gierigen Goldjäger, hatten die Fische schon aufgefunden, was Jene mit großem Geschrei wieder auffanden.

Die im funfzehnten Jahrhundert gefeierte Durchschiffung des Oceans hatten schon Andere früher gewagt; so Jeder, welcher von Island nach Grönland, so unsere Basken, die nach Neufundland fuhren. Jene Männer, die am Ende der Welt den Kampf mit dem Wallfisch aufnahmen, sollte eine Fahrt über das Meer in Furcht setzen? Wer in die nordischen Eisfelder sich wagte, in finsterer Nacht über dem tiefen Wasserschlunde mit dem lebendigen Berge im Streite sich maß, war genugsam gestählt und gewaffaet gegen die gewöhnlichen Stürme der See. Einen großartigen Krieg, eine gute Schule zur Entwickelung des Muths bot dieser Fischfang; nicht wie heute wae er ein feiges, aus der Ferne mit Maschinen behutsam angestelltes Gemetzel; die Hand errang den Sieg, für ein Leben setzte man das Leben. So wurden zwar wenig Wallfische getödtet, hingegen an Seemannstüchtigkeit, an Ausdauer, an Unerschrockenheit, an Scharfsinn hatte man unendlich gewonnen. Geringer war te Aerndte an Oel, aber größer an Ruhm.

Der eigenthümliche Chaeakter eines jeden Volks kam bei diesen Unternehmungen zum Vorschein, zeigte sich hier in ihrem Verfahren. In hundert Gestalten offenbarte sich der Muth, seine verschiedenen Weisen bildeten gleichsam eine Tonleiter. Im Norden zeichnen sich aus die Standinaviee, die rothköpfigen Raçen (von Norwegen bis Flandern) durch ihre blutgieeige Wuth; im Süden die lebhaften Basken, welche ihr abenteuerlicher Sinn um die Welt geführt; in der Mitte die zähen Bretonen, die stumm ausharren, in der Stunde der Gefahr indessen eine erhabene Geisteshoheit entwickeln; daneben die klugen Noemannen, die, durch Vereinigung stark, mit berechnender und doch kühnee Entschlossenheit dem Erfolge zusteuern. In diesen besonderen Abarten spiegelte sich die Würde, die Herrscher-Berechtigung des Menschen-Geschlechts.

Gar Vieles verdankt man dem Wallfisch; wäre er nicht, kein Fischer hätte sich in die weite, offene See gewagt, da sonst beinahe jeder Fisch in der Nähe des Ufers bleibt; er öffnete ihm das Meer, er führte ihn in die Ferne. Ihm folgte der Fischer auf den gränzenlosen Ocean, ihm ahnungslos in einen anderen Erdtheil. Ja bis an den Pol behaupten die tühaea Seefahrer gedrungen zu sein, denn das Eis hinderte damals weniger die Schifffahrt. Grönland verlockte sie nicht, nicht nach dem Lande strebte ihe Sinn; auf das Meer war er gerichtet, die Spuren des Wallfisches wollten sie auffinden. Diesem dient das Weltmeer zum Nachtlager, in seiner ganzen Ausdehnung duechzieht er es. Jede besondere Gattung hält sich vorzugsweise in einem mehr oder minder kalten Bereich; diese Beobachtung führte auf die Unterscheidung der einzelnen Strömungen des Atlantischen Oceans.

Die niederen Wallfische, mit einer Floßfeder auf dem Rücken, leben in der kalten, wie warmen Region, unter der Linie, wie in den Polar-Meeren. In der großen mittleren Zone, in den lauen Gewäffern des Südens, haust der furchtbare Cachelot. Daher meidet oder mied sie der zahme Wallfisch, da er jetzt hier so selten ist. Seine Nahrung besteht vorzugsweise aus Mollusken und anderen derartigen Thieren; er sucht sie in den gemäßigten Gewäffern des Nordens. Den Golfstrom berührt er niemals. Dieses untrügliche Merkmal erleichterte die Auffindung des richtigen Weges von Amerika nach Europa; von Europa nach Amerika bestimmt ihn der Passatwind.

Der zahme Wallfisch flieht die heißen Meere, er findet sich nie in der Nähe des Aequators, umfähet daher nicht Amerika. Und demungeachtet trifft dn zuweilen zwischen Amerika und Asien Wallfische, die im Atlantischen Ocean verwundet worden. Wie ist das möglich, wie geht das zu? Im Norden ist eine Duechfahrt zwischen Amerika und Europa

vorhanden. Die zweite Entdeckung ist gemacht, durch sie die Kenntniß der Meere bereichert, die Gestalt des Erdballs deutlichee erkannt!

So hat uns der Wallfisch auf Alles hingeleitet. Jetzt ist er zwar selten, doch seinetwegen durchstöbern wir die äußersten Enden der Welt, die Behringsstraße und die Gewässer am Süd-Pol. Weder Kriegsschiffe noch Kauffahrer begeben sich in diese endlosen Meere, die von den Ausläufern Amerika's und Afrika's um wenige Grade entfernt sind; doch der Wallfischjäger kennt sie.

Hätte man die Erfahrungen, die Einsicht der Basken, der Isländee, der Norweger, dee Normannen benutzt, weit frühen wären die großen Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts gemacht worden. Doch man verschmähte ihre Dienste. Nur Landskinder, welche ihee Kenntnisse in dee neu errichteten, vaterländischen Schule erworben, unterstützte und entsandte Portugal; es fürchtete unsere Normannen und vertrieb sie aus Afrika. Bei den kastilischen Königen standen die Basken schlecht angeschrieben, man mißgönnte ihnen ihre Freiheitsbriefe, ihre republikanischen Institutionen and hielt sie für gefährliche, unbändige Gesellen. In Folge dieses ungerechtfertigten Argwohns mißglückte mehr ols eine Unternehmung. Ein Beispiel mag für viele zeugen. Als die Armada ausgerüstet wurde, besaß Philipp II. zwei alte, erfahrene baskische Admirale, einen Castilier aber wählte ee zum Befehlshaber. Man verachtete die Rathschläge der ergrauten Seehelden, handelte ihren Anweisungen zuwider; die gewaltige Flotte wurde vernichtet.

Eine furchtbare Krankheit war im funfzehnten Jahrhundert ausgebrochen, die Goldsucht. Alle, Könige und Völkee, scheien und jammerten nach Gold. Jedes Mittel hatte man versucht, um die Ausgaben mit den Einnahmen in Einklang zu bringen; falsches Gold war geschlagen, blutige Prozesse geführt, schreckliche Kriege unternommen worden; keins hatte gefruchtet. Alchymisten versprachen, der Noth abzuhelfen, ste hätten schon das Geheimniß entdeckt, nur noch kurze Zeit solle man warten; man wartete, man mußte in Geduld sich finden. Wie ein lechzender Löwe zerriß der Fiskus Juden und Mauren, doch nie wurde er satt. Die abgezehrten, bis auf die Knochen ausgesogenen Völker baten den Himmel um Wunder, ein Goldregen möge dee Bedrängniß abhelfen.

Wem fällt bei diesen traueigen Zuständen nicht die schöne Erzählung des Sindbad ein? Ein armee Mann, mit Namen Hindbad, kehrt eines Abends müde von seiner Aebeit heim, auf dem Rücken trägt er eine schwere Last. Wie er so langsam dahingeht, hört er plötzlich aus der Ferne laute Musik, er nähert sich dem Hause, aus dem die lustigen Klänge erschallen, und steht vor dem hell erleuchteten Palaste des reichen Sindbad. Da empfindet Hindbad sein traueiges Loos um so schwerer, er beneidet den angesehenen Mann und preist dessen Geschick. Da begegnet ihm Sindbad und berichtet dem bekümmerten Armen all die Soegen und Qualen, welche er erduldet, um die Reichthümer zu erweeben. Die Schilderung erfüllt Hindbad mit Grausen, und mit seinem Schicksal ausgesöhnt, verläßt er den Wohnsitz des Reichen. So übt die Erzählung hier einen guten Einfluß, doch eigentlich ist ihre Tendenz eine schädliche; sie übertreibt zwar die Gefahren, aber zugleich die Vortheile, die aus derartigen Reisen erspriessen, und mahnt im Ganzen von jeder ruhigen, stätigen Beschäftigung ab.

Wie die goldenen Aepfel der Hesperiden die Sehnsucht der Alten erregten, so tauchte im funfzehnten Jahrhundert eine andeee Sage auf, welche alle Gemüther beunruhigte und mit Spannung eefüllte. Ein Eldorado, ein Goldland, wollte man im neuen Erdtheile aufgefunden haben. Nach dem seenen Indien verlegte man auch das noch vorhandene irdische Paeadies. Die einzige Schwierigkeit bestand nur noch daein, es aufzusuchen und aufzufinden. Daß es allenfalls im Noeden liegen könne, fiel Keinem ein; daeum beachtete man so wenig Neufundland und Grönland. Im Süden, an der Küste Afeila's, hatte man Goldstaub gefunden, dies flößte neuen Muth ein. Die Phantasten und Gelehrten eines pedantischen Jahrhunderts sammelten und erklärten die Textscheiften; durch allerhand Lesarten, Conjecturen und Grillenfängereien erschwerte man die an sich so leichte Entdeckung. Was wurde da nicht gefragt, worüber da nicht gestritten? Ist das Goldland zugleich das Paeadies, oder nicht? Liegt es bei unseren Antipoden? Giebt es überhaupt Antipoden? Hier hielten die Schwarzeöcke und Doktoren der Gottesgelahrtheit die kühnen Foescher an; sie hatten vergessen, daß die Kirche den Glauben an Antipoden als ketzeeisch verurtheilt hatte. Hieedurch war jede weitere Untersuchung über diesen Gegenstand abgebrochen.

Der Wunsch und zugleich die Furcht, einen neuen Erdtheil zu entdecken, verzögerte die Auffindung des schon gefundenen.

Der gelehrte Buchhändler aus Italien, Kolumbus, war seiner Sache ganz gewiß; auf Island hatte er Erkundigungen eingezogen, die Basken hatten ihm ihre Kenntnisse über Neufundland mitgetheilt. Ein Mann aus Spanien war dorthin verschlagen worden und hatte daselbst längeee Zeit verweilt. Zu seinen Begleitern erkoe sich Kolumbus die Pinzone, Seeleute aus Andalusien, die mit den Pinçon aus Dieppe verwandt sein sollen.

Und das ist wahrscheinlich, denn unsere Normannen und die Castilischen Basken stehen in einiger Verbindung. Basken waren die sogenannten Castiliee, welche unter der Führung des Normanneu Bethencourt die kanarischen Inseln eroberten; den in Honfleur und Dieppe ansässigen Castiliern räumten unsere Könige bedeutende Peioilegien ein; in Sevilla hatten sie ihre Handelshäuser. Ob ein Einwohnee von Dieppe vier Jahee vor Kolumbus Ameeika schon aufgefunden, ist unerwiesen; außee allem Zweifel hingegen steht, daß die andalusischen Pinzone normännische Rheder gewesen sind.

Nicht Basken, nicht Normannen hätten je von der Krone Castilien eine Vollmacht erlangt. Was sie niemals zu Stande gebeacht, das gelang einem seinen, beeedten Italiäner, einem hartnäckigen Genueser. Vierzehn Jahre ununterbrochen verfolgte er seinen Plan, endlich wae die Gelegenheit günstig; rasch benutzte er sie und beseitigte alle früheren Hindernisse. Damals hatte geeade Castilien die Mauren überwunden und doch schrie Alles nach Gold; siegreich wae dee im Dienste der Inquisition unternommene Kreuzzug beendigt, aber Spanien entsetzte sich über seinen Sieg. Gewandt wußte hieraus der Italiäner Boetheil zu ziehen; er that frömmer, als ein Bettbruder, stellte seine Absichten als einzig der Kirche förderlich hin und gewann so für sich. Nun machte man Isabella die Hölle heiß, ließ die Königin für ihr Seelenheil fürchten, wenn so viele heidnische Nationen in den Banden des Unglaubens verblieben und der ewigen Verdammniß anheimfielen. Man wußte ihe einzureeden, daß die Entdeckung des Goldlandes Eins sei mit der Vernichtung der Türken und Wiedereroberung Jernsalems.

Bekanntlich rüsteten die Pinzone von den drei Schiffen der Expedition zwei aus und fährten diese. Sie gingen voran. Der Eine von ihnen täuschte sich zwar in der Richtung, aber die beiden Anderen, die Brüder Franz und Vincent (Letzterer war Steuermann auf der Nina), veranlaßten Kolumbus nach Süd-West zu lenken (12. October 1492), denn der Admiral wollte nach West und wäee so unfehlbar in den Golfstrom gekommen. Ihn zu durchschneiden war kaum möglich; entweder kam man nicht weiter, oder man kam um. Beides gleich verderblich. Als kennten sie die fließende Querwand, so steuerten die Pinzone; sie wandten sich nach Süden, umschifften den Strom ohne Mühe und landeten gerade an dem Ort, wohin die Passatwinde die Wasser Afrika's treiben; an der Küste von Hayti. Kolumbus gesteht in seinem Tagebuche freimüthig ein, daß die Pinzone ihm den Weg gewiesen.

Wer erblickte aber zuerst Amerika? Ein Matrose von dee Pinzone, so berichtet das königliche Erkenntniß aus dem Jahre 1513.

Hieraus leuchtet hervor, daß ihnen auch ein großer Theil des Gewinnes und des Ruhmes gebühet hätte. Und dies verlangten sie, abee der König entschied zu Gunsten Kolumbus'. Wahrscheinlich nur, weil die Pinçon Normannen waren, nnd weil ein schwachee, heimatsloser Genueser weniger Besorgniß einflößte, als ein Franzose, ein Bürger jenes großen, rivalisirenden Landes, ein Unterthan Ludwig's XII. und Franz's I., dee vielleicht eines Tages seine Anrechte seinem Herrscher übertragen konnte. Aus Verzweiflung über dieses Uetheil staeb Einer der Pinzone.

Doch da Kolumbus jenes mächtige Hinderniß, die religiösen Bedenken, gehoben, die Expedition durch seine bewunderungswürdige Beredtsamkeit, Geschicklichkeit und Ausdauer in's Werk gesetzt, gebührt auch ihm, dem wahren Urheber und heldenmüthigen Leiter des Seezuges, all der Ruhm, den er bei der Nachwelt geärndtet.

Nichtsdestoweniger theile ich die Ansicht Jules de Blosseville's, daß unter allen Entdeckungsreisen die Weltumsegelung Magellan's nnd dessen Steuermanns, des Basken Sebastian del Cano, die größten Schwierigkeiten geboten. Die leichteste und dabei die glänzendste war unstreitig die von den Passatwinden unterstützte Fahrt des Columbus über den Ocean, die Auffindung des schon an seinem nördlichen Rande bekannten Erdtheils. Hiergegen verschwinden die Entdeckungen dee Portugiesen, welche, um die Westküste Afrika's zu enthüllen, ein ganzes Jahehundert nöthig hatten. Und beinahe die Hälfte dieses Küstensaumes haben unsere Normannen aufgefunden. Mag die Schule zu Lissabon immerhin Lob verdienen, und die Ausdauer des Peinzen Heineich, ihres Gründers, rühmend anerkannt werden, so bezeugt doch der Venetianee Cadamosto in seinen Berichten die geringe seemännische Tüchtigkeit dee Portugiesen. Dem einzigen kühnen und geistvollen Seemann, dem Umsegler des Kaps, Bartholomäus Diaz, zogen sie den soldatischen Höfling Vasco de Gama vor.

Schätze zu sammeln, war ihr Bestreben, wissenschaftliche Entdeckungen ihnen Nebensache. Vasco de Gama besaß viel Muth, aber den eines Sklaven: Niemand sollte er auf dem Meere neben sich dulden, so lautete der Befehl aus Lissabon. Ein friedliches, mit frommen Pilgern aus Mekka angefülltes Fahrzeug traf zu seinem Unglück Vasco auf der See, und dieser, seiner Anweisung gehorsam, bohrt ohne Mitleiden das Schiff mit allen Menschen in den Grund. Mit Recht entflammte der Haß und der Abscheu des Orients über diese Beweise der christlichen Nächstenliebe.

Sollte Magellan wirklich die Südsee gesehen haben, wie sie auf dem Globus Behaim's im Voraus bezeichnet ist? Nein, schon weil sie auf dieser noch vorhandenen Erdkugel gar nicht angegeben ist. Hat er bei seinem Gebieter, dem König von Portugal eine Karte vorgefunden, auf der jenes Weltmeer vorhanden war? Auch diese Behauptung ist unerwiesen. Viele der seit ungefähr zwanzig Jahren Amerika durchstreifenden Abenteurer hatten bestimmt schon früher den großen Ocean gesehen, und Magellan hiervon vielleicht Kenntniß erhalten; überdies paßte das neue Weltmeer vortrefflich zu dem durch Nachdenken aufgefundenen Gesetze des Gegengewichts, das für unsere Halbkugel und das Gleichgewicht des ganzen Erdballs so wesentlich ist.

Das Leben Magellan's ist eine Kette von Trübsal und Unglück. Alles, was der Mensch Schreckliches erleiden kann, ward Jenem in reichem Maße zu Theil. Wir gewahren ihn, wie er in Europa, in Afrika, in Indien ꝛc. in heftige Kämpfe sich stürzt, von gefährlichen Prozessen bedroht, aus seinem Vaterlande flieht, wie er weite Seefahrten unternimmt und Schiffbruch leidet, wie er bei den Malaien sich verheiratet, wie Meuchelmörder ihm nachstellen und wie er endlich bei Barbaren seinen Tod findet. Doch scheint er seinem schweren und harten Schicksal gegenüber auch entsprechend geartet gewesen zu sein. Sein langer Aufenthalt in Asien verschaffte ihm mannigfache Aufklärungen über die geographischen Verhältnisse der benachbarten Länder; für seinen Plan, um Amerika herum nach den Gewürz-Inseln und Molucken zu fahren, bringt er unschätzbaren Gewinn. Doch war die ihn hauptsächlich leitende Idee eine kommerzielle; er wollte die Gewürze an der Quelle einkaufen und nicht so theuer bezahlen, wie bisher, da man sie aus dem Westen Indiens erhielt. So trieb ihn eine Herabsetzung des Pfeffers zu einer der heldenmüthigsten Reisen, die je auf unserem Planeten unternommen worden ist.

Kabale und Intrigue herrschten in Portugal; Magellan wurde mißhandelt und wanderte nach Spanien. Prächtig rüstete ihn Karl V. mit fünf Schiffen aus; doch nicht ganz traute er dem portugiesischen Flüchtling, ein Castiliee wurde ihm zum Begleiter gegeben. Zwischen zwei Feuern befand sich Magellan; auf der einen Seite das Mißtrauen des Castiliers, auf der anderen der Haß der Portugiesen, die ihn zu morden trachteten. Da empört sich plötzlich auf offener See seine Mannschaft, er unterdrückt den Aufstand durch einen furchtbaren, unerschütterlichen und barbarischen Heldenmuth; seine Aufseher wirft er in Eisen und macht sich zum alleinigen Befehlshaber. Die Matrosen büßen ihren Widerstand mit dem Tode; er läßt sie erdolchen, erwürgen und schinden. Hierauf leidet er Schiffbruch und verliert einige Fahrzeuge. In der Ferne taucht grauenvoll die Spitze Amerika's auf, man erblickt das öde Feuerland und das schaurige Kap Forward, da will ihm Keiner mehr folgen. Alle hatten genug. Er aber befiehlt, weiter zu fahren. Er setzte seine Untersuchungen fort, schiffte an Hunderten von Inseln vorbei und entdeckte endlich das gränzenlose Meer. An jenem Tage war es ruhig; spiegelglatt lag die See vor ihm, deshalb nannte er sie die „friedfertige." Nicht lange darauf kam er auf den Philippinen um, mit ihm vier Schiffe; die Victoria blieb allein mit dreizehn Mann übrig; unter diesen befand sich der große, unerschrockene und unüberwindliche Steuermann, der Baske Sebastian; 1521 erreichte er wieder sein Vaterland — der erste Sterbliche, welcher die Reise um die Welt zurückgelegt.

Das Größte war gewagt worden; die Kugelgestalt der Erde unwiderlegbar bewiesen; das Problem der Physik, nach dem sich das Wasser gleichmäßig um eine Kugel verbreitet, an ihr haftet, ohne abzufließen, dargethan. Man hatte den stillen Ocean entdeckt, jene große, geheimnißvolle Werkstatt, in der die Natur, unseren Blicken entzogen, neue Welten und Erdtheile erzeugt und vorbereitet. Jene Offenbarung von unnennbarer, nicht nur materieller, sondern auch moralischer Bedeutung, verhundertfachte die Kühnheit des Menschen und stürzte ihn in neue Reisen; auf dem weiten Ocean der Wissenschaften wollte er mit kühnem, aber fruchtbarem Eifer einen Kreislauf um das Unendliche beginnen.

Italien.

Da Ponte, der Librettodichter.*

„Denkwürdigkeiten des Lorenzo da Ponte von Ceneda!" — Dieser romantische Name, der sofort die italiänische Nationalität seines Trägers verräth, dürfte wenigen unserer Leser bekannt sein — und doch wird es nur von unserer Seite weniger Worte bedürfen, um diesen Namen dem Publikum sofort populär zu machen. Lorenzo da Ponte war der Verfasser des Libretto zum „Figaro" und zum „Don Juan" von Mozart, vertrauter Freund des Letzteren und einer seiner ersten Gönner und Beförderer — nach dem Maße seiner Hülfsmittel freilich.

Somit ist die Vorstellung geschehen, und wir können nun gewiß sein, daß man diesen Memoiren, noch bevor man sie näher in Augenschein genommen, ein freundliches Interesse widmen wird. Nun, wir wollen gleich im allgemeinsten Umriß den Eindruck schildern, den die Lesung derselben auf uns gemacht hat, und danach das Signalement ihres Verfassers entwerfen.

Lorenzo da Ponte ist ein geborener Unterthan der Republik Venedig; er erblickte das Licht der Welt am 10. März 1743 zu Ceneda, einem kleinen venetianischen Städtchen und starb am 17. August 1838 zu New-York im hohen Greisenalter. Abgerechnet die Zeit bis in's angehende Mannesalter ist Alles, was dazwischen liegt, Abenteuer. Lorenzo da Ponte ist ein vollgültiges Pracht-Exemplar jener Sorte von Italiänern, die im vorigen Jahrhundert im Flor stand, und nun wohl ziemlich ganz ausgestorben ist. Lorenzo da Ponte ist ein respektabler Mann, aber trotz dem wurden wir bei der Lesung seiner Jugendgeschichte und selbst später hin unwillkürlich durch Stil, Anschauungen, Geschichten ꝛc. an seinen Landsmann, den berüchtigten Casanova erinnert. — Wir hatten nicht ganz fehlgegriffen; — weiterhin tritt wirklich Casanova selbst für ein paar Momente in die Scene ein, indem sich sein Lebensweg mit dem da Ponte's kreuzt. Da Ponte geht auch wirklich ganz harmlos mit ihm um, kann aber dabei nicht unterlassen, eine Geschichte zu erzählen, worin wir den berühmten Epikuräer auch von einer Seite kennen lernen, die er in seinen Memoiren wohlweise verschwiegen hat — nämlich als Beutelschneider und Dieb à la Cartouche. — Die Geschichte ist recht wohl glaublich.

Man weiß, wie Italien im vorigen Jahrhundert und zum Theil noch jetzt, von dem Ruhme seiner künstlerischen Vergangenheit zehrte, und wie die Vertreter dieser seiner Kunst in den damals von den Italiänern noch als barbarisch angesehenen Auslande, namentlich in Deutschland, als Maler, Dichter, Improvisatoren, Sänger ꝛc. eine wenn auch nicht gerade würdige, doch äußerlich oft glänzende Rolle spielten. Dieser herumziehende, an den Höfen, den Akademien, Theatern ꝛc. grassirende Kunst- und Literatur-Italiäner bildet eine besondere Species, welche wohl ihre Naturgeschichte verdiente; ein sonderbares Völkchen muß es gewesen sein; im Ganzen gehört es zum Genuß der Kunst-Handwerkerschaft, wie sie jetzt, nur mit mehr kosmopolitischem Anstrich und mit mehr scheinbarem Gedankenreichthum verbrämt, noch in voller Blüthe steht. Schmarotzen, sich Gönnerschaften ablaufen, Aufschneiden, sich unmäßig Brüsten, allerlei Kabalen machen, verliebte Abenteuer bestehen und möglichst viele Ortsveränderung, das war so das Element, in dem diese Söhne und Töchter der schönen Italia lebten. — Nur hatte das damalige Virtuosenthum das voraus, daß es in seiner Anmaßung naiv, in seiner Lüderlichkeit natürlich und in seinen Productionen trotz aller Prahlerei eigentlich anspruchslos war. Ideen machten ihnen den wenigsten Kummer; die Hauptsache waren „schöne Worte."

So eine naive, harmlose Natur ist auch unser da Ponte. — Das alte Zopf-Italien, das alte Venedig, wie es lebt und lebt, Alles voller „göttlichen" Genies, feiner Köpfe, vermaledeiten Pedanten, vollen Sonetten-Klingklang, lateinischer Phrasendrechselei, galanten, aber rachsüchtigen Männer und noch galanterer Damen.

Da Ponte hatte zeitig seine Mutter verloren und sein Vater, der sich später wieder mit einem blutjungen Mädchen verheiratete, kümmerte sich wenig um die Erziehung des Knaben, welcher demnach ziemlich vernachlässigt aufwuchs.

Später nahm sich sein Onkel, der Bischof von Ceneda, Lorenzo da Ponte, des Knaben an und sorgte für seine Erziehung, indem er ihn in das Seminar aufnahm; da Ponte war also auf dem Wege, Priester zu werden und machte in kurzer Zeit außerordentliche Fortschritte im Latein, während er in seiner Muttersprache ganz hintenan blieb. „In einem Alter von achtzehn Jahren war ich bereits im Stande, in einem halben Tage eine Rede, oder mehr als fünfzig Verse im elegantesten Latein zu verfertigen, während ich in meiner Muttersprache kaum einen Brief von nur

* Gotha, W. Opetz. 1861.

einigen Zeilen zu schreiben verstand." — Ein junger Priester, der Abbate Cagliari, der erst vor Kurzem aus dem Kollegium von Padua gekommen war, wo das Lesen Dante's und Petrarca's eben so gewöhnlich, wie das des Horaz und Virgil betrieben wurde, bemerkte diesen Fehler in der Erziehung, und führte seine ganze Klasse in das Studium der italiänischen National-Literatur ein.

Natürlich wird Lorenzo da Ponte nun ein begeisterter Jünger von Dante, Petrarca, Ariosto und Tasso: „in weniger als einem halben Jahre wußte ich fast die ganze Hölle des Ersten, die schönsten Sonette des Zweiten und die denkwürdigsten Bruchstücke der beiden Andern auswendig. Nachdem ich mehr als zweitausend Verse gemacht und wieder verbrannt hatte, faßte ich endlich Hoffnung, mich mit einigen Mitschülern in einen Kampf einlassen zu können."

So wird da Ponte ein Dichter; bei Gelegenheit der Promotion des Rektors, liest er ein Sonett vor, aber keiner seiner Kameraden, mit Ausnahme eines einzigen, will glauben, daß er dieses Gedicht gemacht habe. Diese allgemeine Ungläubigkeit regt seinen Stolz an, und er faßt den Entschluß, sich einzig und allein der Poesie zu widmen.

„In weniger als zwei Jahren hatte ich nicht nur alle unsere klassischen Autoren, sondern alle Werke von einigem Verdienste verschlungen; ich las sie, ich überteug die merkwürdigsten Stellen in's Lateinische, schrieb sie mehrmals ab, erläuterte sie, kritisirte sie und prägte sie meinem Gedächtniß ein; ich versuchte mich in allen Arten von Ausarbeitungen, in allen Rhythmen, lernte ihre schönsten Gedanken auswendig und suchte meinen Stil zu ihrer Höhe zu erheben; mit einem Worte, ich identificirte mich so viel als möglich mit diesen unnachahmlichen Mustern, unter denen der göttliche Petrarca allezeit einen entschiedenen Vorzug behauptete, und bei dem ich stets nach jeder Lesung und in jedem Verse einen neuen Reiz entdeckte."

Diese Stelle ist interessant für das Literaturleben, wie es damals vor Ugo Foscolo, Alfieri u. A. in Italien bestand und zum Theil noch besteht.

Man ersieht daraus, daß es allgemeine Regel war, auf eigene Productionskraft und die Aufsuchung neuer Pfade ganz zu verzichten und nur das Alte, schon Dagewesene auf möglichst annähernde Weise zu reproduciren. Natürlich kommt dabei auf die Form alles, auf den Inhalt sehr wenig an. Aus einer solchen Auffassung der Dichterthätigkeit erklärt sich auch das Improvisatorenwesen Italiens, auf welches da Ponte wiederholt zu sprechen kommt, vollständig; es ist eine rein technische Fertigkeit, die daher kommt, daß der Betreffende eine Unmasse Dichterstellen fest im Gedächtnisse besitzt und dadurch in den Stand gesetzt ist, bei einiger geistigen Behendigkeit jeden Augenblick einen Canto zusammenzustückeln. Man treibe das Auswendiglernen der berühmtesten Werke unserer Dichter in gleich umfangreicher und systematischer Weise, und man wird sehen, wie üppig die Saat deutscher Improvisatoren emporschießt. Die Weichheit und Gefügigkeit, die freie Wortstellung und der Reichthum an Reimen in der italiänischen Sprache tragen nicht wenig dazu bei, das Improvisiren zu erleichtren; aber noch mehr thut doch die Methode und die Genügsamkeit des Publikums. Auch da Ponte wurde auf diese Weise ein Improvisator und that sich Einiges darauf zu Gute.

Das ganze damalige Italien scheint von der Reimwuth besessen gewesen zu sein. Bei einem Jahresschlusse trug unser da Ponte in dem Kollegium unter allgemeinem Beifall ein Gedicht auf den heiligen Ludwig vor, von dem namentlich die letzten Verse gefielen, welche lauteten:

„Der Himmel nahm in seiner Eifersucht
Uns unsern Freund und Schützer wieder,
Als ob noch dieser Stern mit seinem Strahl
Dem Glanz des Firmaments gemangelt.

Was sagt die höhere und niedere deutsche Kritik zu diesen Versen? „Aufgeblasenes, oratorisch zugestutztes Pathos, paganistische Anschauungen in einem christlichen Gedichte; ein eifersüchtiger Himmel, der heilige Ludwig unter die Gestirne versetzt." — Nun, der Geschmack ist verschieden; diese Verse gefielen einem einflußreichen Monsignore so gut, daß er den Verfasser, einen blutjungen Menschen, sofort zum Professor der Beredtsamkeit machte.

Der junge Professor unterrichtete nun seine ehemaligen Mitschüler in der Rhetorik und Poetik, dabei fing er auch an, mit Eifer Griechisch und Hebräisch zu studiren — Griechisch namentlich, weil er eingesehen, daß man ohne diese Sprache kein vollkommner Poet werden könne. Indessen, wie wahr dies auch sein mag, zu ernst darf man dies nicht nehmen; wie aus andern Stellen hervorgeht, trieb man Griechisch vornehmlich in Rücksicht auf mythologische Gelehrsamkeit, um die nöthigen Anspielungen machen zu können; denn der wahre Geist der griechischen Poesie scheint den Italiänern trotz ihres südlichen Naturels, trotz ihrer Blutsverwandtschaft mit den antiken Völkern bis heutzutage ein versiegeltes Buch zu sein, wie den Romanen überhaupt. Daneben hat der junge Professor aber auch zarte Verhältnisse, in welchen die venetianischen Gondeln ihre Rolle spielen. Einmal trifft er auf einer derselben mit einer schönen Unbekannten zusammen, die ihn in Feuer und Flamme versetzt, und die er nach langem vergeblichem Suchen wieder trifft. Man glaubt eine Novelle von Cervantes zu lesen; so romantisch ist der Ton und so interessant die Abenteuer.

Später wurde da Ponte an eine Anstalt in Treviso versetzt, und hier ließ sich der junge Mann, jedenfalls aus Unkenntniß aller politischen Verhältnisse, einfallen, seinen Schülern als Jahres-Thema folgendes Problem zur Behandlung zu geben:

„Zu untersuchen, ob der Mensch im Natur-Zustande nicht glücklicher sein würde, als inmitten der sozialen Institutionen."

Da Ponte sagt es nicht, aber es ist klar, daß er von J. J. Rousseau hatte läuten hören, der bekanntlich mit der positiven Behauptung, daß das Erstere der Fall sei, bei einer Akademie den Preis errang. Die idyllischen Wilden, die glückseligen Menschenfresser und Kanibalen waren damals in der Mode; daher kann es nicht Wunder nehmen, daß der politisch ganz harmlose und unschuldige Poet auf einen Einfall gerieth, der ihm unter dem Regimente der Republik Venedigs sehr verhängnißvoll werden konnte. In der That machte diese Aufgabe ein großes Aufsehen, die gestrengen Herren von Venedig machten ein furchtbar ernstes Gesicht, ein Prozeß wurde eingeleitet, man munkelte von Bleikammern ꝛc., und da Ponte, wie seine Freunde waren in großer Angst. Indessen kam er noch glimpflich genug weg, indem er nur seines Amtes entsetzt wurde.

Eine Liebesgeschichte verschlug ihn später eine zeitlang nach Padua, wo er in bitterster Noth lebte, und als er nach Venedig zurückkehrte, und sich in das damals schon zwischen Anhängern des Alten und Anhängern des Neuen entstandene Parteitreiben mischte, und ein politisch verfängliches Sonett schrieb, das ihm eine Klage auf Gotteslästerung zuzog, mußte er abermals flüchtig werden. Er wandte sich nach Friaul; in Görz findet er in einer jungen, schönen, aber sehr liederlichen deutschen Gastwirthin, die ihm wie Circe und Kalypso entgegenkommt, eine höchst uneigennützige Patronin. Mit Hülfe eines Wörterbuches, das diese Schönheit dem jungen Italiäner pantomimisch zu benutzen gelehrt, hatten sich beide unterhalten gelernt. Diese Armida, wie sie da Ponte selbst nennt, indem er sich mit Rinaldo vergleicht, welche nicht nur keine Wirthshausrechnung machte, sondern ihrem Freunde obenein eine mit Gold gefüllte Börse zusteckte, starb sehr bald, noch während seines Aufenthaltes in Görz. Er „vergoß reichlich Thränen über den frühen Tod dieser jungen und schönen Frau, die durch die Erhabenheit ihrer Gesinnungen (sic!) verdient hätte, auf einer Stufe der Gesellschaft geboren worden zu sein, in welcher sie mit Glanz zu leuchten vermocht hätte." — Kuriose Moral des alten Italiäners!

Damals war grade der Friede von Teschen zwischen Maria Theresia und Friedrich dem Großen geschlossen worden, und da Ponte besang ihn in einem Gedichte: „die Adlerschlacht," welches er dem Grafen Guido von Cobenzl, dem Vater des berühmten österreichischen Diplomaten, Standesherrn in Görz widmete. Dasselbe verschaffte ihm viele Mäzene aus den friaulischen Familien der Strassoldo, Lanthieri, Attems, Thun, Coronini, Torriani, die freigebig seinen Finanzen aufhalfen.

In der Stadt Görz lebten damals auch zwei italiänische Buchdrucker und schlechte Dichter, Coletti, ehemaliger Korporal, und Valerio, welche einander bitter haßten und gegen einander Kabalen schmiedeten. Der erstere feindete unsern da Ponte an, deshalb interessirte sich der Letztere lebhaft für ihn und suchte ihn zu vermögen, ein Spottgedicht gegen den ersteren zu schreiben. — Durch eine neue Anfeindung gereizt, that dies endlich da Ponte, und machte viel Aufsehen damit. Der beleidigte Drucker aber sann auf Rache und führte sie endlich sehr klug und glücklich aus, indem er ein Schreiben eines in Dresden lebenden Freundes von da Ponte fingirte und dasselbe von Dresden aus in dessen Hände gelangen ließ. Durch dasselbe zum Glauben veranlaßt, unter sehr glänzenden Bedingungen als Dichter am sächsischen Hofe engagirt worden zu sein, räumte er Görz und eilte nach Dresden, wo er natürlich zeitig genug enttäuscht wurde.

In Dresden, wo er seinen Hauptschützer in einem Ex-Jesuiten, dem Pater Huber, fand, der etwas bei Hofe galt, beschäftigte er sich natürlich wieder mit Gelegenheitspoesie, und machte auch schon Versuche, für's Theater zu schreiben; indessen auch hier sollte ihm die Liebe übel mitspielen. In Dresden lebte damals ein Maler, welcher zwei sehr schöne Töch-

ter hatte, in welche da Ponte zu gleicher Zeit so sterblich verliebt war, daß er nicht wußte, welcher er den Vorzug geben solle. Die sehr praktische Mutter, die dem Dinge ein Ende machen wollte, nahm Signore da Ponte bei Seite und setzte ihm das Messer an die Kehle; da dieser aber entweder beide Schwestern zu gleicher Zeit oder lieber gar nicht heiraten wollte, so nahm er Reißaus und begab sich mit Empfehlungsbriefen von Pater Huber und Anderen versehen geraden Weges nach Wien, wo eben Kaiser Joseph zur Regierung gelangt war.

Die Schilderung dieses Wiener Aufenthaltes ist unstreitig der wichtigste und interessanteste Theil des Buches, der freilich für uns noch interessanter hätte sein können, wenn da Ponte ein minder oberflächlicher Beobachter gewesen wäre. Als er nach Wien gekommen, ging er anfangs meist nur mit Italiänern um, und wurde durch einen derselben, einen bedeutenden Improvisator, dem alten Hofdichter Maria Theresia's, Metastasio, vorgestellt, dessen Gunst er sich außerdem durch ein ihm gewidmetes Gedicht erwarb. Metastasio starb indeß sehr bald, und zwar aus Kummer und Verdruß über Kaiser Joseph's Unbarmherzigkeit, mit welcher er die bis in's Fabelhafte gehenden Pensionen zusammenstrich. Da Ponte bewirbt sich nun um eine Stelle als Hofdichter, und ist auch so glücklich, sehr bald dem Kaiser selbst vorgestellt zu werden. Bald versucht er es, einen Operntext für eine in Wien angekommene berühmte italiänische Truppe zu schreiben, den Salieri, ein damals geschätzter Komponist, in Musik setzen sollte; indessen gerieth er damit in Kabalen. Der bekannte Abbate Casti, Verfasser der Novelle galanti, ein Mann von sehr leckeren Grundsätzen, dessen Gedichte von Unsauberkeit strotzen, kam nach Wien, um sich seinerseits um die von da Ponte angesterbte Stelle als Nachfolger Metastasio's zu bewerben, und fand in dem Grafen Rosenberg einen Patron, der ihn beförwortete und unterstützte. Casti schrieb natürlich auch eine Oper, welche Paisiello komponirte, und die, durch Rosenberg und seinen Anhang unterstützt, prachtvoll ausgestattet, einen großen Erfolg hatte.

Da Ponte's Komponist, Salieri, wurde dadurch so entmuthigt, daß er seine Oper zurückzog, nach Paris ging und erst nach seiner Rückkehr von dort wagte, sie auf die Bühne zu bringen. Das Werk, „Der Reiche von einem Tage" fiel vollkommen durch; die Kabalen der Rosenberg'schen Partei und eifersüchtiger Italiäner hatten ein Uebriges gethan; denn da Ponte selbst verurtheilt sein Stück und die verfehlte Musik dazu. Die italiänischen Kunst-Bummler, an denen Wien damals überreich war, überschütteten ihn mit boshaften Epigrammen und groben Satyren.

Der Kaiser, welchen Casti's Talent, grobe Zoten zu reißen, gewiß nicht ansprechen konnte, nahm indessen Partei für da Ponte, und so wurden die Machinationen der Rosenberg'schen Partei vereitelt. Um diese Zeit erfuhr der Dichter übrigens noch ein großes Unglück ganz eigener Art; ein alter nichtswürdiger Italiäner liebte eine gewisse Dame, welche der junge hübsche da Ponte auch liebte, und da das Mädchen Jenem in's Gesicht sagte, Letzterer habe bei ihr aus diesen und jenen Gründen den Vorzug, so beschloß er, sich an dem ganz arglosen Nebenbuhler furchtbar zu rächen. Da er von Fach Wundarzt war, und da Ponte an einem Fleischauswuchse im Munde litt, wie dieser ihm bei Gelegenheit harmlos mittheilte, so versprach er ihm, denselben sehr bald und gründlich zu beseitigen — und gab ihm ein Wasser, mit welchem er die Stelle betupfen sollte. — Glücklicherweise erkannte es eine Frau noch zeitig genug als Scheidewasser; da Ponte hatte aber trotzdem den Nachtheil, sechzehn seiner Zähne zu verlieren und ein ganzes Jahr lang an einer furchtbaren Zerrüttung des Unterleibes zu leiden.

Die Nebenbuhlerschaft mit Casti hatte ihren weiteren Gang; wir können uns aber unmöglich darauf einlassen, die weiteren Kabalen zu erzählen.

„Mein Erfolg und noch mehr die ausgezeichnete Gunst, die mir Joseph II. bezeugte, spornte meine poetische Begeisterung mehr und mehr an; ich fühlte mich nicht nur im Stande, meinen Verläfterern kühn die Stirne zu bieten, sondern auch ihre Anstrengungen zu verachten, und ich hatte die Genugthuung, alsbald die Komponisten sich um meine Libretti bewerben zu sehen.

„Es lebten um jene Zeit zu Wien nur zwei Maestri, die meiner Ansicht nach dieses Namens würdig waren: Martini, für den Augenblick der Günstling Joseph's II., und Wolfgang Mozart, den ich damals bei seinem Freunde, dem Baron von Wetzlar, kennen zu lernen Gelegenheit hatte."

Was da Ponte über Mozart weiter sagt, ist im fliegenden Enthusiasmus geschrieben, enthält aber Nichts, was von Interesse wäre; nichts Individuelles, nichts Anekdotenmäßiges u. dergl., nur rühmt er sich, daß er sich mit Recht einen großen Antheil an dem Emporkommen des damals ganz abstur lebenden Mozart beimessen könne. Die italiänischen Texte zum Figaro und zum Don Juan sind, wie gesagt, von da Ponte; was er aber von der Aufführung derselben zu Wien und Prag, und deren Aufnahme von Seiten des Publikums mittheilt, ist äußerst dürftig.

Der Tod Kaiser Joseph's beraubte da Ponte eines Schützers; bei dem neuen Kaiser Leopold gewann der Theater-Intendant Graf Rosenberg völlig die Oberhand, da Ponte wurde durch allerhand Ränke zum Schuldigen, wenn nicht gar zum Verbrecher gemacht, und mußte Wien räumen. Was jetzt folgt, ist ein langes unstetes Wanderleben, wie es eben der höhere Kunst-Zigeuner führt; Holland, Frankreich, England; überall Kabalen, Anfeindungen, Geldmangel, Theater-Prinzessinnen und ihre Eigenschaften, Liebschaften, flüchtige Theater-Directoren ꝛc. Endlich wird der alte Knabe nach New-York verschlagen, wo er freundliche Gönner trifft und eine Privat-Anstalt für das Studium der italiänischen Sprache und Literatur einrichtet, die guten Fortgang hat. Indessen scheint es, als ob da Ponte, der sich hier sehr vorsichtig ausspricht, der Versuchung des money-making unterlegen wäre. Er ließ sich beikommen, ein Geschäftsmann zu werden, er wurde Destillateur ꝛc., hatte aber das Unglück, von den geriebenen Yankees furchtbar über's Ohr gehauen zu werden. Von der Corruption des amerikanischen Geschäftslebens, wie sie bereits im Jahre 1818 (1811 noch nicht) eingerissen war, erzählt er schreckliche Dinge. „Selbst mein Schwager wurde von dieser Pest angesteckt; er war nicht mehr derselbe, wie ich ihn in Teiest gekannt hatte. Sein Herz war vertrocknet; Geldsammeln war sein einziges Lebensziel." Dieser Schwager war es, der ihn durch seine Speculationen in's Verderben stürzte, so daß er zuletzt wieder zur Literatur greifen mußte. Da Ponte starb, wie gesagt, hochbetagt im Jahre 1838 zu New-York.

Rußland.

Der lithauische Bildhauer Ostrowski.

In einer Korrespondenz der Sjewerrajn Ptschela („Nordischen Biene") aus Wilna, welche die künstlerischen Bestrebungen dieser Hauptstadt Lithauens schildert, findet sich eine interessante Notiz über den Bildhauer Ostrowski, einen talentvollen Autodidakten, der sich in seinem Vaterlande einen außerordentlichen Ruf erworben hat.

Jan Ostrowski wurde im Jahre 1811, im Flecken Siener, Gouvernement Mohilew, geboren. Seine ganze Bildung beschränkte sich auf den Besuch einer Elementarschule im Flecken Datnowo. Als Jüngling begab er sich nach Witebsk, um einen dort lebenden, reichen Verwandten aufzusuchen. Hier ward ihm jedoch ein sehr ungastlicher Empfang zu Theil, und er sah sich gezwungen, in der Familie seines Verwandten Kutscherdienste zu verrichten. Sechs Jahre verblieb er in einer Stellung, die ihm alle weitere Ausbildung unmöglich machte. Im Jahre 1834 kam Ostrowski nach Wilna, wo sich alte Einwohner der Stadt seiner noch als Hausknecht in der Pensionsanstalt der Frau Hermann erinnern. In dieser Lage brachte er wieder zwei Jahre zu, bis ein französischer Kaufmann aus Riga, dem er während des Jahrmarkts behülflich gewesen und dem seine Anstelligkeit, sein gutmüthiger Charakter und seine physische Kraft gefielen, ihn mit nach Riga nahm. Hier diente er anfangs als Kutscher und trug zugleich Salz von den Schiffen nach den Verladungsplätzen. Er verdiente sich hierdurch einiges Geld, erlitt aber auch einen Unfall, der für seine künftige Laufbahn entscheidend wurde. Als er einst mit einer Tonne Salz an's Ufer kam, glitt er aus und fiel mit sammt der Tonne in's Wasser. Einige Matrosen sprangen dem Ertrinkenden nach und zogen ihn heraus; als er aber wieder zu sich kam, fand es sich, daß er eine Muskel-Erschütterung erlitten hatte, die ihn zu ferneren schweren Arbeiten untauglich machte.

Ostrowski kaufte sich jetzt einen Leierkasten, erlernte verschiedene Taschenspielerkünste und begann ein wanderndes Leben. In Keidany traf er mit einer Gesellschaft Italiäner zusammen, die mit Gypsfiguren auf dem Kopfe von Ort zu Ort zogen. Ihr Anblick erweckte plötzlich in ihm das Verlangen, derartige Figuren verfertigen zu können, und er opferte gern seine kleine Baarschaft, um sich die Kunst seiner neuen Bekannten anzueignen. Nachdem er es so weit gebracht hatte, Gypsformen zu bilden, miethete er einen Winkel in dem Hause eines Töpfers. Es war um die Zeit des Marktes im Flecken Onischtok, fünf Meilen von Keidany; der Töpfer belud einen Wagen mit seinem Geschirr, und Ostrowski begleitete ihn mit einem Korbe voll Gypsfiguren. Aber gleich beim Eintritt in den Flecken hatte er Unglück; der Polizei-Commissarius machte

Schwierigkeiten wegen seines angeblich abgelaufenen Passes und konfiscirte ihm neun von seinen besten Figuren. Außerdem war der Jahrmarkt wenig besucht, und Ostrowski mußte mit dem ganzen Rest seines Vorraths heimkehren. Das Mißlingen dieses ersten Versuches kränkte ihn tief; es schien ihm, daß seine Bilder Nichts taugen könnten, da sie keinen einzigen Käufer gefunden hatten. Er schlug sie daher alle in Stücke und griff von Neuem zu seinem Leierkasten.

Nach einem dreijährigen Nomadenleben erkrankte Ostrowski gefährlich in einem Städtchen des Gouvernements Kowno. Der Arzt erklärte seinen Zustand für hoffnungslos und nahm von ihm Abschied. Sein Wirth, ein Jude, schenkte ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit and ließ in der von ihm bewohnten Kammer den Ofen ausbessern. Als man den Thon hereinbrachte und auf die Erde warf, erwachte Ostrowski von dem Geräusch. Es war dies die Krisis seiner Krankheit; er steht auf, bittet um etwas Thon und beginnt eine Figur des Heilands zu modelliren. Die Arbeit und die Genesung gehen beide rasch von Statten. Die Statuette fällt so vortrefflich aus, daß mehrere Dutzend Kopien davon bestellt werden; mit dem Erlös bringt Ostrowski seine zerrütteten Finanzen wieder etwas in Ordnung und kehrt nach Wilna zurück.

Nachdem er sich in dieser Stadt niedergelassen, widmete er sich ganz der Bildhauerkunst, in der er seinen Lebensberuf erkannte. Im Jahr 1852 starb in Wilna der allgemein geachtete katholische Pfaerer Jakubowski. Da die Verwandten und Freunde kein einziges ähnliches Portrait des Verstorbenen fanden, so baten sie Ostrowski, eine Büste desselben zu verfertigen. Er ging sogleich an die Arbeit und lieferte ein so vollendetes Werk, daß es seinen Namen in ganz Wilna bekannt machte. Die Büsten der Dichter Syrokomla und Odyniec, des Astronomen Gussew und vieler Anderer vermehrten seinen Ruf und trugen ihm ehrenvolle Auszeichnungen von der Petersburger Akademie der Künste ein.

Diese Geschichte ist keine Fabel, sondern buchstäbliche Wahrheit. Man muß unwillkürlich die Macht des Talents bewundern, das unter so ungünstigen Verhältnissen die Möglichkeit fand, sich Bahn zu brechen, und nur bedauern, daß dem Künstler nicht die Bildung zu Theil wurde, die ihn in den Stand gesetzt hätte, seine seltenen Fähigkeiten vollständig zu entwickeln.

Deutschland und das Ausland.

Nationalität und Civilisation.

Sitten, Gewohnheiten und gemeinschaftliche Bedürfnisse sind wohl kennzeichnende Merkmale der mannigfaltig sich abtheilenden Nationen und Völkerschaften; aber sie bilden doch kein untrügliches Kriterium der Nationalität. Denn die Sitten und Gebräuche der Tiroler sind gewiß sehr verschieden von denen der Brandenburger, und diese weichen in ihrer Artung und Gewohnheit wieder von den Schwaben ab, und doch gehören alle drei einer und derselben deutschen Familie an. Es ist übrigens nebensächlich, welchen Gewohnheiten die einzelnen Zweige eines großen Stammes nachhängen; und ob sie auf Bergen oder in Thälern wohnen, ob ihren Bedarf die Frucht der Mutter Erde schafft, oder ob sie kauffahrend den Gewinn der Hände-Arbeit umsetzen; ob sie in ihrer Andacht die Heiligkeit einer Jungfrau und die römische Vermittlung anrufen, oder ob ihnen die göttliche Unmittelbarkeit in der Erlösung schon erschienen oder noch der zutreffenden Verheißung harrt: bindet sie nur die anschließende Idee der Zusammengehörigkeit, kittet sie nur das Harz des mächtigen Stammes, der seine Aeste zur Krone sich weiten läßt und ihnen Säfte giebt und ihre Kräfte nützt, dann mögen sie nach dieser oder jener Seite ausbiegen, dann mögen sie immerhin in ihren Anschauungen und in ihrer Lebensweise verschiedenen Neigungen zusprechen: sie sind und bleiben Eins durch die gleiche bewegende Kraft, durch dasselbe nationale Streben.

Welches ist dann das verläßliche Grundzeichen, das man als gemeinschaftlichen Begriffstheil der Nationalität erkennungssicher aufstellen kann? Es ist vor Allem der traditionelle Ausdruck, es ist die Sprache. Manche Racen haben zwar auch ihre eigenthümliche Gewandung, sie gefallen sich in einer besonderen Nationaltracht; aber ungleich mehr, als Tracht und kleidsamer Zuschnitt, die bei Deutschen, Franzosen, Italiänern und Engländern beispielsweise genau dieselben sind, — ist die Sprache das richtige Mittel zur Erkennung und zur Verständigung der Angehörigen einer Nation und zur Hebung der Nationalität selbst, und in dieser Auffassung legen daher die nationalen Partei- und Stimmführer das größte Gewicht auf die Pflege und Ausbildung ihrer Sprache. In der Sprache giebt sich die Nation wie sie denkt, und man kann füglich sagen, wie der Styl den Menschen, so charakterisirt die Sprache die Nation, und wie der Geist der Sprache das Gepräge giebt, so prägt die Sprache wieder die Nationalität ab.

Als eigentliche Muttersprachen haben wir, wenn man von der ungarischen und griechischen, als auf eine verhältnißmäßig kleine Kopfzahl beschränkt, absieht, nur drei europäische Hauptsprachen zu betrachten: die lateinische, die germanische und die slavische. Aber von jeder dieser Muttersprachen hat sich eine erkleckliche Anzahl Idiome abgezweigt und zu theilweise selbständigen Weltsprachen herausgebildet. Es entstammen der lateinischen: die italiänische, die spanisch-portugiesische und die französische Sprache (non dem Provençalischen und dem Rumänischen sehen wir hier ab); die germanische zählt zu ihren Töchtern: die hoch- und die niederdeutsche, die englische, die dänische und die schwedische Sprache (wir abstrahiren auch hier von dem Isländischen und Norwegischen); aus der slavischen haben sich abgeformt: die čechische, die polnische, die russische, die croatische, die serbische, die ruthenische (russinische) und die slovenische Sprache.

Jede dieser Sprachen strebt naturgemäß nach Ausbildung, nach Gebietserweiterung, nach Herrschaft; aber der Kultur erwächst durchaus kein Vortheil aus dieser Vielheit der Sprachen und Mundarten.

Wenn wir den mühseligen Weg betrachten, den unsere Jugend schon heute einschlagen muß, um sich die nöthige Bildung und jene Summe von Kenntnissen anzueignen, ohne deren Besitz man weder ein Brodstudium betreiben noch als wissenschaftlich gebildet gelten kann, so stürmen bereits zwei, drei oder fünf fremde Sprachen mit ihren verworrenen Regeln und kunterbunten Wortstellungen und Verbindungen auf ihre junge Denkkraft ein. Wir lassen die Kinder gewöhnlich zuerst die Humaniora durchmachen; in diesen Klassen lernen sie gleich das Lateinische und Griechische; aber Latein und Griechisch sind nicht das eigentliche Endziel, sie sind blos Mittel zum Zweck. Will der Knabe dem Stande seines Vaters nach Kaufmann werden und den praktischen Weg der unmittelbar nützlichen Bildung betreten, so besucht er Real-, Gewerbe- und technische Schulen; der rastlos rege Verkehr und die vielfach verschlungenen Handelsbeziehungen machen es ihm unerläßlich, daß er die wichtigsten europäischen Sprachen inne habe: er wird hier demnach Französisch, Italiänisch und Englisch als Sprachstudium aufhaben. Er muß also in dem einen beschränkten Falle als Fachgelehrter mindestens zwei, im andern als Industrieller oder Techniker drei, und im dritten der höhern allgemeinen Bildung fünf ausländische Sprachen außer seiner Muttersprache zur unabweislichen Kenntniß nehmen. All dieser Sprachreichthum, alle diese linguistischen Kenntnisse sind nicht der eigentliche Endzweck, sie sind blos Mittel zum Zweck, sie bilden gleichsam die umwallenden und zu durchbrechenden Mauern der Speicher, in denen kostbare Schätze von Kenntnissen und Wissenschaften niedergelegt sind.

Je mehr nun durch den täglich sich erweiternden Kreis der Wissenschaften diese Speicher sich ausbäuchen, und je zahlreicher und solider man die von uns als Mauern sinnbildlich bezeichneten Sprachen ausbaut, desto mühseliger und zeitraubender wird die Bewältigung dieser und desto schwieriger die ausgiebige Aneignung jener sein. Setzen wir als Erläuterungsfall die Geologie, die Jemand in Berlin zur Hauptaufgabe seiner wissenschaftlichen Forschung macht, und deren Studium er mit Fleiß und Vorliebe obliegt. Nun hört er, daß man in Madrid bezüglich dieser Wissenschaft ganz neue Gesichtspunkte gewonnen und sehr interessante Ansichten veröffentlicht hat. Aber dieses für ihn so wichtige und besitzenswerthe Buch ist spanisch geschrieben — und er versteht Spanisch nicht. Wie soll er sich nun helfen? Wie soll er seine tantalischen Qualen an der frisch eiselnden und doch unteinkbaren Quelle stillen? Hätte der Madrider sein Buch deutsch oder lateinisch geschrieben, so hätte es auch der Berliner verstanden, aber so muß er sich bescheiden, bis entweder ein mitleidiger Uebersetzer seinem Drange zu Hülfe kommt, oder er muß selbstlernend mit Aufopferung an Zeit und Kraft diese spanische Wand durchrennen. In beiden Fällen wird der nach Aufklärung ringende Forscher mehr oder weniger eine Einbuße erleiden, und es resultirt einleuchtend unsere voranstehende Behauptung: Der Kultur und der Wissenschaft erwächst kein Vortheil aus dieser Vielheit der Sprachen.

Schließt sich nun gar eine Nation in ihr eigenes Sprachgehege ein, und glaubt sie die nationale Bildung dadurch zu fördern, daß sie eine rundum und inmitten ihres Gebietes gangbare Weltsprache als unnöthige Kenntniß außerhalb des Lehrplanes setzt, wie dies die Pester Schul-Konferenz in ihren jüngsten Beschlüssen dahin ausführte, daß sie die deutsche Sprache als nicht obligatorischen Lehrgegenstand für die ungarischen Gymnasien erklärte — dann bricht sie auch der heimischen Bildung den Weg ab und erstickt den forschenden Trieb, noch ehe er zur Blüthe treibt.

Die Magyaren und die Čechen laufen Sturm um die Wette gegen jedes germanische oder fremdsprachliche Bildungsmittel, und denken Wunder von nationalen Gelehrten und Dichtern im Nu hervorzuzaubern, wenn sie den Ausschluß der deutschen Sprache aus ihren Schulen dekretiren; — aber noch nie hat der Fanatismus Künste und Wissenschaften gehoben, nirgends war die geistige Absperrung das Element für den kulturellen Aufschwung, vielmehr hat die Civilisation noch immer vor den nationalen, politischen und religiösen Leidenschaften ihr strahlendes Haupt verhüllt. — —

Allein die Prätensionen der magyarischen und čechischen Race können noch immerhin einen schwachen Entschuldigungsgrund darin finden, daß beide Sprachen wenigstens eine leidliche Literatur aufzuweisen haben, und den nationalen Jüngern doch einige Mittel zur nothdürftigen Ausbildung bieten. In welchem Lichte aber erscheinen die Ansprüche der slovenischen Wortführer und mit welchem mitleidigen Lächeln muß man ihre Anstrengungen für eigene nationale Schulen begleiten, wenn man erfährt, daß die ganze slovenische Literatur in 47, schreibe siebenundvierzig Nummern, welche überdieß zumeist nur aus Gebetbüchern, Evangelien und Katechismen zusammengetragen sind, ihren Bildungs-Apparat aufzählt! Und mit solchen Elementen will man rein slovenische Gymnasien ausstatten und bildungsfähig machen, will man die Jugend eines südslavischen Königreichs der deutschen Kultur entziehen!

Den südslavischen Dichtern Kosezki, Vodnik und Prešern kann man wohl das Lob nicht vorenthalten, daß sie in ihren Schriften die Anregung zu edlen Gefühlen gaben, und wenn sie für ihre poetischen Anwandlungen die slovenische Sprache zum ländlichen Ausdruck wählten, so steht gleichwohl die Verständlichkeit auf gleicher Höhe mit der Gewandtheit; sie verdienen die Anerkennung, die man den Pflanzern bei Bebauung eines brachgelegenen Bodens gern zollt. Die Lucubrationen des Dr. L. Toman aber, seine Geisteskinder, mit denen er die slovenische Literatur bevölkern will, können da nicht einmal Handlangerdienste versehen, und müssen im Vergleiche zu den Werken der Vorigen sich in die Makulatur flüchten.

Es spricht sich leicht im Wiener Reichsrathe von der Einführung der slovenischen Unterrichtssprache, es läßt sich da auch eine und die andere Interpellation mit obligatem Schmerzensschrei in Szene setzen; es agitirt sich ganz prächtig mit Kaplanen in Laibach und in andern Krainer Ortschaften für die Slovenisirung der deutschen und Errichtung von National-Schulen: wenn aber die Unausführbarkeit nationaler Utopien von der eigenen Partei bloßgelegt wird, wenn man beim blinden Rudern in's Fahrwasser nachbarlicher Nationalitäten immerfort kläglich Schiffbruch leidet, wenn man überdies mit seinen eigenen Leistungen auf dem volksthümlich vorgeredeten Sprachgebiete nicht einmal an die Schwelle der Mittelschulen und noch viel weniger in die hohen Lehrsäle gelangen kann, dann nützt das eitle Bramarbasiren nichts, dann lasse Dr. Lorenz Toman seine Schützlinge noch getrost die deutschen Schulen besuchen. Man schafft eine Literatur nicht durch Schnürröcke und bespornte Stulpenstiefel und man erhascht die Civilisation nicht, wenn man sich im Schwindel der Nationalitäten dreht. Hohe wissenschaftliche Bildung erzielt man durch gute Schulen, den Schulen müssen vorangehen vortreffliche Bücher, die Benutzung der Bücher bedingt eine ausgebildete Sprache, Sprache und Literatur aber sind Schöpfungen der großen Geister.

Wien. Hermann Leo Sack.

Die Juden in Ungarn und den deutsch-slavischen Ländern dem Nationalitäten-Kampfe gegenüber.

In dem Kampfe gegen deutsche Hegemonie und gegen deutsches Volksthum überhaupt, der jetzt in den meisten Kronländern Oesterreichs stattfindet, spielen die Juden eine nicht unerhebliche Rolle. Schon der Zahl nach, bilden sie ein bedeutendes Gewicht in der Waagschale der Nationalitäten. Unter den 33 Millionen Einwohnern des heutigen Kaiserstaates befinden sich nicht weniger als 900,000 Juden, von denen nur ein sehr kleiner Theil in dem ausschließlich deutschen Erzherzogthum Oesterreich wohnt, während sie sich massenhaft in Ungaen, Böhmen, Mähren, Galizien und der Bukowina finden. In diesen Ländern ist, da sie dort Jahrhunderte lang durch die Gesetzgebung von allem ländlichen Grundbesitz, wie von den meisten städtischen Gewerben, ausgeschlossen waren, der größte Theil des Handels, sowie der Geldgeschäfte, in ihren Händen, wodurch natürlich ihr Gewicht in der Waagschale der Volkswirthschaft noch größer ist, als es vermöge des Verhältnisses ihrer Kopfzahl allein wäre. Kömmt nun noch hinzu, daß die jüdische Bevölkerung in einem viel höheren Grade, als die große Masse der Slaven und selbst als die der Magyaren, den Einfluß westeuropäischer und besonders deutscher Gesittung und Bildung auf sich hat wirken lassen, so ist unbestritten, daß diejenige unter den um die Hegemonie kämpfenden Nationalitäten, welche die Juden, der Majorität nach, auf ihrer Seite hat, im Vortheil gegen die andern sich befindet.

In Ungarn und in Böhmen, wo die Juden eine auf kulturgeschichtlichen Einflüßen begründete Anhänglichkeit an das Deutschthum haben, ist es zum Theil deshalb, zum Theil aber auch weil unter dem niederen Volke die Begriffe von Humanität und Duldung noch gänzlich abgehen, in neuerer Zeit wieder zu vielfachen Reibungen gekommen, die in Prag sogar den Charakter einer gemeinen Judenhetze annahmen. Andererseits versuchen aber auch höher stehende und gebildete Magyaren, Čechen und Polen die Juden durch sogenannte Verbrüderungsfeste ꝛc. in ihr nationales Interesse zu ziehen. Diesen Verfuchungen und jenen Anfeindungen gegenüber nimmt die jüdische Bevölkerung, so weit sie nicht eben Charakter und Einsicht genug besitzt, ihr wahres Bestes selbst zu erkennen, eine höchst unsichere Stellung ein, weshalb das seit kurzem in Wien erscheinende Journal „die Neuzeit," von welchem der eine Redacteur, Herr Simon Szántó, ein geborener Ungar, und der andere, Herr Leopold Kompert, ein geborner Böhme ist, es unternimmt, die Unsicheren und Schwankenden zu belehren. In Nr. 8 der gedachten Zeitschrift befindet sich ein Artikel: „Die Juden und die Nationalitäten," dem wir Nachstehendes entlehnen:

„Mit Recht fordern wir von unseren Glaubensgenossen in Oesterreich, daß sie, indem sie sich einer nationalen Partei anschließen, vorerst mit ihrer inneren sittlichen Ueberzeugung zu Rathe gehen, und ihre äußere Action in keinen offenbaren Gegensatz zu derselben bringen mögen; wir fordern von denselben Ueberzeugungstreue und erwarten eben deshalb, daß sie aus bloßen Zweckmäßigkeits-Rücksichten mit ihrem moralischen Ich auf nationalem und politischem Gebiete ebensowenig, wie auf religiösem Boden, eine Concession machen werden. Die Juden in den deutsch-slavischen und ungarischen Kronländern waren bisher, dem Zuge ihrer Geschichte und ihres socialen Berufes folgend, entschieden Deutsche; sie haben, wiewohl Asiaten von Abstammung, doch das Deutschthum ebenso in sich aufgenommen, wie die Magyaren, welche gleichfalls asiatischen Ursprungs sind, die europäische Civilisation und das Christenthum auf sich wirken ließen. Was die österreichischen Juden bisher geworden sind, was sie bisher errungen und erkämpft haben, das danken sie unzweifelhaft dem sich an ihnen so glücklich vollziehenden Germanisirungs-Processe. Der Versuch, dieses zu läugnen, wäre ein nutzloser Versuch, sich selbst oder Andere zu täuschen. Nun stehen sie an einem Wendepunkte ihrer Geschichte und sollen zwischen dem Germanismus und dem Anschlusse an die ihm gegenüberstehenden Nationalitäten wählen. Sollen sie ihr bisheriges Bildungs- und Gesittungselement verlassen, um einer anderen, ihm feindlichen Fahne zu folgen, so müßte ihre Auffchauung von dem inneren Werthe desselben eine andere, eine ungünstigere geworden sein, oder sie bringen ihre Ueberzeugung äußeren Rücksichten zum Opfer.

Fragen wir uns nun: Ist das Deutschthum im Laufe der letzten Zeit wirklich in seinem Werthe und inneren Gehalte gesunken? Nimmermehr! Das wagen selbst seine Todfeinde nicht zu behaupten. Oder ist es wenigstens in einzelnen österreichischen Provinzen, z. B. in Böhmen, in Ungarn, in Galizien, in Siebenbürgen durch den Schwung und die geistige Blüthe des Slaven- und Magyarenthums relativ gesunken?

Man hat die deutschen Lehrer verdrängt, die deutschen Richter vertrieben, die deutschen Verwaltungsbeamten verjagt, die deutschen Gesetzbücher zerrissen, die deutsche Industrie verscheucht; man hat die Namen, welche Schiller, Göthe, Kant und Hegel gezeugt, als „Schwaben" verhöhnt, und läßt sie in den Liedern der Straßenjugend beschimpfen — das Alles ist wahr, leider nur zu wahr. Ist aber deshalb das Deutschthum in seinem inneren Werthe gesunken? oder sind die Männer, welche an die Stelle der verdrängten deutschen Lehrer, Richter und Verwaltungsbeamten getreten sind, etwa tüchtiger, humaner, eifriger, pflichtgetreuer als ihre Vorgänger? Man hatte Gelegenheit, Vergleiche anzustellen, wir wollen aber, eingedenk des Grundsatzes exempla sunt odiosa, eingedenk der schwierigen Lage, in welcher sich unsere Glaubensgenossen in den durch den Nationalitätenhader zerklüfteten Theilen des Reiches befinden, nur das negative Resultat feststellen, daß nämlich das Deutschthum in Beziehung auf seine Vertreter eben so wenig wie in Beziehung auf seine kulturgeschichtliche Bedeutung durch den Aufschwung des Slavismus und Magyarismus innerlich gelitten, wenn es auch in einigen Provinzen äußerlich an Ansehen und Einfluß verloren hat. Oder vermindert etwa der Umstand, daß die Deutschen die Minorität dieser oder jener Landesbevölkerung bilden, den Werth des Deutschthums daselbst? Das können

wir Juden, die wir selbst die Minorität aller Länderbevölkerungen bilden, nimmermehr zugeben; denn wir selbst schöpfen nicht aus unserer Seelenzahl, sondern aus dem inneren Werthe der Idee, die wir hochhalten und unter den Völkern vertreten, die freudige Zuversicht, die uns inmitten der Stürme aller Zeiten aufrecht erhielt, und die Selbstachtung inmitten all res Spottes und all der Demüthigungen, womit die Völker-Majoritäten seit zwei Jahrtausenden uns niederdrückten. Nicht auf dem Grunde der numerischen Ueberzahl seiner Bekenner, sondern auf dem Grunde der sittlichen Ueberzeugung und der Ueberzeugungstreue seiner Bekenner steht das Judenthum als Religion noch heute fest und unerschüttert da. — Und wir — die Juden — sollten das Majoritätsprincip auf dem Gebiete der geistigen und sittlichen Interessen als Werthmesser gelten lassen, wir sollten uns ihm in diesen Dingen gegen unsere bessere Einsicht unterwerfen? Dazu rathe wer es vermag — der Verfasser dieser Zeilen kann es nicht, eben weil er die sittlichen Principien des Judenthums und die Lehren seiner Geschichte höher hält, als die Bedeutung flüchtiger Zeitumstände.

Wir stehen unter dem Einflusse äußeren Zwanges, hören wir viele unserer intelligentesten Glaubensgenossen sagen, man bedroht uns mit Verfolgungen, denen wir nur durch den Anschluß an die Majorität der Bevölkerung für die Dauer uns entziehen können, und deshalb werfen wir uns dieser in die Arme, um ein- für allemal der gegen uns im Volke herrschenden und von Seite der nationalen Führer genährten Verstimmung ein Ende zu machen. — Nun, was die Verfolgungen betrifft, so darf man auf einen „Judenkrawall" kein allzu großes Gewicht legen, solche werden auch in jenen Städten organisirt, in denen gar kein nationaler Hoder existirt, und wir getrauen uns, gestützt auf geschichtliche Daten und auf eine genaue Beobachtung der Vorgänge des Jahres 1848/9, wie des Jahres 1860/1 den Beweis zu führen, daß der demonstrative Anschluß an die nationale Bewegung, die Betheiligung an der Nationalgarde, das Anlegen der Nationaltracht, und andere solche Bethätigungen des Triebes nach Verbrüderung mit den Massen in Böhmen, Ungarn und Galizien mindestens eben so viele Gegendemonstrationen peinlichster Art hervorgerufen hat, als aus dem Anlasse des Zurückziehens von der Fluth der aufgeregten Majoritäten jemals wider die Juden vorgekommen sind. Die betreffenden Vorgänge sind z. B. in Prag, Pest, Lemberg, Fürth und anderswo unseren Glaubensgenossen noch zu lebhaft im Gedächtnisse, als daß wir nöthig hätten, uns bei denselben längee aufzuhalten. — Wir mögen eben nicht in Details eingehen, welche uns die Röthe der höchsten Entrüstung in die Wangen treibt. Die Gründe des Judenhasses liegen nicht in nationalen Vorurtheilen, und wer die Krankheit verkennt, behandelt sie mit falschen Mitteln. — Wir behalten uns vor, das Thema des Judenhasses bei einem anderen Anlasse umständlicher zu behandeln; für den vorliegenden Zweck genügt es uns, zu konstatiren, daß wir uns mindestens eben so viele Mißhelligkeiten ersparen, wenn wie uns den sogenannten nationalen Parteien nicht aufdrängen, wie wir uns durch unser demonstratives Auftreten als Jungczechen, Urpolen oder Neumagyaren vom Halse zu schaffen vermeinen.

Wird in aufgeregten, in revolutionären Zeiten wirklicher Zwang gegen die Juden geübt, um sie zu einer nationalen Demonstration zu zwingen, nun dann hört eben die Zurechnung auf, und Freund und Feind weiß, was von der erzwungenen That zu halten ist. Man erspare sich aber die Demüthigung, in Gottes- und in Gasthäusern Verbrüderungsfeste mit obligatem Säbel- und resp. Bechergeklirre veranstaltet zu haben, um hinterher ein Probeessen von Schweinsknöcheln mit Sauerkraut als das Schiboleth der Emanicipationswürdigen bezeichnet zu sehen. Allein wir vermögen nirgend einen zureichenden Zwang zu finden, der uns Juden ernstlich bestimmen könnte, das Deutschthum aus Schule und Gottesdienst zu verdrängen und uns für Nationalitäten zu fanatisiren, die uns nicht um des Rechtes, nicht um der Bruderliebe, nicht um unserer Vorzüge und Befähigung halber, sondern lediglich darum zu den ihrigen zählen wollen, damit die Statistik aufhöre, uns zu den Deutschen zu zählen."

Mannigfaltiges.

— Nordschleswig und Skandinavien. Zwei schleswig-holsteinische Korrespondenten der „Zeit" sind in Widerspruch mit einander über die Frage, ob, bei einem künftigen Austrage des dänisch-deutschen Nationalconfliktes, Deutschland auf Nordschleswig, als einen nur von Dänen bewohnten Landestheil, zu Gunsten Dänemarks gänzlich zu verzichten und sich mit Einverleibung Südschleswigs in Holstein und den deutschen Bund zu begnügen habe. Die Redaction der „Zeit" ist nicht abgeneigt, der Ansicht desjenigen ihrer Mitarbeiter beizutreten, der auf die fünfhundertjährige Vereinigung der Herzogthümer sich stützend, jede Ueberlassung auch nur eines schleswigschen Dorfes an die Dänen für eine unverzeihliche Schwachheit, ja für ein politisches Verbrechen erklärt. Wie, und mit uns sehr viele schlichte Deutsche in Nord-, Mittel- und Süd-Deutschland, sind nicht dieser Ansicht. Gebt dem deutschen Kaiser, was des Kaisers, und dem dänischen Volke, was des Volkes ist. Was du nicht willst, das dir geschieht, das thu' auch einem Andern nicht! Wollen wir das große Deutschland nicht geschädigt sehen, so dürfen wir auch das kleine Dänemark nicht schädigen. Nur dann werden in einem künftigen Kriege Deutschlands mit Dänemark die beiden anderen skandinavischen Reiche nicht an der Seite unseres Feindes kämpfen, wenn wir gleich von vornherein erklären, daß wir auf den dänisch redenden und denkenden Theil von Schleswig unter allen Umständen verzichten. Was gehen uns Deutsche die verwitterten, historischen Ansprüche der schleswig-holsteinischen Ritterschaft auf diesen Landestheil an? Nordschleswig mag fortan immer Süd-Jütland heißen und einen Theil des künftigen, großen Panskandinaviens, mit Einschluß von Finnland bilden!

— Alfred Meißner über Friedrich Steinmann. Alfred Meißner, der im Feuilleton der Wiener „Presse" eine Nachlese zu seinen „Erinnerungen an Heinrich Heine" liefert, theilt bei dieser Gelegenheit Folgendes über das Verhältniß Friedrich Steinmann's zu dem Dichtee des „Buches der Lieder" mit: „Die neue Ausgabe der Heine'schen Werke lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf diesen Dichter, und ich sehe zu meiner größten Freude, wie die beiden erst erschienenen Bände der „Reisebilder" mit dem gleichen alten Behagen gelesen werden. Es war wirklich tiefschmerzlich, wie jene Bände Steinmann'scher Publicationen, dieses Museum mondkalbähnlicher Nachbildungen, das Andenken an den Dichter zu entstellen drohten. Ich stemmte mich nach Kräften, und wo ich nur konnte, gegen die Annahme, daß jene Dichtungen von Heine herrühren könnten, und meine Argumentation wor eine sehr einfache. Ich sagte: Heine hat von jeher seine Papiere, besonders seine Verse, in Ehren gehalten, und behielt Alles, was von ihm noch nicht gedruckt war, in Abschrift bei sich. Wie kommt es nun, daß sich in Heine's wahrem Nachlaß, der bis zur Stunde unedirt bei seiner Witwe in Paris liegt, kein einziges von jenen Gedichten findet, die in jenen beiden Steinmann'schen Bänden stehen, und umgekehrt: warum bringt uns Herr Steinmann, dem, wie er behauptet, Heine von Zeit zu Zeit, um ihm in seinem langweiligen Münster eine Freude zu machen, Gedichte einschickt, kein einziges von jenen Gedichten, die in seinem wahren Nachlaß vorhanden? So folgeete ich; freilich fehlte mir noch zu dieser Argumentation der juridische Beweis: die Witwe verhielt sich gegen die gonze Sache ganz apathisch und gab keine Sylbe einer Erklärung von sich. Erst als mir von einer befreundeten Hand die Pagina der alten „Zeitung für die elegante Welt," vom Jahre 1845, aufgeschlagen wurde, wo Heine selbst gegen Steinmann auftritt, und erklärt, daß er seit achtzehn Jahren (also seit 1827) mit diesem Heren in gar keiner Verbindung gestanden, der in seinem „Musen-Almanach" zwei Gedichte, „Heine in Paris" signirt, bringt, von welchen das eine eine abhandengekommene Jugendverfelei, das andere ihm völlig unbekannt ist — da, erst da hatte ich factische Belege. Herr Hanns von Bülow, der diesen altverschallenen Band bei einem Antiquar erstand, um darin eine Autobiogeaphie Richard Wagnee's aufzustöbern, hat wirklich durch den Fund dieses anticipirten Protestes — ich weiß keinen bessern Ausdruck — der literarischen Welt einen Dienst erwiesen. Herr Steinmann ist seitdem moralisch todt, und es dürfte ihm schwer werden, unter Allen, welche sich für die Angelegenheit interessiren, auch nur Einen Gläubigen zu finden."

— Friedrich Thiersch. Die in München erschienene „Gedächtnißrede auf Friedrich von Thiersch, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften ꝛc. von Georg Martin Thomas," ruft uns einen Mann in's Gedächtniß, der in den verschiedensten Beziehungen nicht nur der Wissenschaft als Gelehrter und als Schulmann seinem zweiten Vaterlande Baiern zunächst genützt und die ausgezeichnetsten Dienste geleistet hat, sondern der auch als Mensch und Christ, und zwar als ein echt evangelischer Christ, ebenso achtungswürdig war, wie als Patriot und als entschieden deutscher Mann. Die vorliegende Gedächtnißrede, auch wenn sie namentlich durch den Ort, wo sie gehalten worden ist, gleichsam ein enkomiastisches Gepräge erhalten hat, setzt doch mit Unbefangenheit und mit gerechter Anerkennung die großen Verdienste des Mannes aus-

einander, der auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt und geehrt war und dessen Name bleibt, „so lange der Menschheit das Andenken der Tugend heilig ist.“ Um so nöthiger ist es daher gerade in unserer Zeit und für unsere Zeit, die durch egoistische, kleinliche und erbärmliche Eingeschränktheit, Schwäche, Gemeinheit und Niedrigkeit der Gesinnung, durch Begriffsverwirrung und Unverstand, wie durch Untreue und Unredlichkeit in dem Parteitreiben des Tages zu ihrer Schande sich auszeichnet, daß sie in der Betrachtung des Lebens solcher Männer, wie Thiersch, über gemeines Trachten sich erhebe und es sich angelegen sein lasse, dafür zu sorgen, daß „nicht unter dem Drange der geschäftigen Gegenwart und bei der Nützlichkeitssucht der Wissenschaft der Kultus der Wahrheit ersterbe und das Leben ohne die Weihe der Kunst und den Reiz der Poesie farblos verrinne.“ Wir können von dem Todten, von seiner freimüthigen Entschlossenheit, von der Begeisterung seiner Vaterlandsliebe, von der Hoheit und Energie seines Wesens unendlich Vieles lernen, wenn wir nur wollen, namentlich aber sollen wir als Deutsche die Nothwendigkeit einsehen lernen, daß und wiefern wir Alle des schönen Vertrauens gerade nach den Tagen getäuschter Hoffnungen und schwerer Irrungen um so mehr bedürfen, „um das Vergangene in dem Grabe der betrübten Jahre zu verbergen und wieder Zuversicht zu uns selbst und zu unsern Söhnen zu fassen.“ d.

— *Au bord des lacs Helvétiques.* Unter diesem Titel sind neuerdings zwei Novellen der Gräfin Dora d'Istria: „Eléonora de Haltingen“ und „Ghislaine“ erschienen,* die jedoch Manche vielleicht schon früher in der Revue des deux Mondes mit Interesse gelesen haben. Der Schauplatz beider Novellen ist die Schweiz, theils am Genfer, theils am Luganer See, wo die Verfasserin in den Jahren 1856 bis 1860 sich aufgehalten hatte, und sie zeichnen sich in dieser Hinsicht durch glänzende Lokalschilderungen aus, die die Liebe der Verfasserin für die Erhabenheit und Schönheit der Schweiz und ihre Bewunderung der Alpennatur in einem noch höheren Grade erkennen lassen, als dies bereits bei ihrem Werke: „La suisse allemande,“ und in der deutschen Bearbeitung desselben: „Die deutsche Schweiz“ der Fall gewesen war. Aber auch außerdem fesseln beide Novellen ebenso durch ihren eigentlichen geschichtlichen Inhalt und durch die Charakteristik der darin auftretenden Hauptpersonen, wie durch die gefällige Darstellung und das glänzende Kolorit der Sprache. Die männliche Kraft der Gedanken, die Energie des Geistes, den hohen Flug der Phantasie und den tiefen, sittlichen Ernst ihres Wesens, der ihr eigen ist, kennt man schon aus anderen ihrer Schriften. Daß von der Frivolität eines Feydeau und anderer Koryphäen der modernen französischen Novellistik hier Nichts sich findet, versteht sich zur Ehre des Geschlechts und der Nationalität der Gräfin Dora d'Istria von selbst. d.

— Polnische Polemik. Ein in Paris lebender Pole jüdischer Religion, Herr Morris Jacowski, hat in einer bei Dentu erschienenen Broschüre die Ansichten des Grafen von Montalembert und Proudhon's in Bezug auf die Polen zu berichtigen versucht.** Der Graf hatte die gut römische, d. h. ultramontane Gesinnung Jung-Polens im Gegensatze zur Gottlosigkeit Jung-Italiens hervorgehoben, während der berühmte Sozialist die Wiederauferstehung Polens nicht für möglich hält, da sich dieses Land, noch bevor es durch die drei Mächte getheilt worden, durch seine eigene Geschichte gemordet und als ein selbständiger Theil im europäischen Staaten-Verbande für alle Zeiten unmöglich gemacht habe. Sowohl gegen diese, wie gegen die andere Behauptung sieht Herr Morris Jacowski, indem er sich einerseits darauf beruft, daß jetzt in Polen die Rabbiner gemeinschaftliche Sache mit den katholischen Geistlichen machten, während er andererseits in dem Nationalitäten-Drange unserer Zeit die glänzendste Rechtfertigung der Idee der Wiederherstellung des alten Polens findet. Außer diesen beiden Widerlegungen ist auch die vorliegende Schrift, wie Alles, was die polnische Emigration schreibt, jenem mystischen Phrasenthum gewidmet, das als eine direkte Erbschaft der Mickiewicz, der Adam Czartoryski und der Krasinski zu betrachten ist. Wir theilen zur Probe die nachstehende Phrase (S. 25) mit: „Durch die diesjährigen Ereignisse ist unumstößlich nachgewiesen, daß ganz Polen nur Eine Seele und Einen Willen hat, daß es erst am Tage der Befreiung seine Trauerkleider und seinen festen Entschluß aufgeben wird, und daß weder offiziöse Rathschläge, noch täuschende Hoffnungen, noch endlich wirkliche Zugeständnisse diesen Entschluß wankend machen werden. Sein unerschütterlicher Wahlspruch ist: Alles oder Nichts. Die polnische Frage wird erst dann erledigt sein, wenn es in Polen nur noch einen einzigen Russen oder einen einzigen Polen giebt. Möge die Welt dies bedenken!

— Deutsche Professoren der Universität Krakau. Das neue Studienjahr der Universität Krakau ist am 10. October durch eine Rede des dermaligen Rectors, Professor Dietl, eröffnet worden, der es als ein besonderes Glück rühmte, daß die Universität in diesem Jahre ihre bekanntesten deutschen Lehrer verloren und die Aussicht habe, sehr bald auch die übrigen Nichtpolen zu verlieren, die hier noch einige Lehrstühle innehaben. Glücklicherweise waren die zu der Feierlichkeit mit eingeladenen, deutschen Professoren, denen dieser kollegialische Gemüthsstoß galt, nicht erschienen; sie mochten wohl geahnt haben, was sie sich von ihrem Kollegen Dietl zu versehen hatten. Den Redner selbst scheint indessen auch eine Ahnung beschlichen zu haben, daß die vollständige Polonisirung der Universität keine guten Folgen für dieselbe haben möchte, denn er sagte, daß falls etwa der gehoffte Umschwung aus Mangel an Patriotismus nicht eintreten und die Universität in Folge ihrer Polonisirung sogar an Zuhörern verlieren sollte, er dann ebenso, wie jetzt für die polnische, als Anwalt für die Wiedereinführung der deutschen Sprache werde auftreten müssen.

— Der Freischütz, die deutsche Musik und die Čechomanen. Nnrodni Listy, das Organ der Čechomanen in Prag, hatte vor kurzem die Behauptung aufgestellt, das Karl Maria v. Weber, der geborene Eutiner, ein čechischer Componist sei. Nachdem ein deutsches Journal diesem Ausspruche einen bescheidenen Zweifel entgegengestellt hatte, trat Nnrodni Listy den Beweis seiner Behauptung an. Karl Maria Weber sei zuerst in der Welt herumgezogen, habe Malerei, Steindruckerei und musikalische Composition im Kleinen betrieben, und mußte erst nach Prag kommen, dort „čechische Klänge, čechische Compositionen in melodischer Ausführung, in Harmonisation und Instrumentation in sich einfangen“ (sic!), um nach seinen früheren vergeblichen Bemühungen in dem berühmten „Freischütz“ ein Werk anzufertigen, welches die ganze musikalische Welt in Bewegung setzte. Weil es in Dresden beendet wurde,* nannte man es ein deutsches Werk. Daß aber dasselbe in Böhmen und in čechischen Compositeuren seinen Ursprung habe, sei jedem klar, der sich nur ein wenig in čechischen, insbesondere in kirchlichen Compositionen umgesehen; namentlich seien die Motive der Oper nichts anderes, als die veredelten Klänge gewöhnlicher čechischer Nationallieder. Deshalb gefiel die Oper gar zu sehr. — Wenn ein Ausländer nach Böhmen komme und aus čechischen Producten Fabricate liefere, seien diese Fabricate etwa ausländische? Sind vielleicht Liebig's des Ausländers** Wollzeuge nicht böhmische Fabricate, oder ist Herrn Hasse's Papier nicht böhmisches Papier? In gleicher Weise seien K. M. v. Weber's Compositionen, welcher čechische Stoffe verarbeitete, čechisch“ und der Componist selbst, der in den Geist čechischer Compositionen so tief eindrang, auch ein čechischer Componist.*** Solcher Componisten giebt es aber noch mehr. Der größte čechische Componist (Nnrodni Listy spricht nicht im Scherze sondern im vollem Ernste) ist — W. A. Mozart! Seine „Zauberflöte“ und „Figaro's Hochzeit“ enthalten viele Lieder, welche „Großväterchen, als es sich als Knäblein auf čechischen Hutweiden herumgetrieben,“ munter abgesungen hat. Nicht die Čechen singen Mozart'sche Melodien, sondern Mozart stahl sie den Čechen. Ja noch mehr! Luther eignete sich die hussitischen Kirchenlieder an, aus diesen aber schöpften Händel und Bach ihre contrapunktischen Compositionen, und alle diese sammt den Epigonen Mozart's und Weber's (Weigl, Winter, Paër, Spohr ꝛc. ꝛc.) sind čechische Componisten, von Richard Wagner, dem Nachtreter Weber's, gar nicht zu reden. Meyerbeer vollends sei ein rein slavischer Componist, denn die „Hugenotten“ seien die Verballhornung eines hussitischen Kirchenliedes, der „Nordstern“ eine Sauce aus russischen, und „Dinorah“ aus čechischen Volksliedern, die der „jüdische Krämer“ (sic!) sehr gut zu verwerthen verstand. „Knrz, es wäre, wenn es überhaupt darauf ankäme, sehr leicht nachzuweisen, daß der ganze Plunder, den die Welt „deutsche Musik“ nennt, eigentlich čechische Musik sei.“ — Die Wiener „Presse“ fügt hinzu: „Wir können uns damit trösten, daß uns wenigstens Beethoven bleibt. Jedenfalls haben wir von dem Kunstreferenten des čechischen Blattes viel Neues gelernt. Wir haben z. B. nicht geahnt, daß die „Zauberflöte“ ein Plagiat čechischer Nationallieder sei, sondern glaubten nur, daß der Schalk Schikaneder den Text der Arie „dies Bildniß ist bezaubernd schön“ der bekannten böhmischen Ode entlehnte: „Ten koprätich je sakramentsky hezky!“

* Genf und Paris 1861, bei Zöst Eberhardt & Cie.

** MM. Proudhon et Montalembert, la Pologne et le Constitutionnel. Par Morris Jacowski. Paris, Dentu, 1861.

* Der „Freischütz“ ist nicht bloß in Dresden beendigt, sondern auch dort, wo Friedr. Kind, der Dichter des Textes lebte, begonnen. Letzterer hatte bekanntlich eine in Böhmen spielende Erzählung aus Aug. Apel's „Gespensterbuch“ benutzt.

** Johann Liebig ist ein berühmter deutscher Fabrikbesitzer zu Reichenberg in Böhmen. Wie man diesen Mann in Prag einen Ausländer nennen kann, scheint unbegreiflich.

*** Man könnte mit ganz gleichem Rechte behaupten, daß der Niederländer Beethoven und Felix Mendelssohn, die so treffliche Musik zu griechischen Stoffen geliefert, keine Deutschen sondern Griechen waren. D. R.

J. L.

Im Verlage von Brockhaus & Comp. in Leipzig.
Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Elsborn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt außer der Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes; in Berlin auch der Zeitungs-Expedition Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Redaction in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" auch direct correspondiren, wollen alle Zusendungen Briefe, Manuscripte, Bücher etc. entweder franco an die Redactionsadresse in Leipzig richten, oder an dessen Commissionär Herrn F. Fehr's Buchh., Mittel-Str. Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postvereine portofrei geliefert wird.

№ 47. Mittwoch, den 20. November 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland. Seite
Varnhagen's Tagebücher seit dem Jahre 1835 553
Mittel-Amerika.
Jegór von Sivers's Reise nach Mittel-Amerika 554
Nord-Amerika.
Erinnerung an Washington Irving 556
Spanien.
Ein bayerischer Offizier über General Prim in Marokko 558
Rußland.
Molinari's Briefe vom Jahre 1860. Zustände der höheren Gesellschaft — Der Liberalismus in St. Petersburg und Moskau. — Die russische Journalistik 559
Syrien.
Die Reorganisirung Syriens und des Libanons 562
Mannigfaltiges.
Friedrich Wilhelm IV. und die evangelische Kirche 564
Lüge und Wahrheit . . . . . „
Weber's Illustrirter Kalender . . . . . „
Karl Schmidt's Geschichte der Pädagogik . . . . . „
Kohde's historischer Schul-Atlas . . . . . „

Deutschland und das Ausland.

Varnhagen's Tagebücher seit dem Jahre 1835.*

Die eben ausgegebenen, beiden ersten Bände von Varnhagen's Tagebüchern werden zwar nicht in demselben Maße, wie der Varnhagen-Humboldt'sche Briefwechsel, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich ziehen, jedoch sicher und mit vollem Rechte einen dauerndern Eindruck machen, als jener. Wenn es dort lediglich die bekannten, durch die Herausgeberin, Fräulein Ludmilla Assing, die als solche auch jetzt wieder erscheint, planvoll zusammengestellten, nicht aber durch die beiden Freunde ursprünglich beabsichtigten Indiscretionen waren, was die böse Welt theils entzückte und theils ärgerte, so sind es hier die in einer Zeit des Ueberganges, des Schwankens und der Unbefriedigtheit von einem klaren, starken und erfahrenen Geiste gemachten Beobachtungen und Vorhersagungen, die uns nicht blos für den Augenblick fesseln, sondern auch noch Stoff zu ernstem Nachdenken und zur Befestigung unserer politischen Ansichten für die Zukunft geben.

Die vorliegenden „Tagebücher" beginnen mit dem 11. Aug. 1835, also etwa ein Jahr nach Rahel's Tod, und da der zweite Band mit dem 31. December 1844 schließt, so haben wir wohl mindestens noch zwei ebenso starke Bände zu erwarten. Der pensionirte, geheime Legationsrath Varnhagen von Ense, der im Jahre 1813, als Adjutant des Generals Tettenborn, an dem deutschen Befreiungskampfe theilgenommen hatte, im Jahre 1814 in den preußischen Staatsdienst, und zwar in das Büreau des Fürsten Hardenberg, eingetreten war und dann in der diplomatischen Carrière einen tieferen Einblick in die politischen Verhältnisse Deutschlands und Preußens gewonnen hatte, lebte vom Anfange der Zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts ab mit seiner Gattin, der berühmten Rahel, in stiller Zurückgezogenheit in Berlin, wo er jedoch ein ebenso aufmerksamer, als kritischer Beobachter aller öffentlichen Zustände in Politik, Wissenschaft und Literatur blieb. Von allen bedeutenden Männern der Zeit, die in Berlin lebten oder dorthin kamen, aufgesucht, hatte er Gelegenheit, Vieles zu erfahren, was oft selbst eingeweihten Beamten ein Geheimniß blieb. Die Betrachtungen, Besorgnisse und Ansichten, die sich an diese Kenntniß knüpfen, trug er, da an eine freie Presse in Deutschland, besonders unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III., nicht zu denken war, sorgfältig in seine Tagebücher ein, die uns jetzt, als ein unwiderlegliches Zeugniß seines umfassenden Geistes, obwohl nicht immer auch eines edlen Herzens, vorliegen.

Man hat oft behauptet, Varnhagen habe blos aus Erbitterung über Vernachlässigungen, die er persönlich erfahren, Opposition gemacht; es sei lediglich Verbissenheit und Ingrimm, was ihm seine politischen Lucubrationen in die Feder diktirt habe; die vorliegenden beiden Bände enthalten jedoch unzählige Beweise dafür, daß es ihm unter den gegebenen Verhältnissen gar nicht darum zu thun war, wieder thätig in den Staatsdienst einzugreifen. Schon die erste Seite seiner Tagebücher, mit dem Datum vom 11. August 1835, schließt mit den Worten: „Die Politik wird mir täglich fremder, und es wäre ein eigenes Geschick, wenn ein großer Umschwung mich noch wieder auf dieses Gebiet zwänge, nachdem ich es möglichst aufgegeben." Ebenso schreibt er am 6. Mai 1843: „Neue Eröffnungen, ich möchte doch wieder in Geschäfts-Thätigkeit eintreten, mir würden die schönsten Erfolge nicht fehlen ꝛc. Den schönsten Erfolg habe ich schon jetzt, nämlich mit Ehren zurückgezogen zu leben. Ueberdies, wenn ich es noch so sehr wollte und wünschte, ich könnte nicht, in diesem ungesunden Zustande nicht! Und was sollte mich reizen? Ist in unseren Staatsgeschäften irgend etwas Erfrischendes, in meinem Sinne Fortschreitendes, Aufstrebendes? Ihre Dummheiten soll ich aufstutzen helfen, ihren Phantastereien Verstand unterlegen, ihren Schwankungen den Schein fester Richtung zu geben versuchen! Nein, nein! Zu solchen Possen taug' ich nicht! Apage!"

Geschäftige Berliner Korrespondenten haben zwar bereits, wahrscheinlich ohne das Buch näher zu kennen, in die Welt hinaus geschrieben, dasselbe enthalte nichts weiter, als Skandal, und die Publication desselben im jetzigen Augenblicke sei vermuthlich darauf berechnet, in Preußen die nahe bevorstehenden Abgeordneten-Wahlen in regierungsfeindlichem Sinne ausfallen zu machen. Es liegt jedoch in dieser Behauptung die größte Gewissenlosigkeit und Versündigung gegen die Wahrheit. Einzelne Persönlichkeiten mögen vielleicht in dem Buche mit Unrecht angegriffen sein, aber gewiß nicht aus Lust am Skandal, oder aus Freude am Werke der Zerstörung; immer ist vielmehr die bona fides und die patriotische Gesinnung des Verfassers zu erkennen. Ueberall sind Anzeichen vorhanden, daß, wenn Varnhagen das erste Regierungsjahr Wilhelm's I., das jetzige Ministerium Hohenzollern-Auerswald und die heutige deutsche Nationalbewegung zu beurtheilen hätte, er sicherlich diejenige Zukunft, von der er am 5. April 1842 sagt: ...„die Zukunft gehört nicht ihnen, sie gehört uns, den Nichtbegünstigten; sie gehört uns, auch wenn wir sie nicht erleben," als bereits zur Gegenwart sich gestaltend bezeichnen würde.

Eine Andeutung dafür wird man unter Anderen auch in folgendem Notat vom 6. April 1843 finden: „Im Staatsrath war neulich ein merkwürdiger Auftritt. Der Minister Eichhorn verlangte die Gutheißung des Ehegesetz-Entwurfes, wie er vorliege, denn es zeige sich mehr und mehr, daß die öffentliche Stimmung nicht so dagegen sei, wie man vorgebe; er bekomme namentlich von der Geistlichkeit viele Zusicherungen, daß sie damit einverstanden sei; besonders in Pommern erkläre sich die Meinung stark dafür, er habe darüber die zuverlässigsten

* Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Erster und zweiter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861.

Nachrichten in Händen. Hierauf erhob ſich der Prinz von Preußen und ſagte: allerdings erkläee ſich in Pommern eine ſtarke Meinung für den Entwurf, das ſei ihm bekannt, allein er wiſſe auch, daß dieſe Aeußerungen pronozirt worden. Bei dieſem Worte erſchrak der Miniſter und ſtammelte einige verlegene Worte: das ſei eine harte Beſchuldigung. „Ja, provoziet!“ wiederholte der Prinz und nannte Herrn von Gerlach, als das Werkzeug dieſer Provocationen: Herr von Gerlach geſtand, daß er mehrere Briefe in der Abſicht geſchrieben, aber in guter Abſicht. Die Verſammlung war in große Aufregung verſetzt und die Oppoſition ſtärker als je. Wäre es nur nicht der Prinz von Preußen — wie würden die Miniſter und die Frommen ihn verläſtern, untergraben! Aber gegen ihn ſind ſie ohnmächtig und feige. Das Ehegeſetz erleidet in ſeinen meiſten Theilen im Staatsrathe nur Niederlagen. Auch die Provinzialſtände ſprechen ſich in den ihnen voegelegten Themen, die ſich auf den Entwurf beziehen, faſt einſtimmig verneinend aus, und begehren ſchon ausdrücklich, der König möge den Entwurf ſelber ihnen zur Berathung vorlegen.“

Am 8. Mai 1844 berichtet Varnhagen: „Als ein Vorſchlag zur Beſetzung einer Präſidentenſtelle geſchehen war, machte der Miniſter Graf zu Stollberg im Staatsminiſterium die ſorgſame Frage, ob der Vorgeſchlagene auch kirchlich genug ſei? Der Prinz von Preußen erhob ſich dawider und meinte, dieſe Kategorie ſtehe mit dem Staatsdienſt in keiner unmittelbaren Verbindung. Das Wort iſt bedeutend!“

Aber auch der Blick iſt bedeutend, mit welchem Varnhagen vor achtzehn Jahren an dem Peinzen von Preußen diejenigen edeln Charakterzüge hervorhebt, an denen die Welt jetzt den König Wilhelm I. erkennt. Welches die Anſichten der Verſtorbenen über Perußens Beruf und über deſſen Stellung in der Geſchichte waren, geht unter Anderm aus folgenden Worten hervor, mit denen in den Tagebüchern das Jahr 1840 eingeleitet wird: „Der Name Preußen, und der Sinn und Gehalt, welche dieſer Klang fort und fort in mannigfachſtem Reichthum für die Vorſtellung aufweckt, erfüllen wahrlich mein Herz mit freudigee Gluth. Ich empfinde die Macht eines Vaterlandes, einer tiefen Angehörigkeit, voll Ernſt und Liebe. Nach allen Seiten finden dieſer Ernſt und dieſe Liebe lebendige Geſtalt, an der ſie ſich wärmen und nähren. Die Fürſten und ihr Haus, die Staatsmänner und Helden, das Volk mit ſeinem beſtimmten, oft nicht begünſtigten Charakter, oft trägen Gang und dürftigen Geſchick, — ich fühle ſie alle als die meinen; wie ſie ſind, wie gehören ſie, und ich ihnen, nothwendig und gern, wenn auch bisweilen unwillig, wie dies bei Blutsverwandten auch begegnet. Und wie glücklich, wie ſtolz und gerührt iſt dos Herz, wenn es in dieſem Nächſten und Eigenſten zugleich Gutes und Herrliches lieben und ehren kann! Mit welchem Entzücken weilt die Betrachtung auf den großen Fürſten, Friedrich Wilhelm dem Kurfürſten, Friedrich dem Könige! auf den Heldenſchoaren des Siebenjährigen Krieges, des Befreiungskrieges! auf allem Löblichen, was in Geſetzgebung, Unterricht, Geiſtesbildung, Wiſſenſchaften und Künſten und ſonſtigem Gemeinnutzen hier verſucht und geleiſtet worden, auf allem Tüchtigen und Schönen, was in dieſem Volk und Staate gediehen iſt! Durch den Antheil an allem dieſen Gewordenen und Werdenden, durch die tauſend Beziehungen, die ſich je mehr und mehr nervielfachen und verflechten, je mehr das Leben ſelbſt ſich größer und deutlicher vor dem Blick ausbreitet, wird auch das Kleinſte werth und wichtig, und geſchichtliche Forſchung wie That ergreift mit gleichem Eifer den Stoff eines flüchtigen Moments wie eines dauernden Jahrhunderts.“

Eine, die innerſte Meinung Varnhagen's über die Conflicte der Zeit aufdeckende Bemerkung iſt folgende vom 9. November 1843: „Die Kraft, die in den Befreiungskriegen vereint gewirkt hatte, ſpaltete ſich nach dem Frieden. Die eitteeliche, adelige Beiſerung ſonderte ſich vom Volke wieder ab, wandte ſich dem Hof und der Vornehmheit zu, meinte, nun ſei genug gethan, man müſſe nur das Alte wieder aufnehmen und ſeine Vortheile genießen. Die bürgerliche Beiſerung wurde, wo ſie nicht in Philiſterthum erloſch, zur Demagogie, rang eine Zeitlang offen und wurde dann, in die Geheimbündlerei zurückgedrängt, verfolgt und beſtraft. Sie wollte norwärts und hat unter tauſend Schwierigkeiten doch immer einige Strecken zurückgelegt; ſie iſt noch immer mächtig und wird endlich ſiegen. Aber es iſt ſchade, daß ſie auf einſeitige Art wird ſiegen müſſen. Das wäre die herrlichſte Aufgabe für den König, im Frieden dieſelbe Einigkeit und Zuſammenwirkung herzuſtellen, die während des Krieges beſtand.“

Wo iſt hier das „bellum omnium contra omnes,“ das hervorrufen zu wollen, Varnhagen von gewiſſer Seite beſchuldigt wird? Zugegeben ſelbſt, daß in ſeinen Tagebüchern manche Angriffe, manche gereizte Ausdrücke ſich finden, die eines philoſophiſchen Schriftſtellers, eines über den Tages-Ereigniſſen ſtehenden, objektiven Beobachters unwürdig ſind, ſo können dieſe doch dem Geiſte, der, in edelem Unwillen über Heuchelei und Knechtsſinn, die minder und die mehr Schuldigen ſeiner Zeitgenoſſen mit gleicher Rückſichtsloſigkeit verurtheilt, nicht den Vorwurf gemeiner, aus Neid hervorgegangenen Revolutionsluſt zuziehen. Ueberdies waren die Tagebücher mit Einſchluß des Haupt-Anſtößigen darin, das die Herausgebeein bereits mit den Humboldt'ſchen Briefen veröffentlicht hatte, von dem Verfaſſer nicht für die Oeffentlichkeit unſerer Zeit beſtimmt. Wir bleiben der Anſicht, und mit uns wird ſie von Vielen getheilt, die den Verſtorbenen perſönlich kannten, daß ſowohl Tagebücher als Briefe, ſeinem bei mehreren Gelegenheiten ausgeſprochenen Willen gemäß, erſt zwanzig Jahre nach ſeinem Tode hätten veröffentlicht werden ſollen. Es iſt allerdings ſeine Schuld, wenn er nicht beſſere Vorſorge getroffen, daß dieſer ſein Wille wirklich zur Ausführung komme; aber ein anderer Vorwurf, als dieſer, wird von einer redlichen Kritik ihm kaum zu machen ſein. Auch wird man bei einiger Ruhe ſelbſt dieſen Vorwurf durch die Erwägung mildern müſſen, daß gerade durch die Veröffentlichung zu einer Zeit, dee die Zeugen der geſchilderten Epoche noch nicht Alle durch den Tod entrückt ſind, Gelegenheit gegeben iſt, Irrthümer zu berichtigen und Perſönlichkeiten auseinander zu halten, welche Varnhagen mit gleicher eifervoller Strenge verurtheilt. Dies wird z. B. mit Schelling, Bunſen und Savigny geſchehen, die unmöglich mit Männern, wie v. Tſchoppe, der Miniſter Eichhorn, Marcus von Niebuhr ꝛc. in Einen Topf geworfen werden können. Es iſt in dem Buche Manches, das einer Sichtung und Klärung bedarf, aber es iſt darin auch ein reiches *Material* zue richtigen Beurtheilung einer, Gott ſei Dank! hinter uns liegenden Zeit geliefert.

J. L.

Mittel-Amerika.

Jegór von Sivers Reiſe nach Mittel-Amerika.

Wir haben vor einiger Zeit Bericht erſtattet über das Buch von Jegóe von Sivers, welches von der Inſel Cuba handelte; jetzt iſt uns auch deſſen natürliche Fortſetzung, die Berichte des Reiſenden über Madeira, die Antillen und Mittel-Amerika enthaltend, zur Beſprechung zugegangen.* Auch dieſes Werk iſt ſehr gründlich gehalten und am Schluſſe mit einer Fülle gelehrter Anmerkungen, ferner einem Nachweis der benutzten Schriften und der einſchlagenden älteren Literatur, wie auch mit einem Namensregiſter verſehen, welches das Nachſchlagen erleichtert. Wie wir aus anderen Blättern erſehen, iſt dieſe Gründlichkeit dem *Verfaſſer zum* Vorwurf gemocht worden; man hat ſogar von einer gewiſſen Unförmlichkeit geſprochen, die das Buch dadurch erhalten haben ſoll — dagegen möchten wir den Autor, und zwar ohne irgend welche perſönliche Rückſichten nehmen zu dürfen, in Schutz nehmen. Leider ſcheint es in heutiger Zeit zum guten Tone zu gehören, um jeden Preis zu mäkeln und Ausſtellungen zu machen, nur um den Götzen, den man „Kritik“ nennt, einige Weihrauchkörner zu ſtreuen; ein Scheiftſteller mag es machen, wie er will, ee wird nie auf offene, gemüthliche Billigkeit von Seite der „Kritik“ rechnen dürfen; macht er es ſüß, ſo will es die Keitik ſauer; macht er es ſauer, ſo will ſie es ſüß; macht er es ſauer-ſüß, ſo will ſie es bitter; denn Eines ſteht feſt, gemäkelt muß werden, weil der Kritiker doch zeigen muß, daß er bei ſeinem äſthetiſchen Profeſſor etwas gelernt hat.

Das Buch iſt in einem klaren, anſpruchsloſen Stile geſchrieben und giebt eine Menge von Beobachtungen und Nachrichten über jene Länder, welche die Wiſſenſchaft wohl verwerthen kann; es unterſtützt dieſelben durch den beigegebenen poſitiven wiſſenſchaftlichen Apparat — iſt alſo ein Buch für die Wiſſenſchaft und entſpricht allen billigen Anforderungen. — Nur von dieſem Standpunkte aus müßten dergleichen Werke beurtheilt werden.

Wir bitten für dieſen Seitenblick auf die Kritik um Entſchuldigung; wir hatten ihn längſt auf der Seele und würden ihn auch bei einer anderen Gelegenheit gemacht haben. Denn es iſt einmal Zeit, daß von Seite der Kritiker ſelbſt, zu denen auch wir uns zu rechnen einiges Recht zu haben glauben, ein Proteſt gegen dieſe ſtereotype Nergelei und Klugſchnſterei erfolge, die den Scheiftſtellern allen Muth benehmen und das ganze geiſtige Leben herabſtimmen muß.

Gerade in der Beilage ſind ſehr wichtige und intereſſante Dinge

* Ueber Madeira und die Antillen nach Mittel-Amerika. Reiſe-Denkwürdigkeiten und Forſchungen von Jegór von Sivers. Leipzig, Carl Friedrich Fleiſcher, 1861.

enthalten, welche ein wissenschaftlich gebildeter Leser schwerlich wird vermissen wollen. Denn während der Verfasser in dem erzählenden Theile, der für ein größeres Publikum verständlich und bereits stückweise in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden ist, sich alles dessen enthält, was die Darstellung schwerfällig machen könnte, hat er in dem Anhange wesentlich das niedergelegt, was eigentlich wissenschaftliches Material ist.

So finden wir z. B. Seite 280 einen Exkurs über die Vulkane Amerika's, deren allein in den Gebieten von Guatemala, San Salvador, Nicaragua und Costa Rica gegen sechzig aufgezählt werden, ohne daß dieses Verzeichniß auf Vollständigkeit Anspruch macht. Die Kette der Feuerberge Amerika's zerfällt danach in sechs Hauptglieder. Das nördlichste streicht über die Aleuten bis in's Oregongebiet, das zweite oder mexikanische beginnt mit dem Jorullo unfern der Südsee und schließt mit dem Tachtla am mexikanischen Meerbusen, das dritte oder mittel-amerikanische schließt sich ihr mehr an, beginnt mit dem Socanusco und endet mit dem Chiriqui, das vierte — von Quito — erstreckt sich vom Tolima bis zum Sangay, das fünfte, von Süd-Peru, herrscht vom Chacani bis zum Atacama, das sechste, chilesische oder Südglied vom Aconcagua, bis auf Feuerland. Während die chilesische Reihe etwa 50, die von Süd-Peru 15, die von Quito 25 Haupt-Feuerberge zählt, da die Wissenschaft zwischen erloschenen und lebenden keinen wesentlichen Unterschied gelten lassen kann, so hat die nord-amerikanische Kette 35, die mittel-amerikanische (von Mexiko und Guatemala) 70 Feuerschlünde aufzuweisen.

Interessant für den Sprachforscher wird ein Verzeichniß von Zahlwörtern aus zwölf indianischen Sprachen sein. Höchst merkwürdig ist es z. B., daß die meisten derselben ganz grundverschiedene Wörter aufzeigen und nicht die geringste Verwandtschaft mit einander verrathen. So z. B. heißt Eins in der Sprache der Komanches sömnach, auf Kiowa bauk, auf Tequesasteka (bei Tehuantepek) noli, auf Guabe (ebendaselbst) anooth, auf Mosquito kumi etc. Nur die mexikanischen Sprachen Maya, Taltekisch und Quixe einerseits und Lacandanisch und Tlaskaltekisch andererseits sind unverkennbar stamm- und sprachverwandt. Aus diesen Mittheilungen ersieht man auch, wie herzlich schwer einigen Indianerstämmen das einfachste Zählen und Rechnen werden mag, da sie schon innerhalb der ersten Zehn zu Additionen greifen.

Namentlich scheinen die Mosquitos und verschiedene Stämme in Costa Rica und Guyana solche starke Rechner zu sein. 4 heißt z. B. auf mosquitisch wöall-wöall zweimal zwei, 7 matlalkabi-pwrra-kumi (6+1), 8 heißt matlalkabi-parra-wöall (6+2), 10 mata wöall-sip (2×5). — Die Zahl 17 heißt ganz kurz blos: mata-wöall-sip-parra-matlalkabi-purra-kami zweimal fünf und sechs und eins. Auf Macusi, in Britisch Guyana, heißt dieselbe Zahl askoné-pu-ratoi-pona-timotei; zwanzig wird ausgedrückt durch aasakrepanna-puratoi-pona-timoteipu-tam enanra, und damit scheint für die Arithmetik jener Völker ziemlich das Unzählbare anzufangen. Integral- und Differenzial-Rechnung wird man in diesen Sprachen schwerlich betreiben können.

Verschiedene Zweige der Naturwissenschaft namentlich werden eine erwünschte Ausbeute finden. So ist hier unter Anderem ein Nachtrag des Verzeichnisses abgedruckt, das eine sehr schätzenswerthe Klassifizierung der aus jenen Theilen Amerika's mitgebrachten Mollusken, Crustaceen, Arachnoiden, Myriapoden, Insekten und Reptilien enthält, welche Dr. Ed. Grube, früher Professor in Dorpat, jetzt in Breslau, gemacht hat.

Die Schilderungen, Beobachtungen und Aufschlüsse über verschiedene Verhältnisse dieser Reise, die über Madeira, Jamaika nach Honduras und Guatemala ging, sind nicht alle gleich interessant; aber das ist auch gar nicht zu verlangen; zudem ist die Perspektive, je nach dem Leser, sehr verschieden. Amerika ist überhaupt kein Land, das einem pikanten Geschmacke entgegenkommt; Naturschilderungen werden stets in einem Bache verblassen, weil der Leser von dem ihm Geschilderten gar keine konkrete Vorstellung bekommen kann und immer ein wenig dem Blinden gleicht, dem man von den Herrlichkeiten der sichtbaren Welt spricht. Was die Schilderungen aus dem Leben betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß Amerika, das angelsächsische des Nordens, wie das spanisch-portugiesische des Südens, im Vergleich mit Europa, sehr arm an Abwechselung ist und an Eintönigkeit leidet. Deshalb herrscht auch in den Reise-Beschreibungen hierüber eine große Uebereinstimmung; Kreolen, Indianer und Neger zusammengemischt in einer bunten Masse, die durch ein bastardirtes Romanenthum zusammengehalten wird, und ohne eigentliche Entwickelung in dem gewohnten Schlendrian hinlebt, das ist das traurige Bild, das überall wiederkehrt.

Die Schilderungen aus Guatemala, die einen ziemlich großen Raum einnehmen, haben uns das wieder zu Gemüthe geführt. Ein hervortretender Zug ist stets das Mißverhältniß zwischen den Kreolen und den zugewanderten Spaniern, und die dadurch erzeugte gegenseitige Feindschaft, welche jene Kolonien vom Mutterlande abwendig gemacht hat; andererseits tritt aber ebenso stark das Unvermögen derselben hervor, ohne europäischen Einfluß zu bestehen und eine eigene Civilisation zu entwickeln. Diese Kreolenstaaten bieten in Allem, was Staat, Kirche, Wissenschaft, bürgerliches Leben und Sitte betrifft, ein höchst klägliches Bild dar; die Ursache davon scheint aber doch wirklich in dem sittlichen Charakter, in dem Mangel an allen moralischen Grundsätzen, in einer schrankenlosen Liebe zur Ungebundenheit und zur Trägheit zu liegen. Wir theilen hier eine längere Stelle mit, welche für die Beurtheilung mittel- und süd-amerikanischer Zustände ein gutes Maß an die Hand giebt.

„Die Blüthe des Handels, der Kultur und der geistlichen Herrschaft, welche im spanischen Amerika Hand in Hand gegangen waren, wellte seit der Unabhängigkeits-Erklärung vom spanischen Mutterlande hin; die Geschichte erzählt den Hergang. Wo ist jetzt das rege Leben aus Gage's Zeiten hin?! Ueppigkeit und Schwelgerei blieben, Gelehrsamkeit und Bildung nahmen ab. — Die Geistlichkeit trauert, daß der Guatemaltese lange nicht so freigiebig und unterwürfig, gegenüber der Kirche, erscheine, als der bigotte Mexikaner, aber nicht hier liegt die vermeintliche Ursache des Verfalls; denn Leichtfertigkeit und Sybaritenthum waren schon zu Ende des 16. Jahrhunderts eingebürgert. Es giebt in Honduras, wie in Guatemala ganze Ortschaften, in denen auch nicht eine einzige kirchliche oder bürgerlich geheiligte Ehe aufzuweisen wäre. Die Indianer richten sich nach den Mischlingen, und diese thun's wie die Weißen. Beischlaf und Buhldienen-Wirthschaft sind an der Tages-Ordnung. Wozu aber gesetzlicher Zwang? wenden einige Schwärmer ein; können Eheleute ohne schriftliche Verpflichtung gegen einander nicht glücklich sein? Ist es denn von Nöthen und Nutzen, die Fortsetzung eines Verhältnisses zu fordern, das seinem Wesen nach schon sich löste? Nur keine Lehrsätze! Guatemala liefert Beweise, die nicht entkräftet werden. Geht und überzeugt euch! Nicht allein, daß Unverehelichte in Ausschweifung leben, auch zwischen Eheleuten (tout comme chez nous) ist kein reines Haus, und die Frau erröthet nicht, die Maitresse ihres Gatten, dessen Geschmack sie zergliedert, zum Gegenstande des Gespräches zu wählen. Wo kann hier von den Kindern Achtung und Liebe zu den Eltern gefordert werden, wo von den Eltern Sorge für die Kinder? Wo kann hier irgend noch von Familie die Rede sein? — So stand es schon um 1600 zu Guatemala! Die Chronisten erzählen der Beispiele genug, und dem heutigen Reisenden begegnen sie auf Schritt und Tritt. Nur der unbekleidete, völlig wilde Indianer, mit Pfeil und Bogen, der Indianer im Urzustande, macht eine Ausnahme und straft, wie seine Vorfahren einst im ganzen Lande, mit dem Tode die Befleckung seiner, von keinem Priester gebundenen Ehe. Mißachtung der öffentlichen Andacht ist ein Zeichen äußerster Verderbtheit. Die Damen zu Chiapa waren, ihres „blöden" Magens wegen, gewöhnt, während der Messe heiße Chokolade von ihren Dienerinnen in der Kirche sich reichen zu lassen, und als der Bischof, nach vergeblicher Abmahnung von dieser störenden Sitte, mit Excommunication die Zuwiderhandelnden belegte, zogen in der Kirche die Caballeros ihre Degen, um den Sturm der Mönche gegen die hereingetragenen Chokoladengefäße abzuschlagen. Der Bischof starb bald darauf an einem Glase dieses Getränkes, das ihm eine der beleidigten Chiapanerinnen durch einen von des Bischofs Pagen, mit dem sie in vertrautem Umgange lebte, hatte zukommen lassen. Dieselbe Dame, welcher Gage (ein englischer Mönch) Unterricht im Latein ertheilte, deren Sohn von ihm erzogen wurde, hatte den Engländer häufig mit dankenden Geschenken erfreut. Eines Tages empfing er, in duftige Blüthen gehüllt, einen Palmitenapfel, auf dem ein nun Pfeilen durchbohrtes Herz mit dem Messer eingeschnitten war. Der fromme Mönch widerstand der Versuchung dieser Circe, deren „lustigen und angenehmen humeur" er nicht genug rühmen konnte. Das Bekanntwerden seiner abweisenden Antwort zog ihm die Ungnade der Dame zu, welche ihren Sohn aus seiner Schale nahm und ihm ein „Stückchen von Chiapa" drehen ließ.

„Daß die sittlichen Verhältnisse zunächst aber einzig nicht die Schuld des Verfalles trugen, ließe sich auch daraus abnehmen, daß, wie dazumal und gegenwärtig in Mittel-Amerika, so auch heute in Europa — vom heißblütigen Spanien und Italien gar nicht zu reden — in unseren Residenzen und größeren Städten sowohl, als unter den Bewohnern des flachen Landes und der kleineren Ortschaften in Deutschland und Frankreich die Sittlichkeit nur wenige Verehrer und Anhänger zählt.* Dennoch

* Ueber dieses Urtheil, insofern es die kleineren Orte und das flache Land in Deutschland betrifft, wundern wir uns einigermaßen. Gewiß ist Vieles auch in ihnen nicht, wie es sein sollte, aber wir glauben nicht, daß die Sittlichkeit dann

gedeiht die Bevölkerung von Rußland, Deutschland, England und Frankreich in sinnlichen und rein geistigen (nicht sittlichen) Beziehungen aufs Beste.

„Den Hauptunterschied zwischen einem Mittel-Europäer und einem Mittel-Amerikaner finde ich in der Bildung, ich meine weniger die gesellige, welche mit örtlicher Färbung auch jenseits des Oceans gefunden wird, sondern die gemüthliche, allgemein geistige oder menschliche, die wissenschaftliche, welche in Deutschland, und die politische, welche in England allgemeinste Verbreitung fanden. Mit französischer Kleidermode wurde auch die äußere „Façon" des Umganges bei der „Gesellschaft" in der neuen Welt aufgenommen — und dabei blieb es. Nur wenige Länder, wie die Habanna, welche das spanische Mutterland in jeder Hinsicht bei weitem überflügelt, haben eine Blüthe der Entwickelung aufzuweisen. — Wir überlassen es bei unsern europäischen Zuständen mehr oder weniger jedem Einzelnen in sittlichen Beziehungen, sein Gewissen, wenn er eines fühlt, zu befragen, wenden uns im Uebrigen unbehindert dem Genusse der Vortheile zu, welche die heutige Bildung eroberte und sind bemüht, nach Kräften an ihrer Erweiterung mitzuarbeiten.

„In Guatemala, wie überwiegend in den meisten Staaten Mittel-Amerika's, mit Ausnahme von Costa Rica — das rühmliche Bestrebungen kund giebt, bei denen die abgesonderte Lage es begünstigt — geschah bis heute wenig oder nichts für die Bildung der Jugend, von der die Zukunft des Landes abhängt.

„Männer und Frauen haben sich gegenseitig nichts vorzuwerfen. Nicht das tropische Klima allein, auch die geistige Leere macht den Menschen frühzeitig altern. Vierzigjährige Jugendgreise und dreißigjährige Alteweiber, welche das Leben bis auf die Hefe durchgekostet, haben nichts mehr zu erleben und stehen nothwendig an der äußersten Grenze des Möglichen. Dürfen wir uns wundern, daß junge Eheleute bald einander überdrüssig werden? Nach Erschöpfung der Sinnlichkeit vermag der in seiner leeren Rohheit mittheilungsunfähige Geist keinen Ersatz zu bieten, und nothwendig mußte der abgelebte Zustand entstehen, der nicht nur Central-Amerika versumpft, sondern auch die europäische Menschheit untergräbt.

Der folgende Abschnitt über Yukatan, seine Literatur und seine Alterthümer ist einer der interessantesten, hinsichtlich der Aufschlüsse und Bemerkungen, die derselbe über die untergegangene Kultur der alten indischen Bevölkerungen giebt.

„Die Stadt Campeche, die erste größere Niederlassung der Spanier in diesem Theile Mittel-Amerika's, scheint um 1540 gegründet worden zu sein, nachdem bereits Juan Dias de Solis und Vincent Yañez Pinzon, einer der Gefährten auf Columbus erster Weltreise, diese Küste im Jahre 1506 betreten und Francisco Hernandez de Cordova, ein reicher Hidalgo, 1517 einen Eroberungszug dorthin unternommen hatten. Von Campeche aus ergoß sich der Strom der Einwanderung durch die ganze nördliche Halbinsel. An Stelle der alten Mayastadt Tiheo und aus ihren Trümmern entstand 1542 Merida, die heutige Hauptstadt des Freistaates.

„Die Geschichte weniger Länder hat so lange als die Yucatans im Verborgenen geschlummert; denn erst vor fünfzehn Jahren begannen die ersten Lichtstrahlen das Dunkel zu zerstreuen, welches über der Vergangenheit der Halbinsel schwebte. Die am weitesten zurückgreifende, leider nur leicht entworfene Urkunde über die Geschichte Yucatans ist eine alte Maya-Handschrift, deren Mittheilung wir Herrn John Stephens verdanken.

„Mit dem Jahre 144 nach Chr. beginnt das Manuskript. Diesem zufolge brachten die Tolteken eine Reihe von Jahren, von 144 bis 217, zu, um aus ihrer Vaterstadt bis nach Chacnavitan (Yucatan) zu gelangen. Jener Zeitraum bildete vier Epochen oder „Katunes" der Maya-Zeitrechnung. Noch vier andere Zeiträume bis 360 säumten sie an dem ersten Landungsorte, entdeckten darauf Ziyancem oder Bacalar an der Ostküste und regierten daselbst, bis sie in das im Innern gelegene Chichen-Itza kamen, welches um's Jahr 432 sich ereignete. Sechs Perioden lang bis 576, verweilten die Mayas daselbst und wanderten nach Champoton, quer durch die Halbinsel an das Süd-Ende der Westküste Yucatans. Dreizehn Zeiträume vergingen (bis 888), als ihnen die Herrschaft daselbst genommen wurde; zwei Perioden hindurch, bis 936, wanderten sie in den Bergen herum, und ließen sich darauf abermals in Chichen-Itza nieder. In dem folgenden Zeitabschnitte baute Ajcuitok Tutul Xiu den Ort Uxmal an und herrschte mit dem Kaziken von Mayapan zehn Epochen lang bis 1176....." So diese Geschichte, die noch weiter bis zur Ankunft der Spanier geht. — Was dieselbe für einen Werth habe, ob sie nicht vielleicht gar die freie Erfindung eines Mannes ist, der mit der Maya-Sprache vertraut war, mag auf sich beruhen bleiben. Einigermaßen auffällig ist das Nebeneinanderlaufen von freien Perioden sehr verschiedener Länge und die genaue Angabe der Jahre auf die christliche Aera reduzirt. Ferner hat ein gelehrter Yucatele, Don Diego Perez, der daran ist, auch ein Wörterbuch der Maya-Sprache von mehr als 4000 Wörtern zu veröffentlichen, eine „Antiqua Chronologia Yuenteca" geschrieben, die Herr Stephens in seinem Buche über Yucatan in der Uebersetzung mittheilt.

Auf die ziemlich umfangreiche Literatur, die Yucatan und seine Alterthümer angeht, können wir hier nicht weiter eingehen. Wer sich darüber unterrichten will, dem kann das in's Deutsche übersetzte Werk von Stephens: „Begebenheiten auf einer Reise in Yucatan von John L. Stephens, deutsch von Meißner, mit 116 Kupfern, 10 Plänen und 1 Karte (Leipzig, Dyck)" den nöthigsten Aufschluß geben. Darin ist namentlich von den großartigen Ruinen altindianischer Städte und Tempel die Rede, die sich im Lande vorfinden und auf einen hohen Grad früherer Kultur deuten, dabei aber sehr schnell der Zerstörung entgegen gehen, welche die üppige Vegetation und die gewaltsamen Einflüsse der Witterung begünstigen. Sie können daher nicht so gar alt sein und die Ankunft der Spanier nicht bedeutend übersteigen. In der That fanden die Konquistatoren jene alten Tempel von Palenque, Uxmal ꝛc. von den Indianern noch zu ihrem Götzendienste benutzt, und der letztere wurde erst im Jahre 1688 durch den königl. Statthalter geschlossen. Eine Menge Zeugnisse werden beigebracht, daß die Spanier bei ihrer Ankunft große blühende Städte und Dörfer (so groß wie Sevilla) mit steinernen Gebäuden und Thürmen versehen vorfanden, als sie das Land zuerst besuchten. — Wie gesagt, die enorme tropische Vegetation und die Güsse der Regenzeit sind schuld, daß diese Reste einstiger Civilisation so reißend schnell dem Untergange zueilen.

Nord-Amerika.

Erinnerungen an Washington Irving.*

Es ist bekannt, daß das jährliche Diner des „Literary Fund" in London zu den interessantesten Versammlungen literarischer Persönlichkeiten gehört. Es ist ein Fond für ausgediente Schriftsteller, der, wie andere englische Wohlthätigkeits-Anstalten, jährlich durch ein öffentliches Festessen unterstützt werden muß.

Bei einem solchen Festessen, am 11. Mai 1842, traf ich zuerst Washington Irving in Europa. Präsident war kein Geringerer, als der junge Gatte der Königin, Prinz Albert. Seine Reden bei dieser Gelegenheit machten ihm alle Ehre. Als Vertreter der Historiker sprachen Hallam und Lord Mahon, im Namen der Dichter Campbell und Moore, für Dramatiker und Touristen Talfourd, für die Gelehrten im Allgemeinen Sir Roderich Murchison, Bunsen und Baron Brunow, für die Diplomaten G. P. R. James als Vertreter der Romanschreiber, und Andere im Namen der Kirche, der Lords ꝛc. Edward Everett war zugegen als amerikanischer Geistlicher, und Washington Irving, damals auf dem Wege nach Madrid in seiner diplomatischen Eigenschaft, vertrat die amerikanischen Autoren. Solch eine Blumenlese von Rednern und Berühmtheiten ist seitdem wohl nie beisammen gesehen worden. Die Zahl der Reden und Toaste war sehr groß. Als ein Hoch auf Washington Irving und die amerikanische Literatur vorgeschlagen ward, erhob sich ein begeistertes Jubelgeschrei. Sein Name schien die feinsten Saiten herzlichen Mitgefühls und Wohlwollens zu berühren. Den anderen berühmten Männern hatte man mit Achtung zugehört, aber Irving's Name erregte echte Begeisterung. Jeder stand gleichsam auf den Fußzehen, um den berühmten Verfasser von „Bracebridge Hall" zu hören und zu sehen. Hätte seine Rede den Begeisterungs-Rufen, die ihn grüßten, entsprochen, würde sie die längste und schönste gewesen sein. — Als er nun blos ganz einfach, in seiner bescheidenen Weise, sagte: „Erlauben Sie mir, Ihn meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen," erschien denen, die nicht wußten, daß es ihm physisch unmöglich sei, eine Rede zu halten, diese Kürze beinahe beleidigend.

---

nur wenige Anhänger zählt. Was die Relahett der Ehe betrifft, so ist, Gott sei Dank, das Sittlichkeitsgefühl in Deutschland, selbst in größeren Städten, trotz Verletterung in gewissen Sphären, noch immer stark genug, um die Leichtheit als Ausnahme erscheinen zu lassen. In kleineren Städten kann man die sittlich anrüchigen Personen und Familien, wenn es sein sollte, herzählen, da sie der öffentliche Leumund sofort bezeichnet. D. R.

* Mittheilungen aus der Feder seines amerikanischen Verlegers

Wenn ich ſage, daß Irving öffentlich nicht ſprechen konnte, ſo habe ich vergeſſen, daß er doch einmal bei einer Gelegenheit mit einer hübſchen kleinen Rede durchkam. Es war bei dem Feſte, das die Buchhändler von New-York den amerikaniſchen Schriftſtellern in dem alten „City-Hotel" im Jahre 1837 gaben. Viele der Buchhändler werden ſich Irving's erinnern, als er bei dieſer Gelegenheit über Halleck und Rogers ſprach. Auf meine Bitte ſchrieb er den Inhalt dieſer Rede nieder, welche ſo in die Zeitungen kam und als einziges Denkmal ſeiner öffentlichen Beredtſamkeit von Intereſſe bleiben wird.

Als er 1845 nach London zurückkam, hatte ich Gelegenheit, ihn näher kennen zu lernen. Ich hatte für ihn und einige Freunde ein Diner veranſtaltet und letztere darauf aufmerkſam gemacht, daß Irving die Gewohnheit habe, beim Eſſen zuweilen einzuſchlafen. Die Unterhaltung wurde und blieb ſehr intereſſant, und Irving nahm ſo viel Antheil, daß ich ſchon glaubte, er werde munter bleiben, als eine kleine Pauſe uns entdeckte, daß unſer geachteter Gaſt doch ein wenig nickte. Ich glaube, dies that er Jahre lang, und zuletzt brachte er es oft zu nicht weniger als vierzig Schläfchen („winks") während einer Mahlzeit.

Der Kontrakt mit ſeinen Verlegern lief im Jahre 1845 ab, und ſeine Werke blieben von da an fünf Jahre liegen. So überraſchend es auch jetzt erſcheinen mag, iſt es doch wirklich wahr, daß Irving glaubte, ſeine Werke ſeien aus der Mode und taht, da ſich Niemand fand, ſie wieder herauszugeben.

Als ich mich 1848 in New-York wieder niedergelaſſen hatte, machte ich Anſtalt, eine neue Auflage herauszugeben. Ich machte ihm einen Vorſchlag in einer kurzen Zuſchrift, nur als vorläufige Anfrage. Aber er nahm ihn ſofort an, ohne das Geringſte daran zu ändern. Ich begnüge mich hier, nur zu bemerken, daß die Zahl der Bände, die ich ſeitdem von Irving's Werken druckte, ſich auf ungefähr achthunderttauſend beläuft. Die Freundſchaft, in welche ich auf dieſe Weiſe mit ihm kam, könnte mich noch heute ſtolz machen. Ich hatte immer zu wahrhafte Achtung vor ihm, als daß ich hätte auf Familiarität Anſpruch machen können; er war ein Mann, der ganz unwillkürlich Hochachtung einflößte, denn in allen ſeinen Worten und Manieren war ſtets die eigentliche Atmoſphäre wahrer Feinheit. Er war ganz entſchieden ein Gentleman in dem beſten Sinne des Wortes. Niemals abſtoßend oder mürriſch, war er bei guter Geſundheit voll genialen Humors, zuweilen ganz überſprudelnd von Scherz und Witz.

Sein Haus „Sunnyſide" war zu einladend für Alle, denen es vergönnt war, Zutritt zu ihm zu finden. Es wurde für Fremde und Löwenjäger ſo anziehend, daß ſie ſeine Gaſtfreundſchaft, beſonders während der letzten zwei Jahre, gar oft mißbrauchten. Vor zehn Jahren, als Irving noch in ſeiner beſten Geſundheit und Geiſtesfülle blühte, und ſeine Laune die ſarmigſte und heiterſte war, hatten ich und meine Frau das Glück, einige Tage in ſeinem Hauſe zu genießen. Irving kam ſelbſt mit einem Paar hübſchen Ponies an den Landungsplatz unſeres Dampfboates, um uns abzuholen. Unſere zweimeilige Fahrt von Tarrytown durch das wundervolle Gäßchen, das nach Sunnyſide führt, die beſcheidene „Cottage" beinahe begraben unter wuchernden Epheu, dieſes maleriſche und gemüthliche Aſyl eines Mannes von ſolchem Geiſte und Geſchmack — ich werde das nie vergeſſen.

Ich will mir nicht anmaßen, die häuslichen Einzelnheiten von Sunnyſide zu beſchreiben, und ich will nur bemerken, daß ich während unſeres Beſuches mich überzeugte, Irving's Element beſtehe darin, zu Hauſe und Familienhaupt zu ſein. Er führte uns über ſeinen Grund und Boden ſpazieren, etwa zwanzig Acker Wald und Feld, mit einzelnen Buchen, er zeigte uns unzählige Bäume, die er ſelbſt gepflanzt, und erzählte uns allerliebſte Anekdoten aus ſeinem Leben, von Nelſon's Flotte, die er auf dem Wege zur Schlacht bei Trafalgar, bei Meſſina ſah, von Abenteuern in Rom, von Talleyrand und anderen Berühmtheiten. — Ich bemerkte bei dieſer Gelegenheit, daß er ſich doch wahrſcheinlich dieſe Erlebniſſe niedergeſchrieben habe, aber er ſchüttelte nur, eine Art von humoriſtiſchem „Nein."

Irving machte zu der neuen Ausgabe des „Knickerbocker" mancherlei Zuſätze und Verbeſſerungen. Ebenſo revidirte er das „Sketch book" ſehr beträchtlich, und die Geſchichte, die er in der Vorrede von ſeiner Verbindung mit Scott und mit Murray erzählt, verleiht dem Buche, das ſchon ohnehin der Liebling des Publikums war, neues Intereſſe. — Bryant bemerkt darin mit Recht einen ganz anderen Charakter, als in dem „Knickerbacker," und giebt die wahrſcheinliche Urſache an. Bryant's zarte Hinweiſung auf Irving's frühere Liebe iſt unſtreitig richtig. Ein Miniatur-Portrait einer geiſtvoll, fein und ſchön ausſehenden Dame, das uns Irving eines Tages übergab, um eine kleine Beſchädigung daran ausbeſſern zu laſſen, unterſtützte mich in dieſem Glauben. Als ich es ihm nämlich zurückbrachte, ging er damit in eine Fenſter-Ecke, ſah es eine Zeit lang mit der größten Spannung an und bemerkte kaum, daß reichliche Thränen darauf fielen. Daß dies ein Portrait von Miß Hoffmann, der Schweſter Oyden Hoffmann's, war, iſt jetzt wohl nicht mehr unzart, zu vermuthen. Es iſt eine Aufgabe des Dichters, eine ſo dauernde, lebendig bleibende Liebe zu würdigen, die vierzig Jahre nach dem Tode der Geliebten noch ſo innig und ſtark war.

Irving hing in der Leichtigkeit ſeiner Compoſitionen ganz eigenthümlich von Stimmungen ab. Bei guter Geſundheit und wenn der Geiſt über ihm war, ſchrieb er ſehr ſchnell, während ein ander Mal ihm das Produziren ärgerlich, ja oft ſogar unmöglich war. Er ſtand zuweilen in der Nacht auf und ſchrieb mehrere Stunden hinter einander. Dann vergingen wieder mehrere Wochen, ohne daß er eine Feder anrührte. Sein beſtes Werk und das Muſter einer Biographie, „das Leben Goldſmith's," war das am ſchnellſten geſchriebene. Als ich eines Tages an meinem Arbeitstiſche ſaß, blätterte er in Forſter's hübſchem Buche, das ich neu verlegen wollte. Er ſagte, dies ſei ein Lieblings-Thema von ihm, und er hätte beinahe Luſt, es fortzuſetzen, um eine Skizze, die er entworfen, zu einem Bande auszudehnen. Ich redete ihm zu, dies zu thun, und nach zwei Monaten waren die erſten Bogen von Irving's Goldſmith in den Händen des Druckers, und nach vierzehn Tagen war das Werk in denen des Publikums.

Zu den kürzeren Beſuchen in „Sunnyſide" gehört der mit dem bekannten Redacteur des „Dictionary of Authors." Irving's liebenswürdige und gaſtfreundſchaftliche Natur ließ es nie zu, Gäſte unfreundlich zu empfangen; aber wenn er bei guter Geſundheit, in heiterer Stimmung und der Gaſt ihm geiſtig verwandt war, zeigte er ſich als der unterhaltendſte und geiſtreichſte Geſellſchafter. Mit beſonderem Intereſſe ſprach er ſtets von Walter Scott. Wohl haben ſich nie zwei Schriftſteller gegenſeitig mehr geſchätzt, als Scott und Irving.

Noch ein Wort über Irving's Lebensweiſe. Der Eindruck, den Thackeray's Schilderung hervorruft, iſt ein durchaus unrichtiger. Seine Beſchreibung von dem „einen alten Pferde," dem kleinen einfachen Hauſe u. ſ. w. bringt auf die Vermuthung, daß Irving ein ſchwacher, gutmüthiger, alter Mann geweſen ſei, liebenswürdig, aber ſparſam, um die nöthigen Cents für ſeine elf Nichten (?) zuſammenzubringen. Obgleich Thackeray ein gutes Auge für die Feinheiten des Lebens hat, ſcheint er doch nicht im Stande geweſen zu ſein, dieſe ſimple Würde, ſolide Behäbigkeit und jene beſcheidene Harmonie, die Irving's häusliche Angelegenheiten charakteriſirten, zu würdigen. Er hatte keine müßigen Diener in Roth und Gold, aber er hatte vier oder fünf gute Pferde im Stalle und entſprechende Equipagen. Alles in ſeiner „Cottage" war ganz eigenthümlich und behäbig-elegant, ohne prätenziös zu ſein. Was das „einzige Glas Wein" betrifft, über das Thackeray ſpottet, ſo kann ich nur ſagen, daß Irving ſtets mäßig im Eſſen und Trinken war, und während der letzten zwei Jahre wahrſcheinlich gar keinen Wein trank. Seine Sorgſamkeit und Pünktlichkeit in allen Geld-Angelegenheiten könnte allen Literaten als Muſter dienen; aber damit verband er eine freigebige Dispoſition, vom Gelde entſprechenden Gebrauch zu machen und Alles um ſich her behäbig und geſchmackvoll zu ſehen. Da er wußte, daß er den Seinigen genug hinterlaſſen konnte, hatte er nicht nöthig, ſo ängſtlich zu ſein, als Thackeray zu verſtehen giebt.

Thackeray war nach Yonkers eingeladen worden, um dort eine Vorleſung über „Charity and Humor" zu halten. Er war hier der Gaſt von Cozzens, und ich hatte das Glück, den größeren und kleineren Humoriſten auf dem Ausfluge nach „Sunnyſide," etwa neun engliſche Meilen, zu begleiten. Die Zuſammenkunft Beider war in jeder Hinſicht intereſſant. Irving zog eine ſehr alte Brille hervor, die einſt Waſhington getragen, und Thackeray ſetzte ſie ſich mit offenbarer Verehrung auf. Die Stunde wurde mit raſchem, angenehmen Geſpräch ausgefüllt, aber weder der „ſtarke Gentleman," noch „Vanity Fair" ließen ſich auf tiefere Unterſuchungen ein. Abends fuhr Irving nach Yonkers, um Thackeray's Vorleſung zu hören. — Hier war er von der ſchönen Darſtellung des Vorleſers ſo überraſcht und gefeſſelt, daß er während der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal einnickte. Wohlthätigkeit und Humor, dieſes Thema, das Thackeray mit ſo großer Genialität behandelte, waren unſerem Irving ja ganz beſonders eigen. Sie wurden gar oft auf arge Proben geſtellt. Obgleich ihm nichts unangenehmer war, als Beſuche bloßer Neugierde anzunehmen oder lobhudelnde Briefe zu beantworten, wies er doch ſelten falſche Anſprüche ganz und gar ab. Namentlich war er ſehr liebenswürdig und ſchonend gegen junge Schriftſteller-Talente, und ſelbſt wenn er blos einige gute Körner unter einem Haufen Spreu fand, unterließ er

es nicht, daran ein ermuthigendes Wort zu knüpfen. Freilich wurde die Gutmüthigkeit nur gar zu oft mißbraucht.

Es wurde beinahe zum Sprüchworte, daß Irving ein faſt einziges Beiſpiel einer langen literaeiſchen Laufbahn (ein halbes Jahrhundert) ſei, die niemals von Böswilligkeit oder Eiferſucht anderer Schriftſteller berührt wurde. Sein hervorragendſter Zeitgenoſſe und Kollege war Fenimore Cooper, deſſen Name in Europa ſogar eine Zeit lang berühmter war, als der Irving's. Aber als Erſterer von Europa zurückkehrte als Verfaſſer des „Lotter to his Countrymen“ und des „Home at Found,“ wurde er viel kälter aufgenommen, als Irving. Obgleich er that, als ſei ihm dies gleichgültig, hielt er ſich doch ſeit der Zeit hartnäckig fern von Irving und ſprach nicht ſelten ärgerlich über die Launen öffentlicher Anerkennung. Irving dagegen ſprach ſtets in den Ausdrücken größter Bewunderung von Cooper und mit Bedauern von dem Umſtande, daß er ſich von ihm abſichtlich fern zu halten ſcheine. Eines Tages, als ich eine Bibliothek-Ausgabe von Cooper's beſten Werken vorbereitete und die Geſammt-Ausgabe der Irving'ſchen unter der Preſſe war, trat Erſterer plötzlich in ſeiner geräuſchvollen Weiſe ein, während Irving an meinem Pulte ſaß, ohne von ihm Notiz zu nehmen. Obgleich ich ſanft nicht liebe, Perſonen ohne deren vorhergegangene gegenſeitige Einwilligung vorzuſtellen, gehorchte ich doch hier der Eingebung des Augenblicks und ſagte ganz einfach: „Mr. Cooper, hier iſt Mr. Irving.“ Letzterer wandte ſich um, und Cooper hielt ihm cordial die Hand hin, nahm einen Stuhl und kam ſofort in eine ſehr lebhafte Unterhaltung mit ihm, die ſich über eine Stunde lang ausdehnte. Fortan blieben Beide die beſten Freunde.

Irving war niemals ein ſyſtematiſcher Sammler von Büchern; nichtsdeſtoweniger hatte ſich ſeine kleine Bibliothek mit der Zeit etwas überfüllt, ſo daß er eines Tages auf meinen Rath mich ſelbſt einen großen Ausmerzungs-Prozeß vornehmen ließ, wobei er ſich nur hier und da ein beſcheidenes „Veto“ erlaubte. Dabei bemerkte ich, daß ſein Bibliothek-Tiſch etwas alt und unbequem geworden war. Ich bat ihn um Erlaubniß, ihm einen neuen, beſſeren verehren zu dürfen und mir dafür ſeinen alten zu nehmen. Dies geſtand er gern zu, ſo daß ich nun ſtolz auf den Beſitz einer Reliquie bin, auf welcher „Mahomet,“ „Goldſmith,“ „Wolfert's Raaſt“ und „Waſhington“ geſchrieben wurden.

Ein ſeltſamer, charakteriſtiſcher Zug Irving's war ſeine ungeheure, natürliche Beſcheidenheit und das Mißtrauen gegen ſeine eigenen ſchriftſtelleriſchen Verdienſte. Das zeigte ſich beſonders bei dem Leben „Waſhington's,“ das er vor mehr als dreißig Jahren angefangen hatte, um es, gegenüber anderen Werken deſſelben Inhalts, aufzugeben, weil er dieſe für beſſer hielt. Einige Mal wurde er überredet, wieder fortzufahren, aber dabei drohte er oft, das Ganze in's Feuer zu werfen. Um ſo größer und lindlicher war ſeine Freude, als er ſah, daß der erſte Band mit verdientem, ungewöhnlichen Beifall aufgenommen war, und ich ſah ihn bei dieſer Gelegenheit wirklich gerührt bis zu Thränen. Das Manuſcript zu „Walfert's Roaſt“ mußte ich ihm förmlich abbetteln, da er niemals geglaubt hatte, daß es der Veröffentlichung werth ſei.

Was Irving's politiſche und religiöſe Anſichten betrifft, ſo will ich mich darüber nur kurz faſſen. — Obgleich er in der Politik einen bequemen Konſervatismus liebte, ſtimmte er doch 1856 für den entſchiedenen Mann der Freiheit, „Fremont,“ weil nach ſeiner Anſicht das Land einen jungen, kräftigen, von Egoismus ungeſeſſelten Präſidenten erheiſche. Irving's amtliche Stellung als Kirchenvorſteher läßt ſchon vermuthen, daß er für einen guten Chriſten gehalten wurde, aber er hielt ſich ſtets fern von jeder confeſſionellen und dogmatiſchen Polemik. — Als wir einmal auf „Broadway“ vor einem Bilderladen vorbeigingen, feſſelte ihn ein „Chriſtus Conſolator“ dermaßen, daß er lange ſtehen blieb und endlich in helle Thränen ausbrach: „Bitte, laſſen Sie mich das Bild haben,“ ſagte er, „ich will es in meiner Arbeitsſtube ſehen.“ Als er es genauer unterſuchte, fand er, daß es von ſeinem alten Freunde Ary Scheffer herrühre, wodurch das Bild einen um ſo größeren Werth für ihn bekam. Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, was für eine empfindſame Natur Irving war. Man muß nur bedenken, daß er ſich mitten in dem Geräuſch und Geſchäftsleben der größten Straße New-Yorks von einem kleinen Bilde ſo feſſeln und bewegen ließ.

Ueber die letzten Tage ſeines Lebens, die ſo ſanft und ſtill zum Tode führten, will ich hier nicht ſprechen. Wir erinnern uns Alle noch des ſtillen Decembertages, als ſeine irdiſchen Ueberreſte an der Seite ſeiner Beider und Schweſtern auf dem Kirchhofe von „Sleepy Hollow“ in Gegenwart von Tauſenden beigeſetzt wurden. Zur Feier ſeines Geburtstages, „am 3. April,“ ſprach „Bryant“ in Gegenwart von mehr als fünftauſend Zuhörern die treffendſten und erhabenſten Worte zu ſeiner Ehre. Wir führen daraus nur folgende Stellen an:

„War dem „Sketch Book“ hatten wir blos Einen Romanſchreiber; jetzt geht deren Zahl in's Unabſehbare, und viele derſelben werden begieeig in jeder gebildeten Sprache geleſen. Die, welche wir als unſere Dichter anerkennen, traten auf, als Irving ſchon weltberühmt geworden war. Wir haben Satyriker und Humoriſten, unterhaltende Eſſayiſten, zum Theil Schriftſteller der graziöſeſten und ätheriſchſten Art in unſerem Jahrhundert. Wir verdanken ſie der neuen Anregung, die unſere Literatur im Jahre 1819 empfing. Ich blicke umher auf dieſe Sterne am literaeiſchen Firmament und ſehe einige in Maſſen zuſammen mit ihren kleinen Lichtpunkten zu einer Milchſtraße verſchwammen, andere allein ſtrahlend in ihrem eigenen Lichte; ich erkenne Arctur, Orion, Perſeus, die ſtimmeenden Juwelen der ſüdlichen Krone und die Plejaden mit ihrem ſüßen Lichte; aber der Abendſtern, das ſanfte und heitere Licht, das ihnen voranleuchtete, das erſte Licht an dieſem Himmel, iſt nun herabgeſunken unter den Horizont. Inzwiſchen durchlaufen die Sphären ihre beſtimmten Bahnen, und dieſelbe Kraft, welche ſie emportrug an die Höhen des Himmels, führt ſie hinab zu ihrem Untergang, und auch ſie werden hinunterſinken, wie ihr leuchtender Führer, unter die Erde.“

Wir ſchließen mit den Schlußworten der Bryant'ſchen Rede:

„Andere Hände werden der Welt noch ein kühneres, lebendigeres und genaueres Bild von unſerem Irving geben; inzwiſchen ſtehe ich nicht an, ihm, der ſo lange vor der Welt als ein Schriftſteller daſtand, mit ſicher zunehmendem Ruhme ein halbes Jahrhundert lang in dieſem wandelbarſten aller Jahrhunderte, einen unſterblichen Ruhm zu prophezeien. Seit er zu ſchreiben begann, ſind große Reiche entſtanden und untergegangen, mächtige Feldherren ſind aufgetreten, haben Großes gethan und ſind geſtorben und vergeſſen; Kriege ſind ausgebrochen und beendet worden, nachdem ſie die Beſtimmungen des Menſchengeſchlechts verändert. Neue Künſte ſind erfunden und verbreitet worden, und die ganze Lebensweiſe der Menſchen hat Revolutionen durchgemacht. Die Wiſſenſchaft hat eine neue Sprache gelernt und die alte vergeſſen; der Chemiker von 1807 würde unter ſeinen jetzigen Kollegen ein unverſtändlicher Schwätzer ſein und weder verſtanden werden, noch verſtehen. Eine Nation ſpricht zur anderen in Worten, die blitzſchnell von Land zu Land gehen. Die entfernteſten Länder ſind Nachbarn geworden; der Atlantiſche Ocean iſt nur noch eine Bucht, und die alte und neue Welt ſchütteln ſich die Hände über ſie hin; Oſten und Weſten ſehen ſich einander in's Fenſter. Neue Erfindungen bringen neue Unglücksfälle, und Menſchen kommen maſſenweiſe um unter der zurückprallenden Kraft ihrer eigenen Maſchinen. Der Krieg hat neue, ſchrecklichere Methoden der Verwüſtung gelernt, und ganze Armeen ſtürzen ſich auf den Flügeln des Windes zur gegenſeitigen Vernichtung. Wir ſchwindeln unter dieſem ewigen Gewirr ſeltſamer Ereigniſſe und dieſen ſchnellen, unaufhörlichen Wandlungen. Die Erde ſcheint unter unſeren Füßen zu wanken, und wir wenden uns zu denen, die da ſchreiben, wie Irving, um uns zu überzeugen, daß wir noch auf derſelben Erde leben, auf welcher wir geboren. Wir leſen ihn und fühlen Ruhe und Troſt; aus ſeinen Büchern ſehen wir, daß die Sprache des Herzens niemals veraltet, daß Wahrheit und Schönheit, die Kinder Gottes, nicht den Veränderungen unterworfen ſind, wie die Erfindungen der Menſchen; wir fühlen uns überzeugt, daß er, deſſen Werke die Freude unſerer Väter waren und die unſerigen ſind, noch ebenſo auch die beſeligen wird, die nach uns kommen.“

Spanien.

Ein bayeriſcher Offizier über General Prim in Marokko.

Den Krieg, den in letzter Zeit die Spanier gegen Marokka führten, haben eine Anzahl Offiziere aus anderen Staaten mitgemacht, und iſt davon zu ſeiner Zeit in den Zeitungen wiederholt die Rede geweſen. — Einer derſelben, ein königlich baieriſcher Hauptmann, hat nun im vorliegenden Buche* ſeine Reiſe- und Kriegsabenteuer in Spanien und Marokko geſchildert, und wenn er auch erſt von München abreiſte, als bereits die telegraphiſche Depeſche von der Einnahme Tetuan's auf dem Wege war, ſo iſt das, was er nach dieſer Zeit erlebte, immer noch intereſſant genug, um ein Publikum anzuſprechen, welches an einem

* Nach Marokko. Reiſe- und Kriegsmemoiren von Auguſt von Bäumen. Mit einer Zeichnung der Stadt Tetuan und dem Bildniſſe des General Prim. Berlin, 1861. Jul. Springer.

frischen freien Soldatenleben Gefallen findet. Wir haben damit genug gesagt, um die Gattung zu bezeichnen, zu der es gehört: der militairische Lagerschriftsteller, der Volontair mit der Feder ist, wie der Feldjournalist, eine literarische Person von bestimmtester Physiognomie geworden, bei welcher man nur auf das Urbild zurückzuverweisen braucht.

Herr August von Bäumen verließ München am 4. Februar 1860 und kehrte am 21. Mai wieder dahin zurück. Dazwischen hatte er viel gesehen; er war über Frankreich, Spanien nach Marokko zur Armee gegangen und hatte dort an der Seite des General Prim, für welchen er die höchste Begeisterung ausdrückt, mehreren hitzigen Affairen beigewohnt, die ihm auch einen Ordensstern eintrugen. Ueberhaupt kann der Verfasser die zuvorkommende herzliche Freundschaftlichkeit der spanischen Offiziere nicht genug rühmen, wobei zu bemerken ist, daß dem Verfasser die Kenntniß der spanischen Sprache zu Statten kam, um vertrautere Verhältnisse anzuknüpfen.

Wir entlehnen hier dem Buche die Schilderung eines der Hauptheiden jenes Krieges, des General Prim, für welchen Herr von Bäumen an vielen Stellen eine bis zur Schwärmerei gehende Bewunderung an den Tag legt.

„Für mich war es ein höchst spannender Moment, diesem Manne gegenüber zu stehen, dessen ans Unglaubliche gehender Heroismus die Welt mit seinem militairischen Ruhme erfüllt hatte, und da mir wirklich einige Tage später in dessen Generalstab eintreten zu dürfen, das Glück wurde, ich mich auch bis zur Beendigung des Krieges nicht mehr von ihm getrennt habe, so will ich hier und im Erzählungstexte später in einigen leichten Skizzenstrichen den Leser mit diesem meinem höchsten Ideale von Soldatenehre bekannt machen.

„General-Lieutenant Don Juan Prim, Graf von Réus, Marquis von Castillejos, ist 46 Jahre alt, von mittlerer Größe, schöner und edler Haltung. Die bis zur Unterwürfigkeit gehende Ergebenheit, das blinde Vertrauen all seiner höheren und niederen Offiziere und Truppen gründet sich einzig auf sein strategisches Talent, sein soldatisches Uebergewicht.

„Trotz dieses Nimbus, vielleicht gerade durch ihn, war Prim's Art des Verkehres mit seinen Untergebenen nie hochfahrend und wegwerfend, sondern leutselig und gütig, und sein Wort, wenn auch in kurz abgestoßenem Tone, treuherzig und zur Annäherung einladend. Seine Stimme klingt hell und kräftig und die Schönheit der spanischen Sprache gewinnt in seinem Munde an unendlichem Wohlklange.

„Sein tiefgebräuntes, echt spanisches Gesicht ist gewöhnlich ernst und tiefsinnend, doch habe ich ihn auch recht heiter, und hinwiederum seinem überwogenden Gefühle bis zur Trauer, ja einmal selbst bis zu Thränen nachgeben sehen. Die Scenen des Blutvergießens, an denen er gar zu gerne und mitten im Kampfgewühle sich betheiligt, haben sein Herz für die Regungen der tiefsten Theilnahme keineswegs abgestumpft.

„Ein Hauptzauber liegt in seinem Auge, das, es mag im Gefechte wild aufblitzen, oder mit Wohlwollen sich auf Jemand richten, eine unwiderstehliche, merkwürdige Gewalt ausübt. Die Art aber, wie dieser mit allen Glücksgütern gesegnete Mann den persönlichen Muth bis zur höchsten Todesverachtung treibt, die Kaltblütigkeit, mit welcher er inmitten der größten Gefahr, die immer wechselnden Chancen des Schlachtfeldes verfolgt und beherrscht; diese Vorzüge einer echten Heldenseele sind es, die diesem großen Manne eine an Cultus gränzende Verehrung durch ganz Spanien erworben und gesichert haben. Das ist der Mann, welchen O'donnel, sein politischer Gegner, am 4. Februar auf dem Schlachtfelde vor der ganzen Armee umarmt hat; dies der Mann, von welchem der Spanier sagt, daß er mit dem Muthe eines Löwen die Seele eines Kindes verbinde.

„General Prim ist ein wissenschaftlich unterrichteter Offizier. Er war vor Ausbruch des Bürgerkrieges noch Student, hat unter den Christinos ein Freikorps gebildet und geführt, durch seine Bravour bald die Augen auf sich gezogen und wurde wegen einer kühnen, glänzenden Waffenthat, indem er die Feinde der Königin bei seiner Vaterstadt Réus in Catalonien geschlagen hatte, von der Monarchin zum Grafen von Réus erhoben.

„Ehe man noch seine strategischen Talente kannte, galt er für einen bloßen Haudegen, und es klingt höchst komisch und engherzig, wenn man in Schilderungen damaliger Geschichts-Epoche liest: „Prim ist Raufbold und Rabulist im strengsten Sinne des Wortes. Seine Soldaten lieben ihn, aber — die Mädchen und jungen Frauen fliehen seine Nähe."

Wir haben die Schilderung Prim's hervorgehoben, nicht weil sie besonders reich an individuellen Zügen und tief eindringend in seinen Charakter, sondern vielmehr, weil sie sprechend für den Enthusiasmus ist, der in der spanischen Armee für diesen Feldherrn herrschen muß, für den Enthusiasmus, der sich selbst dem ausländischen Offizier mitgetheilt hat. Eine solche Begeisterung ist im Kriege Alles werth.

Das Portrait Prim's und eine Abbildung von Tetuan sind dem Buche beigegeben.

Herr von Bäumen hat sich in Marokko, in Spanien sehr gut gefallen und ist entzückt nicht nur über die gute Aufnahme, die er im Lager, wie später in Familienkreisen gefunden, sondern auch über das spanische Land und das spanische Volk, dessen Tapferkeit im Felde, dessen Gemüthlichkeit und andere Tugenden und Vorzüge er nicht genug rühmen kann. Er hat aber auch Spanien in seiner Glanzperiode, in dem edelsten Enthusiasmus, in der stolzesten Siegesfreude gesehen, und hat selbst daran Theil genommen. Von O'donnel empfangen, mit Prim die letzten Anstrengungen des Feldzuges theilend, dekorirt von demselben, später der Königin und dem Könige vorgestellt, und bei der Heimkehr höchst huldvoll von Sr. Majestät dem Könige von Bayern empfangen, muß der, wie uns mehreren Stellen hervorgeht, schon vordem gereiste Verfasser diese Zeit zu der schönsten seines Lebens rechnen.

Sehr ausführlich ist der Einzug der siegreichen Truppen in Madrid erzählt, den Herr von Bäumen in seiner bayerischen Uniform mitmachte. Eine Gruppe begeisterter Bürger, unter denen wahrscheinlich ein deutsches Landeskind sich befand, erkannte ihn als Bayer, ließ ihn hochleben und reichte ihm eine Kusse Bier aufs Pferd. Herr von Bäumen wurde gerührt über diesen Zartsinn, und rief auf spanisch: „Mein Vaterland!" Unendlicher Jubel der Spanier, welche laut die Brüderschaft zwischen Bayern und Spanien erklärten.

Was Herr von Bäumen über die großartigen Militairwerkstätten in Sevilla und Madrid erzählt, über die Thätigkeit, die technische Sorgfalt und Sachkenntniß, die sich daselbst namentlich in der Benutzung der neuesten Erfindungen zeigt, berechtigt zu dem Glauben, daß Spanien wirklich auf dem Wege ist, wieder eine aktive Rolle zu spielen und einen Theil seines früheren Glanzes zurück zu erobern. Die spanische Armee scheint sich wirklich in einem ausgezeichneten Stande zu befinden, und in Bezug auf Schlachtfertigkeit und Feldtüchtigkeit der Truppen nichts zu wünschen übrig zu lassen.

Rußland.

Molinari's Briefe vom Jahre 1860.*

Zustände der höheren Gesellschaft. — Der Liberalismus in St. Petersburg und Moskau. — Die russische Journalistik.

„Briefe über Rußland," von einem belgischen National-Oekonomen! Was werden wir darin Neues und Interessantes erfahren? Herr v. Molinari, Professor der Staatsökonomie, Redacteur des Economiste Belge ꝛc., begab sich im Februar vorigen Jahres (1860) von Brüssel nach Rußland, um daselbst vor den höheren Kreisen der Gesellschaft Vorlesungen (Conferences) über die Staatsökonomie zu halten. Der erste Brief ist vom 12. Februar 1860 aus Bremberg datirt, und schildert ziemlich flüchtig die Eindrücke, die der Verfasser in Deutschland erhalten hat. Lobend wird hervorgehoben, daß das Vorzeigen der Pässe an der preußischen Gränze abgeschafft sei, die Eisenbahnreise über Köln, Minden nach Berlin ziemlich eintönig befunden. Auch die Schilderung von Berlin ist eine solche, wie man sie etwa nach einem dreitägigen Aufenthalte machen kann: breite, lange Straßen ohne besondere Physiognomie, leichte Cirkulation und Luft genug; die Linden einem Boulevard ähnlich, die Droschkenpreise nach einem verständigen Reglement angesetzt. Als Staats-Oekonom will der Verfasser kein Reglement, sondern freie Konkurrenz.

Ziemlich das Erste, was er in Berlin in seiner Droschke aufsucht, ist das Haus der Abgeordneten. Es folgt eine Schilderung seiner äußeren und inneren Beschaffenheit. „Die Journalisten besonders haben es ganz bequem und sind so untergebracht, daß sie Alles sehen und hören können. Das ist nicht, wie bei uns."

Er erwähnt den Grafen Czieskowski und die Polen-Fraction, groupés comme la phalange irlandaise de la Chambre des communes.

Sonst findet Herr v. Molinari Alles „tout comme chez nous;" die gemüthliche Unterhaltung der Kammer-Mitglieder während der Debatten von niederer Wichtigkeit, die Unzahl der Amendements, die starke Frequentirung des Buffets — tout comme chez nous! — Nur das

* Lettres sur la Russie, par G. de Molinari. Bruxelles, A. Lacroix, Verboekhoven et Comp. Leipzig, Steinacker. Paris, Guillaumin. 1861.

Leselokonet sei nicht so stark besucht. — Es handelte sich gerade um die Erhöhung des Militair-Etats, aber Alles war bereits überzeugt, daß sie durchgehen werde. Weiterhin wird erwähnt, daß der Freihandel in Deutschland und Preußen an Boden gewonnen habe.

„Die steigende Werthschätzung der Regierung fängt an, auch dem Nicht-Interventionismus Anhänger zu gewinnen. Herr John Prince Smith ist das Haupt dieser Schule." Ueber seine Bestrebungen und die Otto Hübner's wird noch in Kürze gesprochen. „Ich bin wirklich ganz bezaubert von dem herzlichen und gastfreundlichen Benehmen der guten Freunde, die ich in Berlin treffe. Wir kennen uns kaum einige Stunden, und schon ist ein Wettstreit, mich zu bewirthen. Sie begreifen z. B. nicht, daß ich in dieser rauhen Jahreszeit nach Rußland reise, um dort Vorlesungen über die Staats-Oekonomie zu halten. Staats-Oekonomie „exportiren" und zwar so weit, ist fast unwahrscheinlich; wenn es Eisen, wenn es Maschinen, Nägel, Moden oder Parfümerien wären, ja freilich, das erschiene sehr einfach! Ich erzähle ihnen Einiges über unsere „aetistischen und literarischen Cirkel," und ich suche ihnen zu beweisen, daß es eben so natürlich und nicht viel schwerer ist, Vorlesungen nach Moskau zu exportiren (wenn der Export nämlich lohnt!), als sie zu Antwerpen, Gent oder Brügge zu halten. In der That ist eine Ermächtigung der Regierung dazu nöthig, aber diese Ermächtigung ist nur von der russischen Regierung, offenbar in Anbetracht, daß die Staats-Oekonomie, welche gut in den Thatsachen ist, nicht schlecht in den Geistern sein dürfte, in huldvollster Weise gestattet worden. Eine sonderbare Geschichte!

„Vor zwei Jahren hatten die vornehmsten Kaufleute von Montpellier für unsern gelehrten Mitarbeiter, Frédérik Passy, um Erlaubniß gebeten, einen freien Cursus der National-Oekonomie halten zu dürfen. Man schlug ihm dieselbe ab. Was also in Montpellier unterwühlend erscheint, wird in Moskau als harmlos betrachtet. Dies setzt meine guten Freunde zu Berlin in Erstaunen, und sie fragen mich ganz naiv, ob denn unser vortrefflicher Mitarbeiter ein so gefährlicher Mensch sei?"

Ueber Königsberg geht es nun nach Rußland hinein; das russische Censurgebiet macht sich gleich auf der Gränzstation durch provisorische Wegnahme der Bücher des Reisenden bemerklich. Durch eine Menge russischer Nester, deren Charakter man zur Genüge kennt, fährt der Verfasser nach Petersburg. Yemschik, Samovar, Szarskoe-Selo, Istvoschtschik .... wir wissen, wo wir sind.

„In Petersburg finde ich mich, wie in Berlin eingeführt, in die Mitte eines Kreises liberaler, fortschrittgesinnter Männer, welche voll Zug und Begeisterung nach ihrem besten Können am Rade der Reformen stoßen. Ich werde fast betäubt vom Anblick des ökonomischen Lebens, das nach allen Seiten überschäumt. Ich komme nicht zu mir selbst über diese Freiheit und Kühnheit, ich füge entzückt hinzu, über die Feinheit und den Verstand, mit welchen man Alles bespricht. Das erklärt sich indessen.

„Unter Kaiser Nikolaus war das Schweigen an der Tagesordnung. Die russische Gesellschaft glich damals einem Haufen von Singvögeln, die ein Adler mit krummem Schnabel und schrecklichen Krallen magnetisirte. Die armen Vögel hielten sich zitternd und zagend aneinander geklammert, ohne zu wagen, den Schnabel aufzumachen. Heute, wo die schreckliche Erscheinung verschwunden ist, schwatzt und pfeift man um die Wette; man wird betäubt von diesen Witzraketen, diesen hellen, durchdringenden, lustigen Tönen. In fünf Jahren bloßer Duldung, gar nicht Freiheit, wird man in Rußland mehr gesprochen und geschrieben haben, als früher in einem halben Jahrhundert. Alle großen Fragen, die unter der Regierung des Kaisers Nikolaus schliefen, Bauern-Emancipation, Verwaltungs- und Finanzreform, Zollreform, Verbesserung der Rechtspflege durch Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ꝛc., sind zu gleicher Zeit erwacht, und haben einem Publikum, das aus einem dreißig Jahr langen geistigen Fasten kam, reichliche Nahrung geboten. Der Himmel weiß, mit welchem gesunden Appetit man sich auf dieses frische Fleisch geworfen hat. Zweifelsohne ist nicht so viel da, als man gern gemacht hätte. Denn die Censur hat gute Ordnung hineingebracht. Aber trotz der Censur und der alten Bureaukratie, welche herzbrechende Seufzer ausstößt, und sich beim Anblicke dieser steigenden Fluth neuer Ideen allerhand unheilvollen Prophezeiungen hingiebt, diskutirt man und die Sache geht vorwärts. Männer der Literatur, höhere Verwaltungs-Beamte und große Eigenthümer, die tausend, zweitausend Bauern und mehr besitzen, Alles ist auf dem Fuße vollkommener Gleichheit zusammengeschmolzen. Wir, die wir an die völlige Nullität und die impertinente Morgue unserer Klub- und Stallnebenbesitzer gewöhnt sind — wir können uns gar nicht so einen Fürsten vorstellen, der Bastiat und John Stuart Mill gelesen, der mit vorurtheilsfreiem Geiste von den großen Zeitfragen spricht, der will, daß man ihm widerspreche, welcher plaudernd zu dem Schneider herabsteigt, seine Socken anzieht, eine wesentlich unaristokratische Mütze aufsetzt und sich dem ersten besten Istvoschtschik (Schlittenkutscher) überläßt."

Herr von Molinari ist völlig entzückt vom russischen Adel. — Sehr schön, wenn die Sachen so stehn — allein es ist nicht gut, sich vom Enthusiasmus anstecken zu lassen. — Uns will scheinen, daß er sich hiermit etwas weit fortreißen läßt und für baare Münze nimmt, was man sich erst näher ansehen muß. Als National-Oekonom sollte er ruhiger kalkuliern und nicht eine Fundamentallehre seiner Wissenschaft vergessen, nämlich daß die materiellen Interessen stärker sind, als die Flitterwochen einer politischen Jubelperiode. Die neuen Ideen sind à la mode — wenn sie unbarmherzig an den Geldsack rühren werden, wer weiß, ob der charmante Fürst nicht dann ein ganz anderes Gesicht aufsteckt.

Herr von Molinari sieht Alles couleur de Rose.

„Der Adel ist in der Mehrzahl den neuen Ideen gewonnen (?), der Clerus ohne Einfluß, die Bourgeoisie zählt noch nicht mit, daß Volk steckt tief in der Unwissenheit..... ist aber gefügig, sehr verständig und voll Zutrauen auf die Absichten des Kaisers" — da kann es denn nicht fehlen.

Man hat Herrn von Molinari sehr glänzend festirt und ihm zu Ehren Bankette gegeben. C'était un hommage rendu à la science plutôt qu'à moi; der Verfasser vergleicht sich dann nur allzubescheiden dem Esel, vor dem man niederfiel, weil er Reliquien trug. — Sehr geistreich, aber doch etwas zweischneidig! Richtiger würde unserer Ansicht nach die Meinung sein, daß diese Huldigungen dem schönen Frankreich galten, dessen Sprache Herr von Molinari redet. Er hat das französische Gesicht des Russen gesehen, welches dessen Stolz ist; es schmeichelt ihm, von einem Franzosen für einen Franzosen, und noch gar für einen aufgeklärten, freisinnigen Franzosen gehalten zu werden. Glücklich ist Rußland, wenn es recht viele humane, wissenschaftlich gebildete, für den vernünftigen Fortschritt gewonnene Adlige hat, aber wir wollen erst die Prüfung der Zeit abwarten.

Sonst liest sich das Buch des Herrn von Molinari sehr angenehm — dieser ungezwungene, lebhafte und dabei doch so milde Konversationston findet sich selbst bei Franzosen, die man doch deswegen rühmt, nicht häufig; zudem dreht sich diese Unterhaltung stets um wichtige und ganz positive Dinge, die oft nichts weniger, als von kurzweiliger Natur sind.

Entsprechend der größeren Redefreiheit hat sich denn in Rußland auch die periodische Presse in ungeheurem Maßstabe vermehrt, und ist kaum mehr wiederzuerkennen. Wir finden darüber im vierten Briefe bemerkenswerthe Mittheilungen.

„Zu Ende der Regierung des Kaisers Nikolaus zählte man kaum sechzig periodische Blätter und Zeitschriften; gegenwärtig gibt es deren mehr als 300. In erster Reihe muß man die großen monatlichen oder vierzehntägigen Revuen nennen, den russischen Boten (Russky Wjestnik), der nicht weniger als 6—7000 Abonnenten zählt, obwohl der Preis ziemlich hoch ist (16½ R. jährlich); den Zeitgenossen (Sowremenik) zu St. Petersburg mit 5—6000 Abonnenten; dann die „vaterländischen Jahrbücher," die „Lesebibliothek," das „russische Wort," und mehrere andere. Man übertreibt nicht, wenn man die Zahl der Abonnenten dieser großen Revüen auf 20—25000 schätzt, unter welchen ich noch nicht die rein literarischen Sammlungen einbegreife, die sich auf Veröffentlichung oder Wiederabdruck von Romanen und Novellen beschränken. Dann kommen die Wochenblätter, welche wohlfeiler sind, und deren Gesammtkundschaft noch zahlreicher ist. Ich will in dieser Zahl den ökonomischen Anzeiger von Herrn Bernadzky anführen, welcher in Petersburg dieselbe Sache aufrecht hält, die wir zu Brüssel vertheidigen, der ebenso querköpfig als wir, Freihändler und Nicht-Schutzzöllner ist, und 2—3000 Abonnenten besitzt; „Unsere Zeit" von Pawlow zu Moskau, der gleichfalls die ökonomische Freiheit vertheidigt; den Industrie-Boten von Tschijov und Babst, der sich vorzugsweise mit industriellen Fragen beschäftigt; den Funken (Iskru), den Charivari von St. Petersburg, der die Sitten der Büreaukratie bis in den Genuß studirt, und sie mit einem feinen und schwunghaften Bleistift in Karikaturen übersetzt hat.

„Da sieht man z. B. das Innere eines Bureaus. Der Vorsteher sitzt in seinem großen Lehnstuhle vor einem Schreibtische, der ganz mit Actenfascikeln bedeckt ist. Ein halbes Dutzend Beamte stehen um ihn her. Expedienten warten. Aber die wichtige Person geruht die Gegenwart dieser subalternen und passiven Existenzen gar nicht zu gewahren. Er hält in der Hand ein Spiel Karten und erklärt seinen Vertrauten die Partie, die er den Abend vorher bei Frau von Soundso verloren; verstehen Sie das? Wie hat er sie verloren? Warum hat er sie verloren? Diese Frage klar zu machen, darum handelt es sich. Jeder giebt seine

Meinung ab. Man kommt nicht überein, und die Discussion verlängert sich. Endlich als der Kartenmann merkt, daß die Frühstückstunde da ist, nimmt er die Debatte wieder auf, und erhebt sich, indem er im Tone der Autorität spricht: „Ich würde gewiß gewonnen haben, wenn ich Pique gespielt hätte! — dann kommt eine ganze osteologische Galerie von Büreaukarten alten Schlages, die nichts von der Oeffentlichkeit begreifen, die sich fragen, wozu die Oeffentlichkeit gut sei, als ob die Dinge bis jetzt ohne Oeffentlichkeit nicht auch gut gegangen wären! — Dann kommt noch eine ziemlich kühne Nachahmung einer Karikatur von 1789, ein Koch, der die Truthühner seines Hofes fragt, um zu erfahren, in welcher Sauce sie verspeist werden wollen.

„Aber wir wollen nicht verspeist werden! — Meine Herren, Sie schweifen von der Frage ab. — Es handelt sich hier um die Abgeordneten des nach Petersburg durch das Redactions-Komité zur Befreiung der Leibeignen berufenen Arels. Der „Funke" flimmert von Witz, und doch werden seine schönsten Raketen von der Putzscheere der Censur erstickt.

„Die tägliche Presse ist hinter den Revüen und Wochenblätteen zurückgeblieben. Aber das ist nicht ihr Fehler, sondern der des Monopols. Die Tageblätter in Rußland gehören mit wenigen Ausnahmen öffentlichen Instituten, die daraus einen ziemlichen Betrag von Nebeneinkünften beziehen. Die „Moskauer Zeitung," das einzig täglich erscheinende Blatt, welches diese Stadt von nahe an 400,000 Seelen besitzt, gehört der Universität. Sie zählt 9—10,000 Abonnenten, und bringt mit den Anzeigen, deren Monopol sie mit einem besonderen Blatte (der Polizei-Zeitung) theilt, ungefähr 30—40,000 Rubel. Zu Petersburg existiren nier Tageblätter, die russische „Petersburger Zeitung," welche der Akademie der Wissenschaften gehört; der „russische Invalide, den Militair-Invaliden gehöeig; die „nordische Biene" und das französische Journal de St. Pétersbourg, die Peioat-Eigenthum sind;* aber das letztere, welches von einem unserer (belgischen) Landsleute, Herrn Cappellemans mit viel Takt und Geschicklichkeit redigirt wird, steht unter der unmittelbaren Abhängigkeit des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Das Preßmonopol steht nicht im Gesetze, und die Regierung kann so viele neue Concessionen gewähren, als sie für passend hält. Unter Nikolaus gewährte man gar keine, und spaßhaft genug, es war selbst verboten, um eine solche einzukommen. Seit der neuen Regierung zeigt man sich nur gegen täglich erscheinende Blätter sparsam.

„Diese ungewöhnliche Entwickelung der Publicistik beweist die Macht und Ausdehnung der geistigen Bewegung, die gegenwärtig in Rußland vor sich geht. Indessen entspricht sie noch nicht dem zu befriedigenden Bedürfniß, und kann es auch nur sehr unvollkommen. Die geistige Produktion steht in Rußland nicht auf der Höhe der geistigen Verzehrung. Warum? aus mancherlei Ursachen. — Materiell kommt es von der Theuerung des Papiers und Druckes; und die Theuerung des Papiers hat wieder zur Hauptursache die Steuer, welche diesen für das geistige Leben höchst nothwendigen Artikel beschwert.

„Ich schreibe auf Papier, das mich 2½ Rubel das kleine Rieß (in rumette) kostet, während dasselbe Papier mich in Brüssel kaum ¾ Rubel, 3 Francs, kosten würde. Was die Theuerung des Druckes betrifft, so rührt sie von dem ungeheuer hohen Lohne, her das man den Setzern zahlen muß. Es ist eine Bemerkung von Herrn v. Tengoborski, daß, wie die rohe Arbeit in Rußland sehr wohlfeil, die industrielle Arbeit ebenso kostbar ist, d. h. jene Arbeit, welche die vorläufige Anlegung eines Kapitals in Form einer Fabrication, die zugleich eine gewisse Entwickelung geistiger Fähigkeiten verlangt. Ein guter Schriftsetzer, der nicht zu stark trinkt, kann 50 bis 60 Rubel monatlich verdienen, 6 bis 8 Francs täglich. Es kommen eine große Anzahl Setzer aus Deutschland, trotz der Schwierigkeit, welche ihnen Anfangs die russischen Typen machen, aber es kommen ihrer nicht genug, und sie verderben sich überdies bald durch Zuvielgenuß von Branntwein, der das russische Opium ist. Es ist eine allgemein verbreitete Sitte, den Setzern Vorschüsse zu machen, selbst im Augenblicke, wo man sie anwirbt. Man giebt ihnen ein Aufgeld von 10, 20, 50 Rubeln und mehr. Es kommt oft genug vor, daß sie nach Verzehrung des Aufgeldes ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllen. Man muß sich an die Polizei wenden, um sie dazu zu zwingen..... Das Monopol der täglich erscheinenden Blätter, durch das Anzeigen-Monopol erschwert, trägt noch mehr dazu bei, die Entwicklung der russischen Presse zu hemmen."....

Hierauf kommt der Verfasser auf die Censur zu sprechen. — Wir übergehen diesen Abschnitt; denn die russische Censur ist sehr häufig bereits der Gegenstand der Besprechung gewesen und man kennt ziemlich genau die Sorte von Anekdoten, welche man darüber zum Besten giebt, und die auch hier nicht fehlen. Seit Alexander's kk. Thronbesteigung ist allerdings diese so vorsichtige Censur etwas nachsichtiger geworden, indeß sind die streichende Feder und der Schwärzetopf noch immer in Amt und Würden. Bisweilen werden auch die lockeren Zügel strenger angezogen, und der lustige Tanz, den die Journale aufführen, erleitet öfters kleine Störungen. Ein festes Princip hat bekanntlich die russische Censur durchaus nicht. Schließlich wird die Aufhebung der Censur bevorwortet. Herr von Molinari meint, wenn diese Aufhebung ausgesprochen würde, dürfte der russische Mazzini, der Glöckner von London, Herzen, sehr bald um allen Kredit kommen.

Weiterhin kommt Herr von Molinari auf die Religion zu sprechen, und giebt uns nach seinen russischen Gewährsmännern eine pikante Schilderung dieser Verhältnisse. Einige Legenden, welche recht schlagend die geistigen Zustände der niederen Klassen charakterisiren, würden es verdient haben, hier mitgetheilt zu werden; nur sind sie leider zu lang. Wenn indessen Herr von Molinari auf diese Verhältnisse die Terminologie der Staats-Oekonomie überträgt, und den Kultuszwang kurzweg protectionisme (Schutzzollsystem), die Kultusfreiheit Freihandel nennt, wenn er in dieser Hinsicht zwischen Producenten (producteurs) d. h. den Geistlichen, und Verzehrern (consommateurs) d. h. dem Volke (S. 130) unterscheidet, so spielt ihm wohl seine technische Phantasie einen kleinen Streich. Uebrigens wird uns in demselben Kapitel eine recht hübsche Anekdote mitgetheilt, die jedenfalls, wenn auch nicht wahr, doch recht hübsch erfunden, und theilweise auf uns Deutsche gemünzt ist.

„Unter der Regierung des Kaisers Nikolaus — wird erzählt — schickte man einen würdigen Deutschen, Pedant, wie jeder gute Deutsche sein muß, als Gouverneur nach Westsibirien. Da er erfahren, daß in seinem Gouvernement noch der Götzendienst bestehe, machte er sich daran, ihn auszurotten. Zuerst ließ er eine Untersuchung über den Stand des Götzendienstes und der Götzendiener anstellen. So erfuhr er denn, daß nicht nur jeder Stamm seine besonderen Götzen habe, sondern der eine sogar mehrere, der andere weniger. Er fing also damit an, daß er diese unerträgliche Anarchie abschaffte, indem er sie auf die Einheit zurückführte. Zu diesem Zwecke gab er einen Befehl, welcher das Verzeichniß der officiellen Götter feststellte, die man mit Ausschluß aller Uebrigen anbeten dürfe. Das war ein erster Fortschritt, aber es war nicht genug. Es handelte sich darum, die Götzendiener allmählich in den Schooß der orthodoxen Kirche zu bringen. — Wie soll man das anstellen? Zwischen dem selbst reglementsmäßigen und unificirten Götzendienste und der Orthodoxie war der Abstand doch etwas stark. Man konnte ihn nicht so ohne Weiteres überschreiten; ein Uebergangsstadium war nöthig.

„Nachdem unser Bureaukrat darüber reiflich nachgedacht, glaubte er sein Mittel gefunden zu haben, und richtete an die Regierung eine lange Denkschrift, worin er die Nothwendigkeit bewies, die Heiden allmählich zum Christenthum überzuführen, und zwar dadurch, daß man sie zuerst — zum Muhammedanismus bekehre!"

Eine allerliebste Schnurre, die aber doch, wenn sie für Wahrheit ausgegeben wird, an einer kleinen Schwäche leidet.

Durch besondere Vergünstigung der russischen Regierung hat Herr v. Molinari auch das Innere von Kronstadt zu sehen bekommen. Er spricht bei dieser Gelegenheit sehr witzig von dem ruhmreichen Heldenzuge der englischen Flotte unter Sir Charles Napier. In Petersburg behauptet man, die Forts von Kronstadt wären nur höchst nothdürftig armirt gewesen, und man hätte blos tüchtig ans Thor zu schlagen gebraucht, um Einlaß zu finden. Unglücklicher Weise wußte das der tapfere Engländer nicht, oder er traute den Berichten nicht; er sah sich das kritische Loch an und machte Kehrt, wohl erwägend, daß er seine Klauen darin lassen könnte. Was Kronstadt für eine Widerstandsfähigkeit hat, ist also noch eine zu lösende Frage. — Viele Preisbewerber dürfte sie nicht finden. Uebrigens krankt die russische Marine im finnischen Meerbusen an großen und unheilbaren Uebeln, an einer ungeheuern Kostspieligkeit, die daher kommt, daß die in der Ostsee gebauten Schiffskörper höchstens 9 bis 12 Jahre der Zerstörung widerstehen. Recht bezeichnend haben daher die Russen das Becken, wo die ausrangirten Schiffe liegen, den Kirchhof genannt. Auch die Arbeiten in den dortigen Werkstätten werden sehr flau betrieben, obgleich sie großartig genug angelegt sind. „Es scheint nicht, daß Rußland sich mit siberischem Eifer zur Eroberung Konstantinopels vorbereite." — Aber werden denn die Erobererschiffe auch von Kronstadt auslaufen, oder wird man das Kriegsmaterial über Land transportiren?

Von Petersburg machte Herr von Molinari seinen ersten Ausflug

* Die deutsche Petersburger Zeitung scheint ignorirt zu sein, jedenfalls von Seite der russischen Gewährsmänner unseres Verfassers.

nach Moskau, und fand daselbst die gleiche freundliche Aufnahme, denselben Enthusiasmus für sociale Reform, wie in Petersburg.

„Ich habe kaum nöthig, zu bemerken, daß die vollkommenste Meinungsfreiheit in den Salons von Moskau herrscht. Man wagt, Alles zu sagen, und sagt Alles, abgleich mit Maß und Schicklichkeit. Man beklagt sich gern über die Langsamkeit der Reformen, und man ist gerade nicht zur Nachsicht gegen die Büreaukratie von Petersburg geneigt; kurz, wenn man auch gemäßigt ist, so zeigt man doch auch einige Ungeduld. Ein letzter Zug, um diese Skizze der Salons der zweiten Hauptstadt, und ich kann sagen, des geistigen Hauptheerdes von Rußland zu beenden: man kann sich ohne Weiteres im Rocke und mit verschobener Halsbinde darin präsentiren, aber man muß sich hüten, in seinem Knopfloche Bänder oder Orden zu befestigen. — Wenn man einen geistigen oder sittlichen Werth hat, sagen mit ihrem groben Verstande diese moskowitischen Barbaren, so werden wir sie schon entdecken, ohne daß man ein Schild herauszuhängen braucht; wenn man keinen hat, warum ist man dekorirt? Eine kindische Eitelkeit, fügen diese halben Barbaren hinzu, aller Welt die Distinctionen zu zeigen, die man von den Souverainen empfangen hat: ebenso gut könnte Einer sein Wappen auf sein Kleid sticken und daran seine Diplome und Patente befestigen..... Man trägt also keine Decorationen in den Salons von Moskau, und in dieser Hinsicht wenigstens ist die moskowitische Barbarei sichtbar im Rückstande gegen die Civilisation von Paris, Brüssel und Peking."

Sehr gut gesagt — nur hübsch doucement! Dieselbe Ordensverachtung hat zu wiederholten Malen in Paris, in Brüssel und sonstwo geherrscht, ist aber stets nur eine Ausnahme von der Regel, ein schnell verrauchter, edler Enthusiasmus gewesen. Im Verlaufe des Briefes wird von einigen wichtigen öffentlichen Instituten, der heiligen Woche, der Auferstehungsfeier gesprochen. — Ziemlich bekannte Dinge, wenn man einzelne weniger bekannte statistische Daten und dergl. ausnimmt.

Die Rückreise wurde von St. Petersburg über Odessa gemacht — ein recht hübscher Weg, der indessen an einer gewissen Eintönigkeit gelitten haben mag. Ueber die russische Art zu reisen, enthält der betreffende Brief sehr eingängliche Mittheilungen. Auf dieser Fahrt berührte unser belgische Staats-Oekonom auch die deutschen Kolonien Neuburger, Kischgas, Schönwiese ꝛc., in dem Steppenlande am Dniepr bei Alexandrowsk, die schon aus den Zeiten Katharina der Zweiten herrühren. Er kann das nette, freundliche Ansehen der Dörfer und die Behäbigkeit und den Wohlstand ihrer Bewohner nicht genug hervorheben. Einige dieser Steppenbauern sind durch Fleiß und Betriebsamkeit Millionäre geworden. So erwähnt er z. B. einen Bauer Fein, der eine Berühmtheit in dieser Steppe ist, und nicht weniger als 300,000 Schafe besitzt.

„Der Bauer Fein ist darum nicht stolzer geworden, und führt sein Leben als einfacher Steppenbauer fort." — Uebrigens heiraten diese deutschen Kolonisten nur unter sich und bleiben von den Russen (damals noch Leibeigene) ganz getrennt. Natürlich erweckt das den Neid der letzteren, und sie beklagen sich, daß es den Fremden gut ergehe, ihnen dagegen schlecht.

„In vieler Hinsicht stehen die deutschen Kolonen ihren Nachbarn, den Kleinrussen, nach. Ihr Geist ist minder geweckt und beschränkter; sie haben keinen in Kunst, Literatur und Wissenschaft ausgezeichneten Mann, während die Kleinrussen (die Bauern) allen Zweigen geistiger Production zahlreiche Rekruten stellen."

Sollte dieses Urtheil nicht etwas durch die enssische Anschauungsweise beeinflußt sein? Der Romane, wie der Slave liebt es, seine geistige Geweckheit der deutschen Schwerfälligkeit gegenüber in's Licht zu stellen, und doch, wie oft zieht er den Kürzern? Die Spanier haben ein schönes Sprüchwort, das einige Völker charakterisirt; darunter heißt es:

> Los Alemanos parescan tocos y son savios
> Die Deutschen sehen dumm aus und sind gescheidt.

Herr von Molinari schiebt die kläglichen Verhältnisse des russischen Bauern auf die Leibeigenschaft und meint, wenn diese aufgehoben würde (damals), würden sich die Dinge anders gestalten. Möglich.

Doch wir müssen uns bescheiden, hier abzubrechen. Von Odessa aus, wo unser Gewährsmann wieder eine Menge interessanter Beobachtungen machte, kehrte derselbe über Konstantinopel, Griechenland, Sizilien und Frankreich in die Heimat zurück.

Ein Anhang enthält den Brief, worin der russische Minister mit äußerster Höflichkeit Herrn v. Molinari die Ermächtigung giebt, nach Rußland zu kommen und Vorlesungen zu halten, ferner ein compte rendu über das Bankett, das man ihm in St. Petersburg gegeben, mit all' den glänzenden Namen, die dabei erschienen sind, mit den Reden, die man gehalten, mit den Trinksprüchen, die man ausgebracht ꝛc. Unserer Ansicht nach, hätte das füglich wegbleiben können, da, wie auch zahlreiche Stellen im Buche zu deutlich verrathen, unser Belgier in Bezug auf seine Person ein kleines faible hat.

Syrien.

Die Reorganisirung Syriens und des Libanons.

Wir haben neulich über die internationale europäische Kommission gesprochen, welche in Beyrut niedergesetzt war und im Verein mit den türkischen Bevollmächtigten die syrischen Angelegenheiten ordnen sollte, und haben gesehen, wie das Bestreben derselben bei der Uneinigkeit und Rivalität der Mächte an der Verschlagenheit und List der Türken gescheitert ist. Wir geben nun nach derselben Quelle eine Uebersicht über die Projekte, die man zur Reorganisation Syriens gemacht hat.

Zwischen Projekt und Ausführung, zwischen Plänen und Forderungen zwingender Ereignisse ist allerdings ein langer Weg und ein großer Unterschied, selbst wenn dieselben von den ersten Staatsmännern der größten Mächte ausgehen, welche die Kräfte zu ihrer Durchführung wohl haben würden, aber es ist doch interessant, diese Pläne kennen zu lernen; denn aus ihnen lassen sich Rückschlüsse auf die Politik der Staaten und auf den wirklichen Stand der Verhältnisse machen, so weit dieselben zu einiger Reife gediehen. Man erkennt aus ihnen, was der eine oder andere betheiligte Staat seinen Mitbetheiligten bieten zu können glaubt.

Am leichtverständlichsten ist die englische Politik in Syrien, weil sie hier allein ihre materiellen Interessen zu vertreten hat; die Aufrechthaltung der Türkei ist für die englische Macht ziemlich eine Lebensfrage; die Hülflosigkeit jenes Staates erlaubt ihr, sich den Weg nach Indien offen zu halten und die Herrschaft im Osten des Mittelmeeres unbestritten zu behaupten; die legitime Stellung desselben aber, sich gefährliche Nebenbuhler, wie Rußland und Frankreich, welche bereits vom Schwarzen Meere und dem Kaukasus im Norden wie von Aegypten im Süden auf jene Straße drücken, so lange als möglich vom Halse zu halten. Syrien darf nicht selbständig werden; denn dann könnte es dem französischen oder russischen Einflusse verfallen; es darf auch nicht, wie es schon einmal der Fall war, zu Aegypten geschlagen werden, weil dann die französische Politik in dem mächtiger gewordenen ägyptischen Reiche gegen England weit freieren Spielraum haben würde.

In welchem Zustande die englische Regierung Syrien *am liebsten* sähe, hat Lord Palmerston, der bereits 1839 für die Erhaltung der Türkei auf das Entschiedenste eintrat, zu verschiedenen Malen ausgesprochen: „Die Wüste zwischen dem Sultan und Aegypten". — So nach einer Depesche vom 31. Juli 1839, die Bourqueney damals nach gehabter Unterredung mit Palmerston an den Marschall Soult schickte. Dasselbe äußerte er gegen Sebastiani, und die nachfolgende Zeit hat gelehrt, daß man diese Worte buchstäblich auslegen könne. Die thatsächlich in schrecklichen Verhältnissen fortschreitende Verödung und Entvölkerung Syriens, über die wir seiner Zeit Belege beibrachten, hat die Engländer in ihrer Politik noch nicht irre gemacht, und selbst die Metzeleien von damals haben sie in ihrem Gleichmuthe noch nicht erschüttert.

Siegte im Jahre 1839 die französische Politik, so war Syrien jetzt ein Land, das sich wahrscheinlich auf dem Standpunkte des heutigen Aegyptens und, wenn auch nicht im allkommensten Wohlstande, so doch auf der Bahn des Fortschrittes befinden würde. Die Zeit der ägyptischen Occupation gilt heutzutage noch als eine Zeit, auf die man in Syrien wie auf eine Zeit des Glückes, wie auf eine Zeit, wo Ordnung herrschte, zurückblickt. Der muhamedanische Fanatismus war damals niedergehalten und ist erst nachher wieder aufgelebt. Syrien ist ein Glied, welches, wenn man der Natur freien Lauf gelassen, längst von selbst von dem verwesenden Leibe des osmanischen Reiches abgefallen wäre. Strategisch ist Syrien von der Türkei isolirt; arm, wie die hohe Pforte ist, kann sie keine genügende Truppenzahl in den verschiedenen Paschaliks halten, und wenn in Syrien Unruhen ausbrechen, muß sie die zur Unterdrückung nöthigen Soldaten aus der Ferne hinsenden. Ehe sie hinkommen, ist schon das Unglück geschehen, und wenn sie wieder abgezogen sind, beginnt das Spiel von Neuem. Hierzu kommt, daß die als Pascha's und Beamten hingeschickten Beamten als Türken in tiefster Unwissenheit über alles sind, was Sprache, Sitten, Gebräuche und Ideen dieser ihnen ganz fremd gegenüberstehenden Völkerschaften betrifft. Man kann sich die Lage

der schwächeren Volkstheile, namentlich der christlichen, unter einer derartigen Regierung sehr lebhaft vorstellen. Die Gefährdung des Lebens, des Eigenthums ist regelmäßiger Zustand.

Durch die neuern Ereignisse ist England so weit belehrt worden, daß die Regierung von Konstantinopel für Syrien machtlos ist, und daß man etwas thun müsse, um den vollkommenen Ruin des Landes zu verhindern, wäre es auch nur, um die öffentliche Meinung von Europa etwas zu beruhigen.

„Obschon Syrien, sagt Lord Dufferin in dem Briefe, in welchem er seinen Plan darlegt, von mehreren ganz verschiedenen und der Civilisation fremden Racen bewohnt wird, und obwohl diese Racen sich in mehrere fanatische Sekten theilen, so scheint es doch keine so große Schwierigkeit, das Land zu regieren. Alle Bevölkerungen Syriens haben den Instinkt der Unterwürfigkeit gegen die höchste Autorität. Zwar giebt es mehrere unruhige und wilde Stämme, aber von ihnen haben eigentlich nur die Druſen Unabhängigkeitssinn. Die Maroniten sind übermüthig gegen die Schwachen, aber kriechend gegen jene, die sie fürchten, und die Masse der Bauern ist beteiebsam, geduldig und unterwürfig. Das Einzige, was Noth thut, um die öffentliche Ruhe zu sichern, ist die Aufrichtung einer Regierung, die stark genug ist, um sich Respekt zu verschaffen."

Lord Dufferin schlägt also vor, Syrien eine unabhängige Regierung mit einem Statthalter zu geben, welcher frei von den zu Konstantinopel herrschenden Einflüssen ist, und den Mächten des Tages kein Trinkgeld zu geben braucht, stark genug, um den Intriguen zu Konstantinopel und der Bevormundung der europäischen Konsuln in seinem Paschalik zu begegnen, und hoch genug gestellt, um nicht versucht zu werden, seine Einkünfte durch gehässige Plünderungen zu vermehren, auch sicher, die Macht lange genug zu behalten, um die Bedürfnisse des Landes kennen zu lernen und sich für das Wohlergehen des Volkes zu interessiren.

Einen solchen Statthalter soll die Pforte nur im Einvernehmen mit den Großmächten ernennen können. Er soll eine aus den Mitteln des Landes besoldete und gerüstete Streitmacht zur Verfügung haben; auch finanziell eine gewisse Selbständigkeit besitzen, und nur verpflichtet sein, einen gewissen Tribut einzusenden.

Der englische Kandidat für diese Stelle wäre Fuad-Pascha.

Kaum hatte die Pforte Kenntniß von diesem Plane erhalten, den die englische Regierung gebilligt, als sie schleunigst ihrem Gesandten in London, Musurus schrieb, daß man hiermit nichts benbsichtige, als ein Vicekönigthum nach Art Aegyptens einzurichten. Ali-Pascha der Minister der auswärtigen Angelegenheiten protestirte auf das Heftigste dagegen (Januar 1861); sehr geschickt entschuldigte er die Abschlachtung in Syrien; die Pforte sei davon eben so sehr überrascht worden, wie England selbst durch die ähnlichen Vorfälle in Indien. Sie könne eben so wenig dafür.

Auch Frankreich sprach sich gegen Lord Dufferin's Plan aus.

England gab nach, ohne große Schwierigkeiten zu machen; ihm lag nicht so sehr an der Durchführung des von ihm gebilligten Planes, als daran, die französischen Truppen so schnell als möglich aus Syrien zu bringen. Zwar zeigt die Depesche vom 1. Februar 1861, daß Lord Russell ernstlich erzürnt auf die Pforte war, aber man sieht aus ihr, daß er schnell seinen Entschluß gefaßt hat. Als Preis für die Räumung Syriens stellt er nur folgende Forderungen:

1) Die Aufrechthaltung der christlichen Kaimakamie von 1842 und 1845.

2) Die Beschränkung der Arbeiten auf die Organisation des Libanon.

3) Die schleunige Aufbringung einer Contribution von mindestens 200,000 Pfd. St.; auch die Genehmigung zum Wiederaufbau der Gebirgsdörfer.

Herr Saint Marc Girardin findet übrigens Lord Dufferin's Plan geeignet und der Lage der Dinge angemessen; nur meint er, daß er darin zu stark englisch sei, indem Fuad-Pascha als Gouverneur vorgeschlagen werde. Fuad-Pascha ist ein Günstling der Engländer. Die christliche Kaimakamie des Libanon sollte dabei aufgehoben und derselbe der Statthalterschaft untergestellt werden. — Damit hörte natürlich das Protektorat auf, das Frankreich thatsächlich über die Maroniten übt. Dieselben hätten alle Vortheile, die ihnen aus den Verträgen von 1842 und 1845 erwuchsen, verloren, und sie wären der Gunst oder Ungunst ihrer Landesgenossen anheim gegeben worden.

In Syrien halte man bisher die Nationalitäten nach den Kulten unterschieden, die wenig zahlreichen Druſen hatten einen Kaimakam, wie die weit zahlreicheren Maroniten; man verhandelte mit den Kirchen und nicht mit den Bevölkerungen. Lord Dufferin wollte diese Unterschiede aufheben und Alles nach den Peincipien der europäischen Toleranz bemessen, wonach nicht der Kultus, sondern die Kultur den Ausschlag geben sollte.

Obgleich Frankreich in Europa der Verfechter dieses Principes allgemeiner Gleichheit ist, so fand es doch, daß sich dasselbe auf die orientalischen Verhältnisse nicht recht anwenden lasse. Die verschiedenen christlichen Gemeinschaften schutzlos der Autorität eines vielleicht fanatischen Muselmanns unterzustellen, schien gewagt — oder besser gesagt, Frankreich wäre thöricht gewesen, wenn es zum Vortheile der Engländer sein Protektorat über die Maroniten daran gegeben hätte. Auf dieses, welches den Briten ein Dorn im Auge ist, war ja auch der scheinbar auf dem Principe einer französischen Idee beruhende Vorschlag gemünzt.

Die Franzosen sind kluge und dabei höfliche Leute; sie finden den Plan Lord Dufferin's, den Russell und Palmerston gut geheißen, vortrefflich, und nur darin zu englisch, daß der zu wählende Gouverneur Fuad-Pascha, der englische Klient, sein soll — sie nehmen den Plan an, sie erbieten sich, ihn ausführen zu helfen, falls nur jener kleine Uebelstand beseitigt würde, und wenn man an Stelle Fuads — Abd-el-Kader zum Gouverneur machen wolle, Abd-el-Kader, Araber von Geburt, mit der Sprache der Syrer betraut, mit europäischen Sitten, Gewohnheiten, selbst Ideen der Humanität getränkt, wie er namentlich während des Gemetzels von Damaskus bewiesen hat. Dann mag auch der Libanon dem allgemeinen Gesetze unterworfen werden, und die christlichen Maroniten einem Muselmann untergeben sein.

Diese Empfehlung Abd-el-Kader's zum Gouverneur oder Vicekönig, so leidenschaftslos, und dabei so gemüthlich und höflich gehalten, ist nichts desto weniger eine schneidende Ironie, und eine Verspottung des englischen Kabinettes. Dies tritt namentlich darin zu Tage, daß mit großer Delikatesse und Sanftmuth gezeigt wird, wie das Dufferin'sche Projekt eigentlich auf dem Standpunkte der französischen Politik von 1840 stehe. Und in der That hat England von seinem früheren Standpunkte, der unbedingten Erhaltung der Türkei, herabsteigen müssen; der Dufferin'sche Gouverneur von Syrien, lief auf seinen wahren Inhalt gebracht, doch nur auf ein neues Vicekönigthum, wie Aegypten, ein Königreich, wie Griechenland, eine Zerstückelung des türkischen Reiches hinaus. Das Geständniß, daß England und Frankreich hier im Keime der Sache bereits einig seien, und daß es sich nur darum handle, ob der englische oder französische Kandidat die neue Würde bekleiden solle, ist ein Beweis dafür, daß die Nebenbuhlerschaft Englands und Frankreichs sich ihrer letzten Hüllen entledigt. Fand man in Paris Fuad-Pascha zu englisch, so mußte man in London Abd-el-Kader zu französisch finden. Diese Rivalität ist die vorläufige Rettung der Pforte, die sich natürlich Abd-el-Kader's mit Hülfe Englands ebenso leicht erwehren würde, wie Fuad-Pascha's mit Hülfe Frankreichs.

England ließ also Lord Dufferin's Plan im Stiche. Hierauf schlägt derselbe — abermals eine französische Idee — ein christliches Paschalik des Libanon vor, aber wieder mit der Spitze gegen die besonderen Privilegien der Maroniten und das französische Patronat in Libanon gerichtet. Denn dieses Patronat ist in Syrien der Nagel im Fleische Englands, den es um jeden Preis herausziehen möchte. Um zu diesem Ziele zu gelangen, wurde in dem neuen Plane die Endabsicht natürlich wieder gebührend maskirt. Die Maroniten sollen zuvörderst unter der neuen Regierung mit den übrigen Christen des Libanon, die meist griechischen Ritus sind, zusammengeworfen werden; der christliche Pascha dürfte aber kein einheimischer Christ, namentlich kein Maronit sein, weil diese zu fanatisch wären, um unparteiische Statthalter abgeben zu können. Als der französische Commissair zum Gouverneur des Libanon einen Maroniten aus der notablen Familie Cheab vorschlug, fand er in Lord Dufferin einen heftigen Gegner, ebenso in den drei andern Kommissarien und der Vorschlag fiel.

Nach dem Verwaltungsreglement für den Libanon, welches zu Konstantinopel (vom 6. Juni) im Einvernehmen mit der Kommission von Beyrut festgestellt worden ist, wird der Libanon von einem christlichen Statthalter regiert, den die Pforte ernennt, und der direkt unter ihr steht; der Gouverneur ist ein Christ, aber kein Eingeboener und die Maroniten sind (theoretisch wenigstens) um die Vortheile gekommen, die ihnen aus der Verbindung mit Frankreich und dessen Protektorate erwuchsen. Druſen wie Maroniten verlieren ihre einheimischen Kaimakam's und stehen unter einem christlichen Gouverneur, welcher direkt von der Pforte abhängt, während die beiderseitigen Kaimakam's unter dem Pascha von Beyrut standen.

Dabei hat offenbar die Pforte gewonnen; ein drittes Paschalik ist zu den beiden andern syrischen Paschaliks von Damaskus und Beyrut hinzugekommen, das des Libanon. Getheilte Länder lassen sich besser regieren, als vereinte. Vorläufig scheinen die Engländer zufrieden zu

sein, so viel erreicht zu haben; sie haben einen neuen Flicken aufgesetzt, der wieder eine Zeit lang halten kann; sie haben den Türken einen Dienst erwiesen, und sich das Recht erworben, sie noch dringlicher zu hofmeisteen, als zuvor. Ein türkischer Minister soll witzig genug gesagt haben: „Die Stütze Englands ist ganz trefflich; aber man stützt sich auf einen Dornenstab." — Lord John Russell hält den Türken durch den Mund Sir Henry Bulwer's höchst eindringliche Vorlesungen, ja so gut als möglich zu regieren, ehrliche Leute, nicht Schurken, in die Provinzen zu schicken u. s. w. Wenn dieses nicht geschehe, wenn die Pforte ihr eigenes Interesse einsähe, so werde kommen, was so lange schon gedroht habe — die Zerstückelung und Abtrennung der Provinzen.

Mannigfaltiges.

— Friedrich Wilhelm IV. und die evangelische Kirche.* Um des königlichen Namens willen, den die vorliegende Schrift an sich trägt, so wie wegen des hochwichtigen Gegenstandes den sie behandelt, verdient dieselbe auch in diesem Blatte eine besondere Erwähnung. Die Schrift giebt, auf Grund eigener Aufzeichnungen und Erklärungen des Königs, Aufschluß über seine Stellung zu der die evangelische Kirche betreffenden Verfassungsfrage gegenüber den Bewegungen seiner Zeit, und sie gewährt damit der Geschichtsschreibung das ihr bisher verschlossen gewesene Materiai zu einem gerechten Urtheile über diese Anschauungen des Königs von dem gedachten Gegenstande. Diese Anschauungen können auch für die Zukunft der evangelischen Kirche in keinem Falle verloren gehen, und sie werden ihr vielmehr um so gewisser zu gute kommen müssen, je mehr sie ihrem wesentlichen Gehalte nach in immer weiteren Kreisen in den Gemüthern der Einzelnen zur festen Ueberzeugung geworden sein werden. Es kann hier nicht der Ort sein, auf das Einzelne und Wesentliche jener Anschauungen eingehen zu wollen; aber es mag doch besonders hervorgehoben werden, daß der König in dem nämlichen Grade das vorhandene Verderben der evangelischen Kirche erkannte und ihre Unfreiheit gegenüber dem Staate beklagte, in welcher er nach außen hin die Einheit derselben eifrig erstrebte, dagegen zur Heilung ihrer inneren Schäden durch Feststellung ihrer äußeren Rechtsordnung die Rückkehr zu den Anordnungen in der apostolischen Kirche als wesentlich nothwendig betrachtete, und zu diesem Zwecke zunächst die Forderung aufstellte, daß „Fürst, Minister und Behörden, vor Allem aber die Gemeinden von echt christlichem Geiste durchweht seien." Man kann nur wünschen, daß von solchen Gesinnungen allenthalben auch die Prüfung der königlichen Ansichten und Rathschläge durchdrungen sei, damit sie zum Heile der Kirche gedeihen könne, und daß sich auch hierbei in gleicher Weise „ein Herz voll treuer Liebe zu dem Evangelium und der Kirche" bewähre, wie bei dem Könige Friedrich Wilhelm IV.

d.

— Lüge und Wahrheit. In dem ersten Bande der heute von uns besprochenen Varnhagen'schen „Tagebücher" findet sich unter dem 19. April 1838 folgende charakteristische Bemerkung: „Ueber Lüge und Wahrheit nachgedacht; sie gehen immer zusammen, und immer muß man sie scheiden; denn nur im Scheiden, in dieser Thätigkeit, hat man und behält man die Wahrheit. Das Erscheinen, der Ausdruck, die Gestalt — alles das ist schon ein Stück Lüge. Wer sich vermißt, nie zu lügen, der weiß nicht, was er sagt. Ein Anderes ist freilich, die Wahrheit lieben und suchen, ein Anderes, sie mißachten und verleugnen."

— Weber's Illustrirter Kalender. Dieser Kalender, der für das Jahr 1862 in seinem siebzehnten Jahrgang erscheint, behauptet und befestigt seinen Ruf, der Kalender aller Kalender zu sein, immer mehr und mehr. Neben einem durch eine Steenkarte, welche allmonatlich die veränderte Stellung des gestirnten Himmels zeigt, sich auszeichnenoen „astronomischen Kalender," enthält dieses Jahrbuch einen „Geschichtskalender," der eine gesammte Uederschau der politischen Ereignisse des Jahres 1860 gewährt, begleitet von zahlreichen, nach den vorzüglichsten Bildern der Leipziger „Illustrirten Zeitung" bearbeiteten Illustrationen. Der „Militair- und Maeine-Kalender" ist vollständiger, als jemals, namentlich was die Militair- und Marine-Macht Preußens und Oesterreichs betrifft. Mit Vergnügen registriren wir die auf S. 39 der „Illustrirten Chronik" enthaltene Notiz, daß die dänische Flotte in ihrem gegenwärtigen Zustande für die von tüchtigen Dampf-Kanonenbooten vertheidigten, preußischen Ostseeküsten nicht mehr so bedrohlich sei, als früher. Es kömmt jetzt nur noch darauf an, auch die übrigen deutschen Küsten in so guten Vertheidigungs-Zustand zu setzen, wie es vorläufig bereits die preußische ist. Der landwirthschaftliche und der Forst-Kalender, der Handels- und der Gewerbs-Kalender, der Gelehrten- und der Frauen-Kalender, der Kunst- und der Hans-Kalender bieten auch in diesem Jahrgange reiche Ausbeute für ihr so mannigfaltiges Publikum dar. Das „statistische Jahrbuch" hat eine neue Bereicherung durch eine systematische Uebersicht aller in Deutschland erscheinenden Fach-Zeitschriften erhalten. Die wahrhaft encyklopädische Arbeit, welche die Zusammenstellung dieses Kalenders aller Kalender erheischt, verdient wirklich in den weitesten Kreisen gewürdigt und anerkannt zu werden.

— Karl Schmidt's Geschichte der Pädagogik.* Wir haben die ersten beiden Bände dieses schätzenswerthen Werkes bereits ausführlicher besprochen; gegenwärtig ist uns der dritte zugegangen, welcher die Geschichte der Pädagogik von Luther bis Pestalozzi enthält. Der vierte Theil, der noch das Uebrige, die Periode von Pestalozzi bis zur Gegenwart umfassen soll, ist unter der Presse. Der Inhalt des vorliegenden starken Bandes (700 S.) ist sehr reichhaltig; zuerst werden das Wesen der Reformation und ihr Princip, sodann die Reformatoren selbst als Pädagogen, Luther, Melanthon, Buggenhagen, Zwingli und Calvin besprochen. Dann folgt die Periode der „vernünftigen Erziehung" — „die abstrakt theistlich-theologische Erziehung, der Hierarchismus," worin von der orthodoxen Erziehung in den lateinischen Schulen, der Volksschule, den Universitäten, dem Katholicismus und der Erziehungsweise der Jesuiten gesprochen wird. Sodann wird der Jansenismus, der deutsche Pietismus, die abgestrakt menschliche Erziehung des englischen Deismus und der französischen Freidenker, wie der deutsche Philanthropismus eines Basedow, Salzmann, Bahrt u. s. w. besprochen. Wichtig ist das Kapitel über die Volksschule in der protestantischen und katholischen Welt, welche damals durch die Bemühungen eines Herbig, von Rochow, Gedike (Protestanten) und eines Ignaz Felbiger und Kindermann (Katholiken in Schlesien und Oesterreich) neu organisirt wird. Zuletzt wird über den Humanismus der Gymnasium und Universitäten gehandelt. Vielleicht ist mit dem abstrakten Schematisiren und Einrangiren der verschiedenen Methoden etwas zu viel gethan worden — ein Umstand, den wir schon bei den früheren Bänden, bemerkten, — das Maßgebende sind doch die Stifter der einzelnen Systeme; und deren Ausgangspunkte und Wirken auf eine allgemeine logische Formel zurückzuführen, dürfte nicht nur leicht sein, sondern auch gerathen erscheinen. Uebrigens ist auch dieser Band sehr reichhaltig an Material, und keine irgend erhebliche Erscheinung dürfte, so viel wir beurtheilen können, darin übergangen sein.

— Rohde's historischer Schul-Atlas. Ueber die außerordentliche Zweckmäßigkeit und praktische Bearbeitung des „historischen Schul-Atlas zur alten, mittleren und neueren Geschichte" v. C. E. Rohde** enthält der Konst-en Letterbode vom 19. October einen sehr eingehenden Artikel. Auch in Holland ist im Jahre 1858 von den Buchhändlern Thierry und Mensing ein historischer Schul-Atlas publizirt worden, doch vermag es dieser weder durch Zweckmäßigkeit der Einrichtung, noch durch Billigkeit des Preises,*** mit dem neuen, deutschen Schul-Atlas aufzunehmen, weshalb derselbe auch in Holland, wie in Deutschland, den Schulen sehr willkommen ist. Der holländische Kritiker hat sich die dankenswerthe Mühe gegeben, die kleinen Fehler und Irrthümer zusammenzustellen, welche sich auf den 84 Karten dieses Atlas finden und der deutsche Herausgeber wird gewiß bemüht sein, bei einer zweiten Auflage seines Werkes auf diese Zusammenstellung die gebührende Rücksicht zu nehmen.

J. L.

* König Friedrich Wilhelm IV. und die Verfassung der evangelischen Kirche. Von Ludwig Richter, Dr. der Theologie u. s. w. Berlin, Friede. Schultze, 1861

* Die Geschichte der Pädagogik in weltgeschichtlicher Entwickelung und im organischen Zusammenhange mit dem Kulturleben der Völker, dargestellt von Dr. Karl Schmidt. Köthen, Paul Schettler, 1861.

** Glogau, C. Flemming, 1861.

*** Die auf 28 Blättern gedruckten 84 illuminirten Karten des Rhode'schen Schul-Atlas, begleitet von 38 Folio-Seiten gedrucktem Text, kosten zusammen nur 1½ Thlr.

Im Verlage von Weit & Comp. in Leipzig.

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von Alphons Dürr in Leipzig.

Digitized by Google

Bestellungen
übernimmt in Deutschland und Oesterreich das Postamt, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 23) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefpost. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair Herrn P. Hoppe's Buch-, Kunst- und Musikhandlung in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 48. Mittwoch, den 27. November 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Böhmen. Seite
Die Zukunft des Čechenthums in Böhmen 565
Frankreich.
Der Protestantismus und die weltliche Herrschaft des Papstes 566
England.
Dickens' „Große Erwartungen und die englische Lieferungs-Novellistik . . 569
Rußland.
Die Beamtenwelt und die Entbauernsamkeits-Vereine 570
Süd-Amerika.
Helps' Geschichte der spanischen Eroberungen in Amerika 572
Deutschland und das Ausland.
Aus Schlesiens Vergangenheit. Schlesische Bürger des Mittelalters und im Jahre 1740 — Martin Opitz von Boberfeld — Lessing in Breslau 573
Italien.
Die Juden in Italien 574
Mannigfaltiges.
Das Wiener Burgtheater 575
Shakspeare in Deutschland . . . . . „
De tribus impostoribus . . . . . „
Padre Ventura 576
Die Zeitungen des Königreichs Italien . . . . . „

Böhmen.

Die Zukunft des Čechenthums in Böhmen.

Nachdem die čechische Partei in Böhmen alle Mittel in Bewegung gesetzt hat, um die Präponderanz des deutschen Einflusses zu vernichten, scheint sie nun wirklich im Vollgenusse aller der Vortheile sich zu befinden, die die Früchte eines glänzenden Sieges sind. Wenn man aber die ganze Sachlage näher prüft, so erkennt man leicht, daß dieser Sieg der čechischen Partei selbst die größten Wunden schlagen wird, und diejenigen, die über der scheinbaren Erreichung ihres Zieles, des kalten, die Zukunft berechnenden Blickes entbehrend, in vorzeitiger Freude sich ergehen, sollten eher mit Pyrrhus ausrufen: Noch ein solcher Sieg, und wir sind verloren!

Ich weiß es ganz gut, daß man im čechischen Lager meine Worte mit Hohn und Spott empfangen und das alte Lied von der Böswilligkeit der Deutschen und ihrer Unkenntniß in slavicis anstimmen wird. Was die letztere anbelangt, so will ich nur bemerken, daß ich das čechische Idiom und seine Literatur von der reichen Königinhofer Handschrift bis auf den armen Hálek so gut wie ein geborner Böhme kenne und von den übrigen slavischen Idiomen vielleicht mehr, als mancher, neu utopischestem Panslavismus begeisterte Čechen-Jüngling.

Was die Böswilligkeit betrifft, so ist es eine nur zu viel bekannte Thatsache, daß die aufgeregte Leidenschaft die Stimme der kalten Vernunft stets herzlos und böswillig schilt. Ich habe lang unter den Böhmen gelebt, ich habe das Volk lieben und seine Geschichte achten gelernt und wer die folgenden Zeilen unparteiisch lesen wird, wird gestehen müssen, daß sie nicht aus böser Absicht entsprungen, sondern als warnende Stimme von ungeheuchelter Liebe zur Wahrheit dictirt wurden.

Die Zukunft des Čechenthums, welches sich nun so siegesfreudig gebärdet, zeigt sich bei näherer Betrachtung als eine im höchsten Grade trost- und hoffnungslose. Daß dem wirklich so sei, ergiebt sich aus der Beantwortung der zwei Fragen:

Ist das Čechenthum fähig ein selbständiges Leben zu führen?

Wenn das Čechenthum die Fähigkeit einer eigenen Existenz nicht besitzt, wird es deutsch oder polnisch?

Nichts ist leichter als die Beantwortung der ersten Frage. Der größte Mann des jetzigen Böhmens, der Geschichtsschreiber Palacký sagte im österr. Reichsrathe: „Die jetzigen weltgeschichtlichen Verhältnisse sind der Existenz eines kleinen Staates nicht im geringsten günstig." Was Palacký von Staaten gesagt, gilt vielleicht in einem noch größerem Maße von Nationalitäten. Unsere Zeit, die die Idee der Nationalität auf ihr Banner geschrieben, ist durch die gehobene Expansivkraft größerer Nationalitäten verderblicher, als es eine jede andere Periode war, den fieberhaften Ansprüchen der kleinen Nationalitäten. Die Weltgeschichte schreitet auf dem Entwickelungsgange der Menschheit nicht auf analytischem, sondern auf einem synthetischen Wege.

Wenn nun dieses äußere Moment der selbständigen Existenz des Čechenthums im Wege steht, so sind die inneren Verhältnisse desselben so beschaffen, daß sie ein eigenes Leben des čechischen Elementes wirklich nicht im geringsten unterstützen.

Betrachten wir zuerst die Klassen, in denen die Sympathie für das aufblühende Čechenthum am regsten ist, so gerathen wir wirklich in Verlegenheit, welche Klasse wir nennen sollen, die rücksichtslos, von einem Nationalgefühl getragen, die Interessen der Nationalität verfechten würde. Den Nachtheil haben die Čechen vor allen übrigen Slaven, daß bei ihnen das echte Nationalbewußtsein unter dem Gefrierpunkte ist. Die untern Klassen hat man mit aller Anstrengung nicht weiter, als bis zu einem negativen Standpunkt bringen können, nämlich zu einem blinden Haß der Deutschen. So ist es bei den übrigen Slaven nicht, die auf einem positiven Standpunkt stehend, mit größerer Zuversicht in die Zukunft blicken können. Was aber dem Aufblühen des Čechenthums am meisten im Wege steht, dies ist die fast offen ausgesprochene Verachtung, die der Großgrundbesitz — ein Element, das das Čechenthum einzig retten könnte — gegen dasselbe hegt. Wie man in Ungarn die Folgen der Unterstützung, die der Großgrundbesitz dem nationalen Element angedeihen ließ, gar bald bemerkte, so wird man in Böhmen gar bald das Entgegengesetzte wahrnehmen, und sah es theilweise schon auf den Landtagsverhandlungen. Die wenigen Aristokraten, die sich anscheinend für das Čechenthum ausgesprochen, betrachten dasselbe nur als ein willkommenes Mittel zur Erreichung der verschiedenartigsten Absichten. Uebrigens hätte die nationale Geschichte die Čechen Mißtrauen gegen einen Adel lehren sollen, der, als er noch national war, stets eher das Fremde unterstützte und der nach der theilweisen Vernichtung der einheimischen Gentry seine Wiege auf dem Grabe der nationalen Unabhängigkeit aufstellte. Der Großgrundbesitz in Böhmen wird sich nie mit dem Čechenthum versöhnen, und so ist dasselbe in Vorhinein zu einem krüppelhaften Vegetiren verurtheilt.

So steht es mit der Sympathie, die das Čechenthum in der eigenen Heimat besitzt. Mit Recht haben wir nur des Großgrundbesitzes gedacht, weil nur er in dieser Hinsicht einen Willen haben kann und das übrige Volk wie immer, so auch jetzt den Verhältnissen seine Wünsche anpassen wird.

Einen ebenso traurigen Anblick gewährt die Literatur, die bei einem jeden Volke als Zeichen geistiger Begabung Gewähr leistet für dessen weiteres Fortkommen. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die čechische Literatur eine Aufgabe zu lösen hat, die, gelöst, ein rühmliches Zeugniß von der hohen Begabung der Čechen ablegen würde. Sie soll durch Reichlichkeit und Gediegenheit ihrer Erzeugnisse den Einfluß der deutschen

Literatur wenigstens in so fern paralysiren, daß sie die letztere entbehrlich macht und den verschwisterten Literaturen als Muster gilt.

Diese Aufgabe wurde nun von den Čechen weder verstanden, noch gelöst. Ohne von der älteren Literatur sprechen zu wollen, fassen wir nur die geistige Thätigkeit der heutigen Čechen in's Augenmerk. Die ganze neuere Literatur der Čechen hat, außer einigen geschichtlichen Werken — wir möchten dies fast für ein Omen nehmen — Nichts hervorgebracht, was die Mühe der Erlernung der čechischen Sprache belohnen könnte. In den Wissenschaften wurde, die Geschichte und slavische Philologie etwa abgerechnet, wenig geleistet — die Poesie ist kaum der Erwähnung werth. Nichts anerquicklicheres, als die schwung- und gehaltlosen Reimereien der jungen čechischen Poeten, die mit erschrecklich viel Anmaßung, wenig Talent und noch weniger Bildung weder die großen Fragen der Zeit erfassen, noch die großen Ideen der eigenen Geschichte verstehen, weder einen neuen originellen Weg betreten, noch wirkliche Muster nachahmen, sondern höchstens die Hekatombe vervollständigen, die der beleidigten Poesie in den verunglückten Nachfolgern H. Heine's gebracht wurde. Die Heroenzeit der Nation wurde unendlich erhabener von den Deutschen besungen, als von den Čechen selbst, die aus ihrer poesiereichsten Periode nicht mehr als einige höchst farblose Romanzen unter dem Titel „Kelch und Schwert" von einem später der Orthodoxie verfallenen Professor schöpfen konnten. Die nationale Geschichte liefert einen unendlich reichen Stoff, der geschickt verarbeitet, segensreich wirken könnte — aber die Čechen schwelgen lieber in den Ossianischen Schönheiten eines nebelhaften Epos „der Mai" und seinem mißlungenen Abklatsch „Alfred."

So reich ist die čechische Literatur — und die Klage, daß man ihre Literatur ignorire, dadurch wohl begründet! Kann man nun unter diesen Umständen auf ein geistiges Gedeihen des Čechenthums hoffen? Eigene Produktivität scheint nicht vorhanden zu sein, in der größten Eile füllt man die größten Lücken durch ein „Conversationslexicon" und eine Menge der verschiedenartigsten Sammelwerke — eine verwandte, slavische Literatur kann den Bedürfnissen nicht entsprechen, die englische oder französische Literatur wird man kaum zu Rathe ziehen, so zeigt sich das verhaßte Deutsche wieder als das einzige Mittel, den geistigen Bedarf des Landes zu decken.

Den letzten und vielleicht gewichtigsten Grund für die Unhaltbarkeit des Čechenthums findet man eben dort, wo die Čechen die meisten Garantien für ihre Zukunft suchen — in der Geschichte. Mit einer fast naiven Zuversicht berufen sich die Čechen auf den, wie sie sagen, durch die Geschichte erwiesenen Umstand, daß Jahrhunderte voll blutiger Kämpfe eine Nation nicht vertilgen konnten, gegen die sich fast ganz Europa verschworen zu haben schien. Eine Nation, die solche Prüfungen bestanden, müsse etwas Großes in sich tragen, müsse eine Zukunft haben. Nun ist der Begriff der Größe aber wohl immer nur relativ — unter Liliputanern wird selbst ein Kind zu einem Riesen. — Gewiß ist, daß die Čechen die Erhaltung ihrer Nationalität nicht ihrer eignen Kraft, als vielmehr der Schwäche des heil. röm. Reiches zu verdanken haben. Ein Blick auf die Geschichte der čechischen Politik zeigt den völligen Mangel an politischer Begabung. Fast wäre man geneigt, bei den Čechen das ital. Sprichwort anzuwenden: „Tanto buono, che val niente." Kein Volk hat vielleicht mehr politische Schnitzer begangen als die Čechen, kein Volk hat den Vortheil, den ihm theils das eigene Verdienst, theils der Zufall verschafft, weniger ausgebeutet als die Čechen. Von den ältesten Zeiten bis auf Georg von Podiebrad ist die čechische Geschichte nichts als eine Reihe politischer Fehler. Der einzige diplomatische König von Böhmen, Karl, war ein Fremder.

Kann nun ein Volk, welches unabhängig, seinen eigenen Vortheil nicht verstand und sich nur durch die Ohnmacht der Nachbarn hielt, kann dieses Volk hoffen, in dem Zustande, in welchem es sich nun befindet, feste Stützen für die Zukunft zu erwerben? Es gehört mehr als Selbsttäuschung dazu, diese Frage bejahen zu wollen.

Die Čechen weisen so oft auf den Umstand hin, daß sie ihre Sprache in der letzten Zeit doch bewahrt, ja sogar ausgebildet haben. Darauf kann man nicht besser, als durch eine andere Frage antworten: Was wäre vom Čechenthum geblieben, wenn dasselbe, statt unter dem der wahren Bildung früher nicht sehr holden Oesterreich, unter dem intelligenten Preußen sich befände?

Ich könnte noch andere, innere und äußere Gründe vorführen, die die Unhaltbarkeit des Čechenthums nachweisen würden, beschränke mich jedoch auf das Gesagte, aus dem man die von mir aufgeworfene Frage: Ist das Čechenthum fähig ein selbständiges Leben zu führen? mit einem entschiedenen „Nein" wird beantworten können.

Die Beantwortung der zweiten Frage ergiebt sich eigentlich schon aus dem Vorausgegangenen. Zum Ueberfluß wollen wir jedoch noch einiger Umstände gedenken, die die Thatsache, daß das Čechenthum in der großen deutschen Kulturwelt aufgehen müsse, außer allen Zweifel setzt.

Ein dunkles Ahnen der Čechen, daß sie sich unter den jetzigen Umständen gegen den Andrang des gestärkten Deutschthums in Böhmen nicht allein halten können, führte sie auf den Gedanken, ihre numerische und geistige Macht durch Verbindung mit dem am meisten verwandten Stamme der Polen zu heben. Nun hätte diese Vereinigung, wäre sie vor einigen Jahrhunderten, als noch die Polen im Besitze ihrer Unabhängigkeit sich befanden, dem Vordringen des Deutschthums wohl einen fast unüberwindlichen Damm gesetzt, aber heutzutage erscheint diese Unternehmung, wie viele andere, früher mögliche politische Combinationen, als verspätet und daher unmöglich. Beide Nationen sind unter eine Herrschaft gebracht, die an nichts weniger, als an ihre Freigebung denkt und bevor die Polen, den günstigsten Fall angenommen, an die Ordnung ihrer eigenen Zustände werden denken können, sind die Čechen schon längst unwiderruflich ihrem Schicksale verfallen. Von dieser Seite ist also für die Čechen keine Unterstützung zu erwarten. Dazu kommt noch, daß die jetzige Annäherung beider Nationen nur eine momentane, durch beiderseitige Hülflosigkeit hervorgerufene ist, und würde man selbst das Unmögliche, ihre faktische Vereinigung annehmen, so wird das uralte Uebel der Slaven, ihre Uneinigkeit, dieselbe nur zu einem Grabe beider Nationen machen.

Von den übrigen Slaven ist für die Čechen noch weniger zu erwarten. Ein Blick auf den Zustand der ganzen Slavenwelt weist dies hinreichend nach.

Nach dem, was wir, freilich nur flüchtig skizzirt, von dem Zustande des Čechenthums gesagt haben, kann man dessen Ansprüche auf eine günstige Zukunft beurtheilen. In welchem Lichte zeigt sich nun das verzeitige Jubeln der Čechen, welches sie um die wirklich nicht so großen Sympathien, deren sie sich im Ausland zu erfreuen haben, unwiderruflich bringen muß?

Frankreich.

Der Protestantismus und die weltliche Herrschaft des Papstes.

Für die weltliche Herrschaft des Papstes sind, seitdem sie durch das Königreich Italien in Frage gestellt worden ist, Vertheidiger auch unter den Protestanten aufgetreten. An sich ist dies ebenso wenig auffallend, wie daß andererseits Katholiken unter den Gegnern des Kirchenstaats sich befinden, ja die Angriffe auf denselben zunächst von katholischer Seite ausgegangen sind. Man ist ja seit langer Zeit daran gewöhnt, diese Frage rein vom politischen Standpunkte zu entscheiden, und wenn gleich auch in der Politik die konfessionellen Sympathien und Antipathien keineswegs völlig erloschen oder wirkungslos sind, so ist ihr Einfluß doch weder bei den Einzelnen noch bei den Mächten entscheidend. Schon der allerchristlichste König Ludwig XIV. hat es mit seinem katholischen Glaubenseifer völlig vereinbar gefunden, dem Papste Avignon und Benaissin, damals so gut Theile des Kirchenstaats, wie bis vor Kurzem Umbrien und die Romagna, aus politischen Gründen wegzunehmen. Politik war es, die im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts Engländer, Russen und Türken zum Schutze des päpstlichen Gebietes gegen die Franzosen verband. Politik ließ auf dem Wiener Kongreß gerade die ketzerischen Mächte England und Preußen am kräftigsten für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes wirken, während Metternich Namens des apostolischen Kaisers von Oesterreich sich derselben widersetzte und auszuführen gesucht hatte, „daß dem Hause Oesterreich auf diesen Theil von Italien sowohl in seiner Eigenschaft als römischer König als in der des erblichen Kaisers und des Hauptes des deutschen Reichskörpers ein unbestrittenes Recht zustehe."* Was Wunder, wenn nach solchen Vorgängern, obschon aus minder legitimen Gründen, auch andere katholische Staatslenker an der politischen Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes gezweifelt haben, und wenn dagegen gute Protestanten für dieselbe in die Schranken getreten sind!

Katholiken wie Protestanten, Freunde und Feinde der weltlichen Herrschaft stimmten eben darin überein, daß sie die Frage vom politischen Standpunkte erwogen und nach politischen Gründen entschieden. Wo ja bei einem oder dem andern protestantischen Vertheidiger des Stuhles

* Worte Metternich's in seiner Depesche an Castlereagh, Paris. 27. Mai 1814. Dies höchst interessante Schriftstück findet sich vollständig bei Farini, storia d'Italia, I. p. 28 ff.

Petri auch religiöse Interessen mit in's Spiel kamen, da war es doch mehr oder minder ein Durchbruch der persönlichen Vorliebe für den Papst oder der Sorge um das Fortbestehen der Hierarchie, wie sie einigen Wortführern der streng kirchlichen Richtung eigen ist.

Es ist daher neu und überraschend, wenn jetzt auf protestantischer Seite ein Anwalt für die weltliche Herrschaft des Papstes auftritt, der seine Vertheidigung auf das kirchliche, ja auf das Glaubens-Interesse stützen will, welches alle Protestanten an dem Fortbestande des Kirchenstaates zu nehmen haben, der den Nachweis versucht, daß die Errichtung des Königreichs Italien die Glaubensfreiheit der protestantischen Kirchen gefährde. Die kleine Schrift,* in der Guizot diese Meinung mit bekannter Schärfe und Beredtsamkeit entwickelt, erregt mit Recht das größte Aufsehen. Wir erlauben uns deshalb, die Hauptpunkte dieses wichtigen und anziehenden Gutachtens kurz darzulegen.

Guizot hatte bei Aufnahme des Pater Lacordaire in die Akademie gegen den Geist der Eroberung und der Usurpation protestirt, der sich in den italiänischen Ereignissen kundgebe. Er hatte bald darauf bei Eröffnung einer Sitzung der Gesellschaft zur Unterstützung des protestantischen Elementar-Schulunterrichts in Frankreich von der Gefahr gesprochen, welche allen christlichen Kirchen aus den Angriffen drohe, denen die katholische Kirche ausgesetzt sei. Er knüpft an diese in weiten Kreisen verschieden aufgefaßten und lebhaft besprochenen Aeußerungen an, theils um die Unruhe seiner protestantischen Glaubensgenossen zu beschwichtigen, theils um den Widerspruch der italiänischen Patrioten nach Gebühr zu beachten. Jener Gedanke von dem gemeinsamen Bande, welches alle christlichen Konfessionen zu einer allgemeinen, christlichen Kirche vereinigt, ist auch jetzt sein Ausgangspunkt, nicht als die phantastische Hoffnung auf eine Aufhebung oder Verschmelzung der konfessionellen Unterschiede, auch nicht als die mystische Idee des Reiches Gottes auf Erden, sondern als die schlichte Thatsache, daß alle christlichen Kirchen vermöge ihres gemeinsamen Ursprungs, ihrer gemeinsamen Geschichte und ihres gemeinsamen Ergebnisses, der heutigen Bildung, Glieder der großen christlichen Gemeinschaft, daß sie bei allen wahren und berechtigten Gegensätzen doch die christliche Kirche sind und bleiben. Als solche haben sie mit vereinten Kräften die Angriffe abzuwehren, welche Materialismus und Pantheismus, Rationalismus, historische Kritik und Skepticismus, zum Theil mit innerer Besorgniß vor ihren eigenen Erfolgen, gegen den christlichen Glauben richten. Sie kämpfen gemeinsam gegen diese Gegner, welche jede wirkliche Religion vernichten, indem sie das Uebernatürliche leugnen; ihr Gott ist der ursprüngliche, einige, ewige Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, an dessen Stelle ihre Gegner einen abstrakten, von Menschen erfundenen, ohnmächtigen Gott setzen wollen. Bei diesem ernsthaften Kampfe nach außen, dem uralten Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum, bedürfen die christlichen Kirchen des Friedens im Innern; sie genießen ihn, indem sie die Glaubensfreiheit beanspruchen und gewähren, welche schon in frühen Jahrhunderten von vereinzelten, großen, christlichen Denkern gefordert, der Kirche von den Laien als Recht des menschlichen Gewissens und der menschlichen Würde gewissermaßen aufgedrungen worden ist. Die Glaubensfreiheit besteht nun aber nicht blos in der individuellen Freiheit des Gewissens und des Kultus, sondern ebenso sehr in dem Rechte der kirchlichen Gesellschaften, sich ihrem Glaubensprinzipe und den in ihnen lebenden geschichtlichen Ueberlieferungen gemäß im Innern zu gestalten und zu regieren, endlich auch ihren Glauben durch sittliche und geistige Mittel zu lehren und zu verbreiten. Eine solche für alle gleiche Glaubensfreiheit ist auch möglich und durchführbar, ohne daß das Band zwischen Kirche und Staat zerrissen, ohne daß, was bei solchem Bruche unvermeidlich, der Staat rein auf die materiellen Interessen beschränkt und die Kirche der Beweglichkeit der Tagesmeinungen, dem Leichtsinn und Uebermuthe der Bestrebungen der Menschen preisgegeben wird. Während es nun dem Protestantismus, vornehmlich auch in Frankreich, zum freien Genuß der Glaubensfreiheit für sich und zur unbeschränkten Gewährung derselben an die Anderen bisher noch an der Vollendung seiner kirchlichen Organisation, an dem Ausbau seiner Verfassung mangelt, befindet sich der Katholicismus in einer wichtigen Krise. Das Bündniß, das in früheren Jahrhunderten zwischen ihm und dem Staate zur gemeinschaftlichen Unterdrückung der politischen und der Glaubensfreiheit bestand, ist aufgelöst; auch in den katholischen Ländern haben Staat und Kirche die Trennung ihres Gebietes und ihre gegenseitige Unabhängigkeit als die Bedingungen ihrer Sicherheit und ihrer Ruhe erkannt. Im Innern der katholischen Kirche kämpft unverständiges Beharren auf schlechten Pfaden mit dem aufrichtigen Bestreben, das Prinzip der Glaubensfreiheit, welches den dogmatischen Grundlagen dieser Kirche keineswegs fremd oder gar feind ist, offen und ehrlich aufzunehmen. Gerade während dieser Krise hatte jede Regierung die gebieterische Pflicht, die politische Freiheit, wie die religiöse auf das sorgsamste zu schützen und so thatsächlich zu beweisen, daß Beide sehr wohl friedlich mit einander bestehen können.

Was geschieht statt dessen?

Die Verfassung der katholischen Kirche, deren Bestehen für ihre Bekenner Sache der Glaubensfreiheit ist, beruht auf den zwei charakteristischen Thatsachen, daß sie ein allgemeines und alleiniges Oberhaupt hat, und daß dies Oberhaupt, der geistliche Fürst der ganzen katholischen Christenheit, zugleich weltlicher Fürst eines kleinen, europäischen Staates ist. Dieser doppelte Charakter des Papstthums ist eine durch die Jahrhunderte geheiligte Thatsache; er ist nicht der ganze katholische Glaube, aber er ist die katholische Kirche. Jeder Angriff auf diesen doppelten Charakter trifft und verletzt die katholische Kirche, er ist ein Angriff auf die Freiheit des gesammten Katholicismus. Es ist ein unerhörtes Beispiel jener anmaßenden und tyrannischen Leichtfertigkeit, welche die hervorragendsten Geister im Rausche des Ehrgeizes und der Erfolge erfaßt, wenn Graf Cavour, indem er die weltliche Herrschaft des Papstes mit gewaltsamer Hand antastete, gleichzeitig „die freie Kirche in dem freien Lande" als das Programm seiner Politik ernsthaft und aufrichtig wollte und erstrebte. Diese Leichtfertigkeit ist um so größer, als durch diesen Angriff die Glaubensfreiheit nicht der Italiäner allein, sondern die aller nicht italiänischen Katholiken, denen jedes politische Interesse an der Umgestaltung Italiens abging, gefährdet wird. Darum hat sich in dieser großen Prüfung vorzüglich der französische Klerus, nicht, wie der italiänische, durch patriotische Gefühle verwirrt und getheilt, durch die Energie und den Ernst seines Widerstandes rühmlichst ausgezeichnet. Allein nicht blos die Katholiken sind durch diese ihrem Glauben, ihrer Kirche drohende Gefahr beunruhigt. Auch die Protestanten haben daran den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Der Protestantismus und der Katholicismus empfinden um sich und das Christenthum zu vertheidigen, das gleiche Bedürfniß nach Freiheit. „Der Protestantismus ist vorzüglich berufen, die Freiheit und die Rechte der katholischen Kirche zugleich mit seiner eignen zu schützen; er hat jetzt eine herrliche Gelegenheit, seine freisinnige Treue und seine christliche Liebe zu bethätigen und so dem Katholicismus eins jener Beispiele zu geben, welche den Geber berechtigen, das Gleiche für sich zu begehren. Wer diese Lage der Dinge verkennt, wer nicht so handelt, wie sie gebietet, der handelt, sei er Katholik oder Protestant, gegen seine religiöse Pflicht und gegen seine wahren Vortheile, um sich der blinden und vergänglichen Genugthuung der Leidenschaft hinzugeben."

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Urtheil! Wir können die Gründe, auf denen es beruht, schon jetzt um so eher in Ruhe prüfen, als es der Abschluß der ersten Hälfte unseres Büchleins ist.

Man wird gern gestehen, diese Gründe sind bündig, ihre Verkettung ist logisch. Welch ein einfacher Gedankengang! Gewiß, wir Christen sind alle Glieder der einen großen christlichen Kirche, diese Kirche bedarf, wie jedes einzelne ihrer Glieder, der Glaubensfreiheit, und Glaubensfreiheit ist nicht blos die individuelle Freiheit des Gewissens, sondern sie umfaßt die ungestörte organische Entwickelung jeder Kirche in ihrer Verfassung. Und wie harmonisch entspricht diesen Abstractionen die praktische Anwendung: der Angriff auf die weltliche Herrschaft des Papstes ist ein Angriff auf die Verfassung der katholischen Kirche; er ist also ein Angriff auf die Glaubensfreiheit der Katholiken; er trifft damit die gesammte große, christliche Kirche. Allein bei aller Bewunderung der einfachen Eleganz und Größe dieses geistigen Baues wird man doch auch fragen müssen, wie es um die Solidität und die Haltbarkeit seiner Grundlagen bestellt ist. Nun aber ist klar und deutlich das Fundament des Ganzen der Satz, daß die weltliche Herrschaft des Papstes Theil der katholischen Kirchenverfassung, oder wie Guizot es ausdrückt, daß die Doppelstellung des Papstes als geistiges Oberhaupt und weltlicher Herrscher die katholische Kirche selbst ist. Mit diesem Satze stehen und fallen alle auf ihn gebauten Folgerungen: ist das weltliche Herrscheramt des Papstes nicht eine wesentliche Institution der katholischen Kirchenverfassung, so steht mit ihm weder die Glaubensfreiheit der Katholiken noch das Interesse aller christlichen Kirchen auf dem Spiel, so ist die ganze Frage keine kirchliche, sondern eine politische. Also — ist die Doppelstellung des Papstes die katholische Kirche?

Eine solche Behauptung, neu und befremdlich wie sie ist, muß bei einem Franzosen besonders auffallen. Die katholische Kirche von Frankreich hat, selbst die rein geistliche Seite des Kirchenoberhauptes ganz allein

* L'église et la société chrétiennes en 1861. Par Guizot. Leipzig. F. A. Brockhaus. Paris, Michel Lévy frères. 1861. 170 p. 8. Edition interdite en France.

betrachtet, den Satz, daß der Papst die katholische Kirche sei, nie angenommen. Die eifrigsten Vertheidiger der weltlichen Herrschaft aber erheben ihre Stimme für den Papst, weil er der älteste und legitimste Monarch Europa's, weil seine politische Unabhängigkeit ein Pfand für die Freiheit seiner kirchlichen Stellung, weil der Kirchenstaat als neutrale und selbständige Macht eine Nothwendigkeit sei. Sie pflegen zu diesen und ähnlichen politischen Argumenten noch hinzuzufügen, daß die ehrwürdige und heilige Stellung des Papstes auch seinem weltlichen Besitz das Gepräge besonderer Unverletzlichkeit verleihe, daß Beeinträchtigungen desselben zugleich Beleidigungen des Statthalters Christi und mit ihm der ganzen katholischen Kirche seien. Von solchen Berufungen auf das Gefühl für das Kirchenoberhaupt ist nun aber die Behauptung gar weit verschieden, daß auch sein weltliches Herrscheramt Theil der katholischen Kirchenverfassung sei. Erstaunt über diesen Ausspruch, denn wir erinnern uns, daß die katholische Kirche, daß das Papstthum an ihrer Spitze ein Jahrtausend ohne weltliche Herrschaft bestanden hat, daß die Verfassung dieser Kirche gerade durch ihre völlige Freiheit von den Schranken der Nationalität, durch ihre ausschließlich hierarchische Gliederung, ja durch ihren entschiedenen Gegensatz zum Staate mehr als Hundert Millionen Gläubige vereinigt und beherrscht, erstaunt und begierig fragen wir Herrn Guizot nach den Beweisen für seinen Satz. Allein Herr Guizot beingt uns keine Beweise; er, der es anerkennt, daß gegenwärtig der heftigste Kampf über die Doppelstellung des Papstes geführt, daß von vielen die Vereinigung des geistlichen und weltlichen Kirchenamtes in seiner Person für den Fortbestand des Papstthums für unnöthig gehalten wird, stellt unbekümmert um diesen Kampf den Satz nackt und gebieterisch hin: le double caractère de la papauté est l'Église catholique elle-même. Auf solches Machtgebot hin wird denn freilich der Leser bei der Meinung verbleiben, die er ohne Herrn Guizot sich über diesen Punkt aus Gründen gebildet hat. Er wird, sollte diese Meinung der des Herrn Guizot entgegengesetzt sein, dessen Furcht für die Glaubensfreiheit der Katholiken nicht theilen, er wird als Protestant ein kirchliches Interesse an der römischen Frage nicht nehmen. Oder doch — vielleicht wird er, wie Graf Cavour, zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß die weltliche Herrschaft die Freiheit und Selbständigkeit des Papstes, der Verfassung und der Kirche hemmt, daß die Sorge um ihren Bestand und ihre Erhaltung das Kirchenoberhaupt vorzüglich gehindert hat, das große Prinzip der Glaubensfreiheit ehrlich und offen anzunehmen, daß eine freie Kirche wirklich nur in einem freien Lande bestehen kann. Alsdann wird er, der Protestant, auch kirchlich die Aufhebung dieser weltlichen Herrschaft mit Freude begrüßen, denn sie bahnt dem großen Evangelium der Glaubensfreiheit den Weg zur katholischen Kirche, und jeder wahre Gewinn, den diese erfährt, ist zugleich ein Segen für die Gesammt-Christenheit.

Von der Kirche wendet sich Guizot zur Gesellschaft. Wir können hier kürzer sein, denn politische Discurse über die italiänische Frage sind eben nichts ungewöhnliches. Italien hatte ein Recht auf Unabhängigkeit und auf Freiheit; es ist aber schlimm, daß es jene mit fremder Hülfe erlangt und diese mit Verletzung der Fürstenrechte erstrebt hat. Der Grundirrthum ist aber die Einheit Italiens. Eine centralisirte Einheit ist für Italien weder nothwendig, — denn im Innern waren jetzt keine Bürgerkriege zwischen den einzelnen Staaten mehr möglich, und nach Außen beschützten es Frankreich und die öffentliche Meinung — noch nützlich, — denn sie thut der Freiheit Abbruch — noch gerechterweise möglich, denn sie ist nur möglich mit Rom als Hauptstadt, und Rom kann nur durch die schreiendste Verletzung des Völkerrechts, durch die Beraubung der Kirche und durch die Verletzung des katholischen Gewissens erworben werden. Mit einem Worte, diese Einheit ist ein Anachronismus, den nur die ehrgeizige und eroberungssüchtige Politik Cavours durch ein Bündniß mit der Revolution und mit ihren Mitteln erstrebt hat, der aber die Unabhängigkeit und die Freiheit vernichtet.

Wie sind diese schreienden Uebelstände und die Gefahren, die der Gesellschaft daraus entstehen, zu beseitigen, ohne die italiänische Unabhängigkeit und Freiheit wieder aufzugeben? Das Mittel ist sehr einfach, und von Guizot längst erkannt und angerathen: Italien werde ein Bundesstaat!

Freie und unabhängige Bundesstaaten hat es von jeher gegeben — Griechenland, die Schweiz, die Niederlande, die Vereinigten Staaten (zufällig lauter Republiken, während in Italien vor allen Dingen die weggejagten Fürsten zu restituiren und mit Liebe und Geduld zu einer freien und unabhängigen Bundespolitik, vielleicht nach tramontanen Vorbildern, zu zwingen sind). Auch würde der italiänische Bundesstaat nicht zu viel Mitglieder zählen, da etliche der Entwichenen doch nicht gut wiederkehren können — car il y a des morts, que la politique la plus conservatrice ne peut pas admettre (armes Modena!); diese Mitglieder würden sich auch leidlich gleich sein. — Ueberdies ist Italien von der Natur zur Defensive geschaffen und alle Bundesstaaten sind ihrer Natur nach defensiv — ergo! Ueberdies käme man dabei um die leidige römische Frage herum, und die wird jetzt, da es dem Papst wirklich an das patrimonium Petri geht, erst recht schlimm werden; ja es ist nicht abzusehen, wohin leidenschaftliche Hitze und Glaubenseifer die katholische Bevölkerung von Frankreich, Spanien, Deutschland Angesichts eines entthronten und vertriebenen Papstes treiben könnte!

Frankreich ist nicht völlig außer Schuld, daß die Dinge soweit gekommen sind; der Charakter seines Volkes ist liberal, aber antirevolutionär; katholisch, aber Freund der religiösen Freiheit. Als Spiegelbild dieser nationalen Auffassung, wäre es die Aufgabe der französischen Politik gewesen, die Unabhängigkeit Italiens zu begünstigen, aber seiner Einheit abgeneigt zu sein; die Freiheit zu beschützen, aber der Beraubung und dem Umsturze der katholischen Kirche entgegenzutreten. Gegen diese Aufgaben hat die französische Politik gefehlt. Die Intervention gegen Oesterreich war an sich nicht tadelnswerth — denn warum sollte Frankreich nicht Krieg führen für eine Idee? Die Völker leben nicht vom Brot allein! — aber die Nichtintervention bei der Vertreibung der italiänischen Fürsten, bei der Beraubung des Kirchenstaates, war ein schwerer Fehler. Zu diesen Acten stille schweigen, hieß sie begünstigen, hieß die Revolution billigen, den Angriff auf die katholische Kirche gut heißen. Ueberdies: „warum die Eroberungen eines Andern (Piemont hat nämlich nach Guizot Italien erobert, ebenso, und mit ebenso wenig dauerndem Erfolge, wie Napoleon I. Europa erobert hat) begünstigen, wenn man selbst keine machen will? Warum neben sich eine große Macht entstehen lassen, ohne selbst größer zu werden? Ich halte diese Politik selbst für Italien nicht für gut; aber sicherlich ist sie für Frankreich weder natürlich noch national; sie ist inconsequent und ohne Profit."

An diese Zurechtweisung schließt Guizot eine Musterung der staatlichen Zustände.

Bei kräftig fortschreitender Civilisation und täglich zunehmendem Wohlsein der Völker, ist die europäische Gesellschaft doch ernstlich beunruhigt. Ungeheuren Hoffnungen sind ungeheure Enttäuschungen auf dem Fuße gefolgt, allenthalben haben sich die Extreme des Liberalismus und des Absolutismus abgenutzt; die Zeit des Rechtsstaats, den die heutige Gesellschaft fordert, wäre endlich gekommen. Aber von Neuem dringen unmäßige Hoffnungen reißend, bethörend, vergiftend in die Massen und erregen dort blinde und heiße Begierden. Die Gefahr Europa's ist, daß den Regierenden die Erfahrenheit, die Anlagen, die Tugenden fehlen, durch welche allein diese Begierden zu zügeln sind. Und hier blickt Guizot zurück auf das, was er 1855 über unsere Enttäuschungen und unsere Hoffnungen schrieb. Er wiederholt es, daß unsre Zeit nicht, wie die Menschen von 1789, im allmächtigen Vertrauen auf die menschliche Tugend die Gesellschaft umzubilden sich vermißt, sondern nur die ihr entsprechende Staatsform sucht; daß die Enttäuschungen, die ihr hierbei widerfahren, auf dem Mangel an wahrer Tugend, auf der zu großen Vertrauensseligkeit und namentlich auf der politischen Unbeständigkeit des Mittelstands beruhen; aber daß keine Zeichen der Schwäche und der Entartung unserer Civilisation zu entdecken, daß vielmehr das Prinzip derselben, das Gefühl der Menschenwürde und des Menschenrechts lebendig ist, und daß auch der freilich maßlose, rastlose Ehrgeiz, die Triebfeder und das Kennzeichen unserer Gesellschaft, ihre Zukunft sichert, weil er auf sie gerichtet ist. Für die Gesellschaft aber, wie für den Menschen, ist das Leben der Seele die Zukunft. Gefährdet aber ist diese Zukunft durch den Geist der Revolution, der jene Wurzel unserer Civilisation, Menschenrecht und Menschenwürde, nur soweit achtet, als mit seinen Zwecken vereinbar, der sie aber, wie jedes andere Recht, im Sturme seiner Leidenschaften und Begierden mit Füßen tritt. Ihm steht entgegen der Geist des Christenthums, der jedes Recht achtet, Gottes wie der Menschen, der Regierungen wie der Völker, der Vergangenheit wie der Zukunft. Zwischen dem Geiste der Revolution und dem Geiste des Christenthums wird in Italien die Schlacht geschlagen.

Man gestatte nach dieser fast schon zu langen Uebersicht eine kurze Bemerkung. Der Schwerpunkt der Guizot'schen Auffassung der Neugestaltung Italiens — und auf diese allein beschränken wir uns billig — scheint uns in einer doppelten Verkennung ihres Prinzipes zu liegen, des Prinzipes der Nationalität. Guizot hat kein Gefühl für die Nationalität von Italien; er hat aber ein übertriebenes, ja ausschließliches Gefühl für die Nationalität von Frankreich. Jener Mangel mag absichtslos, er mag die natürliche und unwillkürliche Gewohnheit der Tage von 1848 sein, in denen die Staatslenker Europa's — auch Guizot war unter ihnen —

in Italien nur einen geographischen Begriff sahen: er ist aber vorhanden und verleitet den Ex-Premier von Frankreich zu entschieden falschen Auffassungen. Wer wird Guizot glauben, daß Piemont Italien erobert hat, wie ehemals Napoleon Europa? Man mag der Freund des neuen Königreichs sein, oder sein Gegner: nur Absicht oder Gewohnheit kann verkennen, daß nicht Willkür oder Eroberung von Außen her, sondern der im Innern, in den lebensvollsten Theilen des Volkes kräftig vorhandene Wille nach nationaler Einheit es errichtet haben, weil das Volk in der Einheit die einzige Bürgschaft für seine Freiheit und Unabhängigkeit sieht. Guizot leugnet dies: für ihn ist der Wille nach Einheit nur eine Offenbarung nationaler Eitelkeit, des thörichten Wunsches, groß zu scheinen, nur politischer Materialismus. Aber hier legt er an die italiänische Bewegung einen nicht ihr selbst entnommenen, einen ungerechten Maßstab an, den des National-Franzosen. Nur so konnte er aufrichtig den Bundesstaat als die einzige Möglichkeit für Italien fordern, nur so Italien die ihm angeblich durch seine Geschichte (Rom!) und seine Lage gebotene Stellung der bloßen Defensive anweisen, nur so verlangen, daß Italien den Schutz seiner Freiheit und Unabhängigkeit von der mächtigen Hand Frankreichs erwarten solle. Der rein französische Standpunkt spricht sich endlich unverhohlen in dem Vorwurfe aus, daß die Napoleonische Politik Italien habe groß werden lassen, ohne Frankreich zu vergrößern, daß diese Politik für Frankreich ohne Profit gewesen sei. Dieser Vorwurf ist nicht blos deshalb interessant, weil er im Eifer der Debatte Savoyen und Nizza vergißt, und so dem guten Napoleon III. schmerzlich Unrecht thut: er ist zugleich ein Beweis, wie sehr Guizot, der Mann des christlichen, universellen Standpunktes, der Geschichtsschreiber der europäischen Civilisation, doch selbst an dem Gebrechen leidet, das er an den Italiänern so scharf rügt. Der das Recht der fremden Nationalität bekämpft und als Geist der Revolution denuncirt, versteckt hinter dem Schilde des Christenthums und der europäischen Gesellschaft das Interesse seiner eigenen Nationalität; er, der den Italiänern verwehrt, Italiäner zu sein, zeigt sich dabei befangen, und auf den eigenen Nutzen bedacht als bloßer Franzose.

Ob er aber selbst als bloßer Franzose das Richtige denkt und thut, ob nicht der schöne Satz, daß die Völker nicht leben vom Brot allein, auch ihr gegenseitiges Verhalten zu einander den Schrecken einer egoistischen und schließlich doch nicht wahrhaft vortheilhaften Politik entheben sollte: das zu untersuchen, ist hier nicht mehr Raum und Zeit. P. D. Fischer.

England.

Dickens' „Große Erwartungen"* und die englische Lieferungs-Novellistik.

Man hat Dickens neuerdings angeklagt, er habe in seinen Romanen einen neuen Stil angenommen, der durchaus nicht mit dem früheren leichten, humoristischen und phantasiereichen zu vergleichen sei und ihn dringend gebeten, seine alte „Pickwick"-Leichtigkeit, die ihn als Dichter so viel Ruhm und Herzen erworben, wieder anzunehmen.

„Geben Sie uns Sam Weller und Mrs. Camp, Bob Sawyer und Mrs. Nickleby, Pecksniff Bumble und alle Andern, mit all ihren Tugenden und Lastern und Lächerlichkeiten und Narrheiten, über die wir so herzlich lachen konnten, zurück und wir „wollen gern die Feinheiten des neuen Stils entbehren," schrieen sie in den Zeitungen. Und Mr. Dickens hat diesen Wunsch erfüllt, ohne seinen Lesern das letztere Opfer zuzumuthen.

„Great Expectations" ist zwar nicht sein bestes, aber es kann mit vollem Rechte unter seine glücklichsten Werke gezählt werden. Es ist derselbe leichte Humor darin, der die Kritik entwaffnet und zugleich herausfordert. Natürlich giebt es auch in diesem Werke Fehler in Menge, wenn man überhaupt Fehler nennen kann, was durch Schönheit und poetischen Schwung hervor gerufen wird. Und glaubt vielleicht der Leser, Mr. Dickens sei nicht vollkommen mit den Fehlern seiner Werke vertraut und habe, als ein so meisterhafter Romanschreiber, diesen Weg nicht absichtlich und freiwillig eingeschlagen?

Es ist allerdings leicht, eine ganze Reihe von Mängeln aufzuzählen; allein man schildert dann nur den Körper ohne Seele und zeigt dem Beschauer nur todte Theile statt des lebendigen Wesens. Lord Chesterfield rieth seinem Sohne nicht zu lachen, weil dadurch sein Gesicht entstellt würde. Wir lassen uns solche Entstellung in jeder komischen Dichtung gern gefallen. Die meisten Leser von Dickens sind darauf vorbereitet und erwarten sie geradezu, um eben tüchtig darüber zu lachen.

Die Methode, größere Romane in Monatsheften herauszugeben, wurde für ein sehr gewagtes Experiment gehalten, das dem Werke als einem Ganzen viel Schaden zufügen könne. Mr. Dickens hat zuerst den Versuch gemacht und er ist mit solchem Erfolg gekrönt worden, daß die meisten guten Romane jetzt in Form von monatlichen Ausgaben ihren Weg in's Publikum finden. Wir wollen damit nicht sagen, daß wir jemals einen Menschen getroffen, der jedes einzelne Stück Monat für Monat gelesen und der, wenn man ihn fragt, wie ihn Dickens' oder Thackeray's letzte Nummer gefallen, nicht sofort eingesteht, daß er solche Sachen unmöglich stückweise lesen könne. Nichts destoweniger haben die Monats-Ausgaben Erfolg, und Tausende von Exemplaren werden auf diese Weise abgesetzt. Charles Lamb hat allerdings nicht ganz unrecht, wenn er sagt: es giebt Bücher, die man nicht Bücher nennen und eine Art zu lesen, das, an tiefere Studien gewöhnte Männer unmöglich Lesen nennen können.

Allein es giebt so manches Halbe- und Viertelstündchen während des Tages, wo wir gar kein ernstes Buch zur Hand nehmen mögen und sie viel lieber damit ausfüllen, daß wir das Heft durchblättern und untersuchen, ob das Werk, wenn es als Ganzes erscheint, auch des Lesens werth sei. Auch während der langweiligen Eisenbahn-Fahrten und des halbe Stunden langen Wartens im Speisehause ist es uns eine ganz angenehme Unterhaltung. Abgesehen von alledem hat es noch den Vortheil, daß es den Romanschreiber zwingt, mehr Leben und Handlung in den einzelnen Theilen zu entwickeln; er muß darauf bedacht sein, daß der Leser am Ende des Kapitels nicht einschlafe, wie es bei größeren Werken wirklich oft der Fall ist, sondern daß die volle Neugierde und Spannung hervorgerufen werde und der Leser schon mit Begierde auf die nächste Nummer warte. Selbst Mr. Thackeray, der von allen unsern Romanschreibern am wenigsten phantasiereiche und der uns selten mit melodramatischen Ueberraschungen erfreut, verfiel in dieselbe Manier und bemühte sich, das Ende seiner Monatsgeschichten mit irgend einem interessanten Effektschluß auszuschmücken, um seine Leser für die nächste Nummer zu fesseln.

Aber was sagen wir zu dem neuen Versuch, gute Romane in wöchentlichen Ausgaben erscheinen zu lassen? Bisher wurden die Wochen-Journale nur mit der niedrigsten Art dichterischer Werke ausgefüllt. Sie erschienen in Penny- und Halfpenny-Nummern und die Verfasser genießen in der ungeheuren Menge, in der diese Art Romane abgesetzt werden einigen Ersatz für den schlechten Geschmack ihrer Leser. Die Zahl der abgesetzten Nummern steigt manchmal bis zu Hundert-Tausenden, ist aber so abhängig von der wöchentlichen Geschichte, daß am Ende derselben oft 40—50,000 Leser abfallen. Die Lieblings-Autoren dieser Romane sind Mr. J. F. Smith, Mr. Pierce Egan und Mr. G. W. Reynolds, und die Lieblings-Themata Schilderungen der aristokratischen Kreise Englands, deren Laster und Gemeinheiten, die allerdings jederzeit reichen Stoff liefern. Ausschweifungen und Verführungen sind das A, und Mord das O derselben.

Jeder Versuch den Lesern der Penny-Journale bessere Autoren und gesundere geistige Nahrung vorzuführen, schlug fehl, und die natürlichste Frage war: liegt dieser Fehler blos an dem schlechten Geschmack des lesenden Publikums oder auch an den Werken, die man ihm vorlegt? Eins der Penny-Journale z. B. brachte einen Roman von Sir Walter Scott und es zeigte sich sehr bald, daß sie nicht für den Geschmack der Leser paßten. Allein müssen wir uns nicht selbst sagen, daß hier der Fehler mehr an Walter Scott's Romanen liegt, als an den Lesern? Sir Walter Scott hat niemals die Absicht gehabt, seine Romane in wöchentlichen Ausgaben drucken zu lassen und hat sie deshalb auch nicht danach eingerichtet. Ist es nun zu verwundern, daß die Leser, als sie jede Woche ein Stück Walter Scott fanden, endlich das Blatt nicht mehr sehen mochten?

Mr. Dickens hat einen andern Versuch gemacht. Das von ihm redigirte Journal „All the Year Round" ist ursprünglich für einen viel höheren Leserkreis bestimmt, als die Penny-Blätter beanspruchen können. In diesem Journal hat er seinen Lesern einen Roman nach dem andern, eigens für sie geschrieben, wöchentlich aufgetischt, und der Versuch gelang — Der erste Roman, der darin erschien, war „The Lady in White" von Mr. Wilkie Collins. Er wurde von den wöchentlichen Lesern wahrhaft verschlungen und die Folge davon war, daß das Werk, als es als Ganzes erschien, sehr schnell mehrere Auflagen erlebte. Wir unserer Seits können kein sehr günstiges Urtheil darüber abgeben. Der Dichter

* Große Erwartungen. Von Boz. (Charles Dickens.) Mit zwölf Illustrationen von Karl Reinhardt. Aus dem Englischen von Marie Scott. 3 Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1861

hat dem augenblicklichen Effect und Nebendingen Alles geopfert und wenn wir das Ganze näher untersuchen, so sind die Charaktere nicht nur unnatürlich, sondern sogar unmöglich. Man wird anfangs von dem Werke gleichsam fortgerissen; allein ist die erste Neugierde befriedigt, so fühlt man nicht das Bedürfniß, es wieder in die Hand zu nehmen.

Wir bitten nun unsere Leser einen Blick auf den neuesten Roman in Mr. Dickens' Journal zu werfen.

Es würde dem Verfasser wenig Ruhm erwerben, wollten wir dieses sein eigenes Werk neben das des Mr. Willie Collins stellen, allein in gewisser Beziehung ist es diesem doch ähnlich, z. B. in Behandlung der Charaktere, nur mit dem Unterschied, daß sie in Mr. Dickens' Werk immer noch eine gewisse Naturwahrheit an sich tragen. Er wollte eben einen gemischten Leserkreis, von verschiedenem Geschmack und Ansprüchen befriedigen. Diese zieht er durch die wunderlichsten Schilderungen seiner Helden an, jene fesselt er durch seine Phantasie und seinen Humor und sein Werk ist mit einem solchen Erfolg gekrönt worden, daß es schon vier starke Auflagen erlebt hat. Dies ist gewiß der sicherste Beweis, daß auch die Leser der Wochen-Journale für bessere geistige Nahrung nicht unempfänglich sind.

Es erscheint jetzt in demselben Journal ein neuer Roman von Sir Edward Lytton, dem größten Meister der Construction und der noch mehr Erfolg versprechen soll, als alle bisher wochenweise erschienenen Romane. Er ist insofern auch noch interessanter, als Sir E. Lyttan hiermit zum ersten Male das schwierige Experiment macht, einen wissenschaftlichen Roman in wöchentlichen Lieferungen erscheinen zu lassen. Dergleichen Romane sind gewöhnlich sehr langweilig und bisher auch immer als verfehlt der Vergessenheit verfallen. Dennoch unterzieht sich Sir E. Lytton der schwersten aller Aufgaben und scheint sie auch mit sehr viel Geschick zu lösen. Man sagt, es sei das Beste, was bisher in „All the Year Round" erschienen und Hundert-Tausende drängen sich herbei, das wunderbare Werk zu lesen.

„Great Expectations" ist seitdem in neuer Auflage als dreibändiger Roman erschienen. So viel uns bekannt, hat Mr. Dickens außer dem letzteren nur einen dreibändigen Roman herausgegeben und zwar „Oliver Twist." Beide sind sich in Bezug auf Thema und Behandlung der Charaktere sehr ähnlich. Der Held des neuen Werkes ist ein zweiter Oliver, ein Kind der untersten Schichten der englischen Bevölkerung und vater- und mutterlos, wird aber aus dem niedrigen Zustande seiner Kindheit durch Zufall in eine höhere Sphäre gehoben. Oliver fällt einer Diebsbande in die Hände, die ihn für ihr Handwerk zu gewinnen sucht, aber von dem edlen Mr. Brownlow, der den besseren Geist des Kindes erkennt und sich väterlich seiner annimmt, in ihren freundlichen Absichten gestört wird. — „Pip" macht ebenfalls die Bekanntschaft eines Verbrechers, gewinnt dessen Freundschaft und Liebe, und von dieser Zeit an bleibt das Schicksal beider unzertrennlich. Der Verbrecher im neuen Roman vertritt die Stelle des Mr. Brownlow im alten und umgiebt „Pip" mit allem möglichen Luxus. In beiden kommt der verkommene Sohn der Armuth plötzlich zu Reichthum und Ueberfluß. Würde man uns fragen, welcher von beiden Romanen uns am besten gefällt, so müßten wir doch zugestehen, daß der erstere zwar frischer im Stil und reicher in Details, der zweite aber freier in der Behandlung und mächtiger in der Wirkung ist.

Der kleine Pip also sieht sich plötzlich von allem möglichen Luxus umgeben und hält für seinen Wohlthäter die sonderbare Dame, die hinter Schloß und Riegel lebt und niemals anderes Licht erblickt, als was die Kunst des Seifensieders hervorzubringen vermag. (Bekanntlich eine Figur, ein Schatten, der in Dickens' Romanen öfter wiederkehrt). Er hat keine Ahnung davon, daß er seinen Reichthum einem Verbrecher zu danken hat, der in Australien ist und Gold gräbt und ihn in dieser stillen Weise dafür belohnt, daß Pip ihn einmal in der Zeit des Hungers mit einer stibitzten Fleischpastete traktirte. Nach vielen Jahren entflieht der Verbrecher noch ehe seine Strafzeit um ist und eilt nach London, um zu sehen wie sich sein Schützling befindet und was er mit seinem Gelde thut. Dieser, seine frühere Armuth ganz vergessend, amüsirt sich aufs Beste und denkt dabei bloß an die Bedürfnisse des Augenblicks. Er ist wahrhaft entsetzt bei der Entdeckung, daß sein Wohlthäter ein Verbrecher ist und zeigt sich sehr vornehmthuerisch gegen ihn. Der Verbrecher wird wieder ergriffen und seines Geldes entledigt, und Pip ist wieder eben so plötzlich arm, wie er zu Reichthum gelangte. Er ist nun gezwungen, sich allein weiter durch's Leben zu arbeiten, und so finden wir ihn denn auch am Ende des dritten Bandes als ganz respectablen Menschen, der sein Glück gemacht und nun im Begriff ist, die Dame seines Herzens zu heirathen.

Wir finden außerdem noch mehrere sehr gut durchgearbeitete Charaktere wie z. B. Joe den Grobschmidt, Pumblechook den Kornhändler und Wemmick den Gerichtsschreiber. Um die Schilderungen dieser Charaktere ganz zu genießen, muß man das Werk selbst lesen.

Joe ist eine schlank gewachsene, sandhaarige Gestalt, mit so unbestimmt blauen Augen, daß sich das Blau mit dem Weiß vermischt zu haben scheint. Die erste Zusammenkunft Pip's mit dem Verbrecher ist ganz à la Dickens geschildert. Der Verbrecher hält sich in einem Thale hinter Gebüsch versteckt, überfällt Pip, schüttelt ihn tüchtig, und drohet, ihn zu tödten.

„Hör' mal" ruft er ihm zu, „die Frage ist: soll ich Dich leben lassen oder nicht! Du weißt doch, was eine Feile ist?"

„Ja, Herr."

„Du weißt auch, was Lebensmittel sind?"

„Ja, Herr."

Nach jeder Frage (sagt Pip, der die Geschichte erzählt) schüttelt er mich derber, um mir noch mehr das Gefühl der Hülflosigkeit und der Gefahr zu geben.

„So geh' und hole mir eine Feile und geh' und hole mir Lebensmittel und bringe mir beides hierher, sonst reiße ich Dir das Herz und die Leber aus." Jeder Satz wurde immer wieder mit einem tüchtigen Schütteln beendet. Als Pip diesem liebenswürdigen Gesellschafter Alles gesagt hatte, sah er ihn einem mit Ketten versehenen Galgen, an welchem früher einmal ein Seeräuber gehangen hatte, zuschreiten. Welch sonderbarer Einfall! Der Mensch geht auf den Galgen zu, als wäre er der von den Todten auferstandene Seeräuber, der herunter gestiegen war und nun ging, sich selber wieder anzuhaken.

Auch die Schilderung des Gerichtsschreibers ist sehr komisch: „Ich fand einen trockenen Gesellen an ihm" sagt er, „kurz von Statur und mit einem viereckigen, wie aus Holz geschnittenen Gesicht. Wemmick ist ein ganzer Kerl oder vielmehr ein doppelter: einer im Comtoir und ein anderer zu Hause, aber niemals darf einer dem andern in's Gehege kommen. Er hat ein kleines Haus in Walworth, daß er sich im curiosesten Stil zurecht gemacht mit Laufgraben, Zugbrücke, Schießplatz, Kanonen und Flaggenstangen nebst vielen andern kleinen Kunstanstalten. Jeden Abend um 9 Uhr wird die Kanone abgefeuert. Vielleicht hält er sich für den Sprossen eines alten Rittergeschlechts, der nun die Burg seiner Ahnen bewohnt. Er hat so viel Genialität auf diesem Stückchen Erde entwickelt, daß wir seinem alten Vater nicht unrecht geben können, wenn er sagt: „Mein Sohn hat ein herrliches Plätzchen geschaffen, Herr, einen wahren Lustgarten. Diese schönen Anlagen und Kunstwerke, die seine Genialität geschaffen, sollten der Nation erhalten werden, wenn mein Sohn nicht mehr ist."

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, das Buch einiger Maßen zu charakterisiren und dem Leser ein schwaches Bild davon zu geben. Freilich Anführung einzelner Stellen aus Dickens ist immer eine Art „Anführung" für den Leser. Um ihn zu lesen, zu genießen, muß man ihn ganz lesen, wenn auch wochenweise. Die von ihm gezeichneten, wenn auch sehr „manierirten" Charaktere müssen bekannt, eingeführt und dann immer gleich für die ganze Dauer des Romans gleichsam prädestinirt vor uns stehen, so daß wir auf den spätern Seiten immer sofort ganz individualisirte alte Bekannte finden. Das Publikum besteht gewisser Maßen darauf, in Dickens immer den Humoristen zu genießen. Wie groß er auch in andern poetischen Tugenden sein mag, sie gelten für gar nichts im Vergleich zu seinem eignen berühmten, lieben Humor. Nun da hat er also wieder „große Erwartungen" erregt und diese just im Humor auf eine Weise befriedigt, daß wir kaum Zeit und Lust behalten, auch andere Vorzüge zu würdigen oder uns über Fehler zu ärgern.

Rußland.

Die Branntweinpacht und die Enthaltsamkeits-Vereine.

Vor einiger Zeit brachten wir die Anzeige und eine längere Besprechung der zweiten Auflage des vielberufenen Buches von Fürst Dolgoruker „La vérité sur la Russie;" ebenso hatten wir ein neueres kleineres Buch desselben Verfassers besprochen, das am Schlusse das russische Budget veröffentlichte, wie dasselbe in dem Londoner Kolokol von A. Herzen zuerst abgedruckt worden war. Der unverhältnißmäßig hohe Ertrag der Branntweinpacht, welcher nahezu die Hälfte der russischen Staats-Einnahmen ausmacht, veranlaßte uns, dem Kapitel, welches Fürst Dolgoruk diesem Gegenstande gewidmet, eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwen-

den; und so möge denn hier das Wichtigste daraus, was einen Aufschluß über diese schreiende Abnormität zu geben im Stande ist, hervorgehoben werden.

„Die Branntweinpacht, eine der am meisten unmoralischen Staats-Einrichtungen, die existiren, hat stets die Haupteinnahme-Quelle des russischen Budgets gebildet. Seit 1859 bringt sie 120,000,000 Rubel ein und macht mehr als $^2/_5$ des Budgets aus. Das Recht, Branntwein zu verkaufen und eine willkürliche Steuer auf Keller, Gasthäuser, Restaurationen und Kaffeehäuser zu legen, in denen man verschiedene Getränke feil hält, wird dem Pächter jedes Distrikts übertragen. Die Destillateure sind genöthigt, ihren Branntwein dem Pächter um einen von der Regierung bestimmten Preis zu verkaufen; es wird ihnen nur die von der Regierung bestimmte Quantität abgekauft; der Verkauf an Dritte ist ihnen untersagt, unter Androhung einer enormen Buße und Schließung ihrer Destillationen. — Der Pächter soll den Branntwein um einen von der Regierung bestimmten Preis verkaufen; aber diese Klausel wird nie beachtet: er verkauft ihn stets um einen weit höhern Preis, und der naive Mensch, der für den gesetzlichen Preis bedient sein wollte, würde nur ein ganz untrinkbares Getränk erhalten. Um diese Schufterei zu maskiren, muß der Pächter die Ortsobrigkeiten, alle Provinzialbehörden vom höchsten bis zum niedrigsten bezahlen: den Gouverneur, den Vice-Gouverneur, die Räthe der Provinzial-Regierung, den Präsidenten der Finanz-Kammer der Provinz (kazennaia palata) und besonders denjenigen Rath dieser Kammer, der die Getränk-Abtheilung unter sich hat. Er muß bezahlen den Präsidenten der Krondomainen-Kammer, den Polizei-Minister und die Polizei-Beamten der Provinzialstadt; die Leiter (gorodnitschyi) und Polizei-Beamten der Distriktstädte; die Leiter der Lokal-Polizei der Distrikte (ispravnik); die Leiter der Kreis-Polizei (stanowoi pristav) und die Beamten des Domainen-Ministeriums. Kurzum, diese gesetzwidrigen Ausgaben des Pächters einer ganzen Provinz betragen jährlich nie unter 50,000 Rubel und des Pächters eines Distrikts wenigstens 5000 Rubel für jeden Distrikt. So steht die ganze Lokal-Polizei vollständig den Pächtern zu Diensten. Für dieselben existiren weder Gesetze noch Kabinetsorder, noch die einfachsten Begriffe der Billigkeit in keiner Weise. Ohne den mindesten Skrupel nehmen sie 30—40 % über den gesetzlichen Preis des Branntweins, den sie dazu gefälscht verkaufen. Die von ihnen beauftragten Ausschenker greifen zu allen Mitteln, zu allen Kniffen, um die Leute aus dem Volke zum Trinken zu verlocken. Trinkt Einer niemals bis zum Rausche, so sucht man ihm Branntwein auf Kredit zu geben, um ihm am Ende einer gewissen Zeit eine falsche und übertriebene Rechnung einzuhändigen. Man verlockt die Bauern, auf Kredit zu trinken, um ihnen die Rechnung im Augenblicke der Aerndte zu präsentiren, und da der arme Landmann kein baares Geld hat, so sieht er sich genöthigt, einen Theil des zur Ernährung seiner Familie nothwendigen Getraides um einen niedrigen Preis hinzugeben. Wenn sich ein solcher Mensch im Wirthshause bis zur Bewußtlosigkeit betrinkt, so ist bei seinem Erwachen das Pferd verschwunden, das an seinen Karren gespannt gewesen war; war er zu Fuß gekommen, so ist ein Theil seiner Kleidung verschwunden; man macht ihm abenein eine hohe Rechnung für eine größere Quantität Schnaps, als er wirklich getrunken, und er muß zahlen. Wenn er viele Mal so der Betrogene gewesen, wird er endlich selbst Schelm und betrügt die andern. Die Wirthshäuser sind das Hauptquartier der Diebe und der Brutort fast aller Verbrechen. Die Macht der Regierung hört auf an der Schwelle der Schenken; die von den Pächtern bezahlte Polizei läßt darin alle möglichen Scheußlichkeiten begehen.

„Dieser gemeine Zustand der Dinge führte 1858 ein Ereigniß herbei, welches alle Welt in Erstaunen setzte, und selbst die Erwartung derer übertraf, die den meisten Glauben an die bewundernswürdigen Eigenschaften des russischen Volkes gehabt hatten, Tugenden, die es sorgfältig selbst unter dem Joche Jahrhunderte langer Sklaverei bewahrt hatte. Da die Bauern endlich zur Einsicht ihrer schändlichen Ausbeutung durch die Pächter kamen, und die verbrecherische Nachsicht der Verwaltung gegen dieselben sahen, faßten sie an vielen Orten den Entschluß, dieser Horde dadurch zu widerstehen, daß sie sich verpflichteten, eine vollkommene Enthaltsamkeit zu beobachten und jedem geistigen Getränke so lange zu entsagen, bis ihnen die Pächter guten und wohlfeileren Branntwein verkaufen würden. Man sah in vielen Gegenden ganze Dörfer sich vereinigen, Enthaltsamkeits-Vereine bilden, die Beobachtung dieser Regel eidlich beschwören, und nach allgemeiner Uebereinkunft jedem eine starke Geldbuße auflegen, der dieses Gelübde verletzen würde — dann — eine bewundernswerthe Thatsache, die Beachtung verdient, — sich in Masse nach der Dorfkirche begeben, den Priester auffordern, ein Te Deum zu halten, um von Gott die nöthige Stärke zu erflehen, ihren Eid zu halten und das Gelübde thun, den Betrag der Geldbußen, die man einziehen würde, der Kirche zu weihen! Bei dieser Gelegenheit gab das russische Volk den klarsten Beweis für die Falschheit der Verleumdung, welche die Rückschrittspartei erfunden, daß es nicht reif sei zur Freiheit.....

„Die Pächter wurden von Schrecken erfaßt, sie sahen eine beträchtliche Minderung ihrer Einkünfte. Die Lokal-Polizei, die ganze Büreaukratie geriethen in die äußerste Wuth; sie sahen, wie der gesunde Verstand und die Willenskraft dieses von ihnen unterdrückten und geplünderten Volkes die gewinnreichste Quelle ihrer Brandschatzungen verstopfte. Alles wurde gegen die Enthaltsamkeits-Vereine aufgeboten: das Geld wurde bis zur Verschwendung in den Kreisen vertheilt, wo es möglich war, mit Erfolg zu handeln; die Geschenke an alle die, welche diesem Bunde der Finsterniß und der Entsittlichung nützlich sein konnten, wurde nicht gespart.

„Die Regierung, deren Haupteinnahme seit langer Zeit auf die unsittliche und gehässige Einrichtung der Branntweinpacht basirt war, befand sich in der größten Verlegenheit..... Wenn sie einerseits die Enthaltsamkeits-Vereine sich ungestört entwickeln ließ, so setzte sie die zwei Fünftel ihrer Einnahmen auf's Spiel; wenn sie diese Vereine verbot, so setzte sie sich vor der öffentlichen Meinung Europa's (diesem Medusen-Haupte der russischen Verwaltung) und vor dem Tribunale der Geschichte dem gerechten Tadel aus, die Entsittlichung der zahlreichsten Klasse ihrer Unterthanen zu begünstigen, sie systematisch zu demoralisiren, um so viel Geld als möglich von ihr zu ziehen.....

„Drei Minister, die des Innern, der Finanzen und der Kron-Domainen, die Herren Lanskoi, Kniajewitsch und Michael Muravieo, gaben sich zu der traurigen und gehässigen Rolle her, den Enthaltsamkeits-Vereinen den Krieg zu erklären. Sie versandten an ihre Beamten in der Provinz Rundschreiben, worin sie, nachdem das (übrigens unbestreitbare) Prinzip aufgestellt war, Nüchternheit sei eine Tugend, erklärten, kein Verein dürfe gebildet werden, ohne Ermächtigung durch die Regierung, welche niemals Mäßigkeits-Vereine erlaubt habe, und hinzufügten, eine gewisse Quantität geistiger Getränke sei nöthig zur Gesundheit der Bevölkerung, und folglich dürften die Beamten den Enthaltsamkeits-Vereinen in keiner Weise erlauben, sich auszubilden und Wurzel zu fassen."

Hierauf wird näher ausgeführt, wie unklug diese drei Minister gehandelt, diese an mehrere tausend Beamte versandten Rundschreiben als Geheimniß zu behandeln. Dies sei in Rußland der sicherste Weg, eine Sache an die Oeffentlichkeit zu bringen.

„Die Büreaukratie, entzückt über ihren Sieg, machte sich nun daran, die Enthaltsamkeits-Vereine mit Erbitterung zu verfolgen. 1859 sah man die Ortspolizei in den Dörfern umherlaufen und die Bauern mit Ruthen- und Stockschlägen zwingen, Branntwein zu trinken. An einigen Orten zerstörten die entrüsteten und zur Verzweiflung getriebenen Bauern die Schenken. Die Büreaukratie ließ Truppen marschiren, und man sah die bewaffnete Macht verwandt zur Aufrechthaltung dieser schändlichen Einrichtung der Branntweinpacht, dieser Einrichtung, welche das Volk plündert und entsittlicht, um den Staatsschatz zu füllen und die unersättliche Horde der russischen Beamten zu bereichern. Um dieses häßliche Schauspiel noch zu vervollständigen, erhielt die Büreaukratie ein Verbot für die Censur, den geringsten Artikel passiren zu lassen, worin die Immoralität des Branntweinpachtes gezeichnet würde.

„1858, nach dem letzten Zuschlage der Branntweinpacht (die alle vier Jahre stattfindet), sprach Kaiser Alexander sein Bedauern über die beträchtliche Ziffer dieses schändlichen Zweiges der Staats-Einnahmen aus; edle Worte, würdig des vortrefflichen Herrschers, der sie ausgesprochen. Aber so lange die allmächtige Büreaukratie nicht von dem Kaiser gebrochen ist, wird sie diesem so wohlwollenden Fürsten nie erlauben, die von ihm herzlich ersehnten Reformen durchzuführen.....

„Es war der russischen Büreaukratie vorbehalten, Mäßigkeit und Nüchternheit zu Staatsverbrechen zu machen, und sich der gewaffneten Macht zu bedienen, um die Verfassenheit zu fördern und die Käuflichkeit aufrecht zu erhalten." Hier folgt eine Liste der Summen, welche gewöhnlich der Büreaukratie von dem Branntweinpächter einer ganzen Provinz bezahlt werden. Die Pächter der Provinzen, in denen sich die beiden Hauptstädte Petersburg und Moskau befinden, zahlen noch mehr, aber ihr Gewinn ist auch bedeutender.

Die Zahl der Distrikte einer Provinz variirt von sieben zu vierzehn; wir nehmen hier als Mittelzahl zehn an, was mit dem Territorium des Hauptortes der Provinz elf Distrikte geben würde. Es werden gezahlt:

Dem Gouverneur der Provinz	6000 Rubel
(NB. die ehrenhaften Gouverneure verwenden diese Summe zum öffentlichen Nutzen, Asylen und dergl. die weniger gewissenhaften, welche die Mehrzahl ausmachen, stecken sie in die Tasche.)	
Der Kanzlei des Provinzial-Gouverneurs	1,200 „
Dem Polizei-Obersten des Hauptortes der Provinz .	1,200 „
Dem Secretair des Polizei-Büreaus im Hauptorte der Provinz	300 „
Den Chefs (garodnitschyi) der Distriktstädte, jedem 600 Rubel	6000 „
Den Secretairs der Polizei-Büreaus der Distriktstädte, jedem 200 Rubel	2000 „
Den drei höheren Polizei-Beamten (tschasnyi pristav) des Hauptortes der Provinz und dem Oberbeamten der Polizei jeder Distriktstadt, jedem 240 Rubel	3,120 „
Den sechs niederen Beamten der Polizei (kvartalnyi nadzirutél) des Hauptortes der Provinz und den zwei niederen Beamten der Polizei jeder Distriktstadt, jedem 100 Rubel	2,600 „
Den Chefs der Lokal-Polizei (ispravnik) der elf Provinzial-Distrikte, jedem 600 Rubel	6,600 „
Den Secretairen der elf Tribunale, jedem 300 Rubel	3,300 „
Den Inspektoren der Branntwein-Verwaltung in jedem Distrikt (vinryi pristav), jedem 600 Rubel . .	6,600 „
Den Kreis-Hauptleuten jedes Distriktes (stanovoi pristav), wenn man als Mittelzahl für jeden Distrikt drei annimmt, jedem 250 Rubel	8,250 „
Dem Präsidenten der Finanz-Kammer der Provinz (kazennain palluta	6000 „
Demjenigen Rathe dieser Kammer, welcher die Getränk-Abtheilung verwaltet	2000 „
Dem Secretair der Finanz-Kammer	1000 „
Den Beamten dieser Kammer	1000 „
Zusammen mit Einschluß von einigen kleineren Zahlungen	60,470 Rubel.

Außerdem hat natürlich der Pächter noch die Beamten des Finanz-Ministeriums in Petersburg zu bezahlen.

Süd-Amerika.

Helps' Geschichte der spanischen Eroberungen in Amerika.

Die spanischen Eroberungen in Amerika haben nicht ihres Gleichen in der ganzen Weltgeschichte, und würden deshalb längst mehr Aufmerksamkeit erregt haben, wenn sie uns eben nicht immer zu spanisch vorgekommen wären, wenn wir mehr Quellen und Mittel gehabt hätten, sie kennen zu lernen. Es ist deshalb ein großes Verdienst für die historische Wissenschaft, für Erkenntniß der neueren Zeit überhaupt, daß es ein Engländer unternahm, durch beinahe zehnjährige Forschung und Arbeit uns diese Geschichte, dieses merkwürdigste Ereigniß der Geschichte, zum ersten Male in ihrem ganzen Umfange und in ihrer Bedeutung aufzuschließen. Wir meinen das jetzt in vier Bänden vollendete Werk von Arthur Helps: „Die spanischen Eroberungen in Amerika und deren Beziehungen zur Geschichte der Sklaverei, wie der Kolonial-Regierung."*

Nachdem die andere Halbkugel der Erde uns Jahrtausende lang unbekannt geblieben und dann von dem intellektuellen und praktischen Heroismus, der unbezähmbaren Ausdauer eines Columbus endlich entdeckt worden war, erobern eine Handvoll Menschen binnen fünfzig bis sechzig Jahren den größten Theil dieser ungeheuern neuen Welt und bilden so ein goldenes Reich, in welchem die Sonne nie unterging. Endlich fällt diese Heerlichkeit in beiden Hemisphären langsam, aber unrettbar zu moralischer und materieller Verwahrlosung zusammen, und Alles, was noch spanischen Geist in sich hat, verlottert und veräußert sich in Knechtschaft, Schande, Barbarei und Elend. Darin steckt viel historische Belehrung und Warnung, die Buckle auch aus der Geschichte des spanischen Mutterlandes herausgefunden und eindrucksvoll geschildert hat.

Das vierbändige Werk von Helps ist nicht so dramatisch und genial geschrieben, wie der Stoff erwarten ließ; es kommt ihm immer darauf an, aus mühsam und mannigfaltig zusammengetragenen Quellen in's Detail einzugehen und Thatsachen festzustellen, so daß ihm dabei die glänzende Darstellung, die geniale Gruppirung und Schilderung verloren ging. Dafür haben wir in ihm einen um so gewissenhafteren und genaueren Geschichtsforscher zu verehren.

Es kommt uns hier nicht darauf an, eine Kritik des Werkes zu geben, sondern nur auf dessen Werth und Charakter hinzuweisen. Am Meisten fällt uns die durchgehende Wahrnehmung auf, die so sehr von der üblichen Vorstellung abweicht, nämlich daß die spanische Regierung selbst durchweg ungemein human und fürsorglich zum Wohl der unterjochten Eingeborenen war, und die beispiellosen Grausamkeiten in Eroberung und Ausbeutung der eroberten Länder größtentheils auf Rechnung der Satrapen und ihrer Helfershelfer kommen. Die Variationen und Wechsel in Behandlung der spanischen Kolonien spielen dabei freilich eine große Rolle und verwirren den bloßen Leser, der sich nicht die Mühe giebt, diese Metamorphasen gehörig getrennt zu halten.

Kein Wort kommt in den vier Bänden so oft vor, als „encomienda." In der Praxis dieses Wortes, den Gesetzen darüber und den Verletzungen dieser Gesetze liegt der Kern der spanisch-amerikanischen Geschichte.

„Encomiendas" waren im weitesten Sinne bestimmte Theile von Eingeborenen einzelnen Kolonisten unter der Bevingung als Untergebene, aber mit eigenen Häuptlingen, zuerkannt, daß sie denselben Unterricht in Religion zukommen ließen, wofür sie an gewissen Tagen Frohndienste zu leisten hatten. Fragen, wie viel Frohn und Arbeit, wie viel Abhängigkeit und eigene Verfügung über ihre Freiheit, Gesetze darüber und Revision derselben und Uebertretung dieser Gesetze — das ist die innere Geschichte des spanischen Amerika. Ferdinand und Isabella und Karl V. thaten das Ihrige, den Eingeborenen Schutz und Freiheit gegen Uebergriffe zu gewähren, aber sie reichten nicht bis in die fernen Regionen von Mexiko, Peru ꝛc., und die Kolonisten trotzten nicht selten den Gesetzen als kleine Tyrannen, die in der Regel größer sind, als große.

Wie weit die spanische Regierung in väterlicher Fürsorge für die Eingeborenen ging, dafür finden wir manche ausführliche Gesetze, z. B. einen Befehl, daß die Indianer, die zur Bearbeitung des Coca in regnerischen Regionen angehalten wurden, mit doppelter Kleidung zum Wechseln versehen werden mußten; das Verbot, sie in Zucker- und Wollen-Fabriken zu beschäftigen und zur Perlenfischerei zu zwingen. — Außerdem galten die Indianer als gesetzlich unmündig, so daß deren Eigenthum nie angegriffen werden durfte, daß sie nicht gezwungen werden konnten, Schulden zu bezahlen, Kontrakte zu halten, daß sie gesetzlich den Schutz von Kindern genossen.

Die Indianer wurden durchweg protegirt und privilegirt, so daß man, um Leute zwingen zu können, zu den Schwarzen seine Zuflucht nahm, und so den Sklavenhandel erfand, die Sklaverei einführte, welche die Angelsachsen mit in ihre „Freiheit" hinüberheuchelten, so daß sie immer für diese Sünde büßen mußten, obgleich die Erinnyen erst jetzt sie gefangen haben, offen und in Masse ihre Geißeln zu schwingen. — Der auch mit den Schwarzen meinte es die spanische Regierung besser, als die Amerikaner. Man räumte ihnen jährlich vier Monate Feiertage ein, und Jeder konnte zu jeder Zeit für seine Freiheit gesetzliche Anträge machen. Unter Karl III. hatten die Sklaven gesetzlichen Anspruch auf Unterricht im Lesen und Schreiben, was die Amerikaner nie erlaubten. Eltern und Kinder durften beim Verkauf nicht ohne deren Einwilligung getrennt werden — auch eine Humanität, die der amerikanische, freie Mann verlacht und mit höhnischem Witze verletzt.

Es war stets die Ansicht der spanischen Regierung gewesen, die Eingeborenen zu begünstigen und zu schützen. Zu diesem Zwecke ließ man sich zur Sklaven-Einfuhr, zur Sklaverei der Schwarzen verleiten. Auch der große Apostel der Indianer, Las Casas, billigte deshalb anfangs diese „Institution," obwohl er seinen Irrthum hernach durch die rührendste tragische Selbstanklage büßte.

Die Schilderung dieses großartigsten und nobelsten Charakters in der ganzen spanisch-amerikanischen Geschichte ist ebenso gründlich, als ergreifend. Weder ihm, noch der spanischen Regierung gelang es, die Satrapen und Kolonisten menschlich zu machen gegen die unglücklichen Eingeborenen, von denen während der sechzig Eroberungsjahre nach Las Casas nicht weniger als zwölf Millionen mehr starben, als geboren wurden. Einmal kamen um das stolze Kusko herum binnen wenig Wochen 80,000 um, vor Hunger und aus Mangel an Kulturkraft dem fremden Geschlechte der Eroberer gegenüber. Sie hatten eine eigene, zum Theil hohe Kultur in den Reichen der Kaziken und Inkas erreicht; jetzt sind sie Alle ver-

* The Spanish Conquest in America, and its Relation to the History of Slavery and to the Government of Colonies. By Arthur Helps. IV Vols. London, Parker, Son and Baurn. Berlin, Asher and Comp.

dert, verdorben und gestorben. Ihre Eroberer folgten ihnen, und wer weiß, wie die Nemesis der Geschichte die jetzigen Herren der neuen Welt für ihre Heuchelei gegen die Freiheit bestrafen wird.

Deutschland und das Ausland.

Aus Schlesiens Vergangenheit.

Schlesische Bürger des Mittelalters und im Jahre 1740. — Martin Opitz von Boberfeld. — Lessing in Breslau.

Die „Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur," ein provinzielles Institut, über welches sich bereits Göthe sehr beifällig geäußert, hat in ihren Veröffentlichungen, den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft, eine bemerkenswerthe Aenderung eintreten lassen; das Groß-Quart hat sich in Groß-Oktav, die Jahres-Review in ein Monthly Magazine verwandelt.*

Es liegen uns drei Hefte des Jahrganges 1861 vor, von denen zwei der Abtheilung der Naturwissenschaften und Medicin, eines der philosophisch-historischen Abtheilung angehört. Die Ausstattung dieser Hefte, Druck und Papier, lassen in keiner Weise etwas zu wünschen übrig, und was den Inhalt betrifft, so ist er auf jeder Seite ein Beweis für das reiche geistige Leben, das in der Provinz, namentlich in der Hauptstadt und ihren gelehrten Anstalten, die Universität voran, fortdauernd waltet. Die Abtheilung für Naturwissenschaften und Medicin enthält Aufsätze von Friedrich Wimmer, J. Milde, C. Janisch, Ed. Graube, L. Löwig, H. R. Göppert, F. Cohn und Aubert über sehr verschiedene botanische, physiologische, chemische, agronomische Gegenstände — meist Specialitäten, die nur den Fachgelehrten zugänglich sind; in dem Hefte der andern Abtheilung finden sich vier historische Abhandlungen, die theilweise höchst interessant sind: Von J. Kutzen, dem ausgezeichneten Geographen und Verfasser trefflicher Monographien über die Schlachten Friedrichs des Großen: Lessing in seinem Welt- und Kriegsleben, seinem Wirken und Streben zu Breslau (Ende Novb. 1760 bis Ostern 1765). Ferner:

H. Palm, Beiträge zur Lebensgeschichte und Charakteristik des Dichters Martin Opitz von Boberfeld.

Steinbeck, der Aufstand der Tuchmacher zu Breslau im Jahre 1333.

C. Grünhagen, zwei Demagogen im Dienste Friedrich's des Großen.

Die Schilderung des Lebens, das Lessing in Breslau als Sekretair des General Tauenzien führte, des Umganges, den er hatte, der Oertlichkeiten, die er besuchte, der Eindrücke, die er in dieser damals sehr bewegten Stadt empfing, versetzen uns recht lebendig in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und müssen für Jeden, der das heutige Breslau genauer kennt, ein großes Interesse haben. Lessing schrieb den Laokoon und die Minna von Barnhelm in Breslau — das Gasthaus zur goldnen Gans in der Junkernstraße, das noch heute zu den ersten Hotels der Stadt gehört, soll der Ort sein, wo die Geschichte gespielt hat, die Lessing zu diesem Drama Veranlassung gab. Die Mutter des Philosophen Garve (bekanntlich Breslauer) behauptete, dies aus Lessing's eigenem Munde gehört zu haben.

An geistiger Anregung und Mittel zum Studium fehlte es Lessing in Breslau nicht; er war ziemlich mit allen geistig hervorragenden Männern des damaligen Breslau, dem sittelfesten Gelehrten Caspar Arletius, dem fleißigen Geschichtsforscher Schlesiens, Benjamin Klose, dem schöngeistigen Arzte und Dichter, Dr. Tralles u. s. w. bekannt; auch besuchte er fleißig die Bibliotheken und Kunstdenkmale; nur bedauerte er später, den Dom und seine schönen Kapellen, sowie auch andere Kunstwerke dabei weniger in Augenschein genommen zu haben. — Freilich interessirte man sich damals für die gothische Baukunst noch so gut, wie gar nicht.

Der Aufsatz vom Oberlehrer Palm über Opitz behandelt eine bisher unbekannte Episode aus des Dichters Leben vom Ende des Jahres 1633 und das ganze Jahr 1634, eine Episode, welche Colerus in seiner Gedächtnißrede 1639 absichtlich mit Stillschweigen überging. Es geht nämlich aus den mit großem Fleiß gesammelten Dokumenten hervor, daß Opitz in gedachter Zeit von den schlesischen Herzögen in diplomatischen Geschäften mit den Schweden verwandt wurde und mit Axel von Oxenstierna (ein lateinischer Brief von demselben ist an Opitz abgedruckt) u. A. im Verkehre stand. Die aus ihren Ländern geflohenen Herzöge sandten ihn nämlich als ihren Bevollmächtigten zum Heere Banner's, das zum Entsatze Schlesiens bestimmt war; er begleitete dasselbe auf seinem Zuge von Freistadt über Zittau nach Böhmen, und da er sich bei Banner in Gunst gesetzt, so verwandte ihn dieser in mehreren Sendungen an Arnim u. s. w. Nicht unerwähnt wollen wir bei dieser Gelegenheit lassen, daß auf Veranlassung Karl von Holtei's, dieses „schlesischen Dichters" par excellence, den beiden mit Recht gefeierten schlesischen Dichtern des 17. Jahrhunderts, Martin Opitz von Boberfeld und Andreas Gryphius in ihren respektiven Vaterstädten Bunzlau und Glogau ein entsprechendes Denkmal dankbarer Erinnerung gesetzt werden soll.

„Der Aufstand der Tuchmacher zu Breslau im Jahre 1333," vom geheimen Ober-Bergrath Steinbeck, vorgetragen in der Sitzung der historischen Section am 19. December 1860, ist ein Stück mittelalterlicher Städtegeschichte, ganz in dem Charakter, den diese Kämpfe der Zünfte mit den Patriciern zu tragen pflegten. Breslau war zu der Zeit bereits eine völlig deutsche Stadt, und ihre Verfassung, wenn auch nicht aufgeschrieben, trug ganz den Charakter der gleichzeitigen deutschen halbrepublikanischen Städte-Verfassungen. Der Landesherr hatte zwar das Imperium, wie man es später nannte, d. h. die Landeshoheit, das Recht zu Krieg und Frieden und die Gerichtsbarkeit, welche ein von ihm bestellter Vogt als oberster Civilrichter und Polizeioberst übte; die Befugnisse der Gemeindeobrigkeiten, aus deren Mitte oft diese herzoglichen Aemter besetzt wurden, war aber sehr bedeutend, und dem Herzoge blieb im Grunde nichts als eine Art Suzeränität.

Die Stadtverwaltung lag also in der Hand des fast unabhängigen Rathes (consilium) in dreifacher Gliederung. An der Spitze standen die Bürgermeister (consules), in Breslau damals acht mit einjähriger Amtszeit. Die ausscheidenden wählten dann die neu eintretenden, und diese mußten dann der Stadt gleichen Huldigungseid leisten wie dem Herzoge (seit 1327).

Als drittes Glied im Rathe, neben consules und jurati (etwa Magistrat und Stadtverordnete) erscheinen in Breslau seit 1306 die Zunftälteste, doch nur in ausnahmsweisen Fällen und mit nur berathender Stimme. Eine Aristokratie von Geschlechtern, Patriziern, Optimaten, gab es auch in Breslau, und zwar war dieselbe wesentlich eine kaufmännische. Neu war uns die hier mit Bestimmtheit ausgesprochene Behauptung, die doch wohl ihren Grund haben muß, daß die Stadt mit zum Hansebunde gehört habe. Die Stadt war damals eine blühende und reiche Handelsstadt, welche sich von den wiederholten schweren Schlägen, der wiederholten Einäscherung 1241 (beim Einfall der Mongolen) 1272 und 1276 sehr rasch erholt hatte. Schon damals war Schlesien ein Land, das eine blühende Schafzucht und Wollenmanufaktur trieb. Flandrische Mönche, die sich am Zobtenberge niedergelassen, hatten die heimische Tuchweberei eingeführt. Bereits 1305 webte man zu Breslau dreierlei Sorten Tuch, Tuch von Gent, Tuch von Ypern und Landtuch, welches in besondern Tuchhäusern ausgeschnitten wurde. Es gelang den Patriziern, diesen Tuchausschnitt zum Nachtheile der eigentlichen Tuchweber zum Monopole zu machen, und allen Detail-Ausschnitt bei bestimmter Strafe zu verbieten.

Nun bestand zu Breslau neben der Altstadt, welche sich mit ihren Kaufhäusern und Kueien (Höfen, große Häuser) um das alte Rathhaus gruppirte nordöstlich davon die seit 1263 mit Genehmigung Heinrichs III. durch Gerhard von Glogau, nachmaligen Vogt, angelegte Neustadt, die auf herzoglichem Grund und Boden lag, aber übrigens wie die alte Stadt, Magdeburger Recht erhielt und in Bezug auf Abgaben an den Herzog derselben gleichstand. In ihrem Wesen waren aber beide einander ganz nahe liegende Städte grundaus verschieden, die alte geordnet und verwaltet durch einen aus den Patriciern hervorgehenden Rath, von aristokratischem Charakter, ganz in der Weise der älteren deutschen Städte — die Neustadt ohne Patricier, Kurien und Stadtrath, nur von der Gemeinde und ihrem Vogte regiert. Patricier und Plebejer neben einander — die Patricier der Altstadt Kaufherrn, Großhändler, im Besitze des Tuchmonopols — die Plebejer der Neustadt recht eigentlich eine meist aus Flammändern bestehende Tuchmachergemeinde — „frech, übermüthig, aufrührerisch," wie diese damals bedeutende Innung fast überall galt.

Schon vor 1306 machen sich, trotz der Dürftigkeit der Urkunden, die Händel zwischen der Alt- und Neustadt (wegen Gränzüberschreitung, unbefugten Errichtens von Kaufkammern, Banken, Schankstätten, freien Tuchverkauf u. s. w.) bemerklich. Die altstädtischen Patricier beriefen sich

* Abhandlungen der Schles. Gesellschaft für vaterl. Cultur. Breslau, Joseph Max und Comp., 1861.

auf ihre Privilegien; die Neustädter gleichfalls, konnten aber, als der Herzog eine Untersuchung anstellte, nichts vorweisen, was ihren Ansprüchen einen Rechtshintergrund gegeben hätte.

1306 that der Herzog, nachdem er sich mit seinen Baronen berathen, einen vermittelnden Schied, welcher den Neustädtern auf dem Gnadenwege eine Anzahl Vortheile zusicherte.

Dieser halbe Sieg der Neustädter stärkte aber den demokratischen Geist in der Altstadt; in demselben Jahre erhielten die Zunftmeister das Recht im Rathe zu erscheinen, und nachdem Herzog Heinrich IV. (seit 1311) im Jahre 1327 auf gemeinsames Bitten der Bürger beide Städte zu einem Gemeinwesen verschmolzen hatte, wurde den Neustädtern der Eintritt in die Zünfte der Altstadt geöffnet, und dadurch namentlich die Macht der Tuchmacher, als der bedeutendsten, sehr vermehrt. Den Anlaß zum Aufstande gab die Steuerzahlung an den Herzog, an den die ganze Stadt nur 400 Mark Geschoß und 160 Mark Münzgeld an direkten Steuern zahlte. Da der Herzog aber, wie das in jenen Zeiten häufig vorkam, bei seinen Geldnöthen öfters besondere Anliegen an seine Bürger hatte, so mußte man zur Erhöhung der Kommunalsteuern schreiten, deren Vertheilung ihre besondern Schwierigkeiten hatte. Namentlich erweckte das sogenannte Eidgeschoß, eine Vermögenssteuer nach eidlicher Vermögens-Manifestation, die höchste Unzufriedenheit und das größte Mißtrauen gegen den Rath und förderte den Ausbruch einer Erhebung, die daneben auch andere Ursachen hatte.

Leider ist über dieselbe nur ein kurzer Chronikbericht in schlechtem Latein vorhanden. Seine genaue Erklärung und Interpretation ist eben der Haupttheil der vorliegenden Arbeit. Man sieht klärlich aus derselben, daß der ganze Grimm dieser Tuchmacher gegen den patricischen Rath gerichtet, und daß ihre Erhebung dem Herzoge gegenüber eine durchaus loyale ist; sie wollen den Rath mit Hülfe des Herzogs stürzen. Ihre Hauptleute (capitanei) Nikolaus Strin, Heinemann Pappelbaum, Heinemann Becker und Johann Hartung treten vor den Herzog mit der Klage, die acht Bürgermeister (octoviri) wollten ihr Gewerk vernichten; sie legten unerschwingliche Steuern auf die Stadt, mit denen sie ihre Töchter und Verwandtinnen ausstatteten, sie ließen den Bürgern aber nichts zukommen. Sie wollten dem Herzoge, nicht den Konsuln, den Eid der Treue schwören; wenn der Herzog es wünsche, so wollten sie ihm eine Tonne Gold und eine Tonne Silber geben; auch hätten sie neunhundert gut gerüstete Männer mit Panzern und Hauben (cum panciriis et kuppis) gegen die Stadt (contra civitatem). Auch forderten sie ihre Gesellen auf, mit ihnen für Leib und Gut zu stehen.

„Als der Herzog sie fragte, ob sie Gründe für ihr Recht hätten, sagten sie, an ihre Messer schlagend: Das ist unser Beweis. Und als die Konsuln von den Privilegien der Stadt redeten, sagten sie: Wenn wir die Gewalt hätten, so würden wir uns schon Siegel stechen und Briefe machen nach unserem Gutdünken."

Von einem der Aufständischen Nikolaus Lauthweber, der dann hingerichtet wurde, wird gesagt, er habe einen Diebstahl (Unterschleif) in seinem Gewerke begangen, habe aber Verzeihung erhalten, wenn er mit gegen die Stadt stünde.

Unter denen, die sich am heftigsten gegen den Rath „vermäulten," werden auch zwei Neustädter genannt, Hartmann der Vogt der Neustadt, gleichfalls hingerichtet, und Goblo, ein Aeltester (senior), den man „um Gottes willen und seines hohen Alters wegen" laufen ließ.

Als Enthauptete werden drei Personen genannt, die zwei erwähnten und ein gewisser Konrad Gläser; ob deren noch mehrere waren, läßt sich nicht sagen. Es wird glaublich gemacht, daß der Proceß vor dem herzoglichen Hofgericht verhandelt worden, nicht vor der Vogtei.

Uebrigens kamen in Breslau noch mehrere dergleichen Aufstände vor, z. B. 1415, welcher im Jahre 1420 auf Befehl Sigismunds (Kaiser) gerichtet wurde.

Der Aufsatz „Zwei Demagogen im Dienste Friedrich des Großen," von Dr. Colmar Grünhagen, versetzt uns in die Zeit des ersten schlesischen Krieges und kurz danach. Der erste der genannten Demagogen ist der Schuhmacher Joh. Christian Döblin, welcher beim Anmarsche der Preußen das niedere Volk der Hauptstadt für sich gewann, und das jus praesidii, d. h. die alte gewissermaassen reichsstädtische Freiheit Breslaus vertheidigte, wonach die Stadt ihre eignen Truppen hielt und keine kaiserlichen Leute, (wie man damals wollte) einzunehmen brauchte. Döblin war der Führer der Tumultanten, welche am 14. Decembee 1740 aufs Rathhaus stürmten und den Rath vermochten, das Ansinnen der kaiserlichen Generäle abzulehnen.

Döblin war übrigens ein geborner Brandenburger aus Kroffen, dabei jedoch merkwürdiger Weise Katholik, in Breslau Zuwanderer und nicht zünftiger Meister, sondern nur ein sogenannter Beischuster. Er wohnte auf der Schmiedebrücke in den vier Evangelisten. Aus dieser Stellung schon wird man sehen, daß er der Mann des niederen Volkes war und im Gegensatz zu den Zunftmeistern und dem aristokratischen Rathe stehen mußte. Döblin war der Mann der Bierbänke, die schon im funfzehnten Jahrhundert eine große Rolle in der Politik Breslaus spielen, wie Peter Eschenloer, der ausgezeichnete Geschichtsschreiber jener Zeit, beklagt. Steinberger, ein Breslauer Kaufmann und Chronist, dessen Leibschuster und guter Freund Döblin war, nennt ihn einen unruhigen und wunderbar verworrenen Kopf, der sein Handwerk negligirt habe. Seine Feinde nennen ihn geradezu einen Trunkenbold. Dieser Mann spielt indeß als Agitator und Sprecher des Volks keine geringe Rolle, auch bei der Uebergabe der Stadt an die Preußen, die dem jus praesidii gründlich ein Ende machte. Friedrich war auch nicht unerkenntlich gegen den Mann, er stand bei ihm zum Pathen, und schenkte ihm Geld. Döblin versoff und verlüderte indessen die 2000 Thaler, die ihm Friedrich geschenkt hatte, sehr bald, und kam um neue Unterstützung ein. Da machte ihn der König zum „königl. preuß. priviligirten Hofschuster und Leder-Ausschneider," als welcher er mit einem sehr schönen Schilde im schwarzen Adler auf der Ohlauer Straße florirt.

Der zweite Demagog ist eine noch interessantere Persönlichkeit — niemand anders als der letzte gelehrte Hanswurst des Tabakskollegiums unter Wilhelm I., der ehemalige Leipziger Magister Salomon Jakob Morgenstern, derselbe, welcher zu Frankfurt an der Oder in Gegenwart des Königs und seiner Generäle jene tolle Disputation mit den Professoren gehalten, in welcher er nachwies, daß alle Gelehrsamkeit Blödsinn sei. Trotz des mit Hasen bestickten Gallarockes und des Fuchsschwanzes, den er bei dieser Gelegenheit trug, war dieser Mann doch ein sehr geriebener Kunde und von klarem Weltverstande. Ostenfidel als Beamter des Feldkriegskommissariates nach Breslau geschickt, spielte er hier den Annexions-Agenten, den Volksbearbeiter und Stimmungsmacher mit großer Virtuosität und erhielt den König im Laufenden über den Stand der Parteien. Denn immer waren die österreichischen Sympathien selbst bei den Protestanten noch sehr stark, und die preußische Partei hatte ihre enge und leicht erkennbare Begränzung. Das Kaffeehaus eines gewissen Heyder, dessen Frau den Haß gegen Oesterreich bis zum Abgeschmackten trieb, war der Mittelpunkt derselben, und hier war Magister Morgenstern das Orakel. Er war es auch, der die Breslauer Bürgerschaft auf eine ungemein schlaue Weise das Kunststück lehrte, auf preußische Art Steuern zu zahlen: denn allerdings wunderte sich dieselbe sehr, als der König von ihr am 13. Juni 1741 500,000 Thaler als Beitrag zu den Kriegskosten verlangte. Morgenstern machte ihr dies durch das Manöver deutlich, daß er ihr diese Summe geheimnißvoll als eine möglicher Weise noch der Steigerung fähige Strafe für den Trotz des Magistrats erklärte, und erhielt dafür zeitlebens eine Pension von der Stadt Breslau. Er lebte später in Potsdam, da es ihm bei wieder ausbrechendem Kriege nicht räthlich schien, in dem gefährlichen Lande zu bleiben.

Interessant sind die ungehängten Epigramme eines kaiserlich Gesinnten aus jenen Zeiten, in denen auch Döblin und Morgenstern ihr Theil bekommen.

Wie sehr, o Breslau, hat dein Bürger sich betrogen,
Daß er sein freies Haubt vor Preußen hat gebogen.
Er hat an Straßburg ja sein Beispiel schon gesehen.
Die Freiheit einer Stadt muß dort zu Grunde gehen,
Wo ein Monarch ganz frei uneingeschränkt regieret
Der nicht wie Oesterreich so mild den Scepter führet. . . . . .

Italien.

Die Juden in Italien.

Die eben so treue, als lebendige Schilderung des Ghetto und der Juden in Rom in Nr. 32 des „Magazin" giebt uns Veranlassung zu folgendem Nachtrage.

Es ist wahr, daß Pius IX. in der ersten Zeit seiner Regierung im Geiste des Grafen Cesare Balbo, der Priester Gioberti und Rosmini und anderer Vaterlandsfreunde, um Italien zur Einheit zu führen, den Zeitbedürfnissen Rechnung tragend, die Ghetto-Schranken im Jahr 1847 niederreißen ließ. Ganz Italien war einig in dem Rufe: „Es lebe Pio nono!" ein Ruf, der damals von manchen Regierungen als revolutionnie polizeilich gemaßregelt wurde. Man dachte an die Errichtung eines italiänischen Staaten-Bundes, wie der deutsche Bund. Der berühmte Kun-

zelredner, Pater Venturn, General des Theotiner-Ordens, damals in großem Ansehen bei dem Papste, veröffentlichte in den ersten Tagen des Jahres 1848 eine Schrift, in welcher er die Organisation des italiänischen Bundes dahin entwickelte, daß der Papst Präsident dieses Bundes sei, und das Kardinals-Kollegium das Oberhaus des italiänischen Parlaments zu Rom sein sollte. Dabei sollte das Haus den Abgeordneten aus allen den verschiedenen italiänischen Staaten beschickt werden. Die Mehrzahl der Italiäner war damit zufrieden; da sie darin das Ende des bisherigen österreichischen Einflusses sahen, welche Macht seit den Kongressen von Troppau, Laibach und Verona gewissermaßen zum Aufseher über Italien von Seiten der heiligen Allianz bestellt worden war, so daß selbst der infassible Papst keine Veränderung im Staate vornehmen konnte, ohne zuvor der Beistimmung Metternich's gewiß zu sein, der lange für den ersten Staatsmann gehalten wurde, aber sein künstliches Gebäude zusammenfallen sehen mußte. Diese Bevormundung hat den Haß der Italiäner gegen Oesterreich begründet, und Carlo Alberto wird jetzt der erste königliche Märtyrer für die Unabhängigkeit seines Volkes genannt, da er der erste war, welcher dem Papste in seinen Reformen folgte, um sich von der österreichischen Ober-Aufsicht emancipirte dann aber Ludwig Philipp veranlaßt hatte, Ancona zu besetzen, während die andern Großmächte fortfuhren, Oesterreich im Sinne der heiligen Allianz handeln zu lassen. Alles dies hatte sich geändert, seit Pius IX. an der Spitze der Bewegung stand. Neapel und Sardinien hatten Constitutionen erhalten, die Gleichberechtigung aller Glaubensgenossen war ausgesprochen, und Italien ging einer unblutigen Entwicklung entgegen.

Da trat die französische Februar-Revolution ein, die auch in Italien zur Ueberstürzung führte, und diese zur Reaction, daher Manche aus kluger Berechnung das Proletariat aufreizten, um durch unsinnige Uebergriffe die Reaction um so schneller herbeizuführen. Der Papst floh nach Gaeta, wo ein braver Schweizer, General Groß, Kommandant war, nach dessen mündlicher Erzählung der General-Konsul Reigebaur in der Leipziger „Illustrirten Zeitung" diese Flucht (übereinstimmend mit der von der Gräfin Spaur bekannt gemachten Scheift) beschrieben hat. Im Hause des Baron Karl von Rothschild in Neapel hatte Reigebaur damals oft Gelegenheit, den Kardinal Antonelli zu sehen. — Rothschild hatte mehreremal geschäftliche Veranlassung, den Papst in Poetici zu sprechen; deshalb nahm der gedachte Kardinal die Gelegenheit wahr, der Gemahlin des Ersteren, einer deutschen Frau von hoher Bildung, zu sagen, sie möchte doch einmal ihren Gemahl nach Portici begleiten. Sie erwiderte: „Ich würde als Israelitin mich doch nicht an meinem Platze befinden." Ein anderes Mal bestand der Kardinal noch mehr darauf, mit dem Bemerken, Se. Heiligkeit würde es gern sehen, aber erhielt dieselbe Antwort. Als er endlich zum dritten Male bemerkte: Se. Heiligkeit wünsche es selbst, da erfolgte der Besuch. Unterdeß hatten die Franzosen nach hartem Kampfe Rom genommen, das von den Bürgern und von den Freiwilligen Garibaldi's auf unerwartete Art — eine unbefestigte Stadt — vertheidigt worden war; die drei einstweilen mit der Verwaltung Roms vom Papste beauftragten Kardinäle hatten die gute alte Zeit der Klausur des Ghetto wiederhergestellt, und die Reaction stand in Rom in voller Blüthe. Dies veranlaßte die Frau Rothschild, dem Papste zu sagen: Dies Verfahren wäre von einem so freisinnigen Fürsten, wie Pius IX., nicht zu erwarten gewesen. Dieser entschuldigte das Verfahren mit der Nothwendigkeit der ernsten dringendsten Maßregeln; sobald er nach Rom zurückkehren würde, sollte Abhülfe getroffen werden. Er hat Wort gehalten: das Ghetto ist wieder geöffnet.

Uebrigens ist in Italien die Intolerenz mehr theoretisch, als in der Praxis, mehr in den Regierungs-Maßregeln, als im Volks-Bewußtsein. In dem Rothschild'schen Hause war ein Zimmer zur Synagoge bestimmt, in welchem alljährlich die großen jüdischen Feste gefeiert wurden. Da trat einmal ein neapolitanischer Offizier zu Aller Erstaunen herein, mit der Bitte, Theil nehmen zu dürfen, indem er desselben Glaubens sei. Der Beweis war bald geliefert. Er erhielt als Gast das heilige Buch, um daraus vorzulesen, und er entledigte sich dieses Ehren-Amtes als wahrhafter Gelehrter. In Mailand wählte die Handelskammer, als Kaiser Franz I. seinen Einzug hielt, den Protestanten Mylius und einen israelitischen Kaufherren als Abgeordnete zum Empfange des apostolischen Landesherren. In Padua besitzt das Rabbiner-Seminar, unter Leitung des gelehrten Luzatto, einen großartigen Palast. In Vercelli besteht ebenfalls eine solche höhere Lehr-Anstalt, welche eine sehr geachtete Zeitschrift: l'educatore Israelita herausgiebt; ein dort angestellter jüdischer Gelehrter giebt an dem katholischen Kollegium Unterricht in der italiänischen Sprache. In der Stadt Novarra hält ein jüdischer Gelehrter in der Stadt-Bibliothek Vorlesungen über Dante und die Geschichte des Mittelalters; unter den aus Erwachsenen bestehenden, sehr zahlreichen Zuhörern trafen denn sich auch katholische Geistliche. In Venedig ist der berühmte Arzt Dr. Nomias beständiger Sekretair des wissenschaftlichen Instituts, als Mitglied desselben, vom Staate besoldet, mit dem Range eines Obristen und dessen Uniforms-Abzeichen, nebst der Hof-Fähigkeit. Dies würde in anderen Staaten, die an der Spitze der Civilisation zu stehen glauben, nicht möglich sein. Im österreichischen Heere sind die zahlreichen, bei allen Waffen-Gattungen dienenden Offiziere mosaischen Glaubens sehr gute Kameraden mit italiänischen Nobilen und Grafen. In dem constitutionellen Königreiche Italien versteht sich dies jetzt natürlich von selbst; so wie es auch in diesem Heere gegenwärtig viel waldeckische Offiziere giebt, und dergleichen Abgeordnete neben israelitischen. Auf den Bällen, die der Minister-Präsident in Turin giebt, erscheinen neben der Herzogin von Genua die Frauen ausgezeichneter Israeliten. Wie gesagt, im gewöhnlichen Leben wird man den Unterschied nicht gewahr, der in anderen christlichen Staaten gar sehr fühlbar ist. N.

Mannigfaltiges.

— Das Wiener Burgtheater beachte am 10. und 11. November zur Feier von Schiller's Geburtstag die Wallenstein-Trilogie zur Aufführung und zwar in einer Weise, die des großen Dichters, wie der ersten deutschen Schaubühne, gleich würdig war. Den Ruhm, die erste deutsche Schaubühne zu sein, hat sich das Burgtheater unter der Leitung seines Direktors Heinrich Laube sehr wohl zu bewahren gewußt. Nicht allein hat dieser es verstanden, zu den Künstler-Veteranen, die er vorfand, zu den Anschütz, Löwe, Luroche und Franz, neue homogene Kräfte, wie die Baumeister, Fichtner, Gabillon, Lewinsky, Sonnenthal und Joseph Wagner zu gewinnen, wozu noch die Künstlerinnen Haitzinger-Neumann, Rettich, Boßler, Gabillon, Goßmann und Bognár kamen; er verstand es auch, diese trefflichen Elemente so wirksam zu vertheilen und zu gruppiren, daß das künstlerische Zusammenspiel auf dem Burgtheater selbst nicht von dem des ersten Theaters des theatralischsten Volkes der Erde, vom Théâtre Français in Paris, überboten wird — gleichviel ob nun ein modernes Conversationsstück, wie etwa die „Krisen" von Bauernfeld, oder ein so mannigfaltig gegliedertes Drama, wie die Wallenstein-Teilogie, aufgeführt werden mag. Ueber die Darstellung der letzteren am 10. und 11. November sagt Herr Friedrich Uhl in der Wiener „Presse:" „Schiller's Geburtsfest wurde in diesem Jahre durch keinen feierlichen Act, es wurde nur durch eine stille Messe im Burgtheater gefeiert. Eigentlich durch zwei: man gab an zwei einander folgenden Abenden die Wallenstein-Teilogie. Der Eindruck, den diese Festvorstellung hinterließ, erweckte doppelte Freude: die an dem charakteristischen farbenprächtigen dramatischen Gedichte, und die an der sorgfältigen, die unbedeutendste Figur hervorhebenden, und in ein mächtiges Gesammtbild ineinanderfließenden Darstellung. Der Deutsche und der Oesterreicher konnten mit gehobener Empfindung auf diese Vorstellung sehen; man empfand es mit Stolz, daß man einem Volke angehöre, dem Friedrich Schiller entstammt, und man freute sich des größten künstlerischen Besitzthums Oesterreichs: des Burgtheaters, der Stätte seiner Dichter, die, wie keine andere, noch immer den Cultus des Genius aufrecht erhält und gegenüber dem Verfall, in den das französische und englische Theater, was die Pflege der classischen Tragödie anbelangt, gerathen, die dramatische Poesie hoch zur Verehrung und zur Nachahmung emporhebt."

— Shakspeare in Deutschland. Unlängst machte eine, dem Buche Moritz Fürstenau's „Zur Geschichte der Musik und des Theaters" * entnommene Notiz die Runde in den Zeitungen, welche einer Berichtigung bedarf. Berthold Feind(von dem übrigens Gervinus „deutsche National-Literatur," ältere Auflage, III., p. 539 schon dasselbe sagt) war nämlich nicht der erste deutsche Schriftsteller, der Shakspeare erwähnt; denn bereits 1682 war das von Morhof in seinem „Unterricht in der deutschen Sprache" in dem Kapitel über „deutsche Poeterei" geschehen. Auch Bentheim erwähnt ihn bereits 1700 in seinem „Zustand der englischen Kirche und Schulen," zweite Auflage. Ueber die Aufführung Shakspeare'scher Dramen auf der deutschen Bühne findet man übrigens ausführliche Berichte im Athenaeum Nr. 1185 und 1210, von Herrn Buchhändler Albert Cohn in Berlin diesem Blatte mitgetheilt. D. A.

— *De tribus impostoribus.* Von diesem verrufenen Büchlein, über dessen Verfasser und Abfassungszeit tiefes Dunkel herrscht, ist vor Kurzem

in Paris eine neue Ausgabe erschienen.** Charles Nisard sagt über Form und Inhalt des Pamphlets in der „Revue de l'Instruction Publique“: „Es ist in dem Kauderwälsch der Scholastik aus ihrer Kindheit geschrieben, oder ihm so treffend nachgebildet, daß es wie Original aussieht. Der Syllogismus mit seiner barbarischen Terminologie und seinem ersten Latein läßt auf das zwölfte Jahrhundert schließen; die Dialektik jedoch gehört einer weit jüngeren Periode; sie mahnt an die Beweisführung des siebzehnten Jahrhunderts auf den Skepticismus des achtzehnten angewandt, und zwar in einem Lande, wo er noch blühete, als er in Frankreich bereits abgewelkt war — ich meine: Deutschland. Und so dürfte, wenn ich nicht irre, des Verfassers Heimat hieher zu verlegen sein. Der Kern der Schrift ist ein geregelter Angriff auf die drei monotheistischen Religionen. Er richtet sein Geschoß unmittelbarer gegen Moses als gegen Muhammed, und gegen diesen direkter, als gegen Christus, mit dem er schonender zu verfahren scheint. Renouard legt indeß auf diesen Anschein ein zu großes Gewicht. Allerdings legt der Verfasser die Einwürfe gegen das Christenthum, anstatt sie in seinem eignen Namen zu machen, Juden und Muhammedanern in den Mund; allein diese kehren dieselben Waffen, womit die Christen den Dogmen und Wundern Muhammed's zu Leibe gehen, gegen die Lehren und Wunder Christi und des Evangeliums; die Beweise für die Ueberlegenheit des neuen Testamentes über das alte werden von den Juden durch eben so scharfe Gegenbeweise aus dem Felde geschlagen. Durch diese Taktik überwunden, strecken endlich alle drei Religionen das Gewehr.“ — An dem Texte tadelt übrigens Nisard, daß der Herausgeber Fehler und mangelhafte Interpunction, die das Verständniß des ohnehin schwer verständlichen Büchleins bedeutend erschweren, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit geschont habe.

— Pater Beatura. Ueber diesen, am 2. August 1861 in Fontainebleau verstorbenen Italiäner, der in der neuesten Geschichte Roms und der römisch-katholischen Kirche eine eigenthümliche Erscheinung ist, stellen wir hier Folgendes in der Kürze zusammen.

Er war 1792 in Marsala in Sizilien geboren. Er widmete sich frühzeitig dem geistlichen Stande und trat in den Theatiner-Orden, in welchem er es sogar bis zum General brachte. Aus der frühern Zeit seines Lebens ist wenig bekannt, und erst unter dem Papste Pius IX. trat er in die Oeffentlichkeit, wobei er eine Zeitlang nicht geringes Aufsehen erregte. Als der katholische Demagog aus Irland, Daniel O'Connell, im Mai 1847 in Genua auf seiner Pilgerreise nach Rom gestorben war und man nur sein Herz dorthin hatte bringen können, wo es in der alten Kirche St. Andrea della Valle feierlich beigesetzt ward, sprach sich Beatura in der von ihm gehaltenen Kirchenrede über Kirche und Freiheit in einer Weise aus, daß seine Worte durch ganz Italien wiederklangen. Er verschmolz darin Kirche und Freiheit zu einem wunderbaren Bilde der Einheit und Unzertrennlichkeit, und erklärte den Papst für den „echten und einzigen Propheten der Freiheit,“ sowie für die „wahre Bürgschaft, unter welcher die Freiheit in der Gesellschaft verwirklicht werden könne.“ Diese Richtung, nämlich die Verbindung der Demokratie mit dem Katholicismus, den Bund zwischen Freiheit und Religion, predigte damals Beatura öffentlich in Rom unter ungeheurem Zulauf in Kirchen, sowie auf dem Forum und vom Kapitol herab, nachdem er sein einsames Kloster verlassen und mit einem Buche „über Revolution und Kirche“ in die Oeffentlichkeit selbst getreten war. Ein neuer Savonarola, fesselte er eine Zeitlang sogar die rein revolutionären Geister von Italien in der religiösen Richtung. Aber eben so schnell verschwand er, nachdem der Strom der politischen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 auch in Italien wieder verlaufen war, von der öffentlichen Bühne, auf der er während der Revolution in Rom eine merkwürdige Figur gespielt hatte. Das veränderte politische System daselbst fand auch nunmehr, oder erzeugte in ihm eine gewaltige Sinnesänderung. Er ward „Consultor der heiligen Congregation der Ritus und Examinator der Bischöfe und des römischen Clerus,“ und wirkte in diesen Aemtern und Stellungen eifrig für die Zwecke der römisch-katholischen Kirche. Im Jahre 1857 erschien er während der Fastenzeit in Paris, wo er in der Kapelle der Tuilerien und vor dem Kaiser Fasten-predigten hielt, die die Luft des Ultramontanismus athmeten, geschwängert mit dem Fanatismus unchristlicher Intoleranz gegen Alle, die nicht in der römischen Kirche sind. — Nach seinen damaligen Aeußerungen „sichert nur der Katholicismus die Erhaltung der Ordnung und sogar das Dasein der Gesellschaft,“ und „der Geist Gottes,“ erklärte Ventura, ist nur im Katholicismus. Von kirchlicher und politischer Freiheit war keine Rede mehr. Er sagte sogar dem Kaiser Napoleon, daß „das französische Kaiserreich nur so lange einen dauernden Bestand haben werde, als es dem Geiste Gottes treu bleiben und nur Gott und für Gott leben werde.“ Die erwähnten Predigten erschienen unter dem Titel: Le Pouvoir politique chrétien. Discours prononcés pendant le Carême 1857, (Paris, 1858), und in deutscher Uebersetzung: „Die christliche Politik“ (Mainz, 1858). Schon früher, im Jahre 1853, waren von ihm: „Conférences sur la passion de Jésus Christ“ in zwei Bänden in Paris erschienen, und später veröffentlichte er: Essai sur le Pouvoir public ou Exposition des lois naturelles. Paris, 1859.

— Die Zeitungen des Königreichs Italien. Ueber die Zeitungen, welche jetzt in den unter dem Namen des Königreichs Italien vereinigten Ländern erscheinen, geht uns folgende Statistik zu: In der Hauptstadt selbst — und Turin hat Aussicht, noch ziemlich lange Hauptstadt zu bleiben — trägt die Presse einen durchwegs kleinstädtischen Charakter. Das amtliche Blatt Gazzetta Ufficiale del Regno d'Italia, das nicht, wie es manchmal geschieht, mit der Gazzetta di Torino zu verwechseln ist, macht von dem Privilegium amtlicher Zeitungen, langweilig zu sein, einen etwas gar zu umfassenden Gebrauch. Ihm zunächst stehen Opinione und Gazzetta di Torino, von welchen besonders die erstere seit einer Reihe von Jahren den eben am Ruder befindlichen Ministerien zum officiösen Organe dient, Espero und ein paar andere Blätter, die nicht einmal des Nennens werth sind. Gazzetta del Popolo, obwohl dem Cavourismus huldigend, befliß sich, nomentlich in früherer Zeit, einer besonders cynischen Sprache; Diritto arbeitet dem partito d'azione in die Hände; Fischietto sorgt dafür, daß den Turinern die gute Laune nicht ausgehe; Armonia vertritt Papstthum und Legitimität mit Geschick und Talent. Letzterer Richtung huldigen auch Piemonte und Campanile. — Die in Mailand erscheinende Perseveranza (von Dr. Pacifico Valussi redigirt, der früher in Triest und Wien publizistisch thätig war) ist das einzige in großem Style gehaltene Blatt des Königreichs Italien und bringt zuweilen sehr gediegene Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten des Wissens; desto flacher sind Lombardia, das amtliche Blatt Mailands, Gazzetta di Milano (zum Theil von denselben Leuten herausgegeben, welche bis 1859 die österreichisch-amtliche Gazzetta di Milano redigirten), Regno d'Italiu (deren Abendausgabe den Titel: Il Campidoglio führt) u. s. w. Der in Genua erscheinende Corriere Mercantile, in seinem politischen Theile ein gemäßigtes Organ der Unifications-Partei, ist zugleich commerzielles Fachblatt und als solches von Werth; die Gazzetta di Genova (amtlich) ist unbedeutend, der Cattolico clerikal. Das Hauptblatt der Florentiner Presse ist die Nazione, ein Ableger des Turiner Preßbureaus und mit regelmäßigen Correspondenzen aus Rom und Neapel versehen, von denen ersten gewissen römischen Telegrammen als Quelle dienen. Im Contemporaneo lassen die Anhänger der vertriebenen Dynastie, so gut es geht, ihre Stimme laut werden. Hauptorgan des Mazzinismus sind die beiden Unità Italiana in Genua und Mailand, denen sich in neuester Zeit noch die Nuova Europa (von Guerazzi geleitet) in Florenz beigesellt hat. Im Königreiche beider Sizilien, wo früher außer den beiden amtlichen Zeitungen in Neapel und Palermo kein politisches Blatt geduldet wurde, erscheint jetzt eine große Zahl, von denen die meisten der piemontesischen Regierung Opposition machen, theils als verkappte Organe der Bourbonen, theils als Stimmführer des Mazzinismus, theils endlich als Fürsprecher der neapolitanischen Autonomie. Patria, deren Redacteur der bekannte Bianchi Giovini, und Nazionale versuchen es, mit Hülfe einer Subvention, die Neapolitaner für den „piemontismo“ empfänglicher zu machen — bis jetzt mit geringem Erfolge.

Wir brauchen wohl kaum beizufügen, daß hier nur die bekannteren der im neuen Königreich erscheinenden politischen Blätter genannt sind; von den zahllosen Winkelblättern verschiedenster Farbe haben wir keine Notiz genommen, da ihre Bedeutung und ihr Einfluß nicht über den Schatten ihres Kirchthurms hinausreichen.

J. E.

---

* Dresden, Rudolf Kunze, 1861.

** M. D. IIC. Texte latin, collationné sur l'exemplaire du duc de la Valtière, aujourd'hui à la Bibliothèque impériale, augmenté de Variantes de plusieurs manuscrits et d'une notice bibliographique, par Philomneste junior Paris, chez Jules Gay, 1861. In-12. Elzévirier.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Hierzu eine literarische Beilage von Alphons Dürr in Leipzig.

Bestellungen
darin werden das deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 61) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber der „Magazine“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe ꝛc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig gelangen, oder an deren Commissionair Herrn B. Behr's Buch-, Kunst- u. Musikhandlung in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Zeilen in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 49. Mittwoch, den 4. December 1861. 30. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich. Seite

Cäsar und die Napoleoniden 577
Die Einheit des Menschengeschlechts. I. Der Mensch und das Thierreich . 578

Rußland.

Alex. Puschkin's bisher ungedruckte Gedichte 582
Das russische Theater, nach Bodenstedt. Gribojédov. Gogol. Aksakov . . 583

Skandinavien.

Die Riesen und Zwerge des Nordens 585

Deutschland und das Ausland.

Die Leopoldinische Universität in Breslau 587
Die Frau im Sprüchwort. Schwiegermutter und Schwiegertochter . . . „

Mannigfaltiges.

Satzungswidrige Voraussetzungen 588
Die Genfer „*Bibliothèque Universelle*“ . . . . . „

Frankreich.

Cäsar und die Napoleoniden.

Die Napoleoniden beschäftigen sich mit Cäsar. Dies ist eine Thatsache, an der zweierlei interessant: erstens die Vergleichung der Persönlichkeiten, zweitens die Betrachtung der Art und Weise, wie die Heroen der neuen Geschichte den Heros des Alterthums auffassen, bewältigen, bearbeiten; wie sie den Mann der That zu dem Manne ihrer Muße machen. Die Vergleichung der Persönlichkeiten wird etwas gestört durch die Zeit, die sie auseinander hält. Aber die Betrachtung, wie sich der Meister der Taktik durch seine Schüler und Bewunderer charakterisirt, führt uns zum Verständnisse der Tagesgeschichte und ihrer Lenker. „Le stylo c'est l'homme.“ Napoleon I. giebt ihn dramatisch; Napoleon III. geschichtlich, episch; d. h., jeder schreibt sich selbst. Die Tragödie des Ersten, das Epos des Dritten sind Selbstbiographien.

In der That, wenn wir die beiden Napoleoniden gegeneinander halten, so finden wir, daß der eine seinen Mann nur dramatisch, der andere nur geschichtlich auffassen konnte. Der Mensch kommt nicht aus seiner Haut heraus. Dort der große Komödiant, der alle Welt als „Entrepreneur“ preßt; hier der große Diplomat, der die Sackgasse der Geschichte kennt. Der Eine hat Alles gelernt und Manches vergessen; der Andere hat Vieles gelernt und Nichts vergessen; der Eine ist ein Sklave der Geschichte, der Andere ein Geschichtemacher; den Einen leitet die Phantasie, den Andern der Verstand; dem Einen ist Cäsar der Held des Tages, dem Andern der Held der Geschichte. Darum bringt ihn der Eine auf's Theater, der Andere in's Archiv; natürlich der Eine hat ihn aus der Poesie, der Andere aus den — Akten genommen.

Le stylo c'est l'homme. Wenn das wahr ist, so ist der Eine Künstler, der sich an die Idee hält, der Andere Handwerker, dem das Objekt Alles gilt; der Eine der Held der Tragödie, der Andere sein Maschinist, der hinter ihm drein ist; der Eine der Komödiant, der seinem Manne das passendste Kleid schafft, der Andere sein Schneider, der den Mann aus dem Kleide herausarbeitet: Napoleon I. und Napoleon III. Der Künstler aber lebt und strebt und arbeitet nach Idealen und hat die Gabe, auch das Reale zu idealisiren; der Handwerker bemißt den Werth der Dinge nach seinem Werkzeuge, und sucht vor Allem seine Ideen zu realisiren; der Held der Tragödie recitirt seinen Part; der Maschinist schafft ihm den Hintergrund dazu; der Komödiant tritt selbst auf; der Schneider läßt auftreten. Was Wunder, wenn der Cäsar des Einen im 19. Jahrhundert handelnd, der des Andern an dieses Jahrhundert verhandelt auftritt? Wenn dort der Held der Komödie der Komödie des Helden, hier die Geschichte des Helden dem Lion der Geschichte dienen muß?

Aber vielleicht war der Mann, der sich da hergeben mußte, selbst ein zweifacher? Ja wohl, da liegt's. Ihr könnt in Cäsar den Komödianten und den Mann der Geschichte in zwei reine Hälften auseinanderschneiden, deren jede ein ganzer Cäsar ist. Die beiden Napoleoniden zusammengeleimt, gäben gerade einen solchen ganzen Cäsar. Also Cäsar's wegen mußte auf den ersten der dritte Napoleon folgen. Das ist uns jetzt erwiesen. Grund genug, den Cäsar der Komödie preiszugeben, um die Geschichte — Deutschlands zu retten. Napoleon I. lauschte ängstlich auf das Abspielen seines Cäsar im Schauspielhause; wir müssen Angst haben vor dem Cäsar der Geschichte unseres Zeitgenossen.

Liegt denn auch wirklich in den beiden Napoleoniden dieser ethische Grund ihrer Verschiedenheit? — Gewiß. Das Leben des Einen ist der Inhalt einer in drei Stunden eingekeilten Tragödie, die der herkömmlichen 5 Akte. I. Akt: Das Kind der Revolution; II. Akt: Der Meister der Revolution; III. Akt: Caesar imperator; IV. Akt: Caesar Augustus; V. Akt: — da man endlich heimgehen muß — die Katastrophe. Verwickelung und Entwickelung ist da am rechten Platze angebracht — der Held ist reich an saftigen Sprüchen und schöner Diction; — unsere Sympathien gehen mit ihm, und selbst die Dummheit, die er macht, entfremdet ihn uns nicht, denn er setzt den „Hilena-Strohhut“ so poetisch auf, daß wir auch noch in's Exil mit ihm wandern.

Wie ganz anders Er, der den Cäsar heute geschichtlich in Arbeit hat. Wie sein Ohm das Kind der Revolution — stets die höchste dramatische Action in der Geschichte — ist Er aus der Restauration, richtiger gesagt: Reaction, — dem ersten aller geschichtemachenden Elemente — aufgezogen worden. Was lag ihm, kaum er zu denken angefangen, näher, als die Geschichte des großen Verwandten zu studiren; aus seiner Geschichte zu lernen, zu profitiren. Seine Force liegt darin, daß er ihn nicht romantisch und anekdotisch, wie alle Andern, aufgefaßt. Hätte es Louis Philipp auch so gemacht, ein Napoleonide wäre nimmer sein Nachfolger geworden. Als dieser glaubte, einen Todten von Helena abzuholen, hat er einen Lebendigen in Frankreich eingeführt; und während der Bürgerkönig den gutmüthigen Alten spielte, der das liebende Paar zusammengiebt, arbeitete der künftige Kaiser an der „Geschichte, wie man Präsident wird.“ Seine Logik war gut. Die höchste dramatische Action des ersten Imperators mit dem brillanten tragischen Finale war unstreitig der Zug nach Rußland. Die Moral war eine geschichtliche. Wollte man also Glück haben, mußte man auf den Ruhm, in der Fabel mitzuspielen, verzichten und die Moral illustriren. Das that Er — das Kind der Reaction; der Vater der — Verwarnungen. Das „l'empire c'est la paix“ ist nicht eine Idee, sondern organisch herausgewachsen aus dem Bewußtsein des Gegentheils; denn der Krieg ist Poesie — „Herr, das heißt leben, es lebe der Krieg!“ — und nur in der Prosa des Friedens kann man Geschichte machen.

Bei dieser Betrachtung der Dinge liegt auch gar nichts daran, ob der Eine ein glücklicher Dramatiker, der Andere ein berufener Geschichtschreiber ist. Es handelt sich hier nur um die Form selbst. An den Federn erkennt man den Vogel. Nun werden wir noch, um die Sache zu begründen, die Eigenthümlichkeiten des Dramaturgen, des Historikers in's Auge zu fassen haben.

Der Dramatiker hat die Gestalt und er schafft sich die Fabel dazu; oder er hat die Fabel und er macht die Gestalt dazu; immer wird er das Objekt in eine subjektive Hülle hineinstecken. Das kann nur Der, dem das Subjekt souverain ist — der Dramatiker, der Poet, und dieß ist nur Jener, der sich überall, in allen Formen selbst setzt. Sein Held ist meist er. Cäsar konnte sich nicht denken, Napoleon I. zu sein; aber dieser konnte sich einbilden, Cäsar zu sein. Das heißt: das Objekt einer fixen, poetischen Idee unterwerfen. Der Dramatiker hat auch das voraus: Wir verlangen von ihm nicht die Exaktheit des Portraits, sondern nur zu dem gegebenen Hintergrunde die passende Staffage; nicht die dürre Wahrheit, sondern den bunten Schmelz der Phrase; und wer war ein gewandterer Staffagenmaler, ein größerer Phrasenkünstler als der Erste der Napoleoniden? Ohne der Gallierbändiger zu sein, war er längst der Cäsar seiner Feder. Was Wunder, wenn er sich selber hinsetzte, um wie ein ängstlicher Theaterdichter den Erfolg seines Stückes zu belauschen? Was Wunder, wenn ganz Europa in ihm den tragischen Helden, den großen Komödianten und zugleich die Landplage aller — Kassen erkannte?

Sehen wir auf der andern Seite den Historienschreiber, wie er stets sich selbst dem Objekte unterordnet und nur aus diesem sich wieder herausnimmt. Er geht auf dem breiten, weitgedehnten Wege der Ereignisse, und höchstens steckt er sich einen Lieblingspfad ab. Ihm ist die Gestalt und die Fabel gegeben, und er lehnt sich an diese an. Was er verschweigt, ist eben so positiv, als was er erzählt; er darf sich nicht ängstlich um die Moral kümmern, wie der Dramatiker, und während dieser Humanität und Bürgertugenden predigt, zählt jener mit der Kaltblütigkeit des Statistikers die Leichen der Schlachtfelder. Der Dramatiker konzentrirt seine Anschauung, seine Kraft, seine Vorzüge, seinen Schmerz in Einem Helden; der Geschichtschreiber bringt die ganze Menschheit auf's Theater, und seine Bühne ist die Welt. Der Dramatiker glorifeirt sich in seinem Helden; der Geschichtschreiber stellt schonungslos den sogenannten Helden an den Pranger, um die Menschheit und damit sich selbst zu vindiciren; aber er dokumentirt auch nicht die Schönheit des Helden, sondern nur das Recht der Geschichte. Dort siegt die Moral, hier die Stärke. Die Geschichte bietet dem Menschen eine festere Redoute, als die Aesthetik dem Tragödienschreiber. Das Laster in der Tragödie ist oft eine Tugend in der Geschichte. Wo die Ereignisse souverain sind, hört die Verantwortlichkeit des Helden auf; es dürfen also nur jene benützt werden, um unverantwortlich und souverain zugleich zu sein. Das ist Er, von dem wir gewiß freudiger sagen würden, daß er der Geschichte angehöre, als wir zugeben müssen, daß — die Geschichte ihm gehört.

Also, wir wollen sagen, daß, indem Napoleon I. den Cäsar dramatisch, Napoleon III. historisch „hernimmt," jeder sich selbst darstellt. Sehen wir doch nach, ob in beider Schicksalen und Thaten die Verbedingungen dazu da sind. Des Ersten Napoleon mater alma ist die Revolution, oder besser gesagt, sind die — Scenen der Revolution, rasch, in lyrischen Sprüngen aneinanderfolgend, plastisch und drastisch, einzig und allein ausgearbeitet in der scharfen Charakteristik ihrer Gestalten. Diese Revolution hat ihre Stadien — Akte — mit den obligaten Coups der Aktschlüsse. Bonaparte macht die ganze Schule durch, und ein Talma unterrichtet ihn förmlich in seiner Kunst. Noch heute bewundert das Volk in ihm weniger den Menschen, den Feldherrn, den Machthaber, als den ersten Liebhaber, den ersten Helden, den Komödianten. Historisch ist der Ausruf des Papstes, der dem Despoten, nachdem dieser vor ihm seine Gastrolle abgespielt, das fürchterliche: „Komödiant!" zugeschleudert. Er geht nach Aegypten: Komödie! — Er geht über die Alpen: Theatralisch seit Hannibal! — Er hängt sich den Bienenmantel um: Ausstattung! — Er geht nach Rußland: Große militairische Evolution mit lebendigem Theater! — Leipzig: Ein Pferd! Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd! — Helena: letzter Akt — langweilig wie alle letzten Trauerspiel-Akte! Und das Alles aus der Psychologie des Helden selbst, höchst künstlerisch, ein „den Göttern wohlgefälliges Schauspiel;" die Sympathien des zweiten Parterres und der vierten Gallerie stets mit ihm, die es nie vergessen, daß er sich im höchsten Glücke leutselig, im Unglücke als — ein Mensch bewiesen hat. So mag es dem Brutus zu Muthe gewesen sein, als er den Dolch in Cäsars Herz senkte — er war Tyrann; aber sein Freund und — ein großer Mann!

Seht aber den Neffen des großen Onkels, und seht, wie wenig ihm aus der Garderobe des Helden übrig geblieben ist. Hinweggewiesen von der Tafel der Geschichte als ihr Gast, geht er hin und wird in der Küche Handlanger der Geschichte; entkleidet des dramatischen Nimbus seines Münsters, weiß er gleichwohl hinter den Coulissen sein Talent zu entfalten. Was ihm von dem Ruhme seines Hauses übriggeblieben, ist — Geschichte. Da der Held verschwunden, seine Geschichte allein nur noch vorhanden ist, weiß er, was er zu thun hat. Er darf nicht zum Theater gehen — denn „die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze;" er darf nicht selbst spielen, er muß spielen lassen; er geht unter die Schauspiel-Dichter und brütet die Ereignisse aus, und zwingt den Helden, seine subjektive Anschauung zu vertreten. In London studirt er; in Straßburg macht er die ersten Verse; in Ham arbeitet er sein Drama der Zukunft aus; in Paris vertheilt er die Rollen; alles mit einer festen Tendenz, welche über die Lyrik der Conception hinausgeht; mit der vorgezeichneten Aufgabe, aus dem dramatischen Heldenleben seines Ahns nur den geschichtlichen Hintergrund aufzustellen. Während daher jener sehr bald seine volle Persönlichkeit, seine reine Individualität auf den Schauplatz bringt und der staunenden Welt ektroyirt, bleibt dieser lange im Nebel der Ereignisse verborgen und läßt sich ungesehen und vergessen von den großen Wellen der Geschichte tragen. Wie ein pedantischer Professor, sitzt er über seinen Büchern; er läßt sich hierher, dorthin schieben; und wo seinem Onkel der Faden der Geduld ausgegangen war, hält er den Faden der Geschichte fest; wo jener der Mann des gegenwärtigen Augenblickes, der Held des Tages war, bereitet er sich, an die Vergangenheit anspinnend, eine Zukunft. Jener hat für den Ruhm eines Theater-Abends, dieser, den prosaischen Pfing führend, hat den Boden der Zeit für seine Dynastie aufgelockert; jener nahm einen welken Kranz mit sich heim, dieser ging einer Krone entgegen; jener hat sich zum Stoffe der Volkslieder, dieser zum Helden eines Epos gemacht. Und darum will er nichts von dem Cäsar, dessen Freund Brutus war, sondern nur von jenem Cäsar wissen, dessen Nachfolger — Augustus war. Der Name Cäsar gehört der Poesie; der große Römer der Geschichte an.

Aber — es ist noch nicht aller Tage Abend. Der zweifach beschworne Geist Cäsars hat auch noch sein Wort zu reden. Dem Einen hat er seine Poesie verleidet; — dem nüchternen Geschichtschreiber und Geschichtemacher kann er in der Pracht seiner dreiundzwanzig Todeswunden erscheinen und ihm die Poesie eines tragischen Endes eindringlich vor Augen bringen. Cäsar hat schon zweimal bedeutungsvolle Rendezvous gegeben: seinem Freunde Brutus, daß er ihn zu den Göttern beschworen, bei Philippi; seinem Schüler, dem Corsicaner, daß er als Kaiser ihn bewirthete, auf Helena; wo wird er sich bei dessen Neffen dafür bedanken, daß dieser ihn wieder an die Spitze der gallischen Legionen berufen?

A. G.

Die Einheit des Menschengeschlechts.

I.

Der Mensch und das Thierreich.

Der bekannte französische Naturforscher, A. de Quatrefages, bringt in der „Revue des deux Mondes" eine sehr schätzenswerthe Arbeit anthropologischer Natur über die Einheit des Menschengeschlechts, welche sich durch eine Reihe von Heften hindurchzieht. Es liegen uns deren mehrere vor, aus welchen wir das Interessanteste hervorheben.

„Verrathen die physischen, geistigen und sittlichen Verschiedenheiten, welche die auf der Erde zerstreuten Menschenarten unterscheiden, radikale Unterschiede zwischen diesen Gruppen, oder ist der Mensch im Grunde überall derselbe? Mit andern Worten, existirt nur Eine Menschenart, oder giebt es deren mehrere?

„Diese Frage ist ganz jungen Ursprungs. Aus Mangel an hinreichenden Kenntnissen in der Zoologie und Botanik konnten die Philosophen, die Geographen des Alterthums, die Gelehrten des Mittelalters nicht einmal daran denken, sie zu stellen, und doch kann man sagen, daß sie beide von vorn herein darauf in demselben Sinne geantwortet haben würden. Nach dem Wenigen, was die Ersteren über diesen Gegenstand geschrieben, muß man schließen, daß in ihren Augen die Natur des Menschen überall dieselbe ist, und daß äußere Bedingungen, vornehmlich Hitze und Kälte, allein die Veränderung ihrer natürlichen Beschaffenheit bewirken. Dennoch schienen sie ihnen verschiedene Entstehungsarten anzuweisen. Was die andern betrifft, so ergab sich ihre Meinung über diesen Punkt aus dem religiösen Glauben aller der Völker, die damals sich mit der Wissenschaft beschäftigten. Juden, Christen, Muhammedaner sahen gleicherweise in Adam den Vater aller Menschen. Die Einheit des Menschengeschlechts war ihnen also in der That ein Dogma, das durch die Bibel geheiligt war. Es kam indeß ein Tag, wo die weltliche Autorität dieses Buches angegriffen und mit einer oft eben so blinden Heftigkeit geleugnet wurde, als es mit blindem Glauben vertheidigt worden war."

Der Verfasser bespricht nun ausführlich die Streitsache und entscheidet sich eben so sehr gegen den Buchstaben-Glauben, die geschraubten In-

terpretationen der Bibel und das Unwiſſenſchaftliche der theologiſchen Partei, als gegen die blos negative Zweifelſucht und den ebenſo unwiſſenſchaftlichen Eifer der Freigeiſter, welche oft widerſinnige Hypotheſen aufſtellten, um nur der Bibel zu widerſprechen. Man kann indeß in ſolchen Dingen unmöglich ganz neutral ſein, auch der Verfaſſer iſt es nicht; er behauptet, es gäbe keinen wirklichen Widerſpruch zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft, der Glaube habe keine feſtere Stütze, als eine möglichſt vollſtändige Kenntniß des Weltalls, ſeiner Erſcheinungen und Geſetze.

Er führt nun ein Beiſpiel an, um zu beweiſen, daß es nur von der Interpretation abhänge, um aus der Bibel die alleinige Stammverwandtſchaft Adams zu beſeitigen. — Man kennt die Theorie der Präadamiten. Bereits 1655 ſchrieb La Peyrère, ein proteſtantiſcher Edelmann aus dem Gefolge des Prinzen Condé, eine theologiſche Abhandlung, worin er, ein bibelgläubiger Kalviniſt, zu beweiſen ſucht, daß bereits vor Adam Menſchen exiſtirt hätten. Er behauptet, in dem erſten Kapitel der Geneſis ſei von der Schöpfung der Heiden die Rede; im zweiten, wo die Erſchaffung Adams und Eva's erzählt werde, beginne die Geſchichte der Juden; Adam und Eva ſeien nur Stamm-Eltern der Israeliten. Die Heiden, die zuerſt geſchaffen ſeien, und zwar am ſechſten Tage der großen Woche zugleich mit den Thieren, gehörten gewiſſermaßen mit zur allgemeinen Schöpfung; ſie ſeien wie alle andern Weſen gebildet und aus der Materie des Chaos geſchaffen worden, auch zu gleicher Zeit auf der ganzen Erde erſchienen, und Keiner von ihnen ſei jemals in das irdiſche Paradies gekommen. Adam, der erſte aus Erde gebildete Jude und Eva ſeien erſt nach der Ruhe des ſiebenten Tages geſchaffen worden; ſie hätten allein den Garten Eden bewohnt und auch allein jene erſte Sünde begangen ꝛc. Die Theorie iſt natürlich im Einzelnen ausgeführt und durch weitere Daten (Kain's Flucht in's Land Nod, das bereits bevölkert zu ſein ſcheint ꝛc.) begründet.

La Peyrère's Theorie, die er indeſſen ſchwerlich ſelbſt erdacht hat, fiel bald der Vergeſſenheit anheim, hat aber in neuerer Zeit, namentlich in Amerika, wieder Anhänger gefunden.

Aus ganz entgegengeſetzten Gründen behaupteten die Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts eine ähnliche, urſprünglich getrennte Abſtammung der verſchiedenen Menſchenracen, und dieſe Anſicht, in der ſich die noch unvollkommene Wiſſenſchaft jener Zeit gefiel, wurde bald herrſchend bei Allem, was auf Geiſt, Gelehrſamkeit und Aufklärung Anſpruch machte. Doch fehlte es auch nicht der älteren Anſicht an Vertheidigern, abgeſehen von den gelehrten Theologen, welche die neue Lehre bekämpften, bekannten ſich ſelbſt Buffon und Linné zur einheitlichen Abſtammung.

In neuerer Zeit hat man den beiden Anthropologen-Schulen die Namen: Monogeniſten und Polygeniſten gegeben. In Europa entſpricht dieſe Theilung ziemlich genau einer anderen, in gläubige oder ungläubige Naturforſcher; in Amerika, wo dieſe Frage zu großem Streite Anlaß geworden, ſind Monogeniſten praktiſch Gegner, die Polygeniſten Freunde und Beförderer der Sklaverei.

Als der amerikaniſche Miniſter Mr. Calhoun 1844 von den negerfreundlichen Regierungen Englands und Frankreichs allzu heftig mit Noten und Remonſtrationen gegen gewiſſe Zuſtände in der Union beſtürmt wurde, half er ſich mit der Wiſſenſchaft; nachdem er ſich mit Morton, dem anerkannten Haupte der amerikaniſchen Anthropologen, in Verbindung geſetzt und eine längere Korreſpondenz mit ihm geführt hatte, ſchrieb der dreiſte Yankee eine Note nach England, worin er fernere Einmiſchungen mit dem Argumente abwies, die Neger gehörten einer grundverſchiedenen Race an, ſeien alſo gar keine richtigen Menſchen, die auf Philanthropie Anſpruch hätten. Er verblüffte wirklich den engliſchen Miniſter oder brachte ihn wenigſtens zur Anſicht, daß mit ſo ſcharfſinnigen und praktiſchen Leuten nicht länger zu disputiren ſei.

Freilich giebt es auch unter den Sklaverei-Männern bibelfeſte Leute; dieſe leiten dann ihr Recht, Neger zu züchten, zu kaufen, zu verkaufen, zu prügeln und todt zu ſchlagen, von dem Fluche Noah's ab, den er gegen Ham ausſprach.

In Amerika iſt alſo die Frage eine praktiſche, und Monogeniſten und Polygeniſten bilden zwei Feldlager, die ſich nicht immer gerade wiſſenſchaftlich befehden, — im Gegentheil — die gelehrte Sprache der Amerikaner iſt meiſt von ſo naturwüchſiger Friſche, daß ſie ihre Schule — das Stumpredneruthum der Straße — ſelten verleugnet.

Der Verfaſſer bekennt ſich nun zur Theorie des Monogenismus:

„Wenn man ſich ausſchließlich auf den Boden der Naturwiſſenſchaft ſtellt, ſcheint es uns unmöglich, ſich nicht für die monogeniſtiſche Lehre zu entſcheiden. Ohne Zweifel antwortet dieſe Lehre nicht auf alle „Warum" und „Wie," welche die tauſend Probleme der Anthropologie aufwerfen; im Gegentheil ſcheint ſie anfangs, und zwar gerade für die gebildetſten Menſchen, wenn ſie nämlich gewiſſen Studien fremd geblieben ſind, die Schwierigkeiten zu vergrößern und zu vermehren. Es geht hier etwas Aehnliches vor, wie in der Zoologie, in der Botanik, wenn man die Syſteme im Gegenſatze zur Methode anwendet. Die erſteren ſind unendlich leichter zu begreifen und bequemer in der Praxis. Deshalb haben ſie eine Zeitlang wirklichen Nutzen geſchafft und eifrige Vertheidiger gezählt; aber die wahren Gelehrten, ſelbſt ſchöpferiſch auftretende, haben zeitig genug ihre großen Mängel bemerkt. Sie ſahen ein, daß das vollkommenſte Syſtem die obwaltenden Schwierigkeiten, ſtatt ſie zu löſen, oft nur verheimlicht, und manchmal Schwierigkeiten erhebt, die gar keinen Grund haben — dies führt nothwendiger Weiſe zum Irrthum. Die natürliche Methode ſtellt im Gegentheil den Botaniker, den Zoologen jedem einzelnen Problem entgegen, und zwingt ſie, dieſelben von allen Seiten zu betrachten. Daher beweiſt ſie ihnen oft ihre Unzulänglichkeit, aber wenigſtens erlaubt ſie einem ernſten Geiſte niemals, ſich an Illuſionen zu weiden und etwas für erklärt zu halten, was nicht erklärt iſt.

„Ebenſo iſt es mit der Monogeniſten-Theorie, wenn man ſie mit der polygeniſtiſchen vergleicht. Gegenüber der Verſchiedenheit, welche die menſchlichen Gruppen bilden, iſt anſcheinend nichts leichter, als aus dieſen Gruppen ebenſo viel verſchiedene Arten zu machen und ihnen einen geſonderten Urſprung zuzuſchreiben. Dieſe Löſung iſt verführeriſch; ſie iſt ſehr einfach und ſcheint für Alles auszureichen; aber man gehe der Sache etwas auf den Grund, und die Folgerungen, die daraus hervorgehen, werden jedem vorurtheilsfreien Geiſte ſofort die Unzuverläßigkeit einleuchtend machen. Man würde dann die Geſetze, welche den menſchlichen Organismus regieren, in verſchiedenen Punkten höchſter Wichtigkeit im Widerſpruch ſein laſſen müſſen mit den Geſetzen, denen andere lebendige Organismen gehorchen. Wenn man im Gegentheil dieſe Gruppen als von einem einzigen Urtypus abgeleitet anſieht, erſcheint anfangs dieſe Verſchiedenheit als eines der größten Probleme; aber die Vergleichung mit den Pflanzen, den Thieren, zeigt uns bald, daß dieſe Thatſache nicht iſolirt iſt, daß man ſie in den beiden organiſchen Reichen allgemein zugeſtanden wiederfindet, und daß die Geſetze der gewöhnlichen Phyſiologie ſie ohne große Mühe erklären. Dieſe nämlichen Geſetze ſtimmen in allen anderen Punkten mit der Monogeniſten-Lehre eben ſo ſehr, als ſie mit der polygeniſtiſchen Theorie in Widerſpruch ſtehen. Im Angeſicht eines ſolchen Ergebniſſes ſcheint es nicht gut möglich, länger unentſchieden zu bleiben.

„Die Polygeniſten haben wohl gefühlt, daß die Anwendung der Naturwiſſenſchaft auf das Studium des Menſchen etwas Bedrohliches für ihre Ideen habe; auch haben Einige von ihnen von vorn herein den Punkt bezeichnet, wo ſie die daraus zu ziehenden Folgerungen abzuweiſen gedenken. Sie haben den Menſchen als ein Ausnahmsweſen bezeichnet, und erklärt, daß er in jeder Beziehung außerhalb der allgemeinen Geſetze ſtehe. Andere, wohl einſehend, daß eine ſolche Behauptung unhaltbar ſei, haben ſich abgequält, den wirklichen Gegenſatz zu vertuſchen, der zwiſchen dieſen Geſetzen und dem Polygenismus beſteht. Dieſe ſind unſere ernſthafteſten Gegner.

„Wie wir, rufen ſie die Wiſſenſchaft an, und in ihrem Namen verkündigen ſie die Mehrfachheit der menſchlichen Arten. Es iſt von großer Wichtigkeit, zu zeigen, wie unbegründet dieſe Behauptung iſt; aber damit der Streit auch ernſthaft geführt werde, daß er nicht in eine bloße Klopffechterei widerſprechender Behauptungen ausarte, muß man wenigſtens die phyſiologiſchen Hauptregeln in's Gedächtniß rufen, ebenſo wie die weſentlichſten Thatſachen, welche hier Anwendung finden; aus dieſem Geſichtspunkte muß man die Naturgeſchichte der Thiere und Pflanzen herbeiziehen. Man kommt auf dieſe Art nur auf einem Umwege zum Menſchen; aber dieſer Weg iſt der einzig ſichere."...

Wir können dem Verfaſſer in der nun folgenden umfangreichen Unterſuchung nicht im Einzelnen folgen, und müſſen uns begnügen, nur die Haupt-Reſultate hervorzuheben. Sie werden ſo einleuchtend ſein, daß ſie der weitläufigen Deductionen und Reflectionen, die der gelehrte Verfaſſer angeſtellt hat, kaum bedürfen.

Herr Quatrefages ſtellt zunächſt die Frage: „Was iſt der Menſch?" — d. h. „welche Stellung kommt dem Menſchen in einer natürlichen Claſſification der Weſen zu?" Um dieſe Frage zu beantworten, geht er dann in die Kosmologie zurück und entwickelt in großen Zügen den Unterſchied zwiſchen unorganiſcher und organiſcher Welt, die kosmiſchen Grundſätze ꝛc.: Attraction im Weltraume, Schwere auf Erden, phyſiſch-chemiſche Kräfte, durch welche die Sterne, die Erde ſelbſt geworden. Die eine Kraft, die Attraction, genügt, um alle Welten zu regieren; die unorganiſche Welt auf Erden wird von den phyſiſch-chemiſchen Geſetzen beherrſcht — aber dieſelbe würde todt geblieben ſein, trotz der Bewegung, wenn

nicht eine neue Kraft den Bann der Natur gebrochen hätte: das Leben, die Mutter aller organischen Wesen.

Er erklärt hierauf, was er unter Leben verstehe; nicht die höchste „Archeˮ von van Helmont, auch nicht „das Lebensprinzipˮ von Barthès u. s. w.

„Nein, das Leben ist ganz einfach die unbekannte Ursache einer Gesammtheit besonderer und den lebenden Wesen eigenthümlicher Erscheinungen, ebenso wie die Elektricität für den Physiker die unbekannte Ursache der Phänomene ist, welche elektrische Körper darbieten; wie die Wärme die gleicher Weise unbekannte Ursache der Phänomene ist, welche sich an warmen Körpern zeigen ꝛc.“.... So ausgedehnt, dürfte die Idee des Lebens nichts haben, was selbst dem strengsten wissenschaftlichen Geiste widerspräche. Es ist ganz einfach eine Kraft, die zu schon bekannten und allgemein angenommenen Kräften hinzutritt, und sich, wie sie, durch ihre Wirkungen darthut.

Das Leben ist es also, welches neben und über todten Körpern organische Wesen hervorbringt. Die Organisation, und in Folge dessen die Individualisirung einer gewissen Menge von Stoff, sind die beiden ungeheuren Phänomene, welche das Leben auf der Oberfläche der Erdkugel zum Vorschein bringt. Das Leben, die Organisation, welche das Resultat und nicht die Ursache des Lebens ist, trennen durch einen tiefen Schnitt die lebenden Wesen von den unbelebten. Zwischen beiden ist eine Kluft, trotzdem sie mit einander Vieles gemeinsam haben können (Schwere, Wärme, Elektricität, chemische Stoffe ꝛc.).

Der Verfasser zeigt hierauf, daß zwischen Pflanze und Thier wieder ein solcher Schnitt, eine solche tiefe Kluft existire. Gefühlsvermögen und Wille, welcher sich zunächst in freithätiger Bewegung äußert, trennen das niedrigste Thier von der höchsten Pflanze, und sind etwas dem Thiere Angehöriges, in wie geringem Grade sie sich auch äußern mögen. Fühlen und Wollen, Sensibilität und Spontaneität, wenn dies seiner Klingt, setzen auch die Fähigkeit, zu denken, voraus, und man wird den Keim dazu selbst dem kleinsten Thierchen nicht ganz absprechen können.

Auf diese Weise kommt nun der Verfasser endlich zum Menschen selbst:

„Nun, da wir wissen, was ein Mineral, eine Pflanze, ein Thier ist, und an welchem Charakter mon ein Naturreich erkennt, können wir uns fragen, ob der Mensch wirklich eine Stelle in einem der drei bekannten, oder, um einfacher zu sprechen, in dem letzteren einnimmt. Ist der Mensch ein Thier? Und wenn er eins ist, welcher Platz kommt ihm in den zoologischen Schubfächern zu?“!

Die Antworten sind zahlreich.

„Abwechselnd hat man uns dem Menschen ein besonderes Reich, eine Abtheilung des Thierreiches, eine Klasse, eine Ordnung, eine Unterordnung, eine Familie, eine Unterfamilie, eine Art, eine einfache Gattung von einer Art gemacht, worin er sich an der Seite des Affen befand.

„Für mich unterscheidet sich der Mensch ganz ebenso und mit demselben Rechte vom Thiere, als sich dieses von der Pflanze unterscheidet; er muß für sich selbst ein Reich bilden, das Menschenreich (le règne hominal ou règne humain), und dieses Reich wird ebenso scharf und durch Kennzeichen derselben Art charakterisirt, als die sind, welche die eben aufgezählten Reiche von einander trennen.“

Wir erhalten nun eine längere Kritik dieser unterscheidenden Kennzeichen, wie sie bisher aufgestellt worden sind.

„Was die Organisation, die Struktur und das Spiel der Apparate betrifft, so hat die vergleichende Anotomie und Physiologie seit langer Zeit die wesentliche Gleichheit des Menschen mit dem Thiere festgestellt. Selbst bei den niederen Gattungen findet man die wesentlichen Organe des Menschen, und mit den Säugethieren, namentlich mit dem Affen, hat er eine vollkommene Gleichheit der anatomischen Composition gemein; Knochen für Knochen, Muskel für Muskel, Gefäß für Gefäß, Nerv für Nerv. Einige Abweichung in der Größe, dem Umfange, der Stellung im Verhältniß zu den äußeren Formen bilden fast die einzigen Unterschiede.“ .... Auch die Functionen, welche diese Organe, z. B. Milz, Leber, ꝛc., ausüben, sind, wie die Chemie dargethan hat, ganz entsprechend; man kann Beobachtungen, die man an Hunden, Kaninchen, ja selbst Fröschen gemacht, im Studium des Menschen verwerthen.

Der erste Unterschied des Menschen von den Thieren, den schon die Alten stark betonten, soll die gerade Stellung auf zwei Beinen und der Blick nach oben (os sublime) sein. — Doch schon Isidor Geoffroy bemerkt, daß einige Vögel, z. B. die Pinguine, einige Enten-Gattungen, ganz dieselbe aufrechte Stellung zeigen, und daß die Affen sich oft in einer dem Menschen ganz ähnlichen Weise gerade aufrichten. In diesem Falle giebt es also wenigstens Mittelstufen.

Ebenso machen die geistigen Fähigkeiten keinen Grund-Unterschied: „Das Thier fühlt, will, erinnert sich, denkt, und die Sicherheit, die Genauigkeit seiner Urtheile hat oft etwas Wunderbares, während die Irrthümer, die man es begehen sieht, beweisen, daß diese Urtheile nicht das Resultat einer blinden Naturnothwendigkeit sind.“ Natürlich giebt es hierbei unendliche Abstufungen; wenn man also über den höchst organisirten Thieren noch eines fände, das sie Alle an Kraft des Denkens ꝛc. überträfe, so würde das in der That nichts Wunderbares sein.

Was die Sprache betrifft, so ist allerdings die artikulirte Sprache dem Menschen eigenthümlich; indeß die Thiere, namentlich Säugethiere und Vögel, haben, jede Art für sich, gleichfalls eine Sprache, in welcher sie Zorn, Liebe, Wohlbehagen, Schmerz, Nothruf, Alarm, und vielleicht noch vieles Andere auszudrücken im Stande sind. Die menschliche Sprache, wie unendlich überlegen sie auch der Sprache der Thiere in jeder Beziehung sein mag, ist doch nicht etwas wesentlich Neues, und unterscheidet sich von ihr weder durch den Mechanismus der Hervorbringung, noch durch den Zweck, noch durch die Resultate in ihrem Wesen.

Worin besteht nun der schlechthin trennende Unterschied, die unabzuleugnende Schranke zwischen Thier und Mensch?

Der Verfasser giebt uns eine sehr bestimmte Antwort:

„Moral und Religion.“

Er zeigt nun ausführlich und überzeugend, daß es kein noch so barbarisches und tief stehendes Menschenvölkchen gebe, welches ohne Sinn für Sittlichkeit wäre, welches nicht den Unterschied zwischen Gut und Böse mache, und danach auch, wenigstens theilweise, sein Leben bestimmen lasse. Die menschliche Sprache zeige das; keine derselben sei so roh, daß sie nicht sittliche Begriffe und Vorstellungen mit Worten ausdrücke, möchten dieselben auch stark sinnlich gefärbt und verkleidet sein; wenn sie aber wirklich fehlen sollten, so bewiesen gewisse Glaubens-Meinungen und Gebräuche unleugbar ihr Vorhandensein.

Ebenso sei es mit der Religion; selbst die rohesten Völker haben eine Vorstellung von Gott, von sittlicher Verantwortung, von einem jenseitigen Leben ꝛc., mögen sie sich auch noch so dunkel und verzerrt aussprechen. Wenn man von dem rohen Aberglauben, in dem sich diese Natur-Religionen aussprechen, jedes Mal das ausscheidet, was zufällig, was örtlich ist oder aus gewissen geschichtlichen Verhältnissen hervorgeht, so kommt man auf gewisse Grund-Vorstellungen, die allen Menschen gemein sind, und beweisen, daß der religiöse Sinn dem Menschen angeboren ist.

Zwar haben einzelne Reisende und Anthropologen die Behauptung aufgestellt, daß gewissen, sehr tief stehenden Völkern jede Spur von Religion abgehe; indessen die Thatsachen beweisen jeden Tag mehr und mehr, mit welchem Leichtsinn dergleichen Behauptungen aufgestellt und vielfach angenommen worden sind. Erstens ist es selbst für einen Reisenden, der längere Zeit unter jenen Völkern gelebt hat, höchst gewagt, einen derartigen Satz ohne Einschränkung hinzustellen; denn selbst wenn er, was nicht immer, oder oft nur unvollkommen der Fall ist, der Sprache derselben mächtig sein sollte, wird er immer noch nicht in die innerste Seele jener Wilden einzudringen im Stande sein. Ziemlich alle Menschen sprechen nur höchst ungern von ihrem religiösen Glauben, am ungernsten wohl der mißtrauische, verschlossene Wilde, der den Zauber und die Beherzung des weißen Mannes doppelt fürchten muß, wenn er ihm seine Geheimnisse offenbart, oder vielleicht in seiner Sprache gar nicht den Ausdruck für das findet, was er eigentlich fühlt, meint und glaubt. „So behauptet man z. B. von den Hottentotten und Kaffern, daß ihnen eine Vorstellung von Gott und einem künftigen Leben gänzlich abgehe.“

Man vergißt somit alle zu verschiedenen Zeiten gesammelten Erkundigungen, die klärlich das Gegentheil beweisen. Um nur an die neuesten zu erinneen, vergißt man, daß Campbell schon auf seiner ersten Reise selbst bei den Buschmänneen eine dunkle Vorstellung von einem höhern Wesen entdeckt hatte, und daß er auf seiner zweiten nicht ohne Mühe von Makun, dem Häuptlinge der Malalarin-Buschmänner, werthvolle Angaben über Geha, den männlichen Gott und Herrn der Männer, und über Ko, die weibliche Gottheit der Weiber, erhielt ꝛc.“

Herr Quatrefages beruft sich hierauf auf das schwerwiegende Zeugniß Livingstone's, der die Völkerschaften des inneren Afrika's, wie kein zweiter Europäer, kennt: „Wie tiefstehend auch diese Völkerschaften sein mögen, so braucht man ihnen doch nicht von dem Dasein Gottes und dem künftigen Leben zu sprechen; diese zwei Wahrheiten sind allgemein anerkannt in Afrika.“ — Merkwürdig ist auch folgende Stelle, die beweist, wie sehr sich Reisende zu hüten haben, vorschnelle Urtheile über das Nichtvorhandensein aller Religion zu fällen. Er sagt: „Das Fehlen von Götzenbildern, von öffentlichem Kultus, von jeder Art Opferhandlung bei den Kaffern und Betschuanen läßt anfangs glauben, daß diese Völker den

vollständigsten Atheismus bekennen." — Und doch ist dies nicht der Fall.

In ähnlicher Weise hat man mehreren Völkerschaften Süd-Amerika's jede Spur von Religion abgesprochen, mit eben so großem Unrechte. Herr Quatrefages beruft sich auf das Zeugniß des französischen Reisenden D'Orbigny, daß selbst die rohesten und ganz thiermäßig lebenden Stämme am Amazonenstrome Vorstellungen von Gott, von einem künftigen Leben ꝛc. besitzen.

„Die Moralität und der Religionssinn sind also allgemein beim Menschen, und mangeln alle beide bei allen Thieren."

Hierauf stellt der Verfasser eine Untersuchung darüber an, ob diese beiden Eigenthümlichkeiten als Charakter oder Attribut im eigentlichen wissenschaftlichen Sinne gelten könnten und entscheidet sich, nachdem er die möglichen Einwände beseitigt hat, für die Bejahung der Frage.

Der Mensch ist ihm also „ein organisirtes, lebendiges, fühlendes, sich frei bewegendes, mit Moral*- und Religionssinn begabtes Wesen —" ganz wie Linné erklärt hat: „Pflanzen sind organisirte, lebendige, nicht fühlende Körper; Thiere sind organisirte, lebendige, fühlende, sich frei bewegende Körper."

Auf diesem methodischen Wege kommt der Verfasser nun dazu, von der menschlichen Seele zu sprechen, welche die Naturwissenschaft als eine Thatsache anzuerkennen habe, ohne vorläufig sich zu weiteren Folgerungen hinreißen zu lassen.

„Kurz und gut, der Mensch ist schwer (gravitirend, wie die unbelebte Natur) und den physisch-chemischen Kräften unterworfen, wie die unbelebten Körper; er ist organisirt, wie die Pflanzen und Thiere; er fühlt und bewegt sich wie die letzteren. In seinem materiellen Sein ist er also nichts Anders, als ein in gewissen Hinsichten vollkommneres Thier, in anderen Beziehungen minder vollkommen, als viele Thierarten. Sein Denkvermögen, weit vollständiger und unvergleichlich mehr entwickelt, erhebt ihn über alle Thiere, aber genügt nicht, ihn davon zu trennen. Wenn er ein besonderes Wesen ist, so muß er ein Reich für sich bilden, d. h. wenn Fähigkeiten einer ganz besondern Art an ihm hervortreten." — Diese Ergebnisse, längst anerkannt und ausgesprochen, befriedigen auch vollkommen die Ansprüche des Menschen, der sich von jeher selbstverständlich als den Herrn der ganzen Natur angesehen und sie seinen Zwecken dienstbar gemacht hat.

In einem zweiten Artikel kommt der Verfasser nun auf die Modificationsfähigkeit der Pflanzen und Thiere, auf Raçen, Arten, Gattungen, Spielarten und die Gesetze, welche sie beherrschen, zu sprechen — ein Artikel, der sehr lehrreich ist, namentlich jetzt, wo die Darwin'sche Theorie so großes Aufsehen macht. Er unterscheidet zunächst die natürlichen Raçen und Arten, d. h. die Grundtypen der Thiere und Pflanzen, wie sie sich im Natur-Zustande ohne Zuthun des Menschen je nach den klimatischen Einflüssen und Bodenverhältnissen darstellen; und die künstlichen Arten, d. h. die Hausthiere und Kulturgewächse; ferner diejenigen Arten, welche entstehen, wenn künstliche Arten, Thiere wie Pflanzen, wieder in den Naturzustand zurückfallen, nachdem sie in der Kultur einen festen Typus angenommen; er nennt sie races libres oder maronnes (nach den entlaufenen Negern in Amerika, Maronne-Neger); wir werden sie die „Verwilderten" nennen können.

Diese drei Arten werden nun, jede besonders, einer Prüfung unterzogen.

Die Media der Veränderung sind sehr verschiedener Natur; was den Menschen betrifft, so kommt nach Herrn Quatrefages' schlagender Bemerkung sogar die Religion in's Spiel. Der Muhammedanismus z. B., der die Vielweiberei gesetzlich begründet hat, hat hierdurch ohne Zweifel einen großen Einfluß auf die physische Beschaffenheit der Völker, die ihn bekennen, geübt; das Haremleben mußte beitragen, einen dauernden Typus der Entnervung und Schwächung zu erzeugen.

Was zunächst die wilden oder natürlichen Arten betrifft, so weist der Verfasser nach, daß deren wirklich bestehen, daß auch in der Natur selbst Modificationen des Grundtypus eintraten. Er beruft sich hierbei auf eine Autorität auf diesem Felde, seinen Kollegen am Museum und Institute, Herrn Decaisne, und führt eine Anzahl von Fällen auf, aus denen die Modificationsfähigkeit wildwachsender Pflanzen hervorgeht. Die wissenschaftliche Botanik zählte oft zwanzig bis dreißig Species einer Pflanzenart auf, welche nichts als bloße Modificationen und verschiedene Entwickelungen desselben Samenkeimes seien. Herr Decaisne hat darüber Versuche angestellt, deren Ergebniß sehr einleuchtend war. De Candolle z. B. beschreibt in seiner französischen Flora sieben Arten von Brombeersträuchern (ronce); M. Müller zählt deren 236; aber alle diese Arten verloren, als Decaisne sie am Museum anpflanzte und neben einander unter gleichen Bedingungen pflegte, ihre charakteristischen Unterschiede fast ganz und gingen in einander über; umgekehrt entwickelten sich aus dem Samen einer ausgesprochenen Gattung des Wegebreit (plantain) mindestens sieben verschiedene Formen, die man bisher als spezifisch angesehen hatte.

Aehnlich verhält es sich mit den Thieren: auch hier giebt es zahlreiche Zwischenformen, die es oft schwer, ja nahezu unmöglich machen, eine Gränze zwischen zwei Arten derselben Gattung zu bestimmen. Vers. beruft sich hierbei vornehmlich auf Isidore Geoffroy und Cuvier, der z. B. die sieben bis acht Fuchsarten, die von Nord-Europa bis Aegypten vorkommen, in den bestimmtesten Zusammenhang gebracht hat. Cuvier unterschied noch zwischen dem Schakal Indiens und dem vom Senegal als zwei Arten; Geoffroy nimmt keinen Anstand, diesen Unterschied aufzuheben.

Wie groß die Abwandlungsfähigkeit der zahmen Thiere und Kulturgewächse ist, braucht nicht erst näher bewiesen zu werden; wir können den ausführlichen Darlegungen unserer Quelle hierin eben so wenig, als im früheren folgen, und müssen uns begnügen, nur das Wichtigste hervorzuheben. Der gelehrte Naturforscher unterscheidet hier wieder zwischen Veränderungen, Entartungen und Modificationen, welche oft den Urtypus ziemlich ganz verstecken, wie z. B. im Pflanzenreiche die verschiedensten Obstarten, die Arten der Weinstöcke und ihrer Trauben, deren unzählige sind.

Die gezähmten oder gekirrten Thierarten sind weit weniger zahlreich, als die Pflanzengattungen, die man dem Anbau unterworfen. Geoffroy, der in seinem letzten Werke alle früheren Arbeiten über diesen Gegenstand zusammenfaßt, zählt ihrer für die gesammte Erde nur 47 auf, nämlich 21 Säugethiere, 17 Vögel, 2 Fische und 7 Insekten.

Mit Beiseitelassung der zwei letzteren, wird nun zu den Vögeln übergegangen, und namentlich zu denjenigen, deren Zähmungszustand verhältnißmäßig jungen Ursprungs ist, wo man also die Modificationen, die der Grundtypus erlitten hat, sehr genau beurtheilen kann. So z. B. ist der Kanarienvogel seit der Mitte des 15. Jahrhunderts nach Europa gebracht worden, und nun hier überall zu Hause. Buffon zählte nicht weniger als 29 Varietäten und 8 verschiedene Raçen auf; seitdem haben sich diese Abarten noch vermehrt; Alle aber unterscheiden sich ganz entschieden von ihren unkultivirten Stammesbrüdern auf den kanarischen Inseln, welche graugrünlich von Farbe mit braunen Flecken gezeichnet sind. Die zahmen Kanarienvögel sind meist auch etwas größer von Gestalt und ihr Gefieder variirt in allen Abstufungen von Gelb, mit hellerem oder dunklerem, ja fast schwarzem Schopfe oder ohne denselben. Es giebt langbeinige, mit Hauben versehene Arten, wie sie sich denn auch in der Rangweise unterscheiden, ohne die ursprüngliche Tenart ihrer Heimat zu verleugnen.

Aehnlich ist es mit dem Truthahne, der nach der Entdeckung Amerika's in Europa eingeführt wurde; auch er ist jetzt in zahlreichen Spielarten zu finden, die von dem wilden Vogel sehr abstehen. Dasselbe ist mit den Enten der Fall, die man zur Zeit Columella's und Varro's (erstes Jahrhundert vor Chr.) noch in mit Netzwerk bedeckten Teichen halten mußte, damit sie nicht fortfliegen. Alle diese sehr verschiedenen Entenarten stammen von der wilden Ente ab, die zuerst in Griechenland, wie Geoffroy meint, oder (nach Pictet) in Asien gezähmt wurde. Was die Tauben betrifft, so ist darüber nur auf das Werk von Darwin zu verweisen, der aus ihrer Verwandlungsfähigkeit vielleicht etwas zu kühne und weitgehende Folgerungen gezogen hat. Welches die Stammart der gezähmten Taubenarten sei, ob columba livia, columba palumbus, columba turtur, oder ob mehrere derselben zu ihrem Ursprunge beigetragen, ist schwer anzumachen. Buffon und Cuvier entscheiden sich für die letztere Ansicht; Geoffroy dagegen ist geneigt, die kleine Holztaube (biset) als die Mutter der gekirrten Arten anzusehen, weil dieselben sehr häufig in diesen Typus zurückfallen sollen.

Diese Ansicht wird durch Darwin's Forschungen, der sich mit diesem Gegenstande ganz besonders genau beschäftigt hat, bestätigt. Diese Taubenart bildet gewissermaßen den Mittelpunkt der unzähligen zahmen Taubenarten aus allen Erdtheilen, die Darwin und die mit ihm wirkenden Tauben-Klubs weiter gezüchtet haben.

Was die gezähmten Säugethiere betrifft, so ist ihre Modificationsfähigkeit eben so bekannt. Man weiß, wie schwer es oft ist, das wilde Thier zu bestimmen, von welchem die zahmen Arten abstammen. Das

* Statt Moralsinn könnte man wohl besser und sogar schärfer „Gewissen" sagen. Der Unterschied des menschlichen Geistes von dem der Thiere, möchte wohl der sein, daß der erstere die Vorstellungen des Unendlichen, des Uebersinnlichen, des Grundes und letzten Zweckes voraus hat.

Rind ist seit den urältesten Zeiten der Gefährte des Menschen; die Arier brachten es bereits mit aus ihrer ältesten Heimat; im alten Aegypten, im Zend-Avesta, gilt es als heiliges Thier und genießt hohe Verehrung; auf alten Denkmälern (z. B. ägyptischen) ist es häufig abgebildet. Welches die Ur-Stierart und ihr Vaterland sei, ist unbekannt, vielleicht ist sie gar von der Erde verschwunden.

Was den Esel betrifft, so ist es kaum einem Zweifel unterworfen, daß er von dem Wald-Esel (Onager) stamme, der im ganzen Südwesten Asiens und im Nordosten Afrika's zu Hause ist. Es giebt zahlreiche, sehr verschiedene Abarten des zahmen Esels, aber sie sind im Ganzen noch wenig bekannt, da die Reisenden es vernachlässigt haben, ihr Augenmerk darauf zu richten.

Auch das Pferd ist seit uralten Zeiten bekannt; das chinesische Schuking, der indische Rig-Beda, das alte Testament spricht von ihnen. In neuester Zeit ist die Existenz von wilden Pferden in Hoch-Asien außer Zweifel gesetzt worden, und man wird keinen Anstand nehmen, die zahmen Arten von denselben abstammen zu lassen, zumal die verwilderten Pferde, die sogenannten Tarpan's in Asien ganz in diesen Typus zurückfallen.

Was den Hund betrifft, der gleichfalls seit den urältesten Zeiten als Hausthier bekannt ist, so spricht unser Verfasser die Ansicht aus, die schon vielfach aufgestellt worden, daß er ursprünglich nichts als ein gezähmter Schakal sei. Güldenstern, Pallas, Ehrenberg, Hemprich, Geoffroy sind alle dieser Meinung. Der Schakal hat vollkommen die gleiche anatomische Struktur des Hundes ohne einen einzigen bleibenden Unterschied; und es giebt Hunde, namentlich in Afrika und den Gegenden, wo der Schakal zu Hause ist, die vollkommen auch im Aeußern, ja selbst bis auf die Farbe, dem Schakal gleichen. Hunde, die nur Fleisch zur Nahrung erhalten, bekommen sogar den charakteristischen Geruch des Schakals; beide haben gleich lange Zeit der Trächtigkeit, sie vermischen sich fruchtbar mit einander; Schakale in der Nähe von Hunden gehalten (z. B. in Menagerien), nehmen deren Gebell an, wie sie denn überhaupt sonst alle den Hunden eigenthümliche Töne von sich geben.

Dies haben Geoffroy's Forschungen festgestellt. Indeß, der Schakal läßt sich zähmen; derselbe Naturforscher sah zu Grenoble einen gezähmten Schakal aus Algerien, der sanft und zutraulich mit seinem Herrn war, wie ein Hund, und eine vollkommne Freiheit genoß, mit den Hunden auf der Straße herumlief und vollständig als Hund galt für Alle, die ihn sahen.

So weit die Thatsache. „Die Theorie der Bildung von Racen aus Verschmelzung mehrerer Gattungen, wird immer unhaltbarer."

Weiterhin wird von den verwilderten Arten gesprochen, wie sie sich in der Natur darstellen. Wir begnügen uns, das allgemeine Resultat hinzustellen. Die Meinung, daß verwilderte Pflanzen oder verwilderte Thiere ganz in den Urtypus zurücksinken und den ursprünglich wilden gleich würden, ist nicht begründet; allerdings verlieren sie eine Anzahl charakteristischer Merkmale, die ihnen die Kultur einprägt, ihre Individuen werden gleichartiger, und sie nähern sich jenem Urtypus, aber doch halten sie sich über demselben. Diese Bemerkungen hat man an Pflanzen, z. B. Rüben, Odstarten ꝛc., an Thieren z. B. Tauben, Pferden und Hunden gemacht. Das verwilderte Pferd in Asien und Amerika hat theilweise die edlen Formen seiner Stamm-Eltern verloren; es ist kleiner, dickbeiniger, dickköpfiger, langohriger geworden; Schecken und Rappen giebt es darunter gar nicht mehr. Der verwilderte Hund Asiens wird dem Schakal sehr ähnlich; doch z. B. in Amerika erkennt man in den Rudeln verwilderter Hunde, trotz einer gewissen Gleichförmigkeit, noch die Arten heraus, von denen die einzelnen abstammen.

Der Verfasser kommt nun zum Menschen, und wird bei den ferneren Untersuchungen die gefundenen Resultate verwenden; er wird zeigen, daß die verschiedenen Menschenracen keineswegs, jede von der andern und von allen, durch eine strenge Scheide getrennt sind, sondern daß unzählige Kreuz- und Querübergänge den schwarzen Kongo-Neger mit dem weißen Kaukasier, den Araber mit dem Chinesen ꝛc. vermitteln. Wir werden nicht verfehlen, unsern Lesern in einem weiteren Artikel die Ergebnisse dieser interessanten Untersuchungen mitzutheilen.

Rußland.

Alex. Puschkin's bisher ungedruckte Gedichte.*

Zweck und Inhalt dieser Sammlung bisher ungedruckter Gedichte des größten und auch im Auslande bekanntesten russischen Poeten sind durch deren Titel genügend bezeichnet. Es sind sämmtliche Stellen, die von der russischen Censur gestrichen worden sind, soweit es eben möglich war, dieselben vollständig herbei zu schaffen. Der ungenannte Herausgeber unterzeichnet sich Русскій, „ein Russe." Die Sammlung enthält 1) vollständige Dichtungen, die in den (1853 und 1859 erschienenen) Gesammt-Ausgaben nicht enthalten sind; 2) ungedruckte Bruchstücke größerer Dichtungen; 3) unterdrückte Aufschriften und Epigramme und 4) bibliographische Beiträge und Notizen.

Der dritte Theil ist der pikanteste, obwohl nicht gerade von bedeutendem poetischen Werthe. Die darin angegriffenen Persönlichkeiten und Zustände sind in Rußland allgemein bekannt, die Geißel des Satyrikers traf deshalb um so härter und, von Censur und Polizei verpönt, gingen diese kleinen Gedichte von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Natürlich liefen bei dieser eigenthümlichen Vertriebsweise auch manche Verse unter Puschkin's Namen mit, die nicht von ihm stammten, während viele, von ihm ausgegangen, spurlos im Strome der Zeiten verschwanden. Der Herausgeber des obengenannten Werkes weist einige kleinere Gedichte als pseudo-Puschkinisch nach und bezeichnet, wo es möglich war, den Urheber. Es würde zu weit führen, wollten wir in die Details dieser Auseinandersetzungen und persönlichen Angelegenheiten, die nur für Rußland, nur selbst dort nur ein getheiltes Interesse haben, weiter eingehen, nur um unsern Lesern die Art und Fassung dieser Dichtungen zu charakterisiren. Lassen wir einige Uebersetzungs-Proben folgen.

S. 109 ist gegen Fürst Schalikov gerichtet, einen süßlichen, weichlichen Schriftsteller, der eine Zeitlang ein „Damen-Journal" herausgab, und lautet:

„Fürst Schalikov, der Liebling unserer Damen,
Las kürzlich „auf den Landbau" sein Gedicht
Und sein Kosakenjunge, ohne Namen,
Hielt zitternd ihm ein elend Stümpchen Licht.
Auf einmal fängt der Knabe an zu weinen. —
„O, rief der Fürst, entzückt ob solcher Scene,
Bekenne mir, o Säugling der Natur,
Bekenne aus dem Herzen dein, dem reinen,
Warum, warum beklagst du in Thränen aus?"
Und jener schluchzt: „„ob! ach! ich muß hinaus.""

Gegen Bulgarin, den Redacteur der „Nordischen Biene," und seine Freunde, die man, analog wie einer im vor. Jahrhundert in Deutschland aufgekommenen Benennung, als die russischen „Nikolaiten," mit Zugrundelegung eines ganz andern Begriffs und abgeleitet von einem ganz andern Nikolai freilich, bezeichnen könnte, sind vier der beißendsten, salzigsten und rücksichtslosesten dieser kleinen, scharfen Gedichte gerichtet. — Bulgarin ist durch die kürzlich bei Fr. Mauke in Jena erschienene, deutsche Uebersetzung seiner Memoiren auch in unsern Lesekreisen bekannter geworden, als die meisten russischen Literaten, deren Bedeutung und Berühmtheit selten über die Grenze des Kaiserreichs hinausreicht. Doch würde man aus den Memoiren Bulgarin's allein nur ein sehr einseitiges Urtheil über diesen glücklichen Emporkömmling und Schützling des vorigen Kaisers gewinnen, da derselbe, selbst in dem, an politischen und persönlichen Tendenzlügen überreichen Rußland, für einen der größten und unverschämtesten Lügner gilt. Wir citiren zwei Epigramme, welche genugsam zeigen, wie man ihn gewissen, und sehr weiten Kreisen des Landes, welches der Schauplatz seiner Thaten war, über ihn denkt.

S. 114 I. „Dein Polenthum ist keine Schande:
Mickiewicz war's, Kosciuszko auch, —
Sei du aus der Tataren Lande,
Sei du ein Jude, und ist Rauch:
Dies wirft nicht auf mein Urtheil ein; —
Die Schande ist, Bulgarin sein!"

Oder S. 115 IV. „Sie nennen ihn den Walter Scott,
Ich bin Poet und lüge nicht;
Ich glaube, er ist einfach: „Skot."
Doch Walter Scott, das glaub' ich nicht."

Zur Erklärung dieses Wortspiels muß man wissen, daß das slavische Wort Skot, скотъ, Schwein, Thier, Vieh bezeichnet. Die übrigen sind bald ernsteren, elegischen, bald humoristisch-satyrischen Inhalts.

S. 105 an Jukowsky heißt es:

„Aus düsterm Kleid stieg er in die Livree,
Vertauscht für Orden seine Lorbeerkrone;
Nicht mehr gleich einem armen Musensohne,
Wagt er sich in des Hofes hohe See.
Und was erreichte er, so kühn und groß?
Er bringt dem Höfling seines Weihrauchs Spende
Und drückt dem Kammerdiener beide Hände:
O Sängers Loos!

* Die Gedichte Alex. Puschkin's, welche in der letzten Gesammt-Ausgabe seiner Werke nicht enthalten sind. (In russischer Sprache.) Berlin, R. Wagner, 1861, 1 Bde in 8° und Miniatur-Ausgabe à 1 Thlr. 15 Sgr.

Zahlreiche Berichtigungen zu der „Geschichte des Pugatschew'schen Aufstandes" geben dem Buche seinen Werth für die Besitzer der beiden Petersburger Gesammt-Ausgaben der Werke Puschkin's.

Das russische Theater, nach Bodenstedt.

Gribojédov, Gogol, Aksakov.

Unter dem Titel „Aus Ost und West" hat Friedrich Bodenstedt sechs Vorlesungen drucken lassen, die er in München vor einem Salon-Publikum im Hörsaale des Baron v. Liebig in verschiedenen Wintern gehalten.* Sie behandeln 1) die slavische Volks-Poesie; 2) den Kreml in Moskau; 3) die Stellung der Frauen im Orient und Occident; 4) und 5) Shakspeare und die altenglische Bühne, und endlich 6) das russische Theater in seiner sozialen Bedeutung. Indem wir uns vorbehalten, auf die fünf erstgedachten Vorlesungen gelegentlich zurückzukommen, wollen wir heute der sechsten und letzten einige Notizen des geistreichen Verfassers über die Zustände des heutigen russischen Theaters entlehnen, welches hauptsächlich durch die drei, in unserer Ueberschrift genannten, sämmtlich jedoch bereits verstorbenen Lustspiel-Dichter repräsentirt wird:

„Als die Kaiserin Elisabeth den Thron bestieg, wurde die bis dahin bei Hofe herrschende deutsche Sprache durch die französische verdrängt und die ersten dramatischen Versuche russischer Dichter entstanden ganz nach französischem Zuschnitte und Muster. In den Vorstellungen der fremden Schauspielertruppen am Hofe hatten die Kadetten als Choristen, oder beim Ballet, auch wohl sonst in kleineren Rollen häufig mitwirken müssen. Dadurch war der Nachahmungseifer in ihnen rege geworden und sie versuchten bald, auf eigene Faust, unter sich, Stücke aufzuführen. So geschah es, daß im Jahre 1750 die erste in russischer Sprache geschriebene Tragödie „Chorew" von Sumarokow — der deshalb der Vater der russischen Bühne genannt wird — zum Erstenmale im Kadettenhause zur Darstellung kam, wo sie bei den militairischen Zuschauern unerhörten Beifall fand. Die Kaiserin ließ das Stück auf ihrer Hofbühne wiederholen, und war so entzückt von dem Talent des Dichters und der Darsteller, daß sie Sumarokov durch ehrenvolle Auszeichnung und reiche Geschenke zu weiteren Schöpfungen aufmunterte und die Darstellungen im Kadettenhause fortan persönlich leitete.

Sie war nicht nur regelmäßig bei den Aufführungen, sondern auch bei allen Proben zugegen, und überwachte mit besonderer Sorgfalt die Toilette derjenigen jungen Leute, welche Frauenrollen darzustellen hatten. (Es wird erzählt, daß bei diesen theatralischen Uebungen ein talentvoller junger Mann, Namens Beketov, in so hohem Grade die Gunst der Kaiserin zu gewinnen wußte, daß sie ihn in kurzer Frist zum Range eines Generallieutenants erhob. Nun hatte die Kaiserin aber einen älteren Günstling, Namens Schuwalow, dessen Gattin, eifersüchtig auf den Einfluß, welchen Beketov gewonnen, diesem auf der Probe eine giftige Beize statt der Schminke, reichte und sein schönes Gesicht dadurch so entstellte, daß er wirklich darüber die Gunst der Kaiserin verlor und als Gouverneur nach Astrachan geschickt wurde.)

Als der erste namhafte russische Schauspieler wird Wolkow genannt, ein junger Kaufmann aus Rostov, der bei längerem Aufenthalte in Petersburg Gelegenheit gefunden hatte, den dortigen theatralischen Aufführungen beizuwohnen und sich solchergestalt davon begeistert fühlte, daß er nach seiner Rückkehr in Rostov eine eigne Bühne gründete, die bald solchen Ruf gewann, daß ihn die Kaiserin mit seiner kleinen, von ihm selbst gebildeten Truppe nach Petersburg kommen ließ, wo im Jahre 1756 das russische Hoftheater errichtet wurde, dessen Director Sumarokov und dessen erster Schauspieler Feodor Wolkov war.

Die für das Theater begeisterte Kaiserin verwandte große Summen darauf, ihre Schauspieler durch Ausländer wissenschaftlich und künstlerisch ausbilden zu lassen, und ihr gutes Beispiel blieb für ihre Nachfolger maßgebend, so daß in dieser Beziehung der russische Hof allen anderen Höfen den Rang abgelaufen hat.

Unter den aufgeführten Stücken standen in erster Reihe die Tragödien Sumarokov's und Uebersetzungen Racine's, Corneille's und Molière's, wovon jene nur matte Copien waern. Doch läßt sich die begeisterte Aufnahme, die sie fanden, Zeit und Umstände in Betracht gezogen, sehr wohl begreifen und jedenfalls konnten die russischen Dichter damals, wo für sie die Schätze der englischen und spanischen Bühne noch nicht gehoben waren, keine besseren Führer wählen, als die Franzosen.

Glücklicher, als in der Tragödie, war Sumarokov im Lustspiel, wo er mehr aus dem wirklichen Leben schöpfen konnte, wie denn überhaupt das Eigenthümlichste und Bedeutendste, was die russische Bühne seit ihrem jetzt hundertjährigen Bestehen hervorgebracht, dem Gebiete des Lustspiels angehört, weshalb wir auf dieses vorwiegend unsere Aufmerksamkeit zu richten haben.

Eine Continuität der Entwickelung, wie wir solche bei allen anderen Kulturvölkern finden, läßt sich in Rußland auf keinem Gebiete der Kunst und Wissenschaft nachweisen; Alles ging und geht hier sprungweise vorwärts. Dies erklärt sich daraus, daß, abgesehen von der rein lyrischen Volkspoesie, alle Geisteserzeugnisse fast ausschließlich von den höheren Ständen ausgingen, welche nicht im Volke wurzelten, ihre Bildung lediglich aus der Fremde holten und deshalb nichts Volksthümliches schaffen konnten.

Diese Scheidung des blos nach fremdländischen Mustern gebildeten Adels von dem ganz ungebildeten Volke erklärt Vieles in der russischen Literatur, was sonst unerklärlich wäre. So finden wir z. B. die höchst merkwürdige, bei keinem anderen Volke vorkommende Erscheinung, daß in Rußland die Kunstpoesie mit der Satire begann und daß bis zu diesem Tage alle besseren Erzeugnisse der russischen Poesie satirischer Natur sind.

Der reiche Adel des Landes, in den Anschauungen des Westens und besonders Frankreichs gebildet und aufgewachsen, mußte natürlich in seinem Kontakt mit den heimatlichen Zuständen auf allerlei Ungeheuerlichkeiten stoßen, welche seinen verfeinerten Geschmack beleidigten, oder seinen Spott herausforderten. So geschah es denn, daß die poetischen Talente, welche sich unter der Aristokratie aufthaten, ihr Augenmerk vornehmlich auf wunderliche Aeußerlichkeiten und verschrobene Erscheinungen ihres Landes richteten und ihre Kunst daran übten, da ihnen zu tieferen Schöpfungen nicht blos Ernst und Ausdauer, sondern auch eine volksthümliche Basis, ja, alles Verständniß für die Poesie des Volkslebens fehlte.

Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die Schätze zu heben, welche das russische Volksleben in mannigfaltiger Fülle bietet. Zugleich ist die ungeheure Kluft, welche früher das Volk vom Adel trennte, merklich kleiner geworden; die Bildung beginnt auch in den unteren Klassen Eingang zu finden und es haben sich aus dem Volke schon Dichter hervorgethan, welche den aristokratischen Poeten an Talent nicht nachstehen und sie an Frische und Innigkeit des Gefühls übertreffen.

Dabei ist jedoch der satirische Zug, den ich vorhin als charakteristisch erwähnte, immer vorherrschend geblieben, weil jedes klarblickende Dichterauge, auch ohne durch abendländische Anschauungen gebildet oder verwöhnt zu sein, in Rußland überall auf absonderliche Erscheinungen stößt, die den Spott herausfordern. Denn in Rußland ist der ganze Zuschnitt des Staates und der Gesellschaft nicht auf naturgemäße Weise aus den Bedürfnissen des Volkes erwachsen, sondern durch Zwangsmittel von oben herab nach fremdländischem Muster willkürlich geschaffen und dem Volke aufgedrungen. Offen dagegen anzukämpfen, würde die schlimmsten Strafen zur Folge gehabt haben; es blieb den freieren patriotischen Geistern nichts übrig, als ihren Kampf mit poetischen Waffen zu führen, das Wirkliche im Gewande der Fabel zu zeigen und es so dem Spotte des Volkes preiszugeben.

Der Dienstadel, getragen von 14 Rangstufen, nach welchen die russische Gesellschaft — abgesehen von dem Adel der Geburt, des Geistes und der Gesinnung — sich gliedert, erzeugte in seiner frühen Entartung eine Menge höchst wunderlicher Zustände und Menschen, gegen welche die Dichter mit Witz und sittlicher Entrüstung ihre Angriffe richteten und den Beifall aller Besseren und Gebildeteren ihres Volkes dafür ernteten.

So ist besonders in neuerer Zeit der Inhalt des russischen Dramas vorwiegend socialer Natur geworden und diese bildet seine Eigenthümlichkeit, wodurch es sich auf das Bestimmteste von den dramatischen Erzeugnissen anderer Völker unterscheidet, wie später an einigen hervorragenden Beispielen veranschaulicht werden soll.

Hier galt es nur zuvor festzustellen, daß wirklich etwas Eigenthümliches in der dramatischen Literatur Rußlands besteht und daß dieses erst der neueren Zeit angehört.

Wenn daher die Anfänge des russischen Theaters um ein Jahrhundert zurückdatirt werden, so ist damit nur die Zeit bestimmt, wo zuerst eine stehende Bühne in Rußland gegründet wurde, auf welcher man fortwährend Stücke in russischer Sprache darstellen ließ, ohne daß dadurch der russische Geist in eigenthümlicher und energischer Weise sich offenbart hätte, weil dazu früher nicht allein alle volksthümliche Grundlage fehlte, sondern auch von oben herab jede freiere Entfaltung unmöglich gemacht war.

* Aus Ost und West Sechs Vorlesungen von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Decker, 1861.

Nach diesen, den Kern der Sache berührenden Erläuterungen kann ich mich beim Wiederanknüpfen des chronologischen Fadens in der Anführung der einzelnen Dichter und ihrer Werke um so kürzer fassen.

Unter Katharina II. nahm die russische Bühne, besonders in Bezug auf Schauspielkunst, einen bedeutenden Aufschwung. Dmitrewsky, der Nachfolger Wolkov's, wurde von der Kaiserin zu seiner künstlerischen Vervollkommnung nach England geschickt, wo er Garrick und andere berühmte Schauspieler kennen lernte, die sein Talent sehr hoch stellten.

Geboren in einem Jahrhundert, wo die Literatur die herrschende Macht in Europa war, betrachtete Katharina das Theater als ein Mittel zur Volksbildung. Sie errichtete eine neue, großartige Bühne, das sogenannte „steinerne Theater," welches eine ungeheure Menge von Zuschauern faßte, so daß der Eintrittspreis zu Gunsten des Volks bedeutend ermäßigt werden konnte. Außerdem ließ sie, als Muster für die russischen Darsteller, die besten italiänischen, französischen und deutschen Truppen nach Petersburg kommen, und auf ihrem Hoftheater mußten die vornehmsten Damen und Herren ihrer Umgebung mitspielen, ja sogar am Ballete theilnehmen. Die Kaiserin selbst verfaßte mehrere Lustspiele, und begabte Damen ihres Hofs — wie z. B. die berühmte Fürstin Daschkov — thaten auf ihren Wunsch desgleichen.

Auch entstanden unter Katharina's Regierung eine Menge Tragödien, welche jedoch alle, ohne Ausnahme, nur matte Nachahmungen französischer Muster waren. Der vornehmste Nachfolger Sumarokov's als Tragödien-Dichter war sein Schwiegersohn Knäschnin, der besonders den älteren Crébillon zum Vorbild nahm, während Katharina sich lieber in Nachahmungen Shakspeare's versuchte und unter andern auch seine „lustigen Weiber von Windsor" übersetzte. Diese führen uns zum russischen Lustspiel zurück, dessen bedeutendster Vertreter damals von Wisin war, ein alter Hofmann, der seine Bildung auf der Universität zu Moskau erhalten hatte und im Ministerium des Auswärtigen als Sekretair des Grafen Panin diente. Die Satire dieses Dichters zeichnet die wunderlichen Erscheinungen, welche die französische Bildung des vorigen Jahrhunderts im Kontakt mit dem Altrussenthum erzeugte. Sein beliebtestes Stück war Nedrossl, ein schwer zu übersetzender Titel, der im Deutschen andeutungsweise durch „das Muttersöhnchen" wiedergegeben werden kann. Ein früheres Stück von Wisin's: „der Brigadier" hatte weniger Werth als das „Muttersöhnchen," das sich bis in die jüngste Zeit auf der Bühne gehalten hat.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts trat ein neuer Tragödiendichter, Oserov, auf, dessen „Oedipus in Athen" besonders dadurch die Gunst des Publikums gewann, daß eine Schauspielerin ersten Ranges, die hochbegabte Seménowa, ihre glänzende Laufbahn mit der Rolle der Antigone begann.

Oserov's Nachfolger war der noch lebende, sehr fruchtbare Kukolnik, der für Rußland ungefähr dasselbe ist, was für Deutschland Raupach war.

Als Verfasser gern gesehener und wirksamer Schauspiele verdient unter den Neueren besonders Polewoi genannt zu werden, der sich außerdem durch gute Uebersetzungen Shakspeare'scher Stücke ein großes Verdienst um die Bühne erworben.

Im Jahre 1806 erschienen von dem berühmten Fabeldichter Krylov zwei Lustspiele „der Modeladen" und die „Lection für Töchter," welche beide viel Beifall fanden und verdienten.

Chmelnitzky bereicherte die Bühne durch geschmackvolle Uebersetzungen, zeigte aber auch in eigenen Originalstücken, daß er von den französischen Lustspieldichtern viel gelernt hatte. Er zeichnet sich besonders durch einen anmuthigen und gewandten Dialog aus.

Andere Talente von minderem Belang überspringend, gehen wir jetzt gleich zu dem bedeutendsten russischen Lustspieldichter, Gribojédov, über, um uns der Analyse seines Hauptwerks die eigenthümliche Bedeutung der russischen Komödie näher kennen zu lernen.

Gribojédov, im Jahre 1794 in Moskau geboren, trat nach einer sorgfältigen Ausbildung, die ihn sowohl mit den alten wie mit den neuen Sprachen vertraut machte, früh ins Militair ein, diente dann im auswärtigen Ministerium und wurde als Gesandter am persischen Hofe im Jahre 1829 — noch nicht 35 Jahre alt — zugleich mit allen damals in Teheran wohnenden Russen bei einem Volksaufstande ermordet.

Nachdem er sich schon früher durch dichterische Arbeiten vortheilhaft bekannt gemacht hatte, verfaßte er während seines ersten Aufenthalts in Asien (etwa um das Jahr 1823) sein berühmtes Lustspiel „Gare ot uma;" ein Titel, der wörtlich übersetzt, heißt „Kummer aus Geist," der aber dem Sinne nach besser zu umschreiben ist: „das Unglück, ein vernünftiger Mensch zu sein."

In diesem, von Aristophanischem Witz und Witz erfüllten Stücke gab der Dichter mit einer poetischen Freiheit des Geistes, wie solche wohl nur bei längerer Entfernung von der Heimat möglich war, ein so scharf gezeichnetes, allseitig zutreffendes Bild der russischen Gesellschaft und ihrer Auswüchse, daß er Zeit seines Lebens darauf verzichten mußte, seine geniale Schöpfung durch die Bühne oder durch die Presse an die Oeffentlichkeit treten zu sehen. Allein das hinderte ihre Verbreitung nicht im Geringsten. Eine Kopie des Stücks, welche der Dichter einem Freunde anvertraut hatte, vervielfältigte sich mit so fabelhafter Geschwindigkeit und regte die Geister dermaßen an, daß es binnen wenigen Monaten nicht blos in den Händen, sondern auch im Gedächtniß aller gebildeten Russen war. Meines Wissens hat die Literaturgeschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen, daß eine Komödie ohne Vermittlung der Presse und der Bühne eine so ungeheure und nachhaltige Wirkung auf ein ganzes Volk geübt hätte.

Erst 9 Jahre nach seinem Entstehen kam das Stück — dessen Verfasser damals längst im Grabe ruhte — auf Befehl des Kaisers in den Buchhandel und auf die Bühne, aber so verstümmelt, daß man doch immer wieder zu den Abschriften seine Zuflucht nehmen mußte, um sich den unverkümmerten Genuß des Ganzen zu verschaffen. Doch übte es auch in seiner Censur-Verstümmelung noch Anziehungskraft genug, um jede Vorstellung auf großen wie auf kleinen Theatern zu einem Feste für das Publikum zu machen. Es lohnt sich der Mühe, den Ursachen einer so unerhörten Wirkung nachzuforschen.

Seinen Stoff griff der Dichter unmittelbar aus dem Leben heraus; seine meisterhaft durchgeführten Charaktere sind eben so viele Typen der vielgegliederten russischen Gesellschaft; in der Composition nahm er sich Molière's Komödien, in der Sprache Göthe's Faust zum Vorbild; den Styl bildete er sich selbst und schuf so aus Einem Gusse eine moderne Musterkomödie, die unter den neueren Erzeugnissen, auch außerhalb Rußlands, nicht ihres Gleichen hat.

Tschatzky, der Held des Stücks, ist ein junger Edelmann ohne Vorurtheile, dessen vortreffliche Anlagen des Geistes und Herzens durch eine sorgfältige Erziehung zu harmonischer Ausbildung gelangt sind. Er gewinnt unsere Sympathie nicht durch hochfliegende Thaten und Bestrebungen, sondern einfach dadurch, daß er eine gesunde, frische Natur ist, empfänglich für alles Wahre und Schöne und deswegen ein entschiedener Gegner aller Heuchelei, Lüge und Unnatur. Er drängt seine Grundsätze und Ansichten Niemandem auf, hält aber mit seinem freien und witzigen Urtheile über die herrschenden Verkehrtheiten niemals zurück und geräth so in Konflikt mit der ganzen Gesellschaft.

Die männlichen Vertreter dieser Gesellschaft, wie der Dichter sie uns schildert, sind Menschen, deren ganzes Dichten und Trachten darauf gerichtet ist, auf der vierzehnstufigen Leiter staatlicher Ehren immer höher zu klimmen, die Brust mit Orden zu bedecken und möglichst viel Geld zusammenzuraffen, ohne in Bezug auf die Mittel allzu wählerisch zu sein. Sie sehen verächtlich herab auf Alles, was nicht unmittelbar zur Förderung ihrer Zwecke dient. Bildung, Sittlichkeit, treue Pflichterfüllung, Vaterlandsliebe, Ehrlichkeit sind für sie Worte ohne Sinn. Kriechend nach oben, hochfahrend nach unten, schätzen und beneiden sie einander nur mit Hinblick auf ihre Machtstellung, ihren Einfluß, ihre Titel und Orden."

...„Dieser Komödie, durch welche für alle folgenden der Ton angegeben wurde, zunächst steht eine andere von eben so drastischer Wirkung und eben so scharfer Charakterzeichnung, aber sonst von weit geringerem künstlerischen Werth. Es ist das „der Revisor" von Gogol, Rußlands bedeutendstem Novellendichter, der durch mehrfache Uebersetzungen auch in Deutschland bekannt geworden ist. In dem „Revisor" hat sich Gogol die Aufgabe gestellt, die Bestechlichkeit und Rohheit des russischen Beamtenthums zu geißeln. Das Stück spielt nicht in der vornehmen Welt, sondern in einer kleinen Kreisstadt, und die darin vorkommenden Personen sind, ohne Ausnahme, gemeine Naturen."

...„Die komische Wirkung dieses Stücks auf der Bühne ist ganz unbeschreiblich. Es wird erzählt, Kaiser Nikolaus habe nach der ersten Aufführung des Revisors den Dichter zu sich in die Loge kommen lassen und ihm unter Anderm gesagt: „So habe ich nie gelacht, wie heute Abend!" Worauf Gogol erwiderte: „Ich habe eigentlich eine andere Wirkung mit dem Stücke beabsichtigt."

Die beiden Lustspiele der zwei begabtesten dramatischen Dichter Rußlands haben uns nur die Auswüchse und Schattenseiten des russischen Lebens gezeigt; ich will jetzt, zur Vervollständigung unseres Bildes, versuchen, Sie noch mit einem Werke bekannt zu machen, welches der jüngsten Vergangenheit angehört, und uns einen tieferen Blick in die Lichtseiten des russischen Volkscharakters thun läßt.

Es ist das eine erst im Jahre 1857 unter dem Titel „Fürst Lupowitzky" erschienene Komödie von Konstantin Aksakow, einem Dichter, der in der Blüthe seines Lebens und Schaffens erst vor wenigen Monaten vom Tode ereilt wurde.

Der Inhalt seines Stücks ist kurzgefaßt dieser:

Im Café de Paris sitzen drei vornehme Russen: Fürst Lupowitzky, Graf Dolonsky und Baron Salzitin beisammen, welche von Rußland nicht viel mehr wissen, als daß sie von dort ihre Renten beziehen, womit sie sich im Auslande das Leben möglichst angenehm zu vertreiben suchen. Fürst Lupowitzky hat plötzlich den Entschluß gefaßt, auf seine Güter nach Rußland zu reisen, um die Früchte seiner ausländischen Studien und Erfahrungen zum Besten seiner Bauern zu verwerthen. Die beiden Andern finden diesen Entschluß thöricht und suchen ihn davon abzubringen.

Sie haben die schmutzigen Bauern nie gesehen, welche ihnen jährlich ihre halbe Million Renten schicken und wünschen sie auch nicht zu sehen, da sie meinen, daß es für dieses ungebildete Volk der Ehre genug sei, seinen gebildeten Herren die Mittel zu liefern, Rußland in der großen Welt mit Glanz zu vertreten und ihrer Genüsse theilhaftig zu werden. Fürst Lupowitzky dagegen, dem das Leben in der großen Welt nachgerade langweilig geworden, sucht eine nützliche Thätigkeit und hält es für eine dankbare Aufgabe, für das Wohl seiner Unterthanen zu wirken. Er schämt sich, die Sitten des russischen Landvolks nur aus den Werken fremder Touristen zu kennen, und will jetzt mit eigenen Augen sehen und prüfen, ob denn wirklich in diesem Volke die Keime höherer Entwickelung nicht zu finden seien.

So erreicht er glücklich seine Güter und schickt Wagen und Dienerschaft voraus, um die letzte kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen und die materische Umgegend in Augenschein zu nehmen. Alles gefällt ihm weit besser, als er erwartet hatte. Im Dorfe angelangt, macht er seinen Gefühlen in einem französischen Monologe Luft, und wird von zwei Mädchen belauscht, die am Brunnen mit Wasserschöpfen beschäftigt sind.

„Das ist gewiß unser Gutsherr selbst," sagt die Eine zur Andern.

„Warum meinst Du das?" fragt diese.

„Nun, weil er gar nicht aussieht wie ein Russe! Er spricht nicht russisch, trägt keine russische Kleidung, und sieh mal! was er für ein wunderliches Glas in's Auge gekniffen hat!"

Der Fürst bemerkt die Mädchen, unterhält sich mit ihnen und findet, daß sie sehr geweckten Geistes sind.

Als die Bauern die Ankunft ihres Gutsherrn erfahren, begrüßen sie ihn nach alterthümlicher Sitte, ihm Salz und Brod überreichend. Er ist sehr gerührt davon und hält ihnen eine schwungvolle Rede, in welcher er seine in Paris gelernten Volksbeglückungs-Theorien auseinandersetzt, wovon die Bauern natürlich kein Wort verstehen.

Er hat Ueberfluß an Geld und gutem Willen, ihnen zu helfen, weiß jedoch gar nicht, wie er ihnen beikommen soll: sie wünschen weiter nichts, als keine fremden Verwalter zu haben, ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen und den Starosten aus ihrer eigenen Mitte zu wählen. Wie gut sie es verstehen, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen, davon wird ihm gleich ein Beispiel vor Augen geführt. Das Dorf muß einen Rekruten stellen, zu welchem Zwecke die ganze Gemeinde sich versammelt. (Ich muß hier erläuternd bemerken, daß es unter dem russischen Volke als das größte Unglück betrachtet wird, Soldat zu werden, einmal weil der Dienst sehr beschwerlich und von langer Dauer ist, und dann weil Niemand, der aus einem Gemeindeverbande ausgetreten ist, wieder in denselben zurücktreten kann.)

Die Meisten stimmen für Andreas, einen verwaisten jungen Mann, und geben als Grund an, daß er der Einzige im Dorfe sei, der weder Eltern noch Geschwister zurücklasse, die ihn beweinten. — Da tritt ein älterer Mann auf und sagt: eben das müsse ein Grund sein, Andreas nicht zu wählen, denn verwaist in der Welt zu stehen, sei schon traurig genug, aber deshalb von der heimischen Gemeinde losgerissen zu werden, sei doppelt traurig. Dazu komme, daß Andreas die Tochter des Starosten liebe, eines Mannes, dem sie Alle zu großem Dank verpflichtet seien.

Nach dieser Vorstellung wird einstimmig beschlossen, Andreas auf Gemeindekosten loszukaufen, was für eine Summe von 800 Silberrubeln möglich ist.

Fürst Lupowitzky hört ganz gerührt die Verhandlung aus dem Fenster seines Schlosses mit an; er will die 800 Silberrubel der Gemeinde schenken, findet aber bald, daß er den wackern Bauern dadurch die Freude nur trüben würde und begnügt sich damit, die Verbindung des befreiten Andreas mit seiner geliebten Parascha zu beschleunigen und die Abgaben der Gemeinde zu vermindern.

Dieses vom Dichter mit seinem Geiste und warmem Herzen durchgeführte Stück ist dramatisch nicht so wirksam, wie die beiden vorhin erwähnten, mag aber ebenfalls als Beleg dienen, wie sehr die besten dichterischen Kräfte in Rußland danach ringen, der Bühne eine soziale Bedeutung zu geben, aus dem vollen, frischen Leben zu schöpfen, um der Zeit ihr eigenes Bild vorzuführen, das Schlechte zu geißeln, das Lächerliche zu verspotten und das unverwüstlich Gute, was in dem mißachteten Volke wirklich vorhanden ist, zu Ehren zu bringen.

Das einzige Lustspiel Gribojédov's „das Unglück, ein vernünftiger Mensch zu sein," hat in Rußland mehr Gutes gewirkt, als alle Gesetze und Ukase zusammengenommen, und steht beim Volke auch in weit höherem Ansehen, als jene.

Gribojédov gehörte, gleichwie sein Nachfolger, der Maskawiter-Partei an, welche das Heil Rußlands hauptsächlich in der Bildung und sittlichen Hebung des Volkes, sowie in der Entwickelung der nationalen Institutionen sucht, und gegen alle Nachäfferei des Auslandes, besonders aber gegen die durch und durch korrumpirte Büreaukratie entschiedene Opposition macht.

Als der beste heutige Lustspieldichter in Rußland wird Ostrowsky genannt, dessen Werke — die mir von befreundeten Russen sehr gerühmt werden — ich leider noch nicht kenne, da die russischen Bücher in Deutschland schwer zu beschaffen sind.

Ueberhaupt bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß diese Skizze in keiner Weise Anspruch darauf macht, erschöpfend zu sein. Es sollte nur das Eigenthümliche der moskowitischen Bühne hervorgehoben und daran gezeigt werden, daß die russischen Dichter einen guten Grund gelegt haben, auf welchem sich weiter bauen läßt, wie es denn sehr bezeichnend ist für den Geschmack des durch sie gebildeten Publikums, daß in Moskau heute hauptsächlich der in's Russische übersetzte Shakspeare die Bühne beherrscht."

Skandinavien.

Die Riesen und Zwerge des Nordens.*

In den ältesten mythischen Gesängen der Skandinavier ist öfter von einem boshaften und lusonderheit den Asen feindseligen Geschlechte die Rede, dessen Benennungen Jättar, Jötnar, Thursar ꝛc., vermuthlich aus anderen Gegenden mitgebracht (?), auf Volksstämme übertragen wurden, welche der germanische Einwanderer im Norden schon vorfand. Der Gott Thor zog nicht selten in Kampf aus wider diese Völker, die nach Gestalt und Ansehen als schneidenster Gegensatz des Göttergeschlechts dargestellt werden. Bald sind sie grimmige Riesen, bald schlaue Zwerge, häßlich und widerwärtig, zitternd vor dem Tageslichte, dessen erster Strahl sie in Steine verwandelte. Spätere Sagen lassen sie in Höhlen und Klüften hausen, mit rohen Thierfellen bekleidet, furchtbar ob ihrer nächtlichen Streifzüge, Vieh und Menschen fortschleppend, und rühmenswerth nur von Seiten ihrer Zuverlässigkeit, denn ein gegebenes Versprechen sollen sie nie gebrochen haben. Daß diese Völker der Sage bloße Phantasie-Geschöpfe seien, kann um so weniger behauptet werden, als in Schriften sehr glaubwürdigen Inhalts von gewissen Individuen ausdrücklich gesagt ist, ihre Stamm-Eltern seien Jättar oder Thursar gewesen. Lange Zeiträume hindurch begegnen uns in der Sage keine andere Namen der Asen-Feinde, als die erwähnten; erst ein nun Thiadulf aus Hvin im zehnten Jahrhundert gedichtetes Lied zu Thor's Ehre meldet, dieser Gott habe „dem Könige der Finnen seinen Schädel gespalten;" und später giebt Snorre Sturleson zwei flamischen Königen und ihren Kindern Namen, die dem Geschlechte der Jotnar zukommen. Norwegens Gränze, in Olof Tryggvason's Saga bis Finnmark reichend, dehnt sich, dem „Fnudin Raregur" zufolge, bis Jalnnheim (dem Riesenlande) aus; es mußten also beide Namen Gleiches bedeuten. Das „Fnudin Rareger," ein nüchtern prosaischer Versuch die älteste Geschichte des Nordens zu erklären, enthält noch andere, unzweifelhaft aus älterer Tradition überkommene Beweise für die Identität der Finnen und Jotnar, denn sie läßt Fornjother, den Riesen der Vorzeit über Jotuland herrschen, das auch Finnland und Quenland genannt wird, giebt also deutlich zu verstehen, wohin die Jotnar gehörten.

In Småland (einem Distrikte des südöstlichen Schwedens) ist das Wort Finn noch jetzt gleichbedeutend mit Jätte, d. i. Riese! ** Selbst

* Von J. A. Lindström.

** Unser Verfasser, selbst Finne oder wenigstens Finnländer, weiß natürlich, daß dieser Name von Außen stammt und der Landessprache fremd ist; er hält

in Belgien hat man für „Riese“ das Wort Finn-ard. Wenn nun die nordische Sage unter den feindlichen „Riesen“ die „Finnen“ versteht, so muß man wohl bei ihren „Zwergen“ an die Lappen denken. Jene Zwerge sollten in Höhlen und Klüften hausen; in der Sprache Lapplands bedeutet aber lupa oder lupp s. v. a. Höhle, Bergspalte, und diese Deutung des Namens dürfte wohl die einzig richtige sein.*

In seiner gelehrten Abhandlung „über die ältesten Bewohner des Nordens“ (om nordens äldste beboere) überzählet Klee die in nordischen Mythen und Sagen erwähnten Völker und sucht ebenfalls ihren Ursprung zu ermitteln. Da kommen denn auch die berühmten Schwarz-Elfen und Licht-Elfen zur Sprache. Die Ersteren, auch „Zwerge“ und „Tralle“ genannt, werden als kleine, dünngliedrige, schwarzhaarige und scharfsinnige, aber furchtsame Wesen geschildert. Sie hatten kein Wort für „Getraide,“ und kannten überhaupt den Feldbau nicht, waren aber in Bearbeitung der Metalle und in Zauberkünsten Meister. Zwischen ihnen und anderen Völkern, besonders den eigentlich sogenannten „Menschen,“ von denen sie gleich dem Wilde gejagt wurden, herrschte gewöhnlich bittere Feindschaft, und friedliche Berührung fand nur statt, wann die „Menschen“ (Asen) der Geschicklichkeit oder Zauberkunst ihrer Feinde sich bedienen wollten. Man überzeugt sich leicht, besonders aus der Schilderung im „Rikimal,“ daß die „Zwerge“ ein unterdrücktes und auf vergleichungsweise niedriger Kulturstufe stehendes Volk waren.** Was die „Licht-Elfen“ anlangt, so hatten diese zwar, wie es scheint, gleiche Sprache mit jenen, waren aber im Uebrigen ganz andere Wesen. Sie werden als hellängig, schönhaarig, von hohem Wuchse and wohlgestaltet beschrieben.*** Sie lebten zum Theil in Freundschaft mit anderen Raçen, sogar mit den Asen, hatten lichte, lustige Wohnungen, und kannten das wogende „Korn“ und „schön grünende Laubholz.“

Fragen wir nun zuerst, welches Volk unter den Schwarz-Elfen zu verstehen, so scheint aus der Schilderung ihres Aeußeren sich zu ergeben, daß sie die Urväter der Lappen waren, deren Anwesenheit im Norden wahrscheinlich bis in das sogenannte „Stein-Alter“ hinaufreicht. Mehr Einwendungen begegnen der Frage, ob die kolossalen Grabmäler des Stein-Alters durch Lappen aufgeführt sind. Man denkt hier lieber an die jedenfalls mit ihnen verwandten „Licht-Elfen,“ die ein Uebergangsglied bilden mochten zwischen den nomadisch lebenden Lappen und den fest angesiedelten „Riesen“ (?).† Diese „Licht-Elfen“ sind wohl identisch mit den „weiß“ d, i. helläugigen Tschuden (Finnen) der altslavischen Ueberlieferung. ††

Fassen wir nun zuerst die Lage der Gräber aus dem Stein-Alter in's Auge, so ist es unleugbar eine charakteristische Eigenschaft, daß sie beinahe ausschließlich am Meere, an Binnenwässern und größeren Flüssen zu finden, längs welcher, z. B. der Loire und Garonne, sie tief in Binnenländer sich erstrecken. Damals mußte fast ganz Europa, dessen Ränder jene Gräber gleichsam verbrämten, mit undurchdringlichen Wäldern und Sümpfen bedeckt sein. Erwägt man nun, welche Anstrengungen es gekostet haben muß, um die Blöcke zu diesen Monumenten zu behauen und weiter zu schaffen; bedenkt man, daß die Gräber gewöhnlich neben Jagdgeräthe auch Fischergeräth enthalten: so ergiebt sich mit ziemlicher Gewißheit, daß sie von einem rüstigen und unternehmenden Volke errichtet sein müssen, einem Volke, welches, durch Natur und örtliche Verhältnisse gezwungen, nach Art der Lappen von Jagd und Fischfang lebte, sonst aber den tschudischen Gueuen und Karelen sehr ähnlich war, — eine Ansicht, die auch im Hinblick auf die Form der in jenen Gräbern vorgefundenen Schädel als die einzig haltbare erscheint.

Eine Nation, die, wie ihre Denkmäler aus dem Stein-Alter darthun, so weit verbreitet gewesen, kann, da unser Europa seit Anlegung dieser Monumente keine allgemeine Natur-Revolution erlitten, unmöglich ganz untergegangen sein: sie muß noch heutzutage existiren, wenn auch mehr oder weniger untermengt mit späteren Einwanderungen. Ueberrascht hat öfter die Thatsache, daß in vielen Küstenstrichen der größeren dänischen Inseln (Seelands und Fünen) eine hochgewachsene, blonde und rührige Bevölkerung wohnt, die im Aeußeren wie in der mehr lebhaften und singenden Sprache von ihren etwas dunkleren und langsamer sprechenden Landsleuten sich unterscheidet — ein Menschenschlag, der ohne Zweifel in alter Zeit viel weiter verbreitet gewesen und durch zahlreiche Generationen fast ausschließlich mit Fischerei und Seefahrt sich beschäftigte. Darf man diese Leute als einen Ueberrest der sagenhaften Licht-Elfen betrachten, und hat diese Raçe in allerältester Zeit an den Küsten und Strömen manches europäischen Landes gewohnt: so wird Vieles begreiflich, was sonst ein Räthsel bliebe. Wir können uns dann die auffallende Aehnlichkeit eines Theils unserer finnischen Küstenbewohner mit vielen Bewohnern Norwegens und Schwedens erklären.* Wir können davon Rechenschaft geben, warum nicht allein viele (?) dänische Inseln noch jetzt finnische Namen haben, sondern auch, warum finnisches sowohl dem Dänischen als mehreren Küstensprachen Europa's (welchen?) eingemengt ist, endlich warum mehrere südeuropäische Länder Traditionen von einem Riesenvolke (Cyklopen, Giganten) haben, welches nach Abzug des Abenteuerlichen, den Tschuden unseres Nordens in Sitten und Lebensweise gleich (?) gewesen sein muß.

* * *

Wir haben das Vorstehende einer größeren Abhandlung der Zeitschrift Suomi entlehnt, worin bewiesen werden soll, daß Völker tschudischen (finnischen) Stammes die ältesten Urbewohner von Nord- und Mittel-Europa gewesen, ferner daß Lappen und eigentliche *Finnen* keineswegs zu verschiedenen Zeiten im Norden eingewandert. Die Unterstellungen des Herrn Lindström sind öfter ihrerseits so gut als — ohne Untergestell und selten überzeugend. Wie kann dies aber auch anders kommen, wenn man ethnologische Forschungen bis in die Labyrinthe der Vorwelt trägt! Auf einige wunde Stellen haben wir schon hingedeutet; hier sei noch Einiges gerügt. Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß kaum irgend ein bekanntes Volk der alten und neuen Welt ganz ohne Sagen oder Märchen von Riesen und Zwergen ist; will er also in den Riesen immer Finnen und in den Zwergen immer Lappen sehen, so muß er schon eine vorweltliche Verbreitung der tschudischen Raçe über den ganzen Globus annehmen — eine Annahme, vor der ihm doch wohl grauen dürfte. Die Lappen selber glauben nicht blos an Riesen (die sie aber niemals mit Finnen verwechseln), sondern auch an Zwerge; denn sie erzählen von einem unter der Erde wohnenden Völkchen Tschakkalagat, dessen Bäuche voll Silbergeld seien. Deutet dieser Glaube nicht befriedigend auf metallurgische Erdmännlein, und sollten die Lappen dabei an ihre eigaen Vorfahren denken?! Die finnische Mythe gedenkt, wie die griechische eines Zwergvolkes, das Kranichen zur Beute werden soll; aber auch den Chinesen ist dieses Märlein seit alten Zeiten bekannt, und die andere Mär von Riesen mit einem einzigen Aug' auf der Stirne, wie von Ueberlistern dieser Ungeheuer finden wir tief in Turkistan und hoch in Europa's Norden wieder.

„Es ist ein eitles Beginnen“ — sagt Herr Lindström's Landsmann Estlander** — „über die Quelle des Aberglaubens zu streiten. Diese rinnt überall, wo das Sonnenlicht der Bildung nicht scheinet, doch so, daß ihre Farbe und Gehalt ungleich sind, je nach Verschiedenheit des Volksgeistes.

---

ihn aber nicht, wie seine meisten Vorgänger für germanisch, sondern für keltisch, und warum? weil Finn im Keltischen „weiß“ bedeutet, und diese Bedeutung ihn an helle Haut- und Hautfarbe gemahnt. Vgl. weiter unten.

* Der berühmte Castrén erklärt den Namen anders; ihm zufolge wäre lappi eine Nebenform des finnischen loppo, d. h. Ende (der Welt oder des Festlandes), äußerstes Norden; Nationalname des von uns sogenannten Lappen ist Submelatsch oder Samelatsch, eine bloße Nebenform des Nationalnamens seiner finnischen Brüder, die sich Suomalaiset (Singular Sunmalainen für Sunmalais) nennen. A. d. Ueberf.

** Kann bei überlegener Geschicklichkeit in Handarbeiten, namentlich in Ausbeutung und Bearbeitung der Metalle von einer niedrigen Kulturstufe die Rede sein? A. d. Ueberf.

*** Alle diese Merkmale würden ebenso gut auf ein germanisches Volk des Alterthums passen. Waren denn die germanischen Einwanderer in Skandinavien von dunkler Farbe oder doch dunkelfaebiger als jene „Licht-Elfen?“

† Wenn die Lappen der Vorzeit als Nomaden lebten, wie vertrug sich dies mit ihrem angeblichen Bergwerksbetriebe, der freilich bis auf die letzten Spuren verschollen sein müßte? — Andere Frage: Waren die alten Finnen so viel größer an Wuchs, als die (selbst hochgewachsenen) Skandinavier von germanischem Stamme, daß diese sie für Riesen erklärten?

†† Die Chinesen kannten bereits vor der christlichen Zeitrechnung binnde Völker in oder am Altai-Gebirge, wo auch jetzt Sagen von „weiß,“ d. i. helläugigen Urbewohnern im Munde der Tuinren fortleben. Es versteht sich, daß nicht an Glanz, sondern an helle Farbe des Auges, im Gegensatze zu schwarz (schwarzbraun) oder dunkelblau, gedacht ist. — Eine auf hießiger Königl. Bibliothek befindliche Spezialgeschichte des (wahrscheinlich tungusischen) Kaiserhauses der Kitan (zuerst erschienen im Jahre 1180 u. Z.) weiß sogar von einem geldköpfigen, d. i. blonden Tungusen-Stamme, welcher, ob seiner „grimmigen Tapferkeit“ die Vorhut der Kitan-Heere bildete. Jedes Individuum dieses Stammes — so sagt der chinesische Autor ausdrücklich — hatte gelbes Haar und grünliche (graugrüne) Augen. War besagter Stamm nicht vielmehr ein vom Ganzen abgesprengter Tschudischer, also Finnischer (denn blonde Germanen oder Kelten wird man im alten Hinter-Asien (wie auch im Altai) hoffentlich nicht ferner suchen wollen)?

* Die starke distorische Mischung der finnischen Küstenbewohner mit Skandinaviern erklärt dieses Räthsel wohl befriedigend genug.

** S. dessen Abhandlung Richard Lejonhjerta i historien och poesin, S. 54.

Kein Volk kannte in seiner Kindheit mehr, als das skandinavische, die Kraft und die Macht, welche in des Schwertes Klinge wohnen. Statt aber die Kraft in dem Arme zu finden, der das Schwert führte, und die dämonische Macht im Menschensinne, der den Arm lenkte, verlegte man Beide in das Schwert selbst. Aber das Eisen zum Schwerte wird aus den dunkeln Eingeweiden des Berges geholt, und woher konnte das Dämonische gekommen sein, wenn es nicht von tückischen Wesen in die Klinge hinein gezaubert ward? So wurde das Geschlecht der Zwerge geschaffen"...

Deutschland und das Ausland.

Die Leopoldinische Universität in Breslau.

Die von Herrn Professor Dr. Reinkens verfaßte und zu Breslau 1861 veröffentlichte Schrift: „Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina," wird auf dem Titel als „Festschrift der katholisch-theologischen Fakultät" bezeichnet. Diese Festschrift hat in der neuesten Zeit entschiedene Angriffe erfahren. Und die Schrift hat auch ihre Achillesferse. Sie enthält z. B. einzelne Behauptungen, die sich von Uebertreibung nicht fern halten. So wird S. 102 in Betreff der Jesuiten der Leopoldina geäußert, sie hätten „die historische Seite der philosophischen Wissenschaft gänzlich vernachlässigt." Und dennoch kann das „gänzlich" nicht in der Wirklichkeit begründet sein, da diese Jesuiten, wie a. a. O. gesagt wird, den Aristoteles für „den Meister aller Zeitalter" ansahen, so daß sie „die vollkommenste Befriedigung in Aristoteles" fanden. Aristoteles aber bildet ein bedeutendes Moment in der historischen Entwickelung der philosophischen Wissenschaft. — Ferner heißt es S. 101 von den Jesuiten, sofern sie sich in der Wissenschaft der Theologie bewegten: „sie ließen — den heiligen Thomas von Aquin und seine Kommentatoren die unsterblichen Professoren sein, deren Worte allein in ihren Hörsälen Berechtigung hatten." Gleichwohl müssen auch die Worte der Bibel einige, wenn auch sehr ungenügende Berechtigung in den Hörsälen der Jesuiten gehabt haben, da die Theologie, die von ihnen in vier Jahren absolvirt wurde, außer dem Kirchenrechte, der scholastischen Dogmatik, der casuistischen Moral und den Controversen oder Lehrgegensätzen, „die Exegese," d. h. die Auslegung der Bibelworte, in sich faßte (vgl. S. 101). Durchdrungen von dem Prinzipe des reinen und wahrhaft freien Evangeliums, bekämpfen wir sehr entschieden alles Unevangelische, welches sich, wie in dem Lehrbegriffe, so in dem praktischen Verhalten der Jesuiten sattsam herausgestellt hat; aber dieses Bekämpfen hindert uns nicht, jene Gerechtigkeit gegen die Jesuiten zu üben, welche sich in der vorliegenden Schrift erst durchweg geltend machen dürfte.

Trotz dem Gesagten müssen wir es aufrichtig bedauern, daß diejenigen Herren, von welchen die Schrift des Hrn. Dr. Reinkens angegriffen ist, den namhaften Vorzügen derselben nicht in gebührender Weise Rechnung getragen haben. Und dennoch liegen dieselben für jeden vorurtheilsfreien Leser klar zu Tage. Die Schrift zeugt von einem tüchtigen Studium der Quellen, welche einmal die Entstehung, sodann die Organisation und Entwickelung der Leopoldina betreffen. Schätzbare Urkunden, welche zu den Quellen gehören, sind hinter dem ersten Theile der Schrift, der sich mit der Gründung der Leopoldina befaßt, und hinter dem zweiten Theile, der sich auf ihre Organisation und Entwickelung bezieht, abgedruckt und in der Schrift selbst dergestalt benutzt, daß zugleich die Geisteserzeugnisse mindrer Gelehrten, welche zur Erkenntniß des geschichtlichen Entwickelungsganges der Leopoldina beitragen, kritisch berücksichtigt sind. Ferner macht sich in der Schrift eine außerordentliche Gelehrsamkeit theologischer Art bemerklich, welche nicht als eine todte gestempelt werden darf. Die Gelehrsamkeit schließt Geist in sich, sie athmet insbesondere den Geist der Frömmigkeit. So äußert der Verfasser S. 118: „Die wahrste, edelste Einmüthigkeit wurzelt allein in Dem, der Alles vereint, was im Himmel und auf Erden ist. Dieser ist auch die Wahrheit, und da das Ziel aller Wissenschaft Wahrheit ist, so führt die rechte jeden Unbefangenen zu Ihm, von dem er Weisheit lernt, vor Allem die Weisheit, froh zu sein in Gemeinschaft — in der Gemeinschaft der Liebe, welche die Selbstsucht tödtet und die Furcht austreibt." Derartige Aeußerungen kann der echt evangelische Leser, ohne sein evangelisches Prinzip zu verleugnen, billigen, wenn er auch den katholischen Standpunkt, den der Verfasser einnimmt, durchaus nicht theilt. Endlich empfiehlt sich die Schrift größtentheils durch eine klare, gewandte und gefällige Darstellung. Es hat den Anschein, daß ihr Verfasser sich mit der „zweiten großen Blüthenperiode der deutschen National-Literatur," die uns laut S. 103 vom achtzehnten Jahrhundert gezeigt wird, sehr bekannt gemacht hat, während er „nicht findet, daß die Leopoldina Etwas gethan und geleistet, wodurch sie dazu beigetragen hätte, jenen das bestimmte Gepräge aufzudrücken."

Es würde uns freuen, wenn man die Wahrnehmung machte, daß unsere Beurtheilung der vorliegenden Schrift vollzogen ist „sine ira et studio, quorum causas procul habemus."

Breslau. Wilh. Böhmer.

Die Frau im Sprüchwort.

Schwiegermutter und Schwiegertochter.*

„Ich sage dir's, Tochter, höre du es, Schwiegertochter," heißt's bei den Basken, in Mailand und in Spanien,** und in der That mag oft die Schwiegertochter gemeint sein, wenn die Tochter gescholten wird.

Es ist einmal nicht anders.

(Bergamaskisch:) „Schwiegermutter und Schwiegertochter stehen nur gemalt gut zusammen."

Und der Deutsche giebt selbst das nicht zu, indem er sagt:

„Eine Schwieger und Sohnes-Frau sollte man nicht zusammen malen."

Denn, wie der Araber spricht:

„Die Schwiegermutter ist gegen die Schwiegertochter, die Schwiegertochter gegen die Schwiegermutter zum Verdacht geneigt,"

und im häuslichen Leben sind:

(toskanisch:) „Schwiegermutter und Schwiegertochter, Hagel und Gewitter."

(venetianisch:) „Schwiegermutter und Schwiegertochter keifen immer zusammen."

(lombardisch:) „Schwiegermutter und Schwiegertochter essen einander auf."

In Aegypten bezeichnet man daher mit dem Namen chumat (Schwiegermutter) jede Verwandte, die man nicht leiden kann, und der Albanese fürchtet selbst das Wohnen in der Nähe der Schwiegermutter, indem er sagt:

„Die Schwiegermutter nahe bei der Thür, ist wie der Mantel beim Derwisch."

Was mag nun die Ursache zu diesem für einen Mann höchst unerquicklichen Mißverhältniß sein?

Die Deutsche sagt es, in dem lateinischen Spruche wörtlich folgend:

„Die Schwieger weiß nicht, daß sie Schnur gewesen."***

Freilich klagt die Spanierin:

„Als ich Schwiegertochter war, hatte ich keine gute Schwiegermutter, und als ich Schwiegermutter war, hatte ich keine gute Schwiegertochter,"

und die Deutschen behaupten:

„Sohnes Weib haßt Mannes Mutter,"

aber im Allgemeinen scheint doch das Sprüchwort der Schwiegermutter das größere Unrecht beizumessen, denn es heißt:

(serbisch:) „Jede Schwiegermutter verabscheut die junge Frau."

(deutsch:) „Die Schwieger liebt nie die Schnur."

(russisch:) „Die böse Schwiegermutter hat auch hinten Augen,"

und etwas derb:

(deutsch:) „Schwieger,
Tieger;"
„Schwiegermutter,
Tiegermutter;"
„Schwiegermutter,
Teufels Untersutter."

oder, wie man am Rhein und in Westfalen sagt:

„Des Mannes Mutter, der Frauen Teufel."

Ja, vermag sie es, so begnügt sie sich sogar nicht damit, der Schwie-

---

* Aus dem nächstens in Leipzig erscheinenden Buche: „Die Frau im Sprüchwort," von O. Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld.

** (türkisch:) „Meine Tochter, zu dir spreche ich, damit es meine Schwiegertochter verstehe."

(hindostanisch:) „Ich spreche zu jungen Frauen, laß die alten zuhören" (hier soll also die Schwiegermutter zuhören) und:

„Ich spreche zu denen, welche Töchter haben, laß die, welche Söhne haben, zuhören."

*** (spanisch:) „Die Schwiegermutter hat vergessen, daß sie Schwiegertochter gewesen ist."

gerechter das Leben schwer zu machen; sie sucht auch, sie aus dem Hause zu entfernen, wenn nämlich das deutsche Sprüchwort Recht hat:

„Drei Dinge sind nicht Eins im Haus:
Zwei Hahnen und die Katz' und Maus;
Die Schwieger jagt die Schnur hinaus."*

Darum ist:

(deutsch, dänisch, schwedisch:) „Die beste Schwiegermutter auf der Gänseweide,"

aber: „Die beste Schwiegermutter die, welche einen grünen Rock anhat,"**

und, wie der Spanier sagt:

„Nur die ist gut verheiratet, welche weder Schwiegermutter, noch Schwägerin hat."

Die Nubier haben es deshalb gesetzlich bestimmt, daß von dem Tage an, wo ein Mann sich verheiratet, seine Schwiegermutter ihr ganzes Leben hindurch kein Wort mehr mit ihm reden darf.***

In Hindostan allein scheint das Sprüchwort der Schwiegermutter Recht zu geben. Es sagt:

„Die Schwiegermutter ist nach ihrem Dorf gegangen und die junge Frau frägt: Was soll ich essen?"

„Die Schwiegermutter hat nicht einmal Beinkleider, und die junge Frau verlangt ein Zelt und Schirme."

„In der Gegenwart der Schwiegermutter, was ist da der Rang der jungen Frau?"

„Die Magd der Schwiegermutter ist die Sklavin von Allen."

Nur zwei Sprüche sind zu Gunsten der jungen Frau; im ersten bittet sie selbst:

„Schwiegermutter, behandle mich nicht schlecht, es ist eine vor dir, die ebenso behandelt werden könnte," d h. die eigene Tochter, wenn sie heiratet.

Und im zweiten heißt es:

„Die junge Frau, die schüchtern ist, kann Huagers sterben" (indem sie nämlich die Schwiegermutter um Nichts zu bitten wagt).

Die Schwiegermutter selbst spricht nur ein Mal, aber ihre Worte lauten freundlich. Sie sagt:

„Langes Leben meiner Schwiegertochter, ich setze große Hoffnungen auf sie."

Mannigfaltiges.

— Satzungswidrige Voraussetzungen. Aus dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" ersehen wir, daß der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung in Weimar die ihm für dieses Jahr abermals von der Generalversammlung der deutschen Buchhändler zu Leipzig angebotenen 300 Thaler zurückgewiesen hat, und zwar weil diese Gabe „unter satzungswidrigen Voraussetzungen" dargeboten worden. „Satzungswidrige Voraussetzungen" — ein kostbarer Beitrag zur Geschichte der deutschen Schillerstiftung! Herr Franz Dingelstedt, welcher Voraussetzungen für satzungswidrig erklärt, würde nach derselben Logik einen Gedanken verantwortlich machen und vor Gericht stellen. Der Börsenverein der deutschen Buchhändler hatte seine Gabe nicht unter der Bedingung, sondern — was sehr wohl zu unterscheiden ist — unter der Voraussetzung bewilligt, „daß die Statuten der Schillerstiftung, insoweit sie die eigentlichen Fachgelehrten ausschließen, abgeändert werden, und daß die Schillerstiftung das Princip der vollen, unbedingten Oeffentlichkeit adoptire, damit ihre Unterstützungen lediglich den Charakter eines den Empfänger ehrenden Nationalgeschenkes erhalten." Der Schillerverein durfte unter diesen Umständen die Gabe nicht zurückweisen, sondern mußte erwiedern, daß die Voraussetzung der Buchhändler eine irrthümliche sei, die Gabe jedoch, da nicht die Bedingung daran geknüpft worden, die Statuten nach dieser Voraussetzung abzuändern, dankbar angenommen werde. Voraussetzungen können ebensowenig, als Gedanken, Wünsche, oder Hoffnungen, satzungswidrig sein. Auch sind die von den Herren Buchhändlern ausgesprochenen Gedanken oder Voraussetzungen gar nicht so übel, und der Verwaltungsrath des deutschen Schillervereins in Weimar hätte dieselben nicht so ohne Weiteres von der Hand weisen sollen. Es würde allerdings auf das zu Ehren Schiller's gegründete Institut einen vermehrten Glanz werfen, wenn seine Pensionen nicht blos als Unterstützungen, sondern auch, und zwar vorzugsweise, als ehrende Nationalgeschenke angesehen würden, und wenn außer Dichtern und belletristischen Schriftstellern auch wissenschaftlichen Autoren die Erbschaft Schiller's zu Statten käme.

— Die Genfer „*Bibliothèque Universelle*." Diese alte, geachtete Zeitschrift, die in neuerer Zeit auch den Titel „Revue suisse et étrangère" angenommen, beschäftigt sich jetzt sehr viel mit Deutschland und insbesondere mit Berlin, wo sie zwei Mitarbeiter gewonnen, von welchen der Eine die politischen Bewegungen und Anregungen Deutschlands und insbesondere Preußens, und der Andere die neuen Erscheinungen auf dem literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Gebiete Deutschlands bespricht. In einem uns vorliegenden Hefte (Nummer 42, 20. Juni 1861) giebt ein schweizerischer Offizier, Herr von Gumoëns, der im Generalstab der neapolitanischen Armee gedient, eine Uebersicht des unglücklichen Feldzuges dieser Armee vom Volturno bis Gaeta, bei welcher Gelegenheit dieser jetzt in Lonsanne wohnende, von keiner Partei-Leidenschaft eingenommene Kriegsmann die Verrätherei und Treulosigkeit brandmarkt, von der sich König Franz in seiner Armee und Flotte umgeben sah. Ein zweiter Artikel dieses Heftes, von C. Schand, handelt von den deutschen Alpen in Tyrol und bis zum Semmering. Von den beiden Berliner Korrespondenten bespricht der politische die Kammer-Session von 1861 und den Antagonismus des Herren- und des Abgeordneten-Hauses, wobei er mit Recht bemerkt, daß, wenn das preußische Parlament nicht die Bedeutung erlangt habe, die ihm, als der Volksvertretung des größten deutschen Landes gebühre, wenn Preußen unter König Wilhelm I. noch nicht denjenigen Rang in der europäischen Staaten-Familie einnehme, den alle Welt diesem Könige unter den zeitgenössischen Fürsten einräumt, daran nur die beharrliche, zähe Opposition Schuld sei, welche das von beschränkten Landjunkern (hobereaux) beherrschte Herrenhaus allen großartigen, freisinnigen Maßregeln der innern, wie der auswärtigen Politik Preußens entgegensetze. Das Abgeordneten-Haus mit *seinen verschiedenen* Fractionen wird von unserem Schweizer mit großer Sach- und Personen-Kenntniß gezeichnet. Besonders den Polen, diesen im preußischen Parlament sitzenden „Ausländern," die sich in beständigem Widerspruche mit ihrem Mandate und ihrem Abgeordneten-Eide befinden, widmet er eine ausführliche Besprechung. „Diese Abgeordneten," sagt er, „repräsentiren allerdings den antipreußischen Geist, der im Allgemeinen den polnischen Adel im Großherzogthum Posen kennzeichnet — aber das polnische Volk ihrer Heimat, denkt es auch so, wie sie? Wir haben Ursache, dies zu bezweifeln. Die Fortschritte aller Art, die das Großherzogthum der preußischen Regierung zu verdanken hat, springen zu sehr in die Augen, um es ist daher höchst wahrscheinlich, daß, wenn man im Posen'schen zu einer allgemeinen Abstimmung schritte, die Majorität der polnischen Bauern unbedingt für die preußische Herrschaft sich erklären würde." Sein Urtheil über das preußische Parlament resumirend, sagt der Verfasser: „Es fehlt dem preußischen Landtage Vieles in mancher Hinsicht: die mächtigen, politischen Traditionen Englands gehen ihm ab, während es den Deutschen auch an dem natürlichen Schwung und der theatralischen Gewandtheit mangelt, welche Franzosen und Italiäner kennzeichnet. Aber dagegen wird selbst der voreingenommenste Beurtheiler den preußischen Staatsmännern nicht absprechen können, daß sie umfassende, theoretische und praktische Kenntnisse besitzen und im Allgemeinen von einem aufrichtigen, wenn auch nicht immer aufgeklärten Patriotismus beseelt sind."

J. L.

* (englisch:) „Zwei Katzen und eine Maus,
Zwei Frau'n in einem Haus,
Zwei Hunde und ein Bein,
Stimmen nicht überein."

** (neugriechisch:) „Meine Schwiegermutter starb und dadurch wurde mir der Winkel (Wohnung) weit."

*** In Spanien und Portugal heißt es vom Schwiegersohn: „Der Schwiegersohn ist Wintersonne, die spät aufgeht und früh untergeht." d h. die Freundschaft mit ihm dauert nicht lange.

Berichtigungen. Im vor. Blatte des „Magazin." Art. Italien. S. 575. Sp. 1, Z. 1, statt „Theotiner" l. Theatiner; Z. 12. st. „infassible." l. infallible; Z. 21 v. u. st. „ernsten." l. ersten; Z. 18 u. u. st. „Inta terra." l. Intuierung; Sp. 2, Z. 11. st. „waldeckische," l waldensische.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Hirschelstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe ꝛc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 57, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 50. **Mittwoch, den 11. December 1861.** **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Brasilien. Seite
Die socialen Verhältnisse und die Colonisation 589
England.
Briefliche Mittheilungen aus England. Monatsschriften und Baumwollen-Politik. Kriminalistik und Romantik. Englische Pressfreiheit und deutscher Steuerzoll-Stab für Literatur 591
Frankreich.
Die Etnbett des Menschengeschlechts. II. Gattung und Race 594
Belgien.
Belgische Bibliothek 598
Finnland.
Neueste Erscheinungen der finnischen Literatur . . . . . „
Griechenland.
Liebes- und Klagelieder des neugriechischen Volks 599
Mannigfaltiges.
Preußen's Vertreter in China . . . . . „
Kredit- und Cunjunn-Vereine des deutschen Gewerbstandes 600
Montalembert's Werke . . . . . „
Modern British Dramatists . . . . . „

Brasilien.

Die socialen Verhältnisse und die Colonisation.

In dem Unrathe der brasilianischen Verhältnisse, so weit sie die europäische Colonisation betreffen, ist oft genug gestöbert worden; aber man darf sich von dem unangenehmen Eindrucke, den diese Arbeit hervorbringt, nicht abhalten lassen, immer von Neuem darin zu stöbern, und die öffentliche Aufmerksamkeit dahin zu lenken. Denn einestheils gilt es, Tausenden von leichtgläubigen und dem organisirten Betruge arglos vertrauenden Landsleuten die Augen über das Glück zu eröffnen, das ihrer am Mucuri und in sonstigen Paradiesen Brasiliens harrt; anderntheils muß man einem hartnäckigen und allen Schaamgefühls entblößten Gegner wenigstens zeigen, daß man nicht schläft, und daß man sich von seinen Künsten nicht hinters Licht führen läßt. Das Beste freilich wäre, wenn alle deutsche Regierungen, die preußische ganz besonders, dem Beispiele folgten, das Bayern gegeben hat, nämlich die Auswanderung nach Brasilien einfach und ohne Umstände zu verbieten, und so der ganzen schändlichen Seelenverkäuferei, welche Deutschland als eine neue Sklavenküste betrachtet, den Lebensnerv durchzuschneiden. Den arglosen Auswanderer aus Europa, aus Deutschland geradezu um sein Geld, um Freiheit, um sein Alles zu betrügen, ihn und seine Nachkommenschaft an Stelle der Neger zu versklaven, das ist System jener mächtigen Partei, welche im Staate dominirt, und die größten Schurkenstreiche gut heißt. Wir können unmöglich darauf warten, bis diese Partei endlich einmal gestürzt wird, bis sich die Herrschaft des Gesetzes so weit kräftigt, um das nöthige Vertrauen einzuflößen, daß es auch wirklich durchgreifend zur Anwendung kommen werde.

Dies ist die Ansicht, die wir schon früher ausgesprochen, und in der wir auf's neue bestärkt worden sind durch das uns vorliegende Buch, welches ganz auf aktenmäßigen Beweisstücken beruht.* Der Verfasser ist auf dem Titel nicht genannt, aber wir wissen, daß derselbe ein unterrichteter, diplomatischer Beamter ist, der diese Zustände aus eigner Anschauung kennt.

Wir entnehmen der wichtigen Schrift Einiges, was zur allgemeinern Orientirung über diese Frage von Bedeutung erscheint.

Der Schlüssel zu den riesigen Anstrengungen, welche die Brasilianer mit Verwendung großer Geldmittel, durch Bezahlung von Agenten und Journalisten machen, um deutsche Landleute zur Auswanderung zu verlocken, liegt in dem Umstande, daß die Negersklaverei nicht länger mehr aufrecht erhalten werden kann. Es werden hierfür folgende Gründe aufgeführt:

„1. Wegen der vielfachen Racenmischung seiner freien und Sclaven-Bevölkerung, durch welche die Schranken zwischen Sklaven und Freien gebrochen, und vielfach gegenseitige Sympathien erzeugt wurden, die sich mehr und mehr geltend machen.

„2. Weil die ganze freie Mischbevölkerung in einer großen Anzahl Halbweißer und mehreren Hunderttausend freier Schwarzen, sämmtlich aus Proletariern ohne allen Bodenbesitz besteht, die ihr ganzes Dichten und Trachten darauf richten, eine Umwälzung im Landbesitz hervorzurufen, welchen Zweck zu erreichen sie sich nöthigen Falls der Mithülfe der Sklaven bedienen würden.

„3. Weil Brasilien kein Heer und ebenso wenig eine Polizeimannschaft besitzt, auf die (selbst wenn in genügender Anzahl vorhanden) sich die Land- und Sklavenbesitzer in solchem Falle verlassen können.

„4. Weil sogar Soldaten und Polizeimannschaft nicht nur zu den nächst betheiligten Klassen gehören, sondern meist gewaltsam zum Dienst gepreßt sind, also bei der nächsten Bewegung im angedeuteten Sinne, jede revolutionaire Operation auf dieselbe militairische Weise wie die Sepoys im Jahr 1857 in Indien, erleichtern werden.

„5. Weil den einmal in diesem Sinne ausgebrochenen Aufständen keine Schranken mehr gesetzt werden könnten, da der Druck, dem die Proletariermasse Brasiliens unterliegt, ein allgemein gefühlter, auch die Zersplitterung der Bevölkerung zu groß ist; und weil die Aufstände, wenn auch anfänglich nur sporadisch auftretend, immer zugleich an andern Punkten neue Nahrung finden würden.

„6. Weil bei der ungeheuren Ausdehnung des Landes eine Absperrung der Gränzen zur Verhinderung der Sklavenentweichung nicht ausführbar ist.

„7. Weil bei den ersten Regungen einer agrorischen oder Sklaven-Revolution die Hülfsquellen des Staates sogleich in's Stocken gerathen würden, und die Kosten der Verwaltung, besonders aber die Kosten eines sechs- bis zehnfach stärkeren Heeres (Brasilien vermag jetzt kaum ein Heer von 16,000 Mann zu stellen) wahrhaft enorm sein würden."

Nach unserem Gewährsmanne droht den Brasilianern in Folge dieser Verhältnisse eine sociale Auflösung — eine Auflösung, welche durch den schrecklichen Verfall aller Sitte und Moral unaufhaltsam gefördert wird. „Schon wird aus Gewohnheit Vieles, was anderwärts für tadelnswerth, schlecht und ehrlos gilt, von der Mehrheit geübt oder doch mit Gleichgültigkeit betrachtet. Betrug, Unterschleif, Hinterlist, wenn sie nur mit Erfolg gekrönt sind; Rache, selbst die blutigste und feigste; niedrigste und schamlosefte Sinnenlust, und vor Allem Bestechlichkeit, ja geradezu gewohnheitsmäßige Parteilichkeit der Richter, besonders der untern Kategorien, und eine schmachvoll unwürdige Haltung der Geistlichkeit, sind fast zur Landessitte geworden."

„Es gibt jetzt nur bei sehr wenigen Brasilianern mehr einen wahr-

* Brasilianische Zustände und Aussichten im Jahre 1861. Mit Belegen nebst einem Vorschlag zur Aufhebung der Sklaverei und Entfernung der Schwarzen aus Nord-Amerika. Berlin, Nikolaische Verlags-Buchh. (G. Parthey) 1862.

Digitized by Google

haften Patriotismus; es ist davon auch kaum ein einziges Wahrzeichen durch irgend eine Handlung, sei es von politischem Muthe oder irgend einer Opferbereitwilligkeit zum Besten des Vaterlandes, ja auch nur zum Besten der Sicherheit der Zukunft der eignen Kinder aufzufinden. Es ist alles eine bloße organisirte Hypocrisie, ein System des Mißbrauchs des geknechteten Menschen und der Ausbeutung des monopolisirten Bodens. Alles wird mißbraucht von den Reichen; die Schulen, welche für den Mittelstand bestimmt sind, werden luxuriös eingerichtet, und nur der Sohn des Reichen wird daein aufgenommen. Die Reichen schicken ihre kranken Sklaven, Diener und Kolonisten, und selbst Compagnien, welche vom Staate große Subventionen erhalten und große Dividenden unter ihre Actionaire vertheilen, ihre Arbeiter zur unentgeltlichen Behandlung in die Spitäler. Ebenso ergeht es mit dem vom Staate erbauten äußerlich prachtvoll erbauten Irrenhaus; dorthin schicken die Reichen ihre unbequemen Geisteskranken, um wohlfeil gefüttert und behandelt zu werden, ohne alle psychiatrische Behandlung. Die reiche Herrin zwingt ihre Sklavin, ihren eignen Säugling in das Findelhaus abzugeben — wo jährlich von 600 einziehenden 540 mit Tode abgehen, und wo eine Amme oft drei Kindern zugleich, und das für eine Reihe von Jahren, ohne selbst wieder Mutter geworden zu sein, ihre Milch verabreichen muß, denn sie ist Sklavin des Spitals — um diese Negerin für 40 Mil Reis per Monat als Milchamme zu vermiethen. Die Zahl der dem Lande jährlich durch Vernachlässigung der Impfung, hauptsächlich durch die Regierung selbst, bei unglaublich schlechter Vertheilung des Impfstoffes, verlornen Kinder übersteigt um Vieles die Zahl aller dem Lande durch Einwanderung zukommenden.

„Der Notar reißt nach Belieben unbequeme Blätter aus seinem Notariatsbuche, der Geistliche aus dem Kirchenregister und der in den Distrikten mit der Registrirung der Ländereien betraute Beamte, sehr oft ein Geistlicher, aus dem Landregister, oder läßt die ganzen Bücher und Papierschaften, z. B. Proceß-Akten, Testamente, unter Angabe irgend einer ungenügenden Ursache, bei sich verschwinden, ohne fast irgend eine Strafe, ja fast ohne einen Verweis zu erhalten. Der Postbeamte moquirt sich fast über das Ansinnen des Publikums, seine Briefe innerhalb einer gewissen Zeit, oder nur überhaupt zu erhalten, und die Uebergabe eines Geldbriefes an die Post gegen Schein wird einem Einsatz in die Lotterie gleich, (so sagt selbst das Regierungsblatt Jornal do Com.) und an Ersatz eines so unterschlagenen Briefes ist gar nicht zu denken.

„Der Gefängnißwärter oder die Schildwache läßt einen ganzen Kerker sich entleeren, (ein Ereigniß, das wohl 30 mal im Jahre im Reiche vorkommt); der rekrutirende Offizier benutzt seine Sendung zu maaßlosen Erpressungen. Jedes männliche Kind eines Offiziers erhält von dem Tage seiner Geburt an, einen keineswegs geringen, stets zunehmenden Sold (eine wahrhaft enorme Last für den Staat, da der vierte Mann im Heere ein Offizier ist), während der gemeine Soldat im Innern meist monatelang seinen kärglichen Sold entbehrt.

„Es ist die Verwaltung der Justiz in Brasilien geradezu ein bloßes Gewirre von Ungerechtigkeiten, das jedoch in den unteren Stadien wahrhaft chaotisch ist, trotzdem daß nach einer erst vor zwei Monaten in den Kammern über das Justizwesen stattgehabten Discussion die Anzahl der zu Urtelsfällungen in Brasilien befugten Personen sich auf 29,500 beläuft! Wenn sich auch die Dinge im Zollwesen um etwas gebessert haben, so sind doch (der Times zufolge, die aus gewichtigen Gründen sonst nie ein Wort sagt) die Zollhäuser Brasiliens, die normals der Hauptsitz des officiellen Betrugs gegen den Staat und den ehrlichen Kaufmann zugleich waren, jetzt durch die Stellenwuth zu wahrhaften Verhinderungs-Anstalten für den Handel geworden."……

Es giebt ein Beispiel von einem kleinen Schiff, das 10 Tage zum Ausladen gebrauchte, das wo anders in Einem Tage geschehen wäre, weil das Gewicht jeder einzelnen Eisenstange im Manifest angeführt werden mußte und so das Manifest, womit sich ein ganzer Generalstab von Officianten 10 Tage beschäftigte, 50 Fuß lang wurde.

„Für Brasilien ist keine Zeit mit Höflichkeiten zu verlieren.….

„Den größten Theil der Schuld an der gegenwärtigen Noth Brasiliens tragen, ohne Widerrede, wie aus beiliegenden Documenten zu ersehen ist, jene Individuen, welche im Auslande, und zumal in Deutschland plaeirt sind, aber anstatt den Staat und dessen wahres Interesse zu vertreten, nur den Sondergelüsten der dortigen Landpotentaten (deren allmächtigem Einflusse sie ihre Stellen verdanken) dienen und die Zwischenhändler für deren Bedarf an gehörig gefügigen Arbeitern abgeben. Ja Manchen derselben, die sich aus untergeordneten Regionen zu ihrem gegenwärtigen hohen Rang empergeschwungen, ist dies geradezu nur dadurch möglich geworden, daß sie jenen Landbesitzern versprachen, mittelst diplomatischen Stellungen ihnen am leichtesten und unter allen nur erwünschten Bedingungen sogenannte „Colonisten" in großer Anzahl zu verschaffen.……

„Die Haltungslosigkeit der ganzen nationalen Existenz, in welche Brasilien durch seine beiden Grundgebrechen, die Sklaverei und das Land-Monopol, nach und nach gerathen ist, spiegelt sich nun auch in dem Auftreten und Charakter seiner leitenden Staatsmänner wieder. Gradheit und Ehrlichkeit muß denselben unter solchen Umständen zur Unmöglichkeit werden.… Die Antworten, welche von den Ministern in den Kammern auf die Interpellationen, die auch wieder nicht in ernsten Reform-Bestrebungen und reger Theilnahme am öffentlichen Wohle, als vielmehr in Stellen- und Bereicherungssucht ihren Ursprung haben, gegeben werden, beschränken sich, wie auch alle ihre Berichte an die Kammern, meist auf schwülstige und gehaltlose Phrasen, berechnet lediglich auf Schmeichelei des National-Dünkels, verbrämt höchstens mit den vagen Ideen eines bodenlosen Optimismus, die den thatsächlichen Verhältnissen gegenüber nur wie ein Hohn erscheinen. So ist denn auch in Brasilien nie eine Lebens- oder Principfrage an der Tagesordnung, in deren Für und Wider sich die öffentliche Meinung mit Eifer und Hingebung betheiligte — der deutlichste Beweis des staatsbürgerlichen Verkommenseins der Nation!

„Noch ist nicht einmal in den Kammern eine ernstlich mahnende Stimme gegen die Sklaverei vernommen worden, ebenso wenig gegen jenen schändlichen Landraub, der einem Staate, der sich über 140,000 geographische Quadratmeilen erstreckt, kaum hundert Meilen an Ländereien zur Verfügung ließ, die für europäische Einwandrung geeignet wären.

„Nicht besser verhält es sich mit der confessionellen Freiheit. Noch nie hat dieselbe in den Kammern einen kräftigen Fürsprecher gefunden und nie wird ein Minister, wenn auch bisweilen in Worten liberal, in dieser Beziehung zur praktischen Durchführung irgend einer Maaßregel, wenn dieselbe der ausschließenden Kirchenpartei zuwider wäre, seine Hülfe leihen."

Die Verhandlungen in den brasilianischen Kammern haben gezeigt, wie man daselbst Deutschland betrachtet, was man für Vorstellungen von unserem Lande und unseren Zuständen hat. Der Colonisations-Minister, welcher über die Verwendung der durch die Vermittelung der Gesandtschaften in Deutschland verausgabten ungeheuren Summen Auskunft gab, rühmte, daß damit bereits 16 deutsche Blätter gesichert seien. Da nun aber höchstens 4 oder 5 die Dreistigkeit noch haben, für Brasilien zu schreiben, so scheint es, daß man den andern ihr Schweigen abgekauft hat. Nach diesen brasilianischen Kammerhelden ist „das alte erschöpfte Europa, ist Deutschland in der Auflösung begriffen," und unsere Landsleute wandern angeblich aus, „um sich aus der Leibeigenschaft in die Freiheit zu retten." „Deutschland mit seinen verrotteten Institutionen sei nicht mehr bewohnbar; wer wegziehen könne, thue es mit dem Rufe: „Hon fuge crudeles terras, fuge litus amarum" (Fliehe das grausame Land, das bittere Gestade!) die eingewanderten Deutschen seien eine Bande Deportirter, schlechtes Gesindel." — In dieser Weise ergehen sich brasilianische Senatoren, und die Minister hören den blühenden Unsinn an, ohne ein Wort dagegen zu haben.

Die Verhältnisse, welche in der Zwischenzeit in Nordamerika eingetreten sind, drohen durch einen Rückschlag auch für Brasilien verhängnißvoll zu werden. Wir können der umständlichen Auseinandersetzung nicht folgen und bemerken hierbei nur, daß es in Folge der Minderung der Baumwollenproduction geschehen dürfte, welche in Sklavenstaaten demnächst eintreten muß. Wenn in nächster Zeit England den Baumwollenbau nach Indien verpflanzt, so wird in ein paar Jahren die amerikanische Sklavenarbeit entwerthet. Ein ähnlicher Umschlag ist aber auch binnen wenigen Jahre im Zucker- und Kaffeebau vorauszusehen, da Ceylon und andere englische und französische Colonien, die mit freien Negern und Indiern arbeiten, Brasilien Koncurrenz zu machen anfangen.

Mit welchen wucherischen Bedingungen die brasilianische Werbediplomatie deutsche Landleute engagirt und wie dieselben in Brasilien betrogen und ausgebeutet zu werden pflegen, ist schon früher von uns nach verlässigen Gewährsmännern im Einzelnen mitgetheilt worden. Hier ein Gesammtbild:

„Den Colonisten wird die Rückzahlung der See- und Land-Transportkosten aufgebürdet, die sie nur in einem Zeitraum von zehn und mehr Jahren abzuarbeiten im Stande sind. Diese Arbeit besteht in Kaffeepflücken und bringt dem Pflanzer jährlich durchschnittlich 300 Thaler pro Kopf ein, dem Colonisten aber kaum 90 Thaler, oft nicht 60 Thaler, die er sich durch die anstrengendste Arbeit verdienen muß, in einem ungemein theuren Lande, in einer von allem Verkehr und dem Umgange mit gebildeten Menschen abgeschlossenen Wüste, mitten zwischen unglücklichen

Negern, bei elender Koſt, verfolgt von Ungeziefer aller Art, oft behaftet mit den ekelhafteſten und ſchmerzlichſten Krankheiten, die jenem Klima eigen ſind (zu denen ſich nach Pfaerer Bucher letzlich auch noch die Elephantioſis geſellt hat)! und bei all dieſen Leiden noch des Gottesdienſtes und der einfachſten Seelſorge beraubt. Der Coloniſt ſchmachtet alſo unter dem ſtrengſten, unaufhörlichen Frohndienſte, nur um die Erhaltung eines kümmerlichen und elenden Lebens, in einem Lande, das kaum non 40 Menſchen auf die Quadratmeile bewohnt iſt, von denen die Hälfte Sklaven und zwei Drittheile des Reſtes ein bedauerlich ungebildetes Miſchlingsvolk, trotzdem, daß es bekanntlich feſtſteht, daß die Feldarbeit Eines Menſchen, bei genügendem freien Bodenbeſitz von nur etwa 10 Morgen, hinreichende Nahrung für 9 Perſonen produciren kann. Nun aber enthält eine Quadrat-Legoa, welche vor kaum 15 Jahren nicht 3000 Thaler werth war, 9600 Morgen Land. Dieſes einfache Exempel erweiſt klar und deutlich die herzloſe Habſucht, mit der man die bethörten Menſchen zu Knechten verſteht, und dennoch entblöden ſich ſelbſt braſilianiſche Staatsmänner nicht, dieſes Parceria-Verhältniß mit den Pacht-Verhältniſſen der fruchtbaren, ſeit Jahrtauſenden dicht bevölkerten Lombardei zu vergleichen!

„Die Baumwollſatrapen der nord-amerikaniſchen Südſtaaten ſind doch wenigſtens darin konſequent, daß ſie ſich einen auf das iſothermiſche Geſetz gegründeten Anſpruch, die Schwarzen als Nutzvieh zu behandeln erlügen, und dann rückſichtslos danach verfahren — und ſelbſt noch die Feldarbeit der Weißen aus ihren Latifundien vertreiben, — während die braſilianiſchen Negerbarone und Landpotentaten zwar den Neger aus klimatiſchen Gründen auch für ſich als „unentbehrlich“ erklären, zugleich aber noch die Arbeit nicht bloß ihrer eignen ſtammverwandten Racen der Iberiſchen Halbinſel, ſondern ſogar noch die der Eingebornen der nördlichen Länder, und das für einen wahrhaft niederträchtigen Lohn, beanſpruchen und durch Lügen zu erſchleichen ſuchen. Die Zwangsarbeit des Schwarzen und ihre eigne, wie ihrer Landsleute wüſte Trägheit rechtfertigen ſie durch das Klima, in dem ſie geboren ſind, und ihr unverſchämtes Verlangen nach der elendiglich vergoltenen Arbeit des Nordländers beſchönigen ſie gleichzeitig durch eine eigends hierzu durch Lohnſchreiber aufgeſtellte Theorie der Anſchmiegungsfähigkeit der nordiſchen Conſtitution an das tropiſche Clima! Braſilien kann auf eine Zeit vielleicht noch geholfen werden durch eine hinreichende Landſteuer, um das Landmonopol zu brechen; nur dieſe wird eine zahlreiche Umſturzpartei beſchwichtigen, die Thatkraft der freien Bevölkerung heben, eine freie Production hervorrufen, welche bald die jetzt mit Sklavenhänden erzielte um das doppelte überſteigen könnte. Dann erſt werden in dem Lande, wenn es in Ruhe erhalten werden kann, die Eiſenbahnen von Nutzen ſein; dann erſt würden viele Seitenſtraßen nach denſelben entſtehen, was übrigens wieder nur bei ſehr vermehrter Bevölkerung möglich wäre. Die heutzutage völlig vernachläſſigte Berieſelung des Landes würde ſich dann entwickeln können; auch die öffentliche Erziehung könnte dann gebeſſert werden. Die Hauptbedingung zur Verwerthung aller dieſer Vortheile bleibt jedoch: vollſtändige Freiheit des Kultus; denn ohne dieſe bleibt auch die Einwanderung aus Deutſchland unmöglich, ſelbſt die der Katholiken, welche nun ſchon von zwei ehrlichen Prieſtern, Dr. Wiedemann aus München und Pater Robert Bucher aus Inſpruck, aus eigner Erfahrung gewarnt ſind. Schon aus den Schriften Dieſer iſt die Unmöglichkeit erſichtlich, in dem ſchwach bevölkerten Innern die Segnungen der Moralität zu verbreiten, welche nicht ſowohl durch blaße Gebote und Verbote, als vielmehr dadurch herbeigeführt werden, daß man ſich in näherem geſelligen Verbande jenen heilſamen Zwang auferlegt, dem die Braſilianer (dieſes abgelebte Volk, wie Pfaerer Bucher ſie bezeichnet) und beſonders die Geiſtlichen ſich meiſtens gern entziehen.“

Wir müſſen über Mehreres, ſo intereſſant es auch iſt, kürzer hinweggehen. Eine große Gefahr liegt für Braſilien in dem Ueberhandnehmen des Proletariates und — um es mit einem Worte zu ſagen — in der drohenden Vernegerung. „Nach den Geburts-Verhältniſſen, wie ſie thatſächlich beſtehen, wird die ſchwarze Bevölkerung die weiße und Miſchlings-Bevölkerung innerhalb 40 Jahren um das Dreifache überſteigen. Das größte Uebel für die Weißen dürfte erſt mit dem Freiwerden der Neger, welches unabwendbar herannaht, hervortreten; die Freizügigkeit würde ſie bald zu einer Art Zigeuner und Nomaden machen, welche das weite Land durchſtreichen und ſich in alle politiſchen Parteikämpfe miſchen würden. „Unmöglich bleibt es geradezu, daß die Bevölkerung Braſiliens ſich je, ſelbſt bei der maſſenhafteſten Einwanderung aus Europa, wieder in eine reinraſſige umgeſtalte, nachdem alle Schichten der Geſellſchaft ſich ſo mit afrikaniſchem Blute vermiſcht haben, daß nur wenige Familien von reiner kaukaſiſcher Abkunft noch zu finden ſind.“ Ferner iſt dabei in Anſchlag zu bringen, daß die Zahl der männlichen Negerſklaven die der weiblichen unverhältnißmäßig überwiegt, einmal weil man meiſt Männer eingeführt, dann weil der Verkehr zwiſchen beiden Geſchlechtern vielfach verhindert wurde. — Mit der Emancipation muß alſo naturgemäß eine doppelt und dreifach größere Vermehrung der Negerbevölkerung eintreten.

Weiterhin kommt der Herr Verfaſſer auf die Behandlung der braſilianiſchen Auswanderungsfrage im preußiſchen Parlamente zu ſprechen, und wie dieſelbe in Braſilien aufgenommen worden iſt. Der ſaubere Ottoni, jener Unmenſch, welcher in den Peſtgruben am Mucuri eine ſo hervorragende Rolle ſpielt, hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als den „arroganten“ Beſchluß der Abgeordneten in Berlin an die Kammer in Rio zu bringen. Bekanntlich wurde der betreffende Antrag von Harkort geſtellt, und war namentlich gegen das Parceria-Syſtem gerichtet. Dr. Karnis, ein geborner Ungar, hat das Verdienſt, in Braſilien ſelbſt für die Rechte der Einwanderer aufgetreten zu ſein und juriſtiſch den Nachweis geführt zu haben, welche Schamloſigkeit und Unvernunft darin liege, ein altes Dienſt-Verdingungs-Geſetz, welches ſich auf Sklaven- und Negervermiethung bezieht, auf freie Einwanderer anzuwenden. Nur für Zahlung der Inſertionsgebühren hat ſich das officielle Jornal do Comercio bewogen gefühlt, ſeine Aufſätze hierüber aufzunehmen. Es werden hierüber Auszüge aus den leitenden Artikeln der Brasilia (Juli und Auguſt d. J.), welche gegen Ottoni auftritt, mitgetheilt.

Die Auszüge aus einer braſilianiſchen diplomatiſchen Denkſchrift theilen boshafte Auslaſſungen mit, welche ſich dieſelbe gegen Herrn von Menſebach (der in Rio à la Mentſchikov aufgetreten ſei), gegen Herrn von der Heydt, Harkort und das ganze preußiſche Parlament erlaubt hat.

Weiter hinten folgen eine große Anzahl umfangreicher Aktenſtücke; zuerſt eine Denkſchrift von J. J. v. Tſchudi, dem ſchweizeriſchen Geſandten in Braſilien, an den braſilianiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Cafangam de Sinimbu (v. 9. Oct. 1860), die derſelbe nach einer großen Rundreiſe in den ſämmtlichen Kolonieen der Provinz S. Paulo verfaßt hat.

Auch hierin wird über doppelſinnige Verträge laute Klage geführt — die Coloniſten werden in Folge ſolcher Stipulationen geradezu betrogen. Elf Punkte werden aufgeführt, die als Gründe gelten müſſen, weshalb die Coloniſation in der beſagten Provinz nicht gedeihen kann. 1) Die Verſchuldung der Koloniſten durch gemachte Vorſchüſſe und übertheuerte Reiſe; 2) die betrügeriſchen Verträge auf Halbpacht; 3) die von den Spediteuren bezogenen Kommiſſions-Gebühren von fabelhafter Höhe; 4) der ungewein hohe Zinsfuß; 5) die Ungleichheit im Ertrage der Aerndte und des Kaffeepreiſes; 6) die gewiſſenloſen, ſchurkiſchen Direktoren (meiſt deutſche Taugenichtſe); 7) die mangelhafte Rechtspflege; 8) die Entmuthigung der Koloniſten; 9) die Beſchaffenheit der Koloniſten ſelbſt (viel Geſindel darunter); 10) die Fazendeiros, welche die neuen Anſiedler wie Sklaven behandeln wollen, weil ſie daran gewöhnt ſind; 11) der beinahe völlige Mangel einer Seelſorge. Jeder dieſer Punkte wird mehr oder minder ausführlich erläutert.

Weiterhin folgen Beleuchtungen der Artikel einzelner deutſcher Lockblätter, z. B. der „Allgemeinen Rudolſtädter Auswanderungs-Zeitung,“ der Lucubrationen braſilianiſcher Diplomaten, Erklärungen einzelner Koloniſten über ihre und ihrer Leidensgefährten Zuſtände, Mittheilungen über Beſtechungsverſuche bei deutſchen Literaten, über „dekorirte Werber“ u. ſ. w., die ſehr umfangreich ſind und ein ungeheures Material zur Beurtheilung dieſer Frage unterbreiten. Das Endergebniß bleibt daſſelbe; jedem Unbefangenen wird ſich bei Kenntnißnahme dieſer Aktenſtücke die Ueberzeugung aufdrängen, daß die braſilianiſchen Landpotentaten Deutſchland als ein neues Kongo, eine neue Sklavenküſte betrachten, und ſich von daher mit dem nöthigen Strapazier-Material verſehen wollen.

Was die in demſelben Buche gemachten Vorſchläge zur Aufhebung der Sklaverei und die Zurückführung der Schwarzen nach Afrika betrifft, ſo werden wir darauf in einem weiteren Artikel zurückkommen.

England.

Briefliche Mittheilungen aus England.

Monatsſchriften und Baumwollen-Politik.

Engliſche Preßfreiheit und deutſcher Steuerzoll-Stab für Literatur.

Kriminaliſtik und Romantik.

Das ſauſt und brauſt, raſſelt und donnert, ſchreit und brüllt, glänzt und glittert nun wieder in aller unabſehbarer Herrlichkeit und Noth

durch diese Tausende von Straßen hin, und so spät auch der Tag kommt so spät er auch geht oder manchmal ganz ausbleibt, die Hunderttausende von Gasflammen brauchen nur aufgedreht zu werden, um dem dichsten Nebel und der finstersten Nacht glorreich und glänzend zu trotzen.

Obgleich die höchsten Herrschaften und Familien der „Seafon" noch größtentheils im Auslande sind und auf ihren Gütern oder wenigstens in Brighton das Ende des Januar aber den Anfang des Februar und des Parlaments abwarten, ehe sie ihre Stadt-Residenzen beziehen, ist London doch voll genug, überall in Glanz und Elend in Entbehrung und Ueberfülle, vielleicht voller, als je in diesem verrufenen Monate der Verzweiflung und des Selbstmords, obgleich diese Artikel auch im wunderschönen Monat Mai nicht fehlen.

Um in Parenthese vom Wetter zu sprechen, so ziehe ich diesen Monat, wie er bis jetzt sich betrug, durchaus der Wonne des vergangenen Mai vor. Letzterer vergaß das Blühen fast ganz, während jetzt im November vor allen Thüren der Vorstädte und in den unabsehbaren Reihen von Gärten Millionen der buntfarbigen Sterne von Chrysanthemums-Blüthen selbst dem verdrießlichen November-Nebel ein heiteres Ansehen anzuthigen.

Und dann dieses Blühen der „Seafon" entgegen!

Alle „Shops", Waarenhandlungen und Geschäfte fangen an zu strotzen, und in der Literatur regnet es dichte Massen von illustrirten Büchern und Zeitschriften.

Ich erstaunte wieder einmal über diese Schiffsladungen neuer Monatshefte von Magazinen. Ich rede nicht von den Tages- und Wochenzeitungen, in deren Exemplaren man vielleicht die ganze Erde alle Tage frisch einwickeln könnte, wie ein Butterbrod in Makulatur; aber ich muß einmal wieder auf die ungeheure Fruchtbarkeit und Masse der Virteljahrs-, Monats- und einiger sonstigen neuen Zeitschriften aufmerksam machen. Thackeray's „Cornhill-Magazine" ist nun wohl ziemlich in den literarischen Kreisen aller Völker bekannt. Auch die Monatsschrift von George Augustus Sala, dem gepfeffertsten Schwätzer, „Temple Bar" wird man wenigstens unter den Anzeigen literarischer Blätter bemerkt haben. Daß Mrs. Hall, die beliebte Schriftstellerin, sich aus dem Westende Londons (die beiden Andern aus der City) einen Titel zu ihrem Sixpence-Magazino geholt und es „St. James-Magazino" genannt hat, ist auch nichts Neues mehr. Mit ihr macht ein „Sixpenny-Magazino" Concurrenz gegen die Schilling-Monatsschriften. Die Hefte von Mrs. Hall (größtentheils ziemlich gut illustrirt) kosten auch blos 6 Pence. Mitten inne hat es ein „Robin-Goodfellow" Magazino mit 9 Pence pro Heft versucht. Es macht auf guten Humor Anspruch, als ein Journal „of fact and fiction" von Praxis und Poesie, liefert 120 enggedruckte, doppelspaltige Octavseiten für den Preis, und wird von Charles Mackay redigirt, der zwar in guten literarischen Ehren steht; aber erst als ein „good fellow" der komischen und erheiternden Literatur etwas mehr Lorbeeren ärndten muß, um neben Dickens, Thackeray und Sala nicht übersehen zu werden.

Gut, daß ich eben ein Heft in die Hände nahm. Ich hatte es ganz vergessen, daß der „Goodfellow" ganz in der Form der ehemaligen „Household Words" und des jetzigen „All the Year Round" von Dickens erscheint, wöchentlich für 2 Pence ausgegeben und nur auch in Monatshefte gebunden à 9 d., wie das Dickens'sche Journal und dessen Concurrent „Once a Week", ausgegeben wird.

Als Kuriosum zwischen Monats- und Virteljahrsschriften erwähne ich „The Rambler," das alle 2 Monate à 3 Schillinge erscheint, und in den Verlag von Williams und Norgate übergegangen ist, die mit ihrer bedeutenden Agentur für ausländische besonders deutsche Literatur dem auf große Dimensionen, Entfernungen und dauernde Werthe berechneten Organe entsprechende Materialien liefern können.

„Mac millans Magazine" (ein Schilling) ist etwa ein Jahr alt und scheint sich gut ausgedehnt zu haben. „Colburn's New Monthly" ist alt, ebenso „Bentleys Miscellany."

„Frasers-Magazino (2/6 d.)" Edinburgh —, Quarterly — und North British Review", Tho Art Journal u. s. w. stehen fest auf ihrer alten, etablirten Gewohnheit des Daseins und respectablen, regelmäßigen, volumiösen Erscheinens. „The National Review ist neu und die „Literary Budgot" eben zum ersten Male erschienen. „Tho Quoen," die zu allen möglichen Dingen, Unternehmungen, gerichtlichen Anklagen ihren Namen leihen muß, ist auch zum Titel eines illustrirten Hof-, Mode-, Stick- und Flick-Journals geworden, worin es sehr elegant und sehr hoch hergehen soll. Ich erinnere mich nicht, je hineingesehn zu haben. Man findet die „Queen" nicht in Lese-Kabinets und an öffentlichen Orten. Da das Bankerottiren zu einer großartigen Institution, zu einem jetzt besonders blühendem Berufe und Geschäft geworden ist, kann es nicht auffallen, daß wir auch ein besonderes, zweimal wöchentlich erscheinendes Journal, „Tho Gazette of Bankruptcy" dafür als ein hoffnungsvolles Unternehmen angekündigt finden. Endlich ist auch die neueste Staats-, Verkehrs- und Wirthschaftskunst, die Electricität, literarisch-kommerziell (außer den wissenschaftlichen Organen dafür) vertreten. Das wöchentliche Journal dafür erscheint seit Anfang November unter dem Titel „Tho Electrician." Da die electrische Telegraphensprache sich in London von aller Welt her concentrirt, und nicht nur die dichten Eisenbahnnetze ja bis zum fünfzigfachen mit blitzenden Drähten bezogen, sondern auch London für Stadt-Post und Privatverkehr immer dichter mit Wheatstone's tausendstimmigen, electrischen Sprachröhren überstrickt wird, kann diese neue Macht des Raum und Zeit überwindenden Kosmopolitismus wohl ein besonderes Organ nähren. Die Wheatstone'schen Drähte für Haus- und Privat-Telegraphie werden bereits in solcher Vollkommenheit, Massenhaftigkeit und Feinheit hingezogen, daß eine Schnur von einem halben Zoll Durchmesser nicht weniger als Eintausend vollkommen von einander isolirter Drähte enthält, die nun aus diesem einzigen Zuge herab in einzelne, isolirte Privathäuser herabgezogen, und entweder mit andern Privathäusern oder Geschäften, oder mit öffentlichen und Welt-Telegraphen in Verbindung gesetzt werden können, so daß Tausende von Privathäusern und Familien fortwährend nach Belieben mit einander electrisch durch diese einzige Schnur korrespondiren können, ohne daß eine von der andern im Geringsten hört, merkt und gestört wird. — Freilich Baumwolle spinnt man mit diesen Drähten nicht, und was ist England ohne Baumwolle? „Cotton is King," Baumwolle ist unser König, hieß es früher. In einem der erwähnten Magazine las ich eine lange Abhandlung unter der Feage: „Is Cottan King?" Nein, sondern treuloser, unbarmherziger, aus Verbrechen und Unmenschlichkeit stammender, ausländischer Eroberer und Tyrann, unter dessen Herrschaft fünf Millionen Menschen und 1,500,000,000 Thaler Kapital als Sklaven seufzen.

Die in runder Summe auf 1500 Millionen Thaler abgeschätzte Kapitalsmasse, welche in englischer Verarbeitung des Schweißes amerikanischer Sklaven, der Baumwolle steckt —, mußte bisher jährlich 500 Millionen Thaler Verkaufswerth produciren, um das Kapital zu verzinsen und Arbeiter und Arbeitgeber zu ernähren. Dies setzte volle Arbeit während jedes der 6 Wochentage voraus. Nun wurden aber schon vor mehreren Wochen, als noch 600,000 Ballen Roh-Baumwolle in Liverpool vorräthig lagen, und der Preis derselben um mehr als um die Hälfte billiger war als jetzt, in Manchester die Arbeitstage in 16 Spinnereien auf fünf Tage zurückgeführt, in dreihundert auf vier, in einhundert neunzehn auf drei und in neunundvierzig die Arbeiten ganz eingestellt. Im Ganzen blieben noch 292 Anstalten mit 64,000 Arbeitern in vollem Gange. Ueber 100,000 Arbeiter hatten 3—4 brodlose Tage in der Woche und gegen 10,000 waren ganz brodlos. Seitdem hat sich das Uebel wahrscheinlich verdoppelt und der Winter ist im vollen Anmarsch und der amerikanische Krieg macht noch keine Friedens-Miene, Unglückselige Baumwollen-Politik! Sie ist das radikale Krebsübel der englischen Diplomatie und Gesellschaft. Sie erklärt viel Perfidie und Verwirrung Palmerston's. Müssen sie doch in England beten, daß die Sache der südlichen Sklavenhalter in Amerika siege.

Die Beamten und Agenten Lincoln's dehnen ihre geheime Polizei bis auf die englischen Schiffe in Liverpool aus, die nach Amerika segeln. Engländer, die unterwegs gar zu englisch, d. h. zu sklavenfreundlich sprechen, wurden nicht selten bei Ankunft in Amerika arretirt und bestraft. Dies führte zu einem höhnischen, diplomatischen Depeschenwechsel zwischen dem englischen Gesandten Lord Lyons und dem amerikanischen Minister des Auswärtigen, Seward, der unlängst in den englischen Zeitungen veröffentlicht ward. Dies hat das längst böse Blut der Engländer und Nordamerikaner gegen einander noch mehr vergiftet. *

Es liegen nicht blos ein Paar harmlose Macdonald-Geschichten zu Grunde, sondern die ganze englische Baumwollen-Politik in ihrer Feindseligkeit gegen die nordischen Vereinsstaaten. Lincoln und seine Beamten, das ganze frei- und vereinsstaatliche kämpfende Volk Nordamerika's argwöhnen in England nicht nur Freundschaft für den Süden, sondern auch geheime Unterstützung desselben. Daher die ärgste Spionenwirthschaft

* Seitdem unser Korrespondent dies geschrieben, ist der völkerrechtliche Konflikt der Verletzung der englischen Flagge auf dem Dampfboote „Trent" eingetreten, der in der That den Beweis liefern wird, ob England den Nordamerikanern gegenüber wirklich noch das alte, auf seine Ehre eifersüchtige Land ist, oder ob es blos Portugal und Griechenland gegenüber seine Flagge unverletzt zu erhalten weiß. D. R.

schaft auf englischen Schiffen und gegen Engländer in Amerika. Das kann noch zu blutigen Folgen führen. Alle Folgen der englischen und amerikanischen Baumwollen-Politik sind demoralisirend, ruinirend an Seele und Leib über die ganze Erde, wo eben Baumwollen-Industrie auf Kosten edlerer, natürlicherer und produktiverer Industrie begünstigt wird. Vielleicht muß schon diesen Winter England eine schwere Strafe für seine Baumwollen-Industrie büßen, in England selbst; aber auch in Irland, wo in vielen Theilen eine große allgemeine Hungersnoth bevorsteht, da die Kartoffeln nicht gerathen sind. England konnte weder auf die eigentlich englische, noch auf die eroberte irländische Agricultur das nöthige Kapital verwenden, da 1500 Millionen Thaler in der Baumwollen-Industrie stecken, die sofort zum Hunger und zum niedrigsten Elende führt, wenn die unersättlichen Maschinen nicht täglich mit dem Schweiße amerikanischer Sklaven hunderttausendcentnerweise gefüttert werden können. In dem engen England liegen noch Millionen von Morgen Landes, theils gänzlich unbenutzt, theils auf die kläglichste Weise bewirthschaftet, da es an Geld und Leuten fehlt um den Boden zu cultiviren und auszubeuten. Sie müssen ungeheure Massen von Brod und Fleisch vom Auslande kaufen und hängen mit ihrer Haupt-Industrie von dem Gedeihen des größten Fluches in Amerika ab. England muß stark sein und sich rasch ändern, um diese radikale Krankheit zu überwinden.

Daß bei den City-Banquets des alten erneuten Lord-Mayor's und der alten, reichen Fischhändler-Gilde Amerika und die Baumwolle eine Rolle spielen würden, war vorauszusehen.

Man erwartete diesmal besonders pikante und bedeutungsvolle Festreden, da beim Lord-Mayor's Banquet der nordamerikanische Gesandte und zu derselben Zeit zwei Gesandte der südlichen Rebellstaaten, Dudley Mann, und L. Yancey, als Tischgäste der Fischhändler-Gilde, Reden hielten, und auch Palmerston beim Lord-Mayor seine Weisheit leuchten ließ.

Das alljährlich nach dem Guy-Fawkes-Tage und der Lord-Mayor's Prozession (die diesmal zum ersten Male ohne die seit Jahrhunderten üblichen mittelalterlichen Ritter und Verkleidungen vor sich ging) stattfindende Banquet der Minister, Gesandten und höchsten Autoritäten bei dem neugewählten Lord-Mayor gilt in der Regel als ein in Form von Tischreden vorläufig angedeutetes Regierungs-Programm für die bevorstehenden Parlament-Sitzungen. Und wie viel war just diesmal wegen der Baumwolle, des amerikanisches Krieges, der mexikanischen Expedition und den feindlichen, aber von England anerkannten, amerikanischen Gesandten zu erwarten? Ungeheure Täuschung! Weder die Amerikaner, noch Palmerston, noch die übrigen Gesandten sagten etwas, sondern erklärten nur mit vielen schwungvollen Worten, daß sie nichts zu sagen wüßten, aber nichts sagen wollten. Es fehlte an Begriffen, und da stellten sich denn Worte zu rechter Zeit ein, wie Goethe das schön aussprach. Alle Zeitungen der Welt haben die Reden der Amerikaner und Palmerston's, theils ganz, theils in Auszügen veröffentlicht. Das zeitungslesende Publikum hat sie gelesen. Frage sich Jeder, der es gethan, ob er sich eines Inhalts dieser Reden erinnere? Sie gingen Alle um den heißen Brei des Inhalts, der erwartet wurde, herum, und wünschten Frieden und gesegnete Mahlzeit.

Palmerston sprach ganz gegen seine Gewohnheit, ohne allen Witz, sehr pathetisch über die Freiwilligen, die sich furchtbar zeigen würden, wenn es Jemand wagen sollte, in feindlicher Absicht englische Gestade zu betreten.

Der amerikanische Gesandte hub damit an, daß die Zeiten Talleyrands, als die Diplomaten sprachen, um ihre Gedanken zu verbergen, vorbei seien, und er ganz ehrlich herausprechen würde. Er sagte auch sehr ehrlich heraus, daß er keine Gedanken verberge, weil er keine habe; den Krieg und dessen Inhalt, Zweck und Ziel erwähnte er mit keiner Silbe. Nur Yancey „der Rebell," sagte den Fischhändlern ganz deutlich, daß ihr Krieg eben als gesetzlich anerkannt werden müsse, und erst dann werde man ein Ohr für Frieden haben. Von dem Inhalte des Krieges und den Bedingungen des Friedens schwieg auch er. Sklaverei! Niemand sprach das Wort auch nur aus. Aber es gab wenigstens deutlich zu verstehen, daß er volle Anerkennung derselben in Anspruch nähme, und die Engländer verstanden's auch und unterbrachen seine Verherrlichung der Rebellion für die heilige Sache der Sklaverei und der Baumwolle durch wiederholte cheer's ungeheuren Beifalls. — Und so sind sie nun doch wohl alle einig, daß den Sklavenbesitzern kein Schaden geschehen, erlittener Schaden ersetzt und der Baumwollen-Moloch wieder oder erst recht oberster der Götter Amerika's und Englands werden solle, dem man des höheren Zweckes wegen noch schwarze Menschen und weiße Menschlichkeit unbedingt opfern müßte. Das ist sogar in gewisser Beziehung schon die Politik Lincoln's, der wegen seiner Freundschaft für die Sklaven, seiner Feindseligkeit gegen das bisher herrschende Interesse der Sklavenbesitzer, gewählt worden war. Er hat seinen General Fremont, der der Freiheit der Sklaven in Feindesland günstig war, abberufen und dafür verordnet, daß Sklavenbesitzern, die Schaden an ihrem Eigenthum erlitten haben sollten, Ersatz geleistet werden sollte.

Die Sklaverei wird derzeitig, verherrlicht, denn die Freien, welche die Ketten der Schwarzen brechen sollten, sind Sklaven des unmenschlichsten aller modernen Götzen, des Baumwollen-Molochs.

Um die Feste zu feiern, wie sie kommen, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß die hohe und gute Gesellschaft einmal wieder einen fetten Braten aus der höheren Sphäre der Kriminalistik schmauste. Im Lande der „alten Jungfern" hatte sich bei einem reichen Mitgliede dieser in der Regel sehr aufgedunsenen und rothnasigen Klasse von Jungfrauen der schalkische Götterjunge „Amor" noch sehr spät eingefunden. Der Anbeter war aber auch ein Italiäner, von allen Fremden in England die begünstigtste Sorte, und noch dazu ein Maler, und zwar ein in den höheren Schichten sich bewegender Portrait-Maler. Er klagte ihr mysteriöse Leiden in bezaubernder Sprache Italiens mündlich und schriftlich, und sie antwortete in derselben Speache Torquato Tasso's. Auf Italiänisch, glaub ich, klingt es immer noch schön, wenn man der reichlich mit Geld gesegneten älteren Jungfrau sagt, daß man Geld brauche. Er sagte es so schön, daß sie gab, reichlich gab, wiederholt gab. Aber bei den Liebenden wächst der Appetit mit dem Essen. Er verlangte immer mehr pränumeranda für das zu bringende Opfer, sie zu heiraten. Die Unverschämtheit des Anbeters wurde wirklich unerträglich, und die Jungfrau beschloß, sich nicht weiter pränumerando zu verkaufen, sondern loszukaufen. Sie fragte schriftlich nach dem Preis, um welchen sie ihre Briefe zurück haben könnte. „Zweitausend Pfund," nicht billiger und feste Preise. Die Jungfrau willigte ein. Man verabredete Zeit und Stunde. Er nahm die Zweitausend Pfund, und sie bekam dafür ein Bündel mit der Versicherung, daß ihre sämmtlichen Briefe darin seien. Der Inhalt aber bestand aus alten Zeitungen. Die auf's Höchste empörte Dame theilte endlich das bisher geheim gehaltene Verhältniß ihrem Bruder mit, der dem Schurken auch tüchtig zu Leibe ging. Aber die Briefe giebt er doch nicht heraus. So wird ein öffentlicher Prozeß aus der Sache, eine cause célèbre, die mit Verurtheilung des frechen Hallunken zu mehrjähriger Zwangsarbeit endet — sehr romantisch, wenn auch nicht so wie Yelverton, Guiness Hill und ein Dutzend andere neuere erotische Kriminalistik. In London ist voller Romantik. Viel Geld, viel Armuth, viel Schönheit, viel Nachfrage und hohe Preise dafür, viel Müssiggang, viel gute, fette, feurige Speisen und Getränke, keine innere Moral, keine eigeröse Sittenpolizei, wenig Gewissen, viel Begehe, viel Versuchung und Verlockung zu ungeheuren Genüssen, Geldbesitz und Reichthum, Leidenschaft erster Klasse. Das macht „romantisch."

So unwahrscheinlich, übertrieben, ja unmöglich auch die Mord- und Liebesgeschichten in engl. Romanen klingen, die Wirklichkeit ist oft noch übertriebener und „Le vrai n' est pas souvent vraisemblable". Wie unnatürlich erscheinen manche Charaktere und Situationen in dem gelesensten Sensations-Roman des beliebten Wilkie Collins: „The Woman in White." Er wird in seinem neusten Roman, wofür ihm schon vorher 5000 Pfund, mehr als 30,000 Thaler, zugesichert warden, noch mehr übertreiben und am Ende doch noch von wirklichee Romantik des Lebens übertroffen werden.

Wilkie Collins ist jetzt „a rising man", der aufgegangene Stern am Himmel der Sensations-Literatur, und kann vielleicht bald auf Bulwer-Lytton'sche Honorare rechnen, die, wie die, welche Dickens und Thackeray oft aus ihren Werken zogen, beinahe alles übertreffen, was der Mensch überhaupt bei der höchsten Gunst des Genius und des Glücks an irdischen Gütern verdienen kann. Dickens z. B. druckt seine Romane erst in seiner Wochenschrift ab, die ihm jährlich etwa 8000 Pfund einbringt. Dann erscheinen kurz hintereinander, wie z. B. von „Great Expectations" vier Auflagen des Romans in besondern Bänden, von denen jede mit einigen Tausend Pfund honorirt wird. Außerdem liest er seit mehreren Jahren in allen Städten Englands umher (und that dies auch schon in Amerika) immer Stellen und Partien aus seinen eignen Romanen. Jede solche Vorlesung ist immer übervoll in allen Tausenden von Plätzen, die von ein Pfund pro Platz bis auf den Schilling-Stehplatz herabsteigen. Das so zusammengelesene Honorar stieg in manchen Jahren über 10,000 Pfund, so daß man die durchschnittliche Jahreseinnahme während seiner Blüthezeit auf 30,000 Pfund, oder etwa 200,000 Thaler abschätzte; Alles mit Feder und Mund zusammengezaubertes Geld und so vielleicht ein Beispiel des höchsten Triumphes, den geistige Thätigkeit in materieller Beziehung je in der Welt feierte.

Stehen auch so enorme Erfolge ziemlich vereinzelt, so ist doch die englische Literatur auch in allen übrigen Beziehungen in pekuniärer und buchhändlerischer Beziehung eine der gewaltigsten und blühendsten Industrien. Zeitungen und Journale erscheinen hundertweise, und gehen bis zu 100,000 Exemplaren ab, größer, besser und billiger, als in dem Lande, wo die Buchdruckerkunst erfunden ward und die Intelligenz eigentlich speziell zu Hause sein soll, wo aber die nach dem Zollstab gemessenen Zeitungen in ihrer grauen verwunderten Zwerghaftigkeit und Schwerfälligkeit des Inhalts, des Betriebes und dabei verhältnißmäßigen Theurung weder der Buchdruckerkunst, noch der Intelligenz, noch dem Erfinder des Pulvers Ehre machen können. In dem theuren England ist jetzt deutsches Papier billig und Mode. Hier weiß man's zu bedrucken, in Deutschland steht das Steueramt als neuer Censor und Wächter da, mit dem Zollstabe jeden Finger breit Zunahme zu besteuern.

Wir hoffen hier eine ganz ungeheure Aerndte zu halten in der literarischen Sphäre, wobei das zollfrei gewordene deutsche Papier (obgleich Deutschland noch die Ausfuhr der Lumpen besteuert, als käme es mehr auf diese, als auf eine blühende Literatur an), auch seine guten Dienste leistet. Auch mir verhilft sie gewiß zu manchem interessanten Stoff zur Betrachtung. Hier will ich nur noch erwähnen, daß auch die russische Literatur in London sehr kultivirt wird. Abgesehen davon, was aus der russischen Druckerei des Alexander Herzen (der sich unlängst durch öffentliche Klagen, man wolle ihn ermorden und durch Appellation an den russischen Gesandten um persönlichen Schutz etwas tragikomisch lächerlich machte), hervorgeht, verlegt die Firma Trübner & Co. ein russisches Werk nach dem andern: Romane, Gedichte, Broschüren ꝛc., und vermittelt sie den Betrieb russischer Zeitschriften für England und Amerika. Auch die englische Literatur hat schon manches interessante Werk aus russischen Erfahrungen und Erlebnissen gezogen. Das neueste Buch dieser Art: „Die Russen zu Hause“ ꝛc.,* von Sutherland Edwards, gilt als das beste unter allen ähnlichen Inhalts. Der Verfasser ist erste Autorität unter den Engländern über russisches Leben, Denken und Thun. Er lebte selbst lange in Rußland, besonders in Moskau. Und was er nicht wußte, weiß seine Frau, eine geborene, gebildete Russin. „Die Russen zu Hause“ werden in ihren verschiedenen echt russischen Lebensgewohnheiten, je nach den verschiedenen Ständen, in der Art wie sie essen, trinken, sich zu Hause, im Theater, im Konzert, bei Volks- und Religionsfesten benehmen, in ihrer Literatur, in ihrem ganzen historischen, sozialen und individuellen Leben und Streben sehr genau und im Ganzen lebendig und anschaulich geschildert, so daß zugleich der nicht zum Vortheil der Engländer ausfallende Kontrast zu der Lebens- und Denkweise der angelsächsischen Race sich ziemlich schroff und stark hervorhebt. Sutherland Edwards hat durch sein Leben in Rußland und durch seine Frau einen richtigen Blick und die Fähigkeit, nicht englische Zustände zu würdigen, gewonnen; Eigenschaften, die den meisten andern Engländern gänzlich fehlen.

Frankreich.

Die Einheit des Menschengeschlechts.

II.

Gattung und Race.

Wir haben in dem französischen Naturforscher und Physiologen A. de Quatrefages einen Vertheidiger der Einheit des menschlichen Geschlechts kennen gelernt, der mit den strengsten wissenschaftlichen Kriterien und der ernstesten Methode in's Feld rückt. Unser erster Artikel, worin wie seine Ansichten der Hauptsache nach mitgetheilt, umfaßte nur die Vorarbeiten, nur die Prämissen, die sich mit Sicherheit aus der Betrachtung der Mensch und das Thierreich gewinnen ließen, um später als Grundlage wichtiger Schlüsse für die betreffende Frage zu dienen. Wie kommen nun zu dieser selbst.

„Man hat gesehen, wie bei unsern Hausthieren die verschiedensten Racen, selbst bei der Taube und beim Hunde, von Männern, deren allgemeine Theorien sich sonst wenig damit vertrugen, auf einen spezifischen Typus zurückgeführt werden. Unter den Gründen, welche sie bestimmen, haben wir stets diese gefunden: zwischen den entferntesten Formen herrschen ununterbrochene, reihenweise Abstufungen, welche sie innig verknüpfen und sich einer Trennung derselben widersetzen. — Nun wohl! welche Thiergattung weist in ihren Racen diese Eigenthümlichkeit in einem so hohen Grade auf, wie der Mensch? Dies ist eine unleugbare Wahrheit, von der sich Jeder, welcher auch nur etwas genauer in das Studium der menschlichen Racen eingeht, sehr bald überzeugen wird. Selbst wenn man nur mit großen Zügen zeichnen, wenn man nur die zwei äußersten Gegensätze, den weißen und schwarzen Menschen vergleichen will, um bei Afrika stehen zu bleiben, so ist die Thatsache doch leicht nachzuweisen. Wir wissen es heute, wir erfahren es jeden Tag mehr, daß nicht alle Neger den Bewohnern des Golfes von Guinea gleichen, die man so lange als Repräsentanten der ganzen Race betrachtet hat. Kaum hat man die Ufergegend der Sklavenküste hinter sich, so findet man Menschen mit wolligem Haare und schwarzer Haut, deren Gesichtsbildung sich von der guineischen zu entfernen beginnt. Die Züge werden daselbst bisweilen völlig europäisch. Bowich vergleicht die der edlen Aschanti's mit den griechischen. Die Peinzen von Dahomey, die wir in Europa sahen, hatten noch etwas dicke und aufgeworfene Lippen; was aber die Höhe und Entwickelung der Stirn, die Form der Nase betraf, so gaben sie darin keinem Europäer von der reinsten Race etwas nach. In Kongo im Westen, auf der ganzen Küste von Mozambik im Osten sehen wir die Einwohner sich in ihren Zügen den europäischen Völkern so sehr nähern, daß nur die Beschaffenheit der Haare und der Ton der Farbe eine Verwechselung verhindern können. Dieses letztere Kennzeichen schwächt sich oft an den Ufern des Zambese. Im Inneren Central-Afrika's hat Livingstone Völkerschaften gefunden, deren Farbe von Dunkelbraun bis in's Olivenfarbige spielte. Derselbe Reisende fügt hinzu: „Obschon diese Leute dicke Lippen und eine platte Nase haben, so findet sich die Neger-Physiognomie doch unter ihnen nur bei den entartetsten Wesen.“ Mehr nach Süden finden sich alle jene Völkerschaften gemischt, welche, wenngleich unmerklich vom Neger zu den Hottentotten am Kap, wie zu den Weißen im Kafferlande führen. Und wenn wir den engen Kanal von Mozambik überschreiten, so werden wir denselben Neger-Typus in's Polynesische und Malayische übergehen sehen.

„Das sind einige Thatsachen, welche das südliche Afrika bietet, d. h. wo die Negerrace, eingeengt zwischen zwei Meere, so viel nur immer sich selbst überlassen und ziemlich stetigen Einflüssen unterworfen, am meisten im Stillstande geblieben ist und sich am wenigsten verändern mußte. Wenn wir nun nach Norden zurückgehen, und zwar auf einer gebogenen Linie, die sich etwa vom Senegal bis zum Tschadsee, und von hier bis zu dem vom Aequator durchschnittenen Theile der Küste von Zanzibar erstreckt, so werden die Thatsachen noch schlagender. Die Stämme des Sudan zeigen uns eine unendliche Mannigfaltigkeit. Die Züge nähern sich bisweilen vollständig den unsrigen und zwar von dem Haussa an; die Farbe geht vom Schwarzen in's Schwärzliche, in's Kupferige, in's Bräunliche, in's Milchkaffeeartige über; die Wollenhaare werden lockig, einfach schlicht, ja selbst straff. Von Stufe zu Stufe, von Nuance zu Nuance kommt man endlich vom Neger zum Araber oder Berber, ohne eigentlich sagen zu können, wo dieser Typus aufhört und jener anfängt. In Abessynien ist die Verwirrung der Kennzeichen so groß, daß weder Haare noch Farbe den Neger charakterisiren, sondern das Vorspringen der Ferse. Ist dieses letztere Kennzeichen nun ausschließlich dem Neger eigenthümlich? Nein, wir finden es bei andern Racen, welche, wenn sie auch afrikanisch sind, doch zu den am besten umschriebenen gehören, — beim Buschmann und Hottentotten.

„Das Beispiel, welches Afrika bietet, wiederholt sich überall. Die größte Schwierigkeit in der Anthropologie ist nicht, Zwischenvölker mit gemischten Merkmalen zu entdecken, sondern gerade die Gruppen zu bestimmen, welche als die reinste Race angesehen werden können.

Nichts derartiges bietet sich dem, der die Arten studirt. Wer die Racen einer einzigen Art zu studiren sucht, fühlt in jedem Augenblicke diese Verlegenheit.“

In einem weitern Artikel wird eine Kritik der polygenistischen Theorien gegeben. Vorn herein wird bemerkt, daß die Eintheilung der Thiere in Gattungen, Arten und Spielarten u. s. w., welche alle Schulen angenommen haben, rein auf Beobachtung und Erfahrung beruht, und ihr durchaus keine Erkenntniß a priori zu Grunde liegt. Diese Bemerkung ist sehr richtig. Die Polygenisten werden hierauf getadelt, daß sie diese unbestreitbare Wahrheit oft ganz vergäßen und sich, statt an die Sache, an den bloßen Namen hielten. Ebenso machten sie es mit einem andern Schulausdrucke, der Wirksamkeit des Mediums.

---

* The Russians at Home: Unpoliticat Sketches, showing what Newspapers they read, what Theatres they frequent and how they eat, drink and enjoy themselves. With other matters, relating chiefly to Literature and Music and Places of historical and religious interest in and about Moscow. By Sutherland Edwards. London, Allen and Co. Berlin, Asher and Co.

„Die Ableugnung der Wirksamkeit des Mediums, unklare und unvollständige Begriffe über Art und Gattung erklären es allein, wie es kommt, daß man dem Monogenismus einige jener Einwendungen machen kann, die man ihm mit solcher Selbstgenügsamkeit entgegenstellt. Nott und Glidon haben ein langes und interessantes Kapitel der physischen Geschichte der Juden gewidmet, die man in verschiedenen Erdtheilen beobachtet hat. Einer ihrer Korrespondenten erklärt ihnen, daß die Farbe der Augen und der Haut von den Juden des Nordens bis zu denen des Südens sehr wechselt, und daß die nördlichen Juden von den südlichen ebenso abweichen, wie sich die in England gebliebenen englischen Familien von denen nach Amerika ausgewanderten unterscheiden. Wie wir, schreibt er diese Veränderungen dem Einfluß des Klimas zu. Ein Anderer, der die schwarzen Juden von den weißen Juden von Cochinchina zu unterscheiden sucht, stellt die letzteren als von sehr dunkler, wenn auch nicht ganz schwarzer Farbe dar. Wohin führt denn in Wirklichkeit die ganze Beweisführung der amerikanischen Autoren, wenn man ohne Ausnahme alle von ihnen beigebrachten Beispiele zugiebt? zu zwei sehr verschiedenen Dingen; zuerst daß die Juden sich nicht gleich sehen, daß sie die Wirksamkeit der verschiedenen Medien erfuhren, denen sie ausgesetzt waren, „wie Kaukasier, die von mehreren Generationen in verschiedene Klimas übersiedelt sind," — ein Schluß, der vollständig unverträglich mit den polygenistischen Lehren ist. Daß sie trotz eines tausendjährigen Aufenthaltes unter dem indischen Himmel sich nicht in wirkliche Hindus verändert haben, ist eine Folgerung, die wir ohne Schwierigkeit annehmen. Zwar ziehen Nott und Glidon hieraus ein Argument zu Gunsten der Vielheit der Raçen; aber dieser Einwand sieht aus, wie der, den man uns selbst gemacht hat und den man so formuliren kann: „Seit dreihundert Jahren daß es in den Vereinigten Staaten Weiße und Neger giebt, sind sie, obgleich denselben Einflüssen ausgesetzt, doch nicht gleich geworden. Weder die Einen noch die Andern haben sich in Rothäute verwandelt und diese Umformung wird nie stattfinden."

Die Richtigkeit dieses Satzes wird zugegeben. „Ohne Kreuzung und durch die bloße Wirksamkeit des Mediums wird der Neger nie ein Weißer werden, und der Weiße sich nie in einen Neger verwandeln. Ueber diesen Punkt sind wir ganz einverstanden mit den Polygenisten; aber sie ziehen aus dieser Thatsache den Schluß, daß diese zwei Menschen von verschiedener Species sind, und das ist es, was wir nicht zugeben."

Das Warum wird nun durch Beispiele aus der Thierzüchtung, wie man sie namentlich in England angestellt und beobachtet hat, klar gemacht. „Eine neue Raçe ist nie ein einfaches Produkt; sie ist, um die Sprache der Mathematiker anzuwenden, immer eine Resultante, deren zwei Composanten die Urraçe einerseits und die Natur des Mediums andrerseits sein wird. Eines dieser Elemente verändere sich, und gleich wird sich das Resultat ändern. So können folglich der Mensch von arischer Raçe und der Mensch von semitischer, wenn beide im indischen Klima modificirt werden, doch nie, wie lange Zeit auch verstreichen mag, ein und denselben Menschen, eine und dieselbe Raçe geben. Deshalb werden sich der Neger und der Angelsachse immer auf amerikanischer Erde unterscheiden, deshalb wird der nach Europa versetzte Neger nie ein wahrer Kaukasier werden, selbst wenn seine Haut bliche, und ein Europäer nie ein wahrer Neger, auch wenn er sich allmählich schwärzte. Die aus verschiedenen Stämmen absteigenden Raçen können unter identischen Einflüssen wohl sich nähern, indem sie gemeinsame Merkmale annehmen, die ihnen das Medium einprägt; aber sie weisen stets einige abschätzbare Unterschiede auf, die auf ihre erste Natur zurückgehen, und für jede derselben eine Art Ursprungs-Zeugniß sind."

Die vom Medium geübten, tiefen, ernsten Modifikationswirkungen sind heutzutage so wenig mehr zu verkennen, daß eine Anzahl von Polygenisten es aufgiebt, sie zu leugnen; aber dann wollen sie in ihnen nur Zeichen der Entartung und des Absterbens erkennen; sie sprechen dem Medium jede andere Macht ab, als die zu tödten. Knox hat besonders scharf die These vertheidigt. Für ihn, wie für die ganze amerikanische Schule ist jede Menschenart ein lokales Produkt. Er schließt daraus, daß sie außerhalb des Landes und des Klimas, wo sie entstanden, nicht leben kann. Dennoch kann er weder die am Yanker eingetretenen Veränderungen, der heutzutage seinen angelsächsischen Vorfahren so wenig ähnlich ist, noch die beinah ebenso auffallenden Modificationen der keltischen Raçe in Canada ableugnen."

Er sieht darin Beweise physischer und moralischer Entartung, Zeichen einer nahen Zerstörung.

Herr v. Quatrefages widerlegt es, indem er nachweist, daß die Canadier franko-keltischer Abstammung zu den körperlich und geistig kräftigsten Raçen gehören. Nicht blos als Waldleute, Pelzhändler, Köhler, als welche sie die Vermittler zwischen den Indianern und den englischen Behörden bilden, sondern auch in Hinsicht auf Bildung, Kunst und Wissenschaft zeichnen sie sich aus, wie ihre Anstalten zu Quebec und Montreal beweisen. Dabei vermehren sie sich mit reißender Schnelligkeit. 1763 zur Zeit der Abtretung Canadas an die Engländer zählte man in Canada 70,000 Seelen; 1814 betrug die Gesammtbevölkerung 335,000 Seelen, darunter 275,000 Franzosen. Die Zählung von 1851 weist 1,842,265 Canadier auf, davon 695,945 Franzosen. Diese Raçe hatte sich also bereits im Laufe von fünfzig Jahren beinah verviersacht, trotz der Kämpfe, welche die Eroberung mit sich brachte, und in achtzig Jahren fast verzehnfacht.*

„Es ist richtig, daß der Weiße aus Europa unter dem Aequator oder in den Tropengegenden hinsiecht und häufig stirbt, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen, oder daß diese nach wenigen Generationen erlischt; es ist richtig, daß der afrikanische Neger in Europa sehr oft an der Schwindsucht stirbt; es ist auch wahr, daß in unserer algerischen Colonie die Sterblichkeit der Erwachsenen, vor allem aber der Kinder die im Mutterlande bedeutend übertrifft; doch aus welchem Gesichtspunkte könnten diese Thatsachen zu Gunsten der Polygenisten angerufen werden? Die Raçe ist, wie wir schon gesehen haben, vor Allem ein Produkt des Mediums. Ist es zu verwundern, wenn sie, unter gewissen Existenzbedingungen geboren, und dann plötzlich unter ganz davon verschiedene versetzt, leidet und bisweilen in dem Kampfe unterliegt, der sich zwischen dem Organismus und der äußern Natur entwickelt?"

„Was auch Knox und die Polygenisten, die unter mehr oder minder gemilderter Form seine Ideen angenommen, darüber gesagt haben, gedeiht der Europäer und pflanzt sich fort in jedem Lande, wo die Lebensbedingungen nicht in zu großem Mißverhältnisse mit seinem angeerbten Blute stehen. Die Entfernung und Verschiedenheit der einheimischen Raçen hat keinen Einfluß auf dieses Resultat. Man kann schlagende Beispiele hierfür anführen. Das Kap der guten Hoffnung, Neuholland nähren zwei Raçen, die man stets geneigt war, als die dem europäischen Menschen entferntesten zu betrachten, die man den Affen hat zugesellen wollen; diese beiden Länder liegen sehr weit von uns, das eine sogar bei den Antipoden; und gerade diese zwei Punkte des Erdballes scheinen am allermeisten für eine Colonisation der Weißen tauglich zu sein."

Im Kaplande ist sogar die Sterblichkeit unter den englischen Soldaten etwas geringer, als im Mutterlande selbst.

Die Breitegrade, die damit verbundene Steigerung oder Minderung der Wärme, kommen in vielen Fällen nicht in Anschlag. So z. B. scheint der Weiße auf den Inseln der Südsee, wie im südlichen Amerika und Afrika die tropische Hitze selbst in der Nähe stagnirender Wässer ungestraft ertragen zu können, während im mexikanischen Meerbusen, der doch unter demselben Striche, wie Mittel-Afrika liegt, die Negerraçe in sichtbarem Abnehmen begriffen ist und nach und nach auszusterben droht. Auf Barbados und Martinique kommen die Neger sehr gut fort und vermehren sich reißend schnell, in Guadelupe vermindern sich die Geburten im Verhältniß zu den Todesfällen. Die Polygenisten haben vielfach geleugnet, daß die Neger für gewisse Miasmen anfällig seien; dies wird indessen durch bestimmte Thatsachen widerlegt. So z. B. leiden die Eingebornen von Sierra Leone ganz an denselben Wechselfiebern, wie die bei ihnen acclimatisirten Weißen. Bei der Expedition auf dem Niger 1841 kam der sonderbare Fall vor, daß fast alle Europäer von heftigen Fiebern befallen wurden, die Neger dagegen mit Ausnahme derer verschont blieben, die (als an der Zahl) mehrere Jahre in England gelebt hatten. — Ein Beweis, daß das englische Klima auf sie gewirkt und ihnen ihre angeborene Fieberfestigkeit geraubt hatte. Neger, die aus Neuschottland nach Sierra Leone übersiedelt sind, leiden sehr häufig am Fieber.

Die amerikanischen Neger und Mulatten bekommen das gelbe Fieber sehr selten, aus Afrika eingeführte aber so gut, wie die Weißen. In der Seuche, welche von 1793 bis 1796 Domingo verwüstete, bekamen nach Dr. Clarke alle neu eingeführten Neger diese Seuche, während die einheimischen davon verschont blieben.

Es giebt in Europa ebenso mörderische Gegenden, wie am Senegal, in den Ebenen von Buenos Ayres oder Montevideo, z. B. in Frankreich die von Teichen bedeckte Hochebene La Dombe, wo eine ganz verkommene Bevölkerung zu Hause ist und ein elendes, stets von Fiebern gepeinigtes Dasein fristet. Dennoch erträgt sie dieses Klima besser, als die dorthin kommenden kräftigen Gebirgsleute aus dem Jura und Bugey.

* Diese nahe an 700,000 französischer Canadier stammen nach einer Zählung vom Jahre 1671 von 47 französischen Familien mit 400 Individuen ab. Darnach wäre die Vermehrung der Israeliten in Aegypten im Laufe von 430 Jahren (hier noch nicht 200) gar nichts Wunderbares mehr.

Die Polygeniſten weichen in der Beſtimmung der Urracen, die ſie aufſtellen, ſehr von einander ab. Virey nahm deren zwei an, Bory Saint Vincent funfzehn, Desmoulins noch eine mehr; Gerdy nahm eine Menſchenart mit vier Unterarten an. Die Amerikaner gingen noch weiter. Morton, der Chorführer, theilte die menſchlichen Grappen in 32 Familien, jede wieder von mehreren Spezies, ein. Glidden brachte ſie ſchon auf 150 Familien; endlich kamen die amerikaniſchen Polygeniſten dahin, die Menſchen nationsweiſe geſchaffen ſein zu laſſen, was freilich einfach Unſinn iſt und nur die gränzenloſe geſchichtliche Unwiſſenheit jener Naturforſcher verräth. Darnach würden jene alten Fabeln zu Recht kommen, wonach alle Germanen vom Germanus, alle Celten vom Celtus, alle Griechen vom Gräkus herſtammten, die autochthoniſch aus der Erde gewachſen wären. Wie wir neulich in einem Artikel über die Heterogenie, generatio aequivoca oder Selbſterzeugung referirt, ſind ja einzelne Naturforſcher auch bereits bis zu dem Punkte gekommen, wo ſie den Finger an die Naſe legen und darüber bedenklich werden, ob ſie nicht die Menſchen und die Thiere aus der Erde wachſen laſſen ſollen — freilich nicht ohne Chemie. Knox iſt alles Ernſtes der Meinung, daß der ruſſiſche Mudſchik mit ſeiner platten Naſe und ſeinem großen Munde und der griechiſche Bergbewohner mit ſeinem ſcharfen Profil von zwei verſchiedenen Adam's abſtammen; nach ihm unterſcheiden ſich die europäiſchen Stämme ſo vollſtändig von einander, wie der Neger vom Buſchmann, der Kaffer vom Hottentotten, der rothe Indianer vom Eskimo, der Eskimo vom Basken. Dagegen wird doch die Sprachforſchung begründete Einſprache erheben. Dieſelbe hat mit Beſtimmtheit nachgewieſen, daß z. B. der braune, ſchwarzhaarige, ſchwarzäugige Hindu, der durch ſein Kaſtengeſetz ſeit Jahrtauſenden ſich unvermiſcht fortgepflanzt hat, und der ſtarkknochige, hellhaarige und grau- oder blauäugige Germane, der gelbe Zigeuner, der ſchmalköpfige Grieche und Italiäner, wie der breitgeſichtige rundköpfige Slave von demſelben Stamme ſind, während der dem Ruſſen ähnliche Finne, der von dem Spanier und Italiäner wenig verſchiedene Baske eine grundverſchiedene Sprache redet. Auch weiß man z. B. daß die Magyaren, die heut zu Tage einen von den Slaven und Deutſchen wenig abweichenden Typus zeigen, von alten Schriftſtellern mit allen Zeichen der kalmükiſch-tatariſchen Race ausgeſtattet werden.

Weiterhin wird eine ſehr ausführliche Beſprechung und Widerlegung der Anſichten gegeben, zu welchen Agaſſiz während ſeines Aufenthaltes in Amerika gekommen iſt. In ſeiner 1845 noch in Neuchâtel veröffentlichten Schrift über die Geographie der Thiere erkennt er an, daß der Menſch im Gegenſatz zu den Thieren auf der ganzen Erde heimiſch ſei und kein beſonderes Vaterland habe. Seit jener Zeit hat er aus ſeiner Theorie von den Schöpfungs-Mittelpunkten, den Floren und Faunen, die von einem beſtimmten Paarte der Erde ausgehen, und dieſelbe in beſtimmte Gebiete theilen, Folgerungen gezogen, die ihn zum Parteigenoſſen der Polygeniſten machen und ebenfalls zur Annahme nationsweiſer Schöpfung der Völker führen.

Einfach geſagt, zu jeder Fauna und Flora würde ein beſonderer Menſch gehören, zu den Bibern, Biſons und Bären Nord-Amerika's ein rother Menſch, wie die Indianer, zu den Löwen, Giraffen, Dattelpalmen in Afrika ein Neger u. ſ. w. Um den Menſchen mit der Fauna und Flora zu vermitteln, bieten ſich als Bindeglied höchſt natürlich die Affen und es iſt darnach nicht ſchwer, den Schimpanſe und Gorilla mit dem Mandingo und Guineaneger, den Orangutaag mit dem Malayen in Verbindung zu bringen. Agaſſiz ſpricht ſich indeſſen hierüber ſehr vorſichtig aad myſtiſch aus, und man wird nicht recht daraus geſcheidt, ob er ſich die Menſchen aus dieſen ſchon früher zu Stammvätern der Menſchheit gemachten edlen Thieren hervorgegangen, oder in ſeinem Creationscentrum aus der Erde gewachſen oder ſonſt chemiſch-homunculoidiſch componirt denkt. Dean gerade, wo es auf die Hauptſache ankommt, wird die Sprache der meiſten Naturforſcher merkwürdig unbeſtimmt, myſtiſch und ſchwaakend, oder andererſeits ebenſo dreiſt, abſprechend und apodiktiſch. Unſeres Bedenkens kann man, wenn hier wirklich von Wiſſenſchaft die Rede ſein ſoll, gar keine Theorie eher aufſtellen, ehe nicht dieſe Frage klar und präcis beantwortet iſt.

Die Theorie von den Schöpfungscentren, den verſchiedenen Faunen uno Floren, hat ihre Berechtigung und eine gewiſſe Wahrheit, leidet aber doch in Verbindung mit der Lehre von den Menſchenracen an bedeutenden Schwächen. Es iſt klar, daß in Grönland keine Kokuspalmen wachſen, oder daß das tropiſche Afrika nicht das Vaterland des isländiſchen Flechtenmooſes iſt; es möchte aber ſehr ſchwer ſein, die Gränzen dieſer Floren aad Faunen auch nur ſehr im Allgemeinen zu beſtimmen. — Einem tüchtigen Botaniker, der ein umfaſſendes Gedächtniß hat, mag es leicht ſein, gewiſſe Gruppen von Pflanzen nach ihrem geographiſchen Vorkommen zuſammen zu bringen und daraus eine gewiſſe Regel, einen gewiſſen Verbreitungskreis heraus zu konſtruiren; indeſſen glauben wir, daß das allerumfaſſendſte Gedächtniß, die größte Wiſſenſchaft nicht hinreicht, um alle Sprünge, Abweichungen und Ausnahmen von der Regel zu verfolgen und einem Geſetze zu unterwerfen, abgeſehen davon, daß trotz der bedeutendſten Forſchungen, trotz aller Reiſen und Reiſefloren die Erde noch unzählige Geheimniſſe in dieſer Hinſicht birgt. Einige neue Thatſachen ſind oft im Stande, ein ganzes Syſtem umzuſtoßen.

Nach Agaſſiz iſt der Einfluß dieſer Centra ein allgemeiner; er erſtreckt ſich auf alle Erzeugniſſe einer Gegend und ſtellt nater ihnen enge Verbindungen her, die an dem Feſtlande, den Flüſſen und Küſten haften. Nach ſeiner Idee ſind Menſchen, Pflanzen, Vögel, Säugethiere, Fiſche und ſelbſt See- oder Flußcruſtaceen u. ſ. w., inſofern ſie Kinder deſſelben Bodens ſind, alle Brüder.

Es ſcheint, daß er in den menſchlichen, thieriſchen oder pflanzlichen Gebilden das Produkt einer einzigen lokalen Kraft ſieht, die auf alle Weſen gleichſam eine Art Siegel, gleichſam als Urſprungszeugniß drückt.

Der Nachweis, wie viele Löcher dieſe Theorie hat, ſcheint uns gründlich und gelungen zu ſein. Bei näherer Betrachtung zeigt ſich, daß dieſe Schöpfungskreiſe, die Gebiete z. B. der Pflanzenfreſſer, der Fleiſchfreſſer, der Vögel, der Fiſche, Seethiere, Pflanzen u. ſ. w. ſo vielfach durchſchneiden nad durchkreuzen, daß die Ausnahme bald ebenſo mächtig auftritt, als die Regel. Wenn z. B. Neuholland in ſeinen Säugethieren in der That ein ganz eigenthümliches Gebiet bildet, daß man es für ein derartiges Schöpfungscentrum halten kaan, ſo verliert es dieſen Charakter in ſeiner Inſektenwelt, indem es dieſe mit Neu-Kaledonien und Neuſeeland gemein hat. Auf der Landenge von Suez iſt die Fauna der Luft mit der an den Küſten des Rothen und des Mittelmeeres faſt identiſch; die Fauna des Meeres dagegen an den gegenüberliegendea Ufern ſehr verſchieden. Edwards hat nicht eine Cruſtacee gefunden, die beiden gemeinſam wäre.

Nach Agaſſiz kennzeichnen ſich dieſe Schöpfungscentra durch gewiſſe Typen, die eine mehr oder minder beträchtliche Anzahl von Arten aad Gattungen umfaſſen, ihnen eigenthümlich ſind und anderwärts kaum wieder vorkommen. So iſt Neuholland weſentlich das Vaterland der Beutelthiere, Amerika der Zahnloſen. In zwei klar beſtimmten Schöpfungscentren giebt es nur wenige oder gar keine gemeinſamen Arten, noch weniger Gattungen, und dieſe charakteriſtiſchen Unterſchiede treten in dem Maaße hervor, als man ſich den höhern Gruppen nähert. Wenn man ſo den alten und neuen Continent im Ganzea nimmt, hat man klärlich die zwei größten zoologiſchea Regionen, die man aur vergleichen kann. Nun beſitzen dieſe zwei Regionen nur fünf oder ſechs Arten gemeinſchaftlich und nur eine Gattung voa Fledermäuſen; nicht eine einzige Art Affen findet ſich gemeiaſchaftlich in beiden. Neuholland bildet mit dieſen zwei Gegenden einen noch ſchneidenderen Gegenſatz.

Nach den Polygeniſten bilden die Menſchen ein aus mehreren Species beſtehendes Genus. Nach Agaſſiz bildet der Menſch nur eine Spezies, aber ſeine vervielfältigten Racen ſind auf allen Punkten des Globus entſtanden. Wir verſtehen das nicht ganz, oder nur unter der Annahme, daß ſich der Menſch aus den an jedem Schöpfungscentrum eiaheimiſchen Affen eatwickelt, daß alſo z. B. der Afrikaner meinetwegen ein modificirter Gorilla oder Schimpanſe, der Amerikaner eine dergl. Meerkatze wäre, falls ſie nicht daſelbſt aus dem Boden gewachſen und ſich voa ſelbſt naturgemäß ia die eine Species hineinbegeben. Wenn nun die Affen des öſtlichea Kontinents und die des weſtlichen grundverſchieden ſind, wenn nun Auſtralien gar keine Affen aufweiſt, ebenſowenig wie die nördlichen Schöpfungscentra, wo der weiße und gelbe Menſch auftritt, ſo wird das Wunder aoch größer und nabegreiflicher.

Die Wahrheit mag dieſe ſein, daß viele lebendige Organismen der Thiere und Pflanzen, um ſich zu erhalten und fortzupflanzen, an beſtimmte Lebensbedingungea geknüpft ſind, die ſich nur in gewiſſen örtlich umgränzten Kreiſen vorfinden, daß, wie der Fiſch im Waſſer, der Vogel in der Luft, die Gemſe auf den Bergen wohnt, ſo auch die Thiere und Pflaazen im Allgemeinen dieſe beſondere Lufttemperatur, dieſe Näſſe, Früchte u. ſ. w. bedürfen, welche ſie irgendwo vorfinden und daß ſie außer denſelben abſterben. Es iſt auch klar, daß ſich danach gewiſſe Gruppen von Thieren und Pflaazen zuſammenfinden, oder, von anderswo hergebracht, ſich akklimatiſiren und einen gewiſſen allgemeiaen Typus annehmen werden, und es gehört kein tiefes Nachdenken dazu, um einleuchtend zu finden, warum der Süden ſeine Geſchöpfe mit lebhafteren Farben malt, als der düſtere Norden. Oertliche Einflüſſe ſind alſo beſtimmt vorhanden; es folgt aber daraus für die Lehre von den Schöpfungscentren nicht Alles, was man daraus gefolgert hat.

Agaſſiz erkennt acht verſchiedene Hauptſchöpfungscentra an, die er zoologiſchr Reiche nennt: das arktiſche, mongoliſche, europäiſche, amerikaniſche, das der Neger, das hottentottiſche, malayiſche, auſtraliſche.

Das Willkürliche dieſer Eintheilung wird nun nachgewieſen, namentlich am Beiſpiele Amerika's, dos weſentlich zwei ganz getrennte Centra darbietet, wie Zoologen und Botaniker anerkennen. Nord-Amerika beſitzt eine große Anzahl Genera, ſelbſt mehrere Species, die ihm einerſeits mit Europa, andererſeits mit Aſien gemeinſchaftlich angehören; in Nord-Amerika, wie in Europa und Aſien findet man faſt immer dieſelben Typen, ſelbſt bei den Säugethieren, d. h. bei der höchſt organiſirten Klaſſe. Süd-Amerika dagegm, ſowohl mit Aſien wie mit Afrika verglichen, bildet eines drr entſchiedenſten zoologiſchen Centren, obwohl es ſich mit beiden in den charakteriſtiſchen Typen begegnet. Nord-Amerika vergtricht ſich faſt ganz mit Europa und Aſien; Süd-Amerika dagegen iſt von Europa, Aſien und Afrika gleichmäßig verſchieden.

Der nord-amerikaniſche Typusmrnſch (nach Agaſſiz), der rothhäutige Indianer lebt mit europäiſch-aſiatiſchen Thiertypen, dem Biber, dem Fuchſe, dem wilden Ochſen, dem Bären zuſammen; die ſüd-amerikaniſchen Menſchen mit gelber Farbe, voeſpeingmden Backrnknochen und ſchiefen geſchlitzten Augen gleichen ſo vollſtändig den Oſt-Aſiaten, daß ſie beim erſten Anblicke der chineſiſchen Kulis in Braſtſien dirſelben für ihre Bettern erkannten. In demſelben Striche leben Stämme, die ohne vollſtändig weiß zu ſein, wie ein Engländer aber Deutſcher, im Durchſchaitte h:llfarbiger ſind als die Spanier und Italiäner.

Wie weit dir Wiſſenſchaft gehen kann, ohne von einer großen Zahl ihrer Anhänger in ihrer Ungeheuerlichkeit erkannt zu werden, mag ein Beiſpiel krhren, das gewiß den Sprochforſchern vielrn Spaß machen wird.

Agaſſiz iſt ſo logiſch, den Wrrth und die Wirklichkeit der vergleichenden Sprachforſchung abzuweiſen. — Denn da ſeiner Theorie nach der Menſch nationsweiſe erzeugt wird — wenn wir uns etwas Beſtimmtes denken wollrn, alſa aus rer Erde wächſt oder ſich ols Affe civiliſirt — ſo iſt es ſelbſtoerſtändlich, daß die auf dieſe Wriſe entſtandenen Völker gleich ihre Sprache mit auf die Wrlt bringen. In einem Beiefe an Natt und Gliddon ſpricht er ſich darüber mit ſo vollſtändiger Klarheit aus, das wir nicht fürchten dürfen, dem berühmten Gelehrten etwas Falſches unterzuſchirben. Die Sprache iſt nach ihm dem Menſchen ſa angeboren, wie das Brummen dem Bären, das Gackern den Hühnern, das Zwitſchern den Vögeln. Nach ihm iſt die Sprache das angeborene „Gezwitſcher" jedes einzelnen Volksſtammes, und die Sprachen gewiſſer Völker ſind demnach einander aus dem Grunde ähnlich, weil z. B. die Bären in Europa oder Kamtſchatka ähnlich brummen, wie die in Amerika, die Finken ähntich zwitſchern, mögen ſie nun in dieſem oder jenem Lande leben.

Das iſt einfach Blödſinn, grobe Unwiſſenheit und Kannibalismus! weiter läßt ſich dagegen nichts ſagrn gegen einr ſolche Naturforſchung, welche, jeder höhern Idee baar, einem dummen Mateeialismus huldigt, und ihre edelſten Fähigkeiten daran ſetzt, den Menſchen zum Affen herabzuzirhen. Lügnerisch iſt ſie dazu, weil ſie nicht mit der Sprache herausrückt, wie ſie die Entſtehung des erſten Menſchen oder der erſten Menſchen rund und nett erklärt und den Leuten weiß machen will, hinter ihren tiefſinnigen allgemeinen Rerensarten ſtecke etwas Beſonderes. Entweder ſind die Menſchen aus der Erde oder aus den Bäumen gewachſen — dann ſei man ſo gut, zu geſtehen, daß bereits die alten Griechen mit ihren Sagen von den Erdgebarnen u. ſ. w. eine ebenſo geſcheidte Theoeie hatten, als die heutige dickgepanzerte, aufgeſchwollene Wiſſenſchaft — oder man verehre, wie einige indiſche Stämme es thun, Affen, Eſrl und Ochſen als Stammväter. Solche Kulte erhalten durch dieſe erſtaunlichen neuen Entdeckungen unſtreitig volle Berechtigung.

Nach diefrr Throrie darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn nächſtens ein tiefſinniger Yankee behauptet, die rothhäeigr engliſche Raçe ſei das Naturprodukt der britiſchen Inſeln und in Schottland oder ſonſt, wo beſonders gute chemiſche Bedingungen gewaltrt, ous der Erde gewachſen. Bei einer ſa tirfſinnigen und gründlichrn Wiſſenſchaft kann man die Geſchichte füglich ignoriren und ſich durch ſie in geiſtreichen Schlüſſen nicht ſtören laſſen.

Weiterhin geht der Brfaſſer näher auf den Nachweis ein, daß ſich die Einwanderung der amerikaniſchen Raçe, welche ous Aſien über die var der Behringsſtraßr liegenden Inſeln geſchehen ſein müßte, ſehr wohl denken laſſe. Man hat auch ferner in neuſter Zeit einen zweiten Golfſtrom entdeckt, welcher dom ſüdlichen Japan direkt an dir Küſten von Kaliſornien führt. Man nennt ihn den Teſſanſtrom. Sein Entdecker iſt der franzöſiſche Seecapitain Duperrey. Wrnn dieſer Strom einer frefahrenden Nation bekannt war, konnte er und mußte er Schiffe non Aſien nach Amerika führen. Es iſt ja auch bekannt, daß Mexikaner und Peruaner alte Sagen von zu Schiffe angekommenen Fremdlingen hatten.

Uebeigens liegt der direkte Beweis für die leichte Verbindung Amerika's mit Aſien darin, daß das Volk der Tſchuktſchen theils auf der aſiatiſchen theils auf amerikaniſcher Seite wohnt. Uebrigens ſind dieſe Tſchuktſchen, wie auch andere Stämme Oſt-Aſiens, von der mongoliſchen Raçe verſchieden und bilden eine Mittelgattung zwiſchen der weißen Raçe und den rothen Indianern Amerika's. Basquez de Coronado traf, wie Gomara, ein Genoſſr von Coetez, ausführlich erzählt, auf ſeiner Expedition bis etwa in die Gegend von Monterey (37 Grad) an der Küſte Schiffe mil vergoldeten Bordertheilen und ſilbernen Segelſtangen, die mit Waaren beladen waren. Die Leute, die darin waren, gaben durch Zeichen zu verſtehen, ſie ſeien dreißig Tage auf dem Meere, woraus die Spanier ſchloſſen, ſie kämen aus China oder Japan. Uebeigens haben de Gnignes und de Paravey aus chineſiſchen Werken Nachweiſe geliefert, daß den Chineſen ein ſehr fernes großes Oſtland bekannt war, und daß man dorthin ſchiffte. Andrerſeits weiß man aus authentiſchen Berichten, daß die Normannen bereits im Jahre 1000 n. Chr. Nord-Amerika entdeckt hatten, ja vielleicht ſpäter bis nach Braſilien hinabſegelten. In einer Bulle von Papſt Gregor IV. an Ansgarius, den Biſchaf von Bremen vom Jahre 835 werden bereits Miſſionen in Island und Grönland erwähnt. Auch machen Basken und Kelten Anſpruch darauf, Amerika noch früher entdeckt zu haben. Reſte der weißen Männer hat man noch in neuer Zeit entdeckt; es giebt in Grönland einzelne Schaaren Eingeborner von völlig normanniſchem Typus, die ober Sprache und Religion ihrer Väter vergeſſen haben; auch die Conquiſtadoren erzählen von weißen Männern, die ſie hier und da unter den Rothen trafen. Ebenſowenig wird man zuletzt Einwanderungrn ans Afrika über die kanariſchen Inſeln her in Abrede ſtellen können. Von Basco Nuñez de Balboa, aus den erſtrn Zeiten der Eroberung, wird glaubhaft berichtet, daß er auf der Landenge von Darien echte wirkliche Neger traf. Auf der Inſel St. Vincent lebten ſchwarze Caroiben, von den rothen unterſchieden. Sa auch die negerartigen Jamaſſis von Florida, die jetzt ausgerottet ſind, ebenſo die gleichfalls vertilgten Charrua. Griechen, Römer, ſelbſt Phönizier haben Amerika ſchwerlich grkannt, aber doch giebt es dunkle Kunden, daß dir Atlanten, ein ſeefahrendes Volk in Mauritanien, ein ſehr großes Feſtland im Wrſten kannten.

Sehr intereſſant ſind zuletzt die Nachweiſe, die über die Veränderungsfähigkeit der Menſchenraçen gegeben werden und die alle darauf hinauslaufen, daß das örtliche Klima, die Bodenbedingungen, die Lebensart, Kulturverſchiedenheit einen ungeheuren Einfluß auf den menſchlichen Körper übt, wenn derſelbe auch erſt anfängt, in Jahrhunderten bmerkt zu werden. Das widerfährt der weißen, wie der ſchwarzen Raçe.

„Der angelſächſiſchr Amerikaner bietet von der zweiten Generation ab Züge des indiſchen Typus, die ihn den Lenni-Lenapes, Irokeſen und Tſcherokes annähern. Später ſchrumpft das Drüſenſyſtem zum Minimum ſeiner Normalentwickelung zuſammen; die Haut wird trocken, wie Leder, verliert die Friſche, Farbe und Röthe der Wangen, die ſich beim Manne durch einr ſchmutzige Fahlheit, bei der Frau durch eine fade Bläſſe erſetzt. Der Kopf zieht ſich zurück, rundet ſich oder ſpitzt ſich zu; er bedeckt ſich mit glattem, dunkelfarbigem Haare; der Hals verlängert ſich; man bemerkt eine große Entwickelung des Jochbeines und der Kaumuskeln. Die Gruben der Schläfe werden tief, die Kinnbacken derb. Die Augen liegen in tirfen Höhlen und nahe beiſammen, die Iris iſt dunkel, der Blick ſtrhend und wild; der Körper der langen Knochen verlängert ſich, namentlich am Oberleibe, ſo zwar daß man in England eigene Handſchuhe fabrizirt, weil die Finger außergewöhnlich lang ſind. Das Becken der Frau nähert ſich dem des Mannes." (Pruner-Bey).

Ebenſo iſt es dem keltiſchen Kreolen in Canada ergangen: „Sein Teint hat eine Art Grau angenommen, ſeine Haare fallrn platt auf die Schläfe herab, wie die des Indioners. Wir erkrnnen in ihm nicht mehr den europäiſchen Typus, noch weniger den keltiſchen." (Th. Pavie).

Ebenſo Deſor, der namentlich die auffallende Verlängerung des amerikaniſchen Halſes bemerkt, Smith u. a. Der Unterſchied zwiſchen Anglo-Amerikanern und neu zugewandertrn Engländern iſt auffallend. Smith bemerkt ſogar, das der erſtere, abgeſehen von ſeiner Civiliſation, vielfach indianiſchr Charakterzüge, angenommen; „man findet bei den einen mit dem Geſichtswinkel den Stolz und die Liſt des Irokeſen, bei andern mit dem Aeußern die Grobheit, den Freimuth und Unabhängigkeitsſinn des Illinois und Tſcheroki." Abbé Braſſeur führt die Außerung eines ausgezeichneten amerikaniſchen Mannes an, der bei einer Unterhaltung zu ihm geſagt: „Nach den Zügen des Geſichtes wie des Charakters ſind wir Huronen geworden."

Eine ähnliche Veränderung geht mit den Negern in Amerika vor, die sich sowohl heller färben, als auch mildere Züge annehmen, je länger sie dort heimisch geworden. Nach diesen und vielen andern Belegen ist es nicht schwer zu erklären, wie z. B. die Bevölkerung des Nilthals mit seinen ganz eigenthümlichen Lebensbedingungen einen so scharf ausgeprägten Charakter zeigte.

Belgien.

Belgische Bibliothek.

War schon die „Blomische Bibliographie" des Dr. Snellaert (Gent 1857), welche wir zur Zeit in diesen Blätteen besprochen haben, eine sehr erwünschte Gabe, so enthielt sie doch nur ein Verzeichniß aller in Belgien erschienenen Bücher in niederdeutscher Sprache. Die französisch-belgische Literatur blieb gänzlich ausgeschlossen, und dadurch waren die Arbeiten der meisten belgischen Gelehrten bisher nur denen zugänglich, welche in Belgien gelebt hatten, oder mit Belgien in direkter Verbindung standen.

Um daher die belgische Literatur in ihrer Gesammtheit zur allgemeineren Kenntniß zu bringen, hat es die Verlagshandlung von A. Schnor in Brüssel unternommen, unter obigem Titel einen Katalog der hauptsächlichsten Werke herauszugeben, welche von 1830 bis 1860 in Belgien erschienen sind, und sie hat sich dadurch unstreitbar ein großes Verdienst nicht nur um Belgien, sondern auch um die bibliographische Wissenschaft im Ganzen erworben.

Das Verzeichniß, von welchem absichtlich die verschiedenen Reglements der Behörden oder einzelner Körperschaften und Gesellschaften, sämmtliche Schul-, Andachts- und Gebetbücher, alle Broschüren und politischen Tagesblätter ausgeschlossen sind, enthält in 21 Abtheilungen die bedeutendsten Erscheinungen der belgischen Literatur seit 1830 aus allen Zweigen des Wissens.

Als Grundsatz bei der Aufnahme eines Buches in diesen Katalog galt es, wie der Herausgeber in der Vorrede sagt, nicht blos den wahren literarischen Werth des betreffenden Werkes allein entscheiden zu lassen, sondern auch auf den Stoff, den es behandelt, und auf den Namen und die Stellung des Verfassers Rücksicht zu nehmen. Deshalb finden wir darin auch einige, wenngleich wenige Bücher, welche von belgischen Schriftstellern außerhalb Belgiens veröffentlicht wurden, Uebersetzungen von Werken, die für Belgien Wichtigkeit haben, und mehrere Arbeiten Fremder, die in Belgien erschienen sind.

Eine höchst willkommene Zugabe ist das Verzeichniß sämmtlicher Werke, welche die verschiedenen Gesellschaften der Bibliophilen Belgiens herausgegeben haben, sowie die genaue Angabe des Inhalts aller Preis- und Denkschriften der königlich belgischen Akademie.

Daß dieser erste Katalog noch nicht auf ganze Vollständigkeit Anspruch machen kann, liegt theils in der Natur eines solchen Unternehmens, theils in den unendlichen Schwierigkeiten, mit welchen die Herbeischaffung des Materials zu einem derartigen Werke in Belgien mehr als irgend anderswo zu kämpfen hat. Doch läßt uns einerseits das patriotische Interesse, welches der Herausgeber an dem Gelingen seines Planes zu haben scheint, die Bedeutung der belgischen Literatur dem Auslande gegenüber geltend zu machen, andererseits der anerkannte Ruf des gelehrten Bibliothekars des Königs der Belgier und Redacteurs des Bulletin du bibliophile belge, Dr. August Scheler, welchem wir die Zusammenstellung des Katalogs danken, hoffen, daß dieses Verzeichniß allmählich den Forderungen jedes Bibliographen gerecht werden wird.

Finnland.

Neueste Erscheinungen der finnischen Literatur.

Wir fassen hier zusammen, was die letzten fünf Jahre in Finnland Bedeutendes hervorgebracht. Unverkennbar zeigt sich in unseren Tagen bei den Finnen wie bei den kleinen Völkern Europa's überhaupt ein starker Trieb, ihre Nationalität zu hegen und zu kräftigen. Nachdem ein großer Schatz alter vaterländischer Sagen, Lieder und anderer Erzeugnisse des finnischen Volksgeistes an's Licht der Oeffentlichkeit gefördert ist, bestrebt man sich gleichsam um die Wette, historische Urkunden zu sammeln und auf dem Grunde dieser Urkunden die vaterländische Geschichte nach allen Seiten weiter auszubauen. Die eine lange Periode hindurch neben dem Latein als Organ der Wissenschaft vorwaltende schwedische Sprache weicht allmählich der immer kühner ihr Haupt erhebenden Suomi-Sprache, für welche man auch in grammatischer und lexikalischer Beziehung mit Vorliebe thätig ist.

Der sehr wackere, in Castrén's Fußstapfen tretende linguistische Wanderer August Ahlqvist (mit seinem finnischen Namen Oksanen) hat im vergangenen Jahr ein erstes Bändchen seiner Gedichte und metrischen Uebersetzungen drucken lassen, unter dem gemeinsamen Titel Säkenia, d. i. Funken. Das selbständig Gedichtete athmet tiefe Gemüthlichkeit, hin und wieder mit einem Anflnge von Schwermuth und glühende Liebe zur Heimat, überhaupt wie zum Lande Soro (der engeren Heimat des Verfassers) insbesondere. Unübertroffener Meister im praktischen Gebrauche des eben so schönen als schwierigen Suomi, versteht es Ahlqvist, sein mütterliches Idiom jedem Versmaße des antiken und modernen Europa anzuschmiegen, und erfaßt auch den Geist fremder Originale, wie Wenige. Obgleich das Finnische nicht so glücklich ist, eine Schwester oder ein Cousinchen des Sanskrit heißen zu können, so möchten wir doch von der stolzesten „indo-germanischen" Sprache den Beweis verlangen, ob sie z. B. unseres Schiller's „Glocke" in Form und Gehalt noch ungefälschter wiederzutönen fähig, als das bescheidene Suomi.

Bei den wenigsten unserer Leser dürfen wir Kenntniß dieses Idioms voraussetzen. Dennoch sei hier eine Probe der Ahlqvist'schen Nachbildung des Schiller'schen Lehrgedichts mitgetheilt; es ist die Stelle „Hoch vom Dome" bis „Wird die Fremde liebeleer." *

Kirkon päältä
Harvahan
Kaikuu kellot
Hautahan.
Suru-kelloin ääni saattaa aiellä
Matka-miestä viimoiselllä tiellä.

Punison, sen uskollisen,
Ah sen hellän lasten äitin
On nyt Tuoni temmannunna,
O miltansa attanunna
Micheltä ja lapseltai,
Joita hällin mouta sai,
Joita itse kasvatti,
Hellästi myös hoiteli.
Valn on nyt perheen, huoneen
Jjäksensä ammuuut,
Kuin on perheen äiti Tuoneen
Majansa nyt muuttanut;
Hännu kaipaa huoliansa
Lapsi parvi äitittöu,
Tiassansa, toimissansa
Liikkuu vieras lemmetön.

Nicht weniger meisterhaft sind „Stahat mater," „Diea illa" und verschiedenes Andere bearbeitet. Ein der Sammlung beigegebener „Politischer Traum" enthält in naiver Märchen-Prosa eine allegorische Erzählung der Schicksale des finnischen Volkes, mit tröstlichen Vorahnungen. Diese reizende Phantasie erschien bereits 1847 in der Zeitschrift Suometar.

Die Literatur-Gesellschaft zu Helsingfors hat im gegenwärtigen Jahre den Anfang gemacht, eine Auswahl fremder Bühnenstücke unter dem Titel Näytelmistö (Schauspielbuch) in finnischer Uebertragung herauszugeben. Die uns vorliegende erste Lieferung enthält: „Erste Liebe" (ensimmäinen rakkaus), einaktige Komödie nach Scribe — der „Glattzüngige" (linkas kielinen), nach Schiller's Bearbeitung des „Parasit" — „Selima," nach Schiller's Bearbeitung der „Turandot" — Lessing's „Emilia Galotti." Die Auswahl ist ziemlich bunt genug; was soll aber damit bezweckt werden? Will man eine nationale Bühnen-Poesie wecken? Allein die sogenannte Crême der Gesellschaft und überhaupt die Bevölkerung der Städte versteht viel besser Schwedisch als Finnisch, und auf dem Lande giebt es weder Schaubühnen noch Enthusiasten der Dramaturgie. Jeder gebildete Finnländer kann außerdem die dramatischen Schöpfungen der tonangebenden Völker Europa's in den Ursprachen lesen.**

* Bibliotheca Belgica. Treute années de la Littérature Belge. Bruxelles 1861

* Wiederholung desselben Vokals deutet wie im Deutschen einen langen Vokal an; in ist immer i-n; y spricht man ü, und h am Ende der Silben wie deutsches ch, also z. B. ah wie ach. Der Hauptton trifft die erste Silbe.

** Wir kennen nur zwei selbständige Bühnenstücke aus finnischer Feder, deren Sprache überdies, obgleich sie vaterländische Stoffe behandeln, die schwedische ist. Beide haben denselben Verf. Prof. Cygnäus zu Helsingfors: über das Erste „Herzog Johann's Jugendträume," berichteten wir in Nr. 123 des „Magazin" vom Jahre 1856; das Andere „Claus Fleming's Leiden," erschien bereits 1851

Gehen wir zu den historischen Arbeiten über. In die nordische Vorwelt führt uns eine, die gediegene Zeitschrift Suomi für 1859 eröffnende Abhandlung Lindström's: „Sind Lappen und Finnen zu verschiedenen Zeiten nach Norden gewandert?" Diese Untersuchung leitet zu den Ergebnissen: 1) daß beide Stämme (im hohen Alterthum viel weniger als jetzt unter sich verschieden) auf ihren Zügen immer einander begleiteten; 2) daß die Finnen überhaupt Europa's älteste (?) Bewohner gewesen und höchst wahrscheinlich bereits durch die Kelten in ihre nordischen Wohnsitze gedrängt wurden. Die Arbeit des Herrn L. ist übrigens schwedisch geschrieben. In derselben Sprache erzählt der Dichter und Aesthetiker Cygnäus sein 1858 herausgekommenes, sehr ausführliches und von warmer, patriotischer Begeisterung zeugendes „Leben J. Z. Dunker's," jenes Finnländers deutscher Abkunft, welcher zu den edelsten Helden und Opfern in dem unglücklichen letzten Kriege der Schweden gegen Rußland gehörte.*

In gediegener finnischer Prosa erzählt Herr Yrjö Koskinen ebenso erschöpfend und anmuthig als musterhaft parteilos den sogenannten „Kenlenkrieg" (Nuijn Sota), der nur Wenigen unserer Geschichtsfreunde bekannt sein dürfte. So betitelt man nämlich in Finnland eine blutige Empörung der finnischen Landleute gegen ihren vornehmen Landsmann Klaus Fleming, den, König Sigismund's Interessen unbeugsam (obwohl ohne Selbstsucht) ergebenen, allmächtigen Ober-Statthalter für Schweden (1591—1597). Der Aufstand selbst umfaßte zwar nur eine Zeit von vier Monaten (November 1596 bis Februar 1597), aber Herr Koskinen führt die Geschichte fort bis zu Herzog Karl's (später König Karl's IX.) Rückkehr von seinem zweiten Siegeszuge gegen die Junker-Wirthschaft in Finnland (1599), und beginnt mit 1593, als dem ersten Jahre nach dem Tode König Johann's III., der seinem Nachfolge einen wankenden Staat hinterließ. Außerdem schickt der Verfasser eine gedrängte Uebersicht der Schicksale Schwedens und Finnlands seit Gustav Wasa voran, um den nordischen Bauernkrieg recht gründlich zu motiviren. So sind zwei Bände entstanden, die mit Einschluß der chronologischen Uebersicht zusammen gegen 500 Seiten umfassen.

Schon zweihundert Jahre vor Gustav Wasa mit Schweden vereinigt, hatte das finnische Volk eine lange Periode hindurch wenig Grund zu Beschwerden. Während ihre esthnischen Brüder unter den deutschen Rittern in harte Sklaverei geriethen, wurden die Suomalaiset Pflegekinder des damals freiesten Volkes in Europa, welches den Beherrschten dieselben Vortheile gönnte, deren es selber sich erfreute: abendländische Kultur und politische Freiheit des Landmanns. Die Kriege, welche König Johann wider Rußland führte, brachten viele Leiden über Finnland, und namentlich waren die Wirkungen desjenigen, der im Jahre 1585 endete, von der Art, daß man behaupten kann, der „Kenlenkrieg" sei unmittelbar daraus entsprungen. Außer den gewöhnlichen Uebeln im Gefolge eines Krieges hatte der lange Waffenlärm noch andere Folgen, die dem wackern finnischen Landmann seine edelsten Güter zu rauben drohten — Uebergewicht des Kriegsvolks und wachsender Uebermuth des Adels wie der Beamten. Am empfindlichsten fühlbar wurde dieser ungewohnte Druck in der Regierungszeit des unfähigen, dem Junker- und Pfaffenthum verfallenen Sigismund. Eine wesentlich andere Individualität war Karl, des Königs jüngster Bruder und von allen Söhnen Gustav Wasa's der einzige, auf welchen Geist und Seelenstärke des Vaters sich vererbt hatten. Schon als Herzog hielt Karl in demjenigen Theile Schwedens, den er zu verwalten bekam, die Reformation aufrecht, den Adel in Zucht, und bestrebte sich, Handel und Boden-Kultur auf jede Weise zu heben. Für die Zeit der Abwesenheit Sigismunds (in dessen neuem Königreich Polen) zum Reichsverweser ernannt, blieb er seinen Grundsätzen treu und handelte den Absichten seines Bruders ungescheut entgegen. Den Beschwerden der Finnen lieh er nicht blos ein „gnädiges Ohr;" er nahm sich des unterdrückten Volkes so thätig an, als Entfernung und Umstände es nur gestatteten, und gewiß hätten seine weisen Maßregeln die Empörung abgewendet, wäre nicht als Sigismund's Statthalter in Finnland ein Mann aufgetreten, eben so klug und energisch, und gewiß auch ebenso fest überzeugt von der Gerechtigkeit der eignen Sache, wie Karl selber. Dieser Mann war eben Klaus Erikson Fleming. Der Kampf, welcher zwischen Karl und Sigismund ausbrechen sollte, gestaltete sich anfänglich als ein Kampf zwischen dem Herzog und dem allmächtigen Statthalter; doch war es den kraftvollen Gegnern nicht beschieden, einander auf dem Schlachtfelde gegenüber zu treten. Der Herzog rüstete zu einer kriegerischen Unternehmung gegen seinen Feind, nachdem er den Abgeordneten des finnischen Landvolks offnen Widerstand angerathen und seine Unterstützung verheißen hatte; aber noch ehe er seinen Schützlingen Hülfe schicken konnte, ja noch ehe die Kunde von dem erfolgten Aufstand nach Schweden gelangt war, hatte Fleming die Empörer (in der vierten Schlacht) entscheidend geschlagen. Wenige Monate darauf starb der Sieger und erhielt zu seinem Nachfolger den vortrefflichen Arwed Stålarm, der aber nicht wieder gut machen konnte, was verdorben war. Karl erschien zwei Mal mit einem Heer in Finnland, bemeisterte sich des ganzen Landes und züchtigte die Aristokratie bis zur Vernichtung. Daß der finnische Bauer noch heutzutage sein Andenken sehr verehrt, kann man sich denken.

Ein streng wissenschaftliches Werk in Suomi-Sprache, betitelt Suomen kasvisto, d. i. Finnlands Flora, gedruckt 1860, ist die ausführlichste Zusammenstellung aller auf finnischem Boden gedeihenden Gewächse mit ihren botanischen (lateinischen) und den landesüblichen Namen, und mit Angabe der charakteristischen Merkmale, aber diese nur im Suomi, nicht zugleich auch lateinisch. Das Werk enthält mit Einschluß der Register 376 eng, aber sauber und schön bedruckte Seiten; dazu drei Tabellen in Steindruck, auf welchen die technischen Ausdrücke illustrirt sind.

W. Sch.

* Diese Biographie bildet den ersten Theil eines größeren Werkes: „Bilder aus dem Leben vergangener Zeiten." Eine Episode daraus, den Marchese Paoluccl betreffend, haben wir in Nr. 24. d.s diesjährigen „Magazin" mitgetheilt.

Griechenland.

Lieder- und Klagelieder des neugriechischen Volks.

Im Jahre 1860 erschien eine Sammlung neugriechischer Volkslieder, von Dr. A. Passow,* über welche wir auch in d. Bl. (Nr. 34 des vor. J.) Einiges bemerkten. Mußte namentlich, selbst neben dem gerechten Tadel der zum Theil sehr unkritischen Textbehandlung der Originale, der für Viele sehr unerwartete Reichthum des zusammengestellten Liederschatzes im griechischen Volke und eine gewisse Vollständigkeit der Sammlung volle Anerkennung finden, so war auch besonders der Wunsch gerechtfertigt, daß dieser Liederschatz, wenigstens theilweise und in bestimmter Auswahl, dem deutschen Publikum durch eine Uebersetzung näher gerückt und zugänglich gemacht werde. Wir freuen uns, daß dieser Wunsch nicht unerfüllt geblieben ist und er vielmehr so bald eine unerwartete Erfüllung gefunden hat. Es liegt uns nämlich vom Herausgeber der griechischen Originale selbst eine solche Auswahl unter dem Titel vor; „Liebes- und Klagelieder des neugriechischen Volkes übersetzt von Arnold Passow,"** auf die wir hiermit aufmerksam machen. Da wir eben so fern von einem in blinder Schwärmerei besungenen Philhellenismus vergangener Jahrzehnte, als von der falschen und unverständigen Antipathie gegen neugriechisches Leben und Streben sind, so können wir es nur billigen, daß dem Verfasser der vorliegenden Uebersetzung als besonderer Beweggrund dabei der Wunsch nahe lag „ein größeres Publikum von neuem auf den Werth der Neugriechischen Volkspoesie hinzuweisen". Zu diesem Zwecke hat er eine „Auswahl der schönsten Gedichte" aus seiner Sammlung der neugriechischen Originale, „welche zum größten Theile noch gar nicht in's Deutsche übertragen waren," zusammengestellt, und sie als: „Liebeslieder," „Lieder aus und an die Fremde," „Klagelieder" und „Lieder vermischten Inhalts" im Einzelnen rubricirt. Man kann es sich ersparen, die Uebersetzung mit dem Originale zu vergleichen, um zu entscheiden, ob wirklich die Lieder „möglichst wortgetreu" widergegeben worden seien, und eben so mag man an manchen „Hörten gegen die deutsche Sprache" weitee keinen Anstoß nehmen: man darf sich aber des Dargebotenen vielfach freuen und muß den Werth der neugriechischen Volkspoesie anerkennen.

* Leipzig, Teubner.

** Magdeburg, Creutz'sche Buchh. 1861.

Mannigfaltiges.

— Preußen's Beetretee in China. Wir lesen Folgendes in einer französischen Korrespontenz aus China über die dortigen Handelsverhältnisse: „Seit der Oeffnung China's bis heute haben die Deutschen hier auf dem Fuße vollkommner Gleichheit mit den Angehörigen der Länder gelebt, welche Verträge mit China geschlossen. Die preußische Regierung hat den gefährlichen Ehrgeiz gehabt, besondere Verträge schließen zu wollen. Sie hat also einen Gesandten nach China geschickt,

den Grafen Eulenburg, der sich gegenwärtig in Tientsin befindet, der aber trotz des Eifers, den er entfaltet, das, was er verlangt, noch nicht hat erhalten können. Dies ist um so merkwürdiger, als früher die chinesische Regierung nie Schwierigkeiten gemacht hatte, andere Nationen Theil nehmen zu lassen an den Privilegien, die sie gezwungenerweise Frankreich, England, Amerika und Rußland zugestanden. Es ist indeß wahrscheinlich, daß Graf Eulenburg schließlich den gesuchten Vertrag erlangen wird; denn er ist mit einer wahrhaft chinesischen Geduld begabt, und überdies ein sehr gescheidter Mann, der gelegentlich einige rechtzeitige Drohungen dürfte einfließen lassen. Wäre er der Unterstützung des englischen Gesandten, Mr. Bruce sicher, so würde sein Erfolg noch wahrscheinlicher sein. England ist heute Herr in China und seine Beamten üben dort eine discretionäre Gewalt aus."

So weit das französische Journal, die R. d. d. Mondes. Wir haben in der Zwischenzeit bereits erfahren, daß der Vertrag zu Stande gekommen. Daß der französische Gesandte sich nicht für Preußen interessirt hat, scheint aus der angeführten Stelle hervorzugehen; dasselbe dürfte auch bei dem englischen der Fall gewesen sein, wenn wir nach der allgemeinen Gesinnung Englands und seiner Politik urtheilen dürfen, die überall dan Lord Palmerston's persönlichen Motiven inspirirt ist. Es freut uns darum doppelt, aus fremdem Munde zu hören, daß die Vertretung Preußen's in so guten Händen gewesen ist.

— Kredit- und Consum-Vereine des deutschen Gewerbestandes. Wir haben in diesen Blättern der früheren Jahresberichte des Herrn Schulze-Delitzsch über die nach seiner Anleitung in den verschiedensten Gegenden Deutschlands gegründeten, auf Selbsthülfe der Betheiligten ruhenden, Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften des kleinen Gewerbestandes gedacht, und wollen nicht unterlassen, auch auf den kürztich für 1860 erschienenen Jahresbericht* hinzuweisen. Der Jahresbericht pro 1859 schätzte die Zahl der hierher gehörigen Genossenschaften auf 200 Barschuß- und Kredit-Vereine und 100 Rohstoff-Associationen und ihren Gesammtverkehr in jenem Jahre auf sechs Millionen bei den ersteren und auf eine halbe Million Thaler bei den letzteren. Ende 1860 stellte sich aber das Sachverhältniß dahin, daß die Zahl der Vorschuß- und Kredit-Vereine auf mindestens 300, der Rohstoff-Associationen auf mindestens 150 und der Consum-Vereine auf mindestens 50, also der Genossenschaften dieser Art überhaupt auf fünfhundert angeschlagen werden muß, und konnten davon bereits im Jahresberichte 257 Vorschuß- und Kredit-Vereine, 116 Rohstoff-Associationen der Handwerker und 14 Consum-Vereine namhaft gemacht werden, von denen in demselben Jahre der Gesammtverkehr wahrscheinlich zwölf Millionen Thaler überstiegen hat, wofür die mitgetheilten Tabellen den näheren Anhalt gewähren. Bekanntlich hat Herr Schulze-Delitzsch ein Central-Korrespondenz-Bureau dieser Genossenschaften errichtet, dessen Leitung er in uneigennützigster Weise — da die eingehenden Beiträge bisher kaum die nöthigsten Bureaukosten deckten und erst von einer allgemeineren Betheiligung der Genossenschaften, die im Interesse der Sache sehr zu wünschen ist, auch eine Besoldung des Vorstehers und Leiters übrig bliebe — selbst übernommen hat. Gleichzeitig hat er in dem von ihm redigirten Blatte: „Die Innung der Zukunft" ein Organ gegründet, durch welches die schwebenden Fragen, vorkommenden Bedenken und wichtigeren Interessen der Genossenschafts-Bewegung eingehend behandelt und erledigt und die einzuschlagenden Wege behufs eines gleichmäßigen, geordneten und einmüthigen Vorgehens sofort zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden. Hoffen wir, daß der wackere Begründer des Instituts das für den kleinen Gewerbsstand Deutschlands von segenreichster Wirkung zu sein verspricht, sich fortan weniger, als es noch im Jahresberichte pro 1860 der Fall ist, über den Mangel an Gemeingeist in unserem Vaterlande zu beklagen Ursache haben wird.

— Montalembert's Werke. Graf v. Montalembert hat seine gesammelten Werke herausgegeben. Mazade, der dieselben in der R. d. d. M. anzeigt, kritisirt sie selbst und den Verfasser sehr scharf: Der Mittelpunkt des Mannes und seiner Werke ist nicht ein Prinzip; ihn treibt eine unzerstörbare Lust am Kämpfen selbst, wie sie etwa ein Fechter von Profession empfindet. Bei seinem ersten Auftreten, unmittelbar nach den Julitagen, schwebte dem Jüngling das abstrakte Bild einer freien Kirche im freien Staate vor: die Kirche sei völlig frei von aller Verbindung mit weltlichem Despotismus; sie habe vielmehr sehr lebhafte Sympathien für das Wahl des Volkes; aber um diese bethätigen zu können, müsse ihre Freiheit unangetastet bleiben. So wurde die Kirche weit hinausgehoben über das Gebiet der Politik, aber sie sollte auf ihren Gang dennoch bedeutenden Einfluß behalten durch ihren Zusammenhang mit dem Volkswohl. Sie erschien revolutionärer als diejenigen, die im Namen der Freiheit die Revolution hervorgerufen, denn sie war die Gegnerin jedes weltlichen Despotismus d. h. für sie jeder patitischen Selbstständigkeit; aber indem sie den großen moralischen Einfluß auf die Gemüther ungeschmälert zu erhalten sich bemühte, war sie konservativer, als die Reaction. Das war damals die Basis Montalemberts, und heute wie damals steht er auf dem abstrakten Standpunkt, der die schroffsten Gegensätze in sich vereinen will und darum Nichts ist. Er ist kein Legitimist, denn wie er seine öffentliche Thätigkeit mit den ausgesprochensten Sympathien für die Juli-Revolution und den Abfall Belgiens begann, so hat er in neuester Zeit die Sache der Kirche auf die Wühlereien in Polen gestützt. Er ist trotz seiner Versicherung, daß die Freiheit das Idol seiner Seele sei, kein Liberaler, denn die Erhebung Italiens, auch wa sie noch nicht die Interessen des Papstes zu bedrohen schien, war ihm verhaßt. Er ist kein Parteichef, denn der Abfall vieler seiner früheren Kampfgenossen traf ihn kaum persönlich; seine politische Thätigkeit treibt er wie ein vornehmer Herr, der die Religion und die parlamentarischen Kämpfe für die einzigen Passionen hält, die seines Standes würdig sind. Er ist kein Schriftsteller, denn es fehlt seinen Arbeiten alle Einheit des Planes; seine Werke sind nicht Darstellungen bestimmter Ideen, sondern Memoiren, die allein für die Beurtheilung des Entwickelungsganges seines Geistes von Werth sind. Seine Zwecke hat er durch seine politische Thätigkeit nicht gefördert, „indem er die Religion zwar im Prinzip außerhalb der Parteien stellte, aber bei jedem Einzelfall dieses Prinzip brach, versetzte er sie thatsächlich von ihrem erhabenen Platze mitten in das parlamentarische Getriebe, und unterwarf sie allen den Anfechtungen, Gefahren, Niederlagen, denen eine Partei ausgesetzt ist. Glaubt er wirklich der Kirche damit einen Dienst erwiesen zu haben?"

— *Modern British Dramatists.* Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist jetzt unter Mitwirkung des durch sein „Leben Goethe's" rühmlich bekannten G. H. Lewes eine Auswahl aus den Werken neuerer britischer Dramatiker erschienen,* die auch den 7. und 8. Band der in demselben Verlage erscheinenden und bereits in diesen Blättern angezeigten „Library of British Poets" bildet. Sie enthält eine Sammlung des Besten, was die dramatische Literatur Englands in einer Periode hervorgebracht hat, in welcher sie allerdings von ihrer früheren Höhe tief herabgesunken, aber doch immer nicht ohne einen Reflex ihres alten Glanzes geblieben ist. Die uns vorgeführten Schriftsteller sind, außer Bulwer und Sheridan Knowles, deren Stücke auch in Deutschland nicht ganz unbekannt sind, Leigh Hunt („A Legend of Florence"), Douglas Jerrold, Talfourd („Ion"), Bourcicault, Oxenford, Tom Taylor und Charles Reade, endlich Planché, dessen „Fortunio" als Typus der in England sehr beliebten Weihnachtsspektakel mitgetheilt wird. Daß einige dramatische Dichter, die sich jedenfalls mit mehr als einem der genannten messen können, wie Henry Taylor, Browning und Marston, übergangen sind, rührt wohl davon her, daß Herr Lewes nur solche aufgenommen hat, deren Produkte sich auf der Bühne Erfolg errungen haben; doch würde es, wie uns scheint, nicht unzweckmäßig sein, wenn er später, vielleicht als Supplementband, einige dieser „Great Unacted" nachfolgen ließe. Die von ihm vorangeschickten biographischen Notizen sind leider zum Theil ziemlich dürftig ausgefallen; so hätten wir gern etwas Näheres über Dion Boureicault erfahren, der mit seiner „London Assurance" vor einigen zwanzig Jahren in England und Amerika Furore machte und dessen „Colleen Bawn," in welchen er und seine Frau die Hauptrollen spielen, neuerdings so außerordentliche Erfolge erlebt hat. Gerade für deutsche Leser haben dergleichen Notizen das meiste Interesse; fällt es Herrn Lewes, der in London und in beständigem Verkehr mit den dortigen literarischen und künstlerischen Kreisen lebt, unmöglich gewesen sein, sie zu beschaffen? — Die Ausstattung der vorliegenden Sammlung ist, wie die der „Library of British Poets" überhaupt, äußerst sauber; der Druck, so weit wir ihn zu untersuchen Gelegenheit hatten, korrekt.

* Leipzig, Verlag von Gustav Meyer, 1861.

* Selections from the Modern British Dramatists. With Introduction and Biographical Notes by G. H. Lewes Esq. 2 vol. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernehmen sowohl das Journal des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes, in Berlin auch der Zeitungs-Expediteur Neumann, Unterwasserstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefe, entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionär Gustav Hempel's Buch-, Kunst- u. Musikhandlung in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Zeilen in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 51. Mittwoch, den 18. December 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Ungarn. Seite
Die magyarische Literatur vor und nach der Revolution 601
Frankreich.
Die Revolution und die Doctrine. I. Royer-Collard 602
Orientalische Studien, von A. Franck. Rechts-Philosophie des Orients . . 604
Italien.
Ein Lectionskatalog der Universität zu Bologna 605
England.
Thomas Hood 607
Dänemark.
Die freiwillige Volksbewaffnung in Dänemark 608
Griechenland.
Der in Zante aufgefundene Bibel-Codex 610
Deutschland und das Ausland.
Das preußische Gesetz über die Stempelsteuer der Presse vom 29. Juni 1861 „
Erwiederung 611
Mannigfaltiges.
Der Münchener „Volksbote" und das monarchische Prinzip . . . „
Denkmal für Fichte in dessen Geburtsort . . . . . „
Erinnerungen an Ernst von Lasaulx 612
Farben-Harmonie und Damen-Toilette . . . . . „
Weihnachts-Literatur . . . . . „
Internationales Verlagsrecht . . . . . „

Ungarn.

Magyarische Literatur vor und nach der Revolution.

Es gehört zu den Charakterzeichen des ungarischen Wesens, daß die Literatur der ungarischen Nation aus der Reaction von unten nach oben hervorgegangen ist, aus der Reaction separatistischer Bestrebungen gegen die Centralisation, des eigenthümlichen nationalen Bewußtseins gegen die Germanisation Oesterreichs. Zur edelsten Erscheinung gelangte diese Reaction in der Bewegung, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begann und ihre indirekte Quelle in dem Druck hatte, welchen der Josephinismus auf das nationale Leben Ungarns ausübte, die direkte Quelle aber in dem erfrischenden, regenerirenden Hauch, der ganz Europa durchwehte. Klassischer Geist weht darum auch in den ungarischen Zeitgenossen Goethe's und Schiller's. Doch das ungarische, ungelehrte Volk ging in jener Regenerations-Periode der ungarischen Literatur leer aus; es zehrte noch an alten Geschichtsbüchern, die ihren Ursprung bis in das 16. Jahrh. zurückdatiren.

„In jener Zeit — so charakterisirt ein ungarischer Schriftsteller* die berührte Periode — war der Nation die Literatur nicht das, was heute, sie umfaßte nicht die ganze geistige Thätigkeit der Nation. Die Vorlesungen vieler Professoren blieben nur das Eigenthum eines kleineren Kreises. Viele schöne Gedichte dienten nur zum Vergnügen des Dichters selbst und seiner Familie, sie lebten und starben mit ihm. In jener Zeit des im engen Familienkreis concentrirten Lebens, der starken Individualitäten wurde nichts Anderes geschrieben, als was für das Nöthigste, das Beste gehalten wurde. Nur einige Muthigere traten mit ihren Empfindungen, Gedanken und Ansichten in die Oeffentlichkeit; bescheidene Zurückhaltung, Respekt vor der Autorität, Furcht vor Neuerungen, Empfindlichkeit gegen Beurtheilung, und jene Insichgekehrtheit, welche ein Charakterzug der aus starken Individualitäten bestehenden, und dadurch starken Nationen ist, hielt den größten Theil in Schranken. Es ist das zugleich ein Zeichen von den Wirkungen des Feudalismus auf den öffentlichen Geist nach oben und unten."

Eine Art von Feudalismus machte sich überhaupt nicht allein in der gesellschaftlichen Gliederung, sondern im ganzen, wenn wir es an dieser Stelle so bezeichnen dürfen, nationalen Leben geltend; wir meinen die Herrschaft, welche die lateinische Sprache noch lange nach dem Beginn der Renaissance der National-Literatur ausübte. In den Landtags- und Comitats-(Kreis) Versammlungen wurden die Debatten in lateinischer Sprache geführt, in den gesellschaftlichen Kreisen der Honoratioren wurde lateinisch conversirt, selbst viele Frauen wußten sich in dieser lebendigtodten Conversations-Sprache auszudrücken. Magyarische Dichtung erschien in jener Zeit Manchen nur als Uebersetzung oder Nachahmung der geliebten römischen Klassiker werth. Der erwachende nationale Geist konnte die Herrschaft der lateinischen Sprache nicht auf einmal abstreifen; dieselbe blieb mindestens theilweise noch lange die Unterrichts-Sprache; die Aristokratie (von der übrigens ein Theil niemals entnationalisirt war), blieb nach wie vor deutsch, französisch und englisch, und so dauerte es noch lange, bis alle Elemente der Nation nationalisirt, oder zum nationalen Geist zurückgeführt waren. Der zur vollen Entfaltung des nationalen Geistes nöthige Assimilirungs-Prozeß der Gesellschaftsschichten ging nur langsam von statten, ist sogar heute noch nicht vollständig, innerlich vollzogen, denn im ungarischen Volke war der Drang, die feudalen Institutionen aus sich auszuscheiden, nie so recht vorhanden. Patriarchalische Sitten und orientalischer Gleichmuth ließen die Kampflust gegen den Feudalismus gar nie erwachen, und darum bestand dieser in Ungarn so auffallend lange fort. Die Streitkräfte, die dagegen zu Felde zogen, recrutirten sich nicht aus dem sozialen Entwickelungs-Prozeß der Nation, sondern aus Unabhängigkeits-Bestrebungen rein politischer Natur, aus einem staatsrechtlichen Prozeß. Die Bestrebungen nach größerer Selbständigkeit, nach der reinen „Personal-Union" hatten nie aufgehört zu existiren, von dem ersten Vertrag angefangen, den Ungarn mit dem Hause Oesterreich schloß, bis zu der jüngsten Adresse Deak's. Das conservative, diesen Bestrebungen entgegenstehende Element bildete die hohe Aristokratie, die in mehr oder minder nahen Beziehungen zum Kaiserthrone stand, und daher die Interessen Oesterreichs in Ungarn verfocht. Die Unabhängigkeits-Kämpen wurden also Demokraten, und bekämpften die Aristokratie nicht als solche, sondern als Vermittlerin der „Real-Union," ein Wort, das zwar damals noch nicht bekannt war, dessen Bedeutung aber gefühlt wurde. Die Literatur schloß sich diesen Bestrebungen an, und vollzog den Demokratisirungs-Prozeß vor der Hand in ihrem eigenen Kreise. Petőfy's Gedichte, und „der Dorfnotär," Roman vom Freiherrn von Eötvös, sind hervorragende Blüthen, welche dieser Prozeß getrieben. Und daß an diesem Prozeß nicht allein der berühmte freiherrliche Schriftsteller, sondern mehr oder minder auch andere Mitglieder der Aristokratie Theil genommen haben, darf nach den vorangeschickten Bemerkungen nicht Wunder nehmen; es war nicht echter Demokratismus, es war politisches Unabhängigkeitsstreben, das diesen Theil der Aristokratie leitete. Die bezeichnete Literatur war somit nicht die Blüthe, aus der sich die spätere Frucht entwickelte; sie war nicht das prophetische Bild kommender Ereignisse, sie war ein selbstbewußter Faktor, der diese Ereignisse herbeiführen half. Ueberhaupt haben viele äußerliche Hebel angewendet werden müssen, um die feudalen Institutionen zu beseitigen, und es sind diese Bande nicht von innen gesprengt, sondern mehr von außen

* Im „Szépirodalmi Figgelö" — Belletristischer Beobachter — redigirt von Joh. Arany; II. Jahrgang, Nr. 3, 21. Nov. 1861.

abgerissen worden. Die Bauernkriegs-Scenen, welche die Geschichte des Jahres 1848 hier und da zu verzeichnen hatte, waren nicht der vulkanische Ausbruch innerer Nothwendigkeit; es war rasch aufgegangene Drachensaat, sie waren das Ergebniß äußerer Anregungen, und spielten sich überhaupt nicht zwischen ungarischen Bauern und ungarischer Aristokratie, sondern meist zwischen walachischen Bauern und ungarischen Grundherren ab. — Sie bedeuteten keinen sozialen, sondern einen Racenkampf. Das ungarische Volk möchte wohl keineswegs zu den fendalen Fleischtöpfen zurückkehren, aber es hat gegen den gesellschaftlichen Unterschied zwischen sich selbst und der Aristokratie nichts einzuwenden; es läßt sie willig gelten, und diese gilt auch noch wirklich viel im Lande. Das Verkennen dieses Umstandes war einer der Irrthümer des Ministers Bach; und nur in Folge dieses Irrthums sprach er von den Alt-Konservativen (d. i. den hochgeborenen Vermittlern zwischen dem Kaiserthron und der Nation, die aber als solche für ihr Land den Grad von Selbständigkeit beanspruchten, dessen Ungarn sich vor der Revolution erfreute), als von einem Gespenst, dessen Leben 1848 zu Grabe gegangen. — Und das ist auch der Grund, weshalb man selbst heute noch eine Vermittelung zwischen Ungarn und der österreichischen Staatsregierung hofft, einen Ausgleich, den die „Alt-Konservativen," d. i. Aristokraten, zu Stande bringen dürften. Doch von der politischen Diversion zurückkehrend, habe ich noch Einiges beizufügen zur Charakteristik der Periode von 1790 bis 1848.

Der Kampf zwischen der Opposition und den Konservativen war bis zum Jahre 1847 nichts als ein Parteikampf; daß sich daraus ein Prinzipienkampf auf Leben und Tod entwickeln werde, ahnten nur Wenige (so z. B. Széchenyi); und der Parteikampf wirkte als solcher befruchtend; er bereicherte die Nation mit modernen Kulturgedanken, er förderte das geistige Leben derselben, und so kamen bleibende, schöne Erscheinungen zu Stande. Das National-Museum, die ungarische gelehrte Gesellschaft, das National-Theater, belletristische Produktionen von Werth sind jener Periode zu verdanken. Was weiter geworden wäre, wenn sich der Parteikampf nicht zu einem Prinzipienkampf entwickelt hätte, der die ganze Existenz der Nation in Frage stellte, oder wenn Ungarn im Stande gewesen wäre, seine unabhängige, staatliche Existenz zu begründen, das zu untersuchen, hat kaum einen praktischen Werth. Es ist aber gut, einerseits die Lehre zu abstrahiren, daß die Bedingung festerhalten werden muß, unter welcher sich in Ungarn von 1790 bis 1848 geistiges Leben in bedeutendem Maß entwickelte, — nämlich Verfassungsleben bei einem bestimmten Maß von Abhängigkeit vom Kaiserthron, — andererseits, nämlich im Hinblick auf die etwaige vollkommene Selbständigkeit Ungarns den Ausspruch Széchenyi's vor Augen zu halten, welcher sagte: Unter Oesterreich können wir uns gedrückt fühlen, ohne Oesterreich würden wir von den slavischen Elementen erdellckt werden. Also mit dem summum jus, mit der vollkommenen Selbständigkeit Ungars würde die summa injuria, der Tod einer wackern Nation, die Demoralisation von sechs oder mehr Millionen Menschen verbunden sein. Einen Begriff von dem, was die in Folge verhängnißvoller Unabhängigkeit eintretende Unterdrückung des nationalen Lebens für Konsequenzen in der National-Literatur, also überhaupt in den moralischen Zuständen der Nation nach sich zöge, kann ein Blick auf die Jahre 1849—1860 geben. Einen kleinen Begriff! Denn der Vergleich zwischen dem gegebenen konkreten und dem gedachten Zustande hinkt auf allen Seiten, oder läßt sich überhaupt nicht ziehen. In der bezeichneten Periode war alles oder fast alles nationale Leben unterdrückt, die ungarische Verfassung war nicht in Frage gestellt, sie durfte gar nicht gedacht werden, und die Erinnerung an sie schien auch wirklich in der ersten Starrheit des Entsetzens, im Anfang der funfziger Jahre wie erstorben, und das Alles nach den Kämpfen der Jahre 1848—1849, in welchen ungeheure Ströme des besten Blutes geflossen waren. Da war an eine gesunde, belebende Reaction von unten nach oben, wie in den neunziger Jahren des vorigen Säkulums nicht zu denken. Die Nation hatte damals nicht geblutet, und in Europa wehte ein edler, erfrischender Geist. In den bezeichneten elf Jahren hingegen herrschte draußen der zweite December in der Politik, ohnmächtiger, süßlicher Geist in der Literatur, der Goldränder, schön gepreßte Einbände, kurz alle mögliche Schminke brauchte, um gesellschaftsfähig zu scheinen, — und im Inneren die Ohnmacht der Erschöpfung. Wie ein Todtkranker selbstgenügsam sich freut, eine That gethan zu haben, wenn er sich auf seinem Lager ein wenig erheben kann, so fand die Nation ein kindisches Vergnügen daran, daß sie, trotz Bach, noch ungarisch reden konnte. Was? sie war gleichgültig, wenn es nur ungarisch war. Da begann ein Dilettantismus zu wuchern, wie er vielleicht bei keiner Nation, zu keiner Zeit je vorgekommen. In der Lyrik höchstens gelungene Nachahmungen Petöfy's, im Roman und der Novelle äußerste Stillosigkeit und im Drama bei völligem Mangel an Gestalten und Handlung patriotische Phrasen von Vaterlandsliebe, Tyrannenhaß ꝛc.! Der geistige Organismus der Nation befand sich in dem abnormen Zustand, in welchem sich alle Lebensthätigkeit nach der Epidermis drängte, — Worte, nichts als Worte — und die Sprache ist doch wohl die äußerste Hülle des geistigen Organismus — — Worte, nichts als Worte, ohne gesunden Herzschlag, ohne kräftigen Gedanken bildeten die Literatur. Studenten, welche die Schule schwänzten, und junge Mädchen bemächtigten sich des von Petöfy hinterlassenen Sprachschatzes, und schwelgten in literarischen Orgien. Dem Dilettantismus kritisch Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, hieß sich an der Nation versündigen, und „wenn die Katze aus dem Hause ist — —."

Dem Geist der Literatur entsprach auch deren äußerer Verkehr. Nur Wenigen griff der Buchhandel unter die Arme, die Meisten waren wie in kulturhistorischen Urzuständen Producenten und Händler zugleich. I sah den Erfolg von Y), und faßte den Entschluß, die Gloria der Nation durch einen Band Gedichte wieder zu erwecken; eines oder das andere hatte er schon in der Schublade, und so ließ er eine Pränumerations-Aufforderung drucken, in welcher das Publikum im Namen der Nation und des Vaterlandes aufgefordert wurde, das jugendliche Genie zu unterstützen, und — das wurde alltäglich, wurde Handwerk. Dem Gesetz der natürlichen Schwere gemäß, dauern diese literarischen Zustände zwar noch fort, denn sie müssen eben ihre schiefe Ebene ganz durchlaufen; aber der Anfang des Endes ist schon da. Das Publikum beginnt gegen die literarische Krämerei, die in manchen Fällen auf die Befriedigung der literarischen Eitelkeit ganz verzichtete, und sich mit den eingelaufenen Pränumerations-Geldern begnügte, mißtrauisch zu werden, und das hohle Treiben verduftet somit zufolge der eigenen Nichtigkeit; andererseits gewinnt kritisches Bewußtsein immer mehr an Boden. Ueberdieß ragen einige tüchtige Kräfte nach aus der früheren, der Revolution vorangegangenen, besseren Zeit herüber, und andere haben sich selbst mitten in den mageren Jahren entwickelt. So zeigte sich in der ungarischen Literatur hier und da gesundes Leben, und konnte nur bei dem im Ganzen krankhaften Zustande der Nation nicht zu vollkommener Entwickelung gedeihen. Auf einzelne Erscheinungen einzugehen, unterlassen wir hier, indem es uns blos darum zu thun war, den pathologischen Zustand, der sich aus dem politischen Prozeß entwickelte, in den weitesten Umrissen zu skizziren. Die Nation hat übrigens ihre Lebenskraft nie ganz verloren; sie hat sich in den letzten Jahren wieder erholt, und ist jetzt nicht minder lebenskräftig, als vor der Revolution. Welcher Anstrengung würde es somit bedürfen, um den eben gezeichneten Zustand wieder herbeizuführen, der ein Weg zur Machtentwickelung Oesterreichs oder gar dieses Ziel selbst sein sollte! *Um Ungarn* gefügig zu machen, unterdrückte man sein nationales Leben, und diese Unterdrückung demoralisirte einen Theil der Nation. Demoralisirung aber ist keine Bereicherung, sondern eine Verminderung der Macht. Ebenso kann Ungarn sehen, daß es bei vollkommener Unabhängigkeit nicht allein Hemmnisse, sondern auch eine Stütze und Bedingungen seines nationalen Lebens fortwirft. Es gilt also, eine solche Vereinbarung zu treffen, bei welcher Parteibewegungen wohl möglich sein sollen, aber nie wieder zu einem Kampf auf Leben und Tod ausarten können. s.

Frankreich.

Die Revolution und die Doctrine. *

I.

Royer-Collard.

„Deutschland scheint mir ebenso wie Frankreich von einer allgemeinen politischen Erschlaffung ergriffen; aber die Tiefe der Krankheit scheint mir dort unendlich geringer zu sein, als bei uns. Noch ist dort der Geist nicht völlig aufgegangen in der ausschließlichen Sorge für die materiellen Interessen. Noch waltet dort mächtig der Gedanke; die Ideen der Freiheit, sie finden dort noch Wiederhall in den Gemüthern. Noch findet sich dort der Glaube an die Nothwendigkeit und an die Möglichkeit des politischen Fortschritts! dieser Glaube — bei uns scheint er erloschen. Der Begriff Freiheit — bei uns ruft er nur Achselzucken hervor!"

So schrieb 1854 Tocqueville, der begeisterte Vorkämpfer der Idee des Fortschritts in Frankreich.

---

* Nach Charles de Remusat in der Revue des deux Mondes.

Gewiß ist in Frankreich in höherem Grade, als in Deutschland, das materielle Interesse der Götze der modernen Gesellschaft; in höherem Grade ist dort unter seinem Bann die individuelle geistige Entwicklung gestört, wie die allgemeine Moral erschüttert.

Aber die Männer des Gedankens, die in Deutschland nur die Partei der vergeblich versuchten Vermittlung bildeten, und seitdem als Partei, als Gesammtheit nicht mehr in's politische Leben eingriffen — in Frankreich, wo sie die Umwälzung des Jahres 89 hervorriefen, und als Partei noch ihre Schrecken überstanden, bilden sie noch heut die festesten Hoffnungsanker für den Fortschritt.

Diese Partei der Doctrinäre: — sie strebte im Anfang der Revolution vor allen Dingen nach sozialer Gleichheit; in den letzten Jahrzehnden vor allen Dingen nach politischer Freiheit.

Zwei Männer ragen als Vertreter dieser beiden Richtungen gleichmäßig hervor durch die Universalität ihres Geistes, die Unsträflichkeit ihres Gewissens und die glühendste Liebe zur Menschheit: Royer-Collard und Tocqueville; beides Männer des Gedankens, denen es vergönnt war, Männer der That zu werden, deren That aber, trotz dem Andrang und der Lockung äußerer Verhältnisse, nie dem Gedanken untreu wurde.

Royer-Collard ist 1763 in der Jansenisten-Gemeinde zu Sampuis geboren. Seine Erziehung war pedantisch und streng religiös; aber der Mittelpunkt dieser Religiösität war, trotz aller Pedanterie, nicht das Dogma, sondern die Moral; und die Moral ward nicht gelehrt in der Form: „du mußt, weil du sollst!" sondern in der Form: „will, weil es gut ist!" Die allgemeine Bildung der Bauerngemeinde ging über die sonstige der Landbevölkerung weit hinaus — und die Mutter Royer-Collard's, in der Gemeinde durch ihren Geist hervorragend, war zugleich eine Frau von warmem Gemüth; bei aller Strenge, welche auch sie in der Erziehung anwendete, hegte sie das warme Herz ihres Knaben, und der reife Mann bewahrte ihr bei seinem späteren Eingreifen in das politische Leben stets ein verehrungsvolles Andenken.

In seinem zwölften Jahre, da er den engen Kreis der Gemeinde verließ, kam er zunächst auf die Schule von Troyes; in diesem Collège wehte noch Etwas von dem Geiste Descartes', den die Jesuiten nicht ganz hatten bannen können. Ueberdieß beang zugleich die freiere Richtung, welche damals in der Literatur der Hauptstadt herrschte, wenn auch langsam, in die Provinzialschulen; und in dieser Richtung ward er erzogen. Unter den einzelnen Disziplinen interessirte ihn am meisten die Mathematik, die er mit ungewöhnlicher Ausdauer studirte, sein Lehrer stellte ihm bald das Zeugniß aus, daß er ihm nicht mehr viel zu lehren wisse. — 1782 begab er sich nach Paris, studirte die Rechte, und fungirte von 1787 bis 1789 als Advokat.

Wie viel Strenge und Pedanterie er in seiner frühesten Jugend erfahren, wie sehr das ernste Studium der Mathematik den unmittelbaren Flug seiner Phantasie gezügelt haben mochte — er war keine kleinliche und noch viel weniger eine kühle Natur gewaeden. Der Ernst seiner Grundsätze hatte sein leidenschaftliches Herz nicht erkältet; seine Ideen erhielten die Begeisterung von seinem Gemüth, oder die Form von seiner Einsicht. Nicht die Leidenschaft sprach aus ihm, sondern die Erkenntniß — aber trotz der gehaltenen Form war er eine feurige Natur. Seine ersten Eindrücke waren stets lebhaft und sie haftrten; die ersten Empfindungen, welche sie hervorriefen, entstanden in einem geläuterten Herzen und weil er Vertrauen zu ihnen haben konnte, durfte er ihnen folgen, ohne daß seine Vernunft ihn tadelte. Um die gewöhnlichen Jugendthorheiten zu vermeiden, bedurfte er keiner großen Anstrengung.

Hatte das Studium der Mathematik ihn gelehrt, daß er auch die kleinste Einzelheit nicht übersehen dürfe, wenn das Resultat richtig werden solle, so hatte sich doch dabei sein Sinn für das Ganze nicht getrübt. Bei der sorgfältigsten Durchforschung des Details entschwand ihm nie das Bewußtsein des Zusammenhanges desselben mit dem Ganzen.

In Paris verkehrte er hauptsächlich in den vermögenden und gebildeten Bürgerkreisen, in die er gleich von vorn herein durch Verwandtschaft geführt worden war. Sie waren die glücklichste Bildungsstätte, welche er finden konnte. Die Bildung dieser Mittelkreise machte sie empfänglich für die neuen Ideen, welche Paris damals durchzogen, aber diese Bildung bewahrte sie auch davor, sich jeder neuen Strömung blind und ganz zu eigen zu geben. Ließ in den aristokratischen Kreisen die Frivolität des Geistes einen lüsternen Genuß an den neuesten Produkten der Literatur dicht neben der schmutzigsten Selbstsucht einhergehen, so wurde dort jeder neue Gedanke zugleich befruchtend für das Gemüth. Wenn in den Hofkreisen die Genußsucht die Menschen absaebirte und sie zur Erhebung des macalischen Willens unfähig machte, so hatte man in jenen Kreisen noch Achtung vor den sittlichen Bande, wenn auch von der alten Ehebarkeit oft abgewichen wurde.

In der Gesellschaft, in welcher Royer-Collaed verkehrte, wurde sein Geist befruchtet, ohne daß sein Gemüth unteehöhtt ward; aber aach in dieser Gesellschait durften die neuen Ideen die Behaglichkeit nicht stören; mon ließ dee nenen Gedanken an sich kommen, man verfolgte sie, aber die Ruhe durften sie nicht eauben. Rayer-Callard wurde auf das Lebhafteste von diesen Gedanken erfaßt: das Bewußtsein der Nothwendigkeit einer neuen Ordnung fand sich in ihm mit dem Gefühl vereint, daß er vermögend sei, sie herbeiführen zu helfen. Er wae bald in seinem Viertel ein Mann von Einfluß. Nach der Einnahme der Bastille wurde er für einige Zeit, bis Tallien ihn ablöste, zum Sekretair des Stadtraths von Paris ernannt, und in dieser Stellung kam er in innige Beziehung zu Bailly, dessen einsichtsvoller, aufrichtiger Gesinnung und Vaterlandsliebe er im reifen Alter noch mit unwandelbaeer Anhänglichkeit gedachte. Nach dem 10. August bekämpfte er in seinem Stadtviertel die Jakobiner, und bei seiner Lebendigkeit, seiner Kraft, seinem Muth und seiner Ausdauee, Eigenschaften, welche ihn populär machten, mit Erfalg. Ein Versuch, in der trüben Zeit vee den Septembertagen 1792, einen unglücklichen Gefangenen zu retten, führte ihn zu Dantan. Dieser erfüllte seine Bitte und suchte ihn für seine Paetei zu gewinnen: „Schließen Sie sich uns an! Es ist die Zeit der Wölfe: man muß mithenlen!" „Das ziemt nur Wölfen!" entgegnete Rayee-Callard und lehnte die Beebindung ab. Die Schreckensherrschaft begann, sie machte jedes politische Einwirken des Maßvaallen unmöglich; er ging in seine Heimat, bis ihn das Jahr 1797 in die Versammlung der 500 rief. Dem geordneten Geist, dem Manne mit menschlich fühlendem Herzen mußte vor Allem daran gelegen sein, zu verhindeen, daß die Schrecken der Ordnungslasigkeit wiedeekehrten. Um jeden Preis Verhinderung jeder weiteren Revolution, aber zugleich um jeden Preis Sicherung der Reform! Auf das Entschiedenste kampfte er gegen die Partei der Ueberstürzung; er galt bald füe einen Royalisten, und der 18. Fruktidoe traf mit Caenat und Barthelemy auch ihn. Diese Gewaltthat erschütterte ihn tief: er ward übeezeugt, daß die anarchischen Elemente des entschiedeuen Zügels bedüefteu; er wirkte fortan füe die Restauration, aber er erstrebte sie ohne die blinde Parteiwuth der Emigration und ohne die in seinen Augen schmachvolle Hülfe des Auslandes.

Indessen trieb die Leidenschaft der Umsturzpartei zum Militair-Despotismus! Verzweiflungsvoll sah Royer-Callard das anfangs so hoffnungsreiche Streben nach Freiheit mit der Tyeannei enden. Sein Glaube war erschüttert!

In dieser Zeit der Entmuthigung war es, wo ihm ein Werk in die Hände fiel, das seinen Geist in eine andere Bahn führen und sein erschüttertes Gemüth für immer beleben sollte: ein Werk des schottischen Philosephen Reid. Gewiß wae Royer-Callard die Philosophie nicht fremd. Hatten seine mathematischen Studien seinem Denken eine streng folgerechte Form gegeben, so war ihm die ausschließliche Anwendung dieser Denk-Methode auf alle Probleme, welche ihn beschäftigten, natürlich. Der Geist Descaetes', den er als Jüngling eingesogen, die Durchdringung aller Wissenschaften durch die Philosophie, die damals viel bedeutender war, als bei der heutigen Lehrmethode, mußten ihn schon früh zum Philosophiren geführt haben. Aber die Philosaphie, als eigene selbstständige Wissenschaft, eröffnete ihm erst Reid.

Die Lehre des Edinburger Philasophen zeigte ganz im Geiste Kant's eine unbestechliche Logik, aber sie wies zugleich aus der Beschränktheit des menschlichen Geistes überhaupt den hinfälligen Grund nach, auf welchen jene Logik baute. Bei diesee Unmöglichkeit, zur absaluten Wahrheit zu kommen, verlegte sie den Schwerpunkt des menschlichen Seins in den Willen: sie verlangte ein unsträfliches Gewissen. Diese Philasophie, die auf dem Gebiete des reinen Gedankens negirte und nur auf dem Gebiete des Handelns positiv war, sie kannte den Geist von Rayer-Collard nicht erweitern, aber sie gab seinen Ideen Ordnung und seinem Herzen das alte Selbstvertrauen. In rastloser Thätigkeit, unermüdliche Sorgfalt im Detail mit umfassendem Sinn verbindend, unechsarschte er die Gebirte der Philosaphie, und seine Ernennung zum Professer dieser Disziplin an der Universität zu Paris bot ihm Gelegenheit, den tiefsinnigen Gedanken in klaeem Wart gefällige Form und allgemeine Verbreitung zu geben.

Die Restauration, die er früh gewallt, sie erfolgte; aber nicht in seinem Sinn, der von der Revolution die Beefassung bewahren und von der Reaction nur den König empfangen wollte. Es war das Prinzip seiner gesammten politischen Thätigkeit, daß es die Aufgabe des Jahrhunderts sei, die Verbindung einer freien Volksverfassung mit einem mächtigen Königthum herzustellen. Diese Verbindung gewährte nach seiner Meinung allein die Garantie für die Fortentwicklung der Nation,

wie der Menschheit überhaupt; und weil er diese Verbindung als wünschenswerth erkannte, darum hielt er sie nicht nur überhaupt für möglich, sondern der nächste Zeitpunkt schien ihm für ihre Einrichtung der beste. Auf das Schärfste trennte er sich hier von den Männern der reinen Praxis, die, auch wo sie nicht von einem Gefühl persönlichen Hasses gegen die Neuerungen getrieben wurden, vor Allem und um jeden Preis das Königthum allmächtig machen wollten. Auch er wollte das Königthum, aber seine Politik war volksthümlich. Die beiden entschiedenen Parteien verließen ihn; der Mann der Mitte, mit einem kleinen Häuflein allein stehend, stritt unermüdlich für die Verbindung zweier Prinzipien, die alle Welt für Gegensätze hielt. Die Männer der Praxis, sie hatten viele nächste und eigensüchtige Zwecke: die Wege zu ihrer Erreichung waren meist kurz und schon darum klar. Der Doctrinair, der Nichts für sich oder für seine Partei verlangte, hatte nur Einen Zweck: Errungung und Befestigung der Freiheit für Alle, oder wie er damals schon dachte: für möglichst Viele. — Freilich war für ihn der Weg schwierig und lang.

Als Mittel zur Erreichung dieser Freiheit, wenigstens als das wesentlichste, erschien ihm: ein eisernes Festhalten der allgemeinen Gleichheit.

Mit der größten Schärfe hatten die Doctrinaires seit Beginn der Revolution die staatliche Ordnung von der der Gesellschaft geschieden. In den kleinen Republiken der Griechen, auf welche die Praktiker damals zurückgingen, stelen die beiden Elemente: Staat und Gesellschaft fast zusammen. Im modernen Staat herrscht die Regierung, die Gesellschaft ist von der Regierung indirekt, wenn auch nicht unmittelbar abhängig. Die Gesellschaft ist selbst keine anerkannte Macht im Staate, aber sie übt anerkannter Maßen auf ihn einen Einfluß. Die selbstsüchtigen Spötter und die menschheitsbegeisterten Philosophen, welche der Revolution von 1789 vorangingen, sie kämpften mit viel größerem Eifer gegen den Hochmuth und die Verderbtheit der bevorzugten Klassen, gegen die Ungleichheiten der Gesellschaft, als gegen die politische Ordnung der Verwaltung. Die Arbeiten der konstituirenden Versammlung hatten als Endziel viel weniger die Befestigung der Freiheit als die der Gleichheit im Auge, und der Moment, wo die Feststellung dieser Gleichheit begann, die Nacht des 4. August, war ihr Stolz

In dieser Gleichheit sah Royer-Collard die größte Errungenschaft der Revolution, und sie erhalten zu helfen, schien ihm seine heiligste Pflicht. In allen rein politischen Fragen stellte er sich oft auf den Standpunkt der Praktiker: er ließ von der Strenge seiner Anschauungen ab, um mit den Gegnern zu einem Compromiß zu kommen. Wo jedoch der Versuch gemacht wurde, eine feststehende Abstufung in der Gesellschaft einzurichten, die das freie Emporsteigen der einzelnen Individuen hindern könnte, da stemmte er sich mit unerschütterlicher Konsequenz dagegen.

Aber, warf man ihm ein, läßt sich auf dem schwankenden Boden der vielköpfigen Menge geordnet und ohne Terrorismus regieren? Unzweifelhaft, antwortete er, wenn nur die Kammern ihre Pflicht erfüllen: das constitutionelle System braucht die Massen nicht einzukerkern, weil es die Mittel hat, sie zu leiten und somit zu zügeln. Ohne jede feste Stütze ginge es allerdings nicht — diese Concession machte er — und eine solche Stütze fand er, abgesehen von der Unverletzlichkeit des Königs und seiner Thronfolge, in einer erblichen Pairie. Um diesen festen Kern könnte die Gesellschaft sich gruppiren, und in ihm — war er nur erst einmal gebildet und dem Bewußtsein der Menschen eingelebt — soh er ein Fundament, das nicht wanken könne. „In unserem Staat kann es nur zwei Stände geben: wir sind Pairs, oder wir sind Volk. Meint Jemand, er könne ein Drittes sein, der versuche es zu sagen!" An dieser Anschauung hielt er unerschütterlich fest, und als nach den Julitagen die Partei der Fortgeschrittenen für Abschaffung der Erblichkeit der Pairie stimmte, als die Männer der Praxis ihm entgegneten: die erbliche Pairie sei nur dort eine Stütze des Staats, wo sie naturwüchsig aus der Bevölkerung entstände und durch ihr Dasein, auch ohne staatliche Anerkennung schon die Anerkennung der Gesellschaft besäße — auch da ließ er nicht von dieser Ausnahme, um im Uebrigen das Prinzip der Gleichheit desto entschiedener festzuhalten.

Diese Konsequenz, die zu der Inkonsequenz führte, die allgemeine Gleichheit auf die Ungleichheit zu stützen, zeigte eine Spaltung im Lager der Doctrinaires, die sich bald als eine prinzipielle herausstellte. Die Gegner Royer-Collard's im Schoße seiner eignen Partei unterschieden sich auf das Schärfste dadurch von ihm, daß sie das Hauptgewicht bei ihren Bestrebungen nicht auf die Gleichheit sondern auf die Freiheit legten. Nicht Willkür, nicht dunkler Glaube, sondern die ernstesten historischen und philosophischen Studien hatten sie zu der Ueberzeugung geführt, daß sich die Freiheit nicht *auf* die allgemeine Gleichheit stützen ließe; daß jene vielmehr zunächst und unmittelbar errungen werden müßte.

Orientalische Studien, von A. Franck.

Rechts-Philosophie des Orients.*

Der französische Akademiker Adolph Franck, durch ein gelehrtes Werk über die „Kabbala" nur einem engern Kreise rühmlich bekannt, nimmt durch seine eben veröffentlichten „Orientalischen Studien" das allgemeinere Interesse der gebildeten Welt in Anspruch. Auf den ersten Blick scheinen diese „Studien" in keinem rechten Zusammenhang und nur zufällig, aphoristisch aneinander gereihet; ein aufmerksamer Leser wird aber bald den logischen Faden entdecken, der sich durch alle diese Abhandlungen ziehet.

Beinahe die erste Hälfte des Buches umfaßt die Studien, die das Recht bei den alten morgenländischen Nationen zum Gegenstande haben; sie sind das Ergebniß der Forschungen, die der Verfasser seinen Vorlesungen über das Naturrecht am Collége de France zu Grunde gelegt hat.

Um nämlich die Urquellen des Rechts aufzusuchen, glaubte der Verfasser die Rechtsformen, wie sie in den ältesten Civilisationen zur Erscheinung kommen, vorzugsweise in Betracht ziehen zu müssen. Es war also das Recht im Beamtenthum, im Buddhismus, bei den Aegyptern, Persern, Juden und Chinesen zu untersuchen, und dessen Zusammenhang mit der Religion, der Philosophie, der sozialen Zustände dieser Völker nachzuweisen. In großen Zügen zeichnet er den Gang der Civilisation, dringt in die Ursachen der hier langsamen, dort raschen Entwickelung derselben ein, und überweiset jeder Race ihre Rolle in dem Weltdrama der fortschreitenden Humanität.

Allein im Orient und gerade an der Wiege der Civilisation fallen das Recht, die Moral, die Philosophie mit der Religion zusammen; es fließt aus derselben Quelle, hat dieselben Denkmäler, dieselbe Geschichte. Die Untersuchung über die ersten Anfänge des Rechts im Orient müßte daher in ein desto helleres Licht treten, je mehr sie sich in die Religionslehren der ältesten orientalischen Völker vertieft; und so war für zwei der wichtigsten Abhandlungen: über die religiösen und philosophischen Doktrinen Persiens und über den politischen und religiösen Staat Judäas in der letzten Periode seiner staatlichen Existenz der schicklichste Anlaß gegeben. Diesen schließen sich dann einige biographische und kritische Spezialitäten an, die eine gewisse Mannigfaltigkeit in die „Studien" bringen, ohne sich von dem Hauptziel des Werkes zu entfernen.

Die Einheit dieses Werkes ist aber noch mehr, als in den behandelten Fragen, in dem darin herrschenden Geiste begründet. Tief philosophisches Denken, von aller Befangenheit der Partei oder des Systems freie Wahrheitsliebe, harmonisches Zusammengehen der Gelehrsamkeit mit dem gesunden Verstande, selbständiger Sinn, der ohne Starrheit wie ohne Schwäche, die Rechte der Freiheit mit der Achtung vor allem Achtungswürdigen in Einklang bringt — das sind die Eigenschaften, die sich auf keinem Blatte dieses Buches verleugnen. Herr Franck, ein treu gebliebener Freund der Philosophie auch in ihren bösen Tagen, glaubt an ihre Macht, an ihre lebenbefruchtende Kraft; er weiß, daß falsche Theorien in der Philosophie und Religion zu verderblichen und entehrenden Institutionen in der Praxis führen, und darum bekämpft er den Irrthum auch in anscheinend rein spekulativen Fragen mit Eifer und Nachdruck. Er weiset z. B. nach, daß „der Pantheismus — oder wie man sonst jenes wirre Zusammenwerfen von Gott und Natur nennen mag —, weit entfernt, der Gipfelpunkt der Wissenschaft und das letzte Wort der Vernunft zu sein, vielmehr die niedrigste Stufe der Gesinnung und des Gedankens einnimmt: denn die Gesellschaft, in welche jene wüste Weltanschauung gedrungen und von der Staatsreligion öffentlich anerkannt ist, bietet das traurige Schauspiel der feigsten Knechtschaft und des schmählichsten Despotismus; der schrankenlosen Willkür nach oben und des entwürdigenden Druckes nach unten, einer stumpfsinnigen Gleichgiltigkeit bei beiden, bei dem, der das Unrecht leidet, wie bei dem, der es thut." In einem Gegenstück zeigt uns der Verfasser „die Fortschritte der Gerechtigkeit in der Welt, wo die Siege des Rechts über die Gewalt mit der Idee der Freiheit, der göttlichen wie der menschlichen Hand in Hand gehen."

---

* Études Orientales, par Adolphe Franck, de l'Institut. Paris, Michel Lévy Frères, 1861. 460 p.

Er tritt dann gegen eine Theorie in die Schranken, für welche die ausgezeichnetsten Köpfe unseres Jahrhunderts Partei nehmen: gegen die Theorie des entschiedenen Einflusses des Raçen-Organismus auf die gesammte geschichtliche Entwickelung einer Nation. Im Namen der Geschichte bestreitet er ein System, das eben aus der Geschichte seine Stärke herleiten will, und im Namen der theuersten moralischen Interessen der Menschheit weiset er die Konsequenzen desselben mit allem Nachdruck zurück. „Die Geschichte," sagt er, „protestiet gegen diese schmachvolle Theorie, die in der Seele nur eine Wirkung des Körpers, in dem Geiste nur eine Macht des Stoffes sieht; die alle Gegenstände unseres Glaubens, unseres Denkens, unserer Liebe: Religion, Moral, Philosophie, Politik, Poesie, Kunst auf die bloße Frage über Farbe und Gestalt, über Schädelwinkel und Gesichtswinkel zurückführt; die für die Verschiedenheiten der Vorstellungen, der Glaubenslehren, der Gefühle, der Verstandeskräfte, der Sitten keine andere Erklärung findet, als die Eigenschaften des angeerbten Blutes. Giebt es nun Einen Gott oder mehrere Götter, oder ist am Ende die Natur die einzig existirende Gottheit? Sollst du dir die Pflicht, den Nutzen oder den Genuß zur Lebensregel nehmen? Ruhet die gesellschaftliche Ordnung auf der Gerechtigkeit und Freiheit, oder ist ihr Grundpfeiler der Wille des Herrn und der stumme Gehorsam des Knechtes? Zur Lösung dieser Fragen wirst du nach der einen oder andern Richtung blindlings geführt, je nachdem indisches oder semitisches, chamitisches oder kuschitisches Blut in deinen Adern rollt. Und doch ist das Schauspiel, das uns der Zug der aufeinander folgenden Religionen und Philosophien und der Gang des menschlichen Geistes in den urzeitig civilisirten Gegenden des Orients darbieten, eine augenfällige Widerlegung jener Doktrin. Wir sehen Völker semitischer Abstammung in den rohesten Polytheismus verfallen, sich, von der geoffenbarten Macht der Wahrheit getrogen, einen Moment aus dem Pfuhl erheben, um von neuem darein, wie in ihren natürlichen Zustand, zurückzusinken; während dagegen andere Völker indischen oder indo-europäischen Blutes sich aus freien Stücken zu den Prinzipien des reinsten Spiritualismus und der strengsten Sittenlehre aufschwingen."

Ohne jedoch die Verschiedenheit der Raçen und ihren Einfluß gänzlich in Abrede zu stellen, greift der Verfasser nur das Paradoxon der Tagesmode, das an seinem Kollegen, Ernst Renan, den glänzendsten Anwalt gefunden, in dessen Uebertreibungen an. Und es ist fürwahr dem Verfasser nicht als das geringste Verdienst anzuschlagen, daß er sich von dieser Theorie losgesagt. Er gehört von Geburt dem Stamme an, dessen unverwüstliche Lebenskraft, die allen feindseligen Verwüstungsversuchen siegreich widerstanden und widersteht, eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neuern Geschichte bleibt. Die orthodoxen Schriftsteller konnten sich das Räthsel, wie ein überallhin versprengter Volksstamm seinen Kultus, seine heilige Sprache, seinen physischen und moralischen Typus zu bewahren vermochte, nur durch die Annahme eines fortwährenden Wunders lösen. Wie nahe lag nun einem israelitischen Philosophen die Versuchung, das angebliche Wunder auf ein einfaches, ethnologisches Gesetz zurückzuführen! Aber Herr Franck ist nicht der Mann, uns für die fehlenden Begriffe mit einem bloßen Worte abzufinden; er mag der Schwierigkeit nicht aus dem Wege gehen; er scheuet es nicht, sie in's Auge zu fassen, bei ihr zu verweilen, sie durch Thatsachen zu erledigen und seine Abhandlung über den politisch-religiösen Zustand Judäa's in den Tagen, als es mit dessen Nationalität auf die Neige ging, nimmt in den „Studien" durch wissenschaftliche Gründlichkeit, wie durch gewinnende Darstellung den wichtigsten Platz ein; die Thatsachen sind entweder neu, oder unter neue Beleuchtung gebracht. Man merkt es, daß der Verfasser von der Vergangenheit, der Herkunft, den Ueberlieferungen seiner eigenen Familie spricht; er ist auf seinem Gebiete, bei sich zu Hause. Er zeigt uns, wie der weltbürgerliche Trieb sich zeitig bei den alten Juden entwickelt habe; wie, lange vor der Zerstörung Jerusalems, ihre Zerstreuung durch die bekannte Welt eine vollendete Thatsache gewesen; wie Jerusalem selbst in ihrem freiwilligen Exil dennoch ihr religiöser Mittelpunkt, das Augenmerk ihrer Gedanken geblieben sei. Wir sehen, wie unter außergewöhnlichen Umständen die Sprödigkeit des National-Charakters mit einer wunderbar leichten Anschmiegsamkeit sich paarte.

Natürlich bekennt Herr Franck für die Geschichte, die Ueberlieferungen, die Tendenzen seines Stammes eine Sympathie und eine Achtung, die er dem Leser mitzutheilen bemüht ist. Er zeigt, wie diese urzeitige und unvergängliche Nation sehr früh die ewigen Prinzipien aller Civilisation in sich aufgenommen, und wie von deren Lebensodem ihre Religion, ihre Philosophie, ihre Gesetzgebung durchwehet ist. Es soll damit nicht gesagt werden, daß das jüdische Volk zuerst den fruchtbaren Lehren des Spiritualismus Ausdruck gegeben habe; daß die ganze Menschheit ihm die wahre Aufklärung über Religion, Sitte und Recht verdanke; das aber steht thatsächlich fest, daß in jedem Erdwinkel, wohin diese Lehre ihre Wiege gesetzt, an jedem Punkte des geschichtlichen Horizonts, wo ihre Strahlen geleuchtet haben — überall hat das jüdische Volk Männer erzeugt, die jene Lehren erkannt, aufgenommen und sie trotz blindem Widerstande und augenblicklichem Abstoßen zum Eigenthum und unverjährbaren Erbgut ihres Stammes gemacht haben. Der äußerste Orient, Aegypten, Griechenland selbst haben zu wiederholten Malen in der jüdischen Religion und Philosophie Keime niedergelegt, die sie der Reihe nach befruchtet. Man kann die Spuren dieser glücklichen Berührungen, dieser heilsamen Einflüsse von Mosis Zeiten bis zur Zeit der griechischen Bibelübersetzung von den sogenannten 70 Dolmetschern (Septuaginta) Schritt für Schritt verfolgen.

Die strenge Wissenschaft dürfte sich vielleicht nicht ganz befriedigt fühlen mit der Abhandlung „über das antike Judenthum," die eine, in bescheidener Form zwar, aber doch etwas zu schmeichelhaft gefärbte Apologie zu sein scheint; sie dürfte der Meinung sein, daß in den allerdings mehr feindseligen als tiefen Kritiken Bayle's, Voltaire's, des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt, doch wohl mancher Ausstellung Rechnung zu tragen gewesen wäre, mancher Einwurf eine Widerlegung verdient hätte; sie dürfte es als Uebertreibung bezeichnen, daß der Verfasser an der jüdischen Gesetzgebung durchweg das Gepräge der Milde siehet; daß er, z. B. ausgewählte Stellen hervorhebt, in denen Schonung gegen die Sklaven empfohlen, die Würde der Frauen in Schutz genommen wird und darüber Vorschriften vergißt, die mit draconischer Härte gefaßt, mit Blut geschrieben sind. Allein von diesen Einzelheiten abgesehen, können wir dem hohen Sinn der Unparteilichkeit, der in diesen „Studien" waltet, unsere aufrichtige Achtung nicht versagen. Die religiösen und moralischen Lehren der Perser, Aegypter, Juder und Chinesen sind ohne vorgefaßte Meinung, Keinem zu lieb noch zu leid, objektiv dargestellt. Die alte Weisheit China's, die man abwechselnd über- und bald unterschätzt hat, wird auf das richtige Maß zurückgeführt. Stets aber stellt der Verfasser über die Systeme die Wahrheit, über den Famtismus die Gerechtigkeit, über die Sache der Völker die Sache der Menschheit, die zu fördern jedes Volk seinen angemessenen Beitrag zu steuern habe. Was das Morgenland dafür gethan, hat er sich bestrebt, nachzuweisen, hoffen wir mit ihm, daß „der Westen an einem nicht zu fernen Tage das Heil und das Licht, die er aus dem Morgen empfangen hat, diesem wieder zurückbringt, nicht in dem vergiftenden Opium der Engländer, nicht in den gezogenen Kanonen der Franzosen, sondern in der Gotteslehre, die alle Menschen zu einem Bruderbunde vereint."

Ja, hoffen wir; diese Hoffnung, das Geheimniß der Zukunft, ist so trostreich, so wohlthuend; nur giebt uns die Vergangenheit leider keine Bürgschaft für ihre Verwirklichung!

Italien.

Ein Lectionskatalog der Universität zu Bologna.

Wer nur kurze Zeit in Bologna sein kann — und es ist das Schicksal der meisten Italienfahrer, diese reiche und schöne Stadt, wenn überhaupt, so nur flüchtig auf der Hinreise, oder ermüdet auf der Heimkehr zu berühren — der muß seine Stunden wohl wahrnehmen, wenn er auch nur einen Theil der Dinge zu Gesicht bekommen will, deren Besichtigung die Mentoren Reisebanr, Förster u. s. w. von einem wohlgesitteten Kulturreisenden unerläßlich fordern. Will aber jeder Reisende auch noch in der heiteren Luft von Bologna la grassa sich etwas behaglich ergehen, vielleicht sogar ein wenig Schlaraffe sein, so ist der ästhetische Bankerott nn ausbleiblich. Etwas läßt hier wohl jeder im Stich; mag es Raffael's himmlische Cäcilia sein, oder San Domenico mit dem kostbaren Marmoraltare und dem Holzbilderwerk des Chors, beiläufig gesagt einem jener unbegreiflichen Wunderwerke des menschlichen Fleißes, wie sie nur die unbedingte und lebenslonge Hingebung mittelalterlicher Künstler geschaffen hat; oder Santo Stefano, die wunderbarste aller nratten Kirchen und der tollste Hexensobbath aller antiken nnd modernen Baustile, in ganz Italien; oder — es giebt noch eine lange Reihe solcher Oder, denn Bologna hat Bilder, Kirchen und Antiquitäten genug. Aber die Wenigsten werden, wie jetzt das Reisen betrieben wird, für die Antike Zeit nnd Lust haben, die doch Bologna's alter Ruhm ist, nämlich die Universität.

Es mag ein Trost oder eine Entschuldigung für sie sein, daß von der

alten Universität gar wenig geblieben ist außer dem Namen, und daß die ehrsame Anstalt, die jetzt diesen stolzen Namen führt, gar wenig interessanter ist, als alle ihre Schwestern in Italien und — außerhalb. Die Tage des Glanzes und der Jugend, wo die Schaaren der Lernbegierigen von diesseit und jenseit der Alpen sich hier, ihrer Zehntausend oder noch mehr, zusammenfanden, um den Worten der großen Erneuerer der römischen Rechtsgelehrsamkeit zu lauschen, diese Tage autonomen kräftigen Lebens, sind für Bologna ebenso unwiederbringlich vorbei, wie die von Abälard für Paris, oder die von Doctor Johannes Huß für Prag. Der jugendliche Feuereifer, der die Wissenschaften, die eben wieder aufgefunden, im Sturme zu erringen und im Posaunentone zu predigen sich vermaß, hat sich längst zu dem enthaltenderen und nähernderen Opferdienst am ordnungsmäßigen Altare der Facultäten bezähmen lassen; er ist in diesem rühmlichen Dienste alt geworden und hat das wilde Aufstackern völlig verlernt. Damit wäre auch wenig anzufangen, wenn man jahraus jahrein sein bestimmtes Weisheits-Beetfeld vorschriftsmäßig durchackern muß. Und mit den Magistern sind auch die Scholaren gar sehr anders geworden. Wo sind die Nationen geblieben mit allen ihren Privilegien und Rivalitäten, mit ihren Rectoren und Procuratoren? Was sollte man im heutigen Staate mit einer Studentenschaft, die sich aus ihrer Mitte den Rector erwählt, ihre Lehrer beruft, besoldet und noch Gelegenheit auch absetzt?

Der moderne Staat ist übrigens an dem Verfall der alten Herrlichkeit der Hochschule von Bologna unschuldig. Ihr Stern, der mit Irnerius aufgegangen war, und unter den „vier Doctoren," unter Azo und Accursius und der langen Reihe ihrer Nachfolger in der Auslegung des Corpus juris so lange am Himmel der Jurisprudenz geglänzt hatte, war schon im Erbleichen, ehe Bologna seine Freiheit an den Stuhl des heiligen Petrus einbüßte. Der Geist, der unbekümmert um Gunst oder Zorn von Papst und Kaiser die Wissenschaft gepflegt und dadurch die Blüthe der Universität hervorgerufen hatte, war todt; die Päpste haben ihn nicht wieder beleben können. Unter ihrem Regiment trat die Zeit der Perrücken ein, der die des Zopfes auf dem Fuße folgte, und die alte Hochschule huldigte dem Geiste dieser Zeiten wie ihre Schwestern resp. Töchter und Enkelinnen hüben und drüben. Wenige Namen aus der hochgelahrten Schaar ihrer Lehrer haben diese Zeit überlebt, und diese Wenigen stehen, wie Muratori oder Galvani, mit der alten Juristenschule in gar keinem Zusammenhange. An äußeren Denkmälern ist von jener Glanzperiode auch gar wenig auf die heutigen Tage überkommen; findet man doch kaum einige Grabsteine in alten Kirchen oder Kreuzgängen. Auf der Stelle des alten Universitätsgebäudes steht jetzt eine Bibliothek und eine Volksschule (le scuole pie), der jetzige Universitätspalast hat die pompöse, etwas langweilige Façade der meisten Bolognefer Bauwerke und den kühlen Arcadenhof fast aller ehemaligen Klostergebäude. Was von der alten Welt noch da ist, das steckt in den Folianten und Manuscripten und diese wieder stecken tief genug in den Archiven und Bibliotheken. So ist denn für das heutige Bologna bezeichnend, daß die Volksstimme sie nach ihren gastronomischen Vorzügen la grassa benennt und nicht la dotta wie Padua oder prudente wie Pisa.

Der Katalog der Vorlesungen, der uns zu einem Ueberblicke über den jetzigen Zustand der Universität verhelfen mag, ist eine große Merkwürdigkeit. So lange es eine Universität Bologna giebt — und das ist, wenn man den patriotischen Phantasien einiger bolognesischer Chronisten glauben will, seit Kaiser Theodosius II. Anno 433, noch urkundlicher Geschichte aber doch immer schon seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts der Fall — nennt sie sich in diesem Kotaloge von 1859—60 zum ersten Male eine königliche Universität. Kaiserlich war sie gewesen und republicanisch und hatte unter Fürsten gestanden; päpstlich wollte sie und ganz Bologna mit ihr seit dem Sommer von 1859 nicht länger sein. Die Zeit des Uebergangs, die der Reorganisation des Regno d'Italia voranging, hat in diesem Kotaloge mancherlei Spuren hinterlassen. Wohl ein Dutzend der Professoren führt das Verzeichniß als deputati all' Assemblea Nazionale auf; einer, der Professor der Philosophie der Geschichte, Montanari, ist gar Excellenz und Minister des Innern (eine hübscher Posten für einen Geschichts-Philosophen)! und ein anderer, der außerordentliche Professor des vaterländischen Rechts, Advokat Orestes Regnoli, Excellenz und Minister der Gnaden und Justiz geworden. Diese Aemter und die National-Versammlung selbst beziehen sich auf die Provinzen der Emilia, Parma, Modena und die Romagna, welche nach der Schlacht bei Magenta unter Farini's Dictatur zusammentraten und sich Ende des Jahres durch Volks-Abstimmung dem Reiche Victor Emmanuel's einverleibten.

Nach unserem Kataloge besteht die akademische Körperschaft aus vier Collegien, nämlich dem philosophisch-philologischen, den juristischen, mathematischen und medicinisch-chirurgischen. Jedes Collegio hat die ordentlichen Professoren zu Mitgliedern, die Juristen und die Mediciner haben daneben noch professori insegnanti non collegiati, also außerordentliche Professoren, Privatdocenten, sind, gewiß nicht zum Vortheil des Ganzen, durchaus unbekannt. Dem Collegium steht ein presidente vor; an der Spitze des Ganzen steht der Regent nebst einem stellvertretenden Proregenten; ihn umgiebt ein Regentschaftsrath, von vier Mitgliedern, einer für jedes Collegium. Auffallen mag bei dieser Verfassung das Fehlen der theologischen Facultät. Eine academische Lehranstalt für Theologie ist am Orte vorhanden; ob sie nun, wie in Rom allerdings der Fall, wegen ihrer geistlichen Würde noch von päpstlichen Zeiten her von der Universität gesondert war, oder ob sie des wechselnden Geschickes eingedenk, sich von dem neuen Titel der königlichen Universität fern hielt, kann nicht angegeben werden; bei andern italiänischen Hochschulen z. B. der von Genua, giebt es auch eine theologische Facultät. Die Zahl der Professoren ist nicht groß; jedes Colleg hat 12 ordentliche Mitglieder, nur daß medicinische zählt außer den 12 medici noch 6 chirurghi. Auch standen manche Katheder leer.

Das Hauptinteresse bietet das Verzeichniß der angekündigten Vorlesungen. Gegen die Reichhaltigkeit unserer deutschen Lectionskataloge, besonders der großen Hochschulen wie Berlin, München, Wien oder Leipzig, ist das den Bologneser Studenten gebotene gar sehr spärlich, wie sich bei der geringen Zahl der Professoren von selbst versteht. Noch mehr trägt dazu vielleicht die Umstand bei, daß für jedes Fach nur Ein Lehrer vorhanden ist und daher viele Vorlesungen erst nach einem mehrjährigen Cursus wiederkehren. So finden wir denn nur sechs Vorlesungen der philosophisch-philologischen Facultät (die in Berliner Katalogen mit etlichen achtzig, die nicht zu Stande kommenden mit eingerechnet, zu prangen pflegt), darunter eine einzige über Metaphysik aus dem Gebiete der abstrakten Philosophie; sonst Philosophie der Geschichte, von dem vorbenannten Minister des Innern; italiänische, lateinische und griechische Literatur, Archäologie, nach dem Handbuche von Champollion-Figeac, und Diplomatik. Reicher vertreten sind die Juristen. Aber wie sich die Zeiten ändern! In Bologna, von wo Jahrhunderte lang die Sonne der Jurisprudenz über die Alpen in unser nordisches Dunkel schien — wenn wir nämlich den Rechtshistorikern unbedingt glauben wollen, — in demselben Bologna, wo Bulgarus der Goldmund und Martinus, die Gesetzeskunde selber, wo die Centnerien der Glossatoren und Commentatoren gelehrt haben, da liest im Jahre 1859 der Professor Emilio Giusti Institutionen des Civilrechts nach dem Systeme des braven Heineccius, der vor mehr als hundert Jahren in Frankfurt an der Oder Seiner königlichen Majestät in Preußen Geheimerath war, und nach dem *und in dem* seit einigen Menschenaltern in Deutschland Niemand mehr liest! Also haben die Ultramontanen, die deutschen Barbaren, ihren Rechtscursus zu Bologna absolvirt, daß sie jetzt die Magister geworden sind, und daß auch der Pandektenprofessor von Bologna seine Vorlesung über die „Pars prima" mit einem Tractat über Auslegung der Gesetze „nach Savigny's römischem Recht" einleitet! Außer diesen beiden Vorlesungen werden noch Rechtsgeschichte und Philosophie, Civil-, Proceß-, Straf- und canonisches Recht sowie Nationol-Oekonomie von je einem Docenten angezeigt; über Völkerrecht, Handelsrecht, Staatsrecht wird gar nicht gelesen. — Dagegen sind die Lectionen der mathematischen Facultät die zahlreichsten des ganzen Verzeichnisses, und es ergiebt sich aus ihnen zur Genüge der Zweck dieser auf deutschen Hochschulen unbekannten Einrichtung. Es soll nämlich gelesen werden über Mineralogie und Zoologie, ferner Experimentalphysik (nach Müller-Pouillets bekanntem Lehrbuch, das von L. Palmieri und Macedonio Melloni übersetzt und mit Noten und Zusätzen versehen worden ist), ebene und sphäreische Trigonometrie, Theorie der Gleichungen, höhere Arithmetik, Mechanik und Hydraulik, Optik und Astronomie praktische und theoretische Ackerbaukunde, in mehreren Vorlesungen, und Baukunst nebst Kunstgeschichte. — In Medicin und Chirurgie endlich wird das Uebliche und Nothwendige geboten, Botanik und Chemie sind hier vertreten, auch fehlt es nicht an Museen, Laboratorien, Kabinetten und Kliniken. Ob aber auch hier die jungen Mediciner artem obstetriciam lediglich an Phantomen erlernen müssen, wie in Rom noch jetzt geschieht, soll aus dem Mangel einer Klinik für diesen Zweig der Wissenschaft noch nicht geschlossen werden und wird, wenn es der Fall war, durch das neue Regiment wohl schon geändert worden sein.

Die Art der Benutzung dieser Vorlesungen durch die Studenten und das innere System derselben wird uns einem sehr schätzbaren Anhange des Verzeichnisses klar. Es sind dort nämlich die Studiencourse sämmtlicher Facultäten abgedruckt, aus denen sich ergiebt, was und in welcher Ordnung die Scholaren von Bologna zu perfiren haben. Die Course

sind für Philosophie und Philologie sowie für Jurisprudenz vierjährig, für die Mathematik sind fünf, für Mediciner und Chirurgen sechs Jahre vorgeschrieben; daneben sind noch kleinere dreijährige Courses für Notare und für Apothekee und ein vierjähriger für Thierärzte. Auf jedes Jahr fallen eine bestimmte Zahl von Vorlesungen, meistens drei, wohl auch vier, und jedes Jahr schließt mit einem Examen ab. Das des ersten Jahres ist in allen Facultäten als Durchgangsprüfung (esame di passagio) bezeichnet; nach dem zweiten Jahre ist in allen Facultäten, das Baccalaureats- und nach dem dritten, wiederum in allen Facultäten das Licentiatenexamen zu bestehen. Im vierten Jahre kommt denn das Examen pro lauren, d. h. in der Philosophie, im Jus und in der Medicin das Doctorexamen, in der Mathematik die Ingenieurprüfung, und nach diesem ist für Mediciner und Ingenieure noch eine Prüfung zur Erlangung des Rechts zur freien Praxis angeordnet. Uebrigens verdient es bemerkt zu werden, daß der Titel und der Charaktee eines Ingenieures in Italien dem Doctortitel auch darin ganz ähnlich sind, daß sie auch neben hohen Staatsämtern beibehalten werden, ebenso wie unsere Minister und Geheimeräthe sich noch daneben Dr. nennen, wenn sie es sind.

Der Modus der Vorlesungen ist noch ziemlich derselbe, den Savigny's römische Rechtsgeschichte für die alte Universität nachweist. Wie sich schon aus Vorstehendem ergiebt, erstrecken sich die Lectionen nicht wie bei uns über ein Semester, sondern über das ganze Jahr, das im Oktober, resp. September beginnt und mit geringen Unterbrechungen durch Weihnachts- und Osterfest, sowie die Karnevalswoche bis zum 1. Juli, dem Anfange der großen Ferien, läuft. Die Vorlesungen sind fast sämmtlich dreistündig (auf die Woche), auch wohl nur zweistündig, z. B. Philosophie, Prozeßrecht und — Pandecten, die man in Deutschland in fünfzehn oder wohl gar achtzehn Stunden wöchentlich zu lehren pflegt. Vielleicht gehen die italiänischen studiosi iuris pünktlicher in ihre wenigen Stunden, als die Deutschen in ihre vielen.

Wie dem aber auch sei, das steht fest, daß sie es in dem Jahre, für welches der vorliegende Lectionskatalog bestimmt war, nicht gethan haben. Vielmehr ist dieser Katalog auch noch darum merkwürdig, weil keine der in ihm angekündigten Vorlesungen bis zu Ende gelesen worden ist. Von den Jünglingen, die aus den Bluttaufen von Palestro und Solferino im Herbste 1859 in die Heimat und in die Aula zurückgekehrt waren, blieb wohl keiner daheim, als Joseph Garibaldi im Mai des nächsten Jahres seinen Befreiungszug nach Sicilien unternahm. Die Schaaren, mit denen er das Königreich der neapolitanischen Bourbonen umstürzte und den Süden von Italien für das große Werk der Einheit gewann, haben sich vornehmlich aus allen italiänischen Universitäten rekrutirt, und wie 1813 und 14 bei uns, hoben dort 1859 und 60 die Professoren, wenn sie nicht selbst mitgingen, leere Bänke gehabt. Wohl ihnen und ihrer Wissenschaft, daß der Sieg errungen, daß die politische Freiheit und Unabhängigkeit erfochten worden ist, ohne die auch das Studium der Wissenschaft in Mattigkeit und Unfreiheit versinkt!

England.

Thomas Hood.

Der theilte, moderne Shakspeare Englands und noch etwas ganz Anderes und Eigenstes, nämlich — Thomas Hood selber ist bereits vielfach in Zeitschriften und biographischen Charakteristiken gewürdigt worden, aber in einer Abhandlung des amerikanischen „Atlantic Monthly“ finden wir manche tiefer gehende und neue Beleuchtung seines Genius, so daß wir das Wesentliche daraus hier zusammenstellen wollen.

Thomas Hood war ursprünglich für's Geschäftsleben bestimmt und in einem Kaufmannshause untergebracht, aber seine schon im funfzehnten Jahre schwache Gesundheit trieb ihn vom Comtoirstuhle nach Schottland, wo ein zweijähriger Aufenthalt ihn sichtlich stärkte. Wieder in London versuchte er's mit der Lithographie, aber auch diese Beschäftigung widerstrebte seiner schwächlichen Gesundheit. So dachte er an literarische Arbeit und fand etwas untergeordnete Beschäftigung an „the London Magazine.“ Hier lernte er manche berühmte Mitarbeiter kennen, z. B. Charles Lamb, der ihn schnell lieb gewann, da Beide bei aller Verschiedenheit im Innersten viel Aehnlichkeit in Witz und Weichheit, Komik und Melancholie haben.

Hood blieb freilich literarisch lange eine untergeordnete Größe, aber er arbeitete fort, anhaltend und treu in Noth und Glück, Krankheit und Kummer, spielend und lächelnd und sich abquälend bis an sein frühes Ende.

Um zu sparen und unangenehmen Gläubigern zu entgehen, lebte er lange in Koblenz und Ostende. Weder Klima noch Menschen am Rhein sagten ihm zu, so daß er's mit Belgien versuchte, wo's ihm auch besser gefiel, aber seine Gesundheit kam nicht wieder.

Während er in seiner Familie, einem lieben, sorgsamen Weibe, einem Knaben und einem Goldkinde von Tochter, Tag für Tag arbeitete, schlaflos litt und mitten in qualvollsten Schmerzen scherzte, daß umstehende Theilnehmende weinend, vor Lachen krank wurden, zerquälte er seinen Genius in Arbeit und Liebe, in Lust und Leiden, in Nahrungssorgen und Wohlthätigkeit für Andere.

Im Jahre 1840 kehrte er nach England zurück, redigirte einige Monate das „New Monthly“ und dann ein eigenes Magazin; aber die fünf Jahre, die er noch zu leiden hatte, vergönnten ihm kaum noch eine zusammenhängende Thätigkeit. Er starb 1845 in London, nicht älter, wie Schiller an seinem Todestage. Robert Peel hatte ihm noch kurz vorher die quälendste Sorge abgenommen, und für seine Frau eine jährliche Pension von hundert Pfund festgesetzt. Sie freilich überlebte ihn blos zwei Jahre. Lord John Russell hatte die Großmuth, die Pension auch den Kindern anzumachen, obgleich der Vater kein Freund seiner Politik gewesen war. Das haben die englischen Staatsmänner vor den meisten auf dem Kontinente voraus, daß sie gelegentlich auch an Dichter und deren Familien denken, und selbst feindlichen Dichtern wegen ihres Genius einen über politischen Rücksichten stehenden Tribut zahlen.

Freilich, es kam zu spät, wie die ganze Anerkennung Hood's. „Das Geld, das uns seine Werke jetzt einbringen,“ schreibt die Tochter in der Biographie ihres Vaters, „würde sein Leben um viele Jahre verlängert haben.“ So viel von seinem Leben. Was den Dichter des „Liedes vom Hemde,“ der „Seufzerbrücke,“ des „Arbeiter-Liedes“ betrifft, so scheint auf den ersten Anblick nichts leichter, als ihn zu charakterisiren. Er ist ganz im engsten Sinne eigenthümlich und einzig. Worin aber besteht's? Man kann sich nicht durch Vergleiche mit Aristophanes oder Lucian, Rabelais oder Swift, Sterne, Fielding, Dickens, Thackeray, Heine helfen, um seinen Witz und Humor zu bezeichnen. Für den Ernst des Dichters finden wir keine Anhaltepunkte in Chaucer oder Spenser, Shakspeare, Milton, Byron, Coleridge oder Wordsworth. Er ist in der englischen Literatur, was Jean Paul in der deutschen, Friedrich der Große unter den Regenten, „der Einzige.“

Wir haben's mit keinem Witzling, keinem Spaßmacher zu thun: er ist Humorist im höchsten und eigensten Sinne, der uns Thränen entlockt, die zugleich von unbändigem Gelächter und unsäglichem Schmerz ausgepreßt sein können. Dabei so eine ehrliche, tiefe, edle, weiche Natur, so vielseitig, so buntscheckig und doch so harmonisch und einheitlich im Innersten! Wie können ihm keine große, intellektuelle Tiefe zuerkennen, auch keinen höchsten Adlerflug poetischen Schwunges, keine große Weisheit, kein bedeutendes Wissen; aber er hat Saiten der Poesie gerührt, die nie verklingen, und stets Herzen und Zwerchfelle erschüttern werden, so lange es edle Menschen giebt.

Damit ist freilich das Eigenste der Hood'schen Muse noch nicht bezeichnet. — Wie finden in dem Worte „grotesk“ ein Charakteristikum für solche Arbeiten, die nicht durchaus ernster Natur sind, insofern wir den unwiderstehlichen Instinkt für phantastische Extravaganz, den milden, spielenden Witz mit allerhand Sonderbarkeiten nicht besser bezeichnen können. Geistige, wörtliche und malerische Combinationen der seltsamsten und entlegensten Dinge waren ihm eingeboren und kommen denn auch aus seiner Feder ungezwungen als natürliche Verwandte heraus.

Das Groteske an sich würde ohne Witz und Humor selten poetisch werthvoll, oft albern werden. So ist denn Hood wohl auch selten grotesk ohne Witz und Humor. Aber sein Witz und Humor, bald nebeneinander, bald ineinander spielend, ist in allen Varietäten wieder so eigen und individuell, so derb und so decent, so keusch und kindlich, so übermüthig und doch so züchtig, so Hoodisch!

Wie Dr. Johnson von Swift sagte, daß ihm schmutzige Bilder eigen wären, wie Milton erhabene, so kann man die Vergleiche Hood's in ihrer eigensten Natur als kammunschuldig und lächerlich zugleich bezeichnen. Sie sind komisch, wie die Speisinge eines Lammes im Sonnenschein.

Man sehe sich die komischsten Stellen in „the last Helr,“ „the Report from Below,“ „the Ode to Malthus,“ „the Blow-up“ u. s. w. an, und man wird detaillirt finden, was wir andeuteten.

Und dann der Phantasus seiner lächelnden Muse! Seine Fruchtbarkeit in ganz unerwarteten Analogien hält den Leser, der sich derselben

wirklich bewußt wird, stets im Genusse der lieblichsten Ueberraschungen. Dabei bemerken wir eben nie etwas Gesuchtes, aber desto mehr Bedeutung, Tiefe und Ernst in den scheinbar leichtesten Wortspielen. Im Wortwitz schon hat er Wenige seines Gleichen, im „pun" aber, d. h. der in der englischen Sprache so begünstigten Auffindung des Doppelsinns gleichklingender Worte, ist ihm Niemand jemals nahe gekommen. Wir können hier, ohne genaueste Kenntniß der Sprache und den Zusammenhang vorauszusetzen, kaum Beispiele anführen, aber Kenner mögen an die Drohung denken, seine abschreibende Frau — die „Womannensis" durch einen „Manuensis" zu ersetzen, an „Nowgutory" in der „Address to Mrs. Fry." Diese „puns" würden einfach zum Witz gehören, wenn die Hood'schen nicht in der Regel die treffendste Concentration wirklicher Gedanken wären, zwei einschlagende Blitze mit einem einzigen sich ungezwungen einstellendem Worte. Andere Künstler in dieser Sphäre zeigen sich haufig nur als eine Art von geistigen Possenreißern und Luftspringern, die man bewundert und belacht und dann vergißt oder verachtet; in den Gedanken-Kapriolen und Geistesblitzen Hood's findet man doppelte und weithin leuchtende Einfälle des tiefsten Gefühls, das uns oft im Zweifel läßt, ob wir mehr über den tragischen Schmerz derselben weinen, oder über ihre auswendige Naeren-Physiognomie lachen sollen.

Aber nicht selten verschwindet auch dieser Zweifel, und das Furchtbare, Schauder erregend Tragische reißt uns mit ganzer Gewalt mit sich fort, allerdings manchmal nur, um uns mit der letzten Zeile das Zwerchfell desto schalkhafter zu rühren, in nicht wenigen Fällen aber auch, der tragischen Erschütterung die Weihe des Erhabenen zu geben. Für erstere Art sind wohl „A Storm at Hastings" und „the Demons Ship" Muster, für letztere „the Tower of Lahneck," „the Work-house-Clock," „the Lady's Dream" und „the Dream of Eugene Aram."

Doch bleibt in dieser Sphäre das Ineinanderspielen des Lächerlichen und Tragischen seine eigenste Eigenthümlichkeit, worin ihm kein Dichter irgend eines Volks nahe kommt oder ähnelt. Daran schließt sich ein mystisch zauberhaft gespenstisches Phantasie- und Gestaltenspiel mit ödester Trostlosigkeit und tiefster Verlorenheit, wie in „the Haunted House," und zuletzt die höchste Dichtergröße Hood's im rein Tragischen, im gewaltigsten, erhabensten Pathos, das sich ohne Phrase und Bombast in weltberühmter, echt Londoner Naturwahrheit im „Song of the Shirt," „the Lay of the Labourer" und „the Bridge of Sighs" auf das Erhabenste und Erschütterndste vereinigt hat. Die elende Weißnäherin, der arbeitlose Arbeiter, die schuldige, selbstmörderische, verzweifelte Verstoßene — kaum Londoner Alltags-Tragödien — sind ihm zur strahlendsten Dichterkrone geworden. Die Themata sind abstoßend, aber der Zauber des Genius erhob sie zu den schönsten Gottheiten des Erbarmens und der mitfühlenden, wohlthätigen Humanität, die nun mit Hood's Worten in allen edeln Herzen lebt und wirkt. Er hat damit das soziale Elend, das Proletariat geadelt und ihm die Häuser und Herzen der sozialen Aristokratie geöffnet.

In Wort-, Anschauungs- und Bilderfülle hat Hood etwas Shakspeare'sches. Unter den Dichtern hat man blos Crabbe herausgefunden, um ihn zu vergleichen. Diese Vergleiche laufen aber alle auf Kontraste hinaus. Beide waren allerdings besonders Dichter des Proletariats, aber Crabbe schrieb Bände, Hood blos einzelne Gedichte. Ersterer hatte es mit Massen ländlichen Elends zu thun, letzterer mit dem Stadt-Proletariat, woraus er einzelne Gestalten wählte, um sie auf ewige Zeiten für Alle wirksam zu machen. Crabbe's dicke Bände sind verhältnißmäßig langweilig, während Hood's Zeilen mehr enthalten und ausstrahlen, als die ganze ungeheure englische Proletariats-Literatur.

Ich war mit draußen, als ihm die Dichter und Literaten Londons, zehn Jahre nach seinem Tode, ein Marmor-Denkmal auf dem Kirchhofe von Kensalgreen setzten. Es ist sehr schön und nobel einfach, dieses Denkmal, aber es ist von Marmor. Daß man in England jede elende Weißnäherin, jeden brodlosen Arbeiter, jede verzweifelte Gefallene mit lebendig gebliebenen Erinnerungen an Hood beurtheilt und zu helfen sucht — das ist ein Denkmal, gegen welches die meisten, die stolzesten Monumente zu kalten Zierrathen öffentlicher Plätze werden.

Dänemark.

Die freiwillige Volksbewaffnung in Dänemark.

Die freiwillige Volksbewaffnung, welche in Schweden und Norwegen so großartige Verhältnisse und eine so weittragende Bedeutung angenommen hat, daß durch sie ein völliger Umschwung der dortigen Landes- und Seewehr-Verhältnisse vorbereitet wird, konnte nicht verfehlen, auch in Dänemark den Wunsch nach Einführung einer so wichtigen Institution zu erregen. Die dänische Eitelkeit konnte allerdings nicht zugeben, daß das Beispiel Schweden-Norwegens nachgeahmt werden sollte, noch daß dieses für Dänemark den Anstoß gegeben hatte, obschon eine Nachahmung Schwedens im bedeutend verkleinerten Maßstabe für Dänemarks Bevölkerungs- und Geldverhältnisse noch mehr wie zu groß gewesen wäre. Man wußte aber ein höheres, man mußte das Urvorbild des großen, reichen England haben.

Es war im Februar d. J., als einige Leutchen, denen es darum zu thun war, ihren Namen gedruckt zu lesen, mit Plänen und Entwürfen für die Organisation einer dänischen freiwilligen Volksbewaffnung nach dem Muster der englischen hervortraten. Die Sache fand natürlich in Zeitungen viel Anklang, denn Druckerschwärze und Papier sind billig, überdies hatten dadurch ja Viele Gelegenheit durch Inserirung von Verbesserungs- ꝛc. Vorschlägen das Licht ihrer Weisheit leuchten zu lassen, und die öffentliche Aufmerksamkeit des kleinen Völkchens auf sich, als künftige Führer der Bewegung in spe, hinzulenken.

Es oktroyirte sich denn auch ein sogenanntes „Central-Comité für Errichtung von Scharfschützen-Vereinen," welches die Angelegenheit in die Hand nahm, wie man zu sagen pflegt, und die „Rüstungen" gegen Deutschland nahmen ihren Anfang.

Zum Glück für die Ruhe Deutschlands erfuhr dieses wenig von dieser und einer gewissen andern in Dänemark angeregten Bewegung; sonst hätte es, wenn es noch wie früher im Schlafe gelegen, böse Träume haben müssen. So aber nahmen die Flotten-Sammlungen und andere wichtige Bestrebungen Germanien ganz in Anspruch, und es blieb keine Zeit übrig, sich durch dänische Aufschneidereien ängstigen zu lassen.

Zum Glück für Deutschland ist die Gewitterwolke der dänischen Volksbewaffnung in Dunst aufgegangen, denn wenn man die schon auf dem Papiere (in der Tidskrift for Krigsväsenet) vorhandene imposante Macht des dänischen Liliputaner-Staates bedenkt, die genau auf 80,000 Mann Landsoldaten und 15,000 Mann für die Flotte ausgerechnet wird, so möchte es für Schleswig-Holsteins Zukunft schlimm ausgesehen haben, wenn Dänemark dieser furchtbaren Kriegsmacht noch so circa 30—40,000 Mann freiwillige Scharfschützen im Alter von 16—50 Jahren hinzugefügt hätte, denn so hoch wollte man es bringen. Nun werden zwar manche Sachkenner einwenden, 12 pCt. der Gesammtbevölkerung kann kein Volk der Erde unter die Waffen rufen; die Herren vergessen aber, daß die Dänen in allen Dingen eine Ausnahme machen, daß ihnen nichts unmöglich ist, und daß ihnen ein Mittel zu Gebote steht, welches sonst nur den Slaven geläufig ist, nämlich sich selbst so unverschämt etwas vorzulügen, daß sie und das interessirte Ausland sich in die größten Ungereimtheiten hineinglauben.

Das sogenannte „Central-Comité" hat von letzterer Fähigkeit Gebrauch gemacht, indem es in der Mitte des November einen Bericht seiner imaginairen Thätigkeit veröffentlichte, das wunderbarer Weise verschiedene namhafte Zeitungen Deutschlands wieder hinter's Licht geführt hat. „Dem Bericht des Central-Comité's zufolge findet die freiwillige Schützenbewegung in allen Schichten des dänischen Volkes den größten Anklang und erregt allseitige Theilnahme," so schreiben wörtlich einige der beregten Blätter, deren Referenten wahrscheinlich nur den schwülstigen Eingang, doch nicht die Mitte und den Schluß des langen Berichtes ihrem Einblicke unterzogen haben.

Die Thätigkeit des „Central-Comité's" beschränkt sich auf Folgendes: Dasselbe hat eine Modellbüchse anfertigen lassen, ein wirklich allerliebstes Dingchen, das gleich gut zum Nah- und Fernkampf gegen die „Tydskere" eingerichtet ist, und von dem man ein getreues Konterfei der Berlingske Tidende als Beilage zur Vertreibung übergab. Außerdem ist eine Schieß-Instruction ausgearbeitet und mit bereitwilliger Beihülfe des Kriegsministers (auf Gesammtstaats-Unkosten!) in Druck gegeben. In der Berlingske Tidende vom 16. April d. J. ist auch ein Gesetz-Entwurf für die Schützen-Vereine veröffentlicht worden.

Die Erfolge des Central-Comité's waren seiner Thätigkeit ziemlich entsprechend. Es sind bei ihm im Ganzen gegen 300 Büchsen nach dem Modell bestellt, und sind diese Bestellungen einer Lütticher Gewehrfabrik übertragen worden, welche aber „leider erst im Herbste einen sehr kleinen Theil der bestellten Büchsen übersendet hat;" doch hofft das Comité, sich einer regelmäßigeren Lieferung für die Zukunft versichert halten zu können, „da die Lütticher Fabrication jetzt in vollständigem Gange ist." Diese Redensart erinnert lebhaft an die Fabel vom Heupferde und scheint demnach das Comité allen Ernstes die Welt glauben machen zu wollen,

eine Lütticher Gewehrfabrik konnte mit der Lieferung von 300 Büchsen bisher nicht in Gang kommen! — Doch der Schlüssel zu dieser naiven Behauptung ist am Schlusse des Berichts zu finden, wo über die Schwierigkeit der Aufbringung der nöthigen Geldmittel geklagt wird. Die Lütticher liefern aber bekanntlich Nichts auf Kredit!

Doch bei der Bestellung von „gegen" 300 Büchsen ist es nicht allein geblieben, es haben sich auch Schützen-Vereine gebildet und zwar den Landestheilen nach auf folgenden Stellen:

Seeland. In der Hauptstadt haben die Studenten unter dem Namen „der akademische Schützen-Verein," eine derartige Gesellschaft gebildet, und von „einigen Männern" ist eine Aufforderung ergangen, die nöthigen Mittel zusammenzuschießen, um einen allgemeinen Kopenhagener Schützen Verein bilden zu können. Außerdem haben sich Schützen-Vereine gebildet für Frederiksborg und Umgegend, Asminderöd-Grönholdt, Slagelse, Roeskilde, Gaunögods, und endlich hat der Staatsrath Tutein zu Edelgaoe Büchsen angeschafft und Anstalten getroffen, um in der nächsten Umgegend Schießübungen abzuhalten.

Auf Maen hat der Hofjägermeister Tutein zu Marienborg ähnliche Anstalten getroffen, wie der Staatsrath Tutein zu Edelgave.

Lolland. Von der Lollander Sparbank sind Büchsen bestellt, und ist ein Schützen-Verein für die Kirchspiele Nebbelunde und Sädinge errichtet.

Fühnen. Der Baron Juel-Brockdorff hat Büchsen für den Schelenborger Schützen-Verein bestellt; Herr Hansen auf Broe bei Borvense, hat mit mehreren jungen Männern im Laufe des Sommers Schießübungen abgehalten.

In Jütland haben sich an folgenden Orten Schützen-Vereine gebildet: Aarhus, Horsens, Hammerum, Vesterwig, Frederikshavn und Randers. In Veile hat der schon bei Lebzeiten durch ein Standbild verewigte Orla Lehmann einen fulminanten Aufruf im „Veile Avis" erlassen, der so wirksam war, daß die Veiler Schützengilde sofort Büchsen bestellte, „um alle waffenfähigen Männer im Schießen zu üben."

Bei den höheren Schulen hat das Kultus-Ministerium Uebungen im Büchsenschießen eingeführt und die nöthige Anzahl Büchsen beim Comité bestellt.

Das Büchsenschießen wird außerdem an der höheren Volksschule von Hindholm und an der Flensburger Lateinischen- und Realschule geübt werden. Die betreffenden Vorsteher Stephansen und Rektor Simesen* haben deshalb schon beim Comité Waffen bestellt, natürlich ohne irgend eine schleswig'sche Behörde oder Körperschaft, die in Verwendung der deutschen Schulgelder ein Wort mitzureden hätte, um Erlaubniß zu fragen.

Dann haben noch mehrere Leute Büchsen verlangt, doch weiß das Comité nicht, zu welchem Zwecke (vielleicht für die zukünftige schleswig-holstein'sche Armee?).

In England haben mehrere dort wohnende Dänen (vielleicht die „Anglo-Dänen" der Times, Daily News und des Scotsman), Enfield-Büchsen gekauft (?) und sie den dänischen Volksschulen angeboten. Sind dieselben angenommen?

An Geldmitteln sind, wie schon gesagt, „etwa" 1900 Rbthlr. eingekommen, von denen die Hälfte (also circa 900 Rbthlr.!) von den früheren „Sammlungen zum Bau von Kanonenbooten" und 500 Rthlr. von einem Privatmann herrühren. „Besonders wegen Kopenhagens rufen wir die patriotischen Gefühle der wohlhabenden Bürger desselben in der Hoffnung an, daß sie uns nicht verlassen werden!" seufzt das Comité, welchs überhaupt die Hoffnung noch nicht aufgiebt, daß eine „allgemeinere" Theilnahme im Volke geweckt werde. Ja, wenn nur etwas dabei zu verdienen wäre, dann würde die „allgemeine" Theilnahme Sörensen's nicht fehlen! Die Schweden und Norweger haben sich die Sache viel Geld kosten lassen, die Stockholmer Schützen haben in einem Jahr pro Kopf 180 Rthlr. Schwed. baare Ausgaben gehabt, das Opfer an Zeit und die freiwillige Stellung unter das strenge Kriegsrecht gar nicht gerechnet. Das sind aber auch andere Leutchen!

Soweit der Bericht des Central-Comité's, der jedenfalls ein Meisterstück in der Kunst des Sandstreuens ist. Nirgends eine bestimmte Zahl, „etwa, gegen, einige, ungefähr" überall statt bestimmter Angaben, leise Stoßseufzer, verdeckt durch hochtrabende Redensarten und zweideutige Auslassungen. Nirgends eine Angabe der Mitglieder-Zahl irgend eines der angeführten „Schützen-Vereine."

Faßt man nun die maskirten Angaben des Comité's zusammen, und schenkt denselben einigen Glauben, was durchaus nöthig ist, dann erhält man folgendes Resultat der dänischen freiwilligen Bewaffnung.

Es sind sicher zweihundert und einige Büchsen bestellt — „gegen" 300 kann weiter nichts bedeuten. Von diesen bestellten Büchsen sind vielleicht 50 Stück eingetroffen.

Es sind nicht voll 1900 Rbthlr., also vielleicht nur 1300 Thaler preuß., an freiwilligen Beiträgen eingelaufen, d. h. das Doppelte von dem, was die beiden Bataillonsfahnen des Stockholmer und des Gothenburger Schützencorps gekostet haben!

In Kopenhagen haben einige Studenten, in einigen Städten und Dörfern Seelands einige „junge Leute" und Ackerknechte mit gebargten Gewehren geschossen.

Auf der Insel Moen repräsentirt 1 Mann, freilich ein Forstbeamter, einen Schützen-Verein.

Auf der großen Insel Fühnen stellt 1 Mann, oder, wenn man absolut will, $1^1/_2$ Mann, zwei Schützen-Vereine vor.

In Jütland sind sechs Schützen-Vereine, von denen der in Aarhus, wie vor einigen Wochen in der „Berlingske Tidende" zu lesen war, schon im Besitze von 12 Büchsen ist!

Die Schüler der höheren Schulen sollen in Zukunft nach der Scheibe schießen.

Die Schüler der Flensburger lateinischen Schule haben mit geliehenen Waffen schon einige Mal nach der Scheibe geschossen.

Um solch' Resultat zu erreichen, hätte es dazu wohl das Vorbild des großen Albion bedurft, wäre nicht irgend ein unbedeutenderes schwedisches Kirchspiel als Muster zur Nachahmung ausreichend gewesen!

Aber man soll nicht spotten, die 300 Büchsen können noch zusammenkommen, und finden sich dann vielleicht zu ihnen 300 „danske" Spartaner, die in irgend einem sichern Winkel der dänischen Inseln bis auf den letzten „Dram" in der Flasche und den letzten Stüving in der Tasche ausharren, bis die „deutschen Räuber" in Jütland nicht mehr schießen! Doch über die dänische „Flotten-Sammlung," über welche das Central-Comité so ungeschickt war, zu stolpern, ist noch ein Wörtchen der Erläuterung zu sagen. Es war nämlich am Anfange dieses Jahres, als der deutsche Bund eine drohende Miene gegen Dänemark angenommen hatte, als die eben so schreckliche, wie unberechtigte Furcht vor einer schleswigschen Bundes-Execution den Dänen eine Gänsehaut verschaffte, aber wie man dies in Dänemark umschreibt: „daß der Löwe seine Mähnen aufrichtete" (at Löven reiste Manken!). Zu jener Zeit also, da man sich in Dänemark billig zum Helden stempeln lassen konnte, indem man, wie die Kopenhagener und die sogenannten „schleswig'schen" Studenten thaten, dem Kriegs-Ministerium mit Todesverachtung seine Dienste anbot, war es, daß einige kluge „Patricten" den Vorschlag machten, eine Sammlung zum Bau von Schraubenkanonen-Booten zu veranstalten. Mit Jubel begrüßten die Insel-Dänen den schönen Einfall, feurige Reden gegen die „Tyrkere" erschallten, man bohrte sie in den Grund, wo sich dieselben — nicht sehen ließen und machte sich an's Sammeln. Reichlich flossen die Stüinge (Dreier) und nach einigen Monaten hatte das volkreiche Stift Fühnen, circa 2000 Rbthlr., und das noch volkreichere Stift Seeland zusammt der stolzen Hauptstadt circa 900 Rbth. zusammengebracht. Das war selbst dem „Cnrir fran Köpenhamn" des Aftonbladet zu viel; er ging sonst durch Dick und Dünn mit den Dänen, aber über diese Flotten-Sammlung mußte er doch Witze reißen und noch abendrein auspfaunen, daß man die „Sammlungen" in aller Stille einschlafen lassen wolle, um sich nicht weiter zu blamiren, und so geschah es auch.

Die Gelder, welche also für die Schraubenkanonen-Boote „Fyen," „Sjnelland," Kjöbenhavn," „Odense" ꝛc. (man hatte sich schon die Namen ausgesucht!) bestimmt waren, haben nun ihr Ende in den „300 Büchsen" gefunden, und doch hat Dänemark keinen Hannibal Fischer! Deutschland kann also beruhigt sein, daß mit den besagten Summen wenigstens kein weiterer Unfug gegen dasselbe getrieben werden soll!

---

* Dieser Rektor Siwesen war der erste, welcher gegen die deutsche St. Nikolai-Schützengilde mit einer lügenhaften Denunciation auftrat, die zwar abgewiesen wurde, aber doch den Anstoß zu weiteren ebenso lügenhaften dänischen Anschuldigungen gegen diese Gilde gab, in Folge deren dieselbe aufgelöst wurde, wobei die Dänen, außer der Beseitigung einer deutschen Körperschaft, noch den Vortheil hatten, ein gutes „Geschäft" zu machen.

Griechenland.

Der in Zante aufgefundene Bibel-Codex.

Das über diesen Codex soeben in England erschienene Buch in gr. 4. hat den Titel: „Codex Zacynthius, Greek Palimpsest Frugments of the Gospel of S. Luke, obtained in the Island of Zante, by the late General Colin Macaulay, and now in the Library of the British und Foreign Bible Society. Deciphered, transcribed, and edited by Sam. Prid. Tregelles, LL. D. London, S. Bagster & Son, 1861." Die Vorrede ist von Plymouth, 28. Juni 1861 datirt.

Der Berliner Orientalist Dr. de Lagarde machte auf diesen Palimpsesten im Jahre 1858 den Herausgeber aufmerksam. Der Erstere selber war darauf gewiesen worden durch Mr. Knollekе, einen der Secretaire der Brit. and For. Bibelgesellschaft. Dr. Tregelles unternahm die Bearbeitung, und hat nun seine Entzifferung des Lukas-Textes, d. h. umfänglichere Fragmente der ersten elf Kapitel des Lukas-Evangeliums, herausgegeben, und zwar mit denselben Typen, die das British Museum für die Herausgabe des Codex Alexandrinus hatte anfertigen lassen. (Der Unterschied dieser Typen von denen in Tischendorf's Codex Sinaiticus, der jetzt in Leipzig gedruckt wird, ist freilich sehr groß.) General Macaulay hatte 1820 die Handschrift auf der Insel Zante von einem „Principe Comnto" geschenkt erhalten; 1821 schenkte er sie der Londoner Bibelgesellschaft. Der Text zeichnet sich durch seine große Uebereinstimmung mit den ältesten Handschriften aus, besonders auch mit dem Codex Vaticanus. Merkwürdiger Weise enthält er auch dieselbe Kapitel-Eintheilung, die beim Codex Vaticanus für ein Haupt-Argument des höchsten Alters gegolten hat. Die älteste Schrift des Codex Zacynthius kann schwerlich über das ochte Jahrh. hinaufreichen. Nach Vertilgung dieser Schrift — einer Catene, mitten Bibeltext, ringsumgeben von patristischen Auslegungen — wurde im dreizehnten Jahrhundert ein Evangelistarium daraus gemacht.

In der Preface bildet die Lobrede auf Tischendorf's Arbeiten einen offenbar geflissentlichen Passus, obschon eine Seite spätee der Collisionen Erwähnung geschieht, die den deutschen Gelehrten zu harter Rede gegen Tregelles im Neuen Testamente von 1859 veranlaßt hatten. Der Passus heißt:

„In den letzten zwanzig Jahren ist mehr geschehen für die Erlangung einer genauen Kenntniß der handschriftlichen Texte des Neuen Testaments, als in allen vorhergehenden Jahrhunderten zusammengenommen. — Der Erste, der dieser Textes-Kenntniß außerordentliche Dienste geleistet, ist unstreitig der Professor Tischendorf, der nicht blos einen außerordentlichen Fleiß auf die genaue Collationirung der verschiedenen Handschriften verwandt, sondern auch mehr, als alle seine Vorgänger zusammen genommen, durch Abschreibung und Publizirung gethan hat. Zu diesen wichtigen Diensten kömmt, daß er selbst einige werthvolle Handschriften an das Licht gebracht, unter welchen die merkwürdigste und wichtigste, der Codex Sinaiticus, wegen seines Alters und Werthes unstreitig den ersten Rang einnimmt. Es ist dies eine Entdeckung, die nicht hoch genug geschätzt werden kann, weshalb auch ihrer Publication von Allen, welche kritische Studien zu würdigen wissen, mit Verlangen entgegengesehen wird. Dienste, wie die, welche Prof. Tischendorf dem Bibel-Studium geleistet, können nicht hoch genug veranschlagt werden; sie sind so ausgedehnter Art und schlagen in so viele Fächer ein, daß man fast darüber erstaunen muß, daß ein einziger Mann so viel zu leisten im Stande war. Die vollständige Publication des Codex Sinaiticus ist vorläufig das Nächste, was wir mit Sehnsucht von ihm erwarten."

Weiterhin sagt der engl. Herausg.: „Meine eigenen Collationirungen unmittelbar nach denen von Tischendorf zu erwähnen, scheint fast etwas unbescheiden und als legte ich einen zu hohen Werth darauf ꝛc." Nach Tregelles eigenen Arbeiten werden dann nur noch die von Scrivener angeführt.

Wir fügen dieser Anerkennung von kompetenter, englischer Seite mit Vergnügen hinzu, daß, wie wir vernommen haben, aus einer fortgesetzten Prüfung des Codex Sinaiticus mit Gewißheit sich ergeben hat, daß seine anfängliche Hochstellung keineswegs auf einer Ueberschätzung der Handschrift beruhte. Der Text erweist sich durchweg als epochemachend. Lesarten, über welche uns ausdrückliche Zeugnisse von Origenes, Eusebius, Hieronymus ꝛc. vorliegen, hat er auf das Ueberraschendste erhalten, und zwar weit mehr, als der Codex Vaticanus und als irgend eine Handschrift. Nun, dies wird seiner Zeit laut genug werden und selbst kleinlicher oder eifersüchtiger Verkennung der Sache ein Ende machen.

Deutschland und das Ausland.

Das preußische Gesetz über die Stempelsteuer der Presse vom 29. Juni 1861.

Das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" (Nr. 143) und nach demselben eine Beilage zur „Europa" (Nr. 48) haben Artikel gebracht, worin das preußische Gesetz wegen Erhebung der Stempelsteuer von Zeitungen, Zeitschriften und Anzeigeblätteen, vom 29. Juni d. J., in sehr heftiger Weise angegriffen wird, besonders weil angeblich die außerhalb Preußens erscheinenden, deutschen Blätter einer höheren Steuer unterworfen sind, als die preußischen. Wir sind nichts weniger, als Vertheidiger von Finanz-Maßregeln, durch welche die Erzeugnisse der Presse, gleich denen des Brauhauses, oder der Brennerei zur Tragung der Staatslasten herangezogen werden; wir sind vielmehr der Ansicht, daß in dem intelligenten Deutschland eine „Duty on Knowledge" noch viel weniger am rechten Ort ist, als in dem freien England, das die Abgaben von Papier, Büchern und Zeitungen, gleichviel ob in- oder ausländischen, endlich abgeschafft hat. Aber wir können doch nicht in den Ton jenes Artikels einstimmen, der augenscheinlich cum ira et studio geschrieben ist, und der auf das Gesetz vom 29. Juni, sowie auf die Ausführungs-Verordnung des Finanzministers, Freiherrn v. Patow, den Beweis gründet, daß Preußen nicht verdiene, an der Spitze der deutschen Centralgewalt zu stehen. Solange selbst die freien Städte Hamburg, Frankfurt a. M. ꝛc. eine Stempelsteuer von Zeitungen erheben, erscheint es wohl nicht als eine zu große Anomalie, wenn auch Preußen es thut, und wenn Preußen die im Lande verbleibenden Erzeugnisse der eigenen periodischen Presse besteuert, so kann es unmöglich, ohne eine Ungerechtigkeit gegen seine Angehörigen zu üben, die in Preußen eingehenden, ähnlichen Erzeugnisse des nichtpreußischen Deutschlands unbesteuert lassen.

Das Gesetz vom 29. Juni 1861, wie es der letzte preußische Landtag genehmigt hat, enthält, im Vergleiche zu dem Gesetz über die Stempelsteuer der Presse, vom 2. Juni 1852, *sehr bedeutende Erleichterungen*, die auch der nichtpreußischen, deutschen Presse zu gut kommen. Blätter, die nur Einmal wöchentlich erscheinen und nicht in der Regel politische Nachrichten oder Privat-Anzeigen enthalten, sind durch das neue Gesetz von der Steuer ganz befreit. Zu den nichtpreußischen Blättern dieser Kategorie, die bisher einer meistens im Verhältniß zu ihrem Abonnements-Preise sehr erheblichen Steuer in Preußen unterworfen waren, sollen aber davon befreit sind, gehören unter Anderm die Leipziger „Landwirthschaftliche Zeitung," die „Blätter für literarische Unterhaltung," die „Europa," die „Gartenlaube," die „Gränzboten," der „Dorfbarbier," das „Familien-Journal," die „Novellen-Zeitung" ꝛc. ꝛc. Einige andere Wochenblätter (und wahrscheinlich sind es diese allein, die den heftigen Artikel im „Börsenblatt" veranlaßten) bleiben zwar, weil sie in der Regel auch Privat-Anzeigen bringen, von dieser Steuer-Befreiung ausgeschlossen; sie sollen — und das ist die einzige harte Bestimmung des neuen Gesetzes — 33⅓ % des Ladenpreises zahlen, während preußische Blätter gleicher Kategorie, die in diesem Punkte leichter kontrolirt werden können, einen preuß. Pfennig von jedem Bogen zu 400 Quadratzoll entrichten; als *Maximum* zahlen jedoch die nichtpreußischen Blätter, *gleich den preußischen*, 2½ Thaler jährl. für jedes Exemplar. Dies würde für manche Blätter, z. B. für die „Leipziger Illustrirte Zeitung," die bis jetzt (seit 1852) nur 24 Sgr. jährlich entrichtete, allerdings eine bedeutende Erhöhung sein. Durch die Bestimmung im §. 1, A. 3, des Gesetzes, wonach die steuerpflichtigen Anzeigeblätter in *Verbindung* mit *nicht* steuerpflichtigen Blätteen erscheinen können, ist jedoch den Verlegern solchee Blätter, wie die „Illustrirte Zeitung," ein sehr einfaches Mittel an die Hand gegeben, das Steuer-Objekt in Preußen außerordentlich zu verringern, indem sie sämmtliche Privat-Anzeigen in ein Beiloge-Blatt bringen, für welches sie einen besonderen, kleinen Abonnements-Preis an setzen, wovon dann 33⅓ % an Abgabea entrichtet werden, während das Hauptblatt ganz unbesteuert bleiben würde.

Man ersieht hieraus, daß das preußische Gesetz vom 29. Juni 1861 keinesweges so hart und prägravirend für die außerhalb Preußens erscheinenden, deutschen Blötter ist, wie der Artikel in Nr. 143 des „Börsenblattes" es darstellt.* J. C.

* Seitdem wir dieses geschrieben, hat auch die Allg. Preuß. (Stern-) Zeitung Nr. 269 eine Widerlegung jenes Artikels der „Börsenzeitung" gebracht. D. R.

Erwiederung.

(Eingesandt.)

In Nr. 45 d. Bl. ist ein wider mich gerichteter Angeiff abgedruckt, der durchaus ohne alle Sachkunde abgefaßt ist.

Der Dichter H. Heine starb im Februar 1856; ich war Verleger seiner sämmtlichen Publicationen und hatte für die Herausgabe einer Gesammt-Ausgabe seiner Werke schon im Jahre 1837 einen Vertrag abgeschlossen, der 1844 erneut und erweitert wurde. Nach dem Ableben des Dichters ersuchte ich um die Disposition für die Herausgabe seiner Werke, welche in drei Abschriften 1855 mir vorgelegt wurde, und über deren Eintheilung wir uns damals besprachen. Obgleich ich viele Versuche machte, diese Abschriften, oder nur eine derselben zu erhalten, um die sämmtlichen Werke H. Heine's herausgeben, und so den unberechtigten und gewissenlosen Nachdrücken entgegen treten zu können, versagte doch die in Frankreich lebende Witwe des Dichters — welche sich von mir einer anständigen Pension zu erfreuen hat — mir diese Disposition in den Jahren 1856, 1857, 1858, 1859 und 1860 und ward dadurch Ursache, daß ich mein wohlerworbenes Verlagsrecht der Gesammt-Ausgabe nicht benutzen konnte — wodurch ich Grund zu einer Entschädigungs-Klage gegen sie besitze — und sozusagen mein gutes Recht vogelfrei geben mußte, um mein Versprechen ehrlich zu halten, das in dieser Hinsicht sowohl meinem, als dem Interesse des Autors gegenüber von der Witwe Heine's so schnöde mißachtet worden ist. — Von dem Einholen einer besonderen „Zustimmung" der letzteren zur Publication der Gesammt-Ausgabe von Heine's Werken konnte, nach den Bestimmungen meines Kontraktes, überall nicht die Rede sein. Ebenso wenig kamen Heine's sonstige Verwandten meinem rechtmäßigen Begehren entgegen; überall pochte ich an verschlossene Thüren.

Ich mußte mich also wohl endlich entschließen, ohne die erwähnte Disposition Heine's mit der Publication seiner sämmtlichen Werke zu beginnen, bei welcher zum Theil die von Heine selbst besorgte und (mit Ausnahme eines einziges Bandes) noch bei seinen Lebzeiten erschienene französische Gesammt-Ausgabe benutzt ward.

Als die Familie sah, daß ich aus der Noth eine Tugend gemacht, mir selbst geholfen und gut geholfen hatte, trat sie hervor und bot mir, was bis dahin nicht geschehen war, die Aushändigung der mir gebührenden Disposition, jedoch nebst einem poetischen Nachlaß an, bestehend aus 167 Seiten handschriftlicher Gedichte, welche der Verfasser und ich zum Theil früher ausrangirt hatten.

Außer diesen ausrangirten Gedichten waren andere bereits in Almanachen und Journalen abgedruckt, welche ich ohne weiteres, laut Kontrakt, der Gesammt-Ausgabe einreihen kann; ferner einige neue Gedichte, die angefangen, jedoch nicht abgeschlossen sind, und für diese 167 Seiten verlangte die Witwe 30,000 Francs.

Diese Offerte lehnte ich ab, indem ich bemerkte, daß, wenn ich darauf einginge, meine Familie gehalten sei, mich unter Kuratel zu stellen. In diesem Sommer trat Herr Gustav Heine dafür mit einer neuen Forderung von 20,000, dann 12,000, dann 10,000 und endlich 8000 Fr. hervor.

Dieses Feilschens überdrüssig, lehnte ich den ganzen Handel ab.

Auf Andeingen eines Familiengliedes, „ich möge irgend eine Offerte machen," erklärte ich, aus Liebe zum Frieden wolle ich 4000 Frs. sofort baar zahlen, aber auch nicht einen Centime mehr; dabei sind wir stehen geblieben.

Herr G. Heine hat mir niemals einen Beitrag zu der Honorar-Zahlung offerirt, und wenn jene Notiz von ihm ausgegangen ist, so erkläre ich dieselbe für eine Aufschneiderei, welche ich hierdurch in ihre gebührende Gränze zurückverweise.

Es wird endlich — und, wie es scheint, von der Familie ausgehend* — behauptet: „die ergänzten Censurlücken hätte ich jetzt beim Abdruck zu honoriren." Die Verbreiter solcher Insinuationen kennen mein Verhältniß zu dem Dichter gar nicht, sonst müßten sie wissen, daß ich stets en bloc, niemals bogenweise mit ihm abgeschlossen und seine Werke honorirt habe. Während der Autor sein volles Honorar erhielt, kürzte die Censur mir mein Eigenthum, das ich jetzt rechtmäßig zurücknehme.

Aus allem diesen wird man unzweifelhaft erkennen, daß der erwähnte, in Nr. 140 d. Bl. abgedruckte Angriff gegen mich ein durchaus frivoler, in allen seinen Punkten völlig unbegründeter war.

Hamburg, 17. November 1861. **Julius Campe.**

* Der betreffende Artikel war keineswegs von der Familie Heine's ausgegangen. D. R.

Wenn Herr Campe sagt, daß er, „dieses Feilschens überdrüssig," den ganzen Handel abgelehnt und lieber gar kein neues Honorar an die Wittwe Heine's zahlt, so hat er damit eben zugegeben, was er mit Unrecht als einen frivolen Angeiff bezeichnet. Die Rechtsfrage, ob es dem Verleger gestattet sei, die Lücken, die sich in den älteren Ausgaben Heine's finden, ohne Weiteres durch eine Rückübersetzung aus dem Französischen zu ergänzen, ist durch die Erwiderung des Herrn Campe keineswegs entschieden. Daß diese und ähnliche Fragen auch innerhalb der großen Corporation der deutschen Buchhändler Interesse erregen, beweist nicht blos die Aufnahme unseres Artikels in das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel und die mit ihm verwandten Geschäftszweige," sondern auch der nachstehende, in Nr. 143 des genannten Blattes enthaltene Artikel:

Die neue Ausgabe der H. Heine'schen Werke.

Berlin, 15. Nov. Die aus dem Magazin f. d. Lit. d. Ausl. in Nr. 140 d. Bl. geschehene Mittheilung über einen interessanten Konflikt in Bezug auf das literarische Eigenthum an der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke H. Heine's drängt die wohl noch interessantere Frage in den Vordergrund: ob denn überhaupt an denjenigen in der neuen Ausgabe aufgenommenen Heine'schen Schriften in Deutschland ein geschütztes literarisches Eigenthum existirt, welche Heine, nachdem er naturalisirter Franzose geworden und aufgehört hat, Angehöriger eines deutschen Staates zu sein, herausgegeben hat. Es kann nicht fehlen, daß diese Frage jetzt einer gründlicheren Prüfung wohl unterzogen werden wird, wobei es sich wesentlich darum handelt: wann Heine aufgehört, einem deutschen Staate anzugehören. Daß diejenigen seiner Schriften, welche von ihm, dem Nichtdeutschen, einem deutschen oder französischen Verleger übergeben worden, in Deutschland keinen Schutz genießen, möchte analog mit dem oft behandelten Offenbach'schen Falle unzweifelhaft sein.* □

* Die beiden Fälle sind keineswegs analog, da sich Heine niemals in Frankreich hat naturalisiren lassen. D. R.

Mannigfaltiges.

— Der Münchener „Volksbote" und das monarchische Prinzip. Auch wir halten es, gleich mehreren anderen deutschen Blättern, für eine Ehrenpflicht der Presse, den lebhaftesten Unwillen auszusprechen über das unwürdige Gebahren des Münchener „Volksboten für den Bürger und Landmann" in einem Artikel über die Betheiligung des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha an dem, im Juli d. J. abgehaltenen, allgemeinen deutschen Schützenfeste in Gotha. Dieser Artikel stellt in unseren Augen den Münchener „Volksboten" auf einen und denselben Standpunkt mit dem wahnwitzigen Oscar Becker. Der Eine wie der Andere hat einen edeln Fürsten in fanatischer Weise anzufallen, und dadurch, daß man im Königreich Bayern die gegen den „Volksboten" beantragte gerichtliche Untersuchung zurückgewiesen, erscheint dieser in den Augen jedes deutschen Ehrenmannes nur noch feiger und verächtlicher, als der im Großherzogthum Baden verurtheilte Oscar Becker. Die „Coburger Zeitung," welche durch Mittheilung der unsauberen Aeußerungen des „Volksboten" dem übrigen Deutschland Gelegenheit gegeben hat, seinen Ekel vor diesem Schmutz zu erkennen zu geben, schließt ihre Mittheilung mit folgenden Worten: „Bayern gehört bekanntlich zu den Staaten, in welchen man den Schutz des monarchischen Prinzips besonders hoch hält. Der vorliegende Fall enthält den praktischen Beleg, wie dieser Schutz in Bezug auf das Oberhaupt eines benachbarten deutschen Staates geübt wird, in welchem sich freilich die politische Strömung nach wesentlich anderer Richtung hin bewegt, als in gewissen Kreisen des mehrgenannten größeren Nachbarstaats. Daß übrigens in dem Letztern der Begriff der Beleidigung sonst noch in ziemlich weiter Ausdehnung vorhanden, zeigte das bekannte Urtheil gegen E. M. Arndt."

— Denkmal für Fichte in dessen Geburtsort. Dresdener Blätter enthalten einen Aufruf zu Sammlungen von Beiträgen zu einem Denkmal für Johann Gottlieb Fichte, dessen hundertjähriger Geburtstag auf den 19. Mai 1862 fällt. Die Unterzeichner des Aufrufs, Karl Graf Krockow von Wickerode, Pastor Werner in Rammenau bei Bischofswerda, Ernst Krompe, Med. pract., Karl Fichte, Gemeindevorstand daselbst, haben sich vereinigt, zur Feier dieses Tages die Errichtung eines einfachen, aber würdigen Denkmals in dem Geburtsorte Fichte's, Ram-

menau, zu bewerkstelligen, sowie womöglich eine Fichtestiftung zur Unterstützung fähiger, aber armer Kinder Rammenau's und der Umgegend, welche eine höhere Lehranstalt besuchen, zu begründen. „So weit sie," sagen die Unterzeichner, „von der Meinung entfernt sind, als könne das von ihnen bestimmte Denkmal dasjenige ersetzen, welches Deutschland dem großen Philosophen, dem ernsten Bildner deutscher Jugend, vor allem dem tapfern Manne noch schuldet, der in seinen „Reden an die deutsche Nation" vaterländischen Geist erweckte, so geben sie sich doch der Hoffnung hin, daß auch ihre bescheidene Absicht, des großen Mannes Geburtsstätte für die Dauer durch einen Denkstein zu bezeichnen und zugleich in seiner nächsten Heimat sein Andenken durch eine wohlthätige, fortwirkende Stiftung zu erhalten, sich auch über die engen Gränzen hinaus, überall in Deutschland bei den Verehrern Fichte's, an die sie sich bittend wenden, Gunst und unterstützende Föderung erwerben werde." Beiträge wollen die Unterzeichner, sowie in Dresden Dr. Balzer, Rector Dr. Klee und Hülfsprediger Rosenhagen, dann auch die Herren Bankiers Günther und Rudolph annehmen.

— Erinnerungen an Ernst von Lasaulx. Bekanntlich ist es dem am 9. Mai 1861 in München verstorbenen E. v. Lasaulx nach seinem Tode widerfahren, daß einige seiner früheren philosophisch-historischen Schriften auf den Index der in Rom und von Rom, d. h. von der römischen Kurie, verbotenen Bücher (index librarum prohibitorum) gesetzt worden sind. Von ihm selbst jedoch wurde bei diesem Bücherverbote ausdrücklich gerühmt, daß „er sich dem Urtheile der Kirche (d. h. der römischen Kurie) unterworfen" habe — vielleicht in ähnlicher Weise, wie einst Galilei und in neuester Zeit Wessenberg! Uebrigens nannte doch selbst Fallmerayer auch E. v. Lasaulx einen der „Grundpfeiler bajuvarischer Gläubigkeit," obschon er in allen Fragen eine vollendete, abgeschlossene und selbstgewonnene Anschauung hatte, und eine Vereinbarung mit anderen Ansichten bei ihm nicht möglich war, da seine Grundsätze zu fertig und feststehend in ihm selbst waren.* Diese Selbstständigkeit seines Charakters, in der er „nur Hassen und Liebe, kein neutrales Mitteluding kannte," wird ihm auch in den „Erinnerungen an E. von Lasaulx" nachgerühmt, die ihm einer seiner Schüler in München (im J. 1816), Dr. H. Holland, gewidmet hat.** Die kleine anspruchslose, aber mit Liebe und Verehrung für ihn geschriebene Schrift ist auch sonst geeignet, E. v. L. in seinen äußeren Lebensbeziehungen, wie namentlich in seiner wissenschaftlichen und politischen Thätigkeit kennen zu lehren. In Bezug auf seine politische Wirksamkeit, wobei er „den ihm anvertrauten Posten als ehrlicher Soldat bis zu seinem Ende vertheidigt hat," äußerte er sich selbst einmal in einer Weise, die namentlich in unserer Zeit alle Anerkennung und Nachachtung verdient. „Die politische Freiheit," sagte er, „nach der wir Alle begehren, ist ein Kampf, bei dem es vor Allem darauf ankommt, daß er gerade, offen und mannhaft ausgekämpft werde. Ein Jeder aber, der dies nicht kann oder nicht will, bleibe fern von diesem heiligen Kampfe, den er — besudelt!" d.

— Farben-Harmonie und Damen-Toilette sind zwei Bilder und Begriffe, die so schön zusammenpassen, daß ein Buch, welches die Anwendung der Ersteren auf die Letztere lehrt, gewiß auf einen zahlreichen Kreis von Leserinnen rechnen darf.*** Dies von einem Maler geschriebene Buch trägt innerlich und äußerlich den Stempel des Schönen und Geschmackvollen. Aus der Natur des Lichtes und der Farben hat der Verfasser die Gesetze für die Farben-Harmonie der Damen-Toilette abgeleitet. Von besonderer Wichtigkeit für Letztere ist das Verhältniß der zur Anwendung kommenden Farben zur Individualität, worüber bisher, wie der Verf. behauptet, irrige und falsche Ansichten herrschten. Man hatte die freundlichen oder feindlichen Beziehungen zwischen manchen Farben und gewissen Typen der Individualität beobachtet und darauf einige Regeln gegründet; diese zeigen sich jedoch nicht immer stichhaltig — ein Beweis, daß man von falschen Voraussetzungen ausgegangen war. In dem vorliegenden Buche ist das Verhältniß der Toiletten-Farben zur Individualität bestimmt und klar dargelegt. Die verschiedenen Typen sind nach einer Methode zusammengestellt, die den Leser in den Stand setzt, jede gegebene Individualität mit Leichtigkeit zu beurtheilen und demgemäß zu behandeln. Wir zweifeln nicht, daß das Buch sehr bald in jedem eleganten Boudoir gefunden werden wird.

— Weihnachts-Literatur. Zu spät, um ausführlich darüber zu referiren, aber noch gerade zur rechten Zeit, um sie unsern Lesern als passende, literarische Weihnachtsgeschenke zu empfehlen, gehen uns nachstehende neue Verlagswerke von Otto Spamer in Leipzig zu:

1. Dr. W. Wägner. „Rom, Entstehung, Ausbreitung und Verfall des Weltreiches der alten Römer." Für Freunde des klassischen Alterthums, insbesondere für die deutsche Jugend bearbeitet. Drei Bände mit mehreren Hundert in den Text gedruckten Abbildungen, sowie mit vielen Tonbildern.

(Das Buch ist ein Seitenstück zu dem in demselben Verlag erschienenen „Hellas," das mit seinen Illustrationen eine wahrhaft klassische Festgabe für die Jugend bildet.)

2. Otto, Franz. „Der große König und sein Rekrut. Lebensbilder aus der Zeit des siebenjährigen Krieges." Ein Band mit 10 Ton- und Buntdruck-Bildern, sowie 125 in den Text gedruckten Illustrationen.

(Dieses mit Benutzung eines historischen Romans von Brandrupp für Volk und Heer und insbesondere die deutsche Jugend bearbeitete Buch ist die Geschichte eines unter Friedrich dem Großen dienenden Soldaten, in welche die spannensten Momente aus der Lebens- und Regierungs-Geschichte des Königs verflochten sind.)

3. Otto, Franz. „Das Buch merkwürdiger Kinder." Lebensbilder aus den Jugend- und Entwickelungs-Jahren merkwürdiger Menschen. Zweiter Band, mit 60 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Tonbildern.

(Der Jungfrau von Orleans, dem sächsischen Prinzenraub, den Söhnen Eduards, den beiden Raphaelen (Sanzio und Mengs) Ulrich von Hutten, Jean Bart u. A. ist dieser zweite Band gewidmet.)

4. „Die Wohnstube" und „Haus und Hof," heißen zwei von H. Wagner bearbeitete, mit Geschmack und niederländischer Detail-Kenntniß ausgeführte Schilderungen der Naturgeschichte der nächsten Umgebungen der jugendlichen Leser.

5. Ch. Brandon. „L'ami de la jeunesse. Tableaux descriptifs et intéressants sur l'astronomie, la météorologie, l'histoire naturelle et l'anthropologie."

(Durch dieses reich ausgestattete und zugleich billige Buch ist der Jugend Gelegenheit gegeben, sich mit der Uebung im Lesen des Französischen zugleich Kenntnisse des gestirnten Himmels, der Witterungskunde, der Naturgeschichte von Pflanzen und Thieren, sowie der Geschichte berühmter Menschen, zu erwerben.

— Internationales Verlagsrecht. Wie das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" meldet, ist der am 19. Mai 1859 zwischen dem Königreich Sachsen und Frankreich geschlossene Vertrag über gegenseitigen Schutz der Rechte an literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst, der am 5. Juni 1862 abläuft, von Seiten der sächsischen Regierung gekündigt worden. Wahrscheinlich ist diese Kündigung nicht erfolgt, weil das Prinzip des internationalen Verlagsrechtes ferner nicht anerkannt werden soll, sondern weil dasselbe in den Vertrag mit aufgenommen wird, den sämmtliche deutsche Zollvereins-Staaten mit Frankreich über den internationalen Verkehr abzuschließen im Begriffe sind.

J. L.

* Ueber den wahren Sinn und die Tragweite der obgedachten Unterwerfungserklärung giebt eine, uns erst kürzlich zugegangene Korrespondenz aus München in der Allg. Zeitung vom 21. Nov d. J. aus guter Quelle genügenden Aufschluß, indem sie einen Brief anführt und mittheilt, den v. Lasaulx unter dem 27. Dec 1857 geschrieben. In diesem Briefe erklärt er sich für einen überzeugten Katholiken, der sich namentlich bewußt sei, daß er „die Wahrheiten der katholischen Kirche niemals angegriffen" habe, und daß, auch wenn in seinen Schriften Irrthümer vorkommen sollten, weshalb man in Rom es „im Interesse der katholischen Kirche finden sollte, sie auf den Index librorum prohibitorum zu setzen," er selbst „dieses Urtheil als ein begründetes ansehen würde," wenn schon er den Glauben hegte, daß „derartige Maßregeln im Interesse der katholischen Kirche außer der Zeit seien." Der ganze Brief ist für v. L. ein höchst charakteristisches Zeugniß und bestätigt das obige Urtheil vollständig.

** München, Fleischmann. 1861

*** Die Farben-Harmonie in ihrer Anwendung auf die Damen-Toilette. Von Rudolph Adams, Geschichts- und Bildniß-Maler. Mit 2 Tafeln in Farbendruck und erläuternden Figuren. Leipzig, J. J. Weber, 1862.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Eisborn in Leipzig.

Bestellungen
darin sämmtliche Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, ferner jede Buchhandlung des In- und Auslandes, in Berlin auch die Expedition Hermann, Dorotheenstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen Briefsack. entweder franco an der Verlagshandlung zu Leipzig richten, oder an deren Commissionär Herrn Hugo's Buch- u. Kunsth. Hirschstraße Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 52. Mittwoch, den 25. December 1861. **30. Jahrgang.**

Inhalt:

Frankreich. Seite
Anthologie der französischen Dichter aller Epochen 613
Die Revolution und die Doctrine. II. Tocqueville 615

England.
Anglikanische Philosophie des Unendlichen 617

Nord-Amerika.
Die Aufhebung der Sklaverei nach dem O'Donnogh'schen Systeme . . . . „

Schweden
Die schwedische Expedition nach Spitzbergen 619

Norwegen.
Norweger und Dänen gegenüber Deutschland 620

Morgenländischer Literatur.
Julius Fürst's hebräisches und chaldäisches Wörterbuch . . . . . „

Polynesien.
Die oceanische Menschenrace und ihre Abstammung. Captain Cook als Gott. Das jetzige Honolulu 621

Mannigfaltiges.
Oesterreichs und Preußens orientalische Politik 623
Die „Berliner Allgemeine Zeitung" . . . . . „
Die Kunst der Handschriften-Deutung . . . . . „
Das deutsche Lied 624
Eine bisher unbekannte historische Forschung Rousseau's . . . . . „
Eine Wallfahrt nach Jerusalem . . . . . „
Der Ultramontanismus am Nieder-Rhein . . . . . „

Frankreich.

Anthologie der französischen Dichter aller Epochen.

Während wir Deutschen schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Schriftwerken des Mittelalters unsere Aufmerksamkeit zuwendeten, und von da an mit immer wachsendem Interesse sie durch kritische Ausgaben dem Studium zugänglicher und durch Uebersetzungen und Bearbeitungen dem größeren Publikum genießbarer machten, haben die Franzosen erst seit ungefähr dreißig Jahren, als der Romantismus den Klassicismus verdrängte, angefangen, ihre alten Schriftsteller aus dem Staube der Bibliotheken hervorzusuchen. Ein ernstes, wissenschaftliches Studium der mittelalterlichen Literatur datirt jedoch erst seit ungefähr zwölf Jahren, als eine Schule von gelehrten, fleißigen und für ihren Gegenstand begeisterten jungen Männern es sich zur Aufgabe machte, die Ueberreste zu sammeln, kritisch zu behandeln und zu erläutern. Das Ergebniß ihrer Arbeiten enthält die Bibliothèque elzévirienne, von Jannet herausgegeben. Jetzt erst ist es möglich geworden, dem größeren Publikum, das zu eigenen Studien weder Zeit noch Beruf hat, die Ergebnisse gelehrter Forschungen mitzutheilen, und in einer Uebersicht das ganze Feld der französischen Literatur vorzuführen. Dies geschieht in Bezug auf die Poesie in einer von Eugen Crépet herausgegebenen Anthologie, die in vier starken Oktavbänden das ganze Gebiet der poetischen Literatur, mit Ausschluß der dramatischen, von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart umfaßt.*

Der Herausgeber bezeichnet das Werk als das erste seiner Art, das in Frankreich erschienen. Anthologien zum Gebrauch in Schulen hat es früher schon gegeben. „Wir haben," sagt er, „uns auf einen entgegengesetzten Standpunkt gestellt. Unser Buch richtet sich vorzugsweise an die Gesammtheit desjenigen Publikums, das durch Studium und Geschmack seinen Geist gebildet hat und für das alle jene Meisterwerke geschrieben sind, die man auf den Schulbänken zwar auswendig lernen, bewundern und nachahmen, aber nicht eher verstehen und beurtheilen kann, als nachdem man die doppelte Weihe des Lebens und der Kunst erhalten hat." Bisjetzt sind zwei Bände erschienen: der erste Band giebt eine Einleitung von Sainte Beuve und die Literatur des zwölften bis sechzehnten Jahrhunderts; der zweite die Literatur von Ronsard bis Boileau. Der dritte wird die Zeit von Boileau bis Lamartine umfassen, und der vierte von den Dichtern der Gegenwart handeln. Zum besseren Verständniß ist den Proben aus der ältesten Literatur eine ziemlich wortgetreue Uebersetzung beigegeben; in den Stücken aus dem 15. Jahrhundert bis zu Ende des 16. Jahrhunderts werden die sprachlichen Schwierigkeiten durch untergesetzte Bemerkungen gehoben.

Daß in einer solchen Anthologie nicht alle Dichter Aufnahme finden konnten, versteht sich von selbst. Es lag nicht in der Absicht des Herausgebers, eine Geschichte der französischen Poesie zu geben, sondern das Schöne in seinen verschiedenen Ausdrucksweisen vorzuführen. „Wir haben," sagt er, „zuweilen bei der Würdigung eines Stückes den Geschmack und die Zeit, in der der Verfasser lebte, in Anschlag gebracht, dennoch aber immer auf die beiden Punkte, die nach meiner Meinung das Wesen jeder Poesie bedingen, geachtet: auf den Charakter einer ursprünglichen Inspiration und auf den Stil. Nur durch eine strenge Auswahl der Dichter und der Dichtproben ist es möglich geworden, in vier Bänden alle Meisterwerke unserer Poesie vorzuführen und ihnen den gebührenden Platz anzuweisen; nur auf diese Weise konnten nicht nur alle Zeiten, sondern auch alle Dichtungsarten Berücksichtigung finden. Alle sind hier repräsentirt, von der Ode bis zum Liede, von der Epopöe bis zum Epigramm, nur mit Ausnahme einer einzigen Gattung, des Dramas, das in unserer Literatur mehr in das Fach der Beredtsamkeit, als der eigentlichen Poesie gehört, wozu noch kommt, daß einzelne abgerissene Proben aus Dramen nur ein unvollkommenes Bild geben, und daß die Meisterwerke von Corneille, Racine, Molière sich ja in Aller Händen befinden." Wie wahr dies auch in Bezug auf das sogenannte klassische Theater der Franzosen ist, so muß es doch als ein Mangel betrachtet werden, daß der Herausgeber die Anfänge des französischen Theaters unbeachtet gelassen hat. Auch Sainte Beuve scheint diesen Mangel gefühlt zu haben, denn er sagt: „Man hat aus dieser Sammlung die dramatische Poesie ausgeschlossen; sonst wäre im 15. Jahrhundert gerade dieser Zweig der Dichtkunst der gewesen, von dem man das Meiste hätte entlehnen müssen. Das 15. Jahrhundert ist der Triumph der Mysterien und der Farcen, und in dieser letzten Gattung sind wahre Meisterwerke vorhanden, wie der Patelin und Le Franc-Archer de Bagnolet."

Was wir an dem Herausgeber besonders loben müssen, ist die bescheidene Würdigung seiner vaterländischen Literatur und die Abwesenheit der sonst gewöhnlichen französischen Eitelkeit, die das Eigene auf Unkosten des Fremden erhebt. Er hat die richtige Anschauung von den Vorzügen und Mängeln der französischen Poesie; er weiß es, daß die Franzosen mehr durch formelle Vollkommenheit, als durch Originalität und Bedeutsamkeit des Inhaltes ihrer Werke glänzen. „Wir haben," sagt er, „auf die möglichste Vollständigkeit gesehen; wir haben gewollt, daß der Leser in unserer Sammlung vereinigt finde, was er sonst in mehr als tausend Bänden suchen müßte. Die berühmtesten Meisterwerke figuriren hier neben fast unbekannten. So sehr wir den mittelmäßigen Reimereien den Raum beschränkt haben, so reichlich haben wir ihn den großen Dichtern zugemessen. Marot, Ronsard, Régnier, d'Aubigné, Voltaire nehmen in dieser

* Les poëtes Français, recueil des chefs-d'oeuvre de la poésie Française depuis les origines jusqu'à nos jours. — Publié sous la direction de M. Eugène Crépet. Paris, Gide, 1861.

Sammlung den ihnen gebührenden Platz ein; denn die großen Dichter allein vereinigen jene beiden wesentlichen Bedingungen, die wir für die anzuführenden Stücke gefordert haben: den poetischen Charakter und den Stil. Man muß sich jedoch über diese beiden Punkte wohl verständigen. Es wäre ungerecht und kindisch, von dem französischen Geiste zu fordern, was er nicht geben kann. Wir haben vor Allem in unseren Dichtern die dem Nationalgeist eigenthümlichen Vorzüge suchen müssen, und diese sind glänzend genug, so daß wir in unserer beschränkten Wahl doch noch sehr difficil sein konnten. Wenn Frankreich auch keinen jener großen Dichter wie Dante und Shakspeare, deren Conzeptionen zur Zahl der Meisterwerke des menschlichen Geistes gehören, sein nennt; wenn es selbst nicht einmal einen Milton, Tasso, Arioste hat: so besitzt es doch eine Menge jener großen Schriftsteller, die, wenn sie auch in Bezug auf die Erfindung zum zweiten Range gehören, doch in Bezug auf den Ausdruck den ersten einnehmen. Von Marot bis Ronsard, von Régnier bis La Fontaine, von Racine bis André Chénier, von d'Aubigné bis Victor Hugo hat es in allen den verschiedensten Gattungen eine fast ununterbrochene Reihe von großen Künstlern, von unvergleichlichen Meistern in der Kunst zu schreiben hervorgebracht. Keine andere Nation kann einen so reichen Schrein poetischer Juwelen der feinsten Arbeit aufweisen. Alle Epochen, selbst die undankbarsten, haben eine Gruppe von ausgezeichneten Schriftstellern in gebundener Rede gehabt, die die Mängel, welche dem Geiste und der Sprache ihrer Zeit anhafteten, duech Vorzüge, die in ihrer Person und dem Genius der Nation lagen, wieder gut machten. Aus diesem Grunde verdient auch trotz der trockenen und farblosen Prosodie des achtzehnten Jahrhunderts, Voltaire den ruhmvollen Titel eines Dichters, wenn auch nicht wegen des idealen Schwunges und der schönen Form, doch wenigstens wegen des Geistes, der Gewandtheit, der Klarheit und Lebhaftigkeit des Ausdruckes."

Der Herausgeber hat die Wahl der Proben und die nöthigen biographischen und literarischen Notizen über die einzelnen Dichter verschiedenen gelehrten Mitarbeitern übertragen, meist solchen, die sich ausschließlich mit dem Schriftsteller, den sie behandeln, oder mit seiner Zeit beschäftigt haben. Dadurch erhalten die Artikel einen besonderen literarischen Werth, wenn auch auf der anderen Seite die Einheit des Standpunktes, von wo aus die Gesammt-Literatur erfaßt werden soll, verloren geht. Zum Theil ist jedoch diesem Uebelstande durch die Einleitung des berühmten Kritikers Sainte Beuve abgeholfen worden. Sie liefert eine allgemeine Uebersicht des ganzen Gebietes der französischen Literatur, den ästhetischen Gesichtspunkt mit dem historischen kombinirend. Sainte Beuve unterscheidet vier Haupt-Epochen: die des Mittelalters bis zum 16. Jahrhundert, in welchem es absterbt; von Ronsard, dem Dichter, der die klassische Renaissance hervorruft, indem er völlig mit der Tradition des Mittelalters bricht und an ihre Stelle die gelehrte Tradition setzt, bis Boileau, dem Gesetzgeber der regelmäßigen Poesie, der die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts und das ganze 18te beherrscht; endlich die moderne Poesie, die sich mit Lamartine, dessen Lyra neue, früher nicht gekannte Saiten anschlägt, von den Fesseln jeder Ueberlieferung frei macht.

Das Mittelalter war für die französische Poesie eine große Zeit. Zu dieser Ueberzeugung ist Sainte Beuve selber erst fast wider Willen gekommen, nachdem er mit einigen alten Heldenliedern (chansons de geste) sich vertraut gemacht hatte. Boe allen war es das Rolandslied (la chanson de Roland) und der Roman von Raoul de Cambrai, die seine ganze Bewunderung durch ihren großartigen Inhalt, trotz der rohen Form, in der sie ihn verkörpern, erregten. „Wenn man, sagt er, heute mit einiger Aufmerksamkeit auf diese blühende erste Zeit des 13. Jahrhunderts zurückblickt, wo die Palme der epischen Dichtung, die seitdem hingewelkt und abgestorben ist, Frankreich gehörte, so kann man es nur bitter beklagen, daß nichts von diesem kräftigen Safte aus der Wurzel in den Baum gedrungen ist. Wir müssen es leider gestehen, daß von dem alten Geiste keine Spur in der späteren französischen Poesie zu finden ist. Es ist für immer zu bedaueen, daß die genaue Kenntniß unserer alten Texte nicht zusammengefallen ist mit dem ersten Aufschwung der modernen Poesie vor 35 Jahren. Anstatt eines erdichteten, improvisirten Mittelalters, das zum Theil ein gelehrtes Gebilde ist, würde man einen soliden Grund und wahrhaft poetische Elemente erhalten haben. Aber die Entschuldigung liegt in den Daten selbst. Wie hätten die Dichter von 1825 bis 1830 das, was damals die Gelehrten entzifferten und was erst einige Jahre später aus dem Staube der Bibliotheken hervorgehen sollte, lesen und verstehen können?"

An dee Seite und unterhalb dieser gewaltigen und kräftigen Vegetation des Epos reifte ohne künstlichen Anbau eine andere naturwüchsige und nicht minder üppige Aerndte, die eine Fülle von Früchten der mannigfaltigsten Art von echt gallischem Safte und Geschmacke hervorbrachte: die leichte Gattung der Fabliaux, die in dem Andenken der Nachwelt von großen und ursprünglichen Dichtungen überwucherte. Die Fabliaux sind ganz das Gegentheil jener epischen Gattung; sie sind die Poesie des gemeinen Menschenverstandes, der Heiterkeit, des Scherzes und Spottes, der Schalkheit und der praktischen Erfahrung, die Poesie nicht der Großen und des Hofs, sondern der Gemeinen, der Bürger, der Kaufleute und der Schüler. Nichts mehr in ihnen athmet den Geist der Franken von Austrasien. Während die Rittergedichte und die edleren Stoffe, die sie behandelten, mit der Zeit verloren und vergessen sind und nur noch in Parodien eine Spur hinterlassen haben; während der mächtige und hochstrebende Zweig der Heldenlieder vertrocknet und abgestorben ist, hat der Zweig der Fabliaux, der sich bescheiden mehr dem Boden nahe hielt, nicht aufgehört, zu grünen, zu knospen und Blüthen zu tragen. Diese alten Erzählungen haben immer fortgelebt; sie sind immer wieder von neuem erzählt und übertragen worden, und die bekannten Autoren, die sie erhalten haben, indem sie dieselben nach ihrer Weise variirten, haben oft nur die Erbschaft von Unbekannten angetreten, die ihnen den Stoff geliefert und den Geist eingehaucht haben. Die Ueberlieferung ist nie unterbrochen worden. La Fontaine entlehnte von Boccaccio, was dieser, der Sohn einer Pariserin, von den alten französischen Erzählern entlehnt hatte. Die Erzählung wanderte nach Italien und kehrte von da wieder nach Frankreich in schönerer Gestalt zurück, wo sich der Strom in sichtbarem und ununterbrochenem Laufe fortzieht vom Mittelalter bis auf die heutige Zeit, von Rutebeuf bis Béranger durch Villon, Rabelais, Marguerithe von Navaera, Bonaventura des Périers u. A. Die gallische Race ist sich in dieser schalkhaften und heiteren Gattung treuer geblieben, als in der erhabenen und edelen Poesie.

Im 14. Jahrhundert tritt ein merklicher Verfall ein. Der Erfolg, der dem allegorischen Roman von der Rose zu Theil wird, deutet auf einen Abweg, der leider entscheidend ist für die fernere Entwicklung der Poesie. Das Gekünstelte und Affektirte verdrängt das Frische und Natürliche. Aber neben dieser falschen Allegorie erscheint in dem Roman von Reinecke (le Roman de Renart) eine andere, bessere Art von Allegorie, eine echte, transparente Satyre. Sie ist im 13. Jahrhundert noch voll anmuthiger, naiver und unschuldiger Ironie, artet jedoch schon im 14. Jahrhundert in Egoismus und Frechheit aus. Mit Ausnahme dieser Satyre und allenfalls noch der Reim-Chronik von Bertrand du Guesclin und des historischen Gedichtes vom Kampfe der dreißig Engländer und der dreißig Bretagner, die trotz ihres rohen Charakters doch noch Anklänge an das Rolandslied bieten, ist die Poesie des 14. Jahrhunderts eine tief gesunkene und, was noch schlimmer ist, sie hat keine Ahnung von ihrem Verfalle. Die poetische Phantasie ist gezügelt von einer engen und pedantischen Logik und selbst ein individuelles Genie wie Froissart kann auch hier nicht viel bessern. Wie die Franzosen im Epos keinen Homer, in der ernsten, erhabenen Satyre keinen Dante, so haben sie auch in der zarten, erotischen Gattung keinen Petrarca gehabt. In den niedlichen Sächelchen Froissart's spricht sich die Melancholie eines lustigen Flamänders aus. Die Poesie Froissart's ist in seiner Chronik. Wie oft ist nicht in Frankreich die echte Poesie mit Sack und Pack in das Lager der Prosa übergegangen!

Das 15. Jahrhundert birgt die Falten des alternden Mittelalters unter Blumen. Karl von Orleans ist ein feiner, lebhafter Geist, der alle Eindrücke der Jugend, des Frühlings, der Liebe und der Freude, aber auch der Langeweile, des Winters, des Alters mit reizender Frische wiedergiebt, im Gegensatze zu einem andern Fürsten, dem guten Könige René, in dem das Mittelalter schon in eine komische Oper übertragen erscheint. Der originellste Dichter des 15. Jahrhunderts ist Villon, dessen tolles Leben den heiligen Dichterfunken nicht hat erlöschen können. Nach ihm giebt es nur fade Reimer und Rhetoren bis auf Marot. Mit ihm sind wir aus dem gallischen Gestrüpp auf echt französischem Boden angelangt; wir befinden uns mitten in der feinen Gesellschaft und am Hofe. Die feine Gesellschaft wird mit Marot, Franz I. und seiner Schwester Margarethe, mit der Renaissance, geboren. Es wird noch Vieles zu vervollkommnen geben; aber sie ist da, um nie mehr aufzuhören. Marot ist mehr Dichter des Verstandes, als des Genie's und Talentes, doch voll Anmuth mit Zierlichkeit, ohne Leidenschaft, doch nicht ohne Gefühl. Was ihm und seinen Schülern fehlt, ist die Kraft, die Erhebung, die Farbe und die Phantasie.

Von dem Roman der Rose her war der französische Geist in eine künstliche Form, in ein Labyrinth von Spitzfindigkeiten hineingerathen, woraus selbst Marot ihn nicht zu ziehen vermochte. Die Sprache hatte Rückschritte gemacht; sie litt an spielender Sorgfalt und fast kindischer

Einfalt. Es iſt das Verdienſt Ronſard's, durch ein freilich etwas künſtliches Mittel den Weg gezeigt zu haben, der zu dem klaſſiſchen Ausdrucke führte. Ronſard iſt, wie Balzac von ihm ſagt, nicht ein vollendeter Dichter, ſondern der Anfang und der Stoff zu einem Dichter, oder wie Chapelain ſich ausdrückt, ein Maurer und nicht ein Baumeiſter der Poeſie. „Er hatte nicht Unrecht, ſagt Fénelon, einen neuen Weg zu verſuchen, um unſere Sprache zu bereichern, unſerer Poeſie Muth einzuflößen und unſere werdende Verſification zu entwickeln; ſein Unrecht beſtand darin, daß er zu viel auf einmal verſuchte. Man muß nicht zwei Schritte mit einem Male machen wollen."

Die Schule Ronſard's ſtarb an Erſchöpfung mit Bertaut und du Perron. Durch Malherbe wird ein neuer Anſtoß gegeben. Er verhielt ſich negativ zur Vergangenheit, wie ſein Gegner Régnier zur Zukunft; daher hat auf dieſen die anti-klaſſiſche Schule zurückgewieſen, während die Klaſſiker von jenem ihre Aera datiren. Der glanzvollen Zeit Ludwig's XIV. folgte die unpoetiſche des achtzehnten Jahrhunderts, deſſen wahrhaft großer Dichter einzig und allein Voltaire iſt. Seine eigentlichen Dichtwerke ſind verfehlt; er iſt nur da Dichter, wo er perſönlich auftritt, in Allem, was aus ihm ſelbſt hervorſprudelt und ihm unwillkürlich in die Feder kommt, in ſeinen leichten, ſatyriſchen, ſchalkhaften Sachen, in den galanten Verſen, die ihm bei jeder Gelegenheit entſchlüpften und die Reiſe um die Welt machten. Er iſt Dichter in der Converſation durch die ſprühenden Funken des Witzes, durch die lebendige und reizende Wendung, die er jeder Sache giebt. Wo dieſer unmittelbare Wurf fehlt, wo er mühſam komponirt, da wird er matt und ſein Stil iſt mangelhaft. In der Epopöe und in der Tragödie hat er ſich mit dem begnügt, was ſeiner Zeit, der unpoetiſchſten aller Epochen, gefiel. In dieſer ernſten Gattung iſt der einzige würdige Vertreter André Chénier.

Ein Urtheil über die Poeſie des 19. Jahrhunderts zu fällen, unterläßt Sainte Beuve. Er warnt blos vor der Gefahr, die ihr droht. Dieſe iſt, daß Alle Alles verſuchen. Keinen ſchrecken die Schwierigkeiten; alle Manieren ſind nachgeahmt worden, faſt gleichzeitig und oft unter einander vermiſcht. Die feinen, aber weſentlichen Unterſchiede, die die Gattungen trennen, die die Stile begrenzen und beſtimmen, ſind verkannt und vermengt worden. Die verſchiedenſten Fäden finden ſich in einander gewirkt. Theorien helfen wenig, kommen ſie auch woher nur immer. Was Noth thut, iſt ein neues, lebendiges Muſter. Die Natur allein kann ein Genie ſchaffen, und einem ſolchen müßte man zurufen: „Es giebt keine künſtlichen Theorien mehr, keine engen und herkömmlichen Verbote. Das ganze Feld der Sprache und der Poeſie liegt offen vor dir: von der rauhen Einfachheit der erſten Trouvères bis zu der kühnen Kunſt der neueſten Dichter, von dem Rolandsliede an bis zu Muſſet; die Sprache Villon's, Ronſard's, Régnier's, Voltaire's, Chénier's, Alles iſt dein Eigenthum, das Inſtrument, auf dem du ohne Beſchränkung ſpielen darfſt. Du kannſt die Farbe, die Wahrheit, den Ausdruck wählen, woher du willſt. Deine Palette iſt die reichſte und mannigfaltigſte. Du kannſt nach Belieben ſchöpfen, was nur immer deiner Kunſt und Kühnheit zuſagt. Nur hüte dich, du großer Dichter der Zukunft, Alles unter einander zu mengen, ſondern ſuche Alles zur Einheit zu geſtalten; ſchmelz' Alles an der Flamme deines Genies; gieb Jedem ſeinen geeigneten Platz in dem ſchönen Gewebe der Kunſt!"

Wenn auch das vorliegende Werk von dem Herausgeber urſprünglich nur für ſeine Landsleute beſtimmt iſt, ſo dürfte es doch auch Deutſchen, die ſich für die franzöſiſche Literatur intereſſiren, ein erwünſchtes Hülfsmittel ſein, ſich mit ihrem Entwicklungsgange auf eine ebenſo belehrende, wie unterhaltende Weiſe bekannt zu machen. M.

Die Revolution und die Doctrine.

II.

Tocqueville.

Das Königthum, welches Royer-Collard geſtützt hatte, es war in den Julitagen erlegen. Der Verſuch, in einer nivellirten Geſellſchaft mit Hülfe erblicher Pairs eine geordnete Regierung dauernd einzurichten, war mißlungen.

Um dieſe Zeit begann ein junger Mann die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, der berufen war, Royer-Collard in ſeiner dornenvollen und ruhmlichen Laufbahn zu folgen; der beim unerſchütterlichen Feſthalten an den wichtigſten Reſultaten von 1789 der entſchiedenſte Gegner aller Revolution, der, bei voller Würdigung der Bedeutung der Gleichheit, ſie doch nur liebte, ſoweit ſie zur Freiheit führte.

Tocqueville, aus einer Familie entſproſſen, welche in der Hinrichtung von Malesherbes das praktiſche Eingreifen der Revolution empfunden hatte, ſchien durch Abſtammung und Familienſchickſale in die Reihen der Reaction zu gehören. Aber eingedenk, daß das Blut eines Philoſophen in ſeinen Adern rinne, ließ er ſich nicht durch ſein natürliches Gefühl zur Parteinahme beſtimmen: die ernſteſten philoſophiſchen Studien führten ihn zu liberalen Anſchauungen. Seine Freiſinnigkeit entſprang nicht aus einem perſönlichen Haß gegen die Ausſchreitungen der Reſtauration, denn dieſe hatten ihn nicht berührt; ſie war nicht hervorgerufen und nicht vergiftet durch die Leidenſchaften der Revolution, denn dieſe hatten ihn grauſam getroffen.

Seine Freiſinnigkeit war maßvoll, aber dieſe Mäßigung entſprang nicht aus Schwäche. Mit der klarſten Einſicht verband er ein begeiſtertes Herz; und zu einem unauslöſchlichen Bedürfniß nach Thätigkeit geſellte ſich bei ihm die Liebe zum Nachdenken und zur Forſchung.

Er hatte die Art, bei jeder wichtigen politiſchen oder ſozialen Frage, welche er erforſchte, von vorn anzufangen. Was über dieſe Frage vorher ſchon geſchrieben worden, für ihn war es nicht vorhanden. Er wollte mit eigenen Augen ſehen, aber ſeine Augen ſollten auch nicht einmal erfahren, was ſie etwa finden könnten. Sind die Ergebniſſe ſeiner Forſchung daher ſtets urſprünglich, ſo ſind ſie nicht immer neu; aber wo ſie es nicht ſind, gewinnen die Reſultate um ſo mehr an Wahrſcheinlichkeit, daß ſie richtig ſind.

Das Problem, das die Revolution von 1789 aufgeſtellt, das Problem der Verbindung einer geordneten Regierung mit einer freien Verfaſſung: es erfaßte auch ihn. Nicht aus Büchern wollte er die Geſellſchaft ſtudiren, ſondern lebendig und in ihrer entwickelt modernen Form wollte er ſie kennen lernen: er ging nach Nord-Amerika nicht zur witzigen Converſation in den Salons von New-York, ſondern zu eingehenden und umfaſſenden Studien der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände.

Die Geſinnung, welche er mit hinüber nahm, ſie war die günſtigſte für den Forſcher: ſeine Familie und ſeine Erziehung hatten ihn mit Achtung vor den hiſtoriſchen Mächten ſeiner heimatlichen Geſellſchaft erfüllt; er wußte, daß eine ariſtokratiſche Geſellſchaft manche Vorzüge habe, daß mit einer freiſinnigen manche Mängel verbunden ſeien; — aber in dieſe Mängel ging ihm der geſammte Begriff des Liberalismus nicht auf. Bei aller Achtung vor dem geſchichtlich Gewordenen glaubte er an den Fortſchritt.

In Nord-Amerika — das war das Reſultat ſeiner Studien — war die Idee der Freiheit des Menſchen noch nicht zur Wahrheit geworden, aber ihre Verwirklichung war angebahnt. Der Verſuch, Verſtändniß der öffentlichen Angelegenheiten nicht wenigen Bevorzugten, ſondern weiteren Kreiſen zugänglich zu machen und zugleich in dieſen Kreiſen Intereſſe für die Politik zu erwecken, ſchien gelungen. Fortan mußten alle Staaten dieſen Weg gehen, wollten ſie nicht zu Despotien werden. Zwiſchen despotiſcher Tyrannei und freier Entwicklung gab es freilich noch unzählbare Zwiſchenſtufen — gewiß! Indeß, war überhaupt nur der erſte Schritt zur Erweckung des Volks gethan, ſo konnten die nächſten wohl verzögert, aber nicht mehr verhindert werden. Sehr deutlich erkannte er die politiſchen und ſozialen Schäden der modernen Einrichtungen, und die Kriegesſchrecken, welche jetzt dort die politiſchen Bande zu löſen ſcheinen, ſie würden ihn nicht anders von den Inſtitutionen Waſhingtons und ſeiner Freunde denken laſſen, denn ſie würden ihn nicht überraſchen.

Das Buch über Amerika war es, das die beiden Männer: Royer-Collard und Tocqueville zuſammen führte: Royer-Collard, vierzig Jahre älter, belaſtet von der Erinnerung an die Schrecken der Revolution; niedergedrückt von dem Bewußtſein, wie wenig dauernden Nutzen die Einrichtungen geſchaffen, für die Ströme Blutes gefloſſen waren; mißtrauiſch in die nächſte Zukunft und überzeugt, daß gegen die Langſamkeit der Entwicklung einer Nation der Schneckengang ein Rieſenſchritt ſei; Tocqueville friſch, ohne belaſtende Erinnerungen, lebhaft, unternehmend, voller Begeiſterung für den Fortſchritt, durch eigene Anſchauung überzeugt, daß er möglich ſei und voll Gefühls der Kraft, daß er ihn befördern könne.

Hatte er in ſeinem erſten Werke bewieſen, daß die Elemente zum Fortſchritt vorhanden ſeien, und daß es nur darauf ankomme, ſie zu organiſiren, ſo unternahm er in einem zweiten zu zeigen, wie dieſe Organiſation vollbracht werden müſſe.

Er ſah — und hierin tritt die Scheidung ſeiner Anſchauung von der ſeines Freundes auf das Schärfſte hervor — er ſah das weſentlichſte Hinderniß für die Errichtung und Erhaltung einer freiſinnigen Regierung in der abſoluten Ausgleichung aller ſozialen Elemente. Der raſche

Wechsel zwischen höchster Freiheit und höchstem Druck, den die Geschichte Frankreichs so oft erfahren, rührte nach seiner Ueberzeugung von der sozialen Gleichmacherei her, die tyrannisch ausgeübt wurde, die aber nur den einzigen Erfolg hatte, selbst der Centralisation und der Tyrannei in die Hände zu arbeiten. Gewiß hatte auch Royer-Collard die administrative Einheit und Einförmigkeit beklagt, die dem Lande alle Eigenthümlichkeiten nahm, und dasselbe in eine weite Ebene verwandelte ohne Erhebung, ohne Abwechselung, ohne Ruhepunkt. Aber diese Einförmigkeit schien ihm mehr ein sozialer Uebelstand als ein politischer Fehler. Tocqueville sah in ihr allein die Ursache, warum fast alle liberalen Einrichtungen so rasch dahingesunken waren.

Das war der eine Unterschied in den Anschauungen der beiden Männer; der wichtigere aber war folgender:

Royer-Collard, der Mann von 1789, er hatte die Standesurtheile und Standesprivilegien in der Nacht des 4. August und durch die nachfolgenden Bestimmungen der konstituirenden Versammlung fallen sehen. Was von den Gesetzen aus dem Schooße dieser Versammlung allein Bestand gehabt, bezog sich auf die Gleichstellung aller einzelnen Mitglieder der Gesellschaft. Wie viel auch immerhin durch den Militair-Despotismus und die Restauration verändert wurde: das Wesen der allgemeinen Gleichheit war damit nicht angetastet, und diese Gleichheit war nach seiner Meinung die heiligste Errungenschaft der Revolution.

Tocqueville hingegen wies nach, daß die gesammte Geschichte Frankreichs ein beständiges Fortschreiten zur absoluten Einheit der Regierung gewesen. Die Gemeinde-Ordnungen, die besonderen Privilegien des Adels und der Corporationen, die Royer-Collard vor der Revolution sah und die ihm noch Etwas zu bedeuten schienen, sie hatten, wie Tocqueville nachwies, nur noch einen Schein von Selbstständigkeit gehabt. Schon der Mann, der da sagen durfte: l'état c'est moi! hatte das Werk der allgemeinen Nivellirung vollendet vorgefunden. Sah Royer-Collard in der Revolution die Ursache der Aufhebung aller Standesunterschiede, so machte Tocqueville für diese allgemeine Gleichmacherei, denn das war sie ihm, die Revolution nicht verantwortlich. Das alte Regime hatte diese Nivellirung längst herbeigeführt; die Revolution, das Kaiserthum, die Restauration, sie alle haben diesen Mechanismus des Staats und der Gesellschaft nicht geschaffen; sie fanden ihn fertig vor und entfernten durch klares Aussprechen nur die Hülle, welche ihn verdeckte. Aber die von Royer-Collard gerühmte Gleichheit aller Individuen der Idee des Staats gegenüber, sie war für Tocqueville nur die Vernichtung der Selbständigkeit aller einzelnen Individuen. Hatte Royer-Collard zuweilen von politisch freisinnigen Grundsätzen abgelassen, um nur die allgemeine Gleichheit zu erhalten, so verlangte Tocqueville vor Allem freie politische Institutionen: der Gesellschaft legte er Fesseln an. Die Gleichheit habe einen hohen Werth, wo jeder Einzelne ein Herr sei; für Sklaven sei sie werthlos. Diese Gleichheit sei bisher nie eine Garantie der Freiheit, aber oft ein Mittel und ein Weg zur Unfreiheit gewesen. Nur der Mangel an sozialer Gliederung habe die Tyrannei der Schreckensherrschaft und den Militair-Despotismus möglich gemacht; der Mechanismus wäre in beiden Fällen derselbe geblieben; nur die Hand, die an den Drähten zog, sie hätte gewechselt: die Puppen des Staatstheaters folgten beiden gehorsam. Und wenn eine neue Hand käme: der Erfolg wäre derselbe!

Das schrieb Tocqueville in den vierziger Jahren. Welche traurige Befriedigung wird er empfunden haben, als einige Jahre später das allgemeine Stimmrecht den Staatsstreich ermöglichte, und der Erwählte von 7 Millionen Stimmen der Freiheit Fesseln anlegte, deren Härte die Erwartungen der Pessimisten noch übertraf!

Die Centralisation bei allgemeiner Nivellirung — das war sicherlich nicht die Organisation des Fortschritts: deß war Tocqueville die neuere Geschichte seines Vaterlandes Bürge. Ueberdieß waren die soziale Demokratie und die politische Centralisation nicht neueren Datums, und weil sie naturwüchsig im Lauf der Jahrhunderte entstanden, schien ihm die moderne Gesellschaft in diese Formen gebannt.

Aber so schwer wegen dieser Formen die Errichtung einer freien politischen Regierung erschien, es schwand ihm nicht die Ueberzeugung, daß es gelingen werde, diese Schwierigkeiten zu überwinden; er kam nicht zu dem Auskunftsmittel, nach dem schon so viele redliche aber schwache Geister gegriffen: in dem Absolutismus allein Hülfe zu sehen.

Der traurige Ausgang der Februar-Revolution erschütterte ihn nicht, denn er überraschte ihn nicht; er bewies ihm nur, daß die Organisation der Freiheit schwer, nicht daß sie unmöglich sei.

Welche Lösung des Problems, das seine ganze Seele erfüllte, ihm als die beste erschien — wir wissen es nicht. Der Tod hat ihn hinweggerafft, bevor er sein Werk vollendete. Aber in welchem Geist er diese Vollendung beabsichtigte, das wissen wir; er war, auch das wissen wir, der festesten Zuversicht: die Lösung werde gefunden werden; der moderne Gesellschaft habe nicht nöthig, an ihrer Zukunft zu verzweifeln; ihre Gestaltungskraft sei ungebrochen; die Hindernisse seien nicht unübersteiglich; sie solle nur muthig Hand an's Werk legen; und sie dürfe es vertrauensvoll aus folgenden Gründen:

Wie ungünstig auch ein Pessimist von der modernen Gesellschaft denken mag, jedenfalls wird er zugestehen müssen, daß die Fortschritte der Civilisation der letzten 70 Jahre Lebensbehagen in immer weitere Kreise verbreitet haben.

Die Gräuel der Schreckensherrschaft, die Napoleonischen Kriege, die Revolutionen, sie haben Frankreich und Europa auf das Tiefste erschüttert; aber wer möchte gegenüber den Zahlen der Statistik zu behaupten wagen, daß die Menschheit im Ganzen genommen, in den letzten 70 Jahren unglücklich gewesen, oder auch nur: daß Wohlstand und Bildung in geringerem Maße fortgeschritten sei, als in einem beliebigen anderen, aber gleichen Zeitraum der Geschichte.

„Indessen die moderne Gesellschaft hat Fehler!" Unzweifelhaft! Aber wo gab es eine Gesellschaft, die deren nicht hatte? Niemand hat wohl den Zeitgenossen ihre Untugenden so scharf vorgehalten, wie Royer-Collard! Er hatte Recht! Es sei! Aber haben sie jene Untugenden nicht von ihren Vätern ererbt? Wenn die moderne Gesellschaft eines dauernden Haltes entbehrt, weil sie die Vorzüge der alten nicht besitzt, wie war es möglich, daß die alte Ordnung zusammenbrach? Allerdings finden sich Männer ersten Ranges im 17. Jahrhundert, die den umfassendsten Geist mit männlichem Charakter verbanden — aber waren diese Männer von der Gesellschaft hervorgebracht? Entstanden sie nicht vielmehr, trotz der Gesellschaft? Schätzte sie die Gesellschaft? Wenigstens wissen wir, daß sie ohne jeden Einfluß waren! Ertrug sie die Gesellschaft? Wenigstens wissen wir, daß ihr Loos oft der Kerker, oder die Verbannung war! Wenn die Zeit vor der Revolution einen Mann hervorbrachte, der, einem auserlesenen Kreise entsprossen, die Macht der Logik, die Freiheit des Geistes, die Unabhängigkeit des Charakters, die Reinheit des Gewissens, und die Würde des Benehmens in sich vereinte, mit einem Worte: einen Mann wie Royer-Collard — waren dann Männer wie er die Regel? Waren sie nicht vielmehr die Ausnahme?

Die politische Gleichheit Aller, welche die Gegenwart anstrebt, sie vergönnt den Männern von Talent und Charakter größeren Einfluß, als die Herrschaft einer privilegirten Kaste, von deren Bildung, Güte und Geschmack die Anerkennung anderer Stände abhängt. Würde es schwer sein, die Fehler, welche man der modernen Gesellschaft vorwirft, bei den Zeitgenossen Ludwig's XIV. oder Ludwig's XV. nachzuweisen? Wenn die Männer des Fortschritts Fehler haben, bestand die Aristokratie von Versailles, von Venedig, von Schweden aus Heroen? Hatte sie mehr Thatkraft, mehr Wissen, mehr Erfindungsgeist? War sie weniger selbstsüchtig? War sie aufopferungsfähiger?

„Nein! Zugestanden, das Bürgerthum ist sehr ehrenwerth; es versteht auch seine Geschäfte ganz gut; Industrie und Handel, sie beruhen hauptsächlich auf seinem Wirken; — aber die öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten, das versteht es nicht!" — Wer versteht es denn besser? Das Bürgerthum griff oft fehl, wenn es die Zügel der Regierung leitete — aber führte die Despotie oder die Aristokratie immer zur Blüthe des Staats? Hat Frankreich nie unter den Kriegen Ludwig's XIV. geblutet? War Spanien unter Philipp II. das Muster eines Staates? Gedieh Schweden nach der Ermordung Carl's XII. unter der Herrschaft der Aristokratie, die den inneren Wohlstand vernichtete und für Geld alle äußeren Provinzen preisgab?

„Aber der Sozialismus, den die moderne Gesellschaft geboren!" — Ja, er ist eine Ausgeburt! Aber hat es nie Hörigkeit und Leibeigenschaft gegeben? Haben nie Raubritter gewüthet? Oder wenn Ihr den Sozialismus als einen Wahn der modernen Wissenschaften betrachtet: — ist nie eine Hexe verurtheilt worden? Hat die Sonne sich nie um die Erde gedreht? Waren die Irrlehren sonst stets von kürzester Dauer? Haben sie nie ein Jahrhundert gebraucht, um zu schwinden? Und ist die Verbreitung sozialistischer Anschauungen nicht schon in der entschiedensten Abnahme begriffen? Zeigen nicht die arbeitenden Klassen durch die überall entstehenden oder schon blühenden Assoziationen, daß sie einsehen: die Hülfe könne nur durch ihre eigne Thätigkeit, nicht von außen kommen?

Alle Mängel, welche die moderne Gesellschaft haben soll: Tocqueville gesteht sie zu; aber es gab noch keine Gesellschaft, die deren weniger hatte. Alle Versuche, die bisher gemacht worden sind, den Fortschritt zu organisiren, sind mißlungen — aber das Mißlingen entsprang nicht aus

dem Wesen des Fortschritts, es war vielmehr Folge der Wege, auf die man ihn geführt hatte. Die moderne Gesellschaft ist noch im Werden, sie hat noch keine Geschichte, aber wie die Gegenwart zum großen Theil, so gehört ihr schon die nächste Zukunft ganz, wenn nur die Männer, die die Kraft in sich fühlen und das Herz, die Gegenwart nicht in Muthlosigkeit oder Gleichgültigkeit verlieren.

England.

Anglikanische Philosophie des Unendlichen.

Wir haben uns schon öfters mit englischer und schottischer Philosophie beschäftigt. — Es ist heutzutage nicht viel daran, ebenso wenig, wie an manchee andern; denn das höhere, selbständige Denken aus begeistertem Forscheetriebe liegt ziemlich allgemein beach, und hat seine Herrschaft der leichteren und bequemeren Formel abgetreten, deren man sich auch ohne besondere Anstrengung bemächtigen kann. Bei England kommt noch etwas hinzu, was der dortigen Philosophie noch mehe einen Anstrich der Aermlichkeit giebt; das Ueberwiegen dee exakten Wissenschaft und das allgemeine Bestreben, Alles auf Pfund, Schilling u. Pence zurückzubeingen; seener der enge Geist dee kirchlichen Scholastik. Es ist unglaublich, welche sonderbare Zwitteebildungen das Zusammenwirken dieser beiden Faktoren hervoebringt, und wie gutmüthig bescheänkt diese Philosophie die gräßten Abgeschmacktheiten behaupten. Indessen ist diese Philosophie dabei rüstig auf dem Fleck, und es fehlt nicht an lebhaften Zweikämpfen über allerlei kuriose Gegenstände.

So finden wie in englischen Reviews wiedee ein Werk angezeigt und besprochen, das bereits vor mehe als sechs Jahren erschien, und teotz seines höchst mäßigen Werthes eine neue Auflage erlebt hat, eine „Philosophie des Unendlichen." *

Ja, eine Philosobhie des Unendlichen! Rev. Calderwood ist ein Theologe, welcher den Glauben durch philosophische Argumente zu retten sucht, und zwar gegen William Hamilton, einen ausgezeichneten Denker schottischee Schule und gegen Dr. Mansel.

„Dr. Mansel," sagt ein Recensent in der „Critic," „ist ein spitzfindiger Casuist, dessen Advokatenschaft einer Sache in dem Grade gefährlich wird, als er über seine Gegner siegeeich ist, aber siegeeich zu sein scheint.... Dr. Mansel ist ein vollendeter Sophist; er ist der Blondin (dee bekannte kühne Seiltänzer) des Anglikanismus. Aber der solide Anglikanismus mit seiner Vorliebe füe alte, nüchterne Wege, traut ihm um so minder, je mehe er die Tapfeekeit seiner Trugschlüsse bewundert."

Uebrigens stehen die drei Kämpfer Sir William Hamilton, Dr. Mansel und Calderwood auf demselben Boden des Anglikanismus, und vertheidigen im Grunde dieselbe Doktrin. „Alle geben die willkürlichsten Erklääeungen vom Unendlichen — Erklärungen, die auf dem beeiten Grunde der Philosophie verworfen werden müssen."

Das ganze Buch handelt von Dingen, von denen mnn, ohne sich Schande zu machen, ruhig gestehen kann, Nichts zu wissen. Dee menschliche Geist kann Vee suche machen, sich das Unendliche vorzustellen; aber sich dasselbe wirklich voezustellen, ist ee nicht im Stande, eben weil sein Verstand, sein logisches Vermögen sich Alles nue endlich, begrenzt, determiniet voestellen kann. Das Unendliche ist füe die Logik ein Ungeheuer, das sie zu tödten außer Stande ist, eine gestaltlose Gestalt, ein unendliches Nichts und dabei scheinbae wirklicher und unlengbaeer, als alles Sein, die Achilesferse der Denker, das Meduseuhaupt aller philosophischen Systeme, der geheime Geaus und die Gewissensangst alles Mateeialismus und Atheismus.

Doch je ungeheurer, ja geaustgee der Abgrund des Unergeündlichen, des Unaussprechlichen wächst, desto bereiter ist Me. Calderwaod, um mit einem Reise-Hnndbuche duech denselben zu versehen.

Wie können Mr. Calderwood nicht als einen Philosophen betrachten, selbst nicht in der kläglichsten Bedeutung des Wortes. Ee besitzt schottischen Scharfsinn und ist mit dialektischee Fertigkeit gewaffnet. Damit findet er es so leicht, schwache Gegner zu schlagen, daß er tall und anmaßend genug ist, übee die tiefsten Probleme zu orakeln.

* Philosophy of the Infinite: a Treatise on Man's Knowledge of the Infinite Being, in Answer to Sir William Hamilton and Dr Mansel. By the Reverend Henry Calderwood. II Edit. London and Cambridge, Macmillan.

Nord-Amerika.

Die Aufhebung der Sklaverei nach dem O'Donnogh'schen Systeme.

In dem von uns voe Kurzem bespeochenem Buche über beasilianische Zustände und Aussichten im Jahre 1861 (No. 50) ist auch eine Denkschrift enthalten: „Ueber die Nalhwendigkeit dee Beseitigung der Sklaveeei in Nord-Amerika und übee die geeignetsten Mittel zu diesem Zweck und eventuakiter zur Ausfuhe der Schwnrzen." — Um in unseeem betreffenden Artikel, der nur einen mäßigen Raum einnehmen durfte und sich deshalb concentriren mußte, die nöthige Einheit zu bewahren, haben wie darin vermieden, auf diese Frage überzuschweifen, und es füe geeigneter gehalten, derselben eine besondere Besprechung zu widmen. Wie wurden hierzu abenein duech die Seite XXVIII unter dem Texte stehende Anmerkung bestimmt, in welcher es heißt:

„Ein großes Veedienst würde sich die Redaktion d. Mag. f. d. Lit. des Ausl. erwerben, wenn sie jenes Memoire über das edle Wirken John Mc. Donnegh's den jetzigen Lesern des treffilichen Blattes nochmals zum Besten gäbe. Es enthält aus dem Leben gegriffene, wahrhaft ergreifenve Scenen, und das mit Schwaezen die untee dem Palmeto-Banner nur Nutzvieh bleiben soüen! Sie würde jetzt mit tiefem Intereffe wieder gelesen weeden und auch diesmal bei nard-amerikanischen und brasilianischen Staatsmännern Beachtung finden, die in ihm eines dee schnöde verwarfenen Sibyllenbücher erkennen dürften — leider füe Beasilien fast zu spät! Was würde dee gefeierte Völkerrechtslehrer Wheaton sagen, wenn ee gegenwärtige Krifis erlebt hätte, er, welchee im Jahre 1845 als Gesandtee in Berlin, nachdem er den erwähnten Aufsatz des „Magazin" zugleich mit dem amerikanischen Original (New Orleann Bee), gelesen, den Ausspruch gethan hatte: „Gewiß, ein großartiger Gedanke, aber unser Volk ist noch nicht reif füe die Ausführung im Ganzen!"

Es ist immer ein erhebendes und im Strudel des Lebens erquickendes Gefühl, nach langen Jahren zu sehen, daß ein flüchtigee Zeitschrift-Artikel nicht unbeachtet geblieben, daß er eine Frucht getragen hat. Wie haben mit Vergnügen den betreffenden Jahrgang nachgeschlagen und den Aufsatz gelesen, welcher duch mehrere Nummern hindurchläuft. Denselben in seiner voüen Ausdehnung unseeen Lesern noch einmal mitzutheilen, lassen uns Rücksichten, welche wir auf die Gesammtheit unseres Publikums zu nehmen haben, nicht räthlich erscheinen; dagegen haben wir uns geru-dazu entschlossen, den Keen desselben — welcher einfache und allgemein leicht verständliche Dinge enthält — daraus herverzuheben. Wie glanben sogar, daß die Idee in dieser Form, alles überflüssigen Beiwerks entkleidet, um so faßlicher und wirksamer sein wird. Die Sache ist folgende:

Me. John M' Dannogh, ein Pflanzer bei Neu-Orleans und Besitzer zahlreicher Sklaven, dabei aber ein human gesinntee und steeng christlich frommer Mann, brachte es durch einen einfachen und höchst praktischen Gedanken dahin, seine Sklaven sich selbst freikaufen zu lassen, und sie zu aebeitsamen und moealischen Menschen zu machen, ohne daß er selbst einen materiellen Nachtheil gehabt hätte. M' Donnegh hat das System, das ee hierbei befolgte in einem Beiefe an den Redakteue des New Orleans Bulletin selbst ausführlich auseinander gesetzt.

M' Donnogh hatte „unter andern Regeln füe die Ueberwachung und Leitung der Lebensweise seinee Sklaven, auch diejenige aufgestellt, daß sie am Sonntage nie arbeiten sollten, weil das göttliche Gebot solches verbietet. Eine lange Erfahrung überzeugte ihn jedoch, daß dies bei Menschen, welche als Sklaven sechs voüe Tage in der Woche füe iheen Heern zu aebeiten gehalten sind, unmöglich und unausführbae ist, daß er eine Uebeetretnng dieser Regel weit gelinder beurtheilen müsse. „Sie waren Menschen und hatten mancheelei kleine Bedürfnisse, für welche ihe Heer nicht forgte, und deren Befriedigung sie auf keinem andern Wege, als durch Arbeit an diesem Tage erreichen konnten."

Da Versuche, ihnen Gehoefam gegen dieses Gebot beizubringen, fehlschlugen, entschloß er sich endlich, ihuen den Sonnabend Nachmittag füe ihre eignen Arbeiten frei zu geben, aber unter der Bedingung vollkommener Heiligung des Ruhetages und der Androhung des Verkaufes, im Falle des Ungehorsams.

Von diese Zeit an (etwa im Jahre 1822) hielten die Sklaven den Sonntag heilig und besuchten Vae- und Nachmittags-Gottesdienst regelmäßig. M' Donnegh hatte nämlich eine besondere Kieche für diesen Zweck erbaut, in welchee ein frommer Nachbae predigte, oder er selbst eine Predigt vorlas. In kurzer Zeit merkte er eine merkliche Veränderung in den Sitten, dem Benehmen und Lebenswandel seiner Sklaven.

Im Jahre 1825 wurde unser Pflanzer aufmerksam auf den Betrag dee

Summe, den sich die Leute durch ihre Arbeit am Sonnabend (in der Regel für ihn selbst) erübrigt hatten, und nun verfiel er auf den Gedanken, zu berechnen, binnen welcher Zeit sie es durch Fleiß, Sparsamkeit und Beharrlichkeit im Guten dahin bringen könnten, ihm die übrigen $5^1/_2$ Tage der Woche abzulaufen. Er gelangte zu der Ueberzeugung, daß dies längstens in 14 bis 15 Jahren bewerkstelligt werden könne.

Nachdem er mit sich über die Sache in's Reine gekommen war, wählte er aus der Schaar seiner Sklaven etwa zehn oder zwölf Männer und Weiber aus, zu denen die andern wegen ihrer geistigen Ueberlegenheit und Rechtschaffenheit am meisten Zutrauen hatten. Diesen setzte er seinen Plan, so weit sie ihn verstehen konnten, klar und ausführlich auseinander, und erbot sich, selber ihr Schatzmeister zu werden, ihren Verdienst an sich zu nehmen und zu berechnen.

Nach diesem Plane sollten sich nun die Sklaven, welche bereits den Sonnabend Nachmittag frei hatten, zuerst den Sonnabend Vormittag, hierauf einen Tag nach dem andern kaufen, bis sie endlich im Besitze der vollen Freiheit wären. Wenn sie den ganzen Erwerb stehen lassen und so wenig Geld als möglich von ihm entnehmen wollten, so konnten sie etwa in sieben Jahren dazu gelangt sein, sich einen ganzen Tag erkauft zu haben. Dies sei der schwerste Theil der Aufgabe; einmal so weit gelangt, werde die Sache nun schneller vor sich gehen; ein zweiter Tag werde sich innerhalb vier weiterer Jahre kaufen lassen; ein dritter in zwei ferneren Jahren, ein vierter in anderthalb Jahren, ein fünfter in einem Jahre, der sechste endlich in sechs Monaten. Noch ein Jahr werde genügen, ihre Kinder freizumachen. Danach war der Mann zu 600 Thalern, das Weib zu 450 veranschlagt.

Kinder, die nach dem Abschluß der Uebereinkunft geboren seien, sollten nicht belastet werden, und zwar als Abschlag auf die Interessen, die ihnen nicht zugerechnet wurden. Männer und Weiber, welche keine eigne Kinder hätten, sollten ihre Arbeit den Kindern der andern zu Gute kommen lassen. Sklaven, welche sich schlecht führten, sollten verkauft werden, und ihr erworbenes Geld den Uebrigen zu Gute kommen. Wie Mr. O' Donnogh beifügt, hat er sich während der langen Zeit, daß dieser Freilauf stattfand, nur bei zwei unverbesserlichen Individuen veranlaßt gesehen, diese Drohung in Ausführung zu bringen, und dies in der Nähe einer großen Stadt, wie New Orleans, die nicht eben die sittlichste ist.

Als sich jene Vertrauensleute von ihrem Erstaunen etwas erholt hatten, gaben sie mit Freudenthränen ihre Beistimmung, und erklärten, daß sie volles Vertrauen zu ihrem Herrn hätten. Vor ihrem Weggehen gab er ihnen nun auf, ihre Mitsklaven von seinen Absichten in Kenntniß zu setzen und ihnen zugleich zu sagen, daß keiner gezwungen sein solle, der in diese Uebereinkunft zu willigen Bedenken trage. Um auf anderen Plantagen nicht Störung und Unordnung hervorzurufen, gebot er ihnen, die Sache streng geheim zu halten.

Am nächsten Sonntage, in der Kirche, nahm er die Erklärungen der Sklaven entgegen, die inzwischen in Kenntniß gesetzt worden waren und Gelegenheit gehabt hatten, sich Alles genau zu überlegen. Sie erklärten ihre volle Beistimmung, und von da ab galt der Vertrag als abgeschlossen. Mr. O'Donnogh verpflichtete sich freiwillig, Alles niederzuschreiben und gesetzlich, so wie für den Fall seines Ablebens testamentarisch festzustellen.

Um ihnen das Geld zur Ueberfahrt nach Afrika — denn sie sollten nach Liberia gehen — zu verschaffen, ferner um den Herrn zu ermöglichen, an Stelle der abgehenden neue Sklaven einzustellen, verpflichteten sie sich noch, jeden Tag zwei Stunden länger zu arbeiten. Denn der ganze Plan war darauf berechnet, daß der Herr trotz Allem keinen Cent materiellen Schaden haben sollte.

Soweit der Plan; nun das Resultat:

„In weniger als sechs Jahren war der erste ganze Tag von ihnen verdient und bezahlt, in ungefähr vier Jahren der zweite, in zwei und einem Vierteljahre der dritte, in ungefähr fünfzehn Monaten der vierte, in ungefähr einem Jahre der fünfte und in sechs Monaten der letzte sechste, so daß sie ihre Freiheit in ungefähr vierzehn und einem halben Jahre erreicht hatten. Nach dieser Zeit wurden sie aller ihrer Verbindlichkeiten entlassen und nach Liberia eingeschifft. Sie hatten sich während dieser langen Probe ihrer Tüchtigkeit an Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Ordnung gewöhnt, und durch die sichere Aussicht auf die ersehnte Freiheit, und das Bewußtsein, sich dieselbe selbst zu verdanken, war in ihrem Innern jene sittliche Veränderung vorgegangen, welche allein den Menschen zur Kultur und höheren Gesittigung befähigt. O' Donnogh hat den Kerngedanken ausgesprochen:

„Ohne Hoffnung, ohne ein gewisses Etwas in der Zukunft, nach dem der Mensch vorwärts schaut und strebt, wäre er gar nichts. Nimm ihm diese belebende Eigenschaft der Seele, und er wird wie das Thier im Staube kriechen."

Aber warum verspricht er ihnen nicht die Freiheit ein für allemal nach fünfzehnjährigem Dienste?

„Auf diese Weise würde seine Freiheit als ein Geschenk seines Herrn erscheinen, welcher (wie der Sklave fürchten könnte) sein Versprechen bereuen und zurücknehmen könnte. — Er bietet dem Gehorsamen und Treuen einen Lohn. Solch ein Beweggrund wird selten erfolglos bleiben. Er ist die antreibende Ursache jeder guten Führung.

„Aus der vorstehenden Uebersicht geht hervor, daß die Grundlage meines Planes für ihre Förderung und Leitung Religion war, — der Wunsch, die Liebe Gottes in ihren Herzen zu erwecken. Waren Hoffnung und Vertrauen zu Ihm in ihrer Seele erwacht, so mußten sie auch ihre Früchte tragen: Gehorsam, Thätigkeit, Ordnung, Sparsamkeit und alle guten Werke.

Daß dies der Erfolg und jenes die bewegende Ursache ihres treuen und biedern Lebenswandels war, hat sich eben zu gezeigt und bewiesen. Sie sind nun Alle nach Liberia, dem Lande ihrer Väter gesegelt, und ich kann mit Wahrheit und herzlicher Genugthuung sagen, daß in keiner Gemeinde tugendhaftere Leute zu finden sind..... Ich will noch ferner bemerken, daß von dem Tage an, an welchem ich das Uebereinkommen mit ihnen traf, eine vollständige Veränderung mit ihnen vorgegangen zu sein schien; sie waren fast nicht mehr dieselben Leute; es zeigte sich bei ihnen eine Gesetztheit, eine Sorgfalt, eine Sparsamkeit, ein Fleiß, die keine Gränzen zu finden schienen, außer in ihrer physischen Kraft. Sie wurden der Arbeit nimmer müde, und es war, als könnten sie nimmer genug schaffen. Sie wurden mäßig, sittlich, religiös, und gaben den Nachbarn das Beispiel eines unanstößigen und unsträflichen Lebenswandels, welches von Allen gesehen und bewundert wurde."

So weit O'Donnogh. Wir haben nichts hinzuzusetzen, da die Sache für sich selbst spricht. — Wir kommen also zurück auf die oben erwähnte Denkschrift.

Dieselbe entwirft im Eingange ein umfassendes Bild der sozialen Reform, welche in den letzten zwanzig Jahren über den ganzen Erdball vor sich gegangen ist. In England durch Abschaffung der Korngesetze das Land-Monopol beseitigt; durch Herabsetzung der Zölle die Fabrikanten bereichert, die Löhne gehoben, der Handel fast verdreifacht; die Katholiken-Emancipation; die Gewährung der Selbständigkeit in allen innern Angelegenheiten für die Kolonien; die Verwandlung Indiens in ein englisches Kronland; der gesteigerte Baumwollenbau daselbst, der bereits ein Fünftel des englischen Bedarfes deckt.

In Frankreich Fallenlassen der Monopole nach dem Beispiele Englands, Aufhören des verkappten Sklavenhandels. — Italien zu einem Reiche vereinigt. — Oesterreich constitutionell, Rußland nicht mehr despotisch regiert und mit Aufhebung der Leibeigenschaft vorgehend; Türkei, Aegypten, Tunis wenigstens der Theorie nach europäisirt; China, Siam, Japan in den Bereich des Welthandels und der christlichen Kultur hineingezogen. — Eisenbahnen, Telegraphie in vollster Entwickelung. — Sollten die nordamerikanischen Freistaaten hinter der allgemeinen Weltkultur zurückbleiben, sollten sie die Sklaverei, passiv oder aktiv, aufrecht erhalten können?

„Die eigne Freiheit wurde von dem Augenblicke an untergraben und geschwächt, als sie die Sklaverei für gesetzlich berechtigt erklärten und ihr Sitz und Stimme in dem Repräsentanten-Hause des amerikanischen Volkes selbst einräumten. — Mit dem materiellen Fortschritt, der anfänglich zum großen Theile auf diese basirte, nahm auch ihr staatlicher Verfall zu. Durch die Verwendung der Sklaverei zur massenhaften Production der Baumwolle verloren die Pflanzer sowohl ihre moralische Grundlage, als auch die gesunde Grundlage ihres eigenen dauerhaften Erwerbs. Die Mehrzahl der freien Bürger, durch gemeinsame Interessen, sowohl des Handels, als der politischen Macht, mit dem Süden auf das Innigste verbunden, schien ebenfalls bereitwilligst dazu beizutragen, daß das große soziale Uebel sich mehr und mehr verschlimmerte, und die reinen Grundsätze der christlichen Religion in Beziehung auf Menschenrechte und Selbstverwaltungs-Rechte auf das Gröbste mißachtet und verachtet wurden."

Die natürliche Logik der Verhältnisse führte zu einer immer steigenden Ausdehnung der Sklaverei, und würde zu deren schließlichen Alleingeltung geführt haben, wenn eben nicht jener gewaltsame Bruch eingetreten wäre, der gegenwärtig das Land in zwei feindliche Kriegslager spaltet, und die Existenz des ganzen Staats und seiner Verfassung bedroht. Diese Katastrophe ist für die ganze civilisirte Welt, besonders für die Handels- und Industrie-Staaten von den unberechenbarsten Folgen; es ist zu be-

fürchten, daß die bedrängte Lage Nord-Amerika's von jenen, oder von einem und dem andern zum eignen Vortheile ausgebeutet werde. Unser Verf. befürwortet in dieser Hinsicht ein auf Beschwichtigung und Milderung des Streites berechnetes kollektives Einschreiten der betreffenden Mächte, und namentlich in Bezug auf die Sklavenfrage, welche den ostensiblen Grund zu jenem Bruche abgegeben hat.

„Das allgemeine Gefühl sowohl in Amerika wie in Europa spricht sich jedenfalls dahin aus, daß, ob der gegenwärtige Kampf eine kürzere oder längere Zeit währen mag, die Sklaverei nicht länger aufrecht erhalten werden kann. Es ist zwar daran zu zweifeln, daß bei der gegenwärtig herrschenden großen Leidenschaftlichkeit und Aufregung irgend welche Vorschläge zur Beseitigung der bestehenden Hindernisse ein williges Ohr finden möchten; jedoch wird Angesichts des Abgrunds, vor dem beide Parteien stehen, gewiß bald ein Zeitpunkt eintreten, wo man geneigt sein wird, Alles zu prüfen, was eine Möglichkeit des Friedens und dauernder Ruhe bietet.

„Die Ehre des Sternenbanners wird es nimmer zulassen, daß auch noch nach der jetzigen Empörung der Sklavenstaaten die Sklaverei unter seinem Schirme und Schutze fortbestehe, wie bisher; um so weniger, als die Unions-Regierung durch keinen Kompromiß, der ja durch die Südstaaten selbst gebrochen wurde, mehr gebunden ist, die Sklaverei in den Einzelstaaten ferner zu schützen, selbst in dem Falle nicht, wenn nach Herstellung des Friedens die Sklaverei in einzelnen Staaten zeitweilig noch fortbestehen sollte.

„Die Wahrung des Sklaveneigenthums würde fortan diesen Staaten auf eigenes Risiko und ohne allen Beistand von Außen obliegen.

„Unfehlbar wird beim Friedensschlafe oder vielmehr bei der Unterwerfung der rebellischen Staaten sich bereits eine nicht unbedeutende Zahl Schwarzer vorfinden, die ihren rebellischen Herren entflohen und in das Bundeslager übergegangen sein werden, und außerdem wird die voraussichtlich unvermeidliche Confiscation der Güter der Rebellenhäupter, Offiziere und Beamten, nach eine viel größere Zahl von Negern freimachen, weil sie, insofern sie von der Union confiscirt würden, nicht mehr Sklaven sein können. . . ."

Die Ueberzeugung ist also, wie wir hier vernehmen, bereits eine allgemeine, daß die Vereinigten Staaten nie wieder volle Sicherheit des innern Friedens noch Kraft nach Außen erlangen können, so lange auch nur die partielle Sklaverei besteht. Wie sich die Sache praktisch entwickeln wird, ist freilich noch nicht abzusehen. Die wiederholten Niederlagen der Unionsarmee geben nicht die Hoffnung auf eine baldige friedliche Entwickelung und Aussicht auf ein Einlenken in den Weg ordnungsmäßiger Reform; im Gegentheil, wenn man auch den traurigen Enttäuschungen, welche für die Freunde der amerikanischen Republik Schlag auf Schlag erfolgt sind, ein vorläufiges Urtheil fällen darf, so kann man sich auf nach viele andere unerhörte Dinge gefaßt machen — auf einen Sieg der Südleute, auf ein Prätorianer-Regiment, auf Zustände, wie in Mexika u. dergl., welche europäischen Mächten, wie England und Frankreich, schließlich erlauben, das matt gekämpfte und zerrüttete Land zu bevormunden und ihm Gesetze zu diktiren. Glücklich Amerika, wenn es einen zweiten Washington, einen energischen und dabei wahrhaft patriatischen Dictator findet, welcher an die Stelle dieses offenbar für solche Fälle mit zu wenig Autorität ausgestatteten Präsidenten tritt, einen Cincinnatus, welcher, nachdem er seiner Aufgabe Genüge geleistet, seine Macht in die Hände der republikanischen Autoritäten zurückgiebt, und die frühere Freiheit und Selbstverwaltung wieder herstellt. — Es sind aber andere Fälle denkbar; eine Entwickelung hat sich angebahnt, die schnell genug vor sich gehen wird — gewiß wird auch die Sklavereifrage gelöst werden; wer sie indessen lösen wird, die Sklaven selbst, der Sieg der Nordländer oder die Einmischung fremder Mächte, das liegt im Dunkel der Zukunft verborgen.

Der vorliegende Plan, welcher eine Lösung dieser Frage durch Kompromiß und durch die staatliche Gesetzgebung in Aussicht nimmt, dürfte also nur der Hand noch einige Zeit auf seine Verwirklichung warten müssen. Er ist der Hauptsache nach auf O' Donnogh's oben auseinandergesetztes System begründet.

Weiße und Neger können naturgemäß nicht mit einander gleichberechtigt in demselben Lande und Staate wohnen. — Die Gegensätze der schwarzen und der weißen Race stoßen einander ab, wie zwei feindliche Pole; am stärksten aber ist die germanische Race der Neger-Race entgegengesetzt. Eine Vermischung beider aber führt eine vollständige Corruption herbei, wie die spanischen und portugiesischen Kolonien zeigen. Der Mulatte, der Mischling von Weiß und Schwarz, ist beiden Racen widerwärtig, und vergilt diese instinktmäßige Abneigung mit grimmigem Hasse.

Es wird also vorgeschlagen, die schwarze Bevölkerung Nord-Amerika's wieder ausheimisch zu machen und in geeigneten Strecken Afrika's und Amerika's zu kolonisiren. Es wird hierbei auf die Neger-Kolonie Liberia hingewiesen, und behauptet, daß dieselbe hinlänglich gedeihe und auf die benachbarten alteinheimischen Negerstämme und deren Civilisirung einen unverkennbar wohlthätigen Einfluß ausübe. Die Feinde der Kolonie hätten nur seit zwei Jahrzehnten planmäßig gegen deren Gedeihen gearbeitet.

Als solche Gebiete, wohin man die nord-amerikanische schwarze Bevölkerung verpflanzen könne, werden namentlich die Striche am Orinoko und am Amazonenstrome vorgeschlagen; ebenso Hayti und den Engländern gehörige Striche am Niger. Die Vortheile, die dabei zu erzielen wären, werden hier bei auseinander gesetzt. Was die Emancipation selbst betrifft, so werden Vorschläge gemacht, welche auf dem O'Donnogh'schen Verfahren beruhen, z. B. daß der Staat dem Sklavenhalter nur etwa eine Entschädigung von höchstens 100 Dollars gestatten solle, nämlich um ihm den Sonnabend abzukaufen, damit hierdurch die Sklaven in Stand gesetzt würden, sich durch eigne Arbeit und Anstrengung selbst vollends frei zu machen.

Schweden.

Die schwedische Expedition nach Spitzbergen.

In einer neulichen Sitzung des wissenschaftlichen Vereins in Christiania stattete Herr Torell, der Führer der schwedischen Expedition nach Spitzbergen, einen kurzen aber interessanten Bericht über seine Untersuchungen an der Küste dieser nördlichsten Insel der bekannten Erde ab.

Die Expedition, der sich mehrere ausgezeichnete Gelehrte angeschlossen hatten, bestand aus den Schiffen „Aeolus" und „Magdalena," welche am 9. Mai d. J. von Tromsöe in Finmarken unter Segel gingen. Ihre Absicht war, die bisherigen Karten von Spitzbergen zu berichtigen, die geologischen und naturhistorischen Verhältnisse des Landes zu erforschen, und meteorologische, magnetische und alle andere Beobachtungen anzustellen, die für die gelehrte Welt von Wichtigkeit sein konnten. Wegen der herrschenden Nordwinde und der ungeheuren Massen Treibeis, welche den Schiffen begegneten, gelang es diesen erst am 21. Mai, in Sicht von Spitzbergen zu kommen, und am folgenden Tage ankerten sie in der Cobb-Bai, in 79° 40′ n. Br. und 10° 45′ östl. Länge. Am 30. begab sich die Expedition nach der Crennebarg-Bai, wo sie am 7. Juni anlangte. Man hatte sich vorgenommen, Ausflüge in Schlitten zu unternehmen, zu welchem Zweck die Reisenden sich in Tromsöe mit Hunden ꝛc. versehen hatten; es fand sich jedoch, daß der Zustand des Eises diesem Plan unüberwindliche Hindernisse entgegenstellte. In der Sonne stand das Thermometer auf 14 und im Schatten auf 7 Grad Wärme, bei welcher Temperatur natürlich von Schlittenpartien keine Rede sein konnte.

Die beiden Schiffe trennten sich nun, indem der „Aeolus" an der nördlichen Küste zurückblieb, während die „Magdalena" den westlichen Theil der Insel untersuchte. Während ihres Aufenthalts in dieser haben Breite wurden mehrere Punkte astronomisch bestimmt, die alten Karten verbessert und einige neue Häfen entdeckt. Das Auffinden einer westindischen Pflanze (Mimosa scandens) stellt es außer Zweifel, daß der Golfstrom sich bis an die Küste von Spitzbergen erstreckt. Die von der Expedition gesammelten geologischen und botanischen Specimina sollen höchst merkwürdig sein; außerdem wurden viele interessante Experimente in Bezug auf die Verbreitung des Thier- und Pflanzenlebens in den Tiefen des Oceans angestellt, indem man Mollusken, Schalthiere und Zoophyten aus einer Tiefe von 8000 pr. Fuß zu Tage förderte. Das Journal der magnetischen und meteorologischen Beobachtungen wird nächstens veröffentlicht werden. Die enormen Massen Packeis verhinderten die Reisenden, ihre Explorationen so weit nach Süden auszudehnen als sie es beabsichtigt hatten; im Ganzen war jedoch das Unternehmen von dem erwünschtesten Erfolge gekrönt, und die gewonnenen Resultate werden nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt in hohem Grade zu erregen.

Die Schiffe kehrten am 25. September wohlbehalten nach Tromsöe zurück; sie hatten mit heftigen Stürmen kämpfen müssen und waren ein paarmal mit genauer Noth der Gefahr entgangen, von schwimmenden Eisbergen erdrückt zu werden, aber alle am Bord befanden sich in bester Gesundheit und waren vom Scorbut völlig verschont geblieben. Der

Däne Petersen, der den Capitain Mac Clintock auf seiner Nordpolreise begleitete und so viel andere Reisen nach den arktischen Gewässern mitgemacht hat, nahm auch an dieser Expedition Theil.

Norwegen.

Norweger und Dänen gegenüber Deutschland.

Bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Jubiläums der Universität Christiania hatten die dänischen Deputirten, besonders der Conferenzrath Madvig, sich die möglichste Mühe gegeben, Dänemark als die gute alte Mutter Norwegens hinzustellen, wahrscheinlich um durch diesen Theatercoup die bei diesen Gelegenheiten wieder besonders erweckten bösen Erinnerungen an Norwegens Vergangenheit unter dänischem Joch wegzutasten. Da aber den Dänen im Grunde an idealer Bruderliebe oder in diesem Falle Kindesliebe nicht viel liegt, so suchten sie bei jenem Anlasse wieder eine gehässige Demonstration gegen die Deutschen zu Stande zu bringen. Wäre diese geglückt, so würde dieselbe, von solcher Stelle ausgehend, jedenfalls etwas sehr Reelles für den dänischen Geschmack gewesen sein. Der saubere Plan schlug aber ganz entschieden zum Nachtheil der Dänen um. Letztere vermochten kaum ihren Unmuth darüber zurückzuhalten. Besonders wiesen die dänischen Studenten die Krallen der sonst so sanften Katzenpfötchen. Sie blieben freilich sehr herablassend gegen die „unkultivierten" Norweger, gegen die Bewohner einer ehemals dänischen Provinz, aber sie tadelten und bemäkelten Alles, was sie in Christiania zu sehen und zu hören bekamen, so die Meisterwerke der bekannten norwegischen Maler aus der Düsseldorfer Schule, die den Dänen überhaupt ein Dorn im Auge sind, — sie tadelten selbst das, „was sich die Norweger aus Dänemark geholt hatten," worunter man, außer Grund und Boden und etwa obiger Malerschule, so ziemlich Alles begreift, was Norwegen besitzt. So lange die dänischen Bürschchen das norwegische Gastrecht benutzten, bewahrten die Norweger ihnen gegenüber alle Nachsicht und den ihnen eigenthümlichen Takt; nachdem aber die eitlen „skandinavischen" Brüder sich empfohlen hatten und Christiania wieder seine Alltags-Physiognomie trug, nahm das wohlbedingte Blatt „Christianiapost" doch Veranlassung, seinen Unwillen darüber zu erkennen zu geben, daß die dänischen Deputirten, besonders der obenerwähnte Madvig, „ohne irgend welche Veranlassung von norwegischer Seite" gesucht hatten, dem Universitätsfeste eine „skandinavische" Bedeutung zu geben. Das Blatt forderte dann das akademische Collegium auf, doch den Inhalt der Votivtafel zu veröffentlichen, welche Prof. Thaulov von Kiel dargebracht hatte, weil die in dem brüderlichen Gruße der deutschen Universitäten enthaltenen Versicherungen der Bewunderung und Liebe sicherlich in höherem Grade die herrschende Stimmung Deutschlands ausdrückten, als die dänischen Grüße Dänemarks. — „Es ist nämlich gewiß," bemerkte die „Christianiapost," „daß während die größere Mehrzahl der Dänen durchaus nicht die Norweger als ihnen Ebenbürtige anerkennen und ganz schmierige Begriffe von der niedrigen Kulturstufe haben, auf der die Norweger stehen sollen, in Deutschland dagegen ein hoher Grad des Wohlwollens gegen Norwegen sich geltend macht, was freilich seinen Grund in überspannten und romantischen Ideen über unser Land und seine Bevölkerung hat, aber sicherlich der dänischen Geringschätzung alles Norwegischen vorzuziehen ist!"

In der Nummer vom 14. October desselben Blattes nimmt ein Freund des norwegischen Turnwesens Veranlassung sich im ähnlichem Sinne auszusprechen. Er weist darauf hin, daß die Norweger so daran gewöhnt sind, die norwegischen Künstler und Gelehrten von der dänischen Presse mißhandelt zu sehen, besonders wenn diese nicht geneigt sind, die Danomanie und den Germanenhaß in den Bereich ihres Wirkungskreises einzuführen, daß man es nur natürlich finden kann, wie die Herrchen in Kopenhagen alle Deutschen mit Schmutz bewerfen. Am tollsten hat es freilich ein gewisser Dr. E. M. gemacht, der in seiner Skizze „die Entwickelung und der Fortschritt der germanistischen Ideen in unserm Jahrhundert" (s. Dansk Maanedskrift 1861, 1. Band) die germanischen Bestrebungen der Deutschen als lächerlich darstellt und sich sogar erdreistet, sich über die Turner lustig zu machen. Nun ist aber das Turnwesen in Norwegen geliebt und gepflegt, deshalb giebt sich der Deutschfreund die unnütze Mühe, den „gemeinen Dänen" die Vorzüge desselben zu demonstriren.

Faedrelandet fertigt den norwegischen Turnfreund übrigens echt dänisch ab, es läßt sich weiter nicht auf Gegengründe ein, sondern erklärt den Norweger einfach für verrückt, daran den Wunsch knüpfend, „daß dem Freunde des Tuenens — nicht der Tournüre — keine andern, als die bisherigen Waffen in die Hände fallen mögen, er möchte sonst sich und seiner Umgebung gefährlich werden!" — Nun, unser norwegischer Freund mag sich trösten, es ist ja ein dänischer „Klassiker," der ihn schimpft, und dabei das geistreiche Wortspiel von der Tournüre anbringt.

Das gründliche Abblitzen in Cheistiania scheint die Dänen übrigens vollständig darüber belehrt zu haben, daß in Norwegen für sie nichts mehr zu holen ist, deshalb verschwenden sie seitdem keinerlei Rücksichtnahmen auf die undankbaren Abtrünnigen. Sonst ließen sie keine Gelegenheit vorübergehen, durch Absendung recht auffällig gemachter Deputationen sich dort bemerklich zu machen, nun aber haben sie nicht einmal zur Grundsteinlegung des neuen Storthing-Gebäudes eine Deputation nach Christiania geschickt, obschon dieser Act für Norwegen eigentlich von höherer Bedeutung ist, als das Universitäts-Jubiläum, denn ohne die Freiheit, welche der Storthing, welche die Trennung von Dänemark den Norwegern gab, hätten sie schwerlich das funfzigjährige Bestehen ihrer Universität feiern können. Aber die Dänen blieben weg; ihre Organe ignorirten die Angelegenheit sogar gänzlich, nur die „Berlingske Tidende" ließ sich eine spöttisch und hämisch gehaltene Korrespondenz über das „dürftige" Fest schreiben. Letzteres Blatt erhält auch aus Paris Briefe, welche sich ungelegentlich mit den norwegischen Künstlern beschäftigen, „die sich nicht schämen (!) unter deutscher Flagge zu segeln!" Es ist wirklich schade, daß die Norweger nichts von dem Vorhandensein einer Kopenhagener oder dänischen Malerschule wissen, sonst könnten sie ja, wenn dieselbe besser wäre, wie die Düsseldorfer oder andere weltberühmte Schulen, „unter dänischer Flagge segeln."

Morgenländische Literatur.

Julius Fürst's hebräisches und chaldäisches Wörterbuch

Das „hebräische und chaldäische Handwörterbuch über das alte Testament," von Dr. Julius Fürst,* ist eine Erscheinung, welche die Beachtung aller Sachverständigen in hohem Grade verdient. Man war fast seit vierzig Jahren gewöhnt, sich mit dem „hebräischen und chaldäischen Handwörterbuch" oder dem „Thesaurus," v. W. Gesenius, zu behelfen, und die später von Andern erschienenen hebräischen Wörterbücher waren meist ausgedehntere oder abgekürzte Umarbeitungen des Werkes von Gesenius. Fürst, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, das hebräische und die ihm verwandten Idiome grammatisch und lexikologisch zu bearbeiten, hat bereits in seiner mit seltenem Fleiße und großem Geschicke ausgearbeiteten hebräischen Bibel-Konkordanz (Leipzig, bei Tauchnitz, 1840) seinen Beruf als Lexikograph begründet, und das jetzt erschienene „Handwörterbuch" entspricht allen Anforderungen, welche neuere Forschungen an eine derartige Arbeit stellen. Der Verfasser spricht sich hierüber selbst zur Genüge aus. „Von einem neuen Wörterbuche über das Alte Testament, nach welchem Orientalisten und Theologen allgemein verlangen, verlangt man nicht blos strenge Angabe der gebräuchlichen Bedeutungen und Zurückführung derselben auf die ursprünglichen: nicht blos Hochachtung vor dem rezipirten Text, Vollständigkeit der Artikel in Erklärung der Formen des K'ri und K'tib, die Vereinigung der Kürze mit den eben so nothwendigen Belegstellen, die Beobachtung der masoretischen Schreibung und des Accents, die genaue Zusammenstellung der abgeleiteten Wörter hinter den Stämmen, sondern auch ein tiefes Erfassen der Verbal- und Pronominalstämme, als die Grundsteine der ganzen Sprache, wodurch die Feststellung der Grundbedeutung aufhört, als eine fingirte zu erscheinen." — Nach beiden Seiten hat der Verfasser Gründliches und Gediegenes geliefert. Besonders ist es die Achtung und Begründung des von der Massora festgestellten und nur mit der größten Vorsicht und Umsicht zu behandelnden rezipirten Textes, welche dem Verfasser hoch anzurechnen ist, weil, wie früher, so noch jetzt von vielen Grammatikern, Exegeten und Lexikographen gar zu willkürlich mit dem Texte verfahren wird. Die kurze Geschichte der hebräischen Lexikographie, die mit den freilich Grund legenden Arbeiten des Abu'l-Walid Merwân Ibn Ganâch (erstes Jahrtausend unserer Zeitrechnung) abschließt, hätte ausführlicher und weiter geführt werden sollen, um einen geordneten Ueberblick über das ganze, so weit ausgebreitete Werk des Bibeltext-Studiums zu gewinnen. K.

* Mit einem Anhange, eine kurze Geschichte der hebr. Lexikographie enthaltend. 2 Bde. Verlag von Bernhard Tauchnitz. Leipzig. 1857—1861.

Digitized by Google

Polynesien.

Die oceanische Menschenraçe und ihre Abstammung.

Capitain Cook als Gott. — Das jetzige Honolulu.

Von Dr. Georg Hartwig, dem Verfasser von „die Tropenwelt," „der hohe Norden," „das Leben des Meeres" liegt uns eine neue umfangreiche Arbeit über die Inseln des großen Oceans vor, die ihre besonderen Verdienste haben dürfte. Das wissenschaftliche Material über die zahlreichen Inselgruppen und die zahllosen einzelnen meist winzig kleinen Eilande in dem ungeheuren Meere, das fast eine ganze Erdhälfte einnimmt, ist ungemein beträchtlich, dabei aber in zahlreichen Reisebeschreibungen und sonstigen Berichten zerstreut. — Wir erinnern nur flüchtig an Magellans, Drake, Tasman, Cook und Forster, Bligh, Krusenstern, Kotzebue und zahlreiche andere Seefahrer, welche diese weiten Meereswüsten und ihre labyrinthischen Korallenriff-Inseln durchfuhren und stets neue ungekannte Gruppen und Inseln entdeckten. — Der Hauptsache nach mag diese Periode der Entdeckungen vorüber sein, obgleich es gewiß noch Inseln genug geben mag, die keines Europäers Fuß betreten hat. Der große Ocean ist jetzt ein viel besuchtes Meer, das sogar die europäische Politik in den Bereich ihrer Thätigkeit gezogen hat. Englischer, französischer und nord-amerikanischer Einfluß begegnen sich auf den Sandwichinseln und auf Otaheiti, und streiten um das Recht der Vormundschaft über die eingebornen Fürsten und ihre Völkchen, welchen allem Anscheine nach das Loos bevorsteht, an der europäischen Civilisation zu sterben. In neuester Zeit haben wir sogar gesehen, wie sich auf dieser Straße eine Verbindung zwischen Japan und Nordamerika, zwischen China und Kalifornien angebahnt hat. Kurzum, der große Ocean, der früher mit Recht der stille heißen mochte, weil er abgesondert von dem Treiben der civilisirten Welt lag, ist jetzt ein ziemlich belebter geworden, und es ist daher ganz in der Ordnung, daß man aus den zahllosen Schriften, welche diesen Theil der Erde betreffen, das als richtig Erfundene und Wissenswerthe zusammenstellt, um Jedem zur Orientirung zu dienen, der hieran ein Interesse findet. Dies ist im vorliegenden Werke, so viel wir beurtheilen können, mit Sachkenntniß, Fleiß und Umsicht geschehen; die gebotenen Aufklärungen umfassen alles Mögliche aus Natur und aus Geschichte, die allerneueste nicht ausgeschlossen; und so heißen wir denn das Buch willkommen.

Wir theilen hier Einiges daraus mit, was ein allgemeines Interesse beanspruchen darf.

Im 5. Kapitel wird über die Menschenraçen des großen Oceans und den Ursprung derselben gehandelt

Man unterscheidet bekanntlich daselbst zwei ganz verschiedene Raçen, die melanesischen Stämme im südwestlichen Theile desselben, in Neu-Guinea, Neu-Irland, im Salomon-Archipel, Mitendi, den neuen Hebriden, Neu-Kaledonien und Loyalty-Völker, von fast schwarzer Hautfarbe, krausen groben, aber selten wolligen Haaren, mit unangenehmen Gesichtszügen, wenig regelmäßigen Formen und häufig magern und mißgestalteten Extremitäten — und die gelbe Raçe, die man wieder in eine polynesische und mikronesische eingetheilt hat. Der Osten des tropischen großen Oceans — die Oster-Insel, Pamotu, Tahiti, der Cook's-Archipel, Samoa, Tonga, die Marquesas und Hawaii wird von polynesischen Völkern bewohnt, während die Mieronesier die ganze Kleininselwelt besitzen, die von dem Kingsmill-Archipel weit nach Westen hin bis zu den Marianen und der Polargruppe sich erstreckt. Dabei sind die Neuseeländer nicht mit eingerechnet, und es scheint, daß der Verfasser sie später besonders zu behandeln gedenkt.

„Die polynesischen Völker, trotz der oft ungeheuren Entfernungen, welche sie von einander trennen, zeichnen sich durch eine in jeder Hinsicht große Gleichförmigkeit aus. Die Farbe, die Gesichtszüge, die körperlichen Formen sind sich überall ähnlich, sie stehen fast überall auf gleicher Stufe der Bildung und reden eine gemeinsame Sprache, deren Mundarten fast nur durch örtliche Abweichungen der Aussprache bedingt sind, so daß oft Reisende sich mit Wörtern, die sie auf einer Insel gesammelt, auf andern weit entlegenen verständigen, die Eingebornen von Hawaii mit denen der Freundschafts-Inseln und Tupeia, der Tahitier sich mit den Neu-Seeländern unterreden konnte."

Wir übergehen das, was über Bau und Grammatik dieser Sprache gesagt wird. Sie hat nur 14 bis 15 der am leichtesten auszusprechenden Laute, ist sehr weich und wohllautend, wie ein angenehmes Zwitschern, dabei aber grammatisch wohlgefugt und hinlänglich reich an Begriffen, um bei der Bibelübersetzung nur wenig Fremdes entlehnen zu brauchen. Ein gescheidter Einfall der Missionäre ist es gewesen, statt der englischen griechische Wörter, im Falle sie benöthigt wurden, zu polynesiren. So sagen jetzt die Polynesier hipo (Pferd), areto (Brot), nrenio (Lamm) u. s. w. nach dem griechischen hippos, artos, arnion.

„Alle polynesischen Völker haben mehr oder weniger Anlage zu den Künsten der Civilisation. Schon vor Ankunft der Europäer hatten sie, wie gesagt, sich bereits regelmäßige Regierungsformen angeeignet und gehorchten zum Theil (Hawaii, Tahiti, Tonga) schon auf dem Throne befestigten Dynastien. Sie besaßen Gesetze und Gebräuche, eine Religion mit ihrem Ritual, ihren Priestern und Opfern, theilten sich in Kasten mit gegenseitigen Privilegien und gehorchten einer Etikette, deren Strenge und Einzelnheiten den Höflichkeitsformen der gebildetsten Völker Asien's und Europa's durchaus nicht nachstanden.

„Zum Kriegsgebrauch waren ihnen die Bogen und Pfeile unbekannt, welche in den Händen der schwarzen Raçe eine so mörderische Wirkung ausüben; sie ergaben sich fast alle dem Genuß des Kawa, einer berauschenden Pfefferart (Piper methysticum) und unterwarfen sich sammtlich dem sonderbaren Aberglauben des Tabu, das wirksamste Regierungsmittel, welches vielleicht jemals der Mensch erfand.

„Im Allgemeinen hatte der Tabu die Bedeutung des Verbotes. Er untersagte das Betreten gewisser Orte, den Genuß bestimmter Speisen, die Berührung verschiedener Gegenstände, den Gebrauch gewisser Worte, das Verrichten dieser oder jener Beschäftigung oder Handlung u. s. w. Wer z. B. den Leichnam eines Häuptlings berührte, wurde mehrere Monate dem Tabu unterworfen und durfte dann nicht mit eigenen Händen die Nahrung zum Munde führen, sondern mußte sich von Andern füttern lassen. War er hungrig und Niemand da, der ihm diesen Liebesdienst erweisen konnte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als auf allen Vieren herumkriechend, die Victualien die er fand, mit dem Munde aufzuheben.

„Der Tabu war vom verschiedenartigsten Charakter; politisch oder religiös, allgemein oder individuell, von beschränkter Dauer oder beständig. Zuweilen erließ ihn eine fürstliche Laune, zuweilen sprach ihn die Anmaßung des Priesters aus; bald erschien er als eine Maßregel zum allgemeinen Wohl, und bald wieder als die Schutzwehr eines besorgten Eigenthümers; mitunter senkte er sich über ein ganzes Volk und in anderen Fällen ward nur ein Einzelner mit ihm belegt. Besonders hart und häufig traf er die Weiber, denen er manche Genüsse versagte, und welche er manchem lästigen Zwange unterwarf.

„Er hatte natürlich im Wesentlichen die größte Aehnlichkeit mit unseren gesetzlichen und polizeilichen Verboten; denn wenn uns eine Schildwache mit gefälltem Bajonett den Durchgang verwehrt, so ist es im Grunde nichts anderes, als wenn ein Polynesier an der Schwelle des Tempels, wo die Gebeine seiner Vorfahren ruhen, uns mit drohender Miene das Wort Tabu entgegenriefe: der bedeutende Unterschied war aber, daß während so manche unter uns derartige Verbote auf's bereitwilligste umgehen, kein Polynesier es so leicht gewagt hätte, gegen die Vorschriften des Tabu wissentlich zu verstoßen, da er den festen unerschütterlichen Glauben hatte, daß ein solcher Frevel sofort von den Göttern mit dem fürchterlichsten Tode bestraft werden würde. Jeder Häuptling hatte das Recht, seine Untergebenen einem Tabu zu unterwerfen und mußte sich ihn auf gleiche Weise von dem Höherestehenden gefallen lassen. Hatte er aber aus Versehen einen Tabu überschritten, so konnte ihn wieder nur ein Vornehmerer freisprechen. So legte der Tabu eine ungeheure, unerschütterliche Gewalt in die Hände der privilegirten Stände und besiegelte durch den Aberglauben die Knechtschaft des Volkes.

„Was die Mikronesier betrifft, so unterscheiden sie sich im Aeußern von den Polynesiern durch eine etwas dunklere Hautfarbe, ein ovaleres Gesicht, kleine Augen und eine schlankere Körperform. Der Tabu ist ihnen größtentheils unbekannt oder hat wenigstens bedeutend von seiner Ausdehnung und Strenge verloren. Es herrscht von einem Archipel zum andern eine große Verschiedenheit der Sprachen, die sich wesentlich von der den polynesischen Völkern gemeinschaftlichen Grundsprache unterscheiden. Größtentheils friedlich und anmuthig genießen oder genossen sie vielmehr vor den Polynesiern den Vorzug einer mildern Religion, beten keine Bilder an und opfern unsichtbaren Göttern nur die Erstlinge der Früchte, wovon sie sich nähren. Der Gebrauch des Kawa herrscht nur auf wenigen ihrer Inseln, während das Kauen des Betels und der Areca auf mehreren der westlichen Gruppen einheimisch geworden ist. In andern Beziehungen nähern sie sich wiederum bedeutend den Polynesiern und zeigen uns dasselbe Kastenwesen, dieselbe Kunst des Schiffbaues, dieselbe

* Die Inseln des großen Oceans im Natur- und Völkerleben Dargestellt von Dr Georg Hartwig. Mit 4 Abbildungen in Zinkdruck und 3 Karten. Wiesbaden, Kreidel, 1861.

omphibische Natur, dieselbe Wanderlust und noch eine Menge anderer Aehnlichkeiten, welche offenbar eine sehr nahe Stamm-Verwandtschaft bekunden."

Weiterhin wird über die Abkunft der Polynesier gesprochen. Alles deute darauf hin, daß man ihre Stammländer im malayischen Inseln-Meere zu suchen habe: Aehnlichkeit der physischen Bildung, des Gesichts-Ausdruckes, das Kastenwesen, die gleiche Behandlung der Frauen, denen gewisse Speisen zu genießen, oder in Gegenwart der Männer zu speisen verboten ist, die grausame Behandlung der Kranken, das Opfern der Weiber beim Begräbniß ihrer Gatten. „Besonders ist auch noch hervorzuheben, daß die verschiedenen Dialekte, die von Madagaskar im Westen bis zur Oster-Insel im Osten sich verbreiten, einem und demselben Sprachstamme angehören."

Sehr interessant ist das Meiste, was über die Antiquitäten einzelner Insel-Gruppen, namentlich von Otaheiti und Howaii mitgetheilt wird. Wie können wohl Antiquitäten sagen, so kurz auch noch die Zeit ist, welche diese jetzt christlich gewordenen Völkchen von ihrer kannibalischen Vergangenheit trennt. Man würde kaum glauben, daß das Leben dieser nackten braunen Wilden, die zum Theil Menschenfresser waren, solche gesellschaftliche Unterschiede, eine solche Reichhaltigkeit der Entwickelung habe enthalten können, wie es sich nun nach längerer Bekanntschaft herausstellt: Adel, freie Grundbesitzer, Leibeigene, Priesterschaften, Geheim-Orden mit mehreren Graden, und zwar obenein zum Zwecke der Kinder-Tödtung und geschlechtlichen Ausschweifung u. s. w. Forster's Träume von dem glücklich entdeckten Paradiese Rousseauscher Natur-Unschuld lösen sich leider in Nichts auf, und man kann hier recht sehen, wie Vorurtheile und Unbekanntschaft mit dem geistigen Innern zusammen wirken, um selbst an Ort und Stelle eine vollkommene Täuschung zu erzeugen. Fast possirlich klingt nun die Geschichte von der Ermordung des Capitain Cook durch die Sandwich-Insulaner, und man müßte über das Mißverständniß lachen, wenn es nicht einen so tragischen Ausgang gehabt hätte.

Als die englischen Schiffe zum ersten Male in Hawaii erschienen, aber nur vorübergehend, weil sie erst neue Entdeckungen im Norden machen wollten, hielten sie die Insulaner für schwimmende Inseln, welche aus dem Himmel kämen und Götter mit Donner und Blitz mit sich führten. Gerade hatte König Tameomea am 26. November 1778 eine Schlacht gewonnen, als die Schiffe zurückkehrten, und ein lebhafter Handel mit den Göttern anfing.

Die hawaiischen Theologen waren schnell mit einer Erklärung des geheimnißvollen Zusammenhanges und der Erscheinung dieser Himmels-Boten fertig. Unter den hawaiischen Göttern nahm Rono einen hohen Rang ein — Rono, ein alter König der Insel, der in einem Zornanfalle seine Frau erschlagen, und darauf außer sich vor Betrübniß umhergezogen war als irrender Ritter (natürlich nackt), um mit Allen, die ihm in den Weg kamen, zu kämpfen und zu ringen.

Rono, der sich endlich in ein Boot gesetzt — und zu allen Geiern gefahren war, erhielt nach seinem Verschwinden göttliche Ehre, und wurde sein Andenken durch jährliche Kampfspiele gefeiert. Die olympischen Spiele haben keinen edleren Ursprung.

Und für diesen aus dem Himmel zurückkehrenden, wahrscheinlich alles Gute mit sich führenden Rono, für diesen zarten, melancholischen Heros hielten die guten Insulaner den ledernen, grogtrinkenden, filzigen Capitain Cook, der gar nicht ahnte, was man ihm für hohe Ehren anthat. Alles Volk stürzte vor ihm nieder, oder kroch ihm auf Händen und Füßen nach. Am folgenden Tage war große Ceremonie, man wollte ihn in dem Haupttempel installiren und dort mit seinen göttlichen Kollegen bekannt machen. Nachdem er den fratzenhaften Idolen vorgestellt worden war, schlachtete man ihm ein Schwein zum Opfer, und bekleidete ihn mit den heiligen Gewändern des Gottes.

Noch schöner ging es her, als späterhin der wilde König in seinem höchsten Staate, der Hohepriester mit seinen Assistenten, Götzen-Bildern, Schweinen, Früchten und sonstigen Opfergaben in mehreren Pirogen unter Gesang das Schiff umruderud erschienen, ihn abermals mit dem Königsmantel bekleideten, und Alles thaten, der großen Gottheit zu huldigen. Freigebig war dieselbe keineswegs; für die reichen Geschenke spendete sie ein leinenes Hemd und einen ordinären Hirschfänger.

Nun aber beging Cook mit dem feinen Takte, der die Engländer im Umgange mit fremden Völkern stets ausgezeichnet hat, den Mißgriff, der ihm später das Leben kosten sollte. Er brauchte damals Brennholz — um solches zu bekommen, bot er den Hawaiiern zwei eiserne Beile an, wenn sie ihm das hölzerne Gelände des Tempels dafür überlassen wollten. Jedenfalls war es Tabu, und mit Abscheu und Entrüstung wiesen sie einen solchen Frevel von sich. Da ließ Cook es eigenmächtig abbrechen und nach den Booten tragen.

Mit jedem Tage wuchs die Unzufriedenheit, und mehr und mehr schwand die Ehrfurcht; man murrte, daß die Götter, die mager und hungrig vom Himmel gekommen, sich auf ihre Kosten mit dem Leckersten mästeten, was ihr Land bot, und man jubelte, als Rono sich anschickte, wieder in den Himmel zurückzukehren; ja man beeilte sich, ihn auf das Reichlichste mit allem Möglichen, mit Schweinen, Früchten u. s. w. zu versehen.

Ein Sturm brachte die Schiffe an den früheren Ankerplatz zurück, und nun geschah es, daß sich durch gegenseitiges Mißtrauen und Mißverständniß jenes Gefecht entspann, das Cook das Leben kostete. Auch nach dem Tode noch hielten ihn die Kanaken für Rono; nicht barbarische Wuth, sondern hohe Ehrfurcht war es, wenn sie das Fleisch seines Leichnams von den Knochen getrennt und verbrannt hatten. Die Ueberreste, so weit man sie den Engländern nicht ausgeliefert, wurden in Rono's Hain gebracht, als göttliche Gegenstände mit rothen Federn verziert und jährlich in feierlichem Umzuge umhergetragen.

Seit jenen Zeiten hat sich viel geändert, und jetzt bietet Hawaii das Bild einer sonderbaren Mischung von polynesischen und europäisch-amerikanischen Wesen dar. Man kann nicht sagen, daß sich die Kanaken schlecht angestellt haben bei Aneignung der fremden Kultur; im Gegentheil, sie haben Vieles rasch begriffen und sich in Vieles gefunden, was ihrer Natur schwerlich zusagen konnte; indessen ist doch der schließliche Ausgang dieser Völker-Verbindung leicht genug vorauszusehen. Dem Namen nach ist ein Eingeborner König, der Form nach haben die Inseln eine der englischen nachgebildete Repräsentativ-Verfassung, und die eingebornen Häuptlinge spielen noch eine Rolle, die sie neben den Weißen im Gemüse ihrer Rechte erscheinen läßt; thatsächlich aber herrscht der weiße Mann, und das Aussterben des braunen Stammes wird nun noch rascher vor sich gehen, als unter der bevormundenden Regierung der Missionäre, über welche man große Uebertreibungen verbreitet hat, weil sie für die Sittlichkeit der Eingebornen gewisse Schutzwehren errichtet hatten, die dem unsittlicheren Theile der weißen Bevölkerung ein Doen im Auge waren. Die Urbevölkerung schwindet auf eine schreckliche Weise dahin. Als Cook die Inseln entdeckte, sollen sie 300,000 Einwohner gehabt haben. Die Volkszählung im Jahre 1832 ergab schon nicht mehr als 130,000 Seelen, 1850 fanden sich nur 85,000 und 1854 war die Bevölkerung auf 71,000 vermindert. Neue Krankheiten, der Branntwein, neue Laster haben diese Verminderung bewirkt.

Es ist ein Unglück für diese körperlich und geistig außerordentlich begabten und bildungsfähigen Völkchen, daß ihre Civilisation nicht mehr Zeit hat, sich zu entwickeln, daß sie gleich in so ausgedehntem Maße mit den rohsten und gemeinsten Vertretern unserer Civilisation, mit bibliotheken Kaufleuten, sittenlosen Abenteurern, rohen Wallfischfängern u. s. w. in Berührung gekommen. Noch jetzt sind die Kanaken meistens schön gewachsene kräftige Leute von edler Gesichtsform und offenem Ausdruck, daß sie die Tugend der Gastfreundschaft nicht mehr üben, und eigennützig geworden sind, wird ihnen Niemand verargen, zumal sie jetzt an den eingewanderten Amerikanern gute Meister im Profitmachen erhalten haben. Sie haben ein merkwürdiges Talent und große Neigung zur Mathematik, werden Buchdrucker, lieben das Lesen und übersetzen Bücher in ihre Sprache; ja sie eignen sich zur Seefahrt vortrefflich, und geben sogar gute Schiffscapitaine ab — aber einen Laden zu halten, ein kaufmännisches Geschäft zu treiben, verstehen sie nicht. Bedürfnißlosigkeit, Hang zum Leichtsinn, Gedankenlosigkeit und Trägheit sind ihnen aus ihrem frühern Zustande geblieben. — So verdrängen denn die Chinesen ihre Tagelöhner und Feldarbeiter, die Europäer und Amerikaner erheben sich neben ihren Häuptlingen. Weißer und Chinesen werden sich in den Besitz des Landes theilen und Honolulu, welches bereits jetzt 20,000 Einwohner zählt, dürfte mit der Zeit ein zweites Singapore werden.

Wer jetzt nach dem vor 50 Jahren noch unbekannten Honolulu kommt, glaubt in eine bedeutende europäische Handelsstadt versetzt zu sein: so lebhaft und bewegt ist der doetige Verkehr. Im Jahre 1856 liefen 637 amerikanische Schiffe an, 32 englische, 24 französische: meistentheils Wallfischfänger, deren durchschnittliche Ausgaben auf 700 bis 800 Dollars berechnet wurden.

Die jährliche Einfuhr an fremden Waaren beträgt mehrere Millionen; denn Honolulu ist, wie Valparaiso, eine Hauptniederlage, von wo aus die verschiedenartigsten Waaren nach den Ländern und Inseln des Stillen Meeres wieder ausgeführt werden. In der neuesten Zeit bildet es sich sogar zu einem Centralpunkt für den Thran- und Walrath-Handel aus.

Es gereicht der Thätigkeit und dem Unternehmungs-Geiste der in

Honolulu etablirten Bremischen Handlungs-Häuser zur großen Ehre, die ersten Walfischfänger dort ausgerüstet und die natürlichen Vortheile der Lage für diesen wichtigen Handelszweig zuerst erkannt zu haben.

Die Wichtigkeit des Verkehrs zwischen Bremen und Honolulu läßt sich daraus ermessen, daß im Jahre 1859 fünf Bremer Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 1419 Last in den polynesischen Hafen einliefen, und vier mit einem Gehalt von 1164 Lasten wieder nach Bremen abfuhren. Außerdem segelten in demselben Jahre drei Seeschiffe unter fremder Flagge von Bremen nach Honolulu, während fünf nach Bremen expedirt wurden.

Deutsche Sodawaaren, Schuhzeug, in Hamburg fabricirtes Madeira zur Erfrischung der durstigen Seemannskehlen und andere Produkte unserer Industrie wandern auf diesem Wege nach dem großen Ocean.

„Honolulu kann mit der Zeit eine hübsche, angenehme Stadt werden; einstweilen wäre es eine unbescheidene Anmaßung, wenn es Ansprüche darauf machte, eine solche genannt zu werden. Die Straßen sind regelmäßig abgestochen, breit, passend von einander entfernt, und einzelne große Plätze mit Aussichten sowohl auf den belebten Hafen als auf das Gebirge versprechen die Stadt dereinst zu schmücken, wenn sie erst mit passenden Gebäuden eingerahmt sein werden. Doch gegenwärtig besteht die Stadt größtentheils noch aus den niedrigen grasgedeckten Hütten der Eingebornen, die zwar von außen Hundshütten ähnlich sehen, von innen aber einen hohen weiten Raum umfassen, der mit einheimischen Matten belegt, durchaus nicht unwohnlich ist, und eine kühleer Temperatur besitzt. Noch immer ziehen sogar die vornehmsten Häuptlinge, der König selbst nicht ausgenommen, diese urväterlichen Grashütten zur Wohnung vor und betrachten die steinernen Häuser als ein belästigendes Gallakleid, wie denn überhaupt die europäische Kultur noch immer nur, wie ein dünner Firniß die ursprüngliche Barbarei überzieht. Nach den Grashütten sind kleine Häuser mit Wänden von „adobes“ oder Lehm und gehacktem Stroh die zahlerichsten, doch sieht man auch schon manche größere von Korallen-Blöcken aufgemauerte Wohnungen, die ganz das Ansehn europäischen Comforts darbieten, ja selbst oft mit Sinn für architektonische Schönheit gebaut sind. Sie gehören mit wenigen Ausnahmen den eingewanderten blanken Kaufleuten, die natürlich weit mehr Nutzen ziehen aus der blühenden Handels-Bewegung Honolulus, als die trägen in den Kunstgriffen Merkur's weniger bewanderten Eingebornen, und durch ihren Luxus und Reichthum die alten vornehmen Geschlechter des Landes verdunkeln.

„Namentlich hat das fremde Element seit dem Jahre 1850 an Bedeutung gewonnen, wo das Monopol des Bodenbesitzes aufgehoben wurde, welches die Häuptlinge bis dahin besaßen. Sogar im Repräsentanten-Hause, dessen Geschäftsgang ganz dem in England üblichen nachgebildet ist, spielen die Fremden eine hervorragende Rolle; denn die Hälfte der Mitglieder besteht aus angesiedelten Amerikanern.

„Das Zurücktreten des nationalen Elements neben dem eingewanderten giebt sich auch noch durch die drei Wochenblätter kund, die in Honolulu in englischer Sprache erscheinen. „Der Polynesian ist das halboffizielle Organ der Regierung, doch wichtiger scheinen der New Era und der Pacific Commercial Advertisee zu sein. — Man glaubt beim Durchblicken des letzteren eine New-Yorker Zeitung in den Händen zu haben; denn von den paar hundert Anzeigen, welche drei Viertel des großen, vierseitigen und achtundzwanzigspaltigen Blattes ausfüllen, lautet jede auf Dollars und Cents.

„Alle Gewerbe preisen ihre Leistungen im reinsten Englisch, selbst die meisten Straßen haben englische Namen. Nutz- und Luxus-Gegenstände aus allen Theilen der Welt, alles was den verwöhntesten Gaumen reizen, oder der Eitelkeit der gefallsüchtigsten Mode-Dame fröhnen kann, ist in Honolulu so gut vorräthig wie in New-York, und sogar der Buchhandel, jenes Thermometer der geistigen Bewegung, fängt an einige Lebenszeichen zu geben. So finde ich im Pacific vom 8. März 1860 die Ankunft einer Menge neuer Bücher angekündigt, unter welchen auch die englische Uebersetzung von Liebig's chemischen Werken.

„Umsonst sehe ich mich jedoch in den mir vorliegenden Blättern aus Honolulu nach einer einzigen in hawaiischer Sprache abgefaßten Ankündigung um, und obgleich Seine Majestät Tamaamea IV. am 15. Mai 1860 von den freiwilligen Scharfschützen in Honolulu zum Obersten gewählt wurde, so finde ich auch nicht einen hawaiischen Namen unter den übrigen 17 Offizieren und Unter-Offizieren.“

Alles deutet darauf hin, daß, wenn der weiße Mann sich noch nicht zum nominellen Herrn der Sandwich-Inseln gemacht hat, er es in der Wirklichkeit schon ist und auf die ursprüngliche Bevölkerung bereits mit der Macht der Waffen und des Reichthums herabblickt.

Mannigfaltiges.

— Oesterreichs und Preußens orientalische Politik. Die Wiener „Presse“ stellt in demselben Blatte (Nr. 341 vom 12. Dec.), in welchem sie, unverschämt genug, ihr ganzes Feuilleton mit einem ohne Nennung der Quelle aus unserem Blatte abgedruckten Artikel aus London füllt, die naive Behauptung auf, Preußen hätte Oesterreichs orientalische Politik während des Krimkrieges auch zu der seinigen machen sollen, und zwar aus deutscher Bundesfreundschaft! Nun, das fehlte auch noch, daß Preußen damals gleich ungeschickt wie Oesterreich, durch eine zweideutige Handlungsweise sich die Feindschaft ebenso Rußlands als Frankreichs zuzog, und zwar blos aus Sympathie und Bundesfreundschaft für eine Regierung, welche Preußens Politik und dessen ehrliches Bestreben, Deutschland dem Auslande gegenüber einig, stark und selbständig zu machen, überall durchkreuzt! Nein, Preußen hat im Orient ebensowenig Oesterreichs, als Englands Politik zu befolgen, wenn Oesterreich und England in andern Ländern, als im Orient — z. B. in Kurhessen oder in Schleswig-Holstein — eine Politik treiben, welche das Interesse Deutschlands und Preußens auf das Empfindlichste verletzt.

— Die „Berliner Allgemeine Zeitung,“ welche vom 1. Januar 1862 ab erscheinen wird und deren erste, vom 14. December 1860 datirte Probenummer uns vorliegt, bringt in den letzten bereits mehrere gut geschriebene Artikel aus der Feder ihres verantwortlichen Redacteurs, Dr. Julian Schmidt, der, ebenso wie Gustav Freytag, seit dem 1. Oktober nicht mehr als Herausgeber der „Grenzboten“ genannt ist. Die Artikel des letztgedachten Journals, die seit dem italiänischen Kriege von 1859 mit der Ueberschrift „Von der preußischen Gränze“ erschienen und sich ebenso durch ihren patriotischen Geist, wie durch scharfsichtige, unabhängige Auffassung der Ereignisse, auszeichneten, sollen größtentheils aus Julian Schmidt's Feder geflossen sein. In der „Berliner Allgemeinen Zeitung“ hat sich ihm nun ein großer, neuer Wirkungskreis eröffnet, in welchem ein tüchtiges, politisches Organ, das in Berlin seine Wurzeln hat, ein wahres Bedürfniß ist, da jetzt die altliberale Partei, die Partei, an deren Spitze Georg v. Vincke steht, und die zur Zeit des „vereinigten Landtages,“ sowie während der zehn Jahre von 1848—1858, tapfer gegen Eichhorn und von Thile, wie gegen Manteuffel, Westphalen und Raumer, focht, in der Presse der preußischen Hauptstadt ganz unvertreten ist. Als punctum saliens des Leitartikels über die inneren Angelegenheiten Preußens, den Julian Schmidt in dem Probeblatte der neuen Berliner Zeitung liefert, heben wir folgende Stelle hervor: „Nicht die Militairfrage ist die Klippe, an der das Ministerium zu stranden droht, sondern das Herrenhaus. Die Abgeordneten sind entschieden ministeriell gesinnt, aber — einem leeren Rede-Uebungsverein anzugehören, erlaubt auf die Länge kein Mann!“

— Die Kunst der Handschrift-Deutung. Die Leser der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ haben mehrere Jahre hinter einander mit einer Theilnahme, welche mehr als die der bloßen Kuriosität war, die wöchentlichen Handschrift-Deutungen verfolgt, die in dieser Zeitung, von den mannigfaltigsten Facsimile's begleitet, mitgetheilt wurden. Gegenwärtig hat sich nun der Begründer der Lehre aus der Handschrift den Charakter, die Neigungen, die Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen zu erkennen und zu beurtheilen, veranlaßt gesehen, das Geheimniß dieser Kunst in einem Buche zu veröffentlichen.* Herr Adolf Henze theilt uns in diesem Buche zugleich ein Stück aus seiner Lebensbeschreibung mit, das gewissermaßen eine Erklärung dafür giebt, wie er zu seinen Beobachtungen und Lehren gekommen; der Verf. hat nämlich jahrelang, als angehender Mönch, innerhalb einsamer Klostermauern gelebt, und hier, in der Handschriften-Sammlung des Klosters, bildete sich seine Beobachtungs- und Vergleichungs-Gabe aus. Eine der ersten Regeln, auf die er kam, war, wie er uns erzählt: „Wer verschiedene Handschriften schreiben kann, ist auch zu Verschiedenem befähigt,“ und da er selbst drei bis vier verschiedene Handschriften zu schreiben versteht, so schloß er aus Vergleichung derselben, daß er zu anderen Berufen, als zu dem des Theologen, noch mehr befähigt sei, und — er verließ das Kloster auf immer. Es lassen sich dem Verfasser Geist und ein gewisses poetisches Talent nicht absprechen, aber wir möchten ihn auf's Gewissen fragen, ob er aus seinen eigenen Handschriften nicht auch eine große Dosis Eitelkeit herauslese? Man wird sein Buch überall sicherlich mit Vergnügen lesen; es kann mit

* Die Chirogrammatomantie, von Adolf Henze. Leipzig, J. J. Weber, 1862.

seinen tausend facsimilirten Handschriften berühmter und unberühmter Leute in Gesellschaften sowohl, als im Lesezimmer und Boudoir, zu mannigfacher Unterhaltung dienen; ob die Leser aber wirklich daraus lernen werden, den Charakter und die Fähigkeiten der Menschen aus ihrer Handschrift zu erkennen, möchten wir bezweifeln. Die Kunst der Chirogrammatomantie läßt sich noch viel weniger in feste Regeln bringen, als die der Physiognomik und die der Phrenologie; doch wollen wir dem Verfasser gern zugestehen, daß er auf seinem Gebiete eine Autorität ist, die kein künftiger Handschriften-Beurtheiler, und zwar auch in wichtigen Fällen, wo es auf gerichtliche Entscheidung ankommt, wird umgehen können.

— Das deutsche Lied.* Ueber das deutsche Lied fehlt es nicht an Arbeiten; bei der Pflege, deren sich die Literaturgeschichte bei uns zu erfreuen hat, ist über das Lied, seine Entwickelung und die Liederdichter sehr viel geschrieben worden; doch ist fast stets ein wesentlicher Bestandtheil außer Acht gelassen worden, indem man wohl das Gedicht, die Verse, den Text berücksichtigte, die musikalische Seite aber ganz vernachlässigte. Offenbar gehört ein sachverständiger Musiker hierzu. — Was den literarischen Theil betrifft, so wird man in dem vorliegenden Buche nicht viel Neues, Vieles, was sonst in Literaturgeschichten steht, sogar unberücksichtigt finden; dagegen aber den Eindruck erhalten, daß hier ganz neue Dinge zur Sprache kommen, nämlich was Singweise, Vortrag, Charakter der Melodie in den verschiedenen Zeiträumen betrifft. Ueber die älteren Zeiten ließ sich natürlich nur Fragmentarisches sagen, da hier meist das nöthige Material mangelt; eingänglicher und anschaulicher wird die Darstellung in der neueren Zeit: „Das deutsche Lied unter dem Einfluße der „Arie," in Oratorium und Oper." — „Das volksthümliche Lied (nicht Volkslied)," die neue lyrische Dichtung erfordert festen Anschluß an das Wort u. s. w. Man wird über die deutschen Lieder-Componisten seit Graun, Christoph Nichelmann, Friedrich Wilhelm Marpurg, Joh. Adam Hiller, Joh. Abraham Peter Schulz, Peter v. Winter, Weigl, Andrée, Himmel, Nägeli, Kreutzer u. s. w. über ihren Charakter, was Lieder-Composition anbelangt, viel Neues und Anregendes gesagt finden. Manches ist polemisch z. B. das Kapitel „der noble Bänkelsang" — wo Carl Gottlieb Reißiger, Heinrich Proch, Friedrich Rücken, Franz Abt, Ferdinand Gumbert als „noble Bänkelsänger," d. h. als Verderber des echten Liedes paradiren. Den Schluß bilden ästhetische Abhandlungen. Was die Darstellung betrifft, so scheint es uns, als ob dem Verfasser auch der Uebelstand entgegengetreten, an dem überhaupt Musik-Geschichte und Musik-Aesthetik leidet — nämlich, daß man sich über Vieles nur schwer und mit Mühe verständlich machen kann. Eine rein knapp technische Sprache ist noch die beste Auskunft; philosophisch-poetische Phraseologie ist vielfach vom Uebel.

— Eine bisher unbekannte historische Forschung Rousseau's. Die Revue Suisse von Neuchatel enthält in ihren diesjährigen Juli- und August-Lieferungen Bruchstücke einer Geschichte von Genf, von Jean Jaques Rousseau, die bisher noch nirgends gedruckt waren. Das erste Buch dieser Geschichte handelt von den alten Grafen von Genf, von dem Ursprunge der Volksfreiheiten dieser Landschaft, von dem Vidomne (Vice Dominus) und den Magistraten, von der städtischen und ländlichen Verwaltung und endlich von den historischen Verhältnissen Genf's zu dem Hause Savoyen, wobei die Ansprüche dieses Hauses auf Theile des Genfer Gebietes bekämpft werden und nachgewiesen wird, daß die Herzoge von Savoyen niemals ein Souveränetätsrecht in Genf besessen und ausgeübt haben.

— Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Unter diesem Titel hat Mor. Busch, zugleich mit dem Zusatze: „Bilder ohne Heiligenscheine," eine von ihm im Jahre 1859 unternommene Reise nach dem heiligen Lande veröffentlicht.** Der Reisende ist für seine Person keiner von den „naiven Wallfahrern der alten Zeit," die er selbst als „Kranke" bezeichnet, welche „im Fieber phantastischer Andacht befangene Visionen hatten;" aber er gehört auch nicht zu den „modernen Jerusalemspilgern," diesen „mit ihrer reflectirten, bewußten Inbrunst eingebildeten Kranken." Vielmehr erklärt er sich ganz entschieden gegen die romantischen Theologen der Gegenwart, die sich so gern in eine Anschauungsweise versetzen, welche ihnen eigentlich ihrer ganzen Bildung nach fremd ist; die sich, wenn sie nach Jerusalem pilgern, „künstlich in Verzückung hineinreden und in solchen Schwärmereien sich gefallen" und die vergessen oder vergessen zu haben sich einbilden, daß „beinahe Alles, was hier getrieben wird, Aberglaube und Heidenthum der rohesten Art ist," und daß „der Greuel der Lüge, der Frevel des Unfriedens und die Fülle von Selbstsucht, die sich um das heilige Grab gruppirt, die Erinnerungen an die heilige Vergangenheit weit überragt." Ihm selbst ist Jerusalem im Lichte der Bildung und des gesunden, unverblendeten Menschverstandes betrachtet, „im Kleinen dasselbe Bild, welches auch die abendländische Welt daheim bieten würde, wenn sie nicht durch das große segensvolle Revival der Reformation gereinigt worden wäre." Der Verfasser sieht Alles mit klarem und gesundem Blicke, und schildert das, was er gesehen hat, mit dem gewissenhaften Streben, alle Farben, zugleich aber auch alle Schatten wiederzugeben: er giebt eben diese Bilder „ohne Heiligenschein," und er thut dies nicht nur in Jerusalem, sondern er thut es, da er seine Hinreise beschreibt, bei welcher er sich mit den „Erinnerungen an Griechenland" beschäftigt, auch in und um Griechenland, dem alten und dem neuen. Er vergleicht die Vergangenheit mit der Gegenwart ohne alle Schwärmerei, und indem er den Heiligenschein an den Bildern aus dem alten Griechenland wegläßt, der bei dem Lichte der Bildung und des gesunden „Menschenverstandes" nicht zu sehen ist, läßt er doch auch dem modernen Griechenthum Gerechtigkeit zu Theil werden. d.

— Der Ultramontanismus am Nieder-Rhein. Unter dieser Aufschrift brachten die „Protestantischen Monatsblätter für innere Zeitgeschichte" von Jelzer, im Augustheste 1861 einen Aufsatz, der in der That als eine „Studie der Gegenwart für die evangelischen Länder deutscher Zunge" die Beachtung aller derer verdient, die es mit dem Christenthume wahlmeinen, wie er auch dem Motto entspricht, das die „Monatsblätter" an der Stirn tragen: „Die Geschichte ist das Gewissen der Menschheit." Die Scenen aus einem der vielen übersehenen Winkel des deutschen Vaterlandes, die hier dem Leser vorgeführt werden, sind die traurigen Folgen eines jesuitischen Fanatismus und einer lichtscheuen Unduldsamkeit, die auf jede Weise das Volk zu bearbeiten wissen und vor keinem kirchlich und politisch, so wie christlich und moralisch auch noch so verwerflichen Mittel zurückschrecken: aber man sagt sich mit allem Rechte, wie so etwas geduldet werden und geschehen könne. Der Verfasser des Aufsatzes tröstet sich freilich in gewisser Hinsicht mit dem Troste. „Was unsern Rhein als deutschen Strom schützt und immerfort schützen wird, das ist unser christlich-sittliches germanisches Volk, das auf die Länge einem, durch Unsittlichkeit entnervten Lande gegenüber mehr als gewachsen sein wird; aber — reicht denn auch wirklich solcher Trost aus, während der Glaube verloren geht?

☛ Die Januar-Nummern des „Magazin für die Literatur des Auslandes" für 1862 werden unter Anderem folgende Gegenstände behandeln:

Politische Freiheit und Centralisation im heutigen Frankreich.

Zur Theorie der Steuern, nach Proudhon.

Max Müller's sprachwissenschaftliche Vorlesungen in England.

Die englische Diplomatie in den Donauländern.

Politisch-kirchliche Umtriebe unter den Slaven.

Baron Josika und die ungarische Literatur.

Der Skandinavismus in der Auflösung.

Geschichte des neueren Griechenland, nach Gervinus.

Emerson und Bogumil Golz über das Leben mit Menschen.

J. L.

Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im regelmäßigen Empfang dieses Blattes keine Unterbrechung wünschen, werden höflichst ersucht, ihre Bestellungen auf das I. Quartal 1861 baldigst auf der Post, wie durch den Buchhandel zu erneuern, da mit gegenwärtiger Nummer das IV. Quartal 1861 zu Ende geht.

Die Verlagshandlung: **Veit & Comp. in Leipzig.**

---

* Das deutsche Lied in seiner historischen Entwickelung, dargestellt von August Reißmann. Mit Musikbeilagen. 33 Lieder aus dem 15., 16., 17 und 18. Jahrhundert. Cassel, Oswald Bertram. 1861.

** Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Eisoben in Leipzig.

3 2044 092 563 790